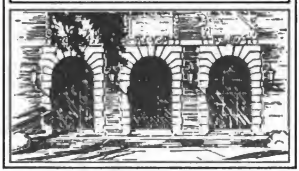
DIE GEGENWART: WOCHENSCHRIFT FÜR LITERATUR, KUNST UND ÖFFENTLICHES...

Digitized by Google

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

053
GEG
v.1-2



Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Erster Band.

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

37. Louisen-Straße.

Digitized by Google

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

053
GEG
v.1-2

Register.

Erster Band.

1. Politische Aufsätze.

Allgemeines.

Seite

Deutsche Briefe über das Verhältniß von Staat und Kirche. Von Bluntschli:
1. Der Dualismus von Staat und Kirche 81
2. Der Staat als Geisteswesen 97
3. Der interconfessionelle Charakter des heutigen Staates . 129
4. Was heißt christlicher Staat? 193

Die große Excommunication und die Pflicht des Staates. Von demselben 211

Ueber die moralische Bedeutung des Infallibilitätsstreites. Von F. Michelis-Braunsberg 98. 116

Nachträgliches zur Excommunicationsfrage. Von demselben . . . 321

Kirche und Schulzwang. Von Rudolf Gneist 161

Die Wiedervereinigung der christlichen Confessionen. Von Moriz Carriere 177

Inland.

Ueber Parteibildungen. Von H. B. Oppenheim 33. 50

Der Wechsel im Cultusministerium. Von Bluntschli 17

Der Kampf über die staatliche Aufsicht der Schule im Preußischen Abgeordnetenhause. Von demselben 49

Die Debatte über die Jesuiten im Deutschen Reichstag. Von dems. 305

Die Motive der liberalen Opposition gegen das Jesuitengesetz. Von Ludwig Bamberger 337

Fürst Bismarck und die Conservativen. Von A. B. 65

Die Fraction des seligen Stahl im preußischen Herrenhause. Von Johannes Berg 113

Vom ganz vergessenen Bruderstamm 84

Ein Belgier über Elsaß und Lothringen 35

Die Dictatur im Reichslande. Von Adolf Ebeling 350

Ausland.

Das englische Oberhaus und der neue Unterhau. Von Arnold Ruge 18

Erinnerungen an Lord Palmerston. Von demselben 67

Joseph Mazzini. Von Karl Blind 165. 181. 214

Die Judenverfolgungen in Rumänien. Von H. B. Oppenheim . 209

Correspondenzen.

Aus Kiel: Die Guten 150

Aus Metz: Stimmungsbilder. Von Adolf Ebeling . . . 66. 100

Die Option. Von demselben 261

Aus Süddeutschland: Ueber die Intriguen am Kaiserhofe . . 68

Aus München: Dönniges' Wirksamkeit 3

Bayern und das Reich 21

Zur religiösen Bewegung 52

Dr. Sepps Deutschland und das Vaticanum . . 263

Aus Wien: Hohenwart und Auersperg 4

Die Gründer 69

Ein ministerielles Zungengefecht 102

Disposition shonduöthe 135

Die Dinge in Ungarn 168

Zur Krisis in Böhmen 230

Die Stellung der Regierung nach den Wahlen in Böhmen 264

Aus der Schweiz: Die Bundesverfassung. Von Joh. Scherr . 166

Seite

Aus Paris: Littrés Wahl 5

Der Frankreichspfennig 21

Französische Moralisten u. s. w. 36

Der Carneval 53

Situationsbericht und Scandal 231

Aus London: Für die nächste Parlamentssession 5

Die irische Frage 70

Aus Petersburg: Berhältniß zum Deutschen Reich 184

Aus Rom: Der politische Carneval 86

Die Todtenfeier Mazzinis 151

Die Osterwoche 183

2. Volkswirthschaftliche Aufsätze.

Zur Geschichte des Börsenschwindels. Von H. B. Oppenheim 1. 19

Vom gezähmten Steuererlaß. Von demselben 114

Volkswirthschaftliche Verirrungen. Von demselben 145

Ueber Wohnungsnoth und Communismus. Von demselben . . . 225

3. Vermischte Aufsätze.

Stoßt an! Straßburg soll leben. Von Julius Rodenberg . . 243

Deutschland in den Tuilerien. Von Paul Lindau . 194. 212. 227

Tartüffe in der Presse. Von demselben 120

Die französische Rheinarmee und Bazaine. Von demselben . . . 245

Retten und Rollen der Franzosen. Von demselben 358

Frankreichs Ausgabe für das Jahr 1872. Nach Victor Hugo . . 136

Die Besiegten von Metz. Von Karl Braun-Wiesbaden . 132. 148

Pfingsten 1872 auf der deutsch-französischen Grenze. Von demselben 291

Von Nancy nach Toul. Von demselben 355

Zwei Rufer im Streit. Von demselben 163. 178

Die Operationen der Südarmee. Von Th. Fontane 229

Alte Bücher. Von E. Frensdorff 82

Aus der Telegraphenwelt. Von demselben 130

Ein Gespräch auf dem Sirius. Von Johannes Scherr . . . 118

Milliarden und Millionen. Von Adolf Ebeling 196

Die Stellung des Präsidenten beim Schwurgericht (Bebel-Liebknecht).
Von einem sächsischen Juristen 257. 273

Die Wahrheit über die Internationale und die jetzigen Proletarier.
Von H. Beta 259

Die Loyolitischen Quellen und ihre Ausleger. Von Albert Lindner 289

Frauengeist und Frauenbildung. Von Jürgen Bona Meyer 182. 323

Die Realschulfrage. Von E. v. Hartmann . . 275. 306. 341. 359

Ueber den Geister- und Wunderglauben der Gegenwart. Von Karl Rosenkranz 338

Ueber den Einfluß gewisser Sehstörungen auf die Malerei. Von Richard Liebreich (London) 309

Il carnevale dei Todeschi. Von Gustav Floerke 277

Der jüngste Ausbruch des Besuvs und der ultramontane Aberglaube.
Von W. Kaden 293

Moderne Griechen. Von Abel 282

4. Litterarische Aufsätze.

Gedichte.

Franz Grillparzer. Von Holtei 22

Aus Californien. Lieder eines Goldgräbers. Uebersetzt von F. Freiligrath:
1. Dickens im Lager 25
2. Im Tunnel 25

Digitized by Google

Seite

3. Die Societät am Stanislaus 72
4. Die Heimkehr 88
5. Im Missionsgarten 89
6. Eine Friedensbotschaft 265
In der Synagoge am großen Salzse. Von Ferdinand Freiligrath 170
Tagebuchblätter. Von Emanuel Geibel 147
Moritz Schwind. Von Hermann Lingg 248
Hans Dampf in allen Gassen. Von Emil Rittershaus . . . 343

Essais.

Die philosophischen Stichwörter der Gegenwart. Von Karl Rosenkranz 151
Symptome des Verfalls im Künstler- und Gelehrtenthum. Von E. v. Hartmann 185. 198. 232
Ueber Mundarten und mundartige Dichtung. Von Klaus Groth.
Die Mundart als Kunstmittel ꝛc. 201
Die Mannichfaltigkeit deutscher Mundarten 234
Volkspoesie 278
Hebel auf dem Parnaß 326
Hebels Nachfolger 344
Das Drama im neuen Reich. Von Albert Lindner 10
Moderne Lyrik. Von Hermann Lingg 57
Neue Kriegslyrik in der französischen Provinz. Von Adolf Laun 91
Deutsche Kriegslyrik und französische Kritik. Von Paul Lindau 156
Schwäbische Dichterschule? Von J. G. Fischer 103
Franz Grillparzer. Ein Wort an die Norddeutschen. Von Heinrich Laube 23
Bernhard Scholz. Von Hans Hopfen 39
Das Gegenbuch zum deutschen Wörterbuch. Von Daniel Sanders 171
Ein Bauerntheater in Tyrol. Von Bauernfeld 23
Von Wien nach München im Jahr 1834. Von demselben . . . 70
Das Elsaß der Elsässer. Von Julius Rodenberg 54
Falsche Lichter. Von Ferdinand Kürnberger 37
Ein Aphorismus zur Denkmalsfrage unserer Zeit. Von demselben . 154
Eine Kritik über Gustav Freytag. Von Paul Lindau 86

Literarische Kritik.

Friedrich Spielhagens „Allzeit voran"! Von Paul Lindau . . 7
Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. Von demselben . . 58
Das norddeutsche Theater von Heinrich Laube. Von demselben.
1. Der Vortragsmeister 73
2. Mauriee, Gottschall ꝛc. 105
Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. Von demselben . . 235
„Teut" von Robert Hamerling. Von demselben 266
„Hammerschläge und Historien" von Johannes Scherr. Von dems. 295
Essais von Max Müller. Von Klaus Groth 89
Eine Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Von Dühring . . 122
„Der neue Tannhäuser". Von Siegfried Samosch 203
„Hinter den Coulissen" von Ernst Bichert. Von F. Kreyßig . 249
Taylors Uebersetzung des Goethe'schen Faust. Von H. B. . . . 187
Rossel und sein Buch über die Kriegskunst. Von demselben . . 365

Bühnenkritik.

„Fernande" von Victorien Sardou. Von Paul Lindau . . . 13
„Der neue Achilles" von Joseph Weilen. Von demselben . . . 27
„König Erich" von Heinrich Kruse. Von demselben 41
„Vater Brahm" von H. A. Schauffert. Von demselben 45
„Der Kategorische Imperativ" von Bauernfeld. Von demselben . 93
„Katharina Howard" von Rudolf Gottschall. Von demselben . . 108
„Die Beichtendame" von E. Dorn. Von demselben 173
„Ein weißes Blatt" von Karl Gutzkow. Von demselben 189
„Der Bastard" von Touroude. Von demselben 205
„Marion" von Paul Lindau. Von demselben 219
„Die Gräfin von Somerive" von Theodor Barrière. Von demselben 250
„Bei Leuthen" von J. V. von Scheffel. Von demselben . . . 251
„Princesse Georges" von A. Dumas Sohn, deutsch von E. Mauthner. Von demselben 279
„Brunhild" von Emanuel Geibel. Von demselben 328
„Machiavella" von L. A. von Kohlenegg. Von demselben . . . 348
Schlagworte aus „Nabagas" 43
William Shakespeare, Charles Kean und Friedrich Haase. Von Wilhelm Buchholz 60
Ein deutscher Dramatiker an der Newa. Von Alphons Kißner . 157

5. Aufsätze über Musik, bildende Kunst.

Beethoven-Abend von Hans v. Bülow. Von A. H. Ehrlich . . 29
Fromme Wünsche für unsere Hofoperbühne. Von demselben . . 76
Unmaßgebliche Bemerkungen über die deutsche komische Oper. Von demselben 139
„Hermione" von Max Bruch. Von demselben 159
Das Publicum der Königl. Oper. Von demselben 237
Das Neunundvierzigste Rheinische Musikfest. Von demselben 313. 327. 346
Anton Rubinstein von La Mara 361
Musikleben in Petersburg. Von K. 107
Die Tanzkunst und das Ballet der Königl. Oper. Von A. H. Ehrlich 14
Schwinds „Schöne Melusine". Von Bruno Meyer 26
Neue Kunstwerke von Berliner Ausstellungen. Von demselben . 109
Hans Makart. Von demselben 137
Zur guten Stunde (Preußische Kunstverwaltung). Von demselben 217
Neue Bilder. Von demselben 252
Die Kriegsillustration bis zum französischen Kriege. Von Ludwig Pietsch 311
Rom und die moderne Malerei. Von Gustav Floerke . . 74. 124
Concurrenz für das Gebäude des deutschen Reichstags. Von Bruno Meyer 269. 297
Zwanglose Gedanken über die Pläne zum Reichstagsbau. Von Einem der 382 283

6. Aus der Hauptstadt.

Glossen. Von Albert Brockhoff 12
Berliner Masken. Von demselben 45
Die Vossische Zeitung. Von Hermann Klette 92
Festvorstellung für die Berliner Presse. Von Paul Lindau . . 141
Das Kaiserdorf. Von Julius Stettenheim 172. 205. 251

7. Offene Briefe und Antworten.

Der kategorische Imperativ. Von Bauernfeld 93
Zu Sachen der „volkswirthschaftlichen Bestrebungen". Von H. B. Oppenheim 175
Aus Luxor. An Adolph Glasbrenner. Von Franz Wallner . 207
Ein ernstes Wort über feurrile Angriffe. Von H. B. Oppenheim 223
Wagnermatinée. Von Candidus 239
Wagnermatinée. Von Candidor 255
Deutschland in den Tuilerien. Von Hackländer u. Kalckreuth . 255
Deutschland in den Tuilerien. Von Elise Pollo 301
Gegen Hartmanns Ansichten über das Privatleben der Gelehrten. Von Hugo Schuchardt 285
Der große Reisende Dr. Davis. Von Paul Lindau 287
Geschichte zweier Bäder. An den Entdeckungsreisenden in Berlin, Julius Stettenheim. Von Corruptus 302
Die Internationalität der Reichstagsconcurrenz. Von Bruno Meyer 303
Der deutsche Galgacus 303
Ueber ergötzende Eintrittsgelder am Kgl. Schauspielhause. An Herrn v. Hülsen. Von Paul Lindau 316
Zur Internationale. Von Edgar Bauer 318
Das römische Concil. Von einem Schulmeister 319
Die Stuttgarter Hofbühne. Von Feodor Wehl 332
Ueber Grobheit. An Paul Lindau. Von Karl Heinzen . . . 350
Das Begräbniß des Dichters Robert Prutz. Von Civis . . . 367
An den Hofrath Gottschall. Von Peter Lohmann 367

8. Notizen.

Seite 6, 7, 11, 30, 47, 62, 78, 93, 110, 126, 142, 175, 191, 206, 221, 239, 253, 271, 285, 300, 316, 331, 349, 366.
Börsenskizzen Seite 15, 31.

Digitized by Google

№ 1. Berlin, den 19. Januar 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Berlin „Die Gegenwart". — Zur Geschichte des Börsenschwindels von H. B. Oppenheim. — Correspondenzen aus München, Wien, Paris, London, Petersburg. — Kleine politische Notizen. — Literatur und Kunst: Friedrich Spielhagens neuester Roman „Allzeit voran" von Paul Lindau. — Das Drama im neuen Reich von Albert Lindner. — Kleine Notizen über Literatur und Kunst. — Aus der Hauptstadt: Glossen von Alb. Breckaff. — „Fernande" von Victorien Sardou von P. L. — Die Tanzkunst und das Ballet der Königlichen Oper von A. H. Ehrlich. — Kleinigkeiten. — Berliner Börsenstitze. — Inserate.

Berlin im Januar.

Die „Gegenwart" tritt zu einer Zeit in's Leben, in welcher die heißesten Wünsche Deutscher Patrioten sich erfüllt haben, das Reich gewaltig und unanfechtbar dasteht, Handel und Wandel blühen, der Wohlstand allenthalben sich gehoben hat, und die politischen Parteikämpfe der Gehässigkeit entkleidet und in die Bahn eines gemeinnützigen Wetteifers übergeleitet sind.

Reformen bereiten sich sowohl für ganz Deutschland, als im Besonderen für Preußen auf vielen Gebieten vor. Dort die Einführung einer neuen Münzordnung, die Umarbeitung der Proceßgesetze u. a., hier die Verjüngung der Verwaltung, des Steuersystems und Unterrichtswesens. Das Reich hat an dem Fürsten Bismarck und den Männern, welche dem Kanzler zur Seite stehen, vortreffliche Kräfte; in Preußen werden noch mehrere Minister abtreten müssen, um einen gleichmäßigen Gang der Entwickelung zu ermöglichen. Der Cultusminister, dem Geiste des Preußischen Volkes am wenigsten sympathisch, ist gewichen, nachdem er sich nur zu lange gesträubt. Der Minister des Innern zeigt sich zwar zu „Concessionen" jetzt geneigter als früher, doch erscheint er so wenig wie seine Collegen in den Ressorts des Handels und der Landwirthschaft den Ansprüchen der Zeit gewachsen. Verständnißvoll und von den besten Absichten geleitet, hat der Finanzminister einen kleinen Anfang mit dem großen Reformwerke gemacht, das ihm obliegt; eine gleiche Unterstützung, wie das Englische Parlament solchen Arbeiten den Minister entgegenzubringen pflegt, möge unsere Volksvertretung dem Herrn Camphausen nicht versagen. Der Justizminister, ein ausgezeichneter Fachman, findet glücklicher Weise nicht mehr Gelegenheit, von dem ihm so bequemen Boden des Rechtswesens auf die glatte Fläche der Politik sich zu verirren. Die hoffentlich jetzt bevorstehende Erledigung der Grundbuchordnung wird diese tüchtige und emsige gesetzgeberische Kraft anderen dringlichen Arbeiten mit vermehrter Lust sich zuwenden lassen.

Für die vielfachen und schwierigen Aufgaben, welche in der nächsten Zeit der Erledigung harren, wird die „Gegenwart" ihre Aufmerksamkeit stets rege erhalten. Sie wird bei der bevorstehenden Neubildung der Parteien in unseren parlamentarischen Körperschaften nach Kräften im Sinne einer patriotischen und freisinnigen Tendenz thätig sein.

Frankreich betrachten wir mit Mitleid, nicht mit Haß. Die thörichten Kundgebungen, welche aus diesem schwer und gewiß verdienter Maßen gezüchtigten Volke mitunter sich erheben, erscheinen uns als die Fieberträume eines Schwerkranken. Für Deutschland künftig nicht mehr gefährlich, wird das unglückliche Volk wahrscheinlich bald wieder die Waffen gegen das eigene Fleisch und Blut kehren. Libertatis incapax, jugi impatiens, so schildert den alten Gallier der lakonische Zeitgenosse; in diesem Urtheile über ihre Ahnen ist auch den heutigen Franzosen der Spiegel vorgehalten.

Deutet der Titel unserer Zeitschrift „die Gegenwart" an, daß wir uns nicht in unfruchtbaren Träumereien ergehen, sondern stets in der Wirklichkeit fußen werden, so soll doch dieser Titel nicht im beschränktesten Sinne verstanden werden. Es sei uns nicht verwehrt, auch auf die Vergangenheit zurückzublicken, um in der Gegenwart zu wirken und zu streben für eine bessere Zukunft. Alle sind uns willkommen, welche an solcher Arbeit theilnehmen wollen. Wir schließen nicht engherzig jede Ansicht aus, die von unsrer eigenen abweicht, sondern erblicken in der Vielseitigkeit die Gewähr für die Erkenntniß des Rechten und Wahren.

Unser politisches und literarisches Glaubensbekenntniß können wir in Einen Satz zusammenfassen: wir beabsichtigen alle wichtigen Erscheinungen auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens und geistigen Schaffens vom freisinnigen Standpunkt aus zu besprechen; ernst, wenn es nothwendig, heiter, wenn es gestattet ist, schonungsvoll, wenn es sein darf, rücksichtslos, wenn es sein muß, mit Freimuth, aber ohne Gehässigkeit.

Zur Geschichte des Börsenschwindels.

Von H. B. Oppenheim.

Gewisse ökonomische Thatsachen haben unfehlbar dieselben moralischen Erscheinungen im Gefolge. So haben wir es z. B. in neuerer Zeit jedesmal erfahren, daß die erste Begründung eines Eisenbahnnetzes über ein Land die Köpfe, die Geldbeutel und selbst die Gewissen verwirrt, und dies sogar in einem so sittenstrengen Lande, wie die Schweiz; daß sich dann catonische Staatsmänner in bewegliche Geschäftsdirectoren verwandeln und der Cours der politischen Ueberzeugungen in's Sinken geräth.

Eine andere Krankheits-Erscheinung, die in verschiedenen Krisen mit mehr oder weniger Vehemenz auftritt, ist der allgemein verbreitete Wahn, daß man wirkliche Werthe durch unbegründete Werthzeichen ersetzen, dadurch die Welt und sich selber dauernd täuschen könne. Wer Lust hat, die Lucca als Susanne oder Cherubin zu hören, begnügt sich nicht damit, ein Opernbillet an sein Ohr zu halten; auch der dümmste

Digitized by Google

Student weiß, daß er von der Speisemarke eines bankrott gegangenen Wirths nicht satt wird; aber der klügste Student liest, hört und glaubt zuweilen, daß vermittelst der Papierpresse das National-Vermögen an sich erhöht werden könnte. Die Manipulationen verschuldeter Regierungen und mitleidender Staatsbanken in dieser Beziehung sind bekannt genug, wenn auch im einzelnen Falle nicht immer durchsichtig, und auch nicht immer so leicht zu durchschauen, wie z. B. jetzt in Frankreich, wo der Staat unter seinen Activbeständen sein Guthaben an die Bank und die Bank unter ihren Activbeständen ihr Guthaben an den Staat anführt.

Wovon wir hier eigentlich sprechen wollen, das ist die Papierpresse des Privatschwindels. Wenn auf einer Actie geschrieben steht: „Hundert Thaler", so meint ein Theil des Publicums, daß irgend Jemand ihm hierauf für hundert Thaler aufstomme, während der einfache Privatmann sich vielleicht das Verhältniß schneller deutlich machen könnte, wenn auf den Actien stehen müßte: „Dieser Schein vertritt $\frac{1}{10000}$ oder $\frac{1}{10000}$ des Eigenthumsrechtes an diesem oder jenem Unternehmen, und ist 100 Thaler werth, wenn das gesammte Unternehmen eine oder zehn Millionen werth ist". Wenn das letztere wirklich der Fall ist, so bleibt dem Actionär noch überdies die Sorge, vor Betrug, Vergeudung und Verwirthschaftung das gesammte Capital wahren zu helfen, was bekanntlich bei den gegebenen Formen der Actiengesellschaft so leicht nicht ist. Was bedeutet aber die heilige Zahl Hundert überhaupt noch, dieser Haupt-, Grund- und Eckstein aller finanziellen Combinationen,‚ wenn die Actien, wie jetzt üblich, meist zu 110 bis 120 auf den Markt gebracht werden, nachdem sie dem ersten Gründer-Consortium vielleicht kaum 80 bis 90 gekostet haben? —

Es ist kaum ein halbes Menschenalter, daß die zahlreichen Credit-mobiliers, nach der Erfindung der Pereire's und unter der Aegide des neu aufgelegten Napoleonismus, ebenso glänzend, ja noch viel glänzender auftraten, als gegenwärtig die vielen Emissions- und Gründungs-Banken, welche zum Theil mehr an Spielbanken, als an die alten Wechselbanken erinnern. Das Ende jener Mobiliar- und Waaren-Credit-Gesellschaften kennt man. Erst als es schief mit ihnen ging, fing man an, die mit merkwürdigen Zugangen durchwirkten Statuten gründlicher anzusehen. Auch aus der Lectüre vieler modernen Gesellschafts-Statuten könnte der biedere Actionär Manches bei Zeiten lernen, z. B. über die unlovalen Vorrechte der ersten Gründer bei künftigen Emissionen, und vor Allem darüber, warum die Verwaltung von Actiengesellschaften nothwendig so theuer ausfällt und die Controle fast niemals eine Wahrheit ist. Allein Geldgier und Gewinnsucht haben ein gar zu kurzes Gedächtniß. Wenn der Himmel blaut, glauben die Gierigen nicht, daß es jemals regnen könnte, und die wiederholten Mahnungen der Geschichte sind immer wieder für sie verloren. Nicht das Actiengeschäft an sich ist verwerflich, sondern seine unpassende Anwendung. Der wohl angewandten Form desselben verdanken wir die Eisenbahnnetze und andere Wohlthaten des Menschengeschlechts, der falschen Anwendung die schlimmsten Handelskrisen, und zwar diese schon zu einer Zeit, als die Aufgaben und Zwecke der Actiengesellschaften noch, in bestimmten Concessionsurkunden und bestätigten Statuten, scharf formulirt und enge abgegrenzt waren. Wie nun gar, seitdem, nach dem ersten Muster des Pariser Credit-mobilier, Actiengesellschaften mit unbestimmten Zwecken, mit einer blanken Vollmacht an die Directoren und Verwaltungsräthe, und somit ohne wahre Controle und Verantwortlichkeit bestehen, Actiengesellschaften, deren eigentliche Aufgabe ist, wieder andere und durch diese wieder neue Actiengesellschaften zu gründen?!

Der geniale Urvater aller jener auf die Leichtgläubigkeit der Menge speculirenden Finanzkünstler, Volksbeglücker und Privatschwindler war bekanntlich der Schotte John Law, der unter dem liederlichen Regenten das ohnehin wackelnde Frankreich vollends auf den Kopf stellte. Seitdem sind zu allen Zeiten, welche durch gewisse Einwirkungen besonders dazu angethan schienen, immer wieder solche Abenteurer, aber immer weniger geniale Abenteurer, mit mehr oder minder kühnen Combinationen auf die Bühne des Geldmarkts getreten, wo denn allmählich gewöhnliche Betrügerei oder die Verwegenheit verbrecherischen Leichtsinns zu den Handgriffen und Handhabungen gelangten, welche früher wenigstens eine außerordentliche Begabung voraussetzten.

Als Law den Regenten von Frankreich mit dem Versprechen der schleunigsten Abtragung aller öffentlichen Schulden zur Complicität an seinem betäubenden Schwindelsystem verleitet hatte, wurde die Krankheit für eine Weile contagiös. Auch die englische Südseegesellschaft knüpfte, wie die französische Mississippi-Gesellschaft, an die angebliche Ausbeutung des privilegirten Colonialhandels an, und debütirte gleichfalls mit der Verheißung, die durch die letzten Kriege angehäufte Staatsschuld zu tilgen. Doch gab es damals schon im Parlament viele verständige und unbestochene Mitglieder, welche darthaten, daß die betreffende Bill „zur Bereicherung einiger Wenigen und zum Verderben Vieler gereichen" würde, daß sie ferner „den gefährlichen und betrügerischen Actienhandel begünstige, durch welchen das Volk von Handel und Betriebsamkeit abgewendet werde". Indessen waren schon während der Verhandlungen über die zu ertheilenden Freibriefe die Actien des Südsee-Fonds auf 319 Procent gestiegen, und gingen bald darauf noch viel höher. Anderson, der berühmte Geschichtschreiber des Handels, berichtet, mit welchen Künsten die ersten verlockenden Dividenden aus dem eingeschlossenen Capital herausgeschnitten wurden. Bald zeigten sich in London dieselben Erscheinungen, wie in Paris; die Londoner Börsengasse (Change-Alley) war zu einer zweiten Rue Quinquampoix geworden; alle Bande frommer Sechen lösten oder lockerten sich, die Gewinnsucht steigerte sich bis zur Tollwuth. Anfangs Juni 1720 schwankte der Cours zwischen 890 und 640 Procent, ja er überstieg einmal 1000 Procent. Der allgemeine Schwindel riß auch die beiden anderen Gesellschaften, nämlich den ostindischen Fonds und den Bank-Fonds, mit sich fort. Nun begann es, von neuen Actien-Unternehmungen zu wimmeln, welche die Unbetkerneren Engländer Bubbles (sowohl „Seifenblasen", als „Betrügereien") nannten. Alsbald nahmen Herzöge, andre Pairs, Mitglieder des Unterhauses, selbst Bischöfe und andere höhere Geistliche an denselben Theil und paradirten, zu besserer Täuschung des leichtgläubigen Publicums, mit ihren Namen unter den Gründern. Verrünstige und völlig unvernünftige Zwecke wurden in vielen hundert Projecten ununterschiedlich vorangestellt. Es kam auf den Inhalt des Actienunternehmens dabei so wenig an, wie etwa in Holland auf die wirkliche Existenz irgend einer Tulpe, um deren Curs, neunzig Jahre zuvor (ca. 1630—1640) in der berühmten Tulpenkrisis, hunderttausende gewonnen und verloren worden waren. Eine Reihe von Fischereien wurden in England damals auf Actien gegründet, und ebenso sollten Bergbau und Hüttenwesen einen angeheuren Aufschwung nehmen. Alle möglichen Städte sollten mit fließendem oder trinkbarem Wasser versehen werden. Es wurde aber wenig gearbeitet und viel speculirt. Alle Kneipen wurden zu Börsen, in denen sich Männer und Weiber aller Stände leidenschaftlich durcheinander drängten. Von den zahlreichen neu gegründeten Assecuranzgesellschaften heben wir die gegen den Verlust von Bedienten, gegen Verlust oder Verderben der Damen-Shawls, gegen Diebstahl und Räuberei, zur Sicherheit des Soldes der Seeleute hervor, so wie eine Gesellschaft zur Verbesserung des Soldes der Seeleute. Außerdem wurde noch gegen jede denkbare und undenkbare Gefahr, vom Schimpfen bis zum Tode, auf Actien versichert.

Es entstanden Gesellschaften um, aus Blei Silber zu ziehen, Gesellschaften zur Verwandlung des Quecksilbers in ein geschmeidiges und feines Metall, zum Handel mit Menschenhaaren, zur Einführung und Veredlung der Maulthierzucht in England, zum Mästen der Schweine, zur besseren Heilung gewisser hier unnennbarer Krankheiten, zur Erfindung eines sich beständig bewegenden Rades (Perpetuum mobile), zur Versicherung und Vermehrung des Vermögens der Kinder, zur Entschädigung der Herren wegen des durch die Bedienten verursachten Schadens. Die letztgenannte betrug beispielsweise 3 Millionen £.

Digitized by Google

Die großen Tagesblätter waren schon damals im Interesse der „Gründer", denn, wie Anderson erzählt, füllten die Ankündigungen der neuen Bubbles täglich zwei bis drei Bogen Zeitungspapier. Nicht alle Annoncen mögen gleich ernsthaft gemeint gewesen sein; so las man zum Beispiele folgendes Inserat: „An einem gewissen Orte werden am nächsten Dienstage die Bücher zu einer Unterzeichnung von zwei Millionen eröffnet werden, zu einer Erfindung, die Säge spähne zu schmelzen und daraus gute Bretter, ohne Rigen oder Spalten, zu ziehen."

Zwar sauben sich in der Presse, wie im Parlamente, unabhängige Männer, welche dem Publicum die Augen zu öffnen suchten, und namentlich Archibald Hutcheson bewies durch unwiderlegliche Berechnungen die theilweise Werthlosigkeit der neuen Werthpapiere, besonders der Südsee-Actien. Für die nachlässige Pflicht-Erfüllung der heutigen Presse mag uns die Thatsache einigen Trost bereiten, daß Hutcheson's Cassandra-Geschäft damals ein vergebliches war. „Kaum war noch in England ein Gehirn, welches die Chancen berechnete." Jeder speculirte eben auf die noch größere Dummheit des Anderen, seines hoffentlichen Nachfolgers im Besitze; man gab die abbrennende Kerze von Hand zu Hand, wie in dem bekannten, von Goethe besungenen Gesellschaftsspiele. Sogar der Spötter Swift gestand in seiner Satire, daß er selbst, wie man heuer in Berlin sagen würde, „reingefallen" war.

Ein anderer Trost gegen die Klagen des heutigen Tages liegt darin, daß die Schwindel-Perioden des vorigen Jahrhunderts unter der Herrschaft des Concessions-Systems möglich gewesen waren, daß wir also keinenfalls die neue Actienfreiheit dafür verantwortlich machen dürfen. Allerdings beruhten die schlimmsten „Operationen" jener Zeit auf schon verfallenen oder (unter falschen Vorspiegelungen) erschwindelten Concessionen (Charters, Freibriefen), und das Parlament erließ im ersten Schrecken ein strenges Strafgesetz gegen solchen Mißbrauch. Als bald darauf die Südsee-Gesellschaft unter der Concurrenz der gemeinen Bubbles zu leiden begann, erwirkte sie durch ihre einflußreichen parlamentarischen Verbindungen eine authentische Interpretation (ein scire facias) dieser Parlaments-Acte, welche auf eine Erweiterung derselben hinauslief. Aber bald sollte sich der Spieß gegen sie selbst kehren: ihre Actien fielen unaufhaltsam, eine furchtbare Handelskrisis trat ein, viele der angesehensten Häuser mußten ihre Zahlungen einstellen. Nun wurde auch gegen die Südsee-Compagnie Sturm gelaufen; das Parlament mußte ein geheimes Untersuchungs-Comité ernennen, dessen Enthüllungen ein entsetzliches Licht über diese großartige Unternehmung verbreiteten, deren ganze Buchführung eine Reihe der kühnsten Fälschungen gewesen war. Die Gesellschaft fiel in die Grube, welche sie selbst gegraben und erweitert hatte. Im Unterhause sogar gingen die Recriminationen gegen viele Mitglieder und dieser unter einander los. Da gab es Scenen, welche den Leser der Gegenwart an die vor einigen Jahren im italienischen Parlamente bei Gelegenheit der neuen Organisation des Tabaksmonopols (mit Actien und Obligationen) lebhaft erinnern müssen. Nur daß die italienischen Conflicte unserer Tage mit tieferen Partei-Gegensätzen zusammenhingen, während in dem englischen Unterhause von 1720 blos das Interesse des Capitals und der Moral gewahrt wurde. Einige M. P. wurden ausgestoßen, andere ergriffen die Flucht. Die Geschäftswelt verband ihre Wunden, und wandte sich allmählich wieder solideren Beschäftigungen zu.

Wenn man die Art, wie sich die englische Gesellschaft aus dieser Krisis erhob, mit der hülflosen Verzunkenheit vergleicht, in welche die französische Gesellschaft nach der Law'schen Katastrophe immer tiefer gerieth, so mag man den Unterschied, je nach Belieben, auf Rechnung der Verschiedenheit der Staats-Einrichtungen oder der National-Charaktere, oder richtiger: beider in ihrer inneren Wechselwirkung, setzen, aber wegzuleugnen ist er nicht.

Wenn wir in der gegenwärtigen Conjunctur uns manchmal damit trösten, daß der freie Verkehr schon selber ohne gewaltsame Erschütterungen die Spreu vom Weizen sondern werde, daß, nach Darwin's Gesetze, die schlechten Unternehmungen untergehen, die guten sich oben halten werden, so lehrt uns die Erfahrung der erwähnten, wie aller Handelskrisen, daß im Momente des Mißtrauens das Gute mit dem Schlechten stürzt und daß auch die solideste Privat-Industrie dann allen Credit verliert.

Eine andere Erscheinung, welche wir überall wiederfinden, und die auch von den englischen Schriftstellern jener Zeit constatirt wird, ist die, in den Momenten des Aufschwungs eintretende, unmäßliche und übermäßige Steigerung der Preise aller Lebensmittel und das Ueberhandnehmen eines ungesunden Luxus, deren Rückfluthung selbst noch der allgemeinen Enttäuschung, wenn die geträumten Goldklumpen wieder zu Asche zerfallen, nicht vollständig stattfindet. Dasselbe Phänomen zeigt sich jedesmal, wenn ein Staat seinem Papiergeld einen Zwangscours giebt, wenn er also fingirte Werthe schafft und dadurch die wirklichen Werthe herabsetzt oder aus dem Lande treibt; ob nun die Regierung oder die Privat-Industrie der Urheber solcher Fictionen sei, die nächste Wirkung bleibt immer dieselbe. Wo sich diese beiden Factoren, wie in dem modernen Oesterreich, zuweilen die Hand reichen, da sind die Wirkungen zeitweise potenzirt.

Die allgemeine Entmuthigung zur Zeit der Bankrotte gleicht die verheerenden Wirkungen des früher zur Herrschaft gelangten Spieltriebes entfernt nicht aus; — im Gegentheil fügt sie noch ein neues Uebel zu den vorhandenen; denn Entmuthigung ist nicht die Quelle frischer Arbeitskraft und nüchterner Selbstbeschränkung.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Correspondenzen.

Aus München, im Januar. [Dönniges' Wirksamkeit.] Der plötzliche Tod von Dönniges, unserm Gesandten in Italien, der in Rom den Blattern erlag, erinnert uns an die Zeit, wo er als junger Mann bei uns einzog und eine heilsam anregende Wirksamkeit entfaltete. Wenn Bayern vor zwei Jahren treu zum Reiche stand, so hat München den Haupantheil daran gehabt, und wenn das von Bedeutung für die große deutsche Sache war, so gehören jene Tage und die Nachwirkungen derselben zu den bedingenden Elementen. Dönniges war als jugendlicher Docent in Berlin der Lehrer des bayrischen Kronprinzen gewesen, welcher an der frischen offenen Natur und dem vielseitigen Wissen des Mannes solches Wohlgefallen fand, daß er ihn mit sich nach München nahm; als er dann den Thron bestieg, hatte Dönniges eine einflußreiche Stellung bei König Max II.; es war nur zu bedauern, daß dieselbe sich nicht recht in den Staatsorganismus einfügte, daß Dönniges z. B. in den Fall kommen konnte, persönlich beim König zu widerrathen, was das Ministerium Pfordtens, dem er beigegeben war, beschlossen und ihm zu bearbeiten aufgetragen hatte. Am liebsten hätten wir Liberalen und Nationalgesinnten, die wir freilich damals eine kleine Minderheit waren, die Leitung des höheren Unterrichts in seiner Hand gesehen; aber der Protestant, der Ausländer, konnte damals daran nicht denken. Doch er war es, der vom Cabinet aus die Berufungen leitete; so kamen seit 1852 die Naturforscher Liebig, Pfeuffer, Siebold, Bischoff, so kamen für Philosophie, Literatur und Geschichte Carriere, Riehl, Sybel an die Universität: der Jurist Bluntschli war schon da, ihm gesellte sich Windscheid, und in dem Zusammenwirken dieser Kräfte war an der Universität das Uebergewicht des Ultramontanismus und Nativismus gebrochen, indem sie sich den freisinnig vorausstrebenden Einheimischen anschlossen und die heranwachsende Jugend größtentheils sich an sie hielt; nationale Gesinnung und die Selbstständigkeit des Denkens und Wollens verbreitete sich unter den Beamten, die in München gebildet wurden. Die „Fremden" aber waren zunächst nicht auf Rosen gebettet. In der Presse gab der „Volksbot" den Ton an, und war bis zum Minister hin ebenso beachtet wie gefürchtet, und

Digitized by Google

er wie die „Augsburger Postzeitung" und die „Historisch politischen Blätter" des Herrn Jörg, des Schlimmsten in der schwarzen Schaar, feindeten der Reihe nach jeden neu Berufenen auf das Giftigste an; ja gegen Carriere schrieb ein gewisser Strodl ein ganzes Buch, um ihn als Gottes- und Christusleugner den Pfaffen und als Revolutionär der Polizei zu verdächtigen; Sybel, der gegen den heiligen Rock von Trier geschrieben, war dieser Clique ein besonderer Dorn im Auge. Zwar zu Mordanfällen, wie am Anfang des Jahrhunderts bei den ersten Berufungen Thiersch einen zu bestehn hatte, kam es nicht, aber die „Fremden" sollten vertrieben, das Leben in München sollte ihnen verleidet werden, Bayern sollte den Bayern, d. h. den Ultramontanen gehören. Selbst Döllinger redete damals davon, daß das bayrische Volk seine Fürsten liebe, die nur selber keine Dornkeele zwischen sich und ihr Volk ziehn sollten; und als diese Dornkeele bezeichnete der Volksmund jene Gelehrten und die Dichter, welche gleichfalls unter Dönniges Einfluß nach München berufen wurden: Dingelstedt, der das Theater übernahm, Geibel, Heyse, Bodenstedt, denen freie Muße gewährt wurde. König Max versammelte im Winter wöchentlich eine Abendgesellschaft um sich, wo Probleme, die er stellte, besprochen, neue wissenschaftliche Erscheinungen erörtert, von den Poeten frische Dichtungen vorgelesen wurden; und daß hier ein so menschlich heiterer und ungezwungener Ton waltete, wie im Herbst bei den Reisen und Jagden des Königs, das war wieder ein Verdienst von Dönniges. Die Schwarzen aber sangen:

A duobus D et uno T
Libera nos, domine!

Die beiden D waren Dönniges und Dingelstedt, das T war von der Tann, damals Adjutant des Königs, der sich als bayerischer Heerführer so glänzend bewährt hat!

An die Dichter schlossen heimische ausstrebende Talente sich an, andre reisten von auswärts zu, und so bildeten Felix Dahn, W. Hertz, Heigel, Hopfen, Lemcke, Bernhard Scholz, Horn, Koppel und Andre sich in diesem Kreise; Lingg, der bis dahin im Verborgenen vergebens nach einem Verleger gesucht, ward neidlos auf den Schild gehoben, und Melchior Meyr freudig aufgenommen; auswärts sprach man von den Münchener Idealisten, da vor allem das Schöne und Harmonische angestrebt und gepflegt ward. Ein Dichterbuch hat davon Zeugniß gegeben. Fallmerayer, Steub, Ernst Förster, Kobell unter den Schriftstellern, Kaulbach und Schwind unter den Künstlern, wirkten auf befreundete Weise in ihrer Sphäre. Der König hatte erreicht, daß München nicht blos als Kunststadt die öffentliche Aufmerksamkeit erregte, und daß die Mauer eingerissen war, welche eine herrschsüchtige und beschränkte Partei um Bayern gezogen haben wollte; und allmählich fand in der Gesinnung der Hauptstadt ein Umschwung Statt, der für die deutsche Geschichte bedeutsam geworden ist. Doch davon ein andermal.

Aus Wien, 14. Januar. [Hohenwart und Auersperg.] Ist es ein gutes Omen, daß ich meine Zuschriften für die „Gegenwart" an dem Tage beginne, wo wir mit Eröffnung der Adreßdebatte erst so recht eigentlich zum vollen Bewußtsein gelangen, daß der Alp des Czechenministeriums eben uns abgenommen ist und wir neuerdings in den Besitz einer Verfassung gesetzt worden sind, die uns Graf Hohenwart auf dem echt jesuitischen Wege des streng legalen Staatsstreiches zu octroyiren dachte? „Unterhaltlicher", wie der Wiener sagt, ist vielleicht die Zeit der parlamentarischen Action. Reich an Aufregung und an dramatischen Episoden dagegen ist jedenfalls immer die „Ausgleichs"-Aera, die bei uns zu Lande das constitutionelle Regime mit einer gewissen chronischen Regelmäßigkeit ablöst. Nicht minder zeigt eine Epoche Hohenwart oder Belcredi den deutschösterreichischen Charakter von seiner glänzendsten Seite, an dem sich Goethes Spruch: „nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von frohen Tagen" vortrefflich bewährt. Weht die Fahne Deutschösterreichs hoch, dann fährt in die liberale Partei eine Zerspliterung, die jede Disciplin, jeden Feldzugsplan absolut unmöglich macht: jeder Abgeordnete läßt nur seiner persönlichen Eitelkeit, seinen Privatrancunen frei die Zügel schießen und bildet eine Fraction für sich, unglücklich, daß er sich nicht verdoppeln und sich selber Opposition machen kann. Es ist das der deutsche Erbfehler, der auf's innigste auch mit dem Vorzuge der Individualisirungsfähigkeit zusammenhängt: aber hier wird er ins Ungeheure übertrieben.

Sobald dagegen der Alarmruf ertönt, daß Slawen und Jesuiten gegen die Verfassung und die confessionellen Gesetze anstürmen, die ja ausschließlich die Schöpfung des deutschen Bürgerthums sind, da ist die compacte Phalanx fertig und so richtig findet jeder Einzelne seinen Weg, daß die Zähigkeit des Widerstandes geradezu unüberwindlich erscheint. Da ist die Einigkeit auf Einen Schlag hergestellt, von dem Grafen Kielmannsegge, der trotz seiner Hofcharge dem Grafen Hohenwart erklärte, gegen sein eigen Fleisch und Blut mit den Czechen Front zu machen, verbiete ihm sein Gefühl als Gentleman und Cavalier — bis auf den Fiaker, der mit der Faust auf den Tisch schlägt: „ein Bem werd' i nit!" Dann „ein Böhm" werden", das ist und bleibt das letzte Wort des Räthsels. Belcredi hat sichs gedacht, Hohenwart hat es in den Fundamentalartikeln deutlich zu Papier gebracht: daß Oesterreich in die Fernandische Aera nur dann zurückzuschrauben ist: daß es nur dann wie zu Canisius Zeiten, den Mittelpunkt der Propaganda für die Beschlüsse des Vaticanischen Concils abgeben kann, wie es einst den Rückhalt des Tridentiner Concils gebildet, wenn es rücksichtslos auf die slavische Basis gestellt wird. Das Deutschthum muß zu dem Behufe im Norden czechisirt, im Süden slavonisirt, in den reindeutschen Kronlanden der Mitte durch die Jesuiten vermalscht werden. Hier war denn aber auch der Widerstand, auf den das Czechenministerium stieß, ein so unüberwindlicher, daß eine seltsame Boreingenommenheit dazu gehört, um ihm die wohlverdienten Ehren des Sieges verkümmern zu wollen.

Wenn in Brünn der alte Landesausschuß dem neuen, vom Czechenlandtage eingesetzten Landesausschusse geradezu die Auslieferung der Archive verweigerte und es auf die Anwendung von Gewalt ankommen ließ; wenn in Oberoesterreich die Gemeinderäthe und Bürgermeister der Landeshauptstadt und aller größeren Orte die Zusendungen des illegalen Landesausschusses unerröffnet in den Papierkorb warfen, so daß die Regierung statt aller Bürgermeister Commissarien hatte ernennen müssen: so möchten wir doch wissen was die Deutschösterreicher denn mehr hätten thun sollen, thun können? Dadurch erst ward der Rückschlag nach oben hin provocirt, der denn freilich nicht ausblieb. Als Kriegsminister Kuhn die „Fundamentalartikel", die Hohenwart mit den Feudalen und Jesuiten unter Clam und Thun zurechtgeschneidert, aus den Zeitungen lesnen lernte, fuhr er sofort zu Geheimrath Hofmann, der rechten Hand Beusts: „Sie, verstehen thu' ich das Zeug nicht; aber mir scheint als soll jetzt Alles anders werden in Oesterreich?" — „Freilich, Excellenz, es bleibt kein Stein auf dem andern!" — „Na, da werden wir uns denn aber doch ganz curios ins Zeug legen". Und er legte sich dermaßen ins Zeug, daß Beust und Andrassy ihn nur immer beschwören mußten, nicht durch sein Ungestüm die gemeinsame Sache zu gefährden. In den Sitzungen des berühmten großen Kronrathes ward Baron Kuhn von den beiden Reichskanzlern der Gegenwart und Zukunft förmlich unter Aufsicht gehalten, damit er nicht durch unzeitiges Vorprallen ihnen das Spiel verderbe. Statt seiner platzte der alte Holzgethan los: „i hab's eh' gesagt, es is der reine Hochverrath!"

War es das Tristige der Bemerkung, war es der unverfälschte Wiener Dialekt in dieser feierlichen Berathung: das Wort schlug durch. Der Kaiser lächelte, die Anderen, natürlich das Hohenwart'sche Trifolium ausgenommen, lachten — und der Zauber war gelöst, der Alp verscheucht. Beust hatte Recht behalten, als er gleich bei Beginn der Debatte zu einem Freunde sagte: „ich glaube, wir haben gewonnen; die Tollheit ist so groß, daß sie unterbleiben muß, wenn nur zwischen den Gedanken und die Ausführung noch ein Moment

Digitized by Google

ruhigen Nachdenkens tritt — wenn die Pferde durchgehen wollen, so ist man gerettet, sobald es gelingt, noch einmal die Zügel zusammenzufassen und anzuziehen". So ist denn an Hohenwarts Stelle, an die Stelle des slavischen und Jesuitenministers Fürst Auersperg getommen, der in den Tagen von Ischl um Gastein als Statthalter von Salzburg Gelegenheit hatte, seine Proben abzulegen. Der Mann stand in socialer Beziehung zu hoch, um so spazieren geschickt zu werden, wie das Freund Direckl mit allen deutschen Lehrern that, die ihm mißliebig waren. Allein Hohenwart gab ihm auf, die Leitung der Landtagswahlen dem Erzbischof zu überlassen. Zum Danke dafür empfing der Fürst den Kaiser in Salzburg in Hohenwarts Gegenwart freudestrahlend mit der Nachricht, daß trotzdem die Verfassungspartei gesiegt habe. Einem von Exc. Direckl gewaltregelten Schulmeister spendete der Statthalter bei einem Bankett das höchste Lob und pries dabei die zum Tode verurtheilten Schulgesetze als höchste Errungenschaft. Bei der Landtagseröffnung aber sagte er: „als ehrlicher Mann bin ich gekommen, als ehrlicher Mann werde ich auch gehen" — und die „Wiener Zeitung" strich dem Statthalter in ihren stenographischen Berichten die Worte, als Anspielung auf das Ministerium. Nun wohl, jetzt ist der „ehrliche Mann" an der Arbeit: möge er glücklicher sein, als sein Bruder es war!

Aus Paris, im Januar. [Littrés Wahl.] Die französische Akademie hat das Jahr 1871 in würdiger Weise abgeschlossen. Sie hat ein großes Unrecht wieder gutgemacht. Sie hat Buße gethan für die unbrechtigte Wahl eines Ollivier's, und man ist jetzt sogar geneigt, ihr die Wahl des in literarischer Beziehung ebensowenig qualificirten Herzogs von Aumale zu verzeihen. Die alt-ehrwürdige Körperschaft, das Stellbichein der „Unsterblichen", hat ihre Pforten dem greisen Forscher und Philosophen Littré geöffnet, dem sie im Jahre 1863 barsch und ungerecht die Thüre gewiesen hatte. Auf dem Krankenlager, auf das ihn die übermäßige Anstrengung niedergestreckt hat, empfängt der Greis die langersehnte Auszeichnung.

Littré ist eine jener seltenen Erscheinungen, die den Beweis erbringen, daß auch Franzosen fähig sind, einem Volk der Denker anzugehören. Littré zählt einundsiebzig Jahre und hat sein ganzes Leben der Wissenschaft und vorurtheilsfreien Forschung gewidmet. Er gehört nicht jener jungen Gelehrten-Schule an, die ihre Verdienste in die Welt hinausposaunen läßt, die sich in glänzenden Polemiken ergeht, wo die Form gefällig, der Grund aber unbedeutend ist; Littré ergab sich jener dürren undankbaren Arbeit, die in dem Geheimnisse des Studirzimmers wie ehemals in der Mönchszelle von aller Welt abgeschlossen, die räthselhaften Fragen ergründet, die verwickelten Probleme löst, die Frucht des unablässigen, jahrelangen Studiums klar und für den Laien faßlich auf einige Seiten zusammendrängt und den goldenen Kern in leichter Schale dem Genusse der Wißbegierigen darbietet. Wie viel Mühen, wie viel Anstrengungen des Geistes hat nicht jeder Satz gekostet. Die Fähigkeit, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung dem allgemeinen Verständnis durch eine gefällige Form zu vermitteln, war das Verdienst Littrés, das Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben, der einzige Lohn, den er beanspruchte. Littré war für die ärztliche Laufbahn bestimmt; jedoch mochte er das Doctorexamen nicht bestehn, da er nicht die Absicht hatte zu prakticiren. Er verlegte sich auf philosophische Forschungen und namentlich auf das Studium der altfranzösischen Sprache, des klangvollen, bilderreichen Idioms, in dem Villon seine Balladen, Rabelais seine Roman-Pamphlete und Montaigne seine Abhandlungen schrieb. Diese Autoren des früher literarisch verschollenen 15. und 16. Jahrhunderts verdanken Littrés zum großen Theil ihre Neubelebung.

Gegen Ende der vierziger Jahre, als Lecomte die Philosophie von den metaphysischen Flosseln zu befreien suchte, widmete sich Littré der Verbreitung der Real-Philosophie (philosophie positive). Jedoch diese philosophisch-wissenschaftlichen Arbeiten hinderten Littré nicht, seine Sprachstudien fortzusetzen, und er übernahm Anfangs der fünfziger Jahre das Riesenwerk eines französischen Wörterbuches. Diese Arbeit ist die vollständigste und gediegenste ihrer Art. Während die Gelehrten-Commission der Akademie kaum das ihr anvertraute Elaborat eines Wörterbuchs bis zum Buchstaben G fortzuschwitzen im Stande war, hatte Littré sein Dictionnaire fertig, und stellte sich unter dieser Aegide der Akademie vor (1863). „Wir nehmen den Verfasser auf, soll damals einer der Akademiker ausrufen haben, unter der Bedingung, daß er sein Wörterbuch der Akademie überläßt."

Allein die Akademie war damals nicht päpstlicher als der Papst, aber päpstlicher als die französische Regierung, welche den Eingebungen des Bischofs von Orleans folgte. Sie sah in Littré nicht den Denker und unermüdlichen Arbeiter, sondern nur den Materialisten. Er fiel durch, und es bedurfte eines Zeitraumes von neun Jahren, ehe dieses Unrecht gut gemacht wurde.

Und um den Triumph des berühmten Gelehrten noch größer zu gestalten, muß die clericale Partei, an ihrer Spitze der Heißsporn Dupanloup, ein Mehgegheul anstimmen und diese einfache Besetzung des einen der vierzig Stühle zu einem Hauptereignis stempeln. Desto besser! Und um so erfreulicher ist die erfolgte Ernennung. Für Deutschland hat die betreffende Wahl insofern Bedeutung, da Littré der Ueberseter der Werke des David Strauß ist, den er in die gelehrten Kreisen Frankreichs einführte.

Aus London, im Januar. [Für die nächste Parlamentssession. Aus den Gerichtssälen. Prinz Wales.] — Für den Beginn einer Londoner Correspondenz konnte schwerlich ein ungünstigerer Zeitpunkt gewählt werden, als der jetzige, wo wir noch unter den Nachwehen der Weihnachts- und Neujahrsgeschmauserein zu leiden haben. Augenblicklich existirt nichts Interessantes und die Parlamentseröffnung wird wohl noch einen Monat auf sich warten lassen. Unsere Theater, unsere Journale wimmeln von abgestandenen nutzlosen Weihnachtsfeerieen und Weihnachtspossen. Nicht einmal eine Sensationsnachricht, nicht einmal ein „tüchtiger Mord" ist aufzutreiben.

Was nun die kommende Parlamentssession anlangt, so läßt sich hierüber nur sehr wenig voraussagen. Herr Gladstone läßt durch seine Freunde die Nachricht verbreiten, daß das Wahlgesetz (ballot bill) als erster Gesetzentwurf dem Hause der Gemeinen werde vorgelegt werden, während der Minister für Schottland von einem schottischen Unterrichtsgesetz manches verlautbar werden läßt. Ueber die sonstigen Regierungsvorlagen ist absolut Nichts ins Publicum gedrungen. Welche Maßnahmen in Irland getroffen werden sollen, darüber schrint die Regierung selber noch im Ungewissen zu sein; wenigstens hat der Marquis von Hartington neulich in einer Rede die vollkommensten Widersprüche an den Tag gebracht. Während er nämlich von Gladstone behauptete, daß er in keinem Falle die Schule den Priestern überliefern würde, sagte er in einem Athem, derselbe Geist, welcher die Schule und das Land umgestaltet hätte, müsse auch in die Universitäten getragen werden. Sollte diese Drohung ausgeführt, sollten die höheren Schulen ebenfalls, wie es die niederen bereits sind, romanisirt werden, dann schrumpfen freilich die Aussichten für die protestantischen Interessen gewaltig zusammen. Doch wird aller Wahrscheinlichkeit nach in dieser Session für Irland nichts geschehen. Zudem ist Gladstone's Popularität in letzter Zeit so bedenklich erschüttert worden, daß er es schwerlich wagen dürfte, irgend welche, die Gemüther aufregende Gesetzentwürfe dem Hause vorzulegen. Giebt es doch der inneren Schäden genug zu beseitigen, Schäden, welche die gespannteste Aufmerksamkeit von Seiten der Regierung erfordern; und es ist für Gladstone das Beste und Sicherste, das Parlament während der kommenden Session mit Vorlagen zu beschäftigen, welche nur auf geringe Meinungsverschiedenheiten unter den Parteien stoßen werden. Reform der Gesundheitsämter, eine Bergwerks-Ordnung, ein Gesetz betreffend die Verfälschung der Nahrungsmittel, die Verbesserung der Armenwohnungen, ein Gesetz

Digitized by Google

über den neunstündigen Arbeitstag und ähnliche Vorlagen werden dem „Volks-Wilhelm“ wieder die durch eigenes unkluges Benehmen und durch der Collegen Verschuldung verlorene Volksgunst zurückgewinnen müssen. Doch kann die Ballot-Bill sehr leicht ein Stein des Anstoßes werden. Der Premier hat sich selbst dafür verbürgt, die betreffende Vorlage sofort nach Eröffnung des Parlaments einzubringen. Nun läßt sich aber nicht leugnen, daß das Parlament nur sehr wenig wirkliche Anhänger und Vertheidiger der Vorlage zählt, daß aber auch außerhalb des Parlaments die Meinungen darüber gar sehr auseinander gehen. Eine eigentliche Volksbewegung für oder gegen hat nicht stattgefunden, und auch die Discussionen in der Presse sind ziemlich hallos. Für den unparteiischen Beobachter stellt sich nur so viel klar heraus, daß im Volke der Wunsch vorhanden ist, die jetzigen Zustände mögen anderen Platz machen, und die nur schlecht verhohlene Befriedigung darüber, daß das Oberhaus die Bill verwerfen würde. Letzteres kann für sicher gelten, während ohne eine ausdrücklich ausgesprochene Volksunterstützung das Unterhaus in dieser Angelegenheit es mit den Lords nicht bis aufs Aeußerste kommen lassen wird. Was wird Gladstone dann beginnen? Bei der gegenwärtigen Stimmung im Lande darf er das Parlament nicht auflösen, und bei der jetzigen Majorität kann er ohne Auflösung nicht fertig werden. Gleichwohl hat er ausdrücklich und wiederholt erklärt, er würde das Gesetz durchbringen. Es ist nur eine gerechte Folge der eigenen Inconsequenz, wenn der Premier jetzt in ernsten Verlegenheiten sich befindet, denn Niemand glaubt an den plötzlichen Wechsel seiner Ueberzeugung in dieser Angelegenheit.

Während von der nächsten Parlamentssession demgemäß nicht viel zu erwarten sein dürfte, verfolgt die öffentliche Meinung mit um so größerer Spannung die „Affaire Tichborne“. Die Gerichtshöfe sind überhaupt noch die einzig ergiebige Neuigkeitsquelle für Correspondenten. So steht für die nächsten Tage die Verhandlung über den Geistlichen Watson auf, der des Gattenmordes angeklagt ist. Der Moment der Anzurechnungsfähigkeit, welcher von Seiten der Vertheidigung herbeigezogen wurde, kann von der Jury nicht angenommen werden: der würdige Geistliche hat weder vorher noch nachher irgend welche Spuren von Geistesstörung gezeigt. Vielmehr hat er seine Frau erschlagen, weil sie alt, fett und hinfällig war. Es ist vollkommen unbenthar, wie der Scandal, einen Geistlichen zu hängen, sollte vermieden werden können. Sehr zu bedauern ist es daher, daß der Pastor-Ehrenmann sich nicht selbst vergiftet hat, oder daß er nicht das Zartgefühl besessen, im Gefängniß zu sterben. Gelegenheit ist ihm oft geboten worden, der öffentlichen Meinung gerecht zu werden, allein er beharrte grundsätzlich in körperlichem Wohlbehagen.

Die völlige Wiederherstellung des Prinzen Wales ist nur noch eine Frage der Zeit. Kein Mensch liest heut noch die Bulletins, um die man sich noch vor wenig Tagen förmlich schlug. Wie stark monarchisch das gesammte englische Volk empfindet und wie tiefe Wurzeln die Liebe zum jetzigen Königshause im Herzen von ganz England geschlagen, das trat bei der letzten Krankheit des Prinzen unzweideutig zu Tage. Die Engländer amüsirten sich über Herrn Charles Dilke und seine Versammlungen, haben aber durchaus nicht den Willen, die Krönungsfeierlichkeiten Edwards VII. durch Aufhissen der rothen Fahne zu unterbrechen.

Aus Petersburg, im Januar. [Der Thronfolger.] Von schwer wiegender Bedeutung nicht nur für die Zukunft des russischen Reiches, sondern möglicherweise für die Gestaltung der Geschicke von Europa verspricht — wenn sie sich bewahrheitet, eine Umwandlung zu werden, die im Zusammenhang mit dem jüngsten bedeutsamen Ereignisse, der Anwesenheit der Deutschen Gäste am hiesigen Hofe, sich vollzogen oder wenigstens weiter gekräftigt und befestigt zu haben scheint. Durch die deutschen Blätter geht noch immer die alte Redensart, daß der Fortbestand der Dinge in Rußland und namentlich des Verhältnisses zum deutschen Nachbarreiche auf vier Augen oder auch auf zwei Augen gestellt sei. Hinsichtlich des Thronerben, den man als fanatischen Anhänger der jungrussischen Parteidoctrinen zu betrachten gewohnt ist, pflegt man in den schlimmsten Befürchtungen sich zu ergehen; seiner Thronbesteigung glaubt man als dem Beginn einer der bestehenden direct entgegengesetzten deutschfeindlichen Politik entgegensehen zu müssen. Nun soll nicht geleugnet werden, daß Vieles aus der Vergangenheit des Großfürsten-Thronfolgers solchen Anschauungen Vorschub geleistet hat, ja daß ein Theil jener Besorgnisse ehedem wirklich nicht unbegründet war. Allein soviel ist gewiß: seit lange waren Anzeichen genug vorhanden, daß die Einflüsse gewisser Parteimänner nicht mehr in dem Grade wie früher sich maßgebend zeigten, und daß jene antipreußische Stimmung oder Mißstimmung allmählich der Vergangenheit anzugehören begann. Bei Weitem positiver kann man sich seit dem Besuch der Georgsritter aussprechen. Des Großfürsten Haltung war entschieden wärmer, als einfach nach den Gesetzen der Courtoisie gesten schien, und wenn er — am Abend des Diners im Winterpalais — auf den Trinkspruch seines kaiserlichen Vaters Bezug nehmend, gegen eine auch in Deutschland verehrte hohe Persönlichkeit äußerte, daß er die innige Annäherung der beiden großen Reiche mit freudigem Herzen begrüße und dieselbe auch kommenden Zeiten erhalten zu sehn hoffe, so ist auf diese spontane Kundgebung wohl mehr Gewicht zu legen, als sonst auf bloße Worte. So wird zum mindesten Derjenige urtheilen, welchem die wenig demenstrative Natur des Großfürsten bekannt ist, und welcher weiß, daß demselben stets und von allen Seiten wenigstens die Anerkennung zu Theil geworden ist, Mann seines Worts zu sein.

Kleine politische Notizen.

Wir beginnen unsere Notizen unter einem günstigen Stern. Herrn von Mühler ist endlich seine Entlassung eingereicht worden. Mit ihm scheidet der unpopulärste Mann aus unserm Ministerium. Nahezu zehn Jahre, seit dem 18. März 1862, hat er allen Stürmen der öffentlichen Meinung getrotzt, alle Niederlagen in den gesetzgebenden Versammlungen, alle Angriffe der ernsten und satirischen Presse, alle Possencouplets an sich vorüber gehen lassen und in Ermangelung anderer Eigenschaften jedenfalls eine ungewöhnliche Dauerhaftigkeit an den Tag gelegt. Es wäre ein wohlfeiles Vergnügen, jetzt alle Unterlassungssünden und bedauernswerthen Handlungen, welche an dem Namen dieses Ministers kleben, aufzuzählen. Aber es erscheint uns überflüssig, die Erinnerung an die allbekannte amtliche Thätigkeit des Herrn von Mühler aufzufrischen. Er besaß alle diejenigen Eigenschaften, welche ein guter Minister nicht besitzen, und keine der Eigenschaften, welche ein guter Minister besitzen soll. Im Uebrigen ließ sich nichts an ihm ausetzen. Sehr mit Unrecht, wie uns scheint, hat man Herrn von Mühler wegen seiner reigenden Studentenliede chicanirt; wir halten dieselben für seine verdienstlichsten Leistungen und können den Ausdruck des Bedauerns darüber, daß er nicht bei dieser harmlos fidelen Poetorei geblieben ist und daß man ihm jetzt den Spaß daran verdorben hat, nicht unterdrücken; es wäre vielleicht etwas Tüchtiges aus ihm geworden. Auch die Behauptung, daß er unsere Classiker geringschätze, halten wir für ungerechtfertigt; wir glauben ohne Vermessenheit versichern zu dürfen, daß ihm die Aussprüche unserer großen Dichter, wie z. B.

„Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an!“

lieb und werth waren. Hoffentlich wird er ebenso schnell und ebenso gründlich vergessen werden wie die Gefährten seiner Freuden und Leiden, die Herren v. d. Heydt und Leopold Graf zur Lippe.

***

Aus Bremerhaven meldet man uns: Eines unserer Schiffe, die „Ernst u. Maria,“ (Capitän Walther) nach Pointe-à-Pitre auf der französischen Insel Guadeloupe bestimmt, ist nach einem hier eingetroffenen Schreiben des Capitäns daselbst am 5. December angelangt. Es heißt darin: „Ein deutsches Consulat existirt hier nicht, englisch oder deutsch spricht hier Niemand, und wenn man sich hier am Lande blicken läßt, so rufen die Schwarzen: „voilà ce sont des Prussiens!“ und dann folgt ein Regen von Schimpfworten hinterdrein. Eine deutsche Flagge darf man nicht zeigen, denn dem Schooner „Gottfried“, der ebenfalls hier liegt, haben sie die Flagge bei hellem Tage mit Hagel entzwei geschossen; überhaupt ist der Haß gegen die Deutschen hier sehr groß. —“

Digitized by Google

Daß französische Pflanzer den Nationalhaß gegen Deutschland auch den Schwarzen und Farbigen einzuflößen verstehen, ist eine psychologisch merkwürdige Thatsache. Bis jetzt sagte man in den Colonieen unter den Nachwirkungen der Sklaverei: „Was Master liebt, das haßt der Schwarze.“ Nach dem Maßstabe Pariser Preßübertreibungen wäre es gewiß nicht zu verwundern, wenn irgend ein colonialer Blatt mit der Behauptung hervorgetreten wäre: die Wiedereinführung der Sklaverei sei der Zweck der in Frankreich einrückenden Deutschen gewesen. Oder wäre es die Sympathie mit den unterlegenen Schwarzen der Turco-Regimenter, welche die Neger auf Guadeloupe erbittert hätte? Die Reichsregierung möge es überlegen, ob bei einer Uebungsfahrt in den Gewässern der Antillen unserer Kriegsmarine ein Besuch vor Point-à-Pitre zum Frommen des unserer Flagge dienlichen Respectes zu empfehlen sein würde.

***

Wieder ist einer der Kämpen des Banapartismus vom Schauplatz abgetreten. Herzog von Persigny ist am 15. Januar gestorben. Zu Anfang der fünfziger Jahre war Persigny Gesandter in Berlin, vertauschte jedoch diesen Posten schon am 22. Januar 1852 mit dem des Ministers des Innern Angelegenheiten. Demnach kann der Aufenthalt des Herrn von Persigny in Berlin, dessen wir uns, offen gestanden, nicht erinnerten, nur von sehr kurzer Dauer gewesen sein. Gleichwohl legt der „Gaulois“ dem Verweilen des Herrn von Persigny am Berliner Hofe eine ganz außerordentliche Bedeutung bei. Persigny habe nämlich, so versichert das gewissenhafte Blatt, dem Kaiser Wilhelm, „der damals noch Prinz-Regent war“, die Theilung Europas zwischen Frankreich und Deutschland vorgeschlagen. Der jetzige deutsche Kaiser habe diesen Plan auch freundlich aufgenommen und nur einen Einwand dagegen erhoben: „Ich bin noch nicht Souverän, wir müssen noch etwas warten“. „Man wartete zu lange“, schließt der „Gaulois“. Wenn man die Unwahrheit spricht, sollte man doch wenigstens nicht gar zu leichtsinnig verfahren. Die ganze Fabel des „Gaulois“ erledigt sich durch die Thatsache, daß Persignys Berliner Gesandtschaft in das Jahr 1851 fällt, und der jetzige Kaiser erst im October 1857 die Leitung der Regierungsgeschäfte übernahm.

***

Die Pariser Blätter mißhandeln Victor Hugo nach seiner Niederlage in der Pariser Wahl in unbarmherziger Weise. Der „Figaro“ bringt u. A. die folgenden zarten Verse an die Adresse der Radicalen:

„Preis't Euren Heros, wackre Schaar,
Laßt Jubellieder laut erschallen!
Denn wer dem Schmutz so nahe war,
Vermochte niemals tief zu fallen.“

***

Aus dem Amerikanischen Census von 1870 sind die definitiven Ergebnisse noch nicht überall zusammengestellt. Einige vorläufige Mittheilungen giebt das sehr nützliche „Handbook of the Administration of the United States. By Tillotson. Boston 1871“, eine Arbeit, welche man in Deutschland eher ein Taschenbuch nach Umfang und Format nennen würde; denn zu den Eigenthümlichkeiten der Deutschen Gelehrten gehört es, abweichend von England, diejenigen Werke als „Handbücher“ zu bezeichnen, welche wegen ihres dicken Umfanges aber der Zahl der Bände, wie ein Baracken oder Reck, nur mit zwei Händen gegriffen werden können.

Unser Handbuch also meldet für 1870 eine Gesammtbevölkerung von 35,528,896 Seelen ohne Unterschied der Hautfarbe gegen 3,929,827 Seelen des ersten Census vom Jahre 1790! Der vorletzte Census von 1860 wies nach 31,443,321.

Vierzehn Städte haben über Einhundert Tausend Einwohner: New-York an der Spitze mit 922,531 und einer Zunahme von 14,6 pCt. gegen 1860. Es folgen darauf Philadelphia mit 674,022, St. Louis mit 310,864 und Brooklyn mit 306,300. Die stärkste Zunahme (in Procenten) gegen 1860 zeigen folgende Städte: Jersey City (179,7 pCt.), Chicago (173,7 pCt.), San Francisco (163,2 pCt.) und Cleveland (113,9 pCt.).

Die Einwanderung betrug in dem zweiundzwanzigjährigen Zeitraum von 1847 bis 1869 im Ganzen 4,038,991 Seelen. Das stärkste Contingent stellte Irland mit 1,597,805; nahe heran reicht Deutschland mit 1,536,649 Einwanderern. Erwägt man aber Bildung, Capital, Arbeitskraft und Freiheitssinn der Deutschen, so wird man gewiß sagen dürfen, daß Deutschland den Amerikanern dreimal so hohe Menschenwerthe zugeführt hat — wenn man die Culturkräfte der Deutschen nicht geradezu unschätzbar nennen will.

Literatur und Kunst.

Friedrich Spielhagens neuester Roman.

„Allzeit voran.“ Berlin 1872. Verlag von Otto Janke. 3 Bände.

Von einem bekannten französischen Dichter — ich glaube, von Alexander Dumas — erzählt man sich die folgende kleine Geschichte, die, wenn nicht zu den wahren, doch jedenfalls zu den gut erfundenen gehört. Dumas arbeitete an einem großen Drama, welches in ergreifender Weise den „Tod Heinrichs IV.“ schildern sollte, als er erfuhr, daß ein anderer Dramatiker denselben Stoff behandelt und das soeben vollendete Stück, welches denselben Titel „der Tod Heinrichs IV.“ führte, dem Théâtre français zur Aufführung gegeben hatte. Dumas erkannte als praktischer Mann, daß er unter diesen Umständen sein Drama als „Tod Heinrichs IV.“ nicht mehr nutzbringend verwerthen könne. Das Bewußtsein, eine gute Arbeit gemacht zu haben, war zwar sehr erhebend, aber das allein genügte ihm doch nicht. Er entschloß sich also, das Manuscript einer sorgfältigen Revision zu unterwerfen. In der Morgendämmerung begann er einige Scenen herauszustreichen, nach dem Frühstück flickte er einige neue Scenen ein, zur Vesperstunde machte er einen neuen Schluß und änderte die Namen der agirenden Personen, und als der Abend sich hernieder senkte, war auf dem so zugerichteten „Tod Heinrichs IV.“ ein Lustspiel geworden, welches, wenn ich mich nicht irre, „Mirabeaus Jugendstreiche“ hieß. Es wurde auch aufgeführt und hatte einen leidlichen Erfolg.

Unwillkürlich habe ich mich bei der Lectüre des neuesten Spielhagen'schen Romans „Allzeit voran“ dieser Anekdote erinnert. Ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß dieser Roman, obwohl er angeblich ein Stück unsrer allerneuesten deutschen Geschichte behandelt, seine Entstehung Umständen und Eindrücken verdankt, welche durch die neueste deutsche Geschichte siegreich überwunden, antiquirt, ja ganz vergessen sind. Es sollte ein ganz moderner Roman sein, und er wäre im Frühjahr 1870 auch ganz modern gewesen. Zu jener Zeit durfte man noch befürchten, daß auf den Duodezthrönchen einiger Kleinstaaten biedere Landesväter sich breit machten, welche ihren frevlen Liebhabereien particularer Selbstständigkeit selbst um den Preis des Landesverraths, des Complotts mit dem Auslande gegen das eigene Vaterland Befriedigung verschaffen würden, wenn sich die Gelegenheit dazu darböte. Das durfte man, wie gesagt, vor Ausbruch des Krieges gegen Frankreich befürchten; und diesen Umfang in der fesselnden Form des Romans zu geißeln, war ohne Zweifel für einen so modern fühlenden Schriftsteller wie Spielhagen eine reizvolle Aufgabe, war berechtigt und verdienstlich. Der Krieg brach los. Und wie mit Einem Zauberschlage erwachte die deutsche Nation zu dem Bewußtsein ihrer realen Einheit. Aller Hader verzehrte sich im Feuer des patriotischen Begeisterung:

Neckar und Weser stürmten an,
Sogar die Fluth des Mains,
Vergessen war der alte Span —
Das deutsche Volk war Eins.

Wir waren besser als unser Ruf, besser als wir selbst geglaubt hatten. Die verdächtigten Verehrer des napoleonischen Universalpatronats erwiesen sich im Augenblick der vaterländischen Gefahr als gerade so gute deutsche Patrioten, wie alle andern. Das war mehr, als wir erwartet hatten.

Es ist nun klar, daß ein deutscher Zeitroman, zu welchem die vor dem Kriege vorhandenen Verhältnisse und Anschauungen die Veranlassung gegeben haben, verkehrt und unmöglich wird, wenn man den letzten Krieg, der gerade diese Verhältnisse und Anschauungen über den Haufen geworfen hat, in die Handlung hineinzieht. Das ist gerade so, als ob ich ein Möbel, das ich für eine winkelige Kammer mit schiefem Boden mir zurechtgemacht habe, auf das ebene Parquet eines vernünftigen Zimmers stellen wollte; da

**

Digitized by Google

wackelt's auf allen vier Beinen und zeigt überall die Abnormitäten seiner häßlichen Formen. Spielhagen hat, meinem Gefühle nach, diesen Fehler begangen. Nur auf diese Weise vermag ich mir die unbehagliche Stimmung, in welche mich „Allzeit voran" während des Lesens versetzt hat, zu erklären. Spielhagen hat einen deutschen Zeitroman von anno 1868 oder 1869 schreiben wollen, eine Geschichte kleinstaatlicher Misere mit knirschender Unterwerfung unter das böse Preußen, dem man die Siege des Jahres 1866 nicht vergessen, und wimmernder Anbetung des Erlösers an der Seine. Dies Bild war 1870 71 nicht mehr zeitgemäß. Er hat den unvergleichlichen Krieg in seine Geschichte hineingearbeitet, hat demgemäß mancherlei geändert — gerade wie der Franzose an seinem „Tode Heinrichs IV." — und so aus den Conceptionen der Vergangenheit ein Bild der Gegenwart zusammengestellt, dem man trotz der übereichen äußerlichen Ausstaffirungen neuesten Datums doch die Beraltung der Grundidee allerorten anmerkt. Die Leute, denen wir in „Allzeit voran" begegnen, sind miserable Kleinstaatler von 1868, die sich einen nationalen Maskenscherz mit der falschen Nase von 1870 erlauben; es sind nicht die vor Zorn und Begeisterung bebenden Männer, die in der Julighuth über den Rhein zogen.

Aus dieser Entstehungsgeschichte des Spielhagen'schen Romans, wie ich sie mir denke, erkläre ich mir auch die Kleinlichkeit der Haltung, welche in wahrhaft ermüdender Breite in den drei Bänden erzählt wird. Ich halte es für unmöglich, daß, wenn ein so geistreicher und sensitiver Mensch wie Spielhagen unter dem Eindruck der letzten Ereignisse zur Feder greift, um die Tage vor dem Kriege zu schildern, seine Erfindung es sich mit einer der üblichen Liebesgeschichten unter conventionellen Personen genügen lassen würde. Man thürmt nicht Ossa auf Pelion, um ein paar harmlosen Individuen einen Scherz zu bereiten; und wenn man der Alltagsgeschichte einiger Liebenden die gewaltige deutsche Nationalerhebung des Jahres 1870 als Ornamentik aufsetzt, so kann daraus nur eine proportionswidrige Mißgestaltung entstehen.

Fürst Erich von Roda, dessen Souveränetät der Krieg von 1866 ein Ende gemacht, hat sich mit einer schönen, stolzsamen und klugen Bürgerlichen niedriger Herkunft, Hedwig getheiraten, an der linken Hand vermählt — zum nicht geringen Verdrusse des präsumtiven Erben, Grafen Heinrich. Dieser letztere hat als Officier im preußischen Heere im Jahre 1866 gegen die Süddeutschen Bundesgenossen, zu denen auch Erich gehört hatte, gekämpft und bildet als Vertreter des preußischen Junkerthums ein ganzes Sinne des Wortes den vollständigen Gegensatz zu dem Senior seiner Familie, dem in den particularistischen Anschauungen seiner souveränen Vorfahren und im Hasse gegen Preußen alt und grau gewordenen Fürsten Erich. Zwischen diesen nächsten Verwandten bestehen aber nicht nur politische Meinungsverschiedenheiten, sondern auch tiefeinschneidende persönliche Antipathieen. Graf Heinrich hat Hedwig, bevor sie noch der Fürst aus der bescheidenen Stellung einer Gouvernante zu den Ehren seiner linken Hand emporhob, gekannt und geliebt und ist von ihr geliebt worden. Der leichtsinnige Lieutenant, der tiefverschuldete Träger eines großen Namens, hat aber rechtzeitig Kehrt gemacht und mit einer netten, recht unbedeutenden kleinen Aristokratin eine standesgemäße Ehe geschlossen. Nichtsdestoweniger sind seine Gefühle für Hedwig nicht erloschen; und als er sie nach langer Trennung wiedersieht, bemächtigt sich seiner die alte Leidenschaft. Hedwig hat inzwischen an der Seite des Fürsten, auf dessen innige Liebe sie in ihrem Herzen keine Erwiderung findet, lange wehmuthsvolle und freudenleere Jahre zugebracht. Bevor sie in der Entrüstung über die Treulosigkeit ihres früheren Geliebten zu der Halbehe mit dem Fürsten Erich sich entschlossen, hat sie sich von diesem das Ehrenwort geben lassen, daß ihre Verbindung blos vor den Augen der Welt und der Form nach eine Ehe linker Hand, in Wahrheit aber nicht einmal das — gar keine Ehe sein solle. Die Besorgniß, daß aus dieser platonischen Discretion ein Rechtsnachfolger, den man eventuell legitimiren könne, hervorgehen und den flotten Grafen um die Erbschaft bringen würde, ist also so unbegründet wie nur irgend möglich. Der Fürst bekümmert sich in seinen Mußestunden um landwirthschaftliche Musteranstalten, Hedwig nimmt sich der Armen und Leidenden an und sucht in der Mildthätigkeit einen Ersatz für die Liebe. Erst vor Kurzem ist in ihr einsönniges Dasein neues Leben gekommen. Es hat sich da an dem kleinen Hofe ein junger Doctor niedergelassen, welcher alle Eigenschaften, die man in den meisten neuen Romanen bei dem normalen Haushelrer zu finden gewohnt ist, in sich vereinigt. Zwischen Hedwig und dem jungen Dr. Hermann Horst hat sich schnell ein sympathisches Verhältniß gebildet, welches sich allmählich auf beiden Seiten zur wahren, wenn auch nicht gestandenen Liebe potenzirt. Just in diese Zeit, da Hedwig sich klar darüber wird, daß sie Horst liebt und da Horst die Wahrnehmung macht, daß er Hedwig liebt und verlassen muß, weil er sie liebt — just in diese Zeit fällt der „preußische Besuch." Graf Heinrich, ihr früherer Geliebter, kommt mit seiner kleiner Frau, ihrer früheren Schülerin, auf Einladung des Fürsten Erich nach Roda. Dies ist die Exposition des Romans. Die Verwickelung und Auflösung desselben eingehend zu schildern, würde zu weit führen. Die Situationen, welche sich aus dieser Exposition von selbst ergeben: aus dem Verhältniß Hedwigs zu ihrem fürstlichen Gatten, der ihr die Linke und dem sie nicht einmal diese gereicht hat, zum Grafen, ihrem früheren Geliebten, der sie noch immer liebt, zum jungen Doctor, den sie liebt und von dem sie geliebt wird; ferner aus dem Verhältniß des Fürsten zu seiner theoretischen Frau, die er anbetet, zum Grafen, den er tödtlich haßt und auf den er eifersüchtig wird, zum Dr. Horst, den er verehrt und auf den er eifersüchtig gemacht wird; ꝛc. ꝛc. — die aus diesen gegenseitigen Beziehungen der handelnden Hauptpersonen resultirenden Situationen sind gar mannichfaltig und Spielhagen hat sie nach Kräften verwerthet. Kommen noch dazu mehr oder minder bedeutende Episoden, unter denen namentlich eine sachlich erwähnenswerth ist: die Rundreise eines französischen Agenten, des Marquis de Floroille, an den kleinen deutschen Höfen, um die kleinstaatlichen Souveräne für den Fall eines Krieges zwischen Frankreich und Preußen zum Treubruch gegen Deutschland zu verleiten; und endlich die politischen Verwickelungen, welche zum Kriege führen. Fürst Erich hat mit dem französischen Agenten abgeschlossen. In der Eifersucht und dem Groll über seine verschmähte Liebe hat er sich zu sentimentalem Landesverrath hinreißen lassen; und an diesem wie an den obengenannten Motiven zu diesem, geht er, in dem Augenblick, da der Krieg erklärt wird, folgerichtig zu Grunde. Graf Heinrich tritt die Erbschaft an, stellt sich und die Seinen seinem Heerführer zur Verfügung, wird bei Gravelotte schwer verwundet, von Hedwig, welche als Krankenpflegerin in's Feld gezogen ist, und von Dr. Horst treulichst gepflegt, und wird sich nach seiner Wiederherstellung, da er zum Waffenhandwerk auf alle Fälle nicht mehr taugt, die geistige Entwickelung seiner Landeskinder ohne Zweifel angelegen sein lassen. Und Hedwig? Und Horst? Der Dichter läßt diese Fragen unbeantwortet, aber er deutet doch an, daß diese beiden sympathetischen Naturen nach den Stürmen des Krieges sich und mit sich das höchste Glück finden werden.

Ein Kritiker hat in dem Spielhagen'schen Roman, den ich hier flüchtig skizirt habe, eine allumfassende Allegorie zu erblicken vermeint. Erich ist seiner Meinung nach der deutsche Particularismus, der durch den Krieg den Todesstoß empfängt, Graf Heinrich das thatkräftige, kühne, fegreiche Preußen, das Frankreich (den Marquis Floroille) im Duell verwundet und lahm legt. Horst ist der deutsche Freiheitssinn, der sich in der Verirrung zu den Kleinstaaten flüchtet, im Augenblick der Gefahr aber entschlossen unter die Fahnen des vielgeschmähten Preußen tritt; Hedwig endlich ist das Herz des deutschen Volks, um das alle, wie sie da sind, buhlen: der Particularismus mit greisenhafter Liebe, Preußen mit Keckheit und Energie, Frankreich mit Lüsternheit; die wackere Freiheit aber führt die Braut heim. Das ist schön und gut, und wenn man „Egmont" eine Allegorie nennen will und es vorzieht, Alba „spanische Erbehung,"

Digitized by Google

Kläschen „niederländische Unabhängigkeit“ ꝛc. zu taufen, so läßt sich dagegen nichts sagen. Wir brauchen uns aber auf die allegorischen Deutungen, zu welchen vielleicht Hermann's Traum im Spielhagen'schen Roman den Anlaß gegeben hat, nicht einzulassen, und es genügt zum Verständniß des Romans, wenn wir das Kind beim rechten Namen nennen.

Spielhagen hat es mit der Ausführung seines Planes vielleicht etwas leicht genommen. Ich gehöre nicht zu den Kritikern, die etwas Rechtes zu sagen vermeinen, wenn sie des Rabbi Ben Akiba: „Alles schon dagewesen,“ citiren und zum tausendstenmale variiren. Vorhandenes zu benutzen, ist keine schriftstellerische Sünde; dazu ist es ja da. Man frage nur bei den größten Dichtern aller Zonen und aller Zeiten an, ob sie die jetzt vielfach geforderte Zimperlichkeit in der Benutzung ihrer Quellen besessen haben. Aber gewisse Dinge gibt es, die meiner Auffassung nach ein origineller und bedeutender Schriftsteller im siebenten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts nicht mehr anfassen sollte. Dazu rechne ich z. B. Lebensgefahren, in welche die Heldin geräth und aus denen sie von dem Helden mit Einsetzung seines eigenen Lebens gerettet wird. (I. Band S. 190.) Wenn ich an das betreffende Capitel komme, möchte ich jedesmal wie Dr. Bartholo ausrufen: „Ach was, es gibt gar kein Leben, es gibt gar keine Gefahren.“ Zu derselben Kategorie der aufmerksam zu vermeidenden Motive rechne ich ferner das Portrait des Geliebten, welches die Heldin heimlich zeichnet oder malt, und das die Geheimnisse des verschwiegenen Herzens ausplaudert. Als ich las, daß Hedwig sich mit Malerei besaße, bekam ich einen Schreck: sie wird doch wohl nicht gar Hermanns Bild heimlich malen wollen, rief ich in mich hinein. Es war mir tröstlich, als ich erfuhr, daß sie blos Landschaften cultivire. Da wird's schlimmsten Falls bei der Stelle, wo sie ihn zum erstenmal gesehn, sein Bewenden haben, dachte ich mir; aber ich sprachlockte zu früh: sie malte das Portrait. (I. Bd. S. 220. II. Bd. S. 70, 99.) Auch sollte man möglichst selten wichtige Documente, welche die Katastrophe herbeiführen, bei der Abreise liegen lassen. (III. Bd. S. 32 ꝛc.)

Ebenso wie mit den Motiven verhält es sich mit den Citaten; auch hier gibt es eine erkleckliche Anzahl, die durch den beständigen Gebrauch von Hand zu Hand so abgegriffen sind, daß man sie füglich nicht mehr als baare Münze ausgeben sollte. Spielhagens Fürst Erich fängt gleich gut an (I. Bd. S. 4 und 5): „solamen miseris socios habuisse malorum,“ „tempora mutantur,“ „l'appétit vient en mangeant,“ sind nur durch wenige Zeilen von einander getrennt; eine Persiflage des Citirens scheint nicht beabsichtigt zu sein, denn der Fürst ist keineswegs ein Richard Wanderer, der stets und Alles mögliche citirt, sondern ein ernster und begabter Mann, der sich später auch ohne abgeklaubte Worte ausdrücken weiß. Das „quidquid delirant reges,“ das „Ewig-Weibliche,“ welches uns bekanntermaßen „hinanzieht,“ das Huhn Heinrichs IV. im Topfe jedes Bauern ꝛc. ꝛc., würde ich in einem sorgfältig gearbeiteten Werke nicht vermissen.

Auch im Gebrauch des allerdings immer wirksamen qui-pro-quo würde eine Beschränkung vortheilhaft gewesen sein. Das eine, welches sich durch den ganzen Roman hindurchzieht, ist allerdings recht hübsch erfunden, und ihm verdanken wir die meines Erachtens besten Seiten des Buchs: ich meine das „Verhältniß,“ in welchem die kleine Elise, wie ihre Mutter, die Frau Kanzleirathin, ihr eingeredet hat, zum Fürsten zu stehen glaubt. Die beschränkten Leute, Frau Kanzleirathin und Gemahl, bilden sich ein, daß Fürst Erich seine Gattin linker Hand verabschieden und ihre Elise der Ehre, seine rechtmäßige Gattin zu werden, würdigen werde. Elise wird nun zu diesem Zwecke dressirt. Sie bekommt Reitstunde, sie declamirt Verse, welche von der vorsorglichen Mutter so geändert werden, daß sie zwar keinen Sinn mehr haben, aber vielfache handgreifliche Anspielungen auf die erhoffte Verbindung Erich's mit Elisen enthalten ꝛc. ꝛc. Das ist wirklich komisch und ganz vortrefflich von Spielhagen ausgeführt, und ich mache dem Dichter nicht den Vorwurf, daß er die Farben stark aufgetragen und ab und zu carikirt habe. — Uebertreibungen sind oft sehr angebracht, und wer keinen Sinn für gute Caricaturen hat, wird schwerlich die Decenz der strengen Formen ganz empfinden. Die Declamationsscene (Elise als Nize der Roda, III. Bd. S. 41 und 42) hat mich köstlich amüsirt. „J'ai ri' me voilà désarmé.“ — Auch die Kleinbürgerscenen sind recht hübsch, realistisch und wirksam. Sie würden in jeder Beziehung gewinnen, wenn sie um die Hälfte gekürzt würden. Das „weise Verschweigen“ ist eine goldene Regel, die leider nicht genug beachtet wird. Die Erziehung der komischen Wirkung durch das beständig sich wiederholende „sagte der,“ „sagte die“ — wie es schon im alten Singspiel heißt:

„In Berlin, sagt er
Muß Du sein, sagt er
Und geschieht, sagt er
Immer sein, sagt er ꝛc.“ —

mag statthaft sein; indessen scheint es mir nicht richtig, ein solches Hülfsmittel mehrfach und lange Capitel hindurch auszuwenden; der Zweck wird verfehlt: es wirkt nicht mehr komisch, es ermüdet.

Eine andere reizende Episode ist die Werbung des Cavaliers von Zeisel (III. Bd. S. 128 ꝛc.), die ich ebenfalls zu den ansprechendsten und gelungensten Seiten des Romans rechne. Da ist Frische, Wahrheit und Wärme. In diesen kleinen Nebenscenen zeigt Spielhagen eine seltene Meisterschaft. Wir werden auch noch auf einem andern Gebiete dieser Dichtung die Wahrnehmung machen, daß das Episodische gelungener ist, als das Hauptsächliche.

Der umfangreichsten Episode, dem Eingreifen des französischen Agenten in die Handlung, kann ich das gleiche Lob nicht zollen. Ich würde, wenn ich meine Meinung darüber ganz offen aussprechen wollte, schärfer werden müssen, als ich möchte. Hier scheint mir nahezu Alles übertrieben, unrichtig, unmöglich zu sein: Motiv, Charakter, Dialog. Dieser Florville ist kein Marquis, den man mit einer diplomatischen Mission betraut; er spricht allenfalls wie ein schlecht erzogener Mitarbeiter des Pariser „figaro“ und benimmt sich wie ein Hinterwäldler, der keine Ahnung von europäischen Sitten hat. Ich will von der Unmöglichkeit des Motivs nicht breit sprechen: sie leuchtet jedem Leser ein. Fürst von Roda hat ein paar Quadratmeilen Land zu beherrschen; er gehört zum Norddunde, hat also in keine wesentliche Staatsangelegenheit ein Wort hineinzureden, hat auch nicht einen Gefreiten und drei Mann, über die er im Kriegsfall verfügen darf. Mit diesem Fürsten schließt Frankreich durch einen officiellen Agenten ein „Bündniß“ gegen Preußen. Das geht nicht. Allerdings hat Spielhagen die Einwürfe, die wegen dieses staatsrechtlichen Unsinns gegen ihn erhoben werden würden, vorhergesehn und die Berechtigung seiner Erfindung aus der notorischen Unkenntniß der Franzosen in deutschen Dingen herzuleiten und zu vertheidigen gesucht. Ollivier weiß ja nicht, wie klein das Fürstenthum Roda ist, und die guten Pariser wissen's noch viel weniger. Die Sache wird aber jedenfalls Effect in Paris machen. Das genügt. So deduciren die Franzosen in Roda. Ich glaube aber trotzdem, daß der Unwerth eines Bündnisses mit einem Erich ohne Land und Leute selbst einer Pariser Redaction einleuchten würde, glaube, daß sich auch in Paris gegen diesen Humbug vernünftige Stimmen erheben würden, glaube, daß sogar Emil Ollivier im Gothaer Almanach sich einigermaßen über die Verhältnisse der mit ihm alliirten Fürsten unterrichten würde.

Und dieser Marquis! Hedwig gewährt ihm, dem Gaste ihres erlauchten Gemahls, einen Tanz; das genügt ihm, um ihn während der Nacht mit dem Gedanken zu beschäftigen, wie er in ihr Schlafgemach dringen könne, genügt, um ihn glauben zu machen, daß die weibliche Gestalt, die er im nächtlichen Dunkel durch den Garten huschen sieht, Hedwig sein müsse, die jedenfalls seine Schwüre und deren Bethätigung erwarte. Und das thut ein Marquis, ein vornehmes Glied jener in den Gesellschaftsformen tadellosen Aristokratie, die sich auf ihre Galanterie und zarte Behandlung des weiblichen Geschlechts nicht mit Unrecht etwas einbilden darf.

Hier macht auch Spielhagen, wie schon erwähnt, von dem

Digitized by Google

qui-pro-quo einen nicht genügend discreten Gebrauch. Diese ganze Gartenscene — eine Reminiscenz der Gartenscene in „Figaros Hochzeit," IV. Act — ermattet durch die beständigen Verwechslungen, die auf der Bühne natürlich viel drastischer wirken. Der Marquis sucht Hedwig und findet deren Zofe, die Diener suchen den Diener des Marquis und finden den Marquis, der Graf sucht den Marquis und findet dessen Diener ꝛc. ꝛc.

In dieser unerquicklichen Episode ist das einzig Hübsche die wirklich sehr gelungene Persiflirung des französischen Phrasenthums im Abschiedsbriefe des Marquis. Sie ist geistvoll und treffend.

Ich würde mich selbst des Fehlers, den ich in dem Spielhagen'schen Roman rüge: zu sehr in die Breite zu gehen, schuldig machen, wenn ich über die politischen Seiten des Romans — und es sind deren nicht wenig! — sprechen wollte. Für mich ist die Tagespolitik, wenn sie nichts anderes ist, als das, was man aus den Zeitungen längst weiß, im Roman völlig zwecklos. Bezirksvereinsvorträge über die Pflichten des Staatsbürgers mißfallen mir im Romane, namentlich aus dem Munde einer schönen Frau. Wer die Tagesfragen dichterisch behandelt, läuft immer Gefahr, in falsches Pathos zu gerathen. Es ist ganz auffällig im Spielhagen'schen Roman: seine Personen sprechen über wenig Bedeutendes so richtig und wahr, so individuell und treffich, wie nur denkbar; sobald sie aber auf die hohe Politik zu reden kommen, machen sie mir stets den Eindruck, als ob sie eine prätentiöse Rede auswendig gelernt hätten und das Concept dazu in der Tasche mit sich herumtrügen.

Noch eine Einzelheit möchte ich hier erwähnen: Stephanie, die Frau des Grafen Heinrich, sieht im Spielhagen'schen Roman ihrer Niederkunft entgegen. Ich meine, es genügt, wenn der Dichter das einmal klar und deutlich sagt. Dergleichen übersieht man ja nicht. Von diesem interessanten Zustande Stephanies ist aber in „Allzeit voran" jedesmal, wenn sich die unglückliche junge Gräfin blicken läßt, und oft in wenig gefälliger Weise die Rede. Ich bin wahrhaftig nicht prüde, aber der vom Dichter meiner Phantasie auferlegte Zwang, mir die kleine Stephanie beständig „unter den gegebenen Bedingungen" vorzuführen, hat mich unangenehm berührt. Ich nehme den I. Band und finde Anspielungen darauf auf S. 144, 162, 168, 172, 173, 177, 328, im II. Band auf S. 129, 132, 163, 164, im III. Band auf S. 14, 56 ꝛc. ꝛc. Das ist zu viel.

Auch im Stil scheint mir „Allzeit voran" weniger gepflegt zu sein als die früheren Werke des geistreichen Verfassers. Ich glaube nicht, daß man sagen darf: „im Kampfe mit einem wilden feurigen Pferd den Kürzeren ziehen" (I. Bd. S. 156); auch bei dem Vergleich „das Räthsel war so dicht und dunkel, wie es feine Augenbrauen waren" (I. Bd. S. 293), habe ich gestutzt; der Kleinigkeiten nicht zu gedenken.

Mit den Charakteren ergeht es Spielhagen in „Allzeit voran" wie mit den Motiven. Bis auf den frisch und gut gezeichneten Grafen Heinrich ermangeln die Hauptcharaktere der Originalität und Sympathie, während die episodischen Figuren zum Theil ganz prächtig sind. Unter den Helden mißfällt mir namentlich der ideale Doctor. Er erinnert mich an die von schmeichelnden Photographen hergestellten Bilder, auf welchen durch Blenden aus Silberpapier alle Schatten auf der Physiognomie des Opfers entfernt sind. — Dagegen sind die „Utilités" mit meisterlichem Geschick geschildert: vor allem die Generalin und ihre Tochter, die Familie des Kanzleiraths und der lustige von Zeisel.

Ich bedaure, daß meine Rüge das Hauptsächliche und mein Lob das Nebensächliche betrifft. Was mich tröstet, ist die Ueberzeugung, daß, wer so reizend Nebensächliches zu schildern versteht, das Zeug dazu haben muß, auch in Hauptsächlichem wiederum ganz Vorzügliches zu leisten. Ich wünsche, daß sich mir bald die Gelegenheit darböte, dies an dieser Stelle zu constatiren. Schon in dem Umfang dieses Aufsatzes wird der Verfasser der „Problematischen Naturen" ein äußerliches Zeichen der wahren Sympathie und hohen Achtung, die mir sein unbestrittenes Talent stets eingeflößt hat, erblicken.

„Man schreibt nicht so ausführlich
Wenn man den Abschied gibt"

singt Heine.

Paul Lindau.

Das Drama im neuen Reich.

Neben dem Drama könnte jetzt höchstens noch von der Novelle die Rede sein, und nichts ist charakteristischer, als daß die höchste und niedrigste Kunstform bei diesem Geschlechte um den Preis ringen. Was in Lyrik und epischem Liede geleistet und gewöhnlich durch Vermittlung illustrirter Journale publicirt wird, ist im Durchschnitt gebildete Dilettantenkunst, und auch die Leistungen unserer besten Namen, wenn ich Freiligraths Ansprache an seinen Sohn im Felde*) ausnehme, hatten im Kriegsjahre auf eine andere Bezeichnung als die eines anständigen Mittelguts keinen Anspruch. Wenn es auf die Lyrik ankäme, so hätten wir die Höhe unserer nationalen Bildung erreicht. Jeder macht sein wohlklingendes Lied in der Sprache, die so gefällig für ihn dichtet und denkt, und darum hat ein Volk, das im Zenith seiner Cultur nach innen und außen stand, noch nie jenes lyrische Genie erlebt, welches die allgemeine Begeisterung übergeistert, die allgemeine lyrische Bildung um Kopfes Länge überragt, oder seine Gegenwart als Concentrationsherd und Gesammtausdruck lyrisch vertreten hätte. Mit dem Drama steht es etwas anders. Der hohe Bildungsgrad einer Nation kann zwar die äußere Form dieser Gattung, die technische Mache, die Verwerthung der Handwerksgriffe in allgemeineren Besitz bringen, aber die dichterische Seele bleibt unabhängig von aller Zeit; kann nicht verlangt, muß geduldig erwartet werden; sie kann ein künstliches dramatisches Gerüst aufschlagen, mit Schnörkel, Arabesken, Löwenköpfen und Frauenfratzen verzieren, aber sie muß nicht damit auch einen Stil erzeugen, d. h. die Verkörperung einer ewigen Idee erreichen — das Facit liegt außer den Factoren des Augenblicks. Vom Himmel läßt sich der Stern nicht reißen, wir können aber Ordenssterne bekommen und platzende Leuchtkugeln machen, und damit ist unser Prahlen zu Ende.

Im gegenwärtigen Kampfe des Dramas mit der Novelle ist der größere poetische Gehalt entschieden auf Seiten der letzteren zu finden. Natürlich; denn die Novelle hat als lose und flüchtigste Dichtungsform auch gar nichts, womit sie wirken könnte, wenn sie nicht die poetische Empfindung hat. Unsere besten Novellisten schreiben wirkliche Gedichte, soweit es auf die Poesie des Inhalts ankommt. Beim Drama aber läßt sich schon durch das bloße Raffinement des Aufbaus und Zuschnittes der Handlung Wirkung erreichen, und weiter haben es z. B. die Franzosen noch nicht gebracht. Erschreckend aber ist es, daß wir, d. h. eben dasselbe Volk, in das ein Gott gefahren war, als es vor 12 Monaten eine 200jährige Schande, einen 200jährigen Servilismus mit einem einzigen raschen Rachezuge sühnte, und dies zwar unter der blendenden Entfaltung aller germanischen Tugenden, daß dieses Volk im höchsten Ausdrucke seiner Dichtung, im Drama, abermals blind bewundernd an den französischen Kunststempeln bettelt und als dichterische Beute den Eiter einer durch und durch verfaulten Gesellschaft heimschleppt. Die maßgebenden deutschen Bühnen — die Hofbühnen nicht ausgenommen — überbieten sich im Honorarbetrag an die Sardou, Touroude, Henrequin, Gastineau u. A., denn diese armen Teufel von französischen Dichtern brauchen ja die nöthigsten Lebensbedürfnisse, woran wir teutonischen Barbaren doch eigentlich schuld sind: sie müssen neue Paläste haben, weil die Commune ihre alten verbrannt hat; sie haben Champagner und Demimonde nöthig zur Conception ihrer unsterblichen Dichtungen, und dazu müssen sie unterstützt wer-

*) Und „Die Trompete von Bionville". D. Red.

Digitized by Google

den. Die einheimische Kunst mag sich einstweilen am Schaugerichte der Milliarden satt — sehen und mit den Worten jenes Schulrathes trösten, dem eine Erhöhung der Lehrergehalte Uebermuth dünkte, weil er meinte: „Sie werden leuchten wie des Himmels Glanz, dafür können sie auch auf Erden ein wenig hungern.“ — Wer sich fein bischen Idealismus aus den Tagen des Siegs bis über den letzten Sylvester hinübergerettet hat, muß billig erstaunen, wohin das Volk, zu dem 1870 Arndt und Körner sich freudig bekannt hätten, schon in diesem kurzen Zeitraum gekommen ist. Der patriotische Spiritus ist verflogen, das Phlegma als Gründungsactienschwindel, Häuserschacher und Kunstausfuhr zurückgeblieben. Wenn nicht der Leiter unserer auswärtigen Politik die Würde des Reiches wahrte, unsere innere Haltung thät es nicht. Oder ist es ein Naturgesetz, daß nach der heftigen Anspannung einer idealen Empfindung der Verstand um so kaltblütiger und tyrannischer in seine Rechte tritt? Denn in der That ist das Wirksamste, was deutsche Repertoire aufweisen, nur Product der Berechnung, der künstlerischen Ausklügelung. Die Göttin hat einen Schleier mehr, denn das Geschlecht ist der Illusion nicht mehr fähig, und während ministerielle Prüderie die Nacktheit der idealen Kunst in den Akademien mit dem Bannfluche belegt, erklärt ein Provinzialschulrath umgekehrt der deutschen Jugend, daß das Mädchen aus der Fremde nur ein Almanch, das Thal bei armen Hirten das mecklenburgische Tiefland sei. Der Minister verhüllt, der Schulrath entblößt die Muse: wenn das noch nichts für den modernen Aristophanes ist, so weiß ich nicht, auf welche Kapuzinaden der Zeit er noch weiter wartet.

„Drama des Kaiserreichs“ ist ein ominöser Begriff geworden, aber wir sind auf dem geraden Wege dahin. Es braucht nur einigen Witz für die Scenen und Aeußerlichkeiten und einige Begabung für die Equipage. Das wollen wir den deutschen Sittenbilderfabrikanten gern zugestehen, daß sie in letzterem Punkte von den Franzosen noch viel zu lernen haben, vielmehr nur noch Eines und Alles: die Grazie der Zote, die ihren Meistern die Welt erobert; denn ihre deutschen Jünger sind darin noch etwas zu plump. Dagegen bringt ihr dichterischer Verstand schon recht niedliche Kunststückchen zu Werke, wie man, um das Beispiel an der allernächsten Gelegenheit zu brechen, soeben an „Täuschung auf Täuschung“ von Schütz erfahren kann. Wenn eine Haselnuß, die das zierlichste Elfenbeinschachspiel und ein ganzes Kaffeeservice von Silber einschließt, oder ein Bezirksbecher des Mittelalters ein Kunstwerk ist, so ist dieses Schachspiel — ich wollte schreiben, Schauspiel auch eines. Wenn seelenlose Figuren und läderliche Psychologie ein Drama bilden, so ist das auch eins. Und was schadet das? Es ist ja doch auf allen Bühnen zu Hause. — Hab' ich jemals geglaubt, das Publicum sei an dieser Lage des deutschen Drama's schuld, so muß ich heut Abbitte leisten, und ich bin nicht der Vereinzelte, der alle Verantwortlichkeit auf die Leiter der deutschen Bühnen wirft. Wenn in einem Jahre wie 1871 nicht endlich ein frischerer Odem in's Repertoir kommt, ein nationaler Odem, der die besten Pulsschläge der Zeit, die specifischen Regungen der Nation repräsentirt, wenn jetzt noch der deutsche Dramatiker mit den Augen der fünfziger Jahre geprüft wird und die nichtssagendste Kunst für die bühnengerechteste gilt, so ist das ein Verbrechen an der nationalen Bildung, das um so größer erscheinen muß durch die unnatürliche Protection gerade jener Seiten des französischen Erbfeinds, deren einstimmige Verwünschung noch vor Monaten den Regierungen so angenehm in die Ohren klang; denn diese sittlichen Entrüstungen waren die Basis und Bürgschaft für jene Einmüthigkeit, die unsere Siege bedingte! Der Muth eines freien Entschlusses, der Muth, die idealen Forderungen der Zeit zu berücksichtigen, muß den königlichen Bühnen abgesprochen, kann nur dem idealen Streben der Münchener Hofbühne, sowie einigen kleineren Residenzbühnen wie Oldenburg, Meiningen, Weimar und dem Stadttheater von Leipzig (? d. Red.) zuerkannt werden. Hannover, Cassel und Wiesbaden sind Nullen geworden für das Drama der Gegenwart, und wo eines im Repertoir erscheint, da hat die Erlaubniß erst von oben geholt werden müssen. Das Dresdener zählt unter der Verwaltung eines Welsen schon längst nicht mehr, das Karlsruher ist seinem Meister E. Devrient so treu geblieben, daß es, seit dieser zurückgetreten, — Jedwelche thut; die großen Stadttheater lassen sich die Kastanien von Berlin und Wien aus dem Feuer holen und haben gar kein Princip, wenn nicht die Frage: „Hat's anderwärts Kasse gemacht?“

Wo bleibt da die Tragödie und das ernstere deutsche Schauspiel? Denn man soll nicht glauben, es gäbe keine deutschen Novitäten dieser Gattung mehr, weil sich die Dichter durch die Verhorrescenz der Hofbühnen abschrecken ließen, oder daß solche Novitäten allesammt wegen Mangel an Bühnentechnik ihre Ablehnung verdienten. Es ist aber noch nicht so schlimm, als es aussieht. Einsweilen findet das Brauchbare bei den Restaurantbühnen noch immer sein Unterkommen, und das ist das Gute an der Theaterfreiheit. Freilich giebt es noch große Zeitungen, die mit der allernsten Vornehmthuerei diese „Schinkenstullentheater“ als nicht vorhanden ansehen, dafür aber die hohlste Coulissengaukelei, wenn sie nur über vornehmere Bühnen geht, mit unglaublichem Respect behandeln. Freilich blicken die Hofbühnen auf diese kleineren Theater mit unendlicher Beachtung herab. Aber sie mögen sich vorsehen! Es könnte noch eine Zeit kommen, wo diese Privatschaubuden sogar der Königlichen über den Kopf wachsen, wenn sie es nur verstehen, das moderne Bewußtsein in ihrem Repertoire zu spiegeln; und es ist nicht so undenkbar, daß eine neue Aera des deutschen Theaters von ihnen aus beginnt, wenn sie, wie sie zum Theil begonnen, die nationale Pflicht zu erfüllen wissen, die die Hofbühne mit aristokratischer Willkür so beharrlich verkennt. Wenn die Königl. Hofbühne einen „Erich XIV“ als einzige tragische Novität in der ganzen Saison giebt, so hat sie ihre Pflicht an diesem Stücke gethan, auch wenn das Stück „wenig macht“. Aber was hilft eine gute That als Lichtseite, wenn zehn Unterlassungssünden den Schatten bilden? Wo bleibt Papst „Sixtus V“, den man ja doch mit Recht als das Allerhervorragendste auf dem Gebiete der modernen Tragödie erklärt? Wo bleibt das eine oder andere Drama von J. Große? Und nimmt sich kein Mensch solcher zum Loose der Buchdramen verwiesenen Dichtungen an? Spricht keine Stimme vor dem Volke davon, wie viel man ihm unterschlägt? Die Presse sollte es, so wahr sie sich rühmt eine Macht zu sein!

Aus diesem Grunde soll in diesen Blättern eine beurtheilende Uebersicht aller derjenigen dramatischen Dichtungen des letzten Jahres versucht werden, die wegen ihres poetischen Gehaltes und trotz ihrer unverdienten Zurückweisung an den maßgebenden Bühnen Anspruch auf die Beachtung der Nation haben. Und wär's ein Sandkorn, das man zur Förderung der guten Sache beiträgt —

Thu nur, was dein ist,
Gieb Jedem, was sein ist.

Albert Lindner.

Kleine Notizen über Literatur und Kunst.

Der siebzigste Geburtstag Bauernfelds ist in Oesterreich, und namentlich in Wien und Prag, auf das Festlichste gefeiert worden. Der Januar scheint unsrer Literatur besonders hold zu sein. Vier Geburtstage unserer schriftstellerischen Nestoren fallen in diesen Monat: Eduard von Bauernfeld feierte am 13. Januar sein siebzigjähriges Wiegenfest; am 21. Januar ist der einundsechzigste Geburtstag von Roderich Benedix; am 24. Januar der fünfundsiebzigste Geburtstag Karl von Holtei's und am 30. Januar der dreiundachtzigste Geburtstag des Grafen Wolf Baudissin, des ausgezeichneten Uebersetzers der Shakespeare'schen und Molière'schen Dramen.

***

Frau Jachmann-Wagner ist vor kurzem aus dem Verbande der Berliner Hofschauspieler geschieden. Karl Frenzel faßt sein Urtheil über diese Künstlerin so wohlwollend wie richtig in folgende Worte zusammen: „Mit Frau Jachmann scheidet die Erhabenheit von unsrer Bühne. Ohne Zweifel war ein conventioneller Zug in dieser Größe, es fehlte der unmittelbare geniale Funke, der zündet. Aber was die Künstlerin sind nach Maßgabe ihrer Kraft bot, war vom künstlerischen Sinne durchgeistigt.“ Die

Digitized by Google

Scheidegrüße, welche andere Kritiker der bejammernden Sängerin und preisenden Schauspielerin nachsenden, zeichnen sich mehr durch philiströse Eigenschaften, als durch die Schärfe des kritischen Urtheils aus. So verleiht der Kritiker des „Fremdenblatts“ seiner wehmuthvollen Stimmung die folgenden beschwingten Worte: „Es war, als wenn der Engel der Kunst durch das Haus flöge“ . . . Ueber dem Kunstbahnd schwebte auch sonst ein glücklicher Stern“ und „Die Gewalt der Scheidesunde beflügelte den Eifer der Mitspielenden.“ — „Flüge“, „schwebte“, „beflügelte“ — mehr kann man in einer Kritik nicht verlangen. In der „Kreuzzeitung“ bilden „die Ovationen von Seiten des vollen Hauses gleichsam nur die Präpusäen zur Kunstgeschichte“.

***

Die Berliner Oper versiert eine ihrer bedeutendsten Künstlerinnen. Frau Mallinger geht, weil Herr von Hülsen hartherzig genug ist, ihre unglaublich bescheidenen Forderungen nicht erfüllen zu wollen. Denn was verlangt die Künstlerin? Einen kleinen Contract auf zehn Jahre mit 50 Monaten Urlaub und 140,000 Thlr. Gage, einen unbedeutenden Vorschuß von 10,000 Thlr., der natürlich unverzinslich wäre, und noch einige Bagatellen. Das ist natürlich nicht der Rede werth. Wieviel Honorar mag wohl Humboldt für seinen „Kosmos“ bezogen haben? Es werden kaum 137,000 Thlr. weniger gewesen sein. Frau Mallinger bezeichnet ihren Barschlag zur Güte in einem von den Blättern veröffentlichten Briefe als „einen eigentlich allein künstlerisch zu nennenden Contract“. Gewiß! Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

***

Ein sehr beiseener Kritiker der „Vossischen Zeitung“ hat die Entdeckung gemacht, daß Hugo Müller eine der wesentlichen Ideen zu seinem neuesten Volksstück am Wallnertheater: „Die Spitzenkönigin“ einem französischen Stücke „Robin des bois“ entnommen habe. Die Sache hat ohne Zweifel ihre Richtigkeit, denn man muß voraussetzen, daß derjenige, welcher einen Autor öffentlich des geistigen Diebstahls bezichtigt, seiner Sache sehr sicher ist. Wir erlauben uns nur folgende unmaßgebliche Bemerkungen. „Robin des bois“ ist, wie jeder gebildete Mensch außer dem Kritiker der „Vossischen Zeitung“ weiß, die französische Bearbeitung unseres deutschen „Freischütz.“ Dieser französische Freischütz enthält aber eben so wenig wie der deutsche irgend ein dichterisches Motiv, welches mit dem angeblich gestohlenen im Hugo Müller'schen Stücke — es handelt sich um ein wichtiges Document, welches von einem Stummen, dem man es anvertraut hat, im Rausche verlegt worden ist — auch nur im Entferntesten in Zusammenhang zu bringen wäre. Das Stück, von welchem der Kritiker der „Vossischen“ hat sprechen hören, ist vermuthlich das bekannte Sensationsdrama „Les mémoires du diable“ von Soulié. In diesem Stück kommt allerdings ein „Robin“ vor, der aber durchaus nicht „des bois“ ist. Dieser „Robin“ hat nun zwar auch nicht die leiseste Aehnlichkeit mit dem stummen Invaliden Hans in der „Spitzenkönigin“ — wohl aber wird einer anderen Person des Stückes, nämlich dem Maurer Gauthier, gerade wie dem stummen Hans ein Document anvertraut. Bis dahin ist die Aehnlichkeit frappant. Nur ist Gauthier nicht stumm wie jener Invalide, sondern er kann sehr gut sprechen und legt sich, um sich im Gespräch des Geheimniß nicht entlocken zu lassen, den Zwang auf, auf alle Fragen nur mit „Ja“ und „Nein“ zu antworten. Gauthier hat auch das Document nicht etwa wie der stumme Hans im Rausche verkannt, sondern nüchternen Sinnes vorsorglich eingemauert. Sobald das verabredete Stichwort fällt, holt Gauthier das Document hervor und spricht nun, da die Verantwortung, die auf ihm lastete, von ihm genommen ist, wieder wie ein gewöhnlicher Sterblicher, während der stumme Hans durch einen tragischen Zufall zwar den verloren gegangenen Brief, nicht aber die Sprache wiederfindet. Bis auf diese geringen Abweichungen verhält sich Alles genau so, wie es der gewissenhafte und bewanderte Mann in der „Vossischen“ seinen Lesern erzählt hat.

***

Beaumarchais' Lustspiele, welche in Frankreich zu den beliebtesten Stücken des Repertoirs gehören, haben in Deutschland bis jetzt einen vollen Erfolg zu erzielen nicht vermocht. „Figaros Hochzeit“, in der Dingelstedt'schen Bearbeitung, fiel vor einigen Jahren an der hiesigen Hofbühne geradezu durch. Das Wallnertheater wird nächstens den Versuch erneuern, ein Beaumarchais'sches Lustspiel, und zwar das ausgelassenste, „Unnütze Vorsicht oder: Der Barbier von Sevilla“ in das deutsche Repertoir einzuführen. Die Uebersetzung der Prosa rührt von Paul Lindau, die der Verse von Emanuel Geibel her.

***

Franz von Holsteins „Haidschacht“ — wohl die wirksamste romantische Oper welche seit Marschner geschrieben ist — hat wie früher in Leipzig auch in München die günstigste Aufnahme gefunden. Dagegen wird Kohl von Kohlenegg „König Mammon“ von den Münchner Kritikern auf das schärfste getadelt. Ein Correspondent der „Augsb. Allg. Ztg.“ nennt im Vergleich zu diesem Lustspiel die Birch-Pfeiffer'sche „Grille“ ein „wahres Meisterwerk“. Das ist boshaft.

***

Ein Feuilletonist der „Independance“ theilt mit, daß in Paris nächstens eine Sammlung literarischer und künstlerischer Artikel von Heinrich Heine, welche bisher noch nicht veröffentlicht worden sind, erscheinen soll. „Dieser Heine“, sagt der Correspondent, „kannte uns so genau und hatte uns so sündvinglich vor der Gefahr, welche uns von der anderen Seite des Rheins her bedrohte, gewarnt, daß die Veröffentlichung dieses Buches, welches den Titel „Paris“ führen könnte, gerade jetzt, unmittelbar nach dem Kriege einen besonderen Reiz haben wird“. Der Correspondent wird diese Sammlung doch nicht mit „Lutetia“ verwechseln?

Aus der Hauptstadt.

Glossen.

Erfahrene Spieler warnen davor, eine Karte zu „reiten“, das heißt, trotz wiederholten Mißglückens immer wieder auf dieselbe Karte zu setzen, und somit, anstatt von der Fortuna eine Gunst zu erbitten, von der launischen Dame eine Gabe ertrotzen zu wollen. Die Warnung vor solchem verwegenen Spiele, welches nimmer gut thut, legen wir der Kreuz-Zeitung ans Herz anläßlich ihres Verlangens, daß die Zahl der Kirchen in Berlin vermehrt werde, um der zunehmenden Unsittlichkeit und Rohheit zu steuern. Wie denn, haben wir nicht Jahre lang ein Kirchenlicht ersten Ranges in der Person des Herrn von Mühler leuchten sehen? Waren nicht seine Vorgänger sammt und sonders Gewaltige vor dem Herrn? Ist nicht die Kirchlichkeit in Preußen bis zu einem Grade exercirt worden, daß die Gegner der positiven Bekenntnisse sich vor Vergnügen die Hände reiben durften? Ist nicht für den Kirchenbesuch mit einem solchen Eifer gewirkt, daß — die Kirchen leer standen? Ja sie standen leer, die Karte der Orthodoxie hat nicht gewonnen, sondern anhaltend verloren, und nun, in dem Augenblick, da Herr von Mühler glücklich beseitigt wird und das regelmäßige Festschlagen der Karte offen eingestanden wird, in diesem Augenblicke sollen wir neue Kirchen bauen, sollen wieder, und mit verdoppelten Sätzen, auf dieselbe Karte gehen? — Nein, fort mit dem schwarzen Kreuz-Buben, es lebe die Herz-Dame!

Der Nachfolger des Cultusministers findet eine gute Gelegenheit, uns über die Bedeutung des Personenwechsels für die Sache zu orientiren, in dem von den Stadtverordneten Berlins gefaßten Beschlusse vor, künftig das confessionelle Element aus den Schulen zu verbannen, die Lehrer ohne Rücksicht auf ihre kirchliche Stellung zu engagiren, und den Schülern die religiöse Unterweisung in besonderen Abtheilungen von Lehrern der betreffenden Bekenntnisse ertheilen zu lassen. Diesem Beschlusse gegenüber, um dessen willen wir den Vätern der Stadt viele schwere Unterlassungssünden leichter anrechnen wollen, muß der neue Minister Farbe bekennen Das Zeitergehen und die Proteste der Bonzen, sowohl der geschorenen, als der geschleierten, dringen auf rasche Entscheidung. An die Hoffnung, daß dieselbe nach unserem Wunsche ausfallen werde, knüpfen wir die andere, daß Schmerz und Zorn die Unken von Hüben und die Majunken von Drüben zu gemeinsamer Kriegführung vereinigen möge. Es sind ja nur unerheblche Schranken, welche beide trennen, ein paar muckerische Leithammel sind in dem Sendschreiben an Ehren-Martin von Paderborn schon hinübergesprungen; wohlan, so folge die ganze Heerde nach.

Den tiefen Erschütterungen, welche in unserer Zeit ein conservatives Gemüth schon erleiden gemußt — wir nehmen das Wort nicht im Sinne der politischen Parteibezeichnung — fügt noch jeder Tag neue hinzu, und wiederum ist es ein Act der „Revolution von Oben“, welchen wir im Auge haben. Derselbe unheimlich erfolgreiche Mann, welcher das allgemeine Stimmrecht und das Deutsche Reich ins Leben gerufen hat, und an seinen großen Empfangsabenden sich nicht scheut, ein Faß Bier aufzulegen, hat gutem Vernehmen nach zu der neuesten socialen Umwälzung den Anstoß gegeben: er hat dem Frack den Krieg erklärt. Die Franzosen werden außer sich sein. Der Frack ist die Erfindung einer französischen Dame, er ist die berechtigte Eigenthümlichkeit, welche alle anderen Völker moralisch zu erobern und zur Anerkennung der französischen Ueberlegenheit zu bewegen geholfen hat; der Frack hielt

Digitized by Google

ganz Deutschland occupirt, während die deutschen Barbaren blos ein paar französische Departements occupirt zu halten wagen dürfen — und nun will derselbe Mann, welcher vor wenigen Wochen sich herausgenommen hat, diplomatische Actenstücke in deutscher Sprache zu schreiben, auch den Frack verderben! Thatsache ist es, daß man in jüngster Zeit bei den feierlichsten Gelegenheiten Leute ohne Leibrock und doch ohne Ermöthen erscheinen sieht, und daß diese Tracht namentlich für den Umfang bei den Minister nicht mehr Regel ist. Freilich Herr von der Leyde, welcher bekanntlich immer weiße Stiefel und Handschuhe, als Herzen und Nieren prüfte, würde sich niemals in diese Neuerung gefunden haben; dafür war dieser Fein-herr auch von jungem Adel.

Vom ästhetischen Standpunkte aus ist der Frack nicht minder verwerflich, als vom Standpunkte des Referendarius aus. Versetzen wir uns auf den letzteren zurück, so ist uns der tiefe Seufzer lebhaft gegenwärtig, welchen wir bei der Anschauung des kostspieligen Stückes ausstießen, „welches man doch so selten trägt"; ferner das unbehagliche Gefühl, welches wir hernach beim „Anfragen" im Gerichtsgebäude hatten, wo das Publikum viel weniger auf den feierlichen Charakter des Kleidungsstückes, als auf die abgeriebenen Aermel und Fettflecken sein Augenmerk richtete; endlich die Entrüstung über den Scholem, welcher, wenn ein Frack herangeholt ward, nichts als ein Achselzucken bot. Und wie unschön ist er! Wie abscheulich verlegt er den Schwerpunkt des Mannes in eine Linie, die den körperlichen Verhältnissen fremd ist! Wie übertreibt er die vorhandenen Unvollkommenheiten! Der fette Mann erhält durch den Frack einen viel dickeren Bauch, der lange und hagere noch längere Beine; der ganz von den Früchten des Eiweiß und Stärkemehl Verlassene, welcher an Stelle des Bäuchleins ein — wie der Fachausdruck des Bergmannes lautet — „widersinniges Einfallen" hat, sieht sich durch den Frack der Möglichkeit beraubt, seine Magerkeit als gefällig schlanken Wuchs durchzuschwindeln. Wir schweigen von den sanitärlichen üblen Folgen des Leibrocks, welcher diesen Namen nach der lucus-Regel führt, weil er den Leibe nicht als schützender Rock dient, vielmehr ihn der Erkältung aussetzt. Wir schweigen davon, weil wir uns nicht mit denjenigen in einen Streit einlassen mögen, welche die Gefahr der Erkältung bestreiten und behaupten, daß die beobachteten Fälle sich auf Candidaten beschränkten, welche im Frack den beängstigenden Gang zum Examen angetreten hätten und aus Furcht, nicht aus Erkältung unwohl geworden wären.

Die erfreulichen Erfahrungen, welche unsere Gemeinde-Einkommensteuer-Einschätzungs-Commission mit der Selbsteinschätzung gemacht hat, sollten zu einer weiteren Ausbildung dieses Systems führen und dazu bewegen, demselben statt des Charakters einer Beihülfe den eines durchschlagenden Princips zu verleihen. Der Mann, welcher die Selbsteinschätzung erfunden hat, war mehr als ein gewöhnlicher Weiser, er war ein ganz eminenter Schlaukopf. Er hat sich gesagt: An die guten Seiten der Menschen appellire, wer Lust hat; ich mag nicht in ein Sieb schöpfen. Und den Teufeleien muß man das Gute herauslocken; man muß die Macht sich nutzbar machen, welche Böses will und Gutes schafft. Wohlan, ich treibe den Teufel des Eigennutzes aus durch den Teufel Großmutter, die Eitelkeit, und alsobald werden die Leute, welche sich dem Steuerzahlen zu entziehen Lust gehabt, sich selbst bestteuern. So schaf er die Selbsteinschätzung, und das Wort hat seinen Meister gelobt. Aber freilich muß sie anders gehandhabt werden, wie zur Zeit noch in Berlin; hier ist sie in der Kindheit, und der seine Gedanke, welcher ihr zum Grunde liegt, kommt noch nicht zur Geltung. Wer sich in Berlin selbst einschätzt, thut es, um nicht von Anderen höher eingeschätzt zu werden. Auch das hat schon hübsche Früchte getragen; der wahre Segen aber kommt erst, nachdem die Selbsteinschätzung eine offene und öffentliche geworden sein wird. Das ist der Punkt. Werden die Listen ausgelegt, gedruckt, vertheilt, in welchen einen Jeden selbsteingeschätztes Einkommen verzeichnet ist, dann wird der Steuerertrag enorm wachsen; denn mit der Eitelkeit ist nicht zu spaßen und durch. Wie viel mächtiger ist jene, wie dieser! Der Geizhals, der nur haben will, um zu haben, ist zu selten, und wir betrachten ein solches Individuum geradezu als einen interessanten Sonderling. Gewöhnlich ist die Gewinnsucht thätig, um dem Ehrgeize und der Eitelkeit in allen möglichen Formen gefällig zu sein. Der Habsüchtige, welcher seinen Wagen beträgt, um seinen Säckel zu füllen, giebt Tausende hin, um einen Titel, einen Orden zu erhalten. Und so wird der Wunsch, nicht ärmer zu erscheinen als man ist, und die Scham, öffentlich der Unredlichkeit überführt zu werden, wahrhafte Angaben bewirken, und diese Gewöhnung an die Wahrheit wird wiederum die Ehrlichkeit im Allgemeinen fördern.

Aber Mancher hat freilich bei der Selbsteinschätzung einen harten Stand. Der Schriftsteller, welcher nach mehrjährigen Mißerfolgen eine Schrift gut an den Mann gebracht hat, der Künstler, welcher seit einem Jahre nichts geschaffen, das seinen früheren Werken gleichkommt und daher zur Zeit in unqünstigen Verhältnissen lebt, wie sollen sie ihr Einkommen schätzen? Freilich giebt es noch größere Verlegenheiten als die der Genannten. Der umständige Bauernfänger und der ehrliche Spitzbube — wer möchte es bestreiten, daß es solche giebt — sind dem Selbsteinschätzungsprincipe gegenüber in einer ganz närrischen Lage. Als gute Bürger möchten sie ihren Antheil an den Communallasten gern tragen, aber wer bürgt ihnen dafür, daß nicht der Maßstab der Liste heruach der Staatsanwaltschaft überantwortet? Und, Hand auf's Herz, könnte man diesen Leuten eine Unaufrichtigkeit in der Angabe ihres Einkommens zum Verbrechen machen, da man sie doch auf Scheitz und Tritt daran hindert, dasselbe zu gewinnen und zu vermehren?

Alb. Brockhoff.

Dramatische Aufführungen.

„Fernande" von Victorien Sardou. — Das Repertoir der verschiedenen Berliner Theater ist seit Wochen ungewöhnlich dürftig — oder richtiger gesagt: wie gewöhnlich dürftig. — Das des Hoftheaters verdunkelt sich fast gar nicht seit geraumer Zeit die zweite Hälfte von Joseph's Traum; einstweilen müssen wir noch mit den mageren Kühen, die auf der dürren Haide gravitätisch daherstolziren, fürlieb nehmen, wiederholt kommen die fetten später. Unter den erfolgreichen Novitäten ist außer der „Spitzenkönigin" von Hugo Müller, welche dank der geschickten dramatischen Arbeit, dem wirksamen Gesangseinlagen und dem vortrefflichen Spiel seit Wochen allabendlich das Wallnertheater füllt und sich noch auf Wochen behaupten wird, vor allem „Fernande" von Victorien Sardou zu nennen.

Das Stück hat einen großen, kaum verzeihlichen Fehler: es ist von einem Franzosen geschrieben. Noch dazu von einem Franzosen, der unter dem zweiten Kaiserreich groß geworden und im Verein mit dem jüngeren Dumas, mit Feuillet, Augier und Barrière recht eigentlich als der Repräsentant der dramatischen Production während der letzten zwanzig Jahre in Frankreich zu betrachten ist. Mit einem solchen Autor machen wir hierzulande nicht viel Federlesens. Ein echter deutscher Mann mag bekanntlich keinen Franzen leiden, und wenn er sich an den widerwärtigsten Verirrungen des Nachbarlandes auch delectirt, so gesteht das doch nur ganz im Geheimen; so lange man im Parquet sitzt, schüttelt man sich vor Lachen bei den abscheulichsten Zoten, die von drüben her importirt werden, schimpft sich gehörig aus, wenn man das Theater verläßt, und wahrt das Decorum. Wir haben zwar keine „antifranzösische Liga", wie die Narren hinter der Mosel ihr „ligue antiprussienne" haben, aber thatsächlich besteht auch bei uns eine ähnliche Verbrüderung ehrbarer Fremdenvertilger, und es fehlt ihnen eben so wenig an Schlagworten, die gedankenlos wiederholt werden und willige Organe finden, wie den Herren Anti-Prussiens, die die Cocarde ihrer Abgeschmacktheit an den Hut stecken und den Muth ihrer ehrlichen Dummheit bestzen. Drüben sagen sie „barbares", hüben „lemmonade", drüben „pendules" hüben Fäulnißstreratare; das eine ist gerade so geistreich wie das andere.

Sardou, der Verfasser der „Fernande", ist seit zwanzig Jahren, seit dem durchschlagenden Erfolg des „letzten Briefes" (Les pattes de mouche) am Gymnasiotheater, einer der beliebtesten dramatischen Dichter in Frankreich. Seit Scribe, von dem er unendlich viel gelernt, hat sich keiner so vollständig wie er mit dem dramatischen Handwerk, mit dem technischen Aufbau der Bühnendichtung vertraut gemacht. Er besitzt die Fehler seines Lehrmeisters in erhöhtem, die guten Eigenschaften desselben in gleichem Maße. Seine Komik ist nicht voll, seine Ironie nicht tief, es fehlt ihm an Innerlichkeit und Wärme; aber er ist ein Meister in der geschickten Verwerthung aller äußerlichen Mittel, er combinirt mit hervorragendem Scharfsinn, calculirt mathematisch richtig die Wirkungen, welche er hervorrufen will, und construirt sozusagen den unausbleiblichen Erfolg. Alle diese Eigenschaften vereinigen sich in „Fernande", das ich für eines seiner besten Stücke halte. Es handelt sich wieder um eine sehr unmoralische Geschichte; und die öffentliche Beandmarkung derzeitigen unmoralischen Dinge, welche unter der liebenswürdigen Voraussetzung der allgemeinsten Discretion ungestraft geschehen dürfen, gilt bei uns auch als unmoralisch; deswegen ist auch der Wald, der Injurien herausschallt, wenn man hineinschmeißt, ein ganz unleidlicher Grobian.

Hier in zwei Worten das Motiv. Ein Marquis und eine Gräfin leben in einem sehr intimen Verhältniß, welches durch das Civilstandsregister und die priesterliche Weihe demnächst auch vor den Augen der Welt legitimirt werden soll. Die Zeit hat auf die Gefühle, welche der Marquis früher für

Digitized by Google

seine Gelieble empfand, ihre verheerende Wirkung ausgeübt und nur Anstandsrücksichten fesseln ihn an die Gräfin. Dem liebenden Weibe kann dies nicht entgehen. Die Gräfin stellt ihren Galan auf die Probe, bietet ihm selbst die Gelegenheit dar, die Ketten, welche ihn an sie binden, zu lösen; und er breitt sich von dem hochherzigen Anerbieten Gebrauch zu machen. Liebeswahnsinn, Eifersucht und Rache bringen die tief Gedemüthigte auf einen teuflischen Gedanken: sie verkuppelt ihren ungetreuen Geliebten an ein armes unglückliches Weſen, das in der Schande aufgewachsen und selbst ein Opfer der edlen Umgebung geworden ist, an die bedauernswerthe Fernande, deren Vergangenheit der Marquis natürlich nicht kennt. Nachdem die Vermählung vollzogen ist, theilt die Gräfin dem Marquis die entsetzliche Wahrheit mit. Trotz aller Geschicklichkeit, welche der Verfasser anwendet, ist der Schluß unerquicklich; das verlöhnende Element bildet selbstverständlich die wahre, reine Liebe, welche die Schande von den Namen Fernandes und ihres Gatten tilgt.

Es ist, wie man sieht, die modernſchte Marion de Lorme. Didier heißt der Held bei Victor Hugo, Sardou macht aus ihm einen Marquis, beide lieben leidenschaftlich ein junges Mädchen, das sie für die liebe Unschuld selbst halten, „weiß, wie ungeromanter Schnee“; und Didier erkennt in seiner Geliebten die berüchtigte Marion de Lorme, der Marquis in der seinen Fernande. Bei beiden Frauen erfolgt die Rehabilitation durch die Liebe:

„ . . . près du toi rien de moi n'est resté
Et ton amour m'a fait une virginité“

sagt Marion de Lorme, und dasselbe sagt auch Fernande.

Das Stück ist interessant von der ersten Scene bis zur letzten und wird auf der kleinen Bühne des „Vesdeuxtheaters“ in einer Weise gespielt, welche alle billigen Erwartungen weit übertrifft. Die liebenswürdige Bonbonmie des Herrn Hoch (aus Breslau) in der Rolle des vermittelnden Freundes erinnert an die besten französischen Muster und bleibt hinter diesen kaum zurück. Fräulein Ernst (Gräfin), die ich früher in Leipzig gesehen habe, wo sie mir nicht besonders auffiel, hat ganz erstaunliche Fortschritte gemacht und spielt mit einer Berve, einer Wahrheit, und einer geschmackvollen Discretion, die mancher Darstellerin an den privilegirten Bühnen zu wünschen wäre. Vortrefflich ist auch Fräulein Berg, welche mit kecker Laune die graciöse Pariserin in eine kleine Berlinerin übersetzt. Die Darstellung der Rolle des Marquis — vielleicht liegt's an der Rolle selbst — war mir weniger sympathisch; Herr Reinau spricht zwar gut und verfügt über ein klangvolles und ergiebiges Organ, aber seinen Bewegungen und Stellungen fehlt jene ungezwungene Anmuth und beschiedene Sicherheit, welche namentlich die französische Aristokratie auszeichnet. Einzelne Episoden wurden vortrefflich dargestellt und das Zusammenspiel war vollkommen. Außer dem Wallnertheater, das in seiner Specialität noch immer nicht erreicht ist, wüßte ich keine Berliner Bühne zu nennen, welche ein so abgerundetes, sicher in einander greifendes Ensemble aufzuweisen hätte, wie dies kleine „Vesdeuxtheater.“ Die Früchte der Theaterreiheit beginnen zu zeitigen.

Ueber den „neuen Achilles“ an der Hofbühne im nächsten Berichte.

P. L.

Die Tanzkunst und das Ballet der Königlichen Oper.

Wir lieben die Tanzkunst, daher gehen wir nicht mehr in's Ballet. Die Wenigen unserer Leser, welche vor vielen Jahren die Fanny Elßler, oder die ältere Marie Taglioni (Gräfin Gilbert des Voisins) gesehen haben, werden uns auch ohne Argumentation verstehen. Aber den Jüngeren, der Generation der „Gegenwart,“ sind wir eine Erklärung unseres Ausspruches schuldig.

Die beiden genannten großen Tänzerinnen waren nicht nur außerordentliche individuelle Erscheinungen, sondern auch wahre Meisterinnen ihrer Kunst; ihre Leistungen zeugten nicht allein von den ihnen eigenthümlichen Talenten, sondern auch von vortrefflicher Schule. Die Elßler war unerreicht in plastischer Schönheit der Stellungen, in Ausdruck, Mimik und in der Originalität ihrer Tanzfiguren; wir erinnern uns noch mit Entzücken, wie sie in „Malers Traumbild“, auf einem Fuße stehend, mit dem andern im strengsten Taktmaaße den Triller begleitete, den der Solo-Flötist des Orchesters ausführte. In der Taglioni paarte sich die höchste Virtuosität des Tanzes mit liebenswürdigster Anmuth, mit ätherischer Leichtigkeit und Elasticität. Solche Vorzüge sind rein individuell, daher von Andern nicht zu verlangen. Aber wohl konnte man den Beiden nachstreben in der Sorgfalt, die sie allen Vorbedingungen des schönen Tanzes widmeten: in der genauen Rhythmik und im schönen Maaße der Bewegungen, in Haltung der Arme, vorzüglich aber im Gange und in der Verbeugung; hier zeigten sie den edelsten Anstand, hier waren sie Muster — leider unbefolgte Muster!

Unsere Tänzerinnen tanzen meist vortrefflich, aber gehen, stehen, die Arme halten, und gar sich verneigen — das können sie meistens nicht. Wenn sie gehen, tänzeln sie, wenn sie stehen, sind sie immer in Bewegenheit, wohin sie die Füße stellen sollen, und bei der Verbeugung ziehen sie den einen Fuß zurück, biegen die Kniekehlen, und bilden mit den Füßen fast ein längliches Viereck. Und was die Attitüde, die Plastik, das Mimische betrifft, so muß jetzt das Embziel des Studiums wohl nicht die Grazie, nicht das Künstlerische, sondern das effectvolle Schwenken der Füße sein. Ja, fast scheint es, als ob manche unserer Tänzerinnen bei ihrem Pas nach dieser oder jener Loge statt mit den Händen mit den Fußspitzen grüßen, statt „Kußhändchen“ Kußfüßchen zuwerfen wollten.

Woraus mag wohl ein solcher Mückstreit in der Tanzkunst zu erklären sein? Unser Hofball-Direktor ist ein mit Recht berühmter Choreograph, und der General-Intendant der Königlichen Schauspiele besitzt einen seltenen Scharfblick für alles Scenische, für Parade-Aufzüge ꝛc. ꝛc. Warum also gehen und stehen unsere Tänzerinnen so wenig graziös, und bilden ihre Füße ein längliches Viereck bei der Verbeugung? Warum haben so manche Solo-Pas einen akrobatischen Anstrich? Vielleicht ist die Richtung der Schule eine nicht ganz richtige. Wir zweifeln nicht einen Augenblick an die vortreffliche Dressur, an aufmerksames und mühevolles Einstudiren Alles dessen, was zur Tanz-Technik gehört. Aber dem Plastischen, überhaupt all Dem, was nicht ausschließlich zum Bewegen der Füße gehört, scheint weniger Bedeutung zugestanden zu werden.

Wir wissen recht gut, daß Grazie, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit des Geberdenspiels, nicht gelehrt werden können, sondern zuerst aus natürlichen Anlagen hervorgehen. Aber hieraus folgt nicht, daß das Ungraziöse, das Unfeine, das rein sinnlich Wirkende bekämpft und entwickelt werden dürfte. Ein altbekanntes Ballet, in welchem das ganze Balletkorps am meisten beschäftigt ist, in welchem also die Scale am prägnantesten hervortritt: „Glück und Flock“, mag als Beweis angeführt werden. Wir haben vor Jahren einen fremden Gast hingeführt, ein ähnlicher Anlaß brachte uns in die letzte Vorstellung am 9. d. M. Mit großem Vergnügen bemerkten wir, daß in dem Tableau „Paris“ das Balletcorps nicht mehr cancanirte wie ehedem, sondern eine „danse militaire“ in deutschen Soldaten-Uniformen ausführte, daß also die Königliche Bühne die Concurrenz mit den Offenbach'schen Tanz-Scenen aufgegeben hat. Aber wir bemerkten auch, wie der verbannte Cancan sich zu rächen und ähnlich auf den andern Nationaltänzen hervorzudringen suchte, zwar nur leise, homöopathisch, in gewissen Gesten und Bewegungen, aber nicht schwer erkennbar. Die „polka Viennoise,“ welche die Damen in Linzer Häubchen und zwanzig-Centimeter-Röckchen tanzten, war in manchen ihrer Figuren doch nur eine österreichische Ueberlesung der Polka des Jardin Mabille.

Auf unsere kritische Bemerkungen kann das Balletcorps allerdings antworten: „Wenns nur den Zuschauern gefällt“, und wir erkennen von vornherein die Nichtigkeit an. Zu unserer Entschuldigung sei hier gesagt, daß wir uns die Bemerkungen gar nicht erlaubten, wenn uns jener Tanzstil in Commerzienrathshäusern und nicht auf der Königlichen Bühne begegnet wäre. Dort darf man Nichts anderes suchen; aber die Königliche Oper ist, wie uns dünkt, ein Kunst-Institut, und hier dürfen wir wohl behaupten: der gute Geschmack muß auch in der Tanzkunst als erstes Gesetz vorwalten.

Das Ballet der Königlichen Oper hat merkwürdige historische Traditionen wie vielleicht kein anderes, und von denen auf eine ganz andere Entwicklung zu schließen wäre. Hier gründete Fanny Elßler ihren Weltruf: Sie kam, 22 Jahre alt, von Wien, wo der alte, geniale, charakterlose F. v. Gentz, in der Anbetung, die er der schönen und ebenso herzensguten Tänzerin weihte, Entschädigung gesucht hatte für die Demüthigungen, die er trotz aller Ehrenbezeugungen auswärtiger Mächte, von dem alten Kaiser Franz erdulden mußte, der den „unmoralischen“ Hofrath, den „Schulbenmacher“ nie leiden mochte. Die edle Rahel von Varnhagen interessirte sich in hohem Grade für die junge Künstlerin, wohl aus Freundschaft für Gentz, dessen geistreiche, blasirte Tiraden sie in ihrem idealistischen Glauben für baare liberale Münze nahm; sie ward förmlich in der Kritik und in der Gesellschaft für Fanny Elßler, und in Berlin zuerst war deren hohe künstlerische Bedeutung erkannt, gepriesen, und aller Welt verkündigt. —

Wenige Jahre darauf feierte Marie Taglioni d. A. auf der hiesigen Hofbühne in der „Bajadere“ jene großartigen Triumphe, deren sie sich noch lange nachher in ihrer casa d'oro an Venedigs canale grande mit Freude und Genugthuung erinnerte, weil man vor Allem „ihre Decency“ so sehr gerühmt hatte. Und von den Brettern der Berliner Hofbühne trat vor wenigen Jahren die ihres Namens nicht unwürdige Marie Taglioni d. J. in den Fürstenstand.

Vergebens sucht man die Spuren dieser Tanz-Feen in den jetzigen ver-

Digitized by Google

schiedenen Pas unserer Hofbühne, und auch der Leser, der die Taglioni und Elßler nicht gesehen hat, wird jetzt begreifen, warum wir aus Liebe zur Tanzkunst nicht ins Ballet gehen.

A. S. Ehrlich.

Kleinigkeiten.

Verschiedene Berliner Blätter brachten vor einigen Tagen in übereinstimmender Fassung die interessante Nachricht, daß Berthold Auerbach aus dem Schwarzwald nach Berlin zurückgekehrt sei und — nun ja, weiter nichts. Wir können diese aufregende Notiz noch dahin ergänzen, daß sich im Gefolge des hochverehrten Mannes allem Anschein nach ein Koffer befand. Das Gerücht aber, daß Auerbach auf der Höhe sich einen Schimpfen geholt habe, ist einfach in das Reich der böswilligen Erfindungen zu verweisen. Bülletins werden bis auf Weiteres nicht ausgegeben. Auch College von Wales befindet sich sehr wohl.

* * *

Gelegentlich des bevorstehenden Ordensfestes macht folgender Dialog die Runde: A. Du hast auch einen Orden bekommen?! Was hast du denn gethan? B. Die nöthigen Schritte dazu.

* * *

Die ersten deutschen Goldmünzen, sagt der „Börsen-Courier" „haben sich schnell eine gewisse Beliebtheit erworben". Wir haben es, offen gestanden, nicht anders erwartet.

* * *

Die „Vie Parisienne" definirt die Republicaner als „Leute, welche verlangen, daß alle Welt zu Fuß gehen soll, weil sie nicht reiten können".

* * *

Nach einer Andeutung des „Gaulois" werden neuerdings von den verdächtigen Briefen, welche von den Pariser Behörden geöffnet worden, photographische Copien genommen.

* * *

Wir müssen uns selbstredend für die ersten Nummern, deren Herstellung, wie bei allen neuen Unternehmungen, einen ungewöhnlichen Zeitaufwand erfordert und unerwartete Schwierigkeiten darbietet, darauf beschränken, das, was wir erstreben und zu erreichen hoffen, zumächst nur anzudeuten.

In den nächsten Nummern bringen wir u. A. die nachstehenden Aufsätze: Aus Alt- und Neu-Wien, Bauernstreit in Tyrol von Bauernfeld. — Falsche Lichter von Ferdinand Kürnberger. — Erinnerung an Lord Palmerston von Arnold Ruge. — Das englische Oberhaus und der neue Unterbau von Arnold Ruge. — Ueber Parteidisziplin von H. B. Oppenheim. — Shakespeare, Kean und Friedrich Haase von Wilhelm Buchholz. — Schwinds „Schöne Melusine" von Bruno Meyer. — Ueber mundartige Dichtung von Klaus Groth. — Ueber moderne Lyrik von Hermann Lingg. — Kruses „König Erich" und Laubes „Nordteutsches Theater" von Paul Lindau. — Neueste französische Kriegsliteril von Adolf Laun. ꝛc. ꝛc.

Ferner wissenschaftliche und kritische Beiträge von Bluntschli, J. G. Fischer, Kuno Fischer, Fontane, Frenzel, Emanuel Geibel, E. v. Hartmann, Hettner, v. Holtzendorff, Heinrich Laube, Alfred Meißner, Julius Rodenberg, Rosenkranz, Johannes Scherr, Fedor Wehl, und vielen anderen unserer bedeutendsten Schriftsteller, die wir später in der noch nicht geschlossenen Liste unserer Mitarbeiter namhaft machen werden.

Berliner Börsenskizze.

Dienstag, den 16. Januar.

„Am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles". Zu gewaltig ist die Macht des Geldes, zu ausgedehnt der Kreis der Courszettel-Interessenten, als daß „die Gegenwart" den Vorgängen, welche auf dem Geldmarkte und der Börse sich ereignen, ihre Aufmerksamkeit ganz und gar entziehen sollte. Sie wird denn auch ihren Lesern allwöchentlich an dieser Stelle einen generellen Rückblick auf die Gestaltung des Verkehrs uns die Entwicklung der Course an der Berliner Börse bringen; die eingehende Besprechung aller einschlägigen Details den täglich erscheinenden Fachblättern überlassend, wird sie in großen Zügen ein Bild des Lebens und Treibens an der Börse zu entwerfen suchen und nur bei besonders interessanten Vorkommissen auf diesem Gebiete etwas länger verweilen.

Halten wir heute eine Rückschau auf die letztverflossenen acht Tage, so stellt sich es Facit unserer Betrachtungen die Erkenntniß heraus, daß die Hausse, welche nun seit Monaten bereits satt ununterbrochen das herrschende Princip gewesen ist, abermals recht bedeutende Fortschritte auf ihrem Wege — wie es scheint, ad infinitum — gemacht hat. Dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, ist zwar nach der Behauptung des Herrn von Goethe gesorgt: ob aber dem Aufwärtsstreben der Course irgendwo eine bestimmte, unüberschreitbare Grenze gesetzt ist, scheint nach alle dem, was wir deinahe seit Jahresfrist erleben, in der That zweifelhaft. Bringen auch ab und zu Gewinnrealisationen die steigende Bewegung momentan zum Stillstand — wie das gestern der Fall gewesen — so vermögen sie doch einen nennenswerthen Druck auf die Course nicht auszuüben und haben sie zwei Tage lang der freundlichen Stimmung einen kleinen Dämpfer aufgesetzt, so geht es am dritten Tage um so flotter wieder à la hausse. Daß die äußeren Bedingungen einer solchen Strömung augenblicklich in ungewöhnlich hohem Grade vorhanden sind, läßt sich nicht leugnen; die Politik schläft nach den sieberhaften Zuckungen des letzten Lustrums einen tiefen Winterschlaf; mit tiefen Zügen athmet die Welt die Luft des Friedens, und für Deutschland speciell sind die wirthschaftlichen Conjuncturen so glänzend wie möglich. Geld ist ungemein flüssig, in breiten Strömen fließt es der Börse zu und da, wo der eigentliche Bedarf, die Nachfrage nach Effecten zur Capitalanlage Courssteigerungen im Gefolge hat, läßt sich die Berechtigung derselben auch keineswegs bestreiten. Der Krieg mit Frankreich hat uns kolossale Summen Geldes nach Deutschland geführt, der Werth des Geldes wird naturgemäß durch die Menge des vorhandenen Materials herabgedrückt, und die Zinsansprüche ermäßigen sich; und diese allgemeine Zinsfußherabsetzung gelangt in der Höhenbewerthung der sicheren Capital-Anlagepapiere zum Ausdruck. Ein Blick auf den Courszettel giebt den besten Commentar hierzu; vierprocentige Pfand- und Rentenbriefe stehen pari oder nahe daran, vierprocentige Preußische Staatsanleihen notiren 97—98 pCt., viereinhalbprocentige Anleihen haben sich beträchtlich über den Paricours erhoben; fünfprocentige Anleihen werden zum Theil eingelöst, zum Theil in viereinhalbprocentige convertirt. Eine derartige Verschiebung der Verhältnisse, die sonst für die Bemessung der Course maßgebend waren, kann nicht ohne weiteren Einfluß bleiben und sie übt denn auch, wie der Lauf der Dinge beweist, eine sehr große Rückwirkung. Wie aber die Börse selten das richtige Maß zu finden und zu halten weiß, so ist auch gegenwärtig von einer ruhigen, sachgemäßen Entwicklung der Course kaum noch die Rede. Vor Allem gilt dies von den Bankactien, die, so hoch sie auch bereits stehen, doch noch weiter und immer weiter in die Höhe getrieben werden und zum Theil ein Couvönvaus einnehmen, das zu dem wirklichen Werth des Papiers außer allem verhältnißen Verhältniß steht. Die Thatsache, daß das Jahr 1871 den damals bereits bestehenden Banken lucrative Thätigkeit gebracht habe, wird in den Coursen der Actien dieser Institute so ecompvitirt, als wenn nun gleich günstige Resultate unbedingt in jedem Jahre erzielt werden müßten, während doch gerade die Anzahl neuer Banken, die in den letzten 6 Monaten gegründet worden, den Gedanken nahelegt, daß die dadurch vermehrte Concurrenz die Geschäftsergebnisse der älteren Institute erheblich beeinträchtigen werde. Ganz besonders Emissionsmuthmaßungen zeigte sich in der letzten Woche für die Actien der verschiedenen hiesigen Makerbanken, deren Course in geradezu lächerlicher Weise in die Höhe getrieben wurden; die Gründung zweier neuen Institute dieser Art und die projectirte Bildung noch eines Dritten hat zwar gestern und heute eine sehr sichtbare Ernüchterung der in diesen Effecten engagirten Speculation hervorgerufen, immerhin aber stehen die Course der Makerbank-Actien noch immer unverhältnißmäßig hoch, wenn man bedenkt, daß eigentlich noch jeder Maßstab für die Beurtheilung der Rentabilität dieser erst seit zwei Monaten functionirenden Institute fehlt. Die Gründung all dieser neuen Banken hat übrigens die Nachfrage nach einigermaßen brauchbaren Geschäftsleitern so gesteigert, daß der Börsenwitz bereits eine „Actiengesellschaft zur Erzeugung künstlicher Bankdirectoren" in der Bildung begriffen sein läßt. — Auf dem Eisenbahnactien-Markt fanden die schweren Rheinisch-Westfälischen Papiere und Berlin-Potsdam-Magdeburger die lebhafteste Beachtung, mußten aber heute in Folge der unbefriedigenden December-Einnahmen einiger dieser Bahnen im Course Concessionen machen. Von den vorzugsweise die Speculation interessirenden Effecten sind neben Oesterreichischer Silber- und Papierrente, die durch starke Realisationen etwas gedrückt wurde, namentlich Franzosen als sehr beliebt hervorzuheben.

No. 2 der Gegenwart erscheint am 3. Febr.

Der Abonnementspreis für die zehn Nummern dieses Quartals beträgt 1 Thaler.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von E. H. Schroeder in Berlin
Unter den Linden No. 41.

Neue Portrait-Stiche in Linienmanier.

Richard Wagner

Brustbild mit offenem Hintergrunde
gezeichnet und in Linienmanier gestochen
von
Johann Lindner in München.
Gr. Fol. Plattengrösse 49½ Zttm. hoch, 36 breit.

Allen Verehrern des genialen Componisten wird dieses durch sprechende Aehnlichkeit wie gediegene Ausführung gleich ausgezeichnete Portrait eine sehr willkommene Erscheinung sein.

Preis für allerseste Drucke 12 Thlr.
Preis für Drucke vor der Schrift 8 Thlr.
Preis für Drucke mit der Schrift 4 Thlr.

Ludwig van Beethoven
Franz Liszt Frédéric Chopin

Brustbilder mit offenem Hintergrunde
gezeichnet und in Linienmanier gestochen
von
Robert Reyher.
Folio. Plattengrösse 32 Zentm. hoch, 25½ breit.

Preis für Drucke vor der Schrift à Blatt 3 Thlr.
Preis für Drucke mit Facsimile à Blatt 1½ Thlr.

Geschichte des Deutschen Volkes
in kurzgefaßter übersichtlicher Darstellung zum Gebrauch an höheren Unterrichts-Anstalten und zur Selbstbelehrung von
Professor Dr. Carl Müller.
Dritte verb. u. bis 1871 vervollständigte Auflage.
(Mit einem Abriß der Geschichte des Krieges von 1870 71.)
1871. Geh. 1 Thlr. 6 Sgr.
Fein gebunden 1 Thlr. 15 Sgr.

Die David Müller'sche Deutsche Geschichte gehört in die Klasse der im besten Sinne des Wortes populären Geschichtsbücher. Zunächst zwar zu pädagogischen Zwecken bestimmt, ist sie doch nach Anlage, Auffassung und Darstellung auf das beste geeignet, auch in weiteren Kreisen Liebe und Interesse für die Geschichte unseres Volkes zu wecken und zu fördern. — Das sehr geachtete Organ die „Weser-Zeitung" sagt u. a. von ihm: „Das Buch ist so geschrieben, daß es die Fassungskraft der Jugend nicht übersteigt und doch auch von Männern mit Interesse gelesen wird. Wir wüßten für dasselbe kaum eine Concurrenz.

Verlag von Franz Vahlen in Berlin,
Mohren-Straße 13/14.

Im Verlage von Joh. Ambr. Barth sind erschienen:

Literarische
Rücksichtslosigkeiten
Feuilletonistische
und
polemische Aufsätze
von
Paul Lindau.

Motto: *Bücke edelsten Gemüthen*
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.
Th. Storm.

Dritte unveränderte Auflage.
Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Erzählende
Dichtungen
von
Julius Grosse.

Mit dem Bildnisse des Dichters in Stahlstich nach einer Handzeichnung von Wilhelm von Kaulbach und mit Titelbildern von James Marshall, Paul Thumann und Joseph Watter.

Sechs Bände, von denen jeder einzeln zu haben.

I. *Gundel vom Königssee. — II. Camaccina. — III. *Das Mädchen von Capri. — Ewala. — IV. Die Sphynx. — *Faschi Mosa. — V. Der Magier. — *Der graue Zeltez. — VI. Des Lethes Beichte.

Preis jeden Bandes, geheftet, à 1 Thlr.; gebunden, à 1 Thlr. 15 Sgr.

Bandchen, m. folg. erscheinen von Anfang des Jahres 1872 ab in Zwischenräumen von je etwa sechs Wochen.

Was den Werth und die Bedeutung der erzählenden Dichtung Julius Grosse anbetrifft, so genügt es, auf die Urtheile unserer ersten Literaturhistoriker zu verweisen, welche die schon früher erschienenen, oben mit einem Stern bezeichneten Stücke, von denen neue Auflagen nunmehr nöthig werden, als geradezu epochemachend bezeichnen.

Aus den vielen, überaus anerkennenden Beurtheilungen der ersten Auflage des schon früher erschienenen Opus „Gundel vom Königssee", (I. Band) theilen wir hier nur die drei folgenden mit:

„Die Erfindung des Gedichts ist vortrefflich und reich, die Charakteristik scharf und bestimmt; die Schilderungen, sowohl die landschaftlichen als alle anderen, sind außerordentlich lebendig, fesselnd, anmuthig und von höchster Frische."
Leipziger Illustrirte Zeitung.

„Die Lectüre dieses reizenden Buches kann mit nichts verglichen werden, als mit einer Wanderung über duftige Matten und durch kühle, schattige Wälder; überall frische, ungekünstelte, echte und darum wunderbar zum Herzen sprechende Natur."
Ueber Land und Meer.

„Auch wir können das Gedicht nicht übergehen; die deutsche Literatur ist auch die unsere, und es handelt sich nicht um einen der zahllosen schwachen Versuche, sondern um ein lebenskräftiges Werk.... Diese „Gundel vom Königssee" ist jedenfalls ein Gedicht, das selbst in unserer, für Poesie blasirten Zeit noch wirken kann. Denn so viel auch Politik und Diplomatie an unserer Abkunftung arbeiten, dies Einzige haben sie uns lassen müssen: den Sinn für die freie Schönheit der Natur."
Neue freie Presse.

Vom 1. Januar 1872 ab erscheint im unterzeichneten Verlage und ist durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten zu beziehen:

Die gefiederte Welt.
Zeitschrift für Vogelliebhaber, Züchter und Händler.
Herausgegeben
von
Dr. Karl Ruß.
Alle 14 Tage eine Nummer in 4°.
Preis vierteljährlich 15 Sgr.
Probenummern und Prospecte durch alle Buchhandlungen.
Berlin.
Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung,
86. Wilhelmsstraße.

H. Rosenberg's Lese-Institut,
Leipzigerstrasse 107.
Umfangreiche und elegante Leihbibliothek für Belletristik und Wissenschaft in deutscher, französ. u. engl. Sprache. Gleichzeitig werden die wohlorganisirten und reichhaltigen
Journalzirkel
bestens empfohlen. Prospecte gratis.

Verlag von A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Ausgezeichnete classische Festgeschenke.

Esaias Tegner's
Frithjofssage.
Illustrirte Pracht-Ausgabe
Ein Band von 18 Bogen in Hoch-Quart.
Gekrönte Preisausgabe.
Uebersetzt von Gottfried von Leinburg.
Mit Illustrationen von Prof. A. Malmström in Stockholm.
In eleganterster Ausstattung mit neuen Lettern, auf schwerem satinirten Velinpapier. In illustrirten Umschlag geheftet 3 Thlr. 15 Sgr.
In Prachtband mit reicher Deckenvergoldung 5 Thlr.

Zum ersten Mal erscheint die wunderbar poetische, altnordische Sage von Frithjof in einer der Dichtung würdigen Ausstattung. Die Uebersetzung von G. v. Leinburg ist durch Vorzüglichkeit anerkannt. Die Illustrationen zeugen von einer außergewöhnlichen Begabung des Künstlers und stehen in Phantasie und charakteristischer Auffassung den Dore'schen Meisterschöpfungen ebenbürtig zur Seite.

Immermann's Oberhof.
(Aus Immermann's Münchhausen.)
Illustrirte Pracht-Ausgabe mit 57 Illustrationen von B. Vautier in Düsseldorf.
(Neue Auflage.)
Ein Band in Hoch-Quart auf schwerem satinirten Velinpapier mit Linieneinfassung.
In illustrirtem Umschlag Preis 4 Thlr. 15 Sgr.
Prachtband nach einer Zeichnung Vautier's mit reich gepreßter Deckenvergoldung und Goldschnitt, Preis 6 Thlr. 15 Sgr. Prachtband in rothem Saffian- oder Maroquinleder Preis 10 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.
Herausgegeben von Rudolf Gottschall.
4. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Quartal 2½ Thlr.

Die von Rudolf Gottschall herausgegebenen „Blätter für literarische Unterhaltung" — das einzige Organ, welches die neuen Erscheinungen der gesammten, nicht streng fachwissenschaftlichen, deutschen Literatur mit möglichster Vollständigkeit und ebenso anregend als maßvoll bespricht — gewinnen von Jahr zu Jahr größere Verbreitung. Ihre Lektüre ist in allen Kreisen, die den Fortschritten der Literatur im Zusammenhange zu folgen wünschen, zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden, sodaß diese Zeitschrift namentlich in keinem Journalzirkel und keinem Lesecabinet fehlen sollte.

Die erste Nummer des Jahrgangs 1872 ist in allen Buchhandlungen grat. zu haben.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stille in Berlin. Druck von E. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 3. Februar 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Der Wechsel im Cultusministerium von Blumtschli. — Das englische Oberhaus und der neue Unterbau von Arnold Ruge. — Zur Geschichte des Börsenschwindels von H. B. Oppenheim. — Correspondenzen aus München, Paris. — Literatur und Kunst: Frauz Grillparzer von Carl von Holtei. — Ein Wort an die Norddeutschen von Heinrich Laube. — Aus Alt- und Neu-Wien. Bauerntheater in Tyrol von Eduard von Bauernfeld. — Aus Californien. Lieder eines Goldgräbers übersetzt von Ferdinand Freiligrath. — Schwinds schöne Melusine von Bruno Meyer. — Aus der Hauptstadt: Joseph Weilens „Der neue Achilles" von Paul Lindau. — Hans von Bülows Concert von A. H. Ehrlich. — Notizen. — Berliner Börsenstizze. — Inserate.

Der Wechsel im Cultusministerium.

Aus Süddeutschland.

Daß der lange gewünschte, kaum mehr gehoffte, endliche Sturz des Ministeriums von Mühler auch im Süden von Deutschland einen tiefen und freudigen Eindruck gemacht hat, ist selbstverständlich. Wir sehen im Süden überhaupt die Vorgänge in Berlin mit andern Augen an als früher. Wir interessirten uns früher für Veränderungen in den Ministerien zu Berlin nicht viel anders als für solche Wandlungen in Wien oder in München, oder sogar in Paris und London; d. h. die Leitung des preußischen Staates schien uns eine ziemlich fremde Angelegenheit, über die man wohl sprach, aber so, wie wenn man dabei nicht näher betheiligt wäre.

Das hat sich seit 1866 und mehr noch seit 1871 gründlich geändert. Jetzt ist das Gefühl auch in den weiteren Kreisen verbreitet, daß die Preußischen Minister und daß die Leitung des Preußischen Staates für ganz Deutschland von entscheidender Bedeutung seien. Die Aenderung in dem preußischen Cultusministerium wird daher wie eine gemeinsame deutsche Angelegenheit betrachtet und empfunden. Je mehr sich durch die Leistungen des neuen Cultusministers herausstellen wird, daß es sich nicht um eine bloße Personalveränderung gehandelt habe, sondern eine Aenderung des Geistes und Systemes vollzogen werde, um so befriedigter wird die öffentliche Meinung werden.

In der That hat Preußen den Beweis geleistet, daß aus dem Beamtenkörper ausgezeichnete Minister hervorgehen können, und daß die deutsche Weise, in der Regel die Ministerstellen mit bewährten und hervorragenden Beamten zu besetzen, wohl den Vergleich aushalte mit der englischen Methode, die Führer der parlamentarischen Parteien mit der Staatsleitung zu betrauen. Wenn auch jetzt wieder ein in weiteren Kreisen noch wenig bekannter, aber in den engern Kreisen der höheren Beamtung hochgeschätzter Staatsbeamter mit dem wichtigen Amte betraut wurde, so ist das für uns kein Grund zu Mißtrauen. Wir haben in neuerer Zeit mehrere Male erlebt, daß ein glücklicher Personenwechsel in ähnlicher Weise eingeleitet worden ist. Wir betrachten daher die weitere Entwicklung mit gespannter Aufmerksamkeit, und nicht ohne Hoffnung.

Die Aufgaben, welche dem neuen Minister gestellt sind, sind sehr groß und ihre Erfüllung ist ungemein schwierig. Herr von Mühler ist wohl nun zur Ruhe verwiesen, aber der abgetretene Minister war nicht einmal das wirkliche Haupt: er war nur ein gefügiger Diener jenes engen, dogmatisch gebundenen, kurzsichtigen Systems, mit dem sich nun einmal weder der Geist der Wissenschaft, noch des modernen Staates, noch der deutschen Freiheit vertragen kann, weil sie alle zu groß sind, um in den engen Falten eines orthodoxen Pastorenrocks Platz zu finden. Das kleinliche System mußte fallen, als Preußen groß wurde und das deutsche Reich neu erstand. Aber es hat ein ganzes Menschenalter hindurch die Schule beherrschet, die kirchlichen Dinge verdorben, auf die Staatsbeamtung eingewirkt, sich in der höchsten Gesellschaft und am Hofe eingenistet. Die Vertreter des Systems sind noch da und theilweise in nächster Umgebung des Cultusministers. Die negativen Wirkungen des Systems, welches vortreffliche Kräfte niederhielt und unterdrückte, und den allgemeinen Geist der deutschen Cultur vielfältig in seinem natürlichen Wachsthume störte, werden noch sehr lange verspürt werden, und viele Gelegenheiten sind für immer verpaßt worden. Auch die positiven Wirkungen derselben; der gesteigerte Hochmuth mancher orthodoxen Pastoren, die ungezügelte Anmaßung der Hierarchie, die Angewöhnung an ein heuchlerisches Bekenntnißwesen und ähnliche Dinge, sind nicht plötzlich wegzublasen.

Bei jedem Schritte, den der Minister vorwärts thun will, bei jeder Reform, die er ausführen will, wird er auf offenen Widerspruch und mehr noch auf heimlichen Widerstand stoßen; er wird den Boden sorgfältig prüfen müssen, bevor er den Fuß auftzetzt, und sich zu hüten haben vor Fallgruben und Fallstricken. Es ist gut, daß er ein Jurist, und nicht etwa ein Theologe oder ein Philosoph ist. Als Jurist wird es ihm leichter, die beiden Kirchen anzuhalten, daß sie ihren Eifer und ihre ausschließlichen Herrschaftsgelüste in so weit zu ermäßigen haben, als die auf dem Rechtsgebiete allein souveräne Hoheit und Autorität des Staates und die befreiende Macht des modernen Rechts keinenfalls mißachtet werden dürfen. Die von der Verfassung garantirte Selbstständigkeit der Kirchen im Staate darf doch nicht Herrschaft der Kirchen über den Staat und ebenso wenig Unterdrückung der individuellen Freiheit bedeuten. Diese Dinge sind seit der unglückseligen Romantik, der sich ein so geistreicher Fürst wie Friedrich Wilhelm IV. hingegeben, in Preußen in arge Verwirrung gerathen, und die alten freieren Traditionen Friedrichs des Großen wie die Gesetze des Preußischen Landrechts allzu lange vergessen und mißachtet worden. Es wird nur allmählich gelingen, die Bahn zu ebnen und fortzuführen, auf der aus jenen Irrgängen und Wirrsalen heraus und vorwärts zu kommen ist.

Weniger Schweres aber Größeres noch wird auf dem Gebiete der Schule und der Anstalten für Wissenschaft und Kunst zu leisten sein. Vor einem Menschenalter noch war

Digitized by Google

Preußen in dieser Hinsicht dem übrigen Deutschland voraus. Seither sind die Preußischen Anstalten stille gestanden oder zurückgegangen, jedenfalls von andern deutschen Schulen hier und dort überholt worden. Da bedarf es durchaus neuer Impulse für die Volksschule, welche von geistlicher Leitung und confessioneller Beschränkung frei werden muß, für die Gymnasien und für die Universitäten wie für technische Schulen und polytechnische Anstalten. Für die höchste und feinste Ausbildung auch in den Künsten und für höhere wissenschaftliche Anstalten, welche den Erwachsenen dienen sollen, haben wir sogar noch von den Franzosen zu lernen, mit deren beiden Hochschulen der école des beaux arts und dem Collège de France wir nichts Ebenbürtiges und noch weniger etwas Besseres in Deutschland zu vergleichen haben. Das Ziel, das dem neuen Cultusminister gesteckt ist, hat eine herrliche Aussicht in die Zukunft der deutschen Entwicklung und der menschlichen Fortbildung. Wir wünschen von Herzen, daß es ihm glücke, das Ziel zu erreichen.

Blunkschli.

Das englische Oberhaus und der neue Unterbau.

Von **Arnold Ruge.**

Die ganze Englische Geschichte? O nein, sonst dürfte man ja von dem Manne gar nicht reden, ohne das Kind mit zu nehmen; aber das Oberhaus war allerdings einmal die einzige Volksvertretung, und es ist jetzt dahin gekommen, daß die Lords nur sich und ihre Börse, die weltliche und die geistliche, vertreten.

Dadurch ist „ihre Stellung und ihre Praxis", die Lord Houghton (der Dichter Monckton Mills) im Januarheft der Fortnightly Review vertheidigt, eine ganz eigenthümliche, ja, wie Lord Houghtons eigene Worte zeigen, eine ganz unhaltbare geworden.

„Seine Sicherheit", sagt er vom Oberhause, „besteht in seiner Weisheit" d. h. „es tritt bei Seite, um nicht bei Seite geworfen zu werden" — oder: es tritt ab, um nicht abgesetzt zu werden. Seine letzte Geschichte ist in der That ein fortgesetztes „Abdanken" gewesen unter der Bedingung, nur nicht „depossedirt" zu werden, sondern vielmehr die Aemter, die Pensionen, die Einkünfte weltlicher und geistlicher Sinecuren, die Primogenitur und die „Patronage" (Einfluß auf Betterversorgungen) beizubehalten.

Nachdem Lord Houghton dies durch sein „weises Beiseitetreten" zart zugegeben hat, zäumt er sein Kriegsroß wieder, besteigt es und sagt: „Ich gebe nicht zu, daß irgend eine organische Reform des Oberhauses möglich sei. Ich erkenne die Jesuitenregel: „aut sint ut sunt aut non sint"! vollkommen an — wenn es überhaupt angetastet werden kann, so kann das nur durch — eine Revolution geschehen!"

Und damit, meint er, hab' es keine Noth. „Aber", so widerspricht er sich dann selbst wieder, „es könnte doch in ferner, ferner Zeit ein Zustand eintreten, wo die Lords die Pflicht der Selbstvertheidigung auf sich zu nehmen und ihre Existenz als constituirende Staatsmacht auf Spiel zu setzen hätten, — wenn sich nämlich die eifersüchtigen Dissenters, der communistische Atheismus und der ultramontane Katholicismus gegen die Englische Staatskirche verbinden sollten". Diese Gefahr wäre darum so groß, weil die Englische Staatskirche 200 Millionen £ Sterling zu verlieren hat — während ihr kein Mensch ihre 39 Artikel und, wenn's ihr paßt, selbst den 40sten nicht, streitig machen will. Man erwartet nun, Lord Houghton werde in diesem Fall den Degen ziehen und die Scheide wegwerfen; aber nein! seine Politik ist ihm klar vorgeschrieben: „sich nie in einen Conflict mit dem Unterhause einzulassen, wenn die edlen Lords nicht sehen, daß in der Nation eine ernste passive Macht vorhanden ist, die denselben festen Willen, wie die Lords, zum Widerstande hat". — Das klingt fast, als wenn die Lords in solchen schrecklichen Fällen zum Plebiscit schreiten sollten — wenn sie's könnten.

Ich glaube schon, die Lords wären durch dieses Reeept der Weisheit, das ganz ihrem Instinct entspricht, gerettet; da bläst Lord Houghton wieder die Kriegstrompete mit den blutigen Worten: „der Conflict wird kommen, aber nicht über rein politische Fragen, sondern über — die Kirchen- und Landfragen, und dann wird er enden entweder in einen vollständigen Sieg oder in eine ehrenvolle Auflösung des erblichen Hauses der Gesetzgebung".

Monckton Mills war ein Liberaler, ein warmer Verehrer Lord Palmerstons. Lord Palmerston hielt nicht grade viel von den edlen Lords: er stand ihnen zu nahe, — wie es Einem immer mit St. Pauls und dem Mailänder Dom geht — aber er machte seinen Freund Monckton Mills zum Lord Houghton. So schwang sich der Dichter auf unter die Erblichen und in die höchste Classe; und „die gute Gesellschaft" hat gewirkt. „Das Volk hat die Lords gern", sagt er, „und Classenunterschiede haben doch was für sich; die höhere Classe befördert, wenn sie gleich nicht sichert, eine höhere Erziehung, feinere Sitten, weisere Selbstbeherrschung; und daß der Stand und der gesellige Zustand, der vorzugsweise der Politik zugewiesen ist, auch die Eigenschaften besitzen werde, die zum Regiment der Menschheit erforderlich sind, ist doch wohl anzunehmen". — Ei freilich — besonders seit Oxenstiernas Entdeckung.

„Außerdem", sagt Lord Houghton, „reformirt und läubert sich im Grunde das Oberhaus selbst. Von 450 Pairs betheiligen sich nicht über 200 an den Geschäften. Von den übrigen 250 haben einige nie ihren Sitz eingenommen und zeigt der größte Theil wenig oder gar kein politisches Interesse. So findet eine Art unbewußter Säuberung ohne Eifersucht, Uebelwollen oder persönliche Beleidigung in der (erdweisen) Körperschaft selbst statt".

Wenn es wohl gewiß ist, daß Lord Houghton sich äußerst fein und rücksichtsvoll über die 250 freiwillig Ausgeschonten ausdrückt und also wohl an seinen Sitten während seiner Lordschaft gewonnen hat, so hat er dagegen an Gedächtniß verloren; denn gleich darauf läßt er ohne Weiteres die „Ausgesonderten" wieder eintreten. Er beschreibt das erbweise Haus in seinem Glanze folgender Maßen: „Bei einer großen Gelegenheit, wenn die Lords in voller Abendstiung irgend eine wichtige Maßregel, die vom Unterhause herauskommt entweder wider Willen annehmen oder für die Sitzung verwerfen oder durch wesentliche Aenderungen unmöglich machen wollen, wenn 3 bis 400 Pairs in dem hohen Saale versammelt sind und vor allen Mitgliedern des gegenwärtigen und des vorigen Ministeriums und andern Notabilitäten des Unterhauses, vor einem auserkamen Auditorium von Diplomaten und hohen Frauen und einem stillen überandächtigen Publicum eine wohlüberlegte und vornehm gehaltene Debatte bis Mitternacht, ja bis zur sommerlichen Morgendämmerung fortgeführt wird, — dann werden wenig Zuhörer ermangeln den Eindruck mitzunehmen, daß sie in der nobelsten politischen Berathung der civilisirten Welt gewesen" — freilich mit Unrecht, denn Lord Houghton gesteht gleich hinterher, „daß diese Reden nichts weiter sind, als Wiederholungen der besten Reden aus dem Unterhause von wohlbekannten Stimmen, ohne allen Anspruch auf Originalität vorgetragen". — In seiner Vergeßlichkeit nimmt Lord Houghton so den Bewunderern der glänzenden Versammlung allen Verstand und dem Glanze allen Inhalt: aber die 250 „Unpolitischen", — ganz unbekannte Gesichter in diesen heiligen Hallen, — treten bei so glänzenden Gelegenheiten auf und verwerfen oder verderben die Gesetze des Unterhauses — so lange bis das Volk will wird, und alsdann das hohe Haus „bei Seite tritt, um nicht umgerannt zu werden".

Lord Houghton hat keine Satire schreiben wollen; desto besser ist sie ihm gelungen, und die Thatsachen, die er vorträgt, und die Widersprüche, die er nicht vermeiden kann, die gerade sind die jetzige „Stellung und Praxis des Oberhauses".

Der Unterbau ist nun im Begriff, diesem Oberbau über den Kopf zu wachsen, und ist allerdings gezwungen, es zu thun; warum, hat uns Lord Houghton so eben mitgetheilt.

Als Canning sich gegen die Reform sträubte, „weil dann der Adel seine Stellung verlieren und die ganze Verfassung

Digitized by Google

gestört werden würde", hätte freilich der Adel Alles in Händen, das Unterhaus war sein Unterhaus, die Abgeordneten seine Abgeordneten, die Wahrheit also die seinige und die Minister ebenfalls.

Diese Verfassung wurde allerdings durch die erste Reformbill gestört; die Städte erhielten eine mehr ihrem Einfluß entsprechende Vertretung; aber das Oberhaus hatte noch immer das Uebergewicht durch seinen Einfluß auf die Wahlen und durch die Stellenbesetzung.

In dieser Zeit war die Volksbewegung in den Versammlungen und in der Presse so zu sagen eine vierte Instanz; und Unterhaus und Oberhaus wurden durch Agitation, manchmal geradezu durch Bedrohung gezwungen, der öffentlichen Meinung zu folgen, sobald sie die gehörige Reife und Bestimmtheit erlangt hatte.

Auf diese Weise herrschte der Volksgeist, aber die Lords wurden dafür bezahlt.

Diese Bewegung war also schon eine Reform des Oberhauses, eine theilweise Beseitigung der Mißbräuche, wodurch sich die Lords vollständig in Besitz des ganzen Staats- und Kirchenmechanismus gesetzt hatten. Sie ging sodann noch weiter durch die letzte Reformbill, welche jedem, der sein eignes oder ein gemiethetes Haus bewohnt, das Stimmrecht giebt.

Jetzt hat man nun aber erst eingesehen, daß es damit nicht gethan ist; und als bei Aufhebung der Irischen Staatskirche die Lords und die Bischöfe die Gelder retteten und für nichts anderes Sinn hatten, kaum zu einer Prüfung der ungeheuren eingewurzelten Mißbräuche, wodurch die Staatsgelder an Pringen, Prinzessinnen und Lords als Pensionen und an ihre Verwanden als Sinecuren verschwendet werden, und wurden die Landsrage und die Primogenitur ernstlich erörtert.

Hier, meint nun Lord Houghton, müsse das Oberhaus dem Feinde Stand halten; aber jetzt ist es zu spät.

Das Oberhaus wird auch in der Geldfrage „bei Seite treten" müssen und es wird dann heißen: seid zufrieden mit den ungeheuren Reichthümern, die ihr habt, und gebt das Recht auf, Staat und Kirche noch weiter für Euch auszubeuten.

Während dieser letzten Parlamentsferien sind über das ganze Land hin die Kritiken der Budgets des Staats (of our ballance sheet) und des Budgets der Staatskirche ergangen; und was dem Oberhause bisher nur theilweise begegnet ist, das wird ihm sehr bald an seinem empfindlichsten Theile, an den Pensionen, den Sinecuren und der Patronage d. h. der Vergebung der vielen fetten Stellen, geschehen.

Durch die neueste Reformbill ist nämlich die Volksbewegung in ihren eignen großen Versammlungen nicht unnöthig gemacht, im Gegentheil nur verstärkt worden, weil die Massen noch zu gar keinen eignen Vertretern gelangt sind, sich also immer noch bei Seite gesetzt sehen.

Die Reden mit neuem Inhalt werden nun zuerst in diesen Versammlungen gehalten. Ernsthafte Männer machen gründliche Studien dazu. Sobald aber auf diese Weise ein mächtiger Geist ins Leben gerufen ist, hat das Oberhaus nichts zu thun, als ihn zu genehmigen.

Die Revolution also, von der Lord Houghton als von einer bevorstehenden träumt, ist lange vor sich gegangen, und die Lords mit ihren eleganten Reden ohne allen Inhalt haben schon jetzt den Boden unter den Füßen verloren, und das politisch mächtige und selbst denkende Volk ist in seinem Besitz.

In diesen neuen Unterbau sinkt das Oberhaus immer mehr hinab, bis es eines Tages in völliger Ohnmacht verschwindet.

Zur Geschichte des Börsenschwindels.

Von **L. B. Oppenheim.**

II.

In dem thatkräftigen, seiner ganzen Rechts-Entwickelung gemäß auf persönliche Initiative und eigene Verantwortlichkeit gestellten England erholte sich die Gesellschaft rascher von dem Schrecken und dem Verlust, als in dem ohnedies verfallenden Frankreich, wo zu allen Zeiten, bei jeder socialen Calamität, zuerst die rettende Hand der Regierung angesteht und dann, wenn diese nicht hilft, mit Anmuth verzweifelt und in der Verzweiflung recht tüchtig geschwelgt und vergendet wird.

Auch in Holland waren, nach dem unglückseligen Ausgang der Tulpenmanie die Gerichte und die Behörden von den Verlierenden angerufen worden. Aber beide erklärten sich für incompetent; die ersteren, weil sie die Speculationen für Spielgeschäfte erklärten, die nicht klagbar seien; die anderen, weil es honnette Geschäfte wären, in die man sich nicht einmischen dürfe. Vergebens hatten die Tulpen-Fassiers vor Gericht den inneren Werth der Waare und daß es sich um wirkliche Lieferungen, nicht um bloße Scheinkäufe, gehandelt habe, zu beweisen gesucht. In der That war es in Holland wenigstens so weit mit ehrlichen Dingen zugegangen, daß sich nicht ganze Classen von Ausbeutern und Ausgebeuteten gegenüberstanden, wie das seitdem bei vielen solchen Krisen wahrzunehmen war.

In Frankreich hatte nach Law der Staat helfen wollen, aber er war ja selbst Complice gewesen. Die strafrechtlichen Verfolgungen in England brachten freilich den Geplünderten nicht ihre verlorenen Besitzthümer zurück, aber sie klärten die Situation, belehrten das Publicum und schreckten die Verbrecher.

Den Franzosen ist, wie gesagt, die Schwäche gebliehen, stets ihr Heil und ihre Richtung von Oben zu erwarten. Wenn ihre Regierung den Spieleufel los läßt, so ergiebt sich alle Uebel von selben, so solide auch die gewerbtreibenden Stände bei ihnen veranlagt sind. Die Regierungen in Frankreich glauben selbst, daß sie den Börsencours bestimmen können, und weil sie das Thermometer zu verschieben vermögen, wähnen sie und die Nation, daß sie das Wetter machen. Napoleon I. verordnete die Hausse procentweise, wie ein Kaiser von Oesterreich einmal die Abschaffung des Deficits brevi manu befahl. In diesen Beziehungen sind sich alle französischen Regierungen gleich, wie verschiedenartig auch ihr Ursprung sei, und die demokratischen sind darin am verkehrtesten. So glauben die Franzosen auch bei allen ungünstigen Conjuncturen ihres Geldmarktes an persönliche Intriguen.

Wie in den neunziger Jahren das hungernde Volk die vermeintlichen Kornwucherer suchte und die Bäcker aufhing, damit sie billigeres Brod backen, so glaubt das moderne Frankreich am Anfang jedes Krieges, wenn das Capital sich versteckt, die fremden Banquiers hatten es schleunigst über die Grenze geschickt. Ein so eitles Volk, das die Unzulänglichkeiten seiner Natur auf feindliche Machinationen zurückführt, wird sich niemals von dem Verständniß der wirthschaftlichen Naturgesetze durchdringen lassen. Selbst der große Mirabeau denuncirte die Verderblichkeit eines, von der wirklichen Production losgelösten Speculationshandels nicht sowohl der besseren Einsicht des Publicums, sondern der Wachsamkeit der Regierung, welche gerade (bei der von Mirabeau hauptsächlich angegriffenen Caisse d'escompte) mit unter der Decke steckte und jedenfalls nur so weit einschritt, als sie nicht vortheilhaft betheiligt war. Auch der tugendhafte Necker hatte durch sein Anleihen-System während des amerikanischen Krieges das Börsenspiel großgezogen. Als Mirabeau's „Anklage gegen die Agiotage" erschien, sprengten die Haussiers aus, er arbeite für die Baissiers, was um so mehr Glauben fand, als er den Beweis angetreten hatte, daß die Baisse oder Contremine nicht an und für sich vaterlandsverderblich sei. Doch ist dieses Vorurtheil noch heutzutage in Frankreich nicht ausgerottet und nur der Haussier gilt dort für einen guten Bürger; gerade wie Der, welcher an Frankreichs Unüberwindlichkeit zweifeln könnte, „Prussien" gescholten und als Verräther gebucht wird. Die erwähnte Schrift Mirabeaus ist kürzlich zu Berlin (bei L. Heimann) in einer sorgfältigen und mit nützlich erläuternden Anmerkungen versehenen Uebersetzung erschienen, und es ist nur zu befürchten, daß unsere modernen Speculanten an den von ihm angeführten Beispielen sich zu neuen Combinationen begeistern. Mirabeau weist mit mehr Lebhaftigkeit, als wissenschaftlicher Klarheit die beklagenswerthen Folgen des überhandnehmenden Spiels mit Actien von zweifelhaftem Werth und Erträgniß nach, das Verschwinden des Credits für die solide

Digitized by Google

Industrie und die Agricultur, die Vereitelung vieler productiven Thätigkeiten, das Steigen der Preise, die Concentrirung der gesammten Umlaufsmittel in der Hauptstadt.

Er sagt: „Ich weiß, daß, wenn man alle Capitalien zusammenzählt, welche in Actien der verschiedenen Compagnien engagirt sind, diese Summe bei dreihundert Millionen betragen dürfte. Rechnet man noch die anderen Objecte dazu, welche die Agiotage in ihre Machtsphäre hineinzieht: die Lotterie und deren Verdoppelung (Promessenspiel), wofür früher keine Beispiele vorhanden waren, den Aufwand des Hofes, dem sich mehr oder minder, wie wir gezeigt haben, die Spieler beigesellen, so wird man, abgesehen von allen Rücksichten der Moral, den Nachtheil begreifen, welche diese Ansammlungen zu Zwecken des unfruchtbaren Spieles unseren eigentlichen Hülfsquellen bereiten; — sie führen zu Erschütterungen, deren Vorzeichen bereits sichtbar sind. Glaubt man wirklich, daß der Zusammenbruch aller dieser durch Intriguen, Täuschungen, Manöver der gehässigsten Art begründeten Existenzen ein unbedeutendes Uebel, blose Handelsabweichungen wäre? Dieser Mißbrauch des Hazardspiels im Großen und des Lottos sind schwere Uebelstände. Jene verhängnißvolle Richtung der Geister — die Liebe zum Spiel, mit der indirecten Verzehrungssteuer zugleich aus Italien bei uns eingeführt, — hat die Sitten verderbt, die Vernunft verwirrt, hat das Unglück der Welt verursacht und wird es fernerhin verursachen, so lange die Mehrzahl der Herrscher übersehen, daß die Zerrüttung der Gesellschaft ihr Ansehen, ihre Macht, ihren Reichthum untergräbt; so lange nicht eine kluge, rechtschaffene und kräftige Erziehungsweise die Völker belehren wird, daß jedes Hazardspiel an und für sich eine Schande ist, weil es weder geziemt, durch den Zufall fremdes Gut zu erwerben, noch dem Zufalle das Vermögen seiner Familie preiszugeben. Trotz alledem fand das erbärmliche Spiel Vertheidiger; sie schrieben dicke Bände, um zu beweisen, daß der Verkehr, den dasselbe erzeugt, den Glanz und die Macht der Staaten vermehrt. Man hat aber dabei vollkommen übersehen, daß die zum Spiele verwendeten Mittel nichts schaffen, nicht einmal Genuß, daß selbst im günstigsten Falle unter den Spielern sich schließlich Gewinn und Verlust ausgleicht, daß die Spieler ihre Zeit, ihre Mühe, sowie den Vortheil aus einer anderen Verwendungsweise ihrer Capitalien verlieren. Ganz mit Unrecht hat man die Spieler für Händler erklärt, während sie doch nur spielen können, weil sie sich vom wirklichen Handel zurückgezogen haben. Man hat den Beruf für die Menschheit außer Berechnung gelassen, der daraus resultirt, daß diese ungeheuren Fonds, während langer Zeit für das Spiel verwendet, der Förderung nützlicher Arbeiten entzogen wurden. Man hat den dadurch verursachten Verlust nicht veranschlagt, daß so viele tüchtige Köpfe ihre Geisteskräfte in nichtigen Combinationen verzehrt und ihre ganze Geschicklichkeit in verächtlichen Ränken vergeudet haben." —

Bekanntlich ist die Grenz-Regulirung zwischen dem unfruchtbaren Spielgeschäft und dem nützlichen Speculationshandel eine der schwierigsten Aufgaben der neueren Volkswirthschaftslehre. Während in Frankreich noch Freihandelstheoretiker, wie J. B. Say, das ganze Börsengeschäft für eine schädliche Wucherpflanze erklären, welche von Regierungswegen auszurotten wäre, haben deutsche Nationalökonomen, wie Otto Michaelis, die Stellung und Bedeutung desselben im wirthschaftlichen Organismus durch scharfsinnige Untersuchungen nachgewiesen. Aber selbst aus den Kreisen, welche durch Stellung und Interesse der günstigeren Ansicht zuneigen, wurden gewichtige Stimmen laut über die Gefährlichkeit einer Verbindung zwischen Actiengeschäft und Börsenspiel, in welcher jeder dieser beiden Factoren das Trügerische und Verführerische, welches ihm innewohnt, in verstärktem Maaße bewährt. So sagte der Referent des Volkswirthschaftlichen Congresses schon 1869: „Wir sehen Zustände, die lebhaft an John Law erinnern, wir sehen Actiengesellschaften, die nur den Zweck haben, wieder andere Actiengesellschaften in's Leben zu rufen, von denen wieder Enkel und Urenkel ausgehen, ohne daß wir je auf den Punkt kommen, wo die eigentliche solide Arbeit beginnt, wir sehen mundtodt gemachte Generalversammlungen, wir sehen, wie erhebliches Seihgeld bezahlt wird, um Majoritäten zu gewinnen, welche Beschlüsse annehmen, die dem Interesse der Gesellschaft offenbar widersprechen; wir sehen die Form der Actiengesellschaft auf das Aergste mißbraucht; wir sehen Directoren, welche es in der Hand haben, nach Belieben gefügige Actionäre zu wohlbezahlten Verwaltungsräthen zu erheben; und wir kommen bei solchen Erscheinungen zu der Frage: „Sind die Actiengesellschaften für unsere Entwickelung ein Segen?"

Bekanntlich ist das Wort Actionair in Frankreich ein Synonym für einen leichtgläubigen, leicht zu täuschenden Menschen und wird unhöflicher Weise noch mit stärkerer Betonung gebraucht. — Aus Oesterreich schrieb Schäffle (ehe er zum Schäffle'gen*) wurde) in seinem wunderlich krausen, etwas Bethuyhue'schen Stile: „Ist tauchen in einem Jahre Dutzende neuer Gesellschaftsgeschäfte auf, an deren Entbindung die Gründungsbanken theilnehmen. Diese hätten freilich die Aufgabe, nicht blos zu gründen und gründungsschwangere Perioden zu entbinden. Sie sollten die nachfolgende Zeit des Gründungsschlummers zur ersten Warte der Pflegekinder benützen, bis diese entwöhnt sind und auf eigenen Füßen stehen können. Einer erziehenden, consolidirenden Fürsorge durch wirthschaftliche Mächte, welche Erfahrung in großen Geschäften, viel Intelligenz und Capital zur Verfügung haben, bedürfen die meisten jungen Actienpflänzlinge. Würden die Gründungsbanken, statt blos in Agiotage einen ungebührlichen Bebammenlohn zu ziehen und mit diesem davon und einer neuen Gründung zuzulassen, wirklich mit einer längeren Acclimatisirung sich befassen und erst, wenn ihre Setzlinge festgewurzelt sind, in einer zweiten Periode die Patronage neuer Gründungen übernehmen, so könnte diese Bankart noch zu Ehren kommen,*) welche im Pereire'schen Crédit mobilier wegen der Mésalliance mit dem napoleonischen Cäsarismus kein eigentliches fair trial gehabt hat. Allein die menschlichen Leidenschaften sprechen gegen die Wahrscheinlichkeit, daß diese Reform bald eintreten werde. Die österreichischen Credit-Institute von 1868 haben eben wieder fabrikmäßig das „Emissionsgeschäft," d. h. den agiotirenden Umschlag ihres Capitals in täglich neuen Emissionen von Actien und Prioritäts-Obligationen, betrieben; es kamen Gründungen auf's Tapet, bei welchen Namen des Adels und der Bourgeoisie sich gleichmäßig prostituirten."

So sprechen die Freunde und Anhänger der „societären" Geschäftsformen; ihre Polemik ist allerdings mehr gegen gewisse Abarten des Börsenspiels, als gegen das Actiengeschäft gerichtet. Wir sind auch weit entfernt, uns alle die Argumente anzueignen, welche im Reichstage bei der Debatte über die Prämien-Anleihen zum Verbote derselben geführt haben. Was wollen Prämienloose, Lotterien und selbst Zahlenlottos besagen gegen die von Law bis Mirès, Strousberg und Langrand-Dumonceau stets vervollkommnete Kunst, de corriger la fortune?! Ist der Spieltrieb in Wahrheit so mächtig, daß es unnütz ist, ihm Dämme zu bauen, weil er dennoch überall durchbricht?! Und wenn er wirklich so tief in der menschlichen Natur begründet ist, daß sich schon bei fast allen Naturvölkern die Symptome desselben zeigen und daß sich die Mittel seiner Befriedigung nur nach Verhältniß der Cultur und des Reichthums verändern, so sollten uns die Psychologen, neuerdings durch das fliegende Corps der „Völkerpsychologen" verstärkt, keine Quellen nachweisen und die etwaige Möglichkeit, seinen Ausschreitungen zu begegnen. Jedermann kann an sich selbst beobachten, daß das Hazardspiel zu den Kräften der Vernunft und Selbstbeherrschung im directen Widerspruch steht. Es ist das Reich des Zufalls und der Phantasterei: wer sich ihm hingiebt, wird Fatalist, d. h. er verzichtet auf Berechnung und Verantwortlichkeit. Alle Spieler sind oder werden abergläubisch. Daher wußten die Pfaffen, von den haruspices bis zu den Patronen des Zahlenlottos in Italien, sehr wohl, warum sie diese dunklen Triebe förderten und segneten. Auch der rechte Börsenspieler steht unter dem Einfluß unberechenbarer Fluida und giebt sich den verblendeten Paniques ebenso hülf- und willenlos hin, wie den ebenso unsinnigen Schwindel-Epochen. Die Wenigen in diesem Kreise, welche den Kopf oben behalten und auf die Dummheit der Anderen speculiren, ohne selbst zu viel zu reflectiren, sind Herren und Meister des Kreises. An der Roulette und dem Trente-et-Quarante-Tische beklagen sich die Stammgäste über die Jéros und andern Vortheile des Bankhalters; die Gäste der Börse übersehen, daß sie noch ganz

*) Wir bezweifeln es. H. B. D.

Digitized by Google

anderen Privilegien zum Opfer fallen, Privilegien, welche allmählich, aber unfehlbar das ganze bereite Spiel-Capital an sich ziehen und verschlingen.

Wir stehen augenblicklich in einer Uebergangs-Periode: die neue Actienfreiheit wird von den Geschäftsleuten mißbraucht, wie die neue Coalitionsfreiheit von den Arbeitern, die noch nicht mit ihr umzugehen wissen. Diese beiden Mißbräuche vertheuern das Leben und erschweren die reelle Production. Demnoch darf es sich nicht darum handeln, diese Freiheiten zu bekämpfen oder zu beschränken, sondern nur den richtigen Gebrauch derselben zu erlernen. Von den organisirten Arbeits-Einstellungen werden die Arbeitgeber schon zu eigenen und richtigen Organisationen geführt werden, ohne die Hülfe der Gesetzgebung, Justiz und Polizei in Anspruch zu nehmen. Was aber die Actienfreiheit betrifft, so wird allerdings eine Revision der gesetzlichen Normativbedingungen an der Hand der Erfahrung vorbereitet werden müssen. Wir müssen lernen, mit der Freiheit auszukommen, ohne uns von deren Zerrbildern einschüchtern oder bedrängen zu lassen.

Correspondenzen.

Aus München, Ende Januar. [Bayern und das Reich]. Das Blatt, das sich „Vaterland“ nennt, hat meine Worte über Dönniges bereits bestätigt: durch die Berufung der „Nordlichter“ sei er ein Haupturheber vom Untergang Bayerns, wenn auch von der Tann wecker dabei mitgeholfen. Den Namen Deutschland meiden die Ultramontanen und halten's auch hier mit den Franzosen; sie sagen dafür: Preußen. Daß Bayern noch besteht, daß gerade durch den Eintritt in das Reich der König seinen Thron sicher stellte, als er uns die Erfüllung der nationalen Sehnsucht ohne Revolution möglich machte, das wollen solche Römlinge nicht einsehen. — Indeß ist auch für die Umstimmung in München und für die Heranbildung einer politisch und religiös freisinnigen Mehrheit in dem alten Verwischabad, wie Fallmerayer München, die Mönchstadt, verdolmetscht, der Weltverkehr in Anschlag zu bringen, der fortwährend neue Elemente einführte und den Gesichtskreis erweiterte. Die Eisenbahnschienen haben die deutschen Stämme zur Einheit zusammengeschlossen und unsere burschenschaftlichen Träume zur That werden lassen. Im Besondern ging für München die Saat auf, welche König Ludwig I. ausgestreut, als er der Schirmherr der deutschen Kunst ward und seine Hauptstadt zu ihrer Metropole machte. Die Stadt ist nun ein Anziehungspunkt für viele tausende von Besuchern, und durch die Künstler selbst kam ein freierer Sinn in das Bürgerthum. Sodann durchbrachen die Gewerbe und die Industrie, welche mit der Kunst zusammenhängen, zuerst die Schranken des Zunftzwanges; der konnte es dem Bildschnitzer, dem Lithographen, vollends dem neu erscheinenden Photographen nicht wehren eine Werkstatt zu eröffnen, und Werkstätten wie die Meier'sche Kunstanstalt wie die von Albert und Bruckmann beschäftigten viele Arbeiter. So kamen frische Kräfte empor, und seit 1866 ward der deutsche Name im Auslande geachtet, und das mehrte die Bestellungen von auswärts. Die Preise der Kunstwerke haben sich mehr als verdoppelt, und was durch Kunst und Kunstindustrie in München verdient wird, läßt sich mindestens auf 5—6 Millionen Thaler veranschlagen.

Ein andres wichtiges Element war die Presse. München hatte lange kein größeres Blatt, und was die frühere „Süddeutsche Zeitung“, dann die „Süddeutsche Presse“ betrifft, so haben sie leider wenig localen Boden bis jetzt erlangt; die „Allgemeine“ und die „Abendzeitung“ von Augsburg waren und sind uns immer noch eine Art von Localblatt. Daneben aber wuchern die kleinen Blättchen von allen Farben, und einflußreich waren die ultramontanen. Da kaufte ein Mann, der ein enormes und unermüdliches Agitationstalent besitzt und um die Bildung einer nationalliberalen Partei das entschiedenste Verdienst hat, Julius Knorr, das verbreitetste Annonceublatt, die „Neuesten Nachrichten“, und gab ihm ganz allmählich die freisinnige Haltung, sodaß erst später der gesinnungstüchtige und einsichtsvolle Vechiani als Redacteur hervortrat; fast ohne es zu merken erhielten die Leser, und das sind die Familien ziemlich alle, soweit nicht neuerer kirchlicher Einfluß waltet, eine bessere Kost und wurden für neue fortschrittliche Ideen empfänglich.

So konnten wir im August 1866 eine Volksversammlung wagen, in welcher wir den Eintritt Bayerns in einen neuen deutschen Bund forderten, der unter Preußens Führung zu errichten sei; die national-liberale Partei war begründet. Sie unterlag den liberalen Particularisten bei den Zollparlamentswahlen, aber sie siegte 1868 glänzend bei den Landtagswahlen durch eine geschickte Organisation und eine opferwillige Thätigkeit vieler Bürger. Als 1870 der Kriegslärm kam, da wußten wir, daß jetzt der Tag der Entscheidung da sei. Eine Deputation sollte den König um den Anschluß an den Norddeutschen Bund gegen den gemeinsamen Feind bitten; er antwortete, daß er den Kriegsfall bereits erklärt habe. So ward der Bittgang zum Schloß, den viele tausende vorhatten, zur imponirenden Ovation, welche die Ultramontanen und die Particularisten erschreckte. Wir aber hielten die Stadt in fluthender Bewegung; alle Abende Volksversammlungen durch die Bezirksvereine, heute hier, morgen dort. Am Tag der Kammerabstimmung wurden die Ultramontanen und Particularisten, wie sie sagen, terrorisirt. Wir waren des Heeres wie des Königs sicher. Ueber einen Kammerbeschluß wären wir zur Tagesordnung und doch in den Krieg gegangen, aber wir wollten nicht, daß Abends auf den Boulevards in Paris verkündigt werde: der Bayrische Landtag hat das Geld zum Krieg verweigert! Es galt die nationale Ehre zu retten. Die deutschgesinnten Deputirten thaten ihre Pflicht. Sepp, der als Sprecher der Ultramontanen auftrat, sagte selbst: Es geht mir wie Bileam: ich wollte fluchen und ich muß segnen: ich rufe Krieg! Einigung Deutschlands! Wer das Elsaß wiederbringt, werde Kaiser! Die Abstimmung erfolgte, die eigentlich entscheidende mit einer Majorität von 2 Stimmen, die allgemeine am Ende aber mit mehr als zwei Dritteln.

Die Tage von Wörth, von Weißenburg, von Sedan! Wir hatten auch in den Gemeindewahlen gesiegt, und ein Mann der stets zur Actionspartei gehörte, Advocat Erhart, war erster Bürgermeister. Er stand an der Spitze eines Telegramms von Münchener Notabeln, die den König am Tage von Sedan beglückwünschten und sofort ihn ersuchten, nun auch die Initiative zur Neubegründung des deutschen Reichs mit einem gemeinsamen Reichstag zu ergreifen. In diesem Sinne ward eine Adressenbewegung durch das ganze Land organisirt. Die Minister kümmerten sich anfangs wenig darum, als aber die tausendste einlief, da gingen sie doch nach Versailles. Und der König begrüßte „Wilhelm den Siegreichen“ in jugendlicher Hochherzigkeit als neuen Kaiser. Sie sehen, wir haben uns das gemeinsame Vaterland verdient. Und heute in den kirchlichen Wirren wäre ein isolirter Staat Bayern gar nicht mehr vorhanden; er wäre zerrüttet, eine Domäne Roms, gegen das sich die Besseren empören würden, oder hätte sich nothgedrungen dem Reich untergeordnet, das er nun selber frei und ehrenvoll mitbildet.

Aus Paris, Ende Januar. [Frankreichs Pfennig, „le denier de France“] Die französischen Zeitungen haben nun wieder das Glück eine neue Frage entdeckt zu haben, die während langer Zeit reichlichen Stoff zu Leitartikeln, vertraulichen Mittheilungen, Anekdoten und Erfindungen zu geben verspricht. Es war hohe Zeit. Selbst die wärmsten Patrioten singen an einzugestehen, daß die aus ganz sicheren Quellen geschöpften Mittheilungen über die von den deutschen Horden verübten Missethaten aufhörten interessant zu sein; und selbst die sensationsdurstigsten Zeitungsleser zeigten durch ihre Haltung, daß sie die Mordbrenner der Commune eines fortgesetzten Interesses für nicht würdig hielten. — Der Proceß der Ermordung der Geißeln war von der großen Menge fast unbemerkt vorübergegangen und der „Soir“ constatirte mit einigem Bedauern, daß dies große

Digitized by Google

Drama nicht einmal einen succès d'estime gehabt habe. „Welch schöner Tag für Frankreich, — schloß diese Zeitung einen längeren Artikel über die Ermordung der Geißeln, — der Tag, an dem wir uns von den letzten schrecklichen Ereignissen genug erholt haben, um uns für einen gewöhnlichen Uebelthäter, wie der bescheidene Troppmann es war, lebhaft interessiren zu können".

Dem tiefgefühlten Bedürfniß nach „interessanten" Fragen ist nun glücklicherweise abgeholfen worden; und Frankreich, nachdem es der Welt hinreichend gezeigt hat, daß es in den Fächern „Unglück, Gräuelthaten, Jammer" das Alleräußerste zu leisten vermag, steht nun auf dem Sprunge, Europa durch „feinen Patriotismus, seinen Reichthum, seine Aufopferung, seinen Großmuth und seine Uneigennützigkeit" in wohlbegründetes Erstaunen zu setzen. Der „eifersüchtige, wachsame Feind", d. h. die Deutschen und „die Augen Europas" fahren nämlich fort eine sehr bedeutende Rolle in der modernen französischen Phraseologie zu bilden. Selbstbewußtsein ist eine schöne Eigenschaft und verträgt sich gut mit wahrem Patriotismus; aber Bescheidenheit, Ruhe, Würde sind der beste Schmuck unglücklicher Nationen. Wenn doch Frankreich einsehen wollte, daß die Welt gelegentlich auch etwas anderes und besseres zu thun hat, als die Zuckungen und Bewegungen eines kranken Landes zu beobachten. Eitelkeit ist eben so schwer heilbar bei den Völkern wie bei Individuen; das französische Volk ist grenzenlos eitel und gefallsüchtig; und ihre Führer wissen dies so wohl, daß sie bei jeder großen Maßregel, die sie beabsichtigen, die nationale Eitelkeit des Bundesgenossen auf ihre Seite zu bringen suchen. Dies ist auch heute wieder der Fall.

Eine Gesellschaft elsässischer und lothringer Damen hat eine Summe Geldes gesammelt und diese der französischen Regierung zur Verfügung gestellt mit dem Bedeuten, daß dies Geld zur Befreiung Frankreichs vom Joche der deutschen Occupations-Armeen benutzt werden solle. Dies edle, patriotische Beispiel hat in Frankreich Anklang gefunden und verschiedene, kleine Gesellschaften haben sich gebildet, um zu demselben Zwecke Geld aufzutreiben. Die im höchsten Grade achtungswerthe Idee hat auf diese Weise in verschiedenen Kreisen Wurzel geschlagen und die aufmerksamen Zeitungsschreiber, die eifrigsten Courtisanen der öffentlichen Gunst, der sie seit Jahren alles, Wahrheit und Ehre mitinbegriffen, geopfert haben, haben mit Eifer die Gelegenheit ergriffen, sich an die Spitze einer allgemeinen Bewegung des Volkes zu drängen. Die Zeitungen sind demnach seit einigen Tagen voll mit Vorschlägen aller Art, die Opferfreudigkeit des französischen Volkes in vortheilhaftester Weise auszubeuten. Es handelt sich darum, aus freiwilligen Gaben, eine sehr große Summe aufzutreiben und diese der Regierung zur Verfügung zu stellen, der dadurch die Zahlung der Kriegsschuld an Deutschland erleichtert würde. Eine Folge davon würde Beschleunigung der Räumung der noch von deutschen Truppen occupirten Provinzen sein. Es gewinnt bereits jetzt den Anschein, als ob dies Unternehmen kein ganz fruchtloses sein würde. Ob es den großen Erfolg haben wird, den die Leiter desselben davon zu erwarten scheinen, muß noch dahingestellt bleiben. — Die französische Nation hat sich bei jeder Gelegenheit reich, aber noch niemals generös und opferfreudig gezeigt. Sie fand mit Leichtigkeit Millionen und Milliarden, als es sich darum handelte, gut verzinste Staatsanleihen zu unterschreiben, aber sie klagte über Jammer und Noth und Elend, als man freiwillige Gaben zur Linderung der durch den Krieg verursachten Leiden von ihr verlangte. Jeder anständige Franzose muß sich schämen, wenn er das, was Frankreich in dieser Beziehung gethan hat, mit dem vergleicht, was England, dies „Volk von Krämerseelen" geleistet hat. Die Führer der öffentlichen Meinung benützen sich nun aufs Eifrigste, eine neue moralische Niederlage zu vermeiden. Legouvé schreibt im „Temps" „die Idee (des Frankreichs-Pfennigs „denier de la France") darf nicht nur gut, sie muß ausgezeichnet sein, und sie muß, um uns nicht mit Schande zu bedecken, einen ungeheuren Erfolg haben". Dies ist vollständig richtig. Die Art und Weise, diesen „ungeheuren Erfolg" zu sichern, setzt nun alle Einbildungskraft in Bewegung und wird wohl, binnen kurzem, die Annahme eines bestimmten Planes zur Folge haben. Die wichtige Frage mag dann weiter besprochen werden; heute will ich nur noch einen Vorschlag der „Eisernen Maske" im Figaro anführen, welcher beweist, daß die lustigen Franzosen durchaus nicht die Absicht haben, die ernste Sache ohne allen Scherz vorübergehen zu lassen. „Ich schlage vor, schreibt der Correspondent des Figaro, daß die Regierung folgende zwei Artikel veröffentliche: § 1. Jeder Franzose, der 3000 Frcs. zahlt, wird zum Ritter der Ehrenlegion ernannt; für 6000 Frcs. bekommt er das Diplom eines Officiers des Ordens, für 12,000 Frcs. das eines Commandeurs u. s. w. § 2. Jeder französische Bürger kann sich das Recht, Uniform und Säbel zu tragen, mit 1000 Frcs. erkaufen. Officiersuniformen sind ebenfalls, mit dem Recht, sie zu tragen, verkäuflich. Preise dafür variiren je nach dem Rang, den der Käufer zu bekleiden wünscht." Außer diesem will ich nur noch des ernsthaft gemeinten Vorschlages erwähnen, daß die Namen aller derjenigen, die zum „Frankreichs-Pfennig" beigesteuert haben, mit goldenen Buchstaben in den großen Empfangsräumen der Rathhäuser und anderer öffentlicher Gebäude eingeschrieben werden sollen. Hinter jedem Namen würde die vom Geber beigetragene Summe zur Erlösung Frankreichs in großen Zahlen glänzen. — Wir wünschen dem Unternehmen Glück und glauben sogar, daß es einen nicht zu verachtenden Erfolg haben wird; aber Legouvés „succès immense" möchten wir doch noch in Frage stellen. —

Literatur und Kunst.

Franz Grillparzer. †

Wir sahn's voraus. Was müßt du klagen? —
Wenn sie den Greis zu Grabe tragen,
Da tragen sie ihn eben heim
Von einer langen Erdenreise!
Das ist der hergebrachte Reim
Im alten Lied. Man singt's jedwedem Greise.

Weil's nun auch ihm ertönt,
Was, Alter, willst du klagen?
Durft' Er, den sie zu Grabe tragen,
Von Dank und Ruhm gekrönt,
Mit Kränzen voll belaubt,
Sein hohes Dichterhaupt
Nicht wie ein Sieger stolz erheben?
Was konnt' er Größ'res noch erleben
Nach dem Triumph, den jüngst ihm bot
Sein deutsches Volk? Kann's Beff'res geben
Für Sterbliche, als einen solchen Tod,
Gebettet noch im Sterben
Auf duft'ge Blumen blüthenroth,
Die nur ein wahrer Dichter wird erwerben?
Auf seinem Grabe blüh'n sie fröhlich weiter;
Drum jammert nicht; begrabt ihn heiter!

Du hast gut reden, junger Mann;
Wir Alten sehn das anders an.
Nicht etwa weil wir ängstlich grollen,
Daß Greise bald dem Greise folgen sollen.
Das wär' ja feig und dumm zugleich.
Auch um den Dichter heg' ich keine Trauer;
Denn was der schuf hat länge're Dauer,
Als eines Menschen Lebenszeit,
Und durch den Tod wird's erst geweiht.

Digitized by Google

Nein, was ich weinend heiß beklage,
Das ist (damit ich's ehrlich sage
Wie ich's empfind' in tiefster Brust)
Der unersetzliche Verlust
Des Freundes, den ich mir geneigt gewußt.
Den lange Trennung, weite Ferne
Mir nicht geraubt; nach dem ich sah,
Wie wir nach einem festen Sterne
Im Dunkel schaun. Er blieb mir nah,
Wenn ich ihn dachte war er da,
Sammt all' den schönen Stunden,
Die ich durch ihn, bei ihm, mit ihm gefunden.
Selbstsüchtig ist mein Schmerz, doch wahr,
Und tief, und unheilbar.

So lange noch ein Herz, an dem wir hangen,
Lebendig schlägt, spricht man zu sich:
Was willst du mehr verlangen?
Du weißt, es schlägt ja auch für Dich!
Und man empfindet wonniglich
Den Pulsschlag, wie im eignen Blut,
Der uns beseelt, der uns erfüllt mit Muth
Und mit Vertrauu; Entfernung ist nicht hinderlich.

Doch wirst Du gar zu alt,
Dann übt der Tod willkürliche Gewalt,
Macht warme Herzen leichenkalt,
Bricht sie . . und ach, du mußt erleiden,
Daß dir die liebsten Freunde scheiden;
Stets leerer wird's um dich in weiter Welt. —
So ist es denn um mich bestellt.
Das Herz, das auch für mich geschlagen,
Zu Grabe haben sie's getragen.
Darüber dürfte ich nicht klagen?

Breslau, 24. Januar 1872.

Soltei.

Ein Wort an die Norddeutschen.

Sie werden sich wohl wundern in Norddeutschland, wenn Sie von dem Begräbnisse Grillparzers lesen, und wenn Sie sich erinnern, wie er im vorigen Jahre an seinem 80. Geburtstage hier öffentlich und unter dem Zudrange von Tausenden gefeiert wurde.

Das waren die Gebildeten in kleiner Zahl, und diejenigen in großer Zahl, welche gebildet scheinen wollen — werden Sie sagen.

Jetzt aber beim Begräbnisse haben sich Hunderttausende zugedrängt. Eine starke Wegstunde bis zum Kirchhofe von Währing hinaus standen die Menschen in breiten, breiten Reihen links und rechts, und zogen die Hüte vor dem Sarge. Es reichen kaum Hunderttausende, welche dem Dichter durch winterliche Kothwege das Grabgeleit gaben.

Das ist die Neugierde bei einem großen Aufzuge — werden Sie sagen.

An Ihren Einwendungen mag etwas Wahres sein, die Wahrheit ist es nicht.

Bis in die untersten Volksschichten sickert es durch: der Mann, den sie da begraben, ist ein ausgezeichneter Mann gewesen; er hat das Höhere vertreten, und in dem Sinne vertreten, welcher im Grunde gerade unser Sinn ist, er ist unser Dichter!

Vergessen Sie nicht, daß man hier im Süden den erfindersichen Schriftsteller immer Dichter nennt, auch in der unteren Volksclasse. Das Wort „Dichter" ist eine hohe Standesbezeichnung.

Glauben Sie also getrost, daß die Feier Grillparzers in Wien — ich habe nie solch eine großartige öffentliche Feier gesehen — einen ganz ächten, guten Grund hatte. Es mag wohl dazu beigetragen haben, daß Grillparzer ein armer Bürgerlicher war von unabhängigem Charakter.

Nun, wie Dem sein möge, Sie werden sich über all das in Norddeutschland doch wundern, weil Sie die Dichtergröße Grillparzers theils nicht kennen, theils nicht in besonderem Maaße anerkennen. Wenigstens haben die meisten Conversationslexika und Literaturgeschichten immer nichts Rechtes von dieser Größe zu sagen gewußt, und erst in neuerer Zeit hat man mit größerer Achtung von Grillparzer gesprochen.

Da möcht' ich Sie denn auf Zweierlei aufmerksam machen.

Erstens, daß ein sehr starkes süddeutsches Element in Grillparzer waltet, welches den Norddeutschen nicht gar rasch eingeht. Wir haben das ja auch beim jungen Goethe erlebt.

Zweitens, daß keine Gesammtausgabe Grillparzers existirt, daß die einzelnen Bände schwer zu haben sind, und daß er deshalb dem großen Publicum fremd geblieben ist.

Vertagen Sie also nach Kräften Ihre Zweifel. Die Gesammtausgabe wird nun erscheinen. Lassen Sie dieselbe eine Zeitlang wirken, einige Jahre sogar — ich sage Ihnen dreist voraus: nach einigen Jahren wird man auch in Norddeutschland zugeben, daß Grillparzer einer unserer ersten Dichter war.

Unterdessen freuen Sie sich einfach mit uns, daß ein deutscher Dichter ein solches Ansehen erlangen, eine solche Feier erringen konnte.

Wien am 27. Januar 1872.

Heinrich Laube.

Aus Alt- und Neu-Wien.

Skizzen von **Bauernfeld.**

Ein Bauerntheater in Tyrol.

Der Grund aller theatralischen Kunst,
wie einer jeden andern ist das Wahre, das
Naturgemäße. Goethe

Der Antheil, welcher in neuester Zeit den Ammergauer Passionsspielen zugewendet wird, mag als ein erfreuliches Zeichen gelten, daß es noch ein Theaterpublicum giebt, welches, mit der „schönen Helena" und der „Großherzogin von Gerolstein" nicht völlig zufrieden gestellt, sich auch da der Bühne nicht verschließt, wo ihm Besseres und Würdigeres, ja gewissermaßen Ideelles geboten wird. Die Pracht und der Glanz, womit jene Bauernspiele auftreten, die blendenden Costüme und die Massenchöre mögen wohl dazu beitragen, die Menge anzuziehen; auch ist die Sache beiläufig „Mode" geworden. Die Wirkung der sorgfältig einstudirten Vorstellungen ist demungeachtet keine blos äußerliche; ein Theil der Zuseher, und nicht der geringere, fühlt sich wahrhaft erbaut durch die dramatische Leidensgeschichte, deren Genuß er sich überdies durch Opfer von Geld und Bequemlichkeit erkaufen mußte. Man erfährt nun, daß diese naturwüchsigen dramatischen Festvorstellungen die bisher nur nach Decennien zählten, in Zukunft alljähr, ich wiederkehren sollen. Es wäre schade, wenn ihnen dadurch das Feierliche benommen, wenn der poetische Schmelz abgestreift würde, so daß sie zuletzt zu Alltagscomödien herabsänken, in Verbindung mit einer Geldspeculation. Auch ist zu besorgen, daß sich Unbefugene hinzu drängen, um Aehnliches zu eigenem Vortheil zu versuchen. War doch bereits im verflossenen Sommer in Döbling bei Wien ein Passionsspiel — „ohne Worte" — angekündigt. Die religiöse Pantomime wirkte nicht besonders erbaulich. Für die künftige Weltausstellung war sogar projectirt worden, die Original-Ammergauer Künstler nach dem frivolen Wien zu citiren. Ich will hoffen, daß die Sache nicht zu Stande kommt. Alles hat seinen Ort und seine Zeit. Das Naive, Seltene und halb Versteckte, im Halbdunkel gut aufgehoben, soll man nicht an das überhelle Licht der brennenden Alltagssonne ziehen.

Diese Ammergauer-Frage hat übrigens eine Jugender-

Digitized by Google

innerung in mir wachgerufen, deren Mittheilung sich vielleicht rechtfertigen läßt, da sie mit der Theaterfrage überhaupt in einiger Verbindung steht.

Im Hochsommer des Jahres 1826 ward mir nämlich auf einer Gebirgsreise die günstige Gelegenheit zu Theil, in Tyrol einer der berühmten alten Bauernkomödien beiwohnen zu können. In der Nähe von Lienz, bei Thurn, dem alten Schlosse Wallenstein gegenüber, war im Freien eine Art hölzernes Amphitheater aufgerichtet. Die Bühne, mit Reisig, Bändern und Fahnen ausgeschmückt, hatte drei Vorhänge neben einander, außerdem ein Thürmchen mit vergittertem Fenster, ein Gefängniß vorstellend, denn es handelte sich um nichts Geringeres als die „heilige Genovefa" zur dramatischen Anschauung zu bringen. Eine ungeheuere Menschenmasse war bereits im Thale zusammengeströmt und drängte nach den stufenweis erhöhten Sitzen, während ein „Ordner" mit Federhut und einem uralten Degen, der tosenden Menge die Plätze anwies, die nicht Zahlenden zu verjagen bemüht war. Diese kletterten inzwischen auf nahestehende hohe Bäume, oder flüchteten auf benachbarte Scheunen- und Häuserdächer, um vielleicht doch etwas von der Herrlichkeit gratis zu erhaschen — allein der Ordnungsmann war unermüdlich und zankte sich noch während der Vorstellung mit den Leuten auf den Dächern herum. — Der Anblick des Amphitheaters war hinreißend, bezaubernd! Die Tausende von Menschen, die sich übereinander aufstürmten, anfangs munter schwatzend, später, als die Herrlichkeit anging, athemlos verstummend, — die frischen, fröhlichen Gesichter, die prächtigen Burschen, die Mädchen, die Kinder, Alle im Sonntagsputz, die weißhaarigen, noch tüchtigen Greise, die stattlichen Matronen, die Familien- auch liebesgruppen, die sich gegenseitig kannten, einander begrüßten, zuwinkten, auch zuriefen, sich beim Namen nannten — das Alles gab das traulich-liebenswürdigste Bild echt menschlichen Seins und Zusammenseins. —

Für's Erste hielten die Schauspieler ihren Einzug im Costüme, den „Bajazzo" mit der langen Tabakspfeife an der Spitze. Die Musik war an die Eine Seite der Bühne gestellt. Nun hebt sich der mittlere Vorhang: ein geharnischter Prologus tritt auf, mahnt in gereimten Versen zur Aufmerksamkeit auf die höchst interessante und lehrreiche Geschichte, bittet zugleich um Nachsicht. Die Courtine fällt wieder, der Vorhang zur rechten Seite des Schauspielers geht in die Höhe: wir sind in Brabant. Die schöne Genovefa (sie ist wirklich schön, dabei prächtig gekleidet) sitzt züchtig mit ihrer Mutter; der Vater kommt mit Graf Siegfried, der um das Fräulein geworben; sie halten Hochzeit, der Bischof segnet sie ein — inzwischen hebt sich wieder der mittlere Vorhang und so ziehen sie gleich über die Bühne in Siegfried's Burg. — Nach kurzer Häuslichkeit ein Trompetenstoß — die Vasallen erscheinen, Siegfried muß in den Krieg. — Er übergiebt seine Gemahlin dem bösen Golo zu Schirm und Aufsicht, Genovefa schenkt dem geliebten Gemahl ein „Vergißmeinnicht" zum Angedenken. Mit Siegfried's Abzug endet der erste Act. — Golo hat seine Sache am besten gemacht; er ist ein halber Schulmeister und leitet das Ganze. Da Genovefa nicht lesen kann, so war er genöthigt, ihr die Rolle durch wiederholtes Vorlesen einzulernen; aber keiner von den Schauspielern blieb stecken, der Souffleur war nur zur Verbindung des Ganzen da. Ein Zöfchen besonders hübsch! — Die Fabel geht nun ihren Gang; Golo dringt in Genovefa, was er besonders gut und natürlich macht; da sie ihm widersteht, wirft er sie in den Kerker — der Vorhang fällt — es scheint, daß die Wehen beginnen. — Die Mörder lassen die Gräfin im Walde am Leben — der Säugling, den sie in den Armen hält, ist gar zu wunderschön! — Inzwischen ist der Graf heimgekehrt, Golo sitzt mit ihm an der Tafel, verleumdet seine tugendhafte Herrin, wird aber von der hübschen Zofe verrathen und zum großen Jubel des Publicums jetzt selber in den Kerker geworfen. — Genovefa, sehr im Negligé, aber nicht zu ihrem Nachtheil, bloß in einem ziemlich langen Hemde, in wirklich bloßen Füßen, mit aufgelösten Haaren, erscheint nun im Walde, von der Hirschkuh begleitet, die sich zum Glück gehörig passiv verhält. Der Mutter zur Seite ist auch das Kind inzwischen bereits so weit ausgewachsen, daß es gleichfalls in Versen spricht, dabei splitternackt, nur mit einer wirklichen Schafshaut zur Noth bedeckt. — Der Graf ist in seiner Betrübniß auf die Jagd gegangen und stößt nun auf die todtgeglaubte, tugendhaft geblibene Genovefa. Rührende Erkennungsscene — lautes Schluchzen und Schnäuzen im ganzen Amphitheater. — Die wiedervereinigten Gatten ziehen nun zu den Eltern nach Brabant — alle drei Vorhänge heben sich, und sämmtliche Personen sitzen oder stehen in passenden Gruppen, der „Bajazzo" ladet zur nächsten Vorstellung ein und das Kind spricht die Schlußverse zu allgemeinster Erbauung.

Das Stück gefiel mir außerordentlich! Es war über hundert Jahre alt und in Knittelversen geschrieben, in natürlichnaivem Stil. So sagt einer der Vasallen tröstend zu Genovefa:

„Liebe Madam, thut nit so weinen!
Wenn's regnet, wird auch die Sonn' wieder scheinen."

Es war vortrefflich gespielt worden. Von diesem und jenem Schauspieler konnte man kaum glauben, daß es ein Bauer sei, und ich habe von manchem berühmten „Mimen" die Verse nicht so natürlich, selbst mit so richtig-rhythmischem Gefühl vortragen hören wie hier von Leuten, die sonst den Acker pflügten, kein Spielhonorar bezogen, keinen Rollenneid kannten, keine Recensionen lasen und über keinen artistischen Director loszuziehen hatten. — Golo, dessen Bekanntschaft ich nach der Vorstellung gemacht, hatte als Regisseur fungirt, auch das Stück eingerichtet, einiges hie und da abgeändert, die Schlußverse hinzugedichtet. Auch hier hatte man sich über die Censur zu beklagen. Es war mir aufgefallen, daß der Bajazzo, der immer in den Zwischenacten erschien, nichts als ein paar unbedeutende Worte sagte oder sich wohl gar damit begnügte, die Zunge der Länge nach herauszustrecken, freilich zu großem Entzücken des kindlichen Publicums! Der verständige Golo klärte mich darüber auf. Das Kreisamt hatte die witzigen, aber etwas derben Zwischenreden des Hanswursten als dem Ernste und dem Pathos des heiligen Gegenstandes abträglich und unwürdig befunden, und sie kurzweg mit dem Rothstifte vertilgt. Aber auch eine Hauptperson der Tragi-Komödie mußte völlig weggeleiten, zu großem Bedauern des Regisseurs. Der ursprüngliche bäuerliche Dichter hatte nämlich, nach der Auffassung seiner Zeit, zugleich nicht ohne künstlerische Absicht, das Böse in der Natur des Golo vor den Augen des Zuschauers hervortreten und reifen lassen, indem er ihm den veritabeln „Gott-sei-bei-uns" als Verführer beigesellte, der ihm die Reize der schönen Gräfin hervorhob, ihn Schritt für Schritt zum Verbrechen führte. Nun hatte aber die Censur den Teufel gestrichen, wodurch nach der nicht ungerechtfertigten Ansicht meines ländlichen Aristarchen eine unausfüllbare Lücke in das Ganze kam. Das Stück machte demungeachtet seine ungeheure Wirkung und zwar gerade durch die Verbindung des ästhetischen mit dem religiösen Elemente; man konnte sich bei dieser Vorstellung, die mit ebenso viel Interesse als Andacht aufgenommen wurde, in die Zeit der alten Mysterien oder Moralitäten zurück versetzt glauben. Das Theater hatte hier seine eigentliche Bestimmung erfüllt: es bot seine Räume zu einer wahrhaft festlichen Vorstellung, die das Gemüth erhob, nicht bloß zur Unterhaltung oder Zerstreuung diente — und so war mir von diesem Tage, von dem Drama selbst wie von den Darstellern, dem Publicum und dem Schauplatz ein mächtiger Eindruck zurückgeblieben, den kein Hoftheater mit seinen blasirten Logen, seinem schwatzenden Parterre und der stumpfen Galerie bei aller Kunstfertigkeit der Schauspieler jemals zu verwischen, geschweige zu überbieten im Stande war.

Das hinderte nun freilich den warmen Antheil nicht, den ich mit meinen Freunden und Genossen an dem Burgtheater nahm; ja, das dramatische Tyroler-Volksfest gab meinem Enthusiasmus für die Kunst nur noch neue Nahrung, wobei sich jedoch gewisse ideelle Wünsche nicht völlig abweisen ließen. Was konnte mit den theatralischen Kräften, die unser Wien damals in sich schloß, nicht alles Schönes und Herrliches ausgerichtet

Digitized by Google

werden, mußte man sich sagen, wenn die Bühne wirklich und wahrhaftig als ein künstlerisches Volks-Institut aufgefaßt würde, während in der reellen Wirklichkeit Polizei und Censur nur eifrig bemüht waren, die goldenen Worte der großen Dichter zu schwächen und abzudämpfen, wenn man ihnen nicht gar das Wort gänzlich verjagte. Kurz, das Theater, gleich den Kunstreiter- und Seiltänzergesellschaften, sollte zu nichts weiter dienen als zu einer mäßigen und gefahrlosen Unterhaltung für das große Publicum, welches auch mit dieser polizeilichen Anschauung ziemlich einverstanden schien. Das Jahr 1848 hat nun zwar mit seinen politischen Blitzen auch die dumpfe Theateratmosphäre des Burgtheaters was weniges gereinigt — allein was hilft's? Es fehlt der Nachwuchs, der neue Trieb von Dichtern und Schauspielern. Alle unsere dramatischen Größen sind gestorben oder im Absterben!

Man klagt seit Laubes Abgang über den Verfall des Burgtheaters — aber weder Laube, noch die verschiedenen Intendanten und Directoren, die nach ihm folgten und nachfolgen werden, können da abhelfen! Stillstand ist Rückschritt. Und der theatralische Stillstand liegt in der Zeit. Wer nimmt noch Interesse an der Kunst wie zu Goethes und Schillers Tagen und lange nachher! Die Humanitäts-Ideen und Studien so wie die schöne Literatur sind längs bescheiden in den Hintergrund getreten und haben den Geldspeculationen oder den Nationalitäten-Kämpfen und der politischen Intrigue den Schauplatz überlassen müssen. Das neue Geniale zeigt sich aber zumeist nur in der Naturwissenschaft. Kein großer dramatischer Dichter, kein Schauspieler von höchster Bedeutung ist in den letzten Decennien zur Erscheinung gekommen; die letzten alten Größen haben sich längst ausgelebt und ohne neue Stücke und neue Schauspieler giebt es kein neues Theater. Und — setzen wir hinzu — ohne ein Publicum, das sich für seine nationale Bühne interessirt und erwärmt, wie zur Zeit Shakespeares und Calderons, Racines und Molières, und unseres Goethe und Schiller. Wir sind eben Epigonen! Erhalten wir, was zu erhalten möglich ist. Die neue Kunst wird einer späteren Generation erblühen. Es giebt Zuschauer, aber kein Publicum, es giebt Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Möge uns das neu zu erbauende Wiener-Stadt-Theater darin eine angenehme Enttäuschung bereiten.

Meine Jugenderinnerung, das Eingangs erwähnte Bauerntheater, drängt sich mir von Neuem vor die Seele. Das Festspiel war einfach und natürlich, dabei herzlich, menschlich, volksthümlich, zugleich von einem künstlerischen Hauche durchweht. Darum —:

Wollt Ihr nach dem Volke zielen,
Sei's mit Geist und mit Gemüth;
Kunst, sie ist ein blumig Spielen,
Wie's durch alle Herzen blüht;
Willst Du dienen den Kamönen,
Und mit frischem Lebenshauch,
So vermähle Dich dem Schönen,
Aber dem Humanen auch!

Aus Californien.

Lieder eines Goldgräbers.

Uebersetzt von **Ferdinand Freiligrath.***)

1. Dickens im Lager.

Juli 1870.

Der Mond trieb langsam über's Haupt der Fichten,
Der Fluß hielt singend Wacht;
Die Sierren, jenseits, reckten ihre lichten
Schneezacken in die Nacht.

Das Lagerfeu'r, rauh spottend, ließ entbrennen,
Ließ rosig färben sich
Manch hager Antlitz, das, im grimmen Rennen
Nach Reichthum, längst erblich;

Bis einer aufstand, und aus seinem Ballen
Ein Buch nahm; — da in's Gras
Aus müßiger Hand ließ man die Karten fallen,
Zu hören, was er las.

Und nun, — die Schatten dunkelnd rings wie Geister,
Das Feuer minder grell! —
Laut las er vor das Buch, darin der Meister
Schrieb von der „kleinen Nell".

War's Knabentraum? Der las, war rings im Reigen
Der Jüngste sicherlich, —
Doch, als er las, schien es als senkt' ein Schweigen
Von Tann und Ceder sich.

Wie lauschten sie, die himmelhohen Riesen!
Kein Zweiglein, das nicht Ohr!
Derweil die Schaar mit „Nell" auf Englands Wiesen
Irrt' und den Weg verlor.

So in den Oeden, wie von einem Banne
Göttlicher Art bewegt,
Warf ihre Brust die Sorg' ab, wie die Tanne
Die Nadeln, sturmdurchfegt.

Aufbrach das Lager! hin sein Funkenstieben!
Und der die Nacht geweiht? —
Ah, stolze Tann' und schlanker Kirchthurm drüben
In Kent, — ihr tragt Ein Leid!

Aufbrach das Lager! doch von seinen Klüften
Die duft'ge Kunde soll
Sich mischen mit des Hopfens weichem Düften,
Durch Kent zieh'nd wonnevoll.

Und auf der Gruft, drauf Englands Hulst und Eiche
Bei Lorbeern ruhn als Preis, —
O, nennt zu kühn und thöricht nicht dies weiche
Westliche Tannenreis!

---

2. Im Tunnel.

Kanntet nicht Flynn, —
Flynn, aus Virginien, —
Meinen Gespann?
Nein, nun sagt, Fremder,
Wo wart ihr, Mann?

Hier, in dem Tunnel,
War mein Gespann er,
Derselbe Tom Flynn;
Zusammen wir schanzten,
In Wind und Wetter,
Tag aus, Tag ein.

Kanntet nicht Flynn!
Nun, das muß ich sagen!
Mir wird eigen zu Sinn,
Denk' ich an Flynn, —
Tom, der so lustig war,
Tom, alles Fürchtens bar, —
Fremder, schaut hin!

*) Die „Gegenwart" wird den oben mitgetheilten Gedichten noch eine weitere kleine Anzahl von Uebersetzungen folgen lassen; an diese soll sich dann ein biographisch-kritischer Artikel, ebenfalls aus Freiligraths Feder, über den in Amerika schnell zu einer Berühmtheit gewordenen Verfasser anschließen. Jedenfalls wird diese Lyrik als etwas Frisches, Naturwüchsiges und höchst Eigenthümliches auch die deutschen Leser anmuthen. Die Red.

Digitized by Google

Dort in dem Stollen,
Rücken am Wall,
Hielt er der Balken
Drohenden Fall;
Dann hört' ich ihn rufen,
(Nacht überall!):
„Lauf'! um dein Leben, Jack!
Lauf'! für dein Weib, Jack!
Wart' nicht auf mich!"

Und das war es all',
Was im Tunnel drin,
Im Gestrche drin,
Ward gehört von Tom Flynn, —
Flynn aus Birginieu.

Das die ganze Geschicht'
Von Flynn aus Birginien, —
Mehr weiß ich nicht!

Bitz! hier an der Rampe,
In Nasse und Nacht,
Die verstuchte Lampe, —
Wie sie laufen macht
Meine Augen! — Wir sind halt im Schacht!

Doch, Herr, laßt euch sagen:
Hört ihr wieder fragen
Einen Narren nach Flynn, —
Flynn aus Birginien, —
Nehmt's nicht so hin!
Sagt, ihr kanntet Flynn;
Sagt, ihr wart selber im Tunnel drin!

Schwinds schöne Melusine.

„Was hat das Ewige verschuldet, daß man's nur nebenher noch duldet?" diesen Stoßseufzer Platens entpreßt wohl oft der Brust des ernsten kritischen Betrachters das Kunsttreiben unserer Tage. Zu welcher Einseitigkeit hat das berechtigte realistische Prinzip geführt! Vor der herausgeforderten scharfen Controle des prüfenden Verstandes zu bestehen, haben die Künstler die Mittel der Darstellung zu einer außerordentlichen — früheren Glanzperioden der Kunst freilich schon nichts weniger als unbekannten — Vollendung gebracht; aber unter der Hand hat sich ihnen das Mittel in den Zweck verwandelt. Ein wahres Feuerwerk von Fertigkeiten blendet die Sinne, reizt sie und stumpft sie ab, und der Sinn bleibt unerfreut, unerquickt. Ein künstlicher Enthusiasmus hat sich an der Bewunderung des Machwerks erzeugt, der aber mit der tiefen, wahren, nachhaltigen Begeisterung so viel wie gar nichts gemein hat; und die „berühmten" Kunstwerke lösen einander schneller ab, als die Moden: der gegenwärtige neue und pikantere Reiz bringt den vergangenen in Vergessenheit.

Im Einzelnen tritt bei diesem Treiben viel Hübsches und Interessantes, bei vereinzelten tiefer angelegten Naturen auch heimlich mit der Fülle der Idee Durchtränktes und mit dem Hauch nicht gemeiner Schönheit Uebergossenes hervor; doch wer den freien Blick auf das Ganze der modernen Kunstübung gerichtet hält, wird schier entsetzt ob der Zerfahrenheit und der Oede bei all dem glänzenden Apparat. Wie gern ruht der Blick auf einzelnen sich vortheilhaft herausstehenden Schöpfungen; und mit welcher Resignation und Beschämung geseht man sich meist schon nach kurzer Zeit die Ueberschätzung ein. Man setzt voraus, daß der Eindruck des Kunstwerkes sich inzwischen nachhaltig wirksam erwiesen habe, man erwartet vom erneuten Eindruck eine Auffrischung und Vertiefung der Wirkung, und — man findet den Quell versiecht, aus dem man Labung schöpfen wollte.

Das ist der Unterschied zwischen Kunststücken und Meisterstücken, daß jene nur „zu flüchtiger Beglickung" oberflächlich anregen, diese zu fruchtbaren Momenten im Geistesleben werden. Tausende jener kann man ohne merklichen Unterschied gesehen und nicht gesehen haben: ein einziges von diesen zu kennen, ist ein Ereigniß im Leben. Nur schade, daß die Gewöhnung an jene flüchtigen Genüsse die Fähigkeit untergräbt, sich hinzugeben und zu versenken, sich tief und ganz erregen zu lassen, einem künstlerischen Eindruck zu erliegen, um durch ihn reifen zu werden. Wer diese Fähigkeit noch besitzt, wem sie zu üben Bedürfniß ist, der befriedigt sich am Borne der älteren Kunst und hält die Hoffnung auf eine Regeneration der neuen aufrecht, indem er die spärlichen Keime und Spuren hoher Bedeutsamkeit in der Production des Tages aufsucht und pflegt.

So ein Bürge für die Zukunft unserer Kunst ist Schwind. Er ist Künstler in des Wortes reinster, „nervegenster" Bedeutung. Alle Eindrücke des modernen Virtuosenthums liegen unter ihm „in wesenlosem Scheine"; dagegen athmet er in vollen, freien, leichten Zügen die reine Lust der idealen Schönheit „auf der Menschheit Höhen". Und ihm, den die Natur zum Maler schuf, ihm „giebt sie auch zu paaren das Schöne mit dem Kräftigen, das Neue mit dem Wahren; ihm leiht sie Phantasie und Witz in üppiger Verbindung und einen quellenreichen Strom unendlicher Empfindung. Ihm dient, was hoch und niedrig ist, das Nächste wie das Fernste, im leichten Spiel entglückt er euch und reißt euch hin im Ernste". Ein solcher Protens, „tausendisch gelaunet", ist immer neu und immer groß, immer wahr und immer schön, immer begeisternd und die veraltend, immer fruchtbar und nie überlebt. Geheimnißvoll wächst er aus dem Boden seines Zeitalters hervor, während sein Schaffen in die kommenden Jahrhunderte bahnweisend hineinragt.

Die Nachwelt wird es als ein bedeutsames Zusammentreffen verzeichnen, daß, unmittelbar vor der politischen Vereinigung der Deutschen zu einem Volke, der Meister der „sieben Raben" sich zu der noch höheren Höhe der „schönen Melusine" erhob, und dann wie Moses das edle Haupt im Tode neigte, nachdem er sein Volk am Eingange des gelobten Landes einer nationalen Zukunft gesehen. Sie wird hoffentlich auch eine Epoche größerer geistiger Vertiefung in der Kunst von diesem Zeitpunkte an datiren dürfen; aber sie wird nicht umhin können zu constatiren, daß jene Verklärung des „Ewigen" im menschlichen Gemüthe, welche das letzte Werk des großen Meisters vollbracht, von der mitlebenden Generation „nur nebenher geduldet" worden.

Oder darf der Achtungsersolg, welcher der Melusine zu Theil geworden, etwa höher geschätzt werden? Wo ist das allbereite Verständniß, wo die offene Aufnahmefähigkeit, wo die brausende Begeisterung, welche das Unvergleichliche, das Einzige, das absolut Große zu allen künstlerisch nicht verwahrlosten Zeiten bis in die Massen hinein gefunden hat? Giebt man sich nur die Mühe, sich in den Meister hineinzufinden, wobei Niemand mehr gewinnen kann, als das sich findende? Oder wird nicht der kurze Maßstab einer handiertigen Schablone vorwitzig an einen Meister gelegt, der nur eine unverkünstelte Empfindung, eine unverfälschte Menschennatur voraussetzt, um mit Entzücken genossen zu werden?

Da bemerkt man mit wahrer Beruhigung ein paar „Zeichenfehler", die zum Theil keine sind, und ist glücklich, durch sie eine sehr kühle und allgemein gehaltene Anerkennung anständig motiviren zu können. Ueberlaßt doch die Sonnenflecke den Astronomen, und dankt dem Schöpfer, der euch durch das leuchtende Gestirn die Möglichkeit zu einem der Mühe des Lebens werthen Dasein gegeben hat. „Frei von Fehlern zu sein ist der niedrigste Grad und der höchste; denn nur die Unmacht führt, oder die Größe dazu", und zwar eine Größe, die, wie es nach unserer vieltausendjährigen Erfahrung den Anschein hat, dem Manchen immer nur annäherungsweise zu erreichen verstattet ist. Freilich die Unmacht des routinirten Fuiseurs, der durch Exkursion nicht behelligt wird und sich die Wogniffe nach dem Maße seines Vermögens einrichten kann, findet sich mit den Schwierigkeiten ab, ohne Anstoß zu geben. Der Meister, der im Drange seiner Seele und aus dem Vollen schafft, hat Angelegentlichstes zu thun, als sich vor kleinen Verstößen zu hüten. Man soll derzeichnen nicht wegleugnen oder für Schönheiten ausgeben wollen; aber man soll bei solchen Werken davon schweigen, weil es hervorzuheben nur von der Unfähigkeit zeugt, das Verhältniß der wichtigen Dinge zum Unwesentlichen, d. h. ihre grenzenlose Gleichgültigkeit zu begreifen.

Man hat auch die matte, einfache Färbung benängelt, ohne zu fassen, daß in der Wahl und Behandlung dieser Färbung eine Angemessenheit und künstlerische Weisheit liegt, in der Schwinds Meisterschaft nicht von dem glänzendsten Coloristen der Oelmalerei zu übertreffen wäre, ja daß ein anderes Färbungsprincip seiner ganzen Conception verderblich werden müßte.

Zunächst schon ist es Sache des wahren Künstlers, nur gerade

Digitized by Google

so viel Mittel aufzuwenden, wie zur Erreichung seines Zweckes nothwendig sind: „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister". Der Künstler weiß eben mit den einfachsten Mitteln eine ungeheure Wirkung hervorzubringen, während das mechanische Virtuosenthum mit dem unsinnigsten Aufwande nur Effect — nicht Wirkung — zu machen vermag.

Zu dem Stoffe der schönen Melusine aber paßt sodann nichts schlechter als ganz naturalistische Farbe. Wir haben es erst ganz vor Kurzem in Berlin erlebt — wiewohl es aus nahe liegenden Gründen nicht allgemein erkannt worden ist —, daß selbst unter den Händen bedeutender Künstler zwar treffliche Gemälde, aber sehr ungenügende Märchendarstellungen in realistischer Manier hervorgegangen sind. Man sollte sich doch endlich von der einfachen Wahrheit überzeugen, daß auch in der Welt der Phantasie so zu sagen das Licht mit dem Quadrat der Entfernungen abnimmt. Ein je schärferes Licht die realistische Deutlichkeit der Darstellung über den Gegenständen verbreitet, um so mehr fliegt mit nachsiehender Schnelligkeit unsere Unduldsamkeit gegen Alles, was nicht die fernstehende Prüfung des praktisch urtheilenden Verstandes besteht. Was mit dem Verstande irgend in Collision zu gerathen befürchten muß, das thut wohl, sich aus dem Bereich der realistischen Beleuchtung zurückzuziehen.

Doch vielleicht haben dergleichen Dinge überhaupt kein Bürgerrecht in der modernen Kunst, und nicht selten wird auch solche „Märchenmalerei" als „conventionell" und somit überwunden angethan. Nichts einfältiger als das. Allerdings hat sich Schwind selbst als Romantiker betrachtet, mit Recht, aber auch mit Stolz. Denn er war frei von dem Krankhaften, das für uns mit dem Begriffe der Romantik wegen ihrer hervortretendsten Erscheinungen in einer glücklich überwundenen Vergangenheit untrennbar verbunden ist, und er durchdrang sich mit dem, was der Romantik die Fähigkeit zu existiren gegeben hat: dem Inhalt jener vergessenen und unvergänglichen Schönheitswelten, welche sie wieder entdeckt hat. Mag für unsern Verstand manches „zwischen Himmel und Erde" nicht mehr existiren, für unsere Phantasie stirbt dieses Mittelreich niemals aus, denn die dichtende Kraft der ganzen Menschheit hat dahinein das Räthsel des menschlichen Daseins und seine unaufhaltsamen Lösungsversuche „geheimnißt". Dieses Gedankengebiet ist ewiger Stoff für die schöne Darstellung. „Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen, die alternde Vernunft erfand, lag im Symbol des Schönen und des Großen vorausgeoffenbart dem kindlichen Verstand"; und noch immer wird es in symbolischer Verklärung mit Genuß angeschaut.

Was kann es Schöneres und zugleich Wahreres geben, als diese poetische Vorahnung des gewaltigen, aber in seiner Größe überwältigenden und, unmittelbar angeschaut, für den gewöhnlichen Sterblichen trostlosen Gesetzes vom ewigen Stoffwechsel, die gerade in dem Märchen von der schönen Melusine liegt. Aus dem gleichgültigen Traumleben der Natur erwacht sie durch die Kraft der Liebe zum Bewußtsein und Gefühlsleben der Menschheit, und nach Leid und Lust, durch eigenen und fremden Fehl giebt „sie den Elementen die Atome wieder, die sich zu Schmerz und Lust in ihr gefügt", und versinkt wieder in das starre Dasein des bloßen Naturstoffes zurück. Giebt es zugleich aber eine feierlichere und begeistertere Verherrlichung des Menschendaseins? Und wie erfreulich ist diese Einteilung, die das Princip des Lebens, wenn auch ohne die Empfindung, bis in die starre Stoffwelt zurückversetzt und auffzufinden glaubt!

Freilich muß das Symbol rein, und nicht als sichtbarlicher Träger seiner Bedeutung erfaßt werden. Dazu gehört die himmlische Naivetät Schwinds; und die Naivetät ist die Seele aller wahren Kunst. Wenn der Künstler sich nicht mit seinem Stoffe als schöner Erscheinung identificiren kann, dann ist es um sein Schöpfungsvermögen getan. Aber Schwind verkörpert seine Märchengestalten zu glaubhaft sinnlichen Erscheinungen. Wie die schöne Melusine und ihre Gespielinnen nur aus Wasserwogen, aus zusammengeballten Tropfen zu entstehen, zu beseelen scheinen! Wunderbar, untrennbar verwebt sich in den Nixenscenen, zumal den beiden Badehausscenen, das feuchte Element mit den Körpern und Gewändern der Wassergeister. Und welche Schönheit strahlt von allen diesen Leibern! Wie sind die Bewegungen frei und leicht, wie die Geberden, auch die Hände, ausdrucksvoll und anmuthig! Melusine auf ihrem weißen Rosse, in der Scene der Hochzeit, ist ganz nur ein verkörperter Bauch der Poesie, nur keine, unsagbar liebliche Schönheit.

Wie sprechende ist die Scene des Schwures! Ein schwierig zu gestaltender Moment, und wie unmittelbar deutlich tritt er uns entgegen! Vermißt man in dieser unalerischen Doppelbeleuchtung die Kraft eines realistischen Colorits? — Köstlich spielt der Humor, und geistvoll schaltet er mit der Häßlichkeit, wo es den dumpfen Abergläuben und die dünkelhafte Dummheit in den Pöbelfiguren zu schildern gilt. — Ein reiches glückliches Leben entfaltet sich mit aller Anmuth in dem großen Familienbilde: ein Madonnenbild der classischen Kunstepoche kann reizender die h. Elisabeth mit dem kleinen Johannes zu den Füßen der h. Jungfrau zeigen, als hier die Wärterin mit dem älteren Kinde vor der schönen Melusine kniet. Auf die bedeutsame Schönheit der vielen, unübertrefflich meisterhaft componirten Nebenfiguren, besonders gerade dieses Bildes, auch nur andeutend einzugehen, ist hier unmöglich.

Die Scene der Katastrophe im Badehause darf kühnlich sagen: „Hier bin ich; wer wagt sich neben mich zu stellen?" Sie allein würde ihren Schöpfer unsterblich machen. Das ist erschütternde Tragik. Man fühlte dem Grafen die Seelenschmerzen, die Verzweiflungskämpfe nach, in die ihn der aufsteigende Same des Argwohns gestürzt, und die seiner edlen Gestalt diesen Stempel der leidenschaftlichen Zerrissenheit aufgeprägt haben; und man erneste den ganzen Abgrund des Schmerzes in der zusammenbrechenden Melusine. der sich in zwiefachem Widerschein um den wild und verstört auseinanderfahrenden Gespielinnen abstuft. Ich zweifle, ob seit Lionardos Abendmahl eine verwandte Aufgabe mit so vollendeter Meisterschaft gelöst worden ist. — Man sehe dann den geisterhaften Besuch bei den Kindern, wieder mit jenem poetischen und bescheidenen künstlichen Doppellichte; und endlich das Auslingen! Was ist inniger, was ist rührender: der todbringende Kuß für den Geliebten, mit dem Ehor der mitleidsvoll klagenden Schwestern und der mild-versöhnten Nymphenkönigin, die die Schwerenttäuschte in ihr stilles Reich zurückkommt, — oder die Verlobung am nämlichen Platz, am Anfang des Cultus, mit den warnenden Gespielinnen, und umflossen von dem Morgenroth der Hoffnung auf ein hohes, schönes Glück?

Die Schönheiten sind geradezu unerschöpflich, und nicht die geringste ist die leichte Verständlichkeit, die jeden Commentar überflüssig macht. Auf dreierlei aber muß noch ausmerksam gemacht werden. Schwind hat ohne Unterbrechung Scene an Scene gereiht, so daß die Darstellung continuirlich wie eine Dichtung fortschreitet. Wir treten von Scene zu Scene auf einen anderen Schauplatz; aber diese verschiedenen Schauplätze sind stets unmittelbar mit einander in Verbindung gesetzt, so daß man vorbereitet von einem auf den anderen geführt wird. Eine solche dichterische Aufsinnung einer malerischen Composition sollte man a priori für unausführbar oder mindestens störend halten: hier ist das Unglaubliche wirklich. Lessing, wenn er das Wort sähe, könnte ein Wort wiederholen: „Wie Manches würde in der Theorie unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen".

Ein zweites mit Rücksicht auf die Gesammtcomposition höchst bemerkenswerthe Moment ist der Rhythmus in der Anordnung und der innere Parallelismus der an symmetrischen Stellen angebrachten Scenen. Ganz leise und unmerkbar dominirt die architektonische Theilung des Raumes, als deren Friesvergierung die Composition gedacht ist. — Endlich verdient mit besonderem Nachdruck der Umstand hervorgehoben zu werden, daß mit den mäßigen und milden Mitteln doch eine sehr fühlbare und sehr entsprechende Steigerung im farbigen Eindruck gegen die Mitte zu und ein allmähliches Abdoverblassen nach dem Ende hin bewirkt worden ist, wodurch auch coloristisch das Ganze zur Einheit zusammengefaßt und in der Mitte auf einen Höhepunkt geführt wird.

Eine eigentliche Kritik eines solchen Werkes ist ganz unmöglich: man kann nur daran und daran zu lernen versuchen und sich glücklich schätzen, wenn man immer mehr in das Verständniß eingedrungen ist. Aber „nur einen Begriff zu haben, daß so etwas in der Welt ist, daß so etwas zu machen möglich war, macht einen zum doppelten Menschen".

Bruno Meyer.

Aus der Hauptstadt.

Der neue Achilles. Schauspiel in drei Aufzügen von Joseph Weilen. Es ist nicht von einem Cultusminister die Rede, der sich grollend auf's Land zurückzieht. Der neue Achilles ist weder neu noch Achilles. Es ist Monteucucli, der berühmte Monteucucli, der den meisten Leuten von heute vollständig gleichgültig ist. Das Weilen'sche Schauspiel ist nach den drei üblichen Schauvorstellungen des Königl. Schauspielhauses bestattet worden; ich glaube nicht, daß es zu neuem Leben erwachen wird. Von einer Besprechung des Stückes muß man daher absehen; hier der Nach-

Digitized by Google

ruf: Montecuculi ist am Hofe von Wien schlecht behandelt worden, er hat dem undankbaren Vaterlande den Rücken gewandt und in Rom sich niedergelassen, wo er durch die Reize der Königin Christine und die Ränke der Jesuiten gefesselt wird. Es handelt sich nun für Wien darum, Montecuculi zur Rückkehr zu bewegen. Um diese delicate Mission zu erfüllen, wird der dummste Mensch im österreichischen Gesammtstaate ausgesucht und ihm wird, da er natürlich nichts ausrichtet, später ein jugendlicher Rittmeister nachgeschickt, der durch die „geliebten Farben“ seines Regiments, — es ist Citronenvogelgelb — auf das Gemüth des Feldherrn einen außerordentlichen Eindruck ausübt. Jedesmal, wenn Montecuculi die ihm angethane Schmach vergessen und sich des Vaterlandes in Gefahr annehmen will, beschwören die Jesuiten das Gespenst eines angeblich von Montecuculi ermordeten Grafen Manzani herauf, bei dessen blutendem Leichnam der General einst geschworen, fürder niemals wieder ein schneidiges oder spitziges Instrument in die Hand zu nehmen. Manzani ist nämlich im Turnier von Montecuculi durch einen unglücklichen Zufall anscheinend getödtet worden. In einer sonderbaren Verwirrung aller juristischen Begriffe hält der General diese bedauerliche Tödtung aus Fahrlässigkeit für Mord, und der Schatten des vorgeblich Ermordeten, der glücklicherweise nicht einmal auf fahrlässige Weise getödtet ist, verfolgt ihn auf Schritt und Tritt. Mit dem Schwur, nie wieder eine Waffe zu ergreifen, läßt es sich der eidlustige Soldat allein nicht genügen: er schwört auch nach der Königin Christine, nie von ihrer Seite zu weichen. Die Lösung wird dadurch herbeigeführt, daß der erste Schwur durch das Wiedererscheinen des leibhaftigen Manzani hinfällig wird und daß Christine ihn des zweiten Schwurs entbindet: „Zieh hin in Frieden,“ ruft sie aus, und Montecuculi zieht in den Krieg.

Das Stück ist von einer unheimlich fröstelnden Kälte, leblos und öde. Keine der handelnden Personen interessirt uns. Gleich Montecuculis Auftreten wirkt unabsichtlich komisch und bringt ihn von vornherein um die Sympathie der Zuschauer. Er sucht den Diplomaten auf, der ihn nach Wien zurückbringen soll. Statt einer würdigen Erklärung beginnt dieser Schwärmer mit einer wunderlichen Declamation über Leichen und Blutströme und geberdet sich wie ein strebsamer Handlungsbeflissener auf dem Liebhabertheater. Bei einer Antrittsvisite pflegt man doch nicht, noch ehe man sich gesetzt hat, über Achill und Patroklos, Hektor und andere Helden der Iliade große Reden zu halten. Später entwirft er einen Schlachtplan, der in ganz auffallender Weise an die „Großherzogin von Geralstein“ erinnert. Wie General Bumbum sein Heer in drei Armeen theilt, von denen die eine links, die andere in der Mitte, die dritte rechts vorrückt, so sagt (ungefähr wörtlich, ich citire aus dem Gedächtniß) auch Montecuculi: „Ich dringe vor, dann drücke ich den Feind zusammen, rechts und links hauen, meine Reiter drein, und mit Gottes Hülfe wäre der Sieg errungen.“ Sogar der bewußte „Säbel, den einst mein Vater trug“ kommt vor. Dagegen fehlt zu meiner nicht geringen Enttäuschung das einzige, was mir von Montecuculi ohne Nachschlagebuch gegenwärtig war, das bekannte Wort: „Zum Kriegführen gehört dreierlei, nämlich Geld, Geld und abermals Geld.“ Darauf wartete ich drei Acte lang; vergeblich; — selbst die geringe Genugthuung, dies liebgewordene Citat zu hören, ward mir versagt.

Der Diplomat Mathei ist die schablonenhafte Caricatur, welche man aus „Czaar und Zimmermann“ kennt. Seine Komik ist erstaunlich wohlfeil, und gerade wie van Bett sich „seines Augs wie ein flambeau“ rühmt, glaubt auch der gute Mathei, daß er komisch sei, wenn er ganz unmotivirt mit französischen Brocken um sich wirft, von einer „mission von höchster importance“ und der „occasion, sich auszuzeichnen“ spricht; meint, er sei witzig, wenn er die altgriechischen Begriffe mit modernen Ausdrücken bezeichnet, demgemäß von den „Recruten“ vor Troja, von der „Excellenz“ Odysseus und dergleichen redet.

Am besten scheint der jugendliche Rittmeister Wolffen gezeichnet zu sein, der hier wenigstens durch die Darstellung Lebensfeuer erhielt. Aber auch in dieser Rolle kommen ganz unbegreifliche Sachen vor.

Wolffen sucht Montecuculi um jeden Preis zu sprechen; zu seiner Freude erfährt er, daß der General in wenigen Minuten, in dasselbe Zimmer, in welchem er sich aufhält, eintreten werde. Montecuculi wird in der That gemeldet. „Lassen Sie mich zu ihm!“ ruft Wolffen begeistert aus, „zu meinem General!“ „Sie verderben Alles!“ beschwichtigt Mathei, „treten Sie beiseite!“ „Nein, ich muß zu ihm!“ wiederholt Wolffen und stürzt — ihm aus dem Wege in das Nebenzimmer, während Montecuculi eintritt. Wirkt das schon merkwürdig, so ist das Wiedereintreten Wolffens geradezu lächerlich. Wolffen, der ohne Zweifel der Vorsicht halber stets ein Handköfferchen bei sich trägt, macht nämlich im Nebenzimmer des ihm bis dahin völlig unbekannten Diplomaten gründlich Toilette: im dunkeln Reiseanzug ist er hineingestürzt, in der citronenvogelgelben Uniform des Regiments Montecuculi stürzt er wieder heraus. In einem ernsten Schauspiel überschreitet das die weitest gezogenen Grenzen der dramatischen Licenz.

Die übrigen Personen sind kaum der Rede werth. Diese betrübte Königin, die mit Christina rex, der männlich-kraftvollen Tochter eines starken Helden, nur den Namen gemein hat, dieser Jesuit mit den verbrauchten Auseinandersetzungen über die vortreffliche Organisation des Ordens, dieser gedungene Bandit mit dem leisen Tritt und dem rollenden Auge, diese treue Braut, die aus reiner Liebe in die kleidsame Tracht eines Pagen sich zu hüllen vorgiebt, dieser unglückliche Graf Manzani, der beständig verfolgt wird und gerettet zu werden unablässig verlangt — alle diese Figuren sind unbedeutend oder verzeichnet, oder unbedeutend und verzeichnet. Kurzum — es thut mir leid, dies aussprechen zu müssen — Weilen hat mit dem „neuen Achill“ einen Fehlgriff gethan, und der Verfasser von „Tristan“ muß sich's gefallen lassen, daß man ihm diese unangenehme Wahrheit nicht vorenthält.

Ueber die Darstellung, welche das Stück auf unserer Hofbühne fand, will ich nicht eingehend sprechen; dagegen giebt gerade diese Aufführung Anlaß zu einigen allgemeinen Bemerkungen über das königliche Schauspiel, und diese mögen hier folgen, wenn sie auch einiges, was ich gelegentlich in einer speciellen Studie über das Schauspiel in Berlin im Zusammenhange und geordnet zu sagen beabsichtige, vorwegnehmen.

Es ist sehr wohlfeil, über die „schlechte Komödie“ an der Hofbühne einfach die Achseln zu zucken und mit Ueberlegenheit auf eine vergangene Kunstepoche zu verweisen, über welche die meisten Mitlebenden gar nicht urtheilen können. Wer aber ohne Gehässigkeit und ohne Vorurtheil die schauspielerischen Kräfte der Hofbühne einzeln betrachtet, der muß sich sagen, daß das königliche Schauspiel neben einigen hervorragenden Künstlern alten Rufs auch einige der verheißungsvollsten jugendlichen Kräfte, außerdem eine nicht geringe Anzahl tüchtiger, gewissenhafter und verständiger, wenn auch nicht großer Schauspieler und verhältnißmäßig wenig mittelmäßige und minder als mittelmäßige Mimen zählt. Ueber eine so zusammengesetzte und von einem geschmackvollen Director geleitete Künstlergesellschaft sollte man nicht mit Geringschätzung sprechen. Dennoch hat das königliche Schauspiel seit Jahren auch wohlwollenden Richtern zu mancherlei üblen Nachreden die Gelegenheit geboten. Es verhält sich mit den Instituten, wie mit den Individuen: was sie Uebles thun, das bleibt im Gedächtniß, das Gute wird schnell vergessen. Und so erinnert man sich auch, wenn man der Thaten der königlichen Bühne gedenkt, mit Vorliebe der verfehlten und unglücklichen Vorstellungen, an welchen trotz mancher vortrefflichen individuellen Einzelleistung leider kein Mangel ist. Mit dieser Andeutung, daß auf der Hofbühne trotz der Vorzüglichkeit in Einzelheiten die Gesammtheit oft unbefriedigend wirkt, habe ich, wie ich glaube, auch auf die wunde Stelle des königlichen Kunstinstituts hingewiesen. Eine Bühne, welche eine erste Stelle in Anspruch nimmt, muß ein einheitlicher Körper, ein verständiger Organismus sein. Unsere Hofbühne ist das nicht: sie besitzt eine Summe gelenker und rüstiger Gliedmaßen, deren jedes selbstständig functionirt, nach eigenem Instinct, zweckmäßig oder unnütz, jenachdem. Man spricht in der Darstellungskunst von der „Weimar'schen Schule“, jetzt von der „Laube'schen Schule“ — hört man je von einer „Berliner Schule“ reden? Wer vermöchte von der „Richtung unseres Hofschauspiels“ zu sprechen? Hier ist jeder sein eigener Lehrmeister, und jeder richtet sich nach sich selbst. Die Zerfahrenheit ist leitendes Gesetz, die Stillosigkeit zum Stil erhoben. Man kann von Berliner Schauspielern sprechen, nicht aber von einem Berliner Schauspiel. Unsere Hofbühne bildet eine sonderliche Musterkarte aller möglichen Declamationsstile, vom hochgeschraubten conventionellen Pathos bis zum platten, an das Vulgäre und Saloppe streifenden, mißverstandenen Realismus herab. Unvermittelt und schroff starren uns die Gegensätze von denselben Brettern entgegen, und in derselben Scene schlägt der affectirte Theatersingsang einer larmoyanten Heldin und der unerlaubte Dialekt der weitlichsten Natürlichkeit, welche Unbildung mit Realismus verwechselt, an unser Ohr. Wie sollten aber Künstler, welche einen ganz verschiedenen Grad der Entwickelung einnehmen — ich spreche nicht von der Verschiedenheit der natürlichen Anlagen —, welche ganz verschiedene Auffassungen haben, von verschiedenen Standpunkten aus auf diametral entgegengesetzte Ziele losgehen, wie sollten sie das einheitliche Werk eines Dichters darstellen und dem Verständniß des Zuschauers wirksam vermitteln können? Ich habe, wenn ich am Königlichen Schauspiel die ganz verschieden gearteten Künstler hinter einander sprechen höre, bisweilen dasselbe Gefühl, welches ich empfand, als ich in einer Provinzialstadt die Artôt zum erstenmal hörte: die Artôt sprach und sang italienisch, die Mitspielenden machten sich auf deutsch ungefähr verständlich; wenn z. B. Frau Erhartt und Fräulein Keßler nach einander sprechen, ist mir so zu Muthe, als ob ich zwei verschiedene Sprachen hörte.

Digitized by Google

Frau Erhartt, welche in dem Weilen'schen Stück die Königin Christine spielt, gehört zur hohen Declamationsschule, und aus diesem Grunde kann ich mit der Künstlerin, deren Talent ich durchaus anerkenne, nicht sympathisiren. Mir steht jedes Verständniß für die Schönheit des theatralischen Pathos. Ich stehe vor Künstlern, welche Anhänger dieser pathetisch-declamatorischen Schule sind, wie vor Räthseln; ich kann da nicht recensiren, ich muß einfach und ehrlich sagen: ich verstehe sie nicht. Diese Aussprache der Wörter, diese Betonungen, diese ganze Rhetorik ist mir unsäglich. In den Zwischenacten ist die Musik unterbrickt, während des Spiels ist sie da. Das Umgekehrte wäre wünschenswerth. — Und die Betonungen! Es ließe sich ein ganzes Buch darüber schreiben. Man belauche doch nur das Leben und man wird bemerken, wie wenig und wie discret im allgemeinen betont wird. Die Betonung ist eine Herausforderung; sie sagt zum Zuhörer: „merke auf, es ist von ungewöhnlich Wichtigem die Rede!" — entspricht der Inhalt nicht der Absichtlichkeit des Vortrags, so ist die Wirkung kläglich. Ein falsch oder unverdient betontes Wort bricht der Bedeutung eines ganzen Satzes den Hals; und wer viel betont, betont auch falsch. Wenn Frau Erhartt sagt: „Auf mein Grab soll man die Worte setzen," „Lockvögel, die vor uns herflattern," wer darf es wagen, mir in den Weg zu treten?", wenn Herr Berndal mit besonderem Nachdruck von einem „ritterlichen Spiele" spricht, so ist das offenbar des Guten zu viel. Herr Berndal, ein reichbegabter und verständiger Künstler, gehört unbedingt zu den tüchtigsten Kräften unserer Bühne. Die Gelegenheit, über ihn eingehender zu sprechen, wird sich ohne Zweifel bald von selbst darbieten und er wird mir Dank wissen, daß ich sein Darstellungstalent nicht nach dem Maßstabe des Montecucculi, dieses verwässert-sentimentalen „Helden", bemesse, mit dem sich der Darsteller eben nur widerwillig abfinden kann.

Zu einer ganz andern Gruppe von Schauspielern gehören die Herren Robert, Kahle und Krause, Robert voller Jugendfrische und voll Feuer, das sich bisweilen nur zu leicht zu lodernden Flammen entsacht, Kahle mit ausgesprochenem Charakterisirungstalent, Krause, meines Erachtens einer der besten Darsteller von Typen und Originalen — alle drei auf dem Boden eines gesunden Realismus fußend. Und das ist das Wahre, wenn auch mein wohlwollender Freund Rudolf Gottschall dagegen eifert. Man kann nicht oft genug an Schillers Worte erinnern:

„Erweitert ist gar des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt.
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt."

Zu dieser edlen Auffassung des verständigen Realismus bekennt sich auch Herr Oberländer, dessen liebenswürdige, decente und wirksame Komik den traurigen Diplomaten Mathei vor der völligen Abgeschmacktheit bewahrte.

Paul Lindau.

Musik.

Erstes Concert des Herrn Dr. Hans v. Bülow: „Beethoven-Abend" am 22. Januar. — Bülow ist jetzt unbedingt der gediegenste Künstler auf dem Piano. Besitzt er auch nicht die riesenhafte, alle Schwierigkeiten niederwerfende Technik Tausig's, des leider so früh geschiedenen, nicht den sinnlich zauberischen Vortrag Rubinsteins, so überragt er Diesen im künstlerischen Ernste, in Tiefe der Auffassung, in der Einheitlichkeit der objectiven Wiedergabe classischer Werke, und steht Jenem gleich in allen den Stücken, bei welchen die Geltung der Technik vom Schwunge des Vortrags abhängt. Dabei besitzt er eine, ihm allein eigenthümliche Feinheit der Detail-Zeichnung in der Darlegung einzelner Momente, mit welcher er das Interesse des Hörers immer rege erhält. Das Großartigste hat er immer in den Concerten mit Orchester geleistet; seine Wiedergabe der Beethovenschen Phantasie mit Chor bei der Uhlandfeier im Jahre 1863 wird jedem Kenner und Musikfreunde unvergeßlich bleiben.

Was nun den „Beethowen-Abend" betrifft, so standen die Leistungen des hochgeehrten Künstlers nicht alle auf gleicher Höhe. Wir wissen nicht, welche Motive ihn bewogen haben können, einen ganzen Abend nur mit Compositionen desselben Meisters auszufüllen, und unter ihnen solche zu wählen die zwar zu den seltensten gehörten, aber nicht zu den höchststehenden gehören. Die Frage aus op. 106 muß gelpielt werden, wenn man die ganze Sonate vortrag, weil sie einen integrirenden, nicht zu beseitigenden Theil bildet: ihre Vorführung als einzelnes Tonstück aber kann nur als Curiosum — wegen der immensen Schwierigkeiten, die sie bietet — betrachtet werden, nicht als eine reine künstlerische Leistung; selbst der größte Verehrer Beethovens wird diese Fuge nicht anders zu hören wünschen, als nach den anderen Sätzen, und gewiß nicht um ihrer eigenen Schönheiten willen, denn die einzelnen glanzvollen Momente entschädigen nicht für die vielen Stellen, in welchen das Tonliche geradezu verschwindet. Auch die „zier Menuette" bieten kein Interesse im Concerte. Dagegen hat Herr v. Bülow durch die Wahl sowie durch den unvergleichlichen Vortrag des Rondo op. 129 („die Wuth über den verlorenen Groschen ausgetobt in einem Capriccio") den allgemeinen Dank des Publicums und der Musiker erworben. In der Adur-Sonate op. 109 stand er auf dem Gipfel seiner Meisterschaft; da war Alles gleich vollkommen in hoher Ausführung, in edelster Färbung, in klarster Ausführung jeder Passage. Als ebenso hochbedeutend muß seine Wiedergabe der f-dur und der es-dur Variationen bezeichnet werden. Minder gut disponirt erschien er in den beiden Sonaten-Phantasien op. 27; besonders im Adagio der cis-moll ließ die willkürliche Verlängerung der Sechzehntelnote, wodurch die Melodie satt triolenartig klang, den Rhythmus und den Charakter des Tonstücks ganz verändert erscheinen; das Scherzo klang zu hart. Die es-dur Sonate-Phantasie litt an kleinen Ungleichheiten; da sie jedoch das erste Stück des Programms war, so läßt sich leicht ermessen, daß Herr v. Bülow noch nicht ganz in der ruhigen Stimmung war, die er in dem weiteren Verlaufe des Abends immer mehr bekundete. Er bot des Schönen, Gediegenen, Bedeutenden so vieles, daß wir eigentlich nur um dem Principe unparteiischester Beurtheilung gerecht zu werden, jene schwächeren Momente nicht unbesprochen ließen. Der Beifall des überaus zahlreich versammelten Publikums war ein ebenso allgemeiner wie gerechter.

Herr v. Bülow hat für den 1. Februar einen „Mendelssohn-Abend" angekündigt, und wir bitten den Leser von vornherein um Entschuldigung, wenn wir nicht darüber referiren. Denn bei all' unserer Verehrung Mendelssohns — die gewiß so groß ist wie die der Elite'schen Schule, deren genialer Vorkämpfer in Wort und That Herr v. Bülow immer war — fühlen wir uns nicht start genug, einen ganzen Abend Mendelssohn'sche Clavier-Musik zu hören, darunter zwölf Lieder ohne Worte hintereinander. Wir leugnen nicht, daß Herr v. Bülow mit diesem Programme ein großes Kunstfest vollführt, und auch die Neugierde des Publicums erregen wird; aber das künstlerische Motiv sehen wir nicht; es dürfte auch recht schwer darzulegen sein. Mendelssohns Clavier-Musik ist mit Ausnahme der von ihm geschaffenen Gattung der „Lieder ohne Worte," ganz unlengbar der schwächste Theil seiner Compositionen. Das rein Formelle überwiegt in ihnen den Gehalt, der Inhalt, wie mans nennen will, das Passagenwerk ist fast überall dasselbe der gebrochenen Accorde, oberder eng neben einander liegenden, nicht über eine halbe Octave hinausgehenden Figuren.

Wir behaupten keineswegs, daß man Mendelssohns beste ältere Freunde, z. B. den Consistorialrath Schubring in Dessau, oder selbst den Dr. Schleinitz in Leipzig fragte, sie ebenfalls eingetheilen würden, daß die Clavier-Musik Mendelssohns seinen Orchesterwerken und Oratorien durchaus nicht gleich steht; und wir glauben keine Indiscretion zu begehen, wenn wir sagen, daß Joachim, ein alter persönlicher Freund Mendelssohns, uns gegenüber die Ueberzeugung ausgesprochen hat, daß nur manche Lieder ohne Worte unbedingt als reine Kunstwerke, die nichts Conventionelles enthalten, zu betrachten sind. Wozu also ein ganzer Mendelssohn-Abend? Neues, bisher Unbekanntes kann er nicht bringen, denn gerade die Werke dieses Componisten sind auf allen Dilettanten-Pulten zu finden; „Pleiäl" kann er nicht beweisen, denn wir behaupten, gerade die Pleiäl würde nicht so Vieles, sondern nur das Beste bringen also Neugierde erregen? — dazu bedarf ein Bülow nicht eines so absonderlichen Programms; dos möge er den Pianisten überlassen, bei denen die Firmo des Componisten, die Qualität ihrer Leistungen decken muß. Der große Künstler hat gerade durch seine allumfassende gründlichste Kenntniß und geniale Wiedergabe der mannigfachsten und verschiedenartigsten Gattungen der Clavier-Literatur bei den Fachmännern und Kennern hohe Bewunderung, beim Publicum glänzenden Erfolg und Ruhm geerntet; wir hoffen und bitten, daß er wieder das Feld betrete, auf welches der Bereiter seiner Meisterschaft ihn unbedingt folgen könne.

A. H. Ehrlich.

Notizen.

Die in vergangener Woche erfolgte Confiscation, von welcher vier bedeutende Berliner Zeitungsredactionen (National-, Bank- und Handels-, Börsen-Zeitung und Börsen-Courier) betroffen wurden, hat mit Recht eine große Mißstimmung hervorgerufen. Die rücksichtslose Maßregelung seitens der Polizei hat uns mit einem Schlage in jene Zeiten der Preßordonnanzen des

Digitized by Google

Herrn Grafen Eulenburg zurückversetzt, die wir längst als vergangene ansehen zu können glaubten. Die Interpellation, welche der Herr Abgeordnete Schröder (Königsberg i. d. N.) in dieser Angelegenheit an die Königliche Staatsregierung gerichtet, war jedenfalls sehr gut gemeint, allein die artige Beantwortung derselben durch den betreffenden Herrn Minister, Grafen Eulenburg, wird an den thatsächlichen Verhältnissen schwerlich etwas ändern. Weder wird den geschädigten Zeitungsredactionen irgend ein Ersatz geboten, noch der Polizeiwillkür irgend eine Schranke gesetzt werden. So lange nicht in Preußen ein neues Polizeigesetz mit jenem traurigen Rest der Reactions-Zeit ein Ende macht, wird stets über der Presse des Damokles-Schwert der Polizeiverwarnung schweben. Wir haben ja den Boden gesetzgeberischer Reformen auf anderen Gebieten bereits betreten — wohlan denn, auch der Polizei-Allmacht den Garaus zu machen, ist's hohe Zeit.

⁂

Der Lisco'sche Vortrag über das apostolische Glaubensbekenntniß ist für die Bewegung in der protestantischen Kirche wirklich bedeutungsvoll geworden. Ob auch verhängnißvoll, muß abgewartet werden. Gewiß ist den Lesern dieser Wochenschrift der Inhalt jenes, inzwischen im Druck erschienenen, Vortrags bekannt. Derselbe gipfelt nämlich in dem Satze, daß für die meisten Denkenden der ursprünglichen wörtliche Sinn des apostolischen Bekenntnisses durch die modernen philologischen-theologischen Forschungen einerseits, und durch unsere gänzlich veränderte Naturanschauung andererseits, unhaltbar geworden sei. Es kann an diesem Orte nicht davon die Rede sein, näher auf den Vortrag einzugehen; erwähnt soll nur werden, daß derselbe ein allgemeines Interesse erregen muß — und zwar mehr der Dinge wegen, die er verschweigt, als derer wegen, die er ungescheut ausspricht. Herrn Lisco fehlt es sicherlich nicht an sittlichem Muthe, denn das, was er mittheilt, zeugt dafür; allein sein Muth reicht nicht so weit, um Alles das mit klaren Worten zu sagen, was nur zwischen den Zeilen zu lesen ist. Herr Lisco fühlt sich in seinem Gewissen durch die bestehende Kirchenordnung beschränkt; er verlangt daher eine gewisse Latitude, auf Grund welcher es jedem Geistlichen freistehen soll, das apostolische Bekenntniß, wenn es beibehalten werden soll, mit gewissen solvirenden Reservationen zu verklunden. Herr Lisco hält mit dem Darmstädter Protestantenzug die enge, kleinliche, die Gewissen bedrückende Handhabung des Kirchenregiments in den deutschen protestantischen Landeskirchen für unserer großen Zeit unwürdig und im Widerspruch stehend mit der errungenen Einheit des deutschen Volkes und mit den Aufgaben des deutschen Reiches. Hingegen verlangt Herr Lisco, ebenfalls in Uebereinstimmung mit dem Darmstädter Protestantentag eine deutsche Volkskirche, die in Gewissenszwang auf alle staatliche Zwangshülfe verzichtet, das kirchliche Leben der Gegenwart nicht mit Bekenntnissen der Vergangenheit knechtet, die Berechtigung der Gemeinden nicht noch äußeren Zeichen der Kirchlichkeit bemißt, den verschiedenen religiösen Ueberzeugungen und der wissenschaftlichen Forschung volle Freiheit gewährt und alle die umfaßt, welche Jesum Christum als das wahre, geistige Haupt der Kirche und als das höchste Vorbild des religiösen und sittlichen Lebens verehren. So viel für heute. Wir behalten uns vor, auf diesen Gegenstand, der, wie vielleicht kein zweiter, der öffentlichen Discussion bedarf, nächstens eingehender zurückzukommen.

⁂

Die Farce, welche Herr Thiers und sein Ministerium in der Nationalversammlung aufführt, kann schwerlich etwas dazu beitragen, den Verschmelzungen von der fortschreitenden Consolidirung der französischen Staats- und Gesellschafts-Verhältnisse irgend welchen Glauben zu schenken. Und Frankreich bedarf wahrlich des Vertrauens der auswärtigen Mächte dringender denn je. Herr Thiers, dessen Lippen stets von seinem glühenden Patriotismus überfließen, hat von seiner längstbekannten Eitelkeit auch in dieser schweren Zeit der allgemeinen Staatsnoth, nicht ein Tüpfelchen aufzugeben vermocht. Statt drohende Conflicte nach Kräften zu beseitigen, bricht er sie muthwillig vom Zaune und ebnet einem zukünftigen Staatsstreiche die Wege. Die junge französische Republik mag es einem freundlichen Geschick Dank wissen, daß der Bonapartistischen Sphinge die Gelüste ausgebrochen sind und daß die übrigen Prätendenten über den trogkonstanten Cocardenstreit keine Muße finden, um sich an dem zarten schmächtigen Kinde „Frankreich" zu vergreifen.

⁂

Die Franzosen renommiren gegenwärtig mit ihrer Berkommenheit gerade wie sie früher mit ihrer Großstille renommirten. Das Jammern über Frankreichs tiefen Fall steht auf der journalistischen Tagesordnung. Billemdt schildert die Lage seines Vaterlandes mit folgenden Worten: „Wir sind geschlagen, zu Grunde gerichtet, zerrissen von den Parteien, erschöpft durch den Bürgerkrieg, und haben als Regierung eine Republik, die keine Republik ist, eine Republik zum Lachen. Allein wir sachen nicht darüber; im Gegentheil." Saint-Geneft sagt: „Wir empfinden jetzt die Bitterkeit aller Niederlagen, aller begangenen Verbrechen, aller Schwächen, aller wahnwitzigen Vergehen! Monarchische Zersplitterung und Ohnmacht, republicanischer Wahnsinn, demagogische Rohheit . . . Wir allesammt sind unzufrieden über uns und alle Welt. Die Gesellschaft beschuldigt das Volk, daß es sie aufreffen will, das Volk beschuldigt die Bourgeoisie des Egoismus und der Feigheit, die Armee beschuldigt die Nation, sie geopfert zu haben. Es herrscht eine ungeheure Unzufriedenheit, eine ungeheure Entmuthigung." Angenehme Zustände.

⁂

Die Franzosen sehen ihren Rachekrieg gegen die barbarischen Sieger mit allen Mitteln ihres Geistes und ihres Geschmacks fort. Unser Pariser Correspondent erzählt uns: „Die Weihnachtsplatschen sind diesmal überaus dürftig ausgefallen. Das einzige „Amüsement" und gleichzeitig eine neue Erfindung ist ein junger hübscher Preußischer Soldat, aus Pappendeckel gearbeitet, mit blondem Bart, lachenden Zügen, nagelneuem Anzug, der unter dem rechten Arm zwei Strohpuppen, einen Salonspiegel und in der Hand einen Korb mit Weinflaschen davonträgt. In demselben Ausstattungskasten finden wir einen anderen Preußen sehr eifrig damit beschäftigt einen Glasladen durchzuhauen. Es sind dies die einzigen unverfänglichen und witzlosen Anspielungen auf den beendeten Krieg, welche die neueingesetzte Spielwarencensur zuließ. Den übrigen viel derberen Producten der auf billigen „Patriotismus" speculirenden Fabrikanten wurde die Bewilligung zur Ausstellung sofort verweigert. Die Herren waren darüber höchst mißvergnügt, namentlich jener geniale Erfinder, der die preußische Armee, als Nachtwilen in Pickelhauben dargestellt, in den Ausstagestaken der Porzellanhändler aufmarschiren lassen wollte".

⁂

Wenn man die Wichtigkeit der Thatsachen nach der Bedeutung bemißt, welche denselben von allen Blättern aller Parteifarben gleichmäßig beigelegt wird, so wären die bemerkenswerthesten Ereignisse der letzten Tage: der Subscriptionsball, der Salonwagen des Grafen Bismarck, der Tod der Schimpansin Molly und die Kuh von Chicago.

⁂

Dem verdienstvollen Joseph Lehmann, welcher seit übrigs Jahren ununterbrochen das „Magazin für die Literatur des Auslandes" mit derselben Frische und denselben Talente redigirt und unter dessen freundlicher Leitung eine sehr große Anzahl der jetzt bekannten Schriftsteller ihre ersten Versuche veröffentlicht haben, wurde in diesen Tagen von seinen zahlreichen Freunden und Verehrern ein Fest gegeben.

⁂

Die Belagerung von Paris hat zu einer merkwürdigen Entdeckung auf dem Gebiete der Kunst geführt, über welche sich einige Kunstkritiker nicht sonderlich freuen werden. Der Conservator des Louvre ließ während der Belagerung aus Furcht vor den Wirkungen der deutschen Granaten die werthvollsten Kunstschätze der Sammlung in bombenfeste Kellerräume bringen. Unter diesen in Sicherheit gebrachten Kunstwerken befand sich auch die berühmte Venus von Milo. Als sie nun nach der Beseitigung der Gefahr wieder im Museum aufgestellt werden sollte — die Statue besteht aus zwei auf einander passenden Marmorblöcken — machte man die Wahrnehmung, daß die beiden Stücke selber nicht richtig auf einander gepaßt waren, daß die berühmte „Neigung" des Körpers, welche den Enthusiasmus der Kunstkritik hervorrief, durch die solche Aufstellung außerordentlich verstärkt war, und daß dieser Enthusiasmus also einer Ungeschicklichkeit, einem Versehen gegolten hat. Wir werden diese wunderliche Geschichte, welche alle Verehrer der herrlichen Venus — und das sind alle kunstsinnigen Menschen — interessiren wird, noch ausführlicher erzählen.

⁂

Villemessant, der bekannte journalistische Unternehmer und Herausgeber des Pariser „Figaro", wandte sich, als er ein neues Blatt „le Grand Journal" begründen wollte, an Dumas und bat ihn um einige Feuilletons. „Ich werde Dir eine Reihe von Artikeln über die Schlangen schreiben," sagte Dumas. „Ueber die Schlangen?" fragte ihn Villemessant erstaunt. „Ja wohl, über die Schlangen. Ich habe die Hälfte meines Lebens auf das Studium dieser interessanten Thiere verwandt. Du wirst Dich wundern, ich verspreche Dir einen großen Erfolg." Villemessant sagte sich, daß Dumas wohl der Mann sei, der sogar über die Schlangen Sensations-Artikel schreiben könne, und stimmte zu; und da er wußte, daß Dumas trotz seiner immensen Einnahmen immer knapp an Geld war, fragte er, ob er vielleicht einen Vorschuß auf seine zu liefernden Artikel haben wollte. „Herzlichen

Digitized by Google

Dank," erwiederte Dumas, „ich habe mehr Geld, als ich brauche, zum ersten Male in meinem Leben; ich weiß gar nicht, was ich damit anfangen soll." Kaum war Billemessant in das Redactionslocum zurückgekehrt, so kam der Secretär von Dumas mit folgendem Zettel: „Finsterin Louis auf mein Manuscript empfangen. Händedruck. A. D." Am andern Morgen kam der Secretär wieder, mit einem Feuilleton und folgendem Billet an Billemessant: „Lieber Freund! Es wäre sehr nett von Dir, wenn Du dem Ueberbringer 192 Francs übergeben wolltest. A. D." Am Abend erhielt Billemessant aus dem Havre folgende Depesche: „Bei Empfang dieser Depesche in meiner Wohnung 400 Francs deponiren. Dank. A. Dumas." Eine Stunde darauf traf folgende Depesche ein: „Lieber College! Nicht 400, sondern 600 Francs noch Hause schicken. Ich liebe Dich. Feuilleton unterwegs. Dumas." Das zweite Feuilleton kam denn in der That am andern Morgen an. Die vier ersten Zeilen waren original, sie lauteten: „Ich entlehne meinem guten Freunde Benedict Revoil die folgenden Einzelheiten über die Schlangen," und nun folgte eine getreue Abschrift aus dem Buche Revoils. Zum Schluß kamen dann noch die folgenden Originalzeilen: „In meinem nächsten Feuilleton werde ich mich mit der Boa beschäftigen, der merkwürdigsten aller Schlangen." Es versteht sich von selbst, daß Billemessant dem Revoilschen Feuilleton, welches Dumas unterzeichnet hatte, nicht abdruckte.

∴

Der jüngere Alexander Dumas, dessen ernster und gelegter Charakter zu dem unbesorgten und leichtfertigen Temperament seines genialen Vaters den vollkommensten Gegensatz bildet, sagte dan diesem: „Mein Vater kommt mir vor, wie ein großes Kind, das ich gehabt habe, als ich ganz klein war."

∴

Das Pariser illustrirte Wochblatt bringt in Wort und Bild die Erinnerungen eines französischen Gefangenen in Preußen. Unter andern erbaulichen Zeichnungen finden wir auch die Abbildung der Straße einer preußischen Festung, in dem Augenblick, wo zwei französische Offiziere spazieren gehen. Aus jeder Thür und aus jedem Fenster eines jeden Hauses vom Kellerloch bis zur Dachluke hinauf sieht man Frauenzimmer ihre Köpfe herausstecken.

∴

Die Einführung der Hundesteuer in Paris giebt den Pariser Blättern die Veranlassung allerlei kleine Geschichtchen zu erzählen. Ein Blatt versichert, daß die Behörde junge Leute angestellt habe, welche bei nachtschlafender Zeit durch die Straßen laufen und Bauwau bellen müßten; sobald aus irgend einem Hause das Gebell erwidert werde, würden Straße und Hausnummer sorgfältig notirt und am andern Morgen präsentirte sich der Steuerbote mit der Quittung für die Hundesteuer. Den Denuncianten fehlt es übrigens bisweilen nicht an Humor. In einem Hause erschient der Steuerempfänger und verlangt von der Frau des Portiers, sie solle ihm die im Hause befindlichen Hunde angeben. Die brave Frau verschert, daß im Hause kein Köter geduldet werde. „Ach was," versetzt der Beamte, „leugnen hilft nicht, ich bin genau unterrichtet, hier wird ein Hund verstecht, der größte Hund der ganzen Straße, grau, alt, krummbeinig, langohrig, hört auf den Namen Falon . . . ." „Um Gotteswillen," unterbricht die Portiersfrau, „so heißt zu unser Wirth."

Berliner Börsenskizze.

Dienstag, 30. Januar.

Vierzehn Tage sind verflossen, seit ich meinen ersten Bericht für „die Gegenwart" schrieb, und noch immer zeigt die Börse dieselbe Physiognomie, die ich in jenem ersten Berichte stizzirte. Während unter gewöhnlichen Verhältnissen auf keinem Gebiete sich schneller Wandlungen vollziehen, als gerade an der Börse, während sonst die Stimmung an einem einzelnen Tage gar häufig drei, vier Mal wechselt, ist augenblicklich die Haltung und die ganze Tendenz der Börse von einer Stabilität, die in der That staunenerregend ist und manchen der Bedauernswerthen, welche täglich über den Verlauf des Geschäftes und die Bewegung der Course zu referiren haben, in arge Verlegenheit setzt. Hausse und immer wieder Hausse — das ist die Quintessenz all' ihrer Berichte und übel nehmen kann man es ihnen wahrlich nicht, wenn sie nun Variationen dieses abgedrosselten Themas nachgerade nicht mehr zu finden wissen; laufen doch selbst diejenigen, welche nur allwöchentlich aber in nach längerem Zwischenräumen ein Bild des Börsenverkehres zu entwerfen haben, bereits Gefahr, oft Gefagtes zu wiederholen und die Leser durch die Monotanie ihrer Berichte zu ermüden.

In vollstem Maße hat der Januar gehalten, was sich die Speculation am Schlusse des vorigen Jahres von ihm versprochen; man zahlte bei der Decemberregulirung ganz unerhörte Prolangationszinsen in der Erwartung, daß die weitere Dauer der Hausse reichliche Entschädigung dafür bringen werde und diese Erwartung hat sich als vollkommen berechtigt herausgestellt. Den ganzen Monat hindurch sind die Course von Tag zu Tage weiter gestiegen, das ganze Causenheuer hat sich wieder um viele Procente gehoben; und was ist die Folge? Man rechnet jetzt mit ebenso großer Bestimmtheit auf eine Fortsetzung der steigenden Bewegung im Februar und bewilligte bei der diesmaligen Regulirung eher noch größere Reports, als im December, wenn man nur überhaupt die Möglichkeit hatte, die eingegangenen Engagements zu prolongiren. Es wäre überflüssig, längere Betrachtungen über die Berechtigung noch weiterer Cursesteigerungen anzustellen, denn die Börse lehrt sich wenig daran, ob eine Bewegung nach unten oder nach oben einen vernünftigen Grund hat oder nicht; sie will Hausse und immer wieder Hausse und wenn nicht außerhalb ihrer eigenen Sphäre liegende Ereignisse ihr hindernd in den Weg treten, wird sie vermuthlich ihren Willen noch ferner durchsetzen; denn sie wird durch den reichen, unaufhörlichen Geldzufluß aus den Kreisen der Capitalisten in ihren Bestrebungen aufs Kräftigste unterstützt. Daß aber beim Eintritt irgend welcher dauernutigender politischen Ereignisse eine Katastrophe der unheilvollsten Art bevorsteht, daß die Course nach gerade eine Höhe erreicht haben, die sie äußerst sensibel macht und der Contremine eventuell ein Feld der erspriesslichsten Thätigkeit bieten würde, das steht außer Zweifel. Einen Beweis dafür lieferte die Wiener Börse am vorigen Dienstag; einige Fizer hatten die tollsten, unwahrscheinlichsten Gerüchte ausgebreugt: der Kaiser von Rußland sollte an den Folgen des auf der Bärenjagd bestandenen Abenteuers gestorben sein, Fürst Karl hatte dem vielgenannten Vaterlande der Rumänischen Eisenbahnobligationen für immer den Rücken gewendet, Bismarck war bedenklich erkrankt; kurzum alle möglichen Tartarennachrichten waren verbreitet und so unwahrscheinlich dieselben auch gerade durch ihre Cumulation wurden — die Börse ließ sich durch dieselben in Schrecken versetzen und die Course mußten sprungweise den Rückzug antreten. Zwar haben sie sich, als man klar darüber wurde, daß man es nur mit vollständig aus der Luft gegriffenen Gerüchten zu thun habe, ebenso schnell wieder erholt; was aber wäre zu erwarten gewesen, wenn das eine oder das andere dieser Gerüchte sich wirklich bestätigt hätte?

An unserer Börse spielte in den letzten Wochen die Eisenbahnactien die Hauptrolle. Die Coursbesserungen, welche auf diesem Gebiete eingetreten, sind ganz colossal und die Umsätze bewegten sich in den riesigsten Dimensionen. Für einzelne Papiere lagen bestimmte Veranlassungen zu den steigenden Coursbewegung vor. Cöln-Minderer, Mainz-Ludwigshafener und Rheinische stiegen in Erwartung der bevorstehenden Emission neuer Stammactien, Magdeburg-Halberstädter und Magdeburg-Leipziger in Folge der in Aussicht genommenen Fusion beider Bahnen, Halle-Sorauer und Hannover-Altenbekener in Folge von Gerüchten, nach denen dieselben von der Magdeburg-Halberstädter Bahn angekauft werden sollen. Ueber die Berechtigung mancher dieser Coursſteigerungen läßt sich streiten; namentlich erscheint es wenig vernünftig, Magdeburg-Leipziger, die pro 1871 bereits eine Dividende von 16 Procent zu erwarten haben, aus dem Grunde um 30 Procent in die Höhe zu lancieren, weil sie in Folge der Fusion zu einem mit 14 Procent ein für alle Mal garantirten Papiere werden; Thatsache ist aber, daß sie seit dem Bekanntwerden des Fusionsprojectes von 225 bis auf 254 Procent gestiegen sind. Magdeburg-Halberstädter gewannen gleichfalls ca. 25 Procent; alle übrigen Eisenbahnactien sast ohne Ausnahme weisen Coursbesserungen von 6 bis 10 Procent auf. — Die fremden Speculationspapiere erzielten nicht so bedeutende Avancen, auch war der Verkehr auf diesem Gebiete nicht so umfangreich wie auf dem Eisenbahnactien-Markt. Co sehlte der Speculation nicht an Geschäftsstoff, wohl aber an Objecten für eine größere Thätigkeit; denn die gewöhnlich von ihr cultivirten Papiere: Franzosen, Lombarden und Oesterreichische Creditactien sind nachgerade so abgetrieben, daß eine lebhaftere Haussebewegung in denselben kaum noch zu entriren ist. Uebrigens ist diesem Mangel jetzt bereits abgeholfen, denn man hat der Speculation verschiedenene neue Effecten zugeführt: Die Actien der Russisch-Tedsiper Eisenbahn, die Actien der hiesigen Makkerdanten finden nicht mehr jene lebhafte Beachtung, wie vor einigen Wochen; trotzdem hat man es für angezeigt gehalten, abermals einige neue Institute dieser Art zu gründen.

Digitized by Google

Inserate.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zeitschrift für Ethnologie.
Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Unter Mitwirkung des zeitigen Vorsitzenden derselben **R. Virchow**, herausgegeben von
A. Bastian und **R. Hartmann**.
Vierter Jahrg. 1872. 6 Hefte in gr. Lex.-Octav m. Tafeln. Preis 5⅓ Thlr.
(Jahrgang 1869—71 à Jahrgang 5 Thlr.)
Prospecte und Probehefte stehen zu Diensten.

Zeitschrift
für die gesammten
Naturwissenschaften.
Original-Abhandlungen
und monatliches Repertorium der Literatur der **Astronomie, Meteorologie, Physik, Chemie, Geologie, Orytognosie, Palaeontologie, Botanik und Zoologie.**
Herausgegeben von Dr. C. G. **GIEBEL,**
Professor an der Universität zu Halle.
XX. Jahrgang, 1872.
Monatlich 1 Heft in 8. mit Tafeln. Preis pro Jahrgang 6 Thlr. Preis der completten Serie von 38 Bänden (1853—1871) **60 Thlr.**
(Publicationspreis 105 Thlr.)
Prospecte u. Probehefte stehen zu Diensten.

Verlag von Wiegandt & Hempel in Berlin.

Im Verlage von **Wilhelm Mauke** in Hamburg erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Hausbuch aus deutschen Dichtern.
Eine kritische Anthologie von
Theodor Storm.
16° eleg. gebd. 2 Thlr.
II. Auflage. 1871.

In allen Buchhandlungen ist vorräthig:

Ph. Spiller.
Drei Lebensfragen für Staat, Schule und Kirche und die Umgestaltung des deutschen Schulwesens.
Preis 15 Sgr. — nach auswärts gegen Einsendung von 16 Sgr. franco.
Verlag von Siegfried **Cronbach** in Berlin
Neue Jacobsstr. 16.

Gratis
kann jeder sich dafür interessirende Literaturfreund in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes in Empfang nehmen: ein 4 Bogen starkes, von den verschiedensten Theilen der die jetzt erschienenen Hefte zusammengestellten, reich illustrirten und mit einem Tonbilde geschmückten **Probeheft** von „**Otto Spamers illustrirtem Konversations-Lexikon für das Volk**" *zugleich ein Orbis pictus für die studirende Jugend.* Mit 6000 Text-Illustrationen, etwa 50 werthvollen Extra-Beigaben (Tonbilder etc.) und einem gediegenen *geographisch-statistischen* **Atlas** von *30 Blatt* als **Gratis-Prämie.** Auf dieses vollständige, von der gesammten Kritik selbst sehr günstig besprochene **Nationalwerk** wird jetzt eine **zweite Subskription** in vierzehntägigen **Heften** à 5 Sgr. = 18 Kr. rh., eröffnet.

Verlag von **E. A. Seemann** in Leipzig.
Siebenter Jahrgang.
1—4. Heft (October—Januar.)

Zeitschrift für bildende Kunst.

Mit dem Beiblatt „**Kunstchronik**".

Monatlich 1 Heft, alle 14 Tage eine Nummer des Beiblattes. Preis des Jahrgangs (ca. 75 Bogen und 36 bis 40 Kunstbeilagen) 7 Thlr.

Aus dem Inhalt: William Hogarth, von Carl Justi. — Renaissance in Bayern, v. W. Lübke. (Mit Abbildungen.) — Meisterwerke der Kasseler Gallerie. X. Interieur von Gonzales Coques, Radirung von W. Unger. — Dürergerer Ringkampf in Tirol mit einer Radirung v. W. Unger. — Ueber Freskomalltechnik. — Das Berliner Schillerdenkmal, von Bruno Meyer (Mit Abbild.). — Mainz v. Schmidt, von C. A. Regnet (Mit Abbild.) — Die Künstler von Haarlem, von W. Bode, mit Radirungen v. W. Unger. — Ein Siegesdenkmal, von Alfr. Woltmann (Mit Abbild.). — Rettung eines römischen Sarkophags, von A. Conze. — Nachlese von der Heidelb.-Ausstellung. — Die Statuen am Schönen Brunnen zu Nürnberg, von R. Bergau (Mit Abbild.). — Kunstliterarische Besprechungen.

Kunst-Chronik No. 1—8 enthält: Korrespondenzen, Vermischte Nachrichten, Preisbewerbungen, Kunsthandel, Ausstellungen Kunstliteratur rc.

Red. Prof. Dr. E. v. Lützow in Wien.

Zimmerwohnungen etc. empfehle Gemälden in Oelfarbendruck in grösster Auswahl. Meine Ausstellung vereinigt alles **wirklich Gute** — aber auch nur dieses — was auf dem Gebiete des Oelfarbendruckes bisher geleistet ist. — Alle illustrirten Geschäftskarten, Etiketts, Catalogue mit Gravuren und Preisangabe grat. u. franco. Preise für gerahmte Bilder nur von 5—20 Thaler.
Carl Heinr. Gerold, Franzos.-Strasse 10.
BERLIN.
Im Verlage u. geschützten Geschäftskarten

Soeben erschien beim Unterzeichneten und ist durch alle Buchhandlungen für 20 Sgr. zu beziehen:

Die Zahnheilkunde und ihre Bedeutung

für Laien und Aerzte
von
Dr. med. Hollaender,
Arzt und Zahnarzt in Berlin.
H. E. Lüders,
Berlin, Louisenstr. 45.

Im Verlage von F. **Berggold** in Berlin erschienen:

Stuart Mill, Die Hörigkeit der Frau, übersetzt von **Jenny Hirsch,** 2. Aufl., nebst Vorbericht, enth. eine kurze Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der Frauenfrage von der Uebersetzerin. Preis 1 Thlr.

Specialberichte der Daily News-Correspondenten bei den deutschen und französischen Armeen, eine vollständige Darstellung des Krieges 1870/71, 2 Bde. Preis 1½ Thlr.

Coquerel, Athan. Die ersten historischen Umgestaltungen des Christenthums. Preis 1 Thlr.

Delord Taxier, Geschichte des zweiten Kaiserreichs. Band I u. II. Preis à 2½ Thlr. (1870.)

Preußisches Staatshandbuch, herausgegeben von **Reinecke.** (Mit Aufführung sämmtlicher Behörden und ihrer Beluganiße, Obliegenheiten und Functionen, nebst statist. topogr. Uebersicht.) 1870. Preis 3 Thlr.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Dramatische Werke
von
Karl Gutzkow.

Dritte, vermehrte und neu durchgesehene Gesammtausgabe.

In 20 Bändchen. 8. Elegant ausgestattet und broschirt. Jedes Bändchen nur 5 Sgr.

Schließt sich in Format und elegantester Ausstattung an die Claſsiker-Ausgaben von F. A. Brockhaus und des Bibliographischen Instituts an.

Bereits erschienen: **Zopf und Schwert — Uriel Acosta — Werner oder Herz und Welt — Königsleutenant — Pugatschew — Urbild des Tartuffe — Ein Wort — Richard — Ein weißes Blatt — Philipp und Perez.**

Alle 14 Tage bis 3 Wochen erscheint ein weiteres Bändchen.

Brachvogel, A. E., Kurrik. Trauerspiel. Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. eleg. broch. 24 Sgr. eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thl. 2 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.
Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

In halbmonatlichen Heften zu 6 Ngr.

Erstes Januar-Heft 1872.

Mit dem vorliegenden Hefte beginnt ein neues Abonnement auf diese rühmlichst bekannte politisch-sociale Zeitschrift, eine deutsche „Revue des deux mondes", die sich des ausgedehntesten Leserkreises erfreut. Dem Schriftsteller der Zeit entgegenkommend, ist der neue Jahrgang durch eine Politische Revue bereichert worden, welche allmonatlich die Situation der Gegenwart in selbständiger Beleuchtung vorführen wird.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Unterzeichnungen an und haben das erste Heft nebſt Prospect vorräthig.

Von den zahllosen Erscheinungen populär-wissenschaftlicher Literatur der letzten Jahre verdient ganz besondere Beachtung das im Verlage von **Otto Spamer** in Leipzig ausgegebene, in **fünf Auflagen** oder **40,000** Exemplaren, bez. einer **Viertelmillion Bände** verbreitete

Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien.

Von diesem nationalen Werke erscheint jetzt eine **sechste,** gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage in sechs Bänden von je 10 die 12 brillant ausgestatteten Lieferungen. Jede Lieferung von 5 reich illustrirten Bogen nebſt Tonbild kostet 5 Sgr. = 18 Kr. rh. — **Lieferung 1 und 2** oder der **Prospekt** über das Unternehmen, letzterer **gratis,** sind durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zur Einsichtnahme zu empfangen.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 10. Februar 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Ueber Parteibildungen. Ein Rückblick von H. B. Oppenheim. — Ein Belgier über Elsaß und Lothringen. — Correspondenz aus Paris. — Literatur und Kunst: Falsche Richter von Ferdinand Kürnberger. — Bernhard Scholz von Hans Hopfen. — Heinrich Laubes „König Erich" von Paul Lindau. — Schlagworte aus Sardous „Rabagas". — Aus der Hauptstadt: Berliner Masken von Albert Brockhoff. — H. A. Schaufferts „Vater Brahm" von P. L. — Notizen. — Inserate.

Ueber Parteibildungen.

Ein Rückblick.

Von H. B. Oppenheim.

Das Zustandekommen der norddeutschen Bundesverfassung hatte vorzugsweise von der parlamentarischen Verständigung über den Militair-Etat abgehangen. Die Regierung hatte in ihrem Verfassungsentwurfe einen ewigen eisernen Militair-Etat verlangt und bequemte sich schließlich dazu, ein Pauschquantum auf fünf Jahrgänge anzunehmen. Die endgültige Form des Artikels LXII der norddeutschen Bundesverfassung beruhte auf einem Compromiß, der so eilig in der letzten Stunde abgeschlossen worden war, daß viele Minsterielle, die beim Namensaufruf durch die Schicksalsstimme des Alphabets vor den maßgebenden Persönlichkeiten auf die Probe gestellt wurden, aus Unwissenheit gegen ein Amendement stimmten, das selbst Prinzen von Geblüt nachher bejahten. Die Regierung hatte gute Gründe zur Nachgiebigkeit: sie wußte am besten, wie bedrohlich die europäische Lage trotz der Schlichtung des Luxemburgischen Streithandels noch geblieben war. In dieser Situation durfte sie sich nicht auf bloße Militairverträge verlassen; sie bedurfte populärer und staatsrechtlicher Stützen und ließ es darum auch geschehen, daß in jener, damals so viel geschmähten Bundesverfassung das Budgetrecht für die Zukunft weitaus besser geordnet ward, als in der preußischen Landesverfassung. Auch in der liberalen Partei trieb dasselbe Motiv zur Verständigung. Je ernsthafter es Einer mit der Verwirklichung der deutschen Einheit meinte, um so tiefer mußte er damals von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß der politische Zustand nur ein provisorischer, nur ein Uebergangsstadium sei und daß man gerüstet sein müsse, die deutsche Nationaleinheit dem Einspruche neidischer Nachbarn abzutrotzen. Die Einsichtigeren sagten sich, daß die Situation nicht über fünf Jahre so gespannt bleiben könne, und daß man nachher, in gesicherten Grenzen, erst daran gehen könne, den Verfassungsbau freiheitlich zu vollenden. Dennoch entschlossen sich selbst die gemäßigten Liberalen nur schwer zu diesem zeitweiligen Verzicht auf das Budgetrecht der Landesvertretung, und selbst ein so versöhnlicher politischer Charakter, wie Forckenbeck, sprach es bedauernd aus, daß man bis an die Grenze des staatsrechtlich Möglichen gehe.

Ein anderes, als das bezeichnete Motiv wirkte unausgesprochen, aber mächtig in den Reihen der liberalen Partei mit: die Scheu vor der Erneuerung des soeben durch die Indemnitätsforderung ausgeglichenen Conflictes, oder auch nur vor der Erinnerung daran. Die Armee, deren Kosten man bemäkelt hatte, kam lorbeergekrönt nach Hause und die Heeres-Reorganisation, der bittre Erisapfel mehrerer Legislaturen, hatte sich glänzend bewährt. Die Menge urtheilt nach dem Schein des Erfolges, und kümmert sich in der Politik niemals um die tieferen Beweggründe schwieriger Stellungen. Wohl durfte sie aus dem Erfolge, und noch über den Erfolg hinaus, den Schluß ziehen, daß die Heeresverfassung in ihrem jetzigen Bestande dem alten Landwehrsystem weitaus vorzuziehen sei; aber war das der eigentliche Streitpunkt der Conflictzeit gewesen? Viele unter den Führern der Opposition, Zweifler und Forckenbeck voran, vielleicht die Mehrzahl der Fortschrittspartei, hätten die Reformen gern acceptirt, wenn sie in constitutioneller Form geboten wurden, wenn der Rechtspunkt dabei gewahrt wurde. Nicht um die Zahl der Regimenter handelte es sich, sondern um die Frage, ob so durchgreifende und kostspielige Veränderungen durch Gesetz oder durch Verordnung hergestellt werden dürften? Es ist gar nicht erwiesen, daß die Heeresreorganisation nicht mit gutem Willen auf gesetzlichem Wege zu erlangen gewesen wäre. Wie nachgiebig war noch immer die liberale Opposition in Deutschland, wenn man ihr nur in versöhnlicher Form entgegen kam! Allein die Häupter der conservativen Partei wollten principiell diesen Weg nicht einschlagen, und so hat die Fortschrittspartei vor einer gerechteren Nachwelt sich ihres principiellen Widerspruches gewiß nicht zu schämen. Jeder hat an seiner Stelle seines Amtes zu walten, und die erste Pflicht eines Abgeordneten besteht in der Aufrechterhaltung der beschworenen Verfassung. Die späteren Rücksichten der hohen Politik hatten noch in keiner Weise zu der Zeit, als der Conflict ausgebrochen war, bestanden; wenn die Regierung große Pläne hegte, so hatte sie sich wohl gehütet, die Pariahs der Landesvertretung davon in Kenntniß zu setzen. Es war wahrlich nicht die Schuld der preußischen Abgeordneten, wenn ihre Thätigkeit und Berechnungsweise einen kleinlichen Zuschnitt angenommen hatte.

Indessen 1867 war der Conflict formell ausgeglichen; große nationale Aufgaben standen bevor, welche nur im guten Einvernehmen mit der Regierung gelöst werden konnten. Diejenigen, welche das begriffen, welche auf die neue segenverheißende Entwickelung rückhaltlos eingehen wollten, mußten sich von denen absondern, welche nicht aus dem Tempo der Conflictzeit herauszukommen vermochten und denen die kleinlich nergelnde, rein negative Art des Politisirens und Opponirens zur zweiten Natur geworden war.

Nur eine ganz unredliche oder ganz oberflächliche Auffassungsweise kann sich in der Darstellung gefallen, als ob die national-liberale Partei damals nur dem imponirenden Einfluß der kriegerischen Erfolge ihr Entstehen verdankt hätte. Vielmehr vollzog sich blos der ganz natürliche, unvermeidliche, vor-

Digitized by Google

aus zu berechnende Proceß, daß die alte Fortschrittspartei in die zwei Elemente auseinander fiel, welche bisher nur durch den Druck der Reaction zusammengehalten worden waren. Im Verneinen waren Alle scheinbar einig gewesen, im Bejahen mußten sie auseinander gehen.

Diejenigen, welche die Bundesverfassung als ein „Werkzeug des Militair-Despotismus" verwarfen und den Süden vor dem Eintritt in den „Bundesstaricht" warnten, und Diejenigen, welche sie willig, wenn nicht freudig annahmen, sie auszudehnen und auf ihr weiter zu bauen gedachten, konnten nicht zusammen bleiben. Allerdings verwickelten sich Jene — in der Unmöglichkeit der falschen Position, sich von einer lebensvollen Entwickelung ausschließen zu wollen, — alsbald in innere Widersprüche, welche ihnen mit der Zeit die Rückkehr zu fruchtbarer Theilnahme an der Gesetzgebung doch erleichterten. Es geht Nichts über eine gesunde Inconsequenz in praktischen Dingen; denn das Leben ist mächtiger, als alle Principienreiterei!

Das nationale Einheitsstreben also war der erste Satz des Programms der national liberalen Partei; und wie dieser in der ersten Hälfte des Wortes bezeichnet war, so sollte die zweite Hälfte des Wortes den Weg und die Methode bezeichnen, welche künftig einzuschlagen wären: nämlich den Weg des versöhnlichen Vorschreitens ohne systematische Opposition und die praktische Methode der constitutionellen Compromisse. In der That bezeichnet das Wort „Liberal" so etwas, wenn man es dem „Demokratischen" gegenüber stellt, welches letztere Wort seitdem durch die süddeutsche Volkspartei sehr in Verruf gekommen ist. Auch abgesehen davon, läßt das Wort: „Demokratie" mehrere Deutungen zu. In dem einen Sinne, welcher die Ausdehnung der Volksrechte, der Volksbildung und des Volkswohlstandes bedeutet, ist die Mehrheit der Gebildeten in Deutschland demokratisch gesinnt; in dem anderen, abstracten Sinne aber, wonach der Staat mit seiner Existenz und seinen Grundbedingungen in jedem Augenblicke den Chancen des allgemeinen Stimmrechts preisgegeben sein soll, erblicken wir eine staats- und culturfeindliche Richtung. Kurz, wir wollen eine Demokratie der Bildung, nicht aber die Demokratie der subjectiven Willkür.

Doch zurück zu unserem Ausgangspunkte: das dritte Moment, welches bei der Bildung der national-liberalen Partei in Betracht kam, waren die nationalgesinnten Mitglieder aus den neuen Provinzen. Einerseits wollten dieselben, in ihrer freudigen Erregung über die Erlösung aus der Kleinstaaterei, die Erbschaft des altpreußischen Conflict-Liberalismus nicht antreten, zumal sie ihren widerspänstigen Landsleuten gegenüber das preußische Wesen nicht allzu sehr herabsetzen, nicht allzu schwarz malen durften. Andererseits bedurfte man ihrer zur Erhaltung einer liberalen Majorität auf das Dringendste. Die Wahlen, besonders die nach allgemeinem Stimmrecht, waren conservativer ausgefallen, und wenn nicht in der Mitte gemäßigte Führer standen, um der Bewegung nach Rechts einen Damm zu setzen und die Strömung aufzuhalten, so fiel die Entscheidung der Abstimmungen auf die conservative Seite. —

Somit hatte denn die innere Logik des Parteilebens eine Scheidung der liberalen Elemente erzwungen. Aber eine solche Evolution ergiebt sich nicht, ohne daß die gesonderten Bestandtheile, theils durch Reibung und geschärften Gegensatz, theils durch Heranziehen neuer verwandter Kräfte, welche bisher ferngehalten waren, sich in sich verändern. Fast jede Partei ist in sich schon das Product künstlicher Ausgleichungen und Compromisse, zumal in Deutschland, wo nicht zwei Menschen über alle politischen Principienfragen einig sind, wo eigentlich Jeder am liebsten sein eigener Vertreter und sein eigener Redacteur wäre. So zerfällt auch jegliche Partei in einen linken und einen rechten Flügel. Dies hat weiter nicht viel zu besagen und ist im Grunde nur eine der vielen Schwierigkeiten, welche noch bei uns der gesunden Ausbildung des Parteilebens im Wege stehen. Die Fortschrittspartei hat sich, trotz einiger Verstärkung von der äußersten Linken, niemals zu einer abstract radicalen oder streng idealistischen Partei entwickelt. Nur in der Deutschen Frage war sie gelähmt, weil preußische Annexionisten darin neben Augustenburgischen Particularisten saßen. Die national liberale Partei dagegen war gebunden, die Deutsche National-Einigung auf dem in der Bundesverfassung vorgezeichneten Mittelwege weiter zu verfolgen, und nahm naturgemäß die Leitung bei den gesetzgeberischen und organisatorischen Arbeiten der nächsten Zeit, zumal denen, welche die wirthschaftliche Befreiung der Gewerbsclassen und deren allmähliche Entlastung erzielten. Für die bevorstehenden Anstrengungen, für die Bürde der allgemeinen Wehrpflicht mußte in der Entfesselung aller Productivkräfte Ersatz gesucht und geboten werden. —

Dem Reize abstracter Opposition mußte die nationalliberale Partei entsagen, schon weil sie für den Erfolg ihrer Abstimmungen als majoritätsbildende Partei verantwortlich war. Ihre Leistungen, der Namensklang ihrer Führer lockten die meisten Mitglieder der in sich aufgelösten altliberalen Partei und einige Reste anderer Fractionchen heran, welche, da dem erworbenen Bestande von Popularität und Verdiensten theilzunehmen, nicht verschmähten. Manche unentschiedene politische Charaktere gingen unter dem Namen: „national-liberal" aus den Wahlurnen hervor und wurden in Berlin erst einem langsamen Assimilirungsproceß unterzogen, der nicht immer zum rechten Ziele führte.

Bekanntlich bedarf es keiner Staatsprüfung, um irgend einer parlamentarischen Fraction beizutreten; die Aufnahme des neuen Mitgliedes ist nicht einmal, wie in einen geselligen Club, von einem Ballottement abhängig gemacht. Ja, sogar das Statut der bindenden Parteibeschlüsse steht, wo es angenommen ist, nur auf dem Papiere; und mancher Abgeordnete nennt sich, seinen Wählern zu Liebe oder aus pietätvoller Erinnerung an seine schwungvollen Wahlreden, nach einer Partei, gegen deren Beschlüsse er in der Regel — jedesmal natürlich aus irgend einem ganz besonderen Grunde — zu stimmen pflegt.

Die nationalen Verpflichtungen wurden in der ganzen Partei durchweg treu eingehalten; allein bei den freiheitlichen Fragen gingen die Abstimmungen oft weit auseinander, — nicht aus den Unterschieden theoretischer Ueberzeugungen, sondern aus der Meinungsverschiedenheit über die Ersprießlichkeit des oppositionellen Verhaltens. Die nationale Pflichterfüllung, verstärkt durch die Noth des Augenblicks, brachte dann immer wieder die Differenzen in's Gleiche und erklärte oder entschuldigte manche Unebenheit. Die friedlicheren Temperamente trugen sich stets mit der völlig unbegründeten Angst vor Conflicten, und die Regierung, in Erkenntniß und kluger Benutzung dieser Stimmungen, wußte vollendete Thatsachen und Zwangslagen zu schaffen, in denen sie fast immer, zwischen der zweiten Berathung und der Schluß-Abstimmung, die Majorität gewann. Dazu kam denn noch die allgemeine Abstumpfung der Gegensätze, der freundlichere persönliche Verkehr hinter den Coulissen, die Abspannung des Publicums und selbst der Tagespresse.

Aber Niemand von den National-Liberalen hat etwa gerne für die Genehmigung der so unconstitutionell ausbezahlten Abfindungssummen an die Depossedirten gestimmt. Kein Gegner der Todesstrafe hat gern sein Votum gegen dieselbe zurückgenommen, aber die Rücksicht auf das Zustandekommen des Strafgesetzbuches überwog den kategorischen Imperativ des fünften Gebotes und ließ die Frage unerörtert, ob dies ein geeigneter Gegenstand des Compromisses sei.

Niemand hat gern den § 17 des Bundesschuldengesetzes fallen lassen, allein es geschah, um die Marine zu retten. Die Wenigsten haben aus reiner Ueberzeugung gewissen Zollparlaments-Compromissen beigestimmt, nur „damit Etwas zu Stande komme." Mancher stimmte neuerdings für § 2 des Reichsschatzgesetzes, obgleich er ihn für absurd hielt, damit Preußen seinen Staatsschatz einziehen könne u. s. w. Fast Jeder hätte gewünscht, die Dotationen als Nationalbelohnungen nicht in blanco bewilligen zu müssen, oder wenigstens für das zweite Dotationsgesetz dieselben Vorbehalte zu statuiren, wie für das erste. Derartige Beispiele von Concessionen, welche nicht auf einem von der ganzen Partei abgeschlossenen Compromisse beruhten, wären in's Unendliche

Digitized by Google

zu vermehren. Die Fülle derartiger Präcedenzfälle gab dem Einzelnen zum Voraus Dispens, machte ein festes Auftreten in entscheidenden Momenten überaus schwierig und lockerte vielleicht die politische Moral weit über die Kreise des Fractionslebens hinaus, oder schwächte doch die naive Theilnahme des Volkes an der Bewegung ab, indem sie das Vertrauen vielfach erschütterte.

Bei solchen Abstimmungen, wo die Partei sich zu scheiden schien, sahen wir annähernd die gleichen Gruppen einander gegenüber stehen, — doch nicht durchweg; auch die Haltung der Führer wechselte manchmal. Jeder einzelne Fall hat seine besondere Schwierigkeiten und rücksichtsvollen Erwägungen. Nur das Temperament der Nachgiebigkeit gegen die Regierung und die Furcht vor dem Bruch mit derselben hat fast bei jedem Einzelnen einen bestimmten Thermometergrad.

Dies sind öffentliche Geheimnisse; dieser Sachverhalt liegt so sehr in der Natur der Sache, daß er kaum der Erwähnung bedarf. Unser inneres Parteileben konnte unter dem Druck der mächtigen Interessen einer auswärtigen Politik, von welcher Deutschlands Existenz abhing, noch weniger zur Blüthe gelangen, als früher unter dem Druck der Reaction. Streng principielle Scheidungen waren in den letzten Jahren so wenig am Platze, daß gerade die elastische Natur der leitenden Partei am meisten zu der Lösung der wichtigsten legislatorischen Aufgaben beigetragen hat. Wobei naturgemäß die Frage stets offen bleiben wird, ob etwas mehr Zähigkeit nicht manche Lösung mehr im Interesse des Liberalismus hätte herbeiführen können. Wo aber auf der einen Seite Viele, auf der andern nur Einer oder doch eine compacte Macht steht, da fallen die Transactionen gar leicht zu Gunsten des Letzteren aus, weil Jene sich oft zersplittern, und fast immer ihre Geneigtheit zu früh verrathen.

Als nun mit dem Beitritt des Südens die nationale Aufgabe im Großen und Ganzen gelöst war, wurde die Frage nach der Berechtigung des Fortbestehens der national-liberalen Partei aufgeworfen. Viele Abgeordnete aus dem Süden wünschten eine neue Parteiform, die weniger specifisch norddeutsch wäre. (Diesem dunklen Drange ist beiläufig die Zwittergestalt der „freien Reichspartei“ entsprossen.) Um die Frage, nach der Berechtigung der national-liberalen Partei besahend zu beantworten, erinnerte man sich ihrer praktischen Methode, ihrer gemäßigten und dadurch einflußreichen Stellung. Die Hauptsache ist, daß eine Partei nicht blos Grundsätze darstellt, sondern aus bestimmten Individuen besteht, und daß viele bedeutende Menschen sich hier zusammengefunden, zu gemeinsamer Arbeit verständigt und an einander gewöhnt hatten und nun durch die Erinnerung glücklicher Resultate sich fester verbunden fühlten.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Ein Belgier über Elsaß und Lothringen.

In einem New-Yorker Blatte theilt der Herausgeber der Revue de droit international et de législation comparée, Herr Rolin-Jacquemyns von Gent die Eindrücke mit, welche er auf einer Forschungsreise durch Elsaß und Lothringen gewann. Ihm, dem völkerrechtskundigen Beobachter, kam es darauf an, zu bestimmten Schlußfolgerungen über das Verhalten der Bevölkerung in den neuen deutschen Reichslanden zu gelangen. Herr Rolin-Jacquemyns gehörte von Anfang an zu den wenigen Belgiern, welche in der Presse öffentlich und rückhaltlos die Gerechtigkeit der von Deutschland durchgesetzten Landabtretungen vertheidigt haben.

In Begleitung eines zu Brüssel ansässigen, französischen Schweizers begab sich unser Gewährsmann über Luxemburg zunächst nach Metz. Er fand die Zahl der trauernden Frauen im Spätherbste noch sehr erheblich; meint aber, daß die Zeit nicht fern sei, wo die Töchter der Stadt auch mit preußischen Officieren Ringe wechseln würden. Der kleine Ladenbesitzer begreife schneller, als man anderwärts glaube, daß er in einer Garnisonstadt wie Metz in gutem Einvernehmen mit dem Militär stehen müsse. Auf den Eisenbahnhöfen, in den Gerichten, auf den Straßen hört man bereits die deutsche Sprache von nicht Wenigen reden. Vielleicht hat Dr. Lieber Recht, welcher von New-York aus die Jungfrau Metz, welche sich endlich von Deutschland entführen ließ, in einigen Versen liebkoste:

Mein Mädchen Metz, mein mußt Du bleiben.
Nur merke Dir's, Du mußt vernünftig sein,
Wir wollen uns die Zeit recht gut vertreiben —
Kurz, Mamsell, nolens volens, Du bist mein!

Und eh' die Jahreszahl die 8 in 9
Verwechselt, wirst Du Dich des Wechsels freun
Wenn nicht — so bleibt es doch beim Alten
Mein Herz wird nie für Dich erkalten.

Auf den Eingangsläden vieler Metzer Geschäfte steht bereits geschrieben: „Hier spricht man Deutsch.“ Herr Rolin bemerkt dazu: Wann wird man diese Aufschrift auf die Stadtthore setzen können? Wird es lange dauern?

Hören wir, was der Berichterstatter über Straßburg sagt, wohin er sich über Bitsch begeben hatte:

„Noch ist die Zerstörung groß genug, um durch ihre äußerliche Erscheinung ein Gefühl der Bitterkeit gegen die Urheber des Schadens zu nähren. Die Anhänglichkeit an den Grundbesitz, an Haus und Hof, liegt zu tief in der menschlichen Natur, als daß der Eigenthümer zertrümmerter Gebäude nicht mit Grimm auf diejenigen blicken sollte, die er als schuldig betrachtet. Nur fragt es sich, ob solcher Grimm den Wiederaufbau des zerstörten Hauses oder die Wiederkehr des alten Wohlstandes überleben wird.

Während unseres Aufenthaltes sahen wir, Dank unseren Empfehlungsbriefen, Leute verschiedenster Stellung, Religion und Parteirichtung. Vergleichen wir die Eindrücke, die wir persönlich empfingen mit dem Inhalt der von uns geführten Unterhaltungen, so gelangen wir zu der Ansicht, daß die Auflösthung der Straßburger Bevölkerung mit Deutschland nicht nur zu wünschen ist, sondern in Wirklichkeit bereits begonnen hat. Das Deutsch, das man spricht, ist freilich in Straßburg roh, fehlerhaft und unrein. Aber das Französisch der Elsasser Stadtbevölkerungen ist wenig besser. Es ist gleichzeitig rührend und lächerlich, wenn man die Liebe zu Frankreich in denselben Accenten betheuern hört, deren Nachahmung auf den kleinen Pariser Theatern die Heiterkeit der ehemaligen Landsleute zu erregen pflegte.

Die Straßburger Bürgerschaft verräumt keine Gelegenheit, um ihr tiefes Mißvergnügen mit den neuen Verhältnissen zu bezeugen. Wer der guten Gesellschaft angehört, meidet Militärparaden und Militärconcerte ebenso wie den Verkehr mit Officieren und Beamten. Zu wünschen bleibt, daß die deutschen Behörden diese Zeichen übler Laune mit Geduld tragen; denn diese werden sich allmählich abnützen. Und diese erfolgreiche Politik des geduldigen Ausharrens wird in der That befolgt; es scheint, als ob alle Beamten und Soldaten bemüht seien, sich gegen die Straßburger höflich zu zeigen. Die Abneigung der Straßburger gegen Deutschland scheint in vielen Stücken mehr gekünstelt, als wahrhaftig, sonst würden nicht verhältnißmäßig so wenige von ihrem Rechte der Auswanderung nach Frankreich bisher Gebrauch gemacht haben. Die Zahl der im Stillen für Deutschland günstig Gesinnten ist größer, als man glaubt, oder sich selbst in Straßburg eingesteht.“

Auffallend erschien es Herrn Rolin, daß der Protestantismus in Elsaß doch so stark an Frankreich hängt; er selbst war Zeuge einer „patriotischen“ Predigt in einer protestantischen Kirche. Man kann daraus entnehmen, daß Richelieu und Ludwig XIV. sich getäuscht haben, als sie glaubten, der Protestantismus sei mit der französischen Staatseinheit unvereinbar.

**

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Paris. Anfang Februar. [Frankreichs-Pfennig. Französische Moralisten. Französische Artigkeit.] Der „Frankreichs-Pfennig" oder „Erlösungs-Pfennig", le denier de France, le denier de la délivrance, der Frankreich von dem deutschen Joch frei kaufen soll, beschäftigt noch immer sämmtliche Pariser Zeitungen; nur wird es heute bereits ziemlich klar, daß die enthusiastischen Patrioten des „Figaro" und des „Moniteur Universel" ihre Erwartungen etwas zu hoch gespannt hatten und daß sie andere Saiten aufziehen müssen, als diejenigen, auf denen sie der Welt den Jubelmarsch von „Frankreichs Größe im Unglück" vorzuspielen beabsichtigten. Der Gedante, 3000 Millionen Franken durch freiwillige Subscriptionen aufzutreiben, ist aufgegeben und Legouvés „succès immense" wird bereits gebührend verspottet. Man spricht jetzt von 50 Millionen, von 100 Millionen höchstens, und man bekennt, daß wenn es gelingen sollte 500 Millionen zu sammeln, dies über alle Erwartung großartig und schön sein würde. Die ruhigeren Männer der Presse und der Politik fangen deßhalb auch bereits an, die moralische Niederlage, der Frankreich entgegen ging, im Voraus zu entschuldigen und zu beschönigen, und Europa darauf vorzubereiten, daß die Franzosen sich auch bei dieser Gelegenheit wieder als Franzosen zeigen werden, das heißt prahlerisch, egoistisch, kleinlich. Sehr viel böses Blut hat die radicale Pariser Zeitung „La Constitution" dadurch gemacht, daß sie offen erklärt hat, die demokratische Partei werde keinen Heller zum Erlösungs-Pfennig beitragen. „Unsere Partei", so schreibt die Constitution, „weist die Einladung zur Subscription mit Verachtung zürück. Laßt die Bürger, die das Kaiserthum unterstützten, bezahlen, consiscirt das Eigenthum der Majorität der Kammer, die für den Krieg gestimmt hat; bemächtigt Euch der Vermögen der alten Senatoren und Minister, und wenn Ihr dann noch Geld gebraucht, dann möget Ihr zu uns kommen! Aber so lange Rouher, Talhouet, Grammont, Schneider und andere im Genuß ihrer scandalösen Vermögen schwelgen, so lange werdet Ihr keinen Heller von der republicanischen Partei erhalten." In dem Federkriege, den dieser Artikel zur Folge gehabt hat, hat die „Constitution" eigentlich den Sieg davon getragen; denn während die gemäßigte Presse sich damit begnügt, die „Constitution" mit gemäßigten Schimpfworten zu tractiren, überhäuft das radicale Blatt seine Gegner mit den allergründlichsten Gemeinheiten. Ueberhaupt thut die französische Tagespresse ihr Bestes, um den Ruf des französischen Geistes, Witzes und guten Geschmackes aufrecht zu erhalten; und das Lesen der meisten Zeitungen ist eigentlich nur noch als psychologisches Studium zu entschuldigen. Der „Radical", eine rothe Pariser Zeitung, intitulirt die Abtheilung des Blattes, in der er Auszüge aus anderen Zeitungen zusammenstellt, „Boite aux ordures", „Schmutzkasten", und sammelt darin eine wirklich erstaunliche Masse von Unrath.

Die französischen Moralisten finden unter diesen Umständen reichlichen Stoff, ihre persönliche Ueberlegenheit zu constatiren und die Sittenverderbniß ihrer Mitbürger zu geißeln. Alexander Dumas fils hat einen „Zweiten Brief über Tagesfragen" geschrieben und Victorien Sardou hat ein neues Stück, „Rabagas", zur Aufführung gebracht. Dumas schließt seine lange, übrigens sehr amüsante und gut geschriebene Epistel damit, daß er sagt: „Die einzig wahre Politik für uns ist die Politik des Schweigens. Europa (immer Europa) wird erst wieder anfangen uns zu fürchten, wenn wir angefangen haben, den Mund zu halten." Bravo! Bravo! Europa würde in der That sehr wenig verlieren, wenn ihm die heutige französische Prosa und Rhetorik erspart würden. Europa würde auch sehr wenig verloren haben, wenn Dumas den guten Rath, den er den andern giebt, befolgt und geschwiegen hätte. Aber es wäre in der That zu viel von einem Franzosen verlangt, wenn man von ihm erwartete, daß er selbst seine Pflicht und Schuldigkeit thun sollte. In Frankreich verlangt dies Jedermann von seinem Nachbar und beschimpft diesen mit großer Gewandtheit und Logik, wenn dieser die an ihn gestellten Erwartungen nicht erfüllen will. „Selbst ist der Mann" ist ein Wort, das man in Frankreich nicht kennt, das sich überhaupt gar nicht in kurzes Französisch übersetzen läßt.*) — Da Dumas nicht geschwiegen hat und seine Worte wahrscheinlich durch ganz Frankreich ihren Flug nehmen werden, so citire ich hier einen kleinen, recht hübsch französischen Passus: „Der französische Schriftsteller erfreut sich in Frankreich der freundlichsten, wohlwollendsten und vollständigsten Beachtung. Andere Länder würden vielleicht ihre Schriftsteller ebenso behandeln — wenn sie Schriftsteller hätten. Aber glücklicherweise, oder unglücklicherweise, giebt es im Auslande keine Schriftsteller. Es ist die Mission Frankreichs, die ganze Welt (Variante von Europa) mit Büchern zu versehen." Shakespeare, Goethe, Schiller, Milton, Dante, göttliche Söhne der Muse — was werdet Ihr in den himmlischen Räumen dazu sagen, wenn Ihr erfahrt daß Alexander Dumas der Jüngere Euch die Brüderschaft aufkündigt! O Dumas, si tacuisses! Bescheidenheit ziert den Jüngling. Aber Frankreich ist kein Jüngling mehr. Es ist ein kindischer Greis.

Victorien Sardou, ein Landsmann Dumas', also möglicher Weise ein Schriftsteller, hat in seinem neuen Stück „Rabagas" Gambetta persiflirt und den Franzosen bei dieser Gelegenheit den Spiegel vorhalten wollen. Die Freunde Sardous vergleichen ihren Liebling beschrieben mit Aristophanes, die Republicaner schreien Zeter und Mord gegen ihn. Es ist wahrscheinlich, daß die Vorstellungen von „Rabagas" Veranlassung zu verschiedenen amüsanten Scenen geben werden. Claretie und Paul de Cassagnac haben den Reigen begonnen, indem Claretie bei der ersten Aufführung „à bas l'Empire!" Cassagnac: „à bas les Communards!" geschrieen haben. Das sensationslustige Publicum strömt augenblicklich nach dem Vaudeville-Theater in der Hoffnung, daß man sich dort ausschimpfen und vielleicht durchprügeln werde. —

Diese und ähnliche wichtigen inneren Fragen — das Votum der Versailler Kammer, welches die Decapitalisation von Paris um wenigstens 6 Monate verlängert, darf wohl auch mit zu diesen Fragen gerechnet werden — verhindern übrigens die Franzosen nicht, auch des Auslandes, namentlich der Deutschen, in gewohnter geschmackvoller, liebenswürdiger Weise zu gedenken. Als Perle eleganten Stils in dieser Beziehung gebe ich eine Phrase aus einem, von einem gewissen Gagneur, in der „Constitution" veröffentlichten Roman, „Kanonenfutter" genannt. Gagneur spricht darin von einem Preußen, der sich unter einem Düngerhaufen versteckt hat (es ist nämlich bekannt, daß die Franzosen den Preußen im letzten Kriege unbeschreibliche Furcht einzuflößen pflegten) und sagt bei dieser Gelegenheit: „Ihr glaubt vielleicht, daß der Preuße nach Dünger riechen wird, durchaus nicht. Der Dünger wird nach dem Preußen stinken". Duftig! Der Roman hat großen Erfolg in Frankreich, der Schule des guten Geschmacks. — Es sollte mich nicht wundern, wenn er 20 Auflagen erlebte. Ist es doch, wie Dumas uns gelehrt hat, die Mission Frankreichs, die ganze Welt mit guten Büchern zu versehen. (Auch in Deutschland wird es nach dieser Andeutung Absatz haben. D. R.)

*) Sehr treffend bezeichnete ein englischer Publicist Frankreich als das „Land, in welchem jeder Nachbar verpflichtet ist, für das Vaterland Gut und Blut zu lassen". D. R.

Literatur und Kunst.

Falsche Lichter.

Wenn ich anders Gehör finden kann, so möchte ich mir eine Bemerkung erlauben, welche gegen den Strom schwimmt und welche die angenommene Tradition gegen sich hat. Es

Digitized by Google

ist ein Wort über die Stellung der deutschen Dichter zur „Misere“ der deutschen Verhältnisse. Es fiel mir eines Tags auf, daß man in diesem Punkte nicht blindlings zu unterschreiben brauchte, was die Biographen und Literarhistoriker wie einen „Tagsbefehl“ zu publiciren für gut befunden haben, sondern daß man gar wohl mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Denkorganen prüfen könne, ob dieses Verhältniß jederzeit in der richtigen Beleuchtung auch vorgemalt worden, oder ob die Lichter gelegentlich nicht falsch aufgesetzt seien.

Grabbe z. B. ging zu Grunde, — wie Niemand sich leugnet, — durch das angeborene Unglück einer Naturanlage, welche nun einmal der verkörperte Gegensatz von Ordnung und Harmonie war. Weil aber Grabbe gleichzeitig der Sohn eines deutschen Kleinstaates ist, so hören die Stimmen über Grabbe nicht auf, die Misere der deutschen Kleinstaaterei, welche diesem Titan nicht Raum gegeben, und deren Enge ihn aufgerieben, mit unverwüstlicher Hartnäckigkeit zum Mitschuldigen seines Unterganges zu machen. Nichts kann significanter sein, als — um die neueste Stimme über Grabbe in Johannes Scherrs „Deutschem“ zu citiren, — mit welch falschen Lichtern diese zwei Motive: Selbstschuld und Kleinstaaterei, auch hier wieder in einander gemalt sind. Hören wir!

„Unter sothanen Umständen wurden die guten Detmolder förmlich stolz auf „unser Genie“ und der Ruf desselben drang sogar zu den erhabenen Höhen hinauf, allwo der Selbstherrscher von Lippe thronte. Serenissimus geruhten zu geruhen, daß auch der Staat den literarischen Verdiensten „unseres Genies“ seine Anerkennung zollen müßte, und wie in der Flachsenfingerei selbst das Gute und Löbliche fast immer mit Nothwendigkeit zu einer Caricatur wurde und wird, so geschah es auch hier. Auch in einem wirklichen Staate wäre es nicht ganz leicht gewesen, für einen Dietrich Christian Grabbe das richtige Amt zu finden, in Lilliput war es unmöglich. Der Dichter wurde im Jahre 1827 zum Auditeur des Lippe'schen Heeres, will sagen Bataillons, ernannt, und er hat sich dann auch als ein nie dagewesenes und schwerlich jemals wiederkommendes Unicum von Auditeur dargestellt. Man ließ ihn aber mit größter Nachsicht eine erkleckliche lange Zeit amten, wie sein Humor es ihm eingab, und dieser gab ihm Klein-Zaches-Sprünge ein, wie sie in deutschen Amtstuben noch nie vorgekommen waren und wohl nie wieder vorkommen werden. Abgesehen davon, begann jetzt Grabbes Glückszeit, falls nämlich solche dämonische Naturen überhaupt glücklich sein könnten“ ꝛc.

Je aufrichtiger man selbst Demokrat ist, um so aufrichtiger muß man bedauern, wenn mit der demokratischen Parteifarbe, — wie hier, — ein Mißbrauch getrieben wird. Glücklicherweise aber ist ein Deutscher noch ehrlich, selbst wo er parteiisch sein will; (ein Franzose macht es bekanntlich umgekehrt) — die wirkliche Wahrheit spricht in diesen Zeilen so offenbar, daß sie jedes Kinderauge herauslesen kann. Sie spricht folgendes:

Grabbes Dichtertalent erraug sofort nach seinen ersten Publicationen die öffentliche Anerkennung seiner Mitbürger, und es ist bekanntlich ein ausgezeichneter Fall, Prophet im Vaterlande zu werden. Aber Detmold hat sich ausgezeichnet. Der Fürst von Detmold hört und ehrt die öffentliche Meinung über Grabbe, (was kann man mehr von einem Fürsten verlangen?) und verleiht dem jungen, damals erst 25jährigen Dichter eine Anstellung. Er macht ihn zum Auditeur des Lippe'schen „Heeres,“ welches aber, wie wir hören, bloß ein „Bataillon“ war. Es wird also fast eine Sinecure gewesen sein und insofern gewiß keine lächerliche und unpassende Anstellung; denn was braucht ein Dichter mehr zum Dichten, als eine mußevolle Sinecure? Auch wird es ausdrücklich bezeugt, daß damit des Dichters „Glückszeit“ begann, was in schiefen und lächerlichen Verhältnissen nicht wohl möglich wäre. Der Dichter mißhandelt dieses Amt durch seine thörichte Aufführung, aber man läßt ihn „mit größter Nachsicht“ und zwar „eine erkleckliche lange Zeit“ im ruhigen Genusse seiner Staatssorgung. Und nun möchte ich wissen, was ein König von Großbritanien und Irland mehr für einen Dichter thun könnte?!

Demnach ist „das Gute und Löbliche,“ das hier geschehen ist, ein ehrliches Zugeständniß, dagegen ein falsches Licht, wie die unbewiesene Behauptung hinein gemalt wird, daß es in der Flachsenfingerei mit Nothwendigkeit zu einer „Caricatur“ werden müßte. Warum? Den Beweis! Wenn Etwas, so ist der Dichter selbst die Caricatur, von welchem sein Biograph Ziegler zu erzählen findet, wie er in Unterhosen und darüber gezogenen schwarzseidenen Strümpfen, in rothflammenem Nachtkamisol und darüber gehängtem schwarzem Frack zwei Offizieren den Dienstеid abnahm. Solche Klein-Zaches-Sprünge muß man nicht just in Detmold machen, man hätte sie überall gemacht. Die Erbahenheit konnte das Vaterland nicht an den Fußsohlen mitnehmen, aber die Scurilität hätte es überall mitgenommen.

Eine wohl einzuschaltende Clausel „falls nämlich solche dämonische Naturen überhaupt glücklich sein könnten!“ Das ist's. Wozu noch mehr als das? Der Dämon aus der Familie Goethe wird im Kleinstaate Weimar glücklich, aber der Dämon aus der Familie Byron wird in Lippe-Detmold so unglücklich, wie er in Groß-Britanien und Irland mit all seinen Colonien unglücklich geworden. Es hätte daher oben gesagt werden müssen: für einen Grabbe ist es unmöglich im größten wie im kleinsten Staate das richtige Amt zu finden, anstatt, daß sich in einem falschen Lichte diese Wahrheit so ausdrückte: „Auch in einem wirklichen Staate wäre es nicht ganz leicht gewesen . . .; in Lilliput war es unmöglich.“ Man sehe wohl zu, was durch diese kleine Verschiebung gewonnen worden. Nicht ganz leicht — und — unmöglich! Jetzt ist ein Zwischenraum gewonnen, just so viel Raum als man braucht, um das Steckenpferd zu tummeln gegen: Serenissimus, Flachsenfingerei und Lilliput! Aber der Zwischenraum ist falsch und spiegelt falsche Lichter. Er fällt weg, sobald man die ganze Wahrheit sagt: dort wie hier gleichmäßig unmöglich.

Ein Dämon aus der Familie Goethe — in parenthesi gesagt, — Gottfried Keller, ist Beamter eines kleinen politischen Gemeinwesens, nämlich Stadtschreiber von Zürich. Das hindert aber diesen Dichter nicht, in den „Leuten von Seldwylla“ der erste Novellist der Welt zu sein und im „grünen Heinrich,“ welcher zwar nicht vollkommen ist als geschlossenes Kunstwerk, eine dichterische Anschauungs- und Ausdruckskraft zu bewähren, wovon ich in keiner Literatur ein so hochstehendes Beispiel zu nennen wüßte. — —

Von dem Freistaate Zürich, der glücklichen Heimstätte eines Dichters, den ich unbegrenzt verehre, ist ein starker aber doch nicht gewaltsamer Schritt zu einem ähnlichen Freistaate kleineren Formats, zu der weiland freien deutschen Reichsstadt Schweinfurt in Franken, welche unserm großen Nationaldichter Schiller, als er noch jung und unsicherer Existenz war, eine wohlgemeinte Heimstätte wenigstens anbrug. So lang ich lebe hat es mich befremdet, in welch falschem Lichte sämmtliche Biographien Schillers übereinstimmend und wie auf Verabredung als ein schlechthin lächerliches und gar nicht anzuzweifelndes Schildauer Stückchen es erzählen, daß sich eine freie Reichsstadt unterstanden hat, einem armen jungen Literaten eine Rathsherrnstelle anzubieten, mit dem Wunsche verbunden, daß er in diesem Falle eine Bürgertochter der Stadt ehelichen möge. „Der Dichter lächelte und legte es schweigend ad acta,“ sagen sie alle fast mit den nämlichen Worten, als ob sich diese Pointe schon durch sich selbst erklärte und völlig in der Ordnung wäre. Ich gestehe aber meine Befangenheit, daß sie mir allezeit unbegriffen geblieben, und daß mich zwar Schillern selbst gegenüber die schuldige Pietät nöthigt, einen guten Grund zu vermuthen, daß ich aber von Schillers Biographen, denen ich keine Pietät schuldig bin, mich ungern mit meinen eigenen Vermuthungen abspeisen lasse, daß ich vielmehr die Beweislast, mit welchem Grunde der Dichter verschmäht hat, als ihre dringende und ernstliche Pflicht ihnen auferlegt wissen möchte. Mein Lesebedürfniß bei diesem Passus in Schillers Leben war immer eine Kritik und Analyse, welche redlich in's Einzelne geht, und die Umstände mit individueller Zeichnung vor Augen führt, anstatt des verächtlichen Achselzuckens, womit dieses Ereigniß, weil es nun einmal da ist, mit drei Zeilen literarisch-vornehm und so flüchtig als möglich abgethan wird.

Digitized by Google

Den Dichter der „Götter Griechenlands“ auf einer Rathsherrenbank — vielleicht mit Korn- oder Hopfenhändlern sitzen zu wissen, das allein giebt mir noch kein lächerliches Bild; lächerlich ist mir das deutsche Bürgerthum überhaupt nicht. Ich schließe vielmehr umgekehrt, daß Korn- und Hopfenhändler, welche einen Schiller bereiten, eines Schiller auch würdig waren. Man bedenke doch! es war ein Schiller, welcher noch lange nicht Schillers sämmtliche Werke geschrieben, sondern welcher — in groben Umrissen und aus der Ferne betrachtet, — einstweilen nichts ist, als ein landflüchtiger Rebell, der die ehrlichen Leute mit einer schwülstigen Räuberkomödie erschreckt hat. Daß ich es nur gestehe: Städte, welche unruhigen Stürmern und Drängern ihre ehrenvollsten Magistraturen anbieten, wüßte ich selbst heute noch, anstatt mit dem ehrlichen Namen Schweinfurt, höchstens — anonym zu nennen, nämlich gar nicht. Und es wäre doch heute! unser gepriesenes Heute, wo jede Stadt bereits ihren bronzenen oder marmornen Schiller haben muß und wo die begeisterten Ansprachen und die donnernden Hochs den Cultus des Genius zum Gemeingut aller Köchinen gemacht haben! Ach, das arme ehrliche Schweinfurt ohne Sänger, Turner, Schützen, Festreden, Ehrendiplome, begeisterte Ansprachen und donnernde Hochs, ohne Holzschnitte, Illustrationen, Galerien berühmter Dichter und Zeitgenossen, kurz ohne den Soufflirkasten unserer ganzen modernen Reclame, der so wunderbar akustisch gebaut ist, der für Jederman denkt und fühlt und geistreich und gebildet ist, — das Schweinfurt des vorigen Jahrhunderts mußte den bronzenen Schiller noch aus Haut und Knochen herausfinden, mußte die zwölf Bände Schillers noch aus dem ersten und zweiten errathen, und mußte das Alles mit eigenen Augen, mit eigenen Köpfen und Herzen, nicht mit abonnirten, illustrirten, fetirten und toastirten, sondern nackt und bloß, wie Hercules in der Löwenhaut, der die zwölf Arbeiten thut ohne Dampfmaschinen und ohne Actienunternehmung. Allen Respect vor jenem Schweinfurt! Mitten in der Zopf- und Perrückenzeit ein kleines Reichsstädtchen, an keiner Weltstraße liegend, stagnirend in alten Sitten, bemoost und scheinbar verrottet, seinem ganzen Zustande nach auf Gewohnheit, Herkommen, Einfalt und Mäßigkeit hingewiesen, kurz auf Conserviren, nicht auf Initiative; ein dunkles Bürgerthum, nicht weltmännisch gebildet wie Leipzig und Frankfurt, sondern einzig vom Saft einer kleinen Localwurzel zehrend; dieses Städtchen tritt dem Augustenburger und Carl August, tritt den Herzogen und Großherzogen vor, hält zuerst unserm Nationaldichter die freie Bürgerhand hin, — schlag ein! sei der Unsrige! sei unser Mitregent! Ich kann das nicht nur nicht lächerlich finden; es fehlt wenig, es fehlt sogar nichts, daß ich es groß und erhaben finde. Es muß ein frischer Hauch, ein moderner Geist, ein kräftiges Fortschreiten in jenem Schweinfurt gewaltet haben, daß es nicht den vollendeten, sondern den kämpfenden und ringenden Schiller schon mit so feiner Witterung zu erkennen vermochte. Es setzt helle Köpfe und warme patriotische Herzen voraus, — es müssen ganze Leute gewesen sein, jene Bürger von Schweinfurt.

Aber die Schweinfurterin, welche Schiller hätte heirathen sollen! Ich glaube jede griechische Republik hätte dasselbe bedungen. Es ist ja natürlich. Wird denn ein Pflanzbürger, wenn er ein rechter und ganzer Mann werden will, die neue Volksthümlichkeit, in der er aufgehen soll, nicht aus erster und liebster Hand, aus der Hand seiner Hausfrau, sich aneignen wollen? Ist doch das Weib die Verkörperung des genius loci, der beste und kürzeste Ausgang von Nationalgeist, Volkssitte, Heimathsgefühl und Gemeinsinn, das natürlichste Band, um an Boden und Menschen zu binden. In Thüringen hat der Schwabe Schiller eine Thüringerin geheirathet; warum hätte er in Franken nicht ein Frankenmädchen heimführen sollen? Auch zweifle ich gar nicht, so weit ich Franken zu kennen glaube, daß von Baireuth bis Frankfurt hinab jeder Dichter von Ort zu Ort seine Dichterbraut fände, — also auch daß sie Schiller in Schweinfurt gefunden hätte.

Am wenigsten aber dürften wir fürchten, daß das angebotene Amt unpassend und für Schillers Dichtermuße verderblich gewesen wäre. Wenn ein politisches Gemeinwesen von einem sehr mäßigen Umfang einem Dichter eine Rathsherrnstelle anbietet, so ist damit deutlich gesagt: ich will dich ehren, ich will dich sorgenfrei machen; nicht: ich will dich mit Arbeit erdrücken. Und wollte denn Schiller nicht arbeiten? Hat er nicht gearbeitet? Stellen wir uns den Dichter mit dem begeisterten Blick in den blauen Himmel nur fleißig vor als Herausgeber von Jahrbüchern, womit er sich seinen Unterhalt sichert; d. h. unter Factoren, Frachtzetteln, Packeten, Emballagen, Bindfäden, Siegellack, unter einem beständigen Expediren und Spediteur-sein zwischen Buchhändlern und Mitarbeitern, unter Sorgen für Messen, Postlage und Postschiffe, unter einem ewigen Hin- und Herwälzen, Durchmustern, Durchlesen, Oeffnen und Einsiegeln von Packeten und Ballen. Wollte Gott, wir hätten alle diese Schiller'schen Commis-Stunden für den „Demetrius“ übrig behalten! Nicht die Professur, nicht der fürstliche Zuschuß, der Commis hat Schillern gerettet. Wohl ihm, daß er es konnte! Wohl ihm, daß er ein Schwabe war, d. h. ein geborener praktischer Geschäftsmann und von jener ungeheuren schwäbischen Arbeitskraft, welche von Tuttlingen bis Valparaiso in allen Factoreien der Welt sich bethätigt. Es leidet mir nicht den mindesten Zweifel, daß Schiller mit jener praktischen Energie, die ihm eigen war, den müssigen Rathsherrn gar nicht geduldet, sondern daß er gern und freiwillig den Geschäften der Stadt sich hingegeben hätte. Vergessen wir nur keinen Augenblick den starken realistischen Zug in Schillers Natur, womit er seinen Idealismus, — wie jede Eigenart, wenn sie nicht schwächlich ist, mit ihrem Gegenpol, zu ergänzen und zu contrebalanciren beliebt war. Und wie er aus Goethes, d. h. aus zweiter Hand dieses Supplement mit dürftender Wahrverwandschaft sich aneignen mochte; so kann ich mir unschwer vorstellen, daß er die Realität des Lebens, daß er die sinnlichen Verhältnisse und Zustände der Menschen, als ein kleiner Mitregent derselben, aus der ersten Hand, nämlich aus der Hand seiner eigenen Erfahrung und unmittelbaren Betheiligung nur noch naturvoller auf sich hätte wirken lassen. Ist es denn wirklich der bessere Weg, als Herausgeber der „Thalia“ und der „Horen“ im endlosen Correspondiren, Verpacken und Einsiegeln Zeit und Kraft zu verlieren um ein paar hundert Thaler zu gewinnen? Ist es wirklich der bessere Weg, in aller Eile sich zu einem dilettantischen Professor der Geschichte zuzuschneiden und neunundneunzig Bücher zu lesen, um eine hundertste Vorlesung herauszuschlagen? Lesen und lesen! Das bedarf heute keiner Worte mehr. Seit wir selbst Geschichte gelebt und gemacht haben, wissen wir alle, wie viel auf Literaten-Geschichte zu geben ist; aber wie schön wußte es schon vor fünfzig Jahren und fast noch zu Schiller's Zeiten die geniale vorschauende Nahel, die diese Leie-Geschichte so richtig taxirt! „Wer ist denn vermögend Geschichte zu schreiben oder zu lesen? Doch nur solche, die sie als Gegenwart verstehen! Nur diese vermögen das Vergangene zu beleben und es sich gleichsam in Gegenwärtiges zu übersetzen“. Daher ist das Wort von Friedrich Schlegel: Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet, so richtig; darum Goethe ewig, stets und von neuem so groß, belebend und lebendig, alle Zeiten, Religionen, Ansichten, Extasen und Zustände begreifend, darstellend und erklärend. Diejenigen aber, welche mehr Geschichte lesen als selbst leben, wollen nur immer eine gelesene auffühlen oder auffühlen lassen; daher der seichte Enthusiasmus, die leeren Projecte und dabei das Gewaltsame. Römische Geschichte auffühlen wollen mit Intermezzos aus Ludwigs XIV. Leben half Napoleon entthronen. „Es wird gewiß bald dahin kommen,“ — glaubt sie versichern zu können, — „daß man ganz bestimmt und scharf unterscheidet, fast classificirt, ob ein Historiker als mithandelnde Person oder als „Studirter“ geschrieben. Dann werden die leider doch noch zu geistreichen Faselbücher nicht mehr gelesen werden können und bald nicht mehr geschrieben.“ Das Alles heißt nichts anders als: Sei lieber Rathsherr in Schweinfurt und mache das kleinste Stückchen Geschichte selbst, als daß du in Jena ganze Bibliotheken zusammenstudirst.

Ich mag die Sache ansehen wie ich will; es giebt mir kein verächtliches, kein lächerliches Bild, wenn ich mir unsern

Digitized by Google

feurigen Schwaben vorstelle, wie er mit seiner stets tapferen und anstelligen Hand ein deutsches Gemeinwesen mitregiert. Ja, schon sehe ich ihn an der Spitze der Regierung, denn Schillers Haupt, leider den Junkern nachsteht, muß unter freien Bürgern ein Oberhaupt werden. Schiller als Bürgermeister einer freien deutschen Reichsstadt hätte sich sicher nicht schlechter ausgenommen, als an der Schwelle eines kleinen Fürstenhofes, an dem er erst nach zehn oder zwölf Jahren hoffähig wird.

Und weil wir von einem kranken Manne sprechen, so vergessen wir schließlich auch Klima und Ortslage nicht! Schweinfurt, an den milden Ufern des Mains, zwischen den Weingärten von Würzburg und den Hopfengärten von Bamberg, könnte einem schwachen und kränklichen Körper das schwere Erdenleben wohl um einen Grad leichter gemacht haben, als der kalte Thonboden von Weimar, nördlich des Thüringer Waldes. Aber welch' ein Gedanke, wenn es möglich gewesen wäre, Schillers Leben nur um ein einziges Jahr zu verlängern!

In dieser ganzen Reflexion, — ein Fall, den ich nicht ausschließen will, — könnte ich übrigens auch Unrecht haben, und habe ich es, so findet sich wohl eine Feder, deren Einrede die meinige aus dem Felde schlägt. Bis dahin aber scheint mir die letztere im Rechte. Schon Schiller hat das Angebot der Stadt Schweinfurt zu sehr in dem falschen Lichte des „Literaten" gesehen, was ich aber leise, fast gar nicht betonen will, weil politischer Indifferentismus, schon im Großen, wie viel mehr im Kleinen, nun einmal der Charakter seiner Zeit war. Diese Phase inzwischen glaubt man überwunden zu haben, man ist positiv, man hat ein reales Verständniß für Volksleben, man treibt gesunde Politik, man geht dabei sehr concret von der Gemeinde aus, man verehrt ganz besonders das deutsche Bürgerthum und den Kern, wenigstens den sittlichen Kern des deutschen Bürgerthums! Wenn es nun trotzdem von Buch zu Buch die Literaten einander nachschreiben, daß sich das kleine Schweinfurt ihrem großen Literaten gegenüber lächerlich gemacht hätte, so fürchte ich sehr, die literarische Werthschätzung des deutschen Bürgerthums schwebt doch noch mehr, als es soll, in der Luft, in der abstracten Literatenluft und sitzt gar nicht so fest und ernsthaft im Herzen, wie dieselbe Sache z. B. ein englischer Alderman empfände.

Wien, im Februar 1872.

Ferdinand Kürnberger.

Bernhard Scholz,

geb. zu Wiesbaden am 16. September 1831.
gest. zu Wiesbaden am 12. December 1871.

Man kommt arglos, da der Tag sich neigt, nach Hause. Man setzt sich vor seinen Schreibtisch und nimmt das Abendblatt zur Hand. Darinnen steht unter allerhand Notizen verstreut, grob und gleichgültig die erschütternde Nachricht: Bernhard Scholz ist todt! Ist denn das möglich?!

Es gibt Menschen, von denen man schlechterdings nicht glauben will, daß sie gestorben seien; Erscheinungen, denen man's anzusehen meinte, daß sie mit der Frengabe ewiger Jugendlichkeit auf die Welt getommen; elastische Naturen, denen keine grauen Haare wachsen sollen. Solch eine Erscheinung war Bernhard Scholz. Ich sehe ihn noch immer wie damals, als ich ihn zum ersten Male sah. Das war im Herbste 1853. Ich hatte eben die Münchener Hochschule bezogen und trieb mich mit nicht geringer Neugierde in allen möglichen Hörsälen herum. In den sogenannten „ästhetischen Collegien" fiel mir ein schöner, großer, blonder Mann auf und nicht nur mir etwa, sondern der ganzen akademischen Bürgerschaft. Im Beginn eines Semesters, wo jeder mehr oder weniger darauf ausgeht, Freunde und Spießgesellen zu werben, steht man sich die neuen Gesichter sehr genau an. Und so konnte es nicht fehlen, daß einer zum andern sagte: „hast Du den Prachtkerl schon gesehen, der sich an die Nassauer hält?" Die „Nassauer" waren damals eine ziemlich stille Gesellschaft, die nicht viel von sich reden machte. Sie standen im Geruch ästhetischer Prätensionen und poetischer Velleitäten. An diesem Rufe war besonders eines ihrer Mitglieder Schuld, das immer blaß, mager und melancholisch, immer mit niedergeschlagenen Augen, die Mütze immer verschoben auf zerstreut herabhängenden Haaren, immer mehr stolperte als ging. Der Mensch sah entschieden so aus, wie sich der Philister den Poeten vorstellt. Seitdem hat er sich auch vor anderen als ein Poet bewährt; der Melancholicus hat viele Leute tüchtig lachen gemacht. Es war Hippolyt Schauffert, der nachmalige Autor von „Schach dem König." Von diesem jüngeren Freunde stach Scholz gewaltig ab. Man sah gleich, von dem „alten Hasen" würden die „Nassauer" nicht viel haben; das war über die Studentenjahre schon hinaus, eine sieghafte, prachtvolle Erscheinung, im vollen Glanze junger Männlichkeit; großartig angelegter Gliederbau, feine weiche Züge, ein rechter deutscher Kopf, von goldblondem Haar und Bart umrahmt, eine männliche Schönheit, wie wir uns den Siegfried der Nibelungen vorstellen.

Als ich Scholz nach etwa zehn Jahren zu Wien wiedersah und näher kennen lernte, war sein Aeußeres so ziemlich dasselbe geblieben; die Züge waren charakteristischer, der Körper etwas fester geworden; im Uebrigen war er der alte brave lustige Mensch. Seinen liebenswürdigen Verstand, seinen feinfühligen Geschmack, seine heitere Lebensweise, sein gerades, grundehrliches, männlich freies Wesen lernte ich immer mehr und mehr schätzen und hochachten. Und als endlich jene Sommertage des Jahres 1866 kamen, welche für den nichtösterreichischen Deutschen, dessen Ueberzeugung an Preußen, dessen Thätigkeit an Wien gefesselt war, von peinlichen Stunden strotzen — in jenen häßlichen Tagen, da die Weiber am „Turn" die bekannten „alten Fetzen" schwangen und in den Hauptstraßen der Vorstädte Wiens sich leicht bewegte Menschen jubelnd um erlogene Siegesnachrichten zusammenkäulten, da saßen wir beide oft zusammen und sprachen von der Wahrheit der Dinge und wie sie eben doch nicht anders werden könnte, als — wie sie denn wenige Tage darauf trotz aller Scham und Entlüftschung geglaubt und gemeldet werden mußte. In jenen bösen Tagen verhaltener Wuth, verbissener Hoffnung haben wir uns fest und innig die Hände gereicht zu einer Freundschaft für's Leben. Aber wir waren beide in jenen Tagen für längere Zeit österreichmüde geworden. So bald als möglich machte sich ein jeder von seinem Aemtchen los. Noch ehe der Herbst das Laub von den Bäumen geworfen hatte, waren wir beide zum Thore hinausgezogen, er nach Westen an den heimathlichen Rhein, ich nach Norden in die Mark. Wir sollten uns nicht wiederbegegnen. — Am 22. Mai 1871 schrieb er mir von Schwalbach nach Ems: „ich stecke hier in einem Nervenbade, um mein ruinirtes Leben womöglich anzuflicken." Ich sollte nur gleich zu ihm hinüberfahren, denn „Wein und Tafel sind hier sehr gut." Ich wollte mich an den Schuß des Briefes und den Eingang für eine poetische Uebertreibung halten. Wie kommt der blonde Recke zu leidenden Nerven?! Ich wollte schier lachen. Da kam ein Telegramm aus Wien, das mir für lange Zeit Lachen und Weinreisen vergällte. Friedrich Halm war am nämlichen Tage verschieden — eine schreckliche Mahnung, daß auch die Riesen sterblich sind vor der Zeit.

Im Sommer und im Herbste steigerten sich Bernhard Scholz' Leiden. Die Eisenquellen Schwalbachs hatten ihnen keine Linderung gewährt. Was er für ein Nervenleiden gehalten, war eine Verfettung des Herzens. Am 12. December, am nämlichen Tage, da Willibald Alexis seinen Geist aufgegeben, ist er nach langem schmerzenreichen Krankenlager in seiner Vaterstadt Wiesbaden vierzig Jahre alt gestorben. In zähem Siechthum ist der starke Lebensvirtuose zerstört worden; in athemlosem Krampfe hat die starke Brust, die für alles Schöne geglüht, aufgehört zu schlagen; in einem dumpfen Digitalinbelirium ist der weise, der verwöhnte Zecher geschieden, von dessen geschmackvoller Zunge so oft zur Freude seiner

Digitized by Google

Hörer zündender Witz und leichtgeborene Verse glitten! Das Schicksal ist doch manchmal ein recht grausamer Pfuscher!

Nun ist's vorüber! Bernhard Scholz ist gestorben und begraben; seine Freunde haben einen unvergeßlichen Ehrenmann, die Presse seiner Heimath, seiner Partei einen ihrer begabtesten Kämpen verloren. Scholz war nach Anlage und Bildung, aus Neigung und Bedürfniß Journalist. Kluge Einsicht, rasche Fassung, leichtes Herz und leichte Hand, ein feinfühliger Geschmack im Urtheil über Andre wie in eigener Sache, eine strömende Beredsamkeit eigneten ihn wie wenige zur Tagesschriftstellerei. Wo hätte er die glänzende Technik dieses verführerischen Handwerks rascher erlernen können als in Wien! Scholz stand jahrelang an der Spitze eines der verbreitetsten Blätter der großen Donaustadt. An Verführungen fehlte es nicht. Aber sie fanden in ihm allezeit einen aufrechten, in keinem Ehrenpunkte zweifelhaften, deutschen Mann. Jede Zumuthung, das von ihm gezeichnete Blatt einem Scandalum zu leihen, mochte diese Zumuthung schmeichelnd oder gebieterisch auftreten, beantwortete er einfach damit, daß er, selbst noch über dem fertigen Satz, die Cabinetsorage stellte. — Als im Jahre 1866 die Neugestaltung Deutschlands sich vollzog und seine schöne Heimath in den glorreichen Verband des preußischen Staates eingefügt wurde, trat Bernhard Scholz in die Vorderreihe der Männer, die mit allen ihren Kräften für die endlich gewonnene Ordnung der Dinge kämpften. Schon im Gähren der Ereignisse, schon vor Ausbruch des Krieges, da die landesfürstliche Gewalt sämmtliche unabhängige Organe der öffentlichen Meinung in Nassau erdrückt und erstickt hatte, war Scholz bei der Regierung um die Erlaubniß eingekommen, eine neue Zeitschrift gründen zu dürfen. Die herzogliche Regierung gewährte auch dies Ansuchen, jedoch unter der alleinigen Bedingung, daß das Blatt sich „in großdeutscher Richtung zu bewegen habe.“ Der Bittsteller sandte diese Erlaubniß mit der Versicherung zurück, daß er schreiben wolle und werde nicht wie es der nassauischen Regierung, sondern wie es Bernhard Scholz gefällig wäre. Wenn ich jetzt das verschollene Wort „großdeutsch“ höre, da muß ich immer an die biederen Leute denken, die damals so recht als die Matadore der Partei, als die unverfälschten, uneigennützigen, in der Volle gefärbten Freunde des deutschen Berufs und des deutschen Volks in Oesterreich ausposaunt wurden — nicht zum Wenigsten mit höchst eigenen Lungen. Wo sind sie denn hingekommen, die edlen Herren, die May und die Frese, die Trabert und die Schäffle?! Fragt in Prag nach ihnen, wenn Ihr czechisch gelernt habt! Im Glanze der heiligen Wenzelskrone könnt Ihr sie sich sonnend finden, die Musterfreunde mit dem gottlosen Lästermaul.

Als Scholz nach Hause kam, hatte er keinerlei Nöthigung mehr zu besürchten, sich der Gesinnung eines Schäffle oder Frese zu befleißigen, ehe er eine Zeitung herausgeben durfte. Er gründete den „Rheinischen Kurier,“ der trotz der in dem befreiten Lande reichlich erwachsenden und durch das benachbarte Frankfurt gesteigerten Concurrenz sich zum gelesensten und verbreitetsten Blatte der Gegend emporarbeitete. Es fehlte natürlich nicht an wohlwollenden Beurtheilern und Frese-Schäffle'schen Gesinnungsgenossen die solch' rapides Wachsthum lediglich durch Bismarcks Zuschüsse erklären konnten. Vor die Schranken des Gerichts gestellt, sank die Verleumdung in ihr grundloses Nichts zurück. Klar lag's vor aller Welt, daß Scholz den Aufschwung seines Blattes nur dem Ernste seiner Gesinnung, seinem journalistischen Tact und Geschick, seinen schriftstellerischen Fähigkeiten dankte.

Diese Fähigkeiten waren indessen auf dem Gebiete der Tagesliteratur nicht erschöpft. In Scholz glomm und knisterte eine ganz entschiedene und gar nicht unbedeutende poetische Begabung. Sie pulsirte in jeder seiner Arbeiten. Sie machte sich am Ueberraschendsten geltend, wenn er von freundlichem Zufall berührt, in Versen aus dem Stegreif sprach. Scholz war der geborene Improvisator. Zu seinem Schaden trugen leider auch seine größeren poetischen Werke diesen improvisatorischen Charakter, den Grundzug seines ganzen Wesens. Bernhard Scholz hat neben allerhand zerstreuten Gedichten drei fünfactige Dramen veröffentlicht, von denen die beiden letzteren über mehrere Bühnen gegangen sind: „Hans Waldmann,“ ein historisches Trauerspiel, und die Schauspiele: „Masse für Masse“ und „Eine moderne Million.“ Eine ungemein lehrreiche Lectüre für junge Dramatiker und solche, die es werden wollen. Kaum wird man von einem Sterblichen mit dem gleichen Rechte wie von diesem sagen können: sein Talent war sichtlich und greifbar ungleich bedeutender als das, was es geleistet. Da ist eine verlockende Grundidee, viel anmuthige Erfindung, theilweise noch eine dramatische Disposition, — aber keine Spur mehr von energischem Knochenbau — und wo auch allenfalls je ein solcher vorhanden gewesen, Alles überschwemmt, durchbrochen und verwaschen von einer aus allen Schleusen rinnenden, aller künstlerischen Rücksicht lachenden, in sich selbst vergnügt dahinplätschernden Rhetorik. Blendende Einfälle ohne jegliche dramatische Fassung, unvergeßliche Stellen neben haarsträubenden unmöglichen Versen, die kunterbunt und wahllos sich übertollern, als wäre das einmal Geschriebene heilig und unantastbar und die Feile ein unfindbares Instrument in der Werkstatt des Künstlers. Theilweiser Erfolg auf kleineren Bühnen kann diese Charakteristik nicht anfechten, auf den größeren, vor einem dramatisch geschulten Publicum haben sie sich jedes in seiner Art unhaltbar erwiesen.

Was es war, daß einen poetisch so entschieden begabten, durch vielfaches Sehen und Beurtheilen in das theatralische Getriebe durchaus nicht mehr naiv blickenden Menschen, nicht zu künstlerischer Reife durchdringen ließ — der letzte Grund wird bei mangelndem Selbstbekenntniß immer ein Geheimniß bleiben. Freilich auch ein Problem, das zum Nachspüren und Forschen reizt. Mancher mag den Urgrund schon in Scholz' ursprünglicher Erziehung suchen. Er war nicht wie die meisten anderen Dichter in der strengen Zucht des classischen Wortes gedrillt worden; er war nicht auf einem Gymnasium, sondern auf einem allerdings vielgelobten Realgymnasium für eine Bergakademie gereift worden und erst von dieser, unbefriedigt im Gemüth, zum Studium der Künste auf eine Hochschule übergegangen. Diesen Grund wird mancher beklagen und vielleicht den raschen Erfolg und die täglich anwachsende Forderung des journalistischen Arbeiters und Leiters als ein Hemmniß gelten lassen, die den Poeten am stillen inneren Ausbau geschädigt. Vielleicht bringt ein dritter die leichtlebige rheinische Art ins Spiel, die unserem Scholz in allen Adern schlug. Je nun, wer, stammespsychologische Spintereien in die Beurtheilung einzelner Menschen und Künstler einschleppen will, kann leicht noch einen und anderen Anhaltspunkt finden, um zu vermuthen, daß in dem Lande der Rieslinger und Traminer die Lese des Worts nicht mit gleicher Sorgfalt betrieben werde. Hat nicht jener glücklichere Hippolyt Schaufsert, den wir im Anfang von Bernhard Scholz' Streben an seiner Seite gesehen, vor Jahr und Tag einen keineswegs schlichternen Schreibbrief der Offenthlichkeit übergeben, in welchem er ohne alle Ziererei versichert, der dramatische Dichter hätte sich ganz und gar nicht an die Technik des Dramas zu kehren!

Wie gesagt, ich gebe auf solche Zusammenstellungen und Vergleiche nicht viel. Sie gelten eben doch nur so lange, bis ein Individuum kommt und ihre scheinbare Bedeutung durch sein einfaches Dasein über den Haufen wirft. Etliche Meilen weiter weg ward doch auch Goethe geboren. Am End' ist doch immer die eiserne Geduld des Talentes unerläßliche Hälfte und, wem sie fehlt, das ist eben nicht ganz voll. Wie viel einer selber dran schuld ist, daß ihm die Geduld ausgeht, ist eine Frage, die unter das Capitel von der Freiheit des Willens und der Selbstbestimmung des Menschen gehört. Ich will heute bei Leibe nicht an das Capitel rühren. Aber im Zusammenhang des Gedankens dürfen wir Scholz' Werden historisch in der Zeit betrachten, die ihn gelesen hat. Die ersten Flüge seines Geistes müssen in die zweite Hälfte der vierziger Jahre und in den Anfang der fünfziger fallen, in die Zeit der unendlichen lyrischen Sammlungen, der zwanglosen Epen, der Buch-

Digitized by Google

dramen. Ein neues autochthones Poetenthum wollte da sich aufthun, das an dem monumentalen Satze, mit dem faustischer Drang den fördenden sylbenklaubenden Pedanten von kurzer Hand beseitigen wollte:

Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor;
Und wenn's Euch Ernst ist, was zu sagen,
Ist's nöthig Worten nachzujagen?

nicht den unerläßlichen bitteren Ernst betonte, sondern die wenige Kunst und die Gleichgültigkeit des losgebundenen Wortes zum obersten Princip erhob für den schaffenden Geist. Bernhard Scholz' schönes Talent ist nicht das einzige, das an pflichtmäßiger Regellosigkeit krankend nicht zur vollen Entfaltung kam, sich der geschulten Leistungsfähigkeit in falschem Stolz entschlug und meisterlos und zuchtverachtend im Genieland irre ging. Seltsame Theorien! Als ob es schon genug wäre, einen edlen arabischen Hengst im Stall zu füttern, den im ganzen Hause doch Niemand reiten kann! Wem soll die Schnellkraft eines zuchtlosen Rennerd nützen? Zucht aber heißt schaumüberronnenes Gebiß und blutende Flanke. So adelig hat Gott kein Roß gebaut, daß diese Flecken es schändeten. Und solang ein Genie lebt, mag der mildzügriesende Zügel und der geröthete Sporn sein Wappen sein, ob es auch der Lorbeer verdecke.

Am Ende freilich weltt auch der Lorbeer! Aber wenn ich Dich recht gekannt, mein ungebuldiger Freund, so war er Deiner Sehnsucht Pflanze nicht. Die deutsche Literaturgeschichte wird keinen Granitblock auf Dein Grab wälzen. Er mag irgend ein anderes, das ihn vielleicht noch weniger verdient, belasten! Wohin haben sie mir den Scholz begraben? Doch nicht auf einen landesüblichen Kirchhof?! Ihr sollt sein Grab in die Sonne legen und auf die Scholle, die dies heitere Leben deckt, des vielgeliebten Rheinlands beste Reben pflanzen! In einem Dingert möcht' ich Dich gebettet wissen, braver Freund. Und wenn des nächsten Weinjahres gnadenreiche Sonne im Herbst die dichten Rheinnebel, in denen die Traube gar kocht, am frühen Morgen zusammenballt und Farben und Gestalten in die wehenden Dünste zaubert, daß uns die Blicke brennen von all dem feuchten Gold und wachsenden Roth und quellendem Veilchenblau auf hunderterlei gelben Tinten — da sehen wir Dich auch auf Deinem Grabe stehen, ein wenig magerer, ein wenig blässer, aber glänzend und hoch, die zitternden Nasenflügel im Winde schnobernd, mit starrem Bart und gelichteten Haar, die Augen glühend im Frührothschein, auf den gekräuselten Lippen ein gespenstisches Lied! Da stehst Du, wie ich mir den Rattenfänger von Hameln denken muß; Lautenklänge wallen um Dich her und hinter Dir in überquellenden Nebelbildern wächst und verschlingt sich's, wie die Sonnenstäubchen tanzen, in buntschillernden Gestalten und Tönen: kicherude Weibleins und hadernde Männervolk, Beethoven'sche Musik und allerlei Gläserklang, springende Pfropfen und ein paar dazwischenrollende Würfel!

Die Nebel wallen, die Sonne blendet. Mir gehn die Augen über. Ich sehe nichts mehr. Fahr wohl, alter tapferer Freund, männliche Seele Du, fahre wohl!

Berlin, Januar 1872.

Hans Hopfen.

„König Erich"

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse.
Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1871.

Unter den in den letzten Jahren aufgetauchten dramatischen Dichtern hat Heinrich Kruse unstreitig den größten literarischen Erfolg errungen. Von seinem ersten Trauerspiel „die Gräfin" wird jetzt die vierte Auflage vorbereitet, „Wullenwever" ist in zweiter Auflage bereits erschienen und dieselbe, wenn nicht eine noch größere Theilnahme des Publicums scheint seinem neuesten, und meines Erachtens weitaus gelungensten Werke „König Erich" vorbehalten zu sein.

Der Stoff, welchen Kruse gewählt hat, ist schon mehrfach von deutschen und namentlich von schwedischen Dichtern behandelt worden; er ist in der That verlockend, dankbar und ergiebig. Kruses Drama umfaßt die ganze Regierungszeit Erichs. Die dramatische Concentration der langen und ereignißreichen Jahre zu einem geschlossenen Bilde ist außerordentlich geschickt: die Geschichte Erichs zieht nicht wie ein Pleorama tableauartig an uns vorüber; wir stehen vor einem festen, einheitlichen Gemälde, in welchem jeder Theil ein Bestandtheil ist. Wir sehen Erich nach dem Ableben seines Vaters, Gustav Wasa, den Thron besteigen. Mit dem gemüthlichen Regierungsschlendrian, der während der letzten Lebensjahre Gustavs eingerissen war, ist's nun vorbei. Mit Erich kommt ein frischer, lebendiger Zug in's Land:

„Er säubert alle Straßen vom Gesindel,
Er legt sogar die Straßen selbst erst an;
Er richtet überall auch Posten ein,
Man kann von Lappland bis nach Schonen jetzt
In einem Schusse fahren, Tag und Nacht.
Und wie er seine Truppen eingeübt!
Das ist denn doch ein ander Werk und Weisen! . . .
Vor allem aber baut er eine Flotte! —"

So erzählen sich die guten Bürger auf dem Markte, und Erich selbst ruft mit stolzer Befriedigung aus:

„Bald wird man in Europa nicht mehr fragen,
Wo Schweden liegt . . . Wir rühren uns!" —

Nur in Einem Punkte zeigt sich der starke König schwach: in dem blinden Vertrauen, welches er in seinen ersten Rath, Göran Persson, setzt — einen Emporkömmling von großer Begabung und brennendem Haß gegen alle diejenigen, welche die Natur über ihn gestellt hat, gegen die übermüthigen Adligen, an denen er jetzt wegen ihm früher angethanen Schimpfes schrecklich Vergeltung übt. Die königliche Macht wird in Görans Hand das Instrument seiner Rache gegen die Stolzen und Hochgeborenen des Landes. Durch beständige Warnung vor wirklichen und trügerischen Gefahren, die dem König von jener Seite her drohen oder drohen sollen, gelingt es Göran, Erich immer mehr einzuschüchtern und in ihm die Furcht vor seinem Bruder, Johann, der ihm, wie Göran behauptet, nach dem Leben trachtet, und vor dem Verrath der Geoßen des Landes, die ihn vom Throne stürzen wollen, bis auf's Aeußerste zu steigern. Erich sieht überall Verräther, überall Feinde. Der Schlaf sieht ihn, unberührt wird das Essen von der Tafel getragen. Auch das wankelmüthige Kriegsglück verläßt ihn, die Sorgen um das Wohl und Wehe des Landes bekümmern ihn tief; vielleicht begehrt auch gerade jetzt die Natur die Abrechnung wegen der in wüstem Leichtsinn verprassten Tage seiner tollen Jugend. Der Gemüthszustand des Königs wird immer bedenklicher: bald erfaßt ihn blinde Wuth, bald versinkt er in schwermüthige Träumerei; und endlich gebiert leidenschaftliche Erregtheit, gepaart mit den fürchterlichen Qualen der Seele, die er erdulden muß, den Wahnsinn; sein heller Geist wird umnachtet. Im ersten Anfall der Geistesabwesenheit begeht er eine Reihe von Scheußlichkeiten: er ermordet einen edlen Jüngling, den er für einen Verräther hält, er läßt durch seine Trabanten die Adligen, die er gefangen hält, niedermetzeln und erschlägt seinen Lehrer. Im Wahnsinn sinnt er fort: er hält sich für einen Gott und verweigert hartnäckig Speise und Trank. So kommt der Bejammernswerthe in ein Bauernhäuschen und dort findet er Karin — Karin, die er so lieb hat und die vor ihm geflohen ist, weil auch sie ihn liebt, sein Weib nicht werden kann seine Geliebte nicht werden will. Das Wiedersehen ist wahrhaft rührend. Die spröde Karin — ein wundervoll anmuthiges Mädchen — denkt in diesem Augenblick nicht mehr daran, daß Erich früher ihre Sittsamkeit beleidigt hat; dem Unglücklichen gegenüber läßt sie sich zunächst nur durch Ein Gefühl bestimmen: durch tiefinniges Mitleid. Es gilt vor Allem, ihn am Leben zu erhalten; und durch eine reizende List überwindet sie Erichs tolle Abneigung:

Digitized by Google

er stößt mit ihr an, er leert auf ihr Wohl das Glas, das sie ihm gefüllt hat, er nimmt Speise zu sich und genundet. Sie tröstet ihn, verscheucht die erschrecklichen Gestalten, welche das böse Gewissen vor ihm herjagt, und die Liebe entfacht auf's Neue das heilige Feuer des Geistes. Erich ist ein neuer Mensch geworden und diejenige, die ihm dieses neue Leben gegeben, wird ihm als Weib treu zur Seite stehen. — Unglücklicherweise läßt sich Erich — es ist im Drama vollkommen motivirt — trotz des gegebenen Versprechens dazu verleiten, Göran Persson noch einmal zu sprechen. Man befürchtet eine Rückkehr der sinnlosen Schreckensherrschaft. Das Volk erhebt sich, Johann stellt sich an seine Spitze, setzt seinen königlichen Bruder auf Derbyhus gefangen, läßt Göran Persson aufhängen und besteigt den Thron. Aber er fürchtet Erich, auch in der Gefangenschaft, und er giebt dem Befehlshaber auf Derbyhus den gemessenen Befehl, Erich für den Fall, daß der Versuch gewagt werden sollte, ihn gewaltsam zu befreien, im Gefängnisse zu erwürgen; und als nun Karin die Bauern aufstachelt, ihrem guten Herrn zu Hülfe zu kommen, und dichte Haufen dem Rufe Karins folgen, wird der Befehl vollstreckt: Erich stirbt und fast gleichzeitig haucht Karin, von einer Kugel tödlich verwundet, ihr Leben aus.

Dies ist in kurzen Worten der Inhalt des Kruse'schen Dramas, von welchem die nüchtere Nacherzählung ebensowenig eine Vorstellung zu geben vermag wie eine musikalische Recension von der Wirkung eines orchestralen Satzes.

In der Charakteristik der handelnden Personen stelle ich Kruse geradezu in die erste Reihe der neuen Dramatiker. Jede der Figuren, welche er schafft, ist wahr und gesund; und bis auf die kleinsten Episoden zeigt jede von ihnen einen originellen Zug, der sie zu einer scharf ausgeprägten Individualität macht. Der alte derbe Gustav Wasa, die liebe, herzgewinnende Karin und ihr Vater, der stramme Mons, der das Herz am rechten Flecke hat und den Kopf auch, der kluge, energische Göran Persson, der nichts mit den üblichen Theaterbösewichtern gemein hat, der in der That das Gute will und das Böse schafft, die Prinzen und Großen des Reichs, die aristokratische Katharine — alles das sind lebende Wesen, denen wir ihr Dasein auch glauben; es sind keine mit Theaterfetzen behangene Puppen, es sind Menschen von Fleisch und Blut, sie declamiren nicht, sie sprechen, sie stellen kein Programm auf, sie handeln.

Am sorgfältigsten vom Dichter behandelt und für den Leser psychologisch am interessantesten ist König Erich selbst. Die Verdunkelung des Geistes zu völliger Nacht und die wiederkehrende Dämmerung, die endlich zur lichten Klarheit wird — das ist eine Aufgabe, an welche der dramatische Dichter, der sich des „König Lear" erinnert, nicht ohne Besangenheit herantreten wird. Kruse hat diese Aufgabe mit ernstaunlichem Geschick gelöst und nur deshalb lösen können, weil er ängstlich auf der Hut gewesen ist, jede Erinnerung an das englische Drama zu bannen. Während im „Lear" der Wahnsinn gewaltsam wie ein verheerendes Gewitter mit Sturm und Braus hereinbricht, entwickelt er sich in „Erich" langsam, fast unmerklich; Worte und Handlungen verirren sich ganz allmählich vom rechten Wege, den das Auge noch immer erblickt. Erich klagt zunächst über Schlaflosigkeit; als er sodann Göran erblickt, faßt er ihn heftig an:

„Du sollst mir wiedergeben, was Du mir
Geraubt hast, meiner Nächte süßen Schlaf.
Du schwarzer Rabe trächzest immer nur
„Verschwörung!" in die Ohren mir. „Verschwörung!
Verschwörung!" Kennst Du blos das Eine Wort?
Ist alle Welt denn gegen mich verschworen?"

Dann bemächtigt sich seiner die Angst, die ihm die Kehle zusammenschnürt:

„Mir däucht, aus jeder dunklen Ecke dringen
Verschwor'ne ein mit hochgeschwung'nem Dolch —

Das ist noch nicht Wahnsinn, es ist fieberhafte Erregung. Nun kommt aber in der That die Unglücksbotschaft: der Adel ist in Waffen aufgestanden, Johann zum König ausgerufen. Da ist das Maß voll. Eine furchtbare Wuth erfaßt Erich, und als er einen seiner angeblichen Feinde erblickt, stürzt er mit dem Dolch auf ihn ein. Aber auch dies ist keine motivlose Handlung, denn dieser Adlige, Nils Sture, ist gesetzlich zum Tode verurtheilt worden, und Erich hat ihn nicht begnadigt, hat ihm nur Frist gegönnt. Er selbst vermag das mörderische Werk nicht zu vollenden, er wirft den Dolch weg und läßt den Unglücklichen durch seine Trabanten niedermachen. Auch hier weiß man noch nicht, ob ein grausamer Feigling oder ein Wahnwitziger die schreckliche That vollbringt, da löst Ein Wort den Zweifel — der erste Ausdruck des gestörten Geistes: „Die Leiche weg!" ruft Erich:

„Da liegen je zwei Todte, Herr des Himmels!
Erster Trabant.
Es liegt nur Einer da.
Erich.
Ich weiß nicht recht —
Ich sehe heute nicht gut. — Rasch! fort mit ihm!"

Und nun, nach der Wuth die Weichheit, die weinerliche Verzagtheit: er fällt nieder, flieht um Vergebung, und stürzt endlich unter unverständlichen Worten davon. Der Irrsinn ist ausgebrochen und in diesem Zustande wird ihm der gräßliche Blutbefehl abgetrotzt.

Das Alles scheint mir wahr und richtig zu sein; mich hat es bei der Lectüre tief ergriffen und ich denke mir, daß die Darstellung dieser Rolle für einen bedeutenden Schauspieler überaus reizvoll sein muß. Dieser Zustand des Halbwahnsinns, in welchem die irre Handlung nach Motiven sucht und diese in an sich richtigen, vernünftigen Gedanken auch findet, muß bei talentvoller Darstellung auf der Bühne von großer Wirkung sein. Und ebenso wirksam, nur in einem anderen Sinne, ist die Rückkehr vom Irrsinn zum rechten Pfad der Vernunft. Ich halte diese Scene (2. Auftritt IV. Act) für die Perle der ganzen Dichtung. Bei dem Anblick der Geliebten erwacht Erichs Geist, er erkennt Karin und sie macht ihm liebevolle Vorwürfe wegen seiner Einbildungen:

„Seht Ihr, daß Ihr der König Erich seid
Und nicht der Kaiser Nero? Dummes Zeug!
Der ist vor tausend Jahren schon gestorben."

Und Erich, verbessert:

„Vor fünfzehnhundert Jahren!"

So einfach und rührend mußte sich die wiedergekehrte Vernunft an; ich finde die drei Worte: „vor fünfzehnhundert Jahren" an dieser Stelle von ergreifender Poesie. Sie packen mich ganz anders als eine schöne Variation des beliebten Themas: „O Himmel, wie wird mir! die Nacht weicht, die Sonne strahlt wieder, es fällt mir wie Schuppen von den Augen, wo war ich und wo bin ich?" — und wie man's sonst wohl zu hören pflegt.

In der Sprache des „König Erich" zeigt Kruse dieselbe volle Kraft wie in der „Gräfin". Kruse haßt das Pathos, und selbst dem übelwollendsten Richter würde es schwer fallen, in „König Erich" auch nur Eine Theaterphrase zu finden. Für derbe, volksthümlich gesunde, stramme Ausdrücke hat K. eine ganz besondere Vorliebe, und ich habe mich bei der Lectüre fast auf jeder Seite über eine starke, kräftige sprachliche Wendung erfreuen können. Bisweilen habe ich allerdings auch gestutzt und es schien mir, als ließen einige Ausdrücke und Bilder den rechten Geschmack vermissen. Gustav Wasa sollte sich nicht einen „alten Schweden" nennen; mit dem Begriff „alter Schwede" verbinden wir eben eine ganz eigenthümliche Bedeutung. „Er sieht aus wie Bieh und Waddig" finde ich geradezu häßlich und die Frage: „Was ist Waddig?" mit der darauf folgenden Erläuterung des interessanten Gegenstandes ruft in mir eine boshafte Heiterkeit hervor. „Ich komme auch nicht für die Langeweile", „reif wie ein Rostocker Apfel" „Mädchen sind auf Freien ja wie Hühnerhund' auf Wild" — sind Wendungen die mir nicht in den Stil der Tragödie zu passen scheinen. Ich würde diese und einige andere Seltsamkeiten entfernen; die Dichtung würde nicht darunter leiden.

Noch auf eine andere Eigenthümlichkeit möchte ich Kruse aufmerksam machen: seine Personen bedienen sich sehr häufig gewisser

Digitized by Google

sprichwörtlichen Redensarten und volksthümlichen Wendungen, die ich für specifisch dem deutschen Nationalgeiste entsprossene halte. Dadurch verliert das Drama die schwedische Localfarbe. „Rechten linken, Speck und Schinken“ — kann ich mir beim besten Willen nicht von schwedischen Soldaten gesagt denken. Es ist möglich, daß derartige Ausdrücke auch in der mir völlig unbekannten schwedischen Sprache vorhanden sind, aber der Autor muß auch solche Richtigkeiten, welche nach allgemein verbreiteter Ansicht Irrthümer sind, vermeiden. Der Brauch ist eben ein Tyrann.

Dies letztere soll sich auch auf nachstehende Einzelheit beziehen: Erich spricht von Maria Stuart und sagt:

„Sie singt zur Laute ihre eig'nen Lieder“

Worauf Karin versetzt:

„Verbuhlte, wie man spricht.“

Ich weiß nicht, ob die „verbuhlten Lieder“ der Maria Stuart Gemeingut sind. Ich habe sie für eine Schiller'sche Erfindung gehalten und an seine Verse gedacht:

„Selbst ihre Laute ward ihr weggenommen.
Panket.
Weil sie verbuhlte Lieder drauf gespielt.“

Habe mich gefragt: wie kann Karin in Stockholm in den sechziger Jahren des XVI. Jahrhunderts einen sehr frappanten Ausdruck zur Charakteristik der Maria Stuart aus dem Schiller'schen Drama citiren? Das ist ein Anachronismus. Und daffelbe werden die meisten Leser mit mir sagen, selbst wenn der Ausdruck „verbuhlte Lieder“ schon von den Zeitgenossen der Stuart im nothwendigen Zusammenhang mit ihren Liebhabereien gebraucht wäre.

Das bekannte Lied

„Ach, wie ist's möglich dann
Daß ich Dich lassen kann.“

habe ich immer für ein ziemlich modernes thüringisches Volkslied gehalten, und aus diesem Grunde scheint es mir nicht möglich zu sein, daß eine verliebte Schwedin im XVI. Jahrhundert ihren Gefühlen durch dies Lied Ausdruck giebt. Ich mache auch hier die Reservation, daß dies Lied möglicherweise schwedischen Ursprungs ist, aber auch in diesem Falle sollte es der Dichter nicht gebrauchen. Es ist bekannt

„le vrai peut quelquefois n'être pas vraisemblable.“

Für die Bühnendichtung kommt es aber beträchtlich auf die Wahrscheinlichkeit an, und unter hundert gebildeten Zuschauern werden neunundneunzig der Ansicht sein, daß es gegen die Möglichkeit und Wahrheit verstößt, wenn Karin ein Liedchen singt, das diese neunundneunzig für deutsch und modern halten.

Alles das sind Kleinigkeiten, die sich mit ein paar Federstrichen beseitigen lassen, die mir den hohen Genuß an der Lectüre des Ganzen nicht verdorben haben und die ich nur nebenher anführe.

Wer von der Kruse'schen Sprache reden will, wird sich nicht an diese Bagatellen halten, der wird ehrlicherweise constatiren müssen, daß in „König Erich“ die glücklichen Ausdrücke, die kernigsten Bilder in reichem Maße enthalten sind, Wendungen, welche die einfache Kraft und die Knappheit besitzen, die sie zu „geflügelten Worten“ befähigen können. Ich führe hier auf's gerathewohl nur einige wenige an:

„Ein König, däucht mir, sollte niemals spotten,
Weil man den Spott ihm nicht erwidern kann.“

die schlagende Uebersetzung des „summum jus, summa injuria.“

„Wer nur gerecht ist, der ist nicht gerecht“

die Sentenz:

„Wer überzeugt ist, überredet leicht“

dann:

„Wer sich schuldig fühlt,
Büßt willig seine Schuld mit Leiden ab.
Sie sind des Büßers härenes Gewand,
Das ihm nicht Schmerzen, sondern Wollust schafft.“

Ich könnte die Zahl der Citate trefflicher Gedanken in trefflicher Form ohne Mühe sehr erheblich vermehren; ich halte es für richtiger, den Leser auf die Dichtung zu verweisen. Wie einfach, schön und wirksam ist z. B. das Folgende. Göran dringt in Erich, das Todesurtheil welches über des Königs Bruder, Johann, gesprochen ist, zu vollstrecken; Erich zerreißt das Urtheil mit den Worten:

„Das Alles war nur eine Förmlichkeit,
Seh' ich wie Kain aus?
Göran.
Herr, hütet Euch,
Daß Ihr nicht Abel werdet.“

Es liegt auf der Hand, nicht wahr? Macht's nach! Um wenigstens Eine größere Stelle im Zusammenhang mitzutheilen, lasse ich die Worte folgen, welche Erich in tiefer Gemüthserregung kurz vor dem Ausbruch des Wahnsinns spricht:

„Da fand ich eine Woche heute früh
Auf ihrem Posten ruhig eingeschlafen;
Ich hätt' ihn wecken und bestrafen sollen.
Allein der Schlaf, der meine Augen flicht,
Schien mir ein zu beneidenswerthes Glück. —
Es findet sonst doch Alles seine Ruhe,
Sogar der Ocean, zu wilder Wuth
Von Stürmen aufgepeitscht, beruhigt sich
Und athmet sanft, vom stillen Mond versöhnt:
Ich bin ein einzig aufgeregtes Meer!
Ja, ich bin ruheloß wie Rhadmer!“

Ueber die Frage der Aufführbarkeit hat selbst der erfahrenste Bühnentechniker nach der Lectüre eines Dramas kaum ein Urtheil. Die Klüglsten täuschen sich. Einzelheiten, die bei der Lectüre gar nicht auffallen, erzielen auf der Bühne bisweilen eine mächtige Wirkung und umgekehrt fallen Scenen, von denen man sich sicheren Erfolg verspricht, gänzlich ab. Der Dichter, der für die Bühne schreibt, gibt eben sein Werk völlig preis, er verliert die Gewalt darüber, einige zwanzig Individualitäten, die man Schauspieler nennt, bemächtigen sich seiner und machen damit gefälligst, was ihnen gut scheint und was sie zu leisten vermögen. Wer vermöchte da einen Erfolg mit Sicherheit vorherzusagen? Ich bekenne mich in diesem Punkte einigermaßen zum Autoritätsglauben und die Thatsache, daß Laube das Stück einstudirt und sich eine gute Bühnenwirkung davon verspricht, beruhigt mich. Die ersten zwei Acte erschienen mir vom Standpunkt des Regisseurs aus mancher Aenderungen zu bedürfen. Die letzten drei Acte machen nach der Lectüre auf mich den Eindruck, als ob sie auch von der Bühne herab wirken, und wenn dies zutrifft, natürlich noch viel bedeutender wirken müßten, als bei der Lectüre. Eines steht für mich außer Frage: daß es eine intelligente und bedeutende Direction reizen müßte, das Stück einzustudiren — mit Liebe und Sorgfalt, gerade als ob es sich um ein Ballet handelte. Kruses „König Erich“ ist ohne Zweifel eines der interessantesten dramatischen Gedichte, ein guter Director würde in ihm auch das Material zu einem der interessantesten Bühnendramen vorfinden.

Paul Lindau.

Schlagworte aus „Rabagas“

Lustspiel in fünf Aufzügen von Victorien Sardou.

Das neueste Sardou'sche Lustspiel, welches die Parteireclame zu einem „großen Ereigniß“ stempelt, hat wegen der brennenden Actualität des Stoffes allerdings Aufsehn in Paris gemacht und wird zu lebhaften Manifestationen für und wider die bestehende Ordnung der Dinge ausgebeutet.

Der Held des Stückes, Advocat Rabagas, ist eine Persiflage Gambettas und Olliviers — ein ehrgeiziger, zungenfertiger Schwätzer, der um jeden Preis eine große staatsmännische Carrière machen will, der zunächst alle unzufriedenen und zweideutigen Elemente des kleinen Staates Monaco — in welchen Sardou die Handlung seines Stückes verlegt — um sich sammelt, an die Spitze dieser Umsturzpartei tritt, in den Augenblick, da er gesährlich zu

Digitized by Google

werden beginnt, vom Fürsten gekapert wird, es auf diese Weise mit seinen Parteifreunden verdirbt, sich am Hofe durch seine Lächerlichkeit und Verächtlichkeit unmöglich macht und schließlich seine Bündel schnürt, um das gelobte Land aller prahlerischen Maulhelden und nichtswissenden Tausendkünstler: Frankreich, aufzusuchen.

Die Umsturzpartei in Monaco — es handelt sich immer um Monaco, man darf das nicht vergessen — versammelt sich in einer verrufenen, häßlichen Spelunke „Die fliegende Kröte" genannt, welche mit der bekannten Kneipe „Zur todten Ratte" in der Rue Pigalle zu Paris, wo die Rädelsführer der Commune die Geschicke Frankreichs zu berathen pflegten, eine gewisse Familienähnlichkeit besitzt. Der Fürst von Monaco charakterisirt dieses Local und dessen Stammgäste (I. Act 10. Scene) wie folgt:

„Dort geifert Gift und Galle, speit seinen Haß, gurgelt seine heißen Gelüste aus Alles, was wider die gesellschaftliche Ordnung grollt wegen der Entäußerungen, die der eigene Stolz erfahren, und des Fehlschlagens der Pläne, welches die eigene Ohnmacht herbeigeführt hat. Dort thront und gaukelt für die Fünfgroschengalerie der ideblichste Schlingel der Phrase — ein Advocat Rabagas, ein dieser guter Cumpan und trefflicher Schoppenstecher. Dieser Mensch weiß Alles und hat für Alles was vorgeht, sein kleines Phrasenfeuerwerk fix und fertig, das er nur mit seiner Pfeife anzustecken braucht, und es prasselt los ... zum großen Gaudium seines anbächtigen Publici, das seine Raketen für die Leuchte der Wahrheit hält ...

„Denken Sie sich in der Umgebung dieses gefährlichen Schwätzers alle trockenen Früchte, alle Fehl- und Todtgeburten der Gesellschaft: den Advocaten ohne Praxis, den Arzt ohne Patienten, den ausgepfiffenen Dichter, den weggejagten Commis, den entlassenen Beamten und den cassirten Officier — einen Bankrutirer, drei Bleibergänger, zwei Betrüger, einen Utopisten, sieben Schafsköpfe und acht Trunkenbolde ... und Sie haben eine genaue Vorstellung von der ehrbaren Gesellschaft der „Fliegenden Kröte," welche — in Monaco! — die Vertreterin des Fortschritts, der Freiheit und des Lichts ist, unter der Voraussetzung, daß der Eine ihnen gestattet, Alles zu sagen, der Andere, Alles zu thun und der Dritte, Alles einzusacken ....

„Wenn eine Civilisation von den Würmern zerfressen ist, so kommt der Advocat an's Ruder. Alle großen Völker, Athen, Rom, haben mit dem Zungendrescher aufgehört. Wenn der Mann der That bei Seite tritt, springt der Rednitz hervor. Dann kommt die Stunde der schönen Redensarten und der häßlichen Handlungen, der kleinen Thaten und der großen Worte .. Und während Byzanz wegen einer Fiasko mehr oder minder discutirt, schleicht sich im Schatten der Türke an die Thür, handelt, aber spricht nicht."

Der zweite Act führt uns die eben geschilderte Gesellschaft leibhaftig vor; wir befinden uns in der „Fliegenden Kröte", Rabagas hält seinen triumphalen Einzug, beijubelt von seinen radicalen Glaubensgenossen: er hat die Freisprechung eines Mörders erwirkt:

„Der Sohn einer Mörders, selbst Mörder, ein enterbtes Glied der gesellschaftlichen Ordnung, von der Natur mit allen boshaften und thierischen Instincten begabt, hatte auf meine Unterstützung gerechten Anspruch. Dieser Bruchard war nicht schuldig — er hatte allerdings einen Greis mit dem Holzpantoffel erschlagen — Bruchard war ein Opfer; der wahrhaft Schuldige war die Natur! Eine Nebenmutter ist die Gesellschaft, in welcher der mit allen Instincten zum Morde begabte Unglückliche keine nützliche Verwerthung seiner zerstörenden Fähigkeiten findet.

Alle. Bravo! Bravo!

Rabagas. Und der Ermordete war ein Feldhüter! — Einen Feldhüter ermorden, das heißt nicht: einen Menschen tödten; das heißt: ein gehässiges Princip zerschmettern!"

Folgt nun eine sehr komische Scene, in welcher diese Sorte von Radicalen auf das Gründlichste lächerlich gemacht und mit beißendem Spott verhöhnt wird. Auch der unvermeidliche polnische General Petrowolski, der vor allen Dingen eine Uniform braucht und alle Sprachen spricht „mit Ausnahme der der Knechtschaft", fehlt nicht. „Wer Muth hat, braucht keine Artillerie" ruft er aus. „Was uns noth thut, ist Entschlossenheit. Wir brauchen Männer, die sich allesammt tödten lassen!"

Rabagas. Ihr habt das ganze Volk, General, ohne uns zu zählen.

Einer der Radicalen (lebhaft). So ist es! Zählt uns lieber nicht!

Ein Anderer. Wenn wir getödtet würden, wer sollte dann die Andern schlagen?

Alle. Sehr wahr!

Die Revolte soll am Abend ausbrechen, während des Hofballes. Alle Dispositionen werden getroffen.

Rabagas. Das Volk steht auf! Der General zieht seine Uniform an und besteigt das Pferd. Man geht auf den Palast los. Und wenn wir einmal losgehen ...

Einer der Radicalen. Wenn nun die Geschichte aber schief geht.

Rabagas. Wenn sie schief geht... dann hat sie die Polizei angezettelt.

Alle. Natürlich! versteht sich!

Rabagas. Vor Allem keine Verirrung, keine Schwäche!

Einer (in großer Erregung). Ein Gensdarm!

Alle (nach den Ausgängen stürzend). Ein Gensdarm!

Rabagas. Ruhe! Ruhe! — Ist er allein?

Ein Anderer. Ganz allein.

Der Gensdarm überbringt einfach einen Brief an Rabagas, der wunderbarer Weise zum Hofballe eingeladen wird, da der Fürst den eitlen Schwätzer durch Liebenswürdigkeit unschädlich machen will. Rabagas frohlockt vor Wonne.

Rabagas. Ein solcher Erfolg! Die Gewalt öffnet uns die Thüren.

Ein Radicaler. Uns nicht, Dir!

Rabagas. Das ist ganz dasselbe! Mit mir ist das ganze Volk eingeladen.

Ein Radicaler. I Gott bewahre! — Du wirst doch nicht hingehen?

Rabagas. Ich werde nicht hingehen?!

Ein Radicaler. In den Palast?

Rabagas. Es ist hart, ich weiß es, aber ...

Ein Radicaler. Und am Abend eines Aufstandes?

Rabagas. Gerade das ist es, was mir die traurige Verpflichtung auferlegt! Man hat sich gefagt, wir wollen Rabagas einladen, wenn er kommt, ist nichts zu fürchten. Soll ich nun durch meine Nichterscheinen den Despoten auf die Gefahr aufmerksam machen? Soll ich ihm sagen: Ich komme nicht in den Palast, weil ich auf der Straße nothwendig bin? Ich gehe, ich beruhige sie, schläfre sie ein, magnetisire sie und Ihr könnt den tödtlichen Streich in voller Sicherheit führen.

Ein Radicaler. Wenn man Dich nun aber verhaftet?

Rabagas. Verhaftet? Ich danke Dir, Bruder, für dies Wort!! Es schreibt mir meine Pflicht vor. Eine Drohung! Eine Gefahr! Ich habe nicht mehr das Recht zu schwanken. Ich stürze in den Palast.

Ein Radicaler. In Knickhosen?

Rabagas. Was?

Ein Radicaler. Lies doch die Einladung. Knickhosen sind erforderlich.

Rabagas. Nun, so sei es! Ein Opfer mehr oder weniger, ich zähle es nicht. (Er will gehen.)

Ein Radicaler. Knickhosen willst Du anziehen?

Rabagas. Ich werde den Muth haben.

Alle (verächtlich). Pfui! Knickhosen!

Rabagas. Wenn man die Sache bei Lichte besieht, so ist doch eine Knickhose weiter nichts, als eine zu kurze Hose.

Ein Radicaler. Es ist die Livree der Knechtschaft.

Rabagas. Ich werde daraus die Maske der Ergebenheit zu machen wissen.

Ein Radicaler. Eine Knickhose, Renegat, ist die reine Abtrünnigkeit von den Principien von 1789.

Rabagas. Man darf auch nichts übertreiben .... Robespierre trug stets Knickhosen.

Ein Radicaler. Das ist auch nicht die schönste That seines Lebens.

Mehrere (dringlich). Du darfst keine anziehen.

Alle (auf ihn einstürmend). Nur in langer Hose!

Einer. Ja wohl, vor dem ganzen Hofe!

Ein Anderer. Die Bestätigung unserer Principien!

Rabagas (schreiend). Pah Bis noch einmal! Man schmeißt mich ja heraus. So ist doch nur! Frack und Knickhose! Knickhose!!

Alle. Dann geh' nicht hin.

Rabagas. Und unser Aufstand verlässt im Sande?!

Die Discussion dauert noch einige Zeit fort und schließlich wird abgestimmt, drei stimmen dafür, zwei stimmen dagegen; der Eine mit dem Citate: „Und wenn nur einer bleibt, werd' ich der Eine sein." Die Knickhose ist votirt.

Dies scheint uns eine der amüsantesten Scenen des Stückes

Digitized by Google

zu sein. Auch in den folgenden Acten finden sich noch zahlreiche giftige Verspottungen der Radicalen; namentlich rief das Wort des Advocaten Rabagas: „Die Revolution ist ja mein Geschäft, meine Carrière," bei der Aufführung einen wahren Sturm hervor. Das Stück schließt mit den Worten des Rabagas: „Ich wandre aus, ich gehe nach dem einzigen Lande wo man Leute meines Schlages würdigt — nach Frankreich!"

Aus der Hauptstadt.

Berliner Masken.

Daß wir keinen Beruf und keine Anlage zu heiterem Mummenschanz haben, diese unbestrittene Wahrheit wird alljährlich durch einige Maskenbälle aufs Neue bekräftigt. Die guten Leutchen aus der Provinz, welche, frisch in der Hauptstadt angekommen, durch jenen Namen sich verleiten lassen, die allberühmten Ladenhüter der Maskengarderoben sich auf den Leib zu ziehen, begegnen fast noch mehr mitleidigen, als spöttischen Blicken der Berliner. Diese aber ernten ihrerseits Mißachtung von jenen Fremden, welche den unvergleichlichen Carneval in Rom, die grasartigen, alle Sinne bestrickenden Redouten in Paris, die harmlose Luft der Rheinischen Fastnacht kennengelernt haben und nun die Berliner in ihrer trocknen, kühlen Negation, fremdlos und Anderer Fremde erstickend, betrachten. Was da leicht für Blasirtheit gehalten wird, ist in Wirklichkeit unliebenswürdige Nüchternheit, Scheu vor jeder Ostentation. Dieselbe Charcteriegenschaft, welche den Berlinern für den Carneval das Verständniß und Talent vorenthält, ließ bei den Siegesnachrichten aus Frankreich — den einzigen Tag von Sedan ausgenommen — die Bewohner der Hauptstadt zu kühl erscheinen, daß ein Unkundiger sie der Herzenskälte beschuldigen oder wohl gar der Sympathie mit den Herren Bebel und Liebknecht verdächtigen konnte.

Müssen wir also den 13. Februar vorübergehen lassen, ohne eine ordentliche Maskerade zu sehen? Soll die Bedeutung des Tages durch nichts Anderes angekeutet werden, als durch den Punsch nebst Pfannkuchen, die traditionelle Gabe, welche die Restaurateure mit saurem Geschätern ihren Stammgästen an diesem Abend zum Besten geben? Nein, wir wollen Masken sehen: die Laterne des griechischen Philosophen in der Hand, werden wir Masken finden, wo kein anderer Faschingsfreund sie gesucht hat. Wir gehen nicht in Zanglokale, sondern halten uns auf der offenen Straße bei hellem Sonnenschein.

Aufgepaßt; dort nahen drei Damen, deren Jahre das Gebet: „Führe uns nicht in Versuchung" entbehrlich machen. Sie sehen recht würdevoll aus, dem Werke entsprechend, welchem sie gerade obliegen, denn sie kommen aus einer Versammlung des Suppen-Vereins und gehen zu einer Sitzung des Vereins zur Belohnung treuer Hausknechte, an welche sich die Berathung des Frauenvereins für Verbreitung der Stenographie unter den Jungfrauen anschließen wird. Diese drei Damen sind Mitglieder von sünfzehn wohlthätigen Vereinen, bei den meisten dem Vorstande angehörig, mit verschiedenen Ehrenzeichen geschmückt, mancherlei Auszeichnungen von hohen Herrschaften theilhaftig. Zwei von ihnen sind Gattinnen und Mütter, aber die häuslichen Pflichten müssen vor den öffentlichen zurücktehen, denn jene bringen weder öffentliches Lob, noch Ehren-Broschen ein. Die drei Damen stellen Samariterinnen vor, es sind vortreffliche Masken.

Seht dort die schwarzgekleidete, blasse Frau, wie sie liebevoll auf das blondgelockte kleine Mädchen an ihrer Seite achtet. Vielleicht eine trauernde Wittwe nebst Waise eines im Kriege gefallenen Officiers? Genau so ist die Idee dieser Maske; ein kaum merkliches Zucken, welches ihre Lippen umspielt, indem wir vorüberschreitend sie anschauen, verräth uns das Faschingsgeheimniß. Die schwarze Tages-Maskerade wird Abends der lustigen Rosa-Barège weichen, und dann liegt das „Töchterchen" in einer Dachkammer bei seinen wahren Eltern schlafend.

Leipziger Straße. In einem geräumigen Saale finden wir eine Anzahl älterer Herren versammelt, welche sämmtlich das äußerste Unbehagen an den Tag legen. Ungeduldig rücken sie auf ihren Stühlen hin und her, mit so kläglichen Mienen, wie wenn sie von heftigen Leibschmerzen geplagt würden. Mitunter wendet einer von ihnen hinter ein Pult, murmelt dort eine Beschwörungsformel, zu welcher die übrigen Amen sprechen, und schleppt sich alsdann seinen Stuhl zurück, um wieder gleich den Anderen so auf dem Stuhle zu rutschen, wie es der berühmte „Senf-Hund" auf dem Fußboden zu thun pflegt. Diese Herren sind politische-Masken; sie spielen Staatsmänner und ertragen dabei das Aeußerste an Langeweile, weil nicht blos Einer dem Anderen, sondern auch Jeder sich selbst langweilig ist. Was sie zusammenhält, ist der Allen gemeinsame Glaube, daß sie gut maskirt und unerkannt seien.

„Ich sage Ihnen der als gebildeter Mann, wo da können Sie es glauben," ruft unser Nachbar, derselbe, welchen wir vor einer Stunde mit dem seinen Einspänner vorfahren sahen. Er ist Hausbesitzer, ein stattlicher Herr, und sein Auftreten läßt eher einen Obersten a. D. in ihm vermuthen, als den ehemaligen Borkofthändler, welcher so lange im Keller des Hauses gegenüber gewirthschaftet hat, geachtet ob seines Fleißes, verschrieen wegen seines Geizes, dem man den frühen Tod seiner darbenden Frau zuschrieb. Dieser Typus zahlloser Berliner Hausbesitzer, dessen Vermögen durch glückliche Häuser-Speculationen neuerdings sehr groß geworden, trägt die Maske des gebildeten Mannes, bewegt sich gern unter gebildeten Leuten, und weiß nicht, daß er sich demaskirt, sobald er den Mund aufthut.

Daß der Blasi in der Maske des Schaafs einhergehe, dieses Bild wird mit Vorliebe auf die clericalen Weise angewendet; in Wirklichkeit sind die Masken zahlreich und mannigfaltig, welcher diese Herren sich bedienen. Die Beiden, welche uns eben begegnen, hören wir von dem theuren Vaterlande, von dem erhabenen Kaiser, von der bewunderswerthen Vergangenheit und der erhofften großen Zukunft Deutschlands reden. Sie tragen die nationale, die patriotische Maske und bergen Verrath hinter ihrer Loyalität. Einem fremden Fürsten mit Leib und Seele unterthan, können sie den einheimischen nur, ist er gesügig, für ihre Zwecke benutzen, ist er renitent, hassen und zu untergraben suchen. Dem Weltreiche eidlich verbunden, das ihr Oberhaupt usurpirt, sehen sie in dem Vaterlande nur das Operationsterrain für ihre weiteren Zwecke. Aber sie geben das zu lieben vor, was sie bekämpfen, und sie tragen ihre Maske nicht schlechtend und gedrückt, sondern frei und stolz, weil sie sich Theile eines noch immer mächtigen Ganzen fühlen, welches die Universalherrschaft, die es erstrebt, schon einmal besessen hat. Diese Patrioten-Masken rufen: Heil dem Kaiser! und wünschen ihm als größtes Heil, daß er den Papste den Steigbügel halte, wie es vor Zeiten ein mächtiger deutscher Herrscher gethan.

Die zahlreichste Classe Vermummter sind die Berliner Kleinstädter, welche sich als Großstädter ausgeben, und die frappantesten Masken dieser Art finden wir in der Versammlung der Stadtverordneten. Zurückbebend von jeder großen Entscheidung, den Bedrfnissen der Capitale nach der Gewöhnung ihres sparsamen Haushaltes entgegenkommend, die eigene Unfruchtbarkeit mit dem Mangel fremder Initiative entschuldigend, eifersüchtig aber und abgeneigt, wenn diese eintritt — lieben es die Bäter der Stadt, an den großen Dimensionen unseres Gemeinwesens ihre eigene Bedeutung zu messen. Sie berücksichtigen die Commune und sich selbst — wir aber tragen das Nasenfutteral bis an unser selig Ende, in der Mitte mit hohen Stiefeln hindurchschreitend zwischen dem Absuhr-Systeme und dem Systeme der Canalisation.

Vielerlei Masken wollen noch an uns vorüber, aber wir haben nicht Zeit sie heute alle zu betrachten. Unsere carnevalistische Augenlust muß dem unwiderstehlichen Reize weichen, mit welchem die sauerstüße Miene des geizigen Bierwirths uns zu dem Gratis-Punsche lockt. Auch eine Maske, und an dieser wollen wir unser Fastnachts-Müthchen kühlen.

Alb. Brockhoff.

Dramatische Aufführungen.

Vater Brahm, ein Trauerspiel aus dem vierten Stande in 5 Acten von H. A. Schaufert. Der Name des Verfassers und das Theater, auf welchem dieses Trauerspiel aufgeführt wurde — es ist das „Nationaltheater," eine der zahllosen in Folge der Theaterfreiheit errichteten Baltsbühnen — veranlassten mich, einen Abend zu verlieren. Das Nationaltheater besteht seit etwa einem halben Jahre; es hat sich an die größten Aufgaben der dramatischen Kunst gewagt, und ohne alle Bedenken vor seinem hauptsächlich aus der arbeitenden Bevölkerung bestehenden Publicum die Namen unserer classischen Dichter zur Ausführung gebracht. Die Berliner Kritik hat dieser wie allen anderen Volksbühnen die regste Theilnahme geschenkt und mit salbungsvollen Worten belaut, wie verdienstlich es wäre, unsere großen dramatischen Dichtungen vor den minder gebildeten und namentlich minder begüterten Classen zur Aufführung zu bringen. Ich bestreite keineswegs die Verdienstlichkeit eines solchen Unternehmens, das eine heilsame Wirkung üben muß, unter der Voraussetzung, daß die Aufführung eine gute ist. Wenn ich in das Lob meiner Collegen nach meiner Ueberzeugung

Digitized by Google

nicht einstimmen kann, so kommt dies aber daher, daß mir die Aufführungen classischer Stücke auf den Volksbühnen, welche ich gesehen habe, nicht nur nicht gut, sondern geradezu schädlich und verderblich erschienen sind. Es ist eine Thorheit, mit mittelmäßigen Künstlern Schiller'sche und Goethe'sche Dramen aufzuführen; dadurch wird der Geschmack des Volkes nicht nur nicht gebildet, sondern verbildet; man nimmt dem Volke durch schlechte Darstellung die Freude an der schönen Dichtung, und besser scheint es mir noch, daß es auf guten Glauben hin die Namen unserer Dichterhelden in hohen Ehren hält, ohne die Werke selbst zu kennen, als daß es durch eine entstellende, die ganze Dichtung carikirende Darstellung eine durchaus irrige und verkehrte Vorstellung von dem Werthe derselben bekommt. Wenn ich Jemand für die sixtinische Madonna begeistern will, so werde ich ihm keinen Bilderbogen aus Neu-Ruppin vorlegen; und ich kann es nicht über das Gewissen bringen, die Directoren der kleinen Theater zu ermuthigen, mit ganz ungenügenden Kräften Schiller und Göthe aufzuführen; eine gut gespielte Posse hat eine bei weitem größere ästhetische Wirkung auf das Publicum, erfreut mehr und bildet mehr den Geschmack als ein schlecht aufgeführtes classisches Trauerspiel. Und man mache sich doch nichts weiß, über die uneigennützigen und auf das Ideale gerichteten Bestrebungen dieser Directoren. Wir sehen ja, daß sie von dem Augenblick an, wo sie mit ihren idealen Bestrebungen der Volksbildung nicht zu dem Ziele gelangen, welches heißt: gutes Geschäft — daß sie von demselben Augenblick an das Ideal Ideal sein lassen und mit Begierde nach dem ersten besten Stücke greifen, von dem sie sich „Casse“ versprechen; ihr Idealismus steht im innigsten Connex mit dem Portemonnaie, und auch das schlechteste Stück der schlechtesten Tendenz wird mit Jubel aufgenommen, wenn es im Sinne des Cassirers ein erfolgreiches zu werden verspricht. Beweis: Schauferts „Vater Brahm.“

Hippolyt Schaufert ist eine betrübende Illustration des Spruches, daß es keine schwerere Last giebt als eine zu frühe und zu plötzliche Berühmtheit. Die Wiener Preiscommission, welche seinem Lustspiele „Schach dem König“ — und wie boshafte Zungen behaupten, eigentlich aus Versehen, in der Meinung, daß der Verfasser jenes Stückes ein ganz anderer sei, — den ersten Preis zuerkannte, machte aus dem bis dahin völlig unbekannten jungen Manne, der schon eine ganze Reihe unbrauchbarer Lustspiele allen möglichen Directionen eingereicht und sie von diesen regelmäßig mit dem bewußten verbindlichen Schreiben zurückerhalten hatte, von einem Tage zum andern eine deutsche Berühmtheit. Sein Name wiederhallte durch ganz Deutschland; man erzählte kleine Episoden aus seinem Leben wie aus dem Leben eines großen Mannes, illustrirte Blätter brachten sein Portrait und sein Stück wurde auf den hauptsächlichen Bühnen aller deutschen Städte gegeben. —

Einen durchschlagenden Erfolg errang es nirgends, aber in vielen Städten erlebte das Stück mehrere anständige Wiederholungen und fand theilweise die warme Anerkennung der Kritik. Man verhehlte sich nicht, daß das Stück große Mängel habe, aber es herrschte ein gewisses dramatisches Leben, eine derbe, ungeschlachte Komik in demselben; man konnte glauben, daß darin wirklich ein gesundes, vielversprechendes Talent enthalten sei, dem die ehrenvolle Aufmunterung der Preiscommission förderlich sein könnte, und man mochte daher den Wiener Preisrichtern nicht Unrecht geben. Der Preis war keine Prämie für das schon Geleistete, er war eine discontirte Zahlung auf das zu Leistende. Man betrachtete das Lustspiel als ein Symptom, nicht als einen zufällig glücklichen Griff.

Um so höher waren die Erwartungen auf Schauferts nächste Arbeiten gespannt; um so unangenehmer wirkte die Enttäuschung, welche dieselben allüberall bereiteten. Anstatt das dankbare Gebiet des guten, großen Lustspiels, nach dem wir uns vergeblich sehnen, zu bebauen, brachte er einige ganz dürftige und nichtssagende dramatisirte Anekdoten auf die Bühne, die gänzlich unbeachtet blieben, versuchte er sich in einem theatralischen Effectstück mit Massenaufzügen und Massenwirkungen, wie solche die Porte Saint Martin in Paris cultivirt, erlitt damit ein vollständiges Fiasco an der Hofburg und brachte endlich ein socialistisch-ultramontanes Tendenzstück auf die Bühne „Vater Brahm,“ das der Director eines Berliner Volkstheaters auch bei uns einzubürgern vergeblich versucht hat. Das Theater war an dem Abende, an welchem ich dieses Stück sah, unheimlich leer, und wenn es zu einer Collission zwischen den Schauspielern auf der Bühne und dem Publicum im Hause gekommen wäre, so hätte das letztere der entschiedenen Uebermacht weichen müssen.

Nach dem „bürgerlichen Schauspiel“ — also dem Schauspiel des dritten Standes — versucht es Schaufert mit einem „Trauerspiel aus dem vierten Stande,“ mit einem Arbeiterdrama. Das ist das einzig Neue des ganzen Stücks, und Schaufert thut sich darauf wahrscheinlich viel zu gute, denn er versäumt nicht, diese Erfindung auf dem Titel anzubringen. Im Uebrigen ein mit den gröbsten und verbrauchtesten Theatereffecten zusammengearbeiteter Bau, eine Handlung der allergewöhnlichsten Art mit viel Mord und Todtschlag, keine Spur von origineller Charakteristik, ein Wust von volltönenden, nichtssagenden Phrasen — kurzum nichts, auch rein gar nichts, was ein ernstes Publicum fesseln und die ernste Kritik zu einer liebevollen Beurtheilung nöthigen könnte.

Am Schlimmsten aber ist die Tendenz des Stücks. Die sociale Frage ist ohne Zweifel die ernsteste unserer Zeit, und Gott weiß, welches Unheil schon dadurch entstanden ist, das Unverstand und Uebelwollen an dieselbe gerührt haben. Die vornehmsten Geister aller Länder, alter und neuer Zeit mühen sich vergeblich ab, die Mittel und Wege zu finden, um die nicht zu bestreitenden gesellschaftlichen Ungleichheiten zu ebenen, die Gegensätze zu versöhnen und zu verhindern, daß dieselben gewaltsam auseinander platzen. Partielle günstige Wirkungen haben schon erzielt werden können, aber im Großen und Ganzen sind diese Versuche bisher von einem durchschlagenden Erfolge leider nicht gewesen. Die ernstesten und bedeutendsten Männer treten an diese gewaltige Frage mit einer Scheu heran, welche sich durch den Inhalt derselben genügend erklärt. Und da fällt es Herrn Hippolyt Schaufert eines Tages ein, auch ein bischen sociale Frage zu lösen! Die Bedenken, welche Wissenschaft und Bildung hegen, kennt er nicht. Er vereinfacht sich die Sache, schreibt ein Sensationsstück, in welchem der reiche Fabrikant herumbummelt, die Tochter des ehrlichen Arbeiters verführt, der ehrliche Arbeiter in der Verzweiflung den Dolch ergreift, den Fabrikanten niedersticht, sich selbst in die Bajonette der Wache stürzt, nachdem der Fabrikverwalter bereits niedergeschossen ist, der Sohn des Arbeiters dasselbe Schicksal getheilt hat, die Braut des Fabrikanten und das entehrte Arbeiterkind sich in Ohnmächten auf der Bühne wälzen u. s. w. So versteht Herr Schaufert den dramatischen Socialismus. Es kommt noch dazu — und das krönt das Ganze — ein katholischer Geistlicher, welcher das edle Princip im Stücke vertritt, und der die Lösung der Arbeiterfrage dadurch herbeiführen will, daß er Arbeitgeber und Arbeitnehmer in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückführt.

Das Stück hat mich geradezu angewidert. Die schärfste Beurtheilung hat es bereits erfahren: es ist von dem schlimmsten aller pfäffischen Blätter, von dem in München erscheinenden „Vaterland“, das sich vor Kurzem darüber freute, daß Herrn von Donniges der Teufel geholt habe, gelobt worden. Ich habe lange Jahre in einer vorwiegend von Arbeitern bewohnten Stadt gelebt und bin vielleicht deshalb empfindlicher als mancher andere gegenüber dem Leichtsinn, an die schlechteste Leidenschaft des Menschen, an den Neid, zu appelliren. Und nichts anderes ist Schauferts Stück. Es entflammt nicht etwa die rühmliche Begierde, mitzuwirken an der Heilung der socialen Schäden, es mildert nicht die von gewissenlosen Menschen bis zum Unnehmbaren aufgestachelten Forderungen der Einen und die hartherzige Zugeknöpftheit der Anderen; es nährt den Classenhaß, es stärkt die Verwirrung und die Verstocktheit, erweitert den Zwiespalt und begleitet den scheußlichen Schrei der Aechtung und des Hasses mit frommem Orgelklang.

In Effectphrasen sucht Herr Schaufert das Mögliche zu leisten. Er bringt es beinahe soweit wie einige Rädelsführer der socialistischen Partei. Beinahe; denn diese verstehen sich noch besser darauf, da sie die Uebung zum Meister gemacht hat. Mir erweckten diese schönen Phrasen alte Erinnerungen an das Wupperthal. In den dortigen socialdemokratischen Versammlungen hatte ich alles das schon häufig gehört. Die „früheren Leibeigenen der Raubritter“ die jetzt „Sklaven der Krämerelle geworden sind“ „die Zwingburgen, die jetzt im Thale stehen und in welchen der Schweiß und das Blut der Arbeiter in Fässern und Ballen verpackt wird“, „die Charlatans und Marktschreier des Fortschritts, welche Freiheit predigen für sich und Ketten für die Anderen“, die Fabrikanten, „welche nicht das Recht haben, sich um den Geist derer zu kümmern, deren Leib sie hungern lassen“ — alles das waren mir alte, liebe Bekannte, und wenn ich die Augen schloß, wähnte ich mich auf den Döppersberg bei Elberfeld zurückversetzt und glaubte einen Agenten des Herrn von Schweitzer zu hören. Zur Tendenz des Stückes führe ich folgende Phrasen an: „Wer dem Volk den Himmel raubt, muß ihm die Erde geben“ und „benutze die Zeit gut, benutze sie gut, hörst Du, zum Beten, zum Beten!“ Ich erwähne ferner, daß Vater Brahm, bevor er den Fabrikanten ersticht, gerade wie Gustav Chorinsky inbrünstige Gebete zum Himmel sendet, daß der Mord gelingen möge, und führe schließlich, um zu zeigen, welche moralische Wirkung ein solches Stück hervorruft, die Thatsache an, daß der Tod des Fabrikverwalters mit stürmischer Heiterkeit von der Galerie begrüßt wurde.

Wenn Herr Schaufert wieder ein Stück schreibt, so wolle er sich des zweiten Gebotes erinnern und der Mahnung des sterbenden Valentin gedenken: „Laß unsern Herrgott aus dem Spaß.“

P. L.

Digitized by Google

Notizen.

Die Ultramontanen sind nach immer unter dem Eindruck der Bismarckschen Reden von Ende Januar; sie machen in Privatgesprächen ihrem unbeschreiblichen Groll durch drastische Redensarten Luft und speien Feuer und Flamme. Den ergiebigsten Stoff liefern ihnen die mißverstandenen Worte des Kaisers in Versailles, welche sie mit bewährten Künsten jesuitischer Interpretation zu auslegen, als ob das neue deutsche Reich am Tage seiner Auferstehung nichts Eiligeres vornehmen sollte, als einen Kreuzzug nach Italien zur Restauration des Papstes. Als sich die bekannte Reichstagsadresse gegen eine solche Einmischung unzweideutig aussprach, behandelte Windthorst, die Antwort des Kaisers werde aus guten Gründen auf sich warten lassen. Der Kaiser gab bekanntlich seine volle Uebereinstimmung mit der Adresse kund. Während Präsident Simson dies dem Hause mittheilte, saß ihm Windthorst gegenüber und schlug vor Aerger mit einer ihm eigenthümlichen Bewegung das eine Bein über das andere. Seitdem weiß weder Windthorst noch das clericale Centrum, auf welchem Beine sie stehen. Nur soviel ist ihnen klar, daß es Bismarck mit seiner Vertheidigungscampagne gegen die ultramontanen Uebergriffe voller Ernst ist. Und daß die Nothwendigkeit der Defensive zur Offensive führt, diesen Kriegsbrauch preußischer Strategie konnten die Herren schon in dem letzten französischen Kriege studiren. Die Wiederholung der Methode kann sie daher unmöglich überrascht haben.

***

Mehrere französische Städte petitionirten in Versailles wegen Wiederherstellung der Spielhöllen. Wollen die Franzosen ihre Regeneration damit beginnen, daß sie die überall weggejagten Croupiers wieder einsetzen, so ist das ihre Sache. Amüsant sind aber die Motive, mit welchen einige der erwähnten Petitionen ihr Gesuch zu begründen suchen; sie berufen sich nämlich darauf, daß die Verbündeten in den Jahren 1813—1815 einen erheblichen Theil der Kriegscontribution wieder in Paris beim Spiel verloren hätten, namentlich in der berüchtigten Nr. 113 des Palais Royal. Die braven Patrioten vergessen nur, daß das Palais Royal abgebrannt ist und daß Herr Finanzminister Camphausen, der schon angefangen hat, mit der Kriegsentschädigung Schulden zu bezahlen, nicht darnach aussieht, als wollte er das von Frankreich gezahlte Geld wieder ins Spiel zerrinnen lassen. Andere Zeiten, andere Sitten, und auch die früheren preußischen Finanzminister verstanden sich in der Regel vortrefflich auf solide Capitalanlage.

***

Bogumil Dawison ist am Donnerstag den 1. Februar, Abends 10 Uhr, in Dresden gestorben. Dawison war, wie alle Welt weiß, bis zu dem Augenblick, was sich bei ihm in Folge der unglücklichen Gastspielexcesse das Virtuosenthum und die Manier in den Vordergrund drängten, vielleicht der genialste und leidenschaftlichste deutsche Schauspieler der Neuzeit. Dawison ist von dem tollen Ungestüm verschwunden, welches die erste Tragödin Frankreichs, Rachel Felix, verschlungen hat; vom Gastspiel. „Er hat sich seinen Tod zusammengastirt," in diesem einen grausamen Worte eines seiner Berufsgenossen ist die ganze traurige Geschichte Dawisons enthalten.

Die entsetzlichen Anstrengungen des Körpers und der Seele, welche dieser Künstler sich zumuthete, das Jagen von Ort zu Ort nach Lorbeer und dem Gegentheil von Beifallsgeschrei, die Aufhäufung gewaltiger Erregungen haben Dawisonen wie die Rachel aufgerieben. Das arme Weib starb an der Schwindsucht, der bedauernswerthe Mann wurde am Gehirn, am Rückgrath und an der Zunge gelähmt. Es ist schrecklich. Fünfundzwanzig Tragödien und mehr in einem Monat, an fünfundzwanzig Abenden unter dreißig die künstlerisch combinirte äußerste Entfesselung aller Leidenschaften, dabei keine Ruh und Rast am Tage, Proben am Vormittage, Besuche am Nachmittage, Souperé nach der Vorstellung, in beständiger Aufregung über den finanziellen und kritischen Erfolg, und alles das im ungemüthlichen Hotel ohne benthigende Häuslichkeit — wer vermöchte das jahrelang auszuhalten? welche Kraft würde da nicht gebrochen?

Ich persönlich habe von meinem letzten Begegnen mit Dawison einen sehr traurigen Eindruck behalten. Ich traf mit ihm mehrfach in Friedrich Haases Loge im Leipziger Stadttheater zusammen. Obwohl wir uns schon seit langen Jahren kannten — ich hatte ihn zur Schillerfeier am 10. November 1859 in Paris kennen gelernt, welche er durch den begeisternden Vortrag der Scene zwischen Philipp und Marquis Posa verherrlichte, und hatte während seiner Gastspiele die Bekanntschaft mehrfach erneuert — mußte ich ihm doch jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, aufs Neue vorgestellt werden; und es gelchah wohl, daß er mich unmittelbar nach der Vorstellung wieder mit einem Anderen verwechselte. Auch Friedrich Haase, für den er während der letzten Zeit seines Lebens in wahrhaft rührender Weise die zärtlichste Freundschaft bekundete, verwechselte er häufig mit Herrn von Strantz, und nach andere Anzeichen ließen seinen Zweifel darüber aufkommen, daß das einst so hell leuchtende Licht seines Geistes nahezu erloschen war. Das Gedächtniß schien ihn völlig verlassen zu haben, und es war von ganz unheimlicher Wirkung, wenn er in seiner zuletzt schwerverständlichen Sprache die zu einer früheren Zeit ausgerathen Gedanken zusammen warf. So sagte er mir, als ich von der Pariser Schillerfeier sprach: „Ja wohl, ich las den Schiller." „Sie meinen Marquis Posa?" versetzte ich. „Ja wohl," fügte er hinzu, „oritis sicut Deus." Ein andermal citirte er vor mir: „Emil ist das Leben, heitre ist die Kunst, sagt König Lear." — König Lear! Ach, der große Schauspieler sah ihm in dem einem Punkte nur zu ähnlich! Obgleich er gefährnt war und sich nur mit Mühe, auf den Arm seiner Gattin gestützt, fortbewegen konnte, lebte er beständig der frohen Zuversicht, binnen Kurzem wieder die Bretter zu betreten. Friedrich Haase war freundlich genug, ihm diese Illusion nicht zu rauben. Und diese Illusion hat er mit in das Grab genommen.

Der Tod ist an Dawison herangetreten wie ein Freund, er hat ihn erlöst von schweren und unheilbaren Leiden. Dies und die Thatsache, daß er sich bis zum letzten Augenblick der treuesten Pflege seiner Gattin, die ihm während seiner langen Krankheit eine aufopfernde Freundin und aufmersame Bewachrin gewesen ist, und aller Erleichterungen, welche der Wahlstand einem siechen Körper zu gewähren vermag, im vollsten Maße zu erfreuen gehabt hat, sind das einzig tröstliche Gefühl bei dem großen Verluste, der die deutsche Kunst jetzt betlagt.

P. L.

***

In eigener Sache.

Ich nehme mir die Freiheit, in einer persönlichen Sache das Wort zu ergreifen. Als ich früher in Leipzig das „Neue Blatt" redigirte, bekam ich täglich ungefähr ein Dutzend unbrauchbarer Gedichte, von denen ich die drolligsten in der Correspondenzspalte mit einigen kurzen Bemerkungen abzufertigen pflegte. Die Betroffenen ärgerten sich und die Leser lachten darüber; meinen eigentlichen Zweck aber, die Unbersehenen abzuschrecken, erreichte ich nicht. Unter diesen Unbersehenen mag sich wohl ein Herr befunden haben, der immer anonymer wird, je mehr man ihn nennt; und dieser Herr — Mosaïdel sein Name — hat mir nun Rache geschworen und folgendes Kunststück aufgeführt. Er hat, nachdem im „Neuen Blatt" seine eigenen Dichtungen die ihnen gebührende schnöde Kritik erfahren hatten, Gedichte von Goethe, Grillparzer und Platen nach Leipzig geschickt, als seien es von ihm verfaßte. Mich hat die Rache nicht mehr erreicht, da ich inzwischen die Redaction des „Neuen Blattes" aufgegeben habe. Mein Nachfolger in der Redaction hat aber in der That diesem Herrn von Mosaïdel den Gefallen gethan, auch über diese Gedichte einige Bemerkungen zu machen.

Herr Mosaïdel, der von dem Wechsel in der Redaction wahrscheinlich keine Kenntniß hatte, abgleich mein Name seit einem halben Jahre von dem Titel des Blattes verschwunden ist, hat dies nun für eine günstige Gelegenheit erachtet, mir am Zeuge flicken zu wollen, und im Feuilleton des „Wanderer" einen sehr hämischen Artikel veröffentlicht, dessen Tendenz schon durch den Titel genügend bezeichnet wird; der Titel heißt „Goethe und Grillparzer vor dem Richterstuhl Paul Lindaus."

Ich habe bereits in den Blättern, welche den Leichtsinn des gekrönten Dichters gefordert haben, sowie in der mit wohlgefinnten „Neuen Freien Presse" den Sachverhalt auseinander. Da in Folge eines weiteren Irrthums aber verschiedene Blätter die Geschichte so erzählt haben, als ob sich Herr Mosaïdel mit „Lindaus neuem Blatt in Berlin" die Mystification erlaubt habe, und da unter diesem „neuen Blatt in Berlin" „die Gegenwart" verstanden werden konnte, so sehe ich mich veranlaßt, auch an dieser Stelle zu erklären, daß mich Herr Mosaïdel nicht in die Verlegenheit gesetzt hat, seine traurigen Verse mit den Dichtungen Goethes und Grillparzers zu verwechseln, daß, da ich mit Nr. 27 die Redaction des „Neuen Blattes" niedergelegt habe, die redactionelle Antwort des „Neuen Blattes" in Nr. 37 mich absolut nichts angeht, und daß ich für den Irrthum meiner Nachfolgers ebensowenig verantwortlich gemacht werden kann wie Gregor XVI. für die Unfehlbarkeit des Papstes Pius IX.

Wenn Herr Mosaïdel Lust verspürt, mich lächerlich zu machen, so ersuche ich ihn, sich an das zu halten, was ich geschrieben habe; es ist einfacher und anfündiger.

„Will einst das Gräfstein ein Tänzchen wagen,
So mag er's nur sagen,
Ich spiel' ihm Eins auf."

Paul Lindau.

Digitized by Google

Inserate.

Jedermann sein eigener Sprachlehrer!

(18. Auflage.) (Nur einmal angezeigt!)

Methode

Toussaint-Langenscheidt.

Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbst-Studium Erwachsener.

Englisch

v. Prof. Dr. van Dalen (am k. Kadettenkorps in Berlin), Prof. H. Lloyd (Univers. Cambridge) u. G. Langenscheidt.

Französisch

v. Prof. Ch. Toussaint und G. Langenscheidt (Mitgl. d. Gesellsch. f. neuere Sprachen u. Lit.) in Berlin.

Wöchentl. 1 Lekt. à 5 Sgr.; im Ganzen 2 Kurse à 5½ Thlr.; beide Kurse zusammen nur 9 Thlr. — Probebriefe à 5 Sgr. (Marken).

Urtheile: *Diese Unterrichtsbriefe verdienen die Empfehlung vollständig, welche ihnen v. Sem.-Dir.* Dr. Diesterweg, *Dir.* Dr. Freund, *Prof.* Dr. Herrig, *Prof.* Dr. Scheler, *Prof.* Dr. Schmitz, *Prof.* Dr. Städler, *Dir.* Dr. Viehoff *u. and. Autoritäten geworden ist.*" Allgm. d. Lehrerztg.) — „*Der wohldurchdachte Plan u. d. Sorgfalt d. Ausführung treten in T.-L.'s Meth. recht auffällig hervor, wenn man die schlechten (ca. 12 mal erfolglos) Nachahmungen damit vergleicht, welche v. d. literar. Industrie auf den Markt gebracht werden.*" (Schulbl. d. Prov. Sachsen.) — „*T.-L.'s Meth. erscheint uns als eine der wichtigsten Erscheinungen d. Neuzeit, als ein ebenso wicht. Triumph des menschl. Scharfsinns, wie Dampfmaschine u. Telegraphie.*" (*Liter. Rundschau*).

NB. In der **Nationalität** der Verfasser, der grössten Vollständigk. bei bester äusserer **Ausstattung**, in den bei nun 18 Aufl. im briefl. Verkehr m. den Lernenden erzielten **Vervollkommnungen** u. in der Ausdehnung der Aussprr.-Bez. dieser Meth. auf viele Zweige der **Fachliteratur** beruhen **Vortheile, die kein and. Werk zu bieten vermag.**

Mit gedachter Aussprr.-Bez. sind u. A. erschienen:

Frz.-dtsch. Wörterb. v. Prof. Dr. C. Sachs; ca. 20 Lfrgn. à 12 Sgr.

Engl.-deutsch. Suppl.-Lexikon von Dr. A. Hoppe. 3 Thlr.

Lehrbuch d. frz. Sprache f. Schulen. Kurs. I. u. II. von Toussaint u. Langenscheidt. 10 n. 15 Sgr. — Kurs. III von Dr. Brunnemann, Direktor d. Realsch. I. Ordnung zu Elbing. 20 Sgr.

Die Adoption der Meth. T.-L. durch fast alle Kulturvölker dürfte dieselbe; weiterer Empfehlung überheben.

Prospekte gratis. Franko gegen franko.

G. Langenscheidt's Verlagsbuchhandlung. Berlin, Hallesches Thor. 17.

Verlag von F. Henschel in Berlin.

Liseo, Prcd. Dr., **Das apostolische Glaubensbekenntniß.** 5 Sgr.

Müller, Abgeord., Pred., **Civilehe und Trauung.** 5 Sgr.

Schröder, Pfr., **Religion und Theologie.** 5 Sgr.

Verlag der **Haude- & Spener'schen Buchhandlung** (F. Weidling) in Berlin.

Andersen, H. C., Neue Märchen und Geschichten. Miniatur-Ausgabe. Eleg. geb. mit Goldschnitt 24 Sgr.

Archenholz, J. W. v., Der siebenjährige Krieg. 9. Aufl. Eleg. geb. 22½ Sgr.

Büchmann, G., Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volks. Sechste umgearbeitete und vermehrte Aufl. geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 7½ Sgr., eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 10 Sgr.

Gosack, Dr. W., Lessing's Laokoon. Für den weiteren Kreis der Gebildeten bearbeitet und erläutert. Mit einer Abbildung der Marmorgruppe und erläuterndem Namenverzeichniß. Geh. 1 Thlr. In engl. Einband 1¼ Thlr.

Löwenberg, J., Geschichte der Geographie. 2. Aufl. geh. 1 Thlr. 20 Sgr., geb. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Solly, Th., A Coronal of English Verse. Or a Selection from English and American Poets. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr., in reichem Relief-Einband mit Goldschnitt 2 Thlr.

In der **Luchardt'schen** Verlagsbuchhandlung Fr. Luchardt) in Leipzig ist erschienen:

Shakespeare-Fragen. Kurze Einführung in das Studium des Dichters. In sechs populären Vorträgen von Fr. Kreyßig. Brochirt 1½ Thlr., fein gebunden 1¾ Thlr.

Reinhold Lenz. Eine Novelle von Wilhelm Bennecke. Eleg. broschirt 1 Thlr.

Beide Werke sind von der Kritik eingehend besprochen und aufs Wärmste empfohlen worden und dürften daher wohl jeder Bibliothek zur Zierde gereichen.

Zur Passionszeit.
Confirmations-Geschenk.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Stunden der Weihe.
Eine Sammlung von Aussprüchen
Friedrich Schleiermachers.

Diese Sammlung, eine reiche Fülle trefflicher Gedanken des grossen Kanzelredners enthaltend, eignet sich zu **Festgeschenken** jeglicher Art. — Ord. Ausg. geb. 27½ Sgr. Pracht-Ausgabe eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.
Berlin, Verlag von Max Böttcher.

Literarische Novitäten.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Ausgewählte Werke von J. G. Herder. Herausgegeben von Heinrich Kurz. Lieferung 7—15.

Dichtungen von Lord Byron, Deutsch von Adolf Strodtmann.

Shakespeare König Heinrich der Sechste. Deutsch von Heinrich Viehoff.

Transatlantische Novellen. Deutsch von Karl H. Baum.

Shakespeare, Sein Leben und seine Werke. Von Rudolph Gottee.

Der französische Feldzug von 1870—1871. Militärische Beschreibung von A. Niemann. Zweite Abtheilung: Der Kampf mit der Republik.

Meyer's Handlexikon des allgemeinen Wissens. Erste Hälfte.

Neue illustrirte
Prachtwerke
aus dem Verlage der
Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig.
Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Kleine Blüthen, kleine Blätter.
Sechzehn Aquarellen
von
Herbert König.
Im Märchenrahmen von ELISE POLKO.
Orig.-Prachtband in Folio. à 22 Thlr.
In Leder: 25 Thlr.

Waldeszauber der Heimath.
Neun Aquarellen
von
Marie von Reichenbach.
Mit Dichtungen von Budde-us, Geibel, F. Hemans, M. Horn, Reinick, Scherer u. a. m.
Original-Prachtband in Hoch-Quart. Preis 10 Thlr. In Leder 12½ Thlr.

Mit Gott für König und Vaterland.
Vier Aquarellen
von
Therese Laudien.
Mit poetischem Text
von
Fr. Beck, Em. Geibel, von Redwitz etc.
Original-Prachtband in hoch 4°. — Preis 6 Thlr. ord. — In Leder 8 Thlr.

ALBUM
der
Blumen-Malerei
von
Marie v. Reichenbach.
Grosse 1. Blatt 1—24.
In eleg., rothem, vergoldetem Carton à 5½ Thl.

HAUS-CHRONIK.
Gedenkbuch für Familien.
Mit 13 Illustrationen.
von
Hermine Stilke.
Neue, vielfach verschönerte Auflage
in ganz neuer brillantester Ausstattung,
in reich vergoldeter antik gehaltener Decke,
in vergrössertem Format und mit elegantestem Photographie-Album.
Orig.-Prachtband in gr. 4., à 12 Thlr.;
in Leder 15 Thaler.

Verlag von Joh. Ambr. Barth.
Demnächst erscheint:
Molière.
Von
Paul Lindau.
Eine Ergänzung der Biographie des Dichters aus seinen Werken. Mit photogr. Porträt. Preis 28 Ngr.
Früher erschien:
Literarische
Rücksichtslosigkeiten.
Feuilletonistische
und
polemische Aufsätze
von
Paul Lindau.
Motto: *Blüthe erkranken Gemüthes*
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.
Th. Storm.
Dritte unveränderte Auflage.
Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 17. Februar 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Der Kampf über die staatliche Aufsicht der Schule im Preußischen Abgeordnetenhause von Binterschl. — Ueber Parteibildungen. Ein Katholik von H. B. Oppenheim. — Correspondenzen aus München, Paris. — Literatur und Kunst: Das Elsaß der Elsässer von Julius Rodenberg. — Ueber moderne Lyrik von Hermann Lingg. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren von P. L. — William Shakespeare, Charles Kean und Friedrich Haase. Shakespeares „Kaufmann von Venedig" auf dem Stadttheater zu Leipzig von Wilhelm Buchholz. — Notizen. — Inserate.

Der Kampf über die staatliche Aufsicht der Schule im Preußischen Abgeordnetenhause.

Das war eine aufregende parlamentarische Schlacht, welche in der Volksvertretung durchgefochten wurde. Man kann die Heftigkeit und die persönliche Schärfe des Streites nicht verstehen, wenn man nicht den dunkeln gewitterschwülen Hintergrund der mächtigen Gegensätze beachtet, welche die Atmosphäre mit elektrischer Spannung erfüllten.

Es ist ein Charakterzug, den wir wiederholt in der Kampfweise des Fürsten Bismarck bemerken, daß er vor dem Beginn eines ernsten Feldzugs den Gegner noch warnt und ihm Friedensbedingungen anbietet, auch wenn er weiß, daß derselbe die Warnung in den Wind schlägt und den Frieden verschmäht. Auch dies Mal hat er der ultramontanen Partei, die im Centrum sitzt, und der kirchlichen Hierachie, welcher diese Partei mehr als dem Staate dient, seine Hand zum Frieden geboten. Vermuthlich wußte er, daß jene Partei keine freie Wahl mehr hat, daß sie mit dem Preußischen Staate so wenig wie mit der deutschen Cultur im Frieden leben darf, seitdem in Rom von höchster Stelle aus die Unvereinbarlichkeit mit der modernen Civilisation und dem modernen Staate öffentlich wie ein Dogma proclamirt worden ist. Nur wider den Welfischen Führer der Partei, den vielgewandten Anwalt — fast hätte ich gesagt „advocatus diaboli" — führte er mit seinem Streithammer vernichtende Schläge, weil er in ihm einen offenbaren Feind des neuen deutschen Reiches erkannte. In diesem Punkte versteht er keinen Spaß.

Im Uebrigen rechtfertigte das Streitobject selbst kaum die Hitze des Gefechts. Man mag zweifeln, ob die Bestimmung der Preußischen Verfassung über die Schule und ihre Aufsicht dem Ideale entsprechen, welches Viele im Herzen tragen, dem Ideale eines friedlichen und freundlichen Zusammenwirkens von Staat und Kirche, wie des Vaters und der Mutter in der Erziehung der noch unreifen Kinder der Nation. Man kann der Meinung sein, daß es vorzugsweise dem Staate zukomme, für die intellectuelle und die leibliche Erziehung der Jugend zu sorgen, und daß es die naturgemäße Aufgabe der Kirche sei, die religiöse und sittliche Entwicklung mit liebevoller Pflege zu fördern. Aber Niemand konnte und durfte übersehen, daß in Preußen die Verfassung die Aufsicht über die Schule ausschließlich dem Staate zuschreibt und der Regierung zur Pflicht macht. Jedermann mußte zugeben, daß das neue Gesetz lediglich die Vorschrift der Verfassung ausführte und von schädlichen Verflechtungen mit kirchlichen Autoritäten und ungehörigen Mißbräuchen zu reinigen bestimmt sei.

Nicht bloß aus formellen Rechtsgründen, auch aus sachlichen Gründen mußte der Staat sein Recht behaupten. Wie wenig die Kirche in unserer Zeit fähig ist, gute Schulen zu schaffen und zu erhalten, das hat, wie der Abgeordnete Lasker mit Zahlen erwiesen hat, der katholische Süden Europas erfahren; und Deutschland hat es ebenfalls erfahren, wie tief die Jesuitenschulen die Durchschnittsbildung der Nation herabgedrückt haben. So lange die orthodoxe Geistlichkeit nicht bloß Einer Confession gar kein Verständniß hat für die geistigen Bedürfnisse der heutigen Welt und geradezu jede Geistesbildung für eine Gefährdung ihrer Autorität ansieht und möglichst unterdrückt, so lange es noch Kirchenvobere giebt, welche sich für unfehlbar halten und den Staat für fehlbar, und gar meinen, ihre fromme Unwissenheit sei gottgefälliger, als die menschliche Wissenschaft — so lange ist es für den Staat moralisch unmöglich, die Leitung und die Aufsicht der Schule mit der Kirche gemeinsam zu üben. Er muß sie in seiner kräftigen Hand behalten. Erst seitdem der Staat die Schulen gegründet hat, erhält und leitet, hat die Schule ihre segensreiche Wirksamkeit entfalten gelernt.

Ein Staat, wie der deutsche und der preußische, mit allgemeinem Stimmrecht und allgemeiner Wehrpflicht, bedarf auch der allgemeinen Schulpflicht und der gemeinsamen Bildung des Volks. Er darf nicht aus Höflichkeit für kirchliche Autoritäten, denen alle diese Dinge gleichgültig oder verhaßt sind, sich stören und hemmen lassen in der Ausübung seiner Pflicht dafür zu sorgen, daß die Bildung der Nation mit der Entwicklung des Geisteslebens und der Wissenschaft fortschreite.

Wir hatten hier zu Lande vor acht Jahren ganz ähnliche Kämpfe über die Schulaufsicht, die nun seit Jahren glücklich beseitigt sind. Es mag ängstliche Gemüther beruhigen, wenn wir an jene Vorgänge erinnern.

Auch in Baden wurde 1864 ein Gesetz betreffend die Aufsicht über die Volksschule erlassen. Es war ein Vorläufer des späteren allgemeinen Volksschulgesetzes, aber kein Hindernis desselben.

Das Badische Gesetz führte einige neue Institutionen ein: in den Gemeinden einen Ortsschulrath, in welchem der Pfarrer, der Bürgermeister, der Lehrer und gewählte Vertrauensmänner der Hausväter zusammen wirken sollten; dann in weiteren Bezirken (hier Kreisen genannt) staatliche Schulinspectoren, sogenannte Kreisschulräthe, zuoberst wieder ein Collegium des staatlichen Oberschulrathes.

Damals erhob sich in Baden ein heftiger Sturm gegen dieses Schulaufsichtsgesetz. Die erzbischöfliche Curie bekämpfte dasselbe mit Eifer und der katholische Clerus stand ihr zur Seite. Der Erzbischof forderte die katholischen Eltern auf, „ihre Kinder vor den Gefahren ihres Seelenheils zu schützen,

Digitized by Google

wie ja selbst die wilden Thiere ihre Jungen gegen feindliche Angriffe vertheidigen." Der Papst selbst forderte zum Widerstande auf. Ein Petitionssturm durchbrauste das Land. Ganze Berge von Petitionen wurden aufgeschichtet, fast alle gegen das gottlose Schulgesetz. Den katholischen Pfarrern wurde von Freiburg die Weisung gegeben, nicht in die Ortsschulräthe einzutreten. Den Bürgern wurde empfohlen, nicht zu wählen. Man erwäge dabei, daß zwei Drittheile der Badischen Bevölkerung katholisch, nur ein Drittheil Protestanten sind. Einzelne, allerdings nur wenige, zelotische Pfarrer der protestantischen Kirche allürten sich mit dem katholischen Clerus wider das Schulaufsichtsgesetz.

Was ist aus alle dem Stürmen und Drängen geworden? Heute ist alle Welt mit der neuen Einrichtung zufrieden. Die katholische Kirche selber hat ihre Anfeindung aufgegeben. Anfangs freilich gab es eine Anzahl Gemeinden, in denen nicht gewählt wurde. Schon seit Jahren giebt es keine mehr. Die Leute merkten doch selbst in den armen Dörfern, daß die Eltern noch näher als selbst der ehelose Geistliche betheiligt seien bei der Schuldbildung ihrer Kinder. Gerade die besseren katholischen Geistlichen waren von Anfang an nur ungern, der bischöflichen Weisung folgend, aus dem Ortsschulrathe weggeblieben und sehnten sich nach einer freundlichen Mitwirkung. Aber auch andere wurden endlich gewahr, daß der Einfluß der Kirche durch das grollende Fernbleiben und durch den Streit mit dem Staate nicht gehoben worden, sondern gesunken sei. Selbst die Bauern, die gewöhnt waren, dem Pfarrer zu folgen, lernten nun auf eigenen Füßen gehen und eine eigene Meinung haben. In einzelnen Zeitungsartikeln der ultramontanen Presse klingen die alten Weheruse noch nach, aber im Großen sind sie verstummt.

Die Religion hat nicht gelitten, aber die Schule ist freier und besser geworden, seitdem der Staat entschiedener als zuvor sich derselben annahm.

In Preußen, wo die Staatsautoritäten ohnehin mächtiger und die Bedingungen günstiger sind, wird der versuchte Schulsturm noch ungefährlicher vorüberrauschen.

Bluntschli.

Ueber Parteibildungen.

Ein Rückblick.

Von **H. B. Oppenheim.**

II.

Die Pessimisten hatten, da der Sieg von Königgrätz ihre Prophezeihung einer eisernen Reaction nicht erfüllt hatte, wenigstens auf der norddeutschen Bundesverfassung eine Aera des Militärdespotismus weissagen zu dürfen geglaubt. Auch diese Erwartung ging nicht in Erfüllung. Freilich blieb den Unglückspropheten der Trost und die Genugthuung, sagen zu können, nur auf Kosten der Militärdebatte sei der Conflict beseitigt. In der That aber war die Luft nicht mehr mit Conflict-Atomen geschwängert; es roch nicht mehr nach jenen Resten aus der Zeit der „Staatsrettungen." Schon das Heersystem in Preußen bringt es mit sich, daß in jedem Kriege die verschiedenen Gesellschaftsclassen einander näher rücken, und so der starre Geist des Junkerthums allmählich gebrochen wird. Auch die politischen Parteien geriethen seit 1866 nach und nach auf einen besseren Fuß zu einander und der anständigere Ton erleichterte manche Vermittelung. Wo eine Regierung große Dinge thut, löst sie — absichtlich oder unabsichtlich — die schroffen Parteiungen auf, und nun gar, wenn es eine Regierung ist, welche selbst in ihren Leistungen jeden bestimmten Parteiprogramm Hohn spricht. In solchen Zeiten geht die hohe Aufgabe, die Rechtsprincipien im Volksbewußtsein lebendig zu erhalten, an die gemäßigten Parteien über. Wohlverstanden: wir sprechen hier nicht blos von parlamentarischen Fractionen, sondern von ganzen Parteien, wie sie sich durch die Uebereinstimmung zwischen parlamentarischer und publicistischer Thätigkeit am besten darstellen.

Die liberal patriotische Presse war nun durchweg in der schwierigen Epoche der Bildung des deutschen Bundesstaates mit Absicht sehr discret gewesen und hatte es den parlamentarischen Führern überlassen, die Parole auszugeben und die Richtung zu bestimmen. Zu solcher Zurückhaltung ist seit der Schließung des Januskempels kein Grund mehr. Aber das Verhältniß blieb im Wesentlichen dasselbe, weil das lebendige Interesse des Volkes sich noch nicht den inneren Fragen (mit etwaiger Ausnahme der kirchlichen Wirren) zugewendet hatte.

Selbst die Wahlbewegung für den deutschen Reichstag unterbrach diesen Zustand kaum, obgleich die Candidaten in herkömmlicher Weise einander mit großen Verheißungen überboten. Abgesehen von den vielen organischen Gesetzen, die bevorstanden, hoffte und versprach man allgemein die längst verdienten Steuer-Erleichterungen. Zwar an das Militärbudget rührte man nur mit vorsichtigem Finger. Nicht mehr, wie bei früheren Anlässen, brachte man jetzt die deutsche Einigung mit der allgemeinen Entwaffnung in unmittelbaren Zusammenhang. Was die Klügeren vorhergewußt, aber nicht laut zu äußern für gut befunden hatten, daß nämlich die Regierung große Mühe gehabt hatte, mit dem Pauschquantum auszukommen, das war nun Jedermann klar. Immerhin aber wurden die Parlamentsglieder mit der speciellen Voraussetzung gewählt, daß sie über den Militär-Etat für die nächsten Jahre zu entscheiden und dadurch auf die Reichsfinanzen einen für lange Zeit bestimmenden Einfluß zu üben hätten.

Niemand im Volk will Entwaffnung. Ein so vortreffliches Instrument, wie dieses deutsche Heer, soll und muß in seiner Vollständigkeit erhalten bleiben, ja noch vervollkommnet werden, auch wenn man es so bald nicht, selbst, wenn man es niemals gebrauchen sollte. Denn eben sein Bestand sichert den Frieden. Einmal vernachlässigt, würde es im Falle der Noth selbst mit zehnfachen Kosten nicht wieder herzustellen sein. Das war und ist der herrschende Gedanke; die Ersparnißfrage kommt daneben erst in zweiter oder dritter Linie.

Was ist nun aber in diesem Zusammenhang das bisherige Pauschquantum?

Eine rechnungsmäßige Wahrheit hatte es niemals, es sollte vielmehr jeder sachlichen Berechnung aus dem Wege gehen und nur die distributive Abrechnung mit den Bundesgenossen erleichtern. Die Kriegsbehörde hatte die Summe, welcher sie zu bedürfen glaubte, auf die angebliche Zahl der Friedenssoldaten vertheilt und daraus eine Art Rechnung gezogen, wie Kinder, welche das Facit ihrer Aufgabe aus dem gedruckten Rechenknecht kennen und danach von Unten nach Oben ihre Rechenexempel construiren. Die Kosten einer großen Heeresorganisation bemessen sich natürlich nur zu einem gewissen Bruchtheile nach der Anzahl der gerade eingestellten Soldaten. Die Ernährung, die Einquartierung und Besoldung der Soldaten beträgt noch nicht die Hälfte des Militärbudgets. Dann giebt es Posten, deren Unterbringung im Militäretat zweifelhaft sein kann; Pensionen und Retablirungskosten bilden jetzt ein besonderes Conto. Auch wurde von maßgebender Seite eingestanden, daß die Beurlaubungen den Friedensbestand des Heeres regelmäßig unter den angenommenen Procentsatz mindern. In der ministeriellen Forderung des einjährigen Pauschquantums war der Procentsatz der Friedensarmee für die Finanz-Berechnung dadurch noch weiter zur bloßen Fiction herabgedrückt, daß die elsässischen Truppen für drei Viertel Jahre, in welchen sie noch nicht enrolirt waren, schon mitgerechnet würden. —

Die Regierung hätte unzweifelhaft, wenn es zu budgetmäßigen Erörterungen gekommen wäre, ihre ganze Forderung erklären und rechtfertigen können, und der Kriegsminister war sicherlich aufrichtig, wenn er für die nächsten Jahre höhere Geldforderungen in Aussicht stellte. Daß für das erste Jahr nach dem Kriege noch kein genauer Militäretat aufzustellen war, das verstand sich fast von selbst.

Warum aber nicht das Jahr darauf? — Schwerlich kann für die Wiedereinführung der Militärdebatte ein günstigerer Zeitpunkt und eine besser gestimmte Versammlung abgewartet

Digitized by Google

werden, als die Kriegserfolge sie jetzt in der allgemeinen Stimmung vorbereitet hatten. Freilich liegt es in der Natur der Sache und der entsprechenden Rollenvertheilung, daß die Regierung — zumal für das Heerwesen mit seinen unendlichen Bedürfnissen und der Dehnbarkeit seines Programms — so viel fordert, als sie zu erlangen hoffen darf, und daß demgemäß die Landesvertretung, prüfend und controlirend, zu sparen sucht. Wenn man das fürchtet, wenn man das vermeiden will, so muß man das Kriegswesen für ewige Zeiten der parlamentarischen Controle entziehen; denn muß man den Muth haben, offen zu erklären, daß man für ½ der Reichsausgaben kein Budgetrecht will, keine Verfassung ertragen kann.

Man sage nicht daß die Bewilligung des Pauschquantums auch eine Art der Ausübung des Budgetrechts sei. Eine sonderbare Art fürwahr! Bewilligung ohne Prüfung ist keine parlamentarische Function; und ein öffentliches Recht, das man nicht ausübt, das verwirkt man. Denn jedem öffentlichen Recht entspricht eine öffentliche Pflicht. Welche Rechte bleiben aber intact, wenn das Budgetrecht leidet!

Wir stehen zum Glück gegenwärtig keiner gewaltsamen Regierung gegenüber, welche die moralische Schwäche des Parlaments zu mißbrauchen geneigt wäre. Um so weniger war von der Militärdebatte ein Conflict zu befürchten. Und eine Versammlung, welche der Regierung freiwillig ein dreijähriges Pauschquantum entgegenträgt, giebt jedenfalls nicht zu der Befürchtung Anlaß, daß sie durch unbesonnene Streichungen einen Conflict herbeigeführt hätte.

(Wir sprechen absichtlich nicht davon, daß jeder Versuch eines derartigen Verfassungsconflicts in dem deutschen Bundesstaate schon durch den Widerspruch innerhalb des Bundesrathes selbst erstickt und vereitelt werden müßte.)

Wie kommt es nun, daß in einer Situation, dem friedlichen Abschluß günstiger und näher, als jemals eine gedacht und erhofft werden konnte, dieselben Männer, welche in der schwierigen Lage von 1867 dem eisernen Militäretat widerstrebt hatten, nun demselben zusteuerten, und die pflichtgemäße Lösung einer ihnen zugefallenen Aufgabe einer unsicheren Zukunft und vielleicht weniger befähigten Nachfolgern übertrugen? — Die Regierung trifft kein Vorwurf, soweit sich die Sache übersehen läßt. Was von Coulissen-Intriguen erzählt wird, trifft keinenfalls den Kern der Sache. Der Kern der Sache ist eine chronisch gewordene Furcht vor Mißhelligkeiten, eine krankhaft gesteigerte Compromittirungssucht.

Diese Eigenschaften haben diesmal nicht bloße Nebenpunkte geopfert, sondern sie haben, was zur Zeit in Deutschland besonders mißlich ist, das Ansehen des Parlaments geschmälert und selben Würde preisgegeben. Denn was heißt dieser Beschluß einer dreijährigen Verlängerung des Pauschquantums unter den gegebenen Umständen Anderes, als, daß das Parlament sich selber nicht das Urtheil und den Patriotismus zutraut, mit derselben Hingebung wie die Regierung die nöthigen Lasten zur Sicherung des Vaterlandes zu berechnen und zu vertheilen!

Nehmen wir ein Beispiel aus einer untergeordneteren Frage: das Reichsschatz-Gesetz wäre beinahe an einem Paragraphen gescheitert, welcher die zukünftige Wiederauffüllung des Schatzes durch gewisse zufällige Einnahmen voraus bestimmen soll. Nun ist es klar, daß diese Voraussicht nach einem glücklichen Kriege überflüssig, nach einem unglücklichen unzureichend wäre. In jedem Falle, besonders im letzteren, müßte und könnte an das Ehrgefühl und den Patriotismus der Nation appellirt werden, um den Reichskriegsschatz, wenn er für nöthig befunden wird, zu erneuern; jene kleinen Zuweisungen würden dann keinenfalls ausreichen. Nun schadet ein unnützer Gesetzesartikel an sich nicht viel; wenn aber eine solche Bestimmung mit patriotischen Phrasen vertheidigt wird, so liegt in der Annahme derselben stets auch ein Mißtrauensvotum, welches der Reichstag sich selber giebt, ein Mißtrauensvotum des Parlaments gegen den Parlamentarismus. Eine solche Handlungsweise muß aber in einem Staatswesen, welches noch keine parlamentarischen (aus der Majorität hervorgegangenen) Ministerien besitzt, für zwiefach unbesonnen gelten.

Wer an der Richtigkeit meiner Auslegung zweifelt, der lese die bedeutendsten Reden in der Militärdebatte, besonders die des Herrn von Treitschke. Herr von Forckenbeck hatte sehr Unrecht, seinen Antrag gegen die Motivirung des Herrn von Treitschke zu verwahren, denn Herr von Treitschke sprach den Forckenbeck'schen Gedanken nur logischer und schärfer aus, als dieser selbst.

Was bedeuten die Nebenargumente: „Wir sparen Zeit;" „wir machen ein gutes Geschäft." Es ist leicht Zeit zu sparen, wenn man eine Arbeit hintanjetzt. Und was „das gute Geschäft" betrifft, womit in der That dem gewerbtreibenden Publicum Sand in die Augen gestreut wird, so ist das nur ein Argument für die erbärmlichen Egoisten, welche lieber an der Steuerrolle ein paar Pfennige sparen, als das Vaterland auf der Höhe seines Berufes sehen mögen. Solche niedrige Berechnungen wird das Kriegsministerium sicherlich zu Schanden machen. Es wird, trotz aller Pauschquanta, in irgend einer Form, die Bewilligung dessen, was es für unentbehrlich hält, sich zu verschaffen wissen.

Die Debatte machte den Eindruck, als stünde ein neuer Krieg mit Frankreich bevor, und die Regierung ließ sich in ähnlicher Weise vernehmen. Wenn aber Frankreich in den nächsten drei Jahren im Stande wäre, Krieg zu führen, würden unsere weisen Staatsmänner sich dabei beruhigen, die sechs verpfändeten Departements nur mit 50,000 Mann besetzt und mit dieser geringen Streitkraft ganz Frankreich so lange im Schach zu halten? —

Herr von Treitschke sprach von dem glorreichen Ulan, von der Freude, welche Thiers und Gambetta über die Entwaffnung in Deutschland hegen würden u. s. w. Mit Fug und Recht konnte ihm Lasker erwidern, daß Niemand im Hause eine Entwaffnung wünsche. Die Wahrheit der von Treitschke eingenommenen Position war eben der Glauben an die überwiegende Weisheit und den Patriotismus der Regierung, gepaart mit Mißtrauen in einen vermeintlich kleinlichen und engherzigen Geist des Parlaments. Allerdings liegt in dieser Anschauungsweise ein Widersinn; denn die Anhänger des Pauschquantums mußten sich nachderhand sagen, daß eine Versammlung, welche in dieser Weise Entsagung, ja Selbstentäußerung übte, auch den Militäretat ohne Gefahr debattiren konnte. Eine Gesellschaft von Malcontenten wäre nimmermehr auf besagtes Auskunftsmittel eingegangen; es war also eine Arznei für Gesunde. War irgendwo ein Krankheitsstoff vorhanden, so wurde er dadurch nur bedenklich verschleppt und verschärft.

Der Riß ging mitten durch national-liberale Partei und klärte das ganze Volk über die Zwiespältigkeit ihres Wesens auf. Sie besteht aus einer Hälfte, welche sich für ministeriell hält, und einer anderen, welche unabhängig liberal sein möchte. Die Unterschiede in ihrer Mitte sind stärker, als die zwischen jeder ihrer beiden Hälften und den Rechts- und Links benachbarten Parteien.

Ist es ein Beweis höherer Reife, wenn eine Organisation solche Widersprüche in sich erträgt? Gereicht es unserem öffentlichen Leben zur Ehre, wenn dies auch in der bedeutendsten und mächtigsten Partei des Landes möglich ist? —

Ich weiß, daß ernste Männer und gewissenhafte Parteiführer den Augenblick zu neuen Parteibildungen nicht für gekommen erachten, weil die öffentliche Meinung nicht erregt sei, das Volk nicht mit lebhafter Theilnahme die Bewegungen seiner Vertreter begleite. Allein die Schlagfertigkeit der Menge ist vielleicht ebensowohl die Folge, als die Ursache einer gewissen Abschwächung oder Verleugnung der Principien. Ist die Menge gleichgültig und schläfrig, so ist es die Aufgabe ihrer politischen Führer, sie zu wecken und zu stählen. Darf ein Mandatar das Recht seines Mandanten, ein Vormund das Recht seines Mündels preisgeben, weil Mandant oder Mündel sich nicht selbst um die Besorgung ihrer Angelegenheiten bekümmern?! — Unter keinen Umständen sollen die Leiter des öffentlichen Geistes sich von Tageslaunen und Tagesirrungen bestimmen und sich von den geistig Unmündigen in's Schlepptau nehmen lassen. Vor Allem aber ist es Pflicht und Beruf

**

Digitized by Google

der Presse, in solchen Momenten, auch hochverehrten und sehr verdienten Männern gegenüber, den wahren Grundgedanken der liberalen Partei zu vertreten und über allen Fractionen und Fractiönchen, deren Programme ohnedies in den verschiedenen Provinzen je nach Bedürfniß längst schon verschiedenartig gedeutet und amendirt werden, die große unabhängige liberale Partei zu constituiren, aus welcher die einzelnen parlamentarischen Fractionen sich von Zeit zu Zeit neu erbauen und beleben müssen. Die liberale Presse kann nicht verpflichtet sein, wichtigen Beschlüssen schweigend zu adhäriren, welche aus der Vergangenheit und Entwickelung der Partei nicht zu motiviren sind. —

In einer Zeit, in welcher an der Spitze der äußeren Staatsleitung und des Heerwesens Männer sich befinden, auf welche die Nation mit Recht stolz ist, sollte auch das Parteileben eine Ausbildung erlangen, welche des deutschen Namens würdig wäre. Vielleicht braucht bei der liberalen Partei der Accent nicht mehr so scharf auf die Opposition gelegt werden; wohl aber ist, trotz aller günstigen Aspecten, das Merkmal der Unabhängigkeit noch mit Energie zu betonen.

Correspondenzen.

Aus München, Mitte Februar. [Zur religiösen Bewegung.] Die Mönchstadt, der Mittelpunkt einer Bewegung gegen die Unfehlbarkeit des Papstes, der Sitz des Actionscomites gegen den Ultramontanismus! Und doch war hier das Lager, von wo er auszog, um Deutschland zu erobern. Wie das kommen konnte, haben die früheren Briefe schon angedeutet; es bedarf aber doch noch einiger näheren Angaben. Dann ist der Grund gelegt, um von Zeit zu Zeit über hiesige Vorgänge kurze kritische Berichte zu erstatten.

Die Romantiker waren dem Zug der Zeit gefolgt und hatten, der irreligiösen Richtung des französischen Materialismus und der nüchtern verständigen Aufklärung in Deutschland entgegen, wieder den Idealismus des Gemüths und das Recht des Herzens wie der Phantasie betont; die Noth hatte das Volk beten gelehrt, Männer wie Fichte und Schleiermacher hatten auf die sittliche Weltordnung hingewiesen und erkannten deren Sieg in der Erhebung gegen die Napoleonische Zwingherrschaft. Die Romantiker hatten mit dem Deutschnationalen auch das Mittelalter und seine Poesie hervorgehoben; und in seinen Dom- und Bildwerken sahen sie den Ausdruck seiner Religiosität. Daß diese auch heute noch Großes schaffen könne, daß der Künstler glauben müsse, was er empfindungsvoll darstellen soll, war ihre richtige Ueberzeugung. Ihr Irrthum war, daß sie den mittelalterlichen Katholicismus für das wahre zeitgemäße Christenthum hielten, ihn nicht blos wie A. W. Schlegel aus prédilection d'artiste glorificirten, sondern wie F. Schlegel, Overbeck u. A. zu ihm übertraten. So entstand innerhalb des Katholicismus nun das Bestreben, ihn zu rechtfertigen, gegen den Protestantismus nicht blos zu vertheidigen, sondern als das Höhere darzuthun. Möhler schrieb in diesem Sinn seiner Symbolik, Görres wirkte in dieser Richtung, und ihr gelehrtester und schärfster Kämpe war Döllinger, ihr seelenvoll mildester Jünger Haneberg. Diese Männer wollten eine katholische Wissenschaft, die der protestantischen ebenbürtig wäre; der Süden sollte dem Norden mit seinen Kant, Lessing, Schiller, Goethe nacheifern und ihn wo möglich bald überflügeln. Das Ministerium Abel machte sich das zu nutze, und die Kirche ließ es gern geschehen. Der philosophische Mystiker Franz Baader war indeß der Erste, welcher einsah, daß Rom diese deutschen Bestrebungen mißbrauche, seine Rechtfertigung durch Vernunft und Geschichtswissenschaft, sondern nur Unterwerfung fordre. Er warf schon in den dreißiger Jahren der Hierarchie den Handschuh hin, und forderte den Abfall von Rom zur Neubegründung des Christenthums. Döllinger schrieb noch seine Angriffe gegen die Reformation, seine Caricatur Luthers.

König Max II. kam an die Regierung. Er wollte Bayern heben, er wollte es in den vollen freien Strom deutscher Geistesbewegung eingehen lassen; und so erfolgten zwei Berufungen, die den Ultramontanen mit Recht so verhaßt sind. Die Unkömmlinge wirkten nicht blos in ihrem engeren Kreise, sie hielten mehrere Winter lang auch Abendvorträge in Liebig's Hörsaal, um den gebildeten Münchnern zu zeigen, was und wie sie auf dem Felde des Geistes arbeiteten. Freisinnige Bayrische Gelehrte, namentlich jüngere Kräfte, schlossen sich an. Es wehte eine frischere Luft; und die Aristokratie katholischer Damen wandte sich an Döllinger, daß er mit seinen Freunden dagegen wirke. Döllinger eröffnete Morgenvorträge. Er sah damals bereits die Möglichkeit, daß der Kirchenstaat zu Grunde gehe; er wollte darauf die Seinen vorbereiten: habe das Christenthum 700 Jahre ohne denselben bestanden, so werde es ihn auch überdauern. Aber das wollte man in Rom nicht, und Döllinger leistete den verlangten Widerruf auf einer Katholikenversammlung.

Von Carriere waren „Religiöse Reden eines deutschen Philosophen" erschienen. Glaubenssätze die der Vernunft und Naturwissenschaft widersprächen, hieß es, solle man aufgeben, den Glauben vielmehr auf beide begründen, sich an den eigenen Worten Jesu und seinem vorbildlichen Leben genügen lassen, damit die Natur- und Geschichtsauffassung der Gegenwart verbinden, anerkennen, daß die Wunder der Phantasie und nicht der Wirklichkeit angehören. Das Buch kam auf den Index; ebenso eine Schrift von Johannes Huber, einem jungen Münchner Denker, über die Philosophie der Kirchenväter. Ein Theologe, Frohschammer, hatte ein Büchlein über die Entstehung der Seele verfaßt, das die Erzeugung durch die Eltern annahm, weil so die Erbsünde sich leichter erkläre, als wenn jeder Mensch von Gott frisch geschaffen werde. Aber das Letztere ist Schulausdruck der Jesuiten, und so kam auch Frohschammer auf den Index. Er, der noch eben die Reform der Philosophie durch Anerkennung der Wunder und Dogmen begehrt hatte, wollte sich das nicht gefallen lassen; auch wollte er nicht widerrufen, und so gerieth er in eine Opposition, die ihn geistig frei machte, sodaß er nun auch ein Christenthum fordert und lehrt, das sich unmittelbar an Christus hält und genügen läßt, das die Naturwissenschaft anerkennt. Noch einmal versuchten 1867 Döllinger und Haneberg eine Versammlung von Gelehrten um katholische Wissenschaft mit kirchlicher Gesinnung zu verbinden; Frohschammer war als zu weit gehend nicht eingeladen. Aber Rom verlangte Unterwerfung unter die Autorität, und die Versammlung gehorchte.

Als aber der Inquisitor Arbuez heilig gesprochen ward, da erschien ein Aufsatz über die Inquisition in der „Allgemeinen Zeitung", der Kaulbach's Bild hervorrief; und als die Jesuitenblätter die Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbarkeit und die Berufung des Concils betrieben, da legten wieder einige Artikel die Pläne blos. Die Gelehrsamkeit der Aufsätze ließ auf Döllinger schließen, als der Verfasser galt Huber. Es war die Liebe zur Kirche, welche diese Abhandlungen dictirte; ein großer Schaden sollte ihr kein gehalten, der Bruch mit der Wissenschaft vermieden werden. Um dem allen größern Nachdruck zu geben, erschien das Buch Janus, das alle Fälschungen der Hierarchie aufdeckte und die Ketzereien der Päpste darthat; der Beweis der Geschichte gegen die Unfehlbarkeit sollte die Erhebung derselben zum seligmachenden Glaubenssatz verhüten.

Es schien auch als ob die Mehrzahl der deutschen Bischöfe den Plan der Jesuiten vereiteln wolle, und wir mußten es einige Monate lang anhören, daß man uns die Ketzler und Rauscher als Sprecher der deutschen Geistesfreiheit pries. Aber als die Oppositionsbischöfe einmal ohne allen Widerspruch die Unverschämtheit hatten, jene zehn Fluchkanonen gegen die Wissenschaft, vornehmlich die Philosophie, auf jesuitisches Commando loszuschießen, da glaubte ich nicht mehr an einen Erfolg gegen die Unfehlbarkeit. Und es geschah das Unerhörte: diese alte Herren hatten nicht den Muth, nein zu sagen; sie verließen Rom, sie ließen damit eine fast einstimmige Majorität das Dogma beschließen, und warfen sich nun zu Vorkämpfern dessen auf, was sie eben noch bestritten hatten.

Digitized by Google

Der heilige Geist hatte sie der Erleuchtung nicht gewürdigt, aber sie aus Rom getrieben, damit sie durch Widerspruch kein Aergerniß gaben; und nun nöthigt er sie zur Unterwerfung! So konnten die Jesuiten sagen. Wir aber schauderten vor dieser Verleugnung des selbstständigen Gewissens, und sahen darin eine Demüthigung Deutschlands, die uns mahnte, daß wir über die Siege in Frankreich und die Aufrichtung des deutschen Reichs nicht übermüthig werden.

Döllinger kannte die ungeheuerliche Macht der Hierarchie; er wußte, daß der deutsche Clerus größtentheils gegen die Unfehlbarkeit war, aber sich auch fügen werde, sobald der Papst sie verkünde; darum wollte er die Sache verhüten. Die Jesuiten aber meinten, daß es höchste Zeit sei, um einen Hauptschlag zu thun, indem die Pfaffen das Landvolk noch in den Händen haben, noch fanatisiren können. Bayern, das ward offen ausgesprochen, sollte das Feld sein, von wo aus Oesterreich und Deutschland wieder dem Ultramontanismus ganz erobert würden. Und wären wir, worauf das vaterlandslose Gesindel hoffte, von Napoleon geschlagen worden, wäre Bayern neutral geblieben und dann mit Oesterreich gegen Norddeutschland vorgegangen, dann war der Siegeszug der Reaction da. Daher der Schrecken der Römlinge über die deutschen Siege.

Hätten nun die deutschen Bischöfe das Dogma verkündigt und dabei vorausgesetzt, daß jeder Katholik es annehme — wer weiß ob sich großer Widerspruch erhoben hätte? Aber nun sollten die wissenschaftlichen Theologen wie Döllinger und Friedrich noch besonders gedemüthigt werden. Man verlangte von den theologischen Facultäten die ausdrückliche Unterwerfung. Und hier hielt das sittliche und wissenschaftliche Gewissen der beiden Männer Stand. Das scheint selbstverständlich, aber augesichts der Selbstverleugnung so vieler Andern ist es preiswerth. Und das halte man fest: es sind ursprünglich eifrige strenge Katholiken, welche in die Opposition gedrängt worden sind, zu diesen gehören auch Schulten und Reinkens. Die Bewegung geht daher für die norddeutschen Protestanten oder für den kirchlichen Indifferentismus der modernen Bildung langsam; aber sie hat Recht, daß sie die zweiten Schritte nicht vor den ersten thut. Es kommt ihr darauf an, daß sie die Opposition innerhalb, nicht außerhalb des Katholicismus führt, daß sie das Volk aufklärt über die Lage der Dinge, daß sie vom Staat Anerkennung und Antheil an Kirchen und Kirchenvermögen erhält, daß sie auf die Nothwendigkeit hinweist die Verhältnisse von Staat und Kirche, von Kirche und Schule neu zu ordnen. Die Anhänger und Freunde der sogenannten altkatholischen Sache sind die Freunde des deutschen Reichs und der Freiheit, die Gegner sind die Feinde der nationalen Einigung. Das halte man in Norddeutschland fest!

Döllinger war schon von König Max zu Rathe gezogen worden, auf welche Weise eine Wiedervereinigung der christlichen Confessionen geschehen könne; er stellte in seiner Rectoratsrede den Satz auf: die Aufgabe der Theologen könne und solle nun nur eine irenische*) sein. In diesem Sinn hält er jetzt öffentlich Vorträge. Schon ist die deutsche Nationalliche ein Schreckbild der clericalen Hetzer. Der Sturz Mühlers wird schwer von ihnen empfunden. Freieres Leben in Preußen wird uns wohlthun.

Die Regierungen haben in den heillosen Tagen einer ideenlosen Reaction nach den Befreiungskriegen und wieder nach 1848 den Jesuitismus walten lassen und die Römlinge zu den höchsten Würden gebracht; nun wollen diese herrschen; jetzt rächt sich die Schuld an den Staaten. Aber noch ist Deutschland gesund genug, um die Giftstoffe auszustoßen und all die Lügen zu überwinden, mit welchen jetzt gegen Freiheit und Wahrheit gekämpft wird. Wie München, so wird auch Regensburg sich emporringen, und das Landvolk zur Einsicht kommen. Daß hier die clericale Partei das Ministerium der Verfassungsverletzung auslangte, weil dasselbe den die Verfassung verletzenden Bischöfen für ihre Verfassungsverletzung den weltlichen Arm gegen eine verfassungstreue Gemeinde und ihre Geistlichen nicht gelichen, das war eine Ungeheuerlichkeit; aber sie hat auch die feitherige Majorität zu Grabe getragen. Wir waren lange in Bayern die Minorität, jetzt sind wir stark geworden und wachsen zur Majorität; momentan war ein Gleichgewicht der Parteien da, aber der Schwerpunkt rückt nun zu uns herüber.

Aus Paris, Mitte Februar. [Der Carneval. Parlamentarische Sitten. Die Zeitungen.] Die Carnevalswoche ist geräuschlos und unbeachtet vorübergegangen. Die Pariser haben nicht einmal das Vergnügen gehabt, den „Cortège du boeuf gras" bewundern zu können. Der Municipalrath ist der Meinung gewesen, daß die Feier eines Faschingsfestes heuer in Frankreich nicht zeitgemäß sei und der fette Ochse, dem die Ehre bevorstand, den Präsidenten der Republik zu begrüßen, ist ohne Trommeln und Trompeten, wie ein ganz gewöhnlicher Wiederkäuer, in sein frühes Grab gestiegen. Die Pariser sind einigermaßen stolz auf den ausgezeichneten Tact des Stadtvorstandes. Es liegt in ihrer Natur, auf irgend etwas stolz zu sein. „In der traurigen Zeit, in der wir leben, sagen sie, ziemt es sich nicht, sich lauter Freude hinzugeben. Unser Rath hat dies mit uns gefühlt und seine Anordnungen haben unsern Beifall." Dies verhindert jedoch nicht, daß ein großer Theil der schwermüthigen Bevölkerung die Maskenbälle der großen Oper und ähnliche Carnevalsvergnügen mit Eifer und Ausdauer durchgetanzt und durchgenossen hat. Man versichert sogar, daß die Einnahmen für Maskenbälle in diesem Jahre außerordentlich groß gewesen seien. „Ich muß meinen Schmerz betäuben", sagt der Pariser und ist stolz darauf, daß „zu betäuben", d. h. einen wilden, polizeiwidrigen Cancan zu tanzen, gerade wie er während der Belagerung stolz darauf war, Ratten und Mäuse zu essen. —

Es ist übrigens mit diesem Betäuben nicht halber Ernst. Die Pariser haben ihre Nerven während der letzten 18 Monate dermaßen überreizt, daß sie augenblicklich gänzlich abgestumpft erscheinen. Politische Fragen, die in frühern Zeiten die größte Aufregung hervorgerufen haben würden, gehen unbemerkt vorüber, und die Zeitungen machen vergebliche Versuche, ein lebhaftes Interesse dafür zu erwecken. Niemand, außerhalb Versailles, hat sich z. B. sonderlich darum gekümmert, daß Casimir Perier abgedankt hat. Seinen Nachfolger kennen die meisten Pariser kaum dem Namen nach, und nur wenigen liegt daran den neuen Minister des Innern kennen zu lernen. Er wird wohl in einigen Tagen irgendwie Gelegenheit zu einer gehäßigen Kritik seiner Handlungsweise geben, und es mag ihm dann gelingen, eine interessante und bekannte Persönlichkeit zu werden. Vorläufig ist er von der Menge mit vollständiger Gleichgültigkeit aufgenommen worden. — Auch von der großen Subscription zur Befreiung Frankreichs hört man nicht mehr viel, obgleich kaum anzunehmen ist, daß die Sache ganz einschlafen sollte; die Politik des Auslandes wird höchstens auf der Börse berücksichtigt. Alles dies sind Symptome geistigen Erschlafens, die jeden guten französischen Patrioten mit tiefer Trauer erfüllen müssen.

Der Ton der Gesellschaft in Frankreich metamorphosirt sich mehr und mehr. Von der gepriesenen Höflichkeit, von den feinen, guten Manieren der Franzosen hört und sieht man nur noch wenig. Die Regierung des Landes, denn als solche muß die Kammer in Versailles betrachtet werden, geht dem Volke in dieser Beziehung als gutes Beispiel voran. Die Deputirten behandeln sich gegenseitig wie die Fischweiber, zanken sich, beschimpfen sich, bedrohen sich mit den Fäusten, schreien, poltern, so daß häufig jede Discussion unmöglich wird, und sinken täglich mehr in der öffentlichen Meinung. „Wir geben der Welt ein jämmerliches Schauspiel" schreiben die Zeitungen dann am nächsten Tage, nehmen jedoch gleichzeitig die Gelegenheit wahr, um ihre Abgeordneten noch schlechter zu behandeln, als diese es gegenseitig für gut befunden hatten. Von den Anfeindungen, Verleumdungen, hämischen und gehäßigen

*) Der Setzer möge das nicht für „ironische" lesen!

Digitized by Google

Bemerkungen, die jeder öffentliche Charakter in Frankreich heute zu ertragen hat, kann sich nur Derjenige einen Begriff machen, der den Muth und die Zeit hat, eine gewisse Anzahl französischer Zeitungen regelmäßig zu lesen. Die Hauptzielscheiben des Witzes und der Gemeinheit bleiben „die Männer des 4. September", Trochu, Jules Favre, Gambetta, Picard, Simon u. s. w., aber auch die Prinzen von Orleans, der Ex-Kaiser, der Graf von Chambord und viele andere können über Mangel unzarter Aufmerksamkeit Seitens der Presse nicht klagen. Eine in diesem Sinne gemachte Blumenlese aus den französischen Zeitungen würde die Literatur um einen großen Schatz von Schimpfwörtern und Schlechtigkeiten aller Art bereichern. Am unwürdigsten erscheinen mir immer die Anfeindungen gegen den General Ducrot „lebend und besiegt" und gegen den „sentimalen, thränenreichen" Jules Favre, „Jules-Fontaine", „Quellen-Julius", wie man den unglücklichen Patrioten getauft hat, der vor wenigen Monaten noch als die Verkörperung alles dessen galt, was edel und patriotisch in Frankreich ist. Heute mag kein Hund mehr ein Stück Brod von ihm nehmen, so schlecht ist er von allen Seiten gemacht worden. Nationen maßen sich das Recht an, abgenutzte Männer wie schmutzige Handschuhe fortzuwerfen. Dankbarkeit ist eine Tugend, die sich wohl nur für die Individuen schicken mag. Völker behandeln dieselbe wie eine sentimentale Schwäche und hüten sich verpflichtungen irgend einer Art für geleistete Dienste anzuerkennen. Sich dem öffentlichen Wohle zu opfern, gilt in aller Herren Ländern als lächerliches Handwerk, aber nirgends so wie in dem heutigen Frankreich.

Literatur und Kunst.

Das Elsaß der Elsässer.

Unsere Kenntniß des Elsasses, seiner Bewohner und Verhältnisse kann vorerst kaum anders eine als lückenhafte sein. Sie reicht wesentlich nur bis zum Ausbruch der französischen Revolution von 1789, welche mit der gänzlichen Losreißung des Elsasses von Deutschland das Werk Ludwigs XIV. vollendete. Territoriale nicht nur, sondern auch geistige und gemüthliche Wechselwirkungen hatten bis dahin ununterbrochen bestanden. Deutsche Fürsten hielten zeitweise Hof in ihren auf elsässischem Grund und Boden belegenen Residenzen; deutsche Studenten waren in Straßburg, deutsche Handwerksburschen wanderten herüber und hinüber. Gerade noch frühe genug, im letzten Moment, kam Goethe hierher, um alles das zu sehen, mitzuleben und zu schildern. Es liegt, wenn man es recht bedenkt, etwas Providentielles darin, als ob der Genius unseres Volkes selber den großen Dichter hierhergeführt, damit er Zeugniß ablege vom Elsaß vor aller Welt und für die kommenden Geschlechter. Zwanzig Jahre nach Goethes Aufenthalt in Straßburg decretirte die französische Nationalversammlung, daß jeder Anspruch privatrechtlicher sowohl als völkerrechtlicher Natur, welchen Deutschland bisher an das Elsaß gehabt, aufgehoben sei. Man beraubte die deutschen Nachbarstaaten ihrer elsässischen Enclaven, die deutschen Fürsten ihrer elsässischen Besitzungen, die deutschen geistlichen Herren ihrer Ländereien; man vertrieb außerdem die deutschen Handwerker, ganz wie wir es neulich wiedererlebt. Die Geschichte des Elsasses ist die Geschichte von Deutschlands Unglück und Schwäche gewesen. Das deutsche Reich, welches im westphälischen Frieden das Elsaß preisgab, stürzte zusammen, als das Elsaß französische Provinz geworden. Was in anderhalb Jahrhunderten die List und versteckte Gewalt der Könige nicht erreichte, das gelang diesem Machtwort der unverschämt offenen Revolutionsmänner von einem Abend zum andern Morgen; die Trennung des Elsasses vom Deutschland war fertig. Seitdem hatten wir uns in der Hauptsache daran gewöhnt, die Elsässer als das zu betrachten, wozu die Franzosen sie gemacht. Der Verkehr des Elsasses, der bis dahin in seiner natürlichen Richtung über den Rhein nach Deutschland gegangen war, ward fortan gezwungen, in einer künstlichen über die Vogesen nach Frankreich zu gehn. Von der Wiedervereinigung wagte „ein ernster Politiker nicht einmal zu träumen;" und im Herzen des deutschen Volkes lebte nur noch ein dumpfes Gefühl der Ohnmacht — ein gewisses poetisches, aber unklares Sehnen, das nicht frei war von Selbstanklage und Selbstvorwürfen.

Nun auf Einmal sind wir wieder im Elsaß. Was bisher nur poetisches Empfinden gewesen, hat sich in die sehr concreten Ziffern umgesetzt, welche R. Böckh uns in seinem trefflichen Werk über „der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet" gegeben, damit zugleich den Beweis liefernd, daß auch die Zahl sich belebt und beseelt, wenn sie von künstlerisch inspirirten Händen berührt wird. Mit einem Herzen voll Liebe und dem ernsten Willen, alles alte Unrecht wieder gut zu machen, sind wir in das Elsaß zurückgekehrt. Aber was ist im Elsaß vorgegangen in den achtzig Jahren, während wir nicht dort gewesen sind? Es hat ja wohl niemals im Elsaß an Männern gefehlt, deren Herz fortfuhr, die Entfremdung zu beklagen und schmerzlich zu empfinden; die einen Trost und Ersatz darin suchten und fanden, daß sie sich dichtend und forschend mit der Ueberlieferung, Eigenart und Sitte der geliebten Heimath unermüdlich beschäftigten. Ehre diesen Männern, den Herth und Spach, den Chroniſten, den Brüdern Stöber, den Sängern des Elsasses — Ehre ihnen und so manchen anderen Wackren, die sie in ihrem Werk der Liebe, dieser einsamen Arbeit unterstützten, ohne sichtbaren Lohn und ohne Ermunterung von Außen. Denn diese Bestrebungen, wie sie von Einzelnen ausgingen, wurden in Deutschland auch nur von Einzelnen bemerkt. Im Allgemeinen aber wußten wir von dem intimen Leben des Elsasses nicht viel mehr, als was dem irgend einer andern französischen Provinz. Man las von Zeit zu Zeit in den Journalen, welcher Mittel das Kaiserthum sich bediene, um das deutsche Wesen, soviel davon im Elsaß noch übrig, an der Wurzel zu vertilgen; man sah den französischen Firniß — aber von dem, was sich kämpfend oder leidend, Widerstand leistend oder nachgebend darunter bewegte, hatte man nur einen sehr undeutlichen Begriff.

Wir können jetzt mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören. Allein unser Verhältniß zum Elsaß erlaubt uns noch kein unbefangenes und freies Urtheil. Der Eine sieht zu viel, der Andere zu wenig. Der Eine trägt in die Verhältnisse hinein, was er wünscht; der Andere liest heraus, was er fürchtet. Wir stehen den Dingen und Personen noch viel zu subjectiv gegenüber, Jeder mit seiner individuellen Meinung. Aus den Berichten, welche unsere Zeitungen bringen, erhalten wir das Bild des Elsasses, wie es dem deutschen Beobachter, dem Beamten, dem Reisenden erscheint; es sind Stimmungsberichte, in denen für eine gewisse Ueberzeugung plaidirt wird. Allein es giebt ein Elsaß, von welchem bisher viel zu wenig die Rede gewesen und welches wir kennen zu lernen doch vor Allem suchen sollten: es ist das Elsaß, wie es dem Elsässer selbst erscheint!

Dieses „Elsaß der Elsässer" finden wir in einem Buche, welches lange vor den letzten Ereignissen geschrieben worden ist, und dessen Verfasser man nicht in Verdacht haben wird, besondere Sympathien für die deutsche Sache zu hegen. Das Buch heißt: „Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben," und der Verfasser Alexander Weill. Diese „Sittengemälde," welche im Jahre 1847 erschienen sind, haben zu ihrer Zeit ein gewisses Aufsehen gemacht. Heinrich Heine schrieb ein ziemlich überschwängliches Vorwort zu denselben, in welchem er constatirte, daß Weills Freunde versicherten: dieser habe nicht nur die ersten, sondern auch die besten Dorfgeschichten verfaßt. Die Welt scheint anders gedacht zu haben, als Weills Freunde dachten; denn sein Buch sank der Vergessenheit anheim und die von Heine gerühmten Vorzüge sind es nicht, welche uns veranlassen, es derselben zu entziehen. Seine Verdienste liegen auf einem andern Felde und sind von einer Art, daß der Verfasser in der Lage, in der er sich augenblicklich uns gegenüber

Digitized by Google

befindet, sie vielleicht gern negiren möchte, wenn er könnte. Von der künstlerischen Seite betrachtet, sind seine Novellen von keinem besonderen Werth und können auf den Leser, der sich unterhalten will, nur eine mäßige Anziehung ausüben. Desto größer ist ihre Bedeutung in culturhistorischer Hinsicht; sie sind die treuesten Spiegelungen des elsässer Dorflebens, seiner Sitten und Bräuche, seiner Neigungen und Abneigungen. Weill erzählt uns mit der unbefangensten Offenheit Alles, was wir zu erfahren nur wünschen können; er läßt uns in das Herz selbst des Elsasses und der Elsässer blicken. Und wohl war er dazu befähigt. Im Elsaß geboren, verlebte er seine Kindheit und Jugend auf dem Lande und im Dorfe, unter den Leuten, die er schildert. Wenig ausgezeichnet durch die Eigenschaften, die in einem höheren Sinne den Novellisten machen, besitzt er doch in einem außerordentlichen Grade die Gabe der Beobachtung, ein scharfes Auge für die Erscheinungen der Wirklichkeit, die er ebenso in ihrer Totalität, wie in ihren feinsten Zügen klar und deutlich erfaßt. Damit verbindet er eine Kraft der Darstellung, die sich hier auf ihrem eigenen Gebiete nicht selten zu einer wahrhaft poetischen Wirkung erhebt; ein kunstloser, aber höchst ergreifender Naturlaut steht ihm zu Gebote, der überall in seinen Erzählungen, hier und dort, impulsiv hervorbricht. Daher seine Schilderungen der elsässer Landschaft, des Waldes und der Wiese seiner Heimath zu den Schönsten gehören, was man in dieser Gattung sich denken kann; ebenso wie seine Bauern den Eindruck äußerster Natürlichkeit machen, ganz abgesehen von dem Interesse der Handlung, welches in der That ein verschwindendes ist, ein dünner Faden, der die mannigfaltigen Bilder von Land und Leuten nur lose verknüpft. Weill, heute ein Mann von 61 Jahren, siedelte nach Paris über, nachdem er längere Zeit in Deutschland, unter Anderm auch in Berlin, gelebt, dort studirt und für deutsche Zeitungen geschrieben hatte. In Paris wurde er ganz zum Franzosen und unter denen, welche bei Beginn des Krieges am Unwürdigsten gegen Deutschland tobten und hetzten, stand er in erster Reihe. Man kann sich demnach denken, mit welchen Augen er die Zurücknahme des Elsasses durch Deutschland ansieht; allein das berechtigt nur um so mehr, die Documente zu benutzen, die er — Weill contra Weill — uns geliefert hat. Aussagen, die unter solchen Umständen und von einem solchen Munde gemacht worden, sind über allem Zweifel erhaben, sie enthalten die Wahrheit, die ganze, volle Wahrheit, und Nichts als die Wahrheit.

Die Geschichten, welche Weill erzählt, spielen in den letzten Jahren des Julikönigthums und ihr Schauplatz ist die Gegend von Bischweiler, Schirrhofen und Sesenheim, südlich bis Straßburg, nordwestlich bis Zabern sich erstreckend. Die damals lebende Generation hatte noch die Erinnerung an die Revolution, welche das Elsaß französisch gemacht und an das Kaiserreich, welches die Verbindung mit Blut geknüpft und mit Ruhm vergoldet. Es wird sehr wichtig sein, zu hören, welchen Grad von Festigkeit man damals, nach so vielen Jahren und so vielen gemeinschaftlichen Erfahrungen, dieser Verbindung zutraute; was man überhaupt im Volke von den Segnungen des französischen Regiments hielt. Vor Allem charakteristisch und bedeutsam aber ist die Thatsache, daß ein elsässischer Schriftsteller seine Heimath, seine Landsleute schildern will und daß er — ein deutsches Buch schreibt, welches er erst später ins Französische übersetzt.

Es spricht jedenfalls für die gute Natur des elsässer Bauern, daß es dem Napoleonischen Regiment niemals gelang, weder unter dem ersten noch unter dem zweiten Kaiserreich, ihn zu sich herüberzuziehn. Trotz Allem, was Napoleon I. für das Elsaß gethan, dem er seine besten Soldaten und einige seiner ausgezeichnetsten Generale verdankte, hat die Napoleonische Legende doch niemals im Herzen des elsässer Volkes Wurzel fassen können. In der Novelle „Stasi," welche Weill's Buch eröffnet, erzählt Gumper, ein alter Jude aus Sesenheim („dem durch Goethes Liebe classisch gewordenen Dorfe" sagt der Verfasser), der Heldin die Geschichte ihres Vaters, seines Waffenkameraden im italienischen Feldzug. Stasia Vater, aus Sesenheim gebürtig, wie Gumper, war Officier und eines Tages sagte er diesem, seinem treuen Freund und Landsmann: „Gestern ließ mich der General zu sich rufen und fragte mich, ob ich avanciren wolle? Nein, antwortete ich. — Warum ich denn immer gegen ihn frondire, fragte er mich ferner, da ich doch immer so tapfer kämpfe? — Ich sah ihn lange an und fragte ihn meinerseits, ob es wahr sei, was einige Soldaten im Heere munkelten, daß wir einen Tyrannen erziehen? Er erblaßte, schwieg, winkte mir fortzugehen und ich ging. Siehst Du, Bonaparte erblaßte vor mir. Nun bleibt mir nichts übrig, als mich oder ihn zu erschießen." In der nächsten Schlacht suchte Stasis Vater den Tod, aber er ward nur schwer verwundet und Gumper, gleichfalls durch Verstümmelung der rechten Hand kampfunfähig gemacht, rettet ihn. Beide werden verabschiedet und kehren ins Elsaß zurück, Stasis Vater mit einer Pension; „doch diese verdammte Wunde und der Gram, als Napoleon Kaiser wurde, brachten ihn ins Grab."

Aber nicht nur gegen Napoleon, sondern gegen Frankreich überhaupt herrschte damals allgemein im Elsaß das Gefühl des Gegensatzes, das man gegen das dem Wesen nach Fremde hegt. Dieses Gefühl spricht sich überall in Weills Darstellung aus und es bestand, wenn auch vielleicht etwas abgeschwächt, in der Hauptsache noch zu der Zeit, wo wir das Elsaß gewaltsam von Frankreich wieder losrissen. Niemals betrachtete der Elsässer sein Land als einen Theil von Frankreich; die französische Grenze war für ihn da, wo sie heute völkerrechtlich wieder ist: jenseits der Vogesen. Nach Nancy (das er übrigens immer Nanzig nannte und noch nennt) reisen, hieß für ihn: nach Frankreich reisen. „Ich setze voraus," sagt Weill, „daß meine Zuhörer schon etwas von der Zaberer Steig gehört haben, dieser Grenze des Elsasses, allwo auf der Höhe des Steiges, oder besser des zwei Stunden hohen Berges, das Dorf Quatre-Vents liegt," (es ist dasselbe Quatre Vents, welches in den Romanen Erckmann-Chatrians eine so große Rolle spielt) — „wo eigentlich das wahre Frankreich und die französische Sprache anfangen . . . Der Elsässer verläßt diese Stelle nicht, ohne wenigstens das letzte, thränenreiche Lebewohl seinem lieben Vaterlande zugeschickt zu haben." Er kann sich nicht daran gewöhnen, Frankreich als sein rechtes Vaterland anzusehn; er nennt es „Welschland," und wenn er einmal in Zorn und Leidenschaft aufwallt, dann kommt die wahre Meinung zu Tage. „Hab's wol verstanden, welscher Hund," ruft Ambrosi; und Michel, der Maire von Oberschirein, schreit den französischen Lieutenant an: „Geht zum Satan mitsammt dem ganzen Welschland." Es ist umsonst, daß man besonders widersetzliche Gemeinde dadurch zu züchtigen sucht, daß man ihnen, wie z. B. in der Erzählung „Matthisel und Bäbele" einen Stockfranzosen zum Flurschützen bestellt; ebensowenig nützt es der französischen Propaganda, daß sie sich bemüht, die guten, alten, deutschen Ortsnamen des Elsasses in französische zu verwandeln; das Volk nimmt nicht nur keine Notiz davon, sondern versteht sie nicht einmal. — „Marmoutier?" sagte Dina: „wo liegt das?" — Die Mutter wußte auch keinen Bescheid. Man rief den Lehrer im Französischen. Dieser las den Brief und sah gleich, was vorgegangen war. „Das ist Maßmünster," rief er . . „Maßmünster," riefen alle, indem sie die Mäuler aufsperrten. „Maßmünster, bei Zabern, sieben Stunden von hier?"

Aber nicht nur äußerlich besteht dieser Gegensatz, man empfindet ihn auch tief innerlich und er steigert sich nicht selten bis zur Abneigung. Paris gilt dem elsässer Bauernvolke als das große Babel, welches seine jungen und hübschen Mädchen, „les jolies Alsaciennes," verlockt, um sie dann, die „die Verhältnisse nicht klar durchschauen können, ohne Hülfsquellen und der Sprache des Landes unkundig," ein Opfer der Wüstlinge werden zu lassen. Alle raffinirten Bösewichter in Weills Erzählungen sind entweder durch den Aufenthalt in Frankreich corrumpirte Elsässer oder Franzosen. So Marzolf, der einzige Sohn eines der reichsten Bauern im Elsaß. „Er heißt aber nicht mehr Marzolf, Monsieur Marceau läßt er sich nennen, spricht nichts als Französisch und hat auch einen merkwürdigen Stolz." Nachdem er in Nanzig, wohin er geschickt ward, um Französisch zu lernen, ein Mädchen unglücklich gemacht, verführt

Digitized by Google

er, in sein Heimathsdorf zurückgekehrt, Stasi. „Du liebst mich, dachte er, und nun bist du verloren!“ Das ist, in der That, die richtige Pariser Moral! Ein ähnlicher Strolch in der Erzählung „Selmel“ ist der Unterpräfect von Weißenburg, „ein herabgekommener Adeliger, der um die Hand der reichen Müllerstochter warb.“ Diesmal haben wir es mit einem Original-franzosen zu thun. „Wenn ich sie ein wenig zurecht schneiden lasse, dachte er, verdunkelt sie alle Weiber in Weißenburg; le fait est“, murmelte er, „qu'elle a une taille à ravir; c'est un beau corps de femme; allons, je l'emanciperai et je l'épouserai.“ Wie sehr von dieser widerlichen Lüsternheit hebt sich das kernhafte, tüchtige Wesen der elsässer Bauernburschen ab, die Weiß so glücklich und mit so großer Vorliebe schildert! Da fühlen wir gleich, das ist Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein. Alles dagegen, was an französische Bildung streift, ist in den Augen des elsässer Bauern der erste Schritt zum Verderben. „Leider nimmt die Tugend und die Wahrheit nicht mit der Bevölkerung zu,“ heißt es in der Erzählung „Udilie und Gertrude;“ — „man fühlte schon das Bedürfniß eines französischen und eines Tanzlehrers im Dorfe.“ Tanzen lernen und Französisch lernen steht bei diesen guten Elsässern ungefähr auf einer Stufe, wie denn sogar ein neuerer französischer Schriftsteller selbst eingestanden hat: daß die Erziehung der Pariser meistens im Tanzsaal geschehe. Nicht viel mehr hält der elsässer Bauer von der Lectüre französischer Bücher; das Einzige, was man nach seiner Meinung aus denselben lernen kann, sind Dinge, die man sich besser aus dem Kopf schlüge. — „Liebe Gertrude,“ sagte endlich Udilie, „ich weiß eigentlich nicht, was Liebe ist; nur seitdem ich Französisch lerne, giebt mir mein Lehrer dann und wann ein Buch, wo die Liebe geschildert wird.“

Es ist übrigens unter der französischen Herrschaft dafür gesorgt gewesen, daß sie nicht allzuviel lasen, weder französisch noch deutsch. Die meisten der hübschen Bauermädchen, deren rührende Herzensgeschichten uns Weill erzählt, können weder lesen noch schreiben, nicht einmal ihre Liebesbriefe; gewöhnlich besorgt ihnen eine jüdische Freundin und Vertraute diese Correspondenz. Wo aber doch gelesen wird in den elsässischen Bauernhäusern, da ist es der deutsche Katechismus, die Luther'sche Bibel, der Kalender, vor Allem der hinkende Bote, der wie bei unsern Bauern, neben dem Jesusbild an der Wand hängt.

Als das wirksamste Mittel, die elsässer Bauerburschen zu Franzosen zu machen, hat immer die Recrutirung gegolten. Soldat werden und französisch werden war bei ihnen dasselbe. „Jetzt Elly,“ rief Ambrosi ihr zu, „jetzt ist Alles aus, jetzt muß ich fort, jetzt muß ich Soldat, jetzt muß ich Franzose werden.“ Man weiß, daß im Elsaß wie in ganz Frankreich die Conscription mit Nummerziehung galt; und die Conscription passiren hieß: spielen. „So ein Volksausdruck drückt gleich einem Gesetz den wahren Stempel auf,“ bemerkt Weill dazu. Gern ist der Elsässer niemals Soldat geworden. „Mode ist's, daß man sich einen Strauß an die Mütze bindet und lärmt und schreit, aber im Herzen ist Alles düster und traurig.“ Wir wollen nun zwar auch nicht behaupten, daß unsere jungen Leute sich besonders glücklich fühlen, wenn sie Haus und Eltern verlassen müssen; allein sie thun ihre Pflicht gegen das Vaterland mit dem vollen Bewußtsein derselben und durch sie gehoben. Wie konnte das der elsässer Bauer, der Frankreich gar nicht einmal für sein rechtes Vaterland hielt? Er sah daher die ganze Sache wie ein Hazard an; hatte er eine hohe Nummer gezogen, die ihn freimachte, so hatte er gewonnen, im andern Falle hatte er verspielt; und der Liebhaber Frohnis rust sogar aus: „laß mich nur einmal gespielt haben, und den Welschen entronnen sein!“ Wenn sie nun in der französischen Armee dienten, so war es den Elsässern beim Avancement hinderlich, daß sie kein Französisch verstanden. „Obschon ein vortrefflicher Schütze und oft als einer der tapfersten Soldaten in den Bülletins erwähnt, konnte er es nur bis zum Sergeant bringen, weil er erst Französisch lernen mußte,“ heißt es von einem dieser elsässer Soldaten, nachdem er bereits fünf Jahre in Africa gegen die Beduinen zu Felde gelegen. Da, wo man tapfre Leute brauchte, stellte man die Elsässer immer voran; und wenn sie dann nach langem Kriegsdienst in die Heimath zurückkehrten, so hatten sie ihr Deutsch halb vergessen, ohne das Französische recht gelernt zu haben. Ein ergötzliches Beispiel dieser letzteren Sorte ist der Nachtwächter Michel. „Wenn man auch so lange gedient hat, wie ich,“ sagte er auf Französisch. Man heißt ihn Eins trinken und dann eins seiner Liedchen singen. „Michel ließ sich nicht lange bitten. Erst brachte er einen Toast à la santé de toute la compagnie und dann fing er an: “C'est l'amour, l'amour, l'amour, l'amour . . .“ „Nun genug amour,“ unterbrach man ihn. — „Nein, pardon. Man hat nie genug amour; c'est l'amour, l'amour, qui fait le monde à la ronde, à la ronde, hören Sie, à la ronde, et chaque jour à son tour, le monde fait l'amour, le monde fait l'amour. Oui, tout le monde aime l'amour. Und nun genug, im Namen des Gesetzes entferne ich mich — ich muß bald die Zehne blasen. Meine Herren und Damen, à revoir!“

Weiter, als bis zu einem solchen Sprachgemengsel brachte es im Allgemeinen der biedere Landmann im Elsaß nicht. „Er war mager,“ bemerkt Weill von seinem Mathisel, „und liebte vor Allen die Dicken, où il y a du flottage, wie er zu sagen pflegte, wenn er sein französisches Kauderwelsch an den Mann bringen wollte.“ Ueberhaupt war bis vor zwanzig Jahren die Kenntniß der französischen Sprache im Elsaß noch viel weniger verbreitet, als sie es, dank dem aggressiven Vorgehn des zweiten Kaiserreichs, namentlich in der Schule, heute ist. Von all' den sehr zahlreichen und verschiedenartigen Personen, die in Weills Erzählungen auftreten, versteht kaum Einer, ja nicht einmal der Maire von Scherein, ein Wort Französisch. „Die Menschen verachte ich,“ sagt in der Erzählung: „der Bettler und sein Kind,“ der alte Dollinger, „und vor Gott brauche ich keinen Dolmetscher, der versteht deutsch.“ Weill tadelt es bitter, daß die Deutschen (im Elsaß und anderswo!) sich für gebildet halten, wenn sie ein wenig französisch radebrechen, als wäre man in der Bildung fortgeschritten, wenn man statt: Mutter, gieb mir ein Stückchen Brod, sagen kann: maman, donnez-moi un morceau de pain. „Der Elsässer ist und bleibt ein Deutscher; und wenn er noch so sehr französirt ist, flucht und liebt er auf Deutsch.“ Für Beides bleibt Weill uns den Beweis nicht schuldig. Flüche von einer kräftigeren Natur hörten wir niemals aus dem Mund eines preußischen Corporals; diese „Himmelhagelbonnerwetter“ und „zehntausendfachen Hagelblitz- und Kreuzbonnerwetter“ zu hören, macht Einem ordentlich das deutsche Herz im Leibe lachen.

Bei jedem Anlaß kommt die deutsche Natur des Elsässers zum Vorschein; so z. B. als die Auswanderungen nach America begannen. „Daß die Elsässer,“ sagt Weill, „die Auswanderungssucht zugleich mit den Deutschen hatten, beweist unwiderleglich, daß sie noch ganz deutsch sind, und nicht das mindeste von der französischen Nationalität geerbt haben.“ Auch in ihrem Aeußern sind die Elsässer ganz deutsch; „er hatte weißblondes Haar,“ schildert Weill einen kleinen Bauernburschen, „wie fast alle elsässer Kinder, das Zeichen ihres deutschen Urstamms.“ Und wie das Haar und das Herz, ist — Gott sei Dank — bis zu dieser Stunde auch der Charakter der Elsässer durch und durch deutsch geblieben. „Ein Franzose würde darüber lachen, dem süßesten Reiz eines schönen Mädchens für den Augenblick zu entsagen, und Alles der Zukunft anheimzustellen. Das ihm angeborene praktische Gefühl, das die sichere Gegenwart der zweifelvollen Zukunft vorzieht, sträubt sich gegen eine solche Beherrschung. Leider ist dieses Gefühl im Elsaß auch hier und da schon heimisch geworden; indeß tritt doch die alte deutsche Gemüthsart noch kräftig hervor, und es giebt Burschen dort, die einen wahrhaft großen Charakter entwickeln, Burschen, wie sie in dem civilisirten Deutschland gar nicht mehr vorkommen: frank und frei, grade heraus, ein Wort ein Mann, und ehrenhaft bis auf die Knochen.“

Manches mag anders geworden sein in den fünfundzwanzig Jahren, seit Weill seine Geschichten geschrieben; äußer-

Digitized by Google

lich mag gallisches Wesen einige Fortschritte gemacht haben: allein unverkehrt ist dieser Grundzug des Charakters, den man wie das innerste Mark der Eichen von hundertjährigem Wuchs so leicht nicht trifft; diese Tüchtigkeit echt germanischer Zucht und Sitte, die den Elsässer mit uns Deutschen unauflöslich verbindet und von Allem, was französisch heißt, unwiderruflich trennt. Die Generation, welche jetzt lebt, es sind die Kinder, die Söhne und die Töchter derjenigen, die in Weills Erzählungen so ehrenhaft deutsch geliebt und so herzhaft deutsch geflucht haben. Es ist uns nicht bange davor, daß sie sich mit uns befreunden werden; wir verstehen einander und werden uns am letzten Ende wohl auch verständigen. „Wer möchte wohl," sagt am Schluß seiner eben erschienenen trefflichen, kleinen Schrift: „Die Elsässer und die Lothringer," ein erfahrener Verwaltungsmann, der Regierungsrath von Briesen, der die thatsächlichen Verhältnisse in amtlicher Stellung kennen gelernt, „wer möchte wohl an dem endlichen Erfolge verzweifeln, und nicht vielmehr schon heute die Ueberzeugung theilen, daß die deutschen Elsässer und Lothringer unsere Geduld auf eine allzulange Probe nicht stellen und in bei Weitem kürzerer Zeit wieder gute Deutsche sein werden, als die früheren Eroberer verwenden mußten, um sie zu den Pseudo-Franzosen zu machen, als welche wir sie gefunden haben."

Julius Rodenberg.

Ueber moderne Lyrik.

Ueber moderne Lyrik schreiben, heißt geradezu über moderne Dichtung überhaupt schreiben. Mehr als je ist die Lyrik die Kundgebung der Zeitstimmung geworden; in ihr offenbart sich das Gemüth des Volkes, das Ringen der Geister vor allen andern Dichtungsgrten. Ihre Mittel sind die einfachsten, ihr Weg zum Verständniß ist der geradeste. Schafft nämlich jede Kunst nicht allein schon durch sich selbst als schöne Form das Erhabene in den Seelen, so bedarf sie doch vorzugsweise jener Ideen, welche die Menschen veredeln, und diese sprechen sich am unmittelbarsten durch die Lyrik aus. Aber auch in der That hat sie sich von allen anderen Dichtungsgattungen am reinsten und mächtigsten erhalten. Während die Poesie vom Drama auf der Bühne so gut wie ausgeschlossen ist, und nur die und da noch als seltenes Schaustück staunenden Zuhörerschaft vorgeführt wird, während das Epos, wie man uns sagt, im Roman aufgegangen ist, hat die Lyrik nicht nur sich erhalten, sondern ihr Gebiet in der Richtung verwandter Künste, der Plastik, Malerei und Musik erweitert. Sie, das erstgeborene und zugleich jüngste Kind der Poesie, ist doch immer wieder gesucht. Wenn auch jährlich die Schaar Unfeliger, die sich an ihr versündigen, ein kritischer Charon mit unerbittlichem Ruder in die Nacht der Vergessenheit hinabpeitscht, sie selbst findet immer noch einen Winkel, der ihr willig eingeräumt wird, den ihr gottbegnadetes Leuchten durchschimmert. Ja, es giebt noch großmüthige Verleger, die einen Band Gedichte herauszugeben wagen, noch giebt es Zeitschriften, die ein bescheidenes Plätzchen für ein schüchternes Gedicht übrig haben; und stolz und ungedemüthigt wandelt die lyrische Muse durch die Zeitgenossen, ihr Auge leuchtet noch in ungebrochenem Muthe und die Röthe ihrer Wangen ist noch keine krankhafte Fieberglnth, es ist noch das Roth der Jugend und Gesundheit. Der Zweck des Liedes ist die Liebe, singt ein orientalischer Dichter, und ich denke, er hat Recht. Die Liebe zur Menschheit, zum Vaterlande die Liebe zur Freiheit, zur Natur, zum Weibe, zu jeder Erscheinung des Lebens ist diejenige Macht, welche das Lied hervorruft. Das echte Lied muß eine in uns schlummernde Empfindung, ein Ungeahntes, Neues offenbaren, ein Mysterium des Herzens enthüllen, sonst ist es ohne Reiz, mag die Form noch so correct und bestechend sein. Von der Form selbst ist zu verlangen, daß sich Bild und Gedanke vollständig decken. Da darf nichts abfallen, nichts graß erscheinen; ein urtheilendes Gehör wird denjenigen Ton treffen, der dem Inhalte des ganzen Gedichtes entspricht. Es ist oben gesagt worden, daß die lyrische Dichtung ihr Gebiet nach der Richtung der Plastik, Malerei und Musik erweitert habe. Das führt uns auf diejenigen Dichter, von welchen die moderne Poesie eigentlich ausgeht. Wenn Platen und nach ihm Herwegh das plastische Vorwiegen bedeuten, so haben Freiligrath, Anastasius Grün, Karl Beck, Strachwitz die malerische Seite, Uhland, Heine, Mörike die musikalische hinzugefügt. Rückert dürfte mit diesen Dichtern zugleich die Virtuosität repräsentiren — und nachdem sich gerade in Beziehung auf letztere zwischen Musik und Dichtung eine Art Widerspanntigkeit geltend gemacht hatte, so hat man neuerdings angefangen, auch inhaltvollere Lieder zur Compositionen zu wählen, und es gewagt, die farben- und gedankenreichen Worte wetteifernd zu begleiten, wie denn auch die Illustrationen zu Dichterwerken von Jahr zu Jahr reichhaltiger erschienen, — ein Beweis daß das Evangelium der weltlichen Schönheit trotz aller Gegenströmungen doch unaufhaltsam neue Jünger wirbt und daß die moderne Weltanschauung in ihr Recht tritt.

Entspricht nun die moderne Lyrik den Anforderungen, welche die Höhe der Gegenwart an sie stellen kann? Ich glaube, ja! — Sie hat vollthümlichen Klang, unsere Literatur einigt sich wieder mit dem Volksbewußtsein durch das Bindemittel der allseitig zunehmenden Volksbildung; und diese Vermittelung zu fördern, wäre vorzüglich die Aufgabe der Kritik.

Wir gehen den entgegengesetzten Weg der Literaturen des Alterthums und des Mittelalters, die, vom Volk ausgehend, dort im Gelehrtenthum, dort in den Klöstern und an den Höfen ihrem Ursprung entfremdet, erstarrten. Die neue Dichtung hat alles blos Lehrhafte, Langweilige, blos Beschreibende, alles Süßlichschäferliche von sich gewiesen. Die Folge hievon ist jene schöne Harmonie, welche die Fülle und Lust des Lebens erfaßt, aber auch den Abgrund erhellt, die tiefe Nacht der Leiden, welche das irdische Dasein umgiebt. Der Charakter dieser Poesie ist die volle Freiheit des subjectiven Geistes, das denkende Gefühl, das fühlende Denken. Man wird nicht im Zweifel darüber sein, daß es eines hohen Grades innerster Erregung bedarf, einer intensivsten Empfindung, bis der Schmerz melodisch wird, bis das wogende Blut im Gehirn jenen Niederschlag von Gedanken, Bildern und Tönen erweckt, welche das Gedicht ausmachen. So wird die stolze Ruhe des Classicismus mit warmem Herzensblut durchdrungen, die Romantik aus ihrem betäubenden Traum- und Blumenleben erlöst, die wirkliche Welt mit deren Zauber mehr geschmückt, als gefangen. Wir sind mit dem wunderbaren Wesen der gläubigen Jahrhunderte vertraute geworden, und unter dem stolzen Marmor der antiken Dichtung haben wir ein verwandtes Fibriren des Herzens gefunden. Die Naturdichtung ist nicht eine blos descriptive mehr, die Stimmung der Menschen findet Abbild und Wiederhall in der umgebenden Natur und diese zeigt Leidenschaft, ruheloses Sehnen und dämonische Zerstörungslust wie in einem magischen Spiegel dem Innern beseelter Organismen.

So sind wir einer Art schwebender, freigewordener Mythenbildung wieder näher gerückt; es hat sich eine Art allgemeinen poetischen Ueberreinkommens gebildet, die ihre Wurzel allein in der dichterischen Anschauung unserer Zeit hat. Wer verstände sonst die ganze Schönheit des Heine'schen: „Ein Fichtenbaum steht einsam" oder wüßte aus Göthes Ballade vom Fischer noch mehr als den himmlischen Wohllaug herauszufühlen? War es doch der modernen Poesie gegönnt und vorbehalten, das geistige Streben der vergangenen Jahrhunderte, den Gehalt geschichtlicher Epochen, wie in ihr eigenes Bewußtsein zu nehmen und bald chorartig die Wandlungen der Menschheit zu begleiten, bald in einzelnen Thaten und Helden zur Anschauung zu bringen. Dazu hatten wir die Vorbereitung in unserer Philosophie, in dem Verständniß der Literatur aller Völker, in der Kraft und Biegsamkeit unserer eigenen Sprache. Im Lied sind wir die Ersten; kein Volk hat so innige Lieder, wie das deutsche. Für die Naivetät des alten Volkstones entschädigt uns Neurere die

Digitized by Google

Tiefe der Leidenschaft, die Errungenschaft der Bildung, so daß wir sagen können, jene frische Waldquelle sprudelt darum nicht weniger weil sie in krystallenen Schalen aufgefaßt wird. Diese wohlthuende Naturfrische des Gemüths weht uns ganz besonders aus den Liedern von Theodor Storm entgegen. Ich nenne nur die schönen Gedichte — „Hyazinthe", „Frauenhand", „Die Zeit ist hin" — „Wohl rief ich sanft dich an mein Herz" — u. a. m. Fremdartigeren Horizontes, gleich ansprechend blicken die Gedichte von Schack uns an mit ihrem melancholischen weltweisen Ernst: „Aus Sicilien", „An den Abendstern", „Die Lieder der Trauer" zeugen dafür. Anreihend möchte ich an mehrere Lieder von Karl Beck, Alfred Meißner erinnern, an die schönen Strophen von Julius Große „Die Nächte stürmen, doch die Seele singt", an Paul Heyses „Lied von Sorrent" im ersten Theil seiner Werke, die so viel Vollendetes enthalten. In der vor einigen Jahren unter dem Titel „Münchener Dichterbuch" erschienenen Sammlung erregten die Beiträge von Hans Hopfen besonderes Aufsehen; Vieles, was seither von ihm erschienen, bestätigte das feinfühlende und reiche Talent. Zu gleicher Richtung Anmuthiges mit dem Kraftvollen vereinend, von reiner Form und bedeutendem Gehalte bieten „Sinnen und Minnen" von Hamerling und die Gedichte von J. Rodenberg, Hermann Oelschläger, Leuthold, Wilhelm Hertz, Oscar Horn.

Die neuesten, wenn auch unter sich durchaus verschiedenen Erscheinungen schließen sich diesen an, ein Bändchen „Romanzen und Balladen" von Ferdinand Meyer und das „Lied vom neuen Tannhäuser". Während in jenem eine gehaltene Stimmung, eine reife Weltanschauung sich kund giebt, quillt im „Tannhäuser" die üppigste Lebenslust und sprudelnde Formenfülle. Hier sei auch noch der Gedichte von Martin Greif erwähnt, die von einem rastlosen Talent zeugend, Einzelnes mit viel Glück und in sinniger Weise Gelungenes bringen. Um die Ereignisse der Zeit wissen Ritterhaus und Albert Träger, stets gerüstet, bald streitbare Klänge zu härten, bald festliche, bald Trauerkränze zu winden.

Eine gewaltige Unterbrechung erfuhr die bisherige Strömung durch die Kriegsereignisse; die Sänger bildeten eine Phalanx unter dem Banner der „Lieder zu Schutz und Trutz". Ein ganzes Heer schlachtmuthiger, zornsprühender Gesänge trat klirrend unter Waffen. Am berühmtesten sind davon Geibels „Heroldsrufe" und das Lied „Von dem neuen deutschen Reich" von Oscar v. Redwitz geworden. Hervorzuheben sind besonders Freiligraths kraftvolles: „Hurrah Germania!" und sein „An Wolfgang im Felde", woraus die echte Dichterseele spricht; ferner ein Lied von Rudolf Gottschall, in welchem die aufopfernde Thätigkeit der unter dem rothen Kreuz Hülfreichen gefeiert wird. In Geibels „Heroldsrufen" hat, wie der Dichter selbst seine stets reichhaltiger und tiefer sich entfaltende Lyrik damit krönte, auch die patriotische ihren mächtigsten, vollsten Ton gefunden. Wir dürfen aber auch aus jenen Heldentagen erwarten, daß Lieder vom Volke selbst ausgehen und gesungen werden. Damals als das römische Weltreich in Trümmer ging, brach das religiöse Lied aus dem Granite der lateinischen Sprache wie eine wunderbare Blume hervor, und es zitterten darin die weltüberwindenden Laute todesmuthiger Herzen, die erschütternden Beheklagen über den Fall der Dinge „Dies irae, dies illa . . .

Jahrhunderte darnach drang mit gleicher Gewalt und Tiefe das „Ein feste Burg ist unser Gott" aus dem Dunkel der Kirche auf das Schlachtfeld der Reformation und hallte glaubensmächtig in den treuen Schwertern wieder, welche sich für die Befreiung des Gedankens erhoben hatten. Wird ein drittes Mal eine ähnliche Gewalt der Lieder aus den Seelen hervorbrechen und von Volk zu Volk in gleicher Begeisterung das Ideal großer, noch größerer, alle Verhältnisse der Gesellschaft ändernden Umwälzungen feiern? — Was aber auch immer die Zukunft bringe, Eines können wir nicht verleugnen: daß wir Epigonen sind. Die Mittel, durch welche wir das Schönste, Großartigste hervorbringen, wir verdanken sie Vorbildern, denjenigen uns vorangegangenen Größen, welche die Sprache zu der Vollkommenheit hoben, auf welcher wir sie vorfinden, wie sie sich uns darbeut, worüber wir nicht hinauskommen. Das jedoch dürfen wir uns mit redlichem Muthe eingestehen: daß wir das ererbte Gut nicht brach ließen, daß wir die Schätze vermehrten, die auf uns kamen, und in Form sowohl, als auch dem Inhalte nach den Kreis der realistischen, an's Leben sich haltenden Dichtung weiter gebracht haben, als dieser vor zwei oder vier Jahrzehnten stand.

Hermann Lingg.

Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren.

Jedes fühlende Herz empfindet große Freude, wenn es irgendwo ein Talent entdeckt, das, dem stillen Veilchen gleich, im Verborgenen blüht. Man fühlt sich stolz und gehoben, und wenn dies eine Schwäche ist, so ist sie zum mindesten verzeihlich. Auch die großen Männer wissen sich nicht frei davon. Berthold Auerbach ist gewiß der bescheidenste Dichter; er läßt sich, so glaube ich, selbst eine scharfe Kritik seiner Werke gern gefallen. Wer ihm aber den Ruhm streitig machen wollte, die Bedeutung Otto Ludwigs zuerst erkannt und noch einige andere Talente durch väterliche Ermahnung und freundschaftlichen Rath gefördert zu haben, der hätte es sicherlich mit ihm gründlich verdorben. Laube wäre gar nicht ungehalten darüber, wenn ein schonungsloser Kritiker seine „Karlsschüler", seinen „Essex" und „Demetrius" in den Staub ziehen wollte; aber wehe dem Unglücklichen, der sich unterstände, seine Entdeckung der Lewinsky, Sonnenthal, Dawison u. s. w. zu bemängeln! Er würde einigen unangenehmen Auseinandersetzungen mit dem zum Entzücken gar kurz angebundenen Director des Wiener Stadttheaters nicht entgehen. Ebenso ist es eine Thatsache, daß der älteste und noch immer geistreichste Feuilletonist des Continents, daß Jules Janin sich auf seine lustigsten und gehaltvollsten Aufsätze viel weniger einbildet, als auf seinen Scharfblick, der ihn in der kleinen, engbrüstigen, incorrect sprechenden sechsten Liebhaberin des Gymnase-Theaters die große leidenschaftliche Rachel erkennen ließ.

Was man bei diesen großen Männern erklärlich und berechtigt findet, das wird man dem Nichtgroßen erst recht nachsichtig zugestehen, und deshalb wird man auch mir den Stolz, welcher meine Brust weitet, ein solches verborgenes Talent aufgefunden zu haben, nicht verargen wollen. Ja, ich glaube, mir ist der große Wurf gelungen; wenn mich nicht alles täuscht, so habe ich in der dunkeln Nacht unserer Zeitdichtung einen helleuchtenden Stern entdeckt. Ich erwarte dafür den Dank der Nation.

Es ist eine oft ausgesprochene, oft beklagte Thatsache, daß — mit einigen wenigen Ausnahmen (Geibels „Heroldsrufe", Freiligraths Gedichte ꝛc.) — die Kriegslyrik der letzten Jahre die Höhe der Ereignisse nicht vollständig erreicht hat; man könnte vielleicht sogar im Allgemeinen die vermessene Behauptung aufstellen: daß diese Kriegslyrik recht weit hinter den begeisterten Thaten zurückgeblieben ist. Ich habe mich nie des Verdachtes erwehren können, daß eine von französischen Agenten angezettelte, weitverzweigte Verschwörung unter unseren Kriegsdichtern bestände, welche darauf abzielte, durch schlechte Verse die Begeisterung im Volke zu ersticken, die Geschichte zu fälschen und vor der Nachwelt die großen Ereignisse zu albernen Zerrbildern zu travestiren. „Was zu humm ist, um gesprochen zu werden, das wird in Musik gesetzt," sagt Beaumarchais, der Richard Wagner noch nicht kannte; mit derselben, mein, mit mehr Berechtigung durften wir während des Krieges behaupten: was nicht der Mühe verlohnt, in Prosa gesagt zu werden, das wird in Vers und Reim gebracht. Niemals ist ungereimteres Zeug gereimt worden, als zur Zeit des letzten Krieges. Ich erinnere an das schöne Gedicht, welches mit den Worten begann:

„Soll ich hier in Ruhe sitzen,
Während meine Brüder schwitzen?"

— eine wohl aufzuwerfende Frage, welche die Dichterin — es war eine Dame — natürlich verneinte, um aus der Verneinung die Berechtigung zu ihrem unerlaubten Umgang mit Apoll herzuleiten.

Digitized by Google

Ich bemerke, daß ich vor lauter Einleitung gar nicht zur Sache komme. Weß das Herz voll ist —! Also: ich habe einen Dichter entdeckt und noch dazu einen Kriegdichter. Er heißt Herr Adolf Exßelein. Merke dir den Namen, jüngeres Geschlecht. Auf ihn wage ich die Worte anzuwenden, welche ein patriotischer Waffenschmied aus Solingen auf den Ehrendegen setzte, den er vor einigen Jahren dem kaiserlichen Prinzen von Frankreich zu überreichen die seltene Ehre hatte: „on parlera de sa gloire."

Herr Adolf Exßelein hat sich die rühmliche Aufgabe gestellt, während des Krieges alle auf die Vorgänge in Frankreich bezüglichen Telegramme, Correspondenzen und Vermischte Nachrichten, welche er in seiner Zeitung fand, zu versificiren. Aus diesem sinnigen Zeitvertreib ist denn ein Band von einhundert und dreiundsechzig, zum Theil sehr umfangreichen Gedichten entstanden, welche eine in ihrer Art einzige gereimte Kriegschronik von seltener Anmuth bilden.*)

Exßelein — ich lasse das förmliche „Herr" bei Seite, ich sage auch nicht Herr Homer oder Herr Shakespeare — Exßelein kündigt sein Vorhaben auf der ersten Seite des allen äußeren Schmuck verschmähenden Büchleins, wie folgt, an:

„Dieser Jahre kriegsbewegtes Leben
Wird gewiß viel Stoff zu Schriften geben,
Wie es manche schon erzeuget hat.
Darum mög' auch mir gestattet werden,
Was die Kriegsgeschichten uns gewährten,
Darzulegen in der Verse That.

„Da nicht bloß die blut'gen Waffenthaten
Zur Lectüre Jedermann einladen,
Schlingt sich mancher darum auch Poesie —
Drum möcht' ich dem grausen Kriegeslieben
Etwas Lichtes auch durch diese geben,
Was ja stets den Zweck verfehlte nie."

Sehr wahr! Es verfehlte stets nie den Zweck, etwas Lichtes zu geben, und deshalb geht's nun los „in der Verse That."

Ich überspringe die ersten zwei Bogen, welche mancherlei Schönes und Originelles enthalten, um auf S. 33 bei dem der Mitrailleuse geweihten Poem einen Augenblick zu verweilen:

„So haben wir es denn errungen,
Das mörderische Instrument,
Aus dessen Rachen ist gedrungen,
Was einen Menschenwerth verhöhnt —"

ruft der Dichter begeistert aus und er sagt, unter richtiger Würdigung der einschlagenden Verhältnisse:

„Wer es auch ist, der sie erfunden, —
Dem Herzen macht sie keine Ehr';
Wird auch dem Geist ein Kranz gewunden,
Die Liebes-Weihe fehlt ihm sehr."

Ist ja auch ganz richtig. Wer da glaubt, daß die Mitrailleuse ein Ding sei, das sich als Ausdruck der Zärtlichkeit etwa zu Brautgeschenken eigene, der befindet sich in einem bedenklichen Irrthume. Es ist gar nicht schön, ein Instrument zu erfinden, das möglichst viel Menschen um's Leben bringt; das macht dem Herzen keine Ehre und die Liebes-Weihe fehlt ihm sehr.

Von historischem Interesse ist die Bemerkung, welche Exßelein in dem Gedichte: „Wilhelmshöhe — Eine Geisterstimme" macht (S. 36):

„Die Läden sind geschlossen,
Versperrt sind Thür und Thor;
Die sonst hier Lust genossen
Steh'n längst nicht mehr davor."

— woraus hervorzugehen scheint, daß die Schildwachen auf Wilhelmshöhe sich in der guten alten Zeit vortrefflich unterhalten haben müssen.

Von unangreifbarer Logik und packender Form sind die Sentenzen des Dichters. Wenn er z. B. auf S. 65. sagt:

„Die Flucht bringt ja dem Ruhme nicht Gewinn —"

oder:

„Sie zieht es vor, die Freiheit mehr zu lieben,
Als schnöder Willkür sich zu geben hin;"

wenn er auf S. 68., das große Wort spricht:

„Die Wunden, die nicht heilen,
Wie Hand- und Bein-Verlust,
Die können nicht ertheilen
Fortan der Thaten Lust."

— wer könnte ihm da wohl widersprechen? Exßelein hat Recht und immer Recht. Er steht auf festem Boden und er fühlt sich sicher. Man höre nur, wie er die Turcos anfährt (S. 71 und 72).

„Warum doch, o ihr wilden Horden,
Verließet ihr eu'r Afrika!
Seid wirklich ihr besetzligt worden,
Daß uns das Unheil wäre nah'?

„O wär' ihr nie zu uns gekommen
Mit des Banditen Blutbegier —
Es wär' viel Leid nicht aufgekommen,
Und mancher wandelte noch hier!

„Gleich Höllengeister kommt geschlichen
Ihr hinter dem Versteck hervor;
Im Nu ist dann ein Mensch verblichen,
Eh' er sich konnte sehen vor."

Das ist die wahre Volkspoesie! Das ist in edler Form der rührende Gedanke: die verwünschten Kerle schießen drauf los, ohne sich darum zu kümmern, ob Leute da stehen. Und die Folge dieses Gebarens? Im Nu ist ein Mensch verblichen, ehe er sich noch vorsehen konnte! Aber die Strafe dafür soll nicht ausbleiben. Der Poet droht diesen bitterbösen Turcos mit schrecklicher Vergeltung:

„Euch sollte man mit jenem Kaiser,
Der euch zum Menschenmord berief,
Einsperr'n in einen jener Häuser,
Woraus kein Mensch jemals entlief."

Was mag das für ein Haus wohl sein? Eines jener Häuser? Ohne den beruhigenden Zusatz „Woraus kein Mensch jemals entlief" würde meine Phantasie, ich kann es nicht verhehlen, auf Abwege gerathen sein. Aber das ist ja gerade der Zauber der Dichtung, daß sie die Stimmung erweckt, ohne die Dinge bei ihren häßlichen Namen zu nennen, daß sie der Einbildungskraft einen weiten Tummelplatz erschließt und es mit einer zarten Andeutung sich genügen lassen darf.

Von ergreifender Tragik und nicht ohne sarkastischen Beigeschmack ist die Schilderung von „Paris in der Belagerung."

„Ach, nicht einmal die Grenze überschreiten
Aus deiner Räume weiten, hohlen Beust
Darf der Franzose, um sich zu bereiten
Von außen der Erholung schwache Lust.

„Ja, Alle müssen fortan drinnen bleiben,
Sie rennen wie Gespenster hin und her;
Womit auch wollen sie die Zeit vertreiben,
Sie liegt auf ihnen ja so hart, so schwer!

„Das Amt der Polizei ist aufgehoben,
Es schleicht sich kein Agent von ihr heran —
Wenn von Getränken geistig hochgehoben,
Der Bagabund durchschreitet seine Bahn.

Ein gemeiner Dichter würde sagen „von geistigen Getränken;" Exßelein sagt besser: „von Getränken geistig hochgehoben." Und um nicht etwa den Glauben aufkommen zu lassen, daß der Betreffende geistig zu hoch gehoben werde, beruhigt der Dichter seinen Leser gleich mit dem Worte: „Der Bagabund durchschreitet seine Bahn;" woraus zu ersehen, daß der Bagabund, wenn er auch gehoben wird, doch den Boden nicht gänzlich unter den Füßen verliert.

Derselben trauervollen Stimmung begegnen wir in dem folgenden, „Châlons" überschriebenen Gedichte. Exßelein wirft einen wehmüthigen Rückblick auf das Châlons unter dem Kaiserreich, wo „das kaiserlich Gestüte in lustigen Manövern glücklich sprang," und vergleicht mit diesem Châlons von gestern das von heute:

*) Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren 1870/71 von Adolf Exßelein. Nürnberg. Heinr. Schrags Hofbuchhandlung. 1871.

Digitized by Google

„Da grafet nun so einsam und verlassen
Nur hie und da noch ein derartig Thier;
Die andern haben auch Châlons verlassen
Für sie war es ja auch so traurig hier!"

In wohlthuendem Gegensatze zu dieser Elegie steht der kernige Humor unseres Volksdichters. Wie neckisch, wenn er z. B. (S. 133) den Pariser Luftballon besingt:

„Doch wenn ich erst ins Wasser fall' —
Das ist für mich der schlimmste Fall,
Denn Alles geht mit mir zu Grund,
Die Menschen und das Kunterbunt."

Es ist der höhere Reinfall, wie man in Berlin sagt.

An die besten Muster volksthümlicher Dichtung, namentlich an des Münchener Wilhelm Busch herrliche Strophen:

„Nein, sprach sie, er ist doch nicht gut,
Weil er mir was zu Leide thut."

erinnert die Epopöe „aus dem Leben eines Gefangenen" (S. 169 und ff.), da heißt es:

„So wuchs er denn in Lastern auf,
Fortwährend auf der Straße,
Die bot genug im Tageslauf
Der schlimmen Menschenclasse.
Und durch den Trunk ward er in Rausch
Fast täglich eingehüllet."

Wenngleich ich vermuthen darf, daß sich nach den mitgetheilten Proben die Leser von dem Werthe des Dichters schon eine klare Vorstellung zu machen im Stande sind, so will ich, um denselben über alle Anfechtung festzustellen, hier das bekannte kritische Mittel der Vergleichung anwenden.

Man wird sich erinnern, daß Ferdinand Freiligrath in dem ergreifenden Bericht des Grafen Schmettow, der die Magdeburgischen Cürassiere vor Vionville commandirte, die Anregung zu einem der schönsten Gedichte aus dem Kriegsjahre fand. Schmettow heißt den Trompeter zum Sammeln blasen, und der Trompeter gehorcht:

Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein
Da, — die muthig mit schmetternden Grimme
Uns gestürzt in den herrlichen Kampf hinein,
Die Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Scheri voll Schmerz,
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchschossen ihr Erz, —
Um die Todten klagte die Wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen, —
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erfaßt sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann;
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Todten, der Todten

So sagte es Freiligrath. Damit vergleiche man nun die Verbesserung, welche Eyßelein auf S. 60 giebt:

„Doch, ach! der Trompete versagt der Dienst,
Sie murmelt und ächzet und stöhnet und grinst,
Sie kann ja nur täglich noch stammeln.

„Es wurde verwundet zum Tode ihr Erz,
Drum lallet und wimmert sie nun ihren Schmerz,
Daß Deutsche so viel sind gefallen. —
Schon zog sich herauf durch den Regen die Nacht,
Dort lohen die Feuer der träumenden Wacht,
Man hört ihre Lieder erschallen."

Das ist denn doch ein ander Ding! Da grinst die Trompete — huh! Und der veröhnliche Schluß, wo die Wacht träumt und fröhliche Lieder erschallen — das läßt man sich gefallen.

Eine große Anzahl der Eyßelein'schen Gedichte sind an bestimmte Personen gerichtet; so eines zum Beispiel an den letzten Berlichingen, der vor Paris fiel (S. 177):

„So tapfer hat gestritten
Er für das Vaterland,
Wie jener, der erlitten
Das Unglück mit der Hand."

Sehr freundlich ist das an den Kaiser im Bade. Diesmal, sagt Eyßelein, wird die Kur nicht gestört werden, wie im Jahre 1870 —

„Wie insbesond're hat gethan
Den ehrvergessne Botschaftsmann."

Und wieso? Eyßelein antwortet:

„Denn Frankreichs Glorie ist aus,
Drum schämt der Welsche sich zu Haus'."

Im übrigen kehrt in diesen an bestimmte Persönlichkeiten gerichteten Gedichten immer der neckisch einfache Gedanke wieder: Du mußt die schon gefallen lassen, daß ich dich anfinge. Laß es nur ruhig über Dich ergehen, Du hast's verdient.' Aber Eyßelein sagt das nicht so platt, er drückt sich poetisch aus.

Ich schulde dem Leser zum Schluß noch eine Aufklärung: man könnte mich fragen, weshalb ich mich mit den Dichtungen eines Einzelnen in so eingehender Weise beschäftigt habe? Karl Frenzel könnte — und anscheinend mit voller Berechtigung — mir auf's Neue den Vorwurf machen, daß ich in der Kritik die rechte Perspective vermissen lasse und mein Object nicht messe. Darauf entgegne ich: ich habe mich an den Gedichten von Adolf Eyßelein wahrhaft erbaut und ich würde mich einen Egoisten schelten, wenn ich nicht auch andere auf das Vergnügen, das sie sich billig bereiten können, aufmerksam machen wollte. Und diesmal ist die Reclame angebracht: es handelt sich um ein gutes Werk. Nicht schnöder Mammon ist's, was Adolf Eyßelein lockt. Der Ertrag seiner Arbeit — ich denke, daß wied mir zur Entschuldigung dienen — kommt der deutschen Invalidenstiftung zu Gute; und der Tag, an welchem ich diesen Aufsatz schreibe, ist Fastnachts-Dienstag.

F. L.

William Shakespeare, Charles Kean und Friedrich Haase.

Shakespeares „Kaufmann von Venedig."
Auf dem Stadttheater zu Leipzig nach dem englischen Muster in Scene gesetzt von Friedrich Haase.

In wichtigen Fragen der Gegenwart ist es stets interessant, die Ansicht eines Autors zu hören, der recht eigentlich als der Mann unserer Zeit erscheint. Ich meine selbstredend Rudolf Gottschall, den wir ja alle als den Leiter „Unserer Zeit" kennen und zugleich auch unbedingt anerkennen müssen. Zu den ästhetischen Hauptwerken von Gottschall darf ich wohl ohne Anstoß seine „Poetik" rechnen, und hier findet sich in der Vorrede folgende Bemerkung: „Hat eine neue Culturepoche begonnen, so beginnt sie auch für die Poesie und es ist nöthiger als je, auch auf ästhetischem Gebiet das Bleibende vom Vergänglichen zu sondern, damit die Dichtkunst nicht im Joche veralteter Regeln seufze, sondern neue Bahnen einschlage, auf denen sie die Vorbereen der Zukunft erreichen kann." Es ist bekannt, daß gegenwärtig eine neue Culturepoche begonnen hat, und sonach mußte sie schlechterdings auch für die Poesie und nebenbei für die Kunst überhaupt beginnen. Herr Friedrich Haase, der Director der Leipziger Bühne, die sein Vorgänger Heinrich Laube vergeblich zu einer Musterbühne zu machen suchte, fühlte in glücklichster Uebereinstimmung mit Rudolf Gottschall, wie man mit dem Anfang der neuen Aera nicht länger warten dürfe. Eben deshalb stellte sich Herr Haase die hohe Aufgabe, die neue Epoche seinerseits sofort mit der Aufführung Shakespeare'scher Dramen nach englisch.m Muster beginnen zu lassen. Es ist also nöthiger als je, auch auf dramaturgischem Gebiet das Bleibende vom Vergänglichen zu sondern, damit die deutsche Schaubühne nicht mehr im Joche veralteter Regeln seufze, sondern neue

Digitized by Google

Bahnen einschlage, auf denen sie die Lorbeern der Zukunft erreichen kann.*)

Solide Leute, die etwas Gutes für ihr Geld verlangen, wird es zunächst beruhigen, daß sich Herr Friedrich Haase kein billiges Muster wählte, denn zu seinem Vorbild nahm er das Prinzeßtheater in London. Charles Kean, der einstige Besitzer desselben, war der Sohn des berühmten Schauspielers Edmund Kean. Und von seinem Vater wußte Charles, wie man Alles aufbieten müsse, wenn man Großes leisten wolle. Deshalb scheute er keine Kosten, um die Stücke eines Shakespeare, die lange im Joch veralteter Regeln geseufzt hatten, so brillant als möglich auszustatten. Im Jahre 1859 hatte Herr Haase das Glück, den „Kaufmann von Venedig" auf dem Prinzeßtheater zu sehen. Er schrieb damals sofort für das „Frankfurter Journal" einen Artikel, in welchem er die ganze Herrlichkeit bis auf die meisterhafte Construction der drei Kästchen schilderte. Dieser Artikel, der ab und zu durch verschiedene Zeitungen wanderte, erschien zuletzt vor ein paar Monaten im „Leipziger Tageblatt" und zwar mit einer neuen Einleitung. Das äußere Bühnengewand, so bemerkt Herr Haase, sei charakteristisch und unbedingt nothwendig für die Wirkung der Dichtung. Wir glaubten dann an die Echtheit des uns Vorgestellten, weil Alles auf so natürlichem, entsprechendem Boden vor sich gehe. Leider habe man bisher das classische Drama in scenischer Beziehung merkwürdigerweise ganz unbegreiflich vernachlässigt. Das müsse anders werden, denn durch die glänzende Ausstattung im scenischen Aeußeren erhielten die Bühnenwerke der Classiker ein doppeltes Interesse. Dies beweise beispielsweise, wie uns Herr Haase mit Genugthuung versichert, eine erst in jüngster Zeit gethane Aeußerung von Rudolf Gottschall.

Man erinnere sich hier daran, daß Gottschall ja der Mann unserer Zeit, und so wird es nichts Auffallendes mehr haben, wenn es zum Beweise einer Sache nur einer Aeußerung von ihm bedarf. Im vorliegenden Falle bemerkt Gottschall, wie eine unwürdige und unpassende Ausstattung des Schauspiels, welches so oft zur Aschenbrödelrolle verurtheilt werde, sogar gegen die künstlerische Einheit nicht blos im Kunstwerk der Zukunft, sondern schon in dem der Gegenwart verstoße. Und das ist sicherlich nicht zu bezweifeln, wenn man neben der dürftigen Ausstattung classischer Bühnenwerke auch die übertriebene für eine unpassende und unwürdige hält. Auf die lebhafte Zustimmung des Herrn Fried. Haase darf ich hierbei wohl ohne Weiteres rechnen und zwar, weil schon ein Hamlet die Künstler ernstlich ermahnt, niemals die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten, denn Alles, was so übertrieben werde, sei dem Vorhaben des Schauspiels entgegen. Desto nachdrücklicher wird aber Herr Haase bestreiten, daß die jetzige Ausstattungsweise eine übertriebene, da ihn sonst die Logik zu einer fatalen Schlußfolge nöthigen würde. Es ist nun offenbar das Einfachste, den ganzen scenischen Apparat zum „Kaufmann von Venedig" unbefangen ins Auge zu fassen; bei näherem Zusehn bemerkt man allemal, ob die Gesichtsfarbe eine natürliche oder aber eine angeschminkte. Das sichere Kennzeichen der Uebertreibung ist der blos theatralische Effect auf Kosten des dichterischen Ganzen. Darüber sind zufällig die Gelehrten einig, und sonach habe ich nachzuweisen, wie der Shakespeare'sche „Kaufmann" durch die opernmäßigen Zuthaten des Herrn Haase seinen Naturcharakter wesentlich einbüßen sollte.

Der hiesige sehr begabte Capellmeister Herr Mühldorfer verfaßte zu der Lustspieldichtung eine schwungvolle Musik, die sich an den Opernstil anlehnt. Die Instrumentation ist eine effectvolle, und von besonderem Reiz ist das Tongemälde, mit welchem der Componist die Stimmung für den fünften Act zu wecken sucht. Im Uebrigen mußte sich Herr Mühldorfer zu sehr an die englische Darstellungsweise halten, namentlich im Anfang und am Schluß des zweiten Actes. Die musikalische Einleitung und die folgende durchaus balletartige Eröffnungsscene läßt den Zuschauer alles Andere erwarten, nur nicht ein Shakespeare'sches Lustspiel. Herr Haase hatte auch gar nicht die Absicht, dieser Scene das entsprechende Gepräge zu geben. Er wählte sich ja das Prinzeßtheater in London zum Muster, und hier wälzten sich nach seiner Beschreibung allerhand Maskenzüge im bunten Gewühl durcheinander und zwar in der Weise, wie wir es etwa in Stradella zu sehen gewohnt sind. Unterbrochen wird dies Maskengewühl durch verschiedene feierliche Aufzüge, worunter ein Trupp von Hellebarden, die als Runde die Stadt passiren. Das Vorbeiziehen dieser Runde — sagt Herr Haase — giebt uns sofort ein charakteristisches Bild von Venedigs strenger Polizeimacht. Ich will die Frage bei Seite lassen, welchen Zweck dies Bild hier haben könne, denn ich bin fest überzeugt, daß dies eine sinnige Anspielung auf den gestrengen Gerichtshof von Venedig ist, von welchem Porzia im vierten Acte spricht. Aber leider ist trotz alledem die Polizei in Venedig und überhaupt in Italien niemals eine strenge gewesen. Die Italiener mit ihrer ausgelassenen Heiterkeit lachen über die hohe Polizei und diese ist auch nicht so schlecht, das fröhliche Volk in seiner Carnevalslaune zu stören. Nach der Angabe des Herrn Haase dauerte die balletartige Introduction auf dem Prinzeßtheater volle fünf Minuten; bei uns in Leipzig noch eine Minute länger. Erst dann erschienen die sprechenden Personen des Schauspiels. Als Antonio, Salarino und Solanio den Dialog beginnen, verschwindet der tolle Maskenspuk wie auf Commando. Die Scene spielt weiter und keine einzige Maske läßt sich während derselben auf dem Marcusplatz wieder sehen. Auch derjenige, der niemals einem Carneval in Venedig oder Mailand beiwohnte, wird sofort einräumen müssen, daß das Ganze den Eindruck eines bestellten Schauspiels macht. Der wirkliche Carneval ist gerade das Gegentheil davon, denn alle bisherigen italienischen Volksfeste waren frei von dem Anstrich einer Akrobatengesellschaft, die von einem Platz zum andern zieht. Diesen Anstrich hatte aber die Nachahmung des Carnevals auf unserm Theater und damit schlug man der Illusion offen ins Gesicht, während es doch die deutlich ausgesprochene Absicht war, die Illusion ganz besonders anzuregen. Hinsichtlich dieser Scene ist also die theatralische Effecthascherei, die unserm Hamlet so zuwider, eine nicht zu bestreitende.

Lassen wir uns aber durchaus nicht beirren und versetzen wir uns gleich auf den eigentlichen Gipfelpunkt des scenischen Arrangements, als welcher die Entführungsscene der Jessica gepriesen ist. Es ist sogar dem Herrn Haase ausdrücklich in der Tageblattkritik von Gottschall nachgerühmt worden, daß es ihm gelungen sei, aus der Shakespeare'schen Scenenzersplitterung ein geschickt zusammengestelltes Ganze zu bilden. Hier habe Alles zusammen gestimmt, die Handlung zu erläutern und mit hellen Farben hervorzuheben.

Noch ehe ich die Vorstellung selbst mitansah, hatte ich aus dem Artikel des Herrn Haase erfahren, wie der Zauberer Charles Kean dies Kunststück mit den einfachsten Mitteln fertig gebracht habe. Ohne die Eröffnungen des Herrn Haase — das bekenne ich unumwunden — hätte ich mich umsonst nach dem Licht der Aufklärung gesehnt, und jedenfalls gibt es manche Theaterbesucher, welche noch gegenwärtig die Sehnsucht nach diesem Licht empfinden. Eben deshalb ist es wünschenswerth, die bezügliche Stelle aus den dramaturgischen Aufzeichnungen unseres Bühnenleiters mitzutheilen. Ich citire dieselbe zwar nicht mit Befriedigung, wohl aber mit Buchstabentreue: „Schon vorher, während Lorenzo und Jessica noch auf der Scene waren, erschien ein neuer Maskenzug und hatte, als er es bemerkte, daß es sich um eine Entführung handle, schnell Gemeinschaft mit den handelnden Personen gemacht. Dann aber füllte die ganze Bühne das tollste Leben; eine Schaar von Gassenjungen, mit Rasseln und Lärminstrumenten bewaffnet, verübte einen ganz gewaltigen Scandal. Andere Masken erschienen und ein humoristischer Kampf, mit Confetti und Blumen geführt, entspann sich. Ein wahrer Blumenregen schien das Theater zu überfluthen; unter diesem Lärmen sank die Gardine und zwar unter dem nicht enden wollenden Beifall des Publicums."

Bei uns in Leipzig fand diese Scene — vielleicht, weil der Blumenregen fehlte — keinen Wiederhall; ja, es herrschte sogar in unserm Publicum ein gänzlicher Mangel an Enthusiasmus; und das ist nicht recht zu begreifen, da doch Herr Haase aus der Shakespeare'schen Scenenzersplitterung ein geschickt zusammen gestelltes Ganze bildete. Ich will aber kein Geheimniß machen aus dem, was mir völlig unklar geblieben wäre, wenn mir nicht Haase den Schlüssel zum Verständniß gegeben hätte. Jener neue Maskenzug, der vorher erscheinen soll, während Lorenzo und Jessica noch auf der Bühne waren, hat es also bemerkt, daß es sich um eine Entführung handle. Damit weiß ich allerdings schon viel, aber ich möchte gern wie der Famulus im „Faust" Alles wissen. Und hier weiß ich schlechterdings nicht, wie der besagte Maskenzug die Entführung eigentlich bemerkt haben soll. In der prächtigen Eröffnungsscene des Lustspiels gab uns bekanntlich Herr Haase durch das Vorbeiziehen der Soldaten „sofort ein charakteristisches Bild von Venedigs strenger Polizeimacht." Aber das sonst so wachsame Auge des Ge-

*) In den „Blättern für literarische Unterhaltung" vom 1. Jan. d. J. bemerkt Gottschall nachträglich: „Die politische Wiedergeburt einer Nation wird ihrem literarischen Aufschwung nur dann zu gute kommen, wenn gleichzeitig dichterische Genien vorhanden sind, welche den Geist des Jahrhunderts in ihren Werken verewigen." Mit einer neuen Culturepoche beginnt also beispielsweise nur dann eine neue Epoche für die Poesie, wenn außer einem Bismarck und Moltke gleichzeitig dichterische Genien wie Schiller und Goethe vorhanden sind. Solche Genien müssen aber gegenwärtig vorhanden sein, sonst hätte offenbar die neue Aera nicht schon beginnen können.

Digitized by Google

seyes war diesmal nicht so glücklich, die heimlich betriebene Entführung zu bemerken. Die einzelnen Umstände sind mir noch so ziemlich im Gedächtnig. Der junge Monsieur Lanzelot bringt dem Liebhaber der Jessica ein Liebesbriefchen; Lorenzo, der die Geschwätzigkeit des Burschen kennen mochte, gibt ihm dafür einen anständigen Botenlohn und sagt dann hinzu: „Sag' der schönen Jessica, daß ich sie treffen will. Sag's heimlich! geh'!" Ich werdächtige sonst nicht gern unschuldige Leute, aber hier will es mir doch so scheinen, als ob Lanzelot aus der Schule geplaudert habe. Denn auf andere Weise konnte jener Maskenzug die Geschichte absolut nicht bemerken. Bei der ganzen Entführung betont ja der Dichter mit Nachdruck die Heimlichkeit derselben. „Ich muß verheimlicht sein" sagt Jessica und Lorenzo antwortet: „Das bist Du, Liebe, im tiefsten Grunde deines Herzens schon." Doch kommt sogleich, die finstre Nacht steht heimlich sich davon u. s. w." Man wird mir nun hoffentlich zugestehen, daß die männliche Verkleidung eines Mädchens während des italienischen Carnevals schon an sich auffalle, besonders aber in einer finstern Nacht; da bemerkt es Jeder. Wenn diese auf der Hand liegende Wahrheit für die natürliche Erklärung der Sache noch nicht genügt, so verplischt' ich mich, zehn Leute zu finden, die daran glauben. Wenn dies noch nicht genügt, so zeigt sich's hier, wie immer Lorenzo, der nun wiederkommt, während Lorenzo und Jessica noch auf der Scene waren, nichts weiter im Schilde hatte, als einen theatralischen Glanzeffect herbeizuführen. Aber dieser Effect verpuffte, da das Publicum merkte, daß man auf seinen Beifall speculirt habe. Bei künftigen Aufführungen lasse man also nur die „Absicht" nicht durchfühlen (die recht verstimmt, wie Herr Haase selbst in Bezug auf den Schluß des Herrn Charles Kean betont), und man wird unzweifelhaft die volle Wirkung erzielen. Wie das zu machen? Man verlege denselben, und zwar hinter die Bühne! Dort ist er ganz an seinem Platze, denn Solanio erzählt uns ja später, daß alle Gassenjungen dem Hund von Juden nachgelaufen, als er den Raub seiner Tochter mit seinen christlichen Ducaten in den Straßen ausposaunt habe.

Einen stark opernhaften Beigeschmack hatte der dritte Act, dessen Beschreibung man mir erlassen möge; man wird mir jetzt, wo ich die „Uebertreibung" des scenischen Arrangements schon so ausführlich nachgewiesen, gewiß auch ohne nähere Begründung einigen Glauben schenken. Nur ein paar wichtigere Einzelheiten will ich noch erwähnen. In dem Zug von Hoffrauen und Edlen, mit welchen sich Porzia umgeben hatte, waren einige Damen, denen man unbedingt in jeder wirklichen Hofgesellschaft den Zutritt verweigert hätte.

Ich habe jetzt noch eine Sache von zweifelhafter Bedeutung auf dem Herzen. Es betrifft die drei Kasten, die allerdings in der Shakelpeare'schen Lustspieldichtung eine besondere Rolle spielen; aber ich bilde mir ein, daß Shakelpeare selbst heutzutage die Kästchen an sich als etwas rein Nebensächliches betrachtet hätte. Herr Fried. Haase legt hingegen einen enormen Werth darauf, namentlich aber auf den Mechanismus derselben In seinen Mittheilungen heißt es hier: „Ueberraschend, geschickt und erfolgreich war (auf dem Prinzesstheater) die Construction der drei verhängnißvollen Kästchen, da beim Oeffnen derselben der volle Einblick in jedes einzelne gestattet ward. Man sah deutlich einen — großen Todtenkopf, wie später auch in den andern Kästchen Porzias und eines Gecken Bild." Es ist mir nicht möglich zu verschweigen, wie diese Beschreibung eine schöne Hoffnung in mir weckte. Seit Monaten war es mein lebhafter Wunsch, ein gutes Porträt von Frl. Hüttner zu sehen, da mich fortwährend die Neugierde plagte, ob die Künstlerin auf ihrem Bilde ebenso lächelte, wie auf der Bühne. Diese verzeihliche Wißbegierde sollte endlich befriedigt werden, denn jene Beschreibung versprach mir den vollen Einblick in das Kästchen mit dem Bilde der Porzia. Und Frl. Hüttner spielte zu derselben. Aber die Aufführung löschte mich in einer grausamen Weise. Es ist wahr, ich sah mit Hülfe des eigens hierzu neu geschliffenen Opernglases deutlich das Bild einer Dame, allein welcher Dame? Das war nicht Frl. Hüttner, sondern — man denke sich mein Erstaunen! — die Wahrsagerin von Berlin. Und der arme Baffanio (Herr Neumann I.) war verurtheilt, dieses Bild zu küssen! Was aber half mir jetzt die geschickte Construction der einzelnen Kasten, was jener große Todtenkopf und eines Gecken Bild? Die Hauptsache hatte ich eben nicht zu sehen.

Wenn irgend Etwas, so sind diese Kasten mit ihrem überraschenden Mechanismus bezeichnend für die ganze Ausstattungsweise nach englischem Muster. Dinge ohne jeden Werth behandelt man mit einer Sorgfalt, als ob die Wirkung des Stückes davon abhinge. Den poetischen Inhalt aber, so zeigte uns die Entführungsscene, läßt man unberücksichtigt, wenn man nur einen theatralischen Kraftessect zu erzielen hofft.

Uebrigens will ich gerecht sein. Herr Fried. Haase führte zu seinen Beweis mit Hülfe einer Aeußerung von Rudolf Gottschall, und diese Art der Beweisführung hat mir imponirt. Bei unserm Reichthum an Gottschall'schen Aeußerungen, der tagtäglich in exfreulichster Weise zunimmt, brauche ich natürlich nur blindlings zuzugreifen, und dann wird sofort im Lessing'schen Geiste die geschminkte Unwahrheit verhindert werden, sich an Stelle der Wahrheit festzusetzen. Die schon genannte „Breslauer" von Gottschall ist mir gerade zur Hand, und siehe da! welche unsichtbare Aeußerung finde ich gleich beim Oeffnen derselben? Auf Seite 216 im zweiten Bande ist deutlich zu lesen: „Der berechtigte Theatercoup geht aus masirten Zügen des dramatischen Spiels hervor." Da behaupte also Einer noch, daß den maskirten Zügen in der Introduction sowie in der Entführungsscene die künstlerische Berechtigung fehle!

Jetzt erst beuge ich mich in Demuth vor dem Kritiker O. H. in der National-Zeitung, der und die Wunder der Inscenirung nach englischem Muster so wunderbar beschreibt, daß er unzweifelhaft den Ehrenpreis bekäme, wenn Herr Haase einen solchen für die günstigste Recension ausgesetzt hätte. Möge die neue, durch Herrn Haase feierlich eingeweihte Aera classischer Aufführungen allen deutschen Bühnen zur Nacheiferung dienen! — mit diesem erhabenen Wunsche schließt der Kritiker der National-Zeitung seinen begeisterten Artikel. Nur um zwei Dinge beneide ich den Herrn O. H., der ganz gewiß nicht mit dem hiesigen Theaterinspicienten O. H. identisch ist. Einmal beneide ich ihn um seine Augen und dann um seine Ohren. Man höre und staune. Unser stilvoller Kenner sagt: „Hin und her tanzten die Gondeln mit den Auftretenden und sich Entfernenden, ohne Aufenthalt geräuschlos durch das gemalte Wasser gleitend." Ich habe zwar noch nie tanzende Gondeln mit auftretenden und sich entfernenden Personen gesehn; aber so viel kann ich aus eigener Anschauung versichern, daß die besagten Gondeln weder ohne Aufenthalt noch geräuschlos durch das gemalte Wasser dahin schwebten. Sie machten verschiedentlich Halt und sowohl bei ihrer Ankunft als auch bei ihrer Abfahrt schnarrten und knarrten sie wie ungeölte Wagenräder. Es ist seltsam genug, daß der Kritiker der National-Zeitung das nicht gehört hat.

Wilhelm Buchholz.

Notizen.

Das Schulaufsichtsgesetz, an welchem der von dem Clerus provocirte Kampf in concreter Weise zum Ausbruch kommen sollte, wurde in erster Lesung mit schwacher, in zweiter mit einer erheblich stärkeren Majorität und nach einer moralisch vollständigen Niederlage der conservativ-ultramontanen Coalition im Abgeordnetenhause angenommen und die Aufmerksamkeit wandte sich sofort dem Herrenhause zu. Herr Windthorst war sehr stolz darauf, daß Fürst Bismarck ihn mit einer eingehenden Kritik seines Thuns und Treibens beehrte. Er soll sich aber deswegen doch nicht zuviel einbilden. Man abonnirt auf die „Germania", nicht weil sie ein bedeutendes Blatt ist, sondern weil sie ein ziemlich vollständiges Compendium aller und von den verschiedensten Seiten gegen das deutsche Reich gerichteten Angriffe darbietet. Man hat da stets zur Hand, was gegen Deutschland von den Jesuiten, den Welfen, den Particularisten in aller Herren Ländern geplant und angezettelt wird. Herr Windthorst adet ist die verstörte „Germania". Dies ist das einzige wenig beneidenswerthe Interesse, welches er erschützlich Bismarck und dem Publicum einflößt. Er ist voll pfiffiger Ränke, aber zu einem eminenten Parteiführer fehlt ihm das Zeug und vor Allem die Würde. Die modernen Jesuiten sind entartet, und ihre politischen Werkzeuge tragen denselben Stempel übelwollender aber schwächlicher Epigonen.

* * *

Das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit hat in Frankreich die Gemüther bei weitem nicht so tief erregt, wie in unserm Vaterlande. P. Hyacinth ist bis jetzt fast ilotirt geblieben, und sein geräuschvolles Auftreten aus dem Priesterstande scheint gänzlich in Vergessenheit geratzen zu sein. Ob der Brief des Abbé Michaud, des bisherigen Vicars an der reichen Pariser Kirche, der Madeleine, eine tiefer greifende Wirkung hervorrufen bestimmt ist? Man darf es bezweifeln, wenn man einen Blick auf die Pariser Blätter wirft, welche diese Angelegenheit mit einer auffallenden Fülle behandeln. Mehrere Bände ist das Bedürfniß, von sich reden zu machen, sagen viele Blätter, dem welche Motive können ihn sonst zu seinem ungehörigen Schreiben an den Erzbischof veranlaßt haben? Auf ein Dogma mehr oder weniger kann's ihm doch nicht ankommen. Es ist kein Bruch mit dem Katholicismus, es ist kein Verharren bei demselben; es ist die „Goldtsche" und die ist nicht besser als die „Halbweis". — Fürr die berechtigten Forderungen der Gewissensfreiheit scheint diese Blättern das Ver-

Digitized by Google

ständniß völlig zu fehlen. Vielleicht darf man bei der Gelegenheit an den guten, boshafterweise Döllinger zugeschriebenen Witz erinnern: „Daß zweimal zwei fünf ist, will ich gern glauben; daß aber zweimal zwei sechs sein soll, das glaube ich nie."

***

Aus Wien, Anfang Februar, schreibt man uns: Noch sind keine drei Lustren verflossen, seitdem das lustige Wien sich aus einer lebensfrohen Residenz und Hauptstadt zu einer Großstadt entpuppte. Und gegenwärtig arbeiten Wasserleitung und Donauregulirung mit Macht daran, es in eine Weltstadt zu verwandeln — eine Metamorphose, auf welche die Weltausstellung des nächsten Jahres das Siegel der Vollendung drücken soll. Wird uns die Weltausstellung den letzten kleinstädtischen Zopf abschneiden, so wird sie freilich auch die letzte Spur jenes sogenannten „gemüthlichen" Wien vernichten, von dem man unter Metternich sang: „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien" und in dem die behördlich privilegirte Lascivität für die völlige Nichtigkeit des intellectuellen, leichter materieller Genuß aller Art für den Abgang politischen und socialen Lebens entschädigen sollte.

Das lustige Wien des Vormärz, wo der Bratspieß sich ewig drehte, wie im Lande der Phäaken und das Grillparzer das Capua der Geister getauft; wo die Zote den Despotismus milderte und das „Backhandl" als Correctiv gegen die Leiden diente, welche die Herrschaft des Krummstabes heraufbeschwor: wir kennen es ja Alle, die Einen aus eigener Anschauung, die Andern aus Schilderungen. Es war jenes Wien, wo der greise Castelli dem Richter auf eine Vermahnung, wie denn er in seinem Alter sich noch auf Matrazenbällen habe herumtreiben können, mit urwüchsig naiver Verwunderung entgegnete: „i bin mein Lebtag auf kai' anderen gegangen, is mir viel zu langweilig!" Es war jenes Wien, in dem es noch zu den schönsten Belustigungen des blaublütigen und gewöhnlichen Pöbels gehörte, die Läufer vor den Carossen des hohen Adels, des Staatskanzlers und anderer fürstlichen Persönlichkeiten sich zu Tode hetzen und oft genug auf frischer That an einem Blutsturze verscheiden zu sehen. Diesem Wien versetzte die Märzrevolution den Todesstoß: und doch reichen bedeutsame Bruchstücke daraus noch bis in die unmittelbarste Gegenwart hinein. Die großen Pratercorsofahrten im Mai, bei denen der Hof und Aristokratie den Ton angeben, sind in der That immer noch ein Bruchstück aus jener Zeit, wo Wien in erster Linie Residenz war. Die Stadt muß relativ klein sein, wo Dynastie und Adel eine so exceptionelle Rolle spielen.

Mit dem Symbole relativer Kleinstädterei geht als Verkörperung absolutester Krähwinkelei eine nur Oesterreich eigenthümliche Institution Hand in Hand, jener Cerberus, den man Hausmeister nennt und dessen Einführung in jedem anderen Lande der Welt unfehlbar eine Revolution provociren würde. Denke aber, lieber Leser, bei dem Hausmeister ja nicht an den deutschen Portier oder den Pariser Concierge. Der Hausmeister leistet Dir auch nicht den geringsten jener kleinen Dienste, die Du von seinen Collegen im Auslande zu empfangen gewohnt bist. „Ist Herr N. N. zu Hause?" „Gange's aufi, schaun's Ihnen selber um!" Das ist die Antwort, die des Fremden unfehlbar wartet, wenn er eine solche Frage an den Hausdrachen richtet. Eben so wenig hat er irgend eine Verpflichtung, für die Sicherheit des Hauses einzustehen. Im Gegentheil: da er von den Einlaßgeldern bei der sogenannten Thorsperre lebt, so braucht man nur einmal das Unglück zu haben, daß man mit Einer von ces dames unter Ein Dach geräth, um sich zu überzeugen, daß der Wächter des Hauses und seiner Ehre Krethi und Plethi die ganze Nacht hindurch ohne ein „Werda?" öffnet, sobald nur der obligate Sperrgroschen in seine Hand fällt. Der Hausmeister — abgesehen von seiner Rolle als Polizeispion, die er mit dem Pariser Concierge theilt — ist ein Privatdiener, meistentheils Handwerker und vornehmlich Maurer vom Fach, den sich der Hausherr zur unentgeltlichen Besorgung der vorkommenden Reparaturen auf Kosten der Miether hält. Diese müssen den groben Gesellen, der sie überdies noch nach Kräften chicanirt, aus ihrer Tasche bezahlen: denn nach österreichischem Rechte hast Du durch das Miethen einer Wohnung und durch pünktliche Entrichtung des Zinses noch keineswegs das Recht erkauft, auch zu jeder beliebigen Stunde bei Tag und Nacht in Deinen Zimmern aus- und einzugehen.

Dies Recht mußt Du Dir erkaufen, indem Du dem Hausmeister sein Zweigroschenstück entrichtest: und Niemand kann sagen, es sei am Ende doch nur eine Bezahlung für die Mühe des Thoraufsperrens, eine Douceur, womit man die Bequemlichkeit erkauft, keinen Hausschlüssel mit sich schleppen zu müssen. Das ist nicht wahr: denn in den Häusern, wo sich ein Café, eine Wirthschaft, oder sonst ein die Nacht über offen stehendes Geschäft befindet, so daß Du Eingang findest, ohne des Hausmeisters zu bedürfen, wird Dir gleichwohl mit dem Miethszins das Sperrgeld für den Hausmeister, der Dir nicht aufsperrt, mit einer Monatspauschale octroyirt. Oder Du miethest ein paar bisher getrennte Wohnungen zusammen: sagen wir: vielleicht gar um ein Pensionat unterzubringen, aus dem also, der Natur der Sache nach, Abends Niemand ausgeht: so mußt Du trotzdem das Multiplum des Sperrgeldes zahlen, das bisher die verschiedenen Parteien entrichteten. Es ist mithin auch formell eine Unwahrheit, daß der Sperrgroschen als Entlohnung für geleistete Dienste aufzufassen. Die Polizei bemüht sich mitunter, die Höhe des Tarifs und die Sperrstunde amtlich zu reguliren. Mit welchem Erfolge, mag Ihnen beweisen, daß ein Hausmeister mir selbst auf eine Beschwerde über das frühe Zuschließen des Thores erbost entgegnete: „um 7 Uhr sperr' ich zu, wenn in dem Sacramentshause Alles mit den Hühnern zu Bette kriecht". Soll mich wundern, ob wir bei der Weltausstellung diese Krähwinkelei nicht los werden! Vielleicht findet sich ein Engländer mit so viel Rechtssinn, wie Jener, der in London processirte, weil man ihn zwingen sollte, auf sein season-ticket in der Garderobe Einen Penny für seinen Stock zuzuzahlen.

Die Revolution machte aus der Residenz eine Reichshauptstadt, ja, in gewissem Sinn förderte selbst die Contrerevolution diese Metamorphose durch ihre centralistischen Bestrebungen. Aber andererseits legte sie derselben auch wieder große Hindernisse in den Weg durch die politische und militärische Reaction. Man wollte keine Großcommune Wien und hielt deshalb nicht nur die noch heute fortdauernde Separation der sogenannten Vororte, die absolut nur der Verzehrungssteuerwall von Wien scheidet, aufrecht; nein, auch die Trennung der Vorstädte von Wien — örtlich ohnedies durch die Basteien der alten Inneren Stadt und durch die weiten öden Glacis davon geschieden — ward auf jede Weise begünstigt. Bis 1860 z. B. duldete die Polizei, der bequemen Controle wegen, Buchhandlungen nur in der Inneren Stadt. Das Resultat war, daß bei allen materiellen Riesenfortschritten doch nur die winzige Innere Stadt mit ihren 60,000 Seelen den großstädtischen Charakter hatte; die Vorstädte selbst in ihren größten Hauptstraßen viel Dorfähnliches behielten. Da die Generalität die Wegräumung der Basteien und die Verbauung der Glacis für strategisch unmöglich erklärte, so bekam Wien erst 1857 Luft, als die Stadterweiterung begann. Endlich nämlich waren die strategischen Gründe zum Schweigen gebracht, weil auf dem Nordbahnhofe, dem sie die Anlegung einer verdeckten Personenhalle aus Raummangel verwehrt hatten, bei irgend einem Cortège hohe und höchste Rücken im Platzregen ausgewaschen worden waren.

Erst seit der Stadterweiterung, als die Verbauung der Glacis, die Niederreißung der alten Thore und Mauern die Innere Stadt mit den Vorstädten verband, hob sich ganz Wien allmählich zum Range einer Großstadt. Züge der früheren Zustände reichen trotzdem noch bis in unsere Tage. Noch heute finden Sie in den schönsten und reichsten Straßen außerhalb der Inneren Stadt, selbst in der Jägerzeile, z. B. jene Handlungen, deren Eine Hälfte Materialistenwaaren füllen, während in der anderen Tücher und Stoffe feilgeboten werden — das echte Zeichen der Ackerbürgerstadt. Der Finanzschwindel der letzten Jahre, namentlich aber der Dualismus, der Wien immer mehr auf eigene Füßen stellte, indem er Hof und Adel aus permanenten Insassen in zeitweilige Gäste verwandelte, beschleunigte den Umschwung. Jetzt endlich sollen Weltausstellung und Donauregulirung — diese, indem sie die Donau an Wien heranrückt und an deren Ufer einen ganz neuen Stadttheil hervorzaubert; jene, indem sie zu riesigen Straßendurchbrüchen führt und 48 neue Hotels in allen Stadttheilen aus dem Boden stampft — aus der Großstadt eine Weltstadt machen. Wie sehr das Alles für Wien etwas verhältnißmäßig Neues ist, ersehen Sie z. B. daraus, daß es bis zur Stadterweiterung, ja eigentlich mit unbedeutenden Ausnahmen noch bis auf den heutigen Tag wirkliche Hotels nur auf dem Präsentirteller der „Innern Stadt" und in der Leopoldstadt, da, wo sie an diese letztere stößt, gegeben. So ist die Exposition, wie die Eisenbahnen in Rußland und in den Steppen Nordamericas, nicht bloß ein Ausfluß der vorhandenen, sondern ein Pionier der kommenden Cultur.

***

Gleichzeitig mit der „Gegenwart" ist in Berlin noch eine andere „artistisch-literarische Wochenschrift" erschienen, welche den schwungvollen Titel „Auf der Höhe" führt. Dem Programm entnehmen wir Folgendes: Das Wort des „Auf der Höhe" soll — wir citiren wörtlich! — „dahin wirken, daß aus dem gesellschaftlichen Leben der Hautgoût, die Extravaganz, das Hyperbelthum, der gepfefferte Mixpicle verschwinde und der deutsche Stil von seinen undeutschen, gesuchten, unrichtigen Ausdrücken und Metaphern gesäubert werde." Hautgoût, Extravaganz, Hyperbelthum, Mixed-Pickle (wir geben dieser Orthographie den Vorzug) — alles das sind natürlich kerndeutsche Worte. Dieser urgermanische, von allen etrangèren Expressionen denudirte Stil des Programms offrirt für die conscientiose und seriose Observation desselben die absoluteste Garantie.

Inserate.

In der Fr. Nicolai'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin sind erschienen:

Schiller-Lexikon. Erläuterndes Wörterbuch zu Schiller's Dichterwerken von L. Rudolphi. 3 Thlr. — Von Schiller's noch lebender Tochter besonders empfohlen. — **W. v. Kaulbach, Shakespeare-Galerie** in Kupferstichen. 8 Blatt 36 Thlr. (Jedes Blatt auch einzeln.) — In Photographien 9 Blatt 10 Thlr. — Cabinet 4½ Thlr. — Bijou 3 Thlr. **Kaulbach, Ermordung Julius Cäsar's** à 8 Thlr., 5 Thlr., 1½ Thlr., 25 Sgr., 15 Sgr., 10 Sgr. **Kaulbach, Hermes, Kalypso und Odysseus** à 6 Thlr., 4 Thlr., 1 Thlr. 10 Sgr. **Kaulbach, das Märchen vom Zwergkönig Worzel und dem Rattenkönig Zitzlirahil.** 3 Blatt à 3½ Thlr., 1½ Thlr. **Kaulbach, Mutterliebe** à 6 Thlr., 4 Thlr., 1 Thlr., 10 Sgr. — **Körners Werke.** Original-Ausgabe in 4 Bänden, geb. 2 Thlr.; in 1 Bd. geb. 1½ Thlr. — **Gebr. Grimm, Deutsche Sagen.** 2 Bände geb. 3 Thlr. — **Kreyssig, Shakespeare.** 3 Bände à 2 Thlr. **Kreyssig, Goethes Faust** geb. 1½ Thlr. **Kreyssig,** der deutsche Roman der Gegenwart **Gabriele Georgens, Geist des Schönen in Kunst und Leben.** Praktische Aesthetik für die gebildete Frauenwelt geb. 2½ Thaler.

In der Fr. Nicolai'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin sind erschienen:

Dr. R. Schulze, Geschichte des Weins und der Trinkgelage. Ein Beitrag zur allgemeinen Kultur- und Sittengeschichte nach den besten Quellen bearbeitet. Eleg. geh. 1½ Thlr.

Als ein wirklich unterhaltendes Buch kann diese „Geschichte des Weins und der Trinkgelage" allen Freunden des edlen Rebensaftes auf das Wärmste empfohlen werden.

Dr. R. Schulze, die Modenarrheiten. Ein Spiegelbild der Zeiten und Sitten für das deutsche Volk. Eleg. geh. 1½ Thlr.

In diesem neuesten Werke des rühmlichst bekannten Verfassers werden die Narrheiten der Mode auf eine so humoristische und ergötzliche Weise geschildert, daß Niemand dasselbe unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Gallettiana. Mit dem Bilde Galletti's. Eleg. geh. 15 Sgr. Diese Sammlung der ergötzlichen Verdrehungen und gedankenlosen Sätze des vielfach berühmten, allgemein bekannten Gelehrten, wird Jedem, der Sinn und Humor hat, beim Lesen eine heitere Stunde bereiten.

Aus dem Hauptquartiere und der Kriegsgefangenschaft. Von Dr L. Kayssler. Berlin; Nicolaische Verlagsbuchhandlung (A. Effert & L. Lindtner). 1871. Preis 1½ Thaler.

Dr. Kayssler wurde als Vertreter der Berliner Presse im Königlichen Hauptquartier ausgewählt und hat diesem ehrenvollen Ruf in vollem Maasse entsprochen, indem seine veröffentlichten Berichte vom Kriegsschauplatze sich durch Klarheit und massvolle Objectivität vortheilhaft auszeichnen. Ausserdem verleihen die lebensvollen Schilderungen seiner Kriegsgefangenschaft einer Schrift noch einen ganz besondern Reiz und Werth.

Verlag von A. Krüner in Stuttgart.

Soeben ist erschienen:

Deutsche Sage im Elsaß

von

W. Ihring Herz,

Professor am kgl. Polytechnikum in München.

Motto: Dieß ist unser! so sollt uns sagen und so es behaupten!

Ein Band (20 Bogen) 8. Eleg. gebestet. Preis 1 Thaler 10 Sgr. — 2 fl. 20 kr. rhein.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37.

Französische Novitäten.

La

Revanche

de

Joseph Noirel

par

Victor Cherbuliez.

1 Vol. de 375 p. in 12. 1 Thlr. 5 Sgr.

L'Ouvrier

et

l'Etat social

par

Henri Guary,

Ingénieur.

1 Vol. de 130 p. in-12. 10 Sgr.

Chénier André, Poésies. Edition critique par Becq de Fouquières. 8. 2 Thlr.

Topin, le Cardinal de Retz — son génie — ses écrits. 8. 15 Sgr.

Zola, la Curée. (Histoire natur. et sociale d'une famille sous le second empire, vol. II.) 8. 1 Thlr. 5 Sgr.

Reynald, Mirabeau et la Constituante. gr. 8. 2 Thlr. 15 Sgr.

Rambaud, le testament d'un Latin. 8. 1 Thlr. 5 Sgr.

Paris et les Allemands. Journal d'un témoin par A. du Mesnil. (Juillet 1870 à Février 1871.) 1 Thlr. 5 Sgr.

Dictionnaire géographique, administratif, postal, statistique, archéologique etc. de la France par A. Joanne. 2. Edition. 8 Thlr. 10 Sgr.

Sainte-Beuve. — Nouveaux lundis. XIII. et dernier vol. 1 Thlr. 5 Sgr.

De la correspondance de Fléchier avec Mme. des Houlières et sa fille par A. Fabre. gr. 8. 2 Thaler.

Im Verlage von J. Kühtmann & Comp. in Bremen erschien soeben:

Le Rime

di

Michelangelo Buonarroti.

Nachdichtungen

von

Hans Grasberger.

Miniaturausgabe.

Preis 25 Sgr

In der Fr. Bassermann'schen Verlagsbuchhandlung in Heidelberg erscheint demnächst:

Die fromme Helene

von

Wilhelm Busch.

Ca. 8. Bogen 8. mit 180 Holzschnitten.

Preis 1 Thlr. = 1 fl. 45 kr.

In der Lebensgeschichte der frommen Helene, von ihren übermüthigen Kinderstreichen bei den frommen Anverwandten auf dem Lande an, bis zu ihrem jähen Tod im Bäckergewande, gibt uns der geistvolle Verfasser des heiligen Antonius ein „Sittenbild aus der Gegenwart".

Alle Buchhandlungen und Postanstalten liefern:

Aus allen Welttheilen.

Illustrirte Monatshefte

für Länder- und Völkerkunde

und verwandte Fächer.

Red. Dr. Otto Delitsch

Preis jedes Monatsheftes 7½ Sgr., auch einzeln.

Leipzig, Verlag von Adolph Kefselhöfer.

Das soeben erschienene erste Heft des dritten Jahrganges enthält: Hohenzollern. Neapel, von R. Roß-Lahmann. Die Seehelden in Liederdrängen, von R. Föllner. Schiffskanal durch den Isthmus von Darien, von General W. Heine. G. G. v. d. Decken in Dänkrila. Winterkurorte in den Alpen, von C. Schildbach. Aus Java und Sumatra, von R. Löffler. Rewyork, von O. Beerr-Petershausen. Aus der austral. Kolonie Victoria. Aus Tiflis. 33 Miscellen ꝛc.

Mit 7 Holzschnitten und 3 Karten.

Diese Monatsschrift, reich ausgestattet mit vortrefflichen Illustrationen und Karten, bringt in allgemein verständlicher, ansprechender und unterhaltender Form, interessante, mannigfaltige und gediegene Schilderungen aus allen Theilen der Welt, von den tüchtigsten Verfassern und bestrebt sich, hierdurch geographisches Wissen, das für jeden Gebildeten heutzutage unentbehrlich ist, in den weitesten Kreisen zu verbreiten und zu fördern.

Illustrirte Prospekte gratis.

Im Verlage von **F. Schneider & Comp.** in Berlin ist erschienen:

Das eiserne Kreuz

von

Theodor Freiherr von Troschke.

Mit einer Tafel und einem Facsimile eines Allerhöchsten Marginalschreibens Sr. Majestät des Kaisers und Königs.

Dritte unveränderte Auflage. 12 Sgr.

Der Reinertrag ist für die Kaiser-Wilhelmsstiftung bestimmt.

Das am 31. Januar ausgegebene

Februarheft

der seit October 1871 in Monatsheften erscheinenden

Jahrbücher

für die Deutsche Armee und Marine

enthält: Die 17. Infanterie-Division im Feldzuge 1870—71 (Fortsetzung). — Die Bayerischen Spitalzüge. — Die Corps-Artillerie. — Der Militair-Literatur-Verein in Schweden. — Blicke auf die englische Armee. II. Militia, Yeomanry, Volunteers. — Monstregeschütze der Neuzeit. — Die Coca als Verpflegungsmittel der Truppen im Felde. — Organisation der ungarischen Landwehr oder Honvéd-Armee. — Umschau auf maritimem Gebiete. — Umschau in der Militair-Literatur, und ist mit 5 Tafeln zu dem ersterwähnten Aufsatz versehen.

Abonnements zu 2 Thlr. pro Quartal nehmen alle Buchhandlungen und Post-Anstalten entgegen.

F. Schneider & Comp.

Berlin, Unter den Linden 21.

Bildungs- und Erziehungs-Anstalt

für Mädchen von 6 bis 16 Jahren.

Manchen Eltern dürfte es erwünscht sein, daß ihre Töchter in einfach ländlichen Verhältnissen heranwachsen, die jedoch so gestaltet sind, daß, bei der liebevollsten und sorgsamsten Pflege, welche die Zöglinge erwarten dürfen, deren Bildung und Erziehung ebenso pfleglich und ebenso gründlich gefördert wird, wie in irgend einem städtischen Institute. Dazu bietet sich, unter Leitung bewährter Lehrerinnen, in einem thüringischen Pfarrhause Gelegenheit, und zwar zu so mäßigen Preisen, wie sie nur unter den vorliegenden Verhältnissen möglich sind. — Ausführliche Prospecte verabfolgt auf frank. Verlangen die Annoncen-Expedition von Haasenstein & Vogler in Berlin Leipziger-Straße 46 und deren Filialen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 24. Februar 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Fürst Bismarck und die Conservativen von A. B. — Aus Deutsch-Lothringen von Adolf Ebeling. — Erinnerung an Lord Palmerston von Arnold Ruge. — Correspondenzen aus Süddeutschland, Wien, London. — Literatur und Kunst: Aus Alt- und Neu-Wien. Von Wien nach München im Jahre 1834. Politische, artistische und literarische Rückblicke von Eduard von Bauernfeld. — Aus Californien. Lieder eines Goldgräbers übersetzt von Ferdinand Freiligrath. — „Das Norddeutsche Theater. Ein neuer Beitrag zur deutschen Theatergeschichte von Heinrich Laube" von Paul Lindau. — Rom und die moderne Malerei von Gustav Floerke. — Aus der Hauptstadt: Fromme Wünsche für unsere Hofopernbühne von A. H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Fürst Bismarck und die Conservativen.

Ob bei der mitternächtigen Verschwörung in der Kapelle des Radziwill'schen Hauses gegen den Deutschen Kanzler auch Mitglieder der sogenannten conservativen Partei sich betheiligt haben, darüber haben die phantasievollen Politiker, welche jenen Geheimbund ausgeplaudert, uns im Unklaren gelassen. Nach der Lage der Dinge zweifeln wir aber nicht, daß viele Mitglieder und namentlich die Führer jener Partei heute mit den Feinden des Fürsten Bismarck im Inlande und Auslande sich in dem Wunsche begegnen, den Mann gestürzt zu sehen, welchen sie früher abgöttisch verehrt haben. Das Schulaufsichtsgesetz ist nur der Anlaß, welcher den Unmuth der mit dem ganzen neueren Entwickelungsgange in unserem Lande zerfallenen Conservativen zum offenen Ausbruche kommen ließ; manches ihnen abgerungene Zugeständniß, welches mit ihrem Programme unvereinbar war, trugen sie dem ehemaligen Parteigenossen grollend nach; hundert durch ihre Nachgiebigkeit erledigte Differenzpunkte hatten das Maß gefüllt, welches der nunmehr angefochtene Gesetzentwurf zum Ueberlaufen brachte. Das Schulaufsichtsgesetz, welches dem Staate nur das Recht verbrieft, sich gegen Unrecht der Kirche zu schützen — ein Recht, das im Grunde genommen auch ohne das neue Gesetz durch einfache Regierungsverfügung in ganz legaler Weise geltend gemacht werden könnte — erscheint im Vergleiche mit anderen, perfect gewordenen Gesetzen so wenig als eine „liberale" Reform, daß man die Rebellion der Conservativen bei diesem Anlasse geradezu als vom Zaune gebrochen betrachten muß. Der Gesetzentwurf enthält nicht ein Postulat der freisinnigen Parteien, sondern ein solches der Staatsregierung; er ist von den Liberalen, unter Ueberwindung einzelner Bedenken, gebilligt worden, weil sie die Forderung der ihnen im Uebrigen fernstehenden Regierung als berechtigt und vernünftig erkannten.

Aber Fürst Bismarck ist vielleicht selbst ein Liberaler geworden? Ohne Zweifel wird in conservativen Kreisen dieser Vorwurf gegen ihn erhoben; wir aber dürfen uns leider nicht mit dem Gedanken schmeicheln, den Kanzler als unserer Partei gewonnen begrüßen zu können. Zwar hat er selbst vor einigen Tagen Denjenigen gegenüber, welche in dem Bismarck von 1872 nicht mehr den von 1849 wiedererkennen und ihm dies vorwerfen möchten, mit Stolz es ausgesprochen, daß er im Laufe der Zeiten Manches gelernt habe — ein Aristokrat aber und ein denkender conservativer Mann ist der Kanzler heute noch und wird es immer bleiben. Sein Bestreben ist es stets gewesen, das Vaterland groß und geachtet zu machen, der Preußischen Krone neuen Glanz und vermehrte Kraft zu verleihen. Diese Ziele im Auge, hat er oft Kleines geopfert, um Großes zu erreichen; und wo das Programm der Partei, welcher er zugezählt wurde, mit dem Programme seines Lebens, mit seinen heiligsten Zwecken nicht vereinbar erschien, hat er es vorgezogen, die letzteren zu conserviren und das Programm der Partei zu verletzen. Zu einer Zeit, da der Conflict zwischen dem Preußischen Ministerium und dem Abgeordnetenhause die bitterste Gestalt angenommen hatte, da durch die Preßnovelle vom 1. Juni 1863, eine offenbare und tief empörende Rechtsverletzung, das Land herausgefordert war und die abermalige Auflösung der Volksvertretung vor der Thür stand — schrieb Bismarck jene Depeschen, in welchen er dem Reformplane des Frankfurter Fürstentages die Forderung eines aus directen Wahlen hervorgegangenen und zu beschließender Mitwirkung befugten Deutschen Parlaments entgegensetzte. Das war die erste Verletzung des conservativen Programms durch den Mann, welcher im Jahre 1849 die Deutsche Reichsverfassung, 1850 die Preußischen Unionsbestrebungen bekämpft hatte, im Jahre 1870 aber die Deutsche Einheit herzustellen übernommen hat. Bismarck, welcher vor zwanzig Jahren rückhaltslos dem Zunftzwange das Wort redete, hat sich im Deutschen Reiche mit der Gewerbefreiheit befreundet; sei es nun, daß die Zeiten ihm eine andere Anschauung aufgenöthigt haben, sei es, daß er noch heute lieber den Zunftzwang sähe, aber im Interesse der lieben Einigkeit und zum größere Zwecke nicht zu gefährden, seine Neigung hat schweigen lassen — im einen wie im anderen Falle werden diejenigen Conservativen, welchen nicht Beschränktheit und Vorurtheil den freien Blick raubt, dem Kanzler nicht den Fehdehandschuh hinwerfen.

Wie viel hat die liberale Partei ihm zu verzeihen! Wie schwer hat an ihr in den Jahren 1862 bis 1866 das Ministerium Bismarck sich versündigt! Und doch blickt sie ohne Groll heute auf den Mann, welcher dem Vaterlande so große Dienste geleistet hat. Die Conservativen aber, unter welchen durch den Krieg mit Oesterreich das erste Schisma bewirkt und der alte Bannerträger Gerlach bei Seite gedrängt wurde, sollten nicht vergessen, daß ihre Partei nur dem schützenden und schonenden Verhalten Bismarcks es verdankt, daß sie überhaupt noch existirt. Alle seine Erfolge stellen zugleich Verletzungen des alten Programms der conservativen Partei dar, und insofern diese Partei, speziell ihre Quintessenz im Herrenhause, sich Verdienste der Mitwirkung zu jenen Erfolgen zuschreiben darf, waren diese stets mit einer Aufopferung der „conservativen Grundsätze" verbunden. Das Indemnitätsgesetz vom Jahre 1866, welches den Frieden zwischen den gesetzgebenden Gewalten in Preußen herstellte, war in conservativen Augen ein beschämendes Zugeständniß an den Parlamentarismus; die

Digitized by Google

Amerion von Hannover, Hessen und Nassau, die aus dem „schlotterichten Königreich“ einen compacten Körper machte, verletzte tödtlich das Prinzip der Legitimität, einen Hauptpunkt im conservativen Programm; die Deutsche Einheit erschien den Thoren als ein Bruch mit der Preußischen Geschichte.

Hat Fürst Bismark der conservativen Partei bisher den Anschein gegönnt, als ob er mit ihr im Allgemeinen einer Meinung wäre, und als ob sie aus ihren Parteitendenzen heraus sich nützlich und verdient gemacht hätte, so wird ihre jetzige Renitenz dieser zarten Rücksicht wohl ein Ende machen. Das Preußische Herrenhaus, ohnehin neben dem Deutschen Reichstage immer mehr verkümmernd, wird vor seinem eigenen Jammerbilde erschrecken, sobald Bismarck die Hand von ihm abzieht. Der Kanzler aber hat vor wenigen Tagen bei dem kleinen Zwischenfalle, welcher die Disciplinarrechte des Präsidiums im Hause der Abgeordneten zur Sprache brachte, gezeigt, daß er der liberalen Partei sehr fern steht. Er giebt dem Reiche, was des Reiches ist, und kann sich den Consequenzen, welche sich daraus für Preußen ergeben, nicht entziehen. Das lebendige Neue fördernd, sucht er das lebensfähige Alte zu erhalten; aber die Partei zu conserviren, welche sich die conservative nennt und gegenwärtig mit polnischen, römischen und welfischen Revolutionären die Gemeinschaft nicht scheut, um ihr „Programm“ zu wahren, — diese Conservativen zu conserviren, wird Fürst Bismarck schwerlich sich gedrungen fühlen, wenn sie selbst darauf ausgehen, sich zu ruinriren.

A. B.

Aus Deutsch-Lothringen.

Metz, im Februar. Mit dem ersten Februar ist hier noch langem, harten Winter der Frühling glänzend eingezogen, und wir nehmen ihn gern als ein gutes Omen für die Zukunft. Kommt es mir nur so vor, oder ist es in Wahrheit so? Aber es scheint mir wirklich, als ob mit der milden Luftluft, die uns umweht, und mit dem heiteren Himmelblau, das auf allen Hügeln und Höhen des schönen Moselthales ruht, auch die Herzen und Gemüther sanfter und versöhnlicher gestimmt wären, und als ob die Gesichter minder bös und unwirsch dreinsähen, als noch vor einigen Monaten. Dies gilt natürlich von der hiesigen französischen Bevölkerung, die (wer wollte es leugnen?) eine bittere, schwere Zeit durchzumachen hatte und theilweise noch hat, bevor sie anfing, sich in das Unabänderliche zu fügen, oder, wie der Dichter sagt, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen. Ganz sind wir übrigens noch nicht über den Berg, und es hieße sich einer verderblichen Selbsttäuschung hingeben, wenn man meinte, schon gewonnen Spiel zu haben. Le temps est un grand maître, sagt ein französisches Sprichwort, und auf die Zeit setzen wir hier unser Wünschen und Hoffen. Sie bringt auch wohl in Deutsch-Lothringen endlich Rosen. Vor der Hand hat sie uns schon Veilchen in Menge gebracht und — bunte Kleider.

Mit diesen bunten Kleidern hängt es aber folgendermaßen zusammen, was ich, ohne Furcht allzufehr abzuschweifen, recht gut erzählen kann, da diese Toilettenfrage hier zugleich eine sociale und politische in sich schließt.

Nach der Uebergabe von Metz — beiläufig bemerkt, wohl die großartigste Errungenschaft des ganzen gewaltigen letzten Krieges — war die Trauer der Bevölkerung über diese schmähliche Niederlage allgemein. Wie konnte es auch anders sein? Metz, die jungfräuliche, die nie überwundene Veste, die selbst Karl V. drei Monate lang vergeblich belagert hatte, war endlich in die Hände des deutschen Siegers gefallen, und stieg genommen, was wenigstens die Stadt selbst betraf, ohne Schwertstreich und Kanonenschuß. Die furchtbarste Wirklichkeit und Wahrheit des ganzen schrecklichen Krieges war damit auf das Deutlichste und Schlagendste an den Tag getreten: der grenzenlose Schwindel, die elende Prahlhanserei der Franzosen, und die ehrenhafte Kraft und die Solidität der Deutschen — dort eine welthistorische Blamage, hier unvergänglicher Ruhm.

Nun wurde in sich gegangen und getrauert in Sack und Asche. Mit dem Ersteren, dem Insichgehen, war es übrigens nicht so schlimm, denn die alberne Fabel von „verrathen und verkauft“ wurde als Beschönigung aufgebracht und zog als Stichwort durch ganz Frankreich; aber mit dem Zweiten, dem Trauern, machte man Ernst, wenigstens äußerlich, und vorzüglich die weibliche Bevölkerung. Der Ausdruck „in Sack und Asche“ ist indeß nur eine Redefigur; die Kleider waren von feinem Musselin oder Kaschmir, vielfach aus Paris verschrieben, so lange der Weg dahin durch die „Barbaren“ noch nicht versperrt war, und stets nach Schnitt und Mode das Allerneueste. Wie jene unglücklichste und trostlose junge Witwe sich plötzlich getröstet und weniger unglücklich fühlte, als sie sich im Spiegel betrachtete und die Entdeckung machte, daß ihr das schwarze Trauerkleid vortrefflich, ja allerliebst stand, so fanden auch viele Französinnen ein Gleiches und machten als gute Patriotinnen die Mode mit. Ein bischen Komödie muß in Frankreich stets dabei sein, denn jeder Franzose ist halbwegs ein geborener Komödiant und jede Französin vollends. Auf der Promenade sah man nichts als schwarzgekleidete Damen, viele mit langem, wallenden Schleier, der ihre Gestalt fast ganz verhüllte, aber doch durchsichtig genug war, um die zierliche, schlanke Taille zu verrathen, und die schwarzen Augen blickten schmachtend unter den Schleier hervor . . . . languissant heißt es auf französisch*), was noch weit mehr besagt; und seltsam: die am tiefsten Trauernden waren fast immer die Elegantesten und Hübschesten. —

Ich mache hier eine kleine Parenthese, und zwar weil mir plötzlich die Pariser Schwarz- und Schmutzblätter einfallen, die möglicherweise diesen Artikel zu Gesicht bekommen könnten und dann nicht ermangeln würden, in fingirter Entrüstung auszurufen: „Da seht ihr's! Sie respectiren nichts, diese Banditen, nicht einmal unsere unglücklichen Frauen in Trauer!“ So würden jene Blätter sprechen, denen bekanntlich nichts heilig ist und die, nach dem alten Wort aus Chlodwigs Zeit, heute anbeten, was sie verbrannt und morgen verbrennen, was sie angebetet haben. Es ist dies ein elendes, verächtliches Gebaren, kaum der Widerlegung werth. Ehrfurcht vor der Mutter, Gattin oder Schwester, die den gefallenen Sohn, Gatten oder Bruder betrauert, und das innigste Mitgefühl für die jammernde Braut, die den theuren Verlobten, all ihr Glück und ihre Hoffnung verlor, Ehrfurcht vor diesem großen, heiligen Schmerz, und — ob Freund, ob Feind, — der vollste und reichste Rosen- und Lorbeerkranz ist nicht zu viel und zu schön für eine solche Gruft, und wer das Weinen längst verlernt hat, schäme sich nicht, dort eine warme Thräne zu vergießen . . . . doch ich habe wohl nicht nöthig, vor meinem Leserkreise dies noch weiter auszuführen, ich schließe daher die Parenthese, die ich, wie gesagt, nur ganz zufällig als anticipirte Abwehr einschaltete.

Also die schönen Metzer Damen promenirten in Trauerkleidern auf der Esplanade, dem Corso der Stadt, von dessen westlicher Terasse man die herrliche Aussicht in das weite, blühende Moselthal hat, bis zu den gegenüberliegenden Höhen mit ihren Forts, ihren Dörfern und Landhäusern — ein paradiesischer Anblick, der den Gedanken an den Krieg mit seinen Schreckniſſen gar nicht aufkommen läßt, denn Alles athmet dort den Frieden einer glücklichen, daseinsfreudigen Welt. Auch kleine tricolore Cocarden, aber mit schwarzer Einfassung kamen zum Vorschein und wurden kokett an den Hut, vor den Busen oder links an die Seite des Herzens gesteckt, und man ließ es ruhig geschehen. Das große Princip der Milde und Versöhnung, das vom ersten Tage der Uebergabe an bei allen deutschen Behörden vorwaltete und zur strengsten Verhaltungsregel gemacht wurde, kam auch hier zur Geltung. Rücksichtsvoller und humaner ist wohl noch niemals eine eroberte Stadt behandelt worden, als Metz; denn jene Toleranz, von der ich so-

*) Bei Goethe: „langend“. D. R.

Digitized by Google

eben mit leichtem Scherz in Bezug auf die Damentoiletten sprach, wird überall, auch in den bedeutendsten und wichtigsten Fragen und Angelegenheiten beobachtet, vielleicht manchmal (so behaupten wenigstens die strengeren Beurtheiler) etwas zu weitgehend und allzu nachsichtig, weil dadurch den geheimen Wühlereien Vorschub geleistet wird. Aber selbst das gerecht wieder der deutschen Politik zur Ehre, und zumal sich jene Wühlereien, bei Licht besehen, nur auf Geschwätz und leere Phrasen reduciren, also auf die sogenannte blague, die man auch den deutschgewordenen Franzosen nicht so leicht wird nehmen können.

So verging denn das vorige ganze Jahr; und selbst im hohen Sommer blieben die Trauerkleider in der Mode, und manches hübsche Fräulein mußterte gewiß oft mit wehmüthigen Blicken in unbelauschten Momenten ihre buntfarbigen Roben, Tücher und Bänder, mit denen sie sich um alles in der Welt gern, wenn auch nur ein einziges Mal, auf der Esplanade gezeigt hätte. Aber die Parole der Frau Mama oder Tante, oder gar des Herrn Papas oder Oheims war streng und kategorisch. Man mußte gehorchen und noch dazu gute Miene zum bösen Spiel machen. Welch ein Verrath am Vaterlande (wohlverstanden, dem französischen!) wäre es auch gewesen, wenn sich eine Französin für die Augen der fremden Unterdrücker, der „deutschen Barbaren", auf ein flüchtiges Sommerstündchen geputzt hätte. Alles Wasser der Mosel, in die sich bei Metz noch dazu die Seille ergießt, die alsdann zusammen in vielen Armen durch die Stadt fließen — all das Wasser würde nicht genügen, einen solchen Schimpf abzuwaschen! Und dabei stolirten die schmucken preußischen und bayerischen Officiere keck in den Alleen der Promenade auf und ab, wie es den Siegern geziemt, obwohl sich manche von ihnen gewiß gern von den schönen Augen der einen oder anderen „Feindin" hätten besiegen lassen. Die bayerischen in Hellblau und Goldgelb sind übrigens die schmuckesten, so gestand mir wenigstens kürzlich ein französisches Fräulein, natürlich unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit. —

In diesem Jahre scheint es aber, wie gesagt, anders zu werden, denn die farbigen Damentoiletten wagen sich hervor, vereinzelt zwar noch, wie schüchterne Frühlingsblumen, aber doch schon zahlreich genug, um dem einförmigen, langweiligen Schwarz siegreiche Concurrenz zu machen. Ist nur erst der Mai da mit seinem vollen Flor auf Wiesen und Geländen, oder gar der Juni mit seinen Rosen, den eigentlichen Blumen der Liebe, so wird hoffentlich das letzte schwarze Kleid in den Winkel gehängt werden und mit ihm die alberne Rancüne und das noch albernere Sinnen und Trachten nach Revanche.

Ob es dabei auch zu einem Ringwechsel der Töchter von Metz mit deutschen Officieren kommen wird, wie in No. 3 dieser Zeitschrift („Ein Belgier über Elsaß-Lothringen") angedeutet wurde, weiß ich nicht, obwohl ich es von Herzen wünsche. Möglich ist es immer, zumal mir selbst schon ein solcher kleiner Roman bekannt ist. Er, ein bayerischer Officier, der sich im letzten Kriege rühmlich ausgezeichnet hat, sie, ein Metzer Fräulein aus guter Familie, und beide, jung hübsch und, wie Hafis singt „sehr, ach sehr verliebt!" Er verstand freilich anfangs kein Wort französisch und sie kein Wort deutsch, aber es giebt in allen Ländern der Welt eine Herzenssprache, die jeder versteht. Außerdem arbeiteten und lernten sie tapfer, wie die fleißigsten Schüler, in Abus „Praktischem Lehrgang", so daß sie sich jetzt schon ein heimliches Briefchen, wenn auch mit einigen orthographischen Fehlern zuschicken können. Die letzteren thun übrigens den beiderseitigen Gefühlen keinen Eintrag, im Gegentheil: mir will, unter so bewandten Umständen, ein Liebesbrief mit orthographischen Fehlern ganz originell vorkommen. Doch ich plaudere aus der Schule, denn bis jetzt ruht noch der Schleier des Geheimnisses über dem zarten Verhältniß; nur das Eine will ich noch verrathen, daß das Fräulein kürzlich und obenein in Begleitung ihrer Eltern, auf der Esplanade in einer allerliebsten Toilette erschien: blau und weiß . . . . die bayerischen Landesfarben. Und die Pessimisten behaupten, die Deutschen würden noch auf langehin Fremdlinge in den neuen Reichslanden bleiben!

Nun aber auch für heute genug geplaudert, obwohl ich noch mancherlei zu berichten hätte. Ist doch sogar dieser Tage eine italienische Oper hier eingetroffen, die demnächst ihre Vorstellungen beginnen wird. Mancher meiner Leser weiß vielleicht nicht einmal, daß wir hier in Metz ein brillantes Theatergebäude haben, dessen sich keine Residenz zu schämen brauchte. Und so giebt es hier noch vieles, das das Erzählens werth ist . . . . ich will mich nur nicht gleich in meinem ersten Briefe allzu breit machen.

Adolf Ebeling.

Erinnerung an Lord Palmerston.

Lord Palmerstons Leben (Henry John Temple) frei nach Sir Henry Lytton Bulwer von A. Ruge. 1. Theil. Berlin. Rob. Oppenheim. 1871.

In diesen Briefen und Depeschen schildert sich der große und gute, ja, liebenswürdige Mann selber. Bulwer hat gut gewählt und nur die fehlenden Verbindungsglieder gegeben. Ich selbst darf wohl darüber berichten, da mein Schreiben wesentlich nur ein Lesen und Zusammenziehen war und da ich unter so viel eleganten Schriftstellern, wie Deutschland jetzt besitzt, auf die Form keine Eitelkeit setzen kann. Nur das Eine bitte ich sagen zu dürfen, daß Palmerston die Klarheit seines Ausdrucks oft mit derbem und durchschlagendem Humor würzte, der nicht gerade für den Druck bestimmt war und darum nur um so besser mundet — da er immer auf der Seite des St. Georg ist, so oft man ihn auch zum Drachen zu machen gesucht hat; und diesen Hauch der Unbefangenheit hab' ich nach Kräften beibehalten. Für Manche der Mitlebenden sind diese Briefe eine wahre Offenbarung, für Manche eine Beschämung.

Treulos und Tory war das Geringste, was er sein sollte; Bonapartist und selbst auf einen Staatsstreich deutend, war ein schlimmer Vorwurf, und Urquhart reiste seiner Zeit im Lande umher, hielt Versammlungen gegen den Premier, und sagte mir nach einem seiner heftigen Angriffe: „Ich bring' ihn auf's Schaffot und in zwei Jahren bin ich selbst Premier und rette die Krone'." — „Da erlauben Sie mir wohl", sagte ich und zog den Hut, „daß ich der Erste bin, der Ihnen gratulirt!" Urquhart ist verschollen, Palmerston als Premier gestorben; und nicht Ponsonby, Urquhart und die Partei der Oesterreichischen Allianz, sondern die Gladstone-Bright'sche Politik ist auf die Palmerston'sche gefolgt.

Mit Palmerston ging in der That ein System zu Grunde, oder vielmehr es starb eines natürlichen Todes, — das System Cannings oder der auswärtigen Politik; und ihm folgte die Politik des Innern, die Gladstone-Bright'sche Reformpolitik. Als Palmerston starb, hatte er schon seinen Plan fertig, wie er die Reform umgehen wollte; wäre er 1870 noch Premier gewesen, er hätte sicherlich mit der Flotte und nicht mit dem Neutralitätsvertrag für Belgien gesprochen — doch er starb; und Reform und Revolution und — Bonapartismus gingen ihre Wege. Wie er richtig gelebt, so wußte er auch gerade zur rechten Zeit zu sterben — kein geringes Verdienst bei einem so einflußreichen Politiker.

Allerdings paßte Palmerstons und Cannings Politik 1870 nicht mehr. In America hatte die freie Arbeit über Sklavenarbeit gesiegt: wie konnte in England die Reform vereitelt werden, welche den Arbeitern politische Rechte gab, indem sie alle Haus-Besitzer oder -Inhaber zu Wählern machte? In Deutschland hatte Preußen mit der Revolution Oesterreich und die Contrerevolution geschlagen: wie konnten die Westmächte noch für die liberale Seite in Europa gelten? Was war mit einem 20 Jahr alten Bonapartismus in Europa aufzustellen? Deutschland mit all seinen Polizei- und Glaubens-Beuten war doch kein so arger Lazarus wie das verbonapartistirte Frankreich.

Eine neue Welt ist aus diesem Chaos, in dem sich die alten

Digitized by Google

Gegensätze nicht mehr klar schieden, aufgetaucht; und es gehört wenig Verstand dazu, um einzusehn, daß nun das Motto wurde: „Wer klug ist, lern' sein Inneres reformiren!“ In diesem Augenblick der Umkehr starb Palmerston mit seinem Plan gegen die Reformbill in der Tasche! Und die auswärtigen Verhältnisse verloren ihren judicious bottleholder (verständigen Secundanten).

Man würde sich jedoch irren, wenn man diesen Mann für einen Gegner der Verbesserung des Loses der Sterblichen und der freien Staatseinrichtungen hielte. Erst lernt er selbst was Tüchtiges, dann setzt er seine ganze Kraft daran, seine Ideen auf seiner großen Besitzung bei Sligo zu Menschen zu machen und schließt mit seinem Pfaffen „ein Concordat“, daß er ihm die Kinder in die Schulen schickt, die er anlegt; er baut seinen Leuten einen Hafen, er macht das Moor urbar und besetzt mit Gras das sandige Meerufer.

Spätere Briefe (1806) beschreiben die Schlacht bei Jena und man sieht, wie faul es „im Staate — Dänemark“ war. Palmerston weiß hochstehende Verräther nach; aber Einer verrieth immer den Andern und jeder sich selbst; ja, „man konnte nicht erfahren, wo der Feind war, denn die ausgesandten Patrouillen kamen nicht wieder, sondern gingen über.“ Palmerston mit Canning zusammen ist entschiedener Gegner des alten Bonaparte; und ein großes Wort spricht er aus: „wie aller Verkehr unmöglich würde, wenn man nicht ehrlich und so gut wie sein Wort sei, so sei mit Bonaparte nicht auszukommen, weil er sich nur durch Gewalt gebunden fände und jeden Frieden bräche, sobald es ihm paßte.“ Man machte damals den fürchterlichen Fehlgriff, der hohen Politik die Moral zu erlassen, Wortbruch und den Treubruch zu predigen und zu üben, wo Beides sich durch irgend eine Staatsmission beschönigen ließ, oder auch nur zum Erfolg führte. Nie ist dieser schnöde Sophismus der gehirnlosen Genialität Palmerston in den Kopf gekommen. Seine Schlauheit bestand in der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, die sich aber von den Tallerrands und andern Pflanzen aus dem Sumpfe des Congresses nicht hinter's Licht führen ließ. Wie sich Palmerston über Treu und Redlichkeit im internationalen Verkehr und gegen das berüchtigte Wort: „die Sprache ist uns nur gegeben, um unsere Gedanken zu verbergen“ hier auslässt, nicht abstract, sondern im Laufe seiner diplomatischen Unterhandlungen und als Bedingung seiner Freundschaft, die Frankreich nur halb ehrlich suchte, ebenso hören wir ihn gegen den coup d'état, den die Royalisten unter Karl X. vorhatten, reden und mit den prophetischen Worten: „Sollte der König, zum ersten Mal in seinem Leben, die Hartnäckigkeit bis zur wirklich verhängnißvollen Stunde beibehalten, statt sie, wie bisher, allemal Abends vorher aufzugeben, und sollte er darin durch ein muthloses und verzweifeltes Ministerium unterstützt werden, welches wahnsinnig genug wäre, dem Sturm nicht nur der öffentlichen, sondern der Volksmeinung zu trotzen, dann würde das Resultat wahrscheinlich ein Namenswechsel des Bewohners der Tuilerien sein, und der Herzog von Orleans eingeladen werden, vom Palais Royal herüber zu kommen; aber von irgend einer andern Veränderung kann nicht die Rede sein. Es sind zu viele Millionen Landeigenthümer und Capitalisten in Frankreich, um es möglich zu machen, daß irgend etwas die Sicherheit des einen oder des andern Eigenthums gefährden könnte.“

Diese zwei Gesichtspunkte, 1. die Ehrlichkeit im Verkehr von Nation zu Nation, 2. der Volksmeinung nicht zu trotzen, — leiten ihn so lange die entente cordiale sich halten läßt, bei der schwierigen Gründung Belgiens nach 1830, bei der Durchführung der Quadrupelallianz 1834 und endlich bei dem Bruch mit Thiers, als dieser den schlauen Plan faßt, in der ägyptischen Seemacht sich eine Hülfsflotte gegen die englische im Mittelmeer zu bereiten und durch Beschützung Mehmet Alis England in Aegypten auszustechen. Sobald Palmerston dieses Verfahren entdeckt, bricht er die intime Allianz mit Frankreich ab und nimmt mit den Türken als Alliirten und den drei nordischen Mächten im Hintergrunde die Correction Mehmet Alis selbst in die Hand. Daß Herr Thiers nahe daran war, für seine ägyptischen Pläne mit ganz Europa anzubinden, und vorläufig schon der Flotte Befehl ertheilt hatte, die balearischen Inseln zu besetzen, als wenn Spanien nur „ein geographischer Ausdruck“ wäre, sehen wir zu unserm Erstaunen durch Acten belegt. Die Befestigung von Paris blieb von diesem Schwerterschwingen übrig, zum Unheil der armen Stadt und zur Plage des Landes, wenn auch zur Verlängerung des Kriegs von 1870/71.

Palmerston war religiös und politisch ohne Vorurtheile; er kam, wie Peel, von den Tories her, er erkannte Peels Talent und Werth; er war für die Katholiken-Emancipation und für die erste Reformbill; wie er kein Vorurtheil gegen geschiedte Tories hatte, so war er nicht versteift gegen die nordischen Mächte; aber seine Urtheile über Metternich, über Dom Miguel, über Ferdinand VII., ja sogar über Dom Pedro sind eben so derb wie die Thatsachen, auf denen sie beruhen.

Er hat hin und wieder einen Witz für Recht ergehen lassen; aber er war weit davon entfernt, frivol zu sein, wofür er so vielfältig ausgeschrieen wird. Seine Ehrlichkeit fur Feinheit, seinen Humor für Frivolität zu nehmen ist ein Unrecht, gegen das Bulwer ihn durch authentische Belege und völlig unberechnete Gesinnungsausdrücke glänzend rechtfertigt. Er war ein edler Mensch!

Arnold Ruge.

Correspondenzen.

Aus Süddeutschland, Ende Februar. [Die Zeitungsnachrichten über die jesuitischen und junkerischen Intriguen am Kaiserhofe,] durch welche Fürst Bismarck wenn nicht gestürzt doch gelähmt werden soll, haben in Süddeutschland überall ein beremdetes Erstaunen, aber keine ernsteren Besorgnisse hervorgerufen. Einige geschichtskundige Männer erinnern wohl daran, daß nach den Befreiungskriegen von 1813/14 auch durch Intriguen an dem Preußischen Hofe Wilh. von Humboldt weggesprengt, der Fürst Hardenberg gelähmt und das ganze Verfassungswerk auf eine Generation zurück gelegt worden sei. Aber die Dinge liegen doch heute völlig anders. Die Verfassung existirt und man muß auch mit der Volksvertretung sich verständigen. Der Fürst Bismarck ist doch ein anderer Charakter als der Fürst Hardenberg. Die großen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte wirken nach. Mit der Höhe der Stellung des neuen Kaiserthums ist auch das Bewußtsein gestiegen einer großen Pflicht gegen Deutschland und der Gesichtskreis erweitert worden. Man vertraut dem Kaiser, daß er die Intriguen durchschauen und mit dem gesunden Verstande, der ihn auszeichnet, die Intriganten in den Winkel weisen werde, wohin sie gehören.

Von all' den genannten Führern der alliirten Ultramontanen, Absolutisten und Polen macht doch Keiner den Eindruck eines leitenden Kopfes, der den Kampf mit allen guten Geistern der deutschen Nation aufzunehmen und durchzuführen die Kraft hätte. Der Eifer des Grafen Lippe ist jedenfalls größer, als seine Einsicht. Herr von Savigny mag im Stillen emsig arbeiten, für den offenen Kampf im Sonnenlicht des parlamentarischen Lebens fehlen ihm so ziemlich alle Eigenschaften. Herr Dr. Windthorst ist ohne Zweifel der schlauste und vielgewandteste von allen; aber so wenig der kluge Biber gegen den Löwen oder den Adler im Kampfe bestehen kann, so wenig vermag er den Preußischen Staat und das deutsche Reich zu leiten.

Es giebt übrigens gewisse Naturen, die nur so lange schaden können, als sie im Verborgenen agitiren, und ungefährlich werden, wenn sie vom Sonnenlicht beschienen werden.

Digitized by Google

Wir im Süden erwarten von dem gegenwärtigen Sturmlaufe aller reichsfeindlichen Elemente durchaus nicht eine Erschütterung weder des Reiches noch seines Stifters, wohl aber eine nützliche Klärung trüber Erscheinungen am Hofe und eine Reinigung von altem Unrath.

Aus Wien, Mitte Februar. [Die Gründer.] „Il y avait un jour un fermier général“ lautet bekanntlich Voltaires Räubergeschichte in einer Gesellschaft, wo jedes Mitglied sich verpflichtet, eine solche zum Besten zu geben. Heutzutage wäre zeitgemäßer anzufangen: „es war einmal ein Gründer.“ Mit Erstaunen haben wir neulich in einer Berliner Zeitung gelesen, daß das Gericht bei Ihnen entschieden, das Schimpfwort „Gründer“ sei keine Beleidigung. Hier würde es unter Gentlemen entschieden für die ärgste Injurie gelten, was freilich dicke Wienerinnen nicht hindern wird, sich in diesem Sommer auf ihren Badereisen wieder, wie vor zwei Jahren factisch geschehen, in die Kurlisten als „Gründersgattin“ einzutragen. Die Herren, die das edle Handwerk treiben, machen selber kein Hehl daraus, weß Geistes Kind sie sind. Auf einem unserer ersten Etablissements sagte Schreiber dieser Zeilen laut und öffentlich, in Gegenwart der Herren und Damen, einem solchen Börsenjünglinge, der in etwas widerwärtiger Weise mit den realisirten Gewinnsten renommirte, in's Gesicht: „ja, aber Sie müssen auch gestehen, daß Sie ein Handwerk treiben, dem gegenüber das des Einbrechers ein nobles Gewerbe ist!“ Der Betreffende oder vielmehr Betroffene zuckte mit keiner Wimper. Er dachte einen Augenblick nach und erwiderte dann mit dem Ernste eines Mannes, der eine Rechnung geprüft, aber ohne die mindeste sittliche Entrüstung oder Beschämung, einfach eine unleugbare Thatsache constatirend: „ja, da haben Sie Recht!“ Es sind eben die Factoren so notorisch, daß jede Möglichkeit des Streitens und Ableugnens ausgeschlossen bleibt. Die schöne Zeit von 1869 ist wiedergekehrt, und zwar in verbesserter, vermehrter Auflage. Wenn das Publicum mit gesteigerter Naivetät seine offenen Taschen treuherzig den Gründern hinhält, so haben auch diese ein neues Mittel erfunden, sie schmerzlos auszuräumen. Der technische Ausdruck für die Manipulation ist „die eingezwickte Coutremine“. Ein halbes Dutzend Gründer beschließt Abends bei einem Glase Wein, eine Bank zu etabliren. Name und Zweck ganz gleichgültige Nebensache. Sagen wir z. B. „Interventionsbank“ — das klingt um so besser, als sich der Klügste nichts Geschreutes dabei denken kann, die Menge daher ehrfurchtsvoll einen Titel anstaunt, der weit über ihren Horizont geht. Einzahlung 80 Fl. auf 200 Fl. Nominalwerth; Einführung an der Börse mit 130 Fl., also mit einem Agio von 50 Fl. Dies ist der nachgerade stereotyp gewordene Cotus; das heißt, die Herren Gründer handeln unter sich mit 63 Procent Aufgeld; sorgen aber ängstlich dafür, daß auch nicht Eine Actie aus dem kleinen eingeweihten Schwindlerkreise kommt. So wird ein Contremineur börsenmäßig insolvent, und wäre es ein Rothschild: er kann die Stücke nicht liefern, weil er außer Stande ist, sie sich zu verschaffen: und haben die 130 Fl. nur erst ein paar Wochen auf dem Courszettel „in fester Haltung“ figurirt — je nun, dann findet sich das Weitere von selbst.

Das freundliche Publicum beißt an, da das Papier sich gar so unerschütterlich behauptet, und man von großen Geschäften zu erzählen weiß, die dem neuen Unternehmen gesichert sind und die Actien mindestens auf 200 Fl. treiben müssen. Das ist der Punkt, wo alle Welt begreift, daß es hohe Zeit ist zu kaufen, wenn man noch an dem Californien, das sich hier auftut, mitprofitiren will. Die „Gründer“ schlagen ihre Schweselhölzchen noch glimmend los und waschen ihre Hände in Unschuld. Wem von den Käufern es dann nicht mehr gelingt, sein Streichhölzchen, noch ehe es erlöschen, weiter zu geben, nun, der findet eben eines schönen Morgens, daß das schöne Gold und Silber, das er in seinem Kasten eingeschlossen zu haben wähnte, sich durch Einwirkung eines bösartigen Kobolds über Nacht in ein Aschenhäufchen verwandelt hat. Er vermehrt dann die Zahl derer, die noch jetzt aus der 69er Schwindelperiode die Blätter tagtäglich mit ihrem Jammer behelligen, daß sie damals den Sparpfennig ihrer Familie eingebüßt.

Da klagt besonders ein Unglücklicher, er sei durch die Liquidation der General- und der Allgemeinen Oesterreichischen Bank um sein Gesammtersparniß von 8000 Fl. geprellt worden — jetzt will der Arme von den Redactionen Rath haben, wie er zu einem Theile seines Eigenthums wiedergelangen könne, da die Liquidatoren ihn mit Grobheiten von Pontius zu Pilatus schicken. Angesichts solcher und so frischer Reminiscenzen aber geht die Menge den Gründern mit einer Unbefangenheit auf den Leim, die unbegreiflich erscheint. Ja, der Schwindel hat Dimensionen angenommen, welche diejenigen von 1869 weit hinter sich zurücklassen. Er steigt und steigt mit der wachsenden Scheu vor ernster Arbeit und mit dem Jagen nach leichtem Verdienste. Das ist's, was Elend läßt zu hohen Jahren kommen.

Wirklich wahr z. B. ist folgende Anekdote. Einer von jenen armen Schnorrern, die sich Tag für Tag ihren Hausbedarf auf der Börse zu ertheilen pflegen, ist eine bekannte Persönlichkeit, die jedesmal ihre 15 bis 20 Fl. davonträgt und ebenso regelmäßig „ausbleibt“, wenn ihr das Glück untreu ward und sich Differenzen von 20 oder 25 Fl. zu ihrem Nachtheile aufgesammelt. Verlor der arme Teufel dann auch seine Börsekarte, es hielt nicht allzuschwer, sie wieder zu bekommen. Jetzt aber war dem Börsencommissarius doch einmal die Geduld ausgegangen. Er wollte dem wieder „Ausgebliebenen“ keine neue Karte geben — und der Mann stand nun da, ein Bild heller Verzweiflung, gerade in einer Zeit, wo da drinnen der Boden mit Gold gepflastert ist, aus dem Tempel Merkurs verworfen zu sein. „Aber ich muß an der Börs!“ — plaidirte er endlich wie ein Rasender los — „ich habe acht Kinder zu Hause!“ — „Nein“, lautete die unwirsche Antwort, „Sie müssen nicht an der Börs', Sie müssen arbeiten!“ — Jener darauf im Tone unbeschreiblicher Entrüstung eines Mannes, dem man soeben eine ungeheuerliche Zumuthung gestellt: „nein, arbeiten können Sie, Sie haben keine acht Kinder!“

Hätte die Sache nicht gar so ernste Kehrseiten, wahrlich, die Gründerei wäre des Faschings würdigster Schluß: „Erste allgemeine österreichische Baubank“ — „Wiener allgemeine Baubank“ — „Wiener Baubank!“ — „Wechsler-Baubank!“ — „Baubank für billige Wohnungen“ — und eben jetzt, um einem längstgefühlten Bedürfnisse abzuhelfen „Prager Baubank!“, deren Actien nach dem allgemeinen Schwindel auf 200 Fl. lauten und mit 130 Fl. an der Börse eingeführt werden, während 80 Fl. darauf eingezahlt sind. Also selbst um die Namen ist man schon der Art in Verlegenheit, daß selbst ein so schaler Witz, der sogar vor so sinnlosen Firmen wie „Interventionsbank“ nicht zurückschreckt, sich nicht mehr anders als mit bloßen Repetitions-Varianten zu helfen weiß! Erinnert die Geschichte nicht — zumal wenn Sie bedenken, daß ich nur den cisleithanischen Courszettel berücksichtigt und daß selbst bei uns nun noch wieder zahllose Gesellschaften bestehen, die sich mit dem Bau von Hotels für die Weltausstellung oder mit dem Umbau bestehender Hotels befassen, wie „Metropolitan-Hotel-Compagnie“ und „Gesellschaft zur Erweiterung des Goldenen Lamm“, daß aber in Pest alle Nüancen dieser Baugesellschaften sich, in's Ungarische übersetzt, wiederholen — erinnert, sage ich, dies Treiben nicht an den geistreichen Mann, der eine Wette, länger schimpfen und fluchen zu können, als irgend ein anderer Mensch, glänzend gewann, indem er anfing: „Tausend Schock Donnerwetter — Zweitausend Schock Donnerwetter — Dreitausend Schock Donnerwetter!“ u. s. w. mit Grazie?

Wahrlich, wenn mein Diener mir morgen anzeigt, daß er einstweilen nicht mehr komme, weil er mit dem Dienstmann an der Straßenecke, dem Comfortable-Kutscher vom nächsten Stande und dem Greisler im Keller eine Bank gegründet; sich jedoch seine Stelle vorbehalte, für die Zeit wo das Syndicat sich aufgelöst und den Gewinn einzustreichen haben werde: nicht einen Augen-

Digitized by Google

blick werde ich mich wundern. Neulich in der Garderobe des Opernhauses spricht mich ein Jüngelchen aus der Provinz an, ob ich ihn noch kenne? „Doch! doch! bleiben Sie lange hier in Wien!“ — „Jawohl, ich bin jetzt ständig hier als Director der . . . Bank!“ Und wirkliche Wahrheit ist's, daß Commissionäre Prämien von 800 bis 1000 Fl. nicht verdienen können, die man ihnen bietet, wenn sie halbwegs präsentable Commis als Bankdirectoren acquiriren. Wer in einer leidlich guten Situation ist, beißt eben auf den Köder nicht an!

Aus London, im Februar. [Die irische Frage.] Die „irische Frage“ ist in ein neues Stadium getreten, oder richtiger gesagt, sie hat eine veränderte Physiognomie angenommen. Aus der geräusch- und gräuelvollen Agitation, wie sie unter dem Namen des „Fenierthums“ nur zu lange das „grüne Eiland“ von Grund aus bewegte, ist die unter mehr staatsmännischen Formen auftretende „home-rule-Bewegung entstanden. Das wüste Toben in den Volksversammlungen hat einer gewissen kritischen Nüchternheit Platz machen müssen. Statt der in Irland unvermeidlichen bombastischen Reden sind jetzt gut geschriebene Streitschriften an der Tagesordnung. Die home-rule-Bewegung hat bereits eine ansehnliche Tagesliteratur in's Kraut schießen lassen, von der man jedoch nicht behaupten kann, daß sie sonderlich viel zur Klärung der Streitfragen beigetragen habe. Unter all diesen literarischen Eintagsfliegen hat nur eine Schrift ein hervorragendes Interesse erlangt, das auch von der großen englischen Presse getheilt wird. Es ist dies die Broschüre von John George Mac Carty, die gewissermaßen als das officielle Manifest der home-rule-Partei auftritt und „A Plea for the Home-Government of Ireland“ betitelt ist. Die Schrift zeichnet sich durch Klarheit, logische Consequenz und Eleganz aus. Der Autor hat sich augenscheinlich den „Ausgleich“ zwischen Oesterreich und Ungarn als Muster und Ziel genommen, nach welchem die neue irische Partei handeln und welchem sie nachstreben solle. Die Forderungen, welche Mac Carty im Namen seiner Auftraggeber aufstellt, sind folgende: Ein irisches Parlament, aus der Königin, einem Ober- und Unterhause bestehend, ordnet alle inneren Angelegenheiten der Insel. Die gemeinsame Reichspolitik (imperial affairs) die Colonial- und auswärtigen Angelegenheiten werden nach wie vor in dem Reichsparlament (imperial Parliament) das zu diesem Zwecke von Irland beschickt wird, verhandelt. Mit großer Vorsicht, ja mit Aengstlichkeit vermeidet Mac Carty die Bezeichnung „Trennung“. Im Gegentheil weist er die Zumuthung von sich, als wolle er von Neuem die repeal-Bewegung anfachen. Allerdings verhehlt er sich und den Lesern keineswegs, daß eine weitergehende Partei, wenn erst die jetzt aufgestellten Forderungen erreicht sind, die vollständige Lostrennung Irlands vom vereinigten Königreiche verlangen werde; allein daß diese Ansicht bei der Mehrzahl der Irländer werde Anklang finden, bestreitet er. Sollte dies jedoch, wider Erwarten, einstens eintreten, nun dann wird die irische Frage Gegenstand des Streites zwischen England und der Insel; und jenachdem England in der Lostrennung oder Beibehaltung Irlands die größere Gefahr erblicken wird, tritt der neue Zustand der Dinge in Kraft oder der alte verbleibt. Interessant ist hierbei die Haltung der katholischen Geistlichkeit. Während auf dem Continent dieselbe überall auf Seiten der unterdrückten Nationalität steht, wie in Oesterreich, Rußland, während sie, wie in Deutschland und Belgien, um ihre Freiheit zu wahren, einen Bund selbst mit den extremen Parteien nicht verschmäht, verhält sie sich in Irland auffallend kühl zu dieser „Nationalitäts-Frage“. Weiß doch der katholische Clerus Irlands, daß hinter dieser home-rule-Bewegung radicale Tendenzen aller Art stecken, daß in erster Reihe die Schulgesetzgebung von ihr in Angriff genommen werden wird, und daß diese republicanische Partei nicht gewillt sein dürfte, dem Episcopat die Schule zu überliefern. Er schweigt daher, doch ist er darum nicht unthätig, vielmehr sucht er klug die Wage zwischen der englischen Regierung und der nationalen Partei zu halten. Daß Bright öffentlich seine Mißbilligung den Forderungen der irischen Nationalpartei gegenüber ausgesprochen, dürfte wohl in Deutschland bekannt sein; auch Gladstone hat in Aberdeen es laut erklärt, daß die Einheit des Königreichs, bei aller Selbstständigkeit Irlands, gewahrt werden müsse. Ist auch augenblicklich nach dieser Richtung hin keine Gefahr vorhanden, so giebt doch der bloße Versuch, der irischerseits zum Sturze der bestehenden Verfassung gewagt wird, schon genug zu denken.

Literatur und Kunst.

Aus Alt- und Neu-Wien.

Skizzen von **Bauernfeld**.

Von Wien nach München im Jahre 1834.
Politische, artistische und literarische Rückblicke.

Man will nicht bedenken, daß der Constitutionalismus überall nichts Anderes ist, als der Uebergang zum Republicanismus.

Deutsches Jahrbücher vom Jahre 1842.

Im Sommer 1834 war ich zum ersten Male in's „Ausland“ gekommen, nämlich nach Deutschland. Als Oesterreicher und Wiener hatte ich mich zumeist darauf gefreut, in Bayern „constitutionellen Boden“ betreten zu dürfen. Leider fand ich in München den Landtag bereits geschlossen, und es schien, als hätte er nie getagt, so wenig war die Rede von öffentlichen Dingen. Dagegen wurden die Alt-Bayern nicht müde, über den König los zu ziehen, über seine Verschwendung und seine Kunstbauten, sowie über die neue Maler'sche, die so viel Geld koste. Eigentlich war aber König Ludwig ein guter Wirth, der sehr wohl haushzuhalten wußte und mit geringen Mitteln viel auszurichten verstand; auch kam sein Kunstsinn der Stadt zu Gute. Pinakothek und Glyptothek waren Nothwendigkeiten, um die Fremden nach dem langweiligen München zu ziehen; die neuesten Lockvögel sind die Opern von Richard Wagner, eine Art Branntwein statt des einst berühmten Bieres, welches dermalen in Oesterreich vielleicht besser gebraut wird. — Die Münchner von damals hielten sich auch darüber auf, daß der König auf Grundlage des Concordats eine Menge früher aufgehobener Klöster wieder hergestellt, neue erbaut und vor Zeiten davon gejagte geistliche Orden zurückberufen hatte. Die Censurmaßregeln vom Jahre 1831 und die Verfolgung aller Freigesinnten nach dem Hambacher-Feste im Jahre 1832 hatte man dem kunstfreundlichen Ludwig gleichfalls nicht vergessen können! Die Häupter der liberalen Partei waren damals zu Gefängniß und Zuchthaus, zu jener abscheulichen und menschheitschändlichen „Abbitte vor dem Bildniß des Königs“ verurtheilt worden, wie später auch der unpolitische Saphir. Das meiste Aufsehen hatte die Verhaftung des Bürgermeister Behr in Würzburg erregt, der als freimüthiger Mann und feuriger Redner in ganz Bayern hoch in Ansehen stand. Als ich nach München kam, war der Prozeß über ihn noch in der Schwebe — erst im Jahre 1836 wurde der Mann (wegen verfänglicher Reden, im Jahre 1832 gehalten!) zu „unbestimmter“ Festungsstrafe und zu jener götzendienerischen Schmachabbitte verurtheilt. Ueberhaupt witterte man damals nichts als Demagogie! Ein Student wurde relegirt wegen „Verdachtes der Hinneigung zu burschenschaftlichen Tendenzen!“ Ich selber hatte das in einem bayerischen Blatte gelesen und den unfreiwilligen Polizeiwitz später in „Großjährig“ angebracht. — Die Münchener schierten sich im Grunde wenig um alle diese Dinge, zeigten großen Respect vor den Gensdarmen und ließen sich den ganzen Tag von den hin und her marschirenden Soldaten die Ohren voll trommeln. Dasselbe Vergnügen genossen wir auch in Wien — und so

Digitized by Google

wollte mir der gar so gewaltige Unterschied zwischen absoluter und constitutioneller Monarchie damals noch nicht recht deutlich werden! —

Bei so geringer politischer Ausbeute erübrigte nichts, als sich ausschließlich an Kunst und Wissenschaft zu halten. Hauptzweck meiner Münchener Reise war übrigens das Zusammensein mit meinem lieben Jugendfreunde Moriz Schwind. Ihn als Cicerone zur Seite, besah ich alle Merkwürdigkeiten. Das neue München hatte noch lange nicht gehörige Toilette gemacht; die bereits angelegte Ludwigsstraße war ohne wogendes Menschengedränge, das man freilich auch heutzutage noch vermißt, und so sorgte man einstweilen für Wohnungen der künftigen Menschen. Allenthalben wurde gebaut und gezimmert, gemeißelt und gemalt, und mitten in dem Wust und neben den schmutzigen Baracken der Altstadt erhoben sich Kunstbauten, griechische und byzantinische Tempel, auch Paläste im Renaissancestil — Glyptothek, Pinakothek, die Ludwigskirche, die Allerheiligen-Kapelle, das Odeon, das Leuchtenberg'sche und Max-Palais, die neue Bibliothek, das Kriegsministerium. In diese und andere Bauten theilten sich zwei Nebenbuhler: der deutschgesinnte Gärtner, welcher, jede antike Reminiscenz vermeidend, den alten vaterländischen Rundbogenstil wieder aufnahm; der andere Meister war Klenze, dem romantischen und gothischen (deutschen) Baustile abgeneigt, mit entschiedener Vorliebe für antike, besonders griechische Bauform. Beide Männer waren Bauräthe, beide reisten nach Griechenland, und ein Jeder verharrte natürlich dort wie hier auf seiner Ansicht. Immerhin! Da doch auf diesem Wege Tüchtiges, wenn auch bisweilen Disparates, zu Stande kam.

Mit Schmerzen gedachte ich in meinem Reisetagebuch unseres alten, damals noch so engen und winkeligen Wien. Der „große" Napoleon hatte uns im Jahre 1809 einen Theil unserer Festungsmauern zusammen geschossen — wir aber hatten diesen Kanonenwink unbenützt gelassen, das unnütze Zeugs gläubig wieder aufgebaut. Wann werden wir's freiwillig abtragen, Licht und Luft über die dumpfe Stadt ausgießen? Auch geistige! Umsonst! Das „System", das österreichische Fatum, und der zahme Schutzgott des mächtigen Reiches: der „Schlendrian", gestatteten keine Verbesserung, keine „Neuerung." —

Neubauten gilt's gleichwohl zu bereiben!
Die Menschen wandeln, die Häuser bleiben.

In München baute ein kunstverständiger König, mit Künstlern zur Seite. Selbst ist der Mann! So überraschte er die Künstler in ihren Ateliers, überfiel die Bauleute auf ihren Werkstätten, spornte an, zankte gelegentlich, feilschte auch um jeden überflüssigen Groschen.

Wenn in unserem Oesterreich damals irgend ein Neubau Allerhöchsten Ortes befohlen worden, so bekam das Hofbauamt, das Landesbauamt, das Wasserbauamt die Sache in die Hand; diese Behörden, die wenig oder nichts davon verstanden, übertrugen die Arbeit natürlich dem befugten Landes-Ingenieur, der das Bauen leider nur in Oesterreich studirt hatte! Eine Buchhaltung, die gar nicht studirt hat, controlirt seine Voranschläge, und ein hochadeliger Protector überwacht und leitet den Kunstbau, dessen Pläne, die man dem Herrn Grafen unterbreitet, er anfangs für die Blätter eines chinesischen Zusammenlegespiels gehalten hatte, bis ihn der Hofmeister des jungen Grafleins aufklärt, es gebe ein Ding in der Welt, welches man „architektonische Umrisse" zu nennen pflege. Schließlich schlägt sich noch die ästhetisirende Frau Gräfin in's Mittel, welche die Ausführung des Baus ihrem protégé, einem Schüler der Akademie, zuzuwenden weiß. Da nun das projectirte Ding weder griechisch noch römisch, noch deutsch, noch byzantinisch, sondern in gar keinem Stil entworfen ist, so schadet es nicht, daß auf den Rath der Dame auch noch einige französische Schnörkel und englisch-normannische Verzierungen angebracht werden. So schleppt sich das Bauobject durch versuchende Anfänger und tappende Schüler, durch dilettirende Liebhaber, durch Behörden und wieder Behörden, und wenn es endlich fertig dasteht und, dem Himmel sei Dank, nicht gleich wieder über den Haufen fällt, so hat die Wachstube oder die kleine Kapelle Unsummen gekostet, und König Ludwig hätte um einen weit geringeren Betrag vielleicht eine Basilika in's Leben gerufen. —

Mit Freund Schwind trieb ich mich bei allen Künstlern herum, lernte Kaulbach und Schwanthaler kennen, hatte all die tausend neuen Schönheiten in mich aufzunehmen; inzwischen saß mein gelehrter Reisebegleiter Kaltenbaek, der österreichische Specialist, mittlen unter den 600,000 Bänden und 10,000 Manuscripten der königlichen Bibliothek, schwelgte unter den Schätzen, zeichnete emsig Notizen auf für seine Sammlung der „Austriaca", und für das „Archiv", welches er späterhin nach Hormayr herausgab, wobei Ernst Feuchtersleben und ich den bisweilen etwas lässigen Redacteur nach Kräften mit Beiträgen unterstützten.

Der treffliche Schmeller war so freundlich, mich auf einige Curiosa aufmerksam zu machen. So bewunderte ich eine Bibel mit Porträts von Luther, Melanchthon und Friedrich von Sachsen, von Luthers Freunde Lucas Cranach gemalt. Die höchst merkwürdige Musikaliensammlung enthält unter andern Curiositäten auch eine sogenannte Oper von Kaiser Ferdinand III. —

Meinerseits wurde natürlich auch das „Handwerk" begrüßt. Der Hoftheater-Intendant, Hofrath Küstner, versah die Reisenden täglich mit Logen und Sperrsitzen, und zu den Diners und Soupers des gastfreien Mannes wurden mit uns auch die ersten Schauspielkräfte, wie die Dahns und Andere, geladen. Die Münchener Bühne besaß tüchtige Künstler, doch war ich durch unser „Burgtheater" verwöhnt. Die Spielweise, hier und dort, zumeist auf dem Felde des Modernen, war verschieden; so galt es, sich in die neue Weise zu gewöhnen. Kein Zweifel, zwischen dem Theaterpublicum irgend einer Stadt und deren Localschauspielern besteht ein inniges Wechselverhältniß. Der Mann gehört uns, er wächst mit uns zusammen, man überschätzt vielleicht seine Vorzüge, übersieht seine Fehler, leugnet sie wohl gar schlechterdings. Jede Bühne hat ihre Lieblinge. So behauptet zuletzt der Habitué eines Provinztheaters, man besitze dort die beste „Lorle" oder „Grille" ja sogar den famosesten „Hamlet" und „Romeo". —

Die Universität wies bereits bedeutende Sommerlücken auf. So hospitirte ich nur ein paar Mal bei Hofrath Thiersch, mit welchem ich schon früher in Wien bekannt geworden und der in seiner geistreichen Weise über Tacitus las.

Schelling war leider abwesend, was ich sehr bedauerte. Ich war bisher noch niemals mit einem Philosophen „vom Fach" in nähere Berührung gekommen. Auch jetzt mußt' ich mich damit begnügen, mir in einem der Münchener Bierkeller die Stelle weisen zu lassen, wo der Schöpfer der Identitätslehre zu sitzen pflegte, nachdem er sich Stuhl und Bierkrug selber herbei geholt, auch den Betrag für die Leibesnahrung in Vorhinein entrichtet hatte, wie es alt- und neubayrische Sitte erheischt.

Ueber Schelling raunte man sich übrigens damals bereits wunderliche Dinge in's Ohr. „Er hat eine neue Religion erfunden", versicherte mich ein Münchener Bürger ganz ernsthaft. — So weit verstieg sich der Begründer der Naturphilosophie nun wohl nicht! Daß er aber seine eigentlich negative Lehre durch eine neue positive Philosophie ergänzen, einen „Dogmatismus höherer Art", wie er's nannte, zu schaffen im Sinn hatte, das war vollkommen richtig. Und zwar sollte das Factum der Offenbarung als solches erklärt, die übersinnlichen Thatsachen des Christenthums sollten begreiflich gemacht werden! — Der Widerspruch (contradictio in adjecto), der schon in der Aufgabe liegt, springt in die Augen. Wer erklärt ein Mysterium? Wer will ein Wunder begreiflich machen? Auch war die Erklärung, wie sich bald herausstellte, wirklich noch unbegreiflicher, als dasjenige, was dazu dienen sollte, sie begreiflich zu machen. Aber auch schon das angenommene Princip: das rein Negative durch ein Positives zu ergänzen, stand in directem Widerspruch mit sich selbst. — Das Alles hinderte jedoch die Neu-Schellingianer nicht, sich mit den Alt- und Jung-Hegelianern, die nach ihres Meisters Ableben kampfgieriger geworden, als je, Jahre lang auf Tod und Leben herum zu schlagen. — Später, im Jahre 1841,

Digitized by Google

kam Schelling als Geheimer-Hofrath nach Berlin und hielt seine Vorlesungen über die Philosophie der Offenbarung; der indiscrete Paulus in Heidelberg gab nun die, von Schellings Zuhörern nachgeschriebenen Mysterien-Hefte heraus, sammt einer Kritik der Schrift, von welcher nach ihrem öffentlichen Erscheinen der Zauber des Geheimnißvollen ziemlich abgestreift war — nur das Unbegreifliche blieb als Residuum zurück! Dieses Unbegreifliche ließ sich aber nach einer gewissen Seite hin sehr wohl begreifen: die neue Geheimlehre war nämlich für das Christenthum in die Schranken getreten wie für den (preußisch-) christlichen Staat, als bessen Schirm und Schutz seiner Zeit gewissermaßen auch Hegel gegolten hatte. Längst aber, eigentlich schon vor dessen Scheiden, hatte sich das Blatt gewendet. Die Jung-Hegelianer hatten inzwischen nicht nur den Renegaten Schelling, sondern Staat und Kirche selber angegriffen. Die Hegel'sche Begriffslehre ist vielbeutig und dehnbar, die Methode Alles bei diesem philosophischen Schachspiel, bei dieser dialektischen (sit venia verbo) Taschenspielerei. Die geschickteren Escamoteurs traten nach einander auf. — Als gewaltiger Vorkämpfer einer neuen Richtung erwies sich der klarverständige und scharfsinnige David Strauß, dessen Kritik eigentlich mit der Hegel'schen Philosophie nur wenig gemein hatte. Das „Leben Jesu", bereits im Jahre 1835 erschienen, hatte in der philosophischen wie theologischen Welt das ungeheuerste Aufsehen erregt, wie später das gleichnamige und verwandte Werk Renans in der ganzen Welt, da es leichter geschrieben ist, wenn auch mit minder kritischem Geiste, dagegen faßlicher, auch von gemüthlicher, selbst poetisch abschildernder Seite anziehend. Jedermann kennt das Buch von Strauß und weiß, daß die Evangelien darin als Mythen aufgefaßt, die Wunder als natürliche Erscheinungen erklärt werden; die Hauptsache ist, daß der historische (dogmatische) Christus negirt, ein ideeller Gottmensch (beiläufig wie bei Hegel) an dessen Stelle gesetzt wird. Von dem Gottmenschen ist der Weg nicht weit zum Menschengotte, zu der Lehre Ludwig Feuerbachs: der menschliche Geist, in Vernunft, Gefühl, Wollen, ist Gott selbst, die außer sich gesetzte Gottheit nichts als ein Phantasiegebilde! Bruno Bauer drückt das noch weit schärfer aus, indem er die Offenbarung ohne weitere Umstände als das Werk des „lügenhaften theologischen Bewußtseins" darzustellen sucht. — Dadurch hatte man der Kirche offenen Krieg erklärt; die Halle'schen (später „deutschen") Jahrbücher setzten den religiösen Kampf fort, zogen ihn aber zugleich in das Gebiet der Politik und erließen zu Neujahr 1843 jenen bekannten offenen Fehdebrief gegen den bestehenden Staat, indem sie geradewegs zur Republik aufforderten, was zuletzt freilich die völlige Unterdrückung des Journals veranlaßte — allein seine Sendung war vollbracht.

So hatte nun die deutsche Philosophie seit Kant in der That ihren Kreislauf vollendet, alle Phasen der Speculation durchgemacht, um schließlich bei einer praktischen Seite anzulangen. Die Metaphysik ist für eine geraume Zeit, wenn auch nicht für immer, bei Seite gelegt, an ihre Stelle die Naturwissenschaft getreten. Dem freien Vernunftstaate wurde aber damals die Bahn gebrochen, nachdem man die letzten Trümmer des ausgeeoltenen theologischen und Polizeistaates wissenschaftlich über den Haufen geworfen, was man später, im Jahre 1848, auch praktisch, aber ohne rechten Erfolg, zu versuchen begann. — Jene philosophischen Kämpfe hatten sich sogar bis nach dem stillen Oesterreich verpflanzt. Der Ramboldianer (Herbartianer) Franz Exner, seit 1831 Professor der Philosophie in Prag, griff die Hegelianer mit scharfer Waffe an („die Psychologie der Hegel'schen Schule", Leipzig 1842—44, zwei Hefte), wogegen sich Joseph Unger (dermalen Sprechminister) in seinen Jugendjahren als eifriger Anhänger Hegels erwiesen hatte, in dessen Dialektik sich ein Frühwerk Ungers: „Die Ehe in ihrer welthistorischen Entwickelung" gewandt und bequem bewegt, wenn er auch gegenwärtig, als gereifter Mann, in Michelets reine Entomaistik nicht einzustimmen, noch in dem „Sein gleich Nichts" die letzte Auflösung des Welträthsels zu entdecken vermag. —

Ich habe hier nur referirt und die Spitzen gewisser Lehren berührt, die in den dreißiger und vierziger Jahren confirten und von denen die Gemüther zur Zeit des politischen Stillstands auf das Lebhafteste angeregt wurden, wie in unsern Tagen Schopenhauers Pessimismus in Gesellschaft und Literatur immer mächtiger eindringt. Merkwürdig genug, daß die „Parerga und Paralipomena," elegant in Goldschnitt gebunden, auf den Leseticschen der Wiener Damen zu finden sind*), ohne daß man dem Philosophen die wenig schmeichelhafte Ausdrucksweise in der Beurtheilung des schönen Geschlechtes besonders nachzutragen scheint. —

Von München wanderte ich mit Kaltenbaek im August über Tegernsee, Kreut, durch Tirol und Oberösterreich nach Hause zurück, an Geist und Gemüth durch die Reise aufgefrischt. Um so unerträglicher erschienen mir und meinen Freunden die Wiener Zustände. War der zahme bayerische Constitutionalismus himmelweit entfernt von dem freiheitlichen Ideale, und nun gar von dem republicanischen der „deutschen Jahrbücher," so füllte man sich dagegen in Wien und Oesterreich wie in einem geistigen Zuchthause. Und so fragten wir uns damals und noch lange nachher:

„Wann wird der Retter kommen diesem Lande?"

Aus Californien.

Lieder eines Goldgräbers.

Uebersetzt von **Ferdinand Freiligrath.**

3. Die Societät am Stanislaus.

Zu Table Mountain wohn' ich, heiße Jamek der Wahrheitsfreund;
Versteh' mich nicht auf's Mogeln, bin sündigem Schwindel feind;
Und schlicht will ich erzählen, was bekannt mir von dem Strauß,
Der unsre Societät gesprengt am Flusse Stanislaus.

Doch vorab möcht' ich bemerken, daß es ganz und gar nicht fein
Für einen Wissenschäftler, seinen Nächsten zu gerklär'n,
Und, wenn ein Mitglied etwa nicht all' seine Schrullen glaubt,
Dem Mitglied einzuprügeln die Wissenschaft durch's Haupt.

Nun gab es euch nichts Schön'res, nichts ging so stott und stet,
Als im ersten halben Jahre dieselbe Societät;
Bis Brown von Calaveras mit fossilem Knochentraun,
(Er fand ihn nächst Jones' Hause im Tunnel), zu uns kam.

Straks las er eine Abhandlung, — reconstruirte gar,
Aus diesen selbigen Knochen, ein Thier, das äußerst rar;
Tagegen Jones: „Ich bitt' um's Wort, bis bewiesen ich zur Freiß,
Daß dies ganze selbige Knochenzeug mein verlornes Mauthhier ist!"

Da lächelte Brown bitter: „Mein Bau schwebt in der Luft!
Vergangen hab' ich mich, so scheint's, an Jones' Familiengruft!"
Er war ein sehr sarkastischer Mann, dieser stille Mister Brown,
Und hatte mehr als einmal schon die Stadt gejaubert, traun!

Nun sollt' ein Wissenschäftler, wie ich das Ding versteh',
Nicht den andern „Esel" heißen, — selbst nicht implicite;
Noch sollte das betreffende Individuum, o weh!
Mit Steinen repliciren, es gehe wie es geh'!

Zur Ordnung jetzt rief Abner, der Diakonus, — als ein Stein,
('s war Sandstein, „alter rother"), ihm den Leib traf sehr gemein;
Und er lächelte matt, und krümmte sich, und sank hin, und stöhnte sehr,
Und was weiter ward verhandelt, interessirte ihn nicht mehr.

Denn rascher, als ich's schreibe, eilte männiglich zum Streit,
Und schlug sich mit den Resten einer paläozoischen Zeit;

*) Auch der Berliner! D. R.

Digitized by Google

Wie da Fossilien flogen, — fürwahr, es war 'ne Schmach,
Bis 'nes alten Mammoths Schädel Mitglied Thompsons Haupt zerbrach.

Dies ist's, was von dem Schwindel mir zu sagen nöthig scheint,
Denn ich leb' in Table Mountain, heiße James der Wahrheitsfreund;
Und schlecht und recht erzähl' ich, was bekannt mir von dem Strauß,
Der auf're Societät gespreugt am Flusse Stanislaus.

Das Norddeutsche Theater.

Ein neuer Beitrag zur deutschen Theatergeschichte von **Heinrich Laube.** Leipzig. Verlag von J. J. Weber. 1872.

I. Der Vortragsmeister.

Der Titel des Buchs ist offenbar nicht der richtige. Wenn es in der That das „Norddeutsche Theater" zu schildern prätendirte, so müßte man die ganze Anlage desselben auf das Schärfste verurtheilen, müßte bittere Klage führen über die seltsam wortkarge Abfertigung vieler der bedeutendsten norddeutschen Bühnen und die unverhältnißmäßig ausführliche Schilderung der kurzen Glanzepoche einer einzelnen derselben. Hier nur ein Beispiel: Ueber den Vortragslehrer, Herrn Alexander Strakosch, schreibt Laube beinahe fünf Seiten (S. 128 u. ff.). Er schildert uns den Lebenslauf des jungen Mannes, seine Begabung, seine Erfolge. Ueber die Gesammtthätigkeit der Berliner Hofbühne unter Herrn v. Hülsen schreibt Laube, ganz genau gezählt, **fünf Worte**, und über Herrn von Hülsen selbst fünf Zeilen. Der Passus ist charakteristisch: „Die neue Wahl" (zum Generalintendanten), schreibt Laube auf S. 49 „fiel auf einen Lieutenant in der Garde, auf Herrn von Hülsen, der auf Liebhabertheatern sich bemerklich gemacht haben soll . . . Herr von Hülsen hat sich zum energischen Verwaltungschef der Berliner Hoftheater-Institute ausgebildet und seine Thätigkeit insbesondere der Oper und dem Ballet gewidmet. Das Schauspiel gilt für verfallen." Basta! Und damit abgethan. In den folgenden 200 Seiten des Buches über das „Norddeutsche Theater" ist von dem Berliner Hoftheater nicht wieder die Rede. Wer sich also aus Laubes „Norddeutschem Theater" über das im Range höchststehende norddeutsche Theater orientiren will, wird keine zeitraubenden Studien zu machen brauchen; wenn sein Begriffsvermögen den Satz: „das Schauspiel gilt für verfallen", erfaßt hat, so weiß er Alles, was Laube darüber zu sagen für nothwendig hält. Hätte Laube wenigstens gesagt: „Das Berliner Schauspiel ist verfallen", so war's doch eine Meinung, welche man verfechten oder angreifen konnte; und wenn ich einen „Beitrag zur Deutschen Theatergeschichte", ein Buch über das „Norddeutsche Theater" von Laube lese, so habe ich das Recht, die Meinung des berühmten Dramaturgen über die vornehmste norddeutsche Bühne zu fordern, und bin enttäuscht, wenn ich mit einem kleinen Satze abgespeist werde, in dem mir Laube ein allgemeines Gerede wiederholt, mir sagt, für was das Berliner Schauspiel „gilt." Ich bestreite keineswegs die Berdienste des Herrn Strakosch; in Bezug auf das „Norddeutsche Theater" aber hat, so meine ich, Herr von Hülsen als Leiter der größten Bühnen in dem größten Norddeutschen Staate berechtigten Anspruch auf dieselbe, vielleicht sogar noch auf etwas mehr Beachtung, als der Leipziger Vortragslehrer, mag man die dramaturgische Thätigkeit des Generalintendanten anerkennen, mag man sie tadeln wollen.

Zweckmäßiger hätte der Titel also „Ein Norddeutsches Theater" gelautet; oder, wenn es Laube darum zu thun gewesen wäre, mit dem Titel den Inhalt des Buches genau anzugeben, so hätte er es nennen sollen „die Geschichte meiner Theaterdirection in Leipzig, mit einigen einleitenden Bemerkungen über Norddeutsches Theater." Das traf den Kern der Sache.

Im Uebrigen ist auf den Titel wohl kein übertriebener Werth zu legen. Wenn mir jemand einen schönen Brillant schenkt und behauptet, es wäre der Sancy oder Koh-i-noor, so lasse ich mir über den falschen Titel keine grauen Haare wachsen, nehme den Edelstein, freue mich herzlich und danke dem milden Geber. Mit denselben freudigen und dankbaren Gefühlen habe ich die Laube'sche Geschichte der Leipziger Theatercampagne gelesen, wenn sie sich auch „Norddeutsches Theater" nennt. Das Buch ist eine der besten und lehrreichsten dramaturgischen Studien, welche unsere Literatur besitzt. Aus jeder Seite, die man liest, gewinnt man die beruhigende Ueberzeugung: der Mann, der da zu dir spricht, versteht sein Handwerk ganz gründlich; Alles, was er dir sagt, ist das Ergebniß eines ernsten, liebevollen und gewissenhaften Studiums, das durch die praktische Erfahrung sich bewährt und gefestigt hat. Du brauchst nicht in jedem Punkte mit ihm einverstanden zu sein; aber du wirst keines seiner Worte unbeachtet lassen dürfen, denn es ist kein Schwätzer und was er sagt, ist reiflich durchdacht.

Laube hat in seinem neuen Werke keine erhebliche Frage der praktischen Dramaturgie unberücksichtigt gelassen. Die durch die Klarheit der Darstellung und die Bedeutung des verständigen Inhalts gleichermaßen hervorragenden Seiten über die Vorbereitungen zur dramatischen Aufführung, über die Nothwendigkeit gewissenhaft abgehaltener Leseproben, über die Unentbehrlichkeit zahlreicher Theaterproben, über die geistige Insceneſetzung eines Stücks u. s. w. — diese Seiten sollten die ständige Lectüre der Regisseure und Leiter aller nennenswerthen Theater bilden. Es ist viel verlangt, ich weiß es. Vielen unserer ersten Bühnenleiter fehlt es völlig an Zeit, die elementaren Kenntnisse ihres Berufs sich anzueignen. Das Geschäft absorbirt sie. Und für geistige Nahrung und Erhebung sorgen ja die vortrefflichen Theaterblätter, in denen ihre und ihrer Mitglieder Großthaten im Stile der Circusprogramme laut verkündet werden. Diese Theaterblätter, in welchen der Theatersecretär die Leistungen seines Borgesetzten beweihräuchert, der Schauspieler als gütiger Richter über sich selbst sein Urtheil fällt, der kritische Enthusiasmus durch die Höhe der an den Theateragenten gezahlten „Procente" bedingt wird — diese Blätter müssen natürlich sorgfältig gelesen werden; da bleibt zum Studium der Laube'schen Dramaturgie keine Zeit übrig.

Eingehend und mit sichtlicher Vorliebe beschäftigt sich Laube mit der neuen dramaturgischen Stellung, die er geschaffen hat: ich meine den **Vortragsmeister.** Theoretisch wird jeder vernünftige Mensch mit Laube der Ansicht sein, daß ein solcher „Vortragsmeister", welcher die sprachliche Bildung der darstellenden Künstler überwacht, unsertige Talente heranbildet, Incorrectheiten in der Aussprache und Declamation beseitigt und die einzelnen Rollen genügend vorbereitet, um bei den Theaterproben den Director-Regisseur nur das letzte Wort sagen zu lassen, für jedes größere Theater wünschenswerth ist und in vielen Fällen eine erfolgreiche Thätigkeit entfalten könnte. Ein Vortragsmeister ist gewiß für viele dramatische Kunstinstitute ebenso nothwendig, wie es ein Stilmeister für viele Zeitungsredactionen wäre. Die Presse hat sich noch nicht zu diesem schönen Zeugniß ihrer Selbsterkenntniß emporgeschwungen und ich zweifle, daß es das Theater dazu bringen wird.

In der Theorie ist diese Ausbildungsschule, wie gesagt, trefflich. In der Praxis bieten sich aber von vornherein zwei nicht unerhebliche Schwierigkeiten dar: erstens ist es schwer, den Lehrer, und zweitens ist es schwer, die Schüler zu finden.

a) **Der Lehrer.** Laube hat ihn in Herrn Strakosch gefunden. Ich kenne Herrn Strakosch sehr genau und kann aus bestem Gewissen in das Lob, welches Laube seinen Fähigkeiten ertheilt, miteinstimmen. Strakosch hat — das läßt sich nicht in Abrede stellen — ganz erstaunliche Resultate erzielt; er hat es dahin gebracht, daß ein mittelmäßig begabter, aber mit einer guten Erscheinung und kräftigem Organ ausgestatteter Schauspieler wie Herr Herzfeld an die bedeutendsten Aufgaben eines großen dramatischen Künstlers nicht nur herantreten konnte, sondern daß er diese auch

Digitized by Google

in überraschender Weise zu lösen vermochte. Solange dieser Schauspieler (unter der Witte'schen Direction) sich selbst überlassen war, galt er in den Augen des Leipziger Publicums herzlich wenig; unter Laube spielte Herr Herzfeld Rollen wie Demetrius, wie Juda in den „Makkabäern", Brutus im „Caesar", Wilhelm Tell; und spielte sie nach dem einstimmigen Urtheil des Publicums und der Kritik vortrefflich. Zu dieser Umwandlung zum Guten hat Strakosch sehr wesentlich beigetragen. Auch auf andere Künstler hat Strakosch einen sehr heilsamen Einfluß ausgeübt. Die Verdienste des Vortragsmeisters nach dieser Richtung hin sind zwar nicht unbestritten, aber sie sind nach meiner Ueberzeugung reell. So fest ich davon überzeugt bin, so fest glaube ich aber auch, daß seine gehässige Kritik, seine vorgefaßte Meinung, kein boshaftes Geschwätz Laube in Leipzig mehr geschadet habe, als sein in vieler Hinsicht nützlicher Vortragsmeister. Es giebt keine delicatere Stellung, als diese. Als naturgemäßer Vermittler zwischen der Direction und dem Personal wird auch ihm bald, zunächst in den Schauspielerkreisen, dann aber auch im Publicum, der dienstfertige Zu- und Zwischenträger gemacht. Der in seinem Rechte vermeintlich gekränkte Schauspieler erblickt in dem unheilvollen Vortragsmeister die ihn schädigende Gewalt und klagt es seinen guten Freunden, die es erbaulich weiter klingen. Fehler, welche die Kritik rügt, sind durch den Vortragsmeister verschuldet. Ueberall wird der Vortragsmeister vorgeschoben, gewiß oft mit Unrecht, aber gleichviel, es ist vom Uebel. Schauspieler und Publicum wollen das nicht haben: kein Vortragsmeister, sagen sie, soll sich zwischen mich und meinen Director drängen. Für diese hybride Stellung, von der man nicht weiß, ob sie zum Theater gehört oder nicht, ob sie öffentlich ist oder geheim, deren Inhaber weder Director, noch Regisseur, noch darstellender Künstler ist, fehlt das allgemeine Verständniß. Es kommt dazu, daß der Vortragsmeister selbst zu berechtigten Klagen Anlaß geben kann. Von Privatangelegenheiten, deren öffentliche Besprechung mir ein Horror ist, die aber in einer nicht übermäßig großen Stadt immer einen wichtigen Factor bei der Beurtheilung öffentlicher Leistungen abgeben, soll hier selbstverständlich nicht die Rede sein. Strakosch ist ein Slawe und hat als solcher von vielen Dingen eine ganz andere, viel harmlosere Auffassung, als wir nüchternen Norddeutschen. Strakosch besitzt z. B. eine gewisse verhängnißvolle Vorliebe für öffentliche Anerkennung seiner verdienstlichen Leistungen; und diese öffentliche Ausposaunung der Thaten des Vortragsmeisters empörte die Leipziger. Ich denke über diesen Punkt sehr tolerant, und möchte auch solchen Kritikern in Leipzig, die diese Reclamophilie auf das Bitterste getadelt haben, Bismarcks classisches: „Ach, meine Herren, greifen Sie in Ihren eigenen Busen!" zurufen. Das stille, selbstgenügsame Behagen ist eben nicht Jedermanns Sache. „Mon mur!" „Das ist meine Mauer!" sagt der Wirth auf der Gavarni'schen Zeichnung, indem er mit einer unnachahmlich stolzen Handbewegung auf sein Eigenthum zeigt. Und ebenso sagte Strakosch, wenn lauter Beifall und Hervorruf dem Künstler, dem er die Rolle einstudirt hatte, lohnte: da bin ich auch dabei! Er sagte es nicht nur, er wünschte auch, daß es gesagt wurde. Und das können die Schauspieler nicht vertragen. So ist der Vortragsmeister in Leipzig die Veranlassung zu vielfachen Mißhelligkeiten geworden, die schließlich Laube hat büßen müssen. Das ist eine unbestreitbare Wahrheit.

Laube hat mit Herrn Strakosch, was dessen Fähigkeiten anbetrifft, unbedingt Glück gehabt. Aber es ist doch ein seltsamer Zufall, daß ein tüchtiger Declamator, der von der Bühne etwas verstehe, durch ein körperliches Leiden behindert wird, die dramatische Kunst selbst auszuüben. Wenn alle größeren Theater dem Laubeschen Beispiel folgen wollten, so wüßte ich in der That nicht, woher sie ihre Vortragsmeister holen wollten.

b) Die Schüler. Laube ist im Allgemeinen kein Optimist, aber in Bezug auf die Willigkeit der Schauspieler, von einem officiellen Declamationslehrer guten Rath sich zu holen, täuscht er sich im Großen und Ganzen. Laube sagt: „am Ende bleiben nur diejenigen zurück, welche in der That keine Belehrung und keine Uebung brauchen." Das halte ich nicht für richtig. Die Willigen, die vom Vortragsmeister etwas lernen wollen, werden „am Ende" aus kameradschaftlichen Rücksichten auch abgeschreckt. So war es wenigstens in Leipzig. Das „Zum-Vortragsmeister-gehen" belam in der Schauspielerwelt einen häßlichen Klang. Es galt für gleichbedeutend mit: sich bei der Direction lieb Kind machen und im Kakaeifüßchen antichambriren. Um dieser unliebsamen Deutung willen verzichteten manche auf den Nutzen, den sie sich von einer Besprechung mit dem Vortragslehrer versprechen durften. So verringerte sich auch die Schaar der Willigen, welche mit der Stellung des Vortragsmeisters principiell einverstanden waren. Dies ist aber nicht die Majorität. Die meisten Schauspieler wollen von einem Lehrer überhaupt nichts wissen; es sind ja geborene Genies, bekanntermaßen. Was der Vortragsmeister weiß, das wissen sie längst. In allen Theaterzeitungen steht's ja gedruckt zu lesen, daß sie große Künstler sind, und daran ist um so weniger zu zweifeln, als sie es häufig selbst geschrieben haben. Was sollen sie wie Schulbuben sich Rollen einstudiren lassen! Erringen sie einen Erfolg, so soll ihnen die Freude nicht dadurch getrübt werden, daß am andern Tage im Blättchen steht: „man merkte den weisen spiritus rector" — sie wollen ihre Lorbeeren nicht mit einem dritten theilen. Ich glaube, Laube unterschätzt sich, wenn er meint, daß das Verständniß für die Nützlichkeit des Vortragsmeisters unter den Schauspielern mit der Zeit Boden gewinnt. Vielmehr ist es lediglich seiner großen persönlichen Autorität zuzuschreiben, daß sich manche Mitglieder seines Theaters zu dem Gange nach dem dramatischen Eisenhammer bequemten, nicht weil sie sich selbst Nutzen davon versprachen, sondern weil sie wußten, daß Laube sich Nutzen davon versprach.

Meiner Meinung nach ist also die Stellung eines Vortragsmeisters theoretisch vortrefflich, auch praktisch nutzbringend, aber unhaltbar. Es wäre mir lieb, wenn ich mich täuschte.

Das Laube'sche Buch regt noch andere mannichfach interessante Fragen an, welche zur ernsten Ueberlegung und Discussion herausfordern. Einige derselben will ich in einem folgenden Aufsatz hervorheben.

Paul Linden.

Rom und die moderne Malerei.

Rom im Februar.

I.

In China, dem gelobten Lande der Literaten, wird so viel auf die Literatur gehalten, daß jeder, mag er General oder Minister werden wollen, hauptsächlich in der Poesie geprüft wird. Dort lebte auch ein ehrgeiziger junger Dichter, dessen Verse trotz alledem den Zuhörern nur Kinnbackenkrampf vor Gähnen verursachten. Als ihn nun Niemand mehr anhören wollte, ging er in die Wüste, um wenigstens seine Verse für sich recitiren zu können. Aber siehe, gleich der erste Fels öffnete sich vor Gähnen. Aus seinem Spalt aber trat ein Geist hervor, der sprach zu dem erschrockenen Dichter: Fremdling, wünsche Dir, was Du willst, und ich werde es Dir erfüllen. Salomo hat mich in diesen Stein gebannt, Du aber bist mein Erlöser. Der erstaunte Poet faßte sich schnell und entgegnete freudig: So laß mich nur zehn Jahre lang den größesten Dichter der Welt sein! Da zündelten Flammen um sein Haupt und er war eine Zeit lang wie besinnungslos. Als er aber wieder zu sich kam, redete er Begeisterung und schrieb Verse wie ein Gott. Und er kehrte heim in seine Hauptstadt, und Alle staunte ihn an und fiel vor ihm auf die Kniee, wenn er von den Mund auftat, und man schwur nur noch bei ihm. Er aber vergaß ganz, daß seine Begabung eine endliche war. Als nun die zehn Jahre um waren, schrieb er wieder Verse wie vordem, ohne daß er selbst es merkte. Die Leute aber schüttelten die Köpfe dazu, und eigentlich mochte ihn gar bald kein Mensch mehr hören. Aber Niemand wagte dies einzugestehen. Denn sie wußten einmal, daß er ein großer Poet war, und jeder fürchtete, nur seine eigene Schande und sein mangelhaftes Verständniß kund zu thun. Und so betete man denn weiter zu seinen Langweiligkeiten wie zu seinen Herrlichkeiten vordem. Die Schüler

Digitized by Google

aber, die bis an sein Lebensende zu ihm kamen, weil er sie reich beschenkte, sandte er alle in jene Felsenwüste. Aber auch dort soll keinem jemals wieder ein Geist erschienen sein.

Als hier kürzlich die Rede ging von der Errichtung einer preußischen (deutschen?) Künstlerakademie in Rom, fiel mir bei dem bloßen Worte „Akademie“ diese Geschichte wieder ein, die ich in einem alten Oebis pictus gelesen zu haben glaube.*) Noch immer sind die meisten Akademien Deutschlands im Grunde genommen die Brutstätten eines Stilismus, den man früher mit Recht den classischen nannte, seit einiger Zeit aber wieder mit viel mehr Recht den akademischen schilt. Die classische Malerei in Deutschland verstand es, um die Zeit der zweiten (Winkelmann-) Renaissance auch für sich in der römischen Wüste den Geist des Alterthums zu wecken; und aus ihrem plötzlich geweihten Pinsel, von Koch und Karstens an bis auf Rahl und Preller herab, floß des Herrlichen genug, um das ganze kunstsinnige Deutschland mit zu reißen. Auch ihre Zeit ist um, aber sie will es nicht wissen. Die Akademien, in welche sie sich geflüchtet, bemühen sich noch immer, ihre Schüler die gewesene Herrlichkeit seciren zu lassen, ohne zu bedenken, wie lange die jungen Leute nöthig haben, um den Leichengeruch wieder los zu werden. Auch sie schicken noch heute ihre besten Zöglinge nach Rom, — aber kein Geist erscheint ihnen mehr. Denn die bestimmte Zeit ist um. — Lebt nicht Preller noch, kann man mir einwenden, den du eben selbst gerühmt hast? O ja, Preller, Kaulbach, Schnorr und mancher Andere, auch mancher Jüngere noch. Und ich bin der letzte, welcher das verschiedene Maß ihrer Bedeutung verkennt. Aber ich weiß auch, daß ihr Geist der Geist vergangener Zeit ist, mit welchem die unsere sich nicht mehr identisch fühlt. Mir ist auch bekannt, daß dennoch diese Meister Schüler oder Nachahmer haben. Ich kannte z. B. eine Rahlschule, — aber was malten sie? Nicht sich, nicht die Natur, sondern höchstens den Meister. Und so geht es ihnen Allen. Der Geist dieser Meister läßt sich nicht mehr weiter übertragen; er wird dabei zur leeren hohlen Maske, hinter welcher Natur und eigenartige Begabung verschwinden, zu einer Binde, mit welcher die Phantasie nicht gezügelt, sondern gefesselt wird. Es mag traurig sein, aber es ist lange wahr. Und wenn man einmal anerkannt hat, daß ein Zeitabschnitt vorüber ist, so soll man nicht mehr sentimentale oder halsstarrige Belebungsversuche machen. Auf einen abgestorbenen Ast pfropft man keine neuen Reiser.

Und mit der Zeit der classischen Malerei in Deutschland ist auch die Bedeutung Roms für unsere Künstler im Wesentlichen vorüber, — falls es uns nicht noch immer paßt, Alles gut zu finden, nur weil es von Außen kommt. Allerdings kann uns auch noch viel Gutes von Außen kommen; denn Deutschland ist nicht die Welt und die Deutschen sind nicht Universalgenies. Aber es schadet wohl nicht, sich klar darüber zu werden, auf möglichst allen Gebieten, auf welchen wir zu fremden Göttern beten, wieviel Echtes und wieviel Eingebildetes an ihnen ist. Sind unsere frommsten Altkatholiken sich klar darüber geworden, was an einem unfehlbaren Rom ist, — sollten wir auf künstlerischem Gebiet über die ewige Roma nicht dasselbe Prüfungsrecht haben? Brauchen jene den Papst, oder werden sie nicht mit dem bloßen Bischof zu Rom selig? Ist Rom wirklich noch die unfehlbare Pflanzstätte aller künstlerischen Vollkommenheit, oder wie steht es mit diesem überkommenen historischen Glauben? Sehen wir nach — ehrlich realistisch — im Sinne, wenn auch nicht im Stil, einer modernen Geschichtsuntersuchung, die keine praktische oder angenehme Schönfärberei mehr kennt, sondern deren Arbeit und Absicht die Thatsache ist. Ich glaube, wir entdecken, daß es meistens nur jener chinesische Glaube sein kann, wenn das gute Publicum sich noch immer mit besonderem Interesse vor solchen Bildern schaart, welche sich durch die vier großgeschriebenen rothen Buchstaben ROMA von andern ähnlichen unterscheiden.

Ich gebe zu, daß der Classicismus in der deutschen Kunst mit Recht Rom als seine Hauptstadt ansehen mochte. Aber die Ziele der modernen Kunst haben mit dem Classicismus wenig mehr gemein und doch gewiß ebenso gut wie jener ihre Berechtigung. Unsere Zeit hat nichts mehr zu thun mit der Darstellung von übersinnlichen Ideen, von Begriffen, von Heiligen oder von Helden. Alle Wiedergeburtsversuche jener Kunstrichtung werden darum vergebliche Wiederbelebungsexperimente und beweisen für ihre Unternehmer nur ein Verkennen des Zeitgeistes, der auch in der Malerei eine eigenartige Höhe erreichen will und wird.

Und was ist das Neue? Was erstrebt die moderne, meist ganz im Lager der Landschafterei aufgegangene Kunst und was kann sie auf diesem Wege Besonderes erreichen?

*) Wir halten es für wahrscheinlicher, daß der Correspondent diese reizende Geschichte in Hans Hopfens „Pinsel Mings“ gelesen hat. D. R.

Wir vermenschlichen zunächst einmal — allerdings nicht erst seit gestern — die längst entgötterte und uns entfremdete Natur. Wir malen entweder realistisch-malerische Porträts, im besten Sinne des Worts, von Land und Leuten (nicht Redouten). Ich brauche wohl nur an den Namen Achenbach zu erinnern, um diese Gattung an ihren beiden bedeutendsten Vertretern in Deutschland klar gemacht zu haben. Hier erscheint überall der Mensch als mit zur Natur gehörig, als ein Theil der gesammten Erscheinungswelt, als gleichberechtigt in die Darstellung der sogenannten todten Natur (die allerdings für die moderne Malerei niemals leblos ist) hineingezogen. Da ist z. B. ein Seestrand — aber nicht die elementaren Kräfte weben hier und beleben ihn, sondern der Mensch in seiner zufällig erscheinenden, aber hierhergehörigen und charakteristischen Thätigkeit nimmt seine bedeutende nicht blos staffagenmäßige Stellung ein. Da ist eine italienische Straße — nicht zusammencomponirte, unter sich besonders beziehungsvolle, absichtliche Gruppen beleben sie, sondern der Mensch, lediglich als das Blut dieser Verkehrsadern bevölkert sie. Den wahren Schein der Wirklichkeit auf's Lebendigste malerisch wieder zu geben, — das ist der Zweck dieses modernen malerischen Realismus. Für ihn ist Deutschland so gut wie Italien; seine Motive hängen lediglich von der rein persönlichen, also meistens zufälligen Neigung seiner einzelnen Vertreter ab. — Oder auch der moderne Künstler sucht mit empfindsamem Gefühl die „Natur bei sich zu Hause“ auf und löst uns in seinen Bildern das der Menschenseele verwandte Leben derselben, wie es wort- und körperlos in ihr ruht, zu deutlichem malerischen Ausdruck. Den Malern dieser Naturstimmung genügt natürlich jedes beliebige Stück Erde oder jedes Stück Himmel. Vorzugsweise muß es aber das an sich Unbedeutende sein, wenn ihre Kunst am ungestörtesten die Seele nachweisen kann. Es sind ja wieder nicht die sachlichen oder gedanklichen Motive, welche sie fesseln, sondern es ist im Grunde genommen das geheimnißvolle Weben von Licht und Luft, welches für sie den Träger des Lebens der Natur ausmacht. — Bei dieser Auffassung der Natur mit dem Gemüth ist es daher nicht blos eine naturgemäße Hinneigung zu heimischen Landschaften, welche unsere Maler zur Wahl deutscher Motive bestimmt; sondern der trübe, dunstigfeuchte, wolkenreiche und farbenernste Himmel des Nordens und die anspruchslose nordische Bodenformation gewähren dem Maler mehr, als der meist heitere, glanzvolle Himmel des Südens und die Mannichfaltigkeit und fast stilisirte Schönheit italienischer Bodenformation.

Ist die letztgenannte Gattung die der Zeit nach früher entstandene, so scheint sie auch die zu sein, aus welcher die nothwendige Weiterentwickelung der modernen Malerei auf die Darstellung eines verinnerlichten und veredelten Menschenlebens am wahrscheinlichsten hervorgehen könnte. In jener anderen Gattung gehören Mensch und Natur zu gleichen Theilen zusammen, um den möglichst echten Schein irgend eines Stückes Erde herzustellen. In dieser dagegen kann von vornherein eine bedeutende menschliche Staffage nur auftreten, um den Einklang zwischen Natur- und Menschenseele noch besonders zu verdeutlichen. Der Schritt ferner, diese Staffage zur Hauptsache, zur Hauptstimmungsträgerin zu erheben, ist bereits geschehen. Ich erinnere mich hier nur an ein Bild des jüngeren Flüggen — „Calma di mare“ genannt — eins der letzten, welche ich in Deutschland gesehen und schon damals als eine glückliche Vorbedeutung begrüßt habe. Hier trat bereits, wie aus der Landschaft, der „Natur“, als ihre bedeutendste Schöpfung hervorgewachsen, der Mensch auf unter dem Einflusse einer landschaftlichen Stimmung — der Mensch, welcher einfach die Natur wiedergefunden hatte. Mir scheint da der Weg angedeutet, auf welchem unsere moderne Malerei, folgerichtig weiterschreitend, auch einer eigenartigen intimen und doch malerischen Darstellung der Menschenseele nicht ferne bleiben will.

Ist man sich nun darüber einig geworden, daß man mit diesen, als historisch gewordenen Thatsachen zu rechnen und nur das zu fördern und anzustreben habe, was wir dem Zeitgeist und den Verhältnissen nach als möglich, als das relativ Höchsterreichbare erkennen können; geben wir es endlich auf, einem heute unerreichbaren Ideale, einer ästhetischen Idee über die Ziele unserer (unbekümmert weiterschreitenden) Malerei nachzuhängen; so brauchen wir auch nicht mehr mit einem oder beiden Augen nach Rom zu schielen. Unsere Kunst, von der wir eben gesprochen, kann auch zu Hause groß werden. Was bedürfen wir dazu Roms! Was bietet Rom für diese nächsten Zwecke? Schöne Außenexistenzen, schöne Formen, schöne Costüme, schöne Farbe, schönes Licht — ja. Aber darauf kommt es nun einmal augenblicklich nicht an. Wie sich die Landschaft — in Frankreich so gut wie bei uns — an nordischen Motiven und mit Hülfe des intimsten realistischen Naturstudiums verinnerlicht hat, so muß es auch die Darstellung des „Menschen bei sich“ machen. Für das Alles liegt das Gute so nah; wozu da in die Ferne schweifen. Nie war außerdem wohl die äußere Gelegenheit günstiger zu der Entwickelung einer wirklich nationalen Kunst, als eben jetzt, wo wir,

Digitized by Google

— auch für sie gerade zur rechten Zeit — einig und mächtig geworden sind. Zwar die Kunst kümmert sich wenig um die Größe und den Glanz der Staaten, in welchen sie blüht; aber wir sind eben mehr geworden, als ein Staat: ein Volk nämlich.

Ich will damit natürlich nicht verlangt haben, daß der deutsche Maler stets zu Hause hocken und nur deutsche Stoffe malen solle. Man kann viel mehr — völlig deutsch — sich dennoch seine Stoffe z. B. aus Italien holen, wie Paul Heyse zu seinen Novellen, Oswald Achenbach für seine Bilder. Ob der Letztere gerade der italienischen Natur ihre feinsten und wesentlichsten Charaktereigenthümlichkeiten abtauscht, ist ebenso gleichgiltig, als ob sein Bruder Andreas deutsche Mühlen oder einen holländischen Seesturm zum Vorwurf nimmt, als ob Holbein einen englischen Edelmann oder einen berner Bürger porträtirt. Ist jemand erst so fest und klar gegründet in seinem künstlerischen Wollen, wie diese, dann gehört ihm die Welt. Es wird sich gleich bleiben, wo er das ihm zugegebene Stück herrnimmt. Gegen solcher Leute italienische Reisen wird kein Mensch ein Wort einzuwenden haben. Sie sind es nicht, von denen ich spreche; sondern ich spreche von dem größesten Contingent der Romwallfahrer — von den jungen Leuten, die mit akademischen Preisen oder Stipendien zu uns gesandt werden. Mag meinetwegen Italien die hohe Schule der künstlerischen Individualität sein, so gilt es jedenfalls, erst diese zu besitzen, und nicht, sie dort holen zu wollen. Solche Hochschulen nützen nur denen, die bereits klar und selbstständig genug gefestet sind, um zu wissen, was sie wollen und weß Geistes Kinder sie sind. Da liegt aber eben der Haken. Man soll auf Universitäten, in die Welt gehen, gewiß! Aber wer? Der so oder so genügend vorbereitete junge Mann, der weiß, was ihn erwartet. Den größesten Vortheil für die eigenste, menschliche Ausbildung wird davon der erzielen, der es bereits zu der höchsten Selbstständigkeit gebracht hatte. Am wenigsten zu diesem schönsten Ziele gelangt umgekehrt der, welcher nur seine von Andern vorgedachte Classenerziehung bis zu einem gewissen Grad absolvirt hatte. Ich habe einen Verwandten, der, obgleich bürgerlich, doch bei den bonner „Preußen“ activ wurde. Er war ein ganz guter Junge und man ließ ihn gewähren, weil man hoffte, das Corpoleben werde seinen Unabhängigkeits- und Ordnungssinn etwas stärken. Aber Alles, was er mit heimbrachte, war eine Sammlung von Thetassen mit möglichst hochadligen Wappendedicationen. Aufrecht hatte er den Kopf voll Dünkel, ohne daß er bei den „Preußen“ wirklich adelig geworden wäre. Auf so geht es den meisten Romwallfahrern, weil man sie zu jung und zu einer Ausbildung sendet, die sie mitbringen sollten. Rom ist für unsere heutige Materei nicht mehr — wie früher — die höchste Classe einer Akademie, wo der Schüler, welcher kann, wußte, an wen und was er sich zu halten habe. Heutzutage absolvirt so ein junger Künstler die heimische Akademie; und hat er das Unglück gehabt, unter der strengsten Leitung des Meisters einen großen „historischen“ Schmarren zusammengebraucht und den Preis dafür bekommen zu haben, weil kein Anderer da war, oder weil die Leistungen der Anderen noch wunderbarer waren, — dann zieht der Jüngling gen Italien, den Kopf voll Spinnen bis vor die Augen, Menschen und Natur und noch viel, schöne Regeln: wie lebhige zu zeichnen und zu färben sind, im Sack, und hier nun, wo diese ganze reiche, andersfarbige, andersformige und anderslebige Welt über ihn hereinbricht, mit ihrem Durcheinander der Antike, der ersten und zweiten Renaissance, der Manieristen u. s. w. — hier steht das Bürern allein und gutwerstehen da, — er, der selbst im Schulzeugniß des neuen „Philisterateliers“ seines Lehrers daheim noch keinen Schritt ohne die leitende Hand zu machen gewagt hatte. Keine Schule kann ihn hier, wenn auch einseitig so doch sicher aus dem Gewühl retten, denn es giebt keine! Keine Möglichkeit ist ihm geboten in dem Atelier eines unabhängigen Meisters zu arbeiten, — denn wer den Namn dazu hat, macht aus seinem Studio zugleich ein Verkaufsgewölbe. Jeder wirkliche Zusammenhang, jede Unterstützung und nun gar jede Uebersicht über die zeitgenössische Kunst fehlt hier. Die Italiener malen im Großen und Ganzen ruhig in den Zustapfen des Spaniers Goja weiter; die Franzosen machen Bilder, die sie in Paris ebenso machen würden; die Engländer und Americaner malen das, was ihre reichen Landsleute bestickt; die Dänen sind die schlimmsten Akademiker der Welt und bekommen von Hause genau Ordre, wie sie malen sollen; und die Deutschen — ja die malen hier in Rom Alles, was nur je seit fünfzig Jahren versucht worden ist, falls sie sich nicht an den Fremdenmarkt wenden. — Eins bleibt noch übrig. Unser junger Akademiker kann copiren gehen. Abgesehen davon, daß nach dieser Seite in Florenz und Venedig mehr zu lernen sein dürfte, so bringt er es damit im höchsten Falle so weit, daß er bald wie Tizian, bald wie Velasquez, bald wie Gott wer weiß malt, — aber niemals wie er selbst. Auch copiren sollen nur Künstler zu eigenen Zwecken, wenn sie bereits eine eigene künstlerische Persönlichkeit besitzen; und auch der vertiert sich noch manchmal auf diesem Wege; — ich erinnere an das, was Gallai gemacht hat, nachdem er in Italien gewesen. — Kurz in den meisten Fällen wird hier jedem noch nicht genau eingewiesenen Wollen nicht viel Anderes übrig bleiben, als confuse zu werden, — mindestens wird aber der Glückslichere einen Dünkel mit nach Hause bringen, der für jeden Künstler der sicherste Weg zum Stillstand und somit zum Ruin ist. — Oder auch er bleibt ganz bei der verführerischen Nize Roma, — er kümmert sich hier nur um Sonnenschein und Schönheit; wer quält sich mit Politik? — die Fragen und Interessen der Heimath liegen fern wie die Sterne — so träumt er weiter, ohne wieder zu erwachen, wieder heimzukehren. Nur Andere, die frisch aus der rüstigen Welt kommen und an ihm vorüberstreichen, merken es, daß er — ein Simpel geworden ist, verschollen und „aus der Mode gekommen“. —

Gustav Floerke.

Aus der Hauptstadt.

Fromme Wünsche für unsere Hof-Opernbühne.

L'art (nicht l'or!) est une chimère sachons tous en passer.
Berling (in „A travers chants“ im Artikel „Les appointements des chanteurs.“)

Seit ich lesen gelernt habe, erinnere ich mich nicht eines Jahres, in welchem nicht Artikel über die Nothwendigkeit einer Reform der Opern-Theater, über unbegreifenden Forderungen der Sänger, über den Verfall der Gesangskunst erschienen wären, und in welchem nicht Coulissen-Geschichten und Intriguen berichtet wurden, denen gegenüber die Wendungen des Grafen Bendetti in seiner „mission en Prusse“ unschuldig und wie die Jungfernrede jenes Reichstags-Abgeordneten, der (wie er selbst erklärte) sie nicht hielt, weil er keine Zeit gehabt hatte, sie auswendig zu lernen.

In der guten alten antparlamentarischen Zeit, wo noch die Politik mit weniger Kunst, und auch die Kunst mit etwas weniger Politik getrieben wurde, gab es fast keine wichtigeren Ereignisse, als die auf und hinter der Bühne; der Krieg zweier Primadonnen beschäftigte die Lesewelt mehr, als heute die Alabama-Frage. Seither hat sich so Vieles, fast Alles geändert: Systeme, Regierungen, Staaten, Throne wurden gestürzt, Reiche wurden gegründet, die großartigsten Umwandlungen durchgeführt; aber die Sänger und Sängerinnen sind sich gleich geblieben. Und was Horaz vor 1900 Jahren in seiner Satire „Omnibus hoc est vitium cantoribus etc.“ geschrieben hat, gilt noch heute; es sind nur einige neue vitia hinzugekommen, welche den Heiden noch unbekannt waren.

Als vor zwanzig Jahren die Wagner'schen Bücher und Aufsätze erschienen und allgemeine Bewegung erregten, da erwarteten selbst die Gegner seiner Kunstprincipien heilsame Wirkung seiner Bemerkungen über das Theater. „Jetzt, wo ein Deutscher Ton- und Textdichter für deutsches Kunstleben kühn in die Schranken tritt, werden auch die deutschen Sänger, besonders die, welche seine Opern singen, ihre Mission „Eines Volks“ begreifen, und etwas volksthümlicher Forderungen stellen.“ Aber welche Illusion! Die Wagner'sche Evas, Elsas, die Tannhäuser und Tristane sind nicht um ein Haar „volksthümlicher“ als die Meyerbeer'schen Selicos, Valentinen, Raouls und Bals et; und binnen zwei Jahren werden eine Primadonna oder ein Tenorist die nur 20,000 Thaler Gage und 500 Thaler Spielhonorar erhalten und nicht alle drei Monate ihre Forderungen erhöhen, an den Tagen, wo sie nicht singen, für hohes Eintrittsgeld als Merkwürdigkeit gezeigt werden, zum Besten der Wittwen- und Waisencassen des Orchesters, dessen bedürgahlte Mitglieder mit Mühe das Schulgeld für ihre Kinder erübrigen. Wohin soll es mit der Kunst und mit den Bühnen kommen, wenn diese von den Launen jeder Sängerin abhängen, die heute eine Rolle übernehmen, morgen zurücktreten, und die, wenn das Publicum eines Abends ihnen nicht genug enthusiastischen Beifall zu klatschen schien, am anderen Tage ihre Entlassung einreichen? Was soll aus den Kunstanstalten werden, wenn alle Jahre die Besserung der Opernverhältnisse gepredigt wird, während diese alle sechs Monate sich verschlechtern?

Wenn wir, um diese Fragen zu beantworten, auf die Grundursachen zurückgehen, so müssen wir vor Allem die Sänger und Sängerinnen in Schutz nehmen gegen ungerechte Vorwürfe: nicht sie tragen die Schuld der zerfahrenen Zustände, sondern das Publicum, die Kritik und in letzter und oberster Reihe die Intendanzen. So wie es keinen Absolutismus gab, der

Digitized by Google

so groß war wie der Servilismus der Schranzen, so auch hat noch keine Ungemessenheit der Sänger existirt, die nicht überboten wurde von dem Hyperenthusiasmus der Parteigänger, von der Nachsicht der Kritik, von der Nachgiebigkeit der Intendanzen. Die armen Sänger und Sängerinnen sind — wenn sie ihre Carrière beginnen — ganz erfüllt von rein künstlerischen Gefühlen, kennen kein höheres Ziel, als Erfüllung ihrer Mission; Schmuck, Baronskronen, Equipagen ꝛc. sind ihnen Lappalien, die Kunst ist Hauptsache; aber nach und nach werden sie vom Publicum verhätschelt, von der Kritik verwöhnt, von den Intendanzen in allen ihren — Eigenthümlichkeiten bestärkt.

Mag eine Sängerin behufs ihrer Effecte eine Rolle umgestalten, wie es ihr beliebt, eine classische duftig-poetische Partie in's Soubrettenfach herabziehen, ein brillantes Zerrbild liefern — das Publicum klatscht, die Kritik preist, die Intendanz zählt die Einnahme. Jede Opposition wird vom Publicum als hämische Intrigue verschrieen, jede Unart wird von der Kritik vertheidigt, im Nothfalle greift selbst die Intendanz zur Feder! Als einmal unserer berühmtesten Primadonna in einer Mozart'schen Oper eine willkürliche Tempo-Veränderung beliebte, um die ihr eigenthümliche liebenswürdige, den Effect nie verfehlende Koketterie anzubringen, der Kapellmeister aber die Veränderung nicht gelten ließ, sondern im selben Tempo den Tact weiter schlug, wodurch freilich der eben beabsichtigte Effect verloren ging, da nahm die Kritik Partei für die Sängerin, sprach von Privatangelegenheiten und kanzelte den Kapellmeister ganz gehörig herunter. Niemand nahm sich die Mühe, die betreffende Stelle in Mozart zu prüfen, und sich zu überzeugen daß jenes Ritardando nicht blos dem Charakter der Arie ganz widersprach,*) sondern auch bei der selbstständigen Begleitung im Orchester, bei welcher ein Instrument fast soloartig mitwirkt, sich äußerst schwierig, wo nicht unausführbar erweist. Wenn das von einer über jeden Verdacht auch nur der Beinflussung erhabenen Kritik geschieht, aus bloßem Wohlwollen und aus Rücksicht für den Liebling des Publicums, was soll man von diesem erwarten, das seine Kunstanschauungen aus den Kritiken schöpft?

Als dieselbe Primadonna — nach mehrmaligem plötzlichen Absagen — eines Abends von einem Theile des gereizten Publicums in unangenehmer Weise empfangen ward, trat der General-Intendant der Königl. Schauspiele als Schriftsteller an den Anschlagsäulen auf, und veröffentlichte unter dem Theaterzettel eine Ansprache an das Publicum, in welcher er die Ecke des Opernhauses bezeichnete, aus welcher die Aeußerungen des Mißfallens gekommen waren, und das Publicum bat, der Künstlerin den Beruf nicht zu erschweren. Wenn ein Königlicher General-Intendant, der überall als durchweg ehrenhaft und wohlwollend anerkannt wird, sich zu dergleichen Zugeständnissen herbeiläßt, wie sollen da die Ansprüche nicht täglich wachsen? Als die von uns sehr hochgeschätzte Artôt vor einigen Jahren bei ihrem Gastspiele die „Traviata“ von Verdi auf die Hofbühne brachte — eine Oper, in welcher die Gemeinheit der Musik nur von der des Textes erreicht wird, — ließ sich keine Stimme weder in den leitenden, noch in den beurtheilenden, noch in den zahlenden Kreisen vernehmen, welche darauf hinwies, daß, wenn schon auf der wegen ihrer classischen Traditionen hochberühmten Königlichen Hofbühne die Einen italienisch, die Andern deutsch, die Dritten kauderwälsch singen sollten, man doch wenigstens eine Oper wählen müßte, deren Bedeutung als Kunstwerk einige Entschädigung böte für dergleichen Unsinn und Profanation, und nicht ein so niedriges Product wie jene „Traviata.“

Wenn nun solch' Unbegreifliches auf der ersten deutschen Hofbühne vorkommen kann, so darf man sich nicht wundern, daß zuletzt abnorme Zustände entstehen, daß eine Sängerin Forderungen stellt, welche auch die glänzendsten Coulissentraditionen in den Schatten stellen, daß eine andere von der Bühne, die einst als Musteranstalt der „Decenz“ und des guten Tones galt, eine Art von Strafpredigt an das Publicum hält.

Sollte Rousseau wirklich Recht gehabt haben, als er das furchtbare Wort sprach: Le théâtre purge les passions, qu'on n'a pas, et fomente celles qu'on a —? Wir wollen diese allgemeine Frage vielleicht einmal später erörtern, jetzt nur die in Betracht ziehen: was ist zu thun? oder vielmehr, was wäre zu thun?

Die Oberleitung einer großen Hof-Opernbühne hat die Alternative zwischen zwei Haupt-Grundsätzen:

Sie repräsentirt die Kunst in all ihren Zweigen, oder sie will Geld machen; sie stellt sich die Aufgabe, den Geschmack des Publicums zu leiten, oder ihm zu folgen. Im ersten Falle wird sie den von ihr gewählten Weg nach den höchsten Zielen unerschütterlich wandeln, im andern Falle sich von den Tageseindrücken bestimmen lassen. Im ersten Falle wird sie ihre Hauptpflege der großen classischen Oper widmen, sie mit allen zu Gebote stehenden Mitteln ausstatten, auf gründliches Studium und Verständniß aller Einzelheiten dringen, selbst die Nebenrollen auf's Beste zu besetzen trachten, um ein vollendetes Zusammenspiel zu erzwecken und als Muster-Kunstanstalt zu wirken; im andern wird sie vor Allem den Opern Aufmerksamkeit widmen, die das Haus füllen. Im ersten Falle wird sie den „Fidelio“ von Beethoven mit den ersten Kräften aufführen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie den ersten Künstlern große Spielhonorare für verhältnißmäßig kleine Partieen zahlt, im zweiten Falle wird sie den „Fidelio“ als Lückenbüßer vorführen, und — wie das bis vor einem Jahre an der Hofbühne gang und gäbe war — ein Ballet darauf folgen lassen. Im ersten Falle wird sie versuchen, Rossinis Meisteroper „Tell“ selbst mit großen Opfern vorzuführen, im zweiten wird sie finden, daß irgend eine französische Spieloper sich viel leichter einstudiren läßt und ergiebigere Einnahmen sichert. Im ersten Falle wird sie den harten Kampf mit dem Tagesgeschmacke aufnehmen und riskiren müssen, daß eine Zeit lang das Opernhaus weniger besucht werde, bis das Publicum wieder ein künstlerisches Zusammenspiel würdigen und die Virtuosenleistungen nach ihrem Werthe schätzen lernt; im zweiten Falle unternimmt sie kein Wagestück, ist dem Publicum gefällig, und füllt die Casse. Im ersten Falle wird sie einen künstlerischen, aber in den Augen sehr vieler Leute unpraktischen Weg einschlagen, im zweiten einen gerade nicht grundsätzlich unkünstlerischen, aber vor Allem „praktischen“. Sonderbarer Weise läßt sich bei genauerer Prüfung darlegen, daß der praktische Weg nicht weniger Gefahren und Nachtheile bietet, als der andere. Eine große Hofbühne die entschieden auf der Bahn der Kunst wandelte, würde allerdings zuerst die großen Opfer bringen müssen, die alle wahrhaft großen Unternehmungen (wenn sie nicht in's Börsenfach schlagen) unbedingt verlangen; sie würde einen Kampf nach zwei Seiten hin zu bestehen haben: mit dem Publicum, das sich in seinen gewohnten Amüsements nicht stören lassen will, und mit sehr vielen Sängern, von denen nicht zu erwarten ist, daß sie Etwas von ihrer „Individualität“ aufgeben, um sich einem großen Ganzen beizuordnen (geschweige denn unterzuordnen). Sie müßte vielleicht die harte Probe durchführen, daß sie ihre Künstler heranbilde, oder solche beriefe, die noch nicht zu den sehr Berühmten gehören. Noch gar manche andere nicht gering anzuschlagende Schwierigkeiten würde sie zu bewältigen haben. Aber wenn sie einmal mit ihren Principien nach oben und unten durchgedrungen ist, dann wird sie in der großen Residenz Deutschlands wohl ein zahlreiches Publicum finden, — und wo dieses sich einfindet, da sind auch die „berühmten“ Sängerinnen und Sänger nicht weit, welche sich den künstlerischen Anforderungen unterwerfen, wenn sie dabei nur sicher sind, Beifall zu erringen. Sie werden auch als Mitglieder einer Hofbühne, die des Rufes einer wahren Kunstanstalt genießt, mehr Bedenken hegen sich durch gewisse Manöver der Kunstwelt gegenüber zu compromittiren, als sie bei den jetzigen Zuständen hegen, wo sie an sonderbarstem Gebaren einander überbieten, und doch eigentlich nur im Comparativ und Superlativ das thun an dessen Positiv das Publicum von ihnen schon seit Jahren gewöhnt sein muß.

Wir glauben also, daß eine große Hofbühne auf einem Wege, auf welchem die Kunstprincipien wenigstens als die Hauptweiser aufgestellt sind, zu einem gedeihlichen Ziele gelangen könnte, allerdings nur mit großen Opfern, großer Ausdauer und Energie.

Aber — wohin hat denn der bisher eingeschlagene praktische Weg geführt? Sind alle die Zugeständnisse, welche den Lieblingen des Publicums gewährt wurden, alle die selbstverleugnenden Opfer an Autorität, welche die Oberleitung gebracht hat, wenigstens den Interessen des Theaters dauernd förderlich gewesen?

Steigen nicht die Honorarforderungen der Sänger in einem Maße, daß der Berliner Magistrat bald eine Opernsteuer erheben lassen muß, oder die Regierung vom Reichstage Dotationen für die ersten Mitglieder der Bühne fordern dürfte, wie für die Heldenführer der Armee? Und wenn die Geldforderungen bewilligt sind, kommen dann nicht noch die sogenannten künstlerischen, deren Wesen ein großer Musiker und edler Mensch, der nie eine Zeile für die Oeffentlichkeit schrieb — Mendelssohn — vor vielen Jahren viel besser geschildert hat, als wir es vermögen.*)

*) Das Wort „nein“, sechs Mal wiederholt in einer lustigen Arie, ist doch wahrhaftig nicht jedesmal langsamer auszusprechen!

*) „Mir ist immer, als müßten unsere Landsleute es entweder von Herzen recht gut mit der Musik meinen, oder es wäre eben jene abscheuliche, dumme, und noch dazu affectirte Kälte in ihnen, während so eine italienische Kehle daherfingt, was sie kann, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, allenfalls um des Geldes willen; aber doch nicht um des Geldes und der Aesthetik, und des Bewußtseins, und der Recensionen, und der richtigen Schule, und 27,000 anderer Gründe willen, die alle mit der inneren Natur nicht aufrichtig zusammenhängen.“ (Brief an Fr. Frege, aus Lond. 31. Aug. 1846.)

Digitized by Google

Gleicht die Entwickelung der Zustände nicht schon fast der eines Privat-Stadttheaters, wo der Director Alles thun muß, um die beliebte Primadonna, und durch sie das Publicum, bei guter Laune zu erhalten — damit seine Casse sich fülle? Und können wir nicht mit vollem Fug und Recht behaupten, daß ohne eine durchgreifende energische Reform die verschiedenen Scenen, welche vor einigen Wochen dem Publicum der deutschen Kaiserstadt vorgespielt worden sind, nach einem Jahre, neu eintsudirt, vielleicht mit veränderten Costümen und Decorationen, wieder zur Aufführung kommen werden, daß die neuen Sängerinnen ganz in die Fußstapfen ihrer Vorgängerinnen treten werden, sobald sie auf dem anfangs schwankenden Podium fest stehen können?

Wir vermögen nicht alle die maßgebenden Rücksichten, welche solche Zustände einreißen ließen, zu erkennen oder zu erwägen, und haben daher auch für unsere Besprechung die Aufschrift „frommne Wünsche" und das Motto von Berlioz erwählt; aber wir behaupten, daß selbst bei sehr weitgehenden Rücksichten manchem dieser Zustände Einhalt geboten werden muß, wenn sie nicht zur Auflösung führen sollen, und daß in erneuem Kampfe der Oberleitung für die Interessen der Kunst die gesammte Kritik und zuletzt auch das Publicum auf ihrer Seite stehen würden.

Zum Schlusse erlauben wir uns einige Worte an den geneigten Leser über unsere Mäßigung und unsere Zwecke. Wir werden alle wahre Kunstbestrebungen anerkennen, selbst wo sie mit unsern Ueberzeugungen nicht zusammentreffen, wir werden selbst gegebene Verhältnissen berücksichtigen, soweit diese nicht der gedeihlichen Entwickelung entgegenstehen; wir werden aber künstlich Hinausgeschraubtes, Unhaltbares, Hohles, Uebertünchtes beim richtigen Namen nennen, wo immer wir es finden. Nun ist es aber schwerer, gegen Singer und Theater zu schreiben, als gegen den Fürsten Bismarck. Dieser hat zwar die Ideen von der Führung Deutschlands durch Preußen verwirklicht, den Norddeutschen Bund und die Allianzen mit Süddeutschland geschaffen, durch welche im Kriege mit Frankreich die Nation zur bisher nur geträumten Einheit gelangte. Und er ist — was wir auf unserem atomistischen Standpunkte mit zu dem Höchsten rechnen — nach jedem neuen Erfolg milder und nachgiebiger vor die Vertreter der Nation getreten. Aber er beansprucht doch keine Unfehlbarkeit; und unter denen, die seine Ideen und Anordnungen ausführen, giebt es bedeutende Männer, die auch Andersmeinende gelten lassen und nicht jede Verständigung und Aufklärung abweisen. Beim Theater hingegen ist Alles unfehlbar, die ersten Sänger, die ersten Tänzer, u. s. w; und nun gar die Weisheit der Kanzlei! die steht noch über der Unfehlbarkeit, sie thront in den Wolken, wenn's auch nur gemalte sind!

Unsere Aufgabe ist eine um so schwierigere, da wir keiner Coterie angehören, vor der Hand nur auf die Zustimmung Weniger, ganz Andersdenkender rechnen können, und gewärtig sein müssen, daß selbst Manche, die uns im Geheimen Recht geben, dies öffentlich nicht eingestehen, weil sie vorfühlen, daß wir bei nächster Gelegenheit auch die hohen Rüstungen in ihrem Lager nicht für Heldenleider anerkennen werden. Wir stechen nicht, uns zwischen zwei Stühlen auf die Erde zu setzen, da wir auf unseren Füßen ganz fest stehen können; mit der Zeit wird das Publicum selbst entscheiden, welche Zwecke wir anstreben. Einstweilen sagen wir mit Byron: „da ich keiner Partei angehöre, werde ich alle Parteien verletzen — doch lasst es gut sein! wenigstens kommt mein Wort aus aufrichtigerem Herzen, als wenn ich immer nur mit dem Winde zu segeln suchte.

Being of no party
I shall offend all parties; never mind.
My words at least are more sincere and hearty
As if I sought to sail before the wind.

A. H. Ehrlich.

Notizen.

Ein Rundschreiben des Ministers des Innern an die Aufsichtsbehörden will die willkürlichen Beschlagnahmen einigermaßen beschränken, ist aber nur eine halbe Maßregel. Der letzte Mißgriff der Berliner Polizei hat manche preßpolizeiliche Reminiscenz aus der Hinckeldey'schen Zeit wachgerufen. Im Anfang der fünfziger Jahre war der kleine Krieg zwischen den Blättern und den „Herrn Lectoren am Molkenmarkt im vollen Gange. Man hatte bemerkt, daß für Stoffe früh eine gewisse Nachsicht von den Herren geübt wurde, die sonst gern die besten Artikel für sich allein in Anspruch nahmen und dem Publicum vorenthielten. Die Aufmerksamkeit der wohlbestallten Argus lieh dann gewöhnlich nach, was mälitiöse Leute dem Umstande zuschreiben wollten, daß auch die verehrlichen Mitglieder des Druckschriftenbureaus den Wirkungen der für nüchterne Köpfe oft verhängnißvollen Nacht von Sonnabend zu Sonntag nicht immer zu widerstehen vermochten. Ein liberales Blatt machte sich die Erfahrung in eigenthümlicher Weise zu Nutze. Die Polemik über die Folgen der preußischen Capitulation von Olmütz, welche erst Königgrätz wieder ausblühen sollte, war heftig ausgebrochen. Gelegentliche Enthüllungen über Manteuffels für Preußen demüthigende Politik hatten Dementis veranlaßt, die ebenso brutal wie unwahr gehalten waren. Es galt zu repliciren ohne confisciert zu werden. Das bezeichnete Blatt verschob aus den erwähnten Gründen die Antwort auf Sonntag früh, brachte dann an der Spitze einen absichtlich langweiligen technischen Artikel über Agriculturfachen. Auf der dritten Seite erst, hinter noch anderen unvermeidlichen Dingen erschien die Replik an das Regierungsorgan. — Die List gelang. Der verschlafene Censor durchlas Sonntag früh gähnend den sehr unverdaulichen Leitartikel, widmete einen flüchtigen Blick den Berliner harmlosen Notizen und ward das Blatt unter den Tisch. Die Nummer ging frei in's Land, und der verfängliche Artikel auf der dritten Seite, überall citirt, machte eine ungeheure Sensation. Herr v. Hinckeldey war wüthend. Er setzte den unglücklichen Leiter vor die Thür und ließ Montag Abend die ganze unschuldige Ausgabe des Blattes ohne Weiteres confisciren, zur Strafe für den Streich, welchen ihm die Redaction vierundzwanzig Stunden vorher gespielt hatte. So fand es damals mit der verfassungsmäßig garantierten Preßfreiheit; und der Reichstag wird dafür zu sorgen haben, daß Rückfällen für die Zukunft ein für allemal ein gesetzlich fester Riegel vorgeschoben werde.

***

Die Woche war sehr ergiebig nicht nur für die höhere Politik, wo sich um das Herrenhaus ein Gewitter zusammenzieht, dessen ferner Donner mit jedem Tage deutlicher vernehmbar wird, sondern auch für das politische Feuilleton. Die Schleifen der persönlichen Enthüllungen wurden geöffnet' und Berliner Correspondenzen ließen als Theilnehmer an Intrigen gegen das Schulgesetz und den Fürsten Bismarck Figuren erscheinen, von deren Thätigkeit hinter den Coulissen das größere Publicum wenig geahnt hatte. Das Interesse ward um so mehr gesteigert, als die Andeutungen geheimnißvoll und zum Theil räthselhaft klangen. Eine besondere Rolle spielten die „weiblichen Hände", die bei einem Hofball gegen das Schulaufsichtsgesetz emsig agitirt haben sollten. Diese „Hände" spukten überall in der Presse, und der Leser zerbrach sich den Kopf über die anatomische Ergänzung, über die Körper und Seelen, die damit behaftet sein sollten. Jeder matte sich das Weitere nach seiner Phantaste aus. Ein ultramontanes Blatt rieth feistschwog auf eine hohe Person und zog sich dafür ein wohlverdientes kategorisches Dementi zu. Durch das Erscheinen jener etwas geisterhaften „weiblichen" Hände kam in die Tageschronik ein romantischer Zug, der ihr sonst nicht überall eigenthümlich ist. Fürst Bismarck indessen gilt dafür, daß er sich weder vor Hölle noch Teufel fürchtet, und er klopfte denn auch den gespenstischen Händen gelegentlich auf die unbenennen Finger. Das Herrenhaus hat da jedenfalls keine sonderliche Hilfe mehr zu erwarten, und sollte es in seiner Opposition eigensinnig beharren, so dürfte eine ganz andere Hand über dem Sid des Präsidenten sichtbar werden und für Jedermann deutlich al fresco an die Hinterwand malen: Mene, Mene, Tekel, Upharsin!

***

Ueber die politische Komödie in Frankreich erhalten wir das nachstehende Schreiben aus Paris: „Was thun die Prinzen von Anhalt?" — „Sie theilen sich in verschiedene Linien." — „Was thun die Franzosen?" — „Sie theilen sich in verschiedene Parteien". — Augenblicklich thun sie in der That wenig; und außerdem läßt sich fast gar nichts von ihnen sagen. Man hört von den Arbeiten und Entschlüssen der Gnaden- und der Revisions-Commission sprechen; man erfährt, daß die Kriegsgerichte noch immer viel zu thun haben; man sieht mit unheimlichem Erstaunen, daß in einer Sitzung wieder acht Leute zum Tode verurtheilt worden sind*); man commentirt die letzten von der National-Versammlung gefaßten Beschlüsse und setzt darin mit einiger Berechtigung Garantien gegen das Gelingen zukünftiger Staatsstreiche; aber jedermann fühlt, daß sich Frankreich diesen Arbeiten der Wiederherstellung und der Reform ohne jeden Enthusiasmus hingiebt. „Frankreich theilt sich in verschiedene Parteien" und das ist die größte, die wichtige Arbeit des Augenblicks. Jeder wahre Patriotismus ist bereits an dieser Arbeit zu Grunde gegangen. Das unglückliche Land geht daran seiner Zerrüttung und Auflösung entgegen. —

*) Serisier, Boin, Lucipia, Boudaille, Pascal, Meillet, Thaler, Moreau wurden bekanntlich in Versailles am 17. Februar wegen Theilnahme an der Ermordung der Dominicaner von Arqueil zum Tode verurtheilt.

Digitized by Google

Legitimisten, Orleanisten, Bonapartisten, Republicaner, Radicale, Socialisten arbeiten alle mit wahrer Wuth daran, ihre resp. Partei auf Kosten der anderen Parteien zu verstärken und zur Geltung zu bringen. Der Haß der Franzosen gegen die Deutschen erscheint milde im Vergleich zu dem Hasse, den der Legitimist dem Republicaner, dieser dem Bonapartisten, der Socialist den Monarchisten und im Allgemeinen eine jede Partei den Vertretern der anderen Parteien gegenüber empfindet. Außerhalb der activen politischen Kreise, die sich gegenseitig zerreißen, befindet sich die große Menge der Gleichgültigen, — Kaufleute, Handwerker, Bauern — jene „apatische Masse", die vor allen Dingen jeder Revolution abhold ist, die Heinrich V. mit demselben Enthusiasmus wie Napoleon III. begrüßen würde und die augenblicklich am liebsten sähe, daß man Thiers an der Spitze der Regierung ließe; nicht etwa, weil sie Thiers für den rechten Mann am richtigen Platze hält, sondern einfach, weil Thiers einmal an der Spitze ist und es ihr am bequemsten und ungefährlichsten erscheint, ihn dort zu lassen. Aber diese Masse Gleichgültiger, der eigentliche Kern der sogenannten „Großen Nation", obgleich sie numerisch allen politischen Parteien Frankreichs bedeutend überlegen ist, hat nie einen Willen gehabt, hat sich immer vom Ersten Besten, der die Zügel in die Hand nahm, blindlings leiten lassen und wird auch in Zukunft der ruhmlos beschaulichen Rolle getreu bleiben, die sie stets in der Geschichte Frankreichs bekleidet hat. Es ist dies dieselbe Partei, die gestern Napoleon vergötterte und die ihn heute in den Staub zieht; die gestern mit Jules Favre weinte und die ihn heute auslacht; die sich sogar, als Gambetta das große Wort führte, die zum Enthusiasmus emporschwingen konnte, und die heute ganz friedlich mit Thiers im Provisorium leben wird, bis irgend Jemand erscheint, der Thiers und das Provisorium über den Haufen wirft, um irgend ein neues Provisorium zu „gründen". — Welcher Art diese nächste Regierung, dieses nächste Provisorium sein wird, wird mit jedem Tage zweifelhafter. Manchmal sieht es aus, als ob die Republicaner den Preis gewinnen sollten; aber dann sieht es auch nicht an Gelegenheiten, wo die Monarchisten am geeignetsten erscheinen, das Ruder zu ergreifen. Das ganze Treiben gleicht einer Jagd und Frankreich ist der Fuchs, der gehetzt werden soll. Die Jäger, die Parteien, gehen rüstigen Schrittes zu Werke. Das Wild ist bereits halb todt gehetzt und kann sich kaum noch rühren; aber bald wird es die Beute des kühnsten und gewandtesten unter seinen Verfolgern werden. Wer dieser Glückliche sein wird, das ist die große Frage des Tages; und darum interessirt man sich heute für nichts anderes, als für die Stärke der politischen Parteien.

***

Der arme Heinrich Heine erlebt nach seinem Tode an seinen zärtlichen Verwandten wenig Freude. Die Pariser Angehörigen des deutschen Dichters machen sich durch ihre unsinnige Deutschenhetze lächerlich und verächtlich, und ein in Deutschland lebender Bruder benutzt ein Erbstück des unerbittlichsten Feindes aller lyrischen Mittelmäßigkeit und dilettantenhaften Reimerei zur Förderung dieser jämmerlichen Bevölkerungsverein. Eine Feder, von der uns versichert wird, daß Heine derselben sich bedient habe, soll derjenigen Jüngerin Apollo in Gnaden verliehen werden, welche das beste Gedicht als Antwort auf Heines: „Leise zieht durch mein Gemüth" fertig bringt — die Antwort der gegrüßten Rose! Es wird da eine nette Sorte von Rösch engedichten eingelandet werden. Das beste theilt Stettenheim in seinen „Wespen" mit:

Rose stand am Haus, wo's zieht
Und wo Veilchen sprießen;
Sieh, da kam das Frühlingslied,
Sagt', es sollte grüßen.

Liedchen, geh' zurück ins Haus,
Wo die Gurken ranken,
Wenn du den Rhabarber schau'st,
Sag', ich laß' ihm danken.

Wir halten es für unmöglich, auf das „Sag', ich ließ sie grüßen" des Dichters eine schmucklosere und höflichere Antwort zu geben, als: „Sag' ich laß' ihm danken". Die der Rose zugeschriebene Verwunderung, daß der Gruß vom Rhabarber kommt, ist außerdem so innig und poetisch, daß die Preisrichter ohne Bedenken dem trefflichen Weipenmann die Feder, „die einst sein Bruder trug", zuerkennen sollten. Es wäre ein hübsches Pendant zum Fünfmilliarden-Orden der Eberseeder Carnevalsgesellschaft „Fidelio", welcher bereits die Brust Julius Stettenheims schmückt.

***

Es möchte schwer sein, für die Soireen, welche Herr Richard Türschmann seit einiger Zeit im Hôtel de Rome gibt, einen knappen und bezeichnenden Ausdruck zu finden. Herr Türschmann war früher Schauspieler; ein Augenleiden hat ihn dazu bestimmt, der Bühne zu entsagen. Mit erstaunlichen Stimmmitteln und einem ebenso erstaunlichen Gedächtnis begabt, hat sich der Künstler die Entwickelung dieser Naturanlagen angelegen sein lassen und dieselben zu einer virtuosen Vollkommenheit ausgebildet, die geradezu Staunenswerth ist. Herr Türschmann recitirt etwa ein Dutzend fünfactiger Tragödien (darunter Faust, Hamlet, Antigone ꝛc.) vollkommen ir el a n d em. Gedächtnis, ohne irgend ein Hülfsmittel, ohne das Buch in der Hand zu haben, ohne Souffleur, mit unfehlbarer Sicherheit, ohne jemals zu stocken oder auch nur sich zu versprechen. Erst wenn man als Zuhörer dem Recitator gegenübersitzt und den vollen Eindruck seines mehrere Stunden währenden, nur durch kurze Pausen unterbrochenen Vortrags empfängt, vermag man diese unerhörte mnemanische Forceleistung ihrem vollen Umfang nach zu würdigen; sie erinnert einigermaßen an die zwölf gleichzeitigen Blindlingsspiele der Schachmeister Paustin, Zuckertort und Morphy. Mit dieser Gedächtnißtechnik Hand in Hand geht die Virtuosität des Organs. Das Organ des Herrn Türschmann ist von einer seltenen Kraft und ergiebigen Fülle und von einer ungewöhnlichen Biegsamkeit; alle Nüancen der hohen, mittleren und tiefen Lage stehen ihm zu Gebote und Türschmann hat es so weit gebracht, daß er jeder der auftretenden Personen eine ganz bestimmte und leicht zu unterscheidende Stimmfärbung gibt, die er consequent während des ganzen Vortrags festhält. Er nennt niemals die Namen der in Scene befindlichen Personen, gleichwohl wird man nie darüber im Zweifel sein, welche Person spricht; und diese scharfen Unterscheidungen bleiben bis in die kleinen Episodenrollen herab merklich und mitunter wahrnehmbar bestehen (im „Hamlet" z. B. bei den Höflingen, den Freunden des Prinzen u. s. w.). Ueber die Auffassung der einzelnen Rollen läßt sich streiten. Wie denken uns z. B. den Hamlet weniger weichlich und können der langgezogenen, auf jedem Diphtong verweilenden Recitation des Geistes nicht beistimmen; dagegen haben andere Rollen unsern unumschränkten Beifall — z. B. Polonius — und eine verständige und überlegte Auffassung des Ganzen ist unverkennbar. Jedenfalls ist Herr Türschmann in Bezug auf die Kraft seines Gedächtnisses und die Virtuosität seiner Stimme eine so ungewöhnliche Erscheinung, daß der Hinweis auf diesen Künstler gerechtfertigt erscheinen wird.

***

Jules Janin kritisirt die Sardou-Offenbach'sche Parodie: „Le Roi Carotte" im „Journal des Débats" kurz und gut mit den Worten: „Es ist die größte Dummheit dieses Jahrhunderts." Demnach ist die Bemerkung überflüssig, daß die Aufführung dieses Stückes auf vielen deutschen Bühnen vorbereitet wird.

***

Richard Wagners „Fliegender Holländer" wird jetzt in Brüssel einstudirt. Die Stimmen sind ausgeschrieben, die Rollen sind vertheilt, die Chorproben beginnen, es fehlt nur noch an einer Kleinigkeit. Die belgische Große Oper besitzt keinen Künstler für die Titelrolle, da sich der erste Baryton sich, ein Herr Lasalle, geweigert hat, eine Partie zu übernehmen, von welcher er behauptet, daß sie für die Baßstimme zu hoch und für den Baryton zu tief geschrieben sei.

***

Die „Revue des deux Mondes" beklagt sich bitter, daß die an Deutschland stoßenden Staaten, namentlich die Schweiz, Belgien und Holland „vom Deutschthum angesteckt werden". „Nicht nur in der Schweiz greift die germanische Epidemie um sich, auch Belgien und Holland werden davon inficirt, wo eine rührige Partei Alles thut, was sie vermag, um das, was vom französischen Einfluß noch übrig geblieben ist, mit Stumpf und Stiel auszurotten." Der Chronicheur bezeichnet diese „traurigen Agitationen" als „ebenso unbillig wie kurzsichtig".

***

Von Karl Gutzkows „dramatischen Werken" erscheint (im Verlage von Hermann Costenoble) eine neue, die dritte, vermehrte und revidirte Gesammtausgabe. Der Preis ist niedrig und die Ausstattung anständig.

***

Die Berliner Verlagshandlung von A. Asher u. Co. hat, angeregt durch den großen Erfolg der Tauchnitz-edition, ein Concurrenzunternehmen in's Leben gerufen: „Asher's Collection of English authors British and American copyright edition." Der erste Band enthält das erste Buch von George Eliots: „Middlemarch". Druck und Papier sind gut.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage der Buchhandlung von **Max Gerdinger** in München, Duttplatz 16 ist erschienen:

„Stereoscopen."

Kleine Skizzen und Erzählungen

von

Max von Schlägel.

Schlägel hat sich mit seinen Heiden der Arbeit, Tolle Liebe, Feuerfesseln, einen Rang unter den ersten deutschen Romanschriftstellern erworben. Mit seinem neuesten Werke wird den Leser eine Lectüre geboten, die den Verfasser nur noch lieber gewinnen läßt. Freunde guter Belletristik glauben wir auf die „Stereoscopen" aufmerksam machen zu müssen.

Preußische Geschichte

von

Dr. **William Pierson.**

Professor an der Dorotheenstädtischen Realschule zu Berlin.

Mit einer historischen Karte

von

H. Kiepert.

Zweite, verbesserte und bis zum Jahre 1871 fortgeführte Auflage.

2 Bände. gr. 8. Geheftet 3 Thlr.; in 1 Band gebunden 3½ Thlr; elegant in 2 Bände gebunden 4 Thaler.

Album

6 Silhouetten,

erfunden und geschnitten

von

Pani Konewka.

In elegantem Umschlag 1 Thaler.

Fünfte Auflage.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in **Berlin.**

Berger-Levrault & Co-

in Strassburg.

Proverbes

et

Dictons Agricoles

de France.

„Les proverbes sont les échos de l'expérience."

Bernardin de Saint-Pierre.

Ein äusserst elegant ausgestatteter Band in 12., mit roth und schwarz gedrucktem Titel. Preis, broschirt: 24 Sgr. = 1 fl. 24 kr.

Soeben erschienit:

New-York.

Cultur-historische Beschreibung.

Ein Beitrag.

zur

Länder- und Völkerkunde

von

Frederick Duensing.

10 Bg. 8. Geheftet.

Preis 20 Sgr.

In lebendig-geistvoller Weise schildert der Verfasser, ein Deutsch-Amerikaner, das Leben und Treiben aller Classen der Bevölkerung, indem er zugleich gründlich alle hervorragenden industriellen und wissenschaftlichen Unternehmungen bespricht und so besonders ein treuer Führer für Auswanderer wird.

Verlag von **C. H. Reclam sen.** in Leipzig.

Bædeker's Handbuch für Italien.

Ober-Italien bis Livorno, Florenz und Ancona und die Insel Corsica, nebst Reise-Routen durch Frankreich, die Schweiz und Oesterreich. Mit 6 Karten und 27 Plänen. 5. Auflage 1870 . . . . . 1 Thlr. 20 Sgr.

Mittel-Italien und Rom. Mit 3 Karten und 9 Plänen. 3 Aufl. 1871. 1 Thlr. 20 Sgr.

Unter-Italien und Sicilien, nebst Ausflügen nach den Liparischen Inseln, Tunis, Malta, Sardinien und Athen. Mit 7 Karten und 8 Plänen. 3 Aufl. 1871. 1 Thlr. 20 Sgr.

Verlag von **Friedrich Andreas Perthes** in **Gotha.**

Soeben erschien:

Staat und Kirche.

Betrachtungen

zur Lage Deutschlands in der Gegenwart.

Von

Dr. Friedrich Fabri.

Preis 20 Sgr.

Im unterzeichneten Verlage erschien soeben:

Elektra.

Drama in einem Akt

von

Hermann Allmers.

Eleg. brosch. 7½ Sgr.

Alle Künder der Allmers'schen Schriften („Römische Schlendertage", 3. verm. Aufl., „Die altchristliche Basilika", „Marschenbuch", 2. Aufl.) werden sich auch für dieses Drama des genialen Dichters interessiren, welches an der Oldenburger Hofbühne mit großem Erfolge aufgeführt worden.

Oldenburg. **Fr. Schulze'sche** Buchhandlung.

Just published

GEORGE ELIOT'S NEW NOVEL

MIDDLEMARCH

BOOK 1 — MISS BROOKE

20 Sgr.

forming Vol. 1 of

ASHER'S

COLLECTION OF ENGLISH AUTHORS

COPYRIGHT EDITION

(Book 2 — Old and Young, to be Published Shortly)

A. ASHER & Co.

UNTER DEN LINDEN BERLIN

and all Booksellers.

Um die Zeit von Schopenhauers Geburtstag (22 Februar) erscheint bei **Fr. Frommann** in Jena.

Arthur Schopenhauer.

Drei Vorlesungen

von

Dr. Hermann Frommann.

6 Bogen gr. 8. Ladenpreis 16 Sgr.

Der bedeutende Denker ist hier nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit als Mensch und Philosoph, zum Theil durch seine eigenen Worte, mit grosser Unparteilichkeit und Klarheit, nicht ohne Humor, in lebendiger Sprache geschildert.

Im Verlage der **Ed. Hügel'schen** Buchhandlung in **Wien** erschien soeben:

Grillparzer's Ansichten

über

Literatur, Bühne und Leben.

Aus Unterredungen

mit

Adolph Foglar,

k. k. Landesgerichtsrath.

Elegant ausgestattet, mit drei facsimilirten Briefen des verewigten Dichters.

Preis 16 Sgr.

Demnächst erscheint:

Die

moderne französische Kunst.

Vortrag

von

Wilhelm Lübke.

3—4 Bogen 8. Preis 12 Ngr.

Sehr elegant ausgestattet

Stuttgart, Julius Weise's Hofbuchhdlg.

Wilhelm Spemann.

Verlag von **Fr. Korthampf** in **Berlin.**

Demnächst erscheint:

Die

Verhandlungen des preußischen Landtags

über den Gesetz-Entwurf

betr.

Beaufsichtigung der Schulen.

Besondere Ausgabe der stenogr. Berichte zusammengestellt

von

Senator Dr. **Schlager,**

Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

1. Heft: Die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses.

2. Heft: Die Verhandlungen des Herrenhauses.

Früher erschien:

Das

Verhältniß der Provinz Posen

zum

Preußischen Staat.

Von

H. v. H. auf T.

(Baron Handt von Hoffen).

2. erweiterte Ausgabe. gr. 8. 20 Sgr.

Was vor 2 Jahren über die Verhältnisse in Posen gesagt ist, gilt heute in gleichem wenn nicht höherem Grade. Jetzt, wo man mit größter Aufmerksamkeit den Vorgängen in Posen folgt, wird diese mit Bezug auf die Stellung des Deutschthums zum Polenthum, Einfluß der römisch-katholischen Geistlichkeit, Leitung der gesammten Verwaltung u. s. w. mit Sachkenntniß und Ueberzeugungstreue verfaßte Schrift in den politischen Kreisen das bedeutendste Aufsehen erregen.

Im Laufe dieses Monats erscheint im Verlage der **Haude & Spener'schen** Buchhandlung in Berlin.

Saling's Börsen-Papiere.

Zweiter Theil. Zweite Hälfte.

Jahrgang 1870—71.

Eisenbahn-Papiere und Lotterie-Anleihen.

47 Bog. In Leinwand geb. 2 Thaler.

Das Buch enthält die Rentabilitätsverhältnisse und Betriebsresultate der an der Berliner Börse emphandelten deutschen, österreichisch-ungarischen, russischen, amerikanischen und anderen fremden Eisenbahnen, sowie die Lotterie-Anleihen, nebst Angabe der Dividenden und Course wenigstens der letzten zehn Jahre.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 6. Berlin, den 2. März 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Deutsche Briefe über das Verhältniß von Staat und Kirche von Bluntschli. — Alte Bücher von E. Frensdorff. — Vom ganz vergessenen Bruderstamm. — Correspondenz aus Rom. — Literatur und Kunst: Eine Kritik über Gustav Freytag von Paul Lindau. — Aus Californien. Lieder eines Goldgräbers übersetzt von Ferdinand Freiligrath. — Max Müller. Der vierte Band seiner Essays von Klaus Groth. — Neue Kriegslyrik in der französischen Provinz von Adolf Laun. — Aus der Hauptstadt: Die Boissière Zeitung von Hermann Klette. — Das kategorische Imperativ von Eduard von Bauernfeld. I. Brief des Verfassers. II. Kritische Besprechung von P. L. — Notizen. — Inserate.

Deutsche Briefe über das Verhältniß von Staat und Kirche

von

Bluntschli.

I. Der Dualismus von Staat und Kirche.

Die Verfassungsurkunde des deutschen Reichs vom 16. April 1871 hat offenbar mit Absicht keine Bestimmung aufgenommen über das Verhältniß des deutschen Reichs zu den bestehenden oder in der Umbildung begriffenen Kirchen in Deutschland. Sie überließ vorerst die Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche den deutschen Einzelstaaten und hoffte, das neue deutsche Reich von den aufregenden Streitfragen über dieses Verhältniß wenigstens einstweilen fern und frei zu halten.

Indessen schon in der ersten Sitzung des neuen deutschen Reichstags stürmte die katholische Centrumspartei mit ihren kirchlich-politischen Anträgen und Angriffen auf die staatliche Ordnung der übrigen politischen Parteien los und versuchte es, dieselbe zu durchbrechen. Aber selbst wenn jene Partei, die ihre oberste Leitung in Rom sucht und findet, nicht wäre, so würde das deutsche Reich dennoch den Fragen nicht auf die Dauer fremd bleiben können, welche die Völker in der Tiefe aufregen und die Kämpfe der neuesten Zeit vielleicht sogar auf Jahrhunderte hin hauptsächlich bestimmen. Die katholische Kirche greift mit ihrer minderhellen Organisation in alle deutschen Länder ein und wirkt nach einheitlichem Plane von ihrem Centrum Rom aus auf Deutschland ein. In den protestantischen Landeskirchen regen sich ebenso gemeinsame Bestrebungen, welche die kirchlichen Parteien in ganz Deutschland verbinden. Der stolze Neubau des deutschen Reiches regt zu Versuchen an, auch eine kirchliche Einigung und wenigstens eine Art nationaler Conföderation der deutschen Provinzial- und Landeskirchen, wenn auch noch nicht eine deutsche Gesammtkirche herzustellen und aufzurichten.

Staaten und Kirchen sind beide lebendige Wesen mit Körper und Geist ausgestattet, deren Meinungen, Interessen und Bestrebungen sich gelegentlich begegnen und durchkreuzen. Da hängt es gar nicht ausschließlich von dem Willen des Staates ab, der Kirche freundlich oder feindlich zu begegnen. Auch wenn er die Neigung hat, ihr aus dem Wege zu gehen, so muß er, wenn sie ihm auf seinem Wege als leibhafte Macht vor die Augen tritt, irgendwie sich zu ihr stellen.

Niemals deckt daher die geschriebene Verfassungsurkunde vollständig die wirkliche Verfassung eines Staates. Auch wenn die Urkunde über wichtige Lebensverhältnisse schweigt, die den Staat betreffen, verlangt das Bedürfniß des Lebens eine Antwort auf die Fragen, die sich dem Staate, wie er ist, thatsächlich aufdrängen.

Versuchen wir's, in diesen Briefen die unabweisbaren Fragen grundsätzlich zu erörtern und dabei den Ansprüchen der Gegenwart gerecht zu werden.

Man kann alle diese Fragen aus dem Standpunkte des religiösen Glaubens und der Kirche betrachten. Das ist sogar die gewöhnliche Methode nicht blos der Theologen und Geistlichen, sondern ebenso vieler Juristen, welche darin nur kirchenrechtliche Fragen sehen. Man kann dieselben aber auch von dem Standpunkte des Rechtes und des Staates aus erwägen. Soweit dabei ihre rechtliche Natur betrachtet wird, werden jene Fragen dann staatsrechtliche; soweit ihre politische Bedeutung geprüft wird, werden sie politische Fragen. Mir scheint, der zweite Standpunkt, der lange vernachlässigt war, sagt der heutigen Denkweise und dem zeitgemäßen Bedürfnisse besser zu, als der erste. Wir werden denselben festhalten und nur gelegentlich zur Ergänzung und Beleuchtung von anderer Seite her auf den kirchlichen Standpunkt übertreten.

Der Dualismus von Staat und Kirche ist so alt wie die christliche Religion. Er hat wohl unter den christlichen Nationen in verschiedenen Zeiten eine verschiedene Gestalt bekommen, aber er ist nie mehr ganz aufgehoben worden.

Die frühere, vorchristliche Welt — wenn man von der Buddhistischen Cultur absieht — kannte den Gegensatz von Staat und Kirche nicht, sondern faßte staatliche und kirchliche Einrichtungen in Einem Gemeinwesen zusammen.

In dem semitisch-jüdischen Gemeinwesen, das seinen theokratischen Grundcharakter niemals aufgab, überwog das religiöse und priesterliche Element. Der jüdische Staat war wesentlich ein Gottesreich, dessen Gesetze göttliche Gesetze waren, dessen Obrigkeit von Gott berufen und geweiht war. Die Verehrung Jehovahs und die Beachtung der religiösen Gebote und Verbote waren das oberste Staatsinteresse und die höchste Staatspflicht.

In dem arisch-römischen Reiche dagegen herrschte der Staat, d. h. das einheitlich geordnete römische Volk auch über die Religion und den Cultus, soweit dieselben als nationale Sitte und Pflicht geachtet werden. Da gab es nur Staatsgesetze, deren bindende und zwingende Macht aus dem starken Willen des römischen Volks abgeleitet wurde, auch über die Verehrung der Götter. Die Priester waren Magistrate, Staatsbeamte. Die Tempel, der Cultus waren Staatsanstalten. Das heilige Recht war ein untergeordneter Theil des öffentlichen Rechts.

Da kam Jesus und indem er die Religion reinigte und

Digitized by Google

heiligte, vollzog er die Unterscheidung derselben von ihrer bisherigen Mischung und Verflechtung mit dem staatlichen Recht und der Politik. Er lehnte die Zumuthung auch seiner Anhänger ab, als Messias aufzutreten und von dem religiösen Princip aus einen neuen Staat und eine neue Weltherrschaft aufzurichten. Er beschränkte sich selber in seiner Lehre und in seinen Handlungen auf die religiöse und sittliche Einwirkung auf die Menschen. Er enthielt sich sorgfältig aller Theilnahme an den politischen Kämpfen seiner Zeit. Er sprach wohl moralische Vorschriften aus, aber er gab kein einziges Rechtsgesetz. Die, welche ihn zum Conflict mit dem römischen Staate oder mit den politischen Leidenschaften der Juden reizen wollten, wies er zurecht mit der scharfen Unterscheidung zwischen dem Reiche Gottes und dem Reiche des Kaisers. Er mahnte sie, Gott zu geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Damit war der ideale Grundgedanke ausgesprochen, der in dem Gegensatze des Staates und der Kirche verwirklicht wurde.

Wohl hat man es später versucht, den Dualismus wieder aufzuheben, sei es indem man wie in dem alten Judenreiche den Staat in der Kirche aufgehen ließ, sei es indem man wie in dem heidnischen Römerreiche die Kirche im Staat auflöste. Diese Versuche sind alle gescheitert.

Der Auflösung des Staates in der Kirche und der Niederdrückung des Staates zu einer bloßen von der kirchlichen Hierarchie beherrschten Anstalt standen in Europa immer das Selbstbewußtsein der Völker, die Macht der Fürsten und die großen wirthschaftlichen und Culturinteressen der Bürger entgegen. Die heutige Welt erträgt nicht einmal mehr den Schein dieser Kirchenherrschaft über den Staat. Keine andere Form der Staatsverfassung ist ihr so verhaßt wie die einer Priesterherrschaft. Sie hat daher die geistlichen Fürstenthümer alle säcularisirt, früher in Deutschland, zuletzt in Rom.

Aber auch der andere Versuch, die Kirche zu einer bloßen Staats- und Polizeianstalt zu erniedrigen oder ganz aufzuheben, ist, wo er unternommen worden, verunglückt. Es widerstrebt demselben nicht nur die Macht der kirchlichen Gewohnheiten und der Ueberlieferung, sondern ebenso das religiöse Bedürfniß der Massen und der Individuen und die Einsicht in die naturgemäße Beschränkung der Staatsgewalt. Was war die Folge, als in Frankreich zur Zeit der Revolution der leidenschaftlich aufgeregte Staat die christliche Religion und die christliche Kirche abschaffte, und nach dem Recepte Rousseaus die gesetzliche Staatsreligion decretirte? Aus dieser Unterdrückung, welche das Volksgemüth beleidigte, schöpfte die kirchliche Reaction ihre Stärke. Vor der Revolution war die gallicanische Kirche von Rom nur wenig abhängig, der nationale Geist war in den französischen Bischöfen lebendig. Seit der antirevolutionären Restauration hat der Romanismus die französische Kirche erobert und die Bischöfe sind, wenn auch theilweise mit halber Neigung, ultramontan geworden.

Wie in der Menschennatur der Dualismus der beiden Geschlechter begründet ist, so ist mit der Entwicklung der Menschheit zu höherem Gemeinleben der Gegensatz von Staat und Kirche gegeben.

Der Staat ist die Verbindung der Menschen mit den Menschen, die Kirche ist die Verbindung der Menschen mit Gott. Das Recht und die Politik des Staates sind auf das Bewußtsein des Volkes und seiner Fürsten und Führer von der Nothwendigkeit der gemeinsamen Lebensordnung und von der Zweckmäßigkeit der Mittel zu der öffentlichen Wohlfahrt gegründet. Die Religion und der Cultus dagegen wurzeln in dem Glauben an Gott und die Offenbarung Gottes in der Geschichte. Die Gesetze des Staates wie die Ziele des Staates sind menschlich begrenzt und bestimmt. Die Gebote der Kirche und ihre Heilmittel werden als göttliche Forderung und göttliche Gnade verehrt. Im Staate herrscht der freie Staatswille, die Kirche folgt mit Vertrauen und Hingebung den Mahnungen der Religionsstifter, der Propheten, der Kirchenväter, der Erleuchteten, und äußert ihr Walten des heiligen Geistes. Die Autorität des Staates ist zwingend für Jedermann, weil die menschlich begründete Nothwendigkeit für Alle dieselbe ist. Die Autorität der Kirche wirkt nur in dem Gewissen der Gläubigen und hat keine Macht über die Ungläubigen. Der Organismus des Staates ist auf Selbständigkeit und Hoheit, Macht und Freiheit gegründet. Der Staat ist das männliche Reich der Selbstbetrachtung und gemeinsamen Entwicklung eines Volkes. Der priesterliche Organismus der Kirche bedarf der Erleuchtung von Oben, des Glaubens von Unten. Er ist eben auf Hingebung, Sorge, Liebe, Opfer angelegt. Sein Ziel ist nicht die Machtentfaltung, nicht die gemeinsame That, sondern die Reinigung und Heiligung der Seele. Deshalb bezeichnet die moderne Sprache mit Recht die Kirche als ein weibliches, den Staat als ein männliches Gesammtwesen.

In diesem Dualismus bewegt sich die europäische Civilisation seit bald zwei Jahrtausenden. Wenn heute der moderne Staat nur unter den christlichen Völkern zu der höchsten Entwicklung gelangt ist, so ist ihm die Unterscheidung von der Kirche offenbar förderlich gewesen. Es ist kein Zufall, daß heute die christlichen Staaten, welche diesen Dualismus in sich haben und auf sich wirken lassen, die mächtigsten, gebildetsten und freiesten des Erdballs sind.

Der Dualismus besteht auch für das deutsche Reich und im deutschen Reiche, und wir wollen daran festhalten. Das deutsche Reich ist ein modernes Staatengebilde und eben darum, sowohl seiner Hoheit und Macht, als seiner Schranken bewußt. Das deutsche Reich nimmt keine Macht über die Gewissen in Anspruch, es übt keinen Zwang über den Glauben, so wenig wie über das Denken und Wissen. Es weiß den Werth der Religion zu schätzen, aber es maßt sich nicht an, die Religion zu beherrschen. Es überläßt die religiösen Dinge den Kirchen, den Secten, den Familien, den Individuen und schützt nur die Freiheit eines Jeden gegen den unberechtigten Zwang.

Das moderne Reich bedroht die Kirche nicht, es tritt nur den Uebergriffen der kirchlichen Autoritäten und Parteien entgegen, wenn sie sein Recht mißachten und kränken und seine Politik meistern wollen.

Wie festig aber auch der Unwille des Staates durch die Angriffe der kirchlichen Macht gereizt werden mag, niemals kann und darf der Staat vergessen, daß auch Religion und Kirche unentbehrliche Güter der Menschheit sind. Er mag die unbotmäßige Kirche mit Strenge, wenn sie dem wohlmeinenden Rathe trotzt, zur Ordnung nöthigen und dieselbe seine geistige wie leibliche Uebermacht empfinden lassen. Er darf sie mit kräftiger Hand fassen und zwingen, aber er darf sie nicht tödten. Durch diese stete Sorge des Staates dafür, daß die Religion keinen ernsten Schaden leide und daß die Kirche erhalten bleibe, wird jeder Kampf zwischen Staat und Kirche auf der Seite des Staates ermäßigt.

Alte Bücher.

Frau von Staël bemerkte einmal, der Eintritt in eine wohlgeordnete, reichlich versorgte Bibliothek gewähre ihr stets große Freude, nicht sowohl der Bücher wegen, als in dem Gedanken an die Verfasser. Wer ein Buch beendigt, sei glücklich. So viel Bücher, so viele Bilder froher Stunden, gleichviel ob das Behagen sich oft als Illusion erwiesen und der Erfolg den Träumen der Autorschaft nicht durchweg entsprochen haben möge. Die Betrachtung ist gewiß hübsch, trifft indessen nicht immer zu. Einer bekannten fruchtbaren Schriftstellerin in Deutschland wird wenigstens nachgesagt, sie habe stets geweint, wenn sie ein Buch zu Ende geschrieben hatte und von den lieb gewordenen Gestalten zu scheiden gezwungen war. Ob sie wohl deswegen den Romanen entsagt und seit geraumer Zeit der historischen Chronik sich zugewendet hat? — Was indessen den von Fr. v. Staël geschilderten äußeren Eindruck der Bibliotheken angeht, so wird ein gewöhnlicher Sterblicher, der weder Romane noch Chroniken schreibt, aber eine angeborene Liebhaberei für gute Bücher hat, eine Sammlung derselben, die eine lange Reihe von Jahren hinaufreicht, nicht ohne gemischte Empfin-

Digitized by Google

dungen und mit einem zuweilen überwiegenden Gefühle immerhin etwas sentimentaler Wehmuth betrachten können.

Bücher altern noch viel rascher als Menschen und die politisch-historischen oft am schnellsten. Werden doch sogar Gelehrte, deren Studien nach Babylon und Ninive sich erstrecken, in Folge neuer Ausgrabungen und Enthüllungen zu wiederholten Auflagen gezwungen, die das Budget gewissenhafter Büchercäufer in unerwarteter Weise belasten. Selbst die alte Geschichte bleibt im Fluß, wie könnte die neuere oder gar die neueste, welche wir miterleben, sich dauerhafter erweisen. Was ist seit 1848 nicht Alles von den Ereignissen überholt und gründlich erledigt worden! Man sehe sich nur einmal in seiner Bibliothek um. Ganze Reihen von Flugschriften und Büchern, die zu ihrer Zeit Aufsehen gemacht und die Gemüther bewegt haben, sind zu werthloser Maculatur geworden und können froh sein, wenn sie Dank einer gewissen Pietät des Besitzers nicht pfundweise verkauft werden.

Da stehen zuerst hoch oben die Fachbroschüren über längst gelöste politische und handelspolitische Fragen. Gewinns über den Neukatholicismus, der so große welterschütternde Probleme in seinem Schoße bergen sollte. Die Dresdener Conferenzen, deren mögliche Folgen so viele Federn in Bewegung gesetzt und die nichts hinterlassen haben, als eine Bereicherung des journalistischen Jargons durch den technischen Ausdruck des schätzbaren Materials. Und vorher schon die zahlreichen keineswegs bewährten Rechtfertigungsversuche wegen der Olmützer Punctation, dieses großartigen historischen Fiascos, das erst nach sechzehn Jahren durch den böhmischen Krieg wettgemacht wurde. Es war wie ein böser Traum, von welchem Jeder mit dem Dichter sagen kann: e il modo ancor m'offende . . . . An Schriften darüber fehlt es nicht. Die Broschüren Rhyno Quehls und Anderer, die besser nicht genannt werden, ruhen unter demselben nivellirenden Staube neben ihren Widerlegungen durch muthige Männer, die dafür Confiscationen und Preßprocessen ausgesetzt waren.

Auf dem folgenden Brett Neuenburg, diese ultraroyalistische Caprice, die uns nahezu in einen unpopulären Krieg verwickelt hätte und von einem Minister erstickt wurde, der Preußen als den ersten deutschen Mittelstaat ansah, welcher über das Maß seiner Kräfte repräsentiren und in Wirklichkeit sich nach der Decke strecken müsse. Niemand wird ihm in diesem Falle schwer anrechnen, daß er es nicht zu einem Bruch mit der Eidgenossenschaft wegen des fernen Kantönlis gegen dessen Willen und Neigung kommen ließ. Soll doch Friedrich Wilhelm IV., als die Nachricht von der Neuenburger Revolution eintraf, ausgerufen haben, es sei nur schade um die schöne Aussicht von dem alten Schlosse auf den Neuchateller See! Der Besitz hatte der Krone Preußen stets mehr gekostet als eingebracht, und der verstorbene König soll einmal bemerkt haben, daß er von dem jährlichen Ueberschuß kaum eine Uhr aus den Fabriken von Locle und Chaux de Fond kaufen könne. Bedauerlich ist nur, daß sich an die seltsame Episode des Neuenburger Royalisten-Putsches vom Herbst 1856 auch die Erinnerung eines Besuches des rothen Prinzen Napoleon Jerome in Berlin knüpft, der nach außen hin — ob mit Recht oder Unrecht — den Anschein erweckt hat, als habe man hier unter dem Drucke französischer Rathschläge, um nicht mehr zu sagen, in eine friedliche Lösung gewilligt. Die Sache ist abgethan und vergessen. Die Broschüren und Bücher über Neuchatel aber sind noch immer vorhanden, und es steht zu fürchten, daß ein Antiquar für die Collection sehr wenig zahlen würde.

Dasselbe gilt leider! von vielen handelspolitischen Reliquien. Durch einander erblickt der verstimmte Bücherfreund verjährte Publicationen über den Sundzoll, welchen das schlaue Dänemark zur rechten Zeit sich hat ablösen lassen, bevor er einfach unterdrückt wurde; über den Scheldezoll, mit dessen Rückzahlung Europa dem nicht minder klugen Belgien ein angenehmes Geschenk gemacht hat. Und nun erst die unzähligen Schriften über Erneuerung des Zollvereins und den Handelsvertrag mit Frankreich! Welche langwierige Verhandlungen und welche Verschwendung von Dinte und Druckpapier über eine Sache, für welche im Reichstage jetzt eine einzige Sitzung ausreichen würde, wie sie im ähnlichen Falle vollkommen ausgereicht hat.

Das umflorte Auge schweift weiter und haftet wehmüthig an einem Rayon vollgepropft mit Reminiscenzen der kurhessischen Verfassungsfrage. Wie deutsch gründlich wurde sie studirt und besprochen. Das liberale Ministerium der neuen Aera griff sie mit den besten Absichten vorsichtig an. Die Broschüren hätten bei der Weiterführung der Debatte in solchem Wege vielleicht noch für mehrere Jahre ihre Geltung bewahrt. Als der Bismarck'sche Feldzäger indessen in Kassel eintraf, ging ein Zittern durch die Blätter, als spürten sie ihr herannahendes Ende. Der schlimme Kurfürst mußte einlenken und seinem unwiderstehlichen Hang zu menschenquälenden Einfällen dadurch genügen, daß er einen höheren Offizier an dessen Hochzeitstage sofort eine Inspectionsreise antreten ließ und sich ähnliche Scherze eines Tiberius in Miniaturformat gönnte. Aber auch damit war es 1866 vorbei. Die kurhessische Armee verschwand mit der Sondervorfassung des interessanten Ländchens. Der letztere Verlust wurde eigenthümlich genug in Kurhessen auch von warmen Anhängern Preußens und Deutschlands kummervoll empfunden. Jene tüchtigen Männer hatten so lange Zeit für ihre Verfassung gegen innere Polizeichicanen und österreichische Intriguen gekämpft, daß ihre anfängliche Trauer über den schließlichen Ausgang verzeihlich war. Seitdem sind sie mit den größeren Zielen Deutschlands gewachsen und denken wohl jetzt nur lächelnd an ihre Melancholie während des Uebergangsjahres zurück. Die kurhessische Verfassung der ersten dreißiger Jahre war musterhaft schön gewesen, aber die Reichsverfassung, nicht wahr, ist doch noch schöner und hat überdies den nicht zu unterschätzenden Vortheil, daß kein Bundestag sie außer Kraft setzen kann. Die Vorkämpfer für die frühere Verfassung Kurhessens sind getröstet. Aber was aus der reichen Literatur werden soll, die sich da an einer besonderen Stelle der Bibliothek angehäuft hat, wäre schwer zu sagen. Eine Veräußerung im Bausch und Bogen wäre angesichts des ehrwürdigen Gegenstandes entschieden unschicklich und muß bis auf Weiteres unterbleiben.

Jetzt kommt Schleswig-Holstein, das ein: inkandum Rogina! . . . als Schlußsujet sicherlich rechtfertigen wird. Da hat wieder die Entwerthung des umfassendeu Conglomerats von Büchern und Pamphleten Niemand mehr verschuldet als Fürst Bismarck, der den deutschen Bibliotheken wirklich gefährlicher ist als der Khalif Omar mord- oder vielmehr ofenbrennerischen Angedenkens! Und dazu ist die Bücherfeindschaft jenes Muselmannes seit Gibbon etwas controvers geworden, während die Verwüstung der zeitgenössischen Schriften durch die Politik des Reichskanzlers eine Thatsache ist, welche alle offiziöse Beschönigungsversuche nicht verdunkeln können. Mit welcher Sorgfalt hatte man sich nicht die Nachweise des augustenburgischen Erbrechts verschafft. Und nun ist Schleswig-Holstein preußisch, ganz wie Brandenburg! Das Geld ist zum Fenster hinausgeworfen, und nur der Buchhändler ist dabei reich geworden. Davon zu schweigen, daß die nordalbingischen Fanatiker Jeden, der seit der Ablehnung der sehr gemäßigten preußischen Februarbedingungen durch den Herzog Friedrich nicht mehr unbedingt zu seiner Fahne halten wollte, sondern das preußische Interesse der Gründung eines neuen schwierigen Mittelstaates vorzog, mit leidenschaftlichen Vorwürfen heimsuchten. Das mußte allerdings ertragen werden, wo es eine unabweisbare Pflicht zu erfüllen galt. Wer aber erstzt, was für die schleswigholsteinischen Denkschriften ausgegeben wurde? Bei der Kriegsentschädigung ist nicht einmal die Rede davon gewesen, und der Posten muß unter die verlorenen rubricirt werden. Ganz neuerdings wurde sogar versichert, Hans Hopfen wolle seinen packenden Roman: Arge Sitten! nicht vollenden, weil die Katastrophe durch den Uebergang der Herzogthümer in preußischen Besitz eine von dem Dichter nicht vorhergesehene Wendung erlitten hätte. Hoffentlich wird das nicht des Autors letztes Wort sein und er sich noch eines Besseren besinnen. Sonst müßte man vielleicht strenger mit ihm in's Gericht gehen. Sein Buch wird indessen nicht sobald veralten.

Digitized by Google

Nach solchen schmerzlichen Erfahrungen kann auf die Theilnahme des Publicums für die späteren Leiden des Bibliophilen von 1866 bis 1870 kaum noch gezählt werden. In einen verschämten Winkel zusammengepferchtt möchten sie sich der Aufmerksamkeit und selbst dem Gedächtniß entziehen, alle diese zahllosen welfischen, Arkolayschen, rundschauerlichen Proteste gegen die preußischen Annexionen, die Ueberschreitung des Mains und die Gründung des Reiches. Auch sie haben eine namhafte Summe gekostet, und wer weiß, was Weber, Stargardt und Danz jetzt dafür erstatten möchten! — Der Gesellschaft würdig, wenn ihr auch literarisch überlegen, prangt der stattlich gedruckte Band von Victor Cherbuliez: L'Allemagne politique depuis la paix de Prague, eine Sammlung seiner Artikel in der Revue des deux Mondes, die von dem Stuttgarter Beobachter und den bewußten Blättern in Wien mit Entzücken nachgedruckt wurden. Man ist bei uns auf diese feingeschliffenen springenden Antithesen, auf dieses Salongefüster des schönschreibenden Genfers die Antwort nicht schuldig geblieben. Die Ereignisse von 1870, an deren Vorabend das Buch erschienen war, haben alsdann eine noch gründlichere Widerlegung übernommen. Herr Cherbuliez wird sich zu einer zweiten Auflage seiner Malicen gegen den Nordbund und Bismarck, auf welche seine Unterredungen mit dem Grafen Beust, Herrn von Varnbüler und verwandten Geistern nicht ohne Einfluß gewesen sein sollen, schwerlich ermuthigt fühlen. Unter keinen Umständen aber würden vorsichtige Leute eine etwaige neue Edition sich aus Paris verschreiben. Genug, daß der schon riesig angewachsene Complex der „Alten Bücher" durch dies kaum vor einem Jahre erschienene vermehrt wurde.

Ganz zuletzt starren ohnehin bei der Umschau noch zahlreiche außer Cours gerathene Bände des früheren deutschen Bundesrechtes entgegen, welche ebenfalls Fürst Bismarck auf seinem Gewissen hat. Darüber ließe sich noch ein ganzes trauriges Capitel schreiben. Aber man wendet sich lieber verhüllten Hauptes ab und schöpft einige Linderung aus dem Anblick von Werken, die ihren unsterblichen Werth behalten und gegen das kulturfeindliche Verfahren deutscher Staatsmänner für alle Zeiten geschützt sind.

E. Jrensdorff.

Vom ganz vergessenen Bruderstamm.

Aus Nordalbingien. — Von Ost- und Nordsee. — Aus den Elbherzogthümern. — Diesseits der Königsau. — Vom Lande des verrathenen Bruderstamms. —

Sie wünschen Correspondenzen von mir für die „Gegenwart", aber Sie sagen nicht, unter welchem obigen ortsüblichen Titel. Ach, und was hat die Gegenwart mit ihnen allen zu thun? Höchstens die Vergangenheit; sollte die Zukunft auch noch einmal ihr Theilchen daran beanspruchen wollen, so müßte sie ein curioses Gesicht machen.

Sie erinnern sich, daß wir einst einmal der Ehre theilhaftig wurden, das Zündhölzchen Europas betitelt zu werden. Seitdem sind wir etwas degradirt und haben jetzt höchstens noch einige Aehnlichkeit mit einem Schwefelfaden, der unter der Asche fortglimmt — „glöht", sagt man hierzulande.

Ich habe Sie immer für einen verständigen Menschen gehalten, bis zu dem Augenblick, in welchem ich Ihre Aufforderung erhielt, gelegentlich an dieser Stelle über schleswig-holsteinische Verhältnisse zu berichten. Berichte aus den Regionen des ewigen Herbstes! Nicht klimatisch-meteorologisch auszufassen, denn dann kommt hier von den gebräuchlichen Jahreszeiten außerdem noch der Winter vor, sondern gleichsam in landwirthschaftlichem Sinne für den Berichterstatter, der einem Schnitter mit mehr oder minder scharfer Sichel zu gleichen hat. Eine Ernte ist nämlich für diesen nicht zu halten, weil es eben seit sechs Jahren „zwischen Königsau und Elbe" ewiger Herbst, d. h. Alles abgedrochen ist. Und Sie wissen, es bleibt dann nichts weiter übrig, als Stroh.

Oder wäre es Ihnen fremd, daß in der Urkunde des Prager Friedens sich in einem gewissen Artikel desselben ein gewisser Paragraph findet, der in sehr ungewissen Ausdrücken das allnächtlich sich in sorgenvoller Unruhe um eine Handvoll Dänen in Nordschleswig auf seinem Bett wälzende Europa über die Zukunft dieser trefflichen Holzschuhträger vergewissert? Oder hörten Sie es zum erstenmal, daß unter dem Torf unseres platten Landes noch immer der furchtbare Krater verborgen liegt, der nur auf das Aussterben des Hauses Hohenzollern, der preußischen Armee und der Gesammtvernunft der Menschheit wartet, um das deutsche Kaiserreich cum pertinentiis in seinen drohenden Schlund hinabzuziehen, zu verschlucken, zu verdauen und vermittelst dieser geologischen Umwälzung eine neue Weltepoche herbeizuführen, um einen palaontologischen Musterstaat Schleswig-Holstein-Lauenburg mit einem angestammten Koprolithen im Allerheiligsten der Bundesstadt zu gebären? Oder endlich wäre es — last not least — eine Novität für Sie, daß wir einen Oberpräsidenten besitzen, der Baron von Scheel-Plessen heißt, und von so seltener Tüchtigkeit ist, daß wir in der That vor keinem politischen Wechsel zurück zu beben brauchen, da uns die Zuversicht nicht verläßt, daß er uns unter allen Umständen erhalten bleiben wird?

Abgedroschene Ernte! Schon vom Strohfeuer unzähliger Abtretungsconjuncturen, diplomatischer Gerüchte, Leitartikel, guter und schlechter Witze, erfolgreicher und erfolgloser Preßprocesse beleuchtet. Was soll's denn noch?

Oder haben Sie ein Curiositätenbedürfniß und interessirt es Sie zu erfahren, daß wir in der Landschaft Eiderstedt, dem Arkadien schleppfußwandelnder Rinder und politischer Dummheit, einen Besitzer von zweihundert gemästeten Ochsen begen, der eifriger Socialdemotrat ist? Der Mann ist ein Zuwel christlicher Liebe, und wir bedauern, daß er es wahrscheinlich bei den gegenwärtig noch herrschenden verrotteten Zuständen nicht erleben wird, wie die götterähnlichen Führer der modernen Myrmidonen sich auf diese neuzeitlichen Phöbusheerden stürzen werden, um den abgeschiedenen Manen Lassalles oder dem noch vorhandenen Magen Halsenclevers eine Hekatombe darzubringen. Welch süßer Duft würde vom Lande Eiderstedt emporsteigen, wenn sie, „die Schenkel mit blühendem Fett umwickelnd", saßen am Strande des grauen Weltmeers, essend unermeßliches Fleisch und trinkend unermeßlichere Schnäpse und Biere aus den mit männlicher, weibische Tauschmittel verachtender Faust ergriffenen Fässern habsüchtiger Kneipwirthe! Wie würde der glückaumelnde neue „Bruder" in den Pausen, in welchen es nicht an einem ihm zugetheilten Knochen feines ehemaligen Besitzthums nagte, der überquellenden Wonne seines Herzes durch ein Freudengebrüll Platz machen, daß man die Geister sämmtlicher zweihundert gebratenen Ochsen in ihm vereinigt wähnen müßte!

Nein, an Ochsen leiden wir gottlob noch keinen Mangel „zwischen Königsau und Elbe".

In der Nachbarschaft desselben gesegneten Landstrichs, von dem wir so eben referirt, ist ein speculativer Kopf auf die Entdeckung gefallen, daß bei einer festlichen Feier die „Kampfgenossen" von 1848—50 den Vortritt vor denen von 1870—71 haben müßten, weil sie „freiwillig" in den Krieg gezogen seien, die letzteren aber nur, weil uns der Krieg erklärt worden. Und da soll man noch sagen, unser Land producire nichts!

Umwindet die Schenkel mit blühendem Fett! Da wir einmal von den Myrmidonen geredet, liegt der passendste Vergleich für das Land „dessen Klima zwischen zwei Meeren so köstlich gemilbert zu sein" im Rufe steht, so nahe, daß er sich aufdrängt wie ein unhöflicher Besuch. Es gleicht in der That vollkommen dem Sohne des Peleus, dem man seine Briseis sans façon weggenommen, und der am Gestade des grauen Meeres — oder purpurnen, es kommt nicht drauf an — saß und nach seiner Mutter Thetis seufzte. Nach einer Weile kam die Alte herauf und sagte: Zwei Loose liegen für Dich auf Jovis unnahbaren Knieen; Du kannst nun sagen, was Du haben willst. Entweder ein kurzes Leben und es werden

Digitized by Google

viele Bücher über dich geschrieben, oder höchstes Greisenthum und kein Hahn kräht nach Dir. So, Kind, nun greif zu, was willst Du?

Am liebsten, sagte der Sohn, will ich — meinen Willen haben.

Und was ist dein Wille? fragte die Alte.

Das weiß ich noch nicht so genau, darüber muß ich mich noch einmal bedenken, antwortete der Sohn.

Und er bedachte sich, aber je mehr er sich darüber bedachte, was denn eigentlich sein Wille sei, desto weniger konnte er sich darüber klar werden und desto confuser wurde es ihm im Kopf. Die gute Thetis hielt getreulich bei ihm aus; sie rauschte herauf und rauschte hernieder, wie sie es seit Jahrtausenden gethan, und thut's noch heut' und wartet mit mütterlicher Ausdauer, daß er alle seine Bedenken überwindet und dazu kommt, sich zu bedenken. Das einzige Unheil war leider Gottes nur, daß Zeus mittlerweile ungeduldig ward. Er hatte noch so viel andere Loose der „Völker und Menschen" abzuwägen, und so kamen allmählich die beiden des modernen Peliden auf seinen Knieen in's Rutschen und fielen in den — o Du heiliger Augustin, Alles ist weg — genug sie fielen so, daß eine Verschiebung eintrat, und als Finale ward ein kurzes Leben daraus, nach dem kein Hahn mehr kräht.

Nun, eine Freude erleben wir doch nächstens; wenn auch nicht die ganze Briefei, so erhalten wir doch ein Stück von ihr zurück. Europas Intelligenzblätter durchläuft die aufregende Kunde, daß in wenigen Wochen sich Ihre Durchlaucht, die Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, nach einem, allerdings älteren Jahrgange des gothaischen Kalenders im Jahre 1833 geboren, mit dem wirklichen geheimen Medicinalrathe Professor Dr. Esmarch in Kiel vermählen wird.

Es geht uns das gar nichts an, als daß wir uns darüber freuen, daß muthmaßlich zwei Menschen glücklich werden, denn es leuchtet ein, daß solide Vorbedingungen dazu vorhanden sind. Der nächste Jahrgang des gothaischen Kalenders wird allerdings weinen, aber seine Thränen berühren uns nicht, und außerdem legt es einen linderuden Balsam auf den Schmerz, daß, wie wir erfahren, die Frau Geheime Medicinalräthin von dem für fürstliche Häuser geltenden Paragraphen Gebrauch machen wird, der ihr verstattet, sich trotz der Mesalliance auch fernerhin noch selbst als Durchlaucht zu betrachten, betrachten und beachten zu lassen. Gewiß ein schöner und humaner Zug des Strafgesetzbuches*) in unserer als nivellirend verleumdeten Zeit! Was uns einzig beunruhigt, hängt freilich gewissermaßen damit zusammen, ist aber doch ganz anderer Art. Es gereicht uns nämlich in trüben Stunden noch oft zu tröstlicher Erleichterung, wenn wir aus dem Schatzkästlein unserer Erinnerung einen gewissen Stuhl, sagen wir schnell, um Allen vorzubeugen, Prachtstuhl, herausholen. Derselbe hatte, ohne Ahnung seiner bereinstigen hohen Bestimmung, bis zum Jahre 1864 in einem Winkel des Kieler Schlosses ein ausrangirtes Dasein geführt, als an die politischen Kreise der genannten Universitätsstadt die schwierige Doppelfrage herantrat: Ob es, erstens, der spanischen Hofetiquette entspreche, den damals im Triumph in Kiel eingezogenen Träger der zukünftigen Krone des Großherzogthums Schleswig-Holstein in ein Privathaus, obendrein sogar in ein bürgerliches, einzuladen, und was, zweitens, im Bejahungsfalle wiederum als physischen Träger der Körperlichkeit dieses imaginären Trägers zu verwenden sei? Da entsann sich zu rechter Stunde ein zugleich feinsinniges und sparsames Gemüth jenes ehrwürdigen Möbelstückes, dessen wir oben gedacht. Und aus der friedlichen Brutstatt der Motten wanderte er hinaus in die lärmende Werkstatt — der hohen Politik noch nicht, sondern zunächst — des Sattlers, der ihn zu frischem Dasein mit neuer Elasticität versah; von ihm zu dem in vielerlei Erfahrung geprüften Manne, welcher der Kunst oblag, das rothe Gold Indiens zu hämmern, zu dehnen und mit ihm den hölzernen, faserscheinig gewordenen Knochenbau des Prädestinirten wieder zu gleißender Pracht zu wandeln; weiter wanderte er, zum Labsal höchster Müdigkeit bestimmt, unermüdlich, bis ihm Lehne und Sitz in Sammetpurpur gehüllt prangten. Wäre er jetzt zur wohlverdienten Ruhe eingegangen! Ihm wäre wohl gewesen und uns besser! Allein, wir Abasver zur Ruhelosigkeit erkoren, war das Alles nur ein kleiner Vorgeschmack und sein Umirren sollte erst beginnen. Und so wanderte er von Haus zu Haus, von Miethswohnung zu Miethswohnung. Wo der hoheitsvolle Gast seine Absicht zu erkennen gegeben, sich am Abend im traulichen Schooße einer begeisterten Familie nieder zu lassen, da erschien „kaum wenn die ersten Lerchen schwirrten" auch in der Hütte des ärmsten Hirten der Sessel hold und wunderbar. Freilich im Grunde nicht bei den Hirten, sondern bei den Schafen; denn der Hirt der Zukunft war es, der da kam und sich darauf setzte. Und so saß er bei Etatsräthen und Justizräthen, bei Professoren und Doctoren; wie ein Knabe, der ein Pensum abtipt, saß er jeden Abend in anderem Hause getreulich auf demselben rothen Sammet und stützte den Arm auf dieselbe vergoldete Lehne und harrte, daß eine Stimme aus der Höhe rufen würde: Weide meine Schafe! Darüber aber kam auch sein Loos auf den Knieen des Vaters der Götter und Menschen in's Rutschen, seines und das des verdienstvollen Stuhles. Zugleich traten sie von der komischen Bühne der Weltgeschichte wieder ab, denn die Scene veränderte sich, die Coulissen wechselten und andre Personen des Stückes traten auf, und die Zuschauer, die etwas von der Tendenz des letzteren verstanden, schüttelten allgemach bedenklich die Köpfe und meinten, es wäre klüger gewesen, man hätte Sessel und Besitzer von vornherein ihre Wanderungen und Wandlungen erspart, sie ruhig bei den Motten belassen und an die wurmstichige Geschichte nicht erst Gold und Purpur verschwendet.

Asche aber deckte seit jenem Tag das an sich schon greise Haar der ehrwürdigen alma mater in Kiel. Da durchfliegt jetzt die sonnige Kunde die Intelligenzblätter Europas, und es heißt, daß in einem lange unbesuchten Winkel plötzlich geheimnißvoll Staub und Motten aufgewirbelt seien. Selbst der rothhaarmutne Ahasver sich wieder zum Aufbruch, zur Rundwanderung rüsten?

O Mädchen aus der Fremde, weide meine Schafe!

Sonst ist, da das neue Kieler Universitätsgebäude noch nicht gebaut worden, in letzter Zeit kein bemerkenswerthes Unglück in unserem Lande passirt. Ueber das genannte Gebäude ist man seit zehn Jahren unschlüssig, ob man es in den Schloßgarten oder in einen hortus medicus benannten Sumpf setzen will. Die Meisten sind in richtiger Erkenntniß und mit vollem Verständniß für den hortus medicus. Es wäre übrigens irrthümlich, anzunehmen, daß in dem letzteren etwa heilsame Kräuter wachsen. Für gewisse Dinge ist überhaupt kein Krant gewachsen. Sonst jedoch stehen wir, besonders in Kiel, auf der Höhe der Zeit. Es hämmert, es pfeift, es rennt auf Schienen, es plätschert mit Schrauben. Straßen springen mitten auf einsamem Felde aus dem Boden, als ob Kadmos, von seiner Kuh geleitet, seine Drachenzähne dorthin gesäet habe, und würde man das Ganze mit der Hauptstadt Böotiens in eine Parallele bringen, so könnte kein vernünftiger Mensch etwas dagegen sagen. Wir besitzen alle Errungenschaften eines aufgeklärten Zeitalters, sogar Socialdemokraten, Louis und Hallwelt. Nur die ganze Welt außerhalb der Musterhauptstadt des Musterstaates Schleswig-Holstein existirt nicht für uns. Wir geben uns eben nicht mit Kleinigkeiten ab, und unsere Universität liefert uns die Mittel dazu.

Nur unser Kirchthurm ist noch immer von oben bis unten mit Grünspan bedeckt, — wie vor einem Vierteljahrhundert, als Kiel noch ein kleines, stilles Landstädtchen war, auf dessen Straßen das Gras wuchs, — und steht manchmal verwundert auf das veränderte Treiben herunter. Doch in der Höhlung unter ihm gottlob haben wir Männer, die nichts von dem veränderten Treiben, von Kanzleimißbrauchs- und Schulaufsichtsgesetzen und sonstigen Mißgeburten der Neuzeit wissen wollen. Und so sind wir auch dort gut berathen und können, da es eine politische Thatsache ist, daß wir seit

*) Hier liegt wohl ein Schreibfehler des Bers. vor? D. R.

Digitized by Google

dem Jahre 1864 nicht mehr zum scandinavischen Zukunftsreiche gehören, Hamlets Manen die Beruhigung geben: Im Staate Dänemark ist nichts mehr faul.

Correspondenz.

Aus Rom, im Februar. [Der politische Carneval.] „Der römische Carneval ist für das Königreich Italien sehr glücklich abgelaufen" würde ich Ihnen am Abend des 13. Februar telegraphirt haben, wenn die „Gegenwart" ein von Politik lebendes Tagesblatt wäre. Sie lachen? Ja und doch steckt sein Theil Sinn dahinter — unsere große Hauptstadt Rom macht nun einmal eine curiose Politik. Kaum hat sie ihren viel herbeigeschrieenen König in ihren Mauern, so ist ihr die Sache auch schon wieder langweilig. Im schwarzen Rock und in einfacher Kalesche spazieren fahren, auf einer gemietheten Villa (Ludovisi) wohnen, das kann jeder, dazu braucht man keinen König, sagt das Volk und grüßt kaum noch. Es geht ihm wie dem Soldaten, dessen Respect ganz von den Tressen des Rocks abhängig ist. — Und wie kann ein so einfacher König so theuer sein? Der Papst kostete Nichts und gönnte uns doch zwanzigmal so viel an festlichen Schaustellungen. Und Leute, die wahrhaftig keine papalini sind, erzählen beispielsweise von der täglichen Pracht der päpstlichen Ausfahrten, wie Alles auf den Knieen lag und rechnen nach, wieviel jede solche Augenweide außerdem noch durch Ansahren und Streuen von Puzzolanerde zu verdienen gab. — Nein, der König ist zu einfach und kostet zuviel.

Sor Gustavo, sagte mir acht Tage vor dem Carneval mein Hausherr als er mich weckte, — denken Sie daran, was ich Ihnen sage: in zwei Monaten haben wir Revolution. Wie sollte das auch anders möglich sein. Zwanzig Jahre lang habe ich für diese meine Wohnung 15 Scudi den Monat gezahlt — in den letzten zwei Jahren bin ich bis auf 40 gesteigert. Wo will das hin. Und meinen Antonio haben sie in Arrest geschickt, weil er sich vom Posten vor dem Schloß entfernt hat. Jawohl — wenn sein Freund, der Lieutenant, es ihm nicht erlauben will und der Junge sein Wort gegeben, zum Frühstück zu kommen! — Bedenken denn diese Leute nicht, was eine Nationalgarde ist?

Und man konnte manchmal glauben, daß mein Wirth, der gar keine unbedeutende Persönlichkeit ist, Recht hätte. Wenigstens wo sich in den Theatern der junge Nicciotti Garibaldi zeigte, unterbrach man das Stück und brachte ihn dadurch in Verlegenheit, daß man den Garibaldimarsch verlangte und diesen drei, vier mal wiederholen ließ.

Wenn nun auch noch der Carneval verregnet — —? Aber am Tage vorher ging der regnerische Sirocco in eine frische Tramontana um und das Wetter war gemacht; nur an wenigen Nebentagen warf der Himmel seine Regencoffetti dazwischen. Während der übrigen Zeit regierten die von Piemont auf dem Corso. Was Principe Umberto auf dem Balcon des Hotel de Rome durch Coffettiwerfen im Schweiße seines Angesichts an seiner Popularität gearbeitet hat, wird ihm mehr genutzt haben, als sein steifes Civil und sein Ausfahren ohne galonirte Bedienten. Wenigstens fand die Plebs staunend (soweit sie nicht antommen konnte) und sich balgend (soweit sie die Bouquets und Bonbons der Principessa zu erreichen hoffen konnte) und ließ sich braun und blau, vor Allem aber schneeweiß werfen mit den von Mehl untermischten Gypskugeln, welche die fuslangen Schaufeln des Kronprinzen und seiner Begleiter, allen Gegenbombardement trozend, in nie gesehenen Massen auf sie hinunterjagten. Eine Zeit lang wird dieser herablassende Hagel den Kronprinzen beim Janhagel wohl ebenso populär machen wie den Nicciotti Garibaldi. — Aber nicht blos die Plebs — ganz Rom ist im Verhältniß zu den letzten Jahren mit diesem Carneval zufrieden — das Königreich kann also ruhig sein. Und noch ein anderes Glück hat das Königreich gehabt, — das heißt nach einem Briefe, den die „Capitale" abdruckt. Demnach wäre der General Cugia seinem Freunde, dem Kronprinzen, dessen Adjutant er war, nicht durch einen Schlaganfall, sondern durch ein vergiftetes Blumenbouquet entrissen, welches für den Thronfolger bestimmt war — und zwar von einem Priester. Der Briefschreiber macht sogar den Balcon namhaft, von wo aus das Bouquet herabgelassen sei. — —

Ja, ja, fragen Sie nur die Römer! Der Carneval hier ist für das Königreich Italien sehr glücklich abgelaufen!

Literatur und Kunst.

Eine Kritik über Gustav Freytag.

„Diderot sagt: „Wer von den Frauen gegiemend reden will, der muß seine Feder in den Regenbogen tauchen und den Farbenstaub eines Schmetterlingsflügels über die Linien streuen." Die Vorschrift ist ungemein artig erdacht und sehr zierlich ausgedrückt, es ist aber nicht immer leicht, sie zu befolgen. So wäre es mit den größten Schwierigkeiten verknüpft der Berfasserin (des unten besprochenen Artikels) durchaus keine Grobheiten zu machen — ihr, die ein Weib ist, und auf die Menschen ihrer Abneigung einhaut wie ein Husar; ihr, die eine Gräfin ist, und so marktschreierisch schimpft, daß sie das eitelste Häringsweib mit Beschämung anhören würde. Und wäre mein Tintenfaß mit Regenbogensaft bis zum Rande voll und meine Sandbüchse ganz angefüllt mit Schmetterlingsflügel-Staub — ich würde kein Thränchen einer verliebten Mücke, keinen Atom davon gebrauchen."

Kritik über ein Buch der Gräfin Genlis von Ludwig Börne (S. dessen „gesammelte Schriften". 2. Aufl. Hamburg bei Hoffmann & Campe. 1840. VII. Band S. 304.)

Es sind mir da verschiedene Nummern einer Zeitschrift zu Gesicht gekommen, deren Titel ich nicht entziffern kann — da er zwar in sehr stilvollen, aber auch sehr unleserlichen Buchstaben gezeichnet ist — von der ich indessen vermuthe, daß sie identisch ist mit dem neulich erwähnten Organe unserer geistigen Wiedergeburt.

Die eigentliche Leiterin dieses Unternehmens scheint Frau Jeanne Marie von Gayette-Georgens zu sein; wenigstens sind es ihre Beiträge, welche dem Blatte seine charakteristische Färbung geben. Man könnte dasselbe kurz den „Schmerzensschrei der gekränkten Mittelmäßigkeit" nennen. Alles, was die schöpferische Ohnmacht an verbissener Wuth seit Jahren mit sich herumgetragen, der Jammer und Verdruß der bisher mundtodt gemachten Eitelkeit, das scheele Mißbehagen an jedem Erfolg eines Dritten, der Aerger über die eigene Erfolglosigkeit; — Alles das sucht sich hier einige Erleichterung zu verschaffen und für die Gehässigkeit einen Resonanzboden zu gewinnen. So wird in einem Artikel „Cliquen-Kritik" als einfaches ausnahmeloses Factum behauptet, daß unsere literarische Kritik zu existiren aufgehört hat, daß sie identisch ist mit der Freundsreclame und der Buchhändleranzeige; in einem anderen Artikel „Fabrikschriftstellerei" werden alle Vorurtheile der nichtswissenden und klatschsüchtigen Philister über Büchermacherei als Bekenntnisse der eigenen schönen Seele offenbart; und ein dritter Aufsatz beschäftigt sich unter der Firma des so beliebten: „Auch ein ..." mit Gustav Freytag.

„Auch ein Lehrer in der Schriftstellerei", nennt ihn Frau Georgens. Das ist aber sehr ironisch gemeint. Denn wir erfahren aus diesem Artikel, daß Freytag in literis gar nicht mitsprechen darf, daß er „kein Erfindungstalent" besitzt, „phantaselos" ist, „nicht deutsch" schreiben kann, „schmutzige und cynische" Elemente verarbeitet, daß ihm die „Begriffe" von „Rechtschreibung" sogar fehlen, daß er das „Komische in dem Schmutzigen und Unsäthe-

Digitized by Google

tischen sucht", „Fehlgeburten des Humors" producirt, „Schriftstellerhochmuth" besitzt, „blos um des Honorars willen" dicke Bände schreibt und sonstiges Liebenswürdige.

Das alles ist wörtlich in dem einen Artikel der Frau Gayette-Georgens gesagt. Unwillkürlich fiel mir bei diesem Namen der Verfasserin und bei ihrem schnaubenden Artikel ein Wort aus Dantes „Hölle" ein:

„quella fera alla *gajetta* polle!"
„Welch wildes Thier mit heiterm Fell!"

Bevor ich auf die Kritik der Frau v. Gayette-Georgens eingehe, nehme ich mir die Freiheit den Standpunkt, den ich dem Kritisirten gegenüber einnehme, kurz zu bezeichnen. Ich halte Freytag — geradezu gesagt — für einen unpraktischen Journalisten; der Journalismus erfordert freiere und frischere Beweglichkeit, als sie Freytags Feder besitzt; namentlich einige seiner letzten Essays haben im Ausdruck mancherlei Gekünsteltes, Herausgeklügeltes, Declamatorisches, das mich häufig an das auf die Dauer unleidlich wohlklingende Pathos von Treitschke erinnert. Freytag hat auch vor einiger Zeit ein recht schlechtes Gedicht im „Neuen Reich" veröffentlicht, das eine scharfe Kritik herausfordern konnte. Ich selbst verspürte, als ich es las, nicht geringe Lust mich in den satirischen Briefen, die ich damals für den „Salon" schrieb, darüber lustig zu machen; aber ich ließ mir den dankbaren Stoff entgehen und ich habe es nie bereut. Denn ich sagte mir, ein Mann, der im ernsten Drama, im Lustspiel, im Roman, im Essay, in der Aesthetik so ziemlich das Beste geschrieben, was die gegenwärtige Literatur aufzuweisen hat, der Verfasser der „Fabier", der „Valentine", der „Journalisten", von „Soll und Haben", der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", der „Technik des Dramas", — dieser Mann hat ebenso gut das Recht, auch einmal etwas Mißlungenes zu schreiben, wie Homer das Recht hat, von Zeit zu Zeit zu schlafen.

Frau Georgens kennt diese Bedenken nicht und „auf der Höhe" der Situation, auf welcher sie sich contractlich befindet, hält sie sich für befugt, Gustav Freytag wie ihres Gleichen zu behandeln. Wir wollen uns erst einmal mit Dem besassen, was Frau Georgens über Freytag sagt, und uns dann ihren Artikel als schriftstellerische Leistung etwas näher ansehen, wollen uns zuerst mit dem Splitter und dann mit der Balkenniederlage beschäftigen.

Frau Georgens nennt Freytag beständig den „Herrn Hofrath", seine Empfehlung eine „hofräthliche". Ich gebe zu, daß das den Dichter der „Journalisten" entsetzlich demüthigen muß. Mit dem Hofrath verhält es sich genau wie mit dem Naturspiel, ein „Böhm" zu sein: „schön ist es nicht, aber ein Unglück ist es auch nicht". Ich wüßte übrigens nicht, daß Freytag seinen „Hofrath" an die große Glocke geschlagen hätte. Als Verfasser der Freytagschen Werke, welche ich besitze, ist immer nur, ohne alle Titelbezeichnung, ganz einfach „Gustav Freytag" genannt. Ich verstehe also den jedenfalls vortrefflichen Witz der Frau Georgens nicht, aber ich will gern darüber lachen, wenn ihr damit gedient ist.

Das Bitterste, was man einem Schriftsteller von Beruf sagen kann, ist, daß er mit der deutschen Sprachlehre und Rechtschreibung auf gespanntem Fuße lebt. Einer dilettirenden Dame, wie Frau Georgens, gegenüber ist der Vorwurf minder empfindlich. Diese beiden Todsünden werden Gustav Freytag von der Verfasserin zur Last gelegt. Für die Beschuldigung, daß Freytag unorthographisch schreibe, bleibt sie uns den Beweis schuldig und dadurch wird natürlich auch der Gegenbeweis unmöglich gemacht. Dagegen führt Frau Georgens eine ganze Reihe von Stellen aus Freytags „Verlorener Handschrift" an, welche grobe Verstöße gegen die deutsche Grammatik enthalten sollen.

Beispiele: Freytag sagt: „so oft als möglich".

Ignorant! versteht die liebenswürdige Dame: es heißt „so oft wie möglich".

Ich schreibe aus Gewohnheit auch „so oft wie möglich" und freue mich in diesem Punkte mit der anmuthigen Kritikerin übereinzustimmen. Aber da blättere ich im Schiller und lese: „den ich noch nie mit so gerechtem Stolze mein Vaterland genannt, als jetzt", im Herder und lese: — — „dann wird das Land milder; noch immer aber mit so plötzlichen Abwechselungen der Hitze und Kälte, als in keinem anderen Lande", im Tieck und lese: „jene Manier ist ebenso klein als willkürlich", im Lessing und lese: „es ist so gut als unbekannt..." Was hätten diese Leute nicht alles von Frau Georgens lernen können!

Zweites Beispiel: Freytag sagt: „an dem Tage, wo", „in einer Zeit, wo".

Ignorant, wiederholt unsere sprachkundige Freundin: „wo" darf nur örtlich gebraucht werden, nie zeitlich.

Merke es dir, Wolfgang Göthe, der du ganz unrichtig schreibst, „die selige Stunde, wo", „in den Tagen, wo der Frühling schaltet", merke es dir Schiller, wenn du schreibst: „der Tag, wo", merke es dir, Gustow, denn du sagst in deinem „Ritter vom Geist" „bis in mein 28stes Jahr, wo..." Ihr versteht allesammt nichts von der Grammatik. Geht in die Schule zu unserer lieben Frau Georgens.

Drittes Beispiel: Freytag sagt: „frägt" und „frug".

„Gustav, das mißfällt mir sehr!" versetzt Frau Georgens mit der braven Frau aus dem „Struwelpeter". Es heißt: „fragt" und „fragte".

Da sei' ich aber im Ehamisso: „Sieh' mir Rede, was ich auch dich früge", im Schiller: „Der Schwed' frug nach der Jahrszeit nichts", im Göthe: „Niemals frug ein Kaiser nach mir", und der alte Lichtwer sagt in seiner Naivetät: „Es frägt sich um den Lohn". Durch die Bank Nichtswisser!

Viertes Beispiel: Freytag sagt: „Wenn einmal, was ich nicht hoffen will, mich die Räuber ausplündern..."

Dummes Zeug! sagt die kluge Frau Georgens, man hofft nur Gutes, Schlimmes befürchtet man!

Ganz erstaunlich scharfsinnig. Mit dieser unerhofften Kritik werde ich der sprachfeinfühligen Frau also jedenfalls eine große Freude bereiten, weil sie eben ganz unerhofft kommt. Nun sagt allerdings Daniel Sanders: „Hoffen bedeutet: über etwas, woran wir Antheil nehmen und das uns nicht gleichgültig läßt, eine Vermuthung und Erwartung hegen. In diesem allgemeinen Sinne, in welchem es auch die bange Erwartung und die Furcht vor etwas uns unangenehm Berührendem einschließt, findet sich „hoffen" im Allgemeinen nur noch mit der Verneinung". (Also, wie oben bei Freytag.) Und Sanders belegt dies durch zahlreiche Citate aus Engel, Gutzkow, Leisewitz, Lessing, Platen u. s. w.

Fünftes Beispiel: Freytag sagt: „Ist es Lob oder sind es Schelte?"

Das ist nicht deutsch, meint unsere Sprachlehrerin. „Schelte" ist kein Plural.

Und wieder greife ich in der Verzweiflung zu meinem getreuen Sanders und da steht ganz unbefangen, als ob er ein Recht dazu hätte, der unglückliche Plural „Schelte" und schämt sich nicht.

Ferner tadelt Frau Georgens mit der sie charakterisirenden schneidigen Ironie Ausdrücke, wie ein „nacktes Angesicht" oder „flüssiges Blut", an denen ich meinesorts keine verbrecherischen Merkmale wahrnehmen kann, da meine Phantasie ergiebig genug ist, um mir ein verschleiertes Angesicht oder stockendes Blut zu vergegenwärtigen. Und in dieser Weise setzt denn Frau Georgens ihre dankbare Arbeit ein paar Seiten lang fort; sie freut sich nicht des Lebens, sucht Dornen auf und findet sie und läßt die Rose unberührt — eine Liebhaberei wie jede andere.

Habe ich also an einigen Beispielen nachgewiesen, daß alle thatsächlichen Behauptungen, welche Frau Georgens aufstellt, um Freytag als einen argen Sprachstümper erscheinen zu lassen — von den leidenschaftlichen Invectiven, die nicht bewiesen werden und nichts beweisen, es sei denn das cholerische Temperament der höflichen Frau, von den Schmähungen und Scheltworten spreche ich natürlich nicht — habe ich also nachgewiesen, daß alle diese Behaup-

Digitized by Google

tungen, um einen classischen Ausdruck der Frau Georgens zu gebrauchen, „gelinde gesagt, Unsinn" sind, so erübrigt mir noch nachzuweisen, daß gerade Frau Georgens besonders unglücklich an dem Tage inspirirt war, „wo" sie sich zur Sprachrichterin über Gustav Freytag aufwarf. Jetzt also vom Splitter zum Balken!

Ich verlange von keiner Frau, daß sie mit den Fremdwörtern umzugehen weiß; wenn sie aber Fremdwörter gebraucht, so muß sie dieselben richtig anwenden, sonst — ja, wie soll ich sagen? — sonst lacht man.

Frau Georgens sagt auf S. 33 ihrer Zeitschrift: „Die leitenden Agens..., die — führen". Ein „leitendes Agens" ist vielleicht schon doppelte Contrage, namentlich, wenn es obenein noch „führt". Aber dabei wollen wir uns nicht aufhalten. Daß Frau Georgens „Agens" für einen Plural hält, ist schon bedenklicher. Der Plural, gnädige Frau, heißt leider „agentia" oder, wenn Sie ihm eine deutsche Endung geben wollen, „Agentien", niemals „Agens".

Dagegen empfehle ich Ihnen als recht guten Singular das Wort „Thema" und warne Sie vor dem steh' verfänglichen: „immer wieder dasselbe abgespielte Romanthemata" (S. 34 Ihrer Zeitschrift) auf die Gefahr hin, daß Sie wider mich Ihr kritisches „anathemata sit!" schleudern.

In Bezug auf Rechtschreibung gestatte ich mir, Ihnen zu bemerken, daß man „Excerpte" und „excerpiren" mit einem c schreiben muß, sintemalen selbige Worte aus ex und carpere zusammengesetzt sind. Sie schreiben: „Excerpte" und „excerpiren" gerade wie „exerciren". Es ist kein Druckfehler, denn dieses Wort, welches Sie bevorzugen, kehrt in dieser celosen Schreibweise auf S. 20, 1. Spalte, auf S. 21, 2. Spalte, auf S. 30, 2. Spalte, auf S. 34, 2. Spalte beständig wieder. Ferner rathe ich Ihnen, „reclamiren" niemals „röklamiren" zu schreiben (wie Sie es S. 34 thun) da sich das französische ö und das deutsche k die orthographische Freundnachbarlichkeit, die Sie ihnen anfinnen, nicht gefallen lassen. Ferner sei Ihrer freundlichen Beachtung empfohlen, daß „chablonenhaft", wie Sie consequent schreiben, mit dem ehrlich deutschen „ch" geschrieben werden muß, da es ein französisches Wort „chablone" nicht giebt; endlich, daß man „lassiv" (S. 30), besser „lasciv" schreibt, da es einmal die alten Römer auch schon so geschrieben haben.

Gehen wir zur Grammatik über: Sie sagen (S. 30): „im Vertrauen auf seinen Langmuth". Die Sprache ist ein launisches Ding: der Muth scheint uns ganz natürlich zu sein, und doch sagen wir lieber: „die Langmuth". Das ist nun einmal so. Sie sagen (S. 10): „mehr vom subjectivem als objectivem Standpunkte." Das ist allerdings sehr stark declinirt, aber das schwache „en" thut's auch, also: „vom subjectiven Standpunkt". Sie sagen: „Die Clique könnte auseinandergerissen werden". Gewöhnlich bildet man das Perfectum: „gestoben". Allerdings werden Sie mir entgegnen können, daß man sagt: „Die Vögel haben gepiept" und nicht „sie haben gepopen". Darauf antworte ich Ihnen wieder mit Bürger:

„Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben."

— nicht „schnaubten" und „stiebten".

Wollen Sie mir schließlich, um auch ein stilistisches Beispiel anzuführen, die Bemerkung gestatten, daß ich mir beim besten Willen von der Welt nicht denken kann, wie sich „Wert auf Wert ziemlich chablonenhaft aus der Feder drängt". Versuche ich nicht.

Das ist also die Schriftstellerin, welche gegen schlechten Stil, gegen die grammatischen und orthographischen Schnitzer eines unserer verdienstvollsten und gewissenhaftesten Autors eifert, die der gesammten Kritik den ehrenhaften Muth einer freien Meinung abzusprechen wagt und sich unterfängt, einem Mann, wie Freytag, zuzurufen:

„Nicht dem, in Selbstvergötterung und Vorurtheilen befangenen, Herrn Hofrath Freytag kommt es zu, als Lehrer in der Schriftstellerei aufzutreten; solchen Unterricht können nur feingebildete Aesthetiker übernehmen; ja es würde ein großer Gewinn für die Freytag'schen Arbeiten sein, wenn diese vor ihrer Veröffentlichung einer ästhetischen Reinigung durch einen Berufenen unterzogen werden könnten". Wer unter dem „feingebildeten Aesthetiker" und dem „Berufenen", der Freytag das Pensum corrigiren soll, zu verstehen ist, wird man leicht errathen.

Da hört doch der Spaß auf! Börne, dessen Worte ich an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt habe, würde sagen, daß die Verfasserin „und den gediegensten geistigen Flüssigkeiten einen fressenden Branntwein destillirt hat".

Ein Bedenken! Vielleicht gehöre ich auch zur Clique! Freytag Georgens möge sich beruhigen: ich habe Gustav Freytag zwar oft in Leipzig gesehen, aber nie mit ihm gesprochen, nie einen Brief an ihn geschrieben und nie eine Zeile von ihm empfangen.

Paul Lindau.

Aus Californien.

Lieder eines Goldgräbers.

Uebersetzt von **Ferdinand Freiligrath.***)

4. Die Heimkehr.

1860.

Heim also, mein Jung'! und verreis't fest
Vor zwölf Monaten erst oder so;

*) Die Dichtungen des „Californiers" haben, wie ich aus zahlreichen Zuschriften ersehe, großes Aufsehen erregt: einige Correspondenten, und unter diesen befinden sich deutsche Dichter, welchen man ein gesundes Urtheil zutrauen darf, sind ganz entzückt von dem seltsamen Reiz dieses Naturdichters; andere — und auch unter diesen competente Richter — erklären geradezu, daß sie den Freundring und seine Werke einfach nicht verstehen. Ich glaube, daß die letzteren sich das Leben dieser Verse zu leicht gemacht haben; wer sich die Mühe giebt, den „Californier" verstehen zu wollen, der wird von der wundersamen Schönheit seiner Gedichte ergriffen werden müssen. In diesem Sinne schrieb ich auch an Freiligrath. Es sei mir gestattet, aus dessen Antwort diejenigen Stellen, welche sich auf den „Californier" beziehen, hier folgen zu lassen:

P. L.

Hier haben Sie nun wieder zwei kleine Gedichte, von denen ich im Voraus weiß, daß sie Ihnen gefallen werden. In beiden documentirt sich abermals die wunderbare Specialität des Dichters, im engsten Rahmen mit wenigen leichten Strichen ein Bild, eine Situation, ein Erlebniß scharf und greifbar hinzuwerfen. Haben Sie nicht in jedem der beiden Dinger einen ganzen Roman? Dazu die Stimmung! Und die Menge von Tönen, über die der Mann gebietet! Und bei'm derbsten Realismus, welche Zartheit und welche Humanität!

Diese Poesie kommt wirklich frisch und klar wie Eiswasser aus den Gletschern der Cordilleren hervorgeschossen, und ich bin stolz darauf, der Erste zu sein, der sie, wenn auch zum Schrecken der Akademiker, den vaterländischen Musen als Sturzbad applicirt.

Das gebrochene Englisch des guten Padre Felipe ließ sich schon nachmachen. Schwieriger ist es mit dem californischen Jargon (slang), in welchem viele der anderen Gedichte geschrieben sind. Der eigenthümliche Reiz dieses slang geht natürlich in meiner Uebersetzung verloren.

Ich will doch nicht hoffen, daß irgend eine philologische Perrücke kommen und sagen wird, der Californier und sein Uebersetzer verständen sich nicht darauf, eine regelrechte sapphische Strophe zu machen. Die Strophen des Idylls: „Im Missionsgarten" wollen ja ganz und gar nicht sapphische Strophen sein. Wenn sie auch, wie diese, (und das könnte die Perrücken irre führen), mit einem adonischen Vers schließen.

Ich erwarte noch immer aus England, die mir versprochenen Notizen über den Dichter. Sobald ich dieselben habe, schick' ich Ihnen gleich den biographisch-kritischen Artikel.

Gruß und Handschlag!

Ihr

herzlich ergebener

F. Freiligrath.

Digitized by Google

Stießest an mit Eugenien und Louis,
Küßtest Pius den Zehen, — halloh!
Beim Himmel, es ist zum Erstaunen,
Zum Erstarren, — nein, wie bin ich froh!
Hier ist ziemlich noch Alles, wie damals,
Als du gingst, — vor 'nem Jahr oder so!

Die Jungens! — Auf Deck! — Oh! Dick Athley
Liegt begraben im Schnee, Gott weiß wo;
Ward vermißt im Gebirg letzten Winter,
Und Bob hackt allein jetzt, — so so!
Du weißt ja, er siecht an der Zehrung?
Nicht? Nun, das ist wunderlich! — Oh!
Ich schrieb dir's doch, mein ich, nach Baden, —
Sechs Monate sind's oder so.

Deine Brief' all vom Ausland empfing ich,
Gestempelt von manchem P. O.*);
Ueberreichte persönlich Miß Mary
Deine Skizze, — das prächt'ge Château.
Tom Saunders lebt heuer zu Frisco**), —
Treibt's groß da, — ein Herr! — Apropos,
Und traust du nicht Billy den Trumpfer
Auf dem Nil, oder sonst irgendwo?

So der Hütte, der roftigen alten,
Und der Schlucht hier gedachtest du froh?
Hörtest brausen den Nordarm des Juba,
Als du standest am Ufer des Po?
Du warst immer romantisch, mein Junge,
Aber wir hier sind auch nicht von Stroh!
Haus an Haus jetzt, wo stand deine Hütte, —
Zwölf Monate sind's oder so!

Doch 'ne Lust, dich zu sehn, alter Junge, —
Denk' nur, erst ein Jahr oder so!
Und du preistest bei Louis Napoleon,
Und stehst aus wie ein rechter Crapaud.
Komm herein! Du willst Mary doch grüßen, —
Meine Frau jetzt! Du weißt es nicht? — Oh,
Ich vergaß es: ihr saht euch nicht ungern —
Vor zwölf Monaten war's oder so.

---

5. Im Missionsgarten.
1865.

Padre Felipe.

Ich nicht das Englisch gut sprechen: — Pachita
Sie für mich sprechen; nicht so, meine Pancha?
Eh, kleiner Schelm? Komm, begrüß mir den Fremden
Americano!

Sir, heißt's bei mir zu Land: „Da, wo das Herz ist,
Leben die Sprach' auch!“ Ah! ihr nicht verstehn? So!
Nachsicht mit alt Mann, — was ihr nennt „alt Simpel“ —
Padre Felipe!

Alt, Señor, alt! Just so alt wie Mission hier.
Ihr sehn den Birnbaum? Wie alt glaubt ihr, Señor?
Fünfzehn Jahr? Zwanzig? Ah, Señor, just fünfzig
Sind's, seit ich pflanzt' ihn.

Schmecken der Wein euch? Ist unser Missionswein!
Saft aus der Traube des Jahrs Achtzehnhundert!
Grade die Zeit, als der Erdbeb er kam nach
San Juan Bautista.

*) Uebliche Abkürzung von Post-Office = Postamt.
**) San Francisco.

Doch Pancha ist zwölf, und sie ist die Rose,
Und ich bin der Oelbaum, und dies ist der Garten:
Und Pancha wir sagen, doch heißt sie Francisca,
Wie ihre Mutter.

Kanntet sie? Nein? Ah, es ist 'ne Geschichte;
Doch sprechen ich nicht, wie Pachita, das Englisch;
So? Wenn ich versuch, wollt ihr sitzen hier bei mir,
Eh! und nicht lachen?

Als zur Mission kommen Americaner,
Viele gehn ein in das Haus der Francisca:
Einer — ein Schöner! — er kauten das Nindvieh
Von José Castro.

So! er kam viel, und Francisca sie sah ihn:
Und es war Lieb', — und die Jahrszeit sehr trocken;
Brieten die Birnen am Baum, — kam der Regen,
Doch nicht Francisca;

Nicht für ein Jahr; eines Abends viel gehn ich
Unter dem Oelbaum, als ankommt Francisca:
Kommt zu mir hier, mit ihr Kind, mit Pachita, —
Unter dem Oelbaum.

War es betrübt, ... doch mir fehlen das Englisch;
So denn! sie bleiben, sie warten auf Gatten:
Er nicht gekommen, sie schlafen am Hügel;
Dort steht Pachita.

Ah! Glöcklein Angelus! Wollt ihr mir folgen?
Oder ergehn euch im Garten mit Pancha?
Geh, kleiner Schelm — st! — sei artig dem Fremden!
Adios, Señor!

Pachita (eifrig).

So! von der Mutter die alte Geschichte!
Himmel, er predigt sie Jedem, der herkommt!
Hier herum heißt's, daß der Alte mein Vater; —
Was nur meint Ihr, Sir?

Max Müller.

Der dritte Band seiner Essays (Leipzig 1872).

Es geht ein lebens- und liebenswerther Zug durch die unruhige Gegenwart. Alle Welt will — um mit Luther zu reden — „gerne hören und lernen“, und es wird aller Welt gegönnt und erleichtert. Nicht die „auf dem Lande“ mehr sind ausgeschlossen, wenigstens nicht vom Gönnen, während der Vater der „Aufklärung“, Friedrich der Große, sie noch mit etwas lesen und schreiben abgespeist wünschte, „denn sonst liefen sie gleich in die Städte, wollten Secretairs und so was werden“. Nicht die Frauen, denen der Zeitgenosse Friedrichs, der Volksschriftsteller Justus Möser, dessen patriotische Phantasien der junge Goethe und Karl August schwärmerisch bewunderten, kaum vollständig das Lesen und Schreiben erlaubte. Nicht die Arbeiter, denen selbst die Fabrikherren Englands überlegen, wie sie am besten die Köpfe ihrer Leute aufklären mögen; mit bloßer grober Muskelkraft ist es bei der Ausbildung des Maschinenwesens nicht mehr gethan.

Die Zeit ist vorüber, da man von Oben leichter regierbare Unterthanen in den Unwissenden erwünscht finden möchte.

Die Unwissenden sind der Spielball schlauer Führer; das beweisen uns die Lassalleaner, die Communie, die Internationalen; sie sind die gährende Masse zu den Revolutionen. Oder hat die Kirche vielleicht noch zum Schutze ihrer Heilswahrheiten die Aufklärung zu fürchten? Denn das Wissen bläht auch auf, wie schon Paulus verwarnte. — Es scheint nicht, wenigstens nicht hier

Digitized by Google

bei uns. Es kann wohl nur in ultramontanen Gebieten vorkommen, daß man gar in einer Universitätsstadt, Bonn, einen Bildungsverein als kirchenfeindlich behandelt. Bei uns sprach doch selbst Klaus Harms an der Spitze des Vorwortes zu seinem vortrefflichen schleswig-holsteinischen Schul- und Volksliederbuch dem Gnomen die entgegengesetzte Ansicht in den bezeichnenden Worten aus: „Wer nicht liest, der lebt nicht, und ob er in den Himmel komme, das ist die Frage; früher freilich war das anders".

Am meisten haben bis dahin die Naturwissenschaften beigesteuert, durch Vorträge, Broschüren und Bücher den Schatz des Allgemeinwissens zu vermehren, wenigstens haben sie nach Inhalt und Form das Vollendetste, wahre Meisterwerke, geliefert, weil die ersten Größen ihres Gebietes sich herabgelassen haben, ihre Kenntnisse und Einsichten gemeinverständlich darzustellen. Die populären Vorträge von Beßel und Helmholtz, in England die von Tyndall und Faraday, die Volksbücher von Bernstein, die chemischen Briefe Liebigs sind Literaturschätze der neueren Zeit, die ihren Platz in jedem Hause neben Schiller und Goethe verdienen. Sie zeigen das Wunder, die Poesie, in den allералltäglichsten Vorgängen des täglichen Lebens, im Brennen und Leuchten — Faraday schrieb ein reizendes Büchlein unter dem Titel: „Naturgeschichte einer Kerze" — sie verknüpfen diese Alltäglichkeiten mit den größten Erscheinungen im Weltenraum — ich erinnere an Helmholtz' Vortrag über die Erhaltung der Kraft, an Bernsteins meisterhafte Abhandlung über Meteore und Sternschnuppen 2c.

Die Naturwissenschaften haben allerdings den Vortheil, daß sie leichter einen einzelnen Gegenstand ausfondern, oft ihn durch glänzende Experimente veranschaulichen, immer fast ihn an allgemein Bekanntes anschließen können. Allein wahr bleibt auch, daß die Naturforscher von jeher mehr für das große Publicum geschrieben haben, als andere Gelehrte. Noch sind z. B. Eulers Briefe an eine deutsche Prinzessin lesenswerth; und welch eine Reihe theilweise mit glänzender Beredsamkeit geschriebener Werke, wie z. B. Littrows „Wunder des Himmels" sind seitdem bis zu Humboldts „Kosmos" allein über das Weltgebäude geschrieben. Andere Gebiete des Wissens werden schon nachfolgen. Die Sprachwissenschaft z. B. hat seit Herder Entdeckungen gemacht, die auch an's Wunderbare streifen und in ihren Hauptresultaten eben so gut allgemein verständlich zu machen sind wie naturwissenschaftliche Probleme. Das Publicum soll nur erst wissen, daß es sich nicht um Vocabeln und Grammatik handelt und die Herrscher in dem Gebiet sich entschlossen haben, sich zum Publicum herabzulassen und an Allbekanntes anknüpfend auch ihre Geheimnisse zu offenbaren.

Dies versteht, wie bis dahin Keiner, Max Müller, unser deutscher Landsmann, Professor in Oxford. Seine Vorlesungen über Sprachwissenschaft haben ihm daher auch einen Ruf eingetragen, wie ihn bis dahin kein Grammatiker als solcher erworben. Er hat freilich den Vortheil gehabt, diese Vorlesungen in England zu halten, dem Lande, wo in den höheren Kreisen der Gesellschaft, auch bei Frauen, das Bedürfniß nach Bildung ein so allgemeines ist, daß man sagen kann: das englische Publicum hat sich diese Faraday, Tyndall, Müller erzogen. Wo Tausende auf der besten Gesellschaft kommen und hören, da ist es schon der Mühe werth, sich verständlich auszusprechen und auf die Form Werth zu legen.

Max Müller, ein geborner Dessauer, einziger Sohn des früh verstorbenen Dichters der Müller- und Griechenlieder, wovon die ersteren wenigstens durch Schuberts unsterbliche Compositionen in Jedermanns Gedächtnisse sind, ging vor mehr als 20 Jahren nach England um in Oxford die Handschriften des ältesten indischen Religionsbuches, des in der Sanskrit-Sprache geschriebenen Rig-Beda (veda = wissen, wissen) zu studiren, womöglich im Druck herauszugeben. Es war dies das Unternehmen eines begeisterten Jünglings, der die Schwierigkeiten des Unternehmens über der Höhe des Zweckes vergaß. Es gehörten dazu, wie sich gezeigt hat, 20 Jahre für die Arbeit, und ein Capital für die Kosten. Durch Bunsens Vermittelung erhielt er beides, Freiheit und Geld, und gegenwärtig ist seine Hauptarbeit vollendet; der Rig-Beda liegt in sechs großen Bänden schon gedruckt vor.

Was nun während einer solchen Arbeit ein geistreicher Mann über und durch seine Arbeit denkt, veranlaßt wird zu denken, auch wohl zu sprechen oder zu schreiben, warum er ein Leben daran setzt, was damit erreicht wird, was ihm dabei aufgeht — das hat er in seinen Essays gesammelt herausgegeben, die uns jetzt auch in deutscher Uebersetzung vorliegen. Wir empfehlen diese Essays dem lernbegierigen Publicum angelegentlichst, das sich vielleicht durch den Titel oder den Namen eines orientalischen Sprachforschers könnte verleiten lassen, hier Untersuchungen zu vermuthen, die nur Gelehrte angehen. Unter den 27 Abhandlungen der beiden ersten Bände wird der Leser kaum drei finden, die er nicht mit Belehrung, ja mit Erhebung liest. Max Müller weiß was er sagen will, vollständig deutlich zu machen und er spielt nie mit exclusivem Wissen, sondern weiß auch vom Alltäglichen zum Höchsten aufzuweisen.

Freunde aus dem sogenannten Volke haben mir oft gestanden, daß naturwissenschaftliche Werke sie trotz aller Belehrung immer doch beunruhigen, da sie ethisch-religiöse Betrachtungen in ihnen erwecken, die sie in Labyrinthe führen. Alle Solche können in in Max Müllers Essays ein Gegenmittel bekommen. Sie bewegen sich alle auf dem Gebiete des Geistes, der Freiheit und bringen den Zug, der nach oben führt, als einen religiösen fast nothwendig mit sich.

Dabei sind sie im höchsten Maße belehrend. Auch der Belesene wird keinen der Essays aus der Hand legen, ohne sich erstaunt befriedigt zu fühlen über ein ganz neues Gebiet des Wissens, das ihm aufgegangen ist — dies manchmal in einer Form die ihn entzücken muß, wenn er für ihre Feinheit Sinn hat. Um ein Beispiel anzuführen: in dem Essay XV. der semitische Monotheismus, der in der Form einer Recension des berühmten Renan alle Grazie mit eindringendster Schärfe verbindet, und dem Leser eine Aufklärung über mythologisch-religiöse Begriffe aus sprachwissenschaftlichen Grundsätzen entwickelt, wovon ihm gewiß nie geträumt.

Hat der dritte Band mehr den Charakter von dem zwei verwandte Völker vermittelnden Gelehrten, ist er mehr geschrieben um England mit Deutschland und seinen Forschungen bekannt zu machen, (er nennt sie Beiträge zur Literaturgeschichte, Biographik und Alterthumskunde), so sind doch auch darunter Essays von geradezu pikantem Reiz, z. B. XIII. „Giebt es Juden in Cornwall?" und der folgende XIV. „die Insulation des St. Michaelisberges," wo einmal recht der Sprachforscher in seinem Glanze erscheint.

Uns Holsteiner geht außerdem noch ein Essay speciell an: V. „Ueber die Sprache und Dichtkunst Schleswig-Holsteins," geschrieben 1864. Bei Gelegenheit dieses Essay wollen wir daran erinnern, daß wir Schleswig-Holsteiner unserm Max Müller wesentlich zum Danke verpflichtet sind. Er hat seine Vermittlerrolle nicht blos in der Wissenschaft mit Glück gespielt, er hat nicht blos unsere Grimm, Bopp, Schlegel, Lassen, nicht blos deutschen Geist in England zu Ehren gebracht in seinen Vorlesungen über Sprachwissenschaft, sondern er hat auch Ruf, Sicherheit und Namen eingesetzt für Deutschlands Ehre und Glück. Sein Name verschaffte ihm Raum in der „Times" selbst in Zeiten, wo die politische Strömung eine ganz entgegengesetzte war. Er sagte den Engländern Dinge, die sie so ungern hörten, daß z. B. zur Zeit des berüchtigten Deutschen seines Namens, über dessen Schuld oder Unschuld auch Deutschland in Bewegung gesetzt wurde, ein englisches Blatt konnte drucken lassen: „Wir wünschten, daß alle Müllers gehängt würden". Und sein Wort blieb nicht ohne Wirkung. Wer wenigstens will behaupten, wo das kleine Gegengewicht hing, das 1864 die Kriegserklärung Seitens Englands hinderte? Aber wenn auch nicht — wir haben noch keinen geschickteren Mann, keinen von größerer Bedeutung in solcher Stellung in England gehabt. Sollen wir's ihm nicht gern einmal dankbar sagen, damit er ausharrt?

Klaus Groth.

Digitized by Google

Neue Kriegslyrik in der französischen Provinz.

Eigentlich volksthümliche Lyrik ist in Frankreich nur noch in der Dialektpoesie der Provinz zu finden, doch auch dort überwuchert die Pariser Rhetorik und Declamation im ernsten, das triviale Vaudeville-Couplet und die zotenhafte Chanson im heiteren Gesange immer mehr die vereinzelten Blumen, die noch hier und da auf ländlichem Boden aus dem unverfälschten Bewußtsein des Volkes emporsprießen. —

Der Krieg von 1870 war von dem Augenblick an, da es sich darum handelte, die heimathliche Schwelle gegen den eindringenden Feind zu vertheidigen und das Vaterland zu befreien, wohl dazu angethan, eine patriotische Kriegslyrik, wie sie unser Befreiungskrieg erzeugte, hervorzurufen, aber das Meiste von dem, was an Kriegsgesängen und Vaterlandsliedern im vorigen Jahre aus Frankreich zu uns herüber gedrungen ist, entbehrt der Weihe echter Poesie. Es ist Rhetorik, Hyperbel, Invective, ein reflectirtes Pathos, aus dem nur selten der tiefbewegte Ton trauernder Vaterlandsliebe, wohl aber um so öfter der grimme Aufschrei des verletzten Nationalstolzes klingt. —

Um so erfreulicher war es uns, in einem Aufsatze von Gaidoz über die Bretonische Poesie während des Krieges von 1870 bis 1871 einzelnen Liederproben zu begegnen, die durch ihre Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit rühren, und in denen Freiheitssinn, Vaterlandsliebe und Vertheidigungsmuth einen durch keine politischen Raisonnements, durch keine weitschichtigen Reflexionen gestörten, volksthümlichen, sich an die alten Weisen des liederreichen Landes anschließenden Ausdruck finden. Die Lieder, von denen Gaidoz eine Prosaübersetzung giebt, sind alle in bretonischer Sprache verfaßt und zum Theil Zeitschriften, zum Theil fliegenden Blättern entnommen; aber, wenn sie sich auch an die speciellen Landsleute wenden, wenn auch hier und da strenger Katholicismus und legitimistische Anhänglichkeit an die Bourbonen hervorblickt, so huldigen sie doch nirgends dem Particularismus. Frankreich ist die gemeinsame Mutter, die es gilt, vom fremden Feinde zu befreien. So lange dies nicht geschehen, giebt es keine Meinungsverschiedenheit, kein abweichendes politisches Glaubensbekenntniß.

Diese heutzutage im sonstigen Frankreich nicht mehr ungetrübte, hier aber noch gesunde und natürliche Auffassung haben die Bretonen auch praktisch bewährt. Gaidoz sagt darüber: „Man weiß, daß die Bretagne, das Land von Granit, im unglücklichen Kriege von 1870—71 nicht mit patriotischer Hingebung gekauft hat. Der Muth der bretonischen Mobilen bei Chatillon, L'Hay und in anderen Gefechten ist anerkannt, ihr bescheidener Heroismus verdient um so mehr Lob, als sie, 8000 an der Zahl, wie Fremde unter uns waren, die unsre Sprache nicht verstanden."

Die Mobilen der Bretagne waren mit im belagerten Paris eingeschlossen, und Gaidoz erzählt, daß sie traurig, aber resignirt, bescheiden aber muthig an ihm vorübergeschritten wären. Das Heimweh machte viele von denen, die die Kugel verschont hatte, in der großen Stadt, wo ihnen Alles fremd war, gemüthskrank. Das folgende einfache Lied drückt in rührender Weise die Stimmung eines solchen Verbannten, dem die Pflicht sein Heiligstes ist, aus.

Leb wohl, Marie, meine süße Fremdin — leb wohl, in diesem Augenblick — marschir' ich zu den Wällen — um, mein Vaterland vertheidigend, zu sterben —

Von allen Seiten schmettern die Trompeten — von allen Seiten donnern die Kanonen — doch ich ziehe muthig hinaus — und ohne Furcht wie ein Bretone —

Leb' wohl, leb' wohl für diese Welt — wir sehn uns niemals wieder — doch droben im Himmel finden wir uns auf's Neue — mit allen guten Soldaten des Glaubens —

Kanonenkugeln fliegen über mich hin — und fahren pfeifend durch die Luft — die Wälle stehn im Feuer — und ringsum seh' ich Leichen —

Juchhei! das ist mein Hochzeitstag — der Wein zum Fest mein rothes Blut — Trompeten und Kanonen ersetzen das biniou (eine Art Dudelsack) —

Komm, komm mein süßes Herz, — daß ich auf Deinen Finger stecke, — den Ring der Gattin, der schöner ist als der der Königin —

Noch einmal lebe wohl in dieser Welt — gedenke stets deines Soldaten, der für sein Vaterland und seinen Glauben starb — wie jeder gute Sohn der Bretagne. —

Neben solchem wahren und innigen Ausdruck des persönlichen Gefühls, der in der Prosawiedergabe einer abschwächenden Prosaübersetzung seiner inneren Musik entbehrt, findet sich unter den mitgetheilten Proben auch ein energisches Sturmlied, dem Niemand, der sich auf einen objectiven Standpunkt zu stellen weiß und der sich an Kleists „Germania an ihre Kinder" erinnert, seine poetische Berechtigung absprechen wird. — Es ist vom 31. September datirt und spricht die Stimmung des zum Todeskampf bereiten, vor Wuth und Feindeshaß zitternden Volks in leidenschaftglühenden Strophen aus, von denen ich einige, obgleich mit dem Rhythmus des Versetextes unbekannt, metrisch wiederzugeben suchte.

Auf Ihr Bretonen!

Steht auf, der Augenblick ist da,
Jetzt besser Tod, als Unterliegen,
Erhebt Euch, Söhne der Armorica, —
Steht auf, jetzt gilt's ein blutig Kriegen!

Zu Berg und Thal, in Stadt und Land,
Am Ufer, wo die Brandung dröhnet,
Vernehmt, wie, zu Euch hergesandt,
Der Ruf der Mutter Armor*) tönet. —

Allüberall, und wo's auch sei,
Horcht auf das Klagen ihrer Stimme,
Eilt zur Vertheidigung herbei,
Greift an den Feind mit wildem Grimme!

Der Böse, der sich Preuße nennt,
Bewältigt uns im harten Kriege,
Er stiehlt und mordet, sengt und brennt,
Und nimmt dem Armen Kuh und Ziege. —

Zu Gott steht jeden Tag auf's Neu,
Geht drauf, laßt ihre Köpfe fliegen!
Seid wie die Teufel ohne Reu,
Nicht Christen sind's, die Euch bekriegen. —

Die einem einzelnen Ereignis oder einer hervorragenden Persönlichkeit geltenden Lieder, sei es, daß sie der Verherrlichung oder Verspottung derselben bestimmt sind, haben vielleicht einen zeithistorischen, aber keinen poetischen Werth. Nur auf ein Gedicht von umfassenderer Bedeutung möchte ich noch aufmerksam machen. Es heißt „die kranke Mutter". Der Verfasser dieses Apologs ist Luzel, der beste Dialectdichter der Bretagne, von dem auch ein tiefgefühltes Stimmungslied mitgetheilt ist. Ihm hat wohl eine Stelle aus Mickiewicz „Polnischen Pilgern" vorgeschwebt, aber er hat den Gedanken mit dichterischer Selbständigkeit verwerthet. Der Inhalt ist in Kürze folgender: Eine Mutter war sterbenskrank ihr Sohn, obgleich nicht wohlhabend, eilte in die Stadt und holte die drei berühmtesten Aerzte; der eine schrieb ihr diese, der andere jene Krankheit zu, und alle drei verordneten demgemäß die widersprechendsten Mittel. Während sie sich über ihre Heilmethode zankten, wurde die Mutter immer kränker und war im Begriff zu sterben. —

Ihr Sohn stand dabei — Verzweiflung im Herzen — und er sagte zu den Aerzten: — die Mittel sind mir einerlei, wenn nur meine Mutter gesundet — in des Himmels Namen heilt Euch!

Aber sie konnten sich nicht verständigen — weder über die Mittel, noch über die Krankheit — da sagte der Sohn zu ihnen: Geht zum Teufel — Ich, ich werde meine Mutter heilen — Ihr, ihr würdet sie sicher tödten. —

Und er warf sich auf den erstarrten Körper seiner Mutter — und küßte

*) Personification Armoricas.

Digitized by Google

ihr die Hände, die Füße und das Gesicht — er vergaß wahre Thränen der Liebe — und rief seine Mutter zur Gesundheit, zum Leben zurück. —

Hört, diese Mutter, die so gefährlich krank ist, die an furchtbaren Wunden daniederliegt — ist unser theures Frankreich — und die Aerzte, die zu ihrer Pflege herbeigerufen sind, werden sie zum Tode führen, wenn sie sich nicht verständigen.

O meine theuren Landsleute, um den Schmerz zu lindern und die Leiden einer Mutter zu heilen, ist das beste Mittel: sie zu lieben. Laßt uns einig sein in der Vaterlandsliebe — und sie wird gerettet sein." —

Bei dem vielen Begründeten, zum Theil aber auch Uebertriebenen, was wir neuerdings über die Corruptheit und den Verfall des heutigen Frankreichs und seiner Literatur in Deutschland zu hören und zu lesen bekommen, ist es vielleicht am Platz, auf solche Theile des Landes hinzuweisen, wo die Volksseele, wie diese Lieder beweisen, noch kerngesund ist, die der verderbliche Einfluß der Romane zu vier Sous und der Journale zu fünf Centimen noch unberührt gelassen hat. Daß die Provinz von großer Bedeutung für die geistige und sittliche Wiedergeburt des Landes sein wird, davon ist auch Gaidoz überzeugt, und gern unterschreiben wir am Schluß dieser flüchtigen Mittheilung was er im Eingang zu seinem Aufsatz sagt: „Die Einheit Frankreichs ist uns um so wünschenswerther, als unser Vaterland verstümmelt aus einem beklagenswerthen Kriege hervorgegangen ist, aber wir müssen diese Einheit nicht in einer erkünstelten Disciplin, in einer niederdrückenden Reglementirung suchen, die für das geistige und sittliche Leben der Bevölkerung ein Hemmniß sind. — Paris hat in unserer Geschichte die Rolle eines Glühofens gespielt, in welchem die widerstrebendsten Elemente zusammengeschmolzen sind. — Paris hat den Gedanken eines französischen Staates erzeugt, aber jetzt, wo er Wirklichkeit geworden, laßt uns nicht länger die Juwelen unsrer alten Provinzen in den feurigen Schlund werfen; möge jede, was sie noch an Originalität besitzt, bewahren. — Man spreche nur nicht von politischer Nothwendigkeit, wir haben während der schmerzlichen Prüfung vom vorigen Winter zur Genüge gesehen, daß Frankreich nur ein Herz hat, wenn es auch noch in mehreren Sprachen redet." —

Adolf Laun.

Aus der Hauptstadt.

Die Vossische Zeitung.

Die Vossische Zeitung, das älteste Organ der Berliner Tagespresse und eins der ältesten in ganz Deutschland, hat am 23. Februar 1872 ihr 150jähriges nunterbrochenes Bestehen gefeiert. Ihr Begründer, der Buchdrucker Andreas Rüdiger, erhielt das Privilegium dazu von dem zweiten Könige Preußens, Friedrich Wilhelm I. Trotz mancher lauben und strengen Maßregulirung, Verwarnungen und Verweise aus höchster und mittlerer Höhe ist die Zeitung bis heutigen Tages privilegirt geblieben, was freilich zur Zeit nichts weiter sagen will, als daß sie zur Führung des preußischen Wappens berechtigt ist. Rüdiger zahlte damals für sein ausschließliches Privilegium jährlich an die Rekrutencasse des Königs 200 Thaler; Handel, den Friedrich der Große gleichfalls privilegirte, kam billiger, mit 20 Thalern, fort. Die Anfänge der Rüdigerschen Zeitung waren so dürftig, wie es die damaligen Zeitverhältnisse und die nothwendige Rücksicht auf einen Monarchen mit sich brachte, der überhaupt dem „Räsonniren" der Unterthanen entschieden abhold war. Aus jenen armseligen vier kleinen Octav-Blättchen, die sich allwöchentlich dreimal dem Leser als Rüdigersche Zeitung vorstellten, würde auch der geneigteste Zukunftspolitiker den Schluß auf eine lange und kräftige Lebensdauer nicht haben ziehen können. Auch die Verheißungen Friedrichs des Großen bei seiner Thronbesteigung, daß der Berliner Zeitungsschreiber nun solle schreiben können, was er wolle, ohne Censur, galten doch nur bedingungsweise und hatten für die Rüdigersche Zeitung zunächst nur den Erfolg, daß sie die Festlichkeiten bei Hofe beschreiben durfte und daß die Schranke der Unnahbarkeit durchbrochen war. Den ersten und mächtigsten Pulsschlag neuen Lebens, den unbewußt die Zeitung empfing, und der entscheidend für ihre Zukunft wurde, brachte ihr Lessing.

Es mag im ersten Augenblick gewagt erscheinen, daß ich der Mitarbeiterschaft Lessings, die ja von 1751 ab nur wenig Jahre dauerte und sich auf Bücheranzeigen beschränkte, so hohen Werth beilege. Allein durch dieses Band, das Lessing mit der Zeitung ein für allemal verknüpfte, kam der letzteren auch später das ganze nachmalige Gewicht seiner Persönlichkeit, seines Charakters und seines Wirkens auf theologischem und dichterischem Gebiet zu gute. So wuchs die Zeitung an und mit ihm, und diese An- und Zugehörigkeit Lessings wurde der treibende Gedanke in ihr, das unsichtbare Privilegium des Geistes, das er ihr gab, und das sie ohne Selbstmord von nun an nicht verleugnen konnte. Dazu kam noch, daß auch das Eigenthum der Vossischen Zeitung auf die Familie von Lessings Bruder überging und bis zum heutigen Tage in den Händen der Nachkommen geblieben ist. Das geistige Vermächtniß des großen Ahnherrn wurde damit nun um so mehr ein Erbgut der Zeitung. In allen wichtigen religiösen Fragen, die seit der Mitte der vierziger Jahre wiederholt emportauchten und seit vier Jahren nur um so drängender werden, hat demzufolge die Vossische Zeitung dem Geist der Glaubensfreiheit und Toleranz gehuldigt. In gleicher Weise hat sie zur Schulfrage Stellung genommen. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, den tödlichsten Gegner, welchen das Ministerium Mühler in allen Maßnahmen des Rückschritts gefunden hat, war der lebendige Geist Lessings. Und gegenüber der inquisitorischen Verfolgungssucht herrschsüchtiger Geistlichen ist der Ring des weisen Nathan noch nach wie vor in Kraft.

Wenn die Treue, mit welcher die Vossische Zeitung dem Geiste Lessings anhängt, die eine Hauptrichtung derselben bezeichnet, so kennzeichnet sich die andere wesentlich dadurch, daß die Vossische seit langen Jahren das hauptsächliche Organ ist, in welchem sich das gesammte Berliner Leben in kleinen und großen Zügen charakteristisch spiegelt, und das nach allen Richtungen die städtischen Interessen Berlins am sorgfältigsten berücksichtigt. Als nach dem Ausgang der zwanziger Jahren durch das Vorherrschen des Polizeistaats die Freiheit der politischen Meinung durchaus unterdrückt war, bildete sich dieser specifisch Berlinische Charakter der Zeitung am meisten aus. Wenn es richtig ist, was Gubitz in seinen Erlebnissen erzählt, daß damals von oben herab die Entfernung eines als unbefugt bezeichneten Theaterreferenten der Vossischen Zeitung befohlen wurde, so hat man den schlagendsten Beweis, mit welcher väterlichen Polizeigewalt die Hand von oben beliebig eingriff. Wie aber mit der Einbuße eines Sinnes die übrigen sich um so mehr ausbilden, so zeigte sich eine erhöhte Regsamkeit nach anderen Richtungen auch in Berlin. Diesen Ausdruck Berlinischen Lebens, soweit es ein öffentliches sein durfte, mit großer Virtuosität literarisch ausgeprägt zu haben, war das besondere Verdienst Ludwig Rellstabs. Er war es, der in den dreißiger und vierziger Jahren den Charakter der Vossischen Zeitung bestimmte.

Als später die Censurschranken fielen, und der Ausdruck der öffentlichen Meinung frei hervorteten durfte, hat der erweiterte Horizont auch den Tendenzen der Zeitung eine weitere Ausdehnung gegeben, und mehr und mehr herauwachsend vertritt sie gegenwärtig neben Allem, was unsere Hauptstadt unmittelbar berührt, nicht minder die Interessen der gesammten Politik. Und wie in Fragen der Religion einer freisinnigen Anschauung huldigend, bekennt sie in politischen sich zu den Grundsätzen eines fortgeschrittenen Liberalismus. Da namentlich Berlin in seiner großen Majorität entschieden freisinnig ist, so erklärt dies die große und im Steigen begriffene Zahl der Leser und Abonnenten.

Die Vossische Zeitung beging die Feier des 150jährigen Jubeltages zunächst am 23. Februar im engeren Kreise. Die beiden städtischen Behörden, die Fortschrittspartei, der Verein Berliner

Digitized by Google

Presse u. s. w. sandten Deputationen, und Redacteure befreundeter Zeitungen sowie persönliche Freunde brachten ihre Glückwünsche; von nah und fern gingen Grüße und Beweise des Wohlwollens ein. Am 25. veranstalteten die Eigenthümer der Bossischen Zeitung im Arnim'schen Saal zu Ehren der gesammten Berliner Journalistik ein großartiges Festmahl, das neben den gesammten An- und Zugehörigen der Zeitung eine Reihe der geachtetsten Schriftsteller und Journalisten Berlins nebst andern hervorragenden Persönlichkeiten vereinigte.

Hermann Kletke.

Der kategorische Imperativ.

Ein Brief des Verfassers an den Herausgeber der „Gegenwart".

Geehrter Herr!

Das Lustspiel: „Der kategorische Imperativ", welches demnächst in der letzten Umarbeitung über die Bretter des Berliner Hoftheaters schreiten soll, wurde im Jahre 1850 geschrieben, unter dem Eindruck der damaligen Spannung zwischen Preußen und Oesterreich. Das Zusammenhalten der deutschen Mächte gegen den gemeinschaftlichen Feind wurde in dem Stücke betont — vielleicht in etwas zu doctrinärer Weise. In Wien war die deutsche Stimmung nicht eben vorherrschend, als das Lustspiel (zugleich Preis-Lustspiel) dort im März 1851 zur Aufführung gelangte. Es erhielt einen sogenannten succès d'estime. In Berlin desgleichen. Ein Artikel aus Königsberg, welcher dem Stücke mehr Gutes nachsagte, als es verdiente, war die Veranlassung, daß ich es später wieder vornahm und es im Laufe der Jahre drei, vier mal umarbeitete, den erwähnten politischen Zwiespalt bei Seite lassend. Das Stück nimmt gewissermaßen den Anlauf zu einem historischen Lustspiel, mündet aber schließlich in's Familienleben aus. Mit dem Zerfahren des Congresses sollte das Congreß-Lustspiel eigentlich zu Ende sein. In der nun vorliegenden Bearbeitung (bereits gedruckt in den „Gesammelten Schriften", 7. Band) ist der letzte Act möglichst abgerundet — doch wird er immer zu ruhig, zu idyllisch erscheinen der Lebendigkeit der beiden andern, zumeist des ersten, gegenüber. Das Stück hat bei trefflicher Aufführung in Wien Glück gemacht. Merkwürdig, daß die Intendanz (noch unter dem Ministerium Hohenwart) Stellen zu streichen für nöthig fand, wie: „Wien ist eine deutsche Stadt." — Das Wiener Publicum, dermalen deutscher gesinnt als vor zwanzig Jahren, hielt sich an das Gebliebene oder der Censur Entschlüpfte. Bei den Worten des Studenten: „Deutsch müssen wir endlich werden, da wir's noch immer nicht sind" — bricht jedesmal ein Beifallssturm los. Die Berliner haben ein Recht, derlei ruhiger mit anhören zu dürfen. — Da haben Sie in Kürze die Genesis des Lustspiels.

Ich freue mich, daß Ihre Wochenschrift in Deutschland Glück macht.

Bestens grüßend

Ihr

ergebenster

Bauernfeld.

Wien am 22. Februar 1872.

In den vorstehenden Zeilen Bauernfelds ist die schmächste Seite seines Lustspiels „Der kategorische Imperativ" mit weiser Selbstkritik betont. Zwischen der Exposition und dem Ausgang des Stücks besteht ein innerer Widerspruch, der durch die sorgfältige Umarbeitung gemildert und verdeckt, aber nicht ganz beseitigt werden konnte; die Dichtung macht den Eindruck, den etwa die Tellonwettre, wenn man sie umkehrte, hervorbringen würde: wenn sie mit einer stark instrumentirten kriegerischen Einleitung begönne und schließlich zu den sanften Tönen der Pastorale umschlüge.

Der erste Act versetzt uns in die lustigen Tage des traurigen Congresses. Ein sehr belebtes Bild des „Wien der Nacht" aus dem Jahre 1815 wird vor uns entrollt. Liederlei, Spitzbüberei, Spionierer und der göttliche Leichtsinn des Volks, das sich des Lebens freut, „weil noch das Lämpchen glüht", und ob es auch in schadhafter Weise um seine heiligsten Rechte betrogen wird, ziehen an uns vorüber. Es weht uns gleich aus den ersten Scenen die von großen und kleinen Intriguen, von Ränken und Kabalen aller Art erfüllte Atmosphäre an, welche der verderbliche Congreß um sich verbreitet. Als Verkörperung aller der gehetmen, sich hinter den Coulissen der Weltgeschichte abspielenden Geschichtchen führt uns Bauernfeld eine geistvolle und anmuthige junge Wittwe, Gräfin Flora, vor, deren Salon den Sammelpunkt aller jener Persönlichkeiten bildet, welche auf dem Congreß etwas durchzusetzen vermögen, von ihm etwas zu erhoffen oder zu befürchten haben: kleine Staatsmänner, große Finanzleute und dergleichen. In diese Gesellschaft des gegenseitigen Argwohns, der vorsichtigen Ueberwachung, der raffinirten Ueberlistung führt der Dichter einen jugendlichen Philosophen von unverdorbenem Gemüth und strengsittlichen Grundsätzen, einen frischen liebenswürdigen Tugendbündler, der die tiefe Bedeutung der Kant'schen Maxime: „der Mensch lebt nicht, um glücklich zu sein, sondern um seine Pflicht zu thun" in sich aufgenommen hat und sich bei allen Handlungen seines Lebens durch diesen „kategorischen Imperativ" der Pflicht bestimmen läßt. Das ist sicherlich ein interessanter Gegensatz, eine prächtig erfundene Lustspielidee. Es ist nur schade, daß der Dichter dem begeisterten Vertreter des kategorischen Imperativs den Sieg des Pflichtgefühls über die Neigung zu sehr erleichtert. Der philosophische Lothar hat eigentlich gar keine Kämpfe zu bestehen; sein kategorischer Imperativ ist nicht unbeugsam und starr und geräth nicht in ernste Collision mit dem sündigen Naturtriebe, einer sinnverwirrenden Leidenschaft oder sonst einem gefährlichen Störenfriede des thörichten Herzens. Der erwartete Conflict bleibt aus; es verläuft alles, bis auf geringfügige Zwischenfälle, die zu überwinden es seiner Berufung an die strenge Sittenlehre des Magisters Kant bedarf, ganz glatt und eben; und die leise Dissonanz, von der man schon in der Mitte des Stückes merkt, daß sie nicht böse gemeint ist, geschaltet sich bald zur völligen reinen Harmonie. Alle Bänkche Lothars erfüllen sich: er erhält die philosophische Professur in Königsberg, und sein unzugänglicher kategorischer Imperativ tritt nicht als lästiger Hüter ihm vor die Seele; dieser reimert sich nur nützlich freundlich daran, daß er diese Stellung nicht seinen Verdiensten, sondern der Verwendung der schönen Gräfin Flora verdankt; Lothar erhält die Hand und das Herz der reizenden Elise, der Gesellschafterin der Gräfin Flora, obgleich er eigentlich noch nichts gethan hat, um dieses Glück zu verdienen. — So führt uns der Dichter von dem Zeitlustspiel, auf das er uns vorbereitet hatte, zu dem ruhigen Familienlustspiel hinüber — eine dichterische Freiheit, welche das Stück früher um seinen vollen Erfolg gebracht, die sich aber bei der jetzigen Wiederaufnahme des Lustspiels das Berliner Publicum gerne hat gefallen lassen.

Seinen jetzigen Erfolg verdankt der „kategorische Imperativ" namentlich dem geistvollen, frischen Dialog, der lebensvollen Charakteristik und dem fast durchweg vortrefflichen Spiel. Herr von Hoyar gab dem Träger der Grundidee eine lebendige und erfreuliche Gestalt; namentlich fand er stets die sittenlautere Treuherzigkeit des ehrlichen Philosophen den rechten Ton. Man glaubte es ihm, daß es ihm mit seinem „kategorischen Imperativ" sehr ernst gemeint sei, und bedauerte fast, daß ihm nicht die Gelegenheit geboten war, seine redliche Ueberzeugung durch eine hervorragende That zu bekunden. Die ungelenken und täppischen Manieren des von der Cultur noch ziemlich unbeleckten Gelehrten würden durch eine discretere Zeichnung wohl noch mehr gewirkt haben; schade, daß Herr v. Hoyar auch in der Hauptscene des zweiten Actes, in welcher das Herz des Philosophen unschlüssig zwischen den beiden reizenden Frauen, der Gräfin Flora und Elise, hin und her schwankt, wie Buridans Esel, der „graue Freund,

„Der zwischen zwei Gebündel Heu
Nachsinnlich grübelt, welch von beiden
Das allerbeste Futter sei —"

— schade, sage ich, daß Herr von Hoyar auch in dieser Scene die Farben etwas zu stark auftrug und dadurch den Eindruck, den sein köstlich komisches Spiel hervorgebracht hatte, schließlich etwas abschwächte. Es bedarf nur weniger Correcturen, um diese gut angelegte, im Großen und Ganzen gut durchgeführte und in Einzelheiten brillante Rolle zu einer völlig gelungenen zu machen. Herr Liedtke hatte den preußischen Oberst von Wildenberg mit den guten Manieren und dem trockenen Humor des Nordeutschen, aus der bei und zu Lande immer von unwiderstehlicher Wirkung ist. Es möchte schwer sein, für diese dankbare Rolle einen geeigneteren Vertreter zu finden. Der Erfolg des Lustspiels wurde durch Dörings drastischen „Baron" entschieden. Jedes seiner witzigen Worte schlug ein und entzündete stürmische Heiterkeit. Da ich mit der vollen und unumwundenen Anerkennung dieser überaus ergötzlichen Leistung unseres ersten und ältesten Charakterkomikers

Digitized by Google

nicht sorge, wird mir eine schickerne Bemerkung wohl verstatter sein: Döring wird vom Gedächtniß leider zuweilen im Stich gelassen; seine Vorliebe, möglichst in der Mitte der Bühne zu spielen und sich von dem treuen Freunde im Kosten da unten möglichst wenig zu entfernen, findet darin ihre Erklärung. Einem so verdienstlichen Künstler wie Döring gegenüber ist man immer zur Nachsicht gestimmt und rechnet ihm seine kleinen Liebhabereien nicht gleich als Verbrechen an; aber fürend sind diese Gedächtnißfehler dieweilen doch. In der ersten Vorstellung des „kategorischen Imperativ" hörten wir einige fast nur aus Flickwörtern bestehende Sätze, an deren wunderlicher Construction der gestrenge Richter gewiß unschuldig ist; ich denke da z. B. an den Passus über die Zusammensetzung des Congresses, der, wie er vorgetragen wurde, eine so bedenklich erkältende Wirkung hervorrief, daß ich einige Minuten das Scheitern der ganzen Scene befürchtete. Glücklicherweise währte diese Abkühlung nur kurze Zeit; die drastische Komik Dörings brachte den verfahrenen Wagen bald wieder in das richtige Geleise; er versetzte durch einige treffliche Bemerkungen das Publicum wieder in Stimmung und Laune, und die Scene war gerettet. — Die Gräfin Flora wurde von Fräulein Kestler gestoßt und wigig dargestellt; für schärfer pointirte Charaktere (z. B. die Rolle der jungen Frau in „Er muß auf's Land") besitzt Fräulein Kestler eigentlich noch mehr Begabung, als für die Bauernfein'schen Wittwen, deren Hauptreiz in dem täudelnden Esprit und der zarten Eleganz des Salons besteht. Ob die Grazie der Bewegungen durch das originelle und richtige, aber unfern Auge entfremdete Costüm des ersten Kaiserreichs etwas beeinträchtigt wurde? Der Beifall, welchen die ungezwungene und muntere Darstellung der Gräfin Flora fand, war jedenfalls verdient. — Die Darstellung der Naivetät auf der Bühne hatte ich für eine der schwierigsten Aufgaben der dramatischen Kunst. Nirgends wirken die nur feinen ganz zu entfernenden Spuren des Studirten, Ueberlegten, Durchdachten und Gemachten so fürend wie im naiven Fach. Da genügt Eine bemerkte Absicht, um und zu verstimmen und mit Mißbehagen auch über das Gelungene zu erfüllen. So kann ich an der Naivetät des Fräulein Kühle kein rechtes Gefallen finden; ich halte die jugendliche Künstlerin für sehr talentvoll und habe einige reizende Rollen von ihr gesehen; aber gerade die gerotte Backfischnaivetät steht ihr nicht recht zu Gesicht. Dem darin besteht doch wahrlich nicht die Naivetät, daß man die gleichgültigsten Dinge von der Welt mit einer ganz außerordentlich wichtigen Miene vorträgt, die Augen weit öffnet, und harmloses Geschwätz mit bedeutsam Kopfnicken begleitet; daß man etwa den Satz: „unser guter Onkel wird auf seine alten Tage noch ganz kampfesmuthig und wild", mit derselben Gravität vorträgt, als ob man den Ministerium zu melden hätte, daß das Herrenhaus das Schulaufsichtsgesetz verworfen habe. Uebertriebene Wichtigkeit kann wohl unter Umständen naiv wirken, aber man darf sie nicht fälschlich als die Grundlage aller Naivetät betrachten. Die Bühnennaivetät sagt Unwichtiges mit wichtiger Miene, die wahre Naivetät sagt häufig ganz im Gegentheil das Wichtige mit unwichtiger Miene; sie sagt Dinge, von deren Wichtigkeit sie gar nicht das Bewußtsein hat, deren Bedeutung aber der Anfmerksamkeit anderer, die mehr Kenntnisse und Ueberlegung haben, nicht entgeht.

Das Stück war mit erschlichenem Fleiß einstudirt und das Ensemble war ungemein flott und wirksam. Das geschickte Arrangement in der Stellung und Belebung der Gruppen sei besonders hervorgehoben. Auch der äußeren Ausstattung — der hübschen Decorationen, der im Stil richtigen Möbel und der echten, nur von den Damen ein klein wenig modernisirten Kostüme — muß rühmlich gedacht werden. In Summa: es war eine gute Vorstellung und ein guter Erfolg.

F. L.

Notizen.

Zu Sachen des Attentats waren die Einheitle auf die ersten Nachrichten hin getheilt. Der Zweifel schien überal, der Glaube offsiös. Der größere Theil des Publicums verlegte sein Urtheil und wollte den weiteren Verlauf der Untersuchung erwarten. Sollte diese aber auch juristisch und gerichtlich den früheren Apotheker und päpstlichen Zuaven außer Dienst als einen verkehrten Rawaillac erscheinen lassen, würde das psychologische Räthsel doch ungelöst bleiben, was in aller Welt mit dem angeblichen Mordversuche bezweckt werden sollte! Gewiß, auch der jugendliche Blind war ein Thor, und wie die Tante David Copperfields, die sich über ihres Pflegesohns verfehlte Neigung ärgerte, konnte man ihm zurufen: Blind, blind, blind! Aber hätte sein Schuß, statt Bismarcks Hemd zu versengen, das Ziel getroffen, so war doch der böhmische Krieg verhindert und Oesterreichs Herrschaft im Frankfurter Bundestage, wie in ganz Deutschland für lange Jahre befestigt. Ein wunderbares Resultat allerdings für einen radicalen Tyrannenmörder, aber immerhin ein Resultat, das im fanatischen Aberwitz seine Erklärung fand. Was die Jesuiten jedoch mit der gewaltsamen Beseitigung des Kanzlers jetzt noch erreichen wollten, wäre schwer begreiflich. Die Unschlbarkeit wäre dann durch ein fluchwürdiges Verbrechen gebrandmarkt, und es stände mit ihrer Zukunft noch zehnfach schlimmer, als dies ohnehin ihr besiegeltes Schicksal ist. Die Herren können unmöglich vergessen haben, daß ein gewisser Scheierhaufen zu Constanz am Bodensee Luthers Gebiet und Bibelverbreitung nebst einigen anderen unverwarteten Dingen nicht verhindert hat. Für das Attentat, falls es wirklich mehr als eine Illusion der Polizei sein sollte, ist nur ein plausibles Motiv denkbar. Der Mißethäter hat vielleicht davon gehört, daß ein Professor zu Genf für Mitte August den Untergang der Welt in Folge des Zusammenstoßes unseres alten Globus mit einem Kometen prophezeit hat, und er wollte wenigstens mit einigem Eclat aus der Welt scheiden. Reben Bismarck sollte Herr Wetterwolk Junior unsterblich werden, wäre es auch nur für die Bewunderung der anderen Planeten. Historische Beweise genug sind vorhanden, daß drohende Katastrophen die Eitelkeit der Menschen nicht entwaffnen. Erzählt doch Horaz Walpole, wie die englischen Damen, als ein Erdbeben prophezeit war, das London verschlingen sollte, sich Erdbebenkleider bestellten, eine Art von weiten Roben, in welche man bei dem ersten unterirdischen Stoß leicht hineinschlüpfen konnte und die sehr materiell herabwollten. Es war schon auffällig genug, daß auch bei uns keine Kometenvoiletten für den Sommer angekündigt wurden. Der Genfer Astronom hatte sich allerdings verrechnet und er soll die ganze Nachricht für eine Zeitungsente erklären. Zu theatralischen Sterbeattitüden fehlt daher jeder vernünftige Grund, und die clericalen Beschwörer sollten den Fürsten Bismarck seine Geschäfte ruhig erledigen lassen; sie werden seiner doch nicht Herr werden.

***

Der Kampf zwischen der ministeriellen Presse und der „Kreuzzeitung" wird mit Hartnäckigkeit von beiden Seiten fortgeführt. Die „Nordeutsche Allgemeine Zeitung" tractirt ihre frühere Bundesgenossin mit dem Kreuze ebenso unbarmherzig und schonungslos wie sie ehedem die verhaßtesten Fortschrittsblätter mißhandelt hatte; die „Kreuzzeitung" ist in der Form viel zahmer. Die „ungewohnte Kampfesstellung", in welche sie gerückt ist, hat sie erschüchtert um alle Zuversichtlichkeit und Dreistigkeit gebracht, welche früher die einzig unbestrittene Eigenschaft ihrer Polemik waren. Von der göttlichen Vorsehung, deren sie sich bisher rühmte, wenn sie sich im Bewußtsein, auf der Regierungsseite zu stehen, stark fühlte, ist nichts mehr zu vernehmen. Ein schlichtklagender Ton zieht sich jetzt elegisch durch die faltigen Leitartikel des conservativen Blattes: der fendale Orphens jammert über den Verlust seiner Eurydike. Die Zeit ist ernst und hart, klagt die „Kreuzzeitung": wir, die wir den „Compaß der Ewigkeit" vor Augen haben, müssen uns vom „Bruder" Bismarck trennen, „der seinen Weg mehr und mehr nach den Wegweisern dieser Welt richtet".

Es läßt sich begreifen, daß die „Kreuzzeitung" alle Streitkräfte, welche sie irgend aufbringen kann, in ihrem Kampfe gegen das gottlose Schlauschlachtgesetz in's Feld führt; daß ihre Blicke zunächst auf die Reihen ihrer neuen Bundesgenossen, der Ultramontanen, fallen, ist ebenso leicht zu verstehen. Und so freut sie sich denn in dem bekannten Fanatiker Dupanloup, dem streitbaren Ultramontanen von Orleans, einen classischen Zeugen für die Richtigkeit ihrer Ansicht, daß die Kirche den Elementarunterricht leiten müsse, gewonnen zu haben. Unter dem Titel „Ein Zeugniß aus Frankreich" theilt sie aus einer jüngst veröffentlichten Broschüre des Bischofs einige Stellen mit, die ganz im Sinne des fendalen Blattes abgefaßt sind. Die „Kreuzzeitung" hat dabei das Glück, auch ein Citat aus einem Briefe Friedrichs des Großen für ihre Zwecke verwerthen zu können. Der große König schreibt gelegentlich: „Man möchte gern dieses unglückliche Königreich in einem Zustande von Barbarei erhalten; ich aber, ich will es erziehen und civilisiren; wenn ich aber keine Christen bilde, so wird alles Uebrige kaum etwas nützen".

Auf diese Worte des geistvollen Monarchen legt die „Kreuzzeitung" natürlich besonderen Werth, wie dies schon äußerlich durch die gesperrte Schrift zu erkennen ist.

Dagegen ließe sich allerdings folgendes Citat aufführen, welches wir der „Kreuzzeitung" zur Bereicherung ihrer Kenntnisse der neuen Bundesgenossen recht warm empfehlen möchten: „Was Ihr von unsern Deutschen Bischöfen sagt, ist nur zu wahr; sie werden fett von den Zehenden aus Zion. Aber im heiligen Römischen Reich machen das Herkommen, die goldene Bulle und dergleichen alte Thorheiten die eingeführten Mißbräuche ehrwürdig. Man sieht sie, zuckt die Schultern, und die Sachen gehen ihren

Digitized by Google

Gang fort. Den Fanatismus zu vermindern, muß man an die Bischöfe noch nicht rühren; aber die Mönche, insonderheit die Bettelmönche muß man vermindern. Damit wird das Volk kühler, und wird den Mächtigen überlassen, die Bischöfe allgemach zum Besten des Staats zu disponiren. Dies ist der gangbare Weg. Allmählich und ohn alles Geräusch das Gebäude der Unvernunft untergraben, heißt es selbst fallen machen. In der Lage, in welcher der Papst ist, muß er Bullen und Breve geben, wie seine geliebten Söhne sie irgend verlangen; diese Macht auf den idealischen Credit des Glaubens gebauet, mürbert sich, wie sich der Glaube mürbert; und wenn an der Spitze der Nationen nur einige Minister sind, die sich über die gemeinen Vorurtheile erheben, so macht der heil. Vater bankerott. Schon sind seine Wechsel und Papiere zur Hälfte im Mißcredit. Ohne Zweifel wird die Nachwelt den Vortheil genießen, frei denken zu können."

Wie glauben, daß der Mann, welcher diese Worte schrieb nicht gegen das Schaufüchsigkeitsgesetz stimmen würde. Und wir bitten die „Kreuzzeitung" nicht gar zu voreilig über den Verfasser den Stab zu brechen und mit ihren beliebten Schlagworten über „leichten, hohlen und gedankenarmen Liberalismus" nicht zu schnell zur Hand zu sein. Sie würde mit ihrem monarchischen Gewissen in Conflict gerathen: die prophetischen Worte, die wir oben mitgetheilt, hat kein Geringerer gesprochen als Friedrich der Große! (Oeuvres posthumes de Frédéric II. Berlin 1788. Herders Uebersetzung in den „Briefen zur Beförderung der Humanität", in der Ausgabe des Bibliographischen Instituts im IV. Bande auf S. 81.)

∴

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" bringt einen sehr verständigen Artikel über die widerwärtige Unsitte, in einer politischen Zeitung den Predigerton anzuschlagen, bei jeder Gelegenheit das Wort Gottes anzuführen und auf diese Weise die verehrungswürdige Sprache der Bibel zu profaniren. Die „Kreuzzeitung", an welche das ministerielle Blatt wohl hauptsächlich gedacht hat, treibt in der That mit diesem pietistischen Jargon frevlen Mißbrauch. So finden wir z. B. in der Nummer vom 28. Februar des conservativen Blattes den Brief eines Biedermanns, welcher sich dem Proteste gegen Lisco und Sydow anschließen will und diese Absicht durch die folgenden parodistischen Zeilen ausdrückt: „Ich bitte . . . unserem hochgelobten Heiland zu Ehren, wie unsern Brüdern zur Stärkung unsere Namen denen hinzufügen zu wollen, die den Namen Christi freudig vor der Welt bekannt haben. Der HErr aber lege seinen Segen auf das Zeugniß seiner armen Knechte, verleihe ihnen den spiritus fortitudinis, der noththut, und schirme seine Kirche nach seiner großen Kraft und Barmherzigkeit."

∴

Graf Chambord, den die französischen Legitimisten beherrlich „Heinrich V." nennen, hat dem tiefgefühlten Beileidsaufsatz seiner Anhänger, ihre Huldigungen zu den Füßen der platonischen Majestät niederzulegen, entsprochen und sich einige Tage in Antwerpen von verschiedenen Deputationen die unverbrüchliche Treue und dergl. versichern lassen. Die Geschichte muß ihm doch ziemlich langweilig geworden sein, zumal die Bürgerschaft von Antwerpen von dem hohen Besuche wenig erbaut zu sein schien und ihrer Mißstimmung durch recht unfreundliche Zurufe wie „Bleiber mit dem Pfaffengeschmeiß!" Ausdruck gab. Die hoffnungsvolle Majestät, deren einzig rühmliche That im Unterlassen einer jeden That besteht, hat daher beschlossen, den Besuch in der belgischen Stadt abzukürzen. Europäische Verwicklungen werden sich aus diesem Zwischenfalle nicht ergeben.

∴

Gelegentlich der Wiederaufführung des „Ruy Blas" giebt der treffliche Jules Janin eine kurze Charakteristik des Dramatikers Victor Hugo, die uns so unparteiisch, erschöpfend und richtig erscheint, daß wir sie hier abzudrucken wollen: „In allen Dramen", sagt Janin, „welche Hugo zur Aufführung gebracht, und in allen Romanen, welche sein fruchtbarer Kopf erzeugt hat, ist der Dichter der absolute Vertreter der seltsamsten Paradoxa. Wenn man ihn gewähren läßt, so wird er durch Erregung des Mitleids, des Schreckens und der Liebe — und das sind drei unwiderlegbare Argumente — selbst das Abscheu und Unmäßliche beweisen. Im „Hernani" hat er die Ueberlegenheit des Banditen von der großen Landstraße über den Ehelmann nachgewiesen; in „Marion de Lorme" hat er das Freudenmädchen zu Ehren gebracht; im „Le Roi s'amuse" hat er gezeigt, daß — im Vergleich zu Tribonlet, dem Buckeligen, dem Hofnarrn — der elegantete und verliebteste König Europas, Franz I., ein erbärmlicher Mensch war, der sich in den schlechtesten Spelunken herumtreibt. Er hat aber noch mehr fertig gebracht: er hat Maria Tudor, die züchtige und blutige Katholikin, als ein sternenloses Weib, das einen italienischen Liebhaber bezahlt, hingestellt. Als er in die Welt seiner Schöpfung und in die Geschichte seiner Phantasie „Angelo, Tyrann von Padua" hineinwarf, stellte er einen jugendlichen Abenteurer im zarten Dienste einer ausgehaltenen Komödiantin als etwas ganz Erträgliches hin. Auf diese Weise hat der unerschrockene, elegante, leidenschaftliche und unerreichte Sophist aus der Tugend das Laster, aus dem König den Sclaven, aus dem Unterthan den Herrscher gemacht; er hat die Gesammtgeschichte nach seiner eigenen Laune zurechtgegossen und gewaltsam in seine Dramen hineingezwängt. Nachdem er sich nun zum begeisterten Lobredner alles irdischen Jammers gemacht hat, versucht er es jetzt im „Ruy Blas" mit einem neuen, mit einem wunderbaren Problem. Dieses mal handelt es sich nicht darum, einen Strolchenfrühr aufzulesen, einen jener Strolche, die sich in den Meisterstücken verlieben, die ihre faule Liebe, ihre Küsse und Degen seinen Frauenzimmern verkaufen; sondern es handelt sich jetzt darum, aus der kakierstube einen Lakai in großer Livree zu nehmen und ihn zum Liebenden und Geliebten der Königin zu machen — zum Geliebten, welchen die größte Dame der Welt, die Königin von Spanien bewein. Um diesen grausigen Beweis bis zur letzten Consequenz zu führen, muß die Königin so gut wie wir selbst wissen, daß ihr Geliebter zur knechtlichen Sippe gehört, sie muß ihn — gerade wie wir selbst — in seinem buntgestickten Rocke sehen und dieser sonderliche Held muß sich zugunsterzeigt tragisch in seiner Livree drapiren, um auf ebenso königliche Weise zu sterben, wie Mithridat. Das ist in der That das ganze Drama!"

∴

In der „Revue des deux Mondes" plaidirt Logenvais für die Production von musikalischen Genie, welche die französische Kunst von dem Einfluß des „verschollenen Germanismus" befreien und eine nationale französische Musik in's Leben rufen sollen. Pasdeloup hat schon die lebenden deutschen Muster in die Acht erklärt, Logenvais scheint auch die todten nicht mehr als Meister für die Franzosen anerkennen zu wollen. Uebrigens sind die wohlgemeinten Worte des französischen Aesthetikers allen künftigen Mitarbeitern in Frankreich zur Beherzigung zu empfehlen. Vielleicht kommt noch der Tag, an welchem ein vom „verschollenen Germanismus" gänzlich freigebliebener, unverfälscht französischer Nationalmarsch einen Festmarsch componirt, bei dessen gewaltigen Klängen die Mauern von Metz zusammenbrechen, wie ehedem die Mauern von Jerichow. Einstweilen wollen wir's abwarten.

∴

Die „Komische Oper" in Paris hat ihren Nationalhaß auf Mozart noch nicht ausgedehnt. „Figaros Hochzeit" ist daselbst am 26. Februar nach langer Unterbrechung zum ersten Male wieder aufgeführt worden. Aus der Kritik ersehen wir, daß in der französischen Bearbeitung das berühmte „Briefduett" zwischen Susanne und der Gräfin in Paris von Cherubin und der Gräfin vorgetragen wird. Welche Hilfsmittel der Librettist angewandt hat, um dieses Kunststück fertig zu bringen, ist uns einstweilen noch unklar.

∴

Das neue Lustspiel des unermüdlichen Dippoldt Schaufuert: „Ein Erbfolgekrieg" ist bei Karl Cnobloch im Leipzig in Druck erschienen.

∴

Der Redacteur der „Didaskalia", Theodor Winkler hat vor Kurzem ein einactiges Lustspiel „Ein ehrlicher Finder" vollendet, das von mehreren großen Bühnen zur Aufführung angenommen worden ist.

∴

Unserer Freundin in's Stammbuch: „Der Himmel in seinem Zorne läßt nicht mehr, wie ehemals auf Sodom und Gemorah, brennenden Schwefel herabregnen — er schickt uns kritische Weiber." Ludwig Börne.

∴

Wir theilten neulich aus dem Prospecte eines Wochenblattes, das die Förderung des guten Stils anstreben möchte und sich dazu ebenso eignet wie Graf zur Lippe zum Modell des Apoll von Belvedere, eine kleine Stilprobe mit. Jenes Blatt besitzt nun die Steirn, zu behaupten, daß wir die ganze Sache aus der Luft gegriffen hätten. Es ist ein trauriges Schauspiel, wenn sich zur Unsittlichkeit obendrein noch die Verlogenheit gesellt. Unterersteres bedarf es nicht der belobenden Versicherung, daß wir den incriminirten Passus wörtlich dem gedruckten, für die Redactionen bestimmten Prospecte, welcher die Zusendung der ersten Nummer begleitete, entnommen haben. Wir würden daher auch die Sache nicht mehr erwähnt haben, wenn es den eifrigen Bemühungen jenes Blattes nicht gelungen wäre, die Inhaltsangabe der letzten Nummer (in welcher u. A. eine „Berichtigung" an die Adresse des Redacteurs der „Gegenwart" verzeichnet war) auch in einige anständige und gesetzene Zeitungen hineinzuschmuggeln. Blos deshalb bemerken wir hier noch, daß jene obscure Redaction nichts anderes zu berichtigen hat, als ihren Stil.

Digitized by Google

Inserate.

So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Soll und Haben.

Roman in sechs Büchern

von

Gustav Freytag.

Siebzehnte Auflage in 2 Bänden. Taschenformat. 60 Bogen.

Preis: 1 Thlr. 10 Ngr.

Just published

GEORGE ELIOT'S NEW NOVEL

MIDDLEMARCH

BOOK 1 — MISS BROOKE

20 Sgr.

forming Vol 1 of

ASHER'S

COLLECTION OF ENGLISH AUTHORS

COPYRIGHT EDITION

(Book 2 — Old and Young, to be Published Shortly)

A. ASHER & Co.

UNTER DEN LINDEN BERLIN

and all Booksellers.

Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin, durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lord Palmerston's Leben. Frei nach H. L. Bulwer von **Arnold Ruge.** 1. Bd. Den Inhalt der bis jetzt veröffentlichten 2 Bände der Engl. Ausg. umfassend. gr. 8. 2 Thlr.

Samuel Sagenheim, Aufsätze u. biographische Skizzen zur französischen Geschichte. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Der Widerruf des Edicts von Nantes. Die Franzosinnen auf d. Thronen u. an d. Höfen Europas im 18ten Jahrh. — Ludwig XIV. — Die Franzosen am Mittel- u. Niederrhein im letzten Decennium d. XVIII Jahrh. — Eugen Beauharnais. — Hieronymus Bonaparte u. sein Königthum Westphalen. — Die Offiziere u. Lothringer unter d. Feldherren Napoleon I.

Herr Klappenburg. Eine wahre Geschichte von einem seiner Verehrer. 1. Buch. Bis zu dem glücklich bestandenen Nasbenschlag! 8°. 20 Sgr. Das poetische Erzeugniß eines hochangesehenen Schriftstellers, ist diese Humoreske, aufgebaut aus Volkscharakteren, Volksnamen und Volksanekdoten, mit unzähligen Anspielungen und Personifizirungen aus der Tagesgeschichte durchwoben, bei allem radicalen Hintergrunde weit davon entfernt verletzend zu sein, und kann das Werk seines harmlosen Humors wegen von den Hauptpersonen ebenso gut genossen werden, als von der Menge, die in dem großen Drama unserer Zeit mitspielt.

K. Gtze, Lord Byron. gr. 8°. 2 Thlr.

A. Laun, Washington Irving. 2 Bände. 8°. 2½ Thaler.

Bei **A. Deichert** in Erlangen erschien soeben:

Lehrbuch

des

Deutschen Verwaltungsrechts

von

Hermann Rösler.

1. Band. 1. Abtheilung.

Gr. 8. (XIV. 568 S.). Preis 2 Thlr. 20 Sgr. oder 4 Fl. 40 Kr.

Im Verlage der **Deutschen Buchhandlung** in **Metz** erschien soeben:

Revue de Metz

et de Lorraine.

Histoire — Litterature — Sciences — Beaux-Arts.

Première livraison — Janvier 1872.

SOMMAIRE:

La Revue à ses lecteurs.
1. Mémoire sur les commencements de l'Histoire de Metz.
2. Itinéraire de Clovis après Tolbiac.
3. Numismatique.
4. Prix proposés par la Société Royale.
5. Chronique inédite concernant la cité de Metz.
6. Sur le Retour de l'île d'Elbe.
7. Epître d'un homme de lettres.
8. La Mort de la Novice.
9. Vues d'avenir.
10. Chronique.
11. Correspondance.
12. Bibliographie.

Die „*Revue de Metz*" erscheint in Monatsheften von 2—3 Bogen gross 8° und kostet ausserhalb Metz jährlich Thlr. 4. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten an.

In dem unterzeichneten Verlage erschien und ist durch jede grössere Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Eduard Hildebrandts Aquarelle. Auf seiner Reise um die Erde nach der Natur aufgenommen. Chromo-Facsimiles von **Steinbock & Loeillot.** 20 Blätter mit erläuterndem Text . . . . . 58 Thlr.
In eleg. Kasten mit Portrait. . . . . 75 Thlr.

Das Jahr in Blüthen und Blättern. Illustrirt von **Hermine Stilke.** Mit Original Gedichten von **Emanuel Geibel** und **Gustav zu Putlitz.** III. Auflage. Ein starker eleganter Leinwandband in gross Quart mit reicher Goldpressung. Preis . . . . . 15 Thlr.

Eine Reise in Bildern mit Benutzung von Photographien entworfen von **Hermine Stilke.** 18 Illustrationen mit Text. Gross Folio. Preis in Leinwand mit reicher Vergoldung . . . . . 17 Thlr.

Dasselbe. II. Auflage und neue billige Ausgabe. 12 Illustrationen nebst Text. Preis in Leinwandband . . . . . 12 Thlr.

Illustrirter Notizkalender für 1872 mit 12 Illustrationen von **Julie von Buddenbrock.** Farbendruck von *W. Loeillot.* Eleganter Leinwandband mit Goldpressung. Preis . . . . . 3 Thlr.

Illustrirtes Gedenkbuch II. Auflage mit 12 Illustrationen von **Julie von Buddenbrock.** Farbendrück von *W. Loeillot.* Eleganter Leinwandband mit Goldpressung. Preis . . . . . 3 Thlr.

Jehovablumen. Biblisches Alphabet von **Julie von Buddenbrock.** 23 Illustrationen mit einem erläuternden Text. Preis elegant gebunden. 12 Thlr.

Dasselbe. Neue Lieferungs-Ausgabe. Preis complet eleg. carton. 11 Thlr.
6 Lieferungen . . . . . à 1¾ Thlr.

Gedenkblatt an unsere glorreichen Siege 1870—1871 von **Julie von Buddenbrock.** Farbendruck von *W. Loeillot.* Preis . . 2 Thlr.

Gedenkblatt an unsere gefallenen Helden von **J. von Buddenbrock.** Farbendruck von *W. Loeillot.* Preis . . . . . 2 Thlr.

Die Verlagsbuchhandlung von R. Wagner.

Berlin, Zimmerstrasse No. 92 u. 93.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 9. März 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Deutsche Briefe über Staat und Kirche von Bluntschli. Der Staat als Geisteswesen. — Ueber die moralische Bedeutung des Infallibilitätsstreites in der katholischen Kirche für die Gegenwart von Dr. F. Michelis-Braunsberg. — Aus Deutsch-Lothringen von Adolf Ebeling. — Correspondenz aus Wien. — Literatur und Kunst: „Schwäbische Dichterschule?" von J. G. Fischer. — „Das Norddeutsche Theater. Ein neuer Beitrag zur deutschen Theatergeschichte." II. Von Paul Lindau. — Musikbriefe in Petersburg. — Aus der Hauptstadt: Rudolf Gottschalls „Katharina Howard" von P. L. — Neue Kunstwerke von Berliner Ausstellungen von Bruno Meyer. — Notizen. — Inserate.

Deutsche Briefe über Staat und Kirche.

Von Bluntschli.

Der Staat als Geisteswesen.

Das Mittelalter hatte eine geringe Meinung vom Staate, die heutige Welt dagegen hat, ähnlich wie die antike, einen hohen Begriff vom Staat.

Im Mittelalter war die Vorstellung ganz allgemein verbreitet, daß der Staat nur ein *leibliches*, die Kirche dagegen das *geistige* Reich sei. Damit war die ungeheure Ueberlegenheit der Kirche über den Staat im Princip begründet. Diese Lehre wurde in allen Schulen, insbesondere in den geistlichen Schulen verkündet. Man dachte sich die Christenheit wie eine Gesammtperson, deren seelische Organisation in der Kirche und deren leibliche Organisation in dem Staate zu einem allgemeinen Ausdruck gelange.

Am schärfsten ist diese Idee von dem Papste Innocenz III. in jenem berühmten Briefe an den Byzantinischen Kaiser ausgesprochen worden, der in das Corpus Juris Canonici aufgenommen ist (c. 6. X. de major. et obedientia 1, 33): „Ich bestreite nicht die Hoheit des Kaisers in weltlichen Dingen, aber nur über die, welche von ihm weltliche Güter empfangen. Die Hoheit des Papstes aber betrifft die geistigen Dinge (spiritualibus antecellit), welche ebenso über die weltlichen erhaben sind wie die Seele über den Leib. — Gott hat zwei große Lichter an dem himmlischen Firmament geschaffen: das eine größere die Sonne, damit sie am Tage leuchte, das andere kleinere den Mond, damit er in der Nacht scheine. Ebenso hat Gott für das allgemeine Christenreich zwei Gewalten gegründet, die Autorität des Papstes und die Gewalt des Königs. Aber die, welche dem Tage vorgesetzt ist, das ist: den geistigen Dingen, ist größer, als die, welche den fleischlichen Dingen vorsteht. Wie die Sonne sich zum Monde, so verhält sich die kirchliche zu der staatlichen Autorität."

Der Staat wurde dargestellt als das irdische Reich, die Kirche als das himmlische. Der Staat galt als Menschenreich, die Kirche als Gottesreich. Gregor VII. hatte sogar den Staat wie das Satansreich betrachtet.

Der ganze mittelalterliche Streit zwischen Papst und Kaiser, der in dem Streit über die beiden von Gott verliehenen Schwerter, das geistliche und das weltliche Schwert, einen symbolischen Ausdruck fand, war doch nur von secundärer Natur. Die päpstliche Lehre behauptete, Gott habe beide Schwerter dem Papste gegeben und ihm nur aufgetragen, das weltliche Schwert an den Kaiser zu verleihen, welcher daher der Vasall des Papstes sei. Die ghibellinische Partei der Deutschen Könige dagegen hielt an dem Gedanken fest, daß Gott selber dem Kaiser das weltliche Schwert, wie dem Papste das geistliche verleihe, daß daher die beiden Gewalten einander ebenbürtig seien. Dem staatsfeindlichen Grundgedanken aber, daß der Staat nur ein materielles, die Kirche aber ein geistiges Reich sei, wußten die Ghibellinen gewöhnlich nichts zu entgegnen.

Der Eine, Marsilius von Padua, welcher mit Berufung auf Aristoteles die einzige Hoheit des Staates kühn vertheidigte und der Kirche überhaupt mit Bezugnahme auf Christus selber alle Herrschaft über die Menschen absprach, ragt einsam und verkannt aus dem Mittelalter hervor.

Demnoch ist es sogar im Mittelalter der Kirche niemals gelungen, die Consequenzen ihrer Grundansicht durchzusetzen. Sogar damals fühlte sich der wenig bewußte Staat doch zu stark und zu selbstständig, um sich völlig, wie der Leib der Seele, so der kirchlichen Leitung zu unterwerfen. Das Leben widersprach der Theorie allenthalben. Die Könige und die Fürsten kümmerten sich nicht immer um die Forderungen der Hierarchie und bestanden oft mit ihr heftige Kämpfe. Wenn ein Fürst mehrere Söhne hatte, so war es allgemeine Familiensitte, daß der Aelteste, das künftige Haupt der Dynastie, dem Vater in dem weltlichen Fürstenthume folgte, und nur die jüngeren Söhne sich dem geistlichen Stande widmeten und nach bischöflichen Würden strebten. So hoch die Theorie die Kirche über den Staat, und die Geistlichen über die Weltlichen stellte, im Leben der Familie wurde dennoch der weltliche Beruf, die weltliche Macht und das weltliche Grundeigenthum den heiligen Ansichten des Clerikers vorgezogen.

Jene mittelalterliche Vorstellung ist allerdings in der Zeit der Kirchenreform erschüttert, aber sie ist damals noch nicht, wenigstens nicht von den Reformatoren, völlig aufgegeben worden. Die deutschen Reformatoren betonten wieder die Worte von Christus: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" und „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist". Sie widersprachen der angemaßten Herrschaft der Kirche über den Staat. Sie verwarfen die katholische mittelalterliche Ueberordnung der Geistlichen über die Laien und, indem sie ein allgemeines Priesterthum verkündeten, stellten sie die Laien den Geistlichen wesentlich gleich und nöthigten diese, sich der Staatsgewalt gleichmäßig zu unterwerfen. Der Staat allein, nicht die Kirche, hatte das Schwert der Gewalt zu führen. Die Priester hatten ein Amt, einen Beruf, einen Dienst, aber keine Gewalt. Gesetzgebung, Regierung, Gericht sind ausschließliche Rechte des Staates, nicht der Kirche.

Aber auch Martin Luther noch unterscheidet das geistige „Reich Gottes", das er freilich nicht mit der Kirche identificirt, und das „Reich der Welt", das ist der Staat. Der Staat erscheint ihm noch als die „mindere Ordnung", von

Digitized by Google

Gott geordnet, um der menschlichen Schwäche willen und um auch die Bösen zu bezwingen. Der Staat ist ihm zwar eine sittliche, aber auf die äußeren Dinge, „auf Leib und Gut", beschränkte Lebensordnung. Das seelische Leben zu leiten, hat Gott sich selber vorbehalten. Da hat er den Menschen keine Gewalt gegeben.

Die protestantische Augsburger Confession unterscheidet ebenso noch die geistliche Gewalt von der weltlichen wie Geist und Leib: Art. 28. „So nun die geistliche Gewalt ewige Güter der Seele anbietet und allein durch Wort und Sacrament geübt wird, ist sie unterschieden von weltlicher Gewalt, die leibliche Güter giebt und erhält, und wird mit leiblichem Zwang geübt.— Darum hindert oder irret auch geistliche Gewalt die weltliche Obrigkeit ganz nicht, denn das Evangelium schützet die Seele, weltliche Gewalt den Leib. Das Evangelium sagt von ewigen Dingen und Gütern der Seele und läßt die Obrigkeit äußerliches Regiment fassen und halten vom Leib und leiblichen Gütern und hat damit gar nichts zu thun, ohne allein daß es vermahnet, daß wir sollen derselben weltlichen Gewalt gehorsam sein und sollen wissen, daß der Stand Gott wohl gefalle, denn Gott habe ihn geordnet, dem leiblichen Leben zu gut".

Die mittelalterliche Ansicht von der leiblichen Natur des Staates und der geistigen Natur der Kirche ist zwar von der Praxis der Völker und von der Wissenschaft längst überwunden, aber sie wirkt trotzdem heute noch in vielen Köpfen fort und verwirrt die öffentliche Meinung. Die Jugend wird heute noch von den Geistlichen in der überlieferten theologischen Lehre unterrichtet. Der alte Irrthum hat die frühere Macht nicht mehr, aber die Wahrheit ist noch nicht allgemein erklärt und verstanden. Wir erleben sogar die Abenteuerlichkeit, daß die kecken Jesuiten in dem römischen Moniteur, der Civilta Cattolica, die Phantasie Innocenz III. wie eine ewige Wahrheit preisen und neuerdings verlangen, daß alle Staaten in dem römischen Papste ihr göttliches Oberhaupt verehren.

Es ist daher von eminenter Wichtigkeit, daß der berichtigte moderne Begriff vom Staat auch in weitere Kreise eindringe. Wäre der Staat nur der Leib, die Kirche aber der Geist, wo sollte denn der Staat seine Befugniß, die Schule zu gründen und zu leiten, hernehmen?

Stellen wir dem mittelalterlichen Irrthum die moderne Wahrheit in einigen kurzen Sätzen entgegen:

1. Staat und Kirche sind nicht zwei Seiten Einer Gesammtperson, sie verhalten sich nicht wie Seele und Leib.

Staat und Kirche sind vielmehr zwei Gesammtpersonen.

Beide haben eine leibliche Gestalt, denn beide haben eine sichtbare Verfassung und äußere Organe (Aemter, Behörden, Vertretungen).

Jede von beiden hat oft auch einen ihr eigenthümlichen Geist. Es giebt einen Staatsgeist und einen Staatswillen, wie es einen besonderen Geist der Kirche giebt.

2. Wenn der Geist der Kirche Religion ist und sich in dem Cultus und der Reinigung und dem Heiligen ihrer Glieder bewährt, so ist der Geist des Staates Politik und manifestirt sich im Recht und in der zweckmäßigen Förderung des Volkslebens.

Der Staatsgeist ist wesentlich Volksgeist und zwar selbstbewußter männlicher Volksgeist.

Der Geist der Kirche dagegen lehnt sich an die religiöse Offenbarung an und beruht mehr noch auf Glauben und Gemüth, als auf Denken und Wissen.

3. Der Staatsgeist ist sowohl seiner Hoheit, seiner Macht, seines Rechts und seiner Pflicht bewußt als der Grenzen, die er der Kirche gegenüber und den Individuen gegenüber zu beachten hat.

Er maßt sich nicht an, das religiöse Glaubensleben der Kirche zu beherrschen, so wenig wie er das wissenschaftliche, das künstlerische, das technische, das Familienleben der Individuen beherrscht. Er schützt, aber er bedroht nicht die religiöse und die individuelle Freiheit.

4. Der Staat leitet sein Recht nicht von der Kirche ab und hat die Quelle seiner Autorität nicht in dem verschieden gearteten Glauben der Menschen, sondern in der erkannten Nothwendigkeit der Volksgemeinschaft und in den Bedürfnissen der Volksentwicklung.

Der Staat ist nicht ein Glied noch der Diener der Kirche, sondern er steht ihr frei und selbstmächtig gegenüber. Er hat ein Recht, auch die Kirche, soweit sie ein äußeres Dasein hat und seine Rechtsordnung berührt, anzuhalten, daß sie die allgemein nothwendigen Bedingungen dieser Rechtsordnung respectire. Insofern steht der Staat über der Kirche, wie über allen Rechtsgebilden der Menschen.

Ueber die moralische Bedeutung des Infallibilitätsstreites in der katholischen Kirche für die Gegenwart.

Von Dr. F. Michels. (Braunsberg)

Unter der moralischen Bedeutung will ich die religiösen, die politischen, die philosophischen, die culturhistorischen, überhaupt alle tieferen und allgemeineren Beziehungen, womit die Thatsache in die realen Verhältnisse der Gegenwart eingreift, zusammengefaßt haben. Um mir nun die so umfassend gestellte Aufgabe durch einen festen Gesichtspunkt zu umgrenzen, erkläre ich mich vorab dahin, daß ich meinen theologischen, also auch confessionellen Standpunkt zwar einerseits innerlich nicht verleugnen, aber auch andererseits hier nicht hervorkehren werde. Ich will an die durch die vaticanischen Decrete und ihre Annahme von Seiten des Episkopates und des Clerus in seiner Gesammtheit geschaffene Sachlage herantreten wie an eine constatirte empirische Thatsache, die nun auf ihre Ursachen und ihre Wirkungen untersucht werden soll; und gerade in einer solchen Fassung der Aufgabe erkenne ich sowohl das dem Zwecke dieser Blätter Angemessene, als auch in der Möglichkeit ihrer Durchführung ein irgend wie großes Bruchtheilchen des Fortschrittes, den wir mit dem Kampfe gegen die Infallibilität zu machen im Begriffe stehen.

Untersuchen wir zuerst, in welche Kategorie wir die vaticanischen Decrete und ihre Annahme einzureihen haben, so sind wir nicht im Zweifel, diese Thatsache als eine Verfassungsveränderung, als einen Staatsstreich oder Kirchenstreich, wenn wir das Wort zulassen wollen, zu bezeichnen. Wir stehen jetzt in der katholischen Kirche genau so wie Frankreich nach dem 2. December 1851; und die Parallele ließe sich, wenn's darauf ankäme, in einer hinlänglich drastischen Weise durchführen. Ich weiße nur auf das Eine hin: daß in beiden Fällen die Berechtigung des Streiches in der „Rettung der Gesellschaft" von der Revolution und ihren Principien gesucht wird; daß Pius wie Napoleon ihren Absolutismus auf die dürftigen Massen stützen; und auch zwischen napoleonischen Präfecten und infallibilistisch-excommunicirenden Bischöfen möchte der Vergleich nicht allzu ferne liegen.

An diesem Begriffe einer Verfassungsveränderung, eines Kirchenstreiches, kann ich sofort die oben angedeutete Begrenzung meiner Aufgabe genauer bestimmen. Daß mit den vaticanischen Decreten eine Neuerung in die katholische Kirche gebracht ist, ist eine Sache der einfachen Verstandeserkenntniß, die sich die simpelste Logik nicht wird entreißen lassen. Ich erinnere nur an die klare Abfertigung der, bischöflichen Sophistik, die noch aus dem Ministerium Mühler hervorging, welche die einfache Thatsache constatirt, daß, wenn jetzt das persönliche und individuelle Urtheil des Papstes zu einer unfehlbaren Lehrentscheidung in der Kirche hinreichend sein soll, das etwas anderes ist, als wenn — wie bisher katholische Lehre war — die Befragung des Gesammtepiskopates die nothwendige Bedingung einer solchen Entscheidung bildet. Wer diesen, wenigstens dem Wortlaute nach bestehenden Unterschied nun leugnet, der muthet dem menschlichen Verstande zu, daß er auf sich selbst verzichten solle. —

Der theologische und also auch der confessionelle Charakter der Frage beginnt aber nun erst jenseits dieser unleugbaren

Digitized by Google

Thatsache, daß dem Wortlaute nach mit den vaticanischen Decreten etwas Neues ins Bewußtsein getreten ist. Die Infallibilisten ihrerseits behaupten, daß diese Neuerung eben auch nur dem Wortlaute nach bestehe; daß das jetzt Decretirte eben nur der klare Ausdruck für das im katholischen Kirchenbegriffe liegende und deshalb implicite immer vorhandene Princip sei. Wir, die wir dagegen opponiren, behaupten, daß dieses nicht der Fall sei, und daß die vaticanischen Decrete, wie sie einerseits durch eine weit und tief angelegte Intrigue in's Dasein gerufen, illegitim geboren und durch Gewalt und Trug zur Geltung gebracht sind, so mit dem ganzen katholisch-theologischen Bewußtsein in einem Widerspruche sind, der nur durch Unwissenheit, Unklarheit und bewußte Sophistik verdeckt werden konnte; und wir dürfen für uns in Anspruch nehmen, daß wissenschaftlich in diesem Angenblicke der Kampf zu unseren Gunsten so durchgeführt ist, daß im eigentlichen Sinne kein Gegner mehr aufzukommen wagt*) und die Infallibilität lediglich durch die auf ihre Autorität sich zurückziehenden Bischöfe mit Hülfe der dirigirten Massen und des commandirten Clerus oben gehalten wird. Ich brauche nur an die Enthüllungen über die Geschichte des Concils von Huber und Friedrich, an die kirchengeschichtlichen Ausführungen von Döllinger und Rainkens, an die biblische Nachweisung von Langen, endlich an die kirchenrechtliche von Schulte zu erinnern, um diese Behauptung wahr zu halten. Was meine eigene Auffassung der Sache vom philosophischen Gesichtspunkte angeht, so weiß ich wohl, daß es in diesem Augenblicke der Philosophie in der Theologie noch ungefähr ebenso geht, wie in der Naturwissenschaft; daß ich aber nicht zu irren meine, wenn ich auch das als ein wesentliches Symptom des zu gesunden Verhältnissen zurückführenden Umschwunges in der Gegenwart betrachte, daß die Philosophie und das selbstbewußte Recht des Denkens und die jogenannten realen oder empirischen Wissenschaften aufzuhören Miene machen, wie feindliche Gegensätze einander gegenüber zu stehen.

Mit dieser theologischen Seite, die ich meiner Aufgabe gemäß hier nur streife, steht in unmittelbarem Zusammenhange die confessionelle, die ich eben auch nur berühre, insoweit es unvermeidlich ist. Es ist aber schon allein für die Beobachtung interessant zu sehen, wie merkwürdig hier die confessionellen Interessen und Ansichten sich durchkreuzen. Die Infallibilisten steifen sich selbstverständlich auf die Behauptung, daß der jetzt decretirte päpstliche Absolutismus nur die regelrechte und unvermeidliche Consequenz des katholischen Kirchenprincipes sei; Männer wie Hefele, Maufcher und Hennben bringen unter dem Drucke der Thatsachen dieser Consequenz ihren Nacken; und die Jesuiten und Schulastiker baßiren darauf ihre sonnenklaren Beweise. Wen aber haben alle diese dabei zu ihren treusten Mithelfern und Genossen? Niemand anders als den landläufigen Protestantismus, der sich ja durch die Bank vielmehr darüber verwundert, daß wir eine katholische Opposition machen gegen die dogmatisirte Infallibilität, als er sich über die Dogmatisirung der Infallibilität verwundert hat, die ihm ja etwas für den katholischen Standpunkt so selbstverständliches erschien, daß er auf die ganze Sache irgend ein Gewicht zu legen kaum der Mühe werth hielt, und daß erst durch die in der Münchener Versammlung vom vorigen Herbste constatirte Thatsache, daß aus der Opposition gegen das Vaticanum sich der Kern einer positiven katholischen Reformbewegung herauswickelt, einigermaßen ihm die mögliche Bedeutung der Sache aufzudämmern begonnen hat. Diese Ansicht ist sehr verzeihlich, wenn man erwägt, bis zu welchem Grade thatsächlich Jesuitismus und Katholicismus identificirt waren; wie selbst durch ein Wagniß, wie die Dogmatisirung der unbefleckten Empfängniß Mariae, das katholische Bewußtsein nicht zu einer energischen Erhebung angeregt wurde.

Aber auffallender und interessanter ist die Beobachtung, daß dieses protestantische Connivieren mit der Infallibilität von zwei sehr entgegengesetzten Richtungen zugleich ausging; nicht allein nämlich von der conservativen Richtung, welche in der Infallibilität nichts als eine Verstärkung des Autoritätsprincipes erblickte, sondern auch andererseits von der liberalen Seite — wie z. B. Schusetka in seiner „Reform“ immer so entschieden die Consequenz der Jesuiten verfochten hat, daß man glauben könnte, er arbeite in ihrem Solde. Die Infallibilisten haben es denn auch nicht unterlassen, — man darf hinzusetzen, in ihrer Dummheit, — sich weidlich den Opponenten gegenüber auf diese protestantischen Stimmen, als auf die gesunde Vernunft, zu berufen. Aber in der That liegt hier ein sehr tiefer Zusammenhang; und wie schon Luther im Momente seiner Entscheidung einen Augenblick schwankte, ob er sich dem infallibelen Papste oder dem infallibelen Bibelbuchstaben in die Arme werfen solle, so kann man sich nicht wundern, wenn man heute die katholischen Infallibilisten und die protestantischen Conservativen an demselben Seile ziehen sieht. Es handelt sich um dasselbe Princip in verschiedener Form, um den egoistischen Widerstand des mit der höchsten Autorität identificirten Individuums gegen den Fortschritt der Wahrheit im menschlichen Bewußtsein. Ob das Individuum der infallible Papst, dem eine commandirte Hierarchie zu Gebote steht, oder der energische Reformator, der sein Ich (hoc volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas) durch das grossenbare Gotteswort sanctionirt, gilt gleich; das falsche Princip ist in beiden Fällen dasselbe. Ihm gegenüber steht nur der wirkliche Fortschritt der Menschheit in der Wahrheit; und ob der in diesem Augenblicke von Deutschland aus, welches ohne Zweifel darauf angewiesen ist, wie nur ein Volk vorher, getingen wird, das hängt nach meiner Ueberzeugung davon ab, ob die katholische Reformbewegung, welche die Offenbarung, das Christenthum und die Kirche in ihrem Wesen und Principe nicht aufsieht, und der deutsche Liberalismus, der den Ernst einer sittlichen Tendenz zum mindesten nicht verleugnet, sich zur gemeinsamen Action redlich die Hand bieten werden; was möglich ist, wenn auch die Ueberzeugungen noch nicht dieselben sind.

Auch für die rechtlichen Verhältnisse müßte, wie ich hier aber nur nebenbei anführen will, jenes einfachste, logisch unabweisbare Urtheil, daß mit den vaticanischen Decreten eine Neuerung eingeführt ist, maßgebend sein; speciell in Preußen. Denn kein Jurist wird anders urtheilen können, als daß durch diese Neuerung die Kirche als Corporation eine andere geworden ist, als die war, wonnit der Staat bisher zu thun gehabt hat. Und weiterhin könnte ich nimmer zugeben, daß er wollte, ohne Fehlgriff zu thun, diese rechtliche Anschauung außer Rechnung lassen dürfte. Doch die hohe Politik wird ja schon ihre Wege wissen; und die Verhältnisse werden von selbst auf die Berücksichtigung der Rechtsverhältnisse drängen. —

Ich greife daher zurück auf den Begriff der Infallibilität als einer Verfassungsveränderung in der katholischen Kirche, um nunmehr zur genaueren Betrachtung der Punkte zu kommen, die ich positiv in's Auge fassen wollte. Nach katholischer Anschauung hat die Kirche eine Verfassung, deren Form in ihren wesentlichen Grundzügen durch das Verhältniß von Primat und Episkopat auf unmittelbar göttlicher, im Evangelium bezeugter Institution beruht. In dieser Form ist die Mögsichkeit einer fluthenden Bewegung bedingt, deren äußerste, aber noch innerhalb des katholischen Kirchenbegriffes liegende Grenzen durch das extreme Episkopal- und das extreme Papalsystem bezeichnet werden. Zwischen beiden schwankt in Fluthungen, die mindestens nach halben Jahrtausenden zählen, die weltgeschichtliche Entwicklung der Kirche. Während in den ersten sechs bis sieben Jahrhunderten das Episcopalsystem vollständig herrscht, so daß die Primatialidee anfangs kaum in den leisesten Strichen erkennbar ist und noch ein Gregor der Große den Begriff eines Universalbischofes, der das extreme Papalsystem bedeutet, geradezu als eine Zerstörung der Kirche auffaßt. Darauf beginnt mit der Gründung des mittelalterlichen Papstthums die steigende Macht des Papalsystems bis zum vollen Siege desselben, welcher dann ihm selbst verhängnißvoll geworden durch die von ihm herbeigeführte totale

*) Als speciellen Beweis für diese Behauptung darf ich die soeben erschienene Schrift des sonst als gelehrten Theologen in Ansehen Stehenden ermländischen Domherrn Thiel anführen: „Meine Auseinandersetzung mit den Janusschriften,“ die als persönliche Rechtfertigung sehr schwach, in wissenschaftlicher Beziehung ein reines Armuthszeugniß ist. F. W.

Digitized by Google

Zerrüttung der Kirche, im Constanzer und Baseler Concil zur momentanen Hervorkehrung des Gegentheiles im Episkopalsystem führte.

Nach den richtigen Grundsätzen einer idealen moralischen Entwicklung, welche aus dem hinter ihr Liegenden die weltgeschichtliche Belehrung schöpfen soll, wäre jetzt die Ausgleichung der beiden Extreme angezeigt gewesen; und so etwas lag auch offenbar der deutschen und englischen Nation im Sinne, als sie, die damals ja noch nicht von fern an einen Abfall vom Papste dachten, auf dem Concil von Constanz — nach Beseitigung des Schismas — vor der neuen Papstwahl die Durchführung der Reformation an Haupt und Gliedern verlangten. Mit dem Mißlingen dieses durchgreifenden Reformversuches war die weitere Entwicklung entschieden. Dem Papstthum gegenüber, welches durch Abwehr der so nöthigen Reformation in der Kirche seine schon in einem Gregor VII. und Innocenz III. zwar große, aber zweideutige Stellung zu behaupten sucht, schlägt die jetzt gewaltsam zum Durchbruch kommende Reformation über die Grenzen des Episkopalsystemes hinüber; und der so zur Revolution umgeschlagenen Reformation gegenüber sehen wir nun endlich in der päpstlich gebliebenen Kirche durch die Infallibilitätserklärung den Absolutismus des Papalsystemes in seiner extremsten Form zum Vorschein kommen.

Das ist der geschichtliche Zusammenhang in seinen Grundzügen, die genauer auszuführen zwar hier nicht geboten ist, die wir aber im Auge haben müssen, um unser Urtheil für die Gegenwart zu informiren. Wir stehen, insoweit wir uns im Christenthume und in der Kirche denken — und wer von uns, selbst wenn er Jude oder Heide ist, vermag sich heute im welthistorischen und menschheitlichen Zusammenhange seines Bewußtseins außerhalb desselben zu versetzen ohne Utopien? — in der Bewegung, die mit der Reaction gegen das einseitige Papalsystem im Constanzer Concil begann. Das ideale Ziel, das damals in's Auge gefaßt aber nicht durchgeführt wurde, steht auch noch vor Augen; und so rasch und so unerwartet, wie sich die Erneuerung des alten deutschen Reiches unter unsern Augen vollzogen hat, so wenig brauchen wir daran zu verzweifeln, daß auch jenes vom Constanzer Concil her der deutschen Nation im alten Reiche selbst von den Päpsten verbriefte Recht, an die Unfehlbarkeit und die Allgewalt des Papstes nicht glauben zu brauchen*), noch in unseren Tagen in voller Kraft wieder aufleben werde.

Dabei ist allerdings noch eins zu bedenken, ohne welches die gegenwärtige Lage schlechthin nicht verstanden werden kann. Das mittelalterliche Papstthum auf dem Höhepunkt seiner Macht hat auch nicht den leisesten Versuch gemacht, seine Infallibilität in Glaubenssachen in der Kirche durchzusetzen. Erst im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert tauchen solche Meinungen einzeln bei den Theologen auf; erst die Jesuiten haben sie ausgebildet und in Cours gesetzt. Hand in Hand damit geht die Depotenzirung der kirchlichen Intelligenz durch die der aristotelischen Scholastik, speciell dem thomistischen Schulsysteme in der hierarchisch gewordenen Kirche beigelegte dogmatische Polizeigewalt; und wer ohne dies die gegenwärtige durch den unrühmlichen Fall des deutschen Episkopates herbeigeführte Lage zu verstehen meint, der irrt sich. Daß unter Episkopat wirklich mittelalterlich-hierarchische Gelüste im Herzen tragen sollte, das ist eine Lächerlichkeit, die man nicht vorbringen sollte. Aber auch die hierarchische Eitelkeit oder Devotion können unmöglich bei allen so durchschlagend sein, daß sie das mannhafte Gefühl der bischöflichen Pflichterfüllung so ganz überwogen hätten, wenn nicht ihre Intelligenz durch die scholastische Form der Theologie gebunden wäre.

Die Schwäche der scholastisch gebundenen theologischen und kirchlichen Intelligenz ist der zweite wesentliche Factor in dem Zustandekommen der gegenwärtigen Lage der Kirche. Die Infallibilität ist, um die Sache mit einem Worte drastisch zu bezeichnen, ein spätgeborenes Kind, welches der greisgewordene mittelalterliche Papalismus mit der schwachen Intelligenz des durch den Scholasticismus geknebelten kirchlichen Bewußtseins gezeugt hat. Ein so allgemeines Uebel, wie sich in der moralischen Impotenz der katholischen Hierarchie in dieser Sache offenbart hat, muß auch einen allgemeinen und tiefliegenden Grund haben, unbeschadet natürlich der speciellen Motive, die bei den Einzelnen gewirkt haben mögen.

Ich will bei dieser Reflexion über die Beherrschung der katholischen Intelligenz durch die Scholastik, — die, obwohl sie ohne Zweifel die tiefste Unterlage für die ganze Politik der Jesuiten bildet, doch in ihrer wahren Bedeutung für die Bewegung noch gar nicht recht gewürdigt wird, — noch einen Augenblick verweilen. Gerade durch sie wird, wenn ich nicht irre, uns der rechte Einblick in die auf dem Vaticanum spielende Intrigue eröffnet, der uns jetzt durch das interessante Tagebuch Friedrichs so sehr erleichtert ist. Ich mache nur auf folgenden Umstand aufmerksam. Die erste Vorlage, welche am 6. März 1871 über die Infallibilität direct durch den Papst an die Väter kam, sprach unverhohlen und gewissermaßen in einem barschen Tone die vom Papste aus eigener Machtvollkommenheit in Anspruch genommene Unfehlbarkeit aus. Wahrscheinlich ist dieses dieselbe Form, welche man ursprünglich per acclamationem durchzubringen hoffte. Der Tenor dieser Vorlage trug wesentlich dazu bei, der beginnenden Opposition die Augen vollends zu öffnen; und man kann mit Sicherheit behaupten, daß die Infallibilität auch nicht soweit, wie es nachher dem Scheine nach geschehen ist, conciliatrisch durchgebracht wäre, wenn man nicht ein Mittel fand, den ungeheuren Anstoß, den die persönliche und die separirte Unfehlbarkeit des Papstes, die in jener eigenen Machtvollkommenheit so brüsk hervorgetreten war, erregt hatte, zu beseitigen. Diesen Dienst leistete aber eben die scholastische Auffassung, wonach die (im Sinne des mittelalterlichen Papstthums ganz monarchisch und absolut ausgestattete) Verfassungsreform der Kirche mit der Kirche selbst, mit dem Wesen der Kirche verwechselt wird; denn scholastisch ist die Form das Wesen, so daß ganz leise die Unfehlbarkeit der Kirche in die Unfehlbarkeit des Papstes hineinschlüpfen konnte. Und diese Form ist es, die in verschiedenen Uebergängen allmählich zu der jetzt recipirten Form ausgestattet wurde, so daß allen, welche sich selbst täuschen, oder sich täuschen lassen oder andere, zumal die an Gehorsam gewöhnte Masse des Clerus und des Volkes, täuschen wollten, die Arbeit sehr leicht gemacht war.

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich meine, in meiner Schrift: „Der häretische Charakter der Infallibilitätslehre", die Lage der Sache im katholischen Bewußtsein durch den Vergleich mit der richtigen Erkenntniß des Sonnensystemes zu verdeutlichen gesucht habe. Wie hier auf Grund des sinnlichen Scheines eine falsche Theorie sich bildet, die nun eben als bestehende Formel eine so schwer zu durchbrechende Macht des Vorurtheiles bildet, so hat auf Grundlage des mittelalterlichen Papalsystemes mit Hülfe der Scholastik eine dürftige und schiefe Theorie über die Kirche sich gebildet, mit Hülfe derer schließlich auch der sicher in seinem Kerne redlich gemeinte Widerstand der Opposition gegen die Jesuiten-Intrigue unterlegen ist.

Soweit glaubte ich Auffassung der Sache von meinem, wenn man will, confessionell katholischem Gesichtspunkte aus präcisiren zu müssen, um nunmehr mit unbefangener Sicherheit die Erwägung ihrer Bedeutung als reiner Thatsache im Lichte der „Gegenwart" aussführen zu können.

Den rein geschichtlich-thatsächlichen Werth derselben werde ich in dem folgenden Artikel besprechen.

*) Vergl. darüber die Schrift von Friedrich: „Das der deutschen Nation gewährleistete Recht, an die päpstliche Unfehlbarkeit nicht zu glauben."

Aus Deutsch-Lothringen.

Metz, Anfang März. Eigentlich heißt es nicht mehr Deutsch-Lothringen, sondern kurzweg Lothringen, und zwar nach dem neulichen Erlaß des Reichskanzler-Amtes, das auch aus dem früheren Präfecten einen Bezirkspräsidenten gemacht hat. Aufrichtig gestanden, gefällt mir diese Aenderung nicht sonderlich und Viele theilen

Digitized by Google

meine Ansicht; das Beiwort „Deutsch" hätte ich gar gern dem neuen Reichslande gelassen, schon um uns stets und aller Orten daran zu erinnern, daß es endlich wieder deutsch geworden, und dann auch um es von Französisch-Lothringen zu unterscheiden. In letzter Beziehung würde dadurch auch zugleich den Franzosen das lose M—lindchen gestopft werden, die jetzt behaupten, man sage deshalb Lothringen schlechthin, weil man deutschfeige, nächstens auch den französischen Rest des Landes zu annectiren. Doch das ist höchstens zum Lachen und das kaum; und man hätte überhaupt viel zu thun, wenn man sich die Mühe geben wollte, jeden derartigen Unsinn, der hier auftaucht, ernsthaft zu widerlegen.

Mit dem neuen Titel des obersten Verwaltungsbeamten ist es ähnlich und hier bin ich wirklich der Meinung, — aus schuldigem Respect vor dem Reichskanzler-Amte will ich aber doch lieber sagen: der unmaßgeblichen Meinung, — daß der Titel Präfect voller und nobler lautet als Bezirkspräsident, vorzüglich in der Uebersetzung, wo Bezirk mit district wiedergegeben werden muß, was entschieden für französische Ohren zu klein und zu gering klingt. Monsieur le Préfet hieß es, wie überall in Frankreich, so auch hier früher, und das hatte für die guten Leute in der Provinz Alles. Monsieur le Préfet war in ihren Augen der Repräsentant des Kaisers; wo er sich sehen ließ, war es wie ein „Sesam öffne dich", ja unter den Bauern auf dem Lande gebrauchte man häufig die Phrase: „comme le bon Dieu en personne". Es war auch stets ein hochvornehmer Herr, der täglich nur zu einer gewissen Stunde Audienz gab, zu welcher man noch obendrein vorher eine schriftliche Eingabe machen mußte und dabei riskirte, gar nicht vorgelassen zu werden. Höchstens, daß man seinen Alter ego, den General-Secretär, zu Gesicht bekam, der aber auch ein steifes, kurzangebundenes Gesicht machte und den Chef mit möglichster Treue copirte, schon weil er hoffte, über kurz oder lang gleichfalls Präfect zu werden. Was die Arbeit, also die eigentliche und ernste Seite seiner Stellung betraf, so überließ der Präfect dieselbe in der Regel seinen Beamten, die sich ihrerseits wieder, je nach der Stufe, die sie auf der hierarchischen Leiter einnahmen, gewissenhaft darin theilten, und zwar so, daß je tiefer Einer stand, er um so mehr und mithin der letzte Schreiber am meisten zu thun hatte. Die große Maschine ging trotzdem vortrefflich, denn ihre Räder waren gut geschmiert; in Paris wurde sie aufgezogen und den Schlüssel dazu hatte der Minister in der Tasche.

Tempi passati! Jetzt ist das Alles anders geworden — ganz anders. Der deutsche Präfect, der bis zum 1. Februar d. J. noch denselben Titel führte, hatte von dem französischen eben nur noch diesen, aber sonst nichts behalten. Er war unter allen seinen Beamten der erste und eifrigste Arbeiter, er repräsentirte vorderhand nichts weiter, als deutsche Ehrenhaftigkeit, Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit und insofern auch, wenn man will, seinen kaiserlichen Herrn; man bedurfte keiner langen und umständlichen Präliminarien, um bei ihm vorgelassen zu werden, im Gegentheil, er empfing Jeden ohne Ausnahme mit Wohlwollen und Güte und war überhaupt das, was der Chef einer großen Verwaltung der Wahrheit und dem Wesen und nicht blos dem Scheine nach sein soll. Die Franzosen machten gewaltige Augen, als sie diese Aenderung gewahrten, auch sparten sie anfangs ihre kritischen Bemerkungen nicht; als sie aber schon nach den ersten 6 Monaten den praktischen Erfolg sahen, strichen sie die Segel und räumten erst leise, dann aber immer lauter, ein, daß es mit dem deutschen Regiment doch etwas anderes sei, als mit dem französischen. Daß sie dabei für deutsch stets „preußisch" sagten und vielfach noch sagen, lassen wir ihnen gern hingehen; auf das Wort kommt es und ein vorliegenden Falle weit weniger an, als auf die That. Und deshalb (das ist zugleich meiner ziemlich langen Rede kurzer Sinn) wollen wir auch an dem neuen Titel „Bezirks-Präsident" keinen weiteren Anstoß nehmen und uns mehr an die Bedeutung, als an den Klang desselben halten. Und wenn ich nun noch, speciell für Metz, einen Zusatz machen möchte, so wäre es der: daß wir hier mit unseren Präfecten bis jetzt Glück und Unglück gehabt haben — Glück, denn wir hatten immer sehr tüchtige Männer, die es verstanden, sich auch außerhalb ihrer amtlichen Sphäre durch ihr humanes und zugleich würdiges Benehmen Achtung und Sympathie zu verschaffen, — sogar bei der französischen Bevölkerung, was wahrlich nicht wenig sagen will, — und Unglück, weil sie, nach einem verhältnißmäßig kurzen Aufenthalte, uns immer wieder verließen. So haben wir hier bereits den Grafen Heutel und die Freiherren von Könneritz und Gutschmid gehabt, die sämmtlich das beste Andenken hinterlassen haben und deren Abgang, namentlich der des Letztgenannten, allgemeines Bedauern erregte; hoffen wir, daß der vierte, bisherige Regierungspräsident in Wiesbaden, Graf Eulenburg, der unwerdings zum Bezirks-Präsidenten für Lothringen ernannt wurde, länger bleibe; und das um so mehr, als demselben der Ruf eines ausgezeichneten Staatsbeamten und auch sonst vortrefflichen Mannes vorauseilt.

Doch jetzt zu etwas Anderem und zwar zu demjenigen Gegenstande, der hier augenblicklich im gesellschaftlichen Leben obenan steht, und den ich bereits am Schlusse meines letzten Briefes flüchtig andeutete: die italienische Oper. Wer und vor sechs Monaten, als wir dem beginnenden Winter, in Bezug auf unser leerstehendes Theater, mit trauriger Resignation entgegensahen, gesagt hätte, daß wir noch im Laufe der Saison einen wirklichen und echten italienischen Impresario mit einer bedeutenden Künstlertruppe in unseren Mauern besitzen würden, der wäre gewiß mit Kopfschütteln oder mit ungläubigem Lächeln empfangen worden. Und doch ist es so gekommen ... durch einen eigenthümlichen Zufall allerdings, und zwar mit zwei Worten so: Die bekannte Gesellschaft Lorini vom Berliner Victoria-Theater war durch plötzliches Verschwinden ihres Directors auf's Trockene gesetzt worden. Ein Major der hiesigen Garnison, ein geistreicher, kunstverständiger Mann, der eine ebenso geistreiche und kunstverständige Gattin besitzt und sich mit ihr zufällig in Berlin befindet, macht zufällig an der Table d'hôte die Bekanntschaft einiger Mitglieder dieser Künstlergesellschaft .... „Wenn Sie doch einmal feiern und nichts zu thun haben, so sollten Sie zu uns nach Metz kommen und dort einen Cyclus von Vorstellungen geben; wir werden schon für guten Empfang und für ein volles Haus sorgen" .... Gesagt, getan. Die Gesellschaft constituirt sich unter dem Impresario Barezi auf's Neue, vier Damen, unter ihnen die Castri und Gouriest, sechs Herren, unter ihnen Harvin, Bruni und Zimelli (in Berlin bei den dortigen Opernfreunden gewiß sämmtlich bekannte und beliebte Namen) — und eines schönen Morgens werden wir hier in Metz mit einem großen Anschlagzettel an allen Straßenecken überrascht: Opera italiana. Zugleich gehen Subscriptionslisten umher, um dem Unternehmer wenigstens die ersten zwölf Vorstellungen einigermaßen zu sichern, und durch eine hohe Betheiligung wird ihm vom Ober-Präsidium zu Straßburg gleichfalls eine Subvention bewilligt. Signor Barezi ist unterdessen von früh bis spät in Bewegung; er verschreibt Choristen aus Mailand und Costüme aus Paris und läßt gleichfalls aus Paris den Signor Accursi kommen, den ehemaligen Kapellmeister der dortigen italienischen Oper. Dieser setzt aus den verschiedenen Musikcorps der hiesigen Regimenter, in denen sich bekanntlich die tüchtigsten Kräfte und mehrere wirkliche Künstler befinden, ein Orchester zusammen und einige Tage später können bereits die Proben beginnen. Glücklicherweise war der Theatersaal selbst schon im Januar vollständig restaurirt worden, so daß von dieser Seite alles zum würdigen Empfang des Publicums fertig war. Die Bühne und der Zuschauerraum hatten nämlich während der Belagerung als Lazareth gedient .... mehr als 400 Betten waren dort monatelang aufgeschlagen gewesen, sogar in den Logen hatte man Verwundete installirt und im Foyer wurden die Amputationen vorgenommen. Zur Nachtzeit trug man dann oft eine verhängte Bahre hinaus, von zwei oder vier Soldaten gefolgt: ein armer Camerad, der seinen Wunden erlegen war und den man schnell und ohne Sang und Klang auf dem nächsten Kirchhofe be-

Digitized by Google

stattete. Doch lassen wir diese traurigen Erinnerungen: man wird hier nur unwillkürlich auf Schritt und Tritt daran erinnert und von Grauen und Entsetzen erfüllt, wenn man an diese fürchterliche Vergangenheit denkt, die noch zu nahe liegt, als daß der Schleier des Vergessens schon jetzt die vielen tausend Gräber, ach! und die vielen tausend trauernden Herzen mitleidig verhüllte. Genug!.... vorüber!

Endlich kam der große Tag der Eröffnung; es war der 18. Februar und ich habe ihn mir in meinem Kalender roth angestrichen, denn er bleibt für meinen Meyer Lustenthalt, der, unter uns gesagt, in gesellschaftlicher Beziehung bis dahin nur wenig Heiteres und Erfreuliches brachte, ein bedeutendes, unvergeßliches Datum. Die Oper, mit welcher die Gesellschaft ihre Vorstellungen eröffnete, brauche ich wohl kaum dem Leser zu nennen, denn wenn eine italienische Truppe irgendwo auftritt, so beginnt sie stets mit dem „Trovatore". Das Debüt war übrigens brillant, einzelne Mitglieder, so namentlich der Bassist Zimelli und die Coloraturssängerin de Castri, können sich den ersten Künstlern recht gut an die Seite stellen. Das Publicum war ein zahlreiches und gewähltes, allerdings fast nur ein deutsches, denn die hiesigen Franzosen hatten sich das Wort gegeben, nicht hinein zu gehen. Sie machen noch immer die Faust in der Tasche und grollen und schmollen, wie unartige Kinder, die die Ruthe bekommen haben und nun eigensinnig im Winkel sitzen bleiben und nicht um Verzeihung bitten wollen. Hier war die Gelegenheit zu einer kleinen unschuldigen Opposition allzu günstig, als daß sie dieselbe nicht sofort benutzt hätten. Und es ging damit wieder wie mit den Trauerkleidern, von denen ich in meinem ersten Briefe sprach: gar Manche wären gewiß gerne hineingegangen, wenn sie nur geburft oder es nur vor den Anderen gewagt hätten, aber das Mot d'ordre war gegeben und eine Verletzung desselben wäre ein Verrath des Heiligsten gewesen. Nur ganz vereinzelt saß hie und da in einer dunklen Parquetloge ein Franzose, dem der Maestro Verdi lieber war als die alberne Rancüne; doch ich werde mich wohl hüten, ihn zu verrathen. Französische Damen, wenigstens aus der guten Gesellschaft, waren nicht erschienen; aber auch das war kein weiteres Unglück, denn man sah trotzdem überall elegante Toiletten. In diesem Punkte haben nämlich unsere deutschen Damen schon von den Französinnen profitirt.... wohlab auch nicht? Selbst vom Feinde kann man das Gute annehmen und vollends von der Feindin, wenn auch nur die Kunst, sich hübsch und geschmackvoll zu kleiden; und dann ist ja auch die Feindschaft gar nicht so groß, wie man auf den ersten Blick glauben möchte.

Wir dagegen amüsirten uns vortrefflich, riefen tapfer ein lautes Bravo! und auch in den üblichen Variationen mit a und i: Brava! Bravi! schon um zu zeigen, daß wir der italienischen Oper, als solcher, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen wollten. Bei den späteren Vorstellungen (natürlich Rigoletto, aber dann auch Donizettis Lucia u. s. w.) wurden wir immer kühner und warfen Blumen und Bouquets; einer meiner Landsleute, ein junger Enthusiast, hat sogar ein Gedicht auf die Castri gemacht, aber dessen Namen werde ich mich erst recht hüten, zu verrathen. Das Gedicht war übrigens in deutschen Versen, so daß die Gefeierte es nicht verstehen konnte, doch die Huldigung war ja dieselbe. Ueberhaupt sind wir hier, natürlich unbeschadet unserer echtdeutschen Gesinnung in mehr als einer Beziehung auf einmal ganz italienisch geworden. Bei Chevet, unserem ersten Restaurateur (Mey hat nämlich auch einen Chevet, noch dazu einen Vetter des Pariserd im Palais Royal) wird seitdem auffallend viel Maccaroni à l'italienne gegessen und im Café parisien viel Refresco getrunken; die milde Lenzluft nennen wir eine südliche und den blauen Himmel einen italienischen, und wenn wir auf der Promenade den Primabonnen begegnen und uns mit ehrerbietigem Gruße nach ihrem Befinden erkundigen, so riskiren wir sogar ein melodiöses, für ungeübte Zungen indeß nicht eben leichtes s rivederci. Und mit demselben Wort, aber auf ehrlich deutsch, nehme ich für heute Abschied vom Leser, denn ich habe den mir zugewiesenen Raum schon fast überschritten .... Auf Wiedersehen!

Adolf Ebeling.

Correspondenz.

Aus Wien, Anfang März. [Ein ministerielles Zungengefecht.] Seit Wochen schon ging die Sage von einem scharfen Rencontre zwischen dem gewesenen und dem amtirenden Ministerpräsidenten. In allen Zeitungen stand zu lesen, Fürst Auersperg habe, einer Deputation aus Graz gegenüber, das System seines Vorgängers schlechthin als „verwerflich" bezeichnet. Die gute „Wiener" Tante brachte kein Dementi; auch erschien die Sache an und für sich glaubwürdig genug, da ein „ehrlicher Mann" wie Auersperg gegen den schleichenden Jesuitismus der „Fundamentalartikel"-Aera einen Ekel hat, aus dem er ja selbst unter Hohenwart als Landeschef Salzburgs in officiellen Reden so wenig ein Geheimniß machte, daß die Amtszeitung sich genöthigt sah, dieselben vor dem Abdrucke einer ausgiebigen Censur zu unterwerfen. Andererseits nun spukt Graf Hohenwart — schon seiner ganzen äußeren Erscheinung nach ein echter „Elias Krumm", wie er mit der langen, hageren, in der Mitte entzweigebrochenen Gestalt als Urtypus eines Tartuffe auf der Bühne dargestellt zu werden pflegt — fortwährend hier in Wien herum. Er geht aus und ein in den Bureaus des „Wanderer", der trotz alles Leugnens einerseits an die Familie, oder Dynastie (?) Czartoriski, andererseits an die Prager „Zionsstenska Banka", die erste rein czechische „Gründung", verkauft ist. Welch ein Ereignis die Excellenz also abpaßt und beschleunigen möchte, liegt auf der Hand.

Natürlich aber hat der gestürzte Jesuit auch tausend Wege und Canäle, um mit bei Hofe zu erscheinen und dort seinen Einfluß geltend zu machen. Denn das ist ja eben das Eigenthümliche unserer Zustände, daß gerade die allerhöchsten Kreise sich nicht leicht eine Gelegenheit entgehen lassen, so recht coram populo zu zeigen, daß alle ihre Sympathien mit der böhmischen Concordatssippe gehen, während man, leider Gottes, vorübergehend deutsche Josephina regieren lassen muß. Giebt es doch nicht ein Diner, nicht einen Ball bei Hofe, wo nicht Graf Leo Thun, der „Concordatsvater", in demonstrativster Weise aufgezeichnet und der anwesenden Crème der Gesellschaft so recht handgreiflich gezeigt werde, um wie viel theurer er gewissen Herren ist, um wie viel näher er ihnen steht, als ein blos officieller, nicht aber officiöser Minister. Es lag daher gar nichts Unwahrscheinliches in dem Gerüchte, Hohenwart habe sich beim Kaiser direct über den Fürsten Auersperg beschwert und dieser letztere, der, wie gesagt, noch niemals dessen Hehl gehabt, daß er als Cavalier einen tiefen sittlichen Widerwillen gegen die Römlingsbrut hat, keineswegs blos als Partei- und als Staatsmann ihr politisches Programm verwirft — Auersperg habe dem Monsieur Elias Krumm, der ihn hinter seinem Rücken bei Sr. Majestät „verpetzt", durch einen Dritten kurz und bündig sagen lassen: „er sei K. K. Major gewesen und noch Major in der Armee."

Allein diese Andeutung, unter „Gentlemen" verständlich genug, hat keinen Sinn gegenüber der Prager Couleur, die zwar ganz vortreffliß Privatbriefe und amtliche Actenstücke zu stehlen, auch Straßenscandal gegen Deutsche und Juden zu arrangiren weiß, dagegen einen angeborenen Abscheu vor Blut hat. „Sie weiß sich trefflich mit der Polizei, doch mit dem Blutbann schlecht abzufinden." Kaiserliche Rescripte, die ihnen nicht zusagen „auf weichem Papier in Octavformat, hundert Stück zu 5 Kr." verkaufen lassen, das verstehen die böhmischen Hochtories vortrefflich. Beilaufig, wunderbarer Weise, thut selbst das ihrem Credite bei Hofe nicht den mindesten Eintrag: so sehr ist man in den Kreisen, welche dies Bubenstück unmittelbar betrifft, geneigt, nach dem Grundsatze, daß der Zweck die Mittel heiligt, Alles zu entschuldigen, was indirect

Digitized by Google

der Absicht dient, das Concordat wieder zum einzigen Staatsgrundgesetze unserer Monarchie zu erheben! Aber Blut — denken die frommen Herren — „Blut ist ein gar besonderer Saft“ ... wenigstens wenn ihr eigenes Blut in Mitleidenschaft gezogen werden könnte. Mit dem der anderen Leute freilich sind sie verschwenderisch genug — siehe Windischgrätz, den großen Stadtebombardirer! Also war Excellenz Hohenwart auf vielem Ohre taub und antwortete dem Fürsten erst nach einigen Wochen indirect durch einen Schreibebrief an den großen Slovenenführer in Laibach Dr. Costa, worin er mit Zuversicht erklärte, trotz aller erzwungenen Scheinerfolge sei Auersperg schon heute ein todter Mann.

Der famose, nicht Erfinder, nein, nur Regisseur der Fundamentalartikel vertraut dem nicht minder großen Entdecker des „Schrift-Slovenischen“, von dem die widerhaarigen Krainer Bauern noch heute nach einem vollen Decennium keine Sylbe zu verstehen behaupten, das süße Geheimniß an, daß sein, Elias Krummö, System binnen Kurzem siegen werde. Ja, wenn die abgetaktelte Excellenz nur erst wüßte, welches System sie denn eigentlich hat! Sie hat den Prager Gesellen als willenlose Marionette gedient und wohin diese sie dirigirten, davon hat schließlich Graf Hohenwart gerade so wenig eine Ahnung gehabt, wie der sprüchwörtliche Sonntagsreiter von dem Ziele, dem ihn sein Roß zutrug. Noch existirt im Ministerium des Innern eine Staatsschrift, die Hohenwart als Statthalter von Krain aus Laibach an den Minister des Innern Giskra gerichtet und worin er sich mit schneidendem Hohne über die Bestrebungen der slovenischen „Litiputaner“ ausläßt, also recht eigentlich „sein System“ des Föderalismus in gröblichster Weise verspottet. Wie der Absender, so der Adressat des Briefes. Derselbe Simson des slovenischen Zukunftsstaates, Dr. Costa, der heute im trauten Vereine mit dem Grafen Hohenwart für die Fundamentalartikel schwärmt, lief hier vor zwanzig Jahren in Wien von Pontius zu Pilatus, um unter dem strammen Centralisten- und Germanisatoren-Dioskurenpaar Bach-Thun eine Anstellung zu erbetteln, und machte vor zehn Jahren, unter Schmerling, dem Juristentage den Hof mit einem breiten schwarz-roth-goldenen Bande auf der Brust. Solche Leute reden von ihren „Systemen!“

Und dennoch ... wenn auch nicht im Sinne, wie Graf Hohenwart es meint, Alles was die Verfassungspartei thut und treibt, arbeitet nur dem Föderalismus in die Arme — freilich nicht jenem Föderalismus, an dem unser Elias Krummö mit seinen böhmischen und römischen Spießgesellen sich seine Suppe zu kochen hofft; sondern dem furchtbaren Zersetzungsprocesse, in dem sich das tragische Geschick einer der ältesten Monarchieen Europas vollzieht. Nicht der Schatten einer Schuld trifft hierbei Auersperg und dessen Collegen. Ueberhaupt kein einzelner Mensch trägt die Verantwortung: es ist die Nemesis des Verhängnisses, die hereinbricht über die Verbrechen der ferdinandeischen Aera. Daß die hinkende Strafe den Frevler spät zwar, darum aber nicht minder sicher erreicht: das Sprüchwort findet hier seine Bestätigung im grobartigen historischen Stile. Auch so treue Patrioten, wie Auersperg, die einen klaren Einblick in die Situation und den redlichen Willen haben, einen Ausgang daraus zu finden, verstricken uns nur tiefer und tiefer in die Maschen des Netzes, das sie zerreißen wollen, weil dasselbe dem Staate jeden gesunden Lustzug benimmt. Ein Oesterreich ohne Verfassung verfällt unrettbar dem Chaos; ein Minister, der die Staatsgrund- und namentlich die confessionellen Gesetze schützen will gegen die böhmischen Unholde, muß um jeden Preis Frieden schließen mit den Polen, weil ihn sonst, zumal bei der Stimmung und Strömung, die am Hofe herrscht, die vereinten Bemühungen und Intrigiren der Thun und Clam, der Sapieha und Jablonowski im Verein mit den Römlingen von Profession über Nacht wegblasen.

Das sind elementare Wahrheiten; und elementar ist es deshalb, daß Fürst Adolf Auersperg mit Galizien „ausgleichen“ muß, wie Beust mit Ungarn ausgleichen mußte. Aber wer nicht den Vogel Strauß spielt, der kann auch wieder unmöglich verkennen, daß hierdurch wahrlich nicht eine Consolidirung des Reiches und, was damit identisch, eine Bereichtung der erbgesessenen Jesuiten-Allmacht angebahnt wird. Im Gegentheil, das Staatsschiff treibt mit Rapidität vorwärts in der Richtung, die Hohenwart auf Befehl seiner Auftraggeber eingeschlagen — daß Fürst Auersperg dabei auf dem Verdeck in entgegengesetzter Richtung einherschreitet, ändert nichts an dem Course des Fahrzeuges selber. Nochmals, der Ausgleich muß sein: aber hindert das, daß der Ausgleich Galizien den polnischen „Herren“ und Jesuitenbeschützern, den Goluchowski, Wodzicki, Czartoristi u. s. w. als wohlfeile Beute preisgiebt? Gleichzeitig werfen in Ungarn die Alteonservativen den Deakisten für die bevorstehenden allgemeinen Neuwahlen zum Landtage den Fehdehandschuh hin, jedenfalls nicht ohne Erfolg: Ungarn ein „katholischer Staat“ ist ihr Programm. Wenn nun in Pest die Esterhazy, wenn in Lemberg die Sanguszko und Grocholski, lauter Jesuiten, die Proseß gethan, das Heft in Händen haben: welcher Vernünftige mag dann zweifeln, daß auch in Prag die schwarze Internationale wieder Obermasser bekommen muß? „Die Katz' fällt halt immer auf die nier Beine“; und Oesterreich kann überhaupt nur als Jesuitenstaat bestehen. Wenn aber die Patres, die der „eiserne Kanzler“ aus dem „Reiche“ verjagt, erst das „autonome“ Galizien überschwemmen und dort die unter der Asche glimmenden Funken zur hellen Flamme anblasen: dann dürfte auch die Freundschaft mit Deutschland ihren längsten Tag hinter sich haben!

Literatur und Kunst.

„Schwäbische Dichterschule?“

Wie oft ist diese Bezeichnung, ohne daß dem Wort ein factisch zu erweisender Begriff zu Grunde läge, gebraucht worden, und wird noch heute zu Ehren und Spott gebraucht! zu Ehren, indem man ausdrücken wollte, daß ein gewisses Gemeinsame, nach Stoff und Behandlung der Stoffe Gemeinsame, bei den schwäbischen Dichtern, die man mit dieser Bezeichnung umfaßt, vorhanden wäre, ein Specificum, das sie unter Vorgang eines maßgebenden Musters verbände und auszeichnete, und zu Spott, indem man dieses Gemeinsame in einer gewissen gutmüthigen Schwäche, einer in sich verliebten beschränkten Beschaulichkeit gefunden zu haben behauptete.

Nun gehört es gewiß zum Begriff einer Schule, daß unter einem bestimmten meisterlichen, oder für meisterlich gehaltenen Vorgang sich Jünger sammeln, die dieses Gemeinsame mit bewußter Absicht als ein Bindendes hegen und pflegen, es für das Maßgebende überhaupt nehmen und gegen seine Bezweiflung kämpfen. Bei der Bezeichnung „schwäbische Schule“ käme noch dazu, daß die zum Schulbegriff sich verbindenden „schwäbisch“ auch der Geburt nach wären.

Man hat, weil man allerdings den Schwaben Schubart und den Schwaben Schiller, den Stürmer und den Classiker, in die Begriffsschöpfung der „schwäbischen Dichterschule“ herein nicht brauchen konnte, mit Uhland angefangen, ihn so ziemlich als Mittelpunkt und Meister der Schule („Meister“ oft auch in abweichendem Sinn) dargestellt, den bedeutend ältern Fr. Hölderlin, weil er einmal ein Schwabe ist, hereingezogen, dann die altersverwandten Freunde und Studiengenossen Uhlands, Kerner, Schwab, Mayer zugetheilt, Wilhelm Hauff, beide Pfizer, Mörike, Hermann Kurz und Namen von noch jüngerem Datum nachgetragen, weil nun einmal schwäbisch „gerichtet“ weil eingetheilt, weil classificirt sein mußte. Kam es auch, daß man das Wort Schule mehr zu meiden für gut fand, so ist doch der „schwäbische Dichter“ noch eben so oft, als er in der ganz natürliche Bezeichnung der Abstammung ist, auch der Vorwurf jener „Beschränkt-

Digitized by Google

heit", jenes Mangels an weiterer, an universellerer Lebenauffassung oder befreiterer Gestaltungsgabe.

Hat nun aber Uhland irgendwie sich schulbildend verhalten und verhalten wollen, oder haben seine Freunde aus ihm und seiner Nachfolge „Schule" gemacht? Ja, wenn man eine recht weite nimmt, und weit müßte ein Dach wahrhaftig sein, unter welchem sich alle die Namen der genannten ungezwungen vereinigen sollten —; das aber wäre der weitere Begriff der Poesie überhaupt, nur müßte dann freilich die Bezeichnung „schwäbisch" fallen, und sie muß fallen. Denn was haben jene Namen Landsmannschaftliches und Schulmäßiges mehr gemein als jenen ersten Lokalanstrich, den jede Provinz ihrem Kinde verleiht, der allerdings in Gefühls- und Ausdrucksweise, in dieser und jener Hin- und Abneigung sich verräth, der hier mehr zur Bergnatur, dort mehr zu Seeluft, hier mehr zum ländlichen, dort mehr zum städtischen Leben sich hinneigt, der aber — und das ist die Hauptsache — der, wo ein wirklicher Dichter vorhanden, so in's Allgemeine sich weiten und doch so in's persönlich Eigenthümliche sich vertiefen muß, daß nicht der Idiote den Poeten, sondern den Idioten der Poet beherrscht. Wo aber dieser oben ansteht, so daß sein provinzialer Hauch nur eine zeigende Zufälligkeit erscheint, da sollte, denke ich, das Prädikat eines nationalen und nicht eines provinzialen Dichters am Platze sein, und das sollte, wenn seine Mit- und Nachstrebenden, die Kraft haben, eigenthümlich zu bilden, auch dann die Rede von „Schule" nicht werden, wenn sie selbst Einen unter ihnen für den Meister erklären und in Stoffwahl wie in Vorliebe für gewisse Formen ihm verwandt sein sollten. Wie viele aber werden bestreiten, daß Hölderlin, daß Uhland oder Hauff, daß Kerner oder Mörike jeder auf seine Weise meisterlich zu sein gewußt haben?

Goethe, welcher in seiner Beurtheilung Pfizers ein so schlimmes Wort über Uhland geprochen, hat ihm, ohne es zu wissen und wollen, doch ein großes Lob ertheilt. Denn Göthe ist es, der an einem andern Ort von der Poesie sagt, daß sie auf „einer gewissen gutmüthigen, ins Reale verliebten Beschränktheit" beruhe. Wer aber wagt es zu leugnen, daß z. B. Uhland, mit bewußtem Ernst vor der breitspurigen kosmopolitischen Weltbetrachtung flüchtend, seinen poetischen Schwerpunkt darin suchte, daheim desto wahrer und faßlicher zu sein, seiner Natur und seinem Volk ihr geheimstes Eigenwesen abzulauschen, insbesondere seine Balladenstoffe in eine Form zu gießen, die dem Volke mundgerecht wäre, wie ihm bisher nur Bürger, und auch dieser nur in viel geringerem Umfange, mundgerecht gewesen war. Daß Uhland zu Goethes oder Schillers Größe und Universalität nicht angethan gewesen, hat Niemand besser gewußt als er selbst; aber er war in seiner Sphäre ein Meister, und ein Meister durch sich, und dasselbe ist in seiner Weise Hölderlin schon vor ihm gewesen, so weit sein unseliges Geschick es ihm zugelassen, ist Kerner mit und neben ihm, ist Hauff und Mörike ꝛc. nach ihm geworden — alle tiefnatursinnige, in ihre Heimath wie in die classische Regel des Schönen verliebte Schwaben, aber Dichter, deutsche Dichter, ohne Schule und Schulgeschmäcklein, ohne einen schwäbischen Gesangslehrer, aber Sänger, und zwar auch gesungene.

Wenn aber jemals die Bedeutung des schwäbischen Dichterkreises überschätzt worden sein sollte, und sie ist es vielleicht worden in der Sphäre von Verehrern, deren Begeisterung größer war als ihre Unterscheidung, so hatten doch die Dichter selbst so wenig activen Antheil daran, daß der eine und andere mehr als sorgfältig floh oder widersprach, wo zu ihrer Verherrlichung Anlaß vorhanden schien; und was man literarisches Cliquenwesen heißt, jenes widerliche gegenseitige Emporschrauben des einen Kameradiengenossen durch den andern, das ist in Schwaben immer so wenig vorhanden gewesen, daß man viel eher von einer auffallenden Vereinzelung der Poeten Württembergs zu sprechen Grund fände.

Wohl aber haben die schwäbischen Dichter gerne gewissenhaft zu suchen und hervorzuheben geliebt, wo überall eine echte poetische Ader schlug, das hat, mein' ich, Uhland als Forscher des Volksliedes, das hat Schwab in seiner Mustersammlung, hat Herm. Kurz an „Tristan und Isolde", und haben andere an Anderem bewiesen.

Und ist es denn nicht wahr, daß wenn man je von einer „Schule" Verwandtschaft reden müßte, man für Uhland einen Genossen anderswo als in Schwaben, vielleicht in Schlesien an Eichendorff, oder, was den politischen Dichter betrifft, in Wien an Auersperg, oder am Rhein in Freiligrath, für Mörike an der Ostsee in Theodor Storms Person, zu suchen hätte ꝛc.

Glücklich genug, daß es so ist! Daß die Naturgabe aus dem ganzen Volke und nicht aus einem Winkel die Verwandten sucht und anzieht; glücklich, daß auch dann, wenn die oberste Meisterschaft schon gesprochen und Maß gegeben, doch noch Namen aufstehen können, die beweisen, daß es auch nach Goethe noch eine Lyrik gebe, die ihr ganzes Volk, ihr Volk bis in die untersten Kreise hinab ergreife und überzeuge. Wenn es aber unzweifelhaft ist, daß Uhlands Poesie den alten Goethe darum unangenehm überraschte, daß er in ihrer sorgfältigsten Beschränkung auf das Volksthümliche und Volksverständliche den Mangel des „Menschengeschickbezwingenden" zu entdecken glaubte, so sind wir Späteren in dem Fall, es Uhlands Muse zu danken, daß ihre „Beschränkung" uns vor den Auswüchsen und Nebelhaftigkeiten einer Romantik bewahrte, die ihm zeitlich und räumlich so nah berührte, es ihr zu danken, daß sie Wege geebnet, welche dem Verständniß der Classik ein größeres Publicum zubereiten und zuführen, als es ohne sie wahrscheinlich gewesen wäre.

Diese Erkenntniß mag zuerst in Uhlands nächster Umgebung, mag auf seine poetischen Freunde bestimmend gewirkt haben, aber ohne sie ihrer Eigenthümlichkeit zu berauben, ohne „Schule" zu machen. Diese Erkenntniß, das heißt die an Uhland allerdings besonders klar zu erhebende allgemeine Erkenntniß, daß zunächst nach der classischen Periode das deutsche Volk als poetisches Object zu fassen war, hat nicht nur Schwaben, hat Deutschland durchdrungen. Wenn man das „Schule" heißen wollte, so würde sie so weit reichen wie die deutsche Nation, sie würde außer den Schwaben alle Cultivatoren „des Volksromans", der „Dorfgeschichtenliteratur", des „Volksdramas", der patriotischen Lyrik und Epik, sie würde die Schwaben und Preußen, die Oesterreicher und Rheinländer, die Bayern und Sachsen zu Mitgliedern und Bekennern haben.

Unter der Herrschaft dieser allgemeinen Erkenntniß aber sollten wir endlich die Bezeichnung schwäbisch, rheinisch, lahngauisch, hannöverisch, preußisch, schlesisch, sächsisch, bayerisch und österreichisch, wo es um die Sache, um die Sache der deutschen Poesie, und nicht blos um die Angabe der örtlichen Erscheinung sich handelt, aus Patriotismus und aus Respect vor dem Begriff wirklicher Kunst, fallen lassen — und um so mehr fallen lassen, als nicht wenige Poetennamen den Ruhm besitzen, die volksthümliche Poesie in Deutschland, trotz der Verschiedenheit ihrer Geburtsorte, zum Range classischer Hoheit erhoben zu haben.

Denn es ist und bleibt eine Schwäche oder ein Hohn, einen Namen, oder eine Gruppe von Namen für die Repräsentation eines Ganzen zu erklären, oder zu sagen, sie beanspruchen diese Bedeutung, während es nicht wahr wäre, und es ist und bleibt Ungerechtigkeit, ein Mangel an Nationatgefühl, Namen, die in ihrer Nation sich erkannten, wie ihre Nation in ihnen, Namen, die dem Ehrenruf eines deutschen Mannes, eines deutschen Dichters zu flehen vermögen, den Titel von Provinzialen anzuhängen.

J. G. Fischer.

Digitized by Google

Das Norddeutsche Theater.

Ein neuer Beitrag zur deutschen Theatergeschichte von **Heinrich Laube**. Leipzig. Verlag von J. J. Weber. 1872.

II. Maurice. Zwischenvorhang und Zwischenactsmusik. Gottschall.

Bevor ich diejenigen Punkte der Laube'schen Schrift bezeichne, welchen jeder Unbefangene unbedingt zustimmen muß, möchte ich noch eine Einzelheit hervorheben, mit welcher ich ganz und gar nicht einverstanden bin.

Ueber den Director des Thaliatheaters in Hamburg, Maurice, den Laube, allerdings unter Anerkennung seiner „Rührigkeit" und „Geschicklichkeit," ziemlich vornehm und kühl als den Leiter einer Bühne für „leichte Unterhaltung" von oben herab behandelt, heißt es, daß er „ungemein viel neue junge Schauspieler zum Vorschein gebracht" habe und daß „man" die Ordnung und Sorgfalt der Leitung und das immer fleißige Zusammenspiel rühme. „Das ist immerhin ein gutes Beispiel," fährt Laube fort „wenn man auch sagen muß, daß dieses eingeübte Zusammenspiel nur mechanisch eingeübt ist und des geistigen Fluidums entbehrt." Diese Zeilen enthalten nach meiner Ueberzeugung eine offenbare Ungerechtigkeit, die ich mir bei Laubes geradem Sinn und bei seiner liebenswürdigsten Charaktereigenschaft — ich meine seine neidlose Anerkennung der verdienstlichen Leistungen Anderer — nur aus einer mangelhaften Kenntniß der Hamburger Theaterverhältnisse erklären kann.

Laube ist ein vorzüglicher Stilist; das zeigt er auch in diesem Satze über Maurice. Was er an dem Hamburger Director zu rühmen hat, ist: Rührigkeit, Geschicklichkeit, Sorgfalt, Ordnung, Fleiß — gewiß vortreffliche Eigenschaften, aber Eigenschaften, durch welche sich auch secundäre Naturen auszeichnen können, und die allesammt, wenn sie nicht durch das „geistige Fluidum" geweiht werden, zur Leitung eines ernstgemeinten Kunstinstituts noch nicht befähigen, geschweige denn berechtigen. Maurice wird uns hier geschildert als ein Practicus, der sich viel Mühe gibt und durch Eifer und Erfahrung den mangelnden Geist zu ersetzen bestrebt ist. Das ist unrichtig und unbillig. Ich habe den Vorstellungen im Thaliatheater oft genug beigewohnt, habe mich der scharfsinnigen und geistreichen Inscenirung, der pietätsvollen und durchdachten dramatischen Wiedergabe des Dichterworts oft genug erfreuen können, um das Laube'sche Urtheil ab ein schiefes und ungerechtfertigtes zu bezeichnen.

Und was soll das heißen: Maurice „hat viel junge Schauspieler zum Vorschein gebracht"? Würde Laube damit zufrieden sein, würde er den Ausdruck richtig gewählt finden, wenn man von ihm sagte, daß er Lewinsky „zum Vorschein gebracht" habe? Maurice hat mehr gethan, als das, was Laube da von ihm sagt. Er hat mit scharfem, kunstgeübtem Auge in unbefestigten Anfängern entwicklungsfähige Talente erkannt, er hat diese Talente gebildet und gelautert, hat ihnen Unarten abgewöhnt und ihnen den rechten Weg, der zum Ziele führt, gewiesen. Fast alle Schauspieler, welche heutzutage in der Künstlerwelt einen klangvollen Namen haben, sind bei Maurice in die Schule gegangen und von ihm ausgebildet worden, sodaß die späteren Directoren, welche die Künstler vermöge glänzenderer Anträge, als Maurice sie stellen konnte, von der Hamburger „Thalia" entführten und nach Berthold Schwarz das Pulver noch einmal erfanden, leichtes Spiel hatten. Maurice ist, — so weit meine Kenntnisse reichen und ich mir ein Urtheil erlauben darf, — der einzige Theaterdirector Norddeutschlands der mit Laube in einem Athem genannt werden darf. Die beiden ausgezeichneten Männer stimmen in ihren wesentlichen Zügen überein: sie besitzen denselben Ernst der Auffassung, dieselbe Liebe zur Sache, denselben Eifer, denselben Scharfblick, dieselbe Verehrung des Wahren und Echten, dieselbe Verachtung des Hohlen und Gemachten, dieselbe Erfahrung; — sollte gerade diese Uebereinstimmung das gegenseitige Verständniß erschwert haben? Mich würde es jedenfalls angenehm berührt haben, wenn Laube seinem Hamburger Collegen die volle und verdiente Anerkennung gezollt hätte.

Vollkommen richtig und sehr beherzigenswerth sind Laubes Bemerkungen über die verderbliche Wirkung der zu großen Schauspielhäuser, welche in ihren weiten Räumen das Spiel ruiniren, die Theilnahme des Publicums abtödten und die wohlthätige Verbindung zwischen dem Darsteller auf der Bühne und dem Zuschauer im Parquet aufheben. Sehr treffend ist ferner die Rüge, welche Laube über den unglücklichen Zwischenvorhang ausspricht. „Er wirft wie ein Aetschluß und zerstückt; er ist die blanke Zerstreuung." Und ebenso wird man dem erfahrenen Bühnenleiter Recht geben, wenn er die „Barbarei", die Zwischenactsmusik zu unterdrücken, entschieden verurtheilt. Da wir auch in Berlin des zweifelhaften Vorzugs genießen, im Königlichen Schauspiel keine Zwischenactsmusik zu besitzen, und da für uns Berliner der sonore Klang eines Tambres genügen muß, um uns für die Genüsse oder Peinigungen, welche unser harren, empfänglich zu stimmen, so sei es mir gestattet, aus Laubes Schrift die darauf bezügliche Stelle wörtlich mitzutheilen:

„Die Abschaffung des Zwischenactsmusik ist eine Barbarei. Musik vor Beginn einer dramatischen Darstellung und während der Pausen erhöht die Stimmung und erhält die erhöhte Stimmung; sie ist ein überaus werthvolles poetisches Hülfsmittel. Die Benutzung solch eines poetischen Hülfsmittels müßte erfunden werden, wenn es unbekannt geblieben wäre in den Schauspielhäusern; das längst erfundene Hülfsmittel zerstören, heißt Poesie zerstören. Seht sie nur an, die Schauspielsäle, in denen auch der Orchesterraum von Zuschauern belegt ist. Diese Zuschauer blicken hier wie fragend drein: was wollen, was sollen wir hier? Was steht zu erwarten? Eine Discussion? Eine Vorlesung? Oder gar eine Klavierung? Da gibt's keine Spur von Sammlung für einen künstlerischen Vorgang, welcher unsere Phantasie, unser Herz, unsern erhabenen Geist in Anspruch nehmen soll. Nein, gründlich nüchtern bleiben wir, und der Gedanke liegt ganz nahe: es ist doch curios, daß man sich daher setzt, um drei Stunden lang ein übersponnenes Treiben da oben anzusehen, eine künstliche Erregung, eine Faxe."

Laube kennt uns Berliner herzlich schlecht. Sobald bei uns das schrille „Ping" der Theaterglocke ertönt, so ist auch schon die Sammlung da. Darin sind wir eigenthümlich. Auf diese Weise erklärt es sich auch, daß so wenig Stücke an der Hofbühne durchfallen.

Ich muß es mir versagen, auf viele andere Fragen der praktischen Dramaturgie, welche Laube aufwirft und in meisterlicher Weise behandelt, hier einzugehen, um für die Besprechung der Motive, welche Laube zur Niederlegung der Direction bestimmten, Platz zu behalten.

Als seine Hauptgegner in Leipzig, als diejenigen, welche ihm den Aufenthalt daselbst unerträglich und seine redliche Absicht, ein vorzügliches Schauspiel herzustellen, vereitelt haben, bezeichnet Laube den ersten Bürgermeister Dr. Koch und Rudolf Gottschall, den Kritiker des „Tageblatts".

Ueber die Intriguen des Bürgermeisters, auf welche Laube hinweist, hat der Fernstehende kein Urtheil. Es hat wenig Interesse und kein Gewicht, die Gerüchte, welche darüber in's Publicum gedrungen sind, hier zu wiederholen. Thatsächlich ist, daß der Herr Bürgermeister unter Laubes Vorgänger sich um die internen Angelegenheiten des Theaters mehr bekümmerte, als geboten erschien, sodaß ein geistreicher und boshafter Advocat, der Herrn Dr. Koch nicht grün gesinnt ist, an diesen einen Brief unter der Adresse: „Herrn Dr. Koch, Theaterdirector im Rathhause zu Leipzig" aufgeben konnte. Aber ebenso thatsächlich ist, daß, solange Laube die Direction führte, eine Einmischung des Bürgermeisters in die Angelegenheiten des Directors einen sichtbarlichen und greifbaren Ausdruck nirgends gewonnen hat. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß Laube, der vielleicht von vornherein gegen Dr. Koch ein-

Digitized by Google

genommen war und in diesem stets einen unberufenen Dareinsprecher erblickte, die Schwierigkeiten, welche ihm von dieser Seite bereitet wurden, überschätzt hat; ich glaube auch, daß durch ein weniger schroffes und versöhnlicheres Auftreten des Directors viele Unannehmlichkeiten unterblieben wären. So stellt sich die Sache wenigstens dem Publicum, das nicht hinter die Coulissen sieht, dar. Ein anderes Urtheil steht mir nicht zu.

Ueber Gottschalls Stellung zu Laube habe ich meine Ansicht schon in den „literarischen Rücksichtslosigkeiten" ausführlich ausgesprochen. Ich führte an, daß Laube und Gottschall sich gegenseitig in ganz wunderbarer Weise unterschätzt hätten; und Laubes Buch wie die Aeußerungen Gottschalls über dieses Buch haben meine Auffassung nur noch bekräftigt. Laube schildert Gottschall als einen oberflächlichen Vielschreiber, als einen „fixen Bormeister zur Fabrikarbeit", wie ihn die Buchhändler gebrauchen, als einen Menschen, der nichts Eigenes schaffen kann, weil ihm die Schablone für die übermäßige Thätigkeit unentbehrlich ist, als einen Recensenten, der die neuen Dramen nach den Stichworten der Kameradschaft behandelt — mit Einem Worte: als einen unfähigen, parteiischen, leichtsinnigen, aber raffinirten Zeilenschreiber. — Ebenso wohlwollend lautet Gottschalls Urtheil über Laube, welcher, nach Gottschalls Ansicht, vom „idealen Schwunge" nichts verspürt, die classischen Dramen zerfetzt, die Rollen falsch besetzt, mit einem lückenhaften Personal herumstümpert, mit Anfängern in grausiger Weise experimentirt, die künstlerische Individualität erstickt, die Schauspieler zu dressirten Automaten herabwürdigt und dem Geldbeutel zu Liebe die hehre Kunst schädigt.

Solche Uebertreibungen auf der einen und andern Seite richten sich selbst; es genügt, sie anzuführen.

Es ist nur zu beklagen, daß durch diese Uebertreibungen Leipzig um den besten Theaterdirector Deutschlands gekommen ist. — Der Verlust ist in der Folge auch allgemein, selbst von Laubes Gegnern empfunden worden, und ich habe in der Folge allerdings über Gottschalls Kritiken eine andere Meinung gewonnen, als ich sie früher hatte. Gottschall bemerkt dies auch ganz richtig in einem vor Kurzem erschienenen Aufsatz einer der von ihm redigirten Zeitschriften*), nur täuschte er sich über die Motive.

Gottschall schreibt: „Paul Lindau, der sich früher möglichst objectiv verhielt, nimmt jetzt in Bezug auf die Leipziger Conflicte gänzlich Laubes Partei; doch erhält die objective Darstellung durch die Sympathien des Autors gerade keine trübe Färbung. Wir achten die Parteinahme für Laube als einen Ausfluß der Ueberzeugung und des Dankes für die Aufführung der „Marion". — Zunächst muß ich Gottschall ganz entschieden die Berechtigung bestreiten, in dieser Angelegenheit, in welcher er selbst Partei ist, den Richter zu spielen. In jeder andern Sache will ich sein Urtheil, selbst wenn es mir unbillig erscheint, gern acceptiren; im Laube-Gottschall'schen Conflicte ist er für mich der incompetenteste aller Kritiker. Mit den Worten, daß ich mich „früher möglichst objectiv" verhielt, will Gottschall sagen, daß ich früher gegen thörichte und übertriebene Anfeindungen, die er von ungeschickten Freunden Laubes zu erdulden hatte, Front gemacht und seine local-kritische Thätigkeit früher günstiger beurtheilt habe, als jetzt. Das erstere würde ich auch heute noch thun. Daß ich meine Ansichten über Gottschall, als Leipziger Kritiker, zu seinen Ungunsten geändert habe — eine unbestreitbare Thatsache — ist aber nicht mein Fehler, ist nicht ein Beweis der mir abhanden gekommenen Objectivität, ist ganz und gar nicht das Product der Autoreneitelkeit, die sich durch die Aufführung eines mittelmäßigen Stückes geschmeichelt fühlt — es ist Gottschalls Schuld und ein Zeugniß meiner mit der Zeit gewonnenen Objectivität, nichts weiter! In meinen Theaterbriefen aus Leipzig, deren ersten ich sechs Wochen nach meiner Ankunft daselbst für die „Nationalzeitung" schrieb, beurtheilte ich Gottschall als Kritiker der Leipziger Bühne zunächst viel zu günstig. Wenn' ich in die Zukunft hätte blicken, hätte ahnen können, was noch geschehen sollte, so würde ich ganz andere Saiten angeschlagen haben; das kann ich versichern. Ich fand Gottschalls Kritiken scharf, aber unparteiisch, zwar nicht freundlich, aber auch nicht gehässig; und Laubes Aerger darüber war mir unbegreiflich. Als ich aber, nach Laubes Weggang, die Recensionen desselben Kritikers in demselben Blatte über Vorstellungen desselben Theaters las, als ich sah, wie derselbe Mann, der früher mit Ernst und Strenge Alles, was ihm tadelnswerth erschien, scharf gerügt hatte, im Handumdrehen der wohlwollendste, nachsichtigste Recensent geworden war, wie ihm unter der neuen Direction fast Alles das Beste in der besten der Welten zu sein schien, wie aus seinem kritischen Lexikon auf einmal alle herben und bitteren Worte so gut wie getilgt waren, und der Tadel, wenn er ausgesprochen wurde, sich stets in die mildeste Form kleidete, — da sagte ich mir: wenn man in dieser Weise über mittelmäßige Vorstellungen spricht, so hätte man nicht über im Großen und Ganzen mustergültige Vorstellungen unter Laube in dem früher gebrauchten Tone sprechen dürfen; das stimmt nicht: es ist entweder eine Unbilligkeit gegen die frühere oder eine Mißachtung der gegenwärtigen Leitung, über deren Bersöhe und Fehler, wie über dilettantenhafte Schwächen, der Mantel der christlichen Liebe gedeckt werden kann.

Aber noch ein anderes Motiv drängte mich von Gottschall ab; ich hätte es gern verschwiegen, da aber Gottschall mit meiner „Dankbarkeit" für die Aufführung meines Dramas sich auf ganz falscher Fährte befindet, will ich es ihm hier sagen: Am Montag, glaube ich, legte Laube die Direction nieder, am Dienstag bewarb sich Gottschall, der Laube unablässig besehdet hatte, um die Direction, warf sich in den Salafrack und machte allen Stadträthen und Stadtverordneten Leipzigs seine Aufwartung, um sie um die Unterstützung seiner Candidatur zu ersuchen. Gleichzeitig ließ er es geschehen, daß seine Candidatur durch die unglaublichsten Artikel in der Localpresse empfohlen wurde, erhob keinen Widerspruch, als der Verfasser jener blödsinnigen „Thesen", die man in Leipzig nur zu nennen braucht, um die trübseligste Gesellschaft in stürmische Heiterkeit zu versetzen, das große Wort sprach: Goethe sei zu lyrisch, Schiller zu dramatisch, Gottschall aber halte die rechte Mitte inne. Das duldete Gottschall. Ich gestehe, daß mich diese allerdings erfolglose Bewerbung Gottschalls um Laubes Erbschaft und die Mittel, mit welchen dieselbe betrieben wurde, sehr unangenehm berührten; und wie Gottschall früher einmal von Laube sagte: „der Geschäftsmann hat den Dramaturgen todtgeschlagen oder doch ernstlich lädirt"; so sagte ich nun von Gottschall: der Bewerber um die Direction des Leipziger Theaters hat den Leipziger Theater-Kritiker todtgeschlagen — manfetodt!

Und mit wem bewarb sich Gottschall, der unter Laube den „idealen Schwung" vermißte, wer sollte ursprünglich sein Genosse in der Leitung des idealen Kunstinstituts sein? Der Herr Geheime Commissionsrath Woltersdorff!' d. h. der Mann, dem seine schlimmsten Verleumder nicht nachsagen können, daß er jemals ideale Schrullen im Kopf gehabt habe, der Großmeister der theatralischen „Schnudelwirthschaft", wie man in Leipzig sagt, der Mann „der Einnahme" par excellence, der, um eine Vorstellung „herauszubringen" das Gretchen von der komischen Alten spielen lassen würde. Das war der Socius. In gewissen Dingen scheint also nicht nur die Gemüthlichkeit, sondern auch der Idealismus gänzlich auszuhören.

Ich finde es befremdlich und nicht frei von Anmaßung, daß Gottschall jede von seiner Meinung abweichende Ansicht über Laubes Thätigkeit in Leipzig als der Objectivität ermangelnd hinstellt. Bis jetzt hat blos der Papst den Anspruch auf Unfehlbarkeit erhoben. Und es sollte doch einigermaßen zum Nachdenken auffordern, daß alle Kritiker Leipzigs mit alleiniger Ausnahme Gottschalls

*) „Blätter für literarische Unterhaltung No. 8. „Literarische Rücksichts- und Harmlosigkeiten."

Digitized by Google

auf Laubes Seite standen*). War das Urtheil aller dieser Kritiker getrübt, hatten sie alle eine „Marion“ zu versenden? Oder erklärt sich diese Uebereinstimmung einfacher durch die in der That der vollsten Anerkennung und freudigsten Ermuthigung würdigen Leistungen Laubes? Und liegt es nicht nahe, den Spieß herumzudrehen und Gottschall den Vorwurf zu machen, daß seine negirende Haltung durch die Antipathie gegen Laube bestimmt war? Ich gehe nicht soweit wie Gottschall; ich will ihm nicht den Vorwurf machen, daß diese unleugbare kritische Antipathie aus der verletzten Eitelkeit des dramatischen Autors hervorgegangen sei, wie meine Sympathie für Laube der geschmeichelten Eitelkeit ihr Dasein verdanken soll; ich will gern annehmen, daß sein kritisches Urtheil über Laube durch die Nichtaufführung der „Katharina Howard“ — das Drama gelangte unter Laubes Direction nur einmal zur Aufführung, als der Director seine sommerliche Erholungskur in Carlsbad gebrauchte — durch die Nichtaufführung des „Rabob“, der „Diplomaten“ und der andern Gottschall'schen Dramen sowie durch die Zurückstellung seines neuesten, des „Bernhard von Weimar“, ebenso wenig beeinflußt war, wie das meinige durch die prächtige Aufführung der „Marion“.

Allerdings war aber diese Aufführung — ich abstrahire gänzlich von meinen persönlichen Empfindungen — durchaus geeignet, meine Hochachtung vor dem Dramaturgen Laube erheblich zu steigern. Ich sah den Meister zum erstenmal in der Werkstatt. Ich sah, mit welchem Geist, mit welcher Schärfe der Auffassung er ein Stück einstudirte — und ein Stück, das ich genau kannte, da ich es selbst geschrieben hatte. Ich sah, wie er stets auf den ersten Blick das Richtige erkannte, wie er die Gedanken des Autors — die bieser bisweilen nicht scharf genug ausgeprägt hatte — durch eine gute schlagende Bemerkung verständlich und unzweideutig klar gestaltete, wie er ganz in das Wesen der Dichtung eingedrungen war, wie er das Wort dramatisch belebte, wie er dem dramatischen Verfasser dramatisch nachdichtete. — Ich laborire gewöhnlich nicht an „Ueberschwänglichkeit“; wenn ich Laubes Thätigkeit auf den Proben, wie Gottschall tadelt, „überschwänglich“ pries, so geschah dies sehr absichtlich und aus tiefster Ueberzeugung. Gottschall läßt für meine „Ueberschwänglichkeit“ allerdings mildernde Umstände zu: ich bin noch zu unerfahren, ich habe noch nicht genug gesehen, meine Ueberschwänglichkeit, sagt Gottschall auf S. 114 der „Blätter für literarische Unterhaltung“, „hat wohl darin ihren Grund, daß ich niemals solchen Proben an größeren Hoftheatern beigewohnt habe“. Ich war offenbar zu naiv. Nun habe ich allerdings zufällig recht zahlreichen Proben beigewohnt, namentlich am „théâtre français“ in Paris, dessen Bedeutung Gottschall wohl gelten lassen wird. Darf ich mir die Gegenfrage erlauben: wieviel Proben unter Laube er selbst beigewohnt hat und wie weit seine Erfahrungen mit den Hoftheatern reichen? Bis jetzt ist Gottschalls Name in der Verbindung mit den Hofbühnen freilich häufig genannt worden; jedesmal wenn eine Intendanz irgendwo vacant ist, durchstürmt die Zeitungen die Kunde, daß Rudolf Gottschall zur Leitung der betreffenden Hofbühne designirt sei. Bei dem Designirtsein ist es aber auch geblieben. Beschabt sich da auf die Hoftheater berufen!

Gottschall ist in dem Kampfe gegen Laube erbittert. Ich bin überzeugt, daß, wenn er Laubes Thätigkeit noch einmal zu recensiren hätte, er jetzt anders schreiben würde, als er früher geschrieben hat. Dafür bürgt mir die wohlwollende und unparteiische Gesinnung, welche den Grundton fast aller seiner Kritiken bildet. Und wie es sein unbestreitbares und großes Verdienst ist, Gutes verheißende Anfänger durch freundlichen Zuspruch ermuthigt, und dadurch der Literatur werthvolle Kräfte erworben zu haben, so muß ihm andererseits das kritische Bergehen zur Last gelegt werden, Laubes Bedeutung verkannt und durch seine beständige Opposition dem geistreichsten und fleißigsten Theaterdirector Deutschlands das Leben in Leipzig verleidet zu haben. „Du hast nun die Antipathie“ — dagegen läßt sich nichts machen. Aber die Antipathie sollte nicht die kritische Feder führen.

Das „Norddeutsche Theater“ bot mir den willkommenen Anlaß über das Verhältniß zwischen Laube und Gottschall, über welches vielfach irrige Meinungen verbreitet sind, noch einmal eingehender zu sprechen. Aber jetzt sind der Worte genug gewechselt und ich schließe diesen Aufsatz mit einer warmen Empfehlung der Laube'schen Schrift, welche die ernsthafteste Beachtung verdient.

Paul Lindau.

*) „Es ist wahr, alle übrigen Kritiker unterstützten uns einstichtig und unerschütterlich: Karl Biedermann in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, Wilhelm Buchholz in der „Leipziger Zeitung“, Franz Hirsch in den „Leipziger Nachrichten“, Paul Lindau in seinem „Salon“ und „Neuen Blatt“ ꝛc. ꝛc. Laube S. 255.

Musikleben in Petersburg.

Petersburg, Ende Februar 1872. Windstille ringsum in der Politik. In der ungeheuren Weite rührt keine Welle sich, nicht einmal Katakasy und die empörten americanischen Blätter vermögen mehr ein leichtes Kräuseln hervorzurufen. Lassen Sie mich diese Gelegenheit zu einem Streifzug in's Reich der Kunst benutzen. Ich entschließe mich zu demselben um so eher, als über das Kunstleben in der nordischen Capitale im Ganzen nur sehr spärliche Notizen zur Kenntniß des deutschen Publicums gelangen; und doch lodert auch hier die heilige Flamme im Tempel des Schönen und jede der Musen zählt ein begeistertes Häuflein der Ihren; die Tonkunst sogar eine recht stattliche Armee, welche den vereinten Streitkräften sämmtlicher Pianofortefabrikäger von Berlin und Wien wohl die Spitze bieten könnte (v. R.). Vollkommen zeitgemäß hat ein Witzblatt vorgeschlagen, die stolze Petropolis künftig angemessener in Pianopolis umzutaufen. Groß und Klein opfert diesem Götzen, und gegenüber dem Preßspiten, welches hier jedwedes Knäblein und Mägdlein mit normalen zehn Fingern in das Joch des Clavierdämons zwängt, waren die Maßregeln der Werber unter dem alten Friedrich Wilhelm schüchterne Petitionen. Die junge Weiblichkeit wenigstens muß ausnahmslos ihren Tribut zahlen; da wird nicht gefragt nach musikalischer Anlage, Lust und Liebe zur Sache; begreiflicherweise versteht sich Alles von selbst. Unglücklich würde die Mutter sein, deren Töchterchen nicht wenigstens mit „Le Réveil du Lion“ oder „Souvenir à Kiew“ oder der unvermeidlichen „Pathétique“ die Abendgäste im Salon regaliren könnte. „Wo drei Petersburgerinnen beisammen sind, spielen sie die Guillaume Tell-Ouvertüre achthändig“, wäre eine ebenso treffende Charakteristik, wie die, welche ein russischer Feuilletonist von den hiesigen sanguinischen Deutschen entworfen hat, mit den Worten: „Wo ihrer drei beisammen sind, haben sie ein Männerquartett.“

Bei der mangelhaften Geschmacksrichtung, welcher das Gros des Publicums verfallen ist, bleibt es zu verwundern, daß immerhin eine respectable Anzahl wirklich ernste Musikpflege bewerkender Concertinstitute ihre Lebensfähigkeit bewiesen haben. Freilich ist nicht überall Musikbegeisterung dort einzigtreibendes Moment, sondern auch allerlei sonstige, patriotische und andere Gesichtspunkte spielen mit hinein, die mit rein musikalischen Interessen eigentlich wenig zu thun haben. Das gilt wenigstens von den Concerten einer Gesellschaft, welche als die musikalischen Ultros bezeichnet werden können. Den Feldherrnstab schwingt da Herr Balakirew (dessen Sammlung russischer Volkslieder auch in Deutschland hier und da gekannt sein dürfte) und Gnade findet vor seinen Augen nur, was zur Fahne Liszt-Berlioz schwört. Letztere sind nämlich die Leitsterne der „nationalen“ jungrussischen Musikschule, d. h. soweit dieselbe überhaupt sich dazu versteht, fremden Einfluß und fremde Vorbilder anzuerkennen; denn die Schlagwörter dieser Partei sind „national“ und „original“. So haben sie sich auch einen nationalen Compositionsstil gebildet, der in Behandlung der Tonverhält-

Digitized by Google

nisse, Harmonisirung und Rhythmik, die sonst gültigen Gesetze kühn ignorirend, Schöpfungen von speciell russischem Gepräge bezweckt und durch Annäherung an Charakter und Rhythmus des russischen Volksliedes volksmäßig zu werden sucht, wie es am Genialsten der gefeierte Glinka in seiner wirklich nationalen Oper „das Leben für den Czaren" verwirklicht hat, obwohl auch dieser Componist für die Neueren schon anfängt ein überwundener Standpunkt zu werden.

Originell sind also die Leistungen dieses Vereines wird wenigstens Niemand abstreiten, der wie ich neulich Abend einem Pröbchen aus der Oper „Boris Godunow" des Herrn Musogorsky, eines ihrer schöpferischen Talente, zu lauschen in der beneidenswerthen Lage war. O ihr Manen der großen classischen Meister, wie mag euch zu Muthe gewesen sein, wenn jene furchtbaren Töne an euer seliges Ohr schlugen! Diese Standhaftigkeit unerklärlicher Secunden, die wieder und wieder die Seelen der staunenden Zuhörer mit Bewunderung erfüllten, diese wüthenden verminderten Septimen, für die keine Stunde der Erlösung und Auflösung schlug, mußten auch Ehrfurcht vor einer Generation erwecken, die so wunderbar weit „fortgeschritten" über euer beschränktes Harmoniesystem! Und welche verwollkommnete Instrumentation! Ein dicker Metallklumpen wirbelt langsam herüber und hinüber in einem Riesentriangel, um uns zur Idealassociation mit den Kremlglocken der heiligen Moskwa zu verhelfen, und während gleichzeitig noch sämmtliche Pauken, Hörner und Posaunen mit ganzer Faust- und Lungenkraft in Thätigkeit gesetzt werden, soll dieser Höllenlärm ein armer Menschenchor mit dem beschriebenen Mittel der vox humana übertönen, um doch auch seine Existenz zu beweisen. Wahrlich, wenn ein Theil des Publicums zum Schluß wiederholt nach dem akte! akte! (Componisten) dieses Opus rief, so bewies das nur, daß Patriotismus und Kunstgeschmack nicht immer Hand in Hand gehen können.

Nachdem wir von Herrn Musogorsky gesprochen, dürfen andere Koryphäen jener Richtung nicht unerwähnt bleiben, so Tschaikowsky, ein talentvoller Künstler, von dem uns neulich eine ausprechende Ouverture „Romeo und Julie" geboten wurde, und Rimsky-Corsakow, der Stolz seiner Partei. Ihm wird Geschick der Instrumentirung nachgerühmt und dieser schätzbaren Eigenschaft verdankte er die Ehre, des zu früh verstorbenen Serow nachgelassene Oper „Feindliche Mächte" vollenden zu dürfen. Von einem näheren Eingehen auf Rimsky-Corsakows Compositionen muß wohl hier abgesehen werden, nachdem über dieselben in Deutschland — und zwar vom Wiener Publicum, welchem Anton Rubinstein eine Schöpfung seines Landsmanns vorführte — ein so vernichtendes Urtheil gesprochen.

Den „Musikalischen" gegenüber steht die „russische musikalische Gesellschaft", deren Concertprogramme sich einen mehr kosmopolischen Charakter bewahrt haben. Unter der Leitung des wackeren Dirigenten Nagraunik kommen da von einem vortrefflichen Orchester — darunter Auer und Dawidoff — die Werke der classischen Meister, sowie auch moderne zur Aufführung. Alljährlich tritt in diesen Concerten irgend ein Künstler von europäischem Rufe auf, für deren Kommen die hohe Protectorin der Gesellschaft, die kunstsinnige Großfürstin Helene Pawlowna, regelmäßig Sorge trägt. So sahen wir hier Hiller, Taussig, und jetzt, last not least, Ihren berühmten Landsmann Joachim.

Das Erscheinen des Geigerkönigs war für die Newastadt ein Ereigniß. Mit Spannung hatte man ihn schon im vorigen Jahre erwartet, aber vergebens. Jetzt drängten sich Kenner und Laien in hellen Haufen, ihn zu hören und gleich die erste Quartettsoiree war überfüllt. Freilich tritt auch nirgends die Höhe, um welche Joachim alle Geigenvirtuosen überragt, deutlicher hervor, als im Quartettspiel; so selbstlos, selbstvergessen nur dem Ganzen zu dienen, nie Gelegenheit zu eigenem Glänzen zu erspähen, nichts als die Intentionen des Componisten zur Geltung zu bringen, vermag wohl kaum ein anderer Künstler, zumal vor einem Publicum, das gewissermaßen durch schimmernde Aeußerlichkeit erst bestochen sein will, wie das Petersburger, und das sinnlich beeindruckt und gewonnen werden muß, ehe es eine andere Wirkung verspürt. Um so höher ist der durchschlagende Erfolg, der stürmische, enthusiastische Beifall anzuschlagen, dessen sich der Künstler erfreute. Ein Theil des Triumphes fiel allerdings seinen ausgezeichneten Partnern zu, vor Allem dem am Cellopult sitzenden genialen Davidoff, dem gegenwärtig unstreitig ersten Meister seines Instrumentes.

Zu einem wahren Triumphfest gestaltete sich, nachdem der Gast vorberbredet noch von Moskau kommend unsere Stadt noch einmal berührte, der Tag vor seiner Abreise. Ich erwähne nur des originellen Finales, weil es einen charakteristischen Blick in das Petersburger Leben thun läßt. Noch einmal hat das gefeierte Quartett sich hören lassen, im Hause seines Cellisten vor auserlesenem Kreise. Um ein Uhr, nach geendigter Soiree denkt man an's Aufbrechen. Da führt der Wirth seinen deutschen Gast vor die Hausthür, vor welcher eine Reihe mächtiger Schlitten mit dem nationalen Dreispann bereit stehen. Die Gesellschaft steigt ein — wohlverstanden in der zweiten Morgenstunde — und stürmischell jagt es wie eine Geisterkarawane durch die lautlose Winternacht, zur Stadt hinaus, über das weiße Feld. Da wird angehalten und aus Eis und Schnee heraus tritt man plötzlich in eine blühende Tropenwelt: zwischen krystallenen Wänden dehnen sich Palmenwälder, mystische Haine, lauschige Grotten, von Fackellicht magisch beleuchtet. Du fragst, in welches Zauberschloß du versetzt bist und — man nennt dir den Namen eines berühmten Restaurateurs.

Wie unseren Orpheusköhnen die Morgenstunden sich dort weiter entwickelten, darf füglich der Phantasie des Lesers überlassen bleiben.

Von dem deutschen Künstler aber hegen die Petersburger die Erwartung, ihn bald zum zweiten Mal in ihren Mauern begrüßen zu können, und zwar dann, wie ihm allseitig an's Herz gelegt worden ist, zusammen mit der sangeskundigen Gattin, welche der Newastadt ihr Erscheinen noch schuldet.

— k.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Katharina Howard. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Rudolf Gottschall. Das Gottschall'sche Drama hat gerade soviel Zeit gebraucht, um den Weg von der Wiener Hofburg nach dem Berliner Schauspielhause zurückzulegen, wie Friedrich der Große, um Preußen eine Großmachtstellung in Europa zu erkämpfen: sieben Jahre. Ich sah das Stück, als es beinahe noch eine Novität war, vor ungefähr sechs Jahren zum erstenmal. Es ist erfreulich, wenn man einen alten Bekannten nach langer Trennung wiedersieht und ihn wenig verändert findet. Heute wie damals hat mich das Stück lebhaft interessirt und heute wie damals hat mich namentlich die poetische Diction warm angesprochen. Es ist eine gute literarische Arbeit, die Verse sind schwungvoll und wenn ich etwas an der Sprache zu tadeln habe, so ist es das: daß alle auftretenden Personen sich in gleichermaßen wohlklingendem Pathos ausdrücken und daß ihnen allen der gleiche Reichthum an poetischen Bildern zu Gebote steht. Das beeinträchtigt die Charakteristik.

Es ist unmöglich, die Geschichte, welche Gottschall dramatisch bearbeitet hat, hier nachzuerzählen. Um die Haupthandlung — Katharina Howard entschließt sich, um das Leben ihres Geliebten Arthur Derham zu retten, der wegen einer Verschwörung gegen König Heinrich VIII. vom Parlament zum Tode verurtheilt ist, dem verhaßten Tyrannen die Hand zu reichen, empfängt ihren Geliebten in ihrem Gemach, wird verrathen, vom König überrascht und von diesem mit ihrem Bruder dem Henker überliefert — um diese Haupthandlung hat der Dichter zahlreiche geschichtliche Episoden gruppirt, in sie hineingeflochten und so ein sehr belebtes Bild aus Englands düsterster Zeit componirt, von welchem eine nüchterne Berichterstattung kaum den rechten Begriff geben würde. Das Drama erinnert in seinem Hauptzuge an Victor Hugos „Marion de Lorme". Um den zum Tode verurtheilten

Digitized by Google

Geliebten zu retten, giebt sich Marion dem widerwärtigen Lofferman preis, gerade wie sich Katharina dem obscönlichen Heinrich hingiebt. (Dasselbe Motiv ist später auch vom Librettisten des Verdi'schen „Trovatore" benutzt worden.) Bei Hugo wie bei Gottschall verschmäht der Geliebte das um zu theuren Preis erkaufte Leben. Auch andere Aehnlichkeiten bestehen zwischen beiden Dichtungen: gerade wie im Hugo'schen Drama der sentimentale Narr L'Angely bei dem König Ludwig XIII. für das Leben der dem Tode geweihten Gefangenen plaidirt, so sucht auch im Gottschall'schen Trauerspiel der sentimentale Narr William Summers bei dem König Heinrich VIII. die Begnadigung der zum Tode Verurtheilten zu erwirken. Dies nur nebenbei.

Der größte Vorzug der Gottschall'schen Dichtung besteht wie gesagt in der edlen, bilderreichen Sprache. Die zum Theil wirklich schönen und poetisch ausgedrückten Gedanken, wie z. B. Katharinas Worte:

„Ach, mit den Rosen war's so rasch vorbei;
Ich saß dort unter jener Trauerweide
Am Teich, zerpflückte eine nach der andern
Und ließ die Blättchen auf den Wellen schwimmen.
Erinnerung ist ein entblättert Glück,
Die volle Rose ist die Gegenwart." —

— diese und zahlreiche andere Stellen der Dichtung würden, wenn sie aus einem einfachen Rahmen herausträten und nicht in die gleichgefärbte Umfassung überliefen, ohne Zweifel eine tiefere Wirkung hervorbringen, als dies jetzt der Fall ist. Es ist zu viel Declamation in diesem Trauerspiel. In einer Situation, in welcher sich der Zuhörer nach einem knappen derben Worte sehnt, wird ihm ein Gedicht vorgetragen, das an und für sich werthvoll sein mag aber hier nicht am Platze ist. So scheint es mir z. B. bei Guten zu viel zu sein, wenn Katharina ihrem Geliebten ein Stelldichein in der Morgendämmerungsstunde in folgenden gewählten Worten giebt:

„Wenn dieses Festes Lampen
Herabgebrannt, der erste Morgen dämmert,
Die Nacht nicht gehen will, als hätte sie
Ein Glück verträumt, das sie noch immer sucht
Mit halberloschnen Sternen, wenn die Lerche
Ihr erstes Lied wettifernd singt in's letzte
Der Nachtigall, und die Natur nicht weiß,
Wohin sie lauschen soll, — in dieser Stunde,
Da tritt an den Balcon im Garten hier." u. s. w. . . .

Ich weiß wohl, daß Romeo und Julie auch von der Nachtigall und Lerche sprechen, aber da ist doch die Situation auch eine ganz andere. Die bange Erwartung ist, wie mir scheint, worttarger. — Ein Vers will mir nicht in den Sinn:

„Gebrochen war ihr Englisch — und ihr Herz"

sagt William Summers in einer sentimentalen Rede von Heinrichs letzter Gemahlin, der guten Anna von Cleve. Ich weiß nicht, welche Wirkung der Dichter mit diesem Wortspiel erzielen wollte; die rührende Wirkung, welche der Darsteller damit hervorzurufen bestrebt war, blieb hier jedenfalls aus.

Die Regie hatte in der viel zu langen Dichtung, um die Darstellung auf das Maximum eines deutschen Theaterabends (3½ Stunden) zu reduciren, viel streichen müssen. Im Allgemeinen waren die Striche auch ganz verständig; aber einige Selbstverleiten sind doch dadurch entstanden. So sagt Katharina auf der Berliner Hofbühne von Lady Rochefort:

„Ein Schauer rieselt mir durch das Gebein
Sch ich sie nur."

Und Heinrich versetzt unmittelbar darauf:

„Welch thörichter Vergleich!"

Da Katharina gar keinen Vergleich gebraucht hatte, verstand ich das nicht und holte mir später bei der Dichtung Rath. Da lautete die Stelle allerdings verständlicher:

Katharina.

„Ein Schauer rieselt mir durch das Gebein
Sch ich sie nur — und dieser Leichenrobe
Soll mir vertraulich auf die Schultern fliegen.

Heinrich.

Welch thörichter Vergleich!"

Es läßt sich gewiß nichts dagegen sagen, wenn der „Leichenrabe" gestrichen wird, dann muß aber auch der „thörichte Vergleich" daran glauben, sonst denkt man unwillkürlich an den berühmten Director von Altona, der in den „Faust" durch zwei kühne Striche Handlung und Leben hineinbrachte:

Wozu der Lärm? Was steht dem Herrn zu Diensten?
Euch soll sogleich Tokayer fließen.
Du stehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helena in jedem Weibe.

Es geht auch.

Ueber die Darstellung kann ich mich kurz fassen. Gottschalls Verse verleiten, das mag als mitbrender Umstand angeführt werden, wegen ihres vollen Wohllautes und ihres gewählten pathetischen Ausdrucks leicht zu jener Declamation, mit welcher ich mich nun einmal nicht befreunden kann. Die Trägerin der Titelrolle hat aber selbstredend seit dem „Neuen Achilles" ebenso wenig ihre Spielweise verändert wie ich meine Ansichten über dieselbe. Ich beschränke mich daher auf die Bemerkung, daß Fran Erhartt, welche durch die geschmackvolle Eleganz ihrer äußeren Erscheinung für sich einnahm, die „Katharina" in ihrer Weise vortrefflich spielte. Nur mit der „Weise" selbst kann ich mich eben nicht einverstanden erklären. Dasselbe gilt von Herrn Karlowa, dem Dorfteller des Dreham. Herr Berndal schreint in der Maske Heinrichs VIII. und in der Auffassung des Charakters wiederum seine rühmliche Gewissenhaftigkeit bewährt zu haben. Er macht aus seinem König nicht den geradezu verworfenen Menschen, der das Schlechte um des Schlechten willen thut, sondern einen rüden, rohen, brutalen Burschen, in welchem die thierische Sinnlichkeit dominirt und der nur, wenn es sich um die Befriedigung seiner Sinnlichkeit handelt, zum Verbrecher wird. Im übrigen ein zwar roher, aber nicht verwilderter Mensch. Mich stört nur das breite, widerwärtige Lachen, welches Berndal in den Liebesaffectscenen allzu häufig anstimmte. Ganz vortrefflich war Herr Lahle als Marx William; er spielt die schwierige Rolle mit Geist, Gemüth, und die Publicität muß den vollen Erfolg constatiren. Einen wohlthuenden Gegensatz zu Cromwell, der stark declamirte und nicht immer ganz richtig (z. B. das höchste Amt des Landes ruht in meiner Hand") bildete das verständige, einfache Spiel des Herrn Oberländer (Erzbischof von Canterbury) und des Herrn Blünzer, der den Norfolk ruhig und gut darstellte.

Das Gottschall'sche Schauspiel hatte bei der zweiten Vorstellung, welcher ich beiwohnte, einen guten Achtungserfolg. Wahrhaft erwärmt wurde das Publicum nur nach zwei Scenen: im II. Act nach Katharinas Weigerung, Heinrichs Gattin zu werden, und im III. Act nach Heinrichs Bewerbung um Katharinas Hand. Hier wurden die Darsteller (Frau Erhartt im II., Herr Berndal im III. Act) bei offener Scene gerufen. Nach den Actschlüssen war der Erfolg matter; er stand, wenn es erlaubt ist, den Ausdruck zu gebrauchen, auf zwei Händen. Der Besitzer dieser zwei Hände saß nicht weit von mir und ich freute mich, in ihm einen jener immer seltener werdenden Enthusiasten zu entdecken, welche unverdrossen und unbeirrt einige Secunden lang ein Applausfolo vortragen, in das sich dann allgemach der Chorus der schüchternern Beifallgeister einmischt. Aber nur einmal für die Blätter geschrieben hat, der weiß den Werth dieser uneigennützigen Instanmatoren, an denen sich die allgemeine Begeisterung entzündet, zu würdigen.

O, wie ist es hoch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Bessern schwinden.

F. L.

Neue Kunstwerke von Berliner Ausstellungen.

Es darf an dieser Stelle nur von den bedeutenderen unter den vorübergehend auf unsern permanenten Ausstellungen erschienenen Kunstwerken die Rede sein, solcher aber finden sich zur Zeit — neben der noch fortdauernd ausgestellten Meissine — mehrere in Berlin, denen wir einige Worte der Betrachtung widmen wollen.

Die interessanteste dieser Erscheinungen ist wohl diejenige, welche das Berliner Publicum — so viel ich weiß zum ersten Male — mit einer jüngeren Kunstgröße bekannt macht, von der in den letzten Jahren vielfach in höchst anerkennender Weise, ja ganz jüngst noch in wahrhaft ausschmeichelnd begeisterter Art die Rede gewesen ist. Ich meine mich nach deutlich des benannten Einkünstlers, welchen mir beim ersten flüchtigen Durchstreifen der Münchener internationalen Kunstausstellung vom Jahre 1869 unmittelbar neben bedeutenden Bildern von Knaus placirt ein Gemälde mit dem wunderbaren Titel „Morgenröthe" und unterzeichnet mit dem mir bis dahin völlig unbekannten Namen des Mihály (Michael) Munkacsy machte: ein Schusterjunge, ganz von vorn genommen, der sich mit Recken und Gähnen die morgentliche Müdigkeit zu vertreiben sucht. Man sieht, es war kein tiefgreifender Vorwurf, an dem der junge Künstler seine Kraft versucht hatte: oder wie war das gemalt! Welche Sicherheit der Zeichnung, welche Natürlichkeit der Bewegungen, welche Dreistigkeit des Entwurfes! und dann welcher gelunde Humor, welche saftige Farbe, welch meisterliches Helldunkel!

Digitized by Google

war auch zum Unglück Comtes älteres Bild mit ganz ähnlichem Gegenstande auf der nämlichen Ausstellung, es vermochte das doch dem Bilde seine Anziehung nicht zu nehmen.

Wer aber hätte glauben sollen, daß dieser humoristische Künstler ein halbes Jahr später ein erschütternd ernstes Bild mit einem abgrundtiefen und außergewöhnlich vielseitigen psychologischen Motive vorführen würde? Auf dem pariser „Salon“ im Frühjahre von 1870 erlebte die französische Kunst in ihrer eigenen Hauptstadt eine schwere und offenkundige Niederlage durch die numerisch schwache Vertretung der deutschen Kunst, und vielleicht das bedeutendste unter den deutschen Bildern war Munkaczys „letzter Tag eines zum Tode Verurtheilten“. Selbst die vornehm kühle und gegen Fremdes ablehnende „Gazette des Beaux-Arts“ nannte des Künstlers Auftreten „un brillant début“, und von allen Seiten erhielt das Bild die überzeugendsten Lobsprüche. In der That ist es vorzüglich componirt, und eine interessante Tonleiter von Empfindungen in den zahlreichen Figuren, die — ungarischer Sitte gemäß — den im Gefängniß ausgestellten Verbrecher neugierig betrachten, durchgeführt. Die Ausführung — ich selbst kenne das Original leider nicht — wird von den competentesten Beurtheilern gelobt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß ihr Lob berechtigt ist.

Seither sind die kritischen Stimmen Düsseldorfs, wo der junge Ungar seine Ausbildung gefunden und sein Domicil aufgeschlagen hatte, eifrig gewesen, von mehreren bemerkenswerthen neueren Arbeiten des jugendlichen Meisters Kunde in die Welt gelangen zu lassen; und es haben gewiß in Folge dessen schon viele Berliner Kunstfreunde den Wunsch gehegt, sich selbst von diesem leuchtend am Himmel der neuesten Kunst aufgestiegenen Meteor eine Anschauung zu verschaffen. Die Gelegenheit dazu ist gegenwärtig in der permanenten Ausstellung des Berliner Künstlervereins geboten, woselbst ein Bild mit dem sehr unglücklich gewählten Titel „Küchenpolitiker“ ausgestellt ist.

Es wird jedoch günstig sein, wenn man zur Beschauung gerade dieses Bildes nicht mit zu hoch gespannten Erwartungen geht. Nicht als ob dasselbe nicht eine höchst interessante und sehr vorzügliche Leistung wäre. Aber es ist in keiner Weise dazu angethan, bei einem verwöhnten Publicum gewissermaßen als Visitenkarte abgegeben im Sturm und unwiderstehlich für sich und seinen Meister einzunehmen. Schon der Stoff läßt das nicht zu. Welchen schweren und widerwilligen Eingang und welche unverhältnißmäßig geringe allgemeinere Anerkennung haben die „schlafenden Kinder“ der Frau Jerichau-Baumann bei uns gefunden, obwohl sie — meisterhaft gemalt — die vereinigte Poesie der Kindheit und der Armuth in's Feld führten! Hier haben wir es höchstens mit der letzteren, und auch kaum mit der wahren zu thun. In einer Küche — wie man übrigens aus dem Bilde kaum gewahr wird und hauptsächlich aus dem Titel entnimmt — klagt eine sehr ärmlich gekleidete Frau einer zweiten ihre Noth, mit jener schlichten Resignation und Stumpfheit, die dem Elend eigenthümlich ist. Die andere hört mit theilnehmender Gutmüthigkeit und gramerfülltem Ausdruck zu. Das ist Alles in Bewegung und Haltung so wahr, so deutlich, daß man glaubt, man müsse die Gruppe selber gesehen haben und sich noch der Worte der gepflogenen Unterhaltung erinnern können. Aber erfreulich und erquicklich ist die Erinnerung nicht. Die Ausführung nun ist zwar sehr virtuos, ohne Coquetterie. Aber anziehend wird man das Bild auch von dieser Seite nicht finden. Das aschgraue Fleisch ist sehr bezeichnend, aber reizvoll wohl schwerlich. Der tief dunkle, fast schwarze Raum, in dem sich gar keine Details, keine Form, keine Ausstattung erkennen läßt, macht einen düstern unheimlichen Eindruck.

Aber wenn man sich in das Bild hineingefunden hat, so ist die Beobachtung und die Mache im höchsten Grade bewundernswerth. Diese breiten fetten Pinselstriche, mit denen in seltener Energie Alles bestimmt und fest, ohne Vermalung und peinliche Durcharbeitung und mit sicherster Wirkung hingestrichen ist, zeugen von einer großen, freien Meisterschaft; und doch trotz aller Anerkennung fehlt am letzten Ende etwas, vielleicht das Wichtigste und Wesentlichste: die Versöhnung. Es ist grausamer Ernst, kein schönes Spiel mit der Wirklichkeit, kein Strahl eines beglückenden Humors, der dem Kleinsten seine große und einnehmende Seite abzugewinnen weiß und ungesucht abgewinnt, fällt in dieses Dunkel: die Poesie der Armuth ist dem Bilde fremd.

Merkwürdig, daß uns unmittelbar daneben — zu gleicher Zeit im selben Raum — diese in rührendster und herzgewinnendster Weise vorgeführt wird, durch einen fremden Meister, für den ich im Allgemeinen durchaus nicht die leidenschaftliche Schwärmerei seiner Anhänger und Bewunderer theilen kann, der übrigens beiläufig hierorts wohl auch noch nicht oft in Ausstellungen gesehen worden ist: den Belgier Alfred Stevens. Ich kenne ziemlich viel von ihm, aber kaum ein vollendeteres Bild, als das gegenwärtig hier ausgestellte.

Wir sehen eine Straße, elegante Läden gemahnen an den Luxus der großen Stadt und der großen Welt. Inmitten dieses Glanzes, der sehr geschmackvoll und discret, ohne Spur von Absichtlichkeit und auf mäßigem Raume eigentlich nur angedeutet ist, lehnt an dem steinernen Pfosten einer Einfahrt eine elende arme Frau, die kleine Broschüren feil hält. Gedankenlos starrt sie vor sich hin. Zu ihren Füßen aber ist von Müdigkeit — wer weiß, vielleicht auch vom Hunger — überwältigt ihr Töchterchen auf dem harten Steinpflaster zusammengekauert dem Allerquickender Schlaf, dem Tröster der Armen und Bekümmerten, in die Arme gesunken. Das ist von einer Poesie der Stimmung, von einer Gemüthsfülle, die wahrhaft ergreifend wirkt. Dem düstern harten Halbdunkel Munkaczy's steht hier eine milde klare Tagesbeleuchtung gegenüber. Die Technik ist so vorzüglich, daß sie alle Absichten des Künstlers verwirklicht, und man ihrer vergißt. Nur in einem Punkte möchte ich einen Vorbehalt machen: die räumlichen Verhältnisse der Straße, insbesondere des Hintergrundes (der Häuserfaçadentheile), sollten klarer sein. Es ist möglich, daß Andere sie sich anders und mehr der Vorstellung des Künstlers entsprechend zurechtlegen, als es mir gelungen ist, aber es liegt nicht an mir, daß ich darüber nicht habe zu voller Klarheit gelangen können.

Ich überlasse die Rundschau über das weitere noch bei den Künstlern Ausgestellte dem geneigten Leser selber und mache einen salto mortale in Sachses internationalen Kunstsalon, wo momentan im ersten Gemach eine sehenswerthe „chambre of horrors“ etablirt ist. Dort producirt und introducirt sich ein Schweizer Namens Frank Buchser, der in America gelebt und seine Studien gemacht hat. Er hat eine unzweideutig anzuerkennende Sicherheit und Kühnheit der Technik; man sieht, er kann, was er will, und er will, was er macht: aber fragt mich nur nicht was!! Es ist in allen Stücken das Widerspiel von dem, was man (bis jetzt wohl noch im Allgemeinen) Kunst nennt — nach dem Motto der Naturalisten: „le laid c'est le beau“. Am meisten gilt das von seiner „Mary Blain“ Planlos zerstreute Figuren, keine Composition; häßliche Formen, widerwärtige Stellungen und Bewegungen, keine Spur von Schönheit und Anmuth; tigerfleckiges Licht, keine kunstvoll abgewogene Beleuchtung; und so geht das weiter. Heiliger Jan van der Meer, wie viel Schwachköpfe können doch an einem Gedanken eines Genies überschnappen! — Ein klein Bischen erträglicher ist desselben Herren „returned volounteer“; darin verräth sich die Absicht, so etwas, was dem Humor auf einige Meilen ähnlich sieht, zu haben; und komisch ist das Bild geworden, wie das andere.

Unweit davon hängt der eigenhändig verabfaßte Todtenschein eines Todtgelobten. Ganz „Adagio“ — so nennt sich das Bild; warum, weiß ich nicht — giebt Gabriel Max seine großgeredete Künstlerseele auf. Vielleicht wird mit diesem Meisterwerke vor der Nase manchem Mann rückwärts Manches klar, was er vorwärts nicht zu erkennen vermochte.

Zum Schluß noch die Notiz, daß im Hauptsaal bei Sachse meines Wissens das erste hier ausgestellte Bild des Landschaftsmalers Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, des Enkels Schillers, zu sehen ist, eine ziemlich große, stimmungsvolle, etwas in Grau verblasene Partie an der bregenzer Ache. Das Bild wird an sich und des Autors wegen Manchen interessiren.

Bruno Meyer.

Notizen.

Während Herr Finanzminister Camphausen durch die Schlußabstimmungen über das Budget von seiner quälenden Sorge um den Ueberschuß des Staatshaushalts einigermaßen befreit wurde und von seinem französischen Nebenbuhler, Herrn Pouyer-Quertier, noch mehr wegen der Sorge als wegen der Befreiung im Stillen beneidet wird, haben die letzten Tage den brüderlich verbundenen Conservativen und Ultramontanen eine Ueberraschung über die andere gebracht. Zuerst erschien der famose Erlaß des neuen Cultusministers Falk vom 29. Februar, der die Eltern in Braunsberg und an andern Orten der Verpflichtung enthebt, den Kindern einen unliebsamen Religionsunterricht ertheilen zu lassen, oder ihnen gestattet, sie zur Störung des häuslichen Comforts gar nicht in die Schule zu schicken. Der Erlaß ist ein erster Schritt der Umkehr zu dem Friedericianischen System, das Jeder in dem preußischen Staat nach seiner Façon selig werden ließ, was nach glaubwürdigen statistischen Tabellen von jenseits hier ganz befriedigende Resultate erzielt hat und auch weiterhin ohne jeden Zweifel die Bevölkerung des Himmels durch zahlreiche ehrenwerthe Ankömmlinge aus den alten und neuen Provinzen vermehren wird. Der Erlaß war eine Ueberraschung für

Digitized by Google

die gegnerische Coalition, die sich indessen durch eine kühne Interpretation des Wortlautes über die Folgen zu trösten suchte. Abends darauf jedoch wurde ein officiöser Commentar zu dem Fall'schen Februar-Rescript veröffentlicht, der wieder sehr behutsam klang für alles lichtscheue Zelotenwesen und die Fortsetzung des staatlichen Kampfes gegen kirchliche Uebergriffe jeder Art unzweideutig verdammte. Die extremen Organe auf der andern Seite wurden etwas kleinlaut und hatten mehr als jemals ein Gefühl davon, daß ihnen das Bündniß mit den principiellen Reichsfeinden auf die Dauer schlecht bekommen werde. Am Freitag Abend, 1. März, erfolgte überdies für die eine dritte Ueberraschung, die alle früheren an ernster Tragweite aufwog und den Anlaß zum 29. Februar gegen jede hinterlistige Auslegung sicherstellte. In der Unterrichtscommission des Abgeordnetenhauses erklärte Minister Falk, es stehe ihm gar nicht ein, Herrn Wollmann in Braunsberg deswegen wegzujagen, weil er den seit so und so viel Jahren selbst gewesenen Papst jetzt mit einemmale nicht für unfehlbar halten wollte. Die Conservativen und Clericalen mußten sich das und noch einige andere unangenehme Dinge sagen lassen. Die Woche war keine glückliche für sie gewesen. In der französischen Geschichte giebt es einen Tag der Selbstherzogenen und Unterschätzten, eine sogenannte journée des dupes, wo ein berühmter Minister an einem Novembermorgen des Jahres 1630, statt geköpft zu werden, die Gegner durch seinen eclatanten Triumph überraschte. Der ungenügsame Bismarck, der auch schon bei andern Gelegenheiten in wenig zartrestender Weise mit Michelien verglichen wurde, hat seinen Widersachern schon mehrere solche Tage bereitet; und er reservirt ihnen, wenn nicht Alles täuscht, noch einige weitere, die zur rechten Zeit in die Erscheinung treten werden.

***

Die Berufung des Dr. Hermann Becker-Dortmund in das Herrenhaus hat in der Presse wie im Abgeordnetenhause selbst fast nur scherzhafte Commentare gefunden. Auf den ersten Blick ist es auch von komischer Wirkung, wenn man sich den rothen Becker als Collegen der Kleist, Gf. Waldow, Hoyer u. s. w. vorzugsweise denkt. Es ist heute nicht an der Wiege gesungen worden, daß er es soweit bringen würde; und wer noch vor einem Jahre dem trefflichen, fleißigen und gelehrten Mann das Schicksal, das seiner harrte, prophezeit hätte, würde von ihm zuerst und dann von allen Andern ausgelacht worden sein. Aber die Sache hat doch auch ihre ernste Seite, und das „Frankfurter Journal" macht mit Recht darauf aufmerksam, daß durch Beckers Berufung in das Herrenhaus der Volksvertretung eine der tüchtigsten Kräfte verloren geht, die im Herrenhause mehr oder minder brach liegen wird. Das Abgeordnetenhaus verliert in der That in Becker nicht nur einen der festesten Liberalen, sondern auch einen der tüchtigsten Arbeiter in den Commissionen. Fractionssitzungen wird Becker im Herrenhause nicht mehr beizuwohnen haben, da die Fraction Becker bis auf Weiteres aus einem Mitgliede besteht.

***

Die Zeitungen werden nächstens genöthigt sein, eine besondere Rubrik für wahnsinnige Attentate einzurichten. Zum Glück sind die Attentäter der letzten Wochen harmlose Creaturen, welche weniger zur Entrüstung als zur Heiterkeit herausfordern. Wir wollen hoffen, daß es der Presse auch in Zukunft vergönnt sei, über diese lanfstumpfigen Attentäter zu witzeln. Bedenklich, besonders Haupterwähnen bis jetzt darin besteht, daß er aus dem „Gothenlei" citirte: „Es muß anders werden", ist schon jetzt eine abgethane Persönlichkeit; er wird nächstens entlassen werden und ebenso schnell von der Schaubühne wieder verschwinden, wie er gewaltsam auf dieselbe gezerrt worden ist. Wenn Stieber ein Verleger und Westerwell ein Schriftsteller wäre, so läge die Vermuthung nahe, daß die ganze Attentatsgeschichte auf eine einfache Reclame hinauslief. „Besser bewahrt als beklagt" sagen die Officiösen; und auch die unabhängigen Schriftsteller sind diesmal Herrn Director Stieber nicht gram, weil er gelegentlich des Westerwell eine Persönlichkeit in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat, die diese Ehre durchaus verdient: wir meinen den frommen Kozman. Wenn dieser würdige Mann, der in frommer Inbrunst die Petersbrennige der Gläubigen an der Bank in Homburg verzuckt, seinen modernen Aristophanes reiz, so muß man die Hoffnung, daß wir jemals eine Satire im großen Stil besitzen werden, aufgeben.

Ein anderer harmloser Attentäter ist O'Connel, der, wie die erste Depesche aus London meldete, auf die Königin eine Pistole, die sich glücklicherweise nicht entladen, angelschlagen habe. Eine zweite Depesche gab den Commentar zu diesem glücklichen Fall: die Pistole war nicht geladen. Die dritte Depesche berichtete aus Wolfsdorf, indem sie meldete, daß Ihre Majestät die Königin sich ganz wohl befinde.

Ernsthafter und brutaler war das Attentat auf eine allerdings weniger hochgestellte Persönlichkeit. Der Redacteur der „Neuesten Nachrichten" in München, ein sehr tüchtiger und ehrenhafter Mann, Becchioni, wurde auf der Straße von einem ultramontanen Straßenjungen überfallen und gemißhandelt. Becchioni hatte in seinem weitverbreiteten Blatte ein unter dem Namen „Dahauer Bauf" bestehendes Institut, an dessen Spitze ein ultramontanes Fräulein Spitzeder steht, stark angegriffen, verschiedene Schwindeleien entlarvt und die beschiedenen Capitalisten vor den Einlegen ihrer Sparpfennige in jene Bank gewarnt. Die ultramontanen Blätter in München, welche die Ehre haben, im Namen der Dreieinigkeit die verlogensten, bubenhaftesten und schändlichsten Klüfer der gesammten deutschen Presse zu sein, griffen diese Angelegenheit als willkommenen Scandal auf, behandelten sie als eine ultramontane Glaubensache und hetzten so lange, bis sich ein Strolch fand, der dem innersten Wunsche ihres Herzens durch Mißhandlung des Redacteurs Becchioni einen handgreiflichen Ausdruck gab. Jeden halbwegs anständigen Menschen muß es geradezu mit Widerwillen erfüllen, wenn er liest, mit wie unverhohlener Freude das „Vaterland" z. B. über diese Mißhandlung berichtet, wie es sich freut, daß Becchioni „weidlich verhauen" ist, wodurch sein „interessanter Kopf" einstweilen in allen Farben des Regenbogens schillere u. s. w. Der Redacteur des „Vaterland", Dr. Sigl, ist derselbe Mensch, der im Juli 1870, weil er zum Landesverrath aufforderte, vor der erregten Volksmasse Schutz bei der Polizei suchen mußte, derselbe, der neuerdings Herrn Dr. Windthorst, als dem gesinnungstüchtigen Führer seiner Partei, im Auftrage des katholischen Volksvereins in München ein dreifach jubelndes Hoch telegraphirte.

***

Zu den deutschen Persönlichkeiten, die seit Juli 1870 plötzlich berühmt geworden sind, gehört der wenigstens auf historischem Gebiet bis dahin ziemlich obscure gebliebene Herr Ulk. Als der Herzog v. Gramont vom 6. Juli an seine verhängnißvollen Reden im Gesetzgebenden Körper gehalten hatte, die bekanntlich von bewußten Unwahrheiten, im gewöhnlichen Sprachgebrauch Lügen genannt, strotzten, erhielt er ein aus Cleve in Preußen, 10. Juli 1870 datirtes Telegramm, dieses Inhalts: „Zu Folge Ihrer Rede im Gesetzgebenden Körper wurde das Schützenbataillon von Cleve sofort mobil gemacht. Morgen findet der Abmarsch vom Hauptquartier statt. Außerordentlicher Enthusiasmus auf der Schützenwiese. Stadt in reichem Flaggenschmuck." Gez. Ulk." — Der Herzog v. Gramont vermuthete in dem Abfender einen unbekannten Freund Frankreichs und wurde dadurch in der Meinung befestigt, dieses werde für den Krieg auf Einverständniß am Rhein und in Süddeutschland rechnen können. Das Telegramm wurde mit einer sogenannten Ordnungsnummer versehen und sorglam in das französische Archiv niedergelegt. Vielleicht durch es der Herzog unter den Documenten wieder ab, welche er seiner Rechtfertigungsschrift hinzufügen will, die nächstens in Paris erscheinen soll. Als die Depesche des Herrn Ulk indessen unter den „Geheimen Papieren" des Kaiserreichs entdeckt und von der September-Regierung veröffentlicht wurde, lachte ganz Deutschland trotz des kriegerischen Ernstes jener schweren Zeit über die französische Unwissenheit. Niemand wird sich denn auch wundern, daß das Ulk-Telegramm, das augenscheinlich von einem rheinischen Spaßvogel herrührt, in den verschiedenen Ausgaben der Geheimen Papiere, die mehrfach gesammelt erschienen sind, wieder abgedruckt wurde. Was soll man aber dazu sagen, daß ein deutscher Gelehrter, Herr Dr. jur. A. Keller, im fünften Bande seines Archivs des Norddeutschen Bundes, das „auf Grund amtlicher Quellen und Mittheilungen" bearbeitet ist, S. 496 dasselbe geschmissvolle Actenstück unter den Materialien des Krieges gegen Frankreich feierlichst ohne die geringste orientirende Anmerkung publicirt hat, auf die Gefahr hin, daß künftige Historiker sich über den Ursprung des wichtigen Schriftstückes den Kopf zerbrechen werden? Wir möchten nicht glauben, daß Herr Dr. jur. Keller, in seine Fachstudien vertieft, die nähere Bekanntschaft des anonymen Correspondenten des Herzogs v. Gramont niemals gemacht haben sollte. Wir würden das in seinem Interesse lebhaft bedauren. Schon aus Gelindheitsrücksichten sollte er sich hin und wieder einige Erholung gönnen. Denn ernst ist das Leben, heiter der Ulk!

***

Im Verlage von Karl Gerold in Wien ist als Beitrag zur Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts unter dem Titel: „Literatur und Gesellschaft in Frankreich zur Zeit der Revolution von 1789—1794", ein interessantes Werk von Ferdinand Lotheissen erschienen, auf das wir in eingehender Weise zurückzukommen gedenken.

***

Unter dem Titel: „Staat oder Gesellschaft in der Schule" sind im Verlage von Fr. Korckampf in Berlin die stenographischen Berichte der Verhandlungen des Abgeordnetenhauses über das Schulaufsichtsgesetz zu einer Broschüre zusammengestellt worden.

Digitized by Google

Inserate.

Bei Fr. Frommann in Jena ist erschienen:

Arthur Schopenhauer.

Drei Vorlesungen von

Dr. H. Frommann.

Preis 16 Ngr.

Der bedeutende Denker wird hier, zum Theil durch seine eigenen Worte, mit Liebe aber zugleich Unparteilichkeit und Klarheit, nicht ohne Humor, als Philosoph und Mensch in lebendiger Sprache geschildert.

In zweiter Auflage erschienen:

Literatur-Merkbüchlein. 10 Ngr.

Satz — Druck — Papier. 7½ Ngr.

Verlag von H. Pfeil in Leipzig.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung).

Schoedler, Dr. Friedrich, Das Buch der Natur, die Lehren der Physik, Astronomie, Chemie, Mineralogie, Geologie, Botanik, Physiologie und Zoologie umfassend. Allen Freunden der Naturwissenschaft, insbesondere den Gymnasien, Realschulen und höheren Bürgerschulen gewidmet. Achtzehnte, vermehrte und verbesserte Auflage. In zwei Theilen. gr. 8. Fein Velinpap. geh.

Erster Theil: Physik, Astronomie und Chemie. Mit 407 in den Text eingedruckten Holzstichen, einer Spectraltafel in Farbendruck, Sternkarten und einer Mondkarte. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Zweiter Theil: Mineralogie, Geognosie, Geologie, Botanik, Physiologie und Zoologie. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzstichen und einer geognostischen Tafel in Farbendruck. Erste Lieferung. Preis 12 Silbergroschen.

Verlag von Wilhelm Herz in Berlin.
(Bessersche Buchhandlung, 7. Behrenstraße.)

Vergelbte Blätter,
ein Tagebuch aus früherer Zeit.

Octav. eleg. geh. 58 Seiten. Preis 10 Sgr.

Verlag von F. Schneider & Co. in Berlin 21 Unter den Linden.

Goethe in seinem Verhältnisse zur Musik

von

W. von Bock.

Verfasser der livländischen Beiträge etc.

Preis 20 Sgr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Globus. Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie. In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von Karl Andree. 4. Fein Velinpapier. Geh.

Zwanzigster Band. Preis 3 Thlr.

Diese Zeitschrift erscheint viermal im Monat in Nummern von je 2 Bogen. 24 Nummern bilden einen Band.

Asher's Collection
of
English Authors.
Copyright Edition.

Die folgenden Werke befinden sich in der Presse und werden in schneller Aufeinanderfolge erscheinen:

Sataniella, by Whyte Melville. 1 Vol.
Good-bye Sweetheart, by Rhoda Broughton, author of „Cometh up as a flower". 2 Vols.
The Enstace Diamonds, by Anthony Trollope. 2 Vols.
Wilfrid Cumbermede, by George Mac Donald. 2 Vols.
Robert Ainsleigh, by M. E. Braddon. 2 Vols.
Country Stories, by Holme Lee. 2 Vols.
Old Magaret, by Henry Kingsley. 1 Vol.
The Harveys, by Henry Kingsley. 1 Vol.
Robert Falconer, by George Mac Donald. 1 Vol.
The Laird of Norlaw, by Mrs. Oliphant. 1 Vol.
Adam Graeme of Mossgray, by Mrs. Oliphant. 1 Vol.
Clara Vaughan, by R. D. Blackmore. 2 Vols.
Lorna Doone, a romance of Exmoor, by R. D. Blackmore. 2 Vols.
Fair to see, by Laurence W. M. Lockhart. 2 Vols.
A Bridge of Glass, by F. W. Robinson, author of „Grandmother's money". 2 Vols.

Middlemarch, by George Elliot. Vol. 2. kommt in diesen Tagen als Fortsetzung zur Versendung.

Französische Neuigkeiten.

Thermidor. — Paris en 1794.

Par
Charles d'Héricault.
Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

De Paris à Cayenne

par
Ch. Delescluze.
Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Campagnes des armées de l'empire en 1870

par
Eugène Ténot
(Verfasser der Geschichte des Staatsstreichs vom 2. December.
Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

In sehr kurzer Zeit erscheint:

La
France et la Prusse
avant la guerre
par
M. le Duc de Gramont.
8. Ein starker Band. Circa 2 Thlr.

Verlag von Paul Neff in Stuttgart.

Moritz v. Schwind,
Schöne Melusine.

Ein Cyclus von 11 Bildern.
Photographirt von J. Albert, Hofphotograph in München.
Ihrer Majestät der Königin Olga von Württemberg gewidmet.
In Mappe. Preis 40 Thlr. — 70 fl. rh.
Format der Cartons: Höhe 67 und Breite 94 Centimètres. — Bildhöhe 31½ und Breite 54½ Centimètres.

Demnächst erscheint im Verlag von Fr. Kirchheim in Mainz:

Die Centrums-Fraction
im
ersten deutschen Reichstage.
Von
Dr. **Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler,**
Bischof von Mainz.
Ca. 8 Bogen gr. 8. Geh. Preis 12½ Ngr.

Im Verlage von A. Henry in Bonn erscheint demnächst:

Der Gedanke in der Gestaltung des Thierreichs.

Eine neue Instanz gegen den Darwinismus und seine Herrschaft in Deutschland
von
Dr. Fr. Michelis.
Professor d. Philos. in Braunsberg.
8. 7½ Sgr.

Früher erschienen nachstehende Schriften desselben Verfassers:

Das Formentwickelungsgesetz im Pflanzenreiche
oder das natürliche Pflanzensystem nach idealem Principe ausgeführt.
gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Gedanke in der Gestaltung des Pflanzenreichs.
gr. 8. 7½ Sgr.

In der Rieger'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dr. Wilhelm Zimmermann.
(Verfasser der Geschichte des grossen Bauernkriegs etc.)

Geschichte
der Jahre 1860 bis 1871.

Eine unentbehrliche Fortsetzung zu Dr. Karl von Rotteck's allgemeiner Weltgeschichte.

21 Bg. 8°. u. 3 Portraits in feinstem Holzschnitt.
Preis 1 fl. 36 kr. oder 28 Sgr.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 8. Berlin, den 16. März 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Fraction des seligen Stahl im preußischen Herrenhause von Johannes Berg. — Vom gescheiterten Steuer-Erlaß von H. B. Oppenheim. — Ueber die moralische Bedeutung des Infallibilitätsstreites in der katholischen Kirche für die Gegenwart von Dr. F. Michelis-Braunsberg. — Ein Gespräch auf dem Sirius von Johannes Scherr. — Literatur und Kunst: Tartüffe in der Presse von Paul Lindau. — Eine Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Dühring. — Rom und die moderne Malerei. II. Von Gustav Floerke. — Notizen. — Inserate.

Die Fraction des seligen Stahl im preußischen Herrenhause.

Wenn ich meine Gedanken zu Papier bringe, um sie zu veröffentlichen, so bin ich unbescheiden genug, mir allemal vorzustellen, ich spräche zu Deutschland.

Es giebt aber viele Leute im deutschen Vaterlande, welche sich von den (um mit Herrn von Sensft-Pilsach zu sprechen) „arbeitsamen" Herren des Herrenhauses gar keine Vorstellung zu machen wissen. Einige glauben, dieselben stolzirten noch im Harnisch, oder im Lederkoller umher, Andere meinen, sie seien so fromm, daß sie sich tagtäglich kasteiten, oder wenigstens von Morgens früh bis Abends spät betend auf den Knieen rutschten. Der Dritte glaubt, es seien große Lehnsherren; der Vierte hält sie für große Vasallen; der Fünfte denkt sich gar bei dem Worte „Feudal" etwas ganz Grausenhaftes, u. s. w.

Aber schließlich, wenn man diesen Herren, die Jahre lang die Majorität und heute einmal ausnahmsweise die Minorität des Herrenhauses bilden, näher tritt, so wird man finden, es sind Menschen, wie die andern auch; oder, wie jener Diplomat sich ausdrückt: „wir kochen Alle mit Wasser." Sie ist eben längst vorbei, jene Zeit, von der Schiller sang:

„Und der Mönch und die Nonne gezeiteten sich,
Und der eiserne Ritter turnirte."

Sie turnieren nicht. Sie gezeiteln sich nicht. Sie bauen Roggen und Raps, sie brennen Ziegel und Schnaps, sie produciren Fleisch oder Wolle. Sie machen Creditgeschäfte und acceptiren Wechsel. Ja, ein Hauptmitglied ist sogar der alleinige Träger einer ganzen Actiengesellschaft. Auch pflegen sie dem Staat als Officiere und Beamte zu dienen.

Wie kommt es nun, daß diese Herren in einer Frage, wie die Aufsicht über die Schulen, — also in einer Frage, welche in Preußen seit Alters schon für den Staat entschieden ist und nur unter dem Cultusminister Mühler vorübergehend eine gewisse Verdunkelung erlitten hat, — „per nubecula cito transitura" sagt der heilige Augustinus in einem ähnlichen Falle — daß diese Herren, sage ich, sich auf die Seite der Polen und der Jesuiten schlagen und sich nicht mit der gegenwärtigen Regierung, welcher zu grollen der edle Graf zur Lippe, der vormalige Justizminister, wohl einigen Grund hat, feindselig gegenüberstellen, sondern auch dem Staate, mit welchem doch ein Theil von ihnen persönlich so enge verwachsen ist?

Diese Frage verdient untersucht zu werden.

Sie beantwortet sich am Besten durch eine Geschichte der conservativen Partei Preußens seit dem Jahre Achtundvierzig.

Vor diesem Jahre stand der Landedelmann in den alten Provinzen durchschnittlich auf den Standpunkt des englischen Satire des achtzehnten Jahrhunderts, wie ihn uns Fielding in seinen Romanen „Tom Jones" und „Joseph Andreas" so trefflich geschildert. Im Bewußtsein der Dienste, die er und seine Ahnen dem jungen Staate, wenn auch anfangs sehr widerstrebend, geleistet, im Bewußtsein seiner Kraft, voll Abneigung gegen die fiscalische Bureaukratie auf der einen, und gegen das moderne Städte-Bürgerthum, auf der anderen Seite, nahm der Landedelmann im Ganzen eine oppositionelle Stellung ein; und gewiß würde er damals herzlich gelacht haben, wenn ihm eine jener Kreuzzeitungs-Leitartikel-Lamento-Predigten zu Gesicht gekommen wäre, welche er heut zu Tage mit Andacht und Rührung zu lesen pflegt.

Das Alles änderte sich mit und nach Achtundvierzig. Man drohete damals „der Reaction in das Fleisch zu schneiden", d. h. die politischen und wirthschaftlichen Interessen des Landedelmanns zu verletzen. Der letztere wehrte sich dagegen, und da er selbst zu schwach war, suchte er Verbündete. Er fand sie bei der Camarilla, welche ihm Macht, und bei der Geistlichkeit, welche ihm Gründe für die Presse und Autorität bei den Bauern verschaffte.

Endlich bedurfte man auch ein politisches „System"; und das verfertigte der „selige" Stahl. Er ist es, der dem biederen Landjunker das mystische byzantinisch-theologische Wesen eingeimpft, das doch eigentlich dem märkischen oder pommerschen Landedelmann so fremd ist. Da man aber in Noth war, ließ man sich auch das und mehr noch gefallen.

Nun ist seit 1866 eine große Veränderung in der conservativen Partei vorgegangen.

Bekanntlich spaltete sich damals die liberale Partei in „Fortschritt" und „Nationalliberal." Dieselbe Trennung vollzog sich unter den Conservativen, nur, entsprechend dem Charakter dieser Partei, weniger geräuschvoll und weniger öffentlich. Ich spreche hier nicht von der Abzweigung der „Freiconservativen" und den anderen noch kleineren Mittelparteien, Fractionen und Fractiönchen, deren Mitglieder eigentlich niemals zu den Altconservativen gehört haben.

Nein, in der eigentlichen preußischen Tory-Partei selbst fand die Spaltung statt. Sie vollzog sich zwischen denen, welche strict bei dem Katechismus des „seligen" Stahl verharrten, auf der einen Seite, und jenen, welche zum Bismarck'schen Dogma von der deutschen Einheit übergingen. Die ersteren bildeten am 8. März 1872 die Minorität im Herrenhause. Sie haben Stahl nicht vergessen und von Bismarck nichts gelernt. Ihr Standpunkt ist thöricht, aber begreiflich — und zwar begreiflich aus folgenden Gründen:

Digitized by Google

Man pflegte von dem alten Stübe, der kürzlich in Osnabrück verstorben, zu sagen, er habe zwanzig Jahre gebraucht, um aus einem Osnabrücker zu einem Hannoveraner zu werden; allein aus einem Hannoveraner ein Deutscher zu werden, dazu habe er es nicht bringen können, obgleich er die höchste Grenze erreichte, welche dem menschlichen Alter gesteckt ist.

Aehnlich geht es den heutigen schwachen Resten der „Fraction Stahl." Ihre Vorfahren mußten mit Gewalt gezwungen werden, aus Preißnitzern, Zernikowern, Barnimern, Teltowern, Alt- oder Neumärkern: Brandenburger zu werden. Nicht geringere Mühe kostete es, sie aus Brandenburgern zu Preußen zu machen. Jetzt sollen sie zwar Preußen bleiben, aber doch auch Deutsche werden und anerkennen, daß die Reichsgewalt und die Reichsgesetzgebung über ihnen steht, — über dieser weiland so mächtigen großen Partei der kleinen Herren! Das gefällt ihnen nicht.

Der edle Graf zur Lippe, der kürzlich zwei Bücher zugleich geschrieben, eins unter dem Pseudonym Leo von Sternberg, das andere unter dem nom de guerre Leopold von Schwalenberg, beide strotzend von berechtigten und unberechtigten Eigenthümlichkeiten, beide gegen den jetzigen Justizminister Dr. Leonhardt gerichtet, — der edle Graf mag dem Fürsten Bismarck vielleicht auch deßhalb zürnen, weil ihn derselbe durch einen bürgerlichen Hannoveraner ersetzt hat. Allein die Mehrzahl der schönen Reste der Fraction Stahl-Jetzig ist denn doch vorzugsweise mißstimmt durch die Gründung des deutschen Reichs, welche das märkische und pommersche Stillleben so empfindlich zu stören droht, — jenes Stilleben, das der berühmte märkische Dichter, Pastor Schmidt in Werneuchen, in einem Hochzeits-Carmen so treffich besungen mit den Worten:

„— — — — Die Tafel ist gedeckt,
„Wo nur der Schüsseln Duft — die Lebensgeister weckt.
„Schweinbraten, ach, nach Dir —, nach Euch, gebrat'ne Pflaumen,
„Sehnt sich die Braut schon längst, — ihr glänzen beide Daumen."

und über dessen Störung durch das Eindringen der „affectirten" Städter der gute selige Pastor so wild wurde, daß er eines Tags die „Göttin Fortuna" anfang, wie folgt:

„Send', o Göttin, naht ein solcher Schwall,
Uns zum Schutze Regen her in Bächen!
Thürm' ein Wetter auf mit Blitz und Knall,
Oder laß' ein Wagenrad zerbrechen!"

Diese hals- und radbrechende Poesie des Dorfgeistlichen führt uns wieder zu dem Landedelmann zurück, und der letztere erinnert uns wieder an den Squire im „Tom Jones." Der preußische Squire ist in der Regel Schul- und Kirchenpatron. Seit 1848 steht er mit „seinem" Geistlichen auf bestem Fuße. Haben sie ja doch ein Schutz- und Trutzbündniß mit einander geschlossen. „Für Thron und Altar", sagt man. Da nun aber gar Niemand da ist, der Thron und Altar umstürzen will, höchstens Herrn Bebel und seine Handvoll Petroleusen ausgenommen, so ist es natürlich, die Phrase von „Thron und Altar" nicht ganz wörtlich zu nehmen. Unter „Thron" versteht man nämlich die weltliche Gewalt des Landedelmannes, unter „Altar" die geistliche Gewalt des Dorfpastors. Der Squire ist allemal der Erste in der Kirche, und dafür ist der Pastor beim Squire der vierte Mann im Whist. Der Squire ehrt den Pastor, und der Pastor den Squire; und der letztere hält dem ersteren die rebellischen Bauern in Ordnung. Reciprocität?

Dieses schöne Verhältniß droht durch das Schulaufsichtsgesetz alterirt zu werden. Der Pastor will natürlich am liebsten nur kraft seines geistlichen Amtes herrschen. Ist die Schulaufsicht ein Staatsamt, dann hat er einen Vorgesetzten auf dem Nacken, und zwar einen weltlichen Vorgesetzten voll von jener Accuratesse, jenem Eifer und jenem Ueberwachungsgeist, den der preußischen Beamten auszeichnet. „Ei, so was ist unangenehm", denkt der Pastor, „das stört das patriarchalische Stillleben des Dorfes; da muß der gnädige Herr gegen helfen; — oder mag ein Wagenrad zerbrechen!"

Und der gnädige Herr denkt: „Ja wohl, der Pastor hat recht, das können wir uns nicht gefallen lassen, er nicht als Prediger, ich nicht als Patron. Was sollte es auch geben, wenn der Pastor und ich nicht mehr Hand in Hand gingen, wie sollte man denn dann die Bauern und die Tagelöhner regieren?"

— — — — —
— — — — —

Hätten die guten Herren von der seligen Stahl-Fraction doch diese Gründe angegeben! Denn das sind ja doch die wirklichen Gründe, von welchen sie bewußt oder unbewußt sich beeinflussen ließen.

Hätten sie Das gethan, dann hätte vielleicht mancher darüber gelacht, wie man an preußische und deutsche Verhältnisse, die so große Dimensionen angenommen, einen so kleinen, halb liliputanischen, halb hinterwäldlerischen Maßstab anlegen könne. Aber die edeln Herren wären doch sicher gewesen vor Mißdeutungen.

Denn in diesem Falle würde kein Mensch geglaubt haben, sie wollten mit Mieroslawski das Polenreich von 1772 wiederherstellen, oder mit Ketteler den Kirchenstaat von Italien zurückerobern.

Herr von Kleist-Retzow hatte in seiner Rede vom 7. März (Stenograph. Protocoll, Seite 233, Spalte 2 unten) einen Anlauf zur Darlegung der wahren Gründe genommen, indem er von dem „Bündnisse der Geistlichkeit und der Ritterschaft" spricht. Allein es geschieht erst am Ende einer sehr langen Rede voll politischer Sophisterei und theologischer Phantasterei, in welcher jene offenherzige Andeutung rettungslos untergegangen zu sein scheint.

— — —

Und was ist die Moral von der langen Geschichte?

Das Herrenhaus, das dem liberalen und thatenarmen Ministerium Schwerin sehr gefährlich war, ist es dem nationalen und thatenreichen Ministerium Bismarck durchaus nicht. Seiner Protection ist Niemand bedürftig und Keiner sucht seinen Schutz nach. Außerdem hat es den Kaiser und das Reich, den Bundesrath und den Reichstag über sich. Und es bedarf der letztern nicht einmal; denn selbst in dem Herrenhause sind ja die Träumer der „Fraction Stahl" in kläglicher Minorität, wenn die Anderen kommen.

Sorgen wir daher dafür, daß die Bürgermeister und Professoren und wer es noch sonst ist, erscheinen und dableiben.

„Ja, aber sie bekommen ja keine Diäten?"

Nun, der Reichstag bekommt auch keine, und er erscheint doch. Wollt Ihr weniger sein?

Johannes Berg.

Vom gescheiterten Steuer-Erlaß.

Es ist wohl ein seltener Fall, daß eine Regierung der Volksvertretung den Nachlaß einer bedeutenden Steuer-Einnahme anbietet, und daß die Volksvertretung dieses Anerbieten zurückweist. Noch merkwürdiger, ja nahebei unerklärlich erscheint eine solche Thatsache in einem Lande, wie Preußen, wo die bestehenden Steuern und Abgaben ohne landständische Bewilligung (nach Art. 109 der Verfassung) forterhoben werden und die Volksvertretung keine Gewalt hat, eine bestehende Steuer zu streichen, wenn die Regierung nicht dazu die Initiative ergreift. Je mehr Steuern feststehen, desto unabhängiger ist die Regierung. Eine Volksvertretung also, welche sich in ihrer Mehrheit für liberal hält, verzichtet auf eine neue Machtbefugniß, welche ihr eingeräumt werden soll, und auf eine Minderung der Regierungsgewalt an einem Punkte, der für die Landesfreiheiten am empfindlichsten ist und seit jeher mit Recht beklagt wurde. Und war vielleicht die abzuschaffende Steuer eine Luxussteuer, welche nur die aristokratische Classe belastete? — Im Gegentheil, es war eine Steuer, die in Raten von fünfzehn Pfennigen von der niedrigsten Classe, welche an die Almosenempfänger, an das Armen- und Arbeitshaus grenzt, mühelig erhoben wurde. Die unterste Stufe der Classensteuer sollte dem siegreichen Volke erlassen werden, das mit seiner Wehrkraft und seinem Blute einen vollen Goldstrom in das Land geleitet und einen ungeahnten National-

Digitized by Google

reichthum herbeigezaubert hat. Die ganze Summe, welche fünf Millionen Steuerzahler erleichtert hätte, beträgt fünf Achtel derjenigen, mit welcher dieser Tage einige Generale und Minister dotirt worden sind.

Die Geschichte der Classensteuer lehrt uns, daß diese drückende Abgabe, die theils eine Kopfsteuer, theils eine ungerechtere Art der Einkommensteuer für die niederen Stände ist, sich nach großen und erschöpfenden Kriegen aus der zuerst unter dem stärksten Nothstande entstandenen Personensteuer entwickelt hat, daß die Regierung mehrfach einer gerechteren Besteuerung des gesammten Einkommens zustrebte, daß aber die Vertreter der privilegirten Stände (1847 der vereinigte Landtag und 1849 die Erste Kammer) eine derartige Verbesserung verhinderten. Etwas Aehnliches hat sich auch jetzt begeben: Die Vertreter des Dreiclassen-Wahlsystems weisen die Erleichterung der untersten Volksclasse zurück. —

Die neue Classensteuer datirt bekanntlich vom Gesetz des 1. Mai 1851 und wurde am 1. Juli desselben Jahres eingeführt. Sie wird erhoben von allen Denen, welche weder über 1000 Thlr. Einkommen haben (und also Einkommensteuerpflichtig sind) noch in einer Mahl- und Schlachtsteuer-pflichtigen Stadt wohnen, und zwar von allen Uebersechszehnjährigen, sogar von mehreren Mitgliedern derselben Familie, — in der ersten Unterstufe (1a.) welche jetzt aufgehoben werden sollte, nicht von mehr als zwei Familiengliedern. In dieser Stufe beträgt die Jahressteuer einen halben Thaler. Das Wesen des betreffenden Gesetzes beruht in der Classification aller Gewerbsclassen, welche nothwendig — auch die höchste gesetzgeberische Weisheit voraussetzt — eine etwas willkürliche sein muß, und, selbst wenn die Classificirung vor zwanzig Jahren richtig gewesen wäre, heutzutage durch die raschen Veränderungen der Verkehrsverhältnisse unzutreffend sein müßte. Ist das, zum Beispiel, eine allgemeine Kategorie, die für alle Provinzen und verschiedenen Zeiten paßt: Grundbesitzer und Gewerbtreibende, welche noch durch Tagelohn oder Lohnarbeit Nebenverdienst suchen müssen" —? Bekanntlich ist dabei der Willkür der Behörden in der Einschätzung unter die verschiedenen Unterstufen ein großer Spielraum vergönnt.

In demselben Maße, in welchem der Steuerdruck nach Unten sich verstärkt, wird die Besteuerung der großen Einkommen nach Oben immer lässiger und nachsichtiger. Daß unser ganzes Steuersystem, welches die arbeitende Classe verhältnißmäßig am härtesten bedrückt, der Reform bedarf, darüber sind die Meisten einig; nur möchte fast Jeder die Reform an einem anderen Ende anfangen, und besonders der Grundbesitzerstand an dem Ende, wo die Veränderungen ihm zu Gute kämen. Die am schwersten belastet sind, dulden schweigend.

Unter diesen Umständen könnte man dem Finanzminister einen Vorwurf daraus machen, daß er nicht, statt einer partiellen Veränderung, eine Reform des Systems vorgeschlagen hat. Allein neue Systeme lassen sich nicht aus dem Aermel schütteln; und selbst wenn unser Finanzminister über das Maß des wohlgeschulten Beamten so weit hinausreichte, daß er reformatorische Neigungen in sich verspürte, — ein neues System hätte schwerlich die nöthigen Zustimmungen von Oben gefunden, und, wie wir jetzt sehen, auch keine Landesvertretung, die dafür reif und bereit wäre. Ueberdies ist zum Vorwärtskommen das Beste, daß man den ersten Schritt thue. Dieser erste Schritt hätte andere nach sich gezogen; ein Stein aus dem Gebäude genommen, und das Ganze wackelt. Nicht blos das ganze Steuersystem, sondern auch das auf die directen Steuern erbaute Dreiclassen-Wahlsystem, aus welchem das Abgeordnetenhaus hervorgeht. Denn wenn der unterste Theil der directen Steuer wegfällt, so wird die Dreitheilung des Gesammtergebnisses eine andere, das Resultat wird zu Gunsten der höchsten Steuerzahler verschoben, und die beiden höheren Steuerclassen bilden alsdann eine noch abgeschlossenere, noch vornehmere Gesellschaft, eine wahre Geldaristokratie, welche zwei Drittheile der Wahlstimmen beherrscht und dem Rest der Bevölkerung vollends das Wählen verleiden würde. Dieser Ausgang ist aber nicht zu befürchten, weil das Dreiclassensystem schon durch seine innere Widersinnigkeit verurtheilt ist und jedem neuen Stoß unfehlbar erliegen muß. Vor der noch weiter zu treibenden Entartung dieses Systems braucht Niemanden zu bangen, es ist schon unrettbar dem Untergange geweiht. Bekanntlich hat auch Bismarck im constituirenden Reichstage eine vernichtende Kritik an demselben geübt. Die beabsichtigte Steuer-Reform hätte es demnach nur sicherer und schneller zu Falle gebracht. Die Ablehnung der Reform enthält freilich auch eine Verurtheilung dieses Wahlsystems, dessen Geist und Richtung die Ablehnenden darstellen. Im Reichstage wäre so etwas unmöglich gewesen. Denn keine Körperschaft vermag das Gesetz ihres Ursprunges zu verleugnen; — und wenn auch die Einzelnen ganz ohne Eigennutz sind, in der Gesammtheit regt sich immer das Classenbewußtsein, welches sich dann bei den Einzelnen oft als „Principienreiterei" geltend macht.

So auch hier, wenigstens bei den liberalsinnenden Gegnern des Steuer-Erlasses; bei den Conservativen versteht sich's ohnehin von selbst, daß sie, Morgenluft witternd, ein Grauen empfanden.

Die Principienreiterei steckte sich vorzugsweise hinter einen wesentlichen Punkt, den wir noch zu erwähnen haben, nämlich den Zusammenhang des beabsichtigten Steuer-Erlasses mit der Schlacht- und Mahlsteuer. Die Classensteuer ist mit der Schlacht- und Mahlsteuer dadurch enge verwachsen, daß die letztere Jene in vielen Städten vertritt. Man kann also dem einen dieser siamesischen Zwillinge nicht zu Leibe gehen, ohne auch dem anderen wehe zu thun. Wiederum begegnen sich in der Schlacht- und Mahlsteuer staatliche und Communal-Interessen, da diese Steuer überall den doppelten Charakter der Staats- und der Gemeindesteuer hat. Gegen keine Steuer ist jemals eifriger zu Felde gezogen worden, als gegen das „Octroi", welches im Inlande Zollinien zieht und die nothwendigsten Lebensbedürfnisse erlesen. Allein jede indirecte Steuer, die schon lange besteht, hat gewisse Freunde, welche sich den bestehenden Verhältnissen angeschmiegt und daraus ihren Vortheil gezogen haben, oder welche sich vor dem fühlbareren Druck der directen Steuern fürchten. Hierzu kommt im gegebenen Falle ein starker Factor, der auch im liberalen Lager ansässig ist und hinter der Maske des „selfgovernment" operirt, nämlich der engherzige Communalismus, welcher die indirecte Steuer schon deshalb bevorzugt, weil sie auch die Fremden und die sonst Eximirten (Militärpersonen u. s. w.) trifft. Kurz, so oft auf die vielgeschmähte Steuer ein ernstlicher Angriff gemacht ward, zeigte sich eine zähe und nachhaltige Widerstandskraft und fand es sich, daß der Einspruch des Herrenhauses auch von bürgerlichen Ohren nicht ungern gehört ward.

In dem Plane des Finanzministers aber lag die allgemeine Einführung der Classensteuer und die Beseitigung des Octrois, mit Ausnahme der Schlachtsteuer als einer rein städtischen Abgabe. Die Bilanz des Staates ward dadurch wenig verrückt, die Städte aber hätten auf erhöhte Miethe- oder Einkommensteuern, oder auf Zuschläge zu den Staatssteuern sinnen müssen. Nun begab es sich, daß diejenigen, welche die gänzliche und ausnahmelose Aufhebung der Schlacht- und Mahlsteuer verlangten, ebenjowohl zu Feinden des Regierungsentwurfes wurden, wie diejenigen, welche den ganzen Octroi er- und behalten wollten. Daran trug nun freilich der Finanzminister einen Theil der Schuld, indem er auf keinen Termin künftiger Abschaffung der Schlachtsteuer eingehen wollte und überhaupt für seine kleine Steuerreform, wie einst Lord John Russell für die erste Wahlreformacte, das Recht der „Finalität" in Anspruch nahm. Niemand sollte weiser sein, Niemals jemals weiter gehen dürfen, als er, — es sei denn er selbst in einiger Zeit. Er verwahrte sich mit solcher Energie gegen den Beistand Laskers, der, um den Regierungsentwurf zu retten, die fruchtbaren Zukunftskeime in demselben nachwies, daß man zu dem Glauben versucht sein konnte, er begnüge sich zur Zeit gern damit, die Reform — vorgeschlagen zu haben.

Der Gegenentwurf der Commission war, einige verständige Nebenbestimmungen (wie die Abschaffung der Doppelbesteuerung in den Familien) abgerechnet, nicht der Art, daß

Digitized by Google

er eine in sich übereinstimmende Majorität besser vereinigen konnte, als der Regierungsentwurf. Die Hauptsache darin war, daß keine directe Steuer aufgehoben, sondern die drei letzten Unterstufen um ein Drittel herabgesetzt werden sollten. Die letzte Unterstufe hätte demnach zehn Silbergroschen per Jahr betragen. Eine solche Kopfsteuer entspricht unseren Finanzverhältnissen nicht mehr; wer so niedrig besteuert werden muß, sollte auch um diesen Betrag nicht verkürzt werden dürfen. Allein die altliberale Doctrin hatte hierfür ein ethisch-politisches Argument von ganz besonderer Empfindungstiefe entdeckt, das man bis zum Ueberdruß wiederholen hörte: es sei nämlich die Ehre des freien Staatsbürgers, zu den Staatslasten mit Bewußtsein beizutragen. Glauben die Herren wirklich, der Tagelöhner auf dem Lande oder der Fabrikarbeiter wisse nicht, daß er in der Salzsteuer durchweg ein ganzes Procent seiner Einnahmen entrichtet, daß der Staat ihm das Bier, den Branntwein, den Tabak, den Kaffee vertheuert, daß er für alle diese Gegenstände auf den Kopf und auf die Familie, theils relativ, theils sogar absolut, mehr bezahlt, als der Wohlhabende. Wahrlich, die Ehre der Steuerzahlung ist unserem Volke niemals vorenthalten worden. Und die allgemeine Wehrpflicht, die höchste Steuer, die Steuer des eigenen Blutes, wird sie nicht als ein Pflichtverhältniß zum Staate empfunden, auch von Denen, welche sie nicht selbst abtragen, sondern sie von ihrem Ernährer, Familiengenossen u. s. w. abtragen sehen?! — Nein, das ist ein hässliches Argument, auf Fictionen beruhend, auf Täuschung berechnet. Wenn dieses Argument für die directe Steuer plaidiren soll, warum wurde es diesmal verwerthet, um der ungerechtesten indirecten Steuer das Leben zu fristen?!

Die ganze Angelegenheit ist nun für kurze Zeit verschoben; die Ueberschüsse des preußischen Staatshaushaltes mehren sich in fast geometrischen Proportion. An nützlichen, productiven und wohlthätigen Verwendungen dafür wird es freilich so bald nicht fehlen, die Beschließungen darüber sollten aber nicht als bloßer Nothbehelf und als Verlegenheitsauskunft über das Knie gebrochen werden. Es ist pflichtgemäß und weise, das Loos des Schullehrers zu verbessern, allein das Loos des Tagelöhners und des Dienstboten ist auch der Erwägung werth.

Berlin, am Schalttage 1872.

H. B. Oppenheim.

Ueber die moralische Bedeutung des Infallibilitätsstreites in der katholischen Kirche für die Gegenwart.

Von Dr. **F. Michelis.** (Braunsberg).

II.

Durch die vaticanischen Decrete vom 18. Juli 1870 und deren nachträgliche so gut wie allgemein wenigstens stillschweigende Annahme von Seiten des Episkopates und der Geistlichkeit ist die römisch-katholische Kirche, die einerseits die größte einheitlich-organisirte im Herzen der civilisirten Menschheit wohnende und von der Mitte aus nach allen Enden hin ihre Arme ausstreckende Macht bildet und andererseits den geschichtlichen Anspruch in sich trägt, die durch das Christenthum vermittelte Idee der Menschheit als solcher in sich zu repräsentiren, factisch in eine der reinen Entwicklungsidee der Menschheit feindselige Parteimacht umgewandelt — oder wenigstens in eine solche der Menschheit feindselige Partei stellung hineingetrieben worden. Daß diese Thatsache von den Infallibilisten geleugnet wird, kann natürlich an dem objectiv nach dem Gesetze der Wahrheit sich richtenden Urtheile nichts ändern; auch ist es ganz gleichgültig, in wie weit der Einzelne mit subjectivem Widerstreben oder aufrichtiger Hingabe der Neuerung sich gefügt hat. — Jeder Infallibilist ist durch seine Unterwerfung zu einem Glied in der Maschine geworden, als die jetzt die Kirche in der Menschheit arbeiten soll. Die beiden beachtenswerthesten katholischen Kämpfer in den jüngsten Kammerdebatten — Ruland in dem Bayrischen und Mallinkrodt in dem Preußischen Abgeordnetenhause — haben ganz in derselben Weise den Katholicismus also eine disciplinirte Armee zur Schau getragen, wo jeder — ganz nach dem im Institute der Jesuiten mustergültig durchgeführten Principe des unbedingten Gehorsams — einfach nur zu geriren hat, wann und wie commandirt wird. Ja, Mallinkrodt hat die naive Unverschämtheit gehabt, die Möglichkeit eines solchen Gehorsams als einen logischen Beweis für die Wahrheit eines solchen Katholicismus zu proclamiren.

Männer wie Haneberg, Haefele und Haynald, denen kein Mensch die reinste sittliche Intention und die höchst ausgebildete Intelligenz absprechen darf, haben sich widerstrebend dem Drucke der nach ihrer eigenen Ueberzeugung unrechtmäßig zu Stande gekommenen Majorität gefügt und so den Tausenden, die in jeder Beziehung geringer sind als sie, das Beispiel eines Gehorsams gegeben, der auch über das Gewissen wie über eine Leiche hinwegschreitet. Darbov hat unmittelbar vor seinem tragischen Tode sein Urtheil dahin ausgesprochen, daß der einzelne, wie in der Armee, dem obwohl unsinnigen Dogma zur Zeit sich fügen müsse, weil keine Aussicht des erfolgreichen Widerstandes vorhanden sei. Gratry hat nach seiner auf dem Todesbette ihm abgezwungenen Unterwerfung das Bedürfniß empfunden, vor Döllinger und P. Hyacinth seine Ehrenrettung zu versuchen, aber er hat nicht mehr die Kraft gehabt, sein Zeugniß gegen die Wahrheit zurücknehmen. — Bei einer solchen moralischen Gewalt der römisch-verhunzten Kirchenidee über die subjective Ueberzeugung, über die Wissenschaft und selbst über die Gewissen müßte man mehr als ein Idealist im gangbaren Sinne des Wortes, man müßte ein gedankenloser Mensch sein, wenn man nicht mit der Infallibilität als einem realen Factor für die Gegenwart und die Zukunft der Menschheit und der Gesellschaft rechnen wollte.

Zunächst stoße ich hier nun auf die vielbesprochene Frage nach der politischen Bedeutung der vaticanischen Decrete. Ich werde mich darüber sehr kurz fassen, weil mir natürlich besondere Instructionen nicht zu Gebote stehen und wir andererseits den leitenden Staatsmännern, nachdem sie einmal genöthigt gewesen sind, die Sache in's Auge zu fassen, es ruhig überlassen können, die Fäden zu verfolgen. Wer nicht vergißt, daß die Infallibilitätserklärung nicht durch irgend welche innere Nothwendigkeit, sondern lediglich durch eine Intrigue, deren Leiter und deren Getriebe jedem Sehenden offen liegt, herbeigeführt ist, der wird auch mit sich eins darüber sein, daß diese Intrigue ihr bestimmtes Ziel vor Augen hat, welches freilich durch die wiedererrungene Weltstellung Deutschlands gewaltig durchkreuzt, aber wie Figura zeigt, nichts weniger als aufgegeben ist. Wenn die Jesuiten in diesen Tagen den Papst vor Römern eine quasi Thronrede improsiwiren ließen, worin zum Gebete für das Gelingen der ultramontanen Agitation in Frankreich und in Deutschland aufgefordert wird, während gleichzeitig zu Antwerpen der französische Kronprätendent, der Exönig von Hannover und nach einigen, ich weiß nicht ob hinlänglich verbürgten Zeitungsnachrichten, selbst der Führer des ultramontanen Centrums sich offenes Rendezvous geben,*) so ist das verständlich genug, obgleich ich durchaus nicht gesagt haben will, daß das schon mehr als ein täuschender Rösselsprung im Schachspiele der Jesuiten sei.

Aber ganz abgesehen von dieser politischen Agitation im engsten Sinne — wer, der sein menschliches Interesse an der Entwicklung der Menschheit und der Gesellschaft bewahrt und seiner Vernunft sich noch nicht begeben hat, kann es als eine für die dauernde Gestaltung der Verhältnisse irrelevante Sache betrachten, daß die officielle Direction der katholischen Masse fortan unter der Leitung von Principien stehen soll, die den permanenten Kriegszustand der fortgeschrittenen Civilisation bedeuten? Wer wird im Ernste noch sich mit der Einbildung beruhigen können, daß die im Syllabus proclamirten Grundsätze in That nur auf römischen Kanzleistil hinauslaufen? Es ist mit Nichten gleichgültig, ob man der auf der Anerkennung

*) Uns ist von dieser potenzirten „Verschwörung im Radziwill'schen Palais" nichts bekannt. D. R.

Digitized by Google

der Gewissensfreiheit beruhenden neueren Staats- und Gesellschaftsordnung blos aus Nothwendigkeit oder aus Klugheit unfreiwillige Concessionen macht, oder ob man in ihnen einen thatsächlichen inneren Fortschritt auch im echt christlichen Sinne erblickt — gegenüber einer Anschauung, welche die Kirche nur dadurch glaubt retten zu können, daß sie dieselbe der kostbarsten Errungenschaft der evangelischen Freiheit beraubt, und sie unter alttestamentarischen Zwangsgeist zurückstellt, indem man zugleich das Zeitliche mit dem Ewigen, das Irdische mit dem Himmlischen heidnisch vermengt. Diejenigen, welche Aufklärung und Fortschritt nicht anders als im Gegensatze zum Christenthume und zur Kirche zu fassen wissen, sind einfach zurückzuweisen an die Prüfung ihres eigenen Wissens, seiner Grundlage und seines Maßes; und es ist ihnen klar zu machen, daß sie eben nur ihre eigene Bornirtheit zum Maßstabe ihrer Beurtheilung der Dinge machen. Es ist aber jetzt nicht mehr genug, die richtigen Entwicklungsprincipien blos noch auszusprechen, es muß mit aller Energie von Seiten der Katholiken für sie eingetreten werden. Wenn auch nur zehn Jahre ein Zustand der wissenschaftlichen Bildung, selbst bloß der katholischen Theologen, wie er durch die vaticanischen Decrete bedingt ist, in Deutschland besteht, so ist ein schwerlich je mehr wieder gut zu machender Schade geschehen. Wenn Wissenschaft Wahrheit, oder wenigstens redliches Streben nach Wahrheit ist, so ist mit dem Infallibilitätsprincip Wissenschaft in der katholischen Kirche unmöglich geworden. — Die Kirche unter dem Infallibilitätsprincipe wird mit Nothwendigkeit die Schulung der Lüge, die systematische sittliche Corruption. Die Bibelerklärung, die Geschichte, die Logik muß sich selbst verleugnen und sich Gewalt anthun, um die Infallibilität aufrecht zu erhalten; und wenn auf die ernsten Wissenschaften und auf die Philosophie ein so directer Einfluß der neuen Lehre nicht scheint so rasch zu finden, so ist auch das nur ein Schein für den Oberflächlichen. Wie die ganze in der Infallibilität durchgeführte Intrigue nur möglich war vermittelst einer scholastischen Verkümmerung der kirchlichen Intelligenz, so wird, wenn dieses System zur Herrschaft kommt, von keiner freien Bewegung zur Erkenntniß der Wahrheit die Rede mehr sein. Was dann Wissenschaft heißt, ist Sklavenarbeit im Dienste des Principes der Geistesknechtung; wie wir seit Jahren die Jesuiten und Jesuitenblätter auch die an sich tüchtigen wissenschaftlichen Leistungen und Kräfte lediglich als Staffage für ihre Intentionen benutzen sehen. Die Erfahrung des einzigen Jahres, welches jetzt hinter uns liegt, zeigt uns, was wir auf die Dauer zu erwarten haben; und wahrlich einem Jeden muß das Herz bluten, der nur die jüngsten Vorträge Döllingers mit den verlogenen Salbadereien in den Hirtenbriefen unserer Bischöfe vergleicht und dann bedenkt, wie es mitten in Europa möglich war, daß solche Kraft durch solche Ohnmacht brach gelegt werden konnte!

Doch genug für dieses Mal. Ich glaube hinlänglich angedeutet zu haben, was die katholische Opposition gegen die vaticanischen Decrete, die man mit einem sehr ungenügenden Namen als „Altkatholicismus“ bezeichnet, für die Kirche, für die Menschheit und speciell für Deutschland in diesem ebenso erhebenden wie kritischen Momente seiner Neuschaffung zu bedeuten hat. Die Bezeichnung „Altkatholicismus“ beabsouire ich deshalb, weil ihr der Nebengeschmack eines Hängenbleibens am Alten und also etwas Seitenhaftes anhängt. Dem Katholiken, wie ich im Sinne unserer Opposition ihn mir denke, ist die Kirche nicht etwas Altes, sondern etwas Ewiges, was nicht alt werden kann, was ewig jung, ewig frisch und lebengebärend ist, wie die Menschheit in Gott, in Christus. Was ich, indem ich als Katholik in der Opposition gegen den im Vaticanum gipfelnden Jesuitismus dem deutschen Liberalismus freudig die Hand biete, verlange und erwarte, ist einzig und allein dieses: daß man sie nicht deshalb mit Mißtrauen zurückstoße, weil ich die Möglichkeit einer solchen Idee der Kirche in mir bewahre. Zu solchem Mißtrauen sind aber in der That die Dinge nicht angethan. Die Feinde lauern von allen Seiten neidisch auf Deutschlands neue Größe; und wenn auch, wie wir hoffen wollen, ein zweiter Feldzug wie der von 1870/71 nicht zu schlagen ist — den Feldzug, der den Romanismus innerhalb Deutschlands niederlegt, haben wir noch vor uns; und der hängt allerdings zunächst auch an der Energie unserer Staatslenker. Aber diese Energie selbst muß einen moralischen Halt haben in der in der ganzen Nation zum Durchbruch gekommenen Ueberzeugung: daß Aufklärung, Fortschritt und Liberalismus nicht allein mit dem Christenthum, sondern auch mit der Kirche nach ihrer wahren Idee nicht im Widerspruch, sondern im freundlichen Verhältnisse stehen. —

Zwei Punkte hebe ich noch besonders hervor, um die reale Möglichkeit einer solchen Verständigung nachzuweisen. Wir gegen die Infallibilität opponirenden Katholiken sind uns darüber vollständig klar, daß wir nicht durch römische Politik in die mit voller Begeisterung erfaßte Aufgabe unserer deutschen Nation uns eingreifen lassen. Nur die von uns als häretisch bekämpfte Infallibilität, als die einseitig auf die Spitze getriebene Veräußerlichung des wahren Kirchenbegriffes, nicht der wahre katholische Kirchenbegriff selber ist es, der die traurige Erscheinung hervorgerufen hat, daß wir in diesem Augenblicke den katholischen Theil der deutschen Nation wie officiell und von Gewissenswegen mit einer Kirchenpolitik alliirt finden, deren Realisirung gegen das Herz der Regeneration Deutschlands den Todesstoß führt. Die rasche Erstarkung der katholischen Opposition ist eine der wesentlichsten Bürgschaften gegen die Gefahren, welche der Consolidirung des neuen Deutschlands unleugbar in diesem Augenblicke noch drohen. Das ist die patriotische Seite unserer Opposition. Was aber die allgemein menschliche, sittliche, wissenschaftlich-philosophische angeht, so weise ich darauf hin, daß der Schwerpunkt alles tieferen, ethischen, wissenschaftlichen Bewußtseins in diesem Augenblicke, so intensiv wie nie zuvor, eben auf die Constatirung des individuellen menschlichen Bewußtseins in seiner Realität, aber zugleich in seinem nothwendigen Zusammenhange mit dem das Ganze beherrschenden Gesetze sich concentrirt hat. Ist das Gewissen wirklich die Stimme Gottes, die mir gebeut, jeder ungöttlichen Satzung in der Menschheit die Stirne zu bieten, ist das persönliche Bewußtsein des Menschen eine dem Stoffe gegenüber stehende Realität, oder ist mein Ich nur die Efflorescenz meines Nervensystemes, die Menschengeschichte, die Kunst, die Wissenschaft, die Religion nur die Potenzirung eines Naturprocesses? — Das sind die Fragen, auf deren intensivste Lösung wir heute angewiesen sind. Und worauf anders beruht die katholische Opposition gegen die vaticanischen Decrete, als auf dem Rechte des Gewissens, der Persönlichkeit, der persönlichen Freiheit des Individuums: dem Mißbrauche auch der von ihm als die höchste anerkannten und verehrten Autorität offen in's Angesicht zu widerstehen? Was thun wir anders, als das nachholen, was die Bischöfe zu Rom hätten thun müssen, als Paulus dem Irren Petrus in's Angesicht zu sagen: Du thust Unrecht! —

Mit Rücksicht auf meine Vergangenheit, welche etwa bei dieser Gelegenheit in Anspruch genommen werden könnte, sei es mir endlich erlaubt, mit der folgenden Anführung aus einer früheren Schrift, die Aufgabe Preußens für Deutschland betreffend, diese Darlegung meiner Auffassung der Gegenwart zu beschließen. Preußen, so habe ich schon im Jahre 1863 in der Schrift: „Preußens Beruf für Deutschland und die Weltgeschichte“ gesagt, „Preußen als paritätischer Staat, welcher sein katholisches Element, weder im Geiste des unausgewachsenen noch des ausgewachsenen revolutionären Momentes der deutschen Reformation ignorirt oder mißhandelt, sondern es politisch zu seinem vollen Rechte und seiner ungeschmälerten Anerkennung kommen läßt im Geiste der persönlichen Gewissensfreiheit, die wir als eine unverlierbare Errungenschaft der Reformation festhalten, — ein so verstandenes Preußen, ja, das hat eine herrliche, das hat eine große Aufgabe für die Weltgeschichte, wie sie je einem Volke in der Weltgeschichte zu Theil geworden ist; eine Aufgabe, nicht einer äußeren, sondern einer sittlichen Größe, die wir aber ja allein als wahre Größe betrachten können. Und diese unendlich große und herrliche Aufgabe ist Preußen in seinem Verhältnisse zu Deutschland in diesem Augenblicke so unendlich nahe gelegt, daß es gewissier-

Digitized by Google

maßen nur eine leise Wendung zu machen, nur ein Wort zu sprechen braucht, um die Gestalt der Erde zu verändern." —

Daß das im Jahre 1863 Gesagte in diesem Augenblicke auch heute noch gilt, und daß die äußere Größe, die in anderer Weise, als man damals ahnen konnte, sich realisirt hat, jene sittliche Aufgabe auch heute nicht alterirt, brauche ich wohl nicht zu erwähnen; und ich gestehe gern, daß ich, obwohl ich weiß, damals nach Grundsätzen gehandelt zu haben, doch mein Mandat als Mitglied im constituirenden Reichstage nicht würde niedergelegt haben, wenn ich den 18. Juli 1870 mit seiner doppelten Kriegserklärung hätte voraussehen können.

Ein Gespräch auf dem Sirius.

Heinrich Heine. Buon giorno, Messer Niccolò. Wohin schon des Weges?

Niccolò Machiavelli. Guten Morgen, Messer Enrico. Ich will zum Guckloch.

H. Ah, da komm' ich mit. Ihr seht also auch von Zeit zu Zeit die liebe gute runde Alte da drunten gern?

M. Gewiß. Auf unserem Sirius riecht es so continuirlich nach Unsterblichkeit und Langweile, daß es eine wahre Erquickung, mitunter eine Nase und Lunge voll Erdenmarkt heraufzuathmen. Bwat demnach unser Guck-, Horch- und Schnauzloch!

H. Von ganzem Herzen! Hier oben, so hoch über dem „wechselnden Mond" müßte man vor lauter Seligkeit rein des Teufels werden ohne das Loch, welches uns in Beziehung jetzt mit dem alten Daheim, wo ich so viele hübsche Lieder gedichtet und so viele hübschere Lippen geküßt habe in meinen tagen, wie Ihr, Herr Staatssecretär, in den Eurigen sicherlich auch gethan.

M. In den Tagen der Borgia, wo denkt Ihr hin?

H. Bah, macht mir nichts weiß! Donna Lucrezia hatte ja Lippen, welche, wenn dem Pontanus zu glauben, selbst für ihren und der Christenheit sehr heiligen Papa einladend, zu einladend gewesen sind.

M. Klatsch!

H. Wie, Messer Niccolò, seid Ihr etwa unter die „Retter" gegangen?

M. Retter? Was ist das?

H. Das sind Arbeiter in dem großen Schönsärbereigeschäft, welches ursprünglich von dem berühmten Historiker Saffianlederich gegründet wurde.

M. Zu welchem Zwecke?

H. Zum Schönsärben, natürlich. Seht, da hat z. B. unlängst so ein Retter eure scharlachene Donna Lucrezia in die Küpe getaucht und hat sie schneeweiß wieder herausgezogen.

M. Dumm!

H. Nicht so dumm, wie es aussieht. Gut zum Carrièremachen. Cultusminister und Oberstudienräthe calculiren: „Wenn so ein Retter in seinem unterthänigst beschränkten Unterthanenverstand längst verstorbene allerhöchste Wahnwitzige zu Weisen, kaiserliche, königliche und fürstliche Halunken zu Helden und dito Hetären zu Heiligen umschönfärbt, wie rücksichts- und ehrfurchtsvoll wird er erst jüngstverstorbene oder gar noch lebende Majestäten, Hoheiten, Durch- und Erlauchte, Eminenzen und Excellenzen aufsaffen! Der Mann muß verwendet und in eine Stellung gebracht werden, wo er seine gute Bedientengesinnung propagiren kann." Schade, Messer Niccolò, daß Ihr Eure Lehrzeit als Historicus und Politicus nicht in dieser Schönsärberei verbracht habt. Ihr hättet dann im „Principe", wo Ihr Euren Landsleuten den Cesare Borgia als den Cavour der Renaissancezeit vormaltet, die Farben sanfter gemischt und gefälliger aufgesetzt.

M. Den Cesare der Cavour der Renaissance? Was ihr deutschen Tintler doch nicht alles aus den Büchern herauskaubt! Es ist aber etwas daran, ich geb' es zu. Ein glücklicher Bursch übrigens, der Cavour. Meines Wissens der einzige Staatsmann, der ein großes Ziel erreicht hat mittelst lauter Niederlagen.

H. Ja, per Baceo, er und seine Nachfolger. Ihr ließt Euch, als Ihr den Dante'schen Traum von der italischen Nationaleinheit in Eurer Weise wiederträumtet, gewiß nicht träumen, daß und wie Italien die harte und steile Treppe zur Einheit hinaufsallen würde. Custozza 1848, Novara 1849, San Martino 1859, wiederum Custozza nebst Lissa 1866, lauter Stufen der Hinaufsallstreppe. Man könnte auch sagen, Italien sei zur Einheit gehauen, zugehauen worden.

M. Sitzet nicht, wo die Spötter sitzen.

H. Fällt mir nicht ein. Wozu auch spotten? Die simpeln Thatsachen bezeugen ja laut, daß, wer Glück hat, ein Regno d'Italia findet, wenn er ausgegangen ist, eine Tambourmajorstochter zu suchen. Eure Landsleute sind schlau. Sie ließen sich hauen, um von vornherein den Neid zu entwaffnen, und wohl wissend, daß zu ihren Gunsten anderwärts Andere ebenfalls gehauen würden. Es ist für uns Sirinser doch ein Halb- oder Ganzgöttertrapß gewesen, mitanzusehen, wie das preußische Zündnadelgewehr, welches bei Sadowa „spritzte", die italische Tricolore auf die Masten von San Marco hinaufschoß und wie die deutsche Kanone von Sedan aus in die Porta Pia Bresche legte.

M. Ja, mein armer, etwas duseliger Landsmann und Zeitgenosse Fra Savonarola würde das in seiner mystisch-visionären Sprache eine Ironie Gottes nennen.

H. Hm, ich vermuthe, meine arme Madame La France wird es lieber eine Ironie Satans heißen. „Wie bist du vom Himmel gefallen, o Morgenstern!" Aber ich kann nichts dafür. Ihr wißt es, Herr Staatssecretär, daß ich nichts dafür kann; denn Ihr habt mir die collegialische Ehre erwiesen, meine Schriften zu lesen, und könnt mir demnach bezeugen, daß ich die arme häßliche, jetzt so schrecklich zerzauste Madame oft und nachdrucksam gewarnt habe, den träumenden Riesen Michel nicht frivol und herausfordernd an seinem blonden Barte zu zupfen.

M. Ja, wer konnte aber auch ahnen, daß er so zuschlagen würde.

H. Ich ahnte, ich wußte es, und wär's in meiner dermaligen Stellung als Unsterblicher und Prüfender vom Sirius für mich schicklich, ein bischen Pedant zu sein, so könnt' ich Euch die Bände, Capitel, Seiten und Zeilen meiner durch Strodtmann recht appetitlich editten Opera citiren, allwo ich in Versen und Prosa die Franzosen bei Zeiten gewarnt habe.

M. Wohl; aber wie konnten sich vor zu besürchtenden Schlägen Leute warnen lassen, die, während ihnen von den empfangenen noch der Buckel brennt, nicht zugeben wollen, daß sie welche gekriegt? Ueberhaupt war und ist es immer und überall das undankbarste Geschäft, als Kassandra sich aufzuthun. Habe das zu meiner Zeit sattsam erfahren. Die Dummlinge, welche doch allzeit und allenthalben in der Mehrheit sind — und in was für einer! — wenn ein Geschcidter sich herausnimmt, weiter zu sehen, als ihre eigenen Dummlingsnasenspitzen reichen .... doch da sind wir ja beim Guckloch.

H. Zieht doch gefälligst die Klappe auf, Messer Niccolò. Ihr wißt, ich war schon drunten in meiner verdammten Matratzengruft in der Rue d'Amsterdam so sehr „lauter Geist", daß ich nicht mehr Hand noch Fuß regen konnte, und die Luft cur auf unserem Stern hat meine Kräfte noch lange nicht wieder völlig hergestellt.

M. Uff! Das Scharnier muß eingerostet sein. Ich glaube fast, wir Beiden sind die einzigen Siriusbewohner, welche das Oeffnen der Klappe für der Mühe werth halten.

H. Wohl möglich. Sagte mir doch erst gestern mein lieber Feind und College Börne grämlich, der ganze Erdenkohl könne ihm gestohlen werden; es sei doch immer der alte, nur hin und wieder anders angerichtet. Was gibt aber Neuestes drunten?

M. Das Neueste wird wohl ein neues österreichisches Ministerium sein.

H. „Bürgerlich oder romantisch?"

M. Ein Mischmasch, wie mir scheint, ein Gemengsel, eine satura, wie die Römer, ein Schmarren, wie die Wiener sagen würden.

H. Wird auch bald wieder ausgeschmarrt sein.

M. Ihr meint doch nicht, daß diese Concordatshebe-

Digitized by Google

ammericke Bach, Thun und Comp. wieder obenauf kommen werden?

H. Wenn nicht diese, doch andere. Gebt Acht, wir Unsterblichen werden es noch erleben, daß die ganze kunterbunte Bevölkerung Oesterreichs sich schließlich auf zwei Classen reducirt, auf amtirende und auf pensionirte Minister.

M. Könnte wohl sein, falls das bröckelige Ding überhaupt noch so lange zusammenhielte. Habe doch vor Zeiten drunten und später von hier oben politische Monstra — wie nennt Ihr das auf Deutsch?

H. Mondkälber, denk' ich.

M. Also politische Mondkälber in Menge herumlaufen sehen; aber ein solcher Mondochse wie die sogenannte Ausgleichspolitik ist mir noch nie vorgekommen. Das Biest hat es mit seinem dummen Gertrampel bereits dahin gebracht, daß die Deutschen, das einzige wirkliche Culturvolk in Oesterreich, majorisirt sind, und, so zu sagen, nur noch von der Gnade der Magyaren leben.

H. Schad't nichts. Um so bälder werden ihnen die immer noch viel zu katholisch-schläfrigen Augen völlig aufgehen. Laßt die Ausgleicherei nur ihre Wege wandeln. Sie ist das Scheidewasser, welches ein unnatürlich zusammengeleimtes Staatsgebilde in seine natürlichen Theile zersetzt. Das Ende solcher naturlos-mittelalterlichen Leimwerke naht überhaupt heran. Ich hätte es noch bei meinen Lebzeiten, als ich noch im Irrgarten des Kosmopolitik herumtaumelte, nicht zu glauben vermocht; jetzt aber weiß ich: die Schaffung des Nationalstaats ist die große Aufgabe und Arbeit des 19. Jahrhunderts. Die Centripetalkraft der nationalen Elemente ist unwiderstehlich.

M. Ihr meint die Deutsch-Oesterreicher sollten dem Versuche entsagen, auf Grund der deutschen Cultur-Ueberlegenheit Oesterreich in einen modernen Staat umschaffen zu wollen?

H. Erinnert Ihr Euch des Gewebes der Königin Penelopeia? Was die gute Weberin, genannt deutsche Verfassungspartei, in Oesterreich den Tag über mühselig zusammenwebt, wird anderwärts über Nacht wieder aufgetrennt; nicht gerade von Penelopeienhänden, aber doch vielleicht von Weiberhänden, welche stark nach Weihwasser und Weihrauch duften. Wenn die Deutschen in Oesterreich klug und auf ihre Zukunft bedacht wären, würden sie das nachgerade lächerlich gewordene verfassungsparteiliche Spiel endlich aufgeben und sich einfach und resolut als nationale Partei organisiren und ausspielen.

M. Leicht gesagt, aber schwer gethan.

H. Leicht oder schwer, die Deutsch-Oesterreicher werden es bald thun müssen, wenn sie sich nicht darein ergeben wollen, die gebildeten Hausknechte der Magyaren und Slaven zu sein. Doch horch, da drunten heult Einer, als ob er am Spieße stäcke.

M. Per dio, 's ist der Unselbhare! Er steht an einem Fenster des Vaticans und schreit aus Leibeskräften in urdem et orbem hinaus: „Wollt ihr denn ins Dreieufelsnamen nicht sehen, daß ich ein Gefangener bin?"

H. Ich hab' ein Faible für den Alten. Er ist wenigstens ergötzlich, unendlich viel ergötzlicher, als so ein richtiger lutherischer Oberconsistorialbonze, der all sein Lebelang keinem Menschen Spaß macht, nicht einmal sich selber. Weilte ich noch drunten in dem Fegfeuer deutscher Schriftstellerei, würde ich mit meinen lieben Maßmann abschaffen und mir im Vatican einen Ersatzmann holen. Wahrlich, Messer Niccolò, ich wette, unser „captif imaginaire" brennt eines schönen Tages durch, damit die Jesuiten beweisen können, er sei gefangen gewesen.

M. Hoffentlich brennt er durch. Ein durchgebrannter Vice-Herrgott ist eine lustige Person mehr auf dem theatro saeculi .... Aber seht mal, Messer Enrico, das ungeheuerlich aufgedunsene Nebelgebilde, welches dort im Westen aufsteigt. Gebt mir doch Euren Opernguckerl Seht, seht, die Dunstmasse platzt, drei Milliarden Phrasen fallen heraus: „Nous sommes la grande nation, toujours la plus grande nation de l'univers!" Was ist denn das?

H. Das? Mon Dieu, das ist, d. h. war die den heiligen Boden Frankreichs von der Besudelung durch die deutschen Barbarenfüße befreiende freiwillige Nationalsubscription.

M. Wind also?

H. Wind, und daß diese kolossale Windblase überhaupt aufgeschwindelt werden konnte, zeigt mir zu meinem tiefsten Bedauern, daß die armen Franzosen durch den letzten Krieg nicht nur Provinzen und Milliarden, sondern auch ihren Esprit eingebüßt haben. Riesensummen wie die fraglichen bringt man mittelst freiwilliger Beiträgerei nirgends auf, in keinem Lande, am wenigstens aber in Frankreich, wo man seit Jahrhunderten gewohnt ist, daß die Regierung und nur die Regierung alles und jedes macht. Zudem sind die Franzosen bekanntlich fast so geizig wie die Italiener.

M. Danke für das Compliment!

H. Nicht nöthig ... Ja, schon im Frühjahr von 1871, als wir von da oben die platte Nachäfferei von 1793 mitansehen mußten, welche in Paris Mode war, sah ich mich leider genöthigt, an den Niedergang des französischen Geistes zu glauben. Derselbe scheint ja geradezu in das Stadium des marasmus senilis eingetreten zu sein. Vor etlichen Tagen theilte mir unser Mitfiriusbürger Alfred de Musset ein Buch mit, welches ihm durch die psychographische Post nagelneu aus Paris zugekommen war: — „Goethe" par A. Mézières. Neugierig schlug ich es auf, aber auch jogleich wieder zu, als mein Blick auf die Stelle der Vorrede gefallen war: „Goethe est trop supérieur à la race germanique, que nous l'acceptions comme son représentant." Auf Deutsch heißt das einfach: „Göthe ist eigentlich gar kein Deutscher, sondern vielmehr ein Franzos." Hätte wahrhaftig nie geglaubt, daß ein halbwegs anständiger französischer Autor einen solchen Cretinismus vom sich geben könnte.

M. Sehe nicht ein, warum nicht. Jeder Franzos ist in seinen kindischen Nationalbünkel so fest eingewindelt, daß ihm alle Fähigkeit abgeht, die Gefühle und Gedanken anderer Nationalitäten nachzufühlen und nachzudenken. Einseitigeres als das Gallierthum hat die Welt nie gesehen. Es bleibt sich auch immer gleich, obzwar es in fortwährend quecksilberiger Bewegung ist. Die Franzosen sind heute noch — und eben so, wie sie in meiner Zeit waren, als sie unter Karl VIII. nach Italien zogen, — ein immer und ewig zwischen Extremen hin und her tanzendes Volk, der Kenntniß anderer Völker entbehrend, ohne Wahrheitsgefühl und Gerechtigkeitssinn. Die komödiantische Eitelkeit, um jeden Preis und unter allen Umständen etwas vorzustellen, zu schauspielen, zu brilliren, hat in dieser Nation frühzeitig jene edle Schamhaftigkeit ausgelöscht, welche jede Art von Prostitution fernhält. Daraus erklärt es sich, daß die ganze Geschichte Frankreichs, allen den vielen und bedeutenden Talenten und liebenswürdigen Eigenschaften des Volkes zum Trotz, nur ein Fangball war und ist, welchen im raschen Wechsel die Despotie der Anarchie und diese jener zuwarf und zuwirft.

H. Ihr sprecht ja salbungsvoll wie ein deutscher Pastor, dem eine vergiftete schwarzrothgoldene Uhrenschleife aus der Westentasche guckt. Was mich angeht, so will ich gestehen, daß ich, als die communistischen Mordbuben und die ekelhaften Steinöl-Männden um mein Grab auf dem Montmartre-Kirchhof herumtanzten, mich fürchterlich geschämt habe, in Frankreich begraben zu sein. Aber trotzdem kann ich nicht vergessen, wie lieb mir in meinen Erdentagen die Franzosen gewesen sind.

M. Von den Franzosinnen gar nicht zu reden.

H. Nun ja. Wie liebenswürdig wissen sie aber auch sich zu haben und zu geben.

M. Ihr habt es, calculir' ich, bis an Euer selig Ende zu spüren gehabt.

H. Alter Schalk! Im Ernste, ich hoffe, das Franzosenthum ist noch elastisch genug, um wieder auf die Füße und wieder zu Verstande zu kommen. Bis dahin wird es dann wohl auch der Rachedurstkomödie, die es gegenwärtig so leidenschaftlich durchspielt, überdrüssig geworden sein.

M. Das glaub' ich nun nicht. Die französische Nationaleitelkeit ist ins Herz getroffen und das Eisen steckt in der Wunde. Zudem trägt ja die schwarze Bande von überallher, auch aus Deutschland, unermüdlich Holz herbei, das Rache-

Digitized by Google

feuer zu schüren. Ei, wenn es nur auf das Wollen der Franzosen und ihrer heimlichen Verbündeten ankäme, so würden wir die Mitrailleusen bald wieder knattern hören. Aber es handelt sich um das Können, und maßen Frankreich dermalen eigentlich nicht viel mehr als ein Cadaver ist. . . .

S. Ja, wahrhaftig, es riecht weniglens so. Spürt Ihr nicht auch den infamen Geruch, welcher zu uns aufsteigt, Messer Riccolo?

M. Oh, den haucht jener gelbe Pestbrodem, welcher, seht Ihr? dort aus dem Gerichtssaal in Rouen herausdringt.

S. Puh! Die pure Fäulniß — Genug für heute — Es pestilenzt — Um's Himmelswillen schnell zu mit der Klappe! Pfui!

Johannes Scherr.

Literatur und Kunst.

Curiöse in der Presse.

Es ist kein Zufall, wenn in unserer verständigen Muttersprache Liebe mit Triebe, Hehlen mit Stehlen, Sinne mit Minne und frommer Eifer mit Geifer reimen. Zwischen der geräuschvollen Inbrunst, der publicistisch betonten Frömmigkeit einerseits und der Aumanierlichkeit des Ausdrucks, der Berkommenheit des Gedankens andererseits besteht in der That oft ein auffälliger Zusammenhang. Es sei mir vergönnt, diesen Zusammenhang an einem Beispiele nachzuweisen.

Herr W. Quistorp ist evangelisch-lutherischer Pastor in Duchcrow. Sein Name ist vielfach öffentlich genannt worden, selten unter günstigen Bedingungen. Seine frommen „Gründungen" sind wegen ihrer kaum als zweifelhaft zu bezeichnenden Erfolge häufig verspottet worden; sie hätten vielleicht eine ernstere und strengere Beurtheilung verdient. — Man sollte glauben, daß das gebrannte Kind das Feuer scheuen, daß Herr Quistorp in heilsamem Respect vor der öffentlichen Meinung es sich nunmehr genügen lassen würde, den Pflichten seines Amtes, ungestört und ohne zu stören, obzuliegen. Aber Herr Quistorp scheint in erster Reihe ein vom Größenwahn befangener Freund des Geräusches zu sein; dann ist er vielleicht auch der Seelenhirt seiner Schafe. Er muß sich alle Woche einmal gedruckt sehen, und da ihm die Andern nicht mehr den Gefallen erweisen, ihn öffentlich zu verhöhnen, so besorgt er das Geschäft eigenhändig. Zu diesem Behufe hat er ein Blatt begründet, welches den Titel „die deutsche Wacht" mit demselben Rechte führt, wie das „Vaterland" und die „Germania" die ihrigen.

Der Titel „die deutsche Wacht" giebt Herrn Quistorp die Veranlassung sich stets als „deutschen Vice-Wachtmeister" zu bezeichnen. Im Kalauer scheinen die glaubensstarken Herren noch nicht weit vorgeschritten zu sein, wenn sie mit diesem dürftigen Wortspiele fürlieb nehmen. In den Augen jedes vernünftigen Menschen aber macht sich Herr Quistorp durch diese Bezeichnung einfach lächerlich; und ich glaube nicht, daß dies zu den nothwendigen Requisiten eines pommerschen Landpastors gehört. Geradezu unziemlich und völlig geschmacklos ist es aber, wenn der orthodoxe Kalauer mit der amtlichen Würde in der Unterschrift fraternisirt, wie dies z. B. gleich in der ersten Nummer des II. Jahrgangs geschieht. Den ersten Artikel „St. Pauli Weihnachtsepistel an's deutsche Volk zum neuen Jahre 1872" unterzeichnet der Verfasser: „W. Quistorp, ev. luth. Pastor und deutscher Vice-Wachtmeister." Das streift hart an das Gebiet, aus welchem der gesunde Menschenverstand depossedirt ist.

Ein witzloser Mensch, der sich für einen Witzbold hält, ist unter allen Umständen eine klägliche Erscheinung — doppelt kläglich, wenn er eine Stellung einnimmt, die auch im Aeußern auf einige Würde Anspruch machen sollte. Merkt denn dieser Herr Quistorp gar nicht, wie unerquicklich aus seinem pastoralen Munde der schale Witz klingt, wenn er z. B. die säumigen Zahler der Abonnementsgelder (S. 96) in folgender Weise an ihre Verbindlichkeiten erinnert: „Die lieben Restanten von 1871 werden nochmals freundlichst erinnert und gebeten, die Volksweise „immer langsam voran" zur Abwechselung einmal mit klingendem Spiel" aufzuführen!" — merkt er nicht, wie die Verbrüderung des seichten Kalauers mit dem biblischen Worte, der Narrenjacke mit dem Talar tief verstimmend und peinlich wirkt?

Das biblische Wort! — es ist schauderhaft, welcher Mißbrauch in dieser Presse mit dem Texte des Buchs der Bücher getrieben wird. Wo diesen Leuten die Begriffe fehlen, da stellt das Wort der heiligen Schrift zur rechten Zeit sich ein. Die Artikel triefen von biblischer Salbung. Jede persönliche, selbst die verschrobenste Ansicht des Verfassers wird durch irgend einen Bibelvers begründet; und wenn er das wohlfeile Kunststück fertig gebracht hat, meint er, er habe etwas Rechtes gethan. Und da reden diese Leute von der Entweihung der heiligen Schrift! Als ob sich eine größere Profanation denken ließe, als die, sich hinter das Wort Gottes zu verstecken, um ungestraft lästern und verdächtigen zu können.

Herr Quistorp irrt, wenn er meint, daß er in seinem Versteck geborgen und unnahbar sei. Die Bibel, mit der er sich deckt, — wir schieben sie bei Seite, gerade weil wir sie für viel zu verehrungswürdig halten, um — wie Herr Quistorp selbst citirt — „die Ruthenstreiche auf den Rücken der Narren" aufzusangen; die geistliche Würde, sein zweites Bollwerk, lassen wir ganz außer Acht, da wir an Herrn Quistorp von dieser geistlichen Würde nichts bemerken, und wir es hier nicht mit dem Prediger in Duchcrow sondern mit dem Pamphletschreiber zu thun haben, dessen Fähigkeiten ungefähr das Niveau seines Witzes erreichen.

Und der Witz dieses Brawen steht nicht sehr hoch, wie wir gesehen haben. Nun kommt es häufig vor, daß sich die Mißgeformten über die Wohlgestalt der Genus von Milo ärgern; aus einer ähnlichen Empfindung erklärе ich mir die blinde Wuth des Herrn Quistorp über die humoristisch-satirische Presse der Hauptstadt; blind, denn „Kladderadatsch" und „Wespen" sind ihm ein Dorn in jedem Auge Zunächst hatte Herr Quistorp die Absicht ein eigenes Witzblatt unter dem Titel „Antiskladderadatsch und Antiwespen" herauszugeben. Dies Unglück ist an uns vorübergegangen, da dem streitsüchtigen und talentlosen Herrn vom pommerschen Generalsuperintendenten eine „dringende Abmahnung" zu Theil geworden ist. Aber wenn Herr Quistorp einmal eine Idee hat, so läßt er sich einen solchen Glücksfall nicht entgehen; das für das nicht zu Stande gekommene Witzblatt bestimmte Manuscript kommt daher in der „deutschen Wacht" zum Abdruck. Mit diesen gegen die Gelehrten des „Kladderadatsch" und Julius Stettenheim gerichteten Artikeln will ich mich etwas eingehender beschäftigen, weil sie uns mit der Persönlichkeit des Verfassers näher bekannt machen.

Um die schriftstellerische Unfähigkeit und betrübende Geistesarmuth des Verfassers ad oculus zu demonstriren, müßten die Artikel vollständig abgedruckt werden; das hieße aber die Geduld der Leser auf eine zu harte Probe stellen; ich verzichte daher auf diese Beweisführung. Schneller und mühelofer ist der Beweis erbracht, daß der Verfasser sich einer Sprache bedient und Gesinnungen bekundet, die ihn aus jeder anständigen Gesellschaft ausschließen müssen.

a. Die Sprache.

Herr Quistorp schreibt: „Ich glaubte des Herrn Wort für mich zu haben bei meinem Vorhaben . . . den frivolen Berliner Großmäulern und ihrem Narrenrücken mit scharfer Ruthe zu Leibe zu gehen. . . . Die „Berliner Wespen" (sollten richtiger heißen „Berliner Wanzen") sind, fürchte ich, ganz unverbesserliche Rangen . . . „eine Range erster Größe ohne Witz. . ." An einer anderen Stelle ist vom „Schmutz an der Nase" die Rede. Die Mitarbeiter des „Kladderadatsch" werden die „Hochdummen Gelehrten" genannt, von der „Norddeutschen Allg. Ztg."

Digitized by Google

heißt es sie „belfere“ in Gemeinschaft mit „Volkszeitung, Tante Voß, Tribüne und andern Berliner Fischmarktmatronen“ gegen die Kreuzzeitung. Ein „lieber Freund und Bruder“ schreibt Herrn Quistorp: „Du machst die gute Sache ein wenig sinken!“. In diesem Tone ist das ganze Blatt gehalten. Angenehme Schulinspectoren diese geistlichen Herren!

b. Die Gesinnungen.

Der Mann der christlichen Nächstenliebe, die sich nach der Bergpredigt sogar vorzugsweise auf die Feinde erstrecken soll, ist zunächst für eine gemäßigte Judenhetze. „Solche hetzende Juden“ heißt es auf S. 145 von den Redacteuren des „Kladderadatsch“ „müssen selber ein klein wenig gehetzt werden.“ Und das ist Herrn Quistorp bitterer Ernst. Er begnügt sich, wie wir sehen werden, in richtiger Selbsterkenntniß bei der projectirten Hetzjagd einstweilen mit der bescheidenen Rolle eines Spürhundes.

Hier begegnen wir der zweiten Specialität des Verfassers, die dem deutschen Geiste glücklicherweise so fern liegt, daß unsere teutsche und ehrliche Muttersprache keinen Ausdruck dafür hat, daß wir von der Freunde ein Wort entlehnen müssen, um das verächtliche Treiben des „Denuncianten“ zu bezeichnen. Im Denunciren leistet Herr Quistorp Erstaunliches. In der ersten Nummer wird die „Börsenzeitung“, aus welcher ein scherzhafter Artikel im Auszug mitgetheilt wird, mit dem Bibelworte: „Ist keine Hülfe wider solchen Drang?“ der Aufmerksamkeit des Staatsanwalts empfohlen.

In Nr. 8 sind nicht weniger als drei Denunciationen auf einmal enthalten, die eine immer schamloser als die andere: die erste betrifft die Herren Dr. Sydow und Dr. Lisco und lautet:

„Sollte das Brandenburgische Kirchenregiment sich wirklich so schwach zeigen, und lassen den Herren ihren offenen Angriff auf die Hauptfundamente des Glaubens als einen „wissenschaftlichen Versuch“ hingehen?“ —

Die zweite betrifft die „Berliner Wespen“, aus welchen einige absolut unverfängliche Scherze mitgetheilt werden. Daran knüpft Herr Quistorp folgende Bemerkungen:

„Darf so etwas ungestraft hingehen? . . Wir werden uns erlauben, dem Herrn Justizminister, dem Herrn Polizeipräsidenten von Berlin und der Königl. Staatsanwaltschaft des Berliner Stadtgerichts, durch Uebersendung dieser Nummer, diese Fragen vorzulegen.“

Die dritte betrifft den „Kladderadatsch“. Auch hier werden einige harmlose Ausdrücke gegeben und wieder fragt Herr Quistorp — der Artikel ist mit den Initialen W. Q. unterzeichnet —:

„Darf das der deutsche Reichstanzler dulden? Darf er Carlsruhen und Spottlieder auf deutsche Landesfürsten, auf verbündete europäische Fürsten dulden? Ich sage Nein. Und wenn sein College v. Mühler durch wiederkäuende, bis zum Ekel wiederkäuende schlechte Witze allwöchentlich verhöhnt ward, sollte er dann nicht seine Herren Collegen, die Herren Minister Graf Eulenburg und Dr. Leonhardt, veranlassen, daß die Herren der Berliner Polizei und Staatsanwaltschaft doch ganz regelmäßig ihre Schuldigkeit thun möchten gegen solche fast allwöchentlichen Gesetzesübertreter, zum Schutze der Ehre Gottes, der Throne und Altäre.“ —

Hier streiten sich Gesinnung und Stil um die Palme. „Wiederkäuende Witze“ — Witze, welche wiederkäuen! Ein mit „Q“ unterzeichneter Artikel sollte doch über das Wiederkäuen besser unterrichtet sein.

Als ein weiteres Symptom der sittlichen Entartung, zu welcher der religiöse Uebereifer vorhängnißvoll führt, mag aus derselben Nummer — sie ist ausnehmend reich — die folgende auf S. 138 nacherzählte Geschichte hier wiedergegeben werden:

„Ein heftiger Bauer erhielt nach der Schlacht bei Wörth einen Brief, als er eben mit seiner Familie beim Vesper saß. Als er ihn las, ward er erst bleich, dann aber funkelte sein Auge in Begeisterung. Er ließ von dem besten Wein kommen, der für eine Festlichkeit zurückgelegt war: eine große Freude sei dem Hause widerfahren. Am andern Tage hieß er seinen zweiten und dritten Sohn beim Freiwilligen-Depot sich melden, da der älteste bei Wörth gefallen sei! Das war die Freude, die er gestern feierte.“

Herr Quistorp theilt diese empörende Anekdote als einen Beweis dafür mit, daß „unter dem deutschen Bauernstande feste, fromme und treue Herzen zu finden sind“. Er glorificirt die gefühllose Rohheit, er bewundert diesen hoffentlich tendenziös erfundenen Bauern, der sich den besten Wein auftragen läßt, während sein Sohn auf dem Schlachtfelde den letzten Blutstropfen dahin giebt. Und solche Leute, die für das allergewöhnlichste und natürlichste Gefühl, für die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, kein Verständniß haben, sollen die sittliche Bildung der Jugend überwachen! Erinnert sich Herr Quistorp des Briefes des Königs an die Königin Augusta nach der Schlacht bei Saint-Privat? Erinnert er sich, wie der Monarch, dessen Zeugniß wohl Bestand haben und der nicht des mangelnden Patriotismus beschuldigt werden wird, die Begegnung mit der decimirten Garde auf dem blutigen Felde schildert? Den Festgelagen war da nicht die Rede, auch nicht von freudestrahlenden Blicken; der Gedanke an die furchtbaren Opfer des Tages dämpfte den kriegerisch vollberechtigten Jubelschrei über den erfochtenen Sieg schwermuthsvoll herab.

Die Charakteristik des Herrn Quistorp kann noch durch einige Striche verschärft werden. Ueber seine politische Zurechnungsfähigkeit geben uns die folgenden Stellen aus seinem Blatt Aufschluß. Auf S. 59 schreibt er selbst:

„Ob es z. B. gut und wohlgethan war, die völlige Entthronung des alten, um Deutschland wohlverdienten Welfenhauses anzurathen und auszuführen, war wie gleich sehr zweifelhaft, und wird's je länger desto mehr.“ —

Auf S. 103 läßt er sich schreiben und druckt es getreulich:

„Und nun in Versailles die herrliche Gelegenheit, alles wieder gut zu machen und sie nicht benutzen! Ich meinte, die erste That des deutschen Kaisers hätte sein müssen die Wiedereinsetzung der 1866 entthronten Fürsten. — Das wäre einer Eroberung ganz Deutschlands mit Sturm gleich gekommen.“

Auf S. 150 ist von dem „wohlberechtigten Kampfe gegen Bismarcks kirchenfeindliche und dadurch staatsgefährliche Politik“ die Rede. Auf S. 118 betet Herr Quistorp — immer öffentlich gerade wie Meister Tartüffe — :

„Nun, der Herr wird's verstehen. Er sitzt im Regimente. Hoffen wir, beten wir, daß die Alliance zwischen Bismarck und Lucker nur noch von kurzer Dauer sei.“

Außerdem jammert sein Blatt über den sittlichen Verfall von Berlin („Alb. Bengel glaubte, der Antichrist werde aus Preußen kommen. Wenn es so fort geht in Berlin, ist's wohl möglich!“ heißt es auf S. 105), verlangt den Bau von zwölf Dankeskirchen, um dem Uebel in der Hauptstadt zu steuern, sammelt für die „Evangelisirung Frankreichs“ und treibt auch sonst noch allerhand Allotria.

Das ist Herr Quistorp, das enfant terible der gefährlichsten Partei im deutschen Reiche. Er besitzt ein Dutzend Eigenschaften, von denen unter normalen Verhältnissen eine einzige genügt, um den Menschen in gesitteten Kreisen unmöglich zu machen: er macht sich lächerlich, er bedient sich einer Sprache, die man nicht einmal bezeichnen kann, ohne ein widerwärtiges Wort zu gebrauchen, er schürt den Racenhaß, erniedrigt sich zum Denuncianten, stempelt barbarische Gefühllosigkeit zu gottgefälligem Heroismus, häuft Thorheiten auf Thorheiten — und anstatt unter der Last der Lächerlichkeit und des Schimpfes zu erliegen, erhebt er die Stirn wie ein hochmüthiger Sieger.

Was giebt ihm aber den Freibrief für alle Vergehen, deren er sich schuldig macht, und was schafft ihm Ersatz für alles, was ihm fehlt?

Ein Wort! Er glaubt!

Einige Leute brauchen sittlichen Ernst, Ueberzeugung, Fähigkeit, Gefühl für das Wahre und Rechte, ernstes Streben, Kraft und rastlose Arbeit, um in der Welt mit Ehren zu bestehen — andere können alles dieser Eigenschaften entbehren und eine große Anzahl gehässiger Eigenschaften besitzen, um gleichwohl fest und sicher dazustehen, unter der Voraussetzung, daß sie glauben oder wenigstens zu glauben vorgeben. Der Glaube, oder sogar schon der behauptete Glaube — denn wer kann Herz und Nieren prüfen?

Digitized by Google

— ist für sie das „hürnen" Gewand, das ihre Unverletzlichkeit verbürgt. Das ist ohne Zweifel sehr bequem, aber nach meinem Gefühl nicht sehr moralisch. Weshalb streben, kämpfen, sich quälen, wenn der laut betonte Glaube schon allein Wunder thut! Ich mißtraue den frommen Leuten, die ihre Frömmigkeit auf den Marktplatz tragen, weil sie wissen, daß dafür jede Waare zu ersehen ist; ich mißtraue den Genossen des Tartüffe, die stets die Worte der heiligen Schrift im Munde führen und die „um so gefährlicher in ihrem bittern Groll, als sie Massen gegen uns ergreifen, die wir selbst verehren, und als ihre Leidenschaft, die ihnen obenein noch hoch angerechnet wird, und mit geweihtem Schwert ermorden will."*) Das sind gradezu gemeinschädliche Wesen, auf welche Voltaire vielleicht sein energisches Wort: „écrasez l'infame" angewandt haben würde.

Paul Lindau.

Eine Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

Die neueste Zeit bot noch bis vor Kurzem auch dem gewöhnlichen Betrachter so eigenthümliche Züge dar und schien eine so sichere Bürgschaft eines nicht allzu fern liegenden Abschlusses der in ihr vorbereiteten Wandlungen zu gewähren, daß man sich nicht wundern darf, wenn tiefer unterforschende und weiter ausschauende Geister schon am Ende der ersten zwei Drittel des laufenden Jahrhunderts die Merkmale des Restes vorwegnahmen. In diesem Sinne hatte man sich vielfach daran gewöhnt, von der Physiognomie und dem Inhalt des 19. Jahrhunderts gerade so zu reden, als wenn über die vorherrschende Signatur desselben kein Zweifel obwalten könnte und als wenn der Historiker, der sich in den sechziger Jahren an die Aufgabe einer Gesammtcharakteristik machen würde, in der Hauptsache keine Widerlegung seiner aus den bisherigen Thatsachen geschöpften Ansichten zu besorgen hätte. Sogar die Abgrenzung einer neuesten Zeit knüpfte nicht blos äußerlich an die erste französische Revolution an, sondern hatte ihre innere Berechtigung nur dadurch, daß man voraussetzte, der seitdem abgelaufene Theil der Geschichte und das, was sich zunächst an ihn anschließen werde, beruhe einheitlich auf den Consequenzen jenes Weltereignisses. Dieser Glaube war bis in die neuesten Wendungen der Geschichte hinein unbedingt maßgebend. Er berechtigte zu einer einheitlichen Culturgeschichtsschreibung der neuesten Zeit, während die Annahme des Gegentheils den heutigen Historiker offenbar in Verlegenheit setzen müßte. Wie sollte sich eine Charakteristik der seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eingeleiteten Culturepoche wohl mit einem Schnitt abrunden, der plötzlich in der dritten oder vierten Generation die Richtung und das Gepräge aller Bestrebungen abbräche und mit ganz anderartigen Zielen vertauschte? In einem solchen Fall würde die ganze Geschichtsauffassung der neueren Jahrhunderte zu revidiren und von einer neuesten Zeit in einem völlig andern Sinne, als bisher, zu reden sein.

Es liegt jetzt der 3. und 4. Band einer Arbeit vor, deren erster im Jahre 1868 erschien, und die selbstverständlich in der unbefangenen Voraussetzung unternommen wurde, es lasse sich der culturhistorische Charakter unseres Jahrhunderts hinreichend übersehen. Der Titel der fraglichen Leistung enthält allerdings eine gewisse Einschränkung. Das Werk nennt sich „Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit". Es will nicht die allgemeine Geschichte selbst mit allen denjenigen Erfordernissen, deren Erfüllung man bei der Bearbeitung entfernter liegender Zeiten verlangt, sondern nur die Grundsteine liefern, welche auch der künftige Historiker als Fundament anerkennen werde. Man sieht hieraus, daß die zurückhaltende Form in der Begrenzung der Aufgabe keineswegs einen Verzicht auf die bestimmte und entschiedene Hervorhebung der das Gebäude stützenden Elemente bedeuten soll. Am Gegentheil hat das Werk durch seine bisherigen Bände bewiesen, daß es in der Kennzeichnung der leitenden Ideen einen Theil seiner Virtuosität sucht. Es ging von vornherein, entsprechend der allgemeinen Gesammtlage, die früher als selbständige Arbeit desselben Verfassers, des Dr. Honegger, in ähnlichem Sinne erschienen war, von der Grundanschauung aus, daß sich die Cultur- und Literaturgeschichte der neusten Zeit dem Rahmen der politischen Eintheilung einordnen müsse. So entstanden auch die äußerlichen Abtheilungen. Der 1. Band (1868) behandelte die Zeit des ersten französischen Kaiserthums, der 2. (1869) die Restaurationsepoche; der 3. und 4. Band, die gleichzeitig Ende 1871 erschienen, umfassen die Zeit der Julimonarchie und bezeichnen ihren Gegenstand selbst als „Julikönigthum und Bourgeoisie". Nach dem Titel würde nur noch ein 5. Band zu erwarten sein, der die Ereignisse wenigstens im Allgemeinen bis zur unmittelbaren Gegenwart vorzuführen hätte. Er wird sich voraussichtlich „das zweite französische Kaiserreich" nennen müssen; denn nur so würde dem ursprünglichen Gesichtspunkt entsprochen werden, demzufolge die in Frankreich am eigenthümlichsten ausgeprägten politischen Zustände auch zugleich stets die Bedeutung einer allgemeineren Physiognomie des Culturlebens gehabt haben. Die Unterordnung der Literatur und überhaupt der geistigen Strömungen unter das jedesmalige politische Regime ist in dem Honegger'schen Werk eine principielle Voraussetzung, die man für die breiteren Massenbewegungen auch schwerlich anfechten kann und der sich nur die vereinzelnten Häupter im Reiche des Geistes entziehen. Da die letzteren über ihrer Zeit und mit derselben meist nur in sehr bemessener Beziehung stehen, so haben sie einen weiteren Horizont und blicken auf die werdenden weit mehr, als auf die vollendeten Thatsachen. Ein bedeutendes Beispiel für dieses Verhältniß ist Byron, dessen großer Sinn nicht etwa blos gegen englische und europäische Restauration reagirte, sondern auch mit freiem Blick das Jenseits alles dessen in's Auge faßte, was er in den gegebenen und zunächst zu erwartenden Zuständen als tyrannisch und culturwidrig auffaß.

In der engsten Verbindung mit dem oben berührten Wechselverhältniß der politischen Thatsachen und der geistigen Strömungen steht ein Umstand, der von unserm Culturhistoriker als charakteristisch für das moderne Leben ausgezeichnet wird, und dessen erster entschiedener Ausprägung wir an der Schwelle der Julirevolution und während der nächsten Dutzend Jahre begegnen. Es ist dies: die Massenhaftigkeit der Literatur und der geistigen Einflüsse oder, wie man auch sagen könnte, das Princip der literarischen Massenwirkungen vermittelst einer breiten, in das rein Technische und Fabrikmäßige ausartenden Bücherproduction. Wo derartige mechanische Gesammtwirkungen die entscheidende Rolle spielen, ist es nur zu natürlich, daß jede Richtung, die dem politischen Getriebe gegeben wird, auch den Charakter der Literatur mit Leichtigkeit zu bestimmen im Stande ist. Der allgemeine Mechanismus arbeitet im Sinne der machthabenden Interessen und das, was man den Geist der betreffenden Phase nennen könnte, wird nicht aus dem freien Antrieb der intellectuellen Thätigkeiten, sondern aus der Hierarchie der von der Politik beherrschten amtlichen und gesellschaftlichen Positionen erzeugt.

Der Grundzug des weit und universell angelegten Werks ist in einem gewissen Sinne encyklopädisch. Es strebt nach einer vollständigen Darlegung der verschiedenen Richtungen und Gruppen des politischen, materiellen und geistigen Lebens. Dem Grundziel entsprechend, daß die technischen und socialen Kräfte je länger je mehr einen überwiegenden Einfluß üben, bemüht es sich, auch in dieser Richtung den modernen Anforderungen gerecht zu werden. Ueberdies beschränkt es sich, wo irgend thunlich, nicht auf allgemeine Angaben, sondern sucht mancherlei Thatsachen in einfaches statistisches

*) D'autant plus dangereux dans leur âpre colère,
Qu'ils prennent contre nous des armes qu'on révère,
Et que leur passion, dont on leur sait bon gré,
Veut nous assassiner avec un fer sacré!
Molière. Tartuffe, I. Acte.

Digitized by Google

Gewand zu kleiden, ohne sich etwa eine Absindung durch das bekannte todte Tabellenwesen oder überhaupt durch unverdaute Zahlengruppen zu gestatten. Es liefert stets die letzten und bezeichnenden Zuspitzungen der zahlenmäßigsten Belege: und wenn es sich z. B. in der Schilderung der Presse der verschiedenen Perioden und Länder auf quantitative Anführungen einläßt, so geschieht dies immer nur im Hinblick auf Wirkungsarten und Wirkungsverhältnisse, welche durch solche Angaben in bestimmtester Weise veranschaulicht werden sollen. Es ist wahr, daß die Menge der Rubriken, welche durch die encyklopädische Anlage bedingt werden, eine Vielseitigkeit der Auffassung erfordert, der zu einem sehr großen Theil nur durch die Anlehnung an die Urtheile Anderer entsprochen werden kann. Man überlege die Reichhaltigkeit der Gegenstände, deren Darstellung und Beurtheilung sich vereinigt finden, und man wird einsehen, daß es schon ein großer Vorzug ist, wenn einige derselben im Sinne einer ursprünglichen und unabgeleiteten Kritik behandelt werden können. Das Grundgerüst der politischen Geschichte in markirenden Zügen hervortreten lassen, den Ausdruck der Zustände in der Journalistik abgefordert behandeln, die socialen Thatsachen und Speculationen kennzeichnen, die Leistungen der eigentlichen Wissenschaft und der Gelehrsamkeit bis in ein Dutzend Verzweigungen hinein verfolgen, Theater, Musik und bildende Künste nach Epoche und Nationalität sowie in den Hauptvertretungen skizziren und endlich der belletristischen Literatur eine breite und in das Detail eingehende Exposition widmen, — das sind Verrichtungen, deren Besammen es wohl rechtfertigt, wenn der Verfasser selbst auf die Nothwendigkeit hinweist, vielfach Materialien und Urtheile zweiter und dritter Hand zu benutzen. So hat z. B. neben den Naturwissenschaften, deren Fortschritte nebst den persönlichen Repräsentanten nach den einzelnen Abtheilungen, also für Chemie, Physik, Mechanik, Astronomie u. s. w. zur Darstellung kommen, auch die Mathematik ihren Platz, und es wird versucht, für jede Periode die hervorragenden persönlichen Erscheinungen dieser Wissenschaft und die zugehörigen Leistungen zu charakterisiren. Eine solche Unternehmung bringt es z. B. mit sich, für die Epoche, welcher die vorliegenden Bände entsprechen, einiges von Mathematikern wie Jacobi und Dirichlet zu sagen. Wenn die Notizen dieser Gattung mit einem gewissen Tact übernommen sind und hierbei die allgemeine Bildung des Autors weit genug gereicht hat, die Uebertragung ohne positiven Irrthum zu bewerkstelligen, so wird man zufrieden sein müssen. Ein Einzelner wird, so universell sein Geist und seine Kenntnisse auch sein mögen, vielleicht drei oder vier Gebiete mit eignem Verständniß und selbstständigem Urtheil beherrschen können, in allem Uebrigen aber äußersten Falles im Stande sein, an fremdem Urtheil eine Art Physiognomik zu üben und auf diese Weise in manchen Richtungen eine indirecte Sichtung vorzunehmen.

Fragt man nach dem, was der Autor der vorliegenden Culturgeschichte zum Schwerpunkt der eignen Forschung gemacht hat, so dürfte die belletristische Literatur den Angelpunkt seiner früheften Studien gebildet haben. Was sonst in der reichen Mannichfaltigkeit des Stoffes dem Verfasser am nächsten gelegen und am intimsten zugänglich gewordnen sei, wird ein zurückhaltender Beurtheiler nicht vollständig entscheiden können. Offenbar wird man nur da das Richtige treffen, wo man sich mit dem Autor auf einem gemeinsamen Boden begegnet; und da sein Gegenstand die ganze Summe der Culturmomente des 19. Jahrhunderts ist und in keiner wissenschaftlichen Verzweigung eine Schranke anerkennt, so wird ein solches Begegnen selbst sehr bemessen sein müssen. Folgen wir einer eignen Aeußerung des Dr. Honegger in der Vorrede (im 1. Band) so wäre die psychologische Charakteristik der Personen und Zustände sein Hauptangemerk gewesen. Er sagt: „Ich weise auf Eines als auf das mit dem lebendigsten Interesse von mir Behandelte hin; es sind die psychologischen Porträts, gewissermaßen die Genrebilder der Zustände und Personen, auf welche ich den größten Fleiß der Zeichnung verwendet habe; ist mir Etwas gelungen, so sollten sie es sein, besonders wo die subjective Begeisterung, wo Liebe oder Erbitterung die Hand lenkte und den Griffel führte". In der That hat die affective Färbung, welche, obwohl in maßvoller Weise, jenen Zeichnungen eigen ist, dazu beigetragen, dem psychologischen Reiz eine größere Intensität zu verleihen. Vielfach beruht die Darstellung auf einer Vertiefung der psychischen Auffassung, die nur durch eine Theilnahme mit allen Kräften des Wissens und Wollens möglich ist. Von der eindringenden Zusammenfassung der typischen Hauptzüge eines Bildes in wenigen Worten ist das Urtheil über Napoleon I. ein Beispiel. Es heißt (im 1. Bande) von ihm: „Nüchtern aufgeklärt, mathematisch gebildet und militärisch gezogen, kannte und verfolgte Napoleon nur das Zweckmäßige; politischer Rationalist, schloß er praktisch die ganze Aufklärung des 18. Jahrhunderts ab und beschnitt sie. Gleich groß an militärischem Genie, organisatorischer Kraft und italienisch diplomatischer Schlauheit, wo nicht die corsische Leidenschaft durchbrach, durchschaute sein Alderblick mit ebenso viel Leichtigkeit und Raschheit als Schärfe alle Verhältnisse und dachte in sich und der Zeit immer neue, unerschöpflich scheinende Hülfsquellen auf."

In der Behandlung der Zeit des Julikönigthums ist der belletristischen Literatur der ganze 4. Band gewidmet. Da die größere Beachtung auch sonst dem schöngeistigen Gebiet und namentlich der Poesie der Hauptculturvölker zu Theil geworden ist, so wird der gebildete, nach universeller Erweiterung seiner Anschauungen strebende Leser an dem Werk auch eine allgemeine Literaturgeschichte des Jahrhunderts besitzen. Die Tragweite des mannichfaltigen Stoffe gestattet Vergleichungen und Annäherungen, wie sie in besonders Literaturgeschichten einzelner Nationen weniger naheliegen. Um hierfür ein Beispiel anzuführen, so sucht Dr. Honegger für die französische Romantik ein Gegenstück in den Schriftstellern des sogenanten jungen Deutschland. Seine entschiedene Verurtheilung der deutschen Romantik hindert ihn nicht, die französische romantische Schule mit mehr positiven Neigungen aufzufassen, und in der Lyrik eines Victor Hugo, den er als Romandichter und Dramatiker weniger feiert, steht er sogar ein Seitenstück zu den gleichartigen Leistungen Byrons. Mag man mit solchen Ergebnissen übereinstimmen oder nicht, so ist der weite Horizont, der selbst durch den Versuch solcher Beziehungen eröffnet wird, immer ein Vortheil.

In Rücksicht auf das materielle Leben sind technische Erfindungen und wirthschaftliche Beziehungen zwar nicht das, was in der Lebens- und Weltanschauung des Verfassers eine überwiegende Rolle spielte; aber sie sind dennoch sorgfältig in's Auge gefaßt worden. Reisen, Erfindungen, technische Fortschritte, volkswirthschaftliche Thatsachen und Theorien sind ausgiebig genug behandelt, und es ist sogar hervorzuheben, daß auch die Nationalökonomie in ihrer neusten Entwicklungsperiode und Beleuchtung ihrer Geschichte nicht unbeachtet geblieben ist. Volkswirthschaftstheoretiker ersten Ranges, welche zum Theil noch den Fachgelehrten, wenn nicht gar ziemlich unbekannt, so doch mindestens unverständlich blieben, sind auf Grund neuer und kritischer Quellen mit manchen treffenden Zügen geschildert worden. Aehnlich verhält es sich mit einigen wichtigen Vertretern der Philosophie, wie z. B. mit Schopenhauer, Ludwig Feuerbach und August Comte. Der Verfasser selbst ist, wie man deutlich sieht, einmal im Gedankenkreis der älteren deutschen Philosophie dieses Jahrhunderts, namentlich in dem materiellen Inhalt der Hegel'schen Constructionen heimisch gewesen, hat sich aber, wie auch sein Urtheil über Hegel beweist, von diesen Einflüssen nach Kräften emancipirt.

Um den formell politischen Standpunkt nicht unerwähnt zu lassen, so verführt Dr. Honegger als Schweizer offenbar nichts weiter als conservativ, wenn er hier und da seine Werthschätzung der republicanischen Einrichtungen durchblicken läßt. Auch im Religiösen redet er einer eigenthümlichen Freiheit das Wort, indem er zugleich die Theologie höchst eingehend behandelt, eine nicht

Digitized by Google

kirchliche aber, wie er voraussetzt, christliche Auffassung den materialistischen Zügen der Zeit entgegenhält, und offenbar eine, freilich nicht definirte und vom Priesterthum abstehende Religionsauffassung mit einer gewissen Wärme als oft durchscheinende Grundlage seiner sonstigen Betrachtungsart festhält.

Weniger mißverständlich, als die eben berührten Seiten ist das Honeggersche Verhalten zu den socialen Problemen des Jahrhunderts. Er ist von vornherein mit der Ueberzeugung an die Arbeit gegangen, daß die socialitären Verfassungsfragen der Gesellschaft den Hauptgährungsstoff bilden, welcher mit jeder neuen Generation und mit dem herannahenden Ende des Jahrhunderts immer mächtiger einwirkt. Auch hat er ein gewisses Maß von Sympathie mit der allgemeinen Richtung dieser Bestrebungen nicht verleugnet, ohne deswegen über die Grenze der im Allgemeinen verbleibenden Neigungen zur Anhängerschaft an irgend ein bestimmtes formulirtes, socialpolitisches Ideal fortzuschreiten. Der letztere Standpunkt gestattet eine gewisse Weitherzigkeit der historischen Auffassung und mag dazu beigetragen haben, daß die vorliegende Culturgeschichte vor den Gefahren einer doctrinären Einseitigkeit bewahrt geblieben ist. Mit Vorliebe wird die geschichtliche Relativität der Zustände und Einrichtungen zum Ausgangspunkt für diejenige Art der Kritik gemacht, die in jeder Thatsache und Persönlichkeit das Positive, das Erklärliche und in einem gewissen Sinn auch das Berechtigte aufzusucht und anerkannt wissen will. Der Abschluß des Werks im 5. Bande wird aber erst eine Probe dafür werden müssen, inwieweit eine Culturgeschichte der neuesten Zeit mit den bisher getheilten Ausgangspunkten auch dann völlig erklärlich und harmonisch bleibt, wenn ihr der Schein abweichender neuer Thatsachen ein schwer aufzulösendes Problem stellt.

Düring.

Rom und die moderne Malerei.

Rom im März.

II.

Ich habe in meinem ersten Schreiben, wie mir scheinen will, etwas reichlich theoretisirt, — lassen Sie uns heute einfach plaudern und jeden bitten, den es interessirt, sich die Moral aus der Geschichte selber zu ziehen. Lassen Sie mich heute einige bunte Bilder römischen Ursprunge ex einander reihen und den Geist einiger Betaunten beschwören, die, trotzdem sie meist die besten Menschen von der Welt und in ihrer Art tüchtige Künstler sind, doch alle an der einen unheilbaren Krankheit leiden, und die heißt: Rom.

Als ich von Florenz nach der neuen Hauptstadt Italiens fuhr, reiste ich mit einer englischen Familie zusammen, deren Haupt, Mr. X., ich bereits von Deutschland her kannte. Un Rom angekommen, trennten wir uns auf dem leergehaltenen Perron mit dem Versprechen, und nach einigen Tagen in dem überall bekannten Schillmann'schen Restaurant zum Diner wiederzutreffen. Mr. X. hatte sich in irgend einem großen Hotel Zimmer bestellt und wartete ruhig, bis sich draußen das Gedränge gelöst haben würde; während ich mich eiligst in das Gewühl der Wartenden, der Kutscher, Hausknechte und Facchini stürzen mußte, deren Gebrüll, wie sie sich draußen um die unglücklichen Fremden stritten, verhandlungsschwer zu mir hereindrang. „Hotel Celsari!" — „Hotel Anglo-Américain!" — „Hotel Minerva!" — „Hotel d'Angbilterra!" — Der von der Inghilterra erwischte mich — die Qual war kürzer, als ich dachte — in einer Minute saß ich im Wagen mit noch zwanzig andern Gepreßten und noch einer halben Stunde war ich in Sicherheit, d. h. fünf Treppen hoch unterm Dach in meinem Gasthof.

Ich war mit meinem Anzug längst fertig und schaue mit einer noch glücklich gerettelen deutschen Cigarre im Fenster. Ich beneidete längst Mr. X. nicht mehr um den schnellen Comfort, den sein Geld ihm auch hier in der fremden Stadt im voraus bereit gehalten hatte, als er zur Table d'Hôte schellte. Mr. X. konnte nicht allein seine Nuhe haben; ich war auch ein Glücklicher, welchem keine Stunde schlug. Ruhig rauchte ich weiter, und erst als das letzte Sonnengold an den Kuppeln und Dächern, auf die ich hinausfah, verblaßt war und meine Cigarre anfing, mir den Schnurbart zu verbrennen, stieg ich gemächlich hinab, um zu essen und mir die Menschen anzusehen. Ich bezahlte ja auch für Beides. Als ich in den Saal trat, fand ich zu meiner Ueberraschung Mr. X. nebst Familie an der Tafel. Auch Bekannte hatte man offenbar schon entdeckt; denn ein Herr, der im elegantesten Salonanzug neben ihnen saß, bemühte sich eifrig um die Unterhaltung. Und doch schien es mir fast, als ob meine unerwartete Dazwischenkunft dem Engländer nicht nur unserer Bekanntschaft wegen angenehm sei. Dean obgleich der Fremde, der mir als Herr Bemeier und einer der berühmtesten Maler Roms vorgestellt wurde, keineswegs gewillt schien, die Führung der Unterhaltung abzugeben, beschäftigte sich Mr. X. doch von vorne herein so eingehend mit mir, als ob wir uns seit einem Jahre nicht gesehen hätten. — Als der Maler sich beim Kaffee entfernt hatte, um in Gesellschaft zu fahren, wie er sagte, erfuhr ich von meinem Engländer, daß seine Ankunft in Rom keineswegs die bequemere gewesen sei. Wie mich die Hotelhausknechte aus ihrem „Hotel Cesari!" — „Hotel Inghilterra!" in Empfang genommen, so hatten ihn, als er endlich erschien und, sich nach seinem Wagen umsehend, seinen Namen nannte, zwei Commissionäre überfallen, die sich ihm mit unadweisbarer Zähigkeit für die römischen Ateliers angeboten hatten. „Die Welt, hie Waibling!" hatte es auch hier gehetzen. Der Eine kannte nur den großen Künstler Ameier, der Andere wußte, daß nur Bemeier die Kunst beherrsche. Der Bemeieretnthusiast war, offenbar mit Hilfe des Kutschers, Sieger geblieben. Denn als Mr. X. in seinem Hotel ankam, stieg ersterer vom Bock, um sich unserem Engländer als den vorzustellen, der ihn gewonnen habe. Und nun war Mr. X. kaum diese Klette los und hatte sich zu einem gemüthlichen Diner niedergesetzt, da stellte sich ihm Herr Bemeier selbst vor als sein Nachbar und Stammgast der Table d'Hôte und ließ ihn nicht mehr wieder los, als bis Mr. X. das Versprechen gegeben hatte, das Atelier des berühmten Künstlers zu besuchen. —

Bereits am nächsten Tage schienen sich die Chancen des Herrn Bemeier jedoch schon wieder verschlechtert zu haben. Mr. X. kam nicht zum Diner. Ich sah ihn statt dessen am Arm eines ebenfalls mit Coteletten versehenen Herrn zu Nazari gehen, und als ich ihm den nächsten Morgen meinen Besuch machte, erfuhr er mir viel von dem Conversenschrank des englisch-americanischen Künstlerclubbs, von den Austernkuppen um diese Zeit und ähnlichen Dingen, die sein etwas tiefsinnendes englisches Gefühl aufgeregt hatten. Ich hatte dann meinen Mister mit der Versicherung verlassen, nächstens in seiner Gesellschaft ebenfalls von der Liberalität seiner stammverwandten Künstlerfreunde Gebrauch zu machen, um Alt-England und seinen Glanz auch im Ausland kennen zu lernen, als ich Herrn Bemeier vorsahren sah, der seinem Freunde Mr. X. seine Aufwartung machen wollte. Er erzählte mir das auf dem Flur, ließ mich einen höflichen Moment Leben entdecken, den er in Frackhauptsach trug, und bat mich selbst um meinen Besuch —

„Der Vogelsänger bin ich ja"

pfiff ich unwillkürlich vor mich hin, während ich in's Freie trat.

Ich will hier mittheilen, als wen ich Herrn Bemeier, der ein Typus ist, für eine ganze Reihe römischer Industrieller — Künstler wollte ich sagen — im Lauf der Zeit kennen gelernt habe.

Ich fand in ihm einen nicht ungeschickten Menschen, der auch nicht ohne Bewußtsein dessen war, was er betrieb. Er malte Fremdenbilder im bunteften Sinne des Worts mit einer bedeutenden Geschwindigkeit und, trotz des guten Absatzes seiner Waare, wies sein elegantes Atelier — außer einer Musterkarte von Skizzen — doch stets mindestens ein Dutzend schön gerahmter Arbeiten auf. Sein künstlerisches Bewußtsein fühlte sich meinem bedeutlichen Gesicht gegenüber offenbar zu einer vertheidigenden Erklärung veranlaßt. Wenigstens hat er mir zu öfteren Malen und gleichsam entschuldigend und unaufgefordert auseinandergesetzt, daß für den bedeutenden Künstler Reichthum und damit Muße und Unabhängigkeit unerläßlich wären. Er male jetzt, um ersteren zu gewinnen, in der Gewißheit, daß er mit ihm später auch dem Kenner der wahren Kunst zeigen könne und werde, wer er eigentlich sei. Er arbeitete schon jetzt nebenbei an einem großen Bilde, welches bereits nicht mehr für den Fremdenmarkt bestimmt war. Er änderte und besserte an diesem Cabinetstück bereits fünf Jahre lang, und ich will davon nur so viel sagen, daß wenigstens der letzte Hauch von Frische darin längst todtgemalt war. Trotz seiner Marktarbeit und seiner zeitweiligen Gehaltsdistinuen ist aber Herr Bemeier doch ein unstreitbarer Künstler. In demselben Augenblick, wo er von seinem Zweck redet, in den wenden und seinen Mitteln dazu offenherzig spricht, flicht ihn doch der Hafer seines Talentbewußtseins. Alles was er macht, ist gut, denn es wird gekauft. Die Skizze aller Colorissen von Giovanni Bellini bis zum Tiegolo hinauf hat er außerdem längst durchschaut und z. B. von Tizian persönlich die Schnellmalerei gelernt, oder doch aus dem Studium von beiden Bildern wiedererfunden. Ein Talent, wie er, kann schließlich nichts Uebedeutendes machen. Wer etwas dagegen sagt, ist ein böswilliger Ignorant, oder was dasselbe sagen will, ein Kunstkritiker, was wieder mit Kunstphilosophie identisch ist. Aufserdem ist eigentlich jeder Nichtkünstler über Kunstsachen ein Ignorant.

Digitized by Google

Aber nein, mein lieber Herr Bemeier, ich verstehe wenigstens von Ihrer Kunst auch etwas. Ich wette mit Ihnen, Sie sagen sich bei jeder neuen Leinwand, die je nach dem Format von vorneherein ihren Preis hat: das Bild ist so und so groß, also bekomme ich dafür blos 600 Francs. Dafür giebt's nicht mehr, als zwei Figuren, eine Profil, die andere dreiviertel Profil. Mehr als eine Hand im Ganzen kann ich auch nicht daran wenden. Obgleich ich Hände unübertrefflich male, kostet mich doch so eine Hand allein fast ebenso viel Arbeit wie die ganze übrige Geschichte; da hätte ich directen Schaden an Zeit, wenn ich mehr gäbe. Zeit aber ist Geld. Stecken wir also die zweite Hand unter die Schürze, die dritte kann ich hinter die Taille der andern Figur legen und die vierte wird auch schon untergebracht. Dann noch höchstens zwei bis drei Füße und die Costüme, — mehr kriegt der Engländer nicht um 600 Francs. Das hätten wir nun! Na, die Technik haben wir auch. Ein Motiv findet sich wohl im Skizzenbuch — sonst nehmen wir irgend ein altes zum zehnten Mal, oder gar keins. Etwas pikant sind meine Motive oder doch Figuren alle — va bene! fertig, baar Geld! Denn was den Verkauf anlangt — nun, wir essen im Hotel Inghilterra, es giebt keine Gesellschaft ohne uns, alle Lohndiener wissen Bescheid, wir führen jährlich ein halbes Hundert Familien in den deutschen Verein — das ist also das Wenigste. — Wenn man nun die Bilder solcher Herren sieht und erfährt, daß selbige wirklich damit reich werden, während ernste talentvolle Leute Nichts verkaufen, so versteht man das immer noch nicht ganz. Aber die Sache ist schließlich doch sehr einfach. Man müßte die Fremden nicht kennen! Während der minder Wohlhabende sich Photographien von Ciociaren und der Campagna zur Erinnerung mitnimmt, kauft sich der Reiche eine Ciociarin in Oel. Da diese Herren nun einfach Fremdenmaler sind, so malen sie einmal ihr Modell in Costüm, einmal nackt, einmal in der Kirche, einmal auf der Straße, einmal in der Campagna oder mit einer zweiten, oder mit ihrem Schatz. — Sie sehen, die Variationen sind leicht und mannichfach genug, und das Modell kostet nur fünf Francs den Tag. Dabei halten die Herren, wie gesagt, stets eine Sammlung ihrer Sachen, ein elegantes Atelier und möglichst alle Lohndiener im Sold. Erwischen diese am Bahnhof oder im Hotel Nichts, so trifft bekanntlich Herr A. oder Bemeier sein Opfer sicher an der Table d'Hôte, an der er immer ißt, und da lassen sich ganz unverfänglich Bekanntschaften machen, — eine Einladung als Folge derselben ist nicht gut abzulehnen, und wenn der Fremde einmal auf dem Sammetsessel im Atelier sitzt — na dann — — Wen Herr Bemeier da nicht trifft, den findet er in den Soireen; oder er fährt bei ihm vor, giebt seine Karte ab, oder bittet mündlich um die Ehre des Besuchs. Hilft das Alles Nichts, so wird der Fremde zu Tisch gebeten. Läßt er sich verführen, ißt er nur einen Löffel Suppe, oder raucht eine gute Cigarre zum Kaffee im comfortablen Atelier — da ist er verloren. Denn der Mensch müßte ein Barbar sein, der sich dann nicht revanchirte.

Ich brauche nur die Geschichte meiner Bekanntschaft mit Mr. X. weiter zu erzählen, um Sie eins der elegantesten Zweckessen dieser Art mit erleben zu lassen. Ich hatte mit meinem englischen Freunde die ganze noble Freigebigkeit des anglo-americanischen Künstlerclubbs kennen gelernt. Zwei Tage darauf erhielt ich eine Riesenkarte, — ungefähr als wenn eine Gesandtschaft zur Tafel bittet. Am nächsten Sonnabend große Soiree im Atelier der Mr. Y. und Z. Darauf bemerkt steht, daß die Herren im Frack, die Damen ausgeschnitten zu erscheinen haben. — In dem durch die Decoration und die Menge der Geladenen übermäßig engen Atelier des Mr. Y. waren, als wir kamen, sämmtliche vorhandenen Kunstwerke des Gesellschaftsgebers, sowie die Sculpturen seines Compagnons in bester Beleuchtung aufgestellt. Jede Marmorfigur trug z. B. eine Kerze. Ein kleines mäßiges Buffet und eine Tasse Thee von galonirten Dienern herumgereicht, sorgten für die erste Hälfte des steifen Abends, an dem man natürlich nur englische Laute hörte. Dann aber kam Wein, Marsala und ähnliche Sorten, dem zur Erholung stark zugesprochen wurde. Als endlich die Familienväter angeheitert waren, begann das Geschäft, — und mögen wenige gegangen sein, denen nicht dies oder jenes aufgehängt war. Allerdings bei einigen ihrer lieben engeren oder weiteren Landsleute kamen die braven Americaner doch an den Unrechten. Manch einer war ebenso schlau wie sie — trank viel und kaufte Nichts. Mr. X. bekam am andern Morgen ein nicht ungeschicktes großes Effectbild aus der Campagna zugeschickt, welches er um 2000 Francs am Abend vorher erstanden haben sollte. Obgleich er sich wirklich nicht an einen Abschluß des Geschäfts erinnerte, bezahlte er als Gentleman, Gentleman gegenüber, doch sofort. — Ciociare oder Campagna, Beides ist dasselbe. Die Natur ist ein gerade so beliebig auszunutzendes Modell, wie jene, und die römische Campagna läßt sich ebenso schwer völlig reizlos machen, wie jene Mädchen und Hirten in alter Nationaltracht. — Hier aber hatten nicht einmal Pfuscher gearbeitet. Wie ich sehr bald im deutschen Casino und in den kleinen Osterien erfuhr, wo ärmere Künstler verkehren, war Mr. Y., einer der „modernsten" Maler Roms: zwar ein völlig unfähiger Mensch, aber es gab arme Teufel genug, welche ihm, während er im Landauer mit galonirten Dienern Visiten machte, für ein Spottgeld seine Bilder malten. Darum ist Mr. Y. auch einer der vielseitigsten Künstler seiner talentvollen Nation. Ich für mein Theil muß übrigens gestehen, daß mir dieser Herr noch viel begreiflicher erscheint, als sein Compagnon, der zu demselben Mittel greift, obgleich er mehr als ein blos geschickter Mensch ist.

In den Osterien und Cafés habe ich denn allmählich auch ein gutes Theil von dem merkwürdigen Häuflein deutscher Maler kennen gelernt, jüngere und ältere, die in Rom hängen geblieben waren, ohne unter die Vogelfänger gerathen zu sein. Von Malerei habe ich sie fast nie sprechen hören — malte doch so ziemlich jeder von ihnen etwas absolut Anderes als der Andere. Jeder konnte seiner festen Ueberzeugung nach die Sache einzig und allein recht, und so hatte man es, da man auf einander angewiesen und des nutzlosen Streites satt war, längst aufgegeben, über die gemeinschaftliche Kunst zu sprechen. Beispielsweise arbeitete der Eine seit des Kronprinzen Ludwig Zeiten an einer riesigen Hermannsschlacht, der Zweite malte bereits ebenso lange buntfarbiges Volk, wie es Leopold Robert vor etwa 40 Jahren machte, der Dritte copirte alle Jahre zehn bis zwölf Mal denselben Sassoferrato, der Vierte antwortete mir auf die Frage: was machen Sie? „Nu, alleweil Seidenkleider und Atlas." Dazu haben Sie aber kein Ciociarenmodell? — „Na — 'ne Gliederpuppen, die steht doch still." — Der Fünfte war Heiligenmaler und eigentlich der Einzige, der von Bildern sprach, — allerdings nur, um zu versichern, daß Raffael zwar schon eine recht gute Auffassung gehabt habe, daß man aber jetzt doch viel weiter sei. Ich sagte ihm, daß ich mir das sehr wohl denken könne, namentlich, seit das Dogma der unbefleckten Empfängniß erfunden sei. Er trug sich im Winter stets türkisch, seit er einmal 14 Tage in Bukarest gewesen war, und provocirte Nichts lieber, als mit seinen religiösen Schwärmereien ausgelacht zu werden. Offenbar gehörte es mit zu den genugthuungsvollsten Partieen seiner Rolle, sich als Märtyrer zu fühlen. Auch war er Einer von den Wenigen, die hin und wieder auf sehr bezeichnende Weise eine Theilnahme an politischen Ereignissen bewiesen. Sein stehender Ausdruck, „das Gesindel im Quirinal," mag für diesen seinen Horizont als Beleg angeführt werden. Er war von all den guten Meistern — wie mir schon hieraus zu erhellen scheint — der einzige, welcher mit jenen Vogelfängern einige geistige Verwandtschaft hatte. Der Sechste war ein Kupferstecher, welcher für den Bedarf der Pfaffen kleine Blätter zeichnete und stach, wenn er nüchtern war. Ein Siebenter, ein deutscher Bauernsohn, fand den größesten Theil seines Ruhmes darin, sich noch nach dreißig Jahren so brutal wie möglich auszudrücken und zu benehmen, — nur um die Alles überwindende Naturkraft seines nicht unbedeutenden Talentes um so klarer erscheinen zu lassen. Und so weiter — es thäte ein Roman nöthig, um diese Gesellschaft zu schildern. Vielleicht kommt mir auch dazu noch die Zeit. — Die allgemeine geistige Nahrung dieser meiner Landsleute, wenn sie, den großen Hut im Nacken, zwischen den Arbeitern und Weibern ihrer Osterie beim Wein saßen, bestand so ziemlich aus uralten Meidingern oder in der persönlichen Komik irgend eines nach dieser Seite hin Veranlagten. Selbst die Jüngsten sangen meist schon das alte Lied, welches man sonst doch den Alten zu überlassen pflegt, das Lied von der guten alten Zeit. Mit der päpstlichen Herrlichkeit war ihnen das eigentliche Rom gestorben. Und doch gingen sie nicht; denn wohin hätten sie gehen sollen? Trotz unserer Siege, die sie wieder aus ihrem Kyffhäuserschlaf emporgerüttelt und an die Heimath erinnert hatten, froren sie doch bei dem Gedanken an eine Rückkehr. Waren sie doch dem Vaterland so völlig fremd geworden! Auch hielten sie von der modernen deutschen Malerei Nichts — natürlich, weil sie Nichts davon kannten. Für gewöhnlich begnügte man sich, die Achseln bei solcher Gelegenheit zu zucken. Man war eben über solche Kunstgespräche erhaben. Nur ein jüngerer Landschafter, der meiner Meinung nach Stilist war, weil man ihm zu wenig Landschafterei beigebracht hatte, und der vor Idealismus nicht mehr wußte, wo in der Natur der Baum wuchs — in der Luft vielleicht — nur diese jüngere Kraft hat mir eines Abends — als er Skizzen von Oswald Achenbach gesehen hatte — mitgetheilt: Achenbach sei weiter Nichts, als ein geschickter Manierist und der sei noch einer von den Besten unter den Deutschen daheim.

Als ich diesen selben Landschafter wenige Tage später in der Campagna traf, die im wunderbarsten Sonneneffect strahlte, antwortete er mir auf mein Entzücken darüber in halb bedauerndem, halb überlegenem Ton: Ja, Sie haben noch Genuß an der Campagna, unsereins nicht mehr. Sie sind dem gegenüber noch naiv; der wahre Künstler aber, — und dabei wies er mit seiner Hand Nr. 11¾, (denn diese Nummer hatte er wenigstens) auf die eigene Brust — der wahre Künstler muß sofort geistig thätig sein und kann

Digitized by Google

schon gar nicht mehr anders. — Er muß wahrscheinlich darüber nachdenken, ob das mit leichtem Ocker oder mit Neapelgelb gemalt werden kann. — Gerade das Gegentheil von diesem allerdings sehr productiven Kunstjünger war ein junger münchener Maler, — der mich auch an diesem Tage in die Campagna begleitete und der, obgleich bereits zwei Jahre in Rom, vor lauter überschwänglicher Bewunderung bisher noch nicht zum Malen gekommen war.

Gegen Dunkelwerden trafen wir wieder unsere ganze Gesellschaft in der Osteria del Genio („zum blauen Ochsen" würde man etwa in Deutschland sagen). Es war Sonnabend, da konnte man sicher sein, daß Niemand in das Casino ging. Es sind zu diesem Abend nämlich Damen und Fremde da. — welche beide der echte Künstler nicht vertragen kann. Die Anekdoten von kunstsinnigen Fremden und Damen, die bei dieser Gelegenheit besonders reichlich flossen, machten uns zum hundertsten Male lachen. Da trat ein älterer College ein, den man noch nicht erwartet hatte. Denn während alle richtigen eingefleischten deutsch-römischen Künstler den um diese Stunde besetzten Corso hassen, kaniire dieser alte Herr dort — wahrscheinlich in schönen Erinnerungen schwelgend — regelmäßig nach dem Avemaria.

„Sesu Cristuccio! Wo kommst Du schon her, in dieser silbergrauen Abendstimmung?"

„Was hat Dich denn heute endlich einmal von Deinem talentlosen Gico befreit?"

„Ja, sagte der alte Herr, die verfluchten Kerle hatten die porta del popolo offen gelassen und da zog es mir zu sehr auf dem Corso. Aber, Signori, Scherz bei Seite, ich habe heute eine große Freude gehabt, und a tutte lo bestio piatkst der zeccero." Und nun erzählte er, daß er eben in der „Libertà" gelesen habe — er sorgte für das Neuigkeitsbedürfniß der ganzen Gesellschaft in dieser Weise — wie eine deutsche Oper von einem gewissen Wagner in Florenz ungeheuren Applaus geerntet habe. Unverrichtigter Weise erkannte ich mir die Einstimmigkeit dieses Beifalls in Frage zu ziehen und die Folge davon war — eine endlose Philippika des alten Herrn gegen den deutschen Charakter. Anstatt froh zu sein, daß endlich einmal etwas Deutsches auch im Ausland anerkannt werde, wünsche man lieber sofort; statt mich zu freuen, scheine mir sogar die Sache gar nicht recht zu sein ꝛc. ꝛc. — Von einer Meinungsverschiedenheit über Wagner hatte dieser brave in Rom vergrabene Patriot keine Ahnung und konnte sie auch, trotz einiger äußerlicher Anlagepunkte, die ich zur Erklärung beibrachte, nicht begreifen. Freuen sollten wir uns, anstatt zu kritisiren. Aber das waren wieder die verfluchten Kunstkritiker, die leider in Deutschland das große Wort hätten. — Das war die unumstößliche Schlußfolgerung, welcher Alles beistimmte. Ich finde es nicht schwer zu begreifen, wie man auf solchem Wege so schnell und sicher im vollsten Sinne des Worts aus der Mode kommen kann. Ein Robinson Crusoe hat kaum mehr Chancen dafür gehabt. — —

Ich habe später durch meinen Freund Mr. X., mit dem ich häufig wieder zusammentraf, meistens, um ihn wegen seiner Bibergrunkünste auszulachen, noch zwei Landsleute kennen gelernt, — jene Herrn Ameier und einen gewissen Cemeier. Der Erstere, welcher Herrn Bemeier glänzend in der Gunst meines Misters geschlagen hatte, überreichte mir seine große gelbe Visitenkarte mit „Mr. Amaur" (was sowohl Monsieur als Mister heißen kann) beim Rendezvous einer Fuchshetze in der Campagna beim Tor de' Schiavi. Es war ein noch junger Mann und völlig gentlemen like. Ich erfuhr bei der nächsten Gelegenheit, daß er von einer Reihe von Altersgenossen, die vor vier Jahren mitsammen nach Rom gekommen, der Einzige war, der sich aus jenem Osterei heben empor, — das heißt sogar aufs eigene Pferd geschwungen, der sich mehr von Sect und Trüffeln, als von jungem Landwein und Brod nährte. Er war natürlich der talentloseste von Allen und wohl gerade in Folge dessen seinen Augenblick conkut geweien, sondern war von Anfang an gerade auf sein Ziel losgegangen, d. h. er hatte sein Stipendium sofort dazu verwandt, um Reiten zu lernen, und hatte dann vor Allem die Fuchsjagden mitgemacht, bei welcher Gelegenheit er Englisch der nach Bedarf kennen lernte. Im nächsten Sommer war er darauf mit seinem letzten Semesterwechsel und dem Rest seines eigenen Geldes nach Alt-England hinübergereift, um seinen Freunden seine scheinrigt zusammengemalten Campagnabilder — Erinnerungen an ihren gemeinsamen Sport — aufzuhängen. Mr. Amaur ist ein sehr feiner Cavalier geworden, kennt alle Welt, und wo er vorne hinaus geworfen wird, kommt er hinten mit einem Bückling wieder hinein gekächelt — — —

Herr Cemeier, der Zweite, war noch ein ganz junger Mensch, und obgleich man ihn keineswegs talentlos nennen konnte, viel weniger das Product seiner eigenen Begabung, als das seines Vaters. Er war meinem Mr. X. von eben diesem, Herrn Cemeier sen., empfohlen, der in Florenz einer der bedeutendsten Künstler ist. Das heißt auf Deutsch: Herr Cemeier sonnscht sein Geschäft doppelt, einmal in Florenz, wo die Hauptfabrik ist, und dann noch einmal mit denselben Käufern in Rom, wo der Herr Sohn die Filiale des Geschäfts hält. Jeder Lohndiener in Florenz kennt außer Herrn Cemeier seinen talentvollen Sohn in der Residenz. Sie sowohl als Herr Cemeier selbst, sichern unfehlbar jeden, der ihnen in Florenz in die Hände gefallen, in das Atelier zu Rom. Um diesem Geschäft vorstehen zu können, hat der Vater dem Sohn, der zwar nicht ohne Begabung für die Malerei war, aber doch zu manchem Anderen mehr Talent hatte, zunächst Englisch und Französisch beibringen lassen. Als dieser dann nebenher auch das für die Fremdenmalerei technisch Nöthige wegbekommen hatte, konnte die Sache losgehen. Die römischen Lohndiener wurden bezahlt, in allen Fremdenhotels und Zeitungen stand bald der Name des jungen Künstlers — und das Geschäft geht. Aber der Künstler in dem jungen Cemeier, der sich mit einiger Muße hätte entwickeln können, ist hin — und spräche er nicht perfect Englisch und Französisch, so wäre es mit seiner Kunst bald zu Ende.

Haben Sie nun genug von den in Rom Hängenbleibenden? So oder so — ich finde, beide Ausschen sind so wenig beneidenswerth, daß man jedem Jüngeren abrathen soll, sich der Gefahr auszusetzen, hier einzurosten. Denn nur Wenige haben die Energie der Wenigen, die ihren Weg nach Rom und wieder nach Hause gefunden haben, ohne ein Fallchen mitgebracht oder ein Gutes dagelassen zu haben. Diesen Wenigen aber, unter welche ich specielle Bekannte rechne, zum Schluß meinen Gruß und Glückwunsch.

Gustav Floerke.

Notizen.

Zwei Personen, von welchen in Europa während der letzten Zeit mehr als nöthig gesprochen wurde, haben in der vergangenen Woche ein recht empfindliches Fiasco erlitten, Herr Roger Tichborne, in Wirklichkeit genannt Arthur Orton oder Thomas Castro in London und Herr Windthorst in Berlin. Der Erstere wurde nach einem Proceß, der 103 Tage gewährt, als ein frecher Betrüger entlarvt, weil er vergessen oder nicht gewußt hatte, daß der wahre Baronet, für welchen er sich ausgab, irgendwo am seinem Körper tätowirt war. Sein mit unerhörtem Aplomb aufgerichtetes Lügengebäude, das einer christlichen Landadelsamilie enorme Summen gekostet, eine echte Frau verleumderisch beschimpft und seinen eigenen Advocaten einen fächerlichen Bankerott verschafft hat, brach zusammen und er sieht im Gefängniß von Newgate einem Meineidsproceß mit sehr bedenklichen Folgen entgegen. Herr Dr. Windthorst in Berlin hat nicht sowohl Andere als sich selbst betrogen. Seine letzte Hoffnung war auf das Herrenhaus gesetzt, diese Hochburg des Feudalismus, des Mückterthums und senfi-pietistischer Raiserlat. Aber das Herrenhaus verlagte im Moment der Entscheidung. Fürst Bismarck stellte der mit den Ultramontanen verbündeten junkerlichen Fluth den rocher de bronze seiner energischen Verdrängtheit entgegen und der märkische Uebermuth ist daran ohnmächtig zerschellt. Herr Windthorst erlitt aber eine noch größere Niederlage in der öffentlichen Meinung durch die thörichten Aussichten, welche er sich und seinen Anhängern über einen Feldzug katholischer Mächte gegen Italien vorgewiegelt hatte. Das wurde durch seine im Klofter zu Schrimm aufgefundenen Briefschaften bewiesen, welche Bismarck im authentischen Auszuge auf den Tisch des Hauses niederlegt hat. Wie schlau jesuitisch ausgedacht! Die ultramontanen Collecteure sollten seine Petitionen mehr an den Reichstag schicken, wo sie anfangen langweilig zu werden, sondern lieber an die rechte Stelle, nämlich an die höchste, damit, wenn es gegen Italien losgehe, das deutsche Kaiserreich sich vor dem erschrecklichen Zorn der Clericalen fürchte, nämlich des Herrn Kaplan und seiner Helfershelfer, und still hinter dem Ofen bleibe, Italien aber niederwerfen lasse. Und das wollen Politiker sein! Mit solchen Kannegiesereien, wie sie der Puppen wohl im Munde ziemen, wollen diese traurigen Verschwörer Weltgeschichte machen! — Bismarck übrigens hat da wieder einen Trumpf ganz nach seiner Art ausgespielt. Als Benedetti die Welt mit vermeintlichen Enthüllungen über seine verfänglichen Gespräche mit dem Reichskanzler beglückte, verblüffte ihn dieser mit den auf Schloß Cercay gefundenen Rouher'schen Papieren, die das Benedetti'sche Kartenhaus über den Haufen warfen. Jetzt wurden ganz ähnlich die Windthorst'schen und Ketteler'schen Winkelzüge durch die Billets doux dieser Herren durchkreuzt, welche die neugierige Polizei in dem geheimen Archiv des polen'schen Jesuitenklosters entdeckt hat. Wir hatten ihnen also mit Recht in unserer letzten Nummer einige Bismarck'sche Ueberraschungen prophezeit. Auch in einem

Digitized by Google

anderen wo möglich noch wichtigeren Punkt hat sich die „Gegenwart“ gut unterrichtet erwiesen. Früher als irgend ein Berliner Blatt haben wir schon in Nr. 6 vom 2. März auf die eventuelle Nothwendigkeit von „Erddbentoiletten“ für unsere Damen hingedeutet, zu einer Zeit also, da unsere Collegen von der zum erstenmal seit Erschaffung der Welt in Nordeutschland drohenden Erschütterung keine Ahnung hatten. Wir wollen daraus für heute keine weiteren Folgerungen ziehen, aber doch constatiren, daß sich unsere Zeitschrift bei dieser Gelegenheit als das selbst über officielle Ereignisse „bestinformirte“ Blatt nicht nur der deutschen Hauptstadt, sondern des ganzen Continents erwiesen hat.

***

Daniel Sanders, ohne Zweifel einer der verdienstvollsten Sprachforscher unseres Vaterlandes, wird nächstens ein neues sprachliches Werk veröffentlichen, das hoffentlich manchem grammatischen Unheil in der Zukunft vorbeugen wird. Der Titel gibt über den Inhalt dieser praktischen Schrift völligen Aufschluß: „Kurzgefaßtes Wörterbuch der grammatischen Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache.“

Das Nähere erfahren wir aus der Vorrede, in welche uns der Verfasser vor der Veröffentlichung seines Werkes den Einblick gestattet hat. Wir theilen daraus die folgenden Sätze mit:

„Es giebt im Deutschen, wie in jeder noch in lebendiger Fortentwicklung begriffenen Sprache, unbestritten von den allgemein anerkannten Regeln, die allen Gebildeten geläufig und vertraut sind und gegen die sie drehalb niemals verstoßen werden, eine nicht geringe Anzahl von Fällen, in denen sich der Sprachgebrauch noch nicht — oder doch mindestens noch nicht ganz entschieden und zweifellos — festgestellt hat und in denen das Schwanken bei Gebildeten und selbst bei Schriftstellern eine Unsicherheit erzeugt, ob die in einem bestimmten Fall neben einander vorkommenden verschiedenen Formen und Ausdrucksweisen gleich berechtigt sind oder welche die richtigere oder vielleicht die allein richtige sein dürfte.

„Diese Zweifelfälle sind nicht bloß zahlreicher, sondern es ist auch die Unsicherheit in denselben größer, als man im Allgemeinen glaubt und anerkennt. Um sich von diesem Letztern zu überzeugen und die verschiedenen Ansichten auf einander platzen zu sehen, versuche man es nur einmal und werfe in eine größere Gesellschaft Gebildeter plötzlich Fragen über derartige Zweifelfälle hinein, wie wir beispielsweise deren einige folgen lassen:

„Heißt es richtig: „Wir Deutsche“ oder: „Wir Deutschen“?

„Ist es sprachrichtiger, zu sagen: „Eine Summe von hundert Thalern“ oder: „von hundert Thaler“?

„Welche Form ist correcter: „Zeichnenunterricht“ oder: „Zeichnenunterricht“?

„Wie heißt zu Zauberer das Femininum, „Zauberin“ oder: „Zauberin“?

„Wie lauten richtig die Dativformen, wenn man in der Wendung: „Die Grenzscheidung zwischen dem Menschen und dem Thiere“ beidemal den bestimmten Artikel „dem“ fortläßt?

„Heißt es: „Das ist ein neues Blatt in seinem“ oder „in seinen Lorbeerkranz“?

„Darf man nur sagen: „Man lehrt schon die Kinder in der Schule diese Regel“ oder auch: „Man lehrt schon den Kindern in der Schule diese Regel“? Und wie verhalten sich dazu die Umformungen ins Passiv: „Schon die Kinder in der Schule werden diese Regel gelehrt“ und: „Schon den Kindern in der Schule wird diese Regel gelehrt“?

„Muß man sagen: „Laß dieses Büchlein dein Freund und Rathgeber sein“ oder: „Laß es deinen Freund und Rathgeber sein“? u. s. w.“

In derartigen Zweifelfällen und überall da, wo für gebildete Deutsche in dem Gebrauch ihrer Muttersprache sich grammatische Schwierigkeiten herausstellen dürften, soll das vorerwähnte Buch schnelle und sichere Auskunft ertheilen.

Wir schließen daran die Notiz, daß Daniel Sanders, hoffentlich schon in einer der nächsten Nummern unseres Blattes, die interessante Frage des „Zeitungsstils“ behandeln wird.

***

Von Hermann Lingg erscheint demnächst eine Sammlung epischer Gedichte. Auch von Johannes Scherr ist ein neues Werk angekündigt.

***

Im Verlage des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen sind außer den trefflichen Sammelwerken der deutschen und ausländischen Classiker, deren Veröffentlichung fortgeführt wird, neuerdings einige Werke erschienen, die wir hier, unter dem Vorbehalte, auf das eine oder andere zurückzukommen, einstweilen kurz anzeigen wollen: Die militärische Beschreibung des französischen Feldzugs von A. Niemann, welche sich durch packende Darstellung und gewissenhafte Bearbeitung des Materials auszeichnet; Shakespeares Leben und Werke von Rudolf Genée, und die erste Hälfte eines sehr praktisch eingerichteten, inhaltreichen Nachschlagebuchs „Meyers Handlexikon des allgemeinen Wissens in einem Band.“

***

Man schreibt uns aus München: Im hiesigen Kunstverein ist ein Bild von Böcklin ausgestellt: Strandräuber haben ein Schloß am Meer überfallen und ausgeplündert. In hellen Flammen schlägt die Lohe aus Dach und Fenstern des stolzen Gebäudes, das oben auf den Felsen ragt. Ueber die Zugbrücke wüthet der Kampf. Einer der Streitenden, wahrscheinlich einer der Vertheidiger des Schlosses, stürzt über die Brüstung in den Abgrund. Grell beleuchtet stehen die weißen Mauern des Schloßhofes mit Statuen von Heiligen da, deren Anblick an die Vergangenheit des stolzen Besitzthums erinnert, an die christlichfrommen Bewohner, die glänzenden Gärten, die Hallsäulgeist der steinernen Bilder, Töchter und Frauen werden von den Räubern davongetragen; es sind Moslems, wilde, braune, bestialische Gestalten; in der Faust des Einen blinkt noch das blutige Messer, der Andere trägt die reigende halbentseelte Beute in seinen nervigen Armen dem Meerstrand zu. Dort harrt schon das Boot, um den Raub dem in der Ferne sichtbaren Corsarenschiff zuzuführen. Im Boote selbst sind zwei Männer, deren einer, ein grimmiger Africaner, das Ruder handhabt, während der Andere den vom Ufer Herkommenden entgegensieht. Es ist ein Greis in rother Bekleidung mit weißem, langem Bart, eine Figur, wie wir sie aus Illustrationen zu schauerlichen orientalischen Märchen kennen. Die ungeheure Habsucht, die härteste Grausamkeit spricht aus diesem Gesicht. Die düstere Farbe des Meeres, die am Horizont heraufziehenden Wolken lassen einen nahen Sturm erwarten; die Sache hat Eile, es ist höchste Zeit, daß die Weiber an Bord gebracht werden. — Vom Schloß herab über die braunen Felsen schmiegt sich eine üppige Vegetation, kräftig, zu seltsam abstechend gegen die Marmorweiße der Mauern, die hellen Brandflammen. Das Bild ist mit einer beinahe abstoßenden Phantastik gemalt. Grell in Grell. Wir kommen zu keiner Theilnahme an den Unglücklichen, welche die Opfer dieses infernalischen Gelüstes werden. So spukhaft grausig ist Alles, daß wir am Ende die ganze Räubergeschichte gar nicht glauben und vermuthen, der Maler habe uns nur einen gräßlichen Traum vormalen wollen, eine Fata Morgana seiner Palette; als wären in einer Nacht die Geister der Farben aufgestanden, und hätten selbst ihr Werk machen wollen. Ein Roth hätte gesagt, ich will Feuer sein, ein zweites ich will einen Thurm vorstellen, ein Weiß, ich will zum schönsten glänzenden Stein werden, und ein anderes ich will sprühender Schaum auf den Wellen sein, und nun hätten sie angefangen, sich zusammenzustellen — da brach der Morgen an, und sie mußten wieder der Hand des Meisters gehorchen. Aber etwas von Selbständigkeit blieb ihnen, der Künstler konnte ihrer nicht mehr ganz Herr werden. — In der That, es scheint dieses Gemälde fast nur um der Lichteffecte willen gemalt. Mein bestimmter Eindruck war die Empfindung, wie schön könnte dieses Bild sein, wenn es nicht so gestellen wollte, wenn es nicht so eigensinnig darauf pochte, den es verrathen, der es gemalt hat. Man kommt dazu, sich zu fragen, ob dieses übermäßige Betonen der Manier dem Ernst der künstlerischen Schöpfung nicht vielmehr Eintrag thut? Ein prächtiges, geniales Werk bleibt es aber immerhin.

***

George Sand hat ein kleines Bevoerbe geschrieben „Un bienfait n'est jamais perdu.“ Der Dialog ist geistreich, die Handlung völlig nichtig.

***

Auch in Druckfehlern leisten die Americaner Originelles. In den „Milisiyppiblättern“, dem literarischen Sonntagsblatt der in Saint-Louis erscheinenden und in ganz America weitverbreiteten „Westlichen Post“ — Ehebruderin ist der Vetter Kinkels, General Sand“ — finden wir eine sehr wohlwollende Anzeige der „Gegenwart“. Da heißt es denn unter Anderm, daß das Blatt die besten Schriftsteller Deutschlands zu seinen Mitarbeitern zähle und daß demnach auch der „Gegenwart“ „in der deutschen Kritik Feuerbach“ entgegengekommen sei. In der uns übersandten Nummer hat jedenfalls der Verfasser der Notiz, dem wir unsern besten transatlantischen Gruß entbieten, mit Rothstift wie folgt corrigirt: „in der deutschen Kritik“ soll „die deutsche Kritik“ und „Feuerbach“ soll „freundlich“ heißen. Freundlich war's auf alle Fälle.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Grüning in Hamburg.

Unter der Presse:

Koppmann, Dr. **Karl, Kämmerei-Rechnungen der Stadt Hamburg 1350—1562.** Herausgeben auf Veranlassung des Vereins für Hamburgische Geschichte. II. Band. Die Kämmerei-Rechnungen werden in drei Bänden erscheinen. Jeder ist etwa zu 30 Bogen gr. 8. berechnet und wird außer dem Texte genaue Register und Glossare, sowie auch eine ausführliche Einleitung enthalten. Der zweite Band reicht bis 1500 und der dritte Band wird mit dem Jahre 1562 das Ganze zum Abschluß bringen.

Riecke, Oscar, Gedichte ca. 15 Bogen 8.

Rothe, Richard, Predigten aus seinem Nachlaß, herausgegeben von Walter Hübbe ca. 15 Bogen gr. 8.

Wiebe, Eduard, Director der Bildungs-Anstalten des Hamburger Fröbel-Vereins, **Wesen und Wirksamkeit des Kindergartens.**

Ende vorigen und Anfang dieses Jahres erschienen ferner in gleichem Verlage:

Bröcker, Dr. L. G., Frankreich in den Kämpfen der Normannen, der Germanen und des Christenthums. 268 S. gr. 8. 1 Thlr.

Cropp, Pastor Dr., **das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit** nach seiner principiellen Bedeutung für die katholische und für die protestantische Kirche. 26 S. gr. 8. 6 Sgr.

Hübbe, Walter, biblische Geschichte in zwölf Büchern. 573 S. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

Mendt, Dr. Jr., Arbeit und Capital. * Ein Mahnungswort an Arbeitgeber und Arbeitnehmer. 46 S. 8. 5 Sgr.

Riebel, Dr. Otto, die Braut von Abydos, der Traum. Zwei Gedichte von Lord Byron, im Versmaße des Originals übertragen. 80 Seiten 8. 15 Sgr.

Tennyson, Alfred, Enoch Arden. Uebersetzt von Robert Waldmüller (Ed. Duboc). Autorisirte Ausgabe. Fünfte Auflage 57 Seiten. 8. eleg. cart. m Goldschnitt 12 Sgr.

Tennyson, Alfred, Enoch Arden Goldin. Uebersetzt von Dr. H. A. Feldmann. Zweite Auflage. 45 S. 8. eleg. gebunden mit Goldschnitt 15 Sgr.

Tennyson, Alfred, Freundes-Klage. Frei übertragen von Robert Waldmüller (Ed. Duboc) 100 S. 8. eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Tennyson, Alfred, Königsidyllen. Deutsch von Dr. H. A. Feldmann. 277 S. 8. eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Sgr.

Voigt, Dr. J. Jr., Hamburg und seine Beziehungen zum deutschen Reich. 30 S. 8. 5 Sgr.

Im Verlage der Schlüter'schen Hofbuchdruckerei in Hannover wird demnächst erscheinen:

Zeitschrift
für
deutsche Kulturgeschichte.

Neue Folge. I. Jahrgang.

Unter Mitwirkung namhafter Gelehrten herausgegeben
von
Dr. J. H. Müller,
Studienrath zu Hannover.

Der Preis für den Jahrgang von 12 Heften à 4 Bogen gr. 8. beträgt 6 Thlr.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Unter fliegenden Fahnen.

Roman
von
Edmund Höfer.

8. 2 Bände. Eleg. broschirt. Preis 3 Thaler.

Die Erhebung Preußens unter York gegen Napoleon I. ist der Gegenstand dieses Romans, der mit besonderer Vorliebe in fesselnder und eleganter Darstellungsweise geschrieben, dazu beitragen wird, auch so vieles von dem, was wir in den jüngsten Tagen erlebten, zu erklären.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung).

Thomé, Dr. Otto Wilhelm, Lehrbuch der Botanik für Gymnasien, Realschulen, forst- und landwirthschaftliche Lehranstalten, pharmaceutische Institute etc., sowie zum Selbstunterrichte. Mit 890 verschiedenen in den Text eingedruckten Holzstichen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 1 Thlr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Ober-Italien von Dr. Gsell-Fels.

Mit 10 Karten 31 Plänen und Grundrissen, 20 Ansichten in Stahlstich und 69 in Holzstich ein Panorama.
1 Band. Gebunden. Preis 3 Thlr.

Verlag der **Schulze**'schen Buchhandlung in **Oldenburg.**

Novitäten:

Allmers, H., Römische Schlendertage. 3. stark vermehrte Aufl. Mit Titelbild von O. Knille. Eleg. broch. 1 Thlr. 20 Sgr.

Allmers, H. Cleftra. Drama in einem Akt. Eleg. broch. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Fitger, A., Roland und die Rose. Eine Phantasie im Bremer Rathskeller. 2. Aufl. Eleg. broch. 5 Sgr.

Reinardus, R., Des einigen Deutschen Reiches Musikzustände. (Kultuchitton. Briefe über Tonkunst). Eleg. broch. 20 Sgr.

Minding, Dr. Boyd Stuart V. Tragödie in 5 Aufz. 2. Aufl. Eleg. broch. 28 Sgr.

Poppe, F., Deutschlands Heldenkampf 1870/1871 in Bildern für das Volk, das Haus und die Jugend. Mit vielen Illustrat., Initialen, Situationsplänen und 1 Kriegskarte. Eleg. broch. 24 Sgr. geb. 28 Sgr.

Post, Dr. A. H., Die Unsterblichkeitsfrage und die Naturwissenschaft, unserer Tage. Eleg. broch. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Ramsauer, C., Wie sollen wir unsre Predigt machen? Broch. 5 Sgr.

Rohmann, W., Eine protestantische Osteranbacht im St. Peter zu Rom. 2. Aufl. Eleg. broch. 16 Sgr.

Verlag von **Neumann-Hartmann** in **Elbing.**

Zwei Vorträge

von

Prof. Dr. J. Möller.

1. Die Bedeutung und Berechtigung der Nationalität.
2. Unser Fortschritt zum einigen Frieden.

(Zum Besten des Emeritenfonds für Volksschullehrer der Provinz Preussen).

Preis 6 Sgr.

Soeben erschien im Verlage von **Carl Habel** in **Berlin:**

Deutsche
Zeit- und Streit-Fragen.
Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart.
Herausgegeben
von
Fr. von Holtzendorff und W. Oncken.

Jahrgang I. 1872.

Heft 1.

Das Leben Jesu und die Kirche der Zukunft.

10 Sgr. ord.

Die Deutschen Zeit- Streitfragen werden 16 Hefte umfassen und solche in etwas mehr als monatlichen Zwischenräumen erscheinen; alle drei Monate wird ein Doppelheft ausgegeben. Im Abonnement auf den complexten Jahrgang von 16 Heften (à Heft $2\frac{1}{2}$ — $3\frac{1}{2}$ Bogen gr. 8.) kostet jedes Heft $7\frac{1}{2}$ Sgr. Einzelne Hefte kosten 10 Sgr. und mehr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

New-York.

Cultur-historische Beschreibung. Ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde
von
Friedrich Duensing.
Preis 20 Ngr.

In lebendig geistvoller Weise schildert der Verfasser, ein Deutsch-Amerikaner, das Leben und Treiben aller Classen der Weltstadt und ist besonders Auswanderern als treuer Führer bestens zu empfehlen!

E. H. Reclam sen. in Leipzig.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37.

Verlag von Georg Stille in Berlin.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 23. März 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Deutsche Briefe über Staat und Kirche. Der interconfessionelle Charakter des heutigen Staates von Bluntschli. — Aus der Telegraphenwelt von E. Frenzdorff. — Die Besiegten von Metz von Karl Braun-Wiesbaden. — Correspondenz aus Wien. — Literatur und Kunst: Frankreichs Aufgabe für das Jahr 1872 nach Victor Hugo. — Hans Makart von Bruno Meyer. — Unmaßgebliche Bemerkungen über die deutsche komische Oper von A. H. Ehrlich. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Vorstellung im Victoria-Theater von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

Deutsche Briefe über Staat und Kirche.

Von Bluntschli.

Der interconfessionelle Charakter des heutigen Staates.

Der mittelalterliche Staat, auch noch in den letzten Jahrhunderten nach der Kirchenreform, war confessionell, der moderne Staat ist nicht mehr confessionell, sondern interconfessionell.

Wenn gleich die Christen des Mittelalters zwischen Staat und Kirche unterschieden, während die Muhammedaner auch diesen Unterschied verwichten, so war doch im Mittelalter die Lebensgemeinschaft von Staat und Kirche so innig, daß die staatliche Berechtigung an die Bedingung der kirchlichen Rechtgläubigkeit gebunden war. Nur die Gläubigen hatten öffentliche Rechte, die Ungläubigen oder Andersgläubigen wurden mit Feuer und Schwert vertilgt. Wurden sie ausnahmsweise geduldet, wie die Juden, so waren sie doch ausgeschlossen von den staatlichen Aemtern und den Versammlungen der Stände.

Sogar der Kaiser geräth in den Bann des Papstes, wenn er nach dem Ausdruck des ghibellinischen Sachsenspiegels „am Glauben zweifelt". Dem gebannten Kaiser aber verweigern die Fürsten und die Unterthanen mit Grund jeden Gehorsam.

Es ist einleuchtend, daß bei solcher confessionellen Gebundenheit des öffentlichen Rechtes die kirchlichen Autoritäten eine große Macht auch über den Staat gewinnen. Wir begreifen es daher, daß die Jesuiten auch heute die mittelalterliche Beschränkung wieder herstellen wollen. Wenn der unfehlbare Papst über den rechten Glauben der Könige, der Beamten, der Volksvertreter, der Bürger und Unterthanen endgültig urtheilt, und von diesem Urtheile die staatlichen Rechte Aller abhängig sind, dann ist der Papst und sind die Jesuiten, welche die päpstliche Politik leiten, die geistigen Herrn über alle Fürsten und Völker.

Die deutsche Kirchenreform hat die confessionelle Gebundenheit des Staates gelockert, aber noch nicht grundsätzlich beseitigt. Die deutschen Staaten machten sich frei von der Autorität Roms, aber sie suchten dennoch möglichst die Einheit und Reinheit des Glaubens auch mit politischen und Rechtsmitteln zu bewahren. Sie versagten den Andersgläubigen noch den Zutritt zu den Aemtern. Sie blieben confessionell beschränkt. So spalteten sich die katholischen und die protestantischen Reichsstände und Territorien. Das ganze Reich zerfiel in zwei confessionelle Körper, das Corpus Catholicorum und das Corpus Evangelicorum. Das Recht und die Politik hatten eine confessionelle Farbe.

Nur so weit die stärkere Nothwendigkeit die Völker nöthigte, zwei oder drei Confessionen neben einander als gleichberechtigt zu dulden oder anzuerkennen, gab man die confessionelle Einseitigkeit auf und erhob sich zu dem staatlichen Grundsatze der Parität. So in der schweizerischen Eidgenossenschaft, die selber in reformirte und katholische Cantone zerfiel und dennoch eine gewisse Gemeinschaft beider bewahren mußte, und welche überdem gezwungen war, in den gemeinen Herrschaften, die zugleich reformirten und katholischen Orten zugehörten, die confessionelle Spaltung auch in der Bevölkerung zu dulden.

Vorzüglich Deutschland war berufen, die mittelalterliche confessionelle Einseitigkeit abzustreifen. Vergeblich unternahmen es die beiden großen Religionsparteien die verlorene Glaubenseinheit wieder herzustellen. In dreißigjährigem Kriege auf Leben und Tod hatte die deutsche Nation ihre ganze Existenz und alle ihre Wohlfahrt für dieses Ziel auf das Spiel gesetzt. Endlich trotz des Widerspruchs des Papstes und der Jesuiten mußten im Westphälischen Frieden die zwei (beziehungsweise drei) christlichen Confessionen, die katholische und die evangelische als im Reiche gleichberechtigt anerkannt und neben einander geduldet werden. Die confessionelle Zweieitigkeit war nun an die Stelle der früheren Einseitigkeit getreten. Es war das ein gewaltiger Fortschritt, aber die Parität wurde von der damaligen Wissenschaft doch noch wie ein nothwendiges Uebel, wie eine unvermeidliche Ausnahme von der normalen Uniformität betrachtet. Der scandinavische Norden war noch immer confessionell einseitig, wie der romanische Süden; nur war dort das Lutherthum hier das Römerthum die entscheidende Autorität. Auch in England stellten die Könige die Uniformität her und die bischöfliche Staatskirche blieb politisch privilegirt.

Selbst die einzelnen deutschen Staaten waren auch nachher noch durchweg entweder katholisch oder protestantisch. Aber allmählich änderte sich das und wurde die deutsche Staatenbildung auf einen höheren Standpunkt gehoben. Preußen ging darin voran. Zuerst unternahm es der reformirte Kurfürst Johann Sigismund, zwischen den beiden protestantischen Kirchen, der lutherischen, welche unter dem Volke vornehmlich verbreitet war, und der reformirten, welcher die fürstliche Dynastie und eine Minderheit des Volkes zugethan war, Frieden zu stiften. Dann nöthigte der große Kurfürst, die lutherischen Pastoren ihren confessionellen Eifer zu ermäßigen und sich der paritätischen Staatsordnung zu fügen. Endlich emancipirte Friedrich der Große sich und seinen Staat von jeder confessionellen Beschränkung und sprach das große staatliche Princip der Neuzeit aus: „In meinem Lande mag Jeder nach

Digitized by Google

seiner Façon selig werden". So frei und hoch auf dem Gipfel des nichtconfessionellen Staates stand Friedrich II. auch den neu gewonnenen katholischen Provinzen gegenüber und schützte auch sie mit denselben Rechtswehren wie die Lutheraner und die Reformirten.

Die ganze spätere Entwicklung hat überall die neueren deutschen Staaten aus confessionell-verschiedenen Bestandtheilen zusammengesagt. Das früher rein katholische Bayern erhielt bis zu einem Drittheil der Gesammtbevölkerung protestantische Unterthanen. Das protestantische Württemberg erwarb katholische Herrschaften. Die Badische Dynastie, früher auf ein kleines protestantisches Gebiet beschränkt, fügte in dem neugebildeten Großherzogthum weit größere katholische Länder zusammen.

Die neue Verfassung und Rechtsbildung beseitigte überall die hergebrachte confessionelle Gebundenheit und gewährte den Protestanten und den Katholiken, den Christen und den Juden, den Gläubigen und den Nichtgläubigen das gleiche Recht, wie sie auch Allen die gleichen Pflichten auferlegte.

Im Sinne des bestehenden Rechtes darf man daher nicht mehr von protestantischen, noch von katholischen Staaten reden. Die preußischen Katholiken könnten sich mit Recht beschweren, wenn der Staat, dem sie ganz mit denselben Pflichten und Rechten und auch mit derselben Liebe zugehören, wie die Preußischen Protestanten, sich als einen protestantischen erklären würde. Ebenso haben die protestantischen Bayern ein Recht zu widersprechen, wenn der Staat Bayern ein katholischer genannt wird. Der dogmatische Gegensatz der beiden Kirchen bestimmt das Staatsrecht so wenig, wie der Unterschied im Cultus und in der Verfassung der Kirche. Die Staaten sind keine Glieder der Kirchen, sie stehen außerhalb aller Kirchen auf eigenem Boden.

Noch giebt es in Deutschland einen protestantischen Kaiser zum Aerger der Jesuiten, und protestantische wie katholische Könige und Fürsten, aber kein protestantisches Reich, keine protestantische und katholische Staaten.

Das Reich und die verbündeten Staaten haben aufgehört, confessionelle zu sein. Sie sind interconfessionelle geworden; sie nehmen eine neutrale Stellung ein gegenüber den verschiedenen Confessionen und verbinden die Angehörigen der verschiedenen Confessionen zu Einer gemeinsamen Rechtsordnung, zu einem gemeinsamen Staate.

Aber der confessionelle Gegensatz, welcher das Recht nicht mehr bedingt noch beherrscht, sondern im Recht seine Versöhnung erhalten hat, wirkt heute noch, freilich auch nicht mehr mit der früheren Schroffheit, in der Politik nach. Die Politik wird nicht allein vom Rechte, sie wird auch von den geistigen Kräften, Neigungen, Fähigkeiten der Bevölkerung bestimmt, sie kann sich nicht der Tradition der geschichtlichen Mächte entschlagen. Sie muß mit Mitteln rechnen, worüber sie verfügen kann und die Schwierigkeiten beachten, welche ihr der Gegensatz der Bildung, der Ansichten, der Vorurtheile und Leidenschaften, und die verschiedene Haltung der Kirchen bereiten. In diesem politischen Sinn kann man heute noch von protestantischen und katholischen Mächten reden, je nachdem der Charakter der Bevölkerung und die Aufgaben, welche der Staat zu erfüllen hat, dem überwiegenden Einflusse des protestantischen oder katholischen Geistes ausgesetzt sind.

Aber auch in der Politik wird der moderne deutsche Staat wohl thun, sich dem blos confessionellen Einflusse möglichst zu entziehen und sein politisches Verhalten vorzugsweise von dem versöhnenden und Alle gleichmäßig befriedigenden interconfessionellen Staatsgeiste nicht von dem confessionellen Kirchengeiste bestimmen zu lassen.

Aus der Telegraphenwelt.

Guizot erzählt im vierten Bande seiner Memoiren, wie ihm am 31. October 1836 Abends der Minister des Innern, Herr v. Gasparin, eine mit dem optischen Telegraphen angelangte Depesche mitgetheilt habe, datirt aus Straßburg, 30. October, folgenden Inhalts: „Diesen Morgen gegen 6 Uhr ist Louis Napoleon, Sohn der Herzogin v. St. Leu, der den Artillerie-Oberst Vaudrey in seinem Vertrauen hatte, durch die Straßen der Stadt marschirt mit einem Theil des . . . .". Das Telegramm enthielt nichts weiter und der Verwalter der Telegraphenlinien hatte hinzugefügt: „Die unterstrichenen Worte lassen Zweifel zu. Der eingetretene Nebel hat weder erlaubt das Ende der Depesche zu erhalten noch die zweifelhafte Stelle aufzuklären". — Sofort versammelte sich unter dem Vorsitz des Königs der Ministerrath in den Tuilerien. Man discutirte, suchte zu errathen, erging sich in Vermuthungen, beschloß eventuelle Maßregeln für alle möglichen Fälle. Man wartete die ganze Nacht voll ängstlicher Spannung vergeblich auf weitere Nachrichten. Schon wollte der Herzog v. Orleans abreisen. Endlich am andern Morgen, 1. November, traf ein Adjutant des Generals Voirol, Commandanten von Straßburg ein, der den Schluß des unterbrochenen Telegramms sowie den genauen Bericht über den verunglückten Putsch Louis Napoleons nach Paris brachte.

So stand es damals mit dem Telegraphenwesen. Jetzt verlangt der Berliner Victualienhändler in seinem Keller, daß ihm sein Blatt beim Frühstück die telegraphische Nachricht über den Brand Chicagos von derselben Nacht mittheile. Trifft das Telegramm einige Stunden später ein, so raisonnirt er heftig und behauptet, die Zeitung sei das Papier nicht werth, auf welchem sie gedruckt werde. Er hielte sie auch nur der Billigkeit wegen und weil sich ein Pfund Butter gut darin einwickeln lasse.

Die Privattelegraphie beherrscht jetzt die Welt und verbindet die Hemisphären. Entstanden ist die Einrichtung zuerst in Berlin, worauf sich die Kaiserstadt etwas einbilden darf. Paris und London sind viel später nachgefolgt. Wie welchen zahllosen Schwierigkeiten hatte das Institut nicht längere Zeit zu kämpfen. Davon wird der Vater und Urheber desselben mancherlei wunderbare Dinge zu erzählen wissen. Die Ehre der ersten Idee gebührt unbestreitbar Herrn Dr. B. Wolff, der sich wie ein telegraphischer Diocletian seit 1865 von der Sache gänzlich zurückgezogen hat und dem sein otium cum dignitate angesichts der Verdienste, welche er sich um das ausgedehnte Unternehmen erworben hat, wohl zu gönnen ist.

Die ersten Depeschen aus Paris wurden mit Tauben nach Brüssel geschickt, wo ein Relais eingerichtet war, dessen Posthalter, der vielen Berlinern erinnerliche lange Saß, die Depeschen mit frischen Tauben nach Aachen sandte. Dort erst konnte der elektrische Telegraph, wenn auch wenig immer mit Unterbrechungen, benutzt werden. In Berlin selbst gab es keine Centralstation, sondern verschiedene auf den Bahnhöfen je nach den verschiedenen Richtungen, was Alles den Dienst außerordentlich erschwerte. In Ermangelung der unterseeischen Kabel war die Versendung der Depeschen von London nach dem Continent und zurück, wie man sich denken kann, mit nicht minder erheblichen Hindernissen verknüpft.

Solche Schwierigkeiten mit umsichtiger Ausdauer zu überwinden, setzte eine gewisse Energie voraus, welche selbst das direct betheiligte Publicum keineswegs überall ermuthigen mochte. Als das hiesige telegraphische Bureau im Herbst 1849, an dem Tage eröffnet wurde, an welchem der Minister von der Heydt die Telegraphenlinien der Benutzung des Publicums übergab, äußerte einer der ersten Berliner Finanziers, wie verbürgt erzählt wird, er habe Dr. Wolff bis dahin für einen leidlich gescheidten Mann gehalten, sehe aber jetzt ein, daß er rein für das Irrenhaus sei! Der mißtrauische Bankier konnte sich allerdings später mit der Analogie Napoleons I. trösten, der bei der Production des ersten Dampfschiffversuchs auf der Seine dem Schauspiel ärgerlich dem Rücken kehrte und ausrief, man solle ihn mit solchen Kindereien verschonen! — Dieselben Leute übrigens, die über die ersten telegraphischen Anfänge die Nasen rümpften, sollten nach einigen Jahren, wie wir sehen werden, ganz nach Berliner Art an die Leistungen der Privattelegraphie die unglaublichsten Anforderungen stellen.

Die meisten Regierungen andererseits, ausgenommen die preußische, sahen die Telegraphie mit unverhohlenem Mißtrauen in Privathände übergehen. Auch fürchteten sie den großen

Digitized by Google

Einfluß der politischen Zeitungstelegraphie, welche sie später für ihre Zwecke zu verwerthen wußten. Der Betrieb wurde dadurch nichts weniger als erleichtert. Der Polizeipräsident Pietri in Paris war mit der Wolff'schen Taubenpost, die sich nicht durchweg controliren ließ, sehr unzufrieden, und er soll mehrfach gedroht haben, er werde auf die gefiederten Boten schießen lassen. Später war die Censur des elektrischen Telegraphen nirgends strenger als in der französischen Hauptstadt. Der bevorste ende Staatsstreich, schon halb in der Ausführung, mußte als ein vorher verabredetes Familienereigniß nach Berlin gemeldet werden, was damals in der journalistischen Welt bald bekannt wurde und nicht wenig amüsirte. — Man muß Herrn von der Heydt die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, dem sonst kein Uebermaß von liberalen Instincten nachgesagt wurde, der privaten Telegraphie gleich bei deren Entstehen ziemlich freie Hand ließ und dadurch zu den Gebieten des wichtigen Verkehrsmittels für sein Theil in bedeutsamer Weise beigetragen hat. Wer mit dem politischen Telegraphenwesen halbwegs zu thun hatte, der weiß, daß in Preußen selbst in den Jahren der Reaction eine Behinderung der Telegramme von Seiten der behördlichen Censur nur in seltenen Fällen stattfand und eine Mittheilung an das Ministerium hier eintreffender Depeschen politischen Inhalts, beispielsweise der an die fremden Gesandten gerichteten, wenn nicht etwa eine specielle Untersuchung in einem eklatanten Fall nachträglich angeordnet war, fast niemals erfolgte.

Dieses liberale Verfahren soll mehr als einem Vertreter auswärtiger Regierungen, u. A. namentlich dem Grafen Benedetti, einen Ausdruck unverhohlener Verwunderung entlockt haben. Die Telegraphie, obgleich für die Beamten offen, ist in Preußen thatsächlich in der Regel nach oben hin so gut respectirt wie das Briefgeheimniß. Man muß wissen, daß die entgegengesetzte Procedur wenigstens noch in der jüngsten Vergangenheit nicht nur in Frankreich, sondern auch in liberalen Staaten, sogar in Italien unter dem Ministerium Cavour üblich war. Als Herr Latour d'Auvergne französischer Gesandter in Berlin war, erzählte er mehreren Personen folgenden Vorgang. Er hatte eines Tages ein wichtiges Regierungstelegramm aus Paris erhalten und begab sich zum Grafen Cavour, welchem er den Inhalt mittheilen wollte. Wie groß war sein Erstaunen, als ihm dieser, ein Blatt in der Haud, mit den Worten entgegentrat: „Nun, mein Fürst, was sagen Sie zu der Nachricht, welche Sie soeben aus Paris empfangen haben?“ Es war dasselbe Telegramm, welches Cavour in Abschrift auf weißem Papier vor sich hatte, während das Original für den Gesandten auf blauem gedruckt war. Und der Minister verhehlte gar nicht, daß er von sämmtlichen derartigen Depeschen in derselben Weise Kenntniß nahm. — Jene Ueberraschung war nicht die einzige, um dies im Vorbeigehen zu erwähnen, die dem Fürsten Latour d'Auvergne während seines Aufenthalts in Turin widerfuhr. Es begegnete ihm eines Tages eine andere für die betheiligten Personen sehr charakteristische, welche der französische Legationssecretair, Herr von Idéville, in seiner soeben zu Paris erschienene Schrift: Journal d'un Diplomate en Italie, erzählt.

Im Januar 1860 wurde nämlich Latour d'Auvergne von Walewski aufgefordert, dem Grafen Cavour im Namen der französischen Regierung in der bestimmtesten Weise zu erklären, daß jeder weitere Annexionsversuch Italiens von Frankreich als ein Bruch der Verträge betrachtet werden müsse. Der Gesandte entledigte sich seines unliebsamen Auftrages. Cavour hörte ihn ruhig an und erwiederte: „Gewiß Excellenz, was Ihnen Walewski schreibt, ist nicht darnach angethan unsere Hoffnungen zu ermuthigen. Was würden Sie aber dazu sagen, wenn ich Ihnen meinerseits ein Schreiben mittheilte, das mir direct aus den Tuilerien zugeht, und zwar von Jemandem, welchen Sie sehr wohl kennen?“ Darauf überreichte Cavour dem Fürsten mit sardonischem Lächeln einen Brief des Geheimsecretärs des Kaisers, des Herrn Mocquard, von demselben Datum wie Walewskis Depesche, der dem Grafen Cavour vertraulich im Namen Napoleons III. versicherte, die italienischen Annexionen würden von diesem günstig angesehen, und er, Cavour, solle sich wegen der Verwicklungen, die daraus entstehen könnten, keine Sorge machen . . . Herr v. Idéville versichert, daß er das Alles verbürgen könne, und es ist auch sonst beglaubigt. Man weiß übrigens, wie sich Louis Napoleon stets vor den italienischen Carbonari und Geheimbündlern jeder Art gefürchtet, wie ihn diese sehr gegen seinen Wunsch und Willen auf der ihm verhaßten Bahn weiter getrieben hatten. Das heimliche Desaveu aber, welches er den officiellen Abmahnungen seiner Regierung gelegentlich der von Turin aus geleiteten Annexionen ertheilte, rechtfertigt sicherlich Cavours Ausspruch in einem Gespräch mit demselben Herrn v. Idéville, Napoleon habe stets gegen Jeden, der mit ihm zu thun hatte, ja gegen seine eigenen Minister gewohnheitsmäßig conspirirt. Schließlich hat er denn auch gegen sich selbst eine Verschwörung angezettelt, deren Erfolg bekannt ist.

Das Wolff'sche Telegraphenbureau hatte sich inzwischen vortheilhaft entwickelt. Die anderen europäischen Hauptstädte hatten das Beispiel nachgeahmt und die Unternehmer waren dabei großentheils gut gefahren. Reuter in London, von welchem man wohl sagen kann, was Herr v. Cormenin einmal über Thiers bemerkte, nämlich daß dieser nicht auf den Knieen einer Herzogin gewiegt worden — Reuter, der in Berlin alte Bücher verkauft hatte, wurde bei dem Telegraphenwesen ein reicher Mann und später sogar von einem deutschen Fürsten geadelt. Die englischen Blätter nennen ihn zuweilen den elektrischen Baron. Mit der Ausdehnung wuchs auch der Einfluß. Man darf sich übrigens den Betrieb nicht leicht denken. Es gilt die verschiedenartigsten sehr oft divergirenden Ansprüche zu befriedigen, und zahlreiche Klippen müssen umschifft werden. Schon die Sichtung der eingehenden in vielen Fällen unbrauchbaren oder bedenklichen Nachrichten setzt eine sorgsame Kritik voraus. Unter der Leitung des Herrn Wolff, wie bestimmt versichert wird, blieben an 10 Procent von den in Berlin eingetroffenen Telegrammen regelmäßig unberücksichtigt. Auch zählte das Büreau bedeutende Mitarbeiter und Beamte, die im Laufe der Jahre zu höheren Stellen im Staatsdienst oder in andern Lebenskreisen emporgetiegen sind. Herr Lothar Bucher, um einige Beispiele anzuführen, ist geheimer Legationsrath geworden und in die Nähe eines vielgenannten Staatsmannes gerückt. Brachvogel schrieb auf dem Bureau selbst seinen „Narziß“ und entwarf die Ideen zu anderen Werken. Paul Lindau, der ebenfalls dort eine Zeit lang beschäftigt war, redigirt jetzt die „Gegenwart“, die eine so große Zukunft hat, mit kundiger Hand und in einer für journalistische Versuche gastfreundlich ermuthigenden Weise. Noch andere Namen könnten aufgeführt werden. Aber diese werden zum Beweise der Thatsache genügen, daß es sich bei dem Telegraphenwesen nicht nur um ein Geschäft handelt, sondern um eine Wirksamkeit, die politische, literarische und selbst poetische Talente ersten Ranges keineswegs ausschließt.

Man begreift, daß schon die Entzifferung oft unglaublich entstellter Depeschen eine lebhafte Phantasie und gleichsam divinatorische Gaben voraussetzt. Professor Mommsen soll in der Lectüre schwieriger Inschriften nicht unerfahren sein. Und doch würde ihm die rasche Lösung des folgenden telegraphischen Rebus vielleicht einige Schwierigkeit bereiten: Balmata Moras Gegenwart Unionsoffizjere. Butler krank. Maximilians Gesundheit . . . .“ Sollte heißen: Ein Ball fand in Matamoras statt, welchem auch Offiziere der Unionsarmee beiwohnten. In Gegenwart derselben krank General v. Butler auf Maximilians Gesundheit . . . Oder wenn es einem Pariser Correspondenten einfällt, einen Auszug aus der Vorrede des Lebens Cäsars von dem bekannten exzentrischen Autor nach Berlin zu telegraphiren, und in eiliger Redaction aus der „Gefangenschaft von St. Helena“ (captivité de Sainte-Hélène) auf ein Haar die „in Fesseln geschlagene heilige Helena“ geworden wäre! . . . Oder wenn in einer früheren Zeit, unter dem Waffengeräusch des dänischen Krieges von 1864, das Gerücht, schwedische Soldaten wären auf Alsen gelandet und erschossen worden, von einem gewissenhaften Telegraphisten in Kiel so berichtigt wird: „Massacrirte Schwedengerüchte dementirt!!“ . . .

**

Digitized by Google

Und für die Richtigstellung solcher telegraphischen Räthsel, die selbst den griechischen Sphinxtödter zu dem verzweiflungsvollen Geständniß gebracht hätten: Davus sum non Oedipus! heißt es nicht etwa wie bei den Charaden des verstorbenen „Beobachter an der Spree“: die Auflösung folgt in der nächsten Nummer, sondern es muß Alles sofort verstanden, errathen, weitertelegraphirt werden. Dazu die vielen Wünsche, Forderungen, Vorwürfe, Instructionen und Refus von mehreren hundert Zeitungen, deren jede gern ein Bureau ganz für sich eingerichtet sehen möchte. Schon die Abonnenten in Berlin sind schwer befriedigt. Der Eine bemerkt, der Cours des holländischen Käse habe für ihn eine besondere Wichtigkeit und werde doch niemals telegraphirt. Der Andere, ein wohlgestellter kluger Bankier, meinte ganz ernsthaft, die Rede Louis Napoleons hätten gewiß ihr Interesse, aber wichtiger wäre doch, wenn zuweilen auch die Gedanken des französischen Souverains rechtzeitig angedeutet würden und man darnach seine Vorkehrungen für die Ultimo-Regulirung treffen könnte!

Seit Sedan wird sich dieser Herr wohl um die Idées napoléoniennes kein graues Haar mehr wachsen lassen. Aber an den seltsamsten Exigencen der Blätter soll noch immer kein Mangel sein. Vollkommen glaubwürdig wird erzählt, daß Jemand, dem die Depeschen aus Madrid zuviel wurden, verdrießlich zu wissen gethan habe, er verbitte sich jede spanische Ministerkrisis, während ein Anderer, welchem das Hinscheiden eines großen Gelehrten nicht gemeldet war, pietätsvoll nach Berlin schrieb: „Der Tod großer Männer ist uns stets willkommen!“

Selbstverständlich werden alle Irrthümer, Druckfehler, Vergeßlichkeiten und Schnitzer der Zeitungen bei dem Abdruck telegraphischer Depeschen auf Rechnung des Bureaus gesetzt, dessen Dasein als eine Kette von öffentlichen Martern erscheint. Historisch berühmt ist die Nachricht von den Vorgängen bei des Präsidenten Lincolns Ermordung, wo über die Flucht des Mörders in einer großen Zahl von Blättern zu lesen war: „Er sprang auf die Bühne und stieß nach Baltimore“. . . Vielleicht trägt indessen das Telegraphenbureau einige Mitschuld an diesem Muster historischen Stils. Viele Telegramme treffen englisch oder französisch ein und werden in dem Drang des Augenblicks unübersetzt weiter expedirt. Da fehlt es denn zuweilen nicht an wunderbaren Mißverständnissen. Wenn die Königin Victoria ein Capitel des Bathbordens hält, wie man sich auf dem Continent ausdrücken würde, so wird hier und da gemeldet, sie habe „ein Bad genommen.“ Gegen den Kaiser Napoleon wird, als er zur Oper fährt, ein Attentat versucht. Auf dem Rücksitz ruht ein Schooßhündchen, ein Bologneser sogenannter épagneul. Ein aufmerksamer Telegraphist, der noch einige Worte übrig hat, meldet das mit, und gedruckt wird: In dem kaiserlichen Wagen habe gegenüber General Fapagneul gesessen! . . . Der Scharfsinn eines ehrenwerthen Redacteurs hatte nämlich den „General“ hinzugedichtet.

Ernsthafter war in der Geschichte des Wolff'schen Bureaus, daß die telegraphische Analyse des scharfen Circulars von Lord John Russell nach der Gasteiner Convention vom Spätsommer 1865, die unbegreiflich in allen Blättern, selbst im Staatsanzeiger erschienen war, in einem Königsberger Blatt confiscirt ward und dem Redacteur, nachdem das Urtheil durch alle Instanzen bestätigt war, drei Monate Gefängniß eintrug. Dieses frappante Beispiel dessen, was sich mit unserem Preßgesetz leisten läßt, wird bei der nächsten Reichstagsdebatte hoffentlich nicht vergessen werden.

Die Kategorie der mehr heiteren Leiden des Berliner Telegraphen-Instituts ist indessen mit den angeführten Beispielen noch nicht erschöpft. Während des Krieges soll ein kühnes Vorgehen des Generals von Manteuffel gemeldet werden, und eine Zeitung berichtet schwungvoll: Manteuffel ging mit seinem Tambour battant vor!“ — Französische Officiere wenden sich an den Exkaiser Napoleon mit der Bitte, sie ihres Eides zu entbinden, was dieser refüsirt. Telegraphirt wird: „Serment-Entbindung verweigert“. Ein Blatt stellt rathlos vor der schwierigen Meldung und verkündet dann frischweg: „Napoleon verweigert die Bildung eines Senats“ . . . Ueberraschend war auch, daß dem russischen Gesandten in Washington wegen Beleidigung der Herren Grant und Fish die Zustellung seiner Pässe von amerikanischen Zeitungen angedroht war, woraus ein schalkhaftes deutsches Blatt geschlossen hatte, daß dem Präsidenten Grant die darauf bezügliche Nachricht „bei Tische“ zugegangen war! — Wou einem Würdenträger der Kirche wird der Ausspruch berichtet: Die Theologie dürfe nicht polemisch sondern müsse „ironisch“ sein, was ein Kobold im Setzerkasten mit den lediglich Worten wiedergiebt: Die Theologie müsse ironisch sein! — Es war das fast so unbetreffend wie die Meldung, daß ein Beamter in Ostpreußen bei seiner „Beerdigung“ (Beeidigung) diese und jene Worte gesprochen habe. . . .

Die schlimmsten Irrthümer, wie man sich denken kann, werden durch allzu kurze Telegramme veranlaßt. Wenn das hiesige Bureau gegen Weihnachten oder etwa um Ostern berichtet, ein Commissionsbeschluß des Abgeordnetenhauses sei mit „11:6“ (11 gegen 6 Stimmen) gefaßt, da ist es gewiß verzeihlich, daß ein beschäftigter Redacteur drucken läßt: die Abstimmung sei am „eilften Juni“ erfolgt. . . Und was soll wohl der begabteste Kopf aus folgendem Florentiner Telegramm machen: Die „Opinione dementirt die Nachricht, daß die Nachricht einer angeblichen Ministerkrisis unbegründet ist!“ . . . Amüsant vor Allem sind wie immer die Franzosen, die sich auch stets am Besten zu helfen wissen. Bei dem Tode Alexander von Humboldts war in dem Pariser Siècle der malerische Satz zu lesen: L'immortel Humboldt est mort! Und gleich darauf folgte ein nekrologischer Artikel, sehr gut geschrieben, der nur den Fehler hatte, daß die Data vom Anfang bis zu Ende der in einem Conversationslexikon enthaltenen Biographie Wilhelm v. Humboldt's entlehnt waren!

Die telegraphischen Bureaus mögen geschäftlich prosperiren, aber sie sind, wie man sieht, nicht auf Rosen gebettet. Was sie trösten muß, ist das Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit. Man denke sich das allgemeine Geschrei, wenn das Bureau in der Jägerstraße eines Tages striken wollte! Kommt einmal wieder eine Sündfluth — und nach der Ansicht gewisser Leute ist sie seit Annahme des Schulaufsichtsgesetzes in gegebener Zeit unvermeidlich — so kann man sich darauf verlassen, daß Noah II., wenn er am ersten Morgen nach der Katastrophe in der Arche auswacht, sich vor Allem nicht etwa nach dem Befinden seiner mitgebrachten Menagerie, sondern nach den neuesten telegraphischen Depeschen erkundigen und die Erwiderung des Hausmädchens, die Telegramme wären wegen Störung der Linien bis auf Weiteres eingestellt, sehr ärgerlich empfinden wird.

E. Jrensdorff.

Die Besiegten von Mek.

Von **Karl Braun-Wiesbaden.**

(Les vaincus de Metz. Par E. J***, ancien élève de l'école polytechnique. 3me. éd. Paris. 1872.)

I.

Als wir Preußen im Jahre 1806 eine unerwartete Niederlage erlitten, fanden wir deren Ursache in unseren eigenen Fehlern; wir machten uns sofort daran, die letzteren zu verbessern; die Gesammtheit that dies und Jeder Einzelne that es. Dies half. Das Sprüchwort der Franzosen, wonach „die Reue die Morgenröthe der Besserung“ ist, bewährte sich. Auf 1806 sind 1813, 1815 und 1870 gefolgt.

Unsere Nachbarn im Westen verfahren anders. Sie forschen zwar auch nach den Gründen ihres Mißerfolgs. Aber Niemand giebt zu, daß sie in dem Gesammtzustande des französischen Volkes zu suchen sind. Jeder findet die Schuld, statt bei sich, bei seinem Nachbarn. Man hat eine große Commission eingesetzt, um eine retrospective Kritik der Staatsmänner und der Feldherren und ihres Verhaltens während der Krisis von 1870 und 1871 zu üben. Diese Commission hat

Digitized by Google

bereits haushohe Acten geschrieben. Die Männer, welche sie vernimmt, sagen die wunderlichsten Dinge aus; und die Commission läßt diese Dinge mit der staunenswerthesten Judiscretion in die Oeffentlichkeit gelangen. Ich erwähne beispielsweise nur die „Enthüllungen" des Herrn Thiers über die preußenfressersichen Velleitäten des Königs Victor Emanuel und seiner Regierung, gegen welche „Enthüllungen" dermalen von Rom aus so lebhaft protestirt wird.

Was die wahren Zwecke und Ziele dieser Commission sind, das steht schon bei Moses geschrieben; dort heißt es nämlich in Buch 3. Cap. 16. Vers 20 und folgende so:

— „Und wenn er (Aaron) vollbracht hat das Versöhnen des Heiligthums und der Hütte des Stifts und des Altars, so soll er den lebendigen Bock herzu bringen.

— „Da soll dann Aaron seine beiden Hände auf sein Haupt legen, und bekennen auf ihn alle Missethat der Kinder Israels, und alle ihre Uebertretung in allen ihren Sünden; und soll sie dem Bock auf das Haupt legen, und ihn durch einen Mann, der vorhanden ist, in die Wüste laufen lassen.

— „Daß also der Bock alle ihre Missethat auf ihn in eine Wildniß trage; und lasse ihn in die Wüste." —

Der Unterschied zwischen dem Versahren im dritten Buche Moses und dem Versahren in Frankreich ist nur der:

Aaron nimmt bewußtermaßen einen lediglich symbolisch-rituellen Act vor. Die französische Commission dagegen glaubt an die Realität der Handlung. Aaron opfert einen Bock. Die Commission opfert Menschen. Dort handelt es sich um Reue und Besserung, hier um Rache. Mit der Rache verhält es sich so:

Das französische Volk ist darauf aus, sich zu rächen, und zwar, wie es Fürst Bismarck ausdrückt, thut es dies „mit der ihm eigenthümlichen Grausamkeit". Am liebsten würde es sich an uns, an Deutschland, rächen. Dies geht nicht, aus Gründen, welche zu offen zu Tage liegen, um einer Aufzählung zu bedürfen. In Ermangelung dessen sucht man nach anderen Opfern. Man erreicht damit einen doppelten Zweck. Man befriedigt nicht nur die Eigenliebe, sondern auch die Parteiwuth.

Sowohl der Einzelne als auch die Gesammtheit behaupten, sie ihrerseits hätten sich so ausgezeichnet, daß, wenn es mit rechten Dingen zugegangen wäre, sie Sieger sein müßten, und nicht Besiegte.

Wie sagt Maria Stuart? „Regierte Recht, so läget Ihr vor mir im Staube jetzt, denn ich bin Euer König!"

Es gilt also darzuthun, daß es nicht mit richtigen Dingen zugegangen. Man muß Fehler Einzelnen nachweisen, denn sind die Uebrigen dechargirt. Man muß den fehl-befundenen Einzelnen wo möglich vernichten, dann sind nicht nur die Andern gerettet, sondern es ist auch ihr Parteihaß befriedigt. Jeder schreit hier: „Immola! immola!" (Opfere, opfere!). Die Legitimisten möchten gerne einen Orleanisten, die Orleanisten einen Bonapartisten, die Bonapartisten einen Septembermann, der Septembermann einen Communarden auf dem Altare des Vaterlands schlachten; und der Communarde möchte sie gerne alle miteinander petrolisiren. Denn er ist der Mann der radicalen Consequenz.

Das Einzige, worin sie einig sind, das ist die Negation und die Zwietracht.

Etwas Positives zu thun, erlaubt ihnen eben der Zank nicht.

Ohne Zweifel wird es der Commission nicht schwer fallen, eine Menge Fehler zu entdecken; und wenn sie ihre Untersuchungen führte zu dem Zweck, in Zukunft diese Fehler zu meiden, so wäre ihr Thun außerordentlich löblich. Allein ihre Absicht, zu strafen, — jetzt nachdem Alles vorbei ist — jetzt da es sich herausgestellt hat, „daß sie allesammt arge Sünder sind und des Ruhmes ermangeln", — das ist in der That ein halb komisches und halb trauriges Schauspiel.

Wenn die Strafe wirken soll, muß sie sofort eintreten. Das gilt namentlich im Kriege, nicht nur von der eigentlichen Strafe, sondern auch von jeder Remedur und Correctur.

Auch auf unserer Seite sind Fehler gemacht worden. Im Jahre 1866 hat ein General einen auffallenden Grad von Mangel an Voraussicht, im Jahre 1870 hat ein Anderer, welcher sich 1866 mit Lorbeeren bedeckt hatte, einen noch größeren Mangel an Disciplin gezeigt. So sagt man; ich will darüber nicht richten. Die Fehler wurden rasch, milde und ohne alles Aufsehen rectificirt. Der deutsche Kaiser verfügte, die Sache war entschieden.

Wenn man hiermit das breite, endloie, harte, schonungslose, schwabhafte und händelsüchtige Verfahren der französischen Commission vergleicht und derer, welche die Verhandlungen in die Oeffentlichkeit bringen, so springt der Unterschied in die Augen.

Gegenwärtig handelt es sich um den Marschall Bazaine. Gambetta hat in der Monatswende zwischen October und November 1870 zwei Proclamationen über diesen napoleonischen Marschall erlassen, welche der Zeit nach nur acht Tage auseinander liegen. Allerdings fällt in die Mitte dieser acht Tage unser Einzug in die weiland freie deutsche Reichsstadt Metz. In der ersten dieser beiden Proclamationen bezeichnet Gambetta den Marschall als den „heldenmüthigen und glorreichen" Bazaine; in der zweiten nennt er ihn einen „Verräther". Man sieht das „Hosiannah" und das „Kreuzige" liegen dort dicht bei einander.

Robespierre sagte: „Der Weg vom Capitol zum tarpeischen Felsen ist kurz!" Er hatte topographisch unrecht. Denn dieser Felsen ist ein Stück des Capitols, nämlich die nach dem Forum zu hinausragende westliche Nase; jetzt, da unter den Päpsten Alles in Rom arkadisch-hukolisch geworden, der „Monte Caprino" genannt. Indessen muß man Robespierre den allen Franzosen gemeinsamen Mangel an geographischen Kenntnissen schon zu gut halten und gestehen: sachlich — d. i. so wie er es meint — hat er recht, — doppelt recht in Frankreich. Das hat er an sich selber erfahren.

Bazaine, der „glorreiche und heldenmüthige" steht im Augenblicke auf dem tarpeischen Felsen. Wenn man ihn nicht herunterstürzt, so hat er von Glück zu sagen.

Und weshalb will man ihm den Proceß machen?

Wegen Mexico?

Weil er den Kaiser Max und die Kaiserin Charlotte, die er auf dem „Throne des Montezuma" befestigen sollte, verrathen, weil er jenen dem Standrechte von Queretaro (sprich Querétaro, — ⏑ ⏑ –; nicht – ⏑ ⏑ –) und diese dem Wahnsinn des Vatican preisgegeben, weil er dem Feinde, d. i. Juarez, Waffen verkauft und das Geld dafür in seine Privattasche gesteckt, weil er in dem unglücklichen Lande Mexico, das er pacificiren und civilisiren sollte, Raub, Erpressung, Bestechung und jeden denkbaren Unfug geübt hat, so daß man ähnlich, wie Cicero von Verres sagen kann: — „er ging arm nach dem reichen Mexico und kehrte reich von dem armen Mexico wieder"? Klagt man ihn deshalb an?

— „Oh nein, das sind ja Kleinigkeiten! „Cosi fan tutti", so machen es ja Alle. Wer wird nach diesen alten Geschichten fragen? So ein Autrichien oder Autrechien, was liegt daran, wenn man Den todtschießt; und dessen Frau, nun ja, sie war ja Französin von Geburt, aber warum heirathet sie einen österreichischen Prinzen und geht mit ihm auf Abenteuer in ferne Welttheile? Wir Franzosen von 1872 haben uns um andere Dinge zu kümmern! Bazaine hat unser Zwing-Deutschland, unser unüberwindliches Bollwerk, Metz la Pucelle, überliefert. Er hätte, wenn er gewollt, noch Alles wenden können. Er konnte und die entfallene Siegespalme wieder fest in die Hand drücken. Er hat nicht gewollt. Er hat uns verrathen.

Stürzen wir ihn von dem Felsen!" —

II.

Bazaine, dessen Lebenslauf ja bekannt, verdient und findet nirgends Sympathien. Aber der Richter darf nicht nach Zu- oder Abneigung richten; und wenn der Richter über den leibhaftigen Gott-sei-bei-uns zu richten hätte, und der Teufel hätte ausnahmsweise einmal Recht, so müßte der Richter ihm Recht geben. Gerechtigkeit ist die Grundlage der Staaten.

Digitized by Google

Betrachten wir uns von diesem Standpunkte aus die Sache etwas näher.

Wer sind die Ankläger Bazaines?

Zunächst eine Anzahl von Generalen und sonstigen Offizieren Frankreichs, mit deren Lorbeeren es gerade auch nicht besonders bestellt ist, und welche dermalen jener Taktik huldigen, nach welcher der verfolgte Verbrecher sich stellt, als sei er der Verfolger, und „Greift den Dieb!" schreit, um die Aufmerksamkeit auf einen Anderen zu lenken.

Sodann eine Anzahl Metzer Spießbürger, welche, obgleich jetzt Unterthanen seiner Majestät des Kaisers von Deutschland, es für nöthig erachteten, nach Versailles zu reisen und dort vor besagter Commission wider Bazaine Zeugniß abzulegen.

Die „guten Leute und schlechten Musikanten" (d. i. Soldaten) verschern, sie hätten zur Zeit der Capitulation noch auf acht Tage zu essen gehabt, und sogleich sei Bazaine ein Verräther.

Ich bestreite nicht die Wahrheit ihrer Behauptung, wohl aber die Richtigkeit ihrer logischen Operation, ihrer Schlußfolgerung. Ohne Zweifel gab es am 27. October in Metz noch Private, welche verproviantirt waren und zu jener Classe von Menschen gehörten, welchen „nichts besser schmeckt, als Das, was sie selbst essen". Diese Leute waren natürlich äußerst heroisch. Denn es ist leicht Denjenigen, welche wirklich hungern, Enthaltsamkeit, Fasten und Aufopferung zu predigen, wenn man selbst das gute Bewußtsein in sich trägt, „wohl gespeist zu haben". Außerdem wußten die kriegslustigen Bürger sehr wohl, man werde Metz nicht bombardiren, und ihnen nicht zumuthen, ihr Fell selber zu Markte zu tragen. Sie äußerten daher ihren Blutdurst eigentlich nicht in eigenem Namen, sondern gleichsam mandatario nomine. In England sagt man: „England erwartet, daß Jedermann (mit Ingegriff meiner, des Sprechenden), seine Schuldigkeit thue." In Frankreich sagt man: „Ich erwartete, daß die Anderen ihre Schuldigkeit thun!" Jene Patrioten aber sagten: „Metz erwartet, daß Bazaine seine Schuldigkeit thue!"

Wir wollen nämlich einmal annehmen, jene Herren hätten damals — am 27. October 1870 und den unmittelbar vorausgegangenen Tagen — wirklich so gesprochen, obgleich darüber Brief und Siegel nicht vorliegt. Jedenfalls waren sie im März 1872 in Paris hochtriegerisch und »französisch«, warfen sich in die Brust, sahen mit Verachtung auf Bazaine herunter und sprachen: „Seht wir Metzer (Wilde) sind doch bessere Menschen!"

In der That ist es auch nicht übel, durch eine solche Entfaltung des bekannten „esprit d'escalier" zu einer Zeit, wo es weiter nicht gefährlich ist, sich Doationen bereitet zu sehen oder gar ein „croixchen" (so hörte ich im Elsaß die Ehrenlegion einmal, in höchst bezeichnender deutsch-französischer Sprachmengerei nennen) zu ergattern.

Was die Frage des Hungers in Metz anlangt, so kann ich darüber aus eigener Wahrnehmung sprechen. Ich war während der Belagerung und der Capitulation in Corny, wo der Generalfeldmarschall Prinz Friedrich Karl sein Hauptquartier hatte, und von dem Tage der Uebergabe ab war ich in Metz.

Die Capitulation, welche durch die Unterhandlungen und durch die Anfragen in Versailles zu ihrem Abschluß mehrere Tage erforderte, kam endlich am 27. October zu Stande. Wenn ich nicht irre, wurde sie Punkt 12 Uhr in der Nacht vom 27. auf den 28. October 1870 in dem Schlößchen Frescati, das zwischen Metz und Corny (oder Jouy) liegt, von Herrn von Stiehle und Herrn Changarnier, dem „alten Africaner", unterzeichnet.

Schon am folgenden Tage erschienen in Corny der stellvertretende Bürgermeister und ein Municipalrath von Metz, um bei dem damaligen Intendanten des III. Armee-Corps, dem jetzigen Geheimen Oberkriegsrath Engelhardt (dermalen in Nancy) um Lebensmittel zu bitten. Ihrer Bitte wurde sofort willfahrt, und zwar, sobald die von den Franzosen zerstörten Eisenbahnen wieder hergestellt waren, in reichlichstem Maße. Ich habe beide Herren, deren Namen ich vergessen, deren Physiognomieen aber ich noch deutlich im Gedächtniß habe, selber in Corny, in dem Hause der Madama Lacour Veuve, getroffen. Sie wußten die Noth und das Elend und den Hunger in Metz gar nicht beweglich genug zu schildern und zeigten auch nicht die geringste Entrüstung in Betreff der Capitulation. Das war am Freitag.

Am folgenden Tage, Sonnabend, rückten die französischen Soldaten aus, um vor dem Prinzen Friedrich Karl das Gewehr zu strecken. Es wurden ihnen Lagerstätten unter freiem Himmel angewiesen, worauf sie campirten, so lange bis es möglich wurde, sie nach und nach fortzuspediren. Die Haft, mit der sie damals dort über Speisen und Getränke herfielen, zeigte, daß sie Mangel gelitten. Auch erzählten sie ausführlich, was sie unsägliches durch Nässe, Kälte und Hunger erduldet. Es war die Elite der Armee von Frankreich, welche wir hier vor uns hatten. Meistens schöne, hochgewachsene Leute, vortrefflich ausgerüstet, und durchaus noch nicht so disciplinlos wie die Andern. Namentlich sah ich nicht einen einzigen Betrunkenen unter ihnen.

Gleichzeitig mit den Soldaten strömte aus der Stadt heraus die Civilbevölkerung der Umgegend, welche sich nach Metz geflüchtet hatte. Sie bot einen traurigen Anblick dar. Den Karren zog ein halbverhungerter Klepper, dessen Knochen in so scharfen Ecken aus dem Körper heraustraten, daß man einen Hut oder Ueberzieher hätte daran aufhängen können. Aus dem breiten Gesicht des Bauern, welcher fuhrschirre, traten die Backenknochen mächtig hervor. Auf dem Karren hockten Frauen und Kinder zusammen „gleich einem Häuflein Unglück", wenn es gestattet ist, diesen Ausdruck des fränkisch-alleman-nischen Dialekts in die Schriftsprache einzuführen. Jedenfalls waren auch diese Geschöpfe, der Mann, die Frau und die Kinder und das Pferd — nichts weniger, als gut gefüttert.

Den Tag danach — es war der Sonntag — rückte ich mit dem ersten Bataillon der Division Kummer in Metz ein. Die Zahl der französischen Militärs, die noch drinnen waren, mochte an 20,000 Mann betragen. Es waren die Officiere mit ihren Burschen, die Verwundeten, die Kranken und die Reconvalescenten. Sie reichten aus, um das eine Bataillon mit ihren Leibern todt zu drücken. Allein sie machten von dieser „prépondérance légitime" keinen Gebrauch. Außerdem war die Metzer Bevölkerung in großer Masse auf den Straßen, zum Theil mit Pleureusen und sonstigen Trauerabzeichen decorirt. Als aber das preußische Bataillon durch die enge Gasse marschirte, mit einer Energie, daß beinahe die Häuser erzitterten, da machte Alles respectvoll Platz. Der „Maire" hatte angeblich die Ruhr, und auch sein Generalsecretär war nirgends zu finden.

Zufuhr war damals, wegen Zerstörung der Eisenbahnen, noch nicht möglich. Also mußten wir an den ersten beiden Tagen leben, wie bis dahin die Belagerten gelebt hatten. Ich glaube davon einen Begriff geben zu können, wenn ich sage: in dem ersten Hôtel von Metz, Grand-hôtel de l'Europe, bestand die ganze Speise- und Weinkarte aus folgenden vier Posten, welche natürlich nur gegen schweres Geld zu haben waren:

1. Pferdefleisch, mit großem gastronomischen Geschick in Pasteten präparirt;
2. Lerchen, in Blechbüchsen eingemachte und durch Fettenballage leidlich conservirt;
3. Kleienbrot, für jeden „gebildeten" Magen absolut ungenießbar;
4. Champagner.

Voilà tout! Darauf waren die Menschen beschränkt.

Was aber die Pferde anlangt, so konnte man edele Thiere, die offenbar vor Kurzem noch bessere Tage gesehen hatten, für einen Napoleon kaufen. Andere, minder edele, waren gradezu herrenlos. In Folge übermäßigen Hungers hatten die Pferde einander wechselseitig die Mähnen und die Schwänze total abgefressen und irrten in diesem deplorablen Zustande auf der Straße herum, — ein wahres crève-coeur für jeden Pferdeliebhaber.

Jede dieser Thatsachen steht außer Zweifel; von dem

Digitized by Google

wahrhaft entsetzlichen Zustande der Metzer Lazarethe gar nicht zu reden.

Nun sagen freilich die edeln Schildbürger: „wir hatten noch für acht Tage zu essen". Kann sein, — Ihr! Aber die Andern? und bei der Vertheidigung einer Festung kommt es doch mehr auf die Soldaten an, als auf die Philister. Die Soldaten hatten nichts. Außerdem aber capitulirt man nicht erst dann, wenn man bereits verhungert ist, sondern auch dann, wenn man von dem Hungertode direct bedroht wird. Auch der Hunger wird im Voraus discontirt, gleich jeder anderen günstigen oder ungünstigen „Conjunctur". So viel also vom Hunger; und genug für heute.

Im letzten Artikel werde ich von den militärischen und diplomatischen Leistungen Bazaines sprechen, wobei das in der Ueberschrift angekündigte Buch — vorläufig nur als „Wahrschau" angekündigt — uns gute Dienste zu leisten verspricht.

Correspondenz.

Aus **Wien**, Mitte März. [Dispositionsfonds-Nöthe. — Die nahende Entscheidung.] Eines muß man unseren Feudalen lassen: bei all' ihrem maßlosen Schimpfen auf die Entchristlichung und „Verjüdung" der Welt durch den modernen Liberalismus verstehen sie sich ganz vortrefflich darauf, das Geld als Hebel der politischen Action zu gebrauchen. Sie wissen seinen Werth in dieser Richtung ebenso ausgiebig zu würdigen, wie Vespasian, da er die ersten Sesterzen, die von der neuen Steuer auf die öffentlichen Anstandsorte eingegangen waren, seinem Sohne Titus mit einem cynischen „num obolent?" unter die Nase hielt. Das erkannten unsere Börsianer sogar unter dem Bach-Thunschen Regimente: denn sobald Bruck als Trost für die geistige und politische Knechtung das „enrichissez-vous" in Scene setzte, fanden unsere Finanzmatadore stets unter dem „historischen Feudaladel" Böhmens die bereitwilligsten Cavaliere, wenn es galt, durch irgend ein glänzendes Wappenschild die faulen Flecken eines Actienunternehmens zuzudecken, das auf den Markt gebracht werden sollte. Leute, die schon im Privatberufe ein so wesentliches industrielles Talent entwickelten, mußten dasselbe natürlich in noch hervorragenderer Weise bethätigen, so oft das Schicksal sie auf das ihnen gebührende Piedestal hob, ihnen die Staatszügel in die Hand gab und die öffentlichen Gelder zur Verwirthschaftung anvertraute.

Das haben wir schon unter Belcredi erlebt und erfahren es jetzt zum zweiten Male in vermehrter Auflage, da uns nach und nach der Nachlaß Hohenwarts in seinen Einzelheiten näher bekannt wird. Am 6. Februar 1867 erhielt der große Sistirungskünstler seinen Laufpaß; und schon war alles für die Beeinflussung der Presse angewiesene Geld für das ganze Jahr bis auf Heller und Pfennig aufgebraucht, kein blutiger Kreuzer mehr im Dispositionsfonds zu finden, und wenn man ihn noch so oft umstürzte. Daß Freund Hohenwart angezählte Summen für die Erlaufung von Journalen ausgegeben, war freilich längst kein Geheimniß mehr; schon vor Wochen wurden die Gelder, die er zur Beeinflussung der Publicistik verpulpt, auf eine Viertelmillion berechnet. Er wäre in dieser Richtung noch dreister vorwärts gegangen, wenn ihm nicht die sehr ehrenwerthe Intervention unserer Börsenmatadore ein sehr verständliches „bis hierher und nicht weiter" zugerufen hätte. Die in solchen Fällen beliebte Manier ist bei uns, daß irgend ein Börsianer ein Blatt käuflich erwirbt und es dem Minister zur Disposition stellt, wofür dieser ihm einen Orden oder eine Baronie verschafft. In einem Falle aber, wo Hohenwart dies probirte, legte die Judenschaft als solche sich in's Mittel. Königswarter sagte dem betreffenden Glaubensgenossen: „ein Czechenministerium ist ein judenfeindliches; also Du läßt Geschäft und Baronie fahren, oder wir decken auf, durch welch' unsaubere Mittel Du beim letzten Gründungsschwindel dem Bankerott entgangen."

Jetzt aber kommt gar heraus, daß Graf Hohenwart es nicht verschmäht hat, auch noch Schulden auf Conto seiner Nachfolger zu machen. Unter seinem Regime wurde der „Wanderer" durch Intervention des Fürsten Czartoriski für die Regierung erworben. Zwar bot auch die Verfassungspartei dem sehr „demokratischen" Besitzer, Herrn Graß, dieselben vollen 80,000 fl. wie das Consortium der gouvernementalen Partei. Aber Hohenwart war außerdem in der Lage, noch 20,000 fl. draufgegen zu können, die ihm keinen Kreuzer kosteten: den definitiven Nachlaß rückständiger Stempel- und Annoncen-Steuern, die bei einem Verkauf an die liberale Partei natürlich vorher rücksichtslos eingetrieben worden wären, wie das in einem Falle wirklich geschah, wo Schäffle einen centralistischen Publicisten in sehr energischer Weise an einen Rückstand von 8000 fl. aus Schmerlings Zeit von einem längst eingegangenen Blatte mahnte. Das entschied. Mittlerweile aber ist nun der „Wanderer" bereits zum zweiten Male mit Aufschlag von 25 pCt. für 100,000 fl. in altczechische Hände übergegangen. Sie sehen, auch die Fürsten Czartoriski verstehen sich auf's Geschäft! Nun jedoch ergiebt sich, daß von dem früheren Kaufschilling noch 25,000 fl. rückhaften, deren Auszahlung Hohenwart übernommen, so wie er sich bei seinem ersten Verkaufe auch anheischig gemacht, den „Wanderer" jährlich mit 15,000 fl. zu subventioniren. Die Herren bestehen auf ihrem Schein: Auersperg lacht sie natürlich tüchtig aus!

Aber auch zu andern Dingen ist Geld gut: es spielt auch die Hauptrolle in dem großen Entscheidungskampfe, den die Regierung jetzt durch die Auflösung des böhmischen Landtages gegen die Hochtory- und Hochfrechler-Clique in Prag engagirt hat. Nur zwei Worte, um Ihren Lesern zu zeigen, daß für diese Rotte Korah hierbei nichts weniger als Alles auf dem Spiele steht. Stets hat Graf Leo Thun bei Hofe geltend gemacht, es sei eben so unmöglich in Böhmen einen verfassungstreuen Landtag zu Stande zu bringen, wie in Wien zu regieren, wenn in Prag ein regierungsfeindlicher Landtag das Ruder führt. Die Consequenz der Alternative ergiebt sich von selbst: die Unhaltbarkeit jedes Ministeriums, das nicht auf die Fundamentalartikel schwört. Die Wahrheit dieses Dictums soll jetzt auf die Probe gestellt werden. Gelingt es dasselbe umzustoßen, entsendet ein verfassungstreuer Landtag aus Böhmen nahezu ein halbes Hundert deutschliberaler Deputirten in das Abgeordnetenhaus: dann ist, auch ohne die achselträgerischen Polen, eine imposante Zweidrittelmajorität für die Wahlreform vorhanden. Glatter und anstandslos wird die Einführung directer Wahlen in den Reichsrath an Stelle der Delegation aus den Landtagen durchgesetzt. Haben wir aber erst einmal das Wiener Parlament von den Landtagen losgetrennt: dann stürzt das ganze Kartenhaus jener complottirenden Feudal-Clericalen zusammen, welche durch die Reuitenz der Czechen von Prag aus zu jeder Stunde nach innen wie nach außen hin den Reichsrath lahm legen und der josephinisch-deutschen eine jesuitisch-slavische Politik zu substituiren hoffen.

Nach innen das Concordat, nach außen hin die Restauration in Deutschland und Italien auf dem Fuß von 1865 und 1858, das ist die Losung dieser Coterie. Ganz offen erklärte das „Vaterland": Oesterreich müsse ein Bündniß mit Frankreich schließen, nicht gerade um Deutschland sofort anzugreifen, aber jedenfalls um dem Fürsten Bismarck zu zeigen, daß das Haus Habsburg kein Schwert in die Wagschale der Entscheidung wirft, wenn er sich einfallen läßt, dem Herrn Thiers die geringsten Hindernisse bei der Bertreibung Victor Emanuels aus Rom in den Weg legen. Sie sehen also, was für diese finstern Gesellen auf dem Spiele steht und wie sie demnach Alles aufbieten müssen, um den Sieg der Regierung zu verhindern. Dieser Sieg aber hängt ausschließlich von dem Wahlgange im Großgrundbesitz ab. In den Städten, wo wenigstens die Deutschen, auf dem Lande, wo fast ganz die Czechen dominiren, nimmt kein Theil dem andern eine Stimme fort. Den

Digitized by Google

Ausschlag giebt allein die dritte Curie, je nachdem in der Großgrundbesitzerwahl am 22. April die feudale oder die verfassungstreue Liste mit ihren 70 Namen durchdringt. Der große „historische" Adel, insoweit er zu der Partei der Fundamentalartikel steht, bietet daher Alles auf, seine Stimmenzahl zu vermehren, indem er durch Scheinverkäufe einzelner Parcellen seiner ungeheuren Latifundien neue „Großgrundbesitzer" ad hoc schafft. Wie doch die stolzen Magnaten den Börsenmatadoren das Manöver mit den Strohmännern in den Generalversammlungen gut abgesehen haben und wie gelehrig sie es in Scene zu setzen wissen!

Das Geld für diese, in finanzieller Beziehung natürlich sehr unfruchtbaren Transactionen und Verschreibungen müssen die Zionostenka und Narodni-Banken hergeben. Das Ministerium dagegen rechnet auf jenes Häuflein der „Unentschiedenen", die — 35 bis 40 Mann stark — der Fahne der Rohans, Clam-Gallas, Fürstenberg, Schwarzenberg folgen, Cavaliere, die gar kein Hehl daraus machen, daß sie nie anders stimmen als die Parole aus der Hofburg lautet. Im November enthielten sie sich des Votums, weil sie nicht sicher seien, ob nach dem jähen Umschlage Auersperg wirklich den Willen Sr. Majestät repräsentire. Heute dagegen — so versichert wenigstens Statthalter Baron Koller — sind die Herren darüber im Reinen und werden ihre Schuldigkeit thun. Man kann es nicht schärfer ausdrücken, daß unsere ganze Verfassung immer noch einzig und allein auf den zwei Augen Sr. Majestät steht. Aber Sie werden jetzt auch begreifen, warum Stremayr die Altkatholiken Altkatholiken sein läßt. Ein sehr tief Eingeweihter sagte mir: „Das Ministerium geht sehr vorsichtig, aber sehr sicher vor, weil es fest gewillt ist, um keinen Preis die Krone zu verstimmen, damit diese nur in den Fragen, welche für die Verfassung eine Lebensbedingung bilden, für das Cabinet eintritt." Am 22. April also werden die Actionäre der czechischen Banken sich entweder mit einem großen „patriotischen" Siege über die geschmälerte Dividende trösten; oder im Falle einer Niederlage auf gut slavisch das deutsche Sprüchwort illustriren, daß wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht.

Literatur und Kunst.

Frankreichs Aufgabe für das Jahr 1872 nach Victor Hugo.

Victor Hugo ist seit dem Kriege und namentlich durch seine unglaublichen Manifeste an die Deutschen und Franzosen in Deutschland eine komische Figur geworden. Und seine Komik ist um so schlimmer für ihn und um so beklagenswerther für uns, als er tragisch zu sein glaubt. Das Schauspiel, welches der große Dichter seit einigen Jahren mit sich aufführt, hat aber auch etwas recht Verletzendes. Er macht den Eindruck eines alten Tenors, der seine Stimme verloren hat. Er singt freilich noch, und man merkt auch, daß er die Technik völlig beherrscht — aber eben nur die verwünschte Technik ist geblieben; der Reiz, die Frische, der Schmelz — Alles ist dahin. — In stilistischen Coloraturen sprachlichen Cadenzen, prosodischen Trillerketten ist Hugo noch immer ein Meister, aber die Frische des Gedankens, die Fülle der Leidenschaft, die Wärme des Gefühls, — alles das, was eben den Dichter von dem Versemacher unterscheidet, ist vom ihm gewichen; und es ist kläglich mitanzusehen, wie er sich abquält, um seine schauerlichen Blößen mit bunten Phrasenlappen zu bedecken.

Sein neuestes Gedicht bestätigt vollkommen diese Wahrnehmung. Kurze Auszüge sind aus demselben bereits von einigen deutschen Blättern gebracht worden; man muß es aber vollständig lesen, um sich einen Begriff von der Ohnmacht des poetischen Chauvin furioso machen zu können. Aus diesem Grunde und um mit Victor Hugo endgültig abzuschließen, haben wir uns der ziemlich undankbaren Aufgabe unterzogen, die schwülstige Sinnlosigkeit Hugos, durch die sich nur an einigen Stellen der große Dichter der Vergangenheit durcharbeitet, in's Deutsche zu übersetzen. Es war keine Kleinigkeit. Denn Hugo, dessen Prosa in lauter ganz kleine Stückchen zerhackt ist, kann, sobald er anfängt Verse zu schreiben, mit einem Satze nie zu Ende kommen, ohne fünfmal denselben Anlauf genommen zu haben. Die Satztheile kleben wie Macaroni an einander und man verschluckt sich geradezu, wenn man die Portion einer ganzen Satzconstruction auf einmal nimmt. Um nur ein Beispiel anzuführen, sei hier erwähnt, daß in dem folgenden Gedichte ein Satz enthalten ist, welcher, genau gezählt, zwei und zwanzig Alexandriner umfaßt.

Die Uebersetzung macht den Anspruch, correct zu sein; den der Verständlichkeit kann sie selbstredend nicht erheben. Ebenso versteht es sich von selbst, daß wir den Redeschwall des alten Herrn nicht durch wohlfeile Bemerkungen unterbrechen werden. Denn darüber herrscht wohl kein Zweifel mehr, daß es leichter ist, ein spätgeborenes Gedicht von Victor Hugo kritisch zu vernichten, als es kritisch zu ignoriren.

Hugo richtet an das Frankreich des Jahres 1872 die folgenden Worte:

O Frankreich, einer deiner Söhne beugt vor dir das Knie, der beschiedene Priester der göttlichen Kunst, welche nichts befleckt, bringt dir seine Trauer und seine hehre Liebe dar. Im Augenblick, da alle Größen deines Landes, die eine nach der andern, unter der niedrigen Erbitterung des haßsartigen Geschickes zusammenbrechen — in diesen finsteren Tagen soll auch das Schauspiel, wo dieses ehedem ausgelassen oder würdevoll, Sturm-erweckend oder beschwichtigend, durch die zwei ehernen Masken zu den Nationen sprach, da die schandervolle Wunde der Grenze noch blutet, zum bewegten Volke nur von hohen und stolzen Dingen sprechen. Wenn das traurende Vaterland den Augen niederschlägt vor seiner alten Geschichte, die in Schutt und Asche am Boden liegt, vom Winde zerstreut, wenn das stolze Capitol dem Calvarienberg Platz gemacht hat — dann wird uns die gestrenge Erinnerung zur Pflicht, und der Mensch, der sich an den Gesängen der Muse bis zum Selbstvergessen berauscht, ernüchtert sich.

Künstlighin und jetzt, nach solchen Qualen, nach der Flucht, nach den eingeschlossenen Lagern, den verkauften Magazinen, den zerstörten Bollwerken und Thürmen und der Gefangenschaft der finsteren Legionen, jetzt, da uns Europa haßt, uns, die wir es früher beschützten — jetzt und künftighin müssen alle Hymnen, die Ode, das Drama, das Epos, der Scheide des Degens vergleichbar sein.

Wenn der Tiger in seinen Zähnen das Schaf davonträgt, so werden auf einmal aus diesen mächtigen Dichtungen gewaltige und jähe Zornesblitze herausschlagen. Man wird merken, daß da der Hauch des Kampfes weht, man wird sehen, daß da die thränenreiche Gloire auf dem Siechbette liegt; und diese gewaltigen Gesänge werden eine mächtige Stimme haben, welche die bittere Schmach im Herzen des Soldaten wieder aufstiehlt, welche sie in Wuth versetzt und sie lüstern macht, ihre Ehre in die erhabene Fluth zu tauchen, die man die Gesahr nennt.

Und auf diese Weise tettet man ein Volk, und so begründet man in die, Paris, und in die, Rom, eine tiefe Seele!

Hier dürft ihr kein anderes Vergnügen mehr suchen, als das, ein Schwert zu erpützen und es wieder zu erfussen. Hier schindet die Kunst den Geistern nur noch mannhafte Feste. Jemehr das Glück zusammenschrumpft, desto weiter muß das Herz werden. Wählt doch auch das Gestirn die Nacht, um heller zu glänzen — und der Stern antwortet auf die Verstärkung des Schattens und der Finsternis durch die erhabene Vermehrung seiner Strahlen.

Und deswegen glauben wir auch — wir alle, wir die da sind, wir die Söhne derer, welche sich Wien und Berlin in der Nähe besahen, und wir, die wir nicht sinden können, daß es recht und billig sei, solcher Verbrechen nicht zu gedenken und ihre Gloire bei dem Fremdling in Pfand zu lassen, wir, die wir den finsteren Verdruß derer besitzen, auf welche man mit Füßen tritt, wir, die wir uns erinnern, daß es unseres Amtes ist, die Wunden, die zu tragen und die erhabene Avantgarde des Fortschritts zu sein — wir glauben, daß es gut sei, unsere schmerzlichen Gefühle spitz und schneidig zu machen, mit glühendem Eisen in unsere Wunde zu fahren, halten es für richtig, daß wir nun, da schon die Hecken wieder grün werden und da der liebliche Mai heranmaht, nur mit dem Einen Gedanken zum gehelligten Sternenhimmel die Blicke erheben, auf Wald und Flur, auf Lilie, Rose,

Digitized by Google

Singgrün nur mit dem Einen Gedanken im Herzen blicken dürfen: unsere Rache!

Wenn wir uns von dem Geschick in Ketten legen ließen, wenn wir, anstatt auf den Morgen zu blicken, gen Abend schauten, das Leben eines Gefangenen auch früher ertragen könnten, wenn wir nicht mit zornberauschter Seele wehklagten, wenn die Stirn eines jeden von uns mit Schamröthe bedeckt wäre, da seiner von uns der ist, den wir erwarten: der Rächer — ach! wenn wir nicht gedankenvoll vor jedem Manne ständen, der seinen Henker niederschlägt, sich entfernte, seinen Namen nennt, ihm das Schwert entreißt, um ihn zu tödten; wenn wir uns an Schmach und Schande gewöhnen und zeigen könnten, daß die erbärmliche Umgestaltung möglich ist, daß man Thersites werden kann, nachdem man Achill war; wenn wir den Königen, die über uns lachen, Recht gäben, wenn wir in uns absheulliche Herzen entdecken, die sich zu dem schmachvollen Zugeständniß der Erniedrigung herbeilassen; wenn wir endlich auf dem Steger, der uns zuruft: „genug des Streites! Friede! dabei bleibt's!“ einfach sagten: „Ja meine ich's auch“ — dann, ja dann wäre Alles vorbei! Frankreich, o Franzosen! würde mit seinen empörten Händen die Lorbeeren zerreißen, würde sich die Haare und damit Fäuste voll Sterne ausraufen, die in der Nacht erlöschen würden.

Aber nein! wir sind nicht das, was ohnmächtig wird, wir sind nicht der Schatz, der aus der Art schlägt — wir werden im Gegentheil das Wiedererwachen des Donners zu beschleunigen wissen. Wir werden es nicht ruhig hinnehmen, daß unsere Ehre verdunkelt wird.

Denn das, wodurch ein Volk zur Größe gelangt, ist: das Theater, die Tribüne, die Seele jedes Mannes, die sich an jeder reinen Flamme entzündet, der Ruhm Schwung für den Geist, die Arbeit für den Körper, die Kunst, der Gedanke und — der Feind draußen!

So lange sie oder im Elsaß, so lange sie in Lothringen sind, so lange sind sie bei uns im Hause. Ueber Dich, o Volk, lassen sie ihren Schatten schleppen. Sie haben Dir, o Volk, genommen was Dein ist. Nun, das nimmt man wieder. Ach! Das größte Jahrhundert ist nicht groß, wenn nur ein Schatten von Schmach auf seinen Ruhm fällt. Mit einem weißen Flügel und einem schwarzen Flügel — nein, Frankreich, nein, ein solches Dasein hast Du nie ertragen. Und Friede ist nur Friede, nachdem man gesiegt hat.

O Griechenland, o Perikles! ihr flotzten Tage, du herrliches Zeitalter! Binder auf der einen Seite, Thukydides auf der andern. Das Ideal nahmt damals das wahre Wesen des Realen, Phidias schmückte das Parthenon, Hippokrates fühlte den Puls des Demosthenes. Die Völker erquickten sich an den Lichtquellen, die da heißen Apollodor, Euripides, Plato. Der harte Solon, der über Thespis seinen Stock erhob, war todt und Sokrates nahm dem Menschen die Götter. Ganz leise und unbemerkt schien Athen Roma aufzuwecken, die aus der Tiefe des Schattens auf diesen Weckruf antwortete. .... Und die Perser wurden aus dem Archipel verjagt. *)

Wer hat denn gesagt: Frankreich fällt! Morgen wird man sehen, wie sich plötzlich sein Grabstein langsam aufrichtet.

Ja, morgen! ja, die Stunde ist nahe. Seht her! Es steht auf und in den beiden Fäusten, an denen die Ketten fassen, hält es das fürchterliche Stück eines zerbrochenen Schwertes.

Ja, die Zukunft bringt uns das mächtige Schwert wieder, da der gnädige Gott die menschliche Klinge durch das himmlische Funkeln ersetzt hat.

Willkommen, Wunderschwert! Zeige uns in den Wolken die gestirnte Schaar unsrer Ahnen!

Dein Bilden zeige unsrer Seele das Antlitz aller dieser Riesen, Martel der Adderam zu Boden schlug, Jeanne, die Orleans befreite.

Und die glaubensstarken Recken Bayard, der sich nie beugte, Marceau, der vor Mainz, Hoche, der vor Metz fiel.

Laß uns vernehmen das Tosen ihrer Stimme, so daß man nicht sagen könne, ob man Kleber lachen, oder den Himmel donnern hört.

Stolzes Schwert Frankreichs, werde das Schwert des Menschengeschlechts! Bernichte den Jammer, sei heute Degen, morgen Sichel!

Sei für alle die Befreiung, durchdringe das finstere Gewölbt, gieb uns wieder die Hoffnung blenleben, den Azur drodrn!

Schaffe, Schwert, und donnere nieder, für Blitzstrahlen in den Tag, und daraus möge Friede, möge Liebe erspriessen!

Und auf der entglühten Erde entstamme durch dein Leuchten ein herrliches Gewitter von Leben, Sieg und Freiheit!

*) Bis hierher ist das Gedicht in Alexandrinern geschrieben. Vom nächsten Absatz ändert Hugo das Versmaß und nimmt vierfüßige Verse und vierzeilige Strophen.

Möge nieder das Böse wie Gras, daß man von dir sagen könne: du hast unsere Rechte begründet! und sei herrlich für alle Zeiten durch die unermeßliche Flucht der Könige!

Victor Hugo.

Hans Makart.

Kaum ein zweites künstlerisches Ereignis hat in den letzten Decennien ein so allgemeines Aufsehen erregt, wie das Auftreten des jungen aus Salzburg gebürtigen Malers Hans Makart. Er ist aus der Schule Karl Pilotys in München hervorgegangen und zeigt das äußerste Extrem der Pilotyschen Richtung nach der Seite der colouristischen Bravour, während bei ihm noch mehr als bei den meisten andern Mitgliedern der Schule der Inhalt und die reine Form hinter den äußeren Darstellungsmitteln zurücktritt.

Sein erstes glanzvolles Auftreten fällt in die Zeit der dritten deutschen Kunstausstellung in Wien im Jahre 1868, welcher er eine Deiserben-Skizze in einer großen Wanddecoration ausgestellt hatte und gleichzeitig drei in derselben angebrachte Füllgemälde in lebensgroßer Ausführung zur Schau stellte. Der ziemlich gleichgültige Titel dieser Bilder „moderne Amoretten“ hätte nur fehlleiten können, wenn man dadurch auf ein Motiv der Darstellung hätte schließen wollen; vielmehr machten sowohl die Skizze wie die ausgeführten Bilder durchaus den Eindruck, daß es ihrem Urheber vor Allem auf die Wirkung durch das Mittel der Farbe angekommen. und daß sich dieser Rücksicht alle übrigen haben beugen müssen.

Eine Beschreibung von Makarts Bildern überhaupt zu geben, ist müßig, weil das, woran sich die Beschreibung zu halten hat, der Gedanke und das, was man gewöhnlich das Motiv nennt, einfach, oft nichtig, meist unfaßbar ist, und das, worin die Kraft Makarts besteht, die blendende Farbenpracht in der Fülle der selbstverständlich jeder Beschreibung entzieht. So läßt sich auch von den „modernen Amoretten“ beschreibend nichts weiter sagen, als daß es Gruppen sehr junger, phantastisch costümierter Mädchen waren, die sich von einem glänzenden Goldgrunde in den glühendsten Farben abhoben. Auf dem einen überhöhten Mittelbilde wurde eine dieser kleinen Nymphen, oder wie man sie nennen soll, von ihren Gespielinnen hoch erhoben getragen, auf den beiden Seitenbildern zur Seite schlangen die Mädchen Reigen, und vereinzelte Anderungen von Bäumen ließen auf eine waldige Scenerie schließen, die sich zu keinem Realismus erheben konnte — des Goldgrundes wegen, der sich hinter den Bildern ausbreitete.

Schon bei diesen Schöpfungen entstand ein lebhafter Streit darüber, ob hier Zweck und Mittel, Ihee und Ausführung mit einander in dem richtigen Verhältnisse stehen, oder durch das, was hier unzweifelhaft Neues geleistet war, in unerlaubter Zwiespältigkeit in der Kunst oder aber das Beschreiten eines Irrweges bekundet wurde. Es wäre nicht ganz leicht gewesen, hierüber zur Klarheit zu gelangen, wenn nicht bald darauf ein zweites Werk des Künstlers noch größeres Aufsehen erregt und durch die Uebereinstimmung seiner Merkmale mit denen des vorangegangenen dem Urtheil sicherere Handhaben dargeboten hätte. Dieses Bild, welches gleichfalls noch im Jahre 1868 die Runde durch Deutschland zu machen begann, ist am bekanntesten geworden unter dem Namen der „Pest von Florenz“, obwohl es vorher und nachher nach dem Willen seines Schöpfers andere Namen („die sieben Todsünden“, „der Traum eines Wüstlings“) getragen hat, die indeß kaum bezeichnender und passender waren, als der berühmt gewordene.

Die „Pest von Florenz“ ist eine friedartig lang gestreckte Composition in drei Theilen, und der Gegenstand ist nicht sowohl, wie man nach dem Titel erwarten sollte, in den Leiden der blühenden Aemolaät unter der Pest zu suchen, als vielmehr in der Rehrseite dieses Ereignisses, von der berichtet wird, daß sie in einer Auflösung aller Sitten, in einem wüsten Dahinleben Aller angesichts des Todes bestanden habe. Also die Hingabe an die Lust, der äußerste Genuß, das Aufgeben alles dessen, was unter gewöhnlichen Umständen für recht und anständig gilt, ist der Inhalt dieser Bilder: das erste eine Art Einleitung, das zweite der Höhepunkt der sinnlichen Ausschreitungen, das dritte ein blutiges Nachspiel der leidenschaftlichen Wallungen nebst dem dißharmonischen Schlußaccorde des Ganzen.

War schon in der Gestaltung jener Amoretten ein etwas lasciver Zug unangenehm aufgefallen, so lag es nunmehr am Tage, daß dies nichts Zufälliges, sondern etwas Beabsichtigtes und Specifisches in der Kunstart Makarts gewesen war; und bei dem unverhüllten Hervortreten solcher Neigungen in den neuen Werke konnte es heinahe nicht Wunder nehmen, wenn in dem Kunstverein zu München sich ein Sturm gegen die Ausstellung dieses Werkes erhob,

Digitized by Google

und in Adressen mit zahlreichen Unterschriften gegen die Wiederholung ähnlicher Schaustellungen protestirt wurde.

Indessen würde es doch für die besonnene, von historischen und ästhetischen Grundsätzen geleitete Kritik sehr voreilig sein, aus dem bloßen Motiv der Darstellung, auch wenn es die gebräuchliche Vorstellung von dem, was gut und anständig ist, verletzen kann, ein wegwerfendes und absprechendes Urtheil über den Künstler und seine Leistung zu abstrahiren. Vielmehr kommt es darauf an zu prüfen, ob eine bestimmte künstlerische Idee ihn bei der Gestaltung seines Stoffes geleitet hat und in der Art seiner Darstellung wirklich zum Ausdruck gekommen ist. — Bei solcher Betrachtung tritt die Rücksicht auf die rein malerische Wirkung, vorzüglich durch das Mittel der Farbe, als das Dominirende, also gewissermaßen als die künstlerische Idee in diesem Werke hervor. Von der Farbe aus ist Alles bis auf die Composition und die einzelnen Gestalten, die Raumdispositionen, das Beiwerk u. s. w. bedingt und bestimmt. Aus den Farbeflecken heraus entwickelt sich das Bild, und ohne Weiteres läßt der Künstler, wenn es seinen coloristischen Absichten entspricht, die Gegenstände eine Farbe annehmen, die ihrer Natur zuwider ist. Er bevorzugt glühende Farben, welche mit dem reichlich angewandten Gold zu einem zauberhaften Dämmerschein sich verbinden. Manche Tonreihen schließt er gänzlich aus seinen Farbenaccorden aus, und denjenigen Farben, welche er benutzt, weiß er — hauptsächlich durch Lasuren — ein eigenthümliches Schillern zu geben, wodurch ihre Wirkung auf das Gefühl eminent gesteigert und eine künstlich gereizte Stimmung hervorgerufen wird.

In der Behandlung dieser Effectmittel ist Makart geradezu unübertrefflich, und für sinnlich berauschende Farbenwirkungen ist kein zweiter Meister zu nennen, weder unter alten noch unter neuen, der es ihm gleich thäte. Aber hierin scheint zugleich auch die Begründung des Urtheils über seine Kunstrichtung zu liegen. Er isolirt ein einzelnes Mittel der Kunst gänzlich aus dem Zusammenhange aller, durch die sie auf den höchsten Stufen ihrer Entfaltung zu ihrer Wirkung gelangt. Daß von einem bestimmten Gegenstande, von einer klar vorschwebenden Idee, von einer durchdachten, streng gegliederten Composition bei ihm keine Rede ist, ist schon hervorgehoben; aber auch von der Darstellung der Form im Einzelnen entbindet er sich mit einer Freiheit und Leichtigkeit, die nur durch ihre Dreistigkeit Effect machen kann. Wohin die einzelnen hier und dort sichtbaren Glieder gehören, ob zu der oder zu jener Gestalt, ist oft beim besten Willen nicht zu ermitteln. Auf anatomischer Richtigkeit bei seinen Figuren zu bestehen, wäre ein ganz überflüssiger Versuch. Alles wimmelt von dem, was man bei anderen Künstlern Zeichenfehler nennen würde; ja, es fällt auf, wenn einmal eine Figur leidlich richtig zusammenhängt. Und ganz ebenso ist es bei den anderen Gegenständen seiner Darstellung. Blumen, Pflanzen, Gefäße, Architekturtheile sind mit ungemein feinem Verständniß für die malerische Totalwirkung angedeutet, aber kein Detail steht der eindringenden Betrachtung und läßt sich in irgend einer Weise bestimmen oder unter eine Kategorie bringen. Das Einzelne ist wie das Ganze Product einer maßlos sich ergehenden Farbenphantasie.

Dabei ist nach gewissen Seiten hin eine ganz hervorragende Begabung auch für die Erfindung unverkennbar. Das Vortrefflichste, was in dieser Richtung vielleicht gedacht werden kann, ist seine vorgenannte Skizze für eine Wanddecoration. In solchen ornamentalen Erfindungen gipfelt seine Kunst. Einzelnes an Geräthen, namentlich an Draperien auf seinen Bildern, dann aber vor Allem die von ihm selbst gemalten Umrahmungen seiner Werke, meist in Schwarz und Gold, gehören zu den sinnreichsten und wirkungsvollsten Erfindungen der decorativen Kunst, und damit stimmt auch auf's Vollkommenste die Bevorzugung der Farbe als Mittel. Es waltet eben überall in seinen Compositionen ein durchaus decorativer Sinn. Die körperlichen Gegenstände, die Figuren und Scenen sind ihm nur Vorwand, um einem ihm vorschwebenden Farbencomplex durch dieselben zum Leben zu verhelfen. Dies aber ist unbedingt ein Vergreifen in den Mitteln. Die decorative Kunst ist vollkommen frei in der Wahl der Farben, die sie zusammenstellt, in den Formen, welche sie den einzelnen Farbeflecken zu geben beliebt, in der Haltung, die sie dem Ganzen verleiht; wo aber natürliche Gegenstände, wo menschliche Figuren, sogar in höchst gesteigerten Affecten, zur Darstellung gewählt werden, da ist die Wahl unbedingt gebunden: gebunden an die natürlichen Farben und Formen der Gegenstände, gebunden an die Erforderniffe des geistigen Ausdrucks, gebunden an die letzten Zwecke einer künstlerischen Composition, in der eine bestimmte Idee sich gestalten soll.

Wenn man diesen Unterschied zwischen der darstellenden und der decorativen Kunst sich vergegenwärtigt, so kommt man mit dem Urtheil über Makarts Kunst leicht ins Reine. Was sich in seinen Schöpfungen unter den zweiten Gesichtspunkt bringen läßt, ist meist absolut vortrefflich zu nennen; was nur den ersten Gesichtspunkt zuläßt, das ist ausnahmslos ebenso absolut verwerflich. Und wenn man einmal hierüber klar geworden ist, so wird es auch leichter, seine Stoffe zu beurtheilen. Er kommt durch eine Art Naturnothwendigkeit zu ihnen. Seine Farben müssen sich auf einander beziehen durch einen gemeinsamen Hauch, einen durchgehenden Ton, in dem sie zusammenklingen; und diesen gemeinsamen Ton bekommt alles Lebendige erst so recht, wenn es bereits in Verwesung übergegangen ist. Und so sieht Alles auf seinen Bildern, Menschen und Früchte, Blumen und Stoffe, ja selbst Gebändetheile und Anderes so aus, als ob es bereits längere Zeit unter der Erde gelegen hätte; nirgends eine kräftige Farbe des Lebens, nirgends jene feinen Abstufungen, durch die sich die lebendige Form auch in der Farbe erkennen läßt. Ein grünlich-blaues Weiß überzieht alles Fleisch, bräunlich-grau wie nach einem Herbstfrost sind die Blumen, und so geht es fort durch alle Einzelheiten.

Ganz ebenso faul aber wie die einzelnen Formen und Figuren sind nun auch dem entsprechend die Vorwürfe und Scenen. Lebendige Actionen, in denen denkende und wollende Menschen gegen einander stehen, würden für eine Kunstart wie die Makarts ein unnahbares Problem sein. Er braucht daher überall Menschen in Zuständen der moralischen Verkümmerung, des erlöschenden oder wenigstens momentan geschwächten Lebens, und so kommt er naturgemäß zu Stoffen, welche alles Andere eher sind, als das, was man bisher nicht etwa blos sittlich, sondern auch ästhetisch genannt hat. Wo sonst in der Kunst die Sinnlichkeit in nackter Darstellung eine Stelle gefunden hat, da ist es mit der Freude an der natürlichen Erscheinung und mit gesunder Hingabe an die Sinnlichkeit als etwas Natürliches geschehen, und niemals hat ein großer Künstler um ihrer selbst willen absolute Verworfenheit und ein menschen-unwürdiges Leben zum Gegenstande genommen. Gerade das aber, was alle Bisherigen vermieden haben, das ist Makarts Force, und nur darin ist er nach Allem, was bisher von ihm bekannt geworden ist, so zu sagen groß.

Gegen solchen Mißbrauch der Kunst zu protestiren, ein solches Abirren von der Bahn der Wohlanständigkeit zu verwerfen, darf keineswegs unter den Gesichtspunkt der Prüderie gebracht werden, sondern ein so absprechendes Urtheil hat in diesem Falle seine vollständige Begründung in der Sache selber. Es mag der einseitigen Entfaltung gewisser Theile der künstlerischen Darstellung immerhin das Wort geredet werden, und auch in diejenige menschliche Thätigkeit, welche stets ein Ganzes zu sein bisher des beneidenswerthen Vortheiles genoß, das Princip der modernen Arbeitstheilung hineingetragen werden; aber wenn eine solche besondere Ausbildung eines Zweiges der künstlerischen Technik dazu führt und nur dadurch möglich wird, daß ein Stoffgebiet für die Kunst erschlossen wird, das ihr bisher, wie wohl Alle zugeben, mit Recht verschlossen gewesen ist, so muß ein Fehler in der Voraussetzung sein, d. h. es muß jene Einseitigkeit in sich schon mehr als einen blos äußerlichen Mangel enthalten.

Die Kunst hat zu allen Zeiten die Aufgabe gehabt und sich vorgesetzt, der Menschheit Ideale ihres Strebens und ihrer Existenz vor Augen zu führen. Wenn etwas Aehnliches auch von Makarts Darstellung gelten sollte, so müßte man an der Menschheit verzweifeln und ihren bisherigen Culturgang für abgeschlossen halten. Ein solches Ideal der Verkommenheit und Verworfenheit seiner Zeit vor Augen zu stellen, „Entnervendes zu bieten statt des Schönen", ist, um ein Wort Platen's zu gebrauchen, „an der Zeit ein Majestätsverbrechen"; und von dem Vorwurfe eines solchen Hochverraths an den Heiligthümern der Menschheit hat sich Makart auch durch seine späteren Werke keineswegs gereinigt. Die Sensationserfolge seiner ersten Gemälde haben seinem Auftreten in der Folge stets eine gewisse Bedeutsamkeit verliehen, aber so nachhaltig und lebhaft hat keines seiner jüngeren Bilder wieder gewirkt. Er hat sich wiederholt in seinen Mitteln, und hat mit seinen neuen Stoffen weniger Anstoß erregt, und somit war er weniger pikant. Die Mängel seiner Darstellung körperlicher Gegenstände wurden lebhafter empfunden und durch die Vorzüge seiner Kunst, die im großen Publicum stets viel mehr unklar empfunden als richtig erkannt und gewürdigt worden waren und werden, nicht aufgehoben.

So wurde ein kleines Bild von ihm, welches er „Venus und Amor" nannte, und das allerdings ein Ungeheuer an Formlosigkeit war, von der Tageskritik einfach mit Spott aufgenommen und vom Publicum ignorirt. Ein anderes größeres Bild „Romeo und Julia" fand seinen Weg in die Sammlung des Wiener Belvedere; denn der Künstler war als geborener Oesterreicher sofort nach seinen ersten großen Erfolgen vom Kaiser Franz Joseph nach Wien berufen, und ihm war dort ein Atelier eingeräumt worden; dazu mußte ihm natürlich auch von Staatswegen eine Bestellung gemacht werden.

Das Bild dürfte die Höhe dessen bezeichnen, was Makart in

Digitized by Google

der darstellenden Kunst zu leisten im Stande ist. Es ist der Moment gewählt, wo Romeo am Sarge Julens entseelt gefunden wird. In den Formen ist hier wie überall sehr viel Unnatürliches und Fehlerhaftes, und der Hauptnachdruck liegt hier wie sonst auf der coloristischen Wirkung. Aber das Bild ist zu größerer Einheitlichkeit hindurchgedrungen, als alle früheren, und zerstört nicht muthwillig durch ein Abirren in's Frivole oder Lüsterne oder in sonst eine widerstrebende Empfindungsweise das gewählte classische Motiv. Weit entfernt davon, eine absolut befriedigende, vollendet schöne und einer Shakespeare würdige Darstellung des Romeo und Julia zu sein, ist es doch ein Bild von fesselnder, ja von packender Gewalt, und angesichts desselben muß man es im höchsten Maße bedauern, daß sein Urheber durch seinen Entwicklungsgang und durch das Unglück eines frühen Erfolges auf eine Bahn gedrängt ist, die es ihm vermuthlich unmöglich machen wird, in der hier eingeschlagenen Richtung weiter fortzuschreiten. Er hat zu wenig gelernt, um das, was er kann, ohne es gelernt zu haben, in wahrhaft fortschreitender Weise zur Anwendung zu bringen. Er wird nun und nimmermehr zeichnen können, und auch seine Composition wird stets mangelhaft bleiben, so weit sie nicht durch das Colorit getragen wird.

Daß das sich in der That so verhält, zeigen die beiden Bilder, welche im verwichenen Jahre an verschiedenen Orten Deutschlands ausgestellt worden sind, ohne sich eines durchschlagenden Erfolges rühmen zu können, die unter dem Namen der „Abundantiabilder" bekannten beiden Prunkgemälde, die eine stellt den Ueberfluß der Landproducte, die andere den Ueberfluß der Wasserproducte dar. Den Mittelpunkt beider bilden die üppigen Frauengestalten, welche als Verkörperungen des Ueberflusses gelten sollen, umgeben zunächst von Kindern und weiterhin von zahlreichen Gestalten, welche die Früchte der Erde und die Schätze des Meeres vor ihnen ausbreiten. Hier ist von einer Anzüglichkeit des Sujets, wie man sie sieht, keine Rede; Natürlichkeit und Wahrheit geht nicht über das hinaus, was in dergleichen Darstellungen allgemein üblich und scheinbar unvermeidlich ist, und woran man unter den Gebildeten längst überein gekommen ist, unter keinen Umständen Anstoß zu nehmen. Was aber auch an diesen Bildern widerwärtig wirkt, das ist der erschlaffte, ausgemergelte Ausdruck sämmtlicher Gestalten, die Spuren von Verwesung in Farbe und Form bei Allem, was man zu sehen bekommt, selbst in Dingen aber Menschen. Mit der Farbe ist zwar nicht so willkürlich wie in früheren Bildern geschaltet, auf denen es blaue Krebse und sonstige Unmöglichkeiten gab, aber von einer rechten Naturwahrheit der Farben, einer schlagenden Stoffbezeichnung, die doch sonst den Ruhm der coloristischen Meister ausmacht, ist auch hier wieder kaum eine Spur; der Composition auf die Finger sehen darf man nicht; mehr, als man gerade sieht, läßt sich nicht erschließen; und das Schiff, welches man in seinem Vordertheil von Preußischen Eichen, mit den Erbsünden zusammenhängt, welcher rechts den Schauplatz des Bildes abgiebt, wie sich der Thron baut, auf welchem die Abundantia des Landes sitzt, das und Aehnliches zu fragen muß man unterlassen, weil eine Antwort darauf unmöglich ist. An gilbenden Farben, an betrauchenden Accorden, an sensitiven Tonabstufungen raffinirter Art, die doch dem Künstler sichtlich ungeläufig zugefallen, ihm eben natürlich sind, haben diese Bilder einen erstaunlichen Mangel; sie vermögen das wahrere Interesse zu erregen, auf die Dauer zu befriedigen und den Geist anregend zu berauchten, sind sie nicht fähig; ja, sie wie alle übrigen Werke Makarts können einem auf die Dauer unerträglich werden, wie schon das Schicksal dieser Bilder beweist, welche, ursprünglich von einem österreichischen Großen für sein Tafelzimmer bestellt, diesem nach kurzer Zeit so dämonisch lästig in seiner Umgebung wurden, daß er sich ihrer entledigte und zu seinem Mißvergnügen durch die deutsche Kunstwelt verurtheilt hat, auf dem sie sich gegenwärtig noch befinden. Und wohl dem, dessen gesunde Natur sich gegen die Gewöhnung an dergleichen mit Erfolg zu wehren vermag.

Wir sehen in diesen Tagen in Berlin — auf der permanenten Ausstellung des Berliner Künstlervereins — wiederum ein kleineres Bild, „Venus und Tannhäuser", das sich etwa auf derselben Höhe wie Venus und Adonis hält. Es wäre Thorheit, wenn man von Makart verlangen wollte, daß er durch etwas Anderes als das unbequeme Requisit einer Leyer den Unterschied zwischen seinem Thema und einem Joseph mit der Frau des Potiphar hätte andeuten sollen. Seit wann existirt denn für ihn Charakteristik? Aber auch rein als Eindruck ist das Bild eine so abgeschwächte Wiederholung des bereits Dagewesenen, daß es kein neues Interesse erregen kann, ja, daß es als erstes Opus seines Urhebers buttstenden gewiß spurlos vorübergehen würde. — Makart hat sich hier das Vergnügen gemacht, mit den Brocatmustern der Flandrischen Meister zu spielen. Es versteht sich, daß er sich nicht die Mühe gegeben hat, die Musterung über die gefalteten Theile der Stoffe hinwegzuführen. Das ist zu unbequem, und mit solchen Bagatellen hält er sich nicht auf. —

Darf man dem Auftreten Makarts in der Entwicklung der deutschen Kunst eine höhere Bedeutung beilegen? Diese Frage drängt sich einem unabweislich auf, nachdem eine zwar nicht lange, aber verhältnißmäßig fruchtbare und außergewöhnlich erfolgreiche Thätigkeit des Malers hinter uns liegt. Epoche machend in dem Sinne, daß er einen Weg eröffnet hätte, auf dem fruchtbar fortzuschreiten wäre, ist er zuverlässig nicht; es ist ein Weg, der Nachfolgende nur zum Scheitern führen kann. Dagegen als ein interessantes und bezeichnendes, jedenfalls nicht unwesentliches Element der Entwicklungstendenzen unserer deutschen Kunst muß er unbedingt angesehen werden, und zwar scheint es uns in eine Kategorie zu gehören, der ihn beizuzählen auf den ersten Anblick etwas Gewagtes hat; nichts desto weniger wird er nur aus dieser Richtung genügend zu erklären sein. Auch Makarts Kunst ist eine Form, unter der sich der verschiedene Naturalismus unserer Zeit die Wege öffnet, um sich fortschritt abzuklären und wieder zu dem Verechtigten in der Kunst, zum wirklichen Realismus zu werden. Naturalistisch ist Makarts Kunst nicht durch die unbedingte Anlehnung an die Natur, die ihm ja im Gegentheil in höherem Grade zu wünschen wäre, sondern in ihm tritt uns der Naturalismus des Talentes entgegen — eine Form, auf die in unseren Tagen nicht genug geachtet wird, obgleich sie in den verschiedensten Künsten sich zu Tage drängt. Es ist dieser Naturalismus der Wahnglaube, daß mit einer beschränkten und ganz specifischen Begabung ohne künstliche Erweiterung der Schranken, ohne künstliche Verschiebung der Mittel, ohne künstliche Erhöhung der Ziele etwas Erspriessliches zu leisten ist, der Wahnglaube, daß allein das Talent in der Kunst den Ausschlag gebe, und daß der Begabte sich der Mühe entbrechen könne, sich möglichst mit dem gesammten Inhalt des geistigen Lebens seiner Zeit zu erfüllen und zu durchdringen, der Wahnglaube, daß die individuelle Einseitigkeit auf einem so universellen Gebiete, wie die Kunst ist, zum Größten führen könne. Dieser Irrthum vor Allem durch den Mangel an umfassenden und tief eingreifenden künstlerischen Ingenien in unserer Zeit ist trotz der Steigerung der Mittel jene Bertiefung und Vergeistigung der Kunst ausgeblieben, die man vor Allem von einem so energisch bewegten nationalen Leben, wie es Deutschland gegenwärtig führt, erwarten sollte. Auch darin wird hoffentlich die Folgezeit Hülfe schaffen, und alsdann das allgemeine Urtheil über solche Erzeugungen in der Kunst wie die Makarts treffender und sicherer werden.

Einer allgemeinen und entschiedenen Wirkung kann er sich glücklicherweise weder auf das Publicum noch auf die Künstler der Gegenwart rühmen; zu bedauern aber bleibt es in jedem Falle, daß eine so bedeutend veranlagte Natur, wie Makart ohne Zweifel ist, aus Mangel an entsprechender allseitiger Anbildung und aus Ueberschätzung seines Könnens auf Wege geraten ist, die ihn abseits von der großen kunstgeschichtlichen Entwicklung dahin leiten. Für die decorative Kunst ausgebeutet, würde seine Begabung wohl in hohem Maße geeignet sein, in die gegenwärtige Bewegung zur Förderung der Kunstgewerbe von einer Seite einzugreifen, für die nicht Viele auch nur annähernd so wie er begabt sind, nämlich von Seiten der Farbe; aber auch hierzu bedürfte er allerdings einer regelmäßigeren Schulung, als sie aus seinen mehr phantastisch angelegenen als klar entwickelten decorativen Compositionen hervorleuchtet.

Bruno Meyer.

Unmaßgebliche Bemerkungen über die deutsche komische Oper.

Berlin, die geistreichste Stadt Deutschlands in welcher Meyerbeer geboren ward, Mendelssohn seine ganze musikalische Bildung erlangte und seinen „Sommernachtstraum" componirte, — Berlin, die Pflanzstätte des „Kladderadatsch", der „Wespen", der Glasbrennerschen Satire, hat kein erträgliches Textbuch einer komischen Oper und keine komische Oper erzeugt. Unter all den genialen Possendichtern, den Erfindern des „höheren Blödsinns" hat Keiner es unternommen, gewöhnlichen Menschenverstand in heitere Verse zu kleiden, unter den vielen talentvollen Componisten, welche den „höheren Blödsinn" musikalisch illustrirten, hat Keiner eine Oper componirt, welche auch die wohlwollendste Kritik dem Publicum warm empfehlen durfte.

Digitized by Google

Um diese seltsame Erscheinung einigermaßen zu erklären, muß man zuvörderst einige allgemeine Fragen erörtern: Haben wir Deutschen komische Musteropern? Und haben wir Deutschen Textdichter für eine komische Oper?

Die Antwort auf die erste Frage lautet unbedingt verneinend. Während die deutsche Instrumentalmusik unzählige humoristische, phantastische, geistreiche Compositionen aufweist, Haydn'sche Menuette und Rondos voll sprudelnder Heiterkeit, Beethoven'sche lustig durchgearbeitete Sätze voll dramatischen Lebens, Mendelssohn'sche und Schumann'sche Elfenreigen und Traumesgaukeleien voll geistreicher Wendungen und in allen Formen; während jeder neuere namhafte Componist irgend ein lustiges wirkungsvolles Phantasiestückchen geliefert hat, sucht man vergebens nach einer deutschen komischen Oper, die nach dem Texte und nach dem Stile der Musik national deutsch zu nennen wäre, in dem Sinne, wie man „il matrimonio segreto", „il barbiere di Seviglia", „elisir d'amore", „Don Pasquale" national italienisch, oder „Maurer und Schlosser", „Weiße Dame", „Johann von Paris" national französisch nennen kann. Eine derartige deutsche Oper existirt nicht, ja sie hat eigentlich seit dem Dittersdorf'schen (und Hiller'schen) Singspiele gar nicht existirt. In Mozarts „Entführung" sind die komischen Theile von unverwüstlicher Schönheit, dagegen gehören die ernsteren mit sehr wenigen Ausnahmen zu den schwächeren des göttlichen Wolfgang; in der „Zauberflöte" hält, wie in den Shakespeare'schen Dramen, das Komische gleichen Schritt mit dem Erhabensten, und „Figaros Hochzeit" — wir behaupten das auf die Gefahr hin, verketzert zu werden — ist keine eigentlich deutsche Oper: sie ist im italienischen Stile ihrer Zeit geschrieben, allerdings von dem deutschen Operncomponisten. Wer die italienischen Opern jener Zeit prüft, der findet, daß der Unterschied zwischen ihnen und „Figaros Hochzeit" vor Allem im geistigen Inhalt, nicht in der Form besteht. Nicolais „lustige Weiber" sind die vortreffliche Arbeit eines Eklektikers. Flotows „Stradella" und „Martha" sind sehr geschickte Nachahmungen des besseren französischen Stiles, mit einigen deutsch-sentimentalen Zuthaten. Wagners „Meistersinger" können hier nicht in Betracht gezogen werden, weil diese Oper bei ihren außerordentlichen Schönheiten Anforderungen an die Sänger und an Chöre stellt, denen nur die ersten Hofbühnen zu genügen vermögen. Nebenbei wollen wir auch bemerken, daß eine Oper, die trotz aller Abkürzungen noch immer vier Stunden dauert, dem Publicum kleinerer Städte eine zu große Kraftanstrengung auferlegt.

Um eine komische Oper im deutsch-nationalen Stil zu finden, muß man bis zu Dittersdorfs leider halbvergessenen „Doctor und Apotheker" und Lortzings Operetten zurückgreifen. Wir hatten die erstgenannte für so lebenskräftig, daß sie bei guter Aufführung noch heute „volle Häuser machen" würde; der Text bietet ein heiteres Bild des kleinbürgerlichen Lebens im verflossenen Jahrhundert und die Musik ist von unvergänglicher Frische. Die Lortzing'schen Singspiele sind leider fast überall vom Theaterzettel verschwunden und wir gestehen mit schwerem Herzen, daß sie, zwischen vergangener und neuer Entwicklung eine schwache Mitte haltend, kaum noch lebensfähig sind. Vielleicht war Keiner mehr berufen, eine deutsche komische Oper zu schreiben, als Lortzing; aber die jammervollen Verhältnisse hinderten ihn, sich emporzuschwingen, und die patentirten Kapellmeister, anstatt ihn aufzumuntern, blickten vornehm und abweisend auf ihn herab, obwohl die meisten nicht im Stande waren, zehn Tacte solcher Musik zu schreiben, wie sie im „Waffenschmied" und im „Czar und Zimmermann" aus jeder Seite hervorsprudelt.

Das Gebiet der deutschen komischen Oper liegt jetzt vollkommen brach; einige Componisten haben vereinzelte Versuche angestellt (wir erinnern uns einer Oper von Schmidt, die „Weiber von Weinsberg" die sehr Beachtenswerthes enthielt), aber sie nicht wiederholt, weil der Deutsche nicht wie der Franzose und Italiener es über sich gewinnen kann, zehnmal Oberflächliches oder Unbedeutendes zu schreiben, bis ihm das elfte Mal ein Wurf gelingt, und weil ihm auch die Theilnahme des Publicums nicht aufmunternd entgegenkommt; andere Componisten haben den praktischeren Weg eingeschlagen, Offenbach'schen Kaffeesatz nachzubrühen, für Leute, welche „Familien-Kaffee" mit Fusel versetzt noch ein angenehmes Getränke dünkt; in Wien wird in phantastisch-orientalischem oder griechischem Costüm gejodelt, es werden Walzer gesungen, es wird „Geld damit gemacht"; aber eine deutsche komische Oper, die sich dauernd behauptete und Verbreitung fand, ist nicht componirt worden, und allüberall, auf allen deutschen Bühnen herrscht die Offenbach'sche Muse; aber ihre besseren Erzeugnisse, welche angenehme, selbst reizende Melodieen, auf anständigem Texte componirt, bieten, wie „Fortunios Lied", oder „die Verlobung bei der Laterne" (ein kleines Meisterstück!) munden dem Theatergaumen nicht mehr, nur die „großen" Werke des Kölnischen Vertreters der möglichst wenig angezogenen französischen Civilisation üben Anziehungskraft aus. „Die schöne Helena", „Blaubart" „Großherzogin von Gerolstein", „Prinzessin von Trapezunt", „Pariser Leben" &c. — Stimulantia in Text und Musik, der witzig gepriesene Ehebruch, bei welchem der betrogene Ehemann als der schuldigere und jedenfalls lächerlichere Theil erscheint, die Frechheit, die allein sich witzig beweist, die Niedertracht, die allein Lebenslust zeigt, neben den langweiligen, anständigen Leuten — diese allein beherrschen jetzt in Offenbach'schen Opern die Bretter, die glücklicherweise nicht immer „die Welt bedeuten." Göthes derbes Wort über Neumanns Schauspiele ist noch heute zutreffend: „Seitdem Thalia und Melpomene durch Vermittlung einer französischen Kupplerin Unzucht treibt mit dem Nonsens, hat sich dieses Geschlecht vermehrt wie die Frösche!"

Es wäre eine merkwürdige Erscheinung, ja eine Schmach, wenn solche Zustände nicht beseitigt werden könnten, wenn deutsche Dichter und Componisten unfähig sein sollten, eine gute komische Oper zu schaffen, wenn das deutsche Theaterpublicum, und nun gar das der Kaiserstadt, wirklich so weit herabgesunken wäre, daß es nur noch an dem schlimmsten haut-goût Geschmack fände! Nein und abermals nein! dem ist nicht so! Der Kampf gegen solche Zustände ist kein unsicherer, der Sieg wäre kein zweifelhafter! Allerdings müssen Versuche angestellt und wiederholt werden, bis „der große Wurf gelingt", allerdings darf nicht die Zwittergattung der „Spieloper" im französischen Sinne angestrebt werden, sondern nur eine deutsche komische Singoper, allerdings dürfen die berühmten Dichter und Componisten Deutschlands solches Streben nicht unter ihrer Würde halten, dürfen sogar nicht verschmähen, von den Italienern, von ihrem „matrimonio segreto", „Don Pasquale", „elisir d'amore" zu lernen, wie aus unscheinbarstem Stoffe kleiner Verhältnisse und im engsten Rahmen ein vortreffliches Genrebild geschaffen werden kann; allerdings muß auch die Kritik mithelfen, darf sich nicht unthätig verhalten und sich mit der bequemen Ausflucht rechtfertigen: Alles Reden und Schreiben hilft ja doch nichts, das Publicum will nichts Anderes!" Das große Publicum will überhaupt nie! Hat es etwa den Krieg im Jahre 1866 oder den von 1870 gewollt?! Es hat heldenmäßig mitgefochten, sobald sein Wille gelenkt wurde, sobald der Krieg entbrannt war.

Und wie im politischen Leben, so ist's auch in der Kunst! Das Gemeine wird immer seine Anhänger und Anpreiser finden, die sich jedem ihnen Unbequemen widersetzen*) und beweisen, daß das, was sie anstreben, das einzig Richtige sei! Aber wir behaupten, der Zeitpunkt, die Gemeinheit in der Kunst zu bekämpfen, ist jetzt ein günstiger, wenn nur der rechte Wille, Muth und Ausdauer sich vereinen!

Die deutsche komische Oper könnte einen raschen höheren und vom Erfolge begünstigten Aufschwung nehmen, wenn die Hofbühnen ihr einige Aufmerksamkeit angedeihen ließen, und allenfalls damit begönnen, daß sie die älteren guten deutschen Operetten, sorgfältig einstudirt, als Lückenbüßer vor den Ballets aufführten. Sie können ein solches Probestück eher unternehmen, als die Privattheater-Directoren, denen jede komische Oper ohne Offenbach'sche Ingredientien sofort das Schreckbild eines leeren Hauses hervorzaubert. Wie wär's, wenn unsere Königliche Hofbühne einmal Dittersdorfs „Doctor und Apotheker" in der oben angedeuteten Weise vorführte? Oder — was noch viel entschiedener wirkte — wenn sie einige namhafte Dichter mit der Dichtung eines Textes beauftragte, dessen Stoff dem deutschen Leben entnommen sein müßte, und dann die neuen Componisten mit der Tondichtung betraute? Es wäre für Brahms, Gernsheim, Bruch eine ebenso ehrende wie lohnende Aufgabe dem Publicum eine gute deutsche komische Oper zu bieten und ihm zu beweisen, daß es seine geistige Nahrung nicht bei französischen Garköchen zu suchen brauchte Und es wäre ein hohes Verdienst der Hofbühne, wenn sie durch ihre Initiative diesem Ziele den Weg bahnte. Deutscher Wille, deutscher Muth und deutsche Ausdauer haben französischen Uebermuth und französische Großthuerei in den Staub geworfen;

*) Kotzebue schrieb am 15. October 1815 (nach dem Freiheitskriege! an den Hofintendanten Grafen Brühl: „Sobald ein Schauspiel den Geist mehr beschäftigt als die Einbildungskraft, so wird es nimmermehr ein großes Publicum für sich haben. Das Publicum nach und nach erziehen, hieße also mit anderen Worten: bewirken (sic!) daß es die Vergnügungen der Einbildungskraft denen des Geistes unterordnete, und das kann selbst Gott nicht, wie er einmal die Menschen geschaffen hat." Dann sagt er: „Sie werden vielleicht sagen, eben auf die höhere Stufe der Bildung muß das Theater nach und nach führen. Das hieße ja den Zweck zum Mittel machen!" Nach diesen Auseinandersetzungen empfiehlt sich Kotzebue als Director für ein zweites Theater „mit einem guten Gehalt und einer Art von Titel." „Sie würden mich sehr gut brauchen können." So schrieb der Dichter von „Menschenhaß und Reue", der Kais. Russ. Etatsrath! Und da soll man irgend einen „Commissionsrath" tadeln?!

Digitized by Google

uns dünkt, daß es deutschen Dichtern und Musikern nicht unmöglich sein würde, über französische Cancan-Texte und Cancan-Musik den Sieg zu erringen.

A. H. Ehrlich.*

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Vorstellung im Victoriatheater. Wegen des Krieges und dessen Folgen war das Wohlthätigkeitsfest, welches der Verein „Berliner Presse" alljährlich zu Gunsten seiner Unterstützungscassen zu veranstalten pflegt, im vorigen Jahre ausgefallen. Um das dadurch entstandene Deficit auszugleichen, wurde der Beschluß gefaßt, heuer zwei derartige Feste zu feiern. Von vornherein lei bemerkt, daß der finanzielle Erfolg, auf den es doch hauptsächlich in diesem Falle ankommt, vollkommen befriedigend war. Das erste Fest fand am Samstag vor acht Tagen im Concerthause statt. Ein witziges Festspiel von Julius Stettenheim, das von einigen unserer beliebtesten Künstler dargestellt wurde, leitete die Feier ein, dann setzte man sich zu Tisch, hörte einige gute Toaste und aß möglichst wenig, da das Essen kaum zu genießen war. Mit einem lustigen Ball schloß die Feier, als der Morgen dämmerte.

Die dramatische Festvorstellung zu demselben Wohlthätigkeitszwecke wurde am 16. in den schönen Räumen des leider viel zu lange von Herrn Cerf verwalteten, jetzt von Herrn Director Hahn geleiteten Victoriatheaters gegeben. Ich würde der Wohlthat nicht die Ehre geben, wenn ich behaupten wollte, daß das Programm meinem Ideal entsprochen habe. Ich weiß sehr gut, daß der Tadel über organisatorische Thätigkeit sehr schnell ausgesprochen ist, weiß, daß sich den Ordnern, die sich in uneigennütziger und durchaus dankenswerther Weise aus Liebe zur Sache der mühevollen Aufgabe unterziehen, ein solches Fest zu arrangiren, tausend Schwierigkeiten in den Weg stellen, welche der Fernstehende nicht sieht. Das volle Haus und die volle Befriedigung, mit welcher die Zuschauer das Victoriatheater am Samstag Abend verließen, beweist ja schließlich auch mehr, als alle Kritiken der Haupt- und Residenzstadt nachzuweisen versuchen können. So unbedingt die geschickte Wahl der mitwirkenden Künstler, deren Namen allein schon eine bedeutende Anziehungskraft ausübten, zu loben ist, so kräftig erschien mir der Anspruch auf Anerkennung in Betreff der Wahl der Stücke. Ich meine, wenn die Presse eine dramatische Vorstellung giebt, so müßte dieselbe einen eigenartigen Charakter haben; sie müßte im Stande sein, einen bedeutenden literarischen Reiz auszuüben. Bei der letzten Vorstellung hatte man darauf auch Bedacht genommen. Damals wurde ein neues Stück eines hier lebenden geistreichen Dichters gegeben, welches von vornherein allgemeines Interesse erweckte. Ich dächte doch, es wäre möglich gewesen, auch jetzt mit einem neuen und Interesse erregenden Stück hervorzutreten; und wenn dasselbe von einem der Presse Nahestehenden herrühren könnte, um so besser, um so richtiger wäre es. Ich sehe z. B. nicht ein, weshalb die „Berliner Presse" nicht daran gedacht hat, das neueste Werk des Chefredacteurs der „Kölnischen Zeitung", Heinrich Kruse, etwas genauer zu prüfen. Die Frage, ob das Stück auch gewiß Erfolg haben werde, ist ja ganz gleichgültig, jedenfalls hat es den Vorzug, noch nicht aufgeführt zu sein, die Theilnahme aller Gebildeten zu erregen und von einem in der Presse hervorragenden Manne verfaßt zu sein.

Ein wirkliches Unheil hat in der letzten Stunde allerdings noch vermieden werden können. Es war die Rede davon, daß zu der van den Vertretern der öffentlichen Meinung in der Metropole des deutschen Reiches veranstalteten Darstellung ein Lustspiel von Sardou gegeben werden sollte. Ich schätze Sardou als Dichter sehr hoch und gehöre keineswegs zu den braven Leuten, für welche die französische Nationalität allein schon genügt, um sie in Feuer und Flamme zu bringen; aber da wir augenblicklich mit Frankreich doch nicht auf dem Fuße der liebenswürdigen Courtoisie stehen, und da wir gerade an jenem Abende seine Veranstaltung hatten, dem Beispiel unserer Monarchen zu folgen, die, wenn sie den Besuch eines befreundeten Fürsten empfangen, denselben mit der Nationalhymne seines Landes bewillkommnen, so war kein Grund vorhanden, daß Mitglieder der deutschen Presse zu Gunsten ihrer Angehörigen französische Nationalschreze trällern sollten; und namentlich wäre es nicht passend gewesen, das Werk eines Mannes aufzuführen, dessen Chauvinismus ihn dazu bewogen hat, die Aufführung seines letzten Stückes in Preußen zu unterlagen. In richtiger Erkenntniß der Unmöglichkeit, zu Gunsten der deutschen Presse eine fremde Feder zu vergewaltigen, hat das Festcomité das Sardou'sche Lustspiel im letzten Augenblicke — noch rechtzeitig! — fallen lassen und durch ein gutes deutsches Originallustspiel ersetzt, welches nur an dem einen Fehler leidet: zu bekannt und zu oft gespielt zu sein — ein Fehler, über den sich der Dichter gewiß nicht beschweren wird.

Hugo Müllers „Diplomat der alten Schule" und zwei recht unterhaltende kleine Schwänke, deren hervorstechendster geistigen Zusammenhang mit dem Beruf der Presse nachzuweisen ich nicht versuchen möchte, bildeten somit das Programm; zugutergiebt kann noch ein Tanzdivertissement, bei welchem der reizende Walzer „an der schönen blauen Donau" die Neuheit unserer Ihnen und die naturdenstliche Localfarbe repräsentirte. Ich habe mir den Kopf zerbrochen, was das Tanzdivertissement für einen Zweck hatte. Wenn es nur dazu da war, einem gehetzten Gaste die Unannehmlichkeit zu ersparen, am Schlusse eines Theaterabends zu spielen und ihm die Gewähr zu bieten, daß seine letzten Worte unter dem Geräusch des Aufbruchs nicht mißverstanden werhalten, daß ihm der einmüthige und nicht durch die elende Nebenrücksicht auf das Baldnachhausekommen beschränkte Beifall den doppelten Hervorruf sicherte — dann lasse ich mir's gefallen und begreife es; sonst verstehe ich es nicht.

Unter sothanen Umständen hat sich die Kritik, da sie über die allbekannten Stücke nicht mehr zu schreiben braucht, diesmal lediglich auf die Darstellung zu beschränken. Diese war im Großen und Ganzen vorzüglich. Im „Diplomat der alten Schule" trat das Friedmann'sche Ehepaar vom großherzoglichen Hoftheater in Schwerin auf. Herr Siegwart Friedmann, welcher vor Jahren hindurch einer der geschätztesten Künstler des Hoftheaters war, steht bei den Berlinern noch in zu gutem Angedenken, als daß es nöthig wäre, die liebenswürdigen Eigenschaften seines Darstellungstalentes hier besonders hervorzuheben. Seine Gattin, Frau Helene Friedmann, welche erst seit ganz kurzer Zeit der Bühne angehört, war in dieser Sphäre dagegen den Berlinern noch völlig fremd.

Für Frau Helene Friedmann war der verhängnißvolle Schritt auf die Bretter der Oeffentlichkeit ein besonderes Wagestück. Die schon von der Natur mit einer auffälligen Erscheinung ausgestattete Tochter des weit und breit bekannten Staatsmannes v. Dönniges, deren Name unläßlich einer der ergreifendsten Tragödien der Neuzeit wochenlang durch alle Zeitungen der alten und neuen Welt gehetzt war, mußte sich, sobald sie die Bühne betrat, auf eine extreme Beurtheilung ihrer künstlerischen Leistungen gefaßt machen. Gelang es ihr nicht, den unliebsamen Verdacht zu beseitigen, daß sie auf die blaße Neugier des schaulustigen Publicums speculire, war sie nicht im Stande, die gewiß nicht geringe Zahl derer, welche von vornherein gegen ihr öffentliches Auftreten eingenommen waren, durch ihr Talent zu entwaffnen, so mußte ihr Fiasco ein eclatantes werden. Mit einem lauen, schwachlichen Achtungserfolge war's nicht abgemacht. Großer Erfolg oder völlige Niederlage — das war die Frage. Frau Friedmann hat mit ihrem ersten Auftreten den Sieg zu ihren Gunsten entschieden. Sie besitzt das entschiedene und graziöse Darstellungstalent, das keiner zweideutigen Unterstützung bedarf, das jede mißzulässige Deutung ausschließt, das sie zu der erwünschten künstlerischen Laufbahn befähigt und berechtigt. Als „Salondame" — ich glaube nicht, daß ihr dramatisches Talent über diesen Fach hinausgreift — nimmt Frau Friedmann schon jetzt, wenige Monate nach ihrem ersten Auftreten, eine der hervorragendsten Stellen ein. Den „Salondamen" auf der Bühne fehlt gewöhnlich nichts weiter, als daß sie sich in einem Salon nicht zu bewegen wissen und keine Damen sind. Extravagante und namentlich kostspielige Toiletten unter dem Vorwande, eine gestwalte Frau zu sein, zur Schau bringen, weiße Schultern und runde Arme zeigen, die Opernguckes auf ein funkelndes Collier oder Armband hinlenken, durch die lange Schleppe, welche auf die Besucherin des Kleides eine geradezu tyrannische Macht ausübt, in allen Bewegungen behindert und während des Gespräches beständig prätocupirt sein — das ist's zu ungefähr, was man heutzutage unter einer Salondame auf der Bühne zu verstehen pflegt. Mit diesen — man gestatte mir den unehrerbietigen, aber richtigen Ausdruck — dramatischen Probirmanieffes hat Frau Friedmann absolut nichts gemein. Sie besitzt die graciöse Ungezwungenheit, die berußigende Sicherheit und bescheidene Zurückhaltung der anmuthigen und geistreichen Frau, welche sich auf dem Parquet des Salons und dem Teppich des Boudoirs heimisch fühlt und ihre Umgebung heimisch macht. Sie kann gehen und stehen, ohne zur Coliseinen zwischen dem Schoßhund und den Möbeln aber vor unvortheilhaften Faltenwürfen bangen zu müssen; sie kann sich setzen und aufstehen, ohne genöthigt zu sein, dem widerspänstigen bauschigen Rock durch geschickt applicirte Schläge und Tritte zur Raison zu bringen. Sie weiß, was sie mit ihren kleinen Händen anzufangen hat. Ihre geschmackvolle und glänzende Toilette drängt sich nicht ungeziemend hervor, sondern ist eben nichts anderes als „die äußerlich wahr-

Digitized by Google

nehmbare Wirkung einer inneren Nothwendigkeit", um ein hübsches Wort von Alfons Karr zu gebrauchen. Man sieht dieser Toilette nicht an, daß sie in der Theatergarderobe angelegt ist. Frau Friedmann spricht vorzüglliches Deutsch, deutlich, ungejzert und dialektfrei. Ihr Organ ist nicht stark, aber von angenehmem Klang, und für das Conversationslustspiel völlig ausreichend. Nur in Kleinigkeiten zeigt sich noch die Anfängerin — namentlich in den zu scharf markirten Einzelheiten beim „stummen Spiel", während die andern sprechen. Frau Friedmann hört zu aufmerksam zu, legt den von andern gesprochenen Worten — niemals den eigenen — zu viel Wichtigkeit bei und verräth dies zu deutlich durch ihre Geberden. Im Uebrigen ist die Routine, welche sich die Künstlerin in der kurzen Zeit ihrer Wirksamkeit angeeignet hat, geradezu erstaunlich. Alle, welche Frau Friedmann gesehen haben, sind darüber einig, daß derselben eine bedeutende Zukunft als Schauspielerin bevorsteht. Sie soll von Heinrich Laube für das Wiener Stadttheater engagirt worden sein — „da leih' Ihr eben recht am Ort".

In den beiden kleinen Stücken, welche dem Hugo Müller'schen Lustspiel folgten, gab Herr Friedrich Haase die Hauptrollen. Und er spielte sie meisterlich, mit prächtigen Masken, mit tausend kleinen urkomischen Nüancen, glaubhaft bei allen sherzhaften Uebertreibungen, liebenswürdig bei aller Extravaganz, geistvoll bei allem Unsinn. Gerade in diesen kleinen Genrebildchen ist Haase ein großer Künstler; und daß der Werth des Bildes nicht von den Dimensionen abhängt, das wissen nicht nur die Maler, das weiß seit Meissonier und Friedrich Haase alle Welt.

Herrn von Horar von der Hofbühne und Herrn Kurz vom Wallnertheater, welche in freundlicher Weise ihre Mitwirkung zugesagt hatten, sowie der liebenswürdigen Künstlerin, Frl. Lina Mayr, welche mit einer Selbstaufopferung, die nicht genug gerühmt werden kann, eine ganz unbedeutende Rolle reizend spielte, gebührt außer dem Personal des Victoriatheaters der volle Dank der „Berliner Presse."

P. L.

Notizen.

Der Tod Mazzini's hat seinen Schatten auf die im Uebrigen nicht sehr ereignißreiche Woche geworfen. Der unruhige Agitator hat endlich den Frieden gefunden, und er wird sich über den Mangel an sür ein Wirken und Schaffen verständnißvoller Theilnahme Seitens der überlebenden Mitwelt nicht beklagen können. In allen Zungen wurden ihm Grabreden gehalten voll Anerkennung für sein selbstloses, von einer einzigen großen Idee getragenes Leben. Gewiß, er war Fanatiker, voll Irrthum und Verblendung, der andere Existenzen so gleichmüthig aufs Spiel setzte wie die eigene. Auch wollte er, was Menschen seiner Art am schwersten fällt, als Italien frei geeint wurde, seine eigene Eitelkeitsidee nicht anerkennen. Er agitirte und conspirirte weiter. Wenn man ihn hörte, war nichts erreicht, so lange Italien nicht Republik war. Aber auch die Republik hätte ihm schwerlich genügt. Er hätte dann diese und jene Form, in welcher sein Ideal lebendig geworden, verschmäht und die ausgedrücklichsten für ihn unzulänglichen Machthaber stürzen wollen. Zur still befriedigten Ruhe wäre Mazzini nie gekommen. Nur der Tod konnte seinen inneren Fiebern Herr werden. In ein geregeltes Staatswesen sich einzufügen würde er niemals vermocht haben. Man denke sich Mazzini als Bürreauchef in der politischen Abtheilung eines Ministeriums oder gar im Zollwesen an der Grenze wohlversorgt untergebracht, an derselben Grenze, die so oft der Schauplatz seiner romantischen Verkleidungen auf Kosten der dürftigen Polizei gewesen war. Solche halbwegs antike, in unsere moderne Prosa verirrte Charaktere können nur als unzufriedene Flüchtlinge leben und sterben. Meteore lassen sich nicht als Lampen bei einer festlichen Illumination verwenden, und wäre selbst das errungene Ziel ihrer eigenen Jugendwünsche dadurch gefeiert. Wie kleinlich aber, wenn auch bürgerlich „respectabler" erscheinen neben ihm so Viele, die Jahr auf Jahr ab nur auf das Gelingen ihres engen persönlichen Geschäfts bedacht und irgend eines Opfers, das ihren Vortheil oder ihren Comfort gefährden würde, durchschlüssig nicht fähig sind. Zwar haben die Deutschen bewiesen, daß sie für das große Ganze zu leiden und zu sterben hinzugehen wissen. Aber das Gefühl des nationalen Zusammenhangs hat bei uns noch Fortschritte zu machen. Die Liebe zu dem Vaterlande ist noch nicht überall zur Religion geworden. Sonst würde eine den eigenen Herd Tag für Tag profanirende Verketzerung, wie sie noch immer an einigen Orten heimisch ist, unmöglich sein. Italiener, Spanier, selbst Franzosen würden das Treiben nicht dulden.

Es läßt sich dadurch allerdings zum Glück Niemand in der Erfüllung seiner nächsten Pflichten irgendwie stören. Unsere Parlamente arbeiten rüstig weiter. Auch die Kreisordnung, diese Seichtlauge preußischer Kammern, ist wieder in Angriff genommen. Diesmal, heißt es, soll es damit Ernst werden. War auch das rednerische Debut des Ministers des Innern am ersten Tage der Debatte nicht sehr glücklich, ließ dieses gouvernementale Auftreten nach der langen Commissionsarbeit an klarer Energie mancherlei zu wünschen übrig, so möchte man nicht glauben, daß die wichtige Reform auch diesmal wieder als Sisyphusarbeit enden sollte. Hoffentlich wird Fürst Bismarck einen jener nervös ungeduldigen Momente haben, die ihn das Spinnegewebe seudalen und vorkommenden Falls auch bürreaukratischen Widerstandes zum Heile der Nation mit unerbittlicher Hand zerreißen lassen. Dann wird es in den stillen Räumen des Herrenhauses wieder lebendig werden. Der rothe Becker, seine Collegen und den verschiedenen Städten sowie die anderen liberalen Paire werden wieder ihre Koffer packen zur siegreichen Reise nach Berlin. In gelichtetenen Reihen werden sie die Ultras niederstimmen, und das Land wird endlich nach beiläufig Bemühen eine Kreisordnung erhalten, die nicht mehr durch incurable Widersprüche und mittelalterliche Abnormitäten den Spott der Zeitgenossen herausfordern wird.

***

Aus Loebau erhalten wir folgende Notiz: Die Steuercasse zu Loebau in Westpreußen benutzt seit vielen Jahren schon ein Siegel, welches eine andere Staatscasse Preußens sich wohl niemals zum Gebrauche aneignen würde. Schon seit Jahren liegt das alte Siegel neben der Schwärze in einem besonderen Kasten, und dieser steht auch schon lange an derselben Stelle. Wer siegeln will oder muß, hat sich längst an den Griff gewöhnt und so geht das Siegeln denn so fort, ohne daß sich Einer viel darum bekümmert, was auf dem Siegel steht. Sieht man zu doch die Hauptsache, den Preußischen Adler groß und breit in der Mitte prangen! — Hier die Geschichte dieses Siegels:

Vor vielen Jahren lagen Preußische Dragoner in der Stadt Loebau. Alte Greise erzählen in dunkler Erinnerung an die Tage ihrer Kindheit nur Weniges noch von jenen Tagen. Welches Verhältniß insbesondere zwischen dem damaligen Löbauer Steuereinnehmer und dem Obristen jener Reiterei bestanden hat, weiß Niemand mehr zu erzählen. Aber das Eine ist Thatsache: seit jener Zeit, als die Dragoner abzogen, bis auf den heutigen Tag wird in der Steuercasse das Regiments-Siegel als amtliches Siegel gebraucht! Auch der Umstand, daß sogar der Name des Obristen mit auf dem Siegel eingegraben steht, hat beim Gebrauche keinerlei Bedenken hervorgerufen. In der Mitte befindet sich der Adler. Darunter steht: von Borstel. Und die Umschrift lautet: Königl. Preuß. Dragoner-Regiment. Wie manches auf Steuerverhältnisse Bezug habendes Document mag existiren, auf welchem das alte Dragoner-Siegel der künftigen Generation zum Räthsel abgedruckt steht! —

Die Sache ist heiter, aber für das alte Siegel hat die letzte Stunde geschlagen. Schon hat der Steuereinnehmer den Auftrag, ein neues Siegel zu fertigen. Der letzte Reuiser von Marienwerder will den Scherz nicht weiter mehr zulassen. Und so wird denn jetzt auch das Siegel, welches über ein halbes Jahrhundert nach dem Abmarsche des Regiments ungestört in der ehemaligen Garnison verblieben war, nunmehr von ihr scheiden.

Dr. Joseph Kolkmann.

***

In der illustrirten Wochenschrift „Ueber Land und Meer" wird vor einer Doctorfabrik in Philadelphia gewarnt, die jedem beliebigen Künfer ein Doctordiplom ausfertigt. Dieser „Doctortitel" wird indessen von den europäischen Gerichten nicht anerkannt und diejenigen, welche auf Grund des Philadelphischen Diploms das bequeme „Dr." vor ihren Namen setzen und sich „Doctor" tituliren lassen, werden wegen Annahung unbefugter Titel einfach zu den gesetzlichen Strafen verurtheilt. Wir erhalten über diesen Schwindel von einem Freunde das folgende Schreiben:

„In den Berliner Blättern las ich vor einiger Zeit, daß doctorsüchtige Leute sich den „Dr. philosophiae" unter der und der Adresse sofort beschaffen könnten. Von irgend welchen erforderlichen wissenschaftlichen Qualitäten war nicht die Rede. Da ich nun meinen „Doctor" mit heißem Bemühen gemacht, wochenlang an einer gelehrten Dissertation gearbeitet, ein wohlstisirtes curriculum vitae aufgesetzt und das Colloquium gut bestanden hatte, so reizte es mich zu ersehen, auf welche Weise man sich alle diese Schererein ersparen und doch „Doctor" werden könne. Ich setzte also einen sehr treuherzig aussehenden Brief auf, gab zu verstehen, daß ich gar nichts gelernt hätte, aber gerade deshalb, quia non doctus, gern „Doctor" sein möchte, und schickte meinen Brief nach Jersey unter der angegebenen Adresse. Umgehend erhielt ich eine in fehlerhaftem Deutsch abgefaßte Antwort von einem Mr. P. F. A. van der Vyver „Doctor of laws" wie er

Digitized by Google

sich nannte, wohnhaft auf Jersey, Königsstraße 46. Dieser Herr Dr. juris machte sich „ein Vergnügen" daraus, mir mitzutheilen, daß er „Agent" des „Delegates der Universität von Philadelphia" sei, „welche eine der Berühmtesten in der vereinigte Staten ist." Er theilte mir kurz und bündig mit, daß er mir gegen Einsendung von 160 Thlr. Preuß. Courant „das philosophische Doctorsdiplom" (sic) verschaffen könne. Dem Brief war ein gedruckter Prospectus über die „Americanische Universität von Philadelphia, 514, Pine Street" beigelegt, in welchem die Vorzüge dieses außerordentlichen Instituts in das hellste Licht gestellt wurden. Beigroß ist besonders der Passus über die Promotion. Diplom auf Pergament mit dem Universitätssiegel und der Angabe, daß die „Universität" staatlich berechtigt ist. Diplome zu ertheilen — es fehlte nichts, wie man sieht. Wie genaue diese Auskunft vollauf. Es ist eben der feine Schwindel. Wer 160 Thlr. daran ausgeben will, daß ihm die „Universität" von Philadelphia ein Stück Pergament schickt, das sonst keinen Zweck hat, der mag sich an den „Agenten" dieser akademischen Bauernfänger, Herrn van der Boyer auf Jersey, wenden.

XX."

Octave Feuillet

hat unter dem Titel „Julia de Trécoeur" eine neue Novelle veröffentlicht, welcher ein echt französisches Motiv zu Grunde liegt. Die Geschichte ist folgende: Clotilde de Trécoeur ist eine junge, schöne Wittwe. Ihr Mann war ein genialer Wüstling und machte sie, so lange er lebte, kreuzunglücklich. Nun in Einem Punkte war sein Benehmen tadellos: in der zärtlichen Liebe zu seiner Tochter Julia, einem originellen und anmuthigen kleinen Wildfang. Julia war denn auch die einzige, die den unglücklichen Trécoeur aufrichtig bewinte. Hauptsächlich ihres Kindes wegen und um Julia nicht zu kränken, die es sicherlich schmerzlich empfinden würde, die Stelle, welche einst ihr vergötterter Vater innehatte, von einem andern eingenommen zu sehen, hat Clotilde bisher alle Anträge, welche der schönen und reichen Wittwe gemacht werden, zurückgewiesen. Als aber der „Rechte" kommt, ein Edelmann in des Wortes bestem Sinne, Herr de Lucan, sagt sie doch schließlich Ja, um so mehr, als sie voraussehen darf, daß Julia gerade mit diesem Stiefvater, den das junge Mädchen recht lieb zu haben scheint, zufrieden sein wird. Aber Clotilde täuscht sich. Die Liebe Julias zu ihrem verstorbenen Vater scheint so geeigenlos zu sein, daß sie der Vereheirathung ihrer Mutter auf alle Fälle widerstrebt. Julia hat die entscheidende Unterredung zwischen ihr und dem Manne, der ihr künftighin zum Vater bestimmt ist, belauscht. Und als Clotilde das abschließende Jawort spricht, hört man im Nebenzimmer einen durchdringenden Schrei, begleitet von dem dumpfen Schall eines zu Boden gefallenen Körpers. Julia wird wie todt in ihr Zimmer getragen. Als sie wieder zu sich kommt, bittet sie ihre Mutter um Verzeihung, erklärt, daß sie der Vermählung kein Hinderniß in den Weg legen wolle, aber die Scheuche ihres Mutterhauses sie wieder betreten und den Nachfolger ihres Vaters nie wiedersehen werde. Sie geht in ein Kloster und besteht darauf, nach der vorschriftsmäßigen Prüfungszeit den Schleier zu nehmen. Auf die dringende Vorstellung ihrer Mutter läßt sie sich endlich von diesem Entschluß abbringen und reicht, ohne besondere Neigung aber auch ohne besonderen Widerstreben, dem Cousin ihrer Mutter und treuesten Freunde ihres Stiefvaters, Pierre, die Hand zum ewigen Bunde. Pierre verbringt mit seiner jungen und heißgeliebten Frau die Flitterwochen in der Schweiz und Italien. Es kommt nun aber die Zeit, da das Reisen langweilig wird. Julia scheint inzwischen verunstaltig geworden zu sein, sie behauptet, die Antipathie gegen den Mann ihrer Mutter übermunden zu haben, ihren Starsinn gebeugt zu haben und kehrt mit Pierre nach Frankreich zurück.

In einem alten Familienschlosse in der Bretagne findet das Wiedersehen statt. Es verlässt, wie unter gebildeten Menschen zu erwarten, artig und sormvoll. Julia verkehrt auch während der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in der Bretagne beständig in diesem förmlichen und höflichen Ton mit ihrem Stiefvater. Aber bald ändert sich der Verkehr. Der alte Haß mag wohl wieder hervorbrechen. Wäre Lucan nicht ein durchaus tactvoller Mensch, so würden sich die durch Julia herbeigeführten peinlichen Scenen, die sich auch so nicht ganz vermeiden lassen, täglich wiederholen. Das Leben auf dem Lande bringt es mit sich, daß Julia und Lucan bisweilen allein beisammen sind. Bei einem solchen tête à tête entschlüpft Julia eine die Frage: „Finden Sie es nicht sonderbar, daß Sie ungefraft allein mit mir, einer jungen Frau, verkehren dürfen?" Und als Lucan erwidert, daß er an dem unbescholtenen Berleher einer jungen Frau mit dem Manne ihrer Mutter nichts Sonderbares finden könne, treten ihr die Thränen in die Augen. — Einige Tage darauf sind beide wieder auf einem Spaziergange allein und wieder fallen verfänglich Worte von Julias Lippen, und deren Bieldeutigkeit ihr Stiefvater nicht recht klug wird. — Noch einer verletzenden Aeußerung, die Julia bei einer andern Gelegenheit gebraucht hat, bittet sie Lucan um Verzeihung; und als dieser sie auf die Stirn küßt, wird sie ohnmächtig. — Die Ahnung, welche Clotildens Gatten auffteigt, wird ihm zur Gewißheit, als er einige Tage nach diesem befremdlichen Auftritt mit Julia einen Spaziergang macht; um den Weg zum Schlosse abzukürzen, haben sie einen gefahrvollen Pfad, der über ein in das Meer ragendes Felsenriff führt, eingeschlagen. Julias Fuß strauchelt, ihr Leben schwebt einen Augenblick in ernster Gefahr. Glücklicherweise wird sie von Lucan gefaßt, und als er ihr wegen ihrer Unvorsichtigkeit leise Vorwürfe macht, entgegnet sie mit Othello: „Könnt' ich jetzt sterben, jetzt wär's mir höchste Wonne! — Sterben . . zusammen!" Und sie wirft auf ihren Stiefvater einen fragenden seligen Blick. Man fühlt, daß Julia jetzt in der Stimmung ist, Ernst zu machen. Eine zustimmende Kopfbewegung Lucans — und die Wellen würden über ihrem Haupte zusammenschlagen. Aber Lucan stutzt, als ob er nicht begriffe, und bietet seinen gleichgültig, als ob nichts geschehen sei, nach Hause zurück.

Am Abend ist Gesellschaft im Salon. Lucan ist von der Scene so bewegt, daß er im Garten Kühlung sucht. Es ist dunkel. Da hört er das Rauschen eines Kleides. Er tritt bei Seite, und Julia geht langsam an ihm vorüber. Sie kehrt um, und geht wieder an ihm vorbei, noch langsamer. Lucan schwankt einen Augenblick. Aber das Pflichtgefühl siegt. „Nun dann — allein!" haucht Julia, welche Lucan wohl bemerkt hat, und kehrt in den Salon zurück.

Lucan bleibt die ganze Nacht unentkleidet auf seinem Zimmer. Er ahnt, daß die Katastrophe vor der Thür steht. In der Morgendämmerung hört er jemand über den Corridor schleichen; bald darauf erblickt er Julia, welche den Reitknecht geweckt hat und ihr Pferd satteln läßt. Er stürzt auf Pierres Zimmer. Pierre hat die furchtbare Wahrheit längst erkannt und schweigend sein Unglück getragen. Der Reitweg führt in einem großen Bogen zu dem verhängnißvollen Felsenriff, wo Julia zuerst das schreckliche Geheimniß ihres Herzens verrathen hat. Pierre, der noch immer schweigt und Lucan sind auf dem viel kürzeren Fußweg schneller an Ort und Stelle angelangt, als die Reiterin ihr Ziel erreichen konnte.

Da kommt sie dahergesaust in wildem Galopp. Die Männer sind bei der Stelle getreten. Julia treibt ihr Pferd mit Peitschenhieben dem Abgrund zu. Lucan will dem schaudervollen Thier in die Zügel fallen; da packt Pierre seine Hand und umklammert sie wie mit eisernen Klammern, daß sich seine Nägel blutig in das Fleisch des Freundes graben. Er läßt seine Frau ihr selbstverderbliches Werk vollenden. Das Pferd schaudert vor dem Abgrund zurück, bäumt sich und weicht, Julia lenkt es zurück; dann peitscht sie es gewaltsam vorwärts, läßt die Zügel schießen, und das Meer verschlingt Roß und Reiterin.

Wir ersuchen unsere geehrten Abonnenten sowie diejenigen Leser, welche von jetzt an auf die „Gegenwart" abonniren wollen, die Bestellung auf unsere Wochenschrift für das nächste Quartal gefälligst umgehend zu erneuern, resp. sich an die betreffenden Buchhandlungen und Postanstalten zu wenden, damit wir die Stärke der Auflage bemessen und die Unannehmlichkeit vermeiden können, bei verspäteter Bestellung unvollständige Exemplare zu liefern.

Die Nachbestellungen auf die „Gegenwart" haben sich in der Mitte des vorigen Quartals derart vermehrt, dass der oben erwähnte Misstand trotz aller Vorsicht von unserer Seite nicht immer hat vermieden werden können.

Zu den bewährten Mitarbeitern, welche im ersten Quartal in der „Gegenwart" bereits Beiträge veröffentlicht haben, werden zahlreiche neue und nicht minder hervorragende Schriftsteller und Politiker hinzutreten. Gleich in den nächsten Nummern sind Beiträge zu erwarten von **Ferdinand Freiligrath** (der Californier, kritischer und biographischer Aufsatz), **Claus Groth** (über Mundarten und mundartige Dichtungen), **E. v. Hartmann** (Abhandlung über Realschulen), **Hettner** (kunsthistorische Essays), **Lasker** (politische Abhandlungen), **Karl Rosenkranz** (die philosophischen Stichwörter der Gegenwart). Ferner erscheinen Beiträge von **Ludwig Bamberger, Rudolf Gneist, F. Kreyssig, Dr. Liebreich** (London), **Oscar von Redwitz**, pp. pp.

Der Abonnementspreis beträgt pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr. Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsspeditionen nehmen Bestellungen an.

Expedition und Verlag der Gegenwart.
Georg Stilke.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.
Demnächst erscheint:

Ueber die
Truppenärzte im Felde.
Nach eigenen Erlebnissen und Erfahrungen
von
Dr. Conrad Küster.
pract. Arzt zu Berlin, Ritter des Kronenordens 4. Cl. m. Schwertern und des eisernen Kreuzes 2. Cl.
Broschirt Preis 7½ Sgr.

Ein Mahnwort
an
Deutschlands Katholiken.
Von einem katholischen Reichstags-Abgeordneten.
Preis 5 Sgr.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.
Hartmann's
Philosophie des Unbewussten.
Ein Schmerzensschrei
des
gesunden Menschenverstandes
von
J. C. Fischer.
8. Preis 1 Thaler.

Aus Westminster-Abtei
von
Friedrich Wilhelm Rogge.
Vierte vermehrte Auflage.
kl. 8. 20 Ngr.

Religion und Priesterthum.
Studien
von
Dr. Julius Roth.
2. Auflage. 18 Ngr.

Im Verlage der Gosohorsky'schen Buchhandlung in Breslau erscheint:
Ueber und gegen den Jesuitismus.
Zwangslose Abhandlungen
über
die jesuitische Taktik und Vollkommenheit,
den
jesuitischen Eid und Primat
von
J. Buchmann.
Lic. der Theologie.
Ca. 6 Bogen 8. Eleg. brosch. 20 Sgr.
Der Verfasser gehört zu den hervorragendsten katholischen Kämpfern gegen die römische Irrlehre und wurde vom Fürstbischof von Breslau voriges Jahr seines Amtes entsetzt.

Wöchentlich eine Nummer von 1—1½ Bogen, z. T. mit Illustrationen.
Abonnementspreis 1½ Thlr. pr. Quartal.

Deutsche Kunst-Zeitung.
Die Dioskuren
Hauptorgan der deutschen Kunstvereine.
Herausgegeben und redigirt
von
Dr. Max Schasler.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, ebenso die Exped. (Landgrafenstr. 7).

Commissions-Verlag der Nicolai'schen Verlags-Buchhandlung in Berlin.

Die „Deutsche Kunstzeitung", welche bereits in ihren 17. Jahrgang eingetreten ist, ist das einzige wöchentlich erscheinende Kunstjournal Deutschlands. Vorzugsweise auf die practischen Bedürfnisse der Künstler berechnet, hält sie, hinsichtlich des kritischen Theils ihres Textes, unverbrüchlich an ihrem Princip strengster, von jeder Beeinflussung und Rücksichtnahme freier Ueberzeugungstreue fest.

Ueber die stoffliche Organisation giebt folgende Uebersicht Auskunft:

I. **Leitende Artikel**: a) Abhandlungen über allgemeine ästhetische Fragen; b) historische Charakteristiken bedeutender Künstler der Gegenwart (mit Abbildungen). — II. **Korrespondenzen** über die wichtigsten Kunsterscheinungen der Gegenwart aus allen Hauptkunstplätzen des In- und Auslandes. — III. **Chronik**: Kurze Nachrichten über Tagesereignisse aus dem Kunstleben aller Länder. — IV. **Kunstgeschichte und Antiquitäten**, (mit Abbildungen). — V. **Kunstkritik**: Besprechung der öffentlichen Kunst-Ausstellungen, der permanenten Gemälde-Ausstellungen u. s. f. — VI. **Kunstindustrie und Technik**. — VII. **Kunstliteratur und Album**: Besprechung der bedeutenderen literarischen Werke über Kunst (mit Illustrationsproben), sowie von Werken des Kupferstichs, der Chromolithographie u. s. f. — VIII. **Kunstinstitute und Kunstvereine**: Bekanntmachungen derselben, Jahresberichte, Programme und Einladungsschreiben u. s. f. — IX. **Ausstellungskalender**, Fortlaufende Uebersicht der eröffneten und bevorstehenden Ausstellungen des In- und Auslandes (auch Amerikas). — X. **Allgemeines Ausstellungsprogramm**: Systematische Uebersicht über die Einsendungs- und Transportbedingungen aller mitteleuropäischen Ausstellungscyklen.

NB. Inserate — 2 Sgr. die 5spaltige Nonpareillezeile — finden unter allen Kunstfreunden des In- und Auslandes die wirksamste Verbreitung.

Verlag von Max Gradinger in München, Dultplatz 16.
Empfehlenswerthe Reise- und Bade-Lecture!
Kleine Indiscretionen über grosse Leute.
von
L. K. von Kohlenegg.
(Poly Henrion.)
Ein prachtvoll ausgestatteter Band in gross Octav ord. 1 Thlr. 15 Sgr.

Der Verfasser bietet in dem vorliegenden Werke eines der interessantesten und anregendsten im Bereiche der so sehr beliebten Memoiren-Literatur. Wie er selbst in der Einleitung sagt, brachte ein besonders freundliches Geschick ihn „mit fast allen ersten und grossen Berühmtheiten unserer Zeit in näheren Verkehr", und seine persönlichen Beobachtungen an fast allen europäischen Höfen, seine Erlebnisse mit den interessantesten und berühmtesten Celebritäten der Kunstwelt bilden einen so fesselnden, reichhaltigen und anregenden Lesestoff, wie ihn wohl kaum ein zweites ähnliches Werk in gleicher Fülle und Reichhaltigkeit bieten dürfte.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung).
Pettenhofer, Max von, über Oelfarbe und Conservirung der Gemälde-Galerien durch das Regenerationsverfahren. gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Zweiter Abdruck. Preis 24 Sgr.

Soeben erschien im Verlage von Franz Duncker in Berlin:
Mendel Gibbor.
Novelle
aus
dem Kleinleben einer jüdischen Gemeinde.
von
A. Bernstein.
Verfasser der „Naturwissenschaftlichen Volksbücher".
Preis 25 Sgr.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 30. März 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Volkswirthschaftliche Verirrungen von H. B. Oppenheim. — Tagebuchblätter von Emanuel Geibel. — Die Besiegten von Metz von Karl Braun-Wiesbaden. — Correspondenzen aus Kiel und Rom. — Literatur und Kunst: Die philosophischen Stichwörter der Gegenwart von Karl Rosenkranz. — Ein Nihilismus zur Denkmal-Pest unserer Zeit von Ferdinand Kürnberger. — Deutsche Kriegslyrik und französische Kritik von Paul Lindau. — Ein deutscher Dramatiker an der Newa von Alfons Kißner. — Aus der Hauptstadt: Musikalische Aufführungen: Max Bruchs „Hermione" von A. H. Ehrlich. — Inserate.

Volkswirthschaftliche Verirrungen.

Die Socialisten behaupten, daß die wissenschaftlichen Nationalökonomen kein Gefühl hätten für die Leiden des Volkes, für die Noth der arbeitenden Classen; die Wissenschaft, welche die Naturgesetze, das heißt: die logischen Bedingungen des gesellschaftlich-wirthschaftlichen Verkehrs zu ermitteln trachte, sei herzlos. Sie machen die Erkenntniß gewisser Thatsachen für die Existenz dieser Thatsachen verantwortlich und verlangen eine Umgestaltung der Thatsachen, eine Umkehr der Wissenschaft.

„Brauche nur Vernunft und Wissenschaft
Des Menschen allerschlechte Kraft",

so kommst Du zu Marx und Bebel.

Die wissenschaftlichen Nationalökonomen, nämlich die von der Schule der Handels- und Verkehrsfreiheit, betheuern, daß ihnen das Elend der arbeitenden Classen ebenso warm am Herzen läge, als ihren Widersachern, daß sie nur nicht an die Heilkraft der socialistischen Panazeen glauben. Das Recht der Selbsthülfe und die nöthige Bildung dazu, allgemeine Verkehrsfreiheit, Entfesselung aller gesunden Kräfte, allgemeine und technische Volkserziehung, gesicherte Rechts- und Friedenszustände, ein gerechteres Steuersystem, eine allgemeine Erhöhung des Credits, eine nachhaltige Vermehrung des Capitals, das und Aehnliches halten sie im Wesentlichen für die einzig wahren Heilmittel; die Staatshülfe gestatten sie nur in Ausnahmsfällen; abgesehen von dem wünschenswerthen Schutz der Gesetze für Leben, Gesundheit und Freiheit des Arbeiterstandes. Man kann nicht ohne Weiteres sagen, daß dieses System die Erfahrung für oder gegen sich habe; denn, so einfach es ist, hat es fast noch niemals zu einer reinen und consequenten Durchführung gelangen können; wo es aber theilweise angewandt wurde, waren seine segensreichen Wirkungen alsbald erkennbar; und wo ein Gemeinwesen an Wohlstand und Freiheit wuchs, da geschah es im Verhältniß der allmählichen Ausführung dieses Programms. —

Die Gegner jedoch sagen, das Alles sei eitel Egoismus, es sei dabei nur abgesehen auf die Bereicherung der herrschenden Classen. In der That aber empfiehlt sich nur dasjenige System als durchführbar, welches auf das wohlverstandene Interesse aller Classen gebaut ist und durch die hellere Einsicht jeglicher Gewerbsclasse in ihr eigenes Interesse zu fördern ist. Denn jedes andere System setzt entweder den inneren Krieg der Stände unter einander, den sogenannten „Classenkampf" voraus, also eine fortwährende Zerstörung von Kräften und Werthen, oder ein freiwilliges Opfern von Seiten der Beglückteren, also Willkür auf der einen und Entmündigung auf der anderen Seite, also keinen gesicherten Rechtszustand.

Nun hat die Freihandelspartei in den neueren Gesetzgebungen Englands, Deutschlands und anderer civilisirter Länder fortwährend große Siege errungen und dabei eine Reihe von Gesetzen durchgeführt, welche keineswegs ein beschränktes Classen-Interesse bekunden und namentlich auch direct den Arbeitern zu Gute kommen. Den socialistischen Agitatoren ist aber damit nicht gedient; sie verdoppeln ihre Anstrengungen zur Bethörung und Beherrschung des Arbeiterstandes und bedienen sich dazu auch gewisser Rechte und Freiheiten, welche erst die freihändlerische Gesetzgebung den Arbeitern eingeräumt hat. Kampf und Reibung erzeugen Gegensätze, und so ist nicht zu leugnen, daß innerhalb der Freihandelsschule sich eine äußerste Fraction befindet, welche die Grundsätze des laissez-faire in abstract einseitiger Weise formulirt und den concreten Bedürfnissen wenig Rechnung trägt, und die man in Deutschland mit einer gewissen historischen Ungenauigkeit als „Manchesterschule" bezeichnet. — Der Widerspruch gegen diese sowohl, wie ein gewisser, deutschen Gelehrten leicht anhaftender Paradoxismus hat nun den Socialisten eine allerdings zweifelhafte, aber doch verwerthbare Bundesgenossenschaft in mehreren meist jüngeren Universitätslehrern verschafft, welche ich vor einiger Zeit, um das Verhältniß kurz zu markiren, die „Katheder-socialisten" genannt habe. Ich meinte es nicht schlimm damit und dachte am wenigsten daran, die sehr ungefährlichen Herren etwa in den Leipziger Communistenproceß zu verwickeln. Empfindlich, wie nun einmal deutsche Professoren sind und von jener Beamtenängstlichkeit enger akademischer Verhältnisse, haben Einige der Betroffenen sehr heftig reclamirt: der Streit wurde aus der „Berliner Nationalzeitung" in den „Hamburgischen Correspondenten" hinübergespielt, ungefähr wie die Hunnenschlacht, auf der Erde beendigt, in den Lüften fortgesetzt ward, und soeben bemerke ich, daß die Geister der Erschlagenen sich noch einmal in der amtlichen „Zeitschrift des königlich preußischen statistischen Bureaus" (dessen Schüler und Anhänger meine Gegner sind) regen. Besagter Aufsatz heißt „Abstracte und realistische Volkswirthe"; es versteht sich von selbst, daß die Herren, welche so völlig Recht zu haben meinen, sich für die Realisten erklären und uns für die abstracten Doctrinäre. Seitdem aber ist mir eine kleine Schrift in die Hände gefallen, welche mich vielleicht eines Theiles der Polemik überhoben hätte, weil sie im Wesentlichen Alles enthält, was ich an den Gegnern auszusetzen habe, und weil mein zweiter Widersacher (der im „Hamburgischen Correspondenten") darauf Bieles unmittelbar geschöpft zu haben scheint, während der erste (der in der „Berliner Nationalzeitung") jedenfalls

Digitized by Google

einen seiner wichtigsten Vorschläge in auffälliger Weise mit ihm gemein hat.

Ich meine die „Rede über die sociale Frage. Gehalten auf der freien kirchlichen Versammlung evangelischer Männer in der k. Garnisonkirche zu Berlin am 12. October 1871 von Dr. Adolph Wagner, ordentlicher Professor der Staatswissenschaften an der Universität zu Berlin." (Separatabdruck aus den „Verhandlungen der kirchlichen Octoberversammlung in Berlin". Berlin 1872, Verlag von Wiegandt und Grieben.) Die evangelischen Männer mögen etwas erstaunt gewesen sein, das Lob Lassalles und Karl Marx' in ihrer Mitte erklingen zu hören; indessen wird ihnen die Pille versüßt. Die großen Socialisten seien, so heißt es, allerdings in der Kritik der bestehenden Zustände sehr respectabel gewesen, nur die Construction der neuen Welt sei ihnen nicht gelungen. (Auch Herrn Professor Wagner nicht! Da liegt ja eben der Hase im Pfeffer, daß man eine neue Welt nicht auf dem Papiere construiren kann.) Warum Herr Professor Wagner sich, statt an wissenschaftliche Fachgenossen oder an das politisirende Publikum, an die evangelischen Männer wendet, erklärt sich leicht aus dem Bestreben die Wissenschaft zu christianisiren. Denn „Sittlich" und „Christlich" sei ja gleichbedeutend. Die Wissenschaft der Nationalökonomie müsse wieder (?) einen „ethischen" Charakter annehmen, um die sociale Frage zu lösen. Diesen „ethischen" Charakter, so wie das „negative" Verhalten der freihändlerischen Nationalökonomie, das „Fiasco", welches dieselbe mit der Arbeiterfrage gemacht habe, und Vieles derartige, hat No. II meiner Gegner (ein Dr. L. Breutano, Historiker und Panegyriker der englischen Gewerkvereine, übrigens ein feiner und liebenswürdiger Polemiker) dem Berliner Professor ziemlich wortgetreu entlehnt und daraus möglichst viel Capital geschlagen.

Die „sociale Frage" und ihre zahlreichen Lösungen erinnern mich manchmal an die vielen Weltfriedensprojecte der früheren Völkerrechtswissenschaft, welche gewöhnlich auf den guten Willen aller Machthabenden, niemals auf den inneren Zusammenhang der Dinge gebaut waren. Vor einigen Jahrzehnten sprach man in der Nationalökonomie von „Pauperismus", „Massenarmuth" und „Proletariat"; das Alles war noch ziemlich scharf zu formuliren. Dann wurde die allgemeine „Arbeiterfrage" daraus, in welcher die politische Agitation die ökonomischen Gesichtspunkte verwirrte; in der großen „socialen Frage" aber liegen sittliche, christliche, politische und volkswirthschaftliche Momente, nebst einigen Zweigbeziehungen auf Frauenemancipation, neue Religionen, Abschaffung der alten u. s. w., wie Kraut und Rüben durcheinander. Es ist eben die große Seelschlange.

Da unser Verfasser zu evangelischen Männern spricht, so betont er zunächst die sittlichen („und deshalb christlichen") Pflichten, „welche Vermögen, Bildung und gesellschaftliche Stellung in der socialen Frage auferlegen". Ich bin weit entfernt, solche Pflichten zu bestreiten, aber sie gehören in die Moral und weder in die Jurisprudenz, noch in die Nationalökonomie. Es gelingt Herrn Wagner keineswegs, den „volkswirthschaftlichen Standpunkt" hierfür wissenschaftlich zu begründen. Und wir verlangen für das Wohl der arbeitenden Classen bessere Garantien, als den guten Willen und die „christliche" Gesinnung der höheren Stände.

Professor Wagner mißbraucht selbstverständlich „die wahnwitzigen Beschlüsse eines Basler internationalen Arbeitercongresses über die einfache Abschaffung des privaten Grundeigenthums und Erbrechts"; allein das Wörtchen „einfach" steht hier nicht absichtslos da, denn er selbst theilt die socialistischen Bedenken, „daß der Eigenthumsbegriff zu absolut ausgebildet" sei. Er möchte der freien Verwaltung und Verwerthung des Grundeigenthums Schranken ziehen, welche freilich nicht den alten feudalen Beschränkungen gleichen sollen. Welcher Art seine „Schranken" wären, ist mir nicht klar geworden, und sicherlich ihm selber auch nicht. Denn jede denkbare Einschränkung des freien Grundeigenthums müßte nothwendig zu einer Art von Feudalrecht zurückführen oder zu einer bureaukratischen Bevormundung im chinesischen Stil.

Bei dieser Gelegenheit giebt man uns zu verstehen, daß der gelehrte Professor den Gedanken der „Staatseinmischung in Privatrechtsverhältnisse" (S. 11) nicht von sich weist. Ueber die Theorie der „Staatshülfe" sind wir seit Louis Blanc und Lassalle ziemlich unterrichtet; wenigstens insofern, als wir wissen, was damit gemeint, was unter diesem Aushängeschild verkündigt und verlangt wird. Die Forderungen wurden nach und nach so bestimmt formulirt, daß man die Absurdität derselben nachweisen konnte, zu welchen jeder derartige Versuch führen müßte. Daß eine Veränderung des bestehenden Rechtssystems, in Bezug auf Eigenthum, Obligationenrecht, Erbrecht und Ehe, von Socialisten und Communisten geplant wird, ist uns auch nicht unbekannt geblieben. Was aber darzwischen „die Staatseinmischung in Privatrechtsverhältnisse" soll, das müssen wir der Phantasie der Leser überlassen. Eine gesetzliche Einmischung, wie sie schon jetzt die ganze Civil- und Polizei-Gesetzgebung enthält, kann doch nicht damit gemeint sein. Oder sollte damit nur die Einführung und weitere Ausbildung derjenigen „Fabrikgesetze" angedeutet werden, für welche England das Musterland ist, so bedurfte es auch der großen Worte nicht. —

Auf S. 12 der „Rede" finden wir folgenden Satz:

„Die Geschichte beweist, daß die rechtzeitige und genügende Erfüllung berechtigter Forderungen der unteren Classen oft genug das einzige Mittel ist, um Krisen zu vermeiden, unter welchen Alle am meisten leiden." — Offenbar wollte der gelehrte Verfasser sagen: „unter welchen Alle gleichmäßig leiden." Das wäre nicht gerade wahr, aber es wäre doch richtiges Deutsch; was aber nicht sprachlich richtig ist, birgt sicherlich auch eine schiefe Auffassung. Zwar sind wir ziemlich einverstanden mit der Idee der Steuerreform, welche Wagner hier anknüpft. Bedenklicher schon ist mir der Theil seiner Begründung, welcher ohne Weiteres davon ausgeht, daß „die Vermögensungleichheiten und die Classengegensätze in unserem heutigem Wirthschaftssystem die Tendenz haben, sich zu vergrößern." — Diese auf gewisse, vielleicht schlecht beobachtete Phänomene basirte Behauptung ist schon zum Gemeinplatze geworden, noch aber wäre der statistische und historische Beweis dafür nachzuliefern. Was namentlich die Classengegensätze betrifft, so wird kein Historiker mir widersprechen, daß dieselben sich im Laufe der Jahrhunderte stets gemildert und ausgeglichen haben. Auch die Vermögensunterschiede waren in den Zeiten der Leibeigenschaft und des gebundenen Eigenthums gewiß nicht geringer, als heute. Was den oberflächlichen Beobachter täuscht, ist das compacte Auftreten des beweglichen und productiven Capitals der Neuzeit.

Immerhin sind die Unterschiede groß genug, um das ernsthafteste Nachdenken herauszufordern; es bedarf hierzu gar keiner Uebertreibungen. So wenig, wie in diesen, möchten wir Herrn Wagner in seiner Bemäkelung der modernen Social-Gesetzgebung (auf S. 16) folgen. Er bezweifelt, ob die unbeschränkte Freizügigkeit und Verehelichungsfreiheit zu den segensreichen Neuerungen gehören. Der große Arbeiterfreund will seinen Schützlingen also die ersten Menschenrechte verkümmert wissen. Er sieht nicht, daß gerade die neueste volkswirthschaftliche Entwicklung es erst ermöglicht hat, diese Menschenrechte zu allgemeiner Geltung und Verwirklichung zu bringen.

Herr Prof. Wagner ist voll Anerkennung für das Gewerbereinswesen und findet selbst „einen unbestreitbar vorhandenen gesunden Kern" in der großen Bewegung der internationalen Arbeiterassociation. Um diese Ansicht zu begründen, führt er einen Gedanken aus, dessen Bestreitung mein Gegner Nr. I (ein Professor Schönberg in Freiburg) mir gewaltig übel nahm. Wagner und Schönberg nämlich geben zu, daß die Bewegung der Arbeiter für höhere Lohnsätze die Concurrenzfähigkeit eines Landes ernsthaft zu schädigen im Stande sei. (Herr Brentano bestreitet das in Bezug auf die Gewerbereine und hat sich sogar zum Gegenbeweis erboten, — den ich erwarte.) Damit nun der Schaden abgewendet werde, der ja auch die Arbeiter treffen muß, will Herr Wagner zunächst „die Räthlichkeit von Schutzzöllen unter Umständen" gelten lassen; sein Hauptvorschlag aber geht auf „internationale Verträge", um „eine gewisse Gleichmäßigkeit der Arbeiterzustände, der Lohn-

Digitized by Google

verhältnisse und der Fabrikgesetzgebung in allen Industrieländern" zu erzielen. — Die Logik der Internationalen gefällt mir besser, als die des Herrn Prof. Dr. Adolph Wagner. Die Internationalen organisiren sich, um überall das Gleiche zu erzwingen; das läßt sich jedenfalls denken. Der Professor aber will Staatsverträge hierfür, ohne sich irgendwie auszumalen, in wessen Interesse die Ausführung derselben gelegt sei. Soll die Diplomatie der Internationalen zu Hülfe kommen? — Handelsverträge haben immer irgend eine schutzzöllnerische Bedeutung oder Bedingung; bei absolutem Freihandel wären sie überflüssig, und die Freihandelspartei verwirft sie auch, wenigstens im Princip. Das schutzzöllnerisch gefonderte Staatsinteresse aber wird sich wenig beeilen, des Nachbarstaates Industrie zu retten. Auch abgesehen davon, die Regierungen, wie die Arbeitgeber, werden sich eher vereinigen, der Internationalen entgegenzutreten, als ihr beizuspringen und ihr Programm auszuführen. Doch selbst den guten Willen der Regierungen vorausgesetzt — nehmen wir an, Wagner und Consorten wären Minister des Handels und der Auswärtigen Angelegenheiten, — wie sollen sich, bei der Verschiedenheit des Geldwerthes und der Lebensmittel-Preise, der nationalen Arbeitskräfte und der industriellen Entwicklung, verschiedene Länder über denselben Arbeitslohn verständigen?! Eine englische Arbeiterstunde ist vielleicht dreimal mehr werth, als eine italienische oder gar eine spanische. Dem englischen Arbeiter stehen andere Werkzeuge zu Gebote, andere Maschinen zur Seite, als dem französischen. Er hat ganz andere Nahrungsmittel, andere Gewohnheiten und Bedürfnisse, als der deutsche Arbeiter. Dort ist vielleicht eine Neunstunden-Bill ausführbar, bei uns vielleicht noch nicht die Zehnstunden-Bill.

Und wenn wirklich einmal ein solcher Vertrag zu Stande käme, wer verbürgt die treue Einhaltung desselben? — Etwa ein internationaler Fabrikinspector — und natürlich auch ein permanentes zwischenstaatliches Schiedsgericht? Ach, Herr Professor, welche Stümperei! Lassen Sie sich doch lieber die Marx und Bebel allein operiren!

In einem späteren Theil seiner Schrift wendet sich Herr Wagner der selbständigen Productivgenossenschaften zu. Zwar hält er die von Lassalle geforderte Staatsunterstützung für „schwer ausführbar," — im Princip also für gerechtfertigt, ohne einzusehen, daß sie die Ausführung der Staatsfinanzen, so, wie der ganzen Privatindustrie unfehlbar nach sich ziehen würde. Aber er schlägt jedenfalls vor, daß „der Staat in seinen Gewerksanstalten (Berg- und Hüttenwerken) und Domänen Versuche mit solchen Unternehmungen anstelle, die gewiß weiterhin als Muster dienen würden."

Von hier an wird der geehrte Verfasser immer conjecturaler, immer problematischer. Der ganze Staat wird ihm zum socialistischen Versuchsfeld. So beantragt er auch Versuche in den Staatsgewerksanstalten mit dem Tantièmen-System der sogenannten Industrial-Partnership, ohne etwaiges Risico für die Arbeiter-Antheile, — um dieses System später „vielleicht zwangsweise durch die Gesetzgebung zu verallgemeinern." Daneben einen „Normalarbeitstag, d. h. eine tägliche Maximalstundenzahl von 12, dort von 10, dort sogar von 9 oder 8 Stunden." Herr Wagner findet keines dieser Verlangen „so übertrieben." Mißtlicher freilich erscheint ihm „die staatliche Festsetzung der Lohnhöhe", aber auch nur mißlich.

Er verlangt wiederum „internationale Verträge" für die humanen Principien einer schützenden Fabrikgesetzgebung, obgleich er selbst einige Seiten vorher indirect zugegeben hatte, daß der Normalarbeitstag in den verschiedenen Ländern verschieden sein mag. Manchmal ist Herr Wagner auch bescheiden, z. B. wenn er sagt: „Fraglich ist mir noch der eine Punkt, ob es unbedingt nothwendig und zweckmäßig ist, den Arbeiter stets, womöglich, zum Hauseigenthümer zu machen." Klingt das nicht, wie ein Satz aus der berühmten Predigt „über den Nutzen der menschlichen Glückseligkeit." Sollte es nach Herrn Wagner vielleicht nicht „stets möglich", aber doch „unbedingt nothwendig" sein, den Arbeiter zum Hauseigenthümer zu machen, so wäre es doch vielleicht „zweckmäßig", wenn auch zunächst nicht „zwangsweise durch die Gesetzgebung", dafür zu sorgen, daß wenigstens jeder Arbeiter im ersten Stockwerk wohnen und einiges Gartenland zur Verfügung haben müsse. —

Herr Wagner kann sich nicht über Mißdeutungen beschweren, wir haben überall seine eigenen Worte citirt. Herr Wagner ist der officielle Vertreter der Wissenschaft, er ist vom Cultusminister Mühler als ordentlicher Professor auf den Lehrstuhl der Staatswissenschaften an der Berliner Universität berufen worden. Es lohnte also wohl der Mühe, ein paar Schritte weit seine Fußstapfen zu verfolgen, die freilich — im Sande verlaufen.

H. B. Oppenheim.

Tagebuchblätter.

Froh vom blutigen Sieg heimkehrend gedachten wir endlich
Aufzuathmen, da droht neue Gefahr uns am Heerd.
Während im Felde der Schlacht wir das Reich aufrichteten, wob uns
Mit Skylämmestras Groll Rom zum Empfange das Netz.

Zwar der Kaiser erstand, doch stets noch kreisen die Raben,
Auf denn, muthiger Falk, auf und beginne die Jagd!
Mag ihr krächzender Schwarm an der Seine dem Hahn sich gesellen,
Aber im Neste des Aars sei ihm zu brüten verwehrt.

Vor dem trojanischen Roß, dem Geschenk arglistiger Priester,
Deutsche, bevor es zu spät, schließet die Pforten des Reichs!
Fromm zwar blickt es, doch birgt es im Schooß die gepanzerte Rotte,
Die sich der Freiheit Burg niederzuwerfen verschwur.

Wieder entbrannte der Kampf um die heiligsten Güter, wo bist du
Hutten? Zu Feder und Schwert greife! Der Wurf ist gethan.
Zeig' und im Spiegel auf's neu das Gebahren der finsteren Sippschaft,
Sei sie zu Rom und am Rhein oder in Pommern zu Haus!

„Kommt, ihr Treuen, nach Rom! Wir brauchen ein Dogma und haben's
Schon bei dem heiligen Geist, wie wir es wünschen, bestellt.
Längst steht Alles bereit, den unfehlbaren Papst zu verkünden,
Selbst für den Glorienschein, der ihn verklärt, ist gesorgt."

„Rom hat gesprochen, du hörst. So ergieb dich mit Schweigen und glaube
Was du noch eben als falsch, was als absurd du bekämpft,
Oder bekenn' es zum wenigsten doch und verfluche gehorsam
Jeden als Ketzer, der heut denkt, wie du gestern gedacht."

Wider das Heilige kämpfen wir an? Nein, wider den Mißbrauch,
Den schamloser, als je ihr mit dem Heiligen treibt,
Wenn zur Sache der Religion ihr die eigene Herrschsucht
Lügt und im Friedensgewand weltlichen Hader entfacht.

Nicht wie die Mumie sei, dem Phönix gleiche die Kirche,
Der sich den Holzstoß selbst thürmt, wenn die Kraft ihm erlahmt.
Freudig den sterblichen Leib, den gealterten, giebt er den Flammen,
Weiß er doch, daß ihn die Glut jugendlich wiedergebiert.

Hercules.

Der am Maine die Hyder bezwang und den rasenden Leuen
Ueber dem Rhein in den Staub rang mit gewaltigem Arm,
Kämpft jetzt wider des römischen Sumpfs lichtscheues Gesträuch;
Tressend, in Feuer getaucht, rauschen die Pfeile dahin.

Polnischer Trotz, jesuitische Wuth, altkirchliche Herrschsucht
Aus drei Köpfen zugleich bellen sie, Starker, dich an.
Doch du fürchtest den Cerberus nicht, du ergreifst ihn am Hasse
Und dem versammelten Volk zeigst du die Zwittergeburt.

Digitized by Google

Dir auch ward es verhängt, den Stall des Augias zu säubern;
Doch kein Besen genügt für den unendlichen Wust.
Mächtig leite die Wogen der Zeit in die starrenden Wände
Und der lebendige Strom schwemme den Moder hinweg.

Ruhig, sicher und fest, wie das Himmelsgewölbe der Atlas
Auf der Schulter von Erz trägst du die Säulen des Reichs.
Möge der Tag fern sein, der einst von der Bürde dich abruft;
Denn kein Zweiter fürwahr lebt, der sie trüge, wie du.

Emanuel Geibel.

Die Besiegten von Metz.

Von **Karl Braun-Wiesbaden.**

(Les vaincus de Metz. Par E. J***, ancien élève de l'école polytechnique. 3 me. éd. Paris. 1872.)

III.

Wir sahen also, „der Hunger von Metz" war eine Realität, und keineswegs ein von dem Marschall Bazaine zum Zwecke der Capitulation heraufbeschworenes Phantom. Wer hungert, darf capituliren.

Eine andere Frage ist es, ob auf Bazaine nicht aus der Zeit vor der Capitulation und vor dem Hunger ein Verschulden fällt? — ob er nicht sich hätte der Einschließung entziehen, oder, nachdem er einmal eingeschlossen war, die Einschließung hätte durchbrechen können? Ob er nicht zu viel diplomatisirt und politisirt und darüber seine Pflichten als Soldat und Feldherr vernachlässigt hat?

Zugeben muß man:

Bazaine hat den Erwartungen nicht entsprochen, welche die Franzosen auf diesen „glorreichen und ruhmgekrönten" Feldherrn setzten.

Auch wenn er, in der Ueberzeugung, Paris werde sich nicht lange halten, vielleicht allzu sehr darauf bedacht, daß er an der Spitze seiner Armee als einzige wirkliche Militärmacht übrig bleibe, um alsdann Frieden zu schließen und in dictatorischer Weise die Geschicke des Landes zu regeln.

Wenn Bazaine „den Erwartungen nicht entsprach", so ist das nicht seine Schuld. Er hat niemals irgend Jemanden eine Veranlassung, oder auch nur einen Vorwand gegeben, ihn für ein Feldherrngenie à la Moltke zu halten. Solche Uebertreibungen waren aber nun einmal bis zu 1870 in Frankreich allgemein Mode. Der französische Militärbevollmächtigte in Preußen, Herr von Stoffel, schreibt darüber in seinen Berichten*) wörtlich Folgendes:

„Die Lüge umgiebt uns auf allen Seiten. Sie durchdringt selbst die Formen unserer Sprache. Namentlich mißbraucht man die lobrednerischen Beziehungen, die epitheta ornantia. In der Presse, in der Kammer, in den Versammlungen pflegt man ohne Unterschied die Bemerkungen „großer Bürger" oder „glorreicher General" anzuwenden auf Männer, deren wirkliches Renommée oder deren dem Lande geleistete Dienste eine solche Bezeichnung nicht entfernt rechtfertigen. So kommt es denn, daß Frankreich allein mehr „große Bürger" und mehr „berühmte Generale" besitzt, als alle übrigen Länder Europas zusammengenommen. Dies ist auch eine jener Formen der Lüge, welche man nur in Frankreich, und in keinem andern Lande wieder, findet."

Wenn Gambetta am 17. October in Tours verkündet, Bazaine mache fortwährend erfolgreiche Ausfälle und habe „den Feind aus seinen Stellungen geworfen, welcher (der Feind) bei dieser Affaire 4 Cavallerie-Regimenter und 26 Bataillone verloren": wenn Gambetta weiter sagt, Bazaine habe „13 feindliche Regimenter vor dem Fort Bellecroix aufgerieben", wenn er endlich noch am 23. October das Feldherrngenie Bazaines feiert: so ist es sehr begreiflich, daß ihm die Capitulation vom 27. October sehr quer kam; denn sie paßte nicht zu seinen Gasconaden. Allein das war doch nicht Bazaines Schuld; er war es ja doch nicht, der die Leute so lügen gescheiten.

Wahr ist, Bazaine hat in Metz zu viel Politik gemacht. Er hat seine eigene Parteianschauung höher gestellt als das Interesse Frankreichs, die „Dynastie Napoleon" höher als das Land, und am Ende vielleicht auch die Dynastie Bazaine höher als die Dynastie Napoleon. Aber es gab damals in Frankreich in der That wenig, — vielleicht gar keine — Leute, die es anders gemacht hätten.

Wenn ich auf den September 1870 und die Ereignisse in Paris zurückblicke, dann fällt mir immer eines jener zahlreichen geflügelten Worte ein, welche die Americaner von ihrem Abraham Lincoln erzählen: Als man mitten im americanischen Bürgerkrieg, zu einer Zeit, wo die Dinge noch sehr zweifelhaft standen, zur Präsidentenwahl schritt, und Lincoln wieder candidirte, fragte ihn wohlmeinend einer seiner intimsten Freunde: „Abe, hast Du Dir auch schon die Frage vorgelegt, ob Du denn wirklich der richtige Mann bist, das Staatsschiff glücklich durch diese furchtbaren Stürme zu steuern?" — „Ich habe mir sie vorgelegt, diese Frage", sagte Old Abe, „und zweifelte gleich Dir; aber ich bin nun einmal Präsident; und ich habe einen deutschen Bauer sagen hören, wenn man durch einen reißenden Strom reite, dann sei es nicht gut, in der Mitte desselben das Pferd zu wechseln." Lincoln wurde wieder gewählt, und Alles ging gut.

In Paris scheint man von jener deutschen Bauernregel, auf welche sich Abraham Lincoln berief, noch nichts gehört zu haben. Man wechselte das Pferd inmitten des Flusses. Gewiß das Pferd hatte seine Fehler, allein der Wechsel war schlimmer als die Fehler des Pferdes. Jedenfalls hätte man diesen auch noch später vornehmen können, nachdem man sich vorher bereit hatte, Frieden zu schließen, weil der Friede ohne einen Wechsel des Staatsoberhauptes und der Staatsform sich leichter und günstiger vollzogen habe würde.

Das posthume französische Märchen, daß Napoleon der alleinige Urheber des Krieges war, glaubt heutzutage kein Mensch mehr. Man nehme nur die oppositionellen Zeitungen vom Juli 1870 zur Hand. Die Eine schreibt: „Nicht Napoleon hat den Krieg erklärt; wir, das Volk, sind es, die ihm die Hand führen; und wir rühmen uns dessen."

Und ein anderes Blatt versichert: „Der Entschluß zum Krieg wider Deutschland geht nicht von der kaiserlichen Regierung aus. Diese war unentschlossen und einige Minister wollten sogar sich mit Scheinconcessionen zufrieden geben. Da erklärte sich die Nation für den Krieg. Der Krieg ist ihr eigenstes Werk. Der Entschluß dazu ging hervor aus den Herzen des Landes".*)

Man kakelte Napoleon ab, nicht weil er den Krieg erklärt, sondern weil er den Feldzug verloren hatte. „Stultorum magister eventus!" Man that es, weil man seine Parteileidenschaft austoben wollte, nicht weil man glaubte, es gereiche zum Besten des Landes. Denn man mußte wissen, daß Frankreich in dem Augenblick, in welchem es die Republik einführte, an Sympathie verlor bei dem monarchisch-gesinnten Europa, und daß eine Regierung, die auf dem Pflaster von Paris entstanden und von den Pflastertretern abhängig war, nicht die Bürgschaften der Vollziehung eines Vertrages bot, namentlich so lange sie der Sanction durch eine Volksvertretung entbehrte.

Wenn man nun in Paris die Partei über das Vaterland und die Staatsform über Frankreich setzte, wie kann man sich wundern, wenn etwa in Metz dasselbe geschah, wenngleich zu andern Zwecken?

Gewiß schwärmte Bazaine nicht für Jules Favre und Gambetta. Er glaubte an die baldige Uebergabe von Paris. Und er hatte allen Grund, daran zu glauben. Es glaubten daran selbst klügere Leute. Bazaine wußte, daß die frühere Regierung wenig oder gar nichts für die Verproviantirung der Riesenstadt gethan. Dagegen war es ihm unbekannt, daß in Folge der Eigenschaft dieser Stadt als Frankreichs Central-

*) „Die militärischen Berichte des Obersten Baron Stoffel." Erste vollständige deutsche Uebersetzung. Berlin, Otto Janke 1872, pag. XVI.

*) Benedetti, „Ma mission en Prusse". Seite 410.

Digitized by Google

stapelplatz für Lebensmittel und als Hauptknotenpunkt für Land-, Wasser- und Schienenstraßen, und in Folge der Thätigkeit der Privaten, sich dort Vorräthe aufgehäuft hatten, welche für mehrere Monate ausreichten.

Bazaine wußte, daß das „gouvernement provisoire de la défense nationale" auf schwachen Füßen stand, und es in Paris zu Reibungen kommen werde, welche die Widerstandsfähigkeit schwächten. Allein er vergaß, daß der Friede unmöglich wurde, blos deshalb, weil man Niemanden hatte, der stark genug war, ihn zu schließen und zu halten, und weil die absolute Schwäche und Anarchie zugleich die absolute Negation ist, welche zuletzt zur Auflösung jeder positiven Organisation der Gesellschaft, d. h. zur „Commune" und zum Communismus, führen mußte.

Bazaine wußte, daß Napoleon, wenn er nicht — was immerhin etwas gefährlich — geradezu mit dem schlimmsten Pessimismus speculirte, ein Interesse hatte, Frieden zu schließen und ihn gerade durch Bazaine, wenn dieser von Allen allein übrig blieb, schließen zu lassen. Aber er vergaß, daß die Unentschlossenheit des Imperators, welche schon im Glück und im Frieden so groß war, noch größer sein mußte im Krieg und im Unglück.

Bazaine hat also falsch speculirt; allein die Anderu thathen's nicht minder. Er hat aus rein egoistischen Motiven gehandelt; aber wer that das denn nicht? Er hat Fehler gemacht, aber die Andern auch.

Und man kann wirklich seinen Anklägern und Richtern sagen: „Wer von Euch sich ohne Fehl weiß, der werfe den ersten Stein auf ihn."

Zum Schluß will ich auf Grund des Buches „Les vaincus de Metz", dessen anonymer Verfasser den Eindruck eines wohlunterrichteten und urtheilsfähigen Offiziers macht, noch einige Einzelheiten anführen, wobei ich dasjenige ausscheide, was mir Ausfluß augenblicklicher Stimmung, oder verdächtiger Quelle entsprungen, oder sonstwie zweifelhafter Natur zu sein scheint. Es ergiebt sich aus dem gut geschriebenen Buche, daß der Verfasser sowohl die Schlachten vor der Cernirung mitgemacht hat, als auch während derselben bis zur Capitulation in Metz miteingeschlossen war. Wir finden in seinem Buche die öffentliche Meinung, oder wenigstens die „communis opinio" der intelligenten Offizierskreise vertreten; und diese Meinung ist dem Marschall nicht günstig, schon deshalb nicht, weil er sich während dieser langen Zeit in einer höchst auffallenden Weise von dem Offizierscorps fern gehalten.

Auf französischer Seite war von vornherein die oberste administrative und militärische Leitung geradezu kopflos. Man kündigt am 15. Juli (bei Beantwortung der Interpellationen von Duvernois und David — natürlich „bestellte Waare" das, — diese Interpellationen!) in beiden Kammern den Krieg an und erklärt ihn solemniter am 19. Juli. Man hofft Deutschland zu überrumpeln, und der französische Kriegsminister mit dem verhängnißvollen Namen erklärt offiziell, er sei „mehr als fertig" mit Allem, („archiprêt"*). Allein es zeigt sich, daß Deutschland bereit ist, und Frankreich nicht. Der französische Militärbevollmächtigte in Berlin giebt am 15. Juli in einer chiffrirten Depesche die Nachricht: „In zwanzig Tagen von heute ab wird Preußen mehrere Armeen, jede von 100,000 Mann, auf den entscheidenden Punkten an der französischen Grenze concentrirt haben."*)

In Paris aber lacht man über den Ruf der Berliner Kassandra. Aber er bewährt sich als richtig. Am 2. August stehen 450,000 Deutsche zwischen Trier und Landau auf engstem Raum concentrirt, während die französische Streitmacht sich auf einer langen Linie von Diedenhofen bis Belfort hinzieht, einem Cholera- oder Rinderpest-Cordon vergleichbar. An der Spitze der Deutschen standen im großen europäischen Kriege bewährte Feldherren; an der Spitze der Franzosen standen, mit einigen höchst ehrenwerthen Ausnahmen, entweder Höflinge, welche seit langen Jahren sich vorzugsweise auf dem Parquetboden bewegt und die Fühlung mit den Truppen verloren hatten — die Franzosen bezeichnen vorzugsweise Frossard und Failly als solche — oder Männer, die den Krieg in Algerien, in Mexico oder in China gelernt hatten, oder, wie Graf Moltke gesagt haben soll, „den Krieg, wie man ihn nicht führen darf", — Schützengenerale oder Africaner!

Die Niederlagen bei Weißenburg, Wörth und Saarbrücken (4. und 6. August) spalteten die Franzosen in zwei Gruppen, welche sich bei der Reserve-Armee in Châlons wieder vereinigen konnten.

Am 12. August erhielt Bazaine das Commando. Er hatte die schwierige Aufgabe, den Schrecken, welchen die unerwartet Niederlage bei Saarbrücken hervorgerufen, zu bannen, die Armee, die aus Rand und Band war, wieder in Ordnung zu bringen und sie rückwärts zu führen.

Aber wohin?

Entweder konnte er östlich von Metz, etwa hinter der Nied, den Feind erwarten und dort eine Schlacht liefern, oder er mußte mit unaufhaltsamer Eile gen Westen ziehen, um sich schleunigst mit Mac-Mahon und der Reserve-Armee von Châlons zu vereinigen. Im letzteren Falle mußte er eine Arrière-Garde zurücklassen, um den vorrückenden Feind zu beschäftigen, aufzuhalten und zu täuschen und schließlich Metz zu besetzen, während er mit der großen Armee fortzog.

Bazaine that weder das Eine noch das Andere. Er weilte mit der ganzen Rhein-Armee zögernd bei Metz und setzte sich zwischen zwei Stühle.

Noch am 13. August hatte er Zeit; er hätte ohne große Belästigung unterfestes über die Maas gelangen können.

Erst am 14. Morgens entschloß er sich zum ferneren Rückzug aber an demselben Tage Nachmittags nahm er unmittelbar östlich von Metz doch wieder den Kampf auf. Er läßt seine Truppen, welche zum Theil die Mosel schon überschritten hatten, wieder zurückmarschiren, um sie Theil nehmen zu lassen an der Schlacht zwischen Vorny und dem Glacis der Außenwerke von Metz. Damit hatte er die letzte Frist zum Abmarsch verscherzt.

Dies war sein erster und verhängnißvollster militärischer Fehler. Er mußte wissen, daß damals Theile unserer zweiten Armee und das Kronprinzliche Heer bereits mit ihren Spitzen in südlicher Richtung bis an die Mosel vorgedrungen waren und also die erstrebte Vereinigung mit Mac-Mahon auf's Aeußerste bedrohten. Trotzdem ließ er sich festhalten und gab uns Zeit, inzwischen mit der Masse der Armee die Mosel südlich von Metz zu überschreiten.

Bazaine begriff, welchen Fehler er gemacht und suchte ihn (— Beweis, daß er kein „Verräther!") sofort zu verbessern. Es war zu spät. Noch in der Nacht vom 14. auf den 15. und am 15. suchte er seine Armee auf das linke Moselufer zu führen, um dann am 16. unaufhaltsam gen Westen zu eilen.

Allein das Defiliren so kolossaler Heeresmassen ist eine schwierige und zeitraubende Operation. Die Festung Metz liegt auf einem Hügel, zwischen hohen Bergen und engen Thälern, endlich zwischen mehreren Flüssen, nämlich drei Armen der Mosel und deren Nebenfluß Seille. Die Stadt hat enge Straßen, wie wir sie von unseren rheinischen Orten, z. B. Mainz, gewöhnt sind. Auch verstumte Bazaine, bei Zeit die nöthigen Brücken schlagen zu lassen. Die stehenden Brücken sind schmal.

So kam es, daß am 16. August Morgens kaum zwei Drittel seiner Armee bei Gravelotte waren; ein großer Theil steckte noch in dem engen Thal, durch das die Straße von Metz nach Verdun führt.

Es ist bekannt, daß Bazaine am 16. in dieser Situation gepackt und nach einem furchtbaren und blutigen Ringen gehindert wurde im weiteren Rückzug.

Damit war die Entscheidung gefallen. Die deutsche Heeresleitung hatte die Zeit und die Möglichkeit gewonnen, durch Heranziehung aller disponiblen Streitkräfte die ganze französische Armee definitiv in und bei Metz festzuhalten.

Bazaine, anstatt sofort am 17. den Durchbrechungsversuch zu erneuern oder den Marsch in nordwestlicher Richtung an-

*) Siehe die oben citirte Uebersetzung von Stoffel, Seite X. und Seite 255—255.

Digitized by Google

zutreten, verhielt sich an diesem Tage ganz ruhig. Er nahm nur eine andere Gefechtsstellung ein, um dann am 18. entscheidend geschlagen und nach Metz hinein- und zurückgeworfen zu werden.

Immerhin war aber auch damals für ihn die Möglichkeit noch nicht ganz ausgeschlossen, sich mit Entschlossenheit und Ueberlegenheit auf einen Punkt der Cernirung zu werfen, den Durchbruch zu erzwingen und der Armee ihre Freiheit wieder zu geben. Allein er zögerte abermals. Und je mehr er zögerte, desto mehr wuchsen mit jedem Tage die Schwierigkeiten und desto mehr sanken für ihn die Chancen des Erfolges. Endlich war die Maulesalle geschlossen. Die Deutschen setzten sich fest im Terrain, die Cernirung der Festung wurde vollendet, die Circumvallationsstellungen wurden durch fortificatorische Werke verstärkt. Es wurden Durchbrüche versucht. Sie mißlangen. Bei einem solchen Versuch hatte Bazaine gegen Abend einen halben Erfolg errungen. Aber er verhielt sich ruhig in der folgenden Nacht. Nach der Capitulation und Uebergabe der Festung fragte ein deutscher Offizier den französischen Marschall, warum er nicht in jener Nacht noch einmal das Kriegsglück versucht habe? „Mais, Monsieur!“ — soll die Antwort gelautet haben, — „en nuit on ne marche pas!“

Allerdings weiß man nicht, in welcher Verfassung damals seine Truppen waren. Denn eine geschlagene große Armee, eingepfercht in eine Festung, wird natürlich jeden Tag schlechter.

Während dieser Zeit seiner militärischen Unthätigkeit hat Bazaine — es mag dahin gestellt bleiben, ob in seinem eigenen oder in seines Kaisers Interesse, — ich bin geneigt, das Letztere zu glauben — nach Außen hin auf eigene Faust diplomatisirt und politisirt, mehr als es einem Soldaten geziemt. Das Buch „Les vaincus de Metz“ giebt in dem, „Les négociations“ überschriebenen zweiten Abschnitt des Capitels III., „die letzten Tage der französischen Rheinarmee“, darüber ausführliche Auskunft, auf die ich den geneigten Leser — um doch endlich zum Schluß zu gelangen — verweise.

Ich fasse mein Urtheil dahin zusammen:

Bazaine hat Niederlagen erlitten. Er erlitt sie durch seine Unfähigkeit, aber nicht durch Verrath.

Bazaine hat capitulirt. Er that dies unter dem eisernen Druck unabwendbarer Nothwendigkeit.

Bazaine hat diplomatisirt. Das war eine Folge der durch den vierten September hervorgerufenen politischen Anarchie und Verwirrung.

Was er gefehlt und erlitten, das haben die Anderen auch gefehlt und erlitten. Deshalb: transeat cum ceteris, auf Deutsch: „Legt's zu dem Uebrigen“. —

Correspondenzen.

Aus Kiel, im März. [Die Guten.] Meine neuliche Correspondenz aus dem Lande des „ganz vergessenen“ Bruderstammes, hat trotz der feuchten Jahreszeit viel Staub aufgewirbelt. Man möchte eben bei uns gern, daß Manches vergessen wäre und hat deshalb jederzeit ein kleines Anathem gegen den in Bereitschaft, der sich eines guten Gedächtnisses erfreut. Es ist allerdings richtig, man spricht hier in der „guten“ Gesellschaft nicht von der politischen Haltung und den Vorgängen der Jahre 1863—66, wie man nicht über die Jugendthorheiten eines zu Ansehen emporgediehenen Mannes redet; und im Grunde kann niemand es der guten Gesellschaft verargen, wenn sie sein sonderliches Bedürfniß empfindet, sich selbst Sottisen zu sagen, die unparteiisch auf die Kopfzahl zu reduciren sein würden. Wir aber, die wir nicht zu der Bildungselite des Erdballs, die sich im Kieler Hafen und sonstigen zu dem Behuf verwendbaren Flächen bespiegelt, gehören, wir lachen herzlich über den Zorn, den unsere Erinnerung an das erregt, was vor sieben Jahren niemand zu verleugnen in den Sinn gekommen wäre. Freilich regna mutantur et prospectantes eum illis. Wer möchte gern daran gemahnt werden, daß ihm ein schon signalisirtes Goldschiff dicht vor dem Einlaufen in den Hafen in unerwartet hereinbrechendem Sturm untergegangen ist?

Auch wir würden nicht so hartherzig gewesen sein, dies Gedächtniß zu wecken, wenn — ja, wenn der Contrast zwischen dem Leidtragenden und der großen, vierzig Millionen umfassenden Ider des neuen deutschen Reiches nicht so unsagbar komisch wäre, und wenn andrerseits das Goldschiff mit Maus und Mann versunken am Meeresgrunde läge und Keiner seiner mehr gedächte: wenn man sich bescheiden, wie es einem so winzigen Bruchtheil zukommt, und rüstig zugleich, wie es dem tüchtigen Manne ziemt, in der Realität der Dinge zurecht zu finden, sich selbst, andern und so dem Ganzen zu nützen gesucht hätte. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Politische Bernunft haben diese Träger der Intelligenz allerdings niemals besessen; allein ein Quentchen übrig gebliebenen gesunden Menschenverstandes könnte ihnen sagen, daß die Weltgeschichte über ihre Köpfe hingegangen ist, und daß sie von Herzen froh sein sollten, ihre kleine Existenz aus dem großen Zusammensturz überhaupt gerettet zu haben, obwohl sie im Grunde nichts anderes verdient hatten, als unter der Felswand, gegen deren Borrücken sich sich anstemmten, elendiglich begraben zu werden. Doch am Grabe eben schwindet die Hoffnung erst, und so sehen sie trotz alledem, wenn auch nicht im Geiste, so doch in phantasievollen Hoffnungsträumen die Masten des versunkenen Schiffes noch einmal an die Oberfläche zurücktauchen, gewahren sehnsüchtigen Auges seine Segel sich voller blähen denn je und erschauen, wie es per tot discrimina rerum mit der theuren Ladung triumphirend in den Hafen einläuft. Daß sein Lied thun zu können, wie über eine versunkene Atlantis über des deutschen Reiches Größe, über des deutschen Volkes Wohlfahrt gehen müßte, bekümmert sie nicht im Geringsten; ja in ihrem Halbschlaf ahnen sie kaum etwas davon. Je größer sie sind, desto größer ist natürlich auch der zu diesem Zweck stets benutzbare Begriff des „Vaterlandes“, und wäre dasselbe auch von einem guten Fußgänger in zwei Tagen der Länge und Breite nach zu durchwandern. Ubi potens et florens sum, ibi patria.

Wenig amüsantere Dinge giebt's, als Leuten auf der Straße zu begegnen, deren ergwöhnisch durchbohrendes Auge verständlich fragt: Bist du der Gottvergessene, der an unserer Infallibilität gezweifelt? Es ist uns das in letzter Zeit mehrfach zu höchstem Ergötzen geschehen; denn so empörend die Sache auch an sich sein mag, sie ist doch noch nichts gegen den Verdacht, Einer der Begnadigten selbst könne als Wolf im Schafsfelle unter ihnen wandeln, Einer, dem sie vertrauensvoll die reichste Scenerie ihrer Komik erschlossen. Es ist ein schreckliches Wort: Haruspex haruspicem! Der Andere, der die Eingeweide, welche die gläubige Menge scheu anstaunt, auch kennt und weiß, daß sie — nichts bedeuten!

Wenn wir übrigens noch einmal auf diese „gute Gesellschaft“ zurückgekommen sind, so erfordert die unserer Stadt schuldige Gerechtigkeit, hinzuzufügen, daß seit dem Jahre 1864 langsam und aus kleinen Anfängen sich daneben eine „bessere“ zu bilden begonnen hat, die wie Kiel selbst wächst und sich dehnt und, wie das Sprüchwort es verlangt, „des Guten Feind ist“. Die gebildeten Elemente einer werdenden Großstadt sind naturgemäß so mannichfaltig, daß sie schnell in sich nur hie und da tangirende Kreise zerfallen. So spricht denn auch bei uns bereits „ein frisches Leben aus den Ruinen“, fröhlicher und gesunder Nachwuchs oder Zuzug drängt sich mehr und mehr in die Trümmer des Alten, Ueberlebten — eine halbe Generation noch, und Chibher, der ewig junge, wird ein völlig verändertes Bild dort finden, wo einst die „gute Gesellschaft“ *nur* Chrzyż saß, wie jene Unnahbaren im Faust:

Sitzen vor den Pyramiden
Zu der Völker Hochgericht,
Ueberschwemmung, Krieg und Frieden,
Und verziehen kein Gesicht.“

Digitized by Google

Eben schießt man „Kaisers Geburtstag". Sollte eine Fensterscheibe dabei springen, so hat das vermaledeite Preußen es wieder gethan. — — —

Aus Rom, im März. [Die Todtenfeier Mazzinis.] Am Morgen des dritten Märzsonntags führte die Bürgerschaft der königlichen Hauptstadt Rom die Büste Giuseppe Mazzinis in endlosem Trauerpomp auf's Capitol. Von der Conforteria bis hinab zu der Hefe der Plebs — ganz Rom war vertreten, und im Namen des Municipio empfing der Vertreter des Sindaco — der Oberbürgermeister wie wir sagen würden — die Büste, um sie in den Ruhmessälen des Campidoglio aufzustellen.

Mit derselben Einigkeit hatte die Presse Italiens wenige Tage vorher die Trauerkunde vom Tode des großen Republicaners durch das Königreich getragen. Von der officiösen „Opinione" bis hinüber zu der „Italia nuova", dem verwegensten der Umsturzblätter, hatten die Zeitungen Italiens Trauer und Anerkennung für Genie und Verdienst des verstorbenen Patrioten zur Schau getragen; jedes hatte ihn mit seinem Maße gemessen und jedem war der uneigennützige eiserne Charakter, der Vater, Schürer und Bewahrer der italienischen Einheitsidee übriggeblieben, trotz alledem und alledem.

Und am Sonntag morgen, wie gesagt, gingen Stadtvertreter und Universität, der Circolo Cavour und Circolo Bernini, die vornehmsten Clubs der Hauptstadt, deren Mitglieder die Minister sind, neben den liberi pensatori di Roma, unter denen ich z. B. meine alte halb närrische Kleiderhändlerin erkannte, die fortwährend laut mit sich selbst sprach. — Und noch deutlicher schien die stachellose Einigkeit des neuen Reichs, wenn man sah, wie alle die zahllosen Genossenschaftsbanner einmüthig die Tricolore zeigten, das Kreuz von Savoyen, das Wappenzeichen des regierenden Hauses, in der Mitte. — Und nun weiter — im buntesten Flaggenschmuck prangte die Stadt bis in die kleinsten Gassen: grün-weiß-roth überall mit dem weiß-rothen Kreuz und der Krone darüber. Und unter diesen Flaggenhimmel hinweg, der erst zwei Tage vorher zu des Königs Geburtstag geleuchtet hatte, führten sie auf hohem Trauerwagen die Büste Giuseppe Mazzinis und über ihr riesenhoch stand die Italia, ihn krönend; und von den Balconen des Corso, aus der endlosen Menge am Wege regneten die Lorbeerkränze. Neben dem Wagen aber trug man die Namen von „Märtyrern der Freiheit", Namen so gut und so compromittirend, wie sie nebeneinander etwa nur in Frankreich aufzutreiben sein dürften. Dabei kein Aufwand von bewaffneter Macht, keine Spur einer Störung, — nichts von dem, wozu bei uns selbst zweifellosere Feierlichkeiten, wie Humboldts Begräbniß und die Schillerfeier Anlaß gaben. Und doch stand die Sonne des Südens diesen politisch Leidtragenden senkrecht über den unruhigen romanischen Köpfen. — Und so ein gejegnetes politisches Utopien giebt es, ein Land wo alle Schranken fallen, wo die feindlichsten Parteiextreme sich die Bruderhand reichen, wenn es gilt, die wirkliche Größe eines Mannes unabhängig zu ehren, und sei er auch nebenbei ein Todfeind alles Bestehenden gewesen? Keine idealistische Sehnsucht, Verehrtester! Das wäre der alte Traum vom royaume de l'inconnu. Wir aber leben im Königreich Victor Emanuels. Und hier hat die Sache ihre einfachen Schlüssel.

Um Gottes Willen, diese schwarzen Zettel an allen Ecken, diese Aufrufe an das Volk, an die Arbeiter! Der todte Mazzini bringt uns am nächsten Sonntag noch die schlimmste anti-königliche Demonstration von der Welt und das, wo wir kaum in Rom sind und diesem Vatican gegenüber —! Und brauchen wir Gewalt so wird es noch schlimmer!

Aber Nichts einfacher als denen ein Paroli bieten! Die Presse hat bereits das Ihrige gethan, thun wir das Unsrige. Gehen wir mit Sonntag. — Und so geschah's.

Was half es den Brüdern der Commune (die Mazzini sich ebenso verbeten haben würde, wie die Conforteria) daß sie 20,000 Menschen zusammengebracht! Es waren noch 10,000 Andere da, und den Charakter des Festes bestimmten diese nicht mehr.

Daß es trotzdem ruhig zuging? Wer hätte wohl den Lärm machen sollen? Die enttäuschten sogenannten Mazzinisten doch nicht selbst, sie, die Unternehmer der Feier? Und außerdem taugt der Italiener nicht dazu, ein Fest zu stören; nicht einmal drängen kann er sich; er ist nie rücksichtsvoller und distinguirter, als wenn er sich öffentlich und in Masse bewegt.

Aber alle die Flaggen und Fahnen mit dem savoyischen Kreuz? Mein Gott, es gab eine Zeit wo die Einigkeit neu, wo sie Alles war. Da kam diese Flagge nach Rom, nicht blos als Symbol derselben, sondern auch als das Wahrzeichen der Befreiung vom päpstlichen Joch, als das Demonstrationsmittel gegen den Vatican, als das Erkennungszeichen patriotischer Gesinnung. Damals schafften Alle sie an. — Wenn manche sie nun auch gerne schon wieder los wären, — so ein Ding ist doch so bald nicht wieder angeschafft und — man kann doch auch nicht gleich die rothe Fahne aufstecken!

So war Giuseppe Mazzinis Todtenfeier in der Hauptstadt des Reiches, das er noch einig gesehen, so zog er in's Pantheon des Capitol. Und das hat er um Italien verdient. Denn die Idee der Einigkeit seines Vaterlandes, das er mehr und uneigennütiger als ein Anderer geliebt, ist seine Idee, und er hat sie gewahrt und geschützt, als keiner mehr daran dachte. Aber — er war nur „Idealist" — und darauf recurrieren alle Vorwürfe, die man ihm zu machen berechtigt ist. Wir Deutsche sind in der Lage, mit solchen Leuten als „praktischen" Politikern gebrochen zu haben. Aber wir haben damit, denke ich, nicht aufgehört, die Charaktertüchtigkeit zu achten, die dazu gehört. Mazzini gegenüber dürfte und das allerdings besonders leicht werden. Denn es ist bekannt, daß ihn seine tiefe philosophische Bildung und sein klarer sittlicher Ernst von Anfang an in Widerspruch setzten mit den Principien der ersten französischen Revolution, denen er, als den Principien des Egoismus, die Forderung der absolutem Hingabe des Einzelnen an die Gesammtheit entgegenstellte, — ihn auch von vornherein in scharfen Widerspruch setzten zu dem modernen Franzosenthum und ihn während des ganzen Krieges keinen Augenblick zweifeln ließen an dem folgerichtigen verdienten Ausgang. Konnte man in Deutschland seinen letzten Essay über „la reforme intellectuelle et morale" von E. Renan — Wort für Wort würde man die niederschmetternden Wahrheiten des großen Italieners mit einem Bravo! unterschreiben; einige für den merkwürdigen Menschen bezeichnende mystische Stimmungen ausgenommen.

Arm wie er geboren ist er gestorben. Und ich denke nicht so gar märtyrerartig, wie man's machen möchte. Denn einen großen Theil seines Programmes hat er erfüllt gesehen — und das war ein Theil seines glücklichen Genius, daß er mit dem Wie? zu rechnen verstand. Wenn seine Blätter hinzufügen: was an der Form fehle, das habe er wie Moses auf dem Todtenbette in nicht zu weiter Ferne doch erfüllt geschaut — sein gelobtes Land: die Republik, — so glauben wir's gerne und gönnen es ihm. Der Idealist durfte, mußte so sterben.

Literatur und Kunst.

Die philosophischen Stichwörter der Gegenwart.

Man hatte sich eine Zeitlang angewöhnt, uns Deutsche als ein vornehmlich philosophisches Volk, als ein Volk von Denkern zu betrachten; und wir Deutsche selber hatten uns an diese Vorstellung gewöhnt. Historisch aber angesehen, datirt die Philosophie bei uns erst seit dem vorigen Jahrhundert. Bis auf Leibnitz und Wolf konnte man uns gewiß nicht für ein philosophisches Volk, sondern nur für ein kriegerisches, fleißiges und religiöses halten. Auch Leibnitz schrieb noch vorzugsweise Lateinisch und Französisch und erst mit Kant und Herder fing die Philosophie bei uns an, das allgemeine Interesse der Nation zu erregen. Sie schrieben Deutsch und zwar

Digitized by Google

ein gutes, geschmackvolles Deutsch, welches unsere Sprache auch als philosophische der der romanischen Völker ebenbürtig an die Seite stellte. Wir Deutsche traten productiv in die Philosophie erst dann, nachdem die romanischen Völker sich darin relativ erschöpft hatten. Von hier ab haben wir nun durch Jacobi, Fichte, Schelling, Hegel, Krause, Herbart, Baader und Schopenhauer eine ganze Reihe weltgeschichtlich hervorragender Denker gehabt. Sie sind es, die uns in den Ruf gebracht haben, als ob bei uns die Philosophie ein ganz allgemeines Interesse, ein nationales Studium, ein populäres Element der Bildung wäre. In der That hatten wir unsere philosophische Epoche: Sie ist vorüber. Nicht, als würden wir Deutsche aufhören, zu philosophiren, aber Epoche in dem Sinn, wie es geschehen, können wir nicht Zug auf Zug machen.

Dies liegt in der Natur der Sache. Die Philosophie ist die Wissenschaft der Principien. Ist sie von einem Volke bis zu einem gewissen Grade eigenthümlich ausgebildet worden, so muß sie sich in alle besondere Wissenschaften einarbeiten. In solcher Durchführung durch die verschiedensten Gebiete hat sie sich zu bewähren. Dies ist die Periode, in welcher wir Deutsche jetzt leben. Unsere Philosophie scheint augenblicklich verschwunden, aber sie ist nur insofern latent geworden, als sie die Wahrheit ihrer Principien mit dem ungeheuren Reichthum der riesenschnell wachsenden Erfahrung auszugleichen hat. Alle Wissenschaften, sogar die mathematische, sind philosophischer geworden.

Mit diesem Zustande ist ein Zersetzungsproceß eingetreten, in welchem die verschiedenen Systeme der Deutschen sich in den Epigonen ihrer großen Urväter gegenseitig noch bekämpfen. Sie sprechen noch so, als handele es sich darum, ob Schelling oder Hegel, Krause oder Baader, Herbart oder Schopenhauer zur Herrschaft gelangen sollen. Sie täuschen sich. Kein einzelnes System wird bei uns allgemein werden und eben sowenig wird ein ganz neues, unerhörtes, alle Zweifel lösendes, alle schwer verdaulichen Thatsachen der Empirie begrifflich überwindendes System schon jetzt wieder zu erwarten sein, weil jener Proceß der Zersetzung sich noch nicht vollendet hat. Alles hat seine Zeit und erst, wenn dies geschehen, dürfte wieder ein entscheidender Ruck der Erkenntniß erfolgen, der wahrscheinlich zugleich mit einer weitern Veränderung der gesammten dermaligen religiösen Weltanschauung verknüpft sein wird, da in Folge der Entwicklung der Naturwissenschaften der Glaube an die Möglichkeit des Wunders auch in den Massen immer mehr Boden verliert.

Hieraus erklären sich nun die philosophischen Stichwörter unserer Gegenwart, die wir uns, zur Bestätigung des Gesagten, etwas näher ansehen wollen.

Das allgemeinste derselben ist das Wort Realismus. Die deutsche Philosophie war von Kant bis Hegel Idealismus gewesen. Sie hatte den Begriff der Vernunft, die Selbstgewißheit des Gedankens zu ihrem Compaß gemacht. Sie war dabei in viele, augenblicklich oft gar nicht vermeidliche subjective Ausschweifungen verfallen, deren Hypothesen später sich nicht stichhaltig erwiesen. Schelling selber war es, der mit seiner sogenannten zweiten Philosophie den Uebergang vom Idealismus zum Realismus machte. Er spottete über die Hegel'sche Philosophie, mit dem Begriff an das Wirkliche herankommen zu wollen. Er wollte nunmehr vom Sein als einem Seinkönnen oder Nichtseinkönnen ausgehen. Weil er aber im Hintergrunde den Glauben an einen dreieinigen Gott als das Ziel seiner Construction festhielt, weil er es unternahm, die geheime Geschichte dieses Gottes durch eine Construction von mystischen, sehr trüben Potenzen enträthseln zu wollen, so wandte sich die Zeit sehr bald wieder von seiner Philosophie der Offenbarung ab. Diese wundersame Scholastik war nicht das, was man von dem Stifter der deutschen Naturphilosophie erwartet hatte. Dagegen nahm die Schule Herbarts nach dessen Tode das Privilegium des wahren Realismus in Anspruch, weil Herbart als den letzten Grund der Erscheinung die Existenz einer unendlichen Vielheit von realen Wesen behauptet hatte. Dieser Vielheit wegen wird sein Realismus jetzt auch mit dem Stichwort des Pluralismus bezeichnet. Aber Herbarts reale Wesen sind metaphysische Hypothesen, von denen man keine Anschauung gewinnt. Gegen alle Störung, welche von Außen her an sie kommt, sollen sie sich selbst erhalten. Weiter wußte man nichts von ihnen. Was ließ sich damit anfangen?

Daher wurde der Realismus auf das sinnliche Sein, auf die Realität zurückgeführt. Da sieht man doch, wie und wo. Eine Zeitlang schloß die Philosophie noch Compromisse zwischen dem Idealismus und Realismus, indem der eine Philosoph einen Idealrealismus, ein anderer einen Realidealismus verkündete. Aber das verschlug nichts. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich im Materialismus, insofern dem Stoffe noch die Kraft entgegengesetzt wurde. Der Stoff sollte das Realprincip, die Kraft das Idealprincip sein. Da jedoch die Kraft ohne den Stoff nichts ist, so wurde er die Hauptsache, d. h. die Mechanik siegte über die Dynamik. Die ideale Causalität des Zweckbegriffes zumal wurde als eine speculative Träumerei verworfen. Die causa efficiens konnte also das Wort behalten. Die mechanische Nothwendigkeit ist es daher, welche von der Gegenwart eigentlich mit dem Ausdruck Realismus gemeint wird. Ludwig Feuerbach war es, der von der Hegel'schen Philosophie aus diesen Schritt vollbracht, indem er in einer eignen Abhandlung gegen Hegel erklärte, daß nichts Anspruch auf Wahrheit und Gewißheit habe, was nicht einer sinnlichen Evidenz fähig sei.

Mit solcher Ungetsaltung des Princips mußte sich natürlich auch die Methode der Philosophie ändern. An die Stelle der Deduction und Construction trat die Induction. Inductive Methode ist deswegen das zweite Hauptstichwort unserer gegenwärtigen Philosophie. Mit einer gewissen Aengstlichkeit sehen wir dieselbe schon auf den Titeln der Bücher angekündigt, damit nur über den Standpunkt des Verfassers kein Zweifel bleiben könne. Es soll von sinnlich wahrnehmbaren Thatsachen ausgegangen werden. Alle Schlußarten, welche ihre Genealogie nicht bis zu dieser Abstammung zurückführen können, werden als unwissenschaftliche, als unbrauchbare verworfen. Die Mechanik des Materialismus kann folgrichtig nur bei Atomen stehen bleiben. Die Atome entziehen sich aber, als das unendlich kleine, der sinnlichen Wahrnehmung. Daher werden Erfindungen nöthig, den Glauben an ihre Existenz zu erhalten. Sie werden zu kleinsten Gruppen vereinigt, welche man jetzt Molecule nennt, während man früher dies Wort unterschiedslos mit Atom gebrauchte. Mit dem Molecul soll das Atom die Grenze erreichen, wo es in die sinnliche Wahrnehmbarkeit eintritt. Man unterstützt dies Verfahren durch andere Erfindungen, wie z. B. Kekulé für die Chemie eine graphische Methode ersonnen hat, die Lagerung der Atome in einem Molecul anschaulich zu machen. In der mechanischen Behandlung muß die Quantität die Führerrolle übernehmen. Die Anzahl der Atome einerseits, der Proceß ihrer Bewegung in Raum und Zeit andererseits sind die Factoren, mit denen gerechnet wird. Die inductive Methode wird daher zur exacten das heißt zu einer solchen, welche alle Unterschiede auf die Schärfe und äußerliche Bestimmtheit der Zahl reducirt. Da sich nur das Materielle berechnen läßt, so bedarf es der Maßstäbe, um es messen zu können. Ueberall sehen wir nach solchen suchen und bewundernswürdige Combinationen für ihre Erfindung machen. Fechner hat die Psychophysik endeckt und auf praktischem Gebiet fingen die Resultate der Moralstatistik an, die Grundlagen der Gesetzgebung zu werden. Waitz, dieser so verdiente Ethnologe, hervorgegangen aus der Herbart'schen Schule, gab für die Psychologie das Stichwort, sie als Naturwissenschaft zu behandeln. Steinthal, Lazarus und Bastian haben dieselbe zur Völkerpsychologie erweitert und Bastian namentlich verspricht sich von der Anhäufung eines grenzenlosen, bisher noch sehr bunten Materials eine außerordentliche Fortbildung der Psychologie.

Faßt man die bisher aufgezählten Stichwörter zusammen, so geben sie den Satz: Der Realismus, der in seiner Wahrheit Materialismus ist, vollendet durch die Anwendung der inductiven Methode die Philosophie als exacte Wissenschaft und löst dadurch ihren bisherigen esoterischen Unterschied von der Wissenschaft überhaupt auf. Der Aprioriismus der Philosophie

Digitized by Google

ist ein für die Gegenwart antiquirter Standpunkt. Die praktische Philosophie hat sich gegen das Eindringen des Naturalismus längere Zeit gewehrt, allein allmählich hat er auch in ihr schon große Eroberungen und zwar besonders von der conservativen Seite her gemacht. Man sollte dies zunächst nicht erwarten, aber die Opposition gegen die subjectiven Ausartungen des Nationalismus hat die historische Schule dazu geführt, die Naturgesetze der wirthschaftlichen, socialen und politischen Entwicklung geltend zu machen und wir haben von Leos „Physiologie des Staates“ ab bis auf Constantin Frantz' „Naturlehre des Staats“, in jüngster Zeit eine ganze Reihe von Bearbeitungen der ethischen Idee in diesem Sinn gehabt.

Die Hauptstichwörter auf diesem Felde aber sind die des Pessimismus und des Optimismus geworden. Als unsere Philosophie zu Anfang dieses Jahrhunderts auf ihrer Gipfelhöhe stand, konnte man glauben, daß der Gegensatz dieser beiden Standpunkte ein völlig überwundener wäre, denn das Absolute war, wenn auch in verschiedener Form, doch überall auch zur absoluten Herrschaft gebracht. Aber nach den Freiheitskriegen brach zuerst in der Poesie die Klage des Weltschmerzes hervor, und bald trat Arthur Schopenhauer als der philosophische Interpret dieser Stimmung auf. Trotz aller Reformen, mit welchen die Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert die Menschheit beglückt hatte, trotz aller Ströme Bluts, mit welchen die Revolution die unbefriedigende Vergangenheit fortzuschwemmen bestrebt gewesen war, schlich sich das Gefühl des Mißbehagens, des Ungenügens, der Täuschung durch den Genuß selber, immer tiefer in die Gesellschaft. Die Tröstungen der Religion, mit denen sich die Menschen sonst beschwichtigt hatten, wurden wieder unwirksam. Man hatte die Schuld der socialen Uebel auf die schlechten Verfassungen und Gesetze geschoben. Man stürzte also die Verfassungen und errichtete neue mit neuen Gesetzen. Kaum waren sie aber da, so entwickelten sie neue, ungekannte Uebel. Die Kritik forderte ihre Verbesserung und doch schoß aus dem Rumpf der abgehauenen Hyder zur Verzweiflung der gesetzgeberischen Weisheit immer ein neuer Knäuel von giftigen Schlangenhäuptern empor. Die Industrie sollte die Natur ergänzen; sie sollte durch die Maschine alle Sclaverei des Menschen, alle seiner Freiheit unwürdige, ekelhafte Beschäftigung aufheben. Aber sie erzeugte das furchtbare Elend eines Fabrikproletariats, welches sich dem Capital mit verbissener Feindseligkeit entgegenstellte. Proudhon schrieb seine Philosophie des Elends, indem er nachwies, daß die Consequenz jedes Standpunktes der Nationalökonomie zum Nihilismus führe. Dies ist das Stichwort auf diesem Punkt der Entwicklung geworden. Das wahre Elend ist die Existenz selber. Man fange es an, wie man wolle, so wird man das Uebel nicht los. Es ändert, allgestaltig seine Form. So kommen wir zu dem Gefühl der alten Inder, welche die Welt als Product eines göttlichen Irrthums betrachten und consequent nur in der Vernichtung des Individuums Erlösung von allem Jammer des „schrecklichen Seins“ erblicken. Schopenhauer, wie angedeutet, wurde der Philosoph, der, als ein speculativer Hiob, sich auf den Aschenhaufen der Endlichkeit setzte und die Qualen der Existenz mit infernal gefärbten Worten schilderte. Mit Schopenhauer hörte die Philosophie selber einstweilen auf. Es ist merkwürdig genug, daß ein Ostpreuße, Kant in Königsberg, der Anfänger, ein Westpreuße, Schopenhauer aus Danzig, der Vollender der heutigen Philosophie war. Bei Kant war das Erkennen das Erste, der Wille das Zweite, jedoch zugleich Höchste. Bei Schopenhauer wurde umgekehrt der Wille das Erste und das Erkennen, oder wie er auch sagt, die Vorstellung oder der Intellect, das Zweite. Wille und Vorstellung sind daher die Stichwörter, die von dieser Philosophie ausgegangen sind. Der Wille bringt die so äußerst unvollkommene, miserable Natur hervor; das Vorstellen, diese unglückselige Function, welche dem menschlichen Gehirn inhärirt, gelangt zur Erkenntniß der Erbärmlichkeit der Existenz und weiß dem menschlichen Willen keinen bessern Rath zu geben, als nichts mehr zu wollen. Sprach daher die Kant'sche Philosophie von Motiven zum Handeln, so spricht die Schopenhauer'sche von Quietiven zum Nichthandeln, weil alles Wollen, sofern es den Willen zum Leben affirmirt, das Unglück der Existenz erhält und vermehrt. Wir erkennen, daß der Wille in der Objectivation seiner selbst Dummheit auf Dummheit hervorbringt; wir sind nicht mehr so naiv wie die ehemalige Naturwissenschaft, diese kolossale Dummheit zu bewundern, aber wir sind auch nicht klug und nicht mächtig genug, sie reeller Weise verbessern zu können. Es bleibt uns nur die negative Resignation. Alles, was uns von Seiten des Lebens Genuß verspricht, ist Illusion. Ein edles Gemüth, wie das des Herrn von Hartmann, fordert dennoch das Opfer der Individualität für den Fortschritt der Menschheit. Da das Opfer jedoch gegen die Macht des Willens zum Leben fruchtlos bleibt, so folgert ein anderer Schopenhauerianer, Bahnsen, daß alle Tugendbestrebung als eine bloß asketische Velleität überflüssig sei.

Aus Darwins Theorie der Gestaltung des Lebens ist der Ausdruck: Kampf um die Existenz, als eine förmliche Kategorie in unsere deutsche Wissenschaft eingedrungen. Es muß aber bemerkt werden, daß dieser Gedanke wie sein Ausdruck bereits in der Schopenhauer'schen Philosophie bei uns vorhanden war und daß Schopenhauer, namentlich in der kleinen Schrift über den Willen in der Natur, fast schon vor einem halben Jahrhundert, ausdrücklich sich zur Zoologie von Lamark bekannte, welche die nächste Vorgängerin Darwins war. Die Entwicklungsgeschichte, wie man jetzt diese Theorie auch zu nennen pflegt, ist aus der Zoologie bei uns nunmehr auch schon auf andere Gebiete zu verpflanzen angefangen; zuerst durch Schleicher, den zu früh verstorbenen, auf das Gebiet der Sprache. Die Ethnologie ist mit dem Racenkampf nachgefolgt.

Noch eine andere Kategorie ist jetzt aus Schopenhauers System hervorgegangen, die Philosophie des Unbewußten von Herrn v. Hartmann. Schopenhauer subjummirt unter den Ausdruck: Wille, sehr gewaltsam, die ganze Natur. Es vermischt darin mechanische Attraction, chemische Wahlverwandtschaft, organische Triebkraft. Das Alles nennt er Wille zum Leben. Unter Wille wurde sonst, und speciell noch von Kant, nur die bewußte Selbstbestimmung zum Handeln verstanden. Wille war das Prädicat des Subjects. In dieser Bedeutung kommt das Wort auch bei Schopenhauer in seiner Ethik vor, wo der Wille sich dazu bestimmt, den Willen zum Leben zu negiren. Es ist keine Frage, daß diese ganze willkürliche Terminologie Schopenhauers zu den ungeheuerlichsten Confusionen Veranlassung gegeben hat. Niemals ist in der Wissenschaft ein Wort in gleichem Grade gemißhandelt und es ist traurig genug, daß die deutsche Wissenschaft sich eine solche Usurpation so geduldig hat gefallen lassen. Noch trauriger ist es, daß man sie bewundert hat. Im gemeinen Leben sagen wir zwar das Wollen hundertfach von der Natur, auch von der unorganischen aus. Wir sagen z. B.: das Wetter will sich ändern; es will frieren, das Meer will sich beruhigen u. s. w. Schopenhauer beruft sich auf solche Ausdrücke als Bestätigung seines Begriffs. Aber es ist bis auf ihn doch Niemand im Ernst eingefallen, die rein causale Nothwendigkeit Wille zu betiteln. Da nur der Wille in der Natur blind d. h. ohne Bewußtsein wirkt, da das Vorstellen erst secundär, erst hintennach, die Dummheiten des Willens zum Leben erkennt, das nur eine Hölle zu schaffen vermag, so kam Herr von Hartmann ganz richtig darauf, das Unbewußtsein zu einem neuen Stichworte in der Philosophie zu machen. Und ferner, da der Wille zum Leben, trotz seiner Blindheit, doch auf den verschiedenen Stufen seiner Objectivität nach Ideen d. h. Musterbildern, thätig sein soll, so kam er folgerichtig auch darauf, daß in solchem Wirken doch schon ein, obwohl unbewußtes Vorstellen, vorhanden sein müsse. Hierbei angelangt, sprang er von Schopenhauer zu Leibnitz über und nahm dessen Monaden, weil sie vorstellende Wesen, éthres représentatifs, sind, in den Schopenhauerianismus auf. Weiter will ich diese Centaurengestalt der Philosophie nicht verfolgen, weil mich das in eine Kritik Hartmanns verwickeln würde, die hier nicht bezweckt werden kann, wo nur die Schlagwörter unserer dermaligen Philosophie gemustert werden sollen.

Digitized by Google

Mit der Annahme Schopenhauers, daß Alles eitel, daß die Welt ein Monstrum von Unvollkommenheit, von Elend und Albernheit sei, stimmt bei uns die Philosophie überein, welche sonst mit Schopenhauer in vollem Widerspruche steht, weil er den Theismus leugnet. Dies ist die Baadersche. Sie macht die Hypothese, daß in Gott ursprünglich schon eine Natur existirt habe, die nicht von ihm geschaffen sei. Dies drückt sie in der Formel aus, daß Gott nicht naturlos sei. Diesem negativen Ausdruck stellt sie, um die Souveränetät des absoluten Subjects zu wahren, dem positiven Ausdruck gegenüber, daß Gott naturfrei sei. Nun erzählt sie aber weiter, daß jene Natur durch den Fall der Geister und speciell, was die Erde angeht, durch den Fall der Menschen corrumpirt sei. Da diese wunderbaren Vorgänge nur mythische Hypothesen sind, so haben sie in ihrer Unbegreiflichkeit und Begriffslosigkeit nicht den geringsten wissenschaftlichen Werth. Es wird dann die weitere Hypothese gemacht, daß das Christenthum dazu bestimmt sei, die Menschheit nicht nur vom Fluch des bösen Willens, sondern auch die ganze Natur von allem Uebel zu erlösen. Dies nennt man die Restitutionshypothese. Die höchste Kategorie dieser zwischen Bildern und Begriffen hin und her schwankenden Speculation ist die Vorstellung der Herrlichkeit Gottes, in deren Glanz, Fülle, Schönheit, Seligkeit, sich am Ende aller Dinge die Geschichte und die durch sie verklärte Natur auflösen soll. Dieser ästhetische Theismus harmonirt mit dem Schopenhauerschen Atheismus in der Anschauung der Welt als eines entsetzlichen Infernums, allein er wendet sich von ihr nicht, wie der Buddhismus, den Schopenhauer nur copirt hat, zur Vernichtung, zur Nirvana, sondern erhebt sich auf den Flügeln einer überschwänglichen Tanscendenz zur Vorstellung eines himmlischen Zustandes, in welchem alle Qual des Kampfes um die Existenz überwunden und alle Sehnsucht in ewigem Frieden gestillt sein wird.

Hiermit wäre unsere kleine Wanderung durch den Kreis der Tagesgestalten unserer Philosophie im Wesentlichen beendet, um ihre Stichwörter, wie sie uns in die Ohren klingen einigermaßen durch ihre thatsächliche Genesis zu verdeutlichen. Von einer Kritik der Systeme, wie ich sie anderwärts, namentlich in einer Schrift über Hegel als deutschen Nationalphilosophen gegeben habe, sollte hier, wie schon gesagt, nicht die Rede sein.

Königsberg, im März 1872.

Karl Rosenkranz.

Ein Aphorismus zur Denkmal-Pest unserer Zeit.

„Was ist der Humor davon?“

Man kann nicht verlangen, daß ganze Städte den philosophischen Geist besitzen, auf diese Frage zu antworten. Städte begnügen sich mit dem Witz. Der Pariser, der Berliner, der Wiener Witz sind denn auch culturgeschichtliche Größen, wichtig für den Geschichtschreiber, der die Vergangenheit beschreibt, wichtig sogar für den Staatsmann, der, indem er die Gegenwart lenkt, die Stimme ihres Witzes nicht überhören wird.

Wie man Volkslieder gesammelt hat, wie man geflügelte Worte und Redensarten gesammelt hat, so wäre es längst an der Zeit, die Stadtwitze zu sammeln, jene Witze, in welchen das öffentliche Gewissen das Beste gedacht und auf's glücklichste gesagt hat, kurz die ernsthaften Witze! Das meiste müßte aus dem Volksmunde gesammelt werden, Einiges böten die Witzblätter, jene wenigen nämlich, welche diesen Namen verdienen. Der Pariser „Charivari“ z. B., der „Kladderadatsch“ und die „Berliner Wespen“ haben Typen geschaffen und Worte gesprochen, welche den Witz ihrer Nationen als wahre Productivkräfte am Webstuhl der Zeit erscheinen lassen; Aehnliches ist dem Wiener „Figaro“ gelungen, welcher jedenfalls mit einer geschickten und anständigen Hand die Conturen zeichnet, worin sich der öffentliche Witz bewegen sollte, um, wie der Blitz, zu reinigen und erhellen. Auch der Londoner „Punch“ und die Münchener „fliegenden Blätter“ gehören in einem weiteren Sinne hierher. Roms „Pasquino“ würde obnedies nicht vergessen werden.

Leider gilt von den meisten übrigen Witzblättern, — die Wiener Sudelküche steht darin obenan — so Manches, was Kuno Fischer über die Naturgeschichte des Witzes wahr und treffend gesagt hat. Z. B. Es lohnt der Mühe, zu untersuchen, was aus dem Witze wird, wenn er in die Mache derer geräth, die keinen haben. Was ist der Witz ohne die Kraft des Witzes, ohne die Inspiration, die leicht und spielend Sinn und Unsinn unterscheidet, kurz der mutterlose Witz, der sich zum Mutterwitz verhält wie der Aberglaube zum Glauben?! Sagen wir mit Einem Worte, der Witz der keine Wurzel im Charakter hat! der Witz, der die Uebel der Welt nicht aufdeckt, sondern sich selbst diesen Uebeln zugesellt! der Witz, den sein eigener Name als sein Gegentheil nennt: der Aberwitz!

Der Witz bekämpft die Idee des Verkehrten, das Princip des Bösen. Der Aberwitz, dessen Auge zu blödsichtig ist, um Ideen und Principien zu schauen, wartet erst die sie ihm in der Gestalt einer Person vor der Nasenspitze stehen und wird dann „persönlich“. Zu seinem Unglück hat er ohnedies gehört, daß die Kunst individualisirt, und nun hält er die Bestialität, das Individuum anzufallen, für eine Kunst. Denn das weiß er nicht, daß das Individuum von der Kunst eben erst gemacht werden muß, daß es eine Idee und ein Princip ist, was sie in scheinbarer Menschenform verkörpert; daß sie aber umgekehrt, den Menschen, den ihr die Natur selbst liefert, so lange idealisirt, bis wir seine wirkliche Person und ihr körperliches Existiren vergessen können und vor unserm Witzforum eben nur noch die erscheinende Idee zur Rechenschaft ziehen. Nein! der Aberwitz „greift hinein in's volle Menschenleben“ wie ein Straßenjunge in's Publicum, oder noch besser, wie ein Straßenköter, der in die Waden hineinbeißt: er zerstört den Bannfrieden der gestitteten Menschheit mit frechem Scandal, er glaubt witzig zu sein, wenn er gemein, roh, empörend, schamlos und widerwärtig ist, und vor die Oeffentlichkeit jedes Privatleben, das ihr nicht angehört, wie ein unvernünftiges Thier, herausapportirt. Aber, — sagt H. Lorm, dem ich in den Eingangsworten mit Freiheit gefolgt bin, — so lange diese Aberwitzblätter ein abenteuriges Publicum finden, dem sie zu seinem Danke Gelächter erregen, sind sie vollkommen im Rechte, es zu thun, wie die Kröte vollkommen im Rechte ist zu existiren, so lange der Sumpf dazu vorhanden ist. Wozu ich übrigens doch hinzusetzen müßte, daß die Kröte weitaus unschuldiger ist am Sumpf, als die Aberwitz-Sumpfblätter an dem ihrigen, weil diese den Sumpf, der sie gezeugt hat, wieder zeugen, ihn vergrößern und ausbreiten, was die Kröte nicht thut.

„So lange der verwilderte Geschmack eines gewissen Publicums,“ fährt Lorm seinem Thema sich nähernd fort, „gierig nach so ekelhaften Erscheinungen greift und sie dadurch wie nirgends in Deutschland, ja wie nirgends in der Welt, zum Blühen und Gedeihen bringt, so lange werden weder das Schiller- noch das Grillparzer-Monument dem sich bei jeder Gelegenheit als Culturstätte berauchernden Wien den Charakter einer gebildeten deutschen Stadt verleihen.

„Ein Grillparzer-Monument zu errichten unter der Leitung der Herren Rothschild, Schen, Wodianer, Todesco! Ist es Wahrheit, oder ist es auch nur ein ernsthafter Witz, so ernsthaft, daß man nicht darüber zu lachen vermag? Nirgends steht geschrieben: es soll der Dichter mit dem — Börsenkönig gehen! Wenn man an den Herren Rothschildt und Consorten, an diesen Geschöpfen der Addition, eine Subtraction vollzieht, indem man sich dieselben ohne ihr Geld denkt, so denkt man eben — nichts. Denn nichts bleibt dann von ihnen übrig, weder Geist noch Bildung, nichts als eine unbeschriebene Rechentafel auf zwei Füßen. Hat eine solche irgend eine denkbare Beziehung zur Literatur?“ —

Es ist noch nicht lange, daß ich in einem Berliner Blatte zwei Wiener Feuilletonisten citirt, welche über Reclamenschwindel, usurpirte Reputationen und Selbstbedenkmalung ganz so denken wie dieser dritte, den ich hiermit auch citire. Es ist nützlich, ja wichtig, solche Stimmen zu sammeln, denn es soll um Gotteswillen nicht meine persönliche und vielleicht verbitterte Stimmung scheinen, wie ich über dasselbe Thema der

Digitized by Google

Corruption, der Fäulniß, des Prätorianerthums, der Mittelmäßigkeit und der Niedertracht, des Byzantinismus in allen Gestalten mit längst erschöpfter Geduld mein Herz zu erleichtern pflege. Man soll wissen, daß es keine Stuben- und Grillenstimmung eines Einzelnen ist, sondern ein unter der Corruptions-Schicht lebhaftes pulsirendes Grundwasser, das in hundert Quellen zu Tage bricht. Nur von Zeitung zu Zeitung, d. h. nur aus dem Gestohlen lernen die Völker sich kennen, und doch ist das Bedürfniß, sich genau kennen zu lernen, dringender als je, daher ist's auch die Pflicht, das grobe Bild in's Feinere, also in's eigentlich Wahre und Lebendige zu zeichnen, was überall nur die Nüance der Opposition, der Minorität, kurz der Widerspruch thut.

Die Selbstbedenklichkeits-Arroganz ist übrigens zu einer Pest geworden, welche die Ehre des Widerspruchs nicht mehr verdient; aus Rache muß man sie — anerkennen! Nicht mehr das alte, sondern ein völlig neues und verändertes Naturgesetz ist damit in die Erscheinung getreten; das alte hat aufgehört. Als ich noch meine Bücher zur Schule trug, blieb ich mit Andacht vor dem Schaufenster einer Kunsthandlung stehen, welche zu jener Zeit gegenüber dem Burgtheater sich befand. Da sah ich in Kriehuber's Lithographieen die Porträts von Löwe, Anschütz, Fichtner, Laroche, von der Rettich, Schröder, Neumann, Haitzinger — Personen, welche der Knabe, ohne noch das Theater betreten zu haben, schon längst durch ihren Künstlerruf kannte, und die es ihn höchlich interessirte, wenigstens durch das Bildniß von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Das war alter Stil. Heute sehe ich bald an diesem bald an jenem Schaufenster im schreienden Goldrahmen ein lebensgroßes photographisches Brustbild, bei welchem ich regelmäßig fragen muß: wer ist das? Dann heißt es: das ist die neue Soubrette, welche der Strampfer engagiren . . wird; das ist die neue Liebhaberin, welche der Ascher engagiren . . wird; das ist der Violinspieler, der Clavierspieler, die Concertsängerin, welche nächstens in Wien einkehren . . werden! Noch kennt sie Niemand, noch haben sie nicht als Künstler gefallen, noch kann man sich daher nicht für ihre Personen interessiren, aber just ungekehrt soll ihre Person ihrer Kunst Reclame machen; und eh' wir ihnen noch einen einzigen Kunstgenuß verdanken, müssen wir wissen, wie die werthen Visagen derjenigen aussehen, die wir nächsten Sonntag vielleicht . . auspfeifen werden. Das ist neuer Stil!

Genau die nämliche Wandlung nun ist es, welche sich beim Denkmalsetzen vollzogen hat. Nicht mehr handelt es sich um einen Mann, mit dessen Namen wir längst schon bekannt sind, sondern es haudelt sich um eine Anzahl unbekannter Männer, welche ihren eigenen Namen bekannt machen und an die Oeffentlichkeit bringen wollen. Der Erste ist freilich dabei noch immer nothwendig, — leider! Wollte Gott, man könnte überhaupt Sokel ohne Statuen sehen, denn die Nachfrage übersteigt entschieden das Angebot! Aber obschon der Bekannte noch nothwendig ist, so ist er doch nicht mehr die Hauptsache; das sind vielmehr die Männer des Denkmalcomités. Der Bekannte ist das Mittel, die Unbekannten aber sind sich ihr Selbstzweck. Man setzt Denkmäler, um unbekannte Größen bekannt zu machen.

Was will man auch! Es ist die dritte von drei logischen Stufen. Jeder Mensch strebt vor dem armen und dumlen Haufen nach Auszeichnung, oder vielmehr sie wird ihm von selbst, indem er von dem Hange nach Glück und den Antrieben der Eitelkeit sich zur Thätigkeit spornen läßt. Die erste und niedrigste Auszeichnung ist das Geld. Jeder Mensch will reich werden, und bei der fruchtbaren Fortpflanzungskraft des Geldes ist reich zu werden auch wirklich das leichteste, sobald man nur schmutzig genug ist, dieser Schweinezucht seine unsterbliche Seele zu widmen. Was jetzt hierauf folgt, könnte man fast schön nennen, wenn aus schmutzigen Quellen reines Wasser kommen könnte. Nämlich gegen die allgemein angenommene Meinung von der „unersättlichen Habsucht" machen wir vielmehr die Bemerkung: daß nichts leichter zu sättigen ist, als die Habsucht. Unter unsern Augen haben die Beispiele gespielt, daß Menschen, von Bankwoten bis zum Ekel übersättigt, nach wenigen „Glücksjahren" ihr Streben danach blasirt und phlegmatisch einstellen konnten. Dieses Streben bemüht sich aber jetzt um die zweite Stufe: den Rang. Nichts ist logischer als daß ein gemeiner Mensch, der viel Geld hat, aufhören will, gemein zu sein. Zwar thut er's ohne dies in den Augen der Geld-Bewunderer, aber der Tribut der Dummheit ist doch nur ein freiwilliger; er will sich die Bewunderung, gleichsam wie eine regelmäßige Steuer, officiell votiren lassen. Das thut der Rang. Dieses Ziel zu erreichen ist indeß kaum eine Beschäftigung; es ist also leicht zu erreichen, eigentlich ist es durch das Geld schon factisch erreicht und hat dieses zu seiner Voraussetzung. Der Witz braucht von seinem unedel erworbenen Gelde nur eine Handvoll zu „edlen Zwecken" zu opfern und der Vorwand ist gegeben, statt der Zuchthausjacke ihm den Baronsstitel anzuziehen — wie denn z. B. Graf Langrand voraussichtlich zum Marquis erhoben wäre, wenn er nicht zehn Jahre Zuchthaus hätte. Da man aber schließlich mit Geld und Adelswappen noch immer Dampf sein kann, so folgt die dritte logische Stufe: das Streben nach Intelligenz oder Schein von Intelligenz.

Sagen wir, Schein; denn sie selbst ist ist leider nicht zu haben. Geld war zu zu ergaunern, Rang war zu erkaufen, aber woher sollte Intelligenz und Bildung kommen? Man ist nach Wien gewandert, kaum mit den elementarsten Schulkenntnissen von Jaroslaw und Mislowitz, Proßnitz und Brodx; man ist Lausbursche gewesen, Zündhölzel-Hausierer ꝛc. ꝛc. kurz, man ist nichts gewesen. Jetzt ist man Millionär und Baron. Hat man Zeit gehabt, nachzulernen? Nein. Hat man den Willen dazu gehabt? Nein. Kann man sich schmücken mit dem, was Andere gelernt haben? Ja. Wenn sich die Andern zum Schmuckgegenstand hergeben!

Und sie geben sich her!

Man kann ohne Uebertreibung sagen: die ganze Kunst und Literatur von Wien verzichtet auf ihre eigene Repräsentation; sie läßt sich repräsentiren von der Börse. Ein Haus wie ich es in Stuttgart bei Hackländer, in München bei Kaulbach ꝛc. ꝛc. fand, ein solches Haus existirt in Wien nicht. Die Wiener Seitenstücke dieser Hausherren findet man Abends nicht bei sich selbst zu Hause, man findet sie in den Soireen der Börse. Sie empfangen nicht, sie werden empfangen. Selbstverständlich kann sich aber dieser Charakterzug des Wiener Privatlebens bei öffentlichen Gelegenheiten nicht in sein Gegentheil verkehren; und so erlebt der Fremde das auffallende, der Einheimische aber das gewohnte und landesübliche Schauspiel, daß die großen Repräsentationen der Literatur, — Bauernfeld-Jubiläum, Grillparzer-Todtenfeier, Concordia-Abende ꝛc. ꝛc. — ihren Stempel von Leuten empfangen, welche kaum gelernt haben auf einen gesteuepelten Wechsel ihren unleserlichen Namen zu malen. Dieses Wiener Verhältniß zwischen Literatur und Börse erinnert mit frappantester Aehnlichkeit an die Stellung, welche im Rom des Juvenal und Martial die Patrone und die Clienten zu einander einnahmen; eine Wechselseitigkeit, worin die Patrone eben so eifrig eine hofmachende Clientel suchten, als die Clienten zum Hofmachen und Schmarotzen bei den Patronen, deren Freigelassene sie großentheils waren, willig ja gierig sich herandrängten. Als ein aufgelöstes und doch wieder fortgesetztes Verhältniß von Herren und Sclaven, war das eine wunderliche Lösung von Widersprüchen; aber ich habe längst bemerkt, daß just die Widersprüche mit einer Art von Zauber binden und einen, und bei einer unwichtigen gegenseitigen Verachtung die stimmende Rechnung der gegenseitigen Eitelkeit ein Facit von alles überbietender und fast göttlicher Unwiderstehlichkeit giebt.

Nun versteht es sich aber ganz von selbst, wenn in der „turba" der Sclaven, der Freigelassenen und der Clienten ein Literat z. B. wie Plautus, welcher selbst Sclave gewesen, zu einer Denkmal-Fähigkeit sich aufgeschwungen, daß ihm das Denkmal nicht die Sclaven, sondern die Herren und Patrone, die großen „reguli" setzen. Wer anders sollte sich diesen edlen Vogel herabschießen, als das hochmögende Patronat, welches auf eine so leckere aber seltene Ruhmeschanze hin all das übrige unedle Gewögel jahraus jahrein sich mästet und füttert? Ganz

Digitized by Google

von selbst versteht sich das und ist vollkommen in martialisch-juvenalischer Ordnung!

Ich möchte daher kaum, — wie Lorm — jene reguli geißeln, welche bei dem ganzen Sachverhalt noch die relativ Unschuldigeren sind, als vielmehr die Literaten, Künstler und Tellerlecker, welche die reguli möglich machen, ihnen das Patronat und Mecänat förmlich entgegenbringen und aufdrängen. Milde aber wie ich bin, und nach meinen tragischen Grundsätzen auf Menschenschuld überhaupt nicht erkennend, erlasse ich zuletzt auch den Literaten, Künstlern und Tellerleckern, dem gesammten Stande der Sclaven, der Freigelassenen und nie Freizulassenden die Verantwortung einer persönlichen Schuld, sondern finde die unpersönliche Schuld in jenem grossen culturhistorischen Neutrum, welches man, da der Name Austricismus noch zu neu, mit einem älteren und gangbareren am besten noch immer Byzantinismus nennt.

Wien, im März 1872.

Ferdinand Kürnberger.

Deutsche Kriegslyrik und französische Kritik.

„Les poètes du nouvel empire allemand" par Victor Cherbuliez („Revue des deux Mondes" vom 15. März).

Der Ausspruch Johannes Scherrs, daß die Franzosen im letzten Kriege nicht nur Provinzen und Milliarden, sondern auch ihren Esprit eingebüßt haben, wird durch jede der seit dem Kriege erschienenen Lieferungen der „Revue des deux Mondes", welche früher den französischen Esprit in seinem besten Sinne vertrat, auf's Neue bestätigt. Jedes neue Revuehest enthält ein Dutzend in unantastbarst akademischem Französisch geschriebener Albernheiten über Deutschland. Bald beweist uns ein französischer Anthropologe, daß es eine „preußische Race" giebt, daß Berlin vorwiegend von Slaven und Finnen bewohnt wird und daß Deutschland seine Cultur vornehmlich, fast ausschließlich den französischen Emigranten zu verdanken hat, bald erhebt ein Aesthetiker seine Stimme, um die jungen französischen Componisten von dem Einfluß der deutschen Musik zu befreien; ein anderer entdeckt in Berlin ein französisches Viertel, in welchem lediglich französisch gesprochen wird, noch ein anderer findet in den Salons die Flügel und Pianinos, welche in Frankreich gestohlen und von unserer unvergleichlichen Feldpost als einfacher Brief in die deutsche Heimath befördert worden sind — kurzum jeder französische Schriftsteller, der irgend einen abgeschmackten oder boshaften Einfall hat, findet — unter der Voraussetzung, daß er Deutschland schmäht und seine Schmähung in correctem Stile auszudrücken weiß — in der „Revue des deux Mondes" ein williges Organ.

Früher schrieb namentlich Saint-René Taillandier in diesem Blatte die Artikel über Deutschland — ein wohlwollender, kenntnißreicher, ja gelehrter Franzose, der die deutsche Literatur gründlich studirt hatte und für ihre Eigenthümlichkeiten das volle Verständniß besaß. Mit einem so ernsten und gewissenhaften Schriftsteller konnte der geschäftsklug Besitzer der „Revue", Herr Buloz, während der letzten Jahre nichts mehr anfangen. Von dem Augenblicke an, in welchem Frankreich das Bedürfniß fühlte, Rache für Sadowa zu nehmen, war auch eine gerechte Würdigung der deutschen Verhältnisse und Persönlichkeiten aus dem Blatte des Herrn Buloz ausgeschlossen, und die Wahrheit über Deutschland, welche Saint-René Taillandier verbreitet hatte, mußte aus Zweckmäßigkeitsgründen durch die Gehässigkeit abgelöst werden. Jetzt war für Herrn Victor Cherbuliez die Stunde gekommen, alle Völker jenseits der Mosel über die Vorgänge und Erscheinungen in Deutschland aufzuklären; und er hat das ihm aufgetragene Geschäft redlich besorgt.

Cherbuliez gehört zu der schlimmsten Sorte von Schriftstellern; er ist nicht geradezu ein Ignorant, dessen unsinnige und verkehrte Ansichten einfach verlacht werden; er ist ein Halbwisser, in dessen Schriften sich einige aufgefangene und halbverstandene Wahrheiten mit schiefen Auffassungen zu einem unerfreulichen Ganzen vereinigen. Viel abgebrochene Streu, maßenhaftes Unkraut und darunter auch bisweilen ein Körnchen Wahrheit. Er weiß Einiges, und da er, um in der „Revue" heimathsberechtigt zu sein, ungefähr Alles zu wissen vorgeben muß, ergänzt er pauca sua durch die Gaben seiner fruchtbaren Phantasie. Wenn es das Glück will, trifft er auch hier bisweilen das Richtige; aber gewöhnlich ersetzt auf der thatsächlichen Basis ein ungeheuerlicher Bau von Entstellungen und Verschrobenheiten, weil eine Deutschland durchaus feindselige Stimmung den schreibkundigen Schweizer bei der Ausführung leitet.

Cherbuliez erinnert an den reisenden Berichterstatter, dem in einer ihm fremden Stadt zuerst ein schielendes Tienstmädchen über den Weg lief, und der darauf gewissenhaft an seine Redaction referirte: „Hierzulande schielen alle Frauen." Die Erinnerung an diesen wunderlichen Kauz drängt sich dem Leser der Cherbuliez'schen Schriften gewaltsam auf. Herr Cherbuliez hat in der That vor einigen Jahren eine Studienreise nach Deutschland unternommen, um an der Quelle selbst die reine Wahrheit über Deutschland zu schöpfen. Viele Berliner, welche mit dem wissensdurstigen Schweizer zusammengetroffen sind, können ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken, wenn sie daran denken, in welcher Weise Herr Cherbuliez das Material zu seinen späteren Aufsätzen sammelte, wie für ihn, der der deutschen Sprache sehr wenig mächtig war, albekannte Dinge überraschende Enthüllungen und Neuheiten waren, wie er mit angenehmer Naivetät im Gespräche zufällig hingeworfenen Gleichgültigkeiten eine große Wichtigkeit beizumessen geneigt war und sich hauptsächlich von einem bereuenden Buchhändler diejenigen Werke bezeichnen ließ, welche ihm mühelos und sicher über das Wesen und die Arbeit des deutschen Geistes orientiren würden. Nachdem er sich solchergestalt weislich und gründlich vorbereitet hatte, konnte das große Werk der Aufklärung beginnen. Cherbuliez kehrte in seine Heimath zurück, setzte sich zum Universalerben der Madame de Staël ein und schrieb seine Aufsätze über Deutschland, die, weil sie in der „Revue" erschienen, viel zu viel beachtet wurden. Die elegante, schillernde Form mußte die Mißverständnisse und Dürftigkeit des Inhaltes decken; die französirende Gesinnung des französischen Schweizers erklärte das Uebelwollen gegen Deutschland, welches aus jeder Zeile hervorlugte.

In demselben Geiste und in derselben äußerlich bestechenden Form ist der Aufsatz geschrieben, welchen Cherbuliez „über die Dichter des neuen deutschen Reichs" im letzten Revuehefte veröffentlicht. Cherbuliez bespricht in demselben Emanuel Geibels „Heroldsrufe", „das Lied vom neuen deutschen Reich" von Oscar von Redwitz, und die „Neuen Gedichte" von Emil Rittershaus. Cherbuliez entwickelt darin scheinbar Specialkenntnisse, welche den Franzosen und vielleicht auch einigen schnell lesenden Deutschen ungemein imponiren müssen. Glücklicherweise ist der Aufsatz reine Doctorpromotion, und Cherbuliez kommt daher nicht in die Verlegenheit, an Eidesstatt versichern zu müssen, daß er denselben „ohne fremde Beihülfe" verfaßt habe. Auf mich macht der Aufsatz ganz entschieden den Eindruck, daß der tritische Held, der auf der Bühne der „Revue" die Stimme erhebt, nicht eine Rolle eigener Composition vorträgt, daß er den Sinn besessen, was er uns da declamirt, durch die Zuflüsterungen eines versteckten Dritten empfangen habe, welcher besser Deutsch versteht als Herr Cherbuliez. Und wenn ich an den Aufenthalt des Verfassers, Genf, denke und mich erinnere, daß Genf auch der Aufenthalt eines vielgenannten deutschen Professors ist, so vergegenwärtigt sich mir unwillkürlich das breite, wohlledige Gesicht Karl Vogts, der unten im Souffleurkasten sitzt und jedesmal freundlich aufschlägt, wenn Herr Cherbuliez stockt. Ich darf nicht geradezu die Behauptung aufstellen, daß Karl Vogt den Artikel inspirirt habe, da mir die Beziehungen, welche zwischen Vogt und Cherbuliez bestehen, durchaus unbekannt sind; aber ich darf behaupten, daß Vogt den Artikel inspirirt haben könnte, denn er ist ganz in dem Sinne gehalten, in welchem Vogt, seitdem die fette Weide seiner Vorlesungen in Deutschland gründ-

Digitized by Google

lich abgegrast ist, in der Wiener „Tagespresse“ und vielleicht auch in anderen Weltsenorganen über Deutschland zu schreiben pflegt.

Was in mir die — ich wiederhole es, vielleicht unbegründete — Vermuthung bestärkt, daß Karl Bogt den Berliner Buchhändler zur Beschaffung des Materials für Herrn Cherbuliez abgelöst habe, ist die ausnehmend wohlwollende Beurtheilung, welche Emil Rittershaus, ein persönlicher Freund des Genfer Professors, erfährt. Rittershaus wird als Dichter von Cherbuliez über Geibel und Redwitz gestellt — eine Classificirung, gegen welche Niemand eifriger protestiren wird, als mein lieber Freund im Wupperthal. Was Cherbuliez über die Eigenart der Rittershaus'schen Muse sagt, ist so verkehrt wie nur irgend möglich. Mit einer echt französischen Phrase über „tiefe Gedanken in einfacher Form“ glaubt er das Wesen der Rittershaus'schen Dichtung charakterisirt zu haben. Nun besteht aber die Eigenthümlichkeit von Rittershaus gerade darin, daß der Wupperthaler Dichter für Empfindungen, welche sozusagen in der Luft liegen, welche alle Welt einathmet, für Gedanken, welche sich bei einem bestimmten Anlasse aller Welt aufdrängen und gleichsam zum Gemeingut werden, zur rechten Stunde das rechte Wort zu finden, daß er auch dem nicht Außergewöhnlichen einen schwungvollen, warmen und zündenden Ausdruck zu geben weiß, daß er selbst das Alltägliche mit der vollen Empfänglichkeit des Dichters tiefer empfindet und überzeugter, lebendiger ausdrückt, als die Andern. Aber niemals wird ein verständiger Kritiker an den Gedichten von Emil Rittershaus diejenigen Eigenschaften als charakteristisch hervorheben, welche Cherbuliez besonders bewundert. Da hat ihn der Souffleur unbedingt im Stich gelassen.

Mit Geibel und Redwitz verfährt der gestrenge Herr weniger behutsam. Redwitz wird einfach verhöhnt und Geibel ergeht es nicht viel besser. Für Cherbuliez ist Geibel noch immer der „Backfischlyriker“, der blondgelockte, sehnsuchtsvolle Minnesänger, dessen Lieder mit Clavierbegleitung rührend und falsch in allen Mädchenpensionen gesungen werden. Das war zu ungefähr der Standpunkt eines Theils der deutschen Kritik gegen Ausgang der vierziger und zu Anfang der fünfziger Jahre — just zu der Zeit, als Herr Karl Bogt Deutschland verließ. Seitdem aber ist man bei uns zu Lande von diesem Aberglauben über Geibel gründlich curirt worden; man hat das bequeme Stichwort „Backfischlyriker“ fallen lassen und sich überzeugt, daß der Lübecker Sänger nicht blos „zarte Liebeslieder mit Clavierbegleitung“ sänselt, daß er vielmehr volle urwüchsige Kraft und stramme Muskeln besitzt und, wenn er will, gehörig dreinzuschlagen versteht. Den Beweis dafür brauche ich nicht weit herzuholen: ich verweise auf die Geibel'schen Verse in dieser Nummer.

Die Kritik unserer Kriegslyriker ist aber nicht, wie es dem Titel nach den Anschein hat, der Kern des Cherbuliez'schen Aufsatzes; sie ist vielmehr nur der Vorwand, welchen der mißgünstige und verbitterte Zwitterfranzose hascht, um den Schmähungen über Deutschland ein neues Capitel hinzuzufügen. Aus der Thatsache, daß Geibel schon vor langen Jahren in seinen Liedern das Wiedererstehen des geeinigten deutschen Reiches mit Elsaß-Lothringen forderte, das Rittershaus im Jahre 1861 in einem Prolog prophetisch auf dem Straßburger Münster die deutsche Fahne im Winde rauschen sah, entnimmt Cherbuliez den Beweis, daß Deutschland im Jahre 1871 den Krieg mit Frankreich gewollt hat.

Es ist gewiß neu, aus den Zukunftsträumen lyrischer Dichter politische Argumente herzuleiten. Wenn das gestattet ist, mache ich mich anheischig, aus der dänischen oder holländischen Literatur nachzuweisen, daß wir allesammt noch unter dänische oder holländische Herrschaft kommen. Will Herr Cherbuliez mit seiner sonderbaren Deduction sagen, daß der Gedanke an den schmachvollen Raub von Elsaß-Lothringen im deutschen Volke nicht erstorben war, daß wir uns selbst nach Jahrhunderten noch nicht mit dem Gefühl betrauben konnten, die deutschen Provinzen als unwiederbringlich für Deutschland verloren zu betrachten; — will er damit sagen, daß der sehnliche Wunsch, das deutsche Reich wiedererstehen zu sehen, unbewußt schon in der Brust eines jeden deutschen Kindes schlummerte, — dann hat er ganz Recht. Dann hätte er es sich aber bequemer machen und noch viel beredtere Zeugen anführen können, als lyrische Dichter.

Nach Herrn Cherbuliez haben wir auch eine große Sünde begangen, Frankreich zwei Provinzen und fünf Milliarden abzunehmen; wir hätten uns augenscheinlich mit dem idealen Bewußtsein, Frankreich geschlagen zu haben, begnügen sollen. Das hätte allerdings den Nachtheil gehabt, daß das ungeschwächte Frankreich zu jeder beliebigen Stunde den Krakehl auf's Neue hätte beginnen können, aber wir wären in den Augen des Herrn Cherbuliez wenigstens generös gewesen. Und jetzt sind wir — das ist seiner langen Rede kurzer Sinn — Heuchler, feichte Köpfe, Beutelschneider. Es ist wahrhaft komisch zu beobachten, wie sich der Schweizer, der zu den fünf Milliarden auch nicht einen Rappen beigetragt, über die an uns zu zahlende Kriegsentschädigung ärgert. Daran mag seine Nationalität schuld sein, welcher man eine ungewöhnliche Genauigkeit in allen Geldfragen nachsagt.

Daß Herr Cherbuliez den deutschen Geist herabzusetzen sucht und sich über die deutschen Dichter lustig macht, nimmt uns ebenso wenig Wunder. Er hätte es nur gescheidter anfangen sollen. Er verhöhnt die Deutschen, daß sie in ihren Kriegsliedern den alten Gott Thor, Konradin, den letzten der Hohenstaufen, und andere längst begrabene Größen wiederhervorbeschwören. Nun, wenn das Lächerlichkeiten sind, so sind sie doch wenigstens nicht specifisch deutsch. Herr Cherbuliez sehe sich doch nur einmal Victor Hugos letztes Gedicht „Frankreich 1872“ an: die Götter, die Hugo anruft, die Helden des Gedankens und der That, die er poetisch verarbeitet, Achill, Solon, Polybor, bis auf Charles Martel, „der Abderam schlug“ — die sind doch auch nicht gerade von gestern. Wir müssen es uns im Uebrigen schon gefallen lassen, daß wir von Leuten wie Cherbuliez und seines Gleichen etwas unsanft behandelt werden. Sagt doch schon Beaumarchais — ein Dichter, der Herrn Cherbuliez jedenfalls bekannter ist, als unsere Lyriker —: „Kann man den Geist nicht erniedrigen, so rächt man sich dadurch, daß man ihn mißhandelt.“

Paul Lindau.

Ein deutscher Dramatiker an der Newa.

St. Petersburg, im März 1872.

„Die Schauspiele von heutzutage, sowohl die frei erfundenen wie die historischen, sind sämmtlich oder zum größten Theil erweisenermaßen sinnloser Zeug und Machwerke, die weder Hand noch Fuß haben; bei alledem aber hört sie der große Hause mit Wohlgefallen und lobt sie als gut, wie weit sie auch davon entfernt sind, und die Schriftsteller, die sie schreiben, und die Directoren, die sie aufführen, sagen, sie müßten so sein, weil das Volk sie so verlange und nicht anders; Denjenigen aber, die eine Fabel kunstgerecht behandeln, sind nur vier Kenner zu Dank, die ein Kunstwerk verstehen, die Uebrigen langzweilen sich dabei ꝛc.“

Dieser dreihundert Jahre alte Stoßseufzer des edlen Miguel de Cervantes Saavedra*) „möchte Manchem noch jetzt gar zeitgemäß erscheinen, zumal Demjenigen, der in St. Petersburg seine dramatische Nahrung einnimm und den Repertoirezeichnungen des hiesigen deutschen Theaters zu bewundern Gelegenheit hatte. Sollte man nach der Stärke der hier anfässigen deutschen Colonie, welche die Einwohnerschaft einer ganz respectablen deutschen Stadt repräsentirt, nach dem durchschnittlichen Wohlstand, dessen sie sich erfreut, nach den Mitteln, welche diesem kaiserlichen Hoftheater zu Gebote stehen, sich zu bedeutenden Ansprüchen berechtigt glauben, so sieht man statt dessen die Leistungen auf das Gebiet des niedern Lustspiels, des Schwanks und der Posse beschränkt, die nur ab und zu großmüthig einer Birchpfeifferiade oder der „Anne Liese“ oder „Ecau“ und sonstigen „Bearbeitungen nach dem Französischen“ das Feld räumen.

Da war es denn eine Oase in der Wüste, als die Direction kürzlich ein dramatisches Werk auf die Bühne brachte, das offenbar mehr für die cuatro discretos, jene kanonischen vier Kunstverständigen des großen Spaniers, berechnet schien, als für den sonst allein maßgebenden „großen Haufen“.

*) Don Quixote I, cap. XLVIII.

Digitized by Google

Der Zettel meldete: „Childerich, Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Meyer von Waldeck".

Childerich! Also ein Stück fränkischer Geschichte, sagte man sich und erkannte die Kühnheit des Verfassers an, unser für die Gegenwart lebendes Publicum in eine so entlegene, nebelhafte Heidenzeit führen zu wollen. Auch ich, wie ich gestehen muß, bewegte mich mit einem gewissen Bangen Thaliens Hallen zu und war um so angenehmer überrascht, als dasselbe mehr und mehr dem Eindrucke wich, daß gerade mit dieser Stoffwahl ein außerordentlich glücklicher Griff gethan sei und daß sich nicht minder hier des günstigen Materials eine schöpferische Gestaltungskraft bemächtigt habe.

In schäumender Jugendkraft, „an Gestalt und Muth dem Aar gleich", hält König Childerich Hof in Doornik, dem alten Stammsitz der Salier. Seine Schönheit, die Erfolge, die er errungen im Feld und bei den Frauen, haben ihn übermüthig gemacht; das eigene Gelüsten steht ihm höher als das Gebot der Sitte, das geheiligte Herkommen.

„Das Weib des Edlen an dem Herd des Gatten,
Die Jungfrau in dem Hause ihres Vaters,
Sie sind nicht sicher vor des Wilden Gier",

so murrt schon das Volk; die Herzen der Edlen hat ihm die Willkür entfremdet, mit der er ihre Lehen und Kriegsbeute schaltet, noch mehr sein hochfahrendes Wesen. Als eine neue Gewaltthat verletzt, quillt die Schale des Unmuths über. Der königliche Adler hat sich abermals ein Täubchen in sein Raubnest geholt, die Tochter des edlen Markgrafen Berthar. Als der alte Vater, der vergebens um sein Kind gefleht hat, vergweiflungsvoll aus der Königsburg stürzt, ist Childerichs Schicksal entschieden. Der schlaue Römer Aegidius socht die glimmenden Kohlen zur hellen Flamme an, Verschwörung wird geplant. Vergebens sucht indeß der treue Herzog Winomod, den der sterbende Merovig dem Sohn als Berather bestellt, den ungestümen Jüngling von der gefährlichen Bahn abzuhringen. Als er auch auf die Heiligkeit der Frauenehre hinweist, wird er verlacht:

— — „Wo ich sie raubte, sogten sie mir gern;
Das Alter frolt, doch Jugend will ihr Recht.
— — — — — —
Wozu sockt denn die Welt so schön und hold,
Wenn ich mein Auge ihrem Glanz verschließe?
Wozu klopft denn mein Herz so schnell und voll,
Wenn ich nicht, was das Leben beut, genieße?
— — Und naht sich mir ein wunderherrlich Weib,
Das Haupt umweht von goldner Locken Fluth,
Das Auge feucht wie lichter Morgenthau,
Die Lippen Rosenknospen, leise zitternd,
Bis sie im heißen Kusse sich erschließen,
Der Busen sanftbewegte Wasserwellen,
An Wuchs und Gang ein reigend Wunderbild, —
Beim Gürtel Freyas, dann vergesse ich
Des königlichen Amts, um Mensch zu sein!" — —

Doch die Stunde ist da. Die Empörer, die draussen das kleine Gefolge überwältigt haben, dringen in die Burg. Childerich stellt sich ihnen mit dem Schwert entgegen, mit ihm sein treuer Narr Guntrom. Doch als er sieht, daß Winomod, sein väterlicher Freund, zu den Empörern hinüberritt, steht er erstarrt, die Waffe entfällt seinen Händen und widerstandslos läßt er von den römischen Soldaten sich fesseln.

Nach dieser sehr wirkungsvollen Schlußscene des ersten Actes sehen wir Childerich mit Guntram in dunkler Nacht auf der Flucht durch wüste Hade und Wald. Der greise Winomod geleitet sie eine Strecke. Nur um des Herrn Leben zu retten hatte er sich den Gegnern angeschlossen, und um den Frauken wieder mit der Zeit „den Wunsch der Rückkehr ihres Königs" zu erwecken. Mit der Mahnung des greichischen Weisen — die später der leichtern Childerichs werden soll —

„Vor allen Dingen halte Maß, Maß ist die Krone von aller Tugend"

schridet er von dem dampfbrütend hingekuntenen Jüngling. Guntram, der Narr, der wohl in den Shakespeare'schen Narren und namentlich dem herrlichen Burschen im „Lear" sein Vorbild gefunden (er spricht wie jene in Prosa und sein Witz ergießt sich zumeist in Sprichwortform), sucht den Verstummten aufzurichten und drängt vorwärts:

„Nun Herr, jetzt wollen wir uns auf die Wanderung machen. Als der Geiß der Schwanz abgehauen war, fing sie an zu laufen. Mochte Dich der Regen naß, so trocknet Dich der Wind. Frischer Muth macht klares Auge. Wäre ich ihr, so würde ich mich krenen, das langweilige Königthum einmal mit einer lustigen Fahrt in's Weite zu vertauschen." —

Für den Aufenthalt bei den Thüringern, welche den dritten und vierten Act einnimmt, hat der Dichter sich von seiner Quelle, der Sage, entfernt, und zwar mit Recht. Denn wenn schon Alexander Dumas sila, in einem anstößigen Bilde, aber treffend bemerkt: quo io poste viole l'histoire, pourvu qu'il lui fasso un enfant! so ist der Dramatiker über einen sagenhaften Stoff unumschränkter Herr, aber zum Ueberfluß ist hier auch noch die Dumas'sche Bedingung erfüllt; die Frucht jener Vergewaltigung ist: Gewinn eines dreifen Gehaltes für das Drama. Dadurch, daß Childerich nicht (wie in der Sage) als gehrter Gast Aufnahme findet, sondern zunächst als Gefangener Schowendienste thut, hat sich der Verfasser die Durchführung eines schönen psychologischen Problems ermöglicht, welches die Fabel sinnreich vertieft, zum Drama macht. Der Held ist nämlich nicht ein fertiger, geschlossener Charakter, wie ihn die Tragödie verlangt, der am Widerstreit seiner Natur mit den entgegenstehenden Lebensmächten zu Grunde geht, sondern ein sich bildender, ein werdender Charakter. In diesem Werden besteht der Fortschritt des Gedichts, die dramatische Handlung: dieselbe ist analog dem Gräfe'schen Tasse in das Innere des Helden gelegt, sie ist die Entwicklung seines Gemüths- und Charakterlebens, nicht lediglich die Aufeinandersolge äußerer durch das Thun des Helden bedingter Ereignisse. Reinigung einer groß angelegten, leidenschaftlichen Natur von den ihr anklebenden Schlacken durch das Läuterungsfeuer des Unglücks und der Demüthigung, das ist die Grundidee unseres Schauspiels.

Zu zeigen, wie der Held den mühsamen Weg zur Höhe der sittlichen Reife, der Selbstüberwindung Schritt für Schritt hinaufkimmt, ist dem Dichter meisterhaft gelungen, ohne daß Abschaltlichkeit störend zu Tage träte, in leichten, kaum angedeuteten Zügen. Das Ganze krönt eine schöne Scene des vierten Acts. Childerich soll noch der Bestimmung des weisen Thüringerkönigs, der im geheimen Einverständniß mit Winomod das Prüfungssystem leitet, endlich seine königliche Art im Felde bewähren, wird aber in kleinlicher Absicht durch den hämischen Hermansried, den Sohn des Alten, von ehrenvoller Theilnahme am Kampf zurückgehalten. Trotzdem findet der knirschend Daheimgebliebene Gelegenheit, in die Schlacht einzugreifen und durch heldenmüthige Tapferkeit dem schon triumphirenden Feind den Sieg zu entreißen, so Hermansried aus Todesgefahr zu befreien. Doch statt Dank erntet er von dem Wüthenden nur Schmähung. Und was ist seine ganze Thatkraft auf diese Unwürdigkeit? „Verzeihlt" Rigomus ist da! — Die That bleibt Wohrheit hat Childerich in harter Schule ergrübnet; als ihm zeit wieder die Sonne des Glücks scheint, findet sie einen Mann, der aus jugendlicher Unreife zur Höhe der Weisheit sich emporgerungen. Boten aus dem Frankenlande haben dem König Bisin Winomods Ringesbüste gebracht — das Zeichen, daß für Childerich die Stunde der Rückkehr schlägt — und der thüringische Herrscher, ein milder, hoheitvoller Greis entläßt den Gefangenen, jetzt seinen fürstlichen Gast, mit ehrenvollem Geleite in die Heimath. Childerich geht, aber schmerzvoll ist sein Abschied von der Stätte seiner Leiden, denn als milder Stern strahlte in die Nacht seines Unglücks die holde Gestalt der jungen Königin Bosina, deren Theilnahme an seinem Loos, wie er wohl gefühlt, über das Maß einfachen Mitleids hinausging. Aber sein Land, sein Volk ruft ihn von hinnen. Und wieder sehen wir — im fünften Act — Childerich auf dem väterlichen Thron, vor ihm die gefesselten Empörer. Doch linden Worten wendet er sich zu ihnen, heißt die Bande ihnen nehmen und hat von nun an soviel treue Anhänger mehr. Da kommt Botschaft aus dem Thüringerland, eine Schaar schwergerüsteter Frauen, an ihrer Spitze — Bosina. König Bisin ist gestorben und seiner auf dem Todtenbette ausgesprochenen Bestimmung gemäß erscheint jetzt die jungfräuliche Wittwe — die der Greis nur zum Ehrgeweckt erhoben, um sie von den Nachstellungen Hermansrieds zu schützen — in Doornik bei dem ihr noch selbst unbekannten Vater, dem Herzog Winomod: er hatte sein Kind um üppigen Frankenhofe schlecht geboren geglaubt und daher dem alten Waffenbruder Bisin zur Pflege anvertraut. Jetzt darf Bosina dem Zug ihrer Seele folgen und sie erfüllt damit noch ein goldherziges Vermächtniß des edlen Todten, dem der Zustand der jungen Herzen kein Geheimniß geblieben war. — —

Ein poetisches Werk erzählen ist immer ein mißlich Ding: das Beste daran geht verloren; und dazu gehört in vorliegendem Schauspiel unstreitig in erster Linie die lebendige, schwungvolle Diction. In gefälligem Rhythmus fließen die todellosen Jamben; dabei macht sich jedoch nirgends die rein formelle Seite auf Kosten des Gedankens breit, nirgends wird dem Streben nach äußerlichem Aufputz der ideelle Gehalt beeinträchtigt.

Ueber gewisse Kleinigkeiten in der Sprache ließe sich mit dem Verfasser rechten; es scheinen mir namentlich einige volksthümliche Wendungen, die dem Narren in den Mund gelegt sind, dem dargestellten Zeitalter nicht recht zu entsprechen. Daß in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts noch

Digitized by Google

der Reim sich nicht entwickelt hatte, weiß der Verfasser — ein trefflicher Germanist aus der Schule Lachmanns und der Grimm, Docent für deutsche Literatur an hiesiger Universität — so gut wie irgend Einer, trotzdem aber braucht sein Guntram Wendungen wie „Muß es sein, so schick dich drein", — „ich effe, was gar ist, trinke was klar ist, spreche was wahr ist". Im zweiten Act bei Antritt der Wanderung sucht der Narr seinen gebeugten Herrn aufzuheitern.

Childerich. — — „Glückliches Geschöpf
Das seine Welt im treuen Herzen trägt!
Du ladest meinen Schmerz auf deine Seele,
Theilst willig mein bejammernswerthes Loos
Und kannst noch fröhlich sein.

Guntram. Das wundert euch? Ei, da muß ich mich wohl selbst darüber wundern.

Ich lebe, weiß nicht, wie lang,
Ich sterbe, weiß nicht, wann,
Ich fahr', ich weiß nicht, wohin,
Mich wundert's, daß ich fröhlich bin."

Der letzte bekannte Spruch dürfte weder ein niedergedrücktes Gemüth bejammern zur Heiterkeit stimmen, noch dem Mund eines Narren, noch dem Geiste einer rauhen heidnischen Zeit angemessen erscheinen.

Ferner citirt Guntram:

Laß regnen, wenn es regnen mag,
Laß regnen seinen Lauf!
Und wenn's genug geregnet hat,
Dann hört's von selber auf.

Ich sehe schon, wie die Leserinnen der „Gartenlaube" bei dieser Stelle fragen und einander zuflüstern: „Wie kommt denn das hierher, was Goethe jenem autographenhaltigen Fräulein auf der Dornburg ins Stammbuch geschrieben hat?"

Wenn Bissin „in des Gottes heilige Tempelhallen tritt", so wird der Philologe sich der Stelle des Tacitus erinnern: „Der Hoheit der Götter halten sie (die Germanen) es unangemessen, sie in Wände einzuschließen, sondern Haine und Gehölze weihen sie", und er wird das classische Citat Bertharr: „Dem flehenden Feinde beuge gaidene Brüsten" nur mit dem Vordehalt gelten lassen, daß der edle Markgraf viel mit dem gebildeten Proconsul Negidius umgegangen ist.

Andererseits werden zwar die Gelehrten nichts einzuwenden haben, daß Binomad sagt:

„Den Osten wandre bis zur Furt des Main,
Die unserm Stamme eine Hirschfurt wies
Und die nach unserm Volk den Namen trägt . . "

aber viele Andere werden sich fragen: Singt denn nicht Kopisch in seiner „Gründung von Frankfurt":

Nun bietet Kaiser Karol auf Knieen an seinem Speer,
Da theilte sich der Rehbel, ein' Hirschin ging daher" . . .?

Ja, die Poeten haben den Historikern schon viel Kummer gemacht: Uhland hat Friedrich II. aus seinem Berge wettrieben und Barbarossa dafür hineingelegt, Kopisch macht seine „Frankenfurt" um ein paar Jahrhundert jünger — aber sie haben's dem Publicum einmal so eingetrieben, und für das schreibt man doch am Ende!

Aber, wie gesagt, Alles dies sind nur Kleinigkeiten, die vor den unbestreitbaren Vorzügen des entschieden lebenskräftigen Schauspiels verschwinden. Wie ich höre, ist in München und Leipzig der „Childerich" zur Aufführung angenommen. Nach seiner Bühnenwirkung bei der hiesigen, wahrhaftig nicht glänzenden Darstellung — nur die Titelrolle wurde von dem talentvollen jungen Künstler Ludwig vortrefflich zur Geltung gebracht — bin ich überzeugt, daß der „Childerich" im Repertoire der deutschen Theater seine bleibende Stätte findet und der Neuaufnahme dem Ruhm erwirbt — den sie seit den Tagen Klingers und Kotzebues nicht besessen — die deutsche Literatur mit einem schätzbaren dramatischen Werk bereichert zu haben.

Und nun rufe ich dem Dichter, der wie sein Bruder in Apolda Kruse, wenn er nicht auf dem Parnaß weilt, als Chefredacteur eines politischen Blattes thätig ist, Ihre an Jenen gerichteten Worte zu: Möge er nach oft den politischen Staub abschütteln und in den lustigen Gefilden der Dichtung Kraft und Stimmung finden, um in das politische Einerlei ein dramatisches Intermezzo einzufügen.

Alfons Kißner.

Aus der Hauptstadt.

Musikalische Aufführungen.

Hermione, Oper von Max Bruch (Text nach Shakespeares „Wintermärchen" von Emil Hopffer) zum ersten Male aufgeführt am 21. März.

Die Anforderungen des deutschen Opernpublicums an den deutschen Operncomponisten sind so hoher, so idealistischer Art, daß nur die französischen und italienischen Musikmacher Nutzen daraus ziehen. Diesen sind unsere ästhetischen Strafgesetze fremd, oder sie lassen sie unberücksichtigt; sie schreiben für den Effect, für die beliebten Sänger; sie wissen, daß, wenn ihre Oper nur ein paar „Sensationsstücke" enthält, das Publicum sich vieles Andere gefallen läßt, richten ihre Arbeit danach ein und — erreichen ihren Zweck, während der Deutsche vor lauter künstlerischer Gewissenhaftigkeit aus den Versuchen, den selbst aufgerichteten Schranken gar nicht herauskommt und vor Allem jene Correctheit anstrebt, die nach Macaulayd unvergleichlichem Ausspruche mit der Kunst gerade so viel zu thun hat, wie die Etikette mit einer guten Regierung.

Ein Beispiel mag genügen: Hätte irgend ein Deutscher dem Griechen im „Faust" einen Bravourwalzer in den Mund gelegt, — und noch dazu einen so mißerathenen! — wie Gounod, aber ein Gebräu geliefert wie Thomas in seiner „Mignon" oder im „Hamlet", er wäre vom deutschen Publicum ausgezischt, von der Kritik vernichtet worden; aber die Franzosen werden belustigt, und ihre Opern finden willige Aufnahme bei den Hofintendanzen und Pachttheater-Directoren.

Nur eine ausserordentliche Erscheinung wie Richard Wagner vermochte, unbekümmert um jede Richtung seinen eigenen Willen zum Gesetz erhebend, siegreich durchzudringen — ein Mann, der nicht blos durch seine Tondichtungen, sondern auch durch seine ganze Wesenheit gebieterisch auf das Publicum einwirkt sucht auf uns, da wir nur seine Opern bewundern); aber die andern deutschen Componisten, die nicht über so gewaltige Mittel verfügen, leiden desto mehr von der Aesthetik, bei welcher sie viele Leute für Wagner und Gluck zu Hause, im Theater jedoch nur bei Verdi und Gounods Opern zu finden sind. Angesichts solcher Verhältnisse ist es die Pflicht der Kritik, jeder neuen bedeutenderen Erscheinung einer deutschen Oper anerkennend entgegenzukommen, und sie der Aufmerksamkeit des Publicums zu empfehlen.

Und eine solche Erscheinung ist „Hermione". Sie leidet zwar an all' den von uns oben angedeuteten Fehlern der Correctheit, des immerwährenden Wägens und Erwägens, an der Scheu vor der Leidenschaft, als etwas Unschicklichem. Aber gerade weil die Oper diese Fehler zeigt, erschien es uns um so überraschender, um so anerkennenswerther, daß sie Scenen bietet, in welchen entschiedene dramatische Begabung zum Durchbruche kommt, und sich die zur wirksamen lebenskräftigen Gestaltung entwickelt. Zu diesen rechnen wir ein Quartett im ersten Acte, vorzüglich aber die Schlußhälfte des zweiten Actes und manche Theile des vierten Actes. Viel weniger konnten wir uns mit dem am meisten beklatschten dritten Acte befreunden, in welchem die Mendelssohn'sche Melodienbildung sogar bis zu jener sehr verdrauchten katalectischen Schlußwendung nachgeahmt ist, in welcher die melodische Phrase auf dem schwächeren Tactheile endigt (— ⏑, eine Wendung, die jetzt nur noch den Eindruck des Manierirten macht. Wir wollen nicht unerwähnt lassen, daß dieser dritte Act sich frisch und wirkungsvoll abspielt; er erscheint uns nur nicht bedeutend genug, um ein entschiedenes Zeugniß für den dramatischen Componisten zu bieten, wie dies durch die zuerst angeführten Scenen gegeben wird; diese tragen den Stempel unmittelbarer Auffassung und der Befähigung zu plastischer Gestaltung. Den dritten Act tannte ein talentvoller hiesiger Componist für den Concertsaal schreiben; aber die Gerichtsscene im zweiten, die Arien des Leontes und der Chor im vierten Acte sind rein dramatisch, wiefern im Ganzen und Großen wie ein gelungenes Frescobild.

Das Textbuch des Herrn Hopffer ist im allgemeinen mit vielem Geschicke gearbeitet, und enthält recht effectvolle, anregende Stellen, besitzt also nicht zu untrerschätzende Verdienste in unserer an deutschen Textbüchern armen, an Klagen über den Mangel derselben so reichen Zeit!

Die Aufführung war eine fast durchaus gelungene und wirkungsvolle, und mit Freude heben wir hervor, daß mit Ausnahme des Herrn Bey, der ganz unbegreiflich sang und spielte, die ersten Größen unserer Oper nicht mitwirkten, — bekanntlich hat Frau Mallinger, welche zuerst die Hermione singen wollte, die Partie später zurückgewiesen, — und daß der entschiedene Erfolg auch ohne diese ersten Größen errungen ward.

A. S. Ehrlich.

Digitized by Google

Inserate.

Der 19. Februar 1873 ist ein Gedenktag, welchen festlich zu begehen die Culturvölker der ganzen Erde eine hohe Verpflichtung haben; es fällt auf diesen Tag die vierte Säcularfeier der Geburt von **Nicolaus Copernicus.**

Zur Erinnerung an den großen Mann steht bereits seit zwanzig Jahren in seiner Geburtsstadt ein ehernes Denkmal, zu welchem selbst aus den fernsten Gegenden der Erde Beisteuern hergelandet worden sind. Für das bevorstehende Säcularfest glaubt der unterzeichnete Verein die angemessenste Grundlage zu schaffen, wenn in würdiger Weise das Denkmal erneuert wird, welches **Copernicus** sich selbst in seinem unsterblichen Werke „**de revolutionibus orbium coelestium**“ gesetzt hat.

Die von uns beabsichtigte Säcular-Ausgabe des bereits selten gewordenen Buches — welchem die unter unmittelbarer Inspiration des **Copernicus** entstandene „**abruptio prima**“ des **Rheticus** beigegeben werden soll — wird sich in Format und Einrichtung des Satzes möglichst genau der ersten 1543 in Nürnberg erschienenen Ausgabe anschließen, in Hinsicht der äußern Ausstattung aber den Fortschritten der Typographie entsprechend gehalten werden. Sie wird die erste sein, welche die noch vorhandene Originalhandschrift des Verfassers diplomatisch genau wiedergiebt. Auf hohe Verwendung des Fürsten Reichskanzlers hat sich der Graf von **Rostiz-Rieneck** geneigt erklärt, das in seiner Familie seit langer Zeit als ein kostbares Erbe aufbewahrte Originalmanuscript des Werkes einem Delegirten des Typographischen Vereins zur Einsicht und Vergleichung vorlegen zu lassen. Die Revision des Textes und die Ueberwachung des Druckes wird durch eine Commission von Sachverständigen besorgt.

Der Preis für ein Exemplar soll, beträgt 6⅔ Thlr. (20 Mark) = 25 Frcs. = 1 L. St. Die rechtzeitig bestellten Exemplare werden spätestens im Januar k. J. von uns abgelandt werden, so daß das Werk für eine etwa zu veranstaltende Säcularfeier **vor dem 19. Februar 1873** sich in den Händen aller Subscribenten befinden wird.

Thorn, den 19. Februar 1872.

Der Vorstand
des Copernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst.

Dr. L. Prowe Professor. — **v. Loffow** Königl. Staatsanwalt.

Boethke Oberlehrer. — **Hagemann** Stadtrath u. Syndicus.

Die Auction von

2400

meist werthvollen oder seltenen Büchern

beginnt am

8. April, laut Katalog.

J. A. Stargardt

in Berlin, Jägerstrasse 53.

In dem unterzeichneten Verlage erschien und ist durch jede grössere Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Eduard Hildebrandts Aquarelle. Auf seiner Reise um die Erde nach der Natur aufgenommen. Chromo-Facsimiles von **Steinbock & Loeillot,** 20 Blätter mit erläuterndem Text . . . . . 58 Thlr.
In eleg. Kasten mit Portrait. . . . . 75 Thlr.

Regen und Sonnenschein. 10 Albumblätter von **Louise Kugler.** Farbendruck von *W. Loeillot* . . . . . 15 Thlr.

Dasselbe eleg. cartonnirt . . . . . 12 Thlr.

Das Jahr in Blüthen und Blättern. Illustrirt von **Hermine Stilke.** Mit Original Gedichten von **Emanuel Geibel** und **Gustav zu Putlitz.** III. Auflage. Ein starker eleganter Leinwandband in gross Quart mit reicher Goldpressung . . . . . 15 Thlr.

Eine Reise in Bildern mit Benutzung von Photographien entworfen von **Hermine Stilke.** 18 Illustrationen mit Text. Gross Folio. Preis in Leinwand mit reicher Vergoldung . . . . . 17 Thlr.

Dasselbe. II. Auflage und neue billige Ausgabe. 12 Illustrationen nebst Text. Preis in Leinwandband . . . . . 12 Thlr.

Illustrirter Notizkalender für 1872 mit 12 Illustrationen von **Julie von Buddenbrock.** Farbendruck von *W. Loeillot.* Eleganter Leinwandband mit Goldpressung . . . . . 3 Thlr.

Illustrirtes Gedenkbuch II. Auflage mit 12 Illustrationen von **Julie von Buddenbrock.** Farbendruck von *W. Loeillot.* Eleganter Leinwandband mit Goldpressung . . . . . 3 Thlr.

Jehovablumen. Biblisches Alphabet von **Julie von Buddenbrock.** 23 Illustrationen mit einem erläuternden Text, Preis elegant gebunden. 12 Thlr.

Dasselbe. Neue Lieferungs-Ausgabe. Preis complet eleg. carton. . 11 Thlr.
6 Lieferungen . . . . . à 1⅞ Thlr.

Gedenkblatt an unsere glorreichen Siege 1870—1871 von **Julie von Buddenbrock.** Farbendruck von *W. Loeillot* . . . . . 2 Thlr.

Gedenkblatt an unsere gefallenen Helden von **J. von Buddenbrock.** Farbendruck von *W. Loeillot* . . . . . 2 Thlr.

Die Verlagsbuchhandlung von R. Wagner.
Berlin, Zimmerstrasse No. 92 u. 93.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Demnächst erscheint:

Ueber die

Truppenärzte im Felde.

Nach eigenen Erlebnissen und Erfahrungen

von

Dr. Conrad Küster.

pract. Arzt zu Berlin, Ritter des Kronenordens 4. Cl. m. Schwertern und des eisernen Kreuzes 2. Cl.

Broschirt Preis 7½ Sgr.

Ein Mahnwort

an

Deutschlands Katholiken.

Von einem katholischen Reichstags-Abgeordneten.

Preis 5 Sgr.

Wir ersuchen unsere geehrten Abonnenten sowie diejenigen Leser, welche von jetzt an auf die „**Gegenwart**“ abonniren wollen, die Bestellung auf unsere Wochenschrift für das nächste Quartal gefälligst umgehend zu erneuern resp. sich an die betreffenden Buchhandlungen und Postanstalten zu wenden, damit wir die Stärke der Auflage bemessen und die Unannehmlichkeit vermeiden können, bei verspäteter Bestellung unvollständige Exemplare zu liefern.

Die Nachbestellungen auf die „**Gegenwart**“ haben sich in der Mitte des vorigen Quartals derart vermehrt, dass der oben erwähnte Missstand trotz aller Vorsicht von unserer Seite nicht immer hat vermieden werden können.

Der Abonnementspreis beträgt pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr. Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsspeditionen nehmen Bestellungen an.

Expedition und Verlag der Gegenwart
Georg Stilke.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 6. April 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Kirche und Schulzwang von Rudolf Gneist. — Zwei Ufer im Streite von Karl Braun-Wiesbaden. — Joseph Mazzini von Karl Blind. — Ein Brief aus der Schweiz von Johannes Scherr. — Correspondenz aus Wien. — Literatur und Kunst: In der Synagoge am Großen Salzloe. Eine Mormonenpredigt. Aus dem Englischen von Ferdinand Freiligrath. — Ein Gegenbuch zum deutschen Wörterbuch von Daniel Sanders. — Aus der Hauptstadt: Das Kaiserhof. Nach den Notizen eines in Berlin reisenden Berliners von Julius Stettenheim. — Dramatische Aufführungen. „Die Verlobendame von E. Dorn" von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

Kirche und Schulzwang.

Von **Rudolf Gneist.**

I.

Deutschland erscheint als das Normalland des Schulzwangs. Es ist vorzugsweise der deutsche Geist, der die Schule als ein öffentliches Institut entwickelt hat. Diese Schule kennt keinen Unterschied der Gesellschaft; sie bietet, was sie zu geben hat, für Alle. Sie setzt sich die große Aufgabe, der Menschheit die Bedingungen der persönlichen geistigen Entwicklung Aller zu geben. Sie ist die erste Grundlage der socialen Freiheit, indem sie allein das Aufsteigen aus allen in alle Classen durch die Vermittlung der geistigen und sittlichen Bildung ermöglicht. Mit dem Systeme des Schulzwangs in den Edicten von 1717 und 1736 wurde insbesondere das neuere preußische Staatswesen fundirt. Nach der Erwerbung Schlesiens hat Friedrich der Große zuerst ein würdiges Muster der paritätischen Behandlung der Volksschule gegeben. Unter allem Wechsel der Verwaltungssysteme ist der Schulzwang noch einmal im Gesetz vom 23. Juli 1847 auch für die jüdischen Gemeinden in voller Correctheit durchgeführt. Was die Entwicklung des deutschen Volks zur machtvollen Einheit, was insbesondere die deutsche Heeresverfassung zur europäischen Hegemonie geführt hat, ist an erster Stelle die geistige Entwicklung der Gesammtheit durch den Schulzwang, der seine Anerkennung und Geltung in der europäischen Welt durch seine Erfolge sichert.

In den übrigen Culturländern Europas hat der Verlauf der Reformation eine andere Stellung des Staats zu dem Unterrichtswesen herbeigeführt.

Die Reformation in England ließ den Volksunterricht in allen Stufen verbunden mit der Staatskirche. Eine besondere Berufsbildung gewannen nur die Advocaten, Anwälte und Aerzte. Zu einem berufsmäßigen Lehrerstand vermochte diese Staatsbildung nicht zu gelangen.

In Frankreich hat die gewaltsame Unterdrückung der Reformation die Freiheit der geistigen Entwicklung gehemmt und dahin geführt, daß die Nation später in der Revolution ihre sittliche Selbstbeherrschung verlor. Der romanische Idealismus, der in den ersten revolutionären Strömungen den Unterricht der Jugend als große „nationale Aufgabe" anerkannte, leistete einen nur kurz dauernden Widerstand gegen den Durchbruch der Classeninteressen und Gegensätze der Gesellschaft, welche eine selbständige Staatsgewalt negirte und doch nicht zu entbehren vermochte. Es ging daraus ein absolutistisches System der Staatsverwaltung hervor, — eine Staatsgewalt, die nur von der zeitigen Gesellschaft eingesetzt, durch die revolutionären Grundlehren nur auf Widerruf gestellt, um so mehr absolutistisch blieb und, schon zum Zweck der Selbsterhaltung, der absoluten Centralisation und einer stetigen Transaction mit der legitimen Gewalt der römisch-katholischen Kirche bedurfte. Das gesammte Unterrichtswesen wurde in diesem Geist ein Theil des napoleonischen Verwaltungsstaats, in einer festen, schematischen Ordnung, welche die Freiheit der individuellen Entwicklung in die Fesseln der Bureaukratie legt, den Glanz centraler Institutionen mit der dürftigen Ausstattung der Elementarschule und ihres Lehrerpersonals erkauft, und unter dem Namen der „Freiheit des Unterrichts" der römisch-katholischen Kirche und den geistlichen Orden eine befestigte Herrschaft über die Erziehung und das geistige Leben des Volks gewährt.

In Belgien hat diese Richtung sogar ein grundsätzliches Verbot des Schulzwangs durchgesetzt.

Dieser in Frankreich und Belgien herrschende Zustand galt der industriellen Gesellschaft mehrere Jahrzehnte hindurch als der Musterzustand, ungefähr so wie die belgische Verfassung als die Musterverfassung. Durch die Julirevolution von 1830, durch die belgische Revolution, durch die englische Reformbill wurde er auch in Deutschland das mustergültige Vorbild, dessen Schlagworte zum Theil noch fortdauern. Die industrielle Gesellschaft überträgt ihr System des Voluntarismus auch auf den Staat: den freiwaltenden Interessen der Gesellschaft soll nirgends ein Zwang geschehen. Was für die Schule nöthig ist, darüber, meinte man, würden sich Fabrikherren und Arbeiter in beiderseitigem Interesse genügend einigen. Den vorhandenen Zustand nannte man in Selbstgenügsamkeit den Zustand der „Civilisation" — ein Zustand der nicht nach den Schulen, sondern nach dem Verbrauch der Seife, nach der Zahl der Lebensgenüsse und in Paris nach der Zahl der Cafés chantants zu ermessen sei. Auf unsere deutschen Zustände wurde dagegen mit einer wohlwollenden Duldung herabgesehen; den Schulzwang sah man als aufgeklärten Despotismus an, auf völlig gleicher Linie mit dem Militärzwang, als eine Erfindung des preußischen Absolutismus, der sich für „civilisirte Völker" nicht eigene.

Allein die sehr tiefgehende innere Bewegung und die socialen Erschütterungen in den Musterländern der Civilisation, noch mehr die äußeren Erfolge des preußischen Systems, haben die Lebensanschauungen des Westen allmählich zu einem Zweifel an der eigenen Vollkommenheit geführt und namentlich die Frage des Schulzwangs auf die Tagesordnung gesetzt. England hat sogar den Schulzwang durch ein Gesetz von 1870 angenommen, überläßt aber die Ausführung den Gemeinden.

Digitized by Google

Die französische Nationalversammlung verhandelt in diesem Augenblick das Schulzwanggesetz des Ministers Jules Simon. Belgien desgleichen; und gleichzeitig mit unsern Verhandlungen über das Schulaufsichtsgesetz ist der belgische Commissionsbericht erschienen, erstattet von dem Domherrn de Haerne, welchen ich vor einigen Tagen erhalten habe, und welcher für uns von großem Interesse sein muß, da er das Verhalten der katholischen Kirche dieser Frage gegenüber auch von der belgischen Seite aus in nächster Zukunft bezeichnet.

Auch der belgische Bericht vom 31. Januar 1872 erkennt an, daß der freie Wille eines völlig ungebildeten Familienvaters nicht hinreicht, den nothwendigen Unterricht der Kinder zu sichern. Von Preußen bis zu China wird ein Zwang geübt in dieser Richtung. Aber dieser Zwang darf um keine Preis vom Staat und den bürgerlichen Autoritäten geübt werden, sondern nur durch „moralische" Mittel, also durch das Personal der Geistlichkeit. Allerdings sind die Resultate dieses Systems in Belgien nicht glänzende. Der jüngste Census von Belgien (31. December 1866) ergiebt eine Bevölkerung von 4,827,833 Bewohnern, von denen nicht mehr als 2,279,091 als solche bezeichnet werden, welche genügend lesen und schreiben können — 47 Procent — wobei die Note der Minorität der Commission hinzufügt, daß das, was man „lesen und schreiben" nennt, oft kaum der Schein dieser untersten Stufe des Unterrichts ist. Der „Rapport triennal" über den Primärunterricht vom 13. Mai 1870 constatirt, daß von 125,569 Milizpflichtigen, welche der Verlosung sich unterwerfen mußten, nur 45,261 etwas mehr als lesen und schreiben konnten. — Dennoch findet der Bericht diese Resultate befriedigend in Vergleich zu andern Ländern. Man müsse berücksichtigen, meint er, daß die Einrichtungen der andern Länder sich ruhig und unangefochten entwickelt haben seit Jahrhunderten; die belgischen dagegen seien seit 1842 Gegenstand steiger Angriffe und Parteikämpfe gewesen. In Deutschland thue man Alles, um die Fehler und Unvollkommenheiten des Systems zu verdecken und zu vertuschen, in Belgien Alles, um sie zu übertreiben und gehässig darzustellen. Der Schulzwang datire in Preußen seit 1736, in einigen Schweizercantonen seit 1690, in Massachusetts seit 1647, das neue Schulsystem in Belgien seit 1842. Man könne also nicht verlangen, daß das letztere in 30 Jahre so viel leiste, wie die andern in zwei Jahrhunderten! Dazu komme der Uebelstand der kirchlichen Züchtigung, die zur obligatorischen Schule gehöre und für Belgien nicht passe. Dazu endlich der Uebelstand der zahlreichen Auswanderung belgischer Arbeiter nach Frankreich, welche dann, invalide geworden, in ihren Unterstützungswohnsitz zurückkehren. Dieser Mißstand werde sich bedeutend erhöhen durch den Schulzwang, welcher eine Minderung der Löhne herbeiführe.

Es folgt nun die Durchmusterung der Länder, in welchen der Grundsatz des Schulzwangs gilt. Obenan Deutschland, insbesondere Preußen, dann die Schweiz, England, Spanien, Portugal, Italien, Griechenland, Rumänien, Türkei, Scandinavien und die nordamericanischen Freistaaten. In der Mehrzahl dieser Länder steht der Schulzwang auf dem Papier, ohne ein Lehrpersonal und ohne Gemeindeorgane um ihn auszuführen, ohne Mittel und ohne Geld für das jedenfalls mühsame und kostbare System. Aus allen diesen Unvollkommenheiten zieht aber der belgische Bericht immer nur eine Folge: daß der Schulzwang unmöthig, daß der Schulzwang unwirksam sei und daß der Schulzwang in dem civilisirten christlichen Lande der öffentlichen Meinung widerspreche.

In Deutschland — heißt es in dem belgischen Bericht — findet man die besten Schulen und die unterrichtetsten Menschen, aber auch das System der „confessionellen Schulen". Und dies Régime sei so in die Sitte eingewurzelt, daß der Schulzwang im Allgemeinen als eine Art von unnöthigem Räderwerk angesehen werde. Der deutsche Familiensinn schaffe auch ohne Schulzwang überall wohl eingerichtete, und erfolgreiche confessionelle Schulen, wie namentlich die 6 Millionen Deutsche in America sich überall im Anschluß an die Kirche oder Privatgesellschaften die nöthigen Seminare und confessionelle Schulen geschaffen haben. Der Bericht folgert aus den deutschen Verhältnissen nur, daß der Erfolg des Elementarunterrichts von der Zahl der wohlorganisirten Schulen abhänge, aber nicht vom Schulzwang, den man als eine Willensbeschränkung ansehen müsse, so lange nicht die Nothwendigkeit und Opportunität desselben nachgewiesen sei. Für Belgien lasse sich diese Nothwendigkeit nicht nachweisen.

Der französische Bericht von Monnier ergiebt folgende Progression des Schulbesuchs der Kinder vom 6.—14. Jahre in Preußen:

1816	54 Procent,
1846	77 Procent,
1861	95 Procent.

Der Majoritätsbericht macht dagegen die Einwendung: die letztere Summe gebe nur die Zahl der Inscriptionen, bedeute aber nicht, daß die Kinder wirklich gekommen seien. Und dann ergebe die Progression doch eben nur, daß der Schulzwang für sich unwirksam sei; denn das Gesetz über den Schulbesuch habe 1816 ebenso bestanden wie 1861. Die preußischen Verhältnisse ergeben ferner, daß in Preußen mehr als ⅔ der Besoldungen der Lehrer auf Einkünften beruhen, die aus dauernden Fundationen für den Elementarunterricht bestritten werden, daß sie also zum großen Theil das „Patrimonium der Armen" seien. Daher datire der leichtere Zutritt der Armen zur Schule. Und darauf beruhe die Ueberlegenheit der preußischen Schule: auf den Liberalitäten in der Einrichtung und Erhaltung der Schulen, nicht auf dem Schulzwang. — Nicht dem Schulzwang sei der Erfolg beizumessen, sondern vor Allem der guten Schuleinrichtung in Deutschland, der Schweiz und America, der vollkommenen Einigkeit und dem sympathischen Zusammenwirken aller Einflüsse, — vorzüglich dem religiösen Einfluß, — den großen Geldopfern, welche seit einer Reihe von Jahren gebracht seien, der großen Zahl der Schulen, der genügenden Zahl guter Lehrer, dem Enthusiasmus, den das Zusammenwirken aller gesellschaftlichen Kräfte zu Gunsten der Schule erzeugt habe im Schooße gewisser Nationen. Auch der Charakter der Deutschen habe seinen Theil daran: die Neigung zur Reflexion, welche die Intelligenz entwickele, und der sehr lebendige Sinn des Familienlebens. Das Alles erkläre den Enthusiasmus, mit welchem der Geheimrath Stiehl sich über die Darstellung der preußischen Schule in der Pariser Ausstellung von 1867 ausspricht. Der Geistliche werde herangezogen zur Ausübung des Schulzwangs, indem er auf die säumigen Eltern zuerst durch Ermahnung einzuwirken habe, ehe man zum polizeilichen Zwange und zur Strafe schreitet. Es sei ferner die Confirmation abhängig gemacht von einem Zeugniß einer hinlänglich erlangten Schulbildung. Dies setze eine enge Beziehung, man möchte sagen „Fusion zwischen Staat und Kirche" voraus, welche den belgischen Einrichtungen widerspreche. Ein System von Schulzwang und Schulstrafen, wenn es als odiöse Last auf die bürgerliche Ordnung allein falle, würde von der öffentlichen Meinung außer Kraft gesetzt werden. In Belgien wenigstens würde es die Strafe nicht bestehen, wo das Wahlsystem für die Communen viel demokratischer sei als in Preußen.

Die Schwierigkeit für Oesterreich — so führt der Bericht des belgischen Domherrn weiter aus — liegt in der absoluten Trennung der Schule nach den Confessionen und in ihrer Unterordnung unter die Leitung des Geistlichen, welche mit anderen kirchlichen Privilegien zugleich durch das Concordat zugesichert war. Unendlich erschwert wird aber diese Lage durch die Verwirrung der Sprachen, an welchen jeder Volksstamm mit wachlender Tenacität festhält. Der Unterricht ist obligatorisch, aber die kirchlichen und nationalen Gegensätze und die Sorglosigkeit der Eltern neutralisiren die Bestimmungen des Gesetzes. In Oesterreich tritt der Unterschied der Nationalitäten in folgenden Stufen hervor. In den deutschen Provinzen besuchen 75 Procent der schulpflichtigen Kinder die Schule; in Galizien 28 Procent, in Dalmatien 26 Procent, in der Bukowina 13 Procent. Von den zum Militärdienst Ausgehobenen sind in den deutschen Provinzen 88 Procent des Schreibens kundig, in Ungarn 16 Procent, in Dalmatien 1 Procent. Nach den Confessionen geschieden fehlen von den

Digitized by Google

protestantischen Kindern nur 4,1 Procent in der Schule, von den katholischen 17 Procent. Auch aus diesen Thatsachen folgert der Bericht nur, daß der Schulzwang unnöthig sei.

In Dänemark wendet man als Schulstrafen an: die Ausschließung vom lutherischen Abendmahl, die Versagung des Heirathsconsenses und der Zulassung zu der Lehrlingsschaft in irgend einem Gewerbe. Aber, sagt der Majoritätsbericht, diese Strenge gilt nur gegen diejenigen, welche nicht genügend lesen gelernt und welche nicht den nöthigen Religionsunterricht erhalten haben. Man kann diesen Schulzwang doch nicht auf eine Linie stellen mit dem deutschen, der einen vollständigen Elementarunterricht bei Strafe verlangt. In Dänemark ergiebt des Staatsalmanach von 1870, daß von 259,508 schulpflichtigen Kindern 257,182 einen Schulunterricht nachgewiesen haben. Das Manco beträgt nur 2326. Selbst in den Landschulen stellte sich das Verhältniß wie folgt: Gesammtsumme der Kinder von 7—14 Jahren 200,761. Davon besuchten die Elementarschule 91¼ Procent, einen Privatunterricht 7 Procent, hatten die Schule verlassen mit dem 13. Jahre 0,56 Procent, das gelammte Manco 1450.

Im Ganzen kennzeichnet sich der Bericht durch den ruhigen Charakter der Abwehr. Die katholische Kirche beherrscht eben unter dem Namen der „freien Schule" in Belgien noch immer den Volksunterricht und ist gesonnen, diesen Besitzstand zu behaupten.

Anders sind die Stimmungen da, wo die römische Kirche ihre ungetheilte Herrschaft über den Volksunterricht verloren hat. Am erbittertsten da, wo sie die Herrschaft wiedergewonnen zu haben glaubte und zu ihrer Ueberraschung sieht, daß die ihr entgegenstehenden Landesgesetze noch fortdauern und zur Geltung gebracht werden. Hier erscheint plötzlich ein unversöhnlicher Haß der kirchlichen Partei gegen unsern Schulzwang. Der Kampf dawider ist von den weitsehenden Mitgliedern unserer clericalen Partei längst angedeutet, in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses schon angekündigt und wird inzwischen sorgfältig vorbereitet durch Agitationen, Petitionen und Volksversammlungen. Ich wähle aus den meist nicht veröffentlichten Verhandlungen eine durch den Druck verbreitete: — die Rede eines katholischen Schulinspectors vor dem hochwürdigsten Bischof von Münster und einer hochansehnlichen Versammlung. Es heißt darin in Bezug auf unser gesetzliches auch in der Diöcese Münster bestehendes Schulsystem: „Man will der Kirche in dem Streit, der jetzt entbrannt ist, ihren Lebensnerv unterbinden und man fängt mit diabolischer Klugheit mit der Schule an". Im weiteren Verlauf wird der Schulzwang als die größte Barbarei, die gewissenloseste Verletzung der heiligsten Rechte der Familien bezeichnet, als ein unerhörter Zwang, ein frecher Eingriff in die Rechte der Familien. Das daraus hervorgehende Schulsystem sei eine unerhörte Verletzung der göttlichen und reichsgesetzlichen Rechte der römischen Kirche, ein Kind der Revolution und dergleichen mehr. Am Schluß der Rede ist dann unter Vorsitz des Freiherrn v. Schorlemer die darauf bezügliche Petition an das Abgeordnetenhaus von der stürmisch applaudirenden Versammlung unterschrieben worden.

Wo liegt das Geheimniß des katholischen Widerstandes, der in jeder Zeile des belgischen Berichtes verräth, daß man in dem Resultat der Verwerfung vorweg einig war und nur nach Gründen suchte? Wo liegt der Grund des leidenschaftlichen Hasses unserer clericalen Partei gegen den Schulzwang, der gerade nach der Consolidation des deutschen Staats unter Preußens Führung so laut hervorbricht?

Der Grund liegt darin: daß es sich in dem Schulzwang in der That um die ganze Regierung der Schule handelt.

Diese Regierung ist aber das historische Recht der Kirche, und für die katholische Kirche ist sie ein wesentliches Glied ihrer Herrschaft für alle Zukunft.

Durch den Beichtstuhl beherrscht diese Kirche die Frauen.

Durch die Schule beherrscht sie die Kinder.

Durch die Familienglieder beherrscht sie die Männer, denen übrigens die Kirche jedwögliche Freiheit des Denkens und Handelns läßt, wenn sie nur äußerlich der Macht der Kirche gehorchen.

Dies Verhältniß ist aber das vorherrschende rund um Deutschland herum. Es giebt nur Eine herrschende Kirche in Frankreich, in Oesterreich, in Rußland, in England, in Belgien, in Holland. Alle übrigen Bekenntnisse sind daneben nur geduldete, denen in wohllautenden Verfassungsartikeln die bürgerlichen Rechte feierlich zugesichert werden. Wie es aber im Uebrigen mit der gesellschaftlichen Stellung der Nebenbekenntnisse gegen die regierende Kirche steht, danach muß man sich bei den Betheiligten jener Länder selbst erkundigen, das muß man mit eigenen Augen sehen, womöglich längere Zeit unter ihnen leben: dann erst hat man ein praktisches Urtheil darüber, was die Gleichheit der Bekenntnisse in jenen Ländern bedeutet, im Unterschied von dem, was unsere Politiker sich unter der Freiheit der Bekenntnisse denken, von der sie glauben, daß solche in der civilisirten Welt überhaupt bestehe.

Nur sehr wenige Culturländer haben den Grundsatz der Gleichheit der Bekenntnisse ernstlich gemeint. Diese Länder sind Deutschland, Schweiz und Nordamerica. In den letztern beiden Republiken war der Staatsgeist stark genug, die Gleichheit der Bekenntnisse zu proclamiren. Aber die republicanische Regierungsform war nicht stark genug, die Consequenzen eines Schulzwangs durchzuführen. Die Schweiz mit ihren unzähligen kleinen Schulen und Lehrergehalten von 200 Frcs., Nordamerica mit seinen alten und neuen Gesetzen hat den Schulzwang zum Theil nur schwach, zum Theil lässig, und überall ungleich und unzusammenhängend durchführen können. Denn die Republik ist unmittelbar abhängig von der öffentlichen Meinung d. h. von den zeitigen Interessen der Fabrikherren, der Grundbesitzer, der besitzenden Classen, welche die schweren und dauernden Opfer eines solchen Systems zu tragen und stetig zu erhöhen bei aller sonstigen Einsicht wenig Neigung haben.

Deutschland allein hat mit dem System Ernst zu machen bisher den Willen und die Kraft gehabt.

Für Deutschland wurde das System die erste Lebensbedingung der Existenz seit den Erfahrungen des dreißigjährigen Krieges. Deutschland war durch die Stellung seiner beiden großen Kirchen gezwungen, über den Grundsatz der bloßen Toleranz hinaus zu dem Verhältniß der gleichberechtigten Kirchen fortzuschreiten, den höchsten Grundsatz der mittelalterlichen Kirche: den Schulzwang, zum Staatsprincip zu erheben und damit die schwerste Aufgabe zu übernehmen, welche eine Staatsverfassung im Verhältniß zu einer durch Bekenntnisse gespaltenen Gesellschaft überhaupt zu übernehmen vermag. Und lediglich dies Verhältniß ist es, welches Deutschland bei dem Clerus der ganzen Welt in den Ruf der Ungläubigkeit gebracht hat, während in der Wirklichkeit vielleicht in Deutschland allein gläubige Katholiken zu finden sind, in andern Ländern nur noch gehorchende Katholiken.

Zwei Rufer im Streite.

Von **Karl Braun-Wiesbaden.**

I.

Wenn ich die Reihe von Pamphleten durchmustere, welche in allen Sprachen Europas seit Sedan wider den weiland so hoch gefeierten Napoleon III. erschienen sind, so fällt mir immer der Vers eines schwäbisch-russischen Dichters ein:

„Du bist kein guter Speculant
Und bringst es auch zu nichts im Leben,
Reicht dem Gefallnen stets die Hand,
Statt ihm noch einen Tritt zu geben."

Heutzutage scheint es an guten Speculanten durchaus nicht zu fehlen. Jeder kommt, um dem Gefallenen noch einen Tritt zu versetzen. Es erinnert an die Fabel von dem Esel und dem sterbenden Löwen. Freilich muß gerade nicht immer der Getretene ein Löwe und der Tretende ein Esel sein.

Louis Napoleon wird noch lange ein dankbarer Stoff für geschichtliche Forschung und Darstellung bleiben. Es läßt sich

Digitized by Google

gar zu viel aus ihm machen, aus diesem Manne, der zugleich ein Roué und ein Hamlet war; ein Richard III. und ein König Lear; ein Träumer und ein Verschwörer; ein gemüthlicher Alter und ein machiavelli'scher „Prinzeiye"; ein Schwachkopf und ein Genie gewesen sein soll; — aus diesem internationalen Geschöpfe, welches das deutsche mit schwäbischem, das französische mit italienischem und das italienische mit holländischem Accente sprach, — aus diesem Proteus, der Morgens früh die phrygische Mütze, bei Tage die Kaiserrone des Charlemagne und vor Schlafengehen wieder das „bonnet rouge" trug; — der zu gleicher Zeit der Retter der Gesellschaft und der Vernichter der Rothen und doch auch wieder die getrönte Socialdemokratie; welcher der Schöpfer der italienischen Einheit und zugleich der älteste und treueste Sohn der katholischen Kirche und der Beschützer des heiligen Vaters sein wollte.

Wie ihn gegenwärtig in Frankreich die Socialisten, die Republicaner, die Orleanisten beurtheilen, das wissen wir. Die Clericalen dagegen beobachteten lange ein diplomatisches Schweigen. Erst in neuerer Zeit fangen Einzelne derselben an, in das allgemeine Verdammungsurtheil einzustimmen, jedoch aus anderen Entscheidungsgründen als jene. Sie verurtheilen Napoleon und die ganze napoleonische Dynastie als einen Abfall von Thron und Altar, von Legitimität und Orthodoxie, als Product der Revolution von 1789.

Dies scheint gegenwärtig als Parole ausgegeben zu sein bei den Clericalen. Es zeigt sich da ein merkwürdiger Parallelismus zwischen Frankreich und Deutschland. Hier wie dort läuft man Sturm wider „die Revolution".

In Frankreich ist vor Kurzem ein dickes Buch, betitelt „Le dernier des Napoléon" (Paris, A. Lacroix Verboeckhoven & Co. 1872), erschienen. Sein anonymer Verfasser ist offenbar Geistlicher und Legitimist. Er widmet sein Werk den Manen des bei Queretaro erschossenen Kaisers Maximilian I. von Mexico, mit welchem er in enger persönlicher Beziehung gestanden zu haben behauptet. In diesem voluminösen Pamphlete endigt jedes Capitel mit dem Refrain: Napoleon ist die Revolution, und deshalb ist er verdammt.

In Deutschland hat dieser Tage der hochwürdigste Herr Bischof von Mainz, auch Comes Romanus und Thronassistent Seiner Heiligkeit des Papstes,

„Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler"

(man halte es nicht für eine Marotte von mir, daß ich die Vornamen in die eine und den Familien-Namen in die andere Zeile setze; der Herr Bischof bedient sich vielmehr selbst in allen seinen zahlreichen literarischen Producten dieser eigenthümlichen Schreibweise seines verehrlichen Namens, während die übrigen deutschen Bischöfe, die nicht westfälische Barone sind, sich darauf beschränken, bloß ihren Vornamen, und diesen in einer Zeile, zu zeichnen und ein Kreuz davor zu machen) also Herr von Ketteler hat ein politisch-kirchliches Manifest publicirt, welches betitelt ist „Die Centrumsfraction auf dem ersten deutschen Reichstage" (Mainz, Verlag von Franz Kirchheim 1872) und zunächst den Zweck hat, den Männern von Tauberbischofsheim und Umgegend, welche den Herrn Bischof in den Reichstag entsandt hatten, daß ihm nichts übrig blieb, als sein Mandat niederzulegen".

Auch Herr von Ketteler läuft Sturm wider die „Revolution". Nach seiner Meinung ist heute Deutschland der Hercules am Scheidewege. Es hat die Wahl, ob es sich entscheiden will „für das christliche deutsche Volk" oder „für den reform-jüdisch-französischen Liberalismus", — wobei Herr von Ketteler übersehen zu haben scheint, daß auch die Liberalen sozusagen Menschen sind und ebenfalls zu dem deutschen Volke gehören, und daß die Mehrzahl der in Deutschland lebenden „Christen" die eigenthümlichen und starken Schwankungen unterworfenen religiösen Anschauungen des Herrn von Ketteler nicht theilt. Der Herr Bischof wiederholt, es handele sich darum, ob die „christlichen Principien" oder die „Principien von 1789" maßgebend sein, ob dem deutschen Reiche „der Rest christlicher Institutionen erhalten, oder ob Preußen mit den übrigen deutschen Ländern den französischen Revolutions-Grundsätzen, wie sie der Nationalliberalismus vertritt, vollständig überantwortet werden solle."

Dieser Satz wird genügen, um zu zeigen, daß der hochwürdigste Herr Bischof, so sehr er sich durch Beredtsamkeit, Eifer und Heiligkeit auszeichnen mag, doch in profanen Dingen, wie z. B. in Geschichte und Logik, nicht ganz sattelfest ist. Denn er wirft Dinge in einen Topf zusammen, welche gar nichts mit einander zu thun haben. Die Entwicklung Deutschlands in der Zeit von 1866 bis 1872 und die Gestaltung Frankreichs von 1789 bis heute haben — das kann selbst ein Blinder mit den Händen greifen — nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit einander. Sollte der Herr Bischof darüber einen Zweifel haben, dann mag er sich darüber bei seinem Gesinnungsgenossen, dem Verfasser von „Le dernier des Napoléon" erkundigen.

In Deutschland befestigen sich die Zustände; in Frankreich gerathen sie in Verfall und Unordnung. In Deutschland ist die alte Bundesverfassung durch ein stärkeres Einheitsband ersetzt und sämmtlichen Territorien, die früher unter der Vormundschaft der Großmächte standen, ist die Mitentscheidung in deutschen Gesammtangelegenheiten gesichert worden; zugleich gewährt die Festigkeit und Einheit der Spitze den Einzelregierungen eine Garantie ihres Bestandes, deren Mangel früher dieselben in unablässige Unruhe und Sorge versetzte. In Frankreich dagegen gerieth durch die Revolution von 1789 der Staat, anstatt consolidirt und befestigt zu werden, in solche Schwankungen, daß seine Existenz bedroht war und nur durch einen Staatsstreich und eine imperialistische Gewaltherrschaft, — durch einen „Robespierre à cheval", wie man es dort nannte — gerettet werden konnte. In Deutschland die Reform, welche der Revolution vorbeugt und deren Möglichkeit ausschließt. In Frankreich die Revolution, welche die Reformen verhindert und nur ein Alterniren zwischen Anarchie und Despotismus gestattet.

Es wird wenig Menschen in Europa geben, welchen dieser Unterschied entgeht. Nur dem Herrn Bischof ist er verschlossen. Daß er uns unsere gegentheilige Auffassung auf das Wort glaube, wäre zu viel verlangt. Ich begehre von Niemand das „jurare in verba magistri" und bin selbst nicht Magister. Ich erlaube mir daher, dem Herrn Bischof noch eine Autorität zu citiren, gegen die er wohl nichts haben wird. Der classische Zeuge, um den es sich handelt, ist Franzose, Conservativer und strenggläubiger Katholik. Dies schließt nicht aus, daß er ein Mann von Wahrheitsliebe, Verstand und scharfer Beobachtungsgabe ist. Ich meine den Baron Stoffel, der in der Zeit von Herbst 1866 bis Sommer 1870 in Berlin als französischer Militairbevollmächtigter fungirt hat. Möge der hochwürdigste Herr Bischof, der ja in seiner Art auch ein streitbarer Herr ist, sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die „Rapports militaires" des Obersten von Stoffel zu lesen, Der deutsche Bischof kann daraus lernen, daß, wie der französische Oberst überzeugend nachweist, die Entwicklung der Dinge seit Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland gerade den entgegengesetzten Verlauf genommen hat, wie in Frankreich: In Deutschland zur Kristallisation um einen festen Kern, in Frankreich zur Auflösung und zum Classenkampf. In Deutschland zur Wehrkraft und Mannszucht der ganzen Nation, in Frankreich zum Chauvinismus einer der Waffen mkundigen verlotterten Bourgeoisie und zum Blutdurst eines beutelustigen Prätorianerthums. In Deutschland zur Selbstverwaltung der Territorien, Provinzen, Kreise und Gemeinden, in Frankreich zur Centralisation in der todten Hand einer wenig intelligenten und stark corrumpirten Bureaukratie. In Deutschland zu continuirlichen Reformen, in Frankreich zu intermittirenden Revolutionen. In Deutschland zur Versöhnung zwischen Volk und Regierung, in Frankreich zum ewigen Zwiespalt, der fast bis zur Unmöglichkeit einer jeden Regierung gediehen.

Doch ich halte ein und frage: Lohnt es der Mühe, weiter noch Beweis zu führen, daß Deutschland verschieden ist

Digitized by Google

von Frankreich, daß ferner ersteres nicht beherrscht wird von „französischen Revolutions-Grundsätzen", und daß endlich die „Principien von 1789" und der deutsche „Nationalliberalismus" — letzterer ist in den Augen des Herrn Bischofs der lebendige Gott-sei-bei-uns — nicht mehr mit einander zu thun haben, als der jetzige Bischof von Mainz und der vormalige summus haruspex von Rom?

Ich glaube: Nein. Jede fernere Beweisführung ist überflüssig. Es genügt zu constatiren, daß der Pastor Ouistorp von Ducherow, der Bischof von Ketteler in Mainz und sonst noch einige geistliche Herren, welche es lieben sich stark in weltliche Dinge zu mischen, die Neigung zeigen, Alles, was ihnen nicht in den Kram paßt, für „eitel Revolution" zu erklären, — wobei sie nur jenen englischen Bischof copiren, welcher auf die Frage was rechtgläubig (orthodox), und was irrgläubig (heterodox) sei, schlankweg antwortete: „Rechtgläubig ist das, was ich, irrgläubig das, was der Andere lehrt."

Beiläufig bemerkt, finde ich in dem Pamphlet des Herrn Bischofs noch eine andere literarisch-politische Parallelstelle höchst eigenthümlicher Gattung. Angesichts unserer jüngsten Siege sagt der hochwürdigste Herr:

— „Wir, die Deutschen sind äußerlich Sieger, innerlich die Besiegten".

Ganz dieselbe Behauptung hat Herr Liebknecht aufgestellt, welcher vornals die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" mitredigirte und jetzt an der Spitze der sächsischen Socialdemokratie und des „Volksstaates" steht. In einer Rede von 1868, welche auch im Drucke erschienen, sagt er von 1866:

— „Preußen hat gesiegt und Oesterreich ist unterlegen. Aber Oesterreich hat in Folge seiner Niederlagen die Freiheit errungen; Preußen ist in Folge seiner Siege in Knechtschaft gefallen. Folglich hat Oesterreich gewonnen. Preußen ist äußerlich Sieger, aber in Wahrheit Besiegter".

Man sieht, der Satz des Herrn Liebknecht steht an Wahrheit und Kühnheit der Behauptung des Herrn Bischofs gleich und in Betreff der Priorität um vier Jahre voran.

Um aber noch einmal auf die „Revolution" zurückzukommen, so erlaube ich mir, dem Herrn Pastor Ouistorp in Ducherow, dem Herrn Bischof von Ketteler in Mainz und den anderen geistlichen Herren, welche uns so gerne mit der „Revolution" graulich machen, einen aufrichtig gemeinten „guten Rath" zu ertheilen; und das ist der:

— „Steckt Euer Teufelchen von Revolution ein. Es fürchtet sich Niemand mehr davor. Ja, zu jener Zeit, wo Deutschland seinen politischen Körper verloren, wo man seinen Leib meuchlings erschlagen hatte und seine arme Seele ruhelos umging, um eine Wiederverkörperung zu suchen, wo sich der Geist der deutschen Einheit gleich Banquos Geist überall mit uns zur Tafel setzte, seine blutigen Locken schüttelnd und uns vorwurfsvoll und mahnend anstarrte mit seinen gespenstigen Augen, — da war Gefahr. Jetzt, da der Geist seinen Körper wirklich gefunden, — jetzt ist sie vorüber. An die Stelle der deutschen Frage sind die deutschen Thaten getreten.

Als der Staat Hessen-Darmstadt auf sich allein gestellt war, da sah es vielleicht etwas ängstlich aus, wenn sich die Reactionäre und die Liberalen dort stritten, daß der dünne Boden dröhnte und die schwachen Wände des kleinen Hauses wackelten; und es mochte der bedrängten Regierung zum Troste und zur Beruhigung dienen, wenn ihr der Kirchenfürst in Mainz versprach, falls sie artig zu ihm sei, werde er die Revolution exorciren.

Heute, da das Großherzogthum Hessen seinen Rückhalt am deutschen Reiche findet, sind das sogar in Darmstadt bald schon tempi passati.

Außerdem aber giebt es einen ungeschriebenen Codex altpreußischer Grundrechte und der erste Artikel derselben lautet:

„Bange machen gilt nicht!"

Dieser Artikel ist auch in die Verfassung des deutschen Reiches übergegangen.

Joseph Mazzini.

Von Karl Blind.

I.

Am frischen Grabe eines vertrauten Freundes, dessen Antlitz gewissermaßen noch in die Gegenwart hereinwinkt, ist es schwer, die Feder zu ergreifen, um sein über mehr als vierzig Jahre ausgedehntes Ringen und Wirken einer ruhig prüfenden Beurtheilung zu unterziehen. Hier liegt vor mir Mazzinis „Roma del Popolo", in dem er soeben noch einen Strauß mit Ernst Renan gefochten. Hier sein letzter Brief, in welchem er dringend um eine Meinungsäußerung über den Gang der Dinge in Deutschland für sein Blatt gebeten. Hier das Schreiben seiner Freundin, welche nochmals in seinem Namen mahnt und die eigenen herzlichen Worte und Grüße des fern Abwesenden einflicht ..... Da ist es nicht leicht, so rasch nach dem Eintreffen der erschütternden Kunde den Schmerz zu bewältigen, um an die kritische Arbeit über den geliebten Todten zu gehen. Doch will ich auch Ihrer freundlichen Aufforderung gern folgen, und zur Richtigstellung seines Bildes und des Urtheiles über ihn, nach Kräften das Meinige beitragen.

Ueber ganz Italien hin zuckte ein Gefühl des tiefen Schmerzes bei der Nachricht, daß in Pisas Mauern, gegen welches der Dichter der „Göttlichen Komödie" einst seinen Fluch geschleudert, unerkannt und verborgen „der Letzte der Römer" dahingeschieden sei — der Mann, dessen Namen der Schrecken aller Gewaltherrscher Europas gewesen; der Mann, den man in Wahrheit den geistigen Wiederhersteller der italienischen Nation nennen kann. Mit Einem Schlage waren alle Parteien — die äußersten Absolutisten und Päpstlinge ausgenommen — in ehrender Anerkennung der Verdienste des einst vielverfolgten Verschwörers einig. Die demokratische Partei Italiens gab ihren Gefühlen über den unerwarteten Hintritt des „Apostels der großen Idee", des „erhabenen Lehrers", des „Engels der Hingebung" (l'angelo del sacrificio) in der bilderreichsten Sprache des Südens Ausdruck. „Für die Gruft des verehrungswürdigen Meisters" — schreibt eines der republicanischen Blätter — „haben wir keine Blume: die Lilie des Thales hat nicht die Reinheit, das Veilchen der Au nicht den Duft, die seiner würdig wären."

Aber auch das italienische Parlament gesellte sich diesen Aeußerungen zu; theils aus richtiger, obwohl sehr verspäteter Würdigung der Thätigkeit des dahingeschiedenen Vaterlandsfreundes, theils in der Absicht, den bevorstehenden Volkskundgebungen die Spitze abzubrechen. Ueber ganz Europa hin hat sich eine ähnliche Erscheinung gezeigt. In England zumal sind Stimmen der Anerkennung sogar in Kreisen laut geworden, aus denen bisher nur grollende Zornesworte über den ruhelosen Störenfried ertönten. Ein Freiheitskämpfer muß sterben, um das Lob dieser Weisen zu erlangen. „Das neunzehnte Jahrhundert" — sagt der conservative „Standard" — „hat wenige ausgezeichnetere Männer gesehen, als den ehrlichen, wenn auch oft fehlgehenden und stets in seinen Hoffnungen getäuschten Patrioten, der zu Pisa gestorben; und keiner von ihnen, das darf man mit Sicherheit behaupten, ist so wenig in seinem Werthe erkannt und so auffällig falsch beurtheilt worden. Wir Engländer lieben nicht den Namen: „Verschwörer". Wir vergessen gar leicht, daß es Zeiten auch in unserer Geschichte gegeben hat, wo unsere Vorfahren zu unterirdischen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, wo sie in Dunkelheit und in verborgenen Winkeln für jene Freiheit sich verschwören mußten, die sie vergebens versucht haben würden, auf offenem Markte auszurufen. „Ich bin in meinem ganzen Leben ein Verschwörer gewesen". Von wem stammen diese Worte? Es sind die Worte, nicht Mazzinis, sondern Cavours! Es gab eine Zeit, wo Männern von Ehre in Italien keine andere Beschäftigung übrig blieb, als die Verschwörung; und die bitterste, die dringlichste Stunde jener Zeit schlug, als Mazzini zum Manne heranreifte. Der Congreß zu Verona hatte den Herzen der Italiener die Ueberzeugung tief schmerz-

Digitized by Google

lich eingeprägt, daß sie nichts zu hoffen hatten von dem Edelmuthe der Fürsten, nichts von der Erleuchtung der Staatsmänner, nichts von der Theilnahme fremder Völker oder von der Macht der öffentlichen Meinung im eigenen Lande. Italien war ein geographischer Ausdruck. Jeder wahre Italiener fühlte den Entschluß in sich, daß sein Vaterland etwas Besseres sein solle. Es giebt keinen von Mazzinis Zeitgenossen, der je ehrend genannt ward, und der nicht in Verschwörungsversuche verwickelt gewesen wäre, als Mazzini dasselbe zu thun begann. Der einzige Unterschied zwischen ihm und den Anderen war, daß er mit mehr Gluth, mit mehr Geist, mit mehr Geduld, mit mehr Vertrauen sich der Verschwörung hingab und daß er in seinem Eifer für staatliche Wiedergeburt niemals die geistige und gesellschaftliche Befreiung aus dem Gesichte verlor."

Und zum Schlusse bemerkt dasselbe Blatt: — „Man nenne keinen Menschen unglücklich, bis daß er stirbt! Mazzini lebte als Verbannter; aber er schied vom Leben auf italienischem Boden. Sein letzter Athemzug geschah in der Luft seines geliebten Landes; seine letzten Worte ertönten unter dem Himmel, der ihm bei der Geburt gelächelt. Seine Fehler und Irrthümer sind noch frisch im Gedächtnisse; aber kein Zweifel kann daran sein, daß, wo auch immer seine Asche ruhen mag, kommende Geschlechter, die auf dem classischen Staube Italiens wandeln, seinem Grabe Verehrung zollen und ihm die Ehre einer besonderen Wallfahrt angedeihen lassen werden".

So der „Standard". Sage nun Keiner, daß es eines Mannes unwürdig sei, die Freiheit eines Volkes mit den Mitteln zu erstreben, welche unter hartem Tyrannendruck allein zur Verfügung bleiben!

Es gehörte mit zur Charaktergröße Mazzinis, daß er sich durch die landläufigen, philisterhaften Redensarten über die Wahl berechtigter Mittel zur Erreichung hoher Zwecke keinen Augenblick irre machen ließ. Eine Harmodiosthat zu preisen, nachdem sie gelungen, dazu finden sich aller Zeiten gewaltige Stimmen von Dichtern und Denkern. Dessen ist die Literatur der verschiedensten Völker während dreißig Jahrhunderten Zeuge. Das sittliche Recht, unter Umständen die Pflicht, der Erhebung auch dann anzuerkennen, wenn keine unmittelbare Gewißheit des Erfolges dem „hochverrätherischen" Werke sofort den Stempel des gültigen Rechtes aufdrückt — das vermögen nur die stärkeren Geister; und unter diesen geistig Starken stand Mazzini glänzend voran. „Jetzt und immer!" („ora e sempre") war sein Wahlspruch. „Das Märtyrerthum," sagte er, „ist nicht fruchtlos. Auf der Stirn jedes Blutzeugen liest der Einzelne seine eigene Pflicht." Er war ein aufrecht stehender Thurm von Pisa inmitten des allgemeinen Schwankens und der zerfahrenen Entschlußlosigkeit.

Nicht auf Italien allein blieben seine Gedanken gerichtet; seine Beziehungen galten den vorgeschrittenen Führern und den verbannten Vertretern der Bewegungs- und Umwälzungsparteien aller Länder. Als ich, vor nun vierzehn Jahren, zum ersten Male persönlich mit ihm zusammentraf, entwickelte er in längerer Ausführung einen Plan der Umgestaltung Europas, mit dem ich mich zwar nicht in allen Theilen befreunden konnte, der aber jedenfalls bewies, wie weit seine Gedanken griffen, wie er in seinem Kopfe eine Welt trug. Man mag es auffallend finden, daß er — der Kämpfer für italienische Unabhängigkeit, der Gegner kaiserlich königlicher Herrschaft über Venedig und die Lombardei — an Dantes Bestrebungen seinen Geist entzündete, da doch Dante gerade der Idee der Weltherrschaft nachhing; ohne Zweifel freilich in dem Wunsche, in Italiens Hände dieselbe schließlich zurückkehren zu sehen. Wer indessen Mazzini genau kannte, der weiß, daß die Sehnsucht, Italien wieder an die Spitze zu bringen, auch ihn glühend bewegte. Er vermochte nicht zu vergessen, daß seine Heimath ein altes Culturland gewesen, das Herrschaft geübt und auf die Geschicke der Menschheit einen leitenden Einfluß gehabt hatte; und bei aller sonstigen Bereitwilligkeit, anderen Völkern ihr Recht zu Theil werden zu lassen, trieb ihn diese seine Richtung, die er von seinem großen dichterischen Landsmanne überkommen, nicht selten zu Entwürfen, die unmöglich auch von seinen nächsten Freunden anderer Nationalität gutgeheißen werden konnten. Hier schieden sich häufig die Wege — doch nur mehr in der Anschauung; denn mit dem praktischen Blicke, der diesem ideal angelegten Manne in so hohem Maße eigen war, wußte er meist das Trennende in den Hintergrund zu stellen, das Einigende hervorzuheben: und gerade dadurch ist er in so außerordentlicher Weise der Rathgeber, der Lehrer, der Führer der Bewegungsparteien geworden und hat seine oft verborgene Thätigkeit Früchte getragen, für welche häufig Anderen der öffentliche Dank ward.

Ein Brief aus der Schweiz.

Zürich, im März 1872.

..... Die Schweiz steht gegenwärtig vor einer so wichtigen politischen Entscheidung, daß ihre Freunde, welche mit ihren Schneichlern nicht zu verwechseln sind, einer beträchtlichen Aufregung und Besorgniß nicht sich erwehren können. Am 12. Mai soll im ganzen Umfange der Eidgenossenschaft die Volksabstimmung über Annahme oder Verwerfung der revidirten Bundesverfassung stattfinden, wie diese aus den Berathungen der Bundesversammlung (Nationalrath und Ständerath) im jüngstvergangenen Winter hervorgegangen ist. Auch den kaltblütigen Beobachter und Urtheiler muß, wie die Sachen liegen, die dem Schweizervolke vorgelegte Frage als eine Schicksalsfrage erscheinen. Wenn auch nicht gerade die ganze Zukunft des Landes, so doch ein gut Stück dieser Zukunft wird davon abhängen, ob die Antwort Ja oder Nein laute.

Aus den politischen und confessionellen Entwicklungskämpfen der dreißiger und vierziger Jahre hatte die Eidgenossenschaft als Siegespreis die Bundesverfassung von 1848 davongetragen. Dieselbe befriedigte die Ansprüche, welche der schweizerische Liberalismus von damals (die radicale Fraction inbegriffen) an ein föderales Grundgesetz stellte, und zugleich nahm sie auf die Wünsche der soeben besiegten Sonderbündler in schonungsvoller Weise Rücksicht. Die seither gemachten Erfahrungen haben freilich gezeigt, daß diese Schonung da und dort übel angebracht war und daß es für die gesammte Schweiz, vorab aber für die Sonderbundsgegenden, selbst gesunder gewesen wäre, so man mit dem Reformmesser tiefer in das faule Fleisch der Uncultur und Gewohnheitsträgheit hineingeschnitten hätte. Einer der wirklich gethanen etwas nachdrucksameren Schnitte, die Austreibung der Jesuiten, war von den besten Folgen. Der Wegräucherung der loyolaistischen Pestilenz aus ihrem Gebiete verdankt die Eidgenossenschaft den confessionellen Frieden, dessen sie seit 24 Jahren genossen hat. Der Jesuitismus allerdings läßt sich nicht vom Boden eines Landes wegwischen; aber gerade die Schweiz zeigt, daß doch schon viel, sehr viel gewonnen ist, wenn man die officiellen Träger der Lehre und Methode des Fanatikers von Guipuzkoa wegwischt. Die officiösen verlieren dadurch den ihnen nöthigen Rückhalt und genießen auch bei der Menge nicht des gleichen Respects und Einflusses wie jene. Das deutsche Reich wird, nebenbei gesagt, falls es ihm ernstlich um seinen Bestand zu thun ist, binnen Kurzem ebenfalls zur Wegsäuberung des Jesuitenordens von seinem Boden vorschreiten müssen. Es wird sich gezwungen sehen, auch noch eine andere Maßregel gegen seinen Todfeind, die römische Schlange, zu treffen. Nämlich diese: die Erziehung, d. h. die Verjesuitung des katholischen Clerus, den Händen der deutschen Bischöfe zu entziehen. Diese sind ja nur noch Lakaien des Jesuitengenerals und dennoch je nach den Umständen offene oder versteckte Feinde nicht nur des Reiches, sondern der deutschen Nationalität überhaupt. Deutschthum und Jesuitismus haben nicht Platz nebeneinander, sie schließen sich gegenseitig aus. Die Reichsregierung schütze nur mit starkem Arme die widerjesuitischen katholischen Facultäten in Deutschland gegen die Zumuthungen und Anmaßungen des verjesuiterten Episkopats; sie treffe gesetzliche Bestimmungen, daß kein Theologe zur Priesterweihe und zum Pfründengenuß zugelassen werde, welcher nicht sein

Digitized by Google

Triennium an einer deutschen, antijesuitischen Facultät absolvirt hat. Sie verbessere die ökonomische Lage der eigentlichen Pfarrgeistlichkeit und schütze dieselbe gegen die bischöfliche Tyrannei; sie unterwerfe die Klöster einer rastlosen und unnachsichtigen Aufsicht; sie führe dieses System nur einmal 20, nur 10 Jahre lang consequent durch und die jetzt so üppige, seit 1850 von Seiten des Staats in wahnwitziger Verblendung geförderte Wucherung des ultramontanen Unkrauts wird zu einem sehr bescheidenen Umfange zusammenschrumpfen . . . .

Die schweizerische Bundesverfassung von 1848 ist einigermaßen der nordamericanischen nachgebildet. Wie der Congreß der Union besteht auch die Bundesversammlung, das Parlament der Eidgenossenschaft, aus zwei Häusern: Nationalrath und Ständerath. Jener entspricht der americanischen Repräsentantenkammer, dieser dem Senat. Die Mitglieder des Nationalraths werden durch die in eidgenössische Wahlkreise eingetheilte Gesammtbevölkerung, soweit sie stimmfähig, gewählt; die Mitglieder des Ständeraths, je 2 für jeden der 22 Cantone, werden durch die gesetzgebenden Versammlungen, beziehungsweise durch die Landsgemeinden der einzelnen Cantone, im Canton Zürich neuerdings auch durch directe Volkswahl bezeigirt. Die Einrichtung des Ständeraths war eine Concession an den Bund von 1815; er ist die eigentliche Burg der Cantonalsouveränetät. In dieser Burg haben die Miniaturcantone Zug und Uri soviel zu sagen wie die Cantone Bern und Zürich, und da zum Zustandekommen von bundesverfassungsgemäßen Beschlüssen die vollkommene Uebereinstimmung der beiden Räthe erforderlich ist, so kann sich mittels des Ständeraths der Cantönligeist noch immer breit und wichtig genug machen. Von drei zu drei Jahren unterliegt die Bundesversammlung einer Totalerneuerung. Die neugewählte bestellt nach ihrer Constituirung sofort die oberste Executivbehörde der Eidgenossenschaft: den aus 7 Mitgliedern bestehenden Bundesrath, welcher die einzelnen Zweige der eidgenössischen Verwaltung leitet und mittels seines von Jahr zu Jahr durch die Bundesversammlung bestimmten Obmanns, der den Titel Bundespräsident führt, die Schweiz nach außen repräsentirt. Die Schaffung des Bundesraths war ein sehr glücklicher Griff. Die ganze Stellung und Einrichtung dieser Bundesmagistratur ist der Präsidentschaft der Vereinigten Staaten, an welcher Uncle Sam leicht einmal sein republicanisches Genick brechen könnte, weit vorzuziehen.

Die Bundesverfassung von 1848 müßte als ein großer Segen für die Schweiz angesehen werden, auch wenn sie sonst gar nichts bewerkstelligt hätte als die Unmöglichmachung der Putscherei, wie sie in den dreißiger und vierziger Jahren Mode war und das Land in so üblen Ruf brachte. Nur der Bundesverfassung war es zu danken, daß die bekannte Züricher Tonhalleschweinerei vom 9. März 1871 nicht zu einem richtigen Putsch nach altem Schrot und Korn werden konnte. Wer die Entwicklung der Schweiz in den zwei letzten Decennien beobachtet hat, weiß, daß ganz wesentlich die Bundesverfassung es gewesen ist, welche dem Lande so beträchtliche Vorschritte in materieller und intellectueller Cultur ermöglichte und sicherte.

Gerade diese Vorschritte haben nun aber die Mängel des föderalen Grundgesetzes allmählich deutlicher fühlbar gemacht. Der mehr und mehr zum Bewußtsein, da und dort freilich auch zu phantastischer Ueberhebung gelangte demokratische Geist findet sich durch manche Bestimmung der Bundesverfassung beengt und gehemmt. In seinen vorgeschrittensten Trägern wendet er sich geradezu gegen das föderative Princip, sündigt der Cantonalsouveränetät, die allerdings häufig als der lächerlichste Cantönligopf im Nacken der guten Helvetia scurril genug baumelt, unerbittlichen Krieg an und steuert auf den schweizerischen Einheitstaat los nach dem Muster der „Helvetik" von 1798. Sehr berechtigt ist jedenfalls die äußerste Linke zu ihrem Angehen gegen die Cantonalsouveränetät, wo diese mittelalterliche Blödsinnigkeiten conservirt wie jene Zollschranken, womit eine Anzahl von Cantonen, die eine Getränkesteuer („Ohmgeld") erheben, gegen ihre weinbauenden oder bierbrauenden Nachbarcantone sich absperrt. Ebenso verdienen die Jungdemokraten nur Lob, wenn sie, wie sie thun, fordern, daß auch einem anderen, dem Cantönligeist ebenfalls heiligen Scandal, der krähwinkeligen Rechtszersplitterung, dem kuhschnappeligen Rechtspflegewirrwarr, einmal ein Ende gemacht werde. Endlich haben die Radicalreformer nur allzusehr recht, wenn sie verlangen, das höhere und niedere Erziehungswesen müßte mehr und mehr zur Bundessache werden, damit dem in mehr als einem Canton florirenden Volksverdummungsgeschäfte der Pfaffen und Pfäfflinge der Garaus gemacht werden könnte.

Zweifelsohne sind die hiermit angedeuteten Ansichten, Stimmungen und Wünsche nicht nur die einer Partei, sondern auch einer sehr großen Anzahl, ja wohl der Mehrheit aller verständigen, unterrichteten und patriotischen Schweizer. Der Ausdruck dieser Mehrheit ist auch die Mehrheit der jetzigen Bundesversammlung, und daher das Vorgehen der letzteren im entschieden revisionären Sinne. Der von ihr berathene und beschlossene Entwurf hat den reformistischen Bedürfnissen und Forderungen in ausgiebigster Weise Rechnung getragen. Er ist republicanisch in jedem Zuge, demokratisch durch und durch. Ob aber der Demokratismus dabei nicht mitunter über das Ziel hinausgeschossen? Wenigstens das in den Entwurf aufgenommene Experiment mit dem „Volksreferendum" in Bundessachen wird, fürcht' ich, sonderbare Ergebnisse liefern. Glücklicherweise hat man Sorge getragen, die Bedeutung der bezüglichen Verfassungsbestimmung abzuschwächen, indem festgesetzt wurde, daß Beschlüsse der Bundesversammlung nur dann dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden sollen, wann die Bundesversammlung selber oder 5 Cantone oder 50,000 Bürger es verlangen.

Das Referendum ist eines der Paradepferde, auf welchen dermalen hierzulande die Hauptleute einer zahlreichen und sehr rührigen Partei auf die „reine Demokratie" zugalloppiren. Aus Wolkenkukuksheim herab durch das Illusionenfernrohr angesehen, sieht das Ding recht hübsch und appetitlich aus. Jugendliche Begeisterung und greisenhafte Eitelkeit fühlen sich gleich angenehm geschmeichelt und gestreichelt durch die Hoffnung, Rousseaus „Contrat social" endlich einmal zu verwirklichen, alles nicht nur für das Volk, sondern auch alles nur durch das Volk zu schaffen und zu machen, den Menschen ganz im Bürger aufgehen zu lassen und also den Idealstaat einer perikleischen Demokratie auf den griechischen Classikern in die moderne Wirklichkeit zu übersetzen. Die lieben Abstractoren! Sie übersehen nur, daß ihre „reine Demokratie" nie und nirgends auf Erden existirt hat, außer in der Phantasie des Genfer Propheten, und daß die annähernde Verwirklichung des reindemokratischen Staatsideals im perikleischen Athen nur darum eine Möglichkeit, übrigens eine sehr kurzlebige Möglichkeit war, weil die Bürger alle ihre Zeit und Thätigkeit den öffentlichen Angelegenheiten widmen konnten, da sie nicht zu arbeiten brauchten. Dafür waren ja die Sclaven da. Und was hat das attische Staatswesen, diese höchste Culturblüthe der antiken Welt, zu Grunde gerichtet? Eben die sogenannte reine, d. h. sehr unreine Demokratie, welche mit unvideresichtlicher Nothwendigkeit zur Pöbelherrschaft umschlug. Wo aber einmal die Pöbelei obenauf, die verstand-, gefühl-, kenntniß- und urtheilslose Rohheit, alles Pflichtbewußtsein, aller Gesetzesachtung ermangelnd, da gute Nacht Vernunft, Wahrheit und Gerechtigkeit, gute Nacht Entwicklung, Wissenschaft und Kunst! und wüsten Morgen Gemeinheit, Unsinn, Rückgang, Anarchie und Barbarei! So etwas klang deutlich aus der großen Antireferendumsrede des Bundespräsidenten Welti, welcher kein Volksgunstbuhler, sondern ein Patriot und Staatsmann ist, der jedem Lande zur Ehre und Zierde gereichen würde. Wer die Schweiz liebt, muß hoffen, daß Weltis beredte Warnung kein bloßes Kassandrawort gewesen sein möge.

Innerhalb des unverschrt gelassenen Rahmens der bisherigen Bundesverfassung hat die Bundesversammlung sehr gründliche und

Digitized by Google

weittragende Verbesserungen vorgenommen. Mittels neuer Bestimmungen über das Niederlassungswesen soll endlich an die Stelle der zum Theil ganz grotesken Cantönlipfahlbürgerei ein schweizerisches Bürgerrecht gesetzt werden. Die Centralisation des gesammten Heerwesens in der Hand des Bundes wurde beschlossen, nachdem Welti in einer freilich manche Illusion zerstörenden und manche Eitelkeit verletzenden Weise die tiefen, da und dort ins Urtomische fallenden Schäden und Mängel der cantonalen Militärverwaltungen bloßgelegt hatte. Die Rechtseinheit ist nicht nur im Princip angenommen, sondern auch ist Aussicht auf die Herstellung eines schweizerischen Rechtsbuches, auf die Schaffung einer eidgenössischen Civil- und Strafgerichtspflege eröffnet worden. Das Ohmgeld soll binnen einer Frist von 20 Jahren überall abgethan werden, womit dann die verrückten Zollschranken zwischen den einzelnen Cantonen verschwänden. Zuletzt, aber nicht als das Letzte, erwähne ich, daß dem revidirten Verfassungsentwurf zufolge dem Bunde nicht nur das Recht zukommt, höhere Lehranstalten zu gründen und zu unterhalten, sondern auch die Pflicht, das Volksschulwesen der Cantone zu controliren.

Alle verständigen und wissenden Schweizer nicht allein, sondern alle verständig.n und wissenden Freunde der Freiheit und Volkswohlfahrt überhaupt haben Ursache, dem schweizerischen Parlamente für seine mit Ausdauer, Geschick und Tact gethane Revisionsarbeit dankbar zu sein. Der ganze Verlauf der Debatten hat einen sehr wohlthuenden Eindruck gemacht, weil er — eine einzige allerdings sehr unpassende und unschickliche Persönlichkeitsnörgelei ausgenommen — ein durchweg sachgemäßer, mannhafter und würdiger gewesen ist. Es will das etwas sagen, wenn man bedenkt, daß die Parteistellungen in den beiden Räthen eine sehr schroffe ist. Sitzen doch auf der äußersten Linken erklärte Sociademokraten und auf der äußersten Rechten Jesuitissen und sonstige Rückwärtser, welche verdienten, neben den Lippe, Kleist und Senfft im preußischen Herrenhause zu sitzen. An den widerhaarigsten Gegensätzen hat es demnach in der Bundesversammlung nicht gefehlt; aber trotzdem ist das ganze Geschäft ruhig und anständig verlaufen, weil eben in sämmtlichen Parteien das Gefühl mächtig war, daß man nicht beisammen sei, zu declamiren und zu zanken, sondern vielmehr eine tüchtige Arbeit tüchtig zu thun. Will man den Unterschied zwischen der Freiheit und der Freiheitsphrase, zwischen einer wirklichen und einer bloß gemalten Republik, zwischen Gesundheit und Fieber recht handgreiflich deutlich sich vergegenwärtigen, so stelle man diese schweizerische Bundesversammlung und die in Versailles polnische.: Reichstag spielende französische Nationalversammlung neben einander. Die Haltung der ersteren war so, daß sie eine starke Bürgschaft für die gedeihliche Entwicklung ihres Landes leistete; das Rumoren der anderen ist so, daß man vollständig begreift, wie Anno 1871 der americanische General Burnside zum Bismarck sagen konnte: „Frankreich kommt mir wie ein Narrenhaus vor, das von Affen bewohnt ist."

Aber wird die revidirte Bundesverfassung vom Volke und von den Ständen (Cantonen) angenommen werden? Das ist eine nicht nur für die Eidgenossenschaft, sondern auch für das republicanische Princip verhängnißvolle Frage. Denn fällt die Antwort verneinend aus, so geht die Schweiz unfehlbar den bedenklichsten Erschütterungen entgegen — Erschütterungen, welche das Wiederauferstehen eines Sonderbunds in dieser oder jener Gestalt zu einer sehr nahen Möglichkeit machen und überhaupt eine düstere Perspective in eine ganze Reihenfolge von bedrohlichen Wahrscheinlichkeiten eröffnen würden. Brauche ich etwa darzulegen, wie es für die Zukunft des Republicanismus von höchster Wichtigkeit, daß die inmitten des monarchischen Europa gelegene schweizerische Republik gerade jetzt und gerade jetzt erst recht die an sie herangetretene Probe einer nothwendig gewordenen großen, aber friedsamen Entwicklungsprocedur tüchtig bestehe? Gewiß nicht.

Zur Stunde, wo ich dieses schreibe, erscheint das Gelingen der Probe leider zweifelhaft. Der Cantönlizopf und die ultramontane Stola notificiren geräuschvoll ihr antirevisionärisches Concubinat. Der protestantische Bibelbuchstabengötzendienst dient dem würdigen Paare als — um einen echtschweizerischen und sehr bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen — als Anschickswann. Daß die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung in den meisten ehemaligen Sonderbundscantonen gegen die Revision gestimmt ist, darf als feststehend gelten. Mit Ausnahme etwa von Neuenburg sind die welschen Cantone oder scheinen wenigstens dermalen durchaus revisionsfeindlich. Ihre franjosennärrischen Regierungen und Matadore haben ihnen damit bange gemacht, die erstrebte schweizerische Rechtseinheit sei gleichbedeutend mit Germanisirung. Die Waadtländer insbesondere sind leidenschaftliche Pfleger und Träger der Cantonalsouveränetät. Sie steht und starrt dort — um das altehrwürdige Lied von Sanct Huberti Bart zu citiren, „als wie ein Kirchthurm steh'n und starren thut" oder, à la Vaudois zu sprechen, wie die Dent de Jaman. In den Ohmgeld beziehenden Cantonen hinwiederum, z. B. in Bern, dürften sich viele Leute durch die in Aussicht genommene Abschaffung dieses volkswirthschaftlichen Anachronismus bestimmen lassen, gegen die Revision zu stimmen, während umgekehrt die noch für 20 Jahre erlaubte Beibehaltung des Ohmgelds den welschen Weinbauern einen willkommenen Vorwand für ihr Nein liefern wird.

Sie sehen, das Lager der Gegnerschaft des zeitgemäßen und guten Werkes der Bundesrevision ist weitbingedehnt und stark besetzt. Die Besatzung recrutirt sich genau aus denselben Elementen, aus welchen draußen in Deutschland die Armee der Reichsfeinde zusammengesetzt ist: — Particularisten, Römlinge, Mucker, Junker. Dazu kommen dann noch, gerade wie in Deutschland, die rothen Narren und Gauner, welche jede Verfassung verwerfen, die den Staat nicht zu einem Experimentirfeld für afterwitzige Theorien und Einfalle machen will. Sehr schmerzlich endlich dürfte es sich am Tage der Abstimmung bemerkbar machen, daß in drei großeren der ehemaligen Sonderbundscantone, in Luzern, Freiburg und Wallis, die liberalen Ideen seit 1848 so wenig nachhaltige Vorschritte zu machen verstanden haben.

Alledem zum Trotz kann ich jedoch die große Haupt- und Staatsaction vom 12. Mai keineswegs für aussichtslos oder gar für schon verloren halten. Die Schweizer haben denn doch zu viel gesunden Menschenverstand und zu viel praktischen Schick und Tact, als daß sie die Gelegenheit verpassen sollten, ihrem schönen Lande — soweit menschliche Voraussicht reicht — wieder für ein hübsches Stück Zukunft eine gedeihliche Entfaltung seines staatlichen Princips und seiner socialen Kraft zu sichern. Alles wird darauf ankommen, ob die gesammte Reformpartei, vom denkenden Conservativen an bis zum denkenden Sociademokraten, einträchtig zusammenstehe. Geschieht dies und läßt sich die Partei bis zum Abstimmungstag die nöthige Rührigkeit nicht verdrießen, so wird sie siegen, wenn auch, wie vorauszusehen ist, die Anhänger der schwarzen und der rothen Jesuiterei, den Befehlen der „Oberen" gehorchend, ihrerseits zusammenhalten werden.

Soviel über das Capitel der schweizerischen Bundesrevision, welche auch für Deutschland in mehr als einer Hinsicht wichtiger ist, als viele draußen glauben mögen. Ihre Frage, lieber Freund, wie es denn dermalen hierzulande mit dem Capitel „Deutschenhaß" bestellt sei, will ich ein andermal beantworten.

Johannes Scherr.

Correspondenz.

Aus Wien, Ende März. [Die Dinge in Ungarn.] Die Kaiserin — pardon, die Königin; denn der Magyare kennt ja nur einen kiraly oder König, keinen császár — die Königin also hat dieser Tage bei ihrer Ankunft aus Meran den Präsidenten des ungarischen Unterhauses am Bahnhofe mit den ominösen Worten begrüßt: „Kelemetlen dolgai vannak" — „die Dinge gehen schief".

Digitized by Google

Die Bemerkung bezog sich auf die Vorgänge im Unterhause, wo die Linke seit einem Monat etwa das ihr unangenehme Wahlreformgesetz einfach todtschwatzt. Präsident Somssich wußte nur achselzuckend zu erwidern: „Majestät, ich thue meine schwere Pflicht.“ Allerdings ist die Sache recht fatal für alle Welt, mit Ausnahme jener heimathlosen Clerical-Feudalen, jener Römlinge und böhmischen Hochtories, die laut aufjubeln, wenn irgendwo ein Stück Parlamentarismus zerbröckelt, mag Oesterreich zehnmal darunter Schaden leiden. „Dies Oesterreich ist der unnützeste Staat der Welt, wenn es nicht die Erfüllung der Gebote Roms zu seinem Existenzzweck macht“, sagte Bischof Riccabona von Trient in einem seiner Hirtenbriefe, und unter unserer Aristokratie wimmelt es von Leuten, die auf dies Dogma schwören. Was wollen Sie? Wir leben eben in einem Lande, wo dieser Tage erst ein Techant einem Officier die zur Eingehung einer Civilehe nöthigen Documente rundweg verweigerte und dann unter lauten Schmähungen auf „diese Schweinsgesetze“ einhändigte. Ist doch Oesterreich, wie Berger sagte, einfach die Meßkuh von einem paar Dutzend Blaublütigen.

Das ist keine Excursion: nein, hier haben wir den eigentlichen Grund, weshalb „die Dinge schief gehen“, wie Ihre Majestät so treffend zu bemerken geruhten und Somssich Pál stillschweigend zugestand. Es kann nicht oft genug wiederholt werden: nicht die Nationalitätszwiste sind Oesterreichs Verderben; nicht an dem Bocheser-Aufstande, nicht an der Grenzenebellion von Rakovica stirbt es. Nein, ein Krebsschaden ist, daß eine hochadlige Jesuitenclique alle solche Differenzen ausbeutet, um eine Krisis herbeizuführen, die das ganze Reich neuerdings auf den Kopf stellt, wenn nur dadurch Zustände herbeigeführt werden, in denen Wappenbuch und Concordat die einzigen Grundgesetze der Monarchie sind, damit die Clique wieder im Trüben fischen kann. Das und dann, daß alle Welt überzeugt ist, diese Coterie, die seit Canisius' und Pater Lamormains Tagen bei Hofe das letzte Wort behalten, müsse und werde auch diesmal schließlich das Terrain behaupten: das ist's allein, was Elend läßt zu hohen Jahren kommen. Was um's Himmels willen wäre denn der ganze Pester Scandal, wenn nicht eben eine Rotte Korah, die alle Hintertreppen bei Hofe vortrefflich kennt, ihn nach Kräften ausbeutete, um alle Errungenschaften des letzten Lustrums zu cassiren, weil nun die Unbrauchbarkeit des parlamentarisch-dualistischen Systems glänzend nachgewiesen sei? Ein Sturm in einem Wasserglase, den man ruhig austoben lassen und um den sich Niemand weiter viel kümmern würde, weil er schon durch Deaks prachtige Bemerkung darüber abgethan und dem Gelächter preisgegeben wäre.

Der alte Herr spricht gerne in Parabeln. Als ihm neulich Tißa, der Führer der Opposition, verletzt und entrüstet klagte, daß man der Linken aus ihrem Vorgehen ein Verbrechen mache, meinte Deak: „Weißt Du Gezem (Freundchen), als Student hatte ich mir einmal in einem Dorfe meine Pfeife gestopft; aber ehe ich unter den Strohdächern zu rauchen anfing, fragte ich doch noch einen Bauern, ob es gestattet sei — „nun, meinte der, verboten ist es gerade nicht, doch sein ordentlicher Mensch thut es.“ Damit wäre die Sache abgethan, wenn nicht, wie gesagt, die Andern da wären, die Oel in's Feuer gießen, um daran ihre Suppe kochen zu können. Oder, wer macht denn Aufhebens davon, wenn in England, wo die Andern fehlen, wer weiß wie oft der Umstand, daß die Geschäftsordnung keinen Schluß der Debatte kennt und überhaupt an allen vexatorischen Maßregeln arm ist, von der Minorität als bequeme Waffe gegen die Majorität gebraucht und mißbraucht wird? Ein halbes Dutzend Tories hatte sich erst in der letzten Session die Lungensucht an den Hals geredet, um Forsters Schulgesetz, mit Erfolg, todtzuschwatzen. Sehr genau entsinne ich mich, daß in einer Nacht dreizehnmal immer wieder der Antrag auf Schluß der Sitzung gestellt und in namentlicher Abstimmung verworfen ward. „Das wird also eine Frage, wer die stärksten Beine zum Hin- und Herlaufen hat,“ rief ärgerlich ein Mitglied der Regierungspartei; denn bekanntlich geht bei Namensaufrufen jede Partei mit ihrem „Zähler“ in einen eigenen Corridor.

Wo ist denn da das erschütternde Unglück? Aber freilich, in England sind seine böhmischen Gaugrafen und Römlinge, die vor die Königin treten und ihr triumphirend sagen: „Majestät! nun ist es doch bewiesen, daß es mit dem imperial parliament nicht geht! Die einzige Rettung ist: die Parlamente in Edinburg und Dublin wiederherstellen, in Wales und sonstwo immer „autonome“ Landtage improvisiren, die Schotten, die Iren, die Walliser auf die Angelsachsen hetzen und so im Wege der „Decentralisation“ jenes patriarchalische Chaos herstellen, wo dann Pfaffenthum und Junkerthum als ordnender Geist über den sumpfigen Massen schweben kann.“ Hierzulande aber erklingen solche Mahnungen, die den warnenden Eckart anderswo direct nach Bedlam führen würden, täglich in maßgebenden Kreisen, wo sie niemals ganz auf steinigen Boden fallen. Hier weiß kein Mensch von Abend auf Morgen zu sagen, ob wir nicht abermals mit einem Faschingsministerium in Wien oder in Ofen oder an beiden Orten zugleich überrascht werden. Der dicke Irrecek heiteren Angedenkens läuft hier von Einem zum Andern herum und verkündet strahlenden Auges, das Ministerium Auersperg sei gelisert; in ganz kurzer Zeit müsse es den Gnadenstoß erhalten. Wer kann sagen: der Mann schwindelt? Wer von uns Allen weiß, ob der samose Staatsrath Braun nicht eben auf der kaiserlichen Cabinetskanzlei sich zu Andrassy oder Auersperg oder Lonyay bemüht, um die Herren, gleich Beust, mit der Nachricht zu überraschen, daß sie schwer erkrankt sind und demissioniren müssen?

Das ist's, weshalb „die Dinge schief gehen“; der Scandal an und für sich, den die Tißa und Gyczy, die Jokai und Madarasz im Unterhause aufführen, ist ein Sturm im Wasserglase, wie er nicht einmal Liechtenstein, geschweige denn Oesterreich erschüttern könnte! Die Regierung hat — unvorsichtig genug und auch ihrerseits offenbar eine Ueberrumpelung bezweckend — sechs Wochen vor dem Termine, wo der Landtag wegen Mandatablaufs geschlossen werden muß — ein neues Wahlgesetz eingebracht. Das Gesetz ist sehr vernünftig; aber von dem Standpunkte der Opposition aus erscheint es ebenso natürlich nur als eine Assecuranz für die Deakisten und den von ihnen geschaffenen Ausgleich mit den Erbländen. So etwas ganz Entsetzliches also kann ich nicht darin erkennen, daß die Linke „Wurst wider Wurst“ ruft und dem geplanten Ueberfalle das Todtschwatzen entgegensetzt. Der dreijährigen soll eine fünfjährige Legislaturperiode substituirt werden, theils um die häufige Wiederkehr der Wahlaufregung zu vermeiden — hauptsächlich jedoch, damit nicht um die Jahreswende von 1877 auf 78 allgemeine Neuwahlen mit dem Erlöschen des zehnjährigen „Ausgleichs“ zusammenfallen, so daß in jedem Wahlbezirke die staatsrechtlichen Stichwörter „Personalunion, Verrath an Oesterreich“ u. s. w. das Parteifichibeleth bilden. Außerdem soll durch Einführung einer Regierungscontrole die Souveränetät gebrochen werden, welche bisher die vielfach von der Linken dominirten Comitatsversammlungen durch ihre Wahlausschüsse in der Zusammenstellung der Wählerlisten zu kolossalen Fälschungen im Parteiinteresse mißbrauchten.

Also will doch auch die ungarische Linke jede Gelegenheit ergreifen, um den Ausgleich von 1867 in seinen Grundvesten zu erschüttern? Ja, warum denn nicht! Aber vergessen wir nicht, daß diese Leidenschaft sehr harmlos und ungefährlich wäre, wenn ihr nicht bei Hofe jene correspondirende Stimmung entsprächе, die gar keinen Anstand nahm, durch die Faschingsposse der Fundamentalartikel die mühsam gewonnene Basis der Reorganisation in die Luft zu sprengen, wenn man nur hoffen durfte, auf diesem Wege den Parlamentarismus los zu werden und namentlich unter seinen Trümmern die confessionellen Gesetze zu begraben! Das ist und bleibt das entscheidende Moment dafür, daß „die Dinge schief gehen.“ Was die ungarische Linke aus tiefem Mißtrauen gegen die Camarilla treibt, um jeden Zusammenhang zwischen Pest und Wien zu lösen:

Digitized by Google

das unterstützt eine gewisse Hofclique, der selbst die Anarchie tausendmal lieber ist, als ein regelrecht functionirender Parlamentsapparat. Diese Coterie war's, die Alles aufbot, um Andrassy von Pest fortzubringen, weil die in Ungarn herrschende Ordnung auf constitutionellen Grundlagen ihr ein Gräuel war. Und in gewissem Sinne hat die Coterie ihr Ziel erreicht: denn nie hätte die Opposition im Landtage Andrassy bieten dürfen, was sie straflos aufführt unter Lonyay, dem „Sieben-Zwetschkenbaum-Edelmann" (hét-silvas-ká némes ember, wie der Ungar sagt), der es als Finanzminister in einem Luxrum vom Journalisten zum Grafen und vielfachen Millionär gebracht. „Sie können mir nichts beweisen," ruft Excellenz im Landtage. Du lieber Himmel, ein Premier ist wie Cäsars Frau: er darf auch nicht „beargwohnt" werden. Auch sagt ein Wiener Finanzbaron, ein Kenner von solchen Sachen: „Zur Million kommt Niemand, ohne das Zuchthaus zu streifen."

Literatur und Kunst.

In der Synagoge am Großen Salzsee.

Eine Mormonenpredigt.

Aus dem Englischen
von
Ferdinand Freiligrath.*)

Der Prophet.

Schwestern und Brüder, folgend der Pflicht,
Heil'ge mit Herzen himmlisch-rein,
Kinder, wandelnd und jauchzend im Licht, —
Dies ist 'ne nette Versammlung, mein' ich.
Wo ist das Antlitz, das Kummer trübt?
Jehovah ist mit uns; Er führt uns selber;
Eine Ernte gab's, wie es wenige giebt,
Und die Seuche verließ unsre Rinder und Kälber.
O, heiliges Leben auf lachender Au,
Die mit Milch und Honig erquickt die Schaaren!

Weibliche Flüsterstimmen.

Bruder Shuttleworths siebzehnte Frau, ...
Die mit den komisch frisirten Haaren!

Der Prophet.

Aus Aegypten flohn wir hieher;
Felsig die Wüste, durch die wir fuhren;
Das Volk schaute trüb, und murrte sehr;
Das Gebein der Märtyrer füllt' unsre Spuren.
Ueber Berg und Thal sind wir langsam gereist,
Jeden Morgen schlugen die Herzen schneller.
Unser Fleisch war schwach, doch stark unser Geist,
Und wir führten, Gottlob, einen Reiseteller.
Auf der Höh' dort endlich machten wir Schicht,
Grad' als die Sonn' im Westen gesunken.

Weibliche Flüsterstimmen.

Ist des Richters letzte ein Scheusal nicht? . . . .
Kein Zweifel, daß Bruder Abram getrunken!

Der Prophet.

Jene Nacht, meine Lämmer, hab' ich im Traum
Das Entströmen vieler Quellen gesehen;
Der Morgen brach an, es dämmerte kaum,
Da stiegen herab wir von jenen Höhen;
Trafen das Wasser am richtigen Ort,
Frisch und gut, nur ein wenig grandig;
Lagerten uns in der Ebne, und dort
Gegend und Plan Neu-Jerusalems fand' ich.
„Pfadfinder der Seligen", rief ich laut,
„Grabt, und der Herr wird euch segnen erfleclich!"

Weibliche Flüsterstimmen.

Brigham besiegelt mit noch einer Braut . . . .
Ah! wie er verfällt! Er altert schrecklich!

Der Prophet.

Oft, o Geliebte, solchergestalt
Hab' ich dies Thema euch schon empfohlen;
Zwar ihr lächelt, und sagt, die Geschichte sei alt;
Ganz recht, doch verträgt sie das Wiederholen.
So war's, daß die Stadt des Lichtes entstand,
So das heilige Volk, — ich sag' es mit Rührung:
Durch den Spaten allein und des Menschen Hand,
Und die Huld einer ganz besondern Führung.
„Arbeit!" so hieß es im Anfang schon;
„Arbeit!" noch heut, wo genug wir haben.

Weibliche Flüsterstimmen.

Schon besiegelt Schwester Euphemias Sohn? . . .
Und zwanzig erst? . . . O, über den Knaben!

Der Prophet.

Ich hab' es gesagt, und ich muß drauf bestehn,
Ob die Heiden uns höhnen auch und schrauben: —
Vom Schaffen zum Beten, — den Weg sollt ihr gehn!
Erst die Arbeit, und dann der Glauben!
Fragt mich nach seinem Schöpfer ein Mann,
Ein tüchtiger Mann, breitschultrig und wacker, —
Frag' ich bei ihm dagegen an:
„Kannst du ziehn einen Kohlkopf, mähn einen Acker?"
Eine Blum' ist die Seele, wurzelnd im Grund,
Herrlich und freudig strebend nach oben!

Weibliche Flüsterstimmen.

Ja, die Aermste! Zwillinge! beide gesund!
Doch ihr geht es schlecht! ich kann's nicht loben.

Der Prophet.

Schönheit die Krone des Lebens, — doch wißt:
Wer jung und ein Thor, wird sie selten erlangen!
Nur wer redlich ein Kämpfer gewesen ist,
Wird den Lohn, nach dem er gelechzt, empfangen!
O selige Schau, der nichts sich vergleicht,
Wenn Glorienschein verklärt das Leben,
Wenn ein Heiliger, würdig, das Haar gebleicht,
Wie Salomo dastzt, liebumgeben!
Diese zu Füßen ihm, die auf dem Knie,
Andre rundum, — wie die Heerd' auf den Triften!

Weibliche Flüsterstimmen.

Alles ganz wohl, doch ich litte das nie —
Eh' wollt' ich meinen Mann vergiften!

Der Prophet.

Dort in des Paradieses Thür
Sitzt der Heilige heiter, mit Locken graulich;
Augen und Arme, wie Kränze schier,
Umranken den Wackern, wahrhaft erbaulich;
Cherubim, kleine, ein Bienenschwarm,
Drängen sich an ihn, „Vater!" zu stammeln;

*) Eine vollständige Uebersetzung des satirischen Gedichts, welchem die hier mitgetheilte Probe entnommen ist, wird demnächst von meiner Hand in der G. J. Göschen'schen Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart erscheinen.
Fr.

Digitized by Google

Er sitzt bequem, und die Sonne scheint warm;
Früchte ringsum, — er braucht nur zu sammeln!
Gesegnet ist er bei Nacht und bei Tag, —
Schwingt sich empor zum Himmel, und mehrt ihn!

Weibliche Flüsterstimmen.
Verrückt fast wär' ich geworden den Tag,
Als er bracht' eine Zweite! — Nun, ich lehrt' ihn!

Der Prophet.
Schwestern und Brüder, die Lieb' unterwies,
Denkt, wenn Satan euch zeigt die Klauen:
Ist nicht die Erde das Paradies,
So werdet ihr nie und nirgend es schauen!
Grabt und entwässert, braucht eure Kraft!
Der Herr wird Alles auf's Herrlichste fügen;
Schafft, — und seid hier schon belohnt, wenn ihr schafft:
Denn was ist der Zweck alles Schaffens? Vergnügen!
Wie den Rebstock wonnig die Traube ziert,
So der Arbeit muß das Vergnügen reifen.

Weibliche Flüsterstimmen.
Ei, wie Higginsonn Dritte die Taille verliert!
Die vielen Wochen, — es läßt sich begreifen!

Der Prophet.
Aber, horch! ein Geist, ein erwachender, fragt:
„Arbeit ist Arbeit! Wir sehn's an den Händen!
Aber was ist Vergnügen?" — Dem werde gesagt:
Gnade vollauf, und Frau'n, sie zu spenden!
Heilig der Mann, über allen Vergleich,
Der sein Land behaut, und sich nimmt seinen Segen;
Der ringsum sieht in seinem Bereich
Schwestern und Kindlein, — Hätscheln und Hegen!
Und den Himmel auch sreut, was ihn erfreut:
Die Erwähl'ten ja mehrt er, den Heiden trutzend!

Weibliche Flüsterstimmen.
Martha wird hübsch! — Du liebe Zeit:
Drei auf einmal? — Nun hat sie ein Dutzend!

Der Prophet.
Wissen ist Trug, und Bücher sind dumm;
Ein Buch ist ein Licht, — nur dem sollt ihr trauen!
Mich dünckt, das richtigste Studium
Sei Gebrauch eines Spatens und Lieb' einer Frauen.
Allwärts, im Himmel und auf der Erd',
Am großen Salzsee, an Ebene Flüssen,
Die herrlichste Schau ist ein Mann von Werth,
Seinen Köcher zu füllen immer bestissen.
Er sitzt in vollkommener Gnade Licht,
Umschautelt von einem Dutzend Wiegen!

Weibliche Flüsterstimmen.
Das Kindchen da wird schwarz im Gesicht!
Tragt es fort! — es wird an der Hitze liegen!

Der Prophet.
An der Thüre des Herrn ein Weinstock treu,
Unter all' seinen Reben eine der grünsten,
Eine Laute voll süßer Melodei,
So ist der Mann von heil'gen Verdiensten.
Auf zu seiner Vollkommenheit,
Schwestern und Brüder, läutert und klärt euch;
Sät, und harkt, und grabt, und gedeiht,
Und, wie Gott es verordnet, seid fruchtbar und mehrt euch!
Kein Zweifel: für Jeden, nach seinem Thun,
Ist dies das glückliche Land des Florirens, ...
Bruder Bantam wird anfangen nun
Die Hymne der Lieb' und des Jubilirens.

Das Gegenbuch zum deutschen Wörterbuch.

Daß zu dem französisch-deutschen Wörterbuch ein deutsch-französisches als Gegenbuch gehört, ist etwas so allgemein Bekanntes und Anerkanntes, daß es besonders zu erwähnen als trivial erscheint. Aber wenn man in Bezug auf ein Wörterbuch, das sich nicht die gegenseitige Vermittlung zweier Sprachen unter einander, sondern nur für eine Sprache allein die Vorführung des gesammten Sprachschatzes mit den nöthigen Erklärungen und Erläuterungen zur Aufgabe gestellt hat, von einem nothwendigen Gegenbuche spricht, so begegnet man fast überall staunenden, zweifelnden, fragenden Gesichtern oder auch dem offenen Geständniß, daß man sich keinen rechten Begriff von einem solchen Buche machen, viel weniger dessen Berechtigung oder gar Nothwendigkeit zugestehen könne.

Ich will es daher zunächst versuchen, den Begriff und den Zweck eines solchen Buches zu entwickeln und festzustellen.

Das gewöhnliche Wörterbuch führt in einer das sofortige Auffinden jedes Wortes ermöglichenden (gewöhnlich alphabetischen) Ordnung den gesammten Wortschatz einer Sprache auf und fügt zu jedem Worte die Angabe, welchem Begriff es entspricht und wie dieser sich in einzelnen Anwendungen und Verbindungen mit andern Wörtern etwa eigens modificirt. Dem Benutzer des Wörterbuchs liegt also in jedem einzelnen Fall ein bestimmtes Wort vor und er will durch das Nachschlagen eben erfahren, welchen Begriff er mit dem vorliegenden Worte — allgemein oder in einer bestimmten Anwendung — zu verbinden hat.

Für das Gegenbuch findet natürlich gerade das Umgekehrte statt. Hier ist nicht das Wort gegeben und der Begriff wird gesucht, sondern der Begriff ist da und das Wort, der passende, bezeichnende Ausdruck wird gesucht. Der Sachende will und soll in dem Buch, das er nachschlagt, für den Begriff, den er ausdrücken will, sofort das passende Wort, den schlagenden Ausdruck finden. Daß diese sich nicht immer sofort von selbst darbieten, wird wohl mehr oder minder Jeder aus eigener Erfahrung wissen und ich kann mich daher füglich auf einige erläuternde Beispiele beschränken, aus denen hervorgeht, daß auch Personen, denen die Sprache wohl zu Gebote steht, in manchen Fällen nach dem richtigen Ausdruck für ihren Gedanken suchen und ein Hülfsmittel, das ihnen dies Suchen erleichtert und ihre Mühe wesentlich abkürzt, willkommen heißen würden.

Von einem unserer musterhaftesten Prosaschriftsteller, von J. J. Engel, berichtet sein Freund David Friedländer eine hierher gehörende Anekdote:

Eines Abends, als Friedländer zur gewöhnlichen Stunde zu ihm gekommen, sei Engel ihm unter allen Anzeichen der lebhaftesten Ungeduld mit dem Ausruf entgegengetreten: „Vor allem Andern! Wie nennt Ihr Kaufleute doch bei einem Stück Tuch den nach außen liegenden Theil?" — Und als Friedländer lächelnd geantwortet: „Das Schau-Ende," da habe Engel ausgerufen: „Richtig! Hätte ich das Wort heute Morgen finden können, so würde jetzt mein Lorenz Stark um einige Capitel weiter vorgerückt sein."

Und nun sehe man, welche glückliche, geistreiche Wendung dies eine Wort (Schau-Ende) dem Schluß des XVI. Capitels in Lorenz Stark gegeben, wo es heißt:

„Das Einzige, was ihn noch innerlich ärgerte, war der Umstand, daß an einer Waare, die doch tiefer hinein ein so gutes und feines Gespinnst zeigte, gerade das Schau-Ende so schlecht sein mußte."

Ein anderes hergehöriges Beispiel entnehme ich dem Berichte Jules Favres über eine seine Unterredungen mit Bismarck.

„Sie haben" — sagte er zu diesem — „Ihr Uebergewicht unter Zerstörung des unsrigen begründet. Sie haben in den Augen der Welt einen militärischen Ruhm erworben, der dem Ehrgeizigsten genügen kann."

„Sprechen Sie mir nicht davon," erwiderte Bismarck, — „das ist ein Papier, das bei uns nicht anerkannt ist, das . . ."

Digitized by Google

Und Bismarck hielt inne, nach einem Ausdruck suchend. „Ein Börsenausdruck," sagte er.

„Cotirt wird?" entgegnete ich.

„Ja, das ist's. Es ist ein Papier, das nicht cotirt wird und auf das unser Volk sehr wenig hält" ꝛc.

Nach solchen Beispielen wird man wohl nicht länger die Berechtigung und den Nutzen eines Buches in Abrede stellen, das dem Nachschlagenden für den auszudrückenden Begriff den passenden Ausdruck oder eine Auswahl von passenden Ausdrücken an die Hand giebt.

Doch nun wird man hier die Frage aufwerfen: Läßt sich denn aber auch in der That die Idee eines solchen Gegenbuches zum Wörterbuch verwirklichen? Ist ein Nachschlagebuch praktisch ausführbar, in welchem man für jeden dem Geist vorschwebenden allgemeinen Begriff eine Reihe verwandter Ausdrücke findet, unter denen der Suchende in raschem Ueberblick mit leichter Mühe den für den besondern Fall passendsten und zutreffendsten auswählen kann?

Ich muß gestehen, daß ich mich vielleicht nicht getrauen würde, auf diese sich sofort aufdrängende Frage ohne Weiteres mit einem unbedingten Ja zu antworten, wenn nicht schon ein derartiges englisches Nachschlagebuch*) existirte, für dessen anerkannt praktische Brauchbarkeit unwiderleglich der Umstand zeugt, daß in etwa 20 Jahren bereits an 30 Auflagen erschienen sind.

Die praktische Brauchbarkeit des Roget'schen Buchs aber beruht nach meinem Ermessen hauptsächlich auf Zweierlei: 1) auf der Anordnung, wonach in den (soweit es nöthig) in 2 Columnen gespaltenen Bücher jedesmal die entgegengesetzten Begriffsfächer unmittelbar einander auch räumlich gegenüber und die Mittelglieder und überhaupt die angrenzenden Begriffsfamilien immer in der unmittelbarsten Nähe stehen, 2) auf dem beigegebenen alphabetischen Verzeichniß der im Buch aufgeführten Wörter, wodurch das sofortige Auffinden jeder Kategorie ermöglicht ist, indem man nur einen einigermaßen verwandten Ausdruck nachzuschlagen und sich dann unter der betreffenden Nummer oder in der unmittelbaren Nähe ein wenig umzusehen hat. Daß (wie der Verfasser in der Einleitung meint) auch ohne diesen alphabetischen Index der Leser bei etwas Uebung jedesmal leicht das betreffende Begriffsfach — er hat deren in einer gewissen Zahlenvielerei gerade runde tausend — würde auffinden können, glaube ich auf das entschiedenste bezweifeln zu müssen. Denn tausend Begriffsfächer sind so leicht weder dem Gedächtniß einzuprägen, noch sonst zu überblicken, zumal wenn das System der Anordnung — wie dies der Natur der Sache nach füglich nicht anders sein kann — ein künstliches und wenigstens in manchen Punkten einigermaßen willkürliches ist. Doch, wie gesagt, diesem Uebelstand ist auf das glücklichste durch das alphabetische Verzeichniß abgeholfen.

Meines Wissens ist bisher nur für die englische Sprache ein solches Gegenbuch zum Wörterbuch vorhanden, jedenfalls fehlt es bis jetzt für das Deutsche und es wird mir zum Schluß wohl die persönliche Bemerkung vergönnt sein, daß ich zur Zeit mit der Ausarbeitung eines entsprechenden deutschen Werks**) beschäftigt bin. Es versteht sich, daß ich für dasselbe die durch den Erfolg bewährte Einrichtung und Anordnung im Großen und Ganzen festhalte, wobei Abänderungen — ich hoffe Verbesserungen — im Einzelnen nicht ausgeschlossen sind, zum Theil auch dadurch mitbedingt, daß ich eine größere Fülle des Inhalts zu bieten und vieles von meinem Vorgänger Uebersehene und Ausgelassene nachzutragen und gehörigen Ortes unterzubringen habe. Mehr will ich von meiner Arbeit nicht sagen, die später bei ihrem Erscheinen wird für sich selber sprechen müssen und der ich nur einen dem Roget'schen Werk entsprechenden Erfolg wünsche.*)

Daniel Sanders.

*) Thesaurus of English Words and Phrases classified and arranged so as to facilitate the expression of ideas and assist in literary composition, by Peter Mark Roget, M. D., F. R. S. Die 1. Auflage erschien 1852, wie liegt die 25ste von 1868 vor und einige unveränderte sind seit dieser Zeit bereits wieder erschienen.

**) Unter dem Titel: Deutscher Sprachschatz, geordnet nach Begriffen zur leichten Auffindung und Auswahl des passenden Ausdrucks.

*) Auch die französische Literatur besitzt ein derartiges lexikographisches Werk, wie es Daniel Sanders endlich zu Nutz und Frommen der deutschen Schriftsteller und Literaturfreunde zu veröffentlichen gedenkt. Dasselbe führt den Titel: „Dictionnaire analogique de la langue française. Répertoire complet des mots par les idées et des idées par les mots" par P. Boissière, ancien professeur. Es hat mir oft, selbst bei deutschen Arbeiten vortreffliche Dienste geleistet. Ich habe mir, wenn ich wegen der richtigen Bezeichnung irgend einer Einzelheit in Verlegenheit war, wenn ich das Wort finden wollte, „das mir auf der Zunge schwebte", damit geholfen, daß ich ein begrifflich oder sonst verwandtes Wort in diesem französischen „Thesaurus" nachschlug; dort fand ich fast immer den französischen Ausdruck, den ich suchte; ich brauchte ihn dann nur zu übersetzen, um die betreffende deutsche Bezeichnung, an der mir gelegen war, zu erlangen. Ich habe auf die von Sanders angeführten Beispiele mit dem „Dictionnaire analogique" die Probe gemacht und unter drap nachgeschlagen, um für „Schau-Ende", unter „bout-e", um für „coiffer" die französischen Ausdrücke zu finden. Unter „drap" führt das „Dictionnaire" 141 verschiedene Wörter auf, darunter „chef ou cap commencement d'une pièce de drap" — was dem „Schau-Ende" wohl entsprechen dürfte; bei „bourse" verweist der französische Lexicograph u. A. auf „finance", unter welchem Begriff wiederum über hundert verwandte Wörter aufgeführt sind; worunter auch „coté" mit der Erklärung: „cette valeur est cotée à la bourse". Also auch in diesen Fällen würde mir Boissière aus der Verlegenheit geholfen haben. Ein solches Buch in deutscher Sprache wird das Nachschlagen ungemein erleichtern, da das umständliche Uebersetzen und Rückübersetzen fortfällt. Ich bin daher auch überzeugt, daß Sanders' „Deutscher Sprachschatz" den gewünschten und verdienten Erfolg haben wird.

F. L.

Aus der Hauptstadt.

Das Kaiserdorf.

Nach den Notizen eines in Berlin reisenden Berliners

von Julius Stettenheim.

Dem neuen Oberbürgermeister hoffnungsvoll gewidmet.

Ich habe heute Morgen um sieben Uhr meine Wohnung in der Victoriastraße verlassen, nachdem ich meine Frau, welche auf dem Kosser saß, um mir das Zuschließen desselben zu erleichtern, herzlich umarmt und ihr dabei die Versicherung gegeben hatte, ich käme bald wieder zurück, und das Haushaltungsgeld lägr im Schreibtisch. Ich weiß, daß in Novellen und Romanen nie eine Dame auf Reiseeffecten sitzt und am allerwenigsten das prosaische Haushaltungsgeld eine Rolle spielt, in Romanen drückt der von dannen eilende Gatte seine bebenden Lippen auf die bleichen Wangen der trostlosen Lebensgefährtin. Aber ich schreibe zum Glück keinen Roman, und meine Lippen bedurften des Bebens nicht, und die Wangen meiner Frau brauchten nicht bleicher zu sein, als überhaupt Wangen in früher Morgenstunde zu sein pflegen.

Ich schreibe keinen Roman, ich bin nichts als ein Reporter. Und es fällt mir ein, daß ich auch dieses nicht bin. Ich bin im wahren Sinne des Wortes ein Stadtreisender, ein Mann, der die Stadt bereist, in der er wohnt und die er ziemlich genau kennt, welcher sich aber von dieser seiner Bekanntschaft dosgelegt hat, um dieselbe ohne Vorurtheil um so gründlicher zu erneuern.

Vor der Thür meines Hauses hielt die Droschke, welche mich und mein Gepäck fortbringen sollte. Wenn in Romanen bei solchen Feierlichkeiten das Pferd das Straßenpflaster unwillig stampft, so ist augenscheinlich nicht von einem Berliner Droschkenpferd die Rede. Noch nie hat ein Berliner Droschkenpferd gestampft, so ungemein nützlich dies dem Berliner Straßenpflaster wäre. Das Berliner Pferd, wenn es sich auf die Droschke zurückzieht, beschaftet sich als pensionirt und als berechtigt, in der Wagengabel von den Mühen seines als Cavallerie- oder Equipagenpferd absolvirten

Dienstes auszuruhen. Es beschränkt alsdann sein Laufen auf den Pflichttheil und giebt das Stampfen gänzlich auf. Wüßte das Thier, daß es sich von dem Augenblick an, wo es der Droschke verfällt, nur auf einem großen, langweiligen und überflüssigen Umweg zur Roßschlächterei befindet, so würde es gänzlich striken. Aber die Rosse und Reitige des Berliner Droschkenfuhrvereins stehen in einem rührenden Verhältniß zu einander: diese lassen nicht merken, daß jene mit drei Füßen im Grabe stehen, indem sie von ihnen nicht mehr verlangen, als ein einbeiniges Pferd zu leisten im Stande ist.

Eine solche Spottgeburt von Haut und Knochen stand also vor meiner Thür, hinter ihm im wetterlosen Scheine ein Fahrzeug, welches Droschke heißt. Ich bin aber überzeugt, daß ein Wiener Kutscher es als ein Fahrzeug überhaupt nicht anerkennen würde.

Ich sagte dem Wagenlenker, welcher ein gesundes Aussehen und allein im Gesicht mehr Fleisch hatte als sein Pferd, er solle mich nach dem Hotel Sandois fahren.

Rasch! rief ich einsteigend.

Dies Wort benutzte ihn. Wenn man einem Berliner Droschkenkutscher zumuthet, rasch zu fahren, so hält er seinen Fahrgast für verrückt und möchte denselben am liebsten nach der Charité bringen. Er sah mich daher mit einem erstaunten Blick an, welcher allmählich in ein ironisches Lachen überging, und ich stieg ein.

In einem Roman würden hier die Worte stehen: „Und der Wagen sank'te davon und war bald den Blicken der traurig am Fenster stehenden Gattin entschwunden.“ Was aber mein Davonsausen betrifft, so bin ich fest überzeugt, daß, obschon ich nicht weit von der Ecke der Straße abgefahren war, mein Wagen den Blicken meiner Gattin sehr lange nicht entschwand, so daß meine Gattin zweifelsohne die Gedult verlieren haben und endlich an den Schreibtisch gegangen sein wird, um sich von dem Verschwundensein des Haustrandgeldes zu überzeugen. Währenddeß stimmte mein Gefahrt behäbig der Straßenecke zu. Ich suchte mich zu beruhigen, indem ich in den Anklagen, mit denen ich mich überhäufte, weil ich eine Droschkenfahrt gegen mich ausgeübt hatte, den mildernden Umstand annahm, daß ich durch den Besitz eines Koffers verführt worden sei, die That zu begehen. Gewiß, gewiß, auf den Besitz von Koffern, die man nicht tragen kann, fällt die ganze Schuld, wenn man einen Berliner beim Droschkenfahren in flagranti ertappt. Ich wollte mir die Haare ausraufen, aber zum Glück mußte ich mit jeder meiner Hände eine der Thüren festhalten, deren Schloß entweder fehlte, oder nicht zum Schließen eingerichtet war. Aber die ausgebrochten Thüren waren leider nicht im Stande, den Schnee und die Kälte vom Mitfahren fern zu halten. Augenscheinlich waren sie von einer etwas kleineren Droschke ausgehoben worden, um hier Thürdienste zu verrichten, denen sie nicht gewachsen waren, und so etwas ist mir denn nicht möglich, die Selbstanklage bei verschlossenen Thüren zu erheben, so emsig ich diese zu verschließen trachtete.

Die Strafe folgte dem Vergehen auf dem Fuße. Furchtbare Stöße von unten und hinten constatirten, daß in dem civilisirtesten Staate Europas die boshafte Körperstrafe noch für Fahrgäste aufrecht erhalten wird. Verzweifelt blickte ich durch die zerbrochene Fensterscheibe vor mir, welche der Kutschermantel von außen nur dürftig bedeckte, — es war keine Hülfe in der Nähe. Die Berliner, denen der empörende Anblick einer Droschke leider nichts Neues ist, gingen theilnahmlos auch an der meinigen vorüber wie Soldaten an einem Militärlazareth, ohne Ahnung, daß sie tagtäglich selbst hinein gebracht werden und daselbst hoffnungslos dahniederliegen können. Und die Fahrt nahm kein Ende. Mein Saumthier schritt so langsam hin, daß eine halbwegs lebhafte Schnecke getrost ein Wettrennen mit ihm anstellen konnte, und die Peitsche schien nichts als eine jener Flaggenstangen zu sein, wie sie aus den Häusern unserer Hoflieferanten hervorspringen, um bei passenden Gelegenheiten rasch mit dem Kattun der Loyalität versehen werden zu können. Die Peitsche des Berliner Droschkenkutschers ist wie das Scepter nur ein Attribut der Macht; sie wird aber nie angewandt, um die Macht zum Ausdruck zu bringen, vielmehr scheint der Kutscher zu fürchten, daß ihr seitens seines Pferdes etwas Arges zugefügt werden könnte.

Endlich stand die Droschke ganz still. Der Portier des Hotels riß mir die Thüre aus der Hand. Thalatta! rief ich. Der Portier glaubte, ich hätte ihm meinen Namen genannt, sagte: Sehr angenehm, Herr Thalatta!“ und bezahlte den Wagen, dessen Pferd weiterschlief.

Ich war Fremder.

Ueber das, was ich als solcher mehr noch gesehen, und über das, was ich trotz aller Mühe nicht gesehen, werde ich nun mit allem mir zu Gebote stehenden Ernst weiter berichten.

Dramatische Aufführungen.

Die Beilchendame. Lebensbild mit Gesang in einem Vorspiel und sechs Bildern von E. Dorn. Musik von A. Conradi. — Herr E. Dorn hat mit dem Titel seines „Lebensbild“ genannten dramatischen Monstrums correcht, daß ihm verschiedene Kritiker in der That den Gefallen gethan haben, die „Beilchendame“ mit der „Cameliendame“ zu vergleichen. Wenn es gestattet ist, eine ernsthafte Parallele zwischen einem Neunzehnter-Bilderbogen und einer Zeichnung von Gustav Doré aufzustellen, dann mag es auch erlaubt sein, die lüsterne, seichte und zwecklose dramatische Velleität des Herrn Dorn mit der sein ausgearbeiteten und — in der Richtung mei erwogen verwerflichen, aber doch jedenfalls eine tiefstittliche Frage scharf und ernst behandelnden Dichtung des Jüngern Dumas zu vergleichen. Ich finde keine Veranlassung, einen ungeschickten Handwerker in einem Atem mit einem wirklichen Künstler zu nennen und behüthtige mich daher lediglich mit Herrn Dorn.

Hier die Geschichte, die er uns erzählt: Vorspiel. Der Mord mit dem Zuckerhammer. Ein rührendes Familienbild. Der fleißige Maschinenbauer, der nicht striken will; die Gattin, welche mit drei Kindern und einer Nähmaschine gesegnet ist; der Vater der Gattin darf betrunken. Das jüngste Kind kommt eben aus der Taufe. Pathin ist die „Beilchendame“, die unehelliche Tochter einer unbekannten Mutter und eines noch unbekannteren Vaters. Helene war früher Beilchenmädchen, verkaufte kleine Bouquets für einen Sechser, wurde, wie es scheint ohne große Kraftanstrengungen, verführt und bekam nun von ihrem Liebhaber täglich große Beilchenbouquets welche viel mehr kosten. Die Beilchendame sieht ihr Portemonnaie, beschenkt die braven Leute, und diese nehmen den Ueberschuß der Schande auch ohne alle Bedenken mit Entzücken an, bedanken sich schönstens und finden, daß das Geld, gleichviel woher es komme, immer einen angenehmen Geruch habe. Die Beilchendame sieht noch einigemal ihr Portemonnaie, erzählt, daß sie nach Italien geht und verschwindet unter den Segnungen der gerührten Arbeiterfamilie. — Der ehrliche Maschinenbauer krent sich seines Glücks, da kommen die bösen Buben, die socialistischen Faulenzer, und wollen ihn zwingen, die Arbeit einzustellen. Nach einer heftigen Debatte will sich einer dieser Bummler thätlich an dem guten Arbeiter vergreifen. In dem Zustande der blinden Wuth ersaßt der Brave den Zuckerhammer, der auf dem Tisch liegt, wehrt sich und trifft bei der Gelegenheit seinen Angreifer so unglücklich, daß dieser entseelt zusammenbricht. Die Frau bricht auch zusammen. Der brave Arbeiter ist verzweifelt. Aeußerlich.

Erstes Bild. Diebstahl und Hunger. Die Beilchendame kommt aus Italien zurück. Sie hat ein neues Kleid an und zieht bei passender Gelegenheit ihr Portemonnaie. In ihrer Begleitung befindet sich ein geheimnißvoller Marchese, der sehr anständig aussieht und sich mit väterlicher Treue Helenens annimmt. Die Frau des braven Arbeiters, die an den Bettelstab gekommen ist, da der brave Arbeiter im Zuchthaus sitzt, kommt mit ihren drei hungernden Kindern. Sie stiehlt ein Brod. Der Viktualienhändler ist glücklicherweise ein humaner Mann, der den Diebstahl nicht übel nimmt. Gleichwohl ist ein Auflauf entstanden. Helene kommt, erfährt, was vorgefallen, erkennt in der Diebin ihre unglückliche Jugendfreundin, zieht ihr Portemonnaie und die Frau des braven Arbeiters bricht wieder zusammen. Aeußerlich.

Zweites Bild. Der Diebstahl des Verwalters und der ungetreue Geliebte. Wir befinden uns in dem eleganten Salon der Beilchendame, für welche die Sonne des bequemen Verdienstes sich dem Untergange zuneigt. Ihr Geliebter, eines der wesenlosesten Individuen, welche die Dramatik in ihrem Horn erschaffen hat, ist ruinirt. Der Verwalter der Güter seines Vaters hat die Familie um kolossale Summen bestohlen. Aber der Geliebte weiß sich zu helfen. Er verläßt seine lostspielige Donna, welche wiederum ein neues Kleid anzogegen hat, und verlobt sich in aller Eile mit einem reichen jungen Mädchen. Dadurch wird der Schaden in anständiger Weise wieder gut gemacht. Die Beilchendame ist sehr unglücklich, da sie jetzt keine großen Beilchenbouquets mehr bekommt und das Portemonnaie nicht mehr ziehen kann, und bricht nun ihrerseits zusammen. Aeußerlich.

Drittes Bild. Der geheftete Schwiegervater und die Rückkehr des Sträflings. Die Frau des braven Arbeiters ist dank der Freigebigkeit der Beilchendame, welche die Ersparnisse des ungerechten Lebens für Wohlthätigkeitszwecke benutzt, wieder in geregelte Verhältnisse gerathen. Sie braucht nicht mehr zu stehlen; ich glaube, sie hat auch wieder eine Nähmaschine. Ihr Vater trinkt nur noch Wasser. Die Beilchendame hat mit ihrem Geliebten noch nicht definitiv gebrochen; sie kann also dem Publicum noch ein neues Kleid vorführen und den Griff nach dem Portemonnaie, der ihr zur zweiten Natur geworden ist, noch einigemal lustspielig exercitiren. Ein wich-

Digitized by Google

tiger Brief ruft sie von der Schaubühne ab. Die brave Arbeiterfrau bleibt mit ihren Kindern allein und das älteste derselben singt das Veilchenlied, das Lieblingslied der prostituirten Wohlthäterin. Das Kind singt nur einige Tacte und schweigt dann mit Intelligenz, weil nun hinter der Coulisse jemand Anderes einsetzt und den Rest des ziemlich langen Liedes mit gerührter Stimme vorträgt. Dieser Andere ist der aus dem Zuchthaus entlassene Vater, resp. Gatte, der nicht etwa das Bedürfniß fühlt, sobald er auf freien Fuß gesetzt ist, sein Weib und seine Kinder zu umarmen, sondern der das Ungestüm seiner Familienliebe zunächst durch ein Lied vor der Thür stillt. Als der letzte Ton verklungen, stürzt er herein. Allgemeine Rührung. Die Frau des braven Arbeiters bricht wiederum zusammen — diesmal vor Freude und Rührung. Actschluß.

Viertes Bild. Die Rabenmutter und ihr ermeuchelter Liebhaber. Der Marchese hat die Spuren der Frau, welche der Veilchendame das Dasein schenkte, aufgefunden. Diese böse Frau ist außerdem die Mutter der in legitimer Ehe gezeugten Natalie, welche der Geliebte der Veilchendame heirathen will, um durch die Mitgift seine zerrütteten Vermögensverhältnisse wieder zu ordnen. Mit dieser Mutter, einer Gräfin, welche natürlich Steineck heißt, verhält es sich also: Vor 25 Jahren war sie die Braut des Marchese. Das verhinderte sie nicht, ein „Verhältniß" mit einem Franzosen zu haben. Der Marchese ertappt das nette Paar und tödtet den Liebhaber im Duell. Aber damit ist die Sache noch nicht erledigt. Sie bekommt eine Tochter und da sie sich durch diese Kleinigkeit einigermaßen genirt fühlt, schafft sie dieselbe bei Seite, überläßt sie dem Elende, der Verführung, und macht aus ihr auf diese Weise die „Veilchendame." Darauf vermählt sich die gute Mutter, als ob nichts vorgefallen wäre, mit einem Grafen Steineck, der vernünftig genug ist, bald zu sterben. Mit diesem hat sie ihre Natalie gezeugt, die sie nun mit dem Geliebten ihrer erstgeborenen Tochter, der Veilchendame, vermählt. Es bleibt in der Familie, denkt sie vermuthlich. In der That muß es gestattet sein, die Schwester einer früheren Geliebten oder einer verstorbenen Frau zu heirathen, sei es auch nur aus dem von dem praktischen Palmerston angeführten Grunde: daß der Betroffene auf diese Weise doch nur eine Schwiegermutter habe. Die Veilchendame sieht ihrem Vater, dem ermeuchelten Franzosen, auffallend ähnlich — daher das geheimnißvolle Interesse des Marchese, daher auch der von stürmischer Heiterkeit begleitete Aufschrei der Mutter beim Wiedersehen: „Sein Ebenbild!" Entspinnt sich nun eine angenehme Scene zwischen der lüderlichen Mutter und der entehrten Tochter, welche wiederum ein neues Kleid angelegt hat. Das Argument der ersteren: „ich habe Dich ja auch unter meinem Herzen getragen", bei welchem das ganz und gar nicht tragisch gestimmte Publicum auf's Neue in helles Gelächter ausbricht, entwaffnet die letztere. Die Veilchendame giebt ihren Geliebten preis, der nun die Halbschwester Natalie mit seiner unendlichen Unbedeutenheit beglückt; man begreift nicht, daß ihr das schwer fallen könne. Gleichwohl bricht sie zusammen. Actschluß.

Fünftes Bild. Eine fürchterlich langweilige Hochzeit mit den albernsten Tischreden. Ein Maler, dessen künstlerische Bedeutung u. A. aus der Bemerkung erhellt, daß er den Leuten, die er male, schmeichle, um „Douceurs" zu erhalten, verheirathet sich mit der Tochter einer Frau, die nur durch beständigen Hinweis auf das Strafgesetz und Drohung mit der Polizei daran verhindert wird, ihr Kind zur Dirne zu machen. Die Veilchendame kommt ohnmächtig auf die Bühne, vermuthlich um die Hochzeitsgäste in eine angenehme Stimmung zu versetzen. (Sie hat wieder ein neues Kleid angelegt.) Diese entfernen sich denn auch sofort, um ihr die erforderliche Zeit zum Monolog über ihr Unglück zu lassen. Helene verzweifelt sich aus. „Kein Mensch nimmt sich meiner an!" schluchzt sie. „Doch!" ertönt eine Stimme aus dem Hintergrunde. „Ich!" — Es ist die brave Arbeiterfrau mit der Nähmaschine. Umarmung, Zusammenbrechen, Actschluß.

Letztes Bild. Helene, diesmal in einem auf das Ende hinweisenden neuen Kleide, stirbt dreimal. Das erstemal erwacht sie zu neuem Leben, um ein Veilchenbouquet des ungetreuen Geliebten in Empfang zu nehmen; an den sinnigerweise sehr bescheidenen Dimensionen dieses Sträußchens ersieht man, daß der Absender jetzt nicht mehr sehr splendid ist, jetzt —

„Denn die Schönheit vergeht und die Wangen fallen ein
Und die Elligkeit kommt hinterdrein",

heißt's ja schon in dem bekannten Liede. Das zweitemal erwacht die Veilchendame aus ihrem todesartigen Zustande, um das so beliebte Veilchenlied noch einmal zu singen. Und das drittemal erwacht sie gar nicht. Actschluß.

Es ist schwer die Handlung eines solchen Stückes nachzuerzählen, ohne eine Satire zu schreiben. Tödtung vor Beginn der Handlung, Todtschlag im Vorspiel und Tod zum Schluß, discontirter Treubruch der schlimmsten Art — Treubruch einer Braut — außereheliche Geburt, Verlassen des Kindes in hülflosem Zustande, Prostitution, Diebstahl, Unterschlagung, wiederholter Versuch der Kuppelei — alles das und noch manches andere, und doch keine Wirkung!

Und dieser Dialog! „Arbeit stärkt Körper und Geist", bemerkt sehr richtig eine der geehrten Personen. „In der Zufriedenheit liegt das wahre Glück" ist eine andere geistreiche Sentenz, deren Neuheit uns überrascht. Freilich sagt so ähnlich schon der brave Lehrer Lämpel von Wilhelm Busch:

„Ach, des Lebens höchste Freud'
Ist doch die Zufriedenheit!"

— aber wer könnte denn überhaupt sich noch vermessen, heutzutage einen Gedanken auszusprechen, der nicht schon von einem großen Denker, wie Lehrer Lämpel, gedacht wäre? Der Scherz ist in der „Veilchendame" durch Sätze wie die folgenden vertreten: „Ist es ehrbar, sich so abzuküssen, daß man es draußen knallen hört?" „Das schöne Kleid! Da kostet das Barometer gewiß anderthalb Thaler." „Sie sind zu gut, Sie sind ein Engel, ach nein! Ihre Güte reicht für zwei Engel aus, und für einen kleinen Cherub obenein!" Ja, wer das nicht witzig findet, dem ist eben nicht zu helfen.

Und diese Technik! Bisher lebten die Dramatiker in dem Wahne, daß es schwierig und kunstvoll sei, eine klare Exposition zu geben. Herr Dorn belehrt uns eines Bessern. Der Vorhang geht auf. Zwei Personen sind auf der Bühne und von diesen sagt die eine zur andern: Du weißt, daß ich glücklich verheirathet bin, Du weißt, daß ich mit Helenen aufgewachsen bin, Du weißt, daß diese und jene Verhältnisse mitgewirkt haben, um aus ihr diejenige Person zu machen, welche wir in der nächsten Scene erblicken werden. Da Du das ganz genau weißt, werde ich es Dir noch einmal erzählen." Und nun erfahren wir in wohlgesetzter Rede Alles, was zum Verständniß des ersten Actes erforderlich ist. Was wollen wir mehr? Im zweiten Act wird in der ersten Scene dasselbe Kunststück wiederholt. Und so geht es bis zum Schluß. Es liegt auf der flachen Hand, daß diese Berichte die bedenklichen Schwierigkeiten der dramatischen Exposition ganz außerordentlich vereinfachen. — Auch die Actschlüsse sind viel weniger precär und bedenklich, als die bisherigen Dramatiker glaubten. Man richte es nur so ein, lehrt uns Herr Dorn, daß eine Person zusammenbricht und der effectvolle Actschluß ist da. — Auch die übrigen Gesetze der dramatischen Technik über den Aufbau, über die erforderliche Steigerung und den kunstgerechten Ausgang des Dramas sind Irrungen, sind Ammenmärchen. Goethes Ausspruch: „Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken" war für Herrn Dorn als Dramatiker eine völlige Offenbarung. Und versucht einmal mit Herrn Dorn von dem schnurrigen Dinge zu sprechen, das aesthetisirende Philister „tragische Schuld" zu nennen pflegen — er wird Euch schön auslachen. Ein Strolch, der seine Geliebte abschüttelt, weil er Geld braucht — das ist das einzige Motiv — der diese Geliebte dadurch mordet, führt die reiche Braut heim. Wie aber sühnt die Mutter Helenens ihr Verbrechen, einen anständigen Mann, dem sie verlobt war, betrogen, den Tod ihres Liebhabers herbeigeführt, das Leben ihres Bräutigams zerstört, ihr Kind der Schande preisgegeben zu haben? Sie erfreut sich des besten Wohlseins, lebt in der Zufriedenheit einer behaglichen Existenz und hat sonst keine Schmerzen. Eine andere ebenso saubere Mutter, die ihr Kind durchaus verkuppeln will, die mit dankbaren Knixen den infamen Preis, für welchen sie ihre Tochter feil hält, einstreicht, wird die glückliche Schwiegermutter eines Mannes, der nach dem Willen des Verfassers anständig sein sollte. Das Kuppelgeld wird vermuthlich zur Ausstattung der Tugend benutzt, wie ja mit den verfluchten Sparhellern der Prostitution in der That die Ehrbarkeit einer Arbeiterfamilie unterstützt wird.

Alles das läßt man sich ruhig gefallen. Diese Ungeheuerlichkeiten werden memorirt, einstudirt, glänzend ausgestattet und dem Publicum als Kunstgenuß dargeboten. Und da glaubt man ein Uebriges gethan zu haben, wenn man das Drama einfach als „Demimondestück" der sittsamen Entrüstung aller Wohlgesinnten anheimgiebt. Wenn die „Demimondestücke" nach der „Veilchendame" geartet wären, dann allerdings hätten sie keine Existenzberechtigung und verdienten vollauf den Zorn und die Verwünschungen, welche sie bisweilen auch von recht unberufener Seite zu erdulden haben.

Es ist überflüssig zu bemerken, daß die fleißige Darstellung das Stück nicht retten konnte. Es ist auch überflüssig zu fragen, weshalb das Stück überhaupt gegeben worden ist. Denn wer vermag die Geheimnisse des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters zu ergründen? Die erstaunliche Vielseitigkeit dieser Bühne, welche neben dem Lustspiel unserer jüngeren begabten dramatischen Dichter (wie Girndt, Schauffert, Kneisel, Schütz rc.) auch die verwegenste französische Tagesliteratur sowie die Offenbach'schen Operetten hegt und pflegt, der kleinen komischen Oper eine Stätte gönnt, ohne deshalb der großen Posse abhold zu sein, wird von dem Laien nicht genügend gewürdigt. Der böse Unverstand spricht da gleich von planvoller Planlosigkeit und systematischer Systemlosigkeit.

Paul Lindau.

Digitized by Google

Notizen.

Das Buch des Herzogs v. Gramont, vor kurzem erschienen, stößt und eine Bewunderung ein, welche ihm von einem großen Theil der Presse mit Unrecht verlagt wurde. Staunend sehen wir zu dem hartgesottenen Sünder empor, der mit Schimpf und Schande vom Amte vertrieben, nach einer Frist von kaum zwei Jahren schon wieder vor dem Publicum zu erscheinen wagt und in glatt diplomatischer Sprache seine zehnfach widerlegten Lügen, als sei nichts vorgefallen, nochmals von vorn herunterleiert. Seltsam genug hatte sich derselbe Herr seine ersten Sporen als öffentlicher Ankläger und Vertheidiger Bismarcks schon vor längerer Zeit verdient. Bei einer Begegnung in Karlsbad sollte ihm dieser die heilsame Wirkung des Sprudels durch die listig versuchenden Worte geführt haben: Warum nehmen Sie nicht Belgien, das Demokratennest? Die Anfrage hätte schon in prägnanter Kürze Alles enthalten, was der böse Kanzler in späteren Jahren dem tugendhaften Kaiser der Franzosen und seinem adeligen frommen Sendling Benedetti mit vergeblicher Lockung angeboten haben sollte. Das Karlsbader Wort wurde dementirt, und Gramont hat es in seinem Buche nicht wiederholt. Die Schrift konnte auch diesen verjährten Klatsch entdehnen; sie enthält überhaupt Insinuationen, die aber ihrerseits durchweg als dreiste Erfindungen längst entlarvt sind, in Hülle und Fülle. Bezeichnend für den Ausgang des Schachspiels zwischen Bismarck und seinen diplomatischen Gegnern ist an und für sich, daß diese zur Disposition gestellt sind und unter die Scheiftsteller gehen mußten. Wurde doch sogar Herrn v. Beust, den wir mit jenen Franzosen nicht in dieselbe Linie stellen wollen, vor einiger Zeit mehrfach nachgesagt, er sei der Verfertigung von Zeitungsreclamen zu seinen Gunsten müde und wolle in der Londoner unfreiwilligen Muße seine Memoiren schreiben. Es wäre das ein bedenkliches Symptom des herannahenden Greisenalters; denn Staatsmänner bereichern in der Regel die Memoiren-Literatur nur in dem Bewußtsein, daß es mit ihrer Wirksamkeit vorbei ist und sie unerwartet auf den Ausstehe-Tisch kommen. Unbefriedigt ausgedrückt, würde es heißen, daß die Verfasser in die Kategorie der geschwätzigen alten Weiber hinabsteigen. Wir möchten das Axiom, wie bemerkt, nicht ohne Weiteres auf Herrn v. Beust anwenden, der nur, selbst es wirklich seine Memoiren schreiben, nach eingeholter Erlaubniß von Fanny Lewald die Geschichte seiner politischen Laufbahn mit dem poetischen Titel: Wandlungen! zieren könnte. Der Leser würde dadurch auf die Chamäleonsnatur, welche der Inhalt wiederspiegeln muß, in passender Weise vorbereitet. Benedetti und Gramont aber würden ihre Münchhausiaden und Rodomontaden mit irgend einem Euphemismus umsonst zu verschleiern suchen. Man kennt sie und läuft auf den ersten Blick davon. Bismarcks Sieg über seine Gegner indessen bleibt dadurch hinlänglich gekennzeichnet, daß diese Bücher schreiben, während er der überreichen Fülle seiner amtlichen Thätigkeit kaum genügen kann. Auch sonst boten die letzten Wochen des für Deutschland und Preußen vortheilhaften Contrastes genug dar. Die wichtige Reform der Kreisordnung drang im Abgeordnetenhause auf Grund weiser Compromisse durch, welche für den Sieg des Gesetzes im Herrenhause die beste Aussicht eröffnen. Dagegen wurde in Versailles das einzinige Parteis-Gejänk bis zum Ueberdruß fortgesetzt. Den schärfsten Gegensatz endlich zeigt die Wirthschaft in Chiselhurst im Vergleich zu der behaglichen Stimmung der deutschen Kaiserstadt. Dort ein von der Remesis heimgesuchter Verbrecher, der über ein verlorenes Dasein grübelt und auf neue Straßburger oder Boulogner Putsche sinnt, wozu ihm nur die Jugendkraft und die Ingnischen abhanden gekommene napoleonische Legende fehlen. Hier der freudige Blick auf eine nach harter Arbeit erklämpfte staatlich unabhängige Existenz, deren gesunde Entwicklung unter dem Schirm und Schutz des deutschen Genius gegen alle Wechselfälle der Zukunft gesichert erscheint.

***

Das Feuer, mit welchem in Berlin die Gründungen betrieben worden, hat so eben zwei Theater ergriffen: das Friedrich-Wilhelmstädtische und das Victoriatheater. Das erstere wird zur Hälfte, das letztere ganz eingeäschert. Als Nachfolger des Herrn Deichmann, den die Leitung der Bühne der Schumannstraße abgewattet und mit Schmutzeit nach seiner Schöpfung in Swinemünde erfüllt hat, nennt man unter vielen Andern den Director des Carltheaters in Wien, Nichtcommissionsrath Anton Ascher, den Schriftsteller Hans Hopfen und Herrn Emil Neumann. Dem Director des Victoriatheaters, Herrn Emil Hahn wird der Pachtcontract für eine entsprechende Summe abgekauft werden, und dann soll die Demolirung sofort beginnen, Raum zu schaffen für die im Plan fertige Kaiser-Wilhelmstraße. Wann wird die Speculation auch die aus der Gewerbefreiheit wie Pilze aufgeschossenen Theater ergreifen?

Eine persönliche Bemerkung in Sachen der „Volkswirthschaftlichen Verirrungen."

Leider habe ich mit Unrecht in No. 10 der „Gegenwart" Herrn Dr. L. Brentano einen „feinen und liebenswürdigen Polemiker" genannt; er hat mich seitdem in No. 78 des „Hamburgischen Correspondenten" gründlich eines Besseren belehrt. Auf seine Angriffe und Verdrehungen kann ich schweigen, zumal der Leser sich in diesem Gewirre doch nicht mehr zurechtfinden. Aber eine persönliche Verdächtigung muß ich hervorheben, die Herr Br., trotz meines entschiedensten Widerspruches, nach dem Grundsatze des calumniare audacter, gegen mich zu wiederholen nicht müde wird. Ich soll nämlich den Streit begonnen haben, um Herrn Schönbergs Berufung nach Straßburg zu vereiteln, und, wie Herr Br. weiter andeutet, um Herrn Faucher hinauszudrängen. Diese Sorte junger Docenten träumt von Rücken als Berufungen und kann sich gar keine anderen Motive, als darauf gerichtete, denken. Ich kann bethenern, und diese meiner näheren Freunde würden es mir bezeugen können, daß ich damals, als ich jenen über Verdienst vielbesprochenen Artikel wider die „Katheder-Socialisten" schrieb, — krank und auf einen sehr engen Bereich beschränkt — von dem Plane, Herrn Schönberg nach Straßburg zu berufen, keine Ahnung hatte. Ich glaubte vielmehr damals noch, die Pforten der Reichs-Universität würden sich nur den wissenschaftlichen Koryphäen öffnen, und erwartete von dem Patriotismus Dieser, daß Herr von Roggenbach keine so interessante Autographensammlung ablehnender Briefe würde anlegen können. Uebrigens würde ich bei aller Achtung, die ich vor Herrn Dr. Faucher gläubigen Daben und umfaslenden Kenntnissen habe, niemals in dieser Beziehung an ihn gedacht haben. — Herr Brentano ist ein sehr ungeschickter Advocat seines Freundes und hat ihm sicherlich durch seine Vertheidigungsversuche mehr geschadet, als genützt. Was mich betrifft, so brauche ich sie nicht die, welche mich persönlich kennen, nicht erst zu versichern, daß mich kein anderes Motiv, als das der Sache selbst geleitet hat; ich füge hinzu, daß ich für Herrn Prof. Schönberg nur wohlwollende Gesinnungen hege.

Noch eine andere Verdrehung muß ich Herrn Br. nachweisen. Er wiederholt die früher schon von mir aus den Acten, d. h. den Stenographischen Berichten, wiederlegte Behauptung, daß die deutsche Freihandelspartei sich Anfangs ablehnend gegen das Genossenschaftswesen verhalten habe und dann nur durch Zufalle dem Schulze-Delitzsch in die Arme getrieben worden sei. Gerade das Gegentheil ist die Wahrheit: die ersten Schritte Schulze-Delitzsch' wurden von den Volkswirthschaftlichen Congressen secundirt und auf das Eifrigste unterstützt. Später tauchten allerdings in diesen Kreisen vielfach, meines Erachtens sehr wohlbegründete, Zweifel in die unbedingte Erspriesslichkeit der Producti-Genossenschaften und der Industriellen Partnerschaften auf.

Zum Schluß sei mir noch eine Bemerkung über die Redaction des „Hamburger Correspondenten" gestattet. Derselbe erklärt mit dem unartigen Artikel des Herrn Br. (in No. 78) diese Polemik für abgeschlossen und hat also nichts einzuwenden gegen das Brillantfeuerwerk, das mein Gegner am Schluß zu Ehren der Gewerbevereine abbrennt; (natürlich der englischen Gewerbevereine, den deutschen Gewerbevereinen gegenüber verhält er sich diplomatisch). Der seitende Artikel derselben Nummer aber (* Hamburg, den 30. März) zur socialistischen Bewegung) enthält eine lebhafte Warnung vor dem Umsichgreifen der socialistischen Bewegung auf dem flachen Lande, exemplificirt durch den Streik in Warmeldthre, der sich (was allerdings die Redaction weise verschweigt) hauptsächlich darum drehte, daß die Arbeitgeber zwar die Lohnerhöhung bewilligen, aber keine Gewerbevereinsmitglieder aufnehmen wollen.

H. B. Oppenheim.

Digitized by Google

Inserate.

Seit 1872 erscheint im Verlag von Otto Wigand in Leipzig:

Deutsche Warte.

Umschau
über das Leben und Schaffen der Gegenwart.

Jährlich 2 Bände. 12 Hefte bilden 1 Band.

Jedes Heft 6 Ngr. für Abonnenten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Mit dem 1. April beginnt ein neues Quartal der bei Ernst Keil in Leipzig erscheinenden Wochenschrift:

Die Gartenlaube.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen mit vielen prachtvollen Illustrationen.

Vierteljährlich 15 Sgr., mithin der Bogen nur ca. 5½ Pf.

Das zweite Quartal bringt die mit Spannung erwarteten Fortsetzungen der **Werner**'schen Erzählung „**Am Altar**", welchen sich eine nicht minder interessante Novelle von **Levin Schücking** anreiht. Ferner Zeit-, Sitten- und Culturbilder. Beiträge aus dem Gebiete der Naturwissenschaft, der Geschichte, der Biographie ꝛc. in ausgedehntem Maße.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in Leipzig.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

A. Hartleben's Verlag in Wien und Pest.

Neue interessante Erscheinungen!

Soeben erschienen im unterzeichneten Verlage und sind durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Der Montcenis-Tunnel,
seine Erbauung und seine Umgebungen.

Nach den besten italienischen Quellen bearbeitet von

Prof. Julius Schanz,
am technischen Institute in Breslau.

Mit 2 Karten und 25 in den Text gedruckten Holzschnitten. 20 Bogen.
Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Dieses Buch enthält Alles, was sich in topographischer, handelspolitischer und nationalökonomischer Hinsicht über das riesige Bauwerk des Montcenis-Durchbruches, das „Weltwunder" des Jahrhunderts, sagen läßt und wird allen Reisenden, welche Piemont und die cottischen Alpen besuchen, sowie Allen, welche an den wissenschaftlichen und technischen Triumphen der Neuzeit Theil nehmen, eine gewiß hochwillkommene Gabe sein. Die Schilderung der cottischen Alpen, wie des Dora- und Arethales ist von einer reichen Anzahl vorzüglich ausgeführter Holzschnitte und zwei prachtvollen Karten begleitet.

Adrian Balbi's
Allgemeine
Erdbeschreibung
oder
Hausbuch des geographischen Wissens.

Eine systematische Encyclopädie der Erdkunde für die Bedürfnisse der Gebildeten jedes Standes.

Fünfte Auflage.

Mit Benutzung der zuverlässigsten Quellen über die inneren und äußeren Staatsverhältnisse und mit Berücksichtigung aller geographischen Entdeckungen bis auf die neueste Zeit, bearbeitet von

Dr. Carl Arendts,
Professor der Geographie.

Dieses gediegene Werk, die zuverlässigste und neueste aller existirenden Erdbeschreibungen erscheint in **34 Lieferungen à 6 Sgr.** oder in **4 Halbbänden à 1 Thlr. 20 Sgr.** Hiervon liegen bereits 25 Lieferungen, resp. 3 Halbbände, die in ganz beliebigen Zwischenräumen bezogen werden können, vor und wird das Werk noch im Laufe des Jahres 1872 vollständig.

Altkatholisch.

Roman in 3 Bänden von **Adolf Schirmer.**

3 Bde. Geh. 3 Thlr. 6 Sgr.

Drei Novellen.

von **Iwan Turgénjew.**

Inhalt: **Der König Lear der Steppe. Der Fatalist. Der Oberst.**

14 Bogen. Geheftet 28 Silbergroschen.

Die Töchter des Obersten.

Ein Familien-Roman von Amely Bölte.

2 Bde. Geh. 1 Thlr. 26 Sgr.

Am Scheidewege.

Novellen von Luise Ernesti. (Malwine von Humbracht.)

Inhalt: Stille Wasser sind tief. — Frisenliebe. — Nur ein Bauer.

14 Bogen. Geheftet 28 Silbergroschen.

Zu Wasser und zu Land.

Roman von Arthur Fiorch.

3 Bde. Mit 18 Illustrationen. 2 Thlr. 15 Sgr.

Gesammelte Werke
von
Josef Freiherrn von Eötvös.
1. u. 2. Band.

Der Karthäuser.

Sechste Auflage. Mit Portrait und Biographie des Verfassers.

2 Bde. 45 Bogen. Eleg. geh. 2 Thlr.
3. bis 5. Band.

Der Dorfnotär.

Dritte Auflage. 3 Bände. Geheftet 3 Thlr.

Aesthetik in Mittheilungen
an eine deutsche Frau.

Von
Dr. J. M. Hölf,
k. k. geh. Hofrath, Universitäts-Professor ꝛc. in München.

Octav. Velinpapier. 1 Thlr. 10 Sgr. In engl. Leinwandb. mit Goldtitel 1 Thlr. 20 Sgr.

Die Kunst der Beredtsamkeit.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung des geschriebenen oder lebendigen Wortes in der Umgangs- und Schriftsprache durch Selbstunterricht Meister zu werden.

Enthaltend:

Sämmtliche Elemente der Rhetorik, sowohl der höheren als auch jener des alltäglichen Lebens, zahlreiche vollendete Musterbeispiele nebst halb ausgearbeiteten Themas und einem Anhang über den öffentlichen Vortrag.

Von
Otto Müller.

12 Bogen 8. Elegant in Umschlag geheftet. Preis 15 Sgr.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

A. Hartleben's Verlag in Wien und Pest.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 13. April 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Wiedervereinigung der christlichen Confessionen von Moriz Carriere. — Zwei Rufer im Streite von Karl Braun-Wiesbaden. — Joseph Mazzini von Karl Blind. — Frauengeist und Frauenbildung von Jürgen Bona Meyer. — Correspondenzen aus Petersburg und Rom. — Literatur und Kunst: Symptome des Verfalls im Künstler- und Geschmackthum von C. v. Hermann. — Taylors Uebersetzung des Goethe'schen Faust von H. B. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. „Ein weißes Blatt von Karl Gutzkow" von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

Die Wiedervereinigung der christlichen Confessionen.

Von Moriz Carriere.

Döllingers Vorträge über die Trennung und Wiedervereinigung der Kirche haben vielfältige Theilnahme gefunden und verdient durch die Fülle der Gelehrsamkeit wie durch die wissenschaftliche Unbefangenheit des Theologen, der sich als Greis zu immer größerer Freiheit und Klarheit hindurchgerungen, während er den Schmerz erleben mußte, daß der Katholicismus, für den er so lang und so erfolgreich gearbeitet, ihn von sich stieß und eine ganz andere Entwicklung nahm, als sein scharfsinnigster Verfechter in Deutschland erwartet hatte: statt einer Läuterung und Ausgleichung mit den berechtigten Forderungen der Gegenwart die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit und die Flüche gegen philosophische und historische Forschung! Wie Döllinger jetzt die Reformation in Deutschland und England geschildert und nachgewiesen, daß an der Trennung nur Rom die Schuld trug, wie er jetzt die Größe Luthers anerkannte und den Fluch beleuchtete, welcher sich dem Jesuitismus an die Fersen heftet, — „es wächst kein Gras mehr wo sein Fuß hingetreten", — das war ein Schlag für die ultramontane Geschichtsklitterung, das war aus Döllingers Mund ein so um so ehrenvolleres Zeugniß der Wahrheit, als er sie selber erst langsam erworben hatte und nun gewissenhaft bekannte.

Was aber die Wiedervereinigung angeht, so vermißte ich vor allem die Darlegung, wie dieselbe erst möglich geworden durch die Gewissensfreiheit, Duldung und Humanität, welche das achtzehnte Jahrhundert im Streit mit der protestantischen und katholischen Hierarchie erfochten hat. Voltaire und Lessing haben angebahnt, daß man Andersgläubige achten lernt, und Kant hat die allgemein menschliche, die sittliche Wahrheit als den Kern der Religion aufgezeigt; so lag der Gedanke nahe, das bleibende und gemeinsame Wesen in den wechselnden und verschiedenen Formen aufzufinden, sich daran zu halten und über das Andere eine ruhige Verständigung zu versuchen. Die strengen Lutheraner so wenig wie die Römlinge wollen eine Ausgleichung, sie hangen an überlieferten Buchstaben und fordern von Andersdenkenden Unterwerfung. Und so glaube ich auch nicht, daß man von den fertigen Dogmen ausgehen sollte, um sie darauf anzusehen, ob und wie hier die Unterscheidungslehren der Confessionen zu versöhnen seien, wie Döllinger that; vielmehr werden wir zum Ursprünglichen zurückkehren und uns auf die Principien stellen müssen.

Döllinger verschweigt nicht, daß seit der neuesten Wendung in Rom eine Vereinigung der anderen Kirchen mit der Römischen unmöglich geworden. Denn daß die Griechen, daß England und das evangelische Deutschland sich der päpstlichen Unfehlbarkeit unterwerfen, oder daß die Hierarchie auf solche alsbald wieder verzichten würde, das ist nicht anzunehmen. Rom hat vielmehr seine äußerste Consequenz gezogen, und ihr gegenüber bleibt für uns Deutsche schwerlich eine andere Losung als: los von Rom! Und nach den Erfahrungen, die wir an den Bischöfen gemacht haben, kommt es uns seltsam vor, wenn Döllinger das englische Episkopalsystem preist, weil es den anfänglichen Zusammenhang mit den ersten christlichen Zeiten nicht unterbrochen habe. Man spricht wohl im Katholicismus von einer großen elektrischen Kette, die sich von Christus bis auf die Gegenwart erstrecke, aber sie wird schwerlich durch das Aeußerliche der Handauflegung hergestellt. Dagegen wie gegen den Unterschied der Priester und Laien hat der Protestantismus die Weihe des Geistes, das priesterliche Volk und königliche Geschlecht, die gleiche Kindschaft aller in der Christenheit betont. Der Katholicismus muß die Hierarchie aufgeben, nicht der Protestantismus ein übermenschliches Amt aufrichten, wenn in der Bildung unserer Zeit eine Vereinigung stattfinden soll; sie wird sich auf dem Boden der Gemeinde vollziehen.

Ausgehend von der Thatsache, daß die Taufe in allen Confessionen anerkannt sei, daß alle Getauften als Brüder gelten, hoffte Döllinger die Perle des religiösen Friedens, von den Lehrsätzen der getrennten Kirchen ausgehend, zu finden. Werde die Rechtfertigung durch den Glauben allein, das sola fide im Lutherthum festgehalten, dann sei freilich keine Aussicht zur Verständigung; aber die Mehrzahl der Protestanten binde sich nicht mehr daran, und fasse die Sache ähnlich wie die ältere Kirche. Die Ehelosigkeit der Geistlichen sei kein Glaubenssatz, sondern eine disciplinarische Maßregel, der Katholicismus könne sie aufheben, während man anerkenne, daß Einzelne sich in freiwilligem Cölibat voll und ganz dem Dienste der Religion widmen. Ein Aehnliches könne in Bezug auf die Orden gelten, wie ja bereits protestantische Diakonissinnen und katholische barmherzige Schwestern einander naheständen. Eine persönliche Beichte neben der allgemeinen werde bereits von protestantischen Geistlichen gewünscht. Döllinger ließ es unentschieden, ob er sie freigestellt wissen wollte; dann wären wir mit ihm einverstanden, dann bedarf es nur der Aufhebung des zwingenden Gebots bei den Katholiken. Ueber den Zustand nach dem Tod meinte er, daß der Glaube an unmittelbaren Eingang in Verdammniß oder Seligkeit auch bei vielen Protestanten der Vorstellung einer Läuterung der Seele gewichen sei, die man bei den Katholiken von der grobsinnlichen Auffassung des Fegefeuers und des Ablaßgeldes ja geläutert habe. Man sehe bei den Protestanten ein, daß die Predigt einseitig über den Cultus vorwalte; so könne man die Messe wieder einführen, wobei aber von katholischer Seite die deutsche Sprache

Digitized by Google

an Stelle der lateinischen zu gewähren sei. Aber wenn in katholischen Kirchen vor dem Meßopfer bei der Weihe des Priesters gepredigt wird: der werde nun mächtig über Gott, so daß Gott auf sein Wort vom Himmel herab komme und sich in die Hostie verwandle, oder wenn gar gesagt wird: der geweihte junge Geistliche werde von jetzt an Gott schaffen, so liegt es doch nahe, daß der protestantische Sinn an den Heidelberger Katechismus erinnert, welcher darum die Messe eine vermaledeite Abgötterei heißt. Die ganze Zauberei einer materiellen Wandlung müßte aufgehoben, das Wunder aus der äußern Natur der Dinge an seinen Ort, in das Gemüth und in die Phantasie versetzt werden, wenn unsere Gegenwart hier wieder anknüpfen sollte. Das Gefühl der Sünde, des Heilsbedürfnisses der Versöhnung, sowie das Bekenntniß des Glaubens im Cultus ästhetisch auszuprägen, dazu können wir die Hand bieten. — Auch den Kelch will Döllinger den Laien nicht mehr entzogen wissen; aber über die Auffassung des Abendmahls sprach er sich nicht aus. Wir müssen auch hier fordern, daß man sich einfach an die Einsetzungsworte halte, und sich an der geistigen Lebensgemeinschaft mit Jesu genügen lasse, es dem Einzelnen überlasse, in welchem Sinn ihm Brod und Wein ihre Träger sind.

Als Grundlage der Einigung nimmt Döllinger „die heilige Schrift mit den alten ökumenischen drei Glaubensbekenntnissen, ausgelegt nach der Lehre der Kirche der noch ungetrennten ersten Jahrhunderte." Es scheint, daß er uns also an die Concilien und ihre Satzungen so wenig wie an die mittelalterliche Scholastik binden will. Wir sind dankbar dafür, aber es genügt uns nicht. Wir verlangen auch der Bibel gegenüber das Recht der historischen Kritik. Und wenn die Kirchenväter die Bibel mit der Natur- und Geschichtskenntniß ihrer Zeit in Verbindung brachten, um so eine theologische Wissenschaft zu gründen, so soll uns das Gleiche freistehen. Wenn der Glaube Bestand haben soll, so darf er der klaren Erkenntniß der Vernunft und den Gesetzen oder Thatsachen der Natur nicht widersprechen, sondern er muß sich auf sie stützen und sie ergänzen. Wenn der Glaube selig machen soll, nun dann darf nichts Glaubenssatzung sein, dessen beseligende Wirkung nicht jeder selbst in seinem Gemüth erfahren und innerlich erleben kann. Mache man Ernst damit, und man wird finden, daß die Dogmen meistentheils nicht Stand halten, daß aber Jesu eigne Worte in den Evangelien, seine Bergpredigt, seine Parabeln und Gleichnisse sich mit den Forderungen des Gewissens vertragen und einer vernünftigen Auffassung der Welt und ihrer Ordnung nicht widersprechen. Wenn aber das vorbildliche Leben und die eigenen Worte Jesu für die ersten Christen genügten, warum sollen sie es nicht auch uns? Hätte er andere feste Dogmen gewollt und für das Seelenheil nöthig erachtet, so würde er sie aufgestellt haben. In ihm ist das gemeinsame Princip gefunden, von welchem sich oben sagte, daß es uns noth thue. Die Anerkennung dieses Princips sei die Grundlage der religiösen Gemeinschaft, der deutschen Kirche; die Aneignung desselben sei der persönlichen Freiheit, der Ausbildung der fortschreitenden Wissenschaft anheimgegeben. In dieser Rückkehr zum Ursprünglichen vollendet sich die Arbeit der Reformation, versöhnt sich Bildung und Christenthum.

Das war Muhameds Recht, das führte ihn und die Seinen zum Sieg über das Byzantinerthum, daß er den verschnörkelten Satzungen und dem Bilderdienst gegenüber erklärte: „Jeder Mensch sei von Natur ein Moslim, ein Gläubiger an den einen geistigen Gott, und alle Menschen haben dieselbe Religion: sich dem Willen Gottes zu ergeben, Frieden mit den Menschen zu halten und ihnen wohl zu thun; was davon abweicht oder darüber hinausgeht, daß sei Sectiverei, Aberglauben und unnöthig die Seele belastende Satzung". Unser Lessing, Herder, Kant sind allmählich auch dahin gekommen und haben das tiefer begründet. Eine Einigung der Confessionen darf aber unsere Philosophen, unsere Naturforscher nicht ausschließen und soll ihnen keine Zumuthungen wider bessere Einsicht und Gewissen stellen.

Jemehr der Rechts- und Culturstaat die geistigen Güter schirmt und pflegt, für Volksschule, Kunst und Wissenschaft sorgt, desto weniger steht für uns die Kirche im Vordergrund, wo sie im Mittelalter sich befand. Aber sie ist ja nicht die einzige Form der Religion; die Religion ist wesentlich Herzenssache des Einzelnen, seine persönliche Beziehung zum Ewigen und Unendlichen, die Weihe seiner Gesinnung. Weil der Staat uns gegen Pfaffenfanatismus und hierarchische Versklavung schützt, weil er die Scheiterhaufen ausleschte und die Folter der Inquisition abschaffte, weil er Glaubens- und Gewissensfreiheit gewährt, ist das staatliche Interesse gewachsen wie das kirchliche abgenommen hat. So hat sich wohl mancher Leser gewundert, daß ich hier diese Frage bespreche. Allein täusche man sich nicht über ihre Wichtigkeit. Daß Rom und seine Autorität noch eine Macht sind, ist uns nun doch klar geworden. Man hat in ihrer Feindschaft gegen das neue deutsche Reich die schwarze Internationale mit der rothen zusammengestellt. Mit dem geisthassenden Dogmatismus steht der geistleugnende Materialismus in engem Zusammenhang. Wo die Kirche das Vernunftwidrige zum Glaubenssatze macht, da wird aller Glaube verworfen und die Vernunft, die Wissenschaft in die Glaubenslosigkeit gesetzt. Aber der Materialismus, welcher die sittliche Freiheit und die Ideale der Vernunft leugnet, hebt die Humanität auf und ernedrigt den Menschen zum Thier, theoretisch, und in der zweiten Generation dann praktisch. Denn, wenn die Jugend in der Ueberzeugung erwächst, daß es keinen Unterschied von Gut und Böse giebt, daß das Gewissen ein Wahn, unsere Handlungen nur eine nothwendige Folge unsers Stoffwechsels seien („der Mensch ist, was er ißt!") — dann wird sie auch nach nichts anderem als Sinnengenuß und Geld trachten und jedes Mittel für recht halten, um zu beiden zu gelangen; List und Gewalt werden den Krieg Aller gegen Alle herbeiführen und die brutalen Massen dann wiederum nur durch den Despotismus gebändigt werden. Lasse man sich doch die Commune von Paris, ihre Mordthaten und Brandstiftungen zur Lehre dienen!

Wir bedürfen der Religion, ich für mich und das Volk für sich. Das Wesen der Religion aber ist in den eigenen Worten Jesu und in seinem vorbildlichen Leben begriffen; darauf die deutsche Kirche zu erbauen, können sich die Gebildeten und Freien im Protestantismus und Katholicismus die Hand reichen und das Volk mit sich führen.

Zwei Rufer im Streite.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

II.

Ich habe die Absicht, die beiden geistlichen Pamphletisten dem freundlichen Leser abwechselnd vorzuführen, nach Analogie einer plutarchischen Parallele. Ich sehe mich also, obgleich ich mit dem Bischof von Mainz noch nicht ganz fertig bin, veranlaßt, mich zunächst wieder zu dem Abbé von Paris zu wenden, welcher „Le dernier des Napoléon" verfaßt hat. Das fordert schon die Pflicht der internationalen Höflichkeit.

Der anonyme Abbé hat zwar die Parteifarbe gemein mit dem hochwürdigsten Bischof. Im Uebrigen aber ist seine nationale und individuelle Beschaffenheit eine essentiell verschiedene. Auch giebt er sich formell und äußerlich anders. Der Bischof marschirt mehr auf dem Kothurn und der Abbé zuweilen auch auf dem Socus. Der Bischof vergißt nie seine geistliche und noch weniger seine freiherrliche Würde; der Abbé dagegen spielt oft den Causeur, den Chroniqueur, den unterhaltenden Schäker, oder wie man am Rhein sagt: den „angenehmen Schwerenöther".

Vor Allem gemeinsam haben der deutsche Bischof und der französische Abbé den Abscheu vor der „Revolution". Wenn man sich aber die Sache genau ansieht, so stimmen Beide eigentlich nur überein in dem Eindruck, welchen sie machen wollen, und in dem Wort. Der Begriff, welchen ein Jeder der beiden geistlichen Herrn mit dem Worte „Revolution"

Digitized by Google

verbindet, ist ein wesentlich verschiedener. Der rheinische Bischof meint damit die politische Reorganisation Deutschlands und die Erstarkung der Reichsregierung, welche das weltliche Regiment der Geistlichkeit ausschließt. Der französische Abbé dagegen versteht unter „Revolution" die Desorganisation Frankreichs und die fortschreitende Verwilderung des öffentlichen Geistes, welche auch die Macht und das Vermögen der Kirche bedroht. Jener meint Bismarck, dieser Napoleon.

Jedenfalls ist die Definition des Herrn von Ketteler ein Product rein subjectiver Willkür, während die des Verfassers des „Dernier" materiell und sprachlich richtiger ist.

Der Letztere befindet sich jedoch insoweit in einem Irrthum, als er die Dynastie der Napoleons für identisch mit der „Revolution" oder gar für deren Urheber hält, während doch sowohl causal, als auch chronologisch, zuerst das Jahr 1789, und dann erst Bonaparte kam. Man kann das Verhältniß zwischen Napoleon und der Revolution kaum drastischer und richtiger schildern, als mit den Worten, welche Erckmann-Chatrian seinem Elsasser Conscribirten in den Mund legt. Dieser „conscrit", Joseph Bertha aus Dachsberg bei Pfalzburg sieht Napoleon bei Ligny und erzählt darüber folgendes:

— „Kaum standen wir still, so trat auch schon der Kaiser aus der Windmühle, mit ihm kamen drei oder vier Generale und zwei alte Bauern, die ihre baumwollenen Zipfelmützen in der Hand hielten. Jetzt rief die Division: „Vive l'Empereur!", und nun sah ich ihn ganz deutlich; denn er kam auf einem Fußsteige gerade auf unser Bataillon zu. Die Hände auf den Rücken gelegt, den Kopf gesenkt, hörte er dem kahlköpfigen Bauer aufmerksam zu. Der Kaiser nahm seine Notiz von unserm Zuruf, zweimal drehte er sich um und zeigte auf das Dorf Ligny. Ich sah ihn so nahe, als wär's keine Gulden, wenn wir am Tische einander gegenüber saßen. Er war seit Leipzig schwammiger und gelber geworden; hätte er nicht seinen grauen Ueberrock und seinen kleinen Hut getragen, so hätte man Mühe gehabt, ihn wieder zu erkennen; er sah aus wie ein alter Mann, und seine Backen hingen schlaff herunter. Gewiß war es eine Folge des Kummers, den er auf Elba gefühlt haben mußte, wenn er an alle die von ihm begangenen Fehler gedacht; denn er war ein kluger Herr, der seine Fehler recht gut einsah, — aber leider erst, wenn es zu spät war. Er hatte die Revolution vernichtet, die seine Stütze war; er hatte die Emigranten zurückgerufen, die nichts von ihm wissen wollten; dann hatte er die Erzherzogin geheirathet; seine ärgsten Feinde hatte er um Rath gefragt und endlich Alles wieder auf denselben Fuß wie vor der Revolution zurückgebracht. Als die Fürsten Ludwig XVIII. auf seinen Thron setzten, hatte eben nur noch Ludwig XVIII. gefehlt. — Jetzt war der Kaiser wieder gekommen, um den legitimen König zu stürzen; die Einen nannten ihn einen Despoten, und die Andern einen Jakobiner. Das war traurig, denn er selbst hatte ja Alles schon im Voraus auf die Restauration der Bourbonen eingerichtet. Jetzt blieb ihm nur noch seine Armee; verlor er sie, so verlor er Alles; denn ein Theil der Nation wollte Freiheit wie Herr Guiben, und der andere Theil wollte überhaupt nur Ordnung und Frieden, wie Mutter Grethel, wie ich, und wie alle diejenigen, die man in den Krieg schleppte."

Napoleon I. war also nicht die „Revolution". Noch weniger war er deren Urheber. Als letzteren hat man vielmehr das officielle Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts zu betrachten. Diese beiden Jahrhunderte sind außerordentlich lehrreich für eine Parallele der Geschichte von Frankreich und Deutschland. Während Frankreich in Deutschland die Zwietracht schürt und nach Kräften die weltliche und geistliche Kleinstaaterei, die Zerstückelung, den Religions- und Bürgerkrieg fördert, stabilisirt es bei sich zu Hause die Staats- und die Glaubensfreiheit. Seine allerkatholischste und allerchristlichste Majestät von Frankreich, der älteste und treueste Sohn der Kirche, widerrauft bei sich zu Hause das Edict von Nantes und wüthet wider die Protestanten mit Dragonaden, Feuer und Schwert, mit Ohrenabschneiden, Zungenausreißen, Viertheilen und ähnlichen Liebenswürdigkeiten. In Deutschland dagegen spielt er den Beschützer der „gemeinen deutschen Reichsfreiheit", der „germanischen Liberität" (worunter er den Particularismus und die Fremdherrschaft versteht), und des Protestantismus, weil er in demselben ein Mittel zur Schwächung des deutschen Reiches zu finden glaubt. So geht die Entwicklung weiter, in Deutschland in centrifugaler, in Frankreich in centripetaler Richtung. Das Gleichgewicht zwischen Centripetal- und Centrifugal-Kraft ist weder dort noch hier zu finden. Ueberall nur Extreme, welche untrennbar verbunden sind mit schrecklichen Leiden.

Unsere deutsche Passionsgeschichte darf ich als bekannt voraussetzen. Die französische Staatskrankheit hatte ihre Ursache darin, daß der Staat die Gesellschaft negirte, daß er Provinz und Kreis, Stadt- und Landgemeinde, Handel und Industrie, Kunst und Literatur, kurz Alles zu absorbiren und zu verschlingen trachtete, und daß ein einzelner Mensch von ziemlich fehlerhafter Beschaffenheit zuletzt auch den Staat, nachdem dieser Alles verschlungen, selber verschlang und sagte: „der Staat bin ich".

Dieses Monstrum mußte platzen und dies geschah im Jahre 1789. Also gerade die alte legitimistisch-orthodox-absolutistische Monarchie der Bourbons, für welche der Abbé schwärmt, hat die Revolution erzeugt, die er so grimmig verabscheut.

Ich weiß, was der Abbé darauf antwortet. Er sagt: „Voltaire!" Nun wohlan, Voltaire war der Warner, aber nicht der Urheber. Im demselben Jahre, wo Louis XIV. starb, dichtete Voltaire ein wahrhaft rührendes Gedicht, überschrieben: „Les j'ai vu." Ich will nur eine Strophe davon hierher setzen. Sie lautet:

„J'ai vu l'hypocrite honoré;
J'ai vu — c'est tout dire — un Jésuite adoré;
J'ai vu ces maux sous le règne funeste
D'un prince, que jadis la colère céleste
Accorda par vengeance à nos désirs ardens —
J'ai vu ces maux — et je n'ai pas vingt ans."

In Folge dieses Gedichtes wurde der damals neunzehnjährige Voltaire par lettre de cachet in die Bastille geworfen, und das Gedicht wurde zwar später in seine „Werke" aufgenommen, jedoch mit der vorsichtigen Verwahrung „attribué faussement à Mr. de Voltaire." Hätte der anonyme Abbé zur Zeit der legitimen Bourbons so ein Buch veröffentlicht, wie seinen „Dernier", so säße auch er unzweifelhaft hinter Schloß und Riegel.

Wie vor 1789 die Priester in Frankreich, die zugleich die Förderer der Maitressenwirthschaft waren, namentlich wenn die Maitresse „fromm" war, das Ihre thaten, um die Revolution heraufzubeschwören, so waren es auch nach der Restauration der Bourbons 1814 besonders die Priester, welche durch ihre Herrsch- und Gehgier, durch ihren Uebermuth und ihre Verfolgungswuth — man denke an die „terreur blanche!" — die Episode der hundert Tage*) und die Juli-Revolution herbeiführten.

Und, was endlich den Krieg und die Revolution von 1870 anlangt, so ist es bekannt, welchen Antheil die ebenfalls sehr „fromme" Kaiserin Eugenie daran hatte. Am 16. Juli sagte sie zu einer Dame aus diplomatischen Kreisen in Erwiderung der dargebrachten Glückwünsche: „Ah, oui, c'est vrai, la guerre c'est mon mérite, et je m'en vante!" und zwei Tage später gebrauchte sie sogar den Ausdruck: „Ma jolie petite guerre!" Auch der Herr Abbé wird nicht leugnen, daß in den romanischen Staaten die Revolutionen beinahe permanent und jedenfalls viel häufiger sind, als in den germanischen und slavischen, und daß dort in der Regel die Priester sowohl als Urheber wie auch als Träger der Revolution eine große Rolle spielen. Im Jahre 1848 stand der Erzbischof von Mailand auf der Barricade, in der Hand die italienische Tricolore. Der Verfasser des „Dernier des Napoléon" hat daher Unrecht, wenn er die Napoleoniden zu den alleinigen Sündenböcken der Revolution machen will. Schon der Titel seines Buches ist vielleicht pikant aber jedenfalls schief und schielend. Von einem „Letzten"

*) Hierüber findet man einige Details in einer Vorrede zu den „Neuen Erzählungen von Erckmann-Chatrian" (Berlin, Janke 1872), S. 75 u. ff.

Digitized by Google

kann vorerst keine Rede sein. Der Verbannte von Chiselhurst ist nicht mehr Kaiser, aber immer noch Napoleon; auch ist er nicht der Letzte; denn der Vetter Plon-Plon und der kaiserliche Prinz existiren ja auch noch. Und wie die Dinge in Frankreich laufen, weiß Niemand. Dem Grafen von Paris fehlt die Entschlossenheit und dem Grafen Chambord das Verständniß. Herr Thiers hat den Besitz, aber auch den marasmus senilis. Vielleicht wird es noch einmal heißen: Gambetta oder Napoleon? „Quien sabe", sagt der Spanier.

Was das Buch „Le dernier des Napoléon" so interessant macht für uns, das liegt darin: Es ist ein treuer Spiegel des jetzigen Culturzustandes Frankreichs und zwar in seinen conservativsten, legitimistischen Bevölkerungsschichten. Der Verfasser donnert also gegen Napoleon und die „Revolution". Er thut dies oft mit priesterlicher Salbung. Zuweilen bedient er sich sogar des taciteischen Kraftstils, und dann citirt er in der Anmerkung eine Stelle aus den „Historien" oder aus den „Annalen" des großen Römers, um seine Gelehrsamkeit zu documentiren. Aber diese erhabenen Worte werden begleitet von dem allergemeinsten Klatsch, von einer Blumenlese aus Allem, was die Hauptstadt der geschwätzigsten Nation an Médisance und Chronique scandaleuse zu bieten vermag. Vor Allem behandelt er mit Vorliebe geschlechtliche Verirrungen aller Art und citirt dazu Epigramme von sehr unzweideutigem Inhalt. Namentlich sind es die Frauen des Kaiserreichs, die Kaiserin Josephine, die Königin Hortensia u. s. w., mit deren Fehltritten er sich abgiebt, und wenn man ihm glauben darf, ist eigentlich wohl kein Napoleonide der unzweifelhafte Sohn seines officiellen Vaters, d. i. des Ehemanns seiner Mutter. Der Herr Verfasser behandelt diese bedenklichen Stoffe mit dem Gewissens-Erforschungseifer des Beichtvaters und mit der Lüsternheit des alten Junggesellen. Er ist der Prophet Jeremias und der Chevalier Faublas zugleich, Tacitus und Crébillon in einer Person. Und bei Alledem doch immer der kleine Abbé, welcher obgleich von plebejischer Abkunft, durch seinen Stand unter die vornehmen Leute gerathen ist, und dies benutzt, um deren Schwächen zu erspähen und sie durch ihre Dienstboten auskundschaften zu lassen.

Unter diesen Umständen kann man sich denken, daß ich mit einiger Spannung jenes Capitel aufschlug, welches überschrieben ist: „L' impératrice Eugénie". Sie war ja doch „fromm" und mußte deßhalb gelobt, aber sie war die Frau des „Ungeheuers" und mußte deßhalb getadelt werden. Daraus wurde denn eine sauersüße Brühe, welche der geistliche Herr über sie ausgießt.

Er erzählt uns, wie Louis Napoleon bei den legitimen Herrscherfamilien Korb auf Korb erhielt und darob vor Zorn ausrief:

„Mögen sich diese Fürsten vorsehen, daß ich nicht eines schönen Morgens die rothe Mütze auf mein Haupt setze, dann werden die Kronen auf den ihrigen wackeln!"

Allein der unglückliche Freier nahm nicht die phrygische Mütze sondern das spanische Fräulein Montijo.

„Und leider" sagt der Abbé mit einem Seufzer und einem frommen Blick gen Himmel, „leider erhoben sich gegen die junge Frau dieselben dunkeln Gerüchte, oder wenn wir deutlicher sprechen sollen: der nämliche Scandal in Betreff der Vaterschaft, der Erziehung und der sittlichen Führung, wie gegen Napoleon selber. Und dieser Mangel an sittlichem Gefühl mußte die schlimmsten Folgen haben bei einem Volke, das schon so arg demoralisirt war. Jedes tolle Mädchen konnte, vorausgesetzt, daß sie schön war, sich sagen: „Wer weiß, wenn ich vielleicht im richtigen Augenblick dagewesen wäre, dann wär' ich jetzt die Kaiserin Frankreichs!" Napoleon hat einer Laune des Augenblicks die Ehre des Throns und die Zukunft seiner Dynastie geopfert, und büßt nun in der Verbannung seine unverzeihliche Thorheit. Fräulein Montijo, obgleich nicht ohne Tugenden, wurde sein böser Genius.

„Ich muß im Voraus bemerken", fährt der Abbé fort, — „Alles was man in den verschiedenen Klatschnestern von Europa in Betreff der Moral und der Aufführung der Kaiserin einander in die Ohren zischelt, hatte ich für sehr übertrieben.*) Diese ungünstige Meinung wurde hervorgerufen durch eine gewisse Ungleichheit des Verhaltens, einen Schein von Leichtfertigkeit und eine tactlose Unsicherheit, welche bei jeder Frau störend, aber bei der Kaiserin verletzend sind. Wenn man auf einer solchen Höhe steht, muß man jeden seiner Schritte bewachen, und man ist verantwortlich nicht nur für das, was man selbst, sondern auch für das, was die Umgebung thut.

„Das Haus der Mutter bot schon böse Exempel, das darauf folgende nomadische Leben in den Bädern, in den Hotels und sonstigen öffentlichen Orten, wo Fräulein Montijo herumgefahren, mußte nothwendig den zarten Thau von ihrer Jugend abstreifen.

„Es ist bekannt, welche prachtvolle und harte Antwort ihr der Großfürst Constantin von Rußland gab. Die Kaiserin hatte ihm ein glänzendes Fest in den Tuilerien gegeben und fragte ihn, für welche der anwesenden Damen er sich am Meisten interessire.

„„Madame"", antwortete der Prinz, — „„Sie sehen in mir einen Barbaren. Ich habe nie eine andere Frau bewundert, als meine eigene!""

„Ein französischer Officier gerieth während des mexicanischen Krieges in Gefangenschaft und brachte längere Zeit an dem Hofe von Juarez zu, wo es sehr toll zuging. Der Officier führte über seine Erlebnisse und Wahrnehmungen ein Tagebuch mit photographischer Treue. Es gelang ihm zu entweichen. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich erhielt er Audienz bei Napoleon, welchem Bazaine schon früher jenes bedenkliche Tagebuch eingereicht hatte.

Während der Audienz tritt die Kaiserin ein. Der Kaiser stellt ihr den Officier vor.

„„Mein Herr"", sagt sie mit huldvollem Lächeln, „„Ich bin sehr erfreut, Sie kennen zu lernen, wir haben Ihr Tagebuch gelesen und uns sehr dabei amüsirt.""

Der Officier wurde roth bis hinter die Ohren und glaubte in die Erde versinken zu sollen. Der Kaiser merkte die Verlegenheit und verabschiedete ihn. Allein die Kaiserin sprach mit zärtlichem Ausdruck:

„Ich hoffe, Sie recht oft zu sehen" . . . . trat ihm näher und reichte ihm den Blumenstrauß, den sie grade in der Hand hielt. Der Officier verbeugte sich, stammelte ein paar Worte und machte sich schnell aus dem Staube.

„Ganz Paris staunte über die Gesellschaften der Kaiserin, zu welchen Bänkelsängerinnen und Theaterprinzessinnen von unzweifelhafter Notorietät eingeladen wurden, sowie über die merkwürdigen Bilder, welche sie und ihre Damen dem Publicum vorführten. Das bekannteste nannte man: „„Le rendez-vous des grisettes.""

„Auch bei der Eröffnung des Suez-Canals erregten die Manieren der Kaiserin Aufsehen. Wer erinnert sich nicht ihrer Esel-Cavalcade von Matarich? Sie und die Herren und Damen ihres Gefolges galoppirten in dem lächerlichsten Aufzuge zu Esel, wie man es sonst nur von den Commis und den Grisetten in Montmorency sieht. Der Vicekönig war ganz consternirt. Halb wüthend halb lächelnd genoß er das tolle Spectakel, das unerhört war bei diesen vornehmen Türken.

„Nach dem Esel kam das Kameel. Es bildete die zweite Passion der Kaiserin. Sie ließ sich sogar darauf photographiren. Und in Ismaila erschien sie mitten unter all den Fürsten und Prinzen und zehntausend Fremden auf ihrem geliebten Dromedar. Ein dortiges Journal, mit dessen Französisch es etwas schwach bestellt war, schrieb:

„„S. M. l' Impératrice fit son entrée en chameau.""

„Die Kaiserin ist die Urheberin jenes schrecklichen Luxus, der ehrbare Frauen zuerst finanziell ruinirte und sie dann zwang, sich dem Laster in die Arme zu werfen. Sie sammelte bei Hofe jene Bande fahrender Ritter und sonstiger Abenteurer, die ihr von ihrer Mutter geschickt wurden.

*) König Ernst August von Hannover tröstete ein Hoffräulein, das sich bei ihm beklagte, ein Cavalier habe ihr Zwillinge nachgesagt: — „Bah, von solchen Dingen glaubt man ja doch immer nur die Hälfte."

Digitized by Google

„Wahr ist es, die Kaiserin hatte ein gutes Herz und viel Sinn für Frömmigkeit und Mildthätigkeit. Sie hat manches Gute gethan und manche Thräne im Stillen getrocknet. Aber sie vergab zu viel der Würde des Thrones."

Soweit der Abbé.

Man sieht, wie er verzeihliche und unlösbare Sünden unterscheidet.

Daß die Kaiserin ihr Land in zwei unglückliche Kriege gestürzt, in den mit Mexico und in den mit Deutschland, das ist sehr schlimm für Frankreich, aber es ist verzeihlich. Sie konnte ja doch den Ausgang nicht voraussehen. Jedenfalls geschah es aus kirchlichem Eifer; und dieser ist unter allen Umständen löblich.

Daß sie aber die Etikette verletzt, daß sie auf einem Esel reitet, und gar auf einem Dromedar! — — das kann man ihr nimmer vergeben. Daran ist die Dynastie zu Grunde gegangen. Nicht die Schlappe von Mexico, nicht die Niederlage von Sedan, — nein, der Esel von Mataréich und das Kameel von Ismaila haben Alles verschuldet.

Und der alte Tartüffe lebt noch in Frankreich.

Joseph Mazzini.

Von Karl Blind.

II.

Das „einige, unabhängige, republicanische" Italien ist Mazzinis Lebensziel gewesen. Diese Dreiheit der Bestrebungen faßte er als eine unauflösliche Einheit.

Einen Augenblick schien er wohl, in jüngeren Jahren, zu schwanken, ob sein durch Fremdherrschaft, durch innere dynastische Spaltungen und durch Tyrannei dreifach zerrissenes und geknebeltes Vaterland nicht jedes ihm in den Wurf kommende Hülfsmittel ergreifen solle, um eine Rettung, mindestens eine Besserung zu versuchen. Mazzinis bekannter Brief an Karl Albert war eine der Früchte dieses patriotischen Zweifels. Der sardinische Tyrann aber, der ehemalige Carbonaro, warf das Schreiben verächtlich bei Seite und gab Befehl, den Vermessenen, der eine Hoffnung auf ihn hatte setzen wollen, festzunehmen, sobald er den Boden Piemonts beträte.

So zurückgestoßen, gedachte Mazzini nur der Leiden seines Vaterlandes, das seit Jahrhunderten eine „Herberge der Schmerzen" gewesen: und nun erschien ihm auch der Dolchstoß gegen den seigen Tyrannen, gegen den Abtrünnling vom Gehennbunde, gerecht. Bei dieser Ansicht ist der italienische Volksführer bis zu seinem Ende geblieben; und er hat sie auch auf andere Gewaltherrscher ausgedehnt. Nicht umsonst erschienen, bei einer der großen Trauerfeiern zu Ehren des Dahingegangenen, die Bildnisse Agesilao Milanos und Orsinis im Zuge.

Als Pius IX. den päpstlichen Thron bestieg, und die wundersame Mär von einem freisinnigen Oberhaupte der Kirche durch Europa drang, hatte Mazzini nochmals einen Augenblick des Zweifels. Träumte doch er selbst von einer Wiedergeburt Europas durch ein verjüngtes Italien! Und erschien doch auch ihm nicht blos das republicanische Rom der alten Zeit, sondern selbst das päpstliche des Mittelalters als eine Reihe von geschichtlich berechtigten Entwicklungen, der sich eine dritte: die freisinnigere Neuzeit darstellend, anschließen sollte! Da däuchte ihm das plötzliche Hervortreten eines „liberalen Papstes" wie die Erfüllung eines aus höherer Fügung erfließenden „Gesetzes".

Diese mystisch-religiöse Anschauung hat Mazzinis Leben und Thun mannichfach beeinflußt. Nicht daß er etwa bibel- und wundergläubig gewesen! Nicht daß er die Kindermärchen der semitischen Welt oder den Priestertrug der römisch-germanischen für baare Münze genommen hätte. Ein Mann von seiner Geistesbefähigung stand hoch über diesem armseligen Tand. Aber losmachen konnte er sich gleichwohl nicht von gewissen Formen der Anschauung, die innerhalb des religiösen Gebietes fußten, und über deren eigentlichen Inhalt die anscheinende Größe der Anlage kaum zu täuschen vermochte.

Man weiß, wie die Hoffnung auf einen „liberalen", die „Einheit Italiens" erstrebenden Papst in einem Nu in ihr Gegentheil umschlug. Auch Mazzini faßte sich rasch und nahm die republicanische Propaganda, die er grundsätzlich weder Karl Albert, noch Pius IX. gegenüber aufgegeben, die er vielmehr nur für eine kurze Weile in den Hintergrund hatte treten lassen, mit allem Eifer wieder auf. Diese Propaganda gipfelte schließlich in einem Erfolg. Der Papst, der Italiens Erwartungen getäuscht hatte, mußte, als Lakai verkleidet, aus der „Ewigen Stadt" fliehen. Mazzini, der Genueser, trat in sie — zum ersten Male in seinem Leben — ein, und stand wenige Tage darauf an der Spitze der Dreimänner-Regierung der römischen Republik! — Eine bezeichnendere Wendung zu ersinnen, wäre unmöglich gewesen.

Der Regierung, welche Mazzini, in Gemeinschaft mit Saffi und Armellini und unter der kriegerischen Beihülfe von Garibaldi, führte, hat Lord Palmerston im Unterhause, viele Jahre später, das Zeugniß gegeben, daß sie „Rom so vortrefflich verwaltet, wie es noch nie verwaltet gewesen sei". Bald jedoch sollte der römische Freistaat unter den — man kann kaum sagen: brudermörderischen — Streichen der französischen Aster-Republik fallen, in welcher ein nach der Kaiserkrone strebender Prinz die Obergewalt übte, während eine in ihrer Mehrheit royalistisch-pfäffisch gesinnte Versammlung nach anderer Richtung hin Reaction zu machen suchte. Dieser Sturz des republicanischen Rom durch das unter der Fahne der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" heranmarschirende Frankreich grub in Mazzinis Herz den Widerwillen gegen die Machtpläne des letzteren immer tiefer.

Schon frühe hatte er durch Verbindung mit hervorragenden deutschen Freiheitsfreunden, wie J. G. A. Wirth, unser Volk, unsere Dichter und Denker, unsere auf Befreiung gerichteten geschichtlichen Bestrebungen achten gelernt. Er leugnete, und mit Recht, Frankreichs Anspruch auf demokratische Oberleitung. Er bestritt die ungerechtfertigte Behauptung, in Frankreich sei zum ersten Male das Licht der politischen und geistigen Freiheit entzündet worden. Ihm, dem Italiener, der auf die Brutusse und die Catonen zurückzah, der die Kämpfe des republicanischen Städtbundes der Lombarden in den Tafeln seiner Landesgeschichte fand, schien der ruhmredige Anspruch Frankreichs wenig begründet. Zahlreiche Freistaaten hatte Europa im Mittelalter gesehen, ehe der Sturm auf die Bastille erfolgte. An Deutschlands Ufern hatte die Freiheit des Friesenvolkes im stürkenden Meeresathem gelebt. Aus den Kämpfen seiner Eidgenossenbünde, die von Aachen bis hoch nach Oberdeutschland hinauf sich zogen, war die Freiheit der Schweizer geboren worden, während die Hansa erfolgreich den Grundsatz bürgerlicher Selbstregierung vertrat. Im (etwas irrthümlich so genannten) „Bauernkriege" waren die demokratischen Bestrebungen Deutschlands nochmals hoch aufgelodt. Unsere Kirchenreformation gab ihrerseits den Anstoß zur Entfesselung aus dem unselbständigsten Joche des fremden Bannes. In England war dann ein Willkürherrscher nach Gebühr gerichtet und ein „Gemeinwesen" an die Stelle der Gottesgnadenherrschaft gesetzt worden. Darauf erfolgte die Gründung der americanischen Republik mit ihrer glorreichen Ausrufung der Menschenrechte. Den Schluß erst bildete Frankreichs große revolutionäre Erhebung, die sich im Verfahren der englischen, in den Grundsätzen vielfach der amerieanischen Revolution anschloß und sie philosophisch verbesserte.

Wie konnte da die Rede davon sein, daß erst Frankreich „das Mittelalter zertrümmert", „die Geschichte der Neuzeit begonnen", „die Revolution eingeleitet", „die Demokratie geboren" habe.

Ich habe oft mit Mazzini diese Dinge besprochen und ihn dabei stets gerecht gegen andere Völker gefunden. Um der Wahrheit ganz die Ehre zu geben, sei kein Hehl daraus gemacht — wie auch er selbst in Schrift und Wort nie Hehl daraus machte —, daß ihn an der französischen Revolution von 1792–93 auch noch Manches abstieß, was den philoso-

Digitized by Google

phischer Denkenden als richtig gilt oder in dem furchtbaren Drang der Umstände seine Erklärung findet. In dieser Beziehung hat vielleicht Garibaldi — der sonst grundsätzlich nicht so scharf republicanisch und volkssouveränitär hervortrat wie Mazzini — doch Vieles besser erfaßt. Ihn, den Kriegsmann, der die Schlagkraft vor Allem schätzt, und der auch von gesundem Hasse gegen das Pfaffenthum und Alles, was damit zusammenhängt, erfüllt ist, störten nicht die Bedenken seines geistig fein angelegten Landsmannes. Die Beiden ergänzten sich insofern gegenseitig. Was dem Einen fehlte, wurde leider in letzter Zeit häufig zum offenen Widerspruch gegen den Andern. Der italienischen Demokratie ist dadurch schwerer Schaden erwachsen.

Mazzinis geistiger Blick umfaßte stets die Umgestaltung des gesammten Europas. Es entsprach dies seinem starken Einheitstriebe, der ihm überall große Nationalitäts-Bewegungen unterstützen und fördern ließ. Ein genauer Kenner der Stammes- und Sprachverhältnisse in den einzelnen Ländern, wie man aus zahlreichen Aufsätzen von ihm ersehen kann, war er gleichwohl geneigt, jenem Einheitstriebe zuviel selbst über stark ausgebildete Verschiedenheiten — wie sie z. B. zwischen Schweden, Norwegen und Dänen, zwischen Spaniern und Portugiesen, zwischen den einzelnen Völkern slavischer Abkunft vorhanden sind — hinwegzusehen, um eine scandinavische, eine iberische, eine slavische Einheit zu erzielen.

Hinsichtlich des Orientes jedoch und der in Europas Alpenländern wohnenden Bevölkerungen trug er sich mit einem anderen, als auf Gleichheit der Abkunft gegründeten Plane. Hier sprach er oft von einem Donaubunde einer- und einem Bunde der Alpenbevölkerungen von der Schweiz bis an die ungarische Grenze andererseits. Der Wunsch beseelte ihn offenbar, zwischen Italien, das so oft von nordischen Einfalle gelitten, und dem übrigen Europa eine Scheidewand mehrsprachiger, nur bündisch vereinigter und daher zum Angriff wenig tauglicher Bevölkerungen zu legen. In den Nationalitätsbewegungen des Orients ist seine Hand manchmal erkennbar gewesen. In diesem Punkte schied sich seine Ansicht von dem der meisten Polen, Ungarn und Deutschen, die mit ihm gleiche demokratische Ziele verfolgten. Die Meinung der Franzosen, bei welchen die Geographie schon zu Hause aufhört, kam hier kaum in Betracht.

An die geschichtlich geformte Vereinigung von Großbritannien und Irland wollte Mazzini dagegen nicht gerührt sehen. Auf das, wie ich weiß, mehrfach an ihn gestellte Ansinnen irischer Bewegungsmänner ging er so wenig, wie Garibaldi, ein. Er kannte die Iren als in ihrer Mehrzahl papistisch Gesinnte. Es war nicht möglich, daß er, der für Italiens Befreiung arbeitete und dafür das protestantische England zu beeinflussen suchte, gleichzeitig die Losreißungsbestrebungen der katholischen Iren billigte und beförderte. Im Ganzen hielt er sich bei dem Schutze, den er in England genoß, bei der großen hier herrschenden Rede- und Vereinsfreiheit, die den republicanischen Einrichtungen nahekommt, von einer Einmischung in Englands innere Zustände fern. Seine Hauptthätigkeit war auf Italien, seine Versuche, die, wenn sie gelungen wären, entscheidend hätten wirken können, nicht selten auf Frankreich gerichtet. Diese letzteren entziehen sich jedoch der öffentlichen Besprechung.

Sonst galten seine Bemühungen während einiger Jahre namentlich auch den Polen. Bei der Anregung des Aufstandes von 1863—64 in Russisch-Polen hatte er größeren Antheil, als bekannt geworden ist, obwohl er den Augenblick des Losschlagens für verfrüht hielt. Wie mir von der beabsichtigten Erhebung auf Sicilien im Jahre 1860 die erste genauere, vollkommen bestimmte Nachricht durch Mazzini etwa sechs Wochen vorher wurde, so empfing ich auch durch ihn verläßliche, durch spätere Ereignisse bis in's Einzelne bestätigte Kunde über den bevorstehenden polnischen Aufstand geraume Zeit vor dessen Ausbruch. Ich erwähne dies blos, um die geschichtliche Thatsache seiner Mitürherrschaft festzustellen.

Man hat alles Verdienst in dem Falle der Befreiung Siciliens auf Rechnung Garibaldis schreiben wollen, dessen Tapferkeit und rascher Blick gewiß den Sieg ermöglicht hat. Das Verdienst der Anregung, der anfänglichen Leitung, gebührt jedoch Mazzini. In der Ehrenrunde derer, welche Italiens Einheit nicht blos gepredigt, sondern wirklich geschaffen haben, darf daher sein Name nicht fehlen. Seine erste Wirksamkeit bei der sicilianischen Erhebung ist geradezu entscheidend gewesen. Ohne sie wäre vielleicht Italien heute noch ein zerstückelter Rumpf an nord-italienischem Haupt.

Frauengeist und Frauenbildung.

Von

Jürgen Bona Meyer.

Auch die Frauen müssen sich in unserer Zeit gefallen lassen, in Frage gestellt zu werden.

Man könnte dies buchstäblich nehmen, denn die aufgeworfene Frauenfrage bedroht wirklich die Existenz der Frauen. — Könnten jemals alle jetzt aufgestellten Forderungen von Gleichstellung der Männer und Frauen befriedigt werden, so würden eben die Frauen bis auf einige unvermeidliche Naturunterschiede aufgehört haben, Frauen zu sein.

Von vornherein will ich bekennen, daß ich an die Möglichkeit dieser jetzt vielfach gewünschten oder lebhaft geforderten Ausgleichung nicht glaube, weil ich sie für widernatürlich halte. Eben deshalb bin ich überzeugt, würde die unbedingte Gewährung aller dieser Gleichheitsforderungen von der gemeinsamen gleichmäßigen Erziehung der Knaben und Mädchen an, bis zur socialen Zulassung der Frauen zu allen bisher nur den Männern geöffneten Stellungen und bis zur politischen Vertretung des Landes, gar bald auf allen Seiten ein solches Uebermaß von Unzuträglichkeiten erzeugen, daß die Sehnsucht nach der verlassenen Natur ebenso laut und lebhaft sich äußern würde, wie jetzt der Ruf nach Beseitigung der natürlichen Schranken und Grenzen, welche das Sein und Thun der Geschlechter bis jetzt — man kann nicht einmal sagen — scheiden, sondern nur unterscheiden.

Allein ein solches Experiment wider die Natur, um die Rückkehr zur Natur zu beschleunigen, brächte dem Culturzustand der gegenwärtigen Menschheit jedenfalls eine höchst lästige Uebergangszeit, bei welcher die Besonnenen zu leiden hätten, damit die Unbesonnenen durch Erfahrung klug würden. Die Zahl der Besonnenen in unserm deutschen Volke wird einstweilen noch zu groß sein und hoffentlich auch groß genug bleiben, um das Einlassen auf ein solches Experiment pädagogischer, socialer und politischer Gleichstellung der Geschlechter von unserm Culturfortschritt abzuwenden.

Um so mehr aber haben alle Diejenigen, welche das Experiment zu verneiden wünschen, die Pflicht, diese Frauenfrage mit aufmerksamem Geiste zu verfolgen. Es genügt nicht, ihre Entwicklung den unwillkürlich treibenden Kräften der Natur zu überlassen; menschliche Einsicht und menschlicher Wille müssen durch verständige Leitung die Wirksamkeit der Natur unterstützen. Es genügt nicht, die Ausschweifung widernatürlicher Wünsche und Bestrebungen zu belächeln und zu bespötteln; es kommt darauf an, ihre Ursachen zu erkennen, um diese Wünsche und Bestrebungen selber zu bezeichnen. Vielleicht auch haben die ausschweifenden Forderungen einen Hintergrund von Wahrheit, der in's rechte Licht gestellt werden muß, wenn die aus dem Dunkel unbestimmten und unklaren Wünschens hervorzuziehen Lichtblitze irrlichterierender Forderungen aufhören sollen. Kurz — in jedem Falle hat diese leidige Frauenfrage in allen Culturländern der alten und neuen Welt gegenwärtig eine solche Bedeutung gewonnen, daß man die eigene Zeit nicht mehr verliert, wenn man die Bedeutung dieser Frage nicht kennt oder dieselbe unterschätzt.

Ich darf wohl hoffen, nicht ganz Unpassliches und Unzeitgemäßes zu thun, wenn ich diesen Gegenstand hier zur Sprache

Digitized by Google

bringe. Doch sei mir erlaubt, aus der Gesammtfrage insbesondere eine Seite herauszuheben, für deren Betrachtung und Beurtheilung ich im Stande bin, aus dem Gebiete meines Wissens und Nachdenkens das Meiste mitzubringen — ich meine die Seite, die aus den Voraussetzungen der Seelenlehre und der Erziehungswissenschaft beurtheilt sein will. Diese Begrenzung der Gesammtfrage auf die Frage nach dem Frauengeist und nach der Frauenbildung kann um so weniger der Erörterung zum Nachtheil gereichen, als sie uns in der That zum Kernpunkt der ganzen aufgeworfenen Frage führt. Denn die Beantwortung der Frage über die sociale und politische Zulassung der Frauen zum Mannesberuf und zum Mannesamt hängt doch wesentlich ab von der Beantwortung der Vorfrage über die Natur der weiblichen Begabung und Bildungsfähigkeit. Nicht nur in Deutschland, wie man oftmals sagt, sondern überall ist die Frauenfrage in ihrem Kernpunkt eine Cultur- und Bildungsfrage.

Eben deshalb kann auch kein Versuch ihr Austauchen und ihre Ausbreitung ausschließlich oder auch nur vorzugsweise aus socialen oder politischen Gründen zu erklären, zu einer vollgültigen Erkenntniß dieser Zeitfrage führen.

Es ist einseitig, den Emancipationsruf der Frauen lediglich als eine Nachwirkung des Gleichheitsschwindels der französischen Revolution zu betrachten, als eine Fortsetzung des seit dieser Zeit in die Welt getommenen politischen Radicalismus, der gleiche Menschenrechte für Alle, Frauen wie Männer, verlangt. Nur in Amerika und begrenzter in England hat das Emancipationsstreben der Frauen auch die politische Gleichstellung aller oder wenigstens der selbstständig dastehenden Frauen mit den Männern in's Auge gefaßt. In England muß man den Grund zu dieser politischen Forderung in dem Bestehen von mancherlei den Frauenerwerb und das Frauenrecht lästig beschränkenden Gesetzen suchen.

Die Erwerbsnoth hat dort den wesentlichsten Antheil an dem Aufkommen der ganzen Frage; sie ist auf die Tagesordnung der öffentlichen Discussion gestellt, seitdem die Volkszählung im Jahre 1856 ergab, daß zwei Millionen Frauen auf eigenen Erwerb angewiesen und daß sie diesen meist nur durch Nadelarbeit oder durch Unterrichtgeben kümmerlich zu schaffen im Stande waren. Diese Erfahrung sprach deutlich für das Bedürfniß einer Aenderung; diese Aenderung aber hatte die Modification einiger das Vermögen und den selbstständigen Erwerb betreffenden Gesetze zur Voraussetzung. Und dies eben gab der Frauenfrage in England eine begrenzt politische Richtung, die dann im Einzelnen ihr Ziel überschoß.

In Nordamerica, dem Lande der gesetzlichen Gleichheit und Freiheit Aller, hat zum Theil die allzu rasche Ausdehnung der politischen Gleichheit auf die noch ungebildeten Negermassen die emancipationslustigen Frauen zum Vergleich ihrer eigenen Berechtigung mit dieser selbst den noch ungebildeten Negern so bereitwillig zugestandenen Berechtigung aufgefordert, hat zum andern Theil dort in Mitten der neuen Welt des herrschenden Eigennutzes die größere Gewohnheit oder vielmehr Nothwendigkeit selbstständigen Schaffens und Wirkens die weiblichen Forderungen nach Gleichstellung auf die Spitze getrieben. Wo diese zufälligen Bedingungen fehlen, wie in den meisten Culturländern Europas, gehört auch die politische Gleichstellung noch nicht zum allgemeinen Begehr aller Derer, welche wünschen die Frauen zu befreien von den Schranken, die ihre Bildung und ihren Erwerb noch hemmen. Der politische Radicalismus also, für dessen Vertretung in Nord-America am wenigsten Grund, in dem constitutionell befestigten Staatsleben Englands am wenigsten günstiger Boden vorhanden wäre, und ohne den die Frauenfrage im größten Theile des übrigen Europa auftritt, kann schwerlich allein oder auch nur vorzugsweise das Aufkommen dieser ganzen Bewegung erklären. Dieser Radicalismus kann nur hier und dort als ein mitwirkender, treibender Factor der irgendwie sonst hervorgerufenen Bewegung erscheinen.

Ebenso wenig reicht die sociale Weltlage der vermehrten Concurrenz und der dadurch erschwerten Sorge für den Lebensunterhalt aus, die Unruhe der weiblichen Freiheitsforderungen zu erklären. Gerade ein Blick auf America zeigt deutlich, wie unzulänglich auch diese Erklärung ist. Wenn irgendwo in der Welt, so müßte es gerade in America den Frauen überaus leicht sein, in den glücklichen Hafen der Ehe einzulaufen. Gerade in America, dem Lande der freiesten Concurrenz, wird die Eheschließung nicht wie bei uns häufig gehindert durch Rücksichten auf schwierige Auskommen, sondern durch den großen Mangel an Frauen. Nach einer Volkszählung von 1860 gab es in den Vereinigten Staaten 730,000 also etwa 5 Procent mehr Männer als Frauen; von den 46 Staaten waren nur 8 Staaten von dieser männlichen Ueberzahl weniger heimgesucht. In keinem Lande der Welt also hätten heirathsbedürftige Frauen eine so große Chance, das Ziel ihrer Wünsche zu erlangen wie in America, und in keinem Lande der Welt stehen dem Manne so wenig hinderliche Vorurtheile zur Ergreifung irgend eines Broderwerbs entgegen. Und doch ist gerade in diesem social am glücklichsten situirten Lande der Emancipationsruf der Frauen am lautesten erschollen und zu den extremsten Forderungen vorgedrungen, während sich in Deutschland, wo die als Grund der ganzen Frage angegebenen socialen Uebelstände viel größer sind, die Forderungen innerhalb weit engerer Grenzen bewegen, die Grenzen einer ganz allgemeinen Bildungs- und Erwerbsfrage kaum überschritten haben.

Auch in dem bis jetzt reichen Frankreich bot das sociale Uebel bisher gewiß die geringste Veranlassung zum Emancipationsruf der Frauen. Denn gerade in diesem Lande waren ja bereits für die Frauen viele Schranken der Erwerbsthätigkeit gefallen; die Frauen waren dort schon in gar vielen Gebieten die gleichberechtigten, ja zum Theil selbst bevorzugten Mitarbeiter der Männer. Beide Geschlechter zusammen arbeiteten daran, den kleinen Besitz zu erlangen, von dessen Rente einfach genießend zu leben das Ideal des französischen Handwerks- und Mittelstandes war. Hier in diesem Lande mag der Emancipationsruf der Frauen zum Theil aus dem revolutionären Gleichheitsschwindel entsprungen sein, der durch den St. Simonismus, Communismus, Socialismus in so erschreckender Weise zersetzend auf alle Verhältnisse eingewirkt hat. Vor Allem aber ist es hier die sittliche Entweihung der Ehe in den höheren Ständen, welche gerade in diesen Kreisen das Uebel der Frauenfrage groß gezogen hat.

„Wenn nicht unsere Ehrbichtsgesetze die Mädchen reich machten — sagt der Franzose Michelet in seinem Buch „Die Frau" — so würde man gar nicht mehr heirathen". Außerdem, daß der Mann die Frau um des Geldes willen braucht „lebt der Mann vielfältig allein." Den Ehebruch nennt Michelet eine französische Nationalinstitution. Dies sagen zu müssen, läßt ihn erröthen; nach eigenem Geständniß schämt er sich, ein französischer Mann zu sein. In solcher Männerwelt — meine ich — klingt der Befreiungsruf der Frauen anders als bei uns; nicht die Noth des äußeren Lebens erzeugt ihn, giebt ihm Nahrung, sondern die innere Gemeinheit des sittlichen Lebens weckt und unterhält ihn. Gerade hier erst recht ist die Frauenfrage eine Frage nicht der Nationalökonomie, sondern eine allgemeine Culturfrage, eine Frage des Geistes und der Bildung.

Mit alle Dem will ich bis jetzt weiter Nichts gesagt haben, als daß die politischen und socialökonomischen Gesichtspunkte nicht ausreichen, das so höchst merkwürdige Auftreten der Frauenfrage in allen Culturländern der alten und neuen Welt zu erklären. Diese Gesichtspunkte führen gewiß auf wichtige mitwirkende Factoren, aber nicht auf die einzigen oder vorzugsweise bestimmenden. Auch die bis jetzt von mir angedeuteten Gründe für die besondere Art des Auftretens dieser Frage in England, Nordamerica, Frankreich und Deutschland erklären die Gesammterscheinung dieser Bestrebungen nicht, sondern allenfalls nur die besondere Richtung, die sie in den verschiedenen Ländern genommen haben. Zum Verständniß der ganzen Bewegung gelangt man nur durch einen tieferen Blick

**

Digitized by Google

in den Gang, den die geistige Entwicklung der Menschheit zu nehmen pflegt, um die harmonische Ausgleichung der neben einander wirkenden unterschiedenen Kräfte zu erlangen, oder wenigstens diesem endlichen Ziele aller Culturentwicklung sich mehr und mehr zu nähern. Wollte ich mich technisch-wissenschaftlich ausdrücken, so würde ich sagen, es ist etwad Philosophie der Geschichte nöthig, um die Bedeutung dieser Frage zu begreifen. Es handelt sich darum, aus dem Verständniß der menschlichen Seele heraus zu begreifen, wie große Culturfortschritte der Menschheit sich vollziehen, sich allein vollziehen können. Ueber Ursprung und Ziel dieser Frauenbestrebungen ist ein wohl begründetes Urtheil allein aus dem Vergleich der Manness- und Frauenseele zu gewinnen. Hat die Forderung der Gleichstellung von Mann und Frau einen Grund in der Natur, so hat sie Aussicht auf Erfüllung; hat sie diesen Grund nicht, so erreicht sie ihr Ziel nicht. Ihre Bedeutung muß dann in einem anderen Mißverhältnisse unausgeglichener Culturzustände liegen, in deren Erkenntniß das Heil zu suchen ist. So wird die Frauenfrage zu einer allgemeinen Culturfrage. Der Vergleich der Frauen- und Mannesseele läßt sich ohne Blick auf die culturgeschichtlichen Leistungen beider nicht genügend anstellen. Und dieser Blick eröffnet dann zugleich das Verständniß für das Auftreten der Frauenfrage selbst. Wir wollen daher nach diesen beiden Seiten die Frauenfrage ins Auge fassen.

Unsere erste Betrachtung sei darauf gerichtet zu erwägen, ob die Forderung der Gleichstellung von Mann und Frau aus der Natur selbst ihre Berechtigung genügend darthun könne.

Unsere zweite Betrachtung erwäge, auf welchem Mißverhältniß oder aus welchen Bedingungen des Culturfortschritts der Menschheit wir und das Auftreten dieser in ihrem Ziel vielleicht unberechtigten und in ihrem Ursprung doch begreiflichen Forderungen erklären können.

Correspondenzen.

Aus Petersburg, im April. [Verhältniß zum deutschen Reiche.] Die deutschen Zeitungen sind wieder einmal reich an allerhand alarmirenden Gerüchten, die uns draußen vor Rußland bange machen sollen. Da hat in Littbauen oder Polen bei irgend einem Officiersgelage ein fanatischer Oberst auf den Erfolg des nächsten Feldzugs gegen die „njämzy", die verhaßten Deutschen, oder die kolbassniki, die „Wurstmacher", wie der beliebte Ehrentitel für uns ist, getoastet — und sofort deducirt man daraus, daß officielle Inspiration dahinter steckt, daß „der Wind in den höheren Regionen sich gedreht hat." Willkommen ist jenen Schwarzsehern nun wahrscheinlich auch Golowinn, wie ich höre, in's Deutsche übersetzte Stilübung gewesen, und der slawische Nostradamus darf jenseits der Weichsel auf gläubiges Publicum rechnen, wenn er den Beginn des großen slawisch-germanischen Racenkampfes als bevorstehend verkündet und uns nicht mehr als drei Jahre gestattet, die nöthigen Vorbereitungen dazu zu treffen.

Jeder, der nur einigermaßen mit den inneren Verhältnissen Rußlands bekannt ist, wird sich durch solche Phantome nicht aus seiner Gemüthsruhe bringen lassen. Er weiß, daß die Regierung noch geraume Zeit vorerst alle Hände voll zu thun hat mit dem inneren Ausbau des Riesenreichs. Noch sind die Wunden nicht vernarbt, die der Krimkrieg geschlagen, noch sind die Früchte nicht gereift, welche die Leibeigenenemancipation bringen soll; nein, einstweilen hat man vorwiegend nur die Schattenseite jener gewaltigen That kennen gelernt, den temporären Umsturz der gewohnten Lebensverhältnisse und die damit nothwendig verbundene Verwirrung, zumal auf dem Lande. Der befreite Bauer ist dort noch wenig zu eigenem, persönlichen Besitz gelangt, der Erwerbstrieb, den die Freiheit in ihm erwecken und der seine Reorganisation anbahnen sollte, ist noch wenig rege; die liebenswürdige Eigenschaft der Bescheidung, Zufriedenheit, Bedürfnißlosigkeit, in welcher der slawische Bauer alle Völker der Erde übertrifft, beherrscht ihn noch wie vor und hält seine Kräfte in trägem Schlummer wie zur Zeit der Leibeigenschaft. Damals lag spontane Thätigkeit ihm fern, weil das Errungene doch nicht ihm zu Gute gekommen wäre; jetzt feiert er, weil er an jene primitive Lebenslage sich gewöhnt hat, weil seine erstaunliche Genügsamkeit ihm keine Wünsche übrig läßt, mit einem Wort, weil er keine Bedürfnisse kennt. Erst wenn der Bauer für die Reize einer behaglichen, sauberen, reichlicheren Häuslichkeit empfänglich geworden ist, wenn der Sporn der Begehrlichkeit ihn zur Arbeit treibt, erst dann wird das Reich dem Culturziele näher rücken, welches dem großherzigen Monarchen vorschwebte, als er durch den Befreiungsakas mit der traditionellen Politik brach. Erst dann aber auch — nach Hebung und Festigung der inneren Zustände — kann Rußland an einen Krieg denken; und daß es den mit dem deutschen Nachbar suchen sollte, dafür liegen sich einstweilen die Beweggründe nicht absehen, ohne noch dabei zu verweilen, wie müßig überhaupt jeder Angriffskrieg für Rußland ist. Endlich stehen auch rein militärische Gründe jenen Alarmrufen gegenüber. Die russische Armee ist eine tapfere, das weiß man. Trotzdem entsinne ich mich, daß, besonders zur Kriegszeit, russische Officiere unumwunden das Bekenntniß abgelegt haben, bei etwaigem Zusammenstoß mit deutschen Truppen würden die ihrigen sehr schlecht wegkommen. Einen alten Militär, der dieses Geständniß im Coiffeursalon aus dem Munde eines im Gespräch mit anderen begriffenen jungen Officiers vernommen hatte, alterirte solche Offenherzigkeit dermaßen, daß er einen Schmerzensergruß darüber in der „Moskauer Zeitung" ausließ; daß er indessen das Factum der Ueberlegenheit der deutschen Waffen abgeleugnet hätte, ist mir nicht bewußt. Allerdings werden alle Anstrengungen in dem Militärdepartement gemacht, um das Heer zu heben und namentlich ein größeres, kenntnißreicheres und gebildeteres Officierscorps zu schaffen; aber trotzdem ist der Abstand gegenüber der deutschen Armee doch noch allzu bedenklich, um die Versuchung eines Waffenganges mit derselben besonders nahe zu legen.

Was übrigens die angeregte „Luftströmung in den höheren Regionen" anlangt, so haben die letzten Tage wieder gelehrt, daß die politische Wetterfahne noch dieselbe erfreuliche Richtung zeigt, wie früher: der Kaiser Alexander nahm den Geburtstag Kaiser Wilhelms zum Anlaß, um zu Ehren seines erhabenen Freundes im Familienkreise im Winterpalais ein Festmahl abzuhalten, an welchem auch der deutsche Botschafter Prinz Reuß Theil nahm. Als letzterer nach der Tafel sich etwas frühzeitig empfahl, um, wie er sagte, sich zu einem Bankett zu begeben, mit welchem die hier anwesenden deutschen Reichsangehörigen den Geburtstag ihres greisen Heldenkaisers feierten, bemerkte der Czaar: „Das gefällt mir von Ihren Deutschen und ich freue mich, daß dieses Fest veranstaltet worden ist."

Wenn diese freundlichen Worte von der herzlichen Gesinnung Kaiser Alexanders Zeugniß ablegen, so haben doch nicht alle maßgebenden Stimmen in gleichem Sinne sich geäußert. Dem deutschen Comité ward lange die Erlaubniß zur Anklindigung des Festes vorenthalten, bis endlich Prinz Reuß persönlich Schritte beim Oberpolizeimeister, dem allmächtigen Trepow, that.

Da mein Bericht über das Fest selbst, welches auf's Schönste verlief, jedenfalls sehr post festum kommen würde, so will ich nur eine Kleinigkeit anführen. Der Hotelwirth bekundete seine patriotische Gesinnung, abgesehen von dem trefflichen, den Schluß des Diners bildenden „Reichsfarbeneis", auch dadurch, daß der Speisezettel nur deutsche Gerichte in deutscher Sprache — unerhört für Petersburg — verzeichnete. Zu meiner großen Erbauung las ich darauf als vierte Speise: Grüne Erbsen mit Rippspoehr (sic!). O süßer Laut der Heimat! Weniger Anklang fand die Anwendung des patriotischen Princips auf die Weinkarte und ich folgte bald dem Vorgang meines wohlerfahrenen Tischnachbars, der mit den Worten: „Ein rechter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch —" den „Kaiser Wilhelms Schaumwein" von sich schob und eine Flasche Roederer knallen ließ.

Digitized by Google

Aus Rom, im April. [Die Osterwoche.] Ostern in Rom, in Sanct Peter — das war der Inbegriff aller Pracht und Herrlichkeit, das Wanderziel ungezählter Tausende — was der Katholicismus nach den Erfahrungen vieler Jahrhunderte an Phantasie leisten, was das Papstthum an Machtentwickelung und Verschwendung in majorem ipsius gloriam aufbieten konnte — diese Feste aller Feste, deren unerhörte selbstständige Wirkung ihre ursprüngliche Veranlassung schon in der ersten Secunde vergessen machte — sie sind nicht mehr. Was war es mehr, wenn im Colosseum 80,000 Menschen in den Trachten der ganzen Erde dem Herrn der Welt zujubelten, der um ihretwillen bei taghell leuchtendem Feuerwerk Zauberbilder aus der Tiefe aufsteigen ließ mit goldschimmernden Gebäuden, mit duftenden Springbrunnen, mit Menschen in aller erdenklichen Pracht der Waffen und Gewänder, mit Allem, was die Erde an seltenen Vögeln und ungeheuerlichen Thieren besaß, — was konnte das Alles Wirkungsvolleres sein, als wenn hier in der weihrauchdunstigen, sonnedurchblitzten Pracht von Sanct Peter der Herrscher der Christenheit selber auftrat unter wirbelnden Trommeln, blitzenden Stahlrüstungen, umgeben von aller erfindlichen Pracht farbiger Gewänder — wenn dann Alles, was Italien an Fremden, was Rom an Schönheiten, was die Berge an niegesehenen Trachten besaßen, vor ihm niederfiel auf die Kniee — damals wie hier lagerte das Volk tagelang draußen mit Wagen und Kindern und Kochgeräth unter Zelten, um Fener des Nachts, weil die Stadt sie nicht bergen konnte — wo war da der Unterschied?

Das kaiserliche Rom beherrscht nicht mehr die Welt — öde und zerfallen gähnt das Colosseum auf wüster Trümmerstätte dem Besucher entgegen. Und das päpstliche Rom —? Auf dem endlosen Platz vor Sanct Peter stehen die Säulen Berninis einsam in brennender Sonne, ein Dutzend Bettler, ein halbes Hundert Fremder verschwinden auf der Riesentreppe — kalt und grabähnlich weht es durch den riesigen Dom der Welt. In irgend einer verlorenen Seitencapelle singen ein paar heisere Capitelgeistliche der Kirche die allernothwendigsten Antiphonien. Und doch ist Ostern! Man meint, man könnte schon das Gras wachsen hören in diesem Allerheiligsten des päpstlichen Katholicismus, man möchte sich nach Grenadarmen umsehen, die den einsamen Wanderer vor Ausraubung sicherten — es ist, als hätte Sanct Peter nicht mehr weit bis zum Colosseum.

Und freiwillig hat das Papstthum auf alle diese Herrlichkeit verzichtet. Denn Niemand wird im Ernst glauben, daß der „Gefangene im Vatican“ nicht die Verbindungstreppe hinabsteigen dürfe, die nach Sant Peter führt. Und Jeder weiß, daß eine Menge von Ceremonien und Aufführungen in diesen Tagen stattfanden, bei denen der Papst selbst nicht mitwirkte. Jedermann weiß, daß die Capelle Sistina gewiß im Vatican selber liegt, warum that der heilige Vater dort nicht, was seines Amtes ist? Es will mir doch sehr so scheinen, als ob diese ganze Osterfeier nicht zu Ehren Christi da war — warum unterbleibt sie sonst, wenn das Papstthum trauert, wie könnte sie überhaupt unterbleiben? Nicht einmal das Wiiferre — und das ist doch gewiß Nichts, was an Freude erinnerte, sagt die „Libertà“.

Ich muß gestehen, daß ich diesmal die Antonellische Politik noch weniger verstehe, als je; es sei denn nach dem Grundsatze: das ist meinem Vater ganz recht, daß mir die Finger erfrieren, warum kauft er mir keine Handschuhe. Ich finde zum wenigsten dies Geständniß herzlich naiv, daß es sich nicht um die Passion Christi, auch nicht um den ebenso heiligen, von den Päpsten dafür erfundenen und vertretenen Ritus handle, sondern einzig und allein um das zeitweilige politische Bestehen dieses Papstthums selbst; denn hier heißt Unterlassen nichts weiter als die Unnöthigkeit beweisen. Ich meine, man zeigt den Gläubigen, daß sie auch ohne diese goldbrocatene päpstliche „Verpsamentirung“ selig werden können und daß die Existenz der Kirche nicht an den Freudenfesten von Sanct Peter hängt. Man hilft sogar den Piemontesen nivellieren und Rom farblos und — tüchtig machen, wie jede andere selbständige Stadt, die nicht von Festtagen, sondern von den Werkeltagen lebt.

Soviel Malerisches, soviel Poesie auch mit diesen Festlichkeiten verloren ist — es ist doch gut so. Selbst unter dem Eindruck dieser öden Kirche mit ihren wenigen Lichtern und wenigen ärmlichen Priestern, unter dem Druck der reichsten herrlichsten Erinnerungen möchte man sagen: diese trübe Einfachheit sei passender für die große Erinnerungswoche dessen, der nicht hatte, wohin sein Haupt legen, der Armuth, Einfalt und Vergeben seinen Jüngern als die ersten Tugenden der Christen lehrte. Aber nur nicht wieder historische Parallelen anfangen — diese Correspondenz möchte sonst endlos werden. Wenn man z. B. das Märtyrerthum des „Gefangenen im Vaticau“, dem glänzenden Palast der Welt, der Alles in sich birgt, was die Erde Begehrenswerthes besitzt, mit dem Leiden dessen vergliche, dessen Nachfolger er ist — —! Ich meine, die Zeiten sind doch besser geworden und die „Libertà“ hat Recht, wenn sie findet, daß die heutigen „Christenverfolgungen“ einigermaßen menschlich zu nennen sind.

Literatur und Kunst.

Symptome des Verfalls im Künstler- und Gelehrtenthum.

Von

E. v. Hartmann.

Daß die ausübenden Künste sich gegenwärtig in merklichem Verfall befinden, ist eine nachgerade trivial gewordene Bemerkung, und ebenso bekannt ist es, daß dieser Verfall zu einem erheblichen Theil den allmählich sich summirenden nachtheiligen Einflüssen zur Last gelegt werden muß, welche Geldgier und Eitelkeit auf den Charakter der Künstler ausüben. Diese beiden Motive, welche dem Kunststreben als solchem gleich fern stehen, haben, genährt durch die allgemein wachsende Gewinnsucht unserer Zeit, das Anstreben des Virtuosenthums ebenso sehr begünstigt, wie sie ihrerseits durch die Verhältnisse des letzteren wiederum gesteigert wurden. So sehr das Virtuosenthum eine berechtigte Seite der Kunstentwicklung überhaupt ist, insofern es dazu beiträgt, das Durchschnittsniveau der künstlerischen Technik zu erhöhen und dadurch die Kunst mit wirksameren Mitteln zum Ausdruck ihres idealen Gehalts ausrüstet, so sehr pflegt es doch unmittelbar die Kunst zu schädigen, indem es die äußeren Mittel des Ausdrucks als Selbstzweck behandelt und dadurch das wahre Wesen der Kunst verfälscht. Das Publicum, das ohnehin schwer genug in die zum tieferen, innerlich erhebenden und veredelnden Kunstgenuß unerläßliche, weihevolle Stimmung zu versetzen ist, wird dadurch nur um so mehr vom innerlich vertieften Kunstgenuß abgelenkt und daran gewöhnt, die blendende Aeußerlichkeit der Oberfläche anstatt des inneren Gehalts in's Auge zu fassen; und die anderen Künstler, welche bisher mit ehrlichem Streben dem Wesen der Sache zugewandt waren, werden durch die schnell erzielten äußeren Erfolge an Beifall und Gewinn, die ihnen täglich vor Augen liegen, verführt, die minder geräuschvolle Achtung und die weniger glänzende aber solidere Existenz, die ihnen ihre Tüchtigkeit verschaffte, gegen die verlockende Hohlheit dieses Virtuosenthums zu vertauschen. Diese Symptome zeigen sich gleichmäßig in Malerei wie in Musik, in Literatur wie in Schauspielkunst. Wir haben einen der größten Romanschriftsteller gesehen, welcher sich dazu hergab, das Vorlesen herausgerissener Fetzen aus seinen Romanen zu einem Triumphzug für sich und seinen Geldbeutel zu gestalten; wir haben Schauspieler, die auf eine Rolle, Sängerinnen, die auf eine Arie oder auch nur auf eine bestimmte Coloratur, auch wohl Tenoristen, die wesentlich auf ihr hohes cis reisen, und haben Maler gehabt, die ein Bild auf Ultramin in der Welt herumreisen ließen.

Vom rein volkswirthschaftlichen Standpunkt betrachtet, kann man es nun zwar gewiß keinem Künstler verdenken, wenn

Digitized by Google

er seine Leistungen zu so hohem Preise verwerthet, wie die Nachfrage nach denselben es ihm ermöglicht; aber es ist eben unerlaubt, Kunstleistungen nach rein volkswirthschaftlichen Gesetzen als Waare zu behandeln. Gewiß ist auch in Kunst und Wissenschaft der Arbeiter seines Lohnes werth, aber so gewiß, wie jede wahrhaft künstlerische und wissenschaftliche Leistung einen Werth besitzt, der durch alle volkswirthschaftlichen Werthe der Welt zusammengenommen nicht aufzuwiegen ist, so gewiß ist es Pflicht des Künstlers, diesen ewig unbezahlbaren Werth seiner Kunstleistung höher zu achten als den Marktwerth derselben, der sich nach Angebot und Nachfrage bestimmt. Ein Künstler, der dies unterläßt, der in banausischer Weise seine Leistungen dem künstlerischen Werthe nach verschleudert, um einen höheren Marktpreis aus denselben herauszuschlagen, begeht damit ein Attentat auf sein Talent und ein Verbrechen an seinem Beruf; er verletzt die Pflicht, als treuer Knecht mit dem ihm anvertrauten Pfunde zu wuchern, und entweiht das Priesterthum im Tempel der Kunst, zu dem er berufen war, um durch künstlerische Mittel die Menschheit zu erheben und zu veredeln. Sein Unrecht ist ein doppeltes, wenn sein Abfall von der idealen Aufgabe seines Berufs nicht nur sein eigenes Talent zu künstlerisch werthlosen oder doch minder werthvollen Zwecken vergeudet, sondern auch zugleich das künstlerische Leben seiner Zeit als Ganzes schädigt. Die Aufgabe der Kunst ist eine so erhabene, daß sie das Recht hat, sogar persönliche Opfer zu erheischen, und in einer Zeit, wo das Verfolgen idealer künstlerischer Ziele nicht mit einem angemessenen äußeren Lohn und Anerkennung zu vereinbaren, eher den Verzicht auf diese als den auf das Verfolgen des für recht erkannten Weges zu fordern.

Solche Arbeiter um Gottes willen sind es, denen die Völker das Beste ihrer geistigen Habe verdanken, und deren selbstverleugnender Größe die dankbare Nachwelt Denkmäler errichtet. Wer in solcher Lage nicht die Kraft des Opfers in sich findet, der ist zu bedauern, denn ihm entgeht das Höchste, was die Welt dem Menschen zu bieten hat: der Lohn des eigenen Bewußtseins; aber tadeln dürfen wir ihn nicht. Wer hingegen in gesicherter und geehrter Stellung lebend, auf bloßer unerlaubter Gier nach immer größerem Gewinn und immer höherer, wo möglich mit Niemandem getheilter Ehre in irgend welcher Weise den künstlerischen Werth seiner eigenen Leistungen beeinträchtigt (und sei es nur dadurch, daß er sie aus dem Rahmen herausreißt, in welchem sie als Glied eines größeren Kunstganzen die höchste künstlerische Wirkung erzielen) und die Kunst, der er angehört, schädigt, der hat, wie sehr er auch vom juristischen und volkswirthschaftlichen Standpunkt im Rechte sein mag, vor dem ethischen Forum keine Nachsicht zu erwarten.

Ich bin weit entfernt davon, die häßlichen Symptome der Gegenwart für das Zeichen einer unheilbaren Krankheit zu halten. Ein eitles Völkchen waren die Künstler von jeher, seit Thespis auf seinem Karren durch Hellas zog; und dies ist auch psychologisch sehr erklärlich und endschuldbar, da der Beifall des Publicums die Lebensluft ist, in der sie athmen — besonders für diejenigen, welche demselben Auge in Auge gegenüber und deshalb in unmittelbarer Wechselwirkung mit ihm stehen. Man dürfte annehmen, daß die besseren Elemente der Künstlerschaft heute wie zu jeder Zeit in der idealen Aufgabe ihres Berufes die Kraft finden müssen, diesen Dämon zu überwinden.

Schlimmer ist die bei dem rapide zunehmenden Nationalreichthum und Luxusbedürfniß durch die Concurrenz mit anderen Ständen fortwährend aufgestachelte Gewinnsucht. Erwägt man aber, daß die Honorare für künstlerische Leistungen (mit Ausnahme vielleicht der durch übergroßes Angebot gedrückten Instrumentalmusik) entschieden in rascherer Progression gestiegen sind als der Geldwerth gesunken ist, daß also die Stellung der Künstler sich nicht nur in gesellschaftlicher, sondern auch in pecuniärer Beziehung gegen früher gebessert hat, so ist die Erwartung gerechtfertigt, daß dieselben lernen werden, eine Besserung ihrer Lage mehr in der Gründung solider genossenschaftlicher Einrichtungen als in individueller Ausbrütung ephemerer Erfolge zu suchen.

Das Virtuosenthum im engeren Sinne, wie es namentlich auf musikalischem Gebiet vor einigen Jahrzehnten unerhörte Triumphe feierte, hat als solches seine Zeit bereits hinter sich; und es ist wesentlich unsere Aufgabe, jene Kunstgebiete von demselben zu desinficiren, in welche es sich gleichsam verstohlen eingefressen, und dadurch den Geschmack des Publicums in bedenklicher Weise alterirt hat. So hat sich z. B. das Publicum gewöhnt, eine Bühnendarstellung nicht sowohl nach ihrer künstlerischen Gesammtwirkung zu schätzen und zu genießen, als nach der Gelegenheit, welche die Rollen der Individualität gewisser Darsteller zur Entfaltung bieten. Der Mangel kräftiger und einheitlicher Regie hat hier ebensoviel verschuldet, wie die allzu große Bekanntschaft des Publicums mit den älteren Repertoirstücken und die Seltenheit guter neuer; was die Regie verschuldet, kann auch die Regie, wenngleich viel schwerer, wieder gut machen; und vielleicht wird die neue Aera der Theaterfreiheit in Deutschland auch Ueberwindung der Uebergangsperiode in mehr als einer Beziehung günstig wirken. Am meisten haben wir uns vor der Infection durch französische und englisch-americanische Corruption zu hüten, in welchen Ländern der Verfall (wenn auch aus ganz verschiedenen Ursachen) viel tiefer und die Aussichten auf Wiederaufschwung viel geringer sind als bei uns.

Als ein günstiges Zeichen dürfen wir es in dieser Hinsicht auffassen, daß trotz aller bezahlten Reclame der Humbug neuester Impresarios bei uns doch nur der Neugier, nicht der gläubigen Bewunderung einen gewissen äußeren Erfolg verdankte. In der Malerei ist der Fortschritt, welchen das Gesammtwissen der heutigen Technik dem Virtuosenthum verdankt, ganz evolutionär; die Art der Vorführung dieser Kunst macht es einem echten Künstler leichter, als auf irgend einem anderen Gebiet, einem wirklich zur Erscheinung gebrachten bedeutenden idealen Gehalt auch die verdiente Anerkennung zu erwerben, und es bleibt abzuwarten, in wie weit die Zukunft uns noch inhaltliche Fortschritte auf diesem Felde zu bieten haben wird.

Gehen wir nun auf das Gebiet der Wissenschaft über, so ist man im Allgemeinen der Ansicht, daß der Zustand unseres Gelehrtenthums, namentlich in den sogenannten exacten Wissenschaften, ein sehr erfreulicher sei, der zu keinen Anstellungen Anlaß gebe. Wenn dies im Allgemeinen richtig ist, so muß uns doch der ganze Gang der modernen gesellschaftlichen Entwicklung warnen, uns in schädliche Sicherheit einzuwiegen, und darf die Gefahr nicht übersehen werden, daß die im Künstlerthum beobachteten Elemente der Corruption die Gefahr einer Ansteckung auch der gelehrten Kreise nahe legen. Es ist ferner zu beachten, daß, wenn die Wissenschaft durch ihre äußere Stellung die Lauterkeit ihres Wesens viel leichter als die Kunst bewahren kann, so doch auch eine Infection durch äußerliche dem Wesen der Sache fremdartige Rücksichten hier sofort einen viel nachtheiligeren Einfluß üben muß. Diese Erwägungen nöthigen dazu, auf weit geringfügigere Symptome aufmerksam zu sein, um jede sich einschleichende Corruption wo möglich im Keime ersticken zu können. Es ist natürlich ein mißliches Unternehmen, den Finger auf wunde Stellen zu legen, und je undankbarer ein solches Geschäft im Allgemeinen genannt werden muß, um so mehr Dank verdient ein Mann, welcher sich durch persönliche Rücksichten nicht von der rücksichtslosen Aufdeckung wahrgenommener Schäden abschrecken läßt, von Seiten aller derer, welchen das sachliche Interesse über die rücksichtsvolle Schonung des Bestehenden geht.

Eine Kassandrastimme dieser Art hat der durch seine photometrischen und spektroskopischen Untersuchungen rühmlichst bekannte Leipziger o. Professor der physikalischen Astronomie, Friedrich Zöllner, in der Vorrede und dem zweiten Theil seines neuesten Werkes erhoben: „Ueber die Natur der Kometen; Beiträge zur Geschichte und Theorie der Erkenntniß" (Leipzig bei Engelmann). Die Untersuchungen über die Beschaffenheit der Kometen führten den Verfasser auf die Frage, wie es möglich sei, daß nach den Leistungen von Olbers und Bessel ein Physiker von dem Rufe Tyndalls mit seiner völlig sinn-

Digitized by Google

losen Erklärung der Kometenkerne und -schweife durch aktinische Wolken hervorreten konnte; und dies veranlaßte ihn wiederum zu allgemeineren Betrachtungen über die Rückschritte im methodischen Denken, welche in der neueren Naturwissenschaft namentlich in England und Frankreich in auffallender Weise zu Tage treten. So erweiterte sich sein Buch unvermerkt zu einer Philippika gegen die naturwissenschaftlichen Schäden unserer Zeit, welche mit aufrichtiger Wärme und glänzender Schärfe geschrieben, auch demjenigen eine interessante Lectüre bietet, der nicht die Absicht hat, sich eingehender nun die Natur der Kometen zu bekümmern, sondern nur die allgemein gehaltenen Abschnitte aus dem anziehend gehaltenen Inhaltsverzeichniß heranssucht. Der Verfasser hat bei diesen Angriffen den Vortheil, daß er selbst als anerkannt tüchtiger Empiriker zugleich über ein Maß von speculativer Combinationsgabe und logisch mathematischem Deductionstalent verfügt, wie es nur selten bei Naturforschern der Gegenwart gefunden wird. Aber mehr als das: Zöllner ist sich dieses Unterschiedes und der Erfolge, welche er seinem Verfahren verdankt, auch bewußt, und erkennt als einen Hauptgrund für den Rückschritt der Naturwissenschaften in England und Frankreich den Mangel an klarer Anwendung richtiger erkenntnißtheoretischer Principien. Er drückt dies (nicht ganz correct) so aus, daß die bloße Induction keine Wissenschaft schaffen könne ohne die beweisende Deduction des Gefundenen, und sieht in der deductiven Anlage der Deutschen den Vorzug, demzufolge Deutschand allein berufen sei, der Träger und Schauplatz einer bevorstehenden Epoche der deductiven Erkenntniß der Welt zu werden, wie sie schöner, herrlicher und reicher an Harmonieen nie zuvor gesehen worden ist (S. LXX). „Wie zwei Liebende nach langem und unfreundlichem Schmollen, an äußerer und innerer Erfahrung bereichert, endlich ihr beiderseitiges Unrecht erkennen, und von unwiderstehlicher Sehnsucht ergriffen, sich zum ewigen Bunde die Hände reichen, — so verkünden der Gegenwart tausend vernehmbare Zeichen den herannahenden Tag der Versöhnung (zwischen exacter Forschung und Philosophie)! Schon erklingen die deutschen Wälder von den Stimmen beseelter Sänger, Knospen brechen hervor, alles drängt und treibt ahnungsvoll, wie beim Grauen eines schönen Frühlingstages lauscht alles dem Aufgange der Sonne" S. LXXI. —

Als Beispiele, mit einer wie geringen Menge empirischen Beobachtungsmaterials bei scharfem methodischen Denken schon Großes geleistet werden könne, wird der Verfasser nicht müde, stets von Neuem des großen Kepler in den verschiedentlen Einzelheiten vorzuführen. Er thut aber noch mehr; er vollzieht eine schöne That der Pietät auch an den deutschen Philosophen Kant und Schopenhauer, indem er ihre Anticipationen naturwissenschaftlicher Entdeckungen der Neuzeit in seitenlangen Citaten den entsprechenden Stellen neuerer Forscher gegenüber abdruckt, wo dann freilich die oft wörtliche Uebereinstimmung in den wichtigsten Aufschlüssen frappant ist. S. 345—350 confrontirt er Schopenhauers Lehre über die Aprioricität des Causalitätsgesetzes mit den conformen von Helmholtz in seiner „Physiologischen Optik" entwickelten Lehren, und S. 359—361 die Behauptungen Schopenhauers über Materie, Kraft und Wille mit den fast gleichlautenden Ansichten von Wallace.

Der letzte Abschnitt des Buches lautet: „Immanuel Kant und seine Verdienste um die Naturwissenschaft". Die Confrontation Kants mit La Place (S. 460—463) beweist das Resultat, „daß die Deductionen Kants genau auf denselben mathematisch-mechanischen Principien fußend, nicht nur viel gründlicher und allgemeiner als La Place die fraglichen Probleme behandelt, sondern daß Kant auch speciell und ganz bestimmte Thatsachen (z. B. die Rotationsgeschwindigkeit des Saturnringes) mathematisch deducirt, deren Richtigkeit direct durch Beobachtungen geprüft werden konnte" (S. 356). Ueber die Lage des Mondschwerpunktes stellt er eine Bemerkung Kants einer Darlegung Haniens aus dem Jahre 1854 gegenüber; über die Verzögerung der Rotationsgeschwindigkeit der Erde durch den Einfluß von Ebbe und Fluth confrontirt er Kant und J. R. Mayer, über die Theorie der Winde und deren Drehungsgesetz Kant und Dove. Durch alles dies „soll der heranwachsenden Generation der Naturforscher das ihnen eingeimpfte Vorurtheil gegen alles, was Philosophie heißt, genommen, und ihnen ebensalls inductiv der verloren gegangene Glaube an die Fruchtbarkeit und Nothwendigkeit einer rationellen philosophischen Ausbildung auch für die Fortschritte in den Naturwissenschaften wieder an's Herz gelegt werden", damit dieselben wieder befähigt werden, der gegenwärtig überhandnehmenden empirischen Zersplitterung gegenüber „die Continuität der Gesammtheit aller wissenschaftlichen Bestrebungen anzuerkennen" (S. 428—429). „Zu früherer Zeit bildete wenigstens das Studium der classischen Sprachen und ihrer Grammatik eine Art praktisch philosophischer Propädeutik ... Wenn dagegen heutzutage ein junger Mann eine neue Verbindung hergestellt oder gar eine „neue Reihe" entdeckt hat, so beschreibt er genau die Manipulationen und Analysen, welche ihn zu seinem Resultate geführt haben; diese Beschreibung wird als „Dissertation" gedruckt und die Staffel zum Gipfel des Ruhmes ist als „Doctor" glücklich erreicht. Wenn nun Neigung und Ausdauer zum weiteren Laboriren und vor allem genügende Mittel vorhanden sind, einige Zeit diesen liebgewordenen Beschäftigungen nachzugehen, so winkt als zweite Staffel die „Habilitation." Ein zweiter glücklicher Fund, die Entdeckung einer zweiten „neuen Reihe" und siehe da, der Stoff zu einer Habilitationsschrift ist bereit. Weht nun der Wind günstig, d. h. besitzt der junge Docent, abgesehen von einem anziehenden Vortrage, die genügende Schmiegsamkeit und Liebenswürdigkeit des Charakters, um einflußreichen und tonangebenden Männern der Wissenschaft als Herold ihres Ruhmes zu dienen, so ankert auch bald das Schiffleln im sichern Hafen einer Professur und die große Gelehrtenrepublik ist um einen neuen Bürger reicher.

Ebenso wie in der Chemie geht es aber auch in anderen Wissenschaften: die Methoden und Instrumente sind vorhanden, die Formeln liegen bereit und besitzt der Jünger der Wissenschaft die erforderlichen Charaktereigenschaften, vor allem Liebenswürdigkeit, Ausdauer, intellectuelle Resignation und robuste Gesundheit, so macht er Carrière und bringt es mit Leichtigkeit zum Professor, gleichgiltig, ob er im Laboratorium „neue Reihen" oder auf Sternwarten neue Kometen und Planeten entdeckt.

Allein es ist nicht zu verkennen, daß sich gegenwärtig auf allen Gebieten der Naturforschung eine kräftige Reaction gegen jene einseitige Vermehrung des empirischen Materials vorbereitet. Als Beweis für den beginnenden Umschwung giebt Zöllner Stellen aus Vorträgen von da Bois-Reymond und Ewald Hering wieder, welche „noch vor zehn oder zwanzig Jahren kein Naturforscher, ohne von seinen Collegen, speculativer Gelüste verdächtig, verketzert zu werden, hätte aussprechen dürfen" (S. 16). Zöllner selbst liefert in dem vorliegenden Werke durch seine naturphilosophischen Betrachtungen „Ueber die allgemeinen Eigenschaften der Materie" und durch seine psychologisch-philosophischen Beiträge „Zur Geschichte und Theorie der unbewußten Schlüsse" den besten Beweis für seine Behauptung.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Taylors Uebersetzung des Goethe'schen Faust. *)

Seit Hayward im Jahre 1833 Goethes Faust den Engländern in Prosa zugänglich machte, sind nicht weniger als siebzehn metrische Uebersetzungen der großen Tragödie, theils in England, theils in America erschienen; doch unter allen diesen befindet sich nur eine einzige, die das Versmaß des Originals beibehält. Taylor, selbst ein Dichter von nicht geringen Gaben, hat den zweiten Versuch gemacht beide Theile des Faust in Originalmetren in's Englische zu übersetzen, und seine „Liebesarbeit", zu der er sich vor zwanzig Jahren entschlossen, ist ein Werk, das seinen Meister lobt. Nicht überschen darf es werden, daß beide Uebersetzungen, die das Versmaß des Originals beibehalten in America unternom-

*) Leipzig, Brockhaus. 2 Bde.

Digitized by Google

men worden — die erste von Charles F. Brooks, 1857 —, gewiß ein Beweis der engen Culturbande, die America mit Deutschland verbinden, Bande viel enger als die mit England, und nicht weniger des bedeutenden Einflusses des deutschen Elements auf die americanische Gesellschaft — ein Einfluß, der noch durch die Nothwendigkeit erhöht wird, daß America als ein neues Land die höchste Literatur und selbst akademische Bildung bei einem älteren Volke suchen muß, dessen poetische und philosophische Erzeugnisse die bedeutendsten auf der Erde sind.

Die vielfachen, seit etwa drei Jahrzehnten erschienenen metrischen Uebersetzungen des Faust liefern den Beweis, daß derselbe mit seinen flüssigen, biegsamen Versen und seinem Gedankengange für einen Fremden, der nur einigermaßen mit der Gabe der Reimkunst ausgestattet ist, etwas sehr Anziehendes hat, und zwar so, daß er sich bei der Lectüre der Dichtung kaum enthalten kann, die Hand an eine Uebersetzung zu legen. Erfreut über seinen Erfolg in der, entweder freien oder wörtlichen, Wiedergabe jener Theile, die fast von selbst in englische Reime sich schmiegen, arbeitet er sich muthig durch die großen Schwierigkeiten, die sich seinem Unternehmen auf jeden Schritt, den er vorwärts thut, entgegenstellen und setzt dabei seine Zuversicht auf den Geist und die getreue Version einiger Passagen, um die großen, ihm sicherlich selbst in die Augen springenden Mängel zu ersetzen, die den Rest seines Versuches entstellen. Es liegt und hier kein relativen Werth der Uebersetzungen von Auster, Blackie, Talbot und Brooks, die sämmtlich der Taylor'schen voraufgingen, zu untersuchen und mit einander zu vergleichen. Alle scheinen uns in gewisser Hinsicht fleißige und lobenswerthe Arbeiten zu sein. Alle sind, gleich der Uebersetzung von Lord Francis Egerton, dem ersten metrischen Versuche, vorzüglich an verschiedenen Stellen in den leichteren Scenen, wie z. B. im Eingange und in einigen Dialogen zwischen Faust und Gretchen, und erträglich in anderen poetischen Theilen der Tragödie. Doch bei den schwierigeren Stellen, wo Goethe seinem phantastischen Humor und seinem Genius die Zügel schießen läßt, da bleibt die That der Uebersetzer recht, recht weit hinter ihrem guten Willen zurück: wo Pathos, Philosophie und Satire in bunten Reigen unter einander gemischt sind, wird es schwerlich jemals einem Uebersetzer in die englische oder der französischen auf irgend zu gedenken — gelingen, ein jedes Stück der herrlichen Goethe'schen Mosaik durch ein genauso aequivalentes Stückchen seiner eigenen Sprache wiederzugeben. Taylors Uebersetzung jedoch, die an sich als ein werthvoller Beitrag zur englischen Literatur angesehen werden muß, ist eine in jeder Beziehung vorzügliche, die Fehler ihrer Vorgängerinnen vermeidende. Es soll jedoch hiermit nicht etwa ausgesprochen werden, als habe der Autor eine über alle Kritik erhabene Uebertragung geliefert; durchaus nicht! Denn während einige Theile mit wunderbarer Genauigkeit das Original wiedergeben, leiden andere an Entstellungen und falschen Auffassungen. Zuvörderst hat es den Anschein als ob Taylor, indem er den Lewes'schen Ansichten entgegentritt, die organische Verschiedenheit der beiden Sprachen zu sehr unterschätzt, und die Grenzen nicht erkennt, die naturgemäß allen Uebertragungen größerer Dichtungen aus einer Sprache in eine andere gezogen sind. Nicht minder verliert er bei seinen Reimen die Unbiegsamkeit, Härte und das Unmelodische der englischen Sprache und den weichen Wohllaut, die Biegsamkeit und Vielbeutigkeit der deutschen aus den Augen. Doch ganz abgesehen von diesem Vorwurf ist das gelegentliche Nichterfassen des Pathos, ungeachtet der Beibehaltung des Versmaßes, ein viel schwerwiegenderer Mangel. Man lese nur einmal Gretchens Gesang am Spinnrade in Goethe's'scher Sprache und vergleiche damit Taylors Uebersetzung: —

> My peace is gone,
> My heart is sore,
> I never shall find it,
> Ah, never more.

„Wenn Taylors Uebersetzung", so äußert sich ein Kritiker in der Saturday Review nicht mit Unrecht, „die musikalischen Eigenthümlichkeiten der beiden Sprachen illustrirt, so zeigt sie nicht weniger deutlich ihre organische Verschiedenheit. Obgleich er uns sagt, daß einer fast wörtlichen und doch zugleich rhythmischen Uebersetzung des Faust nur wenige Hindernisse im Wege stehen, so finden wir uns gerade beim Durchlesen seiner Uebertragung nur zu häufig an solche Schwierigkeiten erinnert". Nicht selten kommt es vor, daß der Effect sorgsam gesuchter, wohl abgemessener Worte des Originals durch Redundanzen im Ausdruck abgeschwächt wird. So ist unter anderem Goethes Klar verhändliche Phrase: „Es irrt der Mensch so lang er strebt", durch eine arg nach der Kanzel schmeckende Paraphrase wiedergegeben: —

> „While Man's desires and aspirations stir,
> He cannot choose but err."

So ist es ferner fraglich, ob Taylor das Rechte traf, wenn er „trübsel'ger Freund", mit „most mournful friend" übersetzte, denn Goethe hatte sicherlich nicht im Sinn, vom Monde als einen „Freund voll Traurigkeit" zu sprechen: trübselig ist an dieser Stelle identisch mit melancholisch (most melancholic friend). Nicht minder ungenau ist die Uebersetzung der beiden letzten Verse im zweiten Theile: „Das Ewig-Weibliche — Zieht uns hinan", wofür Taylor setzt: „The Woman-Soul leadeth us — Upward and on! „Auch würde Goethe schwerlich Gretchen die Worte in den Mund gelegt haben, daß die Welt voll „Galle" und „Bitterkeit" sei", Worte die sich bei Taylor finden: „The world is gall — And bitterness all." Brooks hat da viel einfacher und richtiger übersetzt: „He world is all — Turned into gall." Die vier ersten Strophen des Gesanges von Gretchen am Spinnrade leiden an Inconsequenzen, die man am besten wahrnimmt, wenn man das Original und die Uebersetzungen von Brooks und Blackie mit der Taylors vergleicht:

Original.	Brooks.
Mein armer Kopf Ist mir verrückt, Mein armer Sinn Ist mir zerstückt.	My wretched brain Has lost its wits, My wretched sense Is all in bits.
Blackie.	**Taylor.**
Crazed is my poor Distracted brain, My thread of thought Is rent in twain.	My poor weak head Is racked and crazed; (sic!) My thought is lost, My senses mazed.

Ungeachtet noch mancher anderen Ungenauigkeiten und fehlerhaften Auffassungen findet man in der Taylor'schen Uebersetzung doch den Genius, das Feuer, den charakteristischen Geist und den Ton Goethes wieder. Man mich es beim Durchlesen des Buches gewahr, daß ein gleiches Fühlen mit dem großen Dichterfürsten den Uebersetzer über manche Schwierigkeiten hinweggeholfen hat, an denen seine Vorgänger scheiterten, so daß er sich mit Grazie und Geschicklichkeit durch die Theile der Tragödie hindurcharbeitete, wo Andere schwerfällig, ungenau und unsicher sind. Die ersten Scenen bieten, wie wir schon bemerkten, dem Uebersetzer wenig von den Schwierigkeiten dar, welche sich in den folgenden Theilen vorfinden, und können deshalb kaum als ein Specimen der Uebersetzung des Ganzen gelten, doch vermögen wir es uns nicht zu versagen die folgenden Verse zu citiren, die unserer Ansicht nach nichts vom Pathos und der wunderbaren Melodie des Originals vermissen lassen:

(O fühl't Du, voller, Mondenschein ꝛc.)

„O full and splendid Moon, whom I
Have, from this desk, seen climb the sky
So many a midnight, — would thy glow
For the last time beheld my woe!
Ever thine eye, most mournful friend, (!)
O'er books and papers saw me bend;
But would that I, on mountains grand,
Amid thy blessed light could stand,
With spirits through mountain-caverns hover,
Float in thy twilight the meadows over,
And, freed from the fumes of lore that loathe me,
To health in thy dewy fountains bathe me!"

Nicht im gleichen Maße spricht die mächtige Erscheinung des Erdgeistes an. Der Verweis, den er dem sterblichen Philosophen ertheilt, sollte, obgleich kalt und feierlich gehalten, mehr in die hoheitliche Sprache gekleidet sein, die Goethe an dieser Stelle so meisterhaft in Anwendung bringt und die Taylor nicht zu erfassen wußte. Dagegen aber ist der Gesang des Erdgeistes vorzüglich; ein Vergleich mit anderen Uebersetzungen läßt das noch mehr an's Licht treten: —

Original.	Blackie.
In Lebensfluthen, im Thatensturm Wall ich auf und ab, Wehe hin und her! Geburt und Grab, Ein ewiges Meer, Ein wechselnd Weben, Ein glühend Leben, So schaff' ich am sausenden Web- stuhl der Zeit, Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.	Where life's floods flow, And its tempests rave, Up and down I wave, Flit I to and fro; Birth and the grave, Life's secret glow, A changing motion, A boundless ocean, Whose waters heave Eternally; Thus on the noisy loom of Time I weave The living mantel of the Deity.

Digitized by Google

Brooks.

In life's tide currents, in action's storm,
Up and down like a wave,
Like the wind I sweep!
Cradle and grave —
A limitless deep —
An endless weaving
To and fro,
A restless heaving
Of life and glow, —
So shape I, an Destiny's thundering loom,
The Godhead's (sict) live garment, eternal in bloom.

Taylor.

In the tide of Life, in Action's storm,
A fluctuant wave,
A shuttle free,
Birth and the grave,
An eternal sea,
A weaving, flowing
Life, all-glowing,
Thus at Time's humming loom 't is my hand prepares
The garment of life which the Deity wears!

Die Version des Gebets von Gretchen vor dem Andachtsbilde zeigt deutlich, mit welchem Glück Taylor, nicht allein die Musik, nein auch die Tiefe und den Gedankengang des Originals wiederzugeben weiß. Vergleichen wir sie mit der Brooks'schen Uebersetzung: —

Brooks.

Ah! hear me,
Draw kindly near me,
Mother of sorrows, heal my woe!
. . . . . .
Thy look — Thy sighing —
To God are crying,
Charged with a son's and mother's woe!

Sad mother!
Wath other
Knows the pangs that eat me to the bone?
What within my poor heart burneth,
How it trembleth, how it yearneth,
Thou canst feel and thou alone!
Go where it will, I never
Find peace or hope — for ever
Woe, woe and misery!
Alone, when all are sleeping,
I'm weeping, weeping, weeping,
My heart is crushed in me.

Taylor.

Incline, O Maiden,
Thou sorrow-laden,
Thy gracious countenance upon my pain!
. . . . . .
Thou seest the Father!
Thy sad sighs gather,
And bear aloft Thy sorrow and His pain!

Ah, past guessing,
Beyond expressing,
The pangs that wring my flesh and bone!
Why this anxious heart so burneth,
Why it trembleth, why it yearneth,
Knowest Thou and Thou alone!
Where'er I go, what sorrow,
What woe, what woe and sorrow
Within my bosom aches!
Alone, and ah! unsleeping,
I'm weeping, weeping, weeping,
The heart within me breaks.

Was nun den zweiten Theil anbetrifft, so genügt es anzuführen, daß Taylor sich weder der Ansicht Fröhlich's, noch der Köstlin's und Schneegans's zuneigt, sondern es im Großen und Ganzen mit Dünyer hält. Die ganze Art und Weise, mit welcher dieser Theil übersetzt ist, die genaue und sorgsame Kritik und die zahlreichen Noten, legen einen deutlichen Beweis von der poetischen Gabe des Uebersetzers, so wie von seiner Kenntniß unserer Sprache ab. Als ein Beispiel, wie Taylor genaue Uebersetzung mit poetischem Ausdruck zu vereinigen weiß, mag die Stanze dienen aus dem Chor, der dem Ausbruch des Tages im Eingange des zweiten Theils vorausgeht.

(Wenn sich aus der Kühle fühlen ꝛc.)

When around the green-girt meadow
Balm the tepid winds exhale,
Then in fragrance and in shadow
Twilight spreads her misty veil:
Whispers peace in accents cheery,
Rocks the heart in childhood's play,
And upon these eyelids weary
Shuts the golden gates of day.

Nicht minder glücklich ist Taylor in der Wiedergabe der ironischen, schalkhaften, lyrischen und classischen Partien dieses Theils gewesen; kurz das ganze „Liebeswerk" ist trefflich, geistvoll und, obgleich Uebersetzung, eine bedeutende Bereicherung der englischen Literatur.

H. B.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Ein weißes Blatt." Schauspiel in fünf Aufzügen von Karl Gutzkow. Ein Freund erzählte mir neulich, die vereinigten deutschen Hofbühnen hätten beschlossen, einen Telegraten nach Pompeji zu den Ausgrabungen zu entsenden, auf das Gerücht hin, daß sich dort alle Symptome für Auffindung einer dramatischen Novität gezeigt hätten. Die Sache erscheint angesichts der letzten Novitäten unseres Hoftheaters nicht ganz unglaublich. Gottschalls „Katharina Howard" ist die jüngste, ein Kind von sieben Jahren; Bauernfelds „Kategorischer Imperativ" erfreut sich des beneidenswerthen Alters von 22 Jahren, und jetzt sehen wir in Gutzkows „Ein weißes Blatt" einen angenehmen Dreißiger vor uns.

Das Schauspiel wurde im Jahre 1842 geschrieben. Die Idee, welche dem Gutzkow'schen Schauspiel zu Grunde liegt, ist geistreich und fein. Ein junger Gelehrter, Dr. Gustav Holm, den wissenschaftliche Forschungen fünf Jahre lang von Europa entfernt haben, hat auf der Reise Gelegenheit gehabt, einer Familie einen namhaften Dienst zu erweisen. Ungewöhnliche Berhältnisse haben den Verkehr zwischen dieser Familie Steiner und Holm schnell zu einem vertrauten gemacht. Holm ist wie das Kind im Dunkel; er hegt die größte Verehrung für die vortreffliche Mutter und ihre anmuthige Tochter, und diese — Eveline heißt sie — verliebt sich in Holm. Sie hat keine Ahnung, daß Holm seine Abreise nur deshalb so eifrig betreibt, weil es ihn drängt, seine innig geliebte Braut, Beate, wiederzusehen — Beate, die ihm während seiner langen Reise die rührendste Treue bewahrt hat und deren Bild sein bester Reisebegleiter gewesen ist. Ebenso wenig hat Holm einen Begriff davon, daß die Zuneigung Evelinens ja ihm etwas anderes sei als freundschaftliche und dankbare Gesinnung. Unbefangen nimmt er Abschied von den lieben Freunden, unbefangen theilt er ihnen mit, daß er seine Braut auffucht. Eveline wird durch diese Nachricht wie vernichtet. Mit heroischer Entschlossenheit kämpft sie den Schmerz, der ihr die Brust zersprengen möchte, nieder; kein Blick, kein Laut soll verrathen, was sie mit Holm verliert. Als aber der Augenblick des Scheidens hereinbricht, als Holms Diener vermeldet, daß der Wagen vor der Thür steht und die Koffer aufgepackt, als die traurigen Worte des Lebewohls ausgetauscht sind und der Schwager in's Horn stößt, da verlassen Evelinen ihre Kräfte und in verzweifeltem Aufschrei verräth sich ihr übergroßer Schmerz — verräth sich wenigstens vor Evelinens Mutter und Bruder; aber nicht vor Holm, dem es, wie gesagt, nie in den Sinn gekommen ist, daß Eveline ihn lieben könne. Das ist sicherlich eine sehr wahre Situation, und sie ist von großer dramatischer Wirkung. Um ihr Benehmen zu erklären, sagt Eveline, die sich schnell gesammelt hat, zu dem scheidenden Geliebten: „Noch eine Bitte, Herr Holm! — Da ist ein weißes Blatt aus meinem Stammbuche — schreiben Sie mir auf dieses Blättchen — schreiben Sie mir — zum Angedenken — einige Worte der Erinnerung!" „Mit Freuden", erwidert Holm, „aber — ich muß es Ihnen schicken, Fräulein. Aus dem Stegreif würde ich es in meiner jetzigen Stimmung nicht wagen können. Aber verlassen Sie sich darauf, der erste freie Augenblick gehört Ihnen." Und er geht. Eveline sieht ihm vom Fenster aus in den Wagen steigen, der Wagen rollt davon, sie schwankt und sinkt schluchzend in die Arme ihrer Mutter.

Damit schließt der erste Act. Die dramatische Exposition ist, wie man sieht, vorzüglich. Der Zuschauer wird zu lebendiger Theilnahme an dem Conflicte, der unentwirrbar erscheint, angeregt. Das Verhältniß zwischen Holm, der als treuer Bräutigam Beatens niemals daran gedacht hat, die reizende Eveline mit den Augen der Liebe anzusehen, der unbewußt und lächelnd das Lebensglück dieses Mädchens zu vernichten droht, und Eveline, die ihre bewußtvolle Leidenschaft mit Stolz unterjocht, ist ein echt dramatisches. Meiner Ansicht nach entspricht die Ausführung leider nicht vollkommen der Bedeutung der Anlage. Bon einigen sehr feinen und originellen Scenen abgesehen, läuft die Geschichte, welche den Anlauf zu einem psychologischen Conflicte nimmt, schließlich auf die nicht ungewöhnliche, wenn auch geschickt gemachte Verwechselungskomödie im Marivaux'schen Stile hinaus.

Zu den geistreichen und glücklichen Momenten des Dramas gehört vor Allem: die erste Begegnung zwischen Holm und Beate. Holm hat ganz vergessen, daß Beate seit der Scheidesstunde fünf Jahr älter geworden ist, — und fünf Jahre haben etwas zu bedeuten, wenn in diese Zeit, wie dies bei Beate der Fall ist, der Tod der Eltern fällt, wenn aus dem jungen Mädchen das Haupt der Familie wird; da zeichnet denn die Sorge eine sehr leichte Falte auf die glatte Stirn und da drängt sich wohl in die blonden Locken schon ein weißes Härchen, ein unliebsamer Mahner, eine primula hiemis, die den Winter, das langsam aber beharrlich heranschleichende Alter verkündet. Jetzt ist Tony, Beatens Schwester, die ein Kind war, als Holm in die Weite zog, beinahe so alt wie Beate war, als sie dem Bräutigam Lebewohl sagte, — Tony hat die volle Jugendfrische, welche Beate damals besaß; und als Holm unerwartet in das Zimmer tritt, drückt er die jüngere Schwester an seine Brust, im Wahne, seine Braut zu umarmen. Beate sagt das eine Wort: „Gustav!" Der Klang der wohlbekannten Stimme macht Holm betroffen, er läßt Tony los und sieht Beaten mit innigster Bitte um Vergebung an. Mit den Worten „Beate bin ich!" stürzt sie selig in seine Arme.

Der Friede ist wieder hergestellt; aber es ist doch nicht so, wie es sein

Digitized by Google

sollte. Holm findet an Beatens Seite nicht die volle Befriedigung. Er achtet, er verehrt seine Braut, er kennt seine Pflichten, aber es ist da irgend etwas in seinem Herzen, was sich zwischen ihn und sie drängt. Er weiß selbst nicht, was . . . Plötzlich fällt es ihm wie Schuppen von den Augen: er erinnert sich des Eveliens gegebenen Versprechens, ihr einige Werke der Erinnerung auf das weiße Blatt zu schreiben: das war's! Er sucht und sucht, was er wohl schreiben könne. Es fällt ihm nichts ein. Alles kommt ihm gewöhnlich, phrasenhaft, unwohr vor. Das weiße Blatt, das leer bleibt, zaubert ihm das reizende Mädchen in's Gedächtniß zurück; und jetzt, da er Beaten, wie er sich heimlich gestehen muß, etwas anders wiedergefunden, als er erwartet hatte, jetzt, da sein Blick, der während der Trennung einzig und allein auf Beaten gerichtet war, wieder freier geworden ist, jetzt erscheint seinem geistigen Auge Eveline als eine ganz andere, denn zuvor. Das weiße Blatt sagt ihm, daß er sie liebt. —

Bis zu diesem Punkte ist die Steigerung der Handlung richtig und fesselnd — nur schade, daß die zwischen den Hauptscenen liegenden Ausstritte, so hübsch sie an sich auch sein mögen, den Gang der Handlung zu sehr retardiren, die Steigerung zu sehr abschalen. Von dem Augenblicke an, wo man weiß, daß auch Holm Eveline liebt, ist der Ausgang klar, das Problem ist gelöst und alle Verwicklungen, die Lösung durch kleine Schwierigkeiten hinausgeschieden, sind vergeblich. Daß uns dieselbe noch zwei Acte hindurch vorenthalten wird, ist, wie ich glaube, der Hauptfehler des Stückes. Wir können schichtenbildes kein Interesse mehr an Vorgängen nehmen, können nicht mit warmer Theilnahme Conflicten folgen, die allesammt auf leicht zu beseitigenden Mißverständnissen beruhen. Wenn die Leute nur ein einziges Mal dazu kommen, sich fünf Minuten lang ruhig auszusprechen, so ist das Stück aus, der Vorhang fällt. Diese difficultés imaginaires genügen nicht für die Bedeutung eines fünfactigen Schauspiels, mag man dieselben auch mit noch so viel Geist ausstatten.

Es ist zu tadeln, daß Gutzlow die peinliche Situation zu breit ausspinnt, daß er es bis zum Läuten der Hochzeitsglocken kommen läßt. Es verstimmt, daß das Unvermeidliche erst in extremis geschieht; wenn erst fünf Minuten vor der projectirten Trauung Beate durch das noch immer nicht beschriebene Albumblatt erfährt, daß Holmé Herz Eveline gehört, so wirft dies einen unangenehmen Schatten auf Holm; er wird antipathisch, ja, wir erfahren sogar aus den Kritiken, daß man sich über ihn entrüstet, und er verdient es eigentlich nicht. Es ist beklagenswerth, aber nicht geradezu unmenschlich, daß nach künftighin der Anwesenheit, welche auf beiden Seiten die Charaktere wesentlich verändert hat, der reine Accord zweier gleichgestimmten Seelen durch einen mißtönenden Ton zum Mißklang wird, daß der Vorwurf der Bauelemüthigkeit darf Holm gemacht werden; er hat sich und Beaten getäuscht. Nach der langjährigen Entfernung steht er ihr objectiver gegenüber, und als nun gar „die Rechte" kommt, erkennt er seinen Irrthum. Nun ist's aber allerdings die höchste Zeit, den unseligen Irrthum so schnell und so anständig wie möglich zu beseitigen; und daß er damit zaudert, unentschlossen zwischen „Liebe" und „Pflicht" hin und her taumelt und wartet, bis die Hochzeitsgäste geklommt sind — das ist unverzeihlich, das bringt ihn um die Theilnahme des Zuschauers, das schädigt die Wirkung des ganzen Stücks. Im Roman läßt sich das allenfalls noch machen, da hat der Autor zunächst freien Spielraum, um mit aller Gründlichkeit und Breite diejenigen Motive auszuführen, welche das Zagen seines Helden bedingen. Und ferner und hauptsächlich ist die Wirkung des geschriebenen Wortes auf den Leser eine viel mildere, als das vergegenständlichte Wort der Bühne auf das Publicum. Es ist ein schlimmes Ding, wenn dem Zuschauer von der Bühne aus unangenehme Perspectiven eröffnet werden. Er hat die Leute, welche ihm diesen schlechten Dienst erweisen, greifbar vor sich und er rächt sich an ihnen. Wenn ich lese, daß ein Mädchen, welches mit ihrem Bräutigam zum Altar schreiten will, im letzten Augenblick den Myrthenkranz von Haupte nimmt und ihn einer andern auffetzt, so kann mich das sogar rühren. Sehe ich die Scene aber, sehe ich die Braut im züchtigen weißen Kleide mit dem Schleier, mit dem Schleier leidhaftig vor mir, sehe ich den Bräutigam und die Hochzeitsgäste im Parenthese: ich hätte mir andere geladen, als die, welche sich im Schauspielhause vor mir sah), höre ich die Glocken wirklich läuten, dann wirft die Sache ganz anders, — dann schaue ich zum Bräutigam herüber und ärgere mich über sein Gesicht, dann bewundere ich nicht den rührenden Heroismus der Braut, sondern verabscheue die Feigheit des Bräutigams, der diese peinliche Scene verschuldet hat. Und dann drängen sich ganz von selbst die dummen nüchternen Fragen auf: wird sie nun ihr Kleid wieder anziehen? was werden die Leute dazu sagen? und was wird der gute Pfarrer, der in der Sacristei wartet, anfangen? und was wird aus dem Beaten? Und mitten in diese thörichte Reflexionen fällt der Vorhang zum Schluß des Stückes.

Gutzlow ist genöthigt gewesen, um das zu leichte Fahrzeug auf Wasser zu halten, viel Ballast an Bord zu nehmen. Um sa Beaten die unbegreifliche Verwirrung entstehen zu lassen, daß Holm ihre Schwester und daß diese Holm liebt, hat auch Tony ein liebendes Herz erhalten; und dazu gehört dann wieder der erforderliche Gefährte, der in der recht nüchternen Gestalt von Eveliens Bruder erscheint. Für Beate, welche ihren Bräutigam freigiebt, hat ein anderer Freier gefunden werden müssen; es ist ein braver Oekonomierath in den besten Jahren. Ich lasse mir nicht ausreden, daß Beate ihr Brautkleid in einigen Tagen erfolgreicher beanhen wird, um sich dem liebenswürdigen Mann zu vermählen. Und auf diese Weise bekommen wir zum Schluß drei Paare — eine Ueberfülle, die sich selbst meines Freundes Beaebig ehrfürchterliche Muse nur an Festtagen gestattet; man ist einmal an das alte Exempel: $2 \times 2 = 4$ zum Schluß eines Lustspiels gewöhnt und verstelgt sich nicht gern höher im Bühnen-Einmaleins, zum $2 \times 3 = 6$.

Ein Franzose, der die Bühnentechnik beherrscht, würde auf dem Gutzkow'schen Vorwurf ein geistsprühendes kleines Proverbe, wenn's hoch käme, ein Lustspiel in zwei Acten gemacht haben. Daß der deutsche Dichter denselben zu einem fünfactigen Schauspiel ausarbeitet, das ist's, was den Erfolg des viel Vorrefflichen enthaltenden Stückes verkümmert. Vor allem verdient der sorglästige, oft geistvolle und nie triviale Dialog volles Lob.

Ueber die Darstellung will ich nicht speciell sprechen; einige allgemeine Bemerkungen werden dies motiviren. Es giebt kein alberneres gestügeltes Wort als das von Destouches:

„La critique est aisée ot l'art est difficile."

Die Kritik ist ganz im Gegentheil ein recht saures und schwieriges Ding. Die Kritiker eines Schauspiels z. B. steht gewissen festen Thatsachen, gegebenen Verhältnissen gegenüber, an denen er nichts ändern kann und woan er sich die Finger nahm schreibt. Was will er anfangen einem Künstler gegenüber, dessen ganze Richtung ihm die falsche zu sein scheint, den er nach seiner Ueberzeugung tadeln muß, wean dieser Künstler durch einen Contract mit der Direction, durch die Gunst oder Gebuld des Publicums gedeckt wird, wenn dieser Künstler seit Jahren in der falschen Richtung vorschreitet. Der Recensent, der sich einbildet, daß er auf die Beschlüsse der Directionen irgend welchen Einfluß ausüben, daß er einen Theil des Publicums umstimmen oder gar den Künstler reformiren könne, muß noch ganz ungewöhnlich ung und von benedenswerther Naivetät sein. Was soll nun der Kritiker in diesem Dilemma beginnen, wean ihm seine Ueberzeugung sagt: hier sollst du durch besonnenen Tadel zu ändern, vielleicht zu bessern suchen; und wenn ihm gleichzeitig die Vernunft sagt: hier wirst du nichts ausrichten, wirst gar nichts ändern, es bleibt beim Alten! Soll er eine daffelbe Klagelied anstimmen, jedesmal dieselben Fehler rügen, zum Ueberdruß auf dieselben Verkehrtheiten aufmerksam machen? Das würde keinen anderen Zweck haben, als dem gerügten Künstler mit einer gewissen Regelmäßigkeit einige unangenehme Stunden zu bereiten; und das scheint mir nicht gerade der Zweck der Kritik zu sein. Es ist mißlich und verstimmend, sich sagen zu müssen: wenn du so schreibst, wie du zu schreiben für richtig hältst, so verliebst du einem ordentlichen Menschen, der nichts weiter begeht, als daß er dir nicht gefällt, das Dasein; und so brachetere beine Stimme ist, um so größer die Verantwortlichkeit, um so drückender das sentimentale Nebenbedenken: mit diesen herben Worten trägst du vielleicht dazu bei, die Existenz eines Menschen zu verderben. Da wo man nicht bessern kann, ist der herbe Tadel unangemessen; und wer nicht geradezu wider seine Ueberzeugung schreiben will, der drückt sich am besten um die unangenehme und „überflüssige Nothwendigkeit" zu tadeln mit einigen allgemeinen Redensarten herum, die die Absicht des Schreibers errathen lassen, ohne den Recensirten zu verdrießen — oder man schweigt ganz.

So erklärt es sich, daß die Kritik mit der Zeit jeden Schauspieler, jede Schauspielerin — mögen sie auch noch so ungenießbar sein — acceptirt. Das Unabänderliche ist die Censur, der allgemach alle unangenehme Dinge streicht; und sie trägt das Unvermeidliche mit Würde.

„Ein ökonomischer Mensch trägt seinen Paletot auf, auch wenn ihm die Farbe nicht gefällt!" sagte mein weiser Hausherr und lieh mich, unlängst zu meinem Entsetzen und zum ungeheuren Gaudium meiner Mitschüler, als „grünen Heinrich" — ich weiß nicht, wie lange! — mit einem grasgrünen Rock herumlaufen. Ich gewöhnte mich in der That daran, trug ihn auf; ja ich darf verschwen, auch ich trug den Unvermeidlichen mit Würde. Ich werde mich ohne Zweifel mit der Zeit auch an dramatische grasgrüne Ueberröcke gewöhnen.

Nur in Einzelthriten darf sich die Kritik unter sothanen Umständen noch einer erspießlichen Wirksamkeit erfreuen. Und so wird mir Frau Erhartt, welche die Rolle der Beate in den einfachen Scenen reizend, in den pathetischen nicht immer nach meinem Geschmack spielte, vielleicht eine Bemerkung

Digitized by Google

gestatten. In der mit vielem dramatischen Feuer und berechtigtem Effect dargestellten Scene, in welcher Beate zu ihrem seligen Entzücken erfährt, daß Tony nicht in Holm, sondern in den unschädlichen Professor Steiner verliebt ist, gab Frau Erhartt die Intentionen des Dichters: „die Erschütterung von dem Wechsel ihrer Gefühle", das Weinen und Lachen mit hoher Kunst gar trefflich wieder. Die Darstellung wäre meisterlich gewesen, wenn dieser ergreifende dramatische Effect nicht gerade in der Mitte der Bühne vor dem Abgange erfolgt wäre. Nota: wenn starke Affecte, kurz vor dem Abgang des Darstellers, auf der Bühne veranschaulicht werden und ergreifend wirken sollen, so ist darauf zu achten, daß der Darsteller sich in diesen pathetischen Augenblicken nicht allzuweit von den Coulissen befinde, damit er sich schnell den Augen des Zuschauers entziehen könne und die volle Wirkung des Gesehenen nicht dadurch beeinträchtigt werde, daß das Auge des Zuschauers abschweife und dem abtretenden Darsteller auf dem immer sehr schwer zu durchschreitenden Raum der halben Bühnenbreite zu folgen genöthigt sei. Namentlich wenn der Abgang ein hastiger ist, muß der zu durchschreitende Raum möglichst knapp bemessen werden, weil viel hastige Schritte niemals ergreifend wirken können.

Man verzeihe diese schulmeisterliche Auseinandersetzung; ich würde sie ganz unterlassen haben, wenn ich bei der Gelegenheit nicht einmal bemerken wollte, daß viele unserer deutschen Schauspieler (incl. Regisseure) von dem, was man in der französischen Bühnentechnik „l'économie de la scène" nennt, von dem richtigen Vertheilen der Darstellung auf die richtigen Stellen der Bühne, gar keine Ahnung zu haben scheinen, daß man es als etwas Gleichgültiges oder Nebensächliches betrachtet, ob ein bestimmter Passus rechts oder links, vorn, in der Mitte oder hinten gesprochen, ob eine bestimmte Geste im Vorder- oder Hintergrunde gemacht, ein Effect am Souffleurkasten oder an der Seitencoulisse ausgeführt wird. Ich wollte hier an einem Beispiel zeigen, daß dies nicht so gleichgültig ist.

Herr Karlowa hatte als Holm einen vortrefflichen Moment: den Abschied im ersten Act. Mit vielem Andern konnte ich mich nicht befreunden, namentlich nicht mit dem Monolog am Schluß des dritten Actes. So spricht und geberdet sich niemals ein Naturforscher, unter keiner Bedingung. Herr Oberländer war durch seinen guten Humor, durch seine liebenswürdige, ansprechende Laune der rettende Engel des Stücks, der wahre Freudenbringer. Alle Anerkennung verdient auch Herr Krause, der sein reiches Talent leider hier in sehr kleiner Münze ausgeben muß. Frau Frieb-Blumauer war opferfreudig genug, unser Interesse für die unbedeutende Rolle der Frau Steiner zu erwecken. Herr v. Hoxar sagte die wenigen Worte, die er zu sagen hat, mit Anstand. Eveline wurde von Frl. Mayer gar nicht unverständig und die vom Dichter am besten bedachte Rolle der Tony von Frl. Wiehler dargestellt. Wenn sich über die letzteren nicht viel sagen läßt, so läßt sich über die Darstellung der „Gärtnerburschen" gar nichts sagen, es sei denn der Wunsch, daß diese Art von chargirter Darstellung womöglich gänzlich von den Theatern ersten Ranges ausgeschlossen werde. Vielleicht dürfen die Kunstpausen, welche durch das versäumte Auftreten der Künstler entstehen, ohne Schaden ebenfalls wegbleiben.

Auch diesmal lächelte mir das Glück. Der resoluteste Vertreter des handfesten Applauses saß wieder in meiner nächsten Nähe. Ich kann beschwören, daß er allen berechtigten Forderungen durch seine erstaunlichen Leistungen völlig entsprach. Mir gellten die Ohren, als ich das Schauspielhaus verließ.

Paul Lindau.

Notizen.

Die Eröffnung des Reichstages hat unter anderen Vortheilen gewöhnlich auch die gute Folge, daß das Publicum sich wieder mehr den inneren Angelegenheiten zuwendet und die deutsche Presse sich weniger kosmopolitisch verhält. Der Proceß Trochu wurde in der letzteren Zeit nach alter einheimischer Sitte einmal wieder bei uns verhandelt, als berührte die Frage, ob jener schönrednerische General die Exkaiserin verrathen habe oder nicht, unsere wichtigsten Interessen. Und doch kümmert uns die französische Regentin von 1870 mit oder ohne Crinoline noch viel weniger als Hekuba nebst ihrem altersschwachen Priamus. Die Franzosen können sich unseretwegen gegenseitig weiter anklagen, Verräther schimpfen, freisprechen oder verurtheilen; man kann doch für diesen Rattenkönig wechselseitiger Vorwürfe diesseits der Vogesen nur noch ein Gefühl mitleidiger Neugierde empfinden. Der größte Fehler jener unverbesserlichen Schreier ist, daß sie langweilig werden. Noch während des Krieges war ihre bodenlose naive Unwissenheit wenigstens amüsant. In diesen Tagen erzählte uns ein Officier, welch' eine Heiterkeit die ganze Compagnie erfaßte, als sie bei der Ankunft in der Gegend von Courcelles bemerkte, daß die Einheimischen sämmtliche Wegweiser umgedreht hatten, damit die Deutschen glauben sollten, sie müßten nach der entgegengesetzten Richtung marschiren. In den Wirthshäusern war dann die Verwunderung groß, wenn die deutschen Officiere ihre Karten ausbreiteten und die Franzosen auf ihre Bemerkung, so schöne Karten hätten sie nie gesehen, sich sagen lassen mußten, diese wären von ihrem eigenen Generalstabe aufgenommen! Solche naturwüchsige Ignoranz hatte doch ihren Humor. Seit wir sie aber gegen unseren Wunsch und Willen schlagen und ihnen zwei Provinzen wieder abnehmen mußten, laboriren sie an einer üblen Laune, die sich oft in den widerwärtigsten Rohheiten äußert. Im Pariser „Figaro" war vorige Woche zu lesen, wie ein Fremder in dem Café neben dem Theater Folies-Bergère saß, und ruhig seine Cigarre rauchte, als ein Mann auf ihn zutrat und mit dem Ausrufe: „O, ich erkenne Sie wohl, mein feiner Herr, Sie sind der preußische Officier, der mich vor einem Jahre insultirt hat!" seinem vermeintlichen Beleidiger mit der Faust in's Gesicht schlug. Es kam zu einem Handgemenge. Man trennte die Beiden, und es stellte sich heraus, daß der Fremde ein englischer Arzt war, der sich während des Krieges für die französischen Verwundeten wahrhaft aufgeopfert hatte! Solche Scenen sind in Paris nicht selten. Auch ein Schweizer, der für einen Deutschen gehalten wurde, entging dort vor Kurzem nur mit genauer Noth der ärgsten Mißhandlung. Viel Milch frommer Denkungsart steckte niemals in den Franzosen. Aber auch das Wenige, was davon vorhanden, ist in Gährung übergegangen und zu erbostem Drachengift geworden, weil es ihnen nicht gelungen ist, uns bei nächtlichem Ueberfall ein Stück Land, etwa von der Grenze bis über Mainz hinaus, wegzunehmen, wie sie nach Königgrätz in unsterblicher Dummheit das bescheidene Begehren darnach in Berlin officiell ausgedrückt hatten! Um sich zu rächen, haben sie soeben eine Sammlung von Supplicanten-Briefen herausgegeben, welche arme Schlucker niederen und höheren Standes an den Kaiser Napoleon gerichtet hatten. Die Lectüre ist allerdings gar nicht angenehm und muß als ein Beitrag zum menschlichen Mangel an Charakter und Selbstachtung ertragen werden. Wie gerechtfertigt erscheint jetzt die Dienstmagd eines hiesigen Beamten, die oft gescholten war, weil sie wohlgekleidete Almosen-Petenten hereingelassen hatte, und eines Tages, als sich ein mit mehreren Ordensbändern gezierter Herr von etwas ausländischem Ansehen melden ließ, verlegen in die Stube trat und sagte: „Es ist jemand draußen, ich weiß nicht, ob ich ihn einlassen darf; er sieht wie ein vornehmer Bettler aus!" .... Das schmähliche Buch: Deutschland in den Tuilerien, 1850—1870, beweist, daß eine solche Kategorie wirklich existirt. Auch ist doch mehr Politik in dem Buche, als vertuschende Analysen glauben machen möchten. Man muß sich schon darein ergeben, daß es unter achtundvierzig Millionen Deutschen einige Hundert Lumpe gab, deren nach Paris geschickte Bettelbriefe verrathen, daß sie von der Sparsamkeit der inländischen Souveräne überzeugt sein mochten. Es war ein schimpfliches Symptom, neben manchen anderen, der früheren zerrissenen Epoche, an deren Auswüchse eine spätere, seit der Gründung des deutschen Reiches emporgewachsene Generation kaum wird glauben wollen.

***

Es liegen uns zahlreiche literarische Novitäten zur Besprechung vor, von welchen wir einige — immer unter dem Vorbehalt, einzelne Werke später noch eingehend zu besprechen — vorläufig hier kurz erwähnen wollen. Hermann Hettners „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" in drei Theilen (6 Bänden) ist in neuer Auflage bei Fr. Vieweg und Sohn in Braunschweig erschienen; der erste und zweite Theil (England und Frankreich) in dritter, der dritte Theil (Deutschland in vier Bänden) in zweiter Auflage. — Im Verlage von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung in Berlin) erscheinen jetzt die gesammelten Werke des liebenswürdigsten der lebenden Schriftsteller, Paul Heyse. Die neuerdings ausgegebenen Bände II. und IV. enthalten einen Theil der Novellen in Versen (Urica, Idyllen von Sorrent, die Furie 2c. 2c.) und einen Theil der Novellen in Prosa (L'Arrabbiata, Unheilbar 2c. 2c.). In demselben Verlage: Novellen von Marie von Olfers, von denen einige bei ihrem ersten Erscheinen in Rodenbergs „Salon" gerechtes Aufsehen gemacht haben, und Lothar, ein Gedicht in zehn Gesängen von Adolf Friedrich von Schack. — Edmund Hoefers neuester Roman (Breslau, bei Ed. Trewendt) führt den Titel: „Unter fliegenden Fahnen". Wilhelm Herbst hat ein Lebensbild „Johann Heinrich Voß" geschrieben, welches von B. G. Teubner in Leipzig veröffentlicht wird. — Aus Richard Rothes handschriftlichem Nachlaß sind geistvolle Aphorismen unter dem Titel „Stille Stunden" im Verlage von Hermann Koelling in Wittenberg erschienen. — Das neueste Werk der Meyer'schen Reisehandbücher ist: „Ober-Italien" von Gsell-Fels (Hildburghausen, Bibliographisches Institut.) Der Verfasser hat bereits über Rom ein sehr werthvolles Reisehandbuch veröffentlicht.

Digitized by Google

Inserate.

Beginn des neuen Quartals!
Beste Zeit zum Abonnement!

Wöchentlich 16 Sgr. Vierteljährlich 1 Rthlr.

Daheim.

Illustrirte Wochenschrift.

Die soeben erschienene Nr. 27 enthält:

Die Arbeiter. Novelle von Ernst Wichert. — Der Aschberre-Prozeß. — Denis, da kommen sie! Von Adolf Müller. Mit Originalzeichnung von C. Kröner. — Am Familientische: Junges Deutschland. Zu dem Bilde von Grützenwald. — An einem Berliner Stammtisch. — Frühreife Kinder in den vereinigten Staaten. — Seine deutsche Herberge in London — Kleine Leiden der Liebhaberein und Kuriositäten. Mit 7 Illustrationen.

Zu Bestellungen empfiehlt sich:

Soeben erschien in G. Langenscheidt's Verlagsbuchhandlung in Berlin, Hallesche Straße 17:

Kurzgefaßtes
Wörterbuch der Haupt-Schwierigkeiten
der
deutschen Sprache.
Von
Dr. Daniel Sanders.

Preis	Preis
2 Mark.	20 Sgr.

Der hochverdiente Herr Verfasser bietet mit diesem Werke dem deutschen Volke ein billiges und darum Jedermann zugängliches Buch, das — in wissenschaftlichem Geiste und doch in allgemein verständlicher Form — die vielfachen, im mündlichen wie schriftlichen Verkehr sich darbietenden sprachlichen Schwierigkeiten Dem hinwegräumt, der sich nur die leichte Mühe geben will, im Falle der Verlegenheit nachzuschlagen. — Welcher gebildete Deutsche könnte wohl sagen, daß er eines solchen Buches nicht bedürfe? — und wer anders möchte zur Lösung der gestellten Aufgabe mehr berufen sein, als der gefeierte Verfasser des größten und bedeutendsten vollständigen Wörterbuches, das wir besitzen?

Verlag von **Julius Springer** in **Berlin**, Monbijouplatz 3.

Die Reform des Geldwesens.

Von
Adolph Samter.

Inhalt: I. Das jetzige Geldsystem. § 1. Die Stellung des Kapitals in der Volkswirthschaft. § 2. Die Geldmächte, das Creditwesen und das Creditgeld. II. Statuirung eines neuen Geldsystems. § 3 Feststellung des Geldprincips. § 4. Fortführung des Geldprincips auf ein neues Geldsystem. III. Die wirthschaftliche und sociale Folge der Geldreform.

Der Verfasser betrachtet die Reform des Geldwesens als eine unerläßliche Voraussetzung zur Lösung der socialen Frage, und begegnet sich in seinem Anschauungen mit der Nothwendigkeit, dem Mangel der Banknotenemission ein Ende zu machen, nicht nur mit den wirthschaftlichen Autoritäten John Stuart Mill und H. C. Carey, sondern auch in seiner Auffassung der gegenwärtigen Geldwirthschaft mit den Ansichten eines Hartmann und Büchner. — Die gewaltige Bewegung, welche sich gegenwärtig auf dem Kapitalsmarkt unseres Vaterlandes vollzieht, läßt das Wirken des Kapitals deutlicher als je hervortreten. Die von dem Verfasser gelieferte Kritik der Kapitals-Geldverschaft findet somit gegenwärtig eine scharfe thatsächliche Begründung.

Bei dem Quartalwechsel wird die in Darmstadt erscheinende

Allgemeine Militair-Zeitung,

redigirt von dem Grossherzogl. Hess. Prem.-Lieut. Zernin, zu neuem Abonnement empfohlen. Das in seinem 47. Jahrgang stehende Blatt erscheint wöchentlich in einer Nummer von 2½—3 Druckbogen a) **Hauptblatt**, b) **Literatur-Blatt**, c) **Personal-Anzeiger des deutschen Reichsheeres**, welche bei dem Abonnement auf der Post getrennt, im Buchhandel zusammen versandt werden.

Einige der letzten Aufsätze des Hauptblattes waren: **Marschall Bazaine und die Capitulation von Metz** von H. von Hanncken, k. preuss. Generallieutenant. — **Bemerkungen zu dem Aufsatz: Der Krieg von 1870/71 in Strefleurs Zeitschrift**, 12. Jahrgang, zusammengestellt auf Befehl des commandirenden Generals des Garde-Corps, Sr. Königl. Hoh. des Prinzen August von Württemberg. — **Vorträge aus der Kriegsgeschichte von Elsass-Lothringen**, von L. v. Mauch, kgl. württemb. Oberst — **Militairwissenschaftliche Bildung.** (Ein Selbstgespräch.) — **Die kartographische Ausstattung militärwissenschaftlicher Werke** (von Major D. in London). — **Reisebilder aus dem Westen** (Westindien, Mexiko) von einem deutschen Offizier. — **Militärische Briefe aus Elsass-Lothringen.** — **Biographien der gefallenen Mitarbeiter der Allg. Millt-Zeitung** etc.

Das Literatur-Blatt brachte u. a. Kritiken folgender Werke: Die Kriegsoperationen von Major **Blume**. Die Operationen der Süd-Armee von Oberst Graf **Wartensleben**. Aus meinem Tagebuch von L. v **Wittich**. General Frhr. von Manteuffel und seine Gegner. Armée du Rhin par le Colonel **de Montluisant**. Rapport sur les opérations du 2 corps par le général **Frossard**. Cenni storici sui preliminari della guerra de 1866 del capitano Chiala, sodann Auszüge aus der Militair-Journalistik des Auslandes, Biographien etc. etc.

Der Personal-Anzeiger des deutschen Reichsheeres enthält Personal-Veränderungen des deutschen Reichsheeres und Ordensverleihung-n an deutsche Offiziere, welche der Redaction von Seiten mehrerer hohen Militairbehörden des k. bairischen, k. sächsischen, k. württembergischen etc. Kriegsministeriums, ebenso auch direct deren Militair-Verordnungsblätter, theils durch handschriftliche Mittheilung zugehen.

Man abonnirt bei allen Postanstalten und Buchhandlungen auf die „Allgemeine Militair-Zeitung" (incl. Literaturblatt und Personal-Anzeiger) mit 8 Thlr. pr. Jahrgang: ersteres nehmen nur ganzjährige Bestellung — letztere auch Aufträge für das 2.—4. Quartal 1872 zu 6 Thlr an. Der „Personal-Anzeiger" ist auch allein zu beziehen und kostet pro Jahrgang 2½ Thlr. **Probenummern** werden auf gefl. Verlangen von der Expedition umgehend franco übersandt.

Einladung zum Abonnement auf das dritte Quartal
der

Deutschen Roman-Zeitung 1872,

(April bis Juli).

Nächstdem ein Heft von 5 großen Bogen. Die neuesten und besten deutschen Romane erhält man für den in Leihbibliotheken üblichen Leihpreis zu einem Jährlich 10—12 Romane nebst Feuilleton, red. v. Robert Schweichel. Preis vierteljährlich 2 Thaler.

Bisheriger Inhalt: Das Findelhaus, von Baldwin Möllhausen. — Krieg und Friede von Gustav vom Ende. — Der Fels von Erz, von A. G. Brachvogel u. a.

Für 1 Thaler bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag von Otto Janke in Berlin, Anhaltstraße 11.

Verlag von Heyder und Zimmer in Frankfurt am Main.

Schriften zur allgemeinen Bildung.

Döderlein, Dr. L. Oeffentliche Reden. 2 Thlr.
Kriegk, G. L. Geschichte von Frankfurt a. M. in ausgewählten Darstellungen. 2 Thlr. 20 Ngr.
Lasker als deutscher Klassiker in einer Auswahl seiner kleineren Schriften. 27 Ngr
Menzel, W., Kritik des modernen Zeitbewußtseins. 1½ Thlr.
Poppenheut, J. K. Briefwechsel mit J. M. Sailer und Diepenbrock. 20 Ngr.
Poppenheut, J. K. Das Gewissen. Eine Betrachtung. 2. Aufl. 10 Ngr.
Poppenheut, J. K. Sammlung vermischter Aufsätze: Theologie der Zukunft. Zum kirchlichen Frieden. Die religiöse Bewegung der Gegenwart.) 12½ Ngr.
Pfaff, Prof. Dr. Fr. Schöpfungsgeschichte. Mit Holzschn. 1 Thlr.
Pfaff, Prof. Dr. Fr. die neuesten Forschungen und Theorien auf dem Gebiete der Schöpfungsgeschichte. Mit Holzschnitten 20 Ngr.
Roumer, Dr. K. d. Vom deutschen Geiste. 20 Ngr.
Roumer, Dr. K. d. gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften. 2 Thlr. 10 Ngr.
Reuscle. C. G., Kepler und die Astronomie. Zum 300jährigen Jubiläum von Keplers Geburt am 27. Dezember 1571. 1 Thlr.
Roth, Dr. Fr. W. E. Sammlung etlicher Vorträge über Thucydides und Tacitus. Ueber den Nutzen der Geschichte. Ueber die fortdauernde Abhängigkeit unserer Bildung von der klassischen des Griechenthums &c. 1 Thlr.
Schuld, Dr. H., die Offenbarungsreligion auf ihrer vorchristlichen Entwicklungsstufe. 2 Bde. 4½ Thlr.
Schuld, Dr. H., zu den kirchlichen Fragen der Gegenwart. Sechs Reden. ½ Thlr.
Thiersch, Dr. H. Griechenlands Schicksale. 15 Ngr.
Thiersch, Dr. H. Griechenlands Schicksale. 15 Ngr.
Bilmar, A. F. C. Ueber Göthes Tasso. 12 Ngr.
Biedermann, Ph. Exegetische deutscher Dichtung und Weisheit im 13. Jahrhundert. 3. Aufl. 1½ Thlr.
Wackernagel, Ph. Trostreiniamkeit in Liedern. 4. Aufl. mit Melodien. 1 Thlr.
Zöckler, Dr. O., die Augsburgische Confession als Lehrgrundlage der deutschen Reformationskirche. 1 Thlr. 20 Ngr.

☞ Letztere Schrift ist einem Jeden zu empfehlen, welcher ein Bedürfniß fühlt, sich über die Grundwahrheiten unserer evangel. Kirche gründlich zu belehren.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stille in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 20. April 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Deutsche Briefe über Staat und Kirche von Blumtschli. Was heißt christlicher Staat? — Deutschland in den Tuilerien von Paul Lindau. — Milliarden und Millionen von Adolf Ebeling. — Literatur und Kunst: Symptome des Verfalls im Künstler- und Gelehrtenthum von E. v. Hartmann. — Die Mundart als Kunstmittel und die deutsche Schriftsprache von Klaus Groth. — Der neue Tannhäuser von Siegfried Samosch. — Aus der Hauptstadt: Das Kaffeedorf. Nach den Notizen eines in Berlin reisenden Berliners von Julius Stettenheim. — Dramatische Aufführungen. „Der Bastard" von Touroude. Kritische Besprechung von P. L. — Notizen. — Inserate.

Deutsche Briefe über Staat und Kirche.

Von Blumtschli.

Was heißt christlicher Staat?

Der „christliche Staat" ist zu einem conservativen Schlagwort geworden. Der selige Stahl hat den Liberalen bei jedem Anlaß den Vorwurf gemacht, sie wollen den christlichen Staat zerstören oder, anders ausgedrückt, sie wollen den Staat entchristlichen. Was bedeutet dieser Vorwurf? Was heißt denn christlicher Staat?

Wenn von christlichen Dingen die Rede ist, so dürfen wir nicht bloß, wir sollen an Christus denken, den Stifter und die höchste Erscheinung der christlichen Religion. Als Jesus lebte, gab es nur Einen Staat von Bedeutung, dem er selber und dem alle Apostel und die ersten Christengemeinden unterthan waren: den großen römischen Weltstaat. Wenn in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche von Staat die Rede ist, und von obrigkeitlicher Gewalt, so ist immer das römische Reich und ist die Regierung des römischen Kaisers gemeint.

Freilich ertrug ein großer Theil des jüdischen Volkes die Römerherrschaft nur widerwillig. Die Erinnerung an den alten heiligen Staat Jehovahs war nicht erloschen und sehnsüchtige Erwartung, daß aus dem Stamme Davids ein Messias erstehen, der das Volk Israel von den Römern befreien und ein neues Gottesreich siegreich begründen werde, war damals noch unter Juden und Christen in voller Glaubensstärke lebendig. Auch die Jünger Jesu waren von dieser Messiasidee begeistert und ihre Hoffnungen waren auf einen theokratischen Staat gerichtet, in welchem Christus als König auf dem Throne sitze, und sie ihm zur Seite als oberste Würdenträger des Reichs. Ist etwa das das Ideal des christlichen Staates?

Jesus bezog die Messiasidee auf seine Person, aber er bildete sie um, und reinigte zugleich die Vorstellungen seiner Jünger von all' dem Beiwerk einer angestrebten Staatsmacht und Staatshoheit. Das „Himmelreich", zu dem er die Menschen einlud, war keine Rechtsordnung und kein Staatengebilde. Es zeigte sich nicht in „äußeren Geberden", nicht in obrigkeitlichen Institutionen. Es war vielmehr eine Gesinnungsgemeinschaft der Seelen mit Gott und eine religiöse Hingebung der Seelen an Gott. Alle andern Religionsstifter haben zugleich das religiöse und das politische Leben zu bestimmen gesucht. Christus allein hat mit energischer Schroffheit sich jeder Einwirkung auf den Staat und die Politik enthalten und ausschließlich das religiöse und moralische Leben zu reinigen und zu heiligen unternommen. Wir wissen nicht, wie er über die Staatsverfassung dachte, er sprach niemals ein Staatsgesetz aus. Er verhielt sich durchaus abweisend gegen alle Zumuthungen, die eine politische Richtung hatten und ihm die Reform des Staates nahe legten. Wie eine böswillige Zumuthung lehnte er die verfängliche Frage der Pharisäer ab, ob man den Römern Steuer zahlen solle, und ermahnte sie, „dem (heidnischen) Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, wie Gott, was Gottes ist." In keiner Weise hat er die Empörung der Juden wider den Kaiser empfohlen oder vorbereitet. Seinen jüdischen Verfolgern, die ihn „als Feind des Kaisers" anschwärzten, erwiederte der kaiserliche Statthalter getrost: „Ich finde keine Schuld an ihm." Durch sein ganzes Leben und bis zum Tode am Kreuze erwies er sich dem Kaiser und dem römischen Staate gehorsam. Der römische Staat aber war keine Theokratie, wie der untergegangene Judenstaat, er war ein europäischer Volksstaat. Der Kaiser leitete seine Gewalt nicht von Gott, sondern von dem römischen Volke ab.

In den Augen eines fanatischen Juden war dieser heidnische Kaiserstaat ein Gräuel, in den Augen von Christus war er die bestehende „Ordnung der Welt", grundverschieden zwar von seinem idealen Gottesreiche, das kein Staat war noch sein sollte, aber berechtigt, das Schwert der Gewalt zu führen und Gehorsam für seine Gesetze zu fordern.

Ebenso bezog sich das viel berufene Wort von Paulus: „Jedermann sei unterthan der obrigkeitlichen Gewalt; denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott; die bestehenden Obrigkeiten aber sind von Gott geordnet" — nicht auf die jüdische Theokratie, noch auf das künftige Messiasreich, sondern wieder auf den damaligen heidnischen Römerstaat und die kaiserliche Obrigkeit. Paulus hat durch seinen an die judenchristliche Gemeinde zu Rom gerichteten Römerbrief die theokratischen Vorurtheile in derselben bekämpft, nicht unterstützt. Er hat seinen jüdischen Landsleuten, welche geneigt waren, in dem römischen Kaiser einen feindlichen Usurpator zu sehen und sich der römischen von Heiden geübten Herrschaft im Namen ihrer Religion und ihres Gottes zu entziehen, erklärt: Das dürft ihr nicht, denn auch der heidnische Staat und die heidnische Obrigkeit ruhen im tiefsten Grunde auf der göttlichen Weltordnung und Weltleitung. Er hat die engen Begriffe eines jüdischen Glaubensstaats im Dienste Jehovahs durchbrochen und durch die höhere Idee ersetzt, daß der Staat überhaupt und daß auch der menschliche Römerstaat von Gott gewollt und dem religiösen Gefühle heilig seien.

Die spätere christliche Theologie hat die wahre Meinung von Paulus geradezu umgedreht und auf den Kopf gestellt und die Paulinische Mahnung im Sinne der rechtgläubigen Theokratie ausgelegt, welche Paulus widerlegen und berichtigen wollte.

Digitized by Google

Christus selber also und die Apostel wußten nichts von einem specifisch christlichen Staate und wollten nichts davon wissen. Sie wiesen die ganze Vorstellung eines ausschließlich christlichen Staates als gefährlich für die Religion wie für die Staatsordnung zurück.

Die Idee eines christlichen Staates ist erst Jahrhunderte später möglich geworden, als der ursprünglich heidnische Römerstaat die christliche Religion zur Staatsreligion erhob und nun die Mischung vollzog, welche die Menschheit während anderthalb Jahrtausenden in Verwirrung brachte.

Im Mittelalter galt die Kirche als der höhere vollkommene christliche Staat, der weltliche Laienstaat als der niedere, rohere Leibesstaat, welcher der Leitung der Kirche bedürfe und an dieselbe gebunden sei. Die Theologen und die Richter betrachteten das als die folgerichtige Darstellung der Civitas Dei, des christlichen Reiches. Deshalb konnten nur rechtgläubige Christen staatsbürgerliche Rechte haben, nur sie öffentliche Aemter ausüben.

Zwar war die antike und ursprünglich christliche Wahrheit, welche den Staat als Menschenrecht verstand und auf die Volksnatur gründete, auch im Mittelalter nie völlig untergegangen. Aber erst die moderne Staatenbildung unserer Zeit hat diese Wahrheit wieder voller erkannt und nachdrücklich behauptet.

Wenn man den christlichen Staat als Theokratie versteht, so ist also diese Vorstellung weder mit der christlichen Religion noch mit dem heutigen Staatsrecht vereinbar. Vergeblich hat es die heilige Allianz in einer restaurativen Zeitströmung versucht, die mittelalterlich-theokratische Vorstellung des christlichen Staates in einer neuen Gestalt herzustellen, indem sie „Jesus Christus als den wahren Eigenthümer der souveränen Staatsgewalt“ und die einzelnen Monarchen als dessen „delegirte Stellvertreter“ bezeichnet hat. Der Gedanke war im Widerspruch mit dem Leben und der Lehre von Christus, der keinen Staat gründen und keinen Staat regieren wollte, weder bei seinen Lebzeiten und weniger noch nach seinem Tode. Der Papst protestirte dagegen im Namen der katholischen Kirche und der päpstlichen Ansprüche auf die wahre Stellvertretung Christi. England lehnte den Beitritt ab im Namen der Volksfreiheit und der modernen Staatsverfassung. Die gesammte politische Bildung von Westeuropa empörte sich gegen einen Gedanken, der nur noch in dem wenig civilisirten Rußland annehmbar erschien. Die heilige Allianz, von Anfang an eine restaurative Fiction, löste sich bald auf, von der harten Wirklichkeit zerrieben.

Das christliche Dogma hat mit der Staatsverfassung und den Staatsgesetzen Nichts zu schaffen.

In einer etwas gemäßigteren Form hat es später Stahl versucht, seine politischen Freunde um das Banner des christlichen Staates zu schaaren. Als das Wesen desselben giebt Stahl an: (Parteien in Staat und Kirche.) „Ausschließliches öffentliches Ansehen und öffentlichen Schutz der christlichen Kirche, christliches Eherecht, christliche Volkserziehung und Verwaltung der christlichen Schule durch die christliche Kirche (!), Erforderniß des christlichen Glaubensbekenntnisses für die öffentlichen Aemter und für die Theilnahme an der Landesvertretung.“

Auch dieser Stahl'sche Begriff des christlichen Staates ist im Widerspruch mit der Entwicklung der Staatswissenschaft sowohl als mit dem heutigen Verfassungsrecht. Die preußische Verfassung und das deutsche Reich haben die Fessel eines bestimmten „Glaubensbekenntnisses“ für die Mitglieder der Volksvertretung und für die Träger öffentlichen Aemter als veraltetes Unrecht abgestreift. Auch ein Jude und ein Freidenker können alle Staatspflichten in vollem Maße erfüllen, des Rechtes kundig und sogar trefliche Politiker sein. Weshalb sollte der Staat auf ihre Dienste verzichten? Die Tauglichkeit im Staate steigt durchaus nicht nach Verhältniß der kirchlichen Gläubigkeit. Wenn eine Zeit lang auch in Preußen bei Anstellungen ein fleißiger Kirchenbesuch und ein Prunken mit rechtgläubiger Frömmigkeit als Empfehlungen schwer ins Gewicht fielen, so war das ein für den Staat selber sehr gefährlicher Irrthum und wurden nicht selten ausgezeichnete Männer zum Schaden des Staates zurückgesetzt und verdrängt und Heuchler und Strohköpfe befördert.

Der moderne Staat ist daher kein christlicher Staat mehr im Sinne der Theokratie des Mittelalters noch im Sinne der Bevorzugung der Bekenntnißgläubigen und der Unterdrückung oder Zurücksetzung der Nichtgläubigen. Der Grundsatz der Preußischen Verfassung Art. 12: „Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse“ ist heute gemeines Recht der ganzen civilisirten Welt, in Europa und in America.

Aber auch der moderne Staat darf heute noch ein christlicher Staat genannt werden in dem Sinne, daß damit die weltgeschichtliche Bedeutung des Christenthums für die heutigen europäischen Völker anerkannt und angedeutet wird, das Christenthum sei eine der Hauptwurzeln und Grundlagen unserer heutigen Gesittung und in dem Sinne, daß damit die Religion der größern Mehrheit des ganzen Volkes und die Anforderung an den Staat bezeichnet wird, daß er die christliche Moral und die christliche Sitte beachte und ehre.

In diesem Sinne pflegen auch die Nordamericaner, welche Staat und Kirche schärfer als wir trennen und in Recht und Staat von allen Glaubensbekenntnissen gänzlich absehen, die christliche Religion einen „Bestandtheil ihres gemeinen Rechts“ zu nennen und auch ihren Staat zu den christlichen Staaten zu rechnen. In demselben Sinne beachtet auch die Preußische Verfassung (Art. 16) die christliche Religion mit Vorliebe.

Indem der moderne Staat humaner geworden ist, als der halbbarbarische Staat des Mittelalters, ist er zugleich in diesem Sinne auch wahrhaft christlicher geworden als der nun überwundene christliche Confessionsstaat der vorigen Jahrhunderte.

Deutschland in den Tuilerien.

L'Allemagne aux Tuileries de 1850 à 1870. Collection de documents tirés du cabinet de l'Empereur, recueillis et analysés et par Henri Bordier*).

Bekanntlich hat die französische Regierung alle diejenigen in den Tuilerien aufgefundenen Papiere, von deren Veröffentlichung sie sich irgendwelche Vortheile versprach, durch den Druck den weitesten Kreisen zugänglich gemacht. Die neueste Veröffentlichung dieser Art ist das obengenannte Buch. Dasselbe ist schon vielfach der Gegenstand der Besprechung in den deutschen Blättern gewesen. Wenn auch hier die bemerkenswerthesten Data aus demselben mitgetheilt werden, so geschieht dies, weil die bis jetzt von der heimischen Presse gebrachten Auszüge ziemlich unvollständig waren und weil es wünschenswerth, zu nothwendig ist, daß der Inhalt dieser schmählichen Scandalschrift so vollständig wie möglich in unserm Vaterlande bekannt werde. So entehrend einige wenige der mitgetheilten Thatsachen für die betreffenden Individuen auch sind, so wenig wird die Ehrenhaftigkeit der deutschen Nation als solcher dadurch berührt. Daß unter den Millionen Deutschen einige verschämte und unverschämte Bettler, elende Schmeichler, lächerliche Ordensjäger, daß sich unter ihnen auch einige geradezu gemeine Subjecte befinden, welche Napoleon ihre Verächtlichkeit oder ihre Lächerlichkeit schriftlich geben — darüber wird sich Niemand wundern; das ist ebenso wenig charakteristisch für Deutschland, wie die Geburt eines Troppmann für die Gesinnungsart des Elsaß bezeichnend ist. Selbst die Sonne hat ihre Flecken. Auf die insolentesten Schlußfolgerungen, welche der Herausgeber der deutschen Schmachbriefe an seine saubere Veröffentlichung knüpft, werden wir noch zurückkommen; zunächst sollen die Thatsachen sprechen. Es ist gut und nützlich,

*) Paris. L. Beauvais 1872.

Digitized by Google

daß man weiß, wer die Herren gewesen sind, die sich an Napoleon gewandt und was sie von ihm verlangt haben. Die in dem Buche Genannten selbst bedürfen dieser Rechtfertigung, da ihre Schreiben zum großen Theil nichts anderes Compromittirendes enthalten als die Adresse an den Kaiser. Sowohl im Interesse dieser Unschuldigen wie in dem nationalen Interesse, das vaterlandslose Lumpenpack kennen zu lernen, ist die weiteste Publicität wünschenswerth.

Auf die 21 Jahre von 1850 bis 1870 kommen im Ganzen 1821 Briefe, also 86 bis 87 Briefe im Jahr; und unter diesen 86 bis 87 Briefen sind der bei weitem größte Theil durchaus harmlosen Inhalts. Viele enthalten Bitten um Autographen, um Photographien, viele sind einfache Begleitschreiben bei Uebersendung von allen möglichen Dingen, welche nach der Ansicht der Absender vielleicht Interesse oder Werth für den Kaiser haben, viele sind geradezu naiv-komisch und frei von jeder infamen Nebenabsicht. Von diesen sollen selbstverständlich hier nur wenige Proben angeführt werden; dagegen wollen wir keines der wirklich compromittirenden Schriftstücke unberücksichtigt lassen. Die alphabetische Reihenfolge und die Nummern, unter welchen die Schriftstücke im Originalwerke verzeichnet sind, sollen hier beibehalten bleiben.

2. Ludwig Abry in Helmstädt (Braunschweig), französischer Abkunft, nennt sich selbst einen halben Franzosen und findet daher „nichts Ungewöhnliches dabei, daß das französische Blut in ihm sich an die Seelengröße Sr. Majestät wendet." Er befindet sich in großer Geldverlegenheit und bittet um 80000 Thaler, um die Ausbeutung einer in's Stocken gerathenen Kohlengrube wiederaufzunehmen.

4. Rudolph Adams, Geschichtsmaler, Adolph Mühling, Besitzer des Grand Hôtel de Rome, Ludwig Krüger und andere Einwohner von Berlin überreichen dem Kaiser einen Briefbeschwerer, welcher aus Granatsplittern und Kugeln vom Düppeler Schlachtfelde zusammengesetzt ist, durch Vermittelung des Botschafters Talleyrand. Der Kaiser weist dieses Geschenk zurück, da demselben eine politische Bedeutung beigelegt werden könne und Frankreich in dem dänisch-deutschen Conflicte Neutralität beobachte.

8. Plato Ahrens, Zeichner in Hildburghausen, bittet um 8000 Thaler.

20. Andree, preußischer Artillerielieutenant, beglückwünscht den Kaiser wegen des glänzenden Ergebnisses des Plebiscits. Telegramm aus Hannover vom 15. Mai 1870.

21. Ein Bürger aus Anhalt (der französische Herausgeber hat den Namen, Stand und Wohnort des Betreffenden leider unterdrückt) benachrichtigt den Kaiser davon, daß ein infames Pamphlet, „die Liebschaften Napoleons III.", welches in London erschienen ist, in Deutschland verbreitet wird. Er wird der Verbreitung nach Kräften entgegentreten. Er bittet um Empfangsanzeige des Briefes. (1864.) Im Jahre darauf (1865) lenkt derselbe Ehrenmann die Aufmerksamkeit des Kaisers auf den „Kladderadatsch", der nicht aufhöre, Ihre Majestäten zu verspotten; gleichzeitig denuncirt er den Herzog von Anhalt, daß er einem seiner Unterthanen verboten habe, die Ehrenlegion zu tragen.

44. Anton Bachmaier, Kaufmann in Passau (Bayern), übersendet zwei Actien des Lloyd im Werthe von 2500 Franken, welche zu einer Stiftung zu Ehren des kaiserlichen Prinzen und im Interesse der Napoleonischen Dynastie verwendet werden sollen. Die Actien werden zurückgeschickt.

48. Dreißig hannoversche Flüchtlinge, Backhaus, Bernstorff, Blumberg u. s. w. beglückwünschen den Kaiser zu seinem Namenstage 1869. Sie versichern, daß sie nach ihrer Rückkehr in ihr Vaterland die Gastfreundschaft, welche sie in Frankreich gefunden haben, aller Orten laut verkünden werden.

76. E. Bauratz in Leipzig bittet um 5000 Franken, um ein Wochenblatt zur Verbreitung geistlicher Lieder zu begründen.

80. Dr. Wilhelm Becher in Dresden übersendet dem Kaiser die Geschichte der Moritzburg mit der lateinischen Widmung: „Da gegenwärtig der französische Gesandte sich nicht in Dresden aufhält, bin ich genöthigt, Dir, o unbesiegtester Kaiser, auf diesem Wege dieses Buch unverzüglich zugehen zu lassen!" (Tibi Caesar invictissime!)

89. Albert Beckmann, Journalist in Paris, bittet die Kaiserin, seine Heimatprovinz, Osnabrück, welche vom Typhus und der Hungersnoth heimgesucht sei, zu unterstützen; bittet den Dr. Conneau um eine gnädige Unterredung und überreicht demselben eine Broschüre „Wer ist Deutschlands wahrer Feind?" in welcher der Verfasser, Geheimrath Klopp, zum ersten Male klar die Wahrheit ausspricht: Deutschlands wahrer Feind ist nicht Frankreich, sondern Preußen. 23. September 1868.

90. Adolph Behrens in Berlin, Vorsitzender der Friedrich-Wilhelm-Victoria-Stiftung in Berlin, gratulirt zum Neujahr 1. Januar 1862, 1. Januar 1863, übersendet die Predigt des Dr. Landsberger zum Geburtstag des Königs von Preußen, 13. April 1865, einen Bericht über das Bankett zum Besten der preußischen Veteranen, sowie die an Bismarck gesandte Loyalitätsadresse, 10. Juli 1865, den Wortlaut des Toastes, den er auf Preußen, die Armee und den Grafen Bismarck gebracht hat, 3. September 1866, Glückwünsche gelegentlich des Attentats, 11. Juni 1867 — alles Das und doch keinen Orden!

112. Dr. Ed. B. . . . . schreibt: „Wenn die französische Regierung, dem Beispiele der anderen Cabinete folgend, beabsichtigt, sich des Journals . . . . . zu bedienen, um dem Auslande ihre innere Politik bekannt zu machen, so werden diese Mittheilungen mit Dankbarkeit und Discretion benutzt werden."

113. Baronin Eugenie von Beust bittet in einem zehn Seiten langen Briefe um ein Darlehn von 160000 fl., welches zur Unterstützung ihrer Verwandten dienen soll. (Wildschütz in Oesterreich, 31. Juni 1865.)

121. Leo Maximilian Billerbeck in Dortmund übersendet dem Kaiser 280 enthusiastische Verse „Napoleon der Große an seinen Neffen Louis Napoleon III."

145. Bölsche, geheimer Legationsrath des Herzogs von Braunschweig, Commissar bei der Ausstellung, bittet um das Kreuz der Ehrenlegion.

148. Louis Bolzau & Comp. in Lemgo übersenden dem Kaiser eine Cigarrenspitze, die er dankbar annimmt (Januar 1865), schreiben im Juni 1867 wieder an den Kaiser, erinnern an die Cigarrenspitze, erzählen, daß sie unglückliche Speculationen gemacht hätten und ersuchen ihn, den Sultan zu bitten, einige Kisten rohen Meerschaum ihnen zu schenken; am 21. December 1868 erinnern sie wieder an die Cigarrenspitze und bitten um Unterstützung.

155. Wilhelm Bornfeld in Barmen legt dem Kaiser, „dem größten Fürsten seiner Zeit", einen Band Gedichte zu Füßen, „tägliches Brod für Herz und Geist." 24. November 1864.

169. Ritter Karl Johann Braun, Redacteur des „Haus- und Familienbuches" in Wien, übersendet dem Kaiser einen historischen Roman „Napoleon II." (Juli 1860), bittet um eine Unterstützung (18. October 1860), erneuert die Bitte und beruft sich auf Friedrich Hebbel (1. November 1860), bittet um die Ehrenlegion (22. Juni 1864), bittet darum, den kaiserlichen Prinzen in der deutschen Sprache zu unterrichten (12. August 1864) u. s. w. u. s. w.

210. Buschmann, Professor in Berlin. Die bekannten Briefe. Buschmann erhält das Officierskreuz der Ehrenlegion und übersendet dem Kaiser das Manuscript des Kosmos.

219. Dr. C. G. Carus, erster Leibarzt des Königs von Sachsen, bittet um die Ehrenlegion.

229. Clemens, Artilleriehauptmann, übersendet Napoleon ein Kreuz der Ehrenlegion, welches zufällig in seine Hände gerathen sei und bittet ihn, darüber nach Gutdünken zu verfügen. Napoleon schickt es ihm zurück mit der Bemerkung, daß er jetzt der Besitzer des Kreuzes sei.

241. Cotta, Redacteur (?) in Hamburg, bittet um eine Unterstützung.

285. Dr. Diez-Fewinger übersendet eine von ihm redigirte Zeitung mit historischen Erinnerungen, betreffend Napoleon I.,

Digitized by Google

Napoleon II., Napoleon III., Napoleon IV. (sic!). Er bittet um die Genehmigung, die noch in seinen Händen befindlichen Erinnerungen drucken zu lassen und sie dem kaiserlichen Prinzen zu widmen; bittet ferner um eine Unterstützung für die Herstellung des Druckes, bittet ferner um einen Ehrensold für seine Ergebenheit für die kaiserliche Familie und eine Stelle in der kaiserlichen Bibliothek.

295. Professor Dr. Heinrich Döring in Jena bedankt sich in überschwänglicher Weise für eine Unterstützung von 600 Franken.

311. Drouet, Capellmeister des Großherzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, bittet um das Kreuz der Ehrenlegion.

335. Dr. Karl Eichholz in Wiesbaden richtet an den Kaiser vom 24. December 1864 bis zum 22. April 1870 etwa zwanzig Briefe, um ihm seiner Ergebenheit für die französische Dynastie zu versichern, mit dem Hinzufügen, daß er seit langer Zeit in Schrift und Wort für den Kaiser wirkt, und um eine Belohnung zu bitten. Einer der Briefe endigt mit den Worten: „Ich verdiene, Sire, Ihre Güte, weil ich außer allem Anderen einen ebenso begründeten Anspruch wie alle Diejenigen habe, welche Ew. Majestät mit Gnadenbezeugungen überhäuft hat: und das ist unbegrenzte eifrige Fürsorge, Hochachtung und Bewunderung für die Person Ew. Majestät. Ich bin mit aller erdenklichen Ehrfurcht u. s. w."

339. Baron F. von Eisendecher, früher Diplomat und württembergischer Officier, Bruder eines Gesandten am deutschen Bunde, bittet wiederholt in den allerunterthänigsten Ausdrücken um die Ehre, dem Kaiser dienen zu dürfen. Der letzte dieser Briefe datirt vom 20. Januar 1870. Der Briefsteller erklärt, daß er leider nicht reich genug sei, um sich in Paris niederzulassen, da er gewohnt sei, in der besten Gesellschaft zu verkehren; deshalb bittet er unterthänigst die Kaiserliche Majestät, ihn in Ihren Dienst zu nehmen.

344. Elsner, Journalist in Stuttgart, schreibt unter dem 18. April 1850 an den Prinzpräsidenten: „Sie sind, Prinz, was Ihr erlauchter Adoptivvater zu Beginn dieses Jahrhunderts war; aber Sie sind gleichzeitig der Napoleon des Friedens, der Civilisation, der Schild der Ordnung, auf welchen die von der Anarchie bedrohten Nationen voll Hoffnung und Vertrauen emporblicken."

350. Dr. Maximilian Enger in Köln richtet an den Kaiser lateinische Verse, überschrieben „Napoleon III. dem unbesiegten Kaiser der Franzosen". In dem Begleitschreiben vom 4. Januar 1867 heißt es unter Anderem: „Nach den Ereignissen des letzten Jahres ist kaum noch zu hoffen, daß die Rheinprovinzen von unserer gegenwärtigen Regierung irgend etwas zu erwarten haben. Ich würde mich daher glücklich schätzen, wenn Ew. Kaiserliche Majestät geruhen wollten, mir in Ihren Staaten eine Stelle, sei es in einer Bibliothek, sei es in einer öffentlichen Unterrichtsanstalt, zu verschaffen".

354. Eine adlige Dame bittet den Kaiser, ihren Bräutigam in den Adelsstand zu erheben.

371. Eine Dame in Köln, Falkenberg, bezeichnet sich als eine Tochter Napoleon I.

403. C. v. Forster, Literat in Berlin, bittet um das Kreuz der Ehrenlegion.

407. Heinrich Franck in Würzburg, „ein ganz armer Schlucker", wie er sich selbst nennt, verschert den Kaiser, daß ganz Deutschland sich Tag und Nacht fanatisch mit Sr. Majestät beschäftigt. „Sollte ich nicht", fährt er fort, „der ich der Fanatischste von Allen bin, vierzig Franken Gold verdienen?"

408. J. J. Franck in Mannheim bittet um ein Darlehn von 60 bis 75,000 Franken.

419. Ritter von Friedland, Conservator der Museen in Wien, ein Freund der Wittwe Heinrich Heines, bietet der französischen Regierung durch Vermittlung des Herzogs von Gramont verschiedene Schriften von Heine an: „Das Packet", so bemerkt der Botschafter, „enthält unter Anderen ein noch nicht veröffentlichtes Gedicht unter dem Titel „Napoleon III.", welches in einem sehr schlechten Geiste abgefaßt zu sein scheint; außerdem 67 Gedichte gegen den König von Preußen, endlich eine große Anzahl von Briefen zwischen Heine und Thiers, Guizot, Michel Chevalier, Michelet, Mignet u. s. w. Es ist anzunehmen, daß das Alles in einer der kaiserlichen Regierung feindlichen Gesinnung abgefaßt ist. Man forderte 30,000 Franken." 18. Februar 1868.

421. Stadtrath Friedrich in Stettin bietet dem Kaiser eine Pistole an (28. Juni 1856), bittet um eine Audienz, um dem Kaiser eine neue Erfindung zu zeigen (Februar 1858), bittet den Kaiser, ihm ein Patent zu kaufen (30. November 1858), bittet um eine Unterstützung (8. März 1859).

437. G..... Sprachlehrer in Darmstadt, übersendet dem Kaiser eine Nummer eines Berliner Wochenblattes, in welcher die kaiserliche Familie angegriffen wird.

455. Gustav Gerstel, Literat in München, bittet um die Erlaubniß, dem Kaiser seine neuesten Gedichte zu widmen. December 1866. Ablehnende Antwort.

490. Dr. Graefze, Bibliothekar des Königs von Sachsen und des japanischen Museums in Dresden, übersendet eine seiner Schriften und fragt in einem späteren Briefe an, ob das Exemplar angekommen sei. Der Kaiser läßt danken und übersendet dem Verfasser eine goldene Schnupftabackdose.

521. Dr. Hermann Grünfeld in Berlin schreibt dem Kaiser, daß er, durchdrungen von Bewunderung Sr. Majestät, seine Dienste, in welcher Form auch immer, von Ihr verwerthet sehen möchte, da er keinen sehnlicheren Wunsch hege als den, sich einem Monarchen wie Napoleon zu nähern.

528. Ein Krebshändler übersendet dem Kaiser 200 Krebse.

534. G. von Günther, Stuttgart, bittet um das Kreuz der Ehrenlegion.

545. Ritter von Hackländer, Hofrath in Stuttgart, übersendet dem Kaiser eines seiner Werke „La vie militaire en Prusse" (soll wohl heißen „Soldatenleben im Frieden"). Der französische Uebersetzer des Werkes schreibt unterm 21. Juli 1868, daß Herr von Hackländer im Besitz aller europäischen Orden sei, mit Ausnahme der Ehrenlegion, und bittet, dem Verfasser diesen Orden, welcher das Ziel seines berechtigten Ehrgeizes sei, zu verleihen. Hackländer bittet selbst um den Orden. Juli 1868.

Wie man aus den obigen Mittheilungen ersieht, enthalten nur wenige Briefe wirklich ehrenrührige Thatsachen; der bei weitem größte Theil ist vielmehr der menschlichen Schwäche, der Eitelkeit, der Misere zuzuschreiben. Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.

Milliarden und Millionen.

So viel ist wohl noch niemals in der Welt das Wort Milliarden gebraucht und darüber gesprochen worden, als in unseren Tagen nach dem letzten Kriege. Früher war, wenigstens uns Deutschen, das Wort ganz fremd und der Begriff nicht minder; wir hielten uns einfach und bescheiden an der Million, und hatten reichlich genug daran. In Frankreich freilich, dem Vaterlande des Schwindels und der lärmenden Reclame, wo so viel pompöse, tönende Ausdrücke und Redensarten zu Hause sind, kannte man das Wort besser, denn dort war es schon früher durch die gewaltigen napoleonischen Anleihen populär geworden. Im Krimkriege kam die Milliarde zuerst auf. Der Kaiser verlangte 500 Millionen .... ehrbare, solide Leute bekamen einen wahren Schrecken vor dieser Summe, denn so hoch auf einmal war noch niemals in Europa eine Staatsanleihe gestellt worden; aber die französische Nation zeichnete anderthalbtausend Millionen (eine Milliarde und eine halbe) und das Finanzministerium mußte die Subscribenten förmlich zwingen, ihr Geld wieder zurückzunehmen. Von da rechnete man in Frankreich nur noch nach Milliarden, und so in's Tolle und Wilde hinein, daß das Kaiserreich bei seinem Sturz im September 1870 eine Schuldenlast von nahe an neun Milliarden angehäuft hatte, die der Phantast Gambetta alsdann noch in vier Monaten um die zehnte vergrößerte .... vermuthlich um die

Digitized by Google

Summe rund zu machen. So weit hatte es nicht einmal der Baron Hausmann — der Pariser Stadtleier, seligen Angedenkens! — gebracht! denn dieser war doch nur während seines 16jährigen Regiments auf anderthalb Milliarden Schulden gekommen; für die fehlende letzte Hälfte hat dann später die Petroleregierung der Commune gesorgt, so daß jetzt auch diese zwei Milliarden voll sind, die, wohlverstanden, noch zu den andern zehn geschlagen werden müssen. Endlich steht noch im Hintergrunde ein strenger Herr, der keinen Spaß versteht, und verlangt weitere fünf, von denen er übrigens schon beinahe zwei erhalten .... beinahe; es fehlen nämlich noch circa hundert und fünfzig Millionen daran — eine Bagatelle, die von heut auf morgen eingehen wird. Denn, wie gesagt, wir sind jetzt so vornehm geworden, daß wir, wenn blos von Millionen die Rede ist, kaum mehr eine Miene verziehen. „Co n'est qu'un roi", sagte man i. J. 1808 auf dem Fürstencongresse in Erfurt, wo alle gekrönten Potentaten zur Huldigung Napoleons I. zusammen gekommen waren, wenn ein vierspänniger Galawagen durch die Straßen rollte und die guten Bürgersleute an die Fenster liefen, um nachzuschauen — „es ist blos ein König" .... und Könige gab es damals halbdutzendweise; nur die Kaiser fuhren mit Sechsen. Aehnlich geht es uns jetzt mit den Millionen; und selbst die Schiller'schen in dem „Lied an die Freude", schlug kürzlich ein witziger Kopf vor, in Milliarden umzutaufen und obenein mit dem bekannten Zusatz des Kladderadatsch:

„Seid umschlungen, Milliarden,
Diesen Cours der ganzen Welt!"

Und doch (um auf meinen eigentlichen Gegenstand zurückzukommen) ist eine Million, wenn auch nur eine einzige und auch nur in Franken, ein gewaltiges Ding, bei dessen bloßem Anblick, wenn man sie wirklich in der greifbaren Realität vor sich sieht, jeden ein gelindes Frösteln überkäuft, zu dem sich unwillkürlich der Gedanke gesellt: wenn sie nur dein wäre! Denn der Mensch ist ein geborener Egoist, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Herrn v. Rothschild, und auch von dem ist das Gegentheil noch keinenwegs ausgemacht.

Ich erinnere mich, wie in Paris einmal, vor noch nicht gar langen Jahren, eine baare Million in Zwanzigfrankenstücken ausgestellt war und zwar, wenn ich nicht irre, bei dem Geldwechsler Spielmann in der Rue Vivienne. Die fünfzigtausend Goldstücke bildeten einen ansehnlichen Haufen hinter der großen Spiegelscheibe .... alles blitzende Napoleons und frisch aus der Münze, mit dem lorbeergekrönten Portrait des Imperator-Augustus. Die Summe, so erzählte die geschäftige Fama, gehörte einem Russen, der sie am Morgen gegen Banknoten umgewechselt hatte, um sich dafür in Paris zu amüsiren. Damals konnte wirklich noch ein solches Gerücht ausgesprengt werden und Glauben finden. Lange dauerte indeß diese originelle Ausstellung nicht, denn das Menschengedränge auf dem Trottoir wurde schon in der ersten halben Stunde so bedeutend, daß die Circulation in der Straße dadurch gehemmt wurde und sich die Polizei in's Mittel legen mußte. Ein grünseidener Vorhang fiel herab und entzog das verführerische Bild den Blicken der Neugierigen. Am Abend sprach man auf allen Boulevards von nichts als von dem russischen „Fürsten" und von seiner Million, und die gesammte demi-monde rüstete sich, dem Nabob die goldene Last zu erleichtern. Was hätte man wohl im vorigen Sommer in Paris für ein solches Schaupfiel gegeben! Zu jener Zeit, wo die Ein- und Zweifrankenzettel in Cours kamen und wo das Gold so rar geworden war, daß man sich ein Zwanzigfrankenstück wie eine seltene Medaille zeigte und daß keine Million, sondern nur zehn, zwanzig Napoleons genügt hätten, um sich für einen russischen Fürsten auszugeben. Das französische Gold war nämlich alles über den Rhein gegangen und zwar zur Abzahlung der ersten halben Milliarde; dann kamen die silbernen Fünffrankenthaler an die Reihe, die auch nicht zu verachten sind .... und diese bringen mich endlich auf die Geschichte, die ich erzählen wollte.

Zufällig befand ich mich vor einigen Tagen auf der hiesigen Bezirkshauptkasse, um dem Landrentmeister einen freundschaftlichen Besuch zu machen. Ich weiß nicht, wie sich der Leser einen Landrentmeister vorstellt. Ich für meine Person hatte mir, noch ehe ich je einen zu Gesicht bekommen, schon im Voraus sein Bild ausgemalt, wie man ja oft im Leben thut, wenn man irgend eine neue Bekanntschaft macht. Ein starker, stattlicher Mann, der schon durch seine äußere Erscheinung imponirt, freundlich und wohlwollend, aber mit einem vornehmen Anstrich, natürlich von gewaltigen Rechnungsbüchern und Geldkästen umgeben, wohl gar in einem Kassengewölbe, mit zwei gewehrschulternden Schildwachen am Eingange .... und ganz so fand ich den unsrigen. Nur diesmal war derselbe so beschäftigt, daß er meinen freundlichen Gruß kaum flüchtig erwidern konnte, mich aber trotzdem zum Bleiben einlud, um mir etwas zu zeigen, das ich, wie er sagte, wahrscheinlich noch im Leben nicht gesehen hätte. Und er hatte ganz Recht: das Schauspiel, das sich mir darbot, war mir ebenso neu wie interessant. Es wurden nämlich gerade auf der Hauptkasse zehn Millionen empfangen, die am Morgen mit der Eisenbahn angekommen waren. Wie sich das leicht hinschreibt und noch leichter liest: zehn Millionen! Und welch kleines Sümmchen im Vergleich zu einer Milliarde, oder gar zu den fünf Milliarden, die Frankreich an und bezahlen muß (ich sage nicht ohne Selbstgefühl „uns", als bekäme ich auch meinen Theil davon), und doch wiederum, welche Masse Geldes, diese zehn Millionen, wenn man sie auf einem Haufen sieht! Zehn zweispännige, große Gepäckwagen hielten bereits im inneren Hofe des Justizpalastes, in dessen unterem Stockwerk die Bezirkshauptcasse mit ihren Bureaux liegt, und zehn andere kamen langsam hereingefahren, also im Ganzen zwanzig. Jeder Wagen hatte außer dem Kutscher vier Soldaten zur Bedeckung, zu je vier Wagen gehörte dann noch ein Corporal; und zwei Unteroffiziere und ein Feldwebel beaufsichtigten den Zug, der auf diese Weise sehr einer militairischen Provianicolonne glich. So waren sie auch vom Bahnhofe durch die Stadt gezogen, langsam und in Schritt, denn ihre Last, die wir gleich nicht kennen lernen werden, war sehr bedeutend. Die französische Bevölkerung blieb auf den Trottoirs stehen, oder eilte an die Fenster, um den ominösen Zug passiren zu sehen .... unser Geld! mögen wohl viele gedacht und auch halblaut, oder da, wo sie unbelauscht waren, ganz laut und mit einem Fluch gesagt haben .... unser Geld! — Jawohl, ihr guten Leute, euer Geld! aber wer trägt anders die Schuld daran als ihr selbst? Und dann ist auch dies scheinbar so bittere, schicksalsharte Wort im Grunde nichts weiter als eine Phrase, wenigstens für die neuen Reichslande; denn diese Gelder, die von Paris als französische Kriegscontribution nach Berlin gegangen sind, kommen direct von dort hierher zurück, um hier im Lande als Entschädigungsgelder für die durch Beschießung, Brand oder sonstige Zerstörung entstandenen Kriegsschäden verwendet zu werden, wobei man sogar diejenigen berücksichtigt, die durch bloße Requisitionen und durch die später ausgebrochene Räuberpest gelitten haben, und natürlich stets in sehr liberaler, generöser Weise. In Straßburg allein sind auf diese Weise bereits über vierzig Millionen Franken zur Vertheilung gekommen und in der nächsten Umgebung von Metz gegen zwölf Millionen. Doch das nur nebenbei; ich wollte es hier nur als einen neuen Beweis anführen, daß die „so schwer heimgesuchte" Bevölkerung der Reichslande, wie sie sich noch immer so gern nennt, auch in dieser Beziehung nicht über Härte oder Rücksichtslosigkeit zu klagen hat.

Doch zurück zu unseren zehn Millionen. Sie werden bereits abgeladen, und wenn wir anders helfen wollen, so sind wir ganz willkommen; denn wenn auch schon viel Hände dabei thätig sind, so kann man deren noch immer mehr gebrauchen. Wir würden indeß Arme und Rücken dabei gewaltig anstrengen müssen; wir thun deshalb wohl besser, nur zuzuschauen. Die Wagen stehen in Reih und Glied, und einer nach dem anderen fährt an der breiten Steintreppe vor, die in das Cassengewölbe führt. Das Geld, lauter Fünffrankenstücke, befindet sich in starken leinenen versiegel-

Digitized by Google

ten Säcken, deren jeder zehntausend Franken enthält, und auf jedem Wagen liegen fünfzig solcher Säcke, also eine halbe Million. Das Gewicht eines Sackes beträgt 50 Kilogramm, gleich 100 Pfund, genau genommen 50½ Kilogramm, die fünfzig Säcke wiegen mithin etwas über 5000 Pfund, also für zwei Pferde, den schweren Packwagen mitgerechnet, eine ganz ansehnliche Last. Acht kräftige Arbeitsleute tragen auf dem Rücken Sack für Sack die Treppe hinauf, durch den kurzen Corridor und in das Cassengewölbe hinein; sie werden beim Auftaden von einem Buchhalter controlirt, beim Weitergehen von einem zweiten, und im Gewölbe selbst empfängt sie der Landrentmeister mit dem ersten Cassirer. Die Säcke werden ringsum an den Wänden aufgestapelt, etwa bis in Mannshöhe, dann wird vor die erste Schicht eine zweite gelegt und so fort; denn draußen fährt immer ein Wagen nach dem andren vor und wird abgeladen. Im Ganzen bildeten diese zehn Millionen fünfhundert Säcke. Wer einen von diesen Säcken sein nennen dürfte, nur einen! denkt vielleicht mit heimlichem Seufzer mancher von den Umstehenden, (wer weiß, vielleicht auch mancher meiner Leser) und vollends mancher von den Trägern, für die eine solche Summe ein Krösusschatz wäre. Führe uns nicht in Versuchung . . . . aber der Gedanke liegt ziemlich nahe, mit einem solchen Sacke, im Gedränge der auf- und abeilenden Leute und Arbeiter, ganz leise und unbemerkt, anstatt nach rechts, nach links zu gehen und durch das offenstehende Hofthor zu entschlüpfen. Wenn die fatalen Säcke nur nicht so verteufelt schwer wären! Mit hundert Pfund auf dem Rücken (und „gestohlenes Geld wiegt doppelt", sagt ein arabisches Sprüchwort) entschlüpft sich nicht so leicht und läuft sich noch schwerer, wenn man etwas verfolgt werden sollte und nun das Weite suchen müßte. In Straßburg soll es aber doch im vorigen Herbst einmal passirt sein, und man lacht noch heute darüber, wenn zufällig das Gespräch darauf kommt. Dort wurden nämlich manchmal fünfzig und hundert Millionen an einem Tage empfangen, eine gewaltige Arbeit, an welche alle diejenigen, die dabei betheiligt waren, noch mit Schrecken zurückdenken. Und wirklich hatte sich ein Arbeiter, oder vielmehr ein Bummler, hinzugeschlichen, sich mit in Reih und Glied gestellt und sich auch einen Sack aufladen lassen. Einer von den wachthabenden Unteroffizieren hatte den Patron sofort bemerkt und auf's Korn genommen, ihn aber gewähren lassen, um zu sehen, wie der Spaß ablaufen würde. Aufgeladen hatte er den Sack, doch wie nun weiter und wie damit zum Tempel hinaus gelangen? Er faßt sich Muth, obwohl ihn bereits ein gelindes Zittern antommt und anstatt den anderen Trägern zu folgen, macht er Kehrt und wankt mit seiner Last einige Schritte seitwärts — und noch einige — und steht auf einmal mitten im Hofe ganz allein! Nun hätte er gewiß Gott weiß was gegeben, um den Sack los zu sein! Der helle Angstschweiß steht ihm auf der Stirn, der Unteroffizier tritt ruhig an ihn hinan und fragt ihn barsch: „Wohin damit? Das ist der Weg nicht!" Da stottert er einige unverständliche Worte und bricht dann buchstäblich mit seinem Hundertpfundsack zusammen. Ein Paar Soldaten eilen hinzu und tragen ihn hinein . . . . d. h. den Sack, nicht den armen Teufel, den man laufen läßt, ihm aber doch nachruft, sich nicht wieder blicken zu lassen — was man ihm gewiß nicht zu wiederholen brauchte. Der Leser sieht hieraus, daß es gar so leicht nicht ist, von den Millionensendungen auch nur einen Zehntausendfrankensack zu annectiren, selbst wenn man Lust dazu hätte.

Manchmal kommen die Millionen auch in Gold an und zwar in Zwanzigfrankenstücken; das ist dann gewissermaßen eine vornehmere Sendung, die auch leichter zu handhaben ist, denn ein Pfund gemünztes Gold in Zwanzigfrankenstücken ist gleich 1555 Franken, also etwas über 400 Thaler (genau 414 Thaler 20 Silbergroschen), 2500 Pfund machen also schon über eine Million Thaler. Die Goldsäcke sind viel kleiner, aber aus demselben groben, grauen Leinen, nur daß das Geld außerdem noch in Rollen zu je tausend Franken verpackt ist.

Mit dem Abladen der obigen zehn Millionen sind sie unterdessen nach mehrstündiger, angestrengter Arbeit fertig geworden: die Säcke sind sämmtlich eingeheimst, die Zettel der verschiedenen Aufsichtsbeamten, die Sack für Sack notiren mußten, werden dem Hauptcassirer übergeben und dieser überliefert sie alsdann dem Landrentmeister, der von diesem Moment an für die Summe verantwortlich ist. Alsdann, wenn Alles fertig und in Ordnung ist, wird die schwere eiserne Thür des Cassengewölbes abgeschlossen, und zwar dreifach, durch drei verschiedene Schlösser, zu denen die drei ersten Cassenbeamten, der Landrentmeister, der Oberbuchhalter und der Cassirer, jeder einen besonderen Schlüssel besitzen. Diese Trias ist mithin zu dem jedesmaligen Oeffnen der Thür und des Gewölbes nothwendig, eine Maßregel, die bei allen Staatscassen vorgeschrieben ist, denn das Gesetz muß stets alle Eventualitäten im Auge behalten; bei so anerkannten und erprobten Ehrenmännern, wie unsere drei, freilich blos eine leere Form. Nachts werden die Posten verdoppelt, und die Schildwache, die dort im Corridor zwei Stunden lang auf und abmarschirt, mag gewiß oft mit eigenthümlichen Gefühlen die Eisenthür betrachten und, wenn sie anders beseelen ist, an das „Sesam, öffne dich!" aus Tausendundeiner Nacht denken. Heraus kann jetzt von diesen Millionen kein Thaler, kein Groschen mehr ohne des Landrentmeisters Unterschrift, und bevor diese, als die letzte und wichtigste, unter die betreffende Zahlungsanweisung gelangt, müssen vorher noch verschiedene andere Beamte die Forderung geprüft, gebucht und unterschrieben haben. Und doch werden oft an einem Tage mehrere Millionen ausgezahlt, so daß die obigen zehn nicht lange vorhalten würden, wenn nicht immer neuer Zuschuß käme.

Daß der größte Theil dieser bedeutenden Summe im Lande selbst verausgabt wird und zumeist in französische Taschen zurückfließt, sagte ich schon oben; ich wiederhole es hier aber absichtlich noch einmal und ließe diese Notiz gern mit größerer Schrift drucken, schon um stets auf's Neue darauf hinzuweisen, wie human und liberal die deutsche Reichsregierung hier verfährt und wie sehr sie es sich angelegen sein läßt, allen oft mehr als blos billigen Forderungen und Ansprüchen gerecht zu werden, um die Gemüther einer noch immer unfreundlich gesinnten Bevölkerung zu beruhigen und zu gewinnen und die schweren Wunden zu heilen. Dazu sind, weil ja doch einmal in der gesammten heutigen Welt das Geld die wichtigste praktische Rolle spielt, die Millionen am geeignetsten, und je mehr deren hierher und zur Vertheilung gelangen, um so besser und willkommener ist es. Diese silberne und goldene Saat fällt, als bestes Versöhnungsmittel, auf ein fruchtbares Erdreich und wird hoffentlich recht bald in erfreulicher Blüthe stehen.

Metz, im April 1872.

Adolf Ebeling.

Literatur und Kunst.

Symptome des Verfalls im Künstler- und Gelehrtenthum.

Von

E. v. Hartmann.

Eine wesentlich mitwirkende Ursache für den Verfall des wissenschaftlichen Denkens in der Naturwissenschaft erkennt Zöllner in dem Einflusse der Technik und Industrie auf dieselbe, namentlich bei solchen praktisch realistischen Völkern, denen ein hinreichendes Gegengewicht rein idealer Bestrebungen fehlt. Die Wissenschaft entspringt dem Bedürfnisse des Verstandes nach causaler Erkenntniß der Welt, der angeborenen Frage: „Warum?"; die Bestrebungen der Technik und Industrie hingegen entspringen dem Bedürfnisse des Leibes nach harmonischem Gleichgewichte der sinnlichen Empfindungen, dem Wunsche nach möglichst bequemem und behaglichem Leben. Naturwissenschaft und Technik sind zur Befriedigung dieser

Digitized by Google

divergenten Bedürfnisse, zur Erreichung dieser heterogenen Zwecke auf dasselbe Reich von Erscheinungen zur Wahl ihrer Mittel angewiesen, und können daher häufig dieselben Verstandesoperationen benutzen. Gleichwohl bleiben sie ihrem Zwecke nach grundverschieden, und es ist eine Begriffsverwirrung, irgend welche dem Dienste der Technik gewidmete Verstandesthätigkeit als eine wissenschaftliche Thätigkeit hinzustellen und diejenige Ehre für sie in Anspruch zu nehmen, welche der Wissenschaft wegen ihrer relativ unegoistischen und idealen Ziele von jeher bereitwillig zuerkannt worden ist. „Wenn ein Schuhmacher mit allen Mitteln des physikalischen Scharfsinns die Zähigkeit seines Pechs, die Haltbarkeit seines Zwirnes, den Brechungscoefficienten der Flüssigkeit in seiner Beleuchtungskugel untersucht, um seine Concurrenten durch vorzügliche Waare zu überflügeln, so bleibt er deswegen doch immer nur ein intelligenter Schuster. Wenn aber jemand, bei Sonnenschein auf der Eisenbahn fahrend, durch den mitreißenden Schatten des Zuges auf die Frage geführt wird, ob bei fortdauernd gesteigerter Geschwindigkeit des Zuges der Schatten nicht doch ein wenig hinter dem Zuge zurückbleiben würde, so ist das eine wissenschaftliche Reflexion, und eine auch nur mit den rohesten Mitteln hierüber angestellte Untersuchung stempelt jenen Menschen zu einem wissenschaftlichen Forscher“ (S. 228). Nun sind aber die aus den leiblichen Bedürfnissen entspringenden Motive bei der Mehrzahl weit kräftiger als die rein geistigen, und es liegt die Gefahr nahe, daß die Methode der Wissenschaft und die Reinheit ihrer Ziele durch unvermerkte Substitution der materiellen an Stelle der intellectuellen Bedürfnisse eine Einbuße erleide. Es liegt eine Art von Bestätigung in der Thatsache, daß die anorganischen Wissenschaften, Astronomie, Physik und Chemie, an eigentlich wissenschaftlichem Gehalt um so ärmer sind, je enger sie mit technischer Verwendung für praktische Zwecke Hand in Hand gehen, und daß die statistische Ansammlung wissenschaftlich unverarbeiteten Beobachtungsmaterials in den Ländern am größten ist, wo das Gegengewicht einer rein idealen Wissenschaft, der Philosophie, am schwächsten vertreten ist. Deutschland ist in dieser Beziehung in der relativ günstigsten Lage, aber auch uns thut es noth, gegen diese der Naturwissenschaft drohende Gefahr rechtzeitig das rechte Heilmittel anzuwenden: nämlich philosophische Bildung der Naturforscher, besonders in deren jüngerem Nachwuchs. Wie dringend im Allgemeinen die Wiedererweckung der mehr als billig schlummernden intellectuellen Bedürfnisse in unserer studirenden Jugend erforderlich ist, wie sehr es geboten ist, das Verständniß und das Interesse für reine Wissenschaft in dem meist vom Brodstudium und materiellen Genüssen absorbirten Studententhum neu zu beleben, das beweist am schlagendsten die Thatsache, daß die vielfach reproducirte Rectoratsrede des Heidelberger Professor Hofmann im vergangenen Herbst, welche diese Schäden schonungslos geißelte, nirgends in der Presse auf Widerspruch gestoßen ist, vielfach aber zustimmenden Wiederhall gefunden hat.

Außer dem oben angeführten Grunde giebt es noch einige andere, weshalb die exacten Wissenschaften in Frankreich und England ungünstiger gestellt sind als bei uns; es ist dies vornehmlich die weniger verbreitete Kenntniß fremder Sprachen und die nationale Eitelkeit.

Einer der hervorragendsten englischen Gelehrten sagte am 3. August 1871 in Edinburg in einer öffentlichen Ansprache: „Selbst bei den größten Männern der Wissenschaft in diesem Lande findet man verhältnißmäßig wenig Kenntniß von dem, was schon geleistet ist, — ausgenommen natürlich in dem einen oder mehreren von jedem Individuum cultivirten Specialgebieten“ (Zöllner S. XL). Daß selbst letztere Einschränkung ungenau ist, zeigt sich an Tyndalls Kometentheorie. Dieser erklärt, durch eine Stelle Besſels zur Veröffentlichung seiner Theorie*) ermuthigt worden zu sein, beweist also damit, daß er von der Existenz der Arbeit Besſels Kenntniß gehabt hat, ohne es für nöthig zu finden, sich um deren Inhalt zu bekümmern, welcher seine windigen Hypothesen völlig über den Haufen wirft. Zugleich richtet sich die Besſel'sche Stelle mit merkwürdiger Ironie des Schicksals gegen Tyndall, da Besſel darin bedauert, „nicht einen Versuch, wie den gegenwärtigen“ (d. h. seinen eigenen) zur Prüfung schon vor sich gehabt zu haben. Eine solche Nonchalance in der Aufstellung von neuen, möglichst frappanten Hypothesen ohne jede Bekümmerung um die Wahrung der geschichtlichen Continuität, muß in den inductiven und exacten Wissenschaften unausbleiblich zum Verfall derselben führen. Sie ist aber nur zum Theil hervorgerufen durch die sprachliche Erschwerung der Kenntnißnahme von dem in andern Ländern Geleisteten; zum größeren Theile ist sie bei den Engländern und Franzosen ein Resultat der nationalen und persönlichen Eitelkeit, welche nicht nöthig zu haben glaubt, sich um ausländische Leistungen und gar um diejenigen vergangener Zeiten (Besſels Arbeit stammt aus dem Jahre 1836) zu bekümmern.

Dies wird durch die lächerliche Arroganz bewiesen, mit welcher jedes der beiden Völker die wichtigsten der neuen Entdeckungen für sich in Anspruch nimmt. Die Verdrehung und Fälschung der Geschichte der Entdeckungen wird zu diesem Zweck so weit getrieben, daß die barbarischeste Unkenntniß nicht mehr als ausreichende Entschuldigung dienen kann, sondern nachweislich die vorsätzliche Fälschung zu Hülfe kommen muß.

Von dieser Art ist z. B. die „Geschichte der chemischen Lehren seit Lavoisier bis auf unsere Tage“ von Wurtz, welche mit den Worten beginnt: „Die Chemie ist eine französische Wissenschaft, sie wurde von Lavoisier unsterblichen Andenkens gegründet“, und in ähnlichem Tone weitergeht, während doch Wurtz in seinem bekannten Bericht über den Besund der deutschen naturwissenschaftlichen Institute im Vergleich mit den französischen an den Unterrichtsminister Duruy beweist, daß er wohl einen vorurtheilsfreien Blick besitzt. Aber die französischen Gelehrten wissen, daß sie dem französischen Publicum gegenüber versprielt haben, sobald sie aufhören, diesen nationale Eitelkeit mit den gröbsten Schmeicheleien zu kitzeln, wie dies die unparteiische Stimme des russischen Botschaftsattaché Alexander de Bahlen kürzlich in einer interessanten Broschüre „M. Renan et Arthur Schopenhauer“ (bei Brockhaus) gründlich aufgezeigt hat. Ein anderes Beispiel eclatanter Geschichtsfälschung, das Zöllner noch nicht hat benutzen können, bietet Maxwells „Theory of Heat“, welcher R. Clausius in den Poggendorfs Annalen (1872 Nr. 1) eine gründliche Beleuchtung zu Theil werden läßt unter Heranziehung von Tait's „Sketch of Thermodynamics“, ein Buch, von dessen „Historical Sketch“ nicht gerade sehr viel günstiges zu urtheilen ist. Ein anderes Beispiel bietet die Rede des Präsidenten der britischen Naturforscherversammlung in Edinburg, W. Thomson, in welcher derselbe die Spectralanalyse als eine englische Entdeckung von Stokes in Anspruch nimmt. Dieser erkannte in der That die Coincidenz der beiden dunkeln Linien im Sonnenspectrum mit den beiden hellen Linien einer mit Kochsalz imprägnirten Alkoholflamme, hatte aber entweder keine Ahnung von der Bedeutung dieser Entdeckung oder besaß trotzdem die miraculöse Indolenz, diese weiterschütternde Entdeckung sieben Jahre lang mit sich herumzutragen, ohne auch nur einen einzigen andern Stoff auf weitere Linienvoincidenz zu prüfen. In derselben Rede bringt Thomson weiterhin so haarsträubenden Unsinn über die generatio aequivoca vor, daß ich mich nicht genug wundern konnte, dieselbe in einem deutschen naturwissenschaftlichen Journal (Naturforscher v. 16. Sept. 1871) ohne Bemerkung abgedruckt zu finden, und daß mich die unbarmherzige Geißelung derselben in dem Zöllner'schen Buch mit wahrhafter Genugthuung erfüllte.

Die Gefahr der Inficirung der deutschen Wissenschaft durch den Verfall der englischen und französischen wäre weit geringer, wenn die Deutschen nur auch erst in der Wissenschaft etwas mehr Bewußtsein ihres nationalen Werthes gewinnen wollten und sich nicht mehr von jeder ausländischen Größe imponiren ließen und willig vor ihr sich beugten, die den Glanz ihres Ruhmes doch großentheils der Reclame verdankt, welche durch

*) „Ueber die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung“, nach der 4. Aufl. des Originals durch H. Helmholtz und G. Wiedemann herausgegeben. 2. Aufl. der deutschen Uebersetzung; letztes Capitel.

Digitized by Google

jene „unbewußt binären oder multiplen Verbindungen zur gegenseitigen Adoration und Verherrlichung geschaffen wird, um das dunkle Gefühl des inneren Rückschritts zu übertäuben“ (S. LIX). Wie jetzt aber fallen wir vor jeder neuen literarischen Erscheinung in England und Frankreich auf naturwissenschaftlichem Gebiet vor Bewunderung auf den Rücken, ohne daran zu denken, daß wir bei uns eben so gute und bessere Bücher haben; die deutschen Verleger deuten diesen Aberglauben des Publicums aus und kaufen sich zu den „autorisirten“ Uebersetzungen die renommirtesten Namen der deutschen Naturwissenschaft, welche sich auch kaufen lassen, weil sie gegenseitig mit den englischen und französischen Autoren in persönliche Intimität gekommen sind. Ihre Bethätigung besteht aber höchstens in der Abfassung einer Vorrede; denn wenn sie wüßten, welche Beleidigungen gegen die deutsche Wissenschaft und gegen den guten Geschmack, welche unwissenschaftlichen Hypothesen, und welche sinnlose Excurse stellenweise in diesen Büchern stehen, so würden sie sich wohl geschent haben, die mechanische Uebersetzung mit der Autorität ihres Namens zu decken, ohne wenigstens solche Stellen zu beseitigen. Zur Bestätigung dieses harten Urtheils verweise ich auf die schon erwähnten Schriften von Wurz und Tyndall, denen sich als drittes Beispiel das „Handbuch der theoretischen Physik“ von W. Thomson und P. G. Tait in autorisirter deutscher Uebersetzung von H. Helmholtz und G. Wiedemann anschließt. Zöllner analysirt eine Stelle dieses Buches, welche das in kurzer Zeit berühmt gewordene und vielleicht als Keim zu einem künftigen neuen Universalgesetz der Natur (nach Art des Newton'schen) zu betrachtende Weber'sche Gesetz der Elektrodynamik zur Exemplification einer schädlichen Theorie und Hypothese benutzt. Das Resultat dieser Betrachtung faßt Zöllner in die Worte zusammen: „Ich wage es zuversichtlich zu behaupten, daß in der ganzen deutschen physikalischen Literatur nicht ein einziges Lehrbuch anzutreffen sein wird, welches wie jener berüchtigte § 385 des Werkes von Thomson und Tait auf dem engen Raume von nur dreißig Zeilen eine solche Fülle von absolutem Nonsens enthält.“

Um aber endlich auch zu beweisen, daß derartige autorisirte Uebersetzungen Beleidigungen gegen den guten Geschmack enthalten, sei noch eine Stelle angeführt aus Tyndalls Gedenkschrift: „Faraday und seine Entdeckungen“, mit Vorrede versehen und übersetzt unter Aufsicht von H. Helmholtz. In derselben heißt es auf S. 160: „Ich kniete eines Tages neben ihm nieder und legte meine Hand auf sein Knie; er streichelte sie liebevoll und murmelte mit leiser, sanfter Stimme die letzten Worte, welche Michael Faraday zu mir sprach. Es war mein Streben und mein Wunsch, die Stelle Schillers bei diesem Goethe einzunehmen, und er war zu Zeiten so freudig und kräftig, — körperlich so rüstig und geistig so klar, daß mir oft der Gedanke kam, auch er werde, wie Goethe den jüngeren Mann überleben.“ In England mag dieser geschte Vergleich hingehen, obwohl zwischen geistig gleichstehenden Männern derartige gegenseitige Bewunderung jedenfalls etwas Unnatürliches und Widerliches ist; ein deutscher Uebersetzer mußte wissen, daß solche Selbstberäucherung bei uns nothwendig dem Fluche der Lächerlichkeit verfällt. Wir dürfen uns nach diesen Proben nicht mehr wundern, wenn Tyndall in seinem neuen Buche „Fragments of Science for unscientific people“ (p. 432—435) erzählt, daß er behufs besserer Beobachtung der Klopfgeister über eine Viertelstunde lang unter den Tisch gekrochen sei und sehr befriedigt die spiritistische Auskunft von denselben empfangen habe, daß er „der Dichter der Wissenschaft sei.“ Ich glaube Zöllner beipflichten zu müssen, wenn er sagt: „Vielleicht schon das nächste Decennium wird in Frankreich und England so wunderbare Erscheinungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete zu Tage fördern, daß die Richtigkeit meiner Behauptungen (über den dortigen Verfall der Wissenschaft) auch den weniger weit Blickenden überzeugend beweisen sein wird“ (S. LX.).

Ein weiterer Grund für den in England und Frankreich sich zeigenden Verfall der Wissenschaft liegt in der Verschiedenheit der socialen Stellung der dortigen Gelehrten von denen früherer Zeiten, welche dazu beiträgt, durch Reizung der gesellschaftlichen Eitelkeit die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit zu beeinträchtigen. Dies führt uns auf die allgemeinere Frage, in wie fern die Eitelkeit im Stande sei, die Leistungen eines Forschers zu schädigen.

Für die Kenner der Schopenhauer'schen Lehre vom Primat des Willens im Selbstbewußtsein brauche ich nicht erst besonders darauf hinzuweisen, daß die Art und Weise der Bethätigung der intellectuellen Anlagen nichts weniger als unabhängig ist von den durch die charakterologischen Dispositionen des Individuums bedingten Neigungen, Interessen und unwillkürlichen Verhaltungsweisen; es ist nicht nur das Maß der Bethätigung der intellectuellen Fähigkeiten vom Charakter beeinflußt, sondern es ist auch die Richtung derselben davon abhängig, welche Ziele den Interessen des Individuums am meisten begehrungswürdig erscheinen; und die Verschiedenheit der vorgesteckten Ziele bedingt wiederum zum Theil verschiedene Wahl der Mittel zu ihrer Erreichung. Nebenbei bewirkt aber die Vererbung solcher intellectuellen Gewohnheiten durch Generationen hindurch, daß sich schon vor dem Eintritt in's Leben eine gewisse Correlativität zwischen charakterologischen und intellectuellen Prädispositionen herausbildet, welche noch nicht hinlänglich studirt ist, aber ihr Analogon in der correlativen Beschaffenheit verschiedener Körpertheile desselben Organismus findet. Auf diese Weise kann sich in ganzen Völkern eine inductive oder deductive, eine empiristische oder speculative, eine rationalistische oder mystische, eine realistische oder idealistische, eine praktische oder theoretische Grundrichtung des Intellects herausbilden. Haben wir aber die Gefahren angedeutet, welche der Wissenschaft aus einem Ueberwiegen der praktischen Interessen und des dominirenden Strebens nach sinnlichem Behagen entspringen, so zeigt sich nunmehr die Eitelkeit in ihren verschiedensten Gestalten als eine andere Charaktereigenschaft von höchster Wichtigkeit.

Ist der Erkenntnißtrieb der Ausfluß eines natürlichen Bedürfnisses, so muß auch seine Befriedigung, das Erringen neuer Wahrheiten im Forschen nach der Wahrheit, eine naturgemäße Lustempfindung gewähren. Diese Lust ist eine mit der erfolgreichen wissenschaftlichen Production unmittelbar verknüpfte, und bei ideal veranlagten Naturen ist sie allein im Stande, für Verspottung, Verachtung und Verfolgung durch die menschliche Gesellschaft schadlos zu halten. Außer dieser unmittelbaren Lustempfindung pflegen aber wissenschaftliche Leistungen unter normalen gesellschaftlichen Verhältnissen noch durch die ihnen zu Theil werdende Anerkennung mittelbar Lustempfindungen nach sich zu ziehen, welche in Rücksicht auf den alleinigen objectiven Zweck der Forschung nur als accessorische zu betrachten sind. Ist nun der Forscher eitel, d. h. legt er dieser Anerkennung einen größeren Werth bei, als dieselbe nach Schätzung der wissenschaftlichen und geistigen Bedeutung der Beifall Spendenden — als Bestätigung seiner subjectiven Denkresultate durch fremdes, unparteiisches und doch sachverständiges Urtheil — für ihn haben kann und darf, so wird das Streben nach der Erringung dieses Beifalls bei steigender Ueberschätzung seines Werths in wachsendem Maße den eigentlichen Trieb nach Wahrheit überwuchern, zurückdrängen und endlich an seine Stelle treten; und dies alles natürlich um so leichter, je schwächer der Durst nach reiner Erkenntniß an sich schon veranlagt war, und je mehr die gesellschaftlichen Zustände danach angethan sind, um durch künstliche Mittel die Eitelkeit zu reizen. Wo die Eitelkeit so sehr nationale Lebenslust ist, wie in Frankreich, da ist diese Verschiebung eine so allgemeingültige, daß auch bei dem frischen jungen Nachwuchs die Beifallssucht die alleinige Triebfeder bildet, und daß selbst bei den Forschern ersten Ranges kaum noch etwas von ehrlichem selbstlosem Wahrheitsdrange übrig geblieben ist.

Sobald aber eine solche Verschiebung der Triebfedern des Forschers stattgefunden hat, muß nothwendig auch eine Modification in der Wahl der Mittel, in der Art und Weise der vorgenommenen Verstandesoperationen eintreten, denn der Gelehrte merkt sehr bald, daß keineswegs die für den Fortschritt der Wissenschaft wichtigsten Entdeckungen immer das meiste An-

Digitized by Google

sehn einbringen, weil dieselben oft ganz unscheinbar sind und ein nur bei sehr Wenigen vorauszusetzendes Maß von Verständniß verlangen, sondern daß vielmehr die minder wichtigen, aber blendenden und Jedermann verständlichen Entdeckungen den größten Ruhm eintragen. Ferner stellt sich ebenso bald heraus, daß es bei einigen vorliegenden Leistungen noch ganz andere Mittel zur Vergrößerung des Ruhmes und Einerntung von Beifall giebt, als redliches und mühsames Weiterarbeiten. Nach dem mechanischen Princip des kleinsten Kraftaufwandes, das auch auf psychologischem Gebiet seine Bedeutung hat, muß nun nothwendig die Anwendung der einfacheren und mühelosteren Mittel und Wege an Stelle der hingebungsvollen Arbeit und Forschung im Dienste der Wahrheit treten. Hierdurch wird aber nicht nur unmittelbar das Interesse der Wahrheit geschädigt, sondern es verkümmern auch die höheren intellectuellen Fähigkeiten, wie jedes Organ durch dauernden Nichtgebrauch. Dies tritt besonders dann recht deutlich heraus, wenn die Eitelkeit das Gesehrtenthum einer ganzen Nation corrumpirt hat, und ihre deteriorirenden Wirkungen auf die höheren Geistesfähigkeiten sich durch Vererbung in mehreren Generationen summiren. Das Resultat dieses Processes sehen wir in Frankreich schon ziemlich deutlich, und in geringerem Maße auch in England hervortreten. Aber auch bei uns beginnen die Symptome an's Licht zu treten, welche in jenen Ländern schon früher den Keim des Verfalls gepflanzt haben. Was uns bisher vor der Infection geschützt hat, war neben dem idealen Zug des Deutschen zum guten Theil die deutsche Philisterhaftigkeit. Die meisten deutschen Genies haben einen mehr oder minder starken Beigeschmack des Philisterthums (ich erinnere nur an Luther, Bach und Kant), und gerade weil sie ein gut Stück deutscher Philister waren, haben sie so pedantisch redlich mit ihren Pfunde gewuchert, und haben sich die segensvollen Gaben ihres Genius in so reichen Strömen über ihr Volk ergossen. Was von den Genies ersten Ranges, galt in noch höherem Maße von der Species des „deutschen Gelehrten“; aber die Zeiten haben sich geändert und die bescheidene Selbstverleugnung des deutschen Gelehrten ist (mit rühmlichen Ausnahmen) fast zur Mythe geworden. Die Gründe dieser Veränderung wollen wir etwas näher betrachten.

(Der Schlußartikel folgt.)

Die Mundart als Kunstmittel und die deutsche Schriftsprache.

Von **Klaus Groth.***)

Seit zwanzig Jahren wird über deutsche Mundarten, ihren Werth, ihre Stellung zur Schriftsprache, ihre Berechtigung zu Schrift und Druck, zu Vers und Prosa lebhaft hin- und hergesprochen. Am meisten im Kreise von Laien, d. h. von solchen, die weder Schriftsteller noch Sprachforscher sind oder sein wollen, in Kreisen, denen diese Fragen vor der Zeit von zwanzig Jahren auch nicht einmal in die Gedankensphäre gekommen sind. Man hört seitdem die widersprechendsten Meinungen. Es giebt Leute, welche es für eine „Frechheit“ erklären, Bücher zu schreiben in der Sprache der Gasse und der Schänkstuben, und es giebt deren, denen sogleich die Thränen der Rührung in die Augen steigen, wenn sie in wohlgesetzter Rede die Töne vernehmen, die ihnen wie die Jugend theuer und wie sie entschwunden sind.

Zwischen diesen extremen Meinungen, wonach die Einen glauben, es hieße die Rohheit gebruckt liefern und den Kampf gegen Schiller, Goethe und die Civilisation beginnen, die Andern: es hieße die gute alte Zeit mit ihrer Sprache retten, — zwischen diesen äußersten Enden liegen alle möglichen Zwischenstufen mit ihren Schattirungen, die aber alle nur Meinungen und Ansichten bleiben, Gefühlsäußerungen, denen Einsicht liegt ihnen nicht zu Grunde.

Wie sollt es auch? Die Sache ist viel schwieriger, als sie den Anschein hat. Wer weiß denn, was Mundart ist und bedeutet? Aus dem Worte selbst kann Niemand die Kenntniß gewinnen. Vielleicht denkt er es sich nach Analogie von „Abart“ gebildet und trägt in das Wort seine Gefühle hinein, die in der Sache gar nicht liegen. Man gebe ihm nur einen anderen Ausdruck, z. B. den besseren „Stammsprache“, Sprache eines besonderen Stammes germanischer Völker, dafür, so ändert sich vielleicht schon seine Meinung. — Er spricht über hoch und platt und weiß nicht, daß diese Ausdrücke nichts mit hoch und niedrig zu thun haben, daß man richtiger ober- und niederdeutsch sagt und dadurch sogleich die Sache in ein anderes Licht rückt. Er spricht getrost über Orthographie, behauptet vielleicht, die Mundarten hätten gar keine Orthographie und glaubt damit etwas Kluges gesagt zu haben, da er doch gar nicht weiß, daß das Hochdeutsche auch noch keine hat, sondern erst eine sucht. Geschrieben ist über diese Fragen glücklicherweise nicht so viel wie gesprochen. Doch aber auch hinreichend und nicht viel besser. Denn es ist zum Lachen oder zum Weinen für Jemand, der sein Leben daran gesetzt hat, zu lesen, wie man ihm sagt: was er in seiner Mundart zu schreiben habe und wie, und genau angegeben, was bei Leibe nicht und wie gar nicht! Als wenn er das nicht wüßte! Als wenn man dem Maler sagen müßte: Nun ja die Bäume grün gemacht, nicht roth und den Himmel blau, nicht grün. Man ja keine Venus und Ebenholz geschnitzt, denn Ebenholz ist schwarz und die Venus ist weiß! Größere Weisheit habe ich in all dem Geschreibe nicht gefunden. Es beruht Alles ebenso auf denselben Vorurtheilen der anderen Laien, die genau wissen, daß die Mundart die gemeine Bauernsprache ist und plattdeutsch der Gegensatz von hochdeutsch. Ja, wenn's nur wahr wäre! Aber der Einzige Burns schlägt sie Alle. Denn er hat in der Mundart gesungen alles Höchste und Tiefste, was ein Menschenherz bewegte, und Keiner noch hat ihn dafür in seine Schranken gewiesen. Denn die kannte er besser als unsere Zuchtmeister.

Die süddeutschen Mundarten hatten längere Zeit geschwiegen, seitdem der Norden seit lange überwiegend productiv gewesen, bis in neuerer Zeit Dichtungen in heidelberger, elsässer und allemannischer Mundart (unter ersteren der Heidelberger Dragonerwachtmeester von Heinz Devils, unter letzteren die Uebersetzung Robert Burns' in's Allemannische von Corrodi) unsere Aufmerksamkeit wieder nach dem Süden lenkten. Und eben dies erneute Interesse ist die Veranlassung zu nachfolgenden Betrachtungen, die keineswegs die Sache erschöpfen, aber dem gebildeten Leserkreis, wie ich hoffe, allerlei neue Seiten der Betrachtung eines Gegenstandes eröffnen sollen, der Jedem nahe genug liegt und wichtig genug ist, daß man nicht obenhin über ihn weg„meine.“

Ich führe zunächst ein Beispiel aus dem Wachtmeester an (S. 3 daselbst), damit meine Leser ein Bild vor Augen bekommen, an das ich anknüpfen will. Der Wachtmeester macht einen Rekrute mit seinen Pflichte bekannt:

En neue Mensche hot er angezoge,
Und nit umsunscht isch er Dragoner worre;
Nun heeßt es: Auge uf und zruck die Ohre!
Fortan muß e sich schinne rud sich ploge.

Er dörf dobei sich nit zu mucke woge,
Wird ihm sein Hoor am Köpche kurz geschore;
„Ein stärneehm Wesse muß jetzisch in ihn rohre“,
Sunst fohrt ä Dunnerwetter ihm in Moge!

Man wird gar manchen Dienscht von ihm verlange,
Den sölle er stets mit frohem Muth verrichte:
Er muß mein'm Weeb im Friede helfe mange,
Denn das gehört zu seine Nebepflichte.
Doch isch an uns der Kriegesruf ergange,
So stigt er uf, und macht dann Weltgeschichte!

Und noch eins in einem andern Tone aus dem Schluß des Buches. Der Wachtmeester ist alt geworden und zum Feldhüter herabgesunken:

*) Mit diesem Aufsatz eröffnen wir eine Reihe von Artikeln über Mundarten und mundartige Dichtung, welche wir im Laufe dieses Quartals in der „Gegenwart“ veröffentlichen werden. D. R.

Digitized by Google

Ich schaue von Heidelberg ode
Himmner nach Manheim zu Thal,
Den Hut auf dem Kopfe verschode,
Im Herze viel Kummer un Qual.

Die Oeppel im Garte zu hilte
Hot man nicht hier obe bestellt.
So geht's dem Salbote im Friede
Nach Stürmen und Schlachten im Feld!

Drum schau ich oft trämend himmner
Uf Manheim die liebliche Stodt,
Wo ernichtens als flotter Dragoner
Monch Herze geschloge mit hot.

Und drauset der Wind in den Bämen,
Und schüttelt die Quälsche ins Gros,
Denn fahr ich empor aus den Träumen
Und meene, der Deiwel sei los!

Aber todesmuthig äußert er:

Es dürf der Mann nit seeg am Lebe henke:
Der Tod sich lercht, so muß sich jeder denke,
Denn selbst die dümmste Kerle kinne sterbe.

Ein Kunstwerk wie dies, wovon ich oben einige Proben vorgelegt habe, ist kaum oder gar nicht möglich in der Schriftsprache, im sogenannten reinen Hochdeutsch. Wenigstens ist die Mundart, die Volkssprache für den Künstler eine Hülfe, ein Mitarbeiter. Das Volk, der Volksstamm hat sich nämlich in seiner Sprache und Sprachweise selbst gezeichnet, hat in der Mundart seinen Charakter ausgeprägt, hat dem Künstler also schon vorgearbeitet, hat ihm Umrisse gezeichnet, Farben gemischt, die er nur zu nehmen braucht, und ohne die er niemals im Stande wäre, Bilder von solcher Lebensfrische zu liefern.

Wie ein Zaubermantel versetzen uns die Töne dieser Mundart unter die Rebengelände der Pfalz oder die blühenden Obstbäume der Bergstraße oder in eine der heimischen Gaststuben „zur Pfoscht", „zum güldene Ochse" oder wohin sonst die Phantasie unwillkürlich führt unter eine Gruppe gemüthlicher Schwaben beim „Schoppe."

Es kommt nicht leicht ein Reisender zu Haus, der außer seinen Photographien in der Rappe nicht auch noch einige mundartige Wörter und Redensarten im Gedächtnisse mit heimbringt, wodurch er dann zu Hause seinen Erzählungen aus der Ferne Leben und Farbe giebt. So nahe liegt der Gebrauch der Mundart für die Charakteristik. Aber für die Verwendung zu einem wirklichen Kunstwerk hat sie ihre eigenthümlichen Gefahren. Sie verlockt vor allen Dingen gar leicht, die Farben zu dick aufzutragen und dadurch die Grenzen der Schönheitslinien zu verwischen.

Wenn wir damit an den Kernpunkt unserer Frage nach dem Werth und der Berechtigung der Mundart und mundartiger Dichtung geräckt sind, so muß der geneigte Leser uns jetzt in einigen historischen und sprachlichen Bemerkungen folgen, damit er zur selbständigen Lösung dieser Frage gelange.

Als der Grund zu unserer neudeutschen Dichtung gelegt, als der Anfang gemacht wurde mit der Arbeit, die dem ganzen deutschen Volke sein geistiges Eigenthum geschaffen hat, war es zuerst durchaus nöthig, eine Allen gleich verständliche Sprache zu schaffen, denn diese war nicht vorhanden. Das Deutsche war im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in Mundarten förmlich zersplittert. Es galt, diese mit Autorität niederzuhalten, es galt damals: Einheit vor der Freiheit. Es ist das große Verdienst Gottscheds, Professor in Leipzig, von dem Goethe uns in seiner Selbstbiographie die bekannte ergötzliche Schilderung überliefert hat, auf die letzte Einübung und Ausübung einer solchen gemeingültigen hochdeutschen Schrift- und Buchsprache im ganzen deutschen Reich mit strenger Hand gehalten, und sie endlich, also Mitte erst des vorigen Jahrhunderts, durchgesetzt zu haben. Er hatte sich zum Glück für diese wichtige Sache, wenn auch zum Unheil zugleich für die deutsche Poesie, ein so hohes Ansehen als Dichter, Kritiker und Sprachmeister zu erfechten gewußt, daß er als Gesetzgeber und Richter in deutscher Grammatik willig anerkannt wurde. In dem interessanten Streite zwischen ihm und den Schweizern Bodmer und Breitinger über das Wesen der Poesie und die Muster für die zu schaffende deutsche Dichtung — nach Gottsched bei den Franzosen, nach Bodmer bei den Engländern — spielt die Reinheit und Würde der deutschen Sprache eine wichtige Rolle. Gottsched in seinen bändereichen Zeitschriften, den „vernünftigen Tadlerinnen", dem „Biedermann", dem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" und wie sie alle heißen wirft den Schweizern ihre Provinzialismen und mundartigen Sünden gegen die hochdeutsche Grammatik vor, und drang durch damit. Der berühmte schweizer Gelehrte und Dichter Haller reinigte in den vielen (16) Auflagen seiner Gedichte ganz allmählich seine Sprache, wie er selbst willig und geradezu anerkannt, nach Gottsched'schen Regeln: erst durch ihn habe er das reine Hochdeutsch gelernt.

So jung also ist die deutsche Sprucheinheit! Erst vor nicht viel über hundert Jahren wurde sie vollendet, so wenig ohne Kampf wie später die politische Einheit. Es ist klar, daß die Schweizer durch diese Bemühungen in der Sprucheinheit mit uns erhalten wurden. Die Niederländer nahmen zu Gottscheds Zeit nicht mehr daran Theil, sie hatten sich schon zu weit im Particularismus der Mundart abgesondert. Sie verstehen sich noch etwa mit dem Plattdeutschen, aber die eigentliche Gemeinschaft der Literatur ist aufgehoben. Welche politische Folgen dieses in Zukunft noch haben kann, ist nicht abzusehen. Auffallend ist die Trennung, da gerade von den Niederlanden aus der Anstoß kam, der Opitz und die Seinigen zur Grundung der neudeutschen Dichtung und Sprache führte.

Man spricht gern den Ausspruch Grimms nach, daß Luthers Sprache als der Kern der neudeutschen Sprachniederlegung zu betrachten sei, und erweitert sich dies wahre Wort zu dem Gedanken, Luthers Bibelübersetzung habe die neuhochdeutsche Sprache über ganz Deutschland getragen und für Schrift, Kanzel, Schule und Gerichtssaal die Mundarten verdrängt. Wie viel aber nach Luther noch zu thun blieb, das beweist die Arbeit von mehreren Jahrhunderten, besonders die der neudeutschen Poeten und Grammatiker von Opitz bis über Gottsched und Adelung hinaus, den bekanntlich erst Jacob Grimm abgelöst hat. Die neu erwachte religiöse Bewegung war allerdings ein mächtiger Hebel auch für die Sprache des Reformators. Allein sie reichte doch hierfür eben nicht viel weiter als die Reformation selber; das katholische Deutschland, die größere Hälfte, lernte nur widerwillig von ihm; selbst die Hesser und Genossen Luthers, wie Zwingli, der Schweizer, schrieben in ihrem heimischen Dialekt, Zwingli z. B. so schweizerisch, wie weder Bodmer noch Haller, und in plattdeutschen Landen blieben Kanzel, Schule und Gericht plattdeutsch. Dort übersetzte man Luthers Bibel, übersetzte man Katechismus und Gesangbuch in die heimische Mundart. Dort konnten damals noch niederländische (holländische) Prediger wie Heinrich Moller von Zütphen (der 1524 bei Heide verbrannt wurde) in Bremen wie in Ditmarschen, ja von Dünkirchen bis Königeberg am Meeressaum entlang in ihrer holländischen Sprache verständlich predigen. Es ist ja bekannt, daß der Hauptpastor Goeze in Hamburg, der Hauptgegner Lessings, eine Specialität aus seiner Kenntniß und Sammlung namentlich auch plattdeutscher Bibelübersetzungen machte und zunächst seinen Groll auf Lessing warf, als der ihm als Bibliothekar in Wolfenbüttel eine bibliographische Frage in Bezug auf eine plattdeutsche Bibel nicht beantwortet hatte.

In der Reformation und der Luther'schen Bibelübersetzung oder in der Macht und Pracht der hochdeutschen Sprache allein lag es nicht, daß die Mundarten im Norden zurückgedrängt wurden. Dies beweist eben Holland, das wohl die Reformation, aber nicht deren Sprache angenommen hat, hart an der Grenze des katholisch gebliebenen Westphalens, das sich in der täglichen Umgangssprache kaum von Holland unterscheidet, aber die hochdeutsche Schriftsprache für Kanzel- und Schulgebrauch angenommen. Ja, in der Sprache auch der plattdeutschen Bibeln liegt eine Macht und Pracht durchaus nicht weniger als in der Luther'schen; für einen Plattdeutschen ist sie geradezu bezaubernd. Man versuche es nur einmal, einen er-

Digitized by Google

haberen Psalm oder die schlichte Erzählung der Evangelien in einer solchen Uebersetzung zu lesen, und man wird mir beistimmen.

Das Verdrängen der Mundart im Norden geschah erst durch das Vordringen der neudeutschen Poesie, geschah Stufe für Stufe, ganz allmählich. Aus dem Religionsunterricht in der Schule ist sie erst verschwunden zur Zeit unserer Großväter. Viel älter ist aber auch nicht die deutsche Literatur, wenn wir darunter das verstehen, was Jedermann ohne gelehrte Hülfsmittel liest und genießt. Theodor Storm beginnt sein „Hausbuch aus deutschen Dichtern“ mit Recht erst mit Matthias Claudius, dem Wandsbecker Boten. Was vorher geht, ist meistens nur Vorarbeit, wenigstens ist außer einigen geistlichen und Volksliedern nichts davon zum Allgemeinbesitz durchgedrungen; das deutsche Volk weiß nichts davon.

Allerdings fand schon mehr als hundert Jahr früher, im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, Martin Opitz, der Schlesier, die einfachste Formel für die Kunst, regelrechte deutsche Verse zu machen. Diese Erfindung wurde für die neue deutsche Literatur, was die Erfindung der Dampfmaschine für die Industrie: sie bestimmte, in unermessener Weise sogar, das Schicksal unserer Schrift- und Buchsprache.

Schlesien war damals ein neu germanisirtes Land. Es hatte keine Stammessprache gleich allen deutschen Gauen, wie Franken, Schwaben oder Niedersachsen, es hatte seine eigenthümlich ausgeprägte Mundart. Die Schlesier hielten dies für einen Vorzug; die erste schlesische Dichterschule, Opitz an der Spitze, hielt daher vor Allem bei ihren Bereklünsten auf rechte Reinigkeit und Dignität der Sprache, wie Opitz in seinem sonderbaren Büchlein über die deutsche Poeterey sich ausdrückte, d. h. sie verbannten und versetzten die provinziellen (mundartigen) Ausdrücke und Redeweisen als gemein. Opitz z. B. tadelt ausdrücklich die Vorstellung Mündlein roth, Rößlein roth, nicht ahnend, daß der größte deutsche Dichter einmal wieder zurückgreifend in den Volkston der Mundart echt deutsch singen würde

Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Sie bewirkten dadurch allerdings, daß, wie ihr Vorbau leicht nachzuahmen, ihre Sprache allgemein verständlich und somit ein erster Schritt gethan war für die Spracheinheit des ganzen Reichs. Denn man sang alsbald, wie man nie gethan, von dem Bober bis zur Elber in so gleichmäßiger Sprache und Weise, daß die Berse der Leute nicht von einander zu unterschreiben sind, mögen sie von Simon Dach aus Königsberg, von Rist aus Wedel bei Hamburg oder von Lund aus Lygumkloster bei Tondern herstammen, welch letzterer gewiß zu Hause so gut dänisch sprach, wie Rist in Wedel oder Rachel in Heide plattdeutsch, das dem Holländischen, von dem Opitz gelernt, näher lag als das schlesische Hochdeutsch.

Es bleibt etwas unerklärt darin. Denn, wie gesagt, die Bibel, die Kirche, die Schule, das Gericht, die Umgangssprache waren bei uns plattdeutsch. Es überkam die Leute wie ein Zauber. Das Versemachen nach der durchsichtigen Opitz'schen Regel in der blutlosen gereinigten Sprache ward eine gelehrte Spielerei, an der Alles theilnahm wie an andern Spielen, Patience oder dergleichen. Das war Nichts für's Volk, das stand außer dem Leben fast so fern wie früher die lateinische Versmacherei derer Frischlin und Consorten, wie denn auch die Opitz, Flemming, Marhof eben so gut und leicht lateinisch wie deutsch dichteten. So auch noch:

weder für noch von allen:
Und ihre Vers sunstreich und wohrt
Sollten nur denen, die gelehrt
Und (wie sie thun) weisen Fürsten gefallen,

wie die Parole Wecherlins lautete.

Dennoch war die Wirkung eine gewaltige, die zuletzt auch bis in's Volk, bis in seine Sprache hinuntergriff. Die eine Seite davon haben wir schon bezeichnet: es ist die Vollendung des Werkes, das mit Luthers Bibelübersetzung den Anfang nahm, die Einheit unserer Literatur und Sprache. Es ging trotzdem nicht ohne Streit und Widerstreben. Die Süd- und Westdeutschen wollten sich nicht sogleich bequemen. Die Schäfer an der Pegnitz sangen ihre Weisen fort trotz Opitz' Versregeln, und Moscherosch, der Verfasser der Geschichte Philanders von Sittewald, erklärte scharf und laut, das beste Deutsch sei nicht am Bober zu Hause, sondern am Rhein. Er hatte Recht. Im Deutsch der ersten schlesischen Dichterschule fehlte alles Blut aus dem Volksherzen, das nur in seinen Mundarten lebendig pulsirt.

Die Einheit wurde also theuer erkauft. Denn unsere Buchsprache blieb blaß und vornehm weit mehr entfernt vom Volksmunde, als z. B. das Englische. Unsere gemeinsame Mutterssprache wird uns keineswegs mit der Muttermilch bequem eingetränkt, sondern wir müssen sie mühsam lernen; sie ist eine schwierige Sprache auch für den Eingebornen, eine Sprache, in der man, wie auf dem Parquettfußboden, leicht ausgleitet und über einen Schnitzel stolpert.

Unsere großen Sprachmeister, die wirklichen Schöpfer unserer Volksliteratur, erkannten dies sehr wohl. Aber selbst ihre Gewalt über die Sprache konnte diesen Charakter nicht mehr verwischen. Herder gießt in allen möglichen Variationen Spott und Hohn aus über die Wortgrübler, Schulmeister, Regelnschmiede, über die Bedanten der Reinigkeit und des Ueblichen, über die Grössiegelbewahrer der Keuschheit der Sprache, die in der Sprache eine solche Langeweile, solchen Bücher-, Katheder- und Stubirstubenton, solchen Professor- und Paragraphenkitt eingeführt haben, daß Natur, Freiheit und Laune des Ausdrucks wie eingesargt erscheinen. Er fordert Leichtigkeit, Beweglichkeit, Sinnlichkeit, Idiotismen.*) Also gerade das, was die Andern verwarfen, was die Versskünstler und Sprachmeister seit anderthalb Jahrhunderten ausgemerzt hatten, damit wir zur Einheit gelangten.

Goethe folgte nur zu gern diesen revolutionären Lehren, die er wohl schon in Straßburg von Herder vernahm, denn er selbst war, wie er in seiner Biographie gar ergötzlich erzählt, in Leipzig mit den alten Regeln der Reinigkeit und Dignität hinreichend gequält und für seine Frankfurter Mundart verhöhnt worden. Daß aber der Zauber noch nicht gebrochen war, das sieht man am deutlichsten an dem Mangel am eigentlichen Humor in der classischen Periode unserer Literatur. Der vornehme Ernst der gereinigten Buchsprache weicht auch unsern übermüthigen Stürmern und Drängern nicht vom Gesicht, der Scherz flüchtet sich bei uns in die Mundart, aber ist vielmehr wie die Natur, Laune, Beweglichkeit und Sinnlichkeit niemals daraus gelöst worden, er hat dort seine uralte Heimath. Es ist daher uns Deutschen eine Nothwendigkeit, schon aus diesem Grunde die mundartige Literatur zu cultiviren, um ein fröhliches Gegengewicht zu gewinnen. Denn die Spracheinheit kann uns dadurch nun nicht mehr abhanden kommen.

Der neue Tannhäuser.

In einem vor Kurzem an dieser Stelle veröffentlichten Aufsatze: „Ueber moderne Lyrik“ macht Hermann Lingg auf das anonym erschienene „Lied vom neuen Tannhäuser“ aufmerksam. Nach dieser Empfehlung bedarf es unseres Erachtens keiner besonderen Entschuldigung, wenn wir uns im Folgenden eingehender mit jener Dichtung beschäftigen, als deren Hauptmerkmale Lingg üppig quellende Lebenslust und sprudelnde Formenfülle hervorhebt. Wenn aber der treffliche Sänger der „Völkerwanderung“ bei einem Vergleicht, den er zwischen dem „neuen Tannhäuser“ und den gleichfalls vor Kurzem erschienenen „Romanzen und Balladen“ von Ferdinand Meyer anstellt, die in letzteren sich kundgebende, gehaltene Stimmung und reife Weltanschauung rühmt und so die Vermuthung aufkommen läßt, daß diese Vorzüge der ersteren Dichtung abgehen, glauben wir, den Nachweis führen zu können, daß auch der „neue Tannhäuser“ sich durch eine nicht gewöhnliche Weltanschauung charakterisirt.

Das Werk des ungenannten Verfassers besteht aus einer Reihe

*) Berg. E. Laas. Herders Einwirkung auf die deutsche Lyrik von 1770—75. Grenzboten 30. Jahrgang Nr. 40 S. 542.

Digitized by Google

lose zusammenhängender Gesänge und enthält die Liebes- und Leidensgeschichte des Dichters. Er beginnt:

„Um Ostern war es, in die Welt
Zog ich mit achtzehn Jahren.
Ich bin gen Leipzig als Student
Durch's Thüringer Land gefahren.

„Ich fuhr vorbei am Hörselberg
Und hörte die Flöten tönen,
Durch den Bergspalt sah ich Frau Venus auch
Und die lachenden, tangenden Schönen.

„Doch von der Wartburg Wällen blickt'
Ein bleicher Mönch hernieder,
Er murmelte Bibelsprüche,
Uralte Sterbelieder.

„Ich aber starrt' in den weißen Dampf
Mit träumerischem Sinne:
O heiliger Büßer folg' ich dir?
Folge ich dir, Frau Minne?"

Die Wahl des neuen Tannhäusers ist rasch getroffen:

„Was will die Jugend kalt und bitter?
Wir sind ja Sünder — sind'gen wir!
Ich bin der Venus Hohepriester
Und heute opfer ich bei dir!"

Auf seinen Reisen taumelt er von Sinnengenuß zu Sinnengenuß; den Ernst des Lebens läßt er nicht an sich herankommen; nur einmal, am Grabe Schopenhauers, erfaßt ihn eine dunkle Ahnung von der Nichtigkeit alles Irdischen. Doch Schopenhauer wird bald vergessen, die schönen Mädchen in Bern, am Genfer See und in Berlin tragen den Sieg über den düsteren Philosophen von Frankfurt davon; der Dichter ist noch weit von der „Verneinung des Willens zum Leben" entfernt. Er kehrt in seine Vaterstadt zurück und gedenkt hier beim Anblicke der alten Kirche und beim Klange der Glocken wehmuthvoll der Jugendzeit:

„Keine Predigt wird uns mehr
In die enge Kirche locken,
Aber deiner frommen Lieb
Denk ich doch beim Klang der Glocken.

„Und mein Blick umfloret sich,
Sch ich, wie in Jugendtagen,
Friedlich aus dem Lindengrün
Lustre alte Kirche ragen."

Wieder zieht der neue Tannhäuser auf Liebesabenteuer aus; diesmal führt ihn seine Sehnsucht nach dem Norden. Als er während der Seereise den Schiffsjungen die Möven von den Raaen scheuchen sieht und den Grund hiervon erfährt, daß nämlich jene gottverdammte Seelen seien, die ihrer Sünden wegen keine Ruhe im Grabe finden könnten, erzittert er bei dem Gedanken, daß auch ihm ein derartiges Geschick zu Theil werden möchte; er bittet deshalb Gott um ruhigen Schlaf nach dem Tode. Den Ernst hinwegspottend, fährt er aber fort:

„Aber bist du unerbittlich,
Muß ich doch zurück zur Erden
Abzubüßen hier die Schuld,
Laß mich nur nicht Möve werden!

„Ew'ges hungern, ew'ges Kreischen
Wäre nichts für meine Kehle:
Sperr in einen stummen Seehund
Lieber meine arme Seele.

„Still von meinem Fette zehrend
Ruht ich dann auf sonn'ge Riffen,
Und den Pelz behaglich trocknend
Winzt ich gähnend nach den Schiffen."

Nachdem der Dichter auch in Dänemark und Schweden die Freuden der Liebe genossen, kehrt er in die Heimath zurück. Auf der Insel Rügen, im heiligen Hain der Hertha macht er Halt, und selbst hier in der Waldeseinsamkeit ist ihm Frau Venus günstig. Noch mächtiger als damals beim Klange der Glocken seiner alten Kirche wird die Sehnsucht des Dichters nach dem verlorenen Jugendparadiese erregt, als er den Gesang seiner neuen Geliebten vernimmt:

„Doch horch! Was klingt vom Schwanenfleet
Herauf so süß und leise?
Sie singt in den himmlischen Morgen hinein
Eine rührende Weise.

„Das klingt wie ein Klang aus der Jugendzeit —
O könnte mir dein Singen
Zu's Herz zurück das Paradies
Verlorner Unschuld bringen!"

Wie wenig aber auch der neue Tannhäuser den Verlockungen der Liebe zu widerstehen vermag, ist doch das Pflichtgefühl in ihm nicht vollständig erstorben. Als der von Frankreich frivol heraufbeschworene Krieg ausbricht, und das Vaterland zu den Waffen ruft, folgt der Dichter diesem Rufe mit Freuden. Er begrüßt das Banner des wiedererstandenen Reichs, welches den deutschen Heeren vorangeht, aber auch jener Braven vergißt er nicht, welche für das Vaterland gefallen sind und still und fuer in fremder Erde ruhen:

„Ich sah auch tausend, tausend Kreuze
Mit blasser Schrift auf weißem Holz —
Die Liebe blickt auf euch mit Trauer,
Auf euch das Vaterland mit Stolz!"

In Lothringens Hauptstadt wird der Dichter wieder von Leichtsinn ergriffen; freilich geht dadurch nur zum Theil wenigstens, in Erfüllung, was er sich früher selbst prophezeit hatte:

„Doch Abends nach dem blut'gen Siege,
Ich will es offen eingestehn,
Dann werd ich auf den Bal Mabille,
Zur Eloise des Lilas gehn."

Nach Deutschland zurückgekehrt, setzt der neue Tannhäuser eine Zeit lang den früheren Lebenswandel fort, bis ihn endlich Ueberdruß, Verzweiflung und Sehnsucht nach der Nähe des Grabes erfassen. Er bricht jetzt in den Schmerzensschrei aus:

„Noch immer ist genagelt an das Kreuz,
Das Erde heißt,
Aus tiefen Wunden, sieben Stunden blutend
Der Menschheit Leib, ein Leib und viele Glieder:
Millionen Hände falten täglich sich,
Millionen Arme flehen stumm zum Himmel,
Im Todeskampfe brechen tausend Augen,
Es sprechen tausend verschlafne Lippen:
Mein Gott, mein Gott! Was hast du mich verlassen?"

Im vorletzten Gesange finden wir den Dichter in Auerbachs Keller zu Leipzig, beim Glase Wein sitzend. Er läßt sich das alte Buch vom Faust geben und liest darin, bis ihm die Augen vor Müdigkeit zufallen. Im Traume sieht er den Doctor Faust mit seiner Helena und zahlreichen Schülern aus dem Buche heraustreten und ein lustiges Gelage feiern. Die Theilnehmer am letzteren schlummern einer nach dem andern ein; nur Faust bleibt wach und sinnt nach, ob es ihm wohl noch gelingen werde, das Lebenselixir zu brauen. Er erinnert sich der Sage vom ewigen Juden und meint, daß dieser ihm das Geheimniß, den Tod zu überwinden, mittheilen könnte. Er ruft den Ahasver. Dieser erscheint und giebt dem Faust das Recept der Ewigkeit:

„Mein Leben, das verewigt der Haß,
Das deine, Fremd, verewigt Sündenlehre,
Und ewig treibst du dich im Weltgetriebe
Mit deiner schönen Helena umher.
Wie ich mit meinem Haß, der Ahasver."

Schließlich erhält Faust vom ewigen Juden noch den Rath, ehe es zu spät wäre, den Willen zum Leben zu verneinen:

„Ich zwar bin der verfluchte Weltenwand'rer
Und werde nie und nimmermehr ein And'rer,
Du aber magst des Räthsels Lösung finden,
Dich selbst, Welt, Tod und mich auch überwinden;
Noch ist es Zeit, du kannst den Willen wenden."

Der Dichter läßt, wie wir sehen, den ewigen Juden die grotesque Weltanschauung Schopenhauers vortragen. Es würde uns aber zu weit führen, wollten wir diesen Punkt eingehender erörtern.

Der Schlußgesang erregt in uns Zweifel, ob der neue Tannhäuser auch wirklich vollständig geheilt ist. Er versichert zwar, daß Frau Venus ihn nunmehr auch auf dem schönsten Beiche vergebens anlache; er will aber nach Rom wandern und den Papst fragen:

„Kannst du mich sprechen wieder rein
Wie in der Kindheit Tagen?
Kann dieser weiße Dornenkranz
Noch einmal Rosen tragen? ...

„Ach aber willst du, daß auch ich
Zum Venusberge kehre,
Wie einst zum Venusberg gekehrt
Der edle Tannhäuser?"

Wir können dem Leser verrathen, daß es dem neuen Tannhäuser mit der Pilgerfahrt nach Rom wenig Ernst ist, und daß er am allerwenigsten Gewicht darauf legen würde, ob ihn der Papst wieder rein spricht oder nicht; der Dichter ist ein guter Protestant und wird es wohl auch in Zukunft bleiben. Wir wünschen nur, daß er uns noch mit recht vielen Gaben seines zu großen Hoffnungen berechtigenden Talentes erfreue!

Noch eine Bemerkung zum Schluß: Dem Verfasser des „neuen

Digitized by Google

Tannhäuser“ könnte der Vorwurf gemacht werden, daß der Inhalt seiner Dichtung unsittlich sei. Wir halten diesen Vorwurf für unbegründet. Abgesehen davon, daß die Tendenz des Gedichts eine durchaus sittliche ist, kann auch von einzelnen Gesängen nur zugestanden werden, daß sich in ihnen eine Sinnlichkeit ausspricht, welche aus dem Gebiete der Poesie zu verbannen, keinem ernsthaften Kunstrichter einfallen wird. Wenn wir die französische Demimonde-Poesie mit ihrer raffinirten, krankhaften Sinnlichkeit entschieden verbannen, wollen wir andererseits dem naiven Dichter vollständige Freiheit bei der Wahl seiner Stoffe gewähren.

Siegfried Samosch.

Aus der Hauptstadt.

Das Kaiserdorf.

Nach den Notizen eines in Berlin residenden Berliners

von **Julius Stettenheim.**

Nach den Anstrengungen der Droschenfahrt sehnte ich mich nach Ruhe. Man hatte mich deshalb nicht für einen Schwächling. Ich könnte einen hohen Berg erklettern und auf dem mit ewigem Schnee bedeckten Pic ein halbes Stündchen Schlittschuh laufen. Aber die Mühen einer Droschenfahrt ermüden doch mehr.

Es war fast Mittag geworden, als ich sie mit endlich wieder aus meinem Körper herausgeschlafen hatte. Ich kleidete mich nunmehr an und setzte mir eine blaue Brille auf, welche mich völlig unkenntlich machte. Es flanirte ich die Linden entlang.

Alsbald sah ich etwas, was mir nie aufgefallen wäre, wenn ich nicht fremd in Berlin umherspazierte, nämlich, daß die sogenannte Nobility von Berlin keine Schritten besitzt. Das, was in den vornehmsten Straßen unter dem falschen Namen Schritten umherzufahren sich nicht scheut, kommt nicht über das Landjahrzeug der Eskimos hinaus und reicht diesem betreffs der Solidität der Bauart nicht das Wasser, obschon in den Berliner Schritten lebende Menschen, in denen der Herren Grönländer nur gleichsehr die Seehunde und dergleichen gefühllos gemachte Flossenfüßer befördert werden. Es mögen die Berliner Schritten also wohl auf der Zeit her datiren, wo Berlin noch ein Fischerdorf war und derlei Gefährt vortrefflich gebrauchen konnte. Aber ein großer Fehler ist es, daß dasselbe beibehalten wurde, so hoch ich die Pietät zu schätzen weiß, mit der Berlin in seinem Glücke Vieles hegt und conservirt, was ihm in den ersten Decennien seines Daseins nützlich und lieb gewesen ist.

Die Berliner Schritten sind, wenn nichts schlimmeres, das Schlimmste, was man sich denken kann: Droschken, denen die Räder abgebrecht und welche auf krummgebogene Knüppel befestigt worden sind. So sehen sie denn bedenklich untersetzt aus und machen einen komischen Eindruck, diesen allerdings nicht auf die Fahrgäste, in welchen jeder komische Eindruck erstickt in einen tragischen verwandelt wird, daß das Wagenfragment von Zeit zu Zeit losbricht. Zum Unglück trägt das Pferd auch noch Glocken, als sei es ein wirkliches Schlittenpferd, und unwillkürlich lenkt es durch dies Geräusch, welches trotz langsamster Gangart laut wird, die Blicke der Vorübergehenden auf dies Fahrzeug, was, wenn diese Vorübergehenden Fremde sind, als höchst bedauerlich bezeichnet werden muß.

Um nun allen Einwürfen zu begegnen, muß ich hinzufügen, daß im Volksmund die Sage lebt, Berlin habe sechs wirkliche Schlitten. Sie gehören, so wird gesungen, Börsenmatadoren. Leider habe ich diese sechs Schlitten noch nicht gesehen.

Ich wollte in ein Kaffeehaus gehen. Aber ein tristiger Grund hätte mich davon zurückhalten sollen: Berlin hat kein Kaffeehaus. Dies lautet so fabelhaft, daß es wie eine Verleumdung klingt, als wollte ich von Wien sagen, es habe kein Theater, von Rom, es habe keine Kirchen, von München, es habe keine Gemäldegalerien, von Hamburg, es habe keine Austern. Ich muß es aber zu meinem größten Bedauern wiederholen und zugleich beeidigen: Berlin hat kein Kaffeehaus. Das, was man in Berlin so nennt, ist eine Stube, in welcher nicht geraucht, nicht gepfiffen, nicht gelebt wird. Dagegen steht daselbst hinter einer internationalen Kuchenausstellung ein ernster Mann, welcher aus seiner weißen Leinwandhaut fährt, wenn der Eintretende nicht den Hut zieht oder lauter spricht, als dies in einer Kirche während des Gottesdienstes gestattet ist. Dieser Mann ist übrigens nicht die einzige Polizei seines Reviers; jeder Berliner unterschätzt ihn in seiner Strenge, indem er ganz bestürzt den Kopf nach jedem Geräusch umdreht, welches wie lautes Sprechen klingt, das etwa von einem Gast, der jemals ein Wiener, oder ein Pariser Kaffeehaus besucht hat, verübt worden ist. So disciplinirt ist der Berliner auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, daß er den Conservatoren der herrschenden Eigenthümlichkeiten des einfigen Fischerdorfs wacker beisteht, wo sie seiner Hülfe bedürfen; und huldigte er diesem Princip auch der wirklichen Polizei gegenüber, so würde Berlin bald eine paradiesisch sichere Stadt sein und seine Bewohner könnten mit ihren Damen und ihren Uhrketten ziemlich sorglos, wenigstens bei hellem Tage, über die Straße gehen. Bedauernswerth aber gilt jedem Berliner das Kaffeehaus! und das „Mundhalten:“ jedes Conditors, was ihm das Himmelfeuerzmillionendonnerwetter des Feldwebels gegolten hat, vor dem er einige Jahre seines Lebens zitterte und dessen Schule Preußen einen Theil seiner Größe verdankt.

Die Berliner Conditorei, welche sich Kaffeehaus nennt, wie es Barbiere giebt, die sich Doctor nennen lassen, besitzt eine große Tugend, die anerkannt werden muß: sie braucht das wirkliche Kaffeehaus keinen Augenblick. Sie beschränkt sich darauf, eine Tasse mittelmäßigen Kaffees in ziemlich defectem Geschirr vorzusetzen und dafür zu sorgen, daß sie schweigend und mit entblößtem Haupt geleert wird. Der Besuch eines Berliner sogenannten Kaffeehauses gleicht einer Audienz beim Papst, nur daß bei jenem der Pantoffelfuß fortfällt, welchen wenigstens kein Conditor zur Pflicht macht. Der Besucher hält sich auch nicht länger auf, als nöthig ist, worin ihn die Unbequemlichkeit des Sitzes unterstützt. Die Zeitung, welche er verlangt, wird immer von einem Andern gelesen, denn das Berliner Kaffeehaus ist nicht, wie das Wiener, Abonnent mehrerer Exemplare. Aber die Regierung muß ihm aus diesem Grunde das Zeugniß ausstellen, daß es, mehr als irgend eine ihrer Präventivmaßregeln gegen die Presse, das Lesen von Zeitungen verhindert.

Einige Berliner Kaffeehäuser haben sich dem Drängen der Zeit und dem Gerücht, Berlin sei auf dem Wege zur Weltstadt, und in Anbetracht des Umstandes, daß ihre Kundschaft doch eigentlich aus Mündigen besteht, so weit nachgegeben, daß sie nach langem und triftichem Ueberlegen ein kleines Rauchzimmer eingerichtet haben. In dieses drängen sich nun so viele Besucher, wie Platz finden. Nur eine Etagenstufe für den Kellner ist in den Stunden frei, in denen der Berliner Junggeselle nach Tisch seinen Kaffee zu trinken pflegt. Während dieser Zeit ist das kleine Zimmer, in welches er verbannt wird, von einem dichten Qualm erfüllt, welcher aus den Cigarren gewonnen wird. Furchtbare Mischung! Die Gäste verkürzen sich den Aufenthalt in dieser chambre ardente mit Dominospiel, dessen Steine sie in der Dunkelheit betasten müssen, um ihren Werth taxiren zu können. Man sieht weder Menschen, noch Mobilien, man hört nur Ziffern rufen und mit Steinen klappern wie in einer Folterkammer mit den Zähnen. Es ist ein unheimliches Gemach! Gewinnen wir das Freie!

Dramatische Aufführungen.

Der Bastard. Schauspiel in vier Acten von Tourouve. — Robert Duwerst ist der Sohn eines steinreichen Kaufmanns, welcher nach den Sitten, nehmen eines wüsten Lebens in den Hafen der Ehe eingelaufen ist. Robert hat ein junges Mädchen, welches Jeanne heißt, kennen gelernt, hat sich in sie verliebt, seine Liebe ist nicht unerwidert geblieben und zwischen Beiden hat sich ein Verhältniß herausgebildet, welches eine heimliche Ehe sein würde, wenn die gesetzlichen Formalitäten erfüllt wären und wenn der Segen des Priesters nicht fehlte. Da sie Frucht dieser Verbindung ist ein Kind ist, wird für Robert die Verpflichtung, seine Beziehungen zu Jeanne auch vor den Augen der Welt zu legitimiren, eine immer dringlichere; und wenn er damit zögert, so ist der einzige Beweggrund zu seinem hinhaltenden Verhalten die Besorgniß vor einem mehr als peinlichen Auftritt mit seinem Vater. Der alte Duwerst ist der psychologisch bekannten Mahrnehmung gemäß, nachdem er jugendlicher Wüstling war, im Mannesalter Puritaner geworden. Es bedarf also langer Vorbereitungen und großer Vorsicht, um Duwerst auf eine Schwiegertochter vorzubereiten, welche in keinem Punkte den Bedingungen entspricht, die er an die künftige Frau seines einzigen Erben zu stellen sich für berechtigt hält. Durch einen brüsken Zwischenfall wird dieser Plan Roberts durchkreuzt.

Robert hat, ohne daß er es weiß, einen Nebenbuhler: einen gewissen Armand, einen geistig gut begabten und ursprünglich auch von der Natur mit guten Herzenseigenschaften ausgestatteten Menschen. Diese aber sind durch eine mehr als traurige Jugend völlig verkümmert worden. Armand ist ein Bastard, er kennt seinen Vater nicht, und was er von ihm weiß, genügt vollauf, um Demjenigen, der ihm das Leben geschenkt hat, zu

Digitized by Google

fluchen. Dieser Vater hat seine Mutter verführt und sie in Folge von Verhältnissen, welche der Sohn nicht kennt, und für die sich überhaupt kaum Milderungsgründe aufführen lassen, der Schmach und dem Elende überliefert. Die Mutter hat sich aus Verzweiflung, um ihr Kind zu nähren, dem entehrendsten Handwerk ergeben, und im Dienste der Venus vulgivaga hat sie ihr jämmerliches Leben geendet. Die Eindrücke der verwahrlosten Kindheit sind zu nachhaltige, als daß das spätere Leben Armands nicht darunter zu leiden hätte. Armand gilt als Schmarotzer, als ein gefährliches, herzloses Individuum, dem man am besten aus dem Wege geht. In der anständigen Gesellschaft wird er geduldet, seiner Geistesgaben und körperlichen Vorzüge wegen und aus Mitleid. Dieser halbverkommene Mensch mit dem verhärteten Herzen liebt Jeanne, er liebt sie aufrichtig, leidenschaftlich; und wenn er alles thut, was er vermag, um sie von dem Herzen Roberts loszureißen, so treibt ihn dazu vielleicht auch noch ein anderes Motiv als seine Liebe: vielleicht das tiefe, rührende Mitgefühl mit Jeannes kleinem Kinde, welchem dereinst dasselbe traurige Schicksal, das ihm zugefallen ist, als Bastard schuldlos entehrt und mitleidsvoll gekränkt sich durch's Leben zu schleppen, vorbehalten sein mag. Wird Robert nicht Jeanne vielleicht auch einst verlassen, wie sein Vater seine bejammernswerthe Mutter verlassen hatte? Er fühlt sich stark genug, um Jeanne und ihr Kind vor diesem Jammer zu bewahren, er ist bereit, ihr und dem Kinde seinen Namen zu geben — wird Robert dasselbe thun? Ist seine Leidenschaft so mächtig, daß sie den Widerstand eines starren Geldaristokraten beugen wird, oder sind die Vertagungsideen, die Robert seiner Geliebten plausibel zu machen sucht, nur elende Ausflüchte? Armand faßt den Entschluß, Robert um jeden Preis zu verdrängen; über die Wahl der Mittel macht ein Mensch von seinem Charakter sich wenig Scrupel. Er versichert Jeanne, daß sie getäuscht wird, daß Robert die Stunden, die er ihr abstiehlt, in der Gesellschaft nicht mehr zweideutig zu nennender Damen verbringt, und er erbietet sich, den Beweis für seine Behauptung zu führen. Er giebt ihr eine bestimmte Zeit und einen bestimmten Ort an — wenn sie komme, könne sie mit eigenen Augen sehen, was sie zu glauben sich weigere.

Armand und Robert treffen am Abend in einer sehr ausgelassenen Gesellschaft jugendlicher Lebemänner und entsprechender Damen zusammen. Der Sect fließt in Strömen, die Karten werden aufgelegt, die Würfel rollen. — Robert, der sich nur widerwillig und in sehr bescheidenem Maße an diesen Zerstreuungen der jeunesse dorée betheiligt, wird von den übrigen und namentlich von Armand wegen seiner Schüchternheit und Zurückhaltung beständig aufgezogen; pikirt und um zu zeigen, daß er, wenn er wolle, eines dummen Streichs so gut fähig sei wie jeder Andere, trinkt er mehr als ihm lieb ist, setzt hohe Summen auf's Spiel, läßt sich, durch den Spott gereizt, sogar dazu verleiten, mit einer der anwesenden gefälligen Damen zu scherzen und sie als Partnerin beim Spiel zu engagiren. Er geht mit einem Wort gläubig in die Falle, welche Armand ihm gestellt hat. Am Arm dieser Dame erblickt ihn Jeanne, welche die Eifersucht, wie Armand richtig berechnet hatte, in jenes Haus geführt hat. Aber Jeanne durchschaut das unwürdige Spiel, welches Armand mit ihrem Geliebten getrieben. Robert kommt herbei, und in der äußersten Entrüstung über den Bubenstreich seines Nebenbuhlers schleudert er diesem die tödtliche Beleidigung zu, nennt ihn einen Schmarotzer, einen Spieler, einen Bastard! Bei diesem Wort schwört Armand, daß Roberts Sohn dasselbe werden solle. Er werde Robert eher tödten, als dieser noch Zeit gefunden habe, das Kind zu legitimiren.

Die Vorbereitungen zum Duell werden getroffen. Robert hat nun keine Zeit mehr, die Heirath mit Jeanne hinauszuschieben; er spricht mit seinen Eltern, erhält, wie vorauszusehen war, von seiner Mutter kräftige Unterstützung, während sein Vater die Bitte, die Genehmigung zur Ehe zu ertheilen, entschieden abschlägt. — Von der Angst um das Leben ihres Geliebten getrieben, macht Jeanne den schweren Gang zu den Eltern desselben. Sie theilt ihnen die wahre Ursache, ihre verzweifelte Lage, die Gefahr, in welcher Robert schwebt, mit. Als der alte Duversi erfährt, wer der Gegner seines Sohnes ist, entfärbt sich sein Gesicht; er eilt zu Armand, in dessen Wohnung die Bestimmungen des tödtlichen Zweikampfes soeben festgesetzt sind. In einer äußerst dramatischen Scene, welche sich nicht nacherzählen läßt, erfährt Armand, daß der Mann, welcher das Duell um jeden Preis verhindern will, kein Anderer als sein eigener Vater, daß sein Todfeind Robert sein Bruder ist. Das Drama schließt mit der Versöhnung der feindlichen Brüder, mit Armands Aufnahme in die Familie Duversi.

Wenn ich nicht irre, ist dieser Schluß eine deutsche Zuthat; ich glaube mich wenigstens aus den Referaten der französischen Blätter über das Touroude'sche Stück zu erinnern, daß der Verfasser den innerlich unversöhnlichen Gegensatz zwischen den beiden Trägern seines Dramas, zwischen dem legitimen Sohne und dem Bastard Duversis unausgesöhnt gelassen und nur eine äußerliche, formelle Beilegung des Conflictes hat eintreten lassen. — Das Stück zeigt von entschiedener dramatischer Begabung, es ist sehr effectvoll und technisch tüchtig gearbeitet. Die Effecte gehören allerdings einer niederern Sphäre an als die, welche Feuillet, Dumas, Augier und Sardou mit so großem Geschick anzuwenden pflegen; aber immerhin versteht es Touroude, die Situationen wirkungsvoll vorzubereiten und die Handlung in lebendiger Weise zu steigern. Der Dialog, der sonst eine der bedeutendsten Eigenschaften der französischen Dramendichter ist, kommt mir ziemlich dürftig vor, der Esprit glänzt durch seine Abwesenheit und die lustigsten Scenen sind weitaus die schwächsten; den dramatischen Tiraden fehlt es aber nicht an Kraft.

Im „Bastard" debütirte Herr Gustav Scherenberg vom Stadttheater zu Breslau in der Rolle des Armand. Seine äußere Erscheinung entspricht vollkommen den Anforderungen derselben. Im einfachen Dialog und in den sehr dramatischen Scenen war Herr Scherenberg vortrefflich; weniger sicher und erfolgreich bewegt er sich auf der Mittelstufe. Er kam mir vor, wenn es erlaubt ist diesen Vergleich zu gebrauchen, wie ein Sänger, der ein gut ausgebildetes Piano, ein hinreißendes Forte besitzt, bei dem aber das Crescendo wenig entwickelt ist. Durch Beseitigung von gewissen Kleinigkeiten würde Herr Scherenberg seinem Spiel wesentlich nützen. Er wendet den Kopf zu häufig hin und her und bewegt die Augenbrauen zu viel. Herr Reinau ist im Conversationsspiel nicht in seinem wahren Fach; er bedarf, um sein Bestes zu geben, des Costüms. Er spielte die Rolle des Robert sehr verständig, aber sein Talent berechtigt zu einem bessern kritischen Prädicate. Ganz vorzüglich war Herr Freemann als Duversi. Mit ergreifender Wahrheit vermittelte er den Stimmungswechsel, welcher in dem zugeknöpften Geldmann vor sich geht, als er das Leben seines Sohnes bedroht sieht — und bedroht von seinem andern Sohne. Ebenso bedeutend war Fräulein Ernst als Madame Duversi. Einer solchen Darstellerin gegenüber bedauerte man, daß diese Rolle von dem Dichter so spärlich bedacht ist. Fräulein Wolmar gab ihrer Jeanne die warmen Töne der echten Empfindung. Unter den Episoden zeichnete sich Herr Fliegner als Maximilian Duveil durch gewinnende Natürlichkeit aus. — Das Essen und Trinken auf der Bühne sollte nicht blos markirt werden. Es wirkt immer störend, wenn man sieht, daß die Helden ihre Begeisterung aus leeren Gläsern schöpfen, und wenn die Vorzüglichkeit des Inhalts leerer Flaschen gerühmt wird.

P. L.

Notizen.

Der Kampf gegen die Ultramontanen und Jesuiten aller Schattirungen, der eine Zeitlang zu ruhen schien, wird mit geschlossenem Ernst seitens der Regierung und der mit ihr verbündeten liberalen Parteien fortgesetzt. Auch im Reichstage wird in Folge eingelaufener Petitionen, deren Urheber aus angeborener Antipathie mit den Unterthanen eines auswärtigen Souveräns gelegentlich gern in Deutschland aufräumen möchten, die Jesuitenfrage bald auf der Tagesordnung erscheinen. Was die Bischöfe in Fulda ausgeheckt haben mögen, thut wenig zur Sache. Schwerlich werden sie aus den Falten ihrer schwarzen Togen nur Frieden schütteln. Selbst ein momentanes scheinbares Einlenken der heiligen Männer, die noch soeben mit Excommunicationen, Absolutionsverweigerungen und ähnlichen sanften Mitteln apostolischer Bekehrung um sich warfen, würde nur die Wahl einer anderen geschickteren Fechtweise andeuten, aber ganz gewiß keine wirkliche, ernstlich gemeinte Umkehr. Das Gegentheil können nur einige unerfahrene vertrauensselige Leute voraussetzen. Die historisch bewährte Zähigkeit des Clerus findet in einer besondern nicht überall genugsam bekannten Berechnung ihren Stützpunkt. Kriegslärm ist den Ultramontanen stets willkommen, weil er sie als bedrängt erscheinen läßt, das Mitleid der Gläubigen wachruft und die Peterspfennige reichlicher fließen läßt. Es ist für sie zu zwei Dritteln eine Geldfrage, was alle diejenigen bezeugen können, die in Rom gelebt und sich dort die Dinge in der Nähe ein wenig angesehen haben. Die Betrachtung nimmt sich nicht idealistisch aus, trifft aber buchstäblich zu. Welchen geistigen Schaden das ihnen anvertraute Gut erleiden kann, ist den kinderlosen Führern, die ohnehin von der Vitalität ihrer Kirche überzeugt sind, vollkommen gleichgültig. Aber ihre sorgfältig geführten Wirthschaftsbücher beweisen, daß je toller zwischen Staat und Kirche gezankt wird, desto reichlicher die römischen Kassen gefüllt sind, die schon manches schwere Jahr empfindlicher Ebbe durchgelebt haben. Nichts gefährlicher deswegen für die bischöflichen Zeloten und ihre Helfershelfer als der Indifferentismus der Weltkinder. Man darf darum nicht im Kampfe gegen sie nachlassen, muß sich aber auf eine lange Dauer des Krieges gefaßt machen und darf niemals vergessen, daß man es

Digitized by Google

mit Gegnern zu thun hat, deren Blick keineswegs vorzugsweise auf die Ewigkeit gerichtet ist, die vielmehr seit Tetzels Ablaßzeiten bis zur heutigen Stunde in Angelegenheiten des Geld- und Habens vorterefflich Bescheid wußten. Viel wirksamer um sie einigermaßen zur Raison zu bringen, als Bismarck'sche Donnerreden und journalistische Strafpredigten hat sich denn auch durchweg die Androhung erwiesen, daß der Staat den fluchenden Bischöfen die Einkünfte beschränken würde. Die Aussicht einer geringeren Einnahme läßt die Betroffenen sofort über die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge nachdenken und wenigstens einige Mäßigung als erspießlich ansehen. Die Regierung soll nur einen Versuch mit diesem drastischen Mittel finanzieller Ueberredungskunst im negativen Sinne machen, wir versprechen ihr den besten Erfolg. Man kann sich denn auch darauf verlassen, daß die geheime Conferenz in Fulda, von deren Ergebniß die unausbleiblichste Neugierde der Zeitungsreporter seit einigen Tagen ruhelos schwebt, sich weit weniger mit einer etwaigen von Reichsmegen zu bewerkstelligen massenhaften Jesuiten-Ausweisung und dergleichen beschäftigt hat, als mit der Gefahr, daß kommenden Michaelis die Quartalsrevenuen hochwürdiger Kirchenväter geschmälert werden könnten.

***

Unser liebenswürdiger College Adolf Glaßbrenner, der trefflich Humorist und Dichter, hat uns den folgenden Brief seines Freundes Franz Wallner gütig zur Verfügung gestellt.

Luxor, den 26. Februar 1872.

Schöner Adolf!

Wenn man im vierten Monat auf dem Nil herumschwimmt, in der Wüste sich herumtreibt, Nubien mit seinen nackten, schwarzen, mit Schild und Speer, Bogen und Pfeilen, Messern und Schwertern bewaffneten Menschenbrüdern, unter denen sich auch die Schwestern befinden, durchstreift, so hat man endlich Sehnsucht, sich wieder mit Jemand zu unterhalten, zu dem man „Sie" sagen kann, und darum wähle ich Dich dazu, weil wir uns schon einige Zeit duzen; ich sage nicht wie lange, denn warum sollen wir, in den besten Jahren — die wir jetzo nachkommen, sind noch viel schlechter — unser Alter verrathen?

Was ich mir in meiner Jugend als unerreichbaren Traum vorschweben ließ, es ist zur Wirklichkeit geworden, ich habe nicht nur — underufen: ungefragt — unter Palmen gewandelt, bin in der Tropensonne gebraten worden, und habe das geheimnißvolle Africa durchwandert, so weit es eben ein weißer Mann, ohne offene Gefahr wie die Timm mit Kanitteln erschlagen, oder wie der arme Vogel gefüpft zu werden, durchwandern kann. Vom Lande der Märchen und der Wunder, von Aegypten, von dessen Vorfahren deutsche Gelehrsamkeit mehr ergründet hat, als von unseren eigenen, bin ich ausgezogen bis in das ferne Nubien und den Sudan; über den ersten Katarakt hin aus- und abwärts gestiegen, in den zweiten hinein, wo ich auf dem einsamen, vom gelben Wüstensand überdeckten Felswächter Abu-Sir die unbeschreiblichste unabsehbare Stätte der Verwüstung überfah, und schwindelnd hinabblickte in das von zahllosen Felsblöcken umgrenzte, in tausend Streifen sich ängstlich windende, wirbelnde, wüthende Strombett. Wenn Dich Dein Weg einmal vorüber führt, so wirst Du auf dem großen Felsblock rechts an der Spitze der Höhe meinen Namen und den Tag meiner Anwesenheit finden. Dasselbe habe ich auch an dem Festtempel von Abu-Simbel für meine Unsterblichkeit gethan, und mich auf dem vom Blitze zerschmetterten Sitzbild des einen der ungeheuren Rhamsteskolosse verewigt, dessen drei mächtige sechzig Fuß hohe Kameraden als riesige, in unvergleichlicher Schönheit prangende Königsbilder, aus dem gewaltigen Fels gehauen, seit Jahrtausenden einsame Wacht am Rande der Wüste halten. Welch' eine Nation müssen diese Aegypter gewesen sein! Mit welcher Ausdauer haben sie durch ganz Aegypten in Millionen Steinbildern in den zahllosen Tempeln und Grabstätten ein unvergängliches Bilderbuch der Nachwelt hinterlassen, dessen Blätter von ihrem Thun und Lassen, ihrem Volks- und Staatshaushalt ihren Kriegen und Siegen so strenge Rechenschaft ablegen, als ob sich der letzte Pharaone gestern in die Felsengrüfte von Theben zur Ruhe gelegt hätte! Könnten wir Deutsche als Denkmal unserer letzten großen Zeit nicht einen ähnlichen „Rechenschaftsbericht" für die Nachwelt hinterlassen? Ein Riesentempel, wie z. B. der in Karnak, der trotz der Zerstörungswuth des persischen Eroberers Kambyses uns noch in seinen unglaublich gewaltigen Resten staunende Ehrfurcht einflößt! Derselbe müßte auf einem deutschen Fels im deutschen Rhein, inmitten der größten Strombreite stehen, alle Wände, alle Säulen bedeckt mit Sculpturen, den Abbildungen der gerechten Strafe und Züchtigung des übermüthigen Franzosenvolkes durch deutsche Kraft und Einigkeit! Wäre das nicht schön? Sollten wir durch gemeinsamen Wirken nicht ein Werk hinterlassen können, wie die Pharaonen mit ihren unvollkommenen mechanischen Mitteln deren Hunderte dem staunenden jetzigen Pygmäengeschlecht, allen Zeiten zum Trotz, hinterlassen haben?

In Karnak hatte ich eine Ueberraschung ganz eigener Art: ich hatte, wie ich es immer thue, wenn ich irgend ein Kind meiner Muse in die Welt sende, unserem Kaiser und unserem Kronprinz je ein Exemplar meines legt verbrochenen Buches: „Von fernen Ufern" zugeschickt. Bei meiner Ankunft in Luxor erhielt ich beim Deutschen Consulat auf meine Anfrage um Briefe leider eine verneinende Antwort. Am anderen Morgen besuchte ich das größte aller Menschenwerke, die Tempelstadt Karnak, gegen welche alle Bauten der Neuzeit wie Monumentbrüche zusammenstinken. Als ich in dem Säulenwald des weltberühmten Riesensaales stand, wie in einem versteinerten Märchen, stirchend, daß man mich erwecke auf dem wunderbaren Traum, da kam der gefällige Erde des deutschen Consuls Theodorus geritten, und überreichte mir mit seierlicher Miene zwei eben angekommene Schreiben mit großen Siegeln. Von wem meinst Du? Vom Deutschen Kaiser und dem künftigen Erben des Throns! Wohlwollend und gütig wie immer hielten es die beiden höchstgestellten Männer in Europa nicht unter ihrer Würde, dem fernen Wanderer in Africa ihren Dank, in gnädigster Weise ausgedrückt, bis an den Wendekreis des Krebses nachzusenden. Ich war ebenso überrascht wie gerührt; nie habe ich einen schöneren Lohn für meine bescheidenen schriftstellerischen Versuche geträumt!

Kannst Du mir nicht sagen, ob irgendwo in der Welt noch Schnee und Kälte existirt? Das Getreide steht im Februar fast mannshoch, die mächtige Dattelpalme ist mit gelben Blüthenbüschen überlast und die Opiumfelder sind mit tausend Blumen bedeckt. Man nennt dies hier Winter, und die giftigen Schlangen, die Scorpione und das wunderliche Chamäleon — nicht zu verwechseln mit dem buchligen Kameel — erwachen erst eins aus dem Winterschlaf. Dieser Tage wurde in den Ruinen von Medinet-Abu eine sechs Fuß lange Copra capella, ein wahres Schlangenungeheuer, geschossen.

Hier ist das Land der Ueberraschungen und der Gegensätze: die elendesten aller denkbaren Menschenwohnungen neben dem säulengetragenen Palast, viel tausendjährige Todte, die in wunderbaren, in den Fels gesprengten Gräberstätten wohnen, in welchen Labyrinthen Du stundenlang herumirren kannst, und tausend Lebende, denen die über ihre armen kleinen Felder hereinbrechende Wüste den letzten Bissen ihres spärlichen Brodes raubt, die keinen Lappen haben und brauchen, um ihre nackte Hülle zu decken; daneben der reiche goldbedeckte Pascha im stattlichen Palaste, im Harem hotzirend, wie der Hahn im Hühnerhofe. Der schreckliche stügelose Drache, das mächtige Krokodil, sich sonnend in der Glut der Tropen auf den Sandbänken des heiligen Stromes, aber doch klug genug, sich beim Anblick des bleibewaffneten weißen Mannes sofort in die Fluth zu wälzen, während er seine Landsleute zum Fressen gern hat und nicht scheut. Alle unsere Versuche eines dieser Ungeheuer zum Schuß zu bringen, schlugen fehl, nur ein Nilpferd hätte ich bald geschossen, d. h. kein Hippopotamus, sondern ein Pferd, welches im Nil weidete und das ich für eine Antilope ansah. Für Jäger ist hier das Paradies. Bei den zahllosen Schaaren von wilden Gänsen, Reihern, Pelikanen, Löffelgänsen, Flamingos ꝛc., welche die Ufer bedecken, ist es fast schwieriger, nichts zu treffen, als etwas. Mit meinem angeborenen Talent habe ich freilich auch das erstere Kunststück oft fertig gebracht und zahllose Löcher in die Natur geschossen.

Wenn Du mich wiedersiehst, wirst Du mich mit dem gebräunten Antlitz und dem gebleichten Haar kaum wiedererkennen. Bis dahin lebe wohl, und grüße Alle, die meiner freundlich gedenken. Bon meiner Seite kann dies, bei einer Hitze von mehr als 30 G. R. im Schatten, nur in wärmster Weise geschehen, und Niemand wird, um mit einem dichten Kalauer zu schließen, behaupten können, daß dieser Brief nicht weit her ist.

Gruß und Handschlag von

Deinem Franz Wallner.

Eben erfahre ich den plötzlichen Tod meines befreundeten Reisegefährten des jungen Keil in Cairo. Der arme, arme, brave Vater! Es ist entsetzlich, ich kann über das namenlose Unglück nicht zur Ruhe kommen. Trotz meiner dringenden Warnung ging der trostlose junge Mann in der Regenzeit nach Syrien, und erlag, schon todtkrank in Cairo ankommend, den Strapazen der Reise. F. W.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschienen in dem unterzeichneten Verlage:

Nordlicht.

Novellencyclus
von
Wilhelm Jensen.

3 Bände. Geheftet 3 Thlr. 10 Sgr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 4 Thaler 15 Sgr.

Eddystone.

Von
Wilhelm Jensen.

Geheftet 1 Thlr. 10 Sgr. Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 22½ Sgr.

Rheinklänge.

Novellen
von
Villamaria.

Geheftet 1 Thlr. 20 Sgr. Elegant gebunden mit Goldschnitt 2 Thlr. 5 Sgr.

Vorstehende Neuigkeiten dürften zu den besten Erscheinungen auf dem Gebiete der Novelistik gehören.

Berlin, im April 1872. **Gebrüder Paetel,** Linkstraße 30.

Bei G. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:

Zünf Bücher
deutscher Lieder und Gedichte.

Von A. v. Haller bis auf die neueste Zeit.

Eine Mustersammlung
herausgegeben von
Hugo Schuch.
Fünfte, neu vermehrte Auflage
besorgt von
Michael Bernays.

54 Bogen in 8. Fein gebunden. Preis: 1½ Thlr.

Unter den zahlreichen Gedichtsammlungen hat die vorliegende ihren alten Ruf und ihre eigenthümliche Bedeutung siegreich behauptet. Die fünfte Auflage ist durch einen der feinsten und gründlichsten Kenner deutscher Literatur nach den Bedürfnissen der Gegenwart revidirt und vervollständigt worden.

Weltelend und Weltschmerz.

Eine Rede
gegen
Schopenhauers und Hartmanns Pessimismus,
gehalten
im wissenschaftlichen Verein zu Berlin
von
Jürgen Bona Meyer,
Doctor und Professor der Philosophie in Bonn.
Preis 5 Sgr.

Verlag von F. Henschel, Berlin.

Hanne, Prof. Dr., **die Kirche im neuen Reich.** 1 Thlr.

Weis, Dr. L. **Anti-Materialismus.** 2 Bände. 2 Thlr. 21 Sgr.

Deutsche
Freie Hochschule
der Musik.

Unter diesem Namen trat in Berlin am 15. d. Mts. eine Anstalt ins Leben, welche sich zur Aufgabe gestellt hat, die Musik in allen ihren Zweigen sammt allen mit ihr verwandten Künsten, Wissenschaften und Handwerken zu lehren. Als nächstliegende Aufgabe gilt die Einführung der **Helmholtz'schen Lehre** und der **Reinen Stimmung** in die Praxis.

Pädagogische Grundlage und Criterium: des specifisch Musikalischen **Sebastian Bach,** der entschiedensten Tonkunst **Beethovens die Symphonie.**

Zunächst bezweckt die Anstalt die Bildung der Urtheilsfähigkeit durch objectives theoretisches und praktisches Studium der **Werke aller Zeiten,** aller Schulen und Epoche machenden Richtungen.

Alljährlich veröffentlicht der Director einen Bericht an den deutschen Musikertag, welcher die gesammte künstlerische Thätigkeit der Schule umfaßt. Mit dem zweiten Jahresbericht zugleich legt der Director vor dem Musikertage umfassende Rechenschaft ab über die Gründung der Anstalt, sowie über die Verwendung der der Anstalt zu Gebote gestellten Geldmittel und übergiebt die weitere Leitung der Schule einem Directorium, welches der deutsche Musikertag bei Anwesenheit von wenigstens dreihundert Theilnehmern erwählt. Selbstverständlich haben die Mitglieder des permanenten Ausschusses des Musikertages, wenn es ihnen beliebt, jederzeit Zutritt und Einsicht in die Anstalt.

Die Schule bietet ernst-aufrichtigen Entgegenkommen allen denen, welche es mit der Kunst ernst meinen. Weit davon entfernt, Institution oder einzelnen Lehrern eine geschäftliche Concurrenz machen zu wollen, nähret sie vielmehr die Hoffnung, zwischen allen musikalischen Lehrkräften des In- und Auslandes ein Bündniß herzustellen, das bis zum Austausch von Schülern, sogar von Lehrern führen kann.

Mit den Eltern oder Vorgesetzten der Schüler unterhält der Director regelmäßigen dienstlichen Verkehr zur Controle ihres Fleißes, ihrer Fortschritte, ihrer Pünktlichkeit und ihres Betragens. Nur fleißige Schüler werden in der Anstalt weitergebildet. Jede Kundgebung von Parteilichkeit eines Lehrers gegen einzelne Schüler oder Schülerinnen, welcher Art sie auch sein möge, berechtigt den Director, den Lehrer des Amtes zu enthoben.

Die Schüler der Anstalt werden eingetheilt in „Eleven", welche berufsmäßig sich der Kunst widmen, und „Besucher", welche die Lehrgegenstände frei wählen. Auch ganz unbemittelte Schüler werden aufgenommen, soweit die Kräfte der Anstalt es gestatten, und wird ihnen das Honorar gestundet.

Mit der Freien Hochschule ist eine **Vorbereitungsschule,** welche mit dem ersten theoretischen und praktischen **Elementarunterricht** beginnt, und ein **Seminar** zur Ausbildung von **Lehrern** und **Lehrerinnen** verbunden.

Ein letztes, nothwendiges Wort: Im Jahre 1853 (also vor dem dänischen Kriege, vor Sadowa und vor 1870/71) hat der Unterzeichnete bei Gelegenheit der Berufsstattung des „Freischütz" in Paris in öffentlichen Blättern und vor Gericht erklärt: „Ich protestire im Namen von ganz Deutschland, das mein Künstler-Vaterland ist"! Im Jahre 1855, (also vor dem dänischen Kriege, vor Sadowa und vor 1870/71) hat derselbe in der Süddeutschen Musik-Zeitung erklärt: „In Paris, diesem literarisch-musikalischen Augias-Stalle, ist heutzutage auf redlichem Wege Nichts für die Kunst zu erreichen." Was das jetzige Auftreten des Unterzeichneten veranlaßt, ist einfach die Lösung der Behauptung: mit der **germanischen** Weltstadt derselbe auch es sich anders, als mit der weiland **romanischen** Weltstadt. — Was sein engeres Verhältniß zur Freien Hochschule betrifft, so ist er nicht der Stifter derselben; aber er verfügt allein über die zur Disposition gestellten Mittel.

Der Director
Graf **Tyszkiewicz.**

Nähere Auskunft, mündlich oder schriftlich, giebt das Bureau der Anstalt, Friedrichstraße 34, täglich in den Stunden von 9—11 und 2—4 Uhr.

Im Verlage von **Adolph Marcus** in Bonn ist soeben erschienen:

Die Einkommensteuer.

Finanzwissenschaftliche Studien
zur
Reform der directen Steuern in Deutschland
von
Dr. Adolf Held,
a. o. Prof. der Staatswissenschaften in Bonn.
Gross Octav. Preis 2 Thlr.

Das vorstehende Werk behandelt die Frage, in welcher Ausdehnung und Form die Einkommensteuer zulässig und wünschenswerth sei vom theoretischen und praktischen Standpunkte aus. Es werden die allgemeinen Grundsätze der Steuerpolitik nach dem neuesten Stande der deutschen Wissenschaft und mit eingehender Berücksichtigung der Literatur erörtert, die praktischen Einrichtungen der wichtigsten Länder in Bezug auf directe Steuern kritisch geschildert und namentlich die gegenwärtig in Deutschland im Gange befindlichen Reformbestrebungen, im Hinblick auf welche das ganze Werk geschrieben ist, ausführlich besprochen.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 27. April 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Judenverfolgungen in Rumänien von H. B. Oppenheim. — Deutschland in den Tuilerien von Paul Lindau. — Joseph Mazzini von Karl Blind. — Literatur und Kunst: Zur guten Stunde. Ein Nothschrei über und für die preußische Kunstverwaltung von Bruno Meyer. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. „Marion" von Paul Lindau. Autokritik. — Notizen. — Ein ernstes Wort über scurrile Angriffe von H. B. Oppenheim. — Inserate.

Die Judenverfolgungen in Rumänien.

Als vor etwa vierzig Jahren der Philhellenismus aus seinem Rausch erwachte, war er erstaunt, in den modernen Griechen nicht die Idealmenschen zu finden, welche er bisher angesungen und mit seinen Sympathien unterstützt hatte. Aehnlich so geht es seit einigen Jahren Denen, welche von dem neuen christlich-romanischen Staate an der unteren Donau die Auferstehung der Cultur daselbst erwartet hatten. Wohin man auch auf der Balkanhalbinsel schaue, immer mehr befestigt sich die Ueberzeugung, daß zwischen den verrufenen mohametanischen Bedrückern und ihren oft verherrlichten christlichen Bataillen oder Unterthanen der Unterschied der Gesittung und Civilisation nicht gar groß sei und daß die Unterscheidungsmerkmale nicht durchweg zu Gunsten der Letzteren ausfallen. Die Schule der Uruquartisten protestirt sogar mit britischer Zähigkeit im Namen der Türkei gegen diese vergleichsweise Annäherung, so oft freilich grelle Schlaglichter das Dunkel auch der türkischen Barbarei beleuchten. Doch kommt es in Wirklichkeit wenig auf diesen Streit oder Wettstreit um das Mehr oder Weniger von Rohheit oder Verkommenheit an, sondern auf die Culturkeime und den dafür mehr oder weniger fruchtbaren Boden diesseits oder jenseits. Eine eigene Culturentwicklung haben Beide nicht mehr, Beide entlehnen dem europäischen Westen die reifen und häufiger noch die schon faulenden Früchte seiner alten Civilisation; freilich kommt das Propfreis bei den Osmanen auf einen so fremdartigen Stamm, daß es nicht wachsen kann, während bei den christlichen Völkerschaften die theilweise Gemeinschaft des Ursprungs, der Race, Sprache, Familiensitte und Religion, wenigstens die Hoffnung des Gedeihens nicht ausschließt. Nur hat der Einfluß der Diplomatie, zum Theil in der Absicht, das Aufgehen jener christlichen Gemeinwesen in einen der benachbarten Großstaaten zu verhindern, frühzeitig höhere politische Formen dort eingeführt, welche nothwendig zur Caricatur werden. Wenn man aus einem Lande, in welchem eine halbwegs unparteiische Rechtspflege noch undenkbar ist, von Volkswahlen, allgemeinem Stimmrecht, Parteibildungen, constitutioneller Opposition, parlamentarischen und angeblich verantwortlichen Ministerien liest, so muß man sich ganz etwas Anderes dabei denken, als wir sonst unter diesen Worten verstehen. Zur Charakteristik dieser Abart von Constitutionalismus dient unter Anderem das jüngst erfolgte Votum der rumänischen Landesvertretung für Abschaffung der Normalschulen, um eine Ausgabe von 70,000 Francs (oder etwa 18,000 Thaler) zu sparen. Der Hauptunterschied aber vom westeuropäischen Wesen ruht in den Gewerbsclassen: zwischen dem in Paris demoralisirten Bojaren und dem in Schmutz verkommenden Bauern steht kein Bürgerstand, die Lehmhütte stößt dicht an den Marmorpalast. Der oberflächliche Unglauben des Edelmanns verträgt sich sehr wohl mit dem blöden Aberglauben des Schweinehirten. Müßiggänger sind Beide, nur daß der Eine manchmal gezwungen arbeitet. An abgefeimten Intriguanten fehlt es einer solchen Adelskaste nie, welche die ganze Corruption der französischen Haute-volée in sich trägt, ohne die mildernden Elemente einer wirklich verfeinerten Cultur.

Der eigentliche Handelsverkehr und die höheren Gewerbe werden in diesem Lande von Fremden (Deutschen, Griechen, Magyaren) und den zahlreich angesiedelten Juden betrieben. Diese letzteren, ungefähr 200,000 Seelen, sind seit der Einführung constitutioneller Formen der Gegenstand wiederholter, mit steigender Schamlosigkeit verübten und bis jetzt stets straflos gebliebenen Verfolgungen. Religiöser Fanatismus ist nicht der Grund dieser häufigen Judenhetzen; sonst wären sie schon früher minder sporadisch vorgekommen. Die religiösen Vorwände sind bei solchen Missethaten, wo sie auch geschehen und geschahen, wie in Damascus vor dreißig Jahren, oder wie kürzlich in Odessa, stets ganz fadenscheinig. Ebenso wenig wirkt hier ein naturwüchsiger Stammeshaß, denn in dem Völkergewimmel des europäischen Ostens sind die Juden ja die Einzigen, welche keine Zukunftsträume von Ausdehnung und Herrschaft hegen. Der Stammeshaß würde sich viel eher gegen Griechen, Ungarn oder Deutsche wenden, wenn dazu nicht mehr Muth gehörte. Die nächstliegende Ursache dieser wiederholten Judenverfolgungen besteht in der relativen Schutzlosigkeit der Juden und der damit verknüpften Aussicht auf Straflosigkeit. Seitdem der Bojar innere Politik treibt, ist es ihm sehr bequem, ein Object der Plünderung, des Raubs und frästichsten Uebermuthes zur Hand zu haben, welches er seinen Anhängern, seiner Meute vorwerfen kann. Besonders die rothe Partei der Bratiano und Genossen sucht damit ihren sinkenden Einfluß wieder zu heben. Diese rothen Junker, welche in den fünfziger Jahren zu Paris und London unter Mazzinis Fahnen als angeblich republicanische Flüchtlinge paradirten, sind dieselben, welche jetzt jedes öffentliche Interesse und vor Allem das moralische Ansehen und die Rechtssicherheit des jungen Staatswesens ihrem Ehrgeiz und ihrer Habsucht opfern. Auch in der Eisenbahnangelegenheit waren ihre Machinationen von äußerster Gefährlichkeit für den Staat selbst. Obgleich dessen Selbstständigkeit von der Diplomatie als ein europäisches Interesse betrachtet wird, hätten sie dennoch um's Haar der Hohen Pforte die erwünschte Veranlassung verschafft, sich wieder als oberlehnsherrliche Macht zur Geltung zu bringen. Das Tollste ist, daß allen diesen Manövern und Intriguen vorzugsweise ein forcirter Nativismus zum Aushängeschild dient, wie er gerade bei den ungebildetsten — und darum eingebildetsten — Völkern am schärfsten auftritt, ein Nativismus, der Alles, was

Digitized by Google

früher in Nordamerica die Know-nothing's und neuerdings die Kukluxklan's gefeiftet haben, weit hinter sich läßt. So z. B. wenn Demeter Bratiano sagt, daß „die Rumänen es vorziehen, in rumänischem Kothe zu waten, statt auf Eisenbahnen zu fahren, welche von Deutschen gebaut worden sind."

Eine nativistische Zeitung, „Trompetta Carpazilon", erklärt ihren Deutschenhaß zu unserer Befriedigung damit, daß sie auseinandersetzt, wie Slawen und Romanen sich in der Moldau-Wallachei rasch assimiliren, die Deutschen aber niemals. Diese Deutschenhasser treiben die Gallomanie bis zur Exaltation, aber es fällt ihnen freilich nicht ein, die französische Religionsfreiheit bei sich einzuführen.

Der eben genannte Demeter Bratiano, dessen Bruder Jan übrigens die größere und gefährlichere Rolle spielt, bespricht im „Romanul" die Verderblichkeit der Invasion von Deutschen und Juden, und bejammert die Vergiftung des rumänischen Volksgeistes durch diese fremden Elemente. Er fährt dann fort:

„Die Strousberg-Bleichröder'sche Frage hat wohl vorübergehend die Aufmerksamkeit Einiger aus unserer Mitte auf sich gelenkt; allein welche Rolle spielten 102 Millionen für Eisenbahnen gegenüber den Milliarden, welche uns fortwährend durch alle möglichen Mittel, unter allerlei Vorwänden abgenommen werden und die man dazu verwendet, um das Vaterland zu wenden, Rumänien den Fremden zu überliefern. Die Deutschen und die Juden haben bereits gräulichen einen Theil unserer Städte occupirt, und wenn sie von diesen erst ganz Besitz genommen haben werden, so wird die Reihe an die Aussiedlung kommen. Es ist hier nicht etwa blos von den muthmaßlichen Gräbern die Rede, sondern auch so gut von Bukarest, in dessen bevölkertsten Straßen man jetzt gar nicht mehr rumänisch sprechen hört. Die schönsten Plätze sind von Juden und Deutschen in Besitz genommen; wenn eine öffentliche Versammlung stattfinden soll, so muß man sich an die Juden und die Deutschen wenden, da diese im Besitze aller großen Versammlungslocale sind; in ihren Geschäften dulden sie keine rumänischen Diener, die größten Firmen gehören ihnen, und es giebt in Bukarest kaum zwei rumänische Großhändler mehr. Indem wir so die Städte nach und nach verlieren, indem unsere Handels- und Industrie unserer Häuden entwunden wird, wird bald auch die Reihe an den Grund und Boden kommen und mit dem Boden wird man uns unsere Sprache, unsere Religion, wird man uns die Seele Rumäniens entwenden. — — — Wie die Juden, so haben aber auch die Deutschen kein Vaterland. Wie die Vögel, flattern sie umher und verlassen, wie sie, mit derselben Leichtigkeit die Stätte ihrer Geburt. Der Deutsche läßt seinen häuslichen Herd, seine Freunde und Verwandte ohne Weiteres zurück, macht seine Nationalität in den Ranzen — denn wie der Jude, bekennt auch der Deutsche als Bürger oder Besitzer immer ein Deutscher, — um, ohne auch jemals an die Rückkehr in seine Heimath zu denken, nach America, Australien, kurz überall hin zu wandern, wo er sich einen Kreuzer verdienen, sich eine Ota Bier und ein Stück Fleisch kaufen zu können glaubt. Diese Deutschen sind in gewissem Sinne sicherlicher, als sie bei ihrer vorgeschrittenen Cultur, bei der Leichtigkeit mit welcher sie arbeiten und jedweden National- und Vaterlandsgefühlen entbehrend, sich durchaus kein Gewissen daraus machen, diejenigen, welche sie freundlich aufgenommen haben, zu verdrängen. Noch weit mehr, der Deutsche ist seiner innersten Natur nach schmiegsam, liebenswürdig und gedultig, er verkleinert sich, bietet die seine Dienste an, bittet sich, ihn in seinem Hause aus Mitleid aufzunehmen, — und wenn du seinen Bitten willfahrst, so arbeitet er in aller Stille so lange, bis er sich arm gemacht, dich und deinen eigenen Besitz hinausgeworfen hat. Siebenbürgen und die Bukowina zeigen uns am Besten, was die deutschen Gäste zu bedeuten haben und Böhmen hat, trotz aller Stützen von Seiten Rußlands, genug zu kämpfen, um sich der deutschen Klauen zu erwehren. Was die Juden anbelangt, so brauchen wir blos die Polen zu fragen, um zu erfahren, wieviel die Juden zum Falle Polens beigetragen haben. Obschon wir von der gegenwärtigen Regierung nichts zu hoffen haben, so können wir uns dennoch alle vereinigen, um uns von den Juden und den Deutschen zu befreien, ohne daß wir sie geradezu vertreiben, was ja selbst mit allem Willen nicht möglich wäre."

Und nun kommt Herr Demeter Bratiano zu folgendem Schlusse: In jeder Stadt Rumäniens möge sich ein Verein unter dem Titel: „Nationale Solidarität" bilden, welcher den Zweck haben soll die Rumänen zu veranlassen, alle und jede Relation mit den Deutschen und Juden ein für allemal gänzlich abzubrechen, ihnen nichts mehr zu verkaufen, nichts von ihnen zu kaufen, kurz so zu thun, als wenn sie gar nicht mehr vorhanden wären. Auf diese Weise würde den Deutschen und Juden der eigentliche Lebensnerv durchschnitten und sie würden sammt und sonders davon laufen, selbst wenn man sie gewaltsam zurückhalten wollte. Dieser Plan, meint Herr Demeter Bratiano, sei um so praktischer, als jede, selbst nur diplomatische Intervention vollkommen vermieden und der Zweck, den nationalen Handel, die nationale Industrie zu heben, vollkommen erreicht, die Verjudung und Germanisirung Rumäniens vermieden wird.

Im Laufe des vorigen Jahres las man in der rumänischen Presse eine lange Polemik zwischen dem Deputirten Majoresco, einem auch in Deutschland bekannten Professor der Philosophie, und der „Schule Barnutz", welche letztere das alt-dacische Reich mit altrömischen Gesetzen herstellen will und zu dem Behufe alle Fremden austreiben möchte. Majoresco hielt ihr in gebildeter Sprache die Forderungen der Menschlichkeit, Freiheit und Civilisation entgegen; er gab zu, daß die Menge der Fremden ein großes Uebel sei, aber nur als Symptom der Unthätigkeit und Ignoranz der Eingeborenen. Dann pries er die Leistungen der Juden und Deutschen für die Handelsbewegung und den Unterricht. — Die Strousberg'sche Angelegenheit war natürlich der „Schule Barnutz" Wasser auf ihre Mühle, um jüdische Wucherer und deutsche Junker in Einen Sack der Verdammiß zu werfen und vor den Griffen des baltischen Raubthiers zu warnen. Vor einigen Monaten erklärte ein rumänischer Journalistencongreß feierlich: „Der Germanismus bedroht offenkundig die Donauländer. Die Presse wird energisch jeden directen oder indirecten Versuch einer Colonisation des Landes durch Deutsche bekämpfen. Sie wird ebenso energisch gegen die systematische Invasion der Juden, dieser wahren Vorhut des Germanismus, in die Schranken treten."

Diese culturfeindlichen und völkerrechtlichen Bestrebungen machen sich seltsamer Weise mit frecher Provocation in einem Lande geltend, das auf die Einführung der ihm noch fremden europäischen Bildung angewiesen ist und dessen ganzer Bestand von dem guten Willen der Großmächte abhängt. Wie abhurd dieselben aber auch in diesem Zusammenhang erscheinen mögen, zahlreiche Thatsachen haben den Beweis ihrer Macht, wie ihrer frevelhaften Rücksichtslosigkeit geliefert. Gelangen solche Parteiendenzen zum vollen Siege, so kann Fürst Karl mit Ehren nicht mehr auf seinem Posten bleiben, auf welchem er den Bojaren dienen soll, um mit seinem reinen Namen unsägliche Schandthaten zu decken und vor Europa eine Staatsverantwortung zu repräsentiren, auf welche er in der That ohne Einfluß ist. Dann werden russisch-bojarische Intriguen, mit einem tollgewordenen panslawistischen Radicalismus im Bunde, an den eingewanderten Deutschen das Werk vollenden, zu welchem sie an den Juden die Uebung und den Muth gewonnen.

Der eben geschilderte Fanatismus der rumänischen Autochthonen wird durch allerlei finanzielle Interessen verstärkt: vermuthlich sind viele Bojaren den jüdischen Geschäftsleuten schwer verschuldet; dann sind die Juden gar unbequeme Concurrenten bei den zahlreichen Verpachtungen (von Forsten, Monopolen u. s. w.) auf denen die rumänischen Staatsfinanzen beruhen. So sind Juden (und Deutsche) in dem neuen Tabaksmonopolgesetz von den Debitstellen ausdrücklich ausgeschlossen worden. Auch in der an der Donau zu erbauenden Stadt (Corabia) sollen keine Juden wohnen dürfen.

Die neueste Episode der rumänischen Judenverfolgungen begann in der bekannten Manier ähnlicher Gräuel des europäischen Mittelalters. Wenn sodann der Tod den reich gewordenen Juden an Hab und Gut wollte, so wurde etwa zur Osterzeit eine christliche Kindesleiche in ein Judenhaus geschoben, oder ein jüdischer Apostat mußte über durchstochene Hostien Zeugniß ablegen. In Jsmail wurde am 25. December vorigen Jahres von einem getauften Juden, einem russischen Deserteur aus Litthauen, der dort als Schneidergeselle lebt, ein Kirchenraub begangen und das entwendete Geräth in den Latrinen eines Judenhauses zum Gefunden-werden versteckt. Darauf ein Judensturm mit unerhörten Grausamkeiten; der Rabbiner und der Gemeindevorsteher wurden als Mitschuldige und intellectuelle Urheber verhaftet. Die Bewegung pflanzte sich nach anderen Orten (Cahul, Wilkow in Bessarabien und noch zwanzig kleineren Ortschaften) fort.

Jsmail ist eine Stadt von 20,000 Einwohner, unter denen sich 800 jüdische Familien befinden, oder vielmehr befanden. Als die Plünderung und Zerstörung ihrer Häuser, die Mißhandlung von Greisen, Weibern Kindern begann, hielt sich die Civilbehörde entfernt und versuchte keinerlei Einmischung. Erst nach einiger Zeit schritt das Militär ein, aber mit geringen

Digitized by Google

Mitteln und ohne Erfolg; es konnte nur die inneren Stadttheile schützen; die Juden der Vorstädte mußten flüchten, so weit sie es vermochten. Nachdem die Emeute beendigt, das heißt: die Rotte gesättigt war, begann die Polizei ihre Untersuchung, — selbstverständlich nur gegen die Juden. Der bestellte Verbrecher bezeichnete seinen jüdischen Brodherrn als den Verführer und, da man bei diesem das gestohlene Gefäß nicht fand, einen anderen Juden, bis man endlich das corpus delicti in einem Hause finden ließ, welches der Rabbiner mit vierzig anderen Judenfamilien bewohnte. Alle die genannten Juden wurden verhaftet und der grausamsten Behandlung, ja mittelalterlichen Folterqualen unterworfen.* Die Untersuchung ergab nichts gegen sie und am 17. Februar mußten die unglücklichen Untersuchungsgefangenen auf Befehl des Ministeriums ihrer Haft entlassen werden. Doch dauerte die Emeute (Plünderung, Verwüstung des jüdischen Kirchhofes u. s. w.) noch Ende Februar fort, also ungefähr zwei Monate seit Beginn dieses Trauerspiels. Auf den Straßen wurden die geraubten Gegenstände offen zum Verkauf ausgeboten, unter den Augen des, trotz seiner unleugbaren Schwäche oder Connivenz, noch immer nicht abgesetzten Präfecten. Die Regierung freilich möchte guten Willen zeigen; gedrängt von den europäischen Consuln, ordnet sie Untersuchungen an, schickt sie einen Staatsanwalt an Ort und Stelle, und im Laufe dieser Woche (Mitte April) werden die angeschuldigten Juden, der Anstifter der Gräuel (der Dieb Silber), sowie die Ruhestörer von Cahul und Bilcow (zusammen über 80) vor Gericht gestellt.*) Die Jsmailer Ruhestörer sollen einer späteren Gerichtsverhandlung vorbehalten bleiben. Der Dieb Silber hat schon in der Voruntersuchung seine widerspruchsvollen Aussagen ausdrücklich zurückgenommen.

Den eigentlichen Rädelsführern wäre es heuer sehr erwünscht, fremde Nationalitäten ins Spiel zu ziehen. Zuerst wurden die Griechen genannt; allein diese stehen in ihrer Heimath, wie auswärts, mit den Juden auf gutem Fuße, und ihre Consuln haben sich der Juden angenommen. Nur über Russen und Bulgaren lassen sich bis jetzt, allerdings zweifelhafte und noch unverbürgte Zeugnisse sammeln, als ob Dieselben den eigentlichen Landeskindern mit bösem Beispiele vorangegangen und die Rolle des Hetzens übernommen hätten. Damit wäre nun, wenn es sich auch so bestätigen sollte, an der Schuld und Verantwortlichkeit der Behörden, wie der Parteien, nicht das Geringste verändert.

Auch die Nachrichten aus Bilcow (bei Jsmail) und Cahul (nicht weit entfernt von Bukarest) lassen auf eine sträfliche Zurückhaltung der Behörden schließen. Die Bilcower Judengemeinde ist nicht zahlreich; es gelang ihr in der Gesammtheit, sich durch die Flucht zu retten. In Cahul aber sind unter 7000 Einwohnern 1000 Juden. Ueber deren Schicksal berichtet ein Augenzeuge dem rumänischen Ministerium des Jnnern ungefähr Folgendes: Als die Nachrichten von den Jsmailer Unruhen einträfen, bedrohte man die Juden mit Mord und Todtschlag. Der Präfect wurde benachrichtigt und versprach Vorkehrungen zu treffen. Jn Wahrheit ließ er die Straßen von etwa fünfzehn Soldaten durchstreifen und — verließ unmittelbar darauf den Ort. Bewaffnete Scharen von 50 bis 100 Mann durchzogen lärmend die Stadt; in einzelnen Häusern verschanzten und bewaffneten sich die Juden. Ein Jude, der von seiner Feuerwaffe Gebrauch gemacht, schmachtete lange (und befindet sich wohl noch heute) im Gefängniß. Unterdessen versuchte die Garnison, die Juden in der Kaserne in Sicherheit zu bringen. Denn, beiläufig gesagt, hat sich im Allgemeinen das Militair besser benommen, als die Civilbehörden. Aber die Reihen der kleinen Besatzung wurden durchbrochen und die Judenschaft von dem Pöbel fürchterlich zugerichtet. Die Soldaten versuchten es gar nicht, sich der Uebermacht zu widersetzen. Das Blut strömte in den Straßen, Schwerverwundete lagen hülflos auf diesem städtischen Schlachtfelde zerstreut. Jn der Kaserne blieben an tausend Juden drei Tage lang ohne Nahrung, — nicht ohne einen Sturm von Außen befürchten zu müssen. Jndessen begnügte sich der Pöbel damit, ihre Wohnhäuser und Synagogen zu verwüsten und auszuplündern.

Von einigen Seiten wird hier in Cahul gegen die russischen Einwohner und deren Consul besonderer Verdacht erhoben. Jedenfalls aber faßt auch der Civilbehörde die schwerste Untersuchungsfrage ins Gesicht. Jn Cahlia hat ein einziger Polizei-Commissär mit etwas Entschlossenheit die beabsichtigte Judenhetze im Beginn ersticken können. Der Justizminister Costaforu sprach selbst in der Kammer die Vermuthung aus, daß „irgend eine versteckte Hand im Spiele sei". Trotzdem blieb der Präfect von Jsmail in seinem Amte und blieb den dortigen Juden die Rückkehr in ihre Wohnungen verwehrt. Die Rechtssicherheit ist noch heute nicht hergestellt; nur die Steuerbehörde functionirt mit unverbrüchlicher Regelmäßigkeit gegen die verfolgten, wie gegen die unbehelligten Juden. Die „versteckte Hand", auf welche der Justizminister hinwies, ist das Wort des Räthsels. Es scheint, daß hinter und über dem, schon aus Angst wohlgesinnten Ministerium eine Camorra waltet, welche die treulosen Beamten gegen ihre Vorgesetzten hält und schützt; eine geheime Macht, der es darauf ankommt, die Selbstständigkeit des jungen Staates unwiderruflich zu compromittiren und zu untergraben.

Als Anfangs März die eben geschilderten Verhältnisse etwas klarer an den Tag traten, wurde der Minister des Jnnern von zwei einflußreichen Deputirten wegen der Stellung der Juden interpellirt. Der erste Jnterpellant dieser judenfeindlichen Jnterpellationen, Cäsar Bolliac, ein in Rumänien berühmter Gelehrter und Schriftsteller — der Redacteur eines dort verbreiteten Blattes, beschuldigte zunächst die Regierung, auf die Emancipation der Juden auszugehen, und schilderte die entsetzlichen Folgen eines solchen Schrittes. Dann fuhr er fort:

„Alle Zeitungen haben über die Vorgänge in Jsmail geschrieben und wurde der Justizminister in der Kammer deshalb interpellirt. Dieser ging aber sehr leicht darüber weg und begnügte sich mit der Antwort, daß er den Procureur Vorich nach Jsmail gesandt habe. Der Procureur ist noch nicht zurückgekehrt; man weiß nicht, ob die Räuber oder wenigstens deren Mitschuldige eingeperrt sind, und das, meine Herren, ist kein Spaß. Man nannte es Verleumdung, als es ruchbar wurde, daß todte Kinder in den Kellern aufgefunden, daß Scheine mit Judenfleisch gemischt wurden. Gut, heute aber können wir nicht mehr von Verleumdung sprechen, denn diese Frage hat eine große Ausdehnung gewonnen. Alle europäischen Mächte nehmen Kenntniß von ihr, und wenn in England, wo 25 Millionen Christen leben, nur 30,000 Juden leben, verzweifelte Menschen sind, welche durch Handelsinteressen mit den Juden verknüpft sind, so ist es begreiflich, wie es kommt, daß uns die englische Regierung schimpfliche Depeschen sendet. Deshalb wurde es gestattet, daß diese Depeschen in der Kammer angehört wurden, und weshalb wurde deren Jnhalt im Moniteur nicht bemerkt? Weshalb hat die Regierung an alle unsere Agenten im Auslande keine Circularnote gerichtet und dieselben beauftragt, die Verleumdungen der Juden zu dementiren, welche, wenn sie selbst schlagen, ein Geschrei ausstoßen, als wenn sie geschlagen würden. Es heißt, daß in Rumänien Judenhetze in Strömen fließe, während Jedermann weiß, daß auch ein Tropfen vergossen wurde. Wenn wir es hinfort stillschweigend dulden werden, den Juden ein Vergnügen zu bereiten, indem wir uns von ihnen bergleichen Einen bieten lassen; wenn die Regierung den erhaltenen Depeschen gegenüber schweigt, wer soll dann der Vertheidiger dieses Landes sein?"

Der zweite Jnterpellant, Herr Varnali, ein ehemaliger Obergerichtspräsident, ging noch näher auf die Vorgänge in Jsmail ein und verlangte Schutz für die christliche Bevölkerung Bessarabiens gegen die Gewaltthätigkeiten der Juden! Nicht ohne zu versichern zu geben, daß nur die völlige Austreibung aller Juden die gereizte Bevölkerung befriedigen und deren Sicherheit verbürgen könne.

Diese parlamentarischen Künste zeigen, mit welchen Leuten man zu thun hat. Die Antwort des Justizministers war würdig und nicht ohne Energie. Seine ziemlich ausführliche Darstellung des Sachverhaltes stimmt in allen wesentlichen Punkten mit unseren obigen Angaben überein. Allein trotz

**

*) Während des Drucks dieses Artikels geht uns die Nachricht zu, daß der Rabbiner von Jsmail nebst drei anderen Juden von dem Geschworenengericht der Kirchenschändung und des Kirchenraubes schuldig befunden und zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt worden sind. Dieses himmelschreiende Verdict wird, wie man an Ort und Stelle allgemein erwartet, zu neuen Judenhetzen ermuntern. Das sind Zustände, neben denen die Pariser Commune ehrlich erscheint. Solche Länder, in welchen ein unabhängiger Richterstand noch zu den mythischen Vorstellungen gehört, — was für Geschworne können sie haben, zumal wenn die Volks-Leidenschaften und Vorurtheile künstlich aufgestachelt sind! —

Digitized by Google

seiner Ueberzeugung, trotz der Ueberzeugung des Generalprocurators werden die Untersuchungen so geführt, als ob die Juden die Verbrecher und nicht die Opfer wären. Mitte Februar d. J. wurde die bekannte Collectivnote der europäischen und des nordamericanischen Consuls überreicht. (Dieser Letztere, Herr Benjamin Franklin Peixotto, ein Jurist aus San Francisco, ist bekanntlich selbst ein Jude und von der Regierung zu Washington, auf den Wunsch der nordamericanischen Juden, speciell zu dem Zwecke ernannt, sich seiner Glaubensgenossen energisch anzunehmen.) Diese Collectivnote beantwortete das Ministerium ungehend, indem es eine rücksichtslose Handhabung der Gerechtigkeit zusagte. Sechs Wochen später war noch Nichts geschehen, außer — daß die Mehrzahl der Rädelsführer aus ihrer Haft entlassen waren.

Man zweifelt nicht an dem guten Willen des Fürsten und des jetzigen Ministeriums, aber an seiner Macht. Seit sechs Jahren spielen die Judenverfolgungen (an vierzehn größere Unternehmungen) bald hier bald da; das sporadische Auftreten derselben scheint in der Absicht der Verschwörer zu liegen, um dem energischen Einschreiten der Großmächte vorzubeugen. Seit sechs Jahren wird Gerechtigkeit und Rechtssicherheit versprochen und werden auch ab und zu Streitkräfte aufgeboten, aber immer so, daß sie just zu spät kommen, um den Skandal und das Verbrechen zu verhindern. Dieses Hinziehen, Zögern, Versprechen und Aufschieberuhenlassen ist echt orientalische Politik.

Allein die Großmächte, welche die Schöpfer und Garanten dieses Staatswesens sind, dürfen nicht dulden, daß, unter ihrer Aegide gleichsam, die allgemeine Rechtssicherheit aufgehoben und das Menschenrecht mit Füßen getreten werde. Das moderne Völkerrecht hat Satzungen gegen den Sclavenhandel; es wird sich vielleicht in nicht langer Zeit der chinesischen Coolies annehmen, und es sollte europäische Bürger, Träger und Vertreter einer höheren Cultur und des großen Verkehrs, inmitten Europas unbeschützt lassen! Das Völkerrecht proclamirt die Freiheit der Flußschifffahrt und hält sie aufrecht; die Großmächte würden nicht dulden, daß die untere Donau von den rumänischen Patrioten abgesperrt wird. Aber daß der humane Verkehr auf derselben unmöglich gemacht wird, das haben sie bisher geduldet. Der Fürst des Landes ist ein naher Verwandter des deutschen Kaiserhauses; auch ihm gilt der Schutz, den wir für Humanität und Gesittung, für die Ausbildung der Rechtszustände und der Rechtssicherheit beanspruchen. Das Princip der Nichtintervention kann keinenfalls dagegen angerufen werden, denn der Staat selbst steht unter garantirenden Schutzmächten, und außerdem findet dieser internationale Grundsatz eine berechtigte Anwendbarkeit nur für denjenigen Staat, welcher im Innern selber Gerechtigkeit zu verwalten und zu üben versteht, und welcher die fremden, wie seine Bürger, in ihren Rechten zu beschützen vermag.

Mit identischen und Collectivnoten ist, wie die Erfahrung beweist, dort nicht durchzudringen; ein gesetzlicher Zustand muß erzwungen werden. Und dazu giebt es nur ein Mittel, für welches die Analogie in der preußischen Gesetzgebung zu finden ist: die Gemeinden müssen verantwortlich gemacht werden für den Schaden, welchen Emeuten und sonstige derartige Skandaler den Einzelnen zufügen. Dann wird die Indolenz der ruhigen Bürger, die sträfliche Connivenz der Polizeibehörden bald ihr Ende erreicht haben, das Parteigetriebe wird verhaßt und gefürchtet werden. Freilich wendet man gegen diesen Vorschlag ein, daß es immerhin noch der schlechten Justiz frei stehen würde, keinen Schaden zu erkennen. Indessen liegt dann doch die Sache anders und zwar einfacher: offenkundige Thatsachen, Aufstände, Mord, Brand und Massenplünderungen lassen sich nicht ableugnen. Die fremden Consuln sind dann glaubwürdige Augenzeugen, sie können und müssen dann für die Bedrängten und Unterdrückten bestimmte Geldforderungen formuliren. Und die Justiz, ja die Regierung würde erst ad absurdum geführt und dann zu großen Entschädigungssummen verurtheilt. Für den wahrscheinlichen Erfolg einer solchen Maßregel spricht schon die große Angst, welche der betreffende Vorschlag den maßgebenden Kreisen eingeflößt zu haben scheint. Dasselbe Mittel wurde früher einmal, unter dem Hospodarat Stirbeys mit Glück gegen die zahlreichen Räuberbanden angewendet, welche auch in diesem Culturstaate so gut, wie in Griechenland und Calabrien, zu den nationalen Eigenthümlichkeiten gehörten; es ist also der rumänischen Jurisprudenz nicht fremd. Wirklich hat auch der Ministerpräsident Catargiu, sobald er von dem Plane hörte, die communale Verantwortlichkeit durch die Diplomatie beantragen zu lassen, alsbald das beschwichtigende Versprechen gegeben, die Aufnahme eines solchen Paragraphen in das Communalgesetz zu beantragen. Wenn es dazu kommt, wird es an perfiden Amendements und allen möglichen Verclausulirungsversuchen nicht fehlen, die um so gefährlicher sind, als die rumänische Gemeinde eine weitgehende Autonomie genießt. Dann wird es immer noch Sache der europäischen Diplomatie bleiben, die ehrliche Ausführung des Princips zu überwachen.

H. B. Oppenheim.

Deutschland in den Tuilerien.

L'Allemagne aux Tuileries de 1850 à 1870. Collection de documents tirés du cabinet de l'Empereur, recueillis et analysés par Henri Bordier*).

Wir fahren zunächst fort, aus der Bordier'schen Veröffentlichung die bemerkenswerthesten Thatsachen mitzutheilen.

579. J. Hartung, Bildhauer in Coblenz, theilt dem Kaiser mit, daß er eine Gruppe, Napoleon I. auf St. Helena darstellend, componirt hat. Der König von Preußen, sowie Alexander von Humboldt hätten dieselbe in seinem Atelier besichtigt und sich sehr günstig darüber ausgesprochen; dies habe in ihm den Wunsch erregt, sein Werk dem würdigen Nachfolger Napoleons des Großen zu unterbreiten. „Niemand, in der That, Sire, kann sich besser mit dem Adel und der Tiefe der Gesichtspunkte und den erhabenen Gedanken Ihres Onkels indentificiren als Ew. Majestät. Deshalb ist es mein heißester Wunsch, der außerordentlichen Ehre theilhaftig zu werden, meine Arbeit zu Füßen Ihres Thrones niederzulegen. Ihr Urtheil allein, Sire, wird mein äußerstes Gesetz sein." 29. December 1852.

581. Baron Hassethodt von Stockheim, bayrischer Capitän, Ritter des Franz-Joseph-Ordens, des rothen Adler-Ordens pp., bittet um eine Unterstützung zu umfassenderen geschichtlichen Studien, welche große Nachforschung in den Archiven verschiedener Länder nöthig machen. München, 19. Juni 1865. Antwort des Kaisers: Bedauert, den Wunsch nicht erfüllen zu können, da es ihm nicht einmal möglich sei, die französischen Autoren in dem Maße, wie er es wünschte, zu unterstützen.

583. Georg von Haunen in Köln bietet dem Kaiser verschiedene Erfindungen von Kriegsmaschinen an und bittet um einen Vorschuß von tausend Franken. Ablehnende Antwort.

589. Rosalie Havard bittet um ein kleines Bureau zum Verkauf der Stempelmarken; unterstützt ihr Gesuch in einem Briefe an den Herzog Bassano unter Anderm in folgender Weise: „Unter allen Herren, welche für den Kaiser Napoleon schlagen, giebt es zwei, welche ihn anbeten. Ich bete jeden Tag für ihn; mein Sohn, Deutscher von Geburt mit französischem Herzen, wird Franzose sein, und er hat seine Ergebung für den Kaiser, seine Sympathie laut bekundet, als vergangenen Donnerstag er inmitten des Haufens von Unbankbaren mit allen Kräften schrie: „Es lebe der Kaiser! Es lebe Napoleon III.!" Und als eines der wilden Thiere mit dem Worte: „Willst Du wohl schweigen, Schafskopf!" ihm Ruhe gebot, ihn mit einem Steinwurf verletzte. Ich wiederhole diesen Auftritt nur, um Ihnen unsere Liebe und unsere Sympathie für den Kaiser zu beweisen, welche erst mit unserem Leben aufhören wird." 14. Juni 1869.

*) Paris. L. Beauvais 1872.

Digitized by Google

603. Ludwig Heimburger in Ploetzau (Anhalt) bittet verschiedene Male um Unterstützung. Am 16. Juni 1862 bittet er um 3000 Franken, damit er sich diejenigen wissenschaftlichen Mittel verschaffen kann, deren er bedarf, um sich Sr. Majestät nützlich zu machen; und dies ist sein innigster Wunsch. Am 20. Juli 1862 bittet er um 6675 Franken; seine Tochter bittet für ihren erkrankten Vater um 300 Thaler (17. Mai 1863). Drei Unterstützungen werden vom Kaiser bewilligt (14. November 1862 bis 11. Februar 1863). 5. Juni 1863 bittet Heimburger wiederum um 300 Thaler, 4. März 1864 um 4000 Thaler.

658. James Hirschfeld (Wohnungsangabe fehlt) erbittet eine Audienz bei dem Kaiser, um demselben ein Project wegen Begründung eines deutschen Blattes zu unterbreiten, 1865.

663. Dr. L. Hochmuth in Dresden beglückwünscht den Kaiser wegen Ausfall des Plebiscite. 12. Mai 1870.

672. Johann Hoff, Malzextractfabrikant in Berlin, beglückwünscht den Kaiser wegen seiner Politik, deren ergebener Anhänger er sei, und übersendet ihm zum Zeichen seiner Anhänglichkeit an die Napoleonische Dynastie 300 Franken für die Waisenstiftung des kaiserlichen Prinzen. 14. März 1870.

700. Peter Andreas Holzapfel in Kassel bittet als Soldat, der unter Napoleon I. gedient hat, um eine Unterstützung und fügt als Beleg seinen Abschiedsschein bei. Der Kaiser schickt ihm 500 Franken. — Brief des französischen Geschäftsträgers in Cassel: Er habe die 500 Franken bis auf Weiteres nicht ausgezahlt, da Holzapfel, Töpfer in Kassel, erst 35 Jahre alt sei und niemals, weder für Frankreich noch für Hessen Militärdienste geleistet habe. Der Abschiedsschein sei der seines Vaters.

701. C. Homburg, Chefredacteur der in deutscher Sprache in Paris (früher) erscheinenden „Pariser Nachrichten", bittet um die Unterstützung des Kaisers, um seinen Platte, welches sich die Aufgabe gestellt habe, die deutsche und französische Nationalität einander zu nähern, eine größere Ausdehnung zu geben. 27. Juni 1863.

716. Karl Hugo, Dichter in Wien, übersendet dem Kaiser ein Gedicht über das Napoleonsfest vom 15. August 1867; erhält 1000 Franken vom Kaiser, in Salzburg. 20. August.

732. Dr. H..... (der Name ist in dem französischen Original nicht angegeben), Mitglied des demokratischen Centralcomiters in Frankfurt und Berlin, benuncirt verschiedene Demokraten als höchst gefährlich, erbietet sich, über die demokratische Bewegung weitere Mittheilungen zu machen und die geheimen Statuten mitzutheilen, und bittet um eine Unterstützung, da er sich nach America begeben will und nicht die nöthigen Mittel besitzt. 4. April und 23. Mai 1864.

736. Ludwig Ixig, Architekt in Berlin, übersendet Verse an die Kaiserin, welche er „von ganzer Seele anbetet." 27. Februar 1854. Anmerkung des Cabinets: „Die Verse sind nicht schlecht." Am 20. Juni 1854 schreibt Ixig von Neuem, er habe 1815 in Paris den Orden Saint Louis erhalten; da dieser Orden 1830 abgeschafft ist, bittet er den Kaiser, es möge Seiner Gnade gefallen, ihn durch Verleihung der Ehrenlegion glücklich zu machen.

749. Dr. Wilhelm Jütting, Münster, übersendet dem Kaiser sein Drama „Sir William Penn" (1862), bittet (1865) um ein Exemplar der Geschichte Cäsars, bittet in einem Briefe aus Köln (vom 20. April 1865) um die Erlaubniß, sich in Paris niederzulassen und dort die medicinische Praxis zu betreiben, da er sich über die heimische Behörde zu beklagen habe.

757. Graf Kalckreuth, Director der Akademie in Weimar, bittet um die Bestellung eines Bildes. 1866.

760. Dr. Jakob Heinrich Kaltschmidt aus Uebertingen in Baden bittet und erhält zur Fortführung seiner lexicographischen Arbeiten verschiedene Unterstützungen. Er erbietet sich, die Geschichte Cäsars in's Lateinische zu übersetzen u. s. w. Dr. Kaltschmidt wird vom Generalvicar von Versailles empfohlen, da derselbe, ein geborener Lutheraner, aus den reinsten und achtbarsten Motiven in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt sei.

787. Natalie, Gräfin von Kielmannsegge, Ehrendame des Theresienordens, schreibt unter Anderem, daß sie, als geborene Lutheranerin, das Glück gehabt hat, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren, daß in Folge dessen ihre Tochter sich von ihr losgesagt habe und bittet darum, der deutschen Colonie in Paris durch Gründung von Schulen, Anstellung von deutschen Pastoren u. s. w. zu Hülfe zu kommen.

821. Friedrich von Kobbe, Finanzrath in Oldenburg, bittet um die Erlaubniß, dem Kaiser seine Uebersetzung der Schiller'schen Gedicte in französische Verse zu widmen. „Ganz Deutschland wird sich darüber freuen, daß ein in Deutschland geborener Autor von dem Kaiser beschützt wird." 14. September 1866. — Trotz der ablehnenden Antwort sendet der Uebersetzer verschiedene Fragmente seiner Arbeit ein, mit der Widmung „dem Kaiser der Franzosen", in recht schlechten französischen Versen. Am 22. October erfolgt darauf eine kurze, sehr wenig höfliche Antwort von Seiten des kaiserlichen Cabinets.

843. Ferdinand Korn, Graveur in Mainz, sendet zwei Medaillen mit dem Bildniß des Kaisers und verschert in seinem Begleitschreiben, das Motiv zu diesem Schritt sei edel und frei von jeder Nebenabsicht. Der französische Gesandte in Darmstadt bemerkt in dem Briefe an den Chef des kaiserlichen Cabinets, daß Korn, ein geschickter aber unverwöhnender Künstler, mit Tantdarkeit ein Zeichen der Wohlwollens in baarem Gelde erhalten würde, und daß er bei Absendung der Medaille wohl die Hoffnung auf eine Unterstützung gehegt haben möge. Der Graveur dankt darauf dem Kaiser für die Einsendung von 300 Franken. 2. Mai 1865.

879. Anton Kuckenreuter, Hofmaler in München, bittet den Kaiser, um seine Glasmalereien fortzusetzen, um einen Vorschuß von 4000 Franken, den er in Abschlagszahlungen regeln wird. 1866.

920. Martin Lehmann in Berlin ist, obwohl geborner Deutscher, von Herzen ganz Franzose; sein lebhaftestes Verlangen ist: „sich dem Kaiser zu Füßen zu werfen und zu Füßen seiner geehrten Gattin, um diesen seine persönlichen Sympathieen für Frankreich auseinander zu setzen." Er bittet um 4000 Franken. 22. October 1869.

938. Hektor Liebmann, Student in Zürich, schreibt einen sehr excentrischen Brief, in welchem er erzählt, daß er als Student stark gebummelt, viel Schulden gemacht habe und unbedingt 2000 Franken brauche, die ihm der Kaiser schicken müsse. „Wenn ich in vierzehn Tagen die fragliche Summe nicht erhalte, so bin ich beinahe zu Grunde gerichtet, und ich werde mathematisch dem Euklides selbst nachweisen können, daß Ew. Majestät die Ursache ist." 6. Februar 1863.

965. Dr. J. G. Lübbe in Berlin ist mit dem Kaiser früher einmal zusammen gekommen und erbittet sich zum Andenken an diese Zusammenkunft den Orden der Ehrenlegion. 4. August 1854.

997. Dr. Ludwig von Mangold, Literat in Karlsruhe, erbittet und erhält verschiedene Unterstützungen, macht in einem Briefe vom December 1863 darauf aufmerksam, daß die Uneinigkeit unter den deutschen Fürsten eine günstige Gelegenheit für den Kaiser sei, um sich Sympathieen in Deutschland zu erwerben.

1000. Albert Mansfeld, Verfasser der in französischer Sprache geschriebenen Geschichte Napoleons III., bittet um eine Audienz. Der Hofpost Belmontet sagt von dem Werke: es sei das Beste und Tiefste, was über Napoleon III. geschrieben sei. „Es ist schön, daß ein Deutscher dem Retter des Vaterlandes einen so großen Dienst erwiesen hat. Die Wirkung in Deutschland wird vorzüglich für das Kaiserreich sein."

1003. Marie (der Familienname fehlt) in Wien schreibt im Jahre 1859: „Ew. Majestät, lieber und guter Kaiser, erzürnen Sie sich nicht über meine Kühnheit, wenn ich es wage, Sie mit meinem Schreiben zu belästigen, obgleich Ew. Majestät von meiner Bitte überrascht sein werden. Ich bitte ganz ergebenst Ew. Majestät: wenn doch Ew. Majestät Frieden machen wollten; denn es wird viel Noth und Elend geben. Es ist eine Sünde, daß man die

Digitized by Google

schönen Männer so todtschießt, das wird ja Ew. Majestät selbst leid thun, nicht wahr? Ich bin ein armes Mädchen, eine Wiener Bürgerstochter, die vom Morgen früh bis Abends spät arbeitet, und ich bin in tiefem Kummer, denn ich habe einen guten Freund, der auch in's Feld ziehen muß. Möge der liebe Gott ihn behüten, daß ihm nichts im Kriege zustößt. Ich bitte Sie tausendmal, lieber, freigenter Kaiser, machen Sie Frieden! Ew. Majestät werden uns hoffentlich Alle mit Freude überschütten wollen. Ich bitte ganz ergebenst, mir nicht übel zu nehmen, daß ich an Ew. Majestät geschrieben habe. Ihre treuergebene Marie. — Nachschrift: Ich habe meinem Papa nichts davon gesagt, daß ich Ihnen geschrieben habe."

1076. Professor Dr. Theodor Mommsen dankt in höflicher Weise für die wissenschaftliche Unterstützung, die er bei seinen Arbeiten gefunden hat. — Trotz der sehr hohhaften Anmerkung des Herausgebers, Bordier, welcher über Mommsens zuletzt veröffentlichte Erklärung natürlich entrüstet ist und sich alle erdenkliche Mühe giebt, unsern Landsmann zu compromittiren, gelingt es ihm doch nicht, auch nur eine verfängliche Zeile von Mommsens Hand aufzufinden.

1099. Dr. phil. Müller in Reez überreicht als „Erstlingsopfer der tiefsten Devotion" eines seiner Werke (October 1855), übersendet ein weiteres Werk und ein Gedicht „an den Kaiser der Franzosen, Napoleon III., dem heißesten Förderer jeder wissenschaftlichen Inspiration" (1. Januar 1856), bittet um das Kreuz der Kreuz der Ehrenlegion (16. März 1856).

1134. Ferdinand von Recke, Redacteur u. s. w. schreibt: „Was würde aus Europa, aus der ganzen Welt, aus der internationalen politischen Ordnung werden, ohne die unschätzbare Gesundheit Ew. Majestät." Er lenkt die Aufmerksamkeit des Kaisers auf einen ungewöhnlichen Menschen, den hervorragenden Naturarzt Petsch. Der Brief schließt: „Nehmen Sie dieses Schreiben, Sire, als einen Ausfluß meiner größten Verehrung und geruhen Sie über mich und Herrn Petsch jederzeit zu verfügen. Berlin, 27. Januar 1863."

1170. Bewohner der Pfalz drücken den Wunsch aus, an Frankreich annectirt zu werden; sie rechnen es sich zur Ehre an, einen Theil der großen Nation auszumachen. Die Gelegenheit bietet sich dar. Der Kaiser soll sich in die Schleswig-Holstein'sche Angelegenheit mischen und sich zum Besitzer der Pfalz ernennen. Mit Stolz erinnern sie sich der Jahre 1814 bis 15, während welcher sie zu Frankreich gehörten. — Unterzeichnet: das Comité für Annexion der Pfalz. Landau, 30. September 1863.

1171. Baron W. von Paleske bittet um ein Darlehn von 40000 Franken.

1172. Sophie Lechner, geb. Palm, die Tochter des von Napoleon I. ermordeten Nürnberger Buchhändlers Palm, des Verlegers von „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", schreibt an den Kaiser, daß ihr unglücklicher Vater das Buch nicht gedruckt und den Inhalt desselben nicht gekannt habe; sie bittet um eine Unterstützung, da sich ihr Mann in Paris niederlassen will, und erhält 500 Franken.

1243. Fanny Rapedius in Berlin, hat den Kaiser oft in Constanz gesehen; der Kaiser hat sie gefragt, inwiefern er ihr nützlich sein könne. Fräulein Rapedius bittet um die Mittel, ihr Modegeschäft zu erweitern. Sie erhält 400 Franken.

1256. L. Reb, Geistlicher, erhält 800 Franken für die Uebersetzung des Mansfeld'schen Buches „Napoleon III." (S. Nr. 1000).

1269. Adolph Reichenbach, Mitschüler des Kaisers im Augsburger Gymnasium, bittet um Uebersendung der „Geschichte Cäsars". „Wenn Ew. Majestät ein paar Dutzend der famosen Cigarren beizulegen geruhten, die Sie zu rauchen gewohnt, so wäre das eine freundliche Dreingabe." 16. März 1865. Bemerkung des Kaisers: „Schicken".

1302. Friedrich Ritschl in Bonn. Der bekannte Brief, in welchem Napoleon als tiefer, einsichtsvoller und beredter Gelehrter gepriesen wird, dessen „Geschichte Cäsars" ohne Zweifel die gallige und kleinliche Geschichte Mommsens bald in den Hintergrund stellen werde. 1865.

1317. Pastor Rohde in Parchim. „Vor Allem bitte ich Ew. Majestät, mich als einen Derjenigen zu betrachten, welche den 2. December als das größte Fest der modernen Zeiten feiern." Er bittet schließlich um 2 bis 4000 Franken Darlehn. (28. November 1861.) Abschlägige Antwort. Pastor Rohde bittet wieder um eine Unterstützung; erhält eine solche am 23. November 1864.

1321. H. D. Rolfs in London macht auf das bevorstehende Erscheinen eines gefährlichen Buches aufmerksam, „der Fürstenspiegel," der Verfasser würde aber leicht zu bewegen sein, sein Manuscript zu verkaufen, bezeichnet verschiedene in London erscheinende Blätter, „die deutsche Zeitung", „die neue Zeit" und zwei in französischer Sprache geschriebene Zeitungen als käuflich zu niedrigem Preis, bittet um eine Audienz und um 2500 Franken. Die Audienz wird bewilligt.

1357. Simon Sander, Kaufmann in Magdeburg, bittet um 25000 Franken Darlehn auf fünf Jahre. Juni 1866.

1362. G. von Saubken, Publicist in Baden, schreibt: „Ich glaube, daß mein deutsches Vaterland, sowie ich selbst der wirklichen Unterstützung Ew. Majestät ein wenig bedürfen."

1364. Prinzessin von Sayn-Wittgenstein in Berleburg bittet um ein Darlehn von 1000 Thalern (1. November 1863), wiederholt ihre Bitte um Unterstützung im October 1865. Drei andere derartige Briefe datiren aus dem Jahre 1853.

1377. Th. Scherer, Bergrath und Professor an der Bergakademie in Freiberg (Sachsen), übersendet drei gelegentlich des Jubiläums der Freiberger Akademie verfaßte Broschüren und sagt in dem Begleitschreiben: „Kaiserliche Majestät! die Wissenschaft war stets ein Attribut der Napoleoniden. Die tiefeindringende Gewalt der Naturwissenschaften und die irdische Gewalt des Napoleonismus schreiten geistig gleichmäßig vor in der Weltgeschichte. Das ist kein Zufall, das ist eine Reihe von Thatsachen, welche dem Gesetz einer Entwicklung gehorchen. . . . Der Materialismus und Republicanismus begegnen sich im Irrthum und schreiten zusammen vor auf dem Wege der Täuschung. Um sie auf den Pfad der realen Wahrheit zurückzuführen, bedurfte es der ganzen Fülle des menschlichen Geistes. Dem Napoleonismus war es vorbehalten, die Republik zu besiegen. Die Aufgabe der Naturwissenschaften ist es, den Materialismus niederzukämpfen" (15. April 1868). Der französische Gesandte in Dresden empfiehlt die Mittheilung dieses „berühmten Professors."

In der nächsten Nummer werden wir den Schluß dieser Mittheilungen bringen und einige allgemeine Betrachtungen daran knüpfen.

Joseph Mazzini.

Von Karl Blind.

(Schlußartikel.)

Eine Erzählung ging unlängst durch die Presse, wie einst bei Cavour ein englischer Herr angemeldet ward, der zuerst im schönsten Englisch beredt seine Gedanken über die Wiedergeburt Italiens entwickelt und dann dasselbe auf Italienisch, ganz wie ein Eingeborner redend, gethan habe. Wie aus den Wolken sei der piemontesische Minister gefallen, als er, nachdem der Fremde sich verbeugt, auf der Karte desselben den Namen des berühmten Verschwörers gelesen habe! Ich glaube diese Angabe als eine reine Erdichtung bezeichnen zu können. Mazzini hat Cavour nicht gesehen. Den von Cavour angelegten Krieg von 1859 hatte der republicanische Führer als ein Mittel betrachtet, die Herrschaft Bonapartes zu verlängern und dem savoyischen Königthum einen Glorienschein zu verleihen, der die Demokratie in den Schatten stellen sollte. In seinem „Pensiero ed Azione" sprach sich daher das ehemalige Haupt des römischen Freistaates mit Schärfe gegen den Cavour'schen Staatsdienst aus. Nach dem Kriege indessen begab

Digitized by Google

sich Mazzini, der die nunmehr eingetretene Wendung zu weiteren Entwicklungen benutzen wollte, nach Florenz. Dort — wie er mir nach seiner Rückkunft erzählte — frug ein gemeinsamer Freund bei dem damaligen Nachfolger Cavours, bei Ricasoli, an, ob er den Verbannten sehen wolle? Nicht bloß sagte Ricasoli dies mündlich zu, sondern es wurde auch die bejahende Antwort auf amtlich gestempeltem Papier, wenngleich in vertraulicher Form, überlandt. „Als Minister", bemerkte mir Mazzini damals, „hätte er mich müssen verhaften lassen. Als Gentleman fühlte er sich durch die vertrauliche Mittheilung meiner Anwesenheit gebunden. Schließlich jedoch überlegte er sich's noch einmal. Im letzten Augenblick kam eine Absage, und ich verließ Florenz." Augenscheinlich ist aus diesem ruchbar gewordenen Vorfall jener Cabinetsauftritt bei Cavour erdichtet worden. Um Mazzinis Namen hat sich überhaupt viel Sage gelagert. Seine Lausbahn war wechselvoll genug, um dieser romantischen Zuthaten nicht zu bedürfen.

Wie Garibaldi über Cavour dachte und denkt, ist bekannt. Als er bei Neapel dem Savoyer Fürsten entgegenritt und lediglich die Worte aussprach: „König von Italien!" suchte dieser ihn zu bewegen, er möge Cavour sehen. Garibaldis mehr kräftige als höfliche Erwiederung schnitt jedes weitere Drängen ab. Der Führer der Rothhemden und der einstige Triumvir von Rom, obwohl zu manchem persönlichen Opfer bereit, sind nie solche Anbeter des bloßen machiavellistischen Erfolges gewesen, daß sie einen Cavour, der im Einverständniß mit dem Decemberkaiser gehandelt, lediglich nach einem vergrößerten Piemont oder „Nordit alienischen Königreich" gestrebt, ein wichtiges Grenzland auf Verlangen Ludwig Napoleons aufgegeben und nur durch die Gewalt der Ereignisse sich zu größeren Zielen hatte treiben lassen, als den echten „Vater des Vaterlandes" hätten anerkennen wollen. Wäre ihnen solcher Abfall von den Grundsätzen gelungen; sie wären nicht für Italien geworden, was sie waren oder sind.

Kossuth wandte sich bekanntlich 1859 offen zu Ludwig Napoleon. Mehr noch: er hatte dies insgeheim bereits vorher gethan. Während er im „Centraleuropäischen demokratischen Ausschuß" als berathendes Mitglied saß, war er in Verbindung mit dem Decembermörder getreten, hatte ihm selbst unter erdichteten Namen in den Tuilerien besucht und von ihm die Mittel zur Wirksamkeit für die napoleonisch-piemontesischen Pläne erhalten. Kossuth war immer nur Republicaner je nach Umständen gewesen. So hatte er dem Petersburger Hofe kurz vor der Waffenstreckung bei Vilagos den Vorschlag gemacht, einen Prinzen des russischen Kaiserhauses auf den Thron von Ungarn zu setzen. So trat er denn auch, als er anscheinend noch mit den republicanischen Führern in London zusammenwirkte, in Verkehr mit dem Zerstörer der französischen Republik — und zwar war das gewöhnliche Verbindungsglied Herr Pietri, der Polizeisbirre, durch dessen Hände der Kopf Orsinis gegangen war!

Anders Mazzini. Wo er konnte, knüpfte er an die Ereignisse an; sich bloß in den Schmollwinkel zu stellen, hielt er nicht für eine Eigenschaft des Politikers. Die Reinheit des Grundsatzes wahrte er aber stets. In einem ausführlichen offenen Schreiben vom Februar 1861, das an den Verfasser dieses Aufsatzes gerichtet war, sagte Mazzini, nachdem er die Partei der bloßen tyrannischen Gewalt und die Partei der Freiheit geschildert hatte, Folgendes: —

„Zwischen diesen beiden Lagern lavirt ohne Grundsatz, ohne einen andern Zweck, als seine eigene Macht und Vergrößerung, der französische Imperialismus. Voll Heuchelei und Verstellung, ein tiefer Kenner der Schwächen seiner Gegner, stets bereit, jeden Irrthum, den die Völker oder ihre Herren begehen, zu benutzen, hat Ludwig Napoleon wohl begriffen, daß wir die Kraft der Zukunft sind; und anstatt thörichter Weise diese Kraft zu leugnen, bemüht er sich, sie zu studiren und zu seinem Vortheile zu wenden. Die Regierungen isoliren, indem er einer nach der andern schmeichelt, und sich der Nationalitätsbewegung bemächtigen: das ist der doppelte politische Gedanke, der ihn leitet . . . Seine Stärke beruht auf dem Heer, auf einer kolossalen Verderbniß der Geister, die durch eine bestdete Presse befördert wird, und in jener halbschlächtigen Mittelpartei, die sich überall zwischen das Volk und den nationalen Zweck eingedrängt hat — in jener Partei, die sich gemäßigt nennt, weil sie weder die Kraft zum Guten, noch den Muth für das Böse hat, und die, unfähig zur Selbsthtat und vor jedem Opfer zurückschreckend, stets bereit ist, die leitende Hand jeder starken Regierung anzunehmen, unter welchen Bedingungen es auch sei. Hier liegt die wahre Gefahr für uns!"

In demselben Briefe sprach sich Mazzini auch über und gegen Cavour aus und verwünschte eine kräftige Aeußerung Deutschlands zu Gunsten der Befreiung von Rom und Venedig, damit Italien dadurch dem Bündnisse mit Bonaparte entzogen werde.

Die Vereinigung der Lombardei, Venedigs, Roms mit dem übrigen Italien: alle deutschen Demokraten waren damit einverstanden. Ein Zwiespalt der Ansichten mußte sich jedoch ergeben, wenn auf einer bloß gegen Deutschland gerichteten Nationalitätskarte, die bei den vielgestaltigen Völker- und Sprachverhältnissen Europas gar nicht durchgeführt werden könnte, auch Triest und Süd-Tyrol von uns losgerissen erschien — oder wenn das mitten in unser Vaterland eingesprengte, vom deutschen Sprachstamme durchzogene und umringte Böhmen als eigener unabhängiger Staat angesehen, oder endlich an Stelle des auf den magyarischen Kern fußenden heutigen Ungarn ein durch den Norden der Türkei vergrößerter Slawenstaat gesetzt ward.

Diese Bestrebungen mußten bekämpft, so auch mußte in Bezug auf Schleswig-Holstein unter der demokratischen Partei Italiens eine richtigere Auffassung verbreitet werden. Harro Harring hatte die scandinavische Anschauung unter den italienischen Revolutionären eingebürgert. Ihm trat ich in Mazzinis „Pensiero ed Azione" entgegen; von da an stand Mazzini in dieser Sache wesentlich auf deutscher Seite. Noch während des letzten Schleswig-Holsteinischen Krieges, beim Triumph-Einzuge Garibaldis in England, war dessen erstes Wort auf der Insel Wight, wo ich vor seinem öffentlichen Erscheinen in London mit ihm zusammentraf, so auffallender Art, und seine Vorschläge und Andeutungen erschienen mir so sehr des klaren Entgegentretens zu bedürfen, daß ich die Gelegenheit sofort ergriff, um diesen Punkt in's Reine zu setzen. Auch Garibaldi hatte dann nachher vor der Abordnung hiesiger Deutschen anerkannt, daß die Schleswig-Holsteinische Frage, nur auf nordischem Boden, dieselbe sei wie die venetianisch-lombardische. Zu Gunsten des Königs von Preußen oder des Kaisers von Oesterreich sprach er sich dabei (es war 1864) natürlich nicht aus; es war weder zu erwarten, noch zu wünschen.

Als jenes Verbrechen an der Völkerfreiheit versucht ward, das zu Queretaro seinen richtigen tragischen Abschluß gefunden hat, geriethen die Kreise der Verbannten in tiefe Bewegung. Noch hatte sich über die nordamericanische Republik das Gewitter der Sklavenhalterempörung nicht zusammengezogen. Schon sahen aber die schärfer Blickenden, daß es im Anzuge war; in richtiger Erkenntniß des Zusammenhanges begriffen sie, daß die Unternehmung der beiden kaiserlichen Abenteurer gegen Mexico auch die Vereinigten Staaten des Nordens bedrohe. Wurde die Gefahr für die letzteren allzu dringlich, so hatten sie ein Mittel an der Hand, um ihr durch einen unerwarteten Stoß auf europäischem Boden selbst entgegenzutreten. An den Präsidenten Lincoln gelangte ein ausführlicher Vorschlag in diesem Sinne, entworfen von deutscher Hand, gezeichnet von drei republicanischen Verbannten in London — einem Franzosen, einem Deutschen und einem Italiener. Mazzini zeichnete als Vertreter der italienischen Demokratie.

Präsident Lincoln lehnte nicht ab. Er behielt sich den Entschluß für den Fall der Noth vor. Mittlerweile schritten die Unionsheere dem Siege über die Sklavenhalter entgegen. Als aber die Zeit herankürte, wo die nordamericanische Republik den Truppen Bonaparte's die Räumung von Mexico gebieten oder den Rückzug derselben durch andere Mittel herbeiführen mußte, fiel Lincoln unter der Mordwaffe des Freiheitsfeindes Booth — und jener Plan, der in Europa

Digitized by Google

eine bedeutende Wendung hervorbringen, der, wenn er gelang, ganz andere Umgestaltungen erzeugen konnte, als die von 1866 und 1870—71, war in das blutige Grab des Präsidenten der americanischen Republik mitversenkt.

In der mexicanischen Angelegenheit hatte Mazzini klar und scharf geurtheilt. Den kommenden Sieg der Union dagegen sah er, im Gegensatz zu seinem radicalen und demokratischen Freunden in England, nicht so richtig voraus. Schon vor bald dreißig Jahren war in ihm wohl die feste Ueberzeugung erstanden, daß der unheilbare Widerspruch zwischen den republicanischen Grundsätzen und der Tyrannei der „Negertreiber" zum Kampfe führen müsse; aber er schien zu glauben, eine Trennung könne nicht vermieden werden. Diese Auffassung trübte sein Urtheil. Den Triumph der guten Sache begrüßte er, wie kaum erwähnt zu werden braucht, auf's Freudigste; fortan war sein eifriges Bestreben, zwischen americanischen und europäischen Republicanern ein enges Band zu knüpfen. Die Gründung eines Vereines („Alleanza Repubblicana Universale"), der diesem Verbrüderungsgedanken Ausdruck gab, stammt aus jener Zeit. In diesen Verein waren die von Mazzini neuerdings gestifteten italienischen Volksgesellschaften gewissermaßen als Abtheilungen eingefügt. — Mazzinis zwei große Erfolge auf italienischem Boden sind: die treffliche Verwaltung und Vertheidigung der römischen Republik, und die kluge Anlegung des sicilianischen Aufstandes, der dann durch Garibaldis Erscheinen zum Siege geführt ward. Das Mißlingen der zwei nachfolgenden Römerzüge, die bei Aspromonte und Mentana unglücklich abschlossen, kommt nicht auf seine Rechnung. Von dem Zuge von 1862 war er, wie mir bekannt, nicht vorher benachrichtigt worden. Den späteren mißbilligte er in der Anlage, und vermochte sich leider in Zukunft immer weniger mit Garibaldi zu verständigen. Die beiden greisen Recken, deren Namen bisher stets das gemeinsame Losungswort der italienischen Volkspartei gewesen, begriffen sich nicht mehr. Sie fielen gegen einander aus, wie in einem alten Heldengedicht, wo das von Waffenfund gewobene Schlachtengefecht unerbittlich vollzogen werden muß. Erklärte sich Mazzini für Deutschland, so trat Garibaldi auf Frankreichs Seite über. War der Eine gegen, war der Andere für die Pariser Gemeinde. Erstrebte Dieser zuerst die Befreiung vom Fürstenjoch, so rief Jener die Schlagworte der „Internationale" aus, obwohl er ihr weder angehörte, noch auch nur ihre Gesinnungen theilte. Predigte Mazzini, der Denker, im Namen eines „obersten Gesetzes" und der „Pflichten des Menschen", unter Anwendung von Begriffen, über welche der kritische Geist unserer Zeit hinaus ist, so kamen aus dem Munde des Kriegers plötzlich Aeußerungen der freien Philosophie. Es fehlte nichts, um die Beiden gegen einander in Harnisch zu halten.

Mitten in diesen Streit der Führer — in welchem Mazzini jedoch meist nur stumm die Wunden zeigte, welche die Freiheit empfing, — mischte sich ab und zu, gleich einer rührenden Bitte um Versöhnung, das Verlangen irgendwelcher neu gegründeten Volksgesellschaft, die Beiden möchten zusammen den Ehrenvorsitz derselben übernehmen. Dann hoffte man wieder auf einen Ausgleich, bis der große Versöhner Tod mit Einem Male dazwischentrat.

Mazzinis letzte umfangreiche Aeußerungen bestanden in einer Reihe von Aufsätzen über die „Internationale" und die Pariser Commune, und in einer Bekämpfung des neuesten Buches von Ernst Renan. Was Renan Ungerechtes gegen Deutschland vorgebracht, das hat ihm der italienische Freiheitskämpfer streng verwiesen. Den reactionär monarchischen und sogar cäsaristischen Anschauungen des Verfassers jenes religiösen Romans, der die Aufschrift: „Das Leben Jesu" führt, bot Mazzini mit dem ganzen Unmuth seiner Seele die Spitze.

Tief war seine Abneigung gegen Frankreich allmählich eingewurzelt — so tief in der That, daß er etwa ein Jahr vor Napoleons Fall ein revolutionäres Vorangehen der Franzosen weder zu hoffen, noch auch zu wünschen schien, da er in Folge dessen einen neuen Angriff gegen die Unabhängigkeit der Frankreich benachbarten Völker fürchtete. Von anderwärts her erschnte er die Erhebung. Frankreich sollte folgen, nicht vorangehen. Nachdem die Republik aber einmal dort möglich geworden, lag ihm ihre Rettung innig am Herzen.

An der Commune tadelte er wesentlich die Ausschreitungen eines Bruchtheils, dessen Gebaren die ohnedies nicht an Zahl mächtige republicanische Partei ganz auseinanderriß und dadurch die Bahn für die Reaction ebnete. Dem Gedanken „freier Gemeinden" innerhalb einer geschlossenen Nationaleinheit war er nicht feind. Im Gegentheil, es entsprach dies seinen Grundsätzen vollkommen. Nur die bündischen Verfassungen, die auf die Selbstregierung von „Staaten" innerhalb eines Gemeinwesens gegründet sind, bekämpfte er. Dagegen war er einem rührigen Gemeindeleben innerhalb der durch keine sonstigen Schranken getrennten Nation entschieden zugethan.

Im vierzigjährigen Kampfe mit den Feinden der Demokratie hatte er gelernt, daß die Auflösung der ganzen Volksbewegung in einen „Classenkampf" der Arbeiter gegen den Bürgerstand zum Verderben führe. Nur durch eine Einigung der besten Kräfte des Arbeiter-, Bürger- und Bauernstandes konnte, nach seiner Ueberzeugung, gegenüber einer festgeschlossenen, mit starken Machtmitteln ausgerüsteten Herrschaft etwas erreicht werden. Zu gut kannte er die Geschichte, um nicht zu wissen, daß eine listige Tyrannei, wenn durch Volksbewegungen bedroht, stets einen „Classenkampf" innerhalb des Lagers ihrer Gegner schürt. Die rechtmäßigen Forderungen der Millionen, die da darben ohne Brod und Recht, erkannte Mazzini an. Seine Schriften enthalten zahlreiche Beweise, daß er warm für die Nothleidenden fühlte. Die „Magenfrage" speiste er nicht mit dem steinkalten: „Laissez faire, laissez aller!" der beißfrohen Selbstsättigung ab. Bei wem Herz und Kopf im Einklang sind, der wird jene gewaltige Frage nicht mit bloßer gelegentlicher Mildthätigkeit, er wird sie durch lebensvolle Einrichtungen zu lösen suchen, in welchen die Grundsätze der Einzelfreiheit, der Genossenschaft und der Gesammthaftbarkeit richtig abgewogen sind. Mazzini war nicht blos Republicaner auf dem streng politischen Gebiet. Er war einer gründlichen gesellschaftlichen Umformung in dem Maße zugethan, daß seine unmittelbaren oder böswilligen Gegner ihn oft als Communisten verschrieen, während ihm der Communismus verhaßt war. Aber gerade weil er sich so entschieden social-republicanische Ziele vorgesteckt, verwarf er das Zusammenspielen zweideutiger Demagogen mit der herrschenden fürstlichen Tyrannei, wollte er nichts wissen von Jenen, die unter Anwendung täuschender revolutionärer Redensarten dem Königthum und seinen Junker-Ministern riethen, „auf den Knauf des Schwertes gestützt" einen „Staatsstreich" zu vollziehen und durch Wegfegung der „Bourgeoisie" die alte straffe Fürstengewalt von Neuem „wie auf eine Säule" festzugründen.

Mazzinis Auffassung der neuesten Parteikämpfe ist dadurch klar gegeben. Daß er in seiner Beurtheilung der Pariser Vorgänge auch Gesichtspunkte einstieht, welche von religiös ganz Freidenkenden nun und nimmer getheilt werden können, — das lag von jeher in seinem Wesen, änderte jedoch nichts an seiner Grundanschauung von der Nothwendigkeit einer Vereinigung aller Volksclassen gegenüber der alten monarchischen Ordnung. Bittere Feindse sind ihm in Italien und anderwärts erstanden, weil er nur zu richtig vorausgesehen, daß die Communenkämpfe mit einer furchtbaren Schwächung der republicanischen Partei endigen würden. Lästerungen sind gegen den greisen Kämpfer, der so oftervoll gerungen, von Solchen erhoben worden, die Jahrzehnte hindurch nicht den Finger für die Volkssache gerührt hatten, und die sich erst dann wieder in die Bewegung mischten, als sie im Ansteigen begriffen war und den Feinden der Demokratie eine Störung willkommen sein mußte.

Indessen die Masse der italienischen Arbeiter stand auf dem im November vorigen Jahres zu Rom gehaltenen zwölften Congreß der „Verbündeten italienischen Arbeiter-Vereine" (Società operaie Italiane Affratellate) zu Mazzini. Der auf jener Tagsatzung erwählte „leitende Ausschuß" (Commissione direttiva) vertritt die social-demokratische Sache im Sinne des dahingegangenen Führers. Als Sprechzaal dient für diese Arbeiterpartei das Blatt „l'Emancipazione", in welchem nun-

Digitized by Google

mehr, nachdem mit Mazzinis Tod die „Roma del Popolo“ eingegangen, seine persönlichen Hauptfreunde und entschiedensten Vertreter des republicanischen Grundsatzes — Campanella, Petroni, Quadrio und Aurelio Saffi — neben den Arbeiterführern das Wort ergreifen werden. Wenige diese Vereinigung erhalten bleiben! In ihr allein liegt die Hoffnung für die italienische Demokratie. An dem Tage, wo sich Arbeiter und Bürger als Feinde grollend gegenüber ständen, während die Landbevölkerung noch politisch stumm liegt, würden die herrschenden Classen und Kasten einen entscheidenden Sieg über die Volksbewegung erfochten haben.

Das war die Lehre, die Mazzini wieder und wieder mahnend, mit warmem Freundesworte empfehlend, gelegentlich auch zürnend, in die Welt hinausrief. Mit solchen Worten auf den Lippen ist er in's Grab hinabgestiegen. Seine freiheitsglühende Seele rang in der letzten Zeit auf's Furchtbarste mit dem Schmerze, die in langjähriger Arbeit gepflegten Keime des Guten bedroht zu sehen von einer Saat, deren Emporwuchern ihm gleichbedeutend erschien mit dem Zerfall der Volkspartei. Ein Aufschrei der Entrüstung von ungewohnter Heftigkeit entwand sich da manchmal der Brust des Mannes, der die unerhörtesten Verleumdungen sein Leben hindurch mit Ruhe, mit Würde, selbst lächelnd getragen. Aber dieser Aufschrei war nur der leidenschaftliche Ausdruck der Liebe, der innigen Liebe zum Volk.

So brach er zusammen — sein letztes Wort noch ein Ruf zur Einigkeit. In ihm hatte der Nationalgeist Italiens, das so lange ein bloßer „geographischer Ausdruck“ gewesen, seinen glühendsten Vertreter gefunden. In ihm besaß der demokratische Gedanke Europas eine revolutionäre Kraft, wie sie unermüdlicher noch zu keiner Zeit, in keinem Lande, durch einen Einzelnen verkörpert war. Erst kommende Geschlechter werden, wenn sie das Feld der politischen Thätigkeit unseres Zeitalters überblicken, zu erkennen vermögen, welche Geistesmacht in dieser schmächtigen, abgezehrten Gestalt gewohnt, von der so mancher Anstoß zu geschichtlich hochwichtigen Bewegungen ausgegangen, und zu der sich die demokratischen Kräfte immer wieder hingezogen fühlten, wie das Eisen zum Magnet.

Literatur und Kunst.

Zur guten Stunde.

Ein Nothschrei über und für die preußische Kunstverwaltung.

Als vor etwa zwei Jahren in Paris, dem Drängen der wissenschaftlichen Kritik nachgebend, ein besonderes „Ministère des Beaux-Arts“ eingerichtet wurde, da war es an der Stelle für uns, den Seufzer auszustoßen: „Wann wird der Retter kommen diesem Jammer?“ („Kunstchronik“ vom 18. Februar 1870.) Jetzt sind vielleicht die Rollen zwischen Frankreich und uns verwechselt worden; denn das jüngste der kaiserlichen Ministerien hat nur eine sehr kurze Lebensdauer gehabt: es verschwand in den Strudeln der Septemberrevolution spurlos; und bei uns ist der große Stein des Anstoßes, an dem sich zehn Jahre lang scheinbar ganz vergeblich die brandenden Wellen'einer entrüsteten Kritik gebrochen haben, glücklich aus dem Wege geräumt, und an seine Stelle ein Mann getreten, der nach Allem, was man von ihm weiß, zu den besten Hoffnungen für die Zukunft ermuthigt.

Selten wohl ist ein Minister an eine Stelle gekommen, in der er so viel Dringendes zu thun, so viel unmittelbare Anläße zum Wirken vorgefunden hat; schreilich aber auch noch niemals einer in ein so durchaus verwahrlostes Ministerium eingetreten, wie der gegenwärtige preußische Cultusminister Dr. Falk. Denn wohin man innerhalb seines ganzen Ressorts blickt, da ist der Verfall offenkundig und allgemein, und was sich einer Pflege erfreut hat, das ist Dasjenige, was der neue Minister seine erste Sorge sein lassen muß, wieder auszurotten.

Es würde sehr unbillig sein, wenn man diese schwierige Stellung des neuen Ministers dadurch, wenn auch nicht äußerlich, so doch innerlich erschweren wollte, daß man die flagranten Mißgriffe und die offenbaren vorwurfsvollen Vernachlässigungen jetzt noch im Tod der Rüge aufzählen und von dem neuen Minister eine schleunige Abstellung aller alten Mißstände verlangen wollte; wohl aber gejiemt es sich an diesem entscheidenden Wendepunkte der preußischen Kunstverwaltung, sich einmal umzusehen, wie weit das Verderben bereits gefressen hat, und was sich als unbedingt nöthig in diesem Fache darstellt.

Wer die vernünftigen Kunstzustände — seit einigen Jahren nur — aufmerksam beobachtet hat, der mußte am Ende die verzweifelte Ueberzeugung gewinnen, daß von innen heraus eine Wiederherstellung kaum mehr möglich war; ich wenigstens gestehe, seit mehreren Jahren die Sache für eine unheilbare gehalten zu haben, und ich setzte meine Hoffnung, daß hieher für das geistige Leben der Nation unendlich wichtige Zweig der Verwaltung wieder den ihm gebührenden Rang einnehmen würde, einzig darauf, daß vielleicht einmal eine auf anderem Wege zu hohem Ansehen und weitreichendem Einfluß gekommene Persönlichkeit sich aus Neigung und mit Verständniß dieses verklümmerten Zweiges der Verwaltung zuwenden und ihm wieder auf die Beine verhelfen würde; ähnlich etwa, wie es nach Preußens Fall im Anfange des Jahrhunderts mit den wichtigsten Seiten des Staatslebens geschehen ist.

Inzwischen hat sich jetzt die Prädisposition zu einer Neugestaltung auf das Günstigste verändert. Die Vernachlässigung hat so lange angehalten und ist so consequent durchgeführt worden, daß wir momentan in der relativ glücklichen Lage sind, in der Kunstverwaltung tabula rasa zu haben. Es gibt keinen einflußreichen und wichtigen Posten in der gesammten preußischen Kunstverwaltung, der gegenwärtig nicht erledigt wäre. Auf der anderen Seite sind die Kunstinstitute des Staates unter das Protectorat des Kronprinzen gestellt worden, der sich der Sache der Kunst, wie man weiß, mit Verständniß zuwendet und, soweit man die jetzt bei beobachten können, sich ihrer in seiner neuen eigenthümlichen Stellung mit warmem Interesse annimmt und also als Weisheit für unsere Kunstzustände in dem oben angedeuteten Sinne begriffen werden darf.

Damit ist aber doch nur die Bahn frei gemacht und eine Möglichkeit für gearbeitete Zustände gewonnen; es muß nun auch die besserende Hand wirklich an all die eingreifenden Schäden gelegt werden, und zwar in durchgreifender und systematischer Weise. Das wird freilich nicht ohne augenblickliche ganz erhebliche Opfer möglich sein, weil überall das bisher Versehene zu einem großen Theil nachgeholt werden muß, oder aber die nothwendigen Neuschöpfungen nicht ohne einen entsprechenden Aufwand von Mitteln in ansreichender Weise in's Leben gerufen werden können.

Was zunächst die schaffende Kunst selber betrifft, so haben sich an den Lehranstalten aus Mangel an Mitteln und aus Mangel an Blick die Lehrkräfte fortdauernd verschlechtert, so daß die Erfolge der Thätigkeit an diesen Anstalten den berechtigten Anforderungen durchaus nicht entsprechen. Es versteht sich von selber, daß Niemand von einer Kunstakademie verlangt, daß sie Künstler in gewissen Mengen hervorbringe, aber sie muß ein gewisses Maß von Können und Wissen in dem, was lehr- und lernbarer Apparat, so zu sagen Handwerkszeug dabei des Künstlers ist, mit einiger Sicherheit reichen. Das ist offenbar jetzt nicht mehr der Fall; man vermißt an diesen Anstalten eine sichere Methode, die Leitung der Kräfte auf ein einheitliches Ziel; und wie kann eine solche Leitung auch vorhanden sein, wenn die beiden größten und wichtigsten derartigen Institute, die Berliner und die Düsseldorfer Akademie, die letztere seit einigen, die erstere seit vielen Jahren ohne Director ist!

Man wende nicht ein, daß die entsprechenden Persönlichkeiten zur Bekleidung dieses Postens nicht zu finden gewesen wären. Abgesehen davon, daß damit den deutschen Künstlern ein schmähliches Armuthszeugniß ausgestellt würde, welches sie unbedingt nicht verdienen, wären jedenfalls, wenn auch nicht ideale, so doch geeignete Persönlichkeiten für die Directorenstellen an den preußischen Akademien zu finden gewesen, wofern man sich nur Mühe gegeben, gewisse Vorurtheile aufgegeben, und entsprechende Geldaufwendungen gemacht hätte. Da aber nichts von diesen dreien geschehen ist, da man sich vielmehr die Ersparniß mit Hülfe von stellvertretenden Vicedirectoren — ein solches Möbel existirt in Berlin! — hat gefallen lassen, so ist es unzweifelhaft, daß geradezu eine Verwahrlosung vorliegt.

Es hat sich neuerlich Jemand gemüßigt gefühlt nachzuweisen, daß unsere Akademien gar keine Directoren brauchen. Eine solche Behauptung ist an und für sich zu albern, um überhaupt widerlegt zu werden; jedenfalls hat sie eine verpfeifelte Aehnlichkeit mit den a priori construirten Systemen gewisser Philosophen, die post factum alles Mögliche als aus der Idee heraus nothwendig nachweisen, das sie zuvorläufig nicht gedacht hätten. wenn die Sache selbst anders verlaufen wäre. Ein Lehrercollegium ohne Spitze ist zu einer gedeihlichen Thätigkeit innerhalb eines wohlüberlegten Planes absolut unfähig, selbst wenn die einzelnen Kräfte viel besser wären, viel mehr Fähigkeit und viel mehr guten Willen zu gemeinsamem Vorgehen hätten, als dies an unseren Kunstakademien der Fall ist.

Digitized by Google

Wie mit dem Lehrkörper steht es auch mit dem Lehrmittelapparat. Die Mittel, welche beispielsweise für die Bibliothek der Berliner Akademie zur Verfügung stehen, reichen auch im Entferntesten nicht aus, um dieselbe einigermaßen auf der Höhe zu halten; sie ist nicht in der Lage, einen umfassend wissenschaftlich gebildeten Dirigenten bezahlen zu können; die Anschaffungen stehen unter der Controle des Senats, welcher alles nach seiner hochwohlweisen Ansicht nicht zum unmittelbaren Kunstunterricht Brauchbare oder selbst Nothwendige einfach ablehnt, und so hat die Bibliothek es nicht im mindesten ermöglichen können, mit der rapiden Entwicklung der Kunstwissenschaften, von denen die Hülfswissenschaften der künstlerischen Technik einen Theil ausmachen, Schritt zu halten.

Die *Kunstsammlungen* ferner sind derartig dotirt, daß sie bei den gegenwärtigen Preisen der Kunstwerke fast gar nicht mehr auf dem Kunstmarkte concurriren können, jedenfalls nur immer in langen Zwischenräumen — was auch bei dem unleidlichen Zwange, die etatsmäßige Summe jährlich glatt zu verrechnen, nur mit künstlichen Aushülfen von der Verwaltung zu ermöglichen ist — in derjenigen Weise, die nach dem Bestande unserer Sammlungen die richtige ist; denn es fehlt uns an gewissen Hauptsachen, die nur mit großen Opfern noch zu bekommen sind, und für welche der klägliche Etat des Berliner Museums nicht reicht. Die außerordentliche Bewilligung von 100,000 Thalern, die das Abgeordnetenhaus am 29. Februar beschlossen hat, kommt vielleicht gerade für einige wesentliche Erwerbungen, wie etwa Schwinds Melusine und Aehnliches, zur rechten Zeit, ändert aber nichts an dem dauernden Zustande.

Der berüchtigte *25,000-Thalerfond*, der nicht einmal bei der Landerweiterung im Jahre 1866 dem Territorialzuwachs entsprechend erhöht worden, ist an sich zu niedrig und wird in einer Weise verwaltet, die kaum zu billigen ist. Nachdem derselbe nämlich durch laufende Unterstützungen von Künstlern, die an zeitraubenden Werken arbeiten, durch Zuwendungen erheblicher Summen an die Ausschmückung öffentlicher Gebäude, namentlich Kirchen u. s. w., genügend geschmälert ist, wird der Rest zu Ankäufen für die Nationalgalerie durch eine Commission verwendet, welche fast nur aus Künstlern besteht und bereits durch eine Reihe von sehr starken Mißgriffen, Begehungs- und Unterlassungssünden, reichlich bewiesen hat, wie wenig ein solches Forum im Stande ist, die zeitgenössische Kunst für einen Ehrentempel der Nation zu sichten.

Die *Berliner Museen*, denen bekanntlich seit der berüchtigten Andrea del Sarto-Restauration der Generaldirector fehlt, haben seitdem mit Ausnahme des Kupferstichcabinets, welches zum großen Theil über eigene Fonds verfügt, keine nennenswerthe Bereicherung erfahren; hingegen sind Tausende aufgewendet — ich zweifle, ob man jemals wagen wird, öffentlich zu gestehen, wie viele —, um die Sammlung der Gypsabgüsse durch eine Jahre lang andauernde Puppenwanderung zunächst während der Umwälzung momentan und durch die definitive Aufstellung für immer zu wissenschaftlichen Zwecken unbrauchbar zu machen; und das unmittelbar, nachdem ein Muster eines wissenschaftlichen Kataloges im Anschluß an die bisherige, durchaus nicht vollendete, aber in der Anlage untadelige Aufstellung erschienen war, so daß die in willkürlicher Gewürzkrämermanier vorgenommene Umstellung durch den gegenwärtigen Director dem Schein einer persönlichen Rancune (gegen den jetzt verstorbenen Verfasser jenes Kataloges) kaum entgehen kann.

Daß auch die *Gemäldegalerie* der Königlichen Museen noch keinen eigenen Director hat, kann beiläufig mit erwähnt werden. Es haben seiner Zeit Unterhandlungen mit Otto Mündler geschwebt, die aber der durchaus verfahrenen Verhältnisse wegen, in die sich ein unabhängiger und einsichtiger Mensch nicht hineinbegeben konnte, zu keinem Ziele geführt haben. Seitdem hat die Sache, so viel mir bekannt ist, geruht; und auch an den wissenschaftlichen Katalog der Galerie selber, den die berühmteste europäische Autorität für dergleichen Arbeiten, welche die Sammlung ihren Director nennen durfte, der verstorbene Waagen, nicht abfassen konnte und durfte, weil die nöthigen Mittel nicht zu erübrigen waren, und der Generaldirector die dringende Obliegenheit stets zu hintertreiben wußte, ist noch nicht wieder gedacht worden.

Auch über die sonstigen *Kataloge* ist vielfache und gerechte Klage geführt worden, ohne daß etwas Durchgreifendes zur Beseitigung der Uebelstände gethan wäre. Die ungenügende Aufstellung, die mangelhafte Zugänglichkeit einzelner Sammlungen, von deren Bestande selbst ihre Directoren keine genaue Kenntniß haben sollen, ist eine bekannte und anerkannte Thatsache. — Das *Restaurationsatelier* zu reorganisiren und mit Kräften zu versehen, die der Schwierigkeit ihrer Aufgabe gewachsen sind, hat man selbst nach dem furchtbaren Unglück im Jahre 1867 noch nicht für nöthig befunden oder zu bewerkstelligen gewußt.

Ich schweige hier von den Sammlungen, die zur Beförderung der Kunstindustrie angelegt oder anzulegen sind, einmal weil für diese ziemlich viel geschieht und in nächster Zukunft geschehen soll, und zweitens weil, was zugleich der Grund zu dem Ersteren zu sein scheint, diese Anstalten nicht unter dem Cultusministerium, sondern unter dem Handelsministerium stehen. Hingegen dürfte es nothwendig sein, von der *Vergebung großer Kunstaufträge* zu reden. Es existirt keine Norm und kein geordneter Geschäftsgang, wodurch es einigermaßen sicher gestellt wäre, daß würdige Aufgaben auch ohne Rücksicht auf Persönlichkeiten in würdige Hände kommen. Das große Fiasco bei der Domconcurrenz, welches nur durch die schließlich erzwungene Oeffentlichkeit noch den glimpflichen Charakter der bloßen Erfolglosigkeit hatte, mehr aber noch die schreckliche Nationaldenkmalsaffaire, die, ganz bei verschlossenen Thüren verhandelt, schließlich zu einem schmachvollen Ergebniß geführt hat und unsere Zeit vor der Nachwelt der Unfähigkeit in einem Maße zeihen wird, welches sie bei richtiger Benutzung der vorhandenen Kräfte nicht zu befahren gehabt hätte, sind lehrreiche Mahnungen, daß in dieser Richtung etwas Gründliches zur Abhülfe geschehen muß.

Wie in der Kunst, so steht es nun auch in der *Kunstwissenschaft*. Berlin hat den Ruhm, diese junge Wissenschaft hervorgebracht zu haben; denn es giebt keinen anderen Ort, welcher den drei Namen: Kugler, Schnaase, Waagen gleich schwerwiegende gegenüber zu stellen hätte, und sie alle drei haben in Berlin gewirkt. Seitdem hat sich die Gemeinde der kunstwissenschaftlichen Forscher in Berlin von Jahr zu Jahr verringert, ohne daß auch nur der allergeringste Versuch gemacht worden wäre, der Wissenschaft die ihr gebührende Pflege zu Theil werden zu lassen. Bis zu seinem Tode 1858 stand Kugler auch an der Spitze der preußischen Kunstverwaltung, und es ist unleugbar, daß er ein Princip verfolgte und nach gesunden Grundsätzen die Verwaltung zu organisiren bestrebt war. Nach seinem Tode ging diese wichtige Stellung in die Hände eines Mannes über, der als Specialist in einem Seitenzweige der Archäologie durchaus nicht die Gewähr eines allseitigen und tief eindringenden Verständnisses für die Sache darbot, und der auch im Verfolge seiner Amtsführung nirgends bösen Willen, aber überall sehr viel Unfähigkeit auch in dem, was lediglich Verwaltungstechnik ist, an den Tag gelegt hat. Er hat seinen Platz gegenwärtig geräumt, und es ist also kein Hinderniß, durch einen befähigten und thatkräftigen, charaktervollen Nachfolger die Spuren seiner Amtsthätigkeit zu verwischen. — Bis zum Jahre 1862 existirten an der Berliner Universität zwei außerordentliche Professoren der Kunstgeschichte; in dem genannten Jahre starb der eine von ihnen, Ernst Guhl, im Jahre 1868 starb der zweite, Gustav Waagen. Zur selben Zeit wurde der einzige Privatdocent der Wissenschaft, Alfred Woltmann, als Professor an das Polytechnicum in Karlsruhe berufen. Seit dieser Zeit ist die Wissenschaft an der Berliner Universität vollständig verwaist; denn Professor Hotho ist Aesthetiker, und auch Dr. Hermann Grimm hat sich für Aesthetik habilitirt.

Was soll man dazu sagen, daß an sämmtlichen preußischen Universitäten *nur ein einziger ordentlicher Lehrstuhl für Kunstgeschichte*, und dieser mit dem der Geschichte combinirt, vorhanden ist, nämlich der in Bonn, der durch Anton Springers Berufung an die Straßburger Universität jüngst gleichfalls erledigt war und jetzt durch einen der ausgezeichnetsten Gelehrten besetzt ist, der aber erst in dritter Linie Kunsthistoriker ist. Darf man eine Wissenschaft, die durch ihren Gegenstand nur zu sehr zu dilettantischer Behandlung verlockt, deren Wissensgebiet andererseits ein unentbehrlicher Theil der allgemeinen Bildung ist, und die durch das allgemeine Bedürfniß einen mächtigen Einfluß auch in ihrer nicht anerkannten Stellung auf das Geistesleben der Nation gewonnen hat, in dieser Weise auf den Hochschulen vernachlässigen, ohne sich dem Vorwurf der Einseitigkeit und der Einsichtslosigkeit auszusetzen? Die untergeordnete, eigentlich nur geduldete Stellung, die der Kunstwissenschaft bisher an den Universitäten eingeräumt worden ist, muß als eine schwere Versündigung gegen die junge Wissenschaft bezeichnet werden, und wenn in ihr trotzdem so viel Gründliches und Tüchtiges geleistet worden ist, wenn sie sich aus dilettantischen Anfängen heraus zu einer weit verzweigten und wohl fundirten, wirklich wissenschaftlichen Disciplin heraufgearbeitet hat, so ist der Vorwurf, daß sie dafür noch nicht der officiellen Anerkennung gewürdigt worden ist, nur ein doppelt schwerer für diejenigen, denen die Leitung der Universitäten und die Beaufsichtigung über die Vollständigkeit ihres Lehrplanes übertragen ist. Und gerade weil diese Disciplin zu den sogenannten brodlosen gehört, dem Idealen im Menschen dient und aus diesem Grunde von dem Brodgelehrtenthum, das jetzt auf den Universitäten in schrecklicher Weise überhand nimmt, bei Seite geschoben wird, müßte sie um so mehr sich der officiellen Pflege erfreuen, um den Strebenden das Mittel der Ausbildung nach dieser Richtung an die Hand zu geben, den nicht Suchenden aber durch den Reiz

Digitized by Google

des Gegenstandes und durch die günstige, gewissermaßen aufgedrungene Gelegenheit, sich mit den Sachen bekannt zu machen, eine Berührung zum Guten darzubieten. Es werden ja zudem sich unsichere Kräfte auffinden lassen, welche neben der Kunstgeschichte auch für Culturgeschichte, oder für einzelne Zweige der Philologie, für Archäologie u. s. w. wirksam zu sein im Stande sind, zumal ja fast alle gegenwärtigen Vertreter der Kunstwissenschaft von irgend einer dieser Disciplinen her sich der Kunstwissenschaft zugewandt haben.

Jedenfalls bleibt es eine dringende Verpflichtung, die wissenschaftliche Kunstbetrachtung aus ihrer bisherigen Stellung durch einen Act officieller Anerkennung zu befreien, nicht um der Wissenschaft willen, sondern derjenigen wegen, die ohne officielle Anweisung den Werth einer Erkenntniß nicht zu taxiren vermögen; und der Kreis dieser reicht leider weiter, als man sich gewöhnlich zugestehen mag, da ja selbst ein Mitglied des deutschen Reichstages geglaubt hat, nicht den Hohn der Lächerlichkeit scheuen zu brauchen, indem es den geistreichen Ausspruch that, der Begriff eines Kunsthistorikers sei gar nicht festzustellen.

Doch noch mehr; indem der Regierung eine solche Verpflichtung auferlegt wird, ist es recht und billig, ohne Scheu und Beschönigung ein Hauptträgheitsmoment aufzuweisen, mit dessen Widerstand erst für die Zwecke des gefundenen Fortschrittes abgerechnet — nöthigenfalls kurzer Proceß gemacht werden muß. Das ist der Zopf der Universitäten, ihre künstige Ausschließlichkeit, ihre dünkelhafte Abgeschlossenheit. Ich will hier nur drei verbürgte Thatsachen mittheilen, um die Existenz dieses Zopfes zu beweisen und von seiner Dicke und Länge einen Begriff zu geben.

In Berlin wünschte Jemand beim Doctorexamen unter die städtische Anzahl der Disciplinen, in denen der Candidat nach seiner freien Wahl geprüft wird, auch die Kunstgeschichte aufzunehmen; der Decan, eine berühmte philologische Autorität, lehnte das in darscher und fast beleidigter Form ab: „Kunstgeschichte ist doch keine Wissenschaft!“

Als Alfred Woltmann sich auf Grund seines Buches über Holbein in Berlin habilitiren wollte, wußte sich ein sehr wohlwollender Referent der Facultät die Wissenschaftlichkeit des Buches und seines Verfassers nicht anders als so klar zu machen: „Man sieht, das (?!) führt doch bis zum Studium des Erasmus“. (Für die in dieser Sache minder Orientirten darf ich wohl zur Erklärung anführen, daß Holbein mit Erasmus befreundet war, und daher einige Stellen in den Briefen des letzteren von dem großen Meister handeln.)

Anläßlich der Wiederbesetzung der Springer'schen Professur hat der philosophischen Facultät in Bonn ein Beistand auf- und als Norm angenommenen Gutachten vorgelegen, darin gehend, daß nur die rein culturgeschichtliche Auffassung und Behandlung der Kunstgeschichte an der Universität zulässig sei, daher (?!) die Docenten der Kunstgeschichte an Polytechniken und Kunstakademien, weil sie sich zu sehr mit der Praxis der Kunst (?!) befaßten, bei der Berufung eines Universitätsprofessors nicht in Frage zu kommen haben.

Wie schrieb das Mato zu dieser officiellen Universitätsweisheit spricht Talbot in der Jungfrau von Orleans aus, und man braucht das Ministerium um dieses Götterlamm nicht zu beneiden. Aber es muß ihn mit Entschiedenheit aufnehmen; denn so etwas ist unwürdig für den „Staat der Intelligenz“.

Es wird bei Gelegenheit der unvermeidlichen Revision unseres höheren Schulwesens überhaupt zur Entscheidung kommen müssen, ob wir gänzlich der materiellen Richtung das Feld überlassen oder aber die idealen Heiligthümer des nationalen Geistes durch den Unterricht namentlich der beiden höchsten Stufen unseren Nachkommen übertragen und erhalten wollen. Fällt, wie zu hoffen steht, die Entschidung für die zweite Alternative aus, so wird in Consequenz dessen wohl auch für Kunst und Kunstwissenschaft eine bessere, gesichertere und reichlicher datirte Stellung im Staatsleben und in der Staatsverwaltung gewonnen werden müssen.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, dem neuen preußischen Cultusminister diesen überaus wichtigen Theil seiner Wirksamkeit ans Herz zu legen, und möge seine Arbeit daran zum Segen der Sache gedeihen!

Bruno Meyer.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Marion. Drama in vier Acten, von Paul Lindau. Der geistvolle und erfahrene Kritiker der „Nationalzeitung“, Karl Frenzel, hatte die Absicht, für die „Gegenwart“ einen Artikel über die Vereinfachung der Kritik zu schreiben. Leider ist es bis jetzt bei dem guten Vorsatz geblieben. Er wollte darin den Vorschlag machen, die Kritiken künftighin durch die Autoren selbst schreiben zu lassen, und wollte nachweisen, wie zweckmäßig und bequem es wäre, wenn der Verfasser selbst die vortrefflichen Seiten seiner Redeiten in das rechte Licht stellte, da der Kritiker bei allem guten Willen und bei der voraussgesetzten größten Objectivität es den Herren Autoren doch niemals recht machte. Dieser Vorschlag ist kein bloßer Scherz und mit dem Amendement, daß der Autor immer nur seine vorletzte Arbeit recensiren dürfe — die letzte dünkt ihn allemal vollkommen — wäre derselbe vielleicht sehr beherzigenswerth. Wenn lange Monate und Jahre verflossen sind seit dem Augenblicke, da der Verfasser sein Werk der Oeffentlichkeit übergab, wenn er inzwischen sich mit ganz anderen Dingen beschäftigt und andere Arbeiten veröffentlicht hat, so steht er dem früher Entstandenen unter Umständen ganz objectiv gegenüber, erkennt die Mängel seiner früheren Arbeiten besser als der Fernstehende und es wird ihn wenig Ueberwindung kosten, die Mängel mit Schwächen auch ruhig einzugestehen. Von diesem Gesichtspunkte aus will ich den Versuch machen, das dramatische Erstlingswerk des mir sehr nahe stehenden Paul Lindau kritisch zu besprechen.

Zunächst will ich die Entstehungsgeschichte des Dramas, die ich zufällig kenne, erzählen, weil sie den Schlüssel giebt für die Hauptfehler seiner Arbeit. Im Herbst des Jahres 1868 erhielt Lindau von der Redaction eines belletristischen Blattes die Aufforderung, für dasselbe eine Skizze aus dem modernen Pariser Leben zu schreiben. Da Lindau lange Jahre in Frankreich zugebracht und die dortigen Verhältnisse ziemlich genau kennen gelernt hatte, so hatte dieser Antrag für ihn etwas sehr Verführerisches und dabei er einen gelegentlich erscheinenden Stoff gefunden, setzte er sich an die Arbeit und schrieb die Disposition zu der prosaischen Novelle in Dialogsorm, da unglücklicher weise dieses Schriftstellers die Gabe der Schilderung in ungleicher Weise verlagt ist: er sieht in der Landschaft eben nur Bäume, Berge und Wasser, Himmel und Sonne und findet, daß Alles, was über diese wundervollen Schönheiten gesagt werden kann, schon längst weit besser gesagt ist, als er es zu sagen vermöchte. Um nicht durch die für ihn so mühevolle Arbeit der Naturschilderung, der Beschreibung anfgedrängt zu werden, ließ er diese Bindeglieder der Novelle einfweilen ganz bei Seite und beschränkte sich darauf, das, was die Personen, die er vorführte, zu sagen hatten, also den Dialog, niederzuschreiben. Und als er mit der Disposition fertig war, merkte er, daß er ein Drama geschrieben oder wenigstens eine Arbeit beendet hatte, welche nach einigen ganz geringfügigen Aenderungen für die dramatische Durchführung sich eignen könnte. Er nahm diese Aenderungen vor; und in ernstand in wenigen Tagen das Stück, welches am vergangenen Sonnabend auf dem hiesigen Residenztheater und früher schon auf vielen anderen Bühnen zur Aufführung gekommen ist.

Der Stoff, welcher sich dem unbewußt zum Dramatiker gewordenen Novellisten wie von selbst anbötenhte, wurde ihm durch eine Erinnerung an eine erschütternde Epsode seines Pariser Lebens gegeben. Der Verfasser hatte in Paris einen an einem großen Hospital, Hotel Dieu, angestellten Arzt, der in jüngster Zeit gelegentlich des Commune-Aufstandes vielfach genannt worden ist, näher kennen gelernt und in seiner Begleitung einst die grausige citta dolente besucht. Als er einen der großen Säle durchschritt, in welchen Bett an Bett die traurigsten Vertreter des menschlichen Elends darlegen, hörte er plötzlich sehr deutlich, wenn auch mit schwacher Stimme, seinen Namen nennen; er wandte sich um, trat an das Bett heran und erkannte in der Sterbenden eine Dame, welche nach vor wenigen Jahren der besten Gesellschaft angehört hatte und die durch einen erschreckliche jähen Schicksalswechsel in den wenigen Jahren aus der schimmernden Welt der Salons in die kalte, karge Misere des Hospitals gefunken war. Der Anblick erschütterte ihn tief; er fragte nicht lange, wie es gekommen sei, daß er hier an diesem Jammerorte der einst gefeierten, blühenden Frau wieder begegne, nur der Augenblick bestimmerte ihn, die rauhe Wahrheit der Gegenwart, „Aber Madame“, das war so ziemlich Alles, was er in seiner Bestürzung hervorbrachte, „weshalb haben Sie sich denn nicht an einen Ihrer früheren Freunde gewandt?“ „Es giebt keine früheren Freunde!“ versetzte die Sterbende mit einem Tone, der ihm durch Mark und Bein ging. — Unbeschreiblich nüchterne Verzweiflung, ruhige Hoffnungslosigkeit, überlegte Weltverachtung, Pessimismus in seinem erschreckendsten Ausdruck — das lag in den einen Satze und in der Art und Weise, wie er gesprochen wurde. Die Kranke gab ihrem Bekannten aus früheren Tagen noch einige Aufträge, theilte ihm ihre beschränkten Wünsche mit — leider mußten sie unerfüllt bleiben, da Diejenige, welche sie genießen hatte, bereits in der Nacht darauf ihr Leben ausgehaucht. Der Satz: „es giebt keine früheren Freunde“, blieb im Gedächtniß des jungen Schriftstellers dauernd haften, und als er eine

Digitized by Google

Skizze des modernen Pariser Lebens schreiben wollte, vergegenwärtigte sich ihm mit ungeschwächter Schärfe die grasse Situation, in welcher er jenen Satz vernommen hatte. Er hatte die Ehre nur auf einer sehr hohen und auf der tiefsten Stufe der menschlichen Gesellschaft gesehen, den Uebergang suchte er zu ergänzen und die Lösung des interessanten psychologischen Problems, wie eine Dame, welche Erziehung und Geburt auf die Höhe der Gesellschaft verwiesen haben, in den Abgrund des tiefsten Jammers hinabgleiten könne, — die Lösung dieses Problems war es, welche er sich bei seiner Arbeit zur Aufgabe stellte. Er wollte seine Heldin nicht mit geradezu verbrecherischen Eigenschaften ausstatten, denn sonst wäre die Lösung des Räthsels eine sehr einfache gewesen; seine Heldin sollte im Gegentheil ein Mädchen sein, wie man deren zu Tausenden in der guten Gesellschaft Frankreichs findet, nicht schlechter und nicht besser; er wollte nachweisen, daß die vorhandenen Zustände allein genügen, um diesen Untergang herbeizuführen, daß die beiden entscheidendsten Factoren im menschlichen Leben: die Erziehung und die Art und Weise, wie die Ehe geschlossen und die Familie begründet wird, so wie sich dieselben in gewissen Kreisen Frankreichs ollmählich gestaltet haben, die Lockerung der Familienbande, den sittlichen und auch physischen Untergang des Individuums zur nothwendigen Folge haben.

Marion de Lorme stammt aus guter Familie, ist wohlhabend und hat dem entsprechend in dem berühmtesten Pariser Pensionat ihre Erziehung erhalten. Kaum hat sie die Schulbank verlassen, so wird sie von ihrer Mutter in die Gesellschaft eingeführt, und es wird ihr plausibel gemacht, daß sie nichts Eiligeres zu thun habe, als sich zu verheirathen. Es ist auch in der Gesellschaft ein Herr vorhanden, ein Graf Eperville, besten Stand, Alter und Vermögensverhältnisse jenen des Fräulein Marion entsprechen. Die Eltern machen die Sache unter sich ab; Marion, welche den ihr bestimmten Bräutigam nur ganz flüchtig kennen gelernt hat, erhebt, da sie gar nicht weiß, worum es sich handelt, nur schwachen und leicht überwundenen Widerstand; der Graf präsentirt sich, findet ein schönes, anmuthiges Mädchen, er trägt seine Werbung in anständiger Form vor, benimmt sich tactvoll und würdig, und Marion sagt zu. Die Convenienzheirath in ihrer ganzen Frivolität bildet die Expositian des Dramas. An demselben Abende, an welchem Marion ihr Jawort giebt, trifft sie auf dem Verlobungsball einen Bekannten wieder, einen gewissen Alfred de Ribeau, den sie nicht anstehen kann, den sie haßt, weil er sich früher einmal, als sie noch Pensionärin war, mit ihr einen sehr fehlerhaften Streich erlaubt hatte. Die Demüthigung, welche dieser ihr damals zugefügt hatte, soll jetzt nur ihr vergolten werden. Sie behandelt den fremden Herrn, der sie zum ersten Male anspricht, so unartig wie möglich; aber gerade diese Malice, welche sie trefflich kleidet, entzückt Alfred, und wenn er sich früher schon lebhaft für die Unbekannte interessirt hat, so gewinnt dieses Interesse jetzt, da er ihr gegenüber steht, einen geradezu bedenklichen Charakter. Das Mädchen macht einen wunderbaren Eindruck auf ihn, und er läßt sich dazu hinreißen, während des Tanzes seiner graziösen Tänzerin, welche bald die Braut seines besten Freundes sein wird, eine Liebeserklärung zu machen. Und wunderbar! Ob Marion auch zürnt, der Mensch, der es wagt, in dem bedenklichen Augenblick ihres Lebens, wenige Minuten vor dem formellen Abschluß der Verlobung, seine Liebe zu gestehen, interessirt sie mehr als der Graf, der fern von aller Heuchelei die bevorstehende Ehe als das bezeichnet hat, was sie in Wahrheit ist: als eine Convenienzehe, welche möglichst anständig und ruhig verlaufen soll. Marion weiß den kecken Alfred gehörigermaßen zurück, und doch vermag sie ihn nicht zu entmuthigen; und als Alfred ihr sagt, daß ihm nichts Anderes übrig bliebe, als Paris zu verlassen, um anderswo zu vergessen, daß das Mädchen, welches er liebt, von seinem Freunde heimgeführt wird, läßt sie anscheinend unbedacht, in feuerfahler Coketterie, eine Blume aus ihrem Bouquet fallen, welche Alfred auf seinen Reisen begleiten und ihn beständig an die Schönheit der Geberin erinnern soll. In dem Augenblicke selbst, als Marion die Frage des Grafen, ab er in aller Form um ihre Hand anhalten dürfe, durch schweigendes Kopfnicken bejaht, denkt sie an Alfred, und während die Mutter Rührung heuchelt und die üblichen Phrase an ihren Schwiegersohn richtet: „Machen Sie mein Kind glücklich!“ sagt Marion, gedankenvoll vor sich hinblickend: „Ich hätte nicht gedacht, daß er abreisen würde.“ Damit schließt der erste Act.

Die Ehe zwischen dem Grafen Eperville und Marion entspricht vollkommen der Frivolität ihrer Begründung. Die Gatten behandeln sich gesellschaftlich artig, aber die Innerlichkeit, die Poesie, die Liebe fehlt. Jeder geht seines Weges. Eperville hatte wohl die beste Absicht, sein Verhältniß zu Marion zu einem intimen und herzlichen zu gestalten, er hatte die leichtsinnigen Verbindungen seines Junggesellenlebens gelöst; aber da er auf sein Entgegenkommen bei Marion keine Erwiderung findet, hat er das ihm bereitete Schicksal so geduldig wie möglich getragen. Van Marion hört er nie ein freundliches Wort; die angenehmen Stunden, welche ihm die Ehe versagt, sucht er sich anderweitig zu verschaffen. Er geht viel aus, ißt mit Freunden und Freundinnen im Maison dorée und Café anglais, und Marion ist ganz damit einverstanden, sie langweilt sich lieber allein, als in der Gesellschaft des Grafen. Man hat die Langeweile den geschäftigsten Commissar des Lasters genannt. Wenn sie allein da sitzt und nicht weiß, was sie anfangen soll, den Wagen an- und abspannen läßt, das Clavier öffnet und wieder schließt, ein Buch zur Hand nimmt und wieder bei Seite legt, — dann taucht plötzlich vor ihren Blicken das Bild des stürmischen Alfred auf, der in der That Ernst gemacht hat und noch immer, nun seit Jahren, in der Fremde umherwandert. In dieser Stimmung, fällt ihr ein Brief in die Hand, welchen der Graf aus Versehen im Salon gelassen hat. Der Brief ist kurz, aber sehr herzlich. Eine bekannte Pariser Dame von notorisch schlechtem Ruf, Amanda Godin, giebt in zwei Zeilen dem Grafen ein Rendezvous in dem Cabinet eines großen Pariser Restaurants. Marion ist außer sich, wie Schuppen fällt es ihr von den Augen. Ohne sich im Mindesten darum zu bekümmern, ob sie durch ihre Liebhaberei nicht den Grafen geradezu van sich und in die wüste Gesellschaft zurückgestoßen habe, ihr ist nur Eins klar: der Bruch der Ehe. „Gottlob“, ruft sie halb verzweifelt aber auch hoffnungsvoll aus, „die erbärmliche Komödie ist nun zu Ende! Sie haben sich frei gemacht und dieses Papier ist auch mein Freibrief.“ In dieser Stimmung kommt Alfred zu ihr, der, des unsteten Wanderlebens müde, sich endlich dazu verstanden hat, nach Paris zurückzukehren. Die Unterredung zwischen Beiden nimmt bald einen sehr verfänglichen Charakter an; Alfred, der Marion wirklich liebt, besitzt nicht die Kraft, das Geständniß seiner verbrecherischen Liebe zu unterdrücken; und als er die Geliebte leidend, namenlos unglücklich und des Trostes bedürftig vor sich sieht, übermannt ihn das Gefühl, er ergreift Marions Hand, sie steht dieselbe nicht zurück, sie fühlt sich zu frei, und er schließt die Geliebte in seine Arme. Da tritt der Graf ein, der wegen des liegengebliebenen Briefes zurückgekommen war. Sein Entschluß ist schnell gefaßt. Unbemerkt, wie er eingetreten ist, entfernt er sich, geht in sein Zimmer, welches an den Salon stößt, nimmt die Pistolen von der Wand und drückt dem Räuber seiner Ehre die Waffe in die Hand. Das tödtliche Duell erfolgt im Nebenzimmer. Zwei schnell aufeinanderfolgende Schüsse. Alfred taumelt bleich in den Salon zurück und erwidert auf Marions entsetzte Frage: „Wo ist der Graf?“ „Dort!“ indem er gen Himmel zeigt.

Zwischen diesem zweiten und dem dritten Act liegt wiederum ein Zeitraum von einigen Jahren. Marion hat sich nach dem Tode ihres Mannes zunächst völlig zurückgezogen; ihre Mutter ist gestorben; der Tod des Grafen hat großes Aufsehen gemacht, man hat auch einen Proceß gegen Ribeau angestrengt, der indeß zu keinem Resultate geführt hat. Als Marion versucht, wieder in die Gesellschaft, der sie angehört, einzutreten, findet sie überall verschlossene Thüren; Freunde und Verwandte ziehen sich zurück, und Alfred bietet ihr nicht Ersatz für das, was ihr geraubt ist. Auch ihn liebt sie nicht. Ihre krankhaft erregte Phantasie hatte sie eine Zeitlang an Liebe glauben lassen; aber allgemach ist der Schleier des Wahns zerrissen. Die Geschlechtsluft selbst ihr, die Lust und Freude der Welt. Alfreds Pläne, mit ihr still und einsam auf dem Lande, fern von der großen Welt, zu leben, kommen ihr abgeschmackt vor. Sie hält es eine Weile aus, aber nicht lange. Alfred bringt sie in eine bürgerliche Familie; dort fühlt sie sich erst recht unglücklich. Wenn sie der Gesellschaft, die die ihrige war, nicht mehr angehören kann, so will sie sich wenigstens ein Aequivalent dafür verschaffen. Sie besucht die Bäder, sie spielt auch ab und zu, sie kehrt nach Paris zurück und öffnet nun ihre eigenen Salons. Die anständige Welt vermeidet den Umgang mit ihr; wohl, so mögen Andere kommen. Und so sehen wir sie denn im dritten Act in jener hybriden Vereinigung zweifelhafter Existenzen, für welche Alexander Dumas der Jüngere den treffischen Ausdruck „Demimonde“ — schlecht-gute Gesellschaft mußte man es eigentlich in's Deutsche übersetzen — erfunden hat. Alfred, der sich als den Sclaven ihres Willens betrachtet, ist mit tiefstem Widerstreben ihr auch dahin gefolgt. Sie mißträuert ihm, denn sie erblickt in Alfred immer nur den Menschen, der ihr Lebensglück zerstört hat; und als Alfred erklärt, daß er sich nicht zwingen lassen werde, Zeuge van Marians Erniedrigung zu sein, verabschiedet sie ihn, schafft sich den ihr sklavig gewordenen Gesellen vom Halse. Mit ihm schwindet ihr einziger Halt. Alfreds Weggang zerreißt das letzte Band, welches sie noch an die äußerliche Sittsamkeit gekettet hatte. Mag's nun gehen wie's will. Vorwärts! vor allen Dingen Betäubung. Vergessen! Je tiefer der Fall ist, je größer die diabolische Genugthuung des moralischen Selbstmords. Sie unterdrückt die mahnende Stimme des Gewissens gewaltsam, greift zum Champagnerglase, leert es mehr als

Digitized by Google

gut und giebt sich einem ganz albernen Menschen preis, der keine andere Eigenschaft besitzt als die, der Sohn eines reichen Vaters zu sein.

Das ist der gerade Weg zum Hospital, und dort finden wir Marion zu Beginn des letzten Actes, gestützt auf den Arm ihrer Nachbarin. Sie hat ausgehört, ein menschliches Wesen zu sein, sie ist nur noch eine Nummer. Die Nachbarin erzählt ihr ihre Leidensgeschichte. Auch ihr ist es ähnlich ergangen, wie der Marion, auch sie hat besseres Tage gekannt: sie war einst eine gefeierte Schönheit, sie hieß — Amanda Godin. Es war dieselbe Person, deren Brief zu der verhängnißvollen Katastrophe führte, und aus ihrem Munde, aus dem Munde des verlorenen Mädchens, hört Marion die sürchterliche Verurtheilung ihres gräßlichen Treibens. Amanda hat keine Ahnung davon, daß die unerbittlich herben Worte, welche sie mit Recht über die Gemahlin des Grafen Eperville spricht, an die Gräfin Eperville selbst gerichtet sind. Eine verworfene Dirne wird Marion zum Richter eingesetzt und spricht das Schuldig über sie. Die letzten Augenblicke ihres qualvollen Lebens werden noch einigermaßen erhellt durch das Wiedersehen mit der Freundin ihrer Kindheit, Angelina, und mit Alfred, der ihr vergiebt und in dessen Armen sie die Augen für immer schließt.

Das ist der Hergang des Dramas. Die Entstehungsgeschichte erklärt die großen Fehler im Aufbau desselben: es fehlt die Geschlossenheit; es ist nicht ein Drama, sondern es sind vier Dramen, welche ziemlich unvermittelt an einander gereiht sind. Der Verfasser stellt an die Zuschauer die starke Zumuthung, in jedem Zwischenacte so und soviel Jahre zu überschlagen. Der dramatische Aufbau läßt ziemlich Alles zu wünschen übrig. Die Expositon ist zu breit, das Verbrechen der Katastrophe zu jäh und unvermittelt. Die Leute sprechen oft viel zu viel und mit einer Selbstgefälligkeit, die unangenehm wirkt. Alles das machen die Franzosen weit besser. Und dann ist das ganze Sujet auch viel zu graß. Wer hat denn Lust, das Bild des menschlichen Jammers so leibhaftig vor Augen zu sehen? Dieses Parfum von „Patchouli und Cloake", welches namentlich der dritte Act ausströmt, ist geradezu widerwärtig, und die Hospitalluft, welche wir im vierten einathmen müssen, hat ebenfalls wenig Berlockendes.

Wenn ich dem Verfasser als Kritiker zur Seite gestanden hätte, so würde ich ihm gesagt haben: Ueberlasse dergleichen Schilderungen den Franzosen! der deutsche dramatische Dichter hat ganz andere Aufgaben als die, uns Deutschen beständig die verwahrlosten Zustände des Nachbarvolkes vorzuführen; dafür sorgen die Franzosen in hinreichender Weise, und die Uebersicht dreifern sich, die französischen Producte unserem deutschen Publicum zu vermitteln. Die Bedürfnißfrage muß entschieden verneint werden. Wenn du noch einmal Zeit und Stimmung findest, ein Drama zu schreiben, so bleibe im Lande und nähre dich redlich, dann kannst du hoffen, ein wirklich verdienstliches Werk zu schreiben, während du sonst im günstigsten Falle ein erfolgreiches schreiben wirst. Also bessere Dich!

Der Verfasser wird diese wohlgemeinten Rathschläge gewiß nicht übel nehmen; nur schade, daß sie wie alle Kritiken, zu spät kommen.

Das Stück fand eine überaus freundliche Aufnahme; die sehr sorgfältige und intelligente Inscenirung, um welche sich Herr Regisseur Scherenberg verdient gemacht hatte, das präcise Ineinandergreifen und das vorzügliche Spiel sämmtlicher Mitwirkenden trugen zu dem Erfolge sehr wesentlich bei. Die Darstellung verpflichtet den Autor zu innigem Danke, den Kritiker zur unbedingten Anerkennung.

Die kleine Blüthe des Residenztheaters, auf welcher, wie ich in meinem vorigen Artikel zu erwähnen vergessen hatte, auch der „Bastard" aufgeführt wurde, hat sich durch die Sargfast, mit welcher die Stücke einstudirt werden, und durch das vorzügliche Ensemble unter der Direction des Herrn Rosenthal schnell einen sehr guten Ruf erwarben; der außerordentliche Erfolg der „Fernande" spricht am besten dafür. Im Bezug auf das Spiel stand aber die Darstellung der „Marion" hinter der „Fernande" keineswegs zurück.

Fräulein Berg zeichnet in der Titelrolle die vier verschiedenen Stadien, welche in Marion dramatisch verantschaulicht werden, mit gleicher Meisterschaft. Ihr diecretes Spiel rettete den sehr verstimmlichen und die auf die Spitze getriebenen dritten Act, der, wenn die Ausscheidung der Dichtung nicht durch die Darstellung einigermaßen gemildert und verhüllt wird, geradezu abstoßend wirken und unerträglich werden muß. Der Schlußact, der leicht zu einer larmoyanten Darstellung verleitet, wurde von der talentvollen Künstlerin ebenfalls sehr decent und sehr richtig gegeben, und die peinigende Situation, einen ganzen Act hindurch eine Sterbende das Leben aussammern zu sehen, wurde durch Fräulein Bergs Spiel ergreifend und rührend. Alfred de Ribeau sand in Herrn Fliegner einen talentvollen, leidenschaftlichen Darsteller; namentlich im zweiten und dritten Act wurde derselbe von dem Publicum in ehrendster Weise ausgezeichnet. Die Rolle des Grafen ist vom Dichter ziemlich dürftig bedacht. Herr Scherenberg unterzog sich der nicht dankbaren Aufgabe mit dankenswerthem Eifer; er sprach gut und repräsentirte vortrefflich. Eine Hauptrolle des Stückes ist die Patientin Amanda Godin, welche erst im letzten Acte erscheint. Fräulein Ernst spielte dieselbe mit lodernder Leidenschaft, mit unwiderstehlichem dramatischem Pathos. Die übrigen Rollen sind sammt und sonders mehr oder minder wichtige Episoden. So das Chepaar Dr. Guenard, welchen Herr Sauer mit Innerlichkeit und Wärme spielte, und Angelina, welche durch Fräulein Waltmar reizende Frische und Anmuth erhielt; ferner die zweideutige Gesellschaft, der wir namentlich im dritten Acte begegnen, Marquis d'Orville, die dunkle Pariser Existenz, der heruntergekommene Edelmann, aus welchem Herr Freemann einen prächtigen, lebenswahren und wirklamen Typus gestaltete, Madame de la Hervis, welche Fräulein Gerber und Madame de Belleyeau, welche Fräulein Bütke mit Esprit und Eleganz spielten, die ungezogene Lucie, welche in Fräulein Sandarić I. eine übermüthig realistische Vertreterin sand, der alberne Bicomte de Revans, den der treffliche Charakterkomiker Herr Schramm zu einer überaus wirkungsvollen Figur machte. Aber auch die kleineren Rollen wie Frau de Lozé (Frau von Göllner), sogar die Wärterin (Fräulein Denal), Baptist (Herr Mährdel) spielten vortrefflich, und man weiß, wie viel eine ungeschickt dargebotene kleine Rolle verderben kann, und wie sehr die verständige Wiedergabe des wenig Bedeutenden oder Unbedeutenden dem Ganzen nützt. Der Kritiker befindet sich daher in der angenehmen Situation des Mädchens aus der Fremde, kann jedem eine Gabe, dem Frischte, jenen Blumen austheilen; und wenn sich unter diesen Blumen auch Rosen mit Dornen befinden, so ist der Verfasser nicht weit, der alle Spitzen und Stachelin wider Willen entfernt.

Paul Lindau.

Notizen.

Der Antrag des württembergischen Reichstagsmitgliedes Elben gegen das gleichzeitige Tagen des Reichstages und der Einzelkammern ist zwar von der Presse noch Verdient gewürdigt, aber doch vielleicht nicht unter gewissen Gesichtspunkten in seiner ganzen Bedeutung erkannt worden. Wir möchten zur Unterstützung des Antrages noch einige Momente hervorheben, die unseren vielbeschäftigten Collegen entgangen sind. Die übermäßige Anspannung der Kräfte unserer Volksvertreter ist sicherlich ein großes Uebel; schädlich muß aber auch die Verwirrung des inneren Bewußtseins wirken, die durch das Ineinanderschieben der Kammern und des Reichstages hervorgerufen werden könnte. Ein moderner immerhin etwas paradoxer Psychologe hat bemerkt, der Mensch wie er wirklich ist, sei so gründlich verschieden von dem wie er sich selbst und Anderen erscheine, daß, wenn zwei Personen in einem Zimmer zusammen gemüthlich plaudern, sie gar nicht merken, daß sie in Wahrheit sechs Wesen darstellen. Einmal A wie er ist und wie er sich erscheint, ebenso B, macht vier; dann wieder A wie er B sieht und umgekehrt, Summa: 6! Sind nun aber die Zwei statt gewöhnlicher Sterblicher obendrein Abgeordnete, die zwei Körperschaften zugleich angehören, so ergiebt sich klar, daß eine Versammlung von acht Leuten bei einander ist! Man denke sich jetzt diese nur wenigen Hellsehenden bemerkbare Verwirrschaftigung in progressiver Weise auf die Commissionen, Fractionsversammlungen und das Plenum angewendet; man stelle sich eine lebhafte Debatte, einen heißen parlamentarischen Kampf vor, so hat man vor des Geistes Auge eine tolassaie Kaulbach'sche Hunnenschlacht, die wahrhaft grauenhaft wirken muß. Der Eindruck dieser unerwarteten riesigen Erzeugung von Schemen und Gespenstern in unserem gewöhnlich so prosaisch nüchternen Berlin kann dadurch nicht vermindert werden, daß die schattenhafte Geisterlegion von ihrer Generatio aequivoca ganz schrecklicher eigener Art selbst keine Ahnung hat, sondern spricht, kommt und geht, in der harmlosesten Weise, als wären ihre Glieder nur einmal auf der Welt! Man könnte sogar die Frage aufwerfen, ob nicht die Abstimmungen der nichtigsten Gesetze zu cassiren wären, einfach weil die Zahlen viel zu gering oder gerade verdoppelt angegeben sind. Mit dieser gewiß berechtigten Erwägung insofern, die in der Debatte über den Elben'schen Antrag von keiner Seite auch nur flüchtig berührt wurde, sind die Uebelstände des bezeichneten Verfahrens noch nicht erschöpft. Zwar möchten wir kein allzugroßes Gewicht auf den Umstand legen, daß das diätenlose Reichstagsmitglied naturgemäß etwas ökonomisch vorsichtiger und eingeschränkter lebt als der besser gestellte Kammer-Abgeordnete. Dies muß allerdings, wenn beide in einer Person zusammenexistiren, in dem Budget eine gewisse Confusion hervorrufen. Oft mag ein solcher Doppelgänger nicht genau wissen, wie er sein Menu einrichten, ob er Wein oder Bier bestellen soll

Digitized by Google

und was dergleichen Verlegenheiten mehr sein mögen. Dieses Problem möchten wir, wie erwähnt, nicht zu scharf betonen, sondern nur im Vorbeigehen notiren. Bedenklicher noch erscheint uns eine andere unvermeidliche Folge der herrschenden Procedur. Gewisse höchst zweifelhafte politische Gerüchte, wie noch soeben die Existenz einer des Reichskanzlers Stellung bedrohenden Hofcamarilla, eine nach Versailles gegangene ernste Note wegen der französischen Rüstungen und zwanzig ähnliche Meldungen desselben Werthes werden den Zeitungen mit der stets bequemen Angabe vermittelt, daß sie „aus Abgeordnetenkreisen" stammen. Damit decken sich die leichtgläubigen oder erfindungsreichen Urheber jener Enten den breiten Rücken. Die ohnehin übergroße Menge solcher oft sehr schädlich wirkender Fabeln muß aber im Verhältniß zu der Zahl und der gleichzeitigen Existenz unserer gesetzgebenden Körperschaften stetig wachsen. Je mehr von diesen vorhanden, desto ergiebiger wird die Berufung der Berichterstatter auf die im Schoße der Kammern vermeintlich cursirenden Geschichten. Aus allen diesen wohlerwogenen Gründen können wir unsererseits dem Eiben'schen Antrag nur zustimmen und ihm den besten Erfolg wünschen.

***

Aus Süddeutschland schreibt man uns: Während der Kampf des deutschen Reiches mit dem Jesuitenorden erst beginnt, scheint die mit den Jesuiten instinctiv sympathisirende evangelische Richterpartei gleichzeitig nach einem umfassenden Plane gegen die Freunde des deutschen Protestantenvereins ebenfalls den Kampf zu eröffnen. D. Hanne in Colberg, Sydow und Lisco in Berlin, Schröder in Wiesbaden, Krüger-Velthusen in Sobernheim sind sämmtlich orthodoxer Verfolgung ausgesetzt, weil sie Religion und Wissenschaft mit einander versöhnen und sich nicht dazu hergeben wollen, im Namen jener diese zu verläugnen und zu verdammen. Merkt man denn in Berlin in dem Kirchenregimente noch nicht, daß der deutsche Geist wohl vor einem innigen Glauben und werkthätiger Liebe einen tiefen Respect hat aber die blos formale Autorität hergebrachter Glaubensdogmen und herrschsüchtiger Priester vom Grund der Seele aus verachtet und bekämpft und in diesem Punkte nicht zu bändigen ist? Ist es denn gar so schwer einzusehen, daß die Männer des Protestantenvereins keine Revolutionäre sind und nicht deshalb für die Freiheit der Lehre kämpfen, weil sie das Christenthum untergraben oder zerstören wollen, sondern vielmehr weil sie die religiösen Güter einer Nation bewahren wollen, welche unter keinen Umständen auf die neu errungenen Güter der Wissenschaft verzichten wird? Würden die Herren die Nation zwingen, entweder die christliche Kirche oder ihre Geistescultur zu verlassen, so würde ganz sicherlich ein sehr erheblicher Theil der Gebildeten eher noch jene als diese aufgeben. Gerade die Freunde der Kirche sollten daher dem Protestantenverein danken, daß er sich die Aufgabe stellt, Christenthum und Geistescultur zu verbinden.

***

Die deutsche Presse hat einen ihrer geistvollsten, umsichtigsten und bedeutendsten Männer verloren. Der Chefredacteur der „Neuen Freien Presse", Dr. Max Friedländer, ist am 20. April in der ersten Morgenstunde im nahezu vollendeten 43. Lebensjahre gestorben. Friedländer, der mit seinem Freunde Michael Etienne im Jahre 1864 die „Neue Freie Presse" begründete, nachdem er bereits in der Redaction der alten „Presse" sich den Ruf eines außergewöhnlich unterrichteten, allzeit schlagfertigen Journalisten erworben hatte, ist durch sein Wirken an diesem Blatte so allgemein bekannt, daß es keiner langen Worte bedarf; Friedländers Erfolg mit seinem Blatte steht in den Annalen der deutschen Presse einzig da, und dieser Erfolg war ein durchaus verdienter. „Nicht blos durch seine hohe Bildung", sagt Etienne in dem Nachruf, welchen er dem geschiedenen Freunde widmet, „durch eine phänomenale Begabung und durch die edelsten Charaktereigenschaften war Friedländer berufen zum Publicisten ersten Ranges, er war auch vermöge der Klarheit seines Geistes und der imponirenden Ruhe, die er inmitten der größten Schwierigkeiten und unerhörtesten Krisen unerschütterlich bewahrte, ganz dazu geschaffen, eine bedeutende politische Rolle zu spielen." Der Herausgeber dieser Blätter verliert in Friedländer einen seiner treuesten, immer dienstbereiten und immer anregenden literarischen Freunde.

***

Der Hexenmeister. Von Adolf Pichler. Im Briefwechsel von Humboldt und Varnhagen ist wiederholt von einem jungen Tyroler die Rede; der Naturforscher hat seine Freude an dem mineralogischen Bergbesteiger, der Literaturkenner an den Hymnen, die derselbe dichtet, etwas leichter in den Versmaßen wie Platen, aber die Gliederung in Strophe, Antistrophe und Epode dem Deutschen aneignend, edel in Gedanken und Bildern. Im Jahre 1848 stand unser Freund an der Spitze einer akademischen Legion, welche die deutsche Südgrenze gegen den Einbruch der Italiener mannhaft vertheidigte. Seitdem kämpft er mit Wort und Feder für religiöse und politische Freiheit, für das Deutschthum in Tyrol. Er ward Professor in Innsbruck, und hielt neben der wissenschaftlichen Thätigkeit die dichterische aufrecht, bald Land und Leute seiner Berge schildernd und wirkliche Geschichten novellistisch bearbeitend, bald wieder in Bildern und Sprüchen nach Art der griechischen Anthologie seine Anschauungen von Menschen und Dingen ausprägend. In der poetischen Erzählung, die er uns hier bietet, hat er vereint was seither in seiner Poesie getrennt war, das Stilvollste, das er im Studium der Antike gewann, mit dem Volksthümlichen des Stoffs, das ihm das eigene Leben bot. Sei sie den Norddeutschen empfohlen; im Süden findet sie den Beifall der Kenner. C.

***

Bei dem Processe, welchen General Trochu thöricht genug war, gegen den Pariser „Figaro" anzustrengen, wurde ein erster Versuch mit einer seltsamen neuen Erfindung gemacht. Einer der Zeitungsreporter erschien mit einem kleinen Kasten aus Acajou, in welchem ein Tastenbrett, das der Claviatur eines Pianos gleicht, angebracht war. Man glaubte schon, daß Trochu die Betheuerung seiner Unschuld durch einige sentimentale Accorde begleiten lassen wolle; der geheimnißvolle „Pianist" gab aber den Leuten, welche sich nach seinem Instrumente erkundigten, die beruhigende Auskunft, daß es ihm sehr ferne liege, den Verhandlungen den Charakter eines Melodrams zu geben, er sei Stenograph und das Instrument auf seinen Knieen sei eine Stenographirmaschine. Um die Neugier der Umstehenden zu befriedigen, erklärte er sich dazu bereit, ein Experiment zu machen. Indem er also auf die verschiedenen Tasten zeigte, erläuterte er, daß jede derselben eine Sylbe bedeute. Durch die Berührung erhalte eine Papierrolle, welche sich im Inneren des Kastens befinde, eine bestimmte Marke, welche sich leicht entziffern lasse. Der als Zeuge anwesende General Palikao ersuchte den Maschinenstenographen, seine Claviatur etwas in Bewegung zu setzen. Noch während Palikao sprach, begann der Mann mit der Maschine in der That auf dem Tastenbrett zu spielen, öffnete einen Verschluß und holte aus demselben einen aufgerollten Streifen Papier hervor, welcher verschiedene Punkte und Striche in verschiedenen Anordnungen zeigte. Er versicherte, daß dies die stenographische Aufzeichnung der Frage des Grafen Palikao sei. Der Papierstreifen wanderte von Hand zu Hand, Mac Mahon besah ihn sich sehr lange und schüttelte den Kopf. Aber bei dem zuversichtlichen Auftreten des Reporters schwand in dem französischen Publicum der Verdacht, daß es sich einfach um einen Schwindel handle. Sicher ist, daß derselbe während der ganzen Sitzung mit unglaublicher Fingerfertigkeit auf den Tasten herumspielte. Uns erscheint die ganze Sache trotzdem sehr räthselhaft und unglaublich. Ganz abgesehen von der Schwerfälligkeit des Instrumentes und der Schwierigkeit der Hantierung scheint auch das Bedürfniß nach einer solchen Maschine gar nicht vorhanden zu sein. Unsere gewandten Stenographen, und namentlich die parlamentarischen, haben nach den bewährten Systemen von Gabelsberger und Stolze das Schnellschreiben zu einer solchen correcten Fertigkeit ausgebildet, daß keine Maschine der Welt mit ihnen concurriren kann. Es wird sich vermuthlich um eine Spielerei handeln, wenn nicht um irgend eine Reclame.

***

Offene Antworten.

Anon. in Berlin. Schönsten Dank für die Uebersendung der Photographie meiner artistisch-literarischen Gönnerin mit dem stilvollen Haarputz. Leider darf ich mich dem süßen Wahne nicht hingeben, daß die witzige Aufschrift von Frau Georgens selbst herrühre, erstens, weil die Aufschrift witzig ist und zweitens, weil ich von meiner früheren Redaction her den Vorzug habe, die energischen Schriftzüge dieser Dame aus verschiedenen unbrauchbaren Manuscripten zu kennen. Daß mein Aufsatz „Eine Kritik über Gustav Freytag" seit 6 Wochen alle streitbaren Mannen und Männinnen vom ersten und zweiten Aufgebot und vom Landsturm der Artistisch-Literarischen in Harnisch bringt, amüsirt mich um so mehr, als jeder Ausfall einige reizende unwillkürlich komische Episoden darbietet. „Das Themata", „Die Agens", „lassiv", exerpiren" u. s. w. — alles das sind natürlich Druckfehler, welche Frau Gran Georgens zu dem tief empfundenen Klageruf veranlassen: „Es fehlt an gebildeten Setzern!" Setzer, welche im Stande sind die Manuscripte der Frau Georgens correct zu setzen, dürften in unserer unvollkommenen Welt allerdings schwerlich aufzutreiben sein Frau Georgens erzählt uns auf S. 115 ihres Blattes, daß jedesmal eine „Gänsehaut" sie überlaufe, wenn ihr einer ihrer durch derartige Druckfehler entstellten Aufsätze zu Gesicht komme. Läßt sich denken. Ein boshafter Mensch würde natürlich dazu die Bemerkung machen: es überläuft einen eben die Haut, die man hat; aber ich will die collegialische Freundlichkeit so weit treiben, Frau Georgens noch auf einige neue böse Setzerstreiche aufmerksam zu machen. Auf derselben Seite 115 rühmt Frau Georgens an einer Sängerin die „große Collera-

Digitized by Google

turen-Fertigkeit". Ein boshafter Mensch würde wiederum ohne Weiteres behaupten: Frau Georgens denkt, daß eine Sängerin, wenn sie vom Koller heimgesucht wird, ihren Gefühlen durch „Colleraturen" Ausdruck giebt; ich aber sage mit Frau Georgens: „Es fehlt an gebildeten Sehern." Dieser Mangel behindert sich auch in dem Artikel auf S. 126, welcher sich zur Abwechslung wieder einmal mit mir beschäftigt. Da heißt es von mir, daß ich für den Feuilletonstil der französischen Journalisten des „dritten" Kaiserreichs eine verhängnißvolle Vorliebe habe, und daß meine Vorbilder in Paris „Blaqueurs" genannt werden. Was werden die „Claqueurs" dazu sagen? Sollte einen da nicht wirklich eine Georgensehaut überlaufen? Zum Schluß des Artikels wird mir der Standpunkt gründlich klar gemacht: Ich habe nämlich gar nicht das Recht, die literarischen Bemühungen der hehren Frau Georgens zu recensiren, denn Frau Georgens ist Mitglied einer Akademie — und sogar das einzig weibliche! — und sie war „als gesteichte und tiefdenkende Schriftstellerin bekannt", als ich für alle meine Gebrechen und Schwächen „noch die Kindheit als Beschönigungsgrund anführen konnte". Das beschämt mich um so mehr, als die Tage meiner Kindheit leider schon lange dahin sind, und als ich von der gleichnamigen Frau Georgens, welche als geistreiche und tiefdenkende Schriftstellerin bekannt ist, bis zur Stunde nichts weiß. Als Milderungsgrund führe ich an, daß ich das Alter der ärztlich-literarischen Frau Georgens nie erwähnt, also auch nie bestritten habe. Leider schützt das Alter auch vor grammatikalischen und orthographischen Thorheiten nicht.

Im Uebrigen sei Frau Georgens auf die „Marion" aufmerksam gemacht. Die Steigerung ist köstlich.

F. E. in Frankfurt a. M. Die erbaulich geistlose Travestirung der Geibel'schen Strophen „Herkules," welcher die „Frankfurter Zeitung" ihre Spalten geöffnet hat — das Blatt verräth gewöhnlich literarisch einen etwas besseren Geschmack — war uns schon aus dem Abdruck, den die „Germania" zu veranstalten sich dreifert hat, bekannt. Vielleicht wird auch das „Vaterland" in München dem unbekannten Dichter, der sich darin gefällt, hinter Geibel herzulaufen und Männchen und Mützchen zu machen, die Freundlichkeit erweisen, dem seandirten Ausdruck seiner verbrießlichen Stimmung Verbreitung in den entsprechenden Kreisen zu verschaffen. In einem Flugblatt ist die Verhöhnung eines Dichters, welchen der Kampf gegen

„Polnischen Trotz, jesuitische Wuth, ultkirchliche Herrschsucht"

zu einigen wundervollen Strophen begeistert, in der That ganz am Platze.

Abonnent in Pest. Da wir zu unserm Bedauern der ungarischen Sprache nicht mächtig sind, sind Derjenige, wie die von Ihnen hervorgehobenen leider nicht zu vermeiden. Wir berichtigen die Fehler nach Ihren freundlichen Zeilen: „Kellemetlen dolgai vannak" heißt in correcter Uebersetzung: „Sie haben ein saures Amt, eine unangenehme Beschäftigung". Die Orthographie der ungarischen Citate in der Wiener Correspondenz muß wie folgt richtiggestellt werden: király (nicht kiraly) Gesza (nicht Gezem) hét szilvafás nemzemben (nicht hét-silvas-fa nemes ember.)

Ein ernstes Wort über scurrile Angriffe.

„Um für deine Saat zu düngen
Meines Geistes dürren Acker,
Mir Mistfarren voll Schimpfwörter
Hab du mich beschmissen wacker.
So sagt Jeder der Metzgde,
D'ran er nun einmal gewöhnet,
Und anstatt dich drob zu schelten,
Sag' ich Dank dir, wohlversöhnet."

Als sich mein Streit mit den Katheder-Socialisten erhitzte, sagte ich zu einem Freunde: „Gieb Acht, sie werden nächstens Hep, Hep schreien." Mein Freund meinte, dieses pöbelhafte Mittel sei längst verbraucht und auf mich schon deshalb nicht anzuwenden, weil ich niemals meine jüdische Abstammung verleugnet habe. Indessen sollte ich Recht behalten und zwar wurden meine Erwartungen noch übertroffen durch Herrn Prof. Dr. A. Wagner, der mich in einem „Offenen Briefe" (Berlin bei Puttkammer und Mühlbrecht) 29 Seiten lang mit Schimpfwörtern bewarf. „Jedes Wort ist ein Nachtrauf und ein leerer". Neben den wiederholten Anspielungen auf meine jüdische Geburt thut sich in dem Schriftchen eine überschwänglich übermüthige Berachtung gegen den Journalismus kund. Der lächerliche Professorendünkel feiert hier wahre Orgien. Indessen genügt es, auf den Ton dieser Schrift hinzuweisen, um den Abstand an Bildung und Gesittung zwischen der Tagespresse und diesem Professorenthum, zu Gunsten der ersteren, nachzuweisen.

Herrn Wagners Zorn gipfelt in der Behauptung, daß die ganze Tagespresse auf meiner Seite stehe. Leider ist auch diese Behauptung nicht richtig. Bisweilen haben meine Herren Gegner seit einiger Zeit eine wechselseitige Lob-Assecuranz mit gläcklichem Erfolge in vielen Blättern organisirt, und, wenn sie naturgemäß bisher mehr in den Organen der beiden extremen Parteien zu Hause waren, sich jetzt doch auch in der Augsburger Allgemeinen Zeitung Gehör verschafft, freilich hier mit einer nicht unwesentlichen und recht verständigen Abschwächung ihrer normalen Phrseologie. Daneben giebt es bekanntlich noch Blätter, welche etwa in den Leitartikeln über die socialistische Bewegung zammern und in den Beilagen die Schriften der Katheder-socialisten preisen.

Mein Streit mit diesen Herren, welche um Gotteswillen nicht Socialisten heißen wollen, war von Anfang an kein rein wissenschaftlicher: es handelt sich, wenigstens in den neuerdings bestrittenen Aufsätzen, nicht sowohl um die Prüfung rein theoretischer Sätze, als viel mehr um die Zurückweisung socialistischer Reformprojecte, welche mir theils unbegründet, theils sogar widersinnig erschienen, und zu deren Begründung kein irgendwie nennenswerther wissenschaftlicher Apparat aufgewendet worden ist. Ich habe darüber keine langen Tractate schreiben, sondern das große Publicum an der Verhandlung interessiren wollen, und darum stets kurz geantwortet, wo mir ganze Abhandlungen on dem Kopf geschleudert wurden; ja aus Schonung für den leicht ermüdeten Leser habe ich manche Blöße der Gegner ignorirt.

Wenn aber Wagner nun seine Streitschrift „eine Abwehr manchesterlicher Angriffe" nenut, so begeht er damit wiederum eine bei diesen Herren sehr beliebte Fälschung. Er weiß wohl, daß nicht die ganze Freihandelsschule aus Manchesterleuten besteht, und könnte von mir, wenn er zu allerlei Persönlichkeits mochtagt, auch wissen, daß ich auf den volkswirthschaftlichen Congressen, wie in der Presse, bei der Frage des Armenrechts (gegen den Volunterismus) wie bei der Debotte über gewerbliche Schiedsämter nicht den Standpunkt des sogenannten Manchesterthums vertreten habe. Wo sich diese Herren aber nicht weiter zu heißen wissen, da stellt das Wort „Manchesterthum" zur rechten Zeit sich ein.

Haudelte es sich zwischen uns blos um abstracte Principien, so wäre die Polemik schwerlich so heftig entbrannt. Ich habe aber Herrn Wagners Reformvorschläge besprochen, und dabei, nach den traurigen Erfahrungen, die ich mit Herrn Wagners Freunden gemacht, stets mit Vorsicht wörtlich citirt. Diesem Verfahren gegenüber, bleibt Herrn Wagner nur die Andrede, ich hätte seine Sätze aus dem Zusammenhange gerissen. Um diesem böswilligen Einwande zu entgehen, hätte ich die ganze Abhandlung wörtlich mittheilen müssen; bei solchen Forderungen aber wäre für die Kritik kein Platz erübrigt, und mein Leser, statt aufgeklärt zu werden, würde verdummt. In dem gegebenen Falle ist diese unredliche Einrede aber besonders unglücklich; denn es handelt sich hier gar nicht um seine dialektische Entwicklungen, sondern um eine populäre Rede, speciell um eine Darstellung in der grobfarbigen Manier der Neu-Ruppiner Bilderbogen. Ich bestreite nicht, daß Herr Wagner, zum Theil aus professorenhafter Aengstlichkeit, zum Theil aus angeborener Unklarheit, seine socialistischen Ideen vielfach verclausulirt und auf Schrauben gestellt hat. Aber meine Aufgabe war es nicht, den Sinn im Unsinn herauszufinden, sondern den Unsinn nackt hinzustellen. Wer klar denkt, hat sich selten über Mißverständnisse zu beklagen. Wenn Herr W., zum Beispiele, eine Reihe von Vorschlägen macht, welche alle auf ein System der Staats-Industrie hinauslaufen, so brauche ich nicht abzuwarten, bis er seine Gedanken deutlich ausspricht, — ich könnte allzu lange darauf warten müssen, — sondern ich schäle die Absurdität aus den umhüllenden Redensarten heraus. Wenn ich dagegen nur mit zwei Worten anführe, daß mit dem Einlenken in diese Bahn sowohl die Staatsfinanzen, als die ganze Privatindustrie erschüttert würden, so denke ich allerdings nur eine Wahrheit an, deren Begründung und Durchführung den Raum eines Zeitungsartikels weit überschreiten würde. In solchen Beschränkungen liegt nun für den unredlichen Gegner stets eine bequeme Handhabe zum Chicaniren.

Ich hatte Herrn Wagner gegenüber jeden Satz, den ich über seine Tendenzen geschrieben, seinem ganzen Inhalte nach aufrecht und appellirte dafür an das unbefangene Urtheil aller Derer, welche sich die Mühe nehmen wollen, meine Besprechung mit seiner „Rede" zusammenzuhalten. Nach einer Pause, in welcher sich hoffentlich die akademischen Empfindlichkeiten etwas gelegt haben werden, gedenke ich auch eine Blumenlese von socialistischen Recepten zum Belag der Unwissenschaftlichkeit dieser Wagner'schen Schule zusammenzustellen.

H. B. Oppenheim.

Digitized by Google

Inserate.

Für Mediciner und Physiologen!

Soeben erschien im Verlage von **Cohen & Risch** in **Hannover** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jeffen, Director der Irrenheilanstalt in Hornheim bei Kiel,

„Physiologie des menschlichen Denkens".

17½ Bogen in 8. 1 Thlr. 10 Sgr. = 2 Fl. 20 kr.

Vorstehendes Werk verdient seiner klaren, faßlichen Weise wegen, in welcher der obige Gegenstand behandelt ist, die vollste Beachtung der Aerzte, Physiologen, sowie des gebildeten Publicums. Der bekannte Verfasser legt in demselben die Beobachtungen einer mehr als 50jährigen Praxis nieder und bietet so der Geisterwelt einen reichen Schatz langjähriger Erfahrungen.

Anzeige für Philologen, Lehrer und Lernende.

Ein neuer, die bisher erschienenen 1018 Lieferungen enthaltender, Catalog der bei Carl Hoffmann in Stuttgart erscheinenden

Uebersetzungsbibliothek Griechischer und Römischer Classiker

ist durch jede Buchhandlung gratis zu erhalten. Die Namen der Uebersetzer: Bähr, Donner, Forbiger, Gerlach, Köchly, Minckwitz, Mörike, Notter, Prantl, Roth, Rüstow, Schöll, Siebelis, Stahr etc. machen jede Anpreisung überflüssig!

Der Preis ist 9 Kr. = 3 Sgr. für die Lieferung

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Shakespeare.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Rudolph Genée.

408 Seiten Oktav. Preis geh. 1 Thlr., in Leinwand geb. 1⅓ Thlr.

Karl Frenzel, der gestrenge Kritiker, widmet dieser Erscheinung eine ausführliche Kritik im Feuilleton der „Nationalzeitung", welche schließt:

„Genées Werk ist die beste und verständigste Zusammenstellung des vorhandenen Materials, ausgezeichnet durch feine Kürze und einfach bestimmte Darstellung. Es ist mehr als nur ein nützliches Handbuch, ein Begleiter und Rathgeber" für den Leser Shakespeares. Mit seiner Ruhe und Klarheit führt es uns aus dem verworrenen Labyrinth der vollen Widersprüchen und einer, im vollsten Sinne des lateinischen Wortes „stupenden" Gelehrsamkeit auf einen freien Platz, von dem aus wir das Bild und Werk des ewigen Dichters in seiner ganzen Herrlichkeit überschauen: nicht jede Falte seines Mantels oder jede Runzel seiner Stirn, aber seine großen, unsterblichen Züge; das was erhoben ist, erhaben im Sonnenschein der Wirklichkeit und Wahrheit, nicht was durch blaue, gelbe oder rothe Brillen gesehen wundersam und unergründlich an ihm erscheint.

Verlag von F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Soeben erschien:

Robert Franz.

Von

Franz Liszt.

Elegant geheftet. Preis 10 Sgr.

MEYERS REISEBÜCHER 1872. — ITALIEN von GSELL-FELS.

OBER-ITALIEN.

(Soeben erschienen.)

Mit 10 Karten, 31 Plänen, 89 Ansichten, 1 Panorama.

1 Band, geb., 3½ Thlr.

ROM und MITTEL-ITALIEN.

(Neue berichtigte und ergänzte Ausgabe.)

Mit 5 Karten, 55 Plänen, 79 Ansichten, 1 Panorama.

2 Bände, geb., 6 Thlr.

Der Verfasser schrieb diesen Führer, in Allem und Jedem die Frucht eigener Anschauung und Studien, weder als Archäolog, noch als Künstler, sondern suchte an seine Person und an sein Buch den Massstab allgemeiner Bildung zu legen.

Wer gegenwärtig Italien bereist, wünscht sachliche Anleitung, nicht blos aufzählende Erwahnung, zum nachhaltigen und verständigen Genuss des Sehenswerthen.

Er hat kein Wort geschrieben, das der Beschauer nicht gradezu verlangt oder doch zu seiner Kenntniss hinzuzufügen erfreut ist. Die Resultate der allerneuesten Kunstforschungen sind gesichtet; bei sehr wichtigen Fragen und Differenzen sind für die Eingeweihteren auch die autoritätischen Meinungen in Citaten angeführt.

Alles aber die Geschichte und Kunstgeschichte Ober- und Mittel-Italiens Eingeflochtene beruht auf Benutzung der besten Quellen; aus eigener Erfahrung glaubt der Verfasser mit solcher Herbeiziehung des culturgeschichtlichen und künstlerischen Moments den meisten der gebildeten Besucher Italiens von vornherein einen Wunsch zu erfüllen, den andere derartige Bücher ignoriren.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Deutsche

Freie Hochschule der Musik.

Berlin, Friedrichstraße 34.

Am 15. d. Mtd. begannen die Vorbereitungscurse, und zwar:

1) Elementarunterricht für Gesang, Clavier, Violine und Orgel,

2) mittlerer und höherer Unterricht für Gesang, Clavier und Violine.

Das Honorar beträgt ad 1) vier Thaler, ad 2) fünf Thaler monatlich praenum. und wird für Geschwister und Berufsleben ermäßigt, für Unbemittelte auch gestundet.

Obligatorisch, und zwar unentgeltlich, für diese beiden Abtheilungen sind a) allgemeine Musiklehre, praktische Harmonielehre, Gehör- und Stimmbildung, b) Solfeggiren in allen Schlüsseln und chromischer Chorgelung, c) Ensemblecasse für Gesang und Spiel, d) Grundzüge der Geschichte der Musik, e) Kalligraphie, auch in der Notenschrift: doch kann nach Ermessen von diesen obligatorischen Unterricht dispensirt werden.

Der Director

Graf **Tyszkiewicz.**

Bei S. Hirzel in Leipzig ist erschienen:

Bilder

aus der

Deutschen Vergangenheit.

Herausgegeben

von

Gustav Freytag.

Sechste verbesserte Auflage.

4 Bände. 8. Preis 9½ Thlr.

Hieraus einzeln:

1. Band: **Aus dem Mittelalter.** Preis: 2¼ Thlr.
2. „ 1. Abtheilung: **Aus Mittelalter zur Neuzeit.** (1200—1500.) Preis: 1½ Thlr.
2. „ 2. Abtheilung: **Aus dem Jahrhundert der Reformation.** (1500—1600.) Preis: 1½ Thlr.
3. „ **Aus dem Jahrhundert des großen Krieges** (1600—1700.) Preis: 2 Thlr.
4. „ **Aus neuer Zeit.** (1700—1848.) Preis: 2 Thlr.

Militärische Blätter

redigirt von

G. von Glasenapp.

Dieses Journal erscheint monatlich in einem Heft von mindestens 6 Bogen. Preis pro Quartal 2 Thlr. incl. der Beilagen, Pläne u. s. w.

Die „Militärischen Blätter" sind ein vollkommen unabhängiges, militärwissenschaftliches Journal, welches sich die Aufgabe gestellt hat:

1. die Interessen der preußischen und deutschen Armee zu vertreten,
2. durch Beiträge ec. zu dem Studium der Kriegswissenschaften anzuregen,
3. alle Aenderungen der Organisation, Taktik, Bewaffnung ꝛc. der europäischen Armeen aufmerksam zu verfolgen.

Dieselben bringen größere Aufsätze, Auszüge aus Aufsätzen ausländischer Journale, militärische Original-Correspondenzen aus Süddeutschland, Oesterreich, Frankreich, England, Schweden, Norwegen, Dänemark, Rußland, sowie ferner Besprechungen der neuesten literarischen Erscheinungen und die Militärbibliographie, kleine Mitt eilungen von Zeit zu Zeit kleinere Feuilleton-Artikel.

Abonnements werden von jeder Buchhandlung, jeder Postanstalt und der unterzeichneten Expedition angenommen.

Expedition der „Militärischen Blätter",

Berlin, Plan-Ufer 15.

Soeben erschien bei uns und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Offener Brief

an

Herrn H. B. Oppenheim.

Eine Abwehr mancherseitiger Angriffe gegen meine Rede über die sociale Frage auf der

Octoberversammlung

von

Professor Dr. Adolph Wagner.

Preis 7½ Sgr.

Der Herr Verfasser legt hier in scharfer Sprache dar, wie die öffentliche Meinung in wolkswirthschaftlichen Dingen häufig von der Presse irregeleitet wird; er verwahrt sich gegen persönliche Insinuationen, die wiederholt gegen ihn erhoben sind und erklärt sich offen über seine Parteistellung in politischer und wissenschaftlicher Hinsicht.

Berlin, 64. Unter den Linden.

Puttkammer & Mühlbrecht.

Buchhandlg. für Staats- u. Rechtswissenschaft.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 4. Mai 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Wohnungsnoth und der Communismus von H. B. Oppenheim. — Deutschland in den Tuilerien. — Die Operationen der Südarmee im Januar und Februar 1871 von Th. Fontane. — Zur Krisis in Böhmen. — Correspondenz aus Paris. — Literatur und Kunst: Symptome des Verfalls im Künstler- und Geschwornthum von C. v. Hartmann. — Die Mannichfaltigkeit deutscher Mundarten von Klaus Groth. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten von Paul Lindau. — Aus der Hauptstadt: Das Publicum der Königlichen Oper von A. H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die Wohnungsnoth und der Communismus.

In seiner, an meine Adresse gerichteten, Schmähschrift sagt Herr Professor Dr. Wagner über die Wohnungsfrage wörtlich Folgendes:

„Der Uebergang des städtischen Grundeigenthums in die Hände geriebener Speculanten, die ihre „wohlverdienten" Börsengewinnste auf diese Weise sicher stellen, oder die das Hausbesitzthum wechseln, wie den Werthpapierbesitz, und durch die Daumenschrauben der Mietspreiserei vorübergehende Einkommensüberträgungen der nicht-grundbesitzenden auf die grundbesitzenden Classen erpressen, — dieser Uebergang liefert allerdings gefährliche Argumente zu Gunsten der These der Socialdemokratie, als Alles, was die letztere in allen ihren Congressen zusammengenommen vorgebracht hat. Der Mysosichthum des Grundeigenthums tritt da zu deutlich und, dank der sittlichen und Bildungsqualität vieler der betreffenden Besitzer, auch zu schamlos hervor. Die Ricardo'sche Grundrententheorie aber, die Ihre Partei gern zu dem veralteten Gerümpel der Lehrbücher rechnet, feiert ihre Triumphe. Dieser Uebergang des städtischen Grundeigenthums an Speculanten und Wucherer Shylock'schen Schlages vollzieht sich in Wien, Berlin und anderen Hauptstädten immer mehr und führt uns in Zustände hinein, aus welchen „die Commune" erwächst. Die gewiß nothwendige Auflösung der städtischen Communicationsmittel und der Ausbau der Städte nach der Peripherie zu liefern doch nur sehr theilweise Abhilfe. Dauern diese Zustände an, so wird allerdings die tiefgreifende Reform des Eigenthums nicht ausbleiben können, vielleicht selbst der Uebergang des Grundeigenthums der Großstädte an die Gemeinde oder den Staat. Dann wird es freilich vielleicht ohne „Bevormundung" nicht abgehen, wenn es auch keine „im chinesischen Stil", wie Sie meinen, sondern nur eine im echt germanischen Stil zu sein braucht. Aber immer noch besser selbst diese, als die Heimathabhängigkeit der großen Masse der Bevölkerung von „Privathausherren" oder genannter Art."

Ich habe die ganze Stelle hierhergesetzt und nur die auffallendste Aeußerung darin unterstrichen. Professor Wagner kann also mit dem besten Willen nicht behaupten, daß ich hier seine Ideen aus dem Zusammenhang reiße; — während ich doch gerade umgekehrt bei ihm einen Zusammenhang suchte, wo ein solcher nicht zu finden war.

Sehen wir uns zunächst die von mir unterstrichenen Worte etwas näher an, so fällt der hypothetische Charakter derselben auf. Der Verfasser statuirt nicht etwa, daß diese ungesunden Zustände nothwendige Folgen unseres ganzen ökonomischen Systemes seien, sondern er bedroht gleichsam die geriebenen Speculanten und die Wucherer Shylock'schen Schlages mit einer „tiefgreifenden Reform" des Eigenthums. „Dauern diese Zustände fort," — aber er scheint nicht gewiß zu wissen, ob sie fortdauern werden. Wenn sie es aber doch thun, dann wehe! Die tiefgreifende Reform des Eigenthums! Wehe den Eigenthümern! Was Herr W. an ihnen am schärfsten mißbilligt, scheint, nach den ersten Worten zu schließen, die Veräußerungsfreiheit zu sein. Er meint, daß das Grundeigenthum durch den Uebergang in andere oder in gewisse andere Hände an sich schon im Preise steige; — während es vielmehr die Besitzer wechselt, weil es im Preise steigt.

Worin soll nun seine „tiefgreifende Reform des Eigenthums" bestehen? Denn, in der That, eine solche gesetzgeberische Reform wäre kein Kinderspiel. Herr Wagner sagt nicht, worin sie bestehen soll; aber da er einen Klimax gebraucht, dessen zweites Glied in den Communismus fällt, so wird das erste Glied weniger als der Communismus sein müssen, und wir tappen darüber im Dunkeln. Das zweite Glied des Klimax — also etwa die schwerere Strafe, wenn die geriebenen Speculanten und die Wucherer Shylock'schen Schlages sich nach der ersten Verwarnung noch nicht gebessert haben sollten, — heißt: „Vielleicht selbst der Uebergang des Grundeigenthums der Großstädte an die Gemeinde oder den Staat."

Ich ersuche den geneigten Leser, das erste Wort dieses Satztheiles einer besonderen Beachtung zu würdigen. Dieses „vielleicht" rechne ich mit zur ganz besonderen Ehre; es ist mit dem bewußten oder unbewußten Hinblick auf meine Wenigkeit geschrieben, um den Satz, falls ich ihn perfixiren sollte, halb und halb abstreiten zu können. „Vielleicht", „gewissermaßen" u. dergl. m., von solchen Nebenwörtern, die ein klarer Kopf nur zögernd anwendet, hat Herr Wagner einen Verbrauch, von welchem sich der ehrliche Sanders Nichts träumen läßt. Und zwar das bei Vorstellungen, die so riesengroß sind, daß man ohne eine tiefe und feste Ueberzeugung nicht daran rühren dürfte. „Vielleicht" also „der Uebergang des großstädtischen Grundeigenthums an — die Gemeinde oder den Staat." Der Communal-Communismus und der politische Communismus wären, wenn man sich einmal mit solchen Phantastereien abgeben mag, nach Grundanlage, Rechtsprincipien und ökonomischen Folgen so himmelweit verschieden, daß man von unserem Berliner Professor wenigstens verlangen könnte, er habe sich für den einen oder den anderen entschieden. Wenn Herr Wagner zu seinen Studenten sagte:

„Meine Herren, die Zukunft gehört dem Communismus, wenigstens in Bezug auf das städtische Grundeigenthum, das ist meine feste Ueberzeugung;" — wenn er ihnen dann entweder einen kleinrussischen Communal-Communismus oder eine großartige Expropriation durch den Staat vorgeschrieben, so wäre das klar, ehrlich und offen gesprochen. Aber mit seinem „vielleicht" und seinen Ditlemmen kann er seine Studenten nur auf die Höhe seiner eigenen Confusion erheben, sie zu „Vielleicht-Communisten" machen und so einen höheren Grad des Katheder-Socialismus an ihnen ausbilden.

Die Zustände, welche Herr Professor Wagner schildert, sind höchst unerfreulich und fordern zu ernstestem Nachdenken auf. Ob sie aber derartige sind, daß daraus die Pariser „Commune" erwachsen müsse (wie er sagt), halte ich doch für sehr

Digitized by Google

zweifelhaft. Wenn es dem Arbeiterstand nicht möglich ist, in den Hauptstädten Unterkunft zu finden, so kann er darin keine „Communen" bilden. Als in Paris die Commune entstand, war seit dreiviertel Jahren keine Miethe eingetrieben worden. Und wenn von einer andren, competenteren Seite ausgesprochen ward, die grauenvollen Erscheinungen des Pariser Aufstandes hingen mit den dortigen Wohnungs- und Miethsverhältnissen zusammen, so war damit eben die socialistische Behandlung derselben gemeint. — Früher klagten sorgsame Volkswirthe in Frankreich häufig über die Entvölkerung des flachen Landes und über das massenhafte Zuströmen der Arbeitskräfte nach den Städten. Auch in Deutschland hört man jetzt aus einzelnen ackerbautreibenden Provinzen Klagen über Entvölkerung. Dagegen wirken ja die hohen Miethspreise in den Städten eher ein Präservativ, ein Sicherheitsventil oder ein Schutzzoll, wie man will. Ich möchte damit nur constatiren, daß sie den Arbeiterstand am Wenigsten treffen, dessen höherer Wohnungspreis nach kurzer Uebergangsfrist stets im Arbeitslohn enthalten sein wird.

Allerdings wird es immer fraglicher, ob Städte, wie Berlin, Fabrikstädte bleiben können. Wenn es jetzt schon vorkommt, daß manche Fabrik nicht so viel Ertrag liefert, als der Zins-Ertrag des Capitals sein würde, welches der Eigenthümer für das Terrain lösen kann, wenn er die Fabrik niederreißt, — so ist damit gesagt, daß solche Hauptstädte und Mittelpunkte sich eben so wenig zu Industriesitzen eignen, Um in ihrer nächsten Nähe die Landwirthschaft sich halten kann. unter dieser Umwandlung würde aber zunächst das große Capital wie meisten leiden. Entfernt sich nun allmählich die große Industrie aus den Hauptstädten, so wird der Steigerung der Miethspreise Einhalt geschehen, und der Mittelstand kann wieder aufathmen.

Professor Wagner spricht aber von diesen Verhältnissen in einer Weise, als ob die Erhöhung des Grundwerthes auf ein perfides Manöver gewisser Speculanten zurückzuführen sei. Glaubt er im Ernst, daß die Speculation auf die Länge den Werth und Marktpreis der Waare verschieben kann? Ich glaube es nicht und halte die hohen Boden- und Miethspreise in Berlin nicht schon um deswillen für ungerechtfertigt oder gewissermaßen gefälscht, weil sie den Einzelnen unbequem sind und momentan sogar einen Nothstand erzeugen. Berlin ist in der That sehr rasch gewachsen, und die Bauspeculation, welche in der Regel den derartigen Nothständen eher vorbeugt, als sie verschlimmert, konnte nicht ihre Schuldigkeit dabei thun, früher wegen Capitalmangels, weil nämlich die geriebenen Speculanten und Shylocks sich noch nicht genug auf die Baupeculation warfen, später wegen der ewigen Arbeitseinstellungen und der damit zusammenhängenden Verteuerung auch des Baumaterials.

Wenn es wirklich erwiesen wäre, daß die Privatindustrie ohnmächtig ist, die Individuen unter Dach und Dach zu bringen, so müßte der Staat sich unbedingt der Wohnungsfrage bemächtigen, wie er die Post, die Telegraphie u. a. m. zu seinen Verwaltungsgegenständen zählt. Allein der Staat könnte auf diesem Gebiete nur stümpern. Nehmen wir z. B. einen Augenblick an, die Berliner Gemeinde ginge, sei es im Auftrage des Staates, sei es kraft eigenen, gesetzlich eingeräumten Rechtes, auf die Vorschläge des Professor Wagner ein und zöge das städtische Grundeigenthum ein. Wir hoffen, daß Professor Wagner nicht an eine Confiscation ohne Entschädigung denkt; sonst müßte er zu alle Hausbesitzeigenthümer und Hypothekengläubiger in das Armenhaus verweisen. Die Stadt wird also expropriiren und den depossedirten Hausbesitzern etwa Grundrentenscheine anweisen. In welchem Betrage? nach welchem Preis und Cours? Wenn sie ehrlich und gerecht sein will, muß sie den heutigen Marktpreis annehmen. Dann aber wird es ihr, um die Zinsen des Capitals herauszuschlagen, schwer fallen, die gegenwärtigen Miethspreise herabzusetzen, — was doch der Zweck der Expropriation sein soll. Heutzutage werden in Berlin Häuser zu solchen Preisen gekauft, daß selbst bei erhöhten Miethserenten kaum vier Procent abfallen. Wie sonderbar wäre es, nebenbei gesagt, wenn die Stadt auf der einen Seite eine Miethssteuer von z. B. 6⅔ pCt. erhöbe, und auf der andern Seite dem Miether etwa ⅓ des Preises, also 20 pCt. und darüber, schenken sollte! Und nach welchen Maßstäben soll die Miethe ungelegt werden? Jede Preisminderung würde Monopolien schaffen, und die Stadtbehörden hätten, nach persönlicher Gunst oder Verdienst, die Miether auszuwählen, ungefähr wie man in den Ländern des Tabaksmonopols die Tabaksdebitanten ernennt. Es gehörte dann eine eigene Jurisprudenz und Polizei dazu, um Aftermiethen zu verhindern. Ich werde z. B. jetzt von einem „Privathausherrn" (wie ihn Wagner nennt) um 200 Thaler gesteigert. Warum? Weil derselbe weiß, daß Herr N. N. oder Herr P. P. gerne die 200 Thlr. mehr für meine Wohnung geben würde. Die Stadt aber, welche jetzt expropriirt, läßt sie mir zu dem bisherigen Preise. Wie kann und will sie mich verhindern, daß ich selbst das Geschäft mache und Herrn N. N. oder P. P. für 200 Thlr. mehr in meine Wohnung lasse? Die Stadt müßte, um dergleichen zu verhindern, gleich auch den Zuwachs der Bevölkerung verbieten, oder gar sich die Leute aussuchen, welche sie für würdig hält, in der Stadt zu wohnen, und dann auch die Verantwortlichkeit dafür übernehmen, daß gerade so viele Wohnungen da seien, wie Familien und Einzelmiether. Damit wäre freilich die Freizügigkeit unverträglich und die „echt germanische Bevormundung" des Herrn Wagner würde uns mit einem Dutzend der schlimmsten Hindernisse beschenken, welche tausendmal ärger wären, als alle bisherigen „Privathausherren".

Vielleicht würden aber die Anhänger dieses Communismus es mit der Freizügigkeit an sich schon nicht genau nehmen, da in letzter Zeit selbst aus pseudo-liberalem Lager harte Anklagen gegen sie gehäuft wurden und ihr besonders die Unsicherheit in den Straßen Berlins zur Last gelegt ward. Allein genau betrachtet, besaß Berlin auch früher schon durch die polizeiliche und gewerbliche Praxis einen hohen Grad von Freizügigkeit, denn das Einzugsgeld und ähnliche Einrichtungen hielten gerade die Mitglieder der sogenannten „gefährlichen" Classen von dem Aufenthalt in der Hauptstadt nicht ab. Die Mängel unserer Polizeiverwaltung sind mit der Freizügigkeit nicht in Verbindung zu bringen, da selbst eine Stadt wie London mit einer Bevölkerung von mehr als drei Millionen Seelen und einer althergebrachten, völlig unbegrenzten Freizügigkeit sich einer ausgezeichneten Sicherheitspolizei erfreut.

Doch zurück zu unseren Communisten. Soll seine Aufhebung des städtischen Privatgrundeigenthums nur an Berlin oder auch an anderen Städten verübt werden, und an welchen, an wie großen? Wo ist die Grenze? Soll in Fabrikstädten die Commune oder der Staat dem Fabrikherrn das nöthige Terrain einräumen? Und wenn das Privatgrundeigenthum erst ganz abgeschafft ist, wie soll dann der Staat oder die Gemeinde den Preis des Terrains berechnen? — „Vielleicht" hat Herr Wagner an dies Alles nicht gedacht; desto schlimmer für ihn und seine Zuhörer.

Wäre es denkbar, daß ein Gemeinwesen einmal auf die von ihm vorgezeichnete Bahn einlenkt, so wäre die unausbleibliche Folge (nur Herr Wagner könnte sich hierüber täuschen), daß das Maximum der ersten französischen Revolution zur allgemeinen Rechtsinstitution würde. Man würde wahrlich nicht bei den Miethspreisen stehen bleiben. Das Volk, gerade der Theil desselben, welcher bei den Miethspreisen am wenigsten interessirt ist, wird die Anwendung des Princips auf alle Lebensmittel fordern, und mit solchem Recht und solchem Nachdruck, daß es unwiderstehlich wäre. Wer die Miethspreise regulirt, muß auch die Brod- und Fleischpreise fixiren. „Vielleicht", ja wahrscheinlich hat Herr Wagner auch hieran nicht gedacht.

Wie immer bei den Jeremiaden der Communisten und Socialisten, ist etwas Wahres an der Klage, nichts Richtiges aber an den Besserungsvorschlägen. In der That muß man zugeben, daß der städtische Grundbesitzer von allen Leistungen des Gemeinwesens, welche das Lebensniveau der Stadt erhöhen, eine Vermehrung seines Besitzwerthes mühelos empfängt. Diese Thatsache wäre ein ausreichender Grund, um die Lasten der Gemeinde auf seine Schultern zu wälzen, da er davon den

Digitized by Google

Hauptvortheil hat. Wenn aber, wie in Berlin, aus der Miethssteuer die Ausgaben bestritten werden, welche die Stadt verschönern, sie bequemer, anziehender machen, so besticht ja der Miether aus seiner Tasche förmlich den Miethsherrn zu Erhöhung des Miethslohns. Der Hausherr läßt sich das nicht zweimal sagen: er erhöht ja auch den Wohnungspreis um die Zinsen des Werthes der vom Miether selbst angelegten Verbesserungen (und darüber). Dieses Mißverhältniß findet bei uns im Großen statt wie im Kleinen, von Gemeinde- und Staatswegen wie im einzelnen Haushalt. Mit einer durchgreifenden Steuerreform wäre jedenfalls der Anfang zu machen, um die hochstuthenden Ansprüche der modernen Grundherren einzudämmen. Aber nicht damit, daß man das Kind mit dem Bade verschüttet und das Grundeigenthum aufhebt, weil die Miethe in Berlin schwer zu erschwingen ist.

H. B. Oppenheim.

Deutschland in den Tuilerien.

L'Allemagne aux Tuileries de 1850 à 1870. Collection de documents tirés du cabinet de l'Empereur, recueillis et analysés par Henri Bordier*).

Aus den letzten fünfhundert Nummern der Bordier'schen Veröffentlichung theilen wir hier noch die folgenden Data mit.

1379. Dr. von Schelhaß, Regierungsrath in Unterfranken (Bayern), Vorsitzender der Commission zum Verkauf des Materials der Dampfschifffahrtsgesellschaft in Würzburg. Unter dem vorhandenen Material befand sich auch das Schiff, welches die Asche Napoleons I. von Havre nach Paris brachte. Dr. von Schelhaß bietet dem Kaiser dies Fahrzeug an. In seinem ersten Briefe heißt es: „Durchdrungen von Bewunderung der weisen Maßregeln, welche Ew. Majestät im Interesse der französischen Nation und des europäischen Friedens ergriffen hat, betrachte ich es als eine heilige Pflicht, Ew. Majestät zu fragen, ob Höchstdieselben nicht das Schiff, welches mit der Geschichte des Onkels Ew. Majestät, Napoleons I., im Zusammenhange steht, erwerben wollen". Würzburg, 2. December 1858. Wiederholter Brief vom 20. December desselben Jahres. Ablehnende Antwort und Dank des Kaisers. Im April des Jahres 1859 schreibt Dr. von Schelhaß an den Cabinetschef unter Anderem: „In meiner Eigenschaft als Commissar für die Liquidation der Gesellschaft und als Regierungsrath hätte ich geglaubt, daß Se. Majestät mir den Ausdruck seines Wohlwollens durch mein Ministerium in München zukommen lassen würde, was für mich von großer Wichtigkeit für meine künftige Carrière und gleichzeitig der sprechendste Beweis dafür sein würde, daß Se. Majestät in der That die Aufrichtigkeit meiner Ergebenheit erkannt hat. Ich beschwöre Sie daher, geehrtester Herr, mein unruhiges Gewissen dadurch zu beruhigen, daß Sie dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in München die Ausdrücke mittheilen, welche Se. Majestät geruht haben, an mich durch Sie gelangen zu lassen. Dadurch werden Sie den größten Dienst erweisen, der jemals erwiesen ist, und ich werde die Ueberzeugung haben dürfen, Sr. Majestät dem Kaiser nicht mißfallen zu haben."

1400. Moritz Schlesinger in Baden-Baden erhält durch Vermittlung der Kaiserin eine Audienz, um dem Kaiser einen Plan über eine neue Anleihe im Betrage von anderthalb Milliarden zu unterbreiten, bei welcher die Regierung eine halbe Milliarde profitiren würde. Er bittet zu verschiedenen Malen um Auskunft über diese Angelegenheit. April 1866 bis Mai 1867.

1423. Martin Schmidt in Kempten (Bayern) behauptet, daß er ein natürlicher Sohn Napoleons I. sei und bittet in seiner Eigenschaft als Napoleonide und illegitimer Sprößling um die Erlaubniß, den kaiserlichen Prinzen auf eine Stunde sprechen zu dürfen und das Grab seines Vaters zu besuchen. Juni 1865. Während der folgenden Jahre bis 1869 schickt Schmidt verschiedene Glückwünsche gelegentlich des Geburtstages und Jahrestages an den Kaiser.

1449. Arthur von Schönberg von Rothschönberg in Dresden. Sein Vater hatte von Ludwig XVI. den Grafentitel erhalten. Er bittet darum, den Titel wieder aufnehmen zu dürfen, das Diplom sei verloren gegangen. 1854.

1454. Dr. Schweder in Rostock kann nicht länger dem Wunsche widerstehen, den Gefühlen der Bewunderung und Dankbarkeit, welche ihm durch das Genie des Kaisers eingeflößt werden, der es verstanden hat, das Glück des edelsten und ruhmreichsten Volkes der Erde sicher zu stellen, Ausdruck zu geben. Er hofft, daß die Huldigung seiner Gefühle, welche von Millionen Fremden getheilt werden, eine wohlwollende Aufnahme finde. Februar 1855. Dank.

1463. M. A. Schuh, Oekonom in Graach, bittet als Sohn eines französischen Soldaten aus dem ersten Kaiserreiche um eine Unterstützung von 500 bis 600 Franken. 1861.

1466. Schultheiß, Dichter und Industrieller in Baden, Verfasser der „Napoleonischen Dichtungen", welche 1834 in Zürich auf Kosten Ludwig Napoleons erschienen, übersendet dem Kaiser 1852 zwei gebundte und zwei Gedichte im Manuscript. Der Kaiser schickt ihm 500 Franken (Juni 1853); Schultheiß dankt dafür, erklärt, daß es seine Lebensaufgabe sei, ein Napoleonisches Epos zu schreiben, bittet um eine Pension, erzählt in ausführlicher Weise seine Pläne (21. Juni 1853), sendet während der folgenden vier Jahre beständig Napoleonische Gedichte und bittet beständig um Geld, spricht von seinem ungerstörbaren Enthusiasmus für Napoleon u. s.

1481. Theodor Schwarze in Arensberg (Großherzogthum Oldenburg) klagt dem Kaiser seine Noth über einen preußischen Beamten, welcher ihn seines Vermögens beraubt habe, bittet um einen Leiterstaten und behauptet, achtzig Jahre alt zu sein. (1863). Er erhält eine Unterstützung und erneuert seine Bitte im Februar 1868.

1490. Baron Napoleon Max Seefried von Buttenheim, Kammerherr des Königs von Bayern, Major in Bamberg, sendet seine Glückwünsche zur Geburt des kaiserlichen Prinzen und bittet um die Ehrenlegion. 26. März 1856.

1508. Crescentia, Gräfin von Sickingen-Hohenburg, Baronin von Speth in Würzburg, erbittet die Intervention des Kaisers gegen mehrere Urtheile der französischen Justiz und des Staatsraths, durch welche ihre Familie um beträchtliche Waldungen in dem Kreise Weißenburg, die eine Jahresrente von 254,000 Franken abwerfen, benachtheiligt sei. 14. April 1857.

1543. Baron von Spilcker-Schulenburg schreibt bei Gelegenheit der Geburt des kaiserlichen Prinzen, dieselbe sei die sicherste Bürgschaft für die ewige Dauer der Napoleonischen Dynastie, erzählt, daß er unter den französischen Waffen gedient, wegen seiner Anhänglichkeit an Frankreich habe auswandern müssen und sein ganzes Vermögen verloren habe, bittet um eine Unterstützung, um sich Möbel anzuschaffen. März 1856.

1558. Wittwe Staub in Heyden (?) empfiehlt sich dem Kaiser als seine Tochter.

1606. Heinrich von Sybel, Professor in Bonn, dankt in höflicher Weise für die wissenschaftliche Unterstützung, welche er in Frankreich gefunden hat. 18. Juli 1867. Napoleon bemerkt auf dem Briefe: „Danken und mir den Brief zurückgeben, weil ich selbst darauf antworten will."

1639. Graf C. v. Unruh in Buchau (Bayern) bittet wiederholt (1853 und 1855) um die Ehrenlegion.

1652. Daniel Vogel aus Kleinrückerswalde (Sachsen) hat einen Traum gehabt und muß an den Kaiser schreiben, um sein Gewissen zu beruhigen. In diesem Traume hat man ihn durch Triumphbogen und Paläste bis in das Zimmer des Monarchen

*) Paris. L. Beauvais 1872.

Digitized by Google

geführt. Er hat seinen Traum einem Freunde mitgetheilt, und dieser hat darin eine Weisung des Himmels erblickt und ihm gesagt: „Dich, den Mann der Magie und Sympathie, hat Gott dazu erkoren, den Kaiser von seinen unheilbaren Krankheiten zu heilen". Dogel empfiehlt folgende Mittel. 1) Ew. Majestät mögen geruhen, den Namen Ihres verstorbenen Vaters aufzuschreiben; 2) Ihren eigenen Namen; 3) ein schmutziges Hemd schicken, welches Sie selbst getragen haben; 4) eine Sammlung von abgeschnittenen Kopf- und Barthaaren, Hand- und Fußnägeln in ein drei Quadratzoll großes Stück weiße Leinwand einwickeln, und daraus eine Wurst machen; 5) einen Chirurgen rufen und einige Blutstropfen, drei oder vier, aus dem Fuß nehmen lassen, mit denen die Leinwand getränkt werden muß; 6) von diesem Augenblick an unwiderruflich den ersten Urin aufheben, denselben vorsichtig in die Blase eines frischgeschlachteten Schweines gießen und diese während zwei Monaten im Rauchfang aufhängen; Alles zusammen schließlich im Mist vergraben. Das Mittel ist unfehlbar. 26. September 1869.

1655. Bogt in Sulzbach (Baden) bittet um die Ehrenlegion. 1. November 1856.

1659. B..... aus Oschersleben bei Magdeburg hat das Geheimniß der Composition der Zündnadelpatronen entdeckt und erbietet sich, dasselbe dem Kaiser mitzutheilen. 1864. Ablehnende Antwort.

1675. Rudolph Wagner, königlich hannover'scher Hofrath, Professor an der Universität Göttingen, der Sohn des Directors des Augsburger Gymnasiums, welches Napoleon besuchte, der Bruder von Napoleons Jugendfreund, bittet in anständiger Weise den Kaiser um die Karte von Gallien, welche ihm bei seinen wissenschaftlichen Studien werthvoll sein würde. Der Kaiser läßt ihm diese Karte zusenden mit dem Bemerken, daß er nicht ganz damit zufrieden sei.

1715 Caroline von Weinbach bittet um Auszahlung einer Summe Geldes, welche Prinz Jérôme von ihrer Tante entliehen und nicht zurückgezahlt hat.

1721. Siegfried Weiß aus Danzig, Dr. juris, politischer Schriftsteller und deutscher Demokrat, in seiner Heimath wegen seiner Sympathien für Frankreich verfolgt, bittet in Anerkennung seiner zwanzigjährigen Arbeit und der von ihm geleisteten Dienste um die Ehrenlegion.

1725. Baronin Elise von Belten in Mettingen (Schweiz) hat von dem Kaiser schon verschiedene Unterstützungen erhalten, bittet im Juli 1856 wiederum um Unterstützung, erhält 500 Franken, bittet am 7. September, 16. December 1856, 28. December 1857 wiederum um Unterstützung, wiederholt ihre Bitte Januar 1858, erhält 1000 Franken, wiederholt ihre Bitte April 1858, 6. October 1858, erhält 1000 Franken, wiederholt ihre Bitte Januar 1859, erhält 500 Franken, wiederholt ihre Bitte im Juni 1860, 20. März 1861, 2. November 1865, 30. Juli 1866.

1726. Welters in Neuwerk (Preußen ?) erbietet sich, dem Kaiser auf das Zündnadelgewehr bezügliche Mittheilungen zu machen.

1737. Baronin Olga von Wessenberg befindet sich in Paris in bedrängter Lage, bittet um eine Unterstützung und erhält 1000 Franken (Juni 1858), wiederholt ihre Bitte um Unterstützung am 16. August 1861, März 1863, bittet um 2000 Thaler (April 1864), wiederholt diese Bitte am 15. August 1864, begnügt sich mit der Hälfte am 27. August 1864.

1768. Freiherr von Witzleben, Kammerherr des Großherzogs von Nassau, bittet um die Ehrenlegion.

1786. Graf von Württemberg ist wegen einer Schneiderschuld im Betrage von 1675 Franken von dem Schneider Wall in das Schuldarrest gebracht, schreibt von dort aus an den Kaiser und erhält einen „kostbaren Brief" von ihm. Der Graf von Württemberg zeigt dem Schneider diesen Brief, welcher in Folge dessen die Haft aufhebt, um dem Grafen die Möglichkeit zu bieten, das erbetene und bewilligte Darlehn bei dem Kaiser zu erheben. Darauf läßt Graf von Württemberg nichts mehr von sich hören. Schneider Wall wendet sich nun an den Kaiser; dieser läßt antworten, daß ihn die Schuld nichts angehe. Wall bittet um Rücksendung des Briefes, weil er nun in Preußen gegen den Grafen Württemberg einschreiten will. Der Brief wird zurückgesandt.

1788. Ludwig Wüstemberg in Tereopol (?). Napoleon I. hat sich am 6. Juni 1812 in seiner Besitzung aufgehalten. Wüstemberg hat zur Erinnerung daran einen Obelisk aufgerichtet. Das Denkmal muß restaurirt werden. Er bittet um 100 Thaler. Der Kaiser schickt 500 Franken. 28. Juli 1854. Ein Maler sollte für den Kaiser eine Ansicht des Denkmals fertigen, aber die preußische Polizei hat das nicht gestattet. 2. November. Wegen seiner Anhänglichkeit an die kaiserliche Familie geräth er in Noth, wünscht sich in Frankreich niederzulassen (1. März 1855), wünscht am Fuße seines Obelisk den 15. August feierlich zu begehen und bittet um die Unterschrift des Kaisers (7. Juli 1855), macht dem Kaiser den Vorschlag, die Besitzung mit dem Obelisk für 7187 Thaler käuflich zu erwerben. Ablehnende Antwort. Der Obelisk muß reparirt werden. 8. August 1855. Der Kaiser schickt, nachdem der französische Consul in Danzig über den Bittsteller gute Auskunft gegeben hat, 500 Franken; die Reparaturkosten haben aber 1100 Franken betragen. Der Kaiser schickt noch 600 Franken. Wüstemberg bittet um ein Darlehn von 500 Thalern (August 1866), um ein Darlehn von 600 Franken, um den Obelisk zu restauriren (Januar 1867), wiederholt dieselbe Bitte im Februar, Juni, October und December 1868.

1875. Albert Andermatt sendet an den Kaiser seine Broschüre, „Beruf des französischen Kaiserreichs in Deutschland," und stellt ihm seine Feder zur Verfügung (Februar 1859), bittet um eine Unterstützung, um eine ähnliche Schrift zu veröffentlichen. September 1860. Ablehnende Antwort.

1817. Curtis in Paris zeigt dem Kaiser an, daß er auf kaiserlichen Befehl mit verschiedenen deutschen Blättern Verträge abgeschlossen habe. Dieser Curtis bezeichnet die folgenden Blätter als solche, welche sich dem Kaiser zur Verfügung stellen würden: das Mainzer „Journal", das „Speyer'sche Journal", gegen eine Unterstützung von 8 bis 9000 Franken, das „Coblenzer Journal" für 4000 Franken jährlich, das „Echo der Gegenwart" in Aachen für 5000 Franken jährlich, und die „Rheinische Zeitung" in Köln für 22 bis 23000 Franken jährlich. 21. Mai 1868.*)

Damit schließen wir den mit möglichster Sorgfalt und rücksichtslosester Unparteilichkeit gemachten Auszug aus einem Werke, das viele Franzosen zur moralischen Vernichtung Deutschlands gedruckt zu sehen meinen. Tendenziöse Unterlassungen und Aufführungen haben wir ausmerksam zu vermeiden gesucht, trotzdem können wir in Einzelheiten geirrt haben. Es muß schlimm mit unsern Feinden stehen — denn das wollen sie ja bleiben — wenn sie zu solchen Waffen greifen, um uns damit anzugreifen. Der Angriff kann leicht zurückgewiesen werden — und wir wollen das hier in aller Kürze und mit vollem Ernste thun.

Das ganze Werk enthält, wie bereits gesagt, 1821 Nummern. Der bei weitem größte Theil derselben ist vollständig unschuldiger Natur. Wenn es albernen Leuten einfällt, einen

*) Wir theilen auch diese Angabe des Herrn Bordier mit, weil die Unterdrückung derselben ein falsches Licht auf die betheiligten Blätter werfen könnte. Mehrere der hier als käuflich bezeichneten Blätter haben in der That längst und in übergreifender Weise ihre völlige Unschuld dargethan. So erinnern wir uns eines Briefes, den der Redacteur der „Rheinischen Zeitung", Heinrich Bürgers, veröffentlicht hat, in welchem derselbe nachwies, daß Curtis allerdings ein derartiges Ansinnen an ihn gestellt, aber eine entschieden ablehnende Antwort erhalten habe. Die Haltung der „Rheinischen Zeitung", welche zu den entschiedensten Gegnern Napoleons gehört, spricht am besten für die verleumderischen Angaben des Curtis, der sich vermuthlich nur hat wichtig machen wollen. Es versteht sich von selbst, daß wir gern bereit sind, die Berichtigungen, welche uns von den andern genannten Blättern etwa zugehen werden, aufzunehmen.

D. R.

Digitized by Google

Kaiser Wundermittel gegen den Stein, die Cholera, Rheumatismus u. s. w. einzuleden, wie dies nicht weniger als 143 Personen gethan haben, so zeugt dies schlimmsten Falles von dummer, lächerlicher Gutmüthigkeit. Daß z. B. Herr Daniel Vogel (Nr. 1652) zur Vernichtung von Deutschlands Ehre beitrage, weil er dem Kaiser anräth ein Bündel ins Kamin zu hängen, das unter andern ein schmutziges Hemd, abgeschnittene Hand- und Fußnägel und einige Tropfen des kaiserlichen Wassers enthalten soll, wird sich schwerlich behaupten lassen. Vogel verlangt zwar, daß gewisse unnennbare Elemente jenes Wunderheilmittels in der Blase eines frisch geschlachteten Schweines conservirt werden sollen; aber auch dies scheint uns nicht dazu angethan, die deutsche Ehre zu schmälern. Herr Henri Bordier, der Herausgeber des hier besprochenen Scandalbuches ist jedenfalls anderer Meinung, denn sein Daniel Vogel Nr. 1652 nimmt denselben breiten Platz ein, den er gewissen schamlosen Bettlern angewiesen hat.

Den 47 unglücklichen Inhabern französischer Assignaten, die bei Napoleon anfragen, ob er dieselben einlösen wolle, bürsen wir höchstens vorwerfen, leichtgläubig genug zu sein um von einem Franzosen zu erwarten, daß er eine Schuld, zu deren Bezahlung er nicht gezwungen werden kann, bezahlen werde.

47 Menschenfreunde und Mörderseele haben das Bedürfniß gefühlt Napoleon ihre Befriedigung darüber auszusprechen, daß Orsini ihn nicht zu die Luft gesprengt habe. Auch diese Schmach kann Deutschland zu ertragen. — 10 Personen bitten den Kaiser um einen Autographen. Wir beabsichtigen nicht, die schwarzen Verbrecher weiß zu brennen. Wir begreifen sogar, daß ein Autographensammler gern zehn Briefe schreibt, um die Schriftzüge des lebenden Kaisers oder des hingerichteten Troppmann in seine Sammlung aufnehmen zu können.

17 Personen gratulirten dem Kaiser zu seinem Geburtstage, 23 zu seiner Heirath, 93 zur Geburt des Prinzen. Höfliche Leute sind diese Deutschland entehrenden Böswichter jedenfalls und die Franzosen, die so viel auf Artigkeit geben, sollten wenigstens diesen 133 Gratulanten verzeihen haben. Aber nein! Herr Bordier zählt sie alle mit, um sein Werk der Vernichtung Deutschlands zu vollenden.

Die 33 Briefschreiber, die dem Autor des Leben Cäsars Complimente machen, sind auch nicht so streng zu beurtheilen, wie man glauben sollte. Das Buch ist ja nicht schlechter als viel andere französische Bücher der Neuzeit; Liebhaber historischer und französischer Literatur dürften ihre Unzufriedenheit über eine von den Franzosen in die Wolken gehobene Production ausdrücken, ohne deßhalb Deutschland zu entehren. — Auch den 116 Dichtern und 40 Musikanten, die den Kaiser bitten ihrer Poesie und Musik zu lauschen, können wir nicht allzu böse sein. Wer hätte sich nicht nach reifern seiner dichterischen Erstlingsversuche gesehnt? Und, in dieser Beziehung dem Kaiser ähnlich, hat jeder Redacteur ebensalls hunderte von Manuscripten aufzuweisen, die ihm in der allerverbindlichsten Form zur gütigen Aufnahme übersandt worden. Wehe den Dichtern wenn die Papiers secrets der Berliner Redactionsbureaus jemals veröffentlicht würden! Die Poesie wäre dann ebenso entehrt, wie es nun Deutschland ist. Es kommen zu diesen argen Sündern noch 117 „Erfinder," von denen bekanntlich immer nur ein sehr bescheidener Procentsatz auf völlige Zurechnungsfähigkeit Anspruch machen kann. Böse können wir nur mit den 42 Leuten sein, die um die Ehrenlegion bitten, und mit den 47 Personen, die sich vom Kaiser von Frankreich — (warum mißt vom König von Preußen; es wäre gewiß ebenso erfolgreich gewesen) Geld borgen wollen. Diesen 97 tactlosen Leuten sind wir willig noch einige der 56 Augsburger, 114 Berliner und 56 diversen Supplianten hinzuzufügen. Wir können nicht mehr Sünder finden und selbst Herrn H. Bordier würde dies schwer fallen. Unter diesen 323 Personen befinden sich 97 Frauen; die anderen sind meist arme Schlucker. Dies alles lassen wir jedoch unberücksichtigt, um zu Deutschlands Ehren zu constatiren, daß unser erbittertster Feind in 21 Jahren nur 323 Deutsche finden konnte, die wir gern Franzosen sehen würden. Das macht ungefähr 16 pro Jahr. Wir machen uns anheischig in einer halben Stunde mehr Lumpe auf dem Pariser Boulevards bei Namen zu nennen.

Die Operationen der Südarmee
im Januar und Februar 1871.*)

Es war bekanntlich unsre zu Anfang Januar 1871 gebildete, unter den Oberbefehl des Generals v. Manteuffel gestellte Südarmee, die mittelst ebenso geschickter wie kühner Operationen den Grenzübertritt der Bourbaki'schen Armee (am 1. Februar bei Pontarlier) erwirkte. Unter dem Eindruck dieser Katastrophe, welche Frankreich seiner letzten Widerstandskraft beraubte, legte Gambetta sein Amt nieder, wurde das Friedenswerk gefördert.

Das uns vorliegende, wenn wir nicht irren neuerdings bereits in einer zweiten Auflage erschienene Werk, ist ein Beitrag zur Geschichte dieses Feldzuges zwischen der Côte d'Or und dem Jura, vielleicht mehr als ein Beitrag, — die Geschichte selbst. Was noch kommt, wird Einzelnes berichtigen und die Gefechtsdetails erweitern; nach der strategischen Seite hin aber ist dies Buch Anfang und Ende zugleich. Und die strategische Seite war die Hauptsache, in diesem Feldzuge, oder wie die Vorrede sich ausdrückt „die operative Seite trat in den Vordergrund".

Recapituliren wir zunächst die Hergänge selbst.

Bourbaki war mit vier Corps, 120,000 Mann stark, gegen Osten gezogen. Er verfolgte den Doppelzweck: Belfort zu entsetzen und, nach vorgängiger Vernichtung des Werder'schen Armeecorps, über den Rhein zu gehen und Süddeutschland zu überschwemmen. Er war nahe daran, sein Ziel zu erreichen. Da stellte sich ihm General v. Werder, in Front von Belfort und zwar in einer vorzüglichen Defensivposition bei Mömpelgard (genauer die Linie: Frahier-Hericourt-Montbeliard) entgegen und wies in dreitägiger, ruhmreicher Schlacht alle Versuche, die genannte Linie zu durchbrechen, siegreich zurück. Der König selbst, in seinem vielcitirten Telegramme, hat diesen Widerstand als „Hebenmüthig" bezeichnet. Die drei Kampfestage waren der 15., 16. und 17. Januar.

Ein großer Erfolg war unsrerseits errungen; aber daß er errungen werden konnte, dazu wirkte bereits ein nicht direct in Action tretender Factor mit: die am 17. Januar aus der Côte d'Or debouchirende Manteuffel'sche Armee. Das Gerücht von einem solchen, unheimlich im Rücken stehenden, mit jeder Stunde immer näher kommenden Gegner war, namentlich am dritten Schlachttage, dem 17., lähmend wie ein Gespenst durch das Bourbaki'sche Heer gegangen.

Und dennoch, wie immer auch der gescheiterte Versuch vor Belfort die eigentliche Offensivkraft des Feindes gebrochen haben mochte, dieser peinliche Mißerfolg war noch kein düsteres Mißgeschick, keine Katastrophe. Eine eigentliche Gefahr ließ sich nicht erkennen. Das Werder'sche Corps hatte nicht Kraft genug, um durch sein Nachdringen entlich zu belästigen; Besançon war in drei oder vier Tagemärschen zu erreichen; von dort, in abermals zwei Tagen, stand man auf der großen Straße nach Lyon. Hatte man diese, so hatte man den Weg nach Süden frei, den Weg der Rettung. Noch am 23., sechs Tage nach der Schlacht bei Mömpelgard, schien die Lage unbedrohlich.

Aber schon der nächste Tag (24.) hatte über Bourbaki und seine Armee entschieden. Er mußte sich überzeugen, daß Dôle und Mouchard, diese vorzugsweise in Betracht kommenden Eisenbahnpunkte, unsrerseits besetzt und dadurch seine Rückzugslinien auf Lyon unterbrochen seien. Von Bordeaux aus gingen ihm zwar die Weisungen zu, cutte que coûte unsre Linien zu durchbrechen „da er anderen Falls

*) Nach den Kriegsacten des Obercommandos der Südarmee von Hermann Graf Wartensleben, Oberst im Generalstabe. Berlin, E. S. Mittler. 1872.

Digitized by Google

binnen wenigen Tagen nur die Wahl zwischen Gefangenschaft und Uebertritt auf schweizerisches Gebiet haben werde", er glaubte indessen diesen Durchbrechungsversuch nicht mehr wagen zu dürfen; seine Generale stimmten ihm bei. So bereitete sich denn vor, was Gambetta vorausgesagt hatte.

Wir kommen jetzt zu dem wichtigsten Punkt. Vom 24. ab beherrschten wir die Straße nach Lyon; die Unsren standen an der Eisenbahn hin, bei Dôle, Mouchard und den zwischengelegenen Stationen. Daß sie da standen, ist der strategische Gedanke dieses Feldzuges; in ihm liegt der Ruhm der Südarmee und ihres Führers. Sehen wir wie.

Die Marschrichtung unsrer Südarmee ging ursprünglich gegen Osten. Am 19. wußte Manteuffel, daß Bourbaki gescheitert sei, daß er sich zurückzöge, daß General von Werder ihm in der Richtung gegen Westen folge. Setzte M. seinen Vormarsch jetzt einfach fort, so mußte Bourbaki zwischen zwei Feuer gerathen; ein bedeutender Erfolg unsrerseits war dabei so gut wie sicher. Ein bedeutender Erfolg; aber, an dem denkbar besten gemessen, doch immer nur ein halber. Was Manteuffel dagegen wollte war das Ganze; das Schicksal der Mac Mahon'schen Armee bei Sedan sollte auch das Schicksal Bourbakis werden. Also: Einschließung, Capitulation. Er unterbrach deshalb den Vormarsch gegen Osten und nahm die Richtung gegen Süden. Dadurch zog er eine Barrière zwischen Lyon und dem Feinde, eine Barrière, die diesem letzteren zunächst noch einen sechs Meilen breiten Spielraum ließ, aber ihn schließlich unter allmählichem Uebergehen aus der südlichen in die südöstliche Linie, in einen spitzen Winkel zusammenpressen mußte. Und so geschah es. Von Norden her durch das mit in diese Bewegungen eingreifende Werder'sche Corps, von Westen und Süden her durch die Manteuffel'schen Corps umfaßt, blieb dem Feinde nur noch der Osten frei: die Schweiz. Am 1. Februar, nach einem schon vorgängigen Verlust von mehr als 10,000 Gefangenen, traten 90,000 Franzosen der Armee Bourbakis auf Schweizergebiet über.

Dies der Hergang. Dies, im Wesentlichen, auch der Inhalt des Buches. Aber dasselbe verzeichnet nicht nur das Geschehene, es giebt uns einen vollen und klaren Einblick in die Ursachen. Wir sehen das Gewebtwerden jeder einzelnen Masche am Netz; wir lernen erkennen wie nicht nur die Grundidee dieses Feldzuges, wie auch namentlich die gedankliche Ausführung bedeutend war. Wer beispielsweise S. 40 die „Directiven" liest, die General von Manteuffel unter'm 24. Januar an die Commandirenden der einzelnen Armeecorps, v. Zastrow, v. Fransecky, v. Werder, gelangen ließ, wird staunen, welche geistige Detailarbeit, auch nach dem entscheidenden Entschlusse, noch nöthig war, und — nöthig blieb bis an's Ende. Mit der bloßen Ei-des-Columbus-That ist es in allen diesen Dingen nie gethan. Ein gewisses superiores Sichentschließen können, wie alles was nach der Charakterseite hin liegt, bleibt freilich immer die Hauptsache; aber erst die begleitende geistige Kraft adelt den Entschluß, giebt dem Muthe sein höheres Recht. Ohne diese geistige Zuthat haben wir den bloßen Hazardeur. Mit Recht durfte General Moltke dem Könige gegenüber sich dahin aussprechen: „Die Operationen des Generals Manteuffel sind äußerst kühne und gewagte, welche aber zu großen Resultaten führen können; falls er einen Echec erleiden sollte, darf man ihn nicht tadeln; denn um große Erfolge zu erreichen, muß etwas gewagt werden".

Das vorliegende Buch zeigt, welche Vorsorge das Wagniß begleitete.

Th. Fontane.

Zur Krisis in Böhmen.

Wien, Ende April. Gerade zwanzig Monate hat Böhmen den verfassungsfeindlichen Landtag gehabt, der im September 1870 unter Potocki zusammentrat. Jetzt endlich ist auch dort wieder eine verfassungsfreundliche Repräsentanz wiederhergestellt. Um jedoch die ganze Tragweite dieser Wandlung zu begreifen, muß man die Stellung der Landesvertretungen, dem Reichsrathe gegenüber, näher in's Auge fassen.

Was sich soeben bei den Wahlen in Böhmen vollzogen hat, ist nichts anderes, als die naturnothwendige Consequenz des Beschlusses, den Schmerling vor sechs Jahren empfing, seine Februarverfassung so einzurichten, daß auf alle Fälle und unter allen Umständen die Zusammensetzung des Wiener Reichsrathes vom Hofe abhinge. Dies Resultat wurde durch das sehr einfache Kunststück erreicht, daß man das Abgeordnetenhaus aus den Landtagen hervorgehen ließ und mit Hülfe der Interessenvertretung die Majorität der Repräsentanzen Böhmens und Mährens von der Wahl des Großgrundbesitzes abhängig machte. Nach Prag wählt der Großgrundbesitz 70 von 240, nach Brünn gar 37 von 100 Deputirten in Einem Wahlgange: slawische und deutsche Stimmen in der Stadt- und Landcurie sind im Großen und Ganzen feststehende, unveränderliche Größen — je nachdem also die slawisch-feudale oder die deutschliberale Liste durchgeht, ist der Charakter jener beiden Landtage entschieden. Da sie nun aber zusammen 72 Vertreter in den Reichstag entsenden, der im Ganzen nur 203 Sitze zählt, so bestimmen sie wieder die Mehrheit im Abgeordnetenhause. In den beiden Großgrundbesitzer-Curien nun braucht, wie der gesunde Menschenverstand lehrt und eine oft wiederholte Erfahrung bestätigt hat, der Hof nur ein Dutzend Stimmen auf die andere Seite zu commandiren, um eine feudal-czechisch-clericale in eine liberal-deutschjosephinische Majorität zu verwandeln und umgekehrt.

Sie sehen, Ziffern beweisen und Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Nur Eine Reminiscenz, damit Sie sich überzeugen, wie fern hier jede Uebertreibung liegt. Im Januar 1867 strahlte noch Belcredis Stern: und in Böhmen geht die feudal-czechische Großgrundbesitzerliste mit 190 gegen 175 Stimmen durch, so daß der Landtag 166 verfassungsfeindliche gegen 75 verfassungstreue Stimmen zählt. Vier Wochen später löst der mittlerweile allmächtig gewordene Beust den Landtag auf und die deutsch-liberale Liste siegt in der Großgrundbesitzer-Curie mit 209 gegen 179 Stimmen, so daß der Landtag 156 Verfassungstreue auf 85 reactionäre Slawen zählt. In derselben Zeit ist durch ganz dasselbe Manöver im mährischen Landtage eine Majorität von 56 Czechen gegen 44 Deutsche in eine Minderheit von 30 Czechen gegen 70 Deutsche verwandelt, da für die feudale Großgrundbesitzerliste, die im Jänner triumphirte, im März nur 52 Mitglieder der Curie gegen 80 Verfassungstreue votirten. Es lohnt der Mühe, das einmal dem Auslande klar zu machen, damit man weiß, was von dem Rauschgold unserer constitutionellen Privilegien eigentlich zu halten ist. Einem solchen Reichsrathe konnte man denn getrost, auf dem Papiere, ein Steuer- und Recrutenbewilligungs-, ja, ein Ministeranklage-Recht zuschanzen, wie es in dieser Präcision und Unbeschränktheit nicht einmal das englische Unterhaus besitzt. Da es vom Hofe abhing, wie er sich sein Abgeordnetenhaus zusammensetzte, so blieben alle diese Prärogativen reiner Flitterstaat.

Jetzt nun wurden alle Mittel aufgeboten, um einen Sieg der Regierung in dem böhmischen Großgrundbesitze zu verhindern, weil mit dieser, nunmehr eingetretenen Wendung nicht nur das Ministerium Auersperg befestigt, sondern das Intriguenspiel der böhmischen Hochtories vorläufig lahmgelegt ist. Die Hoffnung der Feudal-Clericalen, wieder an's Ruder zu kommen, beruhte auf ihrer Prophezeiung, nach der Fundamentalartikel-Narrethei sei es unmöglich, einen verfassungstreuen Landtag in Prag zu Stande zu bringen; und nicht minder unmöglich sei es, daß in Wien ein Ministerium regiere, dem in Böhmen ein feindlicher Landtag gegenüberstehe. Gelang es den Feudalen, ihr Wort wahr zu machen, trat an Stelle des aufgelösten Landtages abermals eine verfassungsfeindliche Repräsentanz: dann — die Officiösen mögen reden was sie wollen — dann hatte das gegenwärtige Cabinet eine Schlappe erlitten, von der es sich schwerlich je wieder erholt hätte. Die moralische Niederlage wäre eine furchtbare gewesen und hätte in den maßgebenden Kreisen wieder allen jenen Einflüssen Thür und Thor sperrangelweit geöffnet,

Digitized by Google

die für einen Moment beschworen schienen. Umgekehrt wird, nachdem das Ministerium einen verfassungstreuen Prager Landtag erhalten, jetzt alsbald die Lostrennung des Reichsrathes von den Landtagen und die Beschickung des Abgeordnetenhauses im Wege directer Wahlen durchgeführt werden. Dann hat das anmuthige Spiel der böhmischen „Herren“ ein Ende, dem Parlamente das Lebenslicht auszublasen, indem sie die czechische Majorität in Prag die Reichsrathswahlen verweigern lassen.

Der Leser weiß jetzt, was für uns Alle von den Wahlen der böhmischen Großgrundbesitzer am 22. April abhing, und wird begreifen, daß von beiden Seiten jeder erfinnliche Hebel angesetzt ward, um das Zünglein an der Wagschale der Entscheidung hier- oder dorthin zu schnellen. Sie kennen den Terrorismus, der von den Feudalen in dieser Richtung auf den verfassungstreuen Großgrundbesitzer ausgeübt werden sollte, indem man denselben — mit besonderer Vorliebe namentlich Greisen oder Wittwen, welche die Stimme des betreffenden Gutes führen, sowie Frauen in Abwesenheit ihrer Männer — Deputationen beisofsener und bewehrter slawischer Bauern auf den Hals schickte, um sie durch sanfte „Bitten“ zur Abgabe ihrer Vollmacht an die Clam-Thun'sche Ligue zu bewegen. Der echt hussitische Charakter dieser douce violence, vor der eine Dame durch das Fenster den Weg in's Freie suchte, erinnerte lebhaft an die schönen Zeiten der Fensterstürze, die zwei Jahrhunderte lang in Böhmen als echt nationaler Ausdruck der Unzufriedenheit im Schwange waren. Bei dem Anblick dieser Horden von Unholden gedachte man unwillkürlich des Bauern in den „fliegenden Blättern“, der, aufgefordert, seine Beweismittel gleich zur Stelle zu bringen, dem Gerichte mit einer Wagenrunge seine Auswartung machte. So ähnlich sahen die Ueberzeugungsgründe aus, durch welche die Bauerndeputationen auf die Gutsherren wirken wollten; und „Narodni Listy“ mahnten einfach daran, daß unter Kossuth ungarische Patrioten den schwarz-gelben Kriststraten, ohne viele Umstände zu machen, den rothen Hahn auf's Dach gesetzt.

Der Terrorismus konnte indessen weder viel noch lange wirken, da ihm durch Militärreinquartierung sehr schnell die Spitze abgebrochen ward. Die Hauptsache blieb die Gewinnung neuer Stimmen, einerseits durch Zersprengung der riesigen Latifundien in Parcellen, deren jede noch groß genug blieb, um ein Gut mit dem landtäflichen Steuersatze abzugeben; andererseits durch den Ankauf von Besitzungen der Gegenpartei. Denn das ist die zweite „Eigenthümlichkeit“ der Schwerling'schen Wahlordnung, daß die Stimme an den Gütern, die in die Landtafel eingetragen sind, nicht an den Personen der Besitzer haftet. Diese Manipulationen haben eine Umdrehung angenommen, die zu einer vollständigen wirthschaftlichen und socialen Revolution in Böhmen führen muß. Denken Sie sich den Fürsten Carl Schwarzenberg, wie er fünfzehn seiner Wirthschaftsbeamten zum Schein als Mitbesitzer seiner Güter für die Wahlen in die Landtafel einschreiben läßt, oder wenn er den verfassungstreuen Gutsherren, die sich in Prag aufhalten, bis in die Bierhäuser nachgeht, um sie zum Verkauf ihrer Besitzungen zu bewegen! Derselbe Carl Schwarzenberg, der neulich sagte, der Glanz seiner Familie überstrahle den der Habsburger, die erst später in's Land gekommen seien, und der seine Prärogative wahrte, indem er mit seinen durchlauchtigsten Standesgenossen aus der Generalversammlung der patriotisch-ökonomischen Gesellschaft den Regierungscommissär förmlich heraushöhnte! Es gehört eben das volle Selbstbewußtsein dieser Cyclop-Feudalen dazu, daß sie sich nach solchen Vorgängen noch über die Maßregeln des Statthalters gegen sie in Ofen beschweren wollten!

Der Güterverkauf wurde einfach in der Weise betrieben, daß für jedes Gut, das nur irgend zu haben war, mit Hülfe der neubegründeten Prager Schwindelbanken jeder Preis bezahlt ward, notorisch oft 30, ja 50 Procent über die höchstgegriffene Werthschätzung. Wie viele Cavaliere, die in Schulden bis über die Ohren stecken, haben sich in dieser Glücksepoche, die allerdings nur in Verbindung mit der wahnsinnigen Börsen-Hausse denkbar war, als wohlrangirte Leute aus der Affaire gezogen! Fälle, wo einfach die Vollmacht zur Stimmabgabe für dies Eine Mal von der Gegenpartei baar verkauft ward, lassen sich natürlich nicht beweisen. Wohl aber liegen die Documente vor über Stimmenverkäufe mit Umschweifen. Theils weil nicht Jeder sein Gut hergeben mochte, theils um mit derselben Summe vier- bis fünfmal so weit zu reichen, kaufte man z. B. nominell ein Gut um 100,000 fl. mit einer Draufgabe von 30,000, ja von 40,000 fl. unter dem Vorbehalte, daß bis zum 30. April, also nach den Wahlen, der Verkauf gegen Ueberlassung des Angelbes als Reugeld rückgängig gemacht werden könne. Was heißt das anders, als daß der Betreffende seine Stimme verschachert hat? Das bezeichnendste Moment aber ist wohl die Haltung der 30 verfassungstreuen Rittergutsbesitzer des Egerlandes gewesen, die durch kein Bitten zu bewegen waren, sich in die Prager Landtafel eintragen zu lassen und so den Sieg der deutschen Partei über jeden Zweifel hinaus sicher zu stellen. Sie dürften — entgegenten sie auf alle Zumuthungen der Art — um keinen Preis die Sonderstellung von Eger und Asch im Böhmerlande aufgeben; denn das sei ihr letzter Rettungsanker, um deutsch zu bleiben, wenn wieder einmal ein Betcredi die Verfassung stürzt, oder ein Hohenwart Fundamentalartikel ausspielt!

Es fragt sich nun, werden die Deutschen ihren Sieg auszunutzen wissen, oder wird Moharbala Wort an Hanibal von ihnen gelten: „vincere scis, victoria uti nescis.“ Die unbedingt nothwendige Lostrennung des Reichsrathes von den Landtagen ist das Eine Moment, über das Alle einig sind. Das andere, nicht minder wichtige ist, daß jetzt die liberalen Doctrinäre aus den Wahlumtrieben gegen das Curiensystem Waffen entlehnen werden. Und doch ist die Beibehaltung der Curien unbedingt nothwendig, wenn nicht das deutschbürgerliche Element — in Böhmen kaum zwei Fünftel, in Mähren kein Drittel der Bevölkerung — von der czechischen Springfluth unter Führung der Feudalen und Schwarzen förmlich hinweggefegt werden soll. Also praktisch sein und nicht Alles über Einen Leisten schlagen! In Böhmen hat gesiegt, wer den letzten Thaler in der Tasche behalten; und da das immer der Deutsche sein wird, können wir damit ganz zufrieden sein. Die Losung muß daher nicht sein: die Curien abthun, damit das suffrage universel das Deutschthum auf slawische clerical-feudale Manier unter's Messer nimmt. Nein, die Parole heißt jetzt: die durch die Kämpfe gewonnene Position innerhalb der Großgrundbesitzercurie befestigen und im Wege der Colonisation dafür sorgen, daß im Schooße des Großgrundbesitzes niemals wieder der „historische Adel“ gegen die deutschen Gutsherren aufkommen kann.

Correspondenz.

Aus Paris. Ende April. [Situationsbericht und Scandal.] Die Franzosen haben eine augenehm bewegte Woche durchlebt, und die große, schaulspielsüchtige Nation schließt den Monat April mit dem stolzen Bewußtsein, daß man sich während desselben in Paris viel mehr amüsirt hat, als dies in spießbürgerlichen Hauptstädten, wie Berlin und Loudon, möglich gewesen wäre. Der Präsident, Herr Thiers, hat einen Hustenanfall gehabt. Die Republicaner haben sofort für die Existenz der ewigen Republik gezittert, während Legitimisten, Orleanisten, Bonapartisten, auch wohl Communisten, der Todesnachricht des geliebten Staatschefs voll hoffnungsreicher Erwartungen entgegensahen. Die unglücklichen ruhigen Staatsbürger, die sich nur um Handel und Wandel kümmern, deren einziges politisches Princip das des Conservirens ist, und die den alten Herrn Thiers heute gern in Spiritus aufbewahren würden, wenn sie dadurch die Dauer des status quo verlängern könnten, der gute Bourgeois, dem es ganz gleich ist, ob er Heinrich V., den Grafen von Paris oder den kaiserlichen Prinzen anbetet, wenn man ihm nur gestattet, lange und ungestört anbeten zu dürfen — dieser gesunde Kern der großen, freiheitsliebenden Nation, der jetzt

Digitized by Google

die fünf Milliarden an Preußen bezahlt und der sehr wohl weiß, daß er allein die Kosten einer neuen Revolution zu tragen haben würde, hat mit erschrecklicher Spannung die Phasen des Gesundheitszustandes des Präsidenten verfolgt.

Die Kammer ist eröffnet worden. Es ist kaum zu bezweifeln, daß sie das Publicum durch stürmische Sitzungen erbauen und erheitern wird. Gambetta soll nämlich darüber Recherchen ablegen, daß er in Havre auf die Nationalversammlung geschimpft hat. Er wird diese Gelegenheit, seinen Namen wieder einmal in jedes Franzosen Mund zu bringen, gewiß mit seinem gewöhnlichen Geschick ausbeuten. Der junge Parteiführer hat sich während der letzten Monate der Regierung gegenüber außerordentlich ruhig verhalten und es muß ihn danach gelüsten, sich in voller Glorie coram populo zu zeigen. Ich empfehle bei dieser leicht vorauszusehenden Gelegenheit die Lectüre des „Pays“ an. Die Zeitung brachte in einer ihrer letzten Nummern einen Artikel „der Lügner“ überschrieben. Sie nannte darin Gambetta nicht weniger als 18 Mal „Lügner“ und war am nächsten Tage ganz entrüstet, daß der ehemalige Dictator von Frankreich sich trotz aller dieser Liebenswürdigkeiten nicht mit dem Verfasser der Artikels, Paul de Cassagnac, schlagen wollte.

Duelliren und Prügeln ist nämlich in Frankreich an der Tagesordnung. Vor allen zeichnen sich, in dieser Beziehung, die Redacteure des imperialistischen „Pays“ aus. Sie tragen auf diese Weise viel zum Amüsement von Paris bei und nützen ihrer Partei durch Schwert und Stock gewiß eben soviel wie durch Polemik und Schimpfen. Rogat, einer der Mitarbeiter des „Pays“, hat sich vor wenigen Tagen mit dem wohlbekannten Journalisten Ratisbonne, von den „Debats“, auf offener Straße geprügelt. Ratisbonne hat seinen Gegenschimm über Rogats Gesicht und Schulter zerschlagen. Der tapfere Imperialist rächt sich, indem er Ratisbonne in einem längeren Artikel dreimal „Jude und Hebräer“ nennt. Der Herr Professor Wagner mag sich in seinem Streite mit Oppenheim damit trösten, daß er in Frankreich Schimpfbrüder finden kann. Er braucht sich zu den Zwecke nur an die Redaction des „Pays“ zu wenden.

Die „Süße Sperle“, der letzte Gang des Mahls, das den Parisern in der vergangenen Woche vorgesetzt worden, ist ein Einbruchs- und Mordgeschichte. Eine 22jährige junge Frau, Madame Dubourg, die in einem criminellen Verhältnisse mit dem Grafen Precorbin stand, ist von ihrem Manne, der sie sozusagen in flagranti überrascht hat, erstochen worden. Der Graf Precorbin ist auch dem dem Fenster auf ein naheliegendes Dach gesprungen und tapfer entflohen. Er verbirgt sich seitdem so gut, daß die Polizei ihn noch nicht gefunden hat. Der „Figaro“, „Paris Journal“ und ähnliche Blätter bringen lange Sensationsartikel über diese Tragödie, die sie „der Mord in der Rue des Ecoles“ betitelt haben. Sie machen daraus einen blutigen Roman, beschreiben die großen, schönen Augen der Madame Dubourg, die schlanke Gestalt ihres 26jährigen Geliebten und notiren mit Wohlgefallen jedes Wort, das ihre unglückliche Heldin im Hospital der Pitié, wo sie bis zu ihrem Tode lag, gesprochen hat. Die interessante Ehebrecherin ist nach zwei Tagen ihren Wunden erlegen; ich bin darauf vorbereitet, daß in einigen Wochen die Photographie von Madame Dubourg an allen Schaufenstern prangen wird.

Sie sehen, die Franzosen dürfen mit Recht sagen, Paris sei eine „einzige“ Stadt. In einer Woche haben sie dem Publicum Gelahr einer Staatsumwälzung, Hoffnung auf großen Scandal in der Kammer, Journalistenprügeleien auf der Straße, Ehebruch und Mord aufgetischt. Ich spreche gar nicht davon, daß in derselben Zeit auch wieder mehrere Todesurtheile gefällt worden sind. „Es giebt nur eine Kaiserstadt, es giebt nur ein Paris“. Das „Kaiserdorf“ muß sich damit trösten, daß Ruhe, Anstand und Sitte von den Barbaren fast eben so hoch geschätzt werden wie Gefahr, Roheit und Unsitte.

Literatur und Kunst.

Symptome des Verfalls im Künstler- und Gelehrtenthum.

Von
E. v. Hartmann.
(Schlußartikel.)

Zunächst fällt in die Augen die moderne Popularisirung der Wissenschaft, welche die früheren Schranken der Gelehrtenrepublik zerbrochen und die stillen Forscher mit dem Strome der Zeit hinausgerissen hat auf den großen Markt des Lebens. So unerläßlich und so segensvoll für den Fortschritt der Menschheit dieser Schritt auch war, so hat er doch auf die Wissenschaft selbst eine überwiegend ungünstige Rückwirkung geübt; denn einerseits hat die Niederreißung der Schranken des Gelehrtenthums den wissenschaftlichen Dilettantismus befördert und in Verbindung mit den Anforderungen der Industrie und Technik dahin gewirkt, ein schädliches wissenschaftliches Proletariat ins Leben zu rufen, das früher nicht existirte; andererseits ist die Betheiligung an der Popularisirung der Wissenschaft durch Schriften und Vorträge in Folge der Leichtigkeit und Massenhaftigkeit des dadurch zu erringenden Beifalls ein gefährliches Reizmittel für Forscher ersten Ranges geworden, welches gleichzeitig ihre Eitelkeit zu steigern geeignet ist und sie ihre kostbare Zeit und Arbeitskraft an Aufgaben verschwenden läßt, welche ebenso gut von Talenten niederen Ranges gelöst werden können. Wir müssen es willig anerkennen, daß die Franzosen und Engländer, begünstigt durch den geringeren Tiefgehalt ihrer Wissenschaft und durch ihre abgeschliffene und geringere individualistische Willkür gestalteten Sprachen, uns in der Kunst der Popularisirung voraufgegangen sind, und daß wir ihnen als unsern Lehrmeistern in dieser Hinsicht Dank schulden; wir müssen ferner zugeben, daß diese Kunst so schwierig ist, daß die ersten Versuche in derselben in jeder Sprache, ganz besonders aber in der deutschen, nur von Capacitäten ersten Ranges mit Erfolg unternommen werden konnten. Dieser Arbeit haben sich eine Anzahl der bedeutendsten Gelehrten unterzogen, und solche Muster in formeller und materieller Behandlung aufgestellt, daß auch Gelehrte zweiten und dritten Ranges gegenwärtig ganz vorzügliche Leistungen dieser Art produciren haben, und zwar in so reichlicher Menge, daß das Bedürfniß vorläufig für vollständig gedeckt zu erachten ist. Die Weiterführung der Aufgabe für künftige Zeiten kann demnach getrost auch ferner Talenten zweiten und dritten Ranges überlassen bleiben, ohne Besorgniß, daß das dem Volke Dargebotene nicht das Beste sei, was ihm geboten werden könnte. Nur die Philosophie nimmt hierin noch eine Ausnahmestellung ein; sie steht in der Popularisirung erheblich zurück, weil sie an Tiefe des wissenschaftlichen Gehalts voransteht, und kämpft deshalb noch immer mit der Schwierigkeit, sich aus den Fesseln der Schulsprache loszuringen. — Die Franzosen haben in der Popularisirung der Naturwissenschaften bereits das Ziel überflogen; die Reizmittel romantischer und abenteuerlicher Einkleidung (z. B. einer Reise nach dem Mond) gehören entschieden zu den verwerflichen, weil sie die Reinheit der Gebietsgrenzen von Wissenschaft und Phantastik verwischen, welche in möglichster Schärfe zu markiren und zu befestigen eben die Hauptaufgabe der populären Wissenschaft sein muß.

Was für populäre Schriften gilt, gilt in noch höherem Maße für populäre Vorträge. Ein zusammenhängender Cyklus von einem Gelehrten untergeordneten Ranges würde weit bessere Früchte tragen, als eine zusammenhanglose Folge von Vorträgen aus den verschiedensten Gebieten, in welche das Publicum ebenso sehr aus Eitelkeit läuft, um den und den berühmten Mann sprechen zu hören, wie dieser Mann sich aus Eitelkeit hinstellt, um dem verehrlichen Publicum seine phrasenhaft aufgeputzten paar Brocken mit Glacehandschuhen zu servieren. Ob es wirklich ein Gewinn für die Bildung des deutschen Volkes ist, daß die mißvergnügten

Digitized by Google

Geheimrathstöchter, die sich wegen schwindender Aussichten auf eheliches Glück auf Bildung geworfen haben, jetzt in die Vorträge der Singakademie, statt wie bisher in ihre ästhetischen Theezirkel, gehen, wage ich nicht zu entscheiden. Wir wollen hier gar nicht reden von so widerwärtigen Erscheinungen wie den Gedichtniederein wissenschaftlicher commis voyageurs; solches Industrierittertum konnte nur von Leuten ausgehen, die in ihrer dogmatischen Vornirtheit noch weit sicherer von ihrer eigenen Unfehlbarkeit überzeugt sind als der Papst von der seinigen; aber leider reizen solche schlechte Beispiele zur Nachahmung, und sind doppelt gefährlich in einer Zeit, wo der Gelehrte rings um sich her Reichthümer gleichsam über Nacht in nahezu fabelhafter Weise erworben sieht. Die Stellung der Gelehrten wird zweifelsohne eine erhebliche Verbesserung erfahren müssen, wenn sie sich nicht relativ verschlechtern soll; nichtsdestoweniger soll aber das Einkommen des Gelehrten nicht über das zur anständigen Ernährung einer Familie Erforderliche hinausgehen, und namentlich darf es ihm nicht die Mittel gewähren, ein Haus zu machen, und sich als ausgiebigste Gelegenheit zur Kitkelung seiner Eitelkeit einen Salon zu schaffen. Giebt man den Gelehrten luxuriöse Dienstwohnungen, welche sie hierzu verführen, so richtet man sie systematisch zu Grunde, denn der Salon giebt weder dem Gemüth (wie der Familienverkehr) noch dem Verstande (wie der wissenschaftliche Privatverkehr unter Gelehrten) eine Anregung und Befriedigung, sondern ist in seiner gewach geistreichen Oberflächlichkeit die wahre Schule der Eitelkeit, in der auch nichts als die Eitelkeit seine Rechnung findet. Nichts französirt uns mehr als der Salon in seiner ausbhöhlenden gleißenden Nichtigkeit, die den schillernden Schein an die Stelle des gediegenen deutschen Wesens setzt; nichts unterstützt mehr die wachsende Herrschaft der gedankenlosen und gemüthtosen Phrase, nichts begünstigt stärker das künstlerische und literarische Cliquenthum und die Ruhmesassecuranz auf Gegenseitigkeit, nichts befördert lebhafter den verderblichen dominirenden Einfluß des weiblichen Geschlechts in Kunst und Wissenschaft mit der daraus folgenden Verschiebung der sachlichen und persönlichen Interessen als der aus Frankreich importirte Salon. Es ist geradezu ein Unglück für den deutschen Gelehrten, daß er anfängt, ebenso wie der französische und englische, salonfähig zu werden. Der Salon ist es, der ihn in den Ansteckungsbereich der Kalglätte des Diplomaten und Hofmannes, der Eitelkeit des Künstlers, der Habgier und des prahlerischen Luxus des Börsenspeculanten führt, ihn durch den aufgenöthigten Vergleich mit seiner eigenen gesellschaftlichen Stellung unzufrieden macht und ihm die um ihn her Außenweilt unbekümmert Freudigkeit der Arbeit zerstört; der Salon ist es, der ihn lehrt, in der ihm von allen genannten Kategorien, am meisten aber von Seiten der „Damen" zu Theil werdenden Bewäucherung einen Ersatz zu finden, für das was ihm versagt ist. einen Ersatz, der den Grundzweil seines wissenschaftlichen Schaffens vergittet. Es ist ein nicht unwichtiger Grund mehr für den Verfall der französischen und englischen Wissenschaft, daß dort die Gelehrten viel zahlreicher und in weit höherem Grade salonfähig sind als bei uns. Zöllner sagt S. 233: „Die Wahrheit verschmäht es, stolz gebrüstet im Gewande rhetorischen Prunkes einherzuschreiten, denn sie bedarf solch' künstlicher Reize nicht, da sie den Besuch der Salons meidet und sich ihren Verehrern nur in Stunden der Einsamkeit und ruhiger Sammlung naht, — Stunden, die unter dem wachsenden Drucke amtlicher und gesellschaftlicher Pflichten der lebenden Generation allmählich abhanden kommen, und nur noch um hohe Preise, fast mit Gewalt, erworben werden können. Man darf es zuversichtlich aussprechen, daß sich die durchschnittliche Wahrhaftigkeit und Leistungsfähigkeit des Einzelnen, sowie der Völker, bei es auf dem Gebiete der Wissenschaft oder der Politik, an dem Umfange bemessen wird, in welchem ihre Sprache von der Phraie beherrscht wird. — Denn wo die Phrase sich zeigt, verhüllt die Wahrheit schweigend ihr Haupt und entfernt sich."

Jede hervorragende wissenschaftliche Leistung wird gegenwärtig durch die Canäle zahlloser Journale und populärer Schriften dem Publicum zugeführt; außerdem aber ist das sachverständige Publicum, das die gedruckten Originalarbeiten liest, jetzt sehr viel größer als früher. Mit diesem Bewußtsein kann sich nun in der That jeder maßvolle Gelehrtenehrgeiz zufrieden geben, und es bedarf durchaus keiner weiteren künstlich fabricirten öffentlichen Anerkennung durch Titel, Orden, Mitgliedschaft von Akademien und gelehrten Körperschaften u. s. w. Diese können vielmehr nur schädlich wirken, indem sie die Eitelkeit künstlich verstärken und der Forschung falsche Motive substituiren. Jede gelehrte Körperschaft, welche sich durch Cooptation ergänzt, verfällt außerdem zu allen Zeiten rettungslos dem Cliquenthum und dem Zopf; jede von den Regierungsorganen ausgehende Anerkennung laboriet hingegen weder an dem fundamentalen Irrthum, als ob ein officieller Maßstab der Werthschätzung möglich und ein officieller Prägestempel classificirten wissenschaftlichen Verdienstes zulässig wäre, — als ob nicht vielmehr allein die weitere geschichtliche Entwicklung berechtigt wäre, das endgültige Urtheil über Werth und Unwerth abzugeben. Ich erinnere nur daran, daß keiner der großen deutschen Philosophen der letzten hundert Jahre Mitglied der Berliner Akademie gewesen; wie in Frankreich selbst über die vierzig Unsterblichen gespottet wird, ist allbekannt, und doch sind eben diese Spötter so gierig auf die verspottete Ehre, — weil sie Franzosen sind. Der einzige auch heute noch und für alle Zeit werthvolle und festzuhaltende Zweck der Gründung von Akademien, ist der: den talentvollen Forschern eine gesicherte Lebensstellung zu gewähren, welche ihnen gestattet, ihre volle Kraft auf die Förderung der Wissenschaft zu verwenden; aber dies ist gänzlich unabhängig von dem Rahmen einer Corporation durch Staatspensionen zu erreichen. Besser und productiver als zu diesem Zweck können Staatsgelder gar nicht verwendet werden, — aber die einst ausnömmliche Besoldung der Berliner Akademie von 200 Thlr. ist zur Ironie auf sich selbst geworden. Nicht umsonst klagt Zöllner über den Druck der amtlichen Pflichten neben den gesellschaftlichen, und es ist schimm genug, daß Capacitäten ersten Ranges gewärtig nur dadurch leben können, daß sie ihre besten Kräfte auf ein Lehramt verwenden müssen, zu welchem tüchtige Lehrer ohne schöpferisches Talent auch genügen würden. Aber selbst die Lehrstühle sind zum Theil noch jetzt so schlecht dotirt, daß ihre Inhaber sich zur Cumulation von Nebenämtern, also zur weiteren Zersplitterung ihrer Arbeitskraft gezwungen sehen; mit solcher Ueberbürdung noch nicht zufrieden, lassen sich manche gar noch auf politische aufreibende Thätigkeit ein, in der sie denn oft als arge Dilettanten erscheinen; endlich sind die Pensionsverhältnisse der Professoren in Deutschland so ungeordnet und dürftig, daß verdiente Männer ihre Kräfte bis zur letzten Erschöpfung anstrengen müssen, wenn sie nicht mit ihrer Familie im Alter darben wollen. Dies muß anders werden. Genies oder Talente ersten Ranges, die kein eignes Vermögen besitzen, müssen im Interesse der Wissenschaft so gestellt werden, daß sie zwar das Recht haben, zu docieren, aber keine Pflicht, mehr darin zu thun, als sie zu ihrer eigenen Anregung und Erfrischung dienlich finden; jede auserlegte Verpflichtung derart ist eine Vergeudung höchster nationaler Fähigkeiten zu relativ subalternen Zwecken. Eine Verleihung solcher Pensionen aber würde ohne alle officielle Verdienstschätzung zugleich eine würdigere Anerkennung wissenschaftlicher Verdienste sein als alle äußeren Ehrenzeichen, deren Werth nur in dem Glauben der Menschen an ihren Werth besteht. Die Abschaffung aller solcher officiellen Prägestempel für classificirtes Verdienst in der Gelehrtenwelt würde eine Menge künstlicher Reizmittel der Eitelkeit beseitigen, die Eitelkeit mit der Zeit vermindern, das reine sachliche Streben nach Erkenntniß mehr zur Geltung kommen lassen, und hierdurch auch die reinwissenschaftlichen Verstandesoperationen durch Uebung verstärken und die Anlage zu denselben kräftigen.

In ähnlichem Sinne wie der Einfluß des weiblichen Geschlechts im Salon wirken die Naturforscherversammlungen auf eine Verschiebung der sachlichen und persönlichen Interessen hin. Solche Congresse sind vortrefflich, insoweit es sich entweder um die Wahrnehmung praktischer Vereins- oder Standesinteressen oder um die Vorbearbung von Material für die staatliche Ge-

Digitized by Google

setzgebung im allgemeinen volkswirthschaftlichen, juristischen, statistischen, kirchlichen, pädagogischen und sonstigen Interesse handelt. Keines von beiden ist bei dem Naturforschercongreß der Fall; dieser ist wesentlich nur als Vergnügungspartie für die Mitglieder und zugleich als ein vom esprit de corps für das große Publicum aufgezäumtes Paradepferd zu betrachten, welches das Ansehen der Kaste durch den in den Zeitungen und anderwärts davon gemachten Lärm vermehrt. Gegen beide Zwecke ließe sich nicht viel einwenden, wenn nicht durch die bei solchen Congressen gemachten Bekanntschaften und bei der Flasche besiegelten Freundschaften die persönliche Unbefangenheit verloren ginge, welche zur redlichen und rückhaltslosen Gegnerschaft erforderlich ist. Ohne solche Gegnerschaft als Gegengewicht des ewig unvermeidlichen Cliquenunwesens kann aber die Wissenschaft auf die Dauer nicht gedeihen. „Wäre ich denn", sagt Föllner S. LVIII., „je im Stande gewesen, meine im dritten Theil dieser Schrift ausgeführten psychologischen Untersuchungen vorzunehmen, wenn ich die Liebenswürdigkeit eines Tunhall, oder die Eleganz eines Hofmann mit persönlich gegenüber zu erfahren und schätzen gelernt hätte?" Die Aufhebung solcher persönlicher Unbefangenheit schadet wahrscheinlich mehr, als die positiven gegenseitigen Anregungen und Förderungen, welche durch private persönliche Berührungen bei solchen Gelegenheiten herbeigeführt werden, der Wissenschaft nützen können; mindestens ist die Bilance zweifelhaft.

Wer nach dem Bisherigen noch daran zweifelt, ob nicht auch bei uns schon bedenkliche Symptome des Verfalls der deutschen Sitte in der deutschen Wissenschaft auftauchen, der lese in Föllners Buch den Bericht über das Festmahl der chemischen Gesellschaft zu Ehren ihres Gründers, des aus England zu uns zurückgekehrten Professor Hofmann, nach actenmäßiger Darstellung in den Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft zu Berlin, 3. Jahrgang Heft 3.

Wir schließen mit den Worten Föllners auf S. LXI.: „Kein liberaler Minister wird durch glänzende Institute und Laboratorien, durch Gehaltserhöhungen der Professoren und neue Berufungen allein den Verfall einer ehemals begeistertsten Stätte deutscher Wissenschaft aufhalten können, so lange nicht jene unterirdischen Verbindungen mit London und Paris gänzlich abgeschnitten sind. Erst in einer hierdurch gereinigten Atmosphäre werden allmählich wieder die Strahlen der Wahrheit ihren Weg zu den Herzen der Lehrer finden, damit sie von ihnen erwärmt und begeistert, in selbstloser Hingabe der Wahrheit allein die Ehre geben, und so der deutschen Jugend nicht nur ein vornehm kühles Bild des Wissens und Könnens, sondern auch das Beispiel eines reinen und anspruchlosen Antriebes zur Erkenntniß liefern."

Die Mannichfaltigkeit deutscher Mundarten.

Von **Klaus Groth.**

Das Bedürfniß, die mundartige Literatur zu pflegen, ist nicht unbefriedigt geblieben. Wer nicht aus Neigung oder Beruf mit den Sachen zu thun hat, der macht sich keine Vorstellung von der Anzahl Schriftsteller in deutschen Mundarten, der Menge mundartiger Bücher, Broschüren und fliegender Blätter, meistens aus der Zeit nach Herder und Goethe, als ob man ihren Forderungen nach Natur und Laune, nach Idiotismen und Freiheit hätte nachkommen wollen. Wohl ein Beweis, daß die Forderung Herders eine wohlbegründete gewesen. Man kann Bibliotheken damit füllen. Gewöhnlich bringen sie nicht über ihr kleines Gebiet hinaus, in der Schweiz z. B. nicht über ihren Canton, oder wie in Zürich, Basel, auch in Köln, Aachen, Nürnberg, nicht aus der Stadt. Sie behandeln oft ganz particulare Interessen, die weiter hinaus keine Theilnahme finden, besingen einen verdienten Mann, das Lob der Heimath, oder sie geißeln Alberaheiten und Mißbräuche und verlieren sich oft in Pasquillen.

Es ist also nicht die Mundart, wenigstens sie nicht allein, die sie Fremden fremd macht. Die Schwierigkeit der Sprache ist durchschnittlich sehr gering, viel geringer, als es für den ungeduldigen Leser den Anschein hat, der nicht die Ruhe herzubringt, einen Satz etwa zweimal zu lesen und ein scheinbar unbekanntes Wort ein wenig in's Auge oder Ohr zu fassen.

Nur hin und wieder, in Köln, in einigen altbayerischen Orten, im Schweizer Hochlande wird der Dialekt wirklich schwer verständlich, meistens aber um so interessanter. Wer den Kölner Pulcinella (das Hännesechen) verstehn will, der soll beide Ohren offen halten. Schriftlich ist der Unterschied von deutsch und deutsch nirgends so groß, daß nicht das Verständniß Jedem möglich wäre, er würde noch kleiner erscheinen, wenn die Dialektdichter nicht die Neigung hätten, ihre Eigenthümlichkeiten durch übermäßige Buchstabenhäufung auffällig zu machen. Wer z. B. Hebels allemannische Gedichte nach der einfachen Schreibart in Philipp Wackernagels Lesebuch liest, dem werden sie nicht mehr Mühe machen, als ein schwäbisches Volkslied, wenn er selber nachsingt:

Jetzt gang i an's Brünnele,
Trink aber nit.

Es ist also nicht die Schwierigkeit der Sprache, was die meisten mundartigen Dichtungen auf ihren engen Kreis beschränkt. Von unsern echten Volksliedern sind die meisten in der Mundart gedichtet. Das hat gar nicht verhindert, daß sie sich über ganz Deutschland verbreitet haben, mitunter ganz unverändert in ihrer landschaftlichen Tracht, so daß man schwäbische und bayrische Liedet und Schnadahupfl (Schnitterliedchen) direct aus plattdeutschem Munde vernimmt. Denn allerdings sind wir Norddeutsche, wie es scheint, sprachgewandter oder mehr geneigt, süddeutsche Eigenthümlichkeit freudig anzuerkennen. — Meistens haben die Lieder allerdings auf dieser Reise durch's weitere Vaterland ihre „Nationaltracht" mehr oder weniger mit der allgemein gültigen, die Mundart mit dem Schriftdeutsch vertauscht, und nur am treuherzigen Wesen sieht man ihnen noch das Mädchen vom Lande ab. Einzelne seltene Gestalten, meist die schönsten, haben ihr Gewand mit ihrer Heimath völlig vertauscht, ihre Mundart der neuen anbequemt. Sind's Mädchen aus der Fremde, so weiß man nicht, woher sie kommen. Das bekannte herrliche Lied z. B. von den beiden Königskindern (Hero und Leander):

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,

theilt Uhland in einer plattdeutschen Version mit:

Et wassen twe kinigeskinner,
De hadden enanner so lef,
De konnen to nanner nich kummen,
Det water was wil to bred.

und Willems in seinen „ouden vlaemschen Liederen" in einer niederländischen Lesart:

Het waren twee coningskinderen,
Sy hadden malcander soo lief;
Sy conden tween niet comen,
Het water was veel te diep.

Wer sagt uns, wo es entstanden ist? Verbreitet war es über das ganze Gebiet deutscher Mundarten.

Dichtungen von solchem Werth und Glanze sind wie die Sterne allenthalben zu Hause. Mundartige Poesien sind meistens wie die häusliche Lampe, traulich aber nicht weiter leuchtend als in die enge Umgebung der eignen Häuslichkeit. Allerdings aber sind deren viel mehr, als man in der Ferne, wohin sie nicht leuchten, vermuthen kann. Nürnberg z. B. zählt 20—30 namhafte Dichter im heimischen Dialekt. Von ihnen ist nur Einer, der Flaschenmeister (Klempner) Grübel, auch im deutschen Reiche bekannt geworden, und dies wohl mehr durch Goethes gewichtige Empfehlung, als durch eigenes poetisches Verdienst. Denn aus den mehrerev Bänden der Gedichte des braven Blickenschlägers bleibt dem treulich prüfenden Leser wenig mehr haften — außer der unpoetischen Stimmung einer gewissen philisirösen Resignation und eines gewissen Behagens, gemischt mit Langweile —

Digitized by Google

als ein einziges köstliches Lied, das Lied vom klugen, faulen, gefräßigen Schlossergesellen — das denn freilich auch, mit Melodie versehen, seinen Weg über ganz Deutschland gemacht hat:

An Schlosser hot an G'sellen g'hot,
Der hot so langsam g'feilt.

Und Nürnberg steht nicht etwa als Ausnahme allein da. Alle größeren Städte Deutschlands, welche das Gepräge und die Mundart eines deutschen Stammes bewahrt haben: Wien, Köln, Aachen, Hamburg, bieten bei näherer Kenntniß ganz dieselbe Erscheinung. Es brauchen nicht immer Bücher zu sein, in denen es sich ausspricht. Wer hat nicht gehört von den Lustspielen der Wiener (jetzt auch Münchener) Vorstadttheater, wo die Nestroy, Raimund, Scholz und andere Komiker im niederösterreichischen Dialekt nicht blos das gemeine Publicum, sondern die feinste Gesellschaft der Hauptstadt entzücken? Wer hat nicht gehört von der „Nacht auf Wache" in Hamburg?

In Köln steht das Leben der Mundart in voller Blüthe. Die Kölner besitzen schon eine gereimte Stadtchronik im heimischen Dialekt aus dem 13. Jahrhundert von ihrem damaligen Stadtschreiber Meister Gottfried Hagene. Die Mundart war damals mehr als jetzt noch reines Plattdeutsch. Dem heimischen Hännechen (Pulcinella), der, wie gesagt, jedem Deutschen aus anderen Gauen schwer verständlich ist, hört der Kölner noch immer mit gewohnter Andacht zu, und im Carneval kann man noch jedes Jahr eine Anzahl fliegender Blätter auffangen, alle in demselben Dialekt, worin man jeden echten Kölner beim Schoppe gute Weng (guten Weines) allabendlich kann „kallen" hören.

Aehnlich in der Schweiz. Wie viel dort in der Mundart gedruckt wird, davon lassen wir uns hier gar nichts träumen. Namen wie die des Züricher Dichters Usteri sind auch in's Reich gedrungen, Jeremias Gotthelf, den Jacob Grimm in der Vorrede zu seinem Wörterbuch als einen Sprachgewaltigen preist, hat seine Sprachgewalt aus der Mundart. Aber außer diesen Männern von weiterem Ruf kann man Namen von Schriftstellern, die nie über ihre Berge hinaus klangen, zu Dutzenden nennen, die in der Heimath bekannt und beliebt sind. Und der Flugblätter mit fünf neuen Liedern, mit Balladen, Schauergeschichten, Neujahrs- und Geburtstagswünschen, mit Sprüchen und Gebetsformeln, oft gar curios in Kreisen oder Winkelrichtungen gedruckt, kann man zu ganzen Packen bei Drehorgeln und ambulanten Buchhändlern kaufen, zum Beweise, wie gebräuchlich in der Schweiz noch die Mundart für's Volk zum Schriftgebrauch ist.

Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten.

„Ein neues Wintermärchen. Besuch im neuen deutschen Reich der Gottesfurcht und der frommen Sitte" von Heinrich Heine.
Aus Karl Heinzens „Pionier" in Boston.

Die wunderbare Assimilirungsfähigkeit der Deutschen zeigt sich vor allem in dem deutschen Schriftstellerthume. Ein Deutscher, der in Frankreich seine Ausbildung erhalten hat, schreibt wider Willen und ohne sich die Franzosen gerade zum Muster zu wählen unter dem Einfluß, welchen die genaue Kenntniß der französischen Sprache auf ihn ausübt; sein Stil wird präciser, er vermeidet die Anhäufung von Relativsätzen, die Gefälligkeit des Ausdrucks ist für ihn von besonderem Werthe, es kommt ihm nicht nur darauf an, was er sagt, sondern auch wie er es sagt. Ebenso wird der in England schreibende Deutsche von der Eigenart der englischen Schreibweise beeinflußt; er wählt seine Bilder mit Vorliebe aus der Marine, seine Schilderungen erhalten häufig eine leichte Beimischung von dem gesunden und breiten Humor des Angelsachsen, die parlamentarischen Redewendungen bilden einen erheblichen Bestandtheil seiner schriftlichen Ausdrucksweise. Noch mehr aber als der in Frankreich und England schreibende Deutsche macht sich der Deutschamericaner die stilistischen Eigenthümlichkeiten seiner Umgebung zu eigen. Wer auf unsern Fischmärkten die Hökerweiber schimpfen, wer einen ultramontanen Bayern die Unfehlbarkeit des Papstes oder Professor Adolf Wagner in Berlin seine eigene vertheidigen hört, wer einen Sachsenhäuser im Zustande der völligen Ungenirtheit oder einen bedrängten Katheder-socialisten im Zustande der Gereiztheit belauscht — der hat noch immer keine Vorstellung von der Energie und wuchtigen Grobheit, deren unsere Muttersprache fähig ist. Um die äußerste Potenz der deutschen Grobheit kennen zu lernen, muß man einige in America erscheinende deutsche Blätter lesen — namentlich den „Pionier" von Karl Heinzen in Boston, den originellsten und ungeschlachtesten Vertreter dieser sprachlichen Faustkämpfer. Für ihn ist alles das, was wir philisiröse Deutsche als gute Sitte, gesellschaftliche Form, Wohlanständigkeit und dergl. zu bezeichnen pflegen, ein längst überwundener Standpunkt; für Scheu und Scham besitzt er absolut kein Verständniß. Mit der Unbefangenheit eines Naturforschers und dem schmunzelnden Wohlgefallen eines alten Sünders nennt er gerade Dinge, die wir stets verhüllen, bei ihrem rechten Namen; er übernimmt die zotigen Derbheiten eines Schlingels an der Bierbank in die Schriftsprache, überbietet Göz von Berlichingen an unmißverständlicher Deutlichkeit und ergeht sich mit einem Worte in einer Keilschrift, für welche der entsprechende grobe Klotz noch gefunden werden muß.

Wenn ein Mann wie Karl Heinzen das neue deutsche Reich besingt, so kann man sich nach dieser Charakteristik seiner schriftstellerischen Specialität und nach seiner übbetannten politischen Vergangenheit ungefähr vorstellen, was dabei herauskommt; jedoch eben nur ungefähr. Es ist aber ganz nützlich und überdies recht unterhaltend, das Lied, welches Herr Heinzen in seinem „Pionier" anstimmt, genau kennen zu lernen, und deshalb will ich aus dem „Wintermärchen" des neuen „Heinrich Heine" — ich setze als selbstverständlich voraus, daß hinter diesem Pseudonym Karl Heinzen steckt, der im Uebrigen mit der Prosa und den Versen des „ungezogenen Lieblings der Grazien" auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit besitzt — hier einige Auszüge geben. Einige — und unter diesen leider die saftigsten und charakteristischsten Stellen muß ich gänzlich unerwähnt lassen. Die deutsche Presse — wie wird Herr Heinzen über diese Schwäche lachen! — ist eben noch so jungfräulich zimperlich und schüchtern, daß sie nicht einmal die Courage hat, ordinäre Zoten zur Charakteristik dessen, der sie gebraucht, oder in polemischer Absicht wiederzugeben. Wer einmal das Bedürfniß fühlt, ganz ausnehmend grob zu sein, der schreibt eine Broschüre in der Form eines „offenen Briefes" — aber das kommt selten vor; das thut höchstens ein Katheder-socialist, wenn er gereizt wird.

Der neue Heinrich Heine kommt im 11. Caput seines Liedes in der Hauptstadt des deutschen Reichs an. Das erste Wesen, das ihm begegnet, ist natürlich ein zerschossener Invalide des letzten Krieges mit Sleizbein und Leierkasten. Der Dichter ist gerührt.

Du armer Mann, dich haben sie auch
Geschleppt zum Völkerkriege,
Und haben dich dann, so wie es der Brauch,
Entlassen auch dem Siege!

Und als du deine Pflicht gethan
Mit Sengen und Brennen und Morden,
Und als du ein armer, elender Mann,
So elend wie Keiner geworden,

Da nähten sie dir ein Kupferstück
An die Brust mit farbigem Bande,
Und jagten dich von der Schwelle zurück
Als Bettler hinaus in die Lande!

Er will dem ärmsten Manu auch eine kleine Unterstützung zuwenden, durchsucht „die Taschen alle" und da er nichts darin findet, wird er wüthend:

Du deutscher Michel, warst du so dumm,
Und tiefest zum Krüppel dich schlagen,

Digitized by Google

So bettle die Füß dir lahm und krumm,
Du hast dich nicht zu beklagen!

Wenn du so dumm warst und stelltest dich auf
Und opfertest Blut und Leben,
Und ließest dir dann . . . . . .
Einen gnädigen Fußtritt geben,

Und bist noch stolz auf die Schmach des Tritts
Und durchplärrst das Land mit Gesängen
Vom Heldenkaiser, vom Heldenfritz,
Von Schlachtluft und Siegesklängen, —

So lass' ich getrost den Beutel zu,
Und will dich nicht weiter bertehen,
Sonst würd' ich dir sicher in aller Ruh'
Auch meinen Fußtritt verstehen!

Der zwölfte Gesang ist der neuen Tricolore Schwarz-weiß-roth gewidmet:

Das ist das Schwarz, das die Knechtschaft prägt
Auf der Völker Herz und Gehirne,
Das ist das Weiß, das den Stempel trägt
Des Grams auf der bleichen Stirne!

Das ist das Roth, das brennendheiß
Die Scham treibt auf die Wangen,
Wenn einst die Farben schwarz-roth-weiß
Die Denker zum Denken zwangen!

Das ist das zoller'sche Schwarz-weiß-roth,
Das Banner der Todtschlagsfarben,
Das sich die Deutschen in Krieg und Tod
Zum Banner des Reichs erwarben!

Ihr Deutschen, das ist ein Banner für euch,
Ihr braucht drob nicht zu erbosen;
Das paßt für euch, für des Todtschlags Reich,
Das Reich des Todtschlags im Großen!

Doch nein, das paßt doch nicht; — gemach!
Ich muß das Roth entfernen;
Denn ihr Deutschen werdet ob eurer Schmach
Doch nie auch schämen lernen!

Bloß weiß und schwarz, das ist genug,
Ist einfach und doch auch schreckig;
Jetzt paßt das Banner und heißt mit Fug:
Hellbreckig und dunkelbreckig!

Der Dichter durchstreift nun Berlin bei Nacht und fällt schließlich in ein Local, dessen Adresse er anzugeben leider vergessen hat; nach seiner Schilderung wird man es aber schwerlich an den Ufern der Spree ermitteln können. Es ist weder Orpheum noch Tingeltangel, noch sonst irgendein zu einer bekannten Kategorie schlechter Vereinigungen gehöriges Ding. Dort findet er Frauen und Töchter der höchsten Stände neben Damen, welche darauf durchaus keinen Anspruch machen, Financiers und Leute, die von der Straße aufgelesen wurden — kurzum ein Local, das recht interessant sein müßte, wenn sich unser solides Kaiserdorf dergleichen verstattete. Realistischer ist das Bild im dreizehnten Capitel dieses „Wintermärchens“. Der Dichter geräth in einen „Prügelball“.

Ich schob mich langsam zur Seite hin,
Das Ausgangsthor zu gewinnen;
Da wälzte sich plötzlich das ganze Heer
Auf mich und zog mich nach Innen.

Und eh' ich's versah, war ich einverleibt
Dem Schwarme der lodenden Hölle,
Und abgeprügelt und abgestäubt
Mit tadelmäßiger Schnelle;

Und eh' ich entschlossen den Nächsten gepackt,
Selbst dreinzuschlagen beflissen,
Da sah ich mich schon in geviertelten Tact
Hinaus auf die Straße geschmissen.

Da lag ich und rief nach der Polizei
Und fluchte und schimpfte nach Noten;
Allein kein Schutzmann eilte herbei,
Als wäre das Heilen verboten.

Endlich kommt ein Mensch. Der Dichter klagt ihm seine Noth.

Da hörte der Mann mir emsig zu,
Als ich mein Unglück klagte;
Dann schüttelt' er in bedächtiger Ruh'
Das Haupt vor sich und sagte:

„Ihr sein auch nicht von Berliner Flur,
O Freund, sonst müßtet ihr wissen:
In'jenem Hause da werden nur —
Schutzmänner hinausgeschmissen!“

In einem Kaffeehause, wo Heinzen, um auf „munter“ einen schlechten Reim zu finden, „Burgunder“ trinkt, wird seine Aufmerksamkeit durch eine besondere Erscheinung gefesselt.

Er sprach vom herrlichen deutschen Reich
Und vom Beruf der Germanen,
Vom fröhlichen Krieg, vom wuchtigen Streich
Und von den geistlichen Bahnen;

Vom Kaiserthum, das sich wieder erneut,
Vom freundlichen Bundesrathe,
Vom guten Willen, von Einigkeit
Und von der Regierungen Gnade;

Vom Volk, das in jubelndem Dankesgefühl
Zufrieden und glücklich sich preise,
Von der Vorsehung, die dem Reiche so viel
Des göttlichen Segens erweise.

„Wer ist der Kerl, der es unternimmt
Im Namen des Volkes zu pochen,
Dem nicht schon längst die Hörer ergrimmt
Die Spindelbeinchen zerbrochen?“

Ich frug's; da zupfte mein Tischnachbar
Mich leise am Gewande:
„Ihr kennt ihn nicht? Dann ist es klar:
Ihr seid nicht aus diesem Lande.

Das ist im Reichsstall der tüchtigste Gaul,
Der größte Redner auf Erden,
Dem, wenn er stirbt, noch extra das Maul
Muß todtgeschlagen werden.

Hat die Reichsregierung auch noch so sehr
In den Dreck den Karren geschoben,
Er leitet darüber ein Phrasenmeer
Und hebt den Karren nach oben.

Der Nationalliberalen Held,
Des Schwadrons geübtester Meister,
Das ist der beredtsamste Mann der Welt,
Und — Eduard Lasker heißt er!“

Der Anblick des Reichstags entlockt dem Dichter den Ruf: „O wär' ich Bebel!“ — Das ließe sich vielleicht arrangiren, denn Bebel würde gewiß nichts dagegen einzuwenden haben, wenn er für die nächste Zeit in dem sichern America der ungefesselte Heinzen sein könnte.

Am politischen ist unser rasender Roland, wenn er auf die Fürsten zu sprechen kommt; ueben ihm sind Rochefort, Raoul Rigault, Vermersch und die sonstigen Zierden der Pariser Commune die reinen dummen Jungen.

Von Gottes Gnaden mit vollem Recht
Denn wäre nicht Gottes Gnade,
So wäre schon längst das ganze Geschlecht
Versault unter Galgen und Rade.

O deutsches Volk, wenn ich dich so schau'
Im Zwangsstuhl der Fürsten sitzen,
Wie sie handwerksmäßig grün und blau
Dich schlagen und treten und sitzen;

Digitized by Google

Wie sie das Geld aus dem Sack dir zieh'n,
Dich drillen und beuteln und schinden,
Und auf das geduldige Maul dir hin
Ein dreifes Pflaster binden,

Dann fühl' ich des flotzenden Esels Gewicht
Durch Leib und Seele mir zucken,
Und es reizt mich die Faust — auf die Fürsten nicht,
Nein, auf dich selber zu spucken!

Daß es Herrn Heinzen in dieser Gesellschaft mißfällt — wer wollte es ihm verübeln? Er denkt auch nicht im Entferntesten daran, uns mit seinem Besuch zu beehren:

Viel eher will ich des Hemdes Saum
Zum Stricke mir drehen und zwingen,
Und an den nächsten besten Baum
Zum Rabenfraße mich hängen!

Ihn dünkt der Aufenthalt in der „stinkenden Hölle", um einen anmuthigen Ausdruck des Dichters zu gebrauchen, weit angenehmer als der in unsrer schönen Gegend. Und es ist doch so hübsch bei uns. Aber über Geschmacksachen läßt sich nicht streiten, und Herr Heinzen will nun einmal in der „stinkenden Hölle liegen", bis die Deutschen . . .

Bis sie mit heiliger Zornesgluth
In Fetzen die Throne zerschlagen,
Und die sie die ganze Tyrannenbrut
Zur Guillotine getragen!

Bis der verpestete deutsche Sumpf
Von Henkern und Heuchlern und Strolchen
Ist ausgeraubt bis auf den Stumpf
Mit Knüppeln und Messern und Dolchen;

Heiliger Tücke! Wie harmlos erscheint du uns neben dieser anthropomorphosirten Blutwurst! Knüppel, Messer und Dolch — wir haben wenigstens die Wahl. Und Herr Heinzen bringt etwas fertig, was ihm noch kein Mensch vorgemacht hat: er zerschlägt in Fetzen! — Wir denken uns die Fetzen immer nur als ein von einem Ganzen abgerissenes oder abgeschnittenes Stück, aber Herr Heinzen schlägt die Throne in Fetzen; er wird vermuthlich auch ein Bischen Feindesblut trinken und einen Schluck Tyrannenschädel dazu verzehren.

Uebrigens ist Karl Heinzen doch nicht so grausam, wie er sich hier den Anschein giebt. Er wird sich nicht ewig von uns wenden, im Gegentheil, die Stunde seiner Rückkehr wird sehr bald schlagen — mit diesem Trosteswort schließt das 15. Caput. Es versteht sich am Rande, daß bis dahin noch einige kleine Umwälzungen erforderlich sind, aber das hat ja nicht viel zu bedeuten. Die Pariser Commune hat uns die rechte Bahn gewiesen. Etwas Petroleum, etwas Meuchelmord, einige gelinde vandalistische Zerstörungen — und Herr Heinzen kann wiederkommen:

Bald leuchtet der Tag von Pol zu Pol,
Der Tag der entsetzlichen Rache!

Bald werden die Völker den loderuden Brand
In die Schlösser der Könige tragen,
Und Scepter und Kronen und all' den Tand
In sprühende Fetzen zerschlagen!

Bald wird der fürstliche Henkerschwarm
Am eigenen Galgen baumeln,
Und die Völker befreit rings Arm in Arm
Von Festen zu Festen taumeln!

Das wird aber ein Vergnügen werden! Und wie sinnig durch den poetischen Ausdruck, daß die Völker „von Festen zu Festen taumeln werden" der angenehme Zustand angedeutet ist, in welchen die völlige Befriedigung eines unermeßlichen Durstes sogar den Freiheitsheiden zu versetzen pflegt. Heinzen, Heinzen! man muß nicht gar zu offenherzig sein, nicht einmal in der Poesie. Die Trunkenheit mag ja viel für sich haben, zugegeben; aber deswegen gleich Räuber und Mörder?! Blos um des höheren Durstes willen Tyrannenmord und Brandlegung? Der Rausch kommt mir etwas kostspielig vor.

Herr Heinzen wird sich vielleicht durch den Abdruck seiner Rinaldiniverse in diesem Blatte überzeugen, daß unsere Zustände denn doch etwas gesunder sind, als er wähnt. Denn meines Erachtens spricht für die normale und gesunde Beschaffenheit eines Staates schon der Umstand, daß derartige Aufforderungen zum Mord und Todtschlag ruhig verbreitet werden können, ohne daß es nöthig wäre, nur ein Wort dawider zu sagen.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Das Publicum der Königlichen Oper.

„Die Kritik soll vermittelnd wirken zwischen Publicum und Künstlern". Dieser Satz ist nur so lange richtig, wie eine Vermittlung im künstlerischen Sinne möglich ist, d. h. so lange bei dem Publicum und bei den Künstlern die edlere Geschmacksrichtung vorherrscht, so lange Diese zu gefallen trachten, aber die höheren Rücksichten und Pflichten nicht außer Acht lassen, den wechselnden Tageslaunen der geputzten Menge keine weit gehenden Zugeständnisse entgegen bringen, so lange andererseits das Publicum zwar vor Allem angenehm angeregt, unterhalten sein will, aber nicht den feineren Sinn für das Gute verliert, das Edlere kennt und anerkennt und das Gemeinere abweist. Bei solchem Verhältnisse soll die Kritik vermittelnd wirken und selbst dort, wo sie Tadel ausspricht, deutlich die Absicht zeigen, daß sie nur Irrthümer berichtigen, ästhetische Fingerzeige bieten, Einzelnes darlegen und erklären will zur Verständigung über das Ganze. Wenn aber der Gegensatz der Regeln der Kunst und des guten Geschmacks, ja selbst des guten gesellschaftlichen Tones, zu der herrschenden Geschmacksrichtung sich als ein unvermittelbarer erweist, wenn die feinere Bildung und ihre milden Ansprüche immer scheuer zurückweichen vor dem lauteren Drängen der Vergnügungssucht und der Oeffentalian, wenn schlechter Ton, plumper Luxus und die Cancessionen an deren Forderungen sich gegenseitig überbieten; wenn solche Zustände, wie sie an unserer Hofoperndühne seit den letzten Jahren sich zeigen, anstatt bekämpft zu werden, durch Duldung und Zugeständnisse Beförderung quaß Aufmunterung finden, wenn selbst die Oberleitung, in hoher, unabhängiger Stellung dem hin- und herschiedenden Tagesgetriebe entrückt, anstatt dieses zu ignoriren ihm Berücksichtigung schenkt und die Cassenseinnahme als maßgebenden Kriterium gelten läßt: dann kann, dann darf die Kritik nicht zu vermitteln suchen; dann ist ihr die Aufgabe zugewiesen, vor Allem das Scheingold vom echten Metalle zu scheiden, das Ergebniß dieser Scheidung mit Entschiedenheit darzulegen, auf die eingeinen gefährlichen Schäden hinzuweisen, die beseitigt werden müssen, damit eine Besserung des Ganzen angestrebt werden könne. Mit schönen Worten und Umschreibungen ist nichts zu erreichen. Das Stichwort „gegebene Verhältnisse" verfliegt in blauen Dunst, wenn man die Zustände genau betrachtet und dabei prüft, welche Verhältnisse sich als „gegebene", d. h. aus dem ganzen gesellschaftlichen und geistigen Leben organisch entwickelte, darstellen, und dagegen welche Verhältnisse unwiderleglich als solche erwiesen werden können, die zufällig entstanden, mit anderen Strömungen aufgetaucht sind, und — aus Scheu vor energischer Handhabung der Leitung oder aus Mattheit, die von der Kunstpraxis weitab liegen — so lange geduldet und unbeseitigt blieben, bis sie sich zuletzt als scheinbar nicht zu beseitigende einnisten konnten.

Blicken wir einmal auf die Königliche Oper zurück, wie sie vor zehn Jahren war, auf die damaligen Beziehungen zwischen Künstlern und Publicum. In jener Zeit wirkten die Damen Jachmann-Wagner, Köster, Tuczek, die Herren Mantius und Krause als erste Größen. Diese vortrefflichen Künstler waren noch jahrelanger, schöner, ersprießlicher Thätigkeit an dem Punkt gelangt, wo ihre physischen Mittel nicht immer ausreichten, wo jüngere, frischere Kräfte an ihre Stelle treten mußten; sie selbst fühlten das. Aber — wie verstanden sie, bei aller Ermattung der physischen Mittel noch „effectvoll" zu singen; welch' Gepräge künstlerischer Bildung und Schönheitssinne trugen ihre Leistungen! Wie edel faßten sie auf! Wie war Allem gaben sie elastische Meisterwerke wieder! Da wirkten sie in vollendetem Zusammenspiel, drängten sich nie hervor, wirdigten nie eine Partie zur Virtuosenleistung herab, schrieen nie, hielten auch keine Reden, und waren doch ihres Erfolges sicher — Mit dem auf der Bühne herrschenden Tone stand die Haltung des Publicums im Einklange. Dieses war in seiner großen Mehrzahl noch aus den „privilegirten" und den gebildeten Stän-

Digitized by Google

den zusammengesetzt. Man sah in der classischen Oper fast nur Zuhörer, die gekommen waren, das Werk, würdig aufgeführt, zu bewundern, nicht die Einzelleistungen dieser oder jener Primadonna. Es herrschte auch noch eine gehobene Stimmung, die sich während der Vorstellung in gespannter, weihevoller Aufmerksamkeit und selbst in den Zwischenacten im Ausdrucke vieler Physiognomien kundgab. Und im Ganzen und Großen war die angenehme Wechselwirkung zwischen den Künstlern und dem Publicum überall bemerkbar, und erstreckte sich auch auf die „vermittelnde" Kritik. Bis vor etwa acht Jahren wurde in den einflußreichsten Journalen unserer Residenz die Haltung der Sängerinnen, die sich in Gastrollen um Anstellung bewarben, genau beobachtet, als „decent" belobt, oder als den Traditionen nicht entsprechend bemängelt.

Und wie anders ist das Alles geworden, in einem so kurzem Zeitraume, und in so *unglaublichem Gegensatze* zu allen andern Verhältnissen?! Mächtig, unwiderstehlich hat der deutsche Geist sich entfaltet, hat der französischen Scheincivilisation den Flittermantel abgerissen und sie gezwungen, sich in ihrer erbärmlichen Hohlheit zu zeigen, und hat sie ihrem ohnmächtigen Wüthen über den Verlust der Herrschaft überlassen; hat der vaterländischen Kunst und Wissenschaft die höchste Anregung: nationales Selbstbewußtsein verliehen; den Dichter aus dem weltschmerzlichen Klagen und Verneinen zum begeisterten Preise der Siege und der Errungenschaften erhoben, dem Maler die herrlichsten Stoffe aus der neuesten Geschichte seines Volkes gegeben, dem Musiker den Sieg errungen über die Täuschung der großen Menge, welche bisher nur den im Auslande, besonders aber in Paris erlangten Ruf für den bewährtesten und glänzendsten hielt. Allen geistigen Bestrebungen hat der Deutsche Geist ein neues großes, fruchtbares Feld eröffnet. Nur in die Hallen unserer Hofoper ist er nicht gedrungen, scheint vielmehr sich von ihnen abgewendet zu haben. Die Haltung unserer Hofoper, die Art und Weise wie jetzt classische Opern dargestellt werden, haben wir bereits in den „frommen Wünschen für unsere Hofoper"*) einer Betrachtung unterzogen. Der Hauptzweck des heutigen Artikels ist Prüfung des Publicums. Die heutige Majorität ist eine ganz andere als die vor zehn Jahren! Die „privilegirten Stände" und die „Gebildeten" sind zur schwindenden Minorität herabgesunken; das Hauptcontigent für den ersten Rang und das Parquet besteht aus den Leuten, die nichts ihr Eigen nennen können als sehr viel Geld und sehr wenig Bildung, denen die Plätze im Opernhause eigentlich noch zu „billig" erscheinen, und die eben am liebsten sähen, daß die Kunstinstitute — gleich den Wohnungen in „feiner" Gegend — nur denen zugänglich wären, „die bezahlen können".

Zur Vermeidung jedes Mißverständnisses wollen wir hier gleich bemerken, daß wir weder in der Aristokratie noch im Wagner'schen „Volk" das wahre Opernpublicum erblicken, sondern in den gebildeten Leuten aus allen Gesellschaftsstufen; wir wollen hier auch nachdrücklich betonen, wie gerade Berlin den unvergänglichen Ruhm behauptet, daß aus seinen *reichen* Familien mehr Größen der Kunst und Wissenschaft hervorgegangen sind als aus denen sämmtlicher anderer Großstädte, daß der Componist der „Hugenotten" und sein Bruder, der Dichter Michael Beer, der große Chemiker und einstige Rector der Berliner Universität Magnus und sein Bruder, der berühmte Maler, daß der ausgezeichnete Criminalist Hitzig und der geniale Baumeister desselben Namens, daß endlich der hochbegnadigte Felix Mendelssohn und sein Onkel der Bonner Professor, Söhne reicher Kauflente**) gewesen sind. Wir heben das hervor als den besten Beweis, daß hier in Berlin die reichen Leute einst höhere Dinge anstrebten, als den ersten Rang (im Theater) oder einen gemalten Thierkopf auf dem Kutschenschlage, daß die jetzigen Theaterzustände — die sich fast denen desselben zweiten Kaiserreiches nähern, das unsere Helden vernichtet haben — nichts weniger als organisch entwickelte sind, und daß, wenn die Oper die guten Traditionen bewahrte, die noch vor zehn Jahren die vorherrschenden waren, auch das Publicum noch heute ganz bestimmt ein anderes wäre, weil die Gebildeten nach wie vor daselbst Anregung suchten, weil dem Gemeinen keine Concessionen geboten würden, und weil daher auch nicht die Gattung von „Kunstmäcenen" sich vordrängte, durch deren Aeußeres und Gebaren man fast zur Darwin'schen Theorie bekehrt werden könnte!

Vertreter der exclusiven Classicität wollten behaupten, daß die „Wagner'schen" Opern Mitschuld trügen an der „Verwilderung" des Gesangstils, mithin auch der Geschmacksrichtung des Publicums. Wir haben hier nicht den Kunstwerth der erwähnten Opern zu erörtern, bemerken auch gleich, daß

*) In Nr. 5 der „Gegenwart".

**) Der Vater dieses Felix, ein Kaufmann, hat ihm einen Brief über die künstlerische Laufbahn geschrieben, den 95 Procent unserer heutigen Börse nicht zu verstehen, geschweige denn zu schreiben im Stande sind.

wir nicht zu den Wagnerianern der „stricten Observanz" gehören. Aber Eines wollen wir feststellen: die Sänger, die mit Wagner'schen Partien „Effect zu machen" streben, müssen sie sehr fleißig erlernen und gründlich studiren; mit bloßen Stimmmitteln und sonstigen liebenswürdigen naturalistischen Beigaben können sie dabei nicht auskommen. Und die Erfahrung lehrt, daß die glänzendsten Darsteller Wagner'scher Opern auch classische Partien würdig wiederzugeben verstehen; Niemann, der beste „Lohengrin", und „Walther" hat den „Florestan" im „Fidelio" und den „Achilles" in Iphigenie*) ganz vortrefflich gesungen, und Betz ist ebenso unvergleichlich als Agamemnon, wie als „Hans Sachs". Dagegen singt Frau Lucca, die wahrhaft geniale Darstellerin der hochleidenschaftlichen Partien „Valentine", „Selica" und „Leonore" (Troubadour) im „Don Juan" nicht die Donna Anna, wie man erwarten konnte, sondern die Zerline, und auch nicht die Leonore im „Fidelio"; und der vielbeklatschte Herr Wachtel, der so oft schrie wie der homerische Achilles vor den Mauern des griechischen Lagers (aber ohne den Beistand der Pallas Athene!) hat sich immer gleich fern gehalten von dem Gluck'schen Achilles wie von Wagner'schen Opern. Und bezüglich der Einwirkung letztgenannter Opern auf die Geschmacksrichtung des Publicums möchten wir behaupten, daß selbst ein entschiedener Gegner der Wagner'schen Ausschreitungen — wie z. B. der vortreffliche Dr. Hanslick in Wien — doch dem Publicum, welchem „Lohengrin" gefällt, mehr musikalische Bildung zutraut, als dem, welches sich an der „Traviata" erbaut. Diese letzte Oper, deren beabsichtigte Aufführung in englischer Sprache auf einer Londoner Bühne der Minister des freien Englands, welchem die Theater unterstehen, *verboten hat*, ist in letzterer Zeit in einem Zeitraum von 14 Tagen zweimal über unsere Hofopernbühne geschritten, und wir begreifen nicht, warum das so pikante Orginal, „die Cameliendame", nicht in dem Königl. Schauspielhause vorgeführt wird. Fürchtet man, daß das Publicum hier zurückweise, was es dort beklatscht, daß ästhetische und sittliche Bedenken in dem einen Königlichen Theater wach würden, während sie im andern schlummern? Doch kehren wir zu unserem Hauptthema zurück. Seit zehn Jahren hat sich der Ton im Publicum wie auf der Bühne in unglaublicher Weise geändert. Spätes Kommen**), lautes Sprechen während der Vorstellung, das lächerliche, jeden Zusammenhang ganz störende, die Bühne zum Concertsaal umwandelnde Hervorrufen bei offener Scene, die bisher nur in Vorstadttheatern üblichen lauten Demonstrationen für und wider sind an der Tagesordnung; und während in früheren Jahren das Opernpublicum zu einfach, zu steif und frostig erscheinen mochte, neigt es sich jetzt zu dem entschiedenen Gegensatze, ohne daß etwa die größere Beweglichkeit vom besseren Kunstverständnisse zeugte! Sagen wir es geradezu: wenn nicht von oben her Aenderungen eingeleitet werden, welche auf die ganze Gebarung des Kunstinstituts entschiedenen Einfluß üben, so dürfte bald in der sehr „unfeinen" Gegend der Brunnenstraße in dem gut geleiteten „Nationaltheater" besserer Ton zu finden sein als in den hochfeinen Königlichen Theatern.

Und es wäre doch so leicht, derartige Aenderungen einzuführen, die Aufrechthaltung der Ordnung festzustellen, welcher sich alle Leute, die zur gebildeten Gesellschaft gehören, oder gehören wollen, willig fügen. Zwei der wichtigsten Punkte können wir hier anführen: Die General-Intendanz müßte anordnen, daß nach Aufzug des Vorhanges während des Actes Niemand in den Saal gelassen werde, mit Ausnahme der Logen-Insassen, die ohne Andere zu stören und zum Aufstehen zu zwingen an ihre Plätze gelangen können. Diese Regel ist sehr leicht durchzuführen — Niemand wird behaupten wollen, daß die Königliche General-Intendanz im Königlichen Theater nicht einen Modus handhaben könne, der jetzt in jedem anständigen Concerte maßgebend ist, wo während der einzelnen Musikstücke die Thüren geschlossen bleiben. Und das Publicum wird, wenn die General-Intendanz ihr Gesetz entschieden aufrechthält, demselben keine Schwierigkeiten entgegensetzen. Die jetzige Majorität wird sich erst recht in die Königlichen Theater drängen, wenn's daselbst sehr „fein und nobel" hergehen muß, und die wahrhaft gute Gesellschaft und die Aristokratie wird jetzt gewiß ihr einziges Prärogativ der guten Erziehung und feinen Haltung nicht aufgeben, um jener Majorität

*) Beiläufig gesagt, ist „Iphigenie" seit zwei Jahren nicht mehr vorgeführt worden, und Niemann singt nicht mehr den Florestan, weil, wie uns versichert wurde, an maßgebender Stelle die Rolle zu „klein" befunden ward für das Spielhonorar des Künstlers. Angenehm!

**) Diese Unsitte ist auch im Schauspielhause eingerissen, wo sie noch störender wirkt. Einer der beliebtesten Künstler spricht, wenn er in der ersten Scene beschäftigt ist, kaum mit halber Stimme, weil er bei dem immerwährenden Lärm im Zuhörerraume doch nicht verstanden würde, oder geradezu schreien müßte.

Digitized by Google

zu gleichen. Das Theater wird gefüllt sein nach wie vor, die Coffe hat keinen Nachtheil zu fürchten.

Ein zweiter wichtiger Punkt wäre das Verbot des Hervorrufens bei offener Scene. Dieses Verbot würde vielleicht am Anfange auf Schwierigkeiten stoßen, aber bei energischem Festhalten bald ebenso befolgt werden wie die zuerst erwähnte Anordnung. Es läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß der Königliche General-Intendant im Königlichen Theater das durchzuführen vermag, was z. B. der Privatdirector Laube im Schauspiel durchführen konnte.

Es gilt vor Allem wieder eine richtige Haltung in's Publicum zu bringen, dann wird sich auch die richtige Stimmung einfinden, und alles Andere kommt dann von selbst — Um aber dem Guten den Weg zu bahnen bedarf es allerdings einiger Energie und zwar nach allen Seiten hin; denn es geht im Kunstleben nicht anders als im politischen: wo Mißbräuche und Hemmnisse vorhanden sind, müssen sie beseitigt werden; und der richtige Wille findet auch die richtigen Mittel.

A. H. Ehrlich.

Notizen.

Ueber unsre Beziehungen zu Frankreich ist in Folge der bekannten Phantasien eines englischen Zeitungscorrespondenten seit acht Tagen so viel discutirt, berrachtet und gedruckt worden, daß man aus den verschiedenen Notizen, Versionen, Dementis und Leitartikeln einen mäßigen Band zusammenstellen könnte. Die Art und Weise, wie der Berliner Mitarbeiter des „Daily Telegraph" sein berühmtes Ultimatum nachträglich anrechtshält und sich in einem langen Capitel aus Tausend und einer Nacht das Verdienst zuspricht, durch seine Enthüllungen die Abdendung des Kriegsministeriums verhindert und den Frieden erhalten zu haben, ist ein Muster journalistischen Aplombs. Seine ursprüngliche, hinlänglich enorm gerathene Ente ist dadurch zu einem jener vorsindflutigen Riesenthiere angeschwollen, zu einem Mastodon oder Megalosaurus, für deren Aufenthalt die stillen Binnenwasser unserer bürgerlich gesinnten Zeitungen wirklich nicht ausreichen. Solch ungeheure Producte aus der Tiefe weit bedürfen zu ihren Evolutionen des Oceans und einer mächtigeren Natur. Man möchte wetten, daß der Autor jener furchtbaren Erscheinungen kein geborener Engländer, sondern mindestens ein Irländer, vielleicht sogar ein eingewanderter Pfanke ist. Augenscheinlich hat er mehr noch als tausend Collegen seinen Beruf verfehlt. In ihm ist ein Novellist und Romanschriftsteller ersten Ranges verloren gegangen. Wären die Spalten der „Gegenwart" nicht grundsätzlich solchen poetischen Literatur-Erzeugnissen verschlossen, wir hätten längst auf dem Einwohner-Meldeamt die Adresse des epischen Dichters erforscht und ihn um jeden Preis für unser Blatt zu gewinnen versucht. Wie erbärmlich klein nehmen sich neben seinen Leistungen die landläufigen Erfindungen einiger inländischen Reporter aus. Alle vierzehn Tage eine furchtsam zahme Andeutung irgend einer Depesche, die auch eine Instruction, oder auch wohl nur erst beabsichtigt sein, daher möglicherweise ganz unterbleiben oder gar nicht existiren könnte. Das Alles erschüttelt mit innerem Zittern geschrieben, in blasser Furcht vor dem unausbleiblichen officiösen Dementi. Wie ganz anders muthet das bewußte kühne Zeichen im „Daily Telegraph" an! Wir wundern uns nicht mehr, daß die heimische Presse vor der Regierung wie von dem Reichstage riesenmitterlich behandelt wird. Die im Großen und Ganzen bemerkbare Wahrheitsliebe unserer Blätter muß den durch ausländisch pikante Aecthe verwöhnten Augen doch gar zu philiströs dürftig erscheinen. Die neulich Reichstagsbehatte über das soß zum Mythus gewordene Preßgesetz hatte uns, offen gestanden, wenig befriedigt, und dies mag in einer gewissen Unzufriedenheit der Volksvertreter mit unseren an großartigen Sensationsnachrichten in der Regel armen Zeitungen seine Erklärung finden. Ein sehr lebhaftes Interesse des Reichstages für die Presse hat aus jener verhältnißmäßig kurzen Discussion nicht hervorgeleuchtet. Herr von Kafferow nahm sich der Literaten an und wurde dafür in öffentlichen Organen mehrfach gefeiert. Jener Herr meint es mit den Schriftstellern auch ohne Zweifel ganz gut, scheint aber doch, was die Stellung derselben in der bürgerlichen Gesellschaft angeht, von Reminiscenzen einer früheren Zeit seltsam befangen Seine Bemerkung, daß eine englische Lady sich nicht scheut mit einem Zeitungsschreiber in einem Salon sich zu unterhalten, könnte die Vorstellung erwecken, als wären bei uns die Publicisten etwa wie die vormaligen Schauspieler aus guten Familienkreisen verbannt und auf den Besuch der Kneipen und Destillationen ehrlichen Geschäfts beschränkt! Fast sollte man vermuthen, das ehrenwerthe Reichstagsmitglied habe während seiner parlamentarischen Carrière hin und wieder mit Abkömmlingen des von Freytag unübertreffslichen Hamor in die Welt gesetzten Schmock zu thun gehabt, die in einzelnen Exemplaren immerhin noch existiren mögen. Die Mehrzahl der wirklich verdienten Journalisten ist dagegen heutzutage wohlgestellt und würde ihre Position schwerlich mit der manchen Beamten vertauschen, der überdies jederzeit Orden parirt und oft genug seiner inneren Ueberzeugung Gewalt anthun muß. Die Schatten unserer literarischen Zustände sind uns nicht verborgen, aber wir glauben, daß sie sich täglich zusehends vermindern und das precären Beiseh entbehren können. Zu Gunsten der Presse und namentlich ihrer freien Bewegung bleibt für den Reichstag noch sehr viel zu thun, und jeder ernstliche praktisch wirksame Schritt in diesem Sinne kann der vollen Anerkennung der Betheiligten gewärtig sein.

⁂

Unserer Zeit ist nichts mehr heilig. Die Wissenschaft zerstört uns eine Illusion nach der andern. Selbst der alte, brave Cornelius Nepos, die sprichwörtliche Erinnerung unser Quintaner- und Quartanerjahre, bleibt nicht verschont. Es ist bekannt, daß der Text dieses biederen aber etwas langweiligen Herren durch spätere Hinzufügungen zahlreiche Veränderungen erfahren hat, welche die classische Latinität desselben sehr in Frage gestellt haben. Die ältesten Ueberlieferungen stammen aus dem dritten oder vierten Jahrhundert. Ein tüchtiger Philologe, der Oberlehrer Dr. Bölter in Elberfeld, hat sich nun der mühevollen Arbeit unterzogen, die Verballhornungen der spätern Zeiten zu entfernen, das schlechte Latein auszumerzen und den Text in seiner ursprünglichen Reinheit so gut es geht wiederherzustellen. Wenn man den von Bölter der Barbarismen entkleideten Text mit dem bisher in den Schulen gebräuchlichen vergleicht, so staunt man, daß es möglich war, ein so incorrectes Buch wie den alten Cornelius der Jugend in die Hände zu geben, um ihr einen Vorgeschmack von der Anmuth und Würde der herrschen lateinischen Sprache zu verschaffen.

⁂

In Brüssel erscheint unter dem Titel „La Discussion" als Organ der demokratischen Partei ein Wochenblatt, auf das wir hier mit einigen Zeilen um so lieber aufmerksam machen, als dasselbe gerade zu einer Zeit, in welcher die ganzen und halben Franzosen sogar die deutsche Wissenschaft in die Acht erklären, mit besonderer Vorliebe die Erzeugnisse des deutschen Fleißes und der deutschen Gelehrsamkeit ihren Lesern französischer Abkunft zugänglich zu machen bestrebt ist. So finden wir in einer Nummer (No. 18 vom 7. April) unter anderem folgende Artikel: „Die vlämische Frage, bevorwortet von einem Deutschen" (ein Auszug des Oncken'schen Artikels aus den „Preußischen Jahrbüchern"), „Ueber die Arbeiterfrage" (eine ausführliche Analyse des in Barmen von Professor Heinrich von Sybel gehaltenen Vortrags), „Die Beziehungen der Kirche und des modernen Staates" (Uebersetzung des Bluntschli'schen Artikels aus der „Gegenwart" und eines Artikels von Karl Vogt in der „Wiener Tagespresse.") Die „Discussion" macht in einer späteren Nummer auf ein merkwürdiges Versehen des Historikers Michelet aufmerksam. In seinem neuesten Werke, „Das Directorium und Bonapartes Anfang", erzählt der große Historiker, daß Robespierre in einem Saale des Stadthauses getödtet sei: Die Unkenntniß des allbekannten Factums läßt sich allerdings nicht voraussehen; daß aber der historische Stil sich eine so vermessene Hyperbel erlaubt und zu rhetorischem Zweck die Thatsachen auf den Kopf stellt, ist jedenfalls neu.

Aus dem Publicum.

Herr Redacteur! Die auf den 28. anberaumte Wagner-Matinee — deren Ertrag unbemittelten Musikern den Besuch des Bayreuther Festspieles ermöglichen sollte — mußte im letzten Augenblicke abgesagt werden, weil — weil die Generallintendanz keine Probe auf der Bühne gestattete. Die Vorbereitungen zu dem neuen Ballet „Militaria" gewährten eben andern Kunstbestrebungen keinen Raum. Man kann der General-Intendanz nicht den leisesten Vorwurf machen: Die Oberleitung der Königl. Oper, die keine Scheu kegt, Beethovens Fidelio und „das schlecht bewachte Mädchen" am selben Abend hintereinander vorzuführen, darf, wenn sie consequent sein will, einer Wagner-Matinee für künstlerische Zwecke nicht das mindeste Zugeständnis machen, sobald dabei die Interessen des Balletes auch nur anscheinend beeinträchtigt werden könnten. Bei uns scheint eben einstweilen noch die Kunst „das schlecht bewachte Mädchen" zu sein.

Das neue Ballet hatte überdies auf besonders liebevolle Behandlung berechtigten Anspruch. Die Parodie der Tanzlerinnen, die Einführung des Cancans mit langen Kleidern und des Circus Renz mit zweibeinigen Schulpferden — angeschickte dieser Herrlichkeiten, welche die Königliche Hofbühne in dem neuen Ballet vor uns ausbreitet, mußte von der Förderung eines nationalen Unternehmens, dessen Bedeutung selbst von Bayreuth entschiedenen Gegnern anerkannt wird, vorderhand selbstverständlich abgesehen werden. Da es giebt es noch schlechte Menschen, welche sich über die Geschmacksrichtung der Königlichen Bühne beklagen! Caudidus.

Digitized by Google

Inserate.

Autoren. Verlegern und Zeitungsredactionen zur Benutzung empfohlen:

Bureau für Vermittelung literarischer Geschäfte

von

Otto Loewenstein in Berlin,

Anhaltstrasse 12.

(Gegründet im November 1869.)

Zweck des Instituts.

1) Vermittelung aller Geschäfte zwischen Schriftstellern, Zeitungsredactionen und Verlagshandlungen.
2) Unterstützung der Redactionen in literarischer, artistischer, technischer und jeder anderen Beziehung.
3) Stellenvermittelung auf literarischem Gebiet.
4) Ordnung und Schlichtung von Streitigkeiten und Einziehung fälliger Forderungen.
5) Besorgung jeder in die literarische Sphäre gehörigen Angelegenheit.

Bedingungen.

1) Jedem Auftrage ist zur Bestreitung von Porto und sonstigen Unkosten ein Thaler beizufügen.
2) Die Vermittelungsgebühren bei An- und Verkäufen, Stellenvermittelungen und eingezogenen Forderungen betragen 10 vom Hundert der Kaufsumme, bez. des ersten Jahrgehaltes und sind sofort nach Zustandekommen des Geschäftes zu entrichten, resp. werden von dem Betrage in Abzug gebracht.
3) Der im Voraus bezahlte Thaler wird bei Verrechnung der Vermittelungsgebühren in Anrechnung gebracht, verfällt jedoch, sobald kein Geschäft zu Stande gekommen.
4) Der Briefverkehr des Bureaus ist franco gegen franco. Werthsendungen gehen auf Kosten und Gefahr der Eigenthümer.

Verlag der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

Eduard Mörike.

Gedichte. 89. 4. Aufl. Thlr. 1 oder fl. 1. 46.
— eleg. gebunden. Thlr. 1. 15 gr. oder fl. 2. 36.
Idylle vom Bodensee. Miniatur 18 gr. oder fl. 1. —.
— eleg. gebunden 24 gr. oder fl. 1. 24.
Vier Erzählungen. Miniatur. 10 gr. oder fl. —. 36.
— eleg. gebunden 18 gr. oder fl. 1. —.
Stuttgarter Hutelmännlein. eleg. geb. Thlr. 1. oder fl. 1. 45.
Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle. 6 gr. oder fl. — 21.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Durch alle Buchhandlungen kann bezogen werden:

Ferd. Freiligraths gesammelte Dichtungen.

6 Bände gr. 16.
Zweite Auflage.

Preis Thlr. 2. 20 Sgr. oder fl. 4. 30 kr.

Inhalt: I. Gedichte 1838: Eigenes. II. Gedichte 1838: Uebersetzungen. Zwischen den Garben 1849: Eigenes; Uebersetztes. III. Politische und soziale Gedichte 1844—51. IV. Neueres und Neues 1852—70. Uebersetzungen aus V. Hugos Gedichten 1845. V. Englische Gedichte aus neuerer Zeit 1846. VI. Hiawatha von Longfellow 1857. Benus und Adonis von Shakespeare 1849.

Stuttgart.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Allgemein verständliche naturwissenschaftliche Abhandlungen aus der Feder namhafter Fachschriftsteller.

Zeitschrift zur Verbreitung naturwissenschaftlicher und geographischer Kenntnisse.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes zu beziehen:

Gaea.

Natur und Leben.

Zeitschrift

zur Verbreitung naturwissenschaftlicher und geographischer Kenntnisse, sowie der Fortschritte auf dem Gebiete der gesammten Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung

von Dr. R. Avé-Lallemant, Dr. Ernst Freiherr von Bibra, Dr. D. Brühner, Professor Dr. Emsmann, H. T. Hoffmann, Dr. H. Hopmann, Dr. H. Klencke, Dr. Eduard Lucas, Professor Dr. Fr. Mohr, Dr. Ph. Müller, Navigationslehrer Dr. H. Romberg, Professor Rob. v. Schlagintweit, Dr. C. W. Thomé, Professor Karl Vogt, Dr. A. Weber u. A.

Herausgegeben von Hermann J. Klein.

1872. Achter Jahrgang. 1872.

Seit sieben Jahren ist die „Gaea" den Gebildeten, welche sich für naturwissenschaftliche Forschungen interessiren, wohlbekannt. Sie hat in vielen Zeitraume zahlreiche Freunde im In- und Auslande, in Europa wie in America, gewonnen. Sie soll daher auch in dem achten Jahrgange ihres Bestehens dem bisherigen Programm treu bleiben. Die neueren Forschungen werden in allgemein verständlichen aber nichtsdestoweniger auf strengwissenschaftlicher Basis ruhenden, abgerundeten Artikeln dem Leser vorgeführt und zwar thunlichst so, daß hiedurch die ganze Entwicklung des behandelten Gegenstandes dargestellt wird. Wo es nothwendig ist, werden Abbildungen der Imagination des Lesers zu Hülfe kommen.

Die neueren Forschungen und Entdeckungen bilden ein stehendes Capitel in jedem Hefte der „Gaea". Freilich ist es unmöglich in dieser Beziehung eine absolute Vollständigkeit zu erzielen, da niemals die Thätigkeit auf den Gebieten des Forschens so mannigfaltig und emsig war, als gerade gegenwärtig. Nur eine relative Vollständigkeit will die „Gaea" erstreben und hat dabei hauptsächlich die wissenschaftliche Wichtigkeit und das allgemeinere Interesse der betreffenden Untersuchungen im Auge.

Der astronomische Kalender wird in der früheren Weise unverändert fortgeführt, und bestudet sich im ersten Heft des gegenwärtigen Jahrganges eine Anleitung zum Gebrauche der Sternverzeichnisse.

Anzahl und Namen unserer Mitarbeiter, deren Kreis sich allzuthrich erweitert, bürgen für die Gediegenheit der Originalartikel, die Verlagshandlung verspricht ein pünktliches Erscheinen der monatlichen Hefte und die Redaction wird für reiche Mannigfaltigkeit des Inhalts sorgen.

Die „Gaea" erscheint (vom 7. Bände ab) in 12 Heften à 8 Sgr., welche regelmäßig monatlich erschienen, sodaß 12 Hefte einen Band bilden. Einzelne Hefte werden nur ausnahmsweise und nur zu erhöhtem Preise abgegeben. Im Interesse neu eintretender Abonnenten wird, so lange die dazu bestimmten Vorräthe reichen, Band 1—5 zusammengenommen broschirt für 6 Thlr. 20 Sgr., elegant gebunden für 8 Thlr. 10 Sgr. geliefert. Für die einzelnen, in 10 Heften à 7½ Sgr. erschienen älteren, Bände bleibt der Preis von 2 Thlr. 15 Sgr. broschirt, 2 Thlr. 25 Sgr. gebunden pro Band bestehen, für den 7. Band 3 Thlr. 6 Sgr., gebunden 3 Thlr. 16 Sgr., doch findet bei Completirung der Jahrgänge für Abonnenten stets entsprechende Preisermäßigung statt. Einbanddecken werden zu 10 Sgr. geliefert.

Köln und Leipzig.

Eduard Heinrich Mayer.

Jährlich erscheinen 12 Hefte zum Preise von 8 Sgr. pro Heft.

Mittheilungen über alle wichtigen neuen Entdeckungen auf allen Gebieten der Naturwissenschaft.

Tüchtige Reporter

werden von einer Berliner Zeitung gesucht! **Günstigste** Bedingungen! Nach näherer Bekanntschaft unter Umständen **feste** Anstellung. — Meldungen durch Herren Haasenstein & Vogler sub. Z. E. 566.

Anonyme Zuschriften werden **nicht** berücksichtigt, wohingegen wir **discreteste** Benutzung der eingehenden Briefe zusichern können. **Haasenstein & Vogler.**

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 11. Mai 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die große Excommunication und die Pflicht des Staates von Blumtschli. — Stoßt an, Straßburg soll leben! von Julius Rodenberg. — Die französische Rheinarmee und Bazaine von Paul Lindau. — Literatur und Kunst: Moritz Schwind von Hermann Lingg. — „Hinter den Coulissen." Roman von Ernst Wichert, besprochen von F. Kreyßig. — „Die Gräfin von Somerive." Drama von Th. Barrière. — Aus der Hauptstadt: Das Kaiserhof. Nach den Notizen eines in Berlin reisenden Berliners von Julius Stettenheim. — „Bei Leuthen." Schauspiel von J. V. von Scheffel. Kritische Besprechung von P. L. — Neue Bilder besprochen von Bruno Meyer. — Notizen. — Briefe von Hachländer, Kalckreuth, ꝛc. — Inserate.

Die große Excommunication und die Pflicht des Staates.

Von Blumtschli.

Meine Leser werden mir, denke ich, nicht zürnen, wenn ich den ruhigen Fortschritt meiner Betrachtungen über das Verhältniß von Staat und Kirche heute unterbreche und die brennende Streitfrage über die Excommunication voraus in Erwägung ziehe.

Der neuentzündete Streit wirft ein grelles Licht auf die Beziehungen von Staat und Kirche und zeigt uns deutlich, wie sehr die Lust zum Angriff auf der Seite der Kirche gewachsen ist, seitdem der restaurirte Jesuitenorden die mittelalterlichen Lehren und Ansprüche wieder erneuert hat, und wie unsicher und schwach der Staat geworden ist, seitdem die romantische Schwärmerei für mittelalterliche Ideale und antiquarische Neigungen das Verständniß der Gegenwart verwirrt haben.

Im vorigen Jahrhundert waren die großen Excommunicationen der römisch-katholischen Kirche in Deutschland fast ganz außer Uebung gekommen, sogar in den geistlichen Fürstenthümern. Man fühlte damals überall, daß das mittelalterliche Institut nicht mehr in die neue Zeit passe. Man hatte die Häresie — trotz der älteren päpstlichen Decrete — aus dem Verzeichnisse der strafbaren Verbrechen gestrichen. Man hatte den Glauben an Zauberer und Hexen — trotz kirchlicher Concilbeschlüsse, die ihn bestätigt hatten — aufgegeben. Die kirchliche Gerichtsbarkeit in diesen Dingen hatte aufgehört, da der selbständig gewordene Staat sich weigerte, ihr ferner seine hülfreiche Hand zu gewähren. Auf den Bann folgte nicht mehr wie im Mittelalter die staatliche Acht, und dadurch verlor der Kirchenbann die zwingende und strafende Wirksamkeit großentheils. Man schente sich, denselben auszusprechen und anzuwenden.

Aber heute ist diese Scheu verschwunden. Die jesuitisch geschulte Hierarchie wagt es, die geistlichen Zuchtmittel des Mittelalters wieder aus der Vergessenheit zu erwecken. Heute versucht sie es mit der großen Excommunication und wir dürfen darauf rechnen, wenn das gelingt, wird sie es morgen auch mit dem Interdicte gegen ganze Länder versuchen. Wenn sie heute noch nicht so weit geht, so ist der Grund dafür sicher nicht der: daß sie sich nicht für berechtigt hält, auch ein kanonisches Interdict zu verhängen, sondern lediglich darin zu finden: daß sie sich fürchtet, den Zorn des Staates herauszufordern. Nur weil die päpstliche Curie sich nicht stark genug fühlt, die Macht des Staates zu entschiedenem Vorgehen zu reizen, hat sie sich bis heute gescheut, die große Excommunication gegen den König von Italien öffentlich zu verkünden. Was die Hierarchie gegen Professoren wagt, das wagt sie noch nicht gegen Könige. Gelingt ihr jenes, so wird sie vielleicht den Muth bekommen, auch diese anzugreifen. Vor dem Richterstuhle des kanonischen Rechtes sind Könige und Professoren gleichmäßig der Kirchenzucht unterworfen. Beide sind in den Augen des Kanonisten und der Jesuiten Schafe, welche dem geistlichen Hirten unterthänig sind.

Es ist daher hohe Zeit, daß der moderne Staat und insbesondere der deutsche Staat diesem kecken Angriff auf seine Hoheit und auf die bürgerliche Freiheit grundsätzlich und kräftig entgegentrete.

So lange die Kirche sich innerhalb des religiösen Bereiches bewegt und sich in ihrer Zucht auf geistliche und geistige Mittel beschränkt, achtet und schützt der moderne Staat ihre Freiheit. Obwohl er zwischen der Gerechtigkeit Gottes und der Gerichtsbarkeit der Kirche scharf unterscheidet und keineswegs beide für gleichbedeutend hält, und obwohl der Staat gute Gründe haben mag, zu zweifeln, daß der Segen oder der Fluch der Kirche das Verhältniß der menschlichen Seele zu Gott beherrsche, so hütet er sich dennoch davor, sich in die Vorstellungen des kirchlichen Glaubens einzumischen. Er zwingt die Kirche nicht, zu segnen und er hindert sie nicht, zu fluchen. Er stellt es den Glaubensgenossen der Kirche anheim, ob sie ihren Priestern vertrauen oder nicht, wenn diese sich die Befugniß zuschreiben, den Himmel für die abgeschiedenen Seelen eröffnen oder verschließen zu können, die Dauer des Fegefeuers zu verkürzen oder zu verlängern, die Höllenstrafen zu ermäßigen oder zu verschärfen. Der Staat ist sich der Grenzen seiner Macht besser bewußt als die Kirche der Schranken der ihrigen und überläßt dem Gerichte Gottes ganz und gar die Ordnung des jenseitigen Lebens.

Aber auf der Erde hat der Staat das bürgerliche Recht zu schützen. Da darf er keinen Eingriff in diese seine Lebensaufgabe zugestehen. Da ist er verpflichtet und berechtigt, die kirchliche Gerichtsbarkeit zu hemmen und zu züchtigen, wenn sie sich anmaßt, seine Rechtsherrschaft und Rechtspflege zu stören.

Die Kirche hat keine Gerichtsbarkeit über das Vermögen und über die persönliche Freiheit der Bürger. Sie darf keine Geldbußen aussprechen, nicht eine Gefängnißstrafe erkennen, keine körperliche Züchtigung — auch nicht die bei den Jesuiten beliebte Geißelung — anordnen. Es giebt nur Ein wirkliches Strafrecht im Lande, das durch die staatliche Gesetzgebung geordnet und durch die staatlichen Gerichte gehandhabt wird. Der Staat kann und darf seine Befugniß in dieser Hinsicht nicht mit der Kirche theilen, und dieselbe nicht durch

Digitized by Google

die Kirche stören lassen. Das Strafrecht gilt für Jedermann in gleicher Weise, für Gläubige und für Ungläubige, und der äußere Rechtszwang, der nur dem Staate zusteht, hat seinen Grund in der allgemeinen Nothwendigkeit der menschlichen Lebensordnung und nicht in irgend einem religiösen Glauben und ist daher von der Kirche unabhängig und der Kirche verlagt.

Ganz ebenso wie die persönliche Freiheit und das Vermögensrecht sind auch die Freiheiten des bürgerlichen Verkehrs und die persönliche Ehre allgemeinere Güter der Bürger und Einwohner und der Staat ist verpflichtet, Jedermann in dem friedlichen Genusse beider wider Verletzungen zu schützen.

Die große Excommunication, wie sie von dem kanonischen Rechte eingeführt und normirt ist und nun wieder praktisch werden soll, ist daher in offenbarem Widerspruch mit unserm heutigen Verfassungsrechte und ein nicht zu duldender Angriff sowohl auf die bürgerliche Verkehrsfreiheit, die schon längst ganz unabhängig geworden ist von dem religiösen Bekenntniß, als auch auf die persönliche Ehre.

Sogar im Mittelalter, welches doch in allen Dingen die Rechtsgläubigkeit zu einer Bedingung auch der politischen und der gesellschaftlichen Rechte gemacht hatte, erregte diese Excommunication vielfach Anstoß und wurde im Leben oft von den Leuten mißachtet. Selbst der strenge Papst Gregor VII. sah sich genöthigt, das absolute Verbot eines jeden Verkehrs mit dem Excommunicirten erheblich zu ermäßigen. Mit unserem heutigen Rechte der Glaubens- und Bekenntnißfreiheit, mit dem Nebeneinanderbestehen verschiedener Religionen in Einem Lande, mit der staats- und privatrechtlichen Gleichberechtigung der Protestanten, Katholiken, Juden und Freidenker ist jenes Verbot des Verkehrs mit den Excommunicirten völlig unvereinbar.

Man denke sich einmal die Folgen jenes Verbotes deutlich, wenn dasselbe wirklich zur Anwendung käme. Der Excommunicirte würde keine Wohnung miethen, in keinem Laden Etwas kaufen können. Er würde weder als Kaufmann Handel treiben noch als Arbeiter angestellt werden dürfen. Wäre er ein Lehrer, so würde sein Beruf abgebrochen, er dürfte keine Schüler haben. Es wäre ihm jedes Gasthaus, jede Gesellschaft verschlossen. Ueberall würde er wie ein Ausfätziger gemieden. Hätte die Kirche das Recht, eine solche Strafe zu erkennen, so hätte sie das Recht, die ganze bürgerliche Existenz eines Mannes, sein Vermögen, seine Wirksamkeit, seine Arbeit zu ruiniren.

Was würde dieser furchtbaren Gefahr gegenüber noch die bürgerliche Freiheit bedeuten, deren wir uns in dem modernen Staate erfreuen? Was würde die Sicherheit des Staates noch gelten, wenn über jedem Haupte das Schwert dieser Excommunication drohend hinge? Wer ist denn heute noch sicher, wenn die Macht des familienlosen Clerus, der seinerseits wieder von familien- und vaterlandslosen Jesuiten beherrscht wird, ihm mit dieser Excommunication ungestraft zu Leibe gehen darf? Wohin käme es mit dem Frieden unsers Vaterlandes, mit der Größe und Einheit von Deutschland, wenn die herrschsüchtige Priesterschaft befugt wäre, der katholischen Bevölkerung jeden Verkehr und alle Lebensgemeinschaft mit den Protestanten, den Juden, den „Freimaurern" zu verbieten?

Alle jene Ausnahmen, welche die Kanonisten erdacht haben, um die Unerträglichkeit des Verbotes zu verschleiern, bedeuten Nichts gegen die Regel, welche nicht zu dulden ist. Die Regel ist eine Anmaßung der Kirche und eine schwere Kränkung des bürgerlichen Rechts.

Wenn sich die Bischöfe auf die Autorität des kanonischen Rechts berufen, um diese Rechtsverletzung zu entschuldigen oder zu rechtfertigen, so entgegnen wir ihnen: Im Gegensatz zu unserm heutigen Verfassungs- und Staatsrechte giebt es keine Autorität des kanonischen Rechtes. Der weltliche Staat ist nicht unterthänig dem kanonischen Rechte. Das kanonische Recht beschränkt nicht und hebt nicht unsere Strafgesetzgebung auf. Unsere Gerichte haben nur das gemeinsame Volks- und Landesrecht anzuwenden.

Das sogenannte kanonische Recht beruht großentheils auf dem Corpus Juris Canonici, welches nichts anderes ist, als eine Sammlung theils echter, theils falscher Concilienschlüsse und Decretalen der Päpste. Dasselbe ist ein Erzeugniß des Mittelalters und der gehobenste Ausdruck der mittelalterlichen Priesterherrschaft über die Welt. Die fortdauernde Gültigkeit des kanonischen Rechts für die Beziehungen des Staates zur Kirche behaupten, das hieße die gesammte politische Entwicklung der europäischen Staaten seit dem Mittelalter verleugnen und der Anmaßung der Jesuiten und des Clerus Preis geben. Sogar im Mittelalter wagte es der deutsche Ritter Eike von Repkow, der berühmte Verfasser des Sachsenspiegels, öffentlich in seinem Rechtsbuche zu erklären, der Papst dürfe „kein Recht setzen, durch welches er unser Landrecht ärgere." Und heute, nachdem wir die Kirchenreformation, die Regierung Friedrichs des Großen, die Revolution und die nationale Erhebung und Befreiung Deutschlands erlebt haben, wagen es Kanonisten und Bischöfe uns zuzumuthen, daß wir es geduldig ertragen, wenn unser Verfassungsrecht und unser bürgerliches Recht durch päpstliche Gesetze „geärgert" werden!

Man kann zugeben, daß die „Staatsgenehmigung", welche der § 57 Th. II. Tit. 12 des Preuß. Landrechts für diejenige Excommunication fordert, welche nachtheilige Folgen für die Ehre der Excommunicirten haben würde, zu unsern heutigen Begriffen von Staat und Kirche nicht mehr recht paßt, weil die Excommunication überhaupt ein bloß kirchliches Urtheil ist, der durch die Staatsgenehmigung leicht den falschen Schein eines Staatsaktes erhält. Aber jener Vorbehalt des § 57 diente thatsächlich als ein staatliches Rechtsmittel, um die Ehre der Bürger vor der Verletzung zu schützen. Diese staatliche Sorge und dieser staatliche Schutz müssen fortdauern, wenngleich die frühere, halb vormundschaftliche, halb kirchenpolizeiliche Form der Staatsgenehmigung in Zukunft aufgegeben werden sollte. Ihr Wegfallen darf unter keinen Umständen den Sinn haben, daß nun der Clerus beliebig den bürgerlichen Verkehr mit dem Excommunicirten verbieten kann und deren Ehre durch eine allgemeine Verrufserklärung schwer schädigen darf. Die richtige Beseitigung jener Staatsgenehmigung auf Grund des heutigen verfassungsmäßigen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche hat vielmehr den Sinn, daß nicht einmal eine Staatsgenehmigung die rechtliche Unerlaubtheit einer kirchlichen Strafe, die so tief die bürgerliche Freiheit und Ehre verletzt, zu heilen vermag. Sie bedeutet, daß diese Wirkungen der Excommunication als „bürgerlicher Verrufserklärung" in keinem Falle zu dulden sind, auch dann nicht, wenn genügende Gründe zur Kirchenzucht vorhanden sind. Das ganze Institut dieser kirchlichen Strafe, so weit sie die bürgerliche Verkehrsfreiheit und die bürgerliche Ehre verletzt, ist staatswidrig, rechtswidrig, verwerflich und strafbar.

Es giebt zwei Rechtsmittel, durch welche der Staat seine Angehörigen schützen kann und soll: 1) das von dem Justizminister angedeutete: indem der Staat einem Bischof, der seine Autorität zur Verletzung des öffentlichen und des Privatrechts mißbraucht, die amtliche Autorisation entzieht 2) indem der verletzte Private die Hülfe der Gerichte anruft. Der §. 186 des Strafgesetzbuches ist auch auf Beleidigungen anwendbar, welche Jemand von einem Bischof erleidet. Auch Bischöfe können angeklagt und wenn schuldig erfunden mit Geldstrafe, Haft oder Gefängniß bestraft und für die nachtheiligen Folgen, welche sie dem Vermögen des Klägers verursacht haben, nach § 188 verantwortlich gemacht werden. Die Berufung auf das kanonische Recht würde den verklagten Bischof nicht retten, denn das Strafgesetz kennt keine Ausnahme und keine Beschränkung seiner allgemein gültigen Bestimmungen durch das sogenannte kanonische Recht. Unsere Reichsgesetzgebung, in welcher die deutschen Regierungen und die deutsche Volksvertretung zusammen wirken, muß im deutschen Reiche von Jedermann geachtet werden. Die Päpste und die Bischöfe haben kein Recht, ihre Wirksamkeit zu hemmen und aufzuheben.

Digitized by Google

Stoßt an, Straßburg soll leben!

Wer hätte nicht freudig jauchzend miteingestimmt, als am Abend des 2. Mai, bei dem großen Commers in der Festhalle, zum ersten Mal auf dem alten reichsstädtischen Boden, das schöne Studentenlied erklang: „Stoßt an, Straßburg soll leben — Hurrah hoch!“ Jeder fühlte, daß jener unsagbare Zauber, welcher das deutsche Studentenleben noch immer umgiebt, mit all' seiner Romantik und Poesie nun auch diese Stadt wieder umschlungen und aufs Neue in einen Kreis von Erinnerungen hineingezogen habe, welche dem Herzen der deutschen Jugend ganz besonders theuer sind. Es war eine Wiederauferstehungsfeier dessen, was durch den öden Zwischenraum eines Jahrhunderts, durch die mächtigen Umwälzungen, durch den Zusammensturz des Reichs und des Vaterlandes Schmerzenszeit von uns getrennt, immer weiter zurücktrat in einen Nebel, der seine Gestalt undeutlich für uns werden ließ. Wir sahen es vor unseren Augen schwinden und konnten es nicht retten; wir wußten, da liegt ein Stück deutschen Lebens versunken, aber nur der Träumer und der Dichter vernahmen in stillen Nächten den leisen Glockenhall, der über den trägen und einförmigen Gang der Gewohnheit hinaus den Glauben an Wiedererweckung wach hielt.

So steht es nun vor uns, mit dem alten Glanz, getaucht in alle Herrlichkeit nationaler und poetischer Reminiscenz, jugendkräftig, das Ideal deutschen Sehnens, das endlich zur Wirklichkeit geworden — reich an Erfüllung, reicher an Verheißung und jubelnd schallt in den deutschen Frühling hinaus: „Stoßt an, Straßburg soll leben!“

In der That, nur eine Wiedereröffnung der deutschen Hochschule war es, welche wir am 1. Mai zu Straßburg feierten; ein Anknüpfen an das, was Jahrhundertelang geblüht, von deutschem Geiste beseelt und von deutschem Fleiße gepflegt, bis französische Unduldsamkeit es zuerst verstümmelte, dann gänzlich zerstörte, so daß seine Geschichte selbst der Vergessenheit anheimfiel. In den Archiven des St. Thomasstiftes lagen die Acten, die Siegel und das Scepter der deutschen Universität Straßburg begraben, und ein wunderbares Walten der Vorsehung hat uns diese bewahrt, als in der Nacht des 24. August 1870 die Wiege der Universität, das protestantische Gymnasium mit allen Schätzen der Bibliothek von dem Feuer des deutschen Bombardements verzehrt ward. Wie die neubegründete Hochschule das alte Scepter und die alten Siegel wieder zu Ehren gebracht, so hat in schöner Pietät der neue Senats-Secretär, Dr. August Schricker, aus den Acten des Thomasstiftes die Geschichte der alten Universität in einer das reiche Material trefflich zusammenfassenden Festschrift erzählt, welche wir den nachfolgenden Mittheilungen zu Grunde legen.*)

Im Jahre 1531 hatten die fünf letzten Dominicaner, welche dem neuen Geistesfrühling der Reformation bis dahin widerstanden, ihr Kloster in Straßburg aufgegeben, und sieben Jahre später, am 22. März 1538 ward in dem von ihnen verlassenen Raume das protestantische Gymnasium eröffnet, welches den Keim der zukünftigen Universität in sich trug. Straßburg war damals und blieb es, bis die französische Gewaltherrschaft hereinbrach, eine freie deutsche Reichsstadt, mit einem wesentlich bürgerlichen Regiment, welches von den Zünften ausging. Der damalige Stettmeister Jacob Sturm von Sturmeck berief an die Spitze des Gymnasiums seinen Namensvetter den Pädagogen Johann Sturm von Schleida, und beide Männer, der Staatsmann und der Schulmann, jeder von ihnen ausgezeichnet in seinem Beruf, gaben der neuen Stiftung von vornherein eine hohe Bedeutung. Den Stamm der Professoren bildete das Capitel von St. Thomas; sie hatten das examen canonicum (augsburgischer Confession) zu machen und ihre Einkünfte bestanden aus den ehemaligen Pfründen. Damit war der confessionelle Charakter der Anstalt bestimmt; was übrigens durchaus dem herrschenden Zustand entsprach: unter den ersten Städten des Reichs hatte sich Straßburg der Reformation angeschlossen und sie so radical durchgeführt, daß auch im Münster protestantischer Gottesdienst gehalten ward. Das protestantische Gymnasium war in zwei Curse getheilt: einen unteren von 10, einen oberen von 4 Jahren. Die beiden oberen Classen waren diejenigen Theile der Anstalt, für welche Sturm das meiste Interesse hegte. Der Unterricht in ihnen und die Gegenstände, welche derselbe umfaßte, näherten sich bereits dem Begriff einer akademischen Lehranstalt, ohne jedoch die Vortheile einer solchen zu gewähren.

Kein Wunder, daß die Schüler, wenn sie die untere Abtheilung des eigentlichen Gymnasiums durchgemacht, lieber an einer fremden Universität wirkliche Studenten wurden, als sich in Straßburg in die höhere Abtheilung versetzen zu lassen und dennoch Gymnasiasten zu bleiben. Es fehlte daher in den beiden oberen Classen bald an Schülern, und im Jahre 1566 machte Sturm in einer an den Magistrat gerichteten Denkschrift den Vorschlag: die beiden Abtheilungen definitiv zu trennen, die untere als Particularschule fortbestehen zu lassen und die obere in eine Akademie zu verwandeln, welche das Recht habe „Studenten, Baccalaureos und Magistros“ zu machen. Die Sache kam noch im Mai desselben Jahres vor den Reichstag zu Augsburg und am 1. Juni bestätigte Kaiser Maximilian II. das Privilegium, welches die Straßburger Akademie ereirte.

Diese Akademie, welche den Zeitraum von 1567—1621 umfaßt, kann als die zweite Phase in der Geschichte der Universität Straßburg betrachtet werden. Sie ward von einem Conventus verwaltet, in welchem außer den Rectoren, dem Decan, den Visitatoren und Professoren die drei städtischen Schulverweser und zwei Abgeordnete von den Räthen der Dreizehner und Einundzwanziger saßen; allmonatlich fand eine Sitzung statt, und wer zu spät zu derselben kam, zahlte 6 Pfennig Strafe. Die Immatriculationsgebühren variirten je nach dem Stande des einzutragenden Akademikers: ein Fürst gab 2 Kronen, ein Graf 1 Krone, ein Adliger 10 und ein Bürgerlicher 5 Batzen. Nach dem ihr vom Kaiser und Reich verliehenen Privilegium durfte die Akademie den Vorbeer (an Baccalaureaten) und den Hut (an Magistri) vergeben, doch nur in der Philosophie und den freien Künsten. Der Promotion voran ging ein Examen, in welchem der Candidat ein „problema“ lösen, d. h. Fragen beantworten mußte, von welchen unsere Schulweisheit sich Nichts träumen läßt. So macht uns Schricker mit einem gewissen Vitus Cunmer aus Amberg bekannt, welcher im Jahre 1578 auf die Frage des Decans, ob es Dinge gebe, welche ein guter Grammatiker nicht zu wissen brauche, sich also vernehmen läßt: Freilich giebt es solche Dinge, die ein guter Grammatiker nicht zu wissen braucht, z. B. was die Sirenen mit ihren Melodien sagen wollen, warum Telemachus den Pisistratus mit dem Ellenbogen und nicht mit der Hand aufgeweckt habe, welchen Namen Achilles geführt, als er unter den Mädchen weilte und ob die Zahl der lebenden Menschen größer sei, als die der verstorbenen.

Während die Candidaten ihren Scharfsinn an solchen und ähnlich interessanten Problemen übten, war der theologische Hader, der unerbittliche Protestantismus ausbrach, seinen Schatten auch in den Convent der Straßburger Akademie, und der vom Geist des Humanismus erfüllte Rector Sturm mußte weichen. Er protestirte zwar, doch erlebte er den Ausgang des beim Hofgericht zu Speier angefochtenen Processes nicht mehr; er starb 1589. Sein Verlust ward von den Studirenden tief empfunden; dazu kam, daß die Akademie nur Doctoren der Philosophie machen konnte, jedoch „in den dreyen oberen facultеten, Theologia, Jurisprudentia und Medicina zu promoviren nicht begnädigt“ war. Waren daher die Straßburger Studenten, welche in den drei genannten Facultäten promoviren wollten, gezwungen sich an andere Hochschulen zu wenden, so mußten sogar die in Straßburg rite promovirten Baccalaurei und Magistri der Philosophie sich „vielfältige Nachreden und

*) Zur Geschichte der Universität Straßburg. Festschrift zur Eröffnung der Universität Straßburg am 1. Mai 1872. Von Dr. August Schricker, Senats-Secretär. (Mit einem Facsimile von Goethes Inscription in die General-Matrikel und der Abbildung der Facultätssiegel.) Straßburg. C. F. Schmidts Universitätsbuchhandlung. Friedrich Bull. 1872.

**

Digitized by Google

Verläumdungen" gefallen lassen, wenn sie anderswohin kamen. Das verleidete ihnen den Besuch Straßburgs und während der Lebzeiten Sturms die Stadt sich nicht hatte dazu verstehen wollen, die Akademie in eine ordentliche Universität zu verwandeln, wegen des Kostenpunktes und anderer Bedenklichkeiten: so sah sie nun wohl ein, wie schlecht man speculirt, indem die Zahl der Studenten sich immer mehr verringerte, und man in Folge davon einen „merklichen Abgang des gemeinen Fisci oder Schulsäckels spürte." Man that deswegen schon 1594 Schritte, um das Versäumte nachzuholen, und benutzte die Gelegenheit sich gegen den Erzherzog Matthias, den Bruder Rudolfs II., liebenswürdig zu zeigen, als dieser im Herbst 1596 Straßburg besuchte. Dieser beförwortete denn auch das Begehren der Straßburger in einem Interventionsschreiben an den Kaiser, in welchem er ihnen das Lob giebt, daß er sie „gegen unser hochlöblich Haus nicht übel vermerckt." Doch zog sich die Verhandlung hin und ward nicht einmal zum erwünschten Ende gefördert, als Matthias Kaiser geworden. Erst im Jahre 1621 und unter Ferdinand II., da jener Krieg bereits entbrannt war, der in seinen schrecklichen Folgen Straßburg mehr kosten sollte, als ihm jetzt gewährt ward, erhielt die Stadt durch Vermittlung des Kurfürsten von Mainz und des Landgrafen von Hessen-Darmstadt das ersehnte Privilegium, welches die bisherige Akademie in eine vollkommene Universität verwandelte.

Die Inauguration der neuen Universität fand am 14. August, dem Geburtstage des Kaisers statt; aber die mit der Eröffnung verbundenen Festlichkeiten begannen schon am Freitag vorher und schlossen nicht vor dem nächsten Sonntag: denn unter einer Woche thaten es unsere wackern Altvordern nicht, wenn sie sich einmal zu fröhlichem Thun in Bewegung gesetzt. Am ersten Tage feierlicher Gottesdienst in allen sieben Pfarrkirchen, „mit stattlichen Musiken" vor- und nachher. Am Dienstag zog man unter Vortragung der Scepter, Privilegien und Sigille zur Kirche, wo die Stiftungsurkunde verlesen ward, unter Begleitung von vielen hundert Personen, die „von Basel, Tübingen, Heidelberg, Speier und anderen Orten" gekommen waren. Am Mittwoch ward eine Promotion vorgenommen und am Donnerstag „eine schöne Tragicomödia aufgeführt, dabei sich mehr als 10,000 Zuschauer befunden, so daß auch das Volk, auf dem großen Plan und den aufgeschlagenen Stacketen nicht sitzen können, sondern im Collegio oben allethalben die Dächer durchbrochen". Ueber den Inhalt des Festspiels erfahren wir, daß „nachdem zuvorerst etliche Trompeten thapffer erschönet, auch Kesseltrommeln dacke geschlagen", sich „der Rhein mit seinen drei Mägden präsentiret und den Zuschauern angezeiget, daß diese Comedi Gott, dem Römischen Kayser, Churfürsten von Maintz und Landgraf Ludwigen zu Hessen-Darmbstadt zu Ehren gehalten werde. Hernach ist bei dieser Action denselben Tag sehr lustig (!) zu sehen gewesen, die Ertränkung der Israelitischen Kinder in Egypten, die starken Frondienst, der brennende Busch, die Frösche, die Läuß, die Finsternüß, der Hagel und Ungewitter, die Wolkenseul und feurige Seul, wie auch das rothe Meer, durch welches die Kinder Israels truckenen Fuß durchgegangen, Pharao aber und seine Zugehörigen, sampt Pferden und anderen verschlucket worden." Die Komoedie war so lang, daß sie erst am Freitag zu Ende gespielt werden konnte; zum Beschluß der ganzen Festivität machte am Sonnabend die neue Universität von ihrem Rechte Gebrauch, indem sie „etliche Doctores" der Jurisprudenz und Medicin creirte.

Somit war Straßburg in die Reihe der Universitäten eingetreten und sein rasches Emporblühen ward durch den dreißigjährigen Krieg, welcher die benachbarten Gaue verwüstete, nicht merklich beeinträchtigt. Die Zahl der Studirenden welche in der letzten Zeit der Academie nur noch 200 betrug, hob sich; aus allen Ländern Europas strömte die lernbegierige Jugend herbei und in der „Matricula serenissimorum et illustrissimorum" fehlte kaum eines von den großen fürstlichen, gräflichen und adligen Häusern des weiland deutschen Reiches. Es ist eine wunderſame Fügung des Zufalls, daß der Erste in dieser Liste, aus dem Jahre 1657, ein Hohenzoller, ein Markgraf von Brandenburg ist: Christianus Ernestus Marchio Brandenburgensis, ein Enkel des Kurfürsten Johann Georg. Aber noch auf einer anderen Liste finden wir die Brandenburger vornan; als nämlich im Jahre des Schreckens 1793 das Silber der Universität confiscirt ward, um „der exorbitanten Kriegskosten wegen" in die Münze zu wandern, da waren die beiden ersten Stücke, welche von diesem Loos betroffen wurden, „No. I. Ein doppelter Pokal mit dem Wappen von Brandenburg. No. II. Ein anderer doppelter Pokal mit dem emaillirten Brandenburgischen Wappen und der Umschrift: Hans Georg, Markgraf zu Brandenburg" — Geschenke, welche diese Fürsten bei ihrem Abgange der hohen Schule von Straßburg zum Andenken verehrt hatten.

Die hohen Herren pflegten mit großem Gefolge zu kommen, mit Hofmeistern und zahlreicher Dienerschaft, welche nicht selten alle zusammen immatriculirt wurden, um sie auf diese Weise des Schutzes der akademischen Gerichtsbarkeit theilhaftig werden zu lassen. Denn eine ganz besondere Sorte wunderlicher Heiligen machte damals die Universitäten unsicher — „ausgeloffene Mönche, fahrende Schüler und ander dergleichen geschmeiß, welche unter dem schein der Studiosorum in der Stadt herumber pagieren". Allein auch mit den immatriculirten Studenten, welche keine „Betrieger" waren, hatten Rector und Senat ihre liebe Noth. Es war die Zeit des rohen Pennalismus, dessen letzte Spuren sich in den alten Studentenliedern, z. B. dem bekannten „Was kommt dort von der Höh?" erhalten haben. Was heute nur noch im Gesange lebt, das ward damals sehr ernst genommen und an den armen Füchsen handgreiflich executirt. Man hackte, hobelte und bohrte an ihnen herum, vernnstaltete ihr Haar, schlug ihnen einen künstlich eingeflochten Zahn aus, und was dergleichen sinnreiche Scherze mehr waren. Nur sehr allmählich drang, unterstützt von den milderen Sitten des folgenden Jahrhunderts, die Obrigkeit mit ihren Verboten der „Fuchshetze" durch, indessen Kleidung und sonstige Aufführung der Studenten ihr fortwährend Aergerniß bereiteten. Schon Sturm verlangte, „daß den Schneidern eine gewisse Mas vorgeschrieben wurde, damit sie keine solche schantliche unzimliche lange Hosen mehr machen durften". Später wurden die Mäntel besonders aufs Korn genommen. Es scheint den Herren Studiosen besonders lästig gewesen zu sein, sich dieses nützlichen Kleidungsstücks bei ihren nächtlichen Ausflügen zu bedienen, wogegen ein Mandat den Bürgern anbefiehlt, daß sie „des Abends nach gelittener, (geläuteter) Nachtglocke keinen derselben ohne erhebliche Ursachen auf die Gassen lassen, sondern ihre Häuser wohl verschlossen und bewahrt haben, damit dem nächtlichen Umbschweifen, Grassiren, Jauchzen, Schreien, Fechten, Auffpielen, Balg- und Rauffhändlen, auch sonsten ärgerlichen Zusammenkünften und schädlichen Unfügen so viel möglich gesteuret werde." Doch war „den Herren Studiosis" schwer beizukommen, da selbst die „Incarcerationes und Thürnungen" nicht sonderlich verfingen, „und wegen der gemeinen darbey verlaufenden Zechens mehr den Eltern irn Seckel als den Studiosis am Leyb zur Straf gereichen".

Es war Alles in Allem ein fröhliches, deutsches Studentenleben, welches sich hier entfaltete, und dessen Ausschweifungen selbst und unablässige kleine Fehden mit Scholarchen und Pedellen uns ein sympathisches Lächeln abgewinnen.

Da traf die Stadt im Jahre 1681, der Schlag, der sie französisch machte. Die Universität ward zunächst nicht davon berührt; ja das 18. Jahrthundert ist die Zeit ihrer höchsten Blüthe. Wohl wurden Eingriffe versucht, doch vermochte die gelehrte Körperschaft, auf ihre Privilegien gestützt, dieselben zurückzuweisen; und fast bis an's Ende des Jahrthunderts strahlte die hohe Schule von Straßburg in unvermindertem Glanze. Vor Allen waren es die beiden Sterne erster Größe, Schöpflin, der Historiker, und Koch, der Staatsrechtslehre, welche Schüler von Fern und Nah heranzogen. Schöpflin war ein Badenser, Koch ein Straßburger; und Alles zusammen waren von den 129 Professoren, welche während der Zeit von 1621—1793 an der Universität Straßburg lehrten, 105 Söhne der Stadt und des Elsasses. Unter den Studenten des 18. Jahrhun-

Digitized by Google

derts finden wir außer sächsischen und hessischen Prinzen, manch einen Namen, der später berühmt werden sollte, einen Grafen Reuß-Lobenstein, einen Grafen Stolberg, zwei Metternich, einer davon der spätere Fürst Metternich; Vorfahren von Beust, von Hohenlohe-Schillingsfürst, des Freiherren von Stein, des Freiherrn von Roggenbach studirten hier, und vor Allen: Goethe! Es war am 19. April 1770 als dieser sich in jener schönen, klaren Handschrift, die jo deutlich zum Auge spricht, folgendermaßen in die „matricula generalis“ eintrug: „Joannes Wolfgang Goethe, Moeno-Francofurtensis, logiere bei Herrn Schlag, auf dem Fischmarkt“.

In dieser Erinnerung an Goethe culminirt unser nationales Interesse für die Geschichte der alten Universität Straßburg. Jeder Zug seines dortigen Lebens ist uns bekannt. Wenn wir, bis zu der neuesten zlorreichen Wendung in ihren Geschicken, dieser Stadt gedachten, so stand sie vor uns in dem Bilde, welches uns Goethe von ihr gegeben. Zu der Zeit, als er hierher kam, war der französische Einfluß schon seit fast hundert Jahren thätig gewesen, aber ohne sonderlichen Erfolg. Der Elsässer betrachtete sich noch als den von Frankreich Ueberwundenen und nährte die Hoffnung auf eine Wiederkehr besserer Zeiten. Goethe war nach Straßburg gekommen, um sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen; aber „an unserm Tische wird Nichts wie Deutsch gesprochen“ und in einer ganz anderen Weise ward die Straßburger Studienzeit bedeutend für ihn und die deutsche Literatur. Hier war es, in Straßburg, wo das erhabenste Werk deutscher Baukunst betrachtend auf seinen Geist wirkte; hier, wo das Volkslied ihm lieblich erklang; hier, wo zuerst das Verständniß Shakespeares ihm mächtig aufging. In diesem Boden ruhen die Wurzeln der beiden — wenn der Ausdruck erlaubt ist — deutschesten seiner Dichtungen: des Götz und des Faust.

Indessen war es dem französischen Königthum gelungen, das Regiment der ehemals freien deutschen Reichsstadt in ihre Hände zu bekommen; und wie Ludwig XIV. nach mehr als hundertjährigem Besitz der protestantischen Bürgerschaft das Münster entrissen, so wußte Ludwig XV. durch gewaltsame Ausführung der „Alternative“ diese selbst ihrer alten und verbrieften Rechte zu berauben. Von der Universität jedoch waren alle Versuche machtlos abgeprallt; diese zu überwältigen war der Republik vorbehalten. Umsonst petitionirten die Professoren für Erhaltung dieser „deutschen Universität, welche an der Grenze Frankreichs liegend, durch ihre Lage bestimmt ist zu einem Sammelpunkte wissenschaftlicher Schätze der beiden erleuchteten Nationen.“ Aber das „Deutsche“ war es ja gerade, was die Männer des Conventes vor Allem zu zerstören trachteten! Das nunmehr ganz im Sinne der französischen Revolution umgestaltete und mit Creaturen der pariser Machthaber besetzte „corps municipal“ mit dem Maire Monnet an der Spitze war ein nur zu gefügiges Werkzeug dieser Tendenzen, und in der öffentlichen Sitzung „vom 10. Prairial im zweiten Jahre der französischen einen und untheilbaren Republik“ konnte man es hören, daß Straßburg dem Rechte Frankreichs noch viel zu trotzig gegenüberstehe, daß sein „esprit de localité“ gebrochen werden müsse, vermöge dessen es sich nicht als integrirenden Bestandtheil des Staates zu betrachten, sondern vielmehr nur „ein durch die Gewalt der Waffen auferlegtes Joch“ zu tragen scheine. „C'etait, avec un mot, un gouvernement aristocratique allié de la France, et non pas une portion de la France.“ Namentlich aber sei es die Universität, welche diesen antinationalen, aristokratischen und particularen Geist nähre und den Augen der Republik das erstaunliche Schauspiel „de la servilité et du germanisme dans un pays français et libre“ biete. Die Versammlung erklärt daher, unverbrüchlich vereint mit dem National-Convent, alle Anstrengungen machen zu wollen, „pour détruire l'hydre du germanisme et toutes les institutions qui lui assurent encore une existence;“ und beschließt, die Güter der Universität als Nationalgüter zu confisciren.

Wenn man sich noch einer Täuschung hingeben könnte über das innerste Wesen der französischen Revolution, dieses eine Wort würde sie aufheben. Deutsche Sitte, deutsche Bildung und deutsches Bewußtsein, das ist die Hydra, welche vernichtet werden soll. Damit war das Todesurtheil der Straßburger Universität gesprochen. Sie fristete noch ein kurzes, aber bejammernswerthes Dasein. Die Acten der theologischen Facultät aus jener Zeit haben sich erhalten; am Rande steht das Wort: „Terror“. Die Professoren wurden in die Gefängnisse geschickt — „Koch, Erdeputirter, ein Verräther;“ — „Reißeisen, Professor der Staatsrechte, Aristokrat;“ — „Herrenschneider, öffentlicher Lehrer in der Mathematik, ein großer Feuillant und Patricier;“ u. s. w. Eigentlich war es nur noch die medicinische Facultät, welche fortexistirte, weil man in den nun beginnenden Kriegen Militärärzte brauchte. Die General-Matrikel wurde zwar fortgeführt, doch sind nur wenige Namen darin eingetragen — unter diesen, am 3. Germinal (23. März) 1794, der von „Daniel Ehrenfried Stöber“, dem Vater der beiden wackeren Elsässischen Dichter Adolf und August Stöber, welche so viel gethan zur Pflege des deutschen Geistes während der ganzen traurigen Franzosenzeit in Elsaß. Mit dem Jahre 1802 löscht aber auch dieser letzte Lebensrest aus, geht die Straßburger Universität zu Grabe — langlos, klanglos — sie, einst „die Zierde des Elsaß und Europas Smaragd.“

Von dem, was nun folgte, von den „Fachschulen und Facultäten“, welche — wie die Kaiserliche Stiftungsurkunde sagt — „auf der Zerspitterung der früheren Universität entstanden“ — von der Rechtung der deutschen Wissenschaft, welche siebenzig Jahre dauerte, gleich der babylonischen Gefangenschaft, und während welcher manch ein deutscher Sänger an den Wasserströmen saß und weinete, wenn er an Zion dachte — davon wollen wir hier und heut nicht reden; sondern freudig einstimmen in das herrliche Festlied Victor Scheffels:

Was sonst noch zu Argentoratum
Einst Römer — und Arabe gemacht,
Dem sei als entehrendstem Farum
Ein fühnend Glas Lethe gebracht.

Genug, daß es uns beschieden war, wenn auch nur aus der Ferne, eines der schönsten Feste des verjüngten deutschen Reiches mitzufeiern — das Fest der wiedererstandenen Straßburger Universität, welchem der Himmel und die Erde selber mit dem wunderbarsten Sonnenschein und Maiengrün geschmückt; und wie einst, in den Tagen des alten Reichs dicht hinter der Kaiserlichen Sturmfahne das Banner der freien Stadt Straßburg als erstes zur Heerfolge zog: so möge es von nun an wieder unter den ersten wehen in den friedlichen Kämpfen um die Freiheit, den Glanz und die Größe deutscher Wissenschaft!

Julius Rodenberg.

Die französische Rheinarmee und Bazaine.

L'armée du Rhin depuis le 12. Août jusqu'au 29. Octobre 1870 par le Maréchal Bazaine.*)

Die Rechtfertigungsschrift des Marschalls Bazaine wird auf die meisten Leser sehr geringen Eindruck machen und fast Alle enttäuschen. Mit Ausnahme von einigen wenigen, aber allerdings sehr charakteristischen Enthüllungen ist dieselbe im Großen und Ganzen eine nüchterne und recht langweilige Aufzählung allbekannter Thatsachen. Bazaine beschränkt sich darauf, die Depeschen, welche zwischen dem Oberbefehl und den commandirenden Generalen gewechselt wurden, sowie die sonst auf die Rheinarmee bezüglichen Actenstücke mitzutheilen. Er verbindet dieselben nur durch spärliche Worte, charakterisirt wenig, kritisirt fast gar nicht und glaubt durch Anhäufung des Materials das Seinige gethan zu haben. Der in dem 300 Seiten starken Bande beliebt sich die Originalarbeit Bazaines noch nicht auf 40 bis 50 Seiten; der ganze übrige Raum wird durch die wörtliche Mittheilung von Documenten in Anspruch genommen. Diese wortkarge Rechtfertigung ist gerade so

*) Paris. Heinri Plon. 1872.

Digitized by Google

renommistisch wie die Phrasenhaftigkeit seiner Collegen. Was die übrigen Generale durch vollkönende Redensarten zu übertäuben suchen: die rauhe Wahrheit — das sucht Bazaine unter dem Berg von zum Theil ganz unwesentlichen Actenstücken zu erdrücken. Man merkt dem Buche deutlich an, daß der Verfasser gerade durch die Knappheit und angebliche Objectivität Effect machen will. Er möchte Taeitus sein; nur schade, daß er sogar vor den Augen des Laien — denn als solcher bekenne ich mich in militärischen Dingen ohne Scheu — fast überall als Münchhausen erscheint. Er spricht die Unwahrheit mit einer Ruhe und einer Selbstverständlichkeit, die man nicht genug bewundern kann. Ich werde das an einigen Beispielen nachweisen.

Die „allgemeinen Betrachtungen", welche die Bazaine'sche Schrift einleiten, bieten nur ein sehr mäßiges Interesse dar. Einige höchst oberflächliche Bemerkungen über die Ursache des Krieges, die wegen ihres Mangels an Bedeutung wohl schwerlich von der Redaction irgend eines wichtigen Pariser Blattes aufgenommen worden wären, eröffnen dieses Vorwort. Nach Bazaines Ansicht gelang es der preußischen Regierung, ganz Deutschland zum Vertheidigungskampfe des Vaterlandes dadurch hinzureißen, daß sie den Deutschen die „angeblichen" Rheingelüste Frankreichs vorspiegelte. Angebliche Gelüste! Daß Bazaine die von Bismarck veröffentlichten Anerbietungen Frankreichs ignorirt, soll ihm nicht zu hoch angerechnet werden; ein alter Haudegen braucht sich eben um das, was die Diplomaten schreiben und schwatzen, nicht zu kümmern. Er mußte aber wissen, daß die Rheingelüste seit einem halben Jahrhundert in Frankreich gehegt und gepflegt, daß sie bis in die Tiefen des Volkes eingedrungen waren, daß die blödsinnige Begeisterung, welche Paris und ganz Frankreich bei der Kriegserklärung erfaßte, nur durch diese Rheingelüste zu erklären war. Das officiöse Blatt machte am 3. August 1870 zu der Depesche, welche die glorreiche Einnahme Saarbrückens nach Paris meldete, die folgende Bemerkung, welche genau das wiedergab, was alle Franzosen hofften und glaubten: „Seit 48 Stunden weht die dreifarbige Fahne über Saarbrücken, wie sie dort schon 1801 und 1815 geweht hat. Ihr siegreiches Wiedererscheinen in Rheinpreußen ist nicht allein der Beweis einer glorreichen Waffenthat, es ist erlaubt, sie zu begrüßen als das Erscheinen einer neuen Geschichtsperiode." Das in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitete „Petit Journal", der greifbarste Ausdruck der Gesinnung der großen Masse, schrieb über dasselbe „Ereigniß": „Paris erwacht, Saarbrücken ist wieder französisch geworden". Die Rheingelüste scheinen demnach nicht sehr „angeblich", sondern recht reell gewesen zu sein.

Bazaine constatirt die jetzt unleugbar gewordene Thatsache, daß Frankreich ganz ungenügend zum Kriege gerüstet war.

Après dommage
Chacun est sage!

Das offenherzige Bekenntniß wirkt sonderbar, wenn man sich vergegenwärtigt, in welcher Weise die höchsten Beamten und höchsten Würdenträger Frankreichs über die Schlagfertigkeit des Landes in dem kritischen Augenblicke (Juli 1870) sich auszusprechen die Stirn hatten. Es ist ganz nützlich, jetzt, da die Franzosen es wagen, unsere Verlogenheit alltäglich in ihren Blättern mit den schärfsten Ausdrücken zu geißeln, an diese Thatsachen zu erinnern. Am 15. Juli erklärte Ollivier, unter anhaltendem Beifall der Kammer: „Wir haben uns vorbereitet, den Krieg zu führen, welchen man uns aufnöthigt." Auf die Frage Kerveguens in der Militärcommission, ob Frankreich zum Kriege bereit sei, antwortete der Marschall Lebeuf, der Chef des Generalstabes: „Wir sind bereit in des Wortes weitester Bedeutung" (archipreis), und auf die weitere Frage, was er darunter verstände, erwiderte er: „Ich verstehe darunter, daß wir drei Jahre Krieg führen können, ohne einen Gamaschenknopf zu kaufen." Der Senat übereichte am 16. Juli dem Kaiser eine Adresse, in welche es wörtlich heißt: „Seit vier Jahren hat der Kaiser die Ausrüstung unserer Soldaten zur höchsten Vollkommenheit gebracht und die Organisation unserer Militärkraft zu ihrer ganzen Macht erhoben. Dank Ihrer Fürsorge steht Frankreich fertig da." So sprachen die Gewaltigen Frankreichs im Juli 1870. Bazaine im April 1872 schildert dieselben Verhältnisse wie folgt: „Kaum ausgearbeitete Neuerungen, welche weder die Weihe der Zeit, noch die des Schlachtfeldes hatten, warfen die taetischen Grundsätze über den Haufen, ohne neue an deren Stelle zu setzen. Die Nationalgarde bestand nur auf dem Papier."

Der zweite Theil des Vorwortes beschäftigt sich mit einigen Reformvorschlägen, welche speciell für Frankreich oder für militärische Blätter Interesse haben mögen. Die Rathschläge, welche Bazaine giebt, sind übrigens nicht neu und schon zu Dutzendmalen von allen möglichen Militärschriftstellern ertheilt worden.

In der eigentlichen Schilderung der Ereignisse, an welchen die Rheinarmee betheiligt war, zeigt sich zunächst die völlige Kopf- und Rathlosigkeit des Oberbefehls. Im Zeitraume von wenigen Tagen wird Bazaine zum Commandanten über verschiedene Armeecorps ernannt; er erhält den Oberbefehl über die gesammte Rheinarmee, gleichwohl pfuscht der Kaiser ihm in's Handwerk, ohne daß Bazaine etwas davon weiß; dann wird er noch einmal zum Oberbefehlshaber ernannt, erhält gleichzeitig die Besugnisse des Chefs des Generalstabes — kurz und gut, es ist ein Durcheinander von Ernennungen und Widerrufungen, aus dem man erst klug wird, wenn man Papier und Bleistift zu Hülfe nimmt.

Nach der Schlacht bei Spicheren stand die Rheinarmee östlich von Metz auf dem rechten Moselufer. Der Kaiser ertheilte am 12. August dem Marschall Bazaine den Befehl, mit der Armee die Mosel zu überschreiten und sich auf die Ebene der Champagne zurückzuziehen, also zwischen Châlons und Verdun. Bazaine war damit nicht einverstanden. Der Uebergang über die Mosel war nach seiner Darstellung schwer zu effectuiren, da es am nöthigen Material fehlte; außerdem war das Wetter schlecht und das Terrain ungünstig. Der Kaiser bestand auf seinem ersten Befehl. Am 13. wiederholte Bazaine noch einmal, daß er die Ueberschreitung des Flusses unter den gegebenen Verhältnissen und bei dem Herannahen der Preußen für bedenklich halte; seiner Ansicht nach müsse man jetzt die Offensive ergreifen oder wenigstens in den eingenommenen Positionen den Angriff abwarten. Am Abend desselben 13. August jedoch schickte Napoleon eine neue Depesche an Bazaine, in welcher er wieder auf die Nothwendigkeit zurückkam, die Mosel sofort zu überschreiten. Dieser wiederholte Befehl stützte sich vornehmlich auf eine Nachricht, welche die Kaiserin aus Paris gegeben hatte. Die Kaiserin telegrafirte am 13. August Abends 7 Uhr 45 Minuten: „Wissen Sie nichts von einer Bewegung im Norden von Thionville auf die Eisenbahn von Sierck, Luxemburgische Grenze?*) Man sagt, Prinz Friedrich Karl könnte sich wohl auf Verdun werfen, und es ist möglich, daß er seine Verbindung mit General Steinmetz hergestellt habe, und daß er dann auf Verdun marschire, um dort mit dem Kronprinzen zusammenzustoßen, so daß der Eine vom Norden und der Andere vom Süden käme. Die Person, welche mir diese Mittheilung macht, glaubt, daß die Bewegung auf Nancy und das Gerücht, welches man davon macht, vielleicht nur den Zweck habe, unsre Aufmerksamkeit auf den Süden zu lenken, um den Marsch des Prinzen Friedrich Karl im Norden zu erleichtern. Er könnte diesen Versuch mit acht Armeecorps machen, über welche er verfügt. Wird der Prinz so operiren, oder versucht er vielleicht mit dem Kronprinzen vor Metz zusammenzustoßen, um mit diesem gleichzeitig die Mosel zu überschreiten?"

Auf diese, wie man sieht, sehr auf Schrauben gestellte Depesche, die sich in allen möglichen Dubitativformen bewegt, mit einer Frage anfängt und mit einer Frage schließt, auf diese Depesche, welche eine Frau auf Grund der Mittheilung irgend eines anonymen Jemand von Paris aus auf den Kriegsschauplatz sendet, wird — es ist unglaublich! der ganze Feldzugsplan geändert!! Man kommt gar nicht

*) Sierck liegt nordöstlich von Thionville, auf dem Wege nach Saarburg-Trier; die Eisenbahn, von welcher die Kaiserin spricht, finden wir auf unserer Karte nicht.

Digitized by Google

zu sich vor Erstaunen über einen so namenlosen Leichtsinn. Die Mittheilung der Kaiserin ist bekanntlich absolut falsch. Die zweite Armee dachte gar nicht daran, im Norden von Thionville zu operiren und die Verbindung der ersten und zweiten Armee war um so weniger schwierig herzustellen, da dieselbe bereits seit dem 6. August eine vollzogene Thatsache war. Der simpelste Zeitungsleser weiß, daß an der Schlacht bei Spicheren sowohl Theile der ersten wie der zweiten Armee mitgekämpft haben. Davon hatten die brave Kaiserin, der brave Kaiser in Metz und der unsichtige Oberbefehlshaber der Rheinarmee keine Ahnung. Man braucht kein Stratege zu sein, um auf die Frage, was Bazaine, nachdem er diese Depesche bekommen, zu thun hatte, die richtige Antwort zu geben: er mußte dieselbe einfach ignoriren und als irritirendes Geklatsch unwillig bei Seite werfen, oder er mußte, wenn er derselben einige Wichtigkeit beilegte, den Thatbestand festzustellen suchen. Die Verbindung zwischen Metz und Thionville war noch frei, eine einfache Recognoscirung würde ergeben haben, daß das Gros der Armee des Prinzen Friedrich Karl sich nicht im Norden von Thionville befinde. Bazaine sagt in seinem Buche ganz einfach als etwas Selbstverständliches: „Diese wichtigen Mittheilungen zwangen mich offenbar, die Mosel so schnell wie möglich zu überschreiten." Offenbar!

Ueber die Schlacht am 14. geht Bazaine sehr schnell hinweg; er erwähnt nur, daß der Moselübergang durch verschiedene Umstände verzögert wurde, und daß der 14. August den deutschen Truppen den Vortheil gewährte, die Zeit zu gewinnen, welche die Franzosen verloren. Am 15. hatte die Armee die Mosel überschritten und bereitete sich vor, nach Verdun abzumarschiren. Bazaine macht bei jeder Gelegenheit darauf aufmerksam, daß in Folge der schlechten Wege, der ungünstigen Witterungsverhältnisse und der mangelhaften Munition und Lebensmittel viel Zeit verloren wurde. Am 16. war ein Theil schon unterwegs, wurde aber durch die Schlacht, welche sich inzwischen entwonnen hatte, aufgehalten und schließlich zurückgedrängt. Am 16. Morgens waren von den drei Straßen, welche von Metz nach Verdun führen — die directe über Gravelotte, Rezonville, Vionville, Mars-la-Tour zc., die bei Gravelotte nördlich abzweigende über Doncourt, Conflans und die nördliche über Briey — zwei, nämlich die directe über Mars-la-Tour und die über Conflans mit den abziehenden Truppen der Rheinarmee überfüllt. Die nördliche Straße über Briey benutzte Bazaine nicht; und zwar benutzte er sie nicht, weil die Kaiserin depeschirt hatte, daß im Norden Prinz Friedrich Karl stände, dem Bazaine an einem ganz andern Orte begegnen sollte. Daß ein guter Theil der Rheinarmee so ziemlich unbehelligt über Briey hätte entkommen können, kann selbst nach der Darstellung Bazaines einem Zweifel nicht mehr unterliegen.

Der Schlachtbericht Bazaines über den 16. August (Mars-la-Tour nennen wir den Tag, Rezonville die Franzosen) ist ein wahres Muster taciteischer Aufschriebenheit. Derselbe sagt im Eingange: „Der Feind ist zurückgeworfen und wir haben die Nacht auf den eroberten Stellungen zugebracht." Der Kaiser antwortet darauf pflichtschuldigst: „Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Erfolge und bedaure, nicht dabei gewesen zu sein. Danken Sie in meinem Namen den Officieren, Unterofficieren und Soldaten. Das Vaterland zollt ihren Leistungen Beifall." Also Glückwünsche über Mars-la-Tour! Wundervoll ist die Phrase, daß Bazaine „auf den eroberten Stellungen" campirt hat. Man denke sich diese Eroberungen: er will vorgehen, wir hatten ihn fest, und er freut sich, daß er seine Stellung behauptet hat. Und der Kaiser, der ihm befohlen, nach Verdun zu marschiren, gratulirt ihm, daß er nicht von der Stelle gekommen ist. Wir haben in unserer derben, deutschen Ausdrucksweise dafür kein anderes Wort als: Affenkomödie. Dieser Sieg erinnert lebhaft an die Proclamation des Kaisers, der Metz verließ, wo sich der Feind befand, um nach Verdun zu gehen, in der Absicht, den Feind zu bekämpfen: er stürzte sich ihm aus dem Wege. Es herrscht in dieser französischen amtlichen Phraseologie eine Lügenhaftigkeit, die geradezu anwidert.

Unmittelbar auf die Mittheilung, daß der Feind geworfen sei, läßt Bazaine das Geständniß folgen: „Die Schlacht vom 16. August, die uns aufgenöthigt war, hatte die Armee in die Unmöglichkeit versetzt, ihren Rückzug am 17. unter günstigen Bedingungen fortzusetzen." Ein seltsamer Sieg, der die Pläne des Oberbefehlshabers durchkreuzt und die völlige Einschließung der Rheinarmee, die Zerschlagung der Gesammtwehrkraft Frankreichs zur Folge hat! „Die Preußen," fährt Bazaine fort, „welche sich des Dorfes Mars-la-Tour bemächtigt hatten (Bazaine vergißt, daß er eben gesagt hat, sie wären überall zurückgeworfen und die Franzosen hätten ihre Stellung behauptet), hatten uns den directen Weg auf Verdun abgeschnitten, den wir nur durch eine neue Schlacht hätten wieder erobern können, die am 17. August gegen beträchtlich stärkere Truppenmassen hätte ausgekämpft werden müssen." Das Raisonnement ist nicht recht begreiflich. Offenbar waren am 17. August noch nicht soviel Deutsche da wie am 18. Oder glaubte Bazaine, daß wir am 18. wieder abmarschiren würden? Schreibt er für Menschen, die lesen können, oder für Narren? „Ebenso verhielt es sich mit der Straße über Conflans, welche von der ersten directen nur wenig entfernt ist. Es blieb uns noch der Weg über Briey-Longuyon, der aus den oben mitgetheilten Umständen nicht gut zu benutzen war, und den ich in diesem Augenblicke nur hätte einschlagen können, wenn ich vor dem Feinde Bewegungen vorgenommen hätte, die mich gezwungen haben würden, ihm den Rücken zuzuwenden." Die oben angegebenen „Umstände" sind — Bazaine schämt sich wohl, dies zu wiederholen — die Andeutungen des Anonymus in der Depesche der Kaiserin.

Der Uebelstand, den Preußen den Rücken zuzuwenden, bestand also am 17. August. Gleichwohl sagt Bazaine in seiner Depesche vom 17. an den Kaiser auf Seite 67: „Ich werde die Straße von Briey einschlagen;" er log also bewußtvoll. Noch mehr war der Uebelstand an den folgenden Tagen vorhanden, da der Feind, wie sich Bazaine an den Fingern abzählen konnte, sich bei Metz mit jedem Tage erheblich verstärken mußte. Gleichwohl erklärt er auf Seite 63, daß er am 19. oder 20. auf der Straße nach Briey die Maas zu gewinnen suchen wollte. Wer soll aus diesen beständigen Widersprüchen klug werden?

Der 17. August wurde von Bazaine dazu benutzt, die Armee, die an Allem Mangel litt, mit Lebensmitteln und Munition zu versorgen. Am 18. kam es zu der großen Entscheidungsschlacht, und was Bazaine darüber sagt ist eben so lügenhaft wie alles Andere. Bazaine spricht zunächst von der ungeheuren Uebermacht, der er habe unterliegen müssen. So „ungeheuer" kann die Uebermacht nicht gewesen sein. Wir hatten thatsächlich etwa 220 bis 230,000 Mann zur Betheiligung an der Schlacht bereit. Wir haben am 27. October 173,000 Mann als Gefangene aus Metz nach Deutschland gebracht. Die Verluste der Rheinarmee vom 18. August an belaufen sich nach Bazaines Angabe auf 17,747, das macht gegen 200,000; da kann von einer erdrückenden Uebermacht wohl nicht die Rede sein, um so weniger, wenn man bedenkt, daß die Position der Franzosen durch die Natur und Kunst eine unvergleichlich günstigere war als die der Unsern. Bazaine sagt ganz ruhig: „Wir konnten nur 100,000 Mann in's Feld werfen." Es ist schade, daß er dies nicht motivirt. Wenn 173,000 Mann gefangen werden, so darf man vermuthen, daß man über eine ähnliche Zahl eventuell auch als streitbare Macht verfügen kann; denn die Gefangenschaft ist doch nicht gerade der Beruf des Soldaten.

Am besten charakterisirt sich das ganze Buch durch die folgende Zusammenstellung. Auf Seite 73 sagt Bazaine wörtlich: „In der Nacht unternahm der Feind einen mit äußerster Kraft ausgeführten Angriff auf Saint Privat, welcher in Verbindung mit einer auf unsre rechte Flanke versuchten Bewegung die Position unhaltbar machte. Canrobert mußte diesen Punkt aufgeben." Auf der folgenden Seite (74) sagt Bazaine in dem Berichte an den Kaiser: „Die Armee hat sich den ganzen Tag bei den Positionen von Saint Privat und Rozerevilles geschlagen und hat dieselben behauptet." Das bedarf, glaub' ich, keines Commentars.

Niemals ist in Verdrehung und Beschönigung der That-

Digitized by Google

sachen Stärkeres geleistet als in diesem Buche von Bazaine. Auf Seite 75 sagt er wörtlich: „Am 19. August mußte die ganze Armee der Bewegung folgen, welche am Abend vorher vom 17. Corps angezeigt war." Wer darüber leicht hinliest, merkt gar nicht, was das zu bedeuten hat. Das 17. Corps war das Canrobert's, welches die Garde aus Saint Privat herausgeworfen hatte. In wilder Flucht warf sich dieses 17. Corps auf Metz zurück. Und die ganze Armee machte es ebenso. Das nennt Bazaine: „die Armee schlug die vom 17. Corps angedeutete Richtung ein." Und er fährt fort, um die Sache noch weniger verständlich zu machen: „und sie nahm Stellung zwischen den Forts St. Quentin und Plappeville und führte zwei preußische Kanonen als Trophäen mit sich." Offenbar ein wahrer Triumphzug. Die zwei Kanonen als Trophäen machen sich übrigens gut, wenn man sich erinnert, daß wir später die Kleinigkeit von 1341 Geschützen und 66 Mitrailleusen, 300,000 Gewehre, 53 Adler und Fahnen und ähnliche Bagatellen aus Metz mitnahmen. Der Tacitus zeigt sich wieder in dem folgenden Satze, welcher auf den mit den Trophäen unmittelbar folgt. „Wir waren eingeschlossen," sagt Bazaine. Kein Wort mehr, kein Wort weniger. Eingeschlossen trotz der zwei Kanonen, trotz der behaupteten Stellungen, trotz des dem Kaiser mitgetheilten Planes nach Briey zu marschiren.

Die sonderbarste Enthüllung des Bazaine'schen Buches habe ich mir zum Schluß dieses Aufsatzes vorbehalten, welcher nicht bewerkt, daß Buch im Großen und Ganzen zu besprechen, sondern nur einige Details herausgreifen will. Man lese und staune. Bazaine jammert beständig über den Mangel an Munition. Er klagt dem Kaiser in verschiedenen Depeschen sein bittres Leid, daß in Metz selbst Munitionsmangel herrsche. Mit dem Mangel an Munition erklärt er die Niederlage am 14. August, erklärt er den Rückzug am 16. August, erklärt er endlich die Einschließung am 18. August. Und nun schreibt er ganz gemüthlich: „Am 24. August fanden wir eine unerwartete Hülfe. In den Lagerräumen der Eisenbahn entdeckte man vier Millionen Patronen, welche mit der Bahn von Thionville gekommen waren und deren Ankunft durch kein Begleitschreiben angezeigt war." Da die Bahn bereits am 19. von den Sachsen zerstört war und nicht anzunehmen ist, daß man eine so beträchtliche Munitionssendung in dem allerletzten Augenblicke der größten Gefahr vorgenommen habe, so läßt sich daraus schließen, daß zur Zeit, als Bazaine über den Munitionsmangel seine Klage anstimmte, die vier Millionen Patronen ganz gemüthlich in den Magazinen der Eisenbahn sich befanden. Es wirft dies ein seltsames Licht auf die französische Militärverwaltung. Kein Begleitschreiben! Der Marschall, der Oberbefehlshaber weiß nichts davon, ganz zufällig entdeckt man diese unerwartete Hülfe. Was werden Moltke und Roon sagen, wenn sie diese Zeilen lesen.

Der übrige Theil des Buches berichtet in derselben nüchternen Weise über die Ereignisse in Metz vom Augenblick der Einschließung bis zur Capitulation. Hier ist die Controle schwieriger, da Bazaine vielfach über Ereignisse spricht, die selbstverständlich erst durch ihn zur Kenntniß des Lesers gelangen können. Daß Bazaine geradezu ein Verräther gewesen sei, wird bloß von einigen Pariser Hitzköpfen behauptet; und diesen Vorwurf dürfte auch die vorliegende Schrift zu beseitigen im Stande sein, so schwach ihre Argumente auch sind und so zahlreich die Unwahrheiten, welche er darin mit ehrner Stirn ausspricht. Indessen ist diese Bazaine'sche Schrift weit davon entfernt, den Sachverhalt völlig aufzuklären. Die Gründe, welche er für die Verzögerung des Abmarsches von Metz anführt, sind ganz und gar hinfällig. Daß er am 16. August nicht im Stande gewesen ist, mit seiner kolossalen Uebermacht unsre glorreiche 5. und 6. Division, welche ihm stundenlang allein die Stirn bot, über den Haufen zu werfen; daß er auf dem Wege über Briey den Durchmarsch zu erzwingen nicht versucht hat und ruhig den 18. August abwartete, als wolle er uns Zeit lassen, um die erforderlichen Truppen herbeizuziehen, die ihm den Weg entschieden versperrten; daß er dann vierzehn Tage ruhig verstreichen ließ ohne den leisesten Versuch zu machen, den Kampf zu erneuern, als habe er ein Interesse daran, uns unsere Cernirungslinie befestigen zu lassen; daß er dann wieder eine längere Pause eintreten ließ und wartete, bis die Energie seiner Truppen gebrochen und unsre Kraft des Widerstandes immer mehr gestärkt war — alle diese Räthsel bleiben unaufgeklärt. Man kann sich angesichts dieser Thatsachen noch immer nicht des Verdachts erwehren, daß Bazaine sich von politischen Grillen in seinen Handlungen und Unterlassungen habe bestimmen lassen; und diese politischen Grillen mußten durch die Unfähigkeit und das alberne Gebaren der über Nacht zu Staatsmännern und Strategen gewordenen Jungendrescher von Gambetta'schem Schlage allerdings verstärkt werden. In einem Augenblicke aber, in welchem jeder Hausnarr eine große politische Rolle in Frankreich zu spielen die Absicht und auch die Aussicht hatte, erscheint es ganz menschlich, daß auch der Oberbefehlshaber der größten französischen Streitmacht den Verlockungen des Ehrgeizes und der Versuchung, der Retter des Vaterlandes zu werden, nicht ganz habe widerstehen können. Und es versteht sich von selbst, daß der ehrgeizige Politiker den umsichtigen General überall im Wege stand. Und war Bazaine denn überhaupt ein umsichtiger General? War er nicht vielmehr in seltsamer Weise überschätzt worden? Die Beantwortung dieser Frage überlasse ich dem Fachgelehrten. Sein Buch macht jedenfalls den Eindruck, daß es von einem recht unfähigen Manne herrührt. Zweifellos aber ist, wie Karl Braun in diesen Blättern schon richtig hervorgehoben hat, daß die Capitulation durch den Hunger und das Elend dictirt war.

Paul Lindau.

Literatur und Kunst.

Moriz Schwind.*)

Urewige Harmonie der Welt,
In Genien gossenbarte,
Zum Kräftigen hast du das Sinnig und Zarte
Zur himmlischen Laune den Tiefsinn gesellt;
Und so wie die Mächtigen alle sind
War er auch — der Heros, der Meister Schwind,
Gedankengroß, aber an Anmuth ein Kind.

Weit leuchten von seinen Phantasien
Manch' stolze Gebilde
Mit holden Gestalten der Lust und der Freude,
Wie Blumen die Tiefe des Meeres durchsieh'n;
Denn Alles was angeht das Menschenherz
Verstand er zu schildern: den Gram und den Scherz,
Den liebenden Muth und den duldenden Schmerz.

Ihm klang es noch hell, das romantische Horn,
Von dämmernden Seeen
Und weckte den Ritter und lockte die Feeen
Zum Tanz um die Eichen am Zauberborn;
Er sah in der Felsen granitenem Dom
Am Feuerherd schaffen den heimlichen Gnom
Und den Elfenkönig am wogenden Strom, —

Ihm war es gegönnt, daß er würdig und groß
Nach alle dem Schönen,
Womit er beschenkte, die Reihe zu krönen
Noch mit dem vollendetsten Werke schloß.

*) Das Gedicht entstand anläßlich der projectirten Schwind-Feier in München. Das Concert, dessen Ertrag für das Schwind-Denkmal verwandt werden sollte, ist auf unbestimmte Zeit vertagt worden. Wir meinen aber, daß es keines besonderen Anlasses bedarf, um Schwind zu feiern, und daß das Lingg'sche Gedicht, auch wenn es nicht als „Prolog" zum Concerte gedacht wird, seinen vollen Werth hat. D. Red.

Digitized by Google

In Meinsines ergreifendem Bild
Blinkt unter des Todes schwarzem Schild
Ein Gruß schon aus seliger Geister Gefild.

Einst traten an eine Wiege drei
Weisssagende Frauen.
Die älteren beiden mit freundlichen Brauen
Verkündeten Gutes und wallten vorbei;
Die dritte trat hart vor das Kind und sprach:
So lange die Kerze dort brennt im Gemach,
Und keine Stunde mehr tebt es danach.

Da löschte die Erste der Nornen geschwind
Die Kerze. — Behülte,
Begann sie zur Mutter mit eifriger Güte,
Behülte sorgfältig die Kerze dem Kind
Und zünde sie ja nicht wieder an.
Als bis es vollendet die Lebenstahn,
Großes zuvor auf Erden gethan! —

Und Großes vollbrachte, manch herrliche That,
In Jahren und Jahren
Der Jüngling und Mann und rang in Gefahren
Und Kämpfen hervor, und verbreitete Saat
Des Guten im Volk mit ernstlichem Müh'n
Und sah noch sein Vaterland frendig und kühn
In mächtiger Stärke gewaltig erblüh'n.

Jetzt, als ihm vom Alter die Schläfen ergraut,
Da stehe — bei Klängen
Der Harfen und Becher und Siegesgesängen,
Nachdem er die schönsten der Tage geschaut,
Entsacht er die Kerze, der Norne Gut,
Und blickt mit ruhigem Heldenmuth
In der Lebensflamme verlöschende Gluth.

Die Sage gemahnt mich des Meisters; auch Er
Am Ziele des Strebens
Erblickte das Höchste, das Schönste des Lebens:
Das Vaterland stark; und während umher
Der Siegesruf klang, ward tief bewegt,
Der Kranz des Ruhmes, den treu er gepflegt,
Sein Lorbeer auch ihm auf die Bahre gelegt.

Nun wenn es bald ragt, das Denkmal, empor,
Dann wollen wir sagen:
Es schwebt darum auch Bilithelagen
Der deutschen Kunst ein Geisterchor!
Es umblüh' und umrauscht' es und ältere nie
Die goldene Blume der Phantasie
Und ein ewiger Quell von Poesie!

Hermann Lingg.

Hinter den Coulissen.

Roman von Ernst Wichert.

Berlin. O. Janke. 1872. 3 Bände.

Romane und Dramen veranschaulichen seltener das Sprüchwort „Aller Anfang ist schwer" als jenes andere, ernstere „Das Ende krönt das Werk". Auf hundert gute Expositionen, spannende Anfangscapitel kommen im Durchschnitt wohl kaum zehn wahre, befriedigende Katastrophen und Lösungen, in denen die Leute nicht geradezu im fünften Act oder im letzten Capitel sterben oder — heirathen. Um so mehr sollte es uns leid thun, wenn anständige Leser durch einige schwach motivirte und ein wenig breit ausgeführte Gespräche und Erörterungen im ersten dieser drei Bändchen sich abhalten ließen, weiter zu lesen. Sie würden sich einer erfreuenden und belehrenden, durchaus gesunden Anregung berauben. E. Wichert, als Dramatiker bereits rühmlichst bewährt, bringt uns hier als Romandichter eine höchst wackere Studie in der Freytag-Spielhagenschen Gattung. Wir befinden uns in der Gesellschaft von „Soll und Haben" und von „Hammer und Ambos", mitten unter den Freuden und Leiden der arbeitenden bürgerlichen Gesellschaft unserer Tage. Alle auftretenden Personen nehmen, im Guten und Schlimmen, ernste Stellung zum Leben, verfolgen wirkliche Interessen, ringen mit sich und den Dingen. Die Gefühle und Gedanken kommen dabei nicht zu kurz; im Gegentheil, sie trinken das heiße Blut des realen Lebens, und das giebt ihnen Wärme, Farbe und Sprache, wie den Schatten, die Odysseus beschwor. Die Empfindungs- und Gesinnungshelden der jungdeutschen Dichtung, die geistund wortreichen, ebenso thatenarmen und impotenten wie anmaßenden Empfindungsvirtuosen glänzen durch ihre Abwesenheit — Gott habe sie ein für allemal selig! — und wenn der erste Liebhaber, der poetische Gymnasiallehrer Hans Todach, ein Paar bedenkliche Anfälle von „Staunen" und „Taumeln" bekommt, so begnügt er sich doch mit einem mäßigen und bescheidenen Gebrauch dieser alten Privilegien seiner Gattung. Dabei versteht der Verfasser viel besser zu erzählen, als die ersten Capitel des Romans es vermuthen lassen. Die Handlung belebt sich zusehends mit dem Fortschritt des Gedichts. Ein kleiner Zusatz von transatlantischer Schauer-Romantik im Gerstäcker'schen Stil, (verzweifelte Goldgräber, Schreckensscenen auf den Hochebenen des Felsengebirges ꝛc.) erweist sich doch nicht stark genug, um die Farbe der Wahrheit, in der die ganze Dichtung freundlich anmuthet, wesentlich zu ändern. Form und innere Lebenskraft der Darstellung berechtigen zu sehr guten Hoffnungen. Unter den Charakteren begegnen wir, wie zu erwarten, bekannten Gesichtern. Anton schreibt diesmal nicht Rechnungen und Geschäftsbriefe, sondern Tragödien, (so weit dies nämlich die Aufsätze und Exercitien seiner Tertianer erlauben) aber er ist derselbe ehrliche, fleißige, stolze, bescheidene, empfindsame und empfindliche, nicht gar zu geschickte aber brave und ein bischen philisströse Junge geblieben, den wir Alle kennen und lieben. Baron Fink ist Diplomat geworden und macht seinem Stande alle Ehre, bis auf die sehr schwache Stunde, in der er seinen idealistischen Schulfreund zu seinem Freiwerber machen will. Aber was verschiedenen Talent, Erziehung, Gewohnheit, Charakter, wenn die Katastrophe eine Dummheit nothwendig macht? Wir haben lüngere Leute Schlimmeres thun sehen unter dem Zauberarm der Oekonomie eines Romans oder Dramas; und hier zumal ist von dieser Anwendung menschlicher Schwäche nicht so viel Aufhebens zu machen, da das Gemachte der Situation mehr in der Art der Ausführung liegt als im innersten Gedanken. Man vergißt die Unnatur der Scene bald wieder unter der guten, naturwahren Entwicklung der Consequenzen. Recht erfreulich kennzeichnet sich der gute, verlöhnliche und darum der dichterischen Beobachtung so günstige Geist unserer Tage in dem schönen Maß der Kritik und Satire. Juden und Abel, die Märtyrer und — Beherrscher unseres Sittenromans in der gährenden Uebergangszeit, treten neben dem deutsch-bürgerlichen Element in die ihnen gebührende Stellung zurück und haben sich über die herkömmlichen Ergießungen der poetischen Zornes-Liebe nicht zu beklagen. Kunst, das will sagen Theater und dramatische Dichtung, journalistisches Literatenthum und emancipationssüchtige Blaustrumpfigkeit tragen die Hauptkosten der Satire. Der Verfasser führt uns nicht ohne Sachkenntniß und Geschick „hinter die Coulissen" dieser ihm offenbar gründlich gelaufigen Welt. Es ist ihm heiliger Ernst mit „der Schaubühne als moralische Anstalt". Der glatte industrielle Schauspieldirector, der zum virtuosen Hamlet-Spieler avancirte Barbiergeselle, der cynisch-geschäftsmäßige Journalikalisch, der dramaturgische Pedantismus finden vor ihm keine Gnade. Er hat sich diese unsaubern Geister offenbar sehr genau angesehen und hält ihnen einen fein geschliffenen Spiegel vor. Auch die „aristokratischen Kunstinstitute" unserer Residenzen mit ihren petites misères finden ihren gebührenden Platz in dem Bilde, werden aber, was sehr zu loben, nicht carikirt. Ueber das Idealbild des Schlußtableaus wollen wir mit dem Verfasser nicht streiten. „Deutsches Nationaltheater", dessen Schöpfung er von unserer großen Zeit erhofft, soll nicht den Höfen, sondern den gro-

Digitized by Google

sen städtischen Communen Schutz, Unterstützung und Leitung verdanken: ein, wie es uns scheint, sehr gesunder und lebensfähiger Gedanke, der sich in Städten wie Leipzig, Frankfurt, Köln, Breslau, Königsberg, Hamburg gar wohl verwirklichen ließe. Ob sich aber, wie in dem Mustertheater, welches die Helden des Romans nach Einheimsung der unvermeidlichen Million americanischen Goldes erbauen, die wöchentliche Gratis-Aufführung von classischen Stücken empfehlen dürfte, das wäre doch eine sehr zu bedenkende Frage. Wollen wir Shakespeare, Goethe, Schiller, Lessing dem ausschließlich für den Zeitvertreib des Pöbels bestimmen? Oder werden Gratis-Vorstellungen von anständigen Leuten besucht werden, wenn man nicht etwa eine sehr bedenkliche Privilegienwirthschaft einführen will? Aber ein Romaneinfall ist ja noch kein Gesetzesvorschlag und mag einstweilen auf sich beruhen. Dagegen würden wir es für Sünde halten, von dem Buche und dem Verfasser zu scheiden, ohne ihm aus vollem Herzen für seine Heldin „Antonie" zu danken. Das ist eine lebensvolle, prächtige Gestalt geworden, ein echtes deutsches Mädchen von der besten Art — und das will doch schon Etwas sagen — voll Poesie und Gluth und dabei in den schönen Verhältnissen entwickelt, die nur aus dem soliden Grunde eines sehr gesunden Verstandes und tüchtigen Wollens sich herausbilden. Sie wird ihren schulmeisterlichen Poeten schon zu einem Manne machen. Möge sie auch dem Dichter sich als eine freundliche Muse bewähren, die ihm die Herzen der Leser (und der viel wichtigeren Leserinnen) zuführt und ihn zum rüstigen Fortschreiten auf der so tapfer betretenen Bahn ermuntert!

J. Kreyßig.

Die Gräfin von Somerive.

Drama in vier Acten von Theodor Barrière.

Das neueste Drama Theodor Barrières, an welchem auch eine Dame, Frau von Prébois, mitgearbeitet hat, ist mit größtem Erfolg am Pariser Gymnaie zur Aufführung gelangt. Barrière ist ohne Zweifel einer der begabtesten und festen Dramatiker Frankreichs. Außer einigen seiner kleinen reizenden Lustspiele, wie „Am Clavier", „Feuer in der Mädchenschule" ꝛc., sind auch verschiedene seiner großen Dramen, „Les Filles de marbre", „Les Faux Bonshommes", in Deutschland bekannt und zum Theil mit erheblichem Erfolg aufgeführt worden. Sein neuestes Stück führt den Titel: „Die Gräfin die Somerive". Die Handlung ist folgende.

Ein junger bretagnischer Edelmann, Henri Kerbren, hat sich mit Lucienne, der Tochter des Grafen von Somerive verlobt. Die Heirath ist durch einige gesetzliche Schwierigkeiten hinausgeschoben. Luciennes Mutter ist verschollen. Vor achtzehn Jahren hat die Gräfin von Somerive, während ihr Mann eine längere Reise unternommen hatte, den häuslichen Herd heimlich verlassen und mit ihrem Galan das Weite gesucht. Seit jenem Augenblick fehlt jede Spur der Entflohenen. Die Schwierigkeit, die gesetzlich nothwendige Zustimmung der Mutter zu der Vermählung des Fräuleins von Somerive zu beschaffen, verursacht die erwähnte Verzögerung. Lucienne lebt in dem Wahne, daß ihre Mutter längst gestorben sei.

In dem Schlosse ihrer Tante, der Marquise von Césane, befindet sich seit einiger Zeit auch noch ein anderes junges Mädchen, Fräulein Alix Balory, welchs durch die Kriegsereignisse seit einigen Monaten von ihrer Mutter getrennt ist und in dem Schlosse der Marquise Gastfreundschaft gefunden hat. Die beiden jungen Mädchen werden gute Freundinnen. Die Freundschaft kann leider nicht von langem Bestand sein, denn Luciennes Bräutigam, der Bretagner Kerdren, verliebt sich in Alix und wird von ihr geliebt. Das Schlimmste ist, daß Alix und Lucienne, ohne es zu wissen, Schwestern sind. Lucienne ist das Kind derselben Frau, welche ihren Gatten und ihr Kind verlassen und jetzt den Namen Balory angenommen hat. Alix ist die Frucht des Ehebruchs.

Die Mutter kommt, um ihr Kind Alix wiederzusehen. Als sie plötzlich ihrer ältesten Tochter, dem Kinde aus legitimer Ehe, die sie seit achtzehn Jahren nicht gesehen, nicht umarmt hat, gegenübersteht, bricht die durch die leichtsinnige Jugendverirrung gewaltsam unterdrückte Mutterliebe mit Macht hervor. Von den entsetzlichsten Gewissensqualen gefoltert beschließt sie, möglichst schnell der Unheilsstätte zu entfliehen, Alix mit sich zu nehmen und jedes Hinderniß, welches dem Glücke ihrer ältesten Tochter im Wege steht, zu entfernen. Aber es ist zu spät. Verschiedene Umstände verhindern ihre Abreise, und inzwischen hat auch Kerdren den durch seine zweideutige Position gebotenen Schritt gethan: er hat die Verlobung mit Lucienne rückgängig gemacht, um Alix sein befreites Herz schenken zu können. Die Ankunft des Vaters, des Grafen von Somerive, beschleunigt die Katastrophe.

„Ich werde die Sache geräuschlos erledigen", sagt der Graf zu seiner früheren Gattin, nachdem er von dem Geschehenen unterrichtet ist. „Die Gräfin Somerive ist für mich todt. Aber es giebt noch ein Fräulein Somerive, die meine Tochter ist, und ich werde nicht zugeben, daß ihr Glück geopfert werde einer Andern, deren Namen ich nicht kenne."

„Ich werde meine Schuldigkeit thun", versetzt die Gräfin.

Nun beginnt die Sühne. Madame Balory muß eines ihrer Kinder opfern. Die Wahl ist ihr geboten. Das Kind, welches das Gesetz beschützt, die legitime Tochter, ihres Gatten soll glücklich werden. Aber wie wird man Alix dazu bewegen, auf ihre Liebe zu verzichten? Wie wird dies möglich sein, da Madame Balory ihre Vergangenheit vor ihrem Kinde doch nicht offenbaren kann. Die Freundschaft wird das nicht vermögen, denn Alix haßt Lucienne, seitdem sie weiß, daß diese ihre Rivalin ist. Madame Balory ersinnt eine fromme Lüge. Sie erzählt ihrem Kinde, daß die Gräfin Somerive ihre Freundin gewesen sei, und daß sie ihr auf dem Sterbebette einen heiligen Schwur . . . .

„Die Gräfin Somerive ist gar nicht todt!" ruft Alix aus. „Glaubst Du denn, daß ich die Geschichte hier nicht habe erzählen hören? Und wie konnte diese Person Deine Freundin sein! Sie ist Deiner Freundschaft nicht werth. Hat sie nicht ihren Mann, hat sie nicht ihr Kind treulos verlassen."

„Schweig! um Gotteswillen schweig! wenigstens vor ihm —" ruft Alix' Mutter verzweifelt aus, indem sie auf den eintretenden Grafen zeigt.

„Ich, Madame", erwidert der Graf, „so furchtbar hatte ich mir die Rache nicht gedacht".

„Und wer sind Sie", fragt Alix, „der Sie so mit meiner Mutter zu sprechen wagen?"

„Ich bin der Graf Somerive."

Alix bricht wie vom Schlage getroffen zusammen. Sie hat den ganzen Zusammenhang erfaßt. Sie fühlt, daß ihre Mutter ein verlorenes Weib ist, sie fühlt, daß sie keinen Namen, keine Familie hat. „Was soll aus mir werden"? ruft sie unter Thränen aus.

Barrière brantwortet diese Frage in grausamer Weise: das arme Mädchen, das mit einem Schlage ihre Mutter, ihren Namen, ihre Ehre, ihren Geliebten verliert, das die Schande nicht ertragen kann und das Mitleid nicht ertragen will, wirft sich in's Wasser. Im letzten Act wird die Leiche — die Darstellerin der Alix in Paris scheint nach den Berichten der französischen Kritik das Uebermenschliche in realistischer Darstellung einer Leiche geleistet zu haben — auf die Bühne gebracht und ein langer Brief, den Alix hinterlassen hat, verlesen. Ihr letzter Wille ist, daß ihre Mutter wiederum ihren Platz im Hause von Luciennes Vater einnehme, daß Lucienne glücklich und der Graf milde sei. „Möchte ich nicht umsonst gestorben sein." Mit diesen Worten schließt der Brief. Der Graf gestattet seiner Tochter, neben ihrer und der Entschlafenen Mutter an der Leiche niederzuknieen und für das arme Opfer zu beten.

Die französische Kritik rühmt einmüthig in dem Werke eine ungewöhnliche dramatische Wirksamkeit. Seit Jahren soll nicht so

Digitized by Google

im Theater gemeint worden sein wie bei der ersten Vorstellung des Barrière'schen Dramas. Der Schlußact wird von einigen Seiten getadelt, da er eben gar zu rührend sei. Merkwürdigerweise hat kein französischer Kritiker auf die auffallende Aehnlichkeit hingewiesen, welche zwischen diesem Stücke einerseits, der „Fiammina“ von Mario Uchard und dem „Bastard“ von Touroude andererseits besteht. Der erste Conflict: die schuldige Mutter, welche das Glück ihres legitimen in der Wiege verlassenen Kindes, in dem entscheidenden Augenblicke der Heirath, wider Willen zu vernichten droht, ist der ersteren, der andere Hauptconflict: die Rivalität des legitimen und illegitimen Kindes, der anderen Dichtung entnommen. Allerdings ist Barrière weit bedeutender als seine beiden Vorbilder, und es läßt sich denken, daß er aus demselben Stoffe etwas Besseres gemacht habe als diese.

P. L.

Aus der Hauptstadt.

Das Kaiserdorf.

Nach den Notizen eines in Berlin reisenden Berliners

von Julius Stettenheim.

Mein Nachbar an der Table d'hôte unterhielt mich sehr lebhaft von seiner eben beendeten italienischen Reise, welche er bis nach Neapel ausgedehnt hatte. Er schwärmte genau nach den Vorschriften eines rothgebundenen Führers von dem sich aus der Asche erhebenden Pompeji und meinte, desgleichen finde sich in der Welt gar nicht wieder. Ich sagte ihm aber, er irre sich. Da ihm Berlin völlig unbekannt war, so belehrte ich ihn weiter, daß die Stadt, in welcher er sich befinde, an vielen Stellen ein speciell archäologisches Interesse böte. Freilich könnte ich ihm keine Asche zeigen, wie er sie in Pompeji reichlich gesehen, dies aber erkläre sich dadurch, daß augenblicklich die Kälte sehr groß und jedes Trottoir in Gletscher verwandelt sei, welcher Umstand aber die Hausbesitzer nicht veranlasse, der Aufforderung des Polizeipräsidii nachzukommen und die Asche ihrer Kochherde vom Ofen und die Straße zu streuen. Mein durch diese eingehenden Mittheilungen höchst erfreuter Stuhlnachbar bedauerte diese mit der Asche getriebene Sparsamkeit umsomehr, als er heute bereits — er addirte an seinem Körper oberflächlich die Verletzungen und Verstauchungen zusammen und sagte dann — sieben Mal gestürzt war und sich auf einem Gange durch die jahrhundertlosen Straßen der Stadt mit kurzen Unterbrechungen lebhaft horizontal fortbewegt habe. Er war aber trotzdem ganz vergnügt, weil er gehört hatte, es seien sehr viele Arm- und Beinbrüche vorgekommen, und so habe er denn nicht wenig Glück gehabt.

Ich gratulirte ihm, nannte ihn ein Sonntagskind, und wir tranken auf das Wohl seiner ungefähr sieben äußerlichen Verletzungen eine Flasche Moet zusammen.

Wie wir nach Tische durch die Straßen schlenderten, ging ich wieder von Pompeji aus, von welchem uns das Gespräch über die Asche entfernt hatte. Sehen Sie, sagte ich, während wir behaglich spazieren glitten, das Wunder, als welches wir Pompeji bezeichnen müssen, ist großartig, aber es ist durchaus kein Verdienst der genannten Stadt. Eines Tages wird dieselbe verschüttet und eines Tages wird dieselbe wieder ausgegraben, das ist Alles. Sie ist eine Mumie, eine prächtige, interessante Mumie. Wie würde sie auf das Auge und den Geist wirken, wenn die ein Theil einer lebenden Stadt wäre, wenn Pompeji die Reclame des Contrastes für sich hätte, wenn der öde, unbewegliche Tod von dem Pulsschlag des regen Verkehrs einer lebhaften Bevölkerung ringsum wiederhallte!

Davon steht nichts im Bädeker, versicherte mein Begleiter.

Ich tröstete ihn mit der Versicherung, daß auch das, was ich ihm jetzt über Berlin sagen würde, nicht im Bädeker stehe. Sehen Sie, sagte ich, indem ich an einer geeigneten Stelle in der Königgrätzerstraße stillstand, hier ist so eins der unzähligen Plätzchen von Berlin, die sich rein erhalten haben von jeder Lecterei der Cultur, so aufdringlich dieselbe sich auch heranzuschleichen suchte. Die hier stattfindende rauschende Erregung ruht seinen Augenblick, auch wenn der Krater der Ahnlustschen Eisenbahn nicht vorwärtsrend die hitzigsten Fremdenströme über diese Straße ergösse. In den eleganten Hallen wohnt die beste Gesellschaft der Stadt zu den höchsten Miethen. Nun aber sehen Sie das Pflaster an, schloß ich grausam meine Einleitung.

Und Sie meinen —? fragte mein Begleiter ganz erschrocken.

Daß das Pflaster, welches in Pompeji ausgebeckt wird, zwar besser und älter ist, daß dieses Berliner Pflaster aber gleichfalls aus den ersten Lebenstagen Berlins stammt, augenscheinlich seit jener Zeit, also seit der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts unverändert beliegt, und doch nicht etwa für das Studium und die Neugierde reisender Gelehrter und Engländer erhalten bleibt, sondern dem allerlebhaftesten Verkehr der geschäftigen Bevölkerung dient, oder doch dienen soll. Rechts und links volles Leben, und inmitten desselben wie in anderen unzähligen Straßen Berlins ein unversöhnliches Andenken, eine Reliquie aus der Zeit, wo Berlin gegen die lästigen Angriffe der rohen Wenden errichtet wurde. Vielleicht hat dieses unerkrentliche Volk hier längere Zeit mit Steinen geschmissen, und der Rath der Stadt hat dieselben dann ruhig liegen lassen und ihnen eines Tages den Namen Straßenpflaster gegeben. Daher kommt es, daß jeder Stein selbstständig entweder einen Hügel oder ein Thal bildet und das Ganze den Anblick steingewordener Wellen gewährt. Klagen Sie also nicht unsere Behörden an, wenn Sie den sinken und Ihnen die Füße beim Passiren solcher Straßen wehthun, sondern bedauern Sie es, daß die Wenden nicht sonderlich gut gezielt und sich solchergestalt kein freundliches Gedenken bombardirt haben; wenn allerdings auch nicht geleugnet werden kann, daß es ja gar nicht in der Absicht der Barbaren lag, Berlin zu pflastern, indem sie es belagerten und bewarfen.

Mein Begleiter betrachtete nun den unter uns sich kräuselnden Fahrweg mit einem gewissen ehrfurchtsvollen Blick, wie er ihn in Pompeji häufig genug umhergewonnen haben mochte. Ich mußte ihm sogar gewaltsam daran hindern, daß er nicht einen von den Pflastersteinen aus dem Boden grub und mitnahm, obschon er sagte, er bringe von allen historisch merkwürdigen Plätzen einen Stein, ein Stück Holz, einen Zweig und derzleichen mit nach Hause.

Sie werden dieses Princip hier in Berlin nicht durchführen können, meinte ich, denn so weit ich diese Stadt kenne, ist sie eine wahre Fundgrube alter Erinnerungen und mit Bezug auf ihre fünfhundertjährige Geschichte ihr eigenes Museum. Wenn Ihre werthe Nase etwas Gebäckmäßig besteht, so erinnert sie sich vielleicht der Panke —

Haben Sie eine Prise? bat mich mein Begleiter, ich habe meine Dose vergessen.

Nein, bedauerte ich und reichte ihm eine Cigarre. Er zündete sie schleunig an und fragte mich, was ich ihm über die Panke sagen könnte.

Die Panke ist von unten auf mit lauter historischen Gegenständen angefüllt und zwar aus der grauen Vorzeit, wo die Bürger Berlins noch fast ausschließlich Ackerbau trieben und Viehzucht waren. Dieses sind keine reinlichen Geschäfte, und die Stadt war daher nicht sonderlich sauber. Der Umrath mehrte sich von Jahr zu Jahr, und Sie können sich denken, welche eine hübsche Masse eine sparsame Bevölkerung in einem Zeitraum von hundert Jahren ansammeln kann. Dann aber fühlte Berlin plötzlich, daß es die Kinderschuhe des Fischerdorfs vertreten hatte und warf Alles, was es an Umrath besaß und irgendwie missen konnte, in die Panke. Da liegt er nun.

Was Sie sagen! rief mein furchtbar qualmender Begleiter.

Sie können sich darauf verlassen, versicherte ich, in der Berliner Panke liegen, schlecht gerechnet, drei Jahrhunderte Stadtgeschichte. Wo man in ihre Nähe kommt, riecht man die Klagen über die Leiden, unter welchen Berlin zur Zeit der Markgrafen seine Jugend verbrachte. Das ist höchst interessant, aber ich gehöre zu denjenigen Menschen, welche nicht jeden Augenblick an die älteste Geschichte einer Stadt erinnert sein wollen. Bei Ihnen ist das etwas Anderes, Sie schnupfen.

So plaudernd, näherten wir uns dem Herzen der Stadt.

Dramatische Aufführungen.

Bei Leuthen. Schauspiel in 5 Aufzügen von J. B. von Schweitzer. Die Leser des „Socialdemokrat“, dessen Redacteur Dr. v. Schweitzer früher war, werden sich mit Vergnügen zweier in jenem Blatt zuerst veröffentlichten Skizzen erinnern, „Ein Schlingel“ und „Eine Gans“ betitelt, mit deren Tendenz man ganz und gar nicht einverstanden zu sein brauchte und in denen man trotzdem ein nicht gewöhnliches dramatisches Talent entdecken durfte. Die Erwartungen, welche diese sehr geschickt gemachten und in gutem und

Digitized by Google

wirksamem Dunkel geschriebenen Scenen für die weitere dichterische Thätigkeit des socialdemokratischen Agitators erweckten, sind durch seine seitdem geschriebenen Arbeiten („Cannossa", „Staatsverbrecher" ꝛc.) theilweise schon erfüllt worden, und mit diesen, wie auch mit dem jetzt auf dem Wallner-Lebrun-Theater aufgeführten Schauspiel „Bei Leuthen" hat Herr v. Schweitzer sicherlich sein letztes Wort noch nicht gesprochen. — Das Drama ist wesentlich die Arbeit der Reife. Molière hatte bekanntlich nahezu das vierzigste Lebensjahr erreicht, als er sein erstes nennenswerthes Kunstwerk schrieb. Um im Drama etwas Erspriessliches zu leisten, genügt es nicht — ich berufe mich nochmals auf den französischen Meister — Plautus, Terenz und die Fragmente des Menander studirt zu haben, man muß in der derben Schule des Lebens das Maturitätszeugniß erlangt haben. Es ist immer ein gutes Zeichen, wenn Leute, die sich auf anderen Gebieten des giftigen Schaffens längst einen Namen gemacht haben, wie Kruse und Biedermann in der Publicistik, ein Spielhagen im Roman ꝛc. im vorgerückten Stadium ihrer Entwicklung sich dem Drama zuwenden. Man kann dann beinahe mit Sicherheit darauf rechnen, daß man neben manchem Verfehlten und Ungehörigen in den dramatischen Erstlingsarbeiten solcher erfahrener Männer immer etwas Bedeutendes findet, das bei der erforderlichen Hege und Pflege sich fruchtbar erweisen würde. Da hätte die Kritik eine schöne Aufgabe, da könnte sie unter Umständen wirklich Gutes thun; da sollte sie schonungslos die Fehler rügen, aber ebenso rückhaltlos auch das Gute anerkennen und sich vor dem wohlfeilen, absprechenden Urtheil hüten, das den redlich schaffenden Dichter entmuthigt und keinem Menschen nützt. Aber gerade dieses, der kritischen Ermuthigung werthen Männern gegenüber wird häufig gesündigt, nicht gerade aus bösem Willen und in gehässiger Ansicht, sondern weil das Publicum und die Kritik oft vergessen, daß sie eine Schülerarbeit vor sich haben, eine dramatische Schülerarbeit, die allerdings von einem Meister in der Publicistik oder im Roman herrühren mag. Der auf einem ganz anderen Gebiete der Geistesarbeit berühmt gewordene Name des Autors verleitet dazu, daß man auch an seine ersten dramatischen Versuche mit Erwartungen herantritt, die ganz unbegründet sind — unbegründet, denn Leitartikel oder Naturschilderung und Drama sind gewaltig verschiedene Dinge — und bleiben die hiesige Erwartungen unbefriedigt, so rächt sich das entrüstete Publicum und die Kritik an dem Dichter, anstatt an sich selbst Rache zu nehmen, da die Täuschung ihr eigenstes, nicht das Dichters Werk ist.

Auch Schweitzer hat unter seiner zu gerühmlichem Vergangenheit zu leiden gehabt. Trotzdem wird er schließlich nicht zu bedauern haben, daß er den vertrauten Beckche mit der stillen Muse dem Buhlen um die Gunst der lärmenden Masse den Vorzug gegeben hat. Schweitzer ist noch ein dramatischer Anfänger, und das zeigt sich auch an allen Ecken und Enden seines neuen Stückes; aber er besitzt auch — und das ist ebenso unverkennbar — eine ganz entschiedene dramatische Begabung, das richtige Verständniß der Bühne und ihrer schwer zu studirenden Launen. Ich will das Stück nicht erzählen. Es ist ein Intriguenstück, dessen sehr complicirte Handlung das Nachererzählen beinahe unmöglich macht, von scharf ausgesprochener antijesuitischer Tendenz. Schweitzer schildert, wie die frommen Väter durch die ihnen wohlbekannten Kniffe und Pfiffe anständigen Menschen ihr Haus und Gut abzunehmen wollen, zu diesem Zwecke Documente fälschen ꝛc. schließlich aber um die Früchte ihrer sonderen Arbeit kommen, da sich der Monarch in's Mittel legt. Das Alles steht mit der Schlacht bei Leuthen, die und gegen Ende des Stückes vorgeführt wird, allerdings nur in sehr losem Zusammenhang; der historische Apparat ist thatsächlich hier nicht die Hauptsache und zur Nebensache ist er zu wichtig. Wie es scheint, ist dem Dichter bei der Arbeit die beabsichtigte Episode, die Jesuitengeschichte, über den Kopf gewachsen; sie hat sich vorlaut in den Vordergrund gedrängt und als der Dichter sie zum Schluß wieder in die bescheidene Stellung zurückverwies, parirte sie nicht mehr Ordre; jedenfalls war nun die beabsichtigte Hauptsache, die Historie, verstimmt und gestört sich nicht mehr an der Stelle, von welcher sie einmal verdrängt war. So entstand ein Riß in dem Drama, der nicht zusammengezogen werden konnte. Das Schweitzersche Schauspiel klafft nach dem zweiten Act und nach der zweiten Hälfte des vierten Actes. Am besten ist dem Dichter der zweite Act gelungen: eine Scene, wie die zwischen dem König und der um die Begnadigung ihres Geliebten bittenden Braut, kann nur ein wirklicher Dramatiker schreiben. Man bedauert nur, daß das geistreiche und tiefsinnende Mädchen eines so unbedeutenden Menschen wegen, wie dieser Lieutenant von Bernau ist, so viel Geist und Gefühl aufwendet. Ich din kein blutdürstiger Wächterich, aber ich hätte gar nichts dagegen gehabt, wenn Schweizer diesen Bernau hätte erschießen lassen. — Das Stück enthält aber noch andere wirksame und treffliche Auftritte: dahin rechne ich namentlich die Scene, in welcher die Braut das gestohlene Document gegen die Verschreibungsacte ihrer Eltern und die Verpflichtung, Nonne zu werden, eintauscht. Besonders zeigt sich aber die dramatische Befähigung des Dichters in den Actschlüssen, die sämmtlich gut sind. Auch der „nicht abcommandirte" Feldwebel Neumann, der in strammer Haltung den dritten Act beschließt und den hinteren ebenso stramm wieder eröffnet, ist die Erfindung eines echten Bühnenschriftstellers. Ebenso ist das melodramatische Hülfsmittel zum Schluß des Stückes gut benutzt. — Der größte technische Fehler des Stückes ist, daß die Bühne viel zu häufig leer bleibt. Wenn die in Scene befindlichen Schauspieler das ihre gethan haben, treten sie ab, dann geht die Thür auf und es kommen andere. Es fehlen die Vermittler, welche auf der Bühne bleiben und den Faden der Handlung weiter knüpfen. Deshalb macht der Act nicht den Eindruck eines Theiles des Ganzen, sondern den eines in Verschnörkelchen zerhackten Theiles.

Die Sprache Schweitzers ist kräftig und voll. Nur der alte Fritz declamirt etwas zu viel und das störte auch einigermaßen die Darstellung. Im Uebrigen gab und Lebrun einen prächtigen Typus; Maske und Haltung der volksthümlichen Helden waren meisterhaft. Von den übrigen Darstellern zeichneten sich namentlich Fräulein Bissinger und Carsten aus, Fräulein Bissinger spielte überraschend gut; sie sollte nur auf ihre Aussprache die ängstlichste Sorgfalt verwenden. Waren es nicht die trauten Laute des geliebten Thüringer Landes die mir aus dem „Klöstern" und „rechend" entgegenklangen? Das „harte" g der Frl. Bissinger wurde das „weiche" k des Herrn Keller, der „Erglärung" sagte, wieder gut gemacht. Im Uebrigen spielte Herr Keller seinen frommen Pater in durchaus lobenswerther Weise und sein College Herr Kurz darf dieselbe Anerkennung beanspruchen. Feldwebel Neumann war in der Darstellung des Herrn Neuber eine sehr wirksame Episode.

F. L.

Neue Bilder.

Der gleichförmige Strom der Ausstellungen, dessen Gewässer man ohne Aufregung und Anregung zu sich vorbeifließen läßt, bieten Abwechslung unmerklich wechselt, und der auch darin kaum eine besonders merkwürdige oder angiehende Erscheinung darbietet, wird doch von Zeit zu Zeit einmal durch eine Welle unterbrochen, die zu stolz daherschreitet, um im Schwall des Gewöhnlichen untergetaucht, und den Blick lebhaft und nicht vorübergehend fesselt.

Oft sind freilich auch diese Unterbrechungen der Eintönigkeit noch unerheblich genug, vielfach nur das, was man schrzhaft „Interessantigkeiten" nennt, Werke einmal mit mehr oder minder großem Fug in Affection genommener Meister, Werke mit eigenthümlichen Gegenständen, Werke von überraschender — gelegentlich nichts weniger als künstlerischer — Wirkung ungewöhnlicher Mittel. Solche Erscheinungen haben ein Curiositätsinteresse; man will — resp. man muß — sie gesehen haben, man geht, je nach der größeren oder geringeren Beweglichkeit des Geistes, etwas auf die Absichten des Künstlers ein; aber die Wirkung geht nicht tief, die Nachwirkung ist gleich Null; man erinnert sich am passenden Orte des Gesehenen, doch man denkt nicht weiter daran.

Da kommen aber die großen, breit daher brausenden Wellen, die königlich den Strom entlang ziehen, und deren Auftreten angezeichnet wird im Gedächtniß der Sehenden und in den Gedenktafeln der Geschichte. Was sonst vereinzelt die Aufmerksamkeit erregt, bietet sich vereinigt dar, und was an Mißbehagen und Unvollkommenheit bei den einzeltig hervortretenden Leistungen Anderer empfunden wird, das wissen sie zu vermeiden. Der Name des Urhebers — ob dis da bekannt oder unbekannt, gefeiert oder nicht gefeiert — tönt mit gutem Klang, der Stoff greift in die Gedanken- und Empfindungskreise Aller packend hinein, die künstlerische Darstellung ist originell, geistvoll, angemessen, vollendet.

Man verbleibt es wohl der Kritik, wenn sie dem breiten Strome mißmuthig zuseht; und man rechnet es ihr nicht an, wie freudig sie die hüpfenden Wellen, wie begeistert sie die Springfluthen begrüßt. Wenn die Dutzendwaare nicht einmal gut gemacht ist, was soll man anders thun, als sie deshalb ablehnen? Und wenn sie gut gemacht ist, was soll man mit ihr anfangen anders, als sie dem Publicum zur Deckung seines Bedarfs überlassen? Was liegt daran, ob ein Dutzend mehr oder weniger fertig geworden, ob ein Posten etwas mehr oder weniger gut gerathen ist? Aber die individuellen Schöpfungen! Achtung, das ist etwas Anderes!

Diese sehr trivialen, aber leider nicht immer anerkannten und erwogenen Gedanken kommen mir wie von selber in die Feder, indem ich mich anschicke, über die beiden Bilder des Grafen Harrach im Ausstellungslocale des Berliner Künstlervereins zu berichten; und ich sehe nun, daß, ehe sie

Digitized by Google

genannt sind, das Urtheil über sie bereits ausgesprochen ist. Sie gehören eben in die Classe der Auserwählten unter den Auserwählten. Seit und außer Adolph Menzels Auszuge des Königs zum französischen Kriege ist nichts annähernd Gleichwerthiges auf Anregung der jüngstvergangenen nationalen Ehren- und Ruhmestage hervorgebracht worden. (Davon kann ich selbst die Gemälde der Lindendecoration am Einzugstage nicht ausnehmen, so trächtalios ich sie als unübertrefflich an ihrer Stelle zur Zeit anerkannt habe. Ich würde wohl den Slemering'schen Fries haben mit ausführen müssen, wenn ich hier auch von der Piastik reden wollte.)

Graf Harrach hat den Krieg nicht als Schlachtenmaler, sondern in hoher militärischer Stellung mitgemacht, und der Dienst hat ihm nur wenig Zeit übrig gelassen, durch Studien an Ort und Stelle die malerischen Eindrücke des Festzuges zu fixiren. Um so überraschender ist die überzeugende Wahrheit alles Einzelnen, die mit der Treue des photographischen Momentbildes nichts gering achtet, und selbst die Zufälligkeiten festhält, welche dem frei componirenden Künstler schwerlich einfallen würden. Es erklärt sich aber andererseits aus jenem Umstande die Gewalt dieser Bilder. Das Gedächtniß, das die Eindrücke von Monaten umfaßt, ist wählerischer, als die fixirende Hand, die das in jedem Augenblicke gerade Interessirende ergreift; und nur bodsenge, was am allerliefsten bewegt hat, drängt aus der Erinnerung hervor zu künstlerischer Gestaltung.

Das eine der Bilder versetzt uns in die Abendstunden des Tages von Wörth. In den Weinbergen haben die Tapferen vom fünften Armeecorps blutig gegen die Turcos gerungen; und da liegen nun zwei schwerverwundete nahe bei einander, auf niedrigerem Plan ein Africaner, ins Bein geschossen, höher hinaus am Rande eines Absatzes des terrassenförmig abgestuften Berges ein Preuße, in der linken Brust tödtlich getroffen. Andere niedergestreckte sind hier und da zwischen den niedergetretenen Pflanzungen zu vermuthen. Der Blick schweift fern in die üppigen Gelände, rechts auf der Höhe, vom Schein der goldenen Abendsonne umflossen, gehen Krankenträger ihrem schönen, aber schweren Berufe nach. Von dem Wimmern des Wiethenahes gerührt reicht der Sterbende, während die Linke — ach vergeblich! — die Todeswunde mit dem Tuche zubalt, mit brechendem Auge und letzter Kraft dem Schmachtenden über die Terrassenwand herab seine Feldflasche dar, die dieser, sich mühsam auf dem Knie aufrichtend, mit Begierde ergreift.

Es würde unmöglich sein, alle Vorzüge dieser Composition und der Ausführung zu erörtern; es ist glücklicherweise nicht nöthig für den, der sehen kann und Empfindung hat. Zwei besondere Feinheiten aber möchte ich hervorheben. Wie auf der einen Seite der Turco nichts weniger als eine Fratze voller Wildheit und Rohheit, sondern ein relativ angenehmer Typus ist, so hat der Künstler andererseits in dem Preußen nicht ein schwächliches Ideal eines romanhaften Salonhelden von nichtssagend glatten Zügen hingestellt, sondern einen kräftigen, tüchtigen, individuellen, nicht gerade schönen Menschen, wie sie nicht die Ausnahme, sondern die Regel bilden; diesen aber hat er durch das kaum sichtbare Attribut der Schnüre als Freiwilligen, also als einen Vertreter der höchsten und eigensten Kraft unseres Heerwesens, der Intelligenz und Bildung, charakterisirt.

Die Durchführung ist so meisterhaft wie die Composition. Die ergreifend wahr, und doch wie schön ist der schmerzverzerrte, erschreckende Ausdruck des Kopfes! Wie sicher und seft liegt der matte Körper auf dem unregelmäßig gestalteten Boden! Wie klar treten alle Einzelheiten im Vordergrund hervor, bis auf die Kühlle von der Binterbeit hernnter, die sich hier vollzogen hat! Wie schwimmt die Ferne in zartem Duft; und wie verklärend ruht mitte der warme Strahl der abendlichen Beleuchtung über dem Ganzen! Wie wohlthuend ist die energische und harmonische Färbung! — Das ist eben die absolute Meisterschaft.

Das zweite Bild Harrachs geht aus einer sehr abweichenden Tonart. Klingt es aus dem ersten heraus wie: „Ein mächtiger Vermittler ist der Tod", so schrillt es hier: „Jetzt laßt uns Hoß drobiren"; und wieder stimmt Alles Gegenstand, Naturton, Farbenhaltung ebenso genau zusammen, wie dort. „Ein vorgeschobener Posten beim Mont Valérien" versetzt uns in die letzten Stadien der Belagerung von Paris. In einer sehr flachen „Terrainfolte" liegen, in das Bild hinein gewendet, daher in gewagtester, aber vortrefflich verstandener Verkürzung gezeichnet, drei preußische Jäger auf dem kothigen, zertretenen Boden, vor ihnen weithin gedehnt ein Rübenfeld, darauf eine Anzahl französischer Todten, die kümmerliche Nahrung mit Lebensgefahr einholenden. Nur die nächsten sind in charakteristischer Silhouette deutlich erkennbar; die Entfernteren verschwinden, in dem weißen, dichten Nebel, der unburchdringlich über der Ebene gelagert ist. Nur in der Höhe ist's klar, und da zeichnen sich denn in weiter Ferne die unheimlichen Conturen der hochgelegenen Westfeste scharf gegen den hellgrauen Himmel ab. Die Jäger zielen; ein Moment noch, und drei der ärgsten, unglücklichen halberhungerten Feinde werden ihren sicheren Kugeln erliegen.

Dies Bild ist Maginß von den ersten Ideen bis zum letzten Pinselstrich der Ausführung; aber der Graf Harrach hat uns schon daran gewöhnt, mit solchen scheinbaren Unmöglichkeiten zu operiren. Es ist nicht das erste Mal, daß wir ihn auf schwindender Bahn zum überraschenden Gelingen schreiten sehen; er ist eben ein originaler Künstler, der das kann, was tausend nicht einmal wagen würden und dürften. Wieder ist hier Alles von der erstaunlichsten Realität und Treue, und wieder ruht jener Duft einer poetischen Stimmung — freilich einer herben, kühlen, selbst erkältenden — über dem Ganzen, der die Wirklichkeit erst geschickt mocht, Stoff der künstlerischen Darstellung zu werden. Das ist der wahre Realismus, der Natur und Leben in ihren idealen Momenten ergreift und gestaltet, das ewig Wahre, das dauernd Schöne darin festhält, sucht „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht", und die der äußere Erscheinung zum Träger von Ideen macht, wichtig und bleibig zu leben und viele Geschlechter zu überdauern. —

Es sei mir vergönnt, noch ein paar bei den Künstlern ausgefallte Werke zu erwähnen; zumächst eins mit dem Ausdruck uneinschränkter Anerkennung, ein historisches Bildniß im wahrsten Wortverstande. Es ist das Bildniß des Kriegsministers Grafen Roon, lebensgroßes Kniestück, gemalt von Gustav Graef. Die Rechte stützt sich auf ein Actenbündel „Reorganisation der Armee"; rechts im Hintergrunde öffnet sich der Blick, so daß man über die preußischen Fahnen in den Schloßhof von Versailles mit dem ehernen Reiterstandbilde Ludwigs XIV. sieht. Das redet Bücher; ein ganzes Menschenleben voll ernster, schwerer, unwandelbarer Pflichterfüllung und ungebrochener, glänzender Triumphe liegt in diesen Andeutungen; und das macht sich so natürlich, das drängt sich so gar nicht auf, das wirkt so bildmäßig und malerisch; eine wundervolle Leistung! Einer solchen Kunstschöpfung würdig ist die Auffassung der Persönlichkeit selbst. Fest und treu, das ist die Charakteristik dieses Mannes; und welche treffendere, ehrendere könnte es für ihn geben? Siehe, ein rechter Deutscher, an welchem kein Falsch ist! — Wir haben kaum ein zweites Porträt, welches wie ohne Bedenken neben diesem in der Ehrenhalle unserer Zeit aufhängen könnten. Seiten ist ein Künstler in wenigen Jahren (und noch dazu im reifen Mannesalter) so sicher dar gewachsen, wie Graef.

Nur der Merkwürdigkeit und des Jammers halber erwähne ich danach auch das Porträt Moltkes von R. von Deutsch. Der Himmel mag wissen, durch welche Fügung eines dunkel waltenden Schicksals es gekommen ist, daß der edle russische Kaiser, als er in aufrichtiger Begeisterung für den großen Führer der deutschen Heere dessen Bildniß für das Gebäude des russischen Generalstabes in St. Petersburg erwerben wollte, an diese „Quelle" gerathen ist. Wenn der Feldmarschall als Vogelscheuche in die Erbsen gestellt werden sollte, könnte er dazu nicht angemessener verunstaltet werden.

Ferner sei noch einer graßen Landschaft gedacht, Motiv von einer Dorfstraße an einem kleinen Wasser, von Theodor Hogen in Weimar. Es ist ein sehr gediegenes Bild. Die interessante Silhouette des Dorfes mit seiner Kirche sept sich markig gegen den tiefblauen Himmel ab, die linke Seite des Vordergrundes ist durch ein geschickt arrangirtes Baumbosquet eingenommen. Eine durchweg sehr gediegene, sattige Färbung zeugt von großer Meisterschaft in der Behandlung.

Schließlich kann ich nicht unterlassen, auf die vierzehn kleinen Panneau auf Goldgrund zur Decoration eines Speisesaales von Ludwig Burger aufmerksam zu machen. Sie füllen in geistiger und stilvoller Weise und mit vieler colaristischen Wirkung ihren bescheidenen Raum mit Gruppen von Zieren der Tafel; das Gleichartige ist (nach Gängen) geschickt und selbst mit Humor zusammen geordnet.

B. M.

Notizen.

Die Wahl des Cardinals Hohenlohe zum deutschen Botschafter beim heiligen Stuhl, von welcher der Papst nichts wissen will, hatte im Laufe der vorigen Woche ein Kaleidoskop wechselnder Empfindungen und Eindrücke in so rascher Folge entstehen lassen, daß sich der durch Ueberraschungen jeder Art verwöhnte Blick der Zeitgenossen fast nur schwer davon erholen konnte. Die officiös ungetheilte Ernennung rief im Publicum das hervor, was der parlamentarische Sprachgebrauch eine „Bewegung in verschiedenem Sinne" nennt. Man wußte nicht recht, ob man sich freuen oder grämen sollte. Die schlecht verhehlte Unzufriedenheit der Jesuitenblätter konnte keine genügende Beruhigung gewähren. Der Cardinal war der Ge-

Digitized by Google

sellschaft umbequem, aber wer mochte wissen, ob er sich in Rom nicht von den schlauen Italienern fangen lassen werde. Der beste Trost war noch, daß die Stellung des neuen Botschafters in Rom der Natur der Sache nach eine Sinecure sein mußte, mehr auf den Schein äußerlicher Repräsentation als auf eine praktisch eingreifende Thätigkeit berechnet, welche letztere dem ständigen und wirklichen Gesandten Deutschlands bei der italienischen Regierung vorbehalten blieb. Graf Brassier de St. Simon gilt aber für einen erfahrenen, vorurtheilsfreien Diplomaten, unbefangen seiner zeitweiligen halbwegs ironischen Vorliebe für Tischrücklerei oder Psychographie. Hatte Hohenlohe im Vatican wenig zu thun, so konnte er auch selbst in der schlimmsten Voraussetzung nicht viel schaden, vielleicht aber doch durch officiöse Vermittlung sich vorkommenden Falles nützlich erweisen. So hatte sich das öffentliche Urtheil in die etwas wunderliche Wahl ergeben, als die Nachricht eintraf, der Papst habe dem vermeintlichen Angebot des Friedens und der Versöhnung seinen brüskirten Spruch: Non possumus! entgegengehalten, der hinter dem scheinbaren Ausdruck der Impotenz eine so zähe Machtfülle des Widerstandes verbirgt. Der Reichskanzler hat einen Korb bekommen, der ihm schwerlich unerwartet, möglicherweise sogar, wenigstens nachträglich, willkommen war. An dem reichlich Beifall auch für diesen Schachzug wird es dem Fürsten Bismarck um so weniger fehlen, als wir bei dem ergebnißlosen Versuch, die Ultramontanen durch einen entgegenkommenden Schritt freundlicher zu stimmen, mit einem blauen Auge davon gekommen sind. Der Reichskanzler ist dank seinen großen Erfolgen in der glücklichen Lage, daß das Meiste, was er unternimmt, wenn nicht immer verstanden, doch fast durchweg bewundert wird. Allerdings kann man nicht ohne eine gewisse harmlose Schadenfreude daran denken, wie viele schon halb fertig geschriebene Leitartikel über die Ernennung Hohenlohes überflüssig geworden sind und, so schön sie geschrieben sein mochten, nur ein elendes embryonisches Dasein geführt haben. Früher war die Herausgabe nicht gehaltener Kammerreden eine immerhin etwas festsame Sitte. Eine Sammlung unterdrückter Leitartikel ist bis jetzt dem deutschen Leser, dieser geduldigsten Creatur auf Gottes Erdboden, noch nicht zugemuthet worden. Man hat schon genug mit denjenigen langathmigen Preßerzeugnissen zu thun, welche der unerdittliche Telegraph überholt. Hat sich der Zeitungsabonnent durch die vorschriftsmäßigen Spalten gewissenhaft durchgearbeitet, so wird er zuweilen am Schluß von einer Redactionsnotiz überrascht, die ungefähr dem Sinne nach so lautet: „Wie wir durch ein soeben eintreffendes Telegramm erfahren, ist an der ganzen Geschichte, aber welche wir uns oben eingehend geäußert, kein wahres Wort!“ Die Lösung des Problems, warum die Abhandlung trotzdem den Mitlesenden nicht erspart werden konnte, bleibt in Dunkel gehüllt. Die Blätter sollten für dergleichen heutzutage nicht mehr seltene Verlegenheiten stets einige Artikel über allgemeine sociale Fragen nach englischer Manier gleichsam auf Lager, ja selbst im Satz bereit haben. Der Leser würde das Einschieben der Reserve-Leaders kaum merken, und der Credit unserer Publicistik könnte nur dabei gewinnen. Im Uebrigen hat sich die deutsche Presse gerade in den letzten Tagen den Dank des Publicums erworben durch rasche und großentheils glückliche Berichterstattung über die Straßburger Festfeier, die mit einigen verschwindenden grießgrämigen Ausnahmen die ganze Nation in eine idealische Stimmung emporgehoben hat. Es war wie ein verklärender schöner Traum, der mit seinem Schimmer das mühevolle Alltagsleben noch für lange hin erleuchten wird.

***

Alle deutschen Blätter feiern in Prosa und Versen die Eröffnung der Straßburger Universität. Ernst Scherenberg sendet in der von ihm redigirten „Elbersfelder Zeitung“ einen prächtigen poetischen „Gruß nach Straßburg“; wir theilen hier die beiden letzten Verse mit:

An dem Ersten des Mai —
Daß er herrlich gedeih'
Der Bau, den wir hoffend errichten!
Daß er wache mit Macht,
Daß er helfe die Nacht
Durch die Fackel des Geistes zu lichten!

An dem Ersten des Mai —
Daß gefegnet er sei!
Daß die fernsten Geschlechter einst sagen:
Wie an Straßburgs Dom
Ob des Hasses Strom
Wir die erste Brücke geschlagen.

***

Ein neues Beispiel, wie wenig die Theaterfreiheit den zugeleiteten alten Kunstinstituten schadet. Der Director des Wallnertheaters, Lebrun, hat, wie wir erfahren haben, in dem letzten Jahre den dramatischen Autoren an Tantième die recht beträchtliche Summe von 14680 Thlr. gezahlt!!

Daraus ergiebt sich von selbst, daß trotz der zahlreichen neuentstandenen Bühnen das verstoffene Theaterjahr für das Wallnertheater eines der günstigsten seit dem Bestehen desselben gewesen sein muß.

***

„D'Or“ der geistvolle Verfasser des „Attaché“ und von „Frontfron“, Henri Meilhac, hat ein neues Schauspiel, „Nanu“, geschrieben, welches vor Kurzem am Theater Français gegeben wurde, aber nur geringen Erfolg hatte. Das Fiasco erklärt sich schon aus der Grundidee, die geradezu abstoßend ist. Nanu ist eine Auvergnatin, eine energische Frau, welche um jeden Preis aus ihrem Sohne einen berühmten Mann machen will. Der Ehrgeiz der Mutter ist das einzige Gefühl, dessen sie fähig ist; von Mutterliebe scheint sie nichts zu wissen. Die ganze Erziehung ihres Sohnes ist daraufhin angelegt worden. Mit allen Mitteln hat sie auf die Entwicklung seines Talents hingewirkt und es dahin gebracht, daß er ein tüchtiger Maler geworden ist. Er hat Ruhm und Vermögen erworben; er steht hoch, aber er soll nach dem Willen der Mutter noch höher steigen. Und sie bestürchtet, daß, wenn ihr Sohn ein ruhiger Familienvater wird, dies seiner Carrière hinderlich sein könnte; in der Schwiegertochter würde ihr eine gefährliche Nebenbuhlerin erwachsen, und das will, das kann sie nicht zugeben. Der Kampf der Mutter gegen die Absicht ihres Sohnes, in einer ruhigen und befriedigenden Häuslichkeit sein Leben als guter Gatte zu beschließen — das ist das Stück. Der Gedanke ist abscheulich, und die Ausführung desselben hat die gewiß nicht prüden Pariser angewidert. Die stellt es Nanu an, um ihren Sohn für die höchsten Aufgaben der Kunst zu erhalten? Damit er nicht auf den Gedanken der Ehe geräth, begünstigt sie seine unerlaubten Liebschaften! Eine Zeitlang fühlt sich der Sohn auch ganz zufrieden; aber es kommt doch der Augenblick, in welchem er einem reinen, bescheidenen Mädchen begegnet, an welchen Seite er ein solideres Glück zu finden hofft. Darüber ist Nanu natürlich empört. Zunächst versucht sie es mit der Beredsamkeit, um ihren Sohn auf andere Gedanken zu bringen. Sie schwärzt das reine Mädchen an. Es mißlingt. Sie geht darauf zum Vater des Mädchens und erzählt ihm, daß ihr Sohn keineswegs so tugendhaft sei, wie man glaube; es sei ein leichtsinniger Mensch, habe allerlei dumme Streiche begangen, Liebschaften gehabt, gespielt und dergl. Der Vater nimmt die Sache aber nicht tragisch: „Wir sind ja Alle jung gewesen“, sagt er. Als auch dies mißlingt, begeht Nanu geradezu eine Gemeinheit. Sie schreibt an eine frühere Geliebte ihres Sohnes, natürlich eine verheirathete Frau — einen anonymen Brief und setzt die Maitresse auf das Brautpaar, um die Ehe zum Scheitern zu bringen. Der Sohn pariert glücklicher Weise diesen niederträchtigen Streich. Nanu nimmt schließlich Raison an, bittet ihren Sohn um Vergebung, und die Hochzeit findet statt. Das ist das Stück, dessen widerwärtiges und zweckloses Sujet den geringen Erfolg erklärt.

***

Im Verlage von Adolf Krömer in Stuttgart erscheinen jetzt die gesammelten Romane und Novellen des trefflichen Romanschriftstellers Otto Müller. Die folgenden, zum großen Theil sehr bekannten und beliebten Romane haben in diese Sammlung Aufnahme gefunden: Charlotte Ackermann. — Zwei Sünder an einem Herzen. — Bürger, ein deutsches Dichterleben. — Der Tannenschütz. — Rodrich, eine Hof- und Räubergeschichte. — Ekhof und Iffland. — Die Förstersbraut von Neunkirchen. — Die Mediatisirten. — Der Stadtschultheiß von Frankfurt. —

Ferner erscheinen demnächst von demselben Verfasser zwei neue Romane: Der „Fall von Constanz“ und „Vetter Hamlet,“ ein Roman aus der Gegenwart.

***

Wir haben Unrecht, über die Unhöflichkeit, mit welcher uns die französischen Journalisten behandeln, Klage zu führen. Die Vertreter der öffentlichen Meinung in dem Lande, welches sich auf seine Galanterie so viel einbildet, bewerthetlen sich gegenseitig nicht liebenswürdiger als uns. So schreibt ein monarchisches Blatt, der „Figaro“, wörtlich das folgende: „der französische Republicaner, der so thut, als ob er für die Freiheit lebe und sterbe, ist der absolutetste Despot, der wildeste, dummste und unduldsamste Tyrann, den die Erde je getragen.“ Genau dasselbe sagen die Republicaner von den Anhängern der Monarchie. Vielleicht haben beide Recht.

***

H. de Saint-Georges, der Dichter zahlreicher Operntexte, fordert öffentlich zu einer Sammlung auf, deren Ertrag dazu dienen soll, Auber ein Denkmal zu errichten.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Herr Hofrath F. W. Hackländer bedrot uns mit folgender Zuschrift:

Stuttgart, 2. Mai 1872.

Verehrter Herr!

Auch Sie geben in Ihrem sonst so höchst anständigen, gediegenen und vortrefflich redigirten Journal die deutschen Briefe an Napoleon III., unter welchen auch mein Name vorkommt. Ich bin weit entfernt, Ihnen irgend einen Vorwurf machen zu wollen, da Sie am Besten selbst wissen müssen, ob Sie Leser unter Ihren Abonnenten zählen, welchen solche Notizen, in denen der Deutschen beschimpft, Vergnügen machen.

Indem ich mir nun erlaube, Ihnen den richtigen Sachverhalt der betreffenden Angelegenheit mitzutheilen, bin ich

Ihr

ganz ergebenster
Hackländer.

Die betreffende Notiz lautet

„Daß mir von vielen Seiten über diese Sache Mittheilungen zugegangen sind, werden Sie ebenso begreiflich finden, als daß ich nirgendwo eine Zeile erwidert, was ich sehr gut gekannt hätte, da die ganze Ordensgeschichte auf einer böswilligen Verdrehung beruht, obendrein datirend aus dem Jahre 1868, also lang nach der großen Pariser Ausstellung, wo hohe und höchste Herrschaften die Gastfreundschaft des Kaisers der Franzosen in umfassendster Weise, und ohne für sich darin eine Schmach zu erblicken, in Anspruch nahmen.

„Es war im Jahre 1868, als ein braver und gebildeter französischer Officier höheren Grades meine „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden" übersetzte, die unter dem Titel: „La vie militaire en Prusse" bei C. Hachette & Comp. mit solchem Erfolge erschienen, daß nicht nur in sechs Wochen eine neue Auflage nöthig war, sondern der Kaiser den Befehl gab, das Buch für Kasernen und Wachposten anzuschaffen, was mir der Uebersetzer schrieb und beifügte, daß ihm der damalige Oberstallmeister, Herzog v. Bassano, mitgetheilt, der Kaiser wollte mir eine Auszeichnung geben, wenn ich darüber zwei Worte an den Herzog v. Bassano schreiben würde.

„Dieser Aufforderung bin ich allerdings nachgekommen und will Ihnen offen gestehen, daß ich auch heute noch kein Unrecht darin sehen würde, in gleichen Verhältnissen genau wieder so zu handeln, und daß ich es damals für keine Schande gehalten hätte, den Orden der Ehrenlegion, den Tausende ausgezeichneter Männer trugen und heute noch tragen, anzunehmen."

Der obige Brief enthält ein Compliment und einen Vorwurf. Aus Hackländers Munde ist uns das erstere zu werthvoll, als daß wir den letzteren ruhig hinnehmen sollten. Daß uns keine gehässige Gesinnung bestimmt hat, die Hackländer betreffende Mittheilung aus dem Bordier'schen Buche zu übernehmen, bedarf keiner Versicherung. Als wir uns der recht undankbaren Aufgabe unterzogen, aus den 1800 von Bordier gegebenen Notizen die bemerkenswerthesten wiederzugeben, war uns klar, daß wir jede persönliche Rücksicht schwinden lassen mußten. Gehässig wäre es gewesen, wenn wir Hackländers Namen unterdrückt hätten, gehässig sowohl gegen die übrigen namhaft gemachten Persönlichkeiten, deren Namhaftmachung seinen Sinn gehabt hätte, wenn wir einen der bedeutendsten der aufgeführten Namen mit Stillschweigen übergangen hätten, als auch gehässig gegen Hackländer selbst, dessen Nichterwähnung nur aus einem sonderlichen Verkennen seiner Bedeutung sich hätte erklären lassen, und dem überdies die Gelegenheit genommen wäre, die schon vor unserer Veröffentlichung vielbesprochene Angelegenheit aufzuklären. — Keineswegs können wir Hackländers Ansicht theilen, daß unserer streng objectiven Aufgabe als eine Beschimpfung des Deutschen durch den Deutschen aufzufassen sein. Wir haben die Gründe, welche uns zur Wiedergabe der wesentlichen „Enthüllungen" Bordiers bestimmten, bereits auseinandergesetzt. Der Nachweis, daß Bordier mit seinem bitterböse gemeinten Buch einen Hieb in die Luft gethan, daß er, der Deutschland moralisch zu vernichten wünschte, trotz allem Suchen so gut wie nichts Neuenswerthes zu entdecken vermocht hat — dieser Nachweis, den wir zu führen gesucht haben und den wir in der That gelöst zu haben glauben, kann doch wahrlich nicht eine Beschimpfung des Deutschen durch den Deutschen genannt werden! Eine so überaus starke Bezeichnung wäre nicht einmal zulässig gewesen, wenn wir nur schmutzige Dinge mitzutheilen gezwungen worden wären, denn sonst wären ja die Reporter aus den Gerichtssälen Räuber, Mörder und Fälscher; geradezu unerklärlich erscheint sie uns aber in dem vorliegenden Falle, wo es sich großentheils um Nichtigkeiten handelt.

Auch wir würden später in gleichen Verhältnissen genau wieder so handeln und halten es für keine Schande einem fälschlich Beschuldigten die Gelegenheit zu bieten, den Sachverhalt aufzuklären und dem gehässigen Klatsch entgegenzutreten.

***

Mit großem Vergnügen veröffentlichen wir das folgende Schreiben:

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Unter den in Nr. 14 der „Gegenwart" mitgetheilten Auszügen aus Henri Bordiers Buche „L'Allemagne aux Tuileries" finde ich die Notiz: „Graf Kalckreuth, Director der Akademie in Weimar, bittet um die Bestellung eines Bildes. 1866." Dieser Angabe gegenüber bitte ich Sie, die Erklärung in Ihr geschätztes Blatt aufnehmen zu wollen, daß ich mich nie mit einem Gesuche an den Kaiser Napoleon gewandt, noch Jemandem den Auftrag gegeben habe, dies in meinem Namen zu thun. Wenn sich daher die obige Notiz in den Papieren des Tuileriencabinets findet, so kann sie nur darauf zurückzuführen sein, daß irgend eine mir wohlwollende Persönlichkeit von sich aus den Kaiser auf meine Bilder aufmerksam gemacht und daß sich der Cabinetssecretär eine solche Anregung mißverständlich als eine von mir ausgegangene Bitte notirt hat.

Mit vorzüglicher Hochachtung habe ich die Ehre zu zeichnen

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster
Kalckreuth.

Weimar, den 6. Mai 1872.

***

Der Herausgeber der „Deutschen Wacht", Herr Pastor Quistorp in Duchrow sendet uns einen vier Folioseiten langen Artikel, welcher sich in eingehender Weise mit dem in No. 8 der „Gegenwart" veröffentlichten Aufsatz „Tarifliste in der Presse" beschäftigt und um dessen Aufnahme der Verfasser „auf Grund des Preßgesetzes" bittet.

Die Berufung auf das Preßgesetz ist nicht sehr glücklich. Das Preßgesetz verpflichtet den Redacteur lediglich zur Aufnahme einer thatsächlichen Berichtigung, und der uns zugesandte Aufsatz ist weder thatsächlich noch Berichtigung. Wenn Herr Quistorp z. B. unserer Bemerkung, daß er sich zum Denuncianten gemacht habe, die Ansicht gegenüberstellt, daß er kein Denuncianti sei, so ist das eben nur eine Meinungsverschiedenheit, welche wir bei dem „Biewachtmeister" sogar voraussetzt hatten. Und ebenso verhält es sich mit dem Uebrigen: Herr Quistorp mocht gegen unsere Ansichten die seinigen geltend, polemisirt nach allen Regeln der Kunst — das ist alles Möglichr, nur keine „Berichtigung" im Sinne des Preßgesetzes. Die einzige irrige Angabe, die wir gleich hier rectificiren wollen, ist die: daß das Schiller'sche Wort: „Ist keine Hülfe wider solchen Drang" wegen seiner stark biblischen Färbung und da es hier aus pastoralem Munde kam, als Bibelwort bezeichnet wurde. Mit dieser Kleinigkeit wäre dem, was Herr Quistorp „auf Grund des Preßgesetzes" zu fordern hat, Genüge geschehen.

Gleichwohl werden wir in einer der nächsten Nummern Herrn Quistorp den Gefallen erweisen, aus seinem Aufsatze größere Auszüge zu geben, nicht weil wir gesetzlich dazu genöthigt sind, sondern weil wir einem von uns angegriffenen Gegner auch ohne gesetzlichen Zwang das Recht der Vertheidigung zugestehen. Und Herr Quistorp wird nicht darüber im Zweifel sein, daß wir die Ehre beanspruchen zu seinen Gegnern zu zählen. Wir werden also seinen Text bringen — natürlich mit Noten.

***

Herr Redacteur!

Ihr „Candidus" hat es gewiß ganz ehrlich gemeint, aber er irrt sich. Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß die Wagner-Matinée nicht blos deshalb unterblieben ist, weil auf der zu choreographischen Kunststücken bestimmten Opernbühne nicht genügende Proben abgehalten werden konnten, sondern wesentlich deshalb, weil unser Berliner Publicum nicht den erforderlichen Enthusiasmus entwickelte und die Betheiligung eine außerordentlich schwache zu werden drohte. Das ist schmerzlich, ich gebe es zu; aber es muß doch gesagt werden, da es wahr ist. Ihr Billigkeitsgefühl wird sich hierdagegen sträuben, der obersten Leitung unserer Bühne einen Vorwurf zu machen, den sie nicht verdient; es lassen sich ja, Apollo sei Dank, genug berechtigte Klagen aussprechen.

Da Sie die dankenswerthe Initiative ergriffen haben, uns Lesern zu gehorten, unsere Theilnahme an der „Gegenwart" auch als active Mitarbeiter zu bekunden, so darf ich Sie wohl um freundliche Aufnahme dieser Zeilen höflich ersuchen.

Candidor.

Digitized by Google

Inserate.

In unserem Verlage erscheint in einigen Tagen:

Deutsche Lieder
aus dem 15. 16. und 17. Jahrhundert
für eine Singstimme mit Begleitung
d. Pianoforte frei bearbeitet und
Richard Wagner
zugeeignet von
Wilhelm Tappert.
Preis 1 Thlr. 15 Sgr.
C. F. Challier & Comp.
Berlin, 56 Leipzigerstraße.

Verlag von Karl Frömer in Freiburg i/Br.
Soeben erschien:

Die Philosophie
des
Grafen von Shaftesbury
nebst
Einleitung und Kritik
über das
Verhältniß der Religion zur Philosophie
und der Philosophie zur Wissenschaft.
Von
Dr. **Gideon Spicker.**
Privatdocent a. d. Universität Freiburg.
23 Bogen 8° geheftet 3 Thlr.

Früher erschien:
Fischer, Dr. H. Prof., Chronologischer Ueberblick über die allmähliche Einführung d. Mikroskopie in das Studium d. Mineralogie, Petrographie und Paläontologie. 8°. geh. 10 Sgr.
— — Ist. mikroskop. mineralogische Studien. 2 Hefte. 8°. geh. 15 Sgr.
Heger, Dr. A. Prof. Die Sterblichkeit während der Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett. 8°. Geheftet 5 Sgr.
Mayer, Dr. Valentin, das Eigenthum noch den verschiedenen Weltanschauungen. 8°. geh. 15 Sgr.
Schulze, Ernst, Prof., Gothisches Wörterbuch nebst Fragmentlehre. 8°. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

In unserem Verlage ist soeben erschienen, und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Dunkle Gewalten.
Epische Dichtungen
von
Hermann Lingg.
8°. broschirt 1. Thlr. 6 Sgr. oder 2 Fl.

„Dunkle Gewalten": den Sterblichen günstige oder mißgünstige Naturmächte, seltsame Verhängnisse, große geschichtliche Begebenheiten, das Menschenherz selbst mit seinem unendlichen Heer von Leidenschaften sind die Factoren, welche oft tief, meist fördernd und zerstörend, seltener fördernd, in das menschliche Leben eingreifen und dessen Schicksal, Neigung und Abneigung, Handlung und Untergang, bestimmen. Der im Gebiet der lyrischen und epischen Poesie gleich hervorragende Dichter hat mit sicherer, kundiger Hand theils aus dem Kreis der Sage und Geschichte, theils aus dem Schatz eigener Erfindung solche Schicksale herausgegriffen und die verschiedenen Conflicte des Menschenloses in meisterhafter, stets dem Stoffe angemessener Form geschildert.

Stuttgart April 1872.
G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.

Mai — Verlag von Dietrich Reimer in Berlin. Anhaltische Strasse No. 12. — 1872.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Heinrich Kieperts
Wandkarte des Deutschen Reiches
zum Schul- und Comptoirgebrauch.
Vierte berichtigte Auflage 1872.
9 Blätter. Maasstab 1:750,000. Preis in Umschlag 3 Thlr. 10 Sgr.
Aufgezogen in Mappe 6 Thlr — Aufgezogen mit Stäben 6 Thlr. 20 Sgr.

Die soeben erschienene neue Auflage dieser vortrefflichen Karte ist durchweg einer gründlichen Revision unterworfen und durch Nachtragung der neuen Grenzen, aller Eisenbahnen etc. bis auf die neueste Zeit ergänzt: ausserdem kommt aber auch durch die ganz neugemachte Terraindarstellung die physische Gestaltung des Landes in der charaktervollsten Weise zur Geltung.

Das lebhafte und geschmackvolle Colorit ist so gewählt, dass sich die jetzige Gestaltung des Deutschen Reiches weithin klar und deutlich erkennen lässt.

In ihrer schönen technischen Ausführung ist daher die Wandkarte eine Zierde für jedes Zimmer, empfiehlt sich aber ihrer praktischen Brauchbarkeit wegen auch ganz besonders zur Anschaffung für Schulen.

Tüchtige Reporter
werden von einer Berliner Zeitung gesucht! **Günstigste** Bedingungen! Nach näherer Bekanntschaft unter Umständen **feste** Anstellung. — Meldungen durch Herren Haasenstein & Vogler sub. Z. E. 566.
Anonyme Zuschriften werden nicht berücksichtigt, wohingegen wir discreteste Benutzung der eingehenden Briefe zusichern können. Haasenstein & Vogler.

Im Verlage der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jahrhunderts.
Wort und Weise gesammelt und herausgegeben von Franz Wilhelm Freiherrn v. Ditfurth. 22½ Bogen gr. 8. br. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr. oder 3 fl.

In dieser seit lange vorbereiteten und sorgfältig gesichteten Sammlung wird ein wahrer Schatz der deutschen Volkspoesie gehoben, dem auch Ludwig Uhland i. J. hohes Interesse widmete. Die Sammlung bringt authentisch Ungedrucktes und diese historische Lieder-Ausgabe.

Studien über das Etappenwesen.
Auf Grund persönlicher Erfahrungen von einem Officier der kgl. bayer. General-Stoppen-Inspection im Feldzug 1870/71. 2¾ Bog. gr. 8. br. Preis 10 Sgr. oder 36 kr.

Antiquarischer Katalog.
In der C. H. Beck'schen Buch- und Antiquariats-Buchhandlung erschien soeben:
Antiquarischer Katalog Nro. 109,
enthaltend: eine reichhaltige Auswahl von **interessanten und kostbaren Werken aus allen Fächern der Wissenschaften, worin besonders die theologischen, geschichtlichen, juristischen und belletristischen** reichlich vertreten sind, ferner **Curiosa, Incunabeln und Manuscripte auf Pergament und Papier.** — Der Katalog enthält über 3800 Nummern. Auf Verlangen steht dieser Katalog den geehrten Literaturfreunden gratis zu Diensten und wird gegen Einsendung einer Groschen-Marke franco per Post zugesandt.

☞ **Ganze Bibliotheken und einzelne Werke von Werth kauft stets zu guten Preisen**
C. H. Beck'sche Buchhandlung
in Nördlingen. (Bayern.)

Soeben ist erschienen, und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Sieben Legenden.
Von
Gottfried Keller.
8°. broschirt 24 Sgr. oder fl. 1. 24 kr.

In manchen unserer ästhetischen und mittelalterlichen Legenden, sagt das Vorwort, scheint nicht nur die kirchliche Hodoxität sich geltend zu machen, sondern wohl auch die Spur einer ehemaligen mehr profanen Erzählungslust vorhanden zu sein. Der berühmte Verfasser des „grünen Heinrich" und der „Leute von Seldwyla" hat aus dem grossen Vorrath des Stoffe sieben Bilder ausgewählt und aus ihnen, theils mit köstlicher Ironie, theils mit seinem Humor, eben so viele kleine Meisterstücke geschaffen, deren Inhalt der Widerspruch selbst zwischen den grillenhaften Aeußerungen unserer Laune und dem unverständlichen Walten der Natur.

Stuttgart, April 1872. **G. J. Göschen'sche** Verlagshandlung.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. — Verlag von Georg Stilke in Berlin. — Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 17. Berlin, den 18. Mai 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Stellung des Präsidenten beim Schwurgerichtshofe unter Bezugnahme auf den Bebel-Liebknecht'schen Hochverrathsproceß. Von einem sächsischen Juristen. — Die Wahrheit über die Internationale und die jetzigen Proletarier von H. Beta. — Aus Meh von Adolf Ebeling. — — Correspondenzen: Aus München und Wien. — Literatur und Kunst: Aus Californien. Lieder eines Goldgräbers übersetzt von Ferdinand Freiligrath. 6. Eine Friedensbotschaft. — „Tenet". Ein Scherzspiel in 2 Acten von Robert Hamerling. Besprochen von Paul Lindau. — Concurrenz für das Gebäude des deutschen Reichstages von Bruno Meyer. — Notizen. — Inserate.

Die Stellung des Präsidenten beim Schwurgerichtshofe unter Bezugnahme auf den Bebel-Liebknecht'schen Hochverrathsproceß.

Von einem sächsischen Juristen.

I.

Bei dem lebhaften Interesse, welches der im vorigen Monat verhandelte Leipziger Hochverrathsproceß in Anspruch genommen hat, scheint es nicht ungeeignet, auch an diesem Platze jenen Proceß einer kurzen Besprechung zu unterziehen. Indessen wollen wir uns nicht mit dem eigentlichen Materiale beschäftigen, welches als Schuldbeweis von der Anklage gegen die Verurtheilten in's Feld geführt worden ist; und ebenso liegt uns fern, den vielen Urtheilen über den schließlichen Wahrspruch der Geschworenen und das Urtheil des Gerichtshofs auch unsere Kritik über das Resultat des Processes hinzuzufügen; vielmehr beschränken wir uns darauf, ein Moment aus dem Gang und dem Verfahren des Processes herauszugreifen, welches für Alle, mögen sie Gegner oder Anhänger des gefällten Urtheilsspruches sein, wenn ihnen nur ein warmes Gefühl für das Ideal einer reinen Rechtspflege innewohnt, von gleichem Interesse sein muß. Wir lenken die Aufmerksamkeit der Leser auf die Art und Weise, wie der Präsident des Leipziger Schwurgerichtshofs, Herr Bezirksgerichtsdirector v. Mücke, sein Amt in jenem Processe ausgefüllt hat.

Fast die gesammte unabhängige Presse Deutschlands hat über die Thätigkeit dieses Präsidenten schon während des Laufes des Processes ein ungünstiges Urtheil abgegeben; und dieses Urtheil ist, wie eine ruhige und leidenschaftslose Betrachtung zeigt, gewiß nur ein allzu gerechtfertigtes.

Wenn wir uns im Allgemeinen das Amt, die Rechte und die Pflichten eines Gerichtsvorsitzenden vergegenwärtigen, so stoßen wir wohl auf keinen Zweifel, wenn wir als erstes und heiligstes Princip, welches jeder Präsident, wenn anders er seine Stellung versteht, sich selbst aufstellen muß, das Bestreben betrachten: der treueste Wächter der Unparteilichkeit, der Objectivität zu sein. Der Präsident muß sich als einen über den Parteien stehenden Leiter der Verhandlungen ansehen, welcher mit gleicher Sorge das zu Ungunsten des Angeklagten vorhandene Material wie die zu Gunsten des Angeklagten sprechenden Thatsachen in das rechte Licht zu stellen hat. Der Präsident soll seine vornehmste Aufgabe darin suchen, alles Material in seiner objectiven Nacktheit der Geschworenenbank vorzuführen, ohne diesem Material ein einseitiges und gefärbtes Kleid und Ansehen zu geben; und gefärbt muß dieses Ansehen werden, wenn der Präsident Thatsachen, welche für die Beurtheilung der Geschworenen — sei es unbedingt oder unter Umständen — von Wichtigkeit werden, unterdrückt, wenn er einzelne Punkte über die Gebühr in den Vordergrund stellt, wenn er den einzelnen Beweisstücken sein eigenes Urtheil beifügt und dadurch auf das Urtheil der Geschworenen influirend einwirkt. Jeder solcher Versuch ist ein Vergehen gegen die Lauterkeit der Rechtspflege, deren erster Schirmer der Präsident sein soll.

Wir geben zu, daß diese strenge Unparteilichkeit auszuüben, unter Umständen sehr schwer ist; sie besindet sich gar häufig im Kampfe mit den Gefühlen, mit der Leidenschaft des Menschen; allein in der Unterdrückung der subjectiven Ansichten, in dem Bestreben nach Objectivität besteht eben die Kunst, den Präsidentenstuhl einzunehmen. Die englischen Richter verstehen diese Kunst; bei ihnen ist der Angeklagte nicht eher ein Schuldiger, als bis er durch das Verdict der Geschworenen zum Verbrecher geworden ist. Auch in Deutschland haben wir solche Richter gehabt; der alte Taddel im Waldeck'schen Proceß ist ein solcher Richter gewesen. Hier hatte man das Kriterium für die Befähigung und wahrhaft unparteiische Haltung eines Präsidenten vor Augen, — das Kriterium, welches darin besteht, daß bei der streng objectiven Biedergabe der Thatsachen jedem Zuhörer das eigene Urtheil des Präsidenten bis zum Schlusse verborgen bleiben muß, daß Niemand wissen darf, ob der Präsident, säße er selbst unter den Reihen der Geschworenen, für schuldig oder nichtschuldig seine Stimme abgeben würde.

Es ist ein Unglück für die allgemeine Rechtspflege und die größte Gefährlichkeit für das Institut der Geschwornengerichte, wenn der Präsident einer Verhandlung aus dem Rahmen der Objectivität und der gewissenhaften Unparteilichkeit heraustritt, wenn seine eigene subjective Ansicht den Charakter einer Voreingenommenheit annimmt, wenn dieses Vorurtheil für oder gegen den Angeklagten, sei es offene, sei es versteckte Partei ergreift, und wenn diese Voreingenommenheit schließlich die Beherrscherin des in der Hand des Präsidenten liegenden Ganges und Bildes der Verhandlung wird. Selbst bei Gerichtshöfen, die nicht aus Laien, die lediglich aus Juristen zusammengesetzt sind, welche Letztere das gesammte Untersuchungsmaterial schon vor Beginn der Verhandlung kennen, und welche sich daher in der Regel schon vorher ein — wenn gleich noch nicht definitives — Urtheil über die Schuldfrage gebildet haben und daher durch die Art und Weise der Leitung der Verhandlung ungleich weniger beeinflußt werden können, ist die Haltung des Präsidenten, wie jeder Jurist mit praktischer Erfahrung zug. den wird, von der weitestragenden Bedeutung. Wie viel mehr aber leidet das Resultat eines vor

Digitized by Google

der Bank der Geschworenen sich abspielenden Processes durch die Haltung und Leitung eines Präsidenten! Den Geschworenen ist der eigentliche Inhalt der Untersuchung von Anfang unbekannt; die Verhandlung selbst hat den Zweck, ihnen das Bild der strafbaren Thätigkeit des Angeklagten zu entrollen; es wird ihnen, sozusagen, die ganze Kost von dem Präsidenten zubereitet, und sie müssen dieselbe annehmen, wie sie solche aus der Hand des Präsidenten empfangen. Werden einzelne Punkte der Untersuchung vom Präsidenten mit besonderer Wichtigkeit behandelt: es wird denselben die gespanntere Aufmerksamkeit der Geschworenen folgen; geht der Präsident über andere Punkte unter oberflächlicher Berührung leicht hinweg: es werden diese Punkte nur allzu schnell der Erinnerung der Geschworenen entschwinden. Eine Thatsache, welcher der Präsident selbst seine Ansicht beifügt, dadurch dieselbe zum Nachtheile des Angeklagten in's Gewicht falle, wird vor den Geschworenen diesen dem Angeklagten widrigen Charakter behalten; eine Antwort des Angeklagten, welche der Präsident, sei es direct oder verblümt, als unwahr hinstellt, wird den Stempel der Unglaubwürdigkeit vor den Augen dieser Richter tragen; ein Artikel, eine Schrift, eine Rede, welche der Präsident selbst als staatsgefährlich und gegen das Gesetz verstoßend bezeichnet, verliert nur mit Mühe vor dem Urtheile der Geschworenen den gefahrdrohenden Anschein. Hiedurch aber wird das freie und objective Urtheil der Geschworenen gestört; die subjectiven Ansichten des Präsidenten werden den Letzteren octroyirt, und schließlich beruht der Schwerpunkt der Verhandlung nicht mehr in einem unbefangenen Urtheile der Geschworenen, sondern diese sind nur noch der Form nach die Richter, während über den Angeklagten in Wirklichkeit der Präsident zu Gerichte sitzt. Der Grundgedanke des Instituts der Geschworenen: das Urtheil möglichst vor einer etwaigen Voreingenommenheit des mit dem Material schon früher vertrauten Richters zu schützen und dasselbe nur unbefangenen Richtern zu überlassen, wird dadurch hinfällig.

Wir bescheiden uns gerne, diese Ansicht in solchen Fällen aufrechtzuerhalten, in welchen sich das schließliche Urtheil der Geschworenen mit der Frage über das Vorhandensein einfacher Thatsachen zu beschäftigen hat, deren Beantwortung sich von selbst durch einen raschen Ueberblick der einschlagenden Thatumstände ergibt; hier wird meist das Urtheil der Geschworenen ein freies bleiben und durch die Haltung des Präsidenten weniger beeinflußt werden können. Aber in Fällen, wo die Beherrschung des Materials mit besonderen Schwierigkeiten verbunden ist, wird und muß sich der Geschworene mehr oder weniger an den Präsidenten anlehnen. Es sei auch fern von uns, dem Geschworenen daraus einen Vorwurf zu machen; faßt der Präsident sein Amt richtig auf, so kann und soll jeder Geschworene in der Person desselben die verkörperte Unparteilichkeit erblicken; und während man die Stellungen des Staatsanwalts und des Vertheidigers nur allzuleicht — und nicht selten auch mit Unrecht — als Parteistellungen zu betrachten geneigt ist — wenngleich auch diese Aemter nach dem Sinne des Gesetzes nur zur Entwicklung der objectiven Wahrheit dienen sollen, — so erscheint der Präsident als der über jeder Partei stehende Leiter der Verhandlung. Es gewinnt sonach jedes Wort und jede Handlung des Präsidenten in den Augen der Geschworenen eine besondere Bedeutung, und dieser Einfluß desselben wird sich noch bedeutend steigern, wenn den Gegenstand der Untersuchung schwierige Fragen bilden, deren thatsächliches Object sich in das Bereich juristischer Anschauungen verliert, und deren Beantwortung daher kaum möglich ist, ohne zugleich wenigstens theilweise den juristischen Richter zu spielen.

In allen solchen Fällen ist die Stellung des Präsidenten von dem eminentesten Einfluß auf das Urtheil der Geschworenen begleitet; und man geht wohl nicht zu weit, wenn man behauptet, daß der Präsident durch Fragestellung, Gruppirung der Thatsachen, Resumés über Beweismittel ꝛc. die ganze Strömung des Processes nach derjenigen Mündung zu leiten vermag, welche ihm persönlich genehm ist. Der Geschworene kann gegen diesen Einfluß nicht ankämpfen; der Proceß der Beeinflussung vollzieht sich wider Wissen und wider Willen des Geschworenen.

So lange nun der Präsident in strenger Beobachtung seiner Pflichten seine Kraft lediglich der Ermittlung der reinen objectiven Wahrheit zuwendet, ist die Stellung des Präsidenten und der mit ihr verbundene Einfluß für die Wahrheit eine zweckmäßige und eine wohlthätige. Verderblich wird diese Stellung für die Idee der Rechtspflege, wenn der Präsident seine Stellung und den ihr innewohnenden Einfluß zur Insinuirung auf die Geschworenen mißbraucht. Und ein Mißbrauch seiner Stellung ist es nach unserer Auffassung, wenn ein Präsident von dem ihm vorgeschriebenen Wege: das rein Thatsächliche zu erörtern, abweicht und alles Material dadurch einseitig stempelt, daß er demselben bei dessen Behandlung den Beigeschmack seiner eigenen subjectiven Ansichten verleiht; ein Mißbrauch ist es, wenn ein Präsident, vergessend, daß er seinen Stuhl ebenso zur Wahrung der Rechte der Angeklagten wie zur Erörterung der staatsanwaltschaftlichen Anträge einnehmen habe, jede Behandlung der entlastenden Momente erstickt in seiner Vorliebe für die Schuldbeweise; kurz einen Mißbrauch seiner Stellung enthält jede Handlung, durch welche der Präsident einseitig Partei ergreift und den Charakter der Objectivität in der Proceßleitung auf irgend eine Weise schmälert.

Jeder Präsident weiß recht wohl, welch bedeutender Einfluß seine Person und seine Thätigkeit in der Verhandlung auf den Ausgang des Processes haben kann; aber gerade weil er dies weiß, hat er die doppelte Verpflichtung, die reine Objectivität zu hüten, seine eigenen Ansichten und Urtheile stets zurückzuhalten und Alles sorglich zu vermeiden, was auch nur den Anschein einer Beeinflussung gewinnen könnte. Ist der Präsident einer Verhandlung seiner Verantwortlichkeit stets eingedenk und wahrt er seiner Leitung überall das Princip der Objectivität, so gewinnt der Proceß an Reinheit der Rechtsprechung; er verliert diese Reinheit da, wo die Voreingenommenheit des Präsidenten zum Durchbruch gelangt und die Objectivität verdrängt.

Fragt man nun, ob die Haltung des Präsidenten v. Mücke im Leipziger Hochverrathsprocesse eine dem oben entwickelten Prinzipe der strengen Unparteilichkeit entsprechende gewesen ist, so werden Alle, welche dem Gange jener Verhandlung vorurtheilsfrei gefolgt sind, mögen dieselben die Bejahung der Schuldfrage durch die Geschworenen gerechtfertigt finden oder nicht, doch darüber einig sein, daß eine solche unparteiliche Objectivität seitens des Präsidenten überall zu vermissen gewesen ist, und daß die Voreingenommenheit des Präsidenten dessen ganze Thätigkeit geleitet hat. Diejenigen, welche der Verurtheilung der Angeklagten ihre Zustimmung geben, wird es nicht hindern, ihrem Bedauern Ausdruck zu verleihen, daß die Reinheit der Rechtsprechung durch das Verhalten des Präsidenten getrübt worden ist; die Gegner der Verurtheilung werden — und vielleicht nicht mit Unrecht — das Verfahren des Präsidenten mit dem Resultate der Verhandlung in Verbindung bringen; und so ist es gekommen, daß jener Hochverrathsproceß für die deutsche Rechtspflege sicherlich kein Muster abgeben wird.

Wir wollen hierbei gerne der Ueberzeugung Ausdruck geben, — wir haben diese Ueberzeugung durch unsere eigenen Wahrnehmungen während des Laufes des Processes gewonnen — daß der Präsident von Mücke sichtbar bestrebt gewesen ist, sein Amt mit möglichster Unparteilichkeit zu führen; allein dieses Bestreben blieb leider völlig erfolglos. Sei es, daß der Präsident selbst von der Schuld der Angeklagten, einen Hochverrath im Sinne des Strafgesetzes vorbereitet zu haben, überzeugt war, sei es, daß die entgegengesetzte Richtung seiner politischen und socialen Ansichten ihn das Wesen seiner Stellung vergessen machten, sei es, daß der Präsident von der Meinung ausging, daß seiner Regierung, welche, wie wohl unzweifelhaft anzunehmen, mit der Erhebung der Anklage in Verbindung steht, durch die Verurtheilung der Angeklagten ein wesentlicher Dienst geleistet werde — genug, die Parteistellung des Präsidenten zu Gunsten der Anklage trat allenthalben hervor.

Digitized by Google

Wir wollen zuvörderst nochmals betonen, daß der Leipziger Proceß ein politischer war, daß dessen Beurtheilung vielfach von Fragen abhing, welche in das rein juristische Gebiet einschlugen, und daß eben deshalb der Präsident, wie wir oben gezeigt, um so mehr sich hüten mußte, auf das Urtheil der Geschworenen zu influiren. — Ja, nach unserer Auffassung mußte auch ein Blick auf die Reihe der Geschworenen, welche bei der durch die sächsischen Gesetze vorgeschriebenen Zusammensetzung der Geschwornenbank sämmtlich Gegner der politischen Richtung der Angeklagten sein mußten, bei dem Präsidenten — bei einer vollendeten Auffassung über die wahre Gerechtigkeit und die Stellung des Leiters der Verhandlungen — das Gefühl hervorrufen, seiner Pflicht der strengen Unparteilichkeit doppelt eingedenk zu sein und von Anfang an in seiner Person den Geschworenen das Beispiel zu geben, daß die Gerechtigkeit keine Parteistellung, keine Voreingenommenheit kennt, daß sie mit verbundenem Auge richtet den Gegner sowohl wie den Freund.

Der Präsident v. Mücke bewahrte diese Objectivität nicht; derselbe war in der Behandlung des Anschuldigungs- und Vertheidigungsmaterials nicht unparteiisch; er ließ sich in Disputationen ein mit den Angeklagten, wenn deren Antworten mit seinen Ansichten nicht übereinstimmten, er verrieth hierbei oft eine Art Aengstlichkeit, wenn einzelne Theile der Beweisaufnahme sich nicht so zuspitzten, wie es sein Wunsch sein mochte; er konnte sich nicht enthalten über jedes Schriftstück seine eigene, den Angeklagten ungünstige Kritik auszusprechen, — kurz seine Voreingenommenheit gegen die Angeklagten blickte jede Minute durch, und Jedermann, welcher der Verhandlung mit einigem Verständniß auch nur kurze Zeit beiwohnte, war sich darüber klar, daß der Vorsitzende, hätte dieser das Urtheil zu sprechen, die Schuldfrage ohne Bedenken bejahen würde, ja daß derselbe die Verurtheilung der Angeschuldigten für eine Art von Nothwendigkeit erachtete. — — Nicht zu verwundern deshalb, daß von einem Besucher der Verhandlung schon am zweiten Tage der Ausspruch fiel: „diese Verhandlung hat zwei Staatsanwälte, aber keinen Präsidenten."

Es kann nicht unsere Absicht sein, alle die einzelnen Fälle aufzuzählen, welche die Haltung des Präsidenten als durchaus nicht objectiv kennzeichnen, wir müßten sonst ein Referat des ganzen Processes geben; wir wollen aber doch einzelne Punkte hervorheben, aus welchen ein Bestätigung unseres Urtheils hervorgehen wird.

Die Wahrheit über die Internationale und die jetzigen Proletarier.

„Halb Räubergeschichte, halb komischer Roman. So sieht das Machwerk aus, welches Paul de Kock unter dem Titel: „Die Familie Gogo" empfindsamen Leuten und der lachlustigen Welt hinterließ. Seine Helden und Heldinnen beschäftigen sich mit Putz, Klatsch, Kindereien, Procenten, Parlamentswahlen, Eisenbahnbauten u. s. w. Und das sind denn auch die Strauchdiebe darunter, die sich die Gesichter schwarz färben, den Reisenden das Pistol auf die Brust setzen und die Geldtasche abnehmen. Der Verfasser schildert uns die bürgerliche Gesellschaft: Emporkömmlinge, die sich ihres ehrlichen Namens schämen und sich adeln ließen, Gründer und Unternehmer, die den öffentlichen Wohlstand aus den Aermeln schütteln, Strolche, deren Fracks keinen Flügel mehr haben, alberne Geehrte und sonstige Narren; an Allen aber nagt das sittliche Verderben, und sie stellen eine im Untergange begriffene Sippschaft dar".

Dies ist nach Edgar Bauer: „die Wahrheit über die Internationale", wie er seine im Selbstverlage zu Altona erschienene Quartbroschüre betitelt.

„Ist es ein Räuberroman? Ist es eine Komödie? Ist es das Verderben? Sind es Narrenspossen? Haben wir eben nur „die Familie Gogo" in neuer Auflage? Sind es rauchgeschwärzte, von Leidenschaft gehetzte Gestalten, welche den armen gebildeten Erdenwaller mit vorgehaltenem Revolver erschrecken? Sind es Schauspieler, welche sich ohne Ernst und Nachdruck an einer Rolle quälen?"

Auf alle diese Fragen antwortet Edgar Bauer, der ja einmal Secretär der Internationalen war, in den verschiedensten Formen: ja! Karl Marx, jetzt deutscher Secretär im Generalrathe der Internationalen, wies in seiner eigenen Flugschrift nach, daß die Pariser Schreckensscenen von Thiers und Bismarck gemeinschaftlich arrangirt worden seien. Zugleich übernimmt er im Namen der Seinigen die moralische Hinterlassenschaft der Commune in Besitz, wie es ja auch Bebel sogar im deutschen Reichstage that. Er sagt nämlich am Schlusse der Flugschrift wörtlich: „Das Paris der Arbeiter mit seiner Commune wird ewig als der ruhmvolle Vorbote einer neuen Gesellschaft gefeiert werden. Seine Märtyrer sind eingeschreint in den großen Herzen der Arbeiterclassen. Seine Vertilger hat die Geschichte schon jetzt an jenen Schandpfahl genagelt, von dem alle Gebete ihrer Pfaffen ohnmächtig sind, sie zu erlösen".

Sonderbarer Bondsatt! Freilich wohl, wie ihn gerade seine Proletarier haben wollen. Und so hätte ja Karl Marx selbst gestanden, daß sie nur Werkzeuge von Thiers und Bismarck, überhaupt der herrschenden Classen, besonders der englischen Regierung seien. Gladstone hat ja auch jede Beschränkung ihres unabhängigen Treibens in London und England abgelehnt. Edgar Bauer, der aus der Schule spricht, sucht den bombastischen Unsinn und die Widersprüche in den internationalen Bestrebungen und Erfolgen auch näher anzugeben und zu erklären und sagt unter Anderem wörtlich: „Karl Marx und seine Genossen im Generalrathe wissen sichertlich, daß sie für ihre vermeintliche Gegnerin, die Börse arbeiten. Obwohl er zwischen Börse und Volksleben einen Gegensatz aufstellen will, schwirrt ihm doch die Antwort vor den Ohren:

la Bourse est la vie, la Bourse est la vie.

Dieser Zwiespalt zwischen Bestreben und Erfolg, zwischen Bekenntniß und Thatsache, muß in der internationalen Gesellschaft diejenige Stimmung hervorrufen, die wir die Gogostimmung nennen. Staatsmännische Wichtigkeit, geschichtliche Zerstörungslust, allmenschliche Bedeutung und kleinlicher Zank um zwei Pfund Sterling. Weltbeherrschung und Verdächtigung wegen Spionage. Wechselseitige Verehrung der Edlen und Eifersucht über den Ruhmeshang, den der Eine vielleicht höher und gebaufacter auf dem Haupte trägt als der Andere. Lenkung des Hebels der Revolution und Lakaienschaft für die Speculanten. Gewaltiger Drang nach Macht, Einfluß, Reichthum und die Entsagung des Märtyrers. Der Pendel der Familie Gogo schwebt allzeit hin und her zwischen dem im Pariser Petroleumdampfe geschwärzten Räuberthum und lackirten Stiefeln und Glanzhandschuhen; halb schauerlich, halb lächerlich!" —

Und doch wird diese Internationale von den Mächten der angeblichen Ordnung als ein beträchtlicher Bund dargestellt, mit welchem man nach Gladstone, statt ihn zu unterdrücken, „rechnen" müsse. Edgar Bauer weist nun von den Zeiten der Königin Elisabeth her, welche die auswärtige Politik erfunden habe, nach, daß sich England immer der „Gogos" Europas bedient habe, um die europäischen Völker zu bennruhigen, in Kriegen gegeneinander zu hetzen. Dieser Nachweis ist sehr thatsachenreich, obgleich es uns auch scheint, als sei damit den englischen Diplomaten ein Monopol zugeschrieben worden, welches wenigstens die Metternichs, Talleyrands und dergleichen Größen Europas nicht immer respectirt zu haben scheinen. Auch tanzt offenbar Bismarck nicht nach englischer Pfeife. Und doch klingt es wieder so verführerisch zu lesen, wie Arnold Ruge, Mazzini und alle die Größen, welche von London aus politisch revolutionär wirkten, dem englischen Interesse gedient haben sollen. (?) Den Internationalen wird speciell das Verdienst zugesprochen, daß sie die Nationalkriege seit 1860 und auch den von 1870 im englischen Interesse, wenn nicht hervorgerufen, doch geschürt und begünstigt hätten. Der Krieg von 1870 war nach Edgar Bauer dazu bestimmt: den Proletarier in voller Glorie auf die Bühne zu bringen, nachdem er

Digitized by Google

die anderen gesellschaftlichen Gestalten entmannt hatte. Dies sei englisches und zugleich internationales Interesse gewesen. Ganz seltsamer Klang in unseren Ohren! Verständlicher wird es uns, wenn wir seinen achten Abschnitt: „Der Proletarier“ lesen. Obgleich wir nicht Alles unterschreiben, klingen doch furchtbare Wahrheiten daraus hervor. „Das Proletariat auf der Bühne! Es ist so, wenn man den Sinn des Proletariats in voller Ausdehnung sagt. Es ist so, wenn man begreift, daß das Proletariat einen Zustand der Entäußerung darstellt, wo nach Wegwerfung der überlieferten geschichtlichen und ideellen Heiligthümer nur noch der Gewalt die Entscheidung beigemessen wird und nur noch der körperliche, äußerliche Besitz den Ausschlag geben soll. Der arme Mann, der sich zur Armuth bekennt, ist ja kein Proletarier. Die proletarische Armuth ist diejenige, die nach Besitz lechzt, die gierig nach dem Golde krallt, vor dem Besitz als dem höchsten Gotte auf den Knieen liegt und daher ganz entschieden an einer geistigen Unterbindung leidet. Die geistige Zerlumptheit ist daher das vorzüglichste Kennzeichen des Proletariats, die geistige Entblößung und Schamlosigkeit gerade mitten im Reichthum ihr Brandmal. Allüberall — oben und unten der damiedergestreckte Proletarier, der durch die Uebertriebenheit der Gier das Geld selber zur elendesten aller Täuschungen und den Besitz zum vergänglichsten aller Güter macht.“

Der Thaler ist in gesunden Tagen ein philiströser und bedächtiger Patron; er hält auf seinen Stammbaum, und dieser Stammbaum ist der Pfennig, sein Wappenherold die Arbeit, die ehrliche, handfeste Leistung, die in ihrer Gediegenheit für sich selber spricht und gern gut bezahlt wird. Der Thaler, der nicht aus dem Pfennig entspringt und nicht von der Arbeit beglaubigt wird, ist Hexerei und verbuhlet in Nebel wie jedes Zauberspiel. Den Reichthum durch Hexerei erwerben zu wollen, ist die gemeinsame Lust des Proletariats und des Rentenspiels der Börse.

Was waren denn die Pariser Scenen von 1793 und 1871? Ein aufwallender Brodel, der den Gegensatz zwischen Arbeit und Capital erzeugt haben soll, aber in der That beide Proletariate, das obere und untere, zu Bundesgenossen gemacht hat. Man konnte ja seit dem März 1871 täglich beobachten, wie der Arbeiter den kühnen Flug der Speculation unterstützte.

Wie der Wucher sein Recht auf die bloße Wucht des Besitzes stützt, hat auch die Arbeiterclasse angefangen, durch den rohen Druck ihrer Massen die Arbeitgeber zu peinigen. Die Arbeitnehmer sind zu Erpressern geworden, da sie sich nicht mehr auf ihre Leistungen, sondern auf die Summe ihrer Gewalt bei ihren Forderungen stützen.

Dies ergiebt ein doppeltes Uebel. Erstens ist die Speculation, welche die Preise der Lebensbedürfnisse verdoppelte und die Pariser Hungerpreise über ganz Europa verallgemeinerte, gefördert worden. Zweitens sind die selbständigen Industriellen entmuthigt und werden leicht den Gründern und Bankiers, welche hunderttausend Thaler für ihre Verwandlung in eine Actiengesellschaft nehmen und den Actionären, dem Geschäft und dessen Kunden zur Verzinsung aufbürden, in die Arme getrieben. Der Fabrikant erlahmt unter den Peinigungen, welche die Arbeitermassen ausüben, und wirft sein Geschäft dem ersten besten wucherischen Gründungscomité an den Hals. So ist die Arbeiternoth Noth um die Arbeiter geworden. Der Arbeiter, welcher seines Lohnes werth ist, weil er etwas gelernt hat und in der Werkstatt seinen Mann steht, ist jetzt selten wie eine Perle. Statt seiner haben wir jetzt den Arbeiter, der bezahlt sein will, weil er existirt und diese interessante Thatsache seines Daseins von heute auf morgen um fünfundzwanzig Procent höher schätzt. So wird auch der Arbeitslohn zu einer Art Börsenspiel: der Courszettel der Arbeiter zeigt je nach dem Ueberwiegen des Arbeiterdrucks oder des Widerstandes der Meister das Steigen oder Fallen der Löhne an. Dem Fabrikanten entschwindet jeder Anhaltspunkt für seine Berechnungen: denn auch der Verzehr und Absatz wird nun mehr oder weniger eine Sache der Laune. Je nach den Sprüngen des Besitzes nimmt er stoßweise ab und zu. Der Gewerbefleiß erlahmt mitten in allen diesen verwirrenden Unregelmäßigkeiten. Der Bürger fängt an, sein Geschäft mit dieser Kette von Beängstigungen und Abhängigkeiten zu hassen. War es früher sein Ehrgeiz, eine betriebsame Anstalt begründet zu haben, die seinen Namen trage und in der Familie bleibe, so kann er sich jetzt nicht schnell genug aus den Wechselfällen der Arbeiterbedrängnisse retten. Seine Stelle nimmt ein anonymes Consortium ein, welches die Arbeitskräfte nur deshalb kauft, um sie sofort an der Börse wieder feil zu bieten und mit möglichstem Profite loszuschlagen. Die selbständige, persönliche, dauerhafte Besitz geht unter. So nähert sich der Communismus seinem Ziel. Karl Marx verlangt eine Regierung der Arbeiterclasse und von deren Gesammtheit, daß sie die nationale Production nach einem gemeinsamen Plane regele, wie in der Flugschrift des Generalraths Seite 26 u. s. w. genauer specificirt wird. Ja doch! Die Arbeiterclasse regiert ja, und jener gemeinsame Plan ist auf dem Wege der Actie in voller Verwirklichung begriffen. Die Actiengesellschaften stellen die Namenlosigkeit des Eigenthums dar, für welche der Communismus schwärmt. Wie sich freilich diese Zucht gegen den Arbeiter lehren wird, sobald erst die anonymen Gesellschaften durchgedrungen, das bleibt abzuwarten. So lange der Arbeiter unmittelbar mit dem Arbeitgeber verhandeln konnte, stand seine Sache relativ gut. Er befand sich wenigstens einem Manne gegenüber, einem Wesen von Fleisch und Blut, von Willen und Einsicht, das also zu überreden oder einzuschüchtern war. Aber wie, wenn nun der Arbeiter seinen verhaßten Capitalisten gar nicht mehr entdecken kann? Wenn er es nur noch mit dem vollmachtlosen Secretär oder dem Director ohne eigenen Willen zu thun hat? Wie, wenn dem Arbeiter erst eine Gesammtorganisation der Actiengesellschaften gegenüber steht, welche unfaßbar und für ihn unfindbar, mit den Strikes leichter fertig werden wird? Dann wird der Arbeiter an den Folgen seines Sieges über das persönliche Eigenthum ebenso schwer zu tragen haben, wie die politischen Triumphatoren über Einzelrechte und historische oder ideale Heiligthümer.

Uebrigens ist es bei dieser merkwürdigen Verkehrung nicht die Arbeit allein, welche entwürdigt wird, sondern auch das solide Capital wird mehr und mehr durch die Abenteuer des Börsenspiels entwerthet. Die Preise der Lebensbedürfnisse sind um das Doppelte gestiegen. Das war der Börse ganz recht. Ihr kam Alles darauf an, daß die Papiere standen und stiegen. So mußte denn das Geld billiger werden. In Folge davon muß man denn auch fast durchweg für einen soliden Thalerwerth zwei Thaler bezahlen. Durch diese Escamotage ist es gelungen, die berühmten fünf Milliarden auf den wirklichen Werth von zweieinhalb Milliarden herunterzubringen; und ehe sie ausgezahlt sind, werden sie höchstens zwei Milliarden werth sein, wenn sie die Franzosen überhaupt zahlen und in ihrer Nachwuth es nicht vorziehen, sie zu einem Schuldentilgungsfriege verfuchsweise zu benutzen.

Das ist eine wunderbar schnelle Entwerthung des Capitals. Für einen halben Thaler Werth muß man durchschnittlich einen ganzen zahlen. Der ganze Millionär ist jetzt nur ein halber, und auch das kann. Der Arme! Kann man es ihm verdenken, wenn er nun zu verschmachten fürchtet und der ganze Jammer des Proletariats in sein Herz einzieht? Schon erblickt er sich als einen Hungerleider, und um nicht im Spital zu sterben, sucht er Lebensverlängerung an der Quelle seiner Leiden: der Börse. Durch Betheiligung am Börsenspiel hofft er sich wieder zum Millionär aufzuschwingen, während er doch fortfährt, die Krankheit zu steigern, die ihn peinigt: die Entwerthung des Capitals. Er ahnt nicht, daß die Börse eben so unbarmherzig auf die Versüchtigung des soliden Capitals ausgeht wie auf Verstlavung der Arbeit. Mit dem gesunden Capital, das aus Arbeit entspringt und sich wieder in productiven Arbeiten anlegt, ist der Börse nicht gedient: es ist unbehelfen, argwöhnisch und schwer mobil zu machen. Sie verlangt nach dem lustigen, springenden, schäumenden champagnerhaften Capital, das den Knall und Puff liebt und sich nur noch in der Papierrente anlegt. Aus der Rente wird

Digitized by Google

dann die Kette, mit welcher die Börse den armen reichen Proletarier an sich fesselt, dessen ganze geistige Beschäftigung zuletzt darin besteht, jeden Abend mit angstvoller Hast nach dem Courszettel zu greifen. Dann sind die Operationen der Börse die einzigen geschichtlichen Thatsachen, das einzig Legitime, die einzige Kunst, die einzige Literatur. Alles Andere wird Nebensache, Zeitvertreib, Gegenstand für Schwätzer. Auch die Politik und Gesetzgebung wird zur Nebensache, der es noch erlaubt sein mag, sich mit schallender Wichtigkeit auszulassen, die sich aber ja hüten muß, über die Stränge zu schlagen. Denn der Börse ist es gleichgültig, ob ein Louis oder Alfons, ein Präsident oder König die Reste der Parteien unter dem Vorwande der Staatskunst peinige. Sie fragt nichts nach Verfassungen und verlangt für ihre Wirksamkeit nur Ruhe. Und diese Ruhe wird ihr werden, da die politische Spannung, welche bisher die Action der Staaten und Armeen erzeugte, in einen Allerweltsconstitutionalismus erschlafft ist. Mazzini ist todt, und seine staatsmännischen Schüler beschränken sich darauf, der heißhungrigen Begeisterung einer oberflächlichen Bildung die tägliche Nahrung zuzuführen, indem sie demokratische Redensarten in Gesetze fassen. Auch das ist ein Spiel, welches man dankbar hinnehmen mag, weil hierdurch wenigstens ein Schein von Lebendigkeit aufrecht erhalten wird. Aber im Ganzen und Großen ist die Politik erschöpft. Die Periode, welche mit 1862 anfing, hat sich ausgelebt. Was sie sagen konnte, hat sie gesagt; was sie thun konnte, hat sie verübt. Die geistige Unfruchtbarkeit und Unduldsamkeit, welche nun folgte, ist ein Erzeugniß der Ehe von Proletariat und Wucher.

Hier haben wir eine große Thatsache, mit welcher sich Edgar Bauer zufrieden erklärt. Aber man will doch aus dieser geistigen Entleerung heraus, und die krankhaften Sinne verlangen, daß etwas geschehe. Nun da verweist uns der Kritiker auf einen möglichen Krieg zwischen England und America, während welches die seefahrenden Völker Europas neutral bleiben müssen, damit sie inzwischen den Seeverkehr nicht an sich reißen. Europa muß also während der Zeit auch in einen Kampf verwickelt werden. Deshalb, meint Bauer, rechnet die englische Regierung schon mit der Internationalen, welche bekanntlich öffentlich erklärt hat, daß sie es besser machen wolle, als die Pariser Commune. Da würde also diese Demokratie, welche England beherbergt und schützt, dieser Regierung noch einmal wesentliche Dienste leisten. Sie hat dasselbe Ideal wie die Bankrottpartei der Börse, welche gedemüthigt ist und nach Rache lechzt. Der große Trumpf dieser Baissiers ist der Bankrott, mit welchem sich viel bessere Geschäfte machen lassen als mit der Hausse. Man entfesselt die Bankrottpartei gegen die Haussepartei und der Krieg ist da, ein entsetzlicher Krieg, eben so gefährlich wie der Wahnsinn der Jacobiner vor zweiundachtzig Jahren. Das Mittel, die Bankrottpartei zu entfesseln und die Fackeln des Bankrottkrieges über den Continent zu schleudern, wäre die Internationale. Vielleicht auch der Kaiser Napoleon! —

Zuletzt setzt sich der kleine dicke Edgar Bauer auf den Dreifuß der Weissagung und sieht von da aus einen deutschen Schwiegersohn der Königin von England auf französischen Schiffen mit einer Rettungsarmee für die Rentenpartei an der englischen Küste landen. Gut ist es, daß er mit der Moral schließt: „Alles ist Gogo, Alles ist Gaudissack". Also logischerweise auch der ganze Edgar Bauer mit seiner blauen Quartbroschüre. Nein, wir wollen nicht sagen: mit der ganzen. Seine Kritik des modernen Proletariats und der Internationalen enthält einige scharfe, einschneidende Wahrheiten. Man müßte den Muth und die Weisheit eines Vogels Strauß besitzen, um dagegen seinen Kopf in den Sand der jetzt modigen Redensarten zu verstecken und sich darin sicher zu fühlen.

Wir haben auch eine Moral dazu. Der materiellen Capitalsentwerthung entspricht eine viel größere geistige. Unsere Zustände schweben gewissermaßen in der Luft. Wir haben den geschichtlichen Boden, auf welchem allein sich gesunde, dauerhafte Lebensformen entwickeln können, verlassen und suchen mit äußerlichen Machwerken von oben nach unten zu bauen. Dazu fehlt außerdem der sittliche Mörtel. Erst auf Grund dieser Erkenntniß kann man versuchen, dauerhaft zu bauen und zu bilden und auch an Mittel gegen geistige Wohnungsnoth zu denken.

H. Beta.*)

Aus Metz.

Der Frühling. — Die Option. — Die Universitätsfeier in Straßburg.

Jetzt ist denn endlich der Frühling bei uns eingezogen, aber auch der volle, glänzende, prächtige Frühling mit Allem, was dazu gehört: blühende Kastanienbäume auf der Esplanade und den Quais, Nachtigallgesang und geputzte Menschen. Das weite, romantische Moselthal gleichfalls in frisches Grün gekleidet und sämmtliche Garten weiß von Blüthen, wie wenn Schnee über Nacht gefallen wäre, um das Laubwerk damit zu schmücken. Blumenhändler und Händlerinnen in den Straßen, die eine Fülle von spanischem Flieder in Büschen und Sträußen um einen Spottpreis feilbieten, daß man gar nicht begreift, wo sie alle herkommen; denn so viel auch gepflückt und auf den Markt gebracht werden, man merkt doch nirgends eine Abnahme, so reichlich hat die Natur dies gesegnete Land auch mit Blumen bedacht und überschüttet. Dazu der blaue, fast italische sonnige Himmel, voll schießender Schwalben und schmetternder Lerchen — eine wahre Pracht und Freude, daß Einem das Herz groß und weit wird und man wirklich Mühe hat, sich einzureden, daß es hier noch Menschen giebt, die mürrisch und sauertöpfisch dreinsehen. Es ist aber doch so; nur lassen wir uns dadurch nicht irre machen, sondern schauen an den bösblickenden Gesichtern vorüber, um uns die heitere Stimmung nicht zu verderben.

Vor Allem ist es die bevorstehende Option, welche den hiesigen Franzosen unruhige und sorgenvolle Stunden macht, und um nicht ungerecht zu sein, wollen wir gern einräumen, daß diese Unruhe und Sorge ihren guten und berechtigten Grund haben. Wir müssen aber, um auch auf der anderen Seite gerecht zu bleiben, sofort hinzusetzen, daß von der deutschen Behörde alles gethan wird, um diese Uebergangsperiode so sanft und erträglich wie nur irgend möglich zu machen. Sie verleugnet aber auch hier wieder ihr humanes und liberales Verfahren nicht, daß sie in allen hiesigen Verhältnissen stets gezeigt und stets bewährt hat, selbst da, wo systematische und böswillige Opposition wohl ein strengeres und rücksichtsloseres Einschreiten gerechtfertigt hätte. Die Sachen sind einmal wie sie sind, die Paragraphen des Friedensvertrages sagen es deutlich und klar, und seine Ergebnisse stehen (um mit der bekannten v. Sybel'schen Broschüre zu reden) als vollendete und unabänderliche Thatsachen fest. Daran ist nicht zu rütteln und nicht zu deuteln — dura lex, sed lex. Deshalb wollten wir auch nur den einen Punkt der Ungerechtigkeit und Härte, was beides stets von den Franzosen den Deutschen gegenüber so laut und beständig betont wird, hier mit zwei Worten beleuchten, um darzuthun, wie verkehrt und untogisch dies Gebaren erscheint, und, was das Beste, ja, was gewissermaßen das Amüsanteste dabei ist: wir können sie hier mit ihren eigenen Waffen schlagen. Und dies ist durchaus nöthig, weil das elende Geschwätz der Pariser Zeitungsklasser (Vergebung für das ungentile Wort, aber ich weiß wirklich kein bezeichnenderes) sich nun auch über die Optionsfrage verbreitet und gefliffentlich bemüht ist, die Begriffe noch mehr zu verwirren und die Gemüther noch mehr aufzureizen. Ich weiß nicht — aber

*) Ueber die „Internationale" wird in der nächsten Zeit noch ein anderer Aufsatz in der „Gegenwart" veröffentlicht werden, welcher von einem Vertheidiger der großen Vereinigung herrührt und die hier behandelten Fragen in einem ganz andern Lichte zeigt. Das beste Mittel, in Wahrheit „die Wahrheit über die Internationale" zu ermitteln, scheint uns eben das zu sein: den Vertretern der entgegengesetzten Ansichten das Wort zu geben.

D. R.

Digitized by Google

wenn ich nur an die Pariser Tagespresse, z. B. an den „Figaro“, an das „Événement“, an den „Rappel“ und an die „Cloche“ denke, so überkommt mich ein Gefühl des Ekels, so groß und so bewältigend, daß daneben kaum Berachtung oder Mitleid noch Platz finden. So hatten sie neulich wieder herausgebracht und zwar aus authentischen und durchaus glaubwürdigen Quellen, (wenn die Notiz so anfängt, kann man immer sicher sein, daß sie dann erst recht erlogen ist) daß die Preußen, während der Belagerung von Paris, die eigentlichen und wahren Anstifter des Vendômsäulensturzes gewesen. Zwei neuarretirte Mitglieder der ehemaligen Commune hätten nämlich ausgesagt, 15,000 Thlr. durch Vermittlung eines preußischen Officiers zu diesem Zweck erhalten zu haben u. s. w. Und solcher Unsinn wird dreist in die Welt hinausgedruckt und von Blatt zu Blatt colportirt, ohne daß auch nur eine Stimme dagegen das leiseste Bedenken, oder gar eine ernste Einsprache erhöbe! Doch zurück zu unserem obigen Thema. Man könnte, sagte ich, die Franzosen in der Optionsfrage mit ihren eigenen Waffen schlagen, und braucht sich deßhalb nur an ihre eigenen Gesetze zu halten. Staatsrechtlicher Grundsatz ist nämlich in Frankreich, der auch vorzüglich zur Zeit des ersten Kaiserreiches und in neuester Zeit in Bezug auf das annectirte Savoyen, zur praktischen Geltung kam, daß nach geschehener Annexion eines bisher fremden Landestheiles an Frankreich sämmtliche Einwohner desselben Franzosen werden.*)

Mit ganz gleichem Rechte sind deshalb auch die Einwohner eines an Deutschland abgetretenen französischen Landestheiles Deutsche. Bevor ich die daraus entstehenden Consequenzen weiterführe, möchte ich hier einen irrthümlichen Ausdruck berichtigen, der sich überall eingeschlichen hat und dem man auch in der deutschen Presse vielfach begegnet, nämlich den der Eroberung. Dieser Ausdruck, auf die neuen Reichslande angewendet, ist durchaus falsch: in Folge des Friedensvertrages, dessen einzelne Bestimmungen allerdings durch die glänzenden Siege der deutschen Armeen zu unseren Gunsten ausgefallen sind, wurde Elsaß und Deutsch-Lothringen an Deutschland abgetreten. Dieser von beiden kriegführenden Parteien endgültig ratificirte Vertrag hat von dem Augenblicke seiner Unterzeichnung an eine völkerrechtliche bindende Kraft, so daß jetzt Deutschland die Reichslande völlig und ganz zu Recht besitzt und daß von einer Vergewaltigung der Bevölkerung, vom Rechte des Stärkeren, oder was man sonst noch für Phrasen bei dieser Gelegenheit gebraucht, verständigerweise gar nicht die Rede sein kann. Aus eben diesem Grunde ist auch der, überdies ganz ohnmächtige Rachegeschrei (le cri de revanche) der französischen Presse nicht allein im höchsten Grade albern und kindisch, sondern er geht auch direct auf einen Friedensbruch hinaus, der hier zugleich einen Bruch des Völkerrechtes in sich schließt.

Jetzt zu den Consequenzen jener Abtretung. Die erste und selbstverständliche ist also, wie gesagt, die: daß die Einwohner der neuen Reichslande nicht mehr als Franzosen, sondern als Deutsche anzusehen sind; deshalb ist es auch ein weiterer Irrthum, wenn man, was ebenfalls oft geschieht, vom Optiren der hiesigen Franzosen für Deutschland spricht: sie brauchen sich einfach nur nicht für die französische Nationalität zu erklären, um das zu bleiben, was sie bereits sind, nämlich Deutsche. Dies führt uns auf die große und wichtige Concession, die von deutscher Seite im Interesse der Humanität und der gesammten modernen Civilisation, der französischen Bevölkerung der Reichslande gemacht worden ist, nämlich bis 1. October d. J. für Frankreich zu optiren und dadurch wieder Franzosen zu werden, oder (um mit ihnen zu reden) Franzosen zu bleiben. Daß mit dieser Option ein Expatriiren, ein Wechsel des Wohnsitzes (changement de domicile) verbunden sein muß, liegt auf der Hand, sonst wäre das Ganze ja nur eine leere Form und überdies bei der augenblicklichen politischen Lage das Verkehrteste, was die deutsche Regierung thun könnte.

So liegt die Sache, die immerhin für gar Viele hart und peinlich, aber nur eine nothwendige logische Folge der einmal bestehenden Verhältnisse ist, die nicht geändert werden können. Wie weit hier „barbarische Willkührherrschaft“ die Hand im Spiele hat, bedarf wohl keiner besonderen Widerlegung.

Für die weitaus größte Mehrzahl der hiesigen französischen Familien ist übrigens bei der Option auch nur der eventuelle Militärdienst ihrer minderjährigen Söhne die eigentliche brennende Frage, und diese Familien werden sich auch wohl sämmtlich für die französische Nationalität und mithin für die Auswanderung entscheiden. Hier liegen auch patriotische Ursachen zu Grunde, die wir respectiren müssen; es giebt hier z. B. Familien, deren ältere Söhne bereits im französischen Heere dienen, wodurch für die jüngeren, die, wenn sich die Eltern für Deutschland entscheiden würden, in deutschen Kriegsdienst treten müßten, ein schlimmes Dilemma entstände — diese Familien werden also zweifelsohne nach Frankreich zurückkehren. Aber solche Fälle stehen immer nur vereinzelt da, und eine Massenauswanderung, wie es die Pariser Zeitungen prophezeien, wird dadurch noch nicht herbeigeführt werden. Im Gegentheil, sehr viel andere Franzosen, die nicht durch eine so directe Alternative zur Entscheidung gedrängt werden, dürften sich in der elften Stunde noch eines Besseren besinnen, obwohl sie jetzt laut und bestimmt versichern, sie würden mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel davon ziehen. Materielle Interessen werden sich geltend machen und der politischen Leidenschaft Schweigen gebieten, und auch anderweitige äußere Bedingungen könnten vielleicht noch hinzukommen (etwa ein neuer, fast wahrscheinlicher Umsturz der bestehenden Dinge in Frankreich), um die Waage zu Gunsten Deutschlands sinken zu lassen. Auf dem Lande und in den kleineren Ortschaften von Deutsch-Lothringen ist dies schon jetzt der Fall, nur in Metz selbst will man sich noch immer nicht zufrieden geben. Hier ist nur, wie ich bereits früher einmal sagte, von der Zeit, aber so Gott will, schon von diesem Sommer, eine Aenderung zum Besseren zu erwarten. —

So weit die Optionsfrage, auf die ich später wohl noch gelegentlich zurückkomme, denn sie bietet in ihren einzelnen Details noch manche Schwierigkeiten und Verwicklungen, die durch specielle Verordnungen und Bestimmungen erledigt werden müssen. Ich berührte sie hier nur, um auch einmal den Politikern unter meinen Lesern gerecht zu werden, will aber doch meinen heutigen Artikel mit einer mehr heiteren und allgemeineren Notiz schließen.

Diese kommt uns von Straßburg herüber, wo am 1. Mai die Gründungsfeier der dortigen neuen deutschen Universität festlich begangen wurde. Allerdings, selbst wenn man mit den nöthigen Raum dafür gewährte, darf ich hier keinen Bericht darüber bringen; ein solcher käme zu sehr post festum, oder, um den Vergleich von dem großen Bankett herzunehmen, das wenigstens nach Aussage der Feinschmecker und Zecher der Glanzpunkt des Tages gewesen sein soll, zu sehr als montardo après dîner. Aber auch der geistigen Genüsse wurden viele geboten, namentlich in vortrefflichen Reden, was übrigens bei so bedeutenden Männern, wie die dort versammelten, nicht weiter überraschen kann. Die Rede des Professors Springer, die bereits von allen deutschen Zeitungen mitgetheilt ist, steht obenan; man kann sich wahrhaft daran erbauen: sie ist würdig und edel gehalten, in schöner Sprache und voll Gemüth und Freiſinn — echt deutsch.

Speciell für uns Deutsche interessant war der Trinkspruch des Grafen von Dürckheim-Montmartin, eines reichen elsässischen Grundbesitzers, der aus seinen deutschen Sympathieen gar kein Hehl macht, was ihm natürlich von den Franzosen gewaltig verdacht wird. Der Graf wies in seiner Rede auf den deutschen Kern hin, der in der Bevölkerung des Elsasses, vorzüglich in dem ehrenhaften und so-

*) S. Aubry und Rau, Cours de droit civil français, III. Auflage, 1. Band § 72, wo es wörtlich heißt: La réunion d'un pays à la France confère *ipso facto* aux habitants qui en sont originaires, ou qui ont été naturalisés, la qualité de Français. Die bedeutendsten französischen Rechtslehrer, wie Pothier, Duranton, Richelot und andere stimmen damit überein.

Digitized by Google

liden Bauernstande, schlummere und nur von einer „fremden Rinde" überzogen sei. „Schwingt den Hammer, schwingt!" rief er am Schlusse, mit einer hübschen Anspielung auf Schillers Lied von der Glocke.*)

Die Beleuchtung des Münsters durch verschiedenfarbige bengalische Lichter und Flammen war wunderschön, und die Anordnung dazu so geschickt getroffen, daß der ganze gigantische Prachtbau in allen seinen Umrissen bis zu den kleinsten Theilen sich in magischer Helle am dunklen Nachthimmel abzeichnete. Es war ein bedeutungsreiches Fest, und nicht für Straßburg und Elsaß-Lothringen allein, sondern für ganz Deutschland, und als Friedensfest doppelt erhebend und verheißungsvoll. Gott gebe, daß die Schlußworte eines der vielen bei dieser Gelegenheit verfaßten Gedichte zur Wahrheit werden:

„Und wie im Festgewande
Die weite Stadt zu sehn,
So sieh' durch diese Lande
Des deutschen Geistes Wehn!"

Adolf Ebeling.

Correspondenzen.

Aus München, im Mai. [Dr. Sepps „Deutschland und das Baticanum."] Das Schauspiel ist aus und die Herren Acteurs sind heim oder, sofern sie auch beim deutschen Reichstag engagirt sind, nach der neuen Kaiserstadt gegangen, um dort aufzutreten. Für uns aber hat diesmal schon die Sauregurkenzeit begonnen, während unsere Früchtehändler noch die ersten Kirschen zum Verkauf feil bieten. Die ersten Kirschen kommen für uns allzeit aus dem Süden und nehmen sich in den Auslagen neben den Häringen gar verlockend aus. (Ich bitte über diese Zusammenstellung nicht zu lachen, denn sie steht auf dem Boden des Gesetzes, das den Südfrüchtehändlern der alten Hauptstadt Bajuvariens das Recht einräumt, Häringe jeden Geschlechts und Alters zu führen.)

Es war doch recht rührend zu sehen, in welcher Eintracht die beiden Parteien in unserer Kammer mit einander lebten, als sich die Verhandlungen des Landtages ihrem Ende nahten. Dieser gemüthlichen Eintracht haben wir es auch zu verdanken, daß unsere infallibilistischen Bischöfe schließlich nicht gar noch in die Verlegenheit kommen, ihre Candidaten der Theologie auf außerbayerische Universitäten schicken zu müssen. Sogar im Landtagsabschiede hat der „Wunsch beider Kammern nach Besetzung der in München und Würzburg erledigten Lehrstühle für Philosophie (!) und Kirchengeschichte" seinen Platz gefunden und wird so der Nachwelt überliefert werden. Und auch der zweite fromme Wunsch der Herren in der Prannotsgasse wird erfüllt werden und aller Wahrscheinlichkeit nach „die Wiederherstellung des akademischen Gottesdienstes durch einen römisch-katholischen Priester in München" nicht einmal so lange auf sich warten lassen, wie z. B. die Beantwortung der Interpellation Herz über das religiöse Erziehungsrecht der Eltern.

Ueberdies haben wir es nicht einmal zu einer kleinen Steuererhöhung gebracht, geschweige zu der von 146,8 Procent, welche uns der Abgeordnete Herr G. F. Kolb in so sicherer Aussicht gestellt hatte. Wir haben also in der That mehr als Einen Grund, uns unseres Lebens zu freuen, selbst dann, wenn und der Hausleinthümer am letzten Miethziele um dreißig oder fünfzig Procent gesteigert hat. Denn die einzige Lebensweisheit besteht ja immer darin, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, was eigentlich gar nicht so schwer ist, wenn man sich nur recht lebendig vor Augen führt, daß es noch viel schlimmer hätte kommen können. Und wer hätte denn die Kammern rechtlich daran hindern können, den Wunsch auszusprechen, „daß die Regierung dem ganzen Altkatholiken-Schwindel — um mit dem „Volksboten" und dem „Bayerischen Vaterland" zu sprechen — einmal ein Ende mache", damit wir wieder einmal Ruhe im Lande haben? Wer? frage ich.

Unter solchen Umständen sind wir doppelt froh, daß Dr. Sepp sich noch immer wie ein Junger in's Zeug legt. Hat er bei dem von der „Freien Vereinigung" der Mitglieder der Abgeordnetenkammer veranstalteten Abschiedsschmause wieder einmal den Pegasus bestiegen, um von den drei inhaltschweren Thaten zu singen, welche der bayerische Landtag gethan, so wollen wir mit dem Dichter nicht zu strenge in's Gericht gehen, sondern nur einfach constatiren, welches denn die drei vom Dichter gepriesenen Thaten sind. Und auch diese zuvörderst in seinem eigenen Interesse, damit nicht etwa Jemand, der sich schlecht auf's Reden versteht, meint, jene beiden frommen Wünsche, von denen oben die Rede war, bildeten zwei Dritttheile der „inhaltschweren Thaten." Diese waren vielmehr nach des Dichters Worten: die Ablehnung der Neutralität, die Annahme der Versailler Verträge und der Fall der infallibilistischen Bischofsbeschwerde — und das läßt sich in der That hören.

Worüber ich Ihnen heute eigentlich berichten wollte, das ist Sepps neueste Schrift: „Deutschland und das Baticanum."

Diese Schrift Sepps ist eben auch eine That.

Sepp hat in politischen und religiösen Dingen manche Wandelung durchgemacht und muß sich das von seinen alten Freunden und jetzigen Gegnern bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit vorrücken lassen. Es ist wahr, Sepp hat das Mißgeschick gehabt, nach oben und unten, nach links und rechts gleichmäßig anzustoßen, und das war gerade kein Wunder, denn es ist etwas Scharfes und Eckiges an dem Mann, der zudem an der Marotte leidet, unter allen Umständen das frei und offen auszusprechen, was er für recht und wahr hält, und der sich den Teufel darum kümmert, was die Anderen dazu sagen.

Es gab eine Zeit, in welcher sich die liberalen Wochblätter viel mit ihm zu schaffen machten und in der Stille ihrem Gott dankten, daß er in dem nahen bergeisgenten Marthe Tölz einen so sonderbaren Heiligen wie Dr. Sepp hatte zur Welt kommen lassen, denn sie lebten zum Theile wenigstens von dem, was er in seiner schwer zu beschreibenden Originalität bei dieser und jener Gelegenheit zum Besten gab. Da war z. B. seine Rede, in welcher er vor ein paar Jahren für das Wiederaufpflanzen der blauweißen Bayernfahne auf den Wällen von Belgrad plaidirte, ein fetter Bissen für den „Punsch" und Consorten und sogar seine selbstverfertigten Reime an dem Wohnthause, das er sich an der Schonfeldstraße zu München erbaut hatte, wurden zum Stein des Anstoßes. Und wie ihm die Renaissance als „Commodestileustil" ein Dorn im Auge, so stießen und stoßen sich zur Stunde noch manche Kunstkritiker an seiner erwähnten gothischen Burg.

Sepp hat vom Urtheil der Menge viel zu leiden gehabt, seit er zu den Füßen J. J. Görres saß und einen Zipfel des Bahr-

*) Das „Journal des Débats" brachte alsbald einen Festbericht, in welchem begreiflich der arme Graf D. M. hart mitgenommen wird, noch dazu in sehr perfider Weise. „Der Graf," sagt jenes Blatt, „rächt den Preußen, den Hammer zu gebrauchen, um das deutsche Element zur Geltung zu bringen," . . . . doch ich will den Satz lieber im Originaltext hinsetzen, damit man mir keine Entstellung vorwerfe:

„Frappez avec le marteau, n'est vrai l'orateur, frappez jusqu'à ce que cette enveloppe superficielle vole en éclats!" Rien n'est plus simple en effet et plus aisé, et l'on voit ici le doux génie allemand, ce génie essentiellement civilisateur, briller de tout son éclat et nous révéler ses procédés habituels. Frappez avec le marteau! On frappe en effet avec le marteau, et te gouvernement impérial n'a pas attendu pour cela l'invitation de M. Durckheim-Montmartin.

In dem Berichte selbst heißt es ferner, daß man bei dieser Gelegenheit die „Schöpfung" von Beethoven mit großem Orchester aufgeführt habe, daß aber der Maire von Straßburg mit seinen Adjuncten nicht erschienen sei. — Die „Schöpfung" von Beethoven (!) kennen wir nicht, wir wissen aber dafür, daß der Maire mit seinen Adjuncten bei der Feier gegenwärtig war. Und dabei gehört das „Journal des Débats" zu den anständigsten und sowohl bestunterrichteten als auch bestredigirten Pariser Zeitungen.

Digitized by Google

tuches hielt, als man den alten Demagogen aus dem Sterbehause mitten durch die Stadt ganz gegen die Gewohnheit auf den Schultern nach dem fernen Leichenacker trug. Das ist nun freilich schon lange her.

Aber auch an Conflicten mit der Regierung fehlte es nicht und Sepp ward eines schönen Tages von einem sogenannten freisinnigen Ministerium in unerwünschten Ruhestand versetzt, weil er einem Collegen gegenüber, der mit ihm ein Rechtsgeschäft eingegangen war, von der ganzen Strenge des Wechselrechts Gebrauch gemacht hatte. Und doch steht im römischen Rechtscompendium der Institutionen des Kaisers Justinian fein deutlich geschrieben: Qui jure suo utitur, neminem laedit.

Wenn Sepp in religiösen und politischen Dingen immer so dachte, wie er heute denkt, so kann er sich auf die bekannten Worte des Horaz berufen, wonach sich mit den Zeiten auch die Menschen ändern. Aber auch seine Gegner müssen ihm zugeben, daß er unter allen Umständen ein echter deutscher Mann geblieben ist.

Und als solcher hat er denn auch in seinem „Deutschland und das Vaticanum" den Kampf mit der römischen Curie und ihren deutschen Bedienten offen und ehrlich aufgenommen. Das sein Schlachtroß mitunter etwas absonderliche Sprünge macht, das kommt davon, daß sein Reiter es liebt, von der ruhigsten Gangart mittelst eines einzigen Spornstoßes zum vollen Galopp überzugehen und daß seinem allzeit fertigen Witze kein Graben zu breit und zu tief und keine Hecke zu hoch ist. Das ist denn auch ein gar lustiges Rennen, an dem nur die Insallibilisten wenig Freude haben werden. Denn während er sein Roß mit einer Hand tummelt, schwingt seine andere zugleich ein scharfschneidiges Schwert, das sausend auf die Köpfe seiner Gegner niederfährt.

Das Buch des Exprofessors ist nicht auf die Menge berechnet. Ihr werden manche gar köstliche Anspielungen entgehen, deren sich der mit der Geschichte des jüngsten Concils Vertraute freuen mag. Dieser aber wird mit immer gleich bleibender Spannung der Haltung der deutschen Bischöfe folgen, die eingeschüchtert von den Drohungen der Jesuiten von Tag zu Tag eine kläglichere Rolle spielten, bis sie so tief sanken, daß sie nicht mehr tiefer sinken konnten.

Auch an Neuigkeiten läßt Seppo Buch es nicht fehlen. So erfährt der Leser durch dasselbe von einer Art anti-infallibilistischen Laienconcils, zu dem katholische Abgeordnete des Zollparlamentes in Berlin kurz vor dem 8. December 1869 zusammentraten, an welchem außer Sepp P. Reichensperger, G. von Mittnacht, Geheimrath von Savigny, Dr. Joerg u. A. Theil nahmen und wobei diese den deutschen Bischöfen allerdings etwas voreilig ihre wärmste Anerkennung für die treffliche Haltung gegenüber den Römlingen votirten. Gar Mancher saß damals in dieser Versammlung und sprach scharfe Worte gegen die Unfehlbarkeit, der heute wie z. B. Herr Reichensperger zu deren bewotesten Anhängern gehört und inmitten der Versammelten im „Rothen Adler" in der Kurstraße in Berlin stand eine gewaltige Säule der deutschen Kirche: der Fürstbischof von Breslau. Und heute? — Nun heute ist die Freude über manches Dutzend verirrter Schafe im Vatican eine ebenso große wie die Enttäuschung aller Ehrenmänner in Deutschland.

E. A. B.

Aus Wien, Mitte Mai. [Die Stellung der Regierung nach den Wahlen in Böhmen.] Wie viel von den jüngsten Enthüllungen aus Agram in das Bereich der Wahrheit und in das der Dichtung gehört: das zu untersuchen und die verschiedenen, zum Theil sehr verdächtigen Dementis gegen einander abzuwägen, kann unmöglich Sache der „Gegenwart" sein. Eines genügt: es ist jetzt auch der documentarische Beweis dafür geliefert, daß die feudalczechische Ligue in Prag, daß die Herren Clam-Martinic und Strisykowski ganz direct mit den kroatischen Nationalen conspirirten. Auch der Umstand vermochte sie von dieser Verschwörung nicht zurückzuschrecken, daß sie dadurch in ein Complott mit russischen Panslawisten und mit den türkischen Rajahs, mit Serben und Montenegrinern geriethen, deren Bestrebungen offenbar gegen den Bestand der Monarchie gerichtet waren; daß sie sich bei Deputationen an Kossuth betheiligen mußten, und jener äußersten Linken die Bruderhand drückten, deren Mitglieder laut ihren Dissens kundgaben, als der Pester Reichstag den Hof zur Verlobung der Erzherzogin Gisela beglückwünschte. Hier haben Sie mit Einem Striche den enormen Umschwung, der seit Hohenwart eingetreten ist. Damals liefen die böhmischen Hochtories nur auf unsere erbländische Verfassung Sturm und gingen dem ungarischen Ausgleich scheu aus dem Wege. Heute eröffnen sie den Generalsturm auf der gesammten Linie gegen die ungarischen wie gegen unsere Grundgesetze: denn die Art, wie Andrassy damals von Pest her ihre Cirkel störte, hat ihnen gezeigt, daß das Ganze noch eher zu erreichen ist als die Hälfte.

Freilich sind die Herren damit auch in immer gemischtere Gesellschaft gerathen. Hohenwart bot nur Alle auf, die unseren Staatsgrund- und confessionellen Gesetzen feindlich sind: also die Feudalen, die Römlinge mit den glaubenseinheitlichen Tyrolern, die Polen, Czechen und Slowenen. Wohl sieht auch das schon der Bande, mit der Faststaff nicht bei Tage durch die Stadt marschiren wollte, ziemlich gleich: allein an das Schauspiel, hussitische Demagogen Arm in Arm mit dem Grafen Thun und anderen Verzückten des Pantoffelkultes ihr Jahrhundert in die Schranken fordern zu sehen, daran ist die Welt schon gewöhnt. Aber zu der jetzt projectirten Attake muß Alles aufgeboten werden, was einen Zahn auf den Dualismus hat. Da ist es denn allerdings ein mehr anmuthiges als furchtbares Schauspiel, den Concordatsdrechner neben dem Fanatiker Tißza in Reih' und Glied marschiren, den Fürsprecher der Robott-Wiederherstellung, Grafen Heinrich Jaroslaw Clam-Martinic mit Kossuth Lajos Schritt und Tritt halten zu sehen. Aber das Geld, das den Agramer Nationalen durch die böhmischen Feudalen und die Prager Zionostenka Banka zufloß gegen die Verpflichtung, um jeden Preis und trotz aller ungarischen Concessionen die kroatische Frage offen zu erhalten . . . der Klang dieser Judassilberlinge hat auch unserer indolenten Verfassungspartei und den, oft nur gar zu selbstgenügsamen Deakisten drüben die Lehre eingeschärft, daß die czechische und die kroatische Differenz eine weitere „gemeinsame Angelegenheit" beider Reichshälften bilden. Zwei eiternde Wunden, die ein subcutaner Canal verbindet.

Dedhalb sehen wir jetzt der Wendung, welche die Dinge in Ungarn nehmen, mit derselben Spannung zu, womit man drüben den Ausgang der Krisis in Böhmen verfolgte. Die Ueberzeugung, daß die czechische und die kroatische Frage nur zusammen und nur durch eine Coalition der Verfassungsparteien auf beiden Seiten der Leitha aus der Welt geschafft werden können, wird bei den Neuwahlen der Deakpartei von unberechenbarem Nutzen sein gegen die Tiraden der Opposition von dem „Verrathe" des Ausgleichs und von den Herrlichkeiten der „reinen Personalunion". Viel wird auch zur Erzielung eines günstigen Resultates bei den Neuwahlen die gegenwärtige Reise des Kaisers in Siebungarn durch die Gebiete, welche jüngst von der Theiß überschwemmt worden sind, beitragen. Es ist kein feiner Ausdruck, wenn die Oppositionsblätter geradezu heraussagen, das Ministerium Lonnay habe St. Maj. bewogen, eine Rolle als Wohlgaezt zu übernehmen. Der „Pesti Napto" hat vollkommen Recht, wenn er darauf mit seiner Wendung entgegnet, wegen einer derartigen Agitation werde jeder Ungar, welcher Partei immer er angehöre, den König begeistert segnen. Aber bei der Verhaftigkeit des dynastischen Gefühls, das diese Reise zu einem großartigen Triumphzuge gestaltet, ist jedenfalls mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten, daß jener Besuch und die Art, wie Franz Joseph I. gerade in diesen südslawischen Districten überall persönlich für die ungarische Staatsidee eintritt, sowohl für den ungarischen, als auch für den kroatischen Landtag den gouvernementalen Wahlen bedeutenden Vorschub leisten wird.

Wir hier in den Erblanden haben nun aber als Zugabe zu der czechischen noch die polnische Frage und überdieß eine Römlings-

Digitized by Google

partei, deren Vaterlandslosigkeit die Lehre des Grafen Apponyi drüben von dem „bedingten Patriotismus“ — soweit derselbe nämlich mit den Interessen der Jesuiten collidirt — tief in den Schatten stellt. Diese Elemente — die Czechen und die schwarzen Betteiczechen aus dem glaubenseinheitlichen Tyrol mitsammt den polnischen Patrioten — verstand nun Graf Hohenwart bekanntlich vortrefflich mit einander zu verquicken. Die Frage ist nun: wird das Ministerium Auersperg sie mit gleicher Geschicklichkeit auseinanderzuhalten wissen? Die czechische Frage aus der Welt zu schaffen giebt es nur Einen Weg: die Wahlreform in dem Sinne, daß das Abgeordnetenhaus direct aus dem Schooße der Bevölkerung gewählt und von dem Landtage völlig losgeschält wird. Dann und nur dann wird dem Prager Landtage die Marotte ausgetrieben werden, staatsrechtliche Allotria zu treiben, statt sich um die Landesangelegenheiten zu kümmern. Wie hochnothwendig das, selbst abgesehen von den Bedürfnissen und Lebensbedingungen des constitutionellen Regiments, ist, zeigt am deutlichsten das Ende des czecho-feudalen Landesausschusses, der nach anderthalbjähriger Wirthschaft den Cassenbestand von 400,000 fl., den er übernommen, in ein Deficit von 300,000 fl. verwandelt hat — lediglich weil er zur national-reactionären und ultramontanen Propaganda vor keiner noch so kolossalen und noch so leichtfertigen Ausgabe zurückschreckte, ohne sich im geringsten an das Landesbudget zu kehren.

Nun aber hängt die polnische Frage auf's Innigste mit der Wahlreform zusammen. Nehmen die Polen Vernunft an, so erhält Galizien in dieser Beziehung eine Ausnahmestellung und beschickt, wie drüben Kroatien den ungarischen Reichstag, unseren Wiener Reichsrath nur im Wege der Landtagsdelegation. Im entgegengesetzten Falle bleibt und nichts übrig, als die Einbeziehung auch dieser Provinz in die directen Wahlen, mit anderen Worten: der Appell an die Ruthenen und masurischen Bauern über die Köpfe der polnischen Herren hinweg, die bis jetzt das Heft in Händen gehabt. Man scheint das in Galizien zu fühlen; die Stimmung dort ist seit der Beerdigung der Krisis in Böhmen sehr niedergeschlagen und die Führerschaft des bisherigen Hetzer-Triumvirates Grocholski-Smolka-Czerkawski steht arg auf der Kippe. Daß aus diesen unbeugsamen Patrioten Alles zu machen ist, weiß ein Jeder, der sich durch faule Redensarten nicht verblüffen läßt: Czerkawski, von Geburt Ruthene, war unter Bach als Schulrath in Galizien wüthender „Germanisator“ und Centralisator. Der Verfassungsausschuß des Reichsrathes wird also jetzt den „Ausgleich“ mit Galizien nur zum Abschluß reif machen, aber nicht vor das Plenum des Hauses bringen: und während der Landtagssession im Frühherbste wird dann der Lemberger Landtag die Probe des Rechenexempels anstellen, indem er zuerst und vor dem Parlamente diesen Ausgleich als definitive Erledigung der polnischen Differenz annimmt und sich bereit erklärt, ihn zu inauguriren.

Damit erst hätte die Action des Reichsrathes für die Campagne, die im October beginnt, eine feste Basis gewonnen. Hat die Regierung das polnische Votum in der Tasche, so wird sie auch das bis jetzt noch sehr spröde Herrenhaus zur Zustimmung bewegen können. Hat sich umgekehrt bei den Berathandlungen in Lemberg gezeigt, daß die Polen mit ihren Reminiscenzen an das Jagellonenreich überhaupt keine bindenden bilateralen Verträge mit einer Theilungsmacht eingehen, so hofft das Ministerium von oben her freie Hand zur Einbeziehung Galiziens in das System der directen Wahlen zu erhalten, weil man dann bei Hofe gesehen, daß es nicht die verleumdeten Deutschen sind, die nach außen hin gravitiren. Auf die eine oder andere Weise muß dann die polnische Frage begraben und die Wahlreform durchgesetzt werden; sonst stürzt die Verfassungspartei selber das Ministerium, deren Herbst schon gelagt: „Haben wir im Winter nicht die directen Wahlen, so ist das ganze Verfassungsspiel eine Narrenspoſſe!“ Das Cabinet rechnet darauf, daß den maßgebenden Herrschaften jetzt nichts mehr am Herzen liegt als die Weltausstellung, und daß es demgemäß am Vorabende derselben keine Ueberraschungen von oben her zu fürchten haben wird. Die Bischofsconferenzen aber, die hier stattgefunden, hatten nur den Sinn, die Herrschaft des Triumvirates Rudigier-Gasser-Zwerger über den Episkopat zu brechen und einen Keil in die Allianz des Clerus mit den „Nationalen“ zu schieben, damit die Regierung von dieser Seite vorläufig keine Diversionen zu fürchten hat. Ob Stremayr das gelungen, wie er behauptet, wird die Zukunft lehren.

Literatur und Kunst.

Aus Californien.

Lieder eines Goldgräbers.
Uebersetzt von **Ferdinand Freiligrath.**

6. Eine Friedensbotschaft.

Zum Wind hört' ich die ganze Nacht
Willkomm'nen Regenschlag, —
Wie Zapfenstreich an's Fensterlein,
Wie Flintenfeu'r auf's Dach.
Querpfeife blies das Schlüsselloch,
Der Rauchfang stieß in's Horn, —
Doch stahl auch sanft'res Tönen sich
Durch alle den Lärm und Zorn.

„Dankt, Brüder,“ klang es, „dankt, daß Er,
Der Regen schickt der Au,
Aus Menschenadern eurer Flur
Erspart den rothen Thau!
Auf Gräbern fern im Osten sah
Ich frischer wohl das Gras;
Doch, oh! der Regen, der es trieb,
War bittres Thränennaß.

Hier wasch ich nicht von Flecken rein
Ein Feld, zerstampft und wüst;
Kein Banner schwing' ich, außer dem,
Womit der Wald mich grüßt.
Am Berg, wo ausgefeilt der Lenz
Sein allerfernst Pikel,
Bleck' ich in Halmenspitzen nur
Bajonnet an Bajonnet.

Ich poch' an jedes Hüttendach;
Bei den Niedern kehr' ich ein:
Nur auf den höchsten Gipfeln muß
Mein Segen Schneefall sein;
Bis, lind verrieselnd mit dem Strom,
Herab von Hang und Höh',
Mein unverthaner Ueberfluß
Zuletzt sich mischt der See.“

Zum Winde so die ganze Nacht
Hört' ich des Regens Schlag, —
Wie Zapfenstreich an's Fensterlein,
Wie Flintenfeu'r auf's Dach;
Querpfeife blies das Schlüsselloch,
Der Rauchfang stieß in's Horn, —
Doch leise klang dies Friedenslied
Durch alle den Lärm und Zorn.

Digitized by Google

Teut.

Ein Scherzspiel in zwei Acten von Robert Hamerling. Hamburg. J. F. Richter. 1872.

Robert Hamerling hat sich, namentlich durch seine beiden Dichtungen „Ahasver in Rom“ und „Der König von Zion“ eine Stellung unter den gefeierten zeitgenössischen Dichtern erobert. In seinem engeren Vaterlande, in Oesterreich, hat die Kritik den Werken dieses Dichters geradezu enthusiastisches Lob gezollt, und auch in unserem kühleren Norden ist dies bedeutende Talent von der Theilnahme der Kritik und des Publicums auf das Redlichste unterstützt worden. Auch ich stelle den Dichter des „Ahasver“ sehr hoch und schätze namentlich seine Gabe der poetischen Beschreibung, der Malerei mit Worten, ungemein — es mag mir gestattet sein, diese persönliche Ansicht gleich hier auszusprechen, damit man nicht etwa glaube, daß das verwerfende Urtheil, welches ich über die neueste Dichtung Hamerlings, „Teut“, aussprechen muß, auf eine Voreingenommenheit des Kritikers gegen den Dichter zurückzuführen sei. Dieser „Teut“ erscheint mir als eine ganz verfehlte und unglückliche Arbeit. Wenn man über das Werk eines so angesehenen und verdienstvollen Schriftstellers wie Hamerling ein so herbes Urtheil spricht, so muß man das motiviren. Ich will es versuchen.

Hätte Hamerlings Name nicht auf dem Titel gestanden, so würde ich, nachdem ich einen Blick in das Buch geworfen, dasselbe aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gelesen haben. Ich hätte es für eine Dilettantenarbeit gehalten, hätte nicht geglaubt, daß der Autor „zum Bau“ gehöre. Wäre das Werkchen anonym erschienen, so hätte mich meine Phantasie, wenn sie dem Verfasser desselben nachgeforscht, auf völlig trügerische Spuren gebracht. In den kleinen Provinzialstädten, z. B. in Neu-Ruppin, findet man gewöhnlich eine locale Berühmtheit, einen angebenden Bierziger, unverheirathet, bisweilen Actuar, der alle möglichen gesellschaftlichen Eigenschaften besitzt, die Zierde und die Ehre seiner kleinen Stadt, die Freude aller Honoratioren. Er ist der privilegirte Witzbold. Am Polterabend machen seine Scherze immer am meisten lachen. Er schießt mit seinem Toast den Vogel ab bei jedem Zweckessen. Der Fremde, der das Städtchen besucht, wird von allen Seiten auf ihn aufmerksam gemacht: „Passen Sie einmal auf, was der sagen wird“, raunt man ihm zu, und sobald der Bewußte dann an das Glas klopft, erheitern sich die Mienen; er findet das empfänglichste Publicum, stürmischeHeiterkeit begleitet seine Witze und folgt ihr. Er versteht sich auf Kartenkunststücke und spielt Guitarre. Am Clavier vollführt er allerhand kleine Späße; er copirt die Spielhose oder einen verstimmten Leierkasten. Er kann krähen wie ein Hahn und miauen wie eine Katze. Er singt auch und zwar gewöhnlich „mit einem Kloß“, wie der ungalante technische Ausdruck lautet. Er giebt Räthsel auf: „Was ist der Gegensatz zu Troubadour?“ Antwort: „Trouhamoll.“ „Was ist die niedrigere Stufe von Profil?“ Antwort: „Provenig.“ „Und was ist die höhere Stufe von Clavier?“ Antwort: „Claßänf“ — und alle Welt schüttelt sich vor Lachen. Er spricht in allen möglichen Dialekten; er bevorzugt namentlich das Sächsische, Berliner und Wiener Deutsch, sagt häufig: Nu äben, ach Jotte doch und schauns. Er spielt Solostenen à la Helmerding. Wenn er studirt hat, so darf man mit Gewißheit annehmen, daß er auf der Universität der Bierzeitung zahlreiche Beiträge geliefert hat.

Diesen Mann hätte ich für den Verfasser des „Teut“ gehalten, niemals aber den Dichter des „Ahasver“.

Ich wollte zunächst den Inhalt des Hamerling'schen Scherzspiels angeben und es dann kritisiren; bei der Arbeit aber wurde mir klar, daß sich die Inhaltsangabe von der Kritik selbst nicht trennen läßt, oder richtiger: daß blos die Kritik möglich, da gar kein Inhalt vorhanden ist. Es fehlt jeder Zusammenhang, jede logische Folge. Ich merke wohl, daß es sich hier und da um Anspielungen auf deutsche Verhältnisse handelt, daß hier und da deutsche Schwächen und Gebrechen verspottet werden, aber ich vermisse bei diesem Spott und bei diesen Anspielungen alle Schärfe und allen Witz. „Aristophanes“ nannte ein Kritiker den Dichter des „Teut“ wegen seiner politischen Anspielungen. Aristophanes! Gerechter Himmel! Ich habe vor Kurzem noch „Die Vögel“ des Alten in der meisterhaften Uebersetzung Rückerts gelesen*), habe mich an der Feinheit und Keckheit, an der Tiefe und Grazie dieses Lustspieldichters wieder wahrhaft erbaut; aber an ihn hat mich der Dichter des „Teut“ niemals erinnert, und zwischen dem genialen Athenienser, „dessen Geist sich die Grazien zu ihrem Wohnsitz erkoren“, und dem Grazer Poeten habe ich nicht die mindeste Gemeinschaft entdeckt.

In der ersten Scene sehen wir Teut, der sich als Großknecht bei einem Bauern verdingt hat, schlafend. Hamerling wendet gleich hier beim Beginn das recht wohlfeile Mittel an, durch die Wahl der Namen komisch zu werden. Teut heißt Michel, der Bauer, in dessen Dienst er steht, Georg Bundestag, und der Nachbar Kleinstaat; später wird der Geheimschreiber des Barus Hugoninus Victor genannt. Mir ist die Gabe, dergleichen komisch zu finden, durchaus versagt. Die Bauern wollen den schlafenden Michel wecken, die Kinder höhnen ihn, kitzeln ihn mit Grashalmen und schließlich wird er mit dem Zaunpfahl aus dem Schlafe gerüttelt. Michel hat, während er gähnt, gepopst, gemißhandelt wird, von Goldwolken und Walhalla geträumt. Er giebt sich nun als Teut zu erkennen und erklärt, daß er jedes Jahrtausend als Knecht sich verdingen müsse, weil er einen großen Fehl begangen habe: als nämlich die Völker des Teut aus Asien zogen, ist ein wichtiges Packet, das leichtsinnigerweise unter die Bagage gerathen war, verloren gegangen. In diesem Packet befand sich „der politische Verstand des deutschen Volkes“. Wer nun glaubt, daß dies die Grundlage der satirischen Dichtung werden solle, der irrt sich. Von dem Packet ist nur zum Schluß noch einmal die Rede, im Uebrigen hat es gar keine Bedeutung, und der gar nicht unglücklichte Einfall bleibt isolirt und verkümmert.

In der zweiten Scene führt uns der Dichter das Lager des Barus vor. Hier beginnt Hamerling von dem nicht minder wohlfeilen Mittel der Verquickung allermodernster Elemente mit dem Uralten den umfassenden Gebrauch zu machen, der im Laufe der Dichtung bis zum Ueberdruß wiederkehrt. Seitdem die Verfasser der Offenbach'schen Operntexte die legendenhaften Helden des Alterthums in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts übertragen haben, seitdem uns Orpheus als Lehrer am Conservatorium zu Theben, Kaschas als Oberrabbiner, der mit dem Theaterblech donnert, und die Könige Griechenlands als Borfenhelden, die ihren Tempel auflegen, vorgeführt sind, ist diese Art von Travestirung und Parodie wieder in Schwung gekommen. Nach meinem Geschmack ist nun aber des Guten genug geschehen. Wir haben von der Modernisirung des Antiken, von der Profanirung des Alterhwürdigen in unsern Tagen genügende Proben gesehen und können es nicht mehr sonderlich geistreich und komisch finden, wenn ein römischer Centurio uns, wie bei Hamerling, erzählt, daß „die Sängerin Fräulein Lorelay in den Soiréen bei Barus manchmal singt und daß ihr der Feldherr zu einem Engagement auf der italienischen Bühne verhelfen will“. Es versteht sich von selbst, daß einer der römischen Officiere eine geschwollene Backe hat, an Zahnschmerzen und Rheumatismus leidet in Folge der germanischen Sumpfluft. Es versteht sich das von selbst, denn man darf voraussetzen, daß Hamerling Victor Scheffels köstliches Pfahlbautenlied kennt; und wir werden sehen, daß er in der Benutzung der bekanntesten alten Scherze nicht zimperlich ist. Er giebt in seinem 1872 erschienenen „Teut“ Späße zum Besten, die nicht mehr neu waren, als Fräulein Geistinger noch „mit dem Flügelkleide in die Mädchenschule ging“. In Folge einer Depesche, welche Barus aus Rom erhält, erläßt er den Befehl, nach dem Teutoburger Wald aufzubrechen. Hermann, der natürlich die lange Pfeife

*) Aus Friedrich Rückerts Nachlaß. Leipzig bei Hirzel. 1867.

Digitized by Google

geraucht hat, wird ihm dahin folgen. Das ist der Inhalt der zweiten Scene.

In der dritten Scene führt uns Hamerling in eine Schenke. Die römischen Soldaten schäkern mit den deutschen Kellnerinnen. Sie machen das bei Hamerling so:

Ein Soldat.

Madellum, gip mir ein basium —

Magd.

Was ist denn das?

Soldat.

Das ist das. (küßt sie.)

. . . . . .

Ein Soldat.

Wie heißt Du, formosa puella?

Die Schenkin.

Nani heiß' ich.

Der Soldat.

Nana? Was? Du bist so groß, und sie heiß' Dich ein Zwerg?

Der Wirth (sich ins Gespräch mischend).

Die ist weit her, meine Herren! Ein Tyrolermädl. Aus Finstermünz. Die kann schöne Jodler!

Soldaten.

Oder? Was ist das?

Schenkin.

No, a Gsangl is' s halt!

Ein Soldat (nachstammelnd).

Oder — Oder — aho! Od — Ode — it verstehe — das ist ein deutsche Ode — wie bei uns die Oden des Horatius Flaccus — Madellum, sink und eine deutsche Ode!

Ich gestehe, daß mir auch für diese internationalen Kalauer das Verständniß abgeht. Es tritt nun noch der unglückliche Bacherl auf, der Alles besingt und das Unmögliche an Beschränktheit leistet. Es kommen ferner römische Officiere, deutsche Turner, und allerlei Volk zusammen. Teut fährt von den Wolken hernieder, soll verhaftet werden, weil er von Thaten gesprochen, entkommt aber zur rechten Zeit, weil ihn der Wolkenwagen rasch wieder entführt; die Versammlung wird aufgelöst. Auch aus dieser Scene will ich einige Proben anführen:

Ein italienischer Wurst- und Südfrüchtenverkäufer
(geht zwischen den Gästen umher)

Römische Feigen, meine Herren, Pomeranzen aus Palermo! Gute Salami, vortreffliche Salami! Kauf Sie, meine Herren! Südfrüchte, meine Herren!

Ein Turner.

Geh' zum Teufel, wälscher Gaudieb, mit deinen Südfrüchten!

Ein Anderer.

Siedfrüchte haben wir auch. Unsere Kartoffeln sind auch Siedfrüchte, wenn wir sie sieden.

Dieses letzte Wortspiel steht ganz auf der Höhe meines Witzbolds aus Neu-Ruppin; es gehört zur Kategorie derjenigen Späße, welche dem grausamen und in seinem Tiefsten verletzten Berliner Publicum bei den ersten Aufführungen einer neuen Posse den Ausschrei unsagbaren Schmerzes „Au! Au!" zu entreißen pflegen. Auch die Fortsetzung ist nicht viel besser.

Ein Dritter.

Mach' daß du fortkommst mit deinem wälschen Geschleck — wir sind deutsche Männer und wollen nichts davon wissen.

Südfrüchtenverkäufer.

Ei, so fresse Sie Eichel, welches wächst in deutsche Wälder —

Vierter Turner.

Was, du transalpinischer Lotterbube? Werft ihm seine Pomeranzen und Nüsse an den Kopf! Die deutschen Kopfnüsse, Kerl, sind noch härter als deine wälschen!

Und später:

Teut.

Ich bin ein Genius —

Commissär.

Ein Schenius? Die Polizei schenkt sich vor keinen Schenius —

In der vierten, der Schlußscene des ersten Actes, befinden wir uns in der Wohnung des Hermann. Hier wird mir der Dichter immer räthselhafter; wenn ich anfangs wenig verstanden habe, verstehe ich jetzt gar nichts mehr. Ich werde erzählen, wie es bei Hermann zugeht; vielleicht versteht der Leser mehr als ich. Hermann sitzt in Schlafrock und Pantoffeln am Arbeitstisch und raucht aus einer langen Pfeife. Thusnelda wird uns als eine stattliche, etwas corpulente Dame vorgeführt, die von ihrer Zofe frisirt wird. Die beiden jüngsten Söhne Hermanns, Sigmar und Sigmund, werden von einem römischen Lehrer im Latein unterrichtet. Der älteste Sohn Hermanns, Thumelicus, dient „als Cadet im römischen Heere." Thusnelda schwärmt für römische Bildung. Hamerling schildert sie als im höchsten Grade albern und geistlos. Varus besucht die Fürstin. Sie plaudern über die letzte Soirée dansante. Thusnelda „ist schon glücklich, wenn sie römisch conversiren hört." Varus kokettirt mit ihr und sie geht darauf ein; sie bekommt „ihre Nerven," leidet an Wallungen, wendet die Fremdworte falsch an und sagt z. B., daß es ihr Stolz sein würde, sich mit der römischen Sprache „ganz familionär zu machen." Varus überreicht ihr ein Bändchen Gedichte von Catull, Hermann erklärt jedoch, daß seine Frau keine Gedichte läse, „und wenn sie welche liest, so sind ihr die von Geibel oder (!) Träger gerade gut genug." Varus verabschiedet sich. Hermann zieht sich seine Juchtenstiefeln an und der Act schließt:

Thusnelda.

Wann kehrst Du wieder?

Hermann.

Eh' man mich zum Hahnrei macht! (will fort.)

Thusnelda (sich ihm in den Weg werfend)

Sprich, o mein geliebter Gatte, sprich, wohin?

Hermann (sie groß anblickend)

Zur Hermannsschlacht!

(ab. — Thusnelda fällt in Ohnmacht.)

Dieser letztere Witz kann nicht viel älter sein als hundert Jahre, denn aus dem vorigen Jahrhundert stammt doch wohl die Anekdote vom alten Fritz, der auf die Frage des Bauern, wohin er ziehe, die Antwort gegeben habe: „In den siebenjährigen Krieg." Derselbe Witz wurde mit der erforderlichen Abänderung zum Schluß der „schönen Helena" von Offenbach wieder aufgewärmt. Aber das Gute kann man nicht oft genug benutzen, meint der Verfasser des „Teut."

„Seid uns zum dritten Mal willkommen
Ihr Männer aus Saraftros Hain."

Wiederum einige Proben. Aus der lateinischen Stunde:

Siegmund (lieft.)

Hostis noctu serpens muros attigit.

Lehrer.

Was ist serpens?

Siegmund.

Serpens ist eine Schlange —

Lehrer.

Dummkopf! serpens ist keine Schlange, serpens ist ein Particípium! Serpo, ich krieche; serpens, kriechend —

Aus dem Gespräch zwischen Hermann und seinem ältesten Sohn:

Thumelicus.

Deutschland ist ein Schweineland. Nichts als Eicheln.

Hermann (giebt ihm eine Ohrfeige)

Da hast Du eine Feige, wenn Die die Eicheln nicht anstehen.

Aus dem Zwiegespräch zwischen Hermann und Thusnelda:

Hermann.

Weib, hast Du denn gar keinen Funken patriotischen Gefühls in Dir?

Thusnelda.

Nein! Du weißt, ich bin eine geborne Frankfurterin!

Die Wirkung des Witzes ist, wie mir wohl bekannt, eine sehr individuelle, aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn diese nicht absolut schlecht seien. Ich werde ganz melancholisch dabei, ich bekomme Selbstmordgedanken.

Der zweite Act beginnt mit einem großen Feste. Diese erste Scene enthält die einzige wirklich gute Idee des Stückes, es ist der Stoff darin zu einem recht amüsanten Feuilleton. Der Dichter

Digitized by Google

schildert — allerdings mit den nachgerade unleidlich werdenden und bis ins Unerlaubte breitgetretenen anachronistischen Mätzeleien — ein Fest, zu welchem die Bewohner aus allen deutschen Gauen herbeigeeilt sind. Es kommt natürlich zunächst zu einem Conflicte zwischen den Norddeutschen und Süddeutschen, der nur mit Mühe geschlichtet wird. Die Vorliebe des Verfassers für seine süddeutschen Landsleute ist zwar ganz unverkennbar, aber das thut nichts zur Sache. Die Deutschen feiern den Tent, den Längstverschiedenen; als er aber lebendig in ihre Mitte tritt, werfen sie ihn hinaus. Das ist ein ganz komischer Einfall. Schließlich erhebt sich eine Debatte über die deutschen Farben. Man schreitet zur Abstimmung. Die Minorität zieht sich grollend zurück. Weitere Differenzen über die Farben führen immer wieder zur Abstimmung, und immer wieder zieht sich die Minorität unter Protest zurück. Schließlich bleiben nur noch zwei übrig, von denen der Eine den Andern prügelt und in die Flucht jagt. Derjenige, der zuletzt allein siegreich das Feld behauptet, erhängt sich. Diese Persiflirung der deutschen Einigkeit hat mir sehr gefallen, und wenn Hamerling daraus einen kleinen satirischen Artikel gemacht hätte, so würde er gewiß viel Beifall damit errungen haben. Die erste Scene des zweiten Actes ist aber 51 Seiten lang, und um diese zu füllen reichen eine gute Idee und ein komischer Einfall nicht aus.

Hamerling hat den meines Erachtens nicht glücklichen Gedanken gehabt, die Vertreter der verschiedenen deutschen Lande in ihren Mundarten sprechen zu lassen. Gerade wie der Witzbold aus Neu-Ruppin. So gern ich den Stuttgarter schwäbeln, den Wiener fein Wiener Deutsch, den Kölner Kölsch und den echten Berliner Berlinisch sprechen höre, so sehr ich mich an den mundartigen Dichtungen von Reuter, Klaus Groth, Bornemann u. s. w. erbauen kann, so unleidlich ist mir die nachgemachte Naturwüchsigkeit — es ist dies eben schon ein Widerspruch in sich selbst — der copirte Dialekt. Es jagt mich aus dem Theater heraus, wenn ich eine Norddeutsche das Lorle schwäbisch sprechen höre; und wenn ein süddeutscher Schriftsteller den Berliner Dialekt nachahmt, so kostet es mich Ueberwindung, das Buch nicht bei Seite zu werfen. Ich verlange dem Menschen, mit dem ich spreche, gerade in's Auge zu sehen; und ein Mensch, der sich Mühe giebt, anders zu sprechen als ihm der Schnabel gewachsen ist, kommt mir vor wie Einer, der gewaltsam schielen will. Ob Hamerling die süddeutschen Dialekte beherrscht, weiß ich nicht; ich traue es ihm zu, da er Süddeutscher ist. Das Berliner Deutsch, das er uns vorführt, wird hierzulande nicht gesprochen, das kann ich ihn versichern. Ein richtiges Berliner Kind wird kaum verstehen, was Hamerling mit dem „zusammenjerodelten Prolojie“ sagen will, was „Freundschaft“ ist, „ennander“, „een bischen“ (für „'n bischen“), „allewiele“ in der Bedeutung von „immer“ (der Berliner gebraucht es bekanntlich nur in dem Sinne von „jetzt“) Hungarn ꝛc. Alle diese Worte, welche Hamerling seinem Berliner in den Mund legt, sind hier vollständig ungebräuchlich. Ebenso verhält es sich mit dem sächsischen Dialekt, der allerdings nur durch ein Wort markirt wird. Aber dies eine Wort ist nicht richtig: „Aachherrjes!“ ruft Hamerlings Dresdener aus. Das „ach“ ist entschieden zu viel. Das hätte doch Hamerling, der ja sonst die alten Anekdoten zu kennen scheint, schon aus der netten Geschichte vom Papagei des Grafen Beust her wissen können, der bei dem Erdstoße in Dresden (1862) ausgerufen haben soll: „Ai Herrjeres, mer falln an Praisen!“

Ich will aus dieser Scene wieder eine Probe mittheilen:

Ein Bayer (zum andern).

Jörgel, wennst dir drei Ding wünschen könnt'st, was thatst dir denn wünschen?

Jörgel.

Was i mir wünschen that? Erstens: Bier gnua! — Zweitens: Geld gnua.

Der Andere.

Na und drittens?

Jörgel.

No a bist Bier!

(Gelächter. Rufe: „Undeldibum Juchhei!“ Schwenken der Gläser.)

Wenn ich nicht irre, habe ich diesen Scherz in der Probenummer der „Fliegenden Blätter“ gelesen. Die „Fliegenden Blätter“ stehen jetzt im 28. Jahrgange.

In der zweiten Scene kommt der Cheruskerfürst Hermann an der Spitze des Heeres zurück. Die Römer sind geschlagen. Der erwartete Witz: „Kanzler, sind die Telegramme an Frau Thusnelda abgegangen?“ läßt nicht auf sich warten. Hermann verspricht dem Barden Bacherl, ihm, wenn er nach Detmold kommt, den fürstlich-cheruskischen Hausorden umzuhängen und zieht unter dem Geschrei: „es lebe Hermann!“ weiter. Nun tritt Tent wieder auf, und freut sich, daß endlich eine deutsche That geschehen ist. In den Versen, welche Tent jetzt spricht, sowie in der Antwort des Götterboten (S. 103 u. ff.) erkennt man von Zeit zu Zeit den Verfasser des „Ahasver“; man hat wenigstens bei dem Lesen das Gefühl, daß man es mit einem Manne zu thun hat, welcher die poetische Form durchaus beherrscht, während der weitaus größte Theil dieses Buches nichts weniger verräth, als den Schriftsteller von Beruf. Der Bote des Wodan verkündet dem Tent, daß das Packet auf der Wanderung von Asien über den Kaukasus von einem Geier aufgegriffen ist und daß dieser es im Pommerlande hat fallen lassen. Dort hat es sich ellenlief im Sande vergraben; nach Jahrtausenden aber wird ein Gut darauf gebaut werden, welches Barzin heißt. Also Bismarck findet es schließlich. Der Reichskanzler kann mit diesem Complimente zufrieden sein und wird dem Dichter die poetische Erregung des Süddeutschen über den Feldzug von 1866 und die damit verbundenen Annexionen nicht verübeln.

Auf eine Eigenthümlichkeit der Hamerling'schen Dichtung will ich, nachdem ich nun mit der Inhaltsangabe glücklich fertig bin, noch besonders aufmerksam machen. Ich meine die Derbheiten, gegen welche sich unser Gefühl — es mag dies eine krankhafte Verfeinerung sein, meinetwegen — heutzutage geradezu auflehnt. Fußtritte, die ein unnennbares Ziel erreichen, ertragen wir höchstens noch im Circus, wenn sie von den Clowns executirt werden. Hamerling, der sein Stück für die Bühnenaufführung berechnet hat — er behält sich das Recht der Aufführung ausdrücklich vor und giebt in den scenarischen Angaben und Anmerkungen deutliche Hinweise auf die scenische Darstellung — übernimmt diese scherzhafte Geberde ohne Bedenken aus dem Bereiche der Reiterbude. Seite 29 heißt es: „Einer aus der Menge giebt ihm einen Tritt in die Hinterseite.“ Das ist aber noch nicht das Schlimmste. In den ersten Vorläufern unserer Possen, namentlich in den Stücken der „Basoche“ und sogar in den ersten und rohesten Harlekinaden aus Molières frühester Zeit spielen die Resultate gewisser natürlicher Functionen immer eine große Rolle; die stickstoffhaltigen Zersetzungsproducte der Nahrung und der Körperfluidanz bilden ein wesentlich komisches Element in diesen ungeschlachten Schaustücken. Es ist ein stehender Witz, daß über die Köpfe zweier zärtlich im Gespräch begriffenen Liebenden der Inhalt der nächtlichen Gasse geleert wird. Unsere heutige Bühne hat vor diesen Scherzen eine unüberwindliche Scheu, und ich meine, die heutige Bühne hat ganz recht. Auch bei der Lectüre kann ich über das Gefühl des Ekels nicht hinwegkommen, wenn mir dergleichen Materien in einem modernen Buche vorgelegt werden. Man komme nicht mit dem bekannten Einwurfe: Rabelais! Bei Rabelais ist die äußerste Derbheit, ja die Zote, so naturwüchsig, einfach komisch, daß man die Zote über die komische Wirkung ganz vergißt. Da lacht man, wie Horaz sagt, und der Poet geht frei aus:

„solventur risu tabulae tu missus abibis.“

Rabelais ist eben „rein wie ein anatomisches Lehrbuch“, um das herrliche Wort Jean Pauls zu gebrauchen. Man spreche auch nicht von Paul de Kock, in dessen Werken die gesteigerte Derbheit und deren Folgen so oft als komisches Element verwerthet werden.

Digitized by Google

Ganz abgesehen davon, daß Hamerling sich schwerlich damit einverstanden erklären würde, sich auf die Autorität Paul de Kocks zu beziehen, wäre dies auch nicht zutreffend; denn Paul de Kocks Unerzogenheit und Derbheit hat mit dem urwüchsigen Humor Rabelais' gerade das gemeinsam — allerdings auch nur das — daß sie unverfänglich, ungekünstelt und komisch ist. Bei Paul de Kock habe ich darüber lachen können, wenn die gebieterische Natur einen liebenden Jüngling zwang, das Geständniß seiner Liebe zu unterbrechen. Ueber die folgenden Stelle aus Hamerlings „Teut" habe ich beim besten Willen nicht lachen können, sie kommt mir geradezu ekelhaft vor:

Bacherl (verzückt).

O ihr teutschen Eichen rings umher! o ihr teutschen Blumen und Kräuter, wie herrlich blitzet jetzo auf euch der reine teutsche Thau dieses teutschen Siegesmorgens! O ich möcht' ihn wegschlürfen mit meinen Lippen, diesen rein und keusch vom teutschen Himmel herabgeträufelten Wonnethau — (er greift hinter der Stute Hermanns ins Gras, pflückt ein Kräuterbüschel und schlürft die darauf liegenden Tropfen hinweg.)

Hermann.

Sacht, guter Alter! Wenn mir recht ist, so sind die fraglichen Tropfen nicht so geradewegs vom Himmel gefallen, sondern es stammen dieselben von meiner braven Stute, welche soeben Laub und Gras da herum auf eine nicht gerade poetische aber natürliche Weise beträufelt hat.

Wenn das witzig ist, dann ist mir das Urtheil gänzlich abhanden gekommen. Das Sonderbarste ist aber, daß Hamerling diese Stelle auch für die eventuelle Bühnenaufführung erhalten sehen will. Er macht dazu die folgende Bemerkung:

„Da bei einer Bühnenaufführung die scenischen Verhältnisse kaum gestatten würden, daß Hermann und seine beiden Begleiter zu Pferde erscheinen, so wäre in solchem Falle statt „von meiner braven Stute, welche ꝛc." zu sagen „von einer braven Kuh oder sonstigem Weidevieh" und das „loben" wäre wegzulassen."

Hamerling besteht auf seiner Betrüselung wie Shylock auf seinem Schein. Ich hoffe, daß es ihm erspart werden wird, mitanzusehen und mitanzuhören, wie unser Publicum einen derartigen Witz aufnehmen würde.

Im Vergleich zu den oben gerügten Einzelheiten der Hamerling'schen Dichtung sind die stilistischen Sonderbarkeiten kaum der Rede werth. Hamerling überträgt echt süddeutsche, im Norden kaum verstandene Redewendungen in die Schriftsprache, sogar in die Verse. Und gerade an diesen scheint ihm besonders gelegen zu sein. Das verloren gegangene Packet nennt er ein „im Verstoß gerathenes" Packet; und er hat solche Freude an dem Ausdruck, daß er ihn auf drei Seiten hintereinander dreimal anwendet: auf Seite 4 ist „in Verstoß gerathen ein Packet", auf Seite 5 „in dem Packet, das unglücklicherweise in Verstoß gerieth", auf Seite 6

„Seit unglücklicherweise in Verstoß gerieth,
Was nimmermehr zu Stande ward gebracht."

„Zu Stande ward gebracht" heißt, wenn ich richtig rathe, „wiedergefunden wurde". Derselbe barocke Ausdruck findet sich ebenfalls Seite 79, wo wiederum das verlorene Packet „zu Stande gebracht" werden soll. Auf Seite 29 begegnen wir einem „Naderer"; auf der folgenden Seite kehrt dieser „Naderer" wieder. Ich vermuthe, daß das ein Spion sein soll. Doch dies nur nebenbei. Das Werk scheint mir eben im Großen und Ganzen — und ich habe dies, so eingehend es irgend möglich war, zu motiviren gesucht — mißrathen zu sein. Ein großes Unglück ist es nicht, denn der Verfasser des „Ahasver" und des „Königs von Zion" hat alles Zeug in sich, um das zweiactige Versehen wieder gut und vergessen zu machen. Mir will es übrigens so scheinen, als ob der Autor selbst die richtige Erkenntniß seiner diesmaligen Schwäche besessen habe; er kommt mir befangen und schüchtern vor, er führt sich zum Beginn und zum Ende des Stückes ein und bittet um das geneigte Wohlwollen, bittet um Nachsicht für

„ . . . . . den etwas empfindlichen Dichter,
der sich für ein harmlos Scherzlyrel hofft harmlos-mildlächelnde Richter."

In dem Vorwort wirft er die wohlaufzuwerfende Frage auf:

„Doch warum drucken lassen solch Product?"

Die Antwort, die er darauf giebt:

„Der gier'ge Buchverleger trägt die Schuld,
Der kek mit einem jener Honorare,
Mit welchen man die deutschen Dichter ködert,
Das Autos hrdden Sinn zuletzt bezwang;"

— diese Antwort, scherzhaft scherzlos wie alles Uebrige, beruhigt mich offen gesagt nicht vollkommen. Die Hamerling'schen Verse haben mir unglücklicherweise eine Situation vergegenwärtigt, in welcher dieselbe Frage ebenso, aber ohne komischen Beigeschmack beantwortet wird. Was aber sagt der unbarmherzig wahre Alcest?

„Ist's denn so dringend nöthig, daß Ihr reimt?
Und wer, zum Henker, drängt Euch, Eure Verse
Gedruckt zu sehn? Ein schlechtes Buch ist nur
Verzeihlich, wenn der Autor schrieb um's Brod.
Glaubt mir, leid Handwerk gegen die Versuchung;
Bringt Eure Muse nicht in's Publicum!
Und geht den wich'gen Namen, den Ihr tragt,
Nicht hin, um aus des Druckers feiler Hand
Hervorzuzieh'n mit jenem eines schlechten
Und lächerlichen Autors. — Das versucht' ich
Begreiflich ihm zu machen."

Mit diesen herben Worte möchte ich die Kritik nicht beschließen; ich möchte Hamerling nicht glauben lassen, daß Gehässigkeit meine Feder geführt hat. Es wird ihm jedenfalls zur Beruhigung dienen, daß viele Andere nicht meiner Meinung sind, und daß der Erfolg sich schließlich doch für ihn entscheidet. Der „Teut" ist, soviel ich weiß, bereits in zweiter Auflage erschienen. Und mit Recht hat man unsere Presse mit dem Wunderspeere verglichen, welcher die Wunden heilt, die er schlägt. Es wäche mich aufrichtig freuen, wenn ich über Hamerlings nächstes Werk nur das Anerkennendste sagen könnte.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Concurrenz für das Gebäude des deutschen Reichstages.

Von Bruno Meyer.

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen!" So kann man wirklich bekommen fragen, wenn man besonders mit der Last des bösen Bewußtseins, vielleicht auch noch ein kritisches Verdict über diesen Wettkampf fällen zu müssen, beschwert in die akademischen Hallen tritt, wo in den endlos langweiligen Saalreihen die eingelaufenen Pläne zur Reichstagsbauconcurrenz (vom 2. Mai an auf vier Wochen) zur Schau des Publicums ausgestellt sind. Deutschland und Oesterreich, Niederlande und Belgien, England und Frankreich, Italien und selbst America ringen um die Palme. 103 Concurrenten, davon einige mit theilweise doppelten Entwürfen, haben 840 Blatt Zeichnungen geliefert; und was für Blätter!! Mannshohe und entsprechend breite Zeichnungen und Gemälde — so muß man einige der programmmäßig beigefügten Perspectiven nennen — sind darunter. Weich Labyrinth!

Ob wohl jemand, der sich ein gewisses sicheres Tactgefühl zutrauen darf und sich von seinen Empfindungen Rechenschaft geben kann, sich eines peinlichen Gefühles ob der Gegenwart der Fremden entschlagen mag? Ich glaube schwerlich. Keinem Volke mit einem gesunden, kräftigen und eingewurzelten Vaterlandsgefühl und gezieremdem Selbstbewußtsein, wie die Engländer und Franzosen sind, hätte man diese Beleidigung in's Gesicht schleudern dürfen, auch nur die Möglichkeit zuzulassen, daß das hauptsächlichste Denkmal der wiedergewonnenen und befestigten nationalen Größe, das stolzeste Heiligthum des weiten, mächtigen Vaterlandes — vom Fremden gebaut werden könnte. Sind wir denn Barbaren, die den Firnis einer fremden Bildung schamvoll über ihre eigene Rohheit kleistern müssten? Noch fragen wir doch wohl, wo in unserem Jahrhundert auf unserem Gebiet geniale und selbstständige architektonische Leistungen hervorgetreten sind; und wohre sollte eine bestie Antwort tönen?

Wahrlich! wohre sich auch die bestimmende Anregung zur Internationalität dieser Concurrenz schreiben mag, es ist damit eine große Tactlosigkeit

Digitized by Google

begangen, vor deren bösen Folgen uns nur der Ernst und die Tüchtigkeit unserer heimischen Baukünstler bewahrt hat, — unterstützt durch ein gewisses reiferes Tactgefühl des Auslandes. Denn alles Große wurzelt im Vaterlande; deshalb haben — von Frankreich natürlich ganz abzusehen, das überhaupt nur durch drei deutsche Namen vertreten ist, — die bedeutenden Künstler der außerdeutschen Länder, leider sogar des stammverwandten Oesterreich, die nationale deutsche Sache den Deutschen überlassen, und nur die schnellfertige und gedankenlose Mittelmäßigkeit hat sich, weil gerufen, wenn auch unberufen herzugedrängt.

Davon macht nur England eine Ausnahme, das zum Theil mit seinen besten Kräften ins Feld gerückt ist, doch nicht ohne besondere Veranlassung: Aus einer Veröffentlichung des englischen Ministeriums für öffentliche Bauten über die Berliner Concurrenz, die Bezugsquellen des Programms u. s. w. geht mit Deutlichkeit hervor, daß das Reichskanzleramt die Betheiligung ausländischer Architekten nicht nur zugelassen, sondern daß es dieselbe wenigstens in England durch directe Verhandlungen mit der dortseitigen Regierung befördert hat. Wie viel dann noch etwa private Einflüsse und vielleicht sehr materielle Inspirationen zur Erzielung der stattlichen Concurrenz Old Englands beigetragen, entzieht sich der Wahrnehmung und Discussion. Jedenfalls haben diese Verhältnisse das Gute, die schmucklose Niederlage der Engländer zu dem bedeutungsvollen Ergebniß eines nicht ungleichen Kampfes zu machen.

Wenn hier von dem Durchfall der englischen Architekten als von etwas Feststehendem und Selbstverständlichem gesprochen wird, so ist dabei an das Urtheil der Zurechnungsfähigen, leider nicht an ein unzweifelhaftes Votum der Jury gedacht. Denn der Reichstag hat trotz berufenster Einsprache in vollständiger Verkennung seiner Stellung zu der Sache und in vollständiger, durch Reden und Schweigen, Thun und Lassen glänzend erwiesener Unfähigkeit zur Würdigung des ganzen Falls der Jury eine Zusammensetzung gegeben, die sie absolut unberechenbar und jedenfalls in ihrer Mehrheit incompetent macht.

Gegen 12 Vertreter des Reichstages und des Reichsrathes stehen nur 6 Architekten und ein Bildhauer, der hier, da es sich noch in keiner Weise um die etwaige plastische Ausschmückung des Gebäudes handelt, kaum zu den unzweifelhaft Sachverständigen gerechnet werden kann. Unter jenen Zwölfen aber stehen den Dingen nur etwa noch folgende näher: Der Oberbaudirector Weishaupt, der (gleich dem Folgenden) Ingenieur ist und folglich, da im Programm die Darstellung der Construction als „nicht verlangt" bezeichnet wird, mit seiner in dieser Richtung vorzüglichen Qualification nicht zur Perception kommt; der Regierungs- und Baurath a. D. von Unruh, der seine Sachverständigkeit durch sein ganzes Gebaren als Referent des Reichstages überaus zweifelhaft gemacht hat; der Appellationsgerichtsrath Dr. Reichensperger, der bekanntlich ein fanatischer Vorkämpfer der allergothischesten Einseitigkeit ist; und der Senator Römer aus Hildesheim, der sich als Kunstfreund, angeregt durch die kostbaren Denkmäler seiner Vaterstadt, zu einem nicht bloß laienhaften Urtheil befähigt hat, und dem es außerdem nicht vergessen werden darf, daß er im Reichstage der einzige war, dem eine rationelle Leitung der Angelegenheit am Herzen lag, und der durchweg gesunde Principien — leider erfolglos — verfocht.

Rechnet man diese vier und den Bildhauer als Sachverständige zu den Architekten hinzu, so stehen diese in Zahl von 11 gegen 8 absolute Laien, von denen sich u. a. einer durch die Entdeckung unsterblich gemacht hat, daß es sich gar nicht feststellen lasse, was ein deutscher Architekt ist. — Hier wäre nun scheinbar eine Majorität der Sachverständigen geschaffen. Aber man darf nicht vergessen, daß diese Majorität selber durch tiefgehende und unversöhnbare principielle Gegensätze unberechenbar und verschiedenartig getheilt ist, und dann die noch unberechenbareren Laien ausschlaggebend irgendwohin fallen. Ja, wären diese noch mit Rücksicht auf Neigung und Beruf im Reichstage gewählt. Aber man hat die vorberathende Commission — es wird das kein Unbefangener für etwas anderes als für eine fundamentale Begriffsverwirrung halten können, der zufolge man das Parteiwesen (oder -Unwesen) als die Blüthe und das letzte Ziel des parlamentarischen Lebens und über den höchsten unzweifelhaft gemeinsamen Gesammtinteressen stehend betrachtet — Mann für Mann aus allen Fractionen und Fractiönchen gewählt — es fehlt nur ein Pole und Bebel; hier also war man nicht international! — und diese Commission dann durch Acclamation in die Jury abgeordnet.

Nun braucht ja freilich selbst aus dieser Jury nicht nothwendig irgend etwas Tolles hervorzugehen; denn manchmal ist die Logik der Thatsachen mächtiger als alle Principienreiterei, wie ja beispielsweise ein Hauptvertreter der Rengothik sich bei der Dombaujury dem Majoritätsvotum anschloß, daß der gothische Stil zu dem Zweck und an der Stelle unpassend sei, und reißt selbst die Nichtkenner mit sich fort. Nur soll man sich nicht wundern, wenn etwas sehr Menschliches, selbst was Unmenschliches passirt; und für den Fall ist aus dieser Darlegung der Verhältnisse der Grund und der Urheber des Uebels zu erkennen.

In dem vorliegenden Material ist es nicht begründet, wenn nicht eine sehr befriedigende Lösung der Aufgabe schon unmittelbar durch diese Concurrenz erreicht wird. Es ist freilich mehr als mißlich, so kurze Zeit nach Eröffnung der Ausstellung, wie es für mich an dieser Stelle nothwendig ist, mit einem — wenn auch nur relativ — abgeschlossenen Urtheil hervorzutreten. Indessen erleichtert der Umstand Vieles, daß es sich zunächst um ein vergleichendes Urtheil handelt, bei welchem erst das Schlechte hinter dem Guten, dann das Gute hinter dem Besseren, endlich das Bessere hinter dem Besten zurückgestellt wird. Des Letzteren ist dann bald nicht zu viel, um darüber auch zu einem absoluten Urtheil zu gelangen. Ich werde deshalb auch nicht auf specielle Betrachtungen und Beurtheilungen vieler einzelnen Entwürfe eingehen, sondern zunächst einige allgemeinere Gesichtspunkte entwickeln, und dann nur einiges besonders Bemerkenswerthe, namentlich die drei entschieden ganz gelungenen Lösungen der Aufgabe hervorheben.

Indem man sich zunächst in den Tiefen umschaut, könnte man versucht werden, sich des horazischen „dulce est desipere in loco" zu erinnern. Welch köstliche Stoffe zur Satire! Ueber manche Einfälle könnte man sich todt lachen. Damit meine ich nicht den berühmten Entwurf von Gösling in Pyrmont, den ich vielmehr nur für eine Mitleid erregende pathologische Erscheinung halten kann. Selbst auf das amtliche Zeugniß eines Irrenarztes hin würde ich nicht an die Zurechnungsfähigkeit seines Urhebers glauben, — wenn nicht etwa seine ganze Arbeit als Kalauer aufgefaßt werden soll; dazu wäre aber der Apparat zu groß, auch wäre kaum für Pyrmont, geschweige aber für eine „Stadt wie Berlin" Witz genug darin. — Aber andere sind wirklich rein komisch und dienen zur erwünschten Erholung von der Anstrengung des ernsten Sehens.

Da baut einer vier Stock hoch mit Mansarden; ich schlage vor, die letzteren werden den Portierfrauen zum Chambre-garnie-Vermiethen an die Reichstagsabgeordneten überwiesen. Ein anderer Entwurf sieht genau aus wie ein Zellengefängniß: lasciate ogni speranza, voi, ch' entrate! Einige ganz specifische Bahnhofsformen, ein Paar Spinnereien oder sonstige Fabriken, einige unzweifelhafte Kirchen u. dgl. m. bieten sich dem Publicum, das dafür etwa Bedarf hat, zur Auswahl dar. Einzelne Façaden sind dünn und langgestreckt, eintönig und ungegliedert, als sollten sie wie Band nach der Elle verkauft werden; das ist beispielsweise auch bei dem Entwurfe der Römer Francesco Vespignani, Pietro della Valle und Rodolfo A. Lanciani der Fall, der sonst manches Achtbare, freilich auch außerdem noch genug des Verfehlten darbietet. Einen Berliner Architekten haben vermuthlich die Erzählungen von den hängenden Gärten der Semiramis in seinen Träumen beunruhigt. Anklänge von bekannten und typischen Bauwerken, die den reproducirenden Architekten räumlich naheliegen, kommen sehr vielfach, manchmal aber durch die Unfähigkeit zur Verarbeitung mit hochkomischem Effect vor.

Ein anderer Anklang, dem man freilich nicht vorwerfen kann, daß er „nicht weit her" ist, beherrscht in einer ohne die Erfahrung wohl kaum glaublich zu haltenden Weise die Phantasie einer großen Anzahl von concurrirenden Baumeistern und giebt zu einer allgemeinen Bemerkung Veranlassung. Das Vorbild sind die nordamericanischen Capitole, namentlich das von Washington mit seiner hochragenden Kuppel. Aber „Eines schickt sich nicht für Alle".

Die americanischen Capitole sind umfassendere Anlagen, als unser Reichstagsgebäude, sind nicht blos Repräsentantenhaus, sondern auch Regierungs- und Verwaltungssitz; sie bedürfen daher eines zusammenhaltenden, beherrschenden Centrums, und dazu eignet sich die Kuppel vorzüglich. Viel wichtiger aber noch ist, daß die Americaner in der Lage sind und den guten Geschmack haben, ihre Capitole hoch zu legen. Von unten her gesehen erscheint ein Gebäude ohne Theile mit sehr starker und prononcirter Höhenentwickelung flach, eine selbst ziemlich hohe Kuppel aber lange nicht so mächtig, wie sie ist, und nur als eine passende Bekrönung des Hügels oder Berges, auf dem sie steht.

Unser Parlamentshaus aber kommt auf das Ideal eines Exercierplatzes zu stehen, eben wie ein Plättbrett; und unsere Reichsboten, die eine halbstündige Debatte über eine solche Lappalie wie ein Reichstagsgebäude durch drei Schlußanträge unterbrechen, würden sich wohl auch für die Anstrengung bedanken, wenn man ihnen etwa zumuthete, zur Sitzung auf den Kreuzberg zu steigen. Jedenfalls sind wir in der Ebene, und da hat die Kuppel eine Wirkung, die mindestens nicht gebraucht wird, nicht ganz günstigen Falles

Digitized by Google

aber sogar unerwünscht ist; und da ein solcher Bau ein kolossales Geld kostet, so sollte man sich dann nur unter der Bedingung eines praktisch und ästhetisch ganz zweifellosen Gelingens entschließen.

Dieser glückliche und beruhigende Fall liegt aber nicht ein einziges Mal vor, vielmehr charakterisiren sich sämmtliche Kuppeln mehr oder weniger als Verlegenheitsbau: Man hat die Kuppel mechanisch aufgenommen, um mit Hülfe einer solchen enormen Steigerung die schwer zu bewältigenden Massen leichter, wenn auch nicht zu beherrschen, so doch wenigstens unterzuordnen. Es sind ihr zwei verschiedene Stellen angewiesen, entweder über oder vor dem Sitzungssaale, in letzterem Falle über dem Bestibül oder über der Treppenhalle — mit nur einer noch zu erwähnenden Ausnahme. Dem Gedanken nach ist die Anordnung über dem Sitzungssaale die bessere, denn dieser ist der unzweifelhafte geistige Mittel- und Höhepunkt des Ganzen und verdient daher eine bedeutsame Hervorhebung im Oberbau, während die schwalbennestartige Aufnahme des Saales an ein tiefiges, kuppelüberragtes Vestibul, wie es einige Pläne bieten, einfach lächerlich ist.

Betrachtet man nun aber die Kuppelbauten näher, so findet man das gewiß überraschende Factum, daß nur äußerst wenige Kuppeln eine verständige Entwicklung zeigen. In dem Plane des Engländers W. J. Green (der unmittelbar daneben der eben gerügten Lächerlichkeit in auszeichnendem Grade verfallen ist) finden wir eine dreifache Wölbung wie in Ste Geneviève zu Paris in einem richtigen Verhältniß der drei Kuppelschalen zu einander. Gleichfalls über dem Vestibul gethürmt, zeigen dann nur noch folgende Kuppeln eine organische Entwickelung (es sind durchweg Doppelkuppeln): von den beiden Scott und von Edw. Ellis in London und von Lange und Bühlmann in Münster die letzte ohne Oberlicht). Einmal ist es auch — von Jos. Benisch el in Wien — über dem Sitzungssaale mit einer doppelten Kuppel versucht, was bei der Höhe und Form eines solchen Raumes dem gewichtigsten Bedenken unter dem Gesichtspunkte der Brauchbarkeit unterliegt. Wenn es selbst gelingen sollte, das Schallen zu vermeiden, so würde jedenfalls ein ungeheuerlicher Kraftaufwand von Seiten der Redner nothwendig werden, um sich in einem derartigen Saale verständlich zu machen. Diesem verwandt ist allenfalls noch Aug. Orth in Berlin, der aber selber eine niedrigere Construction für directes Oberlicht, eine unzweifelhafte Verbesserung, an Stelle seiner Kuppel vorschlägt. Seine runde Innenansicht seiner runden Sitzungssaales kann einen ganz schwindlig machen. Ich denke immer unwillkürlich an das Liedchen:

Sei auch ein Tropfe nur,
Der zitternd hängt
Am Blatte . . . . u. s. w.

Alle übrigen hohen Kuppeln leiden an demselben Fehler — der absoluten Unnatürlichkeit. Ueber dem verständig abgeschlossenen Sitzungssaale (oder Bestibul) sind die Herren fertig, und erst in der drei- oder gar vierfachen Höhe darüber hören sie auf; zwischen der Saaldecke und der Kuppel ein endloser unheimlicher Raum, hohl, wüst und leer, nur von einer eisernen Wendeltreppe „belebt", die einem Pfropfenzieher gleich in der Mitte aus der Höhe herniederhängt oder an den Wänden umherkäuft. — Wer in solcher Weise nicht fertig zu werden weiß, der beweist doch wohl dadurch einfach Impotenz; und in impotente Hände braucht die Aufgabe glücklicherweise nicht gegeben zu werden; es sind genug andere da.

Charakteristisch genug ist es, daß und wie sich einige dieser mit Hebeln und mit Schrauben arbeitenden Künstler mit dem ausgeklügelten, aber — wie die Versuche zeigen — künstlerisch lebensunfähigen Motive eines Abschlusses der Kuppel durch die Kaiserkrone abgequält haben. — Daß auf diese jede naturalistische Spielerei auch der Erdauer des Siegesdenkmals, an das Machen in Kanonen gewöhnt, verfallen ist, kann nicht weiter befremden. Er hat sich übrigens nach die jedenfalls „berechtigte" Eigenthümlichkeit vorbehalten, da er gar nicht wußte, wo er mit seiner bürrlichen Kuppel hin sollte, sie — über ein Repräsentationszimmer des Reichstagspräsidenten zu verlegen.

(Der Schlußartikel folgt.)

Notizen.

Die Nachricht, Fürst Bismarck wolle nächstens einen mehrmonatlichen Urlaub nehmen, ist plötzlich wie eine Hiobspost ohne jede schonende Vorbereitung unter die Leute gefallen und hat durch ihren mysteriösen Hintergrund namentlich die politischen Kreise in einige Verwirrung gebracht. Die Ultramontanen sind seit ihrem letzten Streich, den sie uns mit dem Cardinal Hohenlohe, gleichviel ob zu unserem schlechtesten Vortheil, versetzt zu haben glauben, des Nachschlagens gewärtig, und befinden sich in der Gemüthsverfassung eines ungezogenen Jungen, dem sein Erzieher am Sonntag sagt: Heute will ich mich nicht ärgern, aber morgen früh giebt es Schläge! Der von der Ungewißheit gepeinigte Zögling würde vorziehen, daß die Vollziehung der Strafe lieber gleich erfolgen möchte und er von dem Gedanken, wie viel Hiebe ihm zugedacht, sobald als möglich befreit würde. Ganz ähnlich fühlen es die Clericalen ohne Zweifel lieber, wenn die ihnen in allen officiösen Tonarten angedrohten Folgen der Unbußfertigkeit, mit welcher sich der Vatican den Cardinal verbrieten hat, noch vor des Reichskanzlers Abreise über sie hereinbrächen und sie wenigstens wüßten, woran sie wären. Aber nicht die Centrumsleute allein wurden von der Meldung, Fürst Bismarck habe die politische Arbeit einmal wieder satt und werde sobald wie möglich auf's Land gehen, unliebsam überrascht. Alle Welt fühlte instinctmäßig, daß es in Berlin ohne den Kanzler bald viel früher langweilig werden dürfte, als die Jahreszeit zuläßt. Trifft das zeitweilige Verschwinden des seitenden Staatsmannes mit dem Erscheinen der bewußten herben Gurken auf dem Wochenmarkt zusammen, so ergiebt man sich darein wie in jedes unvermeidliche Uebel, wie in das graue Papier und den schlechten Druck unserer Zeitungen, oder in den Berliner Staub, dessen nach Borsicht des Kalenders gesperrt wird, oder endlich in unsere Mauklerei, die in vergnügertem Maßstabe an Lady Macbeths kleine Hand insofern erinnern, als diese trotz aller Wohlgerüche Arabiens den fatalen Fleck nicht los werden konnte und jene selbst nach einem Wolkenbruch Königlichen Wassers ihre ursprüngliche penetrante Eigenschaft conservirten wollen. Das Gefühl einer unbehaglichen Leere, wenn um Johanni der Staatsanzeiger meldet: Se. Durchlaucht der Fürst Reichskanzler hat sich nach Varzin begeben, erscheint den Eingeborenen wie eine gewohnte Plage. Wer kann, packt seinen Koffer und entflieht nach der sächsischen Schweiz, dem Harz oder in eine schweizer Pension. Reichstag und Kammern dagegen ohne Bismarck, das ist zwar nicht die Tragödie Hamlet ohne die Titelrolle, denn unser realistischer, steif geschwänzter Ministerpräsident ist bei directe Gegensatz zu dem dänischen Kronprinzen, der nie wußte was er wollte, aber es ist der Beginn einer schwer erträglichen interessellosen Zeit. Am schlimmsten sind dann überdies die unvermeidlichen prufunden Betrachtungen über die Gründe jenes frühen und für lange Monate in Aussicht genommenen Urlaubs. An dem gewöhnlichen Gesthtzer, daß innere Krisen nun Hofintrigen dahinterstehen, hat es schon jetzt nicht gefehlt. Später wird man sich den Kopf zerbrechen, mit welch weiterschütternden Plänen der wunderbare Mann sich im Schatten seiner Wälder tragen möge! Die Einen werden glauben, er studire die Entweise und Risse nicht sowohl des künftigen Parlamentsgebäudes als einer deutschen Nationalkirche, vor welcher der Feld Petri verblassen werde wie die ercatischen Blöcke in Neapels Umgegend beim letzten Ausbruch des Vesuv. Andere werden vermuthen, es handele sich um die Vorbereitungen zu einem zweiten französischen Kriege, der Frankreichs Revanchegelüsten ein für allemal ein Ende bereiten solle. An solchen und ähnlichen Conjecturen wird kein Mangel sein. Die Börse, deren weiblich zarte Nerven schon bei der ersten Nachricht von des Kanzlers Reiserplan unheimlich gezuckt haben, wird in das Stadium des chronischen Fiebers politischer Kanneegießerei gerathen, an welchem sie nur zu häufig laboriert. Das Alles ist gewiß vom Uebel. Ob das verhängnißvolle Project der verstärkten Varziner Billegiatur noch rückgängig zu machen ist, wissen wir nicht. Für künftige Fälle möchten wir aber vorschlagen, den gerade jetzt angenommenen Elben-Hoverbeck'schen Antrag wegen des regelmäßigen Termins der Parlamentseröffnung in einigen Punkten etwa so zu ergänzen: Art. 1. Der Reichstag wird jedes Jahr gleich nach Ostern berufen. Art. 2. Der Reichskanzler verläßt Berlin frühestens am 1. Juli und kehrt spätestens am 1. October zurück. Statt der Motive könnte die vorstehende Notiz aus der „Gegenwart" angeführt werden. Wir erwarten für den Gesetzentwurf mit Zuversicht eine erhebliche Majorität im Hause sowie den allgemeinen Beifall des Publicums.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Karl Frömer in Freiburg i/Br.

Soeben erschien:

Die Philosophie
des
Grafen von Shaftesbury
nebst
Einleitung und Kritik
über das
Verhältniß der Religion zur Philosophie und der Philosophie zur Wissenschaft.
Von
Dr. Gideon Spicker.
Privatdocent a. d. Universität Freiburg.
23 Bogen 8° geheftet 2 Thlr.

Früher erschien:

Fischer, Dr. H. Prof., Chronologischer Ueberblick über die allmähliche Einführung d. Mikroskopie in das Studium d. Mineralogie, Petrographie und Paläontologie. 8°. geh. 10 Sgr.
— — krit. mikroskop. mineralogische Studien. 2 Hefte 8°. geh. 15 Sgr.
Heger, Dr. A. Prof. Die Sterblichkeit während der Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett. 8°. Geheftet 15 Sgr.
Mayer, Dr. Valentin, das Eigenthum noch den verschiedenen Weltanschauungen. 8°. geh. 15 Sgr.
Schulze, Ernst, Prof., Gothisches Wörterbuch nebst Flexionslehre. 8°. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

In unserem Verlage ist soeben erschienen, und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Dunkle Gewalten.
Epische Dichtungen
von
Hermann Lingg.
8°. broschirt 1. Thle. 6 Sgr. oder 2 Fl.

„Dunkle Gewalten": den Sterblichen günstige oder mißgünstige Naturmächte, seltsame Verhältnisse, große geschichtliche Begebenheiten, das Menschenherz selbst mit seinem unendlichen Heer von Leidenschaften sind die Factoren, welche oft tief, meist störend und zerstörend, seltener fördernd, in das menschliche Leben eingreifen und dessen Schicksal, Neigung und Abneigung, Aufgang und Untergang, bestimmen. Der im Gebiet der lyrischen und epischen Poesie gleich hervorragende Dichter hat mit sicherer, kundiger Hand theils aus dem Kreis der Sage und Geschichte, theils aus dem Schatz eigener Erfindung solche Gestalte herausgegriffen und die verschiedenen Conflicte des Menschendaseins in meisterhafter, stets dem Stoffe angemessener Form geschildert.

Stuttgart April 1872.

G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.

Verlag der **G. J. Göschen'schen Verlagshandlung** in Stuttgart.

Gedichte
eines
Lebendigen
von
Georg Herwegh.
Neunte Auflage.
8°. Broschirt. Preis 2 Thlr. 1 — oder Fl. 1. 45, elegant gebunden 1 Thlr 12 Sgr. oder Fl. 2. 24.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin, Linkstraße 30, ward soeben ausgegeben — vorräthig in allen Buchhandlungen:

Ausgewählte Werke von Gustav zu Putlitz.
Band I.
Octav. Elegant geheftet (29¼ Bogen) Preis 2½ Thlr.
Die weiteren Bände werden in rascher Folge erscheinen.

UNION.
XVI. Jahrgang. **Deutsche Bade-Zeitung.** XVI. Jahrgang.
Reise- und Verkehrs-Nachrichten.
Redaction und Verlag von R. Nentwig.
Verfasser des Bäderlexikon: „Die Kur- und Badeorte Deutschlands, Deutsch-Oesterreichs und Böhmens."
Erscheint in grösstem Format wöchentlich das ganze Jahr hindurch.
Die „Union" giebt die umfassendsten Nachrichten aus der grossen Zahl der Europäischen Kur- und Badeorte sowie deren Umgebungen, über Vergnügungsreisen (Rundreisen), die vorzüglichsten Touretouren in den Hochgebirgen (Alpen); über neue Eisenbahnlinien und deren Einfluss auf den Personenverkehr; Börsenberichte, Theater, Literatur etc. — Zur Seite des redactionellen Theiles befindet sich der, für Reisende unentbehrliche Hôtel-Anzeiger der vorzüglichsten und solidesten Gasthöfe des In- und Auslandes.
Inserate finden darin die grösste Verbreitung.
Abonnement pro Quartal 1 Thaler bei allen Postämtern, sowie pr. Monat 10 Sgr. direct an die Expedition der „Union" in Frankfurt a. M.

Aus unserem Verlage empfehlen wir folgende neue Musikwerke in schönen, handlichen Ausgaben:

Curschmann-Album. Enthaltend sämmtl. Lieder Fr. Curschmanns für eine Stimme mit Piano. 8°. Hohe Ausgabe und Tiefere Ausgabe à 1 Thl. 10 Sgr.
Elegant gebunden à 1 Thl. 25 Sgr.
Curschmanns Duetten und Terzetten für Gesang mit Piano. Partitur und Singstimmen. 8°. 1 Thl. — Sgr.
Chopin, Fr. Walzer und Mazurkas. für Piano. Neue Ausg. 8°. Preis 1 Thl. 10 Sgr.
Chopin, Fr. Nocturnes, Etudes, Fantaisie et Marche funèbre. 8°. Preis 1 Thl. — Sgr.
Cramers Clavierschule, revidirt und mit vielen neuen Beispielen versehen, von E. D. Wagner Preis 1 Thl. — Sgr.
Haupts Choralbuch, für Familien und Haus für Gesang und Piano oder Harmonium. Brochirt 1 Thl. 10 Sgr.
Elegant gebunden 1 Thl. 20 Sgr.
Halevy, F. Die Jüdin. Gr. Oper. Vollst. Clavier-Auszug mit deutsch. u. französ. Text N. A. 8°. Preis 4 Thl. — Sgr.
Halevy, F. Die Jüdin. Vollst. Clavier-Auszug à 2 ms N. A. Preis 4 Thl. — Sgr.
Wagner, E. D. 100 Volkslieder f. Piano leicht übertragen. op. 41. 1 Thl. 10 Sgr.
Wagners Kinder-Clavierschule. op. 45. 2 Theile à 20 Sgr.

Für Musiker und Musikfreunde
empfehlen wir das von der Kritik mit einstimmiger, seltener Anerkennung aufgenommene Werk:

Jähns, F. W., C. M. v. Weber in seinen Werken. Chronolog. Thematisches Verzeichniss seiner Compositionen etc. Beschreibung der Anthographie, mit kritischen, kunsthistorischen u. biographischen Anmerkungen, nebst 8 lithographirten Tafeln. Lexicon 8°. Preis 4 Thl. — Sgr.
In Lein. gebunden 4 Thl. 15 Sgr.
In Leder 5 Thl. — Sgr.
Berlin, Schlesinger'sche Buch- & Musikhdlg. Französische Strasse 23.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten liefern:

Aus allen Welttheilen.
Illustrirte Monatshefte
für Länder- und Völkerkunde
und verwandte Fächer.
Red. Dr. Otto Delitsch.
Preis jedes Monatsheftes 7½ Sgr. auch einzeln.
Leipzig, Verlag von Adolph Arelsshöfer.

Inhalt des März-Heftes 1872.

Die Resultate der letzten Volkszählung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Peter-Petersdorff. Madagaskar, von C. Ruge. Die Deutschen in Südtirol und ihre Sagen, von J. Zingerle. Eisenbahnfahrt durch Hannover und Kurhessen, von C. Zieben. Der Staat Missouri, von O. Delitsch. Paraguay, von H. Mangold. Aus Gibraltar, von B. Ackermann. Bilder aus Mexiko, von K. Lüffler. Ein Blick in die Champagne. Bergtouren in Mittelitalien, von H. Semper. Das Neunthiermuseum, von P. Kummer. Nekrolog 1871. Die Temperaturen des Innbrucker Kalkbaus. 29 Miscellen. Neue Bücher, Karten 2c.

Mit 8 Holzschnitten.

Diese Monatsschrift, reich ausgestattet mit vortrefflichen Holzschnitten u. Karten, bringt in allgemein verständlicher, ansprechender und ansprechender Form, interessante, mannigfaltige und gediegene Schilderungen aus allen Theilen der Welt, von den tüchtigsten Berufsfern und befreit sich, hierdurch gregraphischer Bücher, das für jeden Gebildeten heutzutage unentbehrlich ist, in den weitesten Kreisen zu verbreiten und zu fördern.

Verlag von F. E. C. Leuckart in Leipzig
Soeben erschien:

Robert Franz.
Von
Franz Liszt.
Elegant geheftet. Preis 10 Sgr.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 25. Mai 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Stellung des Präsidenten beim Schwurgerichtshofe unter Bezugnahme auf den Bebel-Liebknecht'schen Hochverrathsproceß. Von einem sächsischen Juristen. — Die Realisirungsfrage von Eduard von Hartmann. — Il carnevale dei Tedeschi von Gustav Floerke. — Literatur und Kunst: Volkspoesie von Klaus Groth. — Das neueste Drama von Alexander Dumas dem Jüngeren. Besprochen von Paul Lindau. — Moderne Griechen von Abel. — Aus der Hauptstadt: Zwanglose Gedanken über die Pläne zum Reichstagsbau von Einem der 382. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die Stellung des Präsidenten beim Schwurgerichtshofe unter Bezugnahme auf den Bebel-Liebknecht'schen Hochverrathsproceß.

Von einem sächsischen Juristen.

II.

Die Voreingenommenheit des Präsidenten trat zum ersten Male kurz nach Beginn der Verhandlung zu Tage, als das Wort „Revolution", welches sich in verschiedenen gegen die Angeklagten vorgebrachten theils von diesen selbst, theils von Anderen verfaßten Schriften wiederfindet, eine Debatte zwischen dem Präsidenten und den Angeklagten über die Bedeutung dieses Wortes hervorrief. Bebel wies die Auffassung des Präsidenten, wonach das Wort einen gewaltsamen Umsturz des Bestehenden in sich schließe, zurück und nahm auf Lassalle'sche und andere demokratische Schriften Bezug, in welchen das Wort in einem anderen Sinne jederzeit gebraucht sei. Dem Wunsche des Präsidenten entsprach diese Antwort nicht; in absprechender Weise erklärt er: „ob Lassalles Definitionen hier Anklang finden werden, lasse ich dahingestellt". Ueber denselben Ausdruck hatte sich Bebel am Tage darauf abermals zu rechtfertigen; bei der ungemeinen Wichtigkeit des Sinnes gerade dieses Wortes betonte derselbe, daß seine Definition vor dem Berliner Kammergerichte Anklang gefunden habe, und wollte hierauf zum Nachweise, daß seine Interpretation gar keine ungewöhnliche sei, eine Stelle aus dem Bluntschli'schen Staatswörterbuch vorlesen. Sofort unterbrach ihn der Präsident mit der Bemerkung: „Was Sie unter Revolution verstehen, ist gleichgültig; für den Gerichtshof kann nur die von den Gesetzen gegebene Begriffserklärung der Revolution maßgebend sein. Sie scheinen überhaupt mehr zu den Parteigenossen, als zu dem Gerichtshofe zu sprechen; ich kann nicht dulden, daß Sie den Gerichtshof über den Begriff des Revolutionären belehren wollen". Erst nachdem Bebel versichert hatte, daß sein Citat nur aus zwei Zeilen bestehe, durfte er vorlesen, daß nach Bluntschli „Revolution" in der Umwälzung, totaler Umformung bestehender Verhältnisse, gleichviel ob von oben oder von unten, ob friedlich oder mit Gewalt, herkommend bestehe.

Aeußert der Präsident, daß Nichts darauf ankomme, was der Angeklagte unter Revolution verstehe, so verstößt er gegen das Abc eines jeden Strafrechts, wonach bei jedem Verbrechen einzig die Absicht des Angeklagten maßgebend ist; meint der Präsident, das Gesetz erkläre den Begriff der Revolution, so giebt er sich eine Blame, wie er denn auch auf die Frage der Vertheidigung, wo sich denn jenes Gesetz befinde, selbstredend die Antwort schuldig bleiben mußte; macht der Präsident dem nach der Bedeutung des Wortes „Revolution" befragten Angeklagten den Vorwurf, er spreche mehr zu den Parteigenossen, er dürfe den Gerichtshof nicht über den Begriff Revolution belehren, so begeht er eine Ungeschicklichkeit und erzeugt überdies eine ungünstige Stimmung gegen den Angeklagten.

Die Angeklagten konnten fast keine Antwort geben, welche, wenn sie der Anklage nicht günstig war, von dem Präsidenten nicht angefochten worden wäre. Der Präsident schien während der ganzen Verhandlung nicht daran zu denken, daß über die Glaubwürdigkeit der Sachdarstellung der Angeklagten die Geschworenen und nicht eben er, der Präsident, zu entscheiden haben.

Als Liebknecht auf die Frage, ob er versucht habe, seine Agitation auch auf das Militär zu erstrecken, erwiderte, er habe solch einen Versuch nie gemacht, es könne dies nur von Tollköpfen unternommen werden, entgegnete der Präsident mit Bestimmtheit: „Eine Broschüre wird das Gegentheil beweisen." Diese an sich unpassende Bemerkung ist aber noch dazu unwahr gewesen. — Derselbe Angeklagte suchte in längerer Rede auseinanderzusetzen, daß er und seine Partei nicht Gewalt, sondern Bildung und Aufklärung des Volkes angestrebt habe; nach Schluß seiner Worte fand sich der Präsident zu der Erklärung veranlaßt: „Ich will auf die lange Auseinandersetzung zwar Nichts erwidern, keineswegs aber darf mein Schweigen als eine Billigung des Gesagten angesehen werden"! Ist es denn Sache des Präsidenten, auf eine Darstellung eines Angeklagten zu erklären, ob er dieselbe billige oder mißbillige? Und müssen nicht solche ungehörige Bemerkungen bei den Geschworenen einen ungünstigen Eindruck über die Antworten der Angeklagten hervorbringen?

Bebel, über seine politischen Bestrebungen im Allgemeinen befragt, wies auf das Programm seiner Partei, das sogenannte Eisenacher, hin, in welchem zehn Punkte als Ziele der Partei aufgestellt sind; Bebel behandelte diese Punkte und wies nach, daß einzelne derselben bereits erreicht seien, daß aber die Erreichung sämmtlicher Punkte ohne Umgestaltung des heutigen Staates sehr leicht möglich sei. „Ihre Ansichten werden hier keinen Anklang finden!" war die Antwort des Präsidenten, und damit — abgemacht.

Bei Gelegenheit der Verlesung eines Artikels über das Mißlingen der spanischen Revolution entspann sich zwischen Liebknecht und dem Präsidenten eine Debatte, in welcher Liebknecht äußerte, er habe 1849 für die Verfassung, welche die deutschen Fürsten umzustürzen beabsichtigten, gekämpft und würde heute, wenn ähnlich wie zur Zeit des Frankfurter Parlaments ein Fürst oder Fürsten die rechtmäßige Verfassung

Digitized by Google

umstürzen wollten, ohne Säumen die Flinte von der Wand nehmen und sich in den Kampf begeben. Diese Worte riefen in dem Präsidenten, welcher das Wort: „wenn" in der Liebknecht'schen Erklärung überhört haben mochte, einen unverkennbaren Ausdruck der Freude hervor, — wie es den Eindruck auf die Zuhörer machte —; er glaubte damit die ganze Schuldfrage erledigt zu sehen und wendete sich zu den Geschworenen mit dem Bemerken, daß die eben gehörten Worte „allerdings deutlich genug" seien; und als kurz hierauf ein Schriftstück Bebels zur Verlesung gelangte, nach welchem die heutige Gesellschaft, als ein faules Ding, beseitigt werden sollte, hielt der Präsident eine Befragung des Angeklagten für überflüssig, sondern er erklärte rundweg, „daß diese Stelle nach den eben gehörten Worten (Liebknechts) keine Mißdeutung zulasse."

In einer Ansprache des Oesterreichers Schen, welche derselbe in Graz an die dortigen Arbeiter hielt, kam der Ausdruck „rothe Fahne" vor; dieses Wort hob der Präsident besonders hervor und zeigte sich unangenehm überrascht, als Liebknecht die Interpretation gab, daß in Oesterreich bei jeder Arbeiterversammlung eine rothe Fahne (die Fahne der Gleichheit im Gegensatz zur Tricolore) auf dem Versammlungshause flattere, und daß diese Fahne von Schen gemeint sei.*) Seine Aeußerung darauf: „Was mit der „rothen Fahne" und ähnlichen Wörtern gemeint ist, das ist Jedermann klar, dessen Stimme hier im Saale von Werth ist!" ist ein neues Kennzeichen für die von ihm beobachtete Haltung und für den Druck, welchen er auf die Geschworenen ausübte, wenn er dieselben als Stimmen ohne Werth hinstellt, dafern sie das Hochverrätherische des Verlesenen nicht sofort einsehen wollen.

Bebel bekannte sich als Anhänger der Republik; die Deduction des Präsidenten darauf lautete, daß in Deutschland Monarchien beständen, wer sich also als Republicaner bekenne, der wolle die zu Recht bestehenden Verfassungen einseitig aufheben und „sei folglich ein Rebell".

Wir müssen ferner zur Charakteristik der von dem Präsidenten bedachteten Stellung hervorheben, daß derselbe fast bei jedem Artikel, bei jedem Briefe, bei jeder Flugschrift sofort nach Verlesung dieser Schriftstücke, ohne noch eine Befragung der Angeklagten vorgenommen zu haben, zunächst seine eigene Ansicht und Kritik kundgab; wir führen als Beispiel hierfür an sämmtliche derartige Bemerkungen lassen sich natürlich nicht wiedergeben) die Aeußerungen des Präsidenten: „Dieses Schriftstück hat einen aufreizenden Charakter"; „dieser Artikel involvirt eine Aufreizung zur Vergewaltigung der Bourgeoisie"; „aus den Schlußworten in Verbindung mit dem Aufrufe ist zu folgern, daß als die Schuldigkeit der deutschen Arbeiter die Einführung der Republik in Deutschland anzusehen sei"; „diese Aufreizung bezieht sich nicht nur auf soziale Verhältnisse". — War das betreffende Schriftstück so unschuldiger Natur, daß eine ungünstige Kritik desselben aus dem Inhalte sich allzu wenig rechtfertigen ließ, so wurde wenigstens vom Präsidenten nach Schluß der Verlesung die Bemerkung gemacht: „Die einzelnen Artikel mögen Nichts beweisen, aber der Gesammteindruck derselben ist bedeutsam", so daß der Einwand Liebknechts, welchen er einmal auf eine solche Bemerkung erhob: „also die Quantität soll die Qualität ersetzen", wirklich gerechtfertigt erschien. —

Häufig mischte der Präsident derartigen Kritiken auch den Ausdruck seiner eigenen politischen Gefühle bei, und er wendete sich beispielsweise zu den Geschworenen und sprach mit erhobener Stimme die Hoffnung aus: „Nun so schnell wird es den Herren hoffentlich nicht gelingen, die Staatsgewalt zu stürzen"; „es wird denselben nicht so leicht gelingen, den Bauer in ihre Agitation zu ziehen; der Bauer ist an seine Scholle gebunden und will Nichts wissen vom Communismus".

Bei Verlesung eines — übrigens ziemlich unsinnigen — Aufsatzes in einer schweizer Zeitung, wo der Gedanke behandelt wurde, daß, wenn Frankreich (es war dies zur Zeit des Krieges) jetzt alle Deutschen einschließlich ihrer Fürsten und des Königs von Preußen gefangen nehmen würde, auf diese Weise auch in Deutschland die Republik entstehen könnte, wendete sich der Präsident zu den Geschworenen mit den Worten: „Aus diesen Sätzen ist ersichtlich, daß diese Partei jegliches Mittel zur Einführung der Republik sofort benutzen würde". Einen Einwand der Vertheidigung, daß sich der Präsident nicht begnüge, Schriftstücke verlesen zu lassen, sondern daß er dieselben auch einer Kritik unterziehe, fertigte er mit der Bemerkung ab: „Dies ist keine Kritik, dies sind blos Schlußfolgerungen!"

Wir finden es natürlich begreiflich, daß der Präsident die Ideen und Bestrebungen der Angeschuldigten nicht theilte; allein derselbe mußte sich sagen, daß er sich nicht in einer politischen Versammlung befand, wo es galt, den Ansichten der Gegner zu opponiren; er war der Vorsitzende einer Gerichtsverhandlung, in welcher er ebenso seine Ansichten über Socialdemokratie zurückhalten, wie er es vermeiden mußte, mit den Angeklagten über politische Punkte einen förmlichen Streit anzufangen.

Der Hauptvorwurf aber, welcher dem Präsidenten v. Mücke während der Leitung der Verhandlung schuld zu geben ist, liegt weniger in der oben zur Sprache gebrachten, gewiß sehr beeinflussenden und schwer zu tadelnden Thätigkeit desselben, die größte Schuld trifft ihn bei der Art und Weise, wie er die gegen die Angeklagten vorgebrachten Beweisstücke behandelte. Es bestanden diese Beweisstücke in zahllosen Artikeln, Flugschriften, Aufsätzen, Briefen ꝛc.

Nach dem Antrage der Staatsanwaltschaft sollten diese Beweisstücke theils vollständig, zum größern Theile aber nur auszugsweise, insoweit sie nämlich gerade belastende Stellen enthielten, zur Verlesung gebracht werden; diese theilweise Verlesung ließ jedoch die Vertheidigung in allen den Fällen nicht zu, in welchen zum richtigen Verständniß der incriminirten Worte deren Zusammenhang mit dem übrigen Inhalt des Schriftstücks nothwendig war. Daß jedoch die Vertheidigung ihren Zweck bei dem eingeschlagenen Verfahren des Präsidenten erreicht hat, möchten wir entschieden bestreiten, denn nach der Verlesung der betreffenden — oft stundenlangen — Artikel begann der Präsident, lediglich die den Angeschuldigten ungünstigen Sätze herauszusuchen und besonders zu behandeln; der Zusammenhang dieser Sätze mit vor- und nachstehenden Sätzen blieb hierbei natürlich unberücksichtigt. Und ebenso ist nicht ein einziger Fall zu constatiren, wo der Präsident nach Vortrag eines Artikels diese oder jene entlastende Stelle herausgehoben hätte. Es ist selbstverständlich, daß durch diese Behandlung der Beweisstücke die belastenden Stellen ganz besonders — und meist ohne den inneren Zusammenhang mit dem sonstigen Inhalte — dem Gedächtniß der Geschworenen eingeprägt wurden, während die zu Gunsten der Angeklagten sprechenden Momente verdrängt und der Aufmerksamkeit der Geschworenen entzogen wurden. Es blieb unter diesen Umständen den Angeklagten und der Vertheidigung Nichts übrig, als daß sie selbst die entlastenden Sätze in den betreffenden Beweisstücken betonten. Die Vertheidigung machte hierbei den Präsidenten auf sein eigenthümliches Verfahren besonders aufmerksam und ersuchte ihn dringend, die entlastenden Stellen mit gleicher Unparteilichkeit zur Sprache zu bringen wie das Anschuldigungsmaterial. Dem Einwande des Präsidenten, daß ja die Angeklagten und die Vertheidiger selbst das Entlastende betonten, begegnete die Vertheidigung mit der Bemerkung, daß es doch auf die Verhandlung einen ganz anderen Eindruck machte, wenn er, der Präsident, die den Angeklagten günstigen Punkte hervorhöbe, als wenn dies jedesmal erst von anderer Seite geschehen müßte. Auf diesen Einwurf aber erwiderte der Präsident die charakteristischen und für einen Präsidenten gewiß denkwürdigen Worte:

„Die entlastenden Stellen hervorzuheben ist Sache der Vertheidigung!!"

Sie waren wahr, diese Worte, in dem Munde dieses Präsidenten; er bekannte damit offen, daß er seine Person

*) Dieselbe „rothe Fahne" wurde auch vom social-demokratischen Verein in Berlin zur „Feier des 18. März" entfaltet. Die Behörden fanden mit Recht keine Veranlassung, den unschuldigen Scherz zu stören.

D. R.

nur als Gehülfe der Staatsanwaltschaft auffasse, daß alle Entlastungspunkte nicht in das Bereich der Thätigkeit eines Präsidenten gehören. Und treu dieser seiner Auffassung von dem Amte eines Präsidenten hat Herr v. Mücke wahrhaftig gehandelt. Gegenüber den hundert Fällen, wo Angeklagte und Vertheidiger auf die ihnen günstigen Stellen der Schriftstücke aufmerksam zu machen sich benöthigt fühlten, dürfte es wohl schwer fallen, einen Fall zu constatiren, in welchem der Staatsanwalt Ursache gehabt hätte, den Präsidenten zu ersuchen, einen die Anklage unterstützenden Punkt zum Gegenstand besonderer Besprechung zu machen. — Der Präsident konnte in der geschäftlichen Behandlung der Schriftstücke einen doppelten Weg einschlagen. Entweder mußte derselbe nach Verlesung des Actenstücks den Geschworenen die Beurtheilung des Inhalts vollständig allein überlassen, mußte sich jedes Resumés enthalten und die Angeklagten im Allgemeinen veranlassen, sich über das Schriftstück auszusprechen, (nach unserer Ansicht der richtigere Weg); oder der Präsident mußte, wenn er einmal die besonders belastenden Punkte aus jenen Beweisstücken herausheben wollte, dann alle für die Beurtheilung des Falles wichtigen Stellen, insbesondere also auch die entlastenden Momente, bei dem Resumé wiederholen.

Unsere Behauptung, daß sich der Präsident nur mit der Hervorhebung des belastenden Materials beschäftigt hat, findet, wenn es dessen überhaupt noch bedürfte, eine treffliche und gewiß unparteiische Unterstützung: nämlich in dem Urtheile der Geschworenen selbst. Schon als der Vertheidiger Bebels das erste Mal den Präsidenten ersuchte, sein Auge auch auf die den Angeklagten günstigen Punkte zu richten, intervenirte der später als Obmann gewählte Geschworene Steiger zu Gunsten des Präsidenten. (Ein solches Einmischen der Geschworenen für oder gegen die Vertheidigung ist überdies durchaus unzulässig; und es war der Geschworene von dem Präsidenten eigentlich zurückzuweisen.) Als aber derselbe Vertheidiger im Laufe der Verhandlung diese Bitte an den Präsidenten nochmals wiederholte, erhob sich derselbe Geschworene wiederum gegen den Vertheidiger, indem er bemerkte, daß nach seiner, des Geschworenen, Auffassung der Präsident doch nur für die Punkte der Anklage da zu sein habe, und es der Vertheidigung überlassen sein müsse, für ihr Material selbst zu sorgen. So auffällig nun ein solches Auftreten eines Geschworenen auch Jedermann erscheinen mag, so deutlich legt es aber dafür Zeugniß ab, daß die ganze Haltung des Präsidenten im Processe eine derartige gewesen sein muß, daß ein Geschworener einen solchen Begriff von dem Wesen des Amtes eines Vorsitzenden erhalten konnte. Eine solche verkehrte Ansicht eines Geschworenen — noch dazu des späteren Obmanns — hätte sicherlich nicht entstehen können, wenn der Präsident es verstanden hätte, sein Amt nur einigermaßen im Geiste des Gesetzes zu bekleiden.

Wir wollen auf den Inhalt und die Form der den Geschworenen vorgelegten Schlußfragen nicht eingehen, da der Wortlaut dieser Fragen nicht vom Präsidenten allein, sondern vom Collegium des Gerichtshofs (und Richter) festgestellt wird, und wir also dem Präsidenten bei einer tadelnden Kritik möglicherweise Unrecht thun könnten; nur sei zum Beweise, wie der Präsident seine einseitige Haltung treu bis zum Schluß bewahrte, noch des Einschreitens des Präsidenten gegen den Schlußvortrag des Vertheidigers Bebels gedacht. Der Staatsanwalt hatte seine Rede mit der Bemerkung an die Geschworenen geschlossen, „daß sie die ihnen vorgelegten Fragen bejahen müßten, oder sie würden die Revolution sanctioniren für jetzt und immer". Unter Bezugnahme auf diese Worte schloß der Vertheidiger seinen Vortrag mit der Bitte, die Geschworenen möchten die Fragen verneinen, oder sie würden der culturhistorischen Entwicklung Sachsens einen Flecken zufügen. Wir können im Allgemeinen derartige Pressionen auf die Geschworenen nicht billigen; hier aber war der Schluß des Vertheidigers die Antwort auf den mindestens gleich zu mißbilligenden Schluß des Staatsanwalts, welchen der Präsident ungerügt gelassen hatte. Bei dem Vertheidiger bezeichnete der Präsident diesen Schluß seines Vortrags als eine „unangemessene Redeweise" und blieb auch dabei, als der Vertheidiger erklärte, es sei sein Schluß nur die vom Staatsanwalt provocirte Antwort auf dessen Schlußbemerkungen.

Alle diese auf Thatsachen gestützten Aufführungen rechtfertigen wohl unser im Eingange ausgesprochenes Urtheil über die Haltung des Präsidenten im Leipziger Hochverrathsprocesse. Hoffen wir, daß dergleichen Processe überhaupt unserem deutschen Vaterlande möglichst fern bleiben mögen; hoffen wir aber weiter, daß, wenn ein ähnlicher Proceß sich vor einem deutschen Gerichtshofe in naher oder ferner Zeit wieder abspielen sollte, dieser Gerichtshof einen Präsidenten finde, welcher die strenge Objectivität zu wahren weiß und welcher die Autorität der deutschen Rechtspflege besser zu schützen versteht.

F.

Die Realschulfrage.

Von

Eduard von Hartmann.

I. Einleitung.

Es ist über die Realschulfrage bereits so viel geschrieben worden, daß die Fachkreise dieser Discussionen nachgerade müde geworden sind; um so wichtiger aber ist es, die Frage den weiteren Kreisen des gebildeten Publicums zugänglich zu machen, zumal die Polemik der Fachmänner bis jetzt fruchtlos geblieben ist. Man sollte zunächst meinen, daß die Schulmänner selbst die competentesten Richter in Schulfragen sein müßten; aber die Thatsache, daß die Parteien in diesem Falle sich nur immer weiter auseinander disputirt haben, legt den Gedanken nahe, ob nicht gerade durch die unmittelbare Beschäftigung mit der Sache die Unbefangenheit, Breite und Freiheit des Blicks beeinträchtigt werden könne, so daß ein Draußenstehender vielleicht leichter das Richtige zu treffen befähigt sei. Wir wollen hier nicht erst an die Schwierigkeit der Einen, sich vom Alten loszureißen, erinnern, noch weniger an den nahe liegenden Wunsch der Andern, das Neue, dem sie ihre Kräfte gewidmet, im günstigsten Lichte zu betrachten; aber der Umstand, daß jeder Schulmann schon durch seine Stellung zu einer Partei gedrängt wird, genügt, um eigentlich nur denjenigen Urtheilen einen unzweideutigen Werth beizulegen, welche von Seiten der Gymnasiallehrer den Realschulen günstig, von Seiten der Realschullehrer denselben ungünstig lauten. Die Prüfung und Bestärkung meiner Ansichten durch zwei hervorragende Denker, welche, selbst an Realschulen thätig, die schwersten Bedenken gegen das Princip derselben als Resultat ihrer Erfahrungen gewonnen haben, ermuthigt mich, die nachfolgenden Betrachtungen zu veröffentlichen.

Bei der Bedeutung, die ich der persönlichen Unbefangenheit der Beurtheilung soeben beigemessen habe, dürfte es nicht unerlaubt erscheinen, wenn ich einige persönliche Momente hervorhebe, welche den Verdacht, als sei ich selbst gegen das Princip der Realschulen befangen, im Voraus zu beseitigen geeignet sein möchten.

Zunächst bemerke ich, daß ich die Berechtigungsfrage, welche in den letzten Jahren am meisten von sich reden gemacht hat, vollständig von der Untersuchung des Werthes der Realschule trenne. Ich bin ein Gegner derartiger exclusiver Berechtigungen überhaupt, sogar der ausschließlichen Berechtigung der Universitäten zur Vorbereitung zum Staatsdienst und den betreffenden Staatsprüfungen, und demgemäß auch ein ganz entschiedener Gegner des gegenwärtig auf gewisse Schulen beschränkten Rechtes der Vorbereitung zum vollgültigen Universitätsbesuch. Der Wunsch, die Realschulabiturienten auch ferner von voller Gleichberechtigung mit Gymnasialabiturienten auszuschließen, kann also bei mir nicht wie bei so manchem Andern Ursache eines mißgünstigen Verhaltens gegen die Realschulen sein.

Digitized by Google

Fermer erkenne ich in der wachsenden Abneigung des Volksinstinctes gegen die „lateinischen Schulen", d. h. gegen unsere Gymnasien, ein durchaus berechtigtes Moment an. Ich bin entschiedenster Gegner des lateinischen Zopfes unserer Universitäten, den ich radical zu amputiren wünschte, und huldige der Ansicht, daß das Lateinische seine vermittelnde Mission, uns in den vollen Besitz des Hellenenthums wieder einzuführen, gegenwärtig vollständig erfüllt hat, damit aber auch endgültig abgethan und ein zwecklos conservirter historischer Ballast geworden ist. Ich habe an anderer Stelle*) erklärt, daß ich in dieser Hinsicht das Gymnasium für dringend reformbedürftig erachte und die Existenz der Realschule als verursacht durch das Unterlassen dieser Reform betrachten muß. Ich halte die zehn Stunden Latein in den oberen Gymnasialklassen für eine nationale Calamität, und sympathisire deshalb vollständig mit dem Streben der Realschule, das Lateinische gründlich zu beschränken, oder wofern es gegen die praktisch widerstrebenden Mächte erreichbar ist, ganz aus der Schule zu verbannen.

Ein weiterer Punkt, der mich von dem Verdacht eines Vorurtheils gegen das Realschulprincip befreien muß, ist mein Verhältniß zu der Mathematik und der Naturwissenschaften, die ich beide schon auf dem Gymnasium, erstere sogar schon in den beiden oberen Classen der hiesigen Seminarschule mit einem fast leidenschaftlichen Interesse erfaßte. Noch heute ist mein innerstes Interesse gleichmäßig zwischen Naturwissenschaften und Philosophie vertheilt, welche mit einander zu versöhnen und zu verschmelzen ich mir zur Lebensaufgabe gestellt habe. Niemand kann mehr als ich von dem Werthe einer grundlegenden gesunden Weltanschauung überzeugt sein, wie sie aus richtig angelegtem naturwissenschaftlichem Unterricht resultirt, und demgemäß habe ich auch den Wunsch einer mäßigen Vermehrung desselben im Gymnasialstudienplan geäußert. Warnen aber möchte ich gleich hier vor einem Gesichtspunkt, welcher die richtige Auffassung der Sachlage zu verrücken droht, nämlich vor dem Glauben, durch den naturwissenschaftlichen Unterricht allein dem hierarchischen Verdummungsstreben ein Paroli bieten zu können. Dazu ist derselbe entschieden unfähig, denn nicht die Naturwissenschaft als solche, sondern nur die an sie angeknüpften philosophischen Betrachtungen geben jenes Licht der Aufklärung, vor welchen die Schatten des Mittelalters mehr und mehr zurückweichen müssen. Diese philosophischen Betrachtungen sind aber, wie die Aufklärungsperiode des vorigen Jahrhunderts zeigt, von der wir doch eigentlich heute noch zehren, auch ohne naturwissenschaftliche Kenntnisse aber doch bei einem Minimum derselben möglich und wirksam, und es wird daher immer nur von dem Geiste, in welchem der Unterricht geführt wird, niemals von dem mitgetheilten Stoff abhängen, in wie weit die Schule aufklärend wirkt. Wenn man demnach von liberaler Seite sich einen besonderen Erfolg von einer Einführung naturwissenschaftlichen Unterrichts in den Volksschulen verspricht, so kann ich darin (ganz abgesehen von der Dürftigkeit des an solcher Stelle mittheilbaren Lehrstoffs) nur eine große Selbsttäuschung sehen, welche gerade zu verhängnißvoll wird, sobald zu dem genannten Ziele in den Realschulen ein Quantum naturwissenschaftlichen Unterrichtsstoffes zu behaupten versucht wird, welches an und für sich über den Zweck der nicht berufsmäßigen Schule hinausgeht, oder aber, sobald die Hätschelung der Realschule diesem in's Auge gefaßten Ziel zu Liebe in das Parteiprogramm stillschweigend aufgenommen wird. Hierdurch wird der allein maßgebende immanente Zweck der Schule einem fremden Zwecke geopfert, und noch dazu wegen irriger Wahl der Mittel zwecklos geopfert, jedenfalls aber die unerläßliche Unbefangenheit in der Beurtheilung durch Einmischung solcher politischer Parteirücksichten getrübt.

Ein anderer verhängnißvoller Irrthum besteht in der begrifflichen Confusion der Aufgaben der Fach- oder Berufsschulen mit denen einer allgemein menschlichen Bildungsschule, eine Vermischung heterogener Anforderungen, durch welche sich namentlich Eltern nur zu leicht bestimmen lassen, einer Schule den Vorzug zu geben, welche Leistungen von speciellen Berufsschulen vorwegnimmt und dadurch ihre Zöglinge früher zum Eintritt in einen bestimmten Beruf befähigt. Der handgreifliche Nutzen giebt hier den Ausschlag, was aber übersehen wird, ist der Umstand, daß die Vorwegnahme von Berufskenntnissen doch eben nur auf Kosten der allgemein menschlichen Bildung möglich war, welche die Schule zu geben verpflichtet ist. Die Erläuterungen zu der Unterrichtsordnung der Realschulen (Centralbl. f. d. gef. Unterrichtsverwaltung 1859 Nr. 11) erkennen dies ausdrücklich an, indem sie sagen (S. 647): „Für ihre Einrichtungen ist daher nicht das nächste Bedürfniß des praktischen Lebens maßgebend, sondern der Zweck, bei der diesen Schulen anvertrauten Jugend das geistige Vermögen zu derjenigen Entwicklung zu bringen, welche die nothwendige Voraussetzung einer freien und selbstständigen Erfassung des späteren Lebensberufs bildet. Sie sind keine Fachschulen, sondern haben es, wie das Gymnasium, mit allgemeinen Bildungsmitteln und grundlegenden Kenntnissen zu thun". Die Aufgabe der Schule, eine allgemeinmenschliche Bildung zu verleihen, ist eine so große, umfassende, und in den dafür angesetzten Lebensjahren nur mit so großer Anstrengung zu erfüllende, daß jedes Bestreben, in dieser Zeit der allgemeinen Schulbildung die speciellen Leistungen der Fachschulen zugleich mit zu erfüllen, nothwendig ein merkliches Zurückbleiben hinter dem der Schule gesteckten Ziel zur Folge haben muß. Ohne Zweifel ist niemand juristisch verpflichtet, sich oder seinen Kindern eine höhere Bildung anzueignen, und sicherlich kann ein verständiger Mann, der nur eine mittlere allgemeine Bildung außer der seinem Beruf entsprechenden Fachbildung genossen hat, nicht nur ein höchst achtungswerthes Glied der Gesellschaft sein, sondern auch für den Höchstgebildeten einen anregenden und befriedigenden Umgang gewähren; — bei alledem aber wird niemand den Werth einer höheren allgemeinen Bildung verkennen, der bezweifeln, daß die Anstalten, welche dieser zu dienen bestimmt sind, ihren Zweck ganz und lückenlos erfüllen müssen, ebenso wie die einer mittleren Bildung dienenden Anstalten (Bürgerschulen) den ihrigen. Da von den letzteren weniger verlangt wird, so wird es bei ihnen wohl möglich sein, was bei den höheren Bildungsanstalten verlagt ist, nämlich in die dem Schulbesuch gewidmete Zeit einen Theil der künftigen Berufsbildung mit hineinzuziehen. Auf diese Weise können aus Bürgerschulen Anstalten entstehen, welche mittlere allgemeine Bildungsschulen und Berufsschulen zugleich sind, wobei naturgemäß der erstere Theil der Aufgabe mehr in den unteren und mittleren Classen, der zweite Theil aber in den letzten Jahren des Schulbesuchs erfüllt wird. Solche völlig zweckentsprechende Anstalten sind die Gewerbe- und Handelsschulen, welche sich sowohl über die Doppelheit ihrer Aufgabe als auch darüber klar sind, daß die von ihnen zu ertheilende allgemeine Bildung nicht über das Niveau mittlerer Bildung hinausgeht, noch hinausgehen soll. Ganz anders die Realschulen, welche ausdrücklich mehr sein wollen als Bürgerschulen, und etwas andres als Fachschulen, indem sie nicht bloß eine mittlere, sondern eine höhere, der Gymnasialbildung gleichstehende allgemeine Bildung geben wollen, und welche zu dem Behuf die derselben gewidmete Schulzeit keinenfalls durch Anticipation von Fachbildung verkümmern dürfen. Hier ist auf das Sorgfältigste darauf zu achten, ob nicht doch im Einzelnen banausische Utilitätsrücksichten, welche dem Begriff dieser Schule fremd sind, sich störend eingedrängt und das richtig aufgestellte Programm zur Unwahrheit, zur tönenden Phrase gemacht haben, welche das Gewissen einlullt, während der praktische Nutzen der Umgehung genossen wird. Es wird mithin unser Hauptaugenmerk darauf zu richten sein, ob jeder einzelne Unterrichtsgegenstand, in der vorschriftsmäßigen Weise gehandhabt, wirklich in einer der auf ihn verwandten Zeit entsprechenden Weise allgemeinen Bildungs-

*) Vgl. Nationalztg. 1871 Nr. 301.

Digitized by Google

zwecken dient, oder ob nicht doch Rücksichten auf „das nächste Bedürfniß des praktischen Lebens die bestehenden Einrichtungen in einer die allgemeine Bildung schädigenden Weise beeinflußt haben. Indem wir den Normallehrplan der Realschule (Centralbl. 1859 No. 10 S. 582) nach diesem allein maßgebenden Kriterion einer Kritik unterwerfen, werden wir erkennen, welche Gegenstände auszuscheiden oder nach der darauf verwandten Stundenzahl zu beschränken sind; hierbei werden und öfters die Erfahrungen, welche an den von den Gymnasien in denselben Gegenständen erzielten Resultaten reichlich zu Gebote stehen, als Anhalt zur Beurtheilung dienen können, inwieweit auch eine geringere Stundenzahl genügt, um den Anforderungen allgemeiner Bildung in dem betreffenden Gegenstande zu genügen. Die beiden untersten Classen, Sexta und Quinta, werden wir hierbei ganz außer Acht lassen, weil bei ihnen die Identität mit den entsprechenden Gymnasialclassen gestattet, und ihre Vereinigung mit denselben vielfach praktisch durchgeführt ist. Ebenso soll in Bezug auf Religion, Geschichte und Geographie, welche ohnehin mit der auf Gymnasien angesetzten Stundenzahl fast genau übereinstimmen, der Kürze halber jede Bemerkung unterbleiben; die übrigen Gegenstände theilen wir ein in Mathematik und Naturwissenschaften einerseits, und Sprachen andererseits.

Il carnevale del Tedeschi.

„Carneval der Deutschen" — so nannten die Römer das Künstlerfest, welches seit Jahren die Deutschen zur Erinnerung an das heimische Maifest feierten. Auch Festa di Cervaro sagen sie, und damit ist der Ort bezeichnet, nach welchem man das unter Thorwaldsens Beihülfe gegründete Ponte-Molle-Fest verlegt hat, — antike Travertinbrüche, in welche trop der Unterbrechung mancher Jahre heuer bereits die XXXVI. „Olympiade" des Festes eingemeißelt wurde.

Es geht Manchem so, daß er erst sterben muß, ehe man öffentlich über ihn spricht. Auch über dies Fest würde ich schwerlich an solcher Stelle reden, wenn es nicht für uns dahin wäre. So aber war die Bezeichnung „carnevale del tedeschi" bereits in diesem Jahre eine Ironie und wird in Zukunft für das Cervaro-Fest nur ein ererbter historischer Titel sein. Denn während die Deutschen im Innern stark und einig geworden sind, scheinen sie im Ausland, hier in Rom wenigstens, das Zusammenhalten und den Stolz darauf mehr als je verlernt zu haben. Und so haben denn die Italiener wieder einmal geerntet, wo wir gesäet hatten: der Vorstand des deutschen Künstlervereins hat in diesem Jahre den Italienern das Fest mit seinen Erinnerungen und Rechten kühl und officiell abgetreten.

Bereits im vorigen Jahr erklärte der deutsche Künstlerverein auf die Anfrage der „Internazionale", einer meist aus Römern und Spaniern bestehenden jungen Künstlergesellschaft, daß er aus Anlaß des Krieges nicht in der Lage sei, das kostspielige Fest zu unternehmen. Anstatt nun aber die Feier ruhen zu lassen oder das Fest, den Verhältnissen entsprechend, im Stillen zu begehen, hielt man es für ruhmreicher, seinen Glanz aufrecht zu halten dadurch, daß man den Fremden die Initiative abtrat.

Nur durch die Höflichkeit der Italiener blieb diesmal noch das Präsidium in deutschen Händen: die „Internazionale" forderte den Maler Herly aus Benedig auf, dasselbe zu übernehmen und Herr Herly, einer der ältesten Präsidenten des Festes, kam und verstand es, in seinen officiellen Reden die deutsche Sprache neben der italienischen zu Recht bestehen zu lassen. Auch die Artillerie, eine der herkömmlichen komischen Abtheilungen des Festzuges, behielten sich die Deutschen damals ausschließlich vor. — Im heurigen Frühling übernahm bereits die „Internazionale" die Initiative des Festes als ihr zukommend. Und sie hatte richtig sondirt: auf eine Anfrage über die Absichten des deutschen Vereins erklärte dieser, daß er nicht in der Lage sei, an eine officielle Betheiligung zu denken. Die Italiener möchten das Fest nur für sich allein feiern. So war denn auch kaum ein einziges Mitglied des Künstlervereins beim diesjährigen Fest betheiligt, — und so werden die Deutschen von nun an die Zugelassenen sein, wo sie doch Gründer und Herren sein sollten.

Den Italienern wird es Niemand verdenken, wenn sie suchten das Fest, welches in Rom die größeste Popularität gewonnen, ganz an sich zu ziehen. Sie beweisen damit die Lebensfähigkeit und den Reichthum ihrer hauptstädtischen Künstlerschaft. Für sie wird dies Fest zu einer Manifestation, auf die sie sich mit doppeltem Eifer werfen, da sie erst mit dem neuen Regiment das Vereinsrecht gewonnen haben, welches unter den Päpsten nur den Deutschen unter der Garantie ihrer Gesandten zustand. Und schließlich — jeder Italiener zeigt sich gern, zeigt sich doppelt gern seinem erstaunten Volke in glänzendem Costüm und hat Freude daran, seinen Namen am andern Tage womöglich noch in den Zeitungen zu finden.

Aber wie es möglich war, daß die Deutschen ihr Fest so völlig aus den Händen geben konnten, wird man fragen. Da muß man allerdings zunächst zugeben, daß der Entschluß von heute vielleicht nicht mehr ganz von ihrem freien Belieben abhing. Vielmehr ist es zunächst eine alte Eitelkeit, eine langjährig falsche Politik, die sich rächt. Schon lange hatte nämlich das Fest angefangen seinen geschlossenen und streng künstlerischen Charakter mehr und mehr aufzugeben und war stolz in die Reihe der römischen Volksfeste getreten. Statt stets zu beschneiden, hatte man alle zufälligen wilden Schüsse zur Erweiterung benutzt, das Recht der Theilnahme war schon längst bis in's Grenzenlose erweitert, den immer wachsenden Kosten entsprechend. (Die letzte Consequenz zogen allerdings erst heuer die Italiener, wenn sie den Preis der Eintrittsmarken ohne Bedenken an den Straßenecken bekannt machten). Anstatt den Werth auf das eigene und eigenartige Bergnügen unter sich zu legen und allein darauf die Masken zu berechnen, traten die Hauptfiguren, die Erstürmungen und olympischen Spiele bereits mit dem Anspruch einer öffentlichen Schaustellung auf, welcher die Hälfte ohne, die Hälfte gegen Eintrittsgeld beiwohnen konnte. Die Masken, sowie die Leiter des Festes unterwarfen sich damit bereits der Kritik des Publicums, auch jenes großen Theils desselben, welches nicht in die Grotten folgen und somit die Berechnung und witzige Bedeutung mancher Figuren und Aufzüge nicht verstehen konnte. So war es denn natürlich, daß das bloße bedeutungslose Costüm bereits anfing, ein Recht zu gewinnen. — Aber so lange das Papstthum die Deutschen allein privilegirte, so lange also Verwaltung, Erfindung und Kosten des Festes Sache des deutschen Künstlervereins war, so lange war das Fest doch immer noch ein Fest deutscher Sprache, in deutschen Händen, von deutscher Erfindung, von deutschem Charakter, und selbst die deutschen Gesandten rechneten es sich zur Ehre an, zu dem heißen, ruhmreichen Campagnatag geladen zu werden. Und Alles, was von Fremden und nicht deutschen Künstlern theilnahm, war nur zugelassen oder Gast. Das Aeußerliche überwucherte wohl, war aber doch noch nicht zur Hauptsache geworden; denn die witzigen Formen, Chargen, Figuren und Abtheilungen des Festes wie des Zuges hatten noch ihren vollen, wohlbegriffenen deutschen Inhalt. Jetzt aber, wo die Initiative an die Italiener übergegangen ist, sind wohl alle diese Institutionen äußerlich geblieben, aber ihren Inhalt haben die Italiener vergessen mitzuübernehmen. Was ihnen nun überall an Sinn und Witz fehlt, ersetzen sie durch Prunk. Und so machen sie das Fest nur noch für die Zuschauer und für ihre Eitelkeit. Das Costüm herrscht, und lediglich um seiner Kleidsamkeit, Echtheit oder Schönheit willen. Der ganze Festzug ist dazu da, um Abends bei bengalischer Beleuchtung durch das tiatschende Volk über den Corso zu triumphiren. Auch der deutsche Festzug hielt früher draußen bei Tor de' Schiavi, aber nur

Digitized by Google

königlichen Unsinns wegen. Die groteske französische Gensdarmerie hatte die alten Trümmer, in denen Wein und Frühstück warteten, besetzt, die bunte Eierleiterei griff an und wurde in wilder Flucht zurückgeschlagen. Aber jetzt fuhr die Artillerie auf mit ihren elefgezogenen Baumstämmen und Kanonenschlägen — die Clodoches waren Nichts gegen diese Militärcaricaturen — Alles weißer Dampf und Geknall und Geblase und Klatschen des Publicums, und dann flatterte die weiße Fahne drüben, die Gensdarmerie capitulirte, Frühstück und Freiheit waren erobert, Reden des blühendsten Unsinns wurden gehalten, schauderhafte Trompetenchöre bliesen — und man zog weiter. Die Italiener halten auch bei Tor de' Schiavi — aber, um sich photographiren zu lassen. Kurz, das Fest ist für die Zuschauer und Fremden, für die Zeitungen und Recensenten, die denn auch nach echt romanischer Sitte, wie bei den Ballberichten im Winter, nicht verfehlen, die elegante Garderobe oder die glänzenden Turnüre des Mr. X. oder Signor Y. am andern Tag hervorzuheben.

Dieser Weg, der des Fest über seinen Zweck und seine Grenzen hinausführte, war allerdings, wie schon gesagt, bereits von deutscher Seite betreten. Da brachte das vorige Jahr die Gelegenheit, dasselbe auf sein bescheidenes Maß, aber somit auch auf seinen intimeren Charakter zurückzuführen. Statt dessen fand es der damalige Präsident des deutschen Künstlervereins für gut, ohne weitere Besprechung mit Anderen den Italienern die Initiative des Festes abzutreten; und damit war der entscheidende Fehler gemacht, welcher den Teutschen das Fest völlig aus den Händen wand.

Und doch wäre das Verlorene in diesem Jahre wiederzugewinnen gewesen, hinge nicht der Versall des Festes überall mit dem — Versall des deutschen Künstlervereins zusammen. Dieser Verein zählt in ganz Deutschland Mitglieder, zahllose Fremde suchen ihn auf, er ist von Preußen subventionirt, — kurz er ist öffentlich genug, um ein öffentliches Wort über ihn sagen zu dürfen. Ich will gerne glauben, daß die einzeremerten Herren, die da statutenmäßig am Ruder sind, unmöglich gegen ihre italienischen Collegen so unhöflich sein konnten, ihnen die Bitte um Ueberlassung des Festes abzuschlagen, — ich bedauere nur, daß sie am Ruder sind, wo es galt deutsche ehrenvolle Erinnerungen zu wahren, ich bedauere nur, daß sie da am Ruder sind, wo es gilt einen zeitgemäßen, lebensfrischen, anregenden Mittelpunkt zu bieten, in erster Linie für die deutschen Künstler und die Interessen ihrer Kunst, und wenn man will in zweiter Linie für ihre eigenen und befreundeten Familien. Aber dieselben Herren, denen bei der Cervaro-Frage eine bunte Schaustellung, ausgeführt von Italienern ꝛc, lieber war als ein Zurückgreifen zu den früheren intimeren Festen, dieselben Herren die für solchen Fall, wie stets im Verein, die Erfolge der jüngeren Kräfte fürchteten und die eigene Unzulänglichkeit begriffen, — dieselben Herren sind es auch, die mit anerkennungswerther Consequenz aus dem deutschen Künstlerverein einen Fremdenverein zu machen bestrebt sind. Ein Fremdenverein aber ist hier dasselbe wie ein Bilderverkäuferverein. „Der junge Künstler, der sonst keine Gelegenheit dazu hat, soll hier die reichen und vornehmen Reisenden kennen lernen können, aus denen er sich Käufer erziehen kann", sagte man mir eines Tages, als ich gegen diese Tendenz des Vereins sprach. Jawohl. Und Andere, welche diese Bekanntschaften schon haben, bedürfen eines Locals, wohin sie dieselben führen können; wer Verpflichtungen hat, kann ihrer auf diesem Wege ledig werden, wer Gesellschaften geben sollte, macht sie hier billig ab, wer sein Geschäft noch nicht zum Abschluß gebracht hat, dem glückt's hier vielleicht bei Wein und Tanz. Kurz für beide Arten, für die Künstler, welche das Protectorat der Lohndiener, die doch für die Fremden den Willen haben, noch nicht bezahlen können, und für diejenigen, die bereits dadurch reich wurden, — für beide Arten ist ein Verein mit einer vorwiegenden Fremdentendenz unerträglich. Für jeden Andern aber ist er unerträglich. Das giebt zuerst Entrüstungen, Reformanträge, Generalversammlungen und dann schließlich Austritte über Austritte. So war es denn auch in diesem Jahr; und als das Fest herankam, hatten die jüngeren frischen Kräfte längst dem Verein den Rücken gekehrt und jene Herren, die vermöge ihres Bleibens in Rom und vermöge des statutenmäßigen Präsidiums eines „älteren hier ansässigen Künstlers" eine angenehme Domäne an dem Verein haben, diese Herren saßen mit ihren Fremden allein, nicht im Stande für das Fest etwas zu thun.

Als ich nach Rom ging, warnte man mich in Weimar und München: „Gehen Sie nicht in den Verein." — Warum nicht? — „Ja, der ist nur da, um den Touristen was vorzumachen." — Umgekehrt rathe ich Ihnen, falls Sie jetzt nach Rom kommen sollten: Gehen Sie in den Verein und überzeugen Sie sich von den Folgen, die das gehabt hat. Hier, wo den ganzen Nachmittag, bis spät nach Mitternacht lustige Gesellschaften beisammen saßen, wo jeder, der kam, binnen Kurzem den Tisch fand, zu dem er paßte, — in diese weiten Räume treten Sie jetzt und fragen laut „guten Abend" — kein Mensch antwortet Ihnen, denn es ist keiner da, als der schlafende Kellner und vier Billthspieler, die Sie wegen der frechen Störung verwundert anschauen und denken: aha, das ist auch wieder so Einer, den wir bald wieder hinausbürgern müssen. Sie treten in's Lesezimmer: zwei ganz verlegen gewordene Fremde, denen es ebenso gegangen ist, grüßen Sie stumm und fragend — oder besehen die Porträts an den Wänden, weil sie nicht wissen, was sie anfangen sollen; höchstens im Billardzimmer spielen zwei Herren „Actionäre" eine Fuchspartie, damit sich das von ihnen befürwortete neue Löcherbillard nur rentire — — Das ist heute der deutsche Kunstverein hinter der sagenreichen Fontana Trevi, der allerdings das Cervaro-Fest — nicht feiern konnte.

Rom, Mitte Mai.

Gustav Floerke.

Literatur und Kunst.

Volkspoesie.

Von **Klaus Groth.**

Trotz der Liebe und Verehrung, welche die Mundart in der Heimath genoß, die sie immer genießt, wenn das Volk nicht verbildet ist, — denn sie ist die Sprache, die bei der Wiege und den Kinderspielen erklungen, — trotzdem sie auch hin und wieder zuschriftlichem Gebrauch, auch für die Kunst, die Poesie verwandt wurde, lag sie im Bann. Sie lag im stärksten Bann, in dem des Vorurtheils. Der unfehlbarste aller Päpste hatte ihr Urtheil gesprochen: die Unvollkommenheit; sie galt für gemein. Ihr fehlte die rechte Reinigkeit und Dignität der Buchsprache. Die Eitelkeit der Halbgebildeten, d. h. der Mehrzahl, betet nur zu gerne nach: ich danke dir, Herr, daß ich nicht spreche wie dieser Bauern einer oder dieser Schuhflicker! Und von diesem Vorurtheile waren auch die besten mit nichten frei. Trotz all seiner sartastischen Bemerkungen gegen Buchgelehrte, Stubenhocker und ihre pedantische Sprache, trotz seines eisrichen Wunsches nach Natur, Laune, Frische, Idiotismen: Herder selbst wäre erschrocken, wenn man ihm vorgeschlagen, für die Poesie zur Mundart selbst zu greifen. Nein, er übertrug wohlweislich Simon Dachs „Aennchen von Tharau" aus dem Plattdeutschen in seine Art von Buchsprache. Und wie Goethe über die Mundart dachte, das werden wir sogleich des Näheren sehen.

Nein, die rechte Reinigkeit und Dignität der deutschen Sprache blieb doch das Ziel für die deutsche Schriftsprache, mochte man noch so sehr auf Opitz und Gottsched und all die Sprachmeister zwischen ihnen schelten. Man verfolgte die Provinzialismen fast noch eifriger als die Fremdwörter, und vergaß dabei, daß jedes deutsche Wort zuletzt dem Volksmunde entsprungen und in irgend einer Provinz entstanden sein muß. Denn woher sollt' es sonst kommen? Es

Digitized by Google

war die stumme unbesehens angenommene Voraussetzung, daß ein gewisser Kreis von Wörtern vornehm sei, und man fragte niemals gründlich, welche denn und warum? Hätte man gefragt, so hätte die Antwort gelautet: die vornehmen sind die blassen, allgemein gebrauchten, d. h. die gemeinen.

Von Luther, auf den man sich für den Kern der neudeutschen Sprachuebersetzung beruft, stammt dieses Vorurtheil nicht. Er hatte laut genug gesagt: „Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wenn man soll deutsch reden, wie die Esel thun, sondern muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte fragen und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen, so verstehen sie es und merken, daß man will deutsch zu ihnen reden."

Aber das hatte deutsche Schulweisheit und grammatische Spitzfindigkeit längst wieder vergessen. Und so lag die Mundart, d. h. die deutsche Sprache wie das Volk sie spricht, nun im Bann der Verachtung, und es mußte wieder ein Genius kommen, sie aus diesem Bann zu lösen. Dieser erschien in einem der kindlichsten Gemüther, die je die Feder angesetzt, als ob damit auch das andere Luther'sche (Bibel) Wort wahr werden sollte: „Aud dem Munde der Kinder solit ihr Weisheit hören". J. P. Hebels „Allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten" wurden mit dem Anfange unsers Jahrthunderts veröffentlicht. Herder hat sich nicht mehr über sie ausgesprochen, obgleich in ihnen seine Forderungen an die Sprache erfüllt waren. Goethe schrieb nach der zweiten Auflage 1804 über den Dichter: „Der Verfasser dieser Gedichte ist im Begriff, sich einen eignen Platz auf dem Parnaß zu erwerben." Das Lob, in dem er sich dann in einer mehrseitigen Recension ergeht, klingt etwas herablassend und nicht viel wärmer, als das über den hausbackenen Fleischermeister Grübel oder über Joh. Heinr. Vossens Kartoffellied. Vielleicht ist er nur vorsichtig einer neuen Erscheinung gegenüber, deren weittragende Leuchtkraft damals Niemand erkannte. Denn er trifft sonst den Kern der Sache, wenn er kühl berichtet: „Jahres- und Tageszeiten gelingen dem Verfasser besonders. Hier kommt ihm zu Gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich anzueignen und wiederzugeben."

Dies Alles, setzen wir hinzu, weil es nicht blos von ihm mit eignen Augen geschaut und mit eignen Sinnen empfunden, sondern von seinem ganzen Volksstamme durch die Jahrhunderte hindurch, mit diesen eignen Worten wie aus dessen eignem Herzen und Munde, in derselben Freude am Dasein, an der Heimat, mit derselben Unschuld und Heiterkeit. Er war der Erste, der da bemerkte, daß das Volk den Schatz seiner Empfindungen und Anschauungen am besten selbst ausgeprägt hatte in seiner Muudart, in seines Stammes Sprache. Er hatte Demuth genug, zu erkennen, daß die Volksprache nicht die Reste einer verkümmerten Bildung darstelle, sondern das gesunde Leben des Volkes, er sah nicht mit Hochmuth herab auf das Volk, um es mit seiner Weisheit zu erziehen, sondern beschieden heraus aus dem Volke, in dem er mit freundlicher Seele mitten-innen stand.

Kein Wunder, wenn er an den Zuständen nicht blos das Sichtbare, nein das Hörbare, Riechbare, Greifbare und selbst die daraus entspringende Empfindung wieder zu geben vermag, denn er sieht mit den Augen des Volks, empfindet mit seinen Sinnen. Er sieht den Mond, nicht Luna Diana oder andere derzleichen Nebenmonde oder Sonnen. Sein Blick ist ungetrübt, sein Herz so rein, daß er dicht an der Realität den Staub und Schmutz nicht bemerkt, nicht den Dünger, der den Haber für sein Mus so üppig macht, nur ein ganz klein „Fliegeschißli" am Barometer, nicht die rauhe Arbeit des Landmannes, das irdische Streben um Erwerb, aber wohl die schöne Ruhe und den zufriedenen Sinn nach gethaner Pflicht.

So löste Hebel die Mundart aus dem Bann. Er wurde der Prophet der Schönheit der Stammsprachen Deutschlands.

Goethe war, wie gesagt, nicht frei von dem Vorurtheil, das seit Opitz unserer Buchsprache so vielen Schaden gethan. Er flüchtete sich in der Beurtheilung Hebels hinter einen selbstgemachten Begriff, den der „Volkspoesie". Hebels Gedichte gehörten nach ihm in diese Kategorie. Er wacht mit einiger vornehmer Aengstlichkeit darüber, daß er nicht diese Grenzen verlägt. Wenn er (Hebel) es nun gethan hätte? Und ob wohl Robert Burns in diesen Grenzen geblieben?

Was ist Volkspoesie? Man frage, um es sich klar zu machen, etwa was Volksmalerei bedeute? Scenen aus dem Volksleben vielleicht? Wenn schön, sind sie so gut für den Höchstgebildeten wie für jeden Andern. An Hebel haben sich die höchsten Geister erquickt, Goethe nicht ausgenommen. Und wenn eine Poesie den Namen Volkspoesie verdienen soll, so muß sie neben den Höchstgebildeten noch die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse und den gemeinen Mann auf dem Markte erquicken, zu erheben. Thun sie dies denn in der Sprache, die dazu die passendste ist!

Das neueste Drama von Alexander Dumas dem Jüngeren.

„La princesse Georges", pièce en trois actes par Alexandre Dumas fils.*)

Deutsche Uebersetzung „Prinzessin Georgens" von Eduard Maunier.**)

I.

Die neueste dramatische Schilderung des jüngeren Dumas hat wie die früheren Werke dieses ungewöhnlich begabten Schriftstellers zunächst in Paris und dann auch im Auslande Sensation erregt. Thörichte Freunde und thörichte Gegner, enthusiastische Lobredner und böse Zungen haben gleichermaßen dafür gesorgt, daß von dieser „Prinzessin Georges" wie von einem großen literarischen Ereigniß wochenlang gesprochen wurde. Offen gestanden, begreife ich gerade diesem Drama gegenüber die Erregung nicht vollkommen, begreife weder das extreme Lob noch den extremen Tadel. Ich halte „Prinzessin Georges" für eine der weniger bedeutenden dramatischen Arbeiten Dumas'; aus diesem Grunde hauptsächlich, und nicht blos aus moralischen Bedenken, gehöre ich zu den Gegnern des Stückes. Wenn ich einige Einzelheiten dieses Dramas geradezu unerträglich finde, so kommt dies daher, daß diese anstößigen Einzelheiten auf dem grauen Grunde einer tödlichen Langweile doppelt anstößig wirken, daß sie weder durch den Geist beschönigt noch durch die wahre Leidenschaft gerechtfertigt werden. Nicht daß Dumas wiederum eine Ehebruchsgeschichte dramatisch bearbeitet, mache ich ihm zum Vorwurf. Die Ehebruchsgeschichten sind eben so alt wie der Ehebruch, sie beginnen mit der Schöpfung, oder wenigstens bald darauf, und werden vermuthlich mit dem Ende der Welt aufhören; wenn die mosaische Schöpfungsgeschichte anstatt eines Menschenpaares drei Menschen uns vorführte, so würde vermuthlich schon im ersten Capitel der Genesis von diesem Conflicte die Rede sein; daß eine der talentvollen Dichtungen des Alterthums, nämlich Homers Ilias, auf dem Ehebruch beruht, darf ich wohl als ziemlich bekannt voraussetzen. Was mir aber in der That rügenswerth erscheint, ist: daß uns Dumas eine sehr uninteressante, blos widerwärtige Geschichte erzählt.

Prinzessin Georges ist seit einem Jahre mit dem Prinzen von Birac vermählt. Severine, wie sie eigentlich heißt — wegen ihres innigen Verkehrs mit dem Prinzen, und wegen ihrer wahren Zuneigung zu demselben wird sie von ihren Bekannten und Freunden scherzhaft bei dem Vornamen ihres Mannes, Prinzessin Georg genannt — ist eine in jeder Beziehung hochachtbare, vorzügliche Frau. Sie liebt ihren Gatten leidenschaftlich und wahr. Außer

*) Paris. 1872. Michel Lévy frères. Berlin, Schneider'sche Buchhandlung Unter den Linden.

**) Wien. 1872. L. Rosner.

Digitized by Google

diesen Herzenseigenschaften besitzt sie noch sehr erhebliche gesellschaftliche Vorzüge: sie ist geistreich, schön, jung und reich; sie ist zwanzig Jahre alt und hat ihrem Manne eine Mitgift von vier Millionen gebracht. Seit einem Jahre ist sie verheirathet. Und schon nach diesem einen Jahre der Ehe erlangt sie die Gewißheit, daß ihr Mann sie täuscht. Durch einen anonymen Brief ist sie gewarnt worden; sie hat die Warnung beachtet und nun festgestellt, daß ihr Mann mit einer ihrer Freundinnen, Sylvanie Gräfin von Terremonde, eine Nacht in einem Hoteizimmer in Rouen zugebracht hat. Die Prinzessin stellt ihren Gatten sofort zur Rede. Er giebt die Thatsache zu, aber er bestreitet die Nichtigkeit der Vermuthung über den Charakter dieser geheimen Zusammenkunft. Der Prinz versichert, daß es nicht ein erstes Liebesrendezvous gewesen sei, welches er erbeten, sondern eine letzte Zusammenkunft, welche sie gefordert habe. Severine vertraut der Wahrheit dieser Worte, und völlig versöhnt scheiden die Gatten. Als sie aber wieder allein ist, steigen ihr doch Bedenken auf: „Wenn es sich um eine einfache Erklärung handelte, um einen Bruch, weshalb dann die Nacht? weshalb dasselbe Zimmer? Ach, ich bin feig und unglücklich!“ Mit diesem Ausruf schließt der erste Act.

Der zweite Act führt uns in die Pariser Gesellschaft ein, welche Alexander Dumas ganz genau kennt und besser als irgend einer seiner dramatischen Nebenbuhler zu schildern weiß. Die erste Scene ist eine Salonecauserie — ich muß die französischen Worte beibehalten — vollendeter Art. Die Ueberlegung, über welche ich später eingehender sprechen will, ist allerdings auch nicht entfernt im Stande, den eigenthümlichen Reiz des Originals wiederzugeben. Dieser Reiz liegt eben nicht in dem, was gesprochen wird, auch nicht blos in der Form, sondern, ich möchte sagen: schon im Klange der Wörter, in dem specifischen Parfum der französischen Sprache, in der Anwendung gewisser sprachlicher Originalitäten, für welche wir kein Aequivalent haben. Dumas stellt hier einen sehr wirksamen Gegensatz auf. Inmitten dieses frivolen und anmuthigen Geschwätzes verlegt er den Höhepunkt seiner dramatischen Dichtung. Severine erfährt positiv, daß ihr Mann sie belogen hat. Es wird ihr ein Brief zugesteckt, in welchem der Prinz an Sylvanie schreibt, daß er ihrem Mann das erforderliche Geld gegeben habe, um ihn zu veranlassen, sofort abzureisen (über den Charakter der Sylvanie später einige Worte) und daß er, der Prinz, morgen mit ihr die Weite suchen werde. Dieser Brief fällt in Severinens Hände, während der Salon gefüllt ist und sich auch Sylvanie unter den Gästen befindet. Während die Andern schwatzen und tändeln, tritt Severine auf Sylvanie zu und sagt ihr leise: „Empfiehl Dich! Ich sage Dich aus meinem Hause.“ Du bist die Maitresse meines Mannes!“ Sylvanie gehorcht mit Achselzucken; und ohne daß das gesellschaftliche Decorum im mindesten verletzt wird, spielt sich vor den Augen des Zuschauers, welche nebenbei noch durch die anmuthige Lüge der oberflächlichen Umgebung beschäftigt werden, eine höchst ergreifende dramatische Scene ab. Dem Grafen Terremonde, Sylvanies ehrenhaftem und tüchtigem Gatten, der unmittelbar darauf in den Salon tritt, antwortet Severine auf die Frage, wo seine Frau geblieben sei: „ich habe sie aus dem Hause gejagt, weil ich keine Frau dulden will, die sich in meinem Hause mit ihren Geliebten Rendezvous giebt.“ „Meine Frau hat einen Geliebten?“ „Ja wohl.“ „Sein Name?“ „Suchen Sie ihn!“ Damit schließt der zweite Act.

Der Graf stellt sich nun auf die Lauer; er singirt eine Abreise, kehrt heimlich zurück und erwartet im Garten, den Revolver in der Hand, den Räuber seiner Ehre. Severine besitzt vollkommene Kenntniß von alledem; sie weiß, daß ihr Mann zu Sylvanie gehen will, sie weiß, daß er, wenn sie ihn nicht daran verhindert, ein Kind des Todes ist. Sie schwankt einen Augenblick, ob sie das Todesurtheil über den, der ihr Leben vergiftet, ihre Jugend gebrochen, ihre Liebe beschimpft hat, vollstrecken soll. Aber die Liebe siegt: sie hält ihren Mann gewaltsam zurück und erklärt ihm, daß er von einer elenden Buhlerin betrogen werde.“ Hier hat Dumas Veranlassung genommen, die Fernsicht auf eine Versöhnung zu eröffnen. Der Prinz glaubt nämlich, daß er von Sylvanie geliebt wird, während sie thatsächlich nur das Geld des Prinzen liebt. Er versichert, daß er das Weib verabscheuen würde, wenn er erführe, daß noch ein Anderer ihre Gunst besäße. Wäre Sylvanie so schlecht, wie sie von Severinen geschildert wird, so würde er reuigen Herzens zu seiner rechtmäßigen Gattin zurückkehren. Nach meinem Gefühl ist indessen diese Art von Versöhnung schlimmer als die vorausgegangene Beleidigung. Ich kann mir nichts Demüthigenderes denken, nichts Mißhandenderes und Beschimpfenderes für die arme Frau als diese Erklärung des Prinzen, die mit anderen Worten doch nichts Anderes heißt als: „Wenn ich erfahre, daß meine Maitresse gar zu gemein ist, dann bist Du, meine rechtmäßige Gattin, gerade noch gut genug.“ Der Beweis, daß Sylvanie wirklich so nichtswürdig und verwerflich ist, wie Severine behauptet hatte, wird in der That auf der Stelle erbracht. Denn in dem Augenblicke, wo der Prinz, der allen flehentlichen Bitten seiner Frau widersteht, Sylvanie zu Hülfe eilen will, da er sie durch die Wuth eines eifersüchtigen Gatten gefährdet weiß, hört man einen Pistolenschuß. Unmittelbar darauf tritt Graf Terremonde ein und erklärt, daß er den Geliebten seiner Frau zu Boden gestreckt habe. Wenn er „einen“ Geliebten sagte, würde er Recht haben, denn Terremonde hat in der That einen armen harmlosen Burschen getödtet, einen Herrn de Fondette, welcher Sylvanie ebenfalls liebte und mit dem Prinzen die Ehre der geheimen Bevorzugung theilte. Der Prinz hat sich nun Also überzeugt, daß Sylvanie eine gemeine Creatur ist, und es steht ihm auf dem Wege der Rückkehr zur treuen Gattin kein Hinderniß mehr entgegen. Er macht davon auch sofort Gebrauch, und sobald er durch Terremondes Worte die Wahrheit erfahren hat und die Sache überblickt, tritt er gerührt auf seine Frau zu — und der Vorhang fällt.

Dieser Ausgang ist fast einmüthig getadelt worden. Ich finde ihn ebenfalls sehr schwach. Man braucht, um zu diesem Urtheil zu gelangen, sich nicht gerade auf den Standpunkt des Moralpredigers zu stellen, der da gebieterisch verlangt, daß das Laster bestraft und die Tugend gekrönt werde. Im Uebrigen hat aber dieser Standpunkt auch seine Berechtigung. Das Gefühlswidrige kann niemals dramatisch sein, und das Gebot von der dramatischen Gerechtigkeit ist kein leerer Wahn. Das Verlangen nach Vergeltung, nach Sühne und Belohnung, ist keine Caprice des Publicums, keine zopfhafte Tradition, keine Erfindung der ästhetischen Gesetzgeber; es wurzelt tief in der menschlichen Natur, es ist ein wesentlicher Factor im Streben nach dem Guten und im Widerstande gegen das Schlechte, ein erheblicher Theil im Kitte der Weltordnung. Dieser Abschluß verstößt aber gegen das Gefühl. Die blutige Leiche des armen Fondette sühnt des Prinzen Schuld in keiner Weise. Ohne irgend welches Verdienst findet der Prinz das Glück wieder, das sein Verbrechen verscherzt hatte. Wer wird es diesem Menschen glauben, daß er im Stande sei, einer so engelsreinen Frau wie Severine das zu bieten, was zu besitzen sie vollberechtigt wäre? Sie wird nicht geliebt, darüber kann man nicht im Zweifel sein. Findet der Prinz morgen eine andere Maitresse, die ihm gefällt oder die er zu lieben glaubt, so beginnt das Drama von neuem. Und ist diese andere Maitresse fein so abscheuliches Geschöpf wie Sylvanie, so geht Severine zu Grunde. Sylvanie wird voraussichtlich, nachdem sie einige unangenehme Auseinandersetzungen mit ihrem Manne gehabt hat, ihr Geschäft mit ungeschwächten Kräften fortsetzen; denn solche Creaturen wie diese Sylvanie sind der Besserung nicht fähig. So schließt der Dichter mit dem Ende seines Dramas das Stück nicht ab, sondern er eröffnet uns Fernsichten auf ein noch viel trüberes Drama, als er es schon geschrieben hat. Die Schuld wird nicht gezahlt, sondern nur prolongirt. Solche Experimente sind aber auf der Bühne unstatthaft. Die einzige Wirkung, welche man am Schluß des Dramas empfängt und mit heim nimmt, ist die eines unsäglichen Unbehagens; man fühlt sich weder ergriffen noch gehoben, man ist einfach verstimmt.

Dumas hat in der Vorrede zu seinem Stück den Ausgang

Digitized by Google

desselben ausführlich zu vertheidigen gesucht. Die Gründe, welche er für seine Lösung, die keine Lösung ist, angiebt, kommen mir recht brutal vor. Er sagt mit klaren Worten gerade heraus, daß der Prinz nicht untergehen dürfe, damit die gute Prinzessin der Freuden einer späteren Mutterschaft nicht beraubt werde. Auf Seite X heißt es wörtlich: „Ich will, daß sie zeuge. Ich bedarf der Kinder dieser Mutter; ich bedarf ihrer für mein Vaterland und für mein Heil." Dumas übersieht bei dieser effectvollen Phrase, daß die Kinder auch einen Vater haben. Und die Kinder dieser Väter sind es ja gerade, welche dem französischen Vaterlande und dem Heile Alexander Dumas des Jüngeren in den Jahren 1870 und 1871 so schlechte Dienste geleistet haben.

Damit habe ich den schwächsten Punkt der Dumas'schen Dichtung berührt. Meinetwegen braucht dieser „Vater", der Prinz von Birac, auch nicht erschossen zu werden; ich denke dabei nicht an die künftige Generation, sondern an die gegenwärtige: er ist keinen Schuß Pulver werth. Er hintergeht ein musterhaftes Weib, er beliigt und bestiehlt sie, beschimpft und beleidigt sie ohne irgend einen greifbaren Grund; er ist langweilig, uninteressant im höchsten Grade, und die Gewöhnlichkeit dieses Dutzendmenschen inficirt das ganze Stück. Mit Faust, welchen Liebe und Leidenschaft vom geraden Wege abdrängt, kann ich innige Sympathie empfinden, Don Juan, den die Sinnlichkeit zum Verbrecher macht, kann ich begreifen, und deswegen kann er mich interessiren; aber dieser fade Prinz Birac mit seiner langweiligen Lasterhaftigkeit ist geradezu unausstehlich. Wenn mir der Herr in der Gesellschaft begegnet, so bleibe ich nicht stehen, um ihn zu studiren, sondern gehe schnell an ihm vorüber. Es verlohnt nicht der Mühe, dafür Entrée zu bezahlen.

Weit interessanter, aber auch viel ekelhafter ist der Charakter der Sylvanie. Emil Augier hat diese Sorte von Frauenzimmern in dem Schauspiel „Les lionnes pauvres" schon auf die Bühne gebracht. Es sind unterhaltene Dirnen mit allen Gelüsten dieser Creaturen: mit dem Bedürfniß zu glänzen, die schönsten Pferde im Stalle und die theuersten Diamanten am Halse zu haben, Geschütze, welche sich von den Fillen entretenues nur dadurch unterscheiden, daß sie, gewöhnlich mit einem nichts ahnenden Gatten, verheirathet sind. Sie lassen sich einfach bezahlen. Sylvanie treibt den Spaß noch etwas weiter: sie stellt in finanzieller Beziehung ihren Mann auf die Stufe ihres Geliebten; und die Folge davon ist, daß sich der Graf Terremonde ruinirt — ruinirt nicht auf dem allgemeinen Luxusbedürfniß seiner Frau, sondern weil er derselben die Beweise seiner Liebe geben will und diese nur gegen klingende Münze zu erlangen sind. Mir fehlen die rechten Worte, dieses unsanbere Verhältniß zu schildern. Man muß Dumas' eigene Worte citiren.

„Es scheint so", sagt eine gute Freundin über Sylvanie, „daß die Gräfin sich wirklich als eine Göttin des Aequators oder des Pols, was weiß ich, und die Stelle, wo sie ruht, als ein Heiligthum betrachtet. Sie schließt sich ein, und wenn der Hohepriester, ihr Mann, seine Andacht verrichten will, so muß er zunächst eine Opfergabe darbringen." Ich glaube, das ist das Stärkste, was jemals dem Publicum geboten ist. Auffallenderweise hat keiner der Kritiker, deren Besprechungen des Dumas'schen Stücks ich gelesen habe, dieses zarte Blümchen gepflückt. Hier haben wir das Laster in seinem allerinsamsten Ausdruck; dazu kommt noch das Laster in seiner Langweile, und zwischen beide gerätt die Tugend und wird erdrückt. An einem solchen Schanspiele vermag ich keinen Gefallen zu finden und die hübschen Einfälle, welche übrigens ziemlich spärlich gesäet sind, die netten Redewendungen und schlagfertigen Antworten, die mich lächeln machen, entschädigen mich nicht für das Unbehagen und die Langweile, die ich ausstehen muß. Ich glaube nicht, daß das Stück in Deutschland Erfolg haben kann.

II.

Die Uebersetzung von Eduard Mautner wird dem Stücke nicht sehr förderlich sein. Mautner ist ein tüchtiger Schriftsteller, aber er hat sich die Arbeit sehr bequem gemacht. Er hat bisweilen auch seine Stellung als Uebersetzer völlig verkannt: geändert, hinzugesetzt, ausgelassen, wie es ihm gut schien. Ich besitze die erste französische Ausgabe des „Princesse Georges" und kann daher nicht annehmen, daß dem Uebersetzer ein anderer Text vorgelegen habe. Die Vergleichung der Mautner'schen Uebersetzung mit dem Original hat meine frühere Wahrnehmung bestätigt, daß unserer schriftstellerischen Generation das Gefühl der Pietät, welche der Uebersetzer dem Dichter des Originals schuldet, gänzlich abhanden gekommen zu sein scheint.

Gleich in der ersten Scene fehlen in der Rede des Kammermädchens verschiedene Kleinigkeiten. Der Uebersetzer hat nicht das Recht, den Strichen des Regisseurs vorzugreifen. Unwesentliche Auslassungen sind ferner zu rügen in der zweiten Scene des ersten Actes (Rede der Madame de Périgny über den Präfecten), in der ersten Scene des zweiten Actes (die Baronin freut sich, darüber, daß in der Gesellschaft keine Journalisten und bürgerlichen Damen seien), in der ersten Scene des dritten Actes (der Advocat Galanson sagt: „Es giebt nicht viel Beichtstühle, die so gut Bescheid wissen wie mein Consultationszimmer.") Auch später hat Mautner noch mancherlei gestrichen.

Wesentliche Auslassungen sind folgende: Erster Act, erste Scene: das Kammerfräulein berichtet, daß sie dem Prinzen und seiner Geliebten bis in's Hôtel gefolgt sei. „Sie nahmen zwei Zimmer?" fragt Severine. „Nein," antwortet die Zofe, „Zimmer 43." Die letzteren Worte, die gewiß ihre Bedeutung haben, sind nicht übersetzt. Erster Act, zweite Scene: in der Rede der Madame de Périgny fehlen fünf Zeilen von „Bref tu vas rire" . . . bis „qui était moins loin." Severine erklärt in derselben Scene: „Ich werde mich wahrscheinlich tödten." Die Mutter antwortet: „In Deinem Alter und bei Deinem Wohlsein?" Die gesperrt gesetzten Worte fehlen in der Uebersetzung, ich weiß nicht, weshalb. Aus den ferneren Reden der Mutter sind wieder zahlreiche und zum Theil recht charakteristische Sätze gestrichen. Madame de Périgny sagt von ihrem Schwiegersohn, dem Prinzen von Birac, daß sie sich vor der Hochzeit auch ihm erkundigt habe und fährt fort: „Es ließ sich nichts gegen ihn sagen, besonders wenn man bedenkt, in welcher Position er ist . . . . Er war nicht Spieler. Er hatte zwar einige galante Abenteuer gehabt, die ja einen Bestandtheil der Erziehung eines Edelmanns bilden, aber diese immer nur in seiner Gesellschaft." Alles das fehlt. Auf der folgenden Seite (9) des Originals fehlen in derselben Rolle zehn Druckzeilen. Der Advocat sagt in der fünften Scene: „Lassen wir auf die Spitzbübin auf, welche die süßen Speisen verzehren und uns das trockene Brod lassen will." Fehlt bei Mautner. In der ersten Scene des zweiten Actes, in welcher die Damen „unter sich" sind und über alles Mögliche schwatzen, sagt die Baronin: „Ich habe mich am Bein impfen lassen, damit ich ein ausgeschnittenes Kleid tragen kann. Ich habe einen alten Arzt, der mich von Kindesbeinen an kennt; vor dem brauche ich mich nicht zu genieren." Die Frage, ob das eine geschmackvolle Bemerkung und ob sie auf der Bühne statthaft ist, geht den Uebersetzer gar nichts an; er hat zu übersetzen. Gleich darauf fehlen wiederum einige Sätze, und mit diesen geht sogar ein recht witziger Einfall verloren. „Wollen Sie mich vielleicht daran erinnern", sagt eine der Damen, „daß Sie jünger sind als ich?" „Ach", giebt die Baronin zur Antwort, „Sie werden mich ja bald einholen." In Bezug auf Dumas' Charakterisirung der Sylvanie fehlen verschiedene sehr wichtige Sätze. Es würde zu weit führen, dieselben einzeln anzugeben. Einige der besten Scherze, die allerdings nicht leicht zu übersetzen sind, hat der Uebersetzer aus Bequemlichkeit fortgelassen. Aber es fehlen auch Stellen, die auf keinen Fall fehlen durften, die ich als Autor jedem Regisseur zu streichen unbedingt verbieten würde. Der Brief des Prinzen an Sylvanie, welcher die Katastrophe herbeiführt, beginnt mit den Worten: „L'argent est chez lui." „Das Geld ist bei ihm" — nämlich bei Sylvanies Gatten, dem Grafen Terremonde. Terremonde kann nun also abreisen und seine Gläubiger bezahlen

Digitized by Google

mithin ist Sylvanie frei und kann mit dem Prinzen entfliehen. Diesen durchaus nothwendigen Satz hat Mautner gestrichen. Es bekundet dies ein völliges Verkennen der Situation und ein Verkennen des Charakters der Sylvanie, welcher die Gelbangelegenheit keineswegs gleichgültig ist. Erst nachdem sie die schriftliche Versicherung hat, daß der Prinz „es sich etwas kosten lassen wird", wird sie zu Allem bereit sein. Auch im Schlußacte (5. Scene des 3. Actes) hat Mautner einige Stellen unberücksichtigt gelassen, die ich für absolut nothwendig halte. Als der Prinz seiner Geliebten, deren Leben er durch den Grafen Terremende bedroht weiß, zu Hülfe eilen will, ruft Severine aus: „Wohin gehst Du? Verstehst Du denn nicht? Ich sage Dir ja, daß der Tod da lauert." Und der Prinz antwortet: „Und gerade dem Tod will ich entgegen gehen . . . . Verstehst Du denn nicht, daß, wenn sie für Dich stirbt, mir nichts übrig bleibt als für sie zu sterben?" Es ist mir unfaßbar, weshalb Mautner diese Stelle nicht übersetzt hat.

Auch für die Hinzufeugungen fehlt mir die Erklärung. Ich habe mir deren ein Dutzend notirt. Nur einige will ich erwähnen. So sagt z. B. Mautner „mit einem Herzen wie das Ihre singt man entweder wie Cherubin Romanzen unter dem Fenster der Gräfin oder . . ." im Französischen heißt die Stelle: „avec un coeur comme le vôtre, on chante la romance à la comtesse comme Chérubin, ou . . ." Durch die hinzugefetzten Worte „unter dem Fenster" entsteht ein Versehen. Almaviva singt „unter dem Fenster" Rosinens aber nicht Cherubin, der im Zimmer seine Romanze vorträgt. Später sagt der Prinz zu seiner Frau: „Ich danke Dir, Du hast Wort gehalten." Und Severine antwortet bei Mautner: „Und ich halte es noch immer." Dumas läßt Severine, ihrem Charakter ganz entsprechend, die Antwort geben: „Ich halte es immer." Der Unterschied leuchtet ein. Ferner läßt Mautner den Prinzen in der vorletzten Scene auf die Prinzessin „losgehen" — ein scenisches Spiel, welches Alexander Dumas nicht angegeben hat.

Verschiedene kleine Abänderungen will ich nicht hervorheben, die Aufzählung würde wenig reizvoll sein; ich will nur noch zeigen, daß es sich Mautner bisweilen doch gar zu bequem gemacht hat. Dumas läßt die Baronin sagen: „Ich habe nur ein Kind und Alles, was es leisten kann, ist: nicht zu sterben." Mautner überträgt die Leistung des Kindes auf die der Mutter und übersetzt: „Nur mit Mühe kann ich es am Leben erhalten." „cette gaillarde" übersetzt Mautner recht einfach mit „diese . . ." d. h. er übersetzt es einfach gar nicht. Unser gutes Wort „Frauenzimmer" deckt in seiner doppelten, der boshaften und gemüthlichen Bedeutung vollkommen den Begriff des Wortes „gaillarde". Recht einfach sind ferner die Uebersetzungen von „compartiment", bei Mautner deutsch: „Compartiment," „je m'installais", bei Mautner deutsch: „Ich installirte mich" ꝛc.

Uebersetzungsfehler sind nach meinem Erachten folgende: Mautner übersetzt den Titel „Prinzessin Georges", den Mann der Prinzessin nennt er „Fürst Birac." Das Eine oder Andere ist ungehörig. Wenn man „princesse" mit „Prinzessin" übersetzt muß man „prince" mit „Prinz" übersetzen. Dumas läßt Severine sagen: „Nicht nur, daß ich meinen Mann nicht mehr liebe, ich hasse ihn." (Je le hais). Mautner übersetzt: „ich verachte ihn". Die Liebe schlägt zum Haß um, und die Achtung zur Verachtung. In der Auseinandersetzung zwischen dem Prinzen und Severinen sagt der Erstere, um das nächtliche Rendevouz zu erklären: „Sie verlangte diesen letzten Beweis . . ." Severine: „Von Liebe?" Der Prinz: „Von zarter Rücksicht." (déference). Dieses letztere Wort übersetzt Mautner mit „Bevorzugung." (préference). Ich glaube nicht, daß die Prinzessin sehr erbaut sein würde, wenn sie hörte, daß ihr Mann seiner früheren Geliebten noch „Beweise der Bevorzugung" schuldet. Im Französischen ist das Wort „maitre" bekanntlich der Amts- und Würdentitel der Advocaten und Notare. Der Advocat Galanson spricht daher von seinem Collegen als vom „Maître" Lelong. Mautner übersetzt „Meister". Bei uns zu Lande weiß man nichts von juristischen Meistern in der Anrede.

Eine wahrhaft verhängnißvolle Vorliebe hat Mautner für die falsche Uebersetzung der Zahlen: „Deux heures seize" übersetzt er mit „zwei Uhr sechs Minuten," „entre trois et quatre heures" mit „zwischen vier und fünf Uhr," „dans trois jours" mit „in zwei Tagen", „quatre mètres" mit „zwanzig Fuß" ꝛc. Ich sehe den Grund nicht ein.

Einige recht ärgerliche Druckfehler sind in der Uebersetzung stehen geblieben. Der Advocat heißt im ganzen Stücke: Galanson. Aber noch schlimmer ist der folgende: „Ich weiß nicht," sagt Galanson, „ob der Kammerdiener jemals wie Nay Bas Minister der Königin werden wird." Die Grausamkeit eines Setzers hat daraus Folgendes gemacht: „ . . . ob er jemals wie Nag bloß Minister der Königin werden wird." „Bloß Minister." Das genügt dem Setzer noch nicht einmal. Und noch dazu „Minister wie Nag." Wie mögen sich die armen Schauspieler den Kopf zerbrechen, wer Nag ist. Zum Schluß noch ein völlig sinnentstellender Druckfehler. Severine findet den compromittirenden Brief; sie liest ihn und, wie das ganz in der Ordnung und physiologisch richtig ist, richtet sich die Wuth, welche sie erfaßt, nicht auf den Schreiber, sondern auf die Adressatin. „Die Elende!", ruft sie aus, tritt auf Sylvanie zu und sagt: „Fort von hier!" Der Setzer hat daraus „Der Elende!" gemacht. Der Druckfehler wird also ein psychologischer Schnitzer.

Daß die Uebersetzung aus Mautners Feder außer den hier gerügten Ungehörigkeiten und Nachlässigkeiten mancherlei Gutes enthält, versteht sich von selbst; Einiges ist sogar als vorzüglich gelungen zu bezeichnen. Aber ein gewissenhafter Schriftsteller sollte seinen guten Namen nicht unter eine Uebersetzung stellen, welche überall die Spuren der Flüchtigkeit trägt und Verstöße gegen die Genauigkeit enthält wie die, welche ich oben aufgeführt habe.

Paul Lindau.

Moderne Griechen.

Unter dem unten angegebenen Titel*) hat der bekannte Uebersetzer Krylloffs soeben ein neues Buch veröffentlicht, dessen Bedeutung sich aus seiner anspruchslosen Aufschrift schwerlich erkennen läßt. Es ist eine umfassende Darstellung der Russischen Mythologie, soweit sie im heutigen Volksglauben noch lebendig ist, sowie der Sitten und Gebräuche des Bauernlebens, die sich an überirdische Beziehungen anknüpfen. Erläuternd und erforschend treten Uebersetzungen der Volkslieder in den gelehrten Text, und beleben, wie Blumen auf felsigem Boden, die solide Grundlage, die sie stützt.

Die Russische Mythologie hat eine eigene Stellung im modernen Europa. Bis in's neunzehnte Jahrhundert hinein ziemlich gut erhalten, bietet sie dem systematischen Fleiße, mit dem derartige werthvolle Ueberbleibsel heute gesammelt und bearbeitet werden, ein Feld der reichsten und lebendigsten Forschung dar. Was von volksthümlichen Aberglauben heute noch in westlicheren Ländern lebt, ist meistens zu zerstückelt und verblichen, um verständlich zu sein, und muß mit Hülfe alter, geschriebener Quellen mühsam zu einem Ganzen zusammengesetzt und gerenkt werden, ehe man eine Conjectur über Bedeutung und Sinn wagen darf. Der Russische Bauer dagegen, ist zum Vortheil aller Sagenforscher von der Cultur nur mäßig beleckt, und hat sich die Anschauungen seiner Vorjahren soweit intact erhalten, daß das alte Heidenthum in ihm noch ein zusammenhängendes Gefüge hat, dessen Grundplan, Theile und Zweck dem Mann, und dem Gelehrten, der ihn secirt, begreiflich sind. Da er keine Schule besitzt, die ihn mit Physik ernüchtert, und kein Christenthum, das ihm mehr als ein paar ferne erhabene Hoffnungen giebt, so hat der beneidenswerthe Mystik für den Gebrauch des täglichen

*) W. R. S. Ralston, The Songs of the Russian People as illustrative of Slavonic Mythology and Russian Social life. London, 1872.

Digitized by Google

Lebens noch einen ganzen Olymp voll Götter und Göttinnen bereit, die ihn überall umrauschen, umschweben und umgaukeln, und die weite Oede der Natur mit dem lebendigen Gewirr freundlicher und feindlicher Formen erfüllen. Götter des Todes und des Lebens, des Frühlings und des Winters, des Sturmes und Sonnenscheins beherrschen ihm noch heute die wesentlichsten Bedingungen seines Daseins; die Hausgeister umgeben ihn am eigenen Herde gleich traulichen, geflügelten Laren, die scherzhaften Wasserfeen warten auf ihn an der Wiese, wenn er heuen geht, und ein leibhaftiges Gegenstück des Hermes Psychopompos hilft ihm die Seen durchschiffen und Gebirge erklettern, die zwischen dem Grabe und dem Himmelreich liegen. Die ganze Philosophie und Naturgeschichte der Urzeit steckt noch in seinem Kopfe, macht den größeren Theil seines geistigen Lebens aus, und begleicht ihn und den skeptischen Sagensammler, der nicht mehr daran glaubt. Wann werden wir dahin kommen, aus der wissenschaftlichen Erforschung der Natur den gleichen Genuß zu ziehen, wie der fromme Unverstand aus seiner Personificirung von Baum und Busch? Wann werden wir das Schöne, das in der Erkenntniß der Schwere und Atomenschichtung liegt, ebenso sicher als ein Wahres und Wirkliches zu fühlen verstehen, wie der träumende Schäfer am Ural das Sprechen der Dryade, und den Gesang der Nixen im Bach? Wann wird sich Poesie, Glauben und Wissenschaft auch bei uns wieder zu dem Ganzen vereinen, das es bei primitiveren Völkern war und noch heute ist?

Mr. Ralston hat das Verdienst, das Stück wohl praservirter Vorzeit, das er behandelt, auch den Nichtgelehrten verständlich und ehrwürdig gemacht zu haben. Seine Darstellung geht überall auf die Tiefe des ursprünglichen mythologischen Gedankens ein, und entwickelt den Sinn desselben in so klarer und dabei so vorsichtiger vertrauenerweckender Weise, daß wir uns mitten hinein in die Sache versetzt fühlen, und es ganz in der Ordnung finden, auf Wolken zu reiten oder uns mit den Tritonen zu verhalten. Nicht wenig trägt die vortreffliche Uebersetzung der Volkslieder, welche sich auf die Götter beziehen, zu diesem überzeugenden Gesammteindruck des Buches bei. Der Verfasser weiß die träumerische Apathie der russischen „Jesui" ebenso gut nachzuahmen, wie die launenhafte Leidenschaft, die dann und wann plötzlich und scheinbar unveranlaßt mit Donner und Blitz die monotone Stille durchbricht. Hat er in Bezug auf die Auswahl und Erläuterung der Lieder das Verdienst, von den überreichen russischen Quellen einen verständigen Gebrauch gemacht zu haben, so wird er in der poetischen Nachbildung dieser eigenthümlichen Dichtungsgattung wenige Rivalen finden, die es ihm an keuscher und leichter Hand gleichthun. In einer Beziehung giebt er uns zu wenig: Die russische Mythologie ist nur ein Theil der indogermanischen, und die Fäden, welche beide verbinden und vielfach aufgefunden worden sind, hätten wohl öfter und eingehender gezeigt werden können, als es geschieht. Dadurch würde nicht nur das heutige Russenthum, sondern auch das alte Deutsch- und Sachsenthum und die Verbindung beider, noch lebhafter vor den Leser gestellt worden sein.

Abel.

Aus der Hauptstadt.

Zwanglose Gedanken über die Pläne zum Reichstagsbau.

In den Sälen der Berliner Kunstakademie sind hundert und mehrere Entwürfe aufgehangen für den Bau des großen Parlamentshauses deutscher Nation; wahre Gemälde zum Theil, mit einer Sorgfalt gefertigt und ausgeschmückt, daß es Einen jammert zu denken: neunzig und etliche müssen doch preisungekrönt zum Orkus hinabfahren. Ja, mit der ganzen Unbescheidenheit eines Ignoranten muß ich gestehen, beim ersten recht oberflächlichen Durchmustern kam es mich an, als werde vielleicht aus sämmtlichen diesen Berufenen kein einziger als der Auserlesene hervorgehen. So viel Stilarten und Combinationen auch vertreten sind, ein Bild, bei dessen Anblick man stillsteht und rufen möchte: „Der trifft's!" — ein solches Bild ist schwerlich auch dem Kenner entgegengetreten. Sollte das nicht auch in Etwas mit die Schuld des „hohen Hauses" selbst sein, („hohes Haus" ist die beliebte Formel für Redner, welche gerne etwas Ergreifendes sagen möchten, das sie selbst nicht deutlich zu greifen vermögen), die Schuld nicht der einzelnen sterblichen und unsterblichen Mitglieder des dermaligen Reichstags, sondern der eingeborenen Natur und Essenz dieser neuen Schöpfung, deren Geist noch in Wolkenform über den Wassern schwebt? Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, ein äußeres Angesicht, soll heißen: eine Façade für dieses innerlich noch so ungestaltete Wesen zu erdenken. Sehr viele Architekten wollen geradezu eine Kirche bauen: einer hat ein reizend beschauliches Kloster vorgeschlagen, ein dritter einen Tempel Brahmas mit Benutzung des Berliner Schauspielhauses, und ein Letzter will offenbar mit Zugrundelegung der Ruinen von Jerusalem vorwärtsgehen. Daneben sind großartige italienische Landhäuser angeboten, mit luftigen Säulenhallen und Bogengängen, zu denen man — wohlverstanden in nicht wahlfähigen Jahren — lieber mit einer Mandoline und einer seidenen Strickleiter, als mit einer Reichstagsmappe und einem Regenschirm bewehrt, dahin wandeln möchte. Schön anzuschauen ist ein Plan des wiederauferstandenen Heidelberger Schloßhofes, vielleicht entsprungen aus dem Gedanken, jenem vierzehnten Ludwig die Vergeblichkeit seiner destructiven Tendenzen ad oculos zu demonstriren. Weniger ehrgeizig aber vielleicht brauchbarer steht dazwischen mancher breitbehäbige Palast französischer Renaissance, stellenweise zu reich mit Schmuck beladen.

Was am meisten auffällt, ist das Vorherrschen des Thurmbaus. Gewiß die größere Hälfte der Pläne hat einen Thurm, oder auch zwei, vier und unzählige Thürme aufzuweisen. Dachten sie an die monarchische Spitze, oder dachten sie — Gott verzeih' mir die Sünde! — an Babel? Irgendwo in der Schrift heißt es: „das Haus des Herrn soll überragen alle andern Häuser." Dieser Vorschrift zu genügen, begnügten sich — sagt man — die Synagogen, talmudischer Auslegung folgend, eine hohe Stange auf's Dach zu stecken. So buchstäblich einfach haben unsere Architekten sich die Sache nicht gemacht. Doch bleibt den meisten der himmelanstrebende Geist unterwegs stehen und verdickt sich zur Abrundung in eine gedankenschwere Kuppelsorm. Nicht wenige dieser Kuppeln liegen mit bleiernen Sinnen dumpfnachdenklich über dem Dachstuhl, andere wieder ähneln so leibhaftig den plattirten Bratenglocken, daß man sich fragt: ob sie etwa bestimmt seien, den Reichstag in richtiger Temperatur zur erhalten? Aber auch an spitzen und gezackten Zinnen fehlt es nicht, welche in fröhlicher Romantik den auf dem Papier stets blauen Himmel der Zukunft anjauchzen. Von Einem Project haben die Zeichendeuter und Wahrsager Pharaos noch nicht ermitteln können, ob es Ernst oder Scherz. Es stellt ein tropisches Thurmgewächs vor, aus dessen Mitte ein Schößling riesiger Dimension wohl doppelt so hoch als der Straßburger Münster emporschießt, während ringsum eine Zahl von bedeutend minder hohen Thürmen an den Hauptschaft sich eng anschließt. Sollen das die deutschen Fürsten sein, die sich an den Kaiser angst- oder liebevoll anschmiegen? Ich habe mir nicht die Mühe genommen die Thürme zu zählen, denn, weil ich zu keiner Zeit genau die Zahl der jeweilig aus regierenden Häupter gewußt habe, hätte mich die Bemühung doch zu keinem Resultat geführt. Auch blieb nach zutreffender Vergleichung noch immer fraglich, ob gemäß der Absicht des Urhebers jene Gesalbten im Reichstag angebetet oder eingethürmt werden sollen? Wenn der „hohe Reichstag" in Verlegenheit ist, was er mit einer Sache anfangen soll, so ergiebt er sich der süßen Gewohnheit, sie dem Herrn Reichskanzler „zur Erwägung" oder „zur möglichsten Berücksichtigung" zu überweisen. Der Reichs-

Digitized by Google

kanzler lächelt einverstanden, verbeugt sich und tritt ab. Ob der Commission für den Parlamentsbau nicht der Gedanke kommen möchte, schließlich zu diesem columbischen Auskunftsmittel zu greifen und eventuell zur Belebung der Sommerfrische die 103 Pläne nach Barzin zu spediren „zur Erwägung und möglichsten Berücksichtigung?“ Der Fürst, der den Reichstag nicht am wenigsten mit erschaffen, der ihm dann ein vorzüglich gelungenes provisorisches Haus herbeigezaubert hat, wäre am Ende der beste Mann, auch hier aus der Qual der Wahl mit einem kühnen Griff zu erlösen. Ist doch sein Finger auf den Wänden des würdigen Provisoriums in der Leipziger Straße kenntlich genug in allen Sprüchen, die ganz unzweideutig in usum Bismarki aus den Schriften der großen Patrioten so hervorgesucht sind, als hätten sie sich zusammengethan, dem Fürsten ein Stammbuch zu überreichen, oder als hätte der Fürst die Chiffre seines Ingeniums auf's Reichsgeräthe setzen lassen.

Nur Etwas erscheint bedenklich dabei. Das fürstliche Haus soll mit schweren Quadern für die Jahrhunderte gebaut werden; des Kanzlers Grundsatz aber ist: Jedem Tag seine Plage! Darum ist ihm ein provisorisches Haus so gut gelungen, darum auch möchte ihm nicht entsprechen, zu dem definitiven mehr als den Grundriß zu liefern. Das haben die Politiker von den Architekten voraus, daß ihnen die Jahre bauen helfen, wenn sie ohne fertige Pläne an die Arbeit gehen, während die Zeit ihre allzuviel gezeichneten Linien im Fortschreiten verwischt. Mir wollte von Anfang an scheinen, es sei noch zu früh für einen großen wuchtigen bleibenden Parlamentsbau, und nicht ohne höhere Bedeutung und Fingerzeig sei gerade das Gelungene und Befriedigende des provisorischen Reichsobdachs. Ich weiß, das ist ein ketzerischer Gedanke, aber welcher Gedanke, der einer ist, wäre nicht ein wenig ketzerisch? Das Reich, sagt man, das neugeborene, es soll seinen Glauben an sich selbst sofort vor aller Augen bezeugen durch einen Wohnsitz für unabsehbare Geschlechte von Resolutionen; fest wie der Erde Grund stehe die in Erz und Stein verfirnißte Einheit und Verfassung des deutschen Volkes eingemauert da! — Ein Narr, wer an ihrem Bestande zweifeln wollte. Ihre ärgsten Widersacher bäumen und schäumen nur darum so verzweifelt gegen diesen Wall des deutschen Reichsbestandes, weil sie das heimliche Bewußtsein von der Vergeblichkeit ihrer Wuth haben, sie gebaren sich rast- und rathlos wie nach einem Sprüchwort der Teufel in einem Weihwasserkessel, und selbst ein großer Kanzler verdient beschelt zu werden, wenn er seinen frommen Kindlein droht: lasset meinem jungen Geschöpf die Salzsteuer oder es wird aus Mangel an milden Mutterrollenbeiträgen einmal plötzlich verkommen. Nein, das Reich steht fest, und darum braucht es nicht wie ein neugebadener Baron sich gleich am ersten Tage ein altes Ahnenschloß zu bauen.

Wie z. B. wenn man dem Fürsten jetzt die Frage vorlegte, wieviel Sitzplätze im großen Saal anzubringen seien? Ich weiß, was der Fürst antworten wird: nicht Einer mehr als für die 382 des heurigen Vaterlandes, vermehrt durch die 16 Elsaß-Lothringer, welche, wenn wir nicht auf was Geschlechteres verfallen, nach dem an Gerechtigkeit nichts zu wünschen übrig lassenden Beschluß des hohen Hauses in Jahresfrist den Abgeordneten für und zu Haderslebe n (und Sonderburg obendrein!) mit der Zahl 16 multipliciren werden. Der Fürst hat auch darin Recht. Aber wer möchte verbürgen, daß diese unsere Zeit, die sich darin gefällt, die Programme aller Träumer und Schwärmer zu erfüllen, ihn nicht alsbald grausam-liebevoll werde Lügen strafen? Um so besser dann, setze ich aber hinzu, wenn wir nicht mehr als 400 Plätze werden zu vergeben haben haben. Wir setzen dann die Proportion der Militairaushebungen und der Volksvertreter gleichzeitig herab von 1 Procent und 1 Procentmille auf ein und ein Viertheil. Es bleiben für des Reiches Wohl und Weisheit immer noch Soldaten, Redner und Abstimmer genug zurück.

Solches und allerlei noch viel Unerngestehbareres in mich hineinsummend wandelte ich von dem Palast der Kunstakademie unter den Linden zu dem Palast der Volksvertreter in der Leipzigerstraße, und da eben keine Sitzung war, erging ich mich, wie vor fünftausend und etlichen Jahren der Herr, im Garten des Herrenhauses, so man damals nannte ein Paradies, dieweil noch nicht das gemeine Volk gegessen hatte vom Baum der Erkenntniß. Doch fühlte ich mich nimmermehr versucht zu rufen: „Simson wo bist Du?“ Denn ich wußte sehr wohl, Simson war der Stoff ausgegangen für ein Plenum, wie einst seinem Namensvorfahren die Haare zum Bezwingen der Philister. Mühsam sonderte seit Wochen der sorgsame Vorsitzende die Körnlein der Petitionen, damit er einen Tag um den andern bei schmaler Kost den Reichstag aufpäppele bis zu dem Tage, da Laster mit Moltke den großen Kampf um die Zahl der Hungertage durchfechten wird, welche dem Volke in Waffen dürfen auferlegt werden. Denn, sagt der Feldmarschall: ohne Hungertage kein Volk in Waffen, gerade wie der Kanzler sagt: ohne Salzsteuer keine deutsche Einheit! Und da Moltke das Volk in Waffen so glorreich geführt hat wie Bismarck das Volk mit und ohne Waffen, so wagte keine gläubige Seele ihm zu widersprechen, mit Ausnahme des ungläubigen Abgeordneten für Meiningen (würde Herr Delbrück sagen,) von dem sich die Sage erzählt, er habe in der Commission den großen Strategen so siegreich die Nehmlichkeit eines Officiers mit anderen Sterblichen bewiesen, daß der Chef des großen Generalstabs mit seinem Paragraphen gethan, was er mit seiner Armee gewiß nie thun wird, nämlich sich vor einem Amendement zurückgezogen.

Und rings umher im Kreise
Stand still das Regiment!
Der Feldmarschall sprach leise:
Das war ein selig End'!

Noch immer war ich im Garten des Herrenhauses. Auf allen Gipfeln war Ruh und in allen Wipfeln hörte man nicht einen Laut gegen das Schulgesetz. Ich wurde ergriffen von der Fülle der Veränderlichkeit dieser Welt. Hier die Porzellanfabrik, eine gläubige Nacheiferung des künstlichen Industrietreibhauses von Sevres, eines Morgens hinausgeworfen auf die Straße zu Gunsten des freihändlerischen in Versailles beschlossenen deutschen Parlaments, und als dessen Lustgarten annectirt der stille Hain der uckermärkischen Granden, darinnen spazieren geht ein nicht mehr ganz von Zweifeln unangekränkelter Ueberstürzer des Jahres der Gnade 1848. Abendliche Schatten senkten sich nieder auf die Fragen nach den Umrissen der Bäume und nach den Umrissen des künftigen deutschen Reichstags. Kaum ein Lenz ist über ihn dahin gegangen, und schon hat sein Loos die Wechsel des Lebens kennen gelernt. Vor sechs Monden schien es, als sei er bestimmt alle die Einzellandtage tief in den Hintergrund zu drängen und mit der Größe und Pracht seiner Stellung alles zu überstrahlen. Heute ist wohl keiner von uns, der nicht den Preußischen Landtag um die Lorbeeren seines jüngsten Feldzuges beneidete. Ist da nicht eine große Lehre zu schöpfen? Kann eine große gesetzgeberische Versammlung des concreten Staats- und Landesbodens entbehren? Verdammt sie sich nicht zu Unfruchtbarkeit, zum Müßiggang, wenn sie nur den allgemeinen Theil des Nationalstaatsrechts als ihre Domäne besitzt und darum verdammt ist, mehr zu dociren als zu legisferiren? Wird sie nicht jetzt schon zu einer Disputa, in welcher endlose theologische Zänkereien zur Aufführung kommen, weil es ihr nicht gegeben ist, Schul- und Kirchencinrichtungen beim leibhaftigen Schopf zu fassen? Just ein großer Theil besten, worüber sie zu beschließen hat, geht ihr nur pro forma durch die Finger. Einen Vertrag mit dem Ausland, der ihr vorgelegt wird, bespricht sie und registrirt ihn, anderes ist nicht thunlich; und das Kriegsbudget, welches von 110 Millionen Gesammtausgaben deren 90 auffrißt (Marine nicht eingerechnet), ist ein Kräuterchenrührermichnichtan, das nach neuerlich eingerissener Praxis nun auch nur alle drei Jahre einmal berochen werden soll. Das Beste ist noch, daß den Reich das Rechtsgebiet gerettet worden, und selbst davon wollen ihm — wenn auch gewiß vergeblich — eifersüchtige Mittelstaatler noch was

Digitized by Google

vorenthalten. Wollte man einen Parlamentsbau aufführen nach dem Maßstabe der gegenwärtigen Reichsattributionen, so müßte man sich dermalen auf Propyläen beschränken. Aber vielleicht haben dennoch diejenigen Recht, welche sagen: Wem Gott ein vollkommenes Reichsgebäude giebt, dem giebt er auch ein vollkommenes Reich.

Einer der 382.

Notizen.

Die dreitägige Jesuitendebatte gelangte vor Pfingsten glücklich zu Ende, denn es versteht sich, daß der Dienstag, an welchem der Reichskanzler jenen Herren seine Meinung darüber sagte, daß sie unseren Botschafter an die Thüre gesetzt, mitgerechnet werden mußte. Die Clericalen schienen sehr gedrückt. Herrn Windthorst-Meppen war der spaßige Witz ausgegangen. Reichensperger war noch steifer und langweiliger als gewöhnlich und die humoristischen Versuche des Herrn Mooyang erinnerten an die Anekdoten, welche sich die geistlichen Würdenträger in den Seminaren und Refectorien beim dritten Glase Wein erzählen. Der Wein ist in der Regel gut, aber die Geschichten sind immer dieselben, wenn sie auch die ehrerbietige Heiterkeit der anwesenden Curaten und sonstiger Dienstboten, um mit Windthorst zu reden, erwecken mögen. Im Reichstage beschwerte sich Herr v. Malkintredt hinterher, man habe die Vertheidiger der Jesuiten nicht genug zu Worte kommen lassen. Das war aber pure Unbanlbarkeit, denn abgesehen davon, daß jede lange Rede auf den Bänken des Centrums stets für mindestens zwei gelten kann, hat das Haus den Clericalen erschöpfend einen Dienst damit erwiesen, daß es ihre tiefe Verstimmung über die verlorene Partie an hoher und höchster Stelle nicht noch deutlicher und breiter kundgeben ließ. Bismarcks beider Ausdruck, von einer Reise nach Canossa sei keine Rede, war ein genügender Wink, woher sein Hohenlohes Ablehnung in der oberen Wolkenschicht der Wind weht. Besonders ärgerlich für die Ultramontanen war dabei, daß Wagener zwischen ihnen und den Conservativen das Tischtuch zerschnitt. Die Zeiten sind nicht mehr, wo angeblich protestantische Kirchenräthe und Hilfsräthe den Mönchen die Hand beleckten, wo Heinrich Leo lagar in seiner Geschichte von Italien gerade von jener Scene in Canossa, deren Wiederholung Fürst Bismarck sich verbeten hat, sagte: „Man muß überaus roh und geistig untergeordnet sein, wenn man die natürliche Beziehung der Nationalität zu doch anschägt um sich durch sie hindern zu lassen, jubelnd in den Triumph einzustimmen, den zu Canossa ein edler Mann (Gregor VII.!) über einen unwürdigen Schwächling feierte." Herr Professor Leo preist bei jener Gelegenheit den Papst, der durch die Kraft des eigenen Geistes und Willens ein ehrwürdiges Institut aus seiner Entwürdigung zu neuem und früher nie gekanntem Glanze erhob! Als einen Beweis, wie es damals mit der Kirche stand, führt derselbe Gelehrte an, daß die Bischöfe statt des heiligen Oels bei der Taufe und der Firmung Ohrenschmalz gebraucht hätten. Und wegen dieser obendrein auf Rechnung der Geistlichen kommenden Profanation, welche gewiß Niemand schon aus ästhetischen Gründen billigen wird, finden es Leo nicht nur in der Ordnung, sondern jubelt darüber, daß der Kaiser von Deutschland drei Tage vom Morgen bis zum Abend barfuß und nüchtern in bitterer Kälte um des Papstes Gnade gefleht hatte, die ihm erst auf eines Weibes Fürbitte gewährt wurde. Nach solchen früheren Einwerfündnissen der Jesuiten und ihrer Hofleutheber selbst in den Hörsälen der deutschen sogenannten Wissenschaft konnte es nicht Wunder nehmen, wenn sie übermüthig wurden und glaubten, sie könnten das deutsche Reich zu einem Kreuzzuge gegen Italien und für die Wiederherstellung der weltlichen Gewalt des Papstes aufbieten. An heimlicher und offener Unterstützung der Schwarzröcke durch evangelische Zeloten hat es ja auch sonst die Jahre über nicht gefehlt. Aber damit ist es nun hoffentlich vorbei, wenn die Stimmung am entscheidenden Orte sowie der angekündigte Entschluß der Regierung, der Souveränetät des Gesetzes die gebührende Achtung zu verschaffen, das ihrige beitragen werden. Die Conservativen halten es in der Regel nicht lange aus, wenn sie mit allerlei verfänglichen Reichsfeinden zusammen in die Opposition gedrängt werden. Dann machen sie gewöhnlich bei Zeiten Kehrt und lassen ihre Bundesgenossen bei der ersten passenden Gelegenheit im Stich. Das müssen jetzt nun auch die Freunde der Jesuiten erfahren, die sich im Moment der Entscheidung auf das clericale Häuflein und die in solchen Fällen unvermeidlichen Polen redneirt sahen. Die Conservativen im Reichstag ließen ohnehin stets besser mit sich reden als ihre Glaubensverwandten in den Kammern. Die üble Laune des Herrn Windthorst ist denn auch wohl begreiflich. Geringen Trost werden ihm die Schweizer gewähren, die durch die Verwerfung der liberalen Reform ihrer Verfassung einmal wieder gezeigt haben, daß ein guter Theil dieser Spießbürger und Gasthofbesitzer sich besser auf Ausbeutung der schönen Natur und auf lange Rechnungen versteht als auf gesunde Politik. Aber die Schweizer haben an einem gewissen Angstkruge in den neunziger Jahren die Bourbonen nicht retten können, und so werden sie auch, wenn es einmal wirklich in Italien losgehen sollte, den Päpstlichen nicht viel nützen. Mit einer ultramontanen Majorität im Bundesrath und in der Volksvertretung zu Bern hat es ohnehin trotz des augenblicklichen Fiasco der Verfassungsrevision gute Wege. Das auf die Unfehlbarkeit verfessene Episkopat wird sich nach anderer Hülfe umsehen müssen, schließlich aber doch wohl erkennen, daß es mit seiner Herrschaft in der guten Gesellschaft Europas für die gegenwärtige Generation vorbei ist.

Offene Briefe und Antworten.

Gegen Zöllners und E. von Hartmanns Ansichten über das Privatleben der Gelehrten.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Streitbaren Sinnes, wie Sie selbst sind, werden Sie hoffentlich den streitbaren Bemerkungen eines Anderen den Eintritt in Ihr junges Blatt nicht verargen. Es betreffen dieselben den Verfall im Gelehrtenthum, wie er von Zöllner und nach ihm von E. v. Hartmann beleuchtet worden ist. Als ich vor einiger Zeit Zöllners Buch aus der Hand legte, blieb mir die Empfindung zurück, daß ein starkes und reines Bergwasser, welches manchen Schmutz und manches Gerölle fortschwemme, hie und da über seine natürlichen Grenzen hinüberbreche. E. v. Hartmanns Schinßartikel in der „Gegenwart" regte diese Empfindung wieder an, ja steigerte das Unbehagliche derselben. Die dort angestellten Betrachtungen sind für die Männer der Wissenschaft wie für die Laien so niederdrückender Art, daß ich mich tragte, ob ich denn kein Gegengewicht in die andere Wagschale legen lasse. Was ich für den Augenblick fand, hier ist es.

Ich denke nicht daran zu leugnen, daß die Popularisirung der Wissenschaft mit manchem Nachtheil verbunden ist. Aber welcher Nutzen erwächst aus ihr wiederum der Wissenschaft selbst! Die Wissenschaft ist eine, und zwischen ihren sämmtlichen Theilen besteht eine lebhafte Wechselwirkung. Jeder Gelehrte wünscht und erwartet auch aus Gebieten, über die sich seine Herrschaft nicht erstreckt, angeregt und befruchtet zu werden; doch wie wäre solches ohne Gemeinverständlichkeit möglich? Diese wird darum gerade von den Gelehrten am Meisten geschätzt; sie durchdringt nicht nur die Schranken der Wissenschaft, sie durchbricht vor Allem die Schranken zwischen den einzelnen Wissenschaftsgebieten. Die Talente zweiten und dritten Ranges reichen für die Popularisirung nicht aus, die in der Hand bedeutender Männer an Gehalt und Erfolg gewinnt. Wer überhaupt Schöpferkraft besitzt, wird nicht umhin können, sie auch in der populären Darstellung zu bethätigen; unbehindert vom abwärts klebenden Kleinwerk, schwingt er sich hoch empor und entdeckt neue Fernsichten. So lange die Einen in der Absassung populärer Schriften, die Anderen in der Lectüre solcher wirklich sich erfreichen und geistig erweitern, so lange bleibt jede Einrede thöricht und nutzlos: Dies oder ist nicht Alles. Es hat die exoterische Sprache der Wissenschaft auf ihre esoterische Sprache einen äußerst günstigen Einfluß ausgeübt. Vor dem engsten Kreise muß man, wenn auch nicht gemeinverständlich und nicht elegant, zum Mindesten doch verständlich und richtig reden. Zu Deutschland aber giebt es noch bis auf den heutigen Tag Gelehrte, welche diesen Grundsatz durch die That verleugnen. Manche zeigen sich selbst Ernstes der Ansicht zu, die Sprache bestehe zu dem Zweck, die Gedanken zu verbergen; man mag sie noch so oft auf einen unklaren Ausdruck in ihren Schriften aufmerksam machen, sie werden immer die Achseln zucken und uns mit bewundernswerther Unerschrockenheit entgegnen, daß doch der Gedanke klar sei. Mit andern Worten: was man schwarz auf weiß sieht, hat wenig zu bedeuten; seit zwischen den Zeilen, das ist die Hauptsache! In der Brust dieser Leute wohnt kein Erbarmen mit ihren Mitmenschen. Wie viele Stunden, die ruhigem Genuß bestimmt sind, verbittern sie denselben! Wenn sich in dieser Beziehung neuerdings Vieles gebessert hat, so finden wir anderseits gegen früher eine größere Mißachtung der deutschen Grammatik. Nicht nur die Syntax erhält starke Ohrfeigen, nein, sogar die Formenlehre. Es herrscht eine Abneigung gegen den Genitiv, welche wir uns schlechterdings nicht zu erklären vermögen; z. B. ist nach „des Herrn Professor" oder „des Professor L." die Professorenwürde undeclinabel; und ebenso unterziehen sich nur noch Wenige der Mühe, die Appositionen in gleichen Casus mit dem

Digitized by Google

vorausgehenden Hauptwort zu setzen. Doch dies nur beiläufig, um zu zeigen, was sich die Gelehrten gegen die unwürdige Hülle ihrer Gedanken erlauben. Abgesehen von der klaren und richtigen Sprache ist einem rein wissenschaftlichen Vortrag auch einige Anmuth gewiß nicht nachtheilig. Die Grenzen ziehen sich von selbst. Wir verlangen von einem dickleibigen Wörterbuch nicht den graziösen Pas eines literarhistorischen Versuchs, van einer steifen mathematischen Abhandlung nicht die geschmeidige Allbeweglichkeit eines darwinistischen Aufsatzes.

Wir würden uns nach weiter über diesen Gegenstand ergehen; aber man hält uns ein versteinerndes Medusenhaupt vor, man wirft uns das Wart von der „Phrase" entgegen. Mit wie viel Phrasen hat man die unglückselige „Phrase" überschüttet! Und doch kommen wir bis jetzt nie und nirgends ohne Phrasen aus. Wallt ihr jeden Ueberschuß des Wortes über den Gedanken aufheden, dann verabschiedet jedes Gleichniß, vernichtet, neue Ikanaklasten, jeden bildlichen Ausdruck der Sprache, tödtet ihre Sinnlichkeit und sie selbst, ersetzt sie durch ein System starrer Farmeln! Auch in der nüchternsten und abgezogensten Sprache ledt die „Phrase" noch fort. Und, sa sei im Vorbeigehen gefragt, ist es nicht auch ein wenig „Phrase", wenn es heißt: „Denn wo die Phrase sich zeigt, verhüllt die Wahrheit schweigend ihr Haupt und entfernt sich?" Mit mehr Klarheit scheint uns Goethe zu sagen: „Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein." Allerdings wimmelt die Welt von „Phrasen" der schlimmsten Art; doch diejenigen, die in ihren Netzen hängen bleiben, verdienen es nicht besser und es lohnt sich nicht, um ihretwillen die Uebrigen zu alarmiren. In manchem berühmten populären Werke segelt Mancheiner mit angenehmer Brise über manchen Unsinn, ohne ihn zu bemerken, hinweg; aber es ist seine Schuld, der Spiegel ist glatt, das Wasser durchsichtig, er könnte die Ungeheuer erblicken, die auf dem Grunde kauern. Um wie Vieles gefährlicher in dieser Hinsicht ist nicht die schwerfällige und ungeglättete Sprache, von der man einst glaubte, sie gezieme der Würde der Wissenschaft, wie Perrücke und Barett der Würde des Richters. Nein, meine Herren Gelehrten, fürchten Sie sich nicht allzusehr vor der Phrase, — der Teufel ist nicht sa häßlich wie man ihn malt, hätte ich fast gesagt. Die meisten von Ihnen können der „Phrase", der schönklingenden Phrase ohne jede Besorgniß nach beträchtlich näher treten.

Als Ort, wa die Phrase sich am Blühendsten entfalte, wird der Salon mit dem Interdicte belegt. Da wird das Ohr verwöhnt, die Zunge bestachen; wehe der Wissenschaft, wenn ihre Vertreter salanfähig sind! Aber Deutschland ist nach reich genug an weltfremden und weltscheuen Gelehrten und die vallkammen unsalonfähige Grobheit ist in den wissenschaftlichen Kreisen noch nicht ausgestarben. Also heil uns! Ob der Salon für die Gelehrten eine Bildungsschule darstellt ader vielmehr das Gegentheil, auf diese Frage in ihrer Allgemeinheit kann keine Antwort ertheilt werden. Ich versuche nicht darzuthun, welche Vortheile einem Manne der Wissenschaft der Umgang mit fremden und fremdartigen Menschen gewährt, wie dadurch sein Gesichtsfeld vergrößert, wie er dadurch vor mancher wunderlichen Abirrung bewahrt wird. Ich sage Nichts dafür wie ich Nichts dawider hören will, ich sage nur dieses: die Menschen sind grundverschieden. Den Einen entspringen die fruchtbaren Gedanken in der Einsamkeit, in der trauten Umgebung der Studirstube; den andern im Gewühle der Menschen, auf der Straße oder im Gesellschaftssaal. Aber auch die Salons sind grundverschieden und, dem Himmel sei's geklagt, bei uns sind sie zum großen Theil alles Andere eher als anziehend und verführerisch. Ich könnte viele Gelehrte, ebenso wie Ungelehrte, citiren, welche nicht im Geringsten für Salongesellschaften schwärmen. Es bleibe daher Jeder fern ader nehme Theil, wie es ihm beliebt und bekommt. Wenn indessen der Salon in der That solche Gefahren birgt, wie sie ihm zugeschrieben werden, dann däucht es mich glorreich und erhaben, diesen Gefahren zu trotzen. Rechts sehe ich einen Freund in dem Thau allerhalbvollst anerkennender Worte zerfließen, links einen anderen, kräftigeren, einem Comthurkreuz erliegen; ich selbst aber wandele, integer vitae scelerisque purus, reinen Sinnes und reinen Knopflochs, mit gehobenem Haupte über das schlüpfrige Parket. Mit dreifachem Panzer ist mein Herz gegürtet gegen den begeisterten Blick der verblühenden Geheimerathstochter; der süße Hanig jener Dame mit der Carinnafrisur, der mächtigen Beschützerin aller Künste und Wissenschaften, träufelt wirkungslos an mir herab; beim Händedruck Sr. Excellenz durchrieseln mich keine wonnigen Schauer; kühl wie ein Fisch schwimme ich durch die Menge. Wo salche Lorbeeren zu gewinnen sind, das Banner der Flucht ergreifen? Nie!

Doch verlassen wir den Salan; es giebt noch Besseres zu vertheidigen. Der Salon hat seinen fremdländischen Ursprung nach nicht ganz ausgedustet; echt deutsch aber sind in ihrem Wesen die Naturforscher- und die Philologenversammlungen. Man kammt zusammen — ich nehme gleich das Schlimmste an — nicht um wichtige Fragen zu erörtern, und sich wissenschaftlich anzuregen, sondern um zu sehen, wie diejenigen, welche im Geiste hart neben- und gegeneinander stehen, in ihrer Leibhaftigkeit zusammenpassen, ob dieses Zunge sa schlagfertig ist wie seine Feder, ab jener so verdrießlich aussieht wie er sich in seinen Schriften giebt, kurz man kammt zusammen, um zu lachen und zu trinken, um sich nach saueren Wochen frohe Tage zu gönnen. Eine harmlose Freude, nicht wahr? Da ertönt die warnende Stimme eines Bußprebigers: unter den Rosen lauert die Schlange; ihr könntet euch mehr lieben untereinander, denn die Wissenschaft, euer Aller Mutter, die ihr über Alles lieben sollt. Denn bei solcherlei Freundschaft geht die „persönliche Unbefangenheit verlaren, welche zur redlichen und rücksichtslosen Gegnerschaft erfarderlich ist." „Wäre ich denn je im Stande gewesen" jagt Zöllner, „meine im 3. Theil dieser Schrift ausgeführten psychalogischen Untersuchungen vorzunehmen, wenn ich die Liebenswürdigkeit eines Tyndall ader die Eleganz eines Hofmann mir persönlich gegenüber zu erfahren und schätzen gelernt hätte?" Eigenthümlich gesagt: „im Stande gewesen!" Als Mann der Wissenschaft wäre er gewiß noch besser im Stande gewesen, Jemanden psychologesch zu ergründen, dessen persönliche Bekanntschaft er gemacht hätte. Aber als Mann van Gefühl? Nun, der moralische Werth einer Handlung, die überhaupt maralisch ist, würde gewiß noch erhöht durch die Ueberwindung kleinlicher Schwäche. Der Staß-in's-Herz mit abgewendetem Gesicht gefällt uns nicht; wir sind fast mißtrauisch gegen die Berechtigung dessen, was nicht jederzeit und unter jeder Bedingung gethan worden wäre. Uebrigens handelt es sich doch hier nur um einen Ausnahmefall: denn wir hoffen, daß solche Vivisectionen, wie die Tyndalls, nicht auf die Tagesordnung kommen werden. Es mußte ein Exempel statuirt werden und dies ist geschehen; auch Apollo hat nur einen Marsyas geschunden. Die Gelehrtenversammlungen spielen übrigens in dieser Frage eine unwesentliche Rolle; man soll mit denjenigen, die auf dem gleichen Wissenschaftspfade wandeln, nicht in innige und herzliche Beziehung treten; wo und wie dies geschehen könnte, ist doch gleichgültig. Darf man sich aber Einen zum Freunde im Leben wählen, von dem man in der Wissenschaft weit getrennt ist? Es möchte sa scheinen; doch hören wir die Casuistiker. Angenommen, ein Historiker sei mit einem Physiker eng befreundet und er entdecke eines Tages, daß sein Freund eine merkwürdige Thearie über die oscillirende Entwicklung der Menschheit aufgestellt habe, würde nicht auch er vielleicht in eine arge Klemme zwischen Freundschaft und Wissenschaft gerathen? Also Vorsicht! —

Ich muß gestehen, schon auf den ersten Blick erschienen mir diese Forderungen hart und wenig menschlich, ja geradezu jesuitisch. Doch als ich las: „nichtsdestoweniger sall aber das Einkommen des Gelehrten nicht über das zur anständigen Ernährung einer Familie Erfarderliche hinausgehen, und namentlich darf es ihm nicht die Mittel gewähren, ein Haus zu machen und sich als ausgiebigste Gelegenheit zur Kitzelung seiner Eitelkeit einen Salon zu schaffen" — da stieß ich auf verbrannte menschliche Gebeine! In der That besitzen manche Menschen zu wenig und manche zu viel; allein dies ist eine allgemeine sociale Frage. Wenn jedoch Andere ihren Ueberfluß in üppiger und sinnloser Verschwendung aufgehen lassen, sa sollte man doch von dem Gelehrten erwarten, daß er davor durch seinen hahen Beruf am Meisten geschützt werde. Statt dessen stellt man ihn als einen schwachen Knaben dar, dem man nicht zu viel Geld in die Hand geben dürfe, damit er sich nicht mit Näschereien den Magen verderbe. Wird er seinen Reichthum auf die Vermehrung seiner Bibliathek, auf belehrende Reisen, auf kostspielige Untersuchungen verwenden? nein! er wird sich einen Salon gründen, um sich wie das galdene Kalb beräuchern zu lassen. Darum: besser bewahrt, als beklagt! Am unerklärlichsten in abigem Satze ist uns aber das Wort: „Familie." Was soll einem solchen Mustergelehrten die Familie? Ich kenne zwar Gelehrte, deren Arbeiten von ihren Gattinnen die stilistische Feile erhalten, und andere, denen die heranwachsenden Sprößlinge mit Erfalg wissenschaftliche Handlangerdienste leisten. Allein was ließe sich dafür van anderen Gelehrtenfrauen und Gelehrtenkindern erzählen! Das Wagniß ist zu groß. Beeinträchtigen, selbst im günstigen Falle, die Pflichten, welche uns die Familie auferlegt, nicht ganz unverhältnißmäßig unsere wissenschaftliche Arbeit? Die Lebensverfeinerung, welche die Frau den Mann lehren kann, braucht der Gelehrte nicht; er vermeidet ja die Orte der Eitelkeit; für ihn sind nicht einmal abgerissene Knöpfe und widerborstige Hemdenkragen ein triftiger Grund zum Heirathen. Neben solch einem ausgegrabenen deutschen Gelehrten kann höchstens die deutsche Hausfrau von altem Schrot und Korn bestehen, welche ihr Bettleinen selbst spinnt und das vorzüglichste Eingemachte bereitet. Doch befürchte ich, sie ist sehr selten geworden; die meisten unserer heutigen Frauen möchten mit den Brosamen, welche vom Tische der Gelehrsamkeit für sie abfallen,

Digitized by Google

nicht sonderlich zufrieden sein; sie verlangen ein wenig Weltlichkeit, ein wenig Unwissenschaftlichkeit, ein wenig Koketterie, ein wenig von Dem und ein wenig von Jenem und im Ganzen ziemlich viel. Das Beste demnach für die Frauen wie für die Gelehrten selbst würde sein, wenn die letzteren nicht heiratheten. Ja, der Priester der Wissenschaft verpflichte sich zur Ehelosigkeit; die Wissenschaft ist eine Gottheit, welche keine andere neben sich duldet. Jede politische und amtliche Obliegenheit stört die archimedischen Kreise; der Gelehrte von reinem Wasser soll nicht Reichstagsabgeordneter, nicht Geschworener, ja womöglich nicht Docent sein. Die Gesellschaft kann in ihm die Eitelkeit erwecken; der freundschaftliche Verkehr kann ihm die Unbefangenheit des Urtheils trüben, darum Valet dem Einen wie dem Anderen! Nun, so kappt auch das letzte Tau, das euch an die Erde festhält, verzichtet auf die Familie, und frisch auf, mein Luftballon, in den reinen Aether!

Fassen wir zusammen. Es sei zugestanden, daß Gelehrte eitel sind, daß sie sich gegenseitig schmeicheln, daß sie mehr reden und schreiben als sie verantworten können. Ich behaupte ferner noch, daß Nepotismus und Unfehlbarkeitswahn auch in der kühlen Zone der Wissenschaft überwintern und daß über das wissenschaftliche Verdienst und seine Belohnung in Schulen abgestimmt wird, die ad majorem gloriam magistrorum gegründet sind. Die Krankheit also leugne ich nicht; aber ich leugne die Ursache und ich verwerfe das Heilmittel. Die Krankheit ist eine constitutionelle, sie ist nicht durch Ansteckung oder sonst durch äußeren Anlaß erzeugt; hermetische Abschließung hilft Nichts dagegen. Lesen Sie doch, meine Herren, die Sie von der Wirksamkeit Ihres Receptes überzeugt sind, die hübsche Geschichte vom Sohn des Filippo Balducci in Decameron. Glauben Sie denn nicht, daß wenn Sie sich auch die Ohren gegen alle Schmeicheleien verstopfen, doch das gedruckte Wort den Funken der Eitelkeit in Ihnen zur Flamme zu entfachen vermag? Wir bedürfen übrigens solcher Erörterung gar nicht; die Sache ist ja längst entschieden. In frühen Zeiten hatten die Eifrigsten unter den Christen gemeint, daß Geselligkeit, Freundschaft, Familien der reinen Gottesbetrachtung, dem reinen Wandel hinderlich seien; sie waren in die Einöde geflohen und waren Einsiedler geworden. Wir aber haben uns von jedem Mönchsthum losgesagt und kämpfen in der Welt gegen unsere eigenen Schwächen und die Anderer. Läuft etwa bloß der Gelehrtenstand Gefahr, in seinem Urtheil bestochen zu werden? und nicht die ganze Menschheit? Wenden Sie doch also überall das gleiche Mittel an! Kämpfen Sie gegen jeden esprit de corps, suchen Sie alle Verbände und Verbindungen zu lösen, vor Allem das Nationalgefühl zu zerstören. Denn trübt dieses nicht ebenso leicht den Blick, erzeugt es nicht ebenso leicht Vorurtheile, wie die zwischen Fachgenossen abgeschlossene Freundschaft? Jedenfalls gebrauchen Sie den Ausdruck „deutsche Wissenschaft“ mit äußerster Vorsicht!

Zum Schluß sei auch mir eine kleine psychologische Bemerkung gestattet, die sich keineswegs durch besondere Feinheit auszeichnet. Ein zurückgezogenes und gleichförmiges Leben empfehlen Zöllner und v. Hartmann unbewußtermaßen allen Gelehrten deshalb, weil sie selbst für ein solches sich gestimmt und geschaffen fühlen. Ognuno predica per la sua parrocchia. Sie erkennen vollständig die unendliche Mannichfaltigkeit der menschlichen Natur. In allen Menschen sind die einzelnen Bedürfnisse selbst und ihr Verhältniß zu einander ebensowohl wie die Fähigkeiten zu ihrer Befriedigung verschieden. Jeder hat danach zu streben, das Gegebene möglichst in Einklang zu bringen, daß er sich glücklich, wahrhaft glücklich fühle. Der Eine hegt eine einzige ernstliche Neigung, die zur Wissenschaft, und er besitzt die Kraft, ihr ganz Genüge zu thun. Er darf demjenigen keine Vorschriften machen wollen, dessen Neigung getheilt, dessen Kraft geringer ist. Man stelle Kant den Gelehrten als Vorbild hin, aber man erwarte nicht, daß er erreicht werde; man schreibe Hodegetiken, aber man verlange nicht, daß ihnen nachgelebt wurde. Es gibt Weltmänner genug, die sich um die Wissenschaft außerordentliche Verdienste erworben haben; ich bin überzeugt, sie würden Schlechteres, nicht Besseres, geleistet haben, wenn man sie mit ihren Büchern in einen einsamen Thurm gesperrt hätte. Kurz, wir wollen keine äußere Observanz für die Gelehrten; keine Trennung zwischen echten Jüngern der Wissenschaft und unechten; wir wollen die vollständigste Arbeitsfreiheit. Jeder thue ungehindert und ungeschmäht, was er kann und will. Aber der Werth der Früchte, welche er zum großen Ganzen beisteuert, sei auf das Sorgfältigste untersucht. In Uebereinstimmung mit dem Gesagten haben wir durchaus Nichts dagegen einzuwenden, daß Gelehrte sich jeder banausischen — Gottlob daß ich das fashionable Wort endlich habe anbringen können — sich jeder banausischen Berührung entziehen, daß sie sich wie auf Sternwarten isoliren und miteinander blos in telegraphischem Verkehre stehen. Wir glauben nur nicht, daß die Wissenschaft innerhalb der Menschheit gegen deren übrige Bedürfnisse sich so vornehm abzuschließen habe, wie es bei jenen Einzelwesen geschieht. Die Welt verlangt nicht nur Licht, sondern auch Wärme; die Wissenschaft sei nicht ein angestauntes Nordlicht, sondern eine allbelebende Sonne.

Es ist dies ein langer Brief. Aber der Aerger macht weitschweifig. Und ist es nicht ärgerlich, daß uns ewig die schwarzen Punkte beunruhigen? Sonst nur am politischen, nun auch am moralischen und intellectuellen Horizont der Völker. Wahrlich, es giebt einen Idealismus, der dem Pessimismus zum Verwechseln ähnlich sieht. Ich glaube nicht an den bewußten Verfall; tritt er aber wirklich ein, nun so lasse man uns wenigstens mit fröhlichem Sinn verfallen! Denn dieser Verfall wird, trotz der vorgeschlagenen Mittel, doch ziemlich als unabwendbar dargestellt. Die Menschheit stehe jetzt wieder einmal vor einer ihrer dunkeln Perioden; sie altere überhaupt bedenklich. Gut! Doch sagt man Jemandem in's Gesicht, daß er Runzeln bekommt und daß sein Auge trüb wird? oder daß er den Keim des Todes in sich trägt, während er sich noch gesund und kräftig fühlt? Wir wollen uns die Freude an unserer Maienblüthe nicht verkümmern lassen und säße auch der Wurm darin! Meinen Sie nicht auch, mein Herr, der Sie die „Gegenwart“ beherrschen, daß man um der Gegenwart willen schon der Zukunft ein Schnippchen schlagen könne?

Mit größter Hochachtung
der Ihrige
Hugo Schuchardt.

Leipzig, im Mai 72.

Alter Freund im Wupperthal. Ihre Mittheilung, daß „Professor Dr.“ Davis in Elberfeld Vorlesungen über seine wunderbaren Reisen in Africa und wer weiß wo sonst noch halten wolle und in den öffentlichen Blättern warm empfohlen werde, hat mich köstlich amüsirt. Kein Zweifel, es ist derselbe „Professor“ und „Doctor“, der bereits vor einigen Jahren in Elberfeld mit Glanz debütirte und später in Berlin ein Ende mit Schrecken nahm. Herr Davis, den ich stark in Verdacht habe, daß er sich seine Professor- und Doctortitel höchst eigenhändig in Anerkennung seiner verdienstlichen Leistungen verliehen hat, hielt damals „polyglotte“ Vorlesungen — er recitirte Bruchstücke aus den Werken Shakespeares in englischer, Corneilles in französischer, Calderons in spanischer, Goethes in deutscher Sprache. In diesen Sprachen war er allerdings nicht ganz sattelfest; aber die Mundarten Asiens und Africas, die wir nicht controliren konnten, schienen ihm sehr geläufig zu sein. Der Abend, den ich bei einem Freunde mit diesem wunderlichen Professor verbracht habe, bildet eine der heitersten Episoden meines Lebens im Wupperthal. Er fing bei Tische damit an, uns ein Räthsel aufzugeben, das er an den Quellen des Nils oder in Hammerfest — ich weiß das nicht mehr — gehört zu haben behauptete. „Am Morgen auf vieren, am Mittag auf zweien, am Abend auf dreien — was ist das?“ Die Gesellschaft entfärbte sich. „Sollte es wohl der Mensch sein?“ wagte ich schüchtern zu fragen. „Das hat Ihnen Jemand gesagt!“ „Allerdings hat mich mein Freund Oedipus in das Geheimniß eingeweiht.“ „So?!“ Pause. „Was werden Sie uns in deutscher Sprache vortragen?“ fragte ich nach einiger Zeit. „Den Monolog aus dem Faust . . . Haben Sie den Faust schon gelesen?“ . . . Die Gesellschaft entfärbte sich abermals. „Niemals!“ gab ich zur Antwort. „Den sollten Sie aber lesen,“ fuhr der Professor fort, „es sind wirklich hübsche Sachen darin!“ „So?!“ Pause. Nach dem Essen rauchten wir im Atelier meines Freundes. „Wer ist diese Dame?“ fragte unser Professor, der uns eben erzählt hatte, daß er ein Werk über Kunstgeschichte schreiben wolle, und zeigte auf den Gipsabguß einer Statue. „Diese Dame,“ versetzte der liebenswürdige Wirth, „ist die mediceische Venus.“ „Was Sie sagen! Ich wußte ja gar nicht, daß sich diese Statue in Elberfeld befindet!“ Der gute Mann hielt den Gipsabguß für das Original. — — Es vergingen einige Monde. Da brachten plötzlich die Berliner Zeitungen die Mittheilung, daß ein „Professor Davis“ in der Geographischen Gesellschaft über seine Forschungsreisen durch Africa einen Vortrag halten werde. Der berühmte Geograph Kiepert, der, wenn ich nicht irre, sogar dem interessanten Fremdling allen möglichen Vorschub geleistet hatte, wohnte der Vorlesung bei. Es stellte sich heraus, daß dieser Herr Davis die Kühnheit hatte, in dieser Gesellschaft der bedeutendsten Fachgelehrten aus dem allbekannten Vámbéry'schen Reisewerke die interessantesten Erzählungen als eigene Erlebnisse vorzutragen! Das ging unsern Gelehrten denn doch über den Spaß. Herr Davis wurde unterbrochen, interpellirt, er gerieth in Verwirrung und benutzte diese Gemüthsstimmung, um sich schnell zu entfernen. Nun taucht er in Elberfeld wieder auf und wird Ihnen wahrscheinlich wiederum einige Abenteuer aus dem Vámbéry'schen Buche vorlesen. Ein Vortrag aus dem Leben dieses Abenteurers selbst wäre jedenfalls interessanter. — Da haben Sie die Antwort. Ich fürchte nur, daß sie auf diesem Wege etwas zu spät kommt.

H. G. in Leipzig. Der Herr, der sich „Wahrmund“ nennt und in der neuesten Nummer Ihres „Musikalischen Wochenblatts“ mich zum „Ehrenjuden des Deutschen Reichs“ belehren und erheben will, weil ich vor einigen Jahren Wagners Broschüre über „das Judenthum in der Musik“ ziemlich derb kritisirt hatte, ist mir völlig unbekannt. Trage auch kein Verlangen danach, seine Bekanntschaft zu machen, denn es giebt ja Gottlob! amüsantere Leute im Deutschen Reich. Aber gute Verse macht dieser Herr „Wahrmund“, das muß ihm der Neid lassen. Namentlich die folgenden haben mir sehr gefallen:

„Und jedes Blatt des Deutschen Wunderbaumes
Zur Zunge wird, der süßer Sang entquillt.“

Ein mit Zunge belegter Wunderbaum! Kann man sich etwas Poetischeres denken? Vielleicht würde aber trotz dieser Schönheiten Herr „Wahrmund“ wohl daran gethan haben, seinem Namen volle Ehre zu machen und den Mund zu wahren.

P. L.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Karl Frömer** in Freiburg i/Br.

Soeben erschien:

Die Philosophie
des
Grafen von Shaftesbury
nebst
Einleitung und Kritik
über das
Verhältniß der Religion zur Philosophie und der Philosophie zur Wissenschaft.
Von
Dr. **Gideon Spicker.**
Privatdocent a. d. Universität Freiburg.
23 Bogen 8° geheftet 2 Thlr.

Früher erschien:

Fischer, Dr. H. Prof., Chronologischer Ueberblick über die allmähliche Einführung d. Mikroskopie in das Studium d. Mineralogie, Petrographie und Paläontologie. 8°. geh. 10 Sgr.

— —, kritmikroskop. mineralogische Studien. 2 Hefte. 8°. geh. 15 Sgr.

Heger, Dr. A. Prof. Die Sterblichkeit während der Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett. 8°. Geheftet 15 Sgr.

Mayer, Dr. Valentin, das Eigenthum nach den verschiedenen Weltanschauungen. 8°. geh. 15 Sgr.

Schulze, Ernst, Prof., Gothisches Wörterbuch nebst Flexionslehre. 8°. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

28,000 Auflage.

Berliner Wespen.
Illustrirtes humoristisches Wochenblatt.
Redigirt von Julius Stettenheim.
Illustrirt von G. Heil.
Verlag von B. Beigt in Berlin.

Man abonnirt bei allen Postanstalten und Buchhandlungen für den Preis von 15 Sgr. vierteljährlich auf die vom Publikum und von der gesammten Kritik als ein Witzblatt ersten Ranges anerkannten **„Berliner Wespen"**.

Inserate: 7½ Sgr. die Petitzeile durch die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler** in Berlin, Hamburg, Lübeck, Leipzig, Dresden, Breslau, Prag, Wien, Lausanne, Genf, Zürich, St. Gallen, Basel, Stuttgart, München, Nürnberg, Frankfurt a. M., Köln.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Robert Franz.
Von
Franz Liszt.
Elegant geheftet. Preis 10 Sgr.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** Louisenstraße 37.

Demnächst erscheint:

Die Judenverfolgungen in Rumänien
von
H. B. Oppenheim.
Groß 8°. 20 Seiten. Preis 3 Sgr.
Ein erweiterter Separat-Abdruck des in No. 14 der „Gegenwart" erschienenen Aufsatzes.

Früher erschien:

Ein Mahnwort
an
Deutschlands Katholiken
von
Fried. Graf Frankenberg.
Reichstags-Mitglied.
Zweite Auflage.

Ueber die

Truppenärzte im Felde.
Nach eigenen Erlebnissen und Erfahrungen
von
Dr. **Conrad Küster.**
pract. Arzt zu Berlin, Ritter des Kronenordens 4. Cl. m. Schwertern und des eisernen Kreuzes 2. Cl.

4000 Expl. binnen 24 Stunden in Zürich abgesetzt.

In Commissionsverlag der Unterzeichneten ist erschienen:

Die Freiherren von Regensberg.
von Dr. **Fried. Salzer**, Fürsprecher in Zürich.

VII. und letzter Theil:
Die kommunen Freiherren.
13 Bogen. 8°. Preis 17½ Gr.

Inhalt: Das Schloß Arenenberg. — Straßburg. — Kaiser Napoleon III. — Kriegsstimmung in Deutschland. — Der Tonhalleskandal in Zürich. — Republik oder Commune? — Der große Kaufmann. — Der große Fuhrmann. — Reiterdunst und Initiative. — Das Fräulein von Hogeneck. — Die Macht des Revolverts. — Abschied.

Bestellungen nehmen entgegen sämmtliche deutsche Buchhandlungen.
Haller'sche Verlagshandlung in **Bern.**

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Klein, Hermann J., Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung vom Standpunkte der kosmischen Weltanschauung dargestellt.
Zweiter Theil:

Der Fixsternhimmel. Nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen und einer farbigen Spectraltafel. gr. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

Der Oesterreichische Oeconomist
Deutsche Wochenschrift
für
Politik und Volkswirthschaft.
Mit Beiblatt **„der Techniker".**

Der „Oeconomist" erscheint wöchentlich einmal (am Sonnabend) im Umfange von 2 bis 3 Bogen. Pränumeration für den deutschen Post-Verein ganzjährig 6 Thlr., vierteljährlich 1 Thl. 15 Sgr. — Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Diese seit 4 Jahren mit steigendem Erfolge erscheinende Zeitschrift behandelt die politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse Oesterreichs vom Standpunkte unabhängiger Kritik und mit gediegener Fachkenntniß. — Die seit dem laufenden Jahre erscheinende dem „Oeconomist" gratis beigegebene Zeitschrift der **„Techniker"** hat sich bereits allseitig Anerkennung erworben.
Complette Exemplare des I. Quartals sind noch vorräthig und durch die Bureaus der Herren **Haasenstein und Vogler** sowie durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Wien, Mai. Die Administration Neuer Markt 11.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 1. Juni 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die loyolitischen Quellen und ihre Ausleger von Albert Lindner. — Pfingsten 1872 auf der deutsch-französischen Grenze von Karl Braun-Wiesbaden. — Der jüngste Ausbruch des Veitus und der ultramontane Aberglaube von W. Koden. — Literatur und Kunst: „Hammerschläge und Historien" von Johannes Scherr. Besprochen von Paul Lindau. — Aus der Hauptstadt: Concurrenz für das Gebäude des deutschen Reichstages von Bruno Meyer. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die loyolitischen Quellen und ihre Ausleger.

Die Jesuitenfrage ist durch die Debatten des Reichstags abermals eine Tagesfrage geworden. Aber es lohnt nicht mehr, sich auf die Unsittlichkeit und Staatsgefährlichkeit der Lehre Loyolas einzulassen. Es wäre nur das alte Spiel: auf der einen Seite der Beweis, auf der andern das Lächeln frommer Unfehlbarkeit. Nur Eins fragt man sich immer wieder. Wenn sie ein gutes Gewissen haben, warum trägt ihr Organ, die Sprache, nicht den Stempel der Wahrheit? Warum dieses Drehen und Winden des Angegriffenen unter dem Griffe des Gegners? Und wenn der eine Theil einmal zu Athem kommt, daß man eine mannhafte Vertheidigung erwartet, was ist seine Waffe? Gift und Geifer. Vor mir liegt ein Haufe von Schriften pro und contra, bei deren Beschaffung die Auswahl nicht in meinen Händen lag, und ich habe erfahren müssen, daß die Jesuiten im saftigen Schimpfen ihre Gegner weit hinter sich lassen, daß diese letzteren weit mehr Herren der wissenschaftlichen Form und der objectiven Kampfweise sind. Mit dem Eifer und dem Geifer aber kann man begreiflicherweise nichts zu thun haben. Wir wollen sie da aufsuchen, wo sie das kalte Blut und die alte Meisterschaft der dialektischen Rede in Lehre wie in Vertheidigung behaupten.

Man kann, sage ich, den redlichsten Willen haben, an die Ehrlichkeit jesuitischer Ziele, an die Reinheit ihrer Gesinnung zu glauben, nur von Einem wird man sich nie überzeugen können: von der Ehrlichkeit ihrer Rede. Der Gründer hat den Weg in der Sprache seiner Constitutionen gewiesen, und die Jünger setzen ihn in den Schriften fort. Es ist, als sei es ihnen geradezu verboten, schlicht und einfach zu reden, oder die berüchtigte Lehre vom inneren Vorbehalt habe es ihnen zur Gewohnheit gemacht, auch den unverfänglichsten Gedanken in zweideutelnder und doppelsächselnder Form wiederzugeben. Daher kommt es, daß selbst die Katholiken, wo sie den Orden zu vertheidigen genöthigt werden, noch heute nicht im Stande sind, sich von einer Sprache frei zu halten, die jederzeit mit dem nothwendigen Hinterthürchen und Ausfallspförtchen versehen ist, wie neulich ein eclatanter Fall von der „R. A. Z." bei Gelegenheit der Jesuitendebatte registrirt wurde; oder wie der Bischof Ketteler den Versuch machte, der staatsgefährlichen Forderung des Syllabus eine unschuldige Deutung zu geben, wofür er freilich von Rom aus für diesen kirchengefährlichen Versuch eine Maßregelung erntete.

Die Wahrheit ist einfach, warum kann es ihre Sprache nicht sein? Und die Jesuiten dürfen dann noch klagen, daß ihre Gegner ihre Lehre aus Bosheit verkennen oder aus Haß verdrehen? Wer hat denn die Stirn, zu behaupten, daß Männer wie Leopold v. Ranke, Gieseler, Bluntschli, Michelis, und wie sie alle heißen, mit der offenbar boshaften Absicht an das Studium ihrer Quellen herangegangen seien, nur Zweideutigkeiten in ihnen finden zu wollen? Man müßte sich für seine Beschränktheit und Kurzsichtigkeit selbst ohrfeigen, wenn man sich nicht damit zu trösten hätte, daß es solchen Autoritäten eben auch nicht besser gegangen, daß auch sie in Betreff einzelner Punkte hinterher bekennen mußten: „Ich habe mich allerdings geirrt!" Denn erst dann, wenn der Irrthum ihrer Gegner gelichten ist, bekennen die Jesuiten Farbe, erst dann bedienen sie sich der erwünschten Deutlichkeit, wenn es gilt, dem Gegner den Sinn eines Satzes vorzuconstruiren und Capital aus seinem Widerrufe zu schlagen. Und ist auch das nicht abermals ein meisterlicher Kniff, wie er nur in der Schule Loyolas zu finden ist?

„Entschuldigen Sie, lieber Bruder, Sie haben das Wörtchen „vielleicht" oder „gewissermaßen" oder „im Ganzen" in meinem Satze überhört, ich habe ja meine Behauptung nicht ganz unbedingt hingestellt" u. s. w. Liest man einige Seiten in der Constitution, und denkt ein ehrlicher Mensch: „Jetzt hast du ihn! Das ist doch wenigitens deutlich!" gleich läuft ihm ein verwünschtes Vorbehältchen wie quoad oder quantum id fieri potest oder ein „es sei denn, daß" u. Aehnl. über den Weg. Eine solche Sprache aber nennt der Loyolit die „zarteste Rücksicht der Oberen gegen die Gewissenhaftigkeit der Untergebenen", er nennt das die reinste und schönste Menschlichkeit des Stifters, der dem gepeinigten Schüler die furchtbare Marter des unbedingten Gehorsams damit erleichtern will; ja er nennt es (hört!) — er nennt es „Freisinnigkeit des Statuts, wie keine bürgerliche Verfassung sich solcher rühmen könne." (Riffel Vorw. 43—49) Gott schütze das bürgerliche Gesetzbuch vor solchem Freisinn, der dem Verbrecher in jedem Falle, wenn er die weltliche Strafe doch einmal dulden muß, den Trost eines reinen Gewissens sichert und seine Gedanken auf Daunen, statt auf göttliche Dornen bettet!

Die Jesuiten sagen im Falle der Verkennung fast immer: „Warum reißt ihr diese Lehre aus ihrem Zusammenhang? Ihr Sinn und Geist will erkannt sein aus dem Sinn und Geiste des ganzen Buches, warum geht ihr euch nicht die Mühe, es zu studiren?" — So oft ich das las, frug ich mich: Habe ich denn das Studium des ganzen Testamentes nöthig, vorausgesetzt, daß es mir unbekannt sei, wenn ich den Sinn eines unmittelbaren Gebotes Christi verstehen will? Ich reiße mir eine Stelle heraus, und sie lautet: „Du sollst Vater und Mutter ehren!" „Du sollst deinen Nächsten lieben als Dich selbst!" „Selig sind die Friedfertigen, denn das Himmelreich ist ihnen!" — Ist das unklar? Muß ich erst Evangelisten und Apostel durchfragen, eh' ich's verstehe? Wo ist im göttlichen Evangelium von solchen verzwickten „Fallsetzungen", von solchen

Digitized by Google

„wenn nicht etwa" die Rede? Und wenn ein religiöser Orden eine derartige Glaubenssprache führt, soll ich kein Recht haben, ihm, wenn nicht etwas Anderes, zum mindesten doch stark zu mißtrauen?

Ich will dem Leser einige concrete Fälle dieser jesuitischen Kampf- und Sprechweise nicht vorenthalten, das aber will ich an dieser Stelle noch erst bemerken, daß Niemand geübter als der Jesuit ist, eine Ausleje aus allerhand Schriftstellern zu treffen, wenn es die Lobpreisung seines Ordens gilt. Daß man den Jesuiten auch Gutes nachsagen kann, ist ja wahr. Warum soll Ranke in seiner Geschichte der Päpste nicht an einer einzelnen Stelle ihre Verdienste um die Universitäten in früherer Zeit anerkennen? Daß die katholische Kirche ihnen zu unermeßlichem Danke verpflichtet ist, ist ja wahr, warum soll Professor Michelis im Parergon 14 das nicht gestehen? Praktischen Sinn im Unterricht gab ihnen H. Heine, Gewandtheit in theatralischen Schaustellungen ihrer Schulen gab ihnen Goethe, vielseitigste Wirksamkeit gab ihnen Herder zu. Der Verfasser der Schrift „der Jesuitenorden". Regensb. 1872. Pustet. (mit dem Imprimatur des Vicars versehen!) hat im Anhange eine ganze Menge solcher anerkennenden Zeugnisse zusammengestellt, auch Leibniz, Lessing, Döllinger, Menzel fehlen nicht. Ehrwürdiger Vater, wer heißt Sie denn aber diese einzelnen Stellen aus dem Ganzen herauslösen? Wollen Sie nicht gefälligst Geist und Sinn der Gesammtwerke Lessings, Goethes u. s. w. studiren? Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue einem Andern auch nicht — dies Gebot steht wohl nicht in den Constitutionen? Und somit Tic für Tac, das ist die wahre Fechterichule, wie es bei Shakespeare heißt. Am Ende war Lessing selber ein Jesuit —? das heißt: „wenn nicht etwa" — —

Die übelberufenste Stelle der Constitution ist bekanntlich die im V. Capitel des VI. Theils. Sie hat bereits eine ganze Literatur veranlaßt und ich muß sie ausschreiben. Nachdem im Capitel I des VI. Theils vom unbedingten Gehorsam folgendermaßen die Rede gewesen, omnem sententiam ac judicium nostrum contrarium caeca quadam Obedientia abnegando et id quidem in omnibus, quae a Superiore disponuntur, ubi definiri non possit, aliquod peccati genus incedere, sagt dazu die declaratio: Hujusmodi sunt illae omnes, in quibus nullum *manifestum* est peccatum. Ist dieses manifestum schon nicht meisterlich zweideutig? Noch entschiedener ist die Zweideutigkeit in einer andern Formel der statuarischen Festsetzung, wo es heißt: ubi peccatum non *cernetur*. Aber dieser Stelle gegenüber scheint VI. 5 ja doch geradezu das Gegentheil zu sagen: Visum est nobis . . . nullas constitutiones, declarationes vel ordinem ullum vivendi posse obligationem *ad* peccatum mortale vel veniale inducere, nisi Superior *ea* . . . juberet. Ich sage scheint. Man hat ad mit „zu" übersetzt und unter ea die peccata verstanden. So Reuschin, Jordan und Ranke. Von den Jesuiten belehrt, nahm Ranke in der zweiten Ausgabe seiner Geschichte der Päpste den Irrthum mit dem Seufzer zurück, daß die Constitution sich doch deutlicher ausdrücken sollte." In jener Stelle soll nämlich ad mit „unter" übersetzt und unter ea soll constitutiones, declarationes verstanden werden, so daß der Sinn ist: „Kein Ordensgesetz verpflichtet derart, daß die Uebertretung desselben einer Todo oder läßlichen Sünde schuldig macht, wenn nicht der Obere die darin enthaltene Bestimmung als Stellvertreter Christi kraft des Gehorsams es ausdrücklich gebietet." Oder: „Die Jesuiten sind unter einer Sünde verpflichtet, die vier bekannten Hauptgelübde immer und unter allen Umständen zu erfüllen; was die übrigen Ordensregeln betrifft, so ist deren Beachtung nur dann unter einer Sünde verbindend, wenn der Obere sie dem Einzelnen ausdrücklich gebietet." Da muß man doch wahrhaftig mit unserm Ranke seufzen: Warum führt die Constitution keine schlichtere Sprache? Die Jesuiten haben gut sagen: Warum seid ihr so unwissend, jene Bedeutung des ad nicht zu kennen? Dazu wäre freilich nöthig, daß man die ganze lateinische Literatur der Kirche des Mittelalters studirte, denn diese hat die Bedeutung gemacht, und nachweisbar findet sie sich zuerst in der Regel des heiligen Franz v. Assisi für die Tertiarier; die römische Classicität kennt sie nicht. Weiter sagen die Jesuiten: „Wenn auch die Worte (die oben citirten) unklar waren, so hätte doch doch die Ueberschrift des Capitels quod Constitutiones *peccati* obligationem non inducunt jeden Zweifel benehmen müssen!" — Wenn mich nur Jemand überzeugte, daß diese Ueberschrift von Loyola selbst herrührte! Aber man hat auch schon von anderer Seite den Verdacht ausgesprochen, daß diese Ueberschrift erst später hinzugefügt sei. Denn man vergleiche nur die Geschichte ihres Druckes. Die Constitutionen, ursprünglich spanisch, später, weil die Ausdehnung des Ordens eine Universalsprache nöthig machte, lateinisch übersetzt, wurden zuerst in Antwerpen gedruckt, wobei zwei Patres Wache hielten. Von dieser Ausgabe ist damals kein Blatt in's Publicum gelangt. Unter Cromwell aber geschah es, daß man, als einige Jesuitenpatres verhaftet wurden, in der Wohnung des einen die Constitutionen fand und sie nach Amsterdam zum Druck schickte, wo sie mit dem falschen Druckorte Antwerpen erschienen. Diese Ausgabe kauften die Jesuiten glücklich bis auf das letzte Exemplar auf; haben sie aber je sich einbilden können, daß bei der nicht mehr niederzuwerfenden Allmacht der Erfindung Guttenbergs ihre Bücher der Welt entzogen blieben? In Voraussicht dieses Falles war es nur ein Gebot der Nothwehr, eine Stelle, die sie dem unheilvollsten Mißverständnih aussetzte, durch den Zusatz einer deutlicheren Ueberschrift sicher zu stellen. Nun war die Arbeit auf den Mund geschlagen, und der Text der Regel galt für sie selber ja immer in demjenigen Sinne, der ihnen genehm war. An triumphirenden Hinweisen auf diese Ueberschrift lassen es nun auch die Patres so wenig fehlen, daß sie die Angriffe der Gegner fast mit nichts Anderem zurückweisen, wie bei Buß, Riffel und dem Verfasser des „Jesuitenordens" zu lesen ist. Gerade dies aufdringliche Prahlen mit dieser Ueberschrift mußte den Verdacht erst wecken. —

Eng zusammen mit der obigen Stelle über den Cadaver- oder Bakelgehorsam hängt ein anderer Ausspruch Loyolas, wo es heißt, der Jesuit solle nicht einmal innerlich darüber grübeln, ob das, was der Obere ihm heiße — rectene an secus praecipiatur. Ich wette, daß mein unbefangener Leser über diese Worte stutzt. Zu sagen rectane an injusta — das wäre allzudeutlich, das ging nicht, aber die Adverbialform ist so hübsch dämmerig, daß sich darin so warm sitzen und tuscheln läßt. Denn wenn Dr. Weber so dreist ist, zu übersetzen, „ob Rechtes oder Unrechtes befohlen werde," so wird er vom Pater sofort mit der Bedeutung gemaßregelt, daß der Sinn sei: „ob er in ungehöriger, barscher Weise befehle oder in humanem, brüderlichem, höflichem Tone!" Leser, bekenne dein Fassungsvermögen schwach, deine Sprachkenntniß stümperhaft, denn was wollteſt du dem Pater darauf erwidern? Gnumi ist gegen eine solche Sprache noch träges Blei. Aber Alles in Allem! der Pater erlaubt sich eine kleine Verdrehung, weil es ihm nur darauf ankam, den Dr. Weber abzukanzeln. Denn einmal übersetzt schon sein confrater Buß (p. 364): „ob es mit Recht oder anders geboten werde"; und schließlich läßt der ganze Zusammenhang, auf den sie ja sonst pochen, (tu l'as voulu, Dandin!) keinen andern Sinn zu. „Wenn nicht Jemand, so sagt Loyola in dem in Rede stehenden Briefe de virtute obedientiae, blind und urtheilslos gehorcht: perit celebris illa obedientiae caeca simplicitas, cum apud nos ipsos in quaestionem vocamus, rectene praecipiatur an secus. Ueber den moralischen Werth eines solchen Gehorsams zu reden, ist hier meine Aufgabe nicht, wie ich schon eingangs bemerkte; ich habe es nur mit der sprachlichen Seitenzeren jener ehrwürdigen Väter zu thun.

Und wo liegt schließlich der Grund, daß Loyola und seine Anhänger auf Schritt und Tritt bedacht sind, dem einfachen Sinne einen doppelten Schleier umzuhängen, und daß sie jeden Augenblick, so zu sagen, auf dem Sprunge zu stehen haben? Der Grund ist nicht weit zu suchen. Man lasse Loyola einmal schreiben: „Der Jesuit hat nur zu gehorchen und nichts zu verantworten" — und der leser wird diesen Grund sofort an dem Grauen und Schauder erkennen, den ihm derartige Lehren einflößen.

Diese sprachliche Dehnbarkeit der loyolitischen Quellen, von denen ich die obigen wenigen, aber freilich auch wichtigsten

Digitized by Google

Stellen zum Beleg angezogen habe, hat, wenn man dem frommen Wahnsinn des Mannes aus der Höhle Manresa auch die lauterſten Abſichten und Zwecke zuerkennen will, doch nur eben bei ſeinen Nachfolgern und Bekennern die Zweideutelei zum entſchiedenen Syſtem ausgebildet und um die originale Lehre jene caſuiſtiſche Wolke gelegt, die keinem als dem Gründer ſelbſt den ſchlechteſten Dienſt erwieſen. Fälle wie die angezogenen mitſammt ihren Reſervationsphraſen, jenen quantum fieri potest, nisi forte, si quis, ſowie die äußerſt pfiffigen und kniffigen Gebräuche der oratio obliqua und dem acc. cum inf. ſind es, bei denen die ſpätere caſuiſtiſche Literatur in die Schule gegangen iſt; von da aus datirt jenes moraliſche Elaſticum von den Lehren Escobars und Sanchez an bis auf das abſcheuliche Buch von Gury, das in Deutſchland ſchon ſeine vierte Auflage erlebt hat! Der Jeſuit Tarquini ſagt über die Abhängigkeit aller weltlichen Macht vom Papſt und insbeſondere über Concordate: „Wenn die Päpſte in den Concordaten einige Ausdrücke gebrauchen, welche denſelben den Charakter eines Vertrages zu geben ſcheinen, ſo wollen ſie mit dieſen Ausdrücken nur ſagen, daß ſie die Concordate, ſoweit es ihnen möglich iſt, ebenſo beobachten wollen wie die Verträge.“ Wäre nun dieſes „ſoweit es ihnen möglich iſt“, nicht ſo verwünſcht geſchreibt, man wäre verſucht, es herzlich dumm zu nennen. Denn wen will er mit dieſem Stile noch heute täuſchen?

Einfach iſt die Sprache der Wahrheit, ſie kennt nur Ja oder Nein. Die loyolitiſche Syntax aber weiß von einem Ja und Nein, oder wohl gar von Ja obgleich Nein; das aber iſt die Sprache des ſchlechten Gewiſſens, von der uns Loyola die Grammatik ſchuldig geblieben iſt.

Albert Lindner.

Pfingſten 1872 auf der deutſch-franzöſiſchen Grenze.

Von **Karl Braun-Wiesbaden.**

Ich bin Berlin, wo ich beinahe fünf Jahre wohne, ſehr dankbar für alles Gute und Schöne, das es mir bietet. Und deſſen iſt wahrlich nicht wenig. Aber manchmal ergreift mich eine wahrhaft unüberwindliche Sehnſucht nach dem Weſten. Wenn dieſes Gefühl über mich kommt, ſo iſt es ganz vergeblich, an die Willenskraft und an Vernunftgründe zu appelliren. Vergeblich ſage ich mir: Dieſes Berlin iſt in kürzeſter Friſt aus einem Fiſcherdorf die Hauptſtadt des mächtigſten Reiches unſeres Continents geworden. (Nota bene: Damit will ich Rußland nicht zu nahe treten, denn es iſt ja nicht ganz europäiſch). Dieſe Mark Brandenburg, ein an ſich armes Land, hat ganz Deutſchland vor der Fremdherrſchaft behütet oder davon befreit. Sie hat die deutſche Einheit begründet und das deutſche Reich neu wieder aufgerichtet, nachdem wir Andern, die Sachſen und die Schwaben, die Franken und die Bayern, im alten heiligen römiſchen Reichswirrwarr verbummelt waren. Achtung vor dieſen Spartanern; wir danken ihnen unſer nationales und politiſches Daſein.

Dazwiſchen tönen aber immer wieder die ewig unvergeßlichen Verſe:

„Und an dem Ufer ſteh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend;
Und es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hierher!“

Dieſer Dualismus iſt jedem Deutſchen an- und eingeboren. Wenigſtens dem jetzt lebenden Geſchlechte. Wir haben die Einheit errungen, aber Keiner von uns, und wäre er der entſchiedenſte Unitarier, kann behaupten, daß es nicht irgendwo in ſeines Herzens innerſten Falten einen verborgenen Winkel giebt, in welchem der Particularismus ſeine geheimen Orgien feiert, oder, drücken wir es ſchonender, gemüthlicher, poetiſcher, kurz: deutſcher aus:

„Dem ſtillen Veilchen gleicht,
Das im Verborgenen blühet.“

Ja, mir kommt immer wieder der Gedanke, ob das nicht gerade den Grundzug des deutſchen Weſtens bildet, daß es am Particularismus feſthält, um ſeine Verſöhnung mit dem Nationalismus zu erſtreben, und das Gleichgewicht zwiſchen Centripetal- und Centrifugalkraft herzuſtellen.

Doch wenn ich die rückhaltloſe Wahrheit ſagen ſoll, ſo bin ich in Berlin mit meinen Gedanken ſo weit gar nicht gekommen. Nachdem am Donnerſtage vor Pfingſten die große Jeſuitenſchlacht geſchlagen war, von welcher der Chroniſt noch ſpätere Jahrhunderten melden wird:

„Gott gab,
Dat Keener blau“,

entſchloß ich mich, noch an demſelbigen Abende die Eiſenbahn zwiſchen die Beine zu nehmen und in ſüdweſtlicher Richtung ſo lange drauf los zu fahren, bis ich es müde ſei.

Dies iſt denn auch geſchehen.

Sie wünſchen, daß ich Ihnen meine Fahrten erzähle. Das iſt ſchwer. Abenteuer erlebt unſer Einer nicht. Unter unſer Einer verſtehe ich nämlich einen alten dicken Menſchen, der ſich keine Illuſionen mehr macht und bereits ein wenig an Bohaare leidet, auch den alten Spruch kennt, welcher beſagt, daß gegen letzteres ein Kraut nicht gewachſen ſei. („Tollere nodosam nescit medicina podagram“). Und, in Ermangelung von Abenteuern, lediglich abermals und abermals zu Papier zu bringen, was ſchon hundert Andere zu Papier gebracht haben und was die Sperlinge auf den Dächern pfeifen, das iſt langweilig und der „Gegenwart“ nicht würdig.

Alſo, um es kurz zu ſagen, vom deutſchen Mittelrhein weiß ich Ihnen gar nichts Neues zu melden. Früher machte man von da aus „Stimmungsberichte“, welche man nur ſo lange machen kann, als die Stimmung unklar und verſtimmt iſt. Früher war dort die Stimmung „verſchämt preußiſch.“ Jetzt iſt ſie, ich will nicht ſagen „unverſchämt preußiſch“, aber offen und rückhaltslos preußiſch. Wozu alſo noch „Stimmungsberichte“?

In Mainz beſchwerte man ſich lebhaft darüber, daß kein Menſch im Reichstage daran gedacht habe, dem Domherrn Dr. Moufang heimzuleuchten, weil er behauptete, in Mainz lebe man im tiefſten confeſſionellen Frieden, während nirgends die confeſſionelle Hetzerei ſchlimmer ſei. „Alles“, ſo ſagte man, „ſpitzt ſich hier auf confeſſionelle Gegenſätze zu; ſchon auf den Schulen wirkt man die unwiſſende Jugend für allerlei Congregationen; aber obgleich man alle Qualen des Gewiſſens und der Hölle heraufbeſchwört, fallen die Herren bei den Wahlen, und namentlich bei den Gemeindewahlen, in allen drei Claſſen durch“.

Dann war ich in Deutſch-Lothringen, im Elſaß und in demjenigen Theile von Frankreich, welcher von unſeren deutſchen Truppen occupirt iſt.

Obgleich ich ein Franzöſiſch ſpreche, dem man auf zwanzig Schritte den deutſchen Accent anhört, und auch im Uebrigen mir nicht die Mühe gab, meine deutſche Nationalität zu verleugnen, ſo kann ich doch nicht ſagen, daß ich irgendwie auf „Haß und Verachtung“ geſtoßen wäre.

Allerdings iſt hier, wie bei jeder romaniſchen, oder äußerlich romaniſch-dreſſirten Bevölkerung, etwas mehr formelle Höflichkeit nöthig, als ſie im Allgemeinen der biderbe deutſche „Canadier“ beobachtet, „der noch Europas übertünchte Höflichkeit nicht kennt“. Aber mit ein Bischen „M'sieur“ und „M'dame“ oder „Mſjömdamm“ (d. i. „Messieurs et Mesdames“), mit etwas „plait-il“ und noch etwas mehr „s'il vous plait“, kommt man überall aus. Spricht man die Leute höflich an, dann antworten ſie höflich. Namentlich aber habe ich mich, wenn ich im Wagen auf Entdeckungsreiſen über Land ging, darüber gefreut und gewundert, mit welcher Höflichkeit und Deutlichkeit die Bauern Auskunft über den Weg gaben, und wie ſie ſo ſicher die Entfernungen nach Kilometer taxirten. Das verſtehen ſie offenbar beſſer als wir.

Im Elſaß iſt das Landvolk zwar nicht enthuſiaſtiſch-deutſch, aber reſignirt und beruhigt. Sie erwarten mit Sicherheit eine Verbeſſerung ihrer materiellen Intereſſen. Und das genügt ihnen.

Die ſtädtiſche Bevölkerung war dort 1870 allerdings be-

Digitized by Google

reits weit im Gallisirungsproceß vorgeschritten und die Regermanisirung wird ihr etwas schwer. Denn „Dütsch“ hieß in der Stadt soviel, wie „Uncultur“. Man muß ihnen Zeit lassen und darf ihnen vor Allem nicht schmeicheln. Das übermäßige Bartstreichen wird dort höchlichst mißverstanden.

In Lothringen geht's besser. Das Land ist deutsch. Metz ist vorwiegend französisch. Aber es hat die große Hungerkur durchgemacht; und der Hunger, der Alle trifft, ist wirksamer, als das Bombardement, das nur Einzelne schädigt. Auch hat man Metz nie mit Artikeleten überfüttert wie Straßburg. Vor Allem muß man, um Metz materiell zu annectiren, die Moselbahn Coblenz-Trier-Diedenhofen bauen.

Ich fuhr von Nancy nach Metz mit einem Waggon voll Franzosen und unterhielt mich mit ihnen auf das Freundschaftlichste. Das Wort führte ein alter kleiner Herr mit einer großen Brille. Sein Gesicht steckte in einem blüthenweißen Bart und kurz geschornem Haupthaar; beide Backen und die Nase sahen daraus hervor wie dunkelsäftige Alpenrosen aus dem Schnee. Er las einen jener französischen Romane, welche die Generale schreiben, die, wenn sie das Schwert so kunstgerecht geführt hätten wie die Feder, unfehlbar hätten siegen müssen. In lebhaftem, französisch geführtem Gespräch gelangten wir bis an die deutsche Grenze, nach Novéant, wo zugleich auch der Zoll war. Mein deutscher Reisegefährte war gefällig genug, für die Zollangelegenheiten zu sorgen. Ich war dazu nicht im Stande, weil mich mein Podagra ein wenig zwickte. Während ich nun so da saß, in der Hoffnung, es werde Alles gut gehen, erschien ein deutscher Beamter und schrie in unsern Waggon mit einer schönen sonoren Stimme, welche den Posaunen von Jericho Schach bot:

„Wem gehört denn das Gepäck da oben“.

Das ist mein, sagte ich, und zwar in der That, Podagras halber, in recht bescheidener Tonart.

„Dann geschwind heraus damit, und in das Zollbureau zur Visitation“.

Wird geschehen.

„Ja, worauf warten Sie denn noch, glauben Sie, daß der Zug hier über Nacht bleibt?“

Nein, aber ich weiß, daß er fünfzehn Minuten Aufenthalt hat.

„Ja, aber worauf warten Sie denn?“

Ich warte auf einen Diener, der mir das Gepäck nach dem Zollbureau trägt. Ich selbst bin augenblicklich dazu nicht im Stande.

„Was? Einen Diener? Ha, ha, ha! Glauben Sie, daß wir hier Diener sind, oder Ihnen Diener zur Verfügung stellen? Glauben Sie das wirklich?“

Mein Herr, verirren Sie sich nicht auf ein fremdes Gebiet. Ich weiß, daß das Gesetz mich verpflichtet, hier zu declariren und den Zoll zu bezahlen, auch mein Gepäck visitiren zu lassen. Bin ich säumig, so muß ich bis zum nächsten Zuge warten. Ich weiß aber auch eben so gewiß, daß ich nicht verpflichtet bin, Ihnen zu sagen, was ich glaube, und ob ich Diener besitze.

„Herr, was wollen Sie? Ich bin Reichsbeamter und kenne das Gesetz“.

Herr, was wollen Sie? Ich bin Reichsbürger und kenne auch das Gesetz. Deshalb werden ja die Gesetze bekannt gemacht, daß sie der Bürger so gut kennt wie der Beamte. So antwortete ich.

„Also wollen Sie sich widersetzen?“ schrie er.

Nein, ich werde den Pflichten, welche mir das Gesetz auferlegt, gewissenhaft entsprechen. Es legt mir aber nicht die Pflicht auf, Gespräche mit Ihnen zu führen. Ich werde Ihnen von nun an keine Antwort mehr geben.

Darüber gerieth der Beamte in die äußerste Aufregung. Er stieß einige Worte aus, welche ich nicht verstand, weil sie mehr wie unarticulirte Laute schallten. Dann rannte er fort. Es schien mir, er wolle mich verhaften, oder sonst etwas äußerst Mißliebiges mit mir vornehmen lassen. Da es aber Feiertag war, und ich in der Fremde nichts zu verläumen hatte, so war mir der Zwischenfall gerade nicht unangenehm und ich erwartete mit der Spannung eines sachkundigen Theaterstammgastes die Peripetie des Dramas. Allein ich wurde getäuscht. Es gab keinerlei Romantik.

Kaum hatte der Beamte den Wagenschlag verlassen, so erschien mein gefälliger und anstelliger Reisegefährte mit einem Diener französischer Race, der mit großer Geschicklichkeit mir aus dem Wagen half, sich mit dem Gepäck belud und mich in das überfüllte Zollbureau hineinlootste.

Hier leistete der Visitator das Aeußerste in Untersuchung meines Gepäckes, meinte aber, als ich ihn auf ein Päckchen einer Art Confect, die eine Eigenthümlichkeit von Nancy bildet, aufmerksam machte, „das sei nicht der Rede Werth“. Ueberhaupt beobachtete er ein sehr gemessenes und höfliches Betragen.

Als ich wieder im Wagen saß, der Zug im Rollen und kein deutscher Beamter mehr in Sicht war, lösten sich die Zungen meiner französischen Mitreisenden.

„Aber, mein Herr, — fragte das rothe Gesicht mit dem weißen Haupthaar à la brebis — „haben Sie mir nicht gesagt, Sie seien ein Deutscher und ein Preuße?“

Ohne Zweifel; aber das bin ich auch wirklich.

„Aber, mein Herr, man sollte daran zweifeln, wenn man die Worte hört, die der deutsche Beamte zu Ihnen spricht.“

Aha, also verstehen Sie doch Deutsch?

„Nun ja, mein Herr, so ein wenig, ich leugne es nicht. Aber ich kann nicht Deutsch sprechen, wenigstens nicht über wissenschaftliche und öffentliche Angelegenheiten und namentlich nicht mit einem gebildeten Manne, wie Sie es sind. Dabei komme ich zu sehr zu kurz“.

Ich verbeugte mich höflich.

„Ja“, sagte er, „so ist es. Französisch ist die Sprache der Cultur, auch für die, welche sonst Deutsch sprechen. Aber der Beamte redete wahrlich nicht die Sprache der Cultur. Außerdem sah ich die Geberden des Beamten und hörte den Ton, in welchem er sprach. C'est le son qui fait la musique. Ce n'était pas poli.“

Zugegeben. Aber meinen Sie nicht, daß ein pflichttreuer und eifriger Beamter dem Staate besser dient, als Einer, der weiter nichts ist als höflich?

„Ich, mein Herr, finde diese Bemerkung vollkommen richtig. Aber erlauben Sie mir, daß ich hinzufüge: die Pflichttreue hindert ja doch keinen Menschen, daneben auch höflich zu sein. Meinen Sie nicht auch so?“

Allerdings, mein Herr, ich mache Ihrem Scharfsinn mein Compliment. Sie haben vollkommen recht.

„Nicht wahr, jeder Bürger hat das Recht zu verlangen, daß der Beamte höflich ist, vor Allem gegen Denjenigen, welcher dem Staate die Steuern bezahlt, mit welchen der Staat die Beamten besoldet? Vor Allem muß er höflich sein gegenüber dem Compatrioten“.

Ohne Zweifel, mein Herr, ist das ganz richtig. Wir Deutsche haben nur eine etwas andere Auffassung der Dinge. Ich möchte mich darüber mit Ihnen verständigen. Solche internationale Auseinandersetzungen sind stets nützlich; und sie sind auch möglich, selbst gegenüber einem Gegner und einem Feind, vorausgesetzt, daß dieser Feind einen so hellen Geist und ein so starkes und für die ganze Menschheit wohlwollendes Herz hat, wie mein verehrter Reisegefährte aus Frankreich.

Jetzt war die Reihe an dem Franzosen, sich dankend zu verbeugen. Er that es und fügte hinzu:

„Ich freue mich ebenfalls, einen so vorurtheilsfreien und wohlmeinenden Gegner sagen wir nicht mehr Feind, ich bitte Sie darum) in Ihnen zu finden. Ihre Explicationen werden für mich das größte Interesse haben und ohne Zweifel auch sehr nützlich sein. Seien Sie überzeugt, ich erwarte sie mit wahrer Spannung“.

Gut also, mein Herr, hob ich wieder an, — zunächst also weiche ich von Ihnen ab in dem Punkt, daß Sie glauben, der Beamte solle vorzugsweise nur seinen eigenen Landsleuten gegenüber höflich sein. Er wird vielmehr dafür bezahlt, daß er gegen Jedermann höflich ist, und namentlich

Digitized by Google

der Zollbeamte hebt ja von dem Ausländer eben so gut Zoll, wie von dem Inländer. Es ist ja nicht der Mann, sondern die Waare, worauf der Zoll lastet. Deshalb bin ich für gleiche Behandlung.

„O, mein Herr," lachte der kleine Franzose mit einiger Bitterkeit, „Sie sind sehr gütig. Aber die Folge dieses Systems, dieses deutschen Systems, ist die: daß wir zwar Alle gleich, aber auch Alle gleich schlecht behandelt werden, wie wir soeben gesehen haben. Ich gebe zu, die preußischen Officiere sind Gentlemen und betragen sich musterhaft in den occupirten Landen. Auch gegen die höheren Civilbeamten kann man nichts sagen. Aber etwas Anderes ist es mit den Subalternbeamten. Ich will gerecht sein und werde ihnen daher einen Umstand zur Entschuldigung gereichen lassen; es ist der, daß ein Theil derselben aus Gegenden kam, wo kein Wein wächst und man daher nur Schnaps oder Bier trinkt. Hier in unserem Lande war ihnen der Wein für ein billiges Geld zugänglich; aber sie verstanden nicht, damit umzuspringen. Das begreift sich. Aber daß sie auch abgesehen davon, stets mit uns sprechen wie der Unteroffizier mit einem dummen Conscribirten, — das ist es, was böses Blut macht und was wir, wir Franzosen, nicht begreifen können. Wenn Sie mir es nicht übel nehmen wollen, so werde ich Ihnen sagen: Ich verwunderte mich außerordentlich, daß Sie — ein Mann, von dem ich vermuthe, daß er in seinem Lande eine Stellung einnimmt, — so kaltes Blut bebielten gegenüber dem Beamten in Novéant. Ich muß gestehen, das meinige geriethe etwas in Wallung."

Nun, sagte ich, so schlimm war das Benehmen des Beamten doch nicht. Er verkannte einen Augenblick seine Stellung, als er aber auf Widerstand stieß, sah er seinen Fehler ein. Er ist noch jung, sehr dienstfreig und etwas ungestüm. Er mag auch etwas ärger hinunterzuschlucken haben hier auf der Grenze. Das explodirt dann bisweilen. Das ist wohl nur eine Ausnahme.

„O nein, nein," rief schüttelnd das weiße Haupt à la brebis, „so sind sie Alle, tous! — tous! — tous!" Dabei sprach er das s so hart aus, daß das Wort klang wie „Tuß".

Ich will darüber nicht urtheilen, sagte ich. Halten wir uns an unseren heutigen Fall, den wir ja Beide soeben erlebt haben und über dessen Thatbestand sonach kein Zweifel sein kann unter uns. Bei uns in Deutschland ist der Beamte nur dann berechtigt, Gehorsam zu fordern, wenn er sich in rechtmäßiger Ausübung seines Amtes befindet. Ueberschreitet er die ihm durch das Gesetz gezogenen Grenzen, so sind wir berechtigt, ihm Widerstand zu leisten. Bei Ihnen in Frankreich ist der Beamte allmächtig. Mit Staunen habe ich in Nancy gesehen, wie man sich vor der Polizeigewalt beugt. Das ist nicht bloß eine Obrigkeit, welcher man gehorcht. Es ist ein Fetisch, welchen man anbetet. Jeden Abend, sobald die Glocke elf schlägt, wird Feierabend geboten. Und der Wirth ist so eifrig, daß er selbst seine besten Gäste sofort an die Luft setzt.

„O, mein Herr, ich fürchte, Sie übertreiben ein wenig."

Durchaus nicht, aber wenigstens nur im Ausdruck, was Sie meiner mangelhaften Sprachkenntniß zu gut halten wollen. Ich will also die Sache concreter schildern. Ich saß gestern vor dem Café Stanislas auf dem Place de Stanislas in Nancy. Es war nach dem Gewitter eine merkwürdig balsamische Luft, frisch und doch mild kalt, feucht und weich, wie „die Schwingen des Westwindes" sind, nach der Versicherung unseres großen deutschen Dichters Goethe. Es schlug elf. Ich wußte: nun ist es aus. Und doch war es so behaglich, und der Deutsche bleibt so gern hocken. Da erschien der Garçon und fing an, die Stühle wegzunehmen und auf die Tische zu setzen. Ich gab ihm ein Trinkgeld. Das half. Aber nur für zehn Minuten. Da erschien er wieder und drehte das Gas aus. Allerdings mit einer sehr tiefen Verbeugung. Ich dachte, der Klügste giebt nach, — und ging. Man sagte mir, das sei keineswegs eine exceptionelle Behandlung, sondern so gehe es Allen.

„Ganz recht, mein Herr, ganz recht!" rief lebhaft der Franzose. „Sehen Sie, das ist es, was Sie nicht verstehen, — oder, pardon, was Sie nicht genügend zu würdigen wissen. Das ist unsere égalité, unsere Gleichheit vor dem Gesetze! Ohne Ansehen der Person! Achtung vor dem Gesetze! Das Gesetz beherrscht Alle. Sehen Sie, das ist der Unterschied zwischen Euch und uns."

Pardon, Monsieur, aber mir schien es weniger Achtung vor dem Gesetz, als sklavische Furcht vor dem Polizeistock, genannt casse-tête, zu sein. Das aber weiß ich gewiß, daß in Berlin sich kein Mensch eine solche Behandlung gefallen ließe, die ich, um mich Ihres Ausdruckes zu bedienen, ebenfalls die „gleiche" Behandlung, oder die gleich-schlechte Behandlung für Alle, nennen möchte.

„Ja, aber was wollen Sie? Bedarf es nicht in einer Stadt, welche von feindlichen Truppen occupirt ist, der größten Vorsicht, um Conflicte zu vermeiden?"

Das gebe ich auf das Bereitwilligste zu. Aber hören Sie mich. Ich war im Jahre 1853 in Paris. Kein auswärtiger Freund war in der Stadt. Der Staatsstreich war gemacht. Frankreich war ruhig. Aber über Politik durfte man nicht sprechen. Auch in Deutschland herrschte damals die äußerste Reaction des Klein-Sultanismus, wie unser großer Baron Stein das 1819 nannte. Aber wir ließen uns wenigstens nicht den Mund zubinden und scheuten keine Anstrengung, die Reaction verhaßt und lächerlich zu machen. Wenn ich aber in Paris, welches nach Victor Hugo die Weltlieele ist, die kleinste Bemerkung über Politik machte, zupfte mir Jemand am Aermel, oder er stieß mir gar in die Rippen und flüsterte leise mit ängstlicher Stimme: „Um Gotteswillen nur keine Politik!" — Wollen Sie sich und uns unglücklich machen? — Nur keine Politik! — Hier verschwinden die Leute im Handumdrehen — Cayenne — Lambessa" u. s. w. Aber damit nicht genug. Als ich wieder nach Haus kam, nach Wiesbaden, wo ich damals wohnte und das zu jener Zeit die Hauptstadt eines souveränen Herzogthums war, sagte mir der Premier-Minister des Herzogs bei meinem ersten Besuche: „Aber lieber Doctor, lassen Sie sich doch nicht auf Verschwörungen ein, das ist kein gutes Metier!" Sehr erstaunt und im Bewußtsein meiner Unschuld bat ich um nähere Aufklärung. Der Minister theilte mir aus einem Actenstück, einem Rapport eines Pariser Polizisten, mit, ich sei dann und dann in der Straße so und so, Hausnummer so und so, einem Hauptstiz der Emigrantenverschwörung, einen ganzen Abend mit sehr gefährlichen rothen Bösewichtern zusammen gewesen. Diese Bösewichter waren ehrliche deutsche Pfälzer, welche die Ereignisse von 1849 aus ihrem Lande vertrieben. Unsere Verschwörung hatte darin bestanden, daß wir ein Achtel-Ohm 1846er Forster Riesling gründlich austranken. Voilà tout! — Der Unterschied ist: Unsere Beamten sind nicht allmächtig und deshalb brauchen sie nicht so höflich zu sein. Ihr begnügt Euch mit der Höflichkeit und unterwerft Euch der Allmacht.

„Station Metz! — Zehn Minuten Aufenthalt. — Herr, Sie müssen sich eilen, wenn Sie hier ein neues Billet nehmen wollen. — Der Wagen geht durch bis Mainz!" schrie der Schaffner.

Adieu, Monsieur, au plaisir de vous revoir!

„Adieu, adieu, mon cher ennemi, bon voyage!"

Der jüngste Ausbruch des Vesuvs und der ultramontane Aberglaube.

Liest man in einem ultramontanen Blatte Deutschlands, daß die ewige Macht jüngst den Vesuv einem gottlosen Könige zur Strafe zum Speien brachte, jenem Könige, der in frevelnder Frechheit den Stuhl des Heiligen des Herrn angetastet; daß ferner die Engländer, welche bei Gelegenheit dieser Eruption in der höllischen Lava ihren Tod gefunden haben sollten, in Folge der göttlichen Rache über die einstige Theilnahme ihrer Nation an den Garibaldischen Befreiungszügen als Sühnopfer zu Grunde gingen; liest man solchen und ähnlichen Unsinn in deutschen Zeitungen, so hört man zwischen den Zeilen heraus das dummdreiste oder ironische

Digitized by Google

Lachen des Schreibers, der solch dummes Zeug beileibe nicht glaubt, der es aber schreibt, um als Vertreter einer durch miserable Waare heruntergekommenen Fabrikfirma sich und dem Hause durch marktschreierische Artikel für kurze Zeit wieder auf die Beine zu helfen. Man lächelt darüber; weiß man ja, daß dadurch heutzutage kaum ein deutsches Schulkind mehr von der Bahn der Vernunft abgelenkt wird. Gott sei Dank, unser Volk hat doch, selbst in seinen untersten Schichten, wenigstens etwas Schule genossen und in der Schule immerhin so viel Naturgeschichte gelernt, um Strohfeuer von dem höllischen wohl unterscheiden zu können; dazu fließt sein Blut zu ruhig, zu gleichmäßig gereglet, als daß sein Denken und Empfinden beim ersten besten drohenden Naturereignisse sofort außer Rand und Band ginge.

Anders ist dies nun freilich bei der Masse des neapolitanischen Volkes, bei welcher die heiße Phantasie und das glühende Blut sich einzig und allein in die Molochsarme der sinnlichsten Religion stürzte und hierin von der eisernen Faust fanatischer, wenn auch nicht raffinirter Pfaffen — dazu sind sie selbst zu sehr Neapolitaner — gehalten und zu wüthendem Fanatismus zusammengeschmolzen wurde.

Dieses Volk ist gefährlich, ganz gewiß, denn dieses Volk verspeist in der Gefahr — z. B. bei einem Erdbeben, bei einem Besuvausbruch — noch mit Haut und Haar das unschuldigste Opfer, einen Jungprotestanten oder einen Atkatholiken, zu Ehren der Madonna oder des heiligen Januarius. Fanatisirt verliert es sogar seine Hauptugend: die ihm seit Jahrhunderten anerzogene Feigheit.

Die jüngste Eruption des Besuvs zeigte dies deutlich, wo der Pöbel anfing wild auszuschwärmen, wie die Bienen, welche eine Königin suchen, — war es auch diesmal die Königin des Himmels, — oder den alten Hauptmucker der Stadt, den heiligen Januarius; und wie böse Buben klopften die das Eisen schmiedenden schwarzen Herren an die Bienenstöcke, um das arme Volk zu reizen, das in immer dichteren Schaaren seine dunkeln Löcher verließ.

Mitten durch das Sausen und Donnern des wüthenden Berges am 26. April, dann in die unheimliche Stille des Sonnabends hinein, wie aus dem dicken schwarzen Aschenregen des Sonntags heraus, an dessen Morgen das geräuschvolle Neapel einer Todtenstadt glich, hörte man von allen Kirchen und Kapellen, von halber Stunde zu halber Stunde keck, siegessicher, fast fanatisch die tausend geschäftigen Stimmen der Glocken und Glöcklein. Das sind Einladungen, und fast unbeschieden werden sie benutzt. Ein Blick in die offenen Kirchenthüren zeigt, daß man von den Straßen und Gassen der Stadt, von den Landstraßen und Zäunen in ungezählter Fülle gekommen ist. Die Armen und die Krüppel, die Lahmen und die Blinden.

Aber auch aus eigenem Antriebe sucht das Volk dem Heiligen der Stadt, den es im Gefühl der Sicherheit wohl etwas vernachlässigt haben mochte, sich gefällig zu machen.

Vor den schmutzigen, dunkeln und übelriechenden Höhlen des Elends errichten zerlumpte Frauen und Männer kleine reinliche, mit dünnen Wachskerzen besetzte, weihrauchduftende Altärchen.

Wo irgend ein Steinbild des Heiligen an Mauern oder Giebeln ragt, klettern kleine halbnackte Buben hinan, dem Heiligen einen buftigen Rosenstrauß, einen Orangezweig oder eine Seidoberze in die staubige Hand zu drücken. Andächtig starren Mädchen und Frauen aus dem Schmutze ihrer braunen Wangen nach der Miene des also Verehrten empor und rücken ihm ängstlich näher und näher oder fallen auf die Knie, je stärker der Donner vom Berge ertönt, jemehr die Fenster ihrer Häuser klirren.

Das schönste Schauspiel indessen gewährt die Maddalenasbrücke, am Anfange der Straße nach Portici. Hier mitten auf der Brücke, von welcher aus man den speienden Berg mit seinen lavaumfluthenden Fuß genau sehen kann, steht die Hauptfigur des Heiligen zwischen zwei Säulen in einer großen Nische. Er hat majestätisch den Kopf zurückgeworfen, die Hand aber beschwörend gegen den gefährlichen Nachbar ausgestreckt. Schon in gewöhnlicher Zeit lüftet sich vor ihm jeder Hut, jedes Weib macht ihre Reverenz. Heut aber ist er der Mittelpunkt einer großartigen Ovation. Man will ihm für den Abend ein großes Fest geben, und die ihn bereits umlagernde, wilderregte Menge erpreßt unter Drohungen oder rohen Scherzen von den vorüberziehenden Neugierigen Neapels, auch von den Flüchtigen der bedrohten Ortschaften, die nöthige Beisteuer. Rechts und links drängt sich das Gesindel an die Wagen und ruft: „Signori date ci qua' cosa!“

Bereits ist man bei der Vorbereitung zu dem schönen Feste, man hat Tapezirer aus Neapel requirirt, welche die trübe Nische des „divi Januarii“ in eine lustige Laube verwandeln. Rothe Vorhänge mit Goldfransen decken den Hintergrund, im Vordergrunde stehen vergoldete Holzleuchter, die Säulen werden mit bunten Laternen und Rosen umwunden, auf den Mauern aber liegen allerhand Feuerwerkskörper; denn gekmalt muß hier bei jedem Feste werden.

Leider aber hatte der Heilige, wie man sagt, beim Einzug der gottlosen Piemontesen, eine harte Beschädigung erlitten: die drei Finger der beschwörenden Hand waren ihm damals abgeschlagen worden. Der Stumpf der Hand konnte selbstverständlich nicht mehr genügend wirkungsvoll sein, so mußte denn ein Gypsarbeiter oder Thonkünstler das Fehlende ersetzen. Er fertigte eine ganz neue Hand, aber so groß, daß sie fast die Länge des Unterarmes des Heiligen erreicht. Vielleicht geschah dies nach dem Grundsatze: Viel hilft Viel, und auf Anordnung des Volkes; jedenfalls wird der Schutzgott wohl diese Monsterhand behalten. Während der Ausschmückung formirten sich im Weichbilde der Stadt Processionen, Frauen und Mädchen, verwilderte und wilde Elemente hatten sich das Haar gelöst; dicht und schwarz fiel es über den Nacken. Langsamen Schritts folgten sie einem dicken Holzkreuze und wanderten, angeführt von einem Pfaffen, nach der Maddalenenbrücke. Es gewährte einen eigenthümlich malerischen, fast schauerlichen Eindruck diesen langen Zug schwarzhaariger Frauen, wie er durch die bunten Wirrsale der Fliehenden, durch die Menge der zu Hülfe Eilenden, von grausiglichem Staube schattenhaft eingehüllt, schlangenähnlich düster dahinglitt.

„So schreien keine lebendigen Weiber.“

Und doch waren es die gemeinsten, engverwandten Elemente der großen katholischen Stadt: die Beguinen und die Prostituirten, die Betschwestern und die niedrigsten Lehrmägde der straßenfothgeborenen Venus, deren Tempelsäulen an der verrufenen porta Capuana, in nächster Nähe des protestantischen Friedhofes, stehen. Beide Classen recrutiren sich in freier Liebe gegenseitig eine aus der andern, zählen aber nach Tausenden. Frech war das Laster, die unbewachten Momente der Gefahr benutzend, über die ihm gezogene Grenze gesprungen und konnte nur durch Polizei und Militärgewalt in seine Höhlen zurückgedrängt werden.

Am Freitag, 26. April, wo die Verwirrung riesengroß war, vollzogen sich viele solcher Processionen ungestört; dann aber legte die Regierung ihre bewaffnete Hände, welche doch mächtiger waren als die des heiligen Januarius, auf alle Crucifixe, Heiligenbilder und Statuen, und confiscirte sie unbarmherzig. Die Nationalgarde war vernünftig genug, die Regierung darin zu unterstützen.

Am Sonnabend Mittag stürzte sich das Volk, bei der plötzlich eingetretenen beängstigenden Stille des Berges, ein Erdbeben fürchtend, nach der Kathedrale St. Gennaro, vom Bischof stürmisch den Umzug des Blutes und der silbernen Büste des Heiligen verlangend; nur die bewaffnete Macht vermochte es zu zerstreuen.

Es mußte ein förmliches Verbot gegen die Processionen erlassen werden, denn dieser religiöse Enthusiasmus zeigte sich ansteckend und fing bereits an in den benachbarten Ortschaften, sogar in den von der Lava bedrohten, zu spuken.

So blieben in der Kirche zu Massa, welcher Ort heute fast ganz zerstört ist, viele fanatisirte, meist alte Frauen trotz des Näherrückens der Lavafluth auf den Knieen liegend laut betend zurück,

Digitized by Google

mit dem Vorsatze in dem Hause des Herrn zu sterben, und konnten nur durch die rauhen Hände piemontesischer Soldaten entfernt werden.

Als das Volk in der darauf folgenden Montagsnacht aus Furcht vor dem Erdbeben, das vielfach von Pfaffen und Spitzbuben prophezeit war — die Spitzbuben wollten bei dieser Gelegenheit Kerzen und Häuser der Bewohner plündern — auf den öffentlichen Plätzen der Stadt campirte, konnte man es einer Schaar versprengter, eingeschüchterter Vögel vergleichen.

Diese hier liegen im Schilf, Laub und Gras geduckt, leis klappernd, manchmal aufflatternd, einen gellen Ton ausstoßend, dann schweigend, dann wieder rufend, hier und da antwortend; so ertönte Gebetsgemurmel durch das öde Schweigen der Nacht, hier und da lauter, und dann wiederholt im Chore der Ruf nach der Madonna, nach dem Heiligen. Es war dies ein echter Bußtag im Sack und in der Asche, welche der Vesuv unaufhörlich und unheimlich auf Häuser und Plätze, wie auf die Köpfe der Gläubigen streute.

Endlich schwieg der Berg, die Lava stand still, und den ängstlichen Anrufungen des Heiligen folgten alsbald brünstige Dankgebete in den Kirchen, denn nur der Heilige hatte die Rettung vollbracht.

Die Logik des Volkes war eine sehr einfache: Nur durch ein Wunder konnte der Berg zum Schweigen gebracht werden; Niemand als San Gennaro vermag solche Wunder zu vollbringen; es war aber vollbracht worden, folglich hatte es San Gennaro vollbracht.

Die natürliche Folge war, daß nach diesen Ereignissen das Fest des Heiligen am 4. Mai, wo sein Blut alljährlich flüssig zu werden pflegt, sich zu einem glänzenden gestaltete. Das Volk Neapels, diesmal leider vorzugsweise Männer, machte die Procession vom Dom nach der Santa Chiara in gläubigster Weise mit; skeptischer verhielten sich die fremden, vorzugsweise die oberitalienischen Elemente, welche spöttische Bemerkungen nicht unterdrückten.

Doch auch aus der Mitte der zuschauenden Neapolitaner ertönten Schimpf- und Spottreden über die vorübergetragenen langbärtigen Heiligen, besonders über St. Antonio, dessen Großalmosenier mit der Glocke in der Hand fragend angerufen wurde, warum er jetzt nicht mehr wie früher von Geschäft zu Geschäft Schinken, Salami und anderes Schöne einzusammeln herumziehe. Es geschah dies unter den Bourbonen vom 17. Januar bis Juli und August. Die Ordnung aufrecht zu erhalten begleiteten den Zug Sicherheitswachen und Nationalgarde. Die Straßen waren prachtvoll geschmückt und illuminirt mit Laternen, Stearin- und Wachskerzen, überall Altäre und Heiligenbilder in Menge, auch Transparente. Da sah man den flammenden Vesuv und auf der Wolke über ihm thronend den heiligen Gennaro. Ein frommer Hutmacher hatte seinen Laden in eine reizende Kapelle umgewandelt, und in großen Lettern war darauf in lateinischer Sprache zu lesen: „Es lebe Januarius, der oberste Schutzherr des Staats, der König der Neapolitaner.“

Wer den Heiligen dient, erkennt die Unità italiana natürlich noch nicht an, aber auch die Gefahr von Naturereignissen nicht.

Auch die frühere Regierung trifft durch die Beförderung der Bigotterie ein großer Theil der Schuld, wenn die Neapolitaner in Trägheit und Unwissenheit dahin leben; hier muß der obligatorische Volksunterricht eingreifen, um diesem paradiesischen Gefilde zu einer Bevölkerung zu verhelfen, welche ein menschenwürdiges Dasein führt und an den höchsten Zwecken der Menschheit mitzuarbeiten vermag.

Neapel im Mai.

W. Kaden.

Literatur und Kunst.

Hammerschläge und Historien.

Von

Johannes Scherr.*)

Johannes Scherr hat einige seiner neuesten und besten politischen und literarischen Essays, welche ihr Entstehen den jüngsten großen Ereignissen verdanken und zum Theil schon früher — namentlich im Feuilleton der „Neuen freien Presse“ — erschienen sind, unter dem obigen etwas curiosen aber sehr bezeichnenden Titel zu einem Bande zusammengestellt. Der Inhalt dieses Buches ist sehr mannichfaltig und bis auf die letzten pietätsvollen Seiten desselben, welche einen tiefempfundenen und warm geschriebenen Nachruf an einen Bruder und Freund des Verfassers enthalten, von allgemeinem Interesse.

Außer den beiden ersten Essays, welche eingehender besprochen werden sollen, enthält der Band je zwei historische Aufsätze aus Italiens und Frankreichs Vergangenheit, und unter dem Titel „Ein Dichter des Weltleids“ eine vortreffliche Charakteristik Lenaus. Die beiden Gedenkblätter aus Italien, „Ein Unfehlbarer“ und „Ein Mucker des Mittelalters“, sind recht anmuthige Beiträge zur Geschichte der pfäffischen Sitten. Scherr hat eine gewisse Vorliebe für das Gebiet, welches Philister „schlüpfrig“ zu nennen pflegen. Für ihn ist es aber nichts weniger als schlüpfrig; er tritt fest auf, und die Gefahr, daß er ausgleiten werde, ist nicht vorhanden. Er besucht die zweideutigen Locale der Geschichte, nicht um sich dort zu ergötzen und um an den Vergnügungen, welche diese darbieten, Theil zu nehmen, sondern mit der Autorität und Ruhe eines öffentlichen Sicherheitsbeamten, eines historischen Sittencommissarii. Die Erinnerung an die Gräuelsmode vom Jahre 897 ist gerade in unseren Tagen, welche neben Sedan das Dogma von der Unfehlbarkeit, neben dem Großartigen das Tollste zu verzeichnen haben, durchaus zeitgemäß; und selbst diejenigen, welche mit den von Scherr erzählten historischen Thatsachen, vielleicht aus Anlaß der neuerlichen Reibungen zwischen Staat und Kirche, sich vertraut gemacht haben, werden die Scherr'sche Darstellung mit Gewinn und Vergnügen lesen. Scherr ist immer derb, er nimmt seine Ausdrücke aus dem Vollen; für die Grazie und Anmuth des Ausdrucks hegt er weniger Neigung als für die unzweideutige Klarheit desselben. Er hat den Stil wie die Gesinnung eines Radicalen. Die vorbehaltliche Redeweise, die schüchterne Form, welche den dürftigen Gedanken noch in der Verwässerung der Gothaischen Hofsiegelwörter „könnte,“ „dürfte,“ „möchte,“ „sollte,“ homöopathisch verdünnt und bis zur Unkenntlichkeit auflöst, widersteht ihm. Der vorhandene Wörterschatz der deutschen Sprache reicht ihm für die Bedürfnisse seiner Deutlichkeit noch nicht einmal aus, und gerade diejenigen seiner meist überaus glücklichen Wortbildungen sind die glücklichsten, welche eine höhere Potenz in der Energie des Ausdrucks erstreben. Steht Scherr einem unehrlichen oder gemeinschädlichen Gegner gegenüber, dem Pfaffen mit der Tonsur oder mit der Jacobinermütze, so läßt er es sich nicht mehr genügen, deutlich und derb zu sein, er wird grob, — sackgrob, wenn es sein muß. Daß er in diesem Falle bisweilen über die Schnur haut, soll gern zugegeben werden; es sind eben „Hammerschläge“, die, mit wuchtigem Arm geführt, ihr Ziel erreichen. Wer so ausholt, so zuschlägt und so trifft, dem kommt es auf das bischen Schnur nicht an.

In dem Aufsatze „Ein Mucker des Mittelalters“ ist Scherr in seinem rechten Elemente. Sein Instinct hat ihn hier in einem entlegenen, wenig betretenen, spärlich beleuchteten Seitengäßchen der Geschichte wieder auf eine Stelle geführt, deren zimperliche Schilderung obscön und anstößig wirken müßte, die aber bei Scherr durch die unverblümte und ehrlich derbe Darstellung nur noch charakteristisch ist. Es handelt sich um den Sectirer Fra Dolcino

*) Zürich. Schabelitz'sche Buchhandlung, 1872.

Digitized by Google

und seine Buhlerin Margherita. Die Geschichte läßt sich schwer nacherzählen, man muß sie lesen, wie sie Scherr geschrieben hat.

Noch viel verfänglicher ist der Stoff des folgenden Aufsatzes, dessen einfacher Titel „Eine Hofgeschichte“ den mehr als pikanten Inhalt nicht errathen läßt. Hier erzählt Scherr in sehr ergötzlicher Weise die Intriguen, welche am Hofe des schlaffen, marklosen und verschüchterten Königs Ludwigs XIII. spielten, um diesen dazu zu bringen, nach jahrelanger theoretischer Ehe der Mann seiner Frau zu werden. Für höhere Töchterschulen ist das Scherr'sche Buch augenscheinlich nicht berechnet. Der andere Essay aus der französischen Geschichte schildert einen der anmuthigsten und edelsten Frauencharaktere aus der Revolutionszeit: Manon Roland als „Blutzeugin wider die Pöbelherrschaft.“

Während die erwähnten Abhandlungen nur mittelbar an die Gegenwart anknüpfen und gleichsam nur belehrende Parallelstellen aus vergangenen Tagen zu den Ereignissen von heute und gestern bilden, behandeln die zu Anfang gestellten unmittelbar die jüngsten weltgeschichtlichen Thatsachen. Sie wurden geschrieben im Hochsommer und Spätherbst von 1871 und tragen deutlich den Stempel ihrer Entstehungszeit. Es ist die volle Wärme und Frische des Mitlebenden darin, die freudige Begeisterung des Patrioten, dem es gegönnt gewesen ist, das Ideal seiner Jugend im Mannesalter nahezu verwirklicht zu sehen. Scherr ist Republicaner im guten Sinne des Worts. Die republicanische Form gilt ihm blutwenig; er verlangt das republicanische Wesen; er weiß, daß der Dienst der Freiheit „keine blendende Phrase ist, sondern eine strenge Pflicht“. Die traurigen Gesellen diesseit und jenseit des Rheins, deren Radicalismus weder auf Wissen noch auf Ueberzeugung beruht und nichts anderes ist, als der gehirnbenebelnde Ueberfluß von Unklarheit, behandelt er gerade so schonungslos und grob, wie die in byzantinischer Vergötterung ersterbenden Hofschranzen.

„Der Republicanismus, welcher keine andere Freiheit kennt und anerkennt, als die „Freiheit die er mein“ — ist nur ein rohgeschnitzter und grellbemalter Freisich in der Pagode „Zur heiligen Bornirtheit“, allwo schamlosestupide oder stupidschlaue Fanatiker vor einem dreistfaul-andächtigen Publicum ihre Bettlänge aufführen. Der echte Republicaner will nicht nur selber frei sein, sondern auch jeden andern „nach seiner Façon“ frei sein lassen. Nur bildungsstolze und tyrannische Rivellirungsstimmet fordern eine Freiheits- und Gleichheitsschablone und kneten mit ihren plumpen Händen das Ideal zum Idol um, zur dogmatischen Frathe, zum Götzen, vor welchem sein andächtiger Mensch stehen, geschweige knieen mag. Um aller Götter willen keine Alleinseligmacherei in der Politik und Socialwissenschaft! Sie hat stirnoft schon in der Religion Unheil genug angestiftet. Nur keine Freiheitspfaffen! Wir hätten ja wohl schon an den anderen genug, übergenug.“

Frankreich ist in seinen Augen nicht besser geworden, seitdem es die zwanzigjährige Schmach der Napoleonischen Herrschaft mit einer schmählichen Republik vertauscht hat. Mit einem solchen Republicaner läßt sich reden. Selbst der Junker wird ihm mit Respect zuhören, wird ihm seine volle Hochachtung zollen, denn er trifft mit ihm zusammen auf dem Boden, auf welchem schließlich jeder Parteiunterschied aufhört: auf dem Boden des gemeinsamen Vaterlandes. Scherr ist zuerst ein Deutscher und dann Republicaner; er gehört, wie er selbst sagt, zu der Partei, zu welcher heute alle denkenden, unterrichteten und ehrenhaften Deutschen naturnothwendig gehören müssen, d. h. „zu der Partei, welche Deutschland von der Stellung, welche es endlich in der Welt erlangt hat, nicht wieder herabgebracht sehen will“.

Diese Ueberzeugung durchdringt die Scherr'schen Aufsätze von der ersten Zeile bis zur letzten, sie ist das Product der anständigen Empfindung und der reifen Ueberlegung. Der internationale Unsinn wird freilich auf diesen Republicaner, der sich innerhalb der nationalen Grenzen bannt, mitleidig lächelnd herabblicken. Scherr wird dies Ungemach zu tragen wissen. Weiß er doch, daß gerade diejenigen traurigen Gesellen, deren Begriffsvermögen nicht einmal die Verhältnisse einer Commune, geschweige denn die eines Staates oder gar einer Nation zu umspannen vermag, am unverschämtesten mit den politischen Hyperbeln des Internationalismus und Kosmopolitismus um sich werfen; schädige politische Industrieritter sind's, die ihr Glas Bier schuldig bleiben, weil sie einen Hundertthalerschein nicht wechseln wollen, den sie nicht besitzen.

Der Aufsatz „Das große Jahr“ ist eines der besten publicistischen Erzeugnisse der letzten Zeit; jede Seite enthält einige gute, richtige, ja tiefe Gedanken in origineller, packender Form. Der Odor des „großen Jahres“ strömt daraus hervor und erweckt in uns die Empfindungen, welche und überkamen, als die ersten Ausdungen der Ereignisse mit ihrer frischen Unmittelbarkeit auf uns wirkten. Man wundert sich, wenn man vom Buche ausblickt, daß der Nachbar nicht gestaggt hat und wundert sich, wenn man aufhorcht, daß inmitten des Wagengerassels nicht ein paar heisere Kinderstimmchen sich vernehmbar machen, welche dem Liebraterland die Verschierung geben, es möge ruhig sein.

Wie meisterlich ist Scherr die Charakteristrung Bismarcks gelungen! „Wenn man betrachtet,“ sagt Scherr, „wie der preußische Minister nacheinander den Herren Rechberg, Beust, von der Pfordten, Barnbüler, Dalwigk, Berhuel, Gramont, Ollivier, Benedetti o tutti quanti ihres staatsmännischen Nichts durchhohrendes Gefühl zum Bewußtsein brachte, so hat man die Empfindung, als hörte man einen großen Künstler zu seiner Beluſtigung mit Stümpern und Bönhasen über Kunstsachen verhandeln. In Wahrheit, es war das souveräne Herrsein eines genialen Menschen über Mittelmäßigkeiten.“ Die folgenden und voraufgehenden Seiten geben die nöthigen Belage zu dieser Stelle. Diesen Mann gehalten zu haben, betrachtet der Republicaner Scherr als das „große, geradezu weltgeschichtliche Verdienst Königs Wilhelm von Preußen, welches zu verkennen nur der Dummheit und dem Mangel an allem Sinn für historische Auffassung und Gerechtigkeit erlaubt ist.“

Die volksstaatliche Kannegießerei, daß Deutschland nach Sedan die Pflicht gehabt habe, das Schwert in die Scheide zu stecken und über den Leichen der von den Mitrailleusen hingemordeten Deutschen den großmäuligen Politikern an der Seine die deutsche Bruderhand zur Versöhnung zu reichen, wird durch die' eine sehr treffende Bemerkung Scherrs abgefertigt: daß die widerbonapartistische Opposition nicht gegen den Krieg wider Deutschland als solchen war, sondern nur, weil sie dem Empire den Zuwachs an Gloire und Prestige nicht gönnte, der ihm aus einem auch von ihr zuverschtlich erwarteten Erfolge erspriessen würde. Scherr erinnert bei der Gelegenheit daran, daß Thiers nicht deswegen gegen den Krieg predigte, weil dieser Krieg dumm, ungerecht, frivol und nichtswürdig war, sondern blos deswegen, weil nach seiner Auffassung Frankreich nicht zum Kriege gerüstet, nicht fertig war. Und das Echo der geräuschvollen Debatten, welche aus Versailles jetzt zu uns herübertönt — sagt es denn etwas Anderes? Befindet sich unter den 600 Deputirten auch nur ein Einziger, der den Muth, die ehrenhafte Gesinnung hat, den Krieg gegen Deutschland wegen seiner Nichtswürdigkeit in sich selbst zu braudmarken? Wir waren bereit, wir waren nicht bereit, — darum dreht sich die ganze Debatte! Das Verbrechen liegt nicht in dem geplanten Raubmord, sondern einfach in dem Mißlingen desselben. Das ist die höhere, politische Moral, zu welcher sich Frankreich aufgeschwungen hat. Nur über die Frage, ob das Rauben und Morden opportun, ob die Strickleitern zum nächtlichen Ueberfall bereit und die Todtschläger solide genug waren, welchen die Ansichten der Bonapartisten von denen der übrigen Parteien ab; daß der Krieg gegen Deutschland bei glücklichem Verlauf auch ein ehrenvoller für Frankreich gewesen sein würde, darüber sind alle französischen Staatsgelehrten einig.

Es ist nicht meine Absicht, in dieser Besprechung den Inhalt der Scherr'schen Aufsätze erschöpfend wiedergeben zu wollen; ich habe nur den Charakter derselben bezeichnen wollen. Und dieser läßt sich mit einem Satze wie folgt wiedergeben: es sind Aufzeichnungen eines ehrlichen Republicaners und begeisterten Deutschen mit warmem Herzen und hellem Verstande, eines Mannes, der die Größe der Ereignisse, über die er schreibt, mit richtigem Blick bemißt, der bei der Schilderung nie aus der Perspective fällt und

Digitized by Google

Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten als solche behandelt. Da möge denn noch eine Stelle hier folgen, welche ein im Privatgespräch vielfach, in der Oeffentlichkeit wenig besprochenes Thema behandelt und welche das eben allgemein Hingestellte speciell nachweist.

„Manche der deutschen Siegesdepeschen dürfen um ihrer lakonischen Bestimmtheit und bescheidenen Mäßigung willen classisch genannt werden. Feinschmecker stilistischer Gerichte wollen freilich herausgefunden haben, daß die amtlichen deutschen Kriegsberichte mitunter allzuviromm gewürzt gewesen, daß zu viel biblischer Pfeffer und zu viel orthodoxe Liebesäbelsauce daran gethan worden seien, wie denn auch griesgrämelnde Kritiker keinen Anstand genommen haben, zu behaupten, das Ordensbrackmesang sei deutscherseits während des Krieges und unmittelbar nach demselben wieder einmal bis zum kindischen Grade der Kinderei getrieben worden.

Mag dem so sein. Wenn jedoch ein gerechter Rechner die Summe des großen Jahres zieht, so muß und wird er finden, daß die Deutschen, alle miteinander, die im Felde und die daheim, Staatsmänner und Feldherrn, Generale, Officiere und Soldaten, Kämpfer und Krankenpfleger, Prinzen und Proletarier, Männer und Frauen, die kolossale Arbeit, die ihnen auferlegt war, mit großem Sinne gefaßt und in großem Stile gethan haben. Es klingt stolz, aber es soll und darf so klingen, denn es ist nur wahr! — nie hat Größeres die Sonne geschaut als die Kraftentwicklung deutscher Nation."

Die neue Scherr'sche Schrift zeigt in der Form dieselben Originalitäten, welche die früheren Arbeiten dieses Sprachsonderlings auszeichnen. Schon oben wurde auf die eigenthümliche Vorliebe Scherrs für neue Wortbildungen hingewiesen. Er besitzt nicht nur die Vorliebe dafür, sondern auch das Talent dazu. Scherr ist das Entzücken aber auch das Schrecken aller deutschen Lexikographen. Er bildet Wörter von einem Wohllaut, von einer Logik der Abstammung und Schärfe des begrifflichen Ausdrucks, die geradezu bewundernswerth sind. Aber er bildet deren immerzu und kein deutscher Linguist kann sich vermessen, ein Wörterbuch herzustellen, in welchem alle Scherr'schen Sprachgebilde enthalten wären. Daß bei diesem unaufhörlichen Wörtergebärungsprocesse auch einige sprachliche Mißgeburten an's Tageslicht kommen, versteht sich von selbst. Aber auch abgesehen davon hat die Scherr'sche Schreibweise außer dem Reize, welchen die Neuheit und Kühnheit der Künste dieses Sprachvirtuosen auf den Leser ausüben, ihre bedenkliche Seite. Die Form erscheint bei ihm bisweilen etwas vordringlich und beschädigt dadurch das Wesen der Sache. Unsere Aufmerksamkeit wird durch den zu frappanten Ausdruck vom Begriff abgelenkt; die Schale ist so eigenthümlich und reizvoll, daß wir bei der Betrachtung derselben stehen bleiben und den Kern darüber vergessen. Und das ist schade, denn Scherr gehört nicht zu den Phrasenjongleurs, bei welchen sich das Wort einstellt, wenn die Begriffe fehlen. Die Begriffe sind da, aber sie verfallen ab und zu in den Fehler der Modedamen, die mit allerlei Schmuckgegenständen derart behängen, daß man darüber das reizende Gesichtchen ganz übersieht. Die folgenden Citate werden die seltenen Vorzüge und auch die Nachtheile der Scherr'schen Neuwörter zeigen. Scherr bildet z. B. das prächtige Wort „Knechtlichkeitsfreiheit", Reaction verdeutscht er vortrefflich mit „Rückwärtserei"; es begann zu „mittelaltern", sagt er; „Pumpagogie" nennt er die wüseste Pöbelherrschaft; er macht unserer Demokratie den Vorwurf, daß sie „Phrasenschwatz" treibe; für die Aufgabe, welche Deutschland bis zur seiner Ermannung im letzten Jahrzehnt nach der Ansicht des Auslandes zu erfüllen hatte, findet er die glückliche Bezeichnung: die Deutschen sollten für „kosmopolitischen Culturdünger" gelten; er erzählt uns, daß „der Putscherich von Straßburg und Boulogne" den „Hauptelmann des Jesuitengenerals" auf den Stuhl Petri zurückführte ꝛc.

Herrn v. Mühler bezeichnet er als einen „um die Feigenblatterzucht hochverdienten Minister"; er spricht von Basel, „allwo es heftig franzosete", von „vorsedanischer Sauerampferei"; vom „Unflat des Schmierfinkenthums eines jüngeren Dumas", von solchen „dummdreisten Nichtsen", von „warmbrüderlich und völkersolidarisch angeredeuerten deutschen Schützenbrüdern", von „internirten Bourbalikern", von „Gesundmenschenverständigen", von „angehamsterten Schätzen", von weiblichen Emancipirten, die „politische Kneipereien mitrauchen", welche „für ihres unterdrückten Geschlechts unveräußerliche Gleichberechtigung zum Hosentragen" kämpfen und „vor deren Kosmopolitismus kein Kellner und kein Haushnecht sicher ist." Ich führe den letzteren Satz nur als guten Witz an und erwähne bei der Gelegenheit einen andern sehr guten Witz aus demselben Buche. Scherr theilt aus dem Pamphlet des bekannten verwelschten Elsassers Schneegans, der jetzt wieder wegen seines Protestes gegen das Verdict der Pariser Untersuchungscommission von sich reden macht, zwei überaus alberne Citate mit. Zum ersten bemerkt Scherr lakonisch: „Oh, Schneegänserich!" Zum zweiten: „Oh, Schneegans!"

Besonderen Dank verdient Scherr, daß er einige alte und vortreffliche deutsche Wörter wieder zu Ehren zu bringen sucht z. B. das gute Wort „maßen" für „da" in der Beweisführung, welches dem Satze gerade durch seine Philisterhaftigkeit immer eine schalkhaft komische Wendung giebt. Und nun genug, maßen die Lectüre des Scherr'schen Buches den Leser mehr erbauen wird als die Kritik.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Concurrenz für das Gebäude des deutschen Reichstages.

Von Bruno Meyer.

(Schlußartikel.)

Mit viel geringerem Gewicht, als man glauben sollte, tritt die Stilfrage bei dieser Concurrenz hervor. Es zeigt sich, daß in verständiger Umbildung aus dem modernen Geiste und den modernen Bedürfnissen heraus alle älteren Stilarten gute Lösungen ermöglichen, am besten aber natürlich der wesentlich moderne Stil, die Renaissance, am wenigsten ebenso natürlich derjenige, der sich am einseitigsten entwickelt und die Revolution mit Hülfe der Antike herausbeschworen hat, die Gothik. Einige romanisirende Entwürfe sind bemerkenswerth; die Ueberzahl aller und sämmtliche stark hervortretende gehören der Renaissance in ihrer geläuterten Form, entweder unter dem vorbildlichen Einfluß des römischen oder des hellenischen Alterthums an, d. h. der Kunstweise des 16. oder des 19. Jahrhunderts. Die zwischenliegenden Zopfperioden sind vereinzelt mit vielem Geschick nachgeahmt; aber sei es, daß doch der rechte Geist in der Behandlung fehlt, sei es, daß unsere wieder an dem Studium der lauteren Quellen verfeinerte Empfindungsweise diese Formen als unsympathisch ablehnt: es gelingt keinem dieser Entwürfe, uns zu erwärmen und dauernd zu fesseln oder etwa gar für den Gedanken seiner Ausführung zu interessiren.

Die strenge Gothik ist so sehr abgefallen, daß nur innerhalb der Gothiker ein Rangstreit möglich ist, sie aber mit der Masse der Uebrigen gar nicht rangiren. Nur zwei Versuche eines gothischen Mischstils erregen und verdienen eine bedeutende Aufmerksamkeit. Dem Einen möchte ich den Namen des Compromißstiles oder der heimlichen Gothik geben. Alle Bogen sind im Scheitel ein Bischen angeknickt, und die Eisenconstructionen der Decken entlehnen — nicht unpassend — ihr Motiv von den Rippenwerk der gothischen Wölbungen. Auch im Detail ist das gothische Constructionsprincip mit der Schönheit der künstlerisch frei geschwungenen Linie merkwürdig vereint. In der Massengruppirung tritt das Bestreben erfolgreich hervor, die horizontale Lagerung und Gliederung streng durchzuführen; der Façade ist durch eine imposante Portalbildung, die im Princip an den Giebelaufbau gothischer Profanbauten erinnert, und durch eine offene Halle mit reichem Bilderschmuck ein eigenthümlicher Reiz verliehen. Leider weiß man nicht, wie das oberste Geschoß zugänglich sein, und wozu es dienen soll; in dem Längsschnitt bleibt der Erfinder die Antwort hierauf schuldig, indem er den Raum ignorirt und offen läßt. Dieser geistreiche und als Experiment sehr anziehende Entwurf rührt von Hubert Stier in Berlin her. — es schreibt, daß dieser Name als Träger von Stilexperimenten geweckt bleibt.

Das zweite interessante gothische Stilamalgam, der höchst bemerkenswerthe Entwurf von George Gilbert Scott und John O. Scott in London, führt mich zu den Engländern, die eine zusammenhängende und zusammensassende Betrachtung erfordern. Es sind ihrer 15 mit 150 Zeichnungen; ihre Pläne gehören also, wie schon die durchschnittliche Zahl der auf jeden ent-

Digitized by Google

fallenden Zeichnungsblätter (8,667 gegen 8,155 im Gesammtdurchschnitt) ergiebt, zu den allerausgeführtesten und durchgearbeitetsten, wozu noch kommt, daß sie mehrfach den programmmäßigen Maßstab der Zeichnungen (1:200 für die Grundrisse, 1:150 für die Aufrisse und Durchschnitte) erheblich überschritten haben. Der Maßstab war allerdings höchst unglücklich gewählt: für „Skizzen", die man eigentlich zunächst „nur" verlangt hat, — wenn sich dieser Ausdruck überhaupt auf die Ausführung der Blätter beziehen soll — entschieden zu groß (wie denn auch nur sehr wenige Concurrenten mit so zu nennenden Zeichnungen aufgetreten sind), für „vollständig ausgearbeitete Baupläne" fast zu klein.

Was nun das Technische der Darstellung in den englischen Arbeiten anbelangt, so stehen die meisten und die bedeutenden unter den concurrirenden Baumeistern darin auf der Höhe des Erreichbaren; ja in einer Beziehung geben sie unseren Architekten zu rathen auf: mit ihren aquarellirten Perspectiven. Es sind dies vollständige und vollendete Bilder, von einer bei uns in dieser Technik unerhörten Größe und freien Meisterschaft, und das Publicum kann nicht genug aufgefordert werden, diese Architekturgemälde rückhaltlos anerkennend zu bewundern. Wenn man recht sehen will, was man hier für eminente Leistungen vor sich hat, so liegt das Mittel nahe. Man braucht nur einmal die große Aquarelle von Jordan und Helm in Hamburg, denen wohl die englische Manier bekannt war und vorschwebte (u. a. hat ja z. B. Scott in Hamburg die Nicolaikirche gebaut) damit zu vergleichen, um zu erkennen, welch himmelweiter Abstand von der guten Arbeit zum Meisterwerk ist. Es ist schwer, beinahe unmöglich, unter diesen großen englischen Aquarellen die meisterhafteste und staunenswertheste zu bezeichnen. Den Bewunderern der reinen Aquarelltechnik wird Emerson durch die reichliche Anwendung von Deckfarben hinter den anderen zurückzustehen scheinen; aber auch unser Meister Menzel liebt dieses Auskunftsmittel; und dann, welche Wirkung! Der geistreichen, fast spielenden Behandlung und des ganz erstaunlichen Umfanges wegen dürfte Scotts Aquarelle eine Auszeichnung verdienen; aber indem ich das ausspreche, kommt es mir fast schon wie eine Ungerechtigkeit gegen die anderen vor.

Man sieht, ich bin nicht karg und zurückhaltend, wo es etwas Rühmliches zu preisen und zu empfehlen giebt. Aber nun eine Warnung, eine nur allzu nöthige und berechtigte! Das Lob des Architekturmalers ist nicht das Lob der Architektur, und umgekehrt. Man kann vom Kölner Dom ein elendes Bild malen; und Gräb kann ein Meisterwerk von Malerei aus der Abbildung einer verfallenen winkeligen Bauernhütte machen. Für das Laienpublicum, für das das Studium abstracter architektonischer Risse eine unangenehme und manchmal kaum zu leistende Arbeit ist, und das sich daher naturgemäß an die verständlicheren — weil dem gewohnten Anblick entsprechenden — perspectivischen Ansichten hält und deren Eindruck ohne Ab- und Zurechnung dessen, was auf Rechnung der malerischen Darstellungsmittel kommt, mit dem Eindruck und gar dem architektonischen Werthe des Bauwerkes selber identificirt, — für dies Laienpublicum, zu dem gezählt zu werden selbst für manchen aufrichtigen und einsichtigen Kunstfreund keine Beleidigung und keine Schande ist, bedarf es der dringenden Mahnung, sich nicht durch die Mache solcher perspectivischen Bilder für oder wider einnehmen zu lassen. Diese sind sehr nützlich zur Correctur und Ergänzung des Urtheils, welches aus den geometrischen Zeichnungen gewonnen wird; aber vom Standpunkte der architektonischen Leistung sind die malerischen Vorzüge solcher Blätter eitel Aeußerlichkeiten und Humbug; und gerade bei den Engländern muß man doppelt und dreifach auf der Hut sein, weil sie sich — wie man sieht — auf diesen Humbug trefflich verstehen, und — weil sie sehr viel mit diesem Humbug zuzudecken haben. Die bisherigen Erfahrungen an demjenigen Theile dieses Laienpublicums, der unglücklicherweise in dieser Sache mit entscheidender Stimme ausgerüstet worden, sind leider der Art, daß man ernstlich befürchten darf, er werde im Vollgefühl seiner Würde und Weisheit für solche Mahnungen taube Ohren haben. Dann wird sich hoffentlich noch eine Instanz darüber hinaus finden lassen, um Unheil und Schande zu verhüten.

Architektonisch — d. h. unter dem einzig zulässigen Gesichtspunkte — betrachtet muß den Engländern vorweg in einer Beziehung abermals ein günstiges Gesammtzeugniß ausgestellt werden: sie verstehen mit großen Massen umzugehen. Man sieht, was die Gewöhnung großer Verhältnisse den Künstlern für Vortheil bringt; von der Anstrengung, die es mindestens der Hälfte der Concurrenten sichtlich kostet, die Massen nicht zu häufen, sondern zu gliedern, nicht ein Ragoût, sondern ein Ganzes zu schaffen, findet sich hier kaum eine Spur: von dieser Schwierigkeit haben diese Künstler kaum etwas gewußt. Praktisch ist der Engländer natürlich auch. Daher finden sich oft — besonders im Einzelnen — überraschend glückliche Raumdispositionen. Nun aber ist es zu Ende. In der Erfindung und der künstlerischen Durchbildung auch nicht ein einziger Entwurf, der nur mäßigen Anforderungen genügte. Auf eine gewisse Originalität hat nur Einer Anspruch.

Die englischen Pläne zerfallen ihrer Richtung nach in drei Gruppen. Sie sind entweder — nicht gerade bestimmter Vorbilder wegen, sondern durch ihren phantastischen und unorganischen Charakter einzig dieser Stilart verwandt — indisch, oder gothisch, oder zopfig. Ein Paar schüchterne Versuche mit der Renaissance sind übermäßig mäßig ausgefallen und haben — auffallender oder bezeichnender Weise? — an den gemeinsamen Vorzügen der Engländer keinen Theil. Ihre Urheber scheinen mit Rücksicht auf Deutschland ihrem Herzen einen Stoß gegeben und von der geliebten Gothik als Andenken nur den einsamen Eckthurm mit herüber genommen zu haben.

Wie eine Reminiscenz von Mahamalaipur gemahnt J. H. Spanton; R. Stark Wilkinson versetzt den indischen Pagodenstil mit etwas Rococo; Thomas Turner scheint sein Machwerk für Renaissance zu halten, in Wahrheit ist dies Ideal auch in Indien zu Hause. (Diese drei übertrifft übrigens noch in phantastischer Tollheit der Americaner S. West.)

Der Zopf — um die dritte Gruppe vor der zweiten abzuthun — ist hervorragend in drei Stadien vertreten: Der anständige Zopf, in einer stattlichen Colonnade mit der Paulskuppel darauf, von W. J. Green (der uns — beiläufig — in ein riesiges Vestibul führt, aus dem man in der natürlichen Richtung der Längenachse nicht weiter kann, beinah so gut, wie in unserm „schönen neuen" Rathhause bei der Haupttreppe); der bombastische Zopf, mit Risaliten und Fontainen, Puppen und Gruppen nach dem bekannten Recept, von Edward Ellis; der ausschweifende Zopf, mit rund eingezogener Façade, entwickelter Commodenstil, von Kerr. — Es ist kaum anzunehmen, daß irgend jemand ernsthaft die Absicht haben könnte, uns mit solchen Scharteken glücklich zu machen.

Anders mit der Gothik; die wird sicher ihre Verfechter finden. Zwar die nackte und dürftige Nazarenergothik John Toners wird man uns erlassen; auch die Schablonen-Gothik von Friedrich Sang (aus Offenbach a. M.) wird mit Erfolg abzulehnen sein; schwerer schon die krause Gothik von William Emerson, doch weicht sie jedenfalls dem besseren, der spitzigen, stacheligen Gothik von Philipp E. Masey. Die ist wirklich als Gothik gar nicht übel. Aber noch sitzt ja Friedrich Schmidt aus Wien in der Jury, der ohne den Verdacht der Parteilichkeit — denn er ist der bedeutendste jetzt lebende Gothiker — sein Wiener Rathhaus zur Hand nehmen und selbst dem blödesten Fanatiker klar machen kann, daß so elende Etagenverhältnisse, so eintönige Massen und so stereotype Details nicht unbedingt mit der trefflichen und unübertrefflichen Gothik in den Kauf genommen zu werden brauchen.

Der einzige unter allen englischen wirklich interessante und werthvolle Entwurf ist der schon einmal genannte von George Gilbert Scott und John O. Scott. Er ist der im Maßstab größte und nach jeder Richtung durchgearbeitetste von sämmtlichen ausgestellten Plänen, und er ist so bestechend vorgetragen, daß er den Laien unvergleichlich viel bedeutender und verdienstlicher erscheinen wird, als er in Wirklichkeit ist. Seine Urheber haben die Gothik, hauptsächlich in der inneren Flächendecoration, mit Motiven des Stiles verquickt, der das hervorstechendste Formenprincip der Gothik, den Spitzbogen, gleichfalls gelegentlich, und zwar in vollendet schöner Weise, nicht in schematisch consequenter Verknöcherung verwendet hat: der maurischen Baukunst. Namentlich die ungeheure Kuppel, deren Innendecoration in einem riesigen Blatte mit größter Sorgfalt dargestellt ist, zeigt sich mit jenen bekannten Wandmotiven der Alhambra u. s. w. übersponnen. Das mag vielleicht befremdlich, aber doch ganz hübsch sein. Wie jedoch, wenn man den Plan im Ganzen ansieht? Eine sehr gleichmäßige Massenvertheilung dient ihm zur Empfehlung. Aber wie wird das eigentliche Gebäude von dem luxurienden Aufbau erdrückt! Diese Riesenkuppel, und diese unzähligen Thürme, Thürmchen und Spitzen! Das wirkt in der köstlichen Aquarelle ungemein phantastisch malerisch, und würde sich zu einer effectvollen Balletdecoration sehr vorzüglich eignen. Aber es ist trotz aller Kunst und trotz aller aufgewandten Mittel kein Charakter und keine Würde in dem Bau. Man kann sich nicht recht den Strom des Lebens durch diese Formen geleitet vorstellen. Es ist eben etwas Gemochtes, Aeußerliches, Erzwungenes. Für uns aber kommt es nicht darauf an, ein achtbares und staunenerregendes architektonisches Kunststück zu haben, sondern Formen zu finden, in denen der Zweck nicht durch Phrasen überwuchert, sondern in würdig einfacher, edel knapper Weise ausgesprochen werde. Theaterdecorationen können uns nichts nützen.

Damit fällt dann zugleich eine ganze Anzahl anderer Entwürfe, in denen sich auch nicht erheblich etwas Anderes erblicken läßt. In denselben Fehler wie Scott ist der Urheber eines höchst geistreichen, aber schon damals als Deco-

Digitized by Google

rationsmalerarbeit mit Recht bezeichneten Concurrenzentwurfes zum Berliner Dom, E. Klingenberg aus Oldenburg, verfallen. Er hat ein Weniges mehr als damals sich von dem Irrthum frei gehalten, den ganzen Ausbau des eigentlichen Gebäudes nur als Substruction für den kühnen Oberbau zu behandeln; er hat auch auf die gothischen Details verzichtet und nur das gothische System (Strebepfeiler u. s. w.) im Verein mit Rundbogen beibehalten. Aber organisch und natürlich, lebensfähig, nicht decorationsmäßig ist seine Arbeit nicht geworden; er ist verständiger, aber nicht so geistreich wie früher; fast dürfte man sagen: Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben. — Decoration ist auch der in manchen Stücken treffliche Entwurf von Aug. Orth, dessen malerische Schattenmassen (in der Perspective) die Zerrissenheit der Architektur anklagen. Ebenso mancher der Geringeren, die sich mit Abendrothbeleuchtung und allem möglichen Zauber über die Armseligkeit der Erfindung hinweg zu Wirkung zu verhelfen gesucht haben.

Der Theaterdecoration verwandt ist eine unbegreiflicherweise nicht wenig zahlreiche Classe von Entwürfen, denen ein gewisser Zug gemeinsam ist. Denn decorationsmäßig ist es, nur nach einer Richtung ein stolzes und feierliches Gesicht zu machen, hinter dem schon ein Paar Schritte nach rechts oder links eine partie honteuse zu Tage kommt. Das sind die Pläne mit dem halben Circus, wie ich sie nennen möchte, Entwürfe, in denen der halbkreisförmige Sitzungssaal in dieser seiner Form zum Dache hinauswächst, während ein Verbindungsgang mit darüber liegender Logengalerie sich als schmaler rechteckiger Streifen vor die ebene Fläche des Halbcylinders legt und nach der Façade zu sich mit einem dreieckigen — in einigen Fällen sogar dem barocken flachbogigen — Giebel schmückt. Daß der Giebel ein Langhaus anzeigt und eine Giebelfaçade nicht so ein eingeschrumpftes, abgestutztes Hintertheil haben kann, sollte doch wohl bekannt sein. Von der architektonischen Lüge abgesehen spricht die scheußliche Seiten- und Rückenansicht solches Oberbaues zu laut gegen eine derartige Anlage. Es versteht sich, daß kein Entwurf, dem dieser Mißgriff eignet, irgendwie in Frage kommen kann.

Es giebt aber freilich noch gröbere Verstöße gegen den gesunden Menschenverstand in der Architektur. Dahin rechne ich es z. B., wenn ein Lehrer an der Bauakademie Theile, die ideell und räumlich nichts weniger als untrennbar zusammen gehören, unter ein Dach zusammenfaßt, und zwar so, daß der Hauptraum des ganzen Baues unter dem einen Flügel und mit dem niedrigsten Theile seines Deckenabschlusses gerade unter dem First des Daches zu liegen kommt. Ueber so etwas hilft doch die sauberste Zeichnung und Pinselei in einer nüchternen Façade nicht hinweg.

Andere Pläne sind an sich recht schön und anerkennenswerth, sie passen aber nicht für Berlin. Das gilt von allen Louvrestil- und sonstigen Zopfentwürfen. Es ist nicht bedeutungslos, daß diese Geschmacksrichtung bei uns durch die edlen Probe- und Musterstücke des Schlosses und des Zeughauses typisch vertreten ist. Danach haben wir uns mit unseren öffentlichen Bauten zu richten. Ein paar Dresdener, die sich am japanischen Palais begeistert haben, — es ist Pflicht unter ihnen Alfred Hauschild mit seiner noblen freien Palastarchitektur und seiner sehr flott getuschten Aquarelle hervorzuheben, wenn er auch sonst wohl nicht sonderlich zu loben ist, — der an sich sehr einnehmende und bis auf die übertriebene Höhe wohl ziemlich vorwurfsfreie Plan von Triesethau und Schäfer und noch einige andere, die man in Paris, in Dresden und an manchem Orte mit Vergnügen errichtet sehen würde, kommen einem sofort fremdartig und abstoßend vor, sowie man sie sich deutlich innerhalb der Berliner architektonischen Formenwelt vorstellt. Solche Dinge sind historisch gegebene Bedingungen, die man nicht gedankenlos oder aus individueller Neigung überspringen darf. Eine sehr alte Stadt kann gewordene Proben aller möglicher Stilarten aufweisen. Aber eine junge Stadt muß sich hüten, eine architektonische Speisekarte zu werden.

Indem ich nun ausdrücklich constatire, daß nach Ausscheidung aller nach den vorstehenden generellen und speciellen Bemerkungen ausfallenden und bei einer strengen Umschau unter den übrig bleibenden — gewissermaßen den Zugelassenen zur engeren Concurrenz — eine ziemliche Anzahl sehr erfreulicher, schlimmsten Falles genügender Pläne vorhanden sind, greife ich jetzt, ohne es auf eine Aufzählung dieser Berufenen abzusehen, nur noch einige wenige heraus, bevor ich zu den Auserwählten gelange. Van der Hude und Hennicke in Berlin haben das Schauspielhaus durch eine Verlängerung erweitert, und vor die vorspringenden Flügel Anbauten gelegt, die sich im Grundriß wie im Aufbau vollkommen isoliren, ohne jede Nöthigung, mit recht geflissentlicher Zerstörung der künstlerischen Geschlossenheit. Ende und Böckmann scheinen nicht mit der ihnen wohl zu Gebote stehenden Hingabe und Energie an die Arbeit gegangen zu sein. Sie überraschen mehr durch die wirksame Manier ihrer Situationen als durch die Entwürfe selber. Die Façade mit dem flachrunden Vorbau hat keine Entwicklung. Die inneren Räume sind dagegen meist sehr glücklich gruppirt. August Tiede erfreut durch die kritische Besonnenheit, die sich überall in seinem Plane erkennen läßt; namentlich hat er auch bei der Eindachung des Sitzungssaales die thörichten Extravaganzen vieler Anderer vermieden. Man erkennt die Frucht seiner ausgebreiteten und genauen Studien über Oberlichtbeleuchtung, und es ist ihm gelungen, eine nicht ganz unansprechende äußere Gestaltung für seinen Oberbau auf ungezwungene und selbständige Weise zu gewinnen. Doch würde der Eindruck wohl noch besser sein, wenn er sich für directes Oberlicht entschieden hätte. Auch im Uebrigen ist dies wohl einer der unanfechtbarsten Entwürfe. Es fehlt wenig mehr als der geniale Wurf, der eben thatsächlich nur drei Bewerbern geglückt ist. Ebe und Benda, die von der Domconcurrenz mit einem bösen Versuch in unmöglicher Gothik in der Erinnerung sind, müssen sehr beglückwünscht werden zu der Läuterung, die sie seither — der vorliegenden Probe nach — durchgemacht haben. Sie haben einen sehr schönen, einen selten klaren Grundriß, aber wohl nicht ohne Schaden der Zahl und Weite der inneren Räume, und besonders auf Kosten der Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Wohnungsräume geliefert. Ihr Ausbau im Geschmack der Frührenaissance ist sehr edel. Ein ungemein reicher, theilweise — z. B. an den Gliederungen des Unterbaues hin — wohl mit Ornamentik überladener Bogengang umgiebt das Ganze. Eine etwas gedrückte, aber verständig entwickelte, eigenthümliche und mächtige Kuppel beherrscht trefflich das Ganze. Auch dies ist eine künstlerische Leistung von erfreulicher Art.

An der Spitze der Concurrenz aber stehen in einer so ausgesprochenen Weise, daß unter ihnen vielleicht nur das subjective Geschmacksurtheil einen Vorrang zuerkennen kann, wie schon erwähnt, drei Entwürfe, die man als durchaus gelungene, mit verschiedenen eigenartigen Vorzügen ausgestattete geniale Lösungen der Aufgabe anerkennen muß. Jeder von ihnen für sich würde ohne Weiteres im Großen und Ganzen angenommen werden können, und der Stadt zur Zierde, dem Reich zur Freude und unserer Kunst zur Ehre gereichen. Es ist über dieselben eben nicht viel mehr als dies zu sagen, wenn man sich nicht in weitschichtige Details verlieren will. Ich führe sie in der Reihenfolge vor, in der sie dem Besucher der Ausstellung begegnen.

Zuerst Kayser und von Großheim in Berlin. Ein vortrefflich disponirter und in seinen Formationen nichts weniger als gewöhnlicher Grundriß zeichnet ihn aus. Der Aufbau hat den großen Vorzug, über einem hohen Untergeschoß einstöckig zu sein, mit einer so glücklichen, streng entwickelten, gesetzmäßigst eingeordneten Erhöhung und Bereicherung der Architektur an den Stellen der bedeutsam hervortretenden inneren Räume, daß nichts Erfreulicheres gedacht werden kann. Absolut meisterhaft ist die Bekrönung mit Attiken und Balustraden, doch bedürften jene selber wohl der Belebung durch Statuenschmuck; trefflich ruht das flache Kuppelsegment auf einem fein abgestuften Unterbau über dem Sitzungssaale. Auch hier wäre wohl eine Unterbrechung und Belebung der Silhouette wünschenswerth und leicht ausführbar. Die Durchschnitte zeigen eine merkwürdig feine Raumentfaltung. Für monumentale Malerei und Plastik sind viele und sehr vortheilhafte Plätze vorhanden. Alle Gliederungen folgen einem einheitlichen Entwicklungsgesetz. Bedenken erregt wohl nur sehr Weniges, und das ist zum Theil wenigstens unschwer zu beseitigen. Die Wirkung des Vorsaales, der aus drei gleichmäßigen an einander stoßenden achteckigen Räumen mit besonderem Oberlicht in jeder Abtheilung besteht, wird vielleicht nicht recht einheitlich wirken. An der Seitenfaçade schieben sich die Fenster allzu sehr zusammen, so daß nicht nur die vorn reizvoll decorirte Zwischenwand fortfällt, sondern auch je das zweite Fenster der Giebelbekrönung entbehren muß. Die plötzliche Einengung des Hauptportales an der Sommerstraße (nach der Höhendimension) erscheint eben so unnöthig wie unschön: Post- und Telegraphenbureau bedürfen wohl keiner so directen und kostbaren Verbindung, wie sie durch den die Portalentwicklung durchbrechenden Uebergang bewirkt wird. Zur Eintrittshalle am Königsplatz führen Seitentreppen vor den Fenstern des Unterbaues vorbei empor, statt daß eine mächtige gerade Freitreppe hinaufleiten sollte. Dieselbe ist wohl nur der Programmbestimmung zu Liebe weggefallen, welche verbot, über eine gewisse Linie vorzugehen, bis zu der das Gebäude selber auszudehnen bei dem keineswegs großen Bauplatz fast allen Concurrenten unerläßlich erschienen ist. Bei der Ausführung eines solchen Planes würde man wohl noch den Platz für die Vortreppe bewilligen. Sie könnte aber vielleicht auch ganz fortfallen, und der Säulenvorbau nur als eine Art von Altan behandelt werden, da ein so monumentaler Eingang zu einem Corridor wohl unnöthiger Aufwand ist.

Digitized by Google

Unmittelbar daneben hängt der Plan (oder die Pläne) von Gropius und Schmieden in Berlin. Der eine mit der Triumphhalle in der Mitte der Hauptfaçade am Königsplatze stellt eine zweite Idee dar, die aus Zeitmangel nicht mehr vollständig durchgeführt werden konnte: Die Façade, die mit dieser Mitte in ihren übrigen Theilen in Uebereinstimmung hätte gebracht werden müssen, ist sonst identisch mit der erst entworfenen durchgeführt, so daß der gegenwärtige Eindruck nur eine Andeutung des Endgültigen ist. Auch unter Berücksichtigung dieses Umstandes stehe ich nicht an, dem ersten, streng und folgerecht entwickelten Plane den Vorzug zu geben. Schon der Grundriß hat wesentliche Vorzüge vor dem zu Gunsten der Halle modificirten; und dieser selber vermag ich keinen rechten Geschmack abzugewinnen. So ein unmotivirtes Mittelding zwischen drin und vor der Thüre hat sein sehr Mißliches. Unzweifelhaft würde es sehr schön ausgeführt und ausgestattet werden können, namentlich mit monumentalen Malereien, für die Gropius außerdem verhältnißmäßig wenig Raum hat; aber ich lobe mir doch die klare Geschlossenheit des ursprünglichen Planes. Der Grundriß ist schlichter in der Configuration der einzelnen Räume als der Kayser'sche, aber nicht minder klar und zweckmäßig und reich. Im Ausbau zeigt er drei sichtbare Stockwerke, die Verhältnisse sind aber so glücklich und in der ganzen Anlage motivirt, daß daraus kaum ein Nachtheil gegenüber Kayser sich ergiebt. Mehr dürfte sich vielleicht gegen die Bequemlichkeit einer solchen Anordnung einwenden lassen. Das ist etwas für die Laien in der Jury. Die Façade imponirt durch eine großartige Einfachheit, der durch energische — nur große — Gliederungen Charakter und die unentbehrliche Mannichfaltigkeit gegeben wird. Vorzüglich gruppiren sich der Mittelbau und die Eckbauten; meisterlich ist das Hauptgesims derselben. Kuppeln oder andere Hervorragungen besitzt das Gebäude gar nicht. Es ist gelungen, ohne dergleichen die gewaltige Masse zu zwingen und vergessen zu machen. Im Innern nun entfaltet sich glänzend die Gropius'sche Specialität der farbigen Decoration. Sein Durchschnitt, sein Sitzungssaal und sein Bundesrathssaal zeigen Dinge von ganz unübertrefflicher Schönheit in einem eben so feinen wie gediegenen Geschmack. Ich habe dem Gropius'schen Plane gegenüber keine leicht zu begründende specielle Aussetzungen zu machen. Er hat keine einzelne frappante Schönheitsmomente, sondern sein großer Vorzug besteht in dem klaren, glatten, einheitlichen Guß des Ganzen; und so treten auch nicht einzelne Schattenseiten und Schwächen hervor. Der schöne harmonische Zusammenhang aller Theile ist nirgends empfindlich oder nur fühlbar unterbrochen.

Endlich im vorletzten Saale finden wir L. Bohnstedt in Gotha. Tiefen Respect vor der Arbeit! Wenn die beiden oben erwähnten sich in den feinen Formen der edelsten Renaissance, durch hellenische Vorbilder geläutert, bewegen, so liebt Bohnstedt etwas völlige, dem Römischen entlehnte Formen, die er aber mit großer Delicatesse und ohne dem Schwulst oder dem Barocken auch nur annähernd zu verfallen, behandelt. Die erste in die Augen springende und beinahe schon entscheidende Empfehlung seines Projectes liegt in der wundervollen, mächtigen Portalbildung. Das gebührt sich doch eigentlich, daß das Reichstagshaus sich mit einem gewaltigen Eingange gewissermaßen einladend öffnet; nur sei es eben keine Schauhalle, aus der man nach gesättigtem Blick wieder hinausgeht, sondern ein wirklicher Eingang, ein monumentales Thor. So ist es hier. In der Mitte der Façade erhebt sich beherrschend und prächtig ein triumphbogenartiges Portal, innerhalb dessen die Treppe hinangeht und sich dann weiter nach den Seiten (in heizbare, auch durch Nebeneingänge direct von Außen zugängliche Räume) verzweigt. Geradezu führt dieselbe in einen mäßig großen Vorsaal, dann in den Versammlungssaal mit trefflicher Perspective, und aus diesem in den Sitzungssaal. In dem Portal selber entfalten sich an sehr geeigneten Stellen die bildenden Künste in reicher Pracht. Die Vermittlung des Riesenthores mit der Façade ist ungemein glücklich in höchster Einfachheit bewerkstelligt. Die Façade selbst besteht in dem — über einem als Basis durchgebildeten zweitheiligen Untergeschoß einzigen — Stockwerk aus einer Säulenhalle, die aber keineswegs müßiger Zierat ist, sondern ihren sehr guten und praktischen Zweck und Nutzen hat: in ihrer Mitte vertieft sie sich zu einer doppelten Säulenstellung, in deren Hintergrunde einerseits der Erfrischungsraum, andererseits der Festsaal liegt. Dabei ist durch die Verhältnisse der Säulenhalle und der mehr vorwärts wie der weiter zurück liegenden Fenster zu einander für hinlängliche Helligkeit der inneren Räume gesorgt. Die Seitenfaçaden sind in einem einfachen, aber vornehmen und gediegenen Charakter durchgebildet; ebenso die beiden großen oblongen Höfe mit abgerundeten Ecken, die bei aller Stattlichkeit einen höchst behaglichen und freundlichen Eindruck machen. Die Gliederungen sind von einer gewissen freudigen Fülle und die Profile gut und lustig gezeichnet; es mangelt so glücklich überall die alleinseligmachende Schablone. Im Innern ist für gediegene Pracht (auch durch monumentalen Kunstschmuck) reichlich und geschmackvoll gesorgt. Die coloristische Wirkung des Innenraumes befriedigt im höchsten Maße, und über dem Oberlicht, dessen Verglasung in geschickter Weise in die farbige Haltung des Ganzen hineingezogen ist, wölbt sich gerade in der rechten, aus der Construction für die beste Lichtwirkung hervorgehenden Höhe eine flache Kuppel. Diese mit ihrer eigenthümlichen innerhalb der Lichtöffnungen herumlaufenden kronenartigen Verzierung giebt eine vortheilhafte Silhouette und ruht schön abschließend auf dem geistvoll disponirten Bau. Anstößigkeiten habe ich trotz der großen Ausführlichkeit des Projectes — es ist in 15 Blättern dargestellt, von denen mehrere in Farben ausgeführt sind, — kaum gefunden; solche Dinge, wie, daß die schönen Fenster in den Ecken der Höfe sehr undelicaten Räumen ihr Licht zuführen, halte ich bei der ohne irgend anfechtbare Mittel erreichten großen Wirkung gerade auch an dieser Stelle für absolut unerheblich. Einige Räume, namentlich Vorräume von Wohnungen, scheinen dunkel zu sein. Das Obergeschoß über der Präsidentenwohnung zwingt an einem Tract zu einer den umlaufenden Fries durchbrechenden, sonst nicht vorkommenden Fensterreihe in der Seitenfaçade. Andere derartige Kleinigkeiten übergehe ich.

Die Entscheidung zwischen diesen drei Entwürfen mag sehr schwer sein, und ich bin sehr zufrieden, daß nicht mir die Verantwortung obliegt, einen davon zum Hauptpreise, zwei aber zu den — nur ein Fünftel von jenem betragenden! — Nebenpreisen mit noch zwei anderen Entwürfen vorzuschlagen, wo doch neben ihnen und im Vergleich mit ihnen keiner von allen ausgestellten in Betracht kommt (wenigstens unbedingt nicht, wenn man neben der Programmmäßigkeit und der architektonisch interessanten und werthvollen Leistung auch noch die Ausführbarkeit, die ungefähre Möglichkeit der Ertheilung der Bauausführung an den Urheber, als Maßstab zuläßt, was doch wohl unbedingt nicht blos recht, sondern auch nothwendig ist). Wenn meine Neigung und, wie ich glaube beobachtet zu haben, die Stimme des Publicums von Tage zu Tage mehr den Bohnstedt'schen Plan bevorzugt, so wage ich nicht, dafür objective Bedeutsamkeit in Anspruch zu nehmen. Hoffentlich wird die Jury zu einem Ergebniß gelangen; und jeder von diesen Plänen verdient ausgeführt zu werden, und also ist der Ausfall der Entscheidung relativ gleichgültig. Vielleicht ist es möglich, den drei so auffällig hervorragenden Concurrenten eine gleichmäßige, über die Bestimmungen des Programms hinausgehende Prämiirung auszuwirken. Einer von diesen Dreien aber muß dann noch unbedingt die Ausführung bekommen. Ein Vorwand, etwa zu nichts zu kommen und die Möglichkeit irgend welcher nachträglichen — Gott weiß wie ausfallenden — Abmachung im Schoße der hier wieder einmal im offenen Kampfe abgefallenen Berliner Bauhierarchie offen zu lassen, liegt nicht vor. „Programmmäßig" ist jeder dieser drei Entwürfe. Denn wenn beispielsweise bei Kayser der Lesesaal mit Schreibtischen fehlt, und die Sprechzimmer der Abgeordneten sehr weit vom Sitzungssaale liegen, wenn bei Gropius nicht alle einzelnen Wohnungen mit den programmmäßigen Bezeichnungen nachgewiesen sind, und dasselbe auch bei Bohnstedt der Fall ist, auch noch manches Aehnliche sich beibringen läßt, so scheint dafür die „Deutsche Bauzeitung" den einzig richtigen Maßstab der Beurtheilung angegeben zu haben: man habe „Skizzen" eingefordert, und aus dem Begriffe solcher folge, daß „auf Fehler und Mängel eines Entwurfes, die sich beseitigen lassen, ohne den Grundgedanken und die Vorzüge desselben zu beeinträchtigen, ein entscheidendes Gewicht nicht gelegt werden kann". Der Art aber ist Alles, was sich irgend mit dem Programm in der Hand an diesen drei Entwürfen aussetzen läßt. Also noch einmal: ein Grund, sich nicht innerhalb der Concurrenz und definitiv für einen dieser Bewerber zu entscheiden, ist nicht aufzutreiben; und da die Fabel von Buridans Esel doch nur von zwei Heubündeln redet, so würde hier, wo die dreifache Möglichkeit glücklichen und vorwurfsfreien Zufassens vorliegt, nicht einmal dies hochleuchtende Vorbild als Entschuldigung anzuführen sein.

Notizen.

Ueber das Schicksal des Bischofs von Ermeland sind die wunderbarsten Gerüchte verbreitet. Ob er sich nach Empfang des letzten an seine Adresse abgegangenen ziemlich offenherzigen Ministerialschreibens unterwerfen und was im anderen Fall mit ihm geschehen soll, diese Doppelfrage hat die verschiedenartigsten Muthmaßungen hervorgerufen. Die Einen glauben, man werde ihn in's Zellengefängniß bei Moabit bringen, ihn dort bei Wasser und Brod halten, bis er sich gefügt und ihn dann für einige Jahre unter Polizeiaufsicht stellen. Andere wollen wissen, der Bischof solle mit Gensdarmen über die nächste Grenze gebracht werden, und was der Producte

Digitized by Google

einer erregten Phantasie mehr sind. Wir lieben die Conjecturalpolitik so wenig wie Fürst Bismarck und möchten nach Beruf und Gewohnheit dieser Blätter einige positive Vorschläge der Regierung nicht vorenthalten. Das gegen jenen fürstigen Prälaten aufzuwendende Strafmittel muß einfach und von rascher Wirkung sein, damit der Glorienschein des Märtyrers nicht den verstockten Ungehorsam ermuthige. Eine kurze Einzelhaft auf irgend einer Festung könnte allerdings Sr. Hochwürden nicht erspart werden. Hier aber wird ihm, wenn es noch unserer Ansicht geht, jede Lectüre streng untersagt, mit Ausnahme des Syllabus und der „Germania". Diese darf und soll er lesen, sonst nichts. Wenn er damit zu Ende, muß er wieder von vorn anfangen. Man kann sich darauf verlassen, daß der Sträfling bei solcher Kost nach spätestens dreimal vierundzwanzig Stunden um Erlösung von seiner Qual bitten und Alles thun wird, was Staat und Gesellschaft von ihm verlangen. Einige clericale Blätter mögen über Vergewaltigung schreien; der Berliner Jesuitenmoniteur wenigstens wird sich aus persönlichen Gründen still verhalten. Der Bischof aber hat dann nachgegeben und unser Zweck ist erreicht. Den Ultramontanen geht es im Ganzen jetzt herzlich schlecht, sie sind indessen doch immerhin besser daran als ihre ehemaligen Mitschuldigen, die Bonapartisten, deren berufener Wortführer, Herr Rouher, bei seinem dreisten Vorgehen in der Nationalversammlung keine Lorbeeren gepflückt hat. Seine früher gut bezahlten Landsknechte in einigen abonnentenarmen Pariser Zeitungen und ihre spärlich vorhandenen schwachsinnigen Nachbeter in Deutschland hatten sich bei Rouhers corsicanischer Wahl goldene Berge von seinem Auftreten in Versailles versprochen. Die guten Leute hatten nur vergessen, daß, wenn der Bonapartismus die incarnirte Lüge ist, die Menschen im Allgemeinen und namentlich die Franzosen die Lüge nur so lange verzeihen, wie sie glücklich ist und Erfolg hat. Die Finanzreden eines Schwindlers oder Industrieritters, der prosperirt, läßt man sich gefallen. Wehe jedoch dem bankrotten Schwindler, der gewohnheitsmäßig weiter lügen will. Das sittliche Gefühl bäumt sich sofort auf und zischt ihn von dem Fußgestell herunter, welches er nochmals usurpiren möchte. Rouher hat mit der Widerholung seiner früheren sadenscheinigen Argumente aus einer ungerechtfertigten Zeit ein glänzendes Fiasco gemacht. Es blieb ihm nur der klägliche Trost, daß wenn die Kaiserlichen betrogen und getäuscht, die Septembristen es nicht besser gemacht hätten. Dann waren aber doch die Imperialisten überflüssig und man konnte sich jedenfalls billiger überworfen lassen. Sehr amüsant ist auch die ewige Litanei der Bonapartisten, man solle dem Gefallenen seine Fußtritte mehr verstehen. Und doch wollen gerade sie nicht zugeben, daß die Geschichte über den Mann von Sedan das letzte Wort gesprochen habe. Natürlich möchten sie den populären Vortheil genießen, nämlich der Unantastbarkeit des Unglücks und der Anwartschaft auf die Wiedererauferstehung. Eines ist aber doch nur möglich. Entweder der alte Verschwörer von Chiselhurst ist noch lebendig, dann wird man über ihn voraussetzen dürfen, oder er beanspruchte das bekannte Benefiz der Verstorbenen wegen der Nachrede, in welchem Fall er uns als zudringliches Gespenst nicht weiter incommodiren soll. Louis Napoleon hat übrigens gerade jetzt wieder von sich hören lassen. Er hat gegen den Spruch der Untersuchungscommission über die Capitulation von Sedan reclamirt und sich auf sein ruhiges Gewissen berufen. Wir haben niemals daran gezweifelt, daß dieses Organ bei dem Erfinder am schwächsten ausgebildet war.

Offene Briefe und Antworten.

Das Bordier'sche Buch „Deutschland in den Tuilerien" scheint die geringe Bedeutung, die es hatte, allmählich ganz zu verlieren. Die bekannten Namen, welche in dieser Scandalschrift in compromittirender Weise genannt waren, haben sich fast ohne Ausnahme von der Verdächtigung zu reinigen gewußt. Hier ein neuer Beweis.

Wir erhalten folgendes Schreiben, das wir unverkürzt zum Abdruck bringen:

Lieber Herr College!

Eine mir vorgestern anonym zugegangene Nummer eines Prager Blattes enthält einen so überraschenden und gehässigen Angriff des Herrn Dr. Gustav Rasch auf meinen literarischen Namen, daß ich mich genöthigt sehe, Sie um Ihre Hülfe zu bitten in einer mich auf das Tiefste verletzenden Angelegenheit. Durch jenen Feuilletonartikel nämlich erfuhr ich zuerst zu meinem schmerzlichen Erstaunen, daß sich auch an meinen Schriftstellernamen eine verleumderische Notiz des berüchtigten Bordier'schen Buches knüpft. — Sie selbst, lieber Herr College, haben bei den Anzügen jener Briefe die Ihr Blatt gebracht, derselben niemals Erwähnung gethan, — kennen Sie mich doch persönlich hinlänglich, um von vornherein von der Unwahrheit einer derartigen Beschuldigung überzeugt zu sein, und ersparten mir, in ritterlichem Tact, deshalb wohl die Kränkung und Erregung einer solchen Erfahrung. — Ihre freundliche Fürsorge hat mich nicht zu schützen vermocht. — Da nun aber die „Gegenwart" sich zum Centralorgan der Vertheidigung der unverdient Beschuldigten gemacht hat, so bitte ich Sie hierdurch, nun auch meinen Namen jenen ehrenvollen eines Grafen Kalckreuth, Freiherrn von Hackländer und Anderer beifügen zu wollen, die gleich mir in verleumderischer Weise genannt worden sind. — Man hat mich in dem erwähnten Buche also beschuldigt, vor etwa drei Jahren mich an den Kaiser Napoleon in Betreff einer Reise nach Malmaison und Arenenberg gewendet zu haben, um biographisches Material zu einer Lebensbeschreibung der Kaiserin Josephine und der Königin Hortense zu sammeln.

Nie und nimmer hat oder meine Hand einen derartigen Brief geschrieben, als auch keinerlei Kaiserl. Bescheid darauf erhalten, niemals habe ich die Absicht gehabt, eine ausführliche Biographie der Genannten herauszugeben, trotz des natürlichen Interesses an der so poetischen Gestalt Josephinens. — Ein einziges Mal — vor sechs Jahren, — versuchte ich auf den wiederholten Rath verschiedener Freunde des verschollenen Eduard Vogel, den Kaiser für eine projectirte Stiftung zum Besten der Africareisenden zu interessiren, freilich, trotz der verbindlichen Antwort, ohne Erfolg. Dies glaube ich ohne irgend welche Beschämung frei und offen gestehen zu dürfen, vor aller Welt. — Wer nun nachher meinen Namen zu mißbrauchen für vortheilhaft gefunden, mag Gott wissen. — Ich, als Frau, kann eben, einer derartigen gemeinen Lüge gegenüber, nichts thun, als sie einfach als eine solche bezeichnen.

Die That eines deutschen Schriftstellers aber, eine Notiz des Bordier'schen Buches ohnes Weiteres dazu zu benutzen, die Gesinnung einer deutschen Schriftstellerin in der denkbar gehässigsten Weise zu verdächtigen, dürfen wir wohl ruhig der gerechten Beurtheilung des großen Publicums überlassen.

Ich bitte Sie, lieber Herr College, aus diesem Briefstatt zu meiner Vertheidigung benutzen zu wollen, was Sie dazu geeignet finden; zugleich aber möchte ich, — Sie kennen mich so in meinem Sein und Wesen — um jeden Preis das, was man „Zeitungsrecht" nennt, vermieden sehn.

Wie sehr mich dieser Blitzstrahl aus heiterm Himmel getroffen und erschüttert, kann ich nur andeutungsweise, können Sie sich denken. Herzlichsten Gruß von

Minden, d. 21. Mai 1872. **Elise Polko.**

Wir haben den Namen der Frau Elise Polko nicht absichtlich fortgelassen, sondern blos deshalb, weil uns derselbe unter den 1800 und einigen Notizen des Bordier'schen Buches entgangen ist. Wir würden die Thatsache, die Meldung Bordiers, wie alle übrigen gebracht haben, allerdings ohne daran die gehäßigen Bemerkungen zu knüpfen, in welchen sich Herr Dr. Gustav Rasch ergeht. Frau Polko möge sich übrigens beruhigen. Ein Angriff von Seiten des Herrn Rasch, der jetzt sogar auf den Czechen gekommen ist, hat nicht viel zu bedeuten. Wunderbar bleibt es freilich, daß er, der im Glashause sitzt, mit Steinen wirft. Wenn er auch nicht von Napoleon Geld zu leihen verlangt hat — Herr Dr. Rasch wäre vielleicht sogar im Stande, dem Kaiser gegen die nöthigen Sicherheiten Geld vorzuschießen — so hat doch derselbe Herr denselben Napoleon benutzt, um Anzeigen für Inserate zu ersparen. Ob man an den Kaiser schreibt, um Geld zu leihen, oder an ihn schreibt, um für ein Buch, mit dem man Geld verdient, Reclame zu machen — das kommt so ziemlich auf dasselbe hinaus.

In Bezug auf die Notiz Nr. 1817 des Bordier'schen Buches, daß ein Herr Curtis mit verschiedenen deutschen Blättern *) in Unterhandlung getreten sei und mit ihnen ein Abkommen getroffen habe, demzufolge jene Blätter gegen Zahlung einer bestimmten Summe die Politik der Decembergesandtschaft in Deutschland vertreten wollen, sind uns von verschiedenen Seiten Anfragen zugegangen, ob sich die Sache so verhalte?

Wir können jetzt auf Grund der von uns eingezogenen Erkundigungen mittheilen, daß die ganze Geschichte, welche Bordier wieder aufgewärmt hat, von Anfang bis zu Ende erdichtet ist.

Die „Rheinische Zeitung" hat, wie bereits erwähnt wurde, die Angabe des Curtis als eine grund- und bodenlose Unwahrheit bezeichnet.

Das „Mainzer Journal" brachte in einer früheren Nummer die Erklärung der Redaction, daß derselben niemals ein solches oder ähnliches Anerbieten gemacht worden sei.

Ein „Speyerisches Journal" giebt es überhaupt nicht. Die in Speyer erscheinende „Pfälzer Zeitung" hat mit einem Herrn Curtis oder einem

*) Nr. 15 der „Gegenwart" S. 228.

Digitized by Google

andern Geschäftsmann Napoleons selbstredend niemals etwas zu thun gehabt.

Das „Echo der Gegenwart" in Aachen erklärt in derselben Sache: „Wir haben schon bei dem ersten Bekanntwerden dieser Behauptung uns darüber, so weit wir dabei betheiligt waren, dahin ausgesprochen, daß dieselbe rein aus der Luft gegriffen sei und nicht das geringste Körnchen von Wahrheit besäße."

Ein „Coblenzer Journal" existirt nicht. Die „Coblenzer Zeitung" ist völlig unbetheiligt an der Curtis'schen Meldung.

Also auch diese compromittirendste Mittheilung des Bordier'schen Buches ist gerade so lügenhaft wie die Meldungen derselben Schrift über Graf Kalckreuth, Frau Elise Polko ꝛc. ꝛc.

An den Entdeckungsreisenden in Berlin,
Herrn Julius Stettenheim, Wohlgeboren.

„Nämlich so", pflegte die selige Frau Gamber, meine Wirthin in Heidelberg, ihre Rede einzuleiten, wenn sie etwas Wichtiges sagen wollte; und wann wäre nicht wichtig gewesen, was sie zu bemerken für gut fand? Ich stelle Ihnen anheim, ob Sie Ihren Einfluß auf die Sprachbildung nicht benutzen wollen, um diese Wendung in unsern Stil einzubürgern; denn sie kann unter Umständen ganze Einleitungen, an denen wir einen so großen Ueberfluß haben, entbehrlich machen. Also — nämlich so: Nehmen Sie Ihre blaue Brille ab und entsagen Sie allen sonstigen Bemühungen nach Aufrechthaltung Ihres kostspieligen Incognitos; Sie sehen nicht nur aus, sondern Sie sehen auch, trotz der Brille, aus Ihren eigenen Augen ganz wie ein Berliner. Ich will damit nicht sagen, daß Sie ein geborner Berliner sind oder geworden sind. Denn ich weiß es: Borussus fit, Berolinensis nascitur. Viele Menschen sind zu Preußen geworden, und zu den besten zwar, denen es an der Wiege nicht vorgesungen wurde. Aber wem anders als einem geborenen Berliner gewährte Mutter Natur jene glänzenden Eigenschaften, deren hervorstechendste die ist, vor nichts Respect zu haben als vor sich selbst? Ich gestehe es, ich hatte große Hoffnungen an Ihre Nordpolexpeditionen geknüpft, als sie sich nach dem Hotel du Nord unter den Linden einschifften, und ich bin schmerzlich beunruhigt, daß Sie außer Sicht gerathen, nachdem Sie zuletzt in der Königgrätzerstraße die Unebenheit des Pflasters enthüllt hatten. Ich hoffe noch immer, Sie werden es bei diesem selbst für ein Berliner Kind nicht überraschenden Enthüllungen nicht bewenden lassen, und wenn mein Verdacht begründet wäre, daß Ihnen in jenen Abgründen etwas Franklinisches oder Livingstonisches begegnet sein möchte, so würde ich gerne mein Scherflein beitragen zu einer Unternehmung die darauf ausginge, Sie und die Resultate Ihrer kaum begonnenen Forschungen zu retten. Wenige sind, wie Sie, berufen, das Charakteristische urweltlicher Zustände zu erfassen und darzustellen; dafür bürgt schon die Stiftung des Wortes „Kaiserdorf," das wir Ihnen verdanken, und welches ich höchstens an zutreffender und auslösender Wirkung mit dem Wort „Kathedersocialist" vergleichen möchte; also bitte kommen Sie wieder! Aber begnügen Sie sich nicht mit den Anschauungen der öffentlichen Straße, sondern dringen Sie ein in's Innere der Natur! Wie ich mir das denke? Gönnen Sie mir einen Versuch! — —

Es ist eine einfache Geschichte, a simple story, wie jener schöne englische Roman heißt, der heute nicht mehr auf den Büchertischen liegt; aber wenn sie nicht so schön ist wie jener Roman, so ist sie desto wahrer. Nämlich so:

Geschichte zweier Bäder.

Das erste Bad spielt in Frankreich. Es war mitten im Winter und mitten im Krieg. Ich war mit Liebesunterbeinkleidern und Liebesschreiben nach Epernay gekommen, zunächst natürlich aus Patriotismus, und entfernt — wie nah oder weit entfernt, lasse ich dahin gestellt, — in der vagen Vorstellung, daß es doch wunderherrlich sein müßte, dereinst einmal meinen lauschenden Enkeln (ich bin unverheirathet, aber noch nicht stark in den 40) meine Erlebnisse von Krieg und Schlachten, von Todten und Verwundeten und allen solchen Schreckensscenen zu erzählen, welche den Genuß der Ofenwärme und des Punsches an einem kalten Winterabende beträchtlich erhöhen. Nun müssen Sie wissen, daß ich vor Jahren lange in Frankreich als ein Doctor ausgestanden — und für die Sitten und Gebräuche dieses mißrathenen Landes eine — ich gestehe es — unverzeihliche Schwäche bewahrt habe. Also ich kam nach Dijon. Ich war viermal 24 Stunden in einem Frachtwaggon gefahren und in einer Gesellschaft, welche mehr mit Cognac, Würsten und Tabak als mit Waschwasser Umgang pflog; und nun war ich eben in einem jener behaglichen Schlafzimmer einquartirt, wie es nur ein Erbfeind bewohnen kann, mit dem breiten Bett, den schmucken Gardinen, dem zierlich aufgeputzten Waschtisch — es war in einem reichen Bürgerhause. Da überkam mich jene capuanische Schwäche für Ordnung und Reinlichkeit, welche der Anfang des Sittenverfalls ist. Wenn man in diesem Zimmer, an diesem prasselnden Kamin ein Bad nehmen könnte! — Ich rief Margot. Margot hieß die Magd, aber wie sie auf französisch, des Namens würdig, genannt wurde, la bonne. Es war trotz dem Kriege in Epernay noch die Zeit der Unschuld. Die Pariser Zeitungen hatten den Bewohnern der Champagne noch nicht verrathen, daß die Preußen ihre Pendülen entwendet, ihre Kinder gespießt und ihre Frauen entehrt hätten, Pendülen Kinder und Frauen befanden sich also sämmtlich an Ort und Stelle und gingen ihren Gang wie früher. Daher hatte ich auch nach einer halben Stunde Freundschaft mit Margot la bonne geschlossen, einer — setze ich hinzu, damit Sie mich nicht für einen Rinaldo Wachenhusen oder Rüstow halten — einer unjungen und sehr unmageren Champenoise. Margot ma chère, sagte ich, könnte man wohl ein Bad hier herein haben? — Nichts einfacher monsieur, für wann wünscht es monsieur? — Je eher desto lieber! — Es dauerte nicht eine halbe Stunde, so rollte eine Handkarre vor der Hausthür an, auf welcher ein viertel Dutzend Badewannen nebst Zubehör lagerten. Ein kleiner flinker Kerl in dem unvermeidlichen blauen Kittel packte eine derselben, stülpte sie über Hinterkopf und Rücken wie eine Kapuze, nahm ein großes kupfernes Gefäß in die frei bleibende Hand und im Nu war er damit die zwei Treppen herauf. Die Eimer nachbringen, welche er unten aus den Fässern kalten und warmen Wassers füllte, einen großen, schönen Laken, den „fonds de bain" in die Wanne ausspreizen, diese füllen, einen Doppelcylinder daneben stellen, der um ein Gefäß von heißem Wasser die Wäsche warm hielt (einen großen Bademantel und ein Regiment Servietten) das Alles war beinahe schneller geschehen als erzählt. — Wann soll ich's wieder abholen? fragte mein Blousenmann und entfernte sich nach erhaltenem Bescheid. Wer wie ich von dem Einfluß altcivilisirter Bräuche angefault ist, wird begreifen, mit welchem Behagen ich nun in diese schöne Institution meine geräucherten Gliedmaßen ergoß, und welche verbrecherische Gedanken über die Annehmlichkeit der Lebensverfeinerung aus dem Wasser aufstiegen.

Und nun das zweite Bild. Ich bin nach Berlin zurückgekehrt, in einem der ersten Hôtels abgestiegen, welches im Punkte der Preise hinter keinem der Welt zurückbleibt. Als ich ankommend die Treppe hinanging, las ich in fünf lebenden Sprachen verkündet: „Bäder im Hôtel". Die Erinnerung an die nasse Idylle von Epernay stieg in mir auf und ich frug, oben angekommen, wie es mit der Beschaffung eines solchen Bades in beliebiger Sprache stehe. Nach drei Stunden Vorausbestellung sollte ich eines haben. Als der Kellner mir den feierlichen Moment verkündet hatte, übergab er mich einem Hausknechte, der mich eine geheime dunkle Hintertreppe hinabführte. Wir stiegen abwärts, stets abwärtser, es wurde immer dunkler und immer kühler, alle Romane meiner Kindheit fielen mir ein, in denen ein in Ungnade gefallener Günstling für ewig in ein stummes Verließ zu Unken und Molchen gebracht wird. Endlich öffnet sich eine Thür in ein Cabinet, welches beinahe so viel Luft und Licht umschloß, als der Speisesaal des ersten Berliner Restaurants. Hier also sollte ich hingerichtet werden! Ich bat den Hausknecht um Gnade und mittels eines Trinkgeldes und der Anschreibung des Bades kam ich mit dem Leben davon. Sie werden denken: nun ist die Geschichte aus. Pas du tout! hätte Margot gesagt, sie fängt erst an. Ich begab mich zum Portier des Hôtels, lüftete höflich meinen Hut und frug mit ergebener Miene, ob es vielleicht nicht frevelhaft wäre zu denken, daß man mit Verschmähung dieses sardanapalisch polyglottischen Cabinets ein Bad auf's Zimmer bekommen könnte? Zu meinem Erstaunen bejahte er gutmüthig die schüchterne Frage und gab Anweisung, daß man in einer nicht entfernt liegenden Anstalt die Bestellung mache. Für morgen früh um achte hieß es, und mir ward Bescheid gesagt; Tag und Stunde seien feierlich an Ort und Stelle in ein großes Buch eingetragen worden. Von Nixen und Nereiden träumend, ging ich zu Bette. Wie immer, wenn man lang schlafen will, erwachte ich bereits um sechse in der Frühe, und niemals schien es mir so reizend zeitig aufzustehen, als jetzt, wo ich doch verurtheilt war, wollte ich nicht doppelte Unkosten machen, bis achte liegen zu bleiben. Aber siehe da, es ward achte, es ward halb neun, es ward neune, von Wasser keine Spur! Endlich verzichtete ich und stand auf. Da — ich wollte gerade verzweifelt mich in's Waschbecken stürzen — da erscholl der Ruf, das Bad kommt, Thalatta, Thalatta! Langsam und feierlich schleppte ein Ehepaar eine centnerschwere kupferne Wanne heran, die vielleicht aus einer Kanone des siebenjährigen Krieges gemacht war (der alte Fritz schenkte, denke ich mir, Kanonen eher zu Badewannen als zu Kirchenglocken). Die Frau, welche das eine Ende der Wanne über ihrem Herzen trug, trug unter demselben ganz sichtbar ein Unterpfand der Liebe ihrer mitwandelnden Ehehälfte.

Ich war thöricht genug aus rein pathologischem Bedürfniß und entfernt nicht aus pädagogischen Beweggründen das hoffnungsvolle Ehepaar über die maßlose Verspätung zur Rede zu stellen. Prost die Mahlzeit!

Digitized by Google

Meine Einschlaflosigkeit ward mir in den härtesten Ausdrücken verwiesen. Das Feuer, meinte die Frau, könne nicht alle Tage brennen wie man es befehle, und heute eben hätte es so lang gedauert bis das Wasser hätte „wollen warm werden." Ich war tief beschämt über meine Unbarmherzigkeit gegen das Wasser, welches zu überhaupt nicht verpflichtet ist, warm zu werden. Nachdem die Badewanne und der Reichsbunkt festgestellt waren, verschwand das Ehepaar auf 10 Minuten, um dann mit einer Tonne heißen Wassers wieder zu erscheinen, das wiederholte sich noch zweimal, macht ½ Stunde. Es war ¾ Uhr. Dann verschwanden sie auf eine abermalige halbe Stunde. Bei Nachforschung stellte sich heraus, daß sie das kalte Wasser nicht mitbringen, sondern erst langsam aus der Hausleitung auffassen. Selbstverständlich gab es hier weder den Wärmeapparat für die Wäsche noch den Linnenbezug für den Wannengrund. Also nun nach 10 Uhr die Sache sich soweit entwickelt hatte, daß es losgehen konnte, sagte ich den guten Leuten, sie könnten in einer Stunde wiederkommen. Ach, erwiederte die Frau, das ist nicht nöthig. Wir warten draußen, wir haben die Zeit. — Ich: es werden wohl nicht viele Bäder der Art hier genommen? — Die Frau: Der Fürst Bismarck bekommt beinah täglich eines. — Ach so? Conclusion: Man muß zweimal das deutsche Reich gegründet haben, um sich solche Ausschweifungen zu gewähren. Nun war mir Alles klar. Ein gewöhnlicher Sterblicher mag da Sach aufgeben!

Und nun das Beste: Das Bad in Spernay mit allen seinen Verfeinerungen kostet 2 Franken, heißt 16 Sgr. Im Vorgestihl der 5 Milliarden gab ich noch 50 Centimes Trinkgeld dazu. Das Bad in Berlin kostet 1 Thlr. 25 Sgr. Im Vorgestihl des Nimmerwiederkehrs gab ich an Trinkgeld noch 5 Sgr.

Und nun, verehrter Reisender, ziehen Sie das culturgeschichtliche Facit! Ich schwöre zu jedem Ihnen beliebigen Gotte, daß ich nichts übertrieben habe. Und wenn diese meine Geschichte Ihnen nicht ohne Zweifel zu lang geworden wäre, so würde ich der nassen Analyse demnächst auch eine auf dem trocknen Wege vorgenommene beifügen. „Eile Jüngling, kehre wieder!"

Corruptus.

Verehrter Freund!

Mein lieber Freund Alfred Woltmann hat mir die Freude gemacht, in dem Feuilleton der „Nationalzeitung" vom Mittwoch (den 22. Mai) geistreich, aber — wie mir scheint — ungütlich gegen mein Urtheil über die Internationalität der Reichstagsconcurrenz zu polemisiren, die ich — wie die Leser sich wohl noch erinnern — als Tactlosigkeit bezeichnet habe. Er macht zunächst die Ansicht des deutschen Reichstages zu der seinigen, der in seiner Majorität erklärt hat, er könne nicht feststellen, wer ein deutscher Architekt sei, eine Auslassung, über deren beschämenden Charakter ich mich mit dem Herausgeber der „Deutschen Bauzeitung" (Nr. 50 des vorigen Jahrganges) durchaus in Uebereinstimmung befinde, wie ich auch seinen Versuch einer Definition jenes für den Reichstag zu seinen Begriffen für vollständig ausreichend halte. Nur, glaube ich, kann man viel einfacher abkommen, in der Weise, wie das Goethecomité es gemacht hat: man fordert ohne jede Definition blos die deutschen Künstler auf; wer sich dann nicht als solcher fühlt und als solcher auftreten irgend wie berechtigt weiß, erkennt sich selbst als ausgeschlossen; wer sich als Deutscher fühlt, der soll willkommen sein: es wird selten einer darunter sein, den man nicht anerkennen könnte. Die Oesterreicher haben sich, wie man gleich bei der Goetheconcurrenz sieht, durch die Beschränkung auf die nationale Kunst nicht ausgeschlossen gefühlt, und kein Mensch wird daran denken, sie „hors concours" zu stellen.

Ferner machen sich die Vertreter der Internationalität nicht klar, daß die Zulassung der Fremden zur Concurrenz, wenn die letztere nicht eine lächerliche und kostspielige Farce sein soll, auch die eventuelle Möglichkeit der Baubertragung an einen Fremden in sich schließt; und man male sich doch einmal deutlich die Situation aus, daß die drei besten Entwürfe der Ausstellung nicht von Deutschen, sondern von Stockfranzosen herrührten, und einer von ihnen uns dann nach Fug und Recht das Reichstagshaus baute! Wäre nicht für ewige Zeiten zum Schämen? Wär's nicht eine tollere Blamage für uns, als die Aufrichtung des deutschen Kaisersreiches in der Spiegelgalerie zu Versailles für die Franzosen? Wär's doch eine freiwillig aus thörichter Fremdmannssucht und thörichtem Mangel an Selbstvertrauen aufgeladene.

Ja, aber die bedeutendsten Fremden werden aus Tact schon zu Hause bleiben, tröstet die Freunde der Internationalität. „Die Architekten des Auslandes mußte eigenes Tactgefühl von der Betheiligung bei einer so specifisch deutschnationalen Aufgabe zurückhalten, wir selbst aber, indem wir sie zuließen, handelten vollständig correct", sagt A. Woltmann. Zunächst betone ich, daß ich dasselbe hervorgehoben habe, daß sich die Fremden, mit Ausnahme der Engländer, tactvoller zurückgehalten haben, als unsererseits die Einladung erfolgt ist. Denn — ferner — darüber kann doch kein Zweifel sein, daß eine Aufforderung zu einer Tactlosigkeit selber eine Tactlosigkeit ist, und daß die sehr möglische fremde Tactlosigkeit doch wahrlich als ein schützender Wall gegen die möglichen beschämenden Folgen der eigenen Tactlosigkeit nicht angesehen oder benutzt werden kann.

Etwas berartiges aber wird verlangt, wenn man die nicht internationale, sondern rein deutsche Jury als letzten Hort gegen die Blamage einer Niederlage dem Auslande gegenüber anruft. Wäre die Jury das, so wäre es noch viel schlimmer: es müßte die Absicht der Verachtung preisgeben und die Urheber des Preisausschreibens einer strafbaren Inconsequenz zeihen, daß daß sie für die internationale Concurrenz nicht auch eine internationale Jury bestellt haben. Ich habe gewiß keine zu hohe Meinung von der beurtheilenden Commission für die Reichstagsentwürfe; aber ich würde mich schenen, irgend einen ihrer Mitglieder einer parteilichen Ungerechtigkeit vom Standpunkte nationaler Vornehmheit fähig zu halten. Freilich, „unsere architektonische Bildung, unser Wissen, unsere Grundsätze auf diesem Gebiete sind andere als die fremder Nationen" (wie Woltmann richtig sagt); aber andrerseits existirt auch ein so roher internationaler Austausch, daß eine beträchtlich größere Anempfindung, als sie die Engländer in ihrer Steifheit sertig bekommen haben, durchaus nicht über den Bereich der Möglichkeit für einen sehr begabten Architekten hinausliegt.

Ich müßte aber meine — freilich unmaßgebliche — Ansicht dahin aussprechen, daß, wenn in dieser nun einmal tactlosen Weise international verfahrenen Concurrenz wirklich ein vom Auslande eingesandter Plan das Schönste und Beste böte, man sich vor der Zuerkennung des ersten Preises und der Uebertragung der Bauausführung an seinen Urheber nicht zu schenen brauchte. Denn die Blamage läge eben darin, daß jeder Unparteiische hier und draußen eingestehen müßte: es hat sich bei den fremden Bauklustern mehr Geneigtheit und Vermögen für diese deutsch-nationale Angelegenheit gefunden, als im Lande selber; und hätte man diese Demüthigung doch einmal erfahren, dann wäre es unzweifelhaft für alle Zeiten erfreulicher, einen Plan wie den Bohnstedt'schen, zu dem ich mir sehr wohl einen Franzosen als Urheber denken könnte, von einem Franzosen ausgeführt zu sehen, als den kümmerlichen Strackschen, wenn so einer unglücklicherweise der Beste unter den inländischen gewesen wäre, bloß deswegen, um das Haus von einem Deutschen bauen zu lassen. Im Vertrauen auf die nun zu glänzend bewährte Tüchtigkeit unserer deutschen Künstler müßte man die Fremden ausschließen, nicht aber das Nationalgefühl des Volkes und der Künstler verletzen durch eine Zulassung oder gar ausdrückliche Einladung der Fremden, die doch wohl nicht blos eine „Einladung auf den Kermes" gewesen ist.

Besten Gruß

Ihr

Bruno Meyer.

Professor F. in K. Sie wundern sich mit Recht darüber, daß eines der größten und angesehensten deutschen Blätter, die Augsburger „Allgemeine Zeitung," in ihrer „Pariser Chronik" (Beilage zum 2. Mai) sich ein Lob Deutschlands aneignet, in welchem Galgacus als der Repräsentant der deutschen Größe erscheint. Die „Pariser Chronik" ist überhaupt nicht die starke Seite des sonst so vortrefflichen Blattes. Der Schreiber derselben hat sich so in die französischen Anschauungen und Verhältnisse hineingekapselt, daß ihm das Urtheil über das, was Deutschland interessirt, abhanden gekommen ist. Er spricht von dem mißerabelsten Pariser Theaterstück wie von einem großen Ereigniß, vom Bonbonverdikasch mit einer Wichtigkeit, als wäre ganz Deutschland auf die Späße, welche im Café des Variétés erzählt werden. Daß der Verfasser der „Pariser Chronik" die lächerliche Apotheose Victor Hugos an Deutschland: „Commo Romo Cocles vous avez *Galgacus*" ohne Bedenken abdrucken und wohlgefällig citirt, ist jedenfalls traurig, als daß eine wiederholentliche Redaction den darin enthaltenen Unsinn übersieht. Galgacus spukt übrigens als Vertreter der deutschen Herrlichkeit schon lange im Hirn Victor Hugos. In seiner Anspruche, welche die Deutschen von den Thoren der heiligen Stadt zurückzuschrotten sollte, sagte derselbe Hugo: „Ihr habt einen Galgacus gegen Rom, einen Körner gegen Napoleon gehabt".

Der Herausgeber dieser Blätter machte im September 1870 in den „Harmlosen Briefen eines deutschen Kleinstädters" („Salon" 7. Bd. S. 113) bereits auf den historischen Schnitzer Victor Hugos aufmerksam. Galgacus kämpfte allerdings gegen die Römer unter Agricola, aber unglücklicherweise war er der Führer der Caledonier. Der deutsche Galgacus ist jedenfalls ein naher Verwandter des General's Staff.

Digitized by Google

Inserate.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Synonymik
der
Europaeischen Brutvögel und Gäste.
Systematisches Verzeichniss
nebst
Angaben über die geographische Verbreitung der Arten.
unter besonderer
Berücksichtigung der Brutverhältnisse
von
Dr. Eugène Rey.

Die Nomenclatur der Vögel unseres Erdtheiles ist durch die überaus rege Thätigkeit auf dem Gebiete der systematischen Ornithologie so bedeutend bereichert worden, dass die Entwirrung der umfangreichen Synonymie selbst dem Fach-Ornithologen nur mit Hülfe einer ansehnlichen Bibliothek und oft mühevoller Arbeit ermöglicht wird.

Rey's „Synonymik" giebt eine alphabetische Zusammenstellung von etwa 8000 für die Europäischen Vögel in Anwendung kommender Namen, mit Hülfe deren sich jeder vorkommende binäre Name ohne Zeitaufwand richtig deuten lässt.

Das Buch, welches eine schon längst recht fühlbare, aber bisher unausgefüllte Lücke in der ornithologischen Literatur beseitigt, empfiehlt sich ganz besonders den Vogel- und Eiersammlern als ein unentbehrliches Hülfs- und Nachschlage- Buch und hat den mässigen Preis von 1¼ Thlr. Pr. Crt.

Halle, im Mai 1872.

G. Schwetschke'scher Verlag.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten liefern:

Aus allen Welttheilen.

Illustrirte Monatshefte
für Länder- und Völkerkunde
und verwandte Fächer.

Red. **Dr. Otto Delitsch.**

Preis jedes Monatsheftes 7½ Sgr., auch einzeln.

Leipzig, Verlag von Adolph Refelshöfer.

Inhalt des Mai-Heftes 1872.

Die Porta Westphalica, von Th. Rödbecke. Das „Rote Land" im Gebiete Tafelth. Die großen Straßen des Weltverkehrs, von G. Spieß. Bilder aus England und Wales. 2. Die Kohlen- und Eisenwerke von Wales. Reisebriefe aus Brasilien ꝛc., von C. M. (Schluß). Zur Beurtheilung der Sprachverhältnisse in Elsaß-Lothringen, von einem Reichsbeamten. Der Mont-cenis-Tunnel, seine Erbauung und seine Umgebungen. Die Pelzrobben-Inseln von Alaska, von R. Klein. Neu-Seeland, von —th. Ueber Religion und Mission in China, von C. Müller. Kossi-Bé, französische Colonie bei Madagaskar. 28 Miscellen. Neue Bücher, Karten ꝛc.

Mit 15 Holzschnitten.

Diese Monatsschrift, reich ausgestattet mit vortrefflichen Holzschnitten und Karten, bringt in allgemein verständlicher, ansprechender und unterhaltender Form, interessante, mannichfaltige und gediegene Schilderungen aus allen Theilen der Welt, von den tüchtigsten Berfassern und befriedigt sich hierdurch geographisches Wissen, das für jeden Gebildeten heutzutage unentbehrlich ist, in den weitesten Kreisen zu verbreiten und zu fördern.

UNION.

XVI. Jahrgang. **Deutsche Bade-Zeitung.** XVI. Jahrgang.

Reise- und Verkehrs-Nachrichten.
Redaction und Verlag von R. Neutwig.
Verfasser des Bäderlexikon: „Die Kur- und Badeorte Deutschlands, Deutsch-Oesterreichs und Böhmens."

Erscheint in grösstem Format wöchentlich das ganze Jahr hindurch.

Die „Union" giebt die umfassendsten Nachrichten aus der grossen Zahl der Europäischen Kur- und Badeorte sowie deren Umgebungen, über Vergnügungsreisen (Rundreisen) die vorzüglichsten Touxtouren in den Hochgebirgen (Alpen); über neue Eisenbahnlinien und deren Einfluss auf den Personenverkehr; Börsenberichte, Theater, Literatur etc. — Zur Seite des redactionellen Theiles befindet sich der, für Reisende unentbehrliche **Hôtel-Anzeiger** der vorzüglichsten und solidesten Gasthöfe des In- und Auslandes.

Inserate finden darin die grösste Verbreitung.

Abonnement pro Quartal 1 Thaler bei allen Postämtern, sowie pr. Monat 10 Sgr. direct an die Expedition der „Union" in Frankfurt a. M.

28,000 Auflage.

Berliner Wespen.

Illustrirtes humoristisches Wochenblatt.
Redigirt von Julius Stettenheim.
Illustrirt von G. Heil.
Verlag von B. Brigl in Berlin.

Man abonnirt bei allen Postanstalten und Buchhandlungen für den **Preis von 15 Sgr. vierteljährlich** auf die vom Publikum und von der gesammten Kritik als ein Blatt ersten Ranges anerkannten **„Berliner Wespen"**.

Inserate: 7½ Sgr. die Petitzeile durch die Annoncen-Expedition von Haasenstein & Vogler in Berlin, Hamburg, Lübeck, Leipzig, Dresden, Breslau, Prag, Wien, Lausanne, Genf, Zürich, St. Gallen, Basel, Stuttgart, München, Nürnberg, Frankfurt a. M., Köln.

In Carl Dunckers Verlag in Berlin erschien:

Dr. Riehl, Ueber Begriff und Form der Philosophie. Eine allgemeine Einleitung in das Studium der Philosophie. Preis 17½ Sgr.

Dr. Asher, Arthur Schopenhauer. Neues von ihm und über ihn. Preis 17½ Sgr.

A. T. Philosophie gegen naturwissenschaftliche Ueberhebung. Preis 15 Sgr.

In der **Stuhel**'schen Buchhandlung in Würzburg erschien soeben:

Geschichte des Kampfes der Jesuiten
gegen
den modernen Staat
in
Bayern und allen andern Staaten Europas
und die Mittel zur Abwehr
von
St. Gätschenberger.
Preis 6 Sgr.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin,** Louisenstrasse 37.

Peipers, W., Neue Methode zur schnellen u. leichten Erlernung der französischen Sprache. I. Cursus. 8°. geh. 11. Aufl. Preis 15 Sgr.

— — desgl. II. Cursus. 8°. geh. 3. Aufl. Preis 15 Sgr.

— — Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische und zur Anwendung beim I. Cursus. 8°. geh. Preis 9 Sgr.

— — Nouvelle grammaire française par demandes et par réponses à l'usage des Allemands, geb. Preis 12 Sgr.

— — Grammaire pratique de la langue allemande cart. Preis 26½ Sgr.

— — Neue Methode zur leichten und schnellen Erlernung der englischen Sprache I. Cursus, umgearbeitet und vermehrt mit der englischen Aussprache und erläuternden Noten von W. Molly geheftet. 8. Auflage. Preis 18 Sgr.

— — desgl. II. Cursus. geh. Preis 22½ Sgr.

— — Practical method for the study of the German language cart. Preis 22 Sgr.

Diese Lehrbücher eignen sich anerkanntermassen vorzüglich zum Schul- und Selbstunterricht, indem sie nach einer leichten, praktischen Methode den Lernenden auf dem kürzesten Wege es ermöglichen, sich in einer der beiden Sprachen auszudrücken. Jede Buchhandlung kann dieselben zur Ansicht vorlegen.

Im Verlage von Graff & Müller in Braunschweig erschien:

Der
Braunschweiger Ausschuss
der
socialdemokratischen Arbeiterpartei
in
Loetzen und vor dem Gericht.
Von
W. Bracke jr.
Preis 20 Ngr.

Diese Schrift umfasst 15 Bog. Text gr. 8. und ist derselben ein photographisches Gruppenbild, die Portr. v. Marx, Lassalle, Jacoby, J. Ph. Becker, Liebknecht, Bebel, Hepner, Geib, Ehlers, und die der Mitglieder des Braunschweiger Ausschusses enthaltend, beigegeben.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 8. Juni 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Debatte über die Jesuiten im deutschen Reichstage von Bluntschli. — Die Realschulfrage von Eduard von Hartmann. — Literatur und Kunst: Ueber den Einfluß gewisser Sehstörungen auf die Malerei von Prof. Dr. Richard Liebreich (London). — Die Kriegsillustration bis zum französischen Kriege von Ludwig Pietsch. — Düsseldorfer Pfingsttage. Das 49. Niederrheinische Musikfest von A. H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die Debatte über die Jesuiten im deutschen Reichstage.

Von Bluntschli.

In dem neuen Feldzuge, welchen das römische Papstthum wider den modernen Staat und die moderne Civilisation unternommen hat, nimmt der Jesuitenorden die Stellung eines geistlichen Generalstabs ein. Er entwirft die Pläne, er instruirt die Führer, er bewaffnet die Massen, er bezeichnet die anzustrebenden Ziele und leitet die Operationen. Daß der hierarchische Feldzug vorzüglich gegen das deutsche Reich gerichtet ist, betrachten wir als selbstverständlich. Die Erneuerung mittelalterlicher Weltherrschaft der Päpste und die machtvolle Existenz des deutschen Kaiserreichs sind unvereinbare Dinge, die nicht gleichzeitig neben einander bestehen können. Wenn das deutsche Reich die Völkerfreiheit und die Geistesfreiheit schützt, dann kann der Traum der Jesuiten und des Papstthums unmöglich in Erfüllung gehen. Wenn das deutsche Reich nach dem Jesuitenausdruck wie ein „feuriges Meteor" in Bälde vorüber- und unterginge, dann gäbe es in Westeuropa keine Macht mehr, welche den Eroberungszug der römischen Kirche aufzuhalten die Kraft und den Willen hätte.

Wir waren sehr gespannt auf die Verhandlung des deutschen Reichstags und keineswegs ganz sicher über den Ausgang. Wir besorgten, daß in conservativen Kreisen die herkömmliche Vorliebe für die kirchlichen Autoritäten, und daß in liberalen Kreisen die angewöhnte Geringschätzung der kirchlichen Mächte und die doctrinäre Berehrung der abstracten Vereinsfreiheit für manche Mitglieder des Reichstags das Verständniß seiner Aufgabe verhindern könnten. Der Uebermuth der Jesuiten, welche den Papst bestimmten, den Botschafter des deutschen Kaisers, obwohl derselbe ein Cardinal aber weit er ein Jesuitengegner ist, abzulehnen, und das scharfe Wort des Fürsten Bismarck: „Wir werden nicht nach Canossa gehen" haben jedenfalls manchem die Augen geöffnet.

Das wesentliche und befriedigende Ergebniß der zweitägigen Redeschlacht ist offenbar die Einigung aller politischen Parteien wider die Eine Centrumspartei. Damit ist der Beweis geleistet, daß das deutsche Staatsgefühl in allen andern Parteien lebendig genug ist, um die Anmaßungen der Hierarchie abzulehnen, und in dem Conflicte zwischen römischer Priesterschaft und deutscher Freiheit für diese wider jene zu kämpfen.

Während eines vollen halben Jahrhunderts haben die deutschen Regierungen großentheils das allmählige Wachsthum der restaurirten Papstmacht und des Jesuitenordens bald durch Nichtübung des staatlichen Aufsichtsrechts, bald geradezu durch Gunstbezeugungen ermuthigt und gefördert. Der Jesuitenorden stand als Träger und Vorkämpfer des Autoritätsprincips bei vielen Fürsten und Ministern in hohen Ehren. Sie meinten, wenn es erst den Jesuiten gelinge, die Liebe zur Freiheit aus dem Herzen der Jugend auszureißen wie ein Unkraut und dieselbe zu knechtischem Gehorsam gegen die Obern zu dressiren, dann sei die Revolution überwunden und ein sicheres Regiment der Obrigkeit neu befestigt. Sie übersahen, daß die Ertödtung der Freiheit und die Entwöhnung vom Denken die ganze Nation und alle ihre Lebenskräfte schwer schädigen und daß die Autorität, für welche die Jesuiten mit fanatischem Eifer und zäher Ausdauer arbeiten, zugleich die Sklaverei der Fürsten, wie die der Völker bedeute. Es war erfreulich zu vernehmen, daß der Abgeordnete Wagener, ein Vertreter der Conservativen, die schweren Fehler, welche die Regierungen begangen, offen bekannte. Wir werden die Folgen jener Fehler noch lange verspüren, aber wir freuen uns doch, daß endlich, endlich jene thörichte Gunst, welche den offenbaren Todfeinden der modernen Cultur, aller wahren Freiheit und unsers Staatslebens von den Gewalthabern so lange Zeit zugewendet worden ist, nunmehr aufgehört hat. Die Wendung ist sichtbar und sie ist durch den Reichstag bestätigt worden.

Wenn manche Blätter die Meinung verbreiten, es handle sich nur um einen Streit zwischen dem Absolutismus des Staats mit dem Absolutismus der Kirche, so beruht diese Meinung doch auf einem argen Mißverständniß. Es handelt sich gar nicht um den Absolutismus des Staates. Vielmehr hat die Debatte deutlich zweierlei Dinge klar gemacht: für's Erste, daß unser Staat eine gerechte Scheu hat, in das Gebiet des wirklich religiösen Lebens und in den Bereich der Kirche mit plumper Gewalt einzugreifen, daß er also in diesem Kampfe auch sich selber beschränkt, sodann zweitens, daß der Staat, indem er den Angriff des kirchlichen Feindes zurückweist, die bürgerliche Freiheit Aller schützt.

Wie wenig gesetzliche Verbote und Strafandrohungen für sich allein helfen, erfahren wir täglich. Würde es genügen, ein Strafgesetz zu erlassen, um ein Verbrechen oder Vergehen zu verhindern, so wäre die Welt längst vor Räubern, Dieben und Mördern sicher gestellt. Aber ebenso gewiß ist es, daß die Strafgesetze nöthig sind, theils um die Gefahren dieser Verbrechen zu ermäßigen, theils um Gerechtigkeit zu üben wider die Verbrecher.

Gegen die Jesuiten haben wir bereits ein deutsches Strafgesetz. Aber es ist bis heute nicht vollzogen worden. Der Artikel 128 des Strafgesetzbuches verbietet „die Theilnahme an einer Verbindung — in welcher gegen unbekannte Obere Gehorsam oder gegen bekannte Obere unbedingter Gehorsam versprochen wird." Selbst einem so gewandten Anwalte, wie der Abgeordnete Reichensperger ist, wird es doch nicht möglich sein,

Digitized by Google

irgend eine Verbindung der Welt zu bezeichnen, welche dem letzteren Verbote zuwider wäre oder sein könnte, wenn der Jesuitenorden von demselben nicht betroffen wird; denn niemals hat es in der ganzen Weltgeschichte eine Verbindung gegeben, in welcher das Princip des unbedingten Gehorsams gegen die Oberen so entschieden bis zum Excesse als das leitende Grundprincip des ganzen Lebens proclamirt worden ist, wie im Jesuitenorden. Die geistlichen Exercitien desselben haben ja den Zweck, den individuellen Willen des Jünglings bis auf die Regung des eigenen Gedankens auszutilgen und dieselben völlig dem Willen des Ordens und dem Gedanken des Ordens zu unterwerfen. Der Jesuit muß nach den Ordensregeln sein wie „ein Stab in der Hand des Greises“ (des Ordensgenerals) und wie „ein Leichnam“, der nur von dem Orden Seele und Leben empfängt. Es ist der menschlichen Natur geradezu unmöglich einen unbedingteren Gehorsam und eine vollständigere Geistesſklaverei auszudenken, als welcher den Jesuiten zur Pflicht gemacht ist. Trotzdem ist es dem Ansehen der Kirche und der Geschicklichkeit ihrer Anwälte, welche die Begriffe zu verwirren wußten, und der Gunst der Regierungen, welche die Jesuiten nicht antasten lassen wollten, gelungen, die Anwendung jenes Gesetzesartikels auf den Jesuitenorden zu verhindern, so daß es ohne ein neues ausdrückliches Gesetzesverbot kaum möglich ist, das alte Verbot wirksam zu machen. Der Abgeordnete Reichensperger hat freilich gemeint, jener Artikel würde für die Freimaurer gefährlicher sein als für die Jesuiten. Aber meines Wissens haben die Freimaurer Nichts zu fürchten, denn sie versprechen weder unbekannten Obern Gehorsam, noch bekannten Obern unbedingten Gehorsam. Der sogenannte maurerische Gehorsam setzt ganz ausdrücklich voraus, daß ihm nichts zugemuthet werden darf, was den staatlichen und bürgerlichen Pflichten, den Familien- und überhaupt den Pflichten eines sittlichen Menschen zuwider wäre.

Sogar, wenn das Verbot des Jesuitenordens durch ein neues Reichsgesetz für Deutschland ausgesprochen würde, so wäre damit nur eine Wendung bezeichnet und nur eine Schranke gesetzt, aber der Jesuitismus, der im letzten Menschenalter sich der Leitung der römisch-katholischen Kirche entschiedener und fester als je bemächtigt hat, noch lange nicht geschlagen. In der Schweiz ist der Jesuitenorden seit 20 Jahren ausdrücklich verboten und sind die Jesuitenschulen und Missionen untersagt, und dennoch beherrscht der Jesuitenorden die katholischen Bischöfe und Pfarrer und durch sie große Volksmassen. Er war sogar stark genug, in der Allianz mit den Particularisten und den Wälschen, die neue Bundesreform zu verhindern.

Ein deutsches Verbot, zumal wenn es mit einem italienischen verbunden würde, hätte freilich eine größere Bedeutung. Es würde in ganz Europa nachwirken und auch viele fromme Gemüther befreien, welche sonst dem Drucke des kirchlichen Jesuitenregiments erliegen. Aber man darf doch nicht zu viel von solchen Verboten erwarten. Sie sind unentbehrlich, aber sie verbessern die Zustände nicht auf die Dauer. Die Erziehung des Clerus muß eine andere Richtung bekommen; die jungen Geistlichen dürfen nicht länger zur Feindschaft wider den Staat, wider die Wissenschaft, wider die ganze heutige Cultur erzogen werden. Sie müssen auch als moderne Menschen und als Staatsbürger erzogen werden, so daß der religiöse Beruf, dem sie sich widmen, in Harmonie bleibt und vereinbar ist mit den heutigen Bedürfnissen der Gesellschaft und mit den Aufgaben des heutigen Staats. Man darf nicht länger die Candidaten der Bischofsstühle und die Domgeistlichen in dem Collegium Romanum heranbilden lassen. Der Antrag des Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst ist in dieser Hinsicht sehr beachtenswerth.

Am Schlusse der Debatte hat Gneist die Frage am besten in ihrer Tiefe aufgedeckt. Es handelt sich wirklich um eine Pflicht des Staates gegen das deutsche Volk und gegen die Menschheit. Nur das deutsche Reich hat den rechten Geist und die volle Macht, das schwierigste aller Probleme und den größten Kampf der Weltgeschichte zu einem glücklichen Ausgang siegreich durchzuführen. Es ist hoch erfreulich zu beachten, daß wir bereits, ohne eine formelle Competenzerweiterung der Reichsgewalt, lediglich gehoben von der Größe der Aufgabe und dem allgemein anerkannten gemeinsamen Ziele zu der nöthigen Ausdehnung des Bereiches der deutschen Reichsthätigkeit thatsächlich in allgemeinem Einverständnisse gelangt sind. In der That nur das Reich, und nicht die einzelnen deutschen Particularstaaten, ist geistig und durch seine Macht der riesigen Aufgabe gewachsen, die Menschheit vor der falschen Autorität der Kirche zu retten, ohne die Kirche zu zerstören, und die Freiheit zu schützen, ohne die Religion zu ertödten.

Die Realschulfrage.

Von

Eduard von Hartmann.

II. Mathematik und Naturwissenschaften.

In Betreff der Mathematik werden wir den gewöhnlichen Rechenunterricht der unteren Classen von dem eigentlich mathematischen der mittleren und oberen zu sondern haben. Das gewöhnliche Rechnen kann einen besonderen pädagogischen Bildungswerth nicht beanspruchen, außer insoweit es eine Dressur in der Fertigkeit schneller mechanischer Begriffsassociationen hervorbringt; für Bildung der Denkfähigkeit, für welche die Mathematik so wichtig ist, leistet es wenig oder nichts. Eine praktische Fertigkeit, wirklich schnell zu rechnen, ohne sich zu verrechnen, ist ohnehin nur durch dauernde Uebung in einem Beruf zu erwerben, und gehört weder zur allgemeinen Bildung (selbst den bedeutendsten Mathematikern geht sie häufig ab), noch kann sie in der einen Stunde erzielt werden, welche die Sexta und Quinta der Realschule mehr als die des Gymnasiums bieten. Wir werden daher vier Stunden in Sexta und drei in Quinta für genügend erachten, wie dies auch da geschieht, wo die Gymnasial- und Realunterclassen vereinigt sind. In Quarta sind auch auf der Realschule nur drei Rechenstunden angesetzt, außerdem aber drei für Geometrie bestimmt. Ich meine aber, daß bei der durchschnittlich stets zunehmenden Jugend der Schüler in jeder Classe die Mathematik als solche frühestens in Tertia beginnen darf. Die unteren Classen müssen mit Rücksicht auf das Lebensalter der Schüler noch das Gedächtniß als Hauptvehikel des Lernens betrachten, da eine zu frühe Inanspruchnahme des logischen Verstandes die Kinder nur altklug macht. — Für die mittleren und oberen Classen ist allerdings die Mathematik eines der wichtigsten formalen Bildungsmittel, welches die Schule überhaupt besitzt, aber dennoch muß selbst hier vor Ueberschätzung derselben gewarnt werden. Die Beschränkung ihres Werths liegt in ihrer Einseitigkeit; sie ist die Lehre von den formalen Beziehungen auf dem Gebiete einer einzigen Kategorie: der Quantität. Alles was nicht in diese Kategorie hineingepfropft werden kann, und jegliches, insoweit es nicht in sie hineingeht, ist dem Bereich des mathematischen Denkens verschlossen, und für alles solches nützt die bloß mathematische Schulung des Geistes nichts. Innerhalb ihres Rahmens indessen ist der Nutzen der Mathematik unermeßlich, — nur darf man nicht die mit dem Gedächtniß aufgefaßte, mechanisch angebrillte Fertigkeit in Lösung mathematischer Aufgaben nach bekannter Schablone „mathematische Bildung“ nennen. Leider bringt es das Wesen des Classenunterrichts und der Prüfungen mit sich, daß über der Bemühung, solche äußerlich aufzeigbare Resultate zu erzielen, nur zu häufig der pädagogische Nutzen der Einführung in die mathematische Methode und ihre von nichts Anderm erreichbare logische Strenge und Geradlinigkeit gegen die äußerliche Dressur der Schüler auf Aufgabenlösung und Auswendiglernen von Lehrsätzen und Beweisen hintangesetzt wird. Die Aufforderung hierzu liegt für den Lehrer um so näher, als thatsächlich nur etwa ein Drittel der Söhne gebildeter Eltern eine specifische Befähigung für das Verständniß der Eigenthümlichkeit der mathematischen Methode mitbringen (von diesen wieder nur etwa ein Zehntel eine solche für höhere Mathe-

Digitized by Google

matik). Eine solche Thatsache muß um so mehr davon abschrecken, der Mathematik einen zu breiten Raum im Lehrplan der Schule einzuräumen. — Die Realschule und das Gymnasium haben in der Mathematik gleiche Pensa an Lehrstoff zu bewältigen; die Realschule soll nicht weiter führen, sondern nur gründlicher unterrichten. Nun sind aber nach den Erfahrungen der Gymnasien vier Stunden wöchentlich in Prima und Secunda vollständig ausreichend, um eine gründliche Durcharbeitung des Pensums zu gestatten und die fünfte Stunde der Realschulen kommt in der That nur einer gesteigerten Dressur in der Aufgabenlösung zu Gute, welche nicht von allgemeinem Bildungswerthe, sondern höchstens von praktischem Vortheil für künftige Berufsbildung ist. Obwohl mehrere Berliner Gymnasien nicht einmal in Secunda vier Stunden Mathematik haben, so merkt man doch zwischen ihren Abiturienten und denen der Berliner Realschulen keinen wesentlichen Unterschied in der mathematischen Ausbildung. In der Provinz aber fehlt es zum Theil noch an tüchtigen Lehrern der Mathematik, und obenein kommen viele Gymnasiasten mit unsicherer Vorbildung in den Elementen in die Secunda und Prima, weil in Tertia nur drei Stunden angesetzt sind und nicht genug Werth auf den Gegenstand bei der Versetzung gelegt wird. Nehmen wir aber für Tertia, Secunda und Prima durchweg vier mathematische Stunden an, so ist damit das Bedürfniß der allgemeinen Bildung so überreichlich gedeckt, daß sehr wohl noch in Secunda die Elemente der Mechanik mitbehandelt werden können, so wie überhaupt durch passende Wahl der Aufgaben der Physikunterricht sehr unterstützt werden kann. Dies geschieht schon jetzt namentlich in den Gymnasien, wo in Secunda eine der beiden Physikstunden noch der Mathematik überwiesen wird.

Gehen wir nun zu den Naturwissenschaften über, so ist zunächst zu beachten, daß ein Theil derselben, nämlich die in's mathematische Gebiet einschlagenden Theile der Physik dort Berücksichtigung finden, während die Grundzüge der mathematischen Geographie und der Astronomie im geographischen Unterricht eingeschlossen sind. Für die eigentliche Physik als Wissenschaft der Naturgesetze sind auf der Realschule nicht mehr als auf dem Gymnasium, nämlich zwei Stunden in Secunda und Prima angesetzt, außerdem jedoch zwei Stunden für Chemie und zwei Stunden für Naturgeschichte. Nun ist aber die Physik die einzige der Naturwissenschaften, welche sich bereits aus dem Standpunkte der Naturkunde zum großen Theil zu einer wirklichen Wissenschaft durchgearbeitet hat, indem der causale Zusammenhang der Erscheinungen als durch ein System unabänderlicher Naturgesetze bestimmt erkannt worden ist, und diese Gesetze selbst wieder in ihrer logischen Abhängigkeit von einander und in ihrer Deducirbarkeit aus mathematisch-mechanischen Principien begriffen worden sind. Wir haben eine Theorie des Lichts, eine Theorie des Schalls, eine Theorie der Winde und eine Theorie der Gase in Bezug auf die durch die Wärme hervorgerufenen Molecularbewegungen in denselben, aber wir haben noch keine Theorie der Chemie, noch keine Theorie der Krystallisation, und bei den Disciplinen der Naturkunde kann überhaupt von Theorie gar keine Rede sein, weil es sich nur um Beschreibung, Nomenclatur und künstlich schematisirte Ordnung des vorgefundenen Materials, aber nicht im Geringsten um Verständnißlich irgend welchen Causalzusammenhangs handelt. „Kunde" ist eben nur ein Sammelsurium von Kenntnissen, aber keine Wissenschaft, und die sogenannte Wissenschaftlichkeit in einer solchen „Kunde" besteht nur in den mehr oder minder verständigen, aber immer willkürlichen Kriterien der Classification. Die Leute, welche Naturkunde zum Lebensberuf erwählt haben, sind natürlich empört über solche sachgemäße Auffassung; das Schlimmste aber ist, daß sie als Lehrer diesen himmelweiten Unterschied zwischen Kunde und Wissenschaft dem Schüler häufig nicht einmal zum Bewußtsein bringen, sondern eher zu verstecken bemüht sind, und dadurch seinen Verstand geradezu corrumpiren, indem sie die natürliche Neigung der Jugend auf gedächtnißmäßige Auffassung des rein Thatsächlichen bestärken und sie dazu bringen, auch in der Physik nur das als Kunde, nicht das was Wissenschaft darin ist, zu erkennen und sich als das Wesentliche anzueignen. Dazu kommt noch eine ganz bedenkliche pädagogische Erfahrung, welche diese Bemerkung in extremer Weise bestätigt: die Naturkunde absorbirt das Interesse vieler Schüler in so hohem Maße, daß nach dem Gesetz der individuell beschränkten Aufnahmsgesammtsumme nur Zerstreutheit und Gedankenlosigkeit für die wichtigeren Gegenstände des Schulunterrichts übrig bleibt, und der Gesammtzweck der Schule dadurch schwer geschädigt wird. Die Knaben bekommen eine leidenschaftliche Sammelwuth auf Steine, Pflanzen, Käfer u. s. w., so wie andere sie für Briefmarken, Münzen, Wappen oder dgl. haben; erstere ist aber viel gefährlicher, weil sie durch den Unterricht beständig neue Nahrung erhält und die Gegenstände an sich viel interessanter sind. All der in der Naturkunde zugeführte Stoff hat aber als solcher schlechterdings gar keinen allgemeinen Bildungswerth; es ist absolut gleichgültig, ob der Abiturient Schierling und Camille kennt oder nicht, — wenn er Apotheker werden will, wird er es eben so schnell lernen wie der auf Avancement Soldat werdende den Unterschied von Vierpfünder und Sechspfünder lernen wird. — Die Naturkunde wird mittels einer wunderbaren Wortverdrehung Naturgeschichte genannt; den Begriff einer Geschichte der Natur in Bezug auf ihre kosmische, tellurische und biologische Entwicklung zu lehren, halte ich für einen unerläßlichen Bestandtheil der allgemeinen Bildung; aber davon weiß bis jetzt unsre Schule nichts, denn sie behandelt Mineralogie und Geognosie unter Ausschluß der Geologie (als der Entwicklungsgeschichte der Erde), und ebenso treibt sie Zoologie und Botanik unter Ausschluß der Abstammungslehre, welche erst den causalen genetischen Zusammenhang in das Material der vergleichenden Organismenkunde bringt. Was noth thut, ist eine directe Umkehrung dieses Verfahrens: die Naturkunde als solche ist für den Schüler ein absolut werthloses todtes Wissen, aber die Einführung in die Auffassung der Natur als Entwicklungsgeschichte ist dringendes Bedürfniß für die moderne Bildung, weil erst so die Stellung des Menschen in der Natur richtig verstanden werden kann.

Die Chemie steht ebenfalls in einem Uebergangsstadium von der Kunde zur Wissenschaft. Sie hat den Vortheil, wie die Physik mit dem Experiment arbeiten zu können, aber das Verständniß bei dem Experimente Vorgehenden bleibt hier doch ein rein äußerliches Constatiren eines Causalzusammenhangs mit Abstraction empirischer Gesetze. Das theoretische Eindringen in die inneren Vorgänge ist uns bis jetzt versagt, wenngleich in allerneuester Zeit durch das Studium der Verbindungswärmen hoffnungsvolle Handhaben geboten sind. Es giebt kaum einen interessanteren Zweig der Naturwissenschaft für denjenigen, der den Genuß empfinden will, die Wissenschaft in ihrem Werden zu belauschen, — dies muß aber von der Schule unerbittlich ausgeschlossen bleiben, da die primitivste pädagogische Weisheit verlangt, daß nur reife und fertige Resultate dem Schüler zu seiner allgemeinen Bildung mitgetheilt werden. Was soll man nun zu einer Wissenschaft sagen, bei welcher, wie bei der anorganischen Chemie, selbst die nächste Deutung des überwältigend reichen Erscheinungsmaterials noch so sehr im Argen liegt, daß dem Schüler jede Formel in zwei Schreibweisen mitgetheilt werden muß, welche zwei einander entgegengesetzten Anschauungsweisen entsprechen? Heißt die eingehende Behandlung eines solchen Lehrobjects nicht allen gesunden pädagogischen Grundsätzen Hohn sprechen? Und weshalb das? Doch nur um des praktischen Nutzens willen für den kleinen Theil der Abiturienten, die Techniker oder Apotheker werden, während die große Mehrzahl der Post- und Telegraphenbeamten, Kaufleute, Banquiers, Soldaten, Bauakademiker, Künstler u. s. w. nicht einmal einen praktischen Gebrauch von den erworbenen Kenntnissen machen kann! Die Bedeutung des Experiments und der daraus abgeleiteten Induction ist ebenso gut und noch besser an der Physik zu lernen; die mathematische Deduction von Naturgesetzen und die gesammte naturwissenschaftliche Weltanschauung ist

Digitized by Google

nur und ausschließlich an der Physik zu gewinnen, und kann letztere erst von dieser aus für die Gesammtheit der Natur generalisirt werden. Zur Einführung in die naturwissenschaftliche Methode und Weltanschauung ist also die Physik allein brauchbar und ausreichend. Gleichwohl wird auch die Mittheilung der ersten Grundbegriffe der Chemie nicht fehlen dürfen, weil die Bekanntschaft mit denselben sowohl für manche Theile der Physik als auch für das Verständniß des Naturhaushalts im Großen (z. B. der Wechselwirkung von Thier- und Pflanzenleben und der beständigen Metamorphose der Gesteine in den geologischen Schichten) nothwendig ist. Dazu wird aber ein halbes Jahr der zweckentsprechenden Physikstunden in Secunda genügen, oder höchstens für die Erklärung der biologischen Grundprocesse der Athmung und Ernährung am Thier und an der Pflanze mit Hülfe der Grundbegriffe der organischen Chemie noch ein Vierteljahr hinzugezogen werden dürfen.*) Eine praktische Vorbereitung zu technischen Fachstudien zu geben, liegt nach unserm oben dargelegten Grundsatzen außerhalb der Aufgabe der Schule. Was die Physik durch diese Abgabe von Stunden an die Chemie einbüßt, wird sie überreichlich einbringen, wenn in Prima 3 statt 2 Physikstunden angesetzt werden. Ohnehin wird „der größte Theil der Physik in Betracht der Gründlichkeit und Schärfe mathematischer Erkenntniß, welche er erfordert, am zweckmäßigsten der ersten Classe vorbehalten." (Erläuterungen zc. zc. S. 667). In diesen 3 Stunden in Prima wird dann der Lehrer Gelegenheit haben, weitere Perspectiven als bisher über die gesammte Natur, ihre Oekonomie, ihre Entwickelungsgeschichte und die Stellung des Menschen in denselben seinen Schülern aufzuschließen.

Alle Anforderungen an allgemeine Bildung in Bezug auf Bekanntschaft mit der Natur, die dann noch berechtigter Weise übrig bleiben, werden in den 2 Stunden der Tertia, welche auch der Gymnasiallehrplan enthält, ausreichend berücksichtigt werden können, insbesondere die Elementarkenntnisse über den Bau des menschlichen Körpers und seiner Organe so wie über die physiologischen Functionen derselben in vergleichender Gegenüberstellung mit ausgewählten biologischen Lebensbildern aus dem Thier- und Pflanzenreich mitgetheilt werden können.**) Die Nomenclaturen von Steinen, Pflanzen und Thieren, sowie die Beschreibungen derselben auswendig zu lernen, ist nicht nur schlechthin zwecklos für die allgemeine Bildung, wird nicht nur, wie oben gezeigt, gefährlich für die Sammlung der Aufmerksamkeit in Bezug auf die andern Unterrichtsgegenstände, — es ist geradezu eine Versündigung an den ohnehin schon mit Stoff überbürdeten Kindergehirnen. Von Quarta bis Prima wöchentlich 2 Stunden Naturkunde ertheilen, muß nothwendig eine geistesmörderische Ueberladung des Kopfes mit einer Unmasse todten Gedächtnißmaterials zur Folge haben. Gerade in der Naturkunde liegt neben den übertriebenen neueren Sprachen der Grund der allgemein bekannten Erscheinung, daß die Realschüler nicht etwa weniger, sondern mehr häusliche Arbeit aufwenden müssen als die Gymnasiasten. Und bei Lichte besehen liegt doch auch hier, ebenso wie bei der Chemie solchen pädagogischen Mißgriffen nichts anderes zu Grunde als eine verstohlene Rücksicht auf die praktischen Bedürfnisse einzelner Berufskreise, z. B. Botanik für den Apotheker, Mineralogie und Gegnosie für den Bergmann, u. s. w.

Diese Verunreinigung am pädagogischen Princip sucht sich aber natürlich durch Phrasen zu vertuschen, und als solche dient besonders die angeblich durch den Unterricht in der Naturkunde erzielte „Schärfung des Beobachtungssinnes." — Man sieht allezeit unendlich vieles, was man nicht beobachtet; man beobachtet nur denjenigen Theil der gesammten Sinneswahrnehmungen, auf welchen man seine Aufmerksamkeit richtet. Dies genügt aber auch zum Beobachten; die Aufmerksamkeit verstärkt physiologisch den betreffenden Sinneseindruck so, daß er erstens die übrigen gleichzeitig in's Bewußtsein strebenden Vorstellungen zurückdrängt und sich allein behauptet, daß er zweitens auf die ihm verwandten schlummernden Gedächtnißeindrücke erregend wirkt, also ein zur gedanklichen Verarbeitung dienendes Vorstellungsmaterial unwillkürlich in Erinnerung ruft, und daß er drittens selbst einen prägnanten Gedächtnißeindruck hinterläßt.

Fragen wir nun weiter: wodurch wird die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Gegenstand gelenkt? so ist die Antwort: durch das praktische oder theoretische Interesse, welches der Gegenstand einflößt, oder aber durch die Willenskraft der Selbstbeherrschung und Selbstbestimmung, welche ihn Stande ist, das fehlende unmittelbare Interesse durch ein mittelbares für ferner liegende abstracte Ziele zu ersetzen. Das unmittelbare Interesse ist immer mehr oder minder einseitig; ein solches nach gewissen Richtungen künstlich erwecken heißt allemal, es nach anderen Richtungen ebensosehr abschwächen. Die Willenskraft der Selbstbeherrschung und Selbstbestimmung der Richtung der Aufmerksamkeit läßt sich allerdings bilden und stärken, aber es ist keine intellectuelle Eigenschaft mehr, sondern eine charakterologische; ihre Erziehung erfordert also auch ganz andere Mittel als Specialunterricht in der Naturkunde. Wer übrigens seinen Beruf nach eigner Neigung gewählt hat, bei dem ist allemal auch dasjenige unmittelbare Interesse für seine Berufswissenschaften vorauszusetzen, welches seine natürlichen Beobachtungsanlagen nach dieser Richtung hin so sehr schärft, als sie es zulassen, und demnach eine allgemeine Bemühung um Schärfung des Beobachtungssinns überflüssig. Obenein ist das Beobachten denn doch nur die allerniedrigste und primitivste Vorstufe auf der Leiter zur Wissenschaft und zur allgemeinen Bildung; denn das Beobachten liefert ja erst den rohen Stoff der Erfahrung, und mit der Bearbeitung dieses fängt die Wissenschaft erst an. Diese aber geht in der Naturkunde wiederum nicht hinaus über die unterste Stufe: das Ordnen oder die Classification des Erfahrungsstoffes durch Aufsuchen von Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten. Selbst dies kann eigentlich noch nicht Wissenschaft heißen, wolche vielmehr erst mit dem Einsetzen der Verstandes-Function der Causalität beginnt. Implicite gehen die Uebungen in solchem Classificiren durch den gesammten Schulunterricht in allen seinen Zweigen hindurch; sie aber abgesondert als specielle Uebungen vornehmen zu lassen, kann nimmermehr für mittlere und obere Classen sondern höchstens für Fröbelsche Kindergärten, für den Anschauungsunterricht in den Elementarclassen der Vorschule und allenfalls für die in Sexta mit 2 Stunden in Ansatz gebrachte Naturlehre pädagogisch gerechtfertigt erscheinen. So entpuppt sich die Phrase in ihre ganze Blöße, sobald man den schönklingenden Worten philosophisch auf den Grund geht.

Thatsächlich kommt auch für die „Stärkung des Beobachtungssinnes" bei dem Unterricht in der Naturkunde gar nichts heraus. Ich habe in der Gymnasialtertia den botanischen und zoologischen Unterricht bei einem sehr tüchtigen und verdienstvollen Fachlehrer durchgemacht, und kann versichern, daß das Resultat bei sämmtlichen Schülern eine rein vergebene Zeit war, mit Ausnahme der Wenigen, bei welchen dieser Unterricht in einer für die Schulzwecke nachtheiligen Weise als Anregung zu privater Ausbildung der Sache zur Liebhaberei wirkte.

Alles was nur mit dem Gedächtniß aufgenommen ist, wird auch nach Aufhören des Unterrichts in dem Gegenstande unfehlbar in den Strudel des Vergessens gezogen; dies ist das gemeinsame

*) Nach der Unterrichtsordnung (S. 672 ist es „zulässig, auf Realschulen die organische Chemie wie vom Unterricht, so von der Abiturientenprüfung auszuschließen".

**) Daß in der Prima überhaupt noch Unterricht in der Naturkunde ertheilt wird, entspricht nicht einmal dem Sinne der Unterrichtsordnung, welche einen solchen nur auf den unteren und mittleren Stufen kennt (S. 666—667), die Inanspruchnahme des Gedächtnisses in Prima mit Recht noch Möglichkeit ausgeschlossen wissen will (S. 670), und die Prüfung in der Naturkunde aus dem Abiturientenexamen ausschließt, insoweit beim Uebergang nach Prima die erforderlichen Kenntnisse dargethan sind (S. 672).

Digitized by Google

Schicksal aller Unterrichtsgegenstände der allgemeinen Bildungsschule, insoweit sie nicht zufällig als für den gewählten Beruf nothwendige Fachbildung durch beständige Auffrischung der Gedächtnißeindrücke konservirt werden. Es besteht aber der große und durchschlagende Unterschied, daß in Sprache, Mathematik und echter Natur-Wissenschaft der Gedächtniß-Stoff nur das Material war, an welchem das eigentlich dabei zu Lernende gelernt wurde, während der Stoff in der Naturkunde die Sache selbst ist. Wenn man demgemäß den Vocabelschatz der alten Sprachen und die Formeln und Regeln der Mathematik vergessen hat, so hat man doch dasjenige als bleibenden Gewinn im Besitz, um dessentwillen man sein Gedächtniß einst mit jenem Stoff belastete; wenn man aber die Naturkunde vergessen hat, so ist auch nicht die Spur eines dauernden Gewinnes von jenem mühevollen Lernen zurückgeblieben.

Literatur und Kunst.

Ueber den Einfluß gewisser Sehstörungen auf die Malerei.

Von Prof. Dr. **Richard Liebreich** (London).

Der berühmte deutsche Augenarzt Dr. Richard Liebreich, der in Folge der politischen Ereignisse von 1870 seinen früheren Wohnort, Paris, verlassen hat und jetzt zum Professor der Augenheilkunde und Arzt am St. Thomas Hospital in London ernannt ist, hat vor Kurzem eine Vorlesung in der Royal Institution in London gehalten, die nicht geringes Aufsehen erregt hat.

Der Vortrag behandelte gewisse eigenthümliche Fehler des Sehvermögens und den Einfluß derselben auf die Malerei, mit besonderer Bezugnahme auf zwei der vorzüglichsten englischen Maler, Turner und Mulready. Diese sind auf dem Continent wenig bekannt, genießen aber in England eines großen Rufes. Turner besonders gilt als Landschaftsmaler ersten Ranges und seine besten Bilder werden in England den Meisterwerken der Ruysdale, Poussin und Claude Lorrain gleich geschätzt. Die Bilder, die er in einem vorgerückteren Lebensalter malte, finden nicht so allgemeine Bewunderung, und seine letzten Werke werden von den Meisten als die Producte einer geschwächten Geisteskraft und weit unter seinen früheren Werken stehend betrachtet.

Dr. Liebreich hat nun in dem Vortrage, welchen der geistvolle Gelehrte im Manuscript der „Gegenwart" zur Verfügung gestellt hat, nachgewiesen, daß zu einer bestimmten Zeit in den Werken dieses Malers Eigenthümlichkeiten auftreten, die sich deutlich als die Folgen eines Augenleidens nachweisen lassen. Dieses Augenleiden hat sich allmählich mehr und mehr entwickelt und erklärt ganz naturgemäß den Wechsel in dem sogenannten „Stil" dieses Malers.

Turner, sagt Liebreich, dessen Worte wir nun, so vollständig es der Raum unserer Zeitschrift gestattet, wiedergeben, gab die Eigenthümlichkeiten, wie sie sich seinem Sehorgan darstellten, mit so großer Treue und Genauigkeit in seinen Bildern wieder, daß er uns dadurch in den Stand gesetzt hat, die Natur seines Augenleidens zu erkennen, die Entwicklung desselben Schritt für Schritt zu verfolgen und zum Beweise der Richtigkeit unserer Diagnose eine optische Vorrichtung zu benutzen, mit deren Hülfe wir die Natur so sehen können, wie er sie sah und darstellte.

Nachdem Dr. Liebreich mit Hülfe eines optischen Apparates dies dargethan, indem er ein Bild aus der normalen Zeit Turners in eines, das denen seiner letzten Periode glich, verwandelte, erklärt er die Ursache dieser Veränderung auf folgende Weise:

Nach dem 55. Lebensjahre begann Turners Linse etwas trübe zu werden, das Licht stärker zu zerstreuen und dadurch über die hellsten Gegenstände einen bläulichen Schimmer zu werfen. Es ist dies die pathologische Steigerung eines optischen Effectes, von dessen Vorhandensein am gesunden Auge man sich leicht überzeugen kann, wenn man ein Bild betrachtet, das zwischen zwei Fenstern hängt. Dies erscheint dann gleichsam durch einen bläulichen Lichtschimmer verschleiert, weil das von den Fenstern auf die durchsichtigen Medien des Auges fallende Licht diffus zerstreut wird und auf denjenigen Theil der Netzhaut gelangt, auf dem sich das Gemälde abbildet. In den nachfolgenden Jahren bildete sich, wie dies in solchen Fällen gewöhnlich zu geschehen pflegt, in der leichten diffusen Trübung eine feine, scharfbegrenzte Opacität aus, so daß das Licht nicht mehr gleichmäßig nach allen Seiten hin diffundirte, sondern vorwaltend in einer Richtung zerstreut wurde, nämlich in der verticalen. In diesem Stadium bietet der Zustand für den Maler das Eigenthümliche dar, daß er nur auf die Anschauung der Natur ändernd wirkt, da hier nämlich allein das Licht stark genug ist, um durch eine Zerstreuung den störenden Effect hervorzubringen. Das Gemälde ist zu lichtschwach, um eine solche Wirkung hervorzurufen und erscheint daher richtig und deutlich. Erst in den letzten Lebensjahren Turners war die Trübung so weit vorgeschritten, daß er nicht nur die Natur, sondern auch sein Bild falsch sah.

Von diesem einzelnen Fall ging Liebreich nun auf eine ganze Kategorie von Fällen über, in denen die Leistungen der Maler durch Anomalien in ihrem Sehen beeinflußt werden, nämlich auf Fälle von Unregelmäßigkeiten in der Refraction des Auges.

Der optische Apparat des Auges, fährt er fort, entwirft bekanntlich wie derjenige des Photographen verkleinerte, umgekehrte Bilder. Die Fähigkeit des Auges, scharfe Bilder von Objecten nach einander auf der Netzhaut zu entwerfen, nennt man Accomodation: den optischen Zustand, in welchem sich ein Auge befindet, wenn es für seinen Fernpunkt eingerichtet, seine Accomodation also außer Thätigkeit gesetzt ist, nennt man seine Refraction.

Es giebt drei verschiedene Formen von Refraction: 1) die des normalen Auges, 2) die des kurzsichtigen, 3) die des übersichtigen Auges.

Das normale Auge ist, wenn seine Accomodation vollkommen außer Thätigkeit gesetzt ist, für die unendliche Ferne eingerichtet, d. h. es vereinigt auf der Retina (Netzhaut) parallele Lichtstrahlen. Das kurzsichtige Auge hat in Folge einer Verlängerung seiner Achse eine stärkere Refraction und vereinigt daher die aus unendlicher Ferne kommenden Lichtstrahlen schon vor der Retina. Um auf der Retina selbst vereinigt zu werden, müssen die Lichtstrahlen divergent sein, d. h. von einem näher gelegenen Punkt kommen, und zwar um so stärker divergent, je kurzsichtiger das Auge ist. Um entfernte Gegenstände deutlich zu sehen, muß ein solches Auge die von demselben kommenden Lichtstrahlen erst durch ein Concavglas stärker divergent machen. Das übersichtige Auge dagegen hat eine zu schwache Refraction, es vereinigt convergente Lichtstrahlen auf der Retina, parallele oder divergente Lichtstrahlen werden von demselben ohne Accomodationsanstrengung erst hinter der Retina vereinigt.

Liebreich erklärt darauf, daß Uebersichtigkeit oder Hypermetropie keinen wesentlichen Einfluß auf die Malerei ausübt, wohl aber Kurzsichtigkeit, die gewöhnlich die Wahl des Gegenstandes und die Ausführung desselben in bestimmter Weise beeinflußt.

Dann kommt, fährt er fort, an dem Auge eine Abweichung von der regelmäßig sphärischen Gestalt vor, welche Astigmatismus genannt wird. Dieselbe ist erst in neuerer Zeit, seit sie von Airy an seinem eigenen Auge entdeckt wurde, genauerem Studium unterworfen worden. Man denke sich durch das Auge, wie durch einen Globus, Meridiane gezogen, so daß ein Pol nach vorn zu liegen kommt, so kann man Astigmatismus als eine Verschiedenheit in der Krümmung zweier z. B. senkrecht auf einander stehender Meridiane definiren, durch welche eine verschiedene Brechkraft des Auges in der Richtung dieser beiden Meridiane bedingt wird. Es kann also an ein und demselben Auge gleichzeitig mehr als einer der drei erwähnten Refractions-

Digitized by Google

zustände vorhanden sein. So kann z. B. ein Auge in seinem horizontalen Meridian eine normale Refraction haben und in seinem verticalen Meridian kurzsichtig sein. Geringfügige Unterschiede der Art kommen fast an jedem Auge vor, machen sich aber in keiner Weise bemerkbar. Doch sind auch höhere Grade von Astigmatismus ziemlich häufig und kommen natürlich auch bei Malern vor. So kenne ich z. B. einen Porträtmaler, der an Astigmatismus leidet. Derselbe besaß in Paris den Ruf einer ganz vorzüglichen Auffassung des Charakters und der intellectuellen Eigenthümlichkeit. Seine begeisterten Anhänger fanden auch die materielle Aehnlichkeit in seinen Portraits vollkommen, im Allgemeinen jedoch wurde die letztere als absichtlich durch unbestimmte Darstellung der Formen vernachlässigt betrachtet. Eine genaue Analyse der Bilder ergiebt indessen, daß die Unbestimmtheit der Formen durchaus nicht beabsichtigt, sondern nur die Folge von Astigmatismus ist. In den letzten Jahren haben sich die Porträts dieses Malers außerordentlich verschlechtert, indem die frühere Unbestimmtheit in positiv falsche Proportionen übergegangen ist. Hals und Oval des Gesichtes erscheinen in allen Porträts beträchtlich verlängert und die Details in gleichem Sinne verzerrt. Woran liegt das? Hat sich der Grad seines Astigmatismus gesteigert? Nein, dies kommt nicht leicht vor. Aber die Wirkung des Astigmatismus hat sich verdoppelt und zwar auf folgende Weise: Ein Auge, welches sich für verticale Linien als normal, für horizontale als kurzsichtig verhält, sieht die Gegenstände in verticaler Richtung verlängert. Ein solches Auge wird nun, wenn die Zeit eintritt, wo ein normales Auge weitsichtig wird, ein kurzsichtiges aber noch nicht, in der Nähe die verticalen Linien undeutlich, die horizontalen dagegen deutlich und die Gegenstände in horizontaler Richtung verlängert sehen. Der Porträtmaler, bei dem ein leichter Grad von Astigmatismus sich vorher nur durch Unbestimmtheit in den horizontalen Linien und noch nicht durch die sehr unbedeutende Verlängerung der Objecte geltend machte, wird nun sein Bild in horizontaler Richtung verbreitet sehen und daher schmaler malen, d. h. den Fehler verdoppeln.

Noch eine andere Anomalie des Sehens hat auf die Malerei nicht geringen Einfluß, nämlich eine Veränderung in der Farbe der Linse, die im höheren Alter immer etwas gelblich wird. Bei vielen Menschen ist die Verfärbung eine beträchtliche, ohne daß dabei die Schärfe des Sehens wesentlich vermindert zu sein braucht. Um sich eine Vorstellung von der Wirkung dieser Verfärbung zu machen, experimentirt man am besten mit einem gelben Glase von entsprechender Nuance. Nur muß das Experiment einige Zeit fortgesetzt werden, denn im ersten Augenblick sieht man Alles gelb. Das Auge gewöhnt sich jedoch bald an die Farbe oder stumpft sich vielmehr gegen dieselbe ab, und die Gegenstände erscheinen dann in ihrer richtigen Farbe und Beleuchtung. Nur sehr mattes Blau oder vielmehr eine gewisse geringe Quantität von Blau wird durch das gelbe Glas wirklich ausgeschlossen und kann also, nachdem das Auge längst an das gelbe Glas gewöhnt ist, nicht wahrgenommen werden. Dies macht sich natürlich beim Betrachten von Gemälden auffallend geltend wegen der Unterschiede in der Intensität des Lichtes, welche, wie Helmholz dies so klar auseinandergesetzt, zwischen den wirklichen Gegenständen und ihrer Nachbildung vorhanden sind.

Die Intensität des von der Sonne ausgehenden und von den Gegenständen reflectirten Lichtes ist so unendlich viel größer als die, mit welcher Licht vom hellsten Bilde reflectirt wird, daß dies Verhältniß, in Zahlen ausgedrückt, unsere Vorstellungskraft weit überschreitet. Auch zwischen der Farbe des Lichtes oder der wirklich beleuchteten Gegenstände einerseits und den zum Malen dienenden Pigmenten andererseits existirt ein so großer Unterschied, daß es im höchsten Grade wunderbar ist, wie die Malerei mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln so vollkommene optische Täuschungen hervorzubringen im Stande ist. Es versteht sich von selbst, daß es sich hier immer nur um eine optische Täuschung handelt, d. h. daß das Bild, welches im Innern unseres Auges von den Gegenständen entworfen wird, durchaus nicht identisch mit demjenigen Bilde ist, welches von dem Gemälde entworfen wird.

Kehren wir nun zu unserem Experiment mit dem gelben Glase zurück. — Nachdem, wie ich vorher erwähnte, das Auge sich gegen das gelbe Licht abgestumpft hat, erscheint ihm die Natur wieder in normaler Färbung, da die geringe Quantität blauen Lichtes, welche durch das gelbe Glas ausgeschlossen wird, bei der Intensität des Lichtes überhaupt nicht in Betracht kommt und durch die verminderte Empfindlichkeit gegen Gelb ausgeglichen wird. Im Gemälde hingegen ist an sehr vielen Stellen gerade nur so viel Blau vorhanden, wie durch das gelbe Glas vollkommen absorbirt wird; das kann also niemals, auch wenn der Versuch noch so lange fortgesetzt wird, wahrgenommen werden. Selbst da, wo in dem Bilde das Blau mit der äußersten, dem Maler zu Gebote stehenden Kraft aufgelegt ist, wird die durch das gelbe Licht ausgeschlossene Quantität blauen Lichtes sich bemerkbar machen, da sie im Verhältniß zu der geringen Kraft der Pigmente nicht so verschwindend klein ist, wie im Verhältniß zu dem Blau in der Natur.

Wenn in dem Auge eines Malers eines der glashellen Medien sich langsam im Laufe der Jahre gelblich verfärbt, so wird er in der Natur Alles nahezu richtig sehen, Gemälde werden ihm aber zu gelb erscheinen und er wird sie deshalb zu blau malen. Bemerkt er dies selbst? oder glaubt er es, wenn es ihm gesagt wird? Er kann es nicht selbst bemerken, da er sich nicht erinnert, früher anders gesehen zu haben. Unser Gedächtniß für Zustände, Auffassungsweisen, Ansichten, Geschmacksrichtungen und Sinneseindrücke, die sich allmählich im Laufe der Jahre, ohne irgend einen Anstoß von außen oder plötzlichen Eindruck, nur durch Aenderung in unserer körperlichen oder geistigen Individualität modificiren, ist fast null. Er glaubt es aber auch nicht, wenn man es ihm sagt. Nicht etwa nur, weil Künstler überhaupt selten für richtig anerkennen, was ihnen über ihre Arbeiten gesagt wird, sondern weil bei ihnen, wie bei allen Menschen, die durch das eigene Auge erhaltenen Eindrücke eine Alles überwiegende Ueberzeugungskraft besitzen. „Sehen geht vor Sagen", heißt es im alten Sprüchwort.

Liebreich erklärt hieraus, daß man eine verminderte Sehkraft bald selbst wahrnähme, zeigt auch, daß man mit Hülfe eines Gelasels den am Astigmatismus Leidenden, der ein Viereck länglich sieht, dies leicht zum Bewußtsein bringen könnte, doch daß es viel schwieriger sei, Jemand davon zu überzeugen, daß er eine Farbe nicht richtig sähe. Er sagt, daß Künstler überhaupt, mit denen er dies und Aehnliches besprochen habe, stets nur ungern zugeben wollen, daß ein Sinnesorgan ihre Kunst beeinflußt, die ihrer Meinung nach einzig von der freien Entscheidung, der Intelligenz, der Phantasie und dem Talente des Ausübenden abhängt.

Wenn z. B., fährt er fort, ein Künstler wegen der gelber werdenden Linse anfängt blauer zu malen, so sagen sie, er „ändere seinen Stil." Der Betreffende selbst aber verwahrt sich heftig dagegen. Er glaubt ganz in „seinem Stile" weiter zu arbeiten und nur im Fortschreiten seinen Farbenton zu verbessern, da seine Jugendarbeiten ihm zu braun erscheinen. Bei Künstlern, die noch lange nach dem sechzigsten Jahre arbeiten, kann man den Effect der gelben Linse häufig studiren. Ihre Bilder haben für mich einen so charakteristischen Farbenton, daß ich dieselben auf den ersten Blick erkenne.

Dies hier Gesagte wendet Dr. Liebreich nun auf die späteren Bilder Murleadys an, in denen die Schatten auf dem Fleische mit reinem Ultramarin gemalt sind und was roth sein sollte, violett ist.

Betrachtet man die Bilder durch ein gelbes Glas, so verschwinden diese Fehler. Die violette Farbe der Gesichter ist in natürliches Roth, der blaue Schatten auf dem Fleische in Grau verwandelt, das schreiende Blau der Stoffe gemildert. Ueberraschend ist die Wirkung, die das gelbe Glas auch auf die andern Farben in den Bildern Murleadys ausübt. Die grauen Baumstämme werden braun und das sehr gelbgrüne Laub, statt noch gelber zu erscheinen, erhält eine frische, saftige, grüne Farbe.

Wichtiger, als ein normales Auge so sehen zu machen, wie das afficirte des Künstlers, wäre es, wenn man umgekehrt das veränderte Sehen des letzteren in ein normales verwandeln

Digitized by Google

könnte. Dies ist leider nur bis zu einem gewissen Grade möglich. Lichtzerstreuung wie in Turners Fall, kann durch eine Art Diaphragma mit Klemes Oeffnung (Donders sthenopäische Brille) verhindert werden. Cylinderförmige Gläser corrigiren Astigmatismus und ein blaues Glas würde den Effect der gelbverfärbten Linse zum Theil aufheben.

Wenn die Wissenschaft sich bestrebt, den positiven Nachweis zu liefern, daß gewisse Kunstwerke gegen die physiologischen Gesetze sündigen, so dürfen Künstler und Kunstkritiker dies nicht mit dem Gefühl zurückweisen, als ob das Edle und Schöne, das rein Geistige in den Staub gezogen würde, indem man es der materiellen Analyse physikalischer Studien unterzöge; sie sollten sich vielmehr die Resultate zu eigen machen, denn dieselben werden dem Kritiker oft Aufklärung über den Entwicklungsgang des Künstlers geben und manchen Künstler vor jenen inneren Kämpfen bewahren, welche die Folge einer Differenz zwischen seiner Anschauung und der der Majorität des Publicums sind. Dem Aufschwung seines Genies wird sie nie ein Hinderniß entgegenstellen.

Die Kriegsillustration bis zum französischen Kriege.

Ein großer Krieg, welcher zwei Nationen im Innersten durchstürmt, alle ihre Kräfte zur Vollbringung der größten Thaten des Opfermuths erregt und anspannt, kann auch die Cirkel der friedlichen bildenden Kunst nicht ungestört lassen. Unsere modernen Kriegsgewitter brausen allerdings zum Glück so schnell vorbei, daß eine dauernde Unterbrechung auch der künstlerischen Arbeit, ein Aufhören des Interesses an ihren Schöpfungen, ein Rückgang und Verfall in Folge davon kaum Zeit hat, einzutreten. Die Einwirkung äußert sich in einer ganz andern, fast entgegengesetzten Weise. Ein nicht unbedeutender Theil der künstlerischen Kräfte bemächtigt sich einerseits aus innerer Lust an der Sache, andererseits aus einer Rücksicht auf Wünsche und Geschmack des Publicums, der durch den Krieg schnell und massenhaft gegebenen Stoffe und sucht diese in mannichfacher Art zu gestalten. Für die Maler, welche von Haus aus schon in den kriegerischen, geschichtlichen, oder rein militärischen Gegenständen ihre Lieblingsaufgaben fanden, ist das Eintreten des wirklichen Kriegszustandes ein kaum minder willkommenes Ereigniß, als für einen jungen Fähnrich oder Lieutenant, welchem sich damit die glänzende Carrière des Ruhms und der Beförderung öffnet. Für sie ist es die Erfüllung der Träume. Das gelobte Land, das sie so lange nur in der Phantasie gesehen, thut sich ihnen damit in der Wirklichkeit auf. Mit froher Begeisterung stürzen sie sich in die Bahn. Andere, die nicht sowohl aus innerstem Drange, aus natürlicher Anlage und Neigung dieser kriegerischen Kunstrichtung hingegeben, als vielmehr gewohnt und geschickt sind, das „an den Markt zu bringen", was auf dem Markt begehrt ist, nutzen nicht minder als jene die allgemeine kriegerische Stimmung und das leidenschaftliche Interesse an den großen, erhebenden und furchtbaren Ereignissen des Tages aus. Aber auch der friedlichste Genremaler wird durch die ihn überall umdrängenden Erscheinungen, welche ihm die Einwirkungen jener Ereignisse in Freude und Schmerz, auf die Gemüther der Menschen wie auf die ganze äußere Gestalt des Lebens in Stadt und Land zeigen, darauf gewiesen, Motive der Darstellung zu wählen, die im nahen Zusammenhang mit Kriegsthaten und -Leiden stehen.

Aber die bildenden Künste, Malerei so gut wie Bildhauerei, arbeiten verhältnißmäßig langsam. Mit der fürchterlichen und segensreichen Schnelligkeit, in welcher in den Kriegen der letzten 20 Jahre die größten Operationen durchgeführt, ungeheure, weltumgestaltende Resultate erreicht worden sind, mit dem Fluge der kolossalen Heeresmassen, den blitzschnell treffenden Wetterschlägen der Entscheidungsschlachten hält Pinsel und Meißel der Künstler nicht gleichen Schritt. Ein großer Krieg ist ausgefochten, ein Friede, der die Karte Europas gründlich corrigirt, ist abgeschlossen — und der Maler, welcher das Bild des Auszugs der Truppen in's Feld oder der Absicht des Herrschers zum Heere zu schildern unternahm, legt noch nicht einmal die letzte Hand an sein Werk.

Das Publicum aber, sowohl das bewaffnete draußen im Felde, als das daheim, in Spannung, Sorgen und Aufregung der Dinge harrende, mag und kann nicht so lange warten auf die Bilder des Geschehenden. Es ist längst verwöhnt durch die rasch arbeitende Photographie. Von jedem außerordentlichen Ereigniß, jeder merkwürdigen Lust-, Erd- und Himmelserscheinung, jeder durch irgend ein Geschick bekannt gewordenen Persönlichkeit und Localität giebt jene ihm sofort das treue Abbild.

Und was will das Interesse, das uns alle derartige Erscheinungen, Menschen und Orte einflößen, bedeuten gegen das, welches alle in irgend einer Weise durch den Krieg denkwürdig gemachten erwecken! Die Photographie aber, bei uns Deutschen wenigstens, ist für solche kriegerischen Zwecke einmal noch immer zu unbehülflich, schwerfällig, bewegungslahm; andererseits aber entziehn sich die lebendig bewegten Scenen zu sehr ihrer Darstellungsfähigkeit.

Nur ein künstlerisches Darstellungsmittel vermag hier wirklich zur Befriedigung jenes allgemeinen Bedürfnisses und Verlangens einzutreten: die Illustration, die schnell durch Holzschnitt oder Lithographie vervielfältigte, schnell und stizzenhaft entworfene Zeichnung, welche des geringsten Apparats und Materials, der kürzesten Zeit, keines besonders dafür bereiteten Locals zur Herstellung bedarf, welche an Rührigkeit und Rüstigkeit mit den Truppen, die sie begleitet und verherrlicht, wetteifert. Sie ist dem Kriege gegenüber das in der bildenden Kunst, was die Kriegscorrespondenz in der Geschichtschreibung ist.

Aeltere Zeiten kannten wohl weder die eine noch die andere. Correspondenten und Zeichner hätten in alten Kriegslagern sicher eine gleich schlechte Behandlung erfahren. Ausnahmen allerdings werden auch in früheren Jahrhunderten, wenigstens in Bezug auf die Maler, gemacht worden sein. Van der Meulen hat Ludwig XIV. auf seinen Feldzügen begleitet, um das Bild aller Kriegsthaten des „großen Monarchen" zu malen. Von einem Bemühen aber wie bei den modernen Kriegsillustratoren, das, was es gesehen, möglichst der Wirklichkeit getreu im Bilde zu veranschaulichen, ist kaum bei ihm die Rede. Es dreht sich in diesen Darstellungen doch Alles wesentlich um die conventionelle Vordergrundgruppe: den König, von den Herren seines Gefolges umgeben und auf das Schlachtgewühl oder die Stadtbeschießung im Mittel- und Hintergrund hinweisend. Charakteristische Bestimmtheit der Situation, der Localität und der eigentlichen Action wird man immer vergeblich suchen.

In weit höherem Grade finden wir alles das bei Jaques Callot. In seinen kleinen Radirungen, welche der berühmte Collection der „Misères de la guerre" bilden, frappirt eine so außerordentliche, überzeugende Wahrhaftigkeit der Gestalten und Vorgänge, daß man zweifellos inne wird: der Zeichner ist dabei gewesen und wie er sie giebt, so sahen die Dinge wirklich aus. — Die Kriege des 18. Jahrhunderts haben nicht einen verläßlichen Illustrator gefunden. Was an kriegerischen Bildern und Stichen in ihrer Zeit erschien, gehört durchweg zur Kategorie der „aus der Tiefe des Gemüthes" geschöpften. Auch die des herrlichen Chodowiecki machen keine Ausnahme davon. Der erste echte Kriegsillustrator im heutigen Sinn war im großen Napoleonischen Zuge gegen Rußland ein deutscher Officier im Rheinbundscontingent der großen Armee: Major von Fabre du Faure, der Vater des heutigen württembergischen Militärbevollmächtigten an unserem Hof. Mit der Gabe des richtigen Sehens und schnellen Auffassens in so eminentem Maße begabt, wie mit einer kaum begreiflichen Kraft der zähen Ausdauer, mit Willensstärke und Consequenz, hat er über jenen furchtbaren Kriegszug eine Art zeichnerisches Tagebuch während dessen ganzer Dauer geführt. Die grauenvollen Schrecken des Rückzugs selbst, das Elend, die Qualen des Frostes, des Hungers und der steten Todesnoth haben ihn in der Fortführung dieses Albums nie zu hindern vermocht. Nichts kommt der grausenhaften

Digitized by Google

Wahrheit gleich, mit welcher er uns diese Scenen des von Tag zu Tag wachsenden Jammers und Entsetzens schildert. Jeder Zug, jede Physiognomie, jede Aeußerlichkeit in der ungeheuren Masse des Entsetzlichen ist, man fühlt es unmittelbar, der Wirklichkeit abgelauscht. Das ganze Album giebt die treueste und zuverlässigste Chronik jener ungeheuren geschichtlichen Tragödie vom Uebergang über den Niemen bis zur Ankunft der letzten Reste der großen Armee in Ostpreußen, wo der tapfere Illustrator selbst mit erfrorenen Gliedern in Lomitten, der Bestürzung der Familie von Hatten, im preußischen Oberlande, Aufnahme, Errettung und Wiederherstellung fand. Diese erstaunlichen Zeichnungen sind später erst durch Lithographie vervielfältigt, aber im Allgemeinen viel weniger bekannter, als es ihr ganz außerordentlicher künstlerischer und geschichtlicher Werth verdiente.

Die deutschen Freiheitskriege haben keinen Illustrator gehabt. Die „hohen verbündeten Monarchen" hatten einen tiefen Abscheu gegen die Begleitung solcher indisciplinirten bürgerlichen Plänkler.

Erst die algerischen Kriege der Franzosen führen dies Künstlergeschlecht wieder auf die weltgeschichtliche Bühne. Vor Allen ist es der große Zeichner Raffet, welcher die erste unglückliche, wie die spätere glückliche Expedition gegen Constantine begleitend, die bewundernswerthesten Zeichnungen der Marsch- und Kampfscenen, der großen Actionen wie der unendlich mannichfaltigen Episoden dieser Kriegszüge entworfen und durch eigenhändige meisterhafte Steinzeichnung vervielfältigt hat. Seitdem hat es den französischen Armeen nie an begleitenden tüchtigen und schlagfertigen Illustratoren ihrer Thaten gefehlt. Horace Bernet hat deren Bild in den kolossalen gemalten Illustrationen der Versailler Galerie wahrheitsgetreu für die Nation bewahrt, wie eine Menge von bescheidneren Talenten nicht minder echt und lebensfrisch in den für die illustrirten Journale angefertigten Holzzeichnungen.

Diese großen illustrirten Zeitungen entstanden mit dem plötzlichen Aufblühen des so lang vernachlässigt gewesenen, in tiefen Verfall gerathenen Holzschnitts fast gleichzeitig in London (Illustrated News) in Paris (Illustration) und in Leipzig (Illustrirte Zeitung von J. J. Weber) im Anfang der Vierziger Jahre. Für sie wurde es ein zwingendes Bedürfniß, wie mit den Bildern von jedem die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigenden Tagesereigniß, vor Allen auch mit denen jedes ausgebrochenen Krieges versorgt zu werden. Nach langem Frieden hatte endlich das Jahr 1848 das eiserne Zeitalter, die Aera der Kriege, der äußern und innern, wieder eröffnet. Tausend Barrikadenschlachten galt es, frisch, nachdem sie geschlagen, im Abbilde dem lieben Publicum zu ferviren. Die Engländer und Franzosen leisteten das Aeußerste in Schnelligkeit und Treue der Zeichnung. Die Deutschen hinkten noch etwas schwerfällig nach. Die Zeichner bei uns waren zu diesem harten Dienst noch nicht herangezogen.

Beaumonts Illustrationen zur Pariser Junischlacht, welche er damals für den Pariser Charivari lithographirte, gehören zum Vollendetsten des Genres, was ich seit Raffet und bis auf Horschelts Kautasusfeldbilder gesehen habe. Erst das Jahr 1849 erweckte bei uns ein wirklich berufenes Talent der Kriegsillustration, Friedrich Kaiser, der damals das preußische Heer zur Bekämpfung der badischen Insurrection begleitete und durch vortreffliche, von ihm lithographirte (leider nur durch Berse im Stil des damaligen Reactionspatriotismus verunzierte) Blätter jene Thaten verherrlicht hat.

Noch bedeutendere Illustratoren fanden die damaligen österreichischen „Streiter der Ordnung" in Italien und Ungarn, in Straßgeschwadtner und Pettenkofen, welcher letztere sich später zu einem der gefeiertsten und jedenfalls höchst bezahlten Meister der modernen Malerei entwickelte.

Ihre Lithographien der großen und kleinen Kämpfe der Oesterreicher unter Radetzky, Windischgrätz und Hainau stehen gegen die besten Schöpfungen Raffets selbst nicht zurück.

Der Krimkrieg hat keinen deutschen Illustrator gehabt. Was da hinten, weit in der Türkei von Engländern, Franzosen, Italienern und Russen geschlagen und gelitten wurde, mochten deren Landsleute selbst mit Pinsel und Stift illustriren; wir begnügten uns an den — Clichés ihrer Holzschnitte. Was Durand Brager, der zeichnende französische Flottenofficier, was Mr. Cowles, der Engländer, von dort her an Illustration und Illustrated News gesendet, genügte auch für unsere Bedürfnisse vollkommen.

Das Jahr 1859 freilich ging uns etwas näher und unmittelbarer an. Die Leipziger „Illustrirte Zeitung" fand einen der genialsten Kriegsillustratoren in A. Bed, einem in Düsseldorf gebildeten Zeichner, seiner ganzen leiblichen und geistigen Organisation nach zu diesem Beruf wie wenige geeignet. Er begleitete das österreichische Heer und er hatte Zeichnungen von dessen unglücklichem Feldzuge geliefert, welche eben so sehr den französischen überlegen waren wie die französischen Waffen den österreichischen.

Was derselbe aus dem americanischen Kriege zeichnete, ist ehrlich gestanden, auf deutschem Boden gewachsen, sieht sich aber kaum schlechter an, als wenn es an Ort und Stelle gezeichnet wäre. Das größte aller deutschen Talente dieses Genres, der Münchener Horschelt, war in jenen Jahren bereits völlig für uns verloren, in den Schluchten des Kaukasus untergetaucht. Zehn Jahre lang bis zur Gefangennahme Schamyls und der definitiven Unterwerfung der Bergvölker begleitete er dort die russischen Truppen. Die großen Federzeichnungen (durch Albert in München photographisch reproducirt), in welchem er charakteristische Scenen jener eben so furchtbaren und schwierigen wie pittoresken Kriegszüge veranschaulicht hat, sind nicht nur als geniale, flüchtige Illustrationen, sondern als wirkliche Kunstschöpfungen ersten Ranges von einer, von Wenigen je erreichten Größe der Zeichnung und Kraft der Charakteristik der Borgänge, der Landschaft, der Menschen, der Thiere, der nationalen Elemente zu schätzen.

Der dänische Krieg führte in größerer Zahl als einer der früheren die deutsche Illustration ins Feld. Trotz des attveränsischen spröden, zugeknöpft abweisenden Verhaltens der deutschen Militärbehörden gelang es der Zähigkeit und der nicht leicht zu erschütternden guten Laune und philosophischen Gemüthsart unser Zeichner, ihre Absicht zu erreichen. Neben A. Bed und Kaiser, den bereits genannten, tritt hier zuerst Ludwig Burger als praktischer Kriegsillustrator in der „Illustrirten Zeitung" auf. Er vereinigt die wichtigsten Eigenschaften eines solchen in seiner reichbegabten Natur und Bildung: eine unerschütterliche Ruhe des Temperaments, feste Gesundheit, unbedingt sicheres schnell blickendes Auge, welchem der Stift in der Hand mit ebenso unbedingter Sicherheit und Präcision wie — Eleganz des Striches folgt, und die ausgedehnteste Specialkenntniß aller militärischen Dinge bis in die letzten Details, deren sich vielleicht ein lebender Künstler rühmen kann. Dem strengsten soldatischen Pedanten wird es nicht gelingen, einen Fehler im Sitzen eines Uniformknopfes oder einer Geschützschraube in seinen Zeichnungen nachzuweisen; während gleichzeitig die Träger jener Uniformen, die Bedienungsmannschaften und — Bespannungen dieser Geschütze ebenso wenig etwas an der charakteristischen Lebenswahrheit in Erscheinen und Verhalten vermissen lassen. Zu diesen beiden kam noch Prof. Camphausen aus Düsseldorf, längst geschätzt als Maler historischer Kämpfe, und mit ihm sein Schüler Hünten. Den Hochstcommandirenden seit lange persona grata, hatte er Gelegenheit vollauf, den Dingen nah in das Gesicht zu sehen. Sein bekanntes „Kriegstagebuch eines Malers", das im Verlage der Expedition des „Daheim" in Leipzig erschien, war die nächste künstlerische Frucht seiner Studien der kriegerischen Wirklichkeit. In größern abgeschlossenen Bildern hat er sie später bekanntlich höchst eindruckvoll zu gestalten und künstlerisch zu verwerthen verstanden. Georg Bleibtreu, der begeisterte Schlachtenmaler, traf erst nach beendetem Kriege auf dessen Schauplatz ein, um dort die Localstudien zu seinem für die Nationalgalerie bestellten Bilde des „Uebergangs nach Alsen" zu machen.

Mit den Illustrationen Becks, Kaisers und Burgers in

Digitized by Google

der Leipziger „Illustrirten Zeitung“, welche diesen Schleswig-Holsteinischen Krieg veranschaulichten, konnten sich die englisch-französischen nicht entfernt messen. Den Zeichnern beider Nationen, trotz ihres sonst so scharfen Auges für die Wirklichkeit, fehlt gänzlich die Fähigkeit, den preußisch-deutschen Soldaten zu sehen, wie er ist. Sie bringen höchstens statt des feinigen einen russischen Typus zu Stande. Fritz L'Allemand, der Oesterreicher, soll übrigens unter den Künstlern des dänischen Krieges nicht vergessen sein; auch nicht Fikentscher, der Zeichner für Hallbergers „Ueber Land und Meer“, Otto Günther und Robert Geißler, die manches gute Blatt für die „Gartenlaube“ lieferten.

Sie alle konnten nicht lange an der Verarbeitung ihrer Studien thätig sein, — Ludwig Burger hatte kaum die prächtigen Textillustrationen des Theodor Fontane'schen Buches (Berlin, v. Teckers Geh. Oberhofbuchdruckerei) vollendet, als der deutsch-österreichische Krieg sie davon ab zu einem neuen großen Thatenfelde rief.

Diesmal kamen unsere Höchstcommandirenden der Kunst viel freundlicher entgegen. Ludwig Burger und Georg Bleibtreu wurden direct eingeladen, sich dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl anzuschließen. Professor Otto Heyden und Camphausen folgten eine Zeitlang dem Kronprinzen. A. Bee ging mit seinen Landsleuten, den Sachsen, in's österreichische Lager, Was besonders Burger und Bee für die Veranschaulichung der Ereignisse dieses Krieges geleistet haben, ist des höchsten Ruhmes werth. Die betreffenden Vierteljahreshefte der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ sind durch sie zum Werth unschätzbarer historischer Documente von nicht anzusechtender Echtheit und Treue über die gesammte und Einzelerscheinung jener Ereignisse geworden, wie keine Nation sie werthvoller über ihre denkwürdigsten Epochen aufweisen kann. Die Schauplätze des Feldzuges der Mainarmee besuchte Burger erst nach beendetem Kriege. Die reife Frucht seiner ausgedehnten gewissenhaften Beobachtungen, Local- und Personalstudien sind die 400 Illustrationen im Text zu Fontanes zweibändigem Werk über beide Feldzüge, den böhmischen und den der Mainarmee, und zahlreiche andere darauf bezügliche Editionen z. B. die im Farbendruck ausgeführten bei Korn in Berlin erschienenen Blätter aus dem deutschen Kriege.

Er zeichnete noch an den letzten Holzstöcken zum Fontane'schen Werk. Die großen lithographischen Schlachtbilder von Kaiser waren noch begehrter Gegenstand der patriotischen Kauflust und prangten an allen Kunstläden in den Schaufenstern. Bleibtreu vollendete noch seine beiden Bilder der Königgrätzer Schlacht, als urplötzlich durch das friedliche Europa das schmetternde Kriegssignal von Paris erklang, die Reveille durch die deutschen Gassen wirbelte und das: Hurrah Germania! von Millionen Stimmen durch die sommerschwüle Luft erbrauste. Der österreichische Krieg war an einem Tage „alte römische Geschichte“ geworden. Wie die Redactionen der großen politischen Organe nach Kriegscorrespondenten fahndeten, so die der illustrirten Blätter nach Kriegsillustratoren. Die sonst so fest zugeschnürten Börsen der Herren Chefs thaten sich weit und willig auf; Alles wurde gewährt; nur schnell! nur schnell! nur der Erste am Platz! Aber wie hingelangen? Woher die Vollmachten, die Passirscheine, oder gar die Einladungen hoch- und höchstcommandirender, gestrenger Militärbehörden erlangen, im Sturm dieser Zulitage, wo Niemand eine Minute Zeit, oder ein geneigtes Ohr für solche civile, unbequeme Privatangelegenheiten, Bitten, Anträge, Belästigungen hatte? Aber die Liebe zur Sache und die Aussicht des lohnenden Preises machten bei Correspondenten und Illustratoren das scheinbar Unmögliche möglich. Von dem was letzteren gelungen ist, und was sie erreicht und geleistet haben im großen französischen Kriege, mag ein nächster Artikel erzählen.

Ludwig Pietsch.

Düsseldorfer Pfingsttage.

Das 49. Niederrheinische Musikfest.

Der geneigte Leser, der meine in der „Gegenwart“ erschienenen Artikel mit seinem Antheile beehrt hat, wird vielleicht finden, daß ich heute nachsichtiger als gewöhnlich zu Werke gehe, und selbst Das, was ich mißbillige, nur milde berühre; und ich will ihm auch gleich gestehen, daß ich bestochen worden bin. Die große Summe von Lebens- und Kunst-Freudigkeit, welche das Grundcapital der niederrheinischen Musikfeste bildet, die herrlichen Genüsse, die ich in den Maler-Ateliers fand, und die mich für jedes Schöne in der Musik doppelt empfänglich stimmten, endlich die Liebenswürdigkeit der Düsseldorfer selbst, die ein unglaubliches Geschick besitzen, Einem alle kritischen Gelüste unmerklich aus dem Geiste weg-, und dafür Freude am Genusse hinein zu escamotiren — das Alles hat mich bestochen! Ich bitte daher um Nachsicht für meine Nachsicht! Acht Tage in Berlin, und unsere Königliche Hofoper wird mich schon wieder aus der guten Stimmung bringen!

Das diesjährige (49.) Musikfest hatte die mannichfachsten Vorbetrachtungen erregt, weil sein Programm von den bisherigen in vielen Punkten abwich. Erstens ward ein großes Oratorium angekündigt; dann waren nur deutsche Sänger von noch jungem, und eine englisch-italienische Sängerin von alt-americanischem Rufe angeworben. Das allgemeine Interesse concentrirte sich also vorzugsweise in dem einen Punkte, daß Rubinstein auf diesem Feste in dreifacher Eigenschaft, als Oberleiter, Tondichter und ausführender Künstler wirken würde; und dieses allgemeine Interesse erstreckte sich weit über die künstlerischen Kreise in die äußerlichen Vorbereitungen. In dem „Breidenbacher Hof“, dem ersten Hotel der Stadt, steht mitten in dem etwas engen Flure, zwischen Eingangsthor und dem Salon, eine colossale weiße hölzerne (?) Figur mit einer vergoldeten Kurfürstenmütze auf dem Kopfe, und einem weit vorragenden Bauche. Diese ward zu Ehren des Musikfestes neu gefirnißt; zu gleicher Zeit erhielten alle Thüren auf dem Flur neuen Anstrich; ich bin überzeugt, der liebenswürdige Wirth Capellen hat dieses Zusammenwirken von nervenstärkendem Terpentinguruch und Kleider-gefährdenden Oelfarben erst im Momente, wo das Musikfest begann, erdacht, um einerseits das Publicum auf die Enge im vollen Concertsaale vorzubereiten, andererseits dem Kritiker eine allegorische Anweisung für die richtige Mitte (in medio tutissimus ibis) zu geben. Die Zimmer in den besseren Gasthöfen waren alle seit Monaten vorausbestellt, und die Forderungen der Privatwohnungen standen auf der Höhe Rubinstein'scher Virtuosität. Wir (ein Berliner Musikfreund und ich) bezahlten vom Donnerstag Abend bis Mittwoch Vormittag 60 Thaler für eine Privatwohnung; sie bestand aus einem kleinen Gartenzimmer mit einem Bette und einem Stuhle, und einem etwas größeren mit einem Bette und einem Schranke, worin die Kleider der Wirthin hingen, endlich aus einem hübschen „Salon“ nach der Straße mit zwei verschlossenen Spinden, einem Pianino aus Zeitz, einem Teppiche, der hie und da freundliche Aussicht auf die Dielen bot, und einem Sopha, über welchem ich die merkwürdigste Bildergallerie erblickte: links ein Hühnerhund, der auf den Hinterpfoten sitzend einen Besenstiel hält, rechts ein Mops, der auf der Nase ein Stück Zucker balancirt, zwischen den beiden die Photographie unseres Wirthes und seiner Frau. Aber wir nahmen nicht Baß, übler Laune Raum zu gewähren. Gleich am ersten Morgen, nach einem Besuche bei Camphausen und bei Knaus, vollzirten wir mit Leichtigkeit zwischen dem gefirnißten Kurfürsten und den neugestrichenen Thüren des Breidenbacher Hofes in den Speisesaal, und standen mit unserem Wirthe, der sich überaus dienstfertig und gefällig erwies, auf bestem Fuße.

Doch nun zum Musikfeste!

Der erste Tag brachte die Cantate Bachs: „Ich hatte viel Bekümmerniß“ nach der Bearbeitung von Robert Franz, die achte Symphonie von Beethoven, und Händels Ode auf den Cäcilientag

Digitized by Google

mit Instrumentation von Mozart und unter Benutzung von Gervinus Ueberſetzung. Manche alte Stammgäſte der Niederrheiniſchen Muſikfeſte bedauerten, daß nicht, der Tradition gemäß, ein großes Oratorium aufgeführt wurde, und auch ich gehöre zu dieſen Philiſtern. Denn ſolch ein ſeltener Zuſammenfluß feſtgeſchulter Dilettanten und friſchefter Stimmen ſollte nach meinem Dafürhalten nicht unbenutzt bleiben, ſelbſt wenn man auch nur einen Theil irgend eines Meiſterwerks der Altväter im vollſten Glanze der Maſſenwirkung zu Gehör brachte. Die oben angeführte Cantate hinterläßt trotz wunderbarer Einzelheiten nicht den großartigen Eindruck jener breiter angelegten Werke. Die Ausführung war, kleine Schwankungen abgerechnet, eine ſehr gelungene, über die Soliſten werden wir noch ſpäter ausführlich ſprechen. Mit dem Wechſel der Tempi, die Rubinſtein hie und da angab, kann ich mich nicht ganz einverſtanden erklären; zur tiefinnerlichen, beſchaulichen Stimmung Bach'ſcher Klage-Arien paſſen nicht die nervöſen auf- und abwogenden Klangfärbungen und Accente der Neuzeit. Dagegen bot die Auffaſſung und Führung der Beethoven'ſchen Symphonie viele intereſſante und ſchöne Momente, wenn auch das Orcheſter nicht immer den Abſichten des genialen Künſtlers folgen konnte, der wohl nicht daran dachte, wie er auf ſeinem Inſtrumente manche Klangfärbung und Nüance mit Sicherheit und ſchönſter Wirkung ausführt, welche er dem Orcheſter nicht zumuthen darf. Ganz vollendet war die Wiedergabe des ſehr ſchweren Menuett-Trios, das wir ſchon von ſehr altbewährten Orcheſtern unter altberühmten mit langen Titeln verſehenen Capellmeiſtern mit bedenklichſten Schwankungen ſpielen gehört haben. Für die Händel'ſche Cäcilien-Ode können wir nicht die Begeiſterung Gervinus' theilen, der die denkbar ſteifſte Ueberſetzung geliefert hat. Was ſoll man von Verſen ſagen wie:

Natur lag unter einer Laſt unreiniger Atom', (!!)
Ihr Haupt nicht erheben konnt',
Da wohllautvoll vom Himmel ſchallt:
Erſteh! Du mehr (!!) als todt (!!)

Iſt es möglich mehr Härten zuſammenzubringen — zum Preiſe der Harmonie?

Die Muſik enthält keinen mächtigen überwältigenden Chor, keine von Begeiſterung getragene, den Hörer mitreißende Arie, wie ſie Händel in ſeinen Oratorien geſchaffen; ſie vermochte auch bei aller Geneigtheit und Empfänglichkeit des Publicums keine nachhaltige warme Stimmung zu erzeugen. Die Aufmerkſamkeit und Spannung blieb dem Concerte des zweiten Abends vorbehalten, der unter der Direction des ſtädtiſchen Capellmeiſters Herrn Tauſch die herrlichen, von allen Beſuchern gekannten und geliebten Tondichtungen: Schumanns D-moll Symphonie, Webers Oberon-Ouverture, dann Mirjams Siegesgeſang von Schubert, endlich die intereſſante, neue, ſchon während der Vorbereitungen viel beſprochene „geiſtliche Oper" Rubinſteins: „Der Thurm zu Babel", gebracht hat. Die erſtgenannten Werke wurden in allen Theilen ſo ſchwungreich vorgetragen und auch techniſch ſo vollendet wiedergegeben, daß die Zuhörer dem wackerſten Dirigenten ihren Dank in lauteſtem Beifalle und Zurufe zollten. Es war eine Freude wie jeder Bogenſtrich, jeder Einſatz der Bläſer dem Winke ſeines Tactſtockes wie einem elektriſchen Funken folgte. Nebenbei geſagt dirigirte Tauſch die beiden Inſtrumentalwerke auswendig. Ueber dieſe allbekannten wird der Leſer wohl keine beſondere Bemerkungen erwarten. Dagegen wollen wir von dem wenig gehörten „Siegesgeſang" ſagen, daß er bei allen ſchönen Einzelheiten zu den ſchwächeren Schöpfungen des himmliſchen Schubert gehört. Meine Verehrung für dieſen iſt eine faſt fanatiſche, mich zur Einſeitigkeit, zur Intoleranz gegen alle anderen Lieder verleitende; aber er iſt eben nicht Schubert in dieſem Siegesgeſang. Schon in der erſten Arie „Rührt den Symbol" erſcheint Händels Einfluß unverkennbar, und der im Canon gehaltene große Chor iſt (wie die meiſten rein contrapunktiſchen Arbeiten des an Melodien überreichen Meiſters) wenig bedeutend. Und dann: dieſer Text! Wer würde, wenn es nicht gedruckt ſtünde, glauben, daß Verſe und Reime wie:

„Doch der Horizont erdunkelt
Roß und Reiter löſt ſich los (?!)
Hörner kürmen, Eiſen funkelt,
Es iſt Pharao und ſein Troß"

dann Beſchreibungen wie:

„'s iſt der Herr in ſeinem Grimme
Einſtürzt rings des Waſſers Thurm.
Roß und Reiter, Mann und Pferd,
Umſponnen, eingewickelt (!) im Netze der Gefahr.
Zerbrochen die Speichen ihrer Wagen,
Todt der Lenker, todt das Geſpann.
Tauſcht Du auf Pharao?
Hinab, hinunter in den Abgrund
Schwarz wie deine Bruſt (!)",

daß ſolche Verſe, Reime und Bilder von — — Grillparzer gedichtet worden ſind? Verzeih mir Gott die Impietät, ich mußte mich immer an den Schattenſpielmanns Beſchreibung der Sündfluth in Goethes Jahrmarktsfeſt zu Plundersweiler erinnern:

Orgelum, Orgelei, Dudeldumdei!
Kann das unſer Herzgott leide?
Fährt da die Sündfluth 'rein:
Wie ſie gottserbärmlich ſchreien!
All all erſaufen ſchwer
Iſt gar keine Rettung mehr.
Orgelum, Orgelei, Dudeldumdei!

und ich flüchtete vor dieſer mich verfolgenden Reminiscenz zu dem genialen Gedichte Rodenbergs: „der Thurm zu Babel". Zwar lebt der Verfaſſer noch, kein Wiener Banquier ſteuert zu ſeinem Monumente bei (ich wünſche herzlichſt, daß dieſe Ehre ihm überhaupt noch recht lange nicht widerfahre); aber ich finde in jeder Zeile ſeines Textes poetiſchere und muſikaliſchere Verſe als im ganzen Siegesgeſange des berühmten Dichters der „Ahnfrau" und „Sappho". — — — „Ich kann nicht anders!"

Der „Thurm zu Babel" iſt, wie ich höre, das erſte einer Reihe von Tondichtern, von „geiſtlichen Opern" nach der bibliſchen Geſchichte, die Rubinſtein im Vereine mit Rodenberg ſchaffen wird. Der Dichter hat in dieſem erſten den allegoriſchen Sinn der bibliſchen Erzählung dramatiſirt, und zugleich den philoſophiſch-humanitären Ideen unſerer Zeit angepaßt. Ueber dieſe Auffaſſung läßt ſich vieles für und wider ſagen, ihre künſtleriſche Berechtigung beſitzt ſie aber ebenſo unzweifelhaft wie die religiöſen Bilder Gebhardts, der in ſeinen (hier bereits ausgeſtellten und viel beſprochenen) Apoſtelbildern echtländiſche Bauernköpfe gemalt hat, und deſſen letzte Schöpfungen „Kreuzigung" und „Chriſtus vor Pontius Pilatus" (die auch wir zu ſehen vergönnt war und auf welche ich noch zurückkommen werde) große Künſtler bewundern!

Rodenberg ſchildert in ſeinen Nimrod, dem Erbauer des Thurmes, einen gewaltigen Herrſcher, der „Gott in ſeiner Majeſtät ſchauen" und daher den Thurm bis über die Wolken ragen laſſen will, der ſeinen Widerſpruch duldet, Jeden, der ihm entgegenzutreten wagt, zermalmt, und erſt nachdem ſein Werk zerſtört iſt, und die Völker ſeine Sprache nicht mehr verſtehen, das Nichtige alles irdiſchen Strebens erkennt und ſich vor Gott beugt. Ihm gegenüber ſteht der von Gottesfurcht erfüllte Jüngling Abram, der den Mächtigen warnt:

Du biſt ein großer Fürſt, dir dienen
Die Völker alle, die auf deinen Wink erſchienen.
Doch glaube mir, der Hirt dort auf der Flur,
Der kill mit ſeiner Heerde ſchreitet,
Und fromm ſein Lied ſingt, das die Quelle nur
Mit lieblicher Muſik begleitet,
Er ſchauet, ganz von Licht erfüllt,
Jehovah, unſern Herrn,
Jehovah, der ſich vor dir
Nur immer mehr verhüllt.
Laß ab, o König, laß ab vom Thurmbau,
Du ſündigſt gegen deinen Gott!

Digitized by Google

der von ihm zum Feuertode verdammt, von Engeln gerettet wird, und nach der Zerstörung des Thurmes, als die Völker sprachverwirrt sich trennen, die Zeit verkündigt, wo nach Jahrtausenden alle Menschen in der Sprache der wahren Gotteserkenntniß und Menschenliebe einander verstehen und wiedersinden werden. Zwischen diesen beiden Hauptcharakteren wogt und webt die wilde Menge, die nur durch Gewalt und Furcht zusammen- und zur Arbeit angehalten, am Thurmbau und Sklavendienste sich ergötzt, jetzt in roher Mordgier den unschuldigen Abram zum Feueropfer trägt, im nächsten Momente zagend auf das Wunder seiner Rettung blickt, dann grimmig dreitend sich in Gruppen theilt, deren jede ihren Gott als den Erretter preist und die andern mit Tod bedroht, endlich nach der Zerstörung des Baues in wirrer Flucht, keinen Herren anerkennend, durch die Sprachen abgesondert, nach den verschiedensten Himmelsgegenden wandert, während Nimrod betend allein zurückbleibt, die Engel Hosianna singen, die Höllengeister Satan preisen, und die wenigen Menschen, die Jehovah in reinem Herzen verehren, ihn um Führung auf den rechten Weg anflehen.

Dies ist — in gedrängtester Kürze wiedergegeben — der Inhalt des Rodenberg'schen Gedichtes.

Es bietet viele Momente, die des Componisten Phantasie anregen, und ihr zugleich freien Flug gewähren, wenn auch Nimrod, der grübelnde Despot, besser vom Dichter gezeichnet ist, als der Musiker ihn darzustellen vermag.*) Die Gedanken sind überall poetisch und schwungreich wiedergegeben, die Charaktere in scharfen Umrissen entworfen, die Situationen überall dramatisch wirksam erdacht.

Der Dichter hat also den Musiker in bester Weise vorgearbeitet; Rubinstein aber hat in dem Werke seine großen Gaben so reich und kräftig entfaltet, daß wenn er eine letzte Feile anlegte, um manche Einzelheiten im Interesse des Ganzen und Großen zu ändern, der Erfolg überall ein glänzender und dauernder sein müßte. Und es hätte nur weniger solcher künstlerischer Sichtungen bedurft, denn die Mehrzahl der Tonstücke gehört zu den bedeutendsten. Gleich der erste Chor ist ein wahres Glanzstück in rhythmischer und melodischer Erfindung, in Stimmführung und Instrumentation; und wenn er in der Aufführung nicht denselben gewaltigen Eindruck hervorbrachte wie in der Generalprobe am Vormittage — die bei diesen Musikfesten immer von einem großen zahlenden Publicum besucht und einem Concerte gleich zu schätzen ist — so lag das an einer rein äußerlichen Störung: Der Baßsist, der die Hauptpartie des Nimrod zu singen hatte, war plötzlich heiser geworden, und nur die aufopfernde Gefälligkeit und musikalische Tüchtigkeit des Baritonisten Herrn Gura, der neben seiner sehr kleinen Partie des Bau-Aufsehers jene große quasi vom Blatte sang, ermöglichte überhaupt die Aufführung. Rubinstein mußte im Augenblicke, als er den Tactstock ergriff, diesen Zwischenfall dem Publicum mündlich mittheilen — und daß er nicht sogleich die ganze Ruhe und Festigkeit entfaltete, daß die Mitglieder des Chores im Antheile für den liebenswürdigen Componisten und Dirigenten nicht mit derselben unerschütterlichen Ruhe sangen wie am Vormittage, läßt sich wohl begreifen. Es beburfte des ganzen Vertrauens in das Werk, um die Wirkung dieser Störung so bald zu beseitigen. — Das Duett zwischen Nimrod und Adam, welches auf den oberwähnten Chor folgt, ist reich an schönen dramatischen Momenten und die Stelle „der Hirt dort auf der Flur" von bezaubernder Eigenthümlichkeit der Erfindung und Ausführung. Die Scene, wo Abram in den Ofen geschleudert wird, sowie der Streitchor zwischen den Dienern Baals und den Bekennern Jehovahs sind durchaus charakteristisch und wirksam. Die Gesänge der Auswandernden haben in den Proben und am Abende der Aufführung enthusiastischen Beifall hervorgerufen, und den man ihnen, ohne Prophet zu sein, überall im voraus zujubeln darf. Sie sind auch in glücklicher Stunde aus dem frischesten Quell Rubinstein'scher Genialität und Eigenthümlichkeit geflossen. Jede Gruppe der Wanderer — Semiten, Hamiten, Japhetiten — singt ihre eigene vollkommen charakteristische, durch die geschickteste Tonfärbung der Instrumentation in jeder Wendung wirksam hervortretende Melodie; und wenn die beiden ersten Chöre das von Rubinstein zuerst angewandte orientalische Gepräge tragen, dem mancher Zuhörer schon früher in den Componisten-Liedern begegnet sein mag, das der „absolute" Musiker vielleicht nur als ein interessantes Moment anerkennen würde — so vereinigte dagegen der letzte Chor der Japhetiten in seiner schönen Klarheit und Einfachheit alle Stimmen zum unbedingten Lobe. Fast gleicher Beifall ward der letzten Arie Abrams gezollt, ein reizend melodiöses, wenn auch nicht gerade durch Erfindung hervorragendes Tonstück.

Gegenüber so vielem Schönen und Eigenthümlichen kann der Musikfreund nur den Wunsch erneuern, daß Rubinstein noch jetzt manches Einzelne ändere, was dem sicheren, dauernden Erfolge hemmend entgegenwirkt. In der Musik beim Einsturze des Thurmes ist mehr Aufwand von Instrumenteffecten versucht, als im Concertsaale überhaupt durchgeführt werden kann; Rubinstein hat im entschiedenen Irrthume das Ereigniß mehr Nachdruck gelegt als auf die Stimmung, die es in den Völkern erzeugte; er mußte den Schwerpunkt in die Chöre verlegen, nicht in die Tonmalerei, die bei derartigen der unorganischen Natur entnommenen Motiven, und ohne decorative Beihilfe, so breit entwickelt, nie ausreichen wird. Ich weiß, die Frage: ob im Sturm der Pastoralsymphonie die Tonmalerei nicht ohne Decorationen ausreicht, liegt sehr nahe; sie ist auch leicht zu beantworten: Beethoven ist hier an die äußerste Grenze der Musikalischen getreten, aber mit der Macht, über die er allein gebot, und dann geht dem „Sturm" der ländliche Tanz voran, und es folgt ihm das Dankgebet, zwei Tondichtungen von unbeschreiblicher Schönheit, die zugleich als Gegensätze wirken; im „Thurm zu Babel" aber kommt der Einsturz nach mehreren Nummern aufgeregtesten Charakters, die eine Steigerung kaum zulassen. So auch befestigt der dreifache Schlußchor nicht die gehobene Stimmung, in welche die vorhergehenden Schönheiten den Hörer gebracht hatten. Dem Dichter war hier dem Musiker die schönste Anregung zur breitest angelegten Doppelfuge mit einem Chorale gegeben worden; Rubinstein hat nur den Contrast zwischen den Engeln und Dämonen hervorzuheben gesucht, wirksame Instrumentaleffecte erdacht, aber in den Hauptthemen nicht die Größe des Momentes wiedergegeben, auch die Chormassen nicht zum contrapunktischen einheitlichen Baue vereinigt. Ich hebe diese schwächeren Momente absichtlich und mit ausführlicher Darlegung hervor, weil sie nicht aus dem Mangel an Erfindung oder an technischer Kunstfertigkeit, sondern nur aus zu raschem, der Selbstkritik zu wenig unterworfenem Schaffensdrange entstanden sind. Rubinstein hat in dieser „geistlichen Oper" eine Kraft für das Oratorische beurkundet, die bei voller Sammlung, bei unverändertester Richtung nach einem Punkte, bei entsagendem Zurückhalten von jeder Zersplitterung Großes zu leisten berufen ist. Allerdings sind Sammlung, Richtung, Entsagung conditiones sine quibus non, aber wenn diese erfüllt werden, ist der Sieg unzweifelhaft.

Und nun gestatte mir der Leser ein paar Worte über das dritte Concert, über die Solisten, über die allgemeine Stimmung, und folge mir dann für einige Augenblicke vom Babylonischen Thurm zu den Düsseldorfer Tempeln der bildenden Kunst.

A. H. Ehrlich.

*) Anmerkung. Im Ganzen widerstredt dieser Nimrod, dieser gewaltige Jäger vor dem Herrn, jeder künstlerischen Darstellung. Im Kaulbach'schen Gemälde erinnert er fast an den Jupiter in Blumauers Aeneide wie er gerade über das Wohl der Menschen nachdenkt, und in einem Drama von Klinkel: „Nimrod", das herrliche Einzelheiten bietet, hält er Reden über Verfassung und Staatenordnung und sagt von sich selbst: „Hier steht der erste Tyrann", an dessen hat ihn noch Rodenberg aufgefaßt.

Digitized by Google

Notizen.

Das neue conservativ-nationale Programm der in den Gerüchten begriffenen Partei wurde von den Officiösen sehr freundlich, von den nationalliberalen Organen dagegen ziemlich kühl aufgenommen. Man erkennt da wieder die egoistische Klugheit der Nationalpartei, die stets nur gouvernementale ist, soweit es ihren, den nationalen Interessen convenirt, sonst aber ihre besonderen Wege geht. Wie können diesen politischen Eigensinn nicht billigen, sind vielmehr geneigt, dem sonstigen Programm zuzustimmen, wenn auch unter gewissen Vorbehalten und Bedingungen. Gegen das monarchische Element als solches haben wir keine principiellen Einwände, würden vielmehr vorkommenden Falles eine nach außen mächtige, im Innern freie und glückliche Monarchie einem armen schweizer Kantönli, wo die Jesuiten herrschen, unbedingt vorziehen. Jenes Programm ist überdies so behutsam und unbestimmt gehalten, daß wir mit dem Beitritt nicht viel riskiren. Freilich können wir die angeblichen Pathen der jungen Partei, die Herren Wagener und Blankenburg, nur unter einigen Bedingungen als Führer anerkennen. Niemals dürfen sie verlangen, daß wir für ihre Parteizwecke zu finanziellen Opfern veranlaßt werden, was unseren ökonomischen Grundsätzen widerstreiten würde, niemals fordern, daß wir für ihre Candidaten bei den Wahlen stimmen, ihre Kammern- oder Reichstagsreden mit Beifall begleiten oder auf ihre Zeitungen abonniren sollen. In allem Uebrigen sind wir zu ihren Diensten. Sollte daher das Bismarck'sche Bureau das Ereignis unseres Uebergangs zur conservativ-monarchischen Fraction nach außen hin zu telegraphiren sich veranlaßt sehen, so dürfen wir von seiner Nationalität wohl erwarten, daß unsere bestimmten Vorbehalte nicht übersehen werden. Dabei wollen wir nicht verhehlen, daß unsere conservativen Gefühle während der vergangenen Woche von dem Vorgehen der Regierung gegen den Feldpropst in Köln einigermaßen beeinflußt worden sind. Dies Verfahren hat unserem Herzen wohlgethan und wir sehen weiteren energischen Maßregeln des Ministeriums in demselben Sinne auch nach anderen Seiten hin hoffnungsvoll entgegen. Der abgelegte Aermelbischof thut uns allerdings persönlich leid. Er hat nur seinen unbarmherzigen Ohren blindlings gehorcht und ist dafür unmmehr auf der Straße. In Köln ist seines Bleibens nicht mehr und nach seiner phantastischen Diöcese von Agathopolis im Lande der Unglänbigen kann er schon wegen der unerträglichen Hitze jetzt nicht gehen. Hoffentlich hat er in guten Tagen etwas gespart und ist nicht ganz von Mitteln entblößt. Sonst wären wir gern bereit, eine Subscriptiion für ihn in diesen Blättern zu eröffnen, die angesichts der traurigen Lage des willensosen Werkzeuges der Jesuiten gewiß ein reichliches Resultat erzielen würde. Zwar möchten wir uns nicht mit irgend einer Summe an die Spitze der Zeichnungen stellen, wie das in derartigen Fällen sonst wohl üblich ist, schon damit die etwas begrenzte Ziffer, über welche wir für solche Zwecke verfügen, nicht Anderen zum Maßstabe diene. Sobald aber die ersten zehntausend Thaler für den unglücklichen Propst eingegangen, wollen auch wir unser Scherflein beitragen, soweit nämlich unsere Mittel ausreichen, und in der Voraussetzung, daß die conservativ humane Stimmung, in welche wir während dieser Woche zur eigenen Verwunderung hineingerathen sind, alsdann noch bei uns fortdauern sollte, was sich allerdings nicht verbürgen läßt.

***

In den jüngst an dieser Stelle beleuchteten preußischen und Berliner Kunstzuständen ist eine wichtige Veränderung eingetreten. Der Professor der Kunstgeschichte an der Akademie der Künste, Dr. Friedrich Eggers ist an die Stelle des verstorbenen vortragenden Rathes für die Kunstangelegenheiten im Cultusministerium, Dr. Pinder, berufen, zunächst freilich nicht mit den Titeln und Würden des Vorgängers, sondern einstweilen als „Hülfsarbeiter". Es ist dieser Umstand aber nicht — wie es leicht den Anschein haben könnte — zu bemängeln, da dieses vorläufige Arrangement lediglich der Bescheidenheit und der tiefen Einsicht des Berufenen verdankt wird. In der That, selbst der Muthigste kann vorzogen, wenn er als Hercules in solchen Augiasstall berufen wird; und so hat auch Professor Eggers es sich vorbehalten, erst seine Kräfte zu erproben. Hoffentlich werden dieselben mit dem Muth und der Lust in der Arbeit wachsen, und bald sein technisches Verwaltungsgeschick auf die gleiche Höhe mit dem theoretischen Verständnis sich erheben. Dann darf wohl auf seine Beförderung in der Stellung und auf eine gründliche Wandelung in den öffentlichen Kunstzuständen zuversichtlich gehofft werden. — Wie nöthig aber schleunige Hülfe thut, davon ist erst in diesen Tagen wieder ein für Berlin schmeichelhaftes thatsächliches Zeugnis zu Tage getreten: Die Vernachlässigung der Kunstwissenschaft hat hier die disponiblen Kräfte in dem Grade schwinden lassen und das Vertrauen auf die allenfalls noch vorhandenen so wankend gemacht, daß die großen Berliner Zeitungen bis zum 21. Mai die nothwendigen kritischen Berichterstattungen über die Concurrenz für das Reichstagsgebäude auch noch nicht einmal begonnen hatten, und daß zwei derselben für diese Angelegenheit, in der allerdings mit glatten und leeren en-tout-cas-Phrasen nicht auszukommen und wirkliches Wissen und Können erforderlich ist, kunstwissenschaftliche Kräfte von „weither" haben requiriren müssen (oder zu müssen geglaubt haben): Die „Nationalzeitung" den Professor Dr. Alfred Woltmann aus Karlsruhe, die „Spenersche Zeitung" den Dr. Julius Meyer aus München. Das ist doch „furchtbar nett" für die Hauptstadt des deutschen Reiches und den Stammsitz der Kunstwissenschaft!

B. M.

Offene Briefe und Antworten.

Sr. Hochwohlgeboren

Herrn **Botho von Hülsen,**
General-Intendant der Kgl. Schauspiele.

Berlin.

Hochgeehrter Herr!

In diesem offenherzigen „offenen Brief", den ich durch die Vermittlung der „Gegenwart" an Sie zu richten mir die Freiheit nehme, möchte ich mit Ihnen eine Angelegenheit besprechen, welche seit einigen Tagen der Gegenstand der lebhaftesten Debatten gewesen ist. Alles, was ich von Ihnen weiß, bestärkt mich in dem Glauben, daß Sie meinen Worten einige Beachtung schenken werden, wenn ich mir auch nicht verhehle, daß Sie vorausssichtlich mit dem Ablehnen und recht bequemen Argumente: „auf Zeitungspolemik kann sich ein Mann in meiner Stellung nicht einlassen" sich in Schweigen hüllen werden. Ich begreife das sogar.

In der letzten Maiwoche sind zwei Vorstellungen des Königl. Schauspielhauses ausgefallen, ohne daß es möglich gewesen wäre, dem Publicum durch die eingeschobene Aufführung eines anderen als des annoncirten Stückes ein Aequivalent zu bieten.

Am Dienstag wurde die Vorstellung der Gerbschen „Brunhild" so spät abgesagt, daß die sämmtlichen Theaterbesucher, — also über tausend Menschen, denn das Haus war ausverkauft — erst an den Pforten des Schauspielhauses selbst erfuhren, daß sie auf das erhoffte Vergnügen zu verzichten hätten. Diese tausend Menschen, von denen sich die schönere Hälfte in die Kosten eines bescheidenen Gesellschaftsanzuges gestürzt hatte, von denen viele in Equipagen oder bescheidenen Droschken vorfuhren, andere die Mühseligkeiten einer Fußwanderung auf Berliner Pflaster überstanden, die allesammt in unserer vielbeschäftigten Zeit ihre Dispositionen so getroffen hatten, daß dieser Abend dem Kunstgenuß oder Kunstvordruß vorbehalten bleiben sollte, — diese Tausend wurden in unangenehmster Weise enttäuscht. „Kehrt um, heute wird nichts gerieht, Euer Geld könnt Ihr von der Casse wieder holen, Pascha! ab!" — In diesem Feldwebelstile, den ich in den amtlichen Bekanntmachungen der Generalintendanz gern vermissen würde, wurde das Publicum durch die rothen Zettel zur Umkehr gewiesen. Kein Wort der Entschuldigung! Keine Silbe, die auch nur das Bestreben verriethe, einige gesellschaftliche Höflichkeit zu bewahren! Ihr bekommt Euer Geld wieder, nun sind wir quitt."

Ich bitte um Verzeihung. Wir bekommen unser Geld nicht wieder! Wir, die wir auf diese wunderlich artigkeitskarge Weise heimgelandt werden, werden effectiv benachtheiligt, und da würde ein entschuldigendes höfliches Wort ganz angebracht sein. Wir bekommen unser Geld nicht wieder. Denn wer bezahlt und die Bestellgebühren zurück — die Quittung haben wir doch selbstverständlich zu Hause gelassen — wer den Dienstmann, der unser Billet besorgt hat, wer die Droschke, wer die Handschuhe, wer den verlorenen Abend? Das erhobene Entree ist keineswegs der Preis, den wir für unsern Platz zahlen. Ein Platz, für den z. B. 1½ Thlr. Entree erhoben wird, kostet in Wahrheit — mit Inbegriff der faux frais — ungefähr noch einmal so viel, und für 1½ Thlr. ist er mir daher auch nicht wieder feil. Dabei spreche ich noch gar nicht von den Hunderten, welche thatsächlich den doppelten und dreifachen Eintrittspreis bezahlen, da sie sich, kauf der vorzüglichen Organisation, nur durch die Vermittlung der Billetwucherer erlangen können. Das Billet, das ich mir kaufe, ist keine Anweisung auf den Werth des Betrages, sondern eine von Ihnen acceptirte Anweisung auf Gewährung einer bestimmten Leistung. Wird diese versagt und werde ich auf diese Weise geradezu benachtheiligt, — da zum mindesten doch ein Theil der von mir im Hinblick auf die erwartete Leistung gemachten Ausgaben verloren ist, — so wird, glaube ich, der Anspruch auf eine symbolische damit praestatio in der Form einer artigen Entschuldigung und des Ausdrucks des Bedauerns über das Vorgefallene nicht ungerechtfertigt erscheinen.

Digitized by Google

Statt dessen brodern Sie meine Leidesgefährten und mich wie eine Recruitenschaar an die Casse, murren mir zu, länger als eine halbe Stunde mich im dumpfen, menschenüberfüllten Corridor anzuhalten — allwo eine ebenfalls an's Militärliche gemahnende Wachtstubenatmosphäre herrscht — und gestatten mir, nach langem Harren einen Theil meiner Auslagen aus den Händen eines überbeschäftigten, und deshalb natürlich kurz angebundenen Beamten zurücknehmen, der bei aller Zuvorkommenheit doch so ausſieht, als ob er mir einen Liebesdienst erweiſe

Nun habe ich meine anderthalb Thlr. wieder und kann nun damit machen, was ich will, kann mir eine Droſchke nehmen, kann mir Albertli Complimentirbuch kaufen, kann mich ſchlafen legen — das iſt meine Sache. Vielleicht ſteht mir auch das Recht zu, den unerwartet freigewordenen Abend zur Ablaſſung dieſer Briefchens zu benutzen, der in dieſem Falle vielleicht etwas „ſtimmungsvoll" — wie die Kunſtkritiker ſagen — ausfällt.

Ihnen ſelbſt, hochgeehrter Herr, ſind die oben ſehr zart geſchilderten Unannehmlichkeiten ohne Zweifel wohlbekannt. Um ſo zufälliger erſcheint es, daß Sie, dem Freund und Feind eine vollkommene Urbanität im Umgange nachrühmen, nicht im Stande waren, denſelben vorzubeugen.

An der plötzlichen Erkrankung des Fräulein Ziegler ſind Sie freilich unſchuldig. Aber die Theatergeſetze, deren oberſter Vollſtrecker im deutſchen Reiche Sie ſind, haben ja den Fall vorgeſehen. Die Mitglieder Ihrer Bühne müſſen für den Fall der plötzlichen Erkrankung eines Künſtlers und der dadurch bedingten Repertoireänderung zu beſtimmten Stunden vor Beginn der Aufführung unter allen Umſtänden ſtubirt ſein. Es hätte in Ihrer Macht liegen müſſen — und es wäre ſchlimm, wenn dem nicht ſo wäre — die zu einer andern Vorſtellung erforderlichen Künſtler zuſammenzubringen. Wäre dadurch der Beginn der Aufführung um ein Viertelſtündchen verzögert worden, man hätte es willig entſchuldigt — es kommt ja auch ſonſt „als mal" vor, wie man am Rhein ſagt. Und zum „Stiftungsfeſte" oder einem ähnlichen feſtlichen Repertoireſtück hätte man bei einigem guten Willen noch wohl aufſchwingen können. Dem Publicum wäre auf dieſe Weiſe doch wenigſtens die Möglichkeit geboten, in's Theater zu gehen; der unzufriedene Theil deſſelben hätte ja immerhin den Weg einſchlagen können, auf welchen am Dienſtag (28. Mai) der amtliche Lokalſinnus die Geſammtheit verwies: den Weg zur Caſſe.

Ich höre Ihren Einwand: „Eing nichtl Hohe Preiſe! Man kann dem Publicum nicht zumuthen, für eine Vorſtellung mit unſern „comédiens ordinaires du Roi", wie der ſtolze Titel der Mitglieder des Théâtre français lautet, hohe Preiſe zu bezahlen!"

Ja, da liegt der Haſe im Pfeffer: „Hohe Preiſe." Und hier, hochgeehrter Herr, beginnt die tragiſche Schuld.

Weshalb verlangen Sie hohe Theaterpreiſe, wenn Fräulein Ziegler gaſtirt?

Ich finde auf dieſe Frage nur zwei Antworten: Entweder werden Sie zu dieſer Mehrforderung durch geſchäftliche oder durch künſtleriſche Motive veranlaßt. In der erſteren Antwort ſcheint mir eine nicht genügende Achtung des Publicums und eine Herabſetzung Ihrer ſchönen Thätigkeit, in der letzteren eine nicht genügende Würdigung Ihrer Mitglieder und eine Herabſetzung des von Ihnen gelenkten Inſtituts zu liegen. Ich bin ebenſo gelehrig wie offenherzig und würde eine erklärende dritte Antwort, die mir entgeht, dankbar von Ihnen aufnehmen.

Betrachten wir die Sache von den beiden Seiten: A. Sie erhöhen die Theaterpreiſe, um ein beſſeres Geſchäft zu machen.

Antwort: Sie ſind gar nicht dazu da, Geſchäfte zu machen. Das gerade unterſcheidet Sie ja von den Privattheaterdirectoren, bei welchen die Kunſt leider oft nach Brod gehen muß, und die als ſolche ganz folgerichtig der Wohlthaten der Gewerbefreiheit theilhaftig werden mußten. Sie ſind in dem beneidenswerthen Falle, nicht blos die mercantile Seite des Theaterunternehmens ins Auge faſſen zu brauchen. Sie dürfen, nein, Sie ſollen auch den künſtleriſchen Geſichtspunkten Berückſichtigung gewähren; Sie haben das Recht, nein, die Pflicht, über einen relativ unglänzenden Caſſenrapport ein Auge zuzudrücken, wenn Sie ſich bewußt ſind eine gute künſtleriſche That vollbracht zu haben. Ihre Mittel erlauben Ihnen das. Erhöhen Sie die Preiſe blos um noch höhere Einnahmen zu erzielen, als ſie Ihnen ohnedies glücklicherweiſe ſchon beſcheiden ſind, ſo abdiciren Sie als Generalimendant und werden ein Theaterdirector wie jeder andere. Das nannte ich eine Herabſetzung Ihrer Stellung. In dieſem Falle bekommen Sie ſich nicht um die künſtleriſche Frage, ſondern handeln nach dem ewigen Geſetze von Angebot und Nachfrage, fagen ſich, daß die Nachfrage nach einer tragiſchen Hebbin groß iſt, nehmen die Schauluſt und die wahrſcheinliche Gleichgiltigkeit des Publicums gegen den Preis ſeiner Vergnügungen zur Baſis Ihrer Speculation und ſagen ſich ganz richtig: wenn das Publicum eine tragiſche Hebbin ſehen will, ſo ſoll es ordentlich dafür bezahlen.

Dagegen könnte man allerdings Folgendes geltend gemacht werden: Wenn ein Theater im deutſchen Reiche, ſo ſollte das Königl. Schauſpielhaus der Reichshauptſtadt eine tragiſche Hebbin beſitzen. (Die Frage, ob Fräulein Ziegler eine „tragiſche Hebbin" iſt, laſſe ich hier unberückſichtigt, da ich keine Kritik ſchreiben will.) Nun haben wir aber thatſächlich ſeit der Crelinger in Berlin keine Künſtlerin gehabt, welche ſich an alle höchſten Aufgaben der tragiſchen Kunſt gewagt hätte. Auch Frau Jachmann, die große dramatiſche Sängerin und ernſte, mit bleudend Streben erfüllte Schauſpielerin, die einige Lücken im Repertoire zu füllen vermochte, iſt von uns geſchieden. Augenblicklich iſt das Fach ganz verwaiſt. Man begreift, daß die Generalintendanz die moraliſche Verpflichtung fühlt, die klaffende Lücke wenigſtens temporär zu füllen, ein Gaſtſpiel als Nothbehelf zu nehmen, ein Lämpchen anzuzünden „um die Dunkelheit recht zu zeigen" — ſie läßt eine Künſtlerin von einer anderen Bühne kommen, ſie ſagt entſchuldigend zum Publicum: „Begnüge dich einſtweilen mit dem Fremden, bis wir im Stande ſind, unſere Aufführungen aus eigenen Mitteln zu beſtreiten. Du ſiehſt unſern guten Willen. Wir haben allerdings keine eigene Tragödin — ſchreibe das unſerm haben dem Mangel an Umſicht zu, beſchuldige uns der Verſäumniß, wir müſſen es erdulden — aber wir können doch ab und zu dir den Genuß des Schauſpiels in der höchſten Kunſtform gewähren: wir können eine Tragödin gaſtiren laſſen und bezugen dadurch der Blame vor, daß die Tragödie oder doch: viele Tragödien von der erſten Bühne des deutſchen Reichs dauernd gebannt ſeien, weil wir außer Stande waren, ein vollſtändiges Perſonal zu Stande zu bringen". — Das läßt ſich hören. „Aber" ſetzt man hinzu, „dafür, daß wir es an Umſicht haben fehlen laſſen, daß wir uns der Verſäumniß ſchuldig machen, dafür mußt du, Publicum, bezahlen. Hoc volo! sic jubeo! Wenn wir durch fremde Anleihe normale Zuſtände erzielen, dann mußt du folgerichtig bluten." Und das nannten wir Mangel an Achtung vor dem Publicum.

B. Künſtleriſche Erwägungen haben Sie zur Preisberechnung* veranlaßt. Sie ſagen ſich: Fräulein Ziegler iſt eine ſehr bedeutende Künſtlerin, ſie iſt mehr werth, als ich zu bieten brauche (o Eitelkeit) und wenn ſie unſern Theaterbeſuchern die Ehre erweiſt, ihre Stimme vor ihnen erſchallen zu laſſen, ſo mögen ſie für dieſe Ausnahmeleiſtung Ausnahmepreiſe zahlen. Antwort: Für uns, die Beſucher des Berliner Schauſpielhauſes, iſt das Beſte gerade gut genug. Und dies Beſte ſollte nicht Ausnahme, es ſollte die Regel ſein und für den regelmäßigen Preis erſchwungen werden können. Wir leben hier in der idealen Vorausſetzung, daß die bedeutendſten deutſchen Künſtler unſerer Hofbühne angehören. Wenn uns die Mittelmäßigkeit von den Brettern der Hofbühne entgegenſtarrt, ſo haben wir uns das immer mit dem Niedergang der deutſchen Schauſpielkunſt im Allgemeinen erklären wollen; wir haben es gedultig ertragen und beſchönigt mit dem ſtichhaltigſten aller Argumente: Beſſeres iſt nicht zu haben! Wer leinen Kalk hat, muß mit Lehm bauen; mit Eulen beigt, wer leinen Schuhu hat — und wie die ſchönen Sprüche alle heißen. Gut iſt es freilich nicht, aber es iſt relativ noch immer das Beſte. Unter den Blinden ſind dieſe Einäugigen doch die Könige. Das glaubten wir. Rauben Sie uns dieſe Illuſion nicht! Sagen Sie uns nicht in der derbſten Sprache der Thaler, Silbergroſchen und Pfennige: „Wenn Ihr das, was Euch von Rechtswegen zukommt, nämlich das Beſte, ſehen wollt, ſo müßt ihr außergewöhnliche Preiſe zahlen. Für die gewöhnlichen Preiſe bekommt ihr blos das Gewöhnliche!" Ich will mich nicht der abſcheulichen Unart der Heterei, der „Anfreiung der Claſſen gegen einander", wie es im Straſgeſetze heißt, ſchuldig machen; und deswegen bin ich in Verlegenheit um den Ausdruck. Mir ſcheint indeſſen, eine ſolche Auffaſſung, die Ihnen, verehrteſter Herr, auch ſicherlich fern liegt, würde eine feilſame Unterſchätzung der ſtändigen Mitglieder unſerer Hofbühne involviren, unter denen ſich einzelne mit Recht in ihrem Künſtlerſtolz gekränkt fühlen dürften, wenn man ſie niedriger taxirte als einen beliebigen zugereiſten Virtuoſen männlichen oder weiblichen Geſchlechts. Wenn für Frl. Ziegler hohe Preiſe angeſetzt werden, nach welcher Taxe ſollen dann z. B. die Vorſtellungen der unvergleichlichen Frau Fried-Blumauer bezahlt werden?

Sie ſehen, hochgeehrter Herr, zu welchen verfänglichen Fragen Ihre Maßnahme verleitet.

Aber dieſe Schwankungen im Preiſe, die in Ihrem Bureau mit einem Federſtrich decretirt werden, freiſtiren nicht nur den Einzelnen, ſie ſchädigen

*) Ich bemerke, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, daß ich unter den „erhöhten" Preiſen immer die ſogenannten „hohen" Preiſe verſtehe, welche eben nur ganz ausnahmsweiſe im Schauſpielhauſe angeſetzt werden.

P. L.

Digitized by Google

nach meiner Ansicht das Ansehen des gesammten Instituts. Es schickt sich nicht für eine Hofbühne, daß nach dem Mehr oder Minder der gebotenen Leistungen die Preise steigen oder fallen. Diese Taxe ist überdies noch eine Vorwegnahme des Urtheils des allein competenten Publicums. Erst nach der Vorstellung ist dem pränumerando zahlenden Publicum das Urtheil über dies „Mehr oder Minder“ gestattet, keineswegs aber hat der Leiter des Instituts vor der Vorstellung die Befugniß, das Quantum der künstlerischen Leistung und demnach auch den Preis zu bemessen.

Mißverstehen Sie mich nicht, geehrtester Herr: ich bin kein principieller Gegner aller Preisschwankungen. So radical sind meine Anschauungen nicht. Ich begreife, daß bei gewissen Vorstellungen die Preise erhöht werden müssen. Daß die Opernpreise höher sind als die Schauspielpreise, finde ich ganz in der Ordnung; denn offenbar ist die Herstellung einer Oper mit den unbezahlbaren Solisten, mit ihrem Chor, dem großen Orchester, dem obligaten Ballet, den zahlreichen Statisten, den glänzenden Decorationen, der reichen Ausstattung &c. unvergleichlich kostspieliger als die Herstellung eines einfachen Schauspiels. Der erhebliche Mehrbetrag der sogenannten „Tageskosten“ muß gedeckt werden. Und es ist logisch und unangreifbar, daß das verwöhnte Publicum seine erhöhten Ansprüche mit erhöhten Preisen bezahlt. Aber das sind eben rein äußerliche Momente; keineswegs soll da der innere Werth des Gebotenen die Preiserhöhung rechtfertigen. Das Plus, welches ich im Opernhause bezahle, zahle ich nicht, weil Frau Lucca eine größere Künstlerin ist als Döring — ich zahle es, weil ich die Geiger streichen, die Bläser blasen höre, weil ich viel Menschen, so Männlein wie Fräulein, in prächtigen Costümen auf der Bühne marschiren und tanzen, weil ich die Sonne auf- oder untergehen sehe — kurz ich bezahle lauter äußerliche Dinge, die ich im Schauspiel nicht beanspruche.

Alles das kommt bei einem Gastspiel des Fräulein Ziegler gar nicht in Betracht. Das Musikerorchester ist an jenen Abenden noch geräumter als gewöhnlich — und das will etwas sagen. Die Aufzüge, die Decorationen, die Statisterie, — alles ist halt beim Alten — weshalb also die Preiserhöhung?

Blos weil Fräulein Ziegler als „Gast“ auftritt? Sonderbare Logik! Frl. Ziegler erhält, so viel ich weiß, ein Drittel der Einnahme. Sie erhöhen den Preis eines Sitzes, der gewöhnlich 1 Thlr. beträgt, auf 1 Thlr. 15 Sgr. Fräulein Ziegler bekommt also just die 15 Silbergroschen, die ich, Publicum, Ihnen mehr zahlen muß. Auf die Weise kostet Fräulein Ziegler Sie — id est: das Institut, welchem Sie vorstehen, — keinen Pfennig, Sie machen vollere Häuser als gewöhnlich und streichen die normale Gesammteinnahme nebst dem Ueberschusse, welchen die Ueberfüllung des Hauses erzeugt, lächelnd ein. Das ist ökonomisch, aber, geehrtester Herr, ist es billig?

Nein, antworte ich sehr getrost; denn das heißt mit anderen Worten: Sie ziehen daraus Gewinn, daß Sie dem Publicum temporär und ausnahmsweise bieten, was Sie ihm beständig und regelmäßig bieten müßten, Sie besteuern das Publicum für die zeitweise eintretende Correctur chronischer Fehler der Administration. Das ist nicht billig!

Verzeihen Sie, verehrtester Herr, daß ich in diesem Briefe nur von Zahlen und kaufmännischen Calculationen gesprochen habe. Sie werden liebenswürdig genug sein, zuzugeben, daß der Stoff dazu verleitete, daß ich die Saiten angeschlagen habe, die Sie selbst gestimmt haben.

Meine gehorsamste Bitte geht also dahin: Lassen Sie die Preiserhöhungen fallen. Sie werden sich jetzt — nach den Erfahrungen der vorigen Woche — selbst überzeugt haben, daß Sie schlecht dabei fahren. Sie haben an zwei Abenden keinen Pfennig einnehmen können, weil Sie zu viel einnehmen wollten. Bei den gewöhnlichen Preisen hätten Sie eine Ersatzvorstellung improvisiren und vielleicht — wenn ich nach meiner Stimmung schließe, ganz gewiß — noch eine mittelgute Einnahme erzielen können. So war es nicht möglich. Also auch praktisch ist die Sache verwerflich, welche gewiß nicht einmal den Anspruch auf ethische Berechtigung erhebt. Führen Sie uns Fräulein Ziegler nicht als etwas „Ungewöhnliches“ und über Gebühr Werthvolles vor! Die Hofbühne sollte so gestellt sein, daß sie von jedem Künstler verlangen müßte, sich den landesüblichen Bedingungen zu fügen, daß sie es unter allen Umständen verschmähen müßte, irgend einem beliebigen Mitgliede einer anderen Bühne Ausnahmebedingungen zu gewähren, die nur durch eine Ausnahmebesteuerung des Publicums erfüllbar erscheinen. Wer sich dem Landesbrauch nicht accomodirt, wer sich über die heimischen Künstler erheben will, der mag bleiben, wo er war.

Ich benutze gern diesen Anlaß, hochgeehrter Herr, Sie auf's Neue meiner vollkommensten Hochachtung zu versichern.

Ganz ergebenst

Paul Lindau.

Verehrter Herr Redacteur!

Insofern ich der Meinung bin, daß der Spiegel der Gegenwart ein unklarer ist, und die Gestalten nur verzerrt wiederzugeben versteht, muß mir die Kritik, welche Ihr Blatt auf S. 259—261 von meiner International-Schrift bringt, zur Genugthuung gereichen. Aber eine Verzerrung in dem Grade geht selbst über die Einräumungen hinaus, die man an die Ungeschliffenheit der heutigen Spiegel-Ritter machen soll. Der Recensent, in seinem dunklen Drange, glaubt sich verpflichtet, selbst meine äußere Gestalt zur Caricatur herabzuwürdigen. Ist denn die Gegenwart in all ihren Producten immer nur „Kladderadatsch“?

Der Recensent nennt mich den „kleinen dicken“ Edgar Bauer, indem seine Phantasie mich mit den speckrückigen Actienbiertrinkern Berlins verschwistert. Das ist geschmacklos. Ich schicke Ihnen meine Photographie, aus welcher Sie ersehen mögen, ob er Recht hat. Da erschauen Sie einen robusten Kerl, gerade so wie er gebaut sein muß, wenn er sich mit eigener Kraft durch die Welt hindurcharbeiten will, breitschulterig, wie es sich für einen gebührt, der an mannichfachem Geschick, Mißgeschick und Ungeschick zu tragen hat und bei alledem leicht daran trägt. Aber dick? Und nun gar kurz-dick? Nein, von einem Schmerbauche ist keine Spur. Der Brustkasten ist geziemend gewölbt, wofür ich Gott täglich danke, da ich mit einem solchen Cuiraß hoffen darf, der Welt noch ein dreißig Jährchen lang zum Aergerniß zu gereichen. Und was meine Kleinheit betrifft, so messe ich gerade 5 Fuß 6½ Zoll, so daß man mich fast zu den Vierschrötigen rechnen könnte.

Der Recensent macht meine Schrift klein, sich selber aber thut er damit dick. Denn der ganze Abschnitt seiner Recension von den Worten auf S. 260, Sp. 1: „Der Thaler ist in gesunden Tagen“ bis zu den Worten auf S. 261 „ist ein Erzeugniß der Ehe von Proletariat und Wucher“ — diese ganzen zwei Spalten sind meiner Schrift entnommen, während sie im Spiegel der „Gegenwart“ wie ein selbstständiges Räsonnement des Recensenten aussehen. Der Spiegel vollzieht letzteres Kunststück, indem er das Anführungszeichen dahin bringt, wohin es nicht gehört, und dort wegläßt, wohin es gehört. Ich erwähne dies nicht deshalb, weil ich auf denjenigen Theil meiner Broschüre, den die „Gegenwart“ dem Herrn Recensenten zueignet, ein allzu großes Gewicht lege. Aber wenn man doch einmal von dem Grundsatze abgeht, meinen Namen todzuschweigen, warum will man mir nicht wenigstens so viel Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß man eine ehrliche und deutlich erkennbare Scheidungslinie zwischen dem Eigenthum des Verfassers und dem des Recensenten zieht? Wem soll das künstlich verwischte Bild nützen? Gewiß nicht dem Leser, der sich von dem Inhalt der besprochenen Schrift eine Anschauung bilden soll. Der Hauptgedanke, an dessen Durchführung mir lag, war der, daß das Programm der Internationalen, sowie sich dasselbe seit dem Jahr 1851 entwickelt hat, und wie ich es durch Citate feststelle, die Richtschnur sämmtlicher Regierungen Europas geworden ist. Woraus denn hervorgeht, daß die Regierungen ohnmächtig sein müssen gegen ihre Lehrmeisterin. Diesen Satz behaupte ich nicht blos, ich beweise ihn, indem ich die Aussprüche der Verschwörer in London mit den Handlungen der Cabinete zusammenhalte. Und wie, wenn ich zu einem solchen Ergebniß gelange, wie kann ich die Internationale als unbedeutend darstellen wollen? Sie ist es freilich vor dem Urtheil des schöpfungsliebenden Geistes, vor welchem sie, weil sie den ganz inhaltsleer bleibenden Classenkampf predigt, gleich den anderen Scheinresultaten der Gegenwart, nicht bestehen kann; aber sie ist andererseits das bedeutendste Phänomen der neueren Zeit, weil sie die Erzeugerin und Bewährerin des Programms der Staatsmänner ist. Die jetzigen Führer der Internationale haben nicht begriffen, daß, sobald die Regierungen revolutionär werden, die Revolutionärs conservativ und positiv werden müssen. Indem sie durch dies Versäumniß die Internationale zur Vertreterin des Bankerotts, des sittlichen und stofflichen, machen, bleiben sie allerdings an der Spitze des Jahrhunderts, verfallen jedoch gleich den sämmtlichen Größen unseres Säculums dem Verhängniß, zu jenem Mischmasch mit eingestampft zu werden, über welchem schon heute die Knute in voller Erkennbarkeit als Symbolum schwebet. Mich auf den Dreifuß der Weissagung zu setzen, fühle ich keinen Beruf. In Sachen der Politik gilt keine Inspiration sondern nur der Calcül, der die sich an einander aufreibenden Kräfte, Strebungen, Leidenschaften beobachtet. In letzterer Hinsicht erwähne ich des englisch-amerikanischen Conflictes, weil in demselben die englische Aristokratie, sei es durch einen unmöglichen Frieden, sei es durch einen unmöglichen Krieg, ihre Zersetzung vollenden und der Revolution die Thüre öffnen wird. Die Andeutung am Schluß meiner Broschüre über eine rettende Landung des preußischen Kronprinzen an den Gestaden Englands ist keine Prophezeihung, sondern eine Zuflüsterung, die mir gemacht worden. Was kann ich dafür? Die Schwiegersöhne spielen

Digitized by Google

von jeher eine Rolle in der Geschichte Englands. Wilhelm von Oranien war in dieser Hinsicht nicht das erste Beispiel und wird nicht das letzte sein.

Altona 31. Mai 1872.

Edgar Bauer, Dr. phil.

Edgar Bauer ereifert sich mit Unrecht, wie uns scheint. Sein Pessimismus geht uns nichts an, und wir haben uns nicht darum zu kümmern, was dieser Weltweise von der Gegenwart — ohne Anführungszeichen — denkt. Was wir zu erwidern haben, ist Folgendes.

Es hat dem Mitarbeiter an der „Gegenwart" — mit Anführungszeichen — dem Verfasser des Aufsatzes über die „Internationale", Dr. H. Beta, sicherlich ganz außerordentlich fern gelegen, dem Autor der Flugschrift, welche die Grundlage des Aufsatzes bildete und als Quelle so deutlich wie nur irgend möglich — sogar in der Ueberschrift — angegeben wurde, sein geistiges Eigenthum abwendig zu machen. Die Sache erklärt sich durch ein sehr einfaches und leicht verzeihliches typographisches Versehen: Versetzung des Anführungszeichens. Wir wissen nicht, was Dr. E. Bauer berechtigt, in dieser unerheblichen Zufälligkeit eine boshafte Absichtlichkeit zu erblicken.

Ernsthafter ist das Versehen unseres Mitarbeiters, Herrn Dr. Edgar Bauer als „klein" und „dick" bezeichnet zu haben, und das scheint dem also Gezeichneten besonders nahe gegangen zu sein. Die uns zugehörige Photographie, welche ein Schmuck unseres Albums zu werden bestimmt ist, läßt das Unzutreffende jener Bezeichnung auf den ersten Blick erkennen: Corpus und Petto befinden sich in normalstem Zustande, und wir begreifen vollkommen, daß dem Besitzer dieser denkbarvortheilhaften Eigenschaften auch an deren gutem Renommee gelegen ist. Aber sind denn die von unserm Mitarbeiter gebrauchten Epitheto wirklich dazu angethan, das Bild, welches sich eine schöne Lesterin von Dr. Bauer danach etwa machen könnte, zu entstellen? „Klein," schreibt Beta. „fünf Fuß 6½ Zoll" antwortet Dr. Bauer. Alle Achtung! Aber Klein-Asien ist noch größer und heißt doch „Klein"-Asien. Und dann hat das Wort „klein" nicht nur die Bedeutung des Längenmaßes. „Klein" wird — wir berufen uns auf Grimm, („Deutsches Wörterbuch." Fünften Bandes fünfte Lieferung. Leipzig. S. Hirzel. S. 1192.) — auch „in einer halb fosenden, schmeichelnden Weise, in traulicher Annäherung" gesagt. Auch „dick" erscheint uns unbedenklich, seitdem wir im Grimm (Zweiter Band S. 1075) die beruhigende Definition gefunden haben: „Wohlbehagen, Stärke und gute Gesundheit drückt man durch dick und fett aus". In diesem freundlichen Sinne oder und ganz gewiß nicht in gehässiger Absicht hat unser Mitarbeiter die inciminirten Prädicate gebraucht — das geht schon aus der Verbindung derselben deutlich hervor: „klein und dick". Dr. Bauer, der früher zu Jahre lang in Berlin gelebt hat, wird doch wissen, daß hierzulande die herzliche Gesinnung keine herzlichere Anrede kennt, als „kleiner Dicker".

Verehrter Herr!

Gönnen Sie einem Schulmeister, der ausnahmsweise sein Klagelied anstimmt, in der Spalte Ihrer „offenen Briefe" Raum für das Folgende.

Unter einem Haufen österreichischer Gymnasialprogramme, einem wahren Ameisenhaufen minutiösesten Fleißes, fand ich eines, von dem Ihnen wenigstens Kenntniß zu geben — allenfalls mit den nothwendigsten Randbemerkungen — es mich drängte.

Es ist das 21. Programm des k. k. Gymnasiums zu Brixen vom Jahre 1871, welches als „wissenschaftliche", somit natürlich lateinisch abgefaßte Beilage zu den üblichen Schulnachrichten des Tyroler Gymnasiums einen „conspectus hierarchiae catholicae" enthält — eine Rang- und Quartierliste katholischen Priesterthums „zur Zeit des Vaticanischen Concils 8. Dec. 1869—20. Oct. 1870."

Verfaßt hat dieses „syllabus" Herr „Dr. Jo. Chrys. Mitterrutzner canon. Reg. Lat. Neocell. Prof. in C. R. Gymn. Brixinen."

Aus der vorangeschickten Erinnerung an den Leser zunächst über den Verfasser selbst folgendes: „Durch Gottes und meiner Vorgesetzten ganz besondere Gnade war es mir erlaubt zu jener Zeit nicht allein in Rom mich aufzuhalten — sondern sogar — unter gnädigster Zustimmung Sr. Heiligkeit des Papstes*) — beim Concil das Amt eines Schriftführers (scriptor) zu versehen — und außerdem noch einige kleine Geschäfte für dasselbe zu übernehmen (?!)."

Den Standpunkt des Verfassers, die ihn bei seiner Arbeit leitenden Motive charakterisiren wohl folgende Worte: „In der Aula des Concils sahen wir jetzt nicht, wie einst in der Römischen Curie, 300 „senatores", die dem Römischen Reich seine Gesetze gaben, — sondern fast 800 „Praesules"**), allerwege durch Religiosität, Frömmigkeit, Eifer***), Gelehrsamkeit, einfleißwolle Klugheit und jedwede übrige Tugenden sterblicher Leuchten, bildeten jene geweihte und verehrungswürdige Versammlung***), welche die Majestät und die staunenswerthe Einigkeit der den ganzen weiten Erdkreis umspannenden katholischen Kirche den Augen der Zuschauer vorgelegt hat."

Und — „Ich kenne zwar des Dichters Worte, „„daß verschieden die Neigungen der verschiedenen Menschen sind; war der eine gering achtet, der andere mit Leidenschaft umfaßt; daß allen insgesammt niemand gefallen kann"". Indeß ich bin der Ueberzeugung, daß diese „„Ueberschau katholischer Hierarchie"" bei jedem, der nicht nur dem Namen nach Katholik ist, Billigung finden wird."

Ferner — „Dingsogestigt sind auch die zur Zeit „„vacanten Sitze"", damit es offenbar werde, wie frei die Kirche in einigen Staaten ist." — Und es werden unter andern 19 vacante Cardinalstitel angemerkt.

Endlich — „Es kommt noch ein anderer Grund hinzu (nämlich — der mich zur Abfassung dieses „conspectus" bestimmte). In den geographischen Handbüchern, die unsere Zeit hervorgebracht, werden die Weltsterbanken, die Tabaksfabriken, selbst die Fischhäuser als erwähnenswerth angeführt, die Bischofssitze sucht man in ihnen meist vergebens!" †)

Interessant ist der mit aller typographischen Kunst der Brixener Druckerei ausgestattete Titel: „Rom dessen Bischof der Stellvertreter Jesu Christi ist, der Nachfolger des ersten unter den Aposteln, der oberste Priester, der unfehlbare††), allgemeine Lehrer der Kirche „ex cathedra†††) loquens", Patriarch des Occidents, Primus von Italien, Erzbischof und Metropolit der Römischen Provinz, Fürst des zeitlichen Besitzthums Römischer Kirche — Pius papa IX."

Das geweihte (sacrum) Cardinalscollegium der heiligen (sanctae) Römischen Kirche zerfällt in 5 Cardinäle aus dem Stande der Bischöfe — mit einem Deutschen, Carol. de Reisach, gest. 23. Dec. 1869, — in die Cardinäle aus dem Stande der Priester, deren 32. St. Marias in Transpontina Gustau. de Hohenlohe ist, und in die Cardinäle aus dem Stande der Diaconen, als deren erster St. Marine in Via Lata Jacobus Antonelli angeführt wird.

Unter den „nach ihrer Promotion" geordneten Primates steht (also vom Jahre 69/70) als 6. mit vier Hintermännern Guesnen. et Posnanien.-Miecisl. Ledochowski, Prim. Polonise.

Italia zerfällt in den Conspectus in a) Hetruria, Mutinensia et Parmensis. b) Patrimonium S. Petri. c) regnum Sardiniae. d) regnum utriusque Siciliae. u. s. w. u. s. w.

Und nun eine Frage! Haben die Schüler des Brixener Gymnasiums diesen Conspectus in den Geographiestunden auswendig zu lernen?

Ein Schulmeister.

---

*) annuente Summo Pontifice. „Sprach's der Kronossohn und winkte alsbald mit den stahlblauen Augenbrauen; die ambrosischen Locken des Fürsten rollten gleichzeitig nieder von seinem Scheitel; der gewaltige Olympos erbebte."

*) Praesul. 1. Vorspringer, Vortänzer z. E. von dem Slaven, der von seinem Herrn durch den Circus durchgepeitscht worden war. 2. Der oberste Priester unter den Salisi i. e. Marspriestern, die jährlich die Ancilia hüpfend oder tanzend durch die Stadt trugen; da dann ihr Haupt voran hüpfte. 3. Jeder Vorgeseßter ꝛc. Scheller.

**) Zelo. Zelus Nachsicherung i. e. da man sich nicht übertreffen lassen will, ist theils löblich, theils nicht. Scheller.

***) consessum. — Consilium est consessus *deliberantium*, concilium *audientium* (alter Sprach). — Hingeben zu Caes. b. g. I. 18. *Concilium* bedeutet jede Versammlung, welche berufen wurde, um einen Vortrag anzuhören und dadurch bestimmt zu werden; *consilium* eine Versammlung, in welcher berathen wird, und die Einzelnen ihre Meinung sagen.

†) Ist im Urtext nachsetzenwerth!

††) infallibilis — steht im Scheller nicht, wo die Worte also alphabetisch folgen: infaeco verunreinigen; infalso verfälschen; infamia der üble Ruf ꝛc.

†††) cathedra 1. ein Stuhl, auf den sich ehebare oder vornehme Leute, besonders Frauenzimmer setzen, folglich scheint er gepolstert gewesen zu sein; wenigstens insgemein; 2) insbesondere von den Stühlen der Lehrer ꝛc. Scheller.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin**, Louisenstrasse 37.

Peipers, W., Neue Methode zur schnellen u. leichten Erlernung der französischen Sprache. I. Cursus 8°. geh. 11. Aufl. Preis 15 Sgr.

— — desgl. II. Cursus. 8°. geh. 3. Aufl Preis 15 Sgr.

— — Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische und zur Anwendung beim I. Cursus. 8°. geh. Preis 9 Sgr.

— — Nouvelle grammaire française par demandes et par réponses à l'usage des Allemands. geh. Preis 12 Sgr.

— — Grammaire pratique de la langue allemande cart. Preis 26½ Sgr.

— — Neue Methode zur leichten und schnellen Erlernung der englischen Sprache I. Cursus, umgearbeitet und vermehrt mit der englischen Aussprache und erläuternden Noten von W. Molly gehetzt. 8. Auflage. Preis 18 Sgr.

— — desgl. II. Cursus. geh. Preis 22½ Sgr.

— — Practical method for the study of the German language cart. Preis 22 Sgr.

Diese Lehrbücher eignen sich anerkanntermassen vorzüglich zum Schul- und Selbstunterricht, indem sie nach einer leichten, praktischen Methode den Lernenden auf dem kürzesten Wege es ermöglichen, sich in einer der beiden Sprachen auszudrücken. Jede Buchhandlung kann dieselben zur Ansicht vorlegen.

In wenigen Tagen erscheint im Verlage des Unterzeichneten:

Ueber die Resultate der

Sprachwissenschaft.

Vorlesung

gehalten in der kaiserlichen Universität zu Strassburg am 23. Mai 1872

von

F. Max Müller.

Gr. 8. Preis circa 6 bis 8 Sgr.

Abgesehen von dem patriotischen Interesse, welches sich an alle Vorgänge an der neuerrichteten Strassburger Universität knüpft, ist diese Antrittsvorlesung des berühmten Sprachforschers von der höchsten wissenschaftlichen Bedeutung.

Strassburg. **Karl J. Trübner.**

Verlag von **Julius Buddeus** in Düsseldorf.

Kunst und Leben.

Reisebriefe

aus

Griechenland, dem Orient und Italien

von

Dr. Karl Friederichs,

weiland Professor an der Königl. Universität und Director am Antiquarium des Königl. Museums zu Berlin.

14 Bog. Geh. 1½ Thlr.

Ausgezeichnet classisches Festgeschenk.

Ausgabe in Lieferungen.

Immermann's Oberhof.

Mit 57 Illustrationen von **D. Vautier** in Düsseldorf.

Dritte Auflage in 6 Lieferungen à 22½ Sgr.

28 Bogen auf schwerem satinirten Velinpapier mit Linieneinfassung.

Lieferung 1 liegt in allen Buchhandlungen zur Einsicht aus. Lieferung 2—6 folgen in **monatlichen** Zwischenräumen nach, sodaß das Werk im **October** vollständig ist. Nach Schluß der 6 Lieferung eine **künstlerisch** ausgeführte **Einbanddecke** zum Preise von **1 Thaler 10 Silbergroschen.**

Die Verlagshandlung. A. Hofmann & Co. in **Berlin.**

UNION.

XVI. Jahrgang. **Deutsche Bade-Zeitung.** XVI. Jahrgang.

Reise- und Verkehrs-Nachrichten.

Redaction und Verlag von R. Neutwig.

Verfasser des Bäderlexikon: „Die Kur- und Badeorte Deutschlands, Deutsch-Oesterreichs und Böhmens."

Erscheint in grösstem Format wöchentlich das ganze Jahr hindurch.

Die „Union" giebt die umfassendsten Nachrichten aus der grossen Zahl der Europäischen Kur- und Badeorte sowie deren Umgebungen, über Vergnügungsreisen (Rundreisen), die vorzüglichsten Fusstouren in den Hochgebirgen (Alpen); über neue Eisenbahnlinien und deren Einfluss auf den Personenverkehr; **Börsenberichte, Theater, Literatur etc.** — Zur Seite des redactionellen Theiles befindet sich der, für Reisende unentbehrliche **Hôtel-Anzeiger** der vorzüglichsten und solidesten Gasthöfe des In- und Auslandes.

Inserate finden darin die grösste Verbreitung.

Abonnement pro Quartal 1 Thaler bei allen Postämtern, sowie pr. Monat 10 Sgr. direct an die Expedition der „Union" in Frankfurt a. M.

28,000 Auflage.

Berliner Wespen.

Illustrirtes humoristisches Wochenblatt.

Redigirt von Julius Stettenheim.

Illustrirt von G. Heil.

Verlag von B. Brigl in Berlin.

Man abonnirt bei allen Postanstalten und Buchhandlungen für den **Preis von 15 Sgr. vierteljährlich** auf die vom Publikum und von der gesammten Kritik als ein Wiblatt ersten Ranges anerkannten „Berliner Wespen".

Inserate: 7½ Sgr. die Petitzeile durch die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler** in Berlin, Hamburg, Lübeck, Leipzig, Dresden, Breslau, Prag, Wien, Lausanne, Genf, Zürich, St. Gallen, Basel, Stuttgart, München, Nürnberg, Frankfurt a. M., Köln.

In der **C. Schweizerbart**'schen Verlagshandlung in **Stuttgart** ist erschienen:

Ch. Darwin.

Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl.

Aus dem Englischen

von

J. V. Carus.

2. Auflage. 2 Bände.

Preis 5 Thaler 10 Silbergroschen.

erscheint: Dreimal wöchentlich in Berlin, **bringt:** Tagesschau, **pikante Notizen** aus Stadt, Gesellschaft, Theater, unparteiische Börsenberichte, bunte Zeitung, interessante **Gerichtsverhandlungen**, Zeitgeschichtliches, **Romane, Novellen** u. s. w. und **feuilleton** bei allen Postanstalten, Zeitungsspeditionen **mit der illustrirten humoristisch-satirischen Gratisbeilage:**

„Berliner Wespen"

zusammen nur 1 Thaler vierteljährlich.

Insertionsorgan ersten Ranges. Preis der Petitzeile 3½ Sgr.

Unter der Presse befinden sich:

Gesammelte

Schriften und Reden

von

Dr. Johann Jacoby.

2 Bände circa 60 Bogen.

Subscriptionspreis 2½ Thlr. gültig bis Ende Juni dieses Jahres.

Ladenpreis 3 Thlr.

Prospecte stehen gratis zu Diensten.

Hamburg, Verlag von **Otto Meißner.**

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 15. Juni 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Nachträgliches zur Excommunicationsfrage von F. Michelis. — Frauengeist und Frauenbildung von Jürgen Bona Meyer. — Literatur und Kunst: Hebel auf dem Parnaß von Klaus Groth. — Düsseldorfer Pfingsttage. Das 49. Niederrheinische Musikfest von A. H. Chrlich. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. „Krumhilde." Eine Tragödie aus der Nibelungensage von Emanuel Geibel. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Die Stuttgarter Hofbühne von Feodor Wehl. — Inserate.

Nachträgliches zur Excommunicationsfrage.

Die Excommunication ist in diesem Augenblicke durch den Conflict, in den sich der übel berathene Bischof Krementz mit der Staatsregierung versetzt hat, so sehr zur brennenden Frage geworden, daß ein weiteres Wort über dieselbe und zwar von einem der zunächst Betheiligten*) den Lesern dieser Blätter ebenso wenig unwillkommen wie der Tendenz derselben unangemessen sein möchte. Wenn ich diese Tendenz dahin verstehe, daß sie aus der großen sittlichen und religiösen Bewegung der Gegenwart den reinen Gewinn für die höhere Entwicklung der Menschheit, der dann nach dem Naturrechte in doppeltem Maße unserem Vaterlande zu Gute kommt, auf dessen Boden der Kampf ausgekämpft wird, zu ziehen das Ihrige beitragen wollen, so wird mir darin ja kein Dementi gegeben werden; was aber meine persönliche Beziehung zu der Sache angeht, so bin ich mir bewußt, von Anfang an so rein objectiv im Interesse der Wahrheit und, was mir zusammenfällt, der Kirche nach ihrer wahren Idee ohne Leidenschaft und Erregung gehandelt zu haben, daß es mir in diesem Augenblicke der Krisis nicht schwer wird, jenen Standpunkt zu signalisiren, der nach meiner Ueberzeugung als reiner culturhistorischer Gewinn aus diesem Conflicte gezogen werden muß.

Dieser Standpunkt ist auch nach meiner Ueberzeugung im Wesentlichen richtig in diesen Blättern (s. No. 16) dahin bezeichnet worden, daß der Staat ein von ihm nicht autorisirtes Uebergreifen der Excommunication in die bürgerliche Stellung seiner Angehörigen nicht dulden kann, indem damit der mittelalterliche Zustand anerkannt und die entwickelte Rechtsanschauung verleugnet ist. In Wirklichkeit besagt dieses von den Bischöfen im Namen der Kirche in Anspruch genommene Recht der großen Excommunication, die ja in der That nicht mehr und nicht weniger als eine Aechtung und Vogelfreierklärung ist, nichts anderes; als den factisch wieder aufgenommenen Versuch, die Herrschaft über den Staat wieder in die Hände zu bekommen; und keine Jesuitereі reicht mehr aus, um diese thatsächliche Lage zu bemänteln. Wie in der Rechtsfertigungsschrift des in der That übel berathenen ermländischen Bischofes beides, sowohl die Dreistigkeit der hierarchischen Prätension als die jesuitische Perfidität in gleichem Maße zu Tage tritt, glaube ich hier nicht weiter ausführen zu sollen, inloweit dieses Actenstück in den öffentlichen Blättern (vergl. vor allen „Bonner Zeitung" No. 10, 12 u. 13) schon hinlänglich seine juristische Würdigung gefunden hat, und bemerke auch nur nebenbei, daß die vom Erzbischof Melchers erfundene mittlere Excommunication, d. h. die auf geheimen Wege*) insinuirte große nichts anderes als eine jesuitische Finte und, wie alle Finten, nur ein praktisch gewordener sich selbst aufhebender Begriff ist; denn die große Excommunication hat ihren Charakter eben durch ihre Oeffentlichkeit.

Daß aber juristisch damit die Sache noch nicht im Klaren ist, das möchte ich aus dem Endresultate jener Ausführung darthun, welches ein doppeltes Rechtsmittel gegen die bischöfliche Ungebühr in Aussicht stellt, nämlich 1) die Entziehung der amtlichen Autorisation der bischöflichen Functionen von Seiten des Staates; 2) die gerichtliche Klage des Excommunicirten gegen den sein Amt mißbrauchenden Bischof. In der That sind dies eben nicht zwei Wege, von denen entweder der eine oder der andere gewählt werden kann, sondern es ist nur ein Weg, der in seinen zwei wesentlichen Momenten hier noch nicht klar auseinandergelegt ist; eine Auseinanderlegung, die dann eben die Sache auf jenen tieferen Standpunkt bringt, den ich signalisiren wollte. Offenbar ist, wenn ich als Katholik ungerecht öffentlich excommunicirt bin, die gerichtliche Klage gegen den damit in meine bürgerlichen Rechte eingreifenden Bischof der einzige richtige Weg; es sei denn, daß ich als ein Unmündiger betrachtet würde, der nicht selbst für sein Recht einzustehen wüßte; und demgemäß bin ich auch mit meiner Klage gegen den Bischof Krementz correct den Weg durch alle gerichtlichen Instanzen bis zum Justizminister gegangen. Insofern nun schon nach dem bestehenden Rechte ein unbeschränktes Recht der öffentlichen Excommunication dem Bischofe nicht zusteht, hätte die Staatsanwaltschaft meine Klage keineswegs ohne weiteres zurückweisen dürfen; ganz unmöglich wäre dies aber gewesen, wenn die Infallibilität gesetzlich als eine Neuerung anerkannt worden wäre, welche ganz abgesehen von ihrem dogmatischen Werthe, worauf es allerdings dem Staate gegenüber unmittelbar nicht ankommt, eine wesentliche in die ganze Grundlage der bestehenden Verhältnisse, also in den Rechtszustand selbst, eingreifende Veränderung involvirt. Daß die Staatsanwaltschaft und die Gerichte eine solche principielle Auffassung der Sache nicht zu der ihren machen konnten, war allerdings vorauszusehen. Ob aber der Staat selbst ohne eine solche zum

*) Wir brauchen wohl kaum daran zu erinnern, daß der Verfasser dieses Aufsatzes, Professor Dr. Michelis in Braunsberg, einer der „Excommunicirten" ist. D. R.

*) Auf geheimen Wege; denn wenn einer der Betroffnen den Inhalt des Briefes wüßte, so würde er denselben einfach nicht acceptiren. Ich bemerke hier, daß bei meiner Excommunication in Folge dieses von mir beobachteten Verfahrens noch eine besondere bemerkenswerthe Irregemäßigkeit unterlaufen ist. Da ich nämlich nicht der Jurisdiction des Bischof Krementz unterstehe, so mußte für mich erst die Excommunication von Münster verschrieben werden, und da ich die Annahme dieser Verschreibung verweigerte, so erfolgte meine öffentliche Excommunication in Braunsberg, ohne daß von meinem zuſtehenden Bischofe irgend ein officieller Schritt an mich gelangt war. Beim Prof. Reinkens zu Breslau ist sodann derselbe Fall eingetreten.

Digitized by Google

wünschenswerthen Ziele kommen werde, das scheint mir sehr zweifelhaft. Wenn jetzt dem Bischofe Kremenz vom Minister aufgelegt ist, durch eine öffentliche Erklärung den beiden mit der großen Excommunication Belegten ihre etwa verletzten bürgerlichen Rechte zu restituiren, so zweifle ich keinen Augenblick, daß der Bischof eine solche öffentliche Ehrenerklärung schon so einzurichten wissen wird, daß dadurch der Zweck, sie als Ketzer zu signalisiren, erst recht erreicht wird. — Das zweite an den Bischof gestellte Verlangen, in Zukunft den Gesetzen des Staates in vollem Umfange Gehorsam zu leisten, müßte allerdings den Standpunkt in's Klare bringen, inwieweit der Bischof, wenn nicht wieder mit der leidigen Reservatio mentalis hantiert werden soll, die verlangte Erklärung nicht abgeben kann, ohne sein bischöfliches Excommunicationsrecht zu wahren. Thut er das in der Weise, daß er sich auf dem Boden des bestehenden Gesetzes hält, und also verspricht, sein Excommunicationsrecht künftighin nicht ausüben zu wollen, ohne im einzelnen Falle sich mit der Staatsregierung verständigt zu haben, so wird also diese, falls sie nicht das Odium, einen Katholiken blos deshalb wenigstens seiner kirchlichen Rechte zu berauben, weil er dem alten Glauben treu der infallibilistischen Neuerung widersteht, auf sich laden will, in jedem einzelnen solchem Falle dem Bischof die Ausübung seines Rechtes verbieten, — was natürlich eine factische Nichtanerkennung der Infallibilität als katholisches Dogma bedeutete.

Aber ein solches Aus-der-Hand-in-den-Mund-leben in den tiefsten sittlichen und rechtlichen Beziehungen wird sich wahrlich für einen Staat, der sich so seiner Stellung bewußt ist, wie heute Preußen oder Deutschland, ebenso wenig geziemen wie andererseits jenes jesuitische Auskunftsmittel der mittleren Excommunication wirklich vorhalten und der Kirche würdig erscheinen kann. Nichts aber untergräbt den gesunden Sinn und das sittliche Bewußtsein der Nation mehr, als ein andauernde Unsicherheit der Rechtsverhältnisse. — Alles drängt also dahin, daß Preußen resp. Deutschland eine entschiedene Stellung nehmen und der Infallibilität als katholischem Dogma die gesetzliche Anerkennung versage, — wohlgemerkt immer nicht auf dem dogmatischen, sondern auf dem rechtlichen Boden, was keinen Widerspruch involvirt, weil die Infallibilität eben kein katholisches Dogma werden kann, ohne die ganze Rechtsgrundlage zu alteriren, auf der der Staat bis dahin mit der römisch-katholischen Kirche gestanden hat.

Offenbar führt die durch die Jesuitenpetitionen im Reichstage angeregte gesetzliche Regelung der Verhältnisse der Ordensgesellschaften ganz auf denselben Punkt hin. Denn wenn diese Regelung schließlich doch nur auf den Grundsatz zurückkommen kann, daß, wie einerseits keine geheime, d. h. keine ihre Statuten der Staatsregierung vorenthaltende, so andererseits keine einem auswärtigen Oberen zu unbedingtem Gehorsam verpflichtete Gesellschaft im Staate geduldet werden kann, so muß die infallibilistisch gewordene römisch-katholische Kirche mit vollem Rechte unter dieses Gesetz fallen; sie ist nicht mehr die Kirche und nicht mehr eine Kirche; und die, welche diese Consequenz ablehnen, indem sie gleichzeitig die Jesuitencompagnie mit der katholischen Kirche identificiren, sind vom Staate, der seine Vernunft bewahrt hat, als logisch Unzurechnungsfähige zu behandeln, über die man zur Tagesordnung übergeht.

Die einzig richtige Consequenz ist also die: daß die Infallibilität von Staatswegen als nicht bestehend factisch betrachtet werde, wie Oesterreich in Betreff des Concordates diesen Standpunkt sofort ergriffen und wie ihn soeben, allen anderen Mächten voran, die türkische Regierung ganz richtig gehandhabt hat; während die französische Republik bekanntlich durch die Anerkennung der Infallibilität als katholisches Dogma zu der Consequenz gedrängt ist, auf Requisition eines Bischofs einen unbekchottenen Priester deshalb als Verbrecher zu verurtheilen, weil er seinen Priesterrock nicht abzulegen gesonnen war. Die ganze Sache mag dem blasirten und spießbürgerlichen Liberalismus und der ruhmgekrönten deutschen Nation, die nun eben die Früchte ihrer Siege einheimsen will, sehr leidig und lästig sein. Darum kann sich die Staatsregierung, die mit den realen sittlichen Momenten rechnet, sicher nicht bekümmern. Sehr wohl zu verstehen aber ist die Scheu vor dem rücksichtslosen Ergreifen dieser Consequenz, die dann natürlich nicht blos in Betreff der Excommunication, sondern in allem Anderen durchgeführt werden muß. Nach meiner Ueberzeugung ist die deutsche Nation und ihre Regierung in diesem Augenblicke stark genug, um die Energie der richtigen Consequenz mit scheuen zu dürfen.

Es ist gut, daß wir sicher nicht nach Canossa gehn; aber es ist nicht genug. Die Geschichte verlangt mehr von uns.

Die tiefste Grundlage der menschlichen Verhältnisse soll von Deutschland aus richtiger geordnet werden, als es die aus dem Mittelalter übernommene Auffassung erlaubt. Hier wird die Verwechslung des Jesuitismus mit der katholischen Kirche, das Ignoriren der mit der Infallibilität gemachten Neuerung verhängnißvoll für den Staat, ein Hemmniß des energischen Handelns, welches der Moment erfordert und vielleicht nur dieser Moment noch möglich macht. Eine offene Nichtanerkennung der Infallibilität als gültiges katholisches Dogma, wird, daran ist nicht zu zweifeln, einen ultramontanen Sturm hervortufen; aber dieser Sturm wird ein Sturm im Glase Wasser bleiben; ich stehe mit meinem Leben dafür ein, daß weder am Rhein und in Westfalen noch im Ermlande und Posen die Geistlichen Guerrillasbanden organisiren werden, wie in Spanien. Gewiß aber mit vollem Rechte scheut die Regierung den Schein, als ob sie gegen das Christenthum und die Kirche Krieg führen wolle. Mehr als das; ich bin der festen Ueberzeugung, daß sie nicht allein den Schein vermeiden möchte, sondern daß sie in Wirklichkeit einen Krieg mit Christenthum und Kirche nicht führen will.

Nun wohl; eben deshalb hat sie auch den Sturm und den Schrei der Ultramontanen nicht zu fürchten! Sie greift nicht in die katholischen Gewissen ein, wenn sie die Auffassung der Kirche, welche consequent in der Infallibilität gegipfelt hat, als im wahren kirchlichen Bewußtsein nicht zu Rechte stehend betrachtet. Sehen wir darauf hin das Recht der Excommunication noch einmal näher an. Ist denn dieses so wesentlich im Begriffe der wahren Kirche begründet, daß diese ohne dasselbe nicht bestehen kann? So viel ist zunächst klar, daß man die Auffassung des Dogmas und des Bekenntnisses doch nicht so ohne weiteres als mit dem Rechte der Excommunication und seiner Ausübung zusammenfallend ansehen darf, wie man es gewöhnlich meint. Das Dogma der Kirche hat wesentlich einen positiven lehrhaften Charakter. Das hieße allerdings, die Glaubenswahrheit selbst in ihrer Erkennbarkeit verleugnen, wenn man der Kirche das Recht streitig machen wollte, ihren Glauben begrifflich klar in Worten als Lehre auszusprechen. Nun trägt allerdings der Glaube im Sinne der christlichen Offenbarung, als die geoffenbarte absolute Wahrheit, also als die eine Heilswahrheit, in sich die Consequenz, daß der sich davon ausschließende eben der Wahrheit und des Heiles nicht theilhaftig wird; und somit erscheint das dem Dogma angehängte Anathema nur als die nothwendige Kehrseite desselben. Das zugestanden, so ist zunächst damit selbst das noch keineswegs gesagt, daß diese Consequenz auch wirklich brauche gezogen, daß diese Kehrseite thatsächlich müsse ausgekrazt werden. Unserem allgemeinsten Glaubensbekenntniß ist kein Anathema angehängt, und man wird mit einigem Rechte den Satz durchführen können, daß zwischen dem inneren Gehalte und der Anhängung von Anathemen in der kirchlichen Dogmenbildung ein umgekehrtes Verhältniß stattfindet. Die Position und die Negation haben eben nicht gleiches Recht für den Menschen. Je mehr die Kirche im selbstbewußt voranschreitenden Entwicklungsprocesse der ewigen Wahrheit sich findet, desto weniger wird sie der Sache nach zu Anathemen zu greifen haben. Wenn nun schon das dem Dogma angehängte Anathem einen keineswegs innerlich nothwendigen, sondern einen nur sehr precären Werth hat, welches doch seinem Wesen nach immer nur eine sachliche und nie eine persönliche Bedeutung haben kann, um wie viel precärer muß es dann um die Excommunication, die ihre Bedeutung in der directen Anwendung auf die Person hat, bestellt sein? In der That weiß ja auch die Kirchengeschichte klar nach, daß der Uebergang der altkirchlichen Form der Ver-

Digitized by Google

weigerung der Gemeinschaft zu der später ausgeprägten nicht ohne die lebhafteste Empfindung des Unzukömmlichen, das darin liegt, geschehen ist. Es wurde von den tieferen Geistern wohl als ein sehr zweideutiger Fortschritt empfunden, den das bekehrte Kaiserthum der Kirche, welche früher als verfolgte in ihrem Interesse für die Gewissensfreiheit gekämpft hatte, mit dem Rechte brachte, nun ihrerseits als Unterdrückerin aufzutreten zu können. Augustinus, der wissenschaftlich mächtigste Geist der alten Kirche, spricht sich darüber deutlich genug aus. „Anfangs, schreibt er, war es meine Meinung, Niemand zu zwingen und mit Gewalt in die christliche Kirche eintreten zu lassen; man müßte vielmehr nur durch das Wort arbeiten, durch die Discussion den Feind bekämpfen, mit der Vernunft siegen, da ich befürchtete, offene Ketzer in falsche Katholiken zu verwandeln." Die Macht der Verhältnisse trieb ihn wider Willen in das weltgeschichtliche Fahrwasser. Dann hat die Excommunication bekanntlich als das Hauptwerkzeug der mittelalterlichen Papstpolitik gedient, deren Bekämpfung zum Grundsatze der Gewissensfreiheit geführt hat, die aber wieder mit der Verachtung der Lehrautorität identisch scheint; so daß der Staat jetzt den Schein auf sich ladet, indem er die Gewissensfreiheit vertritt, das Dogma und die christliche Wahrheit zu verleugnen. Aus dieser Verwicklung giebt es nur eine wahre Erlösung, wenn die Kirche wieder ein so großes Vertrauen zu ihrer Wahrheit gewinnt, daß sie dieselbe blos durch die Macht des Wortes und der Discussion als Lehre auf dem Wege der Vernunft und der Ueberzeugung aufrecht zu halten und zu ihrem Ziele zu führen den Muth hat. Ruhiges Nachdenken muß zu überzeugen, daß jeder Zwang zur Erhaltung des Glaubens nichts anderes als ein mangelndes Vertrauen an die göttliche Wahrheit bedeutet.

Das ist der Zustand der Kirche, der der katholischen Bewegung vor Augen steht. Ich fordere nicht, daß der Staat uns diesen Zustand schaffe; aber ich glaube, daß der Moment gekommen ist, wo er auch den Schein, als wolle er mit der mißbrauchten Autorität pactiren, abwerfen muß.

J. Michelis.

Frauengeist und Frauenbildung.

Von

Jürgen Bona Meyer.

Nachdem im ersten Artikel*) die Unzulänglichkeit einer einseitig politischen oder socialen Beurtheilung der Frauenfrage hervorgehoben worden ist, soll nun zunächst erwogen werden, ob die Forderung der Gleichstellung der Geschlechter aus der Natur selbst ihre Berechtigung genügend darthun kann.

Hier tritt und die Behauptung entgegen, Mann und Frau seien von Natur mit wesentlich gleichen Geistesgaben ausgestattet, die jetzt wahrnehmbaren Unterschiede seien nicht begründet in der Natur, sondern nur in den gewordenen und deßhalb veränderlichen Culturverhältnissen.

Diese Behauptung ist insbesondere neuerdings wieder mit Nachdruck von Mill in seiner Schrift über die Hörigkeit der Frau aufgestellt und vertheidigt worden. Mill anerkennt, daß bis jetzt in Betreff der Leistungen der Geschlechter beträchtliche Unterschiede thatsächlich vorhanden sind. Er giebt zu, daß bis jetzt von Seiten der Frauen keine Leistungen ersten Ranges auf den Gebieten der Kunst und der Wissenschaft vorliegen; hebt auch besonders den Mangel originaler Schöpferkraft auf diesen Gebieten seitens der Frauen hervor. Aber er meint, diese unleugbare Thatsache berechtige noch nicht zu dem Schluß, daß der wahrgenommene Unterschied der Leistungen seinen Grund in einem Naturunterschied der Geschlechter habe. Einen solchen natürlichen Unterschied der Mannes- und der Frauenseele habe noch keine Seelenlehre mit unbestreitbarer Sicherheit nachgewiesen. Daher bleibe es möglich, den thatsächlichen Unterschied der Geschlechter aus der bisherigen Verschiedenheit ihrer Bildungsverhältnisse zu erklären. Werde erst auf die Bildung der Frauen die gleiche vorurtheilsfreie und ausgiebige Sorgfalt verwendet, wie auf die Bildung der Männer, so werde auch das Frauengeschlecht das Gleiche leisten. Erst seit etwa drei Generationen habe man angefangen für die Bildung der Frauen etwas zu thun; bei länger fortgesetzter Pflege der Frauenbildung könne es leicht dahin kommen, daß die Frauen bei ihrer im Ganzen raicheren Fassungskraft und größeren Lebendigkeit die Männer nicht nur einholten, sondern sogar überholten. Man dürfe nicht vergessen, daß es jetzt gegenüber der durch Jahrhunderte hindurch angehäuften Bildungsmasse viel schwerer sei original schöpferisch zu sein als ehedem. Jetzt laste der Druck des in Jahrhunderten erworbenen Wissens auf den Geistern, und nur, wer diese Masse durchgearbeitet habe, könne zur Zeit hoffen Originales zu leisten. Dieser mit der Zeit gesteigerte Anspruch müsse mit in Anschlag gebracht werden, um das thatsächliche Zurückbleiben der erst in jüngster Zeit anhebenden Frauenleistungen zu erklären.

Ein unbefangener Blick in die Culturgeschichte bringt schwerlich eine Rechtfertigung dieser Auffassung Mills. Wäre seine Ansicht richtig, so müßten wir doch bei einem Blick auf die Bildungsgeschichte begabter Frauen wahrnehmen, daß bisher ihre Entwicklung durch die Unguust der Bildungsverhältnisse gehemmt war. Statt dessen aber sehen wir, daß begabte Frauen sich in Betreff ihrer Ausbildung meist einer ganz besonderen Gunst der Verhältnisse zu erfreuen hatten, und daß trotzdem ihre Leistungen auf den Gebieten von Kunst und Wissenschaft das Höchste nicht erreichten.

So fand Olympia Morata die beste Förderung ihres geistigen Strebens, die sie zu ihrer Zeit wünschen konnte. In Ferrara geboren, erhielt sie dort den besten Unterricht von Sinapius, dem Lehrer der Töchter der Herzogin Renata. Als derselbe ihren lebhaften Geist erkannte, brachte er es dahin, daß sie von der fürstlichen Familie ganz aufgenommen, mit den Prinzessinnen zusammen von ihm und seinem kenntnißreichen Bruder in den alten Sprachen unterrichtet wurde. Die Beziehungen der Herzogin Renata zu Calvin brachten dem Geiste der Olympia auch von der Seite der religiösen Bildung eine willkommene Anregung, welche unter dem Einfluß ihrer Liebe zu dem in Ferrara dem Studium der Medicin ergebenen deutschen Protestanten Gründler sich zum freien Bruch mit der alten Kirche vollendete. Gründler hinderte auch als Gatte das geistige Streben seiner Olympia durchaus nicht, begünstigte vielmehr dasselbe sowie ihr geistiges Verhältniß zu den bedeutendsten Männern ihrer Zeit in jeder Hinsicht. Und wenn es auch nicht richtig ist, daß ihr in Anerkennung ihrer gelehrten Verdienste noch kurz vor ihrem Tode die Professur der griechischen Sprache an der Heidelberger Universität übertragen wurde, so ist es doch wahr, daß bedeutende Männer sich den Verkehr mit der gelehrten und geistvollen Frau zur Ehre anrechneten. — Und trotz dieser entschiedenen Studienförderung liegen von der Olympia in den von ihrem Freund Curio gesammelten Abhandlungen, Briefen und Gedichten doch nur wenige geringe Leistungen vor.

Aehnlich verhielt es sich mit der unter den Alterthumskundigen hervorragenden Frau Dacier. Als ihr Vater, der als Gelehrter rühmlichst bekannte Fabre, bei dem Unterricht ihres Bruders, dem sie anwohnte, gelegentlich auf ihre geistige Begabung aufmerksam wurde, ertheilte er ihr nicht etwa Verweise über die unweibliche Theilnahme am männlichen Unterricht, sondern kam ihrem geistigen Bedürfnisse in jeder Weise hilfreich entgegen, so daß sie in Folge dieser Förderung befähigt wurde, schon in ihrem einundzwanzigsten Jahre sich durch ihre Uebersetzungen alter Classiker einen gelehrten Ruf zu erwerben. Ihr Gatte, Andreas Dacier, den sie als den Schüler ihres Vaters kennen gelernt hatte, hinderte diese Beschäftigungen nicht, sondern förderte gemeinsam mit ihr die angefangenen Studien. Auch im Uebrigen verhielt sich die gelehrte

*) Siehe No. 12 der „Gegenwart".

Digitized by Google

Männerwelt nicht abweisend gegen diese weibliche Mitarbeiterschaft. Ihre gelehrten Anmerkungen zur Ausgabe des Kallimachus veranlaßten den Herzog von Montausier, sie an den Ausgaben in usum Delphini Antheil nehmen zu lassen. Berühmte Schriftsteller, wie Menage, Bayle, Boileau, Voltaire, ehrten sie durch Widmung ihrer Bücher oder durch öffentliches Lob; Lamothe hielt ihr zu Ehren eine Vorlesung in der französischen Akademie. Ludwig XIV. setzte ihr eine Pension aus. Und trotz all dieser Gunst und Hülfe — was leistete diese Frau mehr, als daß sie durch Uebersetzungen der alten Classiker unter ihren Landsleuten den Sinn für die Beschäftigung mit dem Alterthum förderte? Sie bewies feinsinniges Verständniß für die originalen Leistungen alter Dichter, aber zu irgend einer durch zusammenhängende Auffassung und Darstellung des Alterthums bedeutenden Originalleistung erhob sie sich nicht.

Dasselbe Ergebniß liefert uns die Betrachtung des Lebens und Wirkens der Anna Maria von Schurmann, die sich in ihrer Zeit sowohl durch künstlerische Begabung als auch durch ihre Kenntnisse in Theologie und Philologie einen wohl verdienten Ruhm erwarb. In Köln von vermögenden calvinistischen Eltern geboren fand sie von Jugend auf stets die beste Förderung ihres geistigen Strebens. Die Eltern thaten Alles für die geistige Entwicklung ihrer begabten Kinder, der Vater siedelte sogar nach Franken über, nur um seiner Tochter die Vortheile eines dort leichter zugänglichen gelehrten Umganges zu schaffen. Aus demselben Grunde zogen Mutter und Tochter nach dem Tode des Vaters nach Utrecht. Die berühmtesten Gelehrten der Zeit, Salmasius, Vossius, Gassendi, Heinsius schätzten die Verbindung mit der kenntnißreichen Frau und gaben ihr bereitwillig in gelehrten Briefen jede ihr erwünschte Auskunft. Berühmte Reisende versäumten nicht die gelehrte Frau in Utrecht aufzusuchen. Kurz, durch ihre häuslichen Verhältnisse sowohl wie durch ihre Zeitgenossen fand Anna Schurmann für ihre geistige Ausbildung sehr nur erdenkliche Hülfe. Und was erreichte oder leistete sie schließlich? — Unbefriedigt durch das Wissen wandte sie sich einsam dem Ueberirdischen zu und gerieth zum eigenen Unheil unter den Einfluß des religiösen Schwärmgeistes Johann de Labadin. Mit Bezug auf diese Frau sagt Klemm in seinem für die culturgeschichtliche Beurtheilung der Frauenfrage höchst lehrreichen Werke: „Die Frauen" Bd. 6.: „Es ist dies eines jener vielen Beispiele, daß die Frau, so begabt sie auch sein, so viel Talent und Kraft ihr innewohnen mag, einem verfehlten Leben verfällt, wenn sie, männliche Stütze abweisend und der von Natur vorgeschriebenen Bestimmung entsagend, stolz und selbstzusrieden den eigenen Weg einschlägt. Maria schrieb ein Buch, worin sie zu beweisen suchte, daß die Frauen zu wissenschaftlichen Arbeiten gar wohl befähigt und berufen seien, allein sie blieb trotzdem auf dem Standpunkt eines fleißigen Schülers, der gern und glücklich lernt, gelobt und bewundert wird, von der Wissenschaft Glanz und Licht entlehnt, die Wissenschaft selbst aber nicht weiter bringt."

Was die hier angeführten wenigen hervorragenden Beispiele zeigen, ließe sich noch durch unzählige andere Beispiele aus der Culturgeschichte darthun. Sie alle lehren, daß die geistige Entwicklung begabter Frauen unter dem herrschenden Einfluß der Männer selten gehemmt worden ist, sondern weit häufiger die größtmögliche Begünstigung erfahren hat. Die Culturgeschichte weiß nichts davon, daß begabte wißbegierige Frauen von der rauhen Männerwelt schon an den Pforten des Heiligthums zurückgewiesen sind. Und wenn auch im Allgemeinen unter den Männern die Meinung herrschte, daß die höhere und tiefige Pflege von Kunst und Wissenschaft Mannessache sei, so sind die einzelnen Männer doch selten im Stande gewesen einer lernbegierigen und nicht ganz unliebenswürdigen Schülerin ihre Theilnahme und Hülfe zu versagen. Die äußeren Verhältnisse bieten also keine Anhaltspunkte dar zur Erklärung der Thatsache, daß nur auf einigen wenigen Gebieten der bildenden Künste, der lyrischen Dichtung, der dramatischen Darstellungskunst, der wissenschaftlichen Forschung von Seiten der Frauen schöpferische Leistungen vorliegen, die sich über das Mittelmäßige erheben. Mill selbst gesteht einmal, auch bisher schon habe kein Gesetz eine Frau gehindert, alle Dramen Shakespeares zu schreiben und sämmtliche Opern Mozarts zu componiren.

Nun wohl, wenn die äußeren Culturverhältnisse solcher Leistung kein Hinderniß in den Weg legten, wird man doch wohl ein Recht behalten, das Hinderniß in dem Unterschied der natürlichen Begabung der Geschlechter zu suchen. Mills Hinweis auf den veränderten Einfluß der Zeiten, die früher originale Leistungen erleichterten, während sie jetzt, seitdem die Frauen Mitsteher geworden, unter dem Druck der angehäuften Bildungslast originale Leistungen erschwerten, beweist offenbar gar nichts; denn erstlich ist es nicht wahr, daß begabte Frauen früher weniger freie Hand hatten Großes zu leisten als jetzt, und zweitens müßten unter dem Drucke der durch Jahrhunderte angewachsenen Bildungslast jetzt die Männer ebenso sehr leiden wie die Frauen, folglich ebenso wenig Tüchtiges leisten wie sie. Verhält sich dies anders, zeigen sich noch jetzt die thatsächlich anerkannten Unterschiede der Leistungen, so muß diese Verschiedenheit ihren Grund in einem Naturunterschied der Frauen- und Mannesseele haben.

Mill behauptet, es sei der Seelenlehre bisher nicht gelungen einen solchen Unterschied klar nachzuweisen. Darüber läßt sich streiten. Mill selbst giebt nach meiner Ansicht über die thatsächlich vorhandenen seelischen Unterschiede der Geschlechter manche durchaus treffende Auskunft, und sein Irrthum besteht nur darin, daß er ohne Grund diese Unterschiede nicht für natürliche, sondern für gewordene, durch äußere Verhältnisse bedingte, halten will. Uebrigens mag es richtig sein, daß die Seelenlehre auch in diesem Punkte wie in vielen anderen noch eine durchgreifbare wissenschaftliche Behandlung verwissen läßt und demgemäß die seelischen Unterschiede der Geschlechter noch nicht mit voller, allseitig genügender Klarheit dargelegt hat. Ich wenigstens bin gern bereit zuzugeben, daß hier für die Seelenlehre noch Wichtiges zu thun ist, und möchte selbst versuchen, durch meine folgenden Bemerkungen zur Lösung der aufgeworfenen psychologischen Frage Etwas beizutragen.

Es trifft nach meiner Ansicht nicht ganz das Richtige, wenn Sybel in seinem gegen Mill gerichteten Vortrag über die Frauenemanipation behauptet, allerdings hätten Mann und Frau dieselben Geistesgaben, diese aber seien unterschieden in der Art, und wenn er dann diesen im Allgemeinen gewiß richtigen Grundgedanken so auslührt, daß er den Mann logisch, die Frau instinctiv oder intuitiv denken läßt. So werden zwar oft die Unterschiede männlichen und weiblichen Denkens angegeben, ich halte aber trotzdem diese Angabe für psychologisch ungenau und unrichtig. Auf gewissen Gebieten des praktischen Lebens und ebenso auf einzelnen Gebieten von Kunst und Wissenschaft müssen alle Menschen, die Männer so gut wie die Frauen, instinctiv oder intuitiv urtheilen. Ein Lehrer mag noch so viel wissen und die theoretischen Grundsätze richtiger Erziehung noch so gut kennen, wenn ihm die Gabe unmittelbar richtigen Anwendens seines Wissens und Könnens auf den gegebenen Einzelfall fehlt, bleibt er ein schlechter Lehrer. Man nennt dies Erforderniß pädagogischen Tact; derselbe besteht aber wesentlich auch instinctivem Urtheil und intuitiv richtiger Anschauung. Das Gleiche gilt in hohem Grade von jedem Arzte, jedem Politiker, ja eigentlich von dem Vertreter eines jeglichen Berufes, wenigstens von einem Jeden, der in seinem Berufe irgendwie Hervorragendes leisten will. Ja man kann sogar sagen, daß die genialsten Mannesleistungen geradezu von dieser Naturgabe instinctiven oder intuitiven Urtheilens wesentlich mitbedingt sind.

Der Mannesgeist nun darf auf diesen Mitbesitz ebenso wenig verzichten wie der Frau den Mitbesitz logischen Denkens bestreiten. In den ihnen zugänglichen Gebieten des Wissens und Thuns denken in Wahrheit die Frauen gerade so logisch wie wir, lieben scharfe Distinctionen und haben sogar nicht selten an Klarheit des Denkens

Digitized by Google

etwas voraus. Das zeigt sich z. B. an dem nicht seltenen feinen Verständniß der Frauen für sprachliche Distinctionen, an ihrem oftmals, bewährten Sinn für arithmetische und geometrische Betrachtungen oder im gewohnheitlichen Leben an ihrer Genauigkeit im Rechnen, an ihrer ebenso wenig seltenen Freude am systematischen Eintheilen und Abtheilen derjenigen Naturobjecte, denen sich ihr Interesse überhaupt leicht zuwendet, wie z. B. den Pflanzen. Selbst für die angeblich trockene Logik und für philosophische Speculationen überhaupt ist es oftmals leichter Frauenseelen als Studentenseelen mit Erfolg zu interessiren. Kurz man darf nicht sagen, ihrer Natur nach denkt die Mannesseele logisch, die Frauenseele instinctiv, intuitiv. Man muß die der Behauptung zum Grunde liegende Wahrheit anders fassen. Es läßt sich nur sagen, der Mann braucht für seinen Beruf in Staat und Wissenschaft logisch begründetes Wissen nothwendiger als die Frau in ihren häuslichen und geselligen Berufskreisen. Das Exprefsen jener Berufszweige von Seiten des Mannes kann aber nicht aus einer ihm ausschließlich oder auch nur von Natur vorzugsweise eigenen Gabe logischen Denkens erklärt werden. Durch diese Erklärung macht man psychologisch den intellectuellen Unterschied der Geschlechter zu groß und läßt Platz frei für die aus entgegengesetzten Erfahrungen hergenommenen Einwände.

Ebenso irrig scheint es mir den Unterschied der Geschlechter kurzweg darin zu finden, daß die Frauenseele sich im Denken und Phantasieren mehr empfangend als schöpferisch verhalte. Auf einigen Gebieten der Phantasie wie z. B. der Romandichtung, der Blumen- und Landschaftsmalerei hat sich die Frauenseele schöpferisch genug gezeigt, und Mill mag nicht mit Unrecht behaupten, daß mancher große Mann einen Theil seiner guten bewegenden Gedanken der Anregung seiner oder doch einer klugen Frau zu verdanken hatte. Was den Frauen fehlt, ist nicht die schöpferische Phantasie, die Initiative des Gedankens, sondern die andauernde Kraft, die dazu gehört, um aus diesen Anregungen großartig zusammenhängende Werke der Kunst und Wissenschaft oder gewichtige Thaten des öffentlichen Lebens hervorwachsen zu lassen. Die Frauenseele ist oftmals zugänglicher für schöpferisch neue Gedanken als die in Vorurtheilen des Berufs und des Wissens befangene Mannesseele, aber es fehlt ihr die Kraft, die neuen Gedanken durch die Welt der entgegenstehenden Hindernisse durchzuarbeiten.

Diesen Kraftmangel allein in einer größeren Schwäche des Willens zu suchen, wie bisweilen geschieht, ist schwerlich berechtigt. Unter Umständen vermögen gerade die Frauen eine ungewöhnliche Willensstärke zu entwickeln. Betrachtet man diese Umstände, so erkennt man, daß die Frauen willensstark sind in allen Fällen lebhafter Gemüthsbetheiligung. Die Frauen gebrauchen Willensstärke mehr als wir zur Ertragung der kleinen und großen häuslichen Leiden, deren wir mehr als sie durch unsern Beruf entzogen werden; sie besitzen diese Willensstärke aber nur, so lange sie sehen, daß von dem Bewahren dieser Kraft das Glück ihres Hauses abhängt und so lange ihnen die Liebe zu den Ihrigen dieses Glück werthvoll macht. Dasselbe Gefühl giebt ihnen Willenskraft genug die Lasten und Schmerzen der Geburt zu ertragen. Nur aus solcher Erregbarkeit des Gemüthes schöpfen sie auch in Krankheitsfällen die ungewöhnlich starke Kraft zum Ertragen der heftigsten eigenen Schmerzen oder zur linderuden hetzenden Pflege der schwersten Leiden anderer Menschen. Nicht selten beweisen in solchen Fällen Frauen größere Kraft und Standhaftigkeit als Männer. Kurz der Frauenwille vermag viel im Bunde mit dem Gefühl, wenig wider dasselbe. — Im Gedränge des bürgerlichen und staatlichen Berufslebens aber ist es oftmals nothwendig, daß der Wille Kraft hat, ohne Gemüthsbetheiligung oder selbst im Gegensatz zum Gefühl, das von der kalten Pflicht oder dem nackten Bedürfniß Geforderte zu thun. Die schon durch die größere Reizbarkeit des Nervensystems körperlich bedingte leichtere Erregbarkeit des Gemüths der Frauen zu Empfindungen der Lust und Unlust hindert diese Kraftanstrengungen des Willens im Dienst des Pflichtmäßigen, des Nothwendigen, und gerade darin liegt ein Hauptgrund zur natürlichen Unterscheidung der männlichen und weiblichen Arbeitsgebiete.

In diesem verschiedenen Verhältniß der Seelenkräfte zu einander hat man denn auch den Naturunterschied der Frauen- und der Mannesseele zu suchen. Die allgemeinen Kräfte des Denkens, Fühlens und Wollens sind beiden Geschlechtern gemeinsam, folgen auch denselben Gesetzen und zeigen unter Umständen gleiche Stärke, aber das Verhältniß der Kräfte zu einander ist verschieden, und dem entsprechend scheiden sich naturgemäß die Thätigkeitsgebiete der Geschlechter. Diese Scheidung geht weniger aus vom Verstand oder vom Willen als vom Gefühl, ist wesentlich abhängig von der Richtung des Interesses und dem bestimmenden Einfluß dieser Gefühlsrichtung auf das Denken und Wollen. Die Frau kann ebenso scharf logisch denken wie der Mann, wenn ihr Gemüth unbetheiligt ist. Auch das Denken des Mannes bleibt durch solche Gemüthseinmischung oftmals von Vorurtheilen befangen, aber im Ganzen genommen sind doch die Frauen durch die leichtere Erregbarkeit ihres Gemüthes schwerer fest zu halten auf den Wegen klaren Denkens als der Mann; und eben deshalb ist es naturgemäß, daß ihre eigentliche Wirkungssphäre nicht in den Kreisen des öffentlichen Lebens gesucht werden kann, in denen die übelen Folgen eines durch Gefühlsrücksichten irre geleiteten Verstandes auch Andere leicht in Mitleidenschaft ziehen können und deshalb besonders schwer wiegen müssen. — Ebenso kann, wie schon bemerkt, unter Umständen der Wille der Frau eine gleiche Stärke entwickeln wie der Wille des Mannes, aber für die Frauenseele ist es gut, wenn ihr in dem schweren Kampf von Pflicht und Neigung keine allzu große Prüfung auferlegt wird. Die raschere Gemüthserregung bringt sonst den Willen leichter auf die Seite der Neigung als die der Pflicht. Die Mannesseele hat in dieser Hinsicht eine relativ größere Widerstandskraft. Der Mann ist daher besser geeignet Recht zu sprechen, die Frau den Mahnungen der Billigkeit Gehör zu schenken. Auch dieser Unterschied bestimmt wesentlich die verschiedene Tauglichkeit der Geschlechter für die verschiedenen Lebenskreise.

Diese angegebenen natürlichen Unterschiede nun bedingen entfernt nicht einen Vorzug des einen Geschlechts vor dem anderen. Der Mann hat von Natur eine für die Erfüllung gewisser Lebenszwecke passendere Mischung der Seelenkräfte erhalten, die Frau ein tauglicheres Verhältniß derselben zur Erfüllung anderer Lebenszwecke. Was das eine Geschlecht auf der einen Seite vor dem anderen Geschlecht voraus hat, wird aufgewogen durch ein Uebergewicht auf der anderen Seite. Sind vielleicht beim Manne Verstand und Wille brauchbarer für einen größeren Kreis von Lebenszwecken, so hat dafür die Frau durch die leichtere Erregbarkeit ihres Gefühls und den damit verbundenen Sinn für Harmonie und Schönheit den Vorzug, in harmonischer Ausgleichung der bei dem Manne leicht einseitigen Kraftbetheiligung das rein Menschliche in schönerer Lebenserscheinung darzustellen und gerade dadurch den wohlthätigsten Einfluß auf die Culturentwicklung der Menschheit auszuüben.

Wie wir nun, wenn dies der natürliche Sachverhalt ist, das in der Culturgeschichte wiederholte Heraustreten der Frauen aus ihren gewohnten Lebenskreisen und somit das Aufkommen der Frauenfrage und die Bedeutung derselben für unsere Zeit erklären müssen, soll ein letzter Artikel in Betracht ziehen.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Hebel auf dem Parnaß.

Von Klaus Groth.

Hebel brach den Bann der Mundart. Er war der Erste und lange der Einzige, der in wahrem Glauben, der mit demselben Ernst wirklicher Empfindung diese Empfindung in der Sprache seines Stammes laut werden ließ, wie die gleichzeitigen classischen deutschen Schriftsteller es thaten in der damals schon allgemein angenommenen Schriftsprache.

Uſteri, der Züricher, von Geburt und Sprache ein Allemanne wie Hebel und der Zeit nach sein Vorgänger in mundartigen Dichtungen, ist noch ganz im Vorurtheil deutscher Grammatiker von der einzigen Tüchtigkeit der Schriftsprache befangen. Er hat nicht den Glauben an Reinigkeit und Würde des Volksmundes. Er läßt ihn sprechen, nicht um als Prophet aus dem geheimen Volksherzen der fernstehenden gebildeten Welt etwas zu offenbaren, was nur er mit dem tiefer blickenden Auge des Poeten geschaut, seien es Sünden oder Tugenden, sondern um das Volk dem oberflächlichen Leser lächerlich zu machen für kleine Schwächen, die vor Jedermanns Augen offen liegen, die er carikiren und übertreiben muß, damit sie nur etwas werden, und die er in der treuherzigen Mundart vorträgt, damit sie die täuschende Farbe der Wirklichkeit erhalten: da das Volk in seiner Sprache sich ja selbst zeichnet.

Im „Herrn Heinri z. B., einer städtischen Idylle in Züricher Mundart", ist die auch auswärts gelesenste Episode die Schilderung einer Kaffeegesellschaft. Die Frau Baben schlampampen, und die ganze Erfindung des Dichters besteht darin, so viel Redensarten als möglich aus der Mundart aufzutreiben, um eine Tasse nach der andern ablehnen und aufnöthigen zu lassen. Welche armselige Caricatur!

Ma gaht ja nüt uf eim Bei.
Aller guete Dinge sind drü.
Siebe Tasse sind ungrade.

Und die Entgegnungen:

Jetzt müeßt i verspringe!
Wär me nu es Faß?
Genueg is genueg.

Das könnte man gerade ebenso in mecklenburger Mundart als plattdeutsches Läuschen erzählen, ist also gar nicht charakteristisch für die Stammsprache.

Ganz anders Hebel. Wie in Ludwig Richters Zeichnungen kann man sich in Hebels Bilder versenken und dem Betrachter offenbart sich eine ganz neue Welt an Land und Leuten; selbst dem, der die heimische Ecke zwischen Neckar und Alpen aus der Anschauung kennt, vertieft sich der Eindruck und bereichert sich die innere Welt. Denn Hebel ist wirklich der Prophet seines Stammes. Daher auch kann man ihn nicht übersetzen. Die hochdeutsche Uebersetzung von Reinick ist ein Nothbehelf, seiner Zeit gemacht, damit es Georg Wigand möglich war, einen Text zu L. Richters schönen Illustrationen zu liefern, da das Original noch im Privilegium lag.*) Eine plattdeutsche Uebersetzung, wie z. B. die recht wohl gelungene von Joh. Meyer, muß oft den Gegenstand mit dem Tone wechseln und so zu sagen Neues schaffen, wie z. B. er mit Recht das „Habermus" als „Mehlbübel" wiedergegeben hat.

Hebel war daher auch der Erste, dessen Gedichte im Original weiter drangen als seine Mundart. Ein Theil von ihnen ging bald neben denen Goethes, Claudius' und Bürgers in die schriftdeutschen Anthologien, ja neben Gellerts Fabeln in Fibeln und Volksbücher über als mit das Schönste, was deutsches Herz empfunden und deutscher Mund ausgesprochen.

Ein lehrhafter Zug im Hebel mochte dazu beitragen. Goethe sagt in seiner früher angeführten Recension: „Ueberhaupt hat der Verfasser den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht. Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganzes erfahren und so in einem höheren Sinne erbaut sein will, so verlangen Menschen auf einer niedern Stufe der Cultur die Nutzanwendung von jeder einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Der Verfasser hat nach unserm Gefühl das Fabula doeet meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volkspoesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt."

Aber dies ist schief und unwahr von einem Ende bis zum andern. Nach dieser Goethe'schen Darstellung sollte man glauben, daß wie bei den Fabeln in Wagners Lehren der Weisheit und Tugend die Moral von der Geschicht in jedem Hebel'schen Gedichte zum Schluß oder an noch geschmackvollerem Platze angebracht sei. Wo steht denn diese Moral in den Liebesliedern Hebels, im „Hans und Vreneli" z. B., im „Herzlein", im „Kuß in Ehren"? Vielleicht beim letzten in dem Zusatz „in Ehren"? Aber wo ist sie ausgesprochen in der herrlichsten aller Frühlingsbeschreibungen, in Hebels „Wiese"? Oder in seinen Erzählungen, dem „Statthalter von Schopfheim", oder dem „Karfunkel"? Freilich kann man dem letzteren schönen Gedicht so gut wie Shakespeares Othello die Moral der Nicolai'schen Ballade anhängen: „Darum liebes Publicum — bringe deine Frau nicht um". Dann muß man freilich nach Goethes Begriff auch Shakespeares Dichtung zur Volkspoesie schlagen, als welcher nach Gervinus das Fabula doeet ebensowohl angebracht hat wie Hebel, während Burns vom Volksporten zu einer andern Stufe — wie soll man sagen — avancirt oder begradirt werden müßte, denn bei ihm findet sich das Fabula doeet gar nicht.

Und das ist die Moral von dieser Geschicht: einen Platz auf dem Parnaß sollte der Hebel schon haben, aber einen kleinen abseits, nicht den, welchen Gervinus später ihm anwies, mitten unter den hochdeutschen Poeten. Goethe konnte so wenig die reiche Dignität und Reinigkeit der Haupt- und Heldensprache vergessen als all die andern. Dies Vorurtheil schleppte man seit Opitz an den Beinen. Wie hätte er sich sonst von der Höhe seines Urtheils herabbegeben, wonach er kühn erklärt: „Die Poesie will weder lehren noch bessern, sie will nur darstellen". Hätte Hebel in einer fremden Sprache geschrieben, serbisch meinetwegen oder finnisch, so würde Goethe ihn, wie Burns, unbedingt schlechthin für einen der größten Dichter anerkannt haben. Es ist nur das Vorurtheil gegen das, was man mit verächtlichem Nebenbegriff seit Opitz als „Mundart" bezeichnet hat, daß Goethe sich einen Begriff der „Volkspoesie" zurecht macht, in welcher das Fabula doeet der Kern sei.

Der Kern steckte ganz wo anders. Was Hebel geschrieben, ist durch und durch Poesie, Poesie vom reinsten Golde. Es ist ihre allbezwingende Macht, die auch die Pädagogen gefangen nahm. Hebel schaut, wie ein Kind, alles mit beglückten Augen an, das Kleine wird ihm groß, das Alltägliche wunderbar, das Große lieblich, das Heilige zutraulich. Er spricht dies alles aus wie ein Kind mit freundlich verwundertem Lächeln. Man glaube doch ja nicht wegen des fühlen Vergnügens das Volk in Reimen zu belehren und „Volkspoesie" in diesem Sinne zu machen. Nein, wie jeder Poet, um es concentrirt im Kunstwerk schaffend noch einmal zu erleben. Mit sicherem Griff nimmt er dazu die Sprache seines Stammes, da in ihr sich die ähnliche Anschauung des glücklichen Volkscharakters wie im Spiegel jahrzhundertelanger Erfahrung concentrirt abgebildet. Da steckt das Geheimniß seiner Wirkung. In diesem Sinne ist er Volksdichter. Wie sollt er auch etwas anderes sein?

*) Wäre es nicht jetzt an der Zeit, den Hebel'schen Originaltext mit Richters Bildern herauszugeben? Und könnte dabei nicht die Orthographie nach Phil. Wackernagels Grundsätzen vereinfacht werden? Für norddeutsche Leser würde dies eine Erleichterung sein.

Digitized by Google

Düsseldorfer Pfingstage.

Das 49. Niederrheinische Musikfest.

II.

Ich habe schon im vorigen Artikel bemerkt, daß, Rubinstein ausgenommen, kein ausübender Künstler von entschiedenem „europäischen“ Rufe angekündigt worden war. Und selbst die Angekündigten kamen nicht alle. Auer, der vortreffliche Geiger, telegraphirte von Petersburg aus, daß eine Verletzung am Fuße (durch einen Sturz aus dem Wagen zugezogen) ihm die Reise verböte; der Tenorist Herr Ruff aus Mainz wurde plötzlich krank, und mußte — wenige Tage vor dem Feste — durch Herrn Diener (aus derselben Stadt) ersetzt werden. Rechnet man zu diesen beiden Fällen noch den dritten schwierigsten, daß der Bassist Herr Robiecek aus Amsterdam fast unmittelbar vor der Aufführung des „Thurm zu Babel“ ganz heiser wurde, so läßt sich wohl behaupten, daß unliebsamste Störungen vielfach aufgetaucht waren, und daß es der ganzen Energie und des guten Humors der Gäste bedurfte, um das Musikfest zu fröhlichem Schlusse zu führen. Und gerade der letzte, der „Solisten“-Abend verlief so glücklich, so recht in immer gehobenerer Stimmung, daß auch nicht die leiseste Spur jener Störungen zurückbleiben konnte. Frau Parepa-Rosa, die an den ersten beiden die Sopranpartieen in der Bach'schen Motette, in der Händel'schen Ode und in Schubert's Hymne vorgetragen hatte, sang das Finale aus Mendelssohns „Loreley“ und die sogenannte Brief-Arie aus Mozarts „Don Juan“. Siege bietet über eine noch immer mächtige Sopranstimme, die nur in den Mittellönen etwas schwächer klingt, über ausgezeichnete Technik, Geläufigkeit und richtigen Ansatz, und wird gewiß noch heute in allen Bravourarien recht viel „Effect“ machen. Aber für Oratorien und für deutschen dramatischen Gesang fehlt ihr — die Gewohnheit. Sie hat offenbar diese Gattung Musik sehr wenig gepflegt, und hegt begreiflicherweise keine Vorliebe dafür. Weitere Darlegungen möge mir der freundliche Leser erlassen. Der Tenorist Herr Diener, der Träger der Partie des „Adam“ im Thurm zu Babel, sang die große Arie aus der Schöpfung und die erste Tenorarie aus Mendelssohns „Elias“. Der noch junge Künstler, der, wenn ich nicht irre, bereits für das nächste Jahr an die Berliner Hofoper berufen ist, zeichnet sich durch eine sehr schöne Stimme und durch sehr musikalischen Vortrag aus, der mit der Zeit gewiß noch mehr an Rundung gewinnen wird, wenn die Ruhe, die Beherrschung des Materials durch Uebung, durch die „Routine“ sich entwickelt; dann wird Herr Diener ohne Zweifel seinen Platz neben den Ersten und Besten einnehmen. Zu diesen gehört bereits der Baritonist Herr Gura vom Leipziger Theater, der im Oratorium wie im Liedervortrage gleich Ausgezeichnetes leistete, und sich in der schnellen Uebernahme und sichern Durchführung der Baßpartie des „Rimrod“ als vortrefflich gebildeten Musiker bewährte. Sein Vortrag zweier Lieder von Franz und einer Ballade von Löwe gehörte neben Rubinsteins Leistungen zu den Glanzpunkten des Abends. Was soll ich nun von Rubinstein sagen? Vielleicht war seine geniale Auffassung von Beethovens G-dur Concert zu subjectiv, vielleicht nahm er das Tempo des letzten Satzes zu schnell — vielleicht waren seine Cadenzen mehr grobartig, mehr geistreich und interessant als dem freundlichen Charakter des Concerts angemessen; aber ganz sicher gehörte sein Vortrag der Schumann'schen Etudes symphoniques zu den großartigsten, überwältigendsten Leistungen, die jemals gehört worden sind. Und er spielte diese Etudes unvorbereitet, als Ersatz für das Violin-Solo des Herrn Auer, und fast unmittelbar nachdem er noch die Ouvertüre von Berlioz dirigirt hatte — und als das auf's Höchste begeisterte Publicum ihn wieder und wieder rief, gab er noch den „Erlkönig“ und den Marsch aus den Ruinen von Athen, den ersten mit unbeschreiblichem Vortrage, beide mit ungeschwächter Kraft!

Damit bei diesen Genüssen auch der Spaß nicht fehlte, sang Herr — — — Robiecek, derselbe, der am Abende vorher die Aufführung des „Thurm von Babel“ durch seine plötzliche Heiserkeit fast vereitelt hatte; er war mit einem Male wieder hergestellt, und sang eine Arie aus der Zauberflöte; der heisere Nimrod von gestern wollte heute als gesunder Saraftro glänzen! Und wie sang er?! Lieber Leser, wenn du zufällig über einige Baßstöne verfügen solltest, so bitte dir von deiner Frau, oder Schwester, oder von einer Verwandten eine Küchen-Casserole aus, singe in dieselbe hinein, und du wirst dich Robiecek nahen! Er sang: „In diesen heil'gen Hallen kennt man die Rache nicht, und ist ein Mensch gefallen, die Liebe sieht es nicht“. Es war dies eine zarte Mahnung: „wenn ich gestern heiser war und nicht singen konnte, so müßt Ihr als gute Menschen finden, daß ich heute wunderschön singe!“ Du lieber Himmel! Niemand hegte Groll gegen den Mann, der nicht gesungen hatte, kein Mensch dachte mehr an ihn: aber wo sollte man die Ohren hernehmen, die falsche Tone nicht hörten? Ich verfiel auf ein sicheres Mittel, nur die Regungen meines verstörlichen Gemüthes walten zu lassen, jeder Kritik den Weg zu versperren: In meiner Westentasche befinden sich immer einige Stückchen Watte, die ich beim Verlassen stark beladner Concerte oder Theater in die Ohren stecke, um mich vor Erkältung zu wahren. „Was für Rheumatismus gut ist, hilft vielleicht auch gegen Robiecek“ dachte ich, und griff zur Panacee. Schon hatte ich sie mit großer Fingergeschicklichkeit, von meinen Nachbarn unbemerkt, in die Ohren gebracht, schon begann ich nichts von Robiecek mehr zu hören, da klopfte mir Jemand auf die die Schulter, und zwar mit dem eigenthümlichen Rhythmus der drei Anfangsaccorde in der Ouvertüre der Zauberflöte: ⌣ ⌣ ⌣ „O weh! da nimmt gewiß ein Anhänger Saraftros Aergernis an deiner doch so gut gemeinten Handlung.“ So dachte ich, verschafte meiner Miene ernstesten Ausdruck zu geben und wandte mich. Ein ältlicher Herr, mit einem glatt rasirten freundlichen Gesichte hat in liebenswürdigstem weissälzischem Gutturalton: „Ich, schenken Sie mir auch ein Stückchen Watte!“ Gerührt und erfreut theilte ich meinen letzten Rest mit dem Gleichgesinnten — die Nachbarn lachten — wer wollte noch Groll hegen gegen Robiecek?

Solche Stimmung herrschte auf dem Musikfeste, kein Mißton konnte wirken, keine Störung erlangte Bedeutung, der Strom des heiteren Genusses überfluthete Alles. Diese Stimmung ist vielleicht „kritiklos“, ich gestehe es gern; aber sie entspringt doch aus dem Bewußtsein des Publicums, daß alle anwesenden Künstler sich bestreben, am Großen und Ganzen nach besten Kräften mitzuwirken, daß Keiner sich vordrängen, Keiner die Aufmerksamkeit auf sich allein vereinigen will, daß vor Allem Keiner unkünstlerische Mittel zur Erreichung eines Erfolges anwendet; und in diesem Bewußtsein liegt eine schärfere Kritik mancher Musikzustände in großen Städten, als der strengste Berichterstatter zu schreiben vermag. Und im Publicum existirt kein erster Rang oder Parquet, kein Unterschied durch die gesellschaftliche Stellung. Die Leistung bestimmt den Rang; wer das Beste bietet, und sich dabei noch sehr gut amüsirt, der gilt am meisten. Von der Beliebtheit und Empfänglichkeit des Publicums der Niederheinischen Musikfeste hat man im Norden keinen Begriff, sie kann nur mit der Ausdauer und Bereitwilligkeit der Ausführenden verglichen werden. Ich habe im Jahre 1868 in Köln bei einer Hitze von 30 Grad Reaumur im Saale nach dem Händel'schen Hallelujah das Publicum Minuten lang mit einer Kraft applaudiren und da capo rufen hören, als wollte es sich durch gymnastische Uebung erwärmen; und der Chor wiederholte das Hallelujah, und sang das zweite Mal mit einer Kraft und Frische — als hätte er mitten im Waldesgrün gestanden! Wenn ich nun dem freundlichen Leser noch sage, daß der Kölner Concertsaal, der „Gürzenich“ zwischen engen Straßen steht, in denen an heißen Tagen wenig gute Luft zu finden ist, daß die Vorhallen, wo die Tausende, Mitwirkende und Hörer, während der Pausen einige Erholung suchen, keinen entsprechenden Raum bieten; daß dagegen die Düsseldorfer „Tonhalle“ in einem großen Garten liegt, in dessen erquickende Frische die Seitenthüren des Haupt-

Digitized by Google

saales unmittelbar führen, während die Nebensäle und eine mit Glas gedeckte Vorhalle Schutz gegen Regen gewähren, und daß der Weg dahin durch parkartige Anlagen führt, wo den ganzen Tag hindurch die Nachtigallen schlagen; so darf ich wohl behaupten: schon die örtlichen Verhältnisse Düsseldorfs bieten die günstigsten Vorbedingungen für das Gelingen des Musikfestes! Und die Düsseldorfer Festordner und Theilnehmer verstehen auch ganz vortrefflich, alle der Stadt von der Natur verliehenen Begünstigungen durch Liebenswürdigkeit und Gastfreundlichkeit im schönsten Lichte erscheinen zu lassen. Und zu all diesen Vorzügen des Musikfestes gesellten sich die Genüsse der bildenden Kunst! Ja, freundlicher Leser, ich habe darin geschwelgt, daß ich ganz und gar meiner Sendung und Pflicht als Vertreter der „Gegenwart“ vergaß, während der sechs Tage meines Aufenthalts in Düsseldorf keine Zeile schrieb, und erst auf dem Heimwege nach Berlin mich erinnerte, daß mein verehrter Freund und Redacteur mir nicht das Bewundern, sondern die Berichte honrire! Allein er muß sich's dennoch gefallen lassen, daß ich nach Erfüllung der Pflicht des musikalischen Berichterstatters meiner Bewunderung für andere Kunstwerke Worte gebe; und der freundliche Leser, der mich bisher begleitet hat, wird auch noch einem letzten Artikel einige Blicke schenken, wenn ich ihm jetzt schon sage, daß ich von Abendbach, Camphausen, Gephard, Hünten, Knaus und Bautier erzählen werde.

A. H. Ehrlich.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Brunhild. Eine Tragödie aus der Nibelungensage von Emanuel Geibel*).

Fräulein Clara Ziegler in der Titelrolle.

Auf gewissen Büchern lastet der Fluch, daß die Kritik laut nie über sie selbst, über ihren Inhalt und über ihre Eigenthümlichkeiten spricht, sondern in denselben immer nur einen willkommenen Anlaß zu mehr oder minder geistreichen Excursen auf verwandte Gebiete erblickt. Zu diesen poetischen Unglückskindern gehört Geibels „Brunhild“. Es muß wohl schwer sein für den Recensenten, anläßlich der Besprechung dieses Dramas die wichtige Frage unberührt zu lassen, ob die Dramatisirung des Epos überhaupt möglich ist, ob dies namentlich in diesem Falle, bei dem ungeheuren Mißverhältniß zwischen den Gebilden unserer durch das Nibelungenlied angeregten Phantasie, den riesigen Recken und Hünen, und den mehr oder minder kümmerlichen Gestalten, welche die Wirklichkeit auf der Bühne zu bieten vermag, denkbar erscheint, ob die Vermischung des modernen Geistes mit der breiten Auffassung der alten Sage rathsam, ob unsere Zimperlichkeit mit der rührenden Naivetät des Nibelungenliedes vereinbar ist — diese und ähnliche Fragen zu umgehen muß, wie gesagt, besonders schwierig sein, denn thatsächlich nehmen die Erörterungen derselben in den meisten Kritiken der Geibel'schen „Brunhild“ mehr Raum in Anspruch als die Besprechung der Dichtung. Dem gegenüber und gegenüber der katalogisirten Nachschlagekritik des gewissenhaften Theaterstatistikers in der Krenzzeitung, der mit einem wahren Bienenfleiße Buch führt über alle auf die Hofbühne bezüglichen Erscheinungen, wird der Versuch, die Geibel'sche Dichtung zu besprechen wie sie ist, ohne rechts und links auf die Leistungen der Vergangenheit und die Aufgaben der dramatischen Zukunft zu blicken, vielleicht sogar originell sein. Das Allgemeinere sei hier nur mit Einem Satze erwähnt, welchen ich einem Briefe des Dichters entnehme: „Wirkliche und scheinbare Mängel des Stücks“, schrieb mir Emanuel Geibel vor einiger Zeit, „beruhen auf der eigenthümlichen Natur des Stoffes, der mir nur die Wahl ließ, entweder die epische Riesenhaftigkeit der Gestalten sammt den im Liede gegebenen mythologischen Motiven nach Kräften herauszuarbeiten, aber auf Kosten der Composition und der dramatischen Bewegung, oder um der letzteren willen die Charaktere auf den menschlichen und darum allerdings viel weniger imponirenden Maßstab zurückzuführen. Ich hab das zweite wählte, lag eben in meiner dichterischen Individualität“. Geibel hat damit meines Erachtens den richtigen Weg eingeschlagen. Hebbel ist bekanntlich später den andern gegangen und hat Geibel durch die heroische Großartigkeit seiner Figuren, namentlich der männlichen, vielleicht ebenso übertroffen, wie er im eigentlichen künstlerischen und dramatischen Aufbau des Ganzen hinter dem Dichter der „Brunhild“ zurückgeblieben ist.

Geibel hat demgemäß die mythologische und übersinnliche Beimischung der alten Sage aus seiner modernen Dichtung völlig ausgeschieden. Der moderne Dichter bedarf nicht der Tarnkappe für Siegfried, die diesen unsichtbar macht und auf diese Weise, von den Andern ungesehen, die Riesenthaten für König Gunther verrichten läßt. Bei Geibel besiegt Siegfried in Gunthers Rüstung, „geschlossenen Aethems“, das Hünenweib Brunhild im Zweikampf, und auch der leibhaftige Siegfried ist es, der unter dem Schutze der finstern Nacht die ungeflüme Männin im Ehegemache bändigt. Auf diese Weise stellt der Dichter an uns nicht größere Zumuthungen als die Dichter der meisten andern modernen Stücke. So sehr diese Mäßigung in der dramatischen Licenz anzuerkennen ist, so gewagt und heikel ist dieselbe auch. Dadurch, daß der Dichter die Vorgänge auf eine mit den natürlichen Sinnen faßbare Weise motivirt, daß er dieselben uns mit nüchternem Sinn begreifen und unsere Phantasie aus dem Spiel läßt, kommen wir selbst in eine etwas nüchterne Stimmung hinein, welche die Auffassung dieser Vorgänge schädigt. In dieser Stimmung aber kann uns die derbe Naivetät, welche dem Stoff des Epos eigen ist, anstößig, die großartige Kindlichkeit des Stoffes kann uns komisch erscheinen. Und wenn auch der Dichter mit sicherer Hand sein Fahrzeug an der gefahrvollen Klippe vorbeisteuert, er muß durchaus gute Mannschaft an Bord haben, um zum sichern Hafen zu gelangen. Das Geibel'sche Drama erhielt eine vorzügliche Darstellung, sonst können Einzelheiten leicht eine unbeabsichtigte komische Wirkung hervorbringen. Die Berliner Aufführung hat den Dichter vor dieser Gefahr nicht bewahrt.

Von den modernen Dichtern hat wohl keiner mehr unter dem Vorurtheil zu leiden als Geibel. Weil Geibel vor so und soviel Jahren im ersten Stadium seiner dichterischen Thätigkeit zahlreiche allbekannt gewordene lyrische Gedichte geschrieben hat, in welchen die Zärtlichkeit der Empfindung, der wunderbare Wohllaut der Verse besonders auffallen, aus diesem Grunde gilt er auch heute noch als der Vertreter der schmachtenden Lyrik, als der göttliche Sänger unserer herumwachsenden blondgelockten Jungfrauen. Es hat ihm wenig genützt, daß er diesen Köhlerglauben durch eine lange Reihe seiner späteren dichterischen Schöpfungen voll Saft und Kraft thatsächlich widerlegt hat. Wenn man Geibel als das bezeichnet, was er in Wahrheit ist: als den Schöpfer einiger der wuchtigsten und energischesten Gedichte, welche die Gegenwart überhaupt hervorgebracht hat, so wird man vielfach, selbst in unterrichteten Kreisen, Kopfschütteln und Widerspruch hervorrufen. Geibel rangirt nun einmal nach dem allgemeinen Glauben zur Kategorie der weichen Lyriker, und somit erscheint es als selbstverständlich, daß er im Drama nur mehr oder minder geschickte Dilettantenarbeit liefern könne. Nun, die Vorstellung der „Brunhild“ auf der Hofbühne wird hoffentlich vom Gegentheil überzeugt haben — und wahrlich nicht die Darstellung hat des Verdienstes dieser Umstimmung zu rühmen. Geibel verfügt nicht nur über das Wort wie wenig Schriftsteller, nicht nur die poetische Empfindung versteht seiner Dichtung einen besonderen Werth, er ist vor Allem auch echt dramatisch. Er versteht es, die Handlung zu wirkungsvollen und ergreifenden Situationen anzuspitzen, und er steigert die Wirkung von Act zu Act. Das Geibel'sche Originalmotiv in seiner Handlung, die geheime Liebe Brunhilds zu Siegfried, bekundet gleich den wahren dramatischen Dichter. Einige Kritiker wollen dies Motiv in den Nibelungen selbst schon angedeutet sehen. Ich habe vergeblich danach gesucht. Nachweisbar ist die Liebe Brunhilds zu Siegfried aus der ältern Sage, nicht aber aus dem Nibelungenliede. Und dennoch läßt sich Brunhild nur begreifen, wenn sie Siegfried geliebt hat. Das hat Geibel mit dem Instinct des Poeten richtig herausgefühlt. Brunhild, welche lediglich aus Schmerz über die physische Ueberlegenheit des Dienstmannen Siegfried diesen hinmeucheln läßt, ist unmenschlich und widerwärtig; Brunhild aber, welche Siegfried liebt, und nachdem sie erfahren, daß der Geliebte sie gedankenlos und einem Andern überlassen hat, den Untergang des Helden herbeiführt, ist menschlich und wahrhaft tragisch. Diese unglückliche Liebe Brunhilds für Siegfried gehört einer der schönsten, wirksamsten Auftritte des Dramas: die herrliche Scene zwischen Siegfried und Brunhild und den darauf folgenden Monolog der Brunhild. Die Eifersucht, die verschmähte Liebe Brunhilds motiviren auch ganz naturgemäß den gewaltigen Zank der Weiber beim Kirchgange, welchem nach unseren heutigen Anschauungen im Epos das rechte Motiv fehlt. Nun, da sich zur verschmähten Liebe Brunhilds und zu ihrer Eifersucht noch das Gefühl der tiefsten Scham, des gekränkten Stolzes gesellt, nun begreift man, daß sie den finstern Anschlag gegen den,

*) Stuttgart. Cotta'scher Verlag. 1861.

Digitized by Google

der all ihr Leid verschuldet, das Werk setzt. Die Scene vor der Kirche ist in der Dichtung geradezu meisterhaft. Wie schade, daß bei der Aufführung so wenig angewandt war, um auch äußerlich durch ein belebtes großes Massenbild die Stimmung auf die Höhe der dichterischen Situation zu heben. Man kann sich allerdings denken, daß die Worte der Chriemhild noch mehr wirken könnten, als dies im Kgl. Schauspielhause der Fall war:

„Ha, was war das! Dem schnödem Ch'lett redest du,
Und von Entsetzung? War's nicht also? Nun beim Thor!
Das wäre sterbbar, wär' es nicht so lächerlich,
So unermeßlich lächerlich, wo wir zu mir.
Ja, schürze nur die stolze Lippe, runzle nur
Die Brauen, Wölfin! Einen Spiegel zeig' ich dir,
Daß du die eignen Königszähren drin beschaun'st,
Und dann, dem Bastlosen gleich, jederzeit magst.
Denn dieser Siegfried, welchen du als schönen Knecht
So ganz mißachtest, dieser selbe Siegfried war's,
Der bezwang, in König Gunthers Bild verstellt,
Im Brautkampf Isenstein, Brünhild' und Sieg entriß.
Und wär' es das nur! — Aber nein! — Gedenkst du noch
Des ehernen Armes, der in tiefer Finsternis —
Zwei Nächte sind's — dich bändigt und gewaltsam dir
Den starren Nacken beugte?
Gedenkst du sein? — Nun wisse, das war Siegfrieds Arm!
Da sagst du, Stolze, leuchtend, mit gelöstem Haar
Zu Füßen ihm, und hieltest seine Knie umfaßt,
Und flehtest Schonung tiefzerknirscht und bereut ihm
Dein ganzes hochgeflochtenes Gebäude zu Schutt zu Sühne dar.
Doch Er, der Bettler — hörst du's? — er verschmähte dich,
Um mich, um mich verschmäht' er dich, und ging davon,
Dich Gunthern lassend, deinem großen Könige!"

Aus der ganzen Anlage in der Geibel'schen Tragödie ergiebt sich von selbst, daß Brunhild, nachdem sie das Werk ihrer Rache vollbracht hat, untergehen muß. Aber die Ausführung dieses sich von selbst ergebenden Motives ist wiederum dem Dichter ganz herrlich gelungen. Als Brunhild die Leiche Siegfrieds vor sich sieht, sühnt sie zunächst die dämonische Lust, „den vollen Kelch des Sieges noch zu leeren."

„Ha, stolzer Mann,
Lernst du nun Demuth? Auf die Aerme dich
Nun selbst gebändigt, Jungfrauenbändiger?
Nun liegst du hier,
Ein schmählich Bild von Gestern, mir zu Füßen,
Stumm bei dem Stand, und stegreich über dir
Frohlock' ich, und —
O Lüge! Lüge! Lüge!
Ich trag' es nicht. — Verstockt die Lippe, die
So trotzlos prahlen wollte! Hier ist nichts,
Nichts, nichts, als grenzenloses Weh! Denn Ich
Hab' dich getödtet!"

Welch' ein Moment für die Darstellung! Wie sich da durch die elende Prahlerei die gewaltige Stimme der wahren Liebe unaufhaltsam hindurchdrängt und die Selbstlüge überstürzt. Um das zu veranschaulichen, und das Herzerschütternde dramatisch zu gestalten — dazu gehört allerdings mehr als eine riesenhafte Figur, mehr als ein mächtiges Organ; dazu bedarf es der Innerlichkeit, nicht der äußerlich aufgesetzten und mit Kraftercitien prunkenden Leidenschaftlichkeit, sondern der aus dem Innern herausbrechenden, lohernden, wahren Leidenschaft. Da müssen neue, noch nicht gehörte Töne in das Ohr dringen und das Innere des Zuhörers erbeben machen. Von Fräulein Ziegler freilich hörten wir nur dieselben Töne, die sie in allen erregten Situationen vorher schon in unvisfenhafter Weise gebraucht hatte, dasselbe Fortissimo mit demselben jähen Umschlag zum Pianissimo, denselben hellen, hohen Klang und dasselbe dumpfe Glockengeläute. Die Darstellerin überrascht uns, wenn sie sich an Siegfrieds Leiche erstickt. Wie können uns sehr gut noch eines solchen Ersticken hineindenken, in welchem sie eben so weiter spricht wie in den sonst vorhergehenden. Von der Steigerung bis zum nothgedrungenen Entschluß des Selbstmordes war wenig wahrzunehmen.

Und da wir nun einmal die Darstellung berührt haben, so möge die weitere Würdigung der Dichtung dem Leser selbst überlassen bleiben. „Brunhild" ist seit zehn Jahren gedruckt.

Es ist ein unangenehmes Ding, wenn das kritische Gewissen eines Einzelnen in Collision geräth mit den Anschauungen der großen Majorität, und wenn dieser Einzelne noch dazu seine Meinung öffentlich aussprechen muß. Ich schicke daher allem Anderen die Bemerkung voraus, daß die folgenden Zeilen nichts Anderes sind und nichts Anderes sein sollen, als der Ausdruck meiner Ueberzeugung. Wenn ein Autor mit vielem Fleiße ein Buch schreibt, ein Musiker eine Oper componirt, ein Maler ein Bild malt oder ein Bildhauer eine Statue meißelt, so kommt es mit immer grausam vor, wenn die Kritik dem fertigen und nahezu unabänderlichen Werke gegenüber ein verwerfendes Urtheil ausspricht. Anders verhält es sich mit den Leistungen der ausübenden Künstler, denen jeder neue Abend auf's Neue die Gelegenheit bietet, ihre künstlerische Schöpfung zu modificiren, wenn sie es für richtig halten; denen am Dienstag die Gelegenheit geboten ist, eine Scharte vom Montag auszuwetzen. Wenn nun der ausübende Künstler gar zu den Höchstgefeierten gehört, wenn er mit Ehren überhäuft wird, wenn ihm der Beifall, den er erringt, in der unmittelbarsten und greifbarsten Weise, wie auf der Bühne, durch jubelnden Hervorruf entgegentritt, wenn er — auch dieser Punkt muß nebenbei berührt werden — für seine Reproduction nicht nur relativ, sondern auch absolut, materiell ungleich günstigere bedacht wird als der Producent; dann sehe ich nicht ein, weshalb man da unbillige Rücksichten nehmen und leistererseits sich an den Gefeierten heranwagen sollte. Fräulein Ziegler besitzt Alles, sowohl der künstlerische Gregel dürfte. Ihr Erscheinen übt allüberall eine ungewöhnliche Anziehungskraft aus, das Publicum jauchzt ihr entgegen und klatscht sich die Hände lahm, die Kritik ist zum wettaus größten Theil verschwenderisch in ihren Lob und überaus haushälterisch im Tadel; nur selten erheben sich einige Stimmen, welche nicht im Tacte der allgemeinen Jubelouvertüre singen. Zu diesen gehört — ich spreche absichtlich ganz persönlich — auch die meinige. Mich überfällt ein schwermüthiges Gefühl, wenn ich mir vorstelle, wohin wir mit unserer heutigen Schaunspielkunst kommen, in der eine Künstlerin wie Fräulein Ziegler eine der ersten Stellen einnehmen kann. Von der größten französischen Tragödin sagte ein geistreicher Kritiker — es giebt bisweilen auch solche — sie sei „eine goldene Klinge in thönerner Scheide." Ja, die äußerliche Hülle der Rachel war gebrechlich, aber wie loderte darin der Geist, die Empfindung, die Leidenschaft! Von Fräulein Ziegler könnte man just das Gegentheil sagen. Aeußerlich ist sie ausgestattet wie wohl kaum eine Künstlerin vor ihr: die hohe Gestalt, der starke, aber schön gegossene Arm, der Kopf mit seinem trotzig dramatischen Ausdruck, die breiten Bewegungen, die sich von selbst zu runden scheinen, alles das hat sie zur Tragödin geradezu geschaffen. Dazu ein Organ, glockenrein und in der wohlthuendsten Alltage, kräftig bis zum Gewaltigen und wiederum von wunderbarem Schmelz in den weichen Tönen. Es ist herrlich. Aber nun sind wir auch ungefähr fertig. Alles, was und Fräulein Ziegler bietet, beschränkt sich auf die Exposition der eben geschilderten natürlichen Schönheiten. Wenn wir Fräulein Ziegler einmal gesehen haben und wissen, wie sie beschaffen ist, wenn wir eine einzige längere Rede von ihr vernommen haben und wissen, wie sie ein Fortissimo anstimmen kann, dessen wir eine weibliche Kehle kaum für fähig halten, und wie sie im frappantesten Gegensatz plötzlich zu einem bewundernswürdigen Piano umschlägt — wenn wir uns mit ihren Abendverlichkeiten, die keineswegs mit der künstlerischen Eigenart zu verwechseln sind, vertraut gemacht haben, dann kann uns Fräulein Ziegler nichts Neues mehr sagen; und es ist ziemlich gleichgültig, ob wir sie in diesem oder jenem Trauerspiel, im ersten oder fünften Acte sehen. Wir bleiben kühl bis an's Herz hinan. Der lärmendste Ausbruch der vorgeschriebenen Leidenschaft erregt dann kaum noch Staunen und löst uns sicherlich ungerührt. Es sind nicht die Worte des Dichters, welche wir vernehmen; nicht seine Empfindungen und Gedichte werden uns durch den beredten Mund übermittelt; wir hören eine Rolle declamiren, die ebenso äußerlich aufgelegt zu sein scheint, wie die Theaterschminke. Ich vergesse, wenn ich Fräulein Ziegler sehe, niemals, daß ich im Theater bin und daß mit da alle möglichen Geschichten erzählt werden, die nicht wahr sind. Ich glaube dieser Brunhild nicht, daß sie Siegfried liebt, daß sie ihn haßt, daß sie ihn tödtet. Sie redet mich nicht fort, sie erhebt mich nicht, sie erinnert mich beständig daran, daß ich mich im Parquet befinde. Wenn das dramatische Kunst ist, dann muß man sich zunächst über den Begriff „dramatische Kunst" verständigen. Ich begreife es nicht. Wenn auch ab und zu, man möchte fast sagen: zufällig, der rechte Ton der leidenschaftlichen Empfindung getroffen wird, so wirkt auch er nicht, weil derselbe Ton schon vorher ganz ungehörig ausgewandt wurde. Es wäre gewiß im höchsten Grade zu bedauern, wenn der Erfolg, welchen — ich constatire dies noch einmal ausdrücklich — Fräulein Ziegler überall erringt, dazu führen sollte, ähnliche Künstler dieser Richtung heranzuhilden. Der Maßstab würde dann nicht an die künstlerischen Leistungen, sondern an die Persönlichkeiten selbst gelegt werden, und das scheint mir nicht das Richtige. „O, müßige Dich, hör auf!" sagt Gunther in Geibels Dichtung, und leider antwortet Brunhild: „Ich will nur Maß nichts wissen." Welch ein Wort!

Um auch einige Einzelheiten hervorzuheben, sei mir die Bemerkung gestattet, daß sich die Betonungen des Fräulein Ziegler fast immer übertrieben und oft geradezu unrichtig sind. Sie declamirt z. B.

„Du kannst es nie ermessen, was es heißt:
Den Einen lieben und den Andern doch,
Von dem Dein Herz nichts weiß, mit Leib und Seele
. . . . . unterworfen sein."

Digitized by Google

In diesem Falle ist das Wort „Seele“ keineswegs die Steigerung, wie wohl sonst in der bekannten Redensart „Leib und Seele“. Brunhild sagt in der That besondern Werth darauf, daß auch ihr Leib dem Nichtgeliebten unterworfen ist. Für Jemand, der die Nibelungen kennt, bedarf dies keiner Motivirung; wenn hier betont wird, so muß „Leib“ zum mindesten ebenso stark betont werden wie „Seele“. Fräulein Ziegler sagt ferner in der Scene vor der Kirche, mit unendlicher Betonung des letzten Wortes, zu Chriemhild:

„Du aber hast, abschwörend Deiner Fürstlichkeit,
Dich selbst entehrt in dienstbar schnödem Ehebett.“

Das ist gerade zu unrichtig. Auf das „Ehebett“ kommt es gar nicht an, sondern auf das „dienstbar schnöde“. In diesen Worten allein ist die tödtliche Beleidigung enthalten, welche zur Katastrophe führt; der sogenannte Drücker am Schluß ist ganz unpassend. Es könnten noch mancherlei derartige Fehler verzeichnet werden, aber dies würde zu weit führen.

Auf ein recht böses Versprechen muß ich doch noch aufmerksam machen. Fräulein Ziegler sagte: „Hast Du jener Nacht vergessen, nach Siegfrieds Abschied, als eine riesige Schlange wie Schafsnacht mich umwand?“ — Das Publicum klatschte sehr bald darauf lebhaft und schien das ganz in der Ordnung zu finden. Gedbel aber hat natürlich geschrieben:

„. . . . . hast Du jener Nacht vergessen,
Nach Siegfrieds Abschied, als schlafsiche Schafsucht
Wie eine riesige Schlange mich umwand?“

Ebenso machte ein anderes Versprechen einen Sag unverständlich, dadurch daß allerdings nur die Interpunction verändert wurde. Fräulein Ziegler declamirte ganz scharf: „Wer nichts mehr hofft — nichts mag — gelassen sein.“ Verstehe ich nicht. Gedbel schreibt etwas verständlicher:

„Wer nichts mehr hofft, nichts — mag gelassen sein.“

Die folgenden Verstöße in der Aufführung der „Brunhild“ sind wohl weniger der Trägerin der Titelrolle als der Regie selbst zuzuschreiben. Sind es sogenannte Einlagen für Gastspiele, so hat der Regisseur eines Hoftheaters dafür zu sorgen, daß sie von der Bühne entfernt werden, denn sie entstellen die Dichtung. Am Schluß der sehr wirkungsvollen Anfangsscene des zweiten Actes schickt Brunhild die unheimliche Sigrun mit den Worten fort:

„Hinweg, sonst thu' ich, was mich reut,
Und Deine Götter sollen Dich nicht retten!“

Gedbel bemerkt: „Sigrun ist still hinweggeschritten.“ Das ist auch unzweifelhaft das Richtige; denn Sigrun muß begreifen, daß ihr Leben, dem rasenden Weibe gegenüber, an einem seidenen Fädchen hängt. Bei uns wurde das so gemacht: Fräulein Ziegler recitirte die Verse mit donnernder Stimme, schritt auf die unglückliche Sigrun zu, erhob drauend beide Arme parallel gen Himmel, Sigrun blieb trotzig ihr gegenüber stehen, erhob, glaube ich, auch eine Hand, und ging darauf mit dem bewußten gemessenen Schritt ab, während Brunhild langsam und ruckweise die Arme senkte. Wenn sich Sigrun in Wahrheit der Brunhild gegenüber in dieser Weise verhalten hätte, so würde sie in der nächsten Minute voraussichtlich eine Leiche gewesen sein. Auch in der Schlußscene sollte die Regie dafür Sorge tragen, daß der Ausbruch der Zärtlichkeit Brunhilds für den erschlagenen Siegfried einen nicht zu grellbaren Ausdruck annähme. Das Verbot Chriemhilds, die Leiche ihres erschlagenen Gatten zu berühren, wird bei der Darstellung des Fräulein Ziegler ganz wirkungslos.

Die übrigen Rollen sind zwar keineswegs undankbar, treten aber doch der Brunhild gegenüber weit zurück. Um besten ist noch Chriemhild bedacht, welche in der Scene vor der Kirche zeitweilig sogar dominirt. Frau Eckardt spielte diese Rolle mit den ihr eigenthümlichen Vorzügen und Schwächen. Für die Rolle des Siegfried, der in den Berichten über seine Thaten allerdings interessanter ist als in den Thaten, die wir ihn vollbringen sehen, haben wir in Herrn Robert einen von Jugendfeuer durchglühten Darsteller, der die Rolle wohl vortrefflich gespielt haben würde, wenn er sie gespielt hätte. Herr Karlowa, welcher den Siegfried gab, ist seit einer langen Reihe von Jahren Mitglied der Königl. Bühne und im langjährigen Besitz sehr bedeutender Rollen des Repertoires. Ich habe mich noch an keiner Darstellung des Herrn Karlowa erwärmen können. Das mag von meiner Abneigung gegen die sogenannte declamatorische Richtung sich herschreiben. Am wenigsten geeignet erscheint mir sein düsteres Schauspielernaturell für die helle Frische und Jugendkraft des Siegfried.

Auch an Mißverständnissen fehlte es nicht. So sagt Herr Karlowa als Siegfried in der fünften Scene des ersten Actes zu Gunther, welcher ihm sein Leid klagt über die unliebsamen Erfahrungen, die er mit Brunhild gemacht hat, die Worte: „Du schwärmst, statt zu beschließen. Fasse Dich!“ und namentlich die letzteren, mit einem sehr geheimnißvollen, finsteren Ausdruck, sodaß ich glaubte, Siegfried wolle Gunther auf recht unangenehme Mittheilungen vorbereiten. In der That will Siegfried aber mit dem „Fasse Dich“ Gunther nur Trost zusprechen, und der gemüthliche, freundschaftliche Accent wäre der richtige gewesen.

Eine der schwierigen Rollen der Stücks ist unbedingt Gunther. Gunther besitzt eigentlich kaum einen sympathischen Zug; er kann leicht lächerlich werden. Und dieser gute König, der nicht aus eigener Kraft, sondern durch Siegfrieds starken Arm Brunhild gewinnt und bändigt, wird, sobald er von Brunhild entlarvt und wie ein elender Knabe entlassen wird, unwiderruflich lächerlich, wenn nicht die Persönlichkeit eines accreditirten Darstellers den schmerzigen Abgang rettet. Unsere Hofbühne befand sich in der glücklichen Lage, einen Darsteller zu besitzen, der dieser delicaten Aufgabe durch seine geistige Begabung, durch seine äußerliche Erscheinung und seine bevorzugte Stellung dem Publicum gegenüber vollkommen gerecht zu werden im Stande war. Das war Herr Berndal. Ihm hätte man es geglaubt, daß er Brunhild mit der Alles erklärenden Leidenschaft liebt, ihm hätte man geglaubt, daß er Siegfrieds bester Freund ist, ihm hätte man den Betrug verziehen, man hätte ihn bemitleidet, als er auf so unglückliche Weise von Brunhild verabschiedet wird. Gunther wurde aber von einem jungen, unerfahrenen, dem Publicum fremden Schauspieler, Herrn Goetz, gespielt, der mit seiner beständigen Polymithie in der delicaten Abschiedsscene allerdings die unangenehmste Heiterkeit hervorrief. Ueber die schauspielerische Begabung des Herrn Goetz steht uns nach dieser Probe noch kein Urtheil zu. Am besten war Herr Wünzer als Hagen, wenngleich auch diese Darstellung an einer gewissen Monotonie und Relieflosigkeit litt. Aber Herr Wünzer sprach wenigstens gut. Die Rolle der Sigrun, des unheimlichen Weibes, das mit die verhörperte bange Ahnung des kommenden Unheils durch das Stück hindurchscheicht, kann nur von einer tragischen Künstlerin von eminenter Begabung wirkungsvoll dargestellt werden. Die weichen Töne, über welche Frau Kreitdorf verfügt, reichen dazu nicht aus. Und wer hatte denn dieser Sigrun das überaus unleidsame Costüm zugefügt, das trotz der dunklen Farben viel eher den Eindruck der Heiterkeit als den des Grausigen hervorrief? Wer hatte denn überhaupt die schönen Costüme entworfen?

An einer Hofbühne, welche auf Aeußerlichkeiten Werth legt, sollten Verstöße, wie sie bei der Darstellung der „Brunhild“ vorkamen, nicht gerügt werden müssen. Die männlichen Personen tragen hier während des ganzen Stückes dasselbe Costüm, während die Frauen, wie dies ganz richtig ist, in den veränderten Situationen zweckentsprechend ihre Costüme verändern. Siegfried sieht am Morgen nach der Hochzeit zwischen Brunhild und Gunther genau so aus wie auf dem Ringblatze, da er Hagen in den Staub geworfen hat, und ebenso wie in dem Augenblick, da er zur Bärenjagd aufbricht. Ebenso sieht sich die unvermeidliche Polymithie des Königs durch das ganze Stück.

Für die Ausstattung war überhaupt sehr wenig gethan. Zu wenig. Der Abschied von Chriemhild wirkte kalt und frostig, weil man sogar die Hörner hinter der Bühne, die nach der Vorschrift des Dichters einfallen müssen, um den Aufbruch zur Jagd anzudeuten, erspart hatte. Bon König Gunthers „reichem Gefolge“ vor der Kirche sahen wir im Ganzen fünf bis sechs recht einfache Mannen.

Die Decorationen und Requisiten waren ebenfalls trourig. Einen merkwürdig beruhigenden Eindruck machte das Frauengemach der Chriemhild. Es bietet allerdings die Fernsicht auf einen englischen Park, der chronologisch nicht ganz richtig sein mag. Aber trotz dieser freundlichen Aussicht und trotz des Balcons, welcher den Ort der Handlung auf die Bellevueſtraße des Thiergartens verlegt — denn diese modernen Balcons mit diesen modernen Basen findet man nur in der Bellevueſtraße — war das Zimmer doch unaussprechlich ungemüthlich: frostig, kahl und öde auf der einen Seite, und auf der andern eine riesige Etagère mit allen möglichen Bechern und Gefäßen, die in ihrer Anordnung auf eine ausgesprochene Sammelwuth der sittigen Chriemhild schließen lassen. „Ehott, was 'ne Mosse Pöttcher!“ rief mein westfälischer Nachbar entzückt aus. Im ersten Acte wurde die Chaiselongue von Spinn und Menke durch ein darüber gelegtes Fell schnell und geschickt um anderthalb Jahrtausend verändert. Das runde Polstermöbel, dessen technischen Ausdruck ich nicht kenne, — es ist ein kreisförmiges Sopha, dessen Mitte eine Erhöhung bildet — habe ich zwar im Café français in Leipzig um die Pfeiler und auch sonst in eleganten Salonmeinrichtungen gefunden, ob aber die Nibelungen sich diesen Luxus schon gestattet haben, fällt sich einstweilen bezweifeln.

Ueber Kohl von Kohlenegge Gemeibild „Wachhiawella“, in welchem Fräulein Ziegler die strenge Gewandung der Melpomene mit der lustig flatternden der Thalia zu vertauschen suchte, ein andermal.

Paul Lindau.

Digitized by Google

Notizen.

Der herzlich intime Empfang der italienischen Gäste in Berlin hat wie kein anderer Vorgang den Wechsel der politischen Dinge den Mitlebenden vor die Augen gerückt. Zwölf Jahre etwa sind verflossen, seit ein liberaler preußischer Minister eine Depesche redigirte, die dem Grafen Cavour vorgelesen wurde und dem Sinne nach Preußens Unzufriedenheit darüber aussprechlich, daß das Haus Savoyen die italienische Aufschwelle regelrecht zu verpweisen sich anschicke. Cavours Antwort ist bekannt. Er hörte die Vorlesung mit großer Aufmerksamkeit an und begnügte sich statt jeder Erwiderung mit der zeitgemäßen Reflexion, Preußen werde vielleicht einmal in dem italienischen Bargang die Analogie seines eigenen Verfahrens ganz gern erblicken. Hätte Cavour, dessen früher Tod die mit dem Doctortitel verliehenen aberhaßwissenen italienischen Mörder auf dem Gewissen haben, fünf Jahre länger gelebt, er würde seine Prophezeiung über sein Erwarten hinaus erfüllt gesehen haben. Preußen arrondirte nicht nur sich selbst, es hatte auch noch einen Ueberschuß von Kräften zur Hülfeleistung für Italien. Und nach weiteren sechs Jahren standen die beiden Länder zusammen gegen jeden äußeren Feind, gegen Frankreich, wenn es keine Raison annehmen, gegen den Vatican, wenn die Jesuitenherrschaft dort weiter blühen und zahlose Talbeiten sich erlauben sollte. Früher gingen inländische conservative Organe mit dem Turiner Hofe nichts weniger als gärtlich um. Und jetzt ist Kronprinz Humbert zum Chef eines preußischen Regiments ernannt, während die jüngste Tochter des Kronprinzen Friedrich Wilhelm in der Taufe den schönen Namen der Kronprinzessin Margarethe erhielt. Dies wird zur Charakteristik des Fortschritts, welchen die Zeitgeschichte vollzogen, für die vergangene Woche austreichen. Sonst hat sich wenig zugetragen. Der päpstliche Kater wurde von clericaler Seite feierlich dementirt, ohne daß den lateinischen Blättern deswegen der Stoff für eine gelegentlich heitere Polemik ausgehen dürfte. Außerdem wäre nur noch der neue Aufschwung der Berliner Presse zu notiren, der nach allen Seiten hin seine Consequenzen ziehen muß. Auch wir haben Zukunftspläne, welche wir nur nicht zu frühzeitig nach deren ganzen Umfang enthüllen möchten. Vor des Geistes Auge, um mit Shakspeare zu reden, schwebt uns ein Palast mit einem Portieus von Porphyrsäulen, wo die „Gegenwart" ihren Sitz aufschlagen würde. Ein hohe lustige Marmorhalle, neben welcher der Weiße Saal im berliner Schloß wie eine Aufschaale erscheinen müßte, wäre für die Setzer bestimmt, deren Arbeit durch die Bogeleung eines von Bille dirigirten mächtigen Orchesters einen angenehmen, gemüthsamen Charakter erhielte. Die Druckfehler lebigen Impuls erhielte. Eine Legion weißgekleideter Jungfrauen faltet das Blatt und erfreut sich selbst sowie die erstaunt anphorchende Nachbarschaft durch melodischen Gesang. Solche und ähnliche Entwürfe sollen in's Leben treten, sobald wir wegen des einen weiten schattigen Park umfassenden Grundstücks von der Ausdehnung einer Quadratmeile mit den Eigenthümern, die etwas über eine Milliarde fordern, im Reinen sind und sobald wir ein Dutzend Druckmaschinen erworben haben, deren jede 200,000 Exemplare in einer Stunde liefern kann. Bis dahin werden wir unsere bisherige bescheidene Existenz pflichtertüllt weiterleben und uns daran im Stillen erfreuen, daß unser schon vor mehreren Wochen angedeuteter Rath, den Bischöfen durch Entziehung der Einkünfte beizukommen, von der Regierung und der Presse wie so manscher andere an dieser Stelle gegebene Fingerzeig jetzt nach Verdienst gewürdigt und eifrig erwogen wird.

***

Zum Goethe-Denkmal.

Der Ausspruch der Jury, welcher die schwierige Aufgabe zufällt, unter den seit einigen Wochen ausgestellten Modellen zum Goethe-Denkmal dasjenige zu bezeichnen, welches würdig wäre, den größten Dichter Deutschlands in der Hauptstadt des deutschen Reiches „bis an's Ende der Dinge", wie Georg Her zu sagen pflegte, zu verherrlichen, ist zur Stunde, in welcher wir die Redaction schließen müssen, noch nicht bekannt. Es kann sich nur um die Krönung des relativ brauchbarsten handeln, denn die übergroße Mehrzahl dieser Modelle erinnert an Goethes Wort: „Männlicher Albrecht Dürer, den die Nemlinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommener." Man sieht fast nur theatralische, den schlechtesten Schaufpielern abgelauschte, oder ganz unmögliche Stellungen. Man steht einen Goethe, der ein Bein mit einem hohen Stiefel vor sich streckt, wie ein englischer Fuchsjäger; wo das andere Bein sich befindet, bleibt der Phantasie des Beschauers überlassen. Auf einen anderen Modelle ist er dargestellt, wie er auf den Rücken sallen will (ab der Auffassung seines Bildhauers). Ein drittes zeigt uns auf thurmhohem Gestell einen Papa Wieland, und von einem Modell No. 22 wetten wir 10 gegen 1, daß jeder Beschauer, der nicht im voraus weiß, daß die Statue Goethe vorstellen soll, auf Meyerbeer rathen wird. Auf einem Bilde steht er aus wie ein alter Regisseur, der einst erster Liebhaber oder Tenorist gewesen, mit gedrehten Löckchen und pierlichem Gesichte; auf einem andern steht man nur seine Waden, auf einem dritten nur die Stickerei der Kleider. Ein Bildhauer stellt ihn dar, wie er die Hand aufhebt, um Einem eine Ohrfeige zu geben, ein anderer stehend mit gekreuzten Beinen, wieder ein anderer hat Dörings Porträt gemacht und Goethe darunter geschrieben. Ein junger Künstler ist auf die Idee verfallen, ihn als griechischen Gemälleverkäufer zu meißeln; ein berühmter Künstler giebt ihm Füße, nach denen Goethe an der Wasserkunst gestorben sein müßte. Endlich hat einer den famosen Gedanken angebracht, seinen Goethe gleich hinter eine hyanische Wand zu stellen, damit ihn Niemand sehe und beurtheile. Uns dünkten die Modelle von Schaper und Pfuhl noch die besten: doch wer kann nach Einbrücken, wie den durch die vorher beschriebenen Modelle hervorgerufenen, zu einer reinen ästhetischen Anschauung gelangen, wenn nicht gerade ein ganz bedeutendes Meisterwerk ihn sofort der ganzen Sphäre der Verkehrtheiten entrückt?

***

Cäsar und die Gallier von H. Köchly. Berlin Fr. Duncker 1871.

Wie der Anfang des großen Krieges von 1870 und der unerhörte Frevelmuth, mit welchem die Franzosen, diese Jahrhunderte lang durch die Gunst der Verhältnisse verzogene und mit durch unsere unentschuldbare Zuthat verwöhnte Nation, sich in denselben stürzten, unwillkürlich anrtrieb, die neuen Gallier mit den alten, von Julius Cäsar so scharf gezeichneten Bewohnern eines reichen und zu glücklichem Dasein gemachten Landes*) zu vergleichen, so führt der pathologische Zustand Frankreichs nach dem Kriege wiederholt auf diese historische Parallele zurück.

Noch einer Niederlage ohne gleichen, voll grausen Ernstes und, man sollte glauben, empfunden bis ins Mark hinein, die nämliche Verblendung und Selbsttäuschung wie zuvor. Die französische Nation, statt angesichts des drohenden Ruins sich zum inneren Aufbau zu rüsten, bleibt das alte Spielzeug herrsch- und vobsüchtiger, sich zerfleischender Parteien, jenem Geschick verfallen, dessen Unheil und Entsetzen der tiefste Kenner der menschlichen Leidenschaften, der Sohn des Olorus, für alle Zeiten geschildert hat; statt also zu den Werken des Friedens sich zu rüsten, bereitet man einzig und allein einen wahnsinnigen Krieg der Rache und der Vergeltung. In der That, die Athnlichkeit der Natur und der Leidenschaften ist so groß, diese modernen und jene alten Gallier haben so vieles und so besonderes gemeinsam, daß man in den Franzosen die Nachkommen und Erben jener Stämme herausspürt, durch deren Besiegung der große Julier die Obergewalt in der sinkenden und unterwühlten Republik an seine Adler gebunden hat.

Diesem geschichtlichen Gleichniß ist auch Herrn Köchlys Vortrag zugewendet, ein im Rahmen jener Epoche römischer Zustände sicher und wirksam angeschlossenes, des Philologen und Geschichtsforschers würdiges Bild. Wenn derselbe das Tatanische Dictum „plerumque Gallis duas res industriosissime persequitur, rem militarem et argute loqui" in den zwei Worten „gloire" und „esprit" der heutigen Franzosen wiedergiebt, so ist eben damit die Seele der Verwandtschaft getroffen.

Die sichtvollen Ausführungen, welche dieser Schrift für uns Deutschen beigegeben sind, machen dieselbe einem weiteren Lesekreis empfehlenswerth. Auch von diesen unsern Feinden können wir noch lernen; noch ermangeln wir jenes allgemeinen und unverbrüchlich heiligen Nationalgefühles, welches gerade die Franzosen sammt und sonders, selbst bis zum Fieberwahn erfüllt. Noch muß erst jenen der Mantel gleißnerischer Scheinheiligkeit und diesen die Maske gemeiner Selbstsucht abgerissen werden, damit Schimpf und Schande die enthüllte Blöße trifft, so herzhaft-kühn, so zuchtgerecht, so unbarmherzig, wie es jüngst am hellen Tage in Berlin, zur Freude aller Guten und zum Schreck aller Bösen geschehen ist.

Ob unsere Ultras des Lernens fähig sind und die gallische Schule abstreifen, steht — so überaus es zu wünschen ist — inbolange zu bezweifeln, als dieselben, wie die Franzosen, den Begriff der Freiheit aufgeben lassen in jenem des Gleichheit und dabei die arbeitende Classe, wie man sie kürzlich hoch, so auch innerlich zu bessern versäumen: „the working man has his good qualities and his bad qualities, and the extravagant adulation with which he is too often treated, is at once foolish and demoralising. If he were less flattered, he would perhaps be more respected" — diese Warnung möge hierorts wiederholt ausgesprochen werden.

G. M. Th.

*) Die Gallier — sagt schon Josephus in einer seltener angeführten Stelle (de bello Jud. 2,16.) — haben die Caelten der Glückseligkeit im eigenen Lande und erfüllen mit ihren Gütern fast die ganze Welt.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Die Stuttgarter Hofbühne.

Zur Abwehr.

Herr Georg Köberle hat kürzlich unter dem Titel „Die Theater-Krisis im neuen deutschen Reich“ ein Buch erscheinen lassen, in welchem er unter manchen andern Personen auch den Schreiber dieser Zeilen mit seinen Angriffen bedacht hat. Wäre mein Ruf als Dramaturg um Theaterdirector so anerkannt und bewährt wie z. B. der meines Freundes Laube, so würde ich ohne Zweifel über die Ausfassungen des oben genannten Schriftstellers Nr. Schiefer zucken und mich hüten, darüber auch nur ein einziges Wort zu verlieren. Da ich aber noch ziemlich neu in meiner Stellung bin und nicht darauf rechnen kann, die künstlerischen Grundsätze, die mich leiten, in weiteren Kreisen gewürdigt zu wissen, so halte ich es denn doch für meine Pflicht den ebenso dreisten wie unwahren Behauptungen jenes Dramaturgen mit einer offenen Erklärung entgegen zu treten.

Es wäre nicht schwer, diese meine offene Erklärung ebenso wagwersend und beleidigend zu machen, wie es die Absichtlte der vorher angeführten Schrift sind, die sich mit mir und meiner Wirksamkeit an dem Stuttgarter Hoftheater beschäftigen. Da ich aber, seit ich die literarischen Kinderschuhe ausgetreten, immer gewohnt gewesen bin, mich eines anständigen Tones zu bedienen, und alle persönliche Gehässigkeit vermeidend, nur redlich die Sache in's Auge zu fassen, so will ich auch hier, den gröbsten Entstellungen und Verdächtigungen gegenüber, mich nicht verleiten lassen von meiner Gewohnheit abzugehen, sondern meiner Entgegnung überall nur den Charakter einer zwar wothgedrungenen, aber ruhigen Abwehr möglichst zu wahren suchen.

Herr Georg Köberle leitet seine Feindseligkeiten in dem Abschnitte „Die dramatische Kunst in Stuttgart und das Theater zu Leipzig“ mit einem echt jesuitischen, wohlberechneten literarischen Bechersteiche ein, indem er mit Verdächtigungen und damit beginnt: die aller unschuldigsten Dinge in das ungeheuerlichste Licht zu setzen. Der genannte Herr will zunächst „in allen Theatergenteurjournalen Feodor Wehl als Messias des Theaters gefeiert“ gefunden haben — ein Fund, den er indeß nur mit einem Bericht in der „Allgemeinen Theaterchronik“ belegt, worin eine freundlich gesonnene Seele mit „ein bedeutendes Streben“ und „einen strengen, aber liebenswürdigen Eifer“, ich lasse es dahin gestellt sein, mit viel Grund oder Ungrund, zugesteht.

Diesen Umstand führt Herr Köberle indeß nur an, um sogleich wörtlich beizufügen:

„Selbst der in früheren Jahrgängen über Kunst und Literatur gut berichtete „Illustrirte Kalender für 1872“ von J. J. Weber, der nebenbei auffallenderweise die Stuttgarter Hoftheaterintendanz als unbesetzt bezeichnet und den Untergebenen des thatsächlich amtirenden Intendanten, den Herrn Hofrath Wehl, als das Factotum der Bühnenleitung hinstellt, windicirt dieser Leitung einen Tact, laut welchem das dermalige Stuttgarter Theater unbedingt als das ersten hervorragenden in Deutschland erscheint. Eine verschämte Notiz unter der literarischen Rundschau desselben Kalenders, in welcher den harmlosen Jugendergüssen Wilibald Winckler's, des verstorbenen Journalonwalts der Wehl'schen Stuttgarter Dramaturgenherrlichkeit, eine nicht vorhandene Bedeutung zugesprochen und daneben aus der Kriegslyrik vom Jahre 1871 ein von P. Wehl im Jahre 1870 geschriebenes und verösfentlichtes Gedicht als einziges Citat wörtlich wieder allegirt wird, läßt uns einen Wahrscheinlichkeitsschluß auf die Eigenart der journalistischen Coterie machen, welcher man diese Standwollen der Buchdruckerschwärze zu danken hat.“

Ich weiß nicht, wie weit Herr Köberze die früheren Jahrgänge des J. J. Weber'schen „Illustrirten Kalenders“ im Auge hat; sicher aber ist, daß seit einer längeren Reihe von Jahren die Literaturübersichten desselben aus meiner Feder stammen. Kein einziger Berfasfermann ist in dem Buche genannt, also auch der meinige nicht. Ich habe indeß nie Grund gehabt, aus irgend einer Rücksicht meine Betheiligung an dem Kalender zu verleugnen, und es entschieden auch in Stuttgart nicht gethan. Nun giebt aber Herr Köberle die Angelegenheit derart, als ob er durch diplomatische Spitzkraft ein großes Geheimniß und dabei zugleich meinerseits eine ganz entsetzliche Hinterlist entdeckt. Ist doch in diesem Kalender, in der ganz für sich bestehenden Theaterstatistik die Stuttgarter Hoftheaterintendanz als unbesetzt bezeichnet. Es steht da: „Stuttgart, königl. Hoftheater. — Intendanz: . . . . . Artistischer Director: Oberhimer Hofrath Dr. Wehl“.

Diese statistische Zusammenstellung sämmtlicher deutschen Bühnen und ihrer Vorstände wird, wie auf der Hand liegt, nach den officiellen Theateralmanachen von Koeber, Entsp u. s. w. gemacht, und da bestindet sich überall unter Stuttgart angegeben: „Intendanz vacat“.

Selbstverständlich bin ich an dieser amtlichen Angabe vollständig unbetheiligt, und es kann von einer von mir ausgehenden Verleugnung eines Vorgesetzten oder Ueberhöhung in meiner Stellung keine Rede sein. Doch mit dieser böswilligen Unterstellung ist es nicht genug. Herr Köberle findet ausserdem das Stuttgarter Hoftheater in demselben Kalender, in dem Bühnenstatistik, als erste und hervorragendste Kunstanstalt hingestellt, ferner dem verstorbenen Wilibald Winckler, welcher sich erkühnte Herrn Köberles Schauspiel „Max Emanuels Brautfahrt“ nicht unbedingt zu bewundern, „verschämt eine nicht vorhandene Bedeutung zugesprochen“ und endlich aus der Kriegslyrik vom Jahre 1871 nur ein Gedicht von mir mitgetheilt: so daß es auffallen muß, als hätte ich aus jener gangen herrlichen und die Herzen entflammenden Literatur nur ein Lied von mir als Probe anzuführen für würdig erachtet.

Meine armen, so schwer verdächtigten Verse aber, weit davon entfernt eine solche Anzeichnung beanspruchen zu wollen, sollen nichts als den Ruhm der neuen Kriegslyrik andeuten und besagen, daß der poetische Geist von 1813 in ihr abermals erwacht gewesen sei:

So tönet jetzt auch wieder,
Besanzert und bewehrt,
Das wilde Heer der Lieder,
Das durch die Lüfte fährt.

Winckless ist weder verschämt noch in übertriebener Weise gedacht. „Flott und drastisch wirksam sind die patriotischen Gedichte von Wilibald Winckler „für das rothe Kreuz“, in denen manche ergreifende Nummer zu finden ist“, heißt es S. 116 zwischen dem Zeitgedichten von Edmund Jndeich und „Germania“ von Rud. Kulemann, also in Reih und Glied, schlicht und wahr.

Was nun endlich dies hervorleuchtende Lob der Stuttgarter Hofbühne im Theaterkalender betrifft, so beschränkt sich dasselbe auf die vorzugsweise Mittheilung meines Festprologs zum Einmarsch der württembergischen Truppen, die allerdings in freundlicher Rücksicht auf den Mitarbeiter, aber entschieden auch nur darum gedruckt, weil darin mit Wärme und Bewußtsein die Ansicht ausgesprochen wird, daß die deutschen Siege von 1870 und 1871 nicht nur zum Vortheil der politischen Stellung der Nation, sondern hoffentlich auch unserer Künste gereichen werden.

Nicht für die Freiheit hebt Ihr nur gestritten,
Ihr kämpftet nicht allein für Haus und Heb,
Auch für die Tugend und die reinen Sitten,
Für alles Schöne zoget Ihr das Schwert. ꝛc. ꝛc.

Man citirte dieses Prolog, weil er für alle Bühnen und die ganze dramatische Kunst gelten kann, nicht um das Stuttgarter Hoftheater damit besonders herauszustreichen. Die spätere, diese Bühne namentlich betreffende Stelle lautet aber in ihrem vollen Umfange nur so:

„In München führte man einen „Mazarin“ von Werther, ein kühn hingeworfenes Intrigenstück, mit Beifall auf; im Stuttgarter Hoftheater eine „Maria Stuart in Schottland“ von Wilhelm von Bartenegg, einem jungen Dramatiker, der eine Zukunft hoffen läßt. Seine Dichtung besitzt einen hinreißenden Fond von Sinnlichkeit und echt dramatischem Impuls.“

Wo ist in den hier wörtlich angeführten Sätzen etwas, das den Angaben und Folgerungen des Herrn Köberle auch nur entfernt entspricht? Wie dieser Eingang, so ist aber alles Fernere in der Auslassung des genannten Autors nur eitel Blendwerk und Spiegelfechterei.

Dieselbe in allen Punkten zu widerlegen, würde ein eigenes Buch erfordern und den Raum einer Wochenschrift überschreiten. Ich hatte mich also blos an die Hauptpunkte und an das, was auf meine eigene dramaturgische Thätigkeit Bezug hat. Hier wird mir denn Schuld gegeben, daß ich, trotz vieler guter darstellenden Kräfte, „im Ganzen und Großen mit dem Schauspiel keinen sieferen Eindruck machte und vor schwach besuchten Häusern spielte“ und

Warum? Theilweise, weil es sich allzusehr in Anspaben abgeppelt, theilweise, weil die allgemeine Fortschritt längst hinweggeschritten ist; theilweise, weil die Leistungsmöglichkeit des Personals allzusehr durch falsche Rollenbesetzungen zerstört wird; theilweise, weil selbst das classische Repertoire mit simmenstellenden Tagvorstellungen und manchmal geradezu lächerlichen Arrangements in Scene sünsi und dadurch gerade der intelligenteste Theil des Publicums, der sich durch Verunstaltungen seiner Lieblingsdramen angewidert fühlt, veranlaßt ist, solchen Aufführungen grundsätzlich auszuweichen. In letzterer Hinsicht brachte es die Tagvorderungs-Manie des artistischen Directors bereits soweit, daß bei classischen Werken die Bestimmung auf dem Theaterzettel „eigens für die Stuttgarter Hofbühne eingerichtet“ als schwere Anweisung auf ein leeres Haus gilt, und daß an solchen Abenden zuverlässig auch die tonangebenden Koryphäen des Publicums durch ihre Abwesenheit im Theater glänzen.“

Eine Reihe schwerer und niederdrückender Anschuldigungen, die, wenn sie richtig und zutreffend wären, allerdings mein artistisches Verdammungsurtheil in sich schlossen. Zum Glück glaube ich mit gutem Gewissen sagen zu dürfen, daß sie in keiner Weise stichhaltig sind. Der Beluch und Beifall

Digitized by Google

des Schauspiels haben sich seit dem Eintritt in mein Amt gehoben; das Erstere beweisen die Einnahmen, das Zweite werden die unparteiischen älteren Zuschauer nicht leugnen. Daß dies und jenes Stück, entweder neu oder neueinstudirt, minder angesprochen als ein anderes, — an welcher Bühne geschähe das nicht? Daß neben neuen, dem modernen Zeitgeiste entsprechenden Werken auch solche früherer Geschmacksrichtung dargestellt wurden, wird man nicht tadeln dürfen; denn es scheint mir eine Pflicht der Dankbarkeit und Pietät, von verdienten Dramatikern immer das eine oder andere Stück wieder zu bringen, zumal, wenn es dem deutschen Grundcharakter und Wesen entspricht und wirksame Aufgaben für einen oder mehrere Darsteller bietet. So brachten wir das reizende Lustspiel von Immermann: „Die schelmische Gräfin", „Das letzte Mittel" von Frau von Weißenthurn, „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten" von Deinhardstein, „Yelva", „Die Zerstreuten" und „Der gerade Weg ist der beste" von Kotzebue, „Die Dienstboten" und „Die Hochzeitsreise" von Benedix, „Die Braut aus der Residenz" von der Prinzessin Amalia von Sachsen und „Zurücksetzung" von Töpfer. Ich glaube nicht, daß man Grund hat, diese mehr oder weniger älteren Arbeiten zu verwerfen; auch haben sie alle noch freundlich angesprochen. Fast gar keinen Anklang fand leider „Andreas Hofer" von Karl Immermann, eine Tragödie, für die ich aus meiner Jugendzeit her eine lebhafte Sympathie bewahrt habe und welche mir, wegen der kriegerischen Begeisterung gegen die Franzosen, im Beginn des Krieges von 1870 und 1871 wohl wieder zeitgemäß zu sein schien. Auch kam dazu, daß ich meinte: die von Putlitz eben herausgegebene Lebensgeschichte des Dichters könnte der gebildeten Welt das jedenfalls berühmteste seiner Schauspiele wieder von Interesse gemacht haben. Allein hierin irrte ich allerdings gründlich und ich mußte sogar erleben, daß ein Zeitungsberichterstatter mir es zum Vorwurf machte, solchen „Mist" aufgeführt zu haben.

Daß meine Rollenbesetzungen „falsch" gewesen, kann ich keineswegs zugeben. Allerdings mußte dann und wann dabei etwas gewagt werden. Es galt eben, manche in Jahren vorgerückte Kraft anders als in ihrem seitherigen Fache zu versuchen, manche unterdrückte Begabung zu heben, mancher bedeutenden die Schwingen freier zu machen. Freilich ist nicht zu verlangen, daß ein künstlerischer Uebergang sich sofort und ohne alle Unebenheit im Spiel vollziehe. Auch der sanft geschulte und in seinem gewohnten Fache fertige Schauspieler braucht in einem anderen neuen neuer Uebung und der Aufmunterung, nicht eines wegwerfenden und hämischen Urtheils ohne alle stichhaltige Begründung.

In Frau Louise Wentzel, welche bis zu der Zeit, in der ich eintrat, sentimentale Liebhaberinnen spielte, erwächst dem Stuttgarter Hoftheater eine zärtliche Mutter, wie sie wenig deutsche Bühnen besitzen. Der warme rührende Ton des Herzens steht selten einer Schauspielerin zur Verfügung wie ihr. Dabei besitzt sie eine Feinheit des Spiels und eine Anmuth des Geistes und Witzes, daß ich fest überzeugt bin, es bedarf bei ihr nur des festen Entschlusses und eines rückhaltlosen Studiums, um sich in kürzester Zeit in eine Reihe mit Frau Amalie Haitzinger und Frau Minona Frieb-Blumauer stellen zu können. Fräulein Steinau, ehedem beliebt und geschätzt als naive Liebhaberin, hat durchaus das Zeug komische Charakterrollen und Chargen vortrefflich auszuführen. Herr Dr. Löwe und Herr Wentzel nähern sich, der eine dem Fach der großen Repräsentationsrollen und Heldenväter, der andere dem der gesetzten Lebemänner und Charaktergestalten mit sicheren Schritten. Herr Herbert, der jetzt zu Laube nach Wien geht, hat sich unter meiner Besetzungstheorie vom simplen Chargenspieler zu einer vielseitig und meist wirksam durchschlagenden, in allen Sätteln gerechten und fast immer glücklich individualisirenden Darstellungskraft entwickelt. Frau Eleonore Wahlmann hat Gelegenheit erhalten durch manche kühn, großartig und genial hergestellte Schöpfung, wie Medea, Iphigenia, Maria Stuart in Schottland, Marwood u. s. w. u. s. w. zu beweisen, daß sie mit den ersten Künstlerinnen ihrer Zeit um den Preis zu ringen im Stande ist. Frl. Rosa Frauenthal, Frl. Griebe, der immer sicher und zweckdienlich schaffende Herr Pauli, der wackere Komiker Herr Junkermann, Herr Stritt und wie unsere strebsamen Begabungen alle heißen mögen, erhielten nicht immer den zu wünschenden, aber doch hinreichenden Spielraum ihre oft überraschende Leistungsfähigkeit darzuthun. Unter solchen Umständen kann ich es verzeihlich finden, wenn hier und da einmal ein Versuch nicht gleich in allen Theilen glücken wollte. „Ein Gott nur ist mit einem Schritt am Ziel" singt Platen mit Recht. Der arme Sterbliche muß deren mehrere machen und es sich nicht verdrießen lassen, wenn er auch einmal einen vergeblichen thut.

Endlich erwähnt Herr Köberle auch meiner „eigens für die Stuttgarter Hofbühne eingerichteten" Dramen, welche „als sichere Anweisung auf ein leeres Haus" gelten sollen. Es ist nicht meine Art mich meiner Verdienste zu rühmen, aber einer so herausfordernden und wegwerfenden Aeußerung gegenüber glaube ich mir doch schuldig es auszusprechen, daß das hiesige Publicum und darunter mancher Fachverständige meine eigens für die Stuttgarter und die deutsche Bühne überhaupt eingerichteten Dramen mit sichtlicher Befriedigung und Anerkennung aufgenommen haben. Ich nenne hier nur „Ludwig der Baier" von Uhland, „Käthchen von Heilbronn" von Kleist, „Miß Sara Sampson" von Lessing, und von Shakespeare: „Hamlet" „Romeo und Julia", „Macbeth", „Komödie der Irrungen", „der Widerspenstigen Zähmung". Daß ich dafür einiges Geschick besitze, war, denke ich, durch eine Reihe von Einrichtungen erwiesen, die lange, bevor ich nach Stuttgart kam, die Feuerprobe auf den Brettern bestanden. Uebrigens meine ich, daß so etwas stillschweigend zu den Fähigkeiten eines Dramaturgen gehören müsse und lege daher darauf nur da Gewicht wo, man wie hier von Seiten des Herrn Köberle diese Fähigkeit mir bestreitet.

Herr Köberle findet in dem Schriftsteller Wehl und dem Geh. Hofrath Wehl auch zwei grundverschiedene Wesen:

„Jener entwickelt auf dem Papier Grundsätze und liebäugelt mit seinen literarischen Standesgenossen; dieser scheint eine Ueberzeugung gar nicht zu besitzen oder steht wenigstens als artistischer Leiter der Hofbühne nicht für seine Ueberzeugungen ein. Während er z. B. in den „Blättern für literarische Unterhaltung" durch Kritiken über neuere Dramen von hohem Gaul herab den vornehmen Aesthetiker spielt, wagt er den Stuttgartern scenische Arrangements zu bieten, die vor dem Matrosenpublicum eines dritten Hamburger Vorstadttheaters wohl eher am Platze sein möchten, als vor den Theaterbesuchern einer süddeutschen Residenzstadt! Während er z. B. in dem officiellen Organ der Dramatiker, in der Wochenschrift „Neue Zeit", den lebenden Bühnendichtern eine zeitgemäße Einrichtung der classischen Dramen zur Pflicht macht (ein Vorschlag, mit welchem er, nebenbei bemerkt, schon früher von Herrn von Hülsen privatim abgewiesen wurde und welcher ohnehin nicht unter den der Genossenschaft zunächst obliegenden Wirkungskreis rangirt), inscenirt er selbst in Stuttgart die Classiker mit Verunstaltungen, die geradezu haarsträubend sind."

Diese Anschuldigungen sind so windig und in's Blaue hinein gegeben, wie alle früheren und die späteren sind, wie ich noch darthun werde. Jemand, der die Stirn hat als Leitwort für seine Schrift den geflügelten Ausspruch des Feldmarschalls von Moltke: „Erst wägen, dann wagen" zu wählen, sollte füglich etwas gewissenhafter mit seinen Aussprüchen sein, als Herr Köberle es ist, der mir erst vorwirft, daß ich „mit meinen literarischen Standesgenossen liebäugele" und im selben Athemzuge doch behauptet, daß ich in den „Blättern für literarische Unterhaltung" durch „Kritiken über neuere Dramen von hohem Gaul herab den vornehmen Aesthetiker spiele".

So etwas zu thun, ist, so viel ich mich selbst zu kennen glaube, nie meine Sache gewesen. Ich meine im Gegentheil meist nachsichtig und milde, stets mit der möglichsten Achtung vor dem Geleisteten gesprochen zu haben. Dafür zeugen mindestens zahlreiche schriftliche Belege, die ich von den Besprochenen in Händen habe. Wenn ich aber Einrichtungen classischer Stücke vorgenommen, so beweist das nur, daß ich solche für nothwendig erachtete und allgemein gültige noch nicht vorgefunden habe. Damit ich nicht nöthig hätte, solche einseitig vorzunehmen und mich dafür von böswilligen und unverständigen Menschen verketzern zu lassen, deswegen habe ich jenen Antrag gestellt, den Herr von Hülsen keineswegs privatim abgewiesen, dem er im Gegentheil seine Zustimmung ertheilt und von welchem er nur befürchtet hat, daß er im Schooß des Bühnenvereins auf Schwierigkeiten stoßen würde.

Um nun schließlich sein Verdammungsurtheil gegen meine dramaturgische Thätigkeit zu motiviren, hat Herr Köberle sich bemüßigt befunden, „eine kleine Blumenlese meiner Verunstaltungen classischer Stücke, die gradezu haarsträubend" sein sollen, zusammenzustellen, um sie als Trümpfe gegen mich auszuspielen.

Wie es um dieselben beschaffen, mag man aus meinen beigegebenen Erörterungen des Näheren ersehen. Herr Köberle schreibt zuerst:

„In Schillers „Wilhelm Tell" streicht Wehl, obwohl ihm die benöthigten Gesangskräfte zur Disposition ständen, den so charakteristischen Anfang der Introductionsscene. Dagegen ist der Schluß des fünften Actes im ungefälschten Text ihm nicht wirkungsreich genug und er hängt den Schlußworten Rudenz':

„Und frei erklär' ich alle meine Knechte"

nochmals die sodann vom Chor zum dritten Mal zu wiederholenden Verse aus der Rütliscene an:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr."

Daß diese zwei herrlichen Verse, als Schluß des Schauspiels verwendet, nicht mehr recht zur Situation passen und hier nur eine unkünstlerische, auf das feinere Gefühl abkühlend wirkende Dissonanz erzeugen, kümmert Herrn Wehl nicht. Er hat eben den Juchhe im Auge, obwohl er mit derlei Geschmacklosigkeiten schon oft (und auch im vorliegenden Falle) selbst bei den oberen Galerien gewaltig abblitzte. Solchen Entstellungen conform ist denn auch die Rollenbesetzung und Inscenirung hie und da noch. So wird z. B. der Altlandamman Reding durch einen Komiker besetzt und

Digitized by Google

dadurch der Eindruck der herrlichen Rütliscene zerstört; zur Wiese bei Altdorf (Act III Scene 3) wird, obgleich Schiller ausdrücklich einen Gletscherprospect vorschreibt, ein Flachlandprospect gewählt, und es muthet den Zuschauer seltsam an, wenn sein Auge auf der Decoration nicht einmal die leiseste Andeutung auch nur eines Hügels von Maulwurfshöhe erblicken kann, indeß Tell seinem Knaben die sich bis in den Himmel verlierenden Firmen zeigt und von der Gefahr der Lawinen für den Flecken Altdorf spricht 2c.

Schillers „Tell“ wird auf dem Stuttgarter Hoftheater in der Einrichtung, Ausstattung und vorwiegend auch in der Besetzung gegeben, in denen ich das Stück hier vorfand. Der Tadel des Herrn Köberle trifft mich also eigentlich nicht oder nur insoweit, als ich den Urtext nicht wieder hergestellt. Hätte ich dies aber gethan, gewiß würde man gefunden haben, daß ich eine längst bewährte Einrichtung willkürlich über den Haufen geworfen. Wo wird übrigens ein Schiller'sches Drama ohne Kürzungen gegeben? Daß man am Schluß jene zwei Verse:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.“

wiederholte, geschah im September 1870, also zur Zeit und angesichts unseres großen Nationalkrieges und mag da wohl am Platz erscheinen. Aber auch sonst vermag ich diese zwei herrlichen Verse hier weder unkünstlerisch, noch unpassend, am Wenigsten auf das feinere Gefühl für abkühlend wirkend zu erkennen. Wenn Rudenz alle seine Knechte frei erklärt, kann die Masse, durch diese Erklärung gehoben, wohl mit Nachdruck in jenen schönen und rührenden Ausruf einstimmen, ohne „eine Dissonanz zu erzeugen“ für den Zuschauer. Daß der „Tell“ in der Wirkung zum Schlusse nachläßt, ist eine längst zugestandene Thatsache. Wenn Herr Köberle rügt, daß der Altlandamman Reding bei uns durch einen Komiker besetzt ist, so zeigt er dadurch allein, wie wenig er von der Sache versteht. Der hier gemeinte Komiker ist Herr Gerstel, den so zu kränken nur dramaturgischer Unverstand sich herausnehmen kann. Herr Gerstel, ein würdiger Veteran der Kunst, versteht vortrefflich zu charakterisiren und spielt den Reding nie ohne lebhaften Applaus des Publicums. Uebrigens weist der „Tell“ fünfundvierzig sprechende Personen auf und diese alle durchweg zweckentsprechend zu besetzen, wird auch die erste und größeste Bühne Deutschlands sich nicht rühmen können.

Weiter schreibt Herr Köberle:

„In Shakespeares „Romeo und Julie“ erhält der Zuschauer u. A. auch den Augenschmaus eines eingeworfenen ziemlich modern aussehenden Ballets.

„Massenbalgereien der Statisterie auf offener Scene, Sturm, Donner und Blitz sind in Wehls artistischem Register ein Artikel, der stets auf's Höchste ausgebeutet wird, wo sich hiezu Gelegenheit findet oder auf Grund irgend einer Andeutung des Dichters dieser Coulissenspectakel wenigstens bei den Haaren herbeigezogen werden kann. Ja, er liebt es sogar, mit derlei Zuthaten die Autoren manchmal auch da zu beschenken, wo ihm in der Dichtung diese Gelegenheit versagt wurde. So inscenirte er z. B. im verflossenen Frühjahr das Erstlingsproduct eines jungen österreichischen Dichters „Maria Stuart in Schottland“ von Wilh. v. Wartenegg. Da ist Ruthven, der grimmige Bösewicht des Stücks, in die Hofdame Argyle verschossen, erhält am Schluß des vierten Actes von ihr einen pflichtschuldigen Korb und geht im fünften ja ziemlich (?) dramatisch zu Grunde. Das war Herrn Wehl nicht genug; ihm fehlte zum vierten Act der wahre „Coulissendrucker.“ Und was that der geniale Mann! Während Ruthvens Liebesseufzern ließ er hinter der Scene den Lärm eines gewaltigen Donnerwetters los, ein Blitzstrahl fuhr durch's Fenster auf die Bühne und Ruthven fiel todt neben der ebenfalls in Ohnmacht sinkenden Argyle nieder. Das Publicum klatschte nicht über diesen Unsinn und der Herr Geh. Hofrath ließ beim Fallen des Vorhangs sein Gesicht verblüfft im Schatten der Intendanzloge verschwinden, mußte jedoch auf allgemeines Verlangen bei der Wiederholung des Stücks diese Actschlußscene in der ursprünglichen Fassung nach Vorschrift des Autors herstellen, und da zeigte sich's, daß der junge österrichische Lieutenant am ersten Abend wirklich nur durch das Ungeschick seines Stuttgarter Mentors gar so arg bloßgestellt worden war. Die Scene erprobte sich als bühnenwirksam und zählt noch zu den bessern des nicht ohne Talent geschriebenen Erstlingsversuches.“

Meine Einrichtung von „Romeo und Julia“ liegt gedruckt vor in meinem Buche „Didaskalien“ und kann von jedermann geprüft werden. Sie ist bereits von mehreren Bühnen benutzt worden. Der eingelegte Tanz ist kurz und soll in die Feststimmung einführen, auf welche Goethe und Tieck, wie bekannt, bereits ein gewisses Gewicht in der Anknüpfung und Entwicklung von Romeos und Juliens Liebe zu legen sich bemüßigt fanden.

Ich leugne nicht, daß ich mich bemühe Comparserie und Scenerie wirksam einzurichten. Der Zuschauer soll sich in die passende Situation versetzt finden. Wo Volk vorgeschrieben ist, lasse ich es mit möglichstem Antheil an der Handlung auftreten, Gruppen und Bewegung bilden. Ich bekenne gern, daß die Aufführung nicht überall meinen Absichten und Wünschen entspricht. Allein, man muß bedenken, daß Hausstatisten mir nur in geringer Zahl zur Verfügung stehen und die beorderten Soldaten nicht immer sehr anstellig sind, zu langen Proben auch nicht jeder Zeit abgelassen werden.

Mit Windgesause, Donner und Blitz geize ich allerdings nicht. Mir ist, wie im Leben, so auch in der Kunst jede Leisetreterei zuwider und ich halte für angemessen allen Sturm und Drang auf der Bühne, so weit er zweckmäßig erscheint und nicht lächerlich oder störend wird, voll und ganz zur Erscheinung kommen zu lassen. Wenn der Dichter gewisse Auftritte seiner Handlung unter der Einwirkung und dem Walten nachgeahmter grauser und unheimlicher Naturkräfte oder Vorgänge geschehen läßt, so hat er ohne Zweifel seine Ursachen dazu und ich halte es für Pflicht der Darstellung ihn dabei so zu unterstützen, daß sich im Publicum die zur Situation passende Stimmung zu erzeugen im Stande ist. Die Versetzung in die passende Stimmung erachte ich für eine Grundbedingung aller dramatischen Wirkung.

Was die beiden Schlüsse vom vierten Act der Wartenegg'schen „Maria Stuart in Schottland“ betrifft, so ist der erste wie der zweite meine Erfindung. Das ursprüngliche Ende des Actes, bei dem übrigens vom Hause aus vom Autor ein Gewitter vorgeschrieben war, ist ganz wirkungslos. Der Dichter und sein edler Gönner Grillparzer hatten das gleich mir gefunden und auf Aenderung gedacht, ohne jedoch eine recht zweckmäßige finden zu können. Als Herr Wilhelm von Wartenegg nach Stuttgart kam, beriethen wir Stunden, ja, halbe Tage lang eine Wendung, die gegen den höchst drastischen Schluß des dritten Actes nicht allzusehr abfalle. Endlich brachte ich die von Herrn Dr. Köberle ein wenig burlesk geschilderte in Vorschlag und fand sie gebilligt. Ich verhehle nicht, sie war kraß und verblüffte das Publicum etwas. Daß ich darüber mein Gesicht im Schatten der Intendantenlage sollte haben verschwinden lassen, sieht mir nicht ähnlich, denn ich pflege für Alles, was ich thue, ungescheut meine Person einzusetzen. Wenn ich mich übrigens recht entsinne, saß ich an diesem Abende auch mit Herrn von Wartenegg zusammen in der Loge meiner Frau und nicht in der Intendantenloge. Nicht „auf allgemeines Verlangen“ lediglich auf meinen eigenen Antrieb hin, machte ich den zweiten Schluß, der die so beeiserte labende Zustimmung des Herrn Köberle genießt. Im Wiener Hofburgtheater blieb man bei dem ursprünglichen Schluß des vierten Actes und dieser fiel ab. „Mit dem Schlusse des vierten Actes ist's ein ganz eigenes Schicksal“ meldete mir der Verfasser klagend genug. Nach der Aufführung in Stuttgart schrieb er mir scheidend: „Nun bin ich so glücklicher Laune, wie seit lange nicht, und das danke ich Alles — Alles Ihnen“.

Darüber kann ich die Verleumdungen des Herrn Köberle getrost verschmerzen, welcher also fortfährt:

„Mit einem ganz ähnlichen Coup verbesserte Herr Wehl auch A. Wilbrands „Grafen von Hammerstein“. Da findet sich ein Auftritt eingefügt, in welchen sich die Irmgard mit dem verzweifelten jungen Priester Eckard herumbalgt. Das Fenster, an welches Eckard während des Ringens anprallt, bricht klirrend zusammen, Eckard fällt durch und bricht den Hals!

„In desselben Dichters Lustspiel „Jugendliebe“ scheint sich Herr Wehl ebenfalls durch eine Textcorrectur verewigt zu haben. Bei der Darstellung fiel uns die Ungleichheit des sprachlichen Colorits auf. Da übergoß u. A. Fräulein Adelheid von Rosen den Herrn von Bruck wiederholt mit einer ganzen Menagerie von Liebesbezeugungen, als da z. B. sind „du Kameel, du Rhinoceros, du Bär, du Klapperschlange“ u. s. w. Nach der Aufführung drückten wir über diese heutzutage in adeliger Gesellschaft doch wohl etwas ungewöhnlichen Sprachformeln unser Befremden aus und erhielten aus den Kreisen des mitspielenden Personals die Versicherung: die Menagerie stamme nicht von Wildrand, sondern aus der Feder des Herrn Geh. Hofraths!“

Meine Aenderung im „Grafen von Hammerstein“ hat Herr Köberle wieder recht derb geschildert und scheint er hierin die an mir getadelten „Coulissendrucker“ nicht weniger zu lieben und für die Wirkung nicht minder nöthig zu erachten, wie ich. Ich hatte über den beregten Punkt an Herrn Dr. Wilbrand geschrieben und von ihm folgende Antwort erhalten:

„Auf Ihr liebenswürdiges Schreiben erst heut zu erwiedern, würde ich mir selbst als Schuld anrechnen, wenn ich nicht durch eine hastige, unaufschiebbare Arbeit einige Tage absolut verhindert worden wäre, Ihren Verbesserungsgedanken für den „Hammerstein“ ernstlich zu bedenken, — und ehe ich zu diesem ernstlichen Bedenken kam, fand ich es unmöglich und nutzlos, zu schreiben. Sie hatten da eine schwache Stelle des Stücks getroffen, die ich längst als solche empfunden; aber wie man sich oft an einer Sache völlig müde denkt, so war auch hier mein Gehirn unfruchtbar geworden. Ihre freundliche Anregung hatte den Erfolg meine productive Theilnahme wieder zu wecken und ich sage Ihnen dafür meinen besten Dank.

„Ich war bei einer der Berliner Aufführungen — einer späteren — zugegen und habe dabei denn unter Anderem die Erfahrung gemacht, daß nicht das Verschwinden und Wiedererscheinen der Irmgard am Ende des vierten Actes, wohl aber die auch von Ihnen beanstandete Art wie Eckard zu Grunde geht, abschwächend wirkt. Sie haben schon Recht: er sollte einen thätigen Opfertod finden, der sein Dasein zugleich männlicher und versöhnender abschlösse. Hier erschien mir nur das Zufällige des von Ihnen vorgeschlagenen Fenstersturzes bedenklich; auch das erschreckend Gewaltsame, die Schwierigkeit, seinen Untergang scenisch anschaulich zu machen, ohne zu kraß zu sein. Darin mag ich irren. In jedem Falle fühlte ich das leb-

Digitized by Google

hafte Bedürfniß, mich noch einmal mit ganzer Seele in die Situation zu vertiefen und zu versuchen, was ich auf meine Weise, nach meiner Empfindung, daran bessern könnte; und das Resultat, das im Wesentlichen Ihren Wunsch erfüllt, lege ich Ihnen in der Anlage bei".

Gleich nachdem ich dieselbe in Händen hatte, ließ ich sie von Fräulein Frauenthal (Irmgard), Herrn Reinau (Hammerstein) und Herrn Urban (Eckard) vor ein paar antheilnehmenden Seelen probiren. Sie befriedigte nicht; das aus dem Fenster klettern von Irmgard und Eckard, das Wiederkommen Eckards, Irmgard in den Armen tragend, zögerte die Handlung hin, verschleppte die Wirkung, dazu kom, daß Frl. Frauenthal nicht leicht, Herr Urban ein langer, schmaler Mensch ist und das Wiedererscheinen des Eckard mit Irmgard in den Armen unter solchen Umständen seine Bedenklichkeiten hatte. Wir sahen uns ängstlich und bekümmert an. Wir waren Alle insgesammt mit Feuereifer an das schöne Schauspiel gegangen und wünschten es durchweg glücklich durchzubringen. Dieser Schluß schien uns nicht ohne Gefährlichkeit. „Versuchen wir doch einmal Ihren Schluß", hieß es von allen Seiten. Ich brachte ihn in einer Nachtstunde zu Papier, ließ ihn ausschreiben und vertheilen. Unsere jungen Kräfte lernten den Text an einem Vormittag, und Nachmittag probirten wir. Eckard hat gehört, daß Irmgard, von den Drohungen des Priesters erschreckt, Hammerstein fliehen, den Tod suchen will. Als sie zum Fenster der belogerten Burg hinaus entweichen will, wirft sich Eckard ihr entgegen, stellt sich davor, ringt, verwundet, ermattet, wie er ist, mit ihr und stürzt hinab, den Tod der Treue für seinen Herrn und zugleich in ihm die Sühne für seine frevelhafte Liebe zur Gattin desselben findend.

Die Wendung ist etwas gewaltsam, ich gestehe es ein, aber sie ist nicht unberechtigt und hat, da unser genialer Maschinenmeister, Herr Lauteschläger-Bormuth, uns ein prächtig zusammenbrechendes Fensterkreuz dazu construirte, stets Beifalls gefunden. Ueberdies wird der etwas krasse Effect sinnig und glücklich durch die ursprünglichen Schlußverse des Actes besser abgemildert und in eine sanft versöhnende und rührende Stimmung übergeleitet.

Aus dem kleinen Scherz in „Jugendliebe" kann nur ein böswilliger Kleinigkeitskrämer ein Aufhebens machen. Das Backfischchen Adelheid hat alle Augenblicke den Herrn von Bruck, der es hofmeistert und damit sozusagen in die Liebe hineinärgert „das Ungeheuer" zu nennen. Ich schlug Frl. Rottmayer, welche diese kleine Person allerliebst darstellte, auf der Probe vor, um Wort nicht todt zu hetzen und langweilig zu machen, es zuweilen mit einem anderen entsprechenden zu vertauschen, und das that sie so drollig, daß sie die Lacher glücklich auf ihre Seite bekam. Ueber das große, haarsträubende Verbrechen statt: das Ungeheuer einmal: das Rhinoceros und ein andermal: der Eisbär zu hören! Wohlverstanden das, nicht du Rhinoceros, du Eisbär! wie Herr Köberle schreibt, weil es ihm natürlich paßt, die directe Anrede gravirender und undelicater erscheinen zu lassen, als es die Anwendung in dritter Person sein kann und muß.

Bei meiner Bearbeitung von Ifflands Schauspiel „das Gewissen", macht Herr Köberle mir zum Vorwurf, daß ich am Schluß „den Verbrecher Talland von seinen Kindern als den besten aller Väter" feiern und „einen Schwanz voller Sentimentalitäten" zum Besten geben lasse, um die Versöhnung zu erzielen.

Die Worte sind alle Worte Ifflands und meine Aenderung besteht hier nur darin, daß ich Talland nicht zum Schlusse sterben lasse. Das Iffland Rührstücke zu schreiben pflegte, weiß alle Welt, nur Herr Köberle nicht, wenn es gilt mir dramatische Unthaten anzudichten.

Wenn Herr Köberle ein großes Geschrei darüber erhebt, daß ich in „Maria Stuart" die Rolle des Staatssecretärs Davison gestrichen, so weiß er nicht oder will er nicht wissen, daß dies bei gar manchen Bühnen geschehen. Wo man, wie bei uns, in Frau Wahlmann eine vorzügliche Darstellerin der Elisabeth besitzt, da mag es immerhin gelten, den vierten Act mit ihrem Monologe zu schließen. Eine Künstlerin erreicht damit stets einen großen Erfolg, den durch einen vielleicht mangelhaften Davison zu beeinträchtigen nicht räthlich erscheint. Es ist bekannt genug, daß Schiller selbst nicht ängstlich in Kürzungen und Veränderungen seiner Stücke war. Diesem großen, unvergeßlichen Meister war es mit Recht auf der Bühne gar sehr um eine durchschlagende Wirkung zu thun. Man erinnere sich, wie grausam Schiller mit Goethes Egmont umgegangen. Der echte Dramatiker ist eben keine zimperlich und zaghaft verfahrende Schöpferkraft, sondern liebt mit durchgreifender Hand zu gestalten. Ueberdies, wie ich schon gesagt, wo wird ein Schiller'sches Stück ohne Kürzung gegeben? Bleiben doch beinah überall auf der deutschen Bühne die Schlußscenen der Elisabeth fort. Ich erinnere mich ganz wohl, daß eine berühmte Berliner Darstellerin eineinmal auf einem Gastspiel diese Scene durchgesetzt und als ich sie nach ihrer Rückkehr nach Berlin fragte, ob dies auch da zu thun ihre Absicht sei, entgegnete sie mir ärgerlich: „Nie wieder spiele ich diesen Schluß; nach dem Tode der Maria Stuart schnäuzt ihn das Publicum mit seinen Thränen hinweg!"

Ein Dramaturg ist eben an Erfahrungen gebunden.

Die Vorwürfe, die mir Herr Köberle in Betreff des „Fiesco" macht, treffen mich aus dem gleichen Grunde nicht wie die über „Tell". Ich fand die Einrichtung hier vor und werde erst jetzt dazu kommen eine andere einzuführen. Es läßt sich eben nicht Alles auf einmal vornehmen.

Daß ich bei der scenischen Aufführung von Schillers Glocke die Verse

„Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei."

von der Tochter des Meisters sprechen ließ, haben mir der Referent eines Localblattes und Hr. Köberle grimmig übelgenommen, indem sie darin einen großen Verstoß gegen des jungfräuliche Züchtigkeitsgefühl erkennen wollen. Ich räume gern ein, daß diese Verse im Munde der Mutter vielleicht besser am Platze wären und hatte auch die Absicht, sie dieser zuzutheilen. Nur im Drang der Geschäfte ist diese Aenderung bei einer späteren Aufführung versäumt worden. Ehrlich gestehe ich aber noch heute, daß ich in diesen Worten auch für ein junges Mädchen nichts Verfängliches zu erkennen vermag; um so weniger, als ich bei der Darstellung die Verse des Gedichtes so vertheilte, daß aus denen des jungen Gesellen und der Tochter sich erkennen ließ, wie Beide ein verlobtes Paar, das seiner Verbindung baldigst entgegen sieht. Einer am Vorabend der Ehe stehenden Verlobten dürfte am Ende diese wehmüthige Betrachtung wohl erlaubt sein.

Herr Köberle macht mir zum Schluß noch eine Menge anderer Einwürfe: er vermißt ein ersichtliches Streben nach einem großen einheitlichen Kunststil, Natürlichkeit und Eleganz im Conversationston, er findet das Pathos an hohler Dehnung, die Komik an Possenhaftigkeit leiden — ich glaube: diese Einwürfe wird er nicht dem Stuttgarter Hoftheater, sondern der heutigen Bühne insgesammt entgegen zu halten haben.

Man bemüht sich vielfach hierin Wandel zu schaffen; ob dies Bemühen mit einer Schrift wie der in Rede stehenden gefördert wird, lasse ich dahin gestellt sein. Mir däucht: hierin werden unter der hochgehobenen und flatternden Fahne hoher allgemeiner Kunstinteressen nur ganz persönliche Zwecke verfochten. Man gebe die Stücke des Herren Köberle und die Reform der deutschen Bühne wird bestens vollzogen sein. Von der Minute an, in der ich Herrn Köberle so ehrlich war zu erklären, daß ich nicht in der Lage sei, jedes Jahr ein neues Stück von ihm allen andern voran zu geben, von dieser Minute an, datirt jedenfalls eine ästhetische und moralische Entrüstung gegen meine dramaturgische Wirksamkeit, der er vorher seine bereitwilligste Unterstützung angetragen. Ich habe von diesem Antrag keinen Gebrauch gemacht, obschon Herr Köberle, dessen gnädigem Kopfnicken Deutschland die Anerkennung und Rettung von Gustav Freitags erstem Stück „die Valentin" und damit wohl von seinem Ruf und Namen zu danken hat, wie er bedentsam erzählt, sich die vornehme Miene giebt, als habe er auch mich großmüthig eine Weile unter seinen hohen Schutz in der „Allgemeinen Zeitung" genommen. Darin war ihm aber nur ein einziges Mal, wie er mir selbst geklagt hat, eine Ankündigung der zu gebenden Neuigkeiten gestattet.

Dies zur Abwehr, um vor solchen, die mich nicht kennen, nicht als Stümper und Dummkopf in einer Thätigkeit dazustehen, die ich zum Berufe meines Lebens gemacht.

Feodor Wehl.

Herrn **Rafael Joseffy in Berlin.** Herzlichen Dank für die freundliche Ueberlassung des noch nicht gedruckten Briefes Mendelsohns an seinen Freund, den trefflichen Musiker Pogner in Leipzig. Welche rührende Bescheidenheit liegt doch in den Worten des liebenswürdigen und großen Componisten, der leider schon nahezu am Ende seiner zu früh beschlossenen Laufbahn stand! Wir lassen den Brief hier folgen:

Leipzig, d. 18. April 1846.

Hochgeehrter Herr!

Da Sie mir Ihre freundliche Oster-Mittheilung auch diesmal schriftlich gemacht haben, so lassen Sie sich auch schriftlich dafür danken, und lassen Sie sich sagen, welch große, aufrichtige Freude mir Ihre Freundlichkeit bereitet hat. Wenn meine Musik einem Künstler wie Sie sind, und Ihren gleichgesinnten Freunden wahrhaft zusagen kann, so weiß ich mir keinen äußern Erfolg zu wünschen, der mir lieber wäre; und innerlich wünsche ich mir auch nur eine solche Zuneigung mehr und mehr durch tüchtige Fortschritte zu verdienen und mir jedes Jahr ein solches freundliches Osterwort zu erwerben. Wenn ich mir dann einmal werde sagen können, daß ich es meiner Leistung und nicht blos Ihrem freundlichen Wohlwollen zuzuschreiben habe, dann werde ich eine große Freude haben — aber doch schwerlich eine größere als diesmal, denn eben die Freundlichkeit ist's, für die ich Ihnen am meisten danke. Erhalten Sie die auch für künftige Ostertage, und für die andern Tage im Jahre Ihrem aufrichtig ergebenen

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Digitized by Google

Inserate.

In wenigen Tagen erscheint im Verlage des Unterzeichneten:

Ueber die Resultate der

Sprachwissenschaft.

Vorlesung

gehalten in der kaiserlichen Universität zu Strassburg am 23. Mai 1872

von

F. Max Müller.

Gr. 8. Preis circa 6 bis 8 Sgr.

Abgesehen von dem patriotischen Interesse, welches sich an alle Vorgänge an der neuerrichteten Strassburger Universität knüpft, ist diese Antrittsvorlesung des berühmten Sprachforschers von der höchsten wissenschaftlichen Bedeutung.

Strassburg. **Karl J. Trübner.**

28,000 Auflage.

Berliner Wespen.

Illustrirtes humoristisches Wochenblatt.
Redigirt von Julius Stettenheim.
Illustrirt von G. Heil.
Verlag von B. Beigt in Berlin.

Man abonnirt bei allen Postanstalten und Buchhandlungen für den **Preis von 15 Sgr.** vierteljährlich auf die vom Publikum und von der gesammten Kritik als ein Witzblatt ersten Ranges anerkannten **„Berliner Wespen“.**

Inserate: 7½ Sgr. die Petitzeile durch die Annoncen-Expedition von Haasenstein & Vogler in Berlin, Hamburg, Lübeck, Leipzig, Dresden, Breslau, Prag, Wien, Lausanne, Genf, Zürich, St. Gallen, Basel, Stuttgart, München, Nürnberg, Frankfurt a. M., Köln.

In der **C. Schweizerbart'schen** Verlagshandlung in **Stuttgart** ist erschienen:

Ch. Darwin.

Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl.

Aus dem Englischen

von

J. V. Carus.

2. Auflage. 2 Bände.

Preis 5 Thaler 10 Silbergroschen.

Im unterzeichneten Verlage erscheint vom Mai d. J. an:

Wolfgang Menzel's

Geschichte der Deutschen

bis auf die neuesten Tage.

Sechste umgearbeitete Auflage. 3 Bände in 30 Lieferungen.

Preis für jede Lieferung 5 Sgr., 18 kr. rhein.

Die vielen Auflagen von **Wolfgang Menzel's Geschichte der Deutschen** beweisen, daß dieses Geschichtswerk im deutschen Volke Anklang gefunden hat, wie es denn auch diesem Volke gleichsam aus dem innersten Herzen geschrieben ist, voll der Vaterlandsliebe, welche der Verfasser seit den großen Freiheitskriegen bis in's hohe Greisenalter sich treu bewahrt hat. Wir wiederholen die Worte, mit denen die fünfte Auflage des Werks angezeigt wurde:

„Ausgerüstet mit umfassender Gelehrsamkeit, beseelt von warmer Liebe zum Vaterland, zu deutschem Wesen und deutscher Art und überdies im Besitz eines unabhängigen männlichen Charakters, der unbeirrt und unbeirrt von den wechselnden Moden und Mächten des Tages nur von den ewigen Gesetzen der Sitte und der Wahrheit sich hengt, war der Verfasser zum Geschichtschreiber des deutschen Volkes vor Vielen berufen, und sein Geschichtswerk, ruhend auf christlicher Grundlage und ausgezeichnet durch treffliche, lichtvolle Darstellung, sowie eine Fülle interessanten und fesselnden Details, wird im Herzen des deutschen Volkes stets eine ehrenvolle Stelle behaupten, als rechtes Haus- und Familienbuch.“

Die neue Auflage ist bis auf die Gegenwart fortgeführt, so daß in ihr **die großen Ereignisse der jüngsten Zeit** noch aufgenommen werden konnten, die in unserblichen Siegen über den alten Erbfeind nach langer kaiserloser Zeit endlich uns ein einiges, freies und mächtiges Deutschland, ein neues Reich und einen neuen Kaiser den Großen wiedergegeben haben, und wodurch alle die patriotischen Hoffnungen in Erfüllung gegangen sind, welche auch in schlimmer Zeit unentwegt zu pflegen sich der alte Verfasser zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte.

In ehrender Anerkennung dieser Verdienste des Verfassers hat Se. Majestät der Kaiser die Dedication der neuen Auflage von „Menzel's Geschichte der Deutschen“ huldvoll angenommen.

Die vorliegende sechste Auflage erscheint in 30 Lieferungen, welche drei Bände (ca. 120 Bogen) stattlichen Octavformats in schönem, deutschem Druck ausmachen werden. Preis der Lieferung 5 Sgr. = 18 kr. südd.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf das Werk an und können dieselben die bereits erschienene 1. Lieferung zur Einsicht vorlegen.

Stuttgart, im Mai 1872. **Die Verlagsbuchhandlung: J. Kröner.**

Im Verlage von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig** erschien soeben:

AUGUST KOBERSTEIN'S
GRUNDRISS DER GESCHICHTE
DER

DEUTSCHEN NATIONALLITERATUR.

FÜNFTE UMGEARBEITETE AUFLAGE
VON
KARL BARTSCH.

ERSTER BAND:

A. u. d. T.:

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN NATIONALLITERATUR BIS ZUM ENDE DES 16. JAHRHUNDERTS.

„DIE ALTE ZEIT.“

Gr. 8. 29 Bogen. Preis: 2 Thlr. 15 Ngr.

Koberstein's Grundriss ist als der gründlichste, vollständigste und gediegenste Führer durch unsere deutsche Literaturgeschichte allseitig anerkannt.

Die neue Auflage des berühmten Buches wird in 5 Bänden erscheinen. Band II. (Die neuere Zeit, bis zum 2. Viertel des 18. Jahrh.) erscheint binnen kurzem, auch werden die 3 letzten Bände (Die Neue Zeit, bis zu Goethes Tod) in rascher Folge ausgegeben werden.

Ein Prospectus ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Wir ersuchen unsere geehrten Abonnenten sowie diejenigen Leser, welche von jetzt an auf die **„Gegenwart“** abonniren wollen, die Bestellung auf unsere Wochenschrift für das dritte Quartal gefälligst umgehend zu erneuern resp. sich an die betreffenden Buchhandlungen und Postanstalten zu wenden, damit wir die Stärke der Auflage bemessen und die Unannehmlichkeit vermeiden können, bei verspäteter Bestellung unvollständige Exemplare zu liefern.

Der Abonnementspreis beträgt pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr. Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsspeditionen nehmen Bestellungen an und besorgen auch, sowie die unterzeichnete Expedition, im Fall der Aufenthaltsveränderung während der Sommermonate die Nachsendung unter Kreuzband.

Expedition und Verlag der Gegenwart
Georg Stilke.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 22. Berlin, den 22. Juni 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Motive der liberalen Opposition gegen das Jesuitengesetz von Ludwig Bamberger. — Ueber den Geister- und Wunderglauben der Gegenwart von Karl Rosenkranz. — Die Realschulfrage von Eduard von Hartmann. — Literatur und Kunst: Hans Dampf in allen Gassen von Emil Ritterhaus. — Heheis Nachfolger, plattdeutsche Buchhandlung und Mundarten von Klaus Groth. — Düsseldorfer Pfingsttage. Besuch in den Maler-Kunstwerkstätten von A. H. Ehrlich. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. „Machiavella" von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Ueber Grobheit von Karl Heinzen (Boston). — Inserate.

Die Motive der liberalen Opposition gegen das Jesuitengesetz.

Der von den verbündeten Regierungen eingebrachte Gesetzentwurf charakterisirt sich selbst als eine vorläufige Befriedigung des Verlangens, welches in dem vom Reichstage am 16. Mai gefaßten Beschluß ausgesprochen worden sei. Nun ist bekannt, und aus den Verhandlungen, die jenem Beschlusse vorausgegangen, festgestellt, daß von verschiedenen Seiten des Reichstages in erster Linie Anträge formulirt worden waren, welchen die heutige Gesetzesvorlage allerdings entspräche, vorausgesetzt, daß jene Anträge in ihrer ersten Gestalt Billigung gefunden hätten. Es waren dies nämlich Forderungen, deren Nachdruck auf die Nothwendigkeit ging, der Thätigkeit der Gesellschaft Jesu mit durchgreifenden Maßregeln schleunig entgegenzutreten. Es ist aber nicht minder bekannt und aus den Acten feststehend, daß der Annahme solch' eines Beschlusses zahlreiche schwere Bedenken opponirt wurden, auf den Grund hin namentlich, daß dergleichen Maßregeln sowohl einseitig als ungenügend seien und auf einer Verkennung sowohl der Lage als der richtigen Mittel einer rationellen Abhilfe beruhten. Aus den zwischen den Vertretern der verschiedenen Ansichten gepflogenen Verhandlungen gingen endlich diejenigen Anträge hervor, welche am 16. Mai zu Beschluß erhoben wurden. Sie lauten:

„Die für und wider ein allgemeines Verbot des Jesuitenordens in Deutschland eingegangenen Petitionen dem Reichskanzler mit der Aufforderung zu überweisen:

1. darauf hinzuwirken, daß innerhalb des Reichs ein Zustand des öffentlichen Rechts hergestellt werde, welcher den religiösen Frieden, die Parität der Glaubensbekenntnisse und den Schutz der Staatsbürger gegen Beeinträchtigung ihrer Rechte durch geistliche Gewalt sicherstellt;
2. insbesondere einen Gesetz-Entwurf vorzulegen, welcher auf Grund des Eingangs und des Artikels 4. Nr. 13. und 16. der Reichsverfassung die rechtliche Stellung der religiösen Orden-Congregationen und Genossenschaften, die Frage ihrer Zulassung und deren Bedingungen regelt, so wie die staatsgefährliche Thätigkeit derselben, namentlich der „Gesellschaft Jesu", unter Strafe stellt."

Die Beschlüsse sind von einer großen Anzahl der Abgeordneten aus dem Beweggrunde angenommen worden, weil zur Bekundung einmüthigen Zusammenstehens des Reichstages als solchen und mit den verbündeten Regierungen die Erzielung einer möglichst großen Mehrheit als wünschenswerth anerkannt war, und auf diese Weise jeder Theil sich der abweichenden Ansicht anschließen konnte im Hinblick darauf, daß gleichzeitig und ungetrennt auch die geringe zum Ausdruck gelangte.

Hierbei sind aber besonders noch zwei Gesichtspunkte in's Auge zu fassen.

Zunächst war selbst in der ersten, für ungenügend anerkannten Fassung durchaus nicht eine vereinzelte Verwaltungsmaßregel gegen die Gesellschaft Jesu vorgeschlagen. Dieselbe lautete:

1. die verbündeten Regierungen zu veranlassen, sich über gemeinsame Grundsätze zu verständigen in Betreff der Zulassung religiöser Orden, in Betreff der Erhaltung des Friedens der Glaubensbekenntnisse unter sich und gegen die Beeinträchtigung staatsbürgerlicher Rechte durch die geistliche Gewalt;

insbesondere aber

2. womöglich noch in dieser Session dem Reichstage einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch welchen die Niederlassung von Mitgliedern der Gesellschaft Jesu und der ihr verwandten Congregationen ohne ausdrückliche Zulassung der betreffenden Landesregierung unter Strafe gestellt wird.

Hier war also ebenfalls eine das ganze Ordenswesen und die religiösen Angelegenheiten umfassende Gesetzgebung verlangt. Sodann war in der schließlich von allen verschiedenen Schattirungen gutgeheißenen Form das Einschreiten gegen die Gesellschaft Jesu nur an letzter Stelle, nur als die untergeordnete Consequenz einer allgemeinen gesetzlichen Ordnung der religiösen Angelegenheiten und nur in Gestalt eines wahren Strafgesetzes geheißt. Wenn dieser Sachlage gegenüber die Regierungsvorlage sich ganz ausschließlich mit diesem einzelnen Theil der Aufgabe befaßt, so mag allerdings dabei das Motiv obwaltet haben, den Forderungen des Reichstags gegenüber rasch ein Zeichen der Bereitwilligkeit zu geben. Allein nach solchen äußerlichen Rücksichten kann eine Gesetzgebung nicht arbeiten. Sie ist nicht da, um Complimente zu wechseln. Es bleibt außer allem Zweifel, daß die Vorlage nicht als eine richtige Auffassung jener Beschlüsse und des Geistes, aus dem sie hervorgegangen sind, angesehen werden kann. Es muß vielmehr in's Auge springen, daß nur der untergeordnetste und von vielen Seiten für bedenklich erklärte Inhalt derselben herausgegriffen worden ist.

Ein solches Herausgreifen war noch zulässig, wenn damit vorläufig diejenigen Fragen gelöst waren, deren Erledigung sich als die einfachste und wenigst anstößige darstellt. Aber es ist von allen Seiten zugestanden, daß gerade das Umgekehrte der Fall ist. Niemand wagt zu leugnen, daß der von der Vorlage eingeschlagene Weg von den größten Bedenken umringt ist.

Ist dem so, dann könnte die einseitige und eilige Unterbreitung eines Beschlusses dieser Art noch überdies erklärt werden aus dem Vorhandensein einer augenblicklichen Rathlage, der um jeden Preis auf der Stelle abgeholfen werden müsse. Aber auch diese Voraussetzung muß bestritten werden. Was zur gegentheiligen Behauptung in den Verhandlungen vorgebracht worden, ist so durchaus nicht substantiirt, daß eine gesetzgebende Versammlung zu ungewöhnlichen Zumuthungen gegenüber nicht davon sich leiten lassen kann. Es muß demnach daran festgehalten werden: die Bestrebung, welche bis vor wenigen Tagen

Digitized by Google

in dieser Sache den Reichstag leitete, ist nicht sowohl der Erkenntniß entsprungen, daß ein momentanes Uebel mit momentan wirkenden Mitteln zu heilen sei, als vielmehr der Erkenntniß, daß tiefeingewurzelte Mißstände durch stetsgreifende organische Gesetze von Grund aus behandelt werden müssen. Nicht ohne wohlbewußten Grund war bei dem Vorverhandlungen über die Petitionsangelegenheit der Commissionsbeschluß: eine Vorlage „noch in der gegenwärtigen Session," zu verlangen, bei der Formulirung des definitiven Antrags zurückgewiesen worden!

Die Anträge, welche in zweiter Lesung an die Stelle der Regierungsvorlage getreten sind, haben an dem Hauptein wurf, welcher dieser nach Obigem entgegensteht, nichts wesentliches geändert; sie haben nur etwas breiter und wirthsamer formulirt, was in jener flüchtig hingeworfen war. Ein principieller Unterschied besteht zwischen beiden Fassungen nicht.

Es verdient endlich noch erwähnt zu werden, daß als eines der am meisten zu beherzigenden Motive für das Eingehen auf diese Entwürfe der Gedanke ausgesprochen worden ist, der Reichstag werde durch eine desfallsige Weigerung die Verantwortlichkeit übernehmen, eine Unterbrechung in dem Bemühen der Regierungen auf dem eingeschlagenen Wege herbeigeführt und deren gleichgestimmte Bestrebungen entmuthigt zu haben.

Dieser Einwand ist mit nichten stichhaltig. Die Regierungen können der notorischen Haltung des Reichstags gegenüber an dessen Bereitwilligkeit in diesen Dingen nicht zweifeln. Er hat die ausgiebigsten Beweise in früheren Beschlüssen geliefert. Wenn die Regierungen den ernsten Willen haben, im Bunde mit der Volksvertretung das deutsche Reich von dem schweren Uebel der religiösen Zerwürfnisse zu befreien, so kann unmöglich der Gedanke aufkommen, daß sie eine Weigerung, auf die gegenwärtigen Vorschläge einzugehen, zum äußerlichen Vorwand nehmen — denn nur ein äußerlicher Vorwand wäre es — um fürder eine andere Verhaltungslinie einzuschlagen.

Um so mehr fällt die Besürchtung in's Gewicht, daß die gegenwärtig in Rede stehenden Maßnahmen statt ein Unterpfand künftiger, im wahren Geiste der am 16. Mai gefaßten Beschlüsse zu schöpfender Gesetze zu sein, die Möglichkeit näher rücken sich auf diese Weise mit jenen Beschlüssen für längere Zeit abzufinden, und solchergestalt die wahren Absichten der Volksvertretung eher abzuschwächen als zu verwirklichen. So viel steht fest, daß, wenn die verbündeten Regierungen jene einzig richtige Erfüllung zu herbeiführen wollen, wie dieselbe gemeint war, eine Ablehnung der gegenwärtigen Vorlage oder ihrer Surrogate nur dazu beitragen kann, eine bessere Lösung zu beschleunigen.

Aus dem Gesagten erhellt als maßgebende Schlußfolgerung: daß weder die früheren Beschlüsse des Reichstags, noch eine vorübergehende Nothlage, noch das wohlverstandene Interesse einer gesunden Entwickelung der Gesetzgebung auf religiösem Gebiete eine übereilte Annahme der gegenwärtigen Vorlagen und Anträge geboten; während derselben alleingestandener Maßen sowohl die schwerstwiegenden Bedenken unter dem Gesichtspunkte einer normalen, gerechten, und in ihren Consequenzen verantwortbaren Gesetzes-Entwickelung gegenüberstanden, als auch die gerechtesten Zweifel in Hinsicht auf praktische Durchführung und auf Erreichbarkeit der vorgesteckten Absicht.

Nichts hat sich seit einem halben Jahrhundert ohnmächtiger erwiesen, als die Versuche, Strömungen des öffentlichen Geistes, seien es gute, seien es böse, mit polizeilicher Repression zu bekämpfen. Der gegenwärtige Fall ist mehr als jeder andere dazu angethan, diese Erfahrungen künftig zu bestätigen. Mit einer höchst bedenklichen Neuerung auf dem Gebiete der Gesetzgebung wird auf dem Felde der Wirklichkeit, nach aller Wahrscheinlichkeit, nur die unbedeutendste, wenn nicht eine schädliche Wirkung erzeugt werden, und die Kur ist schlimmer als das Uebel.

Dies sind die Beweggründe, von welchen einige liberale Abgeordnete (ich denke hierbei namentlich auch an zwei hervorragende Mitglieder der freiconservativen Partei) gezwungen wurden, im obschwebenden Fall sich entweder vorsätzlich des Stimmens zu enthalten oder ausdrücklich gegen eine Mehrheit zu stimmen, mit deren Zielen sie im übrigen ebenso ungetrennt zusammengehen, wie sie von der Minderheit, mit welcher scheinbar diesmal ihre Abstimmung sich vermischte, auf den meisten Gebieten schroff geschieden sind.*)

Ludwig Bamberger.

Ueber den Geister- und Wunderglauben der Gegenwart.

Unsere Gegenwart glaubt, Hand auf's Herz, weder an Wunder noch an Geister. Ihr Realismus und Materialismus rechnet die Vorstellung derselben zu den Verirrungen einer phantastischen Romantik, von welcher sich das Zeitalter der triumphirenden Naturwissenschaft und Technik gründlich befreit hat. Wenn man solche Wunder, wie die Telegramme, die Eisenbahnen, die Dampfschiffe, die Gasbeleuchtung, die Photographie, die Schnellpressen, die Chloroformirung, die Luftballonschifffahrt u. s. w. hervorbringen kann, so schrumpft, was man sonst Wunder genannt hat, zur Bedeutungslosigkeit zusammen. So urtheilt unsere Zeit auf der Höhe ihrer Bildung. Aber die höchste Stufe zeigt sich eben darin als die höchste, daß sie alles relativ Niedrigere, von ihrem Standpunkt keell Ueberwundene als Momente in sich enthält. Und so finden wir, sobald wir uns näher umschauen, allen Wahn früherer Jahrthunderte, ja die Träume der Zauberreligion der Naturvölker modern aufgeputzt unter uns wieder. Die Römer waren zur Zeit der Kaiser auch sehr aufgeklärt, aber das hinderte sie nicht, zugleich sehr abergläubisch zu sein. Petronius beschreibt in seinem Satyrikon bekanntlich ein schwelgerisches Mahl, welches der reiche Emporkömmling Trimalchio giebt. Als man nun vortrefflich und reichlich gegessen und getrunken hat, erzählt man sich Gespenstergeschichten, die gerade so, wie die unsrigen, zugeschnitten sind. Es wimmelt jetzt bei uns wieder von einer Literatur, welche für den Wunder- und Geisterglauben eine fanatische Propaganda macht und den Aberglauben sogar deshalb in Schutz nimmt, weil er in seiner oft barocken Schale doch einen tiefsittlichen Kern berge. Die Vorstellung, nach dem Tode spuken gehen zu müssen, sei ein heilsamer Halt gegen das Begehen von Unthaten. Das Aufgeben des Wunderglaubens aber im Sinn einer directen göttlichen Unterbrechung der Wirksamkeit der Naturgesetze scheint auch wohldenkenden Menschen nicht weit von Atheismus entfernt zu sein.

Als der Glaube an Gespenster wie an Hexen im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in Europa wüthete, reagirte die Cartesianische Philosophie mit Erfolg dagegen. Sie machte deutlich, daß das Wesen des Geistes im Denken bestehe, daß man aber mit dem Denken als solchem keinen Strohhalm bewegen könne. Wie sollten also Geister seufzen, klopfen, mit Ketten rasseln, sprechen können? Ein Prediger, Balthasar Becker, unternahm es, allen Spukgeschichten von diesem Gesichtspunkt aus den Krieg zu erklären. So begann die Aufklärung auf diesem Gebiet. Als der Materialismus in Frankreich vor der Revolution seine größte Höhe erreichte, trat ihm der Wunder- und Geisterglaube in verschiedenen Gestalten gegenüber. In Paris selber waren es die berüchtigten Convulsionärs, die ihn mit der Religion verknüpften. Ein französischer Beamter schrieb ihre Geschichte in drei dicken Bänden und beglaubigte sie aus den Acten. Der Mesmerismus verknüpfte jenen Glauben mit den Naturwissenschaften, Schwärmer und

*) Gegen das sogenannte Jesuitengesetz stimmten in zweiter Lesung bekanntlich außer den Ultramontanen, den Particularisten und Radicalen ungefähr die Hälfte der Fortschrittspartei, drei Mitglieder der nationalliberalen Partei, nämlich Dr. Bucher, Dr. Ludwig Bamberger und Lasker, und zwei Mitglieder der freiconservativen Partei Dr. von Friedenthal und Herzog von Ujest. Der Abstimmung enthielten sich die folgenden Abgeordneten: Biedermann, von Bunsen, Engel, Georgi, von Kirchmann, Miquel, Graf Münster, Pland, von Swaine, Wassserfuhn. D. Red.

Digitized by Google

Betrüger wie Schröpfer und Cagliostro verknüpften ihn mit der höheren Gesellschaft. In unserm Jahrhundert, in Deutschland, war es sodann die Romantik, welche dem Glauben an Wunder und Geister, den unsere Aufklärer bis auf den Stumpf ausgerottet zu haben wähnten, wieder emporhalf. Arnim, Tieck, Hoffmann spielten mit seiner Phantastik. Im Grunde glaubten sie nicht daran, aber die poetische Wirkung war ihnen so wichtig, daß sie mit Vorliebe die Region des Geheimnißvollen cultivirten. Der Somnambulismus begleitete diese Tendenz. In Berlin wurden Kluge, Wolfhart, Breuer seine gepriesenen Vertreter. Die Schelling'sche Naturphilosophie machte sich von Bayern aus zur wissenschaftlichen Autorität für seine Experimente. Ein Bruder Schellings in Stuttgart, Professor Kieser in Jena, Professor Schubert in Erlangen u. A. gaben einige Zeremien hierdurch dem Glauben an die divinatorische Macht des Somnambulismus eine solche Unterstützung, daß man geneigt war, in ihm, wenn er sich bis zum Hellsehen entwickelte, ein göttliches Phänomen zu erblicken. In den Extasen der Seherin von Prevost culminirte diese romantische Richtung unter der Manipulation eines romantischen Dichters, der zugleich Arzt war, unter der von Justinus Kerner. In allen Theecirkeln wurde mehrere Jahre lang von der höheren Geisterwelt, welche in die unsrige hineinragen sollte, mit emphatischer Wichtigthuerei als von einer neuen Offenbarung gesprochen, welche jene Seherin vermittelt haben sollte. Auf verschiedenen Punkten erschienen Somnambule, welche ihre ganze Umgebung in Erstaunen setzten: das Mädchen von Orlach, die Seherin Weiß in Wien, die jüdische Seherin Selma in Berlin, der Sohn des Superintendenten Görwitz zu Apolda bei Jena.

Dies war die Zeit bis zur Februarrevolution. Nach derselben concentrirte der Baron Dupotet den Mesmerismus, der in Paris, trotz seines wissenschaftlichen Bankerotts, nie ganz ausgestorben war, in eine grosse Schule, welche im Palais Royal regelmäßige Sitzungen hielt, die mit Experimenten verbunden waren. Dr. Schall und Dr. Gottschall sind Zeugen solcher Sitzungen gewesen und haben sie beschrieben. Es ist fabelhaft, was hier geleistet wurde. Baron Dupotet ließ durch seinen bloßen Willen Menschen in Schlaf fallen, machte sie unbeweglich, so daß die stärksten Männer sie nicht von der Stelle bringen konnten, versetzte Personen in Krämpfe, die er eben so plötzlich, als er sie erregte, wieder aufhob, ließ ein Frauenzimmer, welches den Beinamen der Spiegelhexe bekommen hatte, die ungeheuerlichsten allen Cancan überbietenden Verrenkungen aufführen, ließ gezückte Schwerter mitten im Hiebe erstarren u. s. w. Er begründete eine Zeitschrift für den Magnetismus und legte Filialen an, unter denen, nächst dem des Herrn Hebert in der rue de la Douane, das Büreau des Herrn Cahagnet in der rue Tiquetone das vornehmste war. Eine Somnambule, Mademoiselle Adèle, übte hier, gegen anständiges Honorar, unter Cahagnets Leitung, das Fernsehen im Schlaf. Sie erblickte Schätze, die in den Kellern alter Schlösser verborgen lagen, sie schaute sich nach verschollenen Personen in fremden Welttheilen um und trat mit Verstorbenen auf Verlangen in Unterredung. Die Protocolle dieser Sitzungen sind gedruckt, sind auch von pensionirten preußischen Obersten beglaubigt und natürlich auch in's Deutsche übersetzt. Die experimentale und positive Pneumatologie des schwedischen Barons Guldenstubbe in Paris ist nur ein Ausläufer dieser Richtung. Auch sein dickleibiges Buch ist natürlich in's Deutsche übersetzt.

Einen wichtigen Beitrag zur Förderung dieser Illusionen gab die Verbreitung der Swedenborgischen Kirche, die mit den Geistern des Jenseits auf so vertrautem Fuß steht. Sie hatte in Deutschland ihren Hauptvertreter in Professor Tafel, Bibliothekar der Universität Tübingen.

In England wurde der Magnetismus durch Dr. Elliotson, Dr. Haddok in London u. A. mit der Phrenologie in Verbindung gebracht. Es wurden Vorstellungen auf dem Theater gegeben. Je nachdem der Magnetiseur ein Organ des Schädels seines Mediums berührte, äußerte dasselbe ganz verschiedene Empfindungen. Er spielte auf den Schädelkorren wie auf einem psychischen Clavier. Jetzt kniete das magnetisirte Individuum nieder, streckte die Hände gen Himmel und betete, gleich darauf erhob es sich und forderte mit Begierde Erbsen und Schweinefleisch. Man veranstaltete auch Theaterabende, in denen die somnambulen Medien den verunglückten Franklin in America entdecken und haarklein von ihm und seinen Gefährten erzählen mußten.

Doch des Abersinns sollte noch nicht genug sein. Von America kam der Spiritismus. Wir können uns glücklich schätzen, daß die Americaner dies abgeschmackte Wort erfunden haben, da wir doch nun im Stande sind den Spiritualismus von seiner Geistlosigkeit zu unterscheiden. Erst kam das Tischrücken. Tische tanzten, Waschbecken und Hüte drehten sich, wenn Herren und Damen ihre Hände zu einer magischen Kette verschränkten. Der Psychograph wurde erfunden, mit allen Verstorbenen aus allen Völkern, aus allen Zeiten beliebig zu verkehren. Welch herrliches Mittel, die Lücken unserer Geschichtskenntniß im Nu auszufüllen! Jeder Professor der Geschichte sollte sich einen Psychographen halten. Dann bedarf es nicht weitläufiger Studien, sondern er citirt sich die betreffenden Personen direct, sie auszufragen. Da lesen wir nun auch, was Voltaire, Friedrich der Große, Muhamed u. s. w. den Fragenden geantwortet haben, und erfahren, daß die abgeschiedenen Dichter noch ähnliche Verse machen, wie die, als sie noch im Fleisch auf Erden wandelten. O wie manche vereinsamte Wittwe, wie manche von der Gesellschaft ignorirte alte Jungfer hat für fünf Thaler in dem Psychographenapparat einen Schlüssel gefunden, sich den Salon einer unbegrenzten Gesellschaft zu erschließen! Aber auch sehr illustre Personen, hochgestellte Diplomaten besonders, haben sich an dem Psychographendialog erbaut.

Sehr sonderbar scheinen aber die Geister statt solcher doch immerhin mit etwas Geist erfüllten Aeußerungen den Lärm vorzuziehen. Sie klopfen. Seit uralten Zeiten gefallen sie sich darin, die Menschen durch allerlei unheimliche Töne zu erschrecken, wie dies im höchsten Maß wohl zu unserer Zeit in Stenz zu Unterwalden geschehen ist, wo 1863 ein angesehener, wohlhabender Mann, Herr Jolles, durch unverschämte Poltergeister gepeinigt wurde, sein schönes väterliches Haus zu verlassen, wie er dies selber in einem Tagebuche, das gedruckt worden, ausführlich erzählt hat. Er starb drittehalb Jahre darauf in Rom. Kurz zuvor hatten die Poltergeister zu Herbisdorf ein junges Webermädchen mit Krahen an der Wand, mit Schlagen an die Thüre, mit Werfen von Steinen schrecklich beunruhigt, ja zuletzt einen alten brennenden Kalender auf sein Bett geschleudert, so daß die Polizei wegen Brandstiftung einschritt. Auch diese alberne Geschichte, welche damit endete, daß der Geisterpöbel, als er zu klopfen und zu werfen aufhörte, dem Mädchen Nachts Menschenkoth über den Mund strich, ist von einem Arzte ausführlich erzählt.

Die Klopfgeister wurden aber von dem arricanischen Humbug für die Industrie dadurch organisirt, daß man sich um einen mit grünem Tuch behangenen Tisch setzte. Ein sogenanntes Medium d. h. ein junges Mädchen eröffnete den Verkehr mit den Geistern. Sie antworteten auf die an sie gestellten Fragen durch Klopfen. Die Zahl der Schläge, welche man vernahm, wurde in Buchstaben übersetzt. Diese Methode ist offenbar aus den Gesängnissen entlehnt, wo Gefangene sich durch die sogenannte Kasperei unterhalten, indem sie an die Wand ihres Nachbargefangenen klopfen und er ihnen nach einem unter den Dieben bekannten System antwortet. Diese Gesellschaften machten eine Zeitlang in London und Paris gute Geschäfte. Als die Neugier nach dem Unerhörten, Mystischen sich verbraucht hatte, fielen die Gebrüder Davenport noch auf den Geisterschrank und auf die séances aux ténèbres. Auf den Anschlagzetteln sah man die Skelete und Dämonen schauerlich durch das Dunkel schwirren. Sie haben es zu mehr als 7000 Vorstellungen auf dem ganzen Erdenrunde gebracht. Der Eintrittspreis war sehr hoch. Jetzt ist bekannt, daß es nie einen gröbern Betrug gegeben hat. Ein Bäcker in Dresden, welcher nachwies, daß der sogenannte Bäckerknoten das ganze Geheimniß der Gebrüder Davenport ausmache, stürzte ihren Schwindel.

Digitized by Google

Endlich brachten unsere Theater die Gespenster auf die Bühne, indem sie durch optische Spiegelungen Gespenster in eigens dazu hergerichteten Stücken erscheinen ließen. Hier vereinigte sich das Vergnügen, von unsterblichen Schauern durchbebt zu werden, mit dem Vergnügen, zu wissen, daß die grausigen Schatten nur ein Schein, ein Kunstproduct seien. Der Unglaube der Gegenwart an die Existenz von Geistern feierte hierin seinen Triumph.

Der Unglaube der Gegenwart? Glaubt sie denn nicht an Wunder, an Geister, an Spukgeschichten? Auf diese Fragen läßt sich keine einfach bejahende oder verneinende, sondern nur eine getheilte Antwort geben. Einerseits nämlich glaubt die Gegenwart weder an Wunder noch an Geister, verstehe man darunter Engel, Teufel oder Verstorbene. Sie bemitleidet Jeden, der noch nicht aufgeklärt genug ist, solche Vorstellungen für leere Fictionen zu halten. Sie spielt nur mit dem Wunder- und Geisterglauben. Wenn sie den Ausdruck des Wunders gebraucht, so versteht sie ihn nicht im theologischen, sondern im naturalistischen Sinn. Sie spricht von den Wundern der Telegraphie und Photographie, von den Wundern des Hoff'schen Malzextracts und des Jacobi'schen Königstrankes u. dgl. Andererseits ist unsere Zeit gerade ebenso abergläubisch wie jede andere. Die höchste Stufe der Bildung ist immer nur die letzte nach Oben hin, welche Schlöße Stufen nach Unten hin möglich macht. Die Unwissenheit wird mit jedem Menschen immer von Neuem geboren. Aber auch die höchste Bildung kann durch den Zweifel in den Hang zur Mystik übergehen. Die Einsicht kommt zur Erkenntniß einer Grenze, welche sie nicht zur übersteiglichen Schranke herabzusetzen vermag. Mit dem Jenseits dieser Grenze beginnt die Möglichkeit eines neuen Aberglaubens. Dies ist ganz besonders mit der Unsterblichkeit der Fall. Man erkennt vom Standpunkt der Natur die Nothwendigkeit des Todes, nachdem die Arbeitleistungen des Organismus das Capital seiner Kraft aufgezehrt haben. Unser Bewußtsein greift aber schon über den Moment des Todes hinüber und fragt daher, ob auch sein Tod möglich sei? So entsteht der Glaube an die Fortdauer der Person. Mit diesem zugleich tritt jedoch die Unmöglichkeit ein, sich einen individuellen Geist ohne Leiblichkeit vorzustellen. Hier scheidet sich die Wissenschaft vom Glauben. Jene bleibt bei der Möglichkeit der Fortexistenz des Selbstbewußtseins stehen, erkennt aber die Grenze an, sich die Modalität einer solchen vorstellen zu können. Dieser Mystik sich der Phantasie, die im Wesentlichen freilich nichts Besseres zu thun weiß, als die menschliche Gestalt auch im Jenseits zu wiederholen. So ist es gewesen und wird es bleiben, weil der Unglaube, wie der Glaube an Unsterblichkeit in der Natur der Sache liegt. Professor Friedländer hat sein gelehrtes und interessantes Werk über die Sittengeschichte Roms in den beiden ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit mit einem Capitel über den Unsterblichkeitsglauben beschlossen. Aus den Zeugnissen, die er gesammelt hat, geht hervor, daß es damals gerade wie jetzt gewesen ist. Glaube und Unglaube werden sich auf diesem Gebiet immer wieder erzeugen.

Der Spiritismus der Gegenwart kann ohne die Voraussetzung des Glaubens an Unsterblichkeit nicht bestehen. Er lebt im Verkehr mit abgeschiedenen Seelen, die ihm merkwürdigerweise sogar in derselben Kleidung erscheinen, welche sie hier gewöhnlich zu tragen pflegten. Er will, nach seinen Versicherungen, weder der Vernunft noch der Erfahrung das Geringste vergeben. Er will die Geisterwelt ganz nach dem Vorbilde der Naturwissenschaft behandeln. Als Görres sein kolossales Werk über die Geschichte der christlichen Mystik schrieb, verfuhr er noch als Schellingianer construktiv, obwohl er jeder Kategorie seines Systems eine unendliche Fülle von Thatsachen, wie er sie verstand, incorporirte. Gegenwärtig aber behauptet man, inductiv zu verfahren. Man geht von den Thatsachen aus und ordnet sie in Gruppen, zwischen denen man die Analogien aufsucht. Was ist aber eine spiritistische Thatsache? Alles, was man unter dem Titel der Glaubwürdigkeit für eine solche will gelten lassen. Da ist es bald die Person des Berichterstatters, bald die Unbefangenheit des Tones der Erzählung, bald die außerordentliche Genauigkeit derselben, bald ihr Mangel an inneren Widersprüchen, bald die Bewährung durch ausdrückliche gerichtliche und polizeiliche Zeugnisse. Wer sich nicht durch solche Geschichten überzeugen läßt, wird dann als ein leichter, beschränkter, zweifelsüchtiger Aufklärling verworfen. Kritik muß diesen Thatsachen fern bleiben. Es ist z. B. eine Thatsache, daß Herr Baron Gyldenstubbe Facsimiles von Schriften hat drucken lassen, welche Geister ihm zu schreiben die Gefälligkeit hatten. Auch Marie Antoinette hat ihm geschrieben, daß sie selber im reizenden Klein-Trianon nicht glücklich gewesen sei. Hat Marie Antoinette wirklich jene Zeilen geschrieben? Ich sage Nein. Ich halte die Schwester des Herrn Barons, die von Jugend auf eine Geisterseherin war, für die Künstlerin, welche dieses Wunder, wie andere, vollbrachte. Wir besitzen in unserer Literatur längst ein umfangreiches gelehrtes Werk, Horsts „Zauberbibliothek," welches den hierhin einschlägigen Stoff gesammelt hat. Jede Zeit will ihn aber wieder in ihrer Sprache dargestellt haben. Dies hat für und der deutsche Professor Daumer in seiner Theorie des Geisterreichs und in seinem Reich des Wundersamen und Geheimnißvollen unternommen. Im letzteren Buch hat er schon bekannten, nicht selten auch aus dem heidnischen Alterthume wiederholten Thatsachen einige neue hinzugefügt, die ihm von Pastoren, Förstersfrauen u. s. w. zugekannt worden.

Thatsachen, nichts als Thatsachen! Die Herren Meurer und Mutze in Leipzig haben soeben eine Zeitschrift begründet, welche die Sache des Spiritismus bei uns als rationelle Wissenschaft vertreten soll. Sie fußen auf der Vorstellung der Reincorporation der unsterblichen Seele nach ihrem jedesmaligen Sterben d. h. sie bringen zu dem Buddhismus, wie er bisher bei uns durch Schopenhauer als Nihilismus eingeführt war, noch die Metempsychose desselben hinzu. Sie bekennen sich zu allen Resultaten der materialistischen Naturwissenschaft; sie sind Anhänger der Darwin'schen Entwicklungshypothese; nur in den Consequenzen erlauben sie sich, durch die Logik gezwungen, andere Consequenzen. Sie prophezeien einen Umschwung der ganzen Wissenschaft, den Anbruch einer schöneren Zeit, in welcher durch den Spiritismus die Entzweiung von Vernunft und Glauben zur Versöhnung gelangen werde.

Die Psychologie ist diejenige Wissenschaft, die, in Verbindung mit der Pathologie, hier die Entscheidung in der Weise zu fällen hat, wie Kant bereits im vorigen Jahrhundert in seinen Träumen eines Geisterschers, erläutert durch Träume der Metaphysik, sie gegeben hat. Alle Gestalten, welche als Geister, oder wie Professor Daumer jetzt zu sagen pflegt, als Eidole, wahrgenommen werden, gehören der Phantasie an. Sie entbehren aller objectiven Realität. Der Traum, die Ahnung, der Somnambulismus, die Hallucination, der Wahnsinn reichen vollkommen aus, sie zu erklären. Die Wissenschaft leugnet nicht, daß Menschen Visionen haben, welche für sie den Schein der Realität besitzen, aber sie spricht ihnen die Objectivität ab. Man darf nur Irrenhäuser besuchen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Erkrankung des Selbstgefühls die mannichfaltigsten Gebilde erschafft, welche für die Kranken den Werth der Realität ansprechen und welche doch nicht außer ihnen, sondern nur in ihnen existiren. Alle Gespenster, alle Dämonen, seien es gute oder böse, sind subjective Phantasmagorien. Wirth, Carus, Fischer (in Basel), Schindler, Perty haben von diesem Standpunkt aus die Erscheinungen des magischen Seelenlebens zu erklären versucht. Perty in Bern, dieser gemüthvolle, mit poetischer Anschauung ausgestattete, verdienstliche Naturforscher, geht sogar bis zu einer Grenze, wo er dem Problematischen zu große Zugeständnisse macht.

Mit dem Glauben an Geister verhält es sich gerade so, wie mit dem an Wunder. Die Wissenschaft leugnet nicht die Thatsache, daß Menschen an Wunder glauben, weil sie die Genesis dieses Glaubens begreift, aber sie muß eben deswegen die objective Existenz des Wunders leugnen. Wunderbare Begebenheiten im Sinne eines seltsamen Spiels des Zufalle sind weit davon entfernt, ein wirkliches Wunder im theologischen Sinne zu sein. Die Gegenwart, durch und durch vom Zweifel gegen den Wunderglauben erfüllt, vermeidet auch das Wort:

Digitized by Google

wunderbar. Sie sagt dafür: fabelhaft oder, nach dem neusten Sprachgebrauch, phänomenal. Daß Napoleon III. als Gefangener ein halbes Jahr auf dem Schlosse zu Wilhelmshöhe, wo sein Oheim Jerome als König von Westphalen herrschte, hat zubringen müssen, ist gewiß eines der interessantesten historischen Wunder, aber es ist kein Wunder, wie der Aberglaube es verlangt, wenn er z. B. in Neapel dem heiligen Gennaro Ovationen darbringt, weil er den letzten Ausbruch des Vesuv gestillt habe und weil sein Blut an demselben Tage wieder einmal flüssig wurde, an welchem Professor Palmieri auf der Universität zu Neapel einen Vortrag hielt, der den ganzen Ausbruch lediglich als ein Naturphänomen behandelte.

Sehr auffallend bleibt es, daß die Orthodoxie der verschiedenen Confessionen bei der Zulassung des Glaubens an Geister völlig vergißt, wie dieselben von ihr in ganz bestimmte Localitäten eingeschlossen werden. Der Böse, der Andersgläubige, der Ungläubige, verfallen dem Gefängniß der Hölle; die Halbguten, Schwachgläubigen verfallen dem Fegefeuer; die Guten, die Wiedergeborenen, Begnadeten leben im Paradiese. Sie sind selig im Anschauen Gottes selber. Wie ist es nun möglich, daß diese Geister ihr jenseitiges Local verlassen und sich wieder in die Geschichte, welcher sie durch den Tod entrückt sind, einschleichen können?

Die Geistlosigkeit des Inhalts, um welchen sich die Geschichten drehen, nämlich Geld, Heirath und Tod, ist geradezu trostlos. Was die Form angeht, so wissen die Geister in der Regel nichts zu thun, als Menschen, zuweilen sogar Thiere, mit ausgesuchter Bosheit zu chicaniren. Wenn es hoch kommt, so verrathen sie ein Bedürfniß, aus einem für sie unangenehmen Zustand, der ihnen als Strafe auferlegt ist, durch irgend ein oberflächliches Geschehen, durch ein Ave Maria, oder durch eine Seelmesse erlöst zu werden. Kratzen, Klopfen, Umwerfen von Möbeln, Schlürfen, Seufzen, Schlagen scheint ihre Hauptbeschäftigung zu sein. Nur in den Auslassungen des Psychographen zeigen sie einigen Geist und machen sogar Gedichte. Das letztere kommt auch zuweilen vor, wenn Geister durch somnambule Medien sich manifestiren.

Der heutige Spiritismus hat die Maske der Naturwissenschaft vorgenommen, um sich und Andere systematisch zu betrügen. Das ganze Material, mit welchem er operirt, wird von ihm verfälscht. Er geht an die angeblichen Thatsachen mit der ganz profanen Physiognomie eines modernen Naturforschers heran. Er will den Resultaten der inductiven Wissenschaft, er will der Logik nichts vergeben, allein hinterher kommt es trotz der exacten Methode, von welcher man spricht, auf Verschleierungen hinaus, die von der Wissenschaft nicht controlirt sind. Die Aerzte von somnambulen Frauenzimmern werden gewöhnlich von diesen beherrscht. Ihre Zeugnisse haben nur den Werth, zu bestätigen, daß die Kranken in der That erzählten, was sie erzählten. Die richtige psychologische Methode wird in den meisten Fällen bei der Beobachtung vernachlässigt und die Genesis der Erscheinungen aus Elementen abgeleitet, welche ihnen ganz fremd sind. Wie offen liegen z. B. die Thatsachen vor, aus denen sich bei der Seherin Weiß in Wien die Phantasmagorie der Marie Antoinette psychologisch ganz befriedigend erklären läßt, aber statt sie festzuhalten und ihre Verarbeitung zu verfolgen, giebt man sich der dichtenden Phantasie der Kranken hin. Arme Königin! Du hattest, was Du auch immer gesehlt, wohl im Gefängniß und auf dem Schafott hinreichend und würdevoll abgebüßt! Welcher Sterblichen würde gewagt haben, Dir die Thore des Himmels zu verschließen? Und nun sollst Du ein Menschenalter nach Deinem Tode in einer Vorstadt Wiens eine Frau Monate hindurch besuchen, um durch sie erlöst zu werden? Du sollst ihr zuerst so erscheinen, daß Du statt der Hände Flammen hast, bis diese zuletzt sich in Hände verwandeln? Und die deutsche Wissenschaft zerbricht sich den Kopf, ob nicht diese so offenbar getränkte und erdichtete Antoinette der wirkliche Geist der wirklichen, guillotinirten Königin sei?

Wenn man sich in die Thatsache schicken muß, daß der Aberglaube auch in der Form der Wissenschaft fortdauert, so wäre es doch wünschenswerth, daß die Wissenschaft die Kritik strenger gegen Extreme handhabte, welche ihre wirklichen Errungenschaften mit vornehmer Miene wieder in Frage stellen. In Momenten der Verzweiflung wird der bedrängte Mensch, sei er auch ein Philosoph, sich immer nach einem Wunder sehnen, und unter gewissen Umständen wird man, wenn man sich mit einem Leichnam allein befindet, sei man auch ein Professor der Anatomie, ein geheimnißvolles Grauen empfinden, aber der vernünftige Mensch wird trotz jenes Wunsches nicht an Wunder, trotz dieses Grauens nicht an Geister glauben. Die wunder- und geisterkranke Wissenschaft erzählt uns immer wieder, was der Aberglaube auch sonst sehr verständiger Leute überliefert hat, aber wo sind die Thatsachen, denen man das Prädicat wissenschaftlicher Beglaubigung zutheilen dürfte? Vor einigen Jahren erregte in England ein junges Mädchen das größte Aufsehen, weil sie ohne alle Nahrung doch leben sollte. Endlich wurde sie durch eine Commission von Aerzten beobachtet und starb nach einigen Tagen, wie die Section ergab, am Hungertode. Die Todtenschau versetzte die Eltern in Anklagestand wegen Tödtung ihrer Tochter. Dies war das traurige Resultat einer wirklich wissenschaftlichen Beobachtung von wissenschaftlich gebildeten Männern. In den Irrenhäusern gewöhnen wir uns daran, mit Kranken zu verkehren, die an Hallucinationen und an Visionen leiden. Trotz aller Deutlichkeit, mit welcher sie, was sie sehen, hören, riechen u. s. w. beschreiben, fällt es Niemandem ein, die Realität dieser pathologischen Gebilde anderswo als im Gehirn der Kranken zu suchen; aber bei einem Cardanus, bei einem Swedenborg, bei einer Selma, bei einer Seherin von Prevost, bei dem Mädchen von Orlach, bei der Nonne von Dülmen u. s. w., ja da soll es sich ganz anders verhalten.

Königsberg im Juni 1872.

Karl Rosenkranz.

Die Realschulfrage.

Von

Eduard von Hartmann.

III. Die Sprache.

Die Grundlage alles Schulunterrichts ist und bleibt die Sprache; darüber sind eigentlich alle Pädagogen einig. Es ist vergeblich, das Denken an der Logik lehren zu wollen; man kann durch die Logik wohl eine Kenntniß davon erlangen, wie gedacht wird, aber man gewinnt dadurch nichts für die Fähigkeit und Fertigkeit des Denkens. Diese letztere ist nur an dem natürlichen und unabtrennbaren Leibe der Logik, an der Sprache zu lernen. Die Sprache ist das einzige Mittel und zugleich die Grenze unsres Denkens; die Denkformen sind wesentlich in den Sprachformen gegeben und präcisirt, und die Verknüpfungsarten der Gedanken haben ihr Gegenbild an den Verknüpfungsweisen der Sprache. Indem man die Sprache studirt, studirt man implicite das Denken; indem man sich in der Sprache übt, übt man sich im Denken selbst. Das Sprechen instinctiv und ohne Bewußtsein über die Sprachformen zu erlernen, ist nicht Sache der Schule sondern der Familie; über das Denken als solches philosophisch zu reflectiren ist nicht Sache der Schule sondern der Universität; Sache der Schule aber ist es: die Sprache mit reflectirendem Bewußtsein zu studiren, um hieran unbewußt denken zu lernen.

Das Denken ist eine formale Fertigkeit des Geistes, und es zeigt von einem gänzlichen Verkennen der Natur des Denkens, wenn man die Fähigkeit zu demselben durch Zufuhr von Material nach bestimmten Richtungen zu steigern sucht. Ohne Frage wird der auf einem bestimmten Gebiet sachlich Wohlbewanderte das Material zu seinen Denkoperationen bequemer zur Hand haben;

Digitized by Google

aber wenn der Unbewanderte sich erst das nöthige Material beschafft hat, was doch immer möglich ist, so wird er in stoffsicher Hinsicht gleich gestellt sein, und dann seine etwaige formale Ueberlegenheit glänzend documentiren. Diese Erscheinung kann man täglich sehen, daß die mit dem reichsten Wissen vollgepfropften Köpfe dabei doch unfähig sind, in ihrer eigenen Domäne treffend zu urtheilen und scharf zu denken. Die Denkfähigkeit durch Zufuhr von Material und Bildung von Specialbegriffen zu unterstützen, muß naturgemäß der Fachbildung überlassen bleiben; die allgemeine Schule aber ist schon durch die überwältigende Mannichfaltigkeit der im Leben vorkommenden Wissensgebiete gezwungen, auf dieses Mittel zu verzichten, und sich auf die Steigerung der Denkfähigkeit durch formale Ausbildung des Geistes zu beschränken. Wer so gebildet in's Leben tritt, der wird für alle Sättel gerecht sein, und auf jedem Pferde bald reiten lernen.

Die Grundlage aller Bildung ist die Muttersprache; an ihr lernt man sprechen, aber es ist viel schwerer, an ihr Sprache zu lernen als an einer fremden Sprache, weil man viel zu eng durch instinctive Aneignung mit den grammatischen und sprachlichen Formen vertraut ist, um ihnen in dieser Gestalt die nöthige Freiheit der bewußten Reflexion entgegenbringen zu können. Man kann deshalb annehmen, daß für das Studium der Sprache als solcher 1 Stunde fremder Sprache mehr nützt als 2 Stunden Muttersprache. Dies ist selbst für Bürgerschulen ohne Latein dadurch anerkannt, daß bei ihnen auf das Französische um so mehr Gewicht gelegt wird. Höchst wichtig aber ist die Muttersprache für die formelle Geistesbildung durch die Uebung, welche in den mittleren und oberen Classen der deutsche Aufsatz im activen sprachlichen Ausdruck, in der theoretischen Bemeisterung eines Gedankenstoffes durch die Disposition, und in der logisch-stilistischen Durcharbeitung desselben bietet. Keine fremde Sprache, sondern nur die Muttersprache gewährt diejenige Vertrautheit mit den Ausdrucksmitteln, die zur freien Entfaltung des nach Anlage und Entwicklungsstadium des Schülers erreichbaren Maximums selbständiger Gedankenentfaltung nöthig ist. Um diesen Nutzen auf der Sache zu ziehen, müssen aber blos descriptive Themata ausgeschlossen bleiben und nur solche zur Bearbeitung gestellt werden, welche ein wirklich reflectirendes Denken über den Gegenstand gestatten und fordern. Zweitens aber muß in den oberen Classen die deutsche Literatur gründlicher als bisher gefegt werden, was bei den drei deutschen Stunden in Prima und Secunda der Realschule wohl möglich ist. Subjectivästhetische Zuthaten passen nicht in die Schule; in Secunda dürfen nur einzelne Lebendbilder herausgehoben werden, in Prima muß ein zusammenhängendes Bild der geschichtlichen Entwicklung in objectiv-nüchterner Charakteristik entrollt werden, und auf allen Stufen des deutschen Unterrichts die Meisterwerke aller Perioden der eigenen Anschauung der Schüler zugeführt werden. Für die mittleren Classen, wo der eigentliche Literaturunterricht noch nicht statthaft ist, werden zwei (für die unteren Classen drei) Stunden deutschen Unterrichts allen Anforderungen genügen, und die eine Stunde, welche der Realschulplan mehr enthält, wird nach obigem Grundsatz weit zweckmäßiger dem Studium einer fremden Sprache zugelegt werden.

Als fremde Sprachen bieten sich zunächst die neueren dar. Der allgemeine Grundsatz, den Unterricht nach seinen Gegenständen möglichst zu beschränken, und in dem concentrirten Lehrplan um so intensiver zu gestalten, muß von vornherein gegen die Einführung von mehr als einer neueren fremden Sprache, Bedenken erregen. Das Französische werden wir unter keinen Umständen missen wollen. Die Franzosen sind das höchstentwickelte Volk der romanischen Race, wie die Deutschen der germanischen, und gerade der in diesen Gipfelpunkten nationalen Lebens am schärfsten zugespitzte ethnologische Gegensatz fordert am dringendsten zu einer Ergänzung unserer Einseitigkeit durch Bekanntschaft mit romanischem Wesen auf, das sich auf das Treuste in französischer Sprache und Literatur spiegelt. Dazu kommt noch, daß die französische Sprache trotz des Verfalls ihrer Flexions- und Wortformen doch eine fein und reich ausgebildete Syntax besitzt, deren Studium für allgemeine Bildungszwecke immerhin lohnend ist, namentlich dann, wenn der französische Aufsatz, wie in den Realschulen geschieht, cultivirt wird. Gerade dadurch, daß der französische Stil die Individualität der Ausdrucksweise ausschließt und den Gedankengang in eine conventionelle typische Form bannt (deren Auslässer die Phrase ist), gerade dadurch wird er zu einem wichtigen formalen Bildungsmittel, aber nicht als Endziel, sondern nur als Durchgangsmoment, um die germanische Tendenz nach ungebändigtem Individualismus durch diese Läuterungsstufe veredelt sich selbst zurückzugeben. Auf Gymnasien bezweckt der lateinische Aufsatz dasselbe, erreicht es aber nicht mehr so wie in den lateinischen Schulen des vorigen Jahrhunderts, wo eigentlich nichts als Latein getrieben wurde. Ohnein ist das alte Latein unserm ganzen modernen Anschauungskreise zu fremdartig geworden, um uns noch mit einiger Freiheit in diesem Gewande bewegen zu können. Das Französische ist daher als moderne Sprache viel geeigneter zur Pflege des romanischen Stils in Aufsätzen, und wenn sogar gewiegte Gymnasialdirectoren bei unserem jetzigen Lehrerpersonal selbst nicht mehr an die Haltbarkeit des lateinischen Aufsatzes glauben, so dürfte es Zeit sein, auch auf Gymnasien an einen Ersatz desselben durch den französischen und verstärkte Pflege des deutschen Aufsatzes zu denken.

Das Sprechenlernen fremder Sprachen ist bei der Schülerzahl in unseren Classen unmöglich, aber doch nur unter Schädigung wichtigerer Bildungsmittel annähernd erreichbar. „Eine Conversationsfertigkeit zu Wege zu bringen, kann nicht Aufgabe der Schule sein, sondern muß der Privatübung überlassen bleiben“ (Unterrichtsordnung S. 662). Das Höchste was man von mündlicher Fertigkeit verlangen darf, ist Angabe des Inhalts gelesener Stellen, und Reproduction grammatischer Regeln; zusammenhängende Erzählung historischer Vorgänge ohne specielle Präparation geht schon über die Aufgabe der Schule hinaus, und wird auch thatsächlich nur von solchen Schülern erreicht, die neben der Schule durch Privatstudien oder Conversationsübungen in der Familie gefördert sind. Faßt man aber diese nothwendige Beschränkung des Schulunterrichts in's Auge, so ist die Zahl der französischen Stunden in der Realschule ebenso um eine zu groß, wie sie auf dem Gymnasium um eine zu klein ist. Auf Bürgerschulen ohne Latein braucht man natürlich mehr Stunden für Französisch, aber auf der Realschule, wo die Schüler in der Quinta schon vier Stunden Französisch und überreichlich Lateinisch getrieben haben, und Lateinisch gründlich weiter treiben, werden von Quarta bis Prima drei Stunden wöchentlich für die angegebenen Zwecke unzweifelhaft genügen. Es bürgt hierfür die Thatsache, daß auf Gymnasien, die das Glück haben, tüchtige französische Lehrer zu besitzen, schon mit zwei Drittel dieser Stundenzahl das hier angegebene Ziel mit Ausnahme des Aufsatzes so ziemlich erreicht wird, wenigstens eine ganz gründliche Kenntniß der Grammatik und Syntax, eine vollständige Fertigkeit im Lesen, und eine erträgliche in der mündlichen Reproduction gelesener Stellen und Regeln erzielt wird. Danach muß auch bei durchschnittlichen Lehrkräften die Zahl von drei Stunden unbedingt ausreichend erscheinen.

Fragen wir nun, welchen allgemeinen Bildungswerth der englische Unterricht neben dem so betriebenen französischen beanspruchen kann, so fällt die Antwort sehr ungünstig aus. Ein Bedürfniß, das Wesen unserer Nationalität durch Eindringen in das Verständniß des englischen Volksgeistes zu ergänzen, liegt bei der nahen ethnographischen Verwandtschaft beider nicht vor; außerdem sind gegenwärtig alle nur irgend lesenswerthen älteren, neueren und neuesten englischen Bücher in deutschen Ausgaben zu haben, die sich bei der Begünstigung des Uebersetzens durch die sprachliche Verwandtschaft ganz wie Originale lesen. Die englische Sprache als solche besitzt für den Deutschen gar keinen formalen Bildungswerth, da dieser sich ganz nach der Höhe richtet, welche die formale

Digitized by Google

Entwicklung des organischen Baus einer Sprache einnimmt, und da die englische Sprache eine viel tiefere Stufe sprachlichen Verfalls repräsentirt als die deutsche — vielleicht die tiefste, die überhaupt denkbar ist. Flexionen existiren nicht mehr, und die Syntax besitzt weniger Feinheiten als irgend eine andere Sprache. Absurde Incongruenz zwischen Schreibweise und Aussprache bereitet Schwierigkeiten ohne Nutzen für den Geist. Im Uebrigen ist keine Sprache leichter als die englische zu lernen für denjenigen, der deutsch, lateinisch und französisch kennt. Ebenso lernt man in keiner Sprache leichter, einen erträglichen Stil zu schreiben; aber in keiner Sprache ist es schwerer, irgend welche Feinheit in den Stil hineinzulegen. Das zu den praktischen Zwecken des Lebens nöthige Maß von Kenntniß zu erwerben, ist daher dem Privatstudium im Englischen viel leichter gemacht, als in irgend einer andern Sprache, welche man ebensogut genöthigt sein kann, zu praktischen Lebenszwecken neben und nach der Schule lernen zu müssen wie die englische.

Ist es schon an und für sich bedenklich, weil dem Grundsatz der Concentration des Unterrichts widersprechend, das Bildungsmittel des modernen Sprachunterrichts durch Zerspaltung in zwei Sprachen an intensiver Wirksamkeit zu beeinträchtigen und zugleich über das extensive Maß seiner natürlichen Berechtigung aufzublähen, so zeigen obige Erwägungen, daß die englische Sprache der französischen nicht nur an Bildungswerth beträchtlich unterlegen ist, sondern auch absolut genommen einen solchen für einen Deutschen in formaler Beziehung nicht beanspruchen kann. Diese Behauptung ist eben keine neue, und die Thatsachen, welche ihr zu Grunde liegen, sind zu gut bekannt, als daß man sich nicht veranlaßt fühlen sollte, sich nach Motiven umzusehen, welche den pädagogischen Mißgriff in Betreff des Englischen auf Realschulen wenigstens psychologisch erklärlich machen. Solche können aber handgreiflich nur in der — principiell verpönten — verstohlenen Rücksicht auf praktische Bedürfnisse des Lebens in einer Anzahl von künftigen Berufskreisen der Realschüler liegen. Weil die Kaufleute englische Correspondenz führen lernen müssen, deshalb wird Englisch auf der Realschule obligatorisch gelehrt. Mit ganz demselben, ja sogar wegen des factisch höheren Bildungswerthes mit noch größerem Rechte könnte man den Unterricht in der italienischen Buchführung in den obligatorischen Lehrplan der Schule aufnehmen. Selbst die Erläuterungen zur Unterrichtsordnung (vgl. S. 661) wissen für das Englische keine anderen Gründe vorzubringen als solche des unmittelbaren praktischen Nutzens für das Leben nach der Schule, nämlich einerseits, weil es nützlich ist, Englisch als Verkehrssprache zu können, besonders wenn man nach England reisen will, und zweitens weil es nützlich für den künftigen Beruf werden kann, wenn man das Verständniß der reichen realwissenschaftlichen Literatur, welche diese Sprache besitzt, schon auf der Schule vorbereitet. Das banausische Utilitätsprincip tritt hier wenigstens mit einer nichts zu wünschen übrig lassenden Offenheit an's Tageslicht. Die höhere Schule darf aber in ihren Concessionen an dieses ihrem Wesen schnurstracks widerstrebende Princip höchstens so weit gehen, daß sie solche Fachvorstudien zu betreiben ermöglicht, indem sie neben den obligatorischen Schulstunden für solche Gegenstände zu einem facultativen Studium die Hand bietet. In dieser Weise ist auf vielen Gymnasien ein vierjähriger Cursus des Englischen (neben dem Hebräischen) mit zwei Stunden wöchentlich als facultativer Unterricht angelegt, der für den Zweck der Lectüre und der grammatischen Grundlegung zu privaten Conversationsübungen vollständig ausreicht. In dieser Weise das Englische auch auf Realschulen zu behandeln würde keinen Anstand haben; mehr widerspricht dem Zweck der allgemeinen Bildungsanstalt.

Der Schlußartikel folgt.

Literatur und Kunst.

Typen.

Charakterbilder in Versen

von

Emil Rittershaus.

Hans Dampf in allen Gassen.

Er war ein sonderbarer Mann,
Ein Narr auf eigne Weise,
Der nie im Leben Ruh' gewann
Im enggeschloss'nen Kreise.
Galt es zu wirken für die Welt
In mancherlei Geschäften,
Dann hat er sich zu Dienst gestellt
Allzeit mit allen Kräften.
Wo man zu gutem Werk ihn rief,
Da war er auch zu haben,
Drob zogen ihre Mäuler schief
Die superklugen Knaben:
„Wie thöricht! Sammeln soll er sich,
Die Kraft zusammenfassen!“
Du toller Kauz, sie nannten dich:
Hans Dampf in allen Gassen!

Beim Schützenfest, beim Turnerzug,
Beim biedren Sängerstande,
Da sprach er oft beim vollen Krug
Vom Volk und Vaterlande.
Das nannte man in Weisheit dann
Ein „Schwatzen bei der Flasche“. —
Am laut'sten sprach der brave Mann,
Der für die eigne Tasche
Nur stets gesorgt, der mit dem Wort
Nur groß als Menschheitsschwärmer:
„Was will Hans Dampf nur immerfort,
Der Wühler und der Lärmer?
Im Stillen wächst die große That,
Fern vom Getrieb' der Massen!“ —
Hans Dampf zog ruhig seinen Pfad,
Hans Dampf in allen Gassen.

Wo er die Armuth weinen sah,
Die Noth die bitt'ren Zähren,
Da war er gern als Helfer nah'
Und ohne Dankbegehren.
Wo er die Blindheit irrend fand,
Da sucht' er sie zu leiten —
So griff man denn nach seiner Hand
Von allen, allen Seiten!
Ja, selbst wer lustig lachen wollt',
Für den auch hatt' er Schnurren!
Ein Jeder war ihm gut und hold,
Doch manchen hört' man knurren:
„Man kann nicht helfen, wo man will,
Muß manches unterlassen!
Wann kriegt er Ruh', wann wird er still,
Hans Dampf in allen Gassen!“

Hans Dampf ward still; er ging zur Ruh'.
Der Schreiner nahm den Hammer
Und nagelte den Deckel zu
An Hänsleins Todtenkammer,
Und, als sie dann dem dunklen Loch
Die Leiche übergaben,
Da sah'n die Leut', wie viel sie doch

Digitized by Google

Mit dem Hans Dampf begraben!
Ein Sämann für der Zukunft Feld,
Den deckten nun die Schollen;
Er sah nicht sich, er sah die Welt
Und ebel war sein Wollen!
Sie mußten's leise eingeste'n,
Wie oft man fälsch verdamme;
Sie hatten wohl Hans Dampf geseh'n,
Doch nicht beim Dampf die Flamme!

Hebels Nachfolger.

J. H. Voß und seine plattdeutsche Buchsprache. Holländisch. Jacob Grimm und Max Müller über Mundarten.

Dich, du seltsamer Mann, singt Karl von Holtei in dem Widmungsgedichte vor seinen Gedichten in schlesischer Mundart, unsern Hebel an:

Dich, Du seltsamer Mann, hatt ich im Sinne und Härze,
Weil ich Dir wullte partu a Briefel wullt ich Der schreiben,
Und da wullt ich Der schicken de ganzen schläschen Gedichte;
Wullte sprechen zu Dir: a Hebel bist Du gewäsen
Für die Liederle hie! denn nimmermehr hätt ich gesunge
In der schläschen Weise, hätt's nicht alamannsche Gedichte.
Mit a Stäter vo Gnad hust Du mer'sch Härze begrifen,
Hust de mer'sch umgerihrt im Leibe.

So wirkte das Beispiel von der Einen Ecke Deutschlands bis zur andern. Alle Dichter in deutschen Mundarten haben direct oder indirect den Anstoß von Hebel erhalten. Aber den Weg mußte sich Jeder für seine besondere Mundart erst selber bahnen, mußte ihr ablauschen, wie der Volksstamm jedesmal sich in seiner besonderen Weise, in seiner Sprache, in Worten und Wendungen gezeichnet, mußte zwischen der Bildung und der gemeinen Wirklichkeit vermitteln. Und allerdings ging das bei den Wenigsten ab ohne Straucheln, wie denn gleich das Bild vom „Hebel" und vom „goldenen Stecken", mit dem man das Herz „ergreift" und es dann „umrührt im Leibe" vom Buchgelehrten stammt, nicht aus der Mundart.

Wie doctrinär die meisten Sänger der Mundart das Geschäft betrieben, davon liegt der stärkste Beweis darin, daß fast alle plattdeutschen, die Bornemann, Bärmann ꝛc. die grobe Seite des Volkslebens herauskehren:

Kümpe mehr es fustendict,
Up de Mann en twintig Stück.
(Bornemanns Hochzeitslied.)

gewiß weil das ihnen in der Bezeichnung der Mundart als „platt"-deutsch vorbedeutet. Allerdings auch, weil es am leichtesten ist in der Wirklichkeit das Gemeine zu sehen, und schwer in ihr, die und täglich rauh berührt, das Ideal zu finden, wie Hebel es verstand.

Aber auch die Doctrin von der einzigen Dignität und Reinheit der Buchsprache war noch lange nicht überwunden. Dies beweist uns am besten Joh. Heinr. Voß, der gelehrte Uebersetzer des Homer, in seinen plattdeutschen Versuchen, die er ebensalls in Nachahmung Hebels, wie Holtei, Kobell und alle Uebrigen unternahm. Voß nahm dazu nicht seinen heimischen Dialekt, den mecklenburger, oder den hannover'schen der Elbmarsch, den er vom langen Aufenthalt dort kennen mußte, oder den holsteinischen, nein, die Volksmundart hatte für den Gelehrten weder Dignität noch Reinigkeit, die bekam sie erst durch einige Grammatik und Declination. Voß flickte ihr diese Ingredienzien mit reiner Willkür zu, indem er so ein Bischen von Dativ und Conjugation anhing, wo es ihm zu mangeln schien. Was würde man z. B. von dem englischen Dichter sagen, der etwa den Artikel the willkürlich in ther und them verwandeln wollte, wie Voß es thut, wenn er singt:

Als in der Hölle
Flackert im Awen dat Für! da kün ot en Osse bi braden!
Wo grotmächtig he Keerl as en Bagh suhtenk in dem Lehnstohl,

wobei einem Plattdeutschen im Ohr und Herzen übel werden kann.

Man begreift es nicht. Fast jedes Wort ist durch unorganische Anhängsel, die gänzlich dem Genius des Niederdeutschen widerstreben, die nirgends aus dem Munde eines Sachsen, Friesen, Holländers je vernommen sind, willkürlich verdreht und verdorben. In eine solche sonderbare Verirrung konnte ein deutscher Sprachgelehrter gerathen, ein Mann der so große Verdienste um die allgemeine deutsche Poesie und Sprache hat, nur weil die seit anderthalbhundert Jahren von allen Grammatikern gepredigte Lehre von der Würde und Reinheit der Schriftsprache und der Rohheit der Volksmundart nun auch ihm unbesehens als Wahrheit galt. Ja von diesem Vorurtheil war noch Jacob Grimm nicht frei, der doch der Erste eine Grammatik nicht blos des Hochdeutschen, sondern der deutschen Stammsprachen versuchte.

Damit ich nicht das Ansehn gewinne, als spräche ich contra Grimm oder pro aris et focis, verzeihe man mir ein etwas längeres Citat aus Max Müllers berühmten Vorlesungen über Sprachwissenschaft, nachdem ich vorher noch eine Anmerkung über die holländische Schriftsprache gemacht haben werde.

Die plattdeutschen Holländer haben lange vor Voß in ähnlicher Weise wie er Genus- und Casussendungen willkürlich an die Mundart angeflickt, um ihr dadurch die mangelnde Würde einer Schriftsprache zu geben. Schon 1625 sagt Christ. van Heule in der Vorrede zu seiner Nederdutsche Grammatica ofte Spraeckonst, daß der Dativ, Accusativ und Ablativ, welche von niederländischen Schriftstellern angewendet werden, in der gesprochenen Rede nicht vorhanden seien. Dem ungelehrten Niederländer mochten, wie er sagt, diese Biegungen wie eine Verzierung erschienen. Und merkwürdiger noch ist es, daß sie diese „Zieraten" in der Schriftsprache, trotz wiederholten Widersprüchs verständiger Gelehrten behalten haben.

Noch ganz in neuester Zeit ist von dem gelehrten Orientalisten Prof. T. Roorda ein Buch von nicht weniger als 214 enggedruckten Octavseiten erschienen, über den Unterschied und die nothwendige Uebereinstimmung zwischen Sprechsprache und Schriftsprache (Leeuwarden 1858), eine Schrift, die den lehrhaftesten Widerspruch; aber, selbst von Prof. van Bloten, keine treffende Widerlegung gefunden hat. Prof. Roorda sagt darin S. 6.: „Das ist doch wohl die größte Sonderbarkeit, die man auch in der französischen, englischen und hochdeutschen Schriftsprache nicht antrifft, daß man im Holländischen Regeln, willkürlich durch Schriftgelehrte angenommene und festgestellte Sprachregeln befolgt, die der lebenden Sprache, so wie wir sie sprechen, gänzlich und durchaus fremd sind, so fremd wie die Regeln einer fremden Sprache, wie das Latein oder das Hochdeutsch". Er rechnet dahin namentlich auch eine künstliche dem Hochdeutschen entlehnte Conjunctivform. Und er beruft sich für diese seine allgemeine Behauptung auf einen Fachgelehrten, den berühmten Prof. de Vries, der auch behauptet, die holländische Sprechsprache allein sei die reine unverfälschte, die Schriftsprache eine durch willkürliche Regeln verfünstelte.

Bei uns ließe sich trotz der guten Meinung Roordas von unserm Schriftdeutsch ein ähnliches Buch schreiben. Es würde aber so wenig praktischen Nutzen haben, wie seins in Holland. Denn in der Sprache gilt der Satz in der That: was wirklich, ist vernünftig. Und eben so sicher ist, daß Schrift- und Sprechsprache sich nie und nirgends decken. Das Volk kommt mit Einer Sprache nicht aus und macht sich zwei, wenn's nur Eine hat. Ein gelehrter Holländer versicherte mir einmal mündlich: sie, die Holländer, hätten eigentlich drei Sprachen: die Schriftsprache, die Mundart und ein Zwischending, das man, nicht auf der Kanzel und im Parlament, aber etwa bei Tischreden gebrauche, auch genau nach Regeln geformt.

Also Max Müller spricht von der Verbildung der Sprachen durch

Digitized by Google

ihre Mundarten (dialectic regeneration) und fragt zunächst, was ist denn eine Mundart, ein Dialekt? Die Sprache, antwortet er, existirt nirgends für sich, sondern nur im Menschen. Die Sprache lebt nur, indem sie gesprochen wird, sie stirbt mit jedem ausgesprochenen Wort. Es ist reiner Zufall, wenn eine Sprache gedruckt und geschrieben wird. Noch gegenwärtig sind die meisten Sprachen ohne Schrift und ohne Literatur. Unter den zahlreichen Stämmen im Innern von Asien, Africa, America und den Südsee-Inseln lebt die Sprache noch in ihrem Urzustande, im Zustande, so zu sagen, einer immerwährenden Verbrennung. Dahin muß man sich wenden, um eine Einsicht zu gewinnen, wie eine menschliche Sprache wächst, ehe sie gefesselt wird durch Schrift und Druck. Was wir gewöhnt sind Sprache zu nennen, die literarischen Idiome von Griechenland, Rom und Indien, von Italien, Frankreich, Spanien, von England und Deutschland, diese Sprachen sind mehr Kunstprodukte als Formen einer wirklich natürlichen Sprache.

Das wirkliche und natürliche Leben einer Sprache steckt in ihren Mundarten, und trotz der Tyrannei der Buchsprachen ist die Zeit noch fern, wo die Mundarten selbst des Italienischen und Französischen z. B. ausgerottet sind. Gegen zwanzig italienische Mundarten sind durch Schrift und Druck bekannt geworden. Champollion zählt vierzehn französische Dialekte als bestimmt unterschieden auf. Die Zahl der neugriechischen Mundarten wird von Einigen auf siebenzig angeschlagen.

Es ist ein Irrthum, daß die Mundarten Ausartungen der Schriftsprache seien. Selbst in England hat das Patois (die Pöbelsprache) hin und wieder Wörter und Wendungen, die reiner sind als die Sprache Shakespeares, und übertrifft an Reichthum in manchen Punkten die classischen Schriftsteller jeder Periode. Die Mundarten sind überhaupt eher Zuleiter als Ableiter (the feeders rather than the channels) der Buchsprache, jedenfalls sind sie immer parallele Ströme, lange vorhanden, ehe einer von ihnen durch Schriftcultur zu einer temporären Herrschaft erhoben wurde.

Was Jacob Grimm über die Entstehung der Dialekte sagt, gilt nur von denen, die durch Verfall ihrer Laute entstanden sind. „Dialekte", schreibt er, „entwickeln sich progressiv, und je mehr wir zurückblicken in die Geschichte der Sprache, desto kleiner ist ihre Zahl, desto unbestimmter ihre Gestaltung. Alle Vielheit entsteht allmählich aus ursprünglicher Einheit".

So scheint es allerdings, wenn wir unsere Ansichten über die Sprache allein auf die Kenntniß von Schriftsprachen, von Sanskrit, Griechisch, Latein und Gothisch gründen. Zweifellos sind dies die königlichen Häupter in der Geschichte der Sprache. Aber wie die politische Geschichte etwas mehr sein muß als eine Chronik königlicher Häuser, so muß der Geschichtschreiber der Sprache niemals die niederen Schichten aus dem Auge verlieren, aus denen die herrschenden zuletzt entsprangen, durch die allein sie erhalten und getragen werden.

Hier liegt freilich die Schwierigkeit. Wie soll man die Entwicklung der Mundarten aller Zeiten erkennen, da nur geschriebene Materialien zu uns gelangt sind? Kaum erzählen die Alten von den Mundarten. Plinius sagt wohl, daß in Colchis mehr als 300 Sprachen geredet worden seien, daß die Römer bort 130 Dolmetscher gehalten. Mag es übertrieben sein, so spricht doch Strabo von 70 verschiedenen Stämmen und Sprachen. In unsern Tagen, wo die Missionäre sich dem Studium der Sprachen wilder Stämme mit Eifer hingeben, haben sie doch meistens nur Eine von vielen Mundarten beherrschen lernen. Haben sie dann etwa diese Mundart zur Schrift gewöhnt und dieselbe zum Mittel gewählt für ihren bildenden Einfluß, so hat diese Mundart bald eine Art von literarischer Herrschaft erlangt und die anderen als barbarische Jargons zurückgedrängt. Dennoch wissen wir von diesen wilden Stämmen nur etwas durch die Missionäre.

Wir wollen Max Müller nun nicht folgen in seiner reichen Erzählung über die Menge, den Charakter, den schnellen Wechsel und Untergang ungeschriebener Mundarten wilder Stämme, so interessant dieses Capitel sein möchte. Dann fährt er fort: Schriftsprachen zahlen für ihre temporäre Größe durch unvermeidlichen Verfall. Sie gleichen stagnirenden Seen an der Seite großer Ströme. Sie bilden Reservoirs von dem, was einst lautende Sprache war, aber sie laufen nicht mehr mit im großen Fortschritt. Mitunter möchte es scheinen, als wäre der ganze Strom lebender Sprache in diese Seen abgeflossen. Aber es ist Täuschung. — Oder man vergleiche die Schriftsprache mit der Eisdecke auf einem gefrorenen Strom. Glänzend ist sie, glatt, aber starr ist sie und kalt. Meistens während politischer Revolutionen wird diese polirte Culturſprache zerbrochen und weggeführt durch die Wasser drunten. Dann kommen die vulgären Mundarten wieder über die krystallene Oberfläche der Schriftsprache empor und vernichten, wie die Wasser des Frühlings, die Bruchstücke überwundener Bildung. Sobald eine Sprache sich festellt durch Sprache und Cultur, sobald sie die Fähigkeit sich zu ändern verliert durch Grammatik und Regel, führt sie statt des natürlichen Lebens ein künstliches Dasein. Sie mag darum noch lange Zeit fortexistiren, aber während sie der Stamm zu sein scheint, ist sie nur noch ein verdorrter Zweig, allmählich sinkend vom lebenden Wurzelstock.

Max Müller erläutert diese seine Ansicht durch das Beispiel der romanischen Sprachen. Als das römische Reich zerstört, das classische Latein Ciceros zerbrochen war, da fand sich plötzlich, daß man in den Straßen Roms, in Italien, Spanien, Gallien, wohin das römische Volk gedrungen, schon längst eine Mundart geredet, die man nun als Italienisch, Spanisch, Französisch, Rumänisch als Tochtersprachen des Latein zu lernen pflegt, die aber eigentlich die Wurzeln der classischen römischen Schriftsprache gewesen, nur unerkannt, weil ungeschrieben bis dahin.

Wenn dies eine neue Ansicht ist, erst entstanden durch die größeren Mittel der vergleichenden Sprachwissenschaft und von ihr begründet, noch kämpfend, wie man sieht, mit dem alten Vorurtheil, dem selbst ein Mann, wie Jacob Grimm noch nicht entwachsen war, so darf ich wohl darauf aufmerksam machen, das ich dasselbe schon Jahre vorher in meinen „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch" ausgesprochen habe. Dort heißt es S. 38: Wenn wir, was deutsche Zunge spricht, sei es platt oder hoch, gebruckt oder ungebruckt, deutsche Sprache nennen, so faßt diese Gesammtheit zwei Hauptgruppen unter sich, die wir als Plattdeutsch und Hochdeutsch oder als Niederdeutsch und Oberdeutsch bezeichnen können. Der Baum deutscher Sprache besteht aus zwei Stämmen, einem hochdeutschen und einem plattdeutschen Sprachstamme, die beide wieder in eine Menge Zweige getheilt sind, und diese Zweige sind die Mundarten.

Wollen wir jetzt die Stellung der Schriftsprache in dem ganzen deutschen Sprachgebiete angeben, so können wir sagen, um im Bilde zu bleiben: die Schriftsprache ist nicht etwa der Stamm der deutschen Sprache, woran die Mundarten die mehr oder weniger saftvollen Zweige sind; sie hat eine eminente Stellung, natürlich — als Trägerin der edelsten Früchte der Wissenschaft und Poesie — mag man sie als das Edelreis betrachten; aber ein Zweig ist sie unter den Zweigen, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ist auch sie nur eine Mundart.

Dadurch wird das Hochdeutsche nicht herabgesetzt, kann es nicht einmal, es bleibt immer die Sprache der Gebildeten, der Kirche, der Bibel, die Sprache vor der man selbst Respect hat durch eigne Kunde und Einsicht, die das Maß ihres Werthes in sich selbst trägt und keines Vergleiches bedarf, um gehoben zu werden. Wir betonen diese Stellung der Schriftsprache zu den andern Mundarten nur, um ein Vorurtheil abzuwehren: Der Stamm ist eher da als die Zweige. So ist die Schriftsprache vor den Mundarten nicht da gewesen. Diese sind nicht aus ihr durch Degeneration und Verderbniß wie Wasserreiser und Auswüchse entstanden. Insofern wird das Bild falsch. Die Mundarten sind vielmehr die Wurzeln, wenn man die Schriftsprache als den Stamm ansehen will;

Digitized by Google

diese wird verdorren, wenn man die Mundarten abschneidet, die ihr den Lebenssaft zuführen, wie dies z. B. beim Französischen schon beinahe der Fall ist.

Die Mundarten sind durchaus nicht ein verderbtes, verschlechtertes Hochdeutsch, sondern die gesunde Grundlage desselben, nicht eine Caricatur der gebildeten Sprache, sondern der Marmor, aus dem ihr Bild gemeißelt ist. Mundarten in jenem schlechten Sinn würden erst entstehen, wenn das Hochdeutsch alleinige Sprache Deutschlands würde, wovor uns Gott behüte, denn dann würden die niedern Stände daraus ein Patois machen, in jeder Provinz je nach der Eigenthümlichkeit des Volkscharakters ein anderes; das Volk wird nie davon abzuhalten sein, sich seine Sprache zurecht zu schneiden. Denn (wie ich an anderer Stelle gesagt) das Volk bedarf einmal zweier Sprachen, eine für den höheren Gebrauch, eine, wie Klaus Harms sagt, hinter Topf und Pflug. Wir würden alsdann wieder eben so viele Mundarten haben wie jetzt, aber nicht als lebendige Wurzeln der gesunden Volksanschauung, sondern als Wasserreiser einer halbassimilirten Bildung. Denn allerdings giebt es auch solche Dialekte. Leider geben schon mehrere norddeutsche Städte, wo sich der Handwerker bemüht, seine schöne Modersprak zu verleugnen, in einem wahrhaften Gräuelhochdeutsch dazu den Belag her.*)

Düsseldorfer Pfingsttage.

III.

Besuch in den Maler-Kunstwerkstätten.

Die Kunstgeschichte unserer Zeit bietet die merkwürdige Erscheinung, daß in der Musik mit einem Male die verschiedenartigen Richtungen sich in Schulen vereinigen, die nach festen, scharf gezeichneten Vorschriften handeln, während in der bildenden Kunst die Auflösung der Schule langsam aber sicher und unverkennbar vor sich geht. Die großen Tondichter der Glanzperiode, Handn, Mozart, Beethoven, Schubert und Weber, hatten keine Schule gegründet, kaum Nachahmer gefunden; dagegen giebt es jetzt eine sehr entschiedene und festgeschlossene Wagner'sche und eine ebenso entschiedene und gegensätzliche Schumann'sche Schule (welche den Rest der Mendelssohn'schen in sich absorbirt); eine dritte, ausschließlich altcalsschige, entwickelt sich an der Berliner Hochschule, die wohl von dem Grundsatze ausgeht, daß in der Kunst nur die genaue Kenntniß des Gesetzes zur bewußten Freiheit führt, und der wir das beste Gedeihen wünschen, wenn sie aus dem richtigen Maior und Minor auch den richtigen Schluß zieht. Dagegen giebt es keine „Düsseldorfer" und keine „Münchener" Schule mehr in dem Sinne, wie sie zu Schadows und Cornelius Zeiten, und noch in der nächsten Periode nach ihnen bestanden haben, wo aus allen Schöpfungen der Künstler jener Schulen die gemeinsame Richtung zu erkennen war. Ueberall begegnet man jetzt dem Streben nach „Individualität". - Inwiefern hierbei vielleicht mehr Geistreiches, Interessantes, als Innerliches, Naiv-Poetisches — das sich vor Anlehnen an Vorbilder nicht scheut, mehr Eigenartiges als Eigenthümliches geschaffen wird, kann jetzt nicht erörtert werden. Festzustellen ist nur, daß die Mängel, welche solchem Streben etwa anhaften, in der Malerei weniger störend hervortreten als in den andern Künsten, jedenfalls den Erfolg weniger beeinträchtigen. Im Drama wie im lyrischen Gedichte stimmt jede ungewohnte Form, jede ungewohnt gezwungene Ausdrucksweise sofort unbehaglich, und hindert den ungetrübten Genuß; in jedem Musikwerke genügen ein paar schwache Stellen, um den Eindruck der schönsten abzuschwächen, und einen Totaleindruck geradezu unmöglich zu machen; in der Malerei dagegen werden die Schönheiten und Vorzüge sogleich erkannt und gewürdigt, das analysirende Kunsturtheil, das Bedenken kommt erst nachher; die Malerei ist entschieden noch die einzige Kunst, der gegenüber auch der Gebildetste sich unbefangenem Genusse hingiebt. Und als unbefangen Genießender, nicht als Kritiker werde ich von dem berichten, was ich gesehen, nach alphabetischer Ordnung der Namen, nicht nach der Reihenfolge meiner Besuche bei den Künstlern.

Oswald Achenbach vollendet eben eine italienische Landschaft: Ansicht auf Bico, zwischen Castellamare und Sorrent. Im Vordergrunde ein waldiger Abhang mit der Fahrstraße und der weiten Aussicht über das Meer. In der Mitte, theils sitzend theils stehend, auf dem Raine eine Gruppe von Sonntagspapiergängern aus der Stadt, unter ihnen ein Mann im Sommercostüm mit breiten Strohhute und einer langen Cigarre, wohl ein Kaufmann, in besonders behaglicher und zugleich Würde anstrebender Positur, während links die Maulthiere und Treiber, welche die edle Gesellschaft herausgebracht haben, auf schattigem Plätzchen zwischen den Bäumen ruhen. Rechts von der obenerwähnten Gruppe sitzen einige Bauerinnen, eine dunkelbraune aus dem Gebirge, mit rothem Rocke und schreiend gelbem Kopftuche; eine andere deren lichtere Gesichtsfarbe den der Ebene näher liegenden Geburtsort beurkundet. Ganz vorn in der rechten Ecke des Bildes hat der Meister eine „Landpartie" im Wagen dargestellt; Pferde und Kutscher sind nicht mehr sichtbar, nur die zwei Frauen auf den Rücksitzen, hinter ihnen auf einem wurstartigen Brette ein Diener oder Cicerone, ein echter Neapolitaner in vollem Eifer der Rede, mit den Händen in die Luft herum fechtend; wahrscheinlich zeigt er den Damen, wie schön dort das Meer zwischen den Bäumen durchschimmert, wie herrlich blau und klar das Wasser dort sich um die Felsen windet, und wie der Himmel gar so schön heiter das Alles überspannt! Wie das Bild componirt, wie es gemalt ist, wie voll Glanz, Leben und dichterischer Auffassung, brauche ich wohl dem Leser, der je eine italienische Landschaft von Oswald Achenbach gesehen hat, nicht erst zu erklären! Aber verrathen darf ich wohl, daß der Meister ein anderes Bild skizirt, worin er den ganzen Hintergrund der Landschaft durch die großen silberglänzenden Spinnengewebe, wie sie dort von Baum zu Baum sich ziehen, erblicken lassen wird.

Camphausen legte die letzte Hand an das fast lebensgroße Reiterbild: Kaiser Wilhelm umgeben von Bismarck, Roon und Moltke, für das Kölner Museum. Die Stellung der Figuren ist in der Richtung gezeichnet, daß sie — jeder Reiter mit einer andern Wendung des Pferdes — von links nach rechts zu sprengen scheinen. Das Bild wird hoffentlich in Berlin ausgestellt werden und den Kennern und Fachkritikern Gelegenheit geben, die Kunst der Verkürzungen, die Meisterschaft der Gruppirung zu bewundern; ich kann hier nur die Lebendigkeit, die Kraft, die Wirkung andeuten: der Beschauer, der eine Zeit lang vor demselben gestanden hat, weicht mit einem Male unwillkürlich zurück, die Pferde scheinen aus dem Rahmen herauszuspringen zu wollen!

Bei v. Gephard sah ich eine Abnahme vom Kreuz und ein noch nicht ganz ausgeführtes Bild „Christus vor Pontius Pilatus". In beiden Werken ist der Künstler seinem Principe treu geblieben: in allen religiösen Bildern seine Gestalten unmittelbar aus dem Volke und dem Leben zu nehmen, ihnen den wahren Ausdruck menschlicher Gefühle zu geben, ohne Rücksicht auf das Historische und auf das Idealistische früherer Auffassungen. In der „Abnahme" ist ihm das in wunderbarer Weise gelungen: die Mutter im unsäglichen Schmerze vor der Leiche des Sohnes, die tröstenden Freunde an ihrer Seite, die Magdalena vor dem Kreuze auf dem Boden hingestreckt, — Alles das ist mit einer Naturwahrheit (und, wie alle Künstler sagen, mit einer technischen Vollendung) gemalt, daß man ganz den Ort und die Zeit des Ereignisses vergißt und sagen muß: „das ist herrlich, hier ist ein tragischer

*) Im nächsten Quartal wird Klaus Groth seine Abhandlungen über die Mundarten und mundartigen Dichtungen fortsetzen und abschließen. Die Aufsätze bilden in ihrem Zusammenhange eine vollständige Darstellung des Wesens und der Geschichte der mundartigen Dichtung.

D. Red.

Digitized by Google

Moment aus dem Menschenleben mit tiefer ergreifender Wahrheit dargestellt". Ob jedoch das zweite Bild bei allen Vorzügen der Composition dieselbe Wirkung im Beschauer erzeugen wird, wage ich nicht zu entscheiden. Pontius Pilatus, der historische römische Procurator, ist, auf der Treppe vor dem Gerichtsgebäude, in Geberde, Ausdruck, ja fast in der Tracht als ein deutscher Rathsherr dargestellt*); der Christus vor ihm ist ein schlichter, redlich, einfach blickender Mann aus dem Volke; in der tosenden Menge unten wird man vergebens einen Juden suchen; das Ganze als solches macht einen großartigen Eindruck, — aber wird es die Erinnerung an die historische Thatsache und an ihre Forderungen zurückdrängen? Sei dem wie immer, die Bilder sind so schön, so wahr, so lebenswarm, so unendlich weit entfernt vom fleisch- und charakterlosen Nazarenerthum, daß man sich ihrer nur freuen kann. Und nun mit einem Sprunge vom Evangelium zur neuesten Kriegsgeschichte zu Hüntens Bilde: die Rheinhessische Division unter dem Prinzen von Hessen im Kampfe vor St. Privat.

Das Werk ist im Auftrage der Darmstädter Regierung ausgeführt worden und bot dem Künstler eine außerordentlich schwierige Aufgabe. Denn der oben angeführte Truppentheil hat keine eigentliche Schlacht geliefert, keinen directen Angriff unternommen, sondern nur durch seine Ausdauer und geschickte Aufstellung der Artillerie das Vorrücken der Franzosen verhindert, und die Feinde „geworfen." Die ganze „Affaire" war fast ausschließlich von der Artillerie durchgeführt worden. Eine bewegte „Action" konnte der Künstler daher gar nicht wiedergeben, nur die Stellung der verschiedenen Waffengattungen im Vordergrunde, während der Angriff der Feinde (ebenfalls durch Artillerie) ganz tief im Hintergrunde nur durch den Pulverrauch angedeutet werden konnte. Dazu kam noch, daß die Terrainverhältnisse, die getreu wiedergegeben werden mußten, auch von der schwierigsten Art waren. Die Artillerie stand links auf einem flachen Felde, die Infanterie und ein Theil der Cavallerie mit den Anführern rechts auf einem Hügel, zwischen diesen beiden Räumen zieht sich die Chaussee, leise ansteigend, welche ganz leer bleiben mußte; nur ein Bataillon Schützen ward vom Hügel herabbeordert und etwas weiter gegen das Dorf vorgeschoben, um eine etwaige Absicht des Durchbruches an dieser Stelle zu vereiteln. Daß der Meister trotz all dieser ungünstigen Vorbedingungen doch ein Gemälde voll Leben und Bewegung schuf, daß er besonders in die Artilleriegruppe, der die einförmigste, am meisten an eine Stelle gebannte Thätigkeit zugewiesen war, solche Verschiedenartigkeit und interessante Momente zu bringen wußte, zeigt eben, wie der geistreiche Künstler auch den undankbarsten Stoff zu bewältigen und ihm Bedeutsames abzuzwingen versteht.

Was soll ich nun von Knaus sagen? Ich sah hier ganz verschiedenartige Bilder: ein Mädchen, das Gänse füttert; das Porträt eines Jägers mit seinem Hunde; spielende Kinder, die auf einem umgelegten Baumstamme Erdhäuschen zusammenlegen, während im Hintergrunde eine Heerde Schweine sich behaglich ergeht; endlich das Porträt eines Kindes, an welches sich die Erinnerung von erschütternden Ereignissen knüpft, tragischer als des Dichters Phantasie sie zu erdenken wagte**). Und alle gleich vollendet in Auffassung und Durchführung! In den beiden Genrebildern hat Knaus wieder einmal so recht gezeigt, was die gewöhnlichste Vorkommnisse des Lebens einem Manne bieten können, der höchstes künstlerisches Können mit dem schärfsten psychologischen Blicke verbindet. Ein liebliches Mädchen hält in der hoch aufgehobenen Schürze Salat und Grünzeug; um sie heram drängen sich die schnatternden Schutzbefohlenen; da reckt eine den Hals in die Höhe, um eine herunterhängende Salatwurzel zu erwischen, eine andere drängt sich auf den Boden — man sieht nur den gehobenen Steiß — um ein hinabgefallenes Stück dort aufzuraffen, eine dritte hat bereits ihr Theil geholt und steht seitwärts in voller Thätigkeit, sie kann nicht Alles mit einem Male bewältigen, eine zu lange Staude droht ihrem Schnabel zu entfallen, und während sie den einen Theil herabwirft, sucht sie den andern noch aufzuhalten; noch andere müssen sich in den verschiedenartigsten Stellungen ab, soviel wie möglich zu erschnappen. Das Bild athmet Leben, als wäre es mit einem Zauberstriche auf die Leinwand fixirt worden — und der Meister erzählte, daß die Figur des Mädchens früher eine ganz andere gewesen, und erst wenige Zeit vor unserem Besuche von ihm verändert worden sei! Die spielenden Kinder sind nach meiner (rein persönlichen) Anschauung ein noch höheres Meisterwerk. Es ist unglaublich, mit welcher Naturwahrheit die Scene dargestellt ist, und wie sie heiter, ja anmuthig wirkt! Da steht links ein Knabe und sammelt die Erde, welche die andern dann auf dem Stamme häufen, neben ihm ein Mädchen das schon auf die Lieferung des Materials wartet; die beiden tragen so ganz den Stempel der naiven, dabei etwas schmierigen Bauernkinder, daß man sie herausbeben und herzen möchte; und die grunzenden Mitwirkenden im Hintergrunde bilden mit ihnen verschiedenartige Stellungen — zwei von ihnen scheinen in Disputation begriffen, sie stecken die Rüssel mit aufgezogenen Nasenlöchern unwirsch gegen einander — die ergötzlichsten Statisten der Scene.

Und nun zu Bautier, dem Berthold Auerbach (? d. Red.) unter der Malern! Mädchen, die dem Tanze in einer Dorfschenke zusehen, und ein Schullehrer, der auf einem Spaziergange kleine Mädchen am Waldsaume sitzend trifft und mit ihnen spricht. In dem ersten Bilde sitzen links in der Ecke die Musikanten, der Platz des Einen ist leer, man sieht nur seine Trompete — die andern geigen und blasen, als wollten sie den Abwesenden ersetzen, besonders der alte Geiger scheint als Kapellmeister sich seiner ganzen Würde und Obliegenheiten bewußt zu sein. Die Mitte des Gemäldes ist von der Gruppe der Mädchen eingenommen, die auf Tischen, Bänken und Stühlen dem Tanze (der nicht dargestellt ist) aufmerksam betrachten; sie sind noch nicht „eingeführt", sie dürfen noch nicht tanzen, und man sieht es ihren Gesichtern an, wie sehr sie die ältern Geschwistern beneiden! Ganz rechts in der Ecke sitzt ein Liebespärchen am Tische vor dem Bierkruge; der hübsche Bursche hat die Hand des Mädchens ergriffen, die lächelnd die Augen niederschlägt; die Beiden kümmern sich nicht, was nun sie vorgeht, sie sehen nicht, wie schelmisch die Freundinnen, die gerade in die Thür des Wirthshauses treten, auf sie herüber blicken. Wie schön ist das Alles erfunden und ausgeführt! Wie zeigt jedes Gesicht, jede Figur, ihren eigenen Ausdruck, ihre eigene Stellung und wie wirkt doch jedes Einzelne zum Einheitlichen, Ganzen! Und wie wundervoll ist auch das Bildchen daneben: die vier kleinen Mädchen mit dem Lehrer! Nur das älteste, von etwa zehn Jahren, vielleicht das gelehrigste in der Schule, und das kleinste mit seinem schief aufgesetzten Kränzchen, das von der Schule noch nichts weiß, fürchten sich nicht und blicken dem Herrn treuherzig in's Auge; die andern, die wahrscheinlich noch mit dem Abc kämpfen oder bis zum Einmaleins gelangt sind, schauen schüchtern drein, die eine versteckt sich sogar hinter der ältesten! Ja! beim Anblicke solcher Werke bedauert man nur, nicht über Millionen zu verfügen, um jene sofort um jeden Preis erwerben zu können, und man lernt begreifen, daß die Meisterwerke der bildenden Kunst durch die unmittelbare Wirkung ihren Schöpfern

*) Ich habe alle diese Bemerkungen dem Künstler gegenüber ausgesprochen, und er — — lobte meine richtige Auffassung seiner Idee; er habe das Alles so gewollt, und könne nicht anders empfinden; ich hätte mir sonst nicht erlaubt, die Sätze oben zu schreiben.

**) Die Mutter war noch vor wenigen Jahren eine der schönsten und anmuthigsten Frauen; sie stellte in einem lebenden Bilde „die Freude" dar, und die Künstler sprechen noch jetzt mit Entzücken von dem Glanze und dem poetischen Hauche, der über ihre Erscheinung verbreitet war; wenige Zeit darauf starb ihr Mann plötzlich — im ersten Jahre der Ehe; sie hatte sich kaum von diesem Schlage aufgerichtet, da stürzt ihr einziges Kind vom Fenster und bleibt zerschmettert auf dem Pflaster liegen. So ward dieses einstige, so herrliche Bild „der Freude" zur wahren Trägerin unsäglichsten Jammers. Knaus, dem verstorbenen Mann befreundet, malt das Porträt des Kindes nach einer Photographie.

Digitized by Google

Ruhm und Freuden aller Art bringen, während auch das Bedeutendste, was unsere Tondichter erzeugen, ihnen doch nur nach langen Kämpfen eine ehrenhafte, oft auch nur getheilte Anerkennung, und der irdischen Güter gar wenige zu erringen vermag! Doch ich will hier nicht dem melancholischen Gedanken Raum geben, sondern nur der dankbarsten Erinnerung an Düsseldorfs Musikfest und an seine Künstler!

A. H. Ehrlich.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Macchiavelli. Historisches Genrebild von L. F. von Kohlenegg.

Es war einmal ein Schlafrock. Er war dunkelroth und die Aufschläge waren hellgelb. Außerdem gab es einmal ganz kurze Kniehosen und ein kleidsames Röckchen mit noch kürzeren Schößen. Ein mit Phantasie begabter Dichter mußte sich sagen, daß die genannten Gegenstände durch geschickte dramatische Concentration auf der majestätischen Figur einer großen Dame von erheblicher Wirkung sein müßten. Und also entschloß er sich den verbindenden Text zu diesen Kleidungsstücken zu schreiben. Er erinnerte sich, daß er früher einmal aus einem französischen Lustspiel — ihre Ich nicht, aus Amicet Bourgeois' „Le pénitence" — für seinen und des Publicums Geschmack eine kleine Komödie „In der Bastille" hergerichtet, daß er diesen dramatischen Scherz später als Novelle behandelt hatte; und schnell reifte in ihm der Plan, denselben Stoff ein drittesmal für den schönen Schlafrock und die kurzen Kniehosen zuzuschneiden. Also entstand „Macchiavelli" — die hervorragendste, weil einzige Novität unserer Hofbühne während des letzten Vierteljahres.

Handlung. I. Act: Ein junger Mann, der auf dem Zettel als Armand, Herzog von Fronsac, bezeichnet und von einer Dame gespielt wird, also Kniehosen trägt, trifft auf dem Hofball eine Maske, in die er sich sterblich verliebt. Der König verheirathet diesen jungen Herzog „unvorbereitet, wie er sich hat", an demselben Abend mit einer jungen Dame. Der Herzog aber liebt die Maske und zieht die Einsamkeit der Bastille dem süßen Loos à tête im Ehrgemach seines Hotels vor.

II. Act. Die theoretische Frau des jungen Herzogs besucht diesen in der Bastille. Der Herzog trägt den Schlafrock. Sie gibt sich als die geliebte Maske zu erkennen. Die Lichter werden angezündet. Gott weiß, was passiren würde, wenn nicht der König und sein Gefolge, die blos auf das Dunkelwerden des Zimmers gewartet hatten, zur rechten Zeit einträten, um sich an dem Schauspiel des gezähmten Widerspänstigen mehr zu erfreuen, als dies der armen Kritik möglich war.

Das Stück ist aus. Weshalb aber heißt es „Macchiavella"? Ja, weshalb heißt der langweilige Badeort am Westende von Belgien Ostende? Weshalb heißt ein bekanntes Local „Cryderum", und weshalb heißt Pony Henrion L. K. von Kohlenegg? Die Capricen der Eigennamen sind noch nicht aufgeklärt.

Einer Neuerung sind wir in dem Stücke begegnet, die recht empfehlenswerth ist. Die Personen machen sich selbst oder gegenseitig beständig Complimente. „Haben wir heute nicht schönes Wetter?" sagt A. „Welcher Scharfsinn" versetzt B. — Das Publikum hält von nun an A. für einen scharfsinnigen Menschen. „Ich glaube, es ist ein Gewitter im Anzuge", sagt C. „Ihr bewunderungswürdiger Humor verläßt Sie nie, Sie sind ein Ausbund von Witz und Anmuth", versetzt D. — In Folge dessen ist C. humoristisch, witzig und anmuthig. E. sagt: „Ich bin ein echter Edelmann, ein bedeutender Kopf, eine sichere Klinge" — und nun muß man's wohl glauben.

In dem Versailles des Verfassers herrscht übrigens ein recht guter Ton. Das Stück beginnt mit folgenden Worten des Herzogs von Richelieu: „Die gnädigste Herzogin ist ganz ungnädig mißerdost gelaunt" und derselbe Herzog betritt im zweiten Act die Bühne mit den Worten: „Wie ist ganz nichtswürdig zu Mutter". Danach läßt sich allerdings begreifen, daß er seinem Sohn, dem Herzog von Fronsac, seine Vorlesung „über Anstand und guten Ton" halten will und zart hinzufügt „doch scheint Dir dem Hofmeister zu früh entlaufen zu sein." Auch ich würde Anstand nehmen, diesen Herrn Herzog als Professor des Umgangs mit Menschen zu empfehlen. „Dandinarr!" sagt Se. kgl. Hoheit der Prinz von Condé zum Herzog von Fronsac und dieser riposirt mit einer leisen Reminiscenz an die Räuber: „Freund! Schenkel!"

Aber wie soll man die Knechte loben?
Kommt doch das Aergernis von oben.

Auch Ludwig XV. sagt auf eine Bemerkung des Prinzen von Conti zu diesem huldvoll und graziös: „Sie sind wohl wieder an ihren Stallungen vorbeigegangen". Der Prinz lächelt dankbar ob dieser Herablassung.

In Betreff des Stils lassen sich vielleicht einige Kleinigkeiten ändern. Da man gewöhnlich doch nicht sagt „Aussichten in Aussicht stellen", so würde ich auch die von Richelieu gebrauchte Wendung „ein Punkt, der höchst unangenehme Perspectiven in Aussicht stellt" zu vermeiden suchen. Der König sagt in jenem destimmten Tone, welcher das Vorrecht der Majestät ist: „die Masken haben abgelegt zu werden." (S. 17 des Buche). Diese glückliche Verbindung des Activs und Passivs kommt allerdings schon in den „Instructionen für den tüchtigen Rekruten" vor. „Was hat der Soldat zu thun, wenn er Morgens aufsteht?" Antwort: „die Patrontasche hat geputzt zu werden." — Conti meint, daß es nicht richtig ist, „wenn man nationalism vorgeht." Ich halte das auch nicht für richtig. „Das ist den Maskenscherz zu weit getrieben" sagt Fronsac, (S. 20) was sich dadurch allerdings erklärt, daß Richelieu ihn als seinen „ganz aus der Art gefallenen Sohn" bezeichnet (S. 29).

Die Darstellerin des „Fronsac" wurde zwar nicht wie gewöhnlich bei jener Gelegenheit gerufen — denn eine Gelegenheit dazu war nicht vorhanden — aber das liebe und intelligente Publicum, das nun einmal da war, um zu rufen, rief die Darstellerin trotzdem auch ohne irgend einen Anlaß. Wenn ich auch weiß,

„que c'est une folie à nulle autre seconde
de vouloir se mêler de corriger le monde"

so kann ich doch bisweilen der Versuchung nicht widerstehen, dieser Thorheit mich schuldig zu machen. Was nützt das Jammern über den Verfall der Kunst, was der Tadel, der den Einzelnen, selbst noch so Schuldigen, trifft, wenn man den Urheber aller der Leiden, die zu beklagen sind, als nicht vorhanden betrachtet und ihm nie die Wahrheit sagt! Wer ist denn der wahre Missethäter? Ist es der ehrvergessene Autor, der ein Scandalstück schreibt, das volle Häuser macht? Ist es der Impresario, der so beliebten Cancan und der hochgeriebten Liderlichkeit? Ist es der vergötterte Gaukler, der die Kunst zum niedrigsten Handwerk herabwürdigt? Nein, Ihr seid es, die Ihr das Theater füllt, wenn der Scandal dort am ärgsten haust, die Ihr Euch vergnügt an dem Unwürdigen und erfreut an dem Scandalosen, dem Ernsten und Echten die frostige Achtungsbezeigung entgegenbringt, für den Unsinn und Schwindel aber Euern wärmsten Beifall, Eure wahrste Begeisterung auffspart. Der dramatische Künstler besitzt menschliche Schwächen so gut wie jeder andere Mensch, vielleicht sogar noch etwas mehr als viele seiner Nebenmenschen. Die Anerkennung des Publicums ist die einzige Atmosphäre, in der er leben kann. Er braucht sie vor Allem und zu Allem. Sein ganzes Streben ist in erster Linie also darauf gerichtet, diese Lebensbedingung zu gewinnen. Wenn er nun aber sieht, daß er bei allem durch ernstes Studium und idealer Streben gestärkten Talente immer einer jener armseligen Schicker bleibt, die man als wackere Darsteller, tüchtige und brauchbare Mitglieder, achtungswerthe, strebsame Talente u. s. w. bezeichnet, während sein College durch aberrane Uebertreibungen, sinnwidriges Schreien und das sogenannte „auf-Abgang-spielen" des Erfolges stets gewiß ist, da müßte der „strebsame Künstler" eine übermenschliche Bolltommenheit besitzen, wenn ihn die Versuchung nicht beschliche, den bequemen Weg, welchen der College beschritten, auch zu betreten und zu übertreiben, zu schreien, zu gaukeln wie dieser.

So bildet das Virtuosenthum seine Schüler, so inficirt es mit seinen ungesunden Säften allmählich auch die gesunden Elemente, welche die dramatische Darstellungskunst in der Gegenwart glücklicherweise hie und da noch aufzuweisen hat; und im Sonnenscheine der Huld unseres lieben Publicums greift die Verheerung um sich. — Wenn Ihr den Virtuosen, der Euch nur imponiren kann durch die Summe der Unnatur, die er in seiner Darstellung aufhäuft, — wenn Ihr Den mit Beifall überschüttet, wenn Ihr über seine Bumbumschläge jubelt, dann beklagt Euch nicht über den Niedergang der deutschen Schauspielkunst. Bei dem Klatschen Eurer banbalischen Hände stürzt der Bau der edeln Kunst zusammen und Ihr habt wahrlich nicht das Recht, in malerischer Pose auf den Trümmern zu klagen.

Um nicht gar so feierlich zu schließen, will ich noch bemerken, daß der Abend, an welchem „Macchiavella" gegeben wurde, doch nicht ganz zu den verlorenen zählte, da wir an demselben das zwar harmlose, aber recht nette Lustspiel von Gustav zu Putlitz „Die böse Stiefmutter", in der meisterhaften und geradezu unübertrefflichen Darstellung der Frau Fried-Blumauer und der Herren Döring und Oberländer sahen. Welch ein herrliches Künstler-

Digitized by Google

fiedibitt! Wie richtig, wie wahr, wie tief, wie einfach, wie anspruchslos, wie ergreifend ist ihr Spiel! Es ist eine wahre Freude. Für die Darstellung derartiger bürgerlicher Komödien besitzt unser Hofschauspiel in den drei Genannten und auch noch in einigen anderen vorzüglichen Mitgliedern die bedeutendsten Kräfte. Wäre ich doch meinem guten Genius gefolgt und hätte ich doch das Theater nach der „bösen Stiefmutter", welche den Abend eröffnete, verlassen! Wie würden dann noch über die Dichtung und Darstellung der „Machiavella" Illusionen gestattet gewesen sein.

Paul Lindau.

Notizen.

Das von der Regierung vorgelegte Jesuitengesetz ist aus dem Reichstage erheblich verschärft hervorgegangen. Offen gestanden, hatte uns der Regierungsentwurf ungleich mehr zugesagt, und zwar namentlich aus zwei Gründen. Der streng polizeiliche Charakter der Vorlage war von einem vormärzlich patriarchalischen Hauch umwittert und erinnerte an die Zeit, wo auch bessere Männer der Hinckeldeyschen Willkür preisgegeben waren. Solche poetische Reminiscenzen geben wir ungern preis. Der Aufenthalt in Berlin und in ähnlichen Mittelpunkten war damals um so verlockender, je mehr er jeden Augenblick von dem ersten besten Schutzmann mit der entsprechenden Ordre in der Tasche unterbrochen werden konnte. Jetzt, wo sich jeder Lump auf das prosaische die Freizügigkeitsgesetz berufen kann, hat die Residenz einen ihrer tranlichen Reize verlaren. Man genießt nicht recht, was gestohlen ist, und die Berliner Luft, seit sie Jedermann ungehindert einathmen kann, hat nicht mehr denselben Werth. Die Regierungsvorlage hatte das leidige Gesetz, das allen Deutschen sichern Aufenthalt gewährt, durchlöchert und die Unsicht auf seine gänzliche Beseitigung eröffnet. Diese Hoffnung ist nunmehr Dank dem in seinem Liberalismus verstockten Reichstage geschwunden oder doch stark vermindert. Der ursprüngliche Entwurf hatte aber noch andere Vorzüge. Seine wirkliche Absicht wurde, wie uns scheint, von den Wenigsten recht erkannt. Der mit der Ausweisung von Ort zu Ort bedrohte Jesuit sollte das Indigenat behalten, wußte also nicht, ob er Deutscher war oder nicht. Dieses unlösbare Problem mußte eine heillose Begriffsverwirrung in ihm erzeugen und ihn vor eine unvermeidliche Alternative stellen. Entweder er schämte sich seines widerspruchsvollen Daseins und trat aus dem Orden. Dann stand ihm noch immer, zumal in jungen Jahren, ein menschlich schönes Loos bevor. Er konnte sich verheirathen, Kinder erziehen und ein nützlicher Staatsbürger werden. Oder er ging dahin wie Ahasver, geplagt von dem inneren Zwiespalt, über die Frage grübelnd, was denn nun endlich aus ihm geworden sei? Schließlich mußte er den Verstand einbüßen und in ein Irrenhaus gebracht werden. In beiden Fällen, ob er sich bekehrte oder toll wurde, war der Jesuit beseitigt, und das Gesetz hatte seine gute Wirkung erzielt. Damit ist es nun vorbei und als geschulte Politiker müssen wir uns in die vollendete Thatsache fügen. Was uns einigermaßen tröstet, ist der Gedanke, daß auch das gegenwärtige Gesetz die Ausweisung ohne Indigenatsverlust noch immer in sich schließt und daher, richtig angewendet, am Ende doch den bezeichneten Effect hervorbringen wird. Hoffentlich wird der Feldzug nunmehr energisch geführt werden und wir werden im weiteren Verlaufe des Krieges nicht nur die Vertreibung der geistlichen Jesuiten sehen, sondern auch die der neben uns verbliebenen anderweitigen Tartuffes. Denn wer möchte leugnen, daß wir von Jesuiten umgeben sind. Jetzt werden wir sie nach und nach los werden. Fort mit Jedem, der als Freund die Hand drückt und uns hinterher mit böser Lästerzunge durchbricht! Fort mit dem sogenannten Literaten, der Jedermann scheinbar harmlos angreift und den glücklichen Arbeiter in seiner Nähe hinterrücks in anonymer Broschüre zu verklären sucht. Fort endlich mit allen ähnlichen Geschöpfen, denen Charakter und Selbstachtung längst abhanden gekommen sind! Das Jesuitengesetz hat den Anfang gemacht und die guten Folgen auf anderem Gebieten können nicht ausbleiben. Im Großen und Ganzen sind wir denn auch mit der Thätigkeit des Reichstages, dessen Mitglieder ermüdet, aber in dem gehobenen Gefühl erfüllter Pflicht ihre Eisenbahnbillets gelöst haben, sehr zufrieden, und wir müssen ihnen das beste Zeugniß stellen für ihren Fleiß, ihre Ausdauer und für ihren heutzutage sehr seltenen diätenlosen Patriotismus.

***

Todtentänze und fliegende Blätter von Kaulbach.

Endlich hat Kaulbach sich entschlossen den Cyklus seiner Todtentänze zu veröffentlichen. Wir werden das Wort wohl beibehalten; es stammt daher, daß ursprünglich die Verstorbenen es waren, die mit den Lebenden einen Reigen aufführten, während später Freund Hein, der personificirte Tod, an die Einzelnen herantritt und sie ihm zu folgen zwingt. Bekanntlich hat die Reformationszeit hier Vorzügliches geleistet, und Hans Holbein vornehmlich, der mit schneidender Ironie und sittlich freiem Geiste den Tod darstellt, wie er den Stab über dem bestechlichen Richter bricht, sokend die Buhlerin umschlingt, und das Licht hinter der Nonne ausbläst, die mit dem Rosenkranz am Altar kniend auf das Lautenspiel ihres Buhlen lauscht; den seinen Arzt zerrt er an der Kutte fort, dem wilden Landsknecht beweist er sich als Meister im Fechten. In neuerer Zeit verdanken wir dem größten Historienmaler der Düsseldorfer Schule, Rethel, einige vorzügliche Holzschnitte; der Tod in milder Gestalt läutet das Glöcklein dem Thürmer, der friedselig entschlummert, und in schreckender Gestalt lauert er unter dem Ballhause zu Paris, wo wüthen im Taumel der Freude die Cholera ausgebrochen; dann folgte 1848 „Auch ein Todtentanz", und der Tod reitet aus auf seiner Mähre um das Volk aufzuwiegeln, und es gelingt ihm; er schürt den Bürgerkrieg und hält seine Ernte. In Rethels Natur lag ein Zug zum Dämonischen, Unheimlichen, und manchmal möchte man meinen, daß er mit schwindelnder Luft in die schauerlichen Abgründe hinabgeschaut, bis er in die Nacht des Wahnsinns selber hineinsank. Schon bei Holbein will man persönliche Bezüge finden; man sieht Leo X. in dem Papste, den der Tod packt, während er einem König, der ihm den Fuß küßt, die Krone aufsetzen will, oder erinnert an Maximilian I., wenn der Tod dem Kaiser naht, der freundlich mild eben einem Armen sein Recht zuspricht. Kaulbach hat von ganz bestimmten Personen oder Ereignissen der Zeit den Ausgangspunkt genommen. Da sitzt Napoleon I. vor einem Globus, setzt den einen Fuß des Cirkels auf und mißt mit dem anderen weit über die Erde hinaus — nach dem Schädel hin, den ihm der Tod als sein Adjutant darbäit. Da steht Alexander von Humboldt als Greis mit jenem gutmüthig ironischen Lächeln unter der Last des Kosmos, und der Tod kommt in Herkules Löwenhaut heran, um ihm die Bürde abzunehmen. Da hält der Papst, in thörichtem Stolz auf seine Unfehlbarkeit, die Himmelsschlüssel empor; an der Pforte steht der Tod in protestantischer Priesterkracht, während er bereits als Garibaldianer dem Kirchenfürsten zu Füßen sitzt und ihm die Sandsyre an die Schlüssel Petri hängt. So ist schade, daß Kaulbach dies Blatt aus dem Jahr 1869 nicht alsbald veröffentlichte; die „Illustrirte Zeitung" gedachte es sogar zur Eröffnung des Concils zu bringen; der Künstler war damals der Prophet, der aus der Selbstüberhebung die Nemesis wahrsagte, die in der That ja bereits durch den Sturz der weltlichen Gewalt des Papstes einen ersten Schlag gethan. Ebenso zeigt ein noch unfertiges Blatt — nicht von heute, sondern aus dem Jahr 1867, unter dem Eindruck der mexicanischen Tragödie entworfen — Napoleon III, wie er seiner weinenden Gemahlin als ein zahmer Straßenhund das Garn hält, während der Tod als Republicaner seinen Bogen spannt. Zunächst hat Hanstängel vier große photographische Blätter herausgegeben: Alexander von Humboldt, der Papst, und der kleine Herzog von Reichstadt, als Kind auf dem Schooß der Mutter; die Fürsten Europas stehen huldigend vor ihm, der schlaue Talleyrand steht hinter ihm; das Kind aber langt nach dem Kröslein von Knöchelchen, das ihm der Tod im Gewande des Nuntius darhält. Diese Composition spricht mich weniger an als die anderen. Die Könige und Kaiser werden mehr den Beifall der Demokraten als der Kunstfreunde erlangen; sie sind mit caricirender Härte gezeichnet, modellirt. Dagegen ist das vierte Blatt, neben der gemüthlichen Auffassung Humboldts und der Ironie über die selbstgefällige Eitelkeit des aufgeblasenen Kirchenfürsten, voll echten Humors zu knapper gezeichnet, daß man sofort in Gelächter ausbricht; zwei Pfaffen, einen katholischen und einen katholischen, beide zankfüchtig, durchhandelnderweise, gehässig, hat der Tod, der über ihnen schwebt, mit sicherem Griff gepackt und stößt ihnen die harten Schädel wider einander. Hier warten wir, daß die Weissagung sich erfüllt und ein Christenthum der Verunnft und der Liebe sich aus den zerfleckten Widersprüchen, Unduldsamkeiten und Heyereien der starrköpfigen Dogmatiker hervorbilde.

Zugleich läßt der Photograph dieses Werk von kleinen fliegenden Blättern umschwärmen, Facsimiles nach Federzeichnungen Kaulbachs, welche Zeitfragen illustriren. Gelbrüne Klopfer, denen ein gemeinsames Concordatsband den Kaiz zusammenschnürt, spüren über sich einen mächtigen Jesuitenhut; unten steht der Vers:

Wird euch der große Wurf gelingen
Die Welt unter einen Hut zu bringen?

Digitized by Google

An einer Wöffin saugen Zwillingsknaben; der Romulus trägt die dreifache Krone, im Remus erkennt man Jörr aus dem Kladderadatsch; darunter steht: Aus der römischen Milch sogt ihr deutschische Denkart. Oder der Junge mit der dreifachen Krone hält eine große Christusmaske wie einen Schild vor, steckt die Zunge durch ihren Mund und schreibert Bibse; oder die kleinen nackten Burschen ihren gegenüber schlagen ihm Schnippchen und Räder, weisen ihm höhnisch den Rücken und singen:

Willst dich hinter Christi Maske verstecken,
Mit deinen Bannstrahlen die Welt erschrecken,
Läßest fluchen den Mund, der uns Segen sprach?
Wir verlachen den kalten Wetterschlag!

E.

* *
*

Europäischer Geschichtskalender pro 1871.

Von diesem sehr verdienstvollen Werke (Nördlingen, Beckische Buchhandlung) ist soeben der zwölfte Jahrgang erschienen. Der Herausgeber, H. Schultheß, hat wiederum mit großem Fleiße und rühmlicher Genauigkeit alle wichtigen Ereignisse des vergangenen Jahres, nach Ländern geordnet, in chronologischer Reihenfolge zusammengestellt. Der diplomatische Schriftwechsel, die wichtigen parlamentarischen Stimmen, die bedeutenden Zeitungsartikel u. s. w. sind dort und erschöpfend verwertet, die hauptsächlichen Actenstücke in den Beilagen wortgetreu wiedergegeben. Ein kurzes und sehr gut aufgearbeitetes Register erleichtert das Nachschlagen ungemein. Endlich enthält das Werk noch eine klar geschriebene und möglichst objective Uebersicht der Ereignisse des Jahres 1871 von Professor Wilhelm Oncken. Der „Geschichtskalender" ist Jedem, der sich aus Beruf oder Neigung über die politischen Vorgänge der Gegenwart orientiren muß oder will, als durchaus geeignet und praktisch zu empfehlen. Politiker von Fach können dies bequeme Nachschlagebuch kaum entbehren.

Offene Briefe und Antworten.

Ueber Grobheit.

An den Redacteur der „Gegenwort", **Paul Lindau** in Berlin.

Mit einem ganz besonderen, eigenthümlichen Interesse habe ich aus Nr. 15 Ihres Blattes ersehen, in welcher Weise Sie von dem, im „Pionier" publicirten „Neuen Wintermärchen" Notiz genommen. Das negative Lob, welches Sie demselben ertheilen, weiß ich nicht weniger zu schätzen, als die negativen Schmeicheleien, womit Sie mich als den vermeintlichen Verfasser auszeichnen. In gewisser Beziehung würde ich schon für Beides dankbar sein, wenn ich ein Recht darauf geltend machen könnte, denn ich halte dieses „Neue Wintermärchen" trotz einzelnen Schwächen, denen abzuhelfen dem Herausgeber nicht zustand, für eine der gelungensten Satiren und eines der treffendsten Strafgedichte, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat. Keines hat, wie dieses, Anspruch auf die grimmigste Bedammung der ganzen lonalen Presse und aller gleichlichen Unter-hanen des neuen „teutschen Reichs". Sie mögen heraus entnehmen, wie sehr ich bedauere, die Ehre, welche mir von Ihnen und Anderen schon erwiesen worden und noch zugedacht ist, nur als Redacteur des „Pionier", nicht aber als Verfasser des gepriesenen Gedichts annehmen zu können. Mein geringes poetisches Talent — wie auch der Ihnen zugelandte Band meiner Poesien bezeugen mag — reicht leider für eine solche Leistung nicht aus, sonst hätte es sich schon längst damit hervorgethan. Indem ich die ganze moralische Verantwortlichkeit für den von mir gebilligten Inhalt und Zweck des „Wintermärchens" übernehme, muß ich doch auf den Ruhm der Autorschaft der Wohrheit zu lieb verzichten. Der wirkliche Verfasser ist Ihnen weit näher, als Sie glauben, und Ihr quis pro quo wird ihn sicher nicht weniger erheitert haben, als mich. Dies mag Ihren kritischen Scharfsinn unangenehm überraschen, allein ich verlasse mich darauf, daß Sie es durch Veröffentlichung dieser Zuschrift constatiren und zwar nicht bloß um mich aus der Verlegenheit zu befreien, in die Sie mich bringen, indem Sie mich mit fremden Federn schmücken, sondern um zugleich darzuthun, daß die teutsche Reichsluft im Stande ist, empfänglichste Menschen mit dem nämlichen Geist der „Grobheit" zu inspiriren, den Sie als eine specifische Wirkung des hiesigen republicanischen Klima auffassen. Das letztere hat bloß Anspruch auf das Verdienst, jenem Geist eine ungenirte Expectoration möglich gemacht zu haben. Sollte ich durch diese Aufklärung und Ihren Artikel einbüßen, daß der „Pionier" „der originellste und ungeschlochteste Vertreter der sprachlichen Faustkämpfer ist", daß er „die zetigen Derbheiten der Bierbank in die Schriftsprache übernimmt", daß er „für Scheu und Scham absolut kein Verständniß hat" u. s. w. — ich versichere Ihnen beiläufig, daß er in gewissen Dingen schamhafter ist als der tüchtige Unterthan —, dennoch muß ich den Beweis führen und Sie müssen ihn sich gefallen lassen, daß Ihre Theorie von der „wunderbaren Assimilationsfähigkeit der Deutschen", welche ihnen im Auslande eine andere Sprache eingeben soll, als sie im Inlande reden, durch die That widerlegt ist. Das „Wintermärchen" ist rein teutsches, echtes, originales Reichs-Product.

Vielleicht interessirt es Sie und erlauben Sie, daß ich auf Ihre Veranlassung dies Thema, von dem „Wintermärchen" abstehend, etwas weiter verfolge, nachdem ich sich seit mehr als zwei Jahrzehnten seine Gelegenheit gehabt und keine gesucht, in meinem alten Vaterlande selbst zu Wort zu kommen. Würden Sie der Meinung sein, daß ein Hund, der zu Hause durch das ebenso beliebte wie einfache Mittel eines Maulkorbs am Beißen gehindert wird, draußen das Beißen durch „Assimilationsfähigkeit" von fremden Hunden zu lernen habe, nachdem er des Maulkorbs entledigt ist? Stoßen Sie sich nicht an das „grobe" Beispiel; Sie wissen, daß dasselbe echt teutsch und in Teutschland seit langer, langer Zeit gelüftig ist. Das Räthsel, daß die teutschen Schriftsteller im Auslande anders schreiben, als zu Hause, löst sich einfach dadurch, daß sie draußen die Freiheit finden, die ihnen zu Hause verlagt ist. Und daß sie in der fremden Luft zugleich mehr „Grobheit" entwickeln, eine Tugend, durch die sich namentlich die exparirten Patrioten Börne und Heine auszeichneten, erklärt sich ebenso einfach darauf, daß die Grobheit (wie die „Deutlichkeit") eine Freiheitsäußerung und die Fehrde Wehrheit seine Freundin der Diplomaten- und Cunuchen-Sprache ist. In Rußland sind die Teutschen sicher nicht grob und sie schreiben dort so „wohlanständig" wie in Preußen, auch ohne daß sie sich erst zu „assimiliren" brauchten. Vor etwa dreißig Jahren, wo in Teutschland eine gewisse Grobheit höchstens in Zwanzigbogenschriften möglich war, hatten die preußischen Censoren die ausdrückliche Ausgabe, nicht blos alles zu streichen, was ihnen „staatsgefährlich" erschien, sondern auch streng darauf zu sehen, daß in der Presse der „Anstand" gewahrt wurde. Die Geister mußten nicht blos an „Ausschreitungen" gehindert, sie mußten auch positiv zum „Anstand" dressirt werden. Alles mußte schreiben gleichsam mit gekrümmten Rücken oder den Hut in der Hand. „Grobheit" und „Deutlichkeit" war verpönt, weil sie sofort an Freiheit erinnerte. Die Wirkung der Dressur war wunderbar. Mit Ausnahme von wenigen Unverbesserlichen — z. B. des jetzigen Redacteurs des „Pionier", der bekennen muß, dröhnen schon ebenso „grob" und „deutlich" gewesen zu sein, wie er hier ist — bewegten sich die Geister so gleichmäßig wohlanständig, so muskerhaft bescheiden, als seien sie von einem Exerciermeister mit dem Maßstock einrangirt und mit dem Corporalstock gedrillt worden. Nach dem Frühling von 1848 — wenn Sie sich dieses bösen Jahres noch erinnern — brach plötzlich ein Entrerngrumm allgemeiner Grobheit herein, während die Vorsichtigen den Wohlanständigkeit, die großen Männer der Uhrlich-Literatur und der lonalen Beredtsamkeit sich in die Winkel verkrochen und verstummten. Selbst das Frankfurter Parlament „sprach mitunter teutsch" und beobachtete nicht immer die Regeln des „Anstandes". Es stach daher sehr unvortheilhaft gegen den vorgeschriftenen „Reichstag" von heute ab. Nachdem der Geist von 1848 und 49 zur Ruhe verwiesen oder in's Ausland vertrieben war, verstummte auch die Grobheit wieder, um auf's Neue der gedrillten Wohlanständigkeit den Platz zu räumen. Zwar wurde die directe Censur nicht wieder eingeführt, aber die an die Stelle getretene „Preßfreiheit" hat sie vollkommen ersetzt und dabei den Vortheil, daß sie die Ersparung der Censorengehälter ermöglicht, indem sie jeden Schriftsteller, namentlich jeden Journalisten, durch eine heillame Angst zum eigenen Censor macht. Man scheint jetzt in Teutschland einen in America lebenden Schriftsteller wie einen halben Wilden anzusehen, für den es keine Regel und keine Besinnung mehr giebt, sowie man sich dort überhaupt gegen den Rester des hiesigen freien Lebens durch die absurdesten Vorstellungen zu schützen sucht; von hier aus dagegen sehen wir jeden Journalisten in Teutschland doppelt: einmal wie er als Schreiber die Feder führt, dann aber wie er zugleich sich selbst als Polizist über die Schulter blickt um sich vor der Staatsanwaltschaft und der gefährlichen „Grobheit" zu warnen. Groß ist man, wie es scheint, da drüben nur noch gegen Dejenigen, welche vom Auslande her den Zorn der literarischen Hofrärhe, kritischen Polizeidiener und 'geistigen Nachtwächter durch den unerlaubten, Ausdruck ihrer Gedanken erregen und, da ihnen dort keine Gegenwehr möglich ist, unbedenklich als vogelfrei betrachtet werden. Wenn nicht die Loyalität im neuen „Reich" so selsenfest gegründet wäre, könnte man fast glauben, die literarischen Gendarmen fürchteten, durch ein neues Achtundvierzig wieder zum Verstummen genöthigt und brodlos gemacht zu werden.

Es scheint überhaupt, daß die geographische Grenze des teutschen „Reichs"

Digitized by Google

auch die Grenze der teutschen Kritik geworden ist. Wer dieselbst der Grenze wirkt, für den giebt es drüben keine Kritik mehr, sondern nur noch ein Anathema des Polizeigeistes und des Philister-Patriotismus, es sei denn, die Natur, oder, was mitunter eben so mächtig wirkt, das „Geschäft“ habe ihn mit der Fähigkeit ausgestattet, sich bis zu der alten Unterthanen-Haltung zurück zu „assimiliren“. In America, trotz aller Beimischung von Rohheit und Beschränktheit dem freiesten Lande dieses Planeten, lebt und arbeitet und wirkt und denkt und schreibt und schafft ein Achtel der großen teutschen Nation, und wenn der Zuwachs sich fortsetzt wie bisher, kann aus dem Achtel bald ein Viertel werden. Es giebt sogar Leute, welche von „patriotischem“ Dünkel und Chauvinismus so frei sind, daß sie die Möglichkeit annehmen, die Zukunft Teutschlands, wenigstens des freien, sei in America zu suchen, trotz Barbarossa und dem Jahre 1871. Solche Leute können sich die Zukunft des gelesterten „Reichs“ nur geschieht denken bald die Macht einer wahren, den Bann des Auslands geistig und moralisch entwossnenden, aber noch durch nichts sich ankündigenden Volksfreiheit, nicht aber durch die bloße brutale Waffenmacht, und sie setzen voraus, daß, wenn diese Waffenmacht bei der nächsten, sich schon vorbereitenden Probe unterliegt, dadurch eben so sicher die Vernichtung Teutschlands entschieden wird, wie, wenn sie nochmals siegt, dadurch die innere Entwicklung auf Generationen hinaus gründlich verdorben ist. Doch, auch ohne eine solche Perspective vor Augen zu haben, sollte man denken, das Mutterland müsse ein besonderes Interesse an der Frage haben, nicht blos was seine Söhne so wosseshaft über das Meer drängen, sondern auch was sie in diesem neuen Vaterlande eigentlich treiben; wie sie es anfangen, in einer neuen, fremden Welt sich nicht blos eine leibliche, sondern auch eine geistige Existenz zu gründen; welche Kämpfe sie unter sich wie mit den fremden Elementen und Verhältnissen zu bestehen haben, um sich geistig zu behaupten, ihren Ideen Bahn zu brechen und ihre Eigenthümlichkeit zur Geltung zu bringen; wie der teutsche Gedanke sich unter so heterogenen Umgebungen entfalte und wie weit er ausgreife, wo er von jeder äußeren Fessel befreit ist u. s. w. Kurzum, die Frage, wie der Teutsche sich in Masse anonehme und bewege und fortschreite in einer Freiheit, die er früher nie besessen; welches Gewicht fünf bis sechs und noch mehr Millionen solcher Teutschen mit ihrem forthaunenden Zuwachs, trotz dem mitgebrochten Bildungsmangel ihrer Majorität, möglicherweise noch in die Wagschale der Cultursentwicklung legen können; ob ihre Mission etwa darin bestehe, die tiefige Freiheit zur Fortpflanzung ihrer alten politischen wie theologischen Mißbräuche zu benutzen, und ob das entgegengesetzte Problem, das ein Theil ihrer geistigen Vorkämpfer sich gestellt, sie den teutschen Geist überhaupt ein Interesse und eine Bedeutung haben könne — diese Frage scheint mir der Aufmerksamkeit der „Nation der Denker“ eben so würdig zu sein, wie die Frage, ob der Fürst Bismarck Bier oder Wein trinke; ob der Pastor L. auch an die Unsehlbarkeit des Papstes, oder blos an die Unbefleckthrit der Jungfrau glaube; ob es zuträglicher für das Wohl der Menschheit sei, die Dummheit durch protestantische oder durch katholische Jesuiten cultiviren zu lassen; ob der Prinz P. an der Gicht, oder an der Leber leide; ob der Herr Gutzow einen neuen Roman erst im Kopf, oder ob er ihn schon auf dem Papier habe — und wie alle die „nationalen“ und weltshistorischen Fragen heißen, mit deren Erörterung die dortigen Zeitungen ganze Spalten füllen. Doch für die „Nation der Denker“ scheinen die Millionen, welche sie als Pioniere über den Ocean gesandt, nur in Rechnung zu kommen, wenn es sich um Ausfüllte für ihre verwundeten Soldaten, oder um eine Beisteuer für ein „Nationaldenkmal“, oder um Verschiedrung eines gefangenen Schoufpielers handelt. Geistig kommen sie nur in Betracht, sofern sie Unterthanengeist genug bewahrt haben, um den heimischen durch ein angemessenes Echo in seiner Unfehlbarkeit zu bestärken. Stimmen sie aber einen Ton an, der in das Unterthanenconcert nicht paßt, so verweist man sie unter die Zuchtruthe und nennt das Kritik. Ich weiß nun zwar das Gefühl den Superiorität, welches das Unterthanenbewußtsein dem wohlerzogenen, vielleicht gar decorirten Reichsdrgter einem republicanischen Barbaren gegenüber verleihen muß, in seiner ganzen Berechtigung und Mächtigkeit zu würdigen, bin aber doch der Meinung, daß sich diese Superiorität durch eine widerlegende Kritik besser legitimiren würde, als durch das wohlfeile Mittel einer wegwerfenden und unehrlichen Blasirtheilung von unwesentlichen Aeußerlichkeiten und Formen. Mag ein teutscher Radicaler in America schreiben, was und wie der wos er will, er kann darauf rechnen, daß die teutsche „Kritik“ ihr Augenmerk zunächst oder ausschließlich darauf richtet, ob er den behaftsamen Stil der heimischen Leitartikel sich angeeignet, ob er den censurmäßigen „Anstand“ beobachtet, oder ob er sich etwa unterstecht, „grob“ zu sein und Dinge wie Personen beim rechten Namen zu nennen. Den wahren Inhalt seiner Schrift darf das teutsche Publicum nicht kennen und prüfen; daß derselbe verwerflich ist und seiner Widerlegung bedarf, versteht sich von selbst, das ist schon durch seinen Ursprung und durch seine Abweichung von dem officiellen Recept entschieden. Ein Kritiker, der über einen faden Roman, oder ein unsinniger Theaterstück, die innerhalb der Grenzen des „Reichs“ gewachsen, ein halbes Buch voll schreibt, wird eine in America erschienene Schrift, die in unverfeinter Sprache die wichtigsten Fragen der Zukunft, für Teutschland wie für die Menschheit überhaupt, discutirt, die Consequenzen aller entschiedenen Principien zieht, der Wahrheit ohne alle persönliche Rücksichten dient und dem Unterthanengeist eben mit Anregungen ausheben könnte, die in seiner Atmosphäre nicht aufkommen, mit einem Ausdruck wirklichen oder affectirten Abscheus an die Seite werfen oder ihre Nichtsnutzigkeit durch Schaustellung eines obgerissenen Fetzens darthun; und damit hat er dann das Recht spöttlichen über die Tendenzen und Bestrebungen der missrathenen Söhne auf der anderen Seite des Wassers gründlich unterrichtet. Die berühmte kritische Objectivität schlägt in die willkürlichste Subjectivität und die noch berühmtere kosmopolitische Liberalität in den engherzigsten geistigen Chauvinismus um gegen — die teutschen Kosmopoliten. Wer die hiesigen Bestrebungen noch den Entstellungen der teutschen „Kritik“ beurtheilt, muß zu dem Glauben kommen, sie concentrirten sich beschränkten sich auf Bereicherung des Schimpflexicons, Ausbildung der „Kellnerkunst“ und Förderung der Völkerei, deren energischste Bekämpfung sie mehr als zwanzig Jahren gerade eine Hauptaufgabe der radicalen Presse gewesen ist.

Anerkennung wird kein vernünftiger Mensch von principiellen Gegnern erwarten; aber noch weniger wird einer gewissenlose Entstellung und leichtfertige Schmähung für Kritik und Förderung der Wahrheit erklären. Soll sie etwa als Muster des „Anstands“ gelten?

Wie es heute ist, so war es nicht immer. Es gab eine Zeit, wo man der freien Stimme von Außen aufmerksamer lauschte, als der zahmen Wohlanständigkeit do drinnen. In der jetzigen Wendung einen Fortschritt zu erblicken, wie ein gewisser Hofrath in Leipzig, ist mir bis jetzt nicht gelungen. Den Glauben an seine Möglichkeit würde ich wie Andere vielleicht wieder gewinnen, wenn die dortige Presse nicht blos Muth und Ehrlichkeit genug erlangte, den freiheitlichen Bestrebungen der Exilirten eine gerechte Beurtheilung angedeihen zu lassen, sondern auch lernte „grob“ zu werden gegen andere Leute, als die vom dortigen Kampfplatz angeschlossenen Bogelfreien.

Vielleicht sind Sie im Stande, unsere Hoffnung neu zu beleben. Ich citire den Schluß Ihrer Besprechung:

„Dort Heingen“ — soll heißen: der Verfasser des „Neuen Wintermärchens“ — „wird sich vielleicht durch den Abdruck seiner Rinaldinverse in diesem Blatte überzeugen, daß unsere Zustände denn doch etwas gesunder sind, als er wähnt. Denn meines Erachtens spricht für die normale und gesunde Beschaffenheit eines Staates schon der Umstand, daß derartige Aufforderungen zum Mord und Todtschlag ruhig verbreitet werden können, ohne daß es nöthig wäre, nur ein Wort dawider zu sagen.“

Dieses Gesundheitsattest werden nun zwar die Herren Liebknecht und Bebel und alle die anderen Zeugen, welche durch vergleichsweise sehr unschuldige Berichte „unsere Zustände“ zu ihrem Schaden gepreßt haben, schwerlich unterschreiben; auch scheint der neue Heine Ihr Vertrauen auf die „gesunde Beschaffenheit“ nicht getheilt zu haben, sonst hätte er sein Opus sicher nicht auf americanischem Boden das Licht der Welt erblicken lassen, und Sie selbst sind bei der Auswahl von Beobachtern, die in ihrer Abgerissenheit den Eindruck verstehen, mit berechnender Vorsicht zu Werke gegangen. Dennoch tantet Ihre Versicherung so ermuthigend und versöhnend, daß ich mich schon mit dem Plan beschäftige, den „Pionier“ versuchsweise in Berlin herauszugeben und dort Unterricht in der „wuchtigen Grobheit“ zu ertheilen. Könnten Sie mir eine Garantie für freie Verbreitung nur auf sechs Wochen — gewiß eine bescheidene Frist — und davon sicheres Geleit über die Grenze verschaffen, ich wäre sofort bereit, die Gesundheit des „Reichs“ auf eine entschiedene Probe zu stellen. Und bestände es sie, tapfer wie es ist, so würde ich mich verpflichten, es nicht blos zu preisen wie noch kein Patriot es gepriesen, sondern auch den Verfasser des „Wintermärchens“ zu beardeiten wie selbst der Redacteur der „Gegenwart“ ihn nicht bearbeitet hat.

Boston, 23. Mai 1872.

K. Heinzen.

Antwort gelegentlich! Einstweilen besten Gruß!

P. L.

Digitized by Google

Inserate.

Erschienen in unterzeichnetem Verlag und durch F. A. Brockhaus in Leipzig, sowie durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Capitolin, Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Eduard Mohr.** 8. Preis 15 Ngr.

Das Stück giebt uns einen jener Männer, die für das unveräusserliche Recht

„Der Mensch sei nicht dem Menschen unterworfen"

alles einsetzen und im Kampf mit der Uebermacht, ich weiss nicht ob besiegt oder siegend untergehen.

Von Capitolin sprechend konnte sein Feind am Schluss die Umgebung anreden:

„Seid weise:
Verschliesst das Ange nicht dem jungen Tag,
Und hütet euch in Zukunft fest zu halten,
Was nicht mehr im Gestühl der Menschen liegt.
Wir haben diesen Mann herabgeschleudert,
Doch oft in spätern Zeiten, wenn die Staaten
An innerer Verderbniss kranken, steigt
Der Geist des Manlius herauf, und hilft
Der Welt sich umgestalten." —

Amsterdam, April 1872.

Seyffardt'sche Buchhandlung.

28,000 Auflage.

Berliner Wespen.

Illustrirtes humoristisches Wochenblatt.
Redigirt von Julius Stettenheim.
Illustrirt von G. Heil.
Verlag von B. Beigl in Berlin.

Man abonnirt bei allen Postanstalten und Buchhandlungen für den **Preis von 15 Sgr.** vierteljährlich auf die vom Publikum und von der gesammten Kritik als ein Witzblatt ersten Ranges anerkannten **„Berliner Wespen".**

Inserate: 7½ Sgr. die Petitzeile durch die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler** in Berlin, Hamburg, Lübeck, Leipzig, Dresden, Breslau, Prag, Wien, Lausanne, Genf, Zürich, St. Gallen, Basel, Stuttgart, München, Nürnberg, Frankfurt a. M., Köln.

Das allbeliebte Bildungs- und Gesellschaftsbuch: **„A. v. Braune, der glückliche Mensch,** oder die Kunst, klug, anständig und fröhlich zu leben", ist in dritter Auflage à 20 Ngr. fortwährend in allen Buchhandlungen zu haben.

Erschienen ist soeben und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Europaeischer Geschichtskalender

herausgegeben von **H. Schulthess.**

Mit einer Uebersicht der Ereignisse des Jahres von **W. Oncken.**

Jahrgang 1871. Band XII.

36 Bogen. 8. Brochirt 2 Thlr. 20 Sgr. oder 4 fl. 40 kr.

Von Jahr zu Jahr hat dieses Unternehmen an Bedeutung gewonnen und nach dem übereinstimmenden Urtheile der deutschen Presse an Gediegenheit und Reichhaltigkeit zugenommen. Der Geschichtskalender ist in Bezug auf den Reichthum des Inhalts, auf das Interesse des Gebotenen von allen ähnlichen Werken unerreicht und für Jeden, der sich ans Beruf oder Interesse mit Politik oder mit der Geschichte der neueren Zeit befasst, ein unschätzbares Hülfsbuch. Er steht in seiner Art einzig da und übertrifft auch die gleichartigen englischen und französischen Werke.

☞ **Um die allgemeinste Verbreitung dieses Unternehmens zu fördern, hat die Verlagshandlung den Preis der ersten acht Jahrgänge von 15 Thlr. 28½ Sgr. oder 24 fl. 15 kr. auf 9 Thlr. oder 15 fl. 45 kr. ermässigt.**

(Einzelne Bände können nur zum Ladenpreise bezogen werden.)

Für Diejenigen, welche nur die beiden denkwürdigen Jahrgänge 1870 und 1871 des **Geschichtskalenders** (Deutsch-französischer Krieg und vaticanisches Concil) sich anschaffen wollen, haben wir eine Separatausgabe dieser beiden Bände veranstaltet, welche unter dem Titel

Chronik und geschichtliche Uebersicht der denkwürdigen Jahre 1870 und 1871

von H. Schulthess und W. Oncken. Zwei starke Bände. (Separatausgabe der Jahrgänge 1870 und 1871 des Europäischen Geschichtskalenders.)

erschienen und zu dem Preise von 5 Thlr. oder 8 fl. 45 kr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Nördlingen, Anfang Juni 1872.

C. H. Beck'sche Buchhandlung.

Tribüne erscheint: Dreimal wöchentlich in Berlin, bringt: Tagesschau, pikante Notizen aus Stadt, Gesellschaft, Theater, unparteiische Börsenberichte, bunte Zeitung, interessante Gerichtsverhandlungen, Zeitgeschichtliches, Romane, Novellen u. s. w.

und kostet bei allen Postanstalten, Zeitungsspediteuren mit der illustrirten humoristisch-satirischen Gratisbeilage: **„Berliner Wespen"** zusammen nur 1 Thaler vierteljährlich.

Insertionsorgan ersten Ranges. Preis der Petitzeile 3½ Sgr.

Wir ersuchen unsere geehrten Abonnenten sowie diejenigen Leser, welche von jetzt an auf die **„Gegenwart"** abonniren wollen, die Bestellung auf unsere Wochenschrift für das dritte Quartal gefälligst umgehend zu erneuern resp. sich an die betreffenden Buchhandlungen und Postanstalten zu wenden, damit wir die Stärke der Auflage bemessen und die Unannehmlichkeit vermeiden können, bei verspäteter Bestellung unvollständige Exemplare zu liefern.

Der Abonnementspreis beträgt pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr. Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsspeditionen nehmen Bestellungen an und besorgen auch, sowie die unterzeichnete Expedition, im Fall der Aufenthaltsveränderung während der Sommermonate die Nachsendung unter Kreuzband.

Expedition und Verlag der Gegenwart

Georg Stilke.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 29. Juni 1872. I. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Dictatur im Reichslande von Adolf Ebeling. — Von Nancy nach Toul (Pfingsten 1872) von Karl Braun-Wiesbaden. — Retten und Nollen der Franzosen von Paul Lindau. — Die Realschulfrage von Eduard von Hartmann. (Schluß.) Literatur und Kunst: — Anton Rubinstein von La Mara. — Rossel und sein Buch über die Kriegskunst von H. B. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Das Begräbniß des Dichters Robert Prutz. — Inserate.

Die Dictatur im Reichslande.

Die Dictatur ist also in Elsaß-Lothringen auf ein weiteres Jahr verlängert worden. Diese Worte klingen aber weit schrecklicher, als sie ihrer wirklichen Bedeutung nach sind, und deshalb verdienen sie wohl eine kurze, unparteiische Beleuchtung.

Die Verhandlungen im deutschen Reichstage, am 10. Juni, über diese wichtige Frage waren ziemlich bewegter Natur, obwohl sie von der einen wie von der anderen Seite des Neuen nur sehr wenig gebracht haben. Prüfen wir daher unbefangen und vorurtheilsfrei die Sachlage, und zwar wie sie uns erscheint, die wir hier mitten im Reichslande nun schon über ein volles Jahr leben und Menschen und Dinge in ihrer nächsten Nähe täglich beobachten, und versuchen wir, daraus ein endgültiges und wahrheitsgetreues Resultat zu ziehen.

Die unleugbar sehr wichtige Frage hat zwei Seiten: die theoretische, principielle, oder auch ideelle (weil dieser Ausdruck in der Reichstagsverhandlung vielfach gebraucht wurde) und die praktische. In ersterer Beziehung sind wohl alle unsere Leser mit uns einverstanden, daß eine geregelte Landesvertretung für Elsaß-Lothringen ebenso wünschenswerth und nothwendig, wie das Verlangen danach von Seiten der Bevölkerung berechtigt ist. Vom diesem Standpunkte aus hatte also der Abgeordnete Windthorst ganz Recht, eine Phrase aus einem kleinen elsässischen Blatte zu citiren (obwohl er das Blatt nicht bei Namen nennt), die Phrase nämlich: „Wenn uns gleiche Pflichten und Lasten aufgebürdet werden, so wollen wir auch gleiche Rechte genießen, d. h. im vorliegenden Falle, unsern Vertreter in den Reichstag senden dürfen.“ Diese Worte sind bei Lichte besehen und im vorliegenden Falle wirklich nicht viel mehr als eine Phrase, wie wir das weiter unten beweisen werden; — hüten wir uns, in den Fehler unserer besiegten Nachbarn zu fallen, denen der Präsident Thiers in seiner letzten Rede wieder gewaltig den Text gelesen, indem er ihnen zurief: „gardons-nous des mots*, wobei der große kleine Mann freilich nicht bedachte, daß er gerade in jener Rede eine Menge Phrasen und Redensarten losgelassen, die nur tönten und klangen und innerlich so gut wie gar nichts bedeuteten.*)

Jene von Windthorst citirte Phrase ist an sich durchaus logisch und liegt dabei dem Reichsidealbewußtsein eines Jeden so nahe, daß sie im Reichskanzleramte gewiß ebenso gut ausgesprochen wurde wie anderswo; nur daß man dort (denn der Blick auf der Höhe reicht weiter und umfaßt größere Horizonte) ihre Unhaltbarkeit leichter eingesehen und die Unmöglichkeit ihrer Durchführung für die Reichslande für den Augenblick deutlicher erkannt hat.

Ist es nöthig, den Vorwurf, die deutsche Reichsregierung gefalle sich in Bezug auf Elsaß-Lothringen in ihrer dictatorischen und absoluten Gewalt, und suche dieselbe soweit wie möglich zu verlängern, hier noch besonders zu widerlegen? Gewiß nicht. Im Gegentheil, durch eine geregelte Volksvertretung der neuen Provinzen würde ihr die Last einer großen Verantwortlichkeit abgenommen werden, die sie jetzt ganz allein und um so schwerer zu tragen hat, als dieselbe bei dem geringsten Versehen mit doppeltem Gewicht auf sie zurückfallen müßte. Die Zeit der dictatorischen und absoluten Gewalt ist Gottlob ohnehin für Deutschland, wie überhaupt in allen constitutionellen Staaten, vorüber; auch fragt es sich sehr, wozu sich unter den augenblicklichen Zeitverhältnissen ein Machthaber, wenn er die Wahl hätte, entscheiden würde: ob absolut oder constitutionell zu regieren, vollends wenn er in letzterer Beziehung, wie es hier der Fall ist, von einer unvoisanten Majorität gehalten wird.

Aber alle derartigen Deductionen sind in der elsaß-lothringischen Frage überflüssig; denn die einfache Praxis, auf die im Grunde doch endlich alles Regieren hinauskläuft, spricht mit unabweisbarer Logik dagegen. Was helfen alle Theorieen, auch die besten und von den edelsten Gesinnungen, von den lautersten Absichten eingegebenen, sobald sie praktisch nicht Stich halten und sich nicht, wenn man so sagen darf, handgreiflich verwerthen lassen? Dies wollen wir hier möglichst kurz und klar besprechen, natürlich frei von jeder Parteifärbung, die leider in der erwähnten Reichstagssitzung nicht ausgeblieben ist und die Debatten wesentlich getrübt hat.

Die Stimmung in Elsaß-Lothringen ist unter dem französischen Theil der Bevölkerung nicht allein noch immer eine gereizte und deutschfeindliche, sondern sie ist dies in einzelnen vorwiegend französischen Gegenden während der letzten Monate noch in erhöhtem Maße geworden. Wir dürfen uns das nicht verhehlen, zumal wir auch den Grund davon recht wohl wissen. Je näher nämlich der Optionstermin rückt, von dem uns jetzt nur noch drei Monate trennen, um so lebhafter wird agitirt und gewühlt, um so blinder sind die Leidenschaften und um so weniger geben die erregten Gemüther einer ruhigen und besonnenen Ueberlegung Raum. Die Behörden und obenan das Oberpräsidium in Straßburg, bleiben ihrem alten Princip der Nicht-Intervention treu; sie suchen nur durch deutliche und detaillirte Bekanntmachungen und Erlasse die Bevölkerung über die gesammte Options-Angelegenheit aufzuklären, und so die anfangs verbreiteten falschen Vorstellungen davon zu berichtigen. Auf dem Lande ist ihr das bereits vielfach gelungen, aber in den größeren Städten und vorzüglich hier bei uns in

*) Die spaßhafteste darunter war wohl diese: „Ce n'est pas l'armée allemande qui a vaincu l'armée française, c'est le gouvernement allemand qui a vaincu le gouvernement impérial.“ — „Profond, profond“, sagen die Verehrer des Präsidenten; „creux, creux“, sagen die Andern.

Digitized by Google

Metz, wie leicht begreiflich ist, weit weniger. Wie gegen die Dummheit selbst die Götter vergebens kämpfen, so auch gegen absichtliche Böswilligkeits-Opposition aus Opposition in Hugoscher Manier. Es ist die alte bekannte Geschichte von dem Tollkopf, der absolut durch die Mauer wollte, wo doch die offene, bequeme Thür nur zwei Schritte davon entfernt war, der sich aber lieber an der Mauer den Schädel zerstieß, als die Thür zu benutzen. Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen. Belehrung durch verständiges Zureden ist unmöglich einem Menschen gegenüber, der sich die Ohren im voraus und gestissentlich verstopft hat, um nichts zu hören. Deshalb ist auch der bereits früher von uns erwähnte Drohung einer Massenauswanderung hier wieder von Neuem in Vieler Mund, und es ist eine Thatsache, daß in den umliegenden französischen Städten, z. B. in Nancy, die Miethpreise auf das Doppelte und Dreifache gestiegen sind.

Gleich nach der Option, am 1. October d. J., wird alsdann die Recrutenaushebung in den neuen Reichslanden vor sich gehen, was begreiflich die Aufregung noch vergrößert; denn die Militärpflicht ist der eigentliche Brennpunkt der ganzen Annexion. Unter der verhaßten preußischen Fahne und preußischen Pickelhaube (sie sagen noch immer nach wie vor „preußisch“ und nicht „deutsch“) in einem möglicherweise über kurz oder lang wiederausbrechenden Kriege gegen Frankreich zu dienen — dieser Gedanke ist für sie etwas Entsetzliches. Er verbittert jede kleine Nebenbemerkung zu machen, daß diese Sache gleichfalls in Wirklichkeit lange nicht so schlimm ist, wie sie sich anhört. Erstens wird es wohl nach menschlichem Ermessen so leicht und so bald nicht zu einem neuen Kriege mit Frankreich kommen . . . . nicht weil Thiers, trotz seines Kriegsfußes von 800,000 Mann, der übrigens bis dato nur auf dem Papier steht, vor ganz Europa auf's Heiligste seine friedlichen Absichten betheuert, sondern weil mehr deshalb, weil eine Reihe von Jahren vergehen muß, bevor Frankreich wieder schlagfertig geworden; und dis dahin werden die Franzosen hoffentlich zur Raison gekommen sein. Zweitens würde aber auch, im Falle eines Krieges, die deutsche Regierung gewißlich und fürwahr die elsässisch-lothringischen Soldaten nicht gegen Frankreich schicken, sondern vermuthlich zu irgend einem entfernten Garnisondienst verwenden. Mit der vielfach gehörten Befürchtung, die Recruten würden gleich nach ihrer Anschebung in die „Einöden“ von Schlesien, Pommern und Polen „transportirt“ werden (was für die französische Geographie soviel wie Sibirien bedeutet) ist es auch nichts, seitdem das Ober-Präsidium ausdrücklich bekannt gemacht hat, daß sie nur nach den Rheinlanden und höchstens noch nach Berlin oder Potsdam geschickt würden; man sieht also, daß auch hier die Alarmtrommel viel zu laut gerührt wurde.

Aber all dies genügt vollauf zum Beweis unserer Behauptung, daß der von uns Deutschen sehnlich gewünschte Zeitpunkt des Eintritts der neuen Provinzen in die Reichsverfassung noch lange nicht gekommen ist. Ja, nach meiner persönlichen Ansicht, die ich mir hier nicht auszusprechen erlaubte, wenn sie nicht von Vielen getheilt würde, scheint mir der Zeitpunkt bis zum 1. Januar 1874 (also nach nur anderthalb Jahren) ein sehr kurzer. Doch wir wollen dem Geschick nicht vorgreifen, zumal es sehr möglich ist, daß sich die Stimmung hierzulande, wenn erst die Hauptursache der Aufregung mit der am 1. October stattgefundenen Option beseitigt sein wird, beruhigt und zum besseren, richtigen Verständniß wendet.

Noch etwas und zwar etwas sehr Wichtiges kommt hinzu, das wir in der Verfassungsfrage durchaus nicht übersehen dürfen: den Elsaß-Lothringern liegt, zur Zeit wenigstens, gar nicht so unendlich viel daran, sich im Reichstage vertreten zu wissen, und sie sind darauf eigentlich erst durch die Verhandlungen selbst und durch die dadurch hervorgerufenen Zeitungsartikel aufmerksam gemacht worden. Dies mag manchen Leser im fernen Deutschland frappiren, aber es ist wirklich so und wir bitten ihn, uns dies einfach auf's Wort zu glauben. Wir bringen übrigens auch Beweise für diese anscheinend paradoxe Behauptung. Zunächst haben die Elsaß-Lothringer mehr als andere französische Departements einen Widerwillen gegen alle Centralisation, wie sie dieselbe von Paris her noch in lebhaftem und unerfreulichem Andenken haben, und wenn man sie auch noch so eindringlich versichert, daß sie nicht von Preußen allein, sondern von sämmtlichen deutschen Regierungen zusammen administrirt werden, so halten sie doch immer an ihrem ersten Gedanken fest: Preußen und Berlin. Deshalb liegt ihnen das engere Vaterland weit mehr am Herzen, und die Sorge für dieses nimmt all' ihre Kräfte in Anspruch. Der Krieg hat Noth und Zerstörung, also schwere materielle Verluste gebracht; es gilt daher zunächst, diese wieder einzubringen. Die deutsche Verwaltung ist ihnen hier durch die reichlichen Kriegsentschädigungen mit einer Liberalität entgegengekommen, die sogar in Frankreich Anerkennung gefunden hat; denn noch kürzlich haben die noch immer nicht genügend entschädigten Bewohner der um Paris zerstörten Ortschaften in ihrer Petition an die Nationalversammlung die verlorenen Provinzen in dieser Beziehung als Muster citirt. Ferner ist es die Communalverwaltung, dieses Stück Self-Government im eigenen Hause, das die Elsaß-Lothringer weit mehr, weil direct und tagtäglich, angeht als ihre Vertretung im Reichstage; und auch hier hat die Reichsregierung, in überaus richtiger Erkenntniß und Würdigung der Verhältnisse, allen Wünschen auf das Umfassendste und Humanste entsprochen. Sie hat nämlich fast sämmtliche, aus der Freien, durch keine Pression beeinträchtigten Wahl der Communen hervorgegangenen Maires und Gemeinderäthe bestätigt, so daß nicht allein die frühere Verwaltung ohne alle Störung weitergeführt werden, sondern, im Vergleich zu früher, wo stets von obenher controlirt und inspicirt, also mitregiert wurde, sich bedeutend freier bewegen konnte. Wenn nun noch die in ähnlicher Weise gewählten Generalräthe zusammengetreten sein werden, was nahe bevorsteht, so wüßten wir wirklich nicht, was den Bewohnern von Elsaß-Lothringen zur gedeihlichen Entwicklung noch fehlte. Natürlich, und wir fügen dies schon deshalb hinzu, um nicht mißverstanden zu werden, vertieren wir dabei die schöne Hoffnung nicht aus den Augen, unsere uneingewonnenen Brüder auch im Reichstage vertreten zu sehen, und wir wissen, daß sowohl die Reichsregierung selbst als sämmtliche hiesige Behörden den gleichen Wunsch hegen; nur sind wir entschieden gegen alle Ueberstürzung, gegen alles verfrühte Experimentiren, was, um ein volksthümliches Wort zu gebrauchen, das Kind mit dem Bade verschütten würde. Der Vorwurf einer gewissen Partei, der Reaction dadurch in die Hände zu arbeiten und den absolnten Tendenzen das Wort zu reden, berührt uns schon deswegen nicht, weil er uns nur von denen gemacht werden kann, welche die Verhältnisse aus der Ferne und wohl gar noch durch irgend eine Fractionsbrille betrachten; — wären sie hier an Ort und Stelle, lebten sie hier mit und unter uns und sähen und hörten sie mit eigenen Augen und Ohren, so würden sie gewiß ihre Ansichten bedeutend modificiren, ja, am Ende vielleicht noch weiter gehen als wir selbst.

Lassen wir überhaupt das Schreckwort „Dictatur“ fahren, das bereits von den französischen Blättern als ein tyrannisches Moustrum hingestellt wird, um der armen geknechteten Bevölkerung vollends den Garaus zu machen; jenen Blättern mag es anstehen, die einfachsten Begriffe von Wahrheit und Recht zu verwirren, aus weiß schwarz zu machen, und umgekehrt, und aus der Maus einen Elephanten. Den Ausnahmezustand in Elsaß-Lothringen, der bis jetzt nur Gutes und Heilsames zu Wege gebracht hat, — was, trotz einiger Schattenseiten, die allen menschlichen Institutionen ankleben und die hier doppelt nachsichtig zu beurtheilen sind, mit evidenter Klarheit längst zu Tage getreten ist — diesen Zustand noch für einige Zeit aufrecht zu erhalten, ist eine einfache politische Nothwendigkeit und sowohl im Interesse der gesammten Staatswohlfahrten, wie speciell der neuen Reichslande, dringend geboten. Wenn keine Dictatur in der Welt schlimmer und gefährlicher ist, als die unsrige hierzulande, so läßt sie sich schon ertragen; und wenn sie sogar noch länger dauern sollte, so würden wir, ehrlich gestanden, darin kein großes Unglück sehen.

Metz, im Juni 1872. **Adolf Ebeling.**

Digitized by Google

Von Nancy nach Toul.

(Pfingsten 1872.)

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Von Nancy nach Toul giebt es verschiedene Wege, einen zu Eisen, einen zu Land. Auch wäre ein dritter denkbar, nämlich ein solcher zu Wasser, und zwar entweder auf dem Rhein-Marnecanal, der beide Städte verbindet, oder die Meurthe hinunter und die Mosel hinauf. Die Fahrt zu Wasser geht nur gar zu langsam. Endlich führen parallel dem Canal und den beiden Flüssen zwar schmale, aber sonst gute Feld- und Vicinalwege, welche man, namentlich bei trockenem Wetter, selbst mit einem schweren Zweispänner befahren kann. Man schrotet und mahlt hier nicht in märkischem Sande, sondern fährt auf fester lothringischer Erde.

Die Meurthe fließt von Nancy, das sie links liegen läßt, nordwestlich nach Frouard, wo sie in die Mosel mündet. Frouard, das die Eisenbahn beherrscht und auf einer Gebirgsnase in dem südlichen Winkel zwischen beiden Flüssen liegt, ist von den Franzosen dermaleu ausersehen für bedeutende Festungswerke, mittels deren man, so gut es geht, Metz in Schach halten will. Folgt man von Frouard aufwärts, der Mosel in westlicher Richtung, so geräth man in ein wahres Labyrinth von Canal, Fluß, Eisenbahn und Straßen, welche einander ohne Unterlaß kreuzen. Ja bei Liverdun ist eine Stelle, wo diese vier Verkehrsstraßen, einander kreuzend, gleichzeitig über- und untereinander herlaufen. Dann kommt man nach Frontenoy, wo die Eisenbahn über die Brücke und den Canal setzt. Die deutschen Kriegsberichte schreiben „Fontenay" (a statt o). Dies ist falsch.

Hier in Frontenoy war es, wo die deutschen Soldaten (es war, glaub' ich, preußische Landwehr) von einem Trupp Francstreurs, welche die Brücke sprengten, überfallen wurden. Die Einwohner von Frontenoy wurden des Einvernehmens mit den Francstreurs schuldig befunden. Es wurde beschlossen, das Dorf zu zerstören. Bayern wurden mit der Vollstreckung beauftragt und haben gründliche Arbeit verrichtet.

Frontenoy war ein altes Dorf. Zur Unterscheidung von gleichnamigen wird es Frontenoy-sur-Moselle genannt. Seine Merkwürdigkeiten waren ein alter Thurm, der Rest eines im Jahre 1822 auf den Abbruch verkauften Schlosses, und eine zwar kleine, aber interessante Kirche, zu welcher jedes Jahrhundert einen architektonischen Beitrag geliefert zu haben scheint. In der Kirche findet man die Grabmäler der alten Grafen von Frontenoy. Sie sollen, wie man mir sagte, vordem jenes Schloß bewohnt haben, dessen letzten Rest der Thurm bildet, und seit der großen Revolution verschollen sein. Wenigstens wissen die Bauern nicht, wohin sie gekommen.

Die Bayern nun, als sie mit Vollstreckung des Strafgerichts betraut waren, zerstörten das ganze Dorf bis zur Erde, mit Ausnahme des Thurmes und der Kirche. Der erstere widerstand ihren Anstrengungen, und die letztere verschonten sie aus Pietät.

Heute, auf Pfingsten 1872, fand ich das Dorf schon wieder aufgebaut oder wenigstens im Aufbau begriffen, wozu die französische Regierung reichliche Beihülfe gewährt hat. Man konnte deutlich sehen, wie die Wiederherstehung vor sich gegangen. Das erste, was sich wieder erhoben, war das Wirthshaus in Gestalt einer langen hölzernen Boutike. Das zweite war ein großer Schuppen für die Bauarbeiter. Dann erst kamen die Bauernhäuser, welche man nur theilweise wieder auf die alten Fundamente gesetzt hatte. Wo dies noch möglich war, hatte man jede Wand und jede Feuerstelle, welche stehen geblieben, dem neuen Gebäude wieder einverleibt, und es machte einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man mitten zwischen den neuen hellglänzenden Wänden eine solche rauchgeschwärzte Fläche erblickte, als Erinnerung an die schrecklichen Zeiten des Krieges. Der Wiederaufbau des Dorfes war sehr rasch vor sich gegangen. Denn es hatte ein Bauer dem andern geholfen, und die benachbarten Sandsteinbrüche hatten gutes und billiges Material zu den stattlichen Häusern geliefert.

Die Bauern, welche, weil es Feiertag war, in ihrem, durch tadellose Reinlichkeit ausgezeichneten Sonntagsputze vor ihren Häusern auf der Straße saßen und standen, um ihr „Schwätzchen", petite conversation genannt, zu halten, gaben uns, da wir sie höflich ansprachen, bereitwillig Antwort obgleich sie wohl merkten, daß wir Deutsche waren. Denn unser Französisch war nicht tadellos, und die Leute hierzulande verstehen kein Wort Deutsch; auch haben sie hörbarlich keinen deutschen, sondern einen romanisch-keltischen Typus, welcher sich im Durchschnitt durch Schönheit nicht gerade hervorthut. Man sieht im Ganzen breite, knochige, von Oben nach Unten zusammengedrückte Gesichter. Der Wuchs ist unterseet und kräftig, die Kleidung eine Mischung von deutscher und französischer Bauerntracht. In keinem männlichen Munde fehlte die kurze Pfeife, welche man bei uns am Rhein den „Nasenwärmer" nennt.

Die Leute, welche wir sragten, zeigten einen hohen Grad von Intelligenz. Sie beschrieben uns den Weg ebenso genau wie richtig, und gaben dabei auch stets die Entfernungen nach Kilometern an. In Deutschland findet man das nicht überall. Man bekommt zuweilen gar keine Antwort, oder wenigstens eine unzureichende, wie z. B., wenn man nach der Richtung fragt: „Immer grad' aus", oder wenn man nach der Entfernung fragt: „Zwei Büchsenschuß weit" oder „eine Tabakspfeife lang", wobei man immer doch erst gesehen haben müßte, wie diese Büchse schießt, und wie die Pfeife raucht.

Von den Sachsenhäuser Sacktrügern natürlich gar nicht zu reden. Diese biedern Bewohner der auf dem linken Mainufer gelegenen Vorstadt Frankfurts sind nämlich berühmt durch ihre göttliche Grobheit. Einst wandelte der leutige Kurfürst von Hessen, welcher zuweilen, namentlich wenn er mit seinem edeln Chatten-Volke im Streit lag, separirt in Frankfurt am Main residirte, in den Fluren von Sachsenhausen und fragte zwei Sackträger, die ihm begegneten:

„Wo geht's nach der Mainbrücke?"

„Dummes Aas", erwiderte der Eine, „wenn Du den Weg nicht weißt, dann bleib daheim."

„Du", flüsterte der andere Sackträger seinem Collegen zu, „Du, das war ja der Kurfürst!"

„Swoo?" erwiderte dieser, — „nu, wenn's wirklich der Kurfürst war, dann ist es mir wenigstens lieb, daß ich nicht grob gewesen bin."

Solchen urwüchsigen Naturleuten begegnet man in Frankreich nicht. Die gesellige Bildung und Höflichkeit, welche man, selbst als Feind, überall vorfindet, ist vielleicht nur conventionell und sehr oberflächlich, aber doch außerordentlich wohlthuend.

Von Frontenoy biegt man links ab, und fährt dem rechten Moselufer folgend nach Gondreville, einem großen Dorfe, das seine unterhalb tausend Einwohner haben mag, während Frontenoy deren vor dem Kriege nur 270 und jetzt höchstens 200 hat. Gondreville hat den richtigen Typus der dortigen Dörfer. Die Bauernhäuser liegen nicht getrennt, ein jedes mit seinen Baumstücken, Obst- und Gemüsegärten, Wiesen und Bleichplätzen umgeben, wie im westlichen Deutschland, sondern sie stehen in Reih und Glied in einer Straßenflucht wie in der Stadt. Die landwirthschaftlichen Räume, Stallungen, Heuboden, Scheunen, Weinkeller u. s. w., sind von Außen kaum erkennbar und befinden sich unter dem nämlichen Dach mit den Wohnräumen. In der Regel die letzteren rechts und die ersteren links von dem Eingang. Die steinernen Außenwände sind sehr dick und mit weißem Kalk beworfen. Die Zahl der Fenster und sonstigen Oeffnungen ist klein, das Innere wenig reinlich, als der äußere Bewurf. Die Dächer haben eine geringe Neigung und besitzen aus großen, hohlen, alten Ziegeln. Das Ganze hat einen etwas südlichen Anstrich und ist in den meisten Dingen das directe Gegentheil des deutschen Dorfes.

Auch dieses Gondreville hat seine Alterthümer, auf die es sehr stolz ist. Ich las an einer Straßenecke „Rue du Chateau des Princes": denn selbst in diesem Dorfe sind überall die Namen angeschrieben. Ich erkundigte mich, was es mit diesem

Digitized by Google

Fürstenschloß für eine Bewandtniß habe. Man zeigte mir dessen Trümmer mit dem Bemerken, hier hätten die ältesten französischen Könige gehaust; ich konnte nicht ermitteln, ob die Merovinger oder Capetinger.

Außerdem zeigte man mir ein altes Hospital von monumentaler Bauart, das von den Prinzen von Elbeuf herrühren soll, und einen Brunnen, genannt „la Fontaine des Trois-Saints“, womit, glaub' ich, „die heiligen Dreifönige“ gemeint sind. Man schreibt diesem Brunnen eine wunderthätige Heilkraft zu, und an gewissen Tagen des Jahres kommen Eltern aus der ganzen Umgegend mit ihren kranken Kindern hierher und lassen die Letzteren, im festen Glauben auf die Kraft des Wunders, von dem Wasser des Brunnens trinken. Es ist gleichsam eine Art von etwas verspätetem Höflichkeitsaustausch. Früher haben die heiligen drei Könige das heilige Kind aufgesucht, und jetzt suchen die Kinder die heiligen drei Könige auf. Also ein Gegenbesuch.

Dies also ist der eine Weg nach Nancy, der längs des Canals und der Mosel. Der andere geht über die Berge. Ich habe sie beide gemacht, den einen auf dem Hin- und den andern auf dem Rückwege. Auch der Weg über die Berge ist interessant. Es sind eigentlich nicht einzelne Berge, sondern ein großer, waldreicher, mit Schluchten durchfurchter breiter Bergrücken, der sich hier einschießt in den Winkel, welchen die Mosel macht, bevor sie sich mit der Meurthe vereinigt. Der waldige Bergrücken, genannt „Forêt de la Haye“, fällt nördlich nach Frouard, östlich nach Nancy, südlich nach Chaligny und westlich nach Toul ziemlich steil ab. Erreicht man seinen Rand westlich von Nancy, so hat man einen wunderschönen Rückblick auf diese Stadt, die so tief hingegossen in dem mächtigen Zauberrunde der Berge daliegt. Dann geht es durch die Region der Steinbrüche, aus welchen Nancy erwachsen. Weiter fährt man auf einer trefflich gebauten und unterhaltenen Landstraße über die Hochebene, vertieft sich jedoch drei- oder viermal in Schluchten, welche die Ebene durchschneiden und vermöge ihrer verschiedenen Baum- und Strauchbestände und der Mannichfaltigkeit von deren Formen und Farben einen sehr malerischen Anblick darbieten. Auf dem höchsten Punkte steht eine Fuhrmannswirthschaft, genannt „Aux quatre vents“, auf Deutsch „Vierwinden“, ein Name der in Elsaß und Lothringen bei höher gelegenen Punkten öfters wiederkehrt und auch in den reizenden Erzählungen von Erckmann-Chatrian seine Rolle spielt. Von dem Dörfchen Velaine geht es abwärts nach Dommartin-les-Toul, wo auch der von Fontenoy kommende Vicinalweg sich mit der Landstraße vereinigt.

Von dem westlichen Rande des Bergrückens aus und während des Himmelfahrens hat man immer die Stadt Toul vor sich. Vor Allem fallen die beiden alten und zierlichen Thürme seiner Kathedrale in die Augen. Die altersgraue Stadt liegt in einem frischen Frühlingsgrün (die Obstbäume hatten hier schon vollständig abgeblüht) zwischen den silberglänzend strahlenden Bändern, welche die Maas, die Mosel und der Rhein-Marnecanal um sie ziehen. Sie ist ringsumgeben von Bergen, welche die Stadt beherrschen, aber nicht befestigt sind. Unter ihnen macht sich namentlich ein sehr großer, steilansteigender, aber oben abgeplatteter Berg von ansehnlicher Höhe bemerklich. Er liegt auf dem linken Ufer der Mosel und heißt Mont Saint-Michel. Wie Angesichts dieser Nachbarschaft Toul die Prätension haben kann, eine Festung zu sein, war meinem beschränkten Unterthanenverstand nicht begreiflich. Gleichwohl hat es während des letzten Krieges eine Zeitlang den Deutschen das Leben sauer gemacht und den Gebrauch der längs der Mosel hinführenden Eisenbahn gehindert.

Toul gleicht einer bejahrten Schönheit. Es nimmt sich par distance besser aus, als in unmittelbarster Nähe. Ich würde dies aus Höflichkeit verschwiegen haben, wenn es uns nicht so außerordentlich mißlaunig behandelt hätte. Es empfing uns mit einem gewitterartigen Regenguß, so daß wir in dem „Restaurant de la Cloche“ Unterkunft suchen mußten, in welchem die Elsasser Dienerschaft Deutsch sprach. Diese Deutschen sind jedoch Ausnahmen. Im Uebrigen läßt sich nicht leugnen, daß Metz der Mehrzahl nach, und Nancy, Toul und Verdun ganz französisch sind. Daß die Städte früher dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation angehörten, beweist nicht das Gegentheil. Denn dieses Reich war mehr ein universelles, als ein nationales; und wenn wir Alles zurückerobern wollten, was etwa zur Zeit der Hohenstaufen dazu gehört hat, dann müßten wir mit ganz Mittel- und Westeuropa Krieg anfangen. Der Herr besitze uns vor solchen panpatriotischen Phantasterein. Sie sind uns in der Vergangenheit zu übel bekommen, als daß wir sie in der Gegenwart wiederholen sollten. Metz freilich mußten wir nehmen, weil es unser natürliches Bollwerk bildet, und wir einen solchen Complex von Schanzen und Wällen nicht entbehren können gegenüber einem Nachbar, welcher obgleich in gerechtem Kampfe überwunden, schon wieder droht in dem Augenblicke, da er noch am Boden liegt. Es ist nicht das Princip der Reunionskammern à la Louis XIV., noch die Revindicationstheorie Napoleons III., worauf wir uns berufen, sondern die Pflicht der Selbstvertheidigung . . . .

Der Touler Regen wollte nicht aufhören. Wir trommelten an den Fensterscheiben und fingen Mücken, um uns die Zeit zu vertreiben. Dann öffneten wir die Fenster. Gegenüber schauten mehrere Damen heraus. Sie schienen sich zu langweilen, gleich uns. Es waren Deutsche, — Officiersfrauen, die wohl auch um die Garnison in Toul nicht zu beneiden sind. Aber was machen? Toul und Belfort müssen wir doch wohl besetzt halten, bis der letzte Sou der fünf Milliarden baar bezahlt ist. Da der Regen fortfuhr fortzufahren, und wir doch die Zeit nützlich anzuwenden gedachten, so stellten wir uns ein empendiöses Frühstück. Es erschien; und wir machten es wie die homerischen Helden: „und wir erhoben die Hände zum leckerbereiteten Mahle“. Da hörte plötzlich der Regen auf. Welch ein Conflict der Pflichten! Was thun? Fortfahren im Essen? — aber es konnte nachher wieder regnen! Aufhören, hinauseilen, das Mahl im Stiche lassen? — aber man war doch einmal daran und „später wird's immer spärer“, sagte einmal ein berühmter Redner auf der Nationalvereinsversammlung in Leipzig. Das conservative Princip siegte. Wir erledigten das Gabelfrühstück mit deutscher Gründlichkeit und Ordnungsliebe.

Dann betrachteten wir Toul. Die Stadt ist eng und winklig, hat aber schöne architektonische Einzelheiten. Sie zählt nicht einmal 7,000 Einwohner, und diese sind auf einen engen Raum zusammengepreßt und rings in Wall und Wasser eingeschlossen. Die Stadt ist klein, aber ehrwürdig. Ehrwürdig durch Alter und Unglück. So lange sie noch nicht mit Frankreich vereinigt ist, hat die Stadt eine reiche und interessante Geschichte. Von ihrer definitiven Vereinigung mit Frankreich an, hört die Geschichte der Stadt auf. Von da an ist sie nur noch ein Provinzialstädtchen wie hundert andere auch. In Deutschland haben die Städte ein besseres und zäheres Leben; eine jede bewahrt ihren eigenthümlichen Charakter; und selbst in Italien, einem romanischen Lande, ist dies ebenfalls weit mehr der Fall als in Frankreich, wo der unerfättliche Schlund Paris das Land absorbirt und es zugleich erfüllt mit den communistischen Miasmen, welche sich in diesem Heyenkessel erzeugen.

Vor Cäsars Zeiten war Toul die Burg (arx) eines gallischen Volksstammes, der Lenker, welche dort bei Kriegsgefahr ihre Familie und ihr Vieh in Sicherheit brachten. Vielleicht ist es bei der quasi-insularen Lage der Stadt erlaubt an Pfahlbauten zu denken ebenso wie bei Metz, das zwischen verschiedenen Moselarmen und der Seille liegt. Doch wollen wir uns nicht so weit nach rückwärts verirren, sondern nur erzählen, was feststeht.

Seit Ausbreitung der römischen Herrschaft führt die Stadt den Namen Tullum. Die Befestigung blieb und bereitete derselben wiederholt das traurige Schicksal, belagert, erobert, geplündert und zerstört zu werden. Dies geschah im Anfange des fünften Jahrhunderts allein nicht weniger als viermal, nämlich durch die Gothen, die Burgunder, die Vandalen und die Hunnen. In der Mitte dieses Jahrhunderts kam die Stadt in die starke Hand der Franken und hatte nun eine Zeitlang Ruhe, bis wieder die verschiedenen fränkischen Herrscher unter einander in Streit geriethen. Hundert Jahre später fand hier

Digitized by Google

auf dem „Schlachtfelde der Deutschen“ (champ des Allemands) die berühmte und blutige Brüderschlacht statt, in welcher Theoderich der Zweite, König der Burgunden, seinen Bruder Theodebert den Zweiten, König der Austrasier, niederwarf.

Im siebenten Jahrhundert entbrannte wieder der Krieg zwischen Dagobert und Theodebert, und Toul wurde wiederholt von Plünderung, Zerstörung, Pest und Hungersnoth heimgesucht. Im folgenden Jahrhundert wurde es zweimal zerstört; im Jahre 889 haben es die Normannen geplündert und niedergebrannt, 954 die Ungarn, u. s. w. Eine wahre Leidensgeschichte.

Während die weltlichen Mächte stritten, bemächtigten sich die Geistlichen der Gewalt. Schon Ende des vierten Jahrhunderts hatte der heilige Mansuy hier das Christenthum verbreitet; Anfangs des sechsten hatte der Heilige von Nancy, Saint Epvre, (sprich: Ewer), hier eine große Abtei gegründet, welche seinen Namen trug und deren Kirche später von seinem Nachfolger Sanct Abodus vollendet wurde. Toul wurde der Sitz eines Bisthums, welches, das Einzig-Bleibende im ewigen Wechsel, bald zu hohem Ansehen gelangte. Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts belieh der Kaiser den Bischof mit den Regalien, d. h. mit den landesherrlichen Finanzrechten, woraus sich allmählich die volle landesherrliche Gewalt entwickelte. Wie der Papst seinen Kirchenstaat, so hatte jeder Bischof seine Landesherrschaft, welche keine Obrigkeit über sich anerkannte als Kaiser und Reich; dann auch diese nur noch dem Namen nach, — und dann endlich gar nicht mehr, bis der Kaiser mit den Bischöfen zugleich fiel.

Allein auch unter den quasi-souverainen Bischöfen kam die arme Stadt nicht zur Ruhe. Es gab ewig nicht nur Verwicklungen im Innern, sondern auch Krieg gegen Außen. Die Bürgerschaft, an Wohlstand und Ansehen bedeutend gewachsen, wollte sich das geistliche Regiment nicht länger gefallen lassen. Sie verlangte, nach dem Beispiel anderer deutschen Städte, selbst zu regieren. Dieser innere Kampf dauerte von der Mitte des dreizehnten bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts.

Um die letztgenannte Zeit aber ging Toul gleichzeitig mit Metz und mit Verdun dem deutschen Reiche verloren durch den Verrath jener deutschen Fürsten an deren Spitze Moritz von Sachsen stand, genannt „der Judas von Meißen“. Aber auch die Bürgerschaft von Toul hatte den Beistand Frankreichs angerufen in ihrem Kampfe wider den Bischof. Der König von Frankreich zögerte natürlich nicht, von solchen Offerten Gebrauch zu machen. Unter dem Vorwande, er wolle „der gemeinen deutschen Freiheit zu Hülfe eilen“, streckte er das ganze Bisthum Toul in die Tasche und hielt diesen Raub später (1648) im westphälischen Frieden durch das zerrissene Deutschland sanctioniren. Den Streit zwischen Bischof und Bürgerschaft schlichtete Frankreich sehr einfach dahin, daß es Beiden jede Macht entzog und an deren Stelle die königliche Dictatur, in Sachen der Kirche sowohl wie der Gemeinde, setzte. Das Bisthum wurde 1790 cassirt und ist seitdem mit Nancy vereinigt. Die Stadt aber wurde unter dem festungswüthigen Louis XIV., statt der alten Wälle, die noch ein wenig Luft ließen, mit neuen Fortificationen nach den Plänen Vaubans versehen, die ihr dann auch 1870 wieder eine Beschießung zuzogen.

Toul nennt unter seinen Berühmtheiten den Baron Louis, der hier geboren ist. Er war unter Louis Philipp Finanzminister und ist bekannt durch ein Bonmot. Als der König sich beschwerte, es gehe mit den Finanzen nicht nach Wunsch, antwortete Baron Louis: „Sire, geben Sie mir eine gute Politik und ich stelle Ihnen gute Finanzen“. Der preußische Finanzminister hat es gegenwärtig nicht nöthig, einen solchen Wunsch auszusprechen. Er hat die „gute Politik“, die Baron Louis vergeblich verlangte.

Nach beendetem Frühstück durchstreifen wir die Stadt Toul; wir besuchen die öffentlichen Plätze, die Straßen, die Wälle und die Hauptkirchen. Die Stadt hat, wie bemerkt, einen alterthümlichen Charakter. Enge winklige Straßen; handbreite Trottoirs oder gar keine; schmale, hohe, überhängende Häuser, angeschwärzte kahle Mauern. Modern sind nur die Kasernen und die am Thor von Nancy gelegene Place Dauphine, ein langweiliger viereckiger Platz, mit niedrigen Gebäuden, eingefaßt mit einer Allee geschnittener und gestutzter Bäume. Als am 23. September 1870 Toul vor dem, aus Preußen, Bayern und Mecklenburgern bestehenden Cernirungsdetachement das Gewehr gestreckt hatte, führte der Großherzog von Mecklenburg die deutschen Truppen in die Stadt. Der „Mecklenburger Anzeiger“ meldete sofort hierüber:

„Die Truppen formirten sich auf einem passenden Platze in Colonnen neben einander, worauf unter präsentirtem Gewehr ein dreimaliges Hoch auf Seine Majestät den König ausgebracht und damit gewissermaßen feierlich Besitz von diesem Platze ergriffen wurde“.

Dieser „passende Platz“, auf welchem damals der Großherzog von Mecklenburg dem künftigen deutschen Kaiser ein Hoch ausbrachte, ist die „Place Dauphine“.

Das Interessanteste in der Stadt sind die zwei Kirchen, Sanct Stephan und „Saint Gengoult“, auf Deutsch wahrscheinlich: Gangolf. Die erstere war vormals die bischöfliche Kathedrale, ist aber seit 1790 zur gewöhnlichen Pfarrkirche degradirt. Das Hauptschiff und das Transept sind Muster feinster Gothik, und zwar des dreizehnten Jahrhunderts. Dasselbe gilt von den beiden Hauptthürmen, welche indeß wohl zwei Jahrhunderte jünger sein mögen. Spätere Zeiten haben das Ihrige dazu gethan, nicht immer mit Geschmack, zuweilen sogar im Zopfstil. In der Revolutionszeit, 1793, ist die Kirche ihrer Decorationen und Statuen, worunter auch ein Denkmal der Jungfrau von Orleans, beraubt worden. Es scheint, damals schon hat so was wie die „Commune“ in Frankreich gespukt. Wenigstens findet man überall Spuren von toller Zerstörungswuth und von Haß gegen alles Schöne und Gute. In Ermangelung aller und jeder Ueberladung mit Zuthaten und Nebenwerken macht aber die Kirche, in ihrem Innern wenigstens, einen um so besseren Eindruck. Um so mehr imponirt die hohe Wölbung, um so kräftiger steigen die schlanken Säulen, von welchen jede von vier kleineren cantonnirt ist und ein wunderschönes Capitäl von Weinreben und Akanthus trägt.

Die Gangolfskirche mag ebenfalls, ihren Hauptbestandtheilen nach, aus dem dreizehnten Jahrhundert herrühren. Sie zeichnet sich aus durch interessante Grabmäler. Beide Kirchen haben sehr schöne alte Glasmalereien, und an jede derselben stößt ein großes Kloster. Die Kreuzgänge der Klöster und deren Monumente sind sehenswerth.

Der vormalige Bischofspalast ist jetzt Stadthaus, Hotel de ville. Man verwahrt dort einen Privilegienbrief des deutschen Kaisers (Karl IV.) von 1367, worin alle Rechte, Gerechtsame und Freiheiten der Stadt Toul erneuert und bestätigt werden. Man nennt hier diesen kaiserlichen Brief „La Bulle d'or“. Wohl eine Verwechslung mit der eigentlichen goldenen Bulle.

Zum Schlusse spazierten wir so lange bis der Regen, der sich nach beendigtem Frühstück alsbald wieder einstellte, uns in die „Glocke“ zurücktrieb, auf den Wällen herum, wo wir von Zeit zu Zeit einen schönen Ausblick fanden, namentlich nach dem Mont Michel und den Mont Barine, auf welchem sich während der Beschießung der Observationspunkt befand und der Großherzog von Mecklenburg, als Commandant des dreizehnten Armeecorps mit seinem Stab hielt. Auf dem Wall standen auch noch die französischen Geschütze, deren am 23. September an 200 erobert wurden. Fast jedes Geschütz trug ein anderes Emblem. Die Wappen und Zeichen der Bourbons und der Orleans, der verschiedenen Republiken und der verschiedenen Kaiserreiche wechselten mit einander ab, während auf unseren Kanonen nichts steht, als die lapidar-lakonischen Worte „ultima ratio regis“, der letzte Beweisgrund des Königs.

Die Stadt Toul hat im letzten Krieg nicht unbedeutend gelitten. Schon am vierzehnten August wurde sie zur Uebergabe aufgefordert. Erst am neunten September machte man einen schwachen Versuch der Beschießung mit ungenügenden Geschützen. Am zweiundzwanzigsten September Abends waren zehn Batterien mit schweren Geschütze fertig; am dreiund-

Digitized by Google

zwanzigsten wurde die Stadt acht Stunden lang beschossen und capitulirte sofort; noch am nämlichen Tage. Am Tage danach pfiff schon wieder die Locomotive auf der eiligst wiederhergestellten Eisenbahn. Der mit unzulänglichen Mitteln unternommene Widerstand der im Wesentlichen nur mit Mobilgarden besetzten Stadt war sehr heroisch, aber doch vielleicht auch nur eine „heroische Thorheit".

Leider hat das Bombardement auch einige historisch-monumentale Bauwerke getroffen, wenn auch nicht zerstört. Namentlich haben die Glasmalereien beider Kirchen, die Thürme und eine Seitencapelle von Sanct Stephan, das Hotel de Ville und das Portal von Sanct Gangolf darunter gelitten. Anfangs wollte die Bevölkerung das Alles par dépit in Trümmern liegen lassen, nämlich um die Deutschen zu ärgern und der Welt zu zeigen, daß wir Barbaren seien. Glücklicherweise hat man sich jedoch bereits jetzt überzeugt, daß es kindisch ist zu sagen: Es geschieht meinen Eltern recht, daß ich mir die Hände erfriere, warum kaufen sie mir keine Handschuh?

Retten und Rollen der Franzosen.

Die Franzosen gefallen sich seit ihrer Niederlage darin, die deutschen Sieger als eine Bande von Räubern und Dieben zu bezeichnen. Der Gedanke, von einem ehrlichen Gegner in ehrlichem Kampfe zu Boden gerungen zu sein, dünkt sie unerträglich. Um die kolossale Niederlage einigermaßen zu verschmerzen, bedürfen sie zu ihrer Beruhigung dreier Momente: a. des Verraths und der Unfähigkeit ihrer Führer, b. der mangelhaften Ausrüstung, c. der Hinterlist und Verderbtheit ihrer Gegner. Seit nahezu zwei Jahren lebt die französische Presse fast ausschließlich auf Kosten dieser dreifachen Selbsttäuschung; an diesen armseligen Lügen richtet sich der niedergeworfene Nationaltolz mühsam auf und erschwindelt sich eine Scheinexistenz. Wir wollen uns nur mit dem letzten Punkte, mit unserer Geringschätzung des Eigenthums in fremdem Lande beschäftigen, mit dem Vergehen, dessen sich die deutschen Soldaten schuldig gemacht haben sollen.

Es ist ein Glaubensartikel in Frankreich, daß unsere Soldaten im Feindeslande arg gewirthschaftet und viel gestohlen haben. Die Abgeschmacktheit dieser Beschuldigung im Großen und Ganzen erhellt am besten daraus, daß diejenigen Gegenstände, welche vorzugsweise von den Deutschen gestohlen sein sollen, sondarbarerweise zu den schwerst transportablen gehören. Von gestohlenem Geld, von gestohlenen Kleinodien und dergleichen spricht fast kein Mensch. Unsere Raublust soll sich vornehmlich an den Pianos und den Pendulen bewährt haben. Die Frage, wie unsere Soldaten es angefangen haben, unter den unerhörten Schwierigkeiten der Communication im Kriege diese schwerfälligen aber delicaten Instrumente nach Deutschland zu befördern, kümmert die Franzosen nicht weiter. Es steht einmal fest, daß Deutschland erst durch den an Frankreich begangenen Raub die Bekanntschaft mit guten Clavieren und zierlichen Pendulen gemacht hat. Daher der Name „Pendulopolis", welchen der Pariser Volkswitz der Hauptstadt Berlin beigelegt hat, daher das schöne Wort „pendulard" als gleichbedeutend mit „Deutscher", daher der Ruf, welcher jetzt noch in den Pariser Cafés ertönt, sobald die französische Majorität zwei vereinsamte Deutsche in ihrer Muttersprache sich unterhalten hört: „Kellner, schließen Sie die Uhren ein".

Die Thatsache, daß von deutscher Seite in Frankreich während des letzten Krieges mancherlei entwendet worden ist, soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden. Aber diese Thatsache ist eben nichts anderes als eine natürliche Folge des Krieges. Sie darf, so abscheulich dies klingt, ruhig eingestanden werden; denn sie ist eben nicht schimpflich, weil natürlich.

Die allgemeinen Sittlichkeitsbegriffe werden durch die ungeheure Unsittlichkeit, welche man Krieg nennt, verschoben. Unter Verhältnissen, welche das, was nach allgemein menschlichem Gefühl als der Verbrechen größtes gilt, zur Pflicht machen, kann auch das geringere Verbrechen nicht nach dem gewöhnlichen Maße gemessen werden; wenn die Tödtung des Menschen zur Heldenthat wird, so verwischen sich auch die Grenzlinien zwischen dem Mein und Dein; und wird das fünfte Gebot umgestoßen, so schwankt auch das siebente. Das ist entsetzlich, aber es ist so.

Der Diebstahl entwickelt sich im Kriege ganz von selbst durch die nothgedrungene Mißachtung des Eigenthums. Ein in Kalbleder gebundener Prachtband, der die Zierde jeder Bibliothek ausmachen würde und der nun dem ermüdeten Soldaten als Kopfkissen dient, hat für den Soldaten natürlich nicht den Werth, den er für den Bibliophil hat. Der Soldat verlangt nichts weiter, als daß der Deckel möglichst weich ist, und es ist ihm sehr gleichgültig, ob Elzevier den Band gedruckt und Callot die Radirungen geliefert hat. Kommt er von der Feldwache halb erstarrt in sein Quartier zurück, und ist kein Brennholz zur Stelle, so zerschlägt er den überflüssigen Stuhl, ob er von Rosenholz ist oder nicht, zündet Feuer an und wirft die gut ausgetrockneten Holzwände eines Billards oder eines Claviers in die Flamme. Er hat durch schweren Dienst das Recht auf ein warmes Zimmer erwirkt, und er verschafft es sich, wie er kann. Regnet und stürmt es draußen, und ist der Mantel fadenscheinig geworden, so schützt vielleicht die bemalte Leinwand da an der Wand vor der durchdringenden Nässe. Wenn das Unglück es will, kann auf diese Weise allerdings ein künstlerisches Meisterwerk zum Regenmantel degradirt werden. Das Alles ist gewiß höchst beklagenswerth, aber es ist eben nichts Anderes als die natürliche Folge des Krieges.

Und — alle sentimentalen Rücksichten bei Seite gesetzt — was hat denn auch dieser ganze Plunder, was haben all diese Scharteken für eine Bedeutung im Vergleich zu den tausenden von Menschenleben, die jeder Tag fordern kann? Wer zählt, zu jeder Stunde, in jedem Augenblick sein Leben einsetzen muß, der hat auch gerade Respect vor dem fremden Eigenthum!

Die Aneignung fremden Gutes hat bekanntlich während des Krieges sogar ihre völkerrechtliche Basis in den Requisitionen. Bei der Dauer und dem Umfang eines so gewaltigen Krieges wie der letzte müssen allmählich die Requisitionen zur Selbsthülfe ausschreiten; jeder Einzelne sucht sich eben an Lebensmitteln zu verschaffen, was er braucht. Man nimmt das fremde Gut zunächst zur Befriedigung der gebieterischen und unabweisbaren Bedürfnisse; mit der Zeit entwickelt sich auch hier der verderbliche Luxus und man nimmt auch das, was nicht gerade absolut nothwendig ist.

So erklärt es sich, daß Leute, die im Frieden, unter normalen Verhältnissen, nicht im Stande sind ein fremdes Streichholz zu nehmen, — daß die ehrlichsten Menschen von der Welt im Kriege in völliger Mißachtung des Eigenthums diese oder jene Kleinigkeit, die ihnen speciell Spaß macht, einstecken — herrenloses Gut, das am nächsten Tage doch der Vernichtung anheimfällt! Das ist vorgekommen und darauf allein beschränkt sich im Großen und Ganzen das „Retten und Rollen" unserer Leute, das selbst in Deutschland zu den ungehörigsten sentimentalen Klagen die Veranlassung gegeben hat.

Daß professionelle Spitzbuben, die sich bei der allgemeinen Wehrpflicht zu auch unter dem Volk in Waffen befinden müssen, ein Uebriges gethan haben mögen, mag sein; es beweist aber gar nichts. Die Statistik hat das merkwürdige Resultat festgestellt, daß während des Krieges die Vergehen gegen fremdes Eigenthum in Deutschland sich auffällig vermindert haben. Somit ist es erklärlich, daß während dieser Zeit in Frankreich mancherlei abhanden gekommen ist. Bekanntlich wird aber der Diebstahl unter den Waffen mit grausamster Strenge bestraft, und hierfür liefert auch der letzte Feldzug Belege.

Mit den Ausnahmefällen haben wir uns nicht zu befassen; im Allgemeinen aber steht es fest, daß kein höherer, kein subalterner Officier, kein Soldat sich im Feldzuge bereichert hat; daß die öffentliche Meinung, welche in diesen Fragen immer einen guten Instinct besitzt, auch nicht einen der Führer als einen solchen bezeichnet, der mit nicht reinen Händen aus Frankreich zurückgekehrt sei.

Wie aber verhält es sich in Frankreich? Wie in dem

Digitized by Google

Lande, das jetzt sittliche Entrüstung über die deutschen Spitzbuben heuchelt? Wir brauchen, um bei der Gegenwart zu bleiben, kaum an Pasitao zu erinnern, der als armer Schlucker nach China ging, und „mit des Orients Schätzen reich belastet" heimkehrte; nicht an Bagaine, dessen größte Erfolge in Mexico nach allgemeiner Ansicht finanzieller Natur gewesen sein sollen. Und hat man nicht jetzt sogar, in Frankreichs tiefster Erniedrigung, auf gewisse Leute mit den Fingern gezeigt, weil sie die ihnen zur Verfügung gestellten öffentlichen Cassen im eigenen Interesse geplündert haben sollen? Gerade die Franzosen sollten doch mit der Beschuldigung des Diebstahls im Kriege recht vorsichtig sein. Haben sie denselben doch geradezu zu einem staatsrechtlichen Axiom ausgebildet und mit so harmlosem Cynismus Buch darüber geführt, daß es wohl der Mühe werth ist, an einige der von ihnen angeführten Thatsachen jetzt zu erinnern.

In dem bändereichen Prachtwerk „Galérie du Musée Napoléon*)", welches der Kupferstecher Filhol im Verein mit dem Kunstschriftsteller Joseph Lavallée herausgegeben hat, sind die sämmtlichen Kunstschätze des Louvre in Radirungen und Stahlstichen gesammelt und mit einem Commentare begleitet, welcher über die Künstler und ihre Werke kurze Mittheilungen enthält. Wir haben uns das Vergnügen gemacht in diesem Buche zu blättern und einige Einzelheiten daraus zu extrahiren. Hier sind sie. Man wird daraus erkennen, daß sich die Franzosen auf das „Retten und Rollen"**) doch noch ganz anders verstanden haben als wir armseligen Stümper:

Zweiter Band: Correggio: Die Jungfrau, das Christkind, Magdalena und der heilige Hieronymus. „Der König von Preußen, der Kurfürst von Bayern und andere Potentaten haben zu verschiedenen Zeiträumen beträchtliche Anerbietungen gemacht, um dies Bild zu erwerben. Alle diese Versuche sind erfolglos geblieben und Parma würde es noch besitzen, wenn der Muth und jener freisinnige Geist, welcher die Eroberungen der Franzosen leitete, sie nicht nach Italien geführt hätte. . . . Dieses Meisterwerk hatte die bis dahin unerhörte Ehre, den Gegenstand eines besonderen Artikels zu bilden in dem Vertrage, welcher zwischen dem General Clarke und dem Fürsten von Parma abgeschlossen wurde. Der Fürst empfand den Verlust dieses Bildes so lebhaft, daß er eine Million bot, wenn man es ihm lassen wollte. Aber ein großer Mann steht über den pecuniären Interessen und Bonaparte erhielt Frankreich unversehrt die Ehre, durch seine Waffen um die Gewalt seines Namens dasjenige zu erlangen, was die ersten Schätze der vielen Monarchen vergeblich zu erwerben versucht hatten. Der italienische Fürst schwur, daß er den Saal, wo er das Meisterwerk so oft bewundert hatte, nie wieder betreten werde, und er hat seinen Schwur gehalten."

Raphael. La Madonna della Sedia. Dieses Bild wurde aus dem Museum von Florenz gestohlen.

Vierter Band: Fra Bartolomeo. „Dieses Bild zierte den Palast Pitti als die Franzosen Toscana eroberten."

Fünfter Band: Rubens. Krönung Mariä. „Dieses Bild schmückte den Dom von Antwerpen, bis es die Franzosen, welche Belgien erobert hatten, daraus entfernten, um es nach Paris zu bringen."

Siebenter Band: Domitschino. Der heilige Hieronymus. „Dieses Bild gehört zu den hundert Statuen und Bildern, welche Pius VI. in Gemäßheit des Friedenvertrags von Tolentino an Frankreich ausliefern mußte. Es befand sich früher über dem Hauptaltar der Hieronymuskirche zu Rom."

Fra Bartolomeo. Der Heiland. „Bei der Eroberung von Florenz fanden die Franzosen dieses Bild im Palast Pitti. Von da aus wurde es nach dem Musée Napoléon gebracht."

Neunter Band: Alexander Veronese. Jupiter und Leda. „Dieses Bild ist ein Bestandtheil der Eroberungen von 1806."

Rembrandt. Große Landschaft. Dieselbe Bemerkung.

Die Statue des Apollo von Belvedere. „300 Jahre fand diese Statue auf dem Belvedere des Vaticans und bildete dort den Gegenstand der Bewunderung von Allem, was Europa an Gelehrten, Kunstkennern und wohlhabenden Kennern hervorgebracht hat, bis endlich der beständige Freund und Wohlthäter von Frankreich das Musée Napoleon um diese herrliche Statue bereicherte."

Carle Moratte. Die ruhende heilige Familie. „Eroberung des Jahres 1806."

Berdone. Mars und Venus. Aus Wien gestohlen.

Raphael. Die Madonna de Foligno. Wurde aus Foligno von den Franzosen mitgenommen.

Zehnter Band: Correggio. Jupiter und Leda. „Das Bild wurde an den König von Preußen nach dem Frieden von Berlin wurde es nach Paris zurückgebracht" (um wieder nach Berlin zurückzukehren).

Wir haben aus dem großen Schuldbuche des officiell constatirten französischen Raubes nur eine und durchaus nicht die schwerstbelastete Seite aufgeschlagen; aber sie zeigt schon, wie abgeschmackt die tugendhaften Phrasen sind, welche die zu Boden geworfene Nation jetzt ableiert. Die Museen in Versailles, die reichen Kirchen der von uns eroberten Städte haben auch nicht einen ihrer Kunstschätze durch uns verloren. Daß die Villen, namentlich um Paris, zerstört worden sind, war durch die Dauer des Krieges und durch die Härte der Jahreszeit geradezu zur Nothwendigkeit geworden. Alle unparteiischen Zeugen constatiren in der That einmüthig, daß die Excesse gegen das Eigenthum fast ausnahmslos aus der letzten Zeit des Krieges datiren. Wenn den Franzosen an ihren Clavieren und Pendulen gelegen war, so hätten sie nach Sedan Frieden schließen sollen. Ueberdies waren sie selbst den Unsrigen mit gutem Beispiel vorangegangen. Während des Krieges bezeugten wenigstens die Zeitungen der Provinzen, unter dem frischen und wahren Eindruck des Erlebten, zu unzähligen Malen, daß die eigenen Landeskinder in den Dörfern weit ärger gehaust hatten, als die „barbarischen" Sieger, die nach ihnen einzogen, gewirthschaftet haben. Wer Wind säet, wird Sturm ernten; und wer durch Wahnsinn und Verbrechen den Feind in sein Land hinein zieht, der jammere nicht darüber, daß ihm ein Clavier zerschlagen wird oder ein paar alte Schmöker abhanden kommen.

Paul Lindau.

*) Paris, gedruckt bei Dilli fils. Erster Band an XII. (1804.) Die späteren Bände erschienen in den folgenden Jahren bis 1813.

**) Wir bemerken, daß die gestohlenen Bilder allerdings zum bei weitem größten Theil den Franzosen später wieder abgenommen worden sind.

Die Realschulfrage.

Von

Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Der Normallehrplan zeigt von Quarta bis Prima zweiunddreißig obligatorische Unterrichtsstunden auf die Woche, wobei aber der Gesang noch nicht einmal mitgerechnet ist, so daß mit diesem vierunddreißig Stunden herauskämen. Das ist entschieden zu viel, und das Maximum der obligatorischen Stundenzahl ist auf 30 anzusetzen. Ich würde persönlich noch weniger wünschen, verzichte aber auf Vorschläge wegen der voraussichtlichen Unmöglichkeit, vorläufig ein Weiteres zu erreichen. Um die Zahl auf dreißig zu beschränken, braucht man nun blos den Zeichnen- und Gesangunterricht in den oberen Classen facultativ zu machen. So dringend nöthig das Zeichnen zur Unterstützung der Handfertigkeit im Schreiben und der weltliche und geistliche Volksgesang in den unteren Classen ist, so wünschenswerth ist es, für die oberen Classen den Eltern der Schüler freizustellen, ob sie ihre Söhne von der Gelegenheit, welche die Schule bietet, Gebrauch machen lassen wollen, oder ob sie dieselbe durch wirksameren Privatunterricht ersetzen wollen, oder ob sie endlich einen Unterricht in dieser oder jener Kunst für die Individualität ihrer Kinder und für deren künftigen Beruf überhaupt nicht für angezeigt erachten. Wer den Unterschied des Geistes in der Arbeit in einem Schulzeichnensaal und einem Maleratelier, wo Zeichnenunterricht ertheilt wird, kennt, der wird mir beipflichten, daß der Zeichnenunterricht in den Schulen relativ fortgewordene Zeit repräsentirt. Ebenso würde der Kunstgesang der in den Gesangclassen gepflegt wird, nur gewinnen, wenn widerwillige und musikalisch ganz unbegabte Schüler strenger ausgeschieden würden, während es andrerseits ein Unrecht an dem talentvollen Schüler, der privatim eifrig Musik treibt, begehen heißt, wenn man ihn nöthigt, noch zwei seiner Stunden für den Musikunterricht in der Schule zu opfern, dessen er für seine Bildungszwecke gar nicht mehr bedarf. Die äußerste zulässige Concession dürfte in dem Zugeständnisse bestehen, daß für Schüler, welche nicht in Musik und Zeichnen geeigneten Privatunterricht nachweisen, die Theilnahme an dem Schulunterricht in einer der beiden Künste nach eigner Auswahl zur Pflicht gemacht werde. — Ganz verkehrt ist nun gar die obligatorische Einführung des geometrischen Constructionszeichnens; mathematisch gebildete Schüler werden dieselbe auf ihrer eventuellen Berufsbildungsanstalt mit größter Leichtigkeit sich aneignen, und die Schattenconstructionen sind eine

Digitized by Google

sogar praktisch werthlose Spielerei. Die hierfür in Prima angesetzte Stunde ist als eine für die Schule ungehörige Anticipation von einer Specialfertigkeit engbeschränkter Berufsclassen unbedingt zu streichen. Nehmen wir also für den facultativen Unterricht zwei Gesang- und zwei Zeichenstunden, und von Secunda an zwei Stunden Englisch an, und setzen die Zahl der obligatorischen Stunden außer den genannten übereinstimmend mit der Praxis der Realschulen und Gymnasien auf 30 an, so stellt sich heraus, daß wir nach angemessener Berücksichtigung aller Fächer nach Maßgabe ihres allgemeinen Bildungswerthes und neben den vom Realschulplan für Lateinisch festgesetzten Stunden pro Classe noch 9 obligatorische Stunden übrig behalten, welche in einer dem Zwecke der allgemeinen Bildung möglichst entsprechenden Weise auszufüllen wären, um das Ideal einer allen Anforderungen entsprechenden höheren Bildungsanstalt zu erfüllen. Wir haben an dem Lehrplan der Realschule eine immanente Kritik vollzogen, d. h. wir haben unsere Ausscheidungen und Beschränkungen nach keiner andern Rücksicht vorgenommen, als der, welche das von der Realschule selbst ausdrücklich adoptirte Princip einer höheren allgemeinen Bildungsanstalt unter Ausschluß aller anticipirten Fachbildung uns unerbittlich abgezwungen hat, und sehen uns nun in der glücklichen Lage, 9 Stunden pro Classe übrig zu behalten, um die Lücken, welche die Realschulbildung bisher unzweifelhaft hat erkennen lassen, auszufüllen.

Das Deficit der Realschulbildung ist nun ein doppeltes: einerseits in Hinsicht auf formale Sprachbildung und andrerseits in Bezug auf die fehlende Durchtränkung mit dem Geiste schöner Classicität, mit der Weltanschauung einer edlen und maßvollen Harmonie, wie die Geschichte sie nur Ein Mal auf dem Boden des alten Hellas hat fleisch werden lassen.

Wenn wir an der Muttersprache sprechen lernen, an den modernen fremden Sprachen Sprachen lernen, so lernen wir doch einzig und allein an einer todten classischen Sprache Sprache. Der Grund ist ein zwiefacher: erstens ist eine lebende Sprache nicht fixirt genug, sie ist zu sehr im Flusse, um ein hinreichend festes Lehrobject abzugeben. Die Franzosen des vorigen Jahrhunderts und die dieses Jahrhunderts schreiben ganz verschieden, und eine ganz andere Sprache ist wieder die der heutigen französischen Zeitungen oder des Journal amusant. Solche Unterschiede kommen unter den auf der Schule gelesenen lateinischen und griechischen Prosaikern nicht vor; man lehrt hier ganz entschieden nur das Latein des Cicero, und nur das Griechisch des Thucydides und Plato. Das ist ein großer Vorzug, aber der andere Grund ist noch viel wichtiger. Wenn man Sprechformen nur studirt, um der Denkformen Herr zu werden, so wird eine Sprache zu dem Denkenlernen um so mehr nützen, auf je höherer Stufe der Organismus ihres ganzen Baues und die Entwicklung ihrer Formen steht. Wir haben als Moderne an unserer Muttersprache den Vortheil einer reicheren und vielseitigeren Ausdrucksfähigkeit für geistigen Gedankengehalt, aber wir haben diesen Vortheil erkauft mit dem Verfall des formalen Organismus der Sprache. In inhaltlicher Beziehung brauchen wir deshalb keine Ergänzung, wohl aber in formaler Beziehung, welche zugleich diejenige Seite ist, innerhalb deren die auf der Schule zu vermittelnde Bildung sich bewegt. Deshalb, aber auch nur deshalb, weil unser Neuhochdeutsch schon so tief herabgesunken ist auf der schiefen Ebene des formalen Verfalls, daß es selbst nur noch als Ruine seiner einstmaligen Größe und Schönheit bezeichnet werden kann, gerade deshalb ist es uns so wichtig, die halb oder ganz verloren gegangene Bedeutung der abgeschliffenen Trümmer des ehemaligen gothischen Doms unserer Sprache und an dem Studium eines auf dem Gipfelpunkt seiner Entwicklung stehenden Sprachorganismus wieder zum Bewußtsein zu bringen. Hierzu wäre der Sanskrit am geeignetsten, dessen Kenntniß aber noch nicht verbreitet genug und dessen Literatur nicht classisch im Sinne maßvoller Stoffbeherrschung ist. Die nächstgeeignete Sprache ist die griechische, welche zugleich in ihrer Literatur uns den classischen Geist in reinster und originaler Gestalt vermittelt. Erst in dritter Reihe kommt das Lateinische, dessen Schriftsteller mit zwei oder drei Ausnahmen heute nicht mehr werth sind, in der Schule gelesen zu werden. Daß der lateinische Unterricht in der Realschule eine Halbheit ist, welche den Zweck in jeder Hinsicht verfehlt, ist allgemein anerkannt, und daraus leitet sich auch die Agitation zur Ausscheidung des Lateinischen aus den Realschulen her, welche vollständig berechtigt ist, sobald es sich um Herstellung einer Combination von Bürgerschule und Fachschule handelt, die den Anspruch der Realschule, höhere Bildungsanstalt zu sein, fallen läßt. Die Regierung sollte diese Bestrebungen mit Entschiedenheit unterstützen, da sehr viele Realschulen an Orten gegründet sind, wo ein Bedürfniß nach einer höheren Schule gar nicht besteht, wohl aber ein solches nach einer Bürgerschule mit einer Fachschule als Oberclassen (Handels- oder Gewerbeschule). Ein in den localen Bedürfnissen nicht gerechtfertigter Ehrgeiz von Lehrercollegien und Stadtgemeinden nach künstlicher Emporschraubung des Niveaus ihrer Bildungsanstalten, welcher allemal durch das Streben nach blendenden Scheinresultaten die wahren Interessen der betreffenden Schulgemeinde schädigt, müßte unnachsichtlich und ohne falsche Scheu vor gehässiger Mißdeutung unterdrückt werden. Wo aber eine Realschule wirklich dem Bedürfniß nach einer höheren allgemeinen Bildungsanstalt begegnet, da darf die Halbheit des lateinischen Unterrichts nicht anders ausgemerzt werden, als dadurch, daß derselbe durch Verbindung mit griechischem Unterricht wieder zu dem gemacht wird, was er eigentlich sein soll und kann, zu einem ernsten und gründlichen formalen Bildungsmittel. Wollte man dies ohne Einführung des Griechischen in die Realschule erreichen, so müßte man die Stundenzahl des Lateinischen dafselbst nothwendigerweise über die jetzt auf Gymnasien übliche hinaus steigern. Dabei würde aber immer noch nicht das andere Deficit der Realschulbildung, die Unbekanntschaft mit dem classischen Hellenenthum, beseitigt. Das Griechische muß also nothwendig in die Realschule wieder eingeführt werden, wenn dieselbe den Charakter einer höheren Bildungsanstalt mit Recht für sich in Anspruch nehmen will.

Ebenso wie ich es unterlassen habe, an dieser Stelle über Verminderung der Gesammtstundenzahl concrete Vorschläge zu formuliren, ebenso will ich hier darauf verzichten, auf den mir allein rationell erscheinenden Tausch der Rollen zwischen Griechisch und Lateinisch zurückzukommen, wie ich ihn in dem früher erwähnten Artikel der Nationalzeitung motivirt habe; des Grundsatzes eingedenk, daß, wer zuviel auf einmal reformiren will, sicher jede Reform verhindert, beschränke ich mich hier auf Vorschläge, die auf möglichst engen Anschluß an Bestehendes und als gut Erprobtes hinauslaufen, ohne gleich das erreichbar Beste anzustreben.

Demgemäß würde der griechische Unterricht zunächst nur in dem Umfange, den er auf dem Gymnasium einnimmt, d. h. mit 6 Stunden von Quarta bis Prima, in der Realschule einzuführen sein, und dann die noch offen bleibenden drei Stunden dem Lateinischen zuzulegen sein. Letzteres erhielte dann (in Sexta und Quinta zehn) in Quarta bis Prima beziehungsweise: neun, acht, sieben und sechs Stunden, also durchschnittlich nur zwei Stunden weniger als auf dem Gymnasium. Eine solche Anstalt würde wahrhaft den Anforderungen höherer Bildung entsprechen, und zugleich alle die Aufgaben erfüllen, welche sonst nur dem Gymnasium gestellt werden, — denn die zwei Stunden Latein mehr sind doch nur eine Affecuranz des Durchschleppens für die Mittelmäßigkeit, die besser auf eine Bürgerschule ginge, und jeder Philologe wird besonders dann außer Stande sein, diese Stundenzahl des Lateinischen für unzulänglich zu erklären, wenn der lateinische Aufsatz auch den oben angegebenen Gründen aufhörte, obligatorisch zu sein, und nur noch von besonders befähigten Lehrern cultivirt würde. Eine solche Schule würde dann freilich nicht mehr einfeitig Realschule heißen können, sondern ein Gymnasium ersetzen, sie würde aber gleichzeitig allen berechtigten Anforderungen an real-

Digitized by Google

wissenschaftliche Bildung, insoweit dieselbe nicht zur speciellen Fachbildung, sondern zur allgemeinen menschlichen Bildung gehört, entsprechen, und deshalb Realgymnasium heißen müssen.

Das Gymnasium in seiner bisher vorgeschriebenen Gestalt überfüttert seine Schüler mit Latein, und verfällt so in denselben Fehler wie die Realschule, nämlich die philologisch-theologische Fachbildung zu anticipiren, was natürlich nur auf Kosten anderer wichtiger Bildungselemente geschehen kann, die dadurch so überknapp gestellt werden, daß nur ein ausnahmsweise tüchtiger Lehrer im Stande ist ein bedeutliches Manco an allgemeiner Bildung nach diesen Richtungen zu verhüten. Gymnasium und Realschule entsprechen beide nicht dem Ideal der allgemeinen höheren Bildungsschule, weil sie beide einseitige Berufsbildung cultiviren; die Realschule weicht aber von dem durch das begriffliche Princip der Sache Geforderten viel weiter ab als das Gymnasium. Letzteres braucht nur von Quarta bis Prima eine Stunde Latein an das Französische, von Tertia bis Prima eine Stunde Latein an den Complex von Mathematik und Naturwissenschaften, und in Secunda eine Stunde Latein an deutsche Literatur abzugeben, um gleichzeitig sein Uebermaß auf der einen Seite abzustoßen und sein Manco auf der andern zu decken; die Realschule muß hingegen eine viel tiefer greifende Umwandlung mit sich vornehmen. So gewiß das Bildungsideal des deutschen Mannes nur ein einiges und ganzes ist, so gewiß kann auch die höhere allgemeine Bildungsschule ihren Begriff nur in Einer Gestalt verwirklichen. Schuster und Schneider, Gelehrte und Künstler können sich in ihren verschiedenen Berufsleistungen für den gemeinsamen Gesammtzweck der menschlichen Gesellschaft ergänzen, Mann und Weib können sich in ihren geistigen Geschlechtsdifferenzen zum vollen Menschheitsideal ergänzen; aber zwei Männer derselben Nation, abgesehen von der Fachbildung ihres Berufs können sich als bloße gebildete Menschen nicht ergänzen, — es muß jeder ein ganzer Mann sein, oder seine Halbheit bleibt ewig unergänzbar. Die Regierung ist es, welche die Versuche zur Bildung von Realgymnasien unterdrückt hat, die Regierung ist es, welche dadurch die ungesunde Agitation für Realschulen unwillkürlich hervorgerufen, die unfertigen Resultate derselben durch Anerkennung und Reglement künstlich fixirt und sie so an weiterer naturgemäßer Entwicklung verhindert hat; Sache der Regierung ist es jetzt, die über unser höheres Schulwesen heraufbeschworenen Gefahren durch energisches Vorgehen zu beseitigen, und das Ideal der Einen allgemeinen höheren Bildungsschule im Realgymnasium zu verwirklichen.

Ich gebe zum Schluß als Resumé der ganzen Betrachtungen und zur besseren Uebersicht der Resultate eine Zusammenstellung des Lehrplans für Realschule (R.), Gymnasium (G.) und Realgymnasium (Rg.). Der Stundenplan von Sexta und Quinta ist den gemeinsamen Classen des Friedrichs-Gymnasium und -Realschule zu Berlin entnommen, nur daß in Quinta die Stundenzahl durch Streichung des naturgeschichtlichen Unterrichts von zweiunddreißig auf dreißig herabgesetzt ist. Die eingeklammerten Zahlen bedeuten facultative Unterrichtsstunden.

Unterrichtsgegenstände.	Sexta.	Quinta.	Quarta.			Tertia.			Secunda.			Prima.		
			R.	G.	Rg.	R.	G.	Rg.	R.	G.	Rg.	R.	G.	Rg.
Religion.	3	3	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2
Deutsch.	3	2	3	2	2	3	2	2	3	2	3	3	3	3
Lateinisch.	10	10	6	10	9	5	10	8	4	10	7	3	8	6
Griechisch.	—	—	—	6	6	—	6	6	—	6	6	—	6	6
Französisch.	—	4	5	2	3	4	2	3	4	2	3	4	2	3
Englisch.	—	—	—	—	—	4	—	—	3	(2)	(2)	3	(2)	(2)
Hebräisch.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	(2)	(2)	—	(2)	(2)
Geographie u. Geschichte.	2	2	4	3	3	4	3	3	3	3	3	3	3	3
Naturwissenschaft.	2	—	2	—	—	2	2	2	6	2	2	6	2	3
Rechnen und Mathematik.	4	3	6	3	3	6	3	4	5	3	4	5	4	4
Schreiben.	2	2	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Zeichnen.	2	2	2	2	2	2	(2)	(2)	2	(2)	(2)	3	(2)	(2)
Gesang.	2	2	2	2	(2)	2	2	(2)	2	2	(2)	2	2	(2)
Obligatorische Stunden.	30	30	34	32	30	34	32	30	34	32	30	34	32	30
Facultative Stunden.	—	—	—	—	(2)	—	(2)	(4)	—	(6)	(8)	—	(6)	(8)

Literatur und Kunst.

Anton Rubinstein.

Von

Ja Mara.

Wenn der naive Kinderglaube in den Gewaltigen der Erde Wesen höherer Art erblickt, die mit dem Zeichen ihrer Abkunft, mit Scepter und Krone geschmückt, mit Purpur und Hermelin bekleidet, hervorragen über die Häupter der gewöhnlichen Sterblichen, so haftet, den Königen des Geistes gegenüber, auch uns Aelteren, Nüchterneren ein Rest dieser kindlichen Vorstellung an. Gern suchen wir bei bedeutenden Menschen auch äußerlich den Stempel des Genius, und wo wir ihn gewahren, empfinden wir zwiefach die Macht jenes geheimnißvollen Zuges, der uns zum Außergewöhnlichen treibt.

Digitized by Google

Nicht immer, das ist gewiß, verräth die Natur die Bedeutung des von ihr Erschaffenen durch seine äußere Gestalt. In schlichter Hülle birgt sie oft den edeln Gehalt und nur den Auserwählten unter ihren Lieblingen reicht sie zu dem Weihegeschenk des Genius die beneidete Mitgabe einer idealen, oder doch hervortragenden Persönlichkeit.

Anton Rubinstein gehört zu denen, deren äußere Erscheinung eine Verkörperung geistiger Vornehmheit, eine Offenbarung des in ihnen lebendigen Götterfunkens ist. Nicht mit Unrecht hat man seinen Kopf mit der gedankenvollen Stirn, den tief- und düsterblickenden Augen dem Beethovens verglichen. Wie dieser ist auch er ein Himmelsstürmer, wenn auch nicht vom selben Riesengeschlecht. Er ist eben ein Kind der modernen Zeit — kein Classiker.

Was aber Rubinstein der Mensch verspricht, das hält der Künstler. Seines Gleichen hat er nicht viele unter seinen Zeit- und Kunstgenossen, und überragt wird er von noch Wenigeren. Als Virtuos hat er nur Einen, den „Einzigen" über, nur Einen auch neben sich unter den Lebenden. Als Componist zwar — moderner Gewohnheit gemäß hat auch er den Weg zum Componisten über den Virtuosen genommen — steht er noch inmitten seiner Entwicklung; er ist noch nicht „fertig", wenn eine Natur wie die seine überhaupt jemals fertig wird; an genialer Kraft jedoch darf er mit Jeglichem in die Schranken treten. Auch als Lehrer und Dirigent ist sein Wirken bedeutsam geworden: in letzterer Eigenschaft hat ihn Wien noch im vergangenen Winter in voller Thätigkeit gesehen und dankt ihm eine neue Ruhm- und Glanzepoche seines vormals so blühenden Musiklebens. Leider will die neue Welt, die in der Jüngstvergangenheit manch tüchtige Kraft der Heimat entzogen und uns auch Hans von Bülow zu entreißen droht, uns seinen Besitz streitig machen. Hoffen wir, daß der der Künstlerbrust so vorzugsweise eigenthümliche Drang in die Ferne ihn uns nicht dauernd entrücke, sondern bald zurückführe als den, der er in Wahrheit ist: als einen der Besten unter den Unsern.

Anton Gregor Rubinstein ist, seinen eigenen uns gegebenen Mittheilungen zufolge, im Jahre 1830 am 18. November russischer Zeitrechnung, das ist am 30. November der unserem, geboren. Bechwotnetz, ein Dorf im russischen Bessarabien unfern Jassy, ist seine Heimat. Seine Eltern besaßen in der Walachei umfangreiche Güter und lebten in großartigen Verhältnissen; durch unglückliche Processe gegen die Domäne wurden sie jedoch ihres Vermögens verlustig: ein Mißgeschick, dem die gegenwärtige Musikwelt den Aufgang eines ihrer leuchtendsten Gestirne dankt. Die Mutter, eine Frau von ungewöhnlicher Bildung und eine treffliche Clavierspielerin, übernahm selbst den ersten Schul- und Musikunterricht ihrer Söhne Anton und Nicolaus und erfreute sich dabei eines Erfolges, der die Umsiedelung der Familie nach Moskau in Anregung brachte und schließlich auch herbeiführte. Dort trat sie selbst eine Stellung als Lehrerin im kaiserlichen Erziehungsinstitut an, während die Weiterbildung der Knaben einem tüchtigen Meister, Alexander Willoing, anheimgegeben ward. Unter der methodischen Zucht desselben ging dieselbe so glücklich von Statten, daß Anton, nachdem er seit kaum zwei Jahren das Clavierspiel begonnen, bereits in seinem neunten Lebensjahr im Stande war, sich in einem eigenen Concert in Moskau hören zu lassen. Seine Leistungen erregten ungeheures Aufsehen, und begeistert feierte man das jugendliche Genie.

Diesem ersten glückgekrönten Schritt in die Oeffentlichkeit folgte ein zweiter, nicht minder günstiger, als Anton sich im August 1839 in Begleitung seines Lehrers nach Paris begab. Hier entschied sich sein Geschick. Hatte der Vater mit seiner Zustimmung zur Wahl der Künstlercarrière seines Sohnes bis dahin noch immer gezögert, so besiegte Franz Liszts nachdrückliche Anerkennung der hohen Begabung des Knaben jedwede weitere Bedenken. Er, der weltberühmte und in Paris wie anderwärts in noch nie dagewesener Weise gefeierte Künstler, war in dem zweiten Concert, mit dem Anton sich in der französischen Metropole einführte, gegenwärtig. Mit innerster Theilnahme lauschte er den Productionen des kleinen Virtuosen, und nachdem dieser geendet, hob er ihn Angesichts der gesammten Zuhörerschaft zu sich empor und küßte ihn mit den Worten: „Der wird der Erbe meines Spiels!" Das Publicum brach darob in lauten Jubel aus, und die Erzählung von dieser Scene ging in Paris von Mund zu Munde.

Anderthalb Jahre verweilte Rubinstein daselbst, durch Liszt in seinen Studien auf das thätigste gefördert. Dann machte er sich auf einer dreijährigen erfolgreichen Reise zuerst in England, Holland, Schweden und Deutschland bekannt und kehrte danach auf Wunsch des Vaters, um für wissenschaftliche und künstlerische Beschäftigungen größere Muße zu gewinnen, nach seiner russischen Heimat zurück. Die ihm dort offen stehenden Bildungsmittel erwiesen sich freilich als so wenig genügende, daß ihn schon binnen Jahresfrist (1844) der Durst nach einem geistigeren Lebensquell, wie er nirgends reiner und freigeheger als in Deutschland fließt, sammt Mutter und Bruder nach Berlin trieb. Die Universität sollte seinem allgemeinen Wissen zu Gute kommen, indessen Dahns Unterricht ihn mit der Compositionslehre bereundete und seinen bisher vorwiegend gepflegten praktischen Uebungen durch theoretische Aufgaben das nothwendige Gleichgewicht gab.

Auch die schon in London angeknüpften Beziehungen zu Mendelssohn wurden erneuert und gestalteten sich zum Vortheil Rubinsteins bald intim. Gerade eine Natur von der seinen Mäßigung Mendelssohns, — dieses „größten Formgenies unter den Neueren", wie Hans von Bülow ihn bezeichnet, — mußte auf die stürmische Weise Jüngeren wohlthätig wirken, und in der That sänftigten Mendelssohn und Dahn vereint durch Beispiel und Lehre die Ausbrüche seines gern aus dem Vollen spendenden, südländisch leidenschaftlichen Temperaments und lenkten den Gluthstrom seines Empfindens in begrenztere Bahnen. Die Einflüsse beider Meister, die Rubinsteins frühere Productionen durchdringen und ihm einen gewissen conservativen Formensinn anbildeten, sind trotz entgegengesetzter Einwirkungen, die sich nachmals in seinem Leben geltend machten, selbst in seinem späteren Schaffen keineswegs völlig verblaßt, ob auch zeitweise hinter anderen Elementen zurückgetreten.

Der Tod des Vaters machte dem Berliner Leben ein plötzliches Ende. Er rief die Mutter dauernd nach Rußland zurück, wo sie fortan als Lehrerin für den Lebensunterhalt der Kinder wirkte, und legte auch Anton die Nothwendigkeit auf, sich eine selbstständige Existenz zu gründen. Zu diesem Ende siedelte er auf Dahns Rath 1846 nach Wien über. Es ward ihm, so scheint es, nicht schwer, hier Schüler zu finden. Die heitere Kaiserstadt am Donaustrande zeigte ihm, dem ernsten, zur Melancholie geneigten Künstler, von Anbeginn ein freundliches Gesicht und erwies sich, was bislang nicht alle Tonkünstler ihr nachrühmen konnten, seinen Bestrebungen vorzugsweise günstig. Eine Concertreise nach Ungarn (1847) in Gemeinschaft mit dem berühmten Flötisten Heindl unternommen, wie ein längerer Aufenthalt in Preßburg, wo er in einem kunstsinnigen Hause gastfreundlich Aufnahme fand, brachten auch Abwechselung in das Einerlei seiner Lehrthätigkeit und die erwünschte Freizeit für schöpferische Arbeiten und Entwürfe aller Art.

Leider vertrieben die Stürme, die das Jahr 1848 vorbereiteten, ihn nur zu bald von dem kaum gefundenen Zufluchtsort. Da ihm für seine Zukunft hier vorderhand nichts zu hoffen blieb, verließ er Wien und ging über Berlin, wo er sich Mendelssohns Grabgeleite anschloß, nach St. Petersburg. Zwar ließ sich seine Rückkehr in die Heimat nicht eben verheißungsvoll an: Auf der russischen Grenze widerfuhr ihm der empfindliche Verlust seiner sämmtlichen in eine Kiste verpackten Manuscripte. Man sagt, daß sie, weil man in ihnen eine hochverrätherische Geheimschrift witterte, daselbst zurückgehalten wurden, — genug, alle Versuche zu ihrer Wiedererlangung blieben erfolglos, so daß er das Verlorene später zum zweiten Male schaffen mußte. Da mit der Kiste zugleich auch sein Paß verschwunden war, kam der harmlose Künstler obendrein in den Verdacht geheimer politischer Umtriebe und sollte allen Ernstes

Digitized by Google

nach Sibirien spedirt werden. Vergebens versuchte er vor der gestrengen Polizei seine gänzlich unpolitische Souveränetät auf dem Clavier nachzuweisen; sogar die Bürgschaft des sonst so einflußreichen Grafen Wielchorski fruchtete nichts. Glücklicherweise gelang es endlich dem Letzteren, die Aufmerksamkeit der feingebildeten Großfürstin Helene auf den Gefährdeten hinzulenken, den sie einst als Knaben bewundert hatte. Sie verlangte ihn zu hören, und alsbald war er in Freiheit gesetzt.

Von nun an blieb ihm die Glücksgöttin hold. In der kunstsinnigen hohen Frau, der er seine Befreiung dankte, gewann er sich eine huldvolle Gönnerin. Nicht nur, daß sie ihn zu ihrem Kammervirtuosen ernannte, — eine Auszeichnung, der später seine Ernennung zum Vorspieler der Czarin und zum kaiserlichen Hof-Capellmeister folgte — sie sorgte auch, als die zunehmende Reife seiner virtuosen und schöpferischen Leistungen dies nach einer Reihe von Jahren wünschenswerth machte, für Verbreitung seines Ruhms im Auslande, indem sie ihn im Verein mit mehreren Vornehmen des Reichs zu einer Reise nach Deutschland, Frankreich und England anregte und materiell ausrüstete.

Der Winter 1854 fand ihn demgemäß auf einer neuen Künstlerwanderung, während welcher er gleichzeitig als Componist debütirte. In Leipzig, wo man schon seine Ocean-Symphonie kannte und schätzte, bethätigte er in den berühmten Gewandhausconcerten durch Vortrag eigener Clavierstücke und einer Phantasie mit Orchester seine zwiefache Meisterschaft. Von hier aus scholl sein Ruf in alle Lande hinaus. Ueberall begehrte man ihn zu hören, und den zahlreichen größeren und kleineren Tonwerken, den Früchten der vorausgegangenen stillen Jahre, mit denen er plötzlich hervortrat, begegnete das bereitwilligste Entgegenkommen seitens der Verleger; Leipziger Blätter priesen dieselben als neu, durchaus genial, voll überschäumender Jugendkraft und gleichwohl überraschender Reife; ja ein Wiener Kritiker sprach es aus, daß ihr Schöpfer an Gewaltigkeit Beethoven nahe komme — eine Ansicht, die allerdings vielfältige und bittere Anfechtungen zur Folge hatte. Wohin der junge Künstler kam, begleitete Enthusiasmus, der freilich zumeist dem Virtuosen galt, seine Wege; auch in Paris und London, wo er im Frühjahr 1857 und 58 auftrat, war er der Gefeierte des Tages.

Von seinem Triumphzug durch die musikalische Welt im Winter 1858 zurückgekehrt, erblickte er in Hebung der noch wenig geförderten Musikzustände des Landes seine nächste Aufgabe. Wie er für Bereicherung der nationalen Oper durch mehrere später zu erwähnende Werke schon zuvor schöpferisch gewirkt, so entwickelte er nun auch eine umfassende organisatorische Thätigkeit. Zwei großartige Institute: „die russische Musikgesellschaft“ und das Conservatorium zu St. Petersburg rief er, unter Beihülfe der Großfürstin Helene und mehrerer Kunstfreunde, in's Leben und führte sie während langjähriger Leitung zu einer Blüthe empor, die seinen Fähigkeiten auch in dieser Beziehung ein glänzendes Zeugniß ausstellt.

Bis gegen Ende des Jahres 1868 lag Rubinstein, leitend und lehrend gleichzeitig beschäftigt, daheim auch noch durch seine Stellung bei Hofe und zahlreiche gesellschaftliche Verpflichtungen in Anspruch genommen, seinen mühereichen Aemtern ob. Nun legte er sie nieder. Hauptsächlich das Verlangen nach einer regeren Wechselwirkung mit künstlerischen Elementen, als das fernabliegende Petersburg sie ihm gewähren konnte und wie sie der Künstler doch nicht dauernd ohne Schaden zu entbehren vermag, veranlaßte ihn, andere Länder und Menschen aufzusuchen und sich den Mittelpunkten des modernen Kunsttreibens mehr zu nähern. Seitdem haben Deutschland, England und Frankreich ihn sammt seiner Gemahlin, einer jungen Russin, die er im Sommer 1865 in Baden-Baden heimgeführt, abwechselnd beherbergt und den Schauplatz seiner künstlerischen Siege abgegeben. Nur als Gast kehrte er nunmehr nach Rußland zurück, wo man dem mit Ehren Bedeckten noch den Wladimir-Orden, mit dem der erbliche Adelsstand verbunden ist, verlieh. Vor andern Orten scheint ihn Wien zu fesseln. Hier weilte er des öfteren auf längere Zeit, noch vor Kurzem durch die Direction der Concerte der „Gesellschaft der Musikfreunde“ und den Erfolg mehrerer seiner Werke neue Lorbeeren zu den längst errungenen hinzugewinnend. Der Liebling des Publicums und vor allem des aristokratischen Theils desselben, ist er allzeit einer begeisterten Aufnahme gewiß, in welcher seiner Eigenschaften, als Virtuos oder Dirigent oder Componist er auch auftreten mag.

Dem Pianisten Rubinstein hat man schon längst die Palme gereicht unter den Mitstrebenden. Seit Liszt, der Unerreichte, sein Zauberspiel der Bewunderung der Welt entzogen hat und Tausig, sein großer Schüler, vorzeitig in's Grab gesunken ist, steht neben Rubinstein gegenwärtig nur Hans von Bülow noch auf dem Gipfel virtuoser Leistungsfähigkeit. Beider Meisterschaft ist eine gleiche, ebenbürtige, ob auch ihrem Charakter nach grundverschiedene: darum entscheidet auch individuelle Neigung allein, wem von ihnen der Preis gebühre. Beide sind Ausstrahlungen des Liszt'schen Genius. Jedem vererbte der geniale Lehrer ein Theil seiner Virtuosität; aber was bei ihm in wundervoller Einheit zusammenfloß, das kommt in ihnen gesondert zur Erscheinung. Der Objectivität Bülows gegenüber bildet Rubinsteins Subjectivität den vollständigen Gegensatz. Bei diesem herrscht das Gefühl, die Inspiration, bei Jenem die Intelligenz, die Reflexion in der Gestaltung vor. Wenn Rubinstein durch das Feuer, den Schwung und die Begeisterung, die Unmittelbarkeit seiner Darstellung den Hörer widerstandslos fortreißt, wirkt die Klarheit und philosophische Ruhe, die scharfe Logik und minutiöse Feinheit der Detailirung in Bülows Vortrag vielmehr imponirend. Der Eine ist eben ein Dichter, der Andere ein Denker am Clavier, drum läßt Jener mehr das Herz zum Herzen, Dieser mehr den Geist zum Geiste reden. Die reichere überströmendere Musiknatur ist ohne Frage Rubinstein. Ungleich productiver als sein Rangesgenosse, verhält er sich selbst in seinen Reproductionen schöpferisch, wo dieser sein eigenes Ich dem Kunstwerk gegenüber völlig in den Hintergrund drängt. Dafür ist, obwohl vom Glanz der Rubinstein'schen Tonfärbung und technischen Bravour übertroffen, größere Vielseitigkeit Bülows Gewinn, und die ihm eigene objective Reserviertheit, welche momentanen Gefühlserregungen keinerlei Einwirkung verstattet, bewahrt ihn vor Ungleichheit der Leistungen, genialen Ausschreitungen und vorkommender technischer Nonchalance, vor jenen Gefahren, denen impulsivere Naturen wie Rubinstein leicht ausgesetzt sind.

Die gleichen Eigenschaften, die Rubinsteins Virtuosenthum bezeichnen, sind ihm auch als Dirigent eigenthümlich. Man kennt den Orchesterspieler, wenn man den Clavierspieler kennt. Im Orchester wie auf den Tasten ist er zum Herrscher geboren. Hier wie dort dieselbe glanz- und gluthvolle Interpretation, wobei ab und zu auch eine gar subjectiv fremdartige, fast willkürliche Auffassung zum Vorschein kommt. Und gleicherweise ist endlich die Unmittelbarkeit, die seine Reproductionen durchdringt, auch seinem Schaffen aufgeprägt.

Gefühlsnatur wie er ist, schöpft er seine besten Gaben aus dem Born der Begeisterung; reflectirende Thätigkeit liegt ihm so fern, daß manche seiner Veröffentlichungen den Mangel sichtigen Entstehens nur zu sehr an der Stirn tragen. Sein heißblütiges Herz, seine gesiegte Phantasie gehen ihm oft durch mit dem nüchternen formenden Verstande, und die ernste Arbeit der Selbstkritik behagt ihm wenig. Drum stehen Anlage und Entwicklung, Erfindung und Ausführung bei ihm nicht immer im rechten Verhältniß, die Eine wird von der Andern, namentlich in seinen größeren Werken, oft weit überragt. (So selbst in der Ocean-Symphonie, deren grandiosem ersten Satz die übrigen — auch die später hinzucomponirten — um ein Bedeutendes nachstehen.) In genialer Sorglosigkeit hält er fest, was der Augenblick ihm beut. Er fragt nicht, ob die Frucht genügend ausgereift, er pflückt sie im frohen Glauben, daß die andere Stunden neue Blüthen und Früchte treiben wird, denen vielleicht ein besser Gedeihen beschieden. Seine verschwenderisch freigebige Phantasie nöthigt ihn nicht zu haus-

Digitized by Google

hälterischem Verfahren; auch die technische Arbeit beherrscht er mit sicherer Hand — so erklärt sich, neben dem Ungleichmäßigen seiner Erzeugnisse, seine erstaunliche Fruchtbarkeit. Hat er doch schon jetzt, da er erst im Vollbesitz der Manneskraft steht, die Zahl der von ihm herausgegebenen Werke auf 90 gebracht. Hierin ist noch nicht eine Reihe aus seiner Knabenzeit veröffentlichter Arbeiten (Salon- und Gesangstücke op. 1—19) inbegriffen, die er später desavouirte, indem er gegen Ende der vierziger Jahre seine Compositionen auf's Neue von op. 1 an zu zählen begann. Außerdem erschien noch Verschiedenes ohne Angabe einer Opuszahl. So die von ihm selbst häufig gehörte „Etüde auf falsche Noten," Cadenzen für die Beethoven'schen Clavierconcerte, wie auch die Opern: „Die Rache," „Feramors" (Lalla Rookh) und „Die Kinder der Haide," während die diesen vorangehenden russischen Musikdramen: „Dimitri," Die sibirischen Jäger" und „Toms, der Narr" gar nicht zum Druck gelangten.

Seine früheren Producte — vor allem die E-moll Claviersonate op. 12 u. A. — zeigen ihn, wie bereits erwähnt, im engen Anschluß an Mendelssohn. Später wird in seinem Schaffen eine lebhafte Hinneigung zu Schumann bemerkbar, der sich endlich auch Liszt'sche Einflüsse gesellen. Wir spüren, wie sich in ihm überhaupt die seltsamsten Gegensätze vereinen, bald des Einen, bald des Andern vorwaltende Einwirkung, und begegnen wechselnd den alten Formen in Bau und Satz und einer Annäherung an die neuere Musikschule mit ihren ungebundeneren Elementen, ihren innigeren Beziehungen zur Schwester Poesie. (Seine Excursionen auf das Gebiet der Programmmusik behanden dies beispielsweise.) Mit beiden gegenwärtig neben einander hergehenden Kunstrichtungen steht er somit in Contact, ohne einer derselben entschieden anzugehören. Einem bestimmten Ideal hat er sich, so scheint es, bis dahin noch nicht ergeben. Mehr aus Stimmungen als aus festen Principien heraus bildet diese wunderbare Individualität, die uns einmal eine klar ausgeprägte, durchaus originelle Physiognomie erkennen läßt, während es ihr zu anderen Malen gefällt, sich hinter angenommenen Zügen zu verbergen.

Reinste, unvermischte Eigenart tritt uns z. B. in seinen Liedern entgegen; einzelne zählen zu den köstlichsten Gaben der Neuzeit in diesem Genre. Ein eigenthümlich feiner nationaler Zug geht durch dieselben; sie tragen ein warmes, oft glühendes Colorit und athmen einen Hauch der Melancholie und innersten leidenschaftlichen Schwärmerei, wie er dem Wesen ihres Schöpfers selber in anziehender Weise eignet. Diese seine Lieder und Duetten allein — wir erinnern nur an die wenigen: Der Asra, op. 32, Morgenlied, op. 33, Der fallende Stern, op. 36, Gelb rollt mir zu Füßen, op. 37, Es blinkt der Thau, op. 72, oder an die Duetten: Wanderers Nachtlied, Beim Scheiden, op. 48 und Vorüber, op. 67, obschon wir mehr als hundert von ihm besitzen — würden Rubinsteins Namen vor der Vergessenheit schützen. Die Zahl ihrer Freunde mehrt sich auch fort und fort. Schon klingen sie öfters im Concertsaal wieder, wo kürzlich erst in Wien ein neuer im Manuscript beendeter Cyklus „Lieder und Gesänge aus Wilhelm Meister" mit „stürmischem Beifall" aufgenommen ward.

Eine andere ihm wesentliche Seite thut sich in seinen Pianofortecompositionen kund. Die Eleganz seiner Formen, die auch seiner persönlichen Erscheinung die Sympathien der Gesellschaft sichert, macht ihn vorzugsweise für das Salongenre geschickt; natürlich in jenem höheren Sinn, in dem Chopin, Henselt, Liszt dasselbe behandelten. Er gab uns eine namhafte Anzahl pikanter Charakterstücke, die, reizvoll empfunden, auch der nöthigen Brillanz nicht entbehren, deren sich nun einmal der Virtuos nur ungern begiebt. Im Sinne seiner einzelnen Spielweise zunächst erdacht, müssen sie, um recht gewürdigt zu sein, stets von ihm selber gehört werden, wo sie dann, wie Alles unter seinen Händen, den Charakter genialer Improvisationen annehmen. Wie viele Freunde haben ihm nicht allein die erste seiner Deux mélodies, op. 3, Six morceaux, op. 51, Cinq morceaux, op. 99, Album des danses populaires, op. 82 etc. erworben! Daneben stehen viel umfangreichere ernste Gebilde tieferen Gehaltes. Wo ist ein einziges Gebiet seiner Kunst, das er nicht betreten? Die Kammer-, die Orchester-, die Chor-, die Kirchen- und die dramatische Musik, sie alle dürfen seine Meisterhand loben. Da sind Fugen, Phantasieen, Sonaten für Clavier allein oder mit Geige, Bratsche, Violoncello; vier Trios, neun Quartette, zwei Quintette, ein Octett, vier Clavierconcerte, zwei Concerte für Violine und Cello; von orchestralen Werken: zwei Ouvertüren, drei Symphonieen, die „musikalischen Charakterbilder" „Faust," „Iwan der Grausame" und „Don Quixote;" außer den vorerwähnten dramatischen Schöpfungen endlich auch die „geistlichen Opern": „Das verlorene Paradies" und „Der Thurm zu Babel." Zu alledem erzählt man sich noch von einer im Manuscript beendeten Arbeit letzter Gattung: „Moses," wie überhaupt von dem Plane des Künstlers, eine ganze Reihe biblischer Stoffe in ähnlicher Weise zu behandeln.

Er denkt nicht an Rast, kaum an Sammlung, die seiner aufgeregten Natur wohl noth thäte. Er bleibt unermüdlich im Spenden, ob es auch dem Gegebenen vielfach an einer dankbaren Aufnahme gebricht. Denn recht vertraut steht das Publicum diesen größeren Werken Rubinsteins bis zur Stunde keineswegs gegenüber. Während er für Verbreitung seiner Claviercompositionen in seinen Concerten selber sorgte, auch seine Lieder und Arbeiten im Kammerstil — namentlich das schwungvolle B-dur Trio — sich wenngleich langsam doch allmählich Bahn brachen, blieb, was er Complicirteres hervorgebracht, mit alleiniger Ausnahme seiner Ocean-Symphonie, im Allgemeinen unbekannt. Mochte Wien immerhin durch Vorführung seiner bedeutendsten Schöpfungen anderen Pflegestätten der Tonkunst mit gutem Beispiel vorangehen, diese verschmähten von demselben Nutzen zu ziehen und haben sich fortgesetzter Versäumnisse gegen den Meister schuldig gemacht. Von sämmtlichen deutschen Bühnen z. B. (von Wien, wo man erst unlängst wieder Feramors aufführte, eben abgesehen) hielt nur die Weimar'sche unter Franz Liszt und später die Dresdener seine Opern der Berücksichtigung werth, und selbst das tonkundigungene Leipzig, das sich so gern die musikalische Metropole Deutschlands nennt und das Rubinstein anfangs so freundlich gesinnt schien, hat sich im Laufe von fast Jahrzehnten mit den beiden ersten Symphonieen und neuerdings dem „Don Quixote" abgefunden.

So war es fürwahr an der Zeit, daß das diesjährige niederrheinische Musikfest zu Düsseldorf, für welches man Rubinsteins Mitwirkung als Dirigent und Pianist gewann, einmal weiteren Kreisen die Bekanntschaft mit einem seiner Hauptwerke, dem „Thurm zu Babel" vermittelte, und freudig begrüßen wir's, daß auch das Provinzial-Musikfest zu Königsberg — wo Louis Köhler längst kräftig für ihn wirkte — und die in Cassel tagende Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins seinem Namen eine der vornehmsten Stellen ihres Programmes einräumen.

Schon die Rücksicht auf den genialen Clavierspieler, als den man ihn fraglos würdigt, gebietet, daß wir an dem Componisten nicht mit Gleichgültigkeit vorübergehen. Nichtsdestoweniger: scheint die Kritik vielmehr, was sie dem Ersteren zugestanden, dem Letzteren in Abrechnung zu bringen, und in Anbetracht der Bewunderung, die ihr Jener abnöthigt, Diesem gegenüber um so schärfer ihr Amt zu üben. Den Veröffentlichungen Rubinsteins anfangs warme Theilnahme entgegenbringend, ist sie allmählich zurückhaltender im Lobe, freigebiger im Tadel geworden. Den Einen geht er zu weit, den Andern nicht weit genug; kurz, einer vorurtheilsfreien Würdigung des von ihm Geleisteten begegnen wir selten. Während man von dem ausübenden Künstler selbst ein Zuviel oft willig hinnimmt, rechtet man strenger als billig mit dem schaffenden, ohne Berücksichtigung dessen, daß sein genialisch impulsives Wesen sich nur mühsam an künstlerisches Maß und Gesetz gewöhnte, daß zu beobachten dem zahmeren Empfinden nicht schwer fällt.

In der Ueberfülle seiner Kraft, seien wir dessen doch eingedenk! — nicht im Unvermögen haben seine Schwächen ihren Ur-

Digitized by Google

sprung. Der Reichthum wird ihm zur Versuchung, vor der ihn Armuth bewahren würde. Vielleicht daß ihm mit den Jahren die künstlerische Ruhe und Selbstbeschränkung kommt, daß Gemüth und Phantasie es noch zu gleichmäßigerem Flügelschlag bringen. Wenn, einem bestimmten Ideale zugewandt, sein Schaffen stetiger wird, wenn Form und Inhalt sich ihm zu höherer Einheit verbinden und seine hochbedeutende Individualität sich aus den mannichfach aufgenommenen Einflüssen zu immer vollerer Entschiedenheit und Klarheit herausarbeitet und concentrirt; dann wird er nicht nur Geist- und Glanzvolles, sondern — mehr noch als dies bisher geschehen — Dauerndes, Vollendetes erzeugen.

Rossel und sein Buch über die Kriegskunst.

„L'Art de la guerre", par L. N. Rossel. Paris. Lachaud 1871.

Es hat immer etwas Mißliches an sich, die Schriften eines Mannes einer Kritik zu unterwerfen, der nicht mehr unter den Lebenden weilt; noch mißlicher aber wird die Aufgabe, wenn der Autor verdienter- oder unverdienterweise die strafenden Gerechtigkeit zum Opfer fiel. Doch der Verfasser der „neuesten Kriegskunst für Frankreich", Louis Nathanael Rossel, weiland französischer Genielieutenant, Gemeinderath und Kriegsminister der Pariser Commune, ist von verschiedenen Seiten, besonders von englischer, wegen seiner Fähigkeiten, seiner Tugenden und seines ritterlichen Sinnes so gepriesen worden, daß man dadurch leicht zu der Ansicht hätte verleitet werden können, Thiers und seine Kriegsgerichte hätten Unrecht gethan, einen für die künftige „Revanche" so werthvollen Mann aus der Welt zu schaffen. Wir wollen uns an dieser Stelle durchaus nicht mit der übrigens bekannten Geschichte des am 28. November v. J. im Lager zu Satory wegen Bruch des Fahneneides erschossenen Officiers beschäftigen, noch aus dem Bruch seines den Deutschen als Gefangener gegebenen Ehrenworts einen Schluß hinsichtlich seines Charakters ziehen, sondern versuchen, aus seinem Werke Materialien zu einer Beurtheilung seiner Fähigkeiten und seines Charakters zu schöpfen, nach dem alten Worte: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Einen Zug aus seinem Leben jedoch, der von seinem hin betreundeten Correspondenten der Londoner „Daily News" in die Welt hinausposaunt wurde, können wir zur Illustration seines Charakters nicht unerwähnt lassen. Der besagte englische Zeitungscorrespondent machte Rossel, während dieser Delegirter im Kriegswesen der Commune war, eines Morgens einen Besuch, nachdem er den Tag zuvor bei den Deutschen in ihren Stellungen um Paris gewesen sein hatte. Rossel, der sich in seinem Arbeitsgemach Zimmer geführt hatte, ertundigte sich sofort, ob die Deutschen irgend welche besonderen Sicherheitsmaßregeln gegen einen etwaigen Angriff getroffen hätten. Nachdem der Engländer ihm mitgetheilt hatte, daß die deutschen Truppen, wenn auch lampsbereit, sich doch mit den gewöhnlichen, durch ihre Lage vorgeschriebenen Sicherheitsmaßregeln begnügten, da leuchtete sein Gesicht vor Freude auf, und dem eintretenden Polen Dombrowski freundlich zunickend, rief er aus, daß nun die Zeit gekommen sei, eine Verbrüderung mit der Versailler Armee, die doch nur durch deutsche Bajonette sobald in ihr Land hatte zurückkehren können, anzubahnen, um den verhaßten Feind gemeinschaftlich zu überfallen und aus dem Lande zu treiben. Der Engländer, der dieses Auftreten Rossels nicht hoch genug preisen kann, hatte keine Ahnung von der Niedertracht solcher Gedanken: es war Feige geschrieben, der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich zu Ende, und dennoch hatte der Governeur Brt Oberst und communale Kriegsminister an einen Ueberfall des ehemaligen Feindes, der auf die Heiligkeit eines Vertrages bauend, nicht mehr mit den Waffen in den Armen jeden Augenblick zum Kampfe bereit stand. Dieser Charakterzug Rossels sieht ganz im Einklange mit seinem früheren Eides- und Wortbruch und legt ferner für seine Fähigkeiten als Militär kein glänzendes Zeugniß ab, da er, wenn er solche besaß, sich sagen mußte, daß die Deutschen in ihren festen Stellungen in den Nordforts Paris und jeden etwa anrückenden Truppenkörper in kurzer Zeit zusammenschießen konnten.

Das Buch Rossels über „die Kriegskunst", dem wir uns nun zuwenden, zerfällt in zwei getrennte Abtheilungen; die erste handelt von der Kriegskunst im Allgemeinen, die zweite von der Militärorganisation in Frankreich. Die letzte Hälfte des Buches wurde bereits vor dem Ausbruche des großen Krieges vollendet, berührend die erste eine Frucht seiner Mußestunden zu Neuers und im Gefängnisse war.

Beginnen wir mit der Vorrede, die höchst charakteristisch ist, und in der der Autor die Gründe angiebt, warum er sein Werk geschrieben und der Oeffentlichkeit übergeben hat: „Der Krieg, so heißt es heutzutage, hat sich geändert; seine Wissenschaft muß umgeformt werden. Es ist dies dieselbe Illusion, wie die eines Mannes, der unter dem Einfluß der Trunkenheit sich einbildet, daß die Häuser sich drehen. Nicht der Krieg hat sich geändert, sondern unsere „Charaktere" und unser „Muth". Die Kriegswissenschaft ist so alt wie die Civilisation. Napoleon I. zog Nutzen aus der Lectüre Homers (sic!). Die Modificationen, die unter unseren Augen eingeführt werden, und die uns als Revolutionen erscheinen, ändern in der That nur einige wenige taktische Details, der verändertsichte und ungewisseste Theil der Kunst. Den Preußen kam es nie in den Sinn, an der Kriegskunst etwas zu ändern, sie haben dieselbe einfach gelernt. Im letzten Feldzuge suchten sie, wie sie bei Prag und Kollin gesochten haben. Sie operirten, wie sie es 1813 thaten; sie bedrücken und zertreten (pressurer) das von ihnen überschwemmte Land, wie es Mansfeld (!) und Braunschweig (!) vor 150 Jahren thaten. (!) Da wir die Kriegskunst nicht verstehen, so müssen wir sie erlernen; so lange wir uns jedoch nur durch die feine Ueberlegenheit (!) leiten lassen bei der Reconstruction einer Armee, die bereits vor 2000 Jahren den Grad der Vollkommenheit erreichte, werden wir nur grotteske Anstrengungen machen. ... Dies sind die Ideen, die mich bestimmten, diese Abhandlung zu veröffentlichen."

Was nun Rossel über den „Charakter" und den „Muth" seiner Landsleute an „dieser Stelle" sagt, wagen wir nicht zu bestreiten und ebensowenig sein Urtheil über ihre Kriegserfahrenheit, trotzdem der Herr Präsident Thiers erst vor Kurzem der Welt verkündete, daß die französischen Officiere die intelligentesten und gelehrtesten der Welt seien, und Herr Thiers ist doch ein ehrenwerther Mann. Wenn nun aber Rossel wissenschaftlichen und geschichtlichen Boden betritt und behauptet, daß es den Preußen nie in den Sinn gekommen sei, etwas an der Kriegskunst zu ändern, und wenn er Napoleon I. im Homer kriegswissenschaftliche Studien machen läßt, so beweist er damit nur, daß er eine dem Stande der Wissenschaft entsprechende Lobsprüche von der Kunst, die er seinen Landsleuten lehren will, blutwenig versteht. Die Phrase, daß die Preußen (!) im letzten Kriege wie bei Prag und Kollin gesochten und wie 1813 operirt hätten, trägt ganz und gar das Gepräge an sich, als habe er sie in irgend einer Zeitung aufgeschickt. Es ist nun zwar von einem Manne, der sein Hauptinteresse aus den Vorträgen und Schriften des Obersten De la Roncière du Parc (Präsident der Kriegsgeschichte an der Schule zu Saint-Cyr) geschöpft hat, nicht zu erwarten, daß er wisse, daß es gerade die Preußen waren, oder vielmehr Friedrich der Große, der die letzten großen Aenderungen in der Kriegskunst einführte. Seit den großen Königs Zeiten ist die Kriegskunst als ein Ganzes genommen wenig mehr fortgeschritten, und der einzige Fortschritt, der besonders auf dem Gebiete der Strategie gemacht wurde, ist wiederum von den Preußen, durch die Kriegskunst ebenfalls ändern", ausgegangen. Napoleon I., dessen große Fähigkeiten als General wir durchaus nicht unterschätzen, erfand kein neues System, seine Strategie und seine Taktik ist dieselbe wie die der andern Generale der Republik. Sie hatten insgesammt, mit dem Terrorismus hinter sich, einen Ueberfluß an Mannschaften, unter denen sich jedoch nur wenige disciplinirte Soldaten befanden, weshalb sie ihre Zuflucht dazu nahmen, ihre Angriffe mit schweren in Colonnen formirten Truppenkörpern auszuführen, und der Ungestüm der von republicanischen Ideen begeisterten französischen Soldaten und der Genius Napoleons brachte diese Angriffsweise zu einer großen Vollkommenheit. Und damit begann die Herrschaft der sogenannten „moralischen Kraft" im Kriege, die im Grunde nichts Anderes bedeutet, als daß zwei Truppenkörper auf einander losgehen, bis einer weicht, daß der andere einen festeren Sinn zeigt und deshalb das Herz verliert und nachgiebt, oder, wenn dort gelungen, seine Zuflucht zu einem schnellen Rückzuge nimmt. In dieser Art der Kriegführung trug der Ungestüm der Franzosen gewöhnlich den Sieg davon, bis sie einem Feinde begegneten, der sie, nach Friedrich des Großen System, in Linienstellung empfing und sich weiter nicht um die Wirkungen der „force morale" kümmerte. Mit dieser Linienaufstellung, die bereits wieder im Freiheitskriege zur vollen Anwendung kam, und von den Engländern schon einige Zeit zuvor in Spanien adoptirt wurde, steht auch die vom preußischen Generalstabe ganz neu in's Leben gerufene und von Rossel ganz und gar nicht begriffene Strategie, nämlich die Methode des concentrischen Angriffs, des Ueberflügelns, des Umgehens, im engen Zusammenhange.

Wenn man nun in der Lectüre des Buches fortfährt, so gewahrt man auf den ersten Blick, daß die Autorschaft an und es sich stützt, mit schülerhafter Naivetät gemacht sind. Gleich einem Gymnasiasten, der, in eine Bibliothek geführt, sofort nach Homer, Virgil, oder Goethe und Schiller greift, um seine Bekanntschaft mit

Digitized by Google

den großen Classikern zu documentiren, so hat auch Rossel nach dem Allerwelts-Jomini, diesen unschätzbaren Freund aller mit Militärberichten beauftragten Journalisten, nach dem Erzherzog Karl und Napoleon I. gegriffen und mit ihnen, oder vielmehr mit den längst bekannten und abgedroschenen Citaten aus ihren Werken ausgerüstet, meint er die Weisheit und die Kriegskunst bei allen vier Zipfeln erfaßt zu haben. Die in den letzten Jahren in England, America, Belgien und der Schweiz erschienenen militärischen Werke, der deutschen gar nicht zu gedenken, sind mit echt französischer Hoheit unbeachtet gelassen. Hatte doch Rossel das Buch mit sieben Siegeln, den unvergleichlichen Kritiker Jomini und die Memoiren von St. Helena zur Hand. In der ersten Abtheilung des Buches (S. 157 bis 163) erörtert der Autor unter Anderem die Frage, ob Hinterlader- oder Vorderladergeschütze, ob Bronze oder Stahl im Artilleriewesen vorzuziehen seien. Seine Bemerkungen über gezogene Geschütze sind einfache Wiederholungen dessen, was andere Sachkundige für und wider dieselben geschrieben haben; er selbst weiß nichts Neues hinzuzufügen. In seinem Vergleiche gezogener Geschütze mit glatten hebt er die Vortheile der rasanteren Flugbahn der letzteren hervor und neigt sich der Ansicht zu, daß glatte Geschütze zu schnell von den kriegführenden Nationen des Continents beseitigt seien: ein anderes Zeichen seiner tiefen Kenntniß des Artilleriewesens! Im Verlauf seiner Bemerkungen kommt er zu folgenden Schlüssen: „Vieles hat sich geändert, doch nicht Alles, und die Anzahl der Geschütze ist wie früher durch zwei Bedingungen begrenzt. Die Armee darf nicht mehr Artillerie mit sich führen, als sie auf dem Schlachtfelde verwenden kann; und der Artillerietrain darf nicht zu beschwerlich und nicht zu schwer zu beschützen sein. Die Erfahrungen des letzten Krieges haben nicht bewiesen, daß mehr Artillerie nothwendig gewesen wäre. Was unsere Anschauungen in dieser Hinsicht fälscht, ist der Umstand, daß der größte Theil der Schlachten in 1870 nichts als „Kanonaden" waren. Doch eine Kanonade ist noch lange keine Schlacht; die Schlacht ist nicht gewonnen und unter allen Umständen aus den Resultaten der Schlacht kein Vortheil gezogen, just weil die Linie des Feindes gebrochen ist; er muß an einem kurzen Rückzug und an einer neuen Formirung gehindert werden. Wenn das nicht geschieht, so wird man nichts Anderes als eine Verlängerung des Krieges und fruchtlose Vortheile erreichen. Kanonen können nur die feindlichen Colonnen in Unordnung bringen; sobald dieselben sich aufgelöst haben, verlieren sie ihre Kraft; eine Kanonade kann ein Schlachtfeld nicht rein fegen. Die Preußen übertrieben den Gebrauch der Kanonen, weil sie vor allen Dingen fürchteten, mit unseren Leuten in's Handgemenge zu kommen. Ihre Armee zieht alle ihre Kraft aus ihrer Cohäsion, und sie vermeiden, diesen entscheidenden Vortheil durch ein Engagement ihrer Truppen mit den unsrigen auf's Spiel zu setzen."

Rossels Bemerkungen über die Menge der Artillerie mögen seinen Landsleuten gegenüber, die ja seiner Aussage nach „nichts von der Kriegskunst verstehen", angebracht sein, für uns Deutsche jedoch sind sie überflüssig, denn es versteht sich von selbst, daß man nicht mehr Artillerie mit sich schleppt, als man auf dem Schlachtfelde in Anwendung bringen kann und als man nöthig hat zur Ausfüllung entstandener Lücken. Aber wenn er von den Preußen (resp. Deutschen) sagt, daß sie nicht gewagt hätten, sich mit seinen Landsleuten, denen er ja in der Vorrede den Muth abspricht, in ein Handgemenge einzulassen, so ist das eine echt französische Unwahrheit, eine Unwahrheit, die um so mehr auffällt, da sie in einem Buche vorkommt, das belehren soll, und von einem Manne ausgesprochen wird, der, als er sie niederschrieb, bereits mit der Welt abgeschlossen und dem consequenterweise, um seines guten Rufes willen nach dem Tode, die Wahrheit über Alles gehen mußte. Ganz unbegreiflich wird diese lügenhafte Behauptung, wenn man bedenkt, daß Rossel dem Geniecorps angehörte, das in den Tagen vor den Schlachten bei Metz damit beauftragt war, die Stellung der französischen Armee unter dem Schutz der Außenforts durch „Entranchements d'après la methode rapide", eine Methode, die 1867 von Niel durch eine besondere Instruction eingeführt worden war, und durch „Tranchés abris" nach americanischem System zu befestigen. In diesen Feldbefestigungen, diesen Schützengräben mit Brustwehren und Coulissen, lag die französische Infanterie mit ihren weittragenden Chassepots, die schon auf 1500 Schritt die anrückenden Deutschen aus sicherem Versteck niedermähen konnten, und dennoch rückten die Muthigen mit kühner Todesverachtung gegen diese fast uneinnehmbar scheinenden Stellungen ohne Wanken vor und trieben den Feind mit dem Bajonnet, wenn auch unter den größten Verlusten, aus einer Stellung nach der anderen. Daß dabei auch die Artillerie das Ihrige that und das blutige Werk besonders durch Enfiliren der Schützengräben erleichterte, das scheint dem Autor der neuesten Kriegskunst sehr verdrießlich gewesen zu sein und aus seinem Gedächtniß ganz und gar das Andenken an die Sturmangriffe der Deutschen in den Schlachten bei Vionville und Gravelotte verwischt zu haben, welch letzterer Niederlage er ja seine Einschließung in Metz zu verdanken hatte. Auch scheinen ihm die Thaten der Division Kummer während der Ausfälle im October, Thaten, die er, der Halbengländer, in dem ihm zugethanen Blatte, der „Daily News", beschrieben finden konnte, ganz und gar unbekannt geblieben zu sein, trotzdem er dem Schauplatz derselben so nahe war.

Wenn man sich erinnert, welch eine hervorragende Rolle Rossel in den Ereignissen spielte, die der Capitulation von Paris folgten, so ist es nicht uninteressant, seine Meinung über die Belagerung von Paris zu hören, eine Meinung, die unserer Ansicht nach richtig ist. Er sagt (S. 176): „daß Paris durch seine sedentäre Nationalgarde und durch einige Bataillone Marinetruppen ebenso gut hätte vertheidigt werden können und daß alsdann das Brot länger ausgereicht haben würde." Aber wenn Rossel hierauf wieder seinen Napoleon I. hervorholt und der Welt dessen veraltete Ansichten über befestigte Plätze zum Besten giebt, so beweist er nur auf's Neue, daß ihn die moderne Kriegsgeschichte nichts gelehrt hat. Er will, gestützt auf die Ansichten Napoleons I., nur kleine Festungen mit begrenzten Garnisonen und hält von großen Festungen mit großen Armeen in und um dieselben nichts. Wenn unzählige Generale, wie Bazaine, aus großen befestigten Plätzen keinen Nutzen zu ziehen wissen, und wenn diese großen Plätze nicht genugsam verproviantirt sind, so beweist das nichts gegen deren große Nützlichkeit. Hätte Rossel nur einen Augenblick seinen Blick nach America gewandt und sich den Nutzen der offenen Grenzstadt Richmond zur Lehre dienen lassen, die mit eilig aufgeworfenen Festungswerken, die nicht im Entferntesten mit denen von Metz verglichen werden können, vier Jahre lang den Anstrengungen weit überlegener Heere trotzte und es Lee ermöglichte, mit seinen 50,000 Mann den glänzenden Feldzug gegen die 200,000 Mann Mc'Clellans auszuführen, so würde er wahrscheinlich nicht länger auf die Unfehlbarkeit seines Napoleons geschworen haben.

Der zweite Theil des Buches, der von der Armeeorganisation handelt, ist zu rein fachwissenschaftlich, um hier besprochen werden zu können. Rossel ist, und darin hat er Recht, gegen das System der Ersatzmänner, sowohl aus militärischen als auch aus politischen Gründen. Doch das, was er hierüber vorbringt, haben vor ihm der Herzog von Aumale und General Trochu viel besser und viel nachdrücklicher ausgesprochen. Er schließt sein Werk mit einem Citat aus Jomini, das recht lehrreich ist und das verdient, angesichts der bei uns jetzt grassirenden Speculationswuth wiederholt zu werden. „Die Nation," so sagt der gelehrte Kritiker Napoleons, „welche die Sitten Londons oder die der Börse von Paris zu den ihrigen macht, wird früher oder später die Beute ihrer Nachbarn werden."

H. B.

Notizen.

Nach dem Schluß des Reichstages wendet sich die Aufmerksamkeit des Publicums naturgemäß den auswärtigen Fragen zu. Wir verstehen darunter nicht sowohl die Versailler Verhandlungen, bezüglich welcher die Blätter durch die widersprechendsten Nachrichten beweisen, daß sie trotz eingeweihter Miene und vieldeutigem Wink so gut wie nichts darüber wissen; auch nicht die Alabamageschichte, die schon eine geraume Zeit in den beiden Hemisphären ein olympisches Gähnen hervorgerufen hat und noch weniger irgend eines der unzähligen kleinen oder großen Probleme, die im Orient unter der Asche glimmen, aber Dank der wohlorganisirten europäischen Löschmannordnung nicht zum Ausbruch kommen. Zu den auswärtigen Fragen, welche jetzt die Welt beschäftigen, rechnen wir in erster Linie die des Aufenthalts außerhalb der Residenz. Unsere Mitarbeiter und Freunde sind über die Länder hin zerstreut, in Ischl, dem Salzkammergut, Baden-Baden und der Schweiz. Wir erwarten Zuschriften von überallher und hoffen, daß uns unsere publicistischen Gönner nicht im Stich lassen werden. Das Treiben der Touristen in diesem friedenversprechenden Sommer wird von besonderem Interesse sein. Wer zufällig an den Genfer See verschlagen wird, erfährt auch vielleicht etwas von der schon erwähnten langathmigen Alabama-Frage, auf welche wir nur aus einem besonderen Grunde mit einigen Worten zurückkommen möchten. Aus sehr intimer Quelle ist uns nämlich eine Enthüllung über den wirklichen Ursprung dieses leidigen Zwistes zwischen England und America zugegangen, die auch nach der Erledigung desselben noch für lange Zeit die Streitfrage für die künftigen Historiker in eigenthümlicher Weise beleuchten wird. Entstanden ist der Hader bekanntlich vor Allem dadurch, daß ein sehr unklarer Ausdruck in dem Washingtoner Vertrage, welchen die Engländer

Digitized by Google

ingelassen, dem americanischen Anspruch auf die mittelbaren oder indirecten Forderungen Vorschub geleistet hat. Wer aber die unerschöpflichen Spöttereien kennt, in welchen sich die Engländer gern über die mangelnde Kenntniß ihres Idioms ergehen, an der, wenn man sie hört, Bruder Jonathan loborirren soll, der kann sich das Behagen denken, mit welchem der schlaue Yankee den stolzen Mitcontrahenten in die sprachliche Falle gehen sah, welche die americanischen Unterhändler ihm bereitet. Man hat ganz ähnliche Erfahrungen mit den Brasilianern gemacht, welchen die Portugiesen nicht die einguistische Ebenbürtigkeit zugestehen wollen und von denen sie bei dem Abschluß von Verträgen, gerade durch die Sicherheit mit welcher die Herren auch Lissabon und der Umgegend zu Werke gehen, regelmäßig übervortheilt werden. Es wird den Engländern vielleicht eine Lehre sein und sie dürften sich künftig bei ähnlichen Vorkommnissen im Verkehr mit den Leuten „von drüben" etwas mehr vorsehen. Die Alabama-Affaire war übrigens von vorn herein den Weltfrieden ernstlich zu gefährden nicht geeignet. Unsere Freunde und Leser mögen ruhig in die Bäder gehen, zumal sie versichert sein können, daß unsere wachsame Wochenschau das erste dunkle Wölkchen am politischen Horizont entdecken und pflichtgemäß signalisiren wird.

Offene Briefe und Antworten.

Das Begräbniß des Dichters Robert Prutz.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Sie eröffnen in so liberaler Weise auch dem größern Publicum die Spalten Ihrer „Gegenwart," daß Sie mir wohl die Erwähnung eines Vorganges gestatten, der in unserer Gegenwart ziemlich allein dastehen dürfte. Ich meine das am Sonntag stattgefundene Begräbniß des Dichters Robert Prutz. In welcher, des Mannes wenig würdigen Art es vor sich gegangen, finden Sie in den hiesigen Zeitungen berichtet. Aber nicht berichtet ist die allgemeine Entrüstung derer, welche dem Sarge gefolgt waren und, am Grabe des hervorragendsten Stettiners dieses Jahrhunderts stehend, es erleben mußten, daß kein Wort der Trauer, des Dankes, des Abschiedes über ihn gesprochen wurde. Es war außer dem hiesigen Rabbiner kein Geistlicher erschienen. Das wäre kein Unglück gewesen; Robert Prutz bedurfte einer geistlichen Rede nicht. Seine Werke predigen lauter und eindringlicher für ihn, als verhallende Worte. — Aber, daß kein Stettiner Bürger, keiner seiner Freunde, keiner Berehrer ihm am offenen Grabe einen Nachruf widmete, das machte einen tief betrübenden und beschämenden Eindruck. Die ganze Feierlichkeit trug ein so völlig kleinbürgerlich-privates Gepräge, daß man nicht geglaubt hätte, an der Gruft eines Mannes zu stehen, dessen Name und Wirken Deutschland angehört!

Es wird von Allen, deren Blick einigermaßen über den beschränkten Gesichtskreis eigener Interessen hinausreicht, geradezu als eine Beschämung für die Stadt empfunden, daß dergleichen geschehen durfte. Prutz war geborener Stettiner, langjähriger Bürger, beständig als Vortragender öffentlich und in fast allen hiesigen Vereinen wirksam, sozusagen der Brennpunkt des schöngeistigen Lebens hier, — und das der Dank seiner Mitbürger? Männer und Frauen aller Stände hatten Winter für Winter bewundernd und lernend zu seinen Füßen gesessen und seinem so beredten Worte gelauscht. Wo ist ihre Anerkennung geblieben? — Es ist von den Bewohnern einer großen Seestadt, die in materiellen Interessen beinahe aufgehen, keine hero-worship zu verlangen und zu erwarten; — aber so eclatant brauchte sich doch nicht zu offenbaren, daß man an Handel und Wandel reich, an Pietät aber blutarm sein könne. Sollte das deutsche Bürgerthum schon so weit von der Sucht nach Geld und Gewinn besessen sein, daß es von einem Sommersonntagmorgen nicht mehr Zeit findet, einem bedeutenden Manne die seiner würdige letzte Ehre zu erweisen? Sind die deutschen Mädchen und Frauen so vergeßlich und oberflächlich geworden, daß sie ihre Dichter und Sänger unbeweint und unbeglitzert einsenken lassen? Wahrlich, diese Erwägungen sind traurig und ich hoffe, wir haben es mit einer freilich nicht weniger schmerzlichen Ausnahme zu thun.

Es giebt, wie im Privatleben, so auch im öffentlichen, einen gewissen Tact, und der scheint hier in einer verzweifelt geringen Dosis vorhanden zu sein. Da stehen gewöhnlich Männer an der Spitze, auf welche das bekannte Wort von den „guten Leuten und schlechten Musikanten" anzuwenden wäre. Tüchtige Vertreter des Stettiner Bürgerthums, mag sein; — von Weltbürgerthum keine Spur. Und da liegt's denn auch! Sie begruben Herrn Dr. Robert Prutz, Wohlgeboren, Lindenstraße, Stettin; aber daß sie mit ihm auch Robert Prutz den deutschen Patrioten, den Vorkämpfer und Märtyrer politischer Freiheit, den Lyriker, den Historiker, den Wanderlehrer der Weltliteratur hinaustrugen, — davon schienen die Veranstalter der Trauer-Feierlichkeit absolut keine Vorstellung gehabt zu haben! — Nun, das Tröstliche dabei ist, daß dem Manne die Kürze des hiesigen Gedächtnisses nichts schadet; das deutsche Volk hat dekanntlich ein sehr gutes, liebendes und bleibendes für seine Denker und Dichter.

Stettin, Ende Juni 1872.

Civis.

An Herrn Hofrath R. Gottschall.

Als Sie vor länger als zehn Jahren in der zweiten Auflage Ihrer „Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts" die Mittheilung machten, ich habe Heinrich Laube die Priorität der Erfindung seines „Essay" streitig gemacht, schrieb ich Ihnen von der völligen Grundlosigkeit dieser Behauptung und bat, dieselbe in event. neuer Auflage Ihres Werkes nicht zu wiederholen. Meine bescheiden ausgesprochene Bitte ist von Ihnen nicht beachtet worden, in wörtlich gleicher Fassung bringen Sie die Anschuldigung in der eben erschienenden dritten Auflage auf's Neue vor, und mir bleibt nur der leidige Weg einer öffentlichen Berichtigung, will ich nicht in den Augen eines durch Sie mißleiteten Publicums in einem Lichte dastehen, wie es — meine Bekanntenkreise werden das einstimmig bezeugen — der Wirklichkeit schnurstracks widerspricht.

Leipzig, im Juni 1872.

Peter Lohmann.

Wir ersuchen unsere geehrten Abonnenten sowie diejenigen Leser, welche von jetzt an auf die „**Gegenwart**" abonniren wollen, die Bestellung auf unsere Wochenschrift für das dritte Quartal gefälligst umgehend zu erneuern resp. sich an die betreffenden Buchhandlungen und Postanstalten zu wenden, damit wir die Stärke der Auflage bemessen und die Unannehmlichkeit vermeiden können, bei verspäteter Bestellung unvollständige Exemplare zu liefern.

Der Abonnementspreis beträgt pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr. Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsspeditionen nehmen Bestellungen an und besorgen auch, sowie die unterzeichnete Expedition, im Fall der Aufenthaltsveränderung während der Sommermonate die Nachsendung unter Kreuzband.

Expedition und Verlag der Gegenwart

Georg Stilke.

Digitized by Google

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Lesser's Welt-Bibliothek.

Wie keine andere der sogenannten „Reise-Bibliotheken“ weist diese jetzt **33 Bände** umfassende Collection die Namen **unserer ersten Autoren** auf und bietet auf's mannichfaltigste in **Romanen, Novellen** uud **Skizzen** fesselnde Lectüre **für die Reise, auf dem Lande** und **daheim:**

F. Arndt. **Eduard Hildebrandt, der Maler des Kosmos.** Mit Port. 10 Sgr.	George Hesekiel. **Gemischte Gesellschaft.** Biographien. 10 Sgr.	M. Ant. Niendorf. **Entfesselte Furien.** Histor. Roman a. d. 30jähr. Krieg. Neue Ausg. 20 Sgr.
Adelheid von Auer. **Modern.** Roman. Neue Ausgabe. 25 Sgr.	George Hesekiel. **Absonderliche Menschenkinder.** Biographien. 10 Sgr.	Elise Polko. **Verklungene Accorde.** Neue musikal. Novellen. 15 Sgr.
Adelheid von Auer. **Schwarz auf Weiß.** Novelle. 15 Sgr.	George Hiltl. **Die Freier der Markgräfin.** Histor. Novelle. 10 Sgr.	Max Ring. **Der Ankläger von Straßburg.** Histor. Novelle. 10 Sgr.
Karl Frenzel. **Deutsche Fahrten.** Reise-Skizzen. 15 Sgr.	George Hiltl. **Der Kammerdiener des Kaisers.** Histor. Novelle. 10 Sgr.	Max Ring. **Geheimnisse einer kleinen Stadt.** Humor. Novelle. 10 Sgr.
Claire von Glümer. **Düfte Mächte.** Novellen. 10 Sgr.	Carl von Kessel. **Die Folgen eines Kusses.** Humor. Novelle. 10 Sgr.	Jul. Rodenberg. **Aus aller Herren Länder** Reiseskizzen. 15 Sgr.
Claire von Glümer. **Liebeszauber.** Histor. Novelle. 10 Sgr.	E. Laboulaye. **Paris in Amerika.** Hum. satyr. Roman. 2 Bde. 1 Thlr.	J. Ruffini, (Verf. des Doctor Antonio). **Ein stilles Plätzchen im Jura.** Novelle 15 Sgr.
Claire von Glümer. **Die Augen der Valois.** Histor. Novelle. 10 Sgr.	E. Leistner. **Was unsere Heimkehrenden Krieger erzählten.** Soldatenerzählungen. 2. Aufl. 20 Sgr.	Joh. Scherr. **Mischmasch.** Novellen und Skizzen. 10 Sgr.
A. W. Grube. **Ueber den St. Gotthard.** Reiseskizzen. Mit Illustrationen und Plänen. 1 Thlr.	Paul Lippert. **200,000 Pfund Sterling.** Original-Novelle. 15 Sgr.	Levin Schücking. **Neue Novellen.** 10 Sgr.
Moritz Hartmann. **Die Diamanten der Baronin.** Roman. 2 Bände. 1 Thlr.	Alfred Meissner. **Kleine Memoiren.** Novellen und Skizzen. 15 Sgr.	E. Serret. **Wiedergefunden.** Roman a. d. Franz. Neue Ausg. 15 Sgr.
K. A. Heigel. **Es regnet.** Humor. Erzählung aus Münchens Vorzeit. 10 Sgr.	H. Mendel. **Giacomo Meyerbeer, sein Leben und seine Werke.** Mit Portr. 10 Sgr.	Otto Ule. **Alexander von Humboldt.** Biographie. 4. Aufl. 15 Sgr.

M. M. von Weber. **Aus der Welt der Arbeit.** Skizzen 10 Sgr.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Zweiter Band.

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

37. Louisen-Straße.

Digitized by Google

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Register.

Zweiter Band.

1. Politische Aufsätze.

Allgemeines.

Seite

Die nächste Papstwahl und das Recht der Staaten. Von Bluntschli 3
Gegensätze der christlichen Religion und des Staates. Von demselben 81
Ist die Kirche nur als eine religiöse Gesellschaft zu betrachten? Von demselben 113
Sonderung oder Trennung von Staat und Kirche? . . . 369. 402
Die Romantiker auf dem Thron (Friedrich Wilhelm IV. und Pius IX.). Von Michelis-Braunsberg 17
Die Kaiseridee. Von demselben 129
Die deutsche Einheitsbestrebungsbewegung. Von E. v. Hartmann . . 65
Die geographisch-politische Lage Deutschlands. Von demselben 145. 163
Der Kampf zwischen Kirche und Staat. Von demselben 193
Was nun, nachdem die Jesuiten ausgewiesen sind? Von Moritz Carriere 257
Die Deutschen im heutigen Frankreich. Von Rudolf Lindau . 35
Deutschland und der Norden. Von Björnstjerne Björnson . 337

Inland.

Der Genius des Reichskanzlers und der Genius des Reichstags. Von Ludwig Bamberger 1
Zur Charakteristik und Kritik des preußischen Herrenhauses. Von Johannes Berg 385
Der Landeshaushaltsetat von Elsaß-Lothringen. Von Adolf Ebeling 168
Die Polen im Deutschen Reich. Von Wilhelm Goldbaum 323. 356. 404

Ausland.

Von der Entwicklung der deutschen Idee in Oesterreich. Von Alfred Meißner 211
Oesterreichische Achillesferse 326
Die französische Anleihe. Von Alexander Meyer 49
Die Thronrede des Herrn Thiers und die politische Krisis in Frankreich 338
Geständnisse und Bekenntnisse französischer Staatsmänner . . 386
Holland und die Antipathie der Holländer gegen Deutschland. Von Wilhelm Böhm 51
Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten 177

2. Volkswirthschaftliche Aufsätze.

Ueber volkswirthschaftliche Congresse. Von H. B. Oppenheim . 161
Die Arbeitseinstellung in der Berliner Actienfabrik für Eisenbahnbedarf. Von demselben 241
Blumenlese auf der Eisenacher Socialconferenz. Von demselben 273. 289
Steuerfragen. Von demselben 401
Die Romantik auf dem Lehrstuhl der Volkswirthschaft. Von Ludwig Bamberger 209. 228
Der Wahrheit die Ehre. Von H. B. v. Unruh 321

3. Vermischte Aufsätze.

Der Fortschritt in der Einförmigkeit unserer Civilisation. Von Karl Rosenkranz 180
Ueber Welt u. Staatsweisheit. Von Eduard Lasker 225. 214. 258. 277

Seite

Russische Erdichtungen und ein vergessenes Geschichtsblatt. Von Karl Blind 20. 82. 131
Die psychische Entartung der spanischen Dynastie. Von Th. Puschmann 117. 133. 150
Frauengeist und Frauenbildung. Von Jürgen Bona Meyer 84. 101
Carl Theodor von Schön. Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense von Ludmilla Assing 68. 98. 114
König Max II. von Bayern und Fallmerayer über die deutsche Frage, 1848. Von G. M. Thomas 305
Hans Sachs als Streiter in Kirche und Staat. Von Karl Blind 340
Vergleichender Patriotismus. Von W. Kaden 353
Das archäologische Institut zu Rom. Von Gustav Floerke . . 12
Von der Enthüllung des Steindenkmals in Nassau. Von Ludwig Pietsch 33
Vom Jubiläum der Münchner Universität 107
Ein Nachwort zu den Universitätsfesten dieses Jahres 196
Der Alkoholikencongreß in Köln. Von Bluntschli 230
Der sechste deutsche Protestantentag in Osnabrück. Von demselben 259
Der internationale Gefängnißcongreß. Von F. von Holtzendorff 260
Für Straßburg. Von G. M. Thomas 267
Auf dem Schlachtfelde von Wörth. Von August Schricker . . 308
Spuk- und Gespensterregeschichten aus Metz. Von Adolf Ebeling 53
Die Feuersbrünste in Metz. Von demselben 97
Die preußische Garde im Feldzuge 1870—71. Von Th. Fontane 213
Journalistische Sitten. Von E. Frensdorff 292
Der deutsche Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus. Von M. v. Szeliski 324
Von der kurischen Nehrung. Von Karl Braun-Wiesbaden 135. 165
Ein deutscher Offizier. Von demselben 357. 371. 388. 406
Sauerampferiana. Von Johannes Scherr 5
Aus dem Diario Jeremiä Sauerampfers. Von demselben . . . 262
Stanleys Livingstone Expedition. Von Richard Kiepert . . . 37

4. Literarische Aufsätze.

Gedichte.

Grillparzers Gedichte. Von Bauernfeld 102
Fahrt des Lebens. Von Hermann Lingg 151
In Grabbünden. Von Ferdinand Freiligrath 197
Von der Oster. Epistel von Emanuel Geibel 216
Spinoza. Von Ernst Eckstein 411

Essais.

Ludwig Feuerbach. Von Otto Henne-Am Rhyn 22. 38
Trendelenburg und Hegel. Von Karl Rosenkranz 72
Der Goldgräber (Bret Harte). Von Ferdinand Freiligrath . 55
Zur Erinnerung an Robert Prutz 102
Emil Devrient. Von Frodor Wehl 294. 310
Ein Reformator der deutschen Schaubühne. Von Hans Hopfen 182. 198. 252
Ueber Mundarten und mundartige Dichtung. Von Klaus Groth.
Der Dichter und das Platt 77
Die Politik und die Mundarten 89
Die Mundart und die Pädagogik 122
Uebergang, nicht Untergang 140
Schwestersprachen 313
Die niederplattdeutsche Literatur 331
Männlicher und weiblicher Stamm der Mundarten . . . 348

Digitized by Google

Seite

Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland. Von Daniel Sanders . . 313. 329. 347. 374
Glossen zur Literatur der Gegenwart. Von Joh. Scherr 87. 280. 327
Der deutsche Lustspielvers und Wilhelm Jordans Lustspiel: „Durch's Ohr". Von Adolf Laun 60
Ueber das Couplet. Von Hugo Müller 216
Poesie und Kritik. Von J. G. Fischer 264
Culturhistorisches 172. 205. 296
Wie lauf' ich meine Helden? Von Ernst Eckstein 170
Auch Literatur! Von Baldwin Groller 155
Unsere Classiker und unsere Universitäten. Von Paul Lindau . 138
Erinnerungen an die Journalistentage. Von demselben . . . 56. 77
Erinnerungen an die Journalistentage. Von Ludwig Pietsch . 92
Alfred der Große. Von Bauernfeld 75
Ein Glücklicher. Von Holtei 119
Crepa bestia! Von demselben 362

Literarische Kritik.

Beaumarchais und Julian Schmidt. Von Paul Lindau . . . 6
Das Gränderthum in der Musik. Von demselben 44
„Venus Urania" von Ernst Eckstein. Von demselben 105
Victor Hugo und seine letzten Gedichte. Von demselben 152. 168. 185
Gustav Freytags: „Ingo und Ingraban". Von demselben . 344. 372.
Joseph Klaviz bei Beaumarchais und Goethes „Clavigo". Von dems. 390
Hermann Lingg und seine Dichtung: „Dunkle Gewalten". Von Hans Hopfen 9. 24
Der zweite Theil des „Quickborn" von Klaus Groth. Von Wilhelm Jensen 42
Aufzeichnungen eines französischen Gefangenen 42
Der gefeierte Albert Möser. Von Wilhelm Buchholz 90
Zur Sprüchwörterliteratur. Von Hugo Schramm 247
The Vicar of Ostrowo. Von v. Szeliski. 249
Zwei Paralleln. Mitgetheilt von Franz Lipperheide 212
Die Gelehrtenbiographie und das neue Werk über A. v. Humboldt. Von Dühring 359
Ein nachgelassenes Werk von Karl Immermann. Von H. B. Oppenheim 393
Mein stiller Miethsmann. Von Alfred Meißner 408

Bühnenkritik.

„Christiane" von Edmond Gondinet. Von Paul Lindau . . . 28
„Aus der Gesellschaft" von Bauernfeld. Von demselben . . . 44
Die Eröffnung des Wiener Stadttheaters (Heinrich Laube). Von dems. 202
Ferdinand Lassalle auf der Bühne. Von demselben 221
Die Eröffnung des renovirten Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters. Von demselben 135
„Triesche und Caculot" von Meilhac und Halévy. Von demselben . 252
„Wallenswerk" von Heinrich Kruse. Von demselben 368
„Die Maler" von Adolf Wilbrandt. Von demselben 282
„Ein Schritt vom Wege" von Ernst Wichert. Von demselben . . 297
„Pombal" von Julius Werther. Von demselben 299
„Auf dem Oberhof" von Charlotte Birch-Pfeiffer. Von demselben 316
„Christine, Königin von Schweden" vom Prinzen Georg von Preußen. Von demselben 379
„Die Baronin" von Fouffier und Edmund. Von demselben . . . 411
„Alexander" von Hans Herrig. Von Albert Lindner 60
Das Theater in München. Von C. A. Regnet 62
„Die Eidechse" von J. B. von Schweitzer. Von F. H. Kugler . 141

5. Musik und bildende Künste.

Seite

Berliner Musikzustände. Von A. H. Ehrlich 299
Musikculms und allgemeine Bildung. Von demselben . . 363. 380
Kleine Mittheilungen aus Gesprächen mit Corneliu. Von Hermann Hettner 137
Die deutsche Illustration im französischen Kriege. Von Ludwig Pietsch 25
Aus weiter Ferne und aus deutscher Heimat (Hildebrandt und Ramberg). Von demselben 395
Die achtundvierzigste Kunstausstellung in Berlin. Von F. H. Kugler 219 251
Die Aufstellung der Gypsabgüsse im Berliner Neuen Museum. Von Alfred Woltmann 378

6. Aus der Hauptstadt.

Berliner Theater im Sommer. Von Paul Lindau 13
David Kalisch und die Berliner Posse. Von F. H. Kugler . . 156
Die Kaiserwoche. Von demselben 173
Der Berliner Sylvesterkut. Von Julius Stettenheim . . . 413

7. Offene Briefe und Antworten.

Die Stenographirmaschine betreffend. Von Karl Blind 15
Berichtigung. Von Klaus Groth 15
An Klaus Groth. Von Johann Meyer 94
An Klaus Groth. Von Adolf Laun 125
An Adolf Laun. Von Klaus Groth 157
Zur Kritik des „Text". Von Julius Walther 30
Ueber Berlins Wohlgerüche. Von Simpler 30
Das Stuttgarter Hoftheater. Entgegnung an Frodor Wehl. Von Georg Köberle 45
Ueber Grobheit. An Karl Heinzen. Von Paul Lindau . . . 108
Zur Enthüllung des Steindenkmals. Von Heinrich Buchbender 110
Gegen Wilhelm Buchholz. Von Baldwin Groller 125
Gegen Baldwin Groller. Von Wilhelm Buchholz 142
Erklärung. Von Ferdinand Freiligrath 127
Gegen Gustav Floerke. Von Otto Donner 126
Gegen Otto Donner. Von Gustav Floerke 364
Zum Conflict: Floerke-Donner. Von A. v. Werner 414
Der naturgeschichtliche Unterricht und die Realschulen. An E. von Hartmann. Von Gustav Langenbach 158
„Die Eidechse". An F. H. Kugler. Von Schweitzer 174
„Die Eidechse". An Dr. J. B. von Schweitzer. Von F. H. Kugler 206
Französische Flüchtigkeit, deutsche Unfehlbarkeit. Von Eugène Peschier 189
Ein deutscher Dichter. Von Paul Lindau 222
An Paul Heyse. Von Frau Toulemonde 236
Russische Literatur. Von Karl Detleff 238
An H. B. Oppenheim. Von Simplicissimus 270
„Maria und Magdalena". Von Joseph Oppenheim 284
Offener Brief des Prinzen Edmund Radziwill. Glossirt von v. Szeliski 301
Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald. Von T. P. . . . 302
Gegen Georg Köberle. Von Joseph Lewinsky 333
Das Hermannsdenkmal. Von Hermann Uhde 334
Gegen Karl Böttticher. Von Adolf Rosenberg 350

8. Notizen.

Seite 14. 29. 63. 95. 111. 143. 159. 174. 191. 206. 223. 238. 254. 271. 286. 303. 318. 334. 351. 366. 381. 397. 414.

Bibliographie.

Seite 15. 31. 47. 191. 207. 239. 255. 303. 319. 335. 367. 383.

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 6. Juli 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Der Genius des Reichskanzlers und der Genius des Reichstags von Ludwig Bamberger. — Die nächste Papstwahl und das Recht der Staaten von Blunt schli. — Sauerampferiana von Johannes Scherr. — Literatur und Kunst: Beaumarchais und Julian Schmidt von Paul Lindau. — Hermann Lingg von Hans Hopfen. — Das archäologische Institut zu Rom von Gustav Floerke. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen von P. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten (von Karl Blind und Klaus Groth). — Bibliographie. — Inserate.

Der Genius des Reichskanzlers und der Genius des Reichstags.

Wer Schmerzen fühlt, geht zum Doctor; und noch immer ist es so, daß von denen, die zum Doctor gehen, die Meisten einen wollen, der was verschreibt. Versprecht er gar, daß sein Recept rasch helfen werde, so ist er ein gar willkommner Mann. Mißtrauisch dagegen und als ein unnützer Knecht wird der Arzt angesehen, welcher sagt: „Lieber Freund, der Schmerz, den Sie da fühlen, kommt von einem alten eingewurzelten Uebel, das Ihnen wahrscheinlich Ihr Herr Vater vererbt hat; ich könnte Ihnen allerhand Wurzeln und Kräuter dagegen verordnen, aber glauben Sie, nur eine ganz veränderte Lebensweise vermag allmählich Sie herzustellen." Trotz allen Fortschritten der Aufklärung und Bildung sind noch immer die Patienten selten, die solchem Arzte den Vorzug geben. Eben kehrt der deutsche Reichstag triumphirend heim, hoch das Glas mit der braunen Mixtur schwingend, welches die bittern Qualen, mit denen die Glaubenswuth seine Eingeweide durchwühlt, im Handumdrehen beseitigen soll.

Gewiß, Deutschland hat Recht, mit beiden Händen zuzugreifen, wenn der „Große Kanzler" ihm die starke Rechte beut zum Schirm gegen den letzten und schlimmsten der Erbfeinde; und mitten unter allen strahlenden Verdiensten des Kanzlers ziert keines ihn so, wird keines ihm so herzlich gedankt, wie daß er den Entschluß gefaßt hat, sein gutes Schwert gegen den inneren römischen Widersacher zu richten, weit die Scheide hinwegwerfend. Dies ist das größte und eben deshalb das schwierigste aller Werke, die er noch auf sich genommen hat, und kein Zweifel, daß auch in dieser tiefsten aller Culturangelegenheiten die Geschichte eine dank- und wunderbare Erinnerung an den Namen Bismarck knüpfen wird. Möge doch Niemand glauben, daß die, welche ihm gestern einen Paragraphen weigerten, ihm deshalb ihre volle Zustimmung weigern auf der weltumgestaltenden Bahn, die er mit der bewußten Wendung des Kampfes gegen die Glaubenstyrannei erst vollends eingeschlagen hat. Denn ein Kampf ist es. Nur das ist die Frage, ob dieselbe Kampfmethode für zwei so verschiedene Größen paßt, wie Fürst Bismarck und der deutsche Reichstag sind. Die Sorgen und Aufgaben des Einen sind nicht die des Anderen. Nicht umsonst sind die Rollen vertheilt, so daß der Eine Zustände schafft und der Andere Regeln, der Eine für die Zeit berufen ist, der Andere sozusagen für die Ewigkeit. Nichts versinnlichte deutlicher den ganzen Abstand, als der Schrecken, mit dem der erste von Wagener aus Barzin gebrachte Entwurf des Jesuitengesetzes im Reichstag empfangen wurde. Was dort einfach genügend erschien, ward hier als rein unmöglich verworfen. Beide Theile hatten Recht, denn Jeder hat auf der Welt zunächst für sich selbst zu sorgen. Drum auch lasse sich Keiner vom Andern die Arbeit thun, wie hier geschehen. Weniger als je war das bei der Aufgabe gestattet, welche diesmal vorlag. Wer wagt zu behaupten, daß sie ernstlich gelöst werden kann, anders als durch eine tiefgreifende Umbildung der Zustände und der Geister weit über das Gebiet des ganzen Vaterlandes hin? Nun aber sei vergönnt, ein Geständniß zu machen. Der Mann, welcher das deutsche Reich recht eigentlich als seine Schöpfung betrachten darf, steht so groß da, daß sein Ruhm auch die Aufdeckung einer schwachen Stelle seines Genies verträgt. Seine Unzulänglichkeit liegt nämlich auf Seiten des organisatorischen Berufs, — ein Mangel, der überhaupt im Charakter der Nation begründet ist. Der Deutsche wächst in die Zustände hinein, aber er vermag nicht viel an ihnen zu schaffen. Seine guten und seine schwachen Seiten liegen da verborgen. Im neuen Reich ist die Organisation weit zurückgeblieben hinter allen andern Erfolgen. Jeder Bahnhof in Elsaß-Lothringen gibt ein schreiendes Exempel dazu. Nach mehr als Jahresfrist ist auf der alteingefahrenen Schienenlinie noch Alles so wild und wirr bestellt, daß Güter und Menschen schneller aus Paris über Lüttich und Köln als über Kehl nach dem badischen Oberland kommen. Und so geht's hinauf bis zu den obersten Stufen des Reichskanzleramtes, wo ein ewiges Zeit und Kräfte verschlingendes Chaos seufzend vorwärts kriecht. Das Alles, so tief es auch, wie bemerkt, mit dem Ingenium der Nation zusammenhängt, ist doch zunächst bestimmt durch das Ingenium des Kanzlers, von dessen Hand alle Fäden ausliefen. Darin unterscheidet er sich vom großen Napoleon, mit dem er mancherlei gemein, vor dem er Vieles voraus hat. Wie immer hängt die Schwäche zusammen mit der Stärke des Mannes. Er ist ganz Energie. Mit dem vollsten Bewußtsein hat er dieser ersten der männlichen Tugenden, der Thatkraft, einen Altar in seinem Innern errichtet, auf welchem Jegliches, das widerstrebt, geopfert wird. Eine erste Regel dieser seiner Lehre ist: immer nur Eine Sache auf Einmal zu betreiben und bis das bestimmte Ziel erreicht ist, nicht blos ihm Alles unterzuordnen, sondern auch alles Andere sorglos schwimmen und waten zu lassen, was der eigenen Ausmerksamkeit und Willensconcentration Kräfte entziehen könnte. „Cura posterior" ist ihm daher ein Lieblingsausdruck. Mit solcher Methode, vielleicht nur mit solcher Methode, führt man so große Dinge so unwiderstehlich durch, wie der Kanzler gethan. Aber mit solcher Methode organisirt man nicht; denn Organisiren heißt an tausend Orten zugleich sein, mit einem Schlag tausend Verbindungen schlagen. Organisiren heißt: auch entfernter Zukunft vorarbeiten. Das

Digitized by Google

Einzige, was im deutschen Reich sich organisirt findet, ist dem preußischen Kriegsminister zu verdanken. Alles Andere ist noch eine ungestalte persönliche Improvisation.

Kein Wunder, daß ein solcher Kanzler, wenn er die Fehde gegen Rom aufgreift, sich nicht lange besinnt über den Punkt der Gesetzlichkeit. Juristische Bedenken waren niemals seine Sache, sonst — erkennen wir es nur an — wäre heute das Reich nicht das Reich. Aber ein Anderes ist es um die kriegerische und diplomatische Action eines weltumwälzenden Staatsmanns, ein Anderes um den Beruf einer Körperschaft, welche ausdrücklich bestellt ist, Gesetze, d. h. dauernde und harmonische Regeln des Lebens für die Folge der Geschlechter zu schaffen. Nicht umsonst sind ihr die Gebiete von Krieg und Frieden und die ganze auswärtige Politik entzogen, d. h. alle Angelegenheiten, die weder lautes Ueberlegen, noch peinliche Gewissenhaftigkeit vertragen. Aus demselben Grunde aber auch hat eine solche Körperschaft da, wo sie eintritt, ihre Natur zu bewahren, nicht sie zu verleugnen. Ja, wo etwas dieser Natur zuwiderläuft, wäre es besser die Mitwirkung eines Reichstags ganz zu umgehen, als ihn solidarisch zu machen. Die Transportationen, welche französische Nationalversammlungen decretirt, haben den gesetzlichen Geist in Frankreich unendlich mehr untergraben als alle Gewaltstreiche beider Napoleons. Zwischen der hohlen Bedanterie, welche der gesetzlichen Zwangsform Alles und Jedes ohne Gehuld unterwerfen will — wie gegen die Verlängerung des Provisoriums in den Reichslanden versucht wurde — und der weiterschauenden Voraussicht, welche sich sträubt, mit dem zweiten Paragraphen des Jesuitengesetzes*) das Fundament des kaum betretenen deutschen Rechtsstaates zu durchbrechen, liegt eine ganze Welt. Wer hier mit der Redensart vom „Doctrinarismus" durchzukommen meint, ist selbst ein Doctrinär, der mit Worten bezahlt. Gab es vielmehr je „praktische Bedenken", so treten sie hier entgegen. Wie oft ist es doch gesagt worden (man sollte nicht glauben, daß es möglich sei, es zu vergessen): nicht Roß nicht Reißige, d. h. nicht geschriebene Grundrechte und Paragraphen, machen die innere Freiheit und Rechtssicherheit eines Landes, sondern die Gesammt-Atmosphäre des gesetzlichen Sinnes, welche gar keinen Gedanken an Empörung und Gewalt aufkommen läßt. Das hat England nach und nach so groß gemacht. Nicht Buchstaben sondern Praxis, thatsächliche Heiligkaltung der leitenden und schützenden Rechtssätze, — das ist es, was ein Volk nach Innen stärkt; und in der Abstraction leben nur die, welche glauben, ungestraft könne im ersten Jahr seines Daseins ein gesetzgebender Körper diesen Weg verlassen. Daß dem Kanzler nichts daran liegt, wenn die Volksvertretung sich nach dieser Seite hin verirrt, wer möchte ihm das verdenken? „Sehe Jeder wie er's treibe," paßt auch hierher. Zwar ist es „schön von einem solchen Herrn", daß er stets protestirt, wenn ihm Einer das abgetretene Dictum von der das Recht beugenden Gewalt an den Kopf wirft; aber wo zum Kuckuck wären wir, wenn er nicht danach gehandelt hätte? wenn es nicht in solchen Händen, aber auch nur in solchen, ein Recht gäbe gegen das Recht? Sortir de la loi pour rentrer dans la légalité, mit solchem eleganten Recept für Staatsstreiche hilft sich der Franzose aus der Verlegenheit. Ein Mann für sich, ein ganzer Mann mag solch' ein salto mortale wagen. Bricht er den Hals dabei, so geschieht's auf eigene Rechnung und Gefahr. Ein gesetzgebender Körper aber ist, menschlich zu reden, verurtheilt ewig zu leben, und hat nicht die Erlaubniß den Hals zu brechen. Schreitet er aus dem Gesetz heraus, angeblich um zur Gesetzlichkeit zurückzukehren, so unternimmt er jenes gefährliche Experiment, das Jemand einmal geschildert hat als: aus der eigenen Haut fahren und sich neben dran setzen. Die Gesetzlichkeit, welche für den Staatsmann ein Kleid ist, ist für die Volksvertretung eigenes Fleisch und Blut.

Was hier über den Rechtspunkt gesagt werden könnte, ist am letzten Tage der Session vom Abgeordneten Lasker ohne Furcht und ohne Haß so knapp und schlagend erläutert worden, daß jeder neue Versuch nur was dran verderben könnte. Er hat gesprochen weder um Andere anzuklagen, noch um sich zu vertheidigen, sondern wie Einer, der eine unpersönliche Wahrheit zum ewigen Gedächtniß zu den Acten gibt*). Was aber soll man sagen zu den Rechtsgründen, welche die Vertheidiger des Gesetzes angerufen haben? Mag Einer in ruhiger Stunde es übersehen, daß ein Deutscher vor dem Gesetz kein Deutscher mehr sei, weil er nach römischer Vorschrift *denke*; oder daß der Staat seinem Angehörigen alle diejenigen Aufenthaltsbeschränkungen anthun dürfe, die ein solcher sich selbst aus freier Wahl auferlegen für gut findet; oder daß das Gesetz nicht viel Federlesens mit den Jesuiten zu machen brauche, weil diese, wenn sie die Gewalt hätten, mit ihren Gegnern nicht viel Federlesens machen würden! Ach, welche Freude müssen die Jesuiten daran haben, daß sie in den deutschen Professoren so gelehrige Schüler in der Kunst des Rechtsverdrehens gefunden. Es sind da Sätze gefallen, auf welche Guzy oder Escobar stolz sein könnten. Auch bin ich fest überzeugt, die Jesuiten und ihre zahlreichen Kunden sind die Einzigen, welche innerlich an der ganzen Geschichte ihr Ergötzen haben.

Vielleicht wird Mancher zugeben, daß der Reichstag gerade nicht gut daran thue, dem Kanzler die Sorge für die Legalität zu überantworten; um so verführerischer erscheint dafür den Meisten der Gedanke, in Sachen des praktischen Erfolges sich seinem bewährten Ingenium anzuvertrauen. Doch ist auch hier, wie überall, mit Unterscheidung zu verfahren. Wo es gilt, mit rascher That und unwiderstehlichem Schrecken furchtlos und vorübergehend einen Feind zu entwaffnen, da ist der Kanzler gewiß am rechten Platz. Da wirkt in ihm fruchtbar, was er mit Recht so hoch stellt: der Muth der Verantwortung. Darin gleicht ihm nicht leicht Einer, in jener derben Zwerfsicht, Etwas auf seine Kappe zu nehmen; und nichts verachtet er mehr als Schwanken und Bedenken aus Furcht vor der eigenen Verantwortlichkeit. Davon, meinte er einmal sinnvoll bei der Besprechung der Todesstrafe, sei die moderne gewissensverzärtelte Menschheit angekränkelt. Aber paßt diese Anschauung auch zur Behandlung langer schwieriger Fehden gegen die dämonische Geistesgewalt, welche in den Seelen von Millionen ihren tausendjährigen Sitz aufgeschlagen hat? Mag es noch so anmaßend klingen, ich komme nicht über den Zweifel hinaus, ob hier des Kanzlers Methode, mit raschen Schlägen vorzugehen, nach vereinzelten Wahrnehmungen, manchmal auf Grund polizeilicher Rapporte hin loszuschlagen, die richtige sei? Und ich gebe zum Ueberfluß so weit zu behaupten, die ganze Maßregel ist gerade das Umgekehrte von dem was sie scheinen will: sie ist nicht eine energische That, sondern eine bloße Demonstration; sie hänft alles Odium, das in ihr liegen könnte, auf das Haupt ihrer Urheber und wird nur mit Strohhalmsgewicht auf die Häupter niederfallen, die sie sich zum Opfer auserkoren. Sie hat auch das von einer bloßen Demonstration an sich, daß sie im ersten Moment als eine große siegreiche That erscheint. Triumphgeschrei geht durch die Massen, in deren Geist der Reichstag sich versetzte, als er den vermeintlich großen Schlag führte. Oportet aliquem mori pro populo. — Wie war es mit dem sogenannten Kanzelparagraphen? Damals hieß es, Baiern verlange ihn bringend; Baiern könne ohne ihn nicht der Römlinge Herr werden; ihm diesen Dienst verweigern, hieße es von der betretenen Bahn abbrängen. Und was hat der Paragraph Baiern, was hat Baiern der Sache seitdem genützt? Diesmal ward dasselbe von Posen behauptet, was damals von

*) Ueberall, wo hier das Gesetz gegen die Jesuiten bemängelt wird, ist ausschließlich von § 2 die Rede, denn § 1, welcher die Convicte aller Art aufhebt, ward gerade von denen eingebracht, welche den § 2, die polizeiliche Beschränkung der Individuen, von sich wiesen.

*) Es ist, beiläufig gesagt, ein grober Knuff leichter radicaler Blätter, auszuspreugen, daß leise Zischen am Ende von Laskers Rede sei aus der Mitte seiner, der nationalliberalen Partei gekommen. Die ganz vereinzelte Demonstration kam von den hintersten Bänken der äußersten Rechten.

Digitized by Google

Baiern. Auf wessen Bericht hin? Das wissen nur die Eingeweihten, und die, welche die Quelle ahnen, thun wahrlich besser sie nicht zu nennen. Um solcher Bedürfnisse willen und auf solche Zeugnisse hin das Reichsrecht zu verderben, scheint mir mit Gesetzen Schleuderwirthschaft treiben. Und dabei pennywise and poundsfoolish, klug mit Pfennigen, thöricht mit Thalern. Handelt es sich um eine ganz correcte Forderung wie die Civilehe, werden sofort dieselben Leute ängstlich sparsam, welche soeben noch Polizeidiete mit offenen Händen von sich gaben.

Es gibt gewisse mysteriöse Schreckmittel, welche auf die grundehrliche und nationale Gesinnung der Reichstagsmehrheit nie die Wirkung verfehlen. Sie kommen zur Anwendung, so oft ihnen irgend ein salto mortale zugemuthet wird. Am Schluß der vorigen Session machte der Reichstag ein Loch in's verfassungsmäßige Staats- wie diesmal in's Freiheitsrecht des Einzelnen. Als es galt das dreijährige Pauschquantum zu erzielen, ward vor Allem betont, erst in drei Jahren laufe die Zahlungsfrist für die französischen Milliarden ab; wehe dem, der vorher den Stand der deutschen Waffen discutiren möchte! Jeder, der Frankreich kennt, wußte bereits vor sechs Monaten, was heute feststeht und was ich damals mit Ueberzeugung in die Discussion warf: daß Frankreich viel schneller und mit Aufbietung seines ganzen Eifers zahlen werde. Dennoch war es jene absichtlich verbreitete Besorgniß, welche die Meisten antrieb beizustimmen. Diesmal lief was Aehnliches mit unter. Statt mit dem äußeren Feind wurden wir mit dem inneren weich gemacht. Deutschland, sagte Präsident Delbrück, sei zwar für den Moment geeinigt, aber durchaus nicht sicher vor den Sprengungsversuchen der inneren Widersacher. Ohne dem so hochbegabten als hochverdienten Präsidenten des Reichskanzleramtes zu nahe zu treten, darf man sagen: das Argument kam von Barzin. Es hatte schon bei der Salzsteuer, in Sachen der Matricularumlage eine hervorragende Rolle gespielt. Der Kanzler stützte sich in öffentlichen und Privatgesprächen darauf. Eines Abends, gerade um die Zeit als die Salzsteuer und der strenge Arrest auf der Höhe der parlamentarischen Antipathieen standen, offenbarte der Fürst — so wird von Ohrenzeugen berichtet — einem Kreise lauschender Zuhörer, er habe nächtens einen fürchterlichen Traum gehabt; eingeschlafen in bangen Besorgnissen um den Fortbestand der deutschen Einheit, habe ihm der Traumgott die Karte Deutschlands in die Hände gegeben; die sei allmählich morsch und morscher geworden zwischen seinen Fingern und endlich sei sie wie Zunder in viele Fetzen auseinander gegangen. Schrecken malte sich — erzählt mein Berichterstatter — auf den Gesichtern der Zuhörer und keiner war unter ihnen, welcher das rechte Wort fand, dem Fürsten zuzurufen: „Durchlaucht,

„Ein Traum ist nichts, bedeutet nichts fürwahr,
Bewegtes Blut wirft seinen Schaum auf wie
Bewegtes Wasser"

Zwar nicht die Gesellschaft Jesu, aber doch die ganze ultramontane Partei ist stark genug dem deutschen Staate noch lange das Leben zu verbittern, aber weder sie noch sonst was ist stark genug unsere Einheit wieder anzutasten. Fürst Bismarck unterschätzt — wenigstens im Träumen — die Herrlichkeit seines eigenen Werkes.

Ludwig Bamberger.

Die nächste Papstwahl und das Recht der Staaten.

Die wiederholte Kriegserklärung des Papstes Pius IX. wider die moderne Civilisation und den modernen Staat, die gesteigerte Spannung zwischen der römischen Hierarchie und dem deutschen Reiche und das hohe Alter des gegenwärtigen Papstes, der länger regiert als irgend ein Vorgänger, senken die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung auf die nächste, vielleicht bald eintretende Papstwahl.

Wenn es dem Jesuitenorden, der sicher heute schon mit vorsichtiger Berechnung dem künftigen Conclave vorarbeitet, gelingt, wieder einen seiner Gönner und Freunde auf den Stuhl des heiligen Petrus zu bringen, so dauert der jetzige Unfriede fort und wird wohl noch verschärft werden. Die Allianz des Ordens mit allen politischen Gegnern und Feinden des deutschen Reichs weist auf die Gefahr hin, daß der geistige Kampf sich in blutigen Aufständen und Völkerkriegen entladen werde.

Wenn dagegen bei der Papstwahl die Jesuitenpartei geschlagen und eine friedlichere Gesinnung siegen wird, dann dürfen wir hoffen, daß der unselige confessionelle Hader ein Ende nehmen und die Kirche aufhören werde, der gesunden und freien Entwicklung der Völker entgegen zu wirken.

Obwohl die erstere Richtung im Vatican heute noch vollständig dominirt, so könnte dennoch morgen die entgegengesetzte Strömung herrschend werden. Die Cardinäle sind fast ausschließlich Italiener und in dem italienischen Blute wirkt auch ein Mitgefühl für das italienische Vaterland, dessen Bestand durch die Jesuitenpläne mehr noch bedroht wird als das deutsche Reich. Indessen ein Verlaß auf den Sieg der Gemäßigten ist nicht. Daher ist die Frage wohl berechtigt: Können die Staaten, kann insbesondere das deutsche Reich Etwas thun, um jene Gefahr abzuwenden?

Wohl erinnern wir uns, daß die Wahl des Papstes als römischen Bischofs während vieler Jahrhunderte nicht blos von der Wahl des Clerus, sondern auch von der Zustimmung des römischen Volkes und der Bestätigung der Kaiser abhängig war. Zuweilen haben die römischen Adelsgeschlechter, oft auch der Wille des deutschen Königs als des politischen Oberherrn Roms entschieden. Aber diese Zeiten liegen seit Jahrhunderten hinter uns. Ein direeter Einfluß der weltlichen Souveräne auf die Papstwahl widerstreitet unsern heutigen Begriffen durchaus. Die Kirche fordert die freie Wahl des kirchlichen Oberhauptes als ihr heiliges Recht, und der moderne Staat erkennt dieses Recht als ein natürliches willig an; er weiß, daß Priesteramt und Staatsamt verschiedene Dinge sind. Unser deutscher Kaiser ist aber nicht mehr römischer Kaiser und maßt sich keine Herrschaft über die Stadt Rom und keine Vogtei über die gesammte römisch-katholische Kirche mehr an. Auch der König von Italien wird keinen Anspruch auf Ernennung oder Bestätigung des römischen Bischofs erheben, welcher der Welt angehört. Der Art. 6 des italienischen Garantiegesetzes von 1871 sagt ausdrücklich: „Wenn der heilige Stuhl vacant sein wird, werden weder gerichtliche noch politische Behörden die persönliche Freiheit der Cardinäle wegen irgendwelcher Ursache behindern oder beschränken können. Die Regierung wird Maßregeln treffen, damit die Versammlungen des Conclaves nicht gestört werden."

Eine andere Frage ist es, ob nicht jene mittelbare und negative Einwirkung, welche unter dem Namen der Exclusive übungsgemäß in den letzten Jahrhunderten bei Papstwahlen von den Häuptern mehrerer Großstaaten geübt wurde, auch diesmal wieder geübt werde. Die kaiserliche Dynastie von Oesterreich-Ungarn, die zugleich das römische Kaiserthum deutscher Nation besessen hatte, und die Höfe von Frankreich und Spanien hatten das unbestrittene Recht, je einen Candidaten, der ihnen ungeeignet schien, zu streichen und sie pflegten von diesem Rechte dann Gebrauch zu machen, wenn auf eine mißliebige Person eine größere Zahl von Stimmen im Conclave sich einigten, so daß die Gefahr nahe schien, dieselbe möchte die nöthige Stimmenzahl der Zweidrittelmehrheit erhalten.

Selbstverständlich wäre nun Italien in der Lage, dasselbe Recht ebenso wie Frankreich oder Oesterreich zu verlangen, und auch das deutsche Reich, dessen Interessen nicht mehr durch das Haus Habsburg vertreten werden, könnte ebenso wie die andern Mächte das Recht der Exclusive fordern.

Ein solches Recht kann den staatlichen Mächten auch nicht durch eine einseitige Willenserklärung des Papstes entzogen werden; denn es beruht nicht auf einer widerruflichen Vergünstigung der Kirche, sondern auf dem Bedürfniß der Staaten,

Digitized by Google

eine unfreundliche Person von einer Stellung fern zu halten, welche den Frieden und die Interessen des Staates vielfältig berührt. Da die Staaten nur nach den Einbildungen der Jesuiten dem päpstlichen Stuhle unterthänig, in Wahrheit aber vollkommen souverän sind, so kann der Papst ihnen ein Recht, welches sie behaupten wollen, nicht wegnehmen.

Dies Recht hat eine ganz ähnliche innere Begründung wie das Recht vieler Staatsregierungen, aus der Liste der zu einem Bischofsstuhle wählbaren Personen die zu streichen, gegen welche als sogenannte personae minus gratae politische Bedenken sprechen. Es hat sogar eine bessere Begründung, denn es ist für den Staat doch sehr viel leichter, den inländischen und nationalen Bischof zum Gehorsam gegen die Staatsordnung zu zwingen, als den fernen, fremden, zu einer persönlich souveränen Stellung erhobenen römischen Papst zu versöhnen, daß er nicht die bürgerliche und Staatsordnung störe.

Aber trotz alledem haben wir auch zu diesem Mittel, der Gefahr zu begegnen, kein rechtes Vertrauen. Der nächstbetheiligte Staat Italien wird davon, wie es den Anschein hat, keinen Gebrauch machen. Vermuthlich wird auch das deutsche Reich einen solchen Anspruch nicht erheben. Ueberdem bietet das Mittel nur eine geringe Garantie der Wirksamkeit. Wie oft hat man es erlebt, daß Bischöfe und Päpste vor ihrer Wahl eine ganz andere Haltung und Richtung zeigten als nach der Wahl. Es kann leicht einer vorher staatsfreundlich nicht blos scheinen, sondern sein und später von dem stolzen Geist der römischen Priesterherrschaft ergriffen werden und dem Staate feindlich entgegentreten. Pius IX. selber war zwar in kirchlichen Dingen schon vor dem Conclave von 1846, das ihn auf den päpstlichen Stuhl erhob, ein mittelalterlich gesinnter Verehrer der Himmelskönigin und ein begeisterter Vertreter der päpstlichen Allgewalt*), aber in politischen Dingen war er damals ein warmer Freund der nationalen Erhebung Italiens wider die Fremdherrschaft und hat erst später dem Haß gegen den modernen Liberalismus und der Feindschaft gegen das neue Königreich seine feurige Seele zugewendet.

Es läßt sich auch nicht leugnen. Eine solche Ausschließung einzelner Personen, zumal solcher, auf welche sich bereits eine große Zahl von Stimmen vereinigt hat, hat etwas Gehässiges und für die betheiligten Kirchensürsten Kränkendes.

Endlich wer sichert uns, daß nicht die nächste Papstwahl so gut vorbereitet wird, daß sie sofort ohne Schwankungen zu Stande kommt und dann hätten die Regierungen die Zeit und Gelegenheit nicht, von ihrer Exclusive Gebrauch zu machen.

Mir scheint es des modernen Staates würdiger, sein Recht in anderer, unansechtbarer und wirksamerer Form zu wahren. Das kann, wie mir scheint, ohne jede Einmischung der Staaten in die kirchliche Wahl auf ganz correcte Weise dadurch geschehen, daß die Staaten, sei es insgesammt sei es einzeln, dem Conclave anzeigen, sie werden je innerhalb ihrer Reiche und Länder keinen römischen Papst eine öffentliche (wenn auch kirchliche) Autorität ausüben lassen, wenn er nicht verspreche, die verfassungsmäßige Rechtsordnung und die politische Souveränetät der Staaten seinerseits zu respectiren und sich jeder Einmischung in die staatlichen Angelegenheiten zu enthalten.

Wenn der Staat diese Forderung stellt, so greift er nicht in das ihm fremde Gebiet der Religion über, er vertheidigt nur seine Existenz und sein Leben wider priesterliche Anmaßung. Er wahrt nur seinen Frieden und sein gutes Recht, das nicht von einer fremden Autorität und nicht von kirchlichen Meinungen und Dogmen abhängig ist.

Der Staat hat dazu seit dem vaticanischen Concil und der dadurch eingetretenen Aenderung der römisch-katholischen Verfassung die dringendste Veranlassung. Seitdem sind die Landesbischöfe zu Hörigen der römischen Curie geworden und müssen unweigerlich den Befehlen gehorchen, die von Rom aus an sie ergehen. Den Bischöfen aber müssen hinwieder die Pfarrer in derselben jesuitisch-militärischen Weise gehorchen. Bischöfe und Pfarrer üben aber noch immer auf einen großen Theil des Volkes eine gewaltige Autorität aus. Ein römischer Papst, der als solcher im Lande und vom Staate anerkannt ist, kann daher dem Staat schwere Verlegenheiten bereiten, seinen Frieden untergraben und stören, die Autorität des Gesetzes schwächen und in Frage stellen. Gegenüber so großen Gefahren muß der Staat sich sicher stellen und jedenfalls ist es ein gerechtes Mittel für diesen Zweck, wenn der Staat nur einen solchen Papst anerkennt und nur einem solchen Papste verstattet, in seinem Lande priesterliche Autorität zu üben, der die Autorität des Staatsgesetzes ebenfalls anerkennt, nicht aber einen solchen duldet, der die Staatsordnung bestreitet und sich gar eine Oberhoheit über die Staaten anmaßt.

Würden die Cardinäle sehen, daß die Staaten auf alle Gefahr hin fest entschlossen sind, ihr Recht zu wahren, so würden sie ihrerseits bei der Wahl wohl Rücksicht darauf nehmen, und nur einen Mann wählen, der Frieden macht mit den Staaten. Trotz aller pomphaften Redensarten weiß man doch auch in Rom, daß die Macht des Staates heute größer ist als die Macht der Kirche und daß ein Krieg der Kirche mit dem Staate für jene noch viel gefährlicher ist als für diesen.

Die Lösung des Conflictes erfordert einen neuen Papst, der wieder in die Fußstapfen Clemens XIV. tritt und neuerdings den Jesuitenorden, und dann wahrhaft für immer, als den bösen Störenfried der Welt aufhebt und den mittelalterlichen Spuk verschwindet macht. Darin läge die beste Garantie für den Frieden zwischen Staat und Kirche.

Flugschrift.

---

*) In der Beurtheilung Pius IX. wird der Unterschied der kirchlichen und der politischen Haltung meistens zu wenig beachtet. Nur in dieser, nicht in jener Beziehung hat ein Wechsel stattgefunden. Seine erste Encyclica vom 9. Nov. 1846 verkündet, wie die Ouverture zu einer Oper deren Entwicklung andeutet, die ganze Reihe päpstlicher Acte, welche er in einer langen Regierung vollzog, insbesondere den Entschluß die abscheulichen Irrthümer der Neuzeit im Namen der wahren Religion zu bekämpfen (Syllabus errorum), der Gleichgültigkeit in religiösen Dingen ein Ende zu machen und den alten katholischen Glauben wieder zu beleben, eine sorgfältigere Erziehung des Clerus und eine strengere Kirchenzucht auch gegen die Priester einzuführen, den Marienculus eifrig zu pflegen (Neue Dogmen) und die Unfehlbarkeit des päpstlichen Urtheils im Glauben und in den Sitten zu behaupten (Concil von 1870). Wenigstens Eine Stelle aus jener Encyclica von 1846 mag für den Geist derselben Zeugniß ablegen. Nachdem der Papst erklärt hatte, es sei sein Beruf, nicht allein die Lämmer (agnos) d. h. das gesammte christliche Volk (universum scilicet Christianum populum), sondern auch die Schafe (oves) d. h. die Vorsteher (Antistites) derselben zu weiden und zu regieren (pascendi ac regendi), bespricht er auch die Unfehlbarkeit in folgenden Worten: „Atque hinc plane apparet in quanto errore illi etiam versentur, qui ratione abutentes, ac Dei eloquia tamquam humanum opus existimantes, proprio arbitrio illa explicare, interpretari temere audent, cum Deus ipse vivam constituerit auctoritatem, quae verum legitimumque coelestis suae revelationis sensum doceret, constabiliret, omnesque controversias in rebus fidei et morum infallibili judicio dirimeret, ne fideles circumferantur omni vento doctrinae in nequitia hominum ad circumventionem erroris. Quae quidem viva et infallibilis auctoritas in ea tantum viget Ecclesia, quae a Christo Domino supra Petrum, totius Ecclesiae Caput, Principem et Pastorem, cujus fidem numquam defecturam promisit, aedificata, suos legitimos semper habet Pontifices sine intermissione ab ipso Petro ducentes originem, in ejus Cathedra collocatos (?) et ejusdem doctrinae, dignitatis, honoris ac potestatis haeredes et vindices.“ Man sieht, die Unfehlbarkeit des Papstes wurde damals schon von Pius IX ex cathedra proclamirt und das Concil von 1870 war nur bestimmt, das neue Dogma durch die Abdankung der Bischöfe zu bekräftigen.

Digitized by Google

Sauerampferiana.

Wenn ich unsere Römlinge von Freiheit deelamiren höre, ist mir immer, als hört' ich Wölfe heulen, sie sängen das Halleluja von Händel.

Erinnere mich, bei einem Spanier — wenn mir recht ist, beim Quevedo — gelesen zu haben: „Hinter dem Kreuze steht der Teufel, vor dem Altar der Pfaff und neben dem Throne der Henker." Die Weltgeschichte in nuce! Wie die kürzeste, so auch die beste Philosophie der Geschichte, welche jemals geschrieben worden.

Der Mensch vermag in der dünnen Luft der reinen Idee nicht lange zu athmen. Daher die Entartung aller Religionen. Der Ormuzdglaube wurde zum mechanischen Feuercult, der Buddhismus zum stinkfaulen Lamaismus, der Jesuismus zum herrschsüchtigen Jesuitismus.

Wenn man die bunte Ueberstreichung des Christenthums durch die theologische Flachmalerei beseitigt, wenn man alle die mythologischen Fratzen, mystischen Kleckse, dogmatischen Schnörkel und moralischen Arabesken wegägt, kommt der reine Pessimismus zum Vorschein. Das wahre Christenthum ist vollendeter Weltekel. Diesen hat darum auch ein christlicher Heiliger in die bündigste Formel gebracht: „Spernere mundum, spernere se ipsum, spernere sperni."

Lord Bolingbroke verglich zu seiner Zeit die Priester witzig mit den Ammen Jupiters, welche ein groß Geschrei machten, um die Stimme des Gottes nicht hörbar werden zu lassen. Gerade so schreien unsere „Volksmänner" von Profession aus Leibeskräften, damit man die Stimme des Volkes nicht höre.

Der Grundmangel der Schopenhauer'schen Philosophie ist, daß sie von einem hageltolzen Couponsschneider hageltolzen Couponsschneidern auf den Geist geschnitten wurde.

Wollt ihr erfahren, wie unter den reinen Händen eines echten Dichters eine verfänglichste Situation zur keuschesten wird, so les't im Firdusi, welchen der treffliche Sprachmeister und liebe Poet Schack uns Deutschen so schön angeeignet hat, die Schilderung vom Nachtbesuche der „perigleichen" Tehmime beim „elephantenleibgestaltigen" Pehlewan von Iran: —

„Nachdem ein Theil der Nacht vergangen war
Und als der Morgenstern im Prangen war,
Da ward bei leiser Worte Flüstern sacht
Die Thür an Rustems Lager aufgemacht' . . . .

und wollt ihr sehen, wie ein großer Künstler das Nackte mit antik-unbefangenem Sinne darzustellen weiß, so betrachtet Thorwaldsens Grazien. Diese verhalten sich zu den Grazien Canovas wie Miltons Eva sich zu einer abgeliebten Komödiantin verhält, welche „die Unschuld vom Lande" spielt.

Dem Goethe und dem Beethoven ist in gleichem Maße das Hauptmerkmal der Geister höchsten Ranges eigen: die souveräne Kraft. Ihre Stimmungen sind zugleich Offenbarungen, ihr Wollen ist Schaffen. In ihres Busens Stille bergen sie, was ihnen die Sterne vertrauten; aber sie brauchen blos aufzuathmen, und hervorspringt ein ewiges Wort- oder Tongebicht, fertig, reif, vollendet, funkelnd von Schönheit, in Wehr und Waffen strahlend, wie die Pallas aus dem Haupte des Zeus.

Bist du ein Menschenverächter, so freue dich, wenn dir anonyme Briefe zugehen. Jeder derselben rechtfertigt ja deine Menschenverachtung, indem er dir den Beweis liefert, daß wieder ein Schuft oder eine Schuftin mehr auf Erden.

In dem Gedicht des Franzosen Laprade „Pro aris et focis" frappirten mich die Verse:

„Dieu s'est fait multitude et n'est plus dans le ciel,
Il se nomme aujourd'hui suffrage universel —"

obwar dieselben nur eine Paraphrase des alten „Volksstimme Gottesstimme" sind. Dabei drang sich mir die unliebsame Bemerkung auf, daß die „vox dei" in Gestalt der „vox populi" gar viel von ihrem Metall, ihrer Ursprünglichkeit und Schöpfungsmächtigkeit verloren haben müßte. Sonst wäre es ja kaum zu erklären, daß der demokratische Musterstaat, die Union, nach hundertjährigem Bestehen in den höchsten Regionen menschlicher Geistesthätigkeit soviel wie nichts geleistet hat. Nicht ein einziger Denker, Dichter, Künstler erster Größe ist unter den Yankees aufgestanden. Ja, die liebe Menge bringt es eben nicht immer! Es dürfte auch kaum gewagt sein zu sagen, daß der consequent fortgesetzte Druck der Gleichheitplattdruckmaschine nothwendig einen moralischen Zustand herbeiführen muß, wo es eine bare Unmöglichkeit, über das Niveau der allgemeinen, sozusagen verfassungs- und commentmäßigen Mittelmäßigkeit sich zu erheben. Am Ende aller Enden werden wir Alle in Allem gleich sein, lauter Schöpfe. Schauderhafte Aussicht! Ich höre schon die Gleichheitsflegel auf der Tenne des gesetzlichen Zukunftsmittelmaßes das leere Phrasenstroh des „Contract social" langweilig aber- und abermals durchdreschen.

Das heftige Für und Wider die Darwin'sche Hypothese ist doch auch nur eine Erhitzung „um Hekuba". Was sollte denn eigentlich für die Menschheit gewonnen sein, wenn sie sich für die hundertste oder tausendste oder millionste Potenz der Quallenheit ansehen lernte? Das Warum des Warum wird dadurch keineswegs beantwortet, keine einzige der fragwürdigsten Fragen. Aesthetisch angesehen, ist es doch wohl reinlicher und hübscher, anzunehmen, man stamme von einem Gotte her als von einem beliebigen Vieh. Und wo liegt denn der praktische Vortheil des „wissenschaftlichen" Bewußtseins, eine unendliche Stufenreihe von Entwicklungen durchgelitten zu haben, um schließlich ein armer Teufel von Mensch geworden zu sein? Dadurch wird nicht eine einzige Thräne getrocknet, nicht eine einzige Thorheit verhütet, nicht eine einzige Schenslästigkeit verhindert. Uebrigens ist das Ganze mit soviel Geschrei und Reclamegepauke verkündigte affologische Evangelium eine Art von Wiederkäuung der altägyptischen Seelenwanderungslehre. Nur war diese sittlicher und gerechter als die jetzige Affologie, indem sie statuirte, daß aus schlechten Kerlen von Menschen zufolge des Gesetzes der Rückwärtsentwickelung wieder Affen, Hunde, Schweine u. s. w. bis zu Läusen und Wanzen hinunter würden. Darin lag offenbar viel Tröstliches. So ein alter Aegypter, welcher von seinem angestammten Pharao beim Pyramidenbau geschurigelt wurde, konnte sich an der Vorstellung erlaben, Se. pharaonische Majestät werde künftig mal als Kameel Lasten schleppen müssen oder als Tiger gejagt oder gar als Laus gefnickt werden. Vielleicht von ihm, dem Geschurigelten, selber.

„Wir werden nicht nach Canossa gehen!" Ein Wort wie ein Schwert. Aber wird es wirklich gezückt werden und zuschlagen? Wenn Deutschland den angekündigten Kampf gegen die Jesuiterei — nb. die lutherische und calvinische inbegriffen — durchführte, würde es sich damit um die Menschheit ein unendlich größeres Verdienst erwerben, als Frankreich mittels seiner großen und seiner verschiedenen kleinen Revolutionen sich erworben hat. Ach ja, wenn, wenn, wenn —

Es ist ein halb grausiger, halb lächerlicher Anblick, wenn Mumien, vom Ehrgeiz galvanisirt, noch mitspielen wollen in der tragicomoedia humana. Da ist z. B. die Mumie Guizot, die schlechterdings nicht stilliegen will in der Gruft ihrer Verschollenheit. Kein Mensch will mehr etwas wissen von der alten Unheilselster; aber sie kann den Schnabel nicht halten.

Digitized by Google

In der Politik mitzumanschen, das geht absolut nicht mehr; was thut also der alte Mensch? Er macht und muckert in kirchlicher Orthodoxie. Ihr sagt mir: „Respectiren Sie doch das Alter!“ Das thu' ich, aber unter der Bedingung, daß vorher das Alter sich selber respectire, nämlich mittels Beherzigung der großen Wahrheit: Das Reden der Jungen ist zwar häufig Blech, das Schweigen der Alten aber ist immer Gold. Im Uebrigen hat Sallet mal grobianisch-treffend bemerkt:

„Ihr sagt, man soll das Alter ehren;
Doch werden ihr nimmer mich belehren,
Daß eines alten Esels Geschrei
Schöner als das eines jungen sei.“

Was man auch gegen die Polen haben mag und wie antipathisch sie durch ihr Gebaren in den Jahren 1870—71 uns Deutschen geworden sein mögen, das muß man ihnen doch lassen: ihre Vaterlandsliebe und ihr Nationaleifer haben jede Probe bestanden. Wie viel Elend und Jammer wären Deutschland erspart worden, wenn in den Seelen der Deutschen und Deutschinnen das „Vaterland!“ allzeit so gelebt, geleuchtet und gelodert hätte, wie in den Seelen der Polen und mehr noch der Polinnen ihr „Ojczyzna“ lebt, leuchtet, lodert. Wahrhaft achtungswerth werden die Polen, so man ihr Verhalten unter der und gegen die Fremdherrschaft mit dem der Elsässer vergleicht. Nie und nimmer wären die Polen eines solchen Verraths an ihrer Nationalität fähig gewesen, wie ihn die Elsässer begangen haben. Und man spreche doch nicht davon, daß eben Elsaß unter Frankreich besser regiert worden sei und materiell sich besser befunden habe als früher unter dem weiland deutschen Reich. Auch die Polen wurden und werden von Preußen, von Oesterreich und sogar von Rußland viel besser regiert, als sie selbst sich zu regieren vermocht hatten, und sie sind auch materiell weit besser daran, als sie zur Zeit der polnischen Republik es waren. Aber darum haben sich die Polen doch nicht verpreußt, verösterreichert oder verrußt, wie die Elsässer sich vertranzosten, sondern sie sind Polen geblieben, Polen in jeder Faser. Die annehmbarsten Entschuldigungsgründe, welche die Elsässer vorbringen können, sind der leidige den Deutschen von altersher anerzogene kosmopolitische Nachäffungsschwindel, die warmbrüderlich-huldsame Effekei, sich zuvorkommend in Fremdes, selbst in Feindseligst-Fremdes zu finden und zu schicken; sowie das schlechte Beispiel der sogenannten vornehmen Welt in Deutschland, welche aus allen Kräften sich bemühte, sich selbst und andere glauben zu machen, vornehm und französisch sei ein- und dasselbe. Bekanntlich herrscht noch zur Stunde dieser blödsinnige Köhlerglaube an manchen deutschen Höfen, gerade wie er in den Bürgerhäusern der deutschen Schweiz herrscht, aus welchen man die lieben Gänschen schlechterdings in's „Welschland“ schicken muß, damit sie als französisch schnatternde Gänse heimkehren... Zum Lachen ist es, wenn die Elsässer als Hauptbeschönigung ihrer Apostasie von der deutschen Nationalität und der Abneigung gegen die neue Reichsherrschaft ihren Republicanismus vorbringen. Den kennt man. Es wird damit, wie man mir schreibt, besonders in Mülhausen Parade gemacht. Ich erinnere mich aber sehr deutlich, daß ich zur Zeit der Herrlichkeit des verstossenen Verhuellins Naso mit seinem bei Sedan „gebrochenen Herzen und ruhig gebliebenen Gewissen“ eine ganze Reihe von Jahren hindurch allsommerlich mit eigenen Ohren hören mußte, wie die Herren Mülhauser und die Damen Mülhauserinnen besagten Verhuellium Nasonem im Andachtschwunge lobpriesen, soweit die „mülhüser langue“ reichte.

Zu den widerlichsten Schwindelschwatzschwänzen, welche die Gegenwart unsicher machen, gehören entschieden jene „jungrussischen“ Nihilisten, zu deutsch Nichtler, welche, statt zu Hause etwas zu lernen und irgendwie sich nützlich zu machen, jahraus jahrein in Europa herumbummeln und alle Salbadercongresse, wo Narr Phantasius mit Gaunerin Tagdieberei cancanirt, mittanzen. Die gesammte geistige Wegzehrung dieser zu Ausdränglinge besteht in etlichen gelegentlich aus Feuerbach Schopenhauer, Comte und Mill aufgeschnappten Brocken. Zu aller Arbeit verhalten sie sich idiosynkratisch, was sie jedoch nicht abhält, vom „Recht der Arbeit“ zu declamiren. Ueberfiel mich in diesen Tagen so ein Stück Jung-Rußland und schwatzte mich halbtodt. Die erwähnten Brocken slogen um mich herum wie Knallerbsen. Mein fürchterlicher Schwärmer für alle möglichen und unmöglichen Rechte — von Pflichten zu wissen war natürlich unter seiner Würde — gab endlich als Generalsalve seiner „durchaus voraussetzungslosen“ Weltanschauung einen confusionärrischen Tractat über einen Lieblingstext derartiger Bummelprediger zum Besten, über „Fraunemancipation“ und was drum- und dranhängt. Bitte, sagt' ich, mit meiner Geduld zu Rande und merkend, daß ich mit meinem Beheller Fractur sprechen müßte — bitte, da lassen Sie mich aus, wie die Oesterreicher sagen. Verstehe nichts von diesem Ding. Weiß nur, daß ich, so oft ich noch nothgedrungen den Haushalt einer „Emancipirten“ betreten mußte, stark versucht war, die Augen zu schließen, die Ohren zu verstopfen und die Nase zuzuhalten. So sehr war da die Unordnung emancipirt und der Schmutz gleichberechtigt. Schmierfinken von Kindern manifestirten durch ihre Lümmelei und ihr Geschrei, daß sie sich über ihre emancipirte Mama bereits hinwegemancipirt hatten, und auf Schritt und Tritt mußt' ich mich in Acht nehmen, um nicht über unnennbare Dinge zu stolpern. „Nebensächliches, nur Nebensächliches“, meinte Herr Asinowitsch Schwarbelowsky und setzte großartig hinzu: „Mein Ideal vom Mensch“ — (vom Menschen wollt' er wohl sagen) — „ist nun einmal das emancipirte Weib.“ Mein Ideal, verjetzt' ich, keilschriftlich das Gespräch abbrechend, mein Ideal ist dermalen jener zweite Preußenkönig mit dem Zopf und Stock, der jeden Tagdieb, welchen er in den Gassen von Berlin herumtungern sah, anraffelte mit dem Urworte: „Geh' heim, Kerl, und thu' was!“

Johannes Scherr.

Literatur und Kunst.

Beaumarchais und Julian Schmidt.

Viele Literarhistoriker besitzen die liebenswürdige und verzeihliche Schwäche, daß sie die bedeutenden Dichter und Denker, mit denen sie sich eingehend beschäftigen, mit der Zeit zu lieb gewinnen. Die genaue Kenntniß der dichterischen Werke, welche sie täglich neue Schönheiten entdecken läßt, stimmt eben zur Nachsicht. Madame de Staël hat das in dem bekannten Worte: „Tout comprendre c'est tout pardonner“ recht hübsch ausgedrückt. Von dieser Schwäche weiß sich der vielgenannte Literarhistoriker Dr. Julian Schmidt völlig frei. Aber auf ihn paßt auch das Wort der Frau de Staël nicht vollkommen: wenn er wenig verzeiht, so mag das daher kommen, daß er nicht immer begreift. Julian Schmidt scheint jeden productiven Geist als seinen persönlichen Widersacher zu betrachten. Die Unehrerbietigkeit, mit welcher unser Literarhistoriker die besten Männer Deutschlands behandelte, hat ihm bekanntlich von Seiten Lassalles eine in der Form vielleicht zu derbe, aber in der Sache durchaus verdiente Abfertigung zugezogen. Die Lection blieb nicht ganz wirkungslos. Unter der niederschmetternden Wirkung der Lassalle'schen Schläge verstummte Schmidt auf längere Zeit und befleißigte sich, als er wieder auftrat, einer größeren Vorsicht und Genauigkeit. Aber diese Zeiten sind dahin; die neuesten Schriften des im Regen fruchtbaren Schriftstellers athmen dieselbe souveräne Geringschätzung alles Bedeutenden, dieselbe dogmatische Unfehlbarkeit des eigenen Urtheils und enthalten dieselben Oberflächlichkeiten und Fehler, welche die Lassalle'sche Controverse hervorgerufen hatten. Deshalb mag es angemessen sein, wieder einmal die Schmidt'sche Schreibweise und Auffassung in der Nähe zu betrachten.

Digitized by Google

Julian Schmidts Urtheile fußen mehr auf Ahnungen und unnachweisbaren Offenbarungen, wie sie nur besonders begnadeten Sterblichen zu Theil werden, als auf positivem Wissen. Leider führen ihn seine Ahnungen bisweilen auf die falsche Fährte. Es macht auf mich immer den Eindruck, als ob Julian Schmidt weniger die Werke der Autoren, die er zerlegt, als das, was über diese Werke geschrieben ist, kenne, als ob er bei seinen Arbeiten weniger den Inhalt als die Einleitungen und Commentare befrage. Nur in dieser Weise kann ich mir die Entstehung seiner Charakteristik Beaumarchais' erklären, welche einen Theil der jetzt von ihm erscheinenden „Literaturbilder aus der Zeit Ludwigs XVI." bildet. Die thatsächlich richtigen Angaben seines Aufsatzes hat Schmidt wahrscheinlich der pedantischen, einseitigen und übelwollenden Notiz Augers entnommen*). Die Uebereinstimmung zwischen Beiden ist in der That frappant. Aber das Entlehnte ist noch weitaus das Beste und seine eigenen Zuthaten sind fast allesammt verwerflich.

Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß das Schmidt'sche „Literaturbild", welches Beaumarchais darstellen soll, eine der betrübendsten und verfehltesten Arbeiten ist, die mir je zu Gesicht gekommen sind. Wer Beaumarchais einigermaßen kennt, staunt, wie ein solcher Aufsatz überhaupt entstehen konnte; man begreift nicht die Nothwendigkeit der unkünstlerischen, geistlosen Caricatur, da doch verständig aufgefaßte, liebevoll ausgeführte und frappant ähnliche Porträts des Dichters schon vorhanden waren. Wenn die ganze Dürftigkeit der Schmidt'schen Charakteristik nachgewiesen werden sollte, so müßte man seinen Aufsatz in extenso abdrucken und bei jedem Satze Halt machen, um die in demselben enthaltenen Mißverständnisse und Irrthümer aufzudecken. Das wäre umständlich und nicht ergötzlich. Die Sache läßt sich aber vereinfachen. Um die Schmidt'sche Arbeit zu veranschaulichen, braucht man nur in derselben Weise, wie er den französischen Dichter charakterisirt, das Leben und die Eigenart eines deutschen Dichters zu schildern.

Was würde man zu dem folgenden „Literaturbilde" Lessings sagen?

„Gotthold Ephraim Lessing wurde am 22. Januar 1729 geboren. Er hatte einen Streit mit einem hamburgischen Pastor, in Folge dessen er ein Buch über „Laokoon" schrieb. Der Titel kennzeichnet hinlänglich die verkehrte Richtung. Einige treffende Gedanken enthält die „Dramaturgie" — ein ästhetisches Kochbuch mit mancherlei brauchbaren Recepten. Leider befolgte Lessing die Regeln, die er darin aufstellte, selbst sehr wenig. Man denke nur an „Samuel Henzi". Die protestantenvereinfreundlichen Toleranzphrasen im „Nathan" muthen uns gar seltsam an. Wie soll man sich für einen Juden interessiren, der die schlechte Gewohnheit hat, immer von Juwelen und Ringen zu sprechen? Der Einfluß Tauenziens ist hier unverkennbar. Sein bedeutendstes Stück „der Misogyn oder Minna von Galotti" hat sich bis heute erhalten. Als Knabe äußerte er, er wolle mit einem großen Haufen Büchern gemalt sein. Später las er Theophrast und starb plötzlich, dreißig Jahre später, am 15. Februar 1781. —"

Gerade so geistreich, logisch und treffend ist die Skizze Beaumarchais' von Julian Schmidt. Das soll hier durch einige Stellen bewiesen werden.

Julian Schmidt erwähnt zunächst die Opern, welche aus den Beaumarchais'schen Lustspielen entstanden sind. Mit Recht bemerkt er, daß Mozarts Composition auf einer Höhe steht, „die weit über die Atmosphäre des Stückes hinausträgt" (hinausragt?). Er fährt fort, Mozart habe den sittlichen Standpunkt völlig verrückt: „im Original wird die Gräfin durch die feurige Liebeserklärung des dreizehnjährigen Burschen innerlich befangen und tief erregt; was in der Oper nur ein harmloser Scherz ist, wird dadurch zu einem leichtsinnigen, gefährlichen und schuldvollen Spiel." Das ist vielleicht nicht ganz logisch ausgedrückt; denn da die Oper aus dem Lustspiel entstanden ist, so müßte es heißen: was in der Beaumarchais'schen Dichtung ein gefährliches und schuldvolles Spiel ist, wird in der Oper ein harmloser Scherz. Auf den Ausdruck kommt indessen bei Schmidt nicht viel an und vollends hier nicht, weil hier auch die Sache falsch ist.

Richtig ist, daß Mozart durch seine himmlische Musik die Dichtung durchgängig idealisirt hat; aber nicht richtig ist, daß Mozarts Rosine mit dem Pagen nur einen „harmlosen Scherz" treibt. Die „feurige Liebeserklärung" Cherubins macht auf die Mozart'sche Rosine „innerlich befangen und tief erregt", und es läßt sich geradezu feststellen, daß Mozart der Gräfin allerdings strafbare Gedanken in Betreff des kleinen Pagen in den Sinn gelegt hat. Ihre Angst um den losen Schelm in dem herrlichen Duett mit dem Grafen ist im musikalischen Ausdruck so hochdramatisch, daß sich derselbe kaum aus einem „harmlosen Scherz" erklären ließe. Aber das wäre eine Sache der Ansicht. Man kann indessen aus der Mozart'schen Oper selbst den thatsächlichen Nachweis erbringen, daß auch diese Rosine in einer sehr verfänglichen Situation unter recht bedenklichen Umständen sich des kleinen Pagen erinnert.

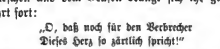
Rosine klagt über die Treulosigkeit des Grafen.

„Hin sind jene Rosenstunden
Treuer Liebe nur geweiht."

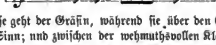
Sie hält in ihren Gedanken inne — und da taucht plötzlich das Bild des kleinen Pagen vor ihr auf! Sie gedenkt der Romanze, die er ihr vorgesungen hat; der unliebsame Vergleich zwischen dem reizenden kleinen Burschen und dem Grafen drängt sich ihr gewaltsam auf und sie fährt fort:

„O, daß noch für den Verbrecher
Dieses Herz so zärtlich spricht!"

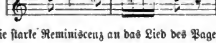
Das hat Mozart musikalisch so scharf ausgedrückt, wie nur irgend möglich. Der kleine Page hatte der Gräfin vorgesungen:



Diese Phrase geht der Gräfin, während sie über den Gatten klagt, durch den Sinn; und zwischen der wehmuthsvollen Klage über die Rosenstunden, die dahin sind, und der Entrüstung über den noch immer geliebten Verbrecher ertönt im Zwischenspiele des Orchesters plötzlich die Melodie:



— zuerst die starke Reminiscenz an das Lied des Pagen, und dann die abgeschwächte:



Trotzdem wird Jedermann Julian Schmidt beipflichten, wenn er schreibt: „Die Rosine des Beaumarchais hätte nie die beiden wundervollen Arien in sich gebären können, die Mozart ihr leiht," sintemalen man sich überhaupt kaum ein menschliches Wesen vorzustellen vermöchte, das in sich gebärt, was ein Anderer ihm leiht.

Vermißt man in diesem Aufsatze den inneren Zusammenhang, so ist ist dies auf Rechnung der Schmidt'schen Arbeit zu setzen, der ich hier folge; es ist beim besten Willen nicht möglich, in die losen Blätter jener Arbeit, die ohne Uebergang an einander gereiht sind und deren Folge der Zufall bestimmt zu haben scheint, einen Zusammenhang hineinzubringen. Nachdem Julian von den Compositionen der Beaumarchais'schen Lustspiele gesprochen hat, erwähnt er, ohne ersichtlichen Grund, daß Marceline in „Figaros Hochzeit" ursprünglich eine „feurige Emancipationsrede gegen die Härte der Männer" gehalten habe, die aber bei der Aufführung gestrichen

**

*) Théâtre de Beaumarchais. Précédé d'une notice sur sa vie et ses ouvrages par Auger. Paris, Didot. 1857.

Digitized by Google

worden sei. So verhält es sich auch, wie schon in der Vorrede des Lustspiels mitgetheilt ist — und die Vorreden kennt Schmidt fast immer genau. Wenn er aber hinzufügt, daß „sämmtliche Personen des Stücks, der Graf und auch die Gräfin u. s. w." der alten Marceline beipflichten, so ist das wieder nicht richtig, und zwar deshalb nicht richtig, weil die Gräfin bei dem betreffenden Auftritt (III. Act. 16. Scene) gar nicht zugegen ist. Um das zu wissen, muß man allerdings mehr als die Vorrede, man muß auch das Stück gelesen haben.

Wenn wir den Aufsatz Schmidts ungefähr bis zur Hälfte überwunden haben, erfahren wir gelegentlich, daß Beaumarchais eigentlich Caron hieß. Das ist nun zwar nicht ganz neu, aber neu ist, daß der „Grund" zur Veränderung des Namens bei der „Mehrzahl" der Autoren und sonstiger Leute, die mit der Oeffentlichkeit zu thun haben, „darin lag, daß sie keinen legitimen Namen hatten; sie waren von der Bank gefallen; aber bei manchen fand dieser Umstand doch nicht statt." Was das wieder für eine Behauptung ist! Als ob die Gründe, welche viele Leute bewegen, ihren Namen beim öffentlichen Auftreten zu ändern, nicht auf der Hand lägen. Und ist denn die Namensveränderung charakteristisch für jene Zeit und jenes Land? Hatte nicht schon vor Beaumarchais, um nur Einen, den Größten, zu nennen, in Frankreich ein gewisser Poquelin den Namen Molière angenommen? haben nicht zu unsern Tagen und in unserm Vaterlande die Anastasius Grün, Mosbach Alexis, Friedrich Halm ꝛc. den Namen ihrer Väter, sobald sie für die Oeffentlichkeit wirkten, abgelegt, obgleich sie nichts weniger als „von der Bank gefallen" waren? Indessen tritt hier, wie uns Julian Schmidt belehrt, ein „eigenthümlicher Umstand" hinzu. „Ein eigenthümlicher Umstand ist nun," fährt er fort, „daß alle diese Leute bei ihrem uneigentlichen Namen das adelige Präfix zusetzen, ohne daß es bei der Gesellschaft oder bei den Behörden Anstoß gab; man ließ sie als Ebelleute ihrer eigenen Mache unangefochten gelten. Es ist einer der seltsamen Widersprüche jener Zeit, da der Adel dem Bürgerstand in anderen Beziehungen viel schroffer gegenübertrat als je." Das ist doch nicht so eigenthümlich, denn das „de" ist in Frankreich durchaus nicht die nothwendige Bezeichnung des Adligen; ebenso wie es uralte adlige Familien in Frankreich gibt, deren Namen das „de" fehlt, ebenso gibt es auch recht bürgerliche Familien mit der Vorsylbe „de". Auch am deutschen Rhein gibt es ja bekanntlich zahlreiche bürgerliche Familiennamen, denen die Wörter „von", „von der", „von den", „zur" u. s. w. vorgesetzt sind und die durch das Präfix keineswegs den Adel erhalten. Die alte bergische Familie von der Heydt hatte schon seit Jahrhunderten den Klang des adligen Namens, bevor sie in Wahrheit in den Adelsstand erhoben wurde. Wenn die französischen Autoren des vorigen Jahrhunderts ihren Pseudonymen häufig das „de" vorstellten, so geschah dies meistens, weil sie den angenommenen Namen von ihrem Geburtsort oder der Besitzung eines Anverwandten herleiteten. Das geschah und geschieht noch, in Frankreich und anderwärts; es fällt keinem Menschen ein, darin einen „eigenthümlichen Umstand" zu erblicken und diese einfache Thatsache zu einer seinen, wenn auch nicht richtigen culturgeschichtlichen Bemerkung zu verwerthen. Herr Gramer jun. nennt sich beständig Paul de Cassagnac, Herr Jacquot Eugen de Mirecourt; in Deutschland haben wir Hoffmann von Fallersleben, Wolfgang Müller von Königswinter und sogar — Müller von der Werra.

In dem Aufsatz Julian Schmidts heißt es wörtlich weiter: „Beaumarchais hatte, als er noch Uhrmacher war, in seinem Handwerk eine Erfindung gemacht, deren Priorität man ihm abstreiten wollte: er wußte sie durch einen Proceß durchzusetzen. Uebrigens übte er damals einen großen Zauber auf das schöne Geschlecht." Diese Sätze sind charakteristisch für die ganze Arbeit. Da werden die zusammenhanglosesten Dinge neben einander gestellt und durch ein bequemes Flickwort zu einem Ganzen zusammengeheftet. Beaumarchais ist Uhrmacher, er muß einen Proceß führen, übrigens ist er ein Don Juan. So schreibt man Biographien.

Im weiteren Verlaufe seines Aufsatzes theilt Schmidt Auszüge aus dem „Barbier" und „Figaros Hochzeit" mit. Er citirt das Wort Napoleons, in der „Hochzeit des Figaro" sei die Revolution bereits in voller Thätigkeit gewesen, bespricht einige Einzelheiten dieses Lustspieles, behauptet, daß man bei der ersten Aufführung an dem Stücke nicht einen politischen sondern einen moralischen Anstoß genommen habe, führt aus einer Kritik des Stückes einige Sätze an, deren erster lautet: „Der Ruf des Herrn von Beaumarchais ist sehr gesunken" und entnimmt endlich einige Sätze aus Beaumarchais' Entgegnung auf diesen Angriff.

Alles das ist grundverkehrt.] Hier hat sich Julian Schmidt wieder einmal selbst übertroffen; er wirft die beiden Lustspiele Beaumarchais', zwischen deren Entstehungszeit lange Jahre liegen, durcheinander, verwechselt die „Hochzeit" mit dem „Barbier" und ruft dadurch eine Confusion hervor, die kaum zu entwirren ist. Das Wort Napoleons bezieht sich auf „Figaros Hochzeit". Die erste Aufführung dieses Lustspiels war einer der größten Triumphe, welche ein dramatischer Dichter je gefeiert hat. „Drei Personen wurden erstickt", sagt La Harpe und Beaumarchais rief nach der ersten Aufführung aus: „Etwas ist noch toller als mein Stück — der Erfolg!" Dagegen ist es richtig, daß der „Barbier von Sevilla" am ersten Abend durchfiel. Die Kritik, welche Schmidt anführt, sowie die Entgegnung Beaumarchais' haben mit „Figaros Hochzeit" gar nichts zu schaffen. Sie beziehen sich auf den „Barbier" und sind in der Vorrede zum „Barbier von Sevilla" abgedruckt. Im Zusammenhang mit „Figaros Hochzeit", in welchen sie Julian Schmidt unbegreiflicherweise bringt, sind sie geradezu sinnlos.

Bei der Charakteristik Figaros sagt Julian Schmidt wörtlich, Figaro habe „die unangenehme Gewohnheit, jede Ohrfeige einzustecken". Ich kann mir keinen Satz denken, welcher den Charakter des lustigen und verwegenen Barbiers mehr entstellt als diese unüberlegt hingeworfene Bemerkung. Im übermüthigen Liebesgeplänkel versetzt ihm seine kleine Braut Susanne wohl einmal einen Schlag, den er sogar mit Complimenten hinnimmt, aber ist das der Beweis dafür, daß er „Ohrfeigen einsteckt"? Darunter versteht man im gewöhnlichen Leben doch etwas ganz Anderes. Und die Ohrfeige, die er vom Grafen erhält? Man kennt die Situation. Es ist finstre Nacht. Die Gräfin hat Susannens Kleider angelegt. Cherubin, der Susanne vor sich zu haben glaubt, will ihr einen Kuß geben; der Graf drängt sich dazwischen und bekommt den Kuß; Cherubin bemerkt das Versehen und flüchtet; Figaro, den die Eifersucht treibt, tritt nun zwischen die Gräfin, in der er seine Frau vermuthet, und den Grafen; der Graf, der den Pagen strafen will, schlägt zu und trifft Figaro. Das ist die Situation. Sie ist derbkomisch und nichts Anderes. Wenn dieselbe zu der Bemerkung berechtigt, daß Figaro „die unangenehme Gewohnheit hat, jede Ohrfeige einzustecken", so berechtigt sie auch dazu, zu sagen, daß der Graf sich mit Vorliebe von seinem Pagen küssen läßt. Dann darf man auch von „Nathan dem Weisen" sagen, daß er die unangenehme Gewohnheit hat, beständig von Geschmeiden und Ringen zu sprechen.

Damit ist die Charakteristik Beaumarchais' von Julian Schmidt erschöpft. Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß dieselbe, was die Ungenauigkeit der vorgebrachten Thatsachen und das Schiefe des Urtheils anbetrifft, als ein Musterstück angesehen werden kann; ich würde diesem Schmidt'schen Aufsatze den dürftigsten Artikel aus jedem beliebigen Nachschlagebuch vorziehen. Man fragt sich unwillkürlich: was Julian Schmidt dazu veranlaßt haben kann, diese Arbeit abzufassen? Darüber gibt er uns in der Einleitung seiner „Literaturbilder" ungefähr Auskunft. Seine Betrachtungen sollen wenigstens den Nebenzweck haben, die Frage zu beantworten: „ging die Revolution von 1789 aus der Philosophie des 18. Jahrhunderts hervor?" Die Antwort auf diese Frage ist schon längst und, wie ich

Digitized by Google

glaube, sehr treffend gegeben. Börne sagt: „Man hat den Philosophen des 18. Jahrhunderts den Ruhm angedichtet, die französische Revolution herbeigeführt zu haben. Es ist, als sagte man: der Sonntag sei die Ursache des Montags. Doch nichts mehr hierüber. Die Narrheit in der Welt reicht weiter, als die Geduld sich mit ihr zu verständigen."

Gleich in dem ersten Capitel dieser „Literaturbilder" verräth uns Julian das Geheimniß seiner Arbeit. Wir sehen da an einem Beispiel, wie gewissenhaft und verständnißvoll er zu Werke geht. Und dies eine drastische Beispiel soll hier zum Schluß meines Aufsatzes angeführt werden.

Schmidt bespricht in ähnlicher Weise, wie er Beaumarchais kritisirt hat, den didaktischen Dichter Delille. Da heißt es wörtlich:

„Delille galt als der poetische Erbe Voltaires, sein Publicum war sehr groß. Für einen deutschen Leser ist, was er gibt, die reine Prosa. Man lese sich nur den Anfang des Lehrgedichts über die Gärten an. „Der süße Frühling kommt mit den Zephyrn, Blumen und Vögeln. Zu welchem neuen Gegenstand soll ich meine Leier spannen? Ein Anderer möge die Victoria auf donnerndem Wagen besingen, in Atreus' Blut seine Hände tauchen: Flora hat geläutet, meine Stimme wird die Gärten besingen."

„Je dirai comment l'art embellit les ombrages,
L'eau, les fleurs, les gazons et les rochers sauvages;
Des sites, des aspects sait choisir la beauté,
Donne aux scènes la vie et la variété;
Enfin l'adroit ciseau, la noble architecture,
Des chefs-d'oeuvre de l'art vont parer la nature."

„Die Scheere als Hauptwerkzeug der Kunst versetzt uns sehr lebhaft in jene geschnittene Taxushecken, gegen welche sich närrische Amoretten in Marmor abheben."

„Le ciseau" heißt also bei Julian Schmidt **„die Scheere"!!**

Bis jetzt haben die Franzosen unter „le ciseau" immer nur den „Meißel" verstanden; besonders wird „le ciseau" von dem Bildhauermeißel und figürlich von der Bildhauerei selbst gesagt. Julian! — Die Verse Delilles, über die sich unser Kritiker lustig macht, und die er als charakteristisch für die prosaische Naturauffassung des Dichters anführt, sind also ganz verständig: der Gedanke, daß Bildhauerei und Architektur mit den Meisterwerken der Kunst die Natur verschönen, ist zwar nicht originell aber doch auch nicht albern; lustig ist nur die Sprachkenntniß des Kritikers und charakteristisch nur seine aus dem Mißverständniß hergeleitete Verurtheilung eines unschuldigen Dichters.

Die „Scheere" ist im Französischen ein plurale tantum und heißt „les ciseaux"; „le ciseau" heißt immer „der Meißel". Daß man das dem Verfasser französischer Literaturbilder sagen muß, ist bitter.

Paul Lindau.

Hermann Lingg.

I.

Ueber keinen der lebenden Dichter von Bedeutung laufen die Urtheile der Zeitgenossen so weit und schreiend auseinander, wie über Hermann Lingg. Während die Einen, kaum daß die erste, nicht eben umfangreiche Ausgabe seiner Gedichte erschienen war, ihn sofort auf die höchste Höhe des deutschen Parnasses stellten, ihn als einen lyrischen Pfadfinder und Bahnbrecher, ja als „den Riesen" ausposaunten, „der in einziger Größe über das Pygmäengeschlecht moderner Leierer hinausragte," während zu den Füßen des bislang Vereinsamten und Gemiedenen sich zählings eine Schaar von Schülern, Anbetern und Lobhudlern sammelte, wandten sich die Andern kühl und unberührt von der plötzlichen Erscheinung ab, welcher sie keinen besonderen Geschmack abgewinnen, geschweige gar eine außerordentliche Bedeutung beilegen mochten. Wie so oft erzeugte auch hier die Ueberschätzung auf der einen Seite auf der andern eine über's Ziel hinausschießende Reaction. Der leidige kleine Localpatriotismus, welcher in Beurtheilung moderner Lyriker gar zu gern vorlaut wird, verstummte nicht sich eifrig in die Sache zu mischen. Man schalt Lingg „einen tätowirten Platen", dessen ganze Originalität mit einem raschen Striche leicht wie Schminke wegzuwischen wäre, und schob ihn unter die Dutzendreimer, deren wir ach schon allzuviele hatten.

In der Mitte zwischen beiden Parteien lag auch hier die Wahrheit.

Es war unbillig gewesen, wenn die Kritik ein Wunderkind begrüßt hatte, das nie vernommene Töne anzuschlagen gewußt, wenn sie ein Originalgenie allerersten Ranges entdecken zu müssen gemeint. Jene Lyrik der prangenden Farbe war freilich schon lange da. Jenseits der Vogesen hatte sie bereits in üppiger Blüthe gestanden und in Victor Hugo einen schwer erreichbaren Meister gefunden. Nur wer der modernen Lyrik der Franzosen gänzlich fremd geblieben, konnte Lingg für einen Bahnbrecher halten.

Aber Lingg hat es verstanden, die Pracht der Farbengebung in deutscher Weise zu verwerthen. Nur selten und nur in späteren Gedichten hat er, was Victor Hugo so oft gethan, eitel um der Farbe willen Farben aufgetragen. War er kein Bahnbrecher, so war er doch auch kein Nachahmer. Seine kühnsten, seine fremdartigsten Schilderungen sein fein kleinstes Lied, den bescheidensten, doch so melodischen Seufzer einer sehnenden Seele durchpulst und adelt der Zauber einer ureigenthümlichen Persönlichkeit, das Herzblut des Mannes, der nur sich selbst gehört.

Lingg ist ein echter Lyriker, wie es nicht viele gegeben; ein Hörer des innersten Gefühlslebens, ein Zauberer wunderbarer Vorstellungen, ein Meister des Strophenbaus. Wer dies Alles überstehen wollte, weil Freiligrath schon vor ihm aus ähnlichen Quellen getrunken, der thäte Unrecht an Lingg, ja Unrecht an der Literatur.

Freilich kommt selten ein Unrecht ganz ohne Verschulden des Betroffenen. Wenn die Zahl der heutigen Verehrer seiner Muse nicht im Verhältniß befunden wird zu dem Aufsehen, welches die erste Sammlung Lingg'scher Gedichte gemacht, wenn sich von den Spröden und Feinden, die jedwedem großen Talente mur allzubald erstehen, noch immer viele nicht bekehrt haben, so ist davon die Art und Zusammenstellung der späteren Veröffentlichungen unseres Poeten die leicht zu bezeichnende Ursache.

Lingg ist auch darin eine einzige Erscheinung, daß kaum ein Künstler gefunden werden wird, in welchem eine höchst entwickelte Schöpferkraft und ein ziemlich verkümmertes Kunstvertheil, ein rastloses Talent ohne das Correctiv der Selbstkritik arbeiten. Nun ist es nicht Jedermanns, ja ich bin der festen Ueberzeugung, es ist Niemands Sache, ausschließlich Schönes zu erzeugen. Gerade im Bereiche der Lyrik, wo jedes Gedicht, ja jede Strophe schon für sich ein fertiges, berechtigtes Kunstwerk sein soll und das Detail wie kein anderes langsam die Lupe des Betrachters aushalten muß, gerade hier ist die strengste Sichtung des Geschaffenen, die unbarmherzigste Prüfung des Ganzen und aller Einzelheiten unerläßliches Gebot. Wenn irgendwo so gilt hier der Grundsatz, daß das Kunstwerk je kleiner desto gelungener sei und daß jedes unschöne, jedes überflüssige Wort ein Todeskeim für das Ganze. Will man die schwierige Lage des Nachgeborenen vollends ermessen, so verfäume man nicht in Betracht zu ziehen, daß die Deutschen gerade auf lyrischem Gebiete das Schönste geleistet haben, daß die Nation durch eine reiche, durch eine überreiche Blüthe dieses Zweiges verwöhnt, durch ausdringliche Unbersuche, ja selbst durch die geringe Zurückhaltung der Berufenen ziemlich ungeduldig geworden ist. Dem allem zum Trotz hat aber gerade für den Lyriker das Geschaffene, wenn er kein literarischer Orgelmann geworden, nothwendigerweise einen Affectionswerth wie in keiner anderen Kunst. Mehr als jeder Andere wird er das Geschaffene am Urtheil unbestechlicher Freunde prüfen müssen, ehe er es den Weg unter das Volk schickt. Und nun sehe man Lingg, der nicht nur für seine mißlungenen Geschöpfe ein

Digitized by Google

allzunachsichtiges Auge hat, sondern nicht selten wahrhaft Gelungenes mit seiner Feile verdirbt, man sehe um ihn herum eine Schaar sykophantischer Verehrer, die mit dem wilden Gerassel ihres Lobes den ruhigen Kunstverstand übertäuben, man sehe endlich an der Hand der lieben Noth den drängenden Herrn Verleger, der wieder ein Buch und noch ein Buch, ein dickes Buch, ein Buch von mindestens zwanzig Bogen braucht, um den Ruf des Autors und sein Geschäft auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Um wieviel weiser waren doch die Alten! Glaubt Ihr denn, unser Flaccus Horatius hätte nicht auch mindestens zwölf Bände gesammelter Gedichte zu verlegen gehabt? Aber zu des großen Dichters Glück hatte Mäcenas um Vieles mehr Freigebigkeit und Augustus um Vieles mehr künstlerischen Geschmack als ihre heutigen Collegen. Und wäre es dem glücklichen Mann, welchem Damasippus ungeheure Schreibfaulheit vorwarf, eines Abends in den Sinn gekommen, statt mit der dritten Satire des zweiten Buches zu antworten, unseren ohnehin so geplagten Primanern auch noch eine dreibändige Völkerwanderung mit circa dreitausend achtzeiligen Strophen zu hinterlassen, man hätte ihm im Triclinium den Falerner so hoch gehängt, daß ihm die Lust zur Büchermacherei bald vergangen wäre.

Von Augusten und Mäcenen hat unser Lingg nun allerdings verdammt wenig zu spüren gehabt*). Die Genesis seines Ruhmes ist eine furchtbare Leidensgeschichte. Wie kaum einer nach Bürger, ja vielleicht mit noch mehr Berechtigung und jedenfalls mit reinerem Gewissen als jener, durfte Lingg sich einmal sagen:

„Meiner Palmen Keime sterben,
Eines mildern Lenzes werth."

Nur durch eine zufällige Verkettung der Umstände, die nur allzuleicht sich anders hätte fügen können, ward hier ein Dichter, ein fertiger Dichter entdeckt, aus erdrückendem Elend ausgegraben und dem Leben und der Kunst gerettet. Ohne diese Fügung wäre der Name, welcher nun eine Zierde der zeitgenössischen Literatur ist, vielleicht niemals ausgesprochen worden, sein Träger dem Wahnsinn, seine Werke dem Feuer, seine Lieben dem Hunger verfallen. Gottlob, es ist anders gekommen. Der vielgepriste Mann steht aufrecht und ungebrochen in seinem stillen selbstgepflegten Gärtchen, vom milden Licht eines freundlichen Lebensherbstes überglänzt. Er bietet uns ein neues Buch.**) Aber wenn wir ein neues Buch von Hermann Lingg in die Hand bekommen, müssen wir immer daran denken, wie sein erstes Buch entstehen konnte.

Zwei arme Teufel, halbgelehrte Sonderlinge, ein experimentirender Mathematikus und ein subalterner Archivbeamter, sind die Entdecker der Lingg'schen Muse. Ihnen ist es zu danken, daß nicht alle Manuscripte verschleudert oder unbeachtet wurden. Lingg selbst, durch schwere Krankheit und allzuvieles Unglück tief darniedergedrückt, saß damals — es sind nun zwanzig Jahre her — mit dem wilden Gleichmuth der Verzweiflung zwischen den kahlen Wänden eines armen Häuschens, weit draußen vor der als ungemein kunstsinnig verschrieenen Stadt München, auf der Landstraße nach Nymphenburg. Von den bäurischen Nachbarn mißachtet, von den verwandten Patriziern verstoßen, neben sich eine zahme Nachteule, vor sich den unerhörten Versuch, eine Naturgeschichte in Ottave rime zu übertragen, verwand er langsam die letzten Spuren einer furchtbaren Nervenkrankheit. Ein Märtyrer der Poesie, der es hätte gut haben können, hätte er, ein Dichter-Ehrenmann, der einmal erwählten Muse nicht Wort gehalten bis an's Ende, obschon sie die Philister verlästerten. Lächle doch Niemand über die seltsame poetische Beschäftigung, einen strophisch gereimten Buffon herzustellen. Es liegt ein rührender Ernst darin. Der Genesende klammerte sich an die Poesie, wo sie ihm zunächst faßbar war. Er wollte auch in der sinnverwirrenden Noth das Dichten nicht verlernen. Und wie einer körperlich nach langem Siechthum mühsam das Gehen wieder erlernt, ob er auch manchmal dabei sich wie ein Kind nehmen oder gar auf allen Vieren kriechen muß, so griff der wiedererwachende Dichter nach dem ihm mühlos gelänglen Stoff, der ihm bei aller Wissenschaftlichkeit und Prosa doch reichliche Formen und Farben bot für die von neuem zu versuchende Kunst der Verse. Wahrlich, ein Moment von nicht geringer psychologischer Bedeutung.

Jene beiden Entdecker waren im dunklen Drange eigener Poetasterei mit dem armen Lingg näher vertraut geworden. Es waren zwar schlechte Musikanten, aber wackere Männer und uneigennützige Freunde. Sie hatten das übermächtige Talent des Anderen bald erkannt und scheuten nun keine Mühe, es auch weiteren Kreisen bekannt zu geben. Mit den sorgsam zusammengeretteten, mühsam entzifferten und abgeschriebenen Blättern gingen sie von Verleger zu Verleger. Man wollte nichts von einer so ganz unbekannten Größe wissen. Da fiel es ihnen endlich ein, daß in der Stadt ein Dichter lebte wie wenige, reich an Einfluß, reich an Urtheil, reich an edelster Herzensgüte. Sie gingen zu Emanuel Geibel und Emanuel Geibel ging zu Hermann Lingg.

Nun war Alles mit Einem Schlage gefunden, was unserem Autor so lange gefehlt: ein sichtender Geschmack, eine ordnende Hand, ein ebenbürtiger Freund, ein zahlungsfähiger Verleger, die allgemeine Anerkennung, der sonnenhelle Ruhm.

Die Art, wie ein Dichter seine Gedichte für die Oeffentlichkeit zusammenstellt, muß selbst ein Kunstwerk sein. Das werden jene Halbbaaren freilich nicht begreifen, die in brutaler Unersättlichkeit von jedem lieb gewordenen Lyriker eine sogenannte historische Ausgabe besitzen möchten, in der die gewollte Einheit des Dichters mir nichts dir nichts in seine Glieder zerrissen wird, dafür aber alle von ihm verworfenen Varianten frisch und fromm wieder aufgemuzt und mit seinen Gymnasialversuchen, Küchenrechnungen, Wäschezetteln und Tretbriefen sein säuberlich chronologisch untermischt zu finden sind. Kann sich doch der Pharisäer weiblich dran ergötzen, wenn er unter den verworfenen Spänen, die der verstorbene Poet in einem Winkel seiner Werkstatt hat vergessen liegen lassen, einen findet, der ihm gering genug erscheint, als hätte er auch von seinem eigenen Herzen fallen können.

Zum Glück geschieht dies Mißgeschick dem Dichter erst dann wenn er schon ein größeres überstanden hat, den Tod. Aber unter den Lebenden versteht keiner die Kunst, aus allerhand Gedichten ein Buch zusammenzustellen so gut wie Emanuel Geibel. Er hat diese Kunst auch für Hermann Lingg bethätigt und in einer Weise, die seinem Geschmack und seiner Freundschaft als ehrenvolles Zeugniß bestehen wird.

Nach meiner Meinung haben weder die später von Lingg selbst besorgten vermehrten Auflagen der ersten Sammlung, noch der zweite und dritte Band seiner Gedichte jenes erste, ebenso kostbare als geschmackvolle, wenn auch nicht allzu dickleibige Bändchen an durchschlagender Wirksamkeit erreicht. Man wird mich hoffentlich nicht falsch verstehen. Ich bin weit davon entfernt, in Linggs Productionskraft oder Kunstvollendung seit der ersten Ausgabe der Gedichte eine Schwächung diagnostiziren zu wollen. Seine neueste Publication allein müßte auch einen Uebelwollenden vom Gegentheil überzeugen. Ich aber weiß mich von dem Vorwurf des Uebelwollens wahrlich frei, ich weiß, daß gerade in den von Lingg allein redigirten Sammlungen sich spätgeborene Perlen finden, welche die früheren noch an Glanz und Werth übertreffen. Ich brauche nur an „meine pompejanische Lampe" und an „die Büste der Bacchantin" zu erinnern. Ich sage nur, daß diese Perlen nicht mit gleichem Geschicke gefaßt sind und unter geringeren Steinchen, ja zuweilen unter Bach-

*) Laut Ausweis des zwölften Jahresberichts (Vorort Weimar 1872) zählt Hermann Lingg noch nicht einmal zu den lebenslänglichen Pensionären der deutschen Schillerstiftung.

**) Dieses neue Buch „Dunkle Gewalten" bildet den Gegenstand des zweiten Aufsatzes, welcher in der nächsten Nummer erscheinen wird.

D. Red.

Digitized by Google

kieseln und Kichererbsen verstedt, von dem ungeduldigen Publicum leichter übersehen und darum geringer geschätzt werden als sie verdienen.

Leider ist die Welt so geartet, daß sie gerade an unsere uneigennützigsten Thaten und unsere reinsten Erfolge so gern ihre übelste Nachrede knüpft. Wie es nicht an Dummköpfen fehlte, welche versicherten, das Beste an Linggs Gedichten wäre eben von Geibel gemacht und jener wäre ohne diesen doch nur ein halber Poet, so fanden sich auf der andern Seite gar bald einige noch blödere Schwätzer, welche vor aller Welt betreten wollten, daß Geibel aus schnöder Angst, von dem aufsteigenden Gestirn verdunkelt zu werden, nur die schlechtesten Gedichte Linggs veröffentlicht, die besten aber wohlweislich zurückbehalten und dem düpirten Autor selbst verleidet hätte.

Es muß gesagt werden, daß gerade diese üble Nachrede viele Gläubige fand und recht oft wiederholt wurde. Jawohl, solch einer geistesmörderischen Niedertrachtigkeit hielt man einen der wohlthätigsten und hülfbereitesten Menschen fähig, einen Emanuel Geibel, ein fleckenloses Herz, eine priesterliche Seele.

Insbesondere meinte man Geibeln einen großen Vorwurf daraus machen zu müssen, daß er von dem damals nur erst in Bruchstücken vorhandenen großen Gedichte „die Völkerwanderung" eben nur Bruchstücke und von diesen gar so wenige in die erste Sammlung aufgenommen hätte.

Lingg arbeitete unterdessen in rastlosen Jahren an der Vollendung dieses seines Hauptwerkes, über welchem, noch ehe es zu Tage kam, in der literarischen Welt eine recht lebhafte Mythenbildung gewuchert hatte.

Weise und Schriftgelehrte waren darüber einig, daß gerade dieser Vorwurf für dieses Dichters Eigenart gar nicht besser zu finden gewesen wäre und daß seine poetische Ausklärung dieser urconfusen Jahrhunderte alles bisherige übertreffen werde. Während das Gedicht in drei Bänden bei Cotta erschien, wurde es mit unerschrockenem Lobe begrüßt und begleitet, aber eine nachhaltige Spur hat es in unserem Geistesleben nicht hinterlassen. Der Erfolg des erschienenen Werkes stand hinter den Erwartungen seines Autors und den Prophezeiungen seiner Freunde weit zurück. Es wird noch heute häufig gelobt, aber es wird selten gelesen. In Deutschland werden bekanntlich die Bücher am meisten gelobt, die von den Wenigsten gelesen werden und Lingg durfte, wie einst Lessing von Klopstocks Messiade, zu seiner eigenen „Völkerwanderung" sagen:

„Wir wollen weniger erhoben
Doch fleißiger gelesen sein."

Die Ursache dieses Uebelstandes scheint mir ziemlich klar. Soweit dies massenhafte Ausschwärmen der verschiedensten Völkerstämme in die schönsten Himmelsstriche, das Zusammenbrechen der reichsten Culturwelt unter den Sturzwellen kraftstrotzender Barbaren unserem Lingg, welcher die Kunst der Farben und Beleuchtung wie wenige versteht, Gelegenheit zu wunderbaren Stimmungsbildern gab, war der Griff in jene Welt freilich ein glücklicher und gerechtfertigter. Aber mit solchen einzelnen Bildern hätte sich in richtiger Erkenntniß seines ersten Könnens Lingg und seine Freundschaft begnügen müssen. Ein ungeheures, organisch aufgebautes und künstlerisch durchgliedertes Ganzes daraus zu bilden, war er nicht der Mann, dem das Schönste bisher nur in holder Beschränkung weniger Strophen gelungen war. Und glaubt man vielleicht, es wäre einem anderen möglich gewesen? Nein, kein Dante und kein Milton hätten aus der Völkerwanderung ein Epos zu gestalten vermocht. Für den Standpunkt des künstlerisch Genießenden ist hier kein erkennbarer Zusammenhang der Geschichten herzustellen im Namen eines Kunstwerkes. Kaum daß dies auf trockenem Wege durch diesen Wust dem zünftigen Historiker gelingt. Helden und Völker tauchen plötzlich auf, überkollern und verschütten einander. Reiche entstehen und vergehen und die Hochflut, die sie gestern weggeschwemmt, ist morgen nur in einzelnen Lachen erkennbar, die im fremden Erdreich allmählich einsickernd verschwinden.

Gutzkow hat vor Zeiten mit seinen „Rittern vom Geiste" die „Poesie des Nebeneinander" zur Geltung gebracht. Sei 's drum. Allein eine Poesie des Durcheinander kann mit Glück und Recht nicht bestehen. Die Völkerwanderung aber ist, und als poetischer Vorwurf erst recht, volles Durcheinander in des Wortes verwegenster Bedeutung. Reich an poetischen Stoffen, ist sie selber als Ganzes kein poetischer Stoff und wird aller Anstrengung Hohn sprechen, mag sich auch das kräftigste Talent an sie verschwenden.

Warum denn aber einen scheinbar epischen Zusammenhang erzwingen, wo uns eine kürzere Reihe so entzückender Bilder vollkommen befriedigen würde. Warum eine Vollständigkeit affectiren, die der begnadete Rhapsode getrost entbehren kann? Weder die Poesie noch der Poet gewinnt, wenn er die Einzelheiten von großer Schönheit in abstruse Nebelschichten ergänzender Begebenheiten einwickelt oder gar ein Bild mit dem andern durch handwerksmäßige Reimereien verbindet, die besser in Jacob Biedermeiers Chronik als in Hermann Linggs Gedichte passen, wie etwa:

„Der Tempel und die höchste Staatsverwaltung
Erfahren bald die größte Umgestaltung."

Was kümmert denn das mich? Ja aber es ist historisch. Dann kann's jeder Oberlehrer sagen, aber Lingg hat was Besseres zu thun. Man kann es gegenüber jenen sinnverwirrenden Aestitetikern, jenen gemeinschädlichen Kritikastern, die uns das historische Drama, die historische Malerei, das historische Epos aufgeschwindelt und eben weil historisch als eine besondere Kunstgattung und als eine höhere, ach als die allerhöchste Gattung festgestellt haben, gar nicht laut und oft genug betonen, daß es eine Kategorie des historisch Schönen innerhalb der darstellenden Kunst nicht gibt, nicht geben kann und daß wo immer sich Kunst mit pragmatischer Geschichte stofflich befassen mag, der Werth derselben für die Kunst ein rein zufälliger ist. Das historische Moment am Geschehenden kann vor dem Dichter weder die Wahl des Stoffes noch die Art der Ausführung entschuldigen. Die Kunst darf im Himmel und auf Erden nehmen, was sie brauchen kann, aber auch nur das; dem Rest schlägt sie gelassen ein Schnippchen, ob er sich noch so aufdringlich geberde.

Ich bilde mir nicht ein, daß das eben Gesagte neu sei, aber Jedermann kann sich täglich überzeugen, daß allenthalben das Gegentheil gepredigt wird.

Möge sich Lingg auch nicht von denjenigen Theoretikern verleiten lassen, welche ihm rathen: er solle zur Völkerwanderung „eine Art Vorspiel" — natürlich ein episches — schreiben, darstellend die Götter Asgards gegen die des Olymps anrücken, oder irgend eine analoge Maschinerie, welche die Kämpfe der Völkerwanderung und den Sieg eines Dritten — des Christenthums — über die zwei streitenden Götterscharen als den realen weltshistorischen Proceß jenes idealen symbolischen Vorspiels erscheinen lassen könnte. Damit wäre, meint der Theoretiker, im Handumdrehen eine Art Einheit erreicht, zumal wenn noch ein ausführliches Schlußgedicht die Summe des Ganzen zöge.

Möge der Vater aller Musen Linggs reine Hände vor solch einer mystisch-symbolischen Zubereitung seines Gedichtes bewahren. Als ob man einen fertigen Gedicht die Einheit äußerlich umhängen könnte wie einen langen Mantel.

Wir haben für den Dichter der „Völkerwanderung" einen ganz anderen, freilich recht keterischen Wunsch auf dem Herzen. Mög' er doch eines Tages, da ihn keinerlei historische oder gar symbolische Velleitäten plagen, rein vom Gefühl des wahrhaft Schönen geleitet, aus seinem weltgeschichtlichen Epos das Beste nehmen. Dann wird er uns den dreien Bänden nur Einen machen, aber Einen, der das Entzücken der Menschen, ein Schapkästlein der Poesie sein und in keiner halbwegs anständigen Bücherei fehlen wird.

Digitized by Google

Der symbolische Hautgout und die höhere epische Einheit werden dabei nicht genommen. Aber — ganz im Vertrauen gesprochen — von jener höheren epischen Einheit, wie sie besonders die neueren und neuesten Romanschriftsteller bei uns docirен, ist in den besten Epen, welche uns in Octavreimen hinterlassen sind, überhaupt nicht allzuviel zu verspüren. Weder der Orlando inamorato noch der Orlando furioso, weder der Morgante maggiore noch der Orlandino nehmen allzuviele Rücksicht auf sie; und Byrons Don Juan nimmt deren noch viel weniger. Linggs „Völkerwanderung" in Einem Bande wird vielleicht gar keine epische Einheit haben. Aber wenn schon nicht Ein ganzes Kunstwerk daraus werden kann, ist eine Sammlung von kleinen Kunstwerken nicht auch des Schweißes der Edlen werth? Der späteren historisch-kritischen Ausgabe bleiben die bisherigen drei Bände ja doch unbeschadet. Ja ich glaube, der Eine Band wird schon früher zur weiteren Verbreitung seiner drei Vorgänger beitragen.

So gewiß „die Völkerwanderung" Bruchstücke enthält, die des größten Dichters würdig wären, so gewiß ist das Beste, was sie enthält, eben nur Bruchstück und darum das Ganze als solches kein Gedicht für sich, kein einheitliches Kunstwerk. Unser treugemeinter Rath würde also, wenn richtig ausgeführt, keinen abgeschlossenen Organismus zerstören, sondern nur multa auf multum, eine künstlerisch unwesentliche Vollständigkeit auf eine wirkungsgewisse Mustersammlung reduciren.

(Schluß folgt.)

Das Archäologische Institut zu Rom.

Der deutsche Reichstag hat in seiner Sitzung vom 17. Mai den Commissionsantrag angenommen, welcher das bisher von Preußen unterhaltene Archäologische Institut in Rom zu einer Anstalt des Reichs zu erheben gedenkt und dasselbe mit entsprechenden bedeutenderen Mitteln ausgestattet wissen will.

Die Alterthumswissenschaft, die Welt-, Cultur- und Kunstgeschichte, die Philologie und Pädagogik, sowie alle ihre Freunde werden diese Forderung mit Freuden begrüßen, welche einer der tüchtigsten Schöpfungen deutschen Gelehrtenfleißes die Mittel in die Hand zu geben gedenkt, in noch umfassenderer, ungleichrerer Weise als bisher die erste Stelle auszufüllen, welche dies Weltinstitut bereits inne hat. Wie kaum eine andere bedarf die vom großen Publicum so wenig unterstützte und unerthüthbare und doch so kostspielige wichtige Wissenschaft der Alterthumskunde der Beihülfe des Reiches, mag die internationale Stellung des „Instituts" zu Rom, welchem dieselbe direct zu gute kommt, manchem diese Verpflichtung der Nation auch nicht klar erscheinen oder höchstens wie eine Art Ehrensache vorkommen lassen. Diese seien daran erinnert, daß es die Pflicht des Staates, als des höchsten Ausdrucks der menschlichen Gesellschaft ist, die Wissenschaft, als eins der Hauptbildungsmittel der ersteren überhaupt zu unterstützen; in hervorragender Weise aber gebührt ihm diese Pflicht da, wo es sich um die wissenschaftliche Erforschung der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft selbst handelt, denn die Kenntniß dieser ist die Grundlage aller Weiterentwicklung derselben. Und selbst der Fernstehende, welcher sich nie des Einflusses der Geschichtschreibung auf die Befreiung des Volksgeistes bewußt geworden ist, wird zugeben, daß ihre Früchte allmählich Allen reifen, wenn er z. B. bedenkt, daß nur durch die stille mühsame Thätigkeit dieser Gelehrten die Zeit sich nähert, wo selbst der Schüler seine historische Bildung nirgends mehr mit Helden und Märchen zu beginnen braucht, die in der Luft schweben und die er nicht immer in der Lage ist wieder los zu werden, sondern wo er seine Kenntniß beginnt mit Menschen wie wir, die bewohnbaren ehrlichen eigenen Boden unter den Füßen haben, — ein Weg, auf dem er in der Schule des Lebens nicht wieder umzulernen braucht. — Allerdings die Alterthumswissenschaft ist schon ihrer Natur nach so international wie möglich; denn schon der Boden, in welchem alle ihre Wurzeln saugen, ist ein wissenschaftlich längst für international erklärter, jedenfalls uns fremder. Der Gegenstand ihrer Forschung ist die intime Geschichte untergegangener großer Völker: aber auch wir Deutsche haben Recht und Pflicht und als die Erben und Fortsetzer ihrer Cultur zu betrachten. Auf diesem Gebiete, wenn irgendwo, kann die Wissenschaft nur gewinnen durch die gemeinsame Arbeit aller Kräfte: aber die Früchte solcher internationalen Thätigkeit sich anzueignen, bleibt immer Sache der Nation; und um dazu die lehrenden Kräfte jeder Art zu gewinnen, lohnt es sich allein schon der nationalen Beihülfe.

Allerdings aber handelt es sich bei der Reichsunterstützung für das Instituto di corrispondenza archeologica auch um eine Ehrenpflicht. Nicht nur, daß wir den Franzosen zeigen, wie gerne wir es ihnen überlassen den Kriegszustand auch auf das neutrale Gebiet der Wissenschaft zu übertragen. Vielmehr verdient das Institut zu Rom, dieser Hauptrepräsentant archäologischer Thätigkeit, die Unterstützung des Vaterlandes als eine Schöpfung deutschen Geistes, als eine Schöpfung unermüdlichen deutschen Gelehrtenfleißes. Um das zu beweisen, um Ihnen zu zeigen, daß und zumeist der Ruhm derselben gebührt, erlauben Sie mir Ihnen eine kurze Darstellung von dem Entstehen und Wachsen des Instituts zu geben, welcher ich das Bulletino degli Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1829 und die Widmung der Nove Memorie dell' Instituto di corrispondenza archeologica von 1865 zu Grunde lege, welche die Centraldirection in Berlin namens des Instituts an seinen Gründer („al fondatore dell' I. A. in Roma"), den Professor Eduard Gerhard, bei Gelegenheit seines 50jährigen Doctorjubiläums richtete.

Mit dem Anfang unseres Jahrhunderts begann auch die durch Winkelmann zuerst wieder in ihr Recht gesetzte Werthschätzung der Antike mehr als je zu wachsen. An die schnell geschaffenen Sammlungen eines Blacas d'Aupes, Pourtalès, Dwvaud, Northamtov, Dodwell, San Angelo, Kestner und Thorwaldsen knüpften sich bereits in den ersten Decennien die größesten Publicationen. Aber die Triebfeder dieser Bestrebungen war in den meisten Fällen nur eine wissenschaftlich-künstlerische Liebhaberei, der Grundzug aller dieser Bestrebungen blieb der Dilettantismus und wie alle diese Mühen ohne Mittelpunkt waren, so drohten ihre Blüthen auch ohne Frucht zu vergehen. Da war es Gerhard, der die Nothwendigkeit „eines internationalen archäologischen Freihafens am rechten Ort und zur rechten Stunde" erkannte. Und seine wissenschaftliche Autorität, seine gesellschaftliche Stellung und Bedeutung, sein Talent sich in Italien heimisch zu machen schufen aus ihm, im Verein mit einem energischen Willen, auch den rechten Mann, und setzten ihn in den Stand die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden. Aus seinem ersten Versuch dem Gedanken Körper zu geben, entstand 1825 bei seinem ersten Aufenthalt in Rom die „Società Iperborea-Romana per l' Archeologia" im Verein mit dem Herzog von Luynes, Stackelberg, Kestner und Panofka. 1828 zum zweiten Mal in Rom nahm er den Gedanken erneuert wieder auf. Jetzt trat Bunsen, der als Gesandter Preußens auf dem Capitol residirte, für die Sache ein und übernahm selbst die Secretärstelle, während der französische Gesandte, Herzog von Blacas d'Aulps, das Präsidium annahm. Gerhard begnügte sich mit dem Posten eines Vice-Secretärs. Eine deutsche, italienische, englische und französische Abtheilung wurden sofort geschaffen. Da kam zum Glück noch in demselben Jahr der Kronprinz Friedrich Wilhelm nach Rom, übernahm aus eigener Neigung das Protectorat des jungen Instituts und gab die Mittel zu dem 1829 erbauten heutigen Bibliothekgebäude, welches auf dem capitolinischen Hügel auf preußischem Boden steht und eben jetzt einer bedeutenden Erweiterung entgegensieht. Das Bulletin dieser Gründung sagt: „Das Institut für archäologische Correspondenz, zusammengesetzt aus einer zahlreichen Reihe von Kunstförderern und Sammlern, von Archäologen und Künstlern, von Freunden des Alterthums aus Italien und dem übrigen Europa, ist in Rom unter dem Protectorat S. K. H. des Kronprinzen von Preußen gegründet und geleitet von den Vertretern verschiedener Länder und Städten unter dem Präsidium S. E. des Herzogs von Blacas d'Aulps. Dies Institut stellt sich die Aufgabe, vom Jahre 1829 an die neuen Entdeckungen zu sammeln, welche aus den angestellten Ausgrabungen oder aus dem Studium der Monumente des classischen Alterthums hervorgehen, soweit sie sich auf die Kunst, die Topographie und die Epigraphik des Alterthums beziehen: ein archäologisches Unternehmen, welches mehr als irgend ein anderes wechselseitiger Mittheilung und Hülfe bedarf, um welche man sich mit Hülfe regelmäßiger Annalen und Stiche von noch unveröffentlichten Monumenten bemühen wird."

Im Directorium saßen damals neben Bunsen und Gerhard noch Kestner, Thorwaldsen, Welcker, Millingen, Nibby und Panofka. Außer einer Reihe von italienischen Ehrenmitgliedern zählte dasselbe noch Boeckh und Hiet in Berlin, B. v. Schlegel in Bonn und den Baron Stackelberg zu den seinigen. Unter den Mitarbeitern an dem ersten Bande der Ver-

Digitized by Google

öffentlichungen des Instituts finden sich neben anderen bedeutenden Namen: Boeckh, Bunsen, Canina, Fea, Gell, Hirt, Luynes, C. O. Müller, Panofka, Quatremère, Raoul-Rochette, Welcker, Em. Wolff. Dann daß Abeken, Bethmann-Hollweg, Beuth, Böttiger, Clarac, Cockerell, Forchhammer, Goethe, Hittorff, Inghirami, W. v. Humboldt, Klenze, Niebuhr, Ranke, Rauch, Rumohr, Schinkel, W. v. Schlegel, Schorn, Thiersch, Visconti ꝛc.

Im Jahre 1843 hob Gerhard wieder die deutsche Abtheilung dadurch besonders, daß er im Zusammenhang mit der Archäologischen Gesellschaft in Berlin, die er schon früher gegründet hatte, die „Archäologische Zeitung" herausgab, hauptsächlich um dem deutschen Publicum die Resultate der römischen Muttergesellschaft deutlich zu machen.

Allmählich aber begann es in Rom an Haupt und Gliedern zu mangeln, der frühere Eifer der Mäcenaten und Sammler hatte sich bald genug gelegt und die Wissenschaft war auf sich selbst angewiesen. Es drohte in Rom bald an Führern zu fehlen und es fehlte bereits an jungen Kräften, welche die kostspielige Studienreise unternehmen konnten. Da trat wiederum Gerhard ein. Wiederum war es die deutsche Abtheilung, aus welcher die Rettung des Instituts hervorging. Im Verein mit H. Abeken, Haupt, Lepsius, Meinecke und Mommsen machte Gerhard einen Reorganisationsplan und König Friedrich Wilhelm IV. genehmigte ihn. Preußen zahlte von nun an nicht mehr eine bloße jährliche Subvention, sondern übernahm die Unterhaltung des Instituts vollständig. Zwei Secretärposten in Rom wurden dotirt, eine bedeutende Summe für Publicationen, Bibliothek und Sammlungen ausgesetzt und, was die Hauptsache war, zwei Stipendien wurden eingerichtet, welche den Stipendiaten in den Stand setzten, theils zu speciell archäologischen, theils zu philologischen und pädagogischen Studien, ein oder zwei Jahre die classischen Länder zu besuchen. In Berlin übernahm nun eine Generaldirection die Aufsicht des Fonds, die Auswahl der Stipendiaten und die Sorge für die Aufrechterhaltung „der echten Ueberlieferung (traditione) und Weiterführung im Geiste der ersten Gründung."

War aber das Institut „auf classischem Boden aus deutschem Geiste geschaffen", so war und blieb sein Charakter doch, wie Bunsen selbst, durchaus international. Das Institut will noch heute „eine wissenschaftliche Colonie sein, welche, wie schon das ewige Rom selbst, aus verschiedenen Elementen zusammenwuchs und gerade aus dieser Vereinigung seine größeste Kraft zog." Und insofern ist es auch eine bloße Ehrenpflicht Deutschlands, daß, was zwar auf der Basis „eines Zusammenwirkens der ersten Nationen Europas" ruht, ein Institut, an welchem es aber durch seine Gelehrten wie durch die Freigebigkeit seiner Fürsten den genauesten Antheil hat, in dem Maße zu fördern und wachsen zu machen, wie Deutschland selber gewachsen ist.

Auf Eines muß ich mich bei dieser Gelegenheit noch hinweisen. Thut man — und mit vollem Recht — für archäologische Studien in Italien soviel, — sollte da nicht auch für die jüngeren Zweige der Kunstwissenschaft, die ebenfalls in Italien ihre hohe Schule suchen, wenigstens einstweilen das Nöthigste übrig sein? Der Kunstforscher, welcher sich mit dem Mittelalter und der Renaissance beschäftigt, steht in Italien in Bezug auf Bibliotheken, die er weder mitbringen noch wiederkaufen kann, so ziemlich hülflos da. Wenn die Bibliothek des Instituts seinen Bedürfnissen bisher so gut wie gar nichts bot, so ist der Grund dafür wohl nur in der nöthigen Concentrirung der Mittel zu suchen, welche die Leiter der Anstalt zwang, auch die Bibliothek so scharf wie möglich in den ursprünglichen archäologisch-philologischen Grenzen zu halten. Bei einer Erweiterung der Mittel aber scheint sie der einzige Punkt zu sein, an welchen man den Nothruf nach neuerer cultur- und kunsthistorischer Literatur richten könnte. Sei das hiermit geschehen.

Gustav Floerke.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Während der stillen Jahreszeit, deren bleischwere Langweile nirgends drückender empfunden wird als in Berlin, verändert sich mit der Physiognomie der Hauptstadt auch sehr wesentlich die Physiognomie des Berliner Theaters. Einige Theater schließen ihre Pforten ganz, andere verändern die Stätte ihrer Wirksamkeit und alle, welche überhaupt Vorstellungen geben, erfahren im darstellenden Personal und dadurch auch im Repertoire wesentliche Veränderungen. Die beliebtesten Berliner Künstler erholen sich von der Wintercampagne durch aufreibende Gastspiele auf anderen Bühnen, und die fremden Theater senden uns ihre Koryphäen als Gäste zur Kur. Da mag denn auch die Kritik in diesen Blättern von dem Wege, den sie eingeschlagen hat, einmal abweichen und sich denjenigen Bühnen zuwenden, die sie bisher wenig oder gar nicht berühren konnte. Sie macht dadurch ein Unrecht wieder gut, denn auf diesen Bühnen wird häufig eine bessere Komödie gespielt als auf denjenigen, welche in der theatralischen Hierarchie die ersten Stellen einnehmen. Das gilt z. B. vom Wallner-Lebrun-Theater, welches trotz der vielfachen Veränderungen, die es durchgemacht hat, noch immer in seiner Specialität unerreicht dasteht; dank vor Allem dem unübertrefflichen Helmerding. Die letzten Novitäten dieser Bühne „Papa hat's erlaubt" und „Vater Gorilla", beide von L'Arronge und Moser, verdanken ihre wesentlich ihren großen Erfolg der Darstellung dieses prächtigen Komikers. Das letztere wäre ohne Helmerding und ohne den Credit, dessen sich dieser Künstler bei dem Berliner Publicum zu erfreuen hat, kaum erträglich. Es streift die äußerste Grenze des allenfalls noch Gestatteten und setzt bisweilen sogar den Fuß auf das Gebiet des unbedingt Anstößigen. Nur die unverwüstliche Komik Helmerdings kann dies vergessen machen. Man muß herzlich lachen, daß man sich selbst lächerlich vorkäme, wenn man sich zimperlich zeigen wollte. Der Augenblick, in welchem Helmerding den langen Mantel, der ihn bis dahin verhüllt, abwirft und in der entsetzlich realistischen Maske eines großen, dunkelhaarigen Affen mit shocking-hellem Bauch vor uns erscheint, ist zwar sehr bedenklich, aber dieser Gorilla mit baumelnden Armen, eingeknickten Knieen und hängendem Kopf, beschämt wie ein überführter Sünder, der Fleisch und Blut gewordene Ausdruck der Blamirtheit, ist vom so komischer Wirkung, daß man nicht daran denkt, wie abscheulich häßlich der Affe ist. Das kleine Lustspiel „Papa hat's erlaubt" steht in schriftstellerischem Werthe sehr bedeutend höher als „Vater Gorilla"; es ist ein allerliebster dramatischer Scherz mit drolligen Situationen, die zwar allesammt aus dem unendlichen, unerschöpflichen Born der Verwechslungen geschöpft sind, aber immerhin recht unterhaltend wirken. Der Berliner Schlächtermeister ist einer der gelungensten Typen, die der „Seelenmaler" des Wallnertheaters auf die Bühne gebracht hat. — Inzwischen hat Helmerding, dessen künstlerische Eigenart das Repertoire dieser Bühne mitbestimmt, seinen Urlaub angetreten, und seit dem 1. Juli gastiren dort Herr Sonnenthal von der Wiener Hofburg und Fräulein Janisch von der Hamburger Thalia. Dadurch hat das Theater zeitweilig eine andere Richtung nach der höheren Kunstform eingeschlagen. Ueber diese willkommenen Gäste und über die Stücke, welche sie mitbringen, ein andermal.

Am Wolters dorff-Theater hat Herr Thomas, der früher eines der beliebtesten Mitglieder unserer Friedrich-Wilhelmstadt war, und seit einigen Jahren in Hamburg an der Thalia engagirt ist, ein erfolgreiches Gastspiel beschlossen. Herr Thomas gehört zu den lustigsten und begabtesten unserer norddeutschen Komiker. Bei seinem heurigen Gastspiel hat er allerdings die Vielseitigkeit seines Talents kaum verwerthen können. Er spielte hier eigentlich nur eine Rolle à la Helmerding, an den er auch bisweilen erinnert, ohne ihn zu copiren. Denn Thomas besitzt ein ursprüngliches und naturwüchsig komisches Talent, das sich ohne Zweifel immer mehr und mehr zur vollständigen Selbständigkeit und Eigenart herausarbeiten wird. Der größte Vorzug seines Spiels, und auch das Geheimniß seiner Wirkung beruht darin, daß er auf den Brettern beständig den Eindruck macht, als amüsire er sich königlich über das Stück, über die Rolle, über das Publicum, über sich selbst. Sein Uebermuth ist reell, und dieser überträgt sich naturgemäß auf die Zuschauer. Der Anblick eines echt und innerlich heiteren Menschen wirkt eben erheiternd. Die Posse, in welcher Herr Thomas auftrat, heißt „Extrazügler"; auf dem Theaterzettel ist Herr Salingré als der Verfasser genannt. Das Stück verräth aber in seiner ganzen Anlage und Durchführung seinen französischen Ursprung auf hundert Schritt; irre ich nicht, so hat Meilhac das Original verfaßt. Es wäre doch wirklich an der Zeit, daß die Unsitte, die Bearbeitung fremder Stoffe als Originalstücke gelten zu lassen, endlich einmal beseitigt würde. Man schmäht die exploitirenden Fabrikanten, die sich in der Industrie auf Kosten der Erfinder an Ruhm und Gut bereichern; auf dem Gebiete der geistigen Production erscheint mir dies Gebaren zum mindesten ebenso verwerflich. — In dem kleinen und hübschen Wilten'schen Schwank „Im Charakter" gab Herr Thomas eine vortreffliche Copie des trefflichen Döring. Die dramatische Caricatur war um so köstlicher, als sie — abgesehen von der wahrhaft frappanten Aehnlichkeit, nur drollig und nicht boshaft war.

Digitized by Google

Das Gesammtgastspiel der Mitglieder des Strampfer-Theaters aus Wien auf der Bühne des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters besitzt einen merkwürdigen Reiz und übt eine große Anziehungskraft aus. Es wird uns da zum erstenmal die Bekanntschaft mit den unverfälschten Wiener Lokalstücken vermittelt, und der Erfolg hat gelehrt, daß wir sehr wohl im Stande sind die Eigenthümlichkeit des österreichischen Humors zu verstehen und zu goutiren. Mancherlei mag und verloren gehen, aber immerhin bleibt noch genug übrig, um uns zu fesseln und zu unterhalten. Und entgehen uns auch einige Anspielungen von specifisch Wiener Localgepräge, rührt sich hier auch keine Hand bei gewissen Stellen, die in Wien zünden mögen, so finden wir reichlichen Ersatz darin, daß gewisse österreichische Redewendungen und Ausdrücke, die in ihrer Heimat ganz unbemerkt bleiben, uns auffallen und angenehm berühren, daß das Ganze, mit dem wir uns unwillkürlich wahlverwandt fühlen, uns so fremdartig und lieb zugleich anmuthet. In dieser flüchtigen Uebersicht soll selbstverständlich von der Verschiedenheit des süddeutschen resp. österreichischen und norddeutschen Humors und den Beziehungen des einen zum andern nicht die Rede sein. Die Erörterung dieser Frage würde einen besonderen Aufsatz erfordern, für den wir unser Blatt offen halten wollen. Einstweilen soll nur constatirt werden, daß wir Norddeutsche ein sehr dankbares Publicum der Wiener Localposse sind. In dem Volksstück „Numero 28" von O. F. Berg ist das Couplet nur eine hübsche Zugabe, während umgekehrt in vielen unserer norddeutschen Possen die Handlung und Situationskomik häufig nur dürftige Zugaben zum Couplet sind. Berg schreibt ein zusammenhängendes Stück, das sich allerdings die größten Freiheiten gestattet und auch die tollsten Unwahrscheinlichkeiten nicht scheut, wenn sie wirksam sind; aber er sucht doch durch die Hauptsache, durch eine dramatische Handlung zu belustigen oder zu rühren, und das scheint uns immerhin ein großer Fortschritt zu sein im Vergleich zu dem „höheren Blödsinn", der hierzulande als dramatische Umrahmung der mehr oder minder witzsamen Couplets in den Kauf genommen werden muß. In dieser Beziehung steht ihm unter den Norddeutschen Hugo Müller am nächsten, der in seinen Volksstücken auch die richtige Tendenz verfolgt, durch die Erfindung einer denkbaren Begebenheit, durch die volksthümliche Behandlung und die dramatische Gestaltung der Situation, des Charakters auf das Publicum zu wirken; so sein „Heydemann und Sohn". Berg ist einer der fruchtbarsten und erfolgreichsten Wiener Volksdichter. Er hat über hundert Stücke geschrieben, von denen die meisten dreißig bis vierzig, einzelne sogar hundert, hundertfünfzig Mal hintereinander gegeben worden sind. Zwei seiner Stücke „Numero 28" und „Die Probirmamsell" füllten in einem Jahre 186 Abende das Strampfer-Theater in Wien. Diese beiden Stücke sowie „Einer von unsere Leut'", „Das Mädel ohne Geld" u. s. w. sind, wie man weiß, auch in Berlin und anderen norddeutschen Städten Zugstücke geworden. Die meisten sind nach dem, was man für den norddeutschen Geschmack hält, zugerichtet worden; nur „Numero 28" haben wir von den Wienern so gesehen, wie es Berg geschrieben hat. Obwohl mancherlei in diesem letzteren Stücke uns durchaus wider die Haare geht, so hat doch das Stück im Großen und Ganzen, trotz des Fremdartigen sowohl als auch gerade des Fremdartigen wegen, einen großen Erfolg gehabt. Im norddeutschen Gewande würde das Stück schwerlich Gnade in Norddeutschland finden: die Hauptsituation, daß ein Mann sich von seiner Frau blos deshalb trennt, weil diese hinter seinem Rücken ihren Vater bei sich sieht, weil sie nicht nur eine gute Gattin, sondern auch eine gute Tochter ist, würde, wenn man unsere Sprache spräche, einfach widerwärtig und unerträglich werden. In dem Wiener Originalstücke berührt sie uns blos fremdartig wie alles Andere; allerdings mit dem Unterschiede, daß sie uns fremdartig anmuthen, während das Andere uns fremdartig angenehm berührt. Unter den Darstellern erkoben sich zwei sehr hoch über ihre Collegen: Fräulein Finaly ist ein reizendes Talent, sie versteht herzlich zu lachen und herzlich zu weinen, sie besitzt eine sehr hübsche Stimme und singt ganz allerliebst — mit einem Worte, Fräulein Finaly ist eine der liebenswürdigsten Bemer Soubretten, die wir gesehen und gehört haben. Herr Schweighofer ist der echte Wiener Localkomiker, lebhaft bis zur Athemlosigkeit, fleischgewordenes Quecksilber, übertrieben in jedem Wort, in jeder Bewegung, aber urkomisch. Er erinnert an die ausgelassensten Caricaturen des Meisters Wilhelm Busch in München.

Damit wollen wir für heute das trockene Protocoll schließen.

F. L.

Notizen.

Das Jesuitengesetz, vom Bundesrath angenommen, wird nun bald nach einer ziemlich schweren Geburt das Licht erblicken und in Wirksamkeit treten. Alle Stimmen waren dafür mit Ausnahme von Reuß ältere Linie, dessen Vertreter im Bundesrath sich dagegen aussprach, weniger aus Zärtlichkeit für die Väter Jesu, als aus Gründen der Souveränität und weil er das Recht in seine Schranken zurückweisen wollte. Der weibische Vorgänger des jetzigen Fürsten Reuß d. L., die historisch berühmte Caroline, war auch 1866 während des böhmischen Krieges nicht auf unserer Seite gewesen, aber dank der angebotenen Ritterlichkeit und dem gesunden Humor des Königs Wilhelm damals der gerechten Strafe entgangen. Bei der gegenwärtigen Renitenz des Fürstenthums gegen die allgemeinen Volkswünsche in Sachen der Jesuiten und Congregationen hat der Gedanke ohne Zweifel mitgewirkt, daß die ältere Linie Reuß mit dem diffentirenden Votum nicht viel riskirte. Der Orden wird trotzdem verboten und Heinrich XXII. hat erlangt, daß überall, bis nach Rom hin, von seiner Sonderweisung die Rede sein wird. Hätte es bei dem früheren Gesetzentwurf, der nur einen Jesuitenschub von Ort zu Ort zuließ, sein Bewenden gehabt, konnte eine ähnliche Stimmenthaltung des curiosen kleinen Fürsten im Bundesrath zur Folge haben, daß sämmtliche locale Polizeibehörden die ausgewiesenen Jesuiten massenhaft nach den Besitzungen von Reuß ältere Linie dirigirt hätten. Man denke sich das Geschrei der Bewohner. Nach einer Woche hätte der Fürst seine nachträgliche Zustimmung zu Allem, was Bismarck und der Bundesrath wollten, zu Protocoll gegeben, sonst hätten ihn die empörten Unterthanen fortgejagt. Jetzt hat es damit keine Noth. Die Jesuiten werden aus ganz Deutschland vertrieben und schließen zenen wunderlichen Heiligen von den Ufern der Gera in ihre unfruchtbaren Gebete ein. Begierig darf man nunmehr auf die Folgen des Gesetzes sein. Italien wird vermuthlich unserem Beispiele folgen und die gebräuchlichen Gäste seinerseits los zu werden suchen. Auf der apenninischen Halbinsel stehen ohnehin in den nächsten Jahren seltsame Dinge bevor. Schon beschäftigen sich die Blätter eifrig mit der künftigen Papstwahl. Eigenthümliche Namen werden genannt. Die Ultramontanen haben nach übereinstimmenden anscheinend unterrichteten Angaben den Cardinal Panebianco, zu deutsch Weißbrod, in ihr Herz geschlossen und erwarten von ihm als künftigem Papst das unfehlbare Heil der Christenheit. In Rom steht er sowie neben ihm der Cardinal Luaglia (die Wachtel) bei Pius IX. in besonderer Gunst. Und wenn der Papst mit den beiden Kirchenfürsten ausfährt, sagen die malitiösen Römer, er führe sein Frühstück (sua colazione) mit sich, denn mit Weißbrod und einer Wachtel könne der mäßige alte Herr schon auskommen. Ernsthafter ist die Frage des Veto, welches verschiedene Regierungen in Voraussicht der künftigen Papstwahl beanspruchen. Darüber ist schon eine Fülle gelehrten Zeuges geschrieben und gedruckt worden. Man spricht von dem Veto fast soviel wie in den neunziger Jahren zu Paris, wo die Fischweiber und sonstige Damen der Halle den armen Ludwig XVI. seine letzte getrümmte Prärogative mit dem Schimpfnamen: Herr Veto! büßen ließen. Die Jesuiten wollen natürlich von dem Einspruchsrecht der Regierungen nichts wissen. Irgend ein wälscher Uebertreibungs- und Uebertrumpelungsplan wie der verhängnißvolle 18. Juli 1870 liegt wieder in der Luft. Aber die Clericalen vergessen, daß ihnen ein anderes Veto droht, gegen welches alle Bannstrahlen sich ohnmächtig erweisen würden, nämlich der einmüthige Protest des mündigen Zeitalters gegen einen Papst nach dem Herzen der Jesuiten.

Die Geschichte eines gelungenen Witzes.

Einer der geistreichsten deutschen Schriftsteller, dessen Namen wir leider nicht verrathen dürfen, befand sich vor kurzem in Wien. Die Bayreuther Festlichkeiten füllten gerade mit dem Wiederhall ihres lärmenden Enthusiasmus die Feuilletons aller Blätter, und so kam unserem witzigen Anonymus der gute Einfall, einen Brief Victor Hugos an Richard Wagner zu schreiben. Da er der französischen Sprache vollständig mächtig ist, so faßte er den Brief, welcher die prätentiöse und verkrachte Schreibweise Victor Hugos meisterlich copirte, aber den Stempel der Persiflage an der Stirn trug, in französischer Sprache ab. Dieser angeblichen Victor Hugo ermunterte unter Anderem Richard Wagner die Gulden des Königs Ludwig ruhig in Empfang zu nehmen, denn wenn auch der

Digitized by Google

preußische Thaler ein barbarischer Gesell sei, der Gulden sei ein Ehrenmann. Dieser Brief erschien in französischer Sprache und in der Uebersetzung im Feuilleton der (alten) Wiener „Presse". Aus dieser Zeitung wurde er von mehreren Pariser Blättern, unter Andern „La Liberté", nachgedruckt und zwar ohne Bemerkung. Offenbar hielten die Pariser die Persiflage für ein wirkliches Schreiben Victor Hugos. Aber damit nicht genug. Der Pariser Correspondent eines anderen Wiener Blattes liest den Brief, hält ihn ebenfalls für echt und telegraphirt an sein Blatt, daß die Pariser Blätter einen in den überschwänglichsten Ausdrücken abgefaßten Brief Victor Hugos an Richard Wagner enthalten. Das Wiener Blatt druckt dies Telegramm auch richtig ab und signalisirt auf telegraphischem Wege via Paris den Brief, der vier Tage vorher in der Nebenstraße erschienen war. Aber auch damit noch nicht genug. Der Brief kommt aus Paris nach Wien zurück, wird dort wiederum abgedruckt resp. übersetzt und erst recht für echt gehalten. Ein Wiener Witzblatt „der Figaro" parodirt die Parodie; kurz die Verwirrung wird eine so heillose, daß schließlich kein Mensch mehr weiß, woran er ist, und daß Richard Wagner, der Geheiligte, selbst zur Feder greifen und erklären muß, daß er einen derartigen Brief nicht erhalten habe. Es möchte schwer sein in der Geschichte der Witze einen zweiten aufzufinden, der so vollständig gelungen wäre wie dieser.

Offene Briefe und Antworten.

Die Stenographirmaschine betreffend.

London, Windsorstr Road. Ende Juni.

Sehr geehrter Herr!

In Nr. 14 Ihres Blattes lese ich von einer Schnellschreibe-Maschine, aus einem kleinen Kasten bestehend, in welchem ein Tastenbrett, das der Claviatur eines Pianos gleicht, angebracht ist; mit einer solchen Maschine sei bei einem Pariser Processe ein „erster Versuch" gemacht worden. Von dieser „seltsamen neuen Erfindung" wird in der „Gegenwart" gesagt: „Uns erscheint die ganze Sache trotzdem sehr räthselhaft und unglaublich".

Ich kann Ihnen bezeugen, daß diese Erfindung keineswegs von Heute stammt. In meiner Knabenzeit zeigte mir der damals in Mannheim wohnende Baron Drais — der auch die „Draisine" (eine Art Velociped oder Schnellrad, wie ich es deutsch nennen möchte) erfand — genau eine solche Maschine, wie Sie sie beschreiben. Man spielte auf einem Tastenbrett; in einen aufgerollten, sich verschiebenden Streifen Papier wurden dadurch Punkte und Striche eingezeichnet, welche ihre stenographische Bedeutung hatten. Ich selbst habe diese Maschine, auf Anleitung des Erfinders, als Knabe in Bewegung gesetzt, und die Erinnerung daran ist mir äußerst lebhaft geblieben. Baron Drais, den ich auch später wiedersah, galt schon damals als etwas geistesgestört oder „aufgeregt", und thörichter Muthwille trieb oft unsäumliche Scherze mit ihm. Der Eifer, mit dem er mir, einem Kinde, seine Erfindung auseinandersetzte, versehlte des Eindruckes nicht, und wenige Dinge stehen mir aus jener frühesten Jugendzeit so deutlich im Gedächtnisse.

Wenn Sie dem Andenken eines deutschen Erfinders dieser Schnellschreibe-Maschine durch öffentliche Erwähnung Gerechtigkeit wollen widerfahren lassen, so stehen diese Zeilen dafür zur Verfügung.

Hochachtungsvoll und mit freundschaftem Gruße

Ihr **Karl Blind.**

Berichtigung.

Herr Dr. Michael Bernays in Leipzig, mein gütiger Freund von Bonn her, macht mir brieflich die Bemerkung, daß J. H. Voß nicht als der Nachfolger J. P. Hebels betrachtet werden könne, da der Voß'sche Musenalmanach für 1777 bereits vor Hebels Erscheinen in der Oeffentlichkeit die „Veerlander Idylle" und „den Winterabend" gebracht, der folgende Jahrgang „de Geldhapers".

Die geehrten Leser der „Gegenwart" wollen diese chronologische Berichtigung für meinen Aufsatz in der Nr. 22 gütigst nachtragen. Der materielle Inhalt desselben wird dadurch nicht weiter alterirt.

Kiel, Ende Juni. **Klaus Groth.**

Bibliographie.

Von neu erschienenen Büchern, welche zum Theil noch eine besondere Besprechung in diesen Blättern finden werden, erwähnen wir folgende:

Die Philosophie des Grafen von Shaftesbury von Dr. Gideon Spicker, Privatdocent an der Universität Freiburg. Freiburg i. B. Karl Troemer. 1872.

Auguste Koberstein's Grundrisse der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Fünfte umgearbeitete Auflage von Karl Bartsch. Erster Band. Leipzig. F. C. W. Vogel. 1872.

Gott. Von Francisco Suñer y Capdevila. Aus dem Spanischen von Hedwig Henrich. Zürich. Verlags-Magazin. 1872.

Das Leben Jesu. Für das Volk bearbeitet von Dr. Friedrich Mook. I. Theil. A. Die Jugendgeschichte. Zürich. Verlags-Magazin. 1872.

Stimmen des Mittelalters wider die Päpste und ihr weltliches Reich. Von Emil Pirazzi. Leipzig. E. Bidder. 1872.

Ueber und gegen den Jesuitismus. Von F. Buchmann. Gosohorst'sche Buchhandlung. Breslau, 1872.

Versailler Briefe. Von F. K. M. Verfasser der Bellona Orientalis. Wilhelm Herz. Berlin, 1872.

Feldzug 1870: Die französische Cavallerie. Von Oberstlieutenant T. Bonin. Ins Deutsche übertragen von F. v. L. Akademische Buchhandlung. Königsberg, 1872.

Bestandene Versuchungen in der preußischen Geschichte. Festrede von Professor B. Erdmannsdörffer. Akademische Buchhandlung. Greifswalde, 1872.

Das Eigenthum nach den verschiedenen Weltanschauungen. Von Dr. Valentin Mayer. Karl Troemer. Freiburg in B., 1872.

Washington. Von J. Schneebeli. Verlagsmagazin. Zürich, 1872.

J. L. Kleins dramatische Werke. 7 Bände. T. O. Weigel. Leipzig, 1871 u. 1872.

Friedrich Halms Nachlaß. 2 Bände. Wien. Karl Gerolds Sohn. 1872.

Gesammelte dramatische Werke von Roderich Benedix. Sechsundzwanzigster Band. Leipzig. J. J. Weber. 1872.

Brutus und Collatinus von Albert Lindner. Zweite Auflage. Leipzig. J. J. Weber. 1872.

Der Bund der Jugend. Lustspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Norwegischen Henrik Ibsens. Deutsch von Adolf Strodtmann. Berlin. Gebrüder Paetel. 1872.

Die Kronprätendenten. Historisches Schauspiel in fünf Acten. Nach dem Norwegischen Ibsens. Deutsch von Adolf Strodtmann. Berlin. Gebrüder Paetel. 1872.

Nordlicht. Novellen-Cyclus von Wilhelm Jensen. 3 Bände. Berlin. Gebrüder Paetel. 1872.

Unter fliegenden Fahnen. Roman von Edmund Höfer. 2 Bände. Breslau. Eduard Trewendt. 1872.

Der rothe Fasching. Roman von Max von Schlägel. 2 Bände. Leipzig. Ernst Julius Günther. 1872.

Nach und die Sündflutß! Roman von Max von Schlägel. 4 Bände. Leipzig. Ernst Julius Günther. 1872.

Ein Familiengeheimniß. Novelle von Adolf Streckfuß. Berlin. B. Brigl.

Um Scepter und Kronen. Zeitroman von Gregor Samarow. Stuttgart. Eduard Hallberger. 1872.

Wilhelm Wolfschild. Roman aus dem baltischen Leben von Theodor Hermann. Mitau. E. Behres Verlag. 1872.

Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich. Von Eduard Devrient. 2. Auflage. Leipzig. J. J. Weber. 1872.

Aus dem Jahre 1870. Briefblätter und Skizzen von Elise Polko. Ratibor. B. Michura & Comp.

Deutscher Geist und deutsche Art im Elsaß. Von J. Scheube. Berlin. F. Berggold. 1872.

Digitized by Google

Inserate.

Eben erschien im Verlage von **Wilhelm Herz** (Besser'sche Buchhandlung) 7 Behren-Straße **Berlin:**

Selbstbiographie
des Grafen
Leopold Sedlnitzky von Choltitz
Fürstbischof von Breslau † 1871.

Nach seinem Tode aus seinen Papieren herausgegeben. Mit Aktenstücken und dem Portrait in Holzschnitt, geg. von F. Graf Harrach, Holzschnitt von A. Vogel.

Octavo (VIII u. 260 S.) Preis 1½ Thlr.

Diese Selbstbiographie enthält wesentlich die Entwickelung und Darlegung der Gründe, welche den Grafen Sedlnitzky, **den ersten deutschen Bischof seit der Reformation, der zum evangelischen Bekenntniß sich wandte,** zum Verzicht auf das bischöfliche Amt führten. Beigefügt ist eine Reihe wichtiger Actenstücke, auch zur Geschichte des Conflicts.

Auch die Freunde biographischer Literatur werden auf dieses Werk aufmerksam gemacht, das durch die milde und würdige Darstellung der Seelenführung, eine ernste Bereicherung dieser Literatur ist.

Im Verlage von **F. Tempsky** in **Prag** ist soeben erschienen:

Allgemeine Erdkunde.
Ein Leitfaden
der
Astronomischen Geographie, Meteorologie und Biologie.
Bearbeitet
von
Dr. **J. Hann,** Dr. **F. v. Hochstetter** und Dr. **A. Pokorny.**

Mit 143 Holzschnitten und 5 Tafeln in Farbendruck. gr. 8. Preis geh. 2 Thlr.

In anziehender und für jeden Gebildeten verständlicher Darstellung entwickelt dieses Werk die Grundlehren der mathematischen Geographie, Meteorologie, Geologie, Paläontologie, Pflanzen- und Thiergeographie und Biologie, und gewährt dadurch einen umfassenden Ueberblick der tellurischen Verhältnisse. — Die Hauptthelle sind von Fachgelehrten der betreffenden Disciplinen bearbeitet, wodurch die Garantie geboten wird, daß auch in allen Details der neueste Stand der wissenschaftlichen Forschung zur Geltung kommt.

Handbuch der deutschen Sprache.
Von
Dr. **K. F. Becker.**
Neu bearbeitet
von
Theodor Becker.

10. Aufl. — gr. 8. — Preis geh. 1 Thlr. 24 Sgr.

Diese auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhende systematische Bearbeitung der deutschen Grammatik stellt sich die Aufgabe auch den weiteren Kreisen der Gebildeten einen Einblick in das Wesen und den Organismus der deutschen Sprache zu verschaffen. Die freundliche Aufnahme, welche das Buch in seinen früheren Auflagen gefunden hat, ist eine Gewähr dafür, daß es diesem Zweck entspricht. — Das sehr ausführliche alphabetische Register bietet zugleich die Möglichkeit einer raschen, durch viele Belegstellen aus den Classikern unterstützten Lösung sprachlicher Zweifel.

In dem unterzeichneten Verlage erschien und ist durch jede grössere Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Eduard Hildebrandts Aquarelle. Auf seiner Reise um die Erde nach der Natur aufgenommen. Chromo-Facsimiles von Steinbock und Loeillot. 20 Blätter mit erläuterndem Text 58 Thlr.
In elegg. Kasten mit Portrait 75 Thlr.

Regen und Sonnenschein. 10 Albumblätter von Lonise Kugler. Gross Quart eleg. gebunden 15 Thlr.

Daselbe eleg. carton. 12 Thlr.

Die sieben Sendschreiben. Lieder von Eleonore Fürstin Reuss. Mit Randzeichnungen von M. E. Bek eleg. gebunden 4 Thlr.

Daselbe eleg. carton. 3 Thlr.

Das Jahr in Blüthen und Blättern. Illustrirt von Hermine Stilke. Mit Original-Gedichten von Emanuel Geibel und Gustav zu Putlitz. III. Auflage. Ein starker eleganter Leinwandband in gross Quart mit reicher Goldpressung. Preis 15 Thlr.

Eine Reise in Bildern mit Benutzung von Photographien entworfen von Hermine Stilke. 18 Illustrationen mit Text. Gross Folio. Preis in Leinwand mit reicher Vergoldung 17 Thlr.

Daselbe. II. Auflage und neue billige Ausgabe. 12 Illustrationen nebst Text. Preis in Leinwandband. 12 Thlr.

Illustrirter Notizkalender für 1872 mit 12 Illustrationen von Julie von Buddenbrock. Farbendruck von W. Loeillot. Eleganter Leinwandband mit Goldpressung. Preis 3 Thlr.

Illustrirtes Gedenkbuch II. Auflage mit 12 Illustrationen von Julie von Buddenbrock. Farbendruck von W. Loeillot. Eleganter Leinwandband mit Goldpressung. Preis 3 Thlr.

Jehovablumen. Biblisches Alphabet von Julie von Buddenbrock. 23 Illustrationen mit einem erläuternden Text. Preis elegant gebunden 12 Thlr.

Daselbe. Neue Lieferungs-Ausgabe. Preis compl. eleg. carton. 11 Thlr. 6 Lfgn. à 1¾ Thlr.

Gedenkblatt an unsere glorreichen Siege 1870—1871 von Julie von Buddenbrock. Farbendruck von W. Loeillot. Preis 2 Thlr.

Gedenkblatt an unsere gefallenen Helden von Julie von Buddenbrock. Farbendruck von W. Loeillot. Preis 2 Thlr.

Die Verlagshandlung von **R. Wagner,** Berlin, Zimmerstrasse 92/93.

☞ **28,000 Auflage.** ☜

Berliner Wespen.
Illustrirtes humoristisches Wochenblatt.
Redigirt von Julius Stettenheim.
Illustrirt von G. Heil.
Verlag von B. Brigl in Berlin.

Man abonnirt bei allen Postanstalten und Buchhandlungen für den **Preis von 15 Sgr. vierteljährlich** auf die vom Publikum und von der gesammten Kritik als ein Wahrblatt ersten Ranges anerkannten **„Berliner Wespen".**

Inserate: 7½ Sgr. die Petitzeile durch die Annoncen-Expedition von Haasenstein & Vogler in Berlin, Hamburg, Lübeck, Leipzig, Dresden, Breslau, Prag, Wien, Lausanne, Genf, Zürich, St. Gallen, Basel, Stuttgart, München, Nürnberg, Frankfurt a. M., Köln.

Tribüne
erscheint: Dreimal wöchentlich in Berlin,
bringt: Tagesschau, pikante Notizen aus Stadt, Gesellschaft, Theater, unparteiische Börsenberichte, bunte Reihung interessante **Gerichtsverhandlungen,** Zeitgeschichtliches, **Romane, Novellen** u. s. w. und **kostet** bei allen Postanstalten, Zeitungsspediteuren **mit** der illustrirten humoristisch-satirischen Gratisbeilage:
„Berliner Wespen"
zusammen nur 1 Thaler vierteljährlich.

Insertionsorgan ersten Ranges. Preis der Petitzeile 3½ Sgr.

Verlag von **F. Henschel** in **Berlin:**

Hanne Prof. Dr. **Die Kirche im neuen Reiche.** — 1 Thlr.

☞ *Wegen dieses Buches ist der Verfasser zur Unterrichtung gezogen worden.*

Verlag von Justus Perthes in Gotha.

Neue Lieferungs-Ausgabe
von
STIELER'S HAND-ATLAS
über
ALLE THEILE DER ERDE UND ÜBER DAS WELTGEBÄUDE.
In 30 Lieferungen à 15 Sgr.
90 colorirte Karten in Kupferstich.
nebst Supplement:
Karte der Alpen
aus G. Mayr's Atlas der Alpenländer zusammengestellt und vollständig umgearbeitet.
8 colorirte Blätter in Kupferstich. Hand-Atlas-Format. 1:450,000.
Ladenpreis 3½ Thlr., für die Käufer des Hand-Atlas 2½ Thlr. In 3 Lieferungen.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 13. Juni 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Romantiker auf dem Throne. Friedrich Wilhelm IV. Pius IX. von F. Michelis-Braunsberg. — Russische Erdichtungen und ein vergessenes Geschichtsblatt von Karl Blind. — Literatur und Kunst: Ludwig Feuerbach von Otto Henne-Am Rhyn. — Hermann Linggs „Dunkle Gewalten", besprochen von Hans Hopfen. — Die deutsche Illustration im französischen Kriege von Ludwig Pietsch. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Edmond Gondinets „Christiane", besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten (von Julius Walter und Ueber Berlins Wohlgerüche). — Bibliographie. — Inserate.

Die Romantiker auf dem Throne.

Friedrich Wilhelm IV. Pius IX.

Bei den „Romantikern auf dem Throne" habe ich den König Friedrich Wilhelm IV. und den Papst Pius IX. im Sinne; ich weiß sehr wohl, daß ich diese beiden Herrscher, die der eine als noch lebender, der andere auch noch nach seinem Tode das Interesse der Gegenwart in einer besonders innerlichen Weise in Anspruch nehmen, nicht eigentlich unter dem einen Begriffe als „Romantiker" hätte zusammenfassen dürfen, wenn ich den Begriff des Romantikers in den engsten Schranken hätte halten wollen, wonach wir darunter die neben oder vielmehr nach dem Höhepunkte unserer neueren deutschen Poesie entsprungene Schule verstehen, welche das Mittelalter poetisch zu restauriren unternahm. Aber die Poesie, diese nicht als Stimmung oder Velleität, sondern als Kunsterzeugniß verstanden, war ja selbst an der Romantik in diesem engsten Sinne im Grunde die schwächste Seite. Und nicht mit Unrecht könnte man, wenn man Schiller und Goethe gegenüber an einen Novalis oder Brentano und selbst an Tieck oder Arnim denkt, die Unterscheidung der Romantiker von unsern classischen Dichtern darin erblicken, daß jene es nicht vermocht haben, ein großes, selbständig in sich abgeschlossenes Kunstwerk zu erzeugen und eine durchschlagende Thatsache zur Erscheinung zu bringen. Vielmehr haben ja schon die kräftigeren Geister unter den Romantikern im engeren Sinne ihre größere Bedeutung auf anderem allgemein wissenschaftlichen Gebiete; und wir brauchen nur ein wenig freier auszuschauen, um die Romantik als einen mächtig wirkenden Anstoß in der Sprachforschung (der historischen und der vergleichenden), der Mythologie und Geschichtsforschung, der Naturwissenschaft und Philosophie, der Politik endlich und der Religion zu gewahren, so daß man bis auf diesen Augenblick hin die Grundgegensätze unserer geistigen Entwicklung wohl richtiger als romantisch und antiromantisch oder rationalistisch, denn als Idealismus und Realismus bezeichnen könnte.

So werden uns auch die Romantiker auf dem Throne schon näher liegen.

Auch die Sturm- und Drangperiode, die diesseits der durch Lessing bezeichneten Schwelle der classischen Neubildung unserer Literatur das Gähren zur Ausgeburt derselben bedeutet und durch die auch Goethe wie Schiller hindurchgehen mußten, hat ja schon den romantischen Charakter. So sehr wir alle die Superiorität Goethes, in der Höhe jenes rein menschlichen Daseinsbewußtseins anzuerkennen bereit sind, welche ich als die ihres christlichen Ursprunges nicht bewußte oder auch denselben verleugnende moderne Classicität bezeichnen möchte, so würden wir doch zu einem des Aberglaubens nicht entbehrenden Cultus des Genies uns verstehen müssen, wenn wir übersehen wollten, daß in der Erfassung des Christenthums und der Kirche, der ewigen Wahrheit der Religion und ihrer sittlichen Bedeutung, heute noch Goethe unserem Bewußtsein zu wenig genügen kann, wie er in Betreff des Nationalgefühles und der Würdigung der Elemente des Fortschrittes unserem Bewußtsein zu genügen vermag. Die hämische Weise, in der Menzel wieder und wieder die unpatriotische Gesinnung Goethes uns aufsticht, macht ohne Zweifel einen etwas widerwärtigen Eindruck; aber sicher würden wir selbst der Höhe, wozu in unserem Bewußtsein Deutschland erhoben ist, nicht würdig sein, wenn wir leichthin uns trösten wollten über den Defect, den wir hier bei Goethe wahrnehmen. Ebensowenig aber können wir uns denn auch verhehlen, daß wir an der unvergleichlichen Naivetät Gretchens („ungefähr sagt das der Pfarrer auch, nur mit ein bischen andern Worten") zwar ein immenses poetisches Wohlgefallen haben können, schwerlich aber uns dabei beruhigen dürfen. In Betreff des wissenschaftlichen Fortschrittes will ich nur auf den einen interessanten Punkt verweisen, daß Goethes großes Interesse für die Naturwissenschaft gerade doch nur in der poetischen Anticipation der organischen Entwicklung, vor allem an der Pflanze, ein Resultat von unvergänglichem Werthe erzielt hat; in dem anderen ist es ein spielender Ernst, was Goethe treibt, wie auch in der Religion und in der Philosophie. — Den zweiten Theil des Faust im Gegensatze zum ersten verstehe ich nur als ein Selbstzeugniß Goethes über diesen wahren Gang seiner inneren Entwicklung; im zweiten Theile seines Faust hat Goethe theoretisirend die Momente reproducirt, deren unbewußtes Ineinanderwirken die classische Form des ersten Theiles in ihm geschaffen hat. Daß dieser zweite Theil in seinem fünften Acte den Abschluß des Ganzen in sich verwebt, sodaß es zur antiken Form der Trilogie nicht kommt, die doch eigentlich angezeigt war, — das hat, wie mir scheint, seinen Grund in nichts anderm, als darin: daß wir es hier nicht mehr mit einem reinen in sich befriedigten poetischen Erzeugnisse, sondern mit einem unausgetragenen Kampfe, mit dem Kampfe nämlich des poetischen Bewußtseins gegen seine eigene in der Geschichte der Menschheit verschlungene Geschichte zu thun haben.

Die Romantik im engeren Sinne möchte richtig zu verstehen sein aus der durch die neue classische Form unserer Poesie noch nicht erzielten Befriedigung des nationalen und religiösen Sinnes, welche gleichwohl nicht mächtig war eine diese überbietende Form zu schaffen. Als das Charakteristische der Romantik in dem weiteren Sinne, den wir ihr hier unterlegen wollen, könnte das sehnsuchtsvolle Zurückschauen nach der vergangenen, mit der Kirche verknüpften weltgeschichtlichen Größe

Digitized by Google

unseres Volkes bezeichnet werden, welches, wie es den mit dem Humanitätsbegriffe und der Reformation gemachten Fortschritt nicht verleugnen kann, so aber auch zu einer energischen Neubildung der menschlichen Verhältnisse noch nicht sich gesammelt hat.

Daß wir nun gegen die Mitte unseres Jahrhunderts, welches den geschichtlichen Gährungsproceß, dessen Knotenpunkte die deutsche Reformation und die französische Revolution bilden, nach der einen oder andern Seite hin — zum Guten oder zum Bösen, zum Neubau der Menschheit oder zur namenlosen Zerrüttung hin — zum Austrage bringen muß, an den beiden Brennpunkten der Entwicklung gleichzeitig Herrscher auftreten sehen, die wir mit Recht als Romaniker auf dem Throne und als Romantiker in der Politik bezeichnen dürfen, — darin liegt, wie mir scheint, ein nicht zu unterschätzendes Moment für die richtige Beurtheilung der Gegenwart, die nicht zum mindesten Theile durch den von diesen Männern ausgehenden Anstoß ihre jetzige Gestaltung gewonnen hat.

Hat man den geschichtlichen Kern in der Erscheinung der Romantik erfaßt, so wird man Thatsachen wie diese nicht als bedeutungslos und die Reflexion darauf nicht als ein bloß geistreiches Spiel abweisen dürfen. Man könnte noch weiter zurückgreifen und auf Ludwig I. von Baiern als auf denjenigen Herrscher hinweisen, der, als es nach den Befreiungskriegen galt den Neubau in Deutschland zu vollziehen, in einem noch eminenteren Sinne als Friedrich Wilhelm IV. und Pius IX. als Romantiker auf dem Throne gelten konnte. Doch ist es nicht nöthig, so weit zurückzugreifen, um den realen Zweck zu erreichen, den ich bei meiner Ausführung im Auge habe.

Man wird nicht bestreiten wollen, daß Friedrich Wilhelm IV. von Preußen mit vollem und mit einem ganz besonderen Rechte als der Romantiker auf dem Throne bezeichnet werden darf und zwar in der Weise, daß gerade das, was der Romantiker in ihm der Energie des Herrschers Abbruch gethan, das Andenken an ihn zu einem so unvergeßlichen macht. Die Romantik in ihrem edelsten Grundzuge, dem tief sittlichen, christlich-germanischen Wesen spiegelte sich in seinem Charakter. Seine Thaten, Intentionen und Neigungen entsprangen dieser Grundquelle. Man braucht ja nur an das Vertrauen, das er der katholischen Kirche entgegenbrachte, an das Interesse für den Ausbau des Kölner Doms, die Berufung Schellings, die Stiftung des Bisthums zu Jerusalem, die Freundschaft mit Radowitz und Diepenbrock und ähnliches zu erinnern. Für unseren Zweck haben wir vor allem nur die Art und Weise hervorzuheben, wie Friedrich Wilhelm IV. dem preußischen Volke das im Befreiungskriege erworbene Anrecht und gegebene Wort auf eine Verfassung einzulösen Ernst machte durch die Berufung des vereinigten Landtages, und wie er später die ihm von Frankfurt aus angebotene Kaiserwürde ausschlug. — Beides waren Handlungen, die aus den reinsten und edelsten Motiven seiner romantischen Anschauung der Politik sich ergaben. Zu denken, daß irgendwelcher unredliche Hintergedanke bei dem Könige gewaltet hätte, als er aus eigener freier Willensentschließung seinem Volke die Verfassung verbot und nicht wollte, daß zwischen ihm und dem Volke ein papierener Buchstabe aufgerichtet werden solle, oder daß es ein Mangel an echt deutscher Gesinnung gewesen sei, als er die nach seiner Ueberzeugung „aus nicht ganz reinen Händen“ ihm angebotene Kaiserkrone zurückwies, wäre sündhaft. Die romantische Anschauung der politischen Verhältnisse, die diesen Handlungen zu Grunde lag, mag der Erfolg gerichtet haben und er hat sie gerichtet; aber die persönlich reinen und hohen Motive, denen diese Anschauung entsprang, sind deshalb noch nicht gerichtet, auch in ihrer geschichtlichen Wirkung nicht. „Kein Saatkorn geht verloren“, sagt in diesem Sinne ein Dichter; und auch dieses sollte nicht verloren gehen.

Behalten wir zunächst nur die positive politische Haupthat Friedrich Wilhelms IV., die Berufung des vereinigten Landtages, im Auge, so bleibt es doch für alle Zeiten wahr, daß aus dieser Berufung der erste mächtige Anstoß zur Entwicklung des Verfassungslebens in Preußen und der heutigen Verhältnisse hervorgegangen ist, und daß hier zuerst den Männern der Mund geöffnet wurde, welche in legitimer Weise die Rechte des deutschen Volkes in Anspruch nahmen. Und wenn auch die Verhältnisse nach diesem ersten Anstoß nicht in ruhiger Weise sich fortentwickelten, wenn auch die Stürme der Revolution und des Bruderkrieges darüber hinweggehen mußten, — nicht gleichgültig ist es für uns jetzt sagen zu können und sagen zu müssen, daß jenseits der Revolution und des Bruderkrieges der hohe, wenn auch romantische Sinn eines Königs dem Volke den Zugang zu seinen höchsten Gütern mit freiwilliger Hand wieder eröffnete.

Etwas ähnliches ist, wenn auch in einem gewaltigen Abstande, bei Pius IX. der Fall. Pius einen Romaniker zu nennen, mag immerhin etwas gewagt sein, obgleich er ein Romane ist. Indeß ist in jener mittelalterlichen Gestaltung der Weltverhältnisse, welche der Romantik zur Grundlage dient, Italien mit Deutschland so enge ideal mit einander verknüpft, daß dadurch doch der romantische Anflug nicht ganz verwischt werden kann, daß die Romantik bei ihm einen italienischwie sie bei uns einen deutsch-nationalen Beigeschmack hat. Wenn auch die romantisch-sentimentalen Anfänge seiner Politik noch viel weniger realen Bestand gehabt haben, als die des Königs Friedrich Wilhelm IV., so kann man doch nimmer zugeben, daß jene freudige Erregung, welche die Welt durchjuckte, als ein Papst das Verständniß für die Entwicklung der Geschichte und für die Rechte der Gegenwart blicken ließ, ohne tiefere sittliche Bedeutung und das bloße Aufbrausen eines nur unzulänglichen Liberalismus gewesen sei. Auch hier dürfen wir die Thatsache nicht übersehen, daß jenseits der Stürme, die die Gegenwart durchwühlten, der wenn auch noch so schwache und romantische freiwillige Versuch einer Reformation der kirchlichen Zustände von oben her unternommen wurde.

Und wie drastisch haben sich bis auf diesen Augenblick hin die realen Verhältnisse aus diesen romantischen Intentionen entwickelt!

Der durch Friedrich Wilhelm IV. gegebene Anstoß der freieren Bewegung hat, trotz seiner Weigerung, zur Erneuerung der Kaiserwürde in Verbindung mit der Krone der Hohenzollern geführt. An sich ist die Kaiserwürde freilich auch eine romantische Idee, aber in ihrer heutigen Erneuerung wird sie nur von einer überlebten protestantischen oder katholischen Romantik im Sinne des Mittelalters als ein Gegenstand der Hoffnung oder der Besürchtung betrachtet, während sie von der realen Politik einzig als der durch die geschichtlichen Beziehungen berechtigte und durch die Verhältnisse — Gott sei Dank! — wieder ermöglichte Ausdruck des Bewußtseins von Gesammtdeutschland und über seine Weltstellung und über seine Aufgabe in der Gegenwart betrachtet und behandelt wird.

Die schwächlichen besseren Intentionen Pius IX. haben schließlich zu jenem unsinnigen Ausbruche des Romanismus geführt, der — in der mißbrauchten Form der dogmatischen Autorität — die Kirche und die Menschheit dem impotenten, wenn auch geheiligten Wahnsinne jenes spanischen Ritters Ignaz Loyola unterwerfen soll, welcher doch wohl nicht zufällig die Kehrseite zum Don Quixote bildet. Ich weiß wohl, daß man mir eine solche Beziehung sehr verübeln wird; aber ich glaube, daß man den Ernst im Loyolo und den Scherz im Don Quixote nur mit einander weltgeschichtlich richtig würdigen kann. In dem Kampfe auf Leben und Tod, zu dem jetzt die Jesuiten das deutsche Reich herausgefordert haben, scheint es mir allerdings an der Zeit zu sein, auch diese Seite der Sache einmal ernstlich hervorzukehren. Erscheint doch diese Provocation selbst, wenn sie nicht ein Verbrechen werden soll, als eine Donquixotiade, wenn auch selbst ein Reichensperger und ein Mallinckrodt für sie einstehen.

Oder wie stehen denn die Sachen jetzt?

Ist es wahr, daß wir heute hüben und drüben wieder die Parole hören: Die Welf, die Waiblingen? Das könnte doch wahrhaftig nur der meinen, der die letzten 500 Jahre der Weltgeschichte verschlafen und überhaupt von der ganzen

Digitized by Google

Weltgeschichte und ihrer Entwicklung nie etwas verstanden hätte. Handelt es sich denn jetzt um dasselbe, worum es im Mittelalter sich handelte? Vielleicht wird mir diese Frage auch von den liberalen Kämpfern gegen den Jesuitismus mit einem entschiedenen Ja beantwortet. Aber ein solches Ja würde eben auch nichts anderes bedeuten als den Mangel an geschichtlichem Urtheil. Jesuiten waren im Mittelalter noch nicht da, so wenig wie ein Anspruch auf Unfehlbarkeit bei den Päpsten trotz ihrer Machtfülle vorhanden war. Die Kämpfe des Papstthums mit dem Kaiserthume im Mittelalter waren eine in den realen Weltverhältnissen begründete Erscheinung, so gut wie die Kämpfe der Patricier und Plebejer im alten Rom. Die Päpste vertreten so gut ein menschheitliches und weltgeschichtliches Interesse wie die Kaiser; und so wenig, wie wir uns ob des Sieges des Papstthums über das Kaiserthum beglückwünschen können, so wenig, und — wenn wir nicht einer pessimistischen Ansicht der Weltgeschichte uns hingeben wollen — noch weniger wohl, würden wir uns über einen vollen Sieg des Kaiserthums zu beglückwünschen gehabt haben. Am allerwenigsten aber kann ich dem frommen Wunsche einiger Geschichtsprofessoren beistimmen, die alten deutschen Kaiser hätten sich mit Rom und dem Papstthume gar nicht abgeben sollen. Beim Geschehenen helfen eben fromme Wünsche nichts, sondern es kommt darauf an, aus der Geschichte etwas zu lernen; und da werden wir allerdings verstehen müssen, daß heute die Verhältnisse anders liegen; und wie es scheint, verstehen wir es ja auch.

Wenn aber die Curie und die Jesuiten heute die mittelalterlichen Intentionen wieder heraufbeschwören, so ist das eine Farce; eine Farce, die, ich weiß es wohl, die Gestalt des furchtbarsten Verbrechens annehmen kann — und sogar anzunehmen auf dem Punkte steht, wenn die infallibilistischen Bischöfe in der That fortfahren werden, die Sache der Jesuiten und der Curie zu der ihren und zur Sache der Kirche zu machen —, die aber — so stehen Gott sei Dank heute die Sachen noch — selbst bei einem solchen verbrecherischen Versuche die Grenzlinie der Farce hoffentlich nicht zu überschreiten braucht, wenn Deutschland seine Pflicht erfüllt.

So liegt in der Romantik, wenn man ihren sittlich-idealen Gehalt im Zusammenhange der geschichtlichen und weltgeschichtlichen Entwicklung erfaßt, ein Moment für das Verständniß der Gegenwart, ohne welches diese in ihren realen Bedürfnissen nicht beurtheilt werden kann.

Worum handelt es sich heute? frage ich abermal. Etwa um einen Kampf auf Leben und Tod für die Herrschaft zwischen Kirche und Staat? Nein. Einfach um eine vernünftige Auseinandersetzung über die Feststellung der Grenzen des freundschaftlichen Zusammenwirkens für die hohen Ziele der Menschheit, — um eine Auseinandersetzung, die sehr leicht erreicht sein würde, wenn das mit dem Infallibilismus aufgerichtete Phantom der Kirche, natürlich mit seinen Voraussetzungen, beseitigt ist. Und da mag mir allerdings einer ironisch entgegnen: Du sprichst ein großes Wort gelassen aus. Sehr richtig, erwidere ich, aber es ist auch eben die Zeit dazu, das Große nicht allein gelassen auszusprechen, sondern auch gelassen zu thun; und der erste Schritt dazu ist soeben mit dem Jesuitengesetze geschehen. Wollten etwa die durch die Infallibilität zu Fall gekommenen deutschen Bischöfe es versuchen, gegenüber dem Ernste, den der deutsche Reichstag und die deutschen Regierungen zeigen, an die deutschen Katholiken zu appelliren und sich wegen der Infallibilität und der Jesuiten als die verfolgte Kirche in Scene zu setzen, dann sind wir mit Gottes Hülfe wohl eben an dem Punkte angekommen, wo der Umschlag der Dinge erfolgen muß. Denn zum Verbrechen wird Deutschland die Jesuitenfrage nicht sich ausgestalten lassen.

Das ist der, wenn wir die Sache richtig verstanden haben, sehr einfache und sehr natürliche Gang, den die Romantik auf den Thronen genommen hat. Im deutschen Volke hat sie zum Vollbewußtsein der sittlichen Aufgabe der Nation geführt, in Rom ist sie zu dem Phantom der Kirche geworden, welches dem wahren Begriffe der katholischen Kirche, die es repräsentiren will, innerlich so fern steht, wie je eine Caricatur ihrem Urbilde fern gestanden hat.

Ob die christliche Kirche mit ihren Gnaden als eine sittlich aufbauende und heilende, dem vernünftigen Menschen zugängliche, der echten fortschreitenden Entwicklung entgegenkommende göttliche Stiftung zum Segen, oder ob die christliche Kirche als eine die Vernunft, die Freiheit, das Gewissen, die Person vernichtende hierarchische Zwangsanstalt zum Fluche in der Menschheit fortan bestehen soll, das ist der Ruf, um den es sich in dem gegenwärtigen Weltkampfe handelt! Drum heißt es heutzutage nicht mehr: die Weiß, die Waiblingen!

Deutschland, Oesterreich und Italien stehen zusammen in diesem Kampfe, und so zusammen bilden sie den festen Kern der künftigen Entwicklung der Weltverhältnisse.

Daß Pius selbst, dessen auffallend verlängertes Leben als etwas bedeutungsvolles betrachtet werden könnte und der trotz seiner Verblendung unsere innere Theilnahme nie verlieren wird, schließlich noch zu richtiger Erkenntniß kommen sollte, dürfen wir freilich kaum erwarten. Daß wir aber nicht nach ihm einen Mann, der die Verhältnisse richtig beurtheilt, auf dem päpstlichen Throne sehen sollten, diese Möglichkeit läßt sich doch nicht bestreiten. Und mehr bedarf es nicht. Denn die innere Unmöglichkeit einer Restitution der jetzt so gestörten Verhältnisse ist nicht vorhanden.

Theologisch will ich hier die Sachen nicht erörtern; sonst würde ich den Theologen, die sich auf den Begriff des Uebernatürlichen der natürlichen Entwicklung gegenüber steifen, den Beweis dafür nicht schuldig bleiben, daß gerade ihr auf dem Boden der aristotelischen Scholastik erwachsener Begriff des Uebernatürlichen ein aus der nicht überwundenen Herrschaft der Natur abgezogenes Phantom ist, welches das Denken ebenso verstrickt, wie das nicht überwundene Phantom der mittelalterlichen Hierarchie ihren Begriff von der Kirche und dadurch auch ihre Vernunft, ihr Gewissen, ihre persönliche Energie gefangen hält. Nur in Betreff meiner Geschichtsauffassung will ich mich dahin aussprechen, daß ich nur Eine richtige Auffassung der Geschichte anerkennen kann: die nämlich, welche aus dem Gange der Welteregnisse die für die Menschheit im Ganzen constatirten sittlichen und intellectuellen Fortschrittsmomente feſthält, um mit ihnen für die weitere Fortentwicklung zu operiren. So acceptire ich aus den Resultaten der deutschen Reformation unbedingt und ohne Rückhalt das Princip der Gewissensfreiheit und der Denkfreiheit als einen unverlierbaren Gewinnst; aber eben so klar ist mir, daß der jetzt gespannte Gegensatz zwischen dieser Freiheit und der Kirche und ihrer Autorität nicht auf dem wahren Begriffe der Kirche, sondern nur auf dem Phantom beruht, welches wie ein unheimliches Gespenst aus den überwundenen Verhältnissen einer früheren Entwicklung in unsere Gegenwart hineinspukt.

Eins möchte ich zum Schlusse noch berühren, um diesem Gespenste seine Herrschaft über die Gemüther der deutschen Katholiken möglichst entziehen zu helfen: den auch in der Debatte über das Jesuitengesetz wieder vorgetragenen und, wenn ich nicht irre, weit verbreiteten Irrthum, als ob in dem gegenwärtigen Kampfe Deutschlands unter Preußens Führung gegen die Jesuiten und die Infallibilität nur die Zeit und die Verhältnisse der Kölner Wirren aus dem Jahre 1837 sich wiederholten; dieser Irrthum ist selbst nur eine Wiederholung der romantischen Verwechslung der mittelalterlichen Verhältnisse, die ich bekämpft habe. — Clemens August von Köln war kein Jesuit; er weigerte sich nach der über seinen Kopf zu Stande gekommenen Ausgleichung römischer Cardinal zu werden und schrieb statt dessen sein auch heute noch beachtenswerthes Buch: Ueber den Frieden zwischen der Kirche und den Staaten.

J. Michels-Braunsberg.

Digitized by Google

Russische Erdichtungen und ein vergessenes Geschichtsblatt.

(Delamarre: „Un Peuple Européen de Quinze Millions oublié devant l'Histoire?" — und Margeret: „Estat de l'Empire de Russie et Grand-Duché de Moscovie": Paris, 1607.)

Von **Karl Blind.**

I.

Die Ohren gellen uns noch von dem lärmenden Jubel zur Erinnerung an den Tag, an welchem der Heiland des Russenreiches, der Zimmermann von Saardam, zum ersten Male erschienen. Um so nöthiger mag es sein, gerade bei dieser Gelegenheit einige geschichtlich verdrehte Punkte zurechtzurücken.

Nicht mit den Waffen, nicht mit den Listen der Staatskunst allein — auch auf dem Schleichpfade der Geschichtsfälschung hat die Czarenmacht seit langer Zeit ihre Herrschaftspläne verfolgt. Heute, wo in Petersburg der Vorschlag aufgetaucht ist, die Zerstörung des polnischen Gemeinwesens als eine berechtigte „Rücknahme west-slawischen Gebietes" durch den russischen Hauptstamm zu feiern, sei u. A. daran erinnert, daß das „Finis Poloniae" zu diesen Fälschungen gehört. Geschichtschreiber, von denen man größere Sorgfalt erwarten möchte, beten noch jetzt diesen angeblichen Ausruf Kosciuszkos nach. Und doch hat Kosciuszko selbst die betreffende Angabe als eine schnöde, lästerliche Lüge bezeichnet, gegen die er sich von ganzer Seele verwahrte*)!

*) Der hochwichtige Brief ist so wenig allgemein bekannt, daß ich ihn hier glaube in der Ueberlegung wiedergeben zu sollen. Der französische Text ist mir durch einen bekannten polnischen Schriftsteller, nach der in der Urkundensammlung der Familie Ségur enthaltenen Kosciuszko'schen Handschrift mitgetheilt worden. Der Brief lautet:

„Herr Graf!

„Hinsichtlich des Ihnen gestern übermittelten Schreibens in Sachen der Angelegenheit des Herrn Adam Poninski — (nämlich seiner Haltung in dem Feldzuge von 1794) — gibt es noch eine andere, auf die unglückliche Schlacht von Maciniowice bezügliche Thatsache, die aufzuklären mich verlangt.

„Die Unwissenheit oder die Böswilligkeit sind darauf erpicht (s'acharnent), mir den Ausruf: „Finis Poloniae" in den Mund zu legen, den ich an jenem verderblichen Tage gethan haben soll. Vor Allem nun war ich bereits vor dem Ausgange der Schlacht nahezu tödlich verwundet, und ich bin erst zwei Tage nachher wieder zum Bewußtsein gekommen, als ich mich in den Händen meiner Feinde befand. Sodann, wenn ein solches Wort widersinnig und verdrecherisch (inconséquent et criminel) in dem Munde eines jeden Polen ist, so wäre es solches noch vielmehr in dem meinigen.

„Indem die polnische Nation mich dazu berief, die Unverehrtheit, die Selbstständigkeit, die Würde, den Ruhm und die Freiheit des Vaterlandes zu vertheidigen, wußte sie wohl, daß ich nicht der letzte Pole sei, und daß mit meinem Tode — sei es auf dem Schlachtfelde oder anderwärts — Polen nicht enden konnte, nicht enden durfte. Alles, was die Polen seitdem in den ruhmreichen polnischen Legionen gethan haben, und Alles, was sie noch in der Zukunft thun werden, um ihr Vaterland wieder zu erringen, ist genügender Beweis, daß, wenn wir, die ergebenen Kämpfer dieses Vaterlandes, sterblich sind, Polen unsterblich ist; und Niemanden kömmt es zu, den lästerlichen Ausdruck: „Finis Poloniae" zu gebrauchen oder zu wiederholen.

„Was würden die Franzosen sagen, wenn in der verderblichen Schlacht bei Roßbach, im Jahre 1757, der Marschall Karl Rohan, Fürst von Soubise, ausgerufen hätte: „Finis Galliae!" oder wenn man ihm in seinen Lebensbeschreibungen diese grausamen Worte in den Mund gelegt hätte?

„Ich wäre Ihnen daher verbunden, wenn Sie in der neuen Ausgabe Ihres Werkes nicht von diesem „Finis Poloniae" sprechen wollten; und ich hoffe, daß das Gewicht Ihres Namens allen denjenigen Einhalt thun wird, die in Zukunft diese Worte wiederholen und mir eine schnöde Lästerung (un blasphème) zuschreiben wollten, gegen die ich mich von ganzer Seele verwahre.

„Es ist mein Vetter und Zögling, der junge Georg Zenowicz, der die Ehre haben wird, Ihnen diesen Brief zu überreichen. Obgleich es seine Absicht ist, sich der kriegerischen Laufbahn zu widmen, wird er gleichwohl sich glücklich schätzen, Ihre wohlwollende Gönnerschaft verdienen zu können, wenn jemald die Umstände ihn in die Lage versetzen, sich derselben zu bedienen.

„Genehmigen Sie, Hr. Graf, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

T. Kosciuszko."

Paris, am 20. Brumaire, im Jahre XII. — 31. October 1803.

(Der Brief ist an den Grafen Ségur, den Verfasser der „Décade Historique", gerichtet.)

Das „Testament Peters des Großen", wie er von der Schmeichelei genannt wird, ist ebenfalls eine Fälschung, und zwar aus verhältnißmäßig neuerer Zeit. Die Grundzüge der Bestrebungen des Czarenthums sind darin wohl im Wesentlichen richtig niedergelegt, wenngleich als hinterher gemachte Prophezeihung. Dem Petersburger Hofe paßte es, durch scheinbares Geltenlassen der Echtheit dieser Schrift sinnbethörend und schreckenerregend auf die Völker von Mittel- und West-Europa einzuwirken. Wir sollten, entnerven Römern gleich, daran gewöhnt werden, einen neuen Ansturm von Norden her als ein unvermeidliches Schicksal zu betrachten. Auf die Herrschaft der Lateiner, auf die Bildungsentwicklung der Germanen, sollte die weltgebietende Stellung der „neuen Nordmänner", der russischen Slawen, folgen, die man uns als ein urkräftiges Kriegergeschlecht ausmalte.

Welch' kecke doppelte Geschichtsfälschung!

Wer etwas von Völkerkunde weiß, dem ist bekannt, daß die große Masse der heutigen Russen nicht slawischen, sondern ugrischen, finnischen, mongolischen Ursprungs ist, und daß die slawische Sprache sogar in den Provinzen Kursk, Orel, Kaluga, Moskau, Wladimir, Jaroslaw, Kostroma, Twer und den nördlichen Theilen von Nowgorod erst im dreizehnten Jahrhundert die Oberhand gewann. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß diese Gebiete in der Mitte des heutigen europäischen Rußlands liegen — selbst wenn man Polen als „russisch" will gelten lassen, was doch etwas kühn sein dürfte. Jene weiten Länderstrecken des heutigen europäischen Rußlands aber, die bei Einbruch der Mongolen Dschingis-Khans und Batus' noch außerhalb des durch die Waräger gegründeten Russenreiches lagen, waren ganz von ugrisch-tartarischen Stämmen besetzt und wurden durch die Herrschaft der Goldenen Horde sozusagen doppelt tartarisirt.

Ich erwähne dies nicht, um einer übertriebenen „Racenmäkelei" zu huldigen, sondern um der geschichtlichen Wahrheit willen. Schon Strittter behauptete den finnischen Ursprung der Moskowiter. Sogar die Czarin Katharina II. mußte, obwohl sie Einspruch gegen eine behauptete Abneigung zwischen Moskowitern und Slawen erhob, doch anerkennen, daß „Moskowiter und Slawen von verschiedener Abkunft" sind. Wie man daher auch von der Zukunftsbestimmung der Russen denken mag — mit der Fabel von ihrem vorwiegend slawischen Ursprunge bleibe man uns weg!

Welche Geschichtsfälschung ist es auch, gerade die russischen Slawen, soweit sie eben Slawen sind, als kriegerische Nordmänner hinzustellen!

Von Natur ist der Russe dem Kriegsdienst eher abhold. Er haßt das Waffenhandwerk; er gelüstet nicht nach Ruhm. Er hängt an der väterlichen Hütte; und seine Lieder, voll melancholischen Tones, haben nichts Heldenhaftes an sich, sind vielmehr eine Mischung kindlichen Lallens und ein Stilleben sich bewegender Empfindsamkeit. Unähnlich dem Serben oder Montenegriner, hat der russische Slawe eher alle anderen Fehler, als den der Rauflust. Die frühesten Jahrbücher zeichnen

Digitized by Google

ihn als zum Frieden und zur Ruhe geneigt — eine leichte Beute unwohnender Stämme von markigerer Art. Die Sagen seiner heidnischen Vorväter kennen keine Walhalla und keine Schlachtjungfrauen, kein Jenseits, in welchem sich die seligen Helden mit Kämpfen die Zeit vertreiben, keine Reckenlieder, in denen jeder Reim wie Hieb und Gegenhieb klingt.

Rasch fügte sich der Bewohner der großen Ebene den Angriffen jedes Fremden, des Khazaren, des germanischen Wäringers, des Mongolen. Ebenso schnell fügte er sich jeder inneren Tyrannei und wurde dadurch, obwohl selbst von Naturanlage unkriegerisch, zum Werkzeug des durch ein Jahrtausend sich fortpflanzenden Geistes wüster Eroberungssucht, die nicht etwa auf eine noch regellose Volkskraft deutet, sondern ihren Grund in dem slawischen Gehorsam gegen die Befehle eines Gewaltherrschers hat.

Man mißverstehe uns nicht. Zu gut wissen wir aus der Geschichte, daß der Germane nicht nothwendig immer ein Denker und ein Vertreter des Grundsatzes der Selbstregierung ist, und daß Romanen und Slawen keineswegs durch eine ihnen ungünstige Gnadenwahl zum kirchlichen und staatlichen Stillstand oder Rückschritt verdammt sind. Aber die Thatsache bleibt, daß über dem Russenreich seit tausend Jahren eine endlos scheinende hyperboräische Nacht der Sklaverei lag, aus welcher dem trostlos suchenden Blick kaum je ein Stern der Hoffnung entgegenleuchtete.

Wohl dämmert uns aus dem Dunkel der Zeiten jener nordische Städtebund entgegen, in welchem Nowgorod als Hansestadt eine hervorragende Stellung einnahm; und wohl mag man auch in dem alten Kiew einige Ansätze zur Bürgerfreiheit entdecken. Aber Nowgorod, an den Grenzscheiden slawischen und finnischen Volksthums stehend, durch seine Handelsbeziehungen mit dem Westen von deutschem Geiste durchhaucht, nahm eine Ausnahmestellung unter den alt-russischen Städten ein. So auch Kiew, wo khazarische und andere Einflüsse während einiger Jahrhunderte ihre Spuren zurückließen, und dessen Bevölkerung, am Saum des Steppenlandes Wache haltend, von Anfang an dem slawischen Wesen etwas abgewandt war. Beide aber, Kiew und Nowgorod, wurden im Laufe der Zeiten auf dieselbe flache Linie der Sklaverei und der geistigen Verdünung herabgedrückt.

Eine Geschichtsfälschung ist es, wenn Rußland als ein „junger Staat“ dargestellt wird, der die angeblich von Peter I. gegründete Willkürherrschaft gewissermaßen als harte aber nützliche Schule durchmache.

Rußland ist kein junger Staat. Das Reich der waräg-ischen „Ros“ (Ρώς) ist zum Mindesten so alt wie der von Egbert und Alfred gegründete englische Staat, so alt wie die Herstellung eines selbständigen Deutschland nach der Theilung des karolingischen Reiches. Petersburger Sendlinge und panslawische Propagandisten, die unter der Maske des Freiſinns auf die öffentliche Meinung Europas und Amerikas einzuwirken suchten, haben oft keck die Behauptung gewagt, daß Rußland und Amerika „fast gleichzeitig in die Geschichte eingetreten“ seien; daß beide, von schwellender Jugendkraft getrieben, nach weiterer Ausdehnung verlangen; daß die alte Welt ihre Wiedergeburt von dem jastwollen Nordosten zu erwarten habe; daß das alte Europa im Siechen, das lebenstrotzende „junge“ Rußland im Steigen sei.

Rußland und Amerika „fast gleichzeitig in die Geschichte getreten“, und darum das Czarenreich und die Republik von gleich jungem Ursprung! — welche Stirne gehört zu solcher Darstellung!

In der langen Nacht der Mongolenherrschaft war Rußland allerdings so sehr aus dem europäischen Bewußtsein getreten, daß man es wie ein Land in Hinterasien betrachtete. Doch in den vorhergehenden Jahrhunderten war dies anders gewesen. Die Kriegszüge gegen Konstantinopel, bei welchen die germanisch-waräg-ische Oberhauptschaft der Ruriks eine Anzahl slawisch-finnisch-tartarischer Gefolgschaften hinter sich herzog, hatten den „russischen“ Namen im Westen bekannt gemacht. Spricht doch auch das Nibelungen-Lied von den „Riugen“ und den Männern aus dem „Riewlande“, wie auch von ihren Feinden, den bogengewandten „Petschenägern“!

Nachdem freilich durch das Aufhören der Mongolenherrschaft der Zugang zu Moskau wieder offen geworden, war Rußland allerdings für Europa förmlich „neu“. Deutsche waren es, welche die Zustände des so lange unter das Fremdenjoch gebeugten Landes zum ersten Male wieder erforschten. Dann kamen, im sechzehnten Jahrhundert, auch Engländer — entweder als Gesandte oder als Vollmächtigte von Handelsgesellschaften; keiner aber von ihnen fand dort die Naturfrische, von der uns die russischen Weltverjüngungs-Schwärmer so viel haben zu erzählen wissen. Dagegen schildern sie in abschreckenden Farben die Fäulniß, die Verderbtheit, den niedrigen Sklavensinn der Bewohner.

Aber kennt nicht Herbersteins Aeußerung, daß es deutscher Gesandter im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts Rußland besuchte?

„Der Großfürſt gebietet“ — schreibt er in seinem Werke: „Rerum Moscovitarum Commentarii“ — „und Alles geschieht; das Leben, das Vermögen der Laien wie der Geistlichkeit, der großen Herren wie der Bürger, Alles hängt von seinem obersten Willen ab. Er kennt keinen Widerspruch; Alles erscheint an ihm gerecht, wie an Gott, denn die Russen sind überzeugt, daß der Großfürst der Vollstrecker der himmlischen Gebote ist. „Gott und der Fürst haben es so gewollt!“ sind gewöhnliche Ausdrücke unter ihnen.“ — „Ich weiß nicht,“ fährt Herberstein fort, „ob es der Charakter des russischen Volkes ist, der solche Willkürherrschaft gebildet hat, oder ob die Willkürherrscher diesen Zug dem Volke aufgeprägt haben.“

Später entwirft der Franzose Margeret ein gleich düsteres Gemälde. Er hatte unter Boris Godunoff als Führer einer aus Fremden bestehenden kaiserlich russischen Leibwache gedient, auch eine Staatsraths-Stellung in Rußland eingenommen. Aber auch der französische Haudegen wendet sich mit Widerwillen von den russischen Zuständen ab. „Streng genommen,“ heißt es bei ihm, „gibt es weder Gesetz, noch auch nur einen fürstlichen Rath: der alleinige Wille des Kaisers, sei er gut oder schlecht, ist allmächtig; er wüthet nach Belieben mit Feuer und Schwert, die Unschuldigen mit den Schuldigen niederschlagend. Ich halte ihn für einen der unumschränktesten Fürsten der Welt, denn alle Bewohner des Landes, ob Edle oder Gemeine, ja sogar die eigenen Brüder des Kaisers, nennen sich „Cloyà Hospodaro“, das ist: Sklaven des Fürsten.“ In hellen Gegensatz dazu stellt Margeret Polen, das er ebenfalls aus genauer persönlicher Erfahrung kannte — Polen, das „ein freies Land ist“, von „anständigen Sitten“, und „wo man weiß, was Recht heißt“.

Sind diese Herberstein'schen und Margeret'schen Schilderungen etwa Seitenstücke zu Tacitus' „Germania“.

Verrottet und verſklavt war Rußland, als es, der Tartarenpeitsche entronnen, wieder in die europäische Geschichte eintrat. Jugendfrische war ihm zum Allerwenigsten eigen. Wohl machte es, in der Zeit vor Peter I, einige schwache Versuche zur Beschränkung der Tyrannei; aber gerade Peter stieß es wieder mit harter Faust ganz in die Willkürherrschaft zurück. Peters Verdienste um innere Verbesserung sind durch seine Verbrechen großentheils aufgewogen. Diese Verdienste selbst sind indessen vielfach überschätzt; nicht blos seiner Umgebung, auch seinen unmittelbaren Vorgängern ist Manches davon zuzuschreiben.

Als eine Geschichtsfälschung, als eine eigentliche Verkennung des russischen Entwickungsganges muß es endlich bezeichnet werden, daß Peter Alexejewitsch den ersten Anstoß zur Eroberungspolitik des Reiches gegeben habe. Die Wahrheit ist, daß die Russenfürsten sich seit Uralters durch unmäßige Herrsch- und Eroberungsgelüste auszeichneten — Gelüste, stets von Neuem genährt durch den unterwürfigen, jedem Fürstenehrgeiz dienerhaft unterthänigen Geist des Volkes. Nur so erklärt es sich, daß rohes Umsichgreifen in dem einen Zeit-

Digitized by Google

raum, völliger Zusammensturz oder tiefste Schwächung des Reiches in dem andern, seit zehn Jahrhunderten die Geschichte Rußlands bildet, und daß sich aus den Trümmern immer wieder derselbe häßliche Genius sinn- und zügelloser Eroberungssucht erhebt.

Das zeigt auch in neuester Zeit die Regierung des übermüthigen Czaren Nikolaus — der Sturz im Krimkrieg — und die darauf gefolgte erneuerte Politik der Eroberungen im Kaukasus, in Turkestan, die Zerreißung des den Westmächten gegenüber eingegangenen Vertrages, der gewaltthätige Versuch, das polnische Volksthum auszurotten, endlich der Angriff auf die deutsche Sprache in den Ostsee-Ländern!

Literatur und Kunst.

Ludwig Feuerbach.

Wenn der Reisende seinen Gang um die von der Frühsonne beleuchteten Mauern und Wälle Nürnbergs, mit ihren unzähligen Thürmen, Warten und Schießscharten unternimmt und dabei des Respectes gedenkt, welchen diese Vertheidigungswerke im Mittelalter, zur Zeit der Blüthe und Macht der Zünfte, deren Frieden einflößten, während sie jetzt vor dem ersten Schusse aus den Feuerschlünden der Neuzeit zusammenbrächen, — so ergreift ihn ein wehmüthiges Gefühl von der Vergänglichkeit und Wandelbarkeit der Dinge, von dem Untergange alles Großen und Erhwürdigen. Dasselbe Nürnberg aber, dasselbe große Museum der gothischen Kunstrichtung, innerhalb dessen das „germanische Museum", diese Zierde deutschen wissenschaftlichen Sammeleifers, die verschiedenen Wandelungen der vaterländischen Cultur dem wißbegierigen Auge vorführt, dessen charakteristischer Schmuck aber, die malerischen alten Thore und Brücken, durch den nivellirenden Industrialismus der Gegenwart mit der Vernichtung bedroht werden, — dasselbe Nürnberg umschließt außer seinen zahlreichen Reliquien der Vorzeit auch eine geistige Ruine der Neuzeit, mit der sich diese Zeilen näher beschäftigen sollen. Es lebt nämlich dort, d. h. es lebt in der That nur noch, denkt und wirkt aber nicht mehr, die Hülle des Philosophen, welcher im Reiche der Ideen das größte Werk seit Kants Entdeckung, daß das Uebersinnliche nicht erkannt werden könne, vollführt hat, nämlich die Entdeckung des wirklichen Wesens der Religion und ihrer Idole, entkleidet aller Phrase und aller Verkleisterung der Wahrheit. Es lebt dort der ausgebrannte Vulkan, welcher vor dreißig Jahren als Feuerstrom das Pappgebäude der „speculativen Philosophie", die aus vorgefaßten Meinungen die Räthsel des Seins erklären zu können wähnte, frisch niedergeworfen hat.

Ludwig Feuerbach, einer der Söhne des berühmten Criminalisten, 1804 zu Landshut geboren, wo sein Vater damals Professor war, sollte die Laufbahn eines protestantischen Theologen betreten. Wirklich schien er dazu geschaffen; denn in seinen Gymnasiastenjahren zu Ansbach, welche 1822 endeten, stellen ihn die „Fragmente zur Characteristik seines philosophischen Curriculum vitae", so spärlich sie aus jener Zeit vorhanden, noch als vollkommen gläubig und „weltlichen Sachen" abgeneigt dar. Auf der Universität zu Heidelberg aber, diesem bewährten Herde alles Vorwärtsstrebens im Reiche des Denkens, erwachte (1824) sein Drang nach freierer Bewegung. Es verdroß ihn der alte Rationalist Paulus, der die Kirchengeschichte, statt an der Hand der Thatsachen, an derjenigen seiner persönlichen Ansichten vortrug, noch mehr aber der Philosoph Erhardt, dessen „gute und schöne Gedanken so verlassen dastanden wie Waisenkinder und sich angruisten wie Hunde und Katzen, statt daß sie in eine Liebesflamme zusammenloderten und Einem Grundgedanken sich aufopferten." Nur der Eine Daub begeisterte ihn und feuerte ihn durch seine Vorträge über Moral und Dogmatik an, sich in Berlin weiter auszubilden. Während indessen es namentlich der Ruf Schleiermachers und Neanders gewesen, was ihn dorthin zog, so wurde dagegen, als er dort lebte und hörte, Hegel sein Leistern, von welchem Feuerbach sagte, er sei in seinen Vorlesungen nicht so unbeutlich, wie in seinen Schriften, vielmehr klar und leicht verständlich; denn er nehme sehr viel Rücksicht auf die Fassungskraft seiner Zuhörer. Die Wirkung dieser Hingabe an den Meister blieb nicht aus; Feuerbach verlassste in Berlin die Theologie mit der Philosophie, außerhalb welcher letztern er nun „sein Heil" fand. „Nirgends kommt man," schrieb er damals, „rascher vorwärts als im Denken; einmal seinen Schranken entlassen, ist der Gedanke ein Strom, der uns unaufhaltsam immer weiter mit sich fortreißt." Nicht „muthwillig oder leichtsinnig", bethenerte er gegenüber seinem Vater, habe er die Theologie aufgegeben, nicht weil sie ihm nicht gefalle, sondern weil sie ihn nicht befriedige, weil sie ihm nicht gebe, was er nothwendig bedürfe. Sein Geist „fand sich nun einmal nicht in die Schranken des heiligen Landes"; sein Sinn stand „in die weite Welt"; seine „hab- und herrschsüchtige Seele wollte Alles in sich verschlingen", sein Verlangen war „schlechthin unbegrenzt", er wollte die Natur, „vor deren Tiefe der seige Theologe zurückbebt", er wollte den Menschen, aber „den ganzen Menschen, der nicht dem Theologen, dem Anatomen oder Juristen, der nur dem Philosophen Gegenstand sei, an sein Herz drücken." Mit dem festen Entschlusse, sich nie wieder in die Theologie zurückbannen zu lassen, endeten Feuerbachs Lehrjahre. Er überdachte das Gehörte und Gelernte, und sofort stellten sich (1827—28) auch die Zweifel, wie an der Theologie, so nun auch an der orthodoxen Hegel'schen Philosophie ein. „Wie verhält sich das Denken zum Sein, wie die Logik zur Natur? Ist der Uebergang von jener zu dieser begründet?" Diese Fragen, deren Unbeantwortbarkeit den Wunderbau des Hegel'schen Kartenhauses unerbittlich umblätz, drängten sich ihm auf. „Gäbe es keine Natur", sagte er sehr richtig, — „nimmermehr brächte die unbefleckte Jungfer Logik eine aus sich hervor." Seine Dissertation „de ratione una, universali, infinita" stellte die Vernunft als das gemeinsame Wesen der Menschheit, das Denken als ihre Verwirklichung, als das, was die Einheit aller Menschen herstellt, dar. Seit 1829 trat er in Erlangen als Docent auf, fündete jedoch gleich anfangs an, daß er die Logik nicht in der Weise vortrage, wie sie gewöhnlich gelehrt wird, sondern wie sie Hegel erfaßt, doch nicht mit seinen Worten, sondern nur in seinem Geiste, auch nicht, wie Hegel, in der Bedeutung der höchsten und letzten Philosophie, sondern nur in derjenigen des Organs der Philosophie. Da demnach die Quintessenz von Feuerbachs Denken und Streben auf eine Concentration des Wesens der Menschheit in ihrem thatsächlichen Sein, in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit hinauslief, — eine Auffassung, welche durch des Denkers feurige Liebe zur Menschheit ihre ideale Verklärung fand, — so erhellt deutlich, daß er zu dieser Zeit die sämmtlichen Lehren der Religionen, deren Zweck darin besteht: die Menschheit auf etwas jenseits ihres Wesens Gesetztes, ihr Fremdes hinzuweisen, bereits weggeworfen hatte. „Das Herz," schrieb er im Revolutionsjahre 1830, als er seine tiefen „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" herausgab, „wenigstens das gesunde Herz, hat schon hier seine volle Befriedigung." Eine „neue Religion", wenn sie wieder eine Zukunft, ein Jenseits den Menschen als Ziel setzte, erklärte er für ebenso falsch wie das Christenthum; sie sei, fügt er hinzu, nicht die Religion der That und des Gedankens, der nur in der ewigen Gegenwart lebe, sondern des Gemüths und der Phantasie.

Die erwähnten „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" prüften zum ersten Male in der Geschichte der Philosophie kritisch und tief den Glauben an ein Jenseits, und analysirten, ohne Scheu vor dem schrecklichen Gegenstande, den Begriff des Todes. Den Inhalt des Unsterblichkeitsglaubens enthüllte Feuerbach als ein bloßes Abbild des diesseitigen Lebens, das sämmtliche Attribute des erstern

Digitized by Google

bereits enthalte, als einen bloßen Nothbehelf zur Ausfüllung der im wahren, diesseitigen Leben vorhanden gelaubten Mängel und Lücken. Sogar den Vorzug der Unendlichkeit bestritt er dem geträumten Jenseits, indem er denselben dem diesseitigen Leben vindicirte, gestützt darauf, daß der Tod in Wahrheit — Nichts, mithin auch keine Grenze des Lebens sei. Die aus mehreren kurzen Aufsätzen bestehenden „Gedanken" sind von hinreißender, blendender Sprache, mithin grundverschieden von dem trockenen, seelenlosen, unverständlichen Jargon der speculativen Philosophie; aber sie leiden noch an einem dunkeln, unklaren Zug, den wir beinahe einen mystischen nennen möchten; sie sind gewissermaßen das Gegentheil der buddhistisch-schopenhauerischen Sehnsucht nach Vernichtung, indem sie die Vernichtung selbst vernichten und daher im Gegentheil Sehnsucht nach dem Leben erwecken, beziehungsweise zu dessen vernünftiger, zweckmäßiger Benutzung anfeuern. Den eben berührten Mangel an Klarheit machte Feuerbach in seinen späteren Aufsätzen über den Unsterblichkeitsglauben wieder gut, welche mit Klarheit nachweisen, daß dieser Glaube einfach dem Selbsterhaltungstriebe entstamme und nie und nirgends etwas enthalte oder enthalten habe, das nicht eine bloße Abstraction des wirklichen Lebens sei. Diese Aufsätze sind namentlich eine Kriegserklärung gegen den christlichen Unsterblichkeitsglauben. Während die Religionen des Alterthums dem Jenseits stets einen träumerischen, schatten- und zweifelhaften Charakter verliehen, hat das Christenthum, so tadelt Feuerbach, diesen Glaubensstandpunkt zum angelegentlichsten Gedanken der Menschheit gemacht. „Das Bessere ist der größte Feind des Guten", donnert er der Menschheit zu. „Genießt das Leben und verringert nach Kräften die Uebel desselben! Glaubt, daß es besser sein kann auf der Erde, als es ist; dann wird es auch besser werden. Erwartet das Bessere nicht vom Tode, sondern von Euch selbst" u. s. w.

In den ersten dreißiger Jahren flossen von Seite der Feder Feuerbachs meist nur Aphorismen. Ein Theil derselben erschien unter dem Titel „der Schriftsteller und der Mensch" in humoristisch-novellistischer Form. Borangegangen waren sogar Verse, theils Distichen, theils Reime. Sie, wie die Aphorismen, bekämpften wuchtig die Theologie und feierten begeistert das wahre Menschenthum.

Seit der Mitte der dreißiger Jahre folgten ernstere und umfangreichere Werke. Feuerbach schrieb die Geschichte der neuern Philosophie von Baco bis Spinoza, welcher er als Fortsetzung seine Darstellung der Systeme von Leibnitz und Bayle folgen ließ. Er bekannte sich damals als Pantheist und lebte auf einem fränkischen Dorfe, desselben Contrast gegenüber Berlin er drastisch schilderte. „Den Sand, schrieb er, den mir die Berliner Staatsphilosophie in die Zirbeldrüse, wohin er gehört, aber leider auch in die Augen streute, wasche ich mir hier an dem Quell der Natur vollends aus. Logik lernte ich auf einer deutschen Universität; aber Optik, — die Kunst zu sehen, lernte ich erst auf einem deutschen Dorfe!"

So wurde die Natur seine Führerin. Schon in seiner Darstellung der Lehre Spinozas sprach er es aus, daß der Gott dieses Denkers, der den Muth gehabt, weder Jude noch Christ zu sein, nichts Anderes sei als die Natur, daher denn auch alles Unbegreifliche, was in dem angeblichen „Akosmismus" des Gläserschleifers von Amsterdam spukt, mit einem Male völlig klar wird. „Alle abstracten Wissenschaften, schrieb er, verstümmeln den Menschen; die Naturwissenschaft allein ist es, die ihn in integrum restituirt, bis den ganzen Menschen, alle seine Kräfte und Sinne in Anspruch nimmt." Feuerbach hatte sich 1836 zum letzten Male um eine Professur gemeldet, aber „wie voranszusehen war" umsonst. „Traun, tief er aus, ein auspicium liquidum! Jetzt beginnt eine neue Periode in meinem Leben; jetzt bin ich berechtigt, wozu ich mich berufen fühle, jetzt ist mein innerster Wille mir zu äußerlicher Nothwendigkeit gemacht, jetzt kann ich meinem Genius huldigen, jetzt unbeschränkt, frei, rücksichtlos ‚der Entfaltung des eigenen Wesens' mich weihen."

Und so war, durch Natur und Freiheit, der große Wurf vorbereitet, der ihn schnell berühmt machte. Im Jahre 1841 erschien sein Hauptwerk „das Wesen des Christenthums". Er sagt darüber: wenn irgend Einer berufen und berechtigt gewesen, über die Religion ein Urtheil zu fällen, so sei er es; denn er habe die Religion nicht nur aus Büchern studirt, sondern auch aus dem Leben, sowohl dem Anderer, als seinem eigenen.

Feuerbachs „Wesen des Christenthums", das die Anhänger der Finsterniß so gerne und mit so arger Schadenfreude als vergessen ausgeben, während sich bei einem bekannten, neuesten Anlasse das Gegentheil in glänzender Weise ergeben, ist der eigentliche Todesstreich, den die phrasenhafte theologische Philosophie oder philosophische Theologie erlitten hat; ja noch mehr — es hat dem romantischen Wahnsinn der Restaurationsperiode ein gründliches Ende gemacht, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir die Ansicht aussprechen, daß gerade seit Feuerbachs Auftreten ein Zusammenhang zwischen gebildeten Menschen und dogmatischen Anschauungen zur Unmöglichkeit geworden ist und ein Liebäugeln der Ersteren mit den Letzteren schlechterdings nur noch als Heuchelei, aus materiellen oder politischen Motiven, vorkommt.

Das Buch, von welchem wir sprechen, geht von dem Unterschiede zwischen den Thieren und Menschen aus. Die Darwin'sche Theorie existirte damals noch nicht, und der Verfasser hatte daher freiere Hand. Er fand diesen Unterschied in dem Bewußtsein der Gattung, welches der Mensch besitze, das Thier aber nicht; auf diesem Bewußtsein beruhen Wissenschaft und Religion, welche nur der Mensch kenne und übe. Die Religion sei das Bewußtsein des Unendlichen; ein wirklich endliches Wesen könne das Unendliche nicht ahnen; also sei die Religion das Bewußtsein des Menschen von seinem eigenen Wesen und der Gegenstand der Religion, der Gott des Menschen, sei sein eigenes Wesen. Wie nun der Mensch denkt, wie er gesinnt ist, so ist, sagt Feuerbach, sein Gott; so viel Werth der Mensch hat, so viel Werth und nicht mehr, hat auch sein Gott. Der Mensch macht seinen Gott nach seinem eigenen Bilde; an seinem Gott erkennt man den Menschen, an dem Menschen seinen Gott. Was der Mensch Gott nennt, ist in Wahrheit sein eigener Geist, seine Seele, sein Herz. „Gott ist das offenbare Innere, das ausgesprochene Selbst des Menschen, die Religion die feierliche Enthüllung der verborgenen Schätze des Menschen, das Eingeständniß seiner innersten Gedanken, das öffentliche Bekenntniß seiner Liebesgeheimnisse." Dies weiß aber der religiöse Mensch nicht und in diesem Mangel des Bewußtseins besteht eben das eigenthümliche Wesen der Religion. Weil sich nämlich das Selbstbewußtsein nur nach und nach entwickelt, ja oft gar nicht zur eigentlichen Entwicklung gelangt, so verlegt der Mensch in seinem dunkeln Drange nach Selbstbewußtsein das letztere zuerst außer sich, ehe er es in sich findet. Dieser Standpunkt ist die Religion. Der religiöse Mensch hält Das, was sein eigenes Wesen ist, was er aber nicht als Solches erfassen kann, für ein außer ihm bestehendes, fremdes Wesen. Jede spätere Religion macht aber gegenüber der früheren den Fortschritt, daß sie den Gegenstand derselben als ein Menschliches, nicht Höheres, Göttliches erkennt und daher ihre Vorgängerinnen Göhendienst nennt. Sie verfällt aber, obschon vorgeschritten im menschlichen Selbstbewußtsein, in denselben Fehler, indem sie dem Wesen des Menschen, wenn auch einen höhern, verklärten, doch immerhin noch einen fremden, übermenschlichen Charakter verleiht. So ist auch der Gegenstand der christlichen Religion, als der bisher vorgeschrittensten, ein durchaus menschlicher; der christliche Gott ist ein durchaus bestimmtes, gegenständliches, mit Eigenschaften ausgestattetes, also menschliches Wesen; der dieser Bestimmungen entkleidete, ungegenständliche, rationalistische Gott ist nur ein Phantom, ein Product der zunehmenden Negation des Göttlichen. Die Untersuchung, wie Gott sei, ob er sei, ist bereits der Anfang der Gotteslengnung. **Otto Henne-Am Rhyn.**

(Der Schlußartikel folgt.)

Digitized by Google

Hermann Lingg.

II.

(Dunkle Gewalten. Epische Dichtungen von Hermann Lingg. Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 1872.)

Da liegt vor uns ein neues Buch. Eigenthümlichen, überraschenden, ja manchmal seltsamen Inhalts trägt es den echten Stempel Linggs, daß man in Bewunderung und Tadel oft genug ausruft: das konnte nur der so machen.

Nicht mit Unrecht führt das Buch den schönen Titel „dunkle Gewalten". In jeder der dreizehn Erzählungen ragt glückringend oder zerstörend eine fremdartige dämonische Macht in's Leben hinein, vor welcher der Mensch keine Rettung findet, der sich einmal mit ihr eingelassen. Das Schicksal tritt mit der Willensstärke der Leidenschaft aus der Brust dieser Gestalten und reißt sie dann in phantastischem Fluge dahin. Daß die Schönheit diesen dunklen Gewalten dient und selbst von ihrer Art ist, wird keinen Leser Wunder nehmen. O was es doch um Schönheit ist, so beginnt der Poet den dritten Gesang seines Meisterstücks „der Junker von Bergun":

O was es doch um Schönheit ist,
Daß man darüber Ehr' und Gut
Und Höll' und Himmelreich vergißt,
Hingibt den letzten Tropfen Blut
Und, wenn und d'rum die Welt verachtet,
Auch das noch als Gewinn betrachtet! —

Der Landvogt von Bergun ist gestorben. Er hat, so sehr er mit dem Neffen wegen dessen lockeren Wandels in Unfrieden gelebt, diesen doch zum Erben eingesetzt. Im Verwundern darüber faßt derselbe die besten Vorsätze; aber, von der Macht der Schönheit gesangen, verliert er sein Herz an die tanzwüthige Landstreicherin. Brand- und Blutschuld lastet auf ihrer Seele und des Henkers Faust auf ihrem Leibe. Dennoch verlangt er sie vor den richtenden Gaugenossen zum ehelichen Weib; möge das Blut, das sie im Aufruhr vergossen, über ihn und sein Geschlecht kommen! Man spricht die Dirne los, doch auch der Henker soll dabei sein Theil haben, des Amtes ledig für ehrlich gelten und des Junkers Leib- und Kammerdiener sein. Der Henker leuchtet dem Paar voran in's Brautgemach, die steilen steilen Treppen hinan, über die schwindelnde Brücke nach dem äußersten Thurm. Die Thüre geht auf und — drinnen sitzt spottgesund der alte Vogt von Bergun, der den lockeren Neffen nur prüfen gewollt und jetzt für die Schande des ganzen Geschlechtes straft. Das Brautgemach wird zum Kerker. Da sollen die Liebestollen sitzen, allein immer allein bei einander, bis sie des Beisammenseins überdrüßig sind und die Sehnsucht nach der Freiheit der Sehnsucht nach der Minne über den Kopf gewachsen ist und sie erdrückt hat. Nach Jahren, viel zu spät für die grausame Ungeduld des Alten, der den Thurm bewacht, fällt von dem Erker das blutige Messer in's Gras. Aber die Liebe hat den Ueberdruß getödtet, noch ehe der Ueberdruß mächtig genug ward, die Liebe zu tödten, und anders, als der Kerkermeister seines Stammeserben sich hat träumen lassen, schließt die Tragödie.

Sanftere Töne schlägt „Madrisa" an. Die Fee, welche den Berghirten beglückt, seine Heerden und seine Vorrathskammern segnet, seine Flur zum Paradiese wandelt und selbst noch aus dem Gletschereise Blumen zaubert; die aber auch Nimmerwiederkehr verschwindet, sobald das Glück nicht verschwiegen geblieben und eines dritten Auge sie im Schlaf gesehen.

„Fee Selseretta" gibt uns eine Gletschersage wilderen Charakters. Im Ausdruck dünkt mich das Gedicht noch glücklicher als das vorige, nur die letzten Zeilen erscheinen — wenn man so sagen darf — etwas philisterhaft gereimt.

„Der Zieler" ist ein kühnes Phantasiestück, wie es nur Linggs Eigenart wagen darf. Man liest dies Gedicht wie man einen wüsten Traum träumt, unablässig fortgerissen, ohne daß man sich losmachen könnte. Wassernixen und Kanonen, Scheibenschießen und Folterkammern, ein Hochgericht mitten in einem See und eine urplötzliche Belagerung da, wo man noch just Volksfeste gefeiert. Wie im Wirbel von Geschick zu Geschick gerissen, finden wir den Zieler, der dem Feinde bei der Beschießung der eigenen Vaterstadt dient, bis plötzlich in einer riesigen Vision sein eigenes Selbst als Zieler ihm gegenüber erscheint und jauchzend in die Höhe springt, so oft die von ihm gerichteten Kugeln in ein Haus einschlagen. Je gespannter man dem nächtigen Flug dieser sich überstürzenden Abenteuer gefolgt, desto schwerer hält es, daß der Schluß befriedige. Hier ist eine jagende Phantasie, die einen nicht mehr absteigen läßt, aber wenn sie endlich stille steht, ist die Prellung unangenehm. Man schließt diese Erzählung, wie man aus einem jähen Traum erwacht; man fühlt nicht ohne Erschrecken wieder die Wirklichkeit unter den Füßen und dankt doch Gott, daß es im empirischen Leben nicht gar so toll zugeht. Wie man auch immer sich zum arg romantischen Inhalte des Gedichtes stellen mag, für die Gewalt der Lingg'schen Darstellung legt es ein unabweisbar packendes Zeugniß ab.

Das folgende Gedicht „Astorga" führt uns wieder in die Wirklichkeit zurück. Den Orgelklängen des mißhandelten Genies lauschend, nimmt die fürstliche Geliebte für immer schweigenden Abschied.

Weniger wollen mir „Tempelstimmen" gefallen. Der Gedanke, die Tempeltrümmer von Pästum, Syrakus, Akragas u. s. w. sich in einer Gewitternacht über das, was sie geschaut, bereden zu lassen, erscheint bestechend großartig; aber die Conversation selber wird etwas barock ausgeführt. Auch unterscheiden sich die Stimmen untereinander nicht genug; es ist immer nur derselbe Dichter, der, bald von diesem, bald von was anderem erzählend, auf ein dunkles Bild ein helleres folgen läßt und umgekehrt. Gegen den Schluß wird der Sinn immer unklarer. Was soll es heißen, wenn der Genius einer verworfenen Welt versichert:

„Ach, sie müßtet dem strengen Auge dessen,
Der nur Vollkomm'nes, der sich selbst nur sieht."

Was einer nicht sieht, kann ihm weder gefallen noch mißfallen. Eine Gottheit, die sich selbst nur sieht, kann man auch nicht strenge nennen; wenn sie über eine außer ihr stehende Welt richtet, ohne sich dabei in ihrer ausschließlichen Selbstbetrachtung stören zu lassen, so ist sie ungerecht und hornirt; strenge kann nur die Gerechtigkeit sein. Gott aber wäre sicherlich nicht der allgerechte, wenn er nicht auch der allsehende und allwissende wäre. Ebensowenig will mir die mystische Moral der Geschichte gerechtfertigt erscheinen, wenn die Tempelruinen im Chorus versichern:

„ . . . groß ist nur die Seele, die das Loos,
Das sie betrauert, auch verewigt, groß
Ist nur die Menschenseele."

Wie paßt nur das zum Vorhergegangenen, darin sich die verehrlichen Steine ganz wie erinnernde Menschen zu benehmen beliebt haben?

Leider müssen wir in der sonst so hübschen Ausstattung des Buches bei diesem Gedicht, besonders auf Seite 98, auch etliche recht störende Druckfehler rügen.

Sehr schön ist das folgende Gedicht Semiramis. Die stolze Königin erfährt von den Priestern:

„Alljährlich wenn der Frühling neu erglühte,
Steigt Bal, der große Gott der Sonnenbahn,
Zur Erde von dem Glanze seines Throns
Zur schönsten von den Töchtern Babylons."

Trotz der Widerrede des entsetzten Sehers beharrt Semiramis darauf, daß kein irdisch Weib des himmlischen Gatten würdiger sein könnte als sie, die Uebergewaltige, an Macht und Kraft und Ruhm und Größe den Göttern ähnlichste. Aber auf der Schwelle des Heilig-

Digitized by Google

thums befällt sie niegekanntes Zagen und als sie doch die goldnen Flügelthüren öffnet, findet sie vor den Stufen des Altars ein kindliches Mädchen mit Leier und Kranz in betendes Gesang versunken:

„Vertieft in sich, der Welt umher verschlossen,
Bestrebt nur ihrer Gottheit sich zu weihn."

Da erkennt sie, daß nicht der Stolz, nur die Demuth, nicht die Macht, nur die Unschuld des großen Gottes würdig sind und tief beschämt schleicht sie hinweg zu ihres Gatten Grabmal. Dieses Gedicht ist eines der bedeutendsten, die Lingg je gelungen sind. Einige Kleinigkeiten, welche man rügen muß, sind mit leichter Hand zu bessern. Nach meinem Dafürhalten schadet es der Deutlichkeit, wenigstens der Deutlichkeit des ersten Lesens, daß der Gotteswürdige Liebling nur „Kind", nie „Mädchen" genannt wird. Auch sollte ein Lingg keinen Reim wie Seite 109 „Ungemache" auf „Tage" einführen; sonst erhält dergleichen durch des Meisters Vorgehen Freibrief für mindere Gesellen. Endlich übertäuben die apokalyptischen Baukenschläge der letzten acht Zeilen des Gedichts die schöne Stimmung, welche das feinsinnige Ganze im Hörer zurücklässt. Lingg wird dieselben hoffentlich in der nächsten Auflage durch sanftere Accorde ersetzen, die ihm so reichlich zu Gebote stehen.

„Melusine" ist ein Cyklus liebenswürdiger Gedichte. Offenbar durch Schwinds Schildereien angeregt, gibt auch der Dichter eine Reihe lyrischer Bilder, denen des Malers gleichsam mit der Harfe folgend und doch ohne sich sklavisch an ihn zu binden. Besonders gelungen erscheinen mir das Lied Seite 120, welches beginnt:

„Säh' ich doch auf Deinen Wangen
Morgen, wenn der Tag erwacht,
Noch die Lilien schlafumfangen
Bleich vom Glück der schönen Nacht!"

und die wundervollen Schlußverse, welche der Dichter über die sontes Melusinae schreibt:

„Tief im Schatten rauscht die Quelle,
Bergend ihre lautre Fluth
Vor der Mittagsgluth,
Blumen blühn um ihre Welle,
Alles schweigt und alles ruht.

Ueber Leid und Untergehen
Lächelst Du, Du lächelst nur,
Ewige Natur!
Deine großen Blicke sehen
Immer die Versöhnung nur.

Ob Dein Lächeln uns versöhne,
Oder ob das Herz uns bricht,
Darnach fragst Du nicht,
Wandellos in gleicher Schöne
Strahlt Dein lächelnd Angesicht." —

Die nun folgende kleine Phantasie „die Perle des goldenen Horns" steht nicht ebenbürtig zwischen den anderen Gedichten dieses Bandes. Zwar hebt auch sie mit gewaltigem Tantesem Schritt an, aber sie verliert sich in Seltsamkeiten und endet geschmacklos.

„Tagebuchblätter" enthalten die rührende Geschichte eines ungarischen Flüchtlings, der sich vom Fensterchen seines Schlupfwinkels, in welchem er sich vor der Polizei versteckt hält, in ein kleines Mädchen verliebt, das unten auf dem Hofe zu spielen pflegt.

Die umfangreichste Erzählung des Bandes ist „der Schüler des Paracelsus". Der Jünger hat nicht nur das medicinische Wissen des Alten sich nach und nach zu eigen gemacht; auf jedes Wort des Meisters schwörend, glaubt er auch an die unselbsame Gewalt des ganzen magischen Hokuspokus, mit welchem sich die Wissenschaft damaliger Zeit zu maskiren herabließ, um besseren Erfolges unter der leidenden Menschheit sicher zu werden. Solang es nur zu schaden gilt, thut ihm der tückische Zufall die Liebe, seinen Irrthum zu bestätigen; der Schüler beschädigt ein Bild aus Lehm und sein Nebenbuhler wird wirklich in nämlicher Nacht von Räubern erstochen. Als er aber durch magische Gewalt das Leben der Geliebten vor dem Fieber retten will, das alle davon Ergriffenen hinrafft, läßt den jungen Arzt alle übernatürliche Hülfe im Stich und der Lehrer, von dem er stürmisch das Aufbieten seines vielgerühmten dämonischen Vermögens heischt, hat dem Allzugläubigen nichts besseres zu geben als die collegiale Weisheit: mundus vult decipi, ergo decipiatur. Das Mädchen stirbt und aus dem blindergebenen Schüler wird ein gefährlicher Widersacher, dem der große Charlatan nirgend mehr im Leben zu begegnen wagt. — Der Aufbau dieser interessanten Erzählung ist etwas willkürlich. Einige Stellen, bes. auf Seite 175, 183 und 207, klingen ohne Noth dunkel. Entschlösse sich der Dichter, die Lehrfreiheit, von welcher sein mittelalterlicher Heilschwindler im Gedicht etwas unbescheidenen Gebrauch macht, zu beschränken, so würde die Wirkung des Ganzen wesentlich gewinnen.

Voll romantischer Eigenthümlichkeit und doch auf modernem Boden stehend, fesselt und die kleine Geschichte „Frappirt". Ueber verschneite Gräber, die sie im Muthwillen des Schmerzes aufgesucht, führt ein humoristischer Zufall zwei Liebende zum erwünschten Ziel, das sie aus eigener Willenskraft nicht zu erreichen gewagt hatten. Eine Anekdote aus dem letzten Kriege „Im Elsaß" schließt das Buch.

Schon die gedrängte Inhaltsübersicht zeigt den Reichthum, die Verschiedenheit, die Bedeutung der gebotenen Vorwürfe. Wie manch ein landläufiger Novellist, der uns mit gleicher Unverdrossenheit und Andacht zum zwanzigsten Male die nämliche Geschichte, nur mit etwas anderen Wendungen, anderen Coſtümen, anderen Grimassen berichtet, wird durch diesen kleinen Band beschämt. Die Behandlung der einzelnen Erzählungen ist nicht immer von gleicher Vortrefflichkeit. Einzelne Stücke wie die „Tempelstimmen", die „Perle des goldenen Horns", „Im Elsaß" könnten sogar, ohne dem Ganzen Schaden zu thun, daraus entfernt werden. Anderes aber ist von echtem und hohem künstlerischen Werth, „der Junker von Bergun" die Perle der Sammlung.

So heißen wir Linggs neues Buch als einen überraschenden Beweis vom großen Talent seines Autors, von dessen eigenthümlicher Meisterschaft und unverwüstlicher Kraft herzlich willkommen und weissagen ihm mit bestem kritischen Gewissen viele und dauerhafte Freunde, die es so reichlich verdient.

Berlin, Juli 1872.

Hans Hopfen.

Die deutsche Illustration im französischen Kriege.

Niemand wird der deutschen Illustration den Ruhm versagen können, in dem letzten großen Kriege ihre Schuldigkeit gethan zu haben. Das schließt allerdings nicht aus, daß der Sieg im internationalen Wettkampf bei dieser Gelegenheit in manchen Stücken, wenn auch keineswegs in allen, der englischen geblieben ist. Für die französischen Zeichner wurde die Aufgabe gar zu schnell ebenso undankbar wie unmöglich. Nachdem sie so gut wie die Pariser Poeten den Ausdruck des Krieges in allen Tonarten gepeifert, in bedeutenden und oft wahrhaft großartig componirten Blättern symbolischen Charakters bereits die sicher erwartete, glorreiche nächste Zukunft prophetisch geschildert hatten, zwang sie der Tag des 6. August und der rapide Zusammensturz des Thurmes von Babel, das Feld zu räumen. Erst hinter den Bastionen von Paris konnten sie wieder Athem schöpfen und die Bilder des Krieges um eine lange Reihe vortrefflicher, charaktertreuer Zeichnungen, Darstellungen der mannichfachen Scenen der Belagerung und Vertheidigung der heiligen Stadt vermehren, darin allerdings auch ihrerseits durch das unvergleichliche Genie und Geschick der für die Londoner Illustrirten Zeitungen, für Illustrated News und Graphic Arbeitenden, vielfach noch übertroffen.

Digitized by Google

Unendlich mannichfaltig, wie die vom Kriege erzeugten Scenen, welche dem Illustrator zur Darstellung geboten sind, ist die Art, in welcher es dem, oder vielmehr denselben, gelingt zu ihrer Anschauung und zu ihrem Studium zu kommen. Auch unter diesen Kriegstruppen läßt sich eine noch begünstigte, künstlerische Leibgarde und ein ganzer Trupp von waghalsigen Freischärlern auf eigene Faust unterscheiden. Eine Rangabstufung in der äußerlichen Stellung während des Feldzuges, welche deshalb noch keineswegs im gleichen Verhältniß zu den Leistungen und dem künstlerischen Vermögen der Betreffenden zu stehen oder durch beides motivirt zu sein braucht. Die höchste Aristokratie von Illustratoren, wenn wir sie nach jener, ihnen eingeräumten äußeren Stellung taxiren, ist die der allergnädigst Eingeladenen, der wohlbestallten, mit den weitestgehenden Schutz- und Empfehlungsbriefen der höchsten Chefs ausgerüsteten, officiell anerkannten Mitglieder der fürstlichen Hauptquartiere. Einigen von ihnen ist die unmittelbar das Erlebte und Gesehene in frisch hingeworfenen Skizzen spiegelnde und festhaltende Illustration für die betreffenden Journale oder Lieferungswerke in der Heimath doch nur eine Nebensache. Es sind Maler von bereits erlangtem, bedeutendem Rufe, besonders in militärischem und kriegerischem Genre, oder um eine höher limgende Bezeichnung zu gebrauchen, in der „nationalen Historienmalerei"; sie sind eingeladen von den höchsten Gebietigern, den erwarteten großen geschichtlichen Thaten und Ereignissen als Augenzeugen beizuwohnen, um später aus ihrer durch solche Eindrücke bereicherten Phantasie die dauernden Ruhmesbilder aus dieser Epoche der nationalen Geschichte zu gestalten.

Den zweiten Rang auf dieser Stufenleiter nehmen diejenigen Illustratoren ein, welchen es auf kräftige Empfehlung wohlbeliebter illustrirter Journale bei den betreffenden Höchstcommandirenden gewährt wird, sich dem Zuge eines der Hauptquartiere anschließen zu dürfen, ohne daß für sie daraus der Anspruch resultirte, sich mit derselben Würde, wie jene eingeladenen Collegen geschmückt zu fühlen. Dann folgen jene anderen Maler und Illustratoren, welchen persönliche Bekanntschaft und Gunst einzelner Armeecorpscommandanten oder eines der zahlreichen Prinzen, welche den Hauptquartieren folgten, die Erlaubniß gewährte, in ihrer Begleitung zu ziehen.

Diesen drei genannten Gruppen der Berufenen und Auserwählten stehen zahlreiche, scheinbar weit weniger von des Geschickes Gunst Begnadigte gegenüber. Die Glücklichsten unter ihnen sind die, welchen es noch eben gelang sich durch irgend eine Civil- oder militärische Connexion den sogenannten Passirschein zu erwerben. Derselbe gewährt ihnen zwar für ihr Weiterkommen mit der Armee, für ihre Verpflegung und ihr Quartier im Felde nicht die geringste Garantie oder Beihülfe; aber er verschafft ihnen das Wichtigste: die Freiheit des ungehinderten Passirens, und eröffnet ihnen damit ein Leben des Abenteuers und des Zufalls, reicher als jedes Dichters Phantasie es für irgend eines Helden Wanderjahre ersinden könnte.

Den höchsten Gegensatz zu dem mit Freiheit der Bewegung und der Selbstbestimmung fast zu verschwenderisch gesegneten Feldzugleben des mit dem Passirschein begabten Illustrators aber bildet dasjenige des zu den Fahnen Einberufenen, der unter dem Waffenrock des Soldaten des Künstlerherzens Begierde nicht zähmen kann und mag; dem Säbel und Muskete, Spaten und Geschütz die Hand nicht so weit ermüden und härten, der Pulverdampf das scharfe Auge nicht so trüben, die stete Gefahr und Qual der Märsche, des Biwouaks, des Hungers und Durstes, der elenden Quartiere, die Entbehrung jeder Bequemlichkeit, die Strenge des aufreibenden Dienstes — dem Alles das den Sinn und die Begeisterung für das so eminent Malerische, für das Große und Interessante, was jeder Tag seinen Blicken zeigt, nicht soweit zu dämpfen vermochte, daß er es unterließe, auch unter den erdrückenden Schwierigkeiten seiner Stellung in jeder, dem Dienst abgestohlenen Minute, dem alten holden Hange der künstlerischen Gestaltung dieser kriegerischen Wirklichkeit mit desto leidenschaftlicherer Liebe zu fröhnen. Dieses sind die wahren Heroen der Kriegsillustration und waren selbstverständlich auch dies Mal seltene Vögel. Der eine erste und verdienteste unter Allen sei hier gleich genannt, mein vortrefflicher Freund Lüders, Unterofficier bei den Gardejägern, bereits im schleswigschen und österreichischen Kriege gleichzeitig in solchem Dienst des Feldes und der Illustration mit Auszeichnung thätig, der sich im französischen Kriege mit Büchse und Bajonnet das eiserne Kreuz und mit dem Bleistift die wohlbegründete Bewunderung seiner Kunstgenossen und des gesammten urtheilsfähigen Publicums in Deutschland erworben hat.

Eine Spielart des illustrirenden Soldaten bildete, wie immer, der dilettantische Officier. Der begabteste unter ihnen Allen, dessen herrliches Talent im schleswigschen Kriege Stoff und Anlaß zu den köstlichsten Skizzen des Soldatenlebens im Kriege in seinem Ernst und seinem Humor fand, war leider längst vor dem großen Jahr dem Leben, dem Waffendienst und der Kunst durch eigene Hand entrissen. Was von den zeichnenden und aquarellirenden Kameraden während des französischen Krieges geleistet und an die Oeffentlichkeit getreten ist, zählt mit einer um so glänzenderen Ausnahme eigentlich nicht besonders mit, einen wie unschätzbaren Werth diese Productionen auch immerhin für die Zeichner selbst, für ihre Truppentheile und die nächsten Kameraden und Verwandtschaftskreise behaupten werden. Jene glänzende Ausnahme bildet eigentlich wieder eine besondere Gattung für sich. Dieser Officier ist zwar ein solcher im vollsten Sinne des Wortes, Soldat mit Leib und Seele, aber gleichzeitig nichts weniger als „Dilettant", im Gegentheil einer der durch Begabung, wie durch wirkliches Können eminentesten und vielseitigsten Meister unter denen der Gegenwart überhaupt: Graf Harrach. Und nun die letzte Stufe des „Tschins" im Personal der Kriegsillustration: jene leichtsinnigen, oder verwegenen, dem eigenen Stern und Glück vertrauenden, von der Lust zur Sache oder von der dringenden Mahnung des connexionslosen Verlegers getriebenen Zeichner, welche nach hundert vergeblichen Gängen, Visiten, Petitionen, an Prinzen und Minister, Kammerherren und Generale, auf die Hoffnung, den nothdürftigsten Passirschein zu erlangen endlich zu verzichten gezwungen, sich waghalsig dem blinden Zufall anvertrauten, sich in den ersten besten Packwagen eines Militärzuges stürzten und die fast tollköpfige Reise antraten. Aber bekanntlich gleicht die Göttin mit dem kurzen Schopf wie in ihrer Launenhaftigkeit auch darin den Töchtern Evas, daß „wer keck ist und verwegen" meistens am besten bei ihr fortkommt und sich häufiger und schneller, als der bedächtige, vorsichtige Bewerber in den Mittelpunkt ihrer Gunst versetzt sieht.

Sehen wir und die verschiedenen Angehörigen der genannten Gruppen etwas näher an. Die höchsten Würden des Eingeladenseins sind im französischen Kriege unter allen Illustratoren Georg Bleibtreu und Anton von Werner geworden. Ersterer begleitete als wohlbestalltes Mitglied des kronprinzlichen Hauptquartiers dasselbe auf seinem ganzen Zuge und blieb, mit kurzer Unterbrechung während der pariser Belagerung, bis zum Frieden in solcher Stellung. Aber während dieser ganzen Zeit verhielt er sich taub und grausam gegen das Flehen und Werben illustrationsbegierieger und -bedürftiger Journal- und Buchverleger, concentrirte seine Aufmerksamkeit und seine Studien nur auf den einen großen Hauptzweck: künftig die Thaten unseres Heeres und seiner hohen Führer in Geschichtsbildern zu verherrlichen. Dieser Absicht ist er treugeblieben auch nach Beendigung des Krieges, und keine der illustrirten Zeitungen Deutschlands wie der illustrirten Kriegsgeschichten ist mit einer Zeichnung von seiner Hand geschmückt worden. Anton von Werner war gerade mit der Ausführung der Wandgemälde für die Aula der Universität Kiel beschäftigt, als im Spätherbst ein anderer Auftrag derselben Stadt, für sie ein Bild: „Moltke mit den Truppen auf den Höhen vor Paris anlangend", zu malen, ihm die Nothwendigkeit auferlegte, sich an den Herd des Krieges zu begeben. Die unentbehrlichen Local- und Personal-, ja sogar Pferdeportraitstudien machten eine

Digitized by Google

solche Reise für ihn unerläßlich. In Versailles mit den kräftigsten Empfehlungen angelangt und durch seinen bewundernden Beschützer, den Großherzog von Baden, im Hauptquartier unseres Kronprinzen eingeführt, verschaffte die außerordentliche Größe, der Glanz und die Vielseitigkeit seiner Künstlerschaft ihm, von den ersten Tagen ab, daselbst die ehrenvollste Stellung. Nach Abstoibirung seines nächsten Zwecks im November wieder in die Heimath zurückgekehrt, rief ihn im Januar die Einladung des Kronprinzen noch einmal nach Versailles. Er sollte dem festlichen Act der Proclamation des deutschen Kaiserthums im Versailler Schloß beiwohnen, zu deren künftiger monumentaler Darstellung in einem großen Gemälde er auserlesen war. Auf diesen wiederholten Hin- und Rückreisen durch Feindesland, durch alle jene Gegenden, auf welchen, wenn auch nicht mehr der Kampf selbst, doch das ganze Gefolge jener Scenen und abenteuerlichen Erscheinungen, welche den Krieg begleiten, sich seinem scharf beobachtenden Blicke noch zeigten, sammelte er unschätzbare Skizzen, Studien und Eindrücke, welche sein treues, künstlerisches Gedächtniß ihm in allen Details der Formen und Farben, wie in allen feinsten, charakteristischen Besonderheiten unverbrüchlich bewahrt. Die zahlreichen Zeichnungen in Fechners Illustrirtem Kriegsbuch (Göthes Verlag) von Werners Hand geben doch aus der Fülle der auf diesen Reisen von ihm gesammelten Kriegsbilder nur eine beschränkte Auswahl.

Die Erlaubniß, das königliche Hauptquartier zu begleiten, war Fritz Schulz (aus Berlin) gewährt. Er hat während des ganzen Feldzugs besonders in großen Zeichnungen für Hallbergers Zeitung „Ueber Land und Meer" die nächsten künstlerischen Resultate seiner Beobachtung der großen Ereignisse niedergelegt, deren Zeuge er dort zu werden das Glück hatte. Der zuvor in Pferde- und Manoeuvrebildern tüchtig bewährte Maler Freiberg (in Berlin) hatte sich einer Einladung von Seiten des Prinzen Albrecht zu erfreuen. Er hat während des ganzen Feldzuges dessen Cavalleriedivision mit höchst anerkennenswerther Ausdauer auf ihren verwegenen Reitertouren in Sommersgluth und Winterkälte von Schlacht zu Schlacht begleitet. Die erste Frucht seiner dabei empfangenen Eindrücke ist ein starkes Album von fleißig ausgeführten, zum Theil leicht aquarellirten Zeichnungen, im Besitze seines prinzlichen Schützers, dessen Blätter nicht vervielfältigt und in die Oeffentlichkeit gedrungen sind.

Dem Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen attachirt blieb der schon in meinem ersten Artikel wiederholt erwähnte, in mancher Richtung unübertreffliche Leipziger Zeichner A. Beck im französischen, wie damals im österreichischen Kriege. Seine Haupthätigkeit, auf die ich noch näher eingehend zurückkomme, ist der Weber'schen „Illustrirten Zeitung" zu Gute gekommen.

Von den bei Corpscommandanten und einzelnen Prinzen wohl aufgenommenen Malern und Illustratoren nenne ich Professor Hofmaler Otto Heyden bei General von Kirchbach, dem Chef des fünften Armeecorps; die bayrischen Maler Lanz und Braun, von welchen jener sich in Nancy, wo ich mit ihm zusammentraf, seinen Landsleuten, d. h. dem General von Hartmann anschloß, dieser lange Zeit wenigstens unter dem Schutze des General von Tümpling mit dem preußischen sechsten Armeecorps marschirte, Professor Thumann aus Weimar und Hünten aus Düsseldorf; jener eine kurze Zeit lang, wohl durch den Erbprinzen von Weimar, dem Hauptquartier der dritten Armee, wenn auch lose verknüpft, letzterer desgleichen durch seine Verbindung mit dem, zu diesem Hauptquartier gehörenden Prinzen von Hohenzollern.

Zu den unter dem Schirm des Passirscheins frei hierhin und dorthin schweifenden Plänklern zähle ich vor Allen den vortrefflichen Zeichner, welcher mit Lüders abwechselnd das „Daheim" mit Illustrationen versah, Woldemar Friedrich, eins der liebenswürdigsten jungen Talente der weimarschen Schule. Er begann seine Laufbahn als Kriegsillustrator (seine vorhergegangenen malerischen Erfolge schienen ihn auf eine ganz andere Richtung, das poetische Genre, zu verweisen) in Saarbrücken, folgte der Armee des Prinzen Friedrich Karl, schloß sich einem Ulanenregiment an, dem er auch bei dessen gefahrvollsten Ritten getreu blieb, machte jene fürchterliche Wintercampagne mit und kam im Januar erst nach Versailles, wo er immer mit gleichem Eifer und Geschick zeichnerisch thätig den letzten Belagerungs-, Bombardements- und Waffenstillstandswochen höchst gesiftolle und fesselnde Bilder in Menge abzugewinnen wußte. Dazu gehören ferner Otto Günther aus Weimar, Sell aus Düsseldorf und Heine, die sogenannten „unsere Feldmaler" der „Gartenlaube", welche dieselbe fleißig mit Zeichnungen von allen Kriegstheatern und aus allen Stadien des Feldzugs bis zu seinem glorreichen Schluß versorgt und auch wohl in anderen Journalen ähnlicher Art Gastrollen gegeben haben. Von einem der bedeutendsten unter Allen, F. Dietz in München, welchem das genannte Fechner'sche Buch vom französischen Kriege die prächtigsten und lebensvollsten Zeichnungen dankt, sehe ich mich leider außer Stande, sichere Nachricht zu geben, in welcher Weise und in wessen Gemeinschaft er von der Wirklichkeit die Studien seiner wundervollen Kriegsillustrationen gesammelt hat. Immer ist es zu beklagen, daß Ludwig Burger, dem vor Allen dazu Berufenen, gerade diesmal die Gelegenheit versagt blieb, uns auch in seiner Weise das tausendgestaltige Bild des Krieges in Frankreich in seiner treuen, klaren und objectiven Weise zu zeichnen. Nach manchen, unbegreiflicherweise vergeblich gebliebenen Bemühungen um eine ähnliche Vergünstigung, wie sie den Erstgenannten dieser Schaar zu Theil geworden, suchte er wohl in Erwartung größerer, gerade von dorther drohender Ereignisse den Commandobezirk des ihm wohlwollenden Generals Vogel von Falkenstein auf, und wählte zum Hauptgegenstande seines Studiums und seiner Illustrationen die Veranstaltungen und die Scenen der deutschen Küstenvertheidigung. Allerdings ein nicht uninteressanter und dabei ein neuer und origineller Gegenstand, der aber, dank der glücklichen Entwicklung des Krieges und der Actionsunfähigkeit der französischen Flotte nur zu sehr des Dramatischen und Anregenden für die große Masse des deutschen Publicums entbehren mußte. Von den Zeichnern der letzten Gattung, den bereits geschilderten Glücksrittern, den Ungebetnen und Unberechtigten lernte ich nur zwei kennen im Felde. Der eine war Friedrich Kaiser, der mit wertrauender Seele am Morgen des 1. August vom Anhaltischen Bahnhof abdampfte, sich glücklich, ob auch durch einige discrimina rerum bis Frankfurt a. M. schlug, dort erst der weiteren Ereignisse wartete, und später noch Gelegenheit aller Art gefunden hat, es auch den fleißigsten seiner illustrirenden Collegen in der Production von Schlacht-, Gefecht-, Sturm- und Bombardementsbildern der Zahl nach zum mindesten gleich zu thun. Der andere, der mir noch genauer bekannt ist, fuhr mit diesem an demselben Morgen in demselben Coupé zur abenteuerlichsten Kriegsfahrt aus, aber gleich direct bis auf's leichenbedeckte Feld von Weißenburg und in dessen verwüsteten Bahnhof hinein. Er hat aber hier kaum ein Recht miteingereiht und genannt zu werden, da ihm das zeichnerische Studiren und Illustriren bei diesem Anlaß nur ein, wenn auch mit Leidenschaft betriebenes Privatvermögen war, welches kaum (mit vereinzelten Ausnahmen) für die Oeffentlichkeit nutzbar gemacht werden sollte. Seine „Mission" war überwiegend eine feuilletonistische; seine Fahrten, Erlebnisse und Beobachtungen hat er an einer anderen Stelle in mehr als genügender Ausführlichkeit geschildert, und sein Name ist:

Ludwig Pietsch.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Christiane.

Pariser Sittenbild in 4 Akten von Edmond Gondinet.
Deutsch von Eduard Mautner.

Dem Doppelgastspiele Adalf Sonnenthals und des Fräulein Janisch verdanken wir die Bekanntschaft mit dem neuesten Zugstücke des Théâtre français: „Christiane“ von Edmond Gondinet. Der Ruf Gondinets ist noch jung; er datirt von dem großen und verdienten Erfolge seines übermüthigen Lustspiels „Gavaud Minard & Co.“ — ein Lustspiel der allertollsten Laune, höchst bedenklich im Großen und Ganzen, noch bedenklicher in Einzelheiten, aber von unwiderstehlich komischer Wirkung. Mit „Christiane“ hat Gondinet das Gebiet der derben Komik, die seine moralischen Ansprüche macht, verlassen und sich der modernen Sittenkomödie im höheren Stile zugewandt, die in Frankreich sicherlich und nach dem Erfolge, den die Dramen dieser Art auch außerhalb des Landes ihrer Entstehung finden, vielleicht sogar überhaupt den Höhepunkt, welchen die dramatische Dichtung der Gegenwart zu erreichen vermag, zu bezeichnen scheint.

„Christiane“ gehört zu der großen Familie der Ehebruchsdramen und verleugnet keineswegs die Familienähnlichkeit mit den älteren Geschwistern. Der Grundzug der „Christiane“ ist beinahe allen diesen Stücken gemeinsam: die Qualen und Seelenschmerzen, welche die Frucht einer verehelichen geheimen Sünde oder des Ehebruchs dem Vater oder der Mutter in spätern Jahren bereitet, und die Ohnmacht des strafsuchen Theils über das Schicksal des Kindes mitzubestimmen. Beaumarchais hat diesen Stoff schon vor achtzig Jahren in der „Schuldigen Mütter“ behandelt — allerdings schwerfällig und wirkungslos. Hat die Mutter gesündigt und ihr Kind in der Wiege verlassen, um einem Verführer zu folgen und straft sich ihr Leichtsinn dadurch, daß ihr schlechter Ruf das Lebensglück ihres Sohnes zu vernichten droht, so heißt das Stück „La Fiammina“ und der Verfasser Mario Uchard. Hat der Mann ein armes Mädchen, die Mutter seines Kindes verlassen, um eine passende Partie zu machen und drängt sich dieses Kind mit dämonischer Gewalt zwischen ihn und seine Familie, so heißt das Stück „Der Bastard“ und der Verfasser Touroude. Girardin nennt sein Drama „le supplice d'une femme“ und Gondinet könnte das seinige mit demselben Rechte „le supplice d'un homme“ nennen.

Mit dieser Bemerkung über die Gemeinsamkeit der Grundidee dieser verschiedenen Stücke soll Gondinet, dem Verfasser des neuesten, kein Vorwurf gemacht werden. „Alles ist schon dagewesen“ sagte schon vor Ben Akiba Alfred de Musset

„Alles ist schon dagewesen
Unter unserer alten Sonne.
Kinderzeugen, Ackerbauen
Ist auch nicht originell . . .“

— und vor Musset sagten es schon die Lateiner und vor ihnen sagte es Salomo und vor Salomo sagten es Andere. Gondinets Stück ist neu und frappant in vielen Einzelheiten, es ist mit jener wundervollen dramatischen Geschicklichkeit gearbeitet, welche die heutigen Franzosen ohne Zweifel vor uns voraus haben, es ist vor allen Dingen fesselnd und interessant von der ersten Scene bis zur letzten und, wenn es so dargestellt wird, wie es auf der Bühne des Wallner-Lebrun-Theaters dargestellt wurde, von durchschlagender Wirkung — das ist immerhin etwas, wie mir scheint.

Robert de Noja kehrt nach siebzehnjährigem Aufenthalt in Amerika, wo er eine diplomatische Stellung mit Auszeichnung bekleidet hat, nach Paris zurück. Er ist ein echter Pariser; er liebt Paris über Alles, und wenn er sich entschließen konnte die lustige Stadt zu verlassen und eine kleine Ewigkeit fern von ihr zu leben, so konnten ihn nur die allergewichtigsten Gründe zu diesem Entschluß bestimmen. So ist es auch. Die Gespielin seiner Kindheit, die Geliebte seines Jünglingsalters, die als Gattin das Glück seines Lebens begründen sollte, ist — etwa achtzehn Jahre vor Beginn des Stücks — als armes adliges Mädchen an einen reichen bürgerlichen Banquier, Namens Maubray, verheirathet worden. Robert kann es Monate lang nicht über sich gewinnen seine Geliebte als die Gattin eines andern wiederzusehen. Beim ersten Wiedersehen trifft er sie allein; bei ihrem Anblick erfaßt ihn die lange unterdrückte Leidenschaft mit unwiderstehlicher Gewalt; sie vergessen die Welt und vergessen sich selbst. Durch ein Geräusch, das sie zu vernehmen glauben — es ist ihnen so, als hörten sie Schritte im Nebenzimmer, — werden sie aus ihrer „seligen Berschaltenheit“ herausgerissen. Robert sieht nach, er findet nichts. Er sucht am andern Tage den Gatten auf, er beobachtet ihn scharf — Maubray ist gänzlich unverdändert, keine seiner Fibern zuckt, kein Wort, kein Blick könnte darauf hindeuten, daß er von dem ihn so nahe berührenden Vorfall Kenntniß besitzt. So kann sich ein Gatte, der sich hintergangen weiß, nicht beherrschen. Die Geliebten haben sich jedenfalls geirrt; das Geräusch war eine akustische Täuschung . . . Für Robert wird nun das Dasein in Paris unerträglich. Nur die Trennung kann ihn aus seiner schiefen Situation befreien und auf den Rath seines treuen Freundes de Briac geht er in die Neue Welt, um die Leiden der alten zu vergessen. Van Briac erfährt er, daß Frau Maubray als blutjunge Frau gestorben ist. Aber erst bei seiner Rückkehr in Paris erfährt er die volle Wahrheit. Frau Maubray ist wenige Wochen nach ihrer Entbindung gestorben; das Kind, dessen Leben sie mit ihrem Tode erkauft hat, ist das seinige, es ist ein Engel von Anmuth und Herzensgüte und heißt Christiane Maubray. Dies die ungemein lebendig und geschickt durchgeführte Expositian. Robert hat nun keine Ruh und Rast; sein Kind, das Kind seiner todten Geliebten, zu sehen, sie sprechen zu hören — dies stürmische Verlangen erfüllt ihn ganz und gar; und mit der Aussicht, daß dies in seinem eigenen Hause geschehen, daß Christiane, die Tochter Freundin seiner unmittelbaren Nichte Adrienne, und von dieser eingeladen und eingeführt, auf dem glänzenden Ball, mit dem er sein Wiedererscheinen in der Pariser Gesellschaft inaugurirt, erscheinen werde, schließt sehr effectvoll der erste Act.

Gondinet kennt die Bühne und die ungeheurer Spannung, welche ein verständiges Nitardando in der Handlung hervorbringt. Die Ungeduld des Zuschauers, Vater und Tochter zusammen zu sehen, wird kunstvoll den ganzen zweiten Act hindurch hingehalten. Die Scene spielt bei Maubray. Wir lernen Christiane kennen, ein reizendes, sensitives Mädchen, in dessen Herzen die erste Liebe keimt. Christiane freut sich kindisch auf den Ball; weiß sie doch daß, sie Ihn, den jungen Marquis de Kerhuan, um dessen willen sie schön sein möchte, sehen wird! Wir lernen ferner den gesetzlichen Vater kennen, den Banquier Maubray, einen starren, liebosen Geschäftsmann, dessen Blick zu sehr auf seine weitverzweigten, diswesilen bedenklichen Geschäfte gerichtet ist, um auch für das Kind seiner verstorbenen Frau einen Blick übrig zu haben. Er bemerkt nicht, wie das arme Wesen in dem liebeleeren Vaterhause dahinsiecht; und doch könnte sie gesunden. Sie bedarf ja nur, um Victor Hugos schönen Vers zu citiren, „qu' un rayon de soleil ou qu'un rayon d'amour.“ Aber kein Sonnenstrahl, kein Strahl der Liebe ist auf Christiane gefallen, bis ihr der junge Kerhuan das ewig alte und ewig junge Geheimniß unbewußt anvertraut hat. Maubray besitzt für solche Kinderein kein Verständniß. Er hat über die Hand seiner Tochter schon anderweitig verfügt. Der junge Achille de Beaubriand, der Sohn seines „vortrefflichen Vaters“, eines einflußreichen Ministers, ist von ihm zum Gatten Christianens bestimmt. Diese Verbindung empfiehlt sich vom geschäftlichen Standpunkt aus in jeder Weise. Der einflußreiche Schwiegervater Christianens wird mit seiner Autorität den reichen Financier selbst auf den Abweichungen vom geraden Wege, auf dem man Treu und Redlichkeit übt, beden; und ein solcher Schutz ist ihm gerade jetzt wertdvoll und vonnöthen: Maubray hat sich nämlich in eine Speculation eingelassen, die ihn mit dem Staatsanwalt in Collision bringen kann, — bringen wird, denn schon ist ein Kläger, in dessen Händen sich die compromittirendsten Acten befinden, gegen Maubrays Strohmann aufgetreten und dieser Kläger, der nur den Strohmann, nicht aber den in Wahrheit Compromittirten kennt, ist Robert de Noja. Aus diesem Grunde soll und wird Christiane den „Sohn seines vortrefflichen Vaters“ heirathen; was kümmert es Maubray, ob Christiane den Marquis de Kerhuan liebt, was kümmert es ihn, ob Achille de Beaubriand nichts anderes ist als eben der „Sohn seines vortrefflichen Vaters“ — ein leichtsinniger Gck, ein Schuldenmacher, der petit-creveé, wie er im Buche steht, der eine halb lächerliche, halb verächtliche Rolle in der Gesellschaft spielt.

Der dritte Aufzug führt uns auf den sehnlich erwarteten Ball. Robert sieht sein Kind, die reizende Christiane. In einer sehr graciösen und rührenden Scene entlockt ihr der „fremde Herr“, welcher mit ihr von ihrer Mutter spricht, das Geständniß ihrer Liebe zu Kerhuan, deren Ge-

Digitized by Google

heimnis Robert von dem jungen Kerhuon selbst erfahren hatte. Er wird die Verbindung, soweit es ihm, einem Fremden, möglich ist, begünstigen und fördern. . . . Mit schärfster und richtiger Berechnung steigert Gondinet nun den Effect: er führt die beiden „Väter" zusammen, den leiblichen und den gesetzlichen, diesen in voller Ohnmacht das Glück seines Kindes zu begründen, gefesselt durch den früheren Fehltritt, mit gebundenen Händen, jenen mit dem unantastbaren Rechte und der Machtvollkommenheit ausgestattet, über das Geschick Christianens, die den Namen Maubray — den seinigen — trägt, zu verfügen. Und Maubray macht von diesem Recht und von dieser Macht Gebrauch. Mit der fürchterlichen Entscheidung, dem Todesurtheil Christianens: du bist die Braut des Herrn Achille de Beaubriand, schließt der dritte Act.

Der vierte Act ist unbedingt der beste des Gondinet'schen Dramas; ich nehme keinen Anstand zu sagen: er ist in der dramatischen Führung überhaupt eine der gelungensten Productionen der modernen französischen Bühnendichtung und kann sich jetzt wohl mit „Fernande" messen. Die Fäden sind so ineinander geschlungen, daß sie unentwirrbar erscheinen; man sieht schon die Katastrophe vorher: da wird wieder der unerbittliche Tod mit dem Schwert dazwischen fahren müssen. Der Verfasser hat ja schon genügend auf den tragischen Ausgang vorbereitet. Christiane ist schwächlich, sie krankt an dem tödlichen schleichenden Fieber, an dem unbefriedigten Liebesbedürfniß; die psychische Krankheit wird zur physischen umschlagen. Der Arzt sagt kalt: Sie stirbt. Die einzige Arznei: das Glück in der Liebe, wird ihr versagt. Und so lugt schon durch das Gucklock des Vorhangs, bevor er zum letzten Male in die Höhe rauscht, das kalte, wasserblaue Auge der Schwindsucht auf den Zuschauer fröhlend herab. Das ist die „gegebene" Lösung; wenigstens die bequeme. Aber es ist nicht die richtige, und das zeigt uns Gondinet. Wie von selbst löst sich in seinem Stück der kunstvoll geschürzte Knoten, auf so einfache Weise, daß man meint, es sei ein Kinderspiel gewesen. Es läßt sich das nicht nachrechnen; man muß es sehen. Da werden die Acten, welche Maubray compromittiren, auf ganz natürliche Weise aus der Welt geschafft. Da wird der alte Marquis Kerhuon, den weniger als der bürgerliche Name des Fräulein Maubray das Gerede über die geschäftlichen Unannehmlichkeiten des Financiers der Heirath seines Sohnes mit Christiane ungünstig gestimmt hatte, durch einen zwingenden Grund veranlaßt, für seinen Sohn um Christiane anzuhalten. Da erfährt in einer sehr dramatischen Scene — der aufregendsten des ganzen Stückes — Robert, daß Maubray das Geheimniß von Christianens Geburt und Robert's Schuld seit siebzehn Jahren kennt, seit siebzehn Jahren verborgen hat. Robert erbietet sich nun zu jeder Genugthuung, aber er verlangt, er fordert gebieterisch das Recht, Christiane, sein Kind, vor dem Untergang zu bewahren. Da tritt Christiane ein. Machen Sie Ihre Rechte geltend! ruft Maubray dem unglücklichen Vater zu. — „Mein Fräulein" redet dieser nach einem kurzen, schrecklichen Kampfe sein Kind an, „mein Fräulein, ich habe mich gedäuscht. Ich hielt mich für stark genug Sie zu retten. In Wahrheit vermag ich nichts. Ich bin Ihnen ein Fremder, ich habe keine Gewalt über Sie. Herr Maubray, Ihr Vater, hat allein über Sie zu bestimmen. . ." Christiane bricht von Schmerz überwältigt zusammen. Bei diesem jammervollen Anblick des Doppelunglücks, des verdienten und des unverdienten, erweicht das steinerne Herz Maubrays, er läßt von Herrn Achille de Beaubriand das ihm gegebene Versprechen zurücknehmen, seine Tochter sei die Verlobte des jungen Marquis de Kerhuon.

Dieser ganze ungeheure Stoff wird in dem einen Aufzuge bewältigt; und jedes Moment ist motivirt, ist berechtigt, ist nothwendig. Das Referat, das nur das klappernde unsichre Gerippe gibt, läßt allerdings die Gesundheit und das frische Leben des dramatischen Originals nicht errathen. Kurz und gut, der Act ist ein wahres Meisterstück dramatischer Technik, und es ist mir ausgeordentlich gleichgültig, ob es ein Franzose gemacht hat oder nicht. Anstatt die geringschätzig von der Höhe unseres nationalen Bewußtseins herab abzuurtheilen, sollten wir Augen und Ohren aufsperren und daran zu lernen suchen. Es ist gar keine Schande, von einem politisch nahezu unzurechnungsfähigen und im Kriege zu Boden geschlagenen Gegner die Technik des Dramas zu erlernen. Meinetwegen könnte Gondinet ein Chinese sein; wenn er ein Stück schreibt wie „Christiane", so bin ich ihm dankbar für den genußreichen Abend, den er mir bereitet. Und so bin ich auch Sonnenthal dankbar, daß er uns dies Stück gebracht hat — just im Gegensatz zu Karl Frenzel, der ihm diese Novität gerade zum Vorwurf macht. Mit dem Artikel, den dieser geistvolle und unterrichtete Kritiker über „die Theaterfrage im neuen Reich" veröffentlicht hat, bin ich auch in manchen andern Punkten nicht ganz einverstanden; vielleicht nehme ich noch Anlaß, meine abweichenden Ansichten zu begründen. Vorläufig hat der Erfolg mir Recht gegeben. Der Erfolg war vollständig. Eine ernsthafte Opposition fand man nur bei einigen Theateragenten, welche das Stück nicht im Debit haben. Wie sie sich in den Zwischenacten verwünschtigten, wie sie sich allerorten, wo sich ein Kritikus blicken ließ, durch die ästhetische Entrüstung ihres Portemonnaies bemerkbar machten! — es war ergreifend.

Das Stück wurde geradezu vorzüglich dargestellt. Die Hofbühne ist geschlossen; da braucht man keine unliebsamen Vergleiche anzustellen. Sonnenthals Partie (Robert) ist eigentlich keine „Glanzrolle" in dem hergebrachten Sinne. Sie dominirt nicht, sie condominirt. Sie fesselt das Interesse des Zuschauers nicht mehr als die Rolle des Maubray, und die sympathische Christiane schlägt sie beide, wie dieser wiederum an drastischer Wirkung der vollkommen gelungene petit-crevé, der „Sohn seines vortrefflichen Vaters" Achille de Beaubriand, voransteht. Aber gerade in der einfachen Tüchtigkeit, in der angemessenen Zurückhaltung zeigt sich Sonnenthal als ein wahrer Künstler. Nirgends die widerliche Vordringlichkeit des Virtuosen. Er gibt Alles, was die Rolle bietet — Alles in der liebenswürdigsten und verständigsten Weise, voll und ganz, geschüttelt und gerüttelt Maß, aber eben mit Maß. Was sind die glücklichen Wiener doch um einen solchen Künstler zu beneiden! Auf derselben Höhe steht Lebruns Maubray, der frostige Geldmann mit dem Herzen, das sich selt umpanzert hat, um das Geheimniß seiner Schmach nicht herauszulassen, und das nun auch keine Regung in sich eindringen läßt. Lebruns Maubray ist ein Mensch aus Eisen Stück von schauderndem Realismus. Fräulein Janisch hat unserm Publicum durch ihre Darstellung der Christiane eine hohe Achtung vor ihrem Talente, das sich sehr entwickelt hat, beigebracht. Die reizende Künstlerin mit ihrem lieben Blick und ihrem wohllautenden Organ besitzt die Haupteigenschaft für ihre naiven Rollen: den rührenden, kindlichen Ton. Es ist etwas ganz Eigenthümliches um den Klang der menschlichen Stimme. Wie man mit Einem Satze, ja mit Einem einfachen Worte im richtigen Ton rühren, ergreifen, erschüttern kann, das zeigt uns Fräulein Janisch. Die dankbarste Rolle des Stückes, Achille de Beaubriand, spielte Herr Kadelburg, und er spielte sie ganz vortrefflich, mit durchschlagender Wirkung, urkomisch, ohne die Farben zu stark aufzutragen, im Charakter des guten Lustspiels; da blieb der Beigen dieses jungen, rüstigen und so sehr hohen Erwartungen berechtigenden Talentes. Die übrigen Rollen sind mehr oder minder wichtige Episoden und deshalb muß die Kritik es bei dem bisher Vertrauensvollen bewenden lassen. Das sehr fleißig vorbereitete und gut durchgeführte Spiel der Herren Schmidt (Brise), Kurz als trefflicher Doctor), der Fräulein Corsen, die eine verhetrathungssüchtige Mutter, und Bensberg, die deren Tochter gab, hätten allerdings auf ein umfangreicheres und detaillirteres Lob Anspruch. Aber die Besprechung ist schon sowieso zu lang geworden. Das Zusammenspiel war vollkommen, die Ausstattung glänzend. Der Ballsaal mit seinem reichen Blumenflor wurde sogar beklatscht. Die Hausdarstellerinnen wurden nach jedem Act mehrfach gerufen.

Paul Lindau.

Notizen.

Bei jeder neuen Kundgebung des Papstes überkommt Einen das Gefühl, als ob man sich praesente cadavere befände. Nicht von einem Manne, der lebt, der das Verständniß für das Leben und seine Bedürfnisse vollbesitzt, scheinen jene Kundgebungen herzurühren, sondern von einem Phantom, das längst ausgerungen und ausgewirkt hat.

„Und was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geifel, und was er schreibt, ist Blut."

So sieht es wenigstens von Weitem aus; in der Nähe betrachtet ist aber das wilde Gebaren doch nichts als der ohnmächtige Spuk eines Irrwisches. Irrwisch trotz seiner Unfehlbarkeit. Auch das deutsche Reich hat Seine Heiligkeit vor Kurzem zum Gegenstand der Besprechung gemacht, d. h. schon mit anderen Worten, daß er demselben seinen Untergang in nahe Aussicht gestellt hat; denn ohne Fluchen geht's nun einmal nicht mehr, wenn Rom spricht. Der Papst hat an das Steinchen erinnert, welches

Digitized by Google

die Füße des thönernen Kolosses treffen, zerschmettern und dadurch den ganzen Koloß zum Fallen bringen könne. Das war selbst dem jesuitischen Organ in Berlin etwas zu stark, wenigstens hatte dasselbe nicht den Muth, diesen frommen Wunsch des Papstes publicistisch zu decken. In dem peinlichen Dilemma: entweder den Untergang des Reiches, dessen Namen es an seiner ehernen Stirne führt, als ein Glück für die Welt zu bezeichnen, oder den Papst, der nicht selten kann, zu desavouiren, nahm das Blatt zu dem ihm gelänglichen Mittel der Verdrehung seine Zuflucht und behauptete, der Papst habe auch unter dem Koloß nicht Deutschland, sondern den unglaublichen modernen Liberalismus verstanden wissen wollen. Diese Interpretation ist zu abgeschmackt, als daß es der Mühe verlohnte ein Wort dagegen zu sagen. Immerhin bleibt es eine bemerkenswerthe Thatsache, daß das eigentse Organ Sr. unfehlbaren Majestät die Gedanken seines Herrn und Meisters zu den seinigen zu machen sich nicht getraut, und nach Ausflüchten sucht, um die unfehlbare Thorheit aus der Welt herauszuescamotiren. — Der oben erwähnte Umstand, daß die Manifeste des Vaticans den Eindruck machen, als kämen sie aus einem gelpensterhaften Leichenhause, mag die Veranlassung zu dem Gerüchte gegeben haben, daß eine förmliche Bulle praesente cadavere vorhanden sei. Die Zeitungen haben sich in den letzten Wochen viel damit beschäftigt. Indessen scheint unserer skeptischen Zeit gerade in diesem Falle klar gemacht werden zu sollen, daß auch heutzutage noch naturgeschichtliche Wunder geschehen können, und daß unter Umständen Bullen Enten sind. — Ernsthafter ist der mit Frankreich abgeschlossene Vertrag, welcher die Zahlung der noch schuldigen Milliarden und die Räumung des occupirten Gebietes betrifft. Der Vertrag hat diesseit und jenseit der Mosel bei allen verständigen Menschen eine lebhafte Zustimmung gefunden. Er erleichtert nach Möglichkeit dem französischen Volke die schwierige Arbeit, seinen Verbindlichkeiten Deutschland gegenüber nachzukommen; er schont das französische Nationalgefühl in dem denkbar weitesten Maße und er benimmt uns kein Mittel, im Falle der Widerseplichkeit, unsern berechtigten Forderungen auch den nöthigen militärischen Nachdruck zu verleihen. Die Rede des französischen Ministers des Auswärtigen, mit welcher derselbe die Vorlage des Vertrags begleitete, wird freilich die wilden Gesellen, welche die Revanche zu ihrem Losungswort gewählt, wenig befriedigt haben; aber sie ist ein Zeugniß für die wenigstens zeitweilig herrschende vernünftige Gesinnung in dem maßgebenden Kreisen Frankreichs; sie ist versöhnlich und friedlich und conhutiet dankbar, daß die verbündeten deutschen Regierungen, wie sich auch bei dieser Gelegenheit gezeigt hat, von demselben Geiste der Versöhnlichkeit und des Friedens beseelt sind.

Offene Briefe und Antworten.

Verehrtester!

In Ihrer Kritik des „Text“ von Robert Hamerling citiren Sie auch „in Versoß gerathen“ und „zu Stande gebracht“. Das sind jedoch keine Localismen im gewöhnlichen Sinne. Es sind das „gestügelte Worte“ in Oesterreich geworden, die ihre Geschichte haben. Während des famosen Bochsezen-Aufstandes brachten die Journale die Nachricht die Generalstabs-Karte von Serbien, Rumänien, Nodau und Walachei sei aus dem Kriegsministerium verschwunden und es herrsche darob große Rathlosigkeit. Das officiöse Journal dementirte die Nachricht dahin, daß die Karte wohl jetzt nicht zur Hand, aber nicht gestoßen, sondern nur „in Versoß gerathen“ sei. Und dieser Ausdruck wurde rasch populär; und sowie man seiner Zeit sagte anstatt: er hat gestohlen, er hat annectirt, sagt man heute noch: mein Geld ist in Versoß gerathen.

Der Ausdruck „zu Stande gebracht“ ist ein technischer Ausdruck der Polizei, der aber erst populär wurde durch den berüchtigten Polizeid Kallab. Die bei demselben vorgefundenen gestohlenen Briefe wurden später befördert mit dem amtlichen Vermerke: „Unterschlagen und wieder zu Stande gebracht.“

Carlsbad, im Juni 1872. Mit besiem Gruß

Julius Walter.

(Dr. Ferd. Fleckles jun. Eigenthümer des „Sprudel.“)

Wir bemerken noch, daß die in derselben Kritik citirte alte Anekdote von dem Papagei des Grafen Banß, der bei dem Erdstoß in Dresden ausgerufen haben soll „Alherzifes! mir falln an Praßen“ eine Erfindung des witzigen Adolf Glaßbrenner ist. Suum cuique.

Ueber Berlins Wohlgerüche.

Geehrter Herr Redacteur!

Die mannhafte Entschlossenheit, mit welcher Sie, verjährten Vorurtheilen zum Trotz, in diesen Blättern so mancherlei gegheime und öffentliche Schäden unseres socialen Lebens bloslegen, ermuthigt mich, vom Standpunkte des einfachen, schlichten Bürgers, gleichfalls ein offenes Wort an Sie zu richten, dem Sie die Aufnahme nicht versagen wollen.

Erfüllt von gerechtem Stolze über unsere herrliche, täglich großartiger emporblühende Kaiserstadt, hat es mich während meines mehrwöchentlichen Badeaufenthaltes, von dem ich eben zurückgekehrt bin, tief empört, täglich in Berliner und anderen Blättern die schändbesten Verunglimpfungen unserer öffentlichen Zustände zu lesen, zumal eine gewisse Gattung hämischer Urtheile, welche recht eigentlich darauf abzielen uns in üblen Geruch zu bringen.

Man kann seit Anfang dieses Sommers kein Zeitungs- oder Witzblatt in die Hand nehmen, ohne den immer wiederkehrenden Glossen über den Berliner Geruch im Allgemeinen und den des Berliner Thiergartens im Besonbern zu begegnen; alle Waffen des bittern Hohnes, des Spottes, der Satire werden gegen diesen angeblich „zum Himmel stinkenden“ Scandal gerichtet und die Residenz des Deutschen Reiches wird der allgemeinen Mißachtung preisgegeben.

Nun frage ich Sie, geehrter Herr Redacteur, als einfacher, schlichter Bürger, wenn plötzlich ein allgemeines Geschrei erhoben wird, Der oder Jener sei über Nacht unter die Gründer gegangen — wird da nicht die Schlußfolgerung gerechtfertigt sein, er habe sich bisher als rechtschaffener Mann ehrlich ernährt? Oder wenn die öffentliche Meinung darüber revoltirt wird, daß irgend eine Norma ihre künstlerische Rolle in's praktische Leben übertragen habe, — heißt das nicht, die Unterstellung provociren, daß ihre Collegiinnen lauter Adalgisen seien? — Wird man also nicht durch das einhellige Anathema gegen den actuellen Mißgeruch des Berliner Thiergartens zu dem Glauben verleitet, unser herrlicher Park habe bisher nach eitel Rosen gedustet wie die zauberhaften Gartenaune von Schiraz?

Ich habe daher, als ein Mann, dem die Wahrheit über Alles geht, gleich nach meiner Rückkehr das Thatsächliche der erhobenen Angriffe persönlich festgestellt und leugne nicht, daß ich mit einen Zustand denken kann, der den Geruchsnerven angenehmer wäre. An einigen Stellen tritt bieser negative Wohlgeruch mit einer besonderen Energie auf; es sinkt, sozusagen, mit Heftigkeit; an andern schleicht er leise heran und wirkt wie ein narkotisches Mittel, stumpfmirrend und zuletzt betäubend. An mancherlei andern Stellen war die Luft zwar nicht rein, — ich bleibe streng bei der Wahrheit, — aber die Beimischung von Uebelbuft war doch nur zu spüren wie ein leiser Hauch von Wehmuth, welcher in einsamen Stunden die Seele des sinnenden Wanderers beschleicht. Aber Alles in Allem kann ich als ein freier und rechtschaffener Mann, Niemandem zu Liebe und Niemandem zu Leide, getreulich und ohne Gefährde nur versichern: es stinkt, wie es ehedem gestunken hat, mit dem alleinigen Unterschiede von dem Paar Rasenvoll mehr oder weniger.

Und darum, Herr Redacteur, dieses Geschrei, diese Verketzerung unserer Zustände, diese Angriffe gegen unsere Behörden, gegen die Bevölkerung selbst, der man zumuthet, Wirkungen zu beseitigen, an denen ihr keinerlei Urheberrechte nachgewiesen werden können?

Im Berliner Thiergarten riecht es schlecht! Entsetzlich! Und was hat es denn sonst dort gethan, meine Herren Spitterrichter? Es stehen mit nicht so viele Citate zu Gebote, wie dem gelehrten Herrn Reichstagsabgeordneten Braun, aber gegenüber diesem aufgestellten und stilfich parfümirten Pathos fiel mir doch aus meiner Gymnasialzeit der Anfang aus Ciceros Rede pro Ligario ein: „Novum quoddam et inauditum ....“

Mit Betrübniß muß es den patriotischen Bürger erfüllen, wenn böswilliger Sinn kleine Uebelstände zum Schaden des ganzen Gemeinwesens ausbeutet. Was soll man außerhalb Berlins von uns denken, wenn man in dem Polizeibericht eines weitverbreiteten Blattes, in den „Wespen“ liest, ein unvorsichtiger Spaziergänger sei im Thiergarten ertrunken! — So weit ist es mit uns gekommen, daß man, als letzte Consequenz des Gründungs-Delirirums nach außerhalb berichtet, eine Gesellschaft von Börsen-Optimaten habe sich vereinigt, um in Form einer Actien-Gesellschaft die vereinigten Gerüche des Thiergartens wirthschaftlich zu verwerthen. Man will, nach Analogie von Münchhausens Fabrik von com-

Digitized by Google

primirten Luftsteinen, die Thiergarten-Miasmen durch einen künstlichen Apparat zu Kuchensorm verdichten und als Düngemittel für die Landwirthschaft verwerthen. — Ein anderer, nicht minder böswilliger Correspondent einer süddeutschen Zeitung entblödet sich, die Anwesenheit des geschätzten Redacteurs der Kölnischen Zeitung in Berlin mit dem Gegenstande dieser Anfeindungen in Zusammenhang zu bringen. Da es sich nicht bestätigt hat, daß der Patriarch der National-Zeitung seinen Hirtenstab niederlegt, auch die Lustgestalt eines noch nie dagewesenen Blattes sich zu keiner greifbaren Erscheinung verdichten will, so soll Dr. Kruse dazu ausersehen sein, all' dem geringen Elend dadurch abzuhelfen, daß er die nöthige Quantität Kölnischen Wassers in die Lachen und Tümpel des Residenz-Parks leiten und zu diesem Behufe einen unterirdischen Rhein-Spree-Canal bauen läßt.

Ich breche hier ab, Herr Redacteur, weil ich als ein einfacher, schlichter Bürger zu Ihnen des Vertrauen habe, daß Sie mit einem Worte der Mahnung es durchsetzen, das tendenziöse Geschrei zum Schweigen zu bringen. Leider ist es eine deutsche Unsitte, bei jeder kleinen Unbill die Hülfe der Obrigkeit anzurufen, anstatt in seinen eigenen Busen oder doch die Tasche zu greifen. Warum soll Gräfin Terzka allein sagen dürfen: „Ich führe bei mir, was mich eilig tröstet?“ — Und wenn unser herrlicher Goethe das gefühlvolle Gretchen, welches sich gleichfalls in seiner bereitenswerthen Lage befindet, kurz vor dem Ohnmächtigwerden rufen läßt: „Nachbarin, euer Fläschchen —!“, so ist damit für den besonnenen Mann ein Fingerzeig gegeben, der praktischer ist, als alle Zeitungspolemik, die sich noch dazu an einen ganz falsche Adresse richtet. Denn es ist mit diesem Teufel des Stankes nicht viel anders, wie mit jener Leiche des Ertrunkenen, welche die Anwohner des Flusses von ihrem Gebiete mit Stangen abhalten und dem Nachbargebiete zuzuweisen trachten, damit ihnen die Kosten der Beerdigung erspart bleiben. Die Stadtbehörde wälzt ihre Verantwortlichkeit auf die Polizei, diese die ihre auf die Königliche Thiergarten-Verwaltung ab. Wir aber leben in einem gesetzlich geordneten Staatswesen, innerhalb dessen jeder Lache ihre bestimmte Stelle gewiesen ist, und gleichviel ob der geschmähte Uebelstand communaler, polizeilicher oder fiscalischer Natur ist, — trotz aller Angriffe der Herren Zeitungsschreiber können dieselben mit Sicherheit darauf rechnen: Es wird ruhig fortgestunken! —

In Hochachtung

Der Ihrige

Simplex.

Bibliographie.

Reiseschule für Touristen und Curgäste von Arthur Michelis. 2 Auflage. Leipzig. Adolf Gumprecht. 1872.

Sprudelsteine. Ein Carlsbader Bilderbuch von Julius Waller. Berlin 1872. Otto Janke.

Der Montcenis-Tunnel von Julius Schanz. Wien. Hartlebens Verlag. 1872.

Römische Schlendertage von Hermann Allmers. 3. Auflage. Schulze'sche Buchhandlung. Oldenburg, 1872.

Eine protestantische Osternacht in Sanct Peter zu Rom von W. Roßmann. 2. Auflage. Oldenburg, 1872. Schulze'sche Buchhandlung.

Ein Stück Orient. Reisebriefe von Wilhelm Langhans. Berlin, 1872. R. Oppenheim.

Aus frischer Luft. Gedichte von J. G. Fischer. Kurt Grüninger. Stuttgart, 1872.

Ein deutscher Schulmeister von Anna Löhn. Leipzig. Heinrich Matthes. 1872.

Poetische Träumereien eines Buchhändlers. Leipzig, 1872. Herm. Weißbach.

Die Oden von Friedrich dem Großen. Uebersetzt von Emilie Schröder. Berlin, 1872. Königl. Geh. Oberhofbuchdruckerei.

Arm und Reich. Von Heinrich Burmeister. Hamburg. Otto Meißner. 1872.

Das gefälschte Christenthum und die Welt. Von Alois Anton. Pest. Gustav Heckenast. 1872.

Jesus Christus und seine Offenbarungen. Von J. Lohse. Altona. Joh. Friedrich Hammerich. 1872.

Staat oder Geistlichkeit in der Schule. Stenographische Berichte der Verhandlungen im Abgeordnetenhause über den Gesetzentwurf betrffd. Beaufsichtigung des Erziehungs- und Unterrichtswesens. Berlin, 1872. Fr. Kortkampf.

Die kirchliche und soziale Frage in Deutschland. Von Albert Linel. Frankfurt a. M. F. Boffelli'sche Buchhandlung. 1872.

Die Heiligen. Vom Verfasser der Gottesmörder. Pest. Gustav Heckenast.

J. Kant, von der Macht des Gemüths. Ein Schreiben an Christoph Wilhelm Hufeland. Berlin. Elwin Staude. 1872.

Weltelend und Weltschmerz. Von Jürgen Bona Meyer. Bonn. Adolph Marcus. 1872.

Ein psychologischer Blick in unsere Zeit. Von Dr. M. Lazarus. 2. Auflage. Berlin. Ferd. Dümmlers Verlag. 1872.

Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts. Von Hermann Roesler. Erlangen. Andreas Deichert. 1872.

Der Proceß Bebel-Liebknecht und die officielle Volkswirthschaft. Von Dr. W. Th. Eras. Breslau. Maruschke u. Berendt. 1872.

Ueber Communismus und Socialismus. Von Karl Heinzen. 1872.

Der niedersächsisch-dänische Krieg. Von Julius Otto Opel. Halle. Buchhandlung des Waisenhauses. 1872.

Aus dem heiligen Kriege 1870. Im Lazareth und auf dem Verbandplatze. Trier, 1872. Karl Troschel.

Geschichte des Preußischen Staats. Von Felix Eberty. Breslau. Eduard Trewendt. 1872.

Das Buch vom Kaiser Wilhelm und seinem Reichskanzler. Von Dr. R. Hoder. Darmstadt, 1871. Literarisch artistische Anstalt.

Das deutsche Reich in seiner geschichtlichen Gestalt. Von Dr. Edgar Bauer. 2. Auflage. Altona. Dr. Edgar Bauer. 1872.

Zur Reform des Zollvereins. Von J. F. H. Dannenberg. Hamburg. Otto Meißner. 1872.

Die deutsche Einheit in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Vortrag von Dr. Hermann Perthes. Colberg. Karl Jankes Verlag. 1872.

Fünf Jahre des selbstständigen ungarischen Ministeriums. Von Maurus Jókai. Bremen, 1872. J. Kühtmanns Buchhandlung.

Teutscher Radicalismus in Amerika. Von Karl Heinzen. 2 Bände.

New-York. Von Frederick Duensing. Leipzig. C. H. Reclam sen. 1872.

Die Zahnheilkunde und ihre Bedeutung. Von Dr. med. Ludwig Hollaender. Berlin, 1872. H. E. Oliven.

Die neue Theorie periodischer säcularer Schwankungen des Seespiegels und gleichzeitiger Verschiebungen der Wärmezonen auf Nord- und Südhalbkugel der Erde. Von Dr. J. Heinrich Schmick. Münster. Adolph Russels Verlag. 1872.

Schöpfung und Mensch. 2. Bd. Hamburg. Otto Meißner. 1872.

Die Frauen. Von Julius Pederzani. Pest. Gustav Heckenst. 1872.

Die Frauen und die Mode. Von Hermann Sallmayer. 3. Auflage. Königsberg. Braun und Weber. 1872.

Was die Pastoren von den Frauen denken. Von Hedwig Dohm. Berlin. Reinhold Schlingmann. 1872.

Der Fall von Konstanz. Roman in 3 Bänden von Otto Müller. Leipzig. Ernst Julius Günther. 1872.

Klytaemnestra. Trauerspiel in fünf Aufzügen von G. Siegert. München. Theodor Ackermann. 1871.

Die Pisaner. Trauerspiel in fünf Acten von Adolf Friedrich von Schack. Berlin. Wilhelm Hertz. 1872.

Kurfürst Moritz von Sachsen. Geschichtliche Tragödie von Robert Eiselt. 2. Auflage. Breslau. Eduard Trewendt. 1872.

Capitolin. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eduard Mohr. Amsterdam. Seyffardt'sche Buchhandlung. 1872.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die

Natur der Cometen.

Beiträge

zur

Geschichte und Theorie

der

Erkenntniss.

Von

Joh. Carl Friedr. Zöllner,

Professor an der Universität Leipzig.

Mit 10 Tafeln.

Zweite unveränderte Auflage.

gr. 8. brosch. 3 Thlr. 10 Sgr.

Leipzig, 28. Juni 1872.

Wilh. Engelmann.

☞ 28,000 Auflage. ☜

Berliner Wespen.

Illustrirtes humoristisches Wochenblatt.
Redigirt von Julius Stettenheim.
Illustrirt von G. Heil.
Verlag von B. Brigl in Berlin.

Man abonnirt bei allen Postanstalten und Buchhandlungen für den **Preis von 15 Sgr. vierteljährlich** auf die vom Publikum und von der gesammten Kritik als ein Witzblatt ersten Ranges anerkannten **„Berliner Wespen“.**

Inserate: 7½ Sgr. die Petitzeile durch die Annoncen-Expedition von Haasenstein & Vogler in Berlin, Hamburg, Lübeck, Leipzig, Dresden, Breslau, Prag, Wien, Lausanne, Genf, Zürich, St. Gallen, Basel, Stuttgart, München, Nürnberg, Frankfurt a. M., Köln.

Tribüne erscheint: Dreimal wöchentlich in Berlin, bringt: Tagesschau, politische Notizen aus Stadt, Gesellschaft, Theater, unparteiische Börsenberichte, bunte Zeitung, interessante Gerichtsverhandlungen, Zeitgeschichtliches, **Romane, Novellen** u. l. w. und kostet bei allen Postanstalten, Zeitungsspediteuren mit der illustrirten humoristisch-satirischen Gratisbeilage:

„Berliner Wespen“

zusammen nur 1 Thaler vierteljährlich.

Insertionsorgan ersten Ranges. Preis der Petitzeile 3½ Sgr.

Die Gartenlaube

15 Sgr.

bringt im 3. Quartal eine höchst anziehende Erzählung unter dem Titel **„Was die Schwalbe sang“** von

Frdr. Spielhagen.

Außerdem Zeit-, Sitten und Culturbilder, naturwissenschaftliche, geschichtliche und biographische Beiträge von den bekannten tüchtigen Mitarbeitern.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Aus dem Verlag von **E. W. Fritzsch** in **Leipzig** zu beziehen:

Musikalisches Wochenblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 16 Seiten in Quart.

Organ für Musiker und Musikfreunde.

☞ Mit Illustrationen und Abonnementsprämien. ☜

Herausgegeben von **E. W. Fritzsch.**

Abonnementspreis: Jährlich 7 Thlr., vierteljährlich 15 Ngr.

Freisinnige und fortschrittliche Tendenz,
tüchtige Mitarbeiter,
wissenschaftliche Gediegenheit seiner zahlreichen leitenden und belehrenden Aufsätze, Recensionen und biographischen Charakteristiken,
gut gewähltes Feuilleton,
Neuheit und grösste Reichhaltigkeit des tagesgeschichtlichen Stoffes (Musikbriefe und Correspondenzen, kürzere Mittheilungen und Notizen, stehende Rubriken für Engagements und Gastspiele, für Kirchenmusik-, Opern- und Novitätenaufführungen, sowie für Neuigkeiten des Bücher- und Musikalienmarktes, Angaben von offenen Stellen für Musiker, zahlreiche Insertionen künstlerischen und geschäftlichen Inhalts.),
künstlerisch ausgeführte Portraits zu den Biographien,
Facsimiles interessanter Handschriften, sowie Abbildungen monumentaler Gegenstände von allgemein musikalischem Interesse etc.,
billigste Abonnementsberechnung

☞ jährlich 2 Thlr., vierteljährlich 15 Ngr. ☜

☞ *bei wöchentlich einer splendid ausgestatteten Nummer von 16 Seiten in Quart* ☜ **und ausserdem noch die Gewährung von** ☞ **Abonnementsprämien.** ☜

die Abonnenten auf den laufenden (3.) Jahrgang erhalten gratis einen im Herbst d. J. erscheinenden

Humoristisch-satyrischen Kalender für Musiker und Musikfreunde auf das Jahr 1873

lassen das „Musikalische Wochenblatt“ als die derzeit **reichhaltigste und billigste** Musikzeitschrift erscheinen.

NB. Probenummer gratis.

Kurgästen und **Besuchern** Thüringer Bäder
sowie den Herren
Hoteliers, Inhabern von Restaurationen, Café's etc. etc.
wird hiermit empfohlen:
Das im **dritten** Jahrgang stehende

Bade-Journal.

Central-Organ der Thüringer Bäder
mit
Fremdenliste der Bäder: **Arnstadt, Berka, Elgersburg, Ilmenau, Kösen, Liebenstein, Ruhla, Salzungen, Sulza etc. etc.**
nebst
Bade-, Hotel- und Geschäfts-Anzeiger.
Preis vierteljährlich 12 Sgr. 6 Pfg.
Zu beziehen durch jede Postanstalt. (Nr. 206 a des achten Nachtrags des Postzeitungskatalogs.)
Inserate pro Spaltenzeile 1 Sgr. 6 Pfg.
Verlagshandlung und Expedition
Edmund Rost in Bad Sulza.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Christian Friedrich v. Stockmar. Zusammengestellt von Ernst Freiherr v. Stockmar. gr. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 4 Thlr.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 20. Juli 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Enthüllung des Steindenkmals zu Nassau von Ludwig Pietsch. — Die Deutschen im heutigen Frankreich von Rudolf Lindau. — Stanleys Livingstone-Expedition von Richard Kiepert. — Literatur und Kunst: Ludwig Feuerbach von Otto Henne-Am Rhyn. — „Das Wränderthum in der Musik" von P. L. — Klaus Groths „Quickborn". Zweiter Theil, besprochen von Wilhelm Jensen. — Aufzeichnungen eines französischen Gefangenen von φ. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. „Aus der Gesellschaft" von Bauernfeld, besprochen von P. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. (Das Stuttgarter Hoftheater. Entgegnung auf Feodor Wehls Brief von Georg Köberle.) — Bibliographie. — Inserate.

Von der Enthüllung des Steindenkmals zu Nassau.

Ein Wochenblatt, wie die „Gegenwart", ist jedesmal, wenn es sich darum handelt, die Schilderung eines Tagesereignisses in seinen Spalten zu geben, in einer wenig günstigen Lage. Immer ist die Neugierde des Publicums bereits längst durch die Tageszeitungen in mehr als genügender Weise gestillt. Sein Bericht kommt im buchstäblichsten Sinne post festum. Am meisten aber natürlich dann, wenn das zu schildernde Ereigniß in boshafter Weise gerade einen Tag nach dem Redactionsschluß der betreffenden Nummer in's Leben trat, bis zum Erscheinen des Berichtes mithin die ganze lange, fast anderthalbwöchentliche Frist bis zur nächsten Nummer, — in dieser schnellen wirbelflüssigen Zeit „eine halbe Ewigkeit!" — verstreichen muß.

In einer solchen Lage sieht sich die „Gegenwart" und ihr unterzeichneter Mitarbeiter dem Enthüllungsfest des Steindenkmals zu Nassau gegenüber. Montag den 8. Juli schloß mein verehrter Freund und Redacteur die Wochennummer des 13. ab. Am 9. fiel dort auf der Platform des ersten Absatzes jenes Waldberges über der Lahn die Hülle von dem Denkmal. Keine Möglichkeit auch für den eifrigsten Berichterstatter, früher als in der darauf folgenden Nummer vom 20. das, was er dabei gesehen, empfunden und gedacht, treulichst niederzulegen.

Es liegt darin etwas Entmuthigendes für den mit der Schilderung Betrauten, das ihm die Frage nahe legt: verlohnt es denn überhaupt noch? Darf ich es meinen Lesern zumuthen, diesen alten halbvergessenen Geschichten noch einmal zuzuhören?

Schon der Berichterstatter einer täglich erscheinenden großen Zeitung ist in diesem Falle übel daran. Er weiß ganz wohl, daß während er eifrigst Simsons und Sybels Festrede nachzuschreiben oder seinem Gedächtniß einzuprägen trachtet, im Redactionsbureau der „Kölnischen Zeitung" längst schon die freundlich mitgetheilten Vorträge zum Telegraphirt- oder Abgedruckwerden im treuen Wortlaut bereit liegen; daß er also in jedem Fall gegen jene auch in seinem östlichen Tagesblatt zu spät kommt.

Und doch hat ein solcher Festbericht so lange post festum seine Vorzüge. Unter dem unmittelbaren Eindruck einer vergnüglichen und glänzenden Feier befindet sich ein Berichterstatter, wenn er sonst sich eines tüchtigen Magens, eines freien Kopfes oder unerschütterlicher Mäßigkeit und fester Nerven erfreut, immer in einer gewissen behaglichen Gemüthsverfassung, welche ihn das eben klingend an seinen Sinnen Vorüberzegogene etwas in der freundlich rosigen Farbenstimmung der letzten Flasche Moët erblicken läßt, von deren letztem Rest er an seinen Schreibtisch stürzte. Wenn uns ein recht hübsches, recht heiteres, glänzendes, anregendes weibliches Wesen begegnet und stundenlang vortrefflich beschäftigt hat, so singen wir zweifellos, falls wir es sofort zu schildern verpflichtet wären, sein Lob und seiner Liebenswürdigkeit Ruhm und Preis, ohne strenger darüber nachzudenken, ob es „in seinem Verhältniß als Jungfrau, Braut, Gattin und Mutter" auch wirklich dem hohen Ideal und der heiligen Bestimmung einer solchen entspricht.

So erscheinen in der Chronik der Tageszeitungen fast sämmtliche Stiftungsfeste, Jubiläen u. s. w. immer außerordentlich gelungen. Von der Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit, welche jedem andern Dinge dieser Welt anhaftet, ist, danach zu schließen, jede dieser Feierlichkeiten so frei, wie etwa jeden Kanzelredner seine, nie der Kritik unterworfene, Predigt es dünkt.

Das, wozu die Hast, die Nothwendigkeit, vor der Poststunde den Brief mit der Schilderung zu schließen, und jene angenehme Temperatur der festlich gestimmten Seele den Chronisten in der der Feier folgenden Nacht oder der nächsten Morgendämmerung nicht kommen ließen, — die Reflexion über das Erlebte, Gesehene, Gehörte und sonst Genossene, erwacht erst und macht ihr unveräußerliches Recht erst geltend eine lange Zeit, nachdem der Brief expedirt ist. Wie gern telegraphirte man noch einen Tag nachher: haltet ein mit dem Drucken; eigentlich fehlte sehr viel daran, daß das Ding so in sich vollendet gewesen wäre, wie ich selbst es doch in gutem Glauben versichert habe! Mit wie tiefem Purpur würde sich unser Antlitz zuweilen bei der nachträglichen Lectüre unseres gedruckten eignen Werkes färben, wenn nicht seit einiger Zeit schon die „Stirn von Alabaster besteckte feine Röthe mehr!" —

Ich will nun nicht behaupten, daß das hier Gesagte in vollem Umfang speciell auf die Berichte über das schöne Nassauer Fest zuträfe. Aber immerhin heiße ich die schmeichelhafte Aufforderung, für die „Gegenwart" eine Art von nachträglicher Festschilderung zu liefern, schon darum willkommen, weil sie Gelegenheit gibt, wenigstens einen flüchtigen wohlwollenden Blick auf den Revers der glänzenden Medaille zu werfen, an welchem es auch dieser selbstverständlich nicht durchaus fehlen konnte.

Der ganze Charakter des Festes einer Denkmalserrichtung wird jedezeit wesentlich mitbedingt sein durch die Art des Platzes, welchen das Monument einnimmt. Hier liegen in dem für dies Steindenkmal gewählten, — so herrlich seine Lage, von wie ungewöhnlichem Reiz der Platz durch diese und eben durch ihre und seine völlige Ungewöhnlichkeit auch sei, — anderseits gerade die Hindernisse einer Enthüllungsfeier in dem großen Stil, welchen man speciell für diesen Anlaß wünschen möchte.

Digitized by Google

Für ein Standbild des Freiherrn denkt man sich als beste, wirklich angemessene Stelle eine im Herzen einer großen preußischen Stadt gelegene; das Leben derselben muß das Monument dessen mächtig umfluthen, in welchem die Bürgerschaften unserer Städte den rechten Schöpfer oder Erlöser ihres öffentlichen Lebens aus dem drückenden Bann, den Gründer ihrer segensreichen Ordnungen ehren. Um eine solche Stelle hätte sich dann auch an dem Tage des Festes die Masse Derer wenigstens in ihrer Vertretung schaaren können, welche heut die Früchte seiner Organisationen und die jener „Saaten" ernten, die er, wie Simson in seiner Rede sagt, „nicht müde ward in die Furche des deutschen Gemüths zu streuen" —: der Deutsche Reichstag in corpore, die Deputationen der Städte Preußens und der Bauernschaft, deren Unterthänigkeitsfesseln der Freiherr mit kühner und gewaltiger Hand gesprengt hat. Erst in einer solchen Festversammlung wäre für jene „zündenden Worte" bedeutender und berufener Redner das rechte Auditorium gegeben gewesen.

Das Alles ist durch die Lage des Nassauer Denkmals ganz von selbst ausgeschlossen.

Unmittelbar vom Lahnufer aus zu stattlicher Höhe ansteigend, erhebt sich die mit prächtigem Laubwald bedeckte Bergkuppe, deren Gipfel den Thurm der Burg Nassau trägt; jenseits des Hauptstheils des Städtchens, welches mit dem an ihrem Fuß gelegenen kleineren Stadttheil durch eine Hängebrücke verbunden wird. Eine stattliche Eisenbahnbrücke spannt sich weiter westlich stromabwärts hinüber, hüben und drüben zeigt sie ein burgartiges spitzbogiges Doppelthor von zinnengekrönten Thürmen aus rothem Sandstein flankirt. Wo dieses am linken Ufer auftragt, fällt jener Burgberg steil gegen eins der lieblichsten seitlichen Wiesenthäler, das Mühlbachthal, ab. Zwei bestimmte Absätze markiren sich scharf an diesem Abhang. Auf dem obern derselben hebt sich die Ruine des alten Stammsitzes der Freiherren vom und zum Stein über die umgebenden Buchenwipfel. Der untere trug ehedem einen Aussichtspavillon, welcher dem Freiherrn jederzeit ein beliebter Aufenthalt gewesen ist. Diese Stelle, ein frei vor dem Walde daliegendes Plateau, machte die Erbin und Enkelin Steins, Gräfin Kielmannsegge, dem Denkmalsverein zum Geschenk. Dort steht das Werk heut aufgerichtet.

Allerdings ist es ein entzückender Aufenthaltsort und Aussichtspunkt, wenn auch mit ziemlich beschränktem Gesichtskreis dort oben. Das Flußthal selbst ist nur schmal; ziemlich nahe über der Stadt gelegen steigen auch drüben mächtige breit hingelagerte Bergrücken auf, bald hier kahl abgeholzt, dort fleißig angebaut und der Ackercultur erobert, an andern Stellen wieder reich bewaldet. Andere vortretende Berge hemmen den weitern Blick stromauf- wie stromabwärts. Etwas traulich Anheimelndes, zum Bleiben und Weilen Einladendes, eine stille Lieblichkeit ist der Grundcharakter der Landschaft, die sich von dieser Höhe zeigt. Der frische würzige Balldust, der uns auf ihr umweht, trägt das Seinige bei, den Platz zu einem von denen zu machen, von welchem man sich kaum trennen mag.

Dies Plateau ist in eine regelrechte achteckige Platform umgewandelt, mit ornamentirten Thonplatten gepflastert, von einem Gitter in gothischen Formen zwischen acht niedern Steinpfeilern umhegt. Im Mittelpunkt des Achteks erhebt sich das Denkmal.

Bekanntlich besteht dasselbe aus einem gothischen Schirmdau oder Baldachin, und der Mormorstatue in dessen nach seinen vier Seiten hin offener spitzbogiger Halle. Für Denkmale, auf solcher Höhe zu errichten, — für das projectirte Nationaldenkmal auf der des Niederwalds wird das erst recht Gesetz sein müssen, — ist die architektonische Form durch die Natur der Sache fast geboten. Ob aber die Ausknuft, die Statue selbst in die Architektur wie in ein Gehäuse zu stecken die richtige sei, mag ich nicht unbedingt bejahen. Etwas todt gemacht wird des Bildhauers Werk jedenfalls dadurch. Ein rothes Sandsteinhaus von 52 Fuß Höhe wie dieser von Herrn Baurath Jais aufgerichtete Hallenbau muß auf eine Statue von 9 Fuß Höhe, die er umgibt, nothwendig drücken. Dann aber auch ist mir bei längerem Betrachten dieses Baldachins immer bestimmter der Wunsch gekommen, daß seine Gesammtform, wenn sie nun einmal gothisch sein sollte, doch mehr von breiterer Grundfläche in Absätzen nach der Höhe hin verjüngt sein sollte.

Der Raum des Achtecks nun rings um das ganze Denkmal war der einzige, welcher, abgesehen von dem kleinen Stück freien Weges zwischen ihm und dem Waldausgang, für die Aufstellung einer Festversammlung gegeben war. Dadurch war selbstverständlich jede Betheiligung größerer Massen, der Deputationen, der Repräsentationen mannichfacher Körperschaften abgeschnitten, jede Aufforderung an sie seitens des Ausschusses eine Unmöglichkeit. Oben zwischen den Burgtrümmern, unten im Thal, drüben auf den jenseitigen Bergen mochten sich zahlreiche Neugierige mühen, etwas von den Vorgängen auf der Platform gewahr zu werden. Das Wort der Redner konnte nicht zu ihnen dringen und für die Wucht und feierliche Würde des Actes blieb ihre dortige Anwesenheit ohne Bedeutung. Auf jenem Vorplatz aber war neben und außer dem hübschen Pavillon für die Mitglieder unsrer Königsfamilie nur eben noch ein Plätzchen gefunden für die unvermeidlichen Beisitzerlebten, für die bekränzten Schulkinder, einen Sängerchor und das Militärorchester des Koblenzer Regiments Königin. So umfaßte die Festversammlung der Steinfeier kaum ein halbes Dutzend deutscher oder preußischer Abgeordneten, kaum ein volles preußischer Communalvertreter, keine Deputation von Ständen und Berufsgenossenschaften irgend welcher Art. So konnte diese Feier mehr von dem Gepräge des Volksthümlichen im großen Sinne haben, der dafür gerade eigentlich geboten gewesen wäre. Daß im Thale auf der Wiese, in der Feldhalle, in den Weinschankbuden und auf dem gedielten Tanzplatz sich später „das Volk" ganz munter belustigte, hat darin nichts geändert.

Desto entschiedener trat durch die Annahme der Einladung seitens des Kaisers, der Kaiserin und des deutschen Kronprinzen, und durch die überraschend vollzählige Vertretung der höheren Bureaukratie dieser westlichen Provinzen ein hochofficieller Charakter der ganzen Feier in den Vorgrund. Die Platform war wie besäet mit Ministern, Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten a. D. und rüstig functionirenden, Geheimen Räthen, Gesandten, Militär- und Civilcabinet Mitgliedern. Der Eifer wieder unter diesen Männern, den eigentlichen Ergenger so mancher Gedanken, den eigentlichen Begründer so mancher Institutionen, den Erwecker und Entflammer so mancher Geister, denen sammt und sonders der überzeugte und thätige Hauptheß ihres frühern Beamtenlebens galt, nun stumm und beredt zu feiern, hatte etwas innig Wohlthuendes.

Il ne faut jamais dire: jamais! oder „Du sollst Dich nimmermehr vermessen: von dieser Speise werd' ich nie essen". Die deutschen Klein- und Mittelfürsten aber haben trotz Deutschland, Deutschland über Alles, nicht die Energie einer so weit gehenden Umkehr gehabt, daß sie dem Namen des Mannes hier zu huldigen gekommen wären, welcher ihren hohen und höchsten in Gott ruhenden Herren Vorgängern die denkbar größten Grobheiten und unverfälschtesten Wahrheiten in die gefalbten Gesichter gesagt hat, mit denen jemals in aller Weltgeschichte ein gekrötes Haupt oder Häuptchen regaliert worden ist. Es wäre mehr als Menschliches von ihren heutigen Nachfolgern verlangt gewesen, das ganz zu vergessen und gleichzeitig auch mit einer hohen Schwärmerei für eine gewaltige politische Schöpfung zu demonstriren, der man sich eben als einem unabwendbaren Geschick resignirt gefügt hat.

Mit desto besserm Fug und Recht konnte Deutschlands Kaiser durch sein und seiner Nächsten Erscheinen dem herrlichen Manne die ihm von den höchsten deutschen Gewalten so lange hartnäckig verweigerte Huldigung darbringen, ob der auch immer-

Digitized by Google

hin eine Person mit dem Adressaten des „unmöglichen Briefs“ seines königlichen Vaters gewesen sein mochte. Daß der greise Monarch, seine Gemahlin und seines Reiches und Ruhmes Erbe und Kronprinz so voll und ganz, so herzlich und freudig diesen Tribut der Ehren und des fürstlichen Danks dem Entseßlicher der deutschen Volkskraft für des Volkes Befreiung, dem Erzieher zu deutscher Bürgertugend, zum Rechtssinn, zum Mannesstolz, zum energischen Selbstgefühl, des preußischen Volks zur deutschen Vaterlandsliebe und zum Nationalbewußtsein, dem grimmigen Hasser und Bekämpfer des knechtischen Sinns dargebracht haben, — das gereicht ihnen eben so zum besten Ruhme, wie dem Fest, geistig wie äußerlich, zum besten Glanze.

Dies „äußerlich“ möge man nicht mißverstehen. Das Herrscherthum trat durchaus ohne höfisches Ceremoniell und ohne Schaustrugung der Zeichen seiner Würde auf. Erschien der Kaiser auch nicht — wie Präsident Simson beinahe aus dem kundgegebenen allerhöchsten Wunsch, „er möge einfache Civiltracht anlegen“, vermuthet hatte — in solcher, so doch in kleiner Uniform, der Kronprinz im Dragoner-Interimsrock, die Kaiserin in allerdings höchst geschmackvoller, aber durchaus bescheiden eleganter Promenadentoilette: sandfarben leichte Tunica über hellviolettem schleppentosem Bolantkleide und gleichfarbiger Cravatten- und Gürtelschleife; eine Tracht, welche die hohe Frau übrigens ganz vortrefflich kleidete. Ohne irgend welche besondere „Umstände“, officielle Anreden und ähnliche Veranstaltungen war der Empfang der Kaiserin und des Kronprinzen im Bahnhofzimmer. Nicht minder frei bewegte sich die ganze bunt gemischte Gesellschaft beim Frühstück in den Sälen und Gemächern des Freiherrlichen Schlosses, wo die Stein'schen Enkelinnen, die jung verwittweten Gräfinnen Kielmannsegge und v. d. Gröben, die für diese Räume allerdings ziemlich starke Schaar, die höchsten, die höchstvornehmen und die einfach bürgerlichen Gäste mit großer Liebenswürdigkeit empfingen.

Der eigentliche Silberblick, der Gipfelpunkt des Festes aber fiel, wie zu erwarten, in die Stunde der Denkmalsenthüllung selbst dort oben auf dem Plateau. Unter den zahllosen lebendigen Bildern großer denkwürdiger Festlichkeiten, deren aufmerksamer Augenzeuge ich auf europäischem und afrikanischem Boden gewesen bin, behauptet sich das dort gesehene, trotz der großen Einfachheit und Bescheidenheit seiner Erscheinung, doch auch neben den pomphaftesten und brillantesten. Es lag in der ganz wunderbar glücklichen Gruppirung der Hauptpersonen in dem Pavillon uns gegenüber, und der nicht minder glücklichen Lage dieses zierlichen Dinges hart am Rande des waldigen Abhangs einerseits und nahe vor den höheren, von den Burgen gekrönten Waldbergterrassen andererseits, deren gesättigtes sommerliches Laubgrün und Tannendunkel hier, wie zur Linken der duftige Ton der vom Fluß durchschlängelten Tiefe und der ferneren jenseitigen Höhen den schönsten Hintergrund für jene Gruppe der kaiserlichen Familie und ihre Umgebung gab. Auch die farbenhellen feststuftigen Gruppen der Weiß- (und Blau-)gekleideten, der Schulkinder, der Musiker, rechts von dem Pavillon vor demselben Waldesgrün, wirkten mit zu diesem reizenden Effect, der freilich trotz alledem gänzlich verloren gegangen wäre, wenn für den Kaiser sich nicht nach altem Gebrauch die lachende Sommersonne durchgekämpft und Regen und finsteres Gewölk verscheucht hätte.

Während der ganzen Anrede des Präsidenten Simson stand des Kaisers prächtige Gestalt aufrecht da, wie seine Umgebung. Wie er so statuarisch und doch so elastisch zugleich fest im linken Bein ruhte, hätte man nicht glauben sollen, daß ihm nach eigener Aussage diese wesentlichen Träger des menschlichen Baus bereits Schwierigkeiten machten.

Simson ist bewundernswürdig in solchen Anreden. Immer weihevoll in Ton und Gehalt, und doch nicht hohl und langweilig sein, immer schön und wohlklingend und doch weit mehr als nur wortreiche Phrase geben; bei keinem der tausend so nah verwandten öffentlichen und feierlichen Anlässe sich eigentlich wiederholen, sondern immer die glückliche und passendste Wendung, Stimmung und Schattirung finden — unfereinem, der nicht zwei Worte öffentlich sprechen kann, bei dem jeder Anlauf zur Weihe, zur Würde, zur erhobenen Stimmung sofort im eigenen Spott ersterben würde, ist diese Gabe immer wieder ein wahres Staunen.

Der Moment des Fallens der Hülle unter den Händen des kleinen Urenkels Steins, verfehlte nicht seinen Effect. Pfuhls Statue, ein tüchtiges, gewissenhaftes, charaktervolles Stück Bildhauerarbeit, hatte auf Simsons Anordnung noch Tags zuvor eine Rechtsschwenkung gegen seine anfängliche Stellung ausführen müssen. Die Statue war (und wie mir scheint mit Recht) mit der Front dem Lahnthal zugewendet gewesen. Nun war sie gedreht, damit sie dem kaiserlichen Pavillon die Hauptansicht zeige — muß auch der Marmor Höflichkeit vor Königen üben? —

Der jugendliche knebelbärtige Berliner Meister erntete viel ehrenden Beifall von höchster Stelle wie von allen Seiten. Er theilte ihn erst mit dem älteren Meister des gothischen „Schirmdachs“, später mit Prof. v. Sybel. Aus und über beiden, der Enthüllung selbst folgenden, Vortrag über Steins Leben, Wesen und Bedeutung wäre es mehr als überflüssig, hier dem längst ausführlich Gesagten noch etwas hinzufügen zu wollen. Auch die hübsche Kronprinzliche Charakteristik dieser Rede ist, denke ich, allgemein bekannt: „Das soll eine Festrede heißen? das heißt, die Wahrheit sagen!“ Gesang und Festmusik verhallte hier oben. Die kaiserlichen Gäste, nachdem sie noch eine halbe Stunde hier auf dem Plateau im Gespräch mit den anwesenden Würdenträgern und auch wohl ein paar desto Würdeloseren verweilt hatten, fuhren von dannen. Die Versammlung stieg den Waldweg hinab.

Daß ein Festmahl die folgende Hauptnummer bildete, ist bei deutschen Jubelfeiern selbstverständlich; daß man dasselbe à Couvert mit 3½ Thalern zu bezahlen hatte, schien es den Gästen desto weniger. Mit einer, mit jedem Gange wachsenden Energie ist (wieder selbstverständlich) geredet worden; am besten unzweifelhaft von dem blondbärtigen Landrath Grafen Arnim-Boitzenburg, dem Enkel des Stein verschwägerten, nah betreundeten Mannes, im Namen der abwesenden Familie des Freiherrn, deren Dank an die um das Denkmal verdienten Vertreter des deutschen Volks er auszusprechen beauftragt sei. Herr Oberpräsident Kühlwetter sprach im Namen der „rothen Erde“ gleichfalls beredt genug seinen Toast auf die Manen des großen Mannes. Aber der Herr hat eine so grimmige Aussprache, daß ein friedliebender Tischnachbar immer unwillkürlich etwas über Ärmlänge von ihm abrücken möchte, selbst wenn er die herzlichsten und gefühlvollsten Worrrte vorredet.

Der Schluß der Tafel war natürlich auch hier — das Chaos. Drüben in der Festhalle tafelten Nassauer Bürger für 1—2 Thaler und litten an Tischreden so wenig Mangel wie wir im Kurhause. Je tiefer die Dunkelheit sank, desto lustiger wurde es auf der Festwiese. Aber Steins Andenken hatte schwerlich Theil daran. Spät in der Nacht noch krachten die Raketen und Schwärmer, und warfen die bengalischen Flammen ihren rothen und grünen Schein am Berge zu den Buchenkronen hinauf.

Der Tag war schön, eindruckvoll, ein „gelungener“ Festtag. Aber eine rechte „Steinfeier“ war und ist dennoch nicht in diesem stillen reizenden, entlegenen Waldthal, sie ist nur auf offenem Markt in des Reiches Hauptstadt zu realisiren.

Ludwig Pietsch.

Die Deutschen im heutigen Frankreich.

Ueber die Stellung, welche die Deutschen seit Beendigung des Krieges in Frankreich einnehmen, sind mancherlei irrige Anschauungen verbreitet; am wenigsten verstehen die Franzosen selbst diese Stellung. Sie versäumen keine Gelegenheit um zu sagen, daß sie ihre Besieger „hassen“; und man darf an

Digitized by Google

nehmen, daß sie aus inniger Ueberzeugung sprechen, wenn sie diese Behauptung aufstellen.

Die Deutschen haben den Franzosen gegenüber einen unverzeihlichen Fehler begangen. Sie haben sie geschlagen. Sie haben auch nicht den geringsten Respect vor dem französischen prestige gezeigt und sind während des Feldzuges, wie dies der Krieg nun einmal mit sich bringt, mit „barbarischer" Rücksichtslosigkeit zu Werke gegangen. Ob die Franzosen erwarteten, daß die Deutschen, nachdem sie gesiegt, ruhig in ihre Heimat zurückkehren würden, ohne den Besiegten Strafen auferlegt, Entschädigungen abgedrungen und von ihnen Bürgschaften für die Zukunft sich gesichert zu haben, möchte bei einer so gewitzten Nation wie der französischen etwas albern erscheinen — aber wenn man die Klagen der Franzosen liest, so sieht es wirklich so aus, als ob sie eine ähnliche Handlungsweise als vollständig in der Ordnung entgegengenommen haben würden. Es ist möglich, daß sie in diesem Falle die Deutschen mit ihrer Hochachtung beehrt haben würden. Dennoch hätten sie ihnen den Sieg nie vergeben können.

Die Franzosen waren bis vor zwei Jahren die Schiedsrichter von Europa, oder sie bildeten sich wenigstens steif und fest ein, es zu sein. Sie waren vollständig aufrichtig, wenn sie von der civilisatorischen Mission sprachen, welche die Vorsehung der Großen Nation anvertraut habe; und diese schwer zu definirende, weder mit Unkosten noch mit Verantwortlichkeit verbundene Mission des Civilisirens war dem französischen Geschmack vollständig angemessen. Der Perruquier, der im Besitze eines Freibillets zum Mabile-Garten unvergleichliche Entrechats schlug und dadurch das Herz der zuschauenden Engländer, Deutschen und andern „Provinzialen" mit Bewunderung und Neid erfüllte, der Schneider, dessen Modelle in Berlin, London und Petersburg copirt wurden, die Dame der Demimonde, die den Nationalreichthum vergrößerte, indem sie mit kosmopolitischer Unparteilichkeit englische, italienische, türkische und russische Banknoten einstrich — diese und hundert andere mehr oder minder saubere und liebenswürdige Persönlichkeiten erfüllten in den Augen der Franzosen in ihrer Art eine mission civilisatrice. Der richtige Chauvin, der warmherzige und dünkelberauschte Patriot, war gerade darauf stolzer als auf die nicht zu verachtenden Erzeugnisse französischer Kunst und Wissenschaft. Frankreich gefiel sich ausnehmend in der prätendirten Stellung an der Spitze der Nationen und ging denselben mit der Grazie eines alten Ballettänzers voran.

Die Deutschen wußten dies nicht zu würdigen und sollten Frankreich dafür nicht die geringste Achtung. Die vierschrötigen Burschen lachten über die seidenen Strümpfe, die falschen Waden und die weiblichen Hüftenbewegungen des koketten, eroberungslustigen Alten, und als dieser böse Gelüste zeigte, schlugen sie ihn zu Boden. Frankreich that sein Bestes, um die Niederlage abzuwenden; — aber dies Beste war nichts sonderlich Gutes. Dem König Wilhelm konnte es nur Napoleon III. entgegenstellen, dem Grafen Bismarck den Herzog Grammont und den Advocaten Jules Favre, dem Minister Roon Dilettanten wie Palikao und Gambetta, dem entschlossenen Kronprinzen den unentschlossenen Mac-Mahon, dem Prinzen Friedrich Karl den Marschall Bazaine, den Generalen Manteuffel und Werder Leute wie Bourbaki und Clinchant, einem Goeben einen Faidherbe. — Es war in der That schlecht um die Franzosen bestellt, schlechter als selbst diejenigen geneint, die seit einer Reihe von Jahren bereits die Theorie von der französischen Ueberlegenheit als eine falsche und veraltete anerkannt und bekämpft hatten.

Für die Franzosen jedoch stand diese Theorie als eine unbestreitbare und — da sie von fremden Büchern und Zeitungen nichts wußten — auch als eine unbestrittene Thatsache fest. Es war ihnen deshalb auch geradezu unmöglich, den süßen Irrthum, in dem sie Jahre lang befangen gewesen, plötzlich aufzugeben. Sie bildeu sich sogar heute noch ein, gerade wie sie dies vor zwei Jahren gethan, daß Frankreich die erste Nation der Erde sei. Aber Thatsachen sind brutale Beweisführer; und die Franzosen müssen zugestehen, daß Frankreich heute nicht mehr die Stellung einnimmt, die es früher einnahm, die es, sobald die Stunde der „Revanche" geschlagen haben wird, wieder einzunehmen berufen sein soll. Die fremden, blonden Barbaren haben den heiligen Boden von Frankreich buchstäblich mit Füßen getreten, sie haben zwei der schönsten Provinzen des Landes an sich gerissen, sie haben Tausende von Millionen blanken Geldes mit sich geschleppt, sie haben alte Freunde abtrünnig, früher gehorsame und unterwürfige Nachbaren widerspänstig und unabhängig gemacht. Niemand, außer den Franzosen, glaubt heute noch an die französische Größe. Dies ist sehr traurig für die Mitglieder der Großen Nation, und man darf nicht an der Aufrichtigkeit der Franzosen zweifeln, wenn sie behaupten, sie „hassen" die Deutschen, die so viel Elend, Jammer und Demüthigung über sie gebracht haben. Die Franzosen haben in der That triftige Gründe, die Deutschen zu hassen.

Aber hassen sie uns wirklich?

Gute, starke Hasser sind seltene und hervorragende Ausnahmen in der Geschichte des Menschengeschlechts. Gewöhnliche Sterbliche begnügen sich damit, daß sie ihre Feinde „nicht leiden können, nicht gern haben". Ein vollkommener Haß befindet sich in Romanen neben einer vollkommenen Liebe. In der Wirklichkeit sind Spartacus und Hannibal noch seltener als Hero und Leander. Die Liebe, als Leidenschaft, findet in dem geschlechtlichen Triebe einen Bundesgenossen, der sie muthig und rücksichtslos machen kann. Der Haß hat den bittern Kampf gegen eigene Interessen und äußere Widerwärtigkeiten allein durchzukämpfen. Schwache Menschen können weder hassen noch lieben; aber auch starke Männer sind nur selten im Stande gut zu hassen. Die Befriedigung dieser Leidenschaft verlangt eine Opferbereitwilligkeit, eine Rücksichtslosigkeit, die glücklicherweise nicht häufig ist. Egoisten, Leute, die „Rechnung tragen", können sich niemals zur sittlichen — oder unsittlichen — Höhe des Hasses emporschwingen. Der Haß muß blind sein, wenn er ein wirklicher Haß sein soll. Daher ist auch Weltweisheit und Klugheit nur selten mit dieser Eigenschaft vereinbar, und bei civilisirten, reflectirenden Nationen ist dieselbe seltener als bei barbarischen oder halbcivilisirten Völkerschaften. — Der Brand von Moskau war zu Anfang dieses Jahrhunderts erklärlich. Die Zerstörung von Paris aus Haß gegen die Deutschen war eine alberne Chimäre hirnverbrannter Fanatiker, die bei dem Brande nichts zu verlieren hatten.

Die Franzosen zeichnen sich vor allen andern Nationen des Westens durch ihren Egoismus aus. In keinem Lande der Welt findet man weniger wirkliche, uneigennützige Generosität als unter den Franzosen. Sie haben sich in dieser Beziehung während des Krieges von ihren Nachbarn, den Engländern, in einer Weise überflügeln lassen, die für sie wahrhaft schmachvoll ist. Denn während sie Millionen und Abermillionen in ihren Schatzkammern verborgen hielten, um damit am Tage der Anleihe an's Licht zu treten und „Procente" zu verdienen, nahmen sie von den barmherzigen Engländern Geschenke aller Art mit der bereitwilligen, nimmersatten Gier professioneller Bettler entgegen. Und heute haben sie den Muth mit ihrem Reichthum zu prahlen und den Engländern vorzuwerfen, daß der Käse, den diese den Parisern geschenkt haben, nicht frisch gewesen sei! — Die Sparsamkeit des Franzosen ist für den, der sie nicht kennt, kaum zu beschreiben. Sie erstreckt sich auf jedes, selbst das kleinste Detail des Haushaltes und der Wirthschaft, und sieht nach unsern Begriffen der Knauserei so ähnlich wie ein Ei dem andern. — Der Franzose ist voll der zärtlichsten Rücksichten für sein Eigenthum und hängt mit eiserner Zähigkeit an seiner ärdischen Habe.

Ganz charakteristisch für die Franzosen, oder für den französischen Egoismus und seine Unfähigkeit zum Hasse, ist auch das Wort „considérant" — „in Erwägung ziehend" —. In keiner Sprache Europas findet dasselbe so häufige Anwendung wie in der französischen. Bei jeder Gelegenheit hört

Digitized by Google

man dort von considérant und considération sprechen. „Erwägen" ist eine der Hauptbeschäftigungen des französischen Geistes. Unvorsichtigkeit ist ein seltener Fehler der Franzosen. Sie wissen besser als irgend Jemand, was sich gerade schickt, und wenn sie in dieser Beziehung sündigen, so geschieht dies aus Thorheit oder Aussichtigkeit, selten aus Zerstreutheit oder Leichtsinn.

Und nun nach dieser langen Abschweifung komme ich zum Schluß und in wenigen Worten auf den eigentlichen Gegenstand dieses Aufsatzes zurück.

Die heutige Stellung der Deutschen in Frankreich wird im Allgemeinen verkannt. Sie sind dort keineswegs verhaßt, wie Freund und Feind dies annehmen. Die Franzosen haben, wie oben bemerkt und wie alle Welt weiß, allerdings guten Grund die Deutschen zu hassen, aber es fehlt ihnen der Muth, die Kraft, die Rücksichtslosigkeit dies zu thun. Sie möchten hassen — aber: considérant, daß Frankreich noch immer eine Besatzung der Barbaren zu ertragen und zu ernähren hat; considérant, daß es unpolitisch sein würde, die Deutschen augenblicklich zu beleidigen; considérant, daß der Handel wieder belebt werden muß, daß alte Schulden bezahlt, erlittene Verluste wieder gut gemacht, neue Ersparnisse bei Seite gelegt werden sollen; considérant, daß Haß zu unvorsichtigen, den Deutschen mißfälligen Handlungen führen könnte, daß solche Handlungen einen neuen Krieg zur Folge haben und ein Krieg neue Verluste an Gut und Blut nach sich ziehen möchte; considérant dies und jenes und vieles andere — kommen die Franzosen zu der vernünftigen und durchaus ungefährlichen Schlußfolgerung, daß der Haß gegen die Deutschen ein kostspieliger Luxusartikel ist, den ihre Mittel ihnen augenblicklich nicht gestatten sich zu verschaffen. Um aber ihren Gefühlen nicht zu schweren Zwang anzulegen, machen sie denselben in Redensarten und Schimpfworten Luft. Sie nennen die Deutschen „Banditen und Barbaren". Diese zucken die Achseln und gehen ruhig und ungehindert ihren Beschäftigungen und Vergnügungen nach.

Rudolf Lindau.

Stanleys Livingstone-Expedition.

Es waren an drei Jahre verflossen, seitdem der letzte Brief Livingstones nach Europa gelangt war; verschiedene Versuche, Kunde von ihm zu erhalten, waren mißglückt. Die Londoner Geographische Gesellschaft sandte schon eine wohlausgerüstete Expedition nach ihm aus — plötzlich überrascht ein Yankee-Reporter die ganze civilisirte Welt mit der Nachricht: „Ich bin nach Ujidschidschi gereist, sehe dort einen weißen Mann in rother Jacke und Marinemütze, frage ihn: ‚Habe ich die Ehre, Mr. Livingstone zu sehen?' — und er antwortet mir: ‚Yes!'" — Sein Bericht wurde schon von der englischen Presse mit Mißtrauen aufgenommen; ich glaube nachweisen zu können, daß er einfach erlogen ist.

Die ganze Art und Weise, wie Mr. Stanley seine Expedition antrat, ist charakteristisch. Er hatte den abyssinischen Feldzug mitgemacht, der Eröffnung des Suezkanals beigewohnt und trieb sich zu Anfang 1871 irgendwo in Vorderasien herum, als er von seinem New Yorker Blatte, dem Herald, eine Depesche erhielt, in welcher nichts stand, als: „Suchen Sie Livingstone ausfindig zu machen und Alles zu erkunden, was auf seine Entdeckungen Bezug hat." Beides ist ihm beim ersten Anlaufe gelungen, wie er jetzt berichtet. Er begab sich sofort nach Zanzibar, traf seine Vorbereitungen und brach am 1. April 1871 nach dem Innern auf. Vorher hatte ihn Dr. Kirk, der englische Consul in Zanzibar, kennen gelernt. Was er über ihn nach London schrieb, ist so bezeichnend, daß ich es hierher setze*): „Meine ganze Hoffnung beruht auf Mr. Stanley; er wird sein Möglichstes thun, dessen bin ich gewiß. Was sein Ziel war, sagte er nie; doch glaube ich, sein Endzweck ist, Livingstone zu treffen. Er ist Reporter einer New Yorker Zeitung. Wie diese Leute auf ihre Kosten kommen wollen, vermag ich nicht zu sagen. Da das Ganze ein commercielles Unternehmen ist, so ist wenig Hoffnung vorhanden, von Mr. Stanley anders, als durch die Spalten seines Blattes Nachricht zu erhalten. Ich zweifle nicht, daß er, einmal im Besitz von wirklichen Nachrichten über Dr. Livingstone, versuchen wird, dieselben direct nach New York zu expediren, damit sie zuerst im Herald veröffentlicht werden. Er unterhielt uns hier öfters mit Geschichten, wie er Details des Abyssinischen Krieges nach New York übermittelte und die Londoner Correspondenten überlistete."

Und Kirk hat den Yankee ganz richtig taxirt. Die Kunde von seinem Zusammentreffen mit Livingstone, von seinem Rückmarsche zur Küste und dergleichen kurze Nachrichten haben allerdings von Zanzibar ihren Weg direct über Aden oder Bombay nach Europa gefunden; aber alle Einzelheiten über sein theatralisches Zusammentreffen mit ihm, über des Schotten bisherige Entdeckungen und noch beabsichtigte Reisen, Alles das hat zuerst die Bureaus des „Herald" passiren müssen, ehe es sich dem kritischeren Europa zeigen durfte.

Was Stanley über seine Reise bis Ujidschidschi erzählt, dürfen wir ihm glauben, weil wir es auch aus anderen Quellen wissen. Es ist auch möglich, daß er Livingstone selbst getroffen hat, obwohl sich auch dagegen Einwendungen machen lassen. Die nächsten Tage müssen ja sowieso Näheres bringen, so daß wir unsere Kritik an vollständigerem Stoffe üben können. Was er aber über des Doctors bisherige Reisen zu berichten weiß, das hat der Yankee aus dessen schon längst bekannten Briefen zurechtgebrechselt und zwar auf eine recht ungeschickte Weise. Diese Originale sind ein Brief an Dr. Kirk und eine Depesche an den Earl of Clarendon, beide datirt See Bangweolo, 8. Juli 1868 und ein Brief an Dr. Kirk, Ujidschidschi 30. Mai 1869, letzterer bis heute das letzte Lebenszeichen von Livingstone, das Europa erreicht hat*). Diesen Briefen zufolge besuchte der Doctor schon 1868 den Tschambese, fand, daß derselbe nicht die Quelle des Zambese sei (— der Name bedeutet übrigens meines Wissens „fischreicher Fluß" und mag darum wiederholentlich vorkommen —) sondern sich in den Bangweolosee ergieße, diesen verlassend den Namen Luapula annehme, den See Moero bilde, dann Lualaba heiße, wieder einen See oder eine Art Delta Ulenge bilde und sich schließlich mit dem westlicher strömenden Luafira vereinige. Dieses ganze Stromsystem westlich des Tanganjikasees sah er damals, bald zuverschichtlich, wozu er freilich keine Berechtigung hatte, bald vorsichtig zweifelnd als Ursprung des Nils, speciell den Tschambese als Nilquelle an. Wie konnte er aber damals behaupten, daß er die Nilquelle gefunden habe, wenn der nächste erforschte Punkt im Nilsystem, Bacovia am Albert Nyanza, über 8 Breitengrade von ihm entfernt war? Er selbst ist seiner Sache auch nicht ganz gewiß und gibt die Möglichkeit zu, an den Congoquellen gereist zu sein, also im Stromgebiete der Westküste. Stanley aber sagt ganz dreist: „Er stellt zur Evidenz fest, daß der Tschambese die Quelle des Nils bildet"; und um dies plausibler zu machen, läßt er den Doctor nachher 10 weit gegen Norden reisen, bis sich jene 8 Grade auf 180 englische Meilen verringert haben.

Den größten Bock schießt er aber, indem er Livingstone im Juni 1869 nach Westen gehn, ein halbes Jahr lang krank liegen und nun den Lualaba finden läßt. Wozu braucht, frage ich, Livingstone anno 1870 den Lualaba zu finden, „welcher in nördlicher,

*) Vergl. Slip of Meeting of the Royal Geographical Society, Tenth Meeting, 22 April 1872.

*) Dem deutschen Publicum sind diese Documente am zugänglichsten in der Uebersetzung in Petermanns Mittheilungen, 1870 pag. 184 ff. Die beigefügte Kartenskizze zeigt den Stand von Livingstones Reisen im Jahre 1868 und ist ein vortreffiicher Beweis gegen Stanley. Ueber diesen findet man Näheres in Dr. Andrees Globus XXI pag. 76 ff. und XXII pag. 12 ff.

Digitized by Google

westlicher und südlicher Richtung fließt" (welch' genaue und anschauliche Schilderung!), wenn er ihn schon am 8. November 1868 aus dem Moorsee hat ausreten sehen? Wozu braucht er 1870 zu „muthmaßen", daß der Lualaba nur eine Verlängerung des Tschambese sei, wenn er sich schon 1868 davon durch eigene Reisen überzeugt hat? Wozu braucht Livingstone „endlich unter 4° südlicher Breite den Punkt zu finden, wo Lualaba und Tschambese sich vereinigen und sonach den Beweis zu führen, daß beide ein und derselbe Fluß sind?" Wie kann Stanley zwei zusammenfließende Ströme einen und denselben Strom nennen? Ist etwa Rhein und Mosel, wenn sie sich auch bei Koblenz vereinigen, ein und derselbe Fluß? Und vereinigen sich denn überhaupt Lualaba und Tschambese? Ist nicht vielmehr ersterer nichts, als die Fortsetzung des letzteren, nur unter anderem Namen, eine so häufig in wilden Ländern vorkommende Erscheinung?

Das sind so einige meiner Bedenken. Von anderer Seite sind andere geltend gemacht worden, daß z. B. Mr. Stanley ganz von seinen Collegen am „Herald" abweichen müsse, wenn er nicht gelunkert haben sollte; wie es für ihn möglich gewesen, sofort Briefe von und nach Ubschidschi zu expediren, während Livingstone drei Jahre lang keine Verbindung hat herstellen können u. s. f. Man hat sich Mühe gegeben, aus des Schotten Persönlichkeit sein Schweigen oder seine Verschlossenheit gegen Stanley zu erklären. Doch dies wollen wir hier übergehen. Wie gesagt, die Zeit wird lehren, welche unter den verschiedenen Ansichten Recht gehabt hat. Hier im vorliegenden Falle heißt es aber: Wer einmal lügt, ꝛc. Stanley hat sich einen Theil seiner Erzählung aus den Fingern gesogen; also ist sein ganzer Bericht nichts werth. Alles, was von ihm kommt, muß man mit der größten Vorsicht aufnehmen; und das hat er sich selbst zuzuschreiben. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn Livingstone doch verschollen wäre, wenn Stanley ihn nie und nimmer gesehen hätte und ihn die weiteren Reisen nur machen ließe, um sagen zu können: Er ist nach unserem Zusammentreffen umgekommen; er weigerte sich, das Innere mit mir zu verlassen — und fand dabei seinen Tod. Nur soll es der Yankee dann mit dem Schwindeln geschickter machen, als dies erste Mal, wo sein Lügengewebe gar zu grob ausgefallen ist.

Es ist übrigens vergebliche Mühe, sich nach den bisherigen Angaben ein Bild von dem Zusammenhange der ostafrikanischen Seen und Flüsse zu construiren. Ob der Tschambese nebst Fortsetzung zum Nil oder Congo oder, wie Sir Rawlinson meint, in den Tanganikasee geht, ob dieser seine Gewässer durch den Nuchaflußbett zum indischen Ocean schickt und sich so ein neues, mächtiges Stromgebiet zwischen Nil und Zambese schiebt oder nicht, ob jetzt die Nilquellen gefunden oder nicht, — darüber zu streiten, ist müßig. Weit mehr, als andere Wissenschaften, muß sich die Geographie von Hypothesenfucht entfernt halten, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß mitunter einzelne begabte Männer in ihren freilich wohldurchdachten Vermuthungen durch glänzende Erfolge bestätigt worden sind.

Gestatten Sie mir noch in Ihrem geschätzten Blatte den Raum zu einer kurzen, aber brennenden Bemerkung. Das Interesse, welches sich allenthalben in Deutschland an dem Schicksale des schottischen Missionärs kundgibt, hat etwas Erfreuliches und Beschämendes zugleich. Erfreulich — denn es zeigt, wie unser Volk theilnimmt an den Culturbestrebungen anderer Völker — beschämend, weil es darüber seine eigenen Mitbürger vergißt. Vor einigen Wochen hatten die Freunde der Geographie hier in Berlin die Freude, einen ihrer besten, moralisch und wissenschaftlich tüchtigsten Jünger nach langer und gefahrvoller Abwesenheit begrüßen zu können, den Dr. Georg Schweinfurth.

Einige dürftige Notizen in einzelnen Tagesblättern, hier und da ein Begrüßen im engeren Freundeskreise — das war Alles, womit Deutschland seinem verdienten Sohne die jahrelangen, aufopferungsvollen Mühen in den heißen Tropen vergolten hat!

Ich bin nicht willens, Livingstones große und bleibende Verdienste herabzuziehen — aber was hat er denn in der letzten Zeit so viel geleistet? Er nahm Anstand, seine Resultate arabischen Boten anzuvertrauen, um sie persönlich zu publiciren; was er nach Europa berichtet hat, ist im höchsten Grade dürftig und unverständlich. Dagegen verging wohl kein halbes Jahr, wo nicht gehaltvolle Aufsätze in „Petermanns Mittheilungen", in der „Berliner geographischen Zeitschrift", in der „Botanischen Zeitung", Zeugniß von Schweinfurths rastlosem Schaffen labgelegt hätten. Er vertraute im Interesse der Wissenschaft seine Errungenschaften den Sklavenhändlern an. Als er bei jenem unglücklichen Brande in der Scriba des Ghattas Sammlungen und Instrumente in Feuer aufgehen sah, wie bald fand er seine alte Energie wieder! Es gibt nicht viele Männer, welche sich nach solchen Verlusten so, wie er, wieder aufgerafft haben. Wer hat denn, wie er, hunderte von englischen Meilen in tropischer Hitze zu Fuß zurückgelegt und in Ermangelung einer Uhr seine Schritte gezählt? Und hat er dies nicht wochenlang mit solcher Genauigkeit fortgesetzt, daß am Schlusse der Fehler in seinen Rechnungen ein verschwindendes Minimum betrug, und er uns so ein ganz neues Land, Där Fertit erschlossen hat? Das sind seine geographischen Verdienste. Was er für Anthropologie, Zoologie, Sprachwissenschaft und sein Hauptfach Botanik geleistet hat, liegt noch in seinen Tagebüchern und unbearbeiteten Sammlungen verborgen.

Dem (vielleicht) heimkehrenden Livingstone konnte Sir Roderick Murchison in öffentlicher Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft seltene Ehren und Auszeichnungen seitens der Regierung verheißen. Und was ist dem glücklich heimgekehrten und mindestens ebenso verdienstvollen deutschen Reisenden zu Theil geworden? Nicht einmal ein ehrenvoller Empfang durch sein Volk!

Berlin, Mitte Juli 1872. **Richard Kiepert.**

Literatur und Kunst.

Ludwig Feuerbach.

(Schluß.)

Die Richtigkeit seiner (im vorigen Aufsatze angegebenen) Anschauung glaubt Feuerbach am besten aus dem Entwicklungsgange der menschlichen Cultur nachzuweisen. Der Gott des Naturmenschen ist auch ein bloßer Naturgott. Sobald der Mensch anfängt Häuser zu bauen, fängt er auch an seinen Göttern Tempel zu errichten. Die Tempel scheinen die Religion zu feiern — sie feiern aber nur die Baukunst. Mit der Ueberhandnahme ederer Gefühle unter den Menschen, wie der Schicklichkeit, Milde, Würde, Seelengröße, erhalten auch die Götter diese Eigenschaften. Weil die Griechen selbst schön waren und für Schönheit hohen Sinn hatten, wurden auch ihre Götter schön; weil ihnen in ihrem sorglosen Leben Essen und Trinken hohe Genüsse wurden, ließen sie auch ihre Götter essen und trinken. Die kriegerischen alten Deutschen erhoben den Kriegsgott zu ihrem höchsten Gotte u. s. w.

Je menschlicher aber dem Wesen nach Gott ist, um so mehr wird von der Theologie, d. h. von der Reflexion über die Religion, die Einheit des göttlichen und menschlichen Wesens geleugnet; denn um sich selbst als ein Anderes zu denken, muß der Mensch dieses Andere möglichst verschieden von sich selbst denken. Was der Mensch nicht hat (aber im Geheimen zu haben wünscht), das schreibt er Gott zu. Den armen Menschen ist Gott reich, die weiblosen Mönche verehren die himmlische Jungfrau, die männerlosen Nonnen den göttlichen Bräutigam; Gott ist unendlich, vollkommen, ewig, allmächtig, heilig, weil dies der Mensch nicht ist, aber sein möchte. Weil der Mensch in der Religion sein eigenes geheimes Wesen zum Gegenstande seiner Verehrung macht, wird die Religion zum Zwiespalt zwischen ihm und seinem eigenen Wesen. Wäre aber Gott wirklich etwas Anderes, als das Wesen des Menschen, so wäre ein solcher Zwiespalt unmöglich; denn Entzweiung findet nur statt zwischen Wesen, welche mit einander zerfallen sind, aber Eines sein sollten, in Wahrheit Eines

Digitized by Google

sind. Das Wesen, mit welchem sich der Mensch entzweit fühlt, ist daher zugleich ein ihm eingeborenes Wesen und zugleich ein solches von anderer Beschaffenheit, als jenes, welches ihm das Bewußtsein der Einheit mit Gott oder mit sich selbst gibt. Jenes Wesen ist der menschliche Verstand, d. h. die den Menschen gemeinsame, über die Interessen der Einzelnen hinausgehende Kraft. Alle Ideen also, welche Gott über den Menschen erheben, sind Operationen des kalten Verstandes, der sich selbst auf die höchste Stufe der Vollkommenheit des Denkens erhebt. Mit der Religion hat ein solcher übersinnlicher Gott nichts mehr zu schaffen; es ist der Standpunkt des Skeptikers, Rationalisten, Pantheisten u. s. w. Allerdings macht auch die Religion Gott zu etwas Anderm als den Menschen, aber auch zugleich zu einem menschlichen Wesen. Nur hierdurch gewinnt der Gläubige Befriedigung. In einem rein abstracten, verstandesmäßigen Gott findet er diese nicht, sondern nur in einem herzlichen, liebenden; der Gott der Religion ist also die Liebe. Die Liebe aber, um ihre Bestimmung zu erfüllen, muß Fleisch und Blut haben: daher wird der Gott der Liebe zum wirklichen Menschen, zu Fleisch und Blut. Dies das Geheimniß der Menschwerdung. Nur ein Gott aber, der schon Mensch ist, kann Mensch werden. Die Bedingungen des Menschendaseins müssen schon vorher in ihm vorhanden sein. Die Incarnation ist nicht ein einzelnes historisches Ereigniß, sondern die fortdauernde Aeußerung der Liebe Gottes, d. h. des Menschen, zum Menschen. Jedes Gebet ist eine Incarnation. Die Liebe zu Gott ist nichts als die Liebe zum Menschen. Die Liebe aber bewährt sich durch Leiden; daher muß der Gott der Liebe leiden, elend werden aus Liebe zum Menschen. Die Leidensgeschichte Christi ist die Leidensgeschichte der Menschheit. Weil aber Gott die Liebe ist, so kann er nicht einsam walten; er muß einen Sohn haben; der heilige Geist ist die personificirte Liebe zwischen Beiden; dies das Geheimniß der Dreieinigkeit. Die in diesem Verhältniß noch fehlende Mutter hat der gemüthvolle Katholicismus hinzugefügt, um alle Elemente der Liebe ihre Vertretung finden zu lassen. Mit der Aufopferung der Mutter hat der Protestantismus wider Willen auch den Glauben an den Sohn untergraben.

Wie die Religion in der Liebe Gottes die menschliche Liebe, so feiert sie in der göttlichen Schöpferkraft die menschliche Willenskraft. Der Mensch erhebt sich über die Welt, daher ist die Natur aus Nichts erschaffen, d. h. überhaupt nichtig. Mit dieser allmächtigen Schöpferkraft hängt auch die Idee der Vorsehung, hängt die Vorstellung des Wunders zusammen. Die Vorsehung erhebt den Menschen, für den sie allein sorgt, über alle anderen Wesen. Eben diese Unterscheidung des Menschen von der Natur ist die Ursache der Trennung Gottes von der Natur. Und so ist denn auch das Wunder nichts als der Wunsch des Menschen, den Lauf der Natur nach Willkür zu lenken, — ein Product des Gemüths und der Phantasie des Menschen.

Ein anderer, noch dringenderer und allgemeinerer Wunsch des Menschen ist der: nicht zu sterben. Diesen Wunsch drückt er durch den Glauben an die Auferstehung aus. Und wie ein übernatürliches Ende, will er auch einen übernatürlichen Anfang haben, — daher die Erzählung von der übernatürlichen Zeugung Jesu. Das Christenthum ist daher diejenige Religion, welche die Vergötterung des Menschen auf die höchste Stufe gebracht hat. Das antike Heidenthum opfert das Individuum der Gattung auf, das Christenthum die Gattung dem Individuum. Jeder Christ repräsentirt die gesammte Menschheit, um Jeden dreht sich die ganze Welt. Der Christ kennt keine Menschheit, sondern nur sich selbst und Gott. Diese Beiden vereinigen sich im Jenseits; daher wird das Diesseits verachtet, wird abgetödtet im Cölibat und Mönchthum, wird verworfen in der Lehre von der unbefleckten Empfängniß. Daher ist die Lehre von der persönlichen Unsterblichkeit die Schlußlehre, der eigentliche Zweck der Religion. „Der Glaube an das Jenseits ist der Glaube an die Freiheit der Subjectivität von den Schranken der Natur, also der Glaube an die Ewigkeit und Unendlichkeit der Persönlichkeit, und zwar des Individuums. Der Glaube an Gott ist der Glaube des Menschen an die Unendlichkeit und Wahrheit seines eigenen Wesens. Das göttliche Wesen ist das menschliche und zwar subjectiv menschliche Wesen in seiner absoluten Freiheit und Unbeschränktheit."

So weit geht Feuerbachs positive Lehre, d. h. soweit erklärt er das Christenthum, betrachtet dessen gute, d. h. unschädliche, der Wissenschaft nicht hinderliche, weil nur auf das Gemüth, nicht auf die Vernunft bezügliche Seite. Nun aber geht er zum negativen Theil seines Buches über, in welchem er des Christenthums Schattenseiten abhandelt, d. h. dessen schädliche, der Wissenschaft hinderliche, die Vernunft beleidigende und beseindende Seite. Soweit die Religion individuelle Herzenssache, Sache der Liebe zwischen dem Subject und seinem abstracten Angebeteten, soweit kann die Wissenschaft sie gewähren lassen, sie zum Objecte ihrer ruhigen Beobachtung wählen. Von da an aber, wo die Religion der Vernunft den Krieg erklärt, ihr das Gebiet der Forschung streitig zu machen wagt, da gilt es, sich ihrer zu erwehren und ihr die Maske vom Gesicht zu reißen.

Dieser polemische Theil des Feuerbach'schen Werkes beginnt mit dem — Teufel, als der unvermeidlichen Quelle des Bösen, im Gegensatze zu Gott, der Quelle des Guten. Der Teufel gehört so nothwendig zur Religion wie Gott. Mit Recht findet Feuerbach: wenn man einmal anfange, die Erscheinungen des Bösen aus natürlichen Ursachen abzuleiten, so müsse man dasselbe in Bezug auf die Erscheinungen des Guten thun und komme endlich dahin, Gott entweder aufzuheben oder zu einem müßigen Wesen zu machen, das seit der Erschaffung der Welt nichts mehr zu thun habe. Gott ist demnach vor dem Forum der Wissenschaft nur der Ersatz einer mangelnden Theorie über den unerklärlichen Ursprung der Welt. Durch ein Wunder wird daher von der Religion zu erklären versucht, was die Erfahrung nicht erklären kann. Darin nun, daß die Religion das Wesen des Menschen dem Letztern als ein ihm fremdes, entgegengesetztes Wesen gegenüberstellt, liegt „ihre Unwahrheit, ihre Schranke, ihr Widerspruch mit Vernunft und Sittlichkeit, darin die unheilschwangere Quelle des religiösen Fanatismus, darin das oberste metaphysische Princip der blutigen Menschenopfer, kurz darin der Urgrund aller Gräuel, aller schaudererregenden Scenen in dem Trauerspiel der Religionsgeschichte."

Hieran knüpft nun Feuerbach die Darlegung der Widersprüche, an welchen das Beginnen krankt, die wahre, anthropologische Bedeutung der Religion durch eine unwahre, theologische zu ersetzen. Dieses Beginnen, die Theologie, welche das innige, echt menschliche Verhältniß der wahren Religion zerstört, um an seine Stelle ein verkünstelteres zu setzen, äußert sich zuerst in den sogenannten Beweisen vom Dasein Gottes. Ueber diese Beweise sagt Feuerbach, ihr Zweck sei, Gott als ein Ding an sich, als ein Wesen außer uns hinzustellen; ein solches Wesen könne nur ein sinnliches Wesen sein, Gott werde aber nicht durch die Sinne wahrgenommen, folglich widerspreche sich das, was bewiesen werden sollte, selbst. Für Den, welcher nicht an Gott glaubt, existire auch Gott trotz aller Beweise nicht. Ueber die Behauptung der Gläubigen, daß, wenn Gott nicht sei, aller Unterschied von Gut und Böse sich aufhebe, sagt Feuerbach: der Unterschied liege nach diesem nicht in der Tugend selbst, sondern außer ihr; nicht aus tugendhafter Gesinnung werde an die Existenz Gottes die Existenz der Tugend angeknüpft, also sei der Glaube an Gott, als die nothwendige Bedingung der Tugend, der Glaube an die Nichtigkeit der Tugend für sich selbst. Nicht weniger widerspruchsvoll sei der Begriff der Offenbarung, wie die blose vorurtheilslose Prüfung ihres angeblichen Organs, der Bibel, hinlänglich zeige; die Bibel widerspreche der Moral, der Vernunft und sich selbst unzählige Male. „Der Gläubige", sagt Feuerbach, „kann in unserer vorgeschrittenen Zeit nur noch im bewußten Widerspruche mit sich selbst, mit der Wahrheit, mit dem Verstande, nur durch freche Willkür, nur durch schamlose Lügen — nur durch die Sünde gegen

Digitized by Google

den heiligen Geist die Heiligkeit und Göttlichkeit der Offenbarung bewahrheiten." Einen fernern Widerspruch findet Feuerbach darin, daß Gott sowohl allgemeines als persönliches Wesen sein soll, was sich offenbar gegenseitig ausschließe. Ueber den Widerspruch in der Dreieinigkeit brauchen wir uns sicherlich nicht zu verbreiten, es wäre dies eine Beleidigung der Leser dieses Blattes. Und so lassen wir auch die Widersprüche weg, welche Feuerbach an der Lehre von den Sacramenten und zwischen den Vorstellungen vom Glauben und von der Liebe Gottes weitläufig aufdeckt. Das Buch Feuerbachs schließt, etwas seltsamerweise, mit einer ziemlich mystischen Apostrophe, welche wieder an den Stil der „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" erinnert. Unser Philosoph hatte sich nämlich in seine Idee, daß die Religion in Wahrheit Verehrung des Menschen, daß Gott in Wahrheit das Wesen des Menschen sei, so sehr hineingelebt, daß er selbst am Ende seines Werkes in eine religiöse Anwandlung verfiel und den Glauben, den er entdeckt, freilich in idealisirter Weise, geradezu zu dem seinigen machte. Es ist klar, daß mit Feuerbachs Auffassung jede Religion unvereinbar ist; denn eine Verehrung besteht, was man kennt, kann durchaus nicht als Religion gelten, sondern nur die Anbetung des Unbekannten. Wenn also Feuerbach den Namen „Religion" für das Verhältniß der Liebe zwischen den Menschen beibehält, so fällt er in einen Irrthum sowohl bezüglich der wahren Bedeutung jenes Wortes, als des allgemein herrschenden Sprachgebrauchs, und geräth in die Gefahr, an die Stelle der beseitigten Mystik der übermenschlichen Gottheit eine solche der menschlichen zu setzen. Die „Heiligkeit" des Wassers, Brotes und Weines und damit des Badens, Essens und Trinkens, welche Feuerbach am Schlusse seines Buches feiert, kann daher nur entweder eine Verirrung, eine Verkehrung natürlicher, selbstverständlicher Dinge in „heilige", d. h. unnatürliche, räthselhafte, oder aber — und das ist vielleicht auch so gemeint — ein Scherz sein!

Sollen wir nun unsere Ansicht über Feuerbachs System aussprechen, so müssen wir vor Allem gestehen, daß dasselbe, trotzdem daß es die speculative Philosophie todtgeschlagen, doch in gewissem Sinne selbst ein speculativ philosophisches, ein doctrinäres ist. Es ist dies, weil es eine bestimmte Ansicht, welche nicht auf klaren, nackten Thatsachen beruht, als alleinseligmachende aufstellt und ihre Anerkennung fordert. Allerdings hat Feuerbachs Idee eine große Menge von Gründen, welche für sie sprechen; allein im Ganzen und Großen ist sie dennoch nicht richtig: denn sie verwechselt die Form mit dem Stoffe. Verfolgen wir nämlich die Entstehung der Geschichte der Religionen genau, so müssen wir erkennen, daß der Mensch nicht, wie Feuerbach meint, der Stoff ist, aus dem die verschiedenen Gottheiten gebildet wurden, sondern blos die Form, welche die Gläubigen denselben gegeben haben. Nicht die Liebe oder Verehrung des Menschen zum Menschen hat der Religion den Ursprung gegeben, sondern einzig und allein die Erkenntniß, daß es etwas Unbekanntes, Unerforschliches gebe. Das unergründliche Räthsel der Entstehung alles Seienden führte auf die Annahme eines Schöpfers, und die Religion ist also lediglich eine Hypothese über den Ursprung der Welt. Allerdings, und hier liegt der Punkt, in welchem Feuerbach Recht hat und Recht behalten wird, haben die Religionen von jeher dem Unbekannten, dem Schöpfer, in Ermangelung einer andern, das Höchste bezeichnenden Gestalt, die Form des Menschen (auf tieferen Stufen der Cultur wohl auch jene von Thieren, Pflanzen und anderen Gegenständen) verliehen, und das Christenthum ist es, welches diese Formgebung vollendet hat, indem es einen bestimmten individuellen Menschen geradezu zum Gotte erhob, — worin ihm übrigens, nur mit weniger Consequenz und Vollendung, der Buddhismus vorangegangen war.

Feuerbach hat indessen den gerügten Irrthum theilweise selbst eingesehen.

Nachdem er 1843 in seinen „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft" die verschiedenen Systeme der theologischen Philosophie, wie Theismus, Pantheismus, Idealismus, charakterisirt und kritisirt und als seinen eigenen Hauptgrundsatz die ausschließliche Existenz sinnlicher Gegenstände aufgestellt, durch die Form seiner Darstellung aber bewiesen, daß auch er sich noch im Banne der speculativen Philosophie befand, obschon er der Herkules dieser Hyder war, — that er (1845) seinen zweiten großen Wurf; er schrieb „das Wesen der Religion", eine kleine Schrift in kurzen Paragraphen. Er erweitert darin das Gebiet seiner Untersuchung der religiösen Momente vom Menschen auf die Natur, d. h. den Inbegriff aller vom Menschen und dessen Producten unterschiedenen Dinge. „Das Abhängigkeitsgefühl des Menschen, sagt Feuerbach hier, ist der Grund der Religion; der Gegenstand dieses Abhängigkeitsgefühls ist aber ursprünglich nichts anderes, als die Natur. Die Natur ist der erste, ursprüngliche Gegenstand der Religion, wie die Geschichte aller Religionen und Völker sattsam beweist." Dieser Gedanke wird weiter ausgeführt und so kommt Feuerbach der Wahrheit, daß das Unbekannte, Räthselhafte den Stoff der Religion, der Mensch aber nur ihre Form hergegeben, wesentlich näher, ja eigentlich vollkommen nahe. Denn das Unbekannte ist ja nichts Anderes, als die noch unerforschte Natur, die uns aber täglich bekannter wird. Und so ist die Natur die Gottheit aller Völker und in immer höherer Entwicklung, bis zuletzt im Christenthum das Göttliche keine andere als menschliche Attribute mehr besitzt. „Das Gefühl der Abhängigkeit von der Natur, sagt Feuerbach (§ 19) ist daher wohl der Grund, aber die Anlhebung dieser Abhängigkeit, die Freiheit von der Natur, ist der Zweck der Religion. Oder: die Gottheit der Natur ist wohl die Basis, die Grundlage der Religion, und zwar auch der christlichen, aber die Gottheit des Menschen ist der Endzweck der Religion." Weiterhin erklärt er die Gottheiten für personificirte Wünsche der Menschen. Dieselben sind unsterblich und allmächtig, weil die Menschen dies sein möchten. „Der Glaube an einen Gott", heißt es kurz vor dem Schlusse des kleinen Buches, „ist entweder der Glaube an die Natur als ein menschliches Wesen oder der Glaube an das menschliche Wesen als das Wesen der Natur. Jener Glaube ist Naturreligion, Polytheismus, dieser Geist: Menschreligion, Monotheismus. Der Polytheist opfert sich der Natur auf, der Monotheist opfert die Natur sich selbst auf" u. s. w. Weiter ausgeführt und mit sehr interessanten culturhistorischen Nachweisen versehen sind diese Grundsätze in den „Ergänzungen und Erläuterungen zum Wesen der Religion". In diesem Werke hat Feuerbach den Höhepunkt seines Schaffens erreicht. Er arbeitete es weitläufiger aus und trug diese Schöpfung im Winter der Revolutionsjahre 1848 und 1849 zu Heidelberg (nicht an der Universität) vor. Seine später erschienene „Theogonie" oder Lehre vom Ursprunge der Götter (1857) erreichte seine ersten Werke an Klarheit, Energie und Wirksamkeit nicht, wenn sie sie auch an Gelehrsamkeit übertraf, und sein letztes Werk „Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit" (1866) enthält nur Nachträge zu seinen früheren Schriften.

Während die erwähnten Revolutionsjahre durch ihren vorwiegend politischen Charakter das ideale Streben überhaupt und damit auch Feuerbachs Philosophie in den Hintergrund drängten, verhielt sich die nachfolgende Reactionsperiode der fünfziger Jahre natürlich geradezu feindlich gegen jede fortschrittliche, besonders aber gegen jede der positiven Religion schädliche Idee. Diese Umstände und Feuerbachs langes Schweigen trugen dazu bei, sein Wirken scheinbar vergessen war. Die Literatur ignorirte ihn; aber in den Herzen vieler alter und neuer Schüler lebte sein Werk fort, wie die jüngste Zeit schlagend bewiesen. Ist er auch im Geiste bereits todt, so lebt doch sein Name stets noch, und was er gewirkt, wird bei den späteren Geschlechtern reiche Frucht tragen und sowohl für die Untergrabung des allzulange gehegten und gepflegten pfäffischen Aberglaubens, als für die höhere, feinere Auffassung der Wissenschaft gegenüber den trivialen Tendenzen des einseitigen Materialismus kräftig arbeiten.

Otto Henne-Am Rhyn.

Digitized by Google

„Das Gründerthum in der Musik."

Unter diesem sehr witzigen und glücklichen Titel hat Dr. Wilhelm Mohr als „Epilog zur Bayreuther Grundsteinlegung" eine kleine Broschüre*) erscheinen lassen, welche die Entrüstung der Wagneranbeter, die Freude der musikalischen Moderados, also allseitiges Interesse erregen wird. Selbst die unbedingtesten Verehrer des Künstlers Richard Wagner werden, wenn sie durch den Staub, den die Bayreuther „Festtage" aufgewirbelt und ihnen in die Augen getrieben, sich nicht haben blenden und sich durch das unsinnige Reclamegeschrei nicht haben betäuben lassen, in vielen Punkten mit dem Verfasser einverstanden sein. Dr. Mohr gehört zu den berufenen musikalischen Schriftstellern; er besitzt gründliche und weite wissenschaftliche Bildung und hat die Musik zu seinem Specialstudium erwählt. Er ist der musikalische Kritiker der „Kölnischen Zeitung" und hat sich schnell durch die Selbständigkeit seiner Anschauungen, die Kraft seines Urtheils und die Lebhaftigkeit seines Stils bekannt gemacht.

Allen diesen Eigenschaften begegnen wir auch in seiner neuesten Schrift; nur schade, daß er sich auch in der ästhetischen Würdigung Richard Wagners durch die Empfindungen, welche die Persönlichkeit des Dichters und Componisten in ihm hervorruft, mit beeinflussen läßt. Dieser bedauerliche aber erklärliche Fehler ist übrigens beinahe allen Schriften, welche sich mit Richard Wagner beschäftigen, gemeinsam. Die Persönlichkeit Wagners ist auch so scharf pronocirt, so geräuschvoll und vordringlich, daß es sehr schwer sein mag, über dieselbe ganz hinwegzusehen und nur das Werk in's Auge zu fassen. Ich stelle den Musiker Wagner viel höher als Mohr, und meine, daß Wagners großartiges Talent nicht genügend gewürdigt wird, wenn man ihm blos, wie Mohr, „die fascinirende Wirkung der Effecte, die in lichten Augenblicken von schwungvoller Poesie erfüllte Diction der Texte und das die melodische Armuth mit instrumentalem Lärm verhüllende Raffinement des Tonsatzes" zuerkennt; meiner Ueberzeugung nach hat der Verfasser des „Lohengrin" und der „Meistersinger" vollberechtigten Anspruch darauf, unter den dramatischen Musikern aller Zeiten eine erste Stelle einzunehmen. Von der uneingeschränkten Anerkennung der Wagner'schen Verdienste als Künstler aber bis zur Billigung seines persönlichen Hervortretens und des enthusiastischen Vorurtheils seiner unklugen Anbeter ist doch ein gutes Stück Wegs; und daß Mohr die derzeitigen Beitsänge der Bayreuther Baalpriester grell beleuchtet und dem Spotte preisgegeben hat, ist sicher ein verdienstliches Werk.

Für Mohr ist Richard Wagner die bedeutendste Erscheinung des Verfalls in der Musik. Er erblickt in seinen Werken allerdings einen Fortschritt, ja, das Product einer geschichtlichen Nothwendigkeit, überall aber gewahrt er in ihnen auch die unträglichen Symptome des Verfalls. Als das also Werken dieser Richtung Gemeinsame bezeichnet er: das Uebergewicht, welches die Technik und die Mache über die Kraft der Erfindung und Gestaltung in Anspruch nimmt, das Zurücktreten der Naivetät des Schaffens vor der Reflexion und dem Raffinement.

„In allen Erzeugnissen, welche die Sonnenhöhe irgend einer Entwicklung zeitigt hat, bleibt immer ein Rest von Unvollkommenem und Conventionellem, ein Residuum unentwickelter Keime zurück. Aber indem die weise abgebrochenen Fäden weiter gesponnen werden, indem die Nachfolger ausplaudern, was der Meister weise verschwieg, indem gewisse Elemente des Kunstwerks einseitig entwickelt werden, entsteht eine gewisse Hypertrophie einzelner Theile, eine Störung des künstlerischen Gleichgewichts, eine Trübung des Verhältnisses zwischen Inhalt und Form und — mit Einem Worte — der Verfall. So kommen, um nicht zu weit auszugreifen, nach Raphael die Manieristen, nach Michel Angelo Bernini und der Barockstil in der Bautunst, nach der classischen Zeit unserer Literatur die Sturm- und Drangperiode, nach Schiller und Goethe Kotzebue, Spieß und Cramer, wie nach Mozart und Weber Richard Wagner."

Nach Mohrs Ansicht ist also Wagners „Kunstwerk der Zukunft" nicht Anderes als das Erzeugniß einer verfallenden Kunst und das Lieblingsfind eines verfallenen Kunst-Geschmacks. Er fährt fort:

„Das ist an und für sich kein Vorwurf, weder für diesen noch für jenes. Die Zeit bringt es einmal so mit sich. Wer wird ihr in die Speichen fallen wollen? Etwas Anderes aber ist es, wenn der Schöpfer die klaffenden Risse seines Gebäudes mit gleißendem Flittergold wegzulügen und die Augen des Publicums mit mephistischen Feuerwerkskünsten zu blenden versucht. Wenn er den gewöhnlichsten Götzen des Tages Altäre in seinem Kunsttempel errichtet und die Menge mit den Kniffen des Marktschreiers zur Andacht einladet. Wer uns jeden Augenblick mit der pomphaften Versicherung entgegentritt, daß er berufen sei, für eine ganze Nation zu schaffen, muß uns nicht jeden Augenblick die Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung in Frage stellen. Dem Schwärmer wird manches verziehen, wofür der Schelm gezüchtigt wird. Aber wohin wir auch die Blicke wenden mögen: bei allem, was Wagner treibt und thut, überall grinst uns die Frage der gewöhnlichsten Selbstsucht entgegen. Der Ruhm, die Eitelkeit, das Interesse des „Meisters" gibt bei all seinen Schritten den Ausschlag. Folgerichtig ist der „Meister" auch ganz außer Stande, bei dem Widerstande, dem er begegnet, andere als persönliche Motive vorauszusetzen. Es ist, als ob die verschwommenen Conturen der neuen Götterblüte, welche er der deutschen Nation geweihet hat, überall die bekannten scharfen Linien seiner eigenen Physiognomie durchschimmern ließen. Das Beste, was er thut, hat einen scharfen persönlichen Beigeschmack, und wenn irgendwo, so werden wir bei der Beobachtung des Wagner'schen Kunsttreibens, der Wagner'schen Polemik und der Wagner'schen Reclame an Fichtes Wort erinnert: ‚Es gibt nur ein Laster, das: an sich selbst zu denken'. Vollends bei einem nationalen Künstler!"

Die folgenden Seiten der Mohr'schen Broschüre beschäftigen sich nun mit den Bayreuther Festlichkeiten, welche nach der Ansicht des Verfassers weit weniger einem „nationalen" als dem höchstpersönlichen Zwecke: der Verhimmelung des Meisters dienen sollen. Gegen die Vorstellungen selbst und die Neuerungen, welche Wagner in Aussicht stellt, sowie gegen die Art und Weise, wie die erforderlichen Capitalien herbeigeschafft worden, hat er nichts einzuwenden. „Aber", fährt er fort, „von diesem Punkte ab fängt die Sache an nach Gründerthum zu schmecken."

„Das ganze Unternehmen wird mit einem zu seiner Bedeutung in höhnischem Widerspruche stehenden Pompe in Scene gesetzt. Eine fein berechnete Reclame wird losgelassen und durch die öffentlichen Blätter in alle Welt getragen, soweit dieselben die Naivetät haben, sich den Interessen des „Meisters" dienstbar zu machen. Selbst das Geheimnißvolle, das Exclusive des Unternehmens ist darauf berechnet, den Vorwitz des Publicums zu kitzeln. Es macht sich wie zufällig gerade so, daß der Geburtstag der neuen Aera „der geistigen Cultur, des Höchsten, was einer Nation bestimmt ist", mit dem 59. Geburtstage des „Meisters" zusammenfällt. Der Meister selbst hat dafür gesorgt, daß er das Vergnügen der Apotheose noch lebenden Leibes genießen kann. Er erscheint mit dem Schwarme seiner Anbeter unter den glotzenden Bayreuthern wie ein Wesen höherer Art. Je dreister seine Phrasen dem gesunden Menschenverstande in's Gesicht schlagen, um so wüthender wird der Applaus. Es ist, als ob sich ein bacchantischer Schwindel aller Köpfe bemächtigt und jeden Sinn für Schicklichkeit und Maß zurückgedrängt hatte. Ist denn keinem der Festtheilnehmer das Unzimliche dieser Komödie zum Bewußtsein gekommen? Mußte es den „nebulosi Tedeschi" vorbehalten sein, der Welt ein Schauspiel von so empörender Lächerlichkeit und Servilität zu geben?"

Aus den gegebenen Auszügen läßt sich die Tendenz und die Darstellungsweise Mohrs genügend ersehen. Die kleine, zwei Bogen starke Broschüre ist trotz der sehr lebhaften Sprache, die bisweilen ohne Schädigung des Inhalts hätte gemildert werden können, keine Schmähschrift, sondern eine gute polemische Arbeit, der Ausdruck einer ernsten Ueberzeugung und das Resultat ernsten Studiums; sie wird von den Hitzköpfen, die Wagner überwagnern, kaum ignorirt werden können und in diesem Falle sehr heftige Controverschriften hervorrufen; aber Mohr ist wohl der Mann, sich seiner Haut zu wehren.

F. L.

*) Köln 1872, M. DuMont-Schauberg.

Digitized by Google

Klaus Groths „Quickborn".

Zweiter Theil.

Wir betrachten unsere eingetauchte Feder mit einiger Zaghaftigkeit. Der Name, der vor diesen Zeilen steht, befindet sich auch unter den Mitarbeitern der „Gegenwart" und wir fühlen, daß wir „auf der Höhe" Frau Jeannette Marie von Gayette-Georgens' eintreffen, d. h. unrettbar entweder dem Begriff der „Buchhändlerreclame" oder dem der „literarischen Coterie" verfallen. Es ist das ein verzweifeltes Dilemma, in welches das treffliche Paar neuerdings jeden versetzt hat, der sich zu Gunsten irgend einer der Literatur angehörigen Persönlichkeit aussprechen möchte. Incidit in Scyllam — denn Frau Gayette verfällt — cupiens vitare Charybdim — wer Herrn Georgens zu fliehen sucht.

Wenn wir es trotzdem wagen, so zeigt's, daß der Antrieb die Furcht überwiegt. Eine gar andere Zeit hat den älteren Bruder des Werks, von dem wir reden, in die Welt gesandt, als dieses selbst. Es waren die windstillen, drückenden Tage, die auf den berühmten, aber verunglückten „Frühling" von 1848 folgten, in denen Klaus Groths „Quickborn" erschien. Die Augen des deutschen Volkes hafteten noch mit Mitleid und Scham auf Schleswig-Holstein, das der dänischen Bedrückung wieder anheimgefallen, richtiger anheimgegeben worden. Auch eine mittelmäßige literarische Production, die von dort ihren Ursprung genommen, hätte Interesse vorgefunden, wie viel mehr eine treffliche, in ihrer Art völlig neue, die obendrein der Anforderung genügte, daß sie, ohne an die jüngste schmerzliche Vergangenheit zu erinnern, ohne jede Bezugnahme auf politische Verhältnisse, dennoch in still nachhaltiger Weise das Evangelium einer besseren Zukunft predigte. Der „Quickborn" war ein Spiegelbild der schleswig-holsteinischen Bevölkerung und dadurch ein stummer Protest gegen die Zugehörigkeit derselben zu Dänemark. Er wies deutsche Art und Sitte, deutsche Zunge und Empfindung zwischen Elbe und Königsau nach; jedes Gedicht, dessen schmucklose Beredsamkeit den Leser ergriff, glich einem Thränusliede, unbewußt war der Poet zum Politiker geworden, der „Waffen und Männer" herbeisang. Der „Quickborn" ist auf's Bedeutungsvollste mit der inneren Geschichte der Elbherzogthümer seit dem Jahre 1850 verknüpft und wird neben seinem dichterischen Werth für immer dieser historischen behalten.

In eine völlig andere Zeit, wie gesagt, fiel das Erscheinen des „zweiten Theils" desselben. Jene „Waffen und Männer" standen jetzt wirklich im Felde, den ungeheuersten Kampf unseres Jahrtausends zu kämpfen. Schleswig-Holstein, für Deutschland zurückgewonnen, bot kein hervorragendes Interesse mehr dar, war im Gegentheil durch die thörichten particularistischen Bestrebungen der Mehrzahl seiner Bevölkerung fast der Lächerlichkeit anheimgefallen. Dagegen verschlang der französische Krieg jeden Gedanken des Tags; wo eine kurze Ruhepause eintrat, heftete alles Interesse sich an die gewaltigen Fragen nach den Resultaten der errungenen Erfolge. Das deutsche Volk war zum ersten Male ein eminent politisches geworden, es dichtete in Strategien und Reichsverfassungen, es vollzog die Träume seiner Dichter.

Unter solchen Umständen glichen die Dichter selbst natürlich dem Mohren, der seine Schuldigkeit gethan, höchstens daß die modernen Auflagen von „Leier und Schwert" sich einige Beachtung zu erringen vermochten, die weniger auf ihren poetischen Werth als auf ihre Uebereinstimmung mit dem großen, Alle beschäftigenden Gedanken der Zeit blickte. So glichen die Dichterwerke, welche in ihr an's Licht traten, sturmverwehten Samenkörnern, die nicht zu der Entwicklung, für die sie bestimmt waren, gelangen konnten. Die mittelmäßigen gingen unter, ohne daß eine Spur von ihnen verblieb, wenige gute schlummerten keimkräftig ein Jahr hindurch unter der Scholle und beginnen erst jetzt dieselbe zu durchbrechen, ihr Wachsthum zu entfalten.

Zu den letzteren gehört der zweite Theil des „Quickborn". Wir beabsichtigen hier keine eingehende Kritik, sondern nur der Unguust seiner Erscheinungsperiode dadurch zu begegnen, daß wir die Aufmerksamkeit auf ihn zurücklenken. Am bekanntesten daraus ist noch die erste Hälfte desselben, die Idylle „De Heisterkrog" geworden. Sie entwickelt ein poesievolles, still-bewegtes Lebensbild von der Marschküste des mittleren Schleswig; ihre Schilderung der Menschen und der Natur ist von gleicher Innigkeit und Wahrheit, das Ganze zählt zum Besten nicht nur dessen, was Groth geschrieben, sondern was die deutsche Literatur in dieser Richtung überhaupt hervorgebracht hat. Eine sich daranschließende Profa-Erzählung „Um de Heid" erinnert in ihrer sorgsam auf das Kleinste gerichteten, das Tägliche mit eignem Schimmer auffchließenden, behaglichen Darstellung an Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde". Auch hier ist der Charakter der Bevölkerung aus der Umgebung des kleinen Hauptortes Norderdithmarschens treffend wiedergegeben, allerdings wie er aus der Jugendzeit in der Erinnerung des Dichters haftet. Eine Reihe „vermischter Gedichte" beschließen den Band, theils Gelegenheitsgedichte, theils nach Stoff und Art denen des ersten Theils des „Quickborn" verwandt, unter welchen uns besonders manche der spruchartigen erfreut haben:

„De Welt de löppt, de Tid de geit —
Wenst wat se laten und maken beit?
En beten Sorgen over jeden Morgen,
En beten Plag' over jeden Dag,
En beten Hapen[1]) over jeden Abend,
En beten Hach[2]) over jede Nach —
So weert over jeden[3]) —
Wos du of tofreden!"

Wohl, sei jeder denn auch zufrieden, der den ersten Theil des „Quickborn" besitzt, daß er den zweiten dazu stellen kann, und handle darnach!

Wilhelm Jensen.

Aufzeichnungen eines französischen Gefangenen.

Six mois de captivité à Koenigsberg. Par l'abbé Camille Rambaud.

Unter der in's Unermeßliche wachsenden Menge von französischen Büchern über den letzten Krieg zeichnet das unter obigem Titel erschienene sich durch die Ungewöhnlichkeit seines Inhalts aus und nimmt auch für seinen Verfasser ein besonderes Interesse in Anspruch. Derselbe machte die Belagerung von Metz als Feldgeistlicher bei der eingeschlossenen Armee mit durch und begleitete dann freiwillig einen Theil der Gefangenen nach Königsberg, wo er bis zum Friedensschlusse bei ihnen ausharrte: sein Buch ist aus seinen während dieser Zeit geschriebenen Tagebüchern und Briefen zusammengestellt.

Der Abbé Rambaud ist einer von den katholischen Geistlichen, deren Glaube nicht blos von des Gedankens Blässe nicht im geringsten angekränkelt, sondern auch von seinem Hauch des modernen Geistes berührt ist. Für ihn ist auch der wunderbarste Inhalt des Dogmas klar wie die Sonne, selbstverständlich wie das Einmaleins. Die Gegenwart Christi im Abendmahl ist ihm z. B. eine ganz persönliche. Er schickt sich an, einige kranke Gefangene communiciren zu lassen: „Das Wort Gottes, das 32 Jahre seines Lebens in dem armen kleinen Hause von Nazareth zubrachte, wird nicht verschmähen sich den armen Seelen, die in diesem finstern Thurm eingeschlossen sind, zu zeigen und darzureichen. Meine Kranken nehmen das Abendmahl. Unser Herr macht im Hospital die Runde, ich trage ihn sogar zu einem braven Bretonen in's Erdgeschoß hinab, der sich die Fußzehen erfroren hat." Nach dieser Aeußerung ist es fast überflüssig noch andere Beweise seiner Glaubensseligkeit anzuführen, wie z. B. daß er bei der Vorbereitung bei Trier Trost aus dem Gedanken an den dort aufbewahrten

[1]) Hoffnung. [2]) Ruhe. [3]) vor Zeiten.

Digitized by Google

heiligen Rock schöpft, „durch den diese Stadt so berühmt ist“; daß er jedes Volk für verloren hält, das den Glauben an die Ewigkeit der Höllenstrafen verliert u. s. w. Seine Ansichten über Philosophie, Kritik und Literatur kann man sich also vorstellen. Er glaubt, daß ein Anhänger „von Kant und Hegel“ sein, so viel heißt als an nichts außer dem irdischen Leben glauben, und daß Kant „vielleicht einst noch die Ursache des Untergangs von Preußen“ sein werde. Er läßt sich, um die Gefangenen durch Unterricht zu beschäftigen, die römische Geschichte von Michelet geben; doch was findet er da! „Welche Lengnung jeder historischen Gewißheit! Mit welcher Geschicklichkeit untergräbt man da jeden Grund des Glaubens an die Geschichte! Und das nennt man das Erwachen der Kritik! Uebrigens ist dies nur der Anfang. Nachdem man die Wirklichkeit der Thatsachen der römischen Größe geleugnet hat, wird man die Wirklichkeit der evangelischen Thatsachen leugnen, Alles wird bald nur noch ein Mythus sein!“ Romane von G. Sand und Dumas, die man den Gefangenen schickt, müssen sofort verbrannt werden; aber „die ewigen neuen Testamente der Londoner Bibelgesellschaft“ sind auch nicht zu gebrauchen, und der Abbé kann es den Soldaten nicht verdenken, daß sie sich Cigaretten daraus drehen. In Danzig bittet ihn sogar ein Preußischer Unteroffizier, den Gefangenen diese Profanation zu verbieten, aber er hat nur ein Achselzucken zur Antwort.

Doch die Einfalt des Abbé Ramband ist jene fromme, „an die kein Patriarch glaubt“. Sein Christenthum ist in Wahrheit eine Religion der Liebe, er vermag nicht zu hassen, nicht die Feinde Frankreichs, ja selbst nicht (was ihm noch höher angerechnet werden muß) die Ungläubigen. Ein Landwehrlieutenant in Königsberg, mit dem ihn sein Seelsorgeramt oft in Berührung brachte (und der zu seinem Erstaunen nicht nur eine Frau und ein hübe hatte, sondern auch in Friedenszeiten Staatsanwalt in Rössel war) glaubte, daß der Mensch vom Affen abstamme, und huldigte überhaupt dem Materialismus (in den Augen des Abbé war er ein Anhänger von „Kant und Hegel“): aber er gedenkt seiner immer nur mit rührender Dankbarkeit für alle kleinen Freundlichkeiten, die Jener ihm erwies.

Mit seiner kindlichen Einfalt und Herzensmilde verbindet unser Abbé aber eine unbeugsame Strenge in der Erfüllung seiner Pflicht, eine Aufopferung für die Zwecke, die ihm als die höchsten gelten, der wir unsre Achtung nicht versagen dürfen, mögen wir seine Starkgläubigkeit auch noch so sehr belächeln. Sein Unternehmen war mit Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, die auch einen muthigen Mann hätten abschrecken können. Er mußte mit den Gefangenen den breitägigen Marsch von Metz nach Saarbrücken in strömendem Regen, bis an die Knöchel in Koth, zu Fuße machen; nach der langen mühseligen Reise kam man am 9. November in Königsberg an, und er theilte nun die ungewohnte Kost und Wohnung der Gefangenen in überfüllten Kasernen, in denen bald Blattern und Typhus ihre Opfer forderten. Unter allen Leiden und Beschwerden blieb er unermüdlich in seinen Versuchen sie nützlich zu beschäftigen, für ihre kleinen Bedürfnisse zu sorgen, wohlthätige Spenden an sie zu vertheilen, vor Allem sie zu erbauen und zu trösten, mit den Kranken und Sterbenden zu beten, sie mit den Sacramenten zu versehen. In einem Winter von einer auch in diesen Breiten nur selten erlebten Härte, wo das Quecksilber im Freien auf minus 25°—28°R. sank, reiste er von Königsberg nach Pillau, Tapiau, Thorn und Danzig, um seine Seelsorge den dortigen Gefangenen zu Theil werden zu lassen. An die Ostpreußische Küche konnte er sich nur schwer gewöhnen. Einst hatte ihn sein Lieutenant eingeladen, seine Abendmahlzeit zu theilen, und da es Freitag war, für ihn als einzige auftretbende Fastenspeise saure Heringe bringen lassen, aber beim besten Willen war es ihm unmöglich, diese gesalzene, saure, lederartige Masse zu essen. Der Lieutenant gab das Gericht seinem Burschen, der nicht blos die Heringe verzehrte, sondern auch den Essig, in dem sie schwammen, austrank.

Die Aufgabe, für das Seelenheil von Tausenden roher, durch das Kasernenleben verwilderter, durch die Gefangenschaft demoralisirter Soldaten zu sorgen, war selbstverständlich weder eine leichte noch dankbare, und oft glaubte der arme Abbé trotz alles Muthes im Dulden unter seiner Last erliegen zu müssen. Die große Masse der Soldaten war religiösen Ermahnungen schwer oder gar nicht zugänglich; sie waren ganz ohne Glauben, begriffen nicht, was ein Priester ihnen nützen solle. Das größte Uebel war ihre Unthätigkeit, sich zu beschäftigen; erst gegen das Ende der Gefangenschaft wurden in den für sie erbauten Baracken Werkstätten eingerichtet, die sich als sehr zweckmäßig erwiesen. In den Kasernen brachten die Meisten den ganzen Tag auf ihren Strohsäcken liegend zu, und diese Faulheit war nicht lediglich eine Folge der durch die Leiden der Belagerung und Gefangenschaft verursachten Abstumpfung: auch in Rom hatte der Abbé zu seinem Erstaunen „unsre lieben Zuaven“ am hellen Tage auf ihren Betten liegen sehen. Auf einem Theater, das die Gefangenen in den Baracken eingerichtet hatten, wurden nicht blos die Priester verhöhnt, sondern auch Zoten gerissen, so daß der Abbé mit einer Beschwerde drohen mußte, die ohne Zweifel die Schließung dieses Musentempels zur Folge gehabt haben würde. Unter allen diesen Widerwärtigkeiten und Leiden harrte der gute Mann unermüdlich aus und war dankbar und froh über jeden scheinbaren oder wirklichen Erfolg seiner Bemühungen. Im Januar 1871 glaubte er an einen Amtsbruder schreiben zu dürfen, daß es kein Kirchspiel in Frankreich gäbe, wo so viele Personen communicirten, als in seinen Baracken, und zwar ganz aus freiem Willen.

Nur in einer Beziehung fand sich der Abbé etwas enttäuscht. Von preußischer Seite geschah gar zu viel, um ihm seine Gefangenschaft zu erleichtern; das Kreuz, das er auf sich genommen hatte, drückte ihn nicht hart genug, sein Liebeswerk verlor an Verdienstlichkeit. Sein Vater hatte ihm von der Behandlung der englischen, preußischen und österreichischen Gefangenen in Gap, seinem Geburtsorte, erzählt; sie waren buchstäblich wie Vieh in Ställe eingepfercht worden, und zwar so dicht zusammengedrängt, daß es ihnen unmöglich war, sich niederzulegen: er scheint von den Preußen nicht viel Besseres erwartet zu haben, hielt sie doch einer seiner Collegen für Wilde, die sich mit Pfauenfedern schmücken! Anfangs schienen sich diese schlimmen Erwartungen erfüllen zu sollen: ein etwas betrunkener Capitain, der den Transport der Gefangenen nach Königsberg leitete, mißhandelte sie mit der flachen Klinge. Aber wie war der Abbé erstaunt, als er nach seiner Ankunft in Königsberg vor einen Richter citirt wurde und erfuhr, daß preußische Unterthanen diese Brutalität zur Anzeige gebracht hätten und man von ihm eine eidliche Aussage darüber verlangte. Die Gefangenen wurden nicht nur durchaus gut behandelt, sondern auch mit einer Sorgfalt, die ihm bei so viel Tausenden kaum denkbar geschienen hatte. Besonders rühmt er die Pflege der Kranken, und er sah diese einmal in einem Lazareth selbst von dankbarer Rührung erfüllt („ein seltener Fall in dieser Gefangenschaft“), als Jeder wegen der Zunahme der Kälte eine dritte wollene Decke erhielt. Bis Ende April waren in Königsberg von 7500 Gefangenen nur 292 gestorben: ein gewiß sehr günstiges Verhältniß, wenn man erwägt, in welchem Zustande die Soldaten der Garnison von Metz sich nach der Uebergabe befanden, daß sie überdies eine Blatternepidemie mit sich schleppten und daß der Winter von unerhörter Strenge war. Und bei den Begräbnissen selbst der Gemeinen fehlten die militärischen Ehren, der gedämpfte Trommelwirbel, die drei über das Grab abgefeuerten Salven nicht. Welcher Unterschied gegen Metz, wo die Todten in eine Bettdecke gehüllt, je zwei waren in eine Grube geworfen worden! Daß der Abbé selbst sich von Seiten der preußischen Militärbehörden der größten Zuvorkommenheit zu erfreuen hatte, braucht kaum erwähnt zu werden: bei Reisen aus Königsberg nach den übrigen Festungen sand er auf dem Bahnhofe einen Officier mit einem Schlitten zu seinem Empfange bereit u. s. w. Seine Entrüstung über die ungeheuerlichen Lügen in französischen

Digitized by Google

Blättern von den Leiden und Mißhandlungen der Gefangenen in Deutschland war also sicherlich eine vollkommen aufrichtige.

Diese Mittheilungen werden genügen, um dies Buch zu charakterisiren, das gewiß in Deutschland mit mehr Vergnügen gelesen werden wird als in Frankreich. Mit Mißbehagen haben uns nur zwei Stellen darin erfüllt: die Erwähnung des „sehr hübschen kleinen Klosters", das die Väter Dominicaner in Berlin besitzen und die Erwähnung des Zwanges, der für die Schüler des Gymnasiums in Koblenz besteht, an jedem Morgen der Messe und am Sonntag dem Religionsunterrichte der Väter Jesuiten beizuwohnen, die denselben auch in den Classen des Gymnasiums ertheilen und dies Alles nicht auf ihren eignen Antrag, sondern in Ausführung der Verordnungen der Regierung selbst. Wir hoffen sehr, daß unser Abbé, wenn er in einiger Zeit Deutschland wieder besuchen sollte, sein in der letzten Beziehung der Preußischen Regierung ertheiltes Lob zurückzunehmen haben werde. P.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Aus der Gesellschaft". Schauspiel in 4 Aufzügen von Bauernfeld.

Unter dem Eindrucke, welchen die Ereignisse des Jahres 1866 in Oesterreich hervorriefen, schrieb Bauernfeld sein Lustspiel „Aus der Gesellschaft". Es ist eine schaefe aber wohlwollende Kritik der Vornehheit und sittlichen Verirrungen der hohen Kreise, in Oesterreich zunächst, — eine Kritik derjenigen Uebelstände, welche gerade durch den Krieg sichtbarlich vor aller Augen bloßgelegt wurden. Die Aufführung dieses Stückes, das allerdings zunächst österreichische Zustände schildert, aber eine weit größere Bedeutung als die einer localen Satire hat und unter gewissen Einschränkungen als eine allgemein treffende Persiflage allgemein vorhandener Mißstände zu betrachten ist, wurde dem damaligen Director des Burgtheaters, Heinrich Laube, von den theatralischen Hineinreden „aus der Gesellschaft" sehr verübelt; ihre ich nicht, so war das Lustspiel eines der Schläge, welche Laubes Stellung erschütterten. „Der Statthalter von Bengalen" und „Böse Zungen" thaten ein übriges, Laube verließ das Burgtheater und ging nach Leipzig, um sich dort weiter zu amüsiren.

Bauernfelds Lustspiel gibt in Bezug auf die „Mache" mancherlei Wünschen Raum. Die bewußte „aufsteigende und niedergehende Linie" mit dem Höhepunkt am Schluß des dritten Aetes, durch welche man die richtige Construction einer wirksamen Bühnendichtung zu veranschaulichen pflegt, ist hier nicht wahrnehmbar. Der Conflict, der schon im ersten Acte indicirt ist, hält sich so ziemlich bis zu der freilich nicht unerwarteten, aber dramatisch nicht genügend motivirten Lösung, auf derselben Höhe. Die Handlung steigt nicht auf, sie schreitet nur fort. Aber für diese äußerlichen Fehler entschädigen und ersichlich die innerlichen Vorzüge der Dichtung; was sie an der Form vermissen läßt, ersetzt sie durch den Inhalt. Nach zwei Seiten hin ist das Bauernfeld'sche Lustspiel geradezu meisterlich: die Charakteristik ist von frappantem Realismus und der Dialog besitzt jene anmuthige Frische und ungekuchte Schlagfertigkeit, welche den Ruf Bauernfelds begründet und erhalten haben. Die interessanteste und lebenswahreste Figur des Lustspiels ist meines Erachtens die „Gräfin Hohenheim", welche von Fräulein Carlsen auch vorzüglich dargestellt wurde. Da ist kein Licht zu hell aufgesetzt, kein Schatten zu schwarz gemalt. Das ist die Dame, der man in den Salons der höchsten Kreise eines jeden Landes wieder begegnet: von bestrickender Liebenswürdigkeit in der Form, mit klarem Kopfe für Alles und warmem Herzen für die nächste Umgebung, gefällig und wohlwollend im höchsten Grade, aber — noli turbare circulos meos! — unduldsam, stolzig und schroff abweisend, sobald ein Unberufener die Schranken, welche die Geburt zwischen ihm und der Hochgeborenen aufgerichtet hat, zu überschreiten droht. In dem Punkte versteht man da oben keinen Spaß und da hört, wie bei Pliebejern in Gesinnungen, die Gemüthlichkeit gänzlich auf. Nach „Graf Feldern" — dieses Gemisch von leichtfertig-bösartiger Schwatzhaftigkeit und echtem Cavalierssinn, der zur rechten Stunde das rechte Wort findet, — ist ohne Zweifel der Natur abgelauscht. Auf der Bühne ist die Rolle von großer Wirkung und hier wurde diese Wirkung durch Lebrun voll und ganz erzielt. Sein „Feldern" war wieder ein kleines Cabinetstück. Die wenigen feinen Striche, mit welchen Bauernfeld den jungen Grafen Feldern (Herr Kadelburg) skizirt hat, geben ein frappantes Porträt des adligen oesterreichischen Officiers, „dem es gar nichts schadet, wenn er zunächst auf der Kriegsschule etwas Tüchtiges lernt und dann erst dreinhaut."

Die beiden Hauptrollen des Stückes „Fürst Robert" und „Magdalene Werner" sind weniger reich mit originellen Detailzügen ausgestattet; es sind nicht eigentlich gesellschaftliche Typen, sondern vielmehr Repräsentanten gesellschaftlicher Anschauungen: Fürst Robert verkörpert den vorurtheilsfreien Adel der Geburt und des Herzens, Magdalene den edlen Stolz des seiner selbst bewußten Bürgerthums. Diese sympathischen Rollen waren durch die beiden Gäste des Wallnertheaters in einer Weise besetzt, welche jeden Tadel verstummen macht. Man kann sich keinen vollkommeneren Edelmann denken, als den Fürsten, wie ihn Adolf Sonnenthal darstellte, von gewinnendem Aeußeren, bedeutend und wahr in jedem Worte, das er spricht, mit dem wärmsten Tone des Gefühls, einfach und vornehm — jeder Zoll ein Gentleman. Fräulein Antonie Janisch, die man als eine vorzugsweise für passive Rollen geeignete Darstellerin betrachtet, da ihr der weiche und rührende Ton eines armen Opfers in seltener Weise zu Gebote steht, zeigte durch ihre energische Darstellung der „Magdalene", daß sie an ihrem Vogen mehr als eine Saite hat. Und ungefähr wie Beethoven über den kräftigen Caspar in Webers „Freischütz" urtheilte, könnte man nach dieser Rolle von Fräulein Janisch sagen: „ich hält's dem schwachen Mädel gar nicht zugetraut; ihre „Magdalene" steht da wie ein Haus." — Auch die übrigen kleineren Rollen wurden von den besitzigten und fleißigen Mitgliedern der Lebrun'schen Bühne vortrefflich gegeben. So bieten uns denn diese Vorstellungen in den sonst vorzugsweise der Posse geweihten Räumen eines Privattheaters durch die hervorragende Bedeutung der beiden Gäste und die einzelner heimischer Mitglieder, durch den redlichen Fleiß Aller, durch die sorgfältige Einstudirung der Stücke und die reiche Ausstattung derselben ein Ensemble im höheren Lustspiel dar, das nicht zum täglichen Brode der Berliner Theaterbesucher gehört. Dem Applause merkt man es auch an, daß das Publicum nicht an Ueberfütigung leidet. Ich habe nicht gezählt, wie oft Sonnenthal, Lebrun, Frl. Janisch und Frl. Carlsen gerufen wurden; ich weiß nur, es geschah sehr oft, mehrmals nach jedem Aufschluß und beinahe nach jedem Abgang bei offener Scene. Und es war redlicher Applaus aus allen Theilen des Hauses, ohne jegliche Prämumeration. P. L.

Notizen.

Americanische Chromolithographieen.

Das Kunstleben in America erfreut sich seiner sonderlichen Blüthe. In einem Lande, wo ein rein materiell gesinnter Despot, der König baumwolle, unumschränkt regiert und selbst die Religion, Politik, Justizwesen beeinflußt, ist kein Boden für das Gedeihen der auf das Ideale gerichteten menschlichen Thätigkeit. Dennoch würde man sehr unrecht thun, alle Producte künstlerischen Schaffens auf der andern Seite des Oceans in Bausch und Bogen zu verdammen. America weist tüchtige Künstler auf, deren Ruf auch auf dieser Seite des Oceans anerkannt worden ist. Wir brauchen nur die Namen Leutze und Bierstadt zu nennen, Männer germanischer Race, die drüben zur höchsten Entfaltung ihrer Kraft gelangten. Die Zahl der tüchtigen Künstler freilich — ist verschwindend klein, ebenso klein ist relativ die Zahl der Kunstwerke. Und doch verlangt der American-caner nach künstlerischem Schmuck seiner Wände; in Ermangelung wirklicher Kunstwerke greift er zu Bildsurrogaten; und so ist es nicht zu verwundern, daß die Kunstzweige, welche sich mit der Herstellung solcher befassen, in America zu einer außerordentlichen Ausbildung gelangt sind. Dahin gehören die Chromolithographie und die Photographie. Namentlich der erstern gebührt das Verdienst, hervorragende Kunstwerke Tausenden und Abertausenden für einen billigen Preis zugänglich zu machen. Chromo-

Digitized by Google

lithographieren, die hier so verpönten Oeldrucke — sind in America populär, sie zieren die Wände selbst der feinsten Salons der fifth avenue in New-York. Unter den Oeldruckanstalten Americas steht die von unserem Landsmann Prang in Boston oben an. Prang ist ein self made man. Als Chemiker betrat er den Boden Americas, als Xylograph frischte er unter schwierigen Verhältnissen seine Existenz, als Lithograph trat er auf, als der Riesenkampf zwischen Norden und Süden ausbrach und heute steht er, der einst Mittellose, an der Spitze einer chromolithographischen Anstalt, die gleichzeitig mit 50 durch Dampf getriebenen Pressen arbeitet. Bereits haben die Producte dieser Anstalt, wenn auch nur vereinzelt, ihren Weg nach Europa gefunden, und wos wir davon gesehen, gehört zu den Besten, was uns im Bereiche dieser Technik vor Augen gekommen ist. In treuer Wiedergabe des Helldunkels und der Luftperspective, in Kraft und Sättigung der Töne und in glücklicher Nachahmung der Technik des Originals dürften sie schwer ihres Gleichen finden und selbst die Gunst von Gegnern des Oeldrucks gewinnen. Wir machen besonders aufmerksam auf die Reproductionen americanischer Meister: Bierstadt, Sunset, Hill, the Yosemite Valley, Fergusons views of the Centralpark, Moronis launching the life-boat.

Nicht minderte Anerkennung verdient aber die Wiedergabe eines europäischen Kunstwerks Coomans Family scene in Pompeji, eine der schwierigsten Aufgaben für den Farbendruck. Neuerdings hat sich Herr Prang die Popularisirung Hildebrandt'scher Werke in America zur Aufgabe gemacht und unser heimischer Meister Lichte ist noch beschäftigt treue Copieen der vier Palästina-Bilder des unsterblichen Landschafters als Vorlagen für Prangs Anstalt zu fertigen. Für die Entwicklung des Kunstsinns in der neuen Welt sind diese „Chromos" von tiefgehendem Einfluß; sie wirken für Popularisirung der bildenden Kunst, ebenso wie Clavierauszüge für Popularisirung unserer Meisterwerke der Musik.

* * *

Der Kolosh zeigt immer mehr seine höhnernen Füße. Unterm 15. Juni hat der Cultusminister einen erst in den letzten Tagen veröffentlichten Erlaß an die k. Regierungen gerichtet, durch welchen die allgemeine Bestimmung getroffen wird, daß künftighin die Mitglieder einer geistlichen Congregation oder eines geistlichen Ordens als Lehrer oder Lehrerinnen an den öffentlichen Volksschulen nicht mehr zugelassen sind und daß die Verträge, welche zwischen den Schulen und geistlichen Lehrern bestehen, sobald es die Umstände gestatten, aufgehoben und die vacant werdenden Lehrerstellen durch Weltliche besetzt werden sollen. Jedermann, der weiß, wie sich die Ultramontanen die strafbare Indolenz der früheren Culturverwaltung namentlich auf dem Gebiete der Schule zunutzegemacht haben, um eine „christliche" Jugend heranzubilden, welche außer Rom kein Heil kennt, und wie sie bemüht waren, der heranwachsenden Generation jenes seltsame Vorurtheil, welches der genialen Mann Vaterlandsliebe zu nennen pflegt, zu nehmen, wird damit einverstanden sein müssen, daß diesen Volkserziehern das Handwerk möglichst bald gelegt werde. Die Tendenz des Erlasses, daß der weltliche Unterricht ganz und gar weltlichen Händen anvertraut werden solle, wird von jedem freidenkenden Menschen gebilligt werden müssen, und wir sind mit der „Nationalzeitung" völlig einverstanden, wenn sie die Auffassung, daß der Erlaß des Dr. Falk die verfassungsmäßige Freiheit des Unterrichts verletze, als eine irrige bezeichnet. Die ultramontane Presse, die, wenn es in ihren Kram paßt, jedesmal ein merkwürdig subtiles Rechtsgefühl zur Schau trägt, ist natürlich wieder einmal im höchsten Grade verfassungsmäßig entrüstet. Aber das hat weiter nichts zu bedeuten. Die Entrüstung ist das Salz der ultramontanen Blätter; sie allein macht die gewürzbäckerte Speise, welche uns die frommen Männer von der Feder vorsetzen, einigermaßen genießbar. Und — Alles, was recht ist — auf Entrüstung und den nöthigen Rauhreif dafür verstehen sie sich ganz; beinahe so gut wie die Blätter der Pariser Commune, mit denen sie auch sonst mancherlei gemein haben. Bei der Gelegenheit fällt uns der von dem „wilden Koch" Lasorde berührende schöne Ausruf ein, der mutatis mutandis auch für die ultramontane Polemik zu verwenden wäre: „suchen wir die Schinken, die man versteckt hat, suchen wir sie bis in den Bauch der Reactionäre!" — Im Uebrigen ist jetzt blos von der Drei-Milliarden-Anleihe die Rede, deren Ergebnis uns den ernstlichsten „embarras de richesses" zu bereiten droht. Auf diese lolosstalte aller Finanzoperationen wird die „Gegenwart" in einem besonderen Artikel aus der Feder eines Fachmannes zurückkommen.

Offene Briefe und Antworten.

Das Stuttgarter Hoftheater.

Als Entgegnung auf den „Zur Abwehr" überschriebenen Aufsatz, in welchem Dr. Frodor Wehl den Beschuldigungen des Dr. Georg Köberle gegenübertritt, ging uns von Seiten des Letzteren ein sehr umfangreicher Artikel zu. Nächsichten der Billigkeit geboten uns zwar, auch Herrn Dr. Köberle das Wort zu geben; wir ersuchten ihn jedoch, seine Gegenschrift erheblich zu kürzen. Auch nach den vorgenommenen Kürzungen überschreiten die Dimensionen seines Aufsatzes recht erheblich den Raum, den wir der literarischen Polemik, die überdies nicht ganz unpersönlich ist, anweisen dürfen; indessen konnte sich Dr. Köberle darauf berufen, daß der Wehl'sche Artikel „Zur Abwehr" noch länger war, und so lassen wir denn dieses letzte Wort zur Stuttgarter Theaterfrage hier folgen. Wir unterschätzen keineswegs das locale Interesse dieser Streitfrage; indessen werden die Betheiligten doch zugeben müssen, daß Deutschland nicht gerade mit fieberhafter Ungeduld auf den Ausgang des ästhetischen Processes Köberle wider Wehl wartet. Das Köberle'sche Buch wird unser Mitarbeiter und Freund Dr. Hans Hopfen in diesen Blättern besprechen.

Die Red.

An Se. Hochwohlgeboren den Hoftheater-Director
Herrn Dr. Frodor Wehl in Stuttgart.

Geehrter Herr Hofrath!

Es hat Ihnen beliebt, in Nr. 21 der „Gegenwart" vom 15. Juni gegen mich einen „Zur Abwehr" überschriebenen Artikel zu veröffentlichen, dessen Inhalt von mancherlei Gebilden Ihrer allzu lebhaften Phantasie verunziert ist. Laut Ihrer Behauptung wären in meinem Buche „Die Theaterkrisis im neuen deutschen Reiche" deshalb „auch Sie mit Angriffen bedacht" worden, weil Sie sich „ethisch" geweigert, „jedes Jahr ein neues Stück von mir allen andern voran zu geben". Jedenfalls datire von jener „Minute an eine ästhetische und moralische Entrüstung" gegen Ihre „dramaturgische Wirksamkeit". Auch soll ich Ihnen ehedem „bereitwilligste Unterstützung", von der Sie jedoch „keinen Gebrauch gemacht", angetragen und noch manches Andere verbrochen haben, was, — wie Ihnen einleuchten muß, — nur derjenige auf sich beruhen ließe, der sich durch solche Ausfälle getroffen fühlt. Schreiben Sie es daher nur Ihrem eigenen unbarmherzigen Vorgehen zu, wenn ich in meiner Replik zur Zurückweisung Ihrer Unterstellungen wirkliche Thatsachen constatire, die vor ganz Deutschland sich vorhalten lassen zu müssen für einen Geh. Hofrath und k. Hoftheater-Director etwas unangenehm klingen mag.

Vor Allem ist es unwahr, daß Sie mir gegenüber je in der Lage gewesen seien, dramatische Producte abzulehnen. Sie haben aus meiner Feder bis jetzt nur „Max Emanuels Brautfahrt" und „Zwei Welten" (alias d. h. in ursprünglichem Entwurf „Zudith der neuen Welt") zur Disposition erhalten. „Max Emanuels Brautfahrt" wurde an der Stuttgarter Hofbühne längst aufgeführt. „Zwei Welten" liegen seit anderthalb Jahren angenommen, aber noch unverändert, in Ihrem Bureau, weil Sie, — laut Ihrer eigenen im verflossenen Herbst wiederholt gegen mich ausgesprochenen Versicherung, — erst noch einige Personalfächen mittels neuer Engagements ausfüllen müssen, um das etwas schwer zu bekspende Drama würdig auf die Bretter zu stellen, — Ihrerseits ein rühmlicher Vorsatz, den Sie bislieblich — was ich nicht weiß — seit dem Erscheinen meines Buches aufgegeben haben und jetzt mit eigenthümlicher Logik zu einer erfolgten Abweisung nachträglich verkehren möchten. Jedenfalls aber lag zur Zeit der Publication meiner „Theaterkrisis" mir persönlich auch nicht der entfernteste Grund vor, mich in meiner Eigenschaft als Dramatiker von Ihnen vernachlässigt halten zu können.

Es ist ferner unwahr, daß ich Ihnen je eine „bereitwillige Unterstützung" angeboten habe, falls Sie unter diesem gleichfalls verdächtigen den Ausdruck nicht etwa die beabsichtigt gewesene Fortsetzung und Druckegung des von mir am 23. Juni 1870 im Museumssaale vor der Elite Stuttgarts öffentlich begonnenen und Jedermann freien Eintritt gewährenden dramaturgischen Vorträge über Bühnenreformfragen meinen. Hinsichtlich der Absicht und des Zweckes dieser Vorträge gibt mein eigenes Buch auf Seite 43 klaren Aufschluß. Die Fortsetzung, und selbstverständlich in Folge dessen auch die projectirte anzügliche Mittheilung in dem Journalen, unterblieb, weil ich mir, gegenüber der an Ihrer Bühne inzwischen ausgebrochenen Krisis, davon keinen Gewinn für die Kunst zu versprechen vermochte und zur Darbringung unnützer Opfer, sobald ich die engen Grenzen Ihres Talents erkannt hatte, mich allerdings nicht berufen fand.

Es ist endlich unwahr, was Sie am Schluß Ihres Elaborats über die „Allg. Ztg." sagen. Ich habe Ihnen vor fünfviertel Jahren schlicht und ehrlich erklärt: „Der Allg. Ztg. liegen über Ihre gewohnheitsmäßigen Mißgriffe so viele und begründete Beschwerden vor, daß sich die Eigenthümer dahier und die Redaction in Augsburg zu dem sehr ver-

Digitized by Google

nünftigen Entschlusse veranlaßt fanden, vorläufig sowohl Lobendes als Tadelndes über Sie, gleichviel aus wessen Feder es ihr zugehe, einfach in den Papierkorb zu werfen."

Herr Hofrath, läge Stuttgart an der offenen Heerstraße des allgemeinen Verkehrs, wie z. B. Berlin, Leipzig, Dresden, Frankfurt oder München, so könnte ich mit dieser kurzen Erklärung meine Abwehr auch schon für beendigt halten und „getrost" den ab- und zureisenden Theaterbesuchern die Ziehung der Schlußbilanz zwischen meiner und Ihrer Rechnung überlassen. Allein die Leistungen unserer Hofbühne sind, wegen der isolirten Lage der schwäbischen Hauptstadt, dem größern deutschen Publicum wohl ebenso unbekannt, als — wie Sie gewiß mit Recht voraussetzen — Ihre eigenen „künstlerischen Grundsätze". Daher müssen Sie es wohl in der Ordnung finden, daß ich mir herausnehme, Sie noch an einige weitere Versehen zu erinnern. Sie kämpfen ja nur für den Sieg der objectiven Wahrheit und „pflegen für Alles was Sie thun, ungescheut Ihre Person einzusetzen". Gut, ich pflege das Gleiche zu thun und überlasse unsern beiderseitigen Lesern, den Werth dieser Einsätze zu taxiren, aber erst dann, wenn ihnen das zur Taxation ausreichende Material zugänglich gemacht sein wird. Die Rechtfertigung meiner rückhaltslosen Antwort bitte ich darin zu erkennen, daß Ew. Hochwohlgeboren selbst durch die in Dero Remonstration enthaltenen Invectiven und Injurien mir jede Discretion unmöglich gemacht.

Sie eröffnen Ihren Angriff gegen mich mit einer Erwähnung Ihres „Freundes" Laube und bedienen sich dabei einer Ausdrucksweise, welche bei dem mit dem Inhalte meines Buches nicht bekannten Leser die Voraussetzung zu erzeugen geeignet ist, dieser berühmte Wiener Dramaturg sei von mir in gleichem Stile wie Sie selbst behandelt worden. Ueberhaupt will ich, um Wiederholungen zu vermeiden, gleich hier bemerken, daß Sie öfter sinnentstellend mein Buch citiren, indem Sie einzelne Sätze aus dem Zusammenhange herausbrechen und das für Sie Gravirendste, was dazwischen liegt, unterdrücken. Auch suchen Sie durchgehends nur Ihre Mißgriffe zu beschönigen oder gar, wie ich zeigen werde, durch offenbare Erdichtungen u. dgl. mehr zu bestreiten. Für das, was Ihnen in der Hauptsache zu beweisen oblag, besitzt Ihre Feder nichts als aggressive Tiraden, wie z. B. „eitel Blendwerk und Spiegelfechterei", „Verdächtigung", „böswillige Unterstellung", „Verleumdung", „windig in's Blaue hinein gegeben", „dramaturgischer Unverstand" u. s. w., — lauter höchst manierliche Ausdrücke, die, sofern deren Berechtigung durch keinen Belag erhärtet wird, denn doch eher zum Zierat Ihrer „längst ausgetretenen Kinderschuhe" als in eine „ruhige, redlich die Sache in's Auge fassende Abwehr" passen möchten. Ich folge Ihnen in diese Höhen Ihres lyrischen Stils nicht nach, sondern beschränke mich ganz prosaisch auf die irdische Region der Thatsachen.

Zunächst Laube anlangend, sind dessen große Verdienste in meinem Buch so anerkennend hervorgehoben und ist seine, dem französischen Geschmack zuneigende realistische Richtung — in schroffem Gegensatz zur Verwerfung der an Ihnen bemerkten Zerfahrenheit — so objectiv gewürdigt, daß die in Ihrer „Abwehr" beliebte Identificirung beider Urtheile schwerlich als zutreffend befunden werden kann.

Noch haltloser dürfte die Unterstellung sein, laut welcher ich mich in meinem Buche als den Retter von Gustav Freytags „Ruhm und Namen" beräuchert haben soll. Ich erzähle (Seite 137—38) ganz harmlos den wohl jedem ältern Theaterbesucher in Leipzig noch erinnerlichen Vorfall, daß, als dort Freytags „Valentine" zum ersten Male vor leeren Bänken gegeben worden war, es für das Publicum nur einer kurzen Hindeutung auf den Werth dieses Schauspiels bedurft hatte, um dem Stücke für die Wiederholungen volle Häuser und dem Autor Genugthuung zu verschaffen. Worin liegt dabei ein für mich entfallendes Verdienst? Der Wahrheit Zeugniß zu geben, wenn man darum gefragt wird, ist wohl nur eine für jeden ehrenwerthen Schriftsteller selbstverständliche Schuldigkeit. Uebrigens legte ich die unverkennbare Nutzanwendung jenes Vorfalls in die Erzählung selbst, die mit den Worten schließt: „Auch in Stuttgart ein solches Publicum heranzuziehen und in ihm das Erstehen eines guten Theaters als einer Ehrensache der Stadt zu kräftigem Bewußtsein zu zeitigen, wäre die richtig erfaßte Aufgabe des artistischen Directors der Stuttgarter Hofbühne, wäre für die Folgezeit der billigste Calcul seines Finanzmannes, des Hoftheater-Intendanten." Hiervon sieht Ihre „Abwehr" ab, weil die Nutzanwendung Ihren spottbilligen Witz unmöglich gemacht hätte. Dies Beispiel Ihrer Entstellungs-Methode statt vieler!

Sie beschuldigen mich „echt jesuitischer, wohlberechneter literarischer Fechterstreiche". Vorläufig habe ich in dieser Phrase nur dem Ausdruck „echt jesuitisch" eine Erklärung gegenüberzustellen. Wahrscheinlich soll er eine Anspielung auf das von mir schon im Jahre 1846 widerlegte, durch meine Schrift gegen die Jesuiten entstandene Gerücht sein, laut welchem ich in den Schulen der Jesuiten erzogen worden wäre. Das ist — wie Ihnen zweifellos bekannt war — ein Irrthum. Meinen ersten Unterricht danke ich weltlichen Lehranstalten und meine akademische Ausbildung den Universitäten von München, Leipzig und Heidelberg. Eine Jesuitenschule habe ich in meinem neunzehnten Lebensjahre nur so viele Wochen lang in der Nähe gesehen, als hinreichend waren, um die in meiner erwähnten Jugendschrift über das Erziehungssystem der Jesuiten entworfene Charakteristik auf eigene Beobachtungen stützen zu können. Daß Sie sich zum Zwecke der Verdächtigung meines Charakters sogar an solche haltlose Fäden anklammern, zeigt von wenig Zuversicht auf die Festigkeit Ihrer eigenen Position.

Gestatten Sie mir nun ferner ein Wort über Ihre journalistische Thätigkeit, von der auch Sie gleich in der Einleitung zu Ihrer „Abwehr" sprechen. Sie sind scheinbar äußerst ungehalten darüber, daß ich Sie in Ihrer Eigenschaft als Mitarbeiter des Weber'schen „Illustrirten Kalenders" nicht kannte. Ich glaube, daß die gesammte Schriftstellerwelt Stuttgarts Sie in dieser Eigenschaft bisher noch nicht gekannt habe, daß aber durch die Naivetät Ihrer „Abwehr" jetzt etwas, Sie selbst in hohem Grade Gravirendes zu Tage gefördert sei! Während nämlich bisher sämmtliche hiesige Schriftsteller und ich den Autor jener Artikel in einem Ihrer ergebenen Freunde vermuthet, nennen Sie sich selbst als solchen. Ich acceptire diese Autorschaft und verbessere hiermit meinen Irrthum: Keine Ihnen „freundlich gesonnene Seele", sondern Sie persönlich haben „mit Fug und Recht" unter allen im Jahre 1871 gedichteten und auf öffentlichen Theatern gesprochenen Festprologen in der Weber'schen Jahresübersicht gerade den Ihrigen, nur den Ihrigen wörtlich reproducirt und ihn dadurch indirect über die das gleiche Thema behandelnden Dichtungen von Heyse, Hein, Rodenberg und Andern erhoben! Sie selbst haben „mit Recht" in der literarischen Jahresübersicht desselben Kalenders aus allen lyrischen Erzeugnissen von 1871 gerade Ihr Gedicht, nur Ihr Gedicht wörtlich reproducirt, statt eine Strophe aus den, das gleiche Thema besingenden und jedenfalls gelungeneren Leistungen von Geibel, Freiligrath, Gottschall, Bodenstedt, Hamerling, Grosse, Herwegh, Hoffmann v. Fallersleben, Kobell, Lingg, Meißner, Putlitz, Rittershaus, Schad oder irgend einem andern der vom Heldengeiste von 1870 begeisterten Sänger zu wählen! Dennoch beschuldigen Sie mich „echt jesuitischer, wohlberechneter literarischer Fechterstreiche", weil ich Sie für minder schuldig hielt als Sie in Wahrheit sind; weil ich nicht Ihnen persönlich, sondern der — gelinde gesagt — Tactlosigkeit eines Ihrer nähern Bekannten solch' ungebührliche Herausstreichung und Hervorhebung Ihres Namens und ihrer Leistungen zutraute? Dennoch beschuldigen Sie mich der „Böswilligkeit", weil ich solche Methode von Journalisiren als Selbstlob verurtheilte? Sie wähnen sich gereinigt zu haben, indem Sie emphatisch ausrufen: nicht um sich selbst zu loben, sondern „um den Ruhm der neuen Kriegslyrik anzudeuten", habe Wehl seine eigenen Verse in der Jahresübersicht abdrucken lassen; nicht um sich selbst Weihrauch zu streuen, sondern nur „weil er für alle Bühnen und die ganze dramatische Kunst gelten kann", habe „man" (d. h. hat Wehl) seinen eigenen Prolog als Musterbild einer tactvollen Friedensfeier im Jahresüberblick nochmals reproducirt! Ei, Herr Hofrath, wenn die öffentliche Meinung diese Logik von Ihnen acceptirt, dann will ich blindgläubig Ihnen die Kraft eines Wundermannes zutrauen und im reuigen Gefühle des mir von Ihnen vorgeworfenen „Unverstandes" mich für geschlagen erklären. Ich will dann zur Rehabilitirung meines von Ihnen zerzausten Namens künftig meine Producte etwa unter dem Titel „Geschichte und Mustersammlung der deutschen Literatur" veröffentlichen und, falls irgend ein vorwitziger Kritiker mir deshalb als einem eiteln Gecken heimzuleuchten wagt, will ich ihn ganz tüchtig mit der Erklärung abtrumpfen: „Was meint der boshafte Mensch? Hole der Teufel seine echt jesuitischen Fechterstreiche! Habe ich doch in meiner Mustersammlung die Werke von Goethe, Schiller, Lessing und anderen Sterblichen nur deshalb mit meinen eigenen Versuchen verwechselt, weil dadurch ihr Ruhm erst recht angedeutet ist und weil meine Leistung für Alle gelten kann!"

Ihre wunderbare Phantasie geht jedoch in solcher Logik noch weiter, Herr Hofrath! Ich hatte in meiner „Theaterkrisis" auffällig gefunden, daß der von einem Ihrer Freunde (oder vielmehr — um Ihre mir ertheilte Zurechtweisung nicht unbenützt zu lassen — der von Ihnen selbst) bediente Weber'sche „Illustrirte Kalender" einen Hoftheater-Intendanten in Stuttgart gar nicht kennt und Herrn Wehl als oberste Instanz hinstellt. Da erst schwingen Sie in Ihrer „nothgedrungenen aber ruhigen Abwehr" den vernichtendsten Donnerkeil gegen mein armes Haupt. Sie bemühen sich nämlich, mich lächerlich zu machen, weil ich nicht wisse, daß die statistische Uebersicht sämmtlicher deutscher Bühnen und ihrer Vorstände im Weber'schen Kalender nach dem officiellen Theateralmanach von Röder u. A. gemacht sei und daß dort überall stehe: „Intendanz vacat". In aller Bescheidenheit, Herr Hofrath: in Röders beiden officiellen Kalendern für die Jahre 1871 und 1872 u. A. steht nicht „vacat", sondern: v. Gunzert, Oberhofkammer-Präsident, Großkreuz und Ritter hoher Orden". Da Sie sogar über Thatsachen, zu deren schlagendster Constatirung für Jedermann das Material gedruckt vorliegt, derart „windig in's Blaue hinein" Unwahrheiten behaupten und hiedurch eigenhändig unsern beiderseitigen Lesern den besten Schlüssel zur Beurtheilung der Glaubwürdigkeit Ihrer weitern Auslassungen liefern, so werde ich an die Beleuchtung der Schönfärberei Ihrer, seit dritthalb Jahren den Stuttgartern auf dramaturgischem Gebiet gebotenen Musterleistungen schließlich nur wenige Worte zu verschwenden haben. Ehe ich jedoch auf diese zu sprechen komme, sei eines andern Punktes gedacht!

Mein Buch widmet Ihrer Thätigkeit nur ungefähr ein Drittel so viel Zeilen, als Ihre „Abwehr" in der „Gegenwart" ausfüllt. Das Werk tritt für ganz andere Zwecke in die Schranken und gedenkt Ihrer nur nebenbei. Sie nehmen aber von Ihrem lieben Ich Anlaß, das Ganze zu verdächtigen. Sie beschuldigen mich, „unter der hochgehobenen und flatternden Fahne hoher allgemeiner Kunstinteressen nur ganz persönliche Zwecke verfochten" zu haben. Sie rufen Deutschland mit dem Stolz eines Olympiers zu: „man gebe die Stücke des Herrn Köberle und die Reform der deutschen Bühne wird bestens vollzogen sein". Es ist, selbst gegenüber solch' wohlfeilem Spott, nicht meine Sache, mir die Rolle eines dramaturgischen Arnold von Winkelried anzumessen, obwohl ich ihr durch mein Buch näher gerückt sein dürfte, als der Eventualität, künftig noch meine eigenen Stücke dargestellt zu sehen. Nur zur Abwehr solcher Ungebührlichkeit erlaube ich mir, Ihrer Auslassung auch eine andere Stimme entgegenzuhalten. Die Wiener „Presse" Nr. 154, Beilage, bemerkt in

Digitized by Google

einem längern, scharf gegen den herrschenden Bühnen-Schlendrian gerichteten Artikel unter Anderm: „Um so höhere Anerkennung verdienen daher Männer, welche, auf einer gediegenen Fachbildung fußend, den Kampf gegen dieses heillose Treiben mit sittlicher Energie aufnehmen, und in ihren vordersten Reihen steht der Verfasser der Theaterkrisis." Ich könnte Ihnen noch eine lange Reihe ähnlicher Urtheile citiren. Doch bedarf ich schwerlich weiterer Citate, um den Ausspruch zu motiviren, daß ich über Ihre leichtfertige Tirade wohl hinwegsehen kann, ohne deren Hohlheit erst gerügleben zu müssen.

—

Und das hiesige Echo auf Ihre in Nr. 21 der „Gegenwart" publicirte „Abwehr"? Seit wiergehn Tagen liegt sie hier in allen öffentlichen Locálen aus; Ihr kleiner Freundeskreis colportirte sie von Haus zu Haus; ich selbst ließ zwei Exemplare circuliren, und noch habe ich, außer der von mir selbst mit meiner vollen Namensunterschrift kurz gegebenen Verwahrung gegen die mir von Ihnen an den Kopf geschleuderten Injurien, in der gesammten hiesigen Presse nichts darüber gefunden, als in der „Stuttgarter Zeitung" (dem Organ der deutschnationalen Partei in Württemberg) Nr. 150 eine sehr betonte Hervorhebung der wirklichen Zwecke meines Buches, welcher die Bemerkung beigefügt war, wenn sich dem gegenüber dieser oder jener artistische Leiter eines Theaters „in seinen Rechten durchbohrendem Gefühle" im Innersten getroffen und veranlaßt fühle, mein Buch als ein Skandalbuch hinzustellen und damit einen persönlichen Kampf herauszubeschwören, so richte er damit sich selbst.

Es war daher von Ihnen, Herr Hofrath, nicht klug gethan, daß Sie Ihre Stuttgarter Thätigkeit unter die Offenen Briefe und Antworten der „Gegenwart" hereinspielten. Nicht ich bin's, der Sie des Nimbus in Ihrer Eigenschaft als Bühnenleiter beraubte. Dieser Nimbus war entschwunden, längst ehe mein Buch erschien; und ich hatte vor dem Erscheinen des Buches weder die geringste Kenntniß Ihrer Akte für irgend eine Zeitung geschrieben, noch den Druck eines solchen in irgend einer Zeitung veranlaßt. Auch an den neuesten Emanationen der Stuttgarter Localpresse bin ich vollständig unbetheiligt. Mein Aerger über Ihre Mißgriffe auf den Brettern wird durch mein Bedauern über Ihr Mißgeschick paralysirt und ich beschränke mich auf die Abwehr Ihrer Ausfälle gegen meine persönliche Ehre. Rufen Sie sämmtliche Schriftsteller Stuttgarts zum Schiedsrichter zwischen uns auf — und es befindet sich darunter mancher Name von gutem Klang — kein einziger von literarischem Ansehen wird mit seinem Namensunterschrift Ihre Partei vertheidigen. Vielmehr wird die Antwort lauten: „Wir unterschreiben Alles, was in der Theaterkrisis über das Regiment Gunzert Wehl steht." Es handelt sich nicht, so wie Sie den Lesern in Nr. 21 der „Gegenwart" mitgetheilt, um eine persönliche Streitfrage zwischen mir und Ihnen; die Frage lautet: hat Stuttgarts öffentliche Meinung Recht, welche Herrn Wehl als nicht geeignet für die Stelle eines artistischen Hofbühnenleiters erklärt? oder hat Herr Wehl Recht, welcher trotz dieser öffentlichen Meinung sich die Fähigkeiten zu einem Theaterdirector bewußt und nicht einsehen mag, daß er sich in seiner Berufswahl vergriff?

Genehmigen Sie, Herr Hofrath, den Ausdruck der vollkommenen Hochachtung

Stuttgart, im Juli 1872.

Ihres
ganz ergebenen
Dr. **Georg Köberle.**

Bibliographie.

Papst Sixtus der Fünfte. Tragödie in fünf Aufzügen von Julius Minding. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Clemens Rainer und August Becker. 2. Auflage. Oldenburg, 1871. Schulzesche Buchhandlung.

Pombal. Schauspiel in fünf Acten von Dr. Julius Werther. Stuttgart. A. Werther. 1872.

Wider den Stachel. Dramatische Dichtung in einem Aufzuge von Peter Lohmann. Leipzig. J. J. Weber. 1872.

Gegen den Strom. Dramatische Dichtung in einem Aufzuge von Peter Lohmann. Leipzig. Heinrich Matthes. 1872.

Loreley. Dramatisches Gedicht von Julius Mag. Wien. L. Rosner. 1872.

Lustspiele von Bernhard Auinger. Gera, 1872. C. B. Griesbach.

Lustspiele von Karl Heinzen. 2. Auflage. Boston. Selbstverlag des Verfassers. 1872.

Die Theaterkritik im neuen deutschen Reiche. Von Georg Köberle. Stuttgart. Paul Neff. 1872.

Allgemeine Erdkunde. Von Dr. J. Hann, Dr. F. von Hochstetter und Dr. A. Pokorny. Prag, 1872. F. Tempsky.

Medicinische Abhandlungen. Von Dr. Paul Niemeyer. Erlangen. Ferdinand Enke. 1872.

Die pharmaceutischen Tagesfragen. Vom Apotheker-Verein zu Hamburg. Hamburg. Otto Meißner. 1872.

Die Bildungsfrage. Von einem Schulmann. Berlin, 1872. Julius Springer.

Unsere Kenntniß von den socialen Zuständen um uns. Von Dr. Fr. J. Neumann. Jena, 1872.

Orthodoxe Angriffe auf Göthe. Eine Abwehr von W. A. Hoffmann. Breslau. Josef Max & Co. 1872.

Sinnesammelsurium. Von Karl von Holtei. 2 Bde. Breslau. Eduard Trewendt. 1872.

Stille Geschichten. Von Edmund Hoefer. 3 Bde. Jena. Hermann Costenoble. 1872.

Achtzehn humoristische Erzählungen. Von Maurus Jókai. Aus dem Ungarischen übersetzt. Bremen, 1872. J. Kühtmann.

200,000 Pfund Sterling. Von Paul Lippert. Berlin. A. Lesser.

Gute Gedanken. Von F. C. Burnand. Aus dem Englischen. Cassel, 1872. Theodor Kay.

Lucas Cranach der Aeltere. Von einem dankbaren Enkel. Wittenberg. Hermann Kölling. 1872.

Ueber Dr. Robert Aubé-Lallemant und sein Zeitbild „Papst oder König?" Hamburg, 1872. A. Mentzel.

Papst oder König? Zeitbild in fünf Acten. Von Dr. Rob. Aubé-Lallemant. Hamburg, 1872. A. Mentzel.

Sewahi. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Von Henriette Strauß. Mannheim, 1872.

Berliner Hofschauspieler. Silhouetten von Otto Franz Genschicken. Berlin, 1872. Eugen Grosser.

Altes und Neues. Von Gustav von Meyern. Prachtausgabe. Leipzig. Ernst Julius Günther. 1872.

Erzählende Dichtungen. Von Julius Grosse. 6 Bde. Berlin. Franz Lipperheide. 1872.

Gedichte von Bernhard Scholz. Wiesbaden. Adelian und Rohr. 1872.

Die Braut von Abydos. Der Traum. Zwei Gedichte von Lord Byron. Hamburg. Hermann Grüning. 1872.

Bilder und Klänge. Gedichte von Marie Calm. Cassel. A. Freyschmidt.

Werinherus. Gedicht in zwölf Gesängen. Von Alfred Meißner. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1872.

„Vom Fels zum Meer". Vaterlandslieder. Von Robert Weiße. Berlin, 1871. Rudolph Wagner.

Gedichte von Peter Krauß. Mannheim, 1872. J. Schneider.

Gedichte von Oscar Riecke. Hamburg, 1872. Hermann Grüning.

Lothar. Gedicht in zehn Gesängen. Von Adolf Friedrich von Schack. Berlin. Wilhelm Hertz. 1872.

Wladimir. Russische Geschichte in drei Gesängen. Von Gustav Weck. Hamburg. H. Wollmann. 1871.

Schneewittchen vom Graf. Lied in zwölf Gesängen. Von Josef Pape. Paderborn. Ferdinand Schöningh. 1872.

Der deutsche Krieg im deutschen Lied. Von Dr. Josef Schlüter. Coblenz. Denkert und Groos. 1872.

Die protestantische Kirche und der Protestanten-Verein. Epigrammische Gedichte von J. P. Lange. Bonn. Adolph Marcus. 1872.

Zeit-Gedichte. Von Eduard Jost. Landau. 1871.

Es werde Licht. Poesieen von Leopold Jacoby. Berlin, 1872. H. E. Oliven.

(Wird fortgesetzt.)

*) Wir haben hier einen längeren Passus, der Wehl als Stuttgarter Theaterdirector kritisirt, gestrichen. Die Red.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:
Aus den letzten Tagen
Pommerscher Selbstständigkeit.
Wallenstein
und
der große Kurfürst
vor Stralsund.
Von
Otto Fock.
Rügisch-Pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten.
VI. Band.
Mit einem Grundriss von Stralsund.
zur Zeit der wallensteinischen Belagerung.
gr. 8. geh. 37½ Bogen. Preis 4 Thlr.

Verlag von **Veit & Comp.** in Leipzig.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin**, Louisenstrasse 37.

Pelpers, W., Neue Methode zur schnellen und leichten Erlernung der französischen Sprache. I. Cursus. 8°. geh. 11. Aufl. Preis 15 Sgr.
— desgl. II. Cursus. 8°. geh. 3. Aufl. Preis 15 Sgr.
— — Nouvelle grammaire française par demandes et par réponses à l'usage des Allemands. geh. Preis 12 Sgr.
— — Grammaire pratique de la langue allemande cart. Preis 22½ Sgr.
— — Neue Methode zur leichten und schnellen Erlernung der englischen Sprache. I. Cursus, umgearbeitet und vermehrt mit der englischen Aussprache und erläuternden Noten von W. Molly geheftet. 8. Auflage. Preis 18 Sgr.
— — desgl. II. Cursus. geh. Preis 22½ Sgr.
— — Practical method for the study of the German language cart. Preis 26¼ Sgr.

Diese Lehrbücher eignen sich anerkanntermassen vorzüglich zum Schul- und Selbstunterricht, indem sie nach einer leichten, praktischen Methode den Lernenden auf dem kürzesten Wege zu ermöglichen, sich in einer der beiden Sprachen auszudrücken. Jede Buchhandlung kann dieselben zur Ansicht vorlegen.

Tribüne erscheint: Dreimal wöchentlich in Berlin, bringt: Tagesschau, pikante Notizen aus Stadt, Gesellschaft, Theater, unparteiische Börsenberichte, bunte Zeitung, interessante Gerichtsverhandlungen, Zeitgeschichtliches, Romane, Novellen u. [.] m und kostet bei allen Postanstalten, Zeitungsspediteuren mit der illustrirten humoristisch-satirischen Gratisbeilage: „Berliner Wespen" zusammen nur 1 Thaler vierteljährlich.

Inseriionsorgan ersten Ranges. Preis der Petitzeile 3½ Sgr.

Im Verlage von **F. C. W. Vogel** in Leipzig erschien soeben:
AUGUST KOBERSTEIN'S
GRUNDRISS DER GESCHICHTE
DER
DEUTSCHEN NATIONALLITERATUR
FÜNFTE UMGEARBEITETE AUFLAGE
VON
KARL BARTSCH.
ZWEITER BAND:
a. u. d. T.:
GESCHICHTE DER DEUTSCHEN NATIONALLITERATUR
VOM ANFANG DES 17. BIS ZUM 2. VIERTEL DES 18. JAHRHUNDERTS.
„DIE NEUERE ZEIT".
gr. 8. 21¼ Bogen. Preis 1 Thlr. 26 Ngr.

Die Neue Auflage dieses berühmten Buches erscheint in 5 Bänden und werden die 3 letzten Bände (Vom 2. Viertel des 18. Jahrhunderts bis zu Goethes Tod) in rascher Folge ausgegeben werden.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin, zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt
Protestantische Kirchenzeitung
für das evangelische Deutschland
unter Mitwirkung von
Dr. **Baumgarten** Dr. **Guß** Dr. **Hofmann** Lic. **Hoßbach** Dr. **Keim** Dr. **Lipsius** Dr. **Löcs** Pred. **W. Müller** Prof. **Nippold** Pred. **Plaß** Dr. **Rüdiger** Dr. **C. Schwarz** Dr. **R. Schweizer** Dr. **Sydow** Dr. **Thomas**
herausgegeben und redigirt
von
Dr. **Paul Wilhelm Schmidt,**
Privat-Docent der Theologie in Berlin.
Erscheint einmal wöchentlich.
Preis: Vierteljährlich 1 Thaler.

Das in Stuttgart herauskommende
Süddeutsche Sonntagsblatt
von Dr. **J. Löhr** gehört unter den vielen gegenwärtig erscheinenden Zeitschriften zu den wenigen, welche, bei einer **reichen Fülle unterhaltender und belehrender Darbietungen,** vorzugsweise die **sittlichen und religiösen Fragen der Gegenwart** — die wichtigsten Anliegen der Menschen — mit Ernst und Freimuth besprechen. Abonnements nehmen alle Postämter und Buchhandlungen, in Stuttgart die Expedition (vierteljährlich zu 40 Kr., unter Kreuzband franco griechel 43 kr.) entgegen.

Bei **C. Hirzel** in **Leipzig** erschien soeben:
Voltaire.
Sechs Vorträge
von
David Friedrich Strauß.
Dritte Auflage.
8. Preis: 2 Thlr.

Im Verlage von **A. Gosohorsky's** Buchhandlung (**C. F. Mosle**) in Breslau erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Die Excommunication.
Erläuterungen über die kirchliche, hierarchische und jesuitisch-papistische Excommunication von **J. Buchmann,** Licentiat der Theologie.
6½ Bogen. 8. Elegant broschirt. 20 Sgr.
Früher erschien von demselben Verfasser:
Ueber und gegen den Jesuitismus.
Zwanglose Abhandlungen über die jesuitische Taktik und Volksmoralität, den jesuitischen Eid und Primat.
6 Bogen. 8. Elegant broschirt. 20 Sgr.

Kurgästen und **Besuchern** Thüringer Bäder sowie den Herren
Hoteliers, Inhabern von Restaurationen, Café's etc. etc.
wird hiermit empfohlen:
Das im **dritten** Jahrgang stehende
Bade-Journal.
Central-Organ der Thüringer Bäder
mit
Fremdenliste der Bäder: **Arnstadt, Berka, Elgersburg, Ilmenau, Kösen, Liebenstein, Ruhla, Salzungen, Sulza etc. etc.**
nebst
Bade-, Hotel- und Geschäfts-Anzeiger.
Preis vierteljährlich 12 Sgr. 6 Pfg.
Zu beziehen durch jede Postanstalt. (Nr. 2064 des achten Nachtrags des Postzeitungskatalogs.)
Inserate pro Spaltenzeile 1 Sgr. 6 Pfg.
Verlagshandlung und Expedition
Edmund Rost in Bad Sulza.

Redaction und Expedition Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 27. Juli 1872. II. Band.

Ausland.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die französische Anleihe von Alexander Meyer. — Holland und die Antipathie der Holländer gegen Deutschland von Wilhelm Böhm. — Spuk- und Gespenstergeschichten von Adolf Ebeling. — **Literatur und Kunst:** Der Grabgräber von Ferdinand Freiligrath. — Erinnerungen an die Journalistentage von Paul Lindau. — Der deutsche Lustspielverein und Wilhelm Jordans Lustspiel „Durch's Ohr" von Adolf Laun. — „Alexander" von Hanns Herrig, besprochen von Albert Lindner. — Das Theater in München von C. A. Regnet. — Notizen. — Inserate.

Die französische Anleihe.

Für den zukünftigen Wirthschaftshistoriker wird es eine der anziehendsten Aufgaben bilden, den Einfluß, welchen die Zahlung der französischen Kriegscontribution auf die ökonomischen Zustände der Zeit ausgeübt, nach allen Seiten hin zu schildern. Vielleicht wird diese Aufgabe schon nach einigen Jahren gelöst; wahrscheinlicher ist es, daß ein längerer Zeitraum verstreichen muß, bis die Erfahrung uns darüber belehrt hat, welches die Folgen dieser in der Geschichte bisher einzig dastehenden Finanzoperation sind. Geradezu vermessen wäre es aber, jetzt schon den Versuch einer abschließenden und erschöpfenden Darstellung der zu erwartenden Folgen zu machen. Was gegenwärtig gesagt werden kann, muß nothwendig einen aphoristischen Charakter tragen.

Fünf Milliarden Franken hat Frankreich uns zu zahlen versprochen. Würde der Vertrag buchstäblich ausgeführt, so würden 5 Milliarden in Gold und Silber von Paris nach Berlin geschafft, dort in die Generalstaatskasse abgeliefert und von dieser an die Kassen der verschiedenen Einzelstaaten vertheilt werden. Eine solche buchstäbliche Ausführung wird nicht erfolgen; sie wäre nach menschlichem Ermessen unmöglich, und läge nicht in unserem Interesse.

Wir sollen entschädigt werden für die Nachtheile, die der Krieg uns zugefügt. Diese Nachtheile haben aber keineswegs darin bestanden, daß eine unermeßliche Summe baaren Geldes uns entzogen und über unsere Grenze exportirt worden wäre. Allerdings bis zu einem gewissen Grade ist auch das geschehen. Der preußische Thaler und der süddeutsche Gulden sind eine Zeit lang verbreitete Zahlungsmittel gewesen von Saarbrücken und Weißenburg an bis nach Paris und darüber hinaus; mit unserem Silber haben wir dem Auslande die Vorräthe an Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken bezahlt, die wir für unsere Truppen gebraucht. Aber was uns in dieser Weise an Edelmetall entzogen worden, reicht doch nicht entfernt an die Summe von 5 Milliarden heran. Und dennoch haben wir auf diese Summe einen gerechten Anspruch. Der Krieg hat uns nicht einen Metallvorrath von dieser Höhe entzogen, aber er hat uns ein Capital von dieser Höhe zerstört.

Ein Capital zerstören! Der Ausdruck ist ein sehr abstracter und es hält sehr schwer, denselben durch andere Wendungen von größerer sinnlicher Anschaulichkeit zu umschreiben. Der Krieg hat eine Million Menschen eine sehr lange Zeit an nutzbringender Arbeit gehindert, hat der Arbeit der Gefallenen und Verstümmelten für immer ein Ziel gesetzt, die Arbeitsfähigkeit der Verwundeten und Erkrankten geschmälert, dem Rest der Nation aber die Früchte seiner Arbeit verkümmert. Die Gerechtigkeit würde erheischen, daß der besiegte Feind uns in denjenigen Zustand der Wohlhabenheit und des Lebenshehagens versetze, dessen wir uns erfreuen würden, wenn dieser Krieg nicht stattgefunden hätte. Und in der That soll die bezahlte Contributionssumme diesem Zwecke soweit als möglich dienen.

Aber das ist doch nur in beschränktem Maße möglich. Einestheils ist keine menschliche Phantasie im Stande, den Grad und die Art des Wohlstandes und des Behagens auszudenken, worin wir uns ohne den Krieg befunden haben würden. Andererseits ist es uns nicht ohne Weiteres möglich, mit dem Gelde, das wir erhalten, uns eine diesem Gelde entsprechende Summe von Genüssen zu verschaffen. Wir könnten damit ankaufen, was die Franzosen selbst oder ein anderes Volk zur Hebung ihres Lebensgenusses geschaffen; aber was ein anderes Volk an Kunstgegenständen und Hausgeräth u. s. w. hervorgebracht, entspricht nicht ohne Weiteres unseren Bedürfnissen und unserem Geschmack. Was wir bedürfen, muß für uns hervorgebracht werden. Zu den Bedingungen unseres Wohlstandes gehört nun aber auch die Melioration unserer Aecker, die Erweiterung unserer Communicationsmittel, — Ziele, in deren Verfolgung der Krieg uns gehindert hat. Das sind vollends Dinge, die nicht einfach zu Kauf stehen, sondern die langsam hervorgebracht werden müßten. Man sieht, es ist nicht zu erreichen, daß der Feind uns kurzer Hand in den Zustand des Behagens versetze, in dessen Erreichung er uns durch den Krieg, mit dem er uns überzogen, gehindert hat.

Als der Niederschlag dieser Betrachtungen bleibt Folgendes übrig: Frankreich hat uns gehindert, die Früchte unserer Arbeit zu genießen; zum Ersatz dafür muß es in Zukunft für uns arbeiten. Ueber einen je längeren Zeitraum sich die Arbeit hinzieht, die es uns schuldet, in desto vollkommener Weise wird uns seine Arbeit zu Gute kommen. Viel wohler würden wir uns befinden, wenn wir, anstatt ein Capital von 5 Milliarden zu erhalten, eine ewige Rente erhielten, deren Betrag den Zinsen dieser Summe entspräche, oder wenn doch neben den Zinsen nur eine möglichst geringe Amortisationsquote nebenher ginge.

Aber dieser Weg, der finanziell der wünschenswertheste wäre, ist doch politisch undurchführbar. Ein Vertrag, durch den Frankreich sich verpflichtete, uns für ewige Zeiten eine Summe von 250 Millionen Franken oder auf 100 oder 50 Jahre eine etwas höhere Summe zu zahlen, enthielte den unausgesetzten Reiz des Vertragsbruches. Thatsächlich wird uns Frankreich mit Rententiteln bezahlen; aber indem es genöthigt ist, eine öffentliche Anleihe auszuschreiben und die Rententitel

Digitized by Google

den Unterzeichnern der Anleihe in der ganzen Welt auszuhändigen, verspricht es der ganzen Welt uns zu befriedigen, und veranlaßt es die ganze Welt, uns Bürgschaft dafür zu leisten, daß wir Befriedigung erhalten werden.

Zum Ersatz dafür, daß es durch seine kriegerische Thätigkeit uns in unserer Culturarbeit gestört, schuldet Frankreich uns auf Jahre hinaus einen Theil der Früchte seiner Friedensarbeit. Der Betrag, den es uns schuldet, ist nach der Sitte cultivirter Völker in einer bestimmten Summe baaren Geldes festgesetzt. Es ist nöthig, sich zunächst über die Bedeutung dieser Summe genauere Rechenschaft abzulegen. Es handelt sich um 5 Milliarden Franken. Ein Frank ist gleich $^{9}/_{31}$ Gramm gediegenen Goldes. 5 Milliarden Franken würden also wiegen 1,451,613,903 Gramm. Ein gewöhnlicher zweiachsiger Eisenbahngüterwagen trägt 10 Millionen Gramm. Es würden also mehr als 145 Güterwagen erforderlich sein, jene Menge zu transportiren. Erwägt man nun, daß auf neun Theile gediegenes Gold ein Theil Kupfer zugesetzt wird, um Münzgold zu erhalten, daß man wenigstens zwei Procent für Emballage hinzurechnen muß, daß Zögerungszinsen der Capitalsumme hinzuzurechnen sind, daß ein nicht unbedeutender Betrag schon durch andere Contributionen erhoben war, daß eine Locomotive nur 50 beladene Güterwagen zu ziehen vermag, so gelangt man zu dem Resultat, daß vier Güterzüge von unabsehbarer Länge erforderlich wären, um jenen Betrag zu transportiren.

Es drängt sich hier zuerst die Frage auf, ob eine solche Summe denn überhaupt auf der Erde existirt. Dies ist mit Entschiedenheit zu bejahen. Die Menge des auf Erden circulirenden Goldes abzuschätzen ist eine Arbeit, welche die Gelehrten wiederholt beschäftigt hat, und wenn auch vollkommene Genauigkeit nicht zu erzielen ist, so läßt sich doch soviel mit Bestimmtheit sagen, daß die Menge des in Menschenhänden befindlichen Goldes etwa 5- bis 6mal so groß ist, als die, welche erforderlich wäre, die Kriegscontribution zu erlegen.

Allein die Bestimmung des Goldes ist es, über die ganze Erde zerstreut zu sein, zu circuliren, und wenn nicht im physischen, so ist es doch im wirthschaftlichen Sinne völlig unmöglich, einen so beträchtlichen Bruchtheil desselben an einer Stelle anzuhäufen. Es würden Störungen des Circulationsprocesses an den Stellen entstehen, denen man das Gold entzieht und ebenso an den Stellen, wo man es anhäuft. Die Geldmenge, deren ein Volk bedarf, bestimmt sich nach der Menge und dem Betrage seiner Umsätze und läßt sich willkürlich auch nicht um einen Deut erhöhen; eine uns zugeführte große Geldsumme würde also in unseren Kellern müßig liegen. Gold hat zwar noch eine andere Verwendung, als die zum Geldumlauf; man verarbeitet es zu Geräthen und Schmuckgegenständen. Die Contributionssumme würde ausreichen, jedem Bürger des deutschen Reichs, von dem neugeborenen Kinde an bis zu dem 100jährigen Hospitaliten, dessen Leben dem Localreporter der Zeitungen in dieser Saurengurken-Zeit zu einigen Mittheilungen Anlaß gibt, kurz Jedem einen goldenen Theelöffel von etwa 2 Loth Gewicht zu liefern. Daß ein solches Angebinde nicht geeignet sein würde, das Lebenbehagen der Gesammtheit zu vermehren, daß die Meisten sich bemühen würden, ihren Schatz zu veräußern, daß sie aber damit auf Schwierigkeiten stoßen würden, weil sie überall Ueberfluß an diesem Artikel träfen, liegt auf der Hand.

Die Bemühungen von beiden Seiten waren darauf gerichtet, nicht etwa eine möglichst hohe Summe Goldes anzuhäufen, um diese Finanzoperation durchzuführen, sondern umgekehrt, mit einer so geringen Summe als möglich das Geschäft zu erledigen. Aus diesem Grunde wurde eine ratenweise Tilgung der Schuld verabredet; es wurden im Jahre 1871 nur zwei von den 5 Milliarden gezahlt. Für den Rest von drei Milliarden wurden weitere Theilzahlungen verabredet und der Zwischenraum zwischen denselben bei dem vor einigen Wochen abgeschlossenen Räumungsvertrage noch möglichst verlängert, so daß die erste Zahlung etwas früher, die zweite etwas später erfolgt, als ursprünglich verabredet war. Dadurch wird es ermöglicht, daß ein und dieselbe Goldmenge zweimal oder öfter dem Zahlungszwecke dient, sofern sie inzwischen nach Frankreich zurückgelehrt ist. Es wird aber auch nicht die ganze Summe in Gold oder Silber bezahlt; auch Banknoten und sichere Wechsel werden dazu verwendet. Banknoten und Wechsel sind nun freilich nichts Anderes als Anweisungen auf Gold und dienen keinem anderen Zwecke als dem, Gold zu erheben. Nun würde aber Deutschland das empfangene Gold doch sofort zum Ankauf von Werthen verwenden; zu demselben Zwecke kann es aber unmittelbar die empfangenen papiernen Anweisungen auf Gold verwenden, so daß ein Transport dieses Metalls und ein Herausjehen desselben aus dem Verkehr zum Theil vermieden wird.

Die Werthe nun, welche Deutschland ankauft, werden zum überwiegenden Theile zinstragende Papiere sein, sei es, daß Deutschland selbst einen Theil der neu auszugebenden französischen Rentenitel erwirbt, sei es, daß es Papiere ankauft, welche die Zeichner der neuen Anleihe fortgeben, um mit dem Erlös die Rententitel zu bezahlen. Die deutsche Regierung wird mit den Zahlungsmitteln, welche ihr zugehen, mit Gold, Noten und Wechseln möglichst schnell die Adern des Verkehrs füllen. Am schnellsten und sichersten bewirkt sie dies, indem sie die deutschen Staatsschulden tilgt. Die bisherigen Staatsgläubiger, in den Besitz von Baarmitteln gesetzt, werden fremde Werthpapiere kaufen; sie werden die Zinsen ihres Vermögens, das ihnen bisher aus dem Ertrage der heimischen Steuern aus den Staatskassen gezahlt wurde, in Zukunft von dem Auslande bezahlt erhalten, — mittelbar jedenfalls aus den Händen Frankreichs, aus dem Ertrage französischer Steuern, wahrscheinlich aber nicht direct auf diesem Wege, sondern auf den verschlungensten Umwegen. Dieser jährliche Zinsenertrag, den wir vom Auslande beziehen, bleibt nun wiederum nicht in Geldform bei uns; er wird vielmehr verwandt, um Erzeugnisse des Auslandes dafür zu beziehen, Erzeugnisse, die entweder, wie etwa Maschinen, den Ertrag unserer Arbeit lohnender machen, oder, wie Nahrungsmittel, Wein, Tabak, unseren Lebensgenuß erhöhen. So wird also auf Umwegen das Ziel erreicht, das wir oben als das wünschenswertheste hingestellt haben: Frankreich wird auf lange Jahre hinaus gezwungen für uns zu arbeiten. Es muß einen großen Theil seiner jährlichen Arbeitserzeugnisse abgeben, entweder direct an uns, oder an andere Völker, um von ihnen solche Erzeugnisse einzutauschen, deren Empfang uns genehm ist. Die fünf Milliarden werden nicht wie eine Sturmflut kommen, welche die Dämme einreißt; sie werden vielmehr einem Strome gleichen, der andauernd befruchtend wirkt.

Doch es ist nothwendig, den Blick von der fernen Zeit, in welcher wir uns der Segnungen dieses Capitalzzufluſſes mgestört erfreuen werden, abzulenken und auch die Schwierigkeiten des Uebergangszustandes in das Auge zu fassen. Immerhin werden auf einen engen Raum in kurzer Zeit so viele Zahlungsmittel zusammengedrängt werden, wie dies auch annähernd in der Weltgeschichte noch nie stattgefunden hat. Die Segnungen, welche das Geld für den Verkehr mit sich führt, bestehen darin, daß es in gleichmäßiger Weise circulirend überall als Umsatzmittel und als Werthmaß auftritt. Es wird eine stürmische Nachfrage nach Geld stattfinden; die Adern des Verkehrs werden vorübergehend an der einen Stelle von Metall entblößt, an der andern überfüllt sein. Es treten die unbehaglichen Zustände, die man Geldknappheit und Geldüberfluß nennt, in zähem Wechsel ein; die Preise der Waaren gerathen in heftige Schwankungen, die Discontsätze des Wechselverkehrs werden häufigen Veränderungen unterworfen. Und diese Uebelstände werden verschärft, indem eine wiederholte Wanderung des Geldes stattfindet. Zunächst fließt dasselbe nach Paris, bis die Anleihe-Operation beendigt ist; dann fließt dasselbe nach Berlin, bis die Zahlungsoperation beendigt ist; und endlich vertheilt es sich wiederum in die Adern des Verkehrs.

Die Nachtheile dieses Uebergangszustandes, die nie ganz

Digitized by Google

vermieden werden können, werden unseres Erachtens nun so mehr gemildert werden können, je umfassender und allgemeiner das Ausland sich an der Anleihe-Operation betheiligt. Ueber einen je größeren Raum die unvermeidliche Erschütterung sich verbreitet, desto geringer wird sie an dem einzelnen Orte empfunden werden. Werden die französischen Capitalisten gezwungen, aus eigenen Mitteln den größeren Antheil der Anleihe zu decken, so werden sie dieser Verpflichtung nur genügen können, indem sie die in ihren Händen befindlichen Werthpapiere zuvor veräußern und es werden dieselben einem starken Coursdruck unterliegen.

Wie weit sich nun das Ausland betheiligen wird, hängt wesentlich von zwei Umständen ab. Je günstiger die Anleihebedingungen für die Zeichner sind, desto weiter wird sich die Neigung zur Betheiligung an der Anleihe verbreiten. Dem Finanzminister wird es willkommen erscheinen, die Anleihe zu einem möglichst hohen Course auszubringen, also einen möglichst geringen Betrag an Rentenzinsen auszugeben, um die effective Summe zu erlangen. Allein dieser Vortheil der Staatskasse wird illusorisch gemacht durch den Nachtheil, welchen das Nationalvermögen erleidet. Denn indem die französischen Capitalisten überwiegend die Last zu tragen haben, die erforderlichen Mittel bereit zu stellen, werden sie gezwungen, unter ungünstigen Bedingungen sich ihrer Besitzthümer zu entäußern. Aus seinen flüssigen Mitteln kann Frankreich nur einen kleinen Theil seiner Schuld entrichten; es muß sich bescheiden, aus den Erträgnissen seiner zukünftigen Jahresarbeiten die Zinsen und kleinen Amortisationsquoten zu bezahlen.

Die zweite Frage, welche für den Ausfall der Anleihe entscheidend ist, ist die, welches Vertrauen das Ausland darein setzt, daß Frankreich seinen Verpflichtungen nachkommen werde. Die Last der französischen Staatsschulden wird nach Beendigung der Anleihe-Operation 24 Milliarden Franken betragen. Die öffentliche Schuld Englands hat sich zur Zeit, wo sie am höchsten stand, kaum so hoch belaufen. Indessen Frankreich ist ein Land von ungemeiner wirthschaftlicher Kraft und hat diese noch im abgelaufenen Jahre bewährt. Trotz Krieg und Commune sind die Steuern im Jahre 1871 so regelmäßig eingelaufen wie in gewöhnlichen Jahren, und auch die Summe des Ausfalls ist eine überraschend niedrige. Im Jahre 1869 betrugen die wirklichen Einnahmen 1355 Millionen, im Jahre 1871 aber 1322 Millionen, von denen allerdings 84 Millionen bereits durch neue Steuern aufgebracht worden waren. Andererseits erklärt sich aber ein Theil der Mindereinnahmen dadurch, daß die Steuern der abgetretenen Bezirke mit 49 Millionen und ferner 10 Millionen für aufgehobene Stempelgebühren in Wegfall kamen. Die furchtbaren Schläge, welche Frankreich getroffen, haben also seine Steuerkraft um nur 58 Millionen oder etwa um 4 Procent seiner Einnahmen geschmälert. Die Fähigkeit Frankreichs, seine Zinsen zu zahlen, steht wohl außer jedem Zweifel, wenn es auch offene Frage bleibt, in welchem Zeitraum es im Stande sein wird, das Capital der Schuld abzutragen. Seine Pflicht, für das Ausland zu arbeiten, kann freilich nur dadurch realisirt werden, daß die Steuern bedeutend erhöht werden. Augenblicklich ist eine starke Gefahr vorhanden, daß unzweckmäßige, den Ertrag der Arbeit lähmende Steuern auferlegt werden. Indessen, wenn Vernunftgründe nicht dahin führen, daß diese Steuern vermieden werden, so wird die Erfahrung binnen Kurzem dazu zwingen, sie wieder abzuschaffen.

Alexander Meyer.

Holland
und die Antipathie der Hollander gegen Deutschland.

Von **Wilhelm Böhm.**

Als Deutschland im Sommer 1870 von Napoleon III. fast über Nacht zum Kriege herausgefordert wurde, da gab es, abgesehen von den Franzosen, vielleicht in ganz Europa keinen Gebildeten, der in verständiger Beurtheilung der unmittelbaren Veranlassung zu diesem neuen Weltbrande einen Augenblick daran gezweifelt hätte, wer sich im Recht befände. Aber bald nach den ersten Erfolgen der deutschen Waffen änderte sich die Stimmung außerhalb Deutschlands in erstaunlicher Weise. Namentlich seit Sedan war ein Umschwung in der öffentlichen Meinung der meisten außerdeutschen Staaten Europas in Betreff der Sympathieen für einen der beiden kriegführenden Theile zu beobachten. Am allerschärfsten machte sich ein Gegensatz zu Deutschland, der bald in unverhohlte Feindseligkeit der Gesinnung und des Ausdrucks ausartete, in den drei kleineren Deutschland angrenzenden Ländern geltend, die der Abstammung und Sprache ihrer Bevölkerung nach selbst deutsch oder doch wenigstens germanisch sind: in der Schweiz, in Dänemark und Holland.

Nun lassen sich für die Schweiz und Dänemark sofort einleuchtende Gründe für eine nationale Antipathie gegen das siegende Deutschland auffinden. Ein großer Theil der Schweizer ist französisch nach Ursprung und Sprache; außerdem war zu befürchten, daß eine deutsche Eroberung von Elsaß-Lothringen in erster Linie den französisch-schweizerischen Handelsbeziehungen schweren Eintrag thun, vielleicht auch die schweizerische Grenze bedrohen möchte. Dänemark aber blutet noch an den Wunden des Krieges von 1864, durch welchen ihm Deutschland zwei reiche Provinzen entriß: es konnte ein wohlberechtigtes Gefühl der Trauer über deutsche Siege, der Freude über etwaige deutsche Niederlagen hegen.

Nicht sogleich ersichtlich in ihren Motiven erscheinen die Aeußerungen eines Mißmuthes über deutsche Erfolge im Kriege und deutsche Kraftentwicklung nach denjenigen im Königreich der Niederlande, und doch war und ist noch heute dieser Mißmuth gerade in Holland so allgemein und stark ausgeprägt wie vielleicht in keinem andern Lande. Es sollen in dem Folgenden Beweise für diese Behauptung gegeben und zugleich Gründe für eine solche Abneigung des uns nah verwandten holländischen Volkes gegen uns angeführt werden.

Wie zunächst die holländische Regierung und der Hof schon seit längerer Zeit einen schlecht verborgenen Widerwillen gegen Deutschland hegten, muß jedem bekannt sein, der nur einige Zeit in Holland sich aufzuhalten Gelegenheit gehabt hat. Daß unmittelbar nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges eine Mobilisirung der niederländischen Armee verfügt wurde, mag seine Erklärung in der wohlberechtigten Absicht finden, eine starke Neutralität zu bewahren; aber die Anlegung neuer Befestigungswerke bei Arnhem, Utrecht und Amsterdam — zu deren Vertheidigung beiläufig weder Geschütze noch Mannschaften genügend vorhanden waren — läßt doch wohl nur darauf schließen, daß man bereits die Möglichkeit kriegerischer Verwicklungen mit Deutschland in's Auge faßte. Denn gegen Frankreich konnten doch wohl diese Veranstaltungen nicht gerichtet sein.

Aus der Luxemburger Affaire von 1867 her mochte wohl in der Seele König Willems III. eine Verstimmung gegen jenes Preußen zurückgeblieben sein, welches durch sein Veto ihn gehindert hatte, das lästige Großherzogthum los zu werden und aus dem Verkauf des Ländchens an Frankreich eine Anzahl Millionen zu gewinnen. Vielleicht erklärt sich aus dieser Verstimmung eine von glaubwürdigen Personen versicherte Mittheilung, der König habe Tage lang eine eigenhändig geschriebene Kriegserklärung an Preußen in der Rocktasche getragen, die das Ministerium aber doch vorläufig Bedenken getragen habe zu contrasigniren. Durch die Veröffentlichung der in den Tuilerien gefundenen geheimen Papiere ist ein Brief der Königin Sophia, einer württembergischen Prinzessin, an den Kaiser Napoleon vom Juli 1866 an's Tageslicht gekommen, worin die hohe Dame den Oberrichter Frankreichs Vorwürfe macht, daß er nicht nach der schrecklichen Niederlage Oesterreichs bei Sadowa sein Schwert gegen Preußen in die Waagschale geworfen habe. „C'est pis qu'un crime, c'est une faute", lautet ihre Kritik. Charakteristisch ist auch eine

Digitized by Google

Aeußerung, die dem Prinzen von Oranien nachgezählt wird: als in einer Hofgesellschaft mitgetheilt wurde, die preußischen Grenadiere müßen häufig über 6 Fuß, habe er lächelnd bemerkt, die holländischen Gewehre seien über 7 Fuß tief.

Und wie schlecht war der größte Theil der holländischen Presse auf Deutschland zu sprechen. Die angesehensten Blätter, wie „de nieuwe Rotterdamsche Courant", „de Utrechtsche Courant", „het Haagsche Dagblad", „het Noorden", „Asmodée" etc. (eine erfreuliche Ausnahme machte das Amsterdamer „algemeene Handelsblad") wetteiferten darin, Deutschlands Erfolge zu verringern und zu bekritteln, und entblödeten sich zum Theil die schlimmsten, gehäßigsten Ausdrücke zu gebrauchen. Es wimmelte von schmutzigsten Pamphlets und Caricaturen auf die deutschen Fürsten und Heerführer. Da erschien der König von Preußen als der moderne Attila, Bismarck und Napoleon an einem Galgen als die bösen Geister des Krieges (de bosen geesten van den oorlog) u. dergl. m.; zur Zeit der Belagerung von Paris sah man in allen Buchhandlungen ein Bild, auf welchem Paris als Frauengestalt, von den Hunden Hunger und Pest angegriffen, dem Kaiser Wilhelm und Moltke zuruft: „roep de doggen terug!" (ruft die Hunde zurück!).

Die Presse war der Ausdruck der öffentlichen Meinung. Wo der Pöbel auf der Straße Deutsche mit einander reden hörte, verfolgte er sie mit dem höhnenden Rufe muff! muff! Ueberall vernahm man den Gesang der Marseillaise, als ob man sich mitten im revolutionären Frankreich befände. Bezeichnend wird in dieser Beziehung die Thatsache sein, daß in holländischen Familien, die den guten Ständen angehören, gesellige Beziehungen zu deutschen Bekannten abgebrochen wurden, oder daß man wenigstens in ihrer Gegenwart gleichsam wie nach stillschweigender Verabredung nicht über die brennende Tagesfrage sprach, die doch jeder auf den Lippen trug. Als am 1. April 1871 der deutsche Verein zu Amsterdam eine Friedensfeier beging, erhielt eine Stunde vor Beginn des Festes der Vorstand einen anonymen Brief mit der Drohung, das Fest solle nicht ungestört verlaufen; die Straßenzugänge zum Festlocal wurden mit Polizei besetzt.

Diese tiefe Abneigung der Holländer gegen Alles, was deutsch heißt, trat zur Zeit des großen Krieges allerdings am schärfsten hervor. Aber sie besteht bis auf den heutigen Tag, wenn sie sich auch selten mehr in so leidenschaftlicher Weise Luft macht wie damals. Fragt man den Ursachen derselben nach, so treten hauptsächlich zwei hervor: die Vorliebe für das Franzosenthum und die Furcht, die politische Selbstständigkeit Hollands möchte über kurz oder lang von dem mächtigen Deutschland vernichtet werden.

Was zunächst die Sympathieen der Holländer für die Franzosen betrifft, so erscheinen dieselben historisch nicht unbegründet. Mochte auch vor zwei Jahrhunderten Louis XIV. die Republik der sieben Provinzen mit Einverleibung in Frankreich bedroht haben, — die Erinnerung an jene Zeit ist in den Herzen der Niederländer längst verwischt durch die Segnungen, welche ihnen die große Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts und die darauf folgende Herrschaft der Bonapartes brachte. Wenn auch Holland wie die meisten Länder Europas viele seiner Söhne in den Kriegen Napoleons I. hinschlachten sah, — eine Menge veralteter und dadurch schädlicher Institutionen stürzten vor dem Sturmeshauch der Revolution zusammen. Wenn auch das Haus der Oranier verjagt wurde, — eine kräftige Förderung der inneren Entwicklung ließ den Verlust der Selbständigkeit nach außen verschmerzen. Besserungen in der Gemeindeverwaltung, segensreiche Aenderungen in der Justizpflege, Ermöglichung neuer Verkehrsbeziehungen durch Anlegung zahlreicher Straßen und Kanäle wurden dem neuen Regime verdankt. Mochte die vom ersten Kaiserreich gewährte Freiheit auch noch so knapp bemessen sein, jeder Holländer schwört darauf, daß seine heutige Verfassung — eine der freiesten, die es in Europa gibt — eine Folge der großen französischen Revolution ist.

Daher die Vorliebe für französisches Wesen, die ihren kleinlichen, aber deutlichen Ausdruck in der Nachahmung französischer Mode findet, daher ferner die Ueberfüllung der holländischen Sprache mit französischen Fremdwörtern, daher die Erziehung der Kinder der „besseren Stände" durch französische Lehrer, daher die Sucht, in Nachahmung des Hofes die französische Sprache zur Umgangssprache in „gebildeten Kreisen" zu machen u. dergl. mehr.

Beim Ausbruch des Krieges trat diese Franzosenliebe zeitweilig etwas zurück. Als aber Frankreichs Boden mit französischem Blute gedüngt wurde, als seine Städte bombardirt, seine Dörfer niedergebrannt, Hunderttausende seiner Krieger in die Gefangenschaft geführt wurden, da schwoll jedes niederländische Herz von Mitleid für „la pauvre France", von Abscheu gegen die „deutschen Barbaren"; da gründeten holländische Damen unter dem Protectorat der Königin Sophie den Bund zum blauen Kreuz, der sich die Aufgabe stellte, für den Aufbau zerschossener französischer Städte Geldmittel zusammen zu bringen.

Hand in Hand aber mit dieser Vorliebe für Frankreich läuft schon seit Jahren die sich fortwährend steigernde Furcht der Holländer vor Deutschland, speciell vor Preußen, das mit gewaltiger Kraftentwicklung die Bahn der Eroberungen betreten hat. So wie die europäische Entwicklung des Staaten- und Nationalitätenprincips sich in diesem Jahrhundert gestaltet hat, kann allerdings jeder Großstaat, oberflächlich betrachtet, als eine Gefahr für den kleineren Nachbar angesehen werden; die Zeiten scheinen für immer vorüber, wo es einem kleinen Volke, wie dem schweizerischen oder holländischen, möglich war im Kampf gegen eine große Militärmacht zu siegen und in politischen Dingen sogar eine Präponderanz zu besitzen. Die historische Arbeit unseres Jahrhunderts ist darauf gerichtet, die großen Nationalitäten, wo eine Zersplitterung derselben stattgefunden hat, wieder zu festen staatlichen Formationen zusammenzufügen. So zeigt es Italien, so zeigt es Deutschland, so zeigen es die Slawen. Natürlich ist es, daß da manchen unter den kleineren Staaten, die sich früher von der alten Zusammengehörigkeit losgelöst haben, um ihre staatliche Eigenart bange wird und selbstredend müssen sie vor jedem Staat, der in seiner territorialen Ausdehnung an ihre Grenzen rückt, in Besorgniß gerathen.

Dies ist nun in allerhöchstem Maße der Fall bei Holland gegenüber Deutschland. Seit fast einem Jahrzehnt bewacht man dort die Machtentfaltung Deutschlands mit ängstlichem Auge. Daß im deutsch-dänischen Kriege von 1864 das kleine Dänemark der Uebermacht der beiden feindlichen Großmächte erliegen, und seine deutschen Provinzen den Siegern abtreten mußte, bezeichnete schon damals ein Theil der holländischen Presse als einen Präcedenzfall. Als 1866 Preußen eine Reihe kleinerer und mittlerer deutscher Staaten einverleibte, als durch die Besitznahme Hannovers die holländisch-preußische Grenze um ein bedeutendes Stück verlängert wurde, da wuchs die Besorgniß und die Abneigung gegen Preußen; wir erinnern an den früher erwähnten Brief der Königin.*)

Als einziger Trost blieb ihnen noch, daß der „weise Mann in den Tuilerien" einer weiteren Vergrößerung der norddeutsch-preußischen Macht ein gebieterisches Halt! zurufen werde. Nun liegt vollends das mächtige Frankreich gedemüthigt zu Boden; dem ganz geeinigten Deutschland ist kein Feind in Europa mehr gewachsen; zwei längst verlorne Provinzen sind dem neuen Reich auf's Neue zurückgewonnen. Da mag wohl in den Köpfen der Holländer die Furcht aufsteigen, daß an ihr Vaterland jetzt die Reihe kommen könne. Denn wohl erinnert man sich, daß noch vor wenig mehr als 3 Jahrhunderten Holland den Befehlen eines deutschen Kaisers gehorchte und einem der zehn Reichskreise zugetheilt war. Und wie wichtig, spintisirt man weiter, wäre nicht der Besitz Hollands

*) Auch andere als politische Gründe mochten 1866 die Holländer zum Haß gegen Preußen reizen: ein sehr großer Theil der österreichischen Staatsschuld ist in Holland angelegt.

Digitized by Google

für Deutschland! Sollte nicht Deutschland den Wunsch hegen, die Mündungen des „deutschen" Rheins in seine Gewalt zu bekommen, um für seinen westlichen Verkehr, der nach dem Erwerb von Elsaß und Lothringen ja noch gewaltig wachsen muß, eine durch keine politische Grenze gehemmte Abzugsstraße bis an's Meer zu gewinnen, und auf diese Weise auch nach jener Seite hin die vielbesprochenen natürlichen Grenzen zu erlangen?

Alle diese Befürchtungen werden aber noch erhöht durch das Bewußtsein der eigenen Ohnmacht, der Nachlässigkeit und Indolenz, welche dieselben in's Ungeheure anwachsen läßt.

Wenn unter den in der modernen Zeit bestehenden Machtverhältnissen die kleineren Staaten ihre Selbständigkeit auch durch reale Mittel schützen wollen, so geschieht dies dadurch, daß sie, falls in Europa Zerwürfnisse eintreten, die ihre Unabhängigkeit bedrohen, sich in den Stand setzen, ein möglichst großes Gewicht mit in die Schale der Entscheidung zu werfen. Auf diese Weise haben im letzten Kriege Belgien und die Schweiz ihre Lebensfähigkeit bewiesen. Jeder der beiden großen Gegner mußte sich hüten, durch eine Neutralitätsverletzung derselben die Macht des Feindes zu vergrößern. Holland dagegen, hätte es zwischen den kriegführenden Staaten gelegen, wäre einer solchen starken Neutralität nicht fähig gewesen. Dem Gesetz nach soll die holländische Armee auf Kriegsfuß aus circa 60000 Mann bestehen. Als aber 1870 die Mobilisirung angeordnet wurde, blieb der Effectivbestand hinter den Zahlen auf dem Papier weit zurück; dazu fehlte es an Pferden, an Geschützen und Transportmitteln, die Bewaffnung war keine einheitliche u. dergl. m. Und was das allerschlimmste war: der Geist, der unter diesen Truppen herrschte, konnte keine große Zuversicht einflößen.

Das niederländische Heer besteht weder aus Volkskriegern im deutschen Sinne noch aus Berufssoldaten wie in Frankreich. Es herrscht das System der Auslosung und des Freikaufens. Wer für 350 Gulden — 200 Thlr. preß. — einen Ersatzmann stellt, ist für immer des Waffendienstes quitt. Daraus folgern zwei große Uebelstände. Einmal der, daß die vermögenderen, also gebildeteren Classen ihre Söhne dem Militärstande entziehen, und also nur mehr oder minder unwissende Leute — einen Schulzwang gibt es in Holland nicht — in das Heer eingestellt werden. Daraus ergibt sich zweitens, daß dieses Heer in den Augen der Nation kein großes Ansehen genießen kann, und daß dies auf die Stimmung der Soldaten zurückwirken muß. Es fehlt dem holländischen Heere ganz der Begriff, daß jedes seiner Mitglieder eine Ehrenstellung bekleide. Das noble, kecke, oft übertrieben stolze Selbstbewußtsein des deutschen Soldaten fehlt dem holländischen gänzlich. Er fühlt sich dem Bürger gegenüber als ein niedriger stehendes Individuum. Ganz bezeichnend in dieser Hinsicht ist der Zug, den jüngst eine deutsche Zeitschrift mittheilte, von jenem holländischen Soldaten, der im Streit mit Civilpersonen aussrief, er wisse wohl, daß er als Soldat nichts gelte, wäre aber erst seine Dienstzeit zu Ende, dann bedeute er soviel wie jeder andere.

Aus diesem gedrückten Bewußtsein des holländischen Soldaten entwickelt sich dann auch eine schlaffe, nachlässige Weise in der ganzen Haltung und Handhabung des Dienstes. Was würde man in Deutschland z. B. von einem Officier sagen, der bei nassem Wetter mit einem Regenschirm ginge, — natürlich ohne Degen, nur die Mannschaften tragen außer dem Dienst das Seitengewehr — oder der in Uniform zweideutige Cafés chantants besuchte? Was hätte eine Schildwache zu erwarten, die — der Fall ist am königlichen Schlosse zu Amsterdam vorgekommen — ihren Posten verließe, um in der Wachstube zu fragen, ob noch nicht bald abgelöst würde? Komisch aber charakteristisch ist folgender Fall aus dem Frühjahr 1870. Eine Abtheilung der Amsterdamer Miliz (schutters) kehrt vom Exercierplatz nach der Stadt zurück; als nun die den Besehl führenden Officiere Bekannte antreffen, commandiren sie Halt und lassen sich in ein Gespräch ein; den Mannschaften wird aber die Zeit zu lang, sie laufen auseinander und der Stadt zu, ohne sich um den Zuruf der nacheilenden Officiere zu kümmern; eine Bestrafung der Frevler ist nicht bekannt geworden. — Auch das Geniecorps kann nicht das tüchtigste sein, wenn, wie dies noch vor wenigen Wochen der Fall war, ein soeben mit großem Aufwand erbautes Fort über Nacht von der Erde verschwinden, buchstäblich im Schlamm versinken konnte.

Diese großen Mängel in der Wehrhaftigkeit des Landes kennt jeder Holländer, spottet auch wohl darüber, ist aber weit davon entfernt, hülfreiche Hand zu bieten, um die Schäden zu heilen. Als in den vorletzten Kammerverhandlungen der Kriegsminister Engelwart die kläglichen Resultate der Mobilmachung von 1870 darlegte und die Nothwendigkeit durchgreifender Neuerungen betonte, überschüttete ihn ein solcher Sturm des Unwillens, daß er in derselben Sitzung erklärte, einer solchen, dazu so sachunkundigen Kritik gegenüber lege er sein Amt nieder.

Eine derartige bis zur Selbstvergessenheit gehende Indolenz entspringt aus einer ausschließlich auf materiellen Erwerb gerichteten Sinnesart. Mit Leichtigkeit bewilligen die holländischen Millionäre kolossale Summen für alle möglichen Gesellschaften, die ihnen klingende Revenüen versprechen, — für eine gründliche Hebung der Volksbildung, eine der Nation entsprechende Stärkung und Tüchtigmachung der Wehrkraft haben sie keinen Sinn und kein Geld. Man fühlt die Schwäche, ist nicht gewillt, sich aus derselben aufzuraffen und darum ist man jedem Staate abgeneigt, der durch rüstiges Vorwärtsschreiten Veranlassung geben könnte den alten liebgewordenen Stillstand zu verlassen.

Spuk- und Gespenstergeschichten.

Aus Metz.

Eigentlich ist es wohl etwas riskirt, wenn ich in dieser doch vorzugsweise mehr ernsten und wissenschaftlichen Zeitschrift die folgenden albernen und abenteuerlichen Schnurren zu erzählen wage, aber erstens (wie schon Rabelais gesagt hat) hört jeder ein bischen Spaß gern, wenn er nur zur rechten Zeit kommt, — und die in Rede stehende Sache ist wirklich hier bei uns ein Stück Actualität, — und dann liefert sie für die hiesigen Verhältnisse eine nicht uninteressante Sittenstudie und verdient als solche wohl ihr Plätzchen in der Tagespresse. Auch ist bereits so vielerlei darüber hin- und hergeschrieben worden. Glaubwürdige Augenzeugen, die Alles selbst mit angesehen, haben detaillirte Berichte geliefert; andere nicht minder glaubwürdige Leute haben das Factum nicht allein bestritten, sondern sich auch ganz ernstlich bemüht, das Absurde daran nachzuweisen; wieder andere sind vermittelnd aufgetreten und haben behauptet, es sei allerdings auf den ersten Anschein hin nur albernes Zeug, aber es könne trotzdem vielleicht in dem zufälligen Naturspiel eine tiefere Bedeutung liegen, wobei sie sogar das Shakespeare'sche Wort citirten von den Dingen zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Philosophen nichts träumen lassen .... und was dergleichen mehr war. —

Hoffentlich habe ich durch diese mysteriöse Einleitung die Leser, und vollends die Leserinnen, dahin gebracht, wo ich sie haben wollte: sie sind, ohnehin schon durch den obigen pikanten Titel gereizt, jetzt sehr neugierig geworden, und möchten um Alles in der Welt wissen, um was es sich denn eigentlich handelt.

Ich kann also getrost beginnen.

Es sind jetzt schon gut zwei, drei Monate her, als uns auf einmal aus dem Elsaß .... pardon! aus unserem Elsaß, die Nachricht kam, man habe auf einigen Dörfern in der Nähe von Straßburg und auch in Straßburg selbst allerlei seltsame Figuren und Zeichnungen auf den Fensterscheiben gewisser

Digitized by Google

Häuser bemerkt, die, mit bald schwächeren, bald deutlicheren Contouren auf der Glasfläche zu sehen seien und die gesammte Bevölkerung, die sich von den Kreuzen und Todtenköpfen noch kaum erholt habe, von neuem in Staunen und Schrecken versetzten.

Bevor ich fortfahre, zwei Worte über die Kreuze und Todtenköpfe. Diese Embleme des Leidens und Sterbens waren schon einige Monate früher erschienen, und zwar an den Haus- und Gartenmauern, an den Thüren und sogar im Innern der Häuser an den Wänden und auf verschiedenen Möbeln und Geräthen. Was sie bedeuteten, lag auf der Hand: den Tod der auf den Schlachtfeldern Gefallenen und das Joch des fremden Eroberers. Man bekreuzte sich vor den Kreuzen und schüttelte die Köpfe vor den Todtenköpfen und prophezeihte die baldige Revanche. Vergebens bemühten sich verständige Leute, diese Erscheinungen auf natürlichem Wege, d. h. mit Hülfe der Kreide, Kohle oder einer sonstigen Farbe zu erklären; einige Spaßvögel hatten sich sogar bei der nächtlichen Malerei ertappen lassen — gleichviel! Eine Menge alter Weiber blieb dabei, die ominösen Figuren auf übernatürliche Ursachen zurückzuführen; im Kaffeesatz hätten sie ja längst Aehnliches gesehen, und die vielen Nordlichter im Winter wären auch gewiß nicht von Ungefähr gekommen. Gegen solche schlagenden Argumente war freilich nicht viel zu sagen.

Kaum waren die Kreuze und Todtenköpfe verschwunden, als der andere Spuk begann, aber diesmal auf den Fensterscheiben und in weit großartigeren und deshalb auch weit beunruhigenderen Proportionen. Es thut mir, bei meinem angeborenen Respect vor dem „schönen Geschlecht“, leid, auch hier wieder constatiren zu müssen, daß es zumeist alte Weiber waren, welche für diesen neuen Unsinn Propaganda machten; da aber meine Leserinnen vermuthlich alle jung und hübsch sind (ein altes Weib denkt man sich immer häßlich), so wollte ich, als gewissenhafter Historiker, diesen Punkt nicht verschweigen.

Jeder von uns kennt ja die sogenannten blinden Fensterscheiben, er besitzt vielleicht selbst solche an seinem eigenen Hause und hat nur nicht weiter darauf geachtet. Sie sind gewöhnlich grau und trübe, oft ganz undurchsichtig und dabei rauh anzufühlen; manchmal schimmern sie aber auch in allen Regenbogenfarben, und aus den krummen und graden Linien der auf der Oberfläche entstandenen Risse kann man leicht allerlei beliebige Zeichnungen und Figuren zusammensetzen. Von da bis zu den elsässischen und lothringischen Schlachtgemälden, Processionen, Cavallerie- und Infanterieregimentern, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen, sogar Feuersbrünsten und Hinrichtungen, ist freilich noch ein weiter Weg; aber die Phantasie schlägt leicht eine goldene Brücke hinüber, oder mit anderen mehr profanischen Worten: wenn man absolut etwas sehen will, so findet man es schon heraus. All die ebenerwähnten Dinge und noch viele andere, deren Aufzählung zu lang werden würde, sind nämlich hierzulande auf den Fensterscheiben sichtbar geworden.

Wo man sie eigentlich zuerst gesehen, ist schwer zu ermitteln; man weiß nur so viel, daß eines Tages einige Bauerfrauen (also wieder die Frauen!) in Straßburg und Colmar auf den Markt kamen und geheimnißvoll erzählten, auf ihren Fensterscheiben seien Znaven und Turcos zu sehen und Pferde und Kanonen, und der Küster oder der Feldhüter (die vermuthlich auch alte Weiber waren) hätten versichert, daß dies nicht mit rechten Dingen zugehe und einen neuen Krieg bedeute. Damit war die Losung gegeben und nun ging die mysteriöse Fensterschau lawinenartig weiter. Zuletzt war kaum ein Dorf mehr im ganzen Elsaß, das nicht einige oder mehrere solcher Schreiben beliefen, und an Sonntag-Nachmittagen drängte sich Jung und Alt vor die betreffenden Häuser, um das Wunder zu betrachten. Und hier müssen wir mit derselben historischen Gewissenhaftigkeit hinzufügen, daß auch die Männer nicht zurückblieben, und daß die „Straßburger Zeitung“ so Unrecht nicht hatte, wenn sie von „Weibern beiderlei Geschlechts“ sprach.

Vom Elsaß kam alsbann der Spuk zu uns nach Lothringen, und wir, von denen man ohnehin, obwohl ohne allen Grund, behauptet, daß wir im Vergleich zu dem anderen Reichslande stets etwas stiefmütterlich behandelt werden, wollten hier nicht nachstehen und hatten bald ebenso viele Notitäten in dieser Beziehung aufzuweisen, als die Geisterseher im Wasgau. In einem Städtchen nicht weit von hier (ich will es aber doch lieber nicht nennen) entdeckte man, noch dazu im Gemeindehause, eine wunderbare Scheibe, auf welcher eine vollständige Schlacht abgebildet war: rothe und blaue Soldaten, von denen die rothen, die Franzosen, die blauen, die Preußen, in wilde Flucht schlugen. Im Hintergrunde wehte die Tricolore und in den Wolken stand (um das zu erkennen mußte man freilich sehr genau hinsehen) ein beträuzter weiblicher Genius: Frankreich. Dies war denn doch zu merkwürdig und zugleich zu überirdisch, um es unberücksichtigt zu lassen. Man beschloß daher im Gemeinderath — ich erfinde nichts! — die Scheibe, sorgfältig verpackt, nach Versailles zu schicken, als patriotisches Geschenk für den Präsidenten Thiers. Und so geschah es auch; ob sie aber glücklich angekommen und an ihre Adresse gelangt ist, weiß ich nicht. Nach einer andern Version soll der Kreisdirector, zu dessen Verwaltung das Städtchen gehört, den Leuten ihr allzu derbes Gebaren eindringlich vorgestellt und die Abfendung der betreffenden Kiste noch rechtzeitig verhindert haben.

Dies ein Beispiel unter vielen und ein Beweis, bis zu welchen barocken Tollheiten sich der Mensch versteigen kann, wenn er seine gesunden fünf Sinne gefangen gibt und sich überspannten Phantasmagorien überläßt. Vor kaum vierzehn Tagen spielte hier in Metz selbst eine solche Komödie: großes Menschengedränge vor einem Kaffeehause am Domplatze; Lärm, Geschrei und lebhafte Debatten. Auf einer Fensterscheibe jenes Locals sah man deutlich Znavenmützen, Helme, Kanonen und Flintenläufe und am allerdeutlichsten die Jahreszahl 1874. Die Polizei wollte sich schon in's Mittel legen, als sich plötzlich das Fenster öffnete und vier baierische Soldaten lustig herausschauten, die der unten versammelten Menge zuriefen: „Seht uns nur an, wir sind die rechten; wir kennen auch eure Znaven und haben sie schon einmal heimgeschickt.“ Das war kalt Wasser auf die Begeisterung und die Geisterseher zogen sich zurück. Am nächsten Morgen hatte der Wirth die Scheibe sortnehmen lassen, aber im Kaffehause selbst konnte sie jeder Gast mit Muße betrachten, — was gar kein schlechtes Geschäft gewesen sein soll.

Uebrigens haben diese scheinbar so einfältigen Geschichten einen ganz ernsthaften Hintergrund, und wer weiß, welcher Pfiffikus sie ausgesonnen hat, um dadurch auf die großen leichtgläubigen Massen in aufregender Weise zu wirken. Alle Gedanken richten sich hier nämlich auf die bevorstehende Option, und mehr als je suchen die Wühler in den Städten wie auf dem Lande die Bewohner zu Gunsten der französischen Nationalität zu gewinnen. Heimlich natürlich und im Dunkeln; denn sobald die Behörde Wind von diesen Umtrieben bekommt, nimmt sie die sauberen Patrone beim Kragen und setzt sie an die Luft, d. h. an die Grenze. Das mahnte zur Vorsicht und da bei der strengen Ueberwachung der Verkehr in den Wirthshäusern und den sonstigen öffentlichen Localitäten sehr erschwert wurde, so griff man zu diesem neuen Manöver, das schon deshalb gelingen mußte, weil man dadurch an die Dummheit des Volkes (denn Aberglaube und Dummheit sind eins) appellirren konnte. Vor Allem mußte man den Gedanken an die frühere oder spätere Revanche wach halten und damit die Hoffnung auf dereinstige Erlösung von dem verhaßten Joch; und so legte sich denn die Vorsehung selbst in's Mittel und malte auf den Scheiben die erlösende Zukunft. Die Vorsehung und ein Stück Fensterglas! Die göttliche Weltordnung und das durch Einwirkung der Sonnenstrahlen zersetzte Natron oder Bleioxyd; denn das ist die chemische Erklärung des Phänomens! Wie lächerlich und zugleich wie wirdelos! Viel ist übrigens durch diesen Schwindel, der auch jetzt schon wieder

Digitized by Google

im Abnehmen begriffen ist, nicht erreicht worden; denn im Grund steckt doch selbst in den untersten Volksclassen ein Fonds von gesundem Urtheil, das wohl vorübergehend getrübt und verwirrt, aber nie dauernd unterdrückt werden kann.

Adolf Ekeling.

Literatur und Kunst.

Der Goldgräber.

Von **Ferdinand Freiligrath.**

Der neue americanische Dichter, den ich in diesen Blättern als den „Goldgräber" oder den „Californier" beim deutschen Publicum eingeführt habe, heißt Francis Bret Harte, ist gegenwärtig ein Mann in der Mitte der Dreißiger, und lebt (oder lebte wenigstens bis vor Kurzem noch) als Herausgeber der Zeitschrift „Overland Monthly" zu San Francisco. Gleich vielen seiner Landsleute, die es in der Literatur oder in der Politik zu etwas gebracht haben, ist er aus engen und bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen, und hat das Ziel, an welchem wir ihn jetzt angelangt sehen: eine Popularität, die von den Gestaden des Stillen Meeres bis zu den englischen Ufern der Nordsee reicht, nur auf Umwegen und unter Hindernissen gewonnen. Auf Umwegen und unter Hindernissen freilich, welche der Eigenartigkeit seines Talents nicht ungünstig gewesen sind, oder richtiger: welche diese Eigenartigkeit erst zur Erscheinung und zur Reife gebracht haben.

Geburtsort Bret Hartes ist Albany im Staate New York. Dort lebte sein Vater als armer Mädchenlehrer: dort, nach des Vaters frühem Tode, empfing er den gewöhnlichen Unterricht einer Elementarschule, war darauf kurze Zeit Gehülfe in einem New-Yorker Waarenmagazin, und wandte sich endlich, im Alter von siebzehn Jahren, mit seiner verwittweten Mutter westwärts — nach Californien.

Hier, nachdem er es zuerst, wie sein verstorbener Vater, mit dem Unterrichtgeben versucht hatte, mag er dann auch eine Zeit lang „Goldgräber" gewesen sein. Aber ohne besonderes Glück, wie es scheint; denn wir finden ihn bald darauf in seinem eigentlichen Berufe — den des Schriftstellers, mit dem er freilich für's Erste noch den des Schriftsetzers verbinden mußte. Er gab in der Ansiedlung, in welcher er sich eben befand, eine politische Wochenschrift heraus — Redacteur, Artikelschreiber, Setzer, Drucker, Alles in Einer Person. Und mitten im Walde. Die reizende Beschreibung, die er in einer seiner späteren Skizzen von den ursprünglichen Zuständen einer solchen Wald- und Wildniß-Journalistik gibt, beruht sicher auf persönlichen Erinnerungen. Da sehen wir den „unternehmenden Herausgeber" des „Sierra Flat Record", wie er, seinen Leitartikel für die nächste Wochennummer eigenhändig setzend, emsig am Setzkasten steht, dabei aber nicht umhin kann, nach den Spechten hinzuhorchen, die auf dem Borkendache seiner Redactionsbude herumhämmern. Eine Betrachtung über die Vögel wird sofort noch in den Artikel eingeschaltet. Da fliegt plötzlich durch die offene Thür eine Manuscriptrolle — Gedichte, wie er nachher zu seinem Schrecken finden muß. Er eilt rasch hinaus, entdeckt aber keine Spur seines geheimnißvollen Mitarbeiters. Nur ein Hase hüpft langsam davon, eine grüngoldne Eidechse sonnt sich auf einem Tannenstumpf, die Spechte hören auf zu hämmern. Die Waldeinsamkeit ist so vollkommen, daß er sich nicht denken kann, das Manuscript sei ihm aus Menschenhand an den Kopf geflogen. Eher, scheint es ihm, macht der Hase ein unsagbar schuldbewußtes Gesicht, beobachten die Spechte ein bedeutsames Schweigen, und ist die Eidechse, von Gewissensbissen gepeinigt, zu Stein geworden.

So, in seinen Waldgründen, schreibt er Zeitung und träumt er Märchen. Aber nicht blos den Spechten und Eidechsen sieht er in die klugen Augen: auch den Menschen, die ihn umgeben, sieht er in die Augen und in die Herzen. Der schicksterne Poet, der ihm die Manuscriptrolle zuwirft (und der in Wirklichkeit eine Poetin in Mannskleidern ist); der wilde waghalsige Abenteurer mit der Hacke in der Hand und dem Revolver im Gürtel; der „ärgste Vagabund des Lagers" mit dem Gesicht und der Lockenfülle eines Raphael; der leidenschaftliche Hazardspieler, der „so melancholisch aussieht, wie Hamlet"; das tapfere Weib, das sich vor der Welt verschließt, um den paralytisch gewordenen Geliebten jahraus jahrein in der Waldhütte zu pflegen; die Prostituirte, die ihr Kind der jungen Lehrerin bringt, damit es in reinerer Umgebung aufwachse, als die ihrige; die arme Tscherokesin, die dem „Glück von Roaring Camp" das Leben schenkt, und selbst dabei das Leben verliert; die Eingeschneite zweideutigen Rufs, die sich ganz im Stillen zu Tode hungert, damit nur ihre Nationen dem jungen Mädchen zugutkommen, das ihr im Schneesturm der Sierra zufällige Schicksalsgefährtin geworden ist: — Keiner und keine ist ihm fremd, er kennt sie alle, er hat für alle einen Gruß, ein Lachen, eine Thräne, ein Wort der Güte, ein Wort des Erbarmens, — ein Herz! Er tritt an die Wiegen und an die Gräber, er durchwandelt die Tunnels und setzt sich an die Lagerfeuer, er ist zu Haus im Schulzimmer und in der Spielhölle; er ist ganz und gar ein Bürger der wunderbaren kleinen Welt, welche die auri sacra fames unter den Schneegipfeln und den Riesentannen des fernen Landes zusammengeführt hat. Und auch die Schneegipfel und die Riesentannen sind ihm lieb und vertraut; zu ihnen und zu den ewigen Sternen, die tröstlichen Glanzes über sie hinziehen, blickt er fest und klar empor aus allem Wirrsal und aller Unruhe des ihn umgebenden Menschengeschicks.

Dabei, wenn ich mich nicht sehr täusche, hat er dann auch, allen Schwierigkeiten seiner äußeren Lage zum Trotz, mancherlei Studien obgelegen. Seine Schriften lassen ein reiches, vielseitiges Wissen durchblicken, besonders eine intime Bekanntschaft mit der zeitgenössischen englischen und americanischen Literatur. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß er manche stille Stunde gewissenhaft dazu angewandt hat, Vieles, was der Gang seines Lebens und seiner Bildung ihm früher versäumen ließ, nach bestem Vermögen nachzuholen.

Und so nun, reich an Erfahrungen und Kenntnissen, verläßt er zuletzt die Minendistricte und schreitet hinab zu den Küsten des Stillen Oceans. Er sieht hinaus auf den weiten Wasserspiegel, über den China Jahr für Jahr Tausende seiner Söhne in das händedurstige Californien herüberschickt; er belauscht die alten Pflanzsitten und Missionen der Spanier; er läßt sich in San Francisco nieder, und hier, nach der Reihe an der Herausgabe der Blätter „The Golden Era", „The Californian" und „Overland Monthly" sich betheiligend, entwickelt er fortan jene staunenswerthe Productivität, die seinen Namen im Umsehen zu einem der gekanntesten und beliebtesten in der Literatur der Vereinigten Staaten gemacht hat. Skizzen, Erzählungen, Gedichte entströmen in rascher Folge seiner Feder: frische, lebensprühende, bald durch kecken Humor unwiderstehlich hinreißende, bald durch schlichtes Pathos tief ergreifende Schöpfungen. Seelengemälde von überraschender Feinheit und Schärfe. Charakterbilder, wie nur ein Dichter, ein echter rechter Dichter sie zu entwerfen im Stande ist.

Mein Lob (wie immer, wenn mich etwas „packt", um mit meinem alten Meister Chamisso zu reden) klingt vielleicht überschwänglich. Ich muß es allso wohl, um nicht der Kritiklosigkeit beschuldigt zu werden, ein wenig modificiren. Und gebe darum willig zu, daß, wenn wir strengere Maßstäbe anlegen, nicht Alles, was Bret Harte geschrieben, als Kunstwerk Probe hält. Sein Realismus, immer herzhaft und derb, wird zuweilen unschön; der californische Klang und die abgerissene Sprechweise in einigen seiner Gedichte machen ihn manchmal dunkel und „nicht Jedwedem genießbar"; zuletzt sei noch zugestanden, daß, wie eigenthümlich auch in der Wahl seiner

Digitized by Google

Stoffe und in der Behandlung derselben, er dennoch, besonders in Bezug auf die Form, fremde Einwirkungen keineswegs immer verleugnet. Es läßt sich unschwer nachweisen, wo Thackeray, wo Dickens, wo Longfellow, wo Winthrop M. Praed u. A. ihm als Muster vorgeschwebt haben.

Aber er bleibt darum dennoch, der er ist! Der „Californier" und der „Goldgräber". Das Gold aber, nach dem er gegraben und das er gefunden hat, ist nicht das Gold in den Minnsalen der Flüsse, nicht das Gold in den Schachten der Berge: es ist das Gold der Liebe, der Güte, der Treue, der Menschlichkeit, das selbst in harten und wilden Herzen, das selbst unter dem Schutt von Laster und Sünde ewig unvertilgbar in der Menschenbrust ruht. Daß er dort nach ihm geforscht, daß er es dort gefunden und der Welt triumphirend gezeigt hat, das ist seine Größe und sein Verdienst. Das ist's, was ihm die Herzen zugeführt hat, soweit die Sprache Shakespeares, Miltons und Byrons gesprochen wird. Und das ist's auch, was mich, den alten deutschen Poeten, noch zum Uebersetzer des jungen americanischen Collegen gemacht hat, und mich ihm heute, warm und herzlich, die Hand über's Meer hinüberreichen läßt. Glück auf, Francis Bret Harte! Glück auf, mein Goldgräber!

Erinnerungen an die Journalistentage.

Wenn es sich nicht leugnen läßt, daß die Journalistentage bis jetzt noch nicht diejenigen unmittelbaren Erfolge gehabt haben, welche die Begründer dieser Versammlungen und die Theilnehmer an denselben erwarten mochten, so ist es andererseits ebenso unleugbar, daß die Auffassung, die Journalistentage hätten keinen andern Zweck, als den: Anlaß zu überflüssigen Debatten mit obligatorischen Zwecklosen und Vergnügungsausflügen zu geben, eine pessimistische und irrige ist. Der Journalistentag ist eine Stiftung noch jungen Datums; er hat die Kinderschuhe kaum ausgetreten und es ist natürlich, daß er bisher nicht im Stande gewesen ist, die ihm obliegenden Arbeiten, welche die rüstigste Mannskraft erheischen, voll und ganz zu erledigen. Aber er ist von Jahr zu Jahr erstarkt; die Betheiligung ist mit jedem wiederkehrenden Journalistentage, sowohl numerisch, als auch nach der intellectuellen Bedeutung der Mitglieder, eine größere geworden; die Debatten haben an Gehalt immer mehr und mehr gewonnen und unter den Schriftstücken, welche durch den Journalistentag angeregt sind und ihm ihr Entstehen verdanken, befinden sich einige der besten Publicationen, welche über die deutschen Preßverhältnisse erschienen sind. Bei den bevorstehenden Berathungen, welche über ein deutsches Reichspreßgesetz im Reichstage stattfinden werden, wird sich herausstellen, daß das Material, welches der Journalistentag der Volksvertretung an die Hand gegeben hat, mehr als „schätzbar", von eminent praktischer Bedeutung ist: der vom Journalistentag ausgearbeitete Reichspreßgesetzentwurf und der Bericht über die Debatten, welche dieser Entwurf hervorrief, werden die Arbeit der deutschen Volksvertretung wesentlich erleichtern, werden dazu beitragen, mancherlei Vorurtheile zu beseitigen, werden für das Recht und das Interesse der deutschen Presse energisch wirken und voraussichtlich auf die ganze Haltung der Reichstagsdebatten in dieser Frage von bestimmendem Einfluß sein. Diese Eine Thatsache genügt schon, um die Existenzberechtigung des Journalistentags nachzuweisen; wenn er sich rühmen darf, wirksam daran mitgearbeitet zu haben, uns ein vernünftiges Preßgesetz zu schaffen — und diesen Ruhm wird er beanspruchen dürfen — so hat er die größte seiner Aufgaben erfüllt, und es soll ihm gern verziehen werden, daß er nebenbei auch mancherlei Ueberflüssiges und Verkehrtes an den Tag gefördert hat.

Der Journalistentag wurde im Jahre 1864 zu Eisenach in's Leben gerufen. Diese erste Versammlung war hauptsächlich der ernsten Arbeit gewidmet, es wurden die Statuten ausgearbeitet, es wurden die Vorarbeiten für die Tagesordnung zum nächsten Journalistentage erledigt. Diese erste Versammlung hatte eben hauptsächlich den Zweck, unter den Theilnehmern über die allgemeinen Fragen, welche vor das Forum des Journalistentages künftighin zu ziehen sein würden, das Einverständniß herbeizuführen. Die Betheiligung war zunächst ziemlich schwach, viele der hauptsächlichen deutschen Organe waren nicht vertreten, Oesterreich fehlte ganz.

Professor Dr. Biedermann, Redacteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", der sich um die Organisation große Verdienste erworben hat, leitete die Verhandlungen. Die geselligen Vergnügungen, zu welchen diese Versammlung den Anlaß gab, hielten sich innerhalb der bescheidensten Grenzen.

In dem darauf folgenden Jahre, 1865, vereinigten sich die Journalisten in Leipzig. Zum Vorsitzenden wurde Dr. Hermann Becker-Dortmund gewählt, der damals noch Redacteur der „Rheinischen Zeitung" war. Er hat seitdem die Feder des Publicisten bei Seite gelegt und ist Oberbürgermeister der intelligenten und rührigen westfälischen Stadt geworden, deren Vertreter in der preußischen und deutschen Volksvertretung er seit langen Jahren ist. So sehr man den Dortmunder zu ihrer Wahl Glück wünschen darf, so sehr muß die deutsche Presse dieselbe bedauern; denn sie hat mit Becker einen der kenntnißreichsten und schärfsten Publicisten verloren. In Leipzig wurde viel debattirt, es wurden mancherlei schöne Worte gesprochen, aber es wurde wenig damit erreicht. Es war die Zeit des Verfassungsconflictes und der Resolutionen. Die Volksversammlungsphrase grassirte, und auch an den Debatten des damaligen Journalistentages war mehr die Declamation und Rhetorik, als der Inhalt zu loben; über selbstverständliche Dinge wurden die begeistertsten Reden gehalten. Der junge Dr. Hans Blum, der damals wohl zum ersten Male auftrat, hielt zum Exempel eine von Jugendfeuer durchglühte Rede zu Gunsten der Preßfreiheit, welche in einem Verein reactionärer Dunkelmänner auf den einen oder andern vielleicht Eindruck gemacht haben würde, in einer Versammlung von Journalisten aber, die täglich unter der Verkümmerung der Preßfreiheit bitter zu leiden hatten, weniger nothwendig erschien. Die Betheiligung war wiederum ziemlich mäßig, aber immerhin stärker als bei der ersten Versammlung. Oesterreich fehlte wiederum ganz. Unter den Gästen befanden sich zwei, welche eine besondere Stellung einzunehmen schienen. Sie saßen an einem Tisch allein und von diesem war der nächstbesetzte ziemlich weit entfernt. Es waren kräftige, breitschultrige Gestalten; der eine hieß Daubitz, der andere Held — die Dioskuren der damals noch einzigen und alleinigen „Staatsbürgerzeitung." Während der ganzen Verhandlungen verblieben diese in ihrer abgesonderten Stellung; von Seiten der übrigen Mitglieder wurde wenigstens kein Versuch gemacht, sich denselben zu nähern. Held nahm zu verschiedentlichen Malen die Gelegenheit wahr in die Debatte einzugreifen. Was er sagte, war immer ganz verständig, aber es blieb merkwürdig wirkungslos in dieser Versammlung. Die späteren Redner schienen vollständig zu ignoriren, was Herr Held gesagt hatte. Held stellte einen Antrag, der nicht unberechtigter war als viele andere; zur Unterstützung desselben erhob sich indessen nur ein Mann, Herr Daubitz; der Antrag kam daher gar nicht zur Verhandlung. Herr Held rächte sich für die unfreundliche Behandlung, die er in Leipzig gefunden hatte, dadurch, daß er nach seiner Rückkehr in Berlin einen geharnischten Artikel gegen den Journalistentag veröffentlichte. Held ist seitdem gestorben und somit ist es — nach dem schönen milden Worte „de mortuis nil nisi bene" — demjenigen, der heute über ihn spricht, gestattet, lediglich der außergewöhnlichen journalistischen Begabung dieses Mannes zu gedenken. Für den großen Haufen hat wohl kein norddeutscher Journalist packender und agitatorischer zu schreiben verstanden als Held.

Digitized by Google

Auch bei diesem zweiten Journalistentage geschah für das Amüsement der Theilnehmer herzlich wenig, wenn ich ganz wahr sprechen soll: eigentlich nichts; denn das gemeinsame Essen im Schützenhause, das übrigens, wenn ich mich recht erinnere, außerordentlich billig war, konnte eigentlich nicht zu den Amüsements gerechnet werden. Nach der Suppe erhob sich Dr. Becker und sagte etwa Folgendes: „Meine Herren! Wir sind hier dreißig bis vierzig Menschen zusammen, von denen jeder Einzelne des Wortes mehr oder minder mächtig ist: wir sind somit sammt und sonders Journalisten. Wir befinden uns auf historischem Boden. An geeigneten Stoffen zu Toasten ist also kein Mangel vorhanden. Wir können leben lassen das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die freie Presse, die Vorkämpfer deutscher Freiheit in den Parlamenten, die deutsche Einigkeit, die gastfreie Stadt Leipzig, wir können daran erinnern, daß hier in dieser Stadt und der Umgebung durch die große Völkerschlacht Deutschlands Unabhängigkeit gerettet wurde, wir können dies und noch vielerlei Anderes sagen. Wenn wir alles das sagen, so werden wir voraussichtlich einige Dutzend Toaste zu hören bekommen. Ich glaube nicht, daß Ihnen damit gedient sein wird; ich glaube es um so weniger, als Sie ja Alle ganz genau wissen, was etwa gesagt werden könnte. Aus diesem Grunde erlaube ich mir den Vorschlag: wir wollen heute gar keinen Toast ausbringen. Wir wollen einfach anstoßen auf gute Kameradschaft, besonders auf unsere Leipziger Collegen und wollen es, wenn Sie einverstanden sind, bei dieser einen Tischrede bewenden lassen." Begeisterte Zustimmung. Kaum ist der Jubel verhallt, so klopft man an's Glas. Rudolf Gottschall erhebt sich und recitirt ein sehr hübsches Gedicht auf die Freiheit der Presse:

„Der Presse sei dies Glas geweiht,
Dem tapfern Kind der neuen Zeit."

Begeisterter Jubel. Kaum hat sich derselbe gelegt, so klopft man wieder an's Glas. „Meine Herrn! Wir befinden uns hier auf historischem Boden. Der Boden, den unsere Füße hier betreten, er ist getränkt mit Franzosenblut!" ꝛc. Begeisterter Jubel. Man klopft an's Glas. Ein neuer Toast auf das Gefühl der Zusammengehörigkeit, wieder ein anderer auf die gastfreie Stadt Leipzig, wieder ein anderer auf die Vorkämpfer deutscher Freiheit und Einheit ꝛc. ꝛc. — kurzum es wurde uns nichts geschenkt, und ich hielt es für meine Pflicht, meinen liebenswürdigen Freund Becker, der neben mir saß, zu ersuchen, doch nun auch noch einen Toast auszubringen. Ich war dazu umsomehr berechtigt als mir bekannt war, daß Becker, welcher während seiner Studienzeit zu einem jener Congresse delegirt worden war, welche die Abschaffung des Duells auf den Universitäten beherführen sollten, bei der Berathschlagung über die Mittel, wie dies geschehen könne, mit einem Commilitonen in Streit gerieth und denselben, wegen der Meinungsverschiedenheit über die Mittel zur Abschaffung des Duells, forderte. Man muß nur consequent sein.

Die Ereignisse von 1866 und die Folgen davon verhinderten die Vereinigung der Journalisten in den beiden nächsten Jahren. Erst im Jahre 1868 fand der dritte Journalistentag in Berlin statt. Es thut mir leid, die unangenehme Wahrheit sagen zu müssen, daß derselbe eigentlich der wenigstgelungene war. Die Debatten waren ziemlich langweilig und die Vergnügungen boten keinen Ersatz dafür. An dem Mißlingen dieses Journalistentages wirkten verschiedene Umstände mit. Hauptsächlich waren es folgende: Zunächst hatte in Folge des Krieges von 1866 das Interesse an derartigen Versammlungen erheblich abgenommen, es war eine allgemeine Abspannung eingetreten. Die That hatte ihr furchtbares Uebergewicht über das Wort in so unbestreitbarer Weise dargethan, daß man auch dem einen Extrem, aus der bisherigen Ueberschätzung des Wortes, in das andere, in die Unterschätzung desselben, verfiel. Das „Tagen" war in Verruf gerathen, man schämte sich fast einem solchen „Tage" beizuwohnen. Die Continuität mit den früheren Journalistenversammlungen war unterbrochen; es mußte wieder von vorne angefangen werden. Die Größe der Stadt war dem gemüthlichen Zusammensein der einzelnen Theilnehmer hinderlich. Das Berliner Comité hatte wie die früheren in Eisenach und Leipzig für die geselligen Freuden der Männer „vom verfehlten Beruf" wenig gethan. Es soll ihm damit kein Vorwurf gemacht werden, denn es richtete sich eben genau nach seinen Vorgängern. Und so kam es, daß der Berliner Journalistentag recht unbemerkt vorüberging, und daß auch die Theilnehmer kaum die Erinnerung an denselben bewahrten. Nur in Einem Punkte hatte dieser Journalistentag etwas Eigenthümliches: Oesterreich war zum ersten Male auf demselben vertreten, allerdings nur durch Eine Person, den Redacteur des „Wanderer" in Wien. Die deutschen Journalisten mußten dies, nach Königgrätz, doppelt zu würdigen. Mit richtigem Tact beschloß der Berliner Journalistentag die nächste Versammlung nach Wien zu verlegen. In Folge dieses glücklichen Beschlusses erhielten die Versammlungen der Journalisten einen neuen, ganz unerwarteten Aufschwung. Wien ist eigentlich als die Geburtsstätte des wirklichen deutschen Journalistentages zu betrachten.

Der Journalismus besitzt in Oesterreich, und namentlich in der Hauptstadt, eine weit größere Macht als in Norddeutschland. Er hat sich in dem unvergleichlichen Journalistenverein „Concordia" zu einem einheitlichen, kräftigen Ganzen organisirt, welches Respect gebietet. Wir haben in Norddeutschland auch nicht annähernd ein Institut, welches der Wiener „Concordia" an die Seite gestellt werden könnte. Durch das einheitliche Zusammenwirken der Wiener Zeitungsschreiber, durch die geschickte Organisation und die kräftige Unterstützung, welche der Verein überall gefunden, hat die „Concordia" wenigstens nach einer Richtung hin so ziemlich alle Ideale, welche der Journalistentag für das Allgemeine erstrebt, im engeren Kreise bereits verwirklicht. In den gemeinsamen Fragen der Tagespresse machen die Wiener Publicisten in geschlossenen Reihen unter dem Banner der „Concordia" Front gegen unbillige Angriffe, und so uneinig sie unter sich auch sein mögen, so verschieden die Tendenzen, denen sie ihre Kräfte weihen, in den Einen halten sie zusammen: in der Wahrung der Rechte und der Interessen der Wiener Presse. Die „Concordia" besitzt ein ansehnliches Vermögen und ein eigenes Haus mit geeigneten Räumen für geselliges Zusammensein und für gesellige Zerstreuung. Sie hat Unterstützungskassen aller Art: sie ist im Stande dem zeitweilig bedrängten Tagesschriftsteller Darlehen zu verabfolgen und ihn vor der Ausbeutung durch die Wucherer zu schützen; dem im Dienste der „Presse" alt und gebrechlich Gewordenen vermag sie Pensionen auszuzahlen, welche ihn vor der bittern Noth bewahren; sie ist im Stande die Wittwen und die Waisen eines in bedrängter Lage verstorbenen Collegen zu unterstützen. Durch eine gute und ökonomische Leitung vermehrt sich das Vermögen von Jahr zu Jahr. Alljährlich veranstaltet die „Concordia" verschiedene Festlichkeiten, Vorstellungen im Theater und Bälle, und diese gehören zu den glänzendsten Festen der Wiener Saison. Die leitenden Staatsmänner und sonstigen „Spitzen" rechnen es sich zur Ehre an, den Einladungen der „Concordia" Folge zu leisten. Die Kosten bei diesen Festlichkeiten sind sehr unbedeutend und die Einnahmen sehr hoch. Der erhebliche Reingewinn fließt in die Kasse des Journalistenvereins. Diese „Concordia" nun war es, welche die Organisation des vierten Journalistentages in die Hand genommen hatte, und es war ihr darum zu thun, der Versammlung der Journalisten in Wien auch äußerlich den möglichen Glanz zu verleihen; sie besaß alle Mittel um dies in einer Weise durchzuführen, von welcher man sich auf den früheren Journalistentagen nichts hatte träumen lassen.

Zunächst sorgte sie dafür, daß den Theilnehmern an der Wiener Versammlung alle möglichen Erleichterungen auf der Reise gewährt wurden. Die sämmtlichen oesterreichischen Bahnstrecken ohne Ausnahme gewährten den sich nach Wien begebenden Journalisten freie Hin- und Rückfahrt, viele andere deutsche Bahnverwaltungen

Digitized by Google

folgten dem von den oesterreichischen Administrationen gegebenen Beispiele, so daß auf diese Weise allen norddeutschen Journalisten die Gelegenheit geboten wurde, eine längst erschnte Reise nach Wien beinahe umsonst zu machen. Das Wiener Comité erstreckte seine Einladungen nicht nur auf die Journalisten selbst, sondern auch auf deren Angehörige; das zwigweibliche Element wurde hinzugezogen und man kann sich denken, daß die Theilnahme der Damen dem Journalistentage einen ganz andern Charakter verlieh. Wien bot uns nicht blos eine Stätte für trockene und mehr oder minder resultatlose Berathungen dar, Wien verhieß den Schriftstellern und deren Frauen und Töchtern fröhliche Festtage. Demgemäß wurde auch das Programm ein wesentlich anderes als es bisher gewesen war. Die Berathungen über die gemeinsamen Berufsinteressen, und wie man das sonst zu nennen pflegt, wurden ziemlich stiefmütterlich behandelt, dagegen war den Festlichkeiten der weitaus größere und anziehendere Theil des Programms angewiesen. Großes Festconcert am ersten Abend mit kaltem Buffet und den ausgesuchtesten Weinen, Ausflug nach den Vergnügungslocalen in der reizenden Umgebung, wiederum mit großem Concert, großes officielles Diner im Kursaale des Parks mit vorzüglicher culinarischer Verpflegung, Festvorstellung im Karltheater mit Prolog, Festfahrt über den Semmering nach dem herrlichen Mürzzuschlag, mit Böllerschüssen, stehrischen Jodlern, Festessen und Gebirgslust, — alles das und noch vieles Andere ohne einen Kreuzer Unkosten! Es war schwer solchen Verlockungen zu widerstehen. Das verführerische Programm, dessen Ausführung die kühnsten Erwartungen überstieg, hatte aber auch seine Schattenseiten. Die Aussicht auf die großen und billigen Vergnügungen hatte neben den berufenen und tüchtigen Journalisten auch eine Sorte von Leuten, die, ich weiß nicht in welchem Zusammenhange mit irgendwelchem obscuren Blatte standen, als „Vertreter der öffentlichen Meinung" nach Wien gelockt, — Leute, bei deren Anblick Einem angst und bange wurde. Es waren da wunderliche Heilige beisammen, — lauter Collegen, deren Namen ich allerdings niemals gehört hatte, die aber in Bezug auf die Benutzung der Freikarten und auf die rüstige Organisation des Magens und der Kehle sicherlich mit den Besten unter uns wetteifern konnten. Merkwürdige Menschen. Ich habe auch später nie wieder etwas von ihnen gehört. Zum Theil ganz unheimlich. „Wenn ich sie so ansehe," sagte mir ein Freund, „so fühle ich mich immer zu einem unwillkürlichen Griff nach meiner Uhr und nach meinem Portemonnaie veranlaßt." Aber sie waren nun einmal da, feierten mit und wurden mitangefeiert wie alle Andern. — Gleich nach meiner Ankunft meldete ich mich auf dem Bureau der „Concordia", und ich erlebte da eine kleine Geschichte, die ich nicht vergessen habe. Unmittelbar vor mir hatte sich der Redacteur eines in Posen erscheinenden Blattes vom Secretär des Journalistentages einschreiben lassen. Sei es nun, daß der Wiener College nicht recht bewandert in der Geographie war, sei es, daß der Posener College sich einer nicht ganz correcten deutschen Aussprache befleißigte, kurzum auf dem Blatte, auf das mein Name gesetzt werden sollte, stand deutlich zu lesen: Dr. X. X. „Pausen". Da ich diesen Schreibfehler bemerkte, machte ich den Secretär darauf aufmerksam und sagte: „Posen, der Herr ist aus Posen." „Ach so," versetzte der Schriftführer und corrigirte „Posen". Mein Gewissen war beruhigt.

Am Abend (24. Juli 1869) war das Abendfest in dem wunderhübschen Locale der Gartenbaugesellschaft. Die beiden größten Männer Wiens, Beust und Ascher, verherrlichten das Fest. Außer diesen Beiden waren noch andere Schauspieler da. Das kalte Buffet war vorzüglich. Und wie wurde gegessen! Ich vergesse nie die Portion Caviar, die sich mein Nachbar zuführte; er glaubte offenbar, es wäre Grünkohl. Und dieses Gericht beim ersten Happen!

Am Sonntag (25. Juli) hatte der Journalistentag seine erste Sitzung unter dem Präsidium des Dr. Hermann Klette, Chefredacteurs der „Vossischen Zeitung", im grünen Saal der Akademie der Wissenschaften, und am Montag Vormittag die zweite Sitzung. Auf der Tagesordnung standen die üblichen Fragen: über das geistige Eigenthum mit Bezug auf Zeitungen und Zeitschriften, Instruction für die Telegraphenbureaus, Altersversorgung für Journalisten rc., die im Laufe der Verhandlungen noch um ein Beträchtliches vermehrt wurden. Man kann nicht behaupten, daß sonderlich viel dabei herausgekommen wäre. Nach langen Debatten einigte man sich schließlich gewöhnlich dahin, die betreffende Sache dem künftigen Journalistentag zur Berathschlagung zu überweisen. Beiweilen herrschte ein chaotisches Durcheinander in den Debatten. Aber es war ein Mann da, der immer wieder die abirrende Debatte zur Sache zurückführte, der mit wunderbarer Ruhe und scharfem Blick das Nebensächliche beseitigte und das Wesentliche betonte, und das war der zweite Präsident, Dr. Max Friedländer von der „Neuen freien Presse".

Bei diesem Namen überkommt mich ein wehmüthiges Gefühl. In Wien war es, wo ich Friedländer kennen lernte und liebgewann. Bis zur letzten Stunde seines Lebens ist er mir der treueste und ermuthigendste Freund gewesen, den ich in meiner journalistischen Thätigkeit gefunden habe. Die gesammte Presse Deutschlands hat den unerwartet schnellen Tod dieses hervorragenden Publicisten betrauert. Die heftigsten politischen Gegner Friedländers haben dem offenen Sarge gegenüber nicht eine Minute Anstand genommen, Friedländers große Verdienste um den Journalismus und seine außergewöhnlichen Fähigkeiten als Journalist anzuerkennen und seinen Verlust auf's Innigste zu betrauern. Der Journalistenstand in specie hat mit Friedländer eine seiner bedeutendsten Stützen verloren. Wie er sich vor Allen um die glanzvolle Ausstattung des Wiener Journalistentages verdient gemacht hatte, so war auch seine Betheiligung bei den späteren Journalistentagen in Frankfurt und Breslau auf den innern Werth der Debatten und auf die praktischen Resultate derselben von größtem Einfluß.

Der diesjährige Journalistentag, der in München an demselben Tage zusammentritt, an welchem diese Zeilen in die Oeffentlichkeit gelangen, wird seiner Pflicht: dem Andenken Friedländers, eines seiner thätigsten und bedeutendsten Mitglieder, eine dankbare Erinnerung zu weihen, ohne Zweifel eingedenk sein.

Die Verhandlungen über die journalistischen Fragen, welche eigentlich die Hauptsache sein sollten, waren in Wien thatsächlich zur Nebensache geworden; man war froh, wenn das Gerede vorüber war, um sich ganz den programmmäßigen Zerstreuungen hingeben zu können. Bei diesen Zerstreuungen kehrte Einer mit unerbittlicher Regelmäßigkeit wieder, und das war der reizende Walzer „An der schönen blauen Donau", der damals noch ziemlich neu war. Wo immer sich ein Journalist blicken ließ, ertönte der Walzer „An der schönen blauen Donau".

Am Montag (26. Juli) fand das officielle Diner im Kursaale des Parks statt, bei welchem die Regierung wiederum officiell durch den Minister Giskra vertreten war. Giskra sprach vorzüglich, mit hinreißender Wirksamkeit und mit einer lodernden Gluth für die Freiheit der Presse. Es war ergreifend, begeisternd. Namentlich ergreifend, wenn man daran dachte, daß an demselben Tage Vormittags zwei Blätter confiscirt waren. Und diese vorzüglichen Weine, dieser himmlische Böklauer und Gumpoldskirchner, von deren Wohlgeschmack sich unsere Schulweisheit in Norddeutschland nichts träumen läßt. Die Speisekarte wies einige zwanzig Gänge auf, und es gab Collegen, die von jedem zweimal nahmen. Alles war glänzend, prachtvoll, und die Tafelkapelle begleitete diese homerischen Göttergelage irdischer Journalisten mit den lieblichen Klängen „An der schönen blauen Donau". Diejenigen, denen die Beschaffenheit des Kopfes und des Magens noch weitere Excesse gestattete, wohnten der Festvorstellung im Karltheater bei, wo Ascher einen witzigen Prolog sprach.

Der schönste Tag war der folgende: die Semmeringfahrt. Da ich kein Feuilleton schreiben will, so lasse ich es bei diesem einen Worte bewenden. Das Wetter war herrlich, die Stimmung war

Digitized by Google

vorzüglich, die materielle Verpflegung ließ wiederum nichts zu wünschen übrig, und der Ort dieser Schlußhandlung ist allbekannt als einer der lieblichsten und großartigsten zugleich, welche die Natur geschaffen hat. Damit hatte der Journalistentag in Wien sein Ende erreicht. Alle Diejenigen, welche ihm beigewohnt haben, werden die reizenden Tage, die gastfreundliche Aufnahme, die sie gefunden, in dauernder Erinnerung bewahren. Es war kein Journalistentag, auch eigentlich kein Journalistenfest; es war eine Reihe von Festtagen, an welchen viele Journalisten und Viele, die als Journalisten gelten wollten, Theil nahmen. Die Ersteren kehrten mit vollem Herzen an ihre Redactionspulte zurück, die Letzteren entäußerten sich ihrer journalistischen Würde und wurden wieder Seifensieder, oder was sie sonst gewesen waren. Ueber die letzten Journalistentage in einem folgenden Artikel.

Paul Lindau.

Der deutsche Lustspielvers

und Wilhelm Jordans Lustspiel „Durch's Ohr".

Von **Adolf Laun.**

Die Cultur des Lustspiels in seinen verschiedensten Gattungen hat sich in der letzten Zeit bedeutend bei uns gehoben; vor Allem ist erfreulich, daß in deutschem Geist Empfangenes und auf deutschem Boden Entstandenes dabei immer mehr gegen die Bearbeitung des Fremden die Oberhand gewinnt, so daß die omindse Bezeichnung Originallustspiel, die kein anderes Land kennt, bald nicht mehr nöthig sein wird, um zu constatiren, man habe ausnahmsweise sein Werk nicht der Fremde entlehnt.

Auch das uns beinahe abhanden gekommene Lustspiel im Verse treibt wieder einige Blüthen, die wir als vielversprechend begrüßen und denen wir eine reiche Nachsolge wünschen. Die Zucht des Verses vermag nämlich in doppeltem Sinne wohlthätig zu wirken: sie ist für den Schauspieler ebenso heilsam wie für den Dichter. Wir haben hierbei besonders den gereimten, bestimmt gemessenen Vers im Auge; an ihm läßt sich nicht rütteln, läßt sich Nichts auslassen oder überspringen, bei ihm kann man die etwaigen Gedächtnißlücken nicht durch Improvisationen ausstopfen, wie es in der Jambentragödie beim reimlosen Fünffüßler doch oft, ohne bemerkt zu werden, geschieht. Die Schauspieler müssen genau lernen, scharf auf Rhythmus und Reim achten, auf letzteren umsomehr, als er häufig das Stichwort enthält; sie werden zwar vom musikalischen Wohllaut des Verses getragen und haben ihn zur Geltung zu bringen, müssen aber umsomehr auf den Sinn der Worte, auf Geist und Empfindung der Rede achten, damit aus der Declamation kein Singsang, kein Geleier werde, was beim Versesprechen nur allzu oft geschieht. Gerade weil diese Aufgabe eine schwierige ist, hat sie ihren hohen pädagogischen Werth und kommt auch dem Prosasprechen zu gute. Wer in gebundener Rede schön und dabei wahr und natürlich zu sprechen weiß, kann es auch in ungebundener. Wie dem Prosaiker rhythmische Uebungen und dichterische Praxis nützlich sind, so ist dies auch der Versdeclamation dem Prosa redenden Schauspieler. — Daß unsere Mimen nicht gern an den gereimten Vers wollen, obgleich er mehr wie der ungereimte dem Gedächtniß zu Hülfe kommt, spricht nicht gegen ihn, sondern bekundet nur ihre Unlust zu Allem, was unbequem ist und außerhalb der Routine liegt. —

Die Rückwirkung der Form auf den Inhalt, des gewählten Verses auf den Geist und Charakter der Rede ist eine unleugbare; das Lustspiel im Verse wird schon durch denselben ein anderes als das Lustspiel in Prosa. Die großen Lustspieldichter, Molière an der Spitze, wußten sehr wohl, warum sie heute den Vers und morgen die Prosa wählten. Der Stoff ist dabei nicht allein entscheidend. Daß der Phantasiekomödie, dem parodischen Lustspiel, dem dramatischen Idyll und ähnlichen Gattungen die Behandlung im Verse entspricht, liegt auf der Hand und bedarf keiner Erörterung; aber auch die Komödie des realen Lebens vermag ihn mit Glück zu verwenden, und das ist der Punkt, den wir hier besonders im Auge haben. Auch das bürgerliche Lustspiel, die Charakterkomödie, das Intriguen- und Conversationsstück können ihn nach dem Beispiel der Romanen, besonders der Spanier und Franzosen, zur Hebung und Veredelung der Gattung gebrauchen. Für eine complicirte Handlung, für eine breite Lebens-, Sitten- und Charakterschilderung, für anspielungsreiche satirische Tendenzdramen ist er freilich nicht geeignet oder wenigstens sehr schwer zu handhaben; aber einem einfacheren, aus dem gewöhnlichen Leben gegriffenen, besonders psychologischen Thema, das zugleich gehobene lyrische Momente enthält und zur feutenzenreichen witzigen Diction sich neigt, entspricht er sehr wohl. Er führt Alles von vornherein zu größerer Kunstmäßigkeit, er hebt uns in eine idealere Sphäre, in der die Ecken und Schärfen des wirklichen Lebens und seiner Charaktere sich mildern, er führt zur Vereinfachung und Concentrirung der Handlung, zur Kraft, Schärfe und Feinheit des Dialogs, der bei unseren sonst vielfach begabten und bühnenkundigen Dichtern nur allzu oft in's Triviale und Salloppe verfällt, er ruft durch Reim und Cäsur, auf die der Angelpunkt des Gedankens, die Antithese, die Wippointe fällt, eine Wirkung hervor, die selbst der beste Prosadialog nicht hat. Kurz, seine drastische Bedeutung kommt seiner musikalischen gleich, die uns durch den heiter dahinfließenden Wohllaut der Rede von vorne herein in eine poetische Lustspielstimmung versetzt.

Welcher Vers ist es nun aber, dem solche Wunder eigen? Ist es der ungereimte jambische Fünffüßler, den Graf Baudissin nach dem Vorgange Kleists im „Zerbrochenen Krug" für seine Molière-übersetzung gewählt hat, und von dem er behauptet, er eigne sich ebensowohl für's höhere Lustspiel wie für die Tragödie, eine Behauptung, der die Kritik vielfach beigestimmt hat? Wir zweifeln daran und haben an ihm keine der oben bezeichneten, für's Lustspiel so wichtigen Eigenschaften entdecken können. Unser tragischer Vers mag er sein, wir halten ihn als solchen in allen Ehren, aber unser komischer Vers ist er nicht und wird er nie werden, wenn sich auch einige Gattungen der Komödie mit ihm begnügen können. Wer energisch wirken will, wer es auf poetische Heiterkeit, auf dramatische Schlagkraft, auf epigrammatische Pointen abgesehen hat, wird ihn nicht wählen oder wird den gewollten Eindruck nicht damit hervorrufen. — Die Romanen, besonders die Spanier und Franzosen haben freilich dieselbe Verwandtschaft für Tragödie und Komödie, aber sie hat auch durch Reim, Rhythmus und Assonanz alle Eigenschaften, die zugleich dem Lustspiel entsprechen. Unsere Sprache ist nicht so vocalisch und reimreich wie die ihrige, aber wir haben es durch die erfolgreichen Bemühungen der letzten Decennien zu großer Virtuosität in Sprach- und Reimbehandlung gebracht, — warum sollte dies nicht unserm Lustspiel zu gute kommen?

Wie aber steht's mit dem Alexandriner, den wir den Franzosen entlehnt und häufig für unser Lustspiel gewählt haben? Er hat die meisten obenerwähnten Vorzüge, besonders in kleineren Stücken, leidet aber bei seinem im Deutschen so monotonen, schwerfälligen Gang au oft hervorgelobenen Mängeln, die ihn von der Bühne verbannen und hier seiner weiteren Erörterung bedürfen.

Der vierfüßige, gereimte Trochäus, den die Uebersetzer spanischer Lustspiele bei uns einzuführen suchten, und den die Schicksalsdichter adoptirten, entbehrt jeder dramatischen Eigenschaft und kommt hier weiter nicht in Frage. Der Jambus muß es sein, darüber ist alle Welt einverstanden. Und wir meinen, es müsse der Fünffüßler, aber der gereimte sein, der gelegentlich mit dem Vierfüßler und sogar an einigen Stellen mit dem Sechsfüßler abwechseln kann und nicht immer paarweis zu reimen braucht, wenn auch die Reimpaare als solche, die dem Ganzen einen festen, geschlossenen Charakter geben und in denen sich der Dialog, besonders bei kurzen Wechselreden, gern dialektisch und epigrammatisch zuspitzt, den eigentlichen Tenor

Digitized by Google

der Diction abgeben. Dieser nicht schwer zu bauende und leicht zu sprechende Vers hat, mit Tact und Geschmack gehandhabt, alle Vorzüge des Alexandriners, ohne an seinen bekannten Unzuträglichkeiten zu leiden, ja er hat für den Gedankenausdruck den Vortheil, daß er die hemmende, zu unglücklichen Flickworten führende Cäsur nicht innezuhalten braucht und sie nur da an der zweiten, dritten oder auch vierten Stelle setzt, wo sie etwas bedeutet oder eine Antithese hervorhebt.

Indeß ich will den Leser nicht länger mit technischen Bemerkungen ermüden und lieber zur Erhärtung des Gesagten einige Beispiele aus einem neueren Lustspiele anführen, in dem ich zu meiner großen Freude Längstgedachtes und Geahntes realisirt gefunden habe. Es ist dies Wilhelm Jordans „Durch's Ohr", das seit dem Jahre 1865 auf bedeutenden deutschen Bühnen großen Erfolg gehabt hat und im vorigen Jahre in zweiter Auflage erschienen ist. Absehend vom Inhalt des Lustspiels, das eine vorwiegend psychologische Tendenz hat und durch seinen Charakter besonders zur Behandlung im gereimten Verse auffordert, beschränke ich mich hier nur auf die sprachlich technische Seite desselben, die ebenso viel poetischen Sinn wie Virtuosität bekundet.

Ich wähle lauter in sich selbst verständliche Proben, da eine Inhaltsanalyse zu viel Raum einnehmen würde.

Von der drastischen Wirkung, die bedeutsame Reime und eine geschickt angebrachte Cäsur hervorbringen, möge folgende Stelle zeugen, in der gesagt wird, daß der Klang der Stimme besser als die Züge des Gesichts des Menschen Innres offenbart.

Nur allzu häufig sind die schönsten Züge
Doch weiter Nichts, als eine hohle Lüge,
Das Antlitz gilt als allgemeiner Paß,
Das weiß der Eigner und im Spiegelglas
Studirt er seinen Paß alltäglich, ständlich
Und lernt dabei die Kunst der Fälschung gründlich.
Er merkt sich's, welches Lächeln wohlgefiel,
Und lernt für jeden Zweck das Mienenspiel.
So wird ihm sein Gesicht zum Instrument,
Auf dem die Seele jede Taste kennt,
Drum sind wir maskenlos in höherm Grade
Maskirt, als jemals auf der Maskerade.
Das Ohr dagegen läßt das tiefste Wesen
Der Seele Dich mit Deiner Seele lesen.
Ob den Gedanken auch das Wort verhülle,
Erheucheln läßt sich keine Wohllautsfülle.
Bist Du nicht selbst voll schöner Harmonie,
Durch Kunst erlernt sie Deine Kehle nie.
Wie jegliches Atom der Saite schwingt
Und deutlich offenbar wird, wenn sie klingt,
So wird der ganze Mensch unträglich wahr
In seiner Stimme Klang uns offenbar.

Hier haben Reim und Rhythmus dem Gedanken keine Fessel angelegt, sondern ihm durch ihre Magie erst vollen Ausdruck gegeben, ich sollte denken, solche Verse müßte ein befähigter Schauspieler gern lernen und gut sprechen.

Heinrich und Clara malen sich in folgendem Dialog das Glück einer gleichgültigen Ehe ironisch aus. Er möge ein Beispiel davon sein, welche Schlagkraft das fünffüßige Reimpaar im komischen Zwiegespräch hat:

Heinrich.
Wir gehn ein Jeder seine eignen Wege.
Clara.
Keins kommt dem Andern jemals in's Gehege.
Heinrich.
Wir kennen keine uns verbot'ne Frucht.
Clara.
Entfagen feierlich der Eifersucht.
Heinrich.
Sehn uns im Jahr 'nen Monat, nur bei Tische.
Clara.
Damit die Langeweile uns erfrische.
Heinrich.
Man wird sich nie mit Unterhaltung quälen.
Clara.
Das hieße völlig unsren Zweck verfehlen.
Heinrich.
Den Zweck, uns auseinander stets zu sehnen.
Clara.
Wie sind uns pflichtgetreu, indem wir gähnen.
Heinrich.
Mit einem Wort, wir geben uns den Eid —
Clara.
Auf volle Freiheit und Gleichgültigkeit.
Heinrich.
Wir werden ein modernes Musterpaar.
Clara.
Bestellen Sie nur schleunigst den Notar.

Von der komischen Kraft, die dem Reime innewohnt, zeugt folgendes:

Er scheint ein Mann von Bildung und Verstand,
Zumal für einen, den das platte Land
Auf seinem Gut seit Jahren festgehalten,
Er muß es selbst, und ganz allein verwalten.
Nur einmal wöchentlich läßt er die Zeitung holen
Drei Meilen weit — er wohnt ganz dicht an Polen.

Neben pikanten und witzigen Stellen ist das Lustspiel auch reich an poetisch gehobenen Schilderungen und leidenschaftlichen Ergüssen, für die dieser Vers ein ebenso entsprechendes Organ ist:

Bei Dir allein ist meines Lebens Glück,
Bei Dir bekomm' ich doppelt mich zurück,
Bei Dir allein bin ich mir selber klar,
Bei Dir allein empfind ich voll und wahr,
Bei Dir allein ist reiner Sonnenglanz,
Bei Dir allein ist meine Seele ganz,
Bei Dir allein durchströmt mich Götterstärke
Und Sicherheit zu jedem großem Werke,
Bei Dir allein, bei Dir allein auf Erden
Kann ich mein Höchstes, kann ich selig werden.

Es wäre thöricht, von unserer Bühne zu verlangen, daß sie uns im Lustspiel nur so feine Genüsse, wie sie ein ästhetisch so durchgebildetes Talent wie das Wilhelm Jordans dem delicateren Geschmack und empfänglicheren Ohre gewährt, bieten solle. Sie vermöchte es auch nicht, denn solche Schöpfungen sind bei uns äußerst selten, und wir haben nur wenig dramatische Dichter, die gleich den großen Spaniern und Franzosen neben der Bühnentechnik die sprachliche Technik in solchem Grade ausbilden und auf dieselbe einen so hohen Werth legen, wie Jordan thut. Wir wünschen aber, daß er auf dem eingeschlagenen Wege fortfahre und seine Collegen zu ähnlichen Bestrebungen veranlasse. Poesie, Bühne und Publicum können nur dabei gewinnen, wenn im Gegensatz zur bürgerlichen Hausmannskost des gewöhnlichen Lustspiels oder gar zum Commißbrode der gemeinen Posse, von Zeit zu Zeit ein Gastmahl gegeben wird, das den feineren Geschmack befriedigt, und an dem sich Geist und Sinne zugleich laben.

Alexander.

Von Hanns Herrig.

(Berlin. A. D. Verlags-Anstalt. 1872.)

„Ich künde Persien einen frohen Tag!" so beginnt Herrig.

„Den Lesern kund' ich seltenen Genuß!" so beginne ich meine Besprechung.

Aber „Alexander. Von Hanns Herrig." Wer ist Alexander? Borgia

Digitized by Google

oder Physiantli. Was kauft man mit dem Buch? Ein Opos oder ein Pasquill? Daß es der Macedonier ist, haben die Leser wohlfeil zu errathen, seit ich oben die erste Zeile citirt habe. Am Ende ist's nun auch nicht schwer, eine Tragödie unter dem Titel zu vermuthen, weil das Citat ein fünffüßiger Jambus ist. Aber Alles in Allem: da haben wir gleich ein hübsches Charakteristikon für den ganzen Verfasser. Einfachheit und Größe im Inhalt, Adel und Keuschheit in der Form — das ist sein dramatisches Ideal. Alles Schreiende, Prahlende und Unnöthige ist schon von Seiten der äußeren Einrichtung vermieden, und die Regie zwird Mühe haben, sich die Requisiten aus dem Inhalte der Dichtung zusammenzusuchen. Ich bin überzeugt, für jene Einfachheit und Keuschheit des Verfassers, seines Ideals nämlich, war auch der obige Titel noch zu viel, und am liebsten hätt' er geschrieben: Er von mir. — Verehrtester, sagt' ich zu ihm zu dem Vers. nämlich, da thun Sie mir einen ungeheuren Gefallen. — Womit? — Mit Zusendung Ihres Alexander. — Wie so? — Sie wissen doch, daß ich in diesen selben Blättern früher das ganz unverschämte Versprechen gab, auf dramatische Producte der Gegenwart hinzuweisen, die es trotz ihres hohen poetischen Gehaltes noch zu keiner Beachtung der Bühnen gebracht hätten. Auf diese meine Tollkühnheit bin erinnerten sich plötzlich zwei Dutzend junger verkannter Dichter daran, daß auch sie, auch sie! im Pult eine Tragödie liegen hätten, die auf Gerechtigkeit worte, da sie solche, wie die Rothstiftnummer auch den Manuscripten beweist, bei den General-Intendanturen nicht gefunden. Nun hab' ich sie auf dem Halse, und mir und meinem Beutel wird himmelangst vor den Retourportobeträgen. Aber einlösen muß ich doch mein Versprechen, und da ich dazu doch auch etwas Gutes haben muß — ich kann Ihnen, Verehrtester, dies Compliment beim besten Willen nicht ersparen, dafür sollen Sie in meinem offenstes Tadel volle Entschädigung finden — so haben Sie mir durch die endliche Druckfertigung einen großen Dienst erwiesen. Und dem Publicum auch. Denn ich muß es sagen, daß ich eine kindliche Freude darüber habe, nach langem Harren endlich wieder einmal auf dem Gebiete der Tragödie von etwas recht Gutem und Schönem berichten zu dürfen. —

I. Act. König Darius begeht seinen Geburtstag. Hundert Völker huldigen ihm mit Geschenken und Gelübden. Ein indischer Büßer, der auf der Wanderung nach Westen, wohin ihn ein Stern gewiesen, den Größten sucht, den je ein Weib gebar, tritt auch vor Darius: er ist der Gesuchte nicht. Der Griechе Leonidas, der Einzige unter dem Schwarme, der nicht kniet, kündet dem Perser Krieg an von Seiten des Macedoniers. Darius hält ihn für wahnwitzig und schweigt weiter im Wahne seiner göttlichen Größe.

Der Büßer Calanus ist bei Sigäum an's Meer gelangt. Da steht der Stern! Denn eben landet das königliche Schiff des Alexander an Asiens Küsten; bei ihm ist Thais, die griechische Schönheit. Ihn treibt's, das wahre Glück in großen Thaten zu suchen, sie, im Genuß aller irdischen Wonnen. Der alte Clitus räth, menschliches Maß zu halten! Calanus hat gefunden, was er sucht und folgt dem Größten, den ein Weib gebar, erwartungsvoll, wie weit die Götter das Verhängniß dehnen und den Begriff der Größe dulden. Alexander opfert auf dem Grabe Achills:

„Der Vater aller Dinge ist der Krieg!“

II. Act. Alexander liegt fiebertrank im Zelt, Granikus und Issus hinter ihm, vor ihm das dritte schlachtfertige Perserheer. Es folgt die Scene mit dem vermeintlichen Giftbecher des Philippus. Die Schlacht wälzt sich näher, während der Löwe schläft. Als die Gefahr am höchsten, erwacht er, schüttelt die Krankheit mit Riesenwillen ab — und siegt. An den persischen Hof, unter dem Klaggeheul von Gesind und Weibern, kommt der flüchtige Darius. Der Satrap Bessus, um Persien zu retten, hat das Heer zum Abfall vorbereitet und lößt den schwachen, unmännlichen Herrscher auf seinem Throne nieder. Die Gardine wird vorgezogen, der Sieger kommt. Als er den Perserthron besteigen will und die Gardine entfernen läßt, ist der Thron besetzt: der Tod hat ihn eingenommen! Die erste furchtbare Mahnung, die ihm die Götter auf seine Titanenbahn werfen. Er fühlt den Wink, er weint nicht um Darius:

„Um Dich, um mich, und um uns alle mein' ich!“

III. Act. Bacchanal Alexanders. Thais muß bereits zur Schminke greifen, und erkahren, daß auch Jugend und Schönheit ihr Ende haben. Beide, sie und der König, haben Ursache, die häßlich aufsteigenden Gedanken in Wein und Wollust hinwegzuschwelgen. Clitus mahnt umsonst zum Maßhalten und zur Ertenntniß menschlicher Grenzen. Um so toller schraubt sich Alexanders Bewußtsein zum Götterthum hinauf. Persepolis in Flammen, Thais in den Armen und eine unerobrte Welt vor sich, wer leugnet, daß er ein Gott sei? Clitus thut es, und fällt von des Freundes und Schülers Schwerte durchbohrt. Nun kommt die Wüstheit und Hohlheit in Hirn und Herzen. Sie wegzuspotten, greift er zu den alten Mitteln: auf dem Throne des Darius läßt er von Persien sich huldigen und dem eingefangenen Bessus das Haupt abschlagen. Und weiter jagen die Gedanken, weithin bis nach Indien. Im ewigen Durst ist Leben, nicht in seiner Befriedigung. Aber wiederum lagert sich der schwarze Schatten an die Schwelle des Actes. „Zurück nach Indien führ' ich Dich, Calanus!“ — „Ja, Du führst mich zur Heimat, zum Grabe, das ich dort mir grub!“

IV. Act. Am Indus zwingt ihn das Heer zur Umkehr. Den umgekehrten Schmerz im Busen, noch eine Welt von Thaten im Mutterleibe erwärgen zu müssen, muß er nachgeben. Noch löst er sein Versprechen an dem Büßer, er geleitet ihn in den Büßerhain. Verzückung ergreift den Inder, da naht der Morgen — für die Welt und seine Seele zugleich. „O Sonne, die ich suchte“ — ruft er und bricht, der aufgehenden Sonn' entgegen, zusammen. Und wiederum muß Alexander hören, wie das Verhängniß an die Pforten des Lebens pocht: immer und immer wieder ist aller Dinge Sieger der dunkle Tod! Noch mehr! Die Büßer kommen, für Calanus zu beten. „Wisset, Greise, der vor euch steht, ist Alexander!“ —

„Wir haben Deinen Namen nie gehört,
Doch wie für uns, so beten wir für Dich!“

ist der Büßer Antwort.

„Ruhm, Deine Grenzen!“ ruft der zerschmetterte Weltdurchstürmer. Aber er gibt das Spiel des Lebens noch nicht verloren. Denn wie Ost und Westen sich begegnen, „treff' ich, o Morgen, dich im Abend wieder!“

V. Act. Schlaff, bleich, müde schleicht der Heros durch die Hallen von Persepolis. Nur der Genius regt seine Schwingen um so mächtiger und verzehrt so das nährende Oel um so rascher. Auch Thais ist fertig; ihre Bahnen haben sich parallel entwidelt. Aber sie ist die weisere. Sie hat das Weib vollaus gelebt und sucht den Freuden ihre im stillen Asyl am Meer. Und dazwischen fahren ihm Gedanken gar fremder Art. Er denkt an Calanus' Tod, er versteht das Wort Friede nicht und sehnt sich doch dunkel darnach. Da hilft nichts als neues Wirken und Plänemachen. Trautsen blasen die Bälge der Waffenschmiede, stampfen die Wüstenpferde, üben sich die jungen Perser im Kampf.“

Ihn kittigt nichts.

Man kann diese Erinnerung an Faust kaum von sich weisen. Und noch einmal will er alle Erdenherrlichkeit um sich sammeln, er will den irdischen Dämon niederzwingen mit dem trotzigen Bewußtsein: Ich bin ein Gott! Aber was ist das? Stehn wir wieder am Beginne des ersten Actes? Das ist derselbe Königshof mit den Colossalstatuen des persischen Königs, nur sind zwei hinzugekommen: die des Achilles mit der Inschrift: Ich war Achill! und die des Alexander mit der Inschrift: Ich übertraf Achill! Und wieder hebt der Magier an:

„Ich fühle Persien einen frohen Tag!“

Und wieder kommen hundert Völker zu huldigen mit Geschenken und Gelübden, in denselben prächtig tönenden Stanzen, wie einst sie Darius vernahm. Unter den Gesandten, die sich in den Staub werfen, ist ein Römer, der stehen bleibt. Im Cäsarenwahnsinn kennt der Ammonssohn schon seine irdischen Bande mehr, nicht mehr Weib und Kind, denn er ist Gott! Und dennoch, als der Römer reden will, beugt er das Haupt! Vor Erschöpfung zwar, aber er beugt es, als zwäng' ihn dennoch ein Höherer: der Genius der Geschichte. Rom trägt ihm Freundschaft und Bündniß an. Ist Rom verrückt? Erst zwing' ich Arabien, dann Karthago, dann seg ich den Fuß auf den Nacken Roms, dann such' ich die verlorene Atlantis —

„So treff' im Abend ich den Morgen wieder,
Und herrschen werd' ich — herrschen —“

Die Gottheit bricht zusammen, und den sterbenden Alexander fängt der Arm des Römers auf. Aber zu sterben mit dem Wahn, daß seine Schöpfung Bestand habe, ist ihm nicht beschieden. Sein brechendes Auge fällt auf die hadernden Feldherrn, die schon das Schwert ziehen. Das ist der Schluß — für mich. Denn die Nachworte Roxanes: „Er starb. Ich aber und mein Kind?“ scheut' ich dem Verfasser. Das kleine Familieninteresse paßt nicht in die geschichtliche Größe dieser Scene. Ich wollte, ich wäre hiermit zu Ende. Denn was Herrig mit seiner Tragödie will, wird man aus dieser Inhaltsangabe errathen können. Mit dem Pessimis-

Digitized by Google

muß seiner Weltanschauung, der Schopenhauer'schen, ist nicht zu rechten — au und für sich. Aber Tröstung und Erhebung verlangen wir denn doch vom Kunstwerk. In wie weit sich diese Philosophie zur Lösung dramatischer Aufgaben eigne, ist meines Wissens bisher nicht belegt worden. Die Tragödie Herrigs stellt ihr kein günstiges Zeugniß. Wir stehen am Ende, starrend in das trostlose, hohle Nichts, in das ungeheure Grab, das gleichgültig Alles verschlingt, Großes und Kleines, Erhabenes und Gemeines. Von Anfang der Dichtung gähnt der drohende Abgrund der Vernichtung, dem eine Welt im Windeswirbel unverrichtbar entgegentreibt. Asche, Graß für die Würmer, das ist der Ausgang alles Dessen, was vom Weibe geboren, Funken, die im Winde hülflos verlöschen, sind die erhabensten Regungen der Menschenbrust: ein Spiel, was die Eitelkeit mit und selbst treibt. Und damit soll uns die Kunst entlasten? — Aber vergessen wir doch über der Erhabenheit des Eindrucks — als ob wir uns sicherer Höhe von schrecklichen Erdbeben beobachtet hätten — die allgemeine, dem aufgeworfene Frage! Bewundern wir andere Seiten der Dichtung. Wie sicher ist der Verfasser in Handhabung der tragischen Sprache, die nirgend zur Rhetorik und Phrasenbliimerei herabsinkt, wozu bei der ideologischen Natur der ganzen Behandlung so leicht Gefahr war. Wie Herr ist er der inneren Form, an der ich nur wenige Scenen als für das Ganze zu breit und die allgemeine Idee aushaltend bezeichnen könnte. Wie eines echten Tragikers würdig ist die dramatische Symbolik, wie sie sich im Auftreten des Leonidas und dann des Nüneres, im lodten Darius auf dem Thron, im Büßerthum offenbart. Und dennoch muß ich den Verfasser fragen: So jung noch und schon so reif?" Das ist nicht gut, und wird auch nimmer gut. Sie haben, Verehrter, keine Sturm- und Drangperiode in Ihrem Dichten erlebt, und das werden Sie noch zu bereuen haben. Jugend muß austoben, und der Wein, der nicht gehörig gebraust hat, wird nicht edel. Der naturgemäße Gang führt aus der Materie zur Form, Herrig aber hat die fertige Form in seiner Gewalt, und das Andere wird er nie mehr einholen. Das Andere? Dahin wollt' ich nun eben kommen. Herrig ist in der Zucht der Philosophie tüchtig geschult, und daher macht er bloße Ideen zu Personen; aber ihm fehlt der feste Boden der Erfahrung und Beobachtung des individuellen Lebens, ihm fehlt mit einem Worte die realistische Hälfte an seiner Nuß. Die Muse ist vorläufig nur eine Göttin, aber sollen wir uns hin- und angezogen fühlen, so muß sie, das wird mir der Verfasser so wohl bestätigen, auch etwas Fleisch und Bein haben. Sein Alexander ist „das Herrischen", sein Calanus ist „die Philosophie über das sein Eine Bestimmung", sein Clitus ist „das Maßhalten", seine Thais „das Ausstoßen der Gegenwart" u. s. w. Das sind Abstracta. Herrig schreibt hoffentlich für's Theater, und da muß ich ihm sagen, daß der Schauspieler nach jedem realistischen Zuge so begierig hascht wie Einer, der hülflos im Wasser treibt nach dem festeren Scheinholze. Abstractionen spielen zu sollen heißt: Nebel ballen sollen zu Statuen. Man kann auf dem Theater alles Mögliche daraus machen und darum nichts Rechtes. Herrigs Vorbild ist Aeschylus, aber er könnte immerhin auch etwas bei Euripides in die Lehre gehen. Ich muß gestehen, daß ich die Stelle der Chorsphoren, wo die alte Amme Gelissa sich voll Rührung all der schönen Dinge erinnert, die ihr Orestes als hülfloser Säugling in die Windeln hineinerzählt hat, gegen ein erkaltmastiges und weisheitdurchwittertes Chorlied nicht hingeben möchte. Oder hält Herrig die philosophische Tiefe einer Dichtung für unvereinbar mit der sinnlichen Lebendigkeit der Charakterführung? Er schwört auf Richard Wagner, und ein gefährlicheres Kunstpretium hätte ihm, dem verwandten homogenen Dichtertalente, nicht über den Weg laufen können; denn Wagner kann seine Einseitigkeit nur ausbilden helfen. Daß Idealität und Realismus im Drama nicht unversöhnlich sind, ja daß sie geradezu das Allerhöchste hervorbringen, kann ihm Shakespeare beweisen, wenn er sich gewöhnen will, an diesen Meister zu glauben. Man sieht leicht auf den Autoritätscultus von oben herab und merkt nicht, daß man selbst auf dem Pferde einer Autorität sitzt. Vorläufig ist seine Dichtung nur für den Denker da, und was er damit geleistet hat, bereitet allen lebenden Dramatikern ohne alle Ausnahme eine schwere Concurrenz. Das höchste Ziel aber ist, für das Volk da zu sein und den Philosophen so gut wie den tagesmüden Werker zu befriedigen. Hält sich der Letztere allerdings an die sinnlichen Elemente, so drängt sich ihm doch ein matter Schimmer aus der Tiefe herauf entgegen und er geht sinnend auch dem Theater: „Dahinter steckt mehr!" Die verständlichste Figur wird für diesen Mann der Fischer Hafiens sein. Der weiß doch, daß er einen Magen hat und daß es weh thut, wenn man ihn in's Bein sticht. Aber davon wird jener Mann kaum eine Ahnung haben, daß um Alexander Alles zu dem Zwecke gruppirt ist, um ihn an die endlichen Grenzen seines Genius zu mahnen: Philippus weiß ihn fortwährend auf die leibliche Schranke, Clitus auf die des Willens, Calanus auf die allgemeinmenschliche, Thais auf die des irdischen Genusses. Vortrefflich. Aber welche Mittel hat Herrig dabei in Anwendung gebracht? Die philosophischste Rede. Und das ist die Klippe. Ich könnte ihm in einem Zuge ausführen, wenn hier ein Raum dafür wäre, mit welchen sinnlichen Mitteln, d. h. auf dem Theater für die Sinne vorhandenen, Shakespeare die Aufgabe löst, uns eine Abstraction nicht nur begreiflich, sondern auch anschaulich zu machen, und das Letztere ist für das Drama das Wichtigere. Herrig wird mich wohl verstehen, wenn ich sage, das ist das Ei des Columbus und sein Collegium von Verrückten löst es mit Deductionen, wenn sie auch zehnfach von einer chrwürdigen Akademie sanctionirt wären. In's volle warme Menschenleben hinein, Verehrtester! Lassen Sie sich doch einmal einen in der Pfütze herumpatschenden Dorfbuben lieber sein als die sublimste Idee. Der Letzteren bleiben Sie sicher; können Sie sich etwas Liebe zu dem rothhäckigen Menschendasein aneignen, dann sag ich Ihnen: Die mit Ihnen leben, haben Alle den Wettlauf nach dem Parnassus an Sie verloren.

Albert Lindner.

Das Theater in München.

Leute, deren Geschmack so beraitet ist, daß sie sich im Jahre des Heils 1872 noch mit der Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts befassen, behaupten, es habe im Jahre 1784 ein gewisser Herr Friedrich Schiller in einer öffentlichen Sitzung der kurfürstlichen Gesellschaft zu Mannheim einen Aufsatz vorgelesen, der das Theater führte: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet." Darin versprach er sich für Religion und Gesetze die kräftigste Wirksamkeit, wenn sie mit der Schaubühne in Bund träten, „wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemälden sastlich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorstellung ihre Mittel sast unsichtbar, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz an den Folgen der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verstiegt und die Wahrheit unbestechlich wie Rhadamanthus Gericht hält."

Was sich so ein Schwärmer nicht alles einbildet! Wir, die wir ein Jahrhundert später leben, wissen besser, daß wir, wenn wir in's Theater gehen, nur Einen Zweck haben: uns möglichst zu amüsiren. Und das denk' ich, sollte uns in einer Zeit doch fürwahr nicht verübelt werden, die so ernst ist wie die unsere. Zum Glück verstehen sich denn auch die Theater-Vorstände gut genug auf ihr Geschäft, um zu wissen, was den Kassen Vortheil und was Nachtheil bringt; und darum ersinnen sie ihnen durch den Willen eines ideal gesinnten Fürsten gezwungen, dem Publicum ausnahmsweise „sogenannte" classische Stücke mit ermäßigten Preisen vorzuführen, so bleibt ihm ja immerhin das praktische Mittel der Preiserhöhung in anderen Fällen, um den Riß wieder zuzuklopfen, den die ermäßigten Preise im Beutel herbeigeführt.

Von diesem Mittel machte wohl noch keine anständige Privatunternehmung einen so ausgedehnten Gebrauch wie die Generalintendanz der königlichen Theater in München, — ein sicherster Beweis dafür, daß es sich allzeit erprobt hat. Doch ländlich sittlich, deshalb wollen wir uns darüber nicht streiten.

Daß bei uns in München die Oper das Schauspiel ganz in den Hintergrund gedrängt hat, ist bekannt. Das hindert aber nicht im mindesten, daß wir noch immer keine Colocatursängerin von mehr als gewöhnlicher Bedeutung unser nennen dürfen. Wie es scheint, ist das königliche Hof- und Nationaltheater in München wirklich dazu ausersehen, Mozarts „Don Juan" nur alle zehn Jahre einmal zu hören, wenn der Zufall ihm eine gastirende Donna Anna zuführt.

Aber seien wir nicht ungerecht. Bekommen wir nicht Waffenschmied, Postillon, Rheingold, Trovbadour, Walküre, Waffenschmied, Walküre, Postillon, Trovbadour in recht anmuthigem Kreislaufe zu hören? Die „Zauberflöte" erfreut sich zwar einer Ausstattung, welche das Publicum jedesmal in die heiterste Stimmung versetzt, obwohl es Tempel und Tempelsain, Schlange und Löwen schon seit fünfzig Jahren kennt; aber ein reichenhahler Künstler, Herr Ferdinand Knab, hat im Auftrage der k. Hoftheater-Intendanz schon vor Jahren Skizzen zu neuen Deco-

Digitized by Google

rationen gemalt, die noch, wenn auch etwas verstaubt, in seinem Atelier zu sehen sind; und insofern es der Künstler nur erlebt, wäre es nicht ganz unmöglich, daß er auch noch den Auftrag erhielte seine Skizzen auszuführen.

Was das Schauspiel betrifft, so bietet es die reichste Abwechslung in — Repertoire-Abänderungen. Seit den Osterferien treffen durchschnittlich drei auf die Woche, was bei fünf bis sechs Darstellungen innerhalb gleicher Frist gewiß nur ganz mäßig genannt werden kann.

Als die königliche Hoftheater-Intendanz Fräulein Clara Ziegler contractmäßig den großen Urlaub bewilligte, hatte sie ohne Zweifel die bekannte Vorliebe der guten Jlse-Athener für den Besuch der Sommer-Bierkeller im Auge und verlegte deßhalb den Urlaub der Dame in die bessere Jahreszeit. Jst das Publicum durch die Abwesenheit des Fräuleins auf halbe Kost gesetzt, so mag es um so zufriedenern Gemüthes auf die Bavaria-, Spaten-, Hirschbräu- und andere Keller wandern und dort sich in beschiedenerliebenswürdiger Gemüthlichkeit auf ungehobelten Brettern, oder je nach Umständen auch auf Fäßern niederlassen, um den kühlen Nationaltrunk zu schlürfen und Käse und Rettige dazu zu verzehren.

Doch lassen wir Bier, Käse und Rettige und kehren wir zu unseren Musentempeln zurück.

Unter alten Theaterbesuchern geht ein dunkles unverbürgtes Gerücht, es habe einst zur Zeit der jungfräulichen Königin Elisabeth in England ein Schauspieler Namens Shakespeare gelebt, der einen Richard III., König Johann, Othello, Kaufmann von Venedig, Julius Cäsar und noch einige andere ziemlich gute Stücke geschrieben habe. Erfreute ich mich der persönlichen Bekanntschaft des Herrn Generalintendanten Excellenz wie z. B. der Theaterberichterstatter des „Neuesten Nachrichten" oder der Herr Doctor aus Trient, der die alte „Presse" in Wien bisweilen mit einem Aufzuge aus den Theaterkritiken der „Augsburger Abendzeitung" beglückt, den diese natürlich für eine Originalarbeit hält, so wäre mir wohl die Möglichkeit geboten Seine Excellenz auf besagten Shakespeare und seine Nebeiten aufmerksam zu machen. Aber unter den gegebenen Umständen muß ich darauf verzichten. Auch die Presse läßt sich nicht mit Erfolg dafür bemühen, weil der Herr Generalintendant keine auf seine Geschäftsleitung bezüglichen Artikel liest, wie man versichert. Und es wäre auch ganz unbillig ihm das zu verübeln. Wer sich bewußt ist das Rechte zu wollen, der läßt Gefahr durch Andere irre geführt zu werden, und ein tüchtiger Mann ist sich immer selbst genug.

Wir haben jetzt drei königliche Theater unter Einer Leitung. Die Schwierigkeit war schon groß genug, als der Hoftheater-Intendant nur das Hof- und National- und daneben das Residenztheater unterstellt waren, und nun kam gar noch das königliche Volkstheater auf dem Gärtnerplatz dazu, um das Kleeblatt vollständig zu machen.

Was die beiden ersten Bühnen betrifft, so wurde das Geschäft einigermaßen dadurch vereinfacht und erleichtert, daß dasselbe Personal ohne Unterschied auf beiden zu spielen verpflichtet ward und man dabei nur im kleineren Residenztheater die kleinere Oper und das Conversationsstück vorzugsweise cultivirte. Wäre es erlaubt die Mitglieder einer königlichen Hofbühne unter den Sammelbegriff „Truppe" zu subsummiren, so könnte man hier wohl von einer „Wandertruppe" sprechen, die heute im Hof- und National- und morgen im Residenztheater spielt.

Als der König in der wohlwollenden Absicht, den im Hinblick auf das auf Actien gegründete Volkstheater entstandenen neuen Stadttheil zwischen der Müller-, Frauenhofer- u. Wasserstraße vor dem Ruin zu bewahren, das auf die Gant gekommene Volkstheater erst pachtete und dann ankaufte und die artistische Leitung dem Dichter Dr. Herman Schmid u. die finanzielle dem k. Regierungsrathe Pfister übertrug, gelang es diesen Männern in kürzester Frist die Kosten so zu setzen, daß die Jahresrechnungen ohne Deficit abschlossen. Das war viel, mehr als man erwarten konnte. Das neue Volkstheater machte nur in Einer Beziehung Fiasko, als es vom Hoftheater einzelne Kräfte und auch diese nur ausnahmsweise herübernahm — ohne zu dem jahrmarktbudenmäßigen Mittel der Preiserhöhungen zu greifen.

Nun wurde auch diese Uebung auf das königliche Volkstheater übertragen und dadurch, wie mir scheint, ein arger principieller Verstoß gegen den Gedanken eines Volkstheaters begangen, — ganz abgesehen davon, daß die volksthümlichen Stücke bereits fast ganz vom Repertoire verschwunden und durch Nummern vom Repertoire der Hofbühne ersetzt worden sind. Auch die Essenbachiade scheint sich unter der Leitung des Generalintendanten in dem Volkstheater am Gärtnerplatz einbürgern zu wollen; das fehlte uns noch.

München, im Juni. **E. A. Zeguel.**

Notizen.

Man schreibt uns aus der Schweiz von Mitte Juli: Der Ende Juni mit Frankreich abgeschlossene Räumungsvertrag hat die Friedensstimmung der letzten Monate nur verstärken können und dadurch der Reiselust einen bedeutsamen Vorschub geleistet. Alle Hotels sind übercontinet und die Preise auch in den schweizer Pensionen in denselben Verhältnissen sehr erheblich gestiegen. Der rasche Abschluß jenes Vertrages, um nur die übrigen Milliarden zu sichergestellten Jncognito abholen. Die Stimmung gegen Deutschland hat sich im Ganzen merklich gebessert, wie sich das auch bei den von dem Züricher Schützenfest veranlaßten Reden und Toasten deutlich genug gezeigt hat. Der Anfang des Festes war zum Theil verregnet, was indessen dem Humor der Theilnehmer allem Anschein nach keinen sonderlichen Abbruch gethan hat. Auch die Züricher Blätter haben ihre gute Laune bewahrt. Einer derselben, das nicht ohne Geschick und Talent redigirt ist, die „Züricher Presse", machte in diesen Tagen die treffende Bemerkung, daß doch nicht Alles in Jelsiitismus oder Communismus aufzugehen brauche, vielmehr zwischen Weltpolitik und Petroleum ein Mittelweg sich werde finden lassen. . . Originell, nur in anderem Sinne, stellt sich auch die clericale „Neue Zuger Zeitung", die ihre vorletzte Nummer dreikreuzt in folgender Weise begann: „Mit Beginn des Sommers scheint die ganze große Politik stehen gegangen zu sein. Der ganze Durst, den die tödtliche Hitze der Buchdrucker allsährlich an Tagesliteratur zu erzeugen im Stande ist, gestaltet sich zu einem gräulichen Hunger, welchen unser Mann nicht etwa blos Lieblosen Mordthaten oder allerhand Ränke und Schwänke ist. Da gehen die Kaiser und Könige, die Minister und Generäle in's Bad und lassen Politik Politik sein, während der Zeitungsschreiber in Verzweiflung vor der Equipage steht und dem Mirakel nachsieht. Eine interessante preußische Leibdame gibt's halt nicht alle Tage. . . Was hilft ihm der kleine Conflict der ultzigen Provinzen mit den angestammten Beibern in Straßburg von wegen den französischen Straßenschildern u. s. w." . . . So das kleine Blatt, das, wie man sieht, ganz wie seine größeren infallibilistischen Glaubensbrüdern an anderen Orten auf die Berliner Politik nicht gut zu sprechen ist. „Urchig" soll übrigens nach dem Zeugniß einer hübschen Bernerin: thatkräftig, energisch bedeuten, und so kann man sich das Beiwort schon gefallen lassen. Außerhalb der clericalen Gegenden fand die Sympathien der Schweiz für Frankreich auf Null gesunken. Auch verirren sich hierher nur wenige französische Touristen. Einer derselben, ein Pariser, hielt sich mit uns einige Tage auf derselben Höhe, unweit des Vierwaldstätter Sees auf. Er raisonnirte nicht allzuviel gegen die Deutschen, fand im Uebrigen nur einen Russen, der seinen unverschämten Redeflus ertragen mochte, und reiste bald wieder ab. Als er vor einigen Tagen mit anderen neuen Gästen heraufkniff, befand sich zufällig auf dem Dach des Omnibus ein Züricher Steindl, welches der Kutscher unvorsichtig genug vom Städtchen am Fuße des Berges mitgebracht hatte. Eine alte Dame, die in dem Wagen saß, schwörte in tausend Aengsten, weniger vor dem Brandstoff als vor ihrem lebhaften Reisegefährten: sie hielt ihn für ein flüchtiges Mitglied der Pariser Commune und glaubte, er führe das für seine Aschchen nöthige Naß Petroleum überall mit sich. Man konnte die gute Frau nur mit Mühe beruhigen.

Digitized by Google

Inserate.

Hochinteressante Novität!

Am Szepter und Kronen.

Zeitroman von **Gregor Samarow.**

Erster Halbband. Preis 22½ Sgr. oder fl. 1. 18 kr. rh.

Dieser die großen Ereignisse des Jahres 1866, als Vorläufer von 1870, behandelnde **Zeitroman**, dessen Verfasser den höchsten leitenden Kreisen nahesteht, erregt durch die Andeutung der geheimsten Fäden der Geschichte, durch die Porträtähnlichkeit der auftretenden hervorragenden Persönlichkeiten, sowie durch die glänzende und elegante Form der Darstellung **allgemeines** Aufsehen.

Tribüne erscheint: Dreimal wöchentlich in Berlin, bringt: Tagesschau, pikante Notizen aus Stadt, Gesellschaft, Theater, unparteiische Börsenberichte, bunte Zeitung, interessante **Gerichtsverhandlungen**, Zeitgeschichtliches, **Romane, Novellen** u. s. w. und kostet bei allen Postanstalten, Zeitungsspediteuren **mit** der illustrirten humoristisch-satirischen Gratisbeilage:

„Berliner Wespen"

zusammen nur 1 Thaler vierteljährlich.

Insertionsorgan ersten Ranges. Preis der Petitzeile 3½ Sgr.

28,000 Auflage.

Berliner Wespen.

Illustrirtes humoristisches Wochenblatt.
Redigirt von Julius Stettenheim.
Illustrirt von G. Heil.
Verlag von B. Brigl in Berlin.

Man abonnirt bei allen Postanstalten und Buchhandlungen für den **Preis von 15 Sgr. vierteljährlich** auf die vom Publikum und von der gesammten Kritik als ein Wigblatt ersten Ranges anerkannten „**Berliner Wespen**".

Inserate: 7½ Sgr. die Petitzeile durch die Annoncen-Expedition von Haasenstein & Vogler in Berlin, Hamburg, Lübeck, Leipzig, Dresden, Breslau, Prag, Wien, Lausanne, Genf, Zürich, St. Gallen, Basel, Stuttgart, München, Nürnberg, Frankfurt a. M., Köln.

Durch alle Buchhandlungen und durch jedes Postamt ist zu beziehen:

Zeitung des Vereins
Deutscher
Eisenbahn-Verwaltungen.

Red.: **Dr. W. Koch.** — Commissionär: **Adolph Refelshöfer** in Leipzig.
Wöchentlich 3 Nummern à 1 — 2 Bogen. gr. 4°.
Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Inserate werden à 1½ Ngr. pr. Zeile, 1900 Beilagen in 4° zu den durch den Buchhandel und die Eisenbahnen bezogenen Exemplaren für 3 Thlr., 2500 Beilagen einschliesslich der von der Post bezogenen Exemplare für 5 Thlr. angenommen.

Die Eisenbahn-Vereins-Zeitung bringt ausser den officiellen Bekanntmachungen der Deutschen Eisenbahn-Verwaltungen in Leitartikeln über die wichtigsten, das Eisenbahnwesen betreffenden Materien, in zum grossen Theil officiellen Correspondenzen etc. Alles, was für das direct oder indirect bei den Eisenbahnen interessirte grosse Publicum von Wichtigkeit ist. Alle das Eisenbahnwesen betreffenden finanziellen, national-ökonomischen, statistischen und juristischen Tages-Fragen sowie die neuen technischen Erfindungen des Eisenbahnwesens werden in ihr besprochen. Besondere Berücksichtigung findet in derselben die Darstellung der so rasch vorwärtsschreitenden Ausbreitung der Eisenbahnen, namentlich in Europa und Nordamerica. Auch das Dampfschifffahrts-, Post-, Telegraphenwesen das übrige Verkehrswesen Deutschlands und des Auslandes findet in der Zeitung thunlichst seine Vertretung. **Inserate finden zweckmässigste Verbreitung.**

Königlich Rheinisch-Westphälische
Polytechnische Schule zu Aachen.

Beginn der Vorlesungen Anfang October d. d. Jahres. Programme, Aufnahme-Bedingungen ꝛc. von dem Director, Baurath **v. Raven**, franco gegen 8 Sgr. in Briefmarken.

Soeben ist erschienen:
Der
Rechtsstaat
von
Dr. **Rudolf Gneist.**
Broschirt. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: I. Die Stellung der Frage. II. Der Rechtsstaat im historischen und philosophischen Sinne. III. Der Rechtsstaat in England. IV. Der Rechtsstaat im deutschen Reich. V. Der Rechtsstaat im Territorialstaat. VI. Die Negation des Rechtsstaats in den französischen Verfassungen. VII. Die Rückwirkung der französischen Lehren. VIII. Die Auflösung des Rechtsstaats. IX. Erfolglosigkeit der gesellschaftlichen Bestrebungen. X. Die Bemühungen des deutschen Juristenstandes. XI. Der archimedische Punkt des Rechtsstaats. XII. Beruf der deutschen Juristen. — Anmerkungen.
Verlagsbuchhandlung von **Julius Springer** in Berlin.

Neuer Verlag von **R. Oppenheim** in Berlin.
H. B. Oppenheim.
Der Kathleder-Socialismus.
8°. geh. Preis 15 Sgr.

Ferdinand Lassalles
sämmtliche Schriften sind stets durch den Unterzeichneten zu den allerbilligsten Preisen zu beziehen und ersucht derselbe alle jene darauf reflectirenden Abnehmer, sich brieflich an selbigen zu wenden, um ein vollständiges Preisverzeichniß der Schriften zu erhalten; als ganz neu empfiehlt Unterzeichneter die berühmte Kritik gegen den bekannten **Literarhistoriker** Herrn **Julian Schmidt** à 12½ Sgr. von **F. Lassalle** zur weitesten Verbreitung.

Alle Briefe und Anfragen werden franco gegen franco versandt sowie erbeten. Einer besten Bestellung dieser ausgezeichneten Schriften entgegensehend unterzeichnet sich

achtungsvoll

Leipzig, den 20. Juli 1872.

Julius Rötbing.
Neukirchhof 36.

Soeben erschien im Verlag von **A. Kröner** in **Stuttgart** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Venus Urania.
Satyrisches Epos
von
Ernst Eckstein.
14 Bogen klein 8°. — Preis 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr. rhein.

Die früher erschienenen humoristischen Dichtungen **Ernst Ecksteins** („Schach der Königin" — „Der Stumme von Sevilla") haben bei allen Freunden der heiteren Muse so lebhaften Beifall gefunden, daß auch dieses neueste Werk des jungen Poeten, welches überdies nach Form und Inhalt einen bedeutenden Fortschritt bekundet, sicher mit Interesse aufgenommen werden wird.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 3. August 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die deutsche Unfehlbarkeitsbewegung von Eduard v. Hartmann. — Karl Theodor von Schön. Aus dem Nachlaß Barnhagens von Ense mitgetheilt von Ludmilla Assing. — Literatur und Kunst: Trendelenburg und Hegel von Karl Rosenkranz. — Aus Alt- und Neu-Wien. Skizzen von Bauernfeld. — Der Dichter und das Platt von Klaus Groth. — Erinnerungen an die Journalistentage II. von Paul Lindau. — Inserate.

Die deutsche Unfehlbarkeitsbewegung.

Von Eduard v. Hartmann.*)

Wohl selten war die Welt Zeuge eines wunderbareren Schauspiels als der gegenwärtigen Bewegung der gebildeten Katholiken gegen die Unfehlbarkeit. Ein geachteter Gelehrter und Geistlicher, der einem Könige persönlich nahesteht und sich in einem Lebensalter befindet, welches auf Erden nichts mehr zu gewinnen und zu verlieren hat, vielmehr wohlerworbene Ansprüche auf Versetzung in den Ruhestand verleiht, sieht sich veranlaßt, der Entscheidung des Concils gegenüber seine in gelehrten Arbeiten begründete wissenschaftliche Ueberzeugung festzuhalten und gegen die Anforderung, dieselbe zu verleugnen, öffentlich zu protestiren. Nun sollte man denken, nichts sei natürlicher als solch' ein Protest, bei dem der Protestirende nichts, rein gar nichts riskirt und eine Erhöhung seines Rufes als Mensch und Gelehrter gewinnt. Wir aber mußten es erleben, daß man diesen Mann als Märtyrer und Heros feierte, als ob die Ablehnung einer menschlich verletzenden Anforderung und die Motivirung mit den längst bekannten Gründen etwas Absonderliches wäre, was auf mehr als die negative Ehre Anspruch hätte, seine schlichte Schuldigkeit als sich selbst achtender Mensch gethan zu haben in einem Falle, wo nicht die geringste persönliche Gefahr oder Einbuße damit verknüpft war. Niemand soll gehindert werden, Demjenigen Dank zu wissen, welcher das passend ausspricht, was auch ihn bewegt; aber darin einen Heroismus oder gar ein Martyrium finden wollen kann nur ein Volk, das die beschämendsten Erfahrungen gemacht hat an Denjenigen, welche berufen waren seine Interessen gegen römische Herrschsucht zu wahren und die in sie gesetzten Erwartungen schmählich getäuscht haben. Hätten die deutschen Bischöfe nach Pflicht und Schuldigkeit abgestimmt, wie es ihre Ueberzeugung forderte, dann hätte den Concilsbeschlüssen die moralische Einstimmigkeit gefehlt, welche sie jetzt thatsächlich besitzen, weil die Opposition sich vor der Abstimmung scheu zum Hinterthürchen hinausdrückte. Niemand hat sie gehindert, dazubleiben und „Nein" zu sagen, wenn nicht der heilige Geist oder — der Gott dieser Welt (2. Cor. 4, 4). Indem sie aber die einstimmig gefaßten Concilsbeschlüsse nachträglich durch ihre Unterwerfung bestätigten, vernichteten sie zugleich den moralischen Eindruck ihrer ursprünglichen Opposition und schnitten dadurch den Gegnern der Unfehlbarkeit den letzten möglichen formellen Einwurf gegen die kirchenrechtliche Gültigkeit der Concilsbeschlüsse ab. Denn ganz unhaltbar ist es, zu sagen, das Concil sei schon nach seiner Zusammensetzung kein ökumenisches gewesen, da noch nie und nirgends die Prüfung der rechtmäßigen Zusammensetzung eines Concils oder Parlaments einem andern Forum unterstanden hat als diesem Körper selbst. Eine Anzweiflung der rechtskräftigen Zusammensetzung des Concils wäre also nur möglich auf Grund eines von einer wenn auch noch so kleinen Minorität gegen dieselbe erlassenen unzweideutigen Protestes, welcher alle Beschlüsse dieses Concils im Voraus für formell unverbindlich erklärt hätte. Ebenso könnte jetzt nachträglich die Freiheit der Berathung nur dann angezweifelt werden, wenn die dieselbe einschränkende Geschäftsordnung bereits auf dem Concil selbst nicht nur schüchtern

*) Die Einsendung des obigen Aufsatzes begleitete der Verfasser mit dem folgenden Schreiben:

Driburg, den 13. Juli 1872.

Geehrter Herr Redacteur!

Beigehend erlaube ich mir, Ihnen einen fast ein Jahr vor Entstehen Ihres Blattes niedergeschriebenen Aufsatz zur nachträglichen Veröffentlichung ergebenst zu überreichen. Wenngleich Ihr Journal der besprochenen Frage schon viel Raum gewidmet hat, so vermag vielleicht gerade der von der gewöhnlichen Behandlungsweise des Gegenstandes abweichende Standpunkt der Sache ein erneutes Interesse abzugewinnen. Wenn die Veröffentlichung gleich nach der Abfassung unterblieben ist, so war daran, wie mir mehrfache Zuschriften geachteter Redactionen bewiesen, eben dieser abweichende Standpunkt schuld, der, obwohl in der Stille häufig getheilt, doch zu Opportunitätsbedenken Veranlassung gab, die noch vor einem Jahre nicht ganz ohne Berechtigung schienen. Nachdem jedoch die Beschlüsse des vorjährigen Altkatholikenconcils hinlänglich selbständiger Gemeindebildung leerer Schall geblieben sind und die Bewegung im Laufe dieser Zeit um gar nichts vorgerückt ist, dürfte das Herannahen des diesjährigen Altkatholikencongresses als ein geeignetes Motiv erscheinen, um sich über die Bedenken allzuzarter Schonung hinwegzusetzen und den Gegnern der Unfehlbarkeit mit lauter Stimme das ernste Mahnwort zuzurufen, daß man mit schwächlichen Halbheiten nicht Geschichte macht, sondern daß Großes nur entspringt aus einem klaren starken Willen, der den Muth seiner Consequenzen hat. Wenn der beifolgende Aufsatz sich hauptsächlich gegen eine Person wendet, welche heute der allgemeinen Aufmerksamkeit schon wieder mehr entrückt ist, so wird dies vielleicht dadurch aufgewogen, daß er nicht erst heute aus der Ungeduld über die augenblickliche Resistlosigkeit der altkatholischen Bewegung entsprungen ist, sondern daß er aus der Beschaffenheit der bisherigen Zielpunkte dieser Bewegung diese Unfruchtbarkeit im Voraus als nothwendig deducirt.

Mit hochachtungsvollem Gruße

Ihr

ergebener

Eduard v. Hartmann.

Digitized by Google

getadelt, sondern als eine die Verbindlichkeit der Beschlüsse formell vernichtende laut und offen proclamirt worden wäre. Keines von beiden ist geschehen, vielmehr haben nach einigen mißglückten Abänderungsversuchen sämmtliche Conciliumsglieder durch ihre Theilnahme an den Verhandlungen ihre stillschweigende Einwilligung zu verstehen gegeben, dieses Concil als ein freies ökumenisches anzuerkennen; und dies würde mit ihrer protestlosen Enthaltung an der entscheidenden Abstimmung genügen, um die Beschlüsse rechtskräftig zu machen, selbst dann, wenn die Opposition dieselben nicht ausdrücklich nachträglich als solche anerkannt hätte.

Wenn hiernach die Concilsbeschlüsse für alle Katholiken als Beschlüsse der unfehlbaren Kirche durch ihr berufenes Organ volle Verbindlichkeit haben, so bedeutet allerdings jede Auflehnung gegen die Anforderung, sich diesen Beschlüssen zu unterwerfen, nichts geringeres als ipso facto einen Austritt aus der katholischen Kirche. Es würde also zu einem solchen Schritte freilich der Muth erforderlich sein, den jeder aus irgendwelchem Grunde aus der katholischen Kirche Ausscheidende braucht (wozu übrigens heutzutage so gut wie gar keiner gehört), — aber Döllinger und Genossen sind völlig blind gegen diese Consequenz, daß sie moderne Protestanten sind, und brauchen deshalb nicht einmal den Muth des Convertiten, da sie den wahren und echten Katholicismus zu vertreten wähnen. Unbegreiflich aber ist es, wie ein so gelehrter Theologe sich in den Irrthum verwickeln kann, daß er sich berechtigt glaubt, von seinem Standpunkt als gläubiger Katholik Kritik und Superrevision üben zu dürfen an dem sachlichen Inhalt der Beschlüsse dieses Concils, dessen formelle Rechtsbeständigkeit er gar nicht bestreiten kann, und auch thatsächlich in seiner Antwortschrift an seinen vorgesetzten Bischof nicht antastet. Indem er sich und der wissenschaftlichen Kritik die Berechtigung einer solchen Superrevision zuschreibt, verläßt er ja augenscheinlich den Standpunkt des katholischen Glaubens, welcher Unfehlbarkeit der Kirche in ihren Concilien lehrt und unbedingte Unterwerfung der rationellen und wissenschaftlichen persönlichen Ueberzeugung unter die Lehren der unfehlbaren Kirche fordert. Wenn der schlagendste historische oder rationelle Nachweis von der Widersinnigkeit solcher Lehren eine berechtigte Instanz gegen das Postulat des Glaubens gäbe, so würde Döllinger mit demselben Rechte und als unausweichliche Consequenz die Dogmen früherer Epochen, ja sogar des neuen Testaments selbst seiner wissenschaftlichen Kritik unterziehen müssen, und die Annahme oder Ablehnung derselben von dem Resultat dieser Superrevision abhängig machen müssen. Wenn er die Unfehlbarkeit des Papstes verwirft, weil verschiedene Päpste sich widersprochen haben, so muß er nach demselben Kriterium die Unfehlbarkeit der Kirche verwerfen, weil verschiedene Concilien sich widersprochen haben, ja sogar die Unfehlbarkeit der Evangelien verwerfen, weil sie sich widersprechen. Wenn Petrus vom heiligen Geist inspirirt unfehlbare Bücher schrieb, warum soll denn derjenige, den Döllinger für den Nachfolger Petri hält, nicht ebensalls durch Inspiration des heiligen Geistes in Glaubenssachen unfehlbar sein können, sondern erst mit dem Concil unfehlbar sein? Oder meint Döllinger etwa, daß es für den heiligen Geist umständlicher sei, den einen Papst allein zu inspiriren als den Papst sammt einigen hundert Concilsvätern? Wenn er sich für befugt erachtet, das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit zu bestreiten, weil er die Interpretation der betreffenden Bibelstellen für unrichtig und die angeblichen Citate aus Kirchenvätern für gefälscht erklärt, so muß er sich consequenter Weise das Recht vindiciren, die historische und philologische Kritik der Echtheit auf alle Urkunden aller Glaubensstäge auszudehnen, und alle Dogmen zu verwerfen, insofern sie aus Interpretationen von Schriftstellen hervorgehen, welche wissenschaftlich nicht haltbar sind, oder ihm persönlich nicht haltbar erscheinen. Damit wäre aber das Fundament des katholischen Glaubens verlassen und der Standpunkt des liberalsten Protestantismus acceptirt, der nicht etwa in einer Summe bestimmter theologischer Dogmen, sondern in der Freiheit der Prüfung und des Protestes gegen jede nicht vor der Prüfung bestehende Autorität beruht. Katholisch im Sinne universeller Allgemeinheit des Christenthums will ja der Protestantismus auch sein, aber er will diese Katholicität realisiren als organische Einheit des Verschiedenen und Mannichfaltigen, nicht wie der Katholicismus in der historischen Bedeutung des Worts durch zwangsweise durchzuführende Uniformität des Glaubens und unmündigen blinden Gehorchens, welche jede volksthümliche Eigenart und individuelle Eigenthümlichkeit vernichtet. Weil Döllinger diese prinzipielle Identität seines jetzigen Standpunkts mit dem des Protestantismus nicht zugeben will, weil er Katholik im historischen Sinne bleiben will, und doch sich weigert dem Glauben das Opfer seiner wissenschaftlichen Vergangenheit zu bringen, darum geräth er in einen doppelten Widerspruch: erstens in einen wissenschaftlichen, indem er in gleichen Fällen denselben kritischen Maßstab das eine Mal anwendet das andere Mal nicht, und zweitens in einen mit seinem angeblich festgehaltenen katholischen Glauben, welcher doch die durch ein ökumenisches Concil festgestellten Glaubenssätze über jede wissenschaftliche oder persönliche Kritik stellt. Als gläubiger Katholik kann Döllinger nur so schließen: da das neue Dogma der Unfehlbarkeit im Widerspruch ist mit meinen wissenschaftlichen Nachweisen von der Unrichtigkeit der Behauptung, daß dieses Dogma immer in der Kirche gegolten habe, da ferner das Concil durch Annahme dieses Glaubenssatzes implicite erklärt hat, daß derselbe immer in der Kirche gegolten habe, so müssen meine Nachweise falsch sein, — denn die Kirche ist unfehlbar in ihren Concilsbeschlüssen. Wenn aber Döllinger gar ein Colloquium verlangt, um mit wissenschaftlichen Gründen zu beweisen, daß die unfehlbare Kirche im Unrecht, und seine menschliche Einsicht im Recht sei, so kann die Kirche einer solchen Naivetät gegenüber in der That nichts erwidern als: Roma locuta est. Döllingers Nachweise waren vor dem entscheidenden Concilsbeschluß ganz an ihrem Platz. Da war es Sache aller Katholiken, zu erwägen, ob es zulässig und wohlgethan sei, den Dogmen von den trotz ihrer Widersprüche unfehlbaren Schriften der Bibel und von der trotz ihrer Widersprüche unfehlbaren Kirche noch das Dogma von den trotz ihrer Widersprüche unfehlbaren Päpsten an die Seite zu stellen. Nach der Annahme desselben kann man allen Katholiken nur ein „Zu spät!“ zurufen, wenn sie mit nachträglichen Erwägungen kommen. Jetzt heißt es wie bei den andern Dogmen: „Selig, wer da nicht siehet und doch glaubet!“ Nur der kann ohne Selbstwiderspruch sich die menschliche Selbstachtung wahren, der mit der Unfehlbarkeit des Papstes zugleich die der Kirche, d. h. den katholischen Glauben selbst vernicht, oder aber wer seine Vernunft in Demuth den Entscheidungen der Kirche unterordnet.

Wenn dem Katholiken als solchem das Recht abgesprochen werden muß, den Inhalt der von der unfehlbaren Kirche einmal sanctionirten Glaubenslehren der Superrevision seines irthumsfähigen Verstandes unterwerfen zu wollen, so muß der Versuch noch weit unstatthafter erscheinen, die theologischen Kenntnisse der Concilsmitglieder zu kritisiren, und aus dem Ausfall dieser Kritik sich Rückschlüsse auf den Werth des von ihnen creirten Dogmas zu erlauben. Ein solches Verfahren involvirt unmittelbar den Unglauben an die Einwirkung des heiligen Geistes auf das Concil im Augenblick der Abstimmung, welche doch unmöglich als durch zufällige menschliche Umstände (wie Maß und Richtung theologischer Kenntnisse) bedingt gedacht werden darf, wenn nicht die Jünger Jesu, welche meist ungelehrte Fischer und Handwerker waren, bei einer solchen Annahme sehr verlieren sollen. Ob und wann die Concilsväter genug berathen hatten und zur Abstimmung schreiten konnten, wird wohl die Vorsehung, speciell der heilige Geist, noch besser gewußt haben als Herr von Döllinger. Es verbirgt sich in diesem Punkte recht deutlich der Unglaube Döllingers an die Unmöglichkeit einer neuen Dogmen-

Digitized by Google

verkündung gegen den Willen der Vorsehung und des heiligen Geistes, und springt hier besser als anderswo in's Licht, daß seine Opposition den Unglauben an die Unfehlbarkeit der Kirche überhaupt involvirt. Aber er geht noch weiter: er verurtheilt das von Christus abgelehnte Imperium dieser Welt, die von Petrus allen und sich selbst verbotene Herrschaft über die Gemeinden, und setzt sich hiermit in unversöhnlichen Widerspruch mit der ganzen Geschichte des römischen Katholicismus, die nur ein systematisches Streben nach der Universaltheokratie ist. Hiernach müßte er aber nicht blos das Täpselchen auf dem i dieser Theokratie: die Unfehlbarkeit des Papstthums, sondern die gesammte Einrichtung der römischen Hierarchie bekämpfen, von welcher letztere nur die streng logische Consequenz, der unvermeidliche Schlußstein des Gewölbes ist, von dem nur das zu verwundern, daß er erst so spät dem imposanten Bau der Hierarchie eingefügt wurde.

Dies ist der Punkt, wo Döllinger, nicht genug, daß er in Widerspruch mit sich und seinem Glauben geräth, auch einen Mangel an historischem und geschichtsphilosophischem Verständniß bekundet. So lange es eine römisch-katholische Kirche gibt, hat dieselbe im Widerspruch mit den Lehren Christi und Petri sich das Imperium und die Unfehlbarkeit zugeschrieben, und sich in Folge dessen ihren Mitgliedern gegenüber das Recht des Herrschaftszwanges und des Glaubenszwanges vindicirt; und daß sie dies gethan hat, war eine nothwendige Consequenz der von ihr vertretenen historischen Idee der Universaltheokratie, der fruchtbarsten politischen Idee des ganzen Mittelalters, welche berufen war, die Sprödigkeit der einander feindlichen nationalen Beschränktheiten mildernd in einem höheren Princip zu versöhnen und den modernen Kosmopolitismus der reinen Humanität vorzubereiten. So lange es eine römisch-katholische Kirche gab, war dieselbe ausschließlich aus clericalen Elementen constituirt, denen gegenüber das Laienthum rechtlos und einflußlos war. Die geistliche Aristokratie trug aber von Anfang an den monarchischen Keim in sich; und wie keine Aristokratie auf die Dauer den Uebergriffen des Absolutismus widerstehen kann, wenn sie sich nicht auf den Demos stützt, so mußte auch in der römischen Hierarchie die einfache Logik der Thatsachen dazu führen, das Princip des Imperiums immer straffer und concentrirter auszubilden und endlich in der Einheit des absolutistischen Willens culminiren zu lassen. Ob der so wie so rechtlose Demos bei einem solchen Umwandlungsproceß des aristokratischen Imperiums in ein absolutistisches gewinnt oder verliert, ist eine schwierige Frage; in der Regel gewinnt er dabei, da ein einköpfiger Herrscher im Ganzen erträglicher ist als ein vielköpfiger, und da der absolute Monarch ihm mehr Interesse zuzuwenden pflegt als die im Kastengeist erstarrte Aristokratie; — in diesem besonderen Falle aber verliert er, insoweit es sich um Deutschland handelt, da der historische Gegensatz des Germanismus gegen den päpstlichen Romanismus ein unüberwindbarer ist. Freilich ist es ein großer Irrthum, wenn man glaubt, das katholische deutsche Volk in seiner Masse gegen die Unfehlbarkeit erhitzen zu können; es hat von dem Papst schon seit lange einen so hohen Begriff, daß ihm der Unterschied: ob er blos mit, oder auch ohne das Concil unfehlbar sei, viel zu subtil ist, um einen sich darum drehenden Streit wichtig genug zu finden. Das niedere Volk hat den ganz richtigen Instinct, daß das neueste Dogma die natürliche und selbstverständliche Consequenz des katholischen Princips ist; und gerade soweit als die Treue seines katholicismus noch unangefressen ist von particularistischem Nationalbewußtsein oder zersetzenden modernen Einflüssen, gerade soweit hat es die Unfehlbarkeit willig acceptirt. Wie sich die geistliche Aristokratie Deutschlands dazu hat hergeben können, freiwillig den letzten Rest von ihrer Selbstständigkeit und ihrem Einfluß an den Papst abzutreten, das ist freilich ein anderes Problem, — ein Problem, das unlösbar scheint, so lange man nicht einsieht, daß der Rest, den sie geopfert, schon lange ein bloßer Schatten war, für dessen Aufgeben sie reelle Vortheile eingetauscht hat. Es ist dies ein ähnlicher Proceß wie die freiwillige Umwandlung des selbstständigen Feudaladels in abhängigen Hofadel, um von dem Glanz und der Macht des Fürsten zu prostiren. Das Eine aber ist dabei unverzeihlich, daß die deutschen Bischöfe den letzten, wenn auch vielleicht nur imaginären Rest kirchlicher Selbstständigkeit des katholischen Deutschlands an Rom ausgeliefert haben. Und diesen Abfall vom idealen Widerstand des Germanismus gegen den Romanismus wird ihnen der deutschfühlende Theil der deutschen Nation nie verzeihen. Ich sage: der deutschfühlende; denn nur insoweit noch ein Rest des nie erloschenen Widerspruchs des germanischen Bewußtseins gegen den römischen Katholicismus in den Herzen deutscher Männer vorhanden ist, nur insoweit, als sie unbewußt Nichtkatholiken gewesen sind, nur insoweit kann diese letzte Erfüllung des katholischen Princips Trauer und Verstimmung erregen. Nur insoweit, als selbst Döllinger unbewußt Nichtkatholik war, konnte er die drohende staatliche Verwirrung des deutschen Reiches als Instanz gegen einen Ausspruch der unfehlbaren Kirche, gegen das Organ des heiligen Geistes anrufen; denn als Katholik mußte er wissen, daß man Gott mehr gehorchen soll als den Menschen und der staatlichen Ordnung, und daß er es der Vorsehung überlassen müsse, auf welche Weise sie ihre durch den Mund der Kirche definirten Wahrheiten mit dem Wohle der Völker und speciell des deutschen Volkes vereinbaren werde.

Den großen Vortheil aber hat Deutschland erlangt, daß die Situation jetzt völlig geklärt ist. Wir wissen jetzt, daß der vielhundertjährige Proceß: *episcopatus contra papam* ausgespielt hat, daß der gesammte Clerus nur noch ein willenloses Werkzeug in der Hand des absoluten Papstes ist, von dem nichts, gar nichts mehr für den sittlich religiösen Aufschwung des deutschen Volkes zu erwarten steht, und daß, wenn der katholische Theil Deutschlands nicht in den Fesseln pumpen römischen Glaubenszwanges verschmachten und zu ewiger Unmündigkeit verurtheilt bleiben soll, ein neuer Proceß von jetzt an beginnen muß: *populus contra clerum*, — ein Proceß, in welchem mit dem römisch-katholischen Princip, dem Glaubenszwang und der hierarchischen Bevormundung des rechtlosen Laienthums gebrochen wird, und an dessen Stelle die urevangelischen Principien der Gewissensfreiheit und Gemeindefreiheit gesetzt werden. Nur eine religiöse Revolution im weitesten Sinne kann diesen Umschwung hervorbringen. Damit so etwas aber möglich sei, müssen sich zunächst die gebildeten Katholiken klar machen, daß mit künstlichem Schaufment gegen das Täpselchen auf dem i nichts erreicht wird, daß eine solche Agitation gegen relativ so gleichgültige und kleinliche Nebendinge nothwendig im Sande verlaufen muß, und daß der Volksinstinct viel zu gesund ist, um auf eine solche anzubeißen, daß man daher vor allen Dingen den Muth haben muß, den wirklichen Sachverhalt sich einzugestehen und dem Volke klar zu machen, ehe man die Agitation beginnt, — statt wie jetzt den furchtbaren Riß zwischen den echtkatholischen Principien des Syllabus und dem modernen Bewußtsein mit den Schönpflästerchen verschämter Proteste verkleben zu wollen. Welcher Gebildete, der in der Geschichte die Bedeutung und Tragweite der Proteste des 16. Jahrhunderts gegen die römisch-katholische Theologie und Hierarchie kennen gelernt hat, soll heute noch ein Interesse an Bestrebungen nehmen, die weiter hinter jenen zurückstehen, anstatt um 3 Jahrhunderte rapider Entwicklung über dieselben hinausgegangen zu sein. Das 16. Jahrhundert ist freilich für das 19. ganz ebenso zur staubigen Scharteke geworden wie das 11.; aber ein widerspruchsvolles Mittelding zwischen 11. und 16. Jahrhundert ist todter als beide. Gerade das muß man jetzt dem Volke vor Allem klar machen: daß es sich heute nicht um den Kampf gegen irgend welches religiöse Dogma handelt, sondern um den alten Kampf germanischer Freiheit gegen römische Zwangsuniformirung des Geistes, um den Kampf berechtigter Selbstständigkeit und Selbstbestimmung der christlichen Gemeinden gegen die

Digitized by Google

priesterliche Anmaßung eines der heiligen Schrift widersprechenden Imperiums, dessen neueste Phase den deutschen Michel nur deshalb so choquirt, weil er in gewohnter Gutmüthigkeit an die Consequenzen des ihm längst vor Augen liegenden Princips nicht hat glauben wollen. Das wird das deutsche Volk verstehen; das Geschrei über die päpstliche Unfehlbarkeit wird ihm immer unverständlich bleiben.

Was glauben denn die protestirenden Herren mit ihren Protesten gegen eine unwiderruflich feststehende Thatsache zu erzielen? Wollen sie damit ihren Austritt aus der bestehenden Kirche erklärt haben, oder wollen sie damit die Excommunication über die Anhänger der Unfehlbarkeit verhängt haben (wozu nebenbei nur Priester berechtigt sind)? In beiden Fällen müßten sie sich doch schleunigst unter Geistlichen von gleicher Ueberzeugung constituiren und staatliche Anerkennung unter irgend welcher Sonderbezeichnung (meinetwegen als „Altkatholiken") fordern. Ein Zögern in der Neuconstituirung kann nur entweder durch einen kirchlichen Indifferentismus erklärt werden, welcher ihnen das Recht entzöge, in kirchlichen Angelegenheiten mitzusprechen, oder aber durch die unglaubliche Verblendung, von einer Restitution des kirchlichen status quo ante zu träumen, zu welcher Hoffnung bei dem Einverständniß des gesammten Clerus mit dem Papst und der unbedingt beizubehaltenden Nichteinmengung der Staaten in kirchliche Angelegenheiten in der That ein Maximum von politischer Kurzsichtigkeit gehört. Im Uebrigen hat ein solcher Protest nicht mehr Bedeutung als der eines Reisenden, welcher einem Wegelagerer seine Börse zwar willig auslieferr, aber doch nur unter feierlichem Protest überreicht. Die katholische Kirche ist viel zu klug, um Laien gegenüber einem solchen Proteste die Folge zu geben, welche ihm eo ipso beiwohnt: die Ausstoßung aus der Kirche; sie weiß ganz genau, daß sie durch Ignoriren solcher Proteste erreicht, was sie will, nämlich, daß die Nachkommen der Protestirenden sich ihr stillschweigend unterwerfen. Oder glauben die Herren Protestirenden die Taufe ihrer Kinder durch einen katholischen Priester unter dem Protest gegen das neue Dogma vornehmen lassen zu können? Oder glauben sie ihre Kinder der Taufe auf den katholischen Glauben (einschließlich des neuesten Dogmas) entziehen zu können, so lange sie nicht aus dieser Kirche ausscheiden und sich eigene Priester ordiniren? Nein, nach den Gesetzen unserer deutschen Staaten muß so der Gedanke ihre Kinder zum Taufbecken des Dieners des unfehlbaren Papstes schleppen, wenn sie nicht für Anstellung von Priestern ihres Glaubens Sorge tragen. Wozu also das Schauspiel eines feierlichen Protestes, der, von vornherein von dem Fluch der Unfruchtbarkeit geschlagen, auf den unparteiischen Zuschauer bei der Unproportionalität seiner anspruchsvollen Form und seiner Zwecklosigkeit nicht anders als komisch wirken kann!? (Von dem Richterstuhl der als irrend beschuldigten Kirche „an den Richterstuhl Gottes appelliren" ist denn doch eine das protestantische Princip der persönlichen Gewissensfreiheit nur pomphafter einkleidende Phrase.) Die Entrüstung des gebildeten Deutschland bei den Beschlüssen des Tridentinischen Concils war weit gerechtfertigter und weit größer als die gegenwärtige; Menschenalter lang wiegte man sich in die damals nicht absolut aussichtslose Hoffnung einer Revision dieser Beschlüsse ein, — und wer denkt heute noch daran, daß seine Väter gerade durch diese trügerische Hoffnung sich von entscheidenden Schritten abhalten ließen, wer würde heute nicht verwundert seinen Kopf schütteln über einen Katholiken, der zwar Katholik zu sein behauptet, aber vorbehaltlich eines Protestes gegen die Beschlüsse des Tridentinum? Ganz dasselbe wird aber in weniger als einem Menschenalter in Bezug auf die so einstimmig wie vielleicht nie zuvor gefaßten Beschlüsse des Concils von 1870 der Fall sein, wenn die Protestirenden mit dem leeren Schall der verhallenden Worte ihres Protestes dem deutschen Gewissen genug gethan zu haben glauben.

Um den ernsten Kampf mit der römischen Hierarchie beginnen zu können, dazu muß zunächst eine Vorbedingung erfüllt werden, welche nicht unmittelbar in den Händen der Gebildeten ruht: ich meine: der Staat muß aufhören die Hierarchie zu stützen und zu schützen, und muß der organischen naturgemäßen Entwicklung der religiösen Bewegung freie Bahn geben. Die Hierarchie hätte niemals so festen Boden in Deutschland fassen können, wenn nicht der staatliche Absolutismus in ihr das beste Mittel erkannt hätte, um die Canaille im Zaume zu halten. Nach dem Gesetz der Beharrung haben sich die Traditionen des absolutistischen Staats auf die constitutionellen übertragen, und man hat noch wie vor der Kirche ihre Herrschaft garantirt und ihr den Gendarmen zur Verfügung gestellt, weil sie als Gegenleistung die Wächter im Sinne der Regierung zur Urne trieb. Die großartigen Umwälzungen der letzten Jahre haben aber den Staat gelehrt, ein wie zweischneidiges Schwert das Bündniß mit der Hierarchie ist, und das letzte Concil hat den Bruch zwischen den Tendenzen der römischen Hierarchie und den Lebensinteressen des modernen Staates zu einem unheilbaren gemacht. (Der Syllabus, der nunmehr ja ein für alle Katholiken verbindliches Decret des unfehlbaren Papstes geworden ist, erklärt, Völker ihrer Ehre entbinden und Fürsten absetzen zu dürfen.) Jetzt erst hat der Staat den Kopf völlig frei, um das alte (erst neuerdings in Paris bestätigte) Wort zu begreifen, daß die gebildetsten und aufgeklärtesten Bürger am leichtesten zu regieren sind, wenigstens dann, wenn doch einmal durch den Constitutionalismus das Princip der absoluten Autorität gebrochen ist. So werden die Concilsbeschlüsse auch dahin höchst segensreich wirken, dem modernen Staate die Augen darüber zu öffnen, daß er keinen ärgeren Feind haben kann, als das katholische Princip, welches nur so lange ihn zu dulden scheinen kann, als es zu ohnmächtig ist ihn zu zermalmen und die universale hierarchische Theokratie an seine Stelle zu setzen. Das Concil also ist es, dem Deutschland auch für die Vorbedingung zur Ausnahme des großen Kampfes mit Rom mehr verdankt als irgend einem anderen Umstand. Erkennt erst einmal der Staat seinen unversöhnlichsten und gefährlichsten Gegner, dann ist es ein Kinderspiel für denselben, ihn auch unschädlich zu machen; denn der Staat hat die Kirche noch völlig in der Gewalt, da er sie ernährt. Die Darlegung dessen, was der Staat, beziehungsweise die Gesetzgebung zu thun hat, um der religiösen Entwicklung freie Bahn zu schaffen, bedarf einer besonderen Betrachtung. Das aber glaube ich hier gezeigt zu haben, daß die Concilsbeschlüsse von 1870 als ein wahrhaft bewundernswertes Werk der Vorsehung gepriesen werden müssen, da sie, wenn irgend etwas, dazu geeignet sind, die Regierungen wie die Völker aus ihrem Irrthum zu reißen über das, was der Katholicismus eigentlich ist und bedeutet, daß diejenigen aber den Segen dieses providentiellen Ereignisses zu vernichten drohen, welche da wähnen, mit thatlosem Geschwätz und geduldigen Protesten das Rad der Geschichte rückwärts drehen zu können.

Karl Theodor von Schön,

preußischer Staatsminister und Burggraf von Marienburg.

Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense

mitgetheilt von **Ludmilla Assing.**

Dieser eigenthümliche Mann, der zu den hervorragendsten und edelsten Gestalten Ostpreußens gehörte, der mit Stein in naher Beziehung stand, und vielfach in die Bewegung von 1813 verflochten war, wird neuerdings wieder in den Zeitungen häufig erwähnt, in Bezug auf die Memoiren, die er hinterlassen haben soll, und die bis jetzt nicht an's Licht der Oeffentlichkeit getreten sind. Ohne Frage konnte Schön manche Aufklärungen geben, die für die preußische Geschichte von Wichtigkeit sind. Er selbst hielt seinen literarischen Nachlaß für

Digitized by Google

sehr bedeutend und ging zu verschiedenen Zeiten wiederholt damit um, denselben in die Hände Varnhagens von Ense zu legen, mit dem er deshalb eifrige Verhandlungen anknüpfte.

Varnhagen schätzte ihn hoch; in seinem Tagebuch vom 14. August 1855 charakterisirt er ihn mit wenigen Worten sehr bezeichnend wie folgt: „Herr von Schön hat vor Stein eine große geistige Begabung voraus gehabt, er war Staatsmann und Philosoph und ein Mann von edlem Geschmack, von allseitiger Bildung, während Stein bekanntlich beschränkten Geistes war und von Philosophie und Geschmack in Künsten keine Spur in sich hatte. Aber dennoch ragt Stein in der öffentlichen Meinung über Schön, wie Blücher über Gneisenau; selbst seine Fehler und Mißgriffe dienten seinem Namen, so der berüchtigte Brief, der das Werk eines Unbesonnenen war, so die Schmach von Napoleon als le nommé Stein bezeichnet zu sein ꝛc."

Schön hatte zuerst bei Stägemann Varnhagen kennen gelernt und erneuerte die Bekanntschaft, als er 1848 nach Berlin kam, wie dies in den gedruckten „Tagebüchern" Varnhagens mitgetheilt ist, wo ein Theil der reichhaltigen Gespräche wiedergegeben ist, die sie miteinander führten.

Ich lasse hier eine Reihe von Briefen Schöns an Varnhagen folgen, die einerseits das Verhältniß beider zu einander kundgeben, sowie sie andererseits Schöns Geistesart abspiegeln und über seinen Nachlaß interessante Angaben enthalten.

Schön an Varnhagen.

Berlin, den 12. Juli 1848.

Bei Zurückgabe der Beilage mit Dank, freue ich mich, den Differenzpunkt dadurch lösen zu können, daß, wie Herr Pertz mir sagt, Hardenberg und Stein in der Fürsten-Repräsentative auch Stände- (Adel mit etwa ein Viertel Procent Städte) Repräsentation, und zwar in Eine Kammer vereint haben wollten, also nur dem, was Ew. Hochwohlgeboren wollen, ganz entfernt waren.

Die heutige Sitzung wird das Ministerium wohl beim Leben erhalten, aber die Begriffe, die man mit dem Worte: Einheit Deutschlands verbindet, noch mehr verzerren. Durch Nebel, und hier heißt es: durch dicke Nebel (zuweilen sogar übelriechend) zum Lichte. Aber wann?

Ich empfehle mich angelegentlichst und ergebenst.

Schön.

Schön an Varnhagen.

Berlin, den 20. Juli 1848.

Erlauben Ew. Wohlgeboren, daß ich in der Beilage wieder einen Text zu unserer nächsten Unterhaltung beilege. Je gemeiner die Zeit ist, um so angelegentlicher muß man Ideen hervorsuchen, und die des Staats soll nun so auf einmal unter die Füße kommen, daß man sich der Unterdrückten annehmen muß.

Schön.

Die Beilage war Schöns als Manuscript gedruckte Schrift „Staat oder Nationalität?", in welcher er für die Rechte der Polen eintrat.

Schon in dieser Zeit hatte Schön großes Zutrauen zu Varnhagen gefaßt, und schon damals sagte er ihm, er habe ein Auge auf ihn geworfen, ihm seine Papiere zu vermachen, die er früher dem Geh. Hofrath Luden zugesagt.

Nachdem Schön Berlin wieder verlassen hatte, schickte er Varnhagen das Facsimile seines Entwurfes von Steins Abschiedserlaß mit folgenden Begleitworten:

Schön an Varnhagen.

Preußisch-Arnau bei Königsberg in Preußen, den 8. September 1848.

Fürsten geben Orden und goldene Ketten als Zeichen der Achtung. Gelehrte verehren ihre Mitstenkarten durch Beifügung ihrer Geistesfinder. Um das zu erreichen, was beide wollen, kann der ansübende Staatsmann nur seine Maximen hingeben. Und so erfülle ich denn mit Freude meine Zusage durch Uebergabe eines Facsimiles des Originalconcepts des unter der Firma von Stein bekannten politischen Testaments.

Mögen Ew. Hochwohlgeboren mich in gutem Andenken behalten!

Schön.

Bald darauf schrieb er wieder wie folgt:

Schön an Varnhagen.

Preußisch-Arnau bei Königsberg in Preußen, den 13. September 1848.

Ew. Hochwohlgeboren neueste Schrift, welche Sie mir unter dem 6. d. M. gütigst überschickt haben, für deren Uebersendung ich verbindlichst danke, kommt gerade zu rechter Zeit. Zum ersten Male wird man in Frankfurt besorgt, daß Preußen Selbstständigkeit aufnehmen könne, zum ersten Male richtet man seine Aufmerksamkeit auf Preußens Macht. Möchte dies nur von unserer Seite festgehalten und weiter entwickelt und das Aufgeben Preußens in Deutschland mit Sang und Klang, oder besser, mit Donner und Blitz zu Grabe getragen werden. Ich hoffe, die Ereignisse in Frankfurt werden uns jetzt veranlassen, uns über das Stichwort: Einheit Deutschlands, offen und klar zu erklären, und zum Besten der Einheit Deutschlands, dem jetzigen Frankfurter Getreide ein Ende zu machen.

Die neue Krisis in Berlin ist wo möglich noch wilder als die in Frankfurt. Das Ministerium hat schwer gesündigt. Die Gedanken- und Principienlosigkeit desselben, sowie dessen ewiges Flicken für den Moment, mußte der Nationalversammlung alle Schranken nehmen und sie aus Rand und Band bringen. Läge in unserem Volke, und namentlich in der jetzigen Nationalversammlung nicht eine gewisse Schwerfälligkeit und Treue, so müßte man des Beschlusses wegen, nach welchem die Minister nur Schreiber der Nationalversammlung sein sollen, sehr besorgt sein. Jetzt wird sich die Sache, sei es durch Gelendmachung einer Idee, oder durch rohe Gewalt, oder durch Phlegma, wohl ausgleichen. Aber der Grenze der Tollheit kommt der Beschluß, wäre er mit Bewußtsein gefaßt, sehr nahe. Was wird die nächste Folge sein? Ein Brief aus Berlin sagt, die Reaction wolle den tollen Beschluß zu ihrem Vortheil und zwar auf grelle Weise benutzen. Das wäre traurig. Ein anderer Brief sagt, das Gouvernement wolle nachgeben. Das wäre noch trauriger. Geht die Sache so, wie sie bisher ging, fort, dann kommen wir in die Lage der feindlichen Brüder, welche, sie mochten machen was sie wollten, immer dumme Streiche machten. Nur Ideen regieren die Welt, nur mit Ideen schlägt man die Gemeinheit, und wenn wir diese Lieblingskinder der Gottheit, wie bisher, unbeachtet lassen, dann ist für jetzt kein Ende des Wirrwarrs abzusehen.

Erhalten Ew. Hochwohlgeboren mir ein gütiges Andenken.

Schön.

Varnhagen machte zu diesem Briefe die Anmerkung: „Zum Erschrecken, wie der alte Mann plötzlich abirrt, er schimpft auf die Minister, und auch auf die Nationalversammlung, er hat nicht den Standpunkt, den wir ihm liehen, bei weitem nicht! Mit seiner Namenverherrlichung der Idee, worauf er stets zurückkommt, ist es nicht gethan! Es thut mir herzlich leid um ihn!" —

In dieser Zeit gingen die Ansichten der beiden Männer allerdings auseinander. Varnhagen sah mit Betrübniß die Freiheitsbewegung schnell gedämpft, sah mit Betrübniß seinen Jugendfreund und Kriegskameraden, den General von Pfuel, in ein Ministerium treten, das nur dazu bestimmt sein konnte, der Reaction zu dienen, und wies seine dringenden Bitten, mit ihm einen Ministerposten anzunehmen, entschieden zurück.

Schön, der hiervon gehört hatte, schrieb nun wie folgt:

Schön an Varnhagen.

Preußisch Arnau, den 29. September 1848.

Die aus Berlin hierhergekommene Nachricht, daß Ew. Hochwohlgeboren der Antrag gemacht sei, in's Ministerium zu treten, und daß dieser Antrag von Ihnen abgelehnt wäre, ist für mich ein Signal gewesen, ich habe meinen Urlaub bis zum 15—21. k. M. verlängern lassen; käme die Macht der Ideen doch bald über uns! da schon die einfachen Verstandesbegriffe sparsam zu werden anfangen. Das neueste Ministerium gibt hiezu den Beleg. Der Himmel scheint zu wollen, daß nur durch Gährung bei uns ein guter Zustand herbeigeführt werden soll, und daß von Ideen, wie sie 1804—1809

Digitized by Google

mächtig waren, jetzt nicht die Rede sei. Diese Gotteskinder werden aber doch ihr Recht behaupten, und dies ist mein Trost in der jetzigen gemeinen Zeit.

Ich bitte, daß Ew. Hochwohlgeboren mich in gütigem Andenken behalten. Schön.

In Varnhagens Tagebüchern vom 3. October 1848 findet sich die hierauf bezügliche Stelle: „Brief aus Königsberg vom Staatsminister von Schön, der wieder nach Ideen seufzt! Auf ihn ist nicht mehr zu rechnen. Rosenkranz brachte mir den Brief und sprach sehr klar über den würdigen Greis.“

Der Briefwechsel ruhte nun eine Weile; im folgenden Jahre jedoch schrieb

Schön an Professor Rosenkranz.

Preußisch-Arnau, den 15. Februar 1849.

Die Deutsche (Heidelberg'sche) Zeitung enthielt ein Bild von Radowitz, und das ist ein Meisterwerk. Es spricht durch seine Vollendung dermaßen an, daß es die Königsberger Zeitung in seinem ganzen Umfange aufgenommen hat. Wer ist der Künstler, der dies Kunstwerk liefern konnte? Ich habe hin- und hergedacht, und jetzt plötzlich auf einmal steht Varnhagen von Ense vor mir. Wenn Sie ihn sprechen, dann sagen Sie ihm, daß ich mich an dem Bilde hocherfreut habe.

Ich kenne Radowitz, seine Frau ist eine Nichte im zweiten Grade von meiner Frau, und bekenne, daß ihn treu zu malen unmöglich sei. Aber für den Fall, daß Herr von Varnhagen eine Copie des Bildes in die Welt schicken sollte, werden ihm gewiß folgende thatsächliche Bemerkungen nicht unangenehm sein.

1. Stein gab in den Jahren 1807—1808 allerdings die Firma, aber mit Ausnahme des Gedankens der Städteordnung (wobei er aber auch das städtisch-aristokratische Princip vorwalten lassen wollte) duldete er mehr das, was unter seiner Firma geschah, als daß es von ihm ausging. So weigerte er zum Beispiel sich lange, bis er das politische Testament unterschrieb. Später, als er in Westphalen unter Blutzehnten und jus primae noctis lebte, hat er sogar gegen die Gräfin Voß sich gegen das erklärt, was er in Memel und Königsberg unterschrieben habe.

Aber er gab die Firma, er gab dem Kinde den Namen, und das ist schon ehrenwerth.

2. Wilhelm von Humboldt war Anno 1807—1808 in Rom und wußte nichts von alledem, was in Memel und Königsberg geschah. Als er 1809 zu uns kam, stand die Berliner Universität schon fest, und da waren alle großen Staatsplane schon Contrebande.

3. Altenstein war der Theatermeister, der durch Beamtenstellung gegeneinander, für Coulissen und Requisiten zu sorgen hatte. Schon im Frühjahr 1808 hatte Stein ihn und seinen Schwager Nagler durch Mißhandlung aber dermaßen in Wuth gebracht, daß er nun gegen das, was unter der Firma von Stein geschah, mit Galle auftrat. Er ruhte auch nicht eher, bis Stein bekanntlich durch eine Hofsabale entfernt war, und bis die, welche mit Stein gearbeitet hatten, wie die Apostel in alle Welt gesprengt wurden.

4. Von Eichhorn wußte man in Memel und Königsberg gar nichts, und diese gutmüthige Ambosnatur hat von dem Principe wohl niemals eine Ahnung gehabt, nach welchem die Schläge des Hammers fielen.

5. Schuckmann war der impertinent maliciöseste Gegner der Memel und Königsberger Zeit. Noch im Jahre 1817 sagte er im versammelten Staatsrathe, indem er mich scharf ansah: Nachdem man in Preußen unüberlegterweise die Erbunterthänigkeit (Sklaverei) aufgehoben hat, muß man auf Alles gefaßt sein u. s. w. Das war ein Heidenkerl, und ich sage mit Fichte, als er auf einem Bilde in einer Goudel mit Riesenwetter zum Himmel fahren sollte: Da steige ich aus.

6. Alexander von Humboldt kam erst nach dem Kriege aus Paris nach Berlin, als schon die schlechte Zeit sich breit machte. Es ist zu bedauern, daß er und sein Bruder Wilhelm in Hardenberg damals mehr die diesem angeborene Liederlichkeit als den Mann von Ideen sahen.

Man kann nun fragen: wer denn unter der Firma von Stein und Comp. in der Compagnie war? Und da antworte ich: 1. Herr von Rhediger, ein politisch durchgebildeter Mann, ein schlesischer Gutsbesitzer ohne alle Anstellung im Staatsdienste, ein wohlhabender Mann, der in Königsberg mit uns lebte, 2. Scheffner, der Geist der Städte-Ordnung, 4. Stägemann, der ewig Sprudelnde, 5. Nicolovius, die durch und durch gebildete, reichgeschaffene Seele, Süvern u. s. w. u. s. w. Auch Schleiermacher war eine Zeitlang bei uns. Und meine Wenigkeit. Als oberste Spitze stand ein geheimer Bund, der aus Stein, Nicolovius, Scharnhorst, Rüstner (der damalige Feld-Probst), Gneisenau, Süvern, Grolman, und aus meiner Wenigkeit bestand. Wir hatten keine Statuten, es wurde nichts geschrieben, aber wir kamen wöchentlich einmal heimlich zusammen. Dies war der wahre Tugendbund, von dem die Welt niemals etwas erfahren hat. Der ostensible Tugendbund war nur unsere Bühne, auf welcher mitunter sehr schlechte Stücke von noch schlechteren Schauspielern gespielt wurden. Zu diesen Männern kamen die Männer, welche in diesem Geiste später forthandeln wollten, 1. Hardenberg, ideenreicher und klarer als Stein, aber wie Stein ohne Schule und ohne philosophische Bildung, und also ohne Sicherheit, 2. Altenstein, nachdem die Wuth gegen Stein und uns Alle sich gelegt hatte, soweit er die Zeit zu begreifen im Stande war, 3. Der Minister Graf Dohna, die durch und durch edle und brave Seele, welche mit dem Herzen dachte u. s. w.

Rudolph Auerswald hat vorgestern auf einer Elendsjagd, von dem Schusse eines Mitjägers Schrot in's Gesicht bekommen. Die Wunde ist unter dem Auge und hat stark geblutet. Auerswald will, daß die Sache als nichtsbedeutend bezeichnet werde, aber der starke Blutverlust aus der Wunde und aus der Nase, und der Umstand, daß man vorgestern Abend noch nicht das Schrotkorn in der Wunde finden konnte, läßt vermuthen, daß die Sache doch nicht ganz leicht sei. Das Schicksal der Auerswalds ist absonderlich, sie sind wie die Lerchen gestiegen, und fallen ruckweise seit vier Monaten so, daß man besorgt sein muß, der Fall würde noch weiter gehen.

Unsere deutsche Note war schon vollendete Drohung, die österreichische übertrifft aber alles, was Drohung nur sein kann. Ein solcher Unsinn kann keine klaren Folgen haben, die Idee des Staates wird in beiden Noten förmlich genothzüchtigt. Von Logik ist nicht entfernt die Rede. Da kann nur Gewalt dem Unwesen ein Ende machen. Das ist allerdings traurig!

Leben Sie wohl! Schön.

Daß Varnhagen den Artikel über Radowitz geschrieben haben sollte, war übrigens eine ganz irrige Vermuthung.

Was Schön über Stein und die in seinem Namen Wirkenden mittheilt, gewinnt durch seine Aussage eine besondere Bedeutung.

Viele Jahre waren vergangen, da wandte sich Schön auf's neue an Varnhagen, um ihn zu veranlassen, die Biographie des preußischen Kriegshelden Bülow von Dennewitz zu verfassen. Er schrieb ihm wie folgt:

Schön an Varnhagen.

Preußisch-Arnau, den 28. Juni 1852.

Vor allem soll dieser Brief mein Bild bei Ew. Hochwohlgeboren erneuern. Es liegt mir daran, daß dies da immer frisch und lebendig sei, und dieser Wunsch soll zugleich meine Achtung ausdrücken.

Die Familie des verstorbenen Generals Grafen Bülow von Dennewitz wünscht, daß dessen Leben dargestellt werde, und hat mich befragt, an wen sie deshalb ihre Bitte richten könne?

Von allen Heerführern des letzten Krieges war Bülow die am meisten poetische Natur. Bei einer Lebensbeschreibung desselben kommt es deshalb vorzugsweise bei richtiger Zeichnung (Notizenproduct) auf Colorit und Clair-Obscure an.

Digitized by Google

Ich nannte, ohne erst darüber nachdenken zu dürfen, sofort:
Varnhagen von Ense.
Und nun, nachdem ich Sie genannt habe, treten folgende Gründe, aus denen ich Sie, ohne besonders darüber erst nachzudenken, nothwendig nennen mußte, hervor:

1. Die Menge Biographieen, welche wir in dieser Zeit erhalten haben, sind nicht lebende Bilder, sondern Notizenkram, Eloges, wie diese in der Pariser Akademie nach dem Tode eines Mitgliedes gehalten werden. Die in dieser Zeit erschienenen Memoiren ekeln vollends durch Selbstlob und gehaltlose Notizen und als Documente früherer Barbarei (Marwitz) an. Wollte man selbst die Biographieen von Stein, York, Hardenberg ꝛc. ꝛc. wörtlich auswendig lernen, so würde man doch kein treues Bild von diesen Männern erhalten.

Es ist hohe Zeit, daß diesem Unwesen dadurch eine Grenze gesetzt werde, daß wir eine Biographie wie sie sein soll, als Vorbild erhalten und diese zu liefern, dazu sind
Ew. Hochwohlgeboren der Mann!

2. Wie oben bemerkt, ist Bülow eine poetische Natur! und daraus folgt, daß kein Historiker, wie sie heute vorzugsweise allein in Notizen leben, eine Lebensbeschreibung dieses Mannes liefern kann. Die Darstellung von Bülow soll ein hübsches Bild an sich, abgesehen von Aehnlichkeit, geben und dies der Welt zu schenken, dazu sind
Ew. Hochwohlgeboren vorzugsweise geeignet.

3. Ew. Hochwohlgeboren haben eine schwere Sünde gut zu machen, und bei dem Wunsche, daß Ihnen Seligkeit zu Theil werde, kommt es darauf an, daß diese Sünde noch auf Erden gesühnt werde. Sie haben es verweigert, eine Lebensbeschreibung von Hardenberg der Welt zu geben, und haben es dadurch möglich gemacht, daß der ungeschlachte, saft- und kraft- und geistlose Klose'sche Wechselbalg hat zu Tage kommen können. Dies haben Sie gut zu machen und Sie können es dadurch, daß Sie durch Bülows Bild ein Vorbild für Biographieen liefern, und dazu sind
Sie der Mann.

4. Was die Materialien zur Bülow'schen Lebensbeschreibung betrifft, so fängt dessen Leben für die Welt erst mit dem Momente an, in welchem er Gouverneur des Prinzen Louis Ferdinand wurde. Dieser Prinz selbst ist eine Hauptnotiz zur Bülow'schen Biographie, und Ew. Hochwohlgeboren besitzen diesen Notizenschatz.

5. Die Materialien zum Kriegerleben liefert das Kriegsministerium, und dies wird nicht Anstand nehmen, Ew. Hochwohlgeboren
seine Archive zu öffnen.

6. Die Familie des verstorbenen Generals ist bereit, die Notizen, welche sie zu dessen Lebensbeschreibung in Händen hat, Ew. Hochwohlgeboren anzuvertrauen.

Summa summarum: ich maße es mir an, Ew. Hochwohlgeboren die Aufgabe zu stellen (dem der Herr viel gegeben hat, von dem darf man dreist viel fordern.)

1. Den jetzigen Biographen in der Bülow'schen Lebensbeschreibung ein Vorbild zu geben, und darin insbesondere zu zeigen, daß Milliarden von Notizen keine Biographie geben, sondern diese nur Tasten sind, auf welchen der Historiker sein Stück abzuspielen hat.

2. In dieser unpoetischen, ja! trivialen Zeit, in der Bülow'schen Lebensbeschreibung ein schönes Bild an sich zu geben, welches in seinen Zügen andeutet, daß zum Leben mehr als gemeines irdisches Getreide gehört, wenn das Leben nicht werthlos sein soll.

Und so schicke ich diesen Brief getrost ab, mit Wiederholung des in den ersten Zeilen dieses Briefes geäußerten Wunsches, und mit der Bitte um geneigten Bescheid hierauf.
Schön.

Varnhagen fühlte Neigung für die ihm vorgeschlagene Arbeit, und nachdem er dies Schön mitgetheilt, schrieb dieser wieder:

Schön an Varnhagen.
Preußisch-Arnau, den 15. Juli 1852.

Folgen der Grippe, welche vor einigen Wochen mich quälte, machen mir anhaltendes Schreiben schwer. Ew. Hochwohlgeboren werden es daher gütigst entschuldigen, wenn ich dictirt antworte.

Ew. Hochwohlgeboren haben den Wechsel, welchen ich auf Ihren Geist und Ihr Gemüth gezogen habe, del honore acceptirt, und darüber habe ich mich sehr gefreut, und dafür bin ich Ihnen Dank schuldig.

Ich habe der Familie des verstorbenen General Grafen Bülow-Dennewitz von Ihrer Bereitwilligkeit, die Biographie des verstorbenen Generals zu schreiben, Mittheilung gemacht, und sie wird selbst Ew. Hochwohlgeboren danken, und Materialien, so viel sie zusammenbringen kann, Ihnen zuschicken.

Hierbei erlauben Sie es mir, daß ich eine anscheinende Differenz zwischen uns, die Biographie des verstorbenen Staatskanzlers Hardenberg betreffend, aufzulösen mich bemühe:*)

Wenn es darauf ankommt, eine Geschichte des Lebens eines Mannes zu schreiben, dann können dazu nicht genug Notizen zusammengebracht werden, und der Geschichtsschreiber hat nur die Aufgabe, die Notizen so zu stellen, daß der Leser ein Bild sich daraus machen kann. Diese Aufgabe ist besonders dann nicht schwierig zu lösen, wenn die angebliche Biographie auf ein Notizenmagazin beschränkt wird. Unsere, in der neuesten Zeit erschienenen Biographieen gehören in diese Classe, und ich möchte den sehen, der aus den Pertz'schen Banden über Stein, und dem Droysen'schen Bande über York ein Bild von Stein oder von York sich machen kann.**) Nach fünfzig Jahren sind $^9/_{10}$ der in diesen Büchern enthaltenen Notizen werthlos und unverständlich, und die entscheidenden Momente schwächt der ungeheure Berg Unrath, welcher sie umgibt, ab.

Ein solches Machwerk muthe ich Ihnen gar nicht zu.

Dagegen bedarf das Bild eines großen Mannes, als des Repräsentanten einer Idee, oder von Ideen, wenig Notizen, wozu, wenn das Bild bald nach dessen Tode aufgestellt wird, die öffentliche Handhabung, die Sage, und eine stattgefundene persönliche Bekanntschaft, zureichend sind.

Der Künstler, welcher einen bestimmten Charakter darstellen will, fragt nicht nach allen Momenten im Leben dieses Charakters, sondern er hebt nur, wie bei einer Definition, das heraus, was diesen Mann als groß und ausgezeichnet darstellt. Pertz hat ein sogenanntes Leben von Stein geschrieben, aber ich glaube nicht, daß nach fünfzig bis hundert Jahren Jemand im Stande sein wird, die drei, bald vier Bände durchzulesen. Dagegen wird Unarows Stein et Pozzo di Borgo als ein hübsches Bild, welches die Zeichen der Wahrheit an sich trägt, immer Aufmerksamkeit erregen.

Die Momente, welche zu einer Biographie Hardenbergs nöthig sind, liegen vor aller Welt offen da, und Hardenberg war an sich ein Gegenstand der Kunst, so, daß seine Biographie, abgesehen von ihm, an und für sich ein hübsches Buch sein kann.

Eine solche Biographie Hardenbergs habe ich Ihnen zugemuthet und diese muthe ich Ihnen auch jetzt zu.

Erhalten Ew. Hochwohlgeboren mich in Ihrem gütigen Andenken, und sich von meiner Hochachtung gegen Sie überzeugt.
Schön.

*) Varnhagen hatte das Werk von Klose über Hardenberg gegen Schön in Schutz genommen.

**) Wie sich ein geistreicher Mensch irren kann!

D. R.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Trendelnburg und Hegel.

Die Universität und die Akademie von Berlin haben durch den Tod Trendelnburgs einen schweren Verlust erlitten. Er war ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit, von vielseitiger Bildung, von entschiedenem Lehrtalent und von ehrenfestem Charakter, Eigenschaften, die in solchem Grade, wie bei ihm, sich selten vereinigt finden. Viele ihm gewidmete Schriften beweisen die Macht seines Einflusses und die Dankbarkeit seiner Schüler. Ueber ein Menschenalter beherrschte er die philosophischen Studien auf der Berliner Universität. Daß er nicht nur Professor in der Facultät, sondern auch Examinator in der wissenschaftlichen Prüfungscommission war, gab seiner Wirksamkeit noch einen ganz besonderen pädagogischen Nachdruck.

Fragt man sich nun nach der Eigenthümlichkeit, die ihn philosophisch auszeichnet, so hören wir ihn wohl als Eklektiker bezeichnen. Unter Eklektiker versteht man bekanntlich einen Philosophen, der kein eignes System hat, sondern aus den verschiedenen vorhandenen Systemen sich dasjenige auswählt, was ihm der Wahrheit am nächsten zu kommen scheint. War Trendelnburg nur ein solcher Bienenkesler? Durchaus nicht, wie sich zeigen wird. Aber noch eine andere Rolle pflegt ihm gegeben zu werden, indem man ihn als denjenigen rühmt, welcher das Hegel'sche System gestürzt habe. Eben dieser Ruhm würde sich aber nicht mit einem bloßen Eklekticismus haben erreichen lassen. Hier mußte zugleich ein positiver Gegenstoß von Trendelnburg ausgehen. Und das ist in der That geschehen.

Trendelnburg legte auf das Studium der Geschichte der Philosophie ein großes Gewicht. Er erblickte in ihm die vorzüglichste Schule einer gründlichen philosophischen Bildung und Denkungsart. Mit allem Recht. Die Geschichte zeigt uns das Entstehen immer neuer Probleme und die Versuche ihrer Lösung. Sie unterrichtet uns gleichsam an der Quelle selber. Man kann nicht behaupten, daß hierin zwischen Trendelnburg und Hegel eine große Differenz bestanden habe. Hegel hat von allen Philosophen bei uns, zuerst nach Leibniz dem Studium der Geschichte der Philosophie eine außerordentliche Bedeutung beigelegt. Den Gedanken, in ihr einen zusammenhängenden Fortschritt, eine immanente Entwicklung zu sehen, hat er zuerst mit umfassender Gelehrsamkeit und mit tief dringendem Verständnis durchgeführt. Er hat ein glänzendes Beispiel gegeben, die Geschichte der Philosophie philosophisch zu behandeln und der Anstoß, der hierin von ihm ausging, war ein gewaltiger, wie die Arbeiten eines Zeller, Feuerbach, Schwegler, Erdmann, Michelet, Schaller, Kuno Fischer, Biese und Anderer beweisen.

Wenn nun auf diesem Gebiete Trendelnburg speciell als derjenige hervorgehoben wird, welcher dem Studium der Aristotelischen Philosophie einen ganz besonderen Vorschub geleistet habe, so kann man dies ja zugeben, nur nicht in dem Sinn, als wenn er hierin von Hegels Tendenzen sich gegnerisch unterschieden habe. Hegel ist es vielmehr gewesen, der dem Aristoteles neben Platon wiederum eine höhere Würdigung und Anerkennung zuerst begründete. Von ihm gingen die ersten Anregungen aus, dem bis dahin bevorzugten Studium Platons gegenüber auch dem Aristoteles sich zuzuwenden. Michelet, sein treuester und hartnäckigster Berliner Nachfolger, gewann in Paris über die Composition der Aristotelischen Metaphysik den Preis. Diese veranstaltete in zwei Bänden eine ausführliche und vollständige Darstellung des Aristotelischen Systems, die, nach meiner Ansicht, durch die erst später erfolgte Bearbeitung von Brandis viel zu sehr in Vergessenheit gerathen ist. Trendelnburg gab eine revidirte Behandlung des Textes der Aristotelischen Psychologie heraus und fügte ihr einen Commentar hinzu, der wohl nur deshalb weniger beachtet worden ist, weil er in lateinischer Sprache geschrieben wurde. Diese Arbeit war es, welche seinen Ruf sowohl bei den Philologen als bei den Philosophen zur Autorität erhob. Sein Auszug bedeutsamer Originalstellen aus dem Aristotelischen Organon, dem er erst einen lateinischen, dann noch einen deutschen Commentar hinzufügte, machte ihn zum Beherrscher des Unterrichts in der philosophischen Propädeutik der Gymnasien. Seine Geschichte der Kategorieen war zugleich eine Geschichte der philosophischen Methode überhaupt.

Neuerdings hat Dr. Euken, Professor der Philosophie zu Basel, eine kleine Schrift über die Bedeutung der Aristotelischen Philosophie für die Gegenwart herausgegeben. In derselben hoffte ich eine Zusammenstellung der Arbeiten zu finden, durch welche unser Jahrhundert die Erforschung des Aristoteles so außerordentlich gefördert hat; ich hoffte darin die Verdienste Trendelnburgs an ihrem Orte abgewogen zu sehen. Statt dessen kam nichts zum Vorschein, als eine freilich fesselnde, aber ganz allgemeine Erzählung der Schicksale der Aristotelischen Philosophie und zum Schluß eine ganz ideale Schilderung ihres Urheberes. Trendelnburg war erwähnt, allein nur, um aus seiner Abhandlung über Raphaels Schule von Athen eine sogenannte schöne Stelle über die ewige Jugend der Griechen zu citiren. Ein so allgemein gehaltenes, wenn auch noch so elegant ausgeführtes Bild des alten Stagiriten kann uns wenig helfen. Wie man oft gesagt hat, daß Völker und Fürsten aus der Geschichte nicht lernen, so möchte man es auch von den Philosophen sagen, wenn sie dicke Bücher über die Geschichte der Philosophie schreiben, ohne dabei zu ermitteln, welche Resultate daraus als absolute Wahrheiten sich ergeben. Es muß in der Philosophie dahin kommen, wohin die Naturwissenschaft gelangt ist, welche mit dem Namen eines Forschers zugleich das Gesetz bezeichnet, das von ihm entdeckt wurde und das nun einen integrirenden Theil der Wissenschaft selber ausmacht. Hegel wie Trendelnburg stimmen darin überein, das Capital der philosophischen Vergangenheit in der Gegenwart fortwuchern zu lassen.

Was ist es nun für ein Princip, welches durch Trendelnburg in der Philosophie vertreten wird? Welches ist der Originalgedanke, der ihn von anderen Philosophen unterscheidet? Ist dieser Gedanke ein schlechthin wahrer? Trendelnburg hat 1840 in zwei Bänden ein Werk veröffentlicht, welchem er den Titel: „Logische Untersuchungen" gegeben hat. Mit demselben machte er den Anspruch, einen Fortschritt der Philosophie zu bewirken. Worin sollte derselbe bestehen? Er behauptete, daß unser Denken von der Anschauung der Bewegung ausgehe. Die Analyse dieser Anschauung führe uns auf die Begriffe des Raumes, der Zeit und der Materie. Das Denken sei auch Bewegung, weil es von der Anschauung der physischen Bewegung abhänge. Aus der Anschauung eines räumlichen, relativ in sich ruhenden Ganzen leitete er den Begriff der Substanz, aus der Anschauung der Zeit in der relativen Bewegung eines Räumlichen den Begriff der Thätigkeit ab. Aus der mannichfaltigen Beziehung zwischen Substanz und Thätigkeit folgerte er alle übrigen logischen Bestimmungen. Die Beziehungen sind variable oder constante. Diese nennen wir Gesetze.

Ueberblickt man das Werk Trendelnburgs, so erkennt man bald, daß es zwischen metaphysischen und logischen Bestimmungen keinen qualitativen Unterschied macht. Der erste Theil handelt von der Bewegung und von den aus ihr sich erschließenden Kategorien der Qualität und Quantität; der zweite von dem Zweck, dem Begriff, Urtheil, Schluß und von der Idee. Vorschlägt hat Trendelnburg sein Buch „Logische Untersuchungen" genannt. Er verspricht keine Logik, keine Metaphysik. Er verhält sich formell als ein Kritiker dieser Wissenschaften, der sich alle Freiheit bewahrt, ob er sich diesem oder jenem Thema zuwenden wolle. Allein im Grunde verfolgt er in seinem Wechsel von Polemik und Construction einen wohlüberlegten Plan. Durch eine Reihe ausgesuchter Beispiele versteht er es auch, den Leser in der Sphäre des Anschauens

Digitized by Google

zu erhalten. Das Parallelogramm und die Curve, die Organe der Bewegung und der Athmung, die Pflanze und das Ei, das Auge und das Ohr, die Tugend und das Laster treten in immer neuen Wendungen auf, die Behauptungen plausibel zu machen. Ein besonderes Ingrediens zu ihrer Bestätigung liefert ihm auch der sprachliche Ausdruck. Die begriffliche Auseinandersetzung bleibt hinter der Breite der Exemplificationen nur als ein dünner Faden zurück, dem sie eingeknüpft werden.

Trendelenburgs „Logische Untersuchungen“ haben, mehrere Auflagen erlebend, die Vorstellung verbreitet, das Hegel'sche System, sofern es auf Hegels Wissenschaft der Logik beruht, gestürzt zu haben. Sie sind jedoch selber nur eine seltsame Vermischung von Psychologie und Metaphysik, von Grammatik und Logik. Hegel ist von Kants Kritik der reinen Vernunft ausgegangen, indem er den Begriff der Vernunft, zu welcher sie gelangte, aus der negativen Stellung derselben zum Verstande befreite. Er bewies, daß der Widerspruch zwischen Verstand und Vernunft sich nicht blos in einigen realen Kategorien, sondern daß er sich überall erzeugen könne, ebensosehr aber auch auflösen müsse. Die Einheit der Vernunft hat die Entgegensetzung nicht außer sich, sondern in sich. Die Abstraction vom Gegensatz und die Reflexion der Glieder des Gegensatzes, worin der Verstand sich bewegt, sind nur Momente der Vernunft selber. Diese Einheit des Unterschiedes als einer Selbstbestimmung der Einheit zum Unterschiede als ihrem eigenen Unterschiede von sich war es, welche Hegel mit dem so viel besprochenen Ausdruck der Negativität bezeichnete. Aus ihr entspringt die Dialektik, welchen Namen er bei Kant bereits vorfand, den er also nicht erst, wie man nach so vielen Aeußerungen über ihn glauben sollte, einführte, sondern den er nur fortsetzte.

Es würde nun höchst ungeschickt sein, wenn ich hier auf eine specielle Kritik Trendelenburgs eingehen wollte. Das Interesse des großen Publicums kann nur darin bestehen, zu wissen, wie sich Trendelenburg und Hegel in dem Begriff des Logischen überhaupt verhalten. Die durch Trendelenburg hervorgerufene Vorstellung, die zu einem allgemeinen Vortheil unserer Gegenwart geworden ist, besteht darin, daß Hegels Dialektik ein Irrthum und seine Logik ein gänzlich verfehltes Werk sei. Man muß also annehmen, daß man bei ihm eine ganz andere Logik finde. Ich werde nun zeigen, wie wenig dies der Fall ist. Ich bin weit davon entfernt, zu leugnen, daß Hegels Logik im Einzelnen gar mancherlei Mängel und sehr problematische Punkte darbietet, deren Erkenntniß mich selber dazu trieb, 1858 den Versuch einer allerdings sehr unvollkommenen Fortbildung der Wissenschaft der logischen Idee zu unternehmen, bei welcher ich auf Trendelenburg die größte Rücksicht nahm. Trendelenburg hat in den späteren Auflagen seiner Untersuchungen meine Arbeit zwar erwähnt, jedoch nur, um dem Leser zu sagen, daß ich bei Hegel stehen geblieben sei, was principiell genommen auch ganz richtig ist.

Hegel unterscheidet, wie Kant, Anschauung und Begriff. Diese Unterscheidung fällt zunächst der Psychologie anheim. Hegel hat eine solche gegeben. Er hat ausführlich nachgewiesen, wie das Erkennen vom Empfinden zum Bewußtsein, vom Bewußtsein zum Denken fortschreitet. Er hat die Stufen der theoretischen Intelligenz als Anschauen, Vorstellen und Denken auseinandergelegt. Er hat bewiesen, daß die Sprache, welche durch das Vorstellen erschaffen wird, vom Denken als reines Zeichen verwendet werde, in welchem der sinnliche Ursprung des Wortes aus der Anschauung, die directe oder symbolische Bildlichkeit der Vorstellung, verschwinde. Das reine Denken ist insofern, gegen das Anschauen und Vorstellen gehalten, nothwendig abstract. Ohne die Befreiung seiner Form von aller Sinnlichkeit würde es nicht im Stande sein, die Vorstellung zur Allgemeinheit und Nothwendigkeit aufzuheben.

Eine solche psychologische Genesis des Begriffs des Denkens fehlt bei Trendelenburg. Er nimmt ohne Weiteres Anschauen und Denken als gegeben auf und behauptet, daß das letztere vom Anschauen als ein bloßes Nachbilden desselben abhängig sei. Ein großer Theil seiner Untersuchungen besteht in der beständigen Wiederholung der Versicherung, daß das Denken, da es die Anschauung voraussetze, unselbständig sei.

Nun lege man sich die Frage vor, wie denn irgend eine logische Bestimmung angeschaut werden könne, so wird man einsehen, daß das Anschauen einen concreten Fall enthalten muß, in welchem die logische Bestimmtheit ein reales Moment desselben ausmacht, aber diese Bestimmtheit selber kann man nicht als solche anschauen. Man kann sie nur denken. Hat zum Beispiel der Begriff der Ursache, der Nothwendigkeit, der Allgemeinheit, der Identität, der Differenz u. s. w. irgend wie Anschaulichkeit? Schlechterdings nicht. Alle diese Kategorien sind für sich genommen, reine Begriffe.

Sie sind also von aller Realität, welche der besondere Inhalt der Natur oder des Geistes darbietet, als die absoluten Formen alles Seins qualitativ unterschieden. In dieser unsinnlichen Einfachheit, in dieser gleichsam neutralen Existenz, machen sie aber eine Totalität aus, weil sie durch sich selbst mit einander zusammenhängen. Sie sind nicht gleichgültig gegen einander, sondern beziehen sich auf einander. Man lasse sich auf eine einzige derselben ein, so führt sie, nach rückwärts wie nach vorwärts, zu anderen Bestimmungen, ohne welche sie selber nicht möglich wäre. Man greife z. B. die Ursache heraus, so fordert ihr Begriff sogleich einen anderen nach rückwärts, nämlich den der Substanz als der Voraussetzung der Thätigkeit, welche wir Ursache nennen, nach vorwärts hin aber den Begriff der Wirkung, in welche die Ursache übergeht; dieser Begriff aber führt durch sich selbst zu dem der Gegenwirkung u. s. w. Hieraus entsteht der Gedanke der Vernunft als des Systems aller Kategorien des reinen Denkens. Die Wissenschaft der logischen Idee ist die Entwicklung des Begriffs der reinen Vernunft, deren Bestimmungen als ideelle zugleich die allgemeinen und nothwendigen Formen sind, in denen sich alle Realität bewegt. Sie sind also als logische zugleich ontologische, d. h. das Denken ist dem Sein, worin es thatsächlich bestehen möge, immanent. Man hat dies auch die Einheit des Logischen und Metaphysischen genannt. Kant und Hegel, so pflegt man zu sagen, haben die Metaphysik in die Logik aufgelöst. Es wäre vielleicht gut, wenn das Wort Metaphysik ganz in Wegfall käme, denn der nicht gerade geschulte Leser pflegt bei ihm Gänsehaut zu bekommen und sich, sobald es genannt wird, im Voraus zur Unmöglichkeit zu verdammen, das, was man ihm sagen werde, verstehen zu können.

Hegel hat nun, wie nie ein Philosoph vor ihm den systematischen Begriff der Vernunft, von der niedrigsten Kategorie, dem Begriff des Seins überhaupt, bis zum höchsten, dem Begriff der Idee, consequent entwickelt und damit das, was Kant in der Kritik der reinen Vernunft angelegt hat, zum positiven Ausbau vollendet. Es ist zwischen dem psychologischen Begriff des subjectiven Denkens und zwischen den logischen Gesetzen desselben zu unterscheiden. Diesen Gesetzen müssen wir uns, was wir auch denken mögen, unterwerfen. Eben deswegen können sie aber nur als Bestimmungen angesehen werden, welche das Denken aus sich selber hervorbringt. Keine Wissenschaft borgt die ihr eigenthümlichen Gesetze von einer andern. Nach Trendelenburg hingegen sollen die Denkgesetze lediglich Abstractionen nicht etwa von der Anschauung der Erscheinungen überhaupt, sondern nur von der der Bewegung sein. In dieser Schrulle besteht seine ganze Eigenthümlichkeit als Logiker. Der Gang, welchen Trendelenburg von der Substanz und Causalität durch den Begriff zur Idee hin nimmt, ist an sich von dem Hegels nicht sehr verschieden, aber er ist ein sehr lockerer, schwankender, subjectiver, dessen Fortschritt ohne die Kraft immanenter Nothwendigkeit bleibt. Als Systematiker steht Trendelenburg tief unter Kant und Hegel.

Kant hatte gesagt, Anschauungen ohne Begriff sind blind,

Digitized by Google

Begriffe ohne Anschauung leer. Die Logik war ihm daher als die Wissenschaft der reinen Verstandesbegriffe inhaltlos; sie war ihm nur formal. Hegel bemerkte dagegen, daß die Logik an ihren Begriffen ihren eigenen Inhalt und zwar wissenschaftlich genommen den allervortrefflichsten habe, weil seine Formen die Bedingung aller Realität wie ihrer Erkenntniß ausmachen. Die formale Logik als einen bloßen Calcul mit den Merkmalen des Begriffs verwarf er als eine todte Wissenschaft, welche die innere Lebendigkeit des Begriffs zerstöre und daher unfähig sei, die Vernunft der Wirklichkeit zu durchdringen. Hierin stimmt Trendelenburg vollkommen mit ihm überein. Er verwirft die formale Logik in den stärksten Ausdrücken und wir lesen im Schlußcapitel seines Buchs, in der Beschreibung der Idee, folgende Worte: „Die Welt ist vernünftig und das vernünftige ist wirklich.“ Sprechen diese Worte nicht dasselbe aus, wie der verrufene Satz Hegels von der Wirklichkeit der Vernunft? Kann man mehr verlangen, seine innere Uebereinstimmung mit Hegel einleuchtend zu machen?

Vernünftig, also logisch, soll es auch nach Trendelnburg in der Welt hergehen, aber um des Himmels willen nicht dialektisch im Sinne Hegels. Wie? Geht denn Trendelnburg nicht von der Anschauung der Bewegung aus? Lehrt er denn nicht, daß eben deshalb auch das Denken sich bewege? Und ist Bewegung ohne Dialektik d. h. ohne Uebergehen des Einen in das Entgegengesetzte und Zurückgehen aus dem Gegensatz in sich möglich? Sind Raum und Zeit nicht einander entgegengesetzt und doch eins in der Bewegung? Ist also Trendelnburg nicht Dialektiker? Gewiß ist er es. Daß er die Anschauung der Bewegung voraussetzt, was Hegel nicht thut, macht in der Sache selbst keinen Unterschied. Es kann also nicht wahr sein, daß er, wie man überall hört, die Dialektik gestürzt habe. Wie könnte man auch stürzen, was ewig ist? Hat denn nicht Platon schon, hat nicht Heraklit bereits vor ihm die Dialektik als Weltgesetz erkannt? Ist nicht die innerste Seele der Aristotelischen Philosophie, die Bewegung der Dynamis, Energie und Entelechie, wesentlich dialektisch? Das Kreisen der Gestirne, der Proceß der Elemente, das Wachsen der Pflanzen, die Kämpfe und Kriege der Menschen, sind sie nicht Dialektik?

Doch wie? Hat Trendelnburg nicht bewiesen, daß Hegels Dialektik auf einer Erschleichung beruhe, weil er den einen Begriff immer nur durch einen anderen ergänze, den er aus der Anschauung aufnehme? Dies ist ein sehr scheinbarer Einwurf, der oft auch von Anderen gegen die Dialektik gemacht ist. Er geht aber von einer ganz falschen Annahme aus. Er bleibt nämlich bei einem einzelnen Moment stehen, vergleicht dies mit einem anderen und verwundert sich, daß ein Uebergang von dem einen zum anderen als dem ihm entgegengesetzten volle stattfinden können. Allein es ist ja die totale Einheit, die sich zu ihren Unterschieden bestimmt. Sie ist es, welche die Entwicklung in ihren besonderen Momenten beherrscht. Sie ist es, welche durch den Gegensatz hindurchgeht. Die wahre Dialektik ist als Negation der Negation affirmativ. Die absolute Idee ist es, die sich als Vernunft, Natur und Geist unterscheidet und deshalb von sich als Vernunft zu sich als Natur übergeht, um den Gegensatz des abstracten Idealismus der ersteren und des sinnlichen Realismus der zweiten in dem Geist aufzuheben, der sich als vernünftig weiß und kraft des Bewußtseins der Freiheit sich die Natur unterwirft. Hegels Dialektik zu widerlegen, hat Trendelnburg sich vorzüglich an den Anfang seiner Logik gehalten, welchen Hegel bekanntlich mit den Begriffen: Sein, Nichts und Werden machte. Sie enthalten zugleich den Begriff des Anfangs selber. Von einem bestimmten Sein, das angeschaut werden könnte, ist hier gar nicht die Rede. Es handelt sich nur um Bestimmungen des reinen Denkens, das von aller besonderen Gegenständlichkeit abstrahirend, den Begriff des Seins als sein eigenes Prädicat in sich findet. Denken ist Sein. Hegel hat in der zweiten Ausgabe seiner Logik diesen Anfang der systematischen Wissenschaft gegen alle Einwürfe ausführlich vertheidigt. Hat Trendelnburg diese Vertheidigung widerlegt? Keineswegs. Er hat sich gar nicht darauf eingelassen. Er bleibt dabei stehen, daß Hegel den Begriff des Seins von der Anschauung des Daseins abstrahire. Ebenso abstrahire er den Begriff des Werdens von der Anschauung der Bewegung. Aber Werden ist offenbar der allgemeinere Begriff, von welchem die Bewegung schon ein concretes Beispiel liefert. Bewegung ist, wie Raum und Zeit, eine Naturkategorie. Die Bewegung der logischen Begriffe ist eine ideelle, die, als eine im intelligibeln Raume des Bewußtseins sich vollziehende, mit der Aeußerlichkeit von Raum und Zeit noch nichts zu schaffen hat. Der Begriff des Werdens überhaupt ist undenkbar, ohne in ihm die Einheit von Sein und Nichtsein zu denken. Nichtsein ist aber schon die Negation des Seins, dessen Begriff als absolute Position ihm daher schon vorangehen muß.

Fassen wir alles Gesagte zusammen. Trendelnburg verwirft, wie Hegel, die formale Logik als eine todte Wissenschaft, welche das Denken in ein Rechnen mit sogenannten Merkmalen verwandelt. Er will, wie Hegel, das Denken als Bewegung fassen, d. h. er gelteht ihm der Sache nach die Dialektik zu, aber der Form nach leugnet er sie wieder. Da nach Trendelenburg das Denken als durch die Anschauung bedingt nur Endliches zum Inhalt haben kann, so bleibt ihm für die Bestimmung der Idee nur der negative Begriff des Unbedingten übrig. Er hat, wie ich sagte, einen wohlüberlegten Plan, den Leser für seine Ansicht zu gewinnen, aber er hat kein wahres, sich selbst erzeugendes, sich selbst gliedrendes und tragendes System.

Was bleibt von allen seinen Untersuchungen, einzelne scharfsinnige Bemerkungen und eine Fülle oft weitläufig ausgemalter Beispiele abgerechnet, als Kern zurück? Lediglich die immer erneute Behauptung, daß das Denken vom Anschauen abhängig, daß es nur eine geistige, ideale Projection und Nachbildung der Anschauung der Bewegung sei. Und diese Behauptung ist eine überkünstliche Hypothese, wie es eine genauere psychologische Untersuchung des Anschauens und des Denkens gezeigt haben würde.

Der Stimmung der Gegenwart, überall eine reale Basis als sinnlich wahrnehmbare zu fordern, kam Trendelnburg mit seiner Hypothese von der Anschauung der Bewegung entgegen. Aber er war kein Materialist, kein Sensualist. Dies zeigte er in seinem Naturrecht auf dem Grunde der Ethik. Auch hier ist er, abgesehen von der Art der Behandlung mit Hegel principiell viel einiger, als man erwarten kann, wenn man ihn als den Gegner und Ueberwinder Hegels vorzustellen gewohnt ist. Hegel wollte den Gegensatz der Legalität und Moralität in der Sittlichkeit des Staatslebens aufheben. Recht und Pflicht sollten untrennbar sein. Und das will Trendelnburg auch.

Da Trendelnburgs logische Theorie nicht nur gegen Hegel, sondern auch gegen Kant gerichtet war, so ist es merkwürdig genug, daß ein Streit über Kants Auffassung von Raum und Zeit, in welchen er mit Kuno Fischer gerieth, ihm seine letzten Lebensjahre so außerordentlich verbitterte. Man könnte die langdauernde und weitreichende, in einem kritisch-historischen Eclecticismus gipfelnde Wirksamkeit des gelehrten und unermüdlichen Mannes sehr wohl mit der Stellung vergleichen, welche Cousin auch über ein Menschenalter bei den Franzosen eingenommen hat.

Königsberg, im Sommer 1872.

Karl Rosenkranz.

Digitized by Google

Aus Alt- und Neu-Wien.

Skizzen von **Bauernfeld.***)

Die „Gnomenhöhle“. — Alfred der Große.

Wenn Einem der Kopf umgedreht ist,
So sitzt Einem Alles verkehrt.
Viel Lärmen um Nichts.

Im März 1862 bekamen wir in der „Wiener Zeitung“ Nachfolgendes zu lesen:

„An mein Regiment!

Ich kann die Welt nicht verlassen, ohne mein tapferes Regiment zu grüßen. So wie ich hienieden stets lebhafte Theilnahme für dasselbe gefühlt habe, so werde ich auch jenseits, wenn dies möglich ist (sic!), seine Thaten und Schicksale verfolgen.“

Wien, 13. März 1862.

Alfred Fürst Windischgrätz, F.-M.

Ich gestehe, daß mich dieser militärisch-clericalisch-mystische Abschied mit einiger Verwunderung erfüllte. — Der Feldmarschall will die Thaten und Schicksale seines Regiments auch jenseits verfolgen! Wie will er das anstellen? Der rechtgläubige Katholik (welchem der Papst seinen Segen in articulo mortis zugesendet) setzt freilich mit einer Art Skepsis hinzu: „wenn dies möglich ist.“ Mir schien dies aber unmöglich. — Die wunderliche Expectoration kam mir übrigens höchst gelegen. Der Wiener Humor hatte sich nämlich auch in den schlimmsten Zeiten der Reaction und des Concordats niemals völlig verleugnen können, und so hat sich eine Narrengesellschaft, die „Gnomenhöhle“, eine Art Ableger der berüchtigten „Ludlam“, bis zum heutigen Tage erhalten. Auch ich war Mitglied dieses Narrenkreises und als solches verpflichtet, von Zeit zu Zeit einen Aufsatz zu liefern. Wir waren gewohnt, uns in diesen Artikeln über uns selbst, wie über Regierung, Gott und Welt in der keckſten Figur der Uebertreibung lustig zu machen. Und so bot sich mir in den Eingangs citirten Zeilen der „Wiener Zeitung“ ein tauglicher Stoff zu der nachfolgenden kleinen Posse dar, die als Beitrag zur Schilderung der Stimmung jener Tage, so wie des allerdings rücksichtslosen Tones, der in unserem tollen Kreise herrschte, gelten mag. Ich schildere übrigens nur die Schwächen einer politischen Persönlichkeit, unbeschadet ihres höchst ehrenhaften Privatcharakters. Darum glaube ich damit kein Aergerniß zu geben. Der vorurtheilsfreie Leser wird mit mir begreifen, daß der freie Humor und die Form der Uebertreibung jede Absicht eines ernsthaften Angriffs ausschließen.

Alfred der Große.

Scenen aus dem Jenseits.

1862.

I. Scene.

(Ein Seliger klopft an die Himmelspforte.)

Petrus.

Wer ist draußen?

Alfred.

Machen Sie auf. Ich bin's!

Petrus.

Wer ist der Ich?

Alfred.

Alfred der Große.

Petrus.

Unsinn! Den haben wir ja schon an die tausend Jahre im Himmel droben.

Alfred.

Ich bin aber ein größerer Alfred, welchen man den Herrſcher**) nennt, und erst unlängst gestorben mit Extra-Segen Seiner Heiligkeit des Papstes, wie Sie aus diesen Papieren entnehmen können, durch welche ich bei Seiner Majestät Gott Vater ganz besonders empfohlen werde.

Petrus.

Laß der Herr sehen! (liest) Dieser alte Pio nono macht uns doch nichts als Verlegenheiten im Himmel wie auf Erden! — Die Papiere sind in Ordnung. — (spricht ihn) Durchlaucht sind also Derjenige, welcher —? In Prag! Aha! Und in Wien! Aha! Hübsch bombardirt! Und hübsch belohnt worden dafür! Was? Schon auf Erden! Dotation von 400,000 Gulden! Dazu noch 48,000 Gulden Besoldung, 48 Pferdportionen, und nichts zu thun, gar nichts! Schmeckt nicht übel, wie? Und dabei noch ein so gutes Lotterie-Geschäft gemacht mit den beiden Todesco! — Was machen denn die Juden? Will sich keiner von ihnen taufen lassen?

Alfred (immer gravitätisch).

Es scheint nicht. — Aber Sie stellen sich mir da in den Weg! Wollen Sie mich nicht gefälligst zur Himmelspforte hineinlassen, Herr von Petrus?

Petrus (mürrisch).

Ich bin kein Herr von! — Petrus schlechtweg. Früher Fischermeister, jetzt Hausmeister.

Alfred.

Also nicht einmal geadelt? Nach einer Dienstleistung von beinahe zweitausend Jahren!

Petrus.

Ei was! Bei uns droben kennt man solche Dummheiten nicht. — Geh' der Herr jetzt zurück in's Fegefeuer.

Alfred (wie entsetzt über die Zumuthung).

Wer? Ich?

Petrus.

Ja, natürlich! Da muß ein Jeder erst hinein, sich abwaschen, reinigen. In den Himmel darf kein Schmutzian!

Alfred (nach einer kleinen Pause).

Ist eine Ritterstube in diesem Purgatorium angebracht?

Petrus.

Warum nicht gar! Beileibe! Alle armen Seelen Crethi und Plethi, werden dort pêle-mêle durcheinander abgestriegelt.

Alfred.

So! Hm! Melden Sie gefälligst Gott Vater meine Ankunft. Ich ersuche um eine Privat-Unterredung unter vier Augen.

Petrus.

Sonst haben's keine Schmerzen? Man soll dem Herrn wohl gar eine Extra-Wurst braten?

Alfred.

Mäßigen Sie sich in Ihren plebejischen Ausdrücken, Herr Petrus, und bedenken Sie, daß Seine Heiligkeit, Ihr Stellvertreter auf Erden, mich besonders im Himmel empfohlen hat.

Petrus.

Nichts als Protection! Nun gut! Ich will den Herrn bei dem Herrn anmelden.

Alfred.

Sagen Sie dem Schöpfer, ich wünsche ihn insgeheim zu sprechen, und er würde sich mir, dem Herrscher, ganz besonders verpflichten, wenn Er mir seine Antwort durch einen standesmäßigen Boten, etwa durch den Ritter Sanct Georg zukommen ließe, oder durch einen anderen himmlischen Reichsbaron.

Petrus.

Schon gut, will's ausbrichten. (im Abgehen) So ein verrückter Seliger ist mir noch nie im himmlischen Leben vorgekommen! (Ab)

Alfred

(allein, spaziert mit verschränkten Armen gravitätisch auf und ab).

Der Ritter Sanct Georg (tritt auf).

Gott Vater erwartet Sie. Wenn's Eurer Durchlaucht gefällig wäre —

Alfred.

Hier hinein? Folgen Sie mir, Herr Ritter Sanct Georg.
(tritt zuerst in den Himmel. Sanct Georg folgt ihm kopfschüttelnd).

II. Scene.

Gott Vater (sitzt auf dem himmlischen Thron),
Alfred (steht vor ihm).

Gott Vater.

Was wünschen Sie, mein Sohn? Bedecken Sie sich, nehmen Sie Platz. Was wünschen Sie also?

*) Der Verfasser bittet uns zu erklären, daß er den Nachdruck nicht gestattet. Die Red.

**) Also wurde der Fürst, wie es hieß, von der Hofdienerschaft bezeichnet. B.

Digitized by Google

Alfred.
Ich ersuche Sie, Sire, mich für's Erste von dem gemeinen Fegefeuer zu dispensiren.

Gott Vater.
Das wäre eigentlich gegen alles himmlische Herkommen, mein Bester!

Alfred.
Mein Herkommen ist aber ein Besonderes. Ich bin Alfred der Große und stehe als reinster Repräsentant des Adels eine Ausnahme da, unter allen übrigen Sterblichen. Bevor ich mich mit dem Pleb's amalgamire, würde ich lieber auf die ewige Seligkeit verzichten und gerudezu um allergnädigste gänzliche Vernichtung bitten müssen.

Gott Vater
(sieht ihn verwundert an).
„Stolz will ich den Spanier!" — Also bewilligt.

Alfred (verneigt sich leicht).
Alfred der Große, der Herrscher, bedankt sich.

Gott Vater.
Was wünschen Sie noch?

Alfred.
Ich habe meinem tapferen Dragoner-Regiment versprochen, auch jenseits, wenn dies möglich ist, seine Thaten und Schicksale zu verfolgen.

Gott Vater.
In der Wiener Zeitung hab' ich das mit Verwunderung gelesen. Der Gedanke ist jedenfalls neu. Weder Alexander dem Großen, noch dem Napoleon ist so was in den Kopf gekommen.

Alfred.
Ich erlaube mir Ihnen zu bemerken, Sire, daß ein blinder Heide und ein Roturier unmöglich an den erhabenen Sinn eines katholisch-hochadeligen Fürsten hinanreichen können.

Gott Vater.
Zugegeben. Was kann ich aber für Sie thun? Sie sind im Himmel, Ihr Regiment steht auf Erden. Wie wollen Sie seine Thaten und Schicksale verfolgen? Das ganze feste Firmament liegt dazwischen. Da kann nur das Auge Gottes durchschauen.

Alfred.
Lassen Eure Majestät ein Loch in das Firmament schlagen und ein Fenster für den Herrscher herrichten, damit er bequem hinaus und auf die Erde hinunter schauen kann.

Gott Vater.
Ich weiß nicht, was mich bewegt, Ihnen auch darin nachzugeben. Sie sind unwiderstehlich.

Alfred.
Die Güte Eurer Majestät beschämt mich.

Gott Vater.
Sie sind also mit mir zufrieden?

Alfred.
Aufrichtig — bis auf Eins, Sire!

Gott Vater.
Und das wäre?

Alfred.
Wie haben Sie damals zugeben können, daß die heilige Jungfrau, die doch aus königlichem Geblüte stammt, einem Menschen von niederer Extraction, einem Zimmermeister ihre Hand reichen durfte?

Gott Vater (etwas verlegen).
Das sind Geheimnisse, mein Bester, über die ich mich nicht näher erklären kann und die mit der sogenannten Dreieinigkeit zusammenhängen.

Alfred (fixirt ihn).
Ich muß denn doch bitten, daß der Schöpfer dem Herrscher nichts verhehle.

Gott Vater (für sich).
Sonderbarer Schwärmer! (laut) Sie vergessen, daß Sie mir gegenüber doch weiter nichts als Geschöpf sind.

Alfred (kalt).
Sie können mich vernichten, wie gesagt, wenn Sie mir nicht Rede stehen wollen. Wählen Sie also.

Gott Vater (wieder für sich).
Die Hartnäckigkeit dieses Menschen bringt mich völlig aus der Fassung. (laut) Hören Sie also, in Gottes Namen! Daß ich der Vater meines Sohnes bin, und zwar durch Vermittlung des heiligen Geistes, das wissen Sie! Der Zimmermann Josef gab nur so seinen Namen dazu.

Alfred.
Einen bürgerlichen Namen, Sire! Der Welt-Heiland sollte aber adelig sein. Wie anders, wenn Sie einem Windschgrätz die Rolle des Vaters zugetheilt hätten! Die ganze christliche Religion hätte dadurch einen vornehmeren Anstrich bekommen, und von einem Socialismus, der nur durch diese Apostel vom tiers état beigemischt worden, wäre gar nicht die Rede.

Gott Vater (ablenkend).
Sie mögen vielleicht Recht haben. Aber lassen wir das. Ich bin kein Freund von Casuistik und von theologischen Spitzfindigkeiten. Spazieren Sie jetzt in den inneren Himmel hinein, Sie werden dort gute Gesellschaft finden. Da steht gleich ein Ritter, der ihnen ebenbürtig ist. (ruft hinein). Sie dort! Kommen Sie einmal näher.

Ritter (tritt näher, mit schnarrender Stimme).
Baso iosmanos. Meinen Euer Gnaden mich?

Gott Vater.
Ja. Ich will die Herren mit einander bekannt machen. Durchlaucht Fürst Windischgrätz, Ritter Don Quixote von la Mancha.

Alfred.
Sie sind der Ritter, der gegen die Windmühlen kämpfte?

Don Quixote.
Aufzuwarten. Und Euer Gnaden sind der Held, welcher das Burgtheater und die Hofbibliothek erobert hat?

Alfred.
Zu dienen —

Don Quixote.
Erlauben mir Euer Gnaden, Ihnen meine Bewunderung auszudrücken.

Alfred.
Ich sehe, daß Sie mich verstehen, und bin erfreut über unsere Zusammenkunft.

Don Quixote.
Baso los stifelos a Vuestra dignidad. (mit erhobener Stimme). Wer es jemals leugnen wollte, daß Dulcinea von Tobojo die reizendste Dame der Christenheit und Fürst Alfred Windischgrätz der größte Fürst von der ganzen Welt ist, den fordert der Ritter Don Quixote de la Mancha von der traurigen Gestalt zum Zweikampf auf Tod und Leben!

Gott Vater.
Still, guter Freund! Hier wird nicht krakelst. — Macht nähere Bekanntschaft, Ihr Herren! Adieu, lieber Fürst!

Alfred.
Adieu, lieber Gott! (Ab mit Don Quixote.)

Gott Vater (allein).
Dem Menschen kann man nicht imponiren! Ich werde nie wieder so ein Sujet auf die Welt setzen lassen. (Lärmen von außen). Was gibt's denn? Kann man keine Ruhe im Himmel haben! Was ist denn wieder los?

Ein himmlischer Gendarm (tritt auf).
Bitt' Euer Gnaden! Mit dem neuen Seligen ist's nicht länger auszuhalten. Er und der spanische Don machen mit einander den ganzen Himmel rebellisch. Von Karl dem Großen haben sie verlangt, daß er ihnen die Hand küssen soll, weil sie größere Helden wären als er. Die gewöhnlichen Seligen behandeln sie nur mit Fußtritten und Kopfnüssen, was gegen alle himmlische Gleichberechtigung ist — und zuletzt haben sie gar die Prätension, daß die himmlischen Heerscharen vor ihnen präsentiren und „G'wehr 'raus" fuiren sollen!

Gott Vater (steht auf).
Das ist zu arg! Zieht ihnen die Zwangsjacke an. Oder halt! Ruft sie Beide her!

Gendarm (ruft hinaus).
Zu Seiner Gnaden, Gott Vater, meine Herrn!

Alfred und **Don Quixote** (treten auf).

Gott Vater.
Ihr habt an einander Gefallen gefunden?

Don Quixote.
Der Fürst ist der einzige Mensch, der mich hier versteht.

Alfred.
Der Ritter ist der einzige vernünftige Mensch im ganzen Himmel.

Digitized by Google

Gott Vater.

Dacht's ja! Gleich und gleich! — Hört mich an. Ihr sollt einen aparten Himmel haben. Ihr Beide ganz allein.

Beide.

Wir verlangen es nicht besser!

Gott Vater.

Wo ist mein Sohn? Schließe den beiden Herren das geheime Gemach auf.

Gott Sohn (kommt).

In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Kommt, liebe Leute! (er schließt eine geheime Thüre auf, **Alfred** und **Don Quixote** treten Arm in Arm hinein.)

Gott Vater (allein).

Diesen zwei närrischen Menschen genügt die gewöhnliche Seligkeit nicht. Meine Allweisheit hat da die glückliche Lösung gefunden — aber ich hätte nicht gedacht, daß ich den himmlischen Kotter jemals brauchen würde. — Schließ zu, mein Sohn! So. Jetzt ist wieder Ruh' im Himmel und auf Erden!

Die sämmtlichen himmlischen Heerschaaren.

Alleluja! Gloria in excelsis Deo!

Der Dichter und das Platt.

Der Dichter bedarf keiner theoretischen Einsicht in das Wesen seiner Sprache, wie wir sie in den vorhergehenden Essais auseinandergesetzt haben: wenn er nur seine Sprache beherrscht. Er folgt seinem Genius und trifft das Richtige. Wenn er es trifft, freilich. Vielleicht hat alsdann Einer vor ihm die Theorie ausgedacht und er braucht es nicht selber zu thun. Goethe freut sich bekanntlich noch als Greis, wenn er zurückdenkt an die Zeit, da ihm zuerst Lessings Laokoon in die Hand gefallen. Wir hielten uns von allem Uebel erlöst, sagt er darüber. Und doch waren es auch dort nur einige Grundlinien der Theorie, die Lessing erkannt und ausgesprochen, namentlich die über das Wesen der Sprache und ihre Verwendung als Kunstmittel, die Goethe's Genius erlöst hatten. Die falsche Ansicht: ut pictura poesis, daß die Poesie eine Malerei in Worten sei, hatte seit dem Entstehen der neudeutschen Dichtkunst mehr oder weniger alle deutschen Dichter vom rechten Wege abgelenkt.

Die Stellung des Plattdeutschen nun ist eine eigenthümliche im deutschen Sprachgebiet; sie richtig zu erkennen, war schwierig, bei dem damaligen Vorurtheil gegen die Mundart an sich fast unmöglich. Das Plattdeutsche fühlte sich nicht als Dialekt der Schriftsprache, dazu war sie ihr im Bau und Klange zu fremd, es fühlte sich mehr als wirkliche Sprache ihr gegenüber mit einer Reihe Mundarten unter sich. Und so mochte wohl J. H. Voß auf den Gedanken kommen, das Gemeinsame aus diesen Mundarten zu einer neuen plattdeutschen Gesammtsprache zu vereinen. Ein Gedanke, der einem oberdeutschen Dialektdichter nie wird kommen können, weil dort der Dialekt sich an die Schriftsprache anlehnt. Der Gedanke war wenigstens besser als alle übrigen, die damals und noch lange über unsere sächsische Sprache umliefen, ja grassirten. Denn es war ein beliebtes Feld und für die Unwissenheit ein freier Tummelplatz. Es gab keine deutsche Schulgrammatik, kein Lehrbuch des deutschen Stils, der deutschen Literatur, die nicht mit mehr oder weniger Unkenntniß dem Plattdeutschen seine Stellung anwiesen, natürlich ganz unten beim Pöbel und dem unbehobelten Bauer. Das folgerte man dreist immer wieder aus dem Namen der Sprache, der es ja deutlich bezeichne als plattes Deutsch dem Hochdeutsch gegenüber! — ähnlich wie der Pädagoge dem Schüler erklärt: das Schwein ist ein sehr unsauberes Thier und führt daher seinen Namen mit Recht, — da doch Jedermann wissen konnte, daß es die Sprache des platten flachen Landes gegenüber der des Hochlandes bezeichne.

Zur Stütze dieses Vorurtheils diente, daß fast Niemand von denen die es verbreiteten, nur einmal mit umfassender Sprachkenntniß des Plattdeutschen ausgerüstet war. Denn die Schriftstellerei im Großen und Ganzen war in den Händen Mitteldeutscher; wenigstens Grammatiker, Literarhistoriker und Journalisten lieferte das eigentliche Flachland verhältnißmäßig wenige. Wenn es nun als unbezweifelte Wahrheit angesehen wurde, — seit Opitz gelehrt und praktisch geübt, von den höchsten Autoritäten bis Jacob Grimm hinauf nicht widersprochen, sondern erhärtet, — daß die Volksmundarten, wie er sich ausdrückt, roh sind, entstanden durch Entartung der Schriftsprache, so war es jedem Geschäftsreisenden, jedem Zeitungscorrespondenten klar, der einmal auf den norddeutschen Bauer hingehorcht oder das Glück gehabt hatte, mitten unter ihnen wohnend sich durch die hochdeutschen Präpositionen hindurchzuarbeiten: daß von allen Dialekten das Plattdeutsche am meisten entartet, am fernsten abgewichen sei und seinen Namen mit Recht verdiene.

Dies ging so weit, daß man den tieferen Wohllaut ganz überhörte, den älteren Schnitt der Sprache ganz übersah. Man nannte das reine tiefe a des Plattdeutschen und seinen Umlaut æ Mischlaute, schrieb sie mit drei oder vier Vocalen oa ao ää öä, und was des Unsinns mehr war, während man das ganz gleichlautende englische a z. B. in water nicht mißbilligt und junge Damen in Pensionen einübt das französische Wort coeur als ein schönes besonders zierlich zu sprechen, da es doch ganz der Vocallaut in unseren Geer war ist und nichts Anderes! So sind Vorurtheile, blind und hartnäckig!

So übersah man denn den altertümlichen Schnitt der plattdeutschen Sprache, eine Eigenthümlichkeit, die veranlaßt hat, daß einzelne plattdeutsche Ausdrücke gerade als die ederen den gleichen hochdeutschen gegenüber in feierlicher Rede gebraucht werden, wie z. B. Odem, Born, Aar u. A. Im täglichen Leben, in der Wissenschaft, der Physiologie und Zoologie wird man Athem, Adler sagen. Aber der Redner auf der Kanzel, der Dichter in der Ode wird sprechen vom Odem Gottes, vom Born seiner Gnade, nicht von deren Brunnen. Es hätte also nahe gelegen, da man das Gothische und Altdeutsche lobte, auch im Plattdeutschen das Ehrwürdige zu erkennen. Es ist ja ganz offenbar auf derselben Lautstufe stehen geblieben, und abgesehen davon, daß es in den Dentalen nicht in die häßlichen Zischlaute ausgeartet ist, bleibt Tid gegen Zeit, Tall gegen Zahl, vertellen gegen erzählen dem Ursprunge des Deutschen näher. Aber nicht einmal bemerkte man, wo die Schriftsprache blos aus dem Plattdeutschen übersetzt und falsch übersetzt hatte, wie im Worte Maulwurf, das weder etwas mit Maul noch mit Wurf (abstractum) zu thun hat, sondern Mull (lose Erde), Warp (Werfer) ist. Das Thier kratzt bekanntlich mit den Vorderpfoten, die wie Schaufeln gestaltet sind.

Klaus Groth.

Erinnerungen an die Journalistentage.

II.

Nach Wien mußten die folgenden Journalistentage einen schweren Stand haben. Aber da nun einmal durch das Vorgehen der oesterreichischen Hauptstadt der Ehrgeiz der Städte, welche die deutschen Journalisten bewirtheten, angespornt war, so blieben Frankfurt und Breslau hinter der Kaiserstadt an der Donau nicht nur nicht zurück, sondern überboten diese sogar nach verschiedenen Seiten hin. Freilich einen Reichskanzler und Minister konnten uns die herrlichen Städte am Main und an der Oder nicht vorsetzen, aber sie gaben uns mehr: die herzlichste Gastfreundschaft, die Fröhlichkeit der lachenden Rheinlande und die Gemüthlichkeit des gesegneten Schlesiens. Hatten die Feste auch einen weniger großartigen Anstrich und ermangelten sie gänzlich des officiellen Charakters, so verliefen sie um so heiterer in der harmonischen Gemeinschaft gleichgesinnter Elemente. Es waren wirkliche Journalistentage, ohne huldvoll gesinnte Protectoren und zweideutige Eindringlinge, ohne die Aus-

Digitized by Google

wüchse nach oben und unten, welche den Charakter der Wiener Versammlung entstellt hatten.

Der fünfte (Frankfurter) Journalistentag fiel auf die Tage vom 2. bis zum 5. Juli 1870. Der politische Himmel — um das so beliebte Bild noch einmal zu gebrauchen — war so blau und wolkenleer wie der über uns. Zu keiner Zeit war der Redacteur entbehrlicher gewesen. Die Weltgeschichte ruhte im tiefsten Friedensschlafe. Die Volksvertreter hatten Ferien genommen, die Monarchen und Staatsmänner waren im Bade, selbst die Feder des Herrn v. Beust war eingerostet, der Tod verschonte die Berühmtheiten und die Prinzessinnen schienen auf einige Wochen beatae steriles geworden zu sein. Keine Kammerverhandlung, keine diplomatische Ente, kein Nekrolog, kein Festbericht über höchste Kindtaufen — die Zeitungen waren unter dem kühlen Schatten der sauren Gurke gottlob langweiliger denn je. Mit um so ungetrübterem Vergnügen konnten die Zeitungsschreiber „die Feste feiern, wie sie fallen".

Die Debatten, welche Friedlaender musterhaft leitete, waren bei weitem sachgemäßer und ersprießlicher als die in den Vorjahren. Leopold Sonnemann erstattete ein ausgezeichnetes Referat über die Altersversorgung für Journalisten, welches den großen Vorzug besaß sich bereits praktisch bewährt zu haben. Sonnemann, der bekannte radicale Abgeordnete für Frankfurt und Besitzer der „Frankfurter Zeitung", einer der gescheidtesten und liebenswürdigsten Männer in der deutschen Presse, hatte in seinem Etablissement bereits eine Unterstützungscasse, wie sie dem Journalistentag vorschwebte, eingerichtet und die besten Erfahrungen damit gemacht. Der Fonds zu dieser Casse wird beschafft aus einem Theil des Reingewinns, welchen der Unternehmer an diese abzuführen hat, und aus einem kleinen Theil (7½ Procent), welcher vom Gehalte der Angestellten zurückgehalten wird. Friedlaender bezeichnete das Sonnemann'sche System, welches dieser den einzelnen Zeitungsunternehmern dringend anempfahl, richtig als eine „Amortisation der Arbeitskraft"; zu dieser Amortisation müßten Verleger und Mitarbeiter gleichmäßig beisteuern; Friedlaender erklärte schließlich, daß die „Neue freie Presse" eine derartige Casse etabliren werde und daß ohne Zweifel bald viele andere Blätter dem gegebenen Beispiele folgen würden. Diese Hoffnung scheint sich bis jetzt nicht erfüllt zu haben. Im Allgemeinen geschieht für den alten verbrauchten Journalisten so gut wie nichts. Wenn er sich im Dienste der Allgemeinheit aufgerieben, die Nerven zerrüttet und das Gehirn ausgepreßt hat, so hat er das Recht des Mohren, der seine Schuldigkeit gethan hat: er kann gehen. Fordern darf er nichts. Er ist auf die Menschlichkeit und Mildthätigkeit des Verlegers angewiesen; und wenn er also weise ist, so hat er's machen wie das Saphir'sche Kind, das, um auf der Welt etwas Ordentliches zu werden, vor Allem dafür zu trachten habe, von wohlhabenden Eltern geboren zu werden — er muß dafür sorgen, daß er einen menschlichen und milden Verleger finde. Bisweilen gibt es ja auch solche. Ob sich das jemals zum Besseren wenden wird, ist eine Frage, die ich hier nicht aufwerfen und beispechen will. Vor der Hand — das halte ich für unbestreitbar — wird es im Großen und Ganzen bleiben wie es ist. Und so lange noch keine Hospitäle für die Invaliden des Geistes bestehen, so lange der deutsche Journalismus in sich selbst so zerspaltet und lose gefügt ist wie heute, so lange er außer Stande ist als gemeinsames Ganzes die gemeinsamen Schäden zu heilen, oder wenigstens zu lindern — so lange wird nichts anderes übrig bleiben, als dem Sonnemann'schen Beispiel zu folgen und, da man das Ganze nicht beherrscht, wenigstens local und im Einzelnen derartige segensreiche Institute in's Leben zu rufen. Es ist wenigstens ein Schritt voran, der uns dem Ziele näher führt.

In der zweiten Sitzung wurde die Frage wegen des Nachdrucks eingehend besprochen. Die Sache hat für Nichtjournalisten wenig Interesse. Außerdem beantragte ein Theilnehmer, der Journalistentag solle eine feierliche Mahnung an die deutsche Kritik richten, auf daß diese die Bühne von den Demimonde-Komödien säubere. Da ich den Antrag für unpraktisch hielt, wollte ich dagegen sprechen, und mein Freund Friedlaender war boshaft genug, mir, dem Verfasser eines derartigen verrufenen Stückes, das Wort „zu einer persönlichen Bemerkung" wie er sagte, zu geben. Alle lachten, ich auch; meine schöne Rede kam mir in die falsche Kehle, aber der Antrag wurde trotzdem abgelehnt, weil er eben an sich ein Nonsens war. Die Rede, mit welcher Heinrich Bürgers denselben begründete, war übrigens meisterhaft.

In der dritten kurzen Sitzung wurden nur Fragen von untergeordnetem Interesse verhandelt. — Die Debatten zeigten im Vergleich zu Wien im Großen und Ganzen einen sehr wesentlichen Fortschritt; sie waren meist sachlich und verständig und hatten in der einen obenerwähnten wichtigen Frage über die Altersversorgung den Vorzug, auf realem Boden sich zu bewegen und von einem vorhandenen Ausgangspunkte ein erfichtliches und von Einzelnen erreichbares Ziel anzustreben.

Berichte über längst vergangene Festlichkeiten sind aufgewärmte Schüsseln; ich will dem Leser daher mit einer Schilderung des Festbankets im Frankfurter Forsthause nicht den Geschmack verderben, obgleich es nicht schwer wäre, auch heute noch, nach zwei langen Jahren, jede Einzelheit mit der Wärme des soeben Erlebten und frisch Empfundenen wiederzugeben; ich will nur kurz erwähnen, daß die Frankfurter die liebenswürdigsten Wirthe waren, die man sich denken konnte, daß der heiterste und ungezwungenste Ton von Anfang bis zu Ende herrschte, daß manches vortreffliche Wort in gebundener und ungebundener Rede gesprochen wurde, daß mit einem Worte die Journalisten einen köstlichen Tag verbrachten. Nach der Rückkehr vom Forsthause mußten wir wohl oder übel mit einer der berechtigten Eigenthümlichkeiten Frankfurts — die einzige, welche Bismarck wirklich geschont hat — mit dem Apfelwein uns zu befreunden die heldenhaftesten Anstrengungen machen. Ich trank davon, nicht ohne innern Kampf, der sich auch vielleicht auf der Physiognomie durch gewisse krampfhafte Verzerrungen wiederspiegeln mochte, aber ich trank davon.

„Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Brust
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ernährt es sich mit Lust,"

oder doch ungefähr mit Lust; jedenfalls nahm ich von diesem merkwürdigen Getränk, dessen Dasein gerade so räthselhaft ist wie das der verschiedenen localen Biere — als da sind Merseburger Gose, Braunschweiger Mumme und dergleichen — mehr zu mir, als ich am andern Morgen gewünscht hätte. Bei der Gelegenheit wurde mir übrigens von jedem Frankfurter, der meiner habhaft werden konnte, dieselbe Anekdote erzählt, in welcher Karl der Große als Erfinder des Apfelweins gepriesen wird. Ich habe die Anekdote oft gehört, aber die Pointe habe ich doch vergessen.

Am zweiten Tage wurde wieder festgegessen, außerdem wurden wir mit den Schönheiten Frankfurts bekannt gemacht, namentlich mit dem herrlichen Palmengarten, der kaum seines Gleichen in Deutschland haben mag. Der Hauptzug war der dritte: Festfahrt auf dem herrlichen Rhein nach Rüdesheim und Aßmannshausen. „Dieser Name sagt genug wohl schon." Es wurde wieder festgegessen und noch fester getrunken. Unsägliche Quantitäten von der goldblonden Tochter Rüdesheims und der purpurrothen Aßmannshausens in noch unsäglicheren Qualitäten wurden aufgefahren, und ich habe nicht bemerkt, daß viele volle Flaschen von dem Tische abgetragen wurden. Wein und Weib war vorhanden, und auch am Gesang fehlte es nicht. Einige der liebenswürdigsten rheinischen Sänger, unter Anderen Emil Rittershaus und Friedrich Hornfeck, waren zugegen — Rittershaus, der immer Schlagfertige, der für jeden guten Tag ein gutes Wort bereit hat, und Hornfeck, der viel zu wenig bekannte und gewürdigte Dichter des „Schenkenbuchs", der

Digitized by Google

eine Strophe geschrieben hat, die allein verdiente, ihren Dichter unsterblich zu machen:

„Und flöße von St. Gotthards Höh'
Als Rheinweinstrom der Rhein,
Dann möcht' ich nur der Bodensee,
Doch ohne Boden sein!"

Dazu der goldigste Sonnenschein, der Niederwald oben, der wunderbare Strom zu unsern Füßen und das reigende Bingen gegenüber — man hatte Grund sich seines Daseins zu freuen. Ja, man fühlte wohl, — wenn man auch keine Ahnung davon hatte, wie bald dieses Gefühl sich über Deutschland verbreiten und ganz Deutschland zu einer Begeisterung entflammen würde, wie sie die Weltgeschichte kaum zuvor gesehen — man fühlte, daß diese gesegneten Ufer deutsch sein und deutsch bleiben mußten, so lange ein deutscher Arm die Büchse spannt. Wir hielten damals freilich eine gar friedliche Wacht am Rhein; wir ahnten nichts Arges und in den harmlosesten Scherzen, in der kindlichsten Ausgelassenheit verlief der frohe Tag. Und doch ist er vielleicht von größerer politischer Bedeutung gewesen, als man vermuthete. Die Thatsache, daß am Vorabende der brutalen Friedensstörung aus allen Theilen Deutschlands Diejenigen, welche in der wirksamsten Weise zum Volke sprechen, an den Ufern des friedlich dahinrauschenden Rheins zusammen waren, daß sie den ganzen Zauber dieses einzigen Stromes auf sich wirken ließen und unwillkürlich in sich das Gefühl aufsrischten: mit diesem deutschen Rhein ist die Ehre, ist auch die Poesie unseres Vaterlandes unlösbar verbunden — diese Thatsache kann nicht ohne alle Folgen geblieben sein. Mancher begeisterte Aufruf für den Rhein, gerade für den Rhein, wäre ohne die Festsahrt der Journalisten nach Rüdesheim sicherlich ungeschrieben geblieben. Derjenige, der am 5. Juli im tiefsten Frieden auf der Terrasse des Rüdesheimer Gasthofes fröhlich den Römer voll funkelnden Weines leerte, Der erst begriff wahr und ganz den verbrecherischen Hohn und den Wahnwitz, welcher darin lag, daß zehn Tage darauf Napoleon eine „Rheinarmee" organisirte; daß Herz war noch voll von den empfangenen Eindrücken und daß ging der Mund über; der konnte mit wahrer, heiliger Entrüstung dem deutschen Volke klar machen: der Rhein gehört Dir und man darf Dir dies Kleinod nicht stehlen; „facit indignatio versum".

Wir drückten uns die Hände zum Lebewohl, wir kehrten zu unseren Berufsgeschäften zurück, der Eine ging links, der Andere ging rechts, und kaum waren wir heimgekehrt, so loderte der Weltbrand auf. Der Umschlag vom tiefsten Frieden zum wilden Krieg kam über Nacht. Wir Mitlebenden erfuhren nun, wie recht La Bruyère hatte, als er schrieb: „Ist das Volk friedlich, so begreift man nicht, wie die Ruhe herauskommen soll; ist es in Bewegung, so begreift man nicht, wie die Ruhe wieder hineinkommen soll."

Als wir uns derabredetermaßen ein Jahr darauf in Breslau wieder trafen, herrschte wiederum völliger Friede. Inzwischen hatte die Weltgeschichte die größten Thaten aller Zeiten verzeichnet, und in dem kolossalen Schauspiele hatte auch die Presse die ihr zugewiesene kleine Rolle mit Ernst, Eifer und Geschick ausgefüllt. Man kann nicht gerade behaupten, daß ihr dies von Seiten der Machthaber hoch angerechnet worden wäre; die Behandlung, welche verschiedene deutsche Berichterstatter während des Krieges erfahren, oder vielmehr erdulden mußten, war ein neuer Beweis für die Geringschätzung, mit welcher die Männer des öffentlichen Wortes noch heutzutage von oben her betrachtet werden. Es war richtig, daß der Breslauer Journalistentag diesen Punkt auf seine Tagesordnung setzte und die Debatten darüber waren leider sehr lehrreich.

Eine Episode, welche bei dieser Gelegenheit berichtet wurde, verdient immer wieder in das Gedächtniß der vergeßlichen Gegenwart zurückgerufen zu werden. Ich meine das Ende des Berichterstatters Dr. Hoff. Dieser, ein ruhiger und in seinen Ansichten sehr gemäßigter Mann, der Sohn eines hohen badischen Beamten und der Bruder des Düsseldorfer Malers, correspondirte für die „Nationalzeitung", für die „Elberfelder Zeitung" und für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" — Blätter, deren maßvolle Haltung und ernster Patriotismus notorisch sind. In einem Feuilleton, welches Hoff in der „Nationalzeitung" veröffentlichte, erwähnte er in sehr ruhiger Weise, wie unvortheilhaft die deutschen Journalisten im Vergleich zu ihren englischen Collegen gestellt seien, wie diesen alle Thüren offen ständen, während die unseren beständig auf der kläglichen Neuigkeitsjagd sich abhetzen müßten und selbst bei der größten Gewissenhaftigkeit kaum Zuverlässiges erfahren könnten. Er knüpfte daran einige Worte, in welchen er auf die Pflicht unserer Behörden hinwies, dafür zu sorgen, daß unsere Journale zum Mindesten ebenso gut bedient werden könnten wie die englischen. Dieser Artikel erregte das Mißfallen irgend einer officiellen Persönlichkeit in Versailles; und das genügte, um für Dr. Hoff, der ja eben nichts weiter war als Journalist, einen Ausweisungsbefehl zu erwirken. Vergeblich versuchte Hoff, die Aufhebung dieser Ordre durchzusetzen. Es wurde ihm die gemessene Weisung ertheilt, sich einem Gefangenentransporte nach Deutschland anzuschließen. In der nervösen Ueberreiztheit, ausgerieben durch die schweren Mühen der Kriegsberichterstattung, im Innersten gekränkt, nahm er sich die Sache allzusehr zu Herzen. Die Ausweisung dünkte ihn schimpflich und dem Schimpfe zog er den Tod vor. In größter Aufregung kehrte er, nachdem er wieder einmal vergeblich antichambrirt hatte, in seine Wohnung zurück, lud ein Pistol und erschoß sich. Wie sagt doch Hamlet? „Hört Ihr, laßt sie gut behandeln; denn sie sind der Spiegel und die abgekürzte Chronik des Zeitalters."

Angesichts der hohen Bedeutung der ferneren Verhandlungen in Breslau widerstrebt es mir, bei den geselligen Unterhaltungen, die im überreichen Maße geboten wurden, zu verweilen; ich könnte ja auch nur von Breslau daßelbe sagen wie von Frankfurt, könnte nur rühmen und immer rühmen die herzliche Freundlichkeit, mit der wir allesammt empfangen wurden, das glänzende Arrangement der Feste, die herrliche Fahrt nach dem Riesengebirge ꝛc. ꝛc.

Der weitaus wichtigste Punkt der Breslauer Tagesordnung — die wichtigste Frage, mit welcher sich der Journalistentag überhaupt beschäftigt hat — war die Vorbereitung zum Reichspreßgesetz. Biedermanns vorzügliches Referat, der von Guido Weiß mit Geist und Beredtsamkeit vertretene Entwurf des Vereins „Berliner Presse", sowie endlich die eingehenden Debatten über diese Lebensfragen der Presse sind als Broschüre erschienen und Denjenigen, die darüber mitzusprechen haben, zugesandt worden. Es ist ein gutes, redliches Stück Arbeit, und die Volksvertreter werden wohl daran thun, derselben ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie können sich manche Reden dadurch ersparen und können auf alle widersinnigen Velleitäten zur Verkümmerung der Preßfreiheit Red' und Antwort in dem kleinen Buche finden. Das Wort der Journalisten in Sachen der Preßfreiheit hat auf Gehör Anspruch. Wenn sich's um Stiefeln handelt, wird man gut thun, den Schuster zu fragen. In Sachen der Preßfreiheit sollte man sich in erster Linie an die Journalisten und nicht an die Schuster wenden. Geht, wie zu hoffen ist, aus den Berathungen des deutschen Reichstages ein Preßgesetz im Geiste desjenigen hervor, welches die Vertreter der angesehensten deutschen Blätter ausgearbeitet und als zweckmäßig und billig empfohlen haben, so darf der Journalistentag die Ehre prätendiren, an einer der erheblichsten Reformen unserer Zeit wirksam mitgearbeitet zu haben; dann hat er durch diese That allein sein Höchstes erreicht, dann ist der Breslauer Journalistentag nicht nur ein Ehrentag der deutschen Presse, sondern ein Ehrentag der deutschen Nation.

Paul Lindau.

Digitized by Google

Inserate.

Inserate
für die Stadt und Provinz Hannover
finden die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung durch die verbreitetste
„Hannoversche Presse".
Bureau:
Osterstraße 24, I. Etage, in Hannover.

Insertionspreis: 2½ Sgr. pro Petitzeile.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, Louisenstrasse 37.

Pelpers, W., Neue Methode zur schnellen und leichten Erlernung der französischen Sprache. I. Cursus. 8°. geh. 11. Aufl. Preis 15 Sgr.
— — desgl. II. Cursus. 8°. geh. 3. Aufl. Preis 15 Sgr.
— — Nouvelle grammaire française par demandes et par réponses à l'usage des Allemands. geh. Preis 12 Sgr.
— — Grammaire pratique de la langue allemande. cart. Preis 22½ Sgr.
— — Neue Methode zur leichten und schnellen Erlernung der englischen Sprache. I. Cursus, umgearbeitet und vermehrt mit der englischen Aussprache und erläuternden Noten von W. Molly. geheftet. 8. Auflage. Preis 18 Sgr.
— — desgl. II. Cursus. geh. Preis 22½ Sgr.
— — Practical method for the study of the German language. cart. Preis 26⅓ Sgr.

Diese Lehrbücher eignen sich anerkanntermaassen vorzüglich zum Schul- und Selbstunterricht, indem sie nach einer leichten, praktischen Methode den Lernenden auf dem kürzesten Wege es ermöglichen, sich in einer der beiden Sprachen auszudrücken. Jede Buchhandlung kann dieselben zur Ansicht vorlegen.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten liefern:
Aus allen Welttheilen.
Illustrirte Monatshefte
für Länder- und Völkerkunde
und verwandte Fächer.
Red. Dr. Otto Delitsch.
Preis jedes Monatsheftes 7½ Sgr., auch einzeln.
Leipzig, Verlag von Adolph Refelshöfer.
Inhalt des Juli-Heftes 1872.
Der Schwarzwald; Land und Leute, von G. v. Sydow. Griechische Inseln. 1. Korfu (Schluß), 2. Ithaka, von R. Zöllner. Sprache, Schrift und Literatur der Chinesen, von C. Müller. Wälder und Felder um Baltimore, von E. Lehnert. Die schwedische Nordpolar-Expedition 1872, von C. F. Frisch. Aus Sizilien. 1. Monreale. 2. Catania, von E. Jaeger. Ein Blick in die Geographie des Mittelalters, von S. Ruge. Schlösser und Städte in Spanien. 3. El Escorial. 4. Salamanca. 19 Miscellen. Neu eingegangene Bücher, Karten ꝛc.
Mit 8 Holzschnitten.
Diese Monatsschrift, reich ausgestattet mit vortrefflichen Holzschnitten und Karten, bringt in allgemein verständlicher, ansprechender und unterhaltender Form, interessante, mannigfaltige und gediegene Schilderungen aus allen Theilen der Welt, von den tüchtigsten Verfassern und befreitet sich, hierdurch geographisches Wissen, das für jeden Gebildeten heutzutage unentbehrlich ist, in den weitesten Kreisen zu verbreiten und zu fördern.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:
Geschichte
der neuesten deutschen Literatur
von 1830 bis auf die Gegenwart.
Mit Proben aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller, ihren Biographien, Porträts und Facsimiles.
Von **Heinrich Kurz.**
Zugleich als **vierter** Band der „Geschichte der deutschen Literatur" von **Heinrich Kurz.**
Lex. 8. geh. Preis 5 Thlr.
Mit dieser Geschichte der neuesten deutschen Literatur ist nun das berühmte Gesammtwerk geschlossen. Dieser Band enthält gegen 200 meist nach Originalphotographien in Holzschnitt vortrefflich ausgeführte Porträts, authentische Nachrichten über den Lebenslauf der Schriftsteller, Facsimiles ihrer Handschrift und sehr umfängliche Proben aus ihren Werken. Das vollständige Buch, dessen erste drei Bände bereits in 10,000 Exemplaren verbreitet sind, kostet im Ladenpreise nun 17 Thlr.
Leipzig, im Juni 1872. **B. G. Teubner.**

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**
Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Simmelsammelsurium.
aus
Briefen, gedruckten Büchern, aus dem Leben und aus ihm selbst
von
Karl von Holtei.
8. 2 Bände. Eleg. broch. Preis 3 Thlr.
Der greise Verfasser bietet in diesem Werke einen reichen Schatz an Welt- und Menschenkenntniß in mannichfaltigen, geistvollen Betrachtungen. Persönlichkeiten, eigene und fremde Maximen hat er besprochen und dadurch ein höchst anregendes Werk geschaffen, eine Lectüre für solche, die Einfälle und Gedanken zu suchen, zu finden und zu ernähren verstehen.

Reiter und Jäger.
Eine Erzählung in drei Büchern
von
Fr. von Krane.
8. 2 Bände. Eleg. broch. Preis 3 Thlr.
Der Verfasser, welcher bisher nur auf dem Gebiete hippologischer Literatur aufgetreten und darin als Autorität bekannt und geschätzt ist, gibt im Vorstehenden eine höchst spannende Erzählung, die das Garnisonleben in einer kleinen Stadt, volle Passionen, Abenteuer unter Schmugglern und Wilddieben, großartige Lebensverhältnisse in elegantem und spannendem Stil lebenswahr schildert.

☞ **Hochinteressante Novität!**
Am Szepter und Kronen.
Zeitroman von **Gregor Samarow.**
Erster Halbband. Preis 22½ Sgr. oder fl. 1. 18 kr. rh.
Dieser die großen Ereignisse des Jahres 1866, als Vorläufer von 1870, behandelnde **Zeitroman**, dessen Verfasser den höchsten leitenden Kreisen nahesteht, erregt durch die Aufdeckung der geheimsten Fäden der Geschichte, durch die Porträtähnlichkeit der auftretenden hervorragenden Persönlichkeiten, sowie durch die glänzende und elegante Form der Darstellung **allgemeines** Aufsehen.

Im Verlage von **Josef Max u. Comp.** in Breslau erschien soeben:
Orthodoxe Angriffe
auf Goethe.
Eine Abwehr
von
Wilh. Rud. Hoffmann.
8. eleg. brosch. 8 Sgr.

Globus
Soeben erschienen die ersten Nummern des 22. Bandes.
Probenummern sind in jeder Buchhandlung vorräthig.
Abonnements werden durch jede Buchhandlung vermittelt. Preis pro Band von 24 Nummern 3 Thlr.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

http://books.Google

№ 29. Berlin, den 10. August 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Gegensätze der christlichen Religion und des Staates. Nach Laurent von Blumtschli. — Russische Erdichtungen und ein vergessenes Geschichtsblatt II. von Karl Blind. — Frauengestt und Frauenbildung von Jürgen Bona Meyer. — Literatur und Kunst: Glossen zur Literatur der Gegenwart I. von Johannes Scherr. — Die Politik und die Mundarten von Klaus Groth. — Der geheierte Albert Möser von Wilhelm Buchholz. — Erinnerungen an die Journalistentage III. von Ludwig Pietsch. — Offene Briefe und Antworten. An Prof. Dr. Klaus Groth. — Notizen. — Inserate.

Gegensätze der christlichen Religion und des Staates.

Nach Laurent.

Der Belgier Friedrich Laurent hat in seinem berühmten Werke Etudes sur l'histoire de l'humanité das Verhältniß der christlichen Religion zu der modernen Civilisation und dem modernen Staate von dem freien und hohen Standpunkte der Philosophie der Geschichte einer einläßlichen Prüfung unterworfen. Er gelangt durch diese Untersuchung zu dem Ergebniß, daß das traditionelle Christenthum, sowohl das der römisch-katholischen Kirche, wie es von den Jesuiten verstanden werde, als das der protestantischen Orthodoxie mit dem modernen Geistes- und Staatsleben nicht vereinbar sei. Aber er schließt nicht daraus, daß wir nun wieder umkehren und in's Mittelalter zurückkneuern müssen, wie es Pius IX. in Rom und Stahl in Berlin angerathen haben. Er ist auch nicht der Meinung, daß die christliche Religion veraltet und von dem Fortschritte der Zeit überflügelt worden sei. Aber er ist der Ansicht, daß das Christenthum nur insofern die Religion der zukünftigen Menschheit bleiben könne, wenn es seine Fortbildungsfähigkeit erweise, die Irrthümer früherer Perioden abstreife und durch den Geist der Wissenschaft ergänzt, gereinigt und berichtigt werde.

Laurent ist als Katholik getauft und erzogen worden. Seine Studien haben ihn zum „Freidenker" gemacht, nicht im Sinne weder der frivolen Verächter aller Religion, noch im Sinne der Anhänger eines ideenlosen Materialismus. Er ist vielmehr der Meinung, daß der Mensch, wie ein politisches und ein denkendes Wesen, so auch ein religiöses Wesen sei, seiner Natur und seiner Bestimmung nach. Er hat einen lebendigen Gottesglauben und verehrt in dem großen Entwickelungsgange der Weltgeschichte auch die göttliche Weltleitung. Er hat sich überzeugt von der Macht der sittlichen Weltordnung und dem Fortschreiten der Menschheit zu höherer Gesittung. Er liebt über Alles die Freiheit des Geistes, und übt dieselbe nach dem Maße seiner ungewöhnlichen Kraft in vollem Umfange aus. Ein deutscher Historiker wird in den Werken von Laurent gelegentlich den Mangel einer scharfen urkundlichen Kritik rügen, ein deutscher Philosoph wird vielleicht die dialektische Methode seiner Schule vermissen. Aber an geschichtlichen Kenntnissen und idealem Tiefblick überragt Laurent die meisten gelehrten Zeitgenossen um Vieles. Immer regt er zum Nachdenken an und Niemand wird seine Bücher aus der Hand legen, ohne reiche Belehrung und geistige Erfrischung darin gefunden zu haben, wenn er nur ernstlich gesucht hat. Seine Sprache ist edel und klar, zuweilen gehoben und beredt. Die Mahnungen z. B., die er an die liberalen Katholiken richtet, endlich ihre Elternrechte wider die jesuitische Erziehung ihrer Kinder gelten zu machen, sind ergreifend. Er hatte auch die tief gewurzelten Vorurtheile der lateinischen Rasse wider den germanischen, insbesondere den deutschen Protestantismus zu zerstreuen und erwartet von einer Allianz der liberalen Katholiken und der Freidenker mit den freisinnigen Protestanten die Heilung der schadhaften Zustände in der Kirche und in dem religiösen Leben der Gegenwart.

Es ist nicht zu leugnen. Schon in den ersten Anfängen der christlichen Gemeinde sind einige charakteristische Züge erkennbar, welche das Mißtrauen des damaligen Staates herausforderten und sich mit dem Geiste des Staates nur sehr schwer oder gar nicht versöhnen lassen. Wenn man nur an diese Züge denkt, so wird es begreiflich, daß die antiken Römer die Christen für schlechte Bürger hielten.

Ich rechne dahin:

1) den lebhaften Glauben der ersten Christen an den nahe bevorstehenden Untergang der damaligen Welt, folglich auch des römischen Reiches, und an die sichtbare Wiederkunft Christi, und die erwartete Neuschöpfung eines gereinigten Gottesreiches, des himmlischen Jerusalems. Die ersten Christen hofften das Alles noch zu erleben. Die Apokalypse zeichnet diesen Glauben an den nahen Weltkampf zwischen dem wiederkehrenden Kaiser Nero und dem wiederkehrenden Christus in phantastischen Bildern.

Die Weltgeschichte hat sowohl den Irrthum in diesem Glauben als die darin enthaltene richtige Ahnung von dem endlichen Siege des Christenthums über die heidnische Welt erwiesen. Der Irrthum ist dann nach und nach ausgestoßen worden. Aber so lange er auf die Gemüther der Gläubigen in ursprünglicher Stärke wirkte, waren diese für den Staat in Wahrheit unbrauchbare Bürger. Wer morgen den Untergang der Welt sehnsüchtig erwartet, der arbeitet heute wenig für die Wohlfahrt dieser Welt.

Der alte römische Staat hatte noch lange mit den schädlichen Wirkungen jenes irrigen Glaubens zu kämpfen, in welchem die Apostel selber befangen waren; der heutige Staat hat es nicht mehr.

2) Länger hat ein anderer für den Staat bedenklicher Charakterzug der christlichen Religion, wie sie von der alten Kirche gelehrt und von den Gläubigen aufgefaßt wurde, nachtheilig gewirkt, nämlich jener spiritualistische Zug der Verachtung des Fleisches, der Geringschätzung aller sogenannten irdischen Güter, der Abwendung von dem Diesseits und der ausschließlichen Hingabe an das Jenseits.

Diese der Welt und ihren Gütern abgeneigte Geistes-

Digitized by Google

richtung ist im Mittelalter systematisch befördert und in Institutionen ausgebildet worden, welche dem Staat und seinen Bedürfnissen immer fremd, oft feindlich gegenüberstanden. Das beschauliche Leben in Gebet und frommen Gebräuchen wurde höher geachtet als das thätige Leben in Arbeit des Denkens und Handelns: die Casteiung galt für heiliger und besser als der heitere Lebensgenuß. Der müßige Einsiedler galt mehr als der werkthätige Bürger. Das Gelübde der Armuth und der Keuschheit, zu dem sich die Mönche und Nonnen erboten, wurde wie eine Stufe der Heiligkeit geehrt. Das ehelose Leben der Priester wurde höher geschätzt als die Ehe der Laien. Die Klöster wurden privilegirt, der Clerus von der Hoheit des Staates befreit.

Ob diese einseitige Ueberspannung der religiösen Wahrheit, daß das Leben des menschlichen Geistes in Gott und mit Gott höchstes Geistesleben sei, schon dem ursprünglichen Christenthum vorzuwerfen sei oder ob sie erst der späteren Entwickelung der christlichen Kirche im Mittelalter zur Last falle, darüber läßt sich streiten. Aber es ist unbestreitbar, daß jene irrige Grundansicht von dem Unwerthe des irdischen Menschenlebens für die wirthschaftliche Wohlfahrt, für die Wissenschaft und für den Staat entschieden verderblich war; und auch das ist unleugbar, daß nicht etwa nur einzelne Secten, sondern die christliche Kirche selber im Mittelalter diese Irrthümer mit Vorliebe pflegte und großzog.

Zum Theil ist der Irrthum der Kirche durch die deutsche Kirchenreform des sechszehnten Jahrhunderts überwunden worden. Die Gelübde der Mönche und Nonnen wurden als unwirksam erklärt, die Klöster aufgehoben, den Pfarrern die Ehe gestattet und empfohlen, die Geistlichen den Laien gleichgestellt und wie diese dem Staate untergeordnet. Zu einem anderen Theile ist seine Macht durch die Ausbildung des modernen gemeinen Rechts und des Staats, wie durch die Fortschritte der Cultur auch in katholischen Ländern gebrochen worden.

Zwar ist dieser Irrthum noch nicht völlig erloschen. Wir finden ihn heute noch in den Katechismen, er wird noch in den Schulen der Jesuiten mit Eifer gelehrt; er ist in dem Syllabus errorum Pius IX. nicht als Irrthum, sondern als Wahrheit verzeichnet. Aber er ist doch im Großen und Ganzen ohnmächtig geworden. Die heutigen Völker haben ihn abgelegt, wie ein verschlissenes Kleid der Vergangenheit. Das Christenthum der Gegenwart ist über denselben hinausgewachsen.

3) Weniger schädlich als jene Mißachtung der Natur und der menschlichen Arbeit und Cultur, aber doch auch nicht förderlich wirkt auf das Staatsleben der mancherlei Aberglauben, welcher die Geschichte der christlichen Religion von Anfang an begleitet oder später sich an dieselbe anklammert. Dahin rechnen wir die Vorstellung eines leibhaften Teufels, der mit dem Lichtgotte wie ein Gott der Unterwelt fortwährend um die Herrschaft über die Menschen ringt, die Bilder der Dämonen, welche um den Menschen her schwirren und sich in seine Seele einschleichen, den Glauben an die Hexen und die Zauberer, welche die Menschen verführen, die Sucht nach Wundern, durch welche Gott in die Natur eingreift und ihre Wirkungen durchbricht.

Wenn die Völker solchem Aberglauben vertrauen, so verlieren sie den Blick in die wahre Natur der Dinge, sie haben kein Verständniß für den Unterschied des Naturnothwendigen und des Möglichen, sie erwarten zu viel von der Hülfe Gottes und strengen die eigenen Kräfte zu wenig an. Sie lassen sich durch eingebildete Gefahren schrecken und sind schwach gegenüber dem wirklichen Feind.

Noch wird in der heutigen christlichen Kirche und nicht blos der katholischen, auch der protestantischen der hergebrachte Aberglaube mit einer zärtlichen Sorge gepflegt, als wäre er für den religiösen Glauben unentbehrlich. Noch ist „das Wunder des Glaubens liebstes Kind“.

Um so entschiedener widerspricht die Wissenschaft und voraus die Naturwissenschaft. Das Licht, welches die Wissenschaft über die Gesetze und den Zusammenhang der Natur verbreitet hat, ist jenem Aberglauben tödtlich geworden. Er konnte nur im Dunkel oder höchstens in einem trügerischen Dämmerlichte seine Schattenbilder zeigen. Die Einheit Gottes wird von dem Bewußtsein der heutigen Menschen energischer festgehalten als in den früheren Jahrhunderten, welche den Einen Gott in drei Personen zerlegten, ihm auch wohl eine Göttin als Gattin und Mutter antrauten und den Teufel als einen Gegengott der Finsterniß entgegensetzten. Der heutige Mensch verehrt Gott nicht als einen Geist, der außerhalb der Natur wirkte, und betrachtet die Natur nicht wie eine schuldbefleckte Creatur außer Gott, sondern erkennt den göttlichen Geist in dem sichtbaren Leibe der allgemeinen Natur.

Wir glauben, daß das Christenthum den Beruf habe, die Religion auch der geistesfreieren Menschheit zu bleiben. Eben darum aber stimmen wir Laurent bei, wenn er verlangt, daß es sich reinigen müsse von all dem Aberglauben, welcher die heutige Menschheit abstößt und beleidigt. Die künstliche Pflege jenes Aberglaubens entfremdet die besseren Köpfe der Religion, erregt den Spott der Menge und zieht neben einigen Heuchlern fast nur die Dummen und Unwissenden an.

Bluntschli.

Russische Erdichtungen und ein vergessenes Geschichtsblatt.

(Delamarre: „Un Peuple Européen de Quinze Millions oublié devant l'Histoire“ — und Margeret: „Estat de l'Empire de Russie et Grande-Duché de Moscovie“: Paris, 1607.)

Von Karl Blind.

II.

Die ganze Geschichte und Entwicklung der russischen Macht wird uns in Büchern wie in der Tagespresse meist in verdrehter Form vor die Augen geführt. Wohl hat der französische Verfasser des Schriftchens: „Ein europäisches Volk von fünfzehn Millionen, das von der Geschichte vergessen ward“, vollkommen Recht, wenn er sagt: fast Alles, was bisher an öffentlichen Lehranstalten über Rußland mitgetheilt wurde, sei geradezu umzulernen.

Das „vergessene Volk“ von fünfzehn Millionen sind nach Herrn Delamarre die Ruthenen. In ihnen erkennt er den eigentlichen Russen-Stamm. Es ist dies das Gegentheil dessen, was die Russen selbst behaupten. Die Moskowiter betrachtet er als ein finnisch-tartarisches, nur äußerlich slawisirtes Volk — gewissermaßen, wenn ich mich so ausdrücken darf, als in russische Fuchten gebundene Kalmücken. Demgemäß will er die russische Geschichte in die Geschichte der „vier Völker“ — der Moskowiter, der Ruthenen, der Litthauer und der Polen — eingetheilt wissen, während bisher die Geschichte der zwei erstgenannten Nationen als eine einzige dargestellt wurde. Sein Streben ist, die Tartaren und die Slawen auseinander zu halten und als Tartaren betrachtet er, ihrer Abkunft nach, weitaus die Mehrheit der heutigen Bevölkerung des europäischen Rußlands.

Von demselben Verfasser stammt ein anderes einschlägiges Schriftchen, das, wie sein erstgenanntes, einen etwas schleppenden Titel trägt: „Eine Mehrzahl für eine Einzahl, und der Panslawismus ist in seinem Grundsatze zerstört“. („Un Pluriel pour un Singulier, et le Panslavisme est détruit dans son Principe“. Paris, 1868.) In der Form eines Briefes an den damaligen Gesetzgebenden Körper von Frankreich gehalten, hatte dasselbe die Wirkung, daß der Lehrstuhl der „Slawischen Sprache und Literatur“ am Collège de

Digitized by Google

France in einen Lehrstuhl der „Slawischen Sprachen und Literaturen“ umgetauft wurde. Es paßte damals augenblicklich in die Politik Louis Napoleons dem Panslawismus die Thür zu weisen. Daher der Delamarre'sche Erfolg. Eine als Bittschrift an den Senat gefaßte Broschüre, welche die altrussische Geschichte in eine „ruthenische“ umtaufen und das Moskowiterthum als den fremden Eindringling darstellen wollte, enthält einen umgearbeiteten Studienplan der russischen Geschichte, über dessen Schicksal mir nichts bekannt geworden ist.

Ich meinerseits glaube, daß Herr Delamarre in seiner „ruthenischen“ Kunstellung zu weit geht. Auch nimmt er auf die ältere Geschichte Rußlands bei seinem Studienplane anscheinend zu wenig Rücksicht. Von der Absicht geleitet, eine recht scharfe Scheidung zwischen den „europäischen, slawischen“ Ruthenen oder Russen und den „turanischen“ Moskowitern zu machen, stellt er zudem mancherlei Behauptungen in allzu entschiedener Weise auf, die entweder unhaltbar oder doch mindestens höchst zweifelhaft sind.

Daß z. B. „Zar“ oder „Czar“ ein „tartarischer, turanischer und darum asiatischer Titel sei, der so viel bedeute als: Herr der Steppen“, und daß er „den Beherrschern Moskowiens endgültig verblieben sei, nachdem Iwan der Schreckliche die drei Zarate von Sibirien, Kasan und Astrakhan erobert hatte“, ist keineswegs ausgemacht. Ueberhaupt läßt sich Delamarre in seiner Abneigung gegen den turanischen tartarischen Stamm stark hinreißen — ähnlich seinem Landsmanne, dem Geschichtschreiber Heinrich Martin. Man kann den Arbeiten, wie sie z. B. von dem polnischen Gelehrten F. H. Duchinski („Nécessité des Réformes dans l'Exposition des Peuples Aryâs, Européens et Tourans, particulièrement des Slaves et des Moscovites. Paris, 1864“) alle Anerkennung zollen, ohne darum, wie Delamarre und Duchinski es thun, die Turanier als Asiaten auf alle Zeiten hinaus als einen untergeordneten Schlag zu verwerfen.

Aus Asien sind wir ja so ziemlich insgesammt gekommen; und turanische Stämme wohnen in Europa zum Theil schon länger als manche arische Stämme. Sprechen doch schon Herodot, Plinius und Strabo von den „Jurkai“*) (Ἴυρκαι) und den „Turcae“ als in Europa — ungefähr in der Nachbarschaft des heutigen Kiew — wohnend, wo in geschichtlich klarer Zeit auch die Khazaren zu finden sind. Waren aber nicht die Khazaren, aller Wahrscheinlichkeit nach, in ihrem Ursprunge ein tartarisches oder türkisches Steppenvolk? Und haben sie nicht, der griechischen Bildung und Verseinerung sich zuwendend, als Pfadfinder des Fortschrittes in den heutigen Süd-Rußland gewirkt? Wo heute die Pulks von Kosaken, Kalmücken und Kirgisen schwärmen, da schufen die Khazaren wohlhabende Städte und fruchtbare Felder. Unter ihrer Herrschaft blühte das Land zwischen Wolga und Don; fleißige Städte erhoben sich dort, deren Plan von herbeigerufenen byzantinischen Baumeistern entworfen war. Khazarische Handelsflotten gingen den Don hinauf, das Schwarze Meer entlang, in's Mittelmeer hinein, bis an die Küsten von Frankreich und Spanien. Dies wunderbare Khazarenvolk, das ohne Zweifel von nicht-arischer Abkunft war, verband hellenische Strebungen mit der Vorliebe für eine semitische Glaubensform, für die mosaische Religion! Es vereinigte also gewissermaßen in sich die Richtung drei verschiedener Hauptstämme — der Turanier, der Arier und der Semiter! — Der russisch-warägische Einbruch machte leider seinem Bildungsgange ein jähes Ende: von da an verfielen jene bereits früh der Cultur eröffneten Gegenden wieder in Dunkelheit und Barbarei.

Nicht alle Turanier haben sich also der Bildung feind gezeigt. Wie ließe sich auch eine solche Ansicht gegenüber der uralten Civilisation Chinas vertreten? Finden wir nicht in Italien, vor der Römerzeit, einen hochentwickelten turanischen Stamm, dem die Lateiner große Grundlagen ihrer Cultur verdanken?

*) „Jürük“ heißen die Türken noch heute in Klein-Asien.

Und läßt sich nicht für die drei noch heute in Europa deutlich nachweisbaren Zweige des finnischen, ugrischen, tartarischen, somit turanischen Stammes je ein gutes Wort sagen? Hat nicht das „kleine Volk“ der Finnen — einst der sagenhaften Reif-Riesen Nachbar — mächtig eingewirkt auf die Götterlehre und die Volksmären unserer germanischen Vorältern? Deutet nicht die Kalewala auf einen alt-ursprünglichen Dichtergeist der Finnen? Haben nicht die wilden Magyaren, der Türken Zwillingsbrüder, nachdem sie sporenklirrend nach Europa hineingetritten, parlamentarische Regierungen an den Ufern der Donau gegründet und erhalten? Waren nicht die Türken selbst, als sie zuerst in Europa erschienen, ein Volk von eigenthümlich staatsbildender Kraft? Und gab nicht selbst Byron, der sie um der Hellenen und der hellenisch-slawisch-albanesischen Mischlinge willen bekämpfte, den Türken, was Charakter betrifft, das schönste Zeugniß gegenüber den anderen Völkern des Ostens?

Die calvinistische Ansicht wollen wir also nicht auf ganze Menschenstämme übertragen.

Mit um so größerer Freiheit und Unparteilichkeit können wir darum anerkennen, daß jene tartarischen, turanischen Bevölkerungen, welche in Rußland einer gänzlichen oder theilweisen Slawisirung unterzogen worden sind, allerdings sich weder geistig noch staatlich auszegezeichnet, vielmehr dem Stillstand und Rückschritt gedient haben — wie dies leider auch von einem beträchtlichen Theile der eigentlich slawischen Russen gesagt werden muß.*)

Ob nun die Meinung richtig ist oder nicht, daß der „Zaren“-Titel asiatischen, turanischen Ursprungs sei — kein Zweifel waltet darüber ob, daß die Russenfürsten von frühe an eine Neigung zeigten, sich im Osten in der Rolle eines „Caesar Imperator“ aufzuspielen, von welch' letzterer Bezeichnung das Wort „Zar“ oder „Czar“ ebenfalls abgeleitet worden ist. Unter den Waräger-Häuptlingen trat diese Neigung schon hervor. Wieder tauchte sie, als kaum das Joch der Goldenen Horde abgeworfen worden war, unter einem moskowitischen Tyrannen auf. Mit Peter I. brach sie abermals durch.

Ueber Peter wird regelmäßig gelehrt, er sei der erste Zar gewesen, der den Kaiser-Titel getragen; damit habe Rußland einen weiteren Schritt nach Europa hinein gethan. Auch Delamarre schreibt: — „Da die ruthenischen Länder (les Ruthénies), die ehemals allein den Namen Rußland (les Russies) tragen, slawisch und demgemäß europäisch waren, so ist der Titel „Kaiser von Rußland“ unbedingt europäisch. Er wurde zum ersten Male von Peter im Jahre 1721 angenommen.“

Ich weiß, ich stelle etwas ganz Befremdliches auf, wenn ich diese landläufige Angabe bestreite. Der Beweis kann jedoch erbracht werden, daß die erstmalige Annahme der Kaiserwürde durch Peter Alexejewitsch ebenfalls eine der vielen „russischen Erdichtungen“ ist und daß auch hier ein „vergessenes Geschichtsblatt“ in Betracht kommt.

Aus dem Jahre 1607 ist ein zu Paris gedrucktes, auf den Wunsch Heinrichs IV. von Frankreich verfaßtes Büchlein

*) F. H. Duchinski gibt in seinem oben angegebenen Werke die Stammesverhältnisse im europäischen Rußland folgendermaßen an:

I. Slawen	21,296,900,
II. Uralier	35,642,700,
nämlich: 1) Finnen	14,662,800,
2) Finno-Türken	20,979,900,
III. Verschiedene Völkerschaften, wie Deutsche, Schweden, Moldo-Wallachen und Juden	3,182,400,
zusammen	60,122,000.

Unter „Finnen“ und „Finno-Türken“ versteht Duchinski alle die ugrischen, tschudischen, tartarischen Stämme in Nord-Rußland, am Ural hin, wie auch diejenigen, welche im Süden und theilweise noch in Mittel-Rußland die Erkennungszeichen der betreffenden Abkunft an sich tragen, obgleich ihnen allen die amtliche „russische“ Marke aufgeklebt ist.

Digitized by Google

über Rußland vorhanden. Es enthält die „merkwürdige und tragische Geschichte“ jenes Landes „während der Regierung von vier Kaisern, nämlich vom Jahre 1590 bis zum September des Jahres 1606“. („Estat de l'Empire de Russie et Grand Duché de Moscovie, avec ce qui s'y est passé de plus mémorable et tragique, pendant le regne de quatre Empereurs: à sçauoir depuis l'an 1590, iusques en l'an 1606, en Septembre“.) Der Verfasser war der Hauptmann Margeret. Abkömmling eines alten Geschlechtes, welches der mit Margeret persönlich bekannte Geschichtschreiber de Thou aus der Freigrafschaft abstammen läßt, hatte der genannte Krieger zuerst in den Kämpfen der Liga auf Seiten des Königs von Navarra gefochten, dann in Siebenbürgen und im deutschen Heere Dienste genommen, war darauf als echte Landsknechtsnatur unter die Fahne der polnischen Republik getreten und von da, auf den Wunsch des Zaren Boris Godunoff, nach Rußland gegangen, wo er eine Reiterschaar befehligte. Nach Boris Godunoffs Tode wurde Margeret Befehlshaber der kaiserlich russischen Leibwache. Als später Sigismund von Polen für seinen eigenen Sohn die russische Krone beanspruchte, finden wir den französischen Soppermenter wieder beim polnischen Heere, in welchem er sich bei der Einnahme von Moskau auszeichnete. Als die Polen Rußland verließen, ernannte ihn der König von Polen, seiner vielfachen Verdienste wegen, zum Rath. Unfähig jedoch, das ruhige Leben auszuhalten, ging Margaret 1612 aus Polen fort nach Hamburg, von wo aus er einen Brief an die moskowitischen Bojaren richtete (die damals für die Wahl eines neuen Fürstenhauses versammelt waren), um die Erlaubniß zur Rückkehr zu erhalten. Dieser Wunsch wurde abgeschlagen. Von da an verliert sich die Spur des rast- und ruhelosen Mannes.

Es geschah während eines zeitweiligen Aufenthalts in Frankreich, im Jahre 1607, daß Margeret seine merkwürdige Schrift verfaßte, und zwar auf des Königs Verlangen. Sie kann daher gewissermaßen als Staatsschrift betrachtet werden; um so mehr, da Ludwig XIV., als eine Gesandtschaft des Zaren Alexis in Versailles erschien, um zu Gunsten der Wahl eines russischen Prinzen auf den polnischen Thron Umtriebe zu machen, das Margeret'sche Werk neu auflegen ließ. Später erhielten sich nur einige Exemplare des Buches. Klaproth rettete es vor der völligen Vernichtung durch den Wiederabdruck einer kleinen Anzahl Exemplare für einen Gelehrtenkreis. In neuerer Zeit ist eine abermalige Auflage erfolgt. Der Inhalt der Schrift, der gute Einblicke in das alt-russische Leben gibt, ist in der That ein sehr reicher; und mangelte auch dem tapferen, obwohl politisch wankelmüthigen Franzosen der höhere Ueberblick eines Herberstein, so tragen doch seine Schilderungen den Stempel großer sachlicher Treue.

Ihn wollen wir daher auch über die Frage des russischen Kaiser-Titels hören.

„Zustand des Kaiserthums Rußland und Großfürstenthums Moskau“ ist das Buch überschrieben. Auch diese doppelte Bezeichnung scheint für die Unterscheidung Duchinskis, Delamarres u. A. zwischen den Russen und Moskowitern zu sprechen. Indessen, schon im Vorwort („an den König“) gebraucht Margeret blos den Ausdruck „Rußlaub“ und „die Russen“, um das ganze Land und Volk zu benennen. Die Schrift selbst beginnt mit den Worten: „Rußland ist ein Land von großer Ausdehnung“, das von Narva bis Archangel und von Smolensk bis nach Kasan ziemlich gut bevölkert sei, sich aber auch noch bis an's Kaspische Meer und bis nach Sibirien hinein erstrecke. Es „grenze“, sagt Margeret, „an Litthauen, Podolien, die Türkei, die Tartarei, den Fluß Obo, das Kaspische Meer, Liefland, Schweden, Norwegen, Nowaja-Semlia (Terre Neufve) und das Eismeer.“ Die finnischen Völker, wie die Tschermessen, unterscheidet er dabei genau von den Russen. Auch weiß er wohl, wo das eigentlich tartarische Element noch hereinspielt. Der Kämpfe mit Kosaken, krim'schen Tartaren und Tscherkessen erwähnt er vielfach. Die letzteren, die er als zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere wohnend schildert, wurden damals mit dem Namen „Tscherkassi Petigorski“ (Tscherkessen der Fünf Berge) bezeichnet, und er sagt von ihnen: es sei „ein außerordentlich kriegerisches Geschlecht; sehr behend und kühn; fähig, Rußland bedeutenden Schaden zuzufügen, wenn sie nur in größerer Anzahl wären.“ Es war dem beobachtenden Geiste des französischen Kriegers nicht entgangen, wo die verwundbare Ferse des nordischen Reiches lag.

Nun zu seinen Aeußerungen über den Kaiser-Titel!

Er selbst spricht in seinem Buche fast durchweg von den russischen Fürsten als Kaisern (Empereurs), von ihren Gemahlinnen als Kaiserinnen (Impératrices). Man könnte dies für eine Uebersetzung des Wortes „Zar“ halten. Dem ist jedoch nicht so. Margeret macht eine genaue Unterscheidung zwischen den beiden Würdenamen und führt besonders an, welche auswärtige Regierungen den Zaren als „Kaiser“ anerkennen, und welche nicht.

„Man nimmt an“ — schreibt Margeret — „daß die Abstammung der Großfürsten auf drei aus Dänemark gekommene Brüder zurückzuführen sei, welche, den Jahrbüchern Rußlands zufolge, Rußland, Litthauen und Podolien vor etwa 800 Jahren kriegerisch überzogen, und daß Rurik, der älteste der Brüder, sich Großfürst von Wolodimer (Wladimir) habe nennen lassen, von welchem alle Großfürsten in männlicher Linie abstammen — bis auf Johannes Basilius (Iwan Wassiljewitsch), der zuerst den Titel ‚Kaiser‘ von Maximilian, dem römischen Kaiser, nach der Eroberung von Kasan, Astrachan und Sibirien erhielt.“

Hier ist die Behauptung deutlich hingestellt. Nun kommen wohl in Margerets Schrift gelegentliche kleine Irrthümer vor. Auf die Frage der Kaiserwürde geht er aber mit solcher Genauigkeit ein, daß von einer Täuschung hier nicht die Rede sein kann.

„Was den von ihnen geführten Titel betrifft“ — so heißt es nämlich weiter — „so glauben sie, es gebe keinen größeren, als den sie haben, indem sie sich Zar nennen lassen. Sie nennen den römischen (deutschen) Kaiser Tsisar — was sie von Cäsar ableiten; alle Könige heißen sie Krol, nach Art der Polen. Sie nennen den König von Persien Kisel Bascha. Und den Türken Veliqui Ospodarturk, was sagen will: Großherr der Türkei, in Nachahmung des ihm ertheilten großherrlichen Titels; aber dies Wort Zar, sagen sie, findet sich in den heiligen Schriften. Denn überall, wo von David oder Salomon oder anderen Königen die Rede ist, werden diese Zar David, Zar Salomon, genannt; was nach unserer Auslegung König David, König Salomon u. s. w. bedeutet. Und so behalten sie den Namen Zar als einen echteren bei; mit welchem Namen, so sagen sie, es ehemals Gott gefiel, David, Salomon und die anderen Herrscher vom Hause Juda und Israel zu ehren: und die Worte Tsisar und Krol seien nur eine menschliche Erfindung und ein durch schöne Waffenthaten erlangter Name.“

In dieser Schilderung ist manches höchst Drollige; das Nachfolgende läßt jedoch keinen Zweifel. Margeret fährt nämlich unmittelbar darauf so fort: —

„Deshalb, nachdem Theodor Johannes (Fedor Iwanowitsch), Zar von Rußland, die Belagerung von Narva, vor dem er gelegen, aufgehoben hatte, und als die Abgesandten und Bevollmächtigten von beiden Seiten versammelt waren, um zwischen Rußland und Schweden Frieden zu schließen, so stritten sie sich mehr als zwei Tage lang über den Titel als Kaiser (Empereur), den Theodor beanspruchte, während die Schweden ihn als solchen nicht anerkennen wollten. Die Russen sagen, das Wort Zar sei noch größer, als das Wort Kaiser; und so wurde das Uebereinkommen getroffen, daß sie ihn immer Zar und Großfürst von Moskovien nennen wollten, indem jede Partei die andere durch dies Wort Zar gelänscht zu haben glaubte. Der König von Polen schreibt ihnen (den russischen Fürsten) unter dieser Bezeichnung. Der römische Kaiser gibt ihm den Titel Kaiser, wie es auch die

Digitized by Google

verstorbene Königin Elisabeth that; und das Gleiche thut der König von Großbritannien, der König von Dänemark, der Großherzog von Toskana, der König von Persien, und alle die von Asien geben ihm all' die Bezeichnungen, die er selbst sich zulegt. Was den Türken betrifft, in Anbetracht, daß es zwischen ihnen weder Briefwechsel noch Gesandte zu meiner Zeit gab, so weiß ich nicht, welchen Titel dieser ihm ertheilt."

Im Verlauf seiner Schrift spricht Margeret dann stets vom „kaiserlichen Thron", vom „Kaiserreich", vom „Kaiser" und der „Kaiserin", u. s. w. Und damit man nicht etwa glaube, der Verfasser habe Rußland in einem glänzenderen Lichte darstellen wollen, so sei hier erwähnt, daß er auf's Unnachsichtigste die barbarischen Zustände geißelt und in günstigen Gegensatz zu Rußland Polen stellt, das „ein freies Land" sei, von gebildeteren Sitten und wo man doch noch wisse, „was Welt heiße". Von den Russen dagegen sagt er: sie seien „roh und gemein, ohne irgendwelchen Schliff — ein falsches Volk, ohne Treu und Glauben, ohne Gesetz, ohne Gewissen, Sodomiten, und mit einer unendlichen Menge anderer Laster und viehischen Gewohnheiten behaftet."

So schreibt er auch an anderer Stelle, Rußland sei „kein freies Land, in das man nur so hineingehen könne, um die Sprache zu erlernen, sich über das Eine oder Andere erkundigen und das Land dann wieder verlassen dürfe — denn abgesehen davon, daß es, wie schon vorher gezeigt, ganz abgeschlossen ist, sind auch alle Dinge dort so geheim, daß es schwierig ist, über irgend Etwas die Wahrheit zu erfahren, wenn man nicht mit eigenen Augen beobachtet hat." Die Schilderung, welche Margeret von der geheimen Polizeiwirthschaft des Boris Godunoff entwirft, ist nicht minder scharf gezeichnet. Man wird dadurch an Fouché'sche und Vidocq'sche Thaten erinnert. „Alle aus dem Lande führenden Wege sind so bewacht, daß es unmöglich ist, daßselbe ohne besondere Erlaubniß des Kaisers zu verlassen." War ein Krieg mit Polen zu befürchten, so schickte man alle Fremden an die tartarische Grenze, damit sie sich nicht mit dem Feinde in Verbindung setzen konnten; denn „dies Volk ist das mißtrauischste, am meisten von Verdacht erfüllte, unter allen Völkern der Erde."

Doch ich wollte hier nicht näher auf die sonstigen Schilderungen Margerets eingehen, vielmehr nur die Frage vom Kaiser-Titel aus seinem Werke beleuchten. Wieso es kam, daß die Erinnerung an die einstige Führung dieses Titels zeitweise erlosch, das zu untersuchen bleibe Anderen vorbehalten. Aber wohl wird man aus Obigem erkennen, daß bei Peter I., dessen Bedeutung für Rußland gewiß nicht verkannt werden soll, auch die Annahme der Kaiserwürde keineswegs einer Gedanke, sondern nur ein Zurückgreifen auf ältere Ueberlieferung war. Der Plagiate hat er übrigens mehr als eines begangen, und nur wenn man Blätter der Geschichte streichen oder vergessen will, kann man seine Gestalt als so groß dastehend betrachten, wie sie gewöhnlich geschildert wird.

Frauengeist und Frauenbildung.

Von

Jürgen Bona Meyer.

Wenn es richtig ist, daß der seelische Naturunterschied der Geschlechter in dem angegebenen verschiedenen Verhältnisse der übrigens gleichen Seelenkräfte zu einander besteht,*) so wird sich daraus auch leicht die Möglichkeit gelegentlichen Heraustretens aus den Geleisen der Natur erklären. Der seelische Unterschied der Geschlechter ist eben kein unbedingter, sondern nur ein relativer.

*) Siehe Nr. 13 und Nr. 21 der „Gegenwart".

Nur im Allgemeinen ist die Frauenseele entsprechend der weiblichen Körperbeschaffenheit leichter erregbar von der Gefühlsseite und deshalb auch in ihrem Denken und Wollen bestimmbarer durch Gemüthsrücksichten als die Mannesseele. Aber es gibt ebensogut auch Frauen, denen diese leichtere Erregbarkeit fehlt, wie es Männer gibt, die von Natur mit einer überaus weiblichen Empfindsamkeit ausgestattet sind. Es kann ebensogut Frauen geben, welche Männer an Verstand und Willenskraft weit übertragen, wie es Männer geben kann, deren Gemüth lebhafter empfindet als das Gemüth mancher Frau. Diese Einzelfälle aber ändern nicht das angegebene, durch die Culturgeschichte von Jahrtausenden bestätigte Durchschnittsverhältniß der Seelenkräfte. Und es kann nur noch darauf ankommen, das gelegentlich und zeitweis stärkere Heraustreten der Geschlechter, insbesondere der Frauen, aus dem Naturgeleise in seiner Beziehung zum Culturfortschritt der Menschheit selbst zu begreifen.

Die rechte Handhabe dazu wird uns ebenfalls der Seelenunterschied der Geschlechter bieten. Nach dem natürlichen Sachverhalt sind die Frauen die Hüterinnen einer menschlich harmonischen Ausbildung der Seele, schon um der Schönheit willen müssen sie diese Ausbildung lieben und suchen. Bei dem Manne dagegen läßt die geringere Reizbarkeit des Gemüths leichter eine unsichöne, einseitige Entwicklung des Verstandes oder der Willensseite zu. Das Interesse des Mannes verhärtet sich daher leicht in irgend einem beschränkten Gebiete des theoretischen oder praktischen Berufslebens, der Geist verknöchert und der Wille hält hartnäckig und eigensinnig fest an den übertommenen Vorurtheilen. Der Mann ist der Gefahr solcher einseitigen Abirrung jederzeit mehr ausgesetzt als die Frau. Zu gewissen Zeiten der Culturentwicklung nun unterliegt die Männerwelt eines Volkes mehr als sonst dieser Gefahr; besonders bei bedeutenden Wendepunkten der Culturentwicklung tritt dieser Fall ein. Das eben sind dann auch die Zeiten, in denen die bewegtere Frauenseele durch außergewöhnliche Einmischung in die Culturentwicklung den nothwendigen Fortschritt derselben mitschaffen muß.

Dieser Fall trat ein, als das Heidenthum vor dem aufgehenden Lichte des Christenthums erlosch. Die Frauen vorzüglich waren es, welche den verfallenen Götterglauben aufgaben und sich mit der Fülle frommer Empfindung der neuen Wahrheit hingaben, während die heidnische Männerwelt in religiöser Gleichgültigkeit oder aus politischem Vorurtheil der neuen Bewegung häufiger Widerstand leistete. Bis dahin galt das Leben für den Staat als die höchste Bethätigung menschlicher Kraft, demgemäß kam es vorzugsweise auf die Erziehung und Bildung der Söhne an, und für diese wiederum war der Einfluß des Vaters und des öffentlichen Lebens besonders maßgebend. Nach der christlichen Lehre sollte fortan das ewige innere Leben das höchste sein, an diesem Leben hatten Männer und Frauen gleichen Antheil, für daßselbe in der Erziehung zu sorgen waren Vater und Mutter gleich berechtigt und verpflichtet; aber es im Schooße der Familie, im Frieden des Hauses zu pflegen, mußte der Mutter leichter werden als dem vom äußeren Lebensberuf abgezogenen Vater. So wuchs unter dem Einfluß christlicher Anschauung naturgemäß die Bedeutung der Frau und Mutter. Schon Chrysostomus hob dies hervor. „Sonst standen die Frauen den Männern gleich — schrieb er — jetzt ist es das Gegentheil. Sehet, was Christi Erscheinen auf Erden gewirkt hat! Die Frauen übertreffen uns an edlen Sitten, an christlicher Wärme und Frömmigkeit, an Liebe zu Christus, der den Fluch vom weiblichen Geschlechte hinweggenommen hat. —" Und bewundernd rief Libanius, ein heidnischer Lehrer der Beredsamkeit in Antiochien, aus: „Was für Weiber haben doch die Christen!" — Der Anstoß zu dieser folgenschweren Culturveränderung war von der Männerwelt ausgegangen, aber ohne lebhaftes Eintreten der Frauenwelt für dieselbe wäre die Anregung sicherlich im Sande der Gleichgültigkeit und des Vorurtheils erfolglos verlaufen. Diese Aufnahme des

Digitized by Google

neuen Lebensprinzipes von Seiten der Frauen erscheint uns jetzt als eine rühmenswerthe Beanspruchung der ihnen bis dahin mit Unrecht vorenthaltenen Theilnahme an dem edelsten menschlichen Streben; mit den Augen der damaligen Zeit angesehen, mußte es als ein Heraustreten der Frauen aus den natürlichen Grenzen ihres Wirkens erscheinen.

Aehnlich verhielt es sich mit der Theilnahme der Frauen an der Wiederbelebung von Kunst und Wissenschaft nach dem Versinken der Geister in mittelalterlicher Scholastik. Im Dienste kirchlichen Formelwesens und lebloser Schulweisheit war der freie Sinn für Schönheit und Wahrheit verzerrt, das Wissen gebunden. Die Rückkehr zur freien Wahrheitsforschung und Schönheitspflege der alten Welt mußte diesen Bann der herrschenden Schulweisheit brechen. Hervorragende Männer gaben dazu den Anstoß, aber die Masse ihrer Geschlechtsgenossen leistete zähen Widerstand. Lange dauerte es, ehe die hohen Schulen Europas dem neuen Wissenszuge ihre Thore öffneten. Da waren es wieder edle Fürstinnen und andere begabte Frauen, die mit rascherer Empfänglichkeit der neuen Anregung folgten und durch ihre lebendige Theilnahme der geistigen Befreiung von den lästigen Schulfesseln Vorschub leisteten. Das waren die Zeiten, in denen vorzüglich begabte Frauen sich gelehrten und künstlerischen Ruhm erwarben.

Bald darauf haben die Frauen durch ihre vorurtheilsfreiere, gemüthvollere Hingabe an das innere Leben der Religion wesentlich dazu mit beigetragen, der reformatorischen Glaubensbewegung zum Durchbruch zu verhelfen. Und später hat ihr für die Wahrnehmung socialer Uebel besonders leicht entzündbares Gemüth die Frauen unseres feindlichen Nachbarvolks zur leidenschaftlichen Theilnahme an der politischen Revolution herausgefordert. Zur selben Zeit ungefähr vollzog die literarische Sturm- und Drangperiode in Deutschland eine innere Culturrevolution, an welcher ebenfalls Frauen einen hervorragenden Antheil nahmen. Mit ihrer Hülfe wurden die Gesetze einer steifen Sitte und die Schranken eines engherzigen Gelehrtenthums durchbrochen.

So erscheinen in der Culturentwicklung der Menschheit die Frauen gewissermaßen wie das gute Gewissen der Männerwelt immer dann auf der Bühne des öffentlichen Lebens, wenn es gilt einem neuen Lebenszuge freie Bahn zu schaffen. Die Frauen, die sonst in dieser Hinsicht dankbarer und inniger am Alten hängen, erfassen dann in Folge ihrer leichteren Erregbarkeit und weniger zurückgehalten durch das Voraussehenden der gewichtigen Folgen das neue Lebensprinzip rascher und lebhafter als die schwerer bewegliche Masse der Männerwelt, werden dadurch eine werthvolle Stütze der vorgeschrittenen Geister dieser letzteren und somit die mit frischer Lebenskraft eintretenden Förderinnen eines nothwendigen Culturfortschrittes.

In Rücksicht darauf können wir das Hervortreten der Frauenfrage in einer Zeit immer als ein Zeichen ansehen, daß auf wichtigen Gebieten des Culturlebens die Männerwelt säumig ist im Angreifen und Durchführen einer nothwendigen Entwicklung. Mit dem Eintritt der Frauen in die Culturbewegung wird dann nicht gleich volle Klarheit über das erstrebenswerthe Ziel gewonnen, vielmehr tritt zunächst eine Ueberspannung der Wünsche und Forderungen ein als natürlicher Rückschlag der bis dahin zu weit zurückgehaltenen Pendelschwingung des Culturfortschrittes. Aber im Fortgang der auf- und abschwingenden Bewegung wird dann allmählich der richtige Schlag der Zeituhr erlangt.

Aus diesem Gesichtspunkte nun dürfen wir auch nach allen Richtungen hin das Auftreten der Frauenfrage in unserer Zeit betrachten.

Schwerlich wird der Culturfortschritt der Menschheit jemals den Frauen und ihren Anwalten eine Befriedigung der Forderung politischer Gleichberechtigung mit den Männern bringen. Das widerstrebt zu sehr dem natürlichen Unterschied und dem natürlichen Verhältniß der Geschlechter. Schwerlich wird je die Natur den Frauen, für welche gleiche politische Rechte gefordert werden, auch die Uebernahme gleicher politischer Pflichten, z. B. der allgemeinen Wehrpflicht, gestatten. Und ohne ein solches Gleichgewicht haben Rechtsforderungen niemals Aussicht auf dauernde Berücksichtigung. Ueberdies ist es doch auch eine zu große Wohlthat für die Cultur, daß wenigstens die Frauen dem politischen Parteikampfe fern und in dieser Absonderung frei bleiben, den Gefühlen unverkümmerter Menschenliebe und gemeinsamer Verehrung des Schönen unbefangen Rechnung zu tragen. Sie leisten dadurch für den Zusammenhalt der Culturentwicklung mehr, als sie durch unmittelbare Theilnahme am politischen Parteikampfe nützen könnten. Sie würden ja nur die Stimmen ihrer Ehegatten oder befreundeten Männer verdoppeln oder bei selbständiger Stimmabgabe Zwietracht säen in den heiligsten Verhältnissen menschlicher Zuneigung. Die Forderung politischer Gleichberechtigung erscheint mir daher zweifellos als eine Täuschung über das Interesse der Frauen sowohl wie über das Bedürfniß menschlicher Culturbewegung, trotzdem erkenne ich in dem Auftreten dieser Forderung einen Fingerzeig dafür, daß in der Stellung der Frauen zum staatlichen, politischen Leben eine sociale Wahrheit bisher zu wenig beachtet worden ist.

In der menschlichen Cultur darf die natürliche Unterscheidung der Thätigkeitsgebiete niemals zu einer völligen Scheidung der Interessen führen, wenn nicht das wechselseitige Verständniß der Menschen und damit die ausgleichende Gemeinschaft der Culturarbeit gestört werden soll. Bisher nun galt es ziemlich allgemein als Regel, daß eine Frau für Staat und Politik gar kein Interesse habe, auch nicht zu haben brauche. Es schien genügend, wenn die Frau gelegentlich für die Gefühle der Vaterlandsliebe zugänglich blieb. Diese Absonderung der Frauen von der geistigen Theilnahme an den wichtigsten Gebieten männlichen Strebens mußte nachtheilige Folgen erzeugen. In bewegten Zeiten konnte die Theilnahmlosigkeit oder der Verständnißmangel der Frau gar leicht ein Hemmschuh für das thatkräftige Wirken des Mannes werden, und auch in ruhigen Zeiten blieb die Mutter unfähig nach dieser Richtung hin einen wohlthätigen Einfluß auf die Erziehung ihrer Söhnes auszuüben. Das richtige Verhältniß zum öffentlichen Leben kann aber nur durch eine lange Schulung der Seele in der Unterordnung des Einzelnen unter das allgemeine Gesetz, durch eine Gewöhnung an strenge Pflichterfüllung gegenüber den allgemeineren Bündnissen der Menschengemeinschaft gewonnen werden. Und es kann nicht zum Ziele führen, wenn in der Erziehung die Gleichgültigkeit der Mutter wieder auflöst oder lockert, was der Einfluß des Vaters und der Schule zu binden und zu festigen sucht. Ueberdies kann natürlich der Abschluß des Fraueninteresses gegen Staat und Politik doch kein hermetischer sein, gelegentlich müssen die persönlichen Beziehungen ihres Lebens sie doch hineinziehen in diese wichtigen Interessen der sie umgebenden Männerwelt. Fehlt aber dann die richtige Vorbereitung des Interesses, so kann auch nicht plötzlich über Nacht das rechte Verständniß zugehen. Schiefe Urtheile und unverständige Ansprüche sind dann die natürlichen Folgen der bisherigen Zurückhaltung.

So mahnen uns denn die thörichten Forderungen politischer Gleichberechtigung dringend dafür zu sorgen, daß die Frauenbildung nicht wie bisher von der geistigen Theilnahme am öffentlichen Leben fern gehalten werde. Die Frau ist berufen auch diese Interessen mit dem Manne, besonders mit ihrem Manne zu theilen, wenn sie auch nicht berufen sein kann für dieselben das Gleiche zu thun wie er. Sie ist berufen aus ihrer Theilnahme die ihrer Natur entsprechende Förderung männlichen Strebens und häuslichen Glückes zu entnehmen.

Das menschlich Gleiche gilt für die Theilnahme der Frauen an den gewerblichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Berufsbestrebungen der Männer. Es mag wohl sein, daß hin und wieder sociale

Digitized by Google

Schranken und Vorurtheile die Thätigkeit der Frauen allzusehr einschränken, den Frauen somit nicht die wünschenswerthe Erwerbsfreiheit und berufliche Selbständigkeit lassen. Soweit dies der Fall ist, hat die Frauenfrage nach der socialen Seite ihre Berechtigung. Andererseits wird der Naturunterschied der Geschlechter schon für die richtige Begrenzung der von dieser Seite gestellten Forderungen sorgen. Im Allgemeinen wird es dabei bleiben, daß dem Manne in erster Linie die Sorge für das Wirken im Leben, der Frau die Sorge für das Schaffen im Hause zufällt. Es wird auch dabei bleiben, daß in der Regel die Heirath an der Berufsthätigkeit des Mannes nichts ändert, während die äußere Berufsthätigkeit der Frau durch die Heirath beschränkt und zeitweise oder für immer unmöglich gemacht wird. Auch dabei wird es bleiben, daß die Väter Bedenken tragen, sich für die künstlerische und gelehrte Ausbildung ihrer Töchter in außergewöhnliche Unkosten zu stürzen, da sie doch immer vor Allem die Hoffnung im Herzen bewahren müssen, eine glückliche Heirath möge alle solche rein berufliche Studienvorbereitung unnütz machen.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Glossen zur Literatur der Gegenwart.

I.

Goethe hat mit seinem bekannten „Urwort“ von der Lumpenbescheidenheit viel Unheil angerichtet. Seither glaubt jo jeder Lump unbescheiden sein zu dürfen, zu müssen. Vor Allen merkten sich die Herren Romantiker den Goethe'schen Spruch und zogen daraus keklich die Schlußfolgerung, daß man blos recht unverschämt aufzutreten brauche, um etwas vorzustellen in der Welt. Sie hatten sich zwar nie und nirgends einer rechten „That“ zu freuen*); aber mittels grenzenloser Unverschämtheit brachten sie es glücklich zuwege, einem lieben Langohr von Publicum einzubilden, ihre Impotenz sei latente Genialität. Der von ihnen in die Literatur eingeführte Ton frechabsprechender Ohnmacht stimmelt noch immer fort, und wenn es nicht so niederschlagend wäre, würde es ergötzlich sein, zu sehen, wie Gesellen, welche die Natur zu Schuster- und Schneidergesellen — zu schlechten nämlich — bestimmte, sich kritikerlaikisch in die Brust werfen und, ohne jemals selber etwas geleistet zu haben, Lobhudelungs- oder Verdammungsverdicte von sich geben, wie es ihrer Unwissenheit oder ihrem Cliqueninteresse gerade beliebt. Schlimmer jedoch als dieses Schmeißfliegengesumme ist es, wenn das Verkehrte, Unwahre und Ungerechte, wenn die Ueber- oder Unterschätzung in der Literatur vertreten wird durch Männer, welche viel, sehr viel gelernt und geleistet haben und denen mit Fug und Recht eine große Autorität zuerkannt wird.

Da ist z. B. Gervinus, welchen den Besten unserer Zeit beizuzählen kein Wissender anstehen wird. Und doch darf man, so man aufrichtig sein will, nicht verschweigen, daß dieser, was Wollen und Streben anlangte, höchst vortrefflche Mann sein Lebtag als Politiker wie als Aesthetiker in Katheder-dünkelheim herumdusselte und als Historiker aus der Geschichte für seine Person ebensowenig gelernt hatte wie vor ihm Niebuhr, welcher bekanntlich in der Julirevolution von 1830 das Hereinbrechen des Weltunterganges sah. Nur daraus erklärt es sich, wie Gervinus zuletzt der politischen Gehirnerweichung soweit verfallen konnte, daß er vor Jammer vergehen wollte, weil das Jahr 1866 ein bischen aufgeräumt hat unter den deutschen Fürstlichkeiten. Man darf sich fürwahr nicht verwundern, daß selbst der dümmste Spießbürger sich berechtigt glaubt, über „Professoren-Politik“ verachtungsvoll die Achseln zu zucken, wenn einer der Haupt- und Erzeichsprofessoren von 1848 schließlich dahin gelangte, nach Art jenes darmhessischen Bäuerleins vom März 1848 („Die Republik wollen wir, aber unseren Großherzog wollen wir auch!“) um den frommen Georg von Hannover und den angestammten Fußtrittespender von Kurhessen zu weinen und zu decretiren: Die Einheit wollen wir, aber den Particularismus wollen wir auch!

Des berühmten Literarhistorikers ästhetische Anschauung war im Grund eine ganz philisterne. Wie unzulänglich sind oft seine Urtheile über unsere ersten Culturhelden und ihre Vollbringungen! Wie selten trifft er den Kern der Sache, auf welchen er mit bewunderungswürdiger, kenntnißreichster historischer Um- und Vorsicht loszielt, um dann — daran vorbeizuschießen. Fürchterlich wird aber bekanntlich der Philister, wenn er sich für etwas so recht begeistert, fanatisirt. Gervinus hat sich für Shakespeare fanatisirt und was für ein unerquickliches Schablonen- und Schachtelwerk, was für ein in allen Wortaufwandbs von Eukomiastik ungeachtet innerlich kaltes und lebloses Buch hat er geliefert! Die „Shakespeare-Studien eines Realisten“ haben diese pedantische Shakespeare-Idealisirung hoffentlich aus dem Felde geschlagen und Kümelin darf sich seines geist- und verständnißvollen Büchleins als einer braven „That“ freuen. Er hat gegenüber der Gervinus'schen Einseitigkeit und Ueberstiegenheit die Größe Shakespeares, ohne derselben irgendwie oder irgendwo zu nahe zu treten, auf ihr richtiges Maß zurückgeführt und den Dank seiner Landsleute auch noch dadurch verdient, daß er der von Gervinus und dessen Nachschwätzern proclamirten absoluten Einzigkeit des großen Briten gegenüber ebenso feinsinnig als entschieden das gute Recht Goethes und Schillers vertrat.

Wie jedermann weiß, hat Gervinus auch die Mode aufgebracht, alles, was nach der Periode unserer Classik in Deutschland dichterisch geschaffen worden, kurzweg zu verdammen oder kürzerweg zu ignoriren. Mit vornehmem Achselzucken ließ er etwa noch die romantische Schule passiren. Dann aber machte er einen dicken literarhistoriographischen Strich und sagte: „Bis hierher und nicht weiter! Fürohin darf nicht mehr, kann nicht mehr gedichtet werden! Sie volo, sie jubeo. Ihr Deutsche sollt fortan nicht mehr Literatur, sondern nur noch Politik machen, verstanden!“ Dieser lächerliche Befehlswink mit dem Schulmeisterbakel fand großen Beifall in ganz Impotentia und eine Menge von kritikasterlichen Schulmeisterlein schwang alsbald nach derselben Richtung hin ihre Baculola. Die Thoren! Millionen von Menschen, und darunter nicht die schlechtesten, sondern viele der besten, gehen durch das Leben, ohne sich um den Staat weiter zu kümmern, als sie schlechterdings müssen. Als ob kein schöner Dasein denkbar wäre als das in einer Staatszwangskaserne! Als ob es nicht sehr begreiflich, daß reinliche, zartorganisirte, tiefsinnige und feinfühlige Naturen sich mit immer größerem Ekel von der politischen Arena wegwenden, wo man keinen Augenblick mehr vor den Hufschlägen übermüthiger schwarzer Esel sicher ist und wo Einem auf Schritt und Tritt räudige rothe Hunde an die Beine fahren. Der Staat ist nur eine der Formen, in welchen die Idee der Menschheit sich verwirklichen kann, und alles auf den Staat beziehen wollen heißt als höchstes Ziel socialer Entwicklung die spartanische Barbarei fordern. Solche eintönige Rohheit müßte alle Menschen-Menschen zur Verzweiflung treiben; nur die Menschen-Bestien könnten einen derartigen Zustand ertragen und aushalten. Seine Buntheit, seine Wetterwendischkeit, seine Höhen und Tiefen, seine Inconsequenzen, seine Gegensätze und Widersprüche sind es, welche das Leben erträglich machen. Und diesen unendlichen Wirrwar, diese grenzenlose Vielgestaltigkeit des Daseins soll die Dichtung auffassen und nachschaffen, sie, die holde Trösterin, welche allen Gervinis, Gervinioribus und Gervinissimis zum Possen erst mit dem letzten Menschen, sei es lachend sei es weinend, zum verödeten Erdenhause hinausziehen wird.

*) „Nur die Lumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der That.“ Goethe.

Digitized by Google

Sie hat sich auch in Deutschland an die Interdicte der Pedanten nicht gekehrt und eben nur Pedanten können behaupten, sie hätte besser gethan, zu schweigen als zu reden. Gegenüber solchem Geträtsche der Impotenz, welche vor Neid grüngelb anläuft, wenn sie Andere thun sieht, was sie selber nicht kann, hat insbesondere Rudolf Gottschall mittels seines Buches „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts“ in löblicher Weise den Beweis geführt, daß, was die Deutschen im letzten Halbjahrhundert literarisch geschaffen, recht wohl sich sehen lassen darf neben, ja über den sämmtlichen gleichzeitigen Hervorbringungen irgendeiner der europäischen Literaturen. In Wahrheit, es zeugt entweder von verbohrter Grillenhaftigkeit oder aber von crasser Ignoranz, wenn von einem Rückgange der deutschen Literatur in unserem Jahrhundert geredet werden will. Das Gegentheil ist der Fall: nicht etwa nur in den Natur- und Geschichtswissenschaften, nicht nur in der historischen Kunst, sondern auch in der Lyrik und Epik ein ganz entschiedener Vorschritt zum Reicheren und Vielgestaltigeren. Und wo wäre denn in diesem 19. Jahrhundert ein dramatischer Dichter aufgestanden, welcher den großen Tragöden der Weltliteratur so nahe stände wie unser Grillparzer? Wo wäre auf der modernen Bühne eine anmuthigere tragische Gestalt erschienen als die Hero dieses Tragikers und wo eine großartigere als seine Medea? Darf die deutsche Muse nicht stolz sein auf eine epische Figur wie der Hofschulze Immermanns? Sind die Gedichte von Uhlands Balladen- und Romanzenmeisterschaft nicht allen empfänglichen Gemüthern vertraut und lieb geworden? Hat die lyrische Universalität Rückerts irgendwo ihres Gleichen und wurden jemals herzbewegendere Weisen laut als in den Liedern Eichendorffs und Kerners, Lenaus und Heines? Hat uns der Letztgenannte nicht zudem eine Poesie des Witzes gegeben, wie so sarbenschimmernd keine zweite Literatur sie besitzt? Hat uns die Gedankenlyrik Platens und Grüns nicht einen Schatz von hohen Gedanken und neuen Bildern zugeführt? Ist unser ästhetischer Gesichtskreis durch die ethnographischen Dichtungen Freiligraths und Scalafield-Postels nicht erkreulich erweitert worden? Hat nicht unsere neuere und neueste Epik — ich habe namentlich Mosens „Ahasver“, dann Hebbels „Mutter und Kind“, worin sich dieser Dichter von seiner sonstigen Hohlspiegelei glücklich fernhält, weiter viele Partien in Fröhlichs „Zwingli“, in Meißners „Ziska“, in Heyses „Thekla“, in Linggs „Völkerwanderung“, in Jordans „Nibelungen“ und in Hamerlings „König von Zion“, endlich den „Carlo Zeno“ von Gottschall und den „Euphorion“ von Gregorovius im Auge — ja, hat nicht unsere neuere und neueste Epik Leistungen aufzuzeigen, welche über Alles, was unsere Classik und Romantik Episches geschaffen — Goethes Idyll-Epos natürlich immer ausgenommen — weit hinwegragen? Man weise uns doch in der zeitgenössischen Literatur Englands, Frankreichs, Italiens u. s. w. ein Dichterwerk, welches an geräuschlos-mächtiger Wirksamkeit der Humanitätsbolschaft von Scheffers „Laienbrevier“ gleichkäme, oder einen Dichter, welcher an Melodie den Geibel und an schalkhafter Grazie den Mörike überträfe. Und auch daran muß noch erinnert werden, daß wir jetzt in Annette von Droste-Hülshoff eine Dichterin besitzen, an deren Eigenwuchs keine fremde hinanreicht. Nie und nirgends hat bislang ein Weib in Versen so originell, so markig und farbenkühn geschrieben wie diese Westphalin.

Vor mir liegt ein stattlicher Band, betitelt: „Fünfzig Jahre deutscher Dichtung“ (1820—1870), mit biographisch-kritischen Einleitungen herausgegeben von Adolf Stern (Leipzig 1871). Der Herausgeber verdient etlichen sanften Tadel, weil er zwischen wirklichen Dichtern und bloßen Versifexeu nicht immer streng genug unterschieden und der lieben Mittelmäßigkeit allzuviel Platz eingeräumt hat. Er verdient aber auch lautes Lob, weil er mit kundiger und fleißiger Hand das Wollen und Vollbringen deutscher Dichtung im letztverflossenen Halbjahrhundert zu bequemer Uebersicht zusammenstellte. Das Buch ist ganz gemacht, ein deutsches Herz zu erfreuen. Welche Fülle von Schönheit quillt Einem daraus entgegen! Welche respectable Summe von Errungenschaften in Allem, was zu dem Eigensten und Besten unseres Volkes gehört! Den Raum, welcher in dem Buche überflüssigen Verslern gestattet ist, hätte ich lieber der schönen Prosa gegeben gesehen. Denn zu einem Gesammtbilde der Dichtung unserer Zeit gehört ganz naturnothwendig auch die Novellistik im weitesten Sinne des Wortes. Und auch auf diesem Felde poetischen Schaffens haben die Deutschen in den letzten Decennien Bedeutendes erstrebt und sehr Achtungswerthes vollbracht. Gutzkows zwei große Zeitromane z. B. sind bleibende Werke trotz alledem und Scheffels „Ekkehard“ hat der historischen Novelle neue Bahnen gewiesen. Mit der gliederkrümpfigen Erzählerei eines Otto Ludwig freilich konnte kein gesunder Sinn sich befreunden und wie manchen anderen schrullenhaften Ueberschätzungen ist insbesondere auch der des guten Adalbert Stifter entgegenzutreten. Der Mann war denn doch nur ein Landschafter in Worten, ja eigentlich nur ein Gräser-, Blumen- und Bäumemaler. Das Höchste, was er geleistet, sind Schilderungen, wie ein Hochwald im Sommersonnenbrande zittert oder wie eine Winterlandschaft unter dem Wehen des Föhns plötzlich aufthaut. Aber auch in solchen Gemälden verrinnen häufig Zeichnung und Farbengebung unaufhaltsam in die Breite beiläufigen Details.

Man hat das Stichwort ausgegeben, Stifter sei groß in der Kleinmalerei. Wohl! Würde nur die Kleinmalerei bei ihm nicht gar so oft zum Kleinlichkeitsgespinkel! Menschen hat er gar nicht zu dichten vermocht, nämlich Menschen von Fleisch, Blut und Knochen. Stifters Menschen sind durch die Bank Gobelinstapetenfiguren. Diese Schemen zeigen uns recht deutlich, was dabei herauskommt, wenn Einer sich's in den Kopf setzt, nur für die sogenannte „gute“ oder „vornehme“ Gesellschaft schreiben zu wollen und jeden Satz, bevor er ihn zu Papier bringt, durch die Rücksichtencortorte: „Was werden Excellenz oder gnädige Frau dazu sagen?“ hindurchgehen zu lassen. Die Ohnmacht Stifters kann zu Tage, sowie er von „Studien“, in welchen sich seine Eigenart am liebenswürdigsten zu geben vermochte, zu wirklichen Compositionen vorschreiten wollte. Sein „Hochsommer“ und sein „Witiko“ sind wahre Monstra von Decomposition, vorsündflutzhliche Riesenbandwürmer von Langweiligkeit. Bei Lesung derselben versteht man mit einmal, was die Edda meine, wenn sie von einem „Gaffen der Gähnungen“ spricht. Und da will man uns noch überreden, was Wunder für heimliche Poesie so ein Bandwurm im Leibe habe. Wer wie ich gewissenhafter Narr sich rühmen, d. h. beklagen kann, diese Bücher ganz, wirklich ganz von A bis Z gelesen zu haben, gehört zu den gedultigsten Menschen aller Zeiten. Sein Landsmann Emil Kuh hat uns neulich Stifters Laufbahn geistvoll-anschaulich gezeichnet („Zwei oesterreichische Dichter“, 1872) und ich will mich ihm rechten, wenn seine Pietät dann und wann mit seiner Kritik durchgegangen ist. Das aber kann ich nicht verschweigen, daß er meines Erachtens übelgethan hat, seiner lehrreichen Abhandlung, die ja doch wohl ihrem Gegenstande neue Leser und Verehrer werben soll, das photographische Bild Stifters vorhetten zu lassen. Es steht nämlich entschieden zu befürchten, daß dieses Bild mehr Leute abschrecken als anziehen wird. So schauderhaft unpoetisch hat noch gar kein Poet ausgesehen. Als ich das Porträt zum erstenmal ansah, guckte mir ein Bekannter über die Schulter und schrie stupificirt: „Herrgott, das ist ja das Urbild des Philisters!“

Johannes Scherr.

Die Politik und die Mundarten.

Die Blamen in Belgien, die Provenzalen in Frankreich.

Zu allem übrigen kam noch ein ebenso blindes politisches Vorurtheil, das dem Plattdeutschen seine Stellung verkümmerte. Man fürchtete für die Einheit Deutschlands! Als ob eine deutsche Mundart die Veranlassung zur Trennung abgeben könnte! Als ob nicht die

Digitized by Google

Ostseeprovinzen Rußlands, die Schweiz, Elsaß und Lothringen, Luxemburg so gut wie Holland und Belgien dem deutschen Reiche abwendig geworden trotz der Sprache, durch ganz andere reale Mächte. Die Friesen an der Westküste Schleswigs sind von je die besten Deutschen gewesen und geblieben, die Ersten im Kampf gegen Dänemark, obgleich sie ihre (plattdeutsche) Mundart, die noch um eine Stufe der Schriftsprache ferner steht, als das eigentliche Platt, seit Jahrhunderten hartnäckig bewahrt haben. Keinem Engländer fällt es ein, die Walen und Gaelen als nicht (politisch) zu den Engländern zu rechnen oder von ihnen für die Einheit Britanniens zu fürchten, obgleich sie eine Sprache reden, schreiben, in den Schulen lernen, von den Kanzeln hören, die nur in einem entfernten Verwandtschaftsverhältniß zu allen übrigen arischen Sprachen steht und dem Sanskrit oder dem Russischen ebenso nahe wie dem Englischen. Selbst das centralisirte Frankreich, das mit seiner Sprache zwei Jahrhunderte lang die gebildete Welt von ganz Europa, Friedrich den Großen in Berlin wie Katharina die Große in Petersburg, Leibniz wie Linné beherrschte, hat es keineswegs zur Spracheinheit gebracht. Eduard Boehmer hat in seinem interessanten Büchlein über Provenzalische Poesie der Gegenwart (Halle 1870) nachgewiesen, daß der ganze Süden von Frankreich, zwei Fünftel des geographischen Gebietes, fast ein Drittel der Einwohnerzahl des Reichs (10 Millionen), eine Sprache spricht (die langue d'oc), die dem catalanischen Spanisch verwandter ist als der Pariser Salon- und Buchsprache. Die Pariser hören freilich nicht gerne davon, so wenig wie vom Deutsch in Elsaß und Lothringen. Selbst in den Schulen Südfrankreichs wird gelehrt — tout comme chez nous — die heimische Mundart sei nichts als ein Patois der Buchsprache. Auf dem statistischen Congreß in London 1860 sagte der französische Delegirte auf Interpellation nach der Statistik der Sprache in Frankreich: Wir nehmen nicht an, daß man in Frankreich nicht französisch spricht. In den fünfziger Jahren machte ein Friseur in Montpellier durch seine Papillotos (Haarwickel, so nannte er seine Gedichte) solches Aufsehen, daß Paris die Augen nicht verschließen konnte. Der Literarhistoriker Saint-Beuve schrieb einen bewundernden Artikel über ihn, nannte ihn den Manzoni langue-docien, 1852 ertheilte ihm die Akademie den großen Preis, ließ ihm eine Medaille schlagen au poète moral et populaire, wie Willemain ihn nannte, der Kaiser ließ ihn kommen, seine Reisen waren Triumphzüge. Ruhmbedeckt, fagt Boehmer, ist er 1864 gestorben. Da er nicht über ihn urtheilt, so will ich bemerken, daß die mir im Jahre 1853 oder 54 bekannt gewordenen Gedichte ohne Werth sind und man unsern Hebel, Kobell, Reuter, Brinckmann beleidigen würde, wollte man sie mit ihm zusammen nennen. Doch dies ist hier Nebensache. Die Einheit Frankreichs hat trotzdem und trotz der Festlichkeiten, womit sich Catalanen und Provenzalen wie bei uns Dänen und Schleswiger besucht, gefeiert und befungen haben (noch 1868) Jahrhunderte bestanden und wird darum nicht zerfallen.

Wir Sänger der Tau-Sprache — wie ein Gelehrter des 17. Jahrhunderts das Plattdeutsche im Gegensatz zum figmatisirenden Hochdeutsch nennt — werden das Band, das nun auch politisch das deutsche Reich verbindet, — denn wir sollen hauptsächlich die Friedensstörer sein — daher wohl auch nicht sprengen. Im Gegentheil, wir wie die Allemannen haben lieben lernen, weil Hebel sie uns liebenswürdig in ihrer eigenen Sprache geschildert, so wird das Umgekehrte auch der Fall sein und die Dialektschriftsteller werden die sein, welche die deutschen Stämme einander nähern, weil sie sie in ihren Tugenden einander bekannt machen.*)

*) Männern von politischem Blick konnte es keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß die Cultur der plattdeutschen Volkssprache bei uns — in Schleswig-Holstein — zur Zeit unseres Kampfes mit Dänemark um unsere Nationalität, die Erhebung derselben zur Würde der Schrift und Kunst ein Hauptmittel sei besonders in den Grenzdistricten das Deutschthum zu stärken, es bis in die niedersten Volksschichten, wohin Hochdeutsch kaum dringt und damals durch dänische Schulen und Kirchen feindselig verdrängt wurde, hinein bewußt zu erhalten. Die Mitglieder unserer provisorischen Regierung die Beseler, Reventlow, Boysen beförderten daher den Druck der ersten plattdeutschen Gedichte von Sophie Dethleffs, „De Fahrt na de Insenhan" u. A. Und die Danomanen im nördlichen Schleswig schimpften auf Klaus Groth, Klaus Harms und die anderen Kläuse als auf die ärgsten „Rebeller", da mein „Quickborn" ein Jahr später, zur Zeit der Reaction, im Druck erschienen war. Kurzsichtige Wochenblattspolitiker ließen sich aber dennoch durch das gang und gäbe Vorurtheil von der Einheit Deutschlands in seiner einheitlichen Schriftsprache, die ich zu stören drohte, täuschen, zumal da die Dänen in Kopenhagen klüger waren und den lächerlichen Vorschlag machten, Kiel zu einer plattdeutschen Universität und mich zum Popang des Hauses einer Sonderliteratur zu machen. In ganzen Haufen liefen diese Umwissenden über mich her. Daraus mag man den Ton in meinen damals erschienenen Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch erklären. Mir blieb kein anderes Mittel, als sie mit grobem Geschütz zur Ruhe zu bringen, wenn ich nicht mein Werk wollte gestört, oder, nachdem ich meine politische Meinung laut herausgesagt, aus dem Lande wollte verjagt werden. Auch Fritz Reuter kam schlecht dabei zu stehen, denn von ihm erbitten nur noch Sachen, welche die alte Sprache und ihre Inhaber in's Lächerliche gogen. Sogenannte Literarhistoriker, wie Julian Schmidt, sollten sich aber schämen, mich dafür zu verlästern und nicht zu wissen, daß ich ebenfalls der gewesen bin, der Fritz Reuter in öffentlichen Blättern sogleich laut und lange vor ihm, der sein Urtheil wohlweislich erst kundgibt, wenn das Publicum gesprochen, als der Erste für seine Erzählung „Ut de Franzosentid" und folgende freudig begrüßt und ihn Cervantes und Boz als ebenbürtig an die Seite gestellt habe.

In einer Correspondenz über aus Frankreich vertriebene Deutsche schrieb Graf Bismarck mir den 13. Sept. 1870 aus Reims in seiner Weise ein freundliches Wort, das ich seines charakteristischen Schlusses wegen hier wohl herſetzen darf; es lautet: „Ich ergreife zugleich mit aufrichtigem Bergnügen diese Gelegenheit, um dem Dichter des „Quickborn" meine herzliche Hochachtung und meine lebhafte Theilnahme an seinen Bemühungen auszusprechen, ein so schönes Element des deutschen Sprachschatzes zur Geltung zu bringen und dadurch das Band der deutschen Stämme enger zu ziehen." So also denkt ein großer Politiker über mundartige Literatur und hat gewiß immer so gedacht.

Blicken doch schon die Blamen in Belgien, die sich vom anrückenden Franzosenthum bedroht sehen, auf die plattdeutsche Literatur als auf die letzte Brücke, die zum alten deutschen Vaterlande zurückführt, und wir friedliche Versemacher werden am Ende nun gar Eroberer der am weitesten getrennten deutschen Provinzen.

Man liest in einem Antwerpener Wochenblatt Jeders Belang vom 26. Jan. 1868: Dietsche Beweging. Unter diesem Titel werden wir alle literarischen und politischen Neuigkeiten mittheilen, welche die niederdeutsche Bewegung im Allgemeinen betreffen, nicht blos in Holland und Belgien. Daß es 10—12 Millionen Norddeutsche gibt, deren Muttersprache plattdeutsch ist, weiß jeder Blaming von einiger Bildung. Aber daß das hörbare oder gesprochene Plattdeutsch für einen Antwerpener z. B. nicht schwerer zu verstehen ist als etwa das Blamische von Ypern oder Limburg ist nicht so allgemein bekannt. Dies hat Herr Dr. Hansen, der Mittelpunkt des Plattdeutschthums in Antwerpen, unter andern in der Vorrede zur Uebertragung von Groths Rothgeter hinreichend bewiesen. Alles kommt darauf hinaus, daß die plattdeutschen Schriftsteller bisher zu sehr ihrem landschaftlichen Dialekt folgen, und vor allem, daß sie genöthigt gewesen sind, ihre Mutterſprache mit hochdeutschen Lettern und Lauten zu schreiben.

Um dies augenscheinlich zu beweisen, theilt der Bericht ein Lied Antwerpener Mundart in plattdeutscher Schreibweise mit, und fährt fort: Man sieht daraus, daß diese Schreibweise uns selbst die bekannte Sprache unkenntlich macht, wie viel mehr das Plattdeutsche, das nur darum so vielen hier fremd erscheinen muß. Laßt uns aber hoffen, und diese Hoffnung ist nicht ohne Grund, daß die plattdeut-

Digitized by Google

schen Schriftsteller sich mehr und mehr der niederländischen Schreibweise annähern mögen, die sie, als Fortsetzer der niedersächsischen Literatur des Mittelalters, beinahe als die ihre betrachten können. Möge aber auch bei uns Niederländern mehr und mehr das Bewußtsein sich stärken, daß wir Niederdeutsche aus Nord, Süd und Ost, Holländer, Belgier und Plattdeutsche ein „dietsch Volk" ausmachen mit Einer Sprache, getrennt in drei Volksmundarten, doch nur noch geschieden in zwei Schriftdialekten. Und ist's es nicht ‚machtig schoon' (herrlich) zu denken, bei der Unterdrückung, die wir Vlamingen leiden, daß es nur von einigen Buchstaben, einigen Formen abhängt, um eine Literatur zu stiften, die sich über ein Gebiet von 18 Millionen Lesern erstreckt?"

So die Belgier, bei denen also der Bericht über die „dietsche Bewegung", über die Symptome zur geistigen, sprachlichen Vereinigung mit den Plattdeutschen zu einem stehenden Zeitungsartikel geworden.

Aehnlich die Holländer, die, wenn sie auch nicht sich von außen, wie die Belgier, in ihrer Nationalität bedroht, doch sich isolirt fühlen. Der gelehrte Dozy sagt: „Ganz Niederdeutschland, von der Schelde bis zur Weichsel wird von gleichartigen Stämmen bewohnt"; und Dr. Hansen, der dies anführt, fährt fort: „das Plattdeutsche ist von der holländischen Schriftsprache nicht weiter entfernt als einige unserer eigenen Mundarten, und sollten wir uns der Art nach verschieden zeigen, weil wir staatlich getrennt sind? Oder weil Holland nach Professor Fruins Aussprach (und dieser wagt das politische Wort auszusprechen) zu rechter Zeit versäumt hat, sich an die Spitze der niederdeutschen Nation zu stellen — diese Rolle größtentheils an Preußen überlassen hat: wäre dies Gesetz und Regel für die Niederländer sich jetzt der niederdeutschen Bewegung nicht anzuschließen, die sich in Norddeutschland geltend macht?"

Friedrich Oetker, der in der Verbannung aus Hessen längere Zeit in Belgien lebte, rieth den Vlamen in einer eigenen Broschüre als einziges Rettungsmittel gegen das Franzosenthum sich der hochdeutschen Sprache und Literatur anzuschließen. Allein die Kluft zwischen Hochdeutsch und Vlamisch ist zu groß gewordon, sie kann nur ein Gelehrter noch leicht überspringen, das Volk nicht mehr. Plattdeutsch dagegen, wie man sieht, versteht es noch, und vielleicht nicht ohne Erfolg betreten die Führer des Volks diesen Weg der Vermittelung zum neuen Anschluß an's alte Mutterland. Vielleicht ist die Hoffnung phantastisch. So jedenfalls, wenn ein holländischer Gelehrter aus den friesischen Provinzen am Zuidersee mir dieser Tage schreibt: „Die Gleichheit einer Sprache, die sich über ein so großes Gebiet erstreckt, von Emden bis Königsberg, ist wahrlich äußerst merkwürdig. Dies ist für mich auch ein neuer Beweis für die Geschichtheit, welche die niedersächsische Sprache besitzt, um als Schriftsprache eingeführt zu werden, worin sie ihre hochdeutsche Schwester übertrifft. In den Ländern des norddeutschen Bundes müßte das Niedersächsische als officielle Schriftsprache eingeführt werden."

Das klingt uns fast zu naiv. Aber eben so naiv war das Streben nach deutscher Einheit bei uns vor 1866. Es war so phantastisch krankhaft sehnsüchtig und haltlos, daß man hoffte, Deutschland in Liedertafeln zusammen zu singen oder fürchtete es in den verschiedenen deutschen Mundarten auseinander zu reden. Ludolf Wienbarg schlug im Gegensatz gegen diesen holländischen Friesen in einer eigenen Broschüre ernsthaft vor, das Plattdeutsche mit Stumpf und Stiel von staatswegen auszurotten, um die Rohheit des Volkes zu vernichten, das durch feine plumpe Sprache niedergehalten werde! Es geschah ihm schon recht, diesem Sohne eines mecklenburger Schmiedes, daß ihn ein Bekannter auf der Straße als „Herr Weinberg anredete."

Klaus Groth.

Der gefeierte Albert Möser.

Es ist jedenfalls für einen Lyriker keine leichte Sache, in der heutigen Dichtermenge bemerkt zu werden, namentlich dann nicht, wenn er mehr Talent als Glück hat. Das große Talent von Hermann Lingg ruhte lange, lange Jahre im Verborgenen; umsonst suchte er für seine lyrischen Erstlinge einen Verleger, denn er war zu originell, um ein Dichter im Sinne der Buchhändler zu sein. Es war nothwendig, daß Geibel die Lingg'schen Gedichte entdeckte, damit die Zeitgenossen diese eigenthümlichen Blüthen einer scharf ausgeprägten Dichternatur kennen und schätzen lernten. Im Gegensatz dazu gibt es manche Poeten, denen das Glück freundlicher lächelte als die Muse. Zu diesen Poeten gehört besonders Albert Möser, der ziemlich unschuldiger Weise in den Ruf eines hervorragenden Lyrikers gekommen ist. Er hatte zunächst das Glück, einen Buchhändler zu finden, der seine Gedichte auf schönem Papier drucken ließ. Und weiter hatte er das Glück, daß die Zeitungen für ihn in die Lobposaune stießen und zwar mit solchem Nachdruck, als ob ein neuer Stern am Himmel der Literatur aufgegangen sei. Je weniger es mir nun selbst gelungen ist, die vielen „leuchtenden" Eigenschaften der Möser'schen Dichtungen zu bemerken, desto mehr wird es in der Ordnung sein, wenn ich aus den lobenden Recensionen, die den Anhang zu der jüngsten Gedichtsammlung von Möser bilden, einige Hauptstellen hervorhebe. Die „Blätter für literarische Unterhaltung" rühmen die „große Weltanschauung" des Dichters, sie betonen, wie er „die Dinge stets sub specie aeternitatis betrachte", wie er „geläutert sei in der Schule des philosophischen Denkens" und wie ihn „namentlich im Pathetischen eine bezaubernde Formenschönheit" auszeichne. Die „Konstit. Ztg." in Dresden ist der Ansicht, die „Begabung von Möser rage um volle Kopfeslänge über die Lyrik des Tages hinaus, sie schreite mit gefiügelter Sohle über Zeit und Welt dahin, den höchsten Aufgaben und Zielen der Dichtkunst nach. Es lebe in Möser ein hoher, reiner Geist, der Geist eines Hölderlin, eines Platen, kurz ein wirklich gottbeseelter Musengeist." Die „Grenzboten" behaupten, die Möser'schen Sonette, Oden und Distichen seien „so schön und rein, wie Platen sie je gemacht habe." Die „Kritischen Blätter" begrüßen in Albert Möser „eines jener echten Talente, deren erstes Auftreten schon die höchsten Erwartungen von ihrem einstigen Schaffen hegen läßt", und der immer hulbvolle Literaturhistoriker Heinrich Kurz ist bezaubert von „der schönen Form, die mit dem tiefen und würdigen Inhalt im vollsten Einklang stehe."

Es ist unnöthig, noch weitere Beglaubigungen für die Vorzüglichkeit der Möser'schen Dichtungen beizubringen. Unbegreiflich ist es mir nur, wie ich in dieser Begiehung mit Blindheit geschlagen bin, da ich doch sonst keineswegs an den lyrischen Kothverächtern gehöre. Für die angeschminkte Idealität fehlt mir aber der Sinn, za, sie wirkt auf mich abstoßend, denn es ist mir nichts so sehr zuwider, als wenn sich die poetische Unmacht hinter Bilderkram und schöne Worte versteckt. Die schlichte Einfachheit eines Naturpoeten, der bescheidene Gedanken in bescheidene Formen kleidet, hat noch etwas Erfrischendes im Vergleich zu der eitlen Prunktretorik, bei welcher es nur auf eine Betäubung unseres Geistes abgesehen ist.

Die neue, ziemlich umfangreiche Gedichtsammlung von Möser, die bei Emil Barthel in Halle das Licht der Oeffentlichkeit erblickte, führt den höchst bezeichnenden Titel „Nacht und Sterne". Es ist nicht meine Sache, den Schulmeister zu spielen, und ich will daher dem Dichter nicht erst auseinandersetzen, warum man nicht „Nacht und Sterne" sagen kann. Das Warum wird ihm vielleicht deutlich, wenn ich ihn an ähnliche Zusammenstellungen wie „Nacht und Mond", „Schlacht und Schwerter", „Liebe und Thränen" u. s. w. erinnere. Der unglückliche Titelkopf der Möser'schen Sammlung nöthigt uns von Rechtswegen zu der Annahme, daß es in der ersten Hälfte Nacht sei, und daß in der zweiten lauter Sterne glänzen. Ein Versteigen in's Dunkle finden wir in der That nicht selten und sonach ist jene Annahme wenigstens theilweise richtig; was dagegen die Lichtpunkte betrifft, auf die der Leser stößt, so erkennen wir an dem trügerischen Gestimmer auf der Stelle, daß es keine Sterne sind, sondern — Irrlichter.

Der Verfasser beklagt sich in einem Distichon über gewisse Kritiker, die bei der Beurtheilung von poetischen Erzeugnissen gewöhn-

Digitized by Google

lich nach allem Andern, nur nicht danach frügen, ob der Dichter wirklich ein Dichter sei. Es mag unserm Autor zur Beruhigung dienen, daß mir dies immer die Hauptsache ist. Und ich will in Kürze hinzufügen, wie ich von dem echten Dichter in erster Linie Wahrheit der Empfindung, Kraft und Leben verlange. In der Wahrheit findet man das Schöne — auf diese Wahrheit hat schon der Lieblingsdichter der Deutschen hingewiesen. Möser sucht aber das Schöne, wie ich schon erwähnt habe, in einem redneriſchen Gepränge und es ist natürlich, wenn er dabei denkt: Je mehr Phrasen: seden, desto besser. Eine kleine Auslese aus seinen Gedichten, die ich den vielen Lobpreisungen gegenüber für nothwendig halte, ist jedenfalls die schärfste Kritik, da ich nicht im Stande wäre, dem Poeten ein so böses Zeugniß auszustellen, wie er selbst es thut.

Einem Jüngling widmete er folgende Verse:

Ich seh im Jugendglanz Dich prangen,
In stolzen Wogen rollt Dein Blut
Und leuchtend strahlt von Stirn und Wangen
Der goldnen Seele heil'ge Glut.
O Glück! mit Dir im Alpenthal
Dem Klang der Heerdenglocken lauschen,
Am Meerstrand gehn im Abendstrahl
Und wortreich Seel' um Seele tauschen.

Es ist sehr sinnig, daß uns Möser gleich von dem Wortreichthum überzeugt, der dem Jüngling mit der goldnen Seele zu Gebote steht. Der geehrte Leser wird es in der Ordnung finden, wenn diesem idealen Verejünglinge das Blut ausnahmsweise in stolzen Wogen rollt. Eine besondere Zierde unseres Poeten ist die Genügsamkeit. Sein erhabener Sinn ist immer nur auf das Schöne gerichtet und so singt er in einem Sonette an Helena:

Mir ist's genug: mit Augen, ewig wachen,
Im Wonnemeer der Schönheit mich berauschen
Und durst'gen Sinns an goldnen Zügen hangen.

Weniger zart ist der Anfang desselben Sonettes:

Oft träumt mein Herz: in Deinen Armen liegen,
In Formen schwelgen, die sich üppig ründen,
Es wär' ein Glück, mit Worten nicht zu künden —
So träumt mein Herz und meine Pulse fliegen.

In das Wonnemeer der Schönheit, wo dem Dichter Gelegenheit geboten ist, in Formen zu schwelgen, die sich üppig ründen, versenkt er sich übrigens mit Vorliebe. Die Schlußstrophe eines Hymnus an Maria lautet:

Dein Glanz verscheucht des Alltags Sorgen
Und jedes irdische Begehr,
Mein ganzes Sein ruht still geborgen
In Deiner Schönheit Wonnemeer.

Die Schönheit seiner Maria beschreibt und nun Möser in einer Weise, daß ich die Angesungene fast für eine Haarkünstlerin halten möchte:

Aus Deinem Auge
Bricht goldnes Licht,
Magischen Duft
Ausströmt Dein Gelock
Und huldigend sink' ich zu Füßen Dir
Und rufe begeistert: wie schön bist Du!

Leider hat der Poet die Firma nicht angegeben, wo der wohlriechende Haarbalsam zu kaufen ist, mit welchem Maria einen so magischen Duft um sich verbreitet. Wenn übrigens Möser in einem Sonette sagt: „Mich lockt allein das Wesen, nicht der Schein", so will ich das nicht bestreiten, denn es ist immer nur das leibhafte Wesen von Maria, Helena und andern Damen, in das er sich vertieft:

Des Leibes Formen sah ich göttlich schwellen,
Sie schienen leuchtend durch des Kleides Falten,
Und Schönheit schaut' ich, wie ich nie noch sah.

Durch des Kleides Falten? Und noch dazu leuchtend? Dann muß schlechterdings die ganze Kleidung der göttlichen Helena aus einem Gewand von sogenanntem Illusions-Tüll bestanden haben und das würde doch ein bedenkliches Licht auf die junge Dame werfen. Ein andres Gebicht beginnt:

Ich seh's, wie Deine Glieder üppig schwellen.

Und damit harmonirt die schöne Stelle:

Mein Blick hängt schwelgend
Am Reiz der Glieder,
Ich kann ihn nicht wenden
Und stehe verzückt u. s. w.

Der Dichter kann nichts sehen und hören, ohne daß ihm nicht dabei Sirenen vorschweben:

Hörst Du des Walzers lockende Sirenen?
Laut tobt die Luft im Saal, im lichterhellen
Die Augen glühn und weiße Busen schwellen,
Daß lustberauscht sich alle Pulse dehnen.

Die Tänzerinnen mit ihren Feueraugen sind natürlich vorzugsweise Sirenen und das brauchte also Möser nicht erst zu sagen. Die heitern Klänge des Walzers, der Polka und anderer Tänze als Sirenen figuriren zu lassen, ist zwar neu, aber kein guter Universitätsschriftsteller wird etwas dagegen einwenden, zumal schon der alte Tieck sagte: „Süße Liebe denkt in Tönen, denn — Gedanken stehn zu fern". Und so können sich auch lustberauscht alle Pulse — dehnen. Es ist übrigens gefährlich, in dem heißblütigen Dichter die Tanzlust zu wecken:

Wenn Geigen tönen, schmetternd Hörner blasen,
Dann will ich jauchzend an die Brust Dich pressen
Und wilde Kunde leis in's Ohr Dir flüstern,
Daß längst mein Mund nach Deinem Munde lüstern,
Und daß mich's lockt, entbrannt und weltvergessen
Mit Dir so in die Ewigkeit zu rasen.

Möser glaubt vielleicht, in diesen Versen den Liebeswahnsinn eines Mortimer geschildert zu haben. Ich finde darin nur eine gemeine Sinnlichkeit, wie sie nicht platter und sinnloser zu denken ist. Die edle Sinnlichkeit, die wir geistig zu fassen vermögen, hat ihre großen Reize, deren die Kunst nicht entbehren kann. Ohne den Adel des Geiste und der Naivetät wird aber die Sinnlichkeit zur Sinnenbrunst, von welcher die Musen sich abwenden.

Unverkennbar ist Mösers Vorliebe für Naturbeschreibungen. Bei einem Dichter, den die Natur so sehr gekränkt hat, wäre diese Vorliebe kaum zu begreifen, wenn nicht Möser die stitterhafte Unnatur für Naturwahrheit hielte. Er hält sie dafür, weil er das Naturleben nicht mit freiem menschlichen Auge betrachtet, sondern mit dem Auge des Phantasten. In seiner langen Canzone „An das Glück", in der wir hin und wieder ein paar gute Anklänge finden, begegnen uns folgende Verse, deren äußerlicher Glanz jedenfalls auf träumerische Leser, wie sie der Autor sich wünscht, einen wunderbaren Eindruck machen wird:

— — die Mondnacht seh ich leuchten,
Durch Aetherhöhn ziehn leise Sphärenklänge;
Still murmelnd nur, gebannt, gleichwie im Traume
Zieht sanft der Strom durch blum'ge Uferhänge;
Und goldger Glanz mischt flimmernd sich der feuchten,
Tiefklaren Fluth und weißem Wellenschaume:
Herwärts vom Ufersaume
Klingt Waldesrauschen wie zum Gruß herniedet,
Und ringsum haucht ein wundersames Düften;
Und weichen Hallo ertönt in Sommerlüften
Der Drossel Schlag und ferner Menschen Lieder;
Des Glühwurms Glanz füllt irren Scheins die Runde,
Und lauschend taucht ein Fisch aus stillem Grunde.

Es leuchtet mir immer mehr ein: Möser muß den Katechismus der deutschen Poetik von Johannes Minckwitz studirt haben. Nur daraus läßt sich erklären, daß er so tief in die Lehre von dem Schall der Wörter eingedrungen ist. Der anerkannt unsterbliche Professor sagt in seinem eben genannten Werke (S. 40): „Durch den Klang

Digitized by Google

eines Wortes selbst, seiner Vocale und Consonanten, wird auf das Gefühl des Hörenden eingewirkt und der Eindruck des Begriffes für den Geist verstärkt. Denn wie die Worte nichts als die Dolmetscher der Gedanken und Gefühle von Menschen zu Menschen sind, so sollen sie auch durch ihre formale Beschaffenheit, durch ihren Schall auf den Hörenden einwirken." Die eigentliche Aufgabe der Poesie besteht also offenbar in der Zusammenstellung von Worten, die ihres Klanges wegen niemals die rechte Wirkung auf ein sinniges Gemüth verfehlen. Minckwitz selbst hat uns im Humoristischen (ich erinnere nur an sein Nationaleposs „Die Völkerschlacht bei Leipzig", wofür er noch immer eine Nation sucht) die besten Muster gegeben, Möser hingegen mehr im Pathetischen. Eine gute Auswahl von tönenden Worten enthalten besonders die oben angeführten Verse. Mondnacht, Aetherhöhn, Sphärenklänge, Uferhänge, Wellenschaum, Waldesrauschen, Sommerlüfte — ich möchte wissen, was an dem Klange dieser poetischen Worte auszusetzen wäre. Nichts, rein gar nichts! Und darum müssen sie auch, wie Professor Minckwitz bestätigen wird, auf das Gefühl des Hörenden einwirken und den Eindruck für den Geist verstärken. Die Gabe einer lebendigen Schilderung verräth namentlich die Zeile von der feuchten, tiefstaren Flut und dem weißen Wellenschaum. Das Beiwort feucht ist außerordentlich glücklich,*) da nun kein Zweifel mehr sein kann, daß wir es mit wirklichem und nicht mit gemaltem Wasser zu thun haben. Nicht so leicht erklärlich sind mir ein paar andere Einzelheiten. Der Strom, der gebannt ist und doch durch blum'ge Uferhänge zieht, des Waldes Rauschen vom Ufersaume, des Glühwurms Glanz, der irren Scheins die Runde füllt, das Alles kann ich mir nicht auf natürliche Weise vorstellen. Es entschädigt mich aber vollkommen der gemüthliche Fisch, der aus seinem stillen Grunde lauschend emporsteigt und damit ein sichtbares Interesse an der Natur zu erkennen gibt.

Von seinen Wanderungen erzählt uns Möser oft curiose Dinge. Er weiß natürlich, daß schon einem Goethe die Lust zu fabuliren eigen war. Und so meint er wohl, er brauche nur zu fabuliren, um uns einen Beweis von seiner dichterischen Phantasie zu geben. Als er einmal das schöne Land Tirol durchschweifte, fand er zwar keinen Berg, der ihm hoch genug war, aber statt dessen einen Naturjänger, der mit seiner Stimme die Felsen erschütterte:

> Und wenn ich steil zu Wolkensitzen
> Aufklomm, wo kaum die Gemse weilt,
> Wo jäh von eis'gen Bergesspitzen
> Des Bergstroms Flauth zur Tiefe eilt,
> Wie hell klang dann des Jodlers Weise
> In donnernder Lawinen Fall,
> Daß all die Felsen weit im Kreise
> Erdröhnten von dem Widerhall.

Daß der Dichter zu den Wolkensitzen steil emporklomm, ist schon merkwürdig. Wie machte er das? Und von einem Jodler kann ich schlechterdings nicht glauben, er habe so kräftige Triller geschlagen, daß die Felsen von dem bloßen Widerhall erdröhnten. Ja, wäre es noch ein Poet von Gottes Gnaden gewesen. Dann würde man sich doch denken können, der alte Orpheus hätte wieder einmal die Zaubermacht seiner Töne erproben wollen.

Die zahlreichen Distichen, in welchen Möser seine Ansichten über Kunst und Welt niedergelegt hat, regen unsere Erwartung durch Ueberschriften an, die ebenso gut sind, wie die Ueberschriften zu den Platen'schen Epigrammen. In dieser Beziehung sind namentlich hervorzuheben: Dichter und ihre Ausleger; Poesie und Wirklichkeit; Aristophanes und die Grazien; Gruppe der Niobe; Eros des Praxiteles; Sappho; Sokrates; Rafael und Michel Angelo; W. v. Humboldts Briefe an eine Freundin; Wichtige Frage u. s. w. Die Vortrefflichkeit der Ueberschriften steht aber in gar keinem Verhältniß zu den Versen selbst, die nicht viel mehr sind als ein rhythmisches Wortgeklimmer. Der Dichter wollte offenbar nicht, daß wir diese Einsicht ohne die Mühe der Lectüre gewinnen. Und das ist schadenfroh. Denn gerade ihm, der in der Erfindung von Ueberschriften so glücklich ist, wäre es doch ein Leichtes gewesen, für seine 40—50 Epigramme einen entsprechenden Gesammttitel zu finden. Er hätte sie beispielsweise „Traumflocken" nennen können. Ich glaube, dann würde Niemand einen klaren und bestimmten Gedankeninhalt vorausgesetzt haben. Da übrigens der Leser keiner Täuschung mehr unterworfen ist, so sei es mir erlaubt, ihm zwei Proben von besonderer Güte mitzutheilen. Hier sind sie:

W. v. Humboldts Briefe an eine Freundin.

Was vom Beginne der Welt dem Schnee der Dichter und Weisen
Nimmer noch feuchtete, hier ist es gefunden: ein Mensch.

Daß nicht einmal Dichter und Weise auch echte Menschen sein sollen, ist doch zu viel. Wie soll sich W. v. Humboldt da noch für das Compliment bedanken, er sei der wahre Adam und mehr als alle Weisen der Welt! Das zweite Epigramm beschäftigt sich mit einer sehr philosophischen Frage:

Ob uns Unsterblichkeit wird, wohl scheint mir gar wichtig die Frage,
Aber noch wichtiger, traun, wie sich die Ewigkeit füllt;
Wenig eracht' ich Unsterblichkeit werth, erfahr' ich zuvor nicht,
Was die Aeonen hindurch dauernd Genügen mir schafft.

Man sieht, Möser ist ein praktischer Mann. Er will offenbar (um eine volksthümliche Redensart anzuwenden) nicht „die Katze im Sack kaufen". Leider Gottes ist nur nicht abzusehen, auf welchem Wege er die gewünschte Auskunft erhalten will. Vielleicht werden aber seine Besorgnisse einigermaßen beschwichtigt, wenn ich ihm aus guter Quelle verrathe, daß er überhaupt von der Unsterblichkeit nichts zu befürchten hat. Denn nur die echten Dichter leben fort; die unechten gehen im Zeitstrom unter, und der eine schwimmt höchstens ein bischen länger oben als der andere.

Die vielen überschwänglichen Kritiken, die über Möser geschrieben sind, werden ihn nicht retten. Er wird sich zuweilen darauf berufen, daß Recensenten in seinen Gedichten eine „große Weltanschauung", den „Geist eines Hölderlin, eines Platen" gefunden haben. Es hilft ihm wenig, denn was nicht in einem Buche ist, kommt auch nicht durch das Lob der Zeitungen hinein. Es kann dem Autor nur für den Augenblick ein gewisses Ansehen geben.

Eine wohlauszuwerfende Frage bleibt es noch, welchem Umstande Möser die außerordentliche Anpreisung seiner Producte zu danken hat. Ich erkläre sie mir daraus, daß tönende Wortgedichte bei flüchtiger Lectüre nur zu leicht für wahre Poesie gehalten werden. Den lyrischen Sachen von Möser ist nun ein bunt schillernder Glanz nicht abzusprechen. In dieser Beziehung hat gleich das erste Gedicht „An eine Freundin" etwas Bestechendes; der oberflächliche Beurtheiler wird hier unbewußt die ansteckenden Schwächen des Poeten in sich aufnehmen und somit nicht bemerken, daß der Verfasser denselben Gedanken in prunkhafter Breite wiederholt und daher eigentlich nicht aufhört, anzufangen. Gedichtsammlungen werden aber vorzugsweise flüchtig gelesen, denn die gewissenhafte Prüfung kostet wegen der Fülle der verschiedenen Erzeugnisse mehr Zeit und Mühe, als die meisten Recensenten darauf verwenden können. Hat nun ein Chorführer sein Urtheil über einen lyrischen Schwärmer abgegeben, so fehlt es nicht an Kritikern, die sich dem geehrten Vorredner anschließen. Und auf diese Weise ist Albert Möser der gefeierte Dichter geworden.

Wilhelm Buchholz.

*) Wir können an dem Worte „feucht" nichts Ungehöriges bemerken:
„Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor",
. . . . „Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau."
D. Red.

Erinnerungen an die Journalistentage.

III.

Das Gesammtpersonal des siebenten deutschen Journalistentages saß ziemlich vollzählig beim kalten Frühstück auf der Terrasse eines Wirthshauses in Feldafing hoch über dem blaugrünen Starnberger See. Ueber diese Terrasse breitete ein Dach von dichtem rankendem Schlinggewächs seinen wohlthuenden Schatten, genau wie damals am 5. Juli 1870 über die Terrasse vor dem Darmstädter

Digitized by Google

Hof zu Rüdesheim am grünen Rhein. Die ebenso dicht vom lebendigem Grün umwucherten Holzpfeiler dieser Decke bildeten ebensoviele Rahmen zu den allerschönsten lebendigen Landschaftsbildern, und zu jedem derselben gab die in zarten violetlichen Duft getauchte ferne und doch so kolossal aufragende Alpenkette dort im Süden den ernsten und grandiosen Hintergrund. Zwar fehlte „die goldblonde Tochter Rüdesheims“ in den Pokalen, aber die purpurbraune Tochter Münchens, wenn sie so schön gerathen ist, wie die, welche in unseren „Maaßen“ schäumte, ist auch nicht zu verschmähen. Es fehlten nur die Sänger, und — unglaublich! — auch die Toaste. Seit dem vorigen Tage 6 Uhr Nm. war das „in diesem Sinne“ noch nicht wieder erklungen und die Sonne zeigte bereits 12 Uhr Mittags! Aber was hier so wenig fehlte wie dort und damals, war das Dritte zur rechten Fröhlichkeit gehörige: das „Weib“. Der radicale Abgeordnete für Frankfurt, welchem der vorige Erinnerungsartikel das Denkmal als „einem der geschiedtesten und liebenswürdigsten Männer in der deutschen Presse“ setzte, hatte auch dafür mit schönstem Erfolge Sorge getragen. Unser Herz war fröhlich und der Sorgen baar.

Da traten einige verspätete Collegen in den Kreis, die heute den 6½ Uhr Zug, der uns Andere nach Starnberg geführt, verschlafen hatten. Sie brachten außer ihrem schäbbaren Selbst noch etwas für den Unterzeichneten mit: ein Couvert von wohlbekannter Hand, Unheil weissagenden Ausſehens und drinnen einen Brief des verehrten Redacteurs der „Gegenwart“ und Verfassers der bisher gedruckten Erinnerungen an sechs frühere Journalistentage. Mein ahnendes Herz hatte mich nicht getäuscht: Er kommt nicht! er entschuldigte sein Fernbleiben und ersuchte mich, für ihn einzutreten, d. h. die „Erinnerungen“ durch eine Skizze des von ihm versäumten diesjährigen Tages zum Abschluß zu bringen.

Auch der selbstvertrauendste Bildhauer geriethe sicher in nicht geringe Verlegenheit, wenn ihm der selige Skopas aus dem Limbo der tugendhaften Heiden plötzlich einen Brief vielleicht per Psychographen schriebe, etwa des Inhalts: an der Venus von Milo fehlen noch die Arme; Sie haben ja wohl die schönsten lebendigen vor Augen; haben Sie die Gefälligkeit, ein Paar ähnlichen Genres daran zu meißeln, um dem Dinge doch einen Abschluß zu geben. Sie brauchen dieselben ja „nicht zu lang zu machen“. —

Aber ablehnen wäre eine schlechte Rechtfertigung des Vertrauens gewesen. Ich wag' es darauf hin, den, der es mir geschenkt, sein Geschenk bedauern zu lassen. Diese schöne Feldaufinger Frühstückstunde war nur eine von 14 nicht minder schönen Stunden des dritten, ausschließlich dem festlichen Genuß geweihten Tages, welcher das reizende Nachspiel des siebenten deutschen Journalistentages bildete.

Daß der Vorstand gerade München zum Versammlungsort bestimmt hatte, mochte ziemlich seltsam erscheinen. Unter allen größeren deutschen Städten ist die prächtige Pflanzstätte der Kunst an der Isar dem Journalismus wohl immer am wenigsten hold gewesen. Die Blätter und Blättchen, welche ihrem Boden nicht eigentlich spärlich entsprießen, sind in der Mehrzahl von der Gattung der localen Klatsch- und Käseblättchen. Daneben gedeihen ein Paar jener derbhnötigen Organe der Rechtgläubigkeit, in welchen noch häufiger als der „Pfaff“ selbst die Pfarrköchin die Feder zu führen scheint. Mit einiger Mühe erobern sich neuerdings ein Paar Journale in solcher Nachbarschaft den Platz, welche den Muth anständiger Gesinnung und die Gewohnheit anständigen Tons und guter Sitten bewahrten.

Diesen dankt es der Journalistentag, daß er seine Wahl dennoch nicht zu bereuen gehabt hat. Eben diese wenigen, an der Spitze die Herren von der Redaction der „Münchner Neuesten Nachrichten“ entwickelten eine um so intensivere Liebenswürdigkeit, einen um so tröstigeren Eifer, „daß die Arbeit des Tags ihm froher und eigener würde“ und der festliche Theil zu einem wirklichen Genuß.

Der um diese Vorbereitungen zum siebenten Journalistentage hoch verdiente Besitzer der „Neuesten Nachrichten“, Herr Knorr, hat leider, durch schwere Krankheitssorge in seiner Familie heimgesucht, sich von der persönlichen Betheiligung an den Sitzungen wie an den Festfreuden fern halten müssen. Sein Stellvertreter, der Redacteur desselben Blattes, Herr Becchioni, hat für ihn die ganze Last der Mühen für das größtmögliche Wohlsein der Versammlung auf seine Schultern geladen.

Von Aufmerksamkeiten seitens der Staatsbehörden sagt den Mitgliedern die Erinnerung nichts. Der Herr Bürgermeister Erhard aber, mit dem Vorstand des Gemeindecollegiums, Guggenheimer, mehrere Abgeordnete, Professoren, Regierungsräthe, ja der Polizeidirector v. Burchtorff haben die Tagfahrer am Vorabend (26. Juli) im Saal des Augsburger Hofs feierlich bewillkommnet. Herr v. Perfall, der Theaterintendant, hat am zweiten Tage den Mitgliedern freies Entrée zu dem leider nur geschlossenen Hoftheater bewilligt, und bedauert, für die Festvorstellungen während des nahen Universitätsjubiläums das leider nicht thun zu können. Man sieht doch immer die Liebe! Die städtische Schulbehörde hatte freundwillig für eine wesentliche Hauptsache gesorgt: den geeignetsten Sitzungssaal, weit, hoch, geräumig, würdig decorirt, den großen Prüfungssaal dieses kolossalen Schulhausgebäudes. In dem nah benachbarten Maschinen-Modellsaal durfte der Münchener Consumverein sogar ein vorzügliches Buffet etabliren und die kühlsten Achte voll köstlichen Inhalts auflegen; bei der mörderischen Hitze während der sechs Sitzungsstunden eine doppelt anerkennenswerthe Veranstaltung.

Die Debatten haben um 9 Uhr Morgens am 27. Juli dort begonnen. Etwa 50 Anwesende ergab der Aufruf. Einige große liberale norddeutsche Blätter blieben auch diesmal in hartnäckiger Vornehmheit unvertreten; die „schwarze Presse“ (wie Steinig sie mit der ganzen Energie seiner Gesinnungstüchtigkeit bezeichnete) „hatte den Takt, sich fern zu halten“. Manches kleinere sonst im großen Journalverkehr kaum genannte Blättchen hatte wohl seinen Repräsentanten dort; eigentliche Eindringlinge aber wurden nicht bemerklich. Die Mühe des Herausspähens blieb dem Vorstand erspart.

Dr. Steiu, der längst Bewährte, wurde mit Acclamation zum Vorsitzenden gewählt, Becchioni und Lecher (von der Wiener „Presse“) zu Vicepräsidenten. Ersterer leitete die oft ziemlich stark mit dem Chaos drohenden Debatten mit gewohnter Sicherheit und — Unbormherzigkeit ohne Ansehen der Person und Partei, überall Klarheit in die Verwirrung, das Formlose schließlich doch in die präcise Form bringend.

Von vielen und noch gar mancherlei Dingen ist tapfer und klug, zuweilen auch recht confus und überflüssig geredet worden; gute Beschlüsse sind gefaßt und in ebenso vielen Fällen der beliebten Commission zur Bearbeitung des Materials der „noch nicht spruchreifen Sache“ behufs einer dem nächsten Journalistentage zu machenden Vorlage aufgepackt worden.

Den unbefugten Herren, welche plötzlich um die Zeit der Journalistentage ihren sonstigen Beruf verfehlen und zu Journalisten werden, ist künftig ein Riegel vorgeschoben worden. — Sein „eigentes Werk“, den Preßgesetzentwurf vom vorigen Jahr, hat der diesmalige Tag einer bedeutsamen Correctur unterworfen. Er hatte damals einen Paragraphen acceptirt, der allerdings mit dem freien Geist des Ganzen in starkem Widerspruch steht. Dieser Paragraph hielt die vorläufigen Beschlagnahmen aufrecht, nur übertrug er ihre Ausführung von der Polizeibehörde an den Richter. Die inzwischen gemachten Erfahrungen haben selbst die damalige Majorität belehrt. Nicht eine Stimme erhob sich für seine Vertheidigung, als Sonnemann in seinem lichtvollen Referat und Klette als Correferent den Verbastten der unbedingten Verdammniß weihten und Bürgers statt seiner den simpeln Grundsatz aufgestellt wissen wollte: Beschlagnahmen sind unstatthaft. So lautet er fortan.

Digitized by Google

Eine Denkschrift wird dem Reichstage die Motive dieser Umwandlung klar legen. Die Wiener Genossen werden den Entwurf auch dem österreichischen Reichstag unterbreiten. Auch dem Juristentage soll er vorgelegt werden.

Die verwickelte, gar viele Interessen berührende Frage über das Verhältniß der Zeitungen zu den immer bedrohlicher und mächtiger angewachsenen Annoncenbureaus hatschaffte man sich nach längerem Debattiren durch das erwähnte Commissionsmittel für diesmal vom Halse. Wien betonte nachdrücklich seine berechtigten Eigenthümlichkeiten in Allem, was Annoncen- und Reclamenwesen betrifft. Der rheinische hochpflichte Rigorismus, welcher den Redacteur auch für das moralische Gift des Annoncentheils verantwortlich gemacht wissen wollte, fand selbst im integren Kreise Berlins keine rechte Gegenliebe.

Auch über das nach Steins (Posen) und Merzbachs Antrag gemeinschaftlich in's Leben zu rufende Telegraphenbureau der deutschen Presse kam es zu keiner Einigung. Ob Deutschland „Wolff" und Oesterreich das officielle „Correspondenzbureau" wirklich entbehren und ersetzen können, darüber gab es manchen Wortkampf. Das letzte Ziel auch hier die — Commission und die eröffnete Aussicht auf den achten Journalistentag.

Die Herren Setzer und Drucker machten mit der ihre Klagen und Wünsche formulirenden Schrift besonders Locher von der alten „Presse" wild vor Zorn. Er schien den Petroleumbuft bereits aus jeder Zeile zu riechen. Klette bewies klärlichst und leidenschaftslos die Unmöglichkeit der Bewilligung von Ansprüchen, welche nur aus völliger Unkenntniß der sachlichen Verhältnisse hervorgehen könnten. Er hat ganz recht mit seinem Ausspruch. Alle anderen an der Herstellung einer Zeitung Betheiligten haben den Zweck, eben die Zeitung herzustellen. Diese stets mit dem Strike im Gewande drohenden Herren Setzer aber glauben, die Zeitung sei nur um ihretwillen da. Petzet goß etwas Oel in die zornigen Wogen; man einigte sich dahin, die Antwort auf die Eingabe milde aber belehrend einzurichten, was natürlich den nächsten Strike nicht um einen Tag hinausschieben wird.

Den Antrag, einen internationalen Journalistencongreß im Weltausstellungsjahre zu Wien veranstalten zu helfen, mußte man wohl ablehnen, da das nicht des deutschen Journalistentages Sache ist. Aber seine Debattirung hatte das Gute, die Wiener Collegen zu den erfreulichsten Mittheilungen über ihre Absichten zu veranlassen, den zur Ausstellung nach Wien kommenden Journalisten das Leben in jeder Weise zu erleichtern und zu verschönen.

Consequenz ist eine schöne Sache. Aber heißt es nicht, sie zu weit treiben, wenn hier noch zum Schluß jenes rheinische Mitglied den damals in Frankfurt verworfenen Antrag auf Wahrung der Bühnenfittlichkeit und Abwehrung „des Giftes französischer Immoralität" von den Brettern durch die Journalisten nicht nur von Neuem einbrachte, sondern zur Motivirung seine damalige Rede im Abdruck herauszog und ablas? Sein landsmännischer Freund unterstützte ihn wie damals mit dem schwersten Geschütz und zog das vollste Register der sittlichen Entrüstung. Aber umsonst. Das Laster siegte noch einmal, die Tagesordnung sans phrase triumphirte.

Zum Schluß ist und in Aussicht gestellt, nächstes Jahr in Hamburg zu tagen.

Daß wir dort mindestens so gut, wenn auch vielleicht weniger billig, tafeln werden wie hier im Cafe National nach dem Schluß der Sonntagsitzung, und nicht minder feurige Toaste hören werden, ist sicher vorauszusehen. Aber die ebenso sicher vorauszusehende Festfahrt auf der Elbe — kann sie die diesmalige über den Starnberger See auf dem buntbeflaggten „Ludwig" übertreffen oder ihr gleichkommen? Ich zweifle; selbst Rüdesheim tritt gegen diesen Tag fast in den Schatten! Er war so wonnig, die Luft vom nächtlichen Gewitter so wunderbar erfrischt und so lind und weich; die Welt so prangend, so lachend in Sonnenglanz, der herrliche See so milchig blaugrün zwischen seinen Hügeln, aus deren dunklem hochsommerlichen Waldesgrün all' die Villen, Schlößchen, Uferortschaften so licht und freundlich lockend hervorblickten; die südliche Ferne, jene Tiroler Alpenkette, so zartduftig und doch so klar gezeichnet vor dem reinen Himmel! Vom kalten Imbiß in Feldafing, zu dem wir durch den herrlichsten Buchenwald von Possenhofen am See aus emporgestiegen waren, erzählte ich schon zu Eingang. Unmittelbar folgte dann das heiße Diner drüben in Leoni, hart am Seeufer, im schattigen Garten, wo der glückliche Hackländer so klug gewesen ist sich seine Villa hinzubauen. Das Essen erhob sich nicht viel über eine gesunde Hausmannskost. Aber der Wein war trinkbar und das Toasten ging nicht weniger schwunghaft. Ein kleiner humoristischer Krieg der „Einolysten" gegen die Männer von der strengen Tugend und Sitte wurde mit bester Laune von diesen aufgenommen und durchgefochten. Aber alles Genießen an diesem wohlausgefüllten Tage war kurz und scharf wie ein moderner Krieg. Nach 2 Stunden saß man schon wieder zu Schiffe, dessen Böller ihre Abschiedsgrüße krachten.

Drüben am Seeufer in Tutzing hat Hallberger, der Stuttgarter Verleger, ein reizendes, fürstlich eingerichtetes Schlößchen inmitten des schönsten Parkes, den ringsum der See bespült. Dorthin war der ganze „Tag" geladen. Der gastliche Empfang wurde uns bereitet. Mancher geplagte Redacteur schien bei der Durchwanderung dieser Herrlichkeiten, welche zu schaffen dem Verleger seine Mittel erlauben, seine eigenen melancholischen Gedanken zu haben. Albert aus München photographirte die ganze Gesellschaft im Freien auf einer riesigen Platte, schlicht und recht gruppirt. Dann führte der liebenswürdigste Wirth die Gäste zu einem abendlichen kalten Imbiß von der kolossalen Art, der an der schönsten Stelle des Ufers aufgestellt war; der imposanteste Anblick vor dem Hintergrund der sich mehr und mehr umwölkenden Alpen. Imposant auch die dabei entwickelte journalistische Leistungsfähigkeit! Dennoch wird dieser treffliche gastliche Verleger mit Goethe denken: „es ist vortheilhaft, den Genius bewirthen."

Wieder auf dem Wasser, brach das Unheil tobend los: Unwetter, Blitz und Donner, ein Kataraft von Regengüssen, See und Luft in eine graue Dämmerung zusammenfließend; der Curs wurde verloren und das Steuer so schadhaft, daß sein Gebrauch unmöglich war. Hatte jene „schwarze Partei" das Verderben auf die liberalen Preßfrevler herabgebetet? Leider wirkte es nicht viel. Statt Buße zu thun, lachte man seiner, ertrug was nicht zu ändern war, und langte schließlich spät, naß, aber heil und munter in München an.

Nur sonderbare Schwärmer werden auch von dieses siebenten Tages Arbeiten, Beschlüssen und Resolutionen einen unmittelbaren praktischen Erfolg erwarten können. Der Weg durch die Gesetzgebung ist lang. Aber in diesem Arbeiten selbst liegt sein positiver Lohn. Und die Hauptsache: alte Freundschaft ist neu befestigt, manche neue geschlossen, mancher feindliche Gegensatz hat sich gemildert in der wieder bekräftigten Erkenntniß, daß man zweierlei doch bei allem sonstigen Widerstreit der Ansichten gemeinsam hat: die hingebende Liebe zum deutschen Vaterlande und die Verehrung des freien Geistes.

Ludwig Fielek.

Offene Briefe und Antworten.

An Professor Dr. Klaus Groth.

Hochgeehrter Herr Professor! In Ihrem Artikel „Hebel auf dem Parnaß" (Nr. 21 d. Bl.) sagen Sie als Beleg für die Behauptung, daß sich Hebel nicht übersetzen lasse, unter Anderem auch, daß ich das Gedicht „Vadermuß" als „Mehlbidel" wiedergegeben habe. Das ist aber unrichtig;

Digitized by Google

Sie werden das Gedicht „de Mehlhüdel" nirgend in meinem plattdeutschen Hebel gefunden haben aus dem einfachen Grunde, weil es gar nicht darin steht. Es ist eine längst vor Abfassung des plattdeutschen Hebels entstandene freie Nachdichtung, welche sich unter meinen „Ditmarscher Gedichten" befindet und von mir versetzt worden ist, nicht weil mir eine wörtliche Uebersetzung des „Habermuß" als etwas Unstatthaftes erschien, sondern weil es mir ein besonderes Vergnügen machte, den bunten Mehlbeutel, unser Ditmarscher National- und Leibgericht, einmal in Hebel'scher Weise zu besingen. Als ich später davonging, den Hebel in's Plattdeutsche zu übersetzen, habe ich auch das „Habermuß" wörtlich übersetzt (S. 129) und sind mir nennenswerthe Schwierigkeiten gerade bei der Uebertragung dieses lieblichen Gedichtes gar keine, bei der der anderen nur sehr wenige entgegengetreten.

Warum sollte sich Hebel nicht übersetzen lassen? weil er, wie Sie sagen, der Prophet seines Stammes ist? — Ist dieser Stamm denn kein deutscher? Mit dem Gefühls- und Gemüthsleben der Allemannen, ihren Sitten und Eigenthümlichkeiten kommen wir Deutsche leicht in's Reine. Die Schwierigkeiten liegen fast einzig im Dialekt, und der ist Nebensache. Ich meine für den Uebersetzer, von dem ich voraussetze, daß er die Mundart verstehe und Herr der Form sei, nicht aber für alle Diejenigen, denen es an Zeit und Gelegenheit gebricht, einen so frembartig klingenden Dialekt zu erlernen, und die doch gern einmal von der Schönheit kosten würden, an welcher gerade die Hebel'schen Gedichte so reich sind. Ich halte Hebel für einen so großen und echten Dichter, daß keiner von Allen, die in deutschen Mundarten gedichtet, ihm auch nur das Wasser reichte. Sollte ein solcher Schatz für den weitaus größeren Theil des deutschen Volkes allezeit unnahbar bleiben? Das gerade wollte Reinick nicht und darum hat er den Hebel in's Hochdeutsche übertragen. Wenn Sie dagegen behaupten, seine Uebersetzung sei nur ein „Nothbehelf" gewesen, um einen Text zu Ludw. Richter's schönen Bildern zu liefern, so befinden entweder Sie sich völlig im Irrthum, oder Reinick hat in seiner Vorrede zu dieser Uebersetzung sich ganz ungenau ausgedrückt. Er sagt und da in seiner schlichten Weise deutlich genug, warum er den Hebel übersetzt habe, aber ganz das Gegentheil von dem, was Sie behaupten.

Gesetzt, die wundervoll schönen Richter'schen Bilder wären nicht für die Reinick'sche Uebersetzung gezeichnet worden, wofür denn? — für den Originaltext? — Ja, freilich, dann wär' es, wie Sie auch wünschen, doch endlich einmal an der Zeit, ihn auch damit herauszugeben! — Ist bereits geschehen, aber leider erst Anno 1872 (Wigand).

Ueber den Werth der Reinick'schen Uebersetzung läßt sich streiten; ich bin auch in diesem Punkte ganz Ihr Gegner. Ich schätze diese Uebersetzung sehr hoch und ebenso hoch das Verdienst, welches sich der Verfasser damit bei demjenigen sehr großen Theil des deutschen Volks erworben hat, der ohne diese Uebersetzung auch heute noch nichts von der Schönheit Hebel'scher Poesien genießen könnte.

Was wollte ich denn noch mit meinen Uebersetzungen in's Plattdeutsche? Für unsere Ditmarscher Landsleute, die ja doch auch ihr Hochdeutsch können, wäre dann wohl die Reinick'sche Uebersetzung genügend und die Meyer'sche ganz überflüssig. Mag sie das sein, ich will es nicht bestreiten; ich habe meinen plattdeutschen Hebel auch nur gemacht aus schierer Freude einmal am Hebel und zweitens an unserer Muttersprache.

Ob ich dazu berechtigt? — Sie verneinen es, indem Sie behaupten, daß Hebel sich nicht übersetzen lasse. Dennoch nennen Sie meine Uebersetzung eine „recht wohl gelungene"; ich danke schönstens! Professor Heinrich Kurz, der ja gewiß auch unter Ditmarscher Platt gründlich versetzen wird, gibt seinen Segen ohne Zucker, — er nennt sie einfach „ein verfehltes Unternehmen". Aller guten Dinge sind drei. Ludw. Meyn sagt in einem Artikel über das Deutsch im Elsaß: „Die Ausdrucksweise und der natürliche Gedankengang in der Sprache des Allemannen und des Niederdeutschen sind so innig verwandt, daß Johann Meyers plattdeutsche Uebersetzung von Hebels allemannischen Gedichten sich wie ein originelles Dichterwerk liest."

Und was sage ich? —
Das Papier ist geduldig!
Kiel, im Juli.

Johann Meyer.

Notizen.

Dreiunddierzig Milliarden! Das könnte selbst ein vermöchtigeres Volk als die Franzosen um den Verstand bringen. Bei Lichte besehen würden diese gezeichneten dreiunddierzig Milliarden der französischen Anleihe allerdings erheblich zusammenschrumpfen, aber immerhin ist der finanzielle Erfolg ein kolossaler. Und dieser Erfolg, der einzige, den die Franzosen seit Jahren errungen haben, bringt unsere lieben Nachbarn wieder völlig aus dem Häuschen. Selbst die wenigst Verrückten erblicken darin einen „moralischen" Sieg, für die ganz Tollen ist er geradezu die von Europa an Frankreich gerichtete Aufforderung zur Revanche. Das ist sicherlich eine optische Täuschung, eine offenbare Verwechselung der Weltkuh mit dem Kampfstier. Die ungeheuren Summen, welche auf die Anleihe gezeichnet sind, beweisen in der That weiter nichts, als daß die Speculanten zu dem notorisch reichen Frankreich das Vertrauen haben, von ihm Geld verdienen zu können; wenn man das einen „moralischen Sieg" nennt, auch gut. Sie sind ferner die beste Rechtfertigung für die exorbitante Höhe der von uns ausbedungenen Kriegsentschädigung. Sie sind endlich ein Dämpfer auf alle unsinnigen Revanchevergnügen. Ganz Europa, das sich an der Anleihe betheiligt hat, hat jetzt ein kaufmännisches Interesse daran diese Anleihe auf einer leidlichen Höhe zu erhalten, und das ist nur möglich, wenn Frankreich nicht aus der beschriebenen Staffisrolle fällt, die ihm vortäufig angewiesen ist. — Wir gönnen den Franzosen ihren Jubel von ganzem Herzen; ja, wir fügen das beschämende Geständniß hinzu, daß uns die Welt — Frankfurt mit inbegriffen — höchst wahrscheinlich nicht die geforderten drei, geschweige denn dreiunddierzig Milliarden leihen würde; aber wir brauchen sie und nicht zu leihen, weil wir sie sogar eigenthümlich bekommen; und nebenbei haben wir ja zu unserem Troste auch noch Weg und Straßburg. Daß die Franzosen sich in die Brust werfen und geringschätzig auf uns herabblicken, weil sie das Geld auftreiben, mit welchem sie uns erfreuen werden, das ist sicherlich eines der curiosesten Schauspiele auf unserm närrischen Planeten.

* * *

Der bekannte französische Gelehrte Quatrefages hat bekanntlich eine preußische Race entdeckt, die mit der germanischen nichts gemein hat, sondern ein Mischmasch von finnischen und slawischen Elementen ist. Seit dieser Entdeckung fühlen sich die Franzosen wie von einem Alp befreit, die Finnen und Slawen haben bei Sedan und Metz, bei Orleans, Saint Quentin, Belfort und Paris gekämpft, ihre Festungen genommen, ihre Heere in Gefangenschaft geführt oder aufgerieben — das tröstet. Die Lorbeeren des guten Quatrefages haben nun einen andern Franzosen, der sich auch Gelehrter nennt, nicht schlafen lassen. Rochet, so heißt der Brave, hat den „preußischen Typus" zum Gegenstande einer wissenschaftlichen Arbeit gemacht und da sagt er z. B.: „Der Preuße nähert sich mehr dem mongolischen Typus als dem europäischen, sein Gesicht verräth brutale Instincte und rohe Begierden. . . Der allgemeine Ausdruck der Physiognomie ist bei dieser rohen Race schroff und widerwärtig. . . ." In dem Tone geht es weiter. Ein merkwürdiger Lapsus kommt noch in dem Aufsatze vor: „Bei uns", sagt der geistreiche Rochet, „beruht der Fehler der Race in dem Mangel einer scharf ausgeprägten Physiognomie, unsere Gesichtszüge sind zu weibisch, es fehlt uns am physischen Charakter, wie es uns am moralischen Charakter fehlt. Just das Gegentheil findet man in den Gesichtszügen und in dem Verhalten der Preußen." Die Brüsseler „Discussion" — ein tüchtiges Wochenblatt, auf das wir wiederholt die Aufmerksamkeit unserer Leser hinlenken — bemerkt dazu: „Sonderbar! Da ist ja auf einmal die rohe, asiatische, mongolische Race mit den brutalen Instincten und diebischen Begierden, sie, die schroffe und widerwärtige, mit einem moralischen Verhalten und einem moralischen Charakter ausgestattet — mit Eigenschaften, welche der französischen Race fehlen sollen!" . . Allerdings, sonderbar.

* * *

In dem Freiligrath'schen Aufsatz über den „Goldgräber" ist ein entstellender Druckfehler stehen geblieben: Auf S. 55, Spalte 2, Zeile 4 von unten ist vom californischen „Klang" die Rede; Freiligrath spricht aber vom californischen Jargon, dem „Slang". Wir bitten dies zu berichtigen.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Georg Stilke in Berlin,** Louisenstrasse 37.

Peipers, W., Neue Methode zur schnellen und leichten Erlernung der französischen Sprache. I. Curens. 8°. geh. 11. Aufl. Preis 15 Sgr.
— — desgl. II. Cursus. 8°. geh. 3. Aufl. Preis 15 Sgr.
— — Nouvelle grammaire française par demandes et par réponses à l'usage des Allemands. geh. Preis 12 Sgr.
— — Grammaire pratique de la langue allemande. cart. Preis 22½ Sgr.
— — Neue Methode zur leichten und schnellen Erlernung der englischen Sprache. I. Cursus, umgearbeitet und vermehrt mit der englischen Aussprache und erläuternden Noten von W. Molly. geheftet. 8. Auflage. Preis 18 Sgr.
— — desgl. II. Cursus. geh. Preis 22½ Sgr.
— — Practical method for the study of the German language. cart. Preis 30½ Sgr.

Molly, W., Französische Unterrichtsstunden, bestehend in einer methodischen Anleitung zum leichteren Verständnisse der gebräuchlichsten französischen Wörter und Wortverbindungen, welche von den Deutschen leicht und häufig verwechselt werden. Nach einem neuen und faselichen Systeme zusammengestellt und erläutert für den Schul- und Selbstunterricht.

Diese Lehrbücher eignen sich anerkanntermassen vorzüglich zum Schul- und Selbstunterricht, indem sie nach einer leichten, praktischen Methode den Lernenden auf dem kürzesten Wege es ermöglichen, sich in einer der beiden Sprachen auszudrücken. Jede Buchhandlung kann dieselben zur Ansicht vorlegen.

☞ 28,000 Auflage. ☜

Berliner Wespen.

Illustrirtes humoristisches Wochenblatt.
Redigirt von Julius Stettenheim.
Illustrirt von O. Heil.
Verlag von B. Brigl in Berlin.

Man abonnirt bei allen Postanstalten und Buchhandlungen für den **Preis von 15 Sgr.** vierteljährlich auf die vom Publikum und von der gesammten Kritik als ein Witzblatt ersten Ranges anerkannten **„Berliner Wespen".**

Inserate: 7½ Sgr. die Petitzeile durch die Annoncen-Expedition von Haasenstein & Vogler in Berlin, Hamburg, Lübeck, Leipzig, Dresden, Breslau, Prag, Wien, Lausanne, Genf, Zürich, St. Gallen, Basel, Stuttgart, München, Nürnberg, Frankfurt a. M., Köln.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** sind eben erschienen:

Gesammelte
Schriften und Reden
von
Dr. Johann Jacoby.
2 Bände. 3 Thlr.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Natürliche
Schöpfungsgeschichte.
Von
Dr. **Ernst Haeckel,**
Professor an der Universität Jena.
Dritte verbesserte Auflage.
Mit 16 Taf., 19 Holzschn., 18 Stammbäumen und 19 syst. Tabellen.
Preis: 3 Thlr. 10 Sgr.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Klein, Hermann J., Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung vom Standpunkte der kosmischen Weltanschauung dargestellt. Zweiter Theil:

Der Fixsternhimmel. Nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten und einer farbigen Spectraltafel. gr. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

Wichtige Novität.

In unserm Verlage erscheint:
Der Kampf um's Recht
von
Rudolf von Ihering,
k. k. österr. Hofrath und Professor an der Universität Wien.

6—7 Bogen gr. 8. auf feinstem Velinpapier gedruckt, Ausstattung elegant.

Bei dem begründeten Rufe und hohen Ansehen, welches der gelehrte Verfasser in den juridischen Kreisen des In- und Auslandes geniesst, ist ein specielles Anpreisen dieser seiner neuesten Schrift unsererseits überflüssig. Wesen und Zweck dieser originellen Arbeit werden am besten durch nachstehende der Vorrede entnommenen Zeilen gekennzeichnet. Der Autor schreibt:

„Am 11. März hielt ich in der hiesigen juristischen Gesellschaft einen Vortrag über den Kampf um's Recht, den ich in diesen Blättern, *wesentlich erweitert*, der Oeffentlichkeit übergebe. Die mir zugemessene Zeit reichte nicht aus, den Gegenstand in der Weise, wie ich es hier verlangt habe, vollständig zu erschöpfen, und habe ich mich damals darauf beschränken müssen, manches, was ich jetzt weiter ausgeführt habe, nur anzudeuten.

„Der Gegenstand hat auch *für den Nichtjuristen das höchste Interesse* und *volle Verständlichkeit*, und ich habe durch die Art seiner Behandlung versucht, der kleinen Schrift auch unter dem gebildeten Laienpublicum Eingang zu verschaffen. Es ist ein Stück Psychologie des Rechts, das in ihr seine Verwerthung findet, und das jeder denkende Leser an sich selber zu erproben Gelegenheit hat."

G. J. Manz'sche Buchhandlung in Wien.

In unserem Verlage erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Zur Entstehungsgeschichte des Eidgenössischen Bundes.
Drei Vorträge
von
Georg Geilfuß,
alt Rector.
Preis: 15 Ngr.
Winterthur. **Bleuler-Hausheer & Co.**

Verlag der **Schulze'schen** Buchhandlung in Oldenburg.

Novitäten:

Allmers, H., Römische Schlendertage. 3. stark vermehrte Aufl. Mit Titelbild von O. Knille. Eleg. broch. 1 Thlr. 26 Sgr.
Allmers, H. Elektra. Drama in einem Akt. Eleg. broch. 7½ Sgr.
Fitger, A., Roland und die Rose. Eine Phantasie im Bremer Rathskeller. 2. Aufl. Eleg. broch. 5 Sgr.
Reinardus, L., Des einigen Deutschen Reiches Machtaufstände. (Kulturbilder. Briefe über Tonkunst.) Eleg. broch. 28 Sgr.
Minding, J., Paoli Sigua V. Tragödie in 5 Aufz. 2. Aufl. Eleg. broch. 28 Sgr.
Poppe, F., Deutschlands Heldenkampf 1870/71 in Bildern für das Volk, das Heer und die Jugend. Mit vielen Illustrat., Spitalen, Situationsplänen und 1 Kriegskarte. Eleg. broch. 24 Sgr. geb. 28 Sgr.
Poll, Dr. A. H., Die Unsterblichkeitsfrage und die Naturwissensch. unserer Tage. Eleg. broch. 7½ Sgr.
Ramdauer, C., Wie sollen wir unsere Predigt machen? Broch. 5 Sgr.
Rehmann, W., eine protestantische Osternacht im St. Peter zu Rom. 2. Aufl. Eleg. broch. 16 Sgr.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist eben erschienen:
Die neue wohlfeile Auflage von ISIS. Der Mensch und die Welt.
Von
C. Radenhausen.
4 Bände 4 Thlr., eleg. geb. 5½ Thlr.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen in einzelnen Bänden à 1 Thlr. oder in Halbbänden à 15 Sgr.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** erscheint:
Das Kapital
Kritik der politischen Oekonomie
von
Carl Marx.
Zweite verbesserte Auflage.
In 9 Lieferungen à 10 Sgr.
Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen an.

Redaction und Expedition: Bauhen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. S. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 17. August 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Feuersbrünste in Metz von A. Ebeling. — Karl Theodor von Schön. Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense mitgetheilt von Ludmilla Assing. — Frauengeist und Frauenbildung von Jürgen Bona Meyer. — **Literatur und Kunst:** Grillparzers Gedichte von Bauernfeld. — Zur Erinnerung an Robert Prutz. Von einem Freunde des Verstorbenen. — Ernst Eckstein's „Benvenuta", besprochen von Paul Lindau. — Vom Jubiläum der Münchner Universität. Von einem alten Studio. — Offene Briefe und Antworten. An den Redacteur des „Pionier", Karl Heinzen, in Boston. — Nachtrag zu unserm Berichte über die Enthüllung des Stein-Denkmals. — Notizen. — Inserate.

Die Feuersbrünste in Metz.

Gewiß sind auch manche Leser der „Gegenwart" von den häufigen Brandnachrichten, die namentlich in jüngster Zeit aus Metz eintrafen, beunruhigt worden; wir wenigstens erhalten hier seit einigen Wochen kaum einen Brief mehr aus Deutschland, in welchem nicht die stereotypen Fragen ständen: „Was ist es denn in aller Welt mit den vielen Feuersbrünsten bei Ihnen in Metz, und was hat man von den seltsamen Gerüchten zu halten, die darüber circuliren, und ist es wahr, daß man eine große, weitverzweigte Verschwörung entdeckt hat, die keinen anderen Zweck haben soll, als die Stadt systematisch durch Feuer zu zerstören?" Einige Freunde wundern sich auch in ihren Briefen, daß von obenher nichts zu geschehen scheint, um dem Unwesen zu steuern, daß die Behörden im Gegentheil ruhig zuzusehen scheinen, als wäre die unglückliche Sache einmal so und ließe sich nicht ändern. Hier und da haben sogar die Zeitungen Notizen in diesem Sinne gebracht und dadurch noch mehr Unruhe verbreitet, so daß es wohl angemessen sein dürfte, die wahre und eigentliche Sachlage genau mitzutheilen. Der Leser wird dann sofort sehen, daß dieselbe bedeutend verschlimmert und entstellt ist und daß wir, wenn wir auch nicht gerade ganz sorglos und gleichgültig, so doch auch keineswegs in so großen Nöthen und Aengsten sind, wie es einige allzu eifrige Berichterstatter gemeldet haben. Die Versicherung will ich aber schon jetzt vorausschicken, obwohl sie selbstverständlich und deshalb eigentlich überflüssig ist, daß die hiesigen Behörden die Hände gewiß nicht in den Schooß legen und gleichgültig zuschauen, sondern nach allen Richtungen hin sehr rührig sind und nichts unterlassen, um den mysteriösen Ursachen auf den Grund zu kommen — und hoffentlich wird ihnen das auch bald gelingen.

Schon im vorigen Herbst hatten dann und wann einige Feuersbrünste stattgefunden, die aber mehr Feuerausläufe waren und auch schnell gelöscht wurden. Dergleichen passirt in jeder größeren Stadt und hat nicht viel zu bedeuten; auch fiel es niemand ein, dieselben irgendwie mit einer verbrecherischer Absicht in Verbindung zu bringen. Erst als im November v. J. die große Rousseau'sche Druckerei abbrannte, tauchten derartige Gerüchte auf, die indeß bald wieder verschwanden. Dieser Brand war ein sehr bedeutender, und einige Nebenumstände kamen hinzu, ihn noch gefährlicher zu machen. Bei der strengen Kälte waren nämlich die Brunnen der städtischen Wasserleitung dergestalt zugefroren, daß man sie erst durch entzündetes Stroh aufthauen mußte, und als man endlich Wasser hatte, war das vierstöckige Gebäude bereits bis auf den Grund niedergebrannt. Ueberdies lag es mitten in dem dichtesten, sehr schwer zugänglichen Häusercomplex der rue Serpenoise, nicht weit von der Post, und das Unglück hätte, bei einem weiteren Umsichgreifen des Feuers, sehr bedeutend werden können. Die städtische, noch aus der französischen Zeit stammende Feuerwehr erwies sich bei dieser Gelegenheit als sehr mangelhaft, d. h. weniger das Personal, als die Löschapparate, die einer genauen Revision unterworfen und durch bessere ersetzt wurden. Außer den sogenannten Pompiers waren übrigens auch hier wie in allen Festungen, die Truppen der Garnison sofort zur Hand, um die nöthige Hülfe zu leisten. Diese militärische Hülfe wurde von nun an umfassender organisirt.

Kaum einen Monat später brach wieder ein großes Feuer aus, und zwar in einem Gebäude neben der Friedrich-Wilhelms-Caserne an der Esplanade. Dies Gebäude hatte früher als Waffendepot (magazin d'armes) gedient, war aber bald nach der Uebergabe geräumt und die Waffen waren in das Arsenal geschafft worden. Dieser Brand hätte nicht allein wegen der nahen Caserne, sondern mehr noch wegen der übrigen dort liegenden Militärgebäude sehr verderblich werden können, er beschränkte sich aber glücklicherweise, dank den sehr energischen Vorkehrungen, auf das eine Haus und einige Bretterschuppen, und die größere Gefahr war auch diesmal wieder abgewendet. Zugleich fingen die französischen und speciell die Pariser Zeitungen an, sich mit den „Feuersbrünsten in Metz" zu beschäftigen, natürlich mit den nöthigen Entstellungen und Uebertreibungen. Sie ließen in Bezug auf diesen letzten Brand die große Caserne selbst in Flammen aufgehen und nicht unbeutlich durchblicken, daß wohl die Rache dabei die Hand im Spiel haben dürfte, was, wie sie naiv genug hinzusetzten, bei einer durch die preußische Herrschaft auf's Aeußerste getriebenen Bevölkerung niemand sonderlich Wunder nehmen könne. Die sofort angeordnete Untersuchung führte freilich zu keinem bestimmten Resultat, am allerwenigsten aber zu einem solchen, das den eben ausgesprochenen Verdacht auch nur irgendwie gerechtfertigt hätte.

Nach einigen Monaten Ruhe brachen dann im Mai schnell hintereinander wieder zwei Feuer aus, die an sich von keiner großen Bedeutung und auch nach wenig Stunden gelöscht waren; aber beide waren doch wiederum in einem sehr engen und volkreichen Stadtviertel (der rue Fournirue) entstanden und hätten, ähnlich wie damals in der rue Serpenoise, entsetzliches Unheil anrichten können. Die Localpresse begann darauf eine Polemik gegen die städtische Feuerwehr, die aber in Persönlichkeiten ausartete und schon deshalb zu keinem Ziel

Digitized by Google

führte. Ueberdies hatten sich die französischen Pompiers gerade bei den letzten Gelegenheiten sehr ausgezeichnet und die Truppen auf das erfolgreichste secundirt, was allgemeine und sogar officielle Anerkennung fand.

Da läuteten auf einmal die Sturmglocken von Neuem in der Frühe des 14. Juli und verkündeten den Metzern diesmal einen bedeutenderen Brand als alle vorhergehenden: die große städtische Wasser- und Dampfmühle stand in Flammen. Sie lag am Präfecturplatz und hart am Präfecturgebäude selbst, das dadurch sofort auf das ernstlichste bedroht ward. Der zunächst angrenzende Flügel der Präfectur mit den Archiven fing bereits Feuer, ein Theil des Daches stürzte ein und nur durch die größten Anstrengungen und hauptsächlich dadurch, daß man alle Wassermassen mentenant dahin leitete, wurde die Präfectur gerettet. Mittlerweile hatte das Feuer aber die nördlich von der Mühle liegende Polizeidirection ergriffen und die oberen Etagen derselben zerstört. Der Schaden belief sich auf fast eine halbe Million Franken, und die Spritzen mußten noch mehrere Tage und Nächte lang auf der Brandstätte arbeiten, um die stets wieder ausbrechende Glut zu bewältigen.

Die Pariser Blätter und nach ihnen zehn, zwanzig andere, auch deutsche und englische, meldeten alsbald, die Präfectur in Metz sei eine Beute der Flammen geworden, und es fehlte nicht an befremdlichen und beunruhigenden Commentaren. In Metz selbst erinnerte man sich zugleich, daß schon früher, vor etwas mehr als einem Jahre, eine andere städtische Mühle, die der Präfectur ebenfalls, aber auf der östlichen Seite, gegenüber lag, durch eine Feuersbrunst zerstört worden war; und nun war doppelter Grund vorhanden zu allen möglichen Versionen. Auch wir gestehen unverhohlen, daß dieser zweimalige Mühlenbrand eigenthümliche Gedanken bei uns erweckt hat, die bis auf den heutigen Tag nicht geschwunden sind, und das um so mehr, als die auch hier wieder angestellten Untersuchungen gänzlich erfolglos geblieben sind. Man munkelte freilich allerlei, so unter anderem, daß die „Internationale", die ihre Parteigänger überall im Lande unherschicke, diesen häufigen Feuersbrünsten vielleicht nicht fremd sei, und Andere, die es besser wissen wollten, sprachen geradezu von einer heimlichen Verschwörung der Franzosen in Metz, die es sich zur Aufgabe gestellt, alle öffentlichen Gebäude der Stadt in Brand zu stecken. In den Kaffeehäusern der Pariser Boulevards war dies bereits eine ausgemachte Sache, und mehrere Briefe, die wir in letzter Zeit von dort erhielten, geben darüber die unglaublichsten und abenteuerlichsten Details. Und leider sollte es an den bisherigen Bränden noch nicht genug sein.

Die Trümmer des Mühlenbrandes waren noch nicht fortgeschafft, als genau 14 Tage später und gleichfalls an einem Sonntagmorgen, am 28. Juli, uns die Sturmglocken von Neuem erschreckten: es war Feuer im Bahnhofsgebäude ausgebrochen. Mit beispiellofer Schnelligkeit eilten die Mannschaften zum Löschen und zum Retten herbei; der Gouvernour leitete persönlich und in Verbindung mit einigen anderen Generälen die Anstalten, und es gelang den vereinten Anstrengungen Aller, die Gefahr wenigstens insoweit abzuwenden, als man die beträchtlichen Gütermagazine und Waarenlager vor den Flammen bewahrte. Auch das Bahnhofsgebäude brannte nur zur Hälfte nieder (die Wartesäle, die Billetschalter, die Bagagebureaus und einige Dienstwohnungen), so daß der Schaden verhältnißmäßig und im Vergleich zu dem, was hätte geschehen können, nur ein geringer zu nennen ist.

Dabei ist es nicht die Stadt Metz allein, die solchergestalt von häufigen Feuersbrünsten heimgesucht wird, sondern auch die nächste Umgegend hat in letzter Zeit viel davon zu leiden gehabt. Mehrfach sahen wir des Abends von der hohen Terrasse der Esplanade, das ganze Moselthal beherrschr, einen starkeren oder schwächeren Feuerschein am Himmel und hörten dann am nächsten Morgen von einem Brande, der in irgend einem Dorfe ausgebrochen war; so sind noch ganz neuerdings, am 30. Juli, also zwei Tage nach dem Bahnhofsbrande, die Baracken des Forts Queulen ein Raub der Flammen geworden, und wie bestimmt versichert wird, von verbrecherischer Hand angezündet; und heute, wo wir dies schreiben, am 3. August, wird wieder eine neue Feuersbrunst von außen signalisirt, über die bis noch die näheren Details fehlen. Dies Alles ist begreiflich nicht geeignet, uns für die Zukunft zu beruhigen, und wenn ich für meine Person auch kein Unglückspropheter sein will, so möchte ich doch auch wiederum nicht rathen, sich einem allzu harmlosen Sicherheitsgefühl hinzugeben. Im großen Publicum und namentlich unter dem deutschen Theile der Bevölkerung würden wir übrigens auch mit diesem Rath wenig Anklang finden, denn dort herrscht seit längerer Zeit die größte Aufregung, die auch noch keineswegs beschwichtigt ist, sondern im Gegentheil durch allerlei Nebenumstände fast täglich neue Nahrung erhält. Selbst die Unklugsten und Vernünftigsten, die anfangs jenen Gerüchten von einer absichtlichen Brandlegung auf das bestimmteste widersprochen hatten, sind jetzt genöthigt einen solchen Verdacht wenigstens nicht ganz von der Hand zu weisen; denn die Feuersbrünste waren zu häufig und zu eigenthümlicher Art geworden, indem sie fast immer öffentliche Gebäude betrafen, um Alles blos auf einen unglücklichen Zufall zu schieben. Und doch ist es auf der anderen Seite wieder sehr schwer, eine sonstige und zwar verbrecherische Ursache festzustellen, weil eben dazu jeder sichere Anhalt fehlte; denn auch die sofort und mit der sorgfältigsten Umsicht eingeleitete Untersuchung über die Entstehung des Bahnhofbrandes hat bis auf den heutigen Tag noch nichts Positives ergeben. So lange daher der mysteriöse Schleier nicht gelüftet ist, — und es fragt sich sehr, ob dies überhaupt jemals der Fall sein wird, — bleib uns das unheimliche Gefühl der Unsicherheit und Angst, wie immer bei einer unbekannten, über unserem Haupte schwebenden Gefahr. Wir haben dabei freilich die tröstliche Beruhigung, daß von Seiten der Militär- und Civilbehörden nichts versäumt wird, um einestheils noch nachträglich den Brandstiftern, wenn wirklich welche da sein sollten, auf die Spur zu kommen, und anderntheils alle möglichen Maßregeln zu treffen, um neuem Unglück vorzubeugen. So sind die nächtlichen Patrouillen und Ronden verschärft worden, die Polizei hat ein noch wachsameres Auge als zuvor auf gewisse verdächtige Stadtviertel und auf die dortigen Herbergen und Kneipen, und auch die von auswärts zuziehenden Gesellen und Arbeiter werden strenger controlirt und überwacht als sonst. Endlich ist auch der gesammte städtische Löschapparat durch neue Spritzen und Schläuche und anderweitige Utensilien verbessert und vermehrt worden und in den verschiedenen Casernen ist zu jeder Stunde Tag und Nacht immer eine gewisse Anzahl von Mannschaften bereit, beim ersten Alarmsignal sofort auf dem Platze zu sein. Daß man trotzdem dadurch den im Dunkeln schleichenden Verbrecher nicht völlig unschädlich machen kann, ist selbstverständlich; aber da ist es alsdann Sache der Justiz, strenge und unerbittliche Gerechtigkeit zu üben, wenn ihr wirklich ein Schuldiger in die Hände fällt.

A. Oebling.

Karl Theodor von Schön,

preußischer Staatsminister und Burggraf von Marienburg.

Aus dem Nachlaß Varnhagen von Ense
mitgetheilt von **Ludmilla Assing.**

Schön an Varnhagen.

Preußisch-Arnau, den 23. Juli 1852.

Vor Ew. Hochwohlgeboren möchte ich gern durchaus, und namentlich in Beziehung auf eine Biographie Hardenbergs, legitimirt dastehen, um so mehr, da Prof. Droysen in den Kieler Blättern unlängst nachzuweisen sich bemüht hat, daß Legitimität (lex, sogar positives lex) höher steht als Weltordnung, Menschenentwicklung und der philosophische Begriff eines Staats.

Daher als Nachtrag zu meinem letzten Schreiben Folgendes:

Ueber Alcibiades ist von alten und neuen Schriftstellern viel geschrieben. Er war mir ein interessantes Bild. Aber

Digitized by Google

mein Bild war nicht klar, und bei allem Bemühen über ihn zu sammeln was gesammelt werden konnte, war es mir unmöglich, ein klares Bild zu bekommen. Da tritt nun Grote, ein Bierbrauer aus London, in seiner jetzt erscheinenden „History of Greece“ auf, und stellt mit wenigen Strichen ein Bild von Alcibiades hin, welches lebendig vor meiner Seele steht. Schön.

Wovon das Herz voll ist, das geht in den Mund, hier in die Feder über, und so müssen Sie es mir schon erlauben, Ihnen mitzutheilen, daß ich Grotes „History of Greece“ für eine höchst merkwürdige Erscheinung in dieser Zeit halte. Welche Trugbilder haben die Philologen uns, aus Unbekanntschaft mit dem Treiben in der Welt, hingestellt! Am schwersten ist es mir geworden, von Leonidas zu der Ueberzeugung zu kommen, daß Friedrich der Zweite und Napoleon ihm kein Bataillon anvertraut haben würden. Jedes preußische Kriegsrecht müßte auf Todtschießen erkennen, wenn er leben geblieben wäre, und vollends sein und der Seinigen Tod ist gar nichts werth, da er und sie wußten, daß sie als Gefangene verurtheilt wurden. Dagegen haben die Philologen Perikles bei weitem nicht hoch genug geschildert. Mir ist er jetzt der erste Grieche.

Lobeck, der jetzige philologische Exzvater in Königsberg, nimmt vor Grote seine Mütze ab, und sein College Lehrs beugt seine Knie. Ich möchte wissen, was Boeckh, Meineke ꝛc. zu dem Werke dieses Londoner Bierbrauers sagen!

Entschuldigen Ew. Hochwohlgeboren diese Herzensergießung, mit der in ihr liegenden Achtung gegen Sie. Schön.

Als Varnhagens Biographie Bülows von Dennewitz erschienen war, äußerte der alte Schön seine größte Befriedigung darüber, und der schon früher gehegte Wunsch, Varnhagen möchte auch sein Biograph werden, trat auf's neue lebhaft vor seine Seele. Er schrieb in seiner originellen Weise:

Schön an Varnhagen.
Preußisch-Arnau, den 28. Dezember 1853.

Der Verfasser des „Hans von Held“ — die erste Biographie in dieser Zeit — hat sich in Bülow bewährt und das Vergnügen, welches ich beim Lesen dieses Buches hatte, war so lebhaft, daß ich es äußern muß.

Wären Sie doch nicht ein abhängiger Mann! Ich schickte Ihnen alle meine Papiere, und erklärte öffentlich den für einen H....., der sich außer Varnhagen von Ense unterstände, über mich etwas drucken zu lassen. Schön.

Bald setzte Schön diesen Gegenstand fort:

Schön an Varnhagen.
Preußisch-Arnau bei Königsberg in Preußen,
den 6. Februar 1854.

In der Freude über Bülow schrieb ich:

Unabhängigkeit vorausgesetzt, möchte ich Ew. Hochwohlgeboren alle meine Papiere schicken, und den für einen H..... erklären, der außer Ihnen etwas über mich drucken ließe.

Darauf haben Ew. Hochwohlgeboren eben so delicat als freundlich so geantwortet, daß ich weder Delicatesse noch Freundlichkeit zu verletzen glaube, wenn ich diesen Gegenstand verfolge.

Sie sind unbedingt unabhängig in Absicht Ihrer Meinung. Sie sind in Aeußerungen und Handlungen unabhängig da, wo es darauf ankommt, die Pflicht des Ehrenmannes zu erfüllen, da, wo es nicht unbedingt auf Pflichterfüllung ankommt. Wo man nicht sprechen soll, sondern nur sprechen darf, da werden Sie, meiner Meinung nach, Ihr Verhältniß als zur Disposition gestellter Beamter, welcher morgen nach Paris, und übermorgen nach Valparaiso geschickt werden kann, in Betracht ziehen.

Ohne dies zu mißbilligen, entsteht nun die Frage, wie mein Wunsch, daß Sie mein Leben erfassen und wiedergeben mögen, erfüllt werden kann?

Mein Freund Eichendorff, der eben so herrliche Mensch, als herrlicher Dichter, der mich genau kennt, meint von mir: ich sei dazu geboren, dem gemeinen Gang der Meinungen und der Handlungen in den Weg zu treten, und wenn ich an die Jahre 1807 und 1808, 1812 und 1813, und an das Cholera-jahr 1830, und an andere wichtige Momente meines Lebens, und an meine Meinung von Stein, von Scharnhorst, von Gneisenau, von York u. s. w. denke, dann mag mein Freund Recht haben. Dies würde den Biographen an sich zusagen, aber mit dem: „In den Weg treten“ werden alle unklaren und unlauteren Geister rechts und links aufgeregt, und diese sind boshaft und giftig, und in der heutigen Zeit auf Verfolgung und Gewaltmaßregeln versessen. Da ist es Pflicht des Mannes, das Treiben und das Dürfen genau zu ermessen, um so mehr, da das Wesen meines Lebens in einem Sturm auf Ideenlosigkeit und Gemeinheit bestand. Hohe Aufregung ideenloser Geschöpfe in menschlicher Gestalt ist hier nicht zu vermeiden und deshalb kommt es hier auf einen Mann an, der Muth und Verfolgung nicht scheuen darf.

Gegen vergiftete Pfeile ist der beste Panzer der Tod!

Und so bleibt nur der Ausweg, daß der Biograph, der während seines Lebens die Operationen des Teufels zu berücksichtigen verbunden ist, erst nach seinem Tode der Welt das hinstellt, was der Verkündigung werth ist.

Ich bin 81 Jahre alt und meine Lebenszeit kann nur noch kurz sein, so sehr ich sie auch durch Kantische Philosophie und Körperlich durch Sauerkraut zu verlängern bemüht bin.

Ew. Hochwohlgeboren sind nach meinem Ueberschlage etwa 65 Jahre alt, und in 15, 20—25 Jahren werde ich Sie wahrscheinlich in jenem Leben begrüßen.

Hiernach wäre es, Ihre Zustimmung in der Sache an sich vorausgesetzt, der angemessene Weg, wie auch mein Freund Eichendorff meint, daß ich an Ew. Hochwohlgeboren schon jetzt meine Papiere schicke, damit Sie, wenn Stimmung und Verhältnisse zusagen, sie durchsehen, die dazu etwa noch nöthigen Notizen von mir fordern, darauf allmählich zum Werke schreiten und sobald ein abgeschlossenes Stück fertig ist, Sie dies in England oder an einem anderen sicheren Orte mit dem Auftrage niederlegen, den Druck nach Ihrem und nach meinem Tode zu besorgen.

Was meinen Ew. Hochwohlgeboren dazu?

Diesem muß ich noch Folgendes hinzufügen:

1. Ew. Hochwohlgeboren kennen mich nur als Erscheinung im öffentlichen Leben, und als solche nur unvollständig. Mein Lebens- und Culturgang ist Ihnen so unbekannt, wie der Standpunkt, zu dem geistige und gemüthliche Entwicklung mich gebracht haben. Der Biograph soll aber den ganzen Menschen erfassen und dies ist um so mehr bei mir nothwendig, wo der jetzt dastehende Mensch weniger Product der äußeren Verhältnisse, als philosophischer und poetischer Entwicklung ist.

Wie ist dem abzuhelfen?

Der Baron von Eichendorff kennt mich ganz. Er weiß, was ich bin. Er will beistehen. Er will mit Ihnen verhandeln. Er will Ihnen Materialien zu Gestaltung meines Ich's geben. Er will alles das bei Ihnen, weil er Sie für den Einzigen hält, welcher mein Leben contouriren und demonstriren kann.

Was meinen Sie dazu?

2. Oft, sehr oft kommt mir die Frage:

Ist es nicht Selbstsucht, also Unlauterkeit, wenn ich dem Verlangen meiner Freunde nachgebe und Vorkehrungen zu einer Biographie von mir treffe?

Eichendorff antwortet darauf:

Die Person ist hier null, Darstellung der Ereignisse und deren Entstehung fordert hier die Geschichte.

Darauf frage ich weiter:

Wenn Ereignisse da sind, wozu noch der geschriebene oder gedruckte an sich todte Buchstabe? Mögen die Thaten reden. Mag die Folge des Edicts vom 9. October 1807, mag das Pestalozzische Dictat in — — —*), mag die Landesbewaffnung im Jahre 1813, mögen die 400 neuen Elementar-Schulen in Westpreußen, mögen die Heerstraßen durch das ganze Land,

*) Unleserlich.

Digitized by Google

mögen die Hunderte von im Besitz erhaltenen Landgutsbesitzern, mag die Kunstakademie in Königsberg, und vor allem mag Marienburg

sprechen. Wie kann da noch erst der todte Buchstabe sich geltend machen wollen? Wie kann da vollends erst der Mensch, dies unbedeutende Werkzeug im großen Culturgange, in Betracht kommen?!!

Auch darauf bitte ich um Ihre Antwort.

Schön.

Varnhagen antwortete hierauf:

An den Staatsminister von Schön.

Abschrift.

Berlin, den 12. Febr. 1854.

Euer Excellenz

inhaltreiches, ausführliches und überaus gütiges Schreiben vom 8. dieses Monats hat mich, wie Sie denken können, in nicht geringe Aufregung und Spannung versetzt. Seit dem Empfange desselben ist mein Inneres ganz erfüllt von dem Kampfe der mächtigsten Anreizungen und erheblichsten Schwierigkeiten, ich wäge unaufhörlich das Gewicht der Aufgaben mit dem meiner Kräfte ab, und das Maß beider will sich mir noch nicht mit Sicherheit feststellen. —

Was den eigentlichen Gegenstand selbst betrifft, so kann darüber bei mir keine Frage noch Zweifel sein. Euer Excellenz sind nicht nur berechtigt, Sie sind verpflichtet, der Welt den Einblick in Ihren Lebenslauf und Ihre Staatsthätigkeit zu gewähren. Wo so viele Auffellungen stattfinden, die gar oft nur ein falsches Licht werfen, dürfen die Ihrigen nicht fehlen, muß von Ihrem Standpunkt ebenfalls ein eignes ausgehen, von welchem mancher täuschende Schein erbleichen, mancher bisher verdüsterte Strahl um so glänzender aufleuchten wird. Dies sey' ich als ausgemacht voraus. —

Wie diese Aufgabe jedoch auszuführen sei, darüber können verschiedene Ansichten gelten. Für meinen Sinn wäre eine in geistiger Höhe gehaltene, gedrängte Plutarchische Schilderung die angemessenste und wünschenswertheste. Allein schon bei meinen bisherigen biographischen Arbeiten bin ich zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß bei neuesten, dem heutigen Leben noch nahe liegenden, ja mit demselben noch innig verwebten Stoffen jene classische Form keineswegs ausreicht. Wir bedürfen einer umfassenderen, die das Ganze in seinen Einzelheiten genau darlegt, dem Persönlichen seinen eigensten, vollständigen Ausdruck läßt und auch in Nebendingen die wahre Bezeichnung der Zeit und ihrer Umstände wiedergibt. Das Beispiel solcher Werke, wie die neuerlich erschienenen über Stein, Yorck, Vincke, wie die zu erwartenden über Gneisenau und Scharnhorst, gebietet, selbst wenn man es nicht durchaus billigen wollte, den verwandten nachfolgenden dieselben Wege zu gehen. Der Verfasser wird genöthigt, weniger Biograph und mehr Zusammensteller von Denkwürdigkeiten zu sein, wobei doch noch immer ein tüchtiger Text zu liefern ist und das Ganze nicht zur bloßen Herausgabe von Actenstücken herabzusinken hat. —

Bei solcher, wie mir scheint auch hier, unabweislichen Behandlung ist nun wohl das erste Erforderniß, die vorhandenen Materialien zu übersehen, und daraus abzunehmen, welchen Umfang und welche Gestalt das Werk empfangen kann, wo das Vorliegende schon an sich das fertige, kostbare Baustück ist, wo der Bearbeiter aus eigenem Geist und Sinn das Nöthige auszustellen und hinzuzufügen habe. —

Die Unabhängigkeit der Darstellung dünkt mich durch den glücklichen Umstand vollständig gesichert, daß sowohl der Dargestellte als der Darsteller mit williger Selbstverleugnung auf die sonst wohl erlaubte und zugestandene Befriedigung verzichten, ihr gemeinsames Werk bei ihren Lebzeiten erscheinen zu sehen. Indessen treten grade durch diesen Umstand auch wieder Schwierigkeiten ein, die einer besonderen Erwägung bedürfen, jedoch nicht gleich zuerst gelöst zu werden brauchen. —

Euer Excellenz können mit vollem Rechte, bei Betrachtung Ihres Lebens, mehr als hundert Andere sich des Spruches getrösten: Facta loquuntur! Und wo diese so mannichfach und glänzend dastehen, da kann die Aufgabe des Biographen nur sein, die Thatsachen in festen und klaren Worten dem allgemeinen Verständniß darzulegen. Aber Sie deuten mit allem Fug auch die höhere Forderung an, daß die Quelle und Einheit dieser Thatsachen, der Mensch, aus dem sie hervorgegangen, in seinem innersten Wesen geschildert werde. Sie meinen, ich kenne Sie zu wenig, um dies ohne fremde Beihülfe zu vermögen und nennen für solche den Freiherrn von Eichendorff. Wenn ich auch die Voraussetzung vielleicht nicht in dem Umfange, den Euer Excellenz ihr zu geben scheinen, gelten zu lassen brauche — ich glaube in der That Sie etwas mehr zu kennen, als Sie annehmen, — so würde mir doch in jedem Fall eine so glückliche Beihülfe, wie die des Freiherrn von Eichendorff, ganz unschätzbar sein und ich sie mit dem größten Eifer erbitten, mit dem lebhaftesten Dank anerkennen. —

Bei dieser Lage der Dinge darf ich Euer Excellenz vorläufig noch keine Zusage geben, daß ich das in Rede stehende Werk übernehmen und ausführen könne; aber wie sehr dasselbe mich reizt, wie sehr ich dazu geneigt wäre, wenn keine unvermutheten Anstände sich ergeben, das werden Sie genugsam erkennen. Ich würde die mir etwa noch zugemessenen Lebensjahre — ich bin aber nicht 65, sondern 69 Jahre alt — und meine noch vorhandenen Kräfte nicht würdiger, nicht ertragreicher anwenden können, als indem ich sie einem solchen Werke widmete! —

Erst wenn ich den Ueberblick Ihrer Papiere gewonnen und die Möglichkeiten der Ausführung näher ins Auge gefaßt habe, wird es mir vergönnt sein, mich bestimmter erklären zu können, ob ich mich der Sache gewachsen fühle und mich ihr unterziehen darf. Es ist Euer Excellenz eigner Gedanke, mir diese Papiere schon jetzt zuschicken zu wollen; thun Sie es! Wegen der sichern und sorgsamen Beachtung und Wahrung des mir Anzuvertrauenden glaube ich nicht erst eine beruhigende Versicherung aussprechen zu müssen. —

Der Himmel erhalte Euer Excellenz noch lange die frische Geisteskraft, die aus jedem Ihrer Worte hervorsprüht, und lasse Ihren hellen Blick noch lange die Entwicklung der Weltgeschicke betrachten, welche jetzt trübe sind, aber sich bald erheitern können. — Daß Kantische Philosophie und Sauerkraut das Leben verlängern, hab' ich nicht gewußt; mit der ersteren bin ich ziemlich vertraut geworden, nun will ich es denn auch mit dem zweiten versuchen. —

In treuer Verehrung und Ergebenheit unwandelbar

Euer Excellenz

Berlin, den 12. Februar gehorsamster

1854. Varnhagen von Ense.

Bald darauf schrieb Schön zum zweiten Male wie folgt:

Schön an Varnhagen.

Preußisch-Arnau, den 26. Februar 1854.

Bei anhaltendem Schreiben werden meine Schriftzüge schwer leserlich. Daher ist die Beilage dictirt.

Aber meinen Gruß muß ich eigenhändig bestellen. Schön.

Dem Kaiser Napoleon sollte ich im Jahre 1812 über die Stellung eines Regierungspräsidenten in unserem Lande Auskunft geben, und ich sagte ihm: Er sei der

Lieutenant

einiger Ministerien in der Provinz, und als ich bei Aufzählung derselben auch der Finanzen und des Cultus erwähnte, rief er aus: Quelle combinaison des finances et des cultes! Als ich ihm aber darauf erwiderte: Wir wären Protestanten und kennen keinen Clerus! da beruhigte er sich.

So darf ich bei Ew. Hochwohlgeboren Erstaunen über die Verbindung von Kantischer Philosophie und Sauerkraut nur sagen:

Geist und Materie!

Dabei beziehe ich mich in Absicht des ersten auf die Kantische Abhandlung: Ueber die Macht des Gemüths seiner krankhaften Empfindungen Herr zu werden, auf den kategorischen Imperativ und auf: What shall be must be; und diese Macht des Geistes und des Gemüths dehne ich bis zur

Digitized by Google

äußersten Grenze aus. Eine Grenze ist aber da, und diese Grenze setzt bei mir die Hinneigung meines Körpers bei großen Gemüthsbewegungen oder bedeutenden Ereignissen den gewöhnlichen Lauf des Lebensprocesses so weit zu schwächen, daß dies die Klarheit der Gedanken trübt. Da tritt nun als zweites Lebenselixir die Sauerkrautsuppe ein, welche die Hemmnisse des physischen Lebensganges entfernt, wodurch der Geist wieder seine Klarheit und Lebhaftigkeit erhält.

Ausdrücklich bemerke ich: Sauerkraut-**Suppe**. Denn das Kraut an sich ist erdig und holzig und es kommt hier auf die vegetabilische Säure des Krautes an. Diese ist gleich dem Karlsbader Wasser, nur hier in einem viel schwächeren Grade zureichend, da nur von einer Anlage zur Hypochondrie und nicht von einer Hypochondrie selbst die Rede ist.

Und so konnten Kantische Philosophie und Sauerkraut als Lebensverlängerungsmittel zusammen hingestellt werden, und so kann ich mit Recht sagen:

Ohne Kantische Philosophie und ohne Sauerkraut (Suppe) wäre ich längst begraben. S.

(Schluß folgt.)

Frauengeist und Frauenbildung.

Von

Jürgen Bona Meyer.

(Schluß.)

Im Großen und Ganzen genommen also wird, davon bin ich überzeugt, das naturgemäße Verhältniß der Geschlechter im socialen Berufsleben bleiben wie es ist. Der Mann wird erwerben und die Frau haushalten.

Nur wo die Noth des Lebens drängt, da wird der Fortschritt der Zeiten diejenigen Vorurtheile beseitigen, welche die außergewöhnliche oder selbst stetige Mithülfe der Frau zur Milderung der Noth ungerechter Weise erschweren oder hindern. Die Beseitigung der den selbständigen Erwerb der Frauen in England einengenden Gesetze ist daher eine gerechte Forderung der Zeit. Auch auf dem Continent mag in dieser Hinsicht noch Manches an zulässiger Freiheit fehlen. Doch scheinen mir hier die hemmenden Vorurtheile viel häufiger aus engherzigem Frauengefühle zu entspringen, denn aus abweisendem Männerstolz. In kleineren Beamtenkreisen sind es nicht so sehr die Väter als die Mütter und Töchter selber, welche in der zuwartenden Stellung einer zukünftigen Gattin oder schlimmsten Falls in der Stellung einer Bonne, Erzieherin oder Lehrerin die einzig anständige Beschäftigung der Mädchen finden zu können meinen. Hier kommt es allerdings darauf an, auch in den Frauen die Gesinnung zu wecken, die im Laufe der Zeiten allmählich in der Männerwelt die herrschende geworden ist, die Ansicht, daß nicht der Stand den Menschen adelt, sondern der Mensch den Stand durch die Art, wie er ihn betreibt. Die Befreiung aber von den dieser Gesinnung entgegenstehenden Vorurtheilen werden die Frauen nur durch eine tiefere Bildung, durch eine ernstere Beschäftigung mit den socialen Bedürfnissen des Lebens gewinnen; und es ist ein Unrecht, wenn die Männer um die in der Hauptsache doch von ihnen geleitete Erziehung der Frauen sich überhaupt zu wenig und vor Allem nach dieser Richtung hin so gut wie gar nicht bekümmern. Gerade weil die Frauen schon von Natur auf das Schöne und Persönliche vorzüglich ihr Augenmerk richten, ist es verkehrt auch bei ihrer Erziehung auf die Pflege des Schönheitssinns durch Literatur und Kunst, auf die Neigung der persönlichen Mitempfindung durch biographischen Geschichtsunterricht ein einseitig überwiegendes Gewicht zu legen. Gerade wegen ihrer leichteren Erregbarkeit des Gemüths ist das einseitige Ueberwiegen religiösen Unterrichts und religiöser Andachtsübung in den Volksschulen für die Mädchen noch schädlicher als bei den Knaben, wie uns zur Zeit die Beherrschung der Frauenwelt durch die Geistlichen deutlich genug zeigt. Gerade um der harmonischen Seelenbildung willen käme es darauf an, bei der Entwicklung der Mädchen durch geeigneten Unterricht auf die Stärkung der übrigen Seelenkräfte im Hinblick auf die Lebensansprüche ein entschiedeneres Gewicht zu legen. Eine solche Belehrung würde dann auch am sichersten vor den socialen Irrgängen in der Frauenfrage bewahren.

Eine solche tiefer gehende Frauenbildung würde dann auch in passender Weise diejenige Wißbegierde und künstlerische Schaffenslust unwährend befriedigen, die von der Noth des Lebens nicht getrieben auch auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst mit den Männern Gleiches erstreben möchte. Die Natur hat allerdings, wie uns die Culturgeschichte von Jahrtausenden bezeugt, den Frauen die zu großen Leistungen auf diesen Gebieten erforderliche Kraft und ununterbrochene Ausdauer nicht verliehen; es wird daher den Frauen die freie Zulassung zu den höheren Berufsstudien auf Kunstakademien und Universitäten sicherlich weniger nützen als diesen Hochschulen, wie bei stärkerem Zuspruch in Frankreich und der Schweiz bereits ersichtlich, vorübergehend allerlei Unzuträglichkeiten bereiten. Dieser natürliche Sachverhalt enthält aber keinerlei Berechtigung, den Frauen nichts weiter zu vergönnen als von der Schwelle des Tempels der Kunst und Wissenschaft einen oberflächlichen Blick in das übrigens für sie verhängte Allerheiligste zu thun. Es ist ein an der Frauenbildung ausgeübtes Unrecht, daß man die Frauen, deren Verhältnisse eine höhere Ausbildung erlauben, gemeiniglich nur zum Rippen und Naschen von allerlei Süßigkeiten des Wissens und künstlerischen Schaffens anreizt, anstatt sie zu einer ernsten gediegenen Beschäftigung mit geistigen Dingen anzuhalten. Sie sind dazu bei richtiger Auswahl der entsprechenden Gebiete vollauf befähigt; nur auf den berufsmäßigen Betrieb dieser Interessen werden sie, wenn auch nicht in allen, so doch in den meisten Fällen nach wie vor gut thun zu verzichten. Und genau besehen gewinnen sie dadurch mehr als sie einbüßen. Denn nicht die Ausnutzung für's Leben, sondern das Schaffen und Erkennen selbst gewährt dem geistigen Streben die höchste Freude, und die Höhe dieser Freude richtet sich nicht nach der Höhe der Leistung, sondern nach dem Verhältniß dieser Höhe zu der von der Natur gegebenen Kraft. Wenn demnach die Natur den Frauen verlagt hat auf diesen Gebieten im Wettefier mit den Männern das Höchste zu leisten, so bringt ihr natürliches Lebensverhältniß ihnen dafür als reichen Ersatz die größere Freiheit einer uninteressirten Theilnahme an den Freuden, welche die höchsten Güter des Lebens dem Menschen bereiten.

So ist denn der einfache Schluß aller dieser meiner Betrachtungen, daß die Lösung der Frauenfrage in einer ernsteren und gediegeneren Fürsorge für die Frauenbildung zu suchen ist und daß die großen Culturaufgaben unserer mächtig fortschreitenden Zeit nur mit Hülfe einer also begründeten Frauenbildung gelöst werden können.

Warum nun gerade jetzt in unseren verschiedenen Culturländern die Frauenfrage besonders lebhaft hervortritt, wird sich wie zu anderen Zeiten aus der Nothwendigkeit einer weiblichen Ergänzung gewisser Bildungsmängel wohl erklären lassen. In Nordamerica und England bedarf der Mercantilismus und Industrialismus, kurz der praktische Utilismus des Lebens gar sehr eines idealen Gegengewichts; nur mit Hülfe einer außergewöhnlichen Einmischung der Frauen in die sociale Entwicklung wird dieses Gegengewicht gefunden werden. Ueberdies bedarf unter der dortigen Herrschaft rücksichtslosen Utilismus die ungebundene Selbstsucht einer Zügelung durch die edleren Gefühle menschlicher Mitempfindung; es ist bekannt, wie bedeutenden Antheil das Mitgefühl der Frauen in America an der Befreiung der Sklaven gehabt hat. — Rußland wäre ohne die Empfänglichkeit der Frauen für die neuen weltbewegenden socialen Ideen schwerlich aus seiner alten Starrheit herausgerissen worden; und wenn der Bruch mit dem Alten vielleicht allzu rasch zu einer völligen Umkehrung natürlicher Verhältnisse geführt hat und der neue Lebensstrom jetzt einer starken Eindämmung bedarf, so war doch der Beginn der socialen Reform eine Nothwendigkeit und die lebendige Theilnahme der Frauen an derselben daher ein Segen. — An dem Verfall des

Digitized by Google

französischen Volkes trägt die Leichtfertigkeit der Frauen in den herrschenden Ständen eine Hauptschuld; durch sie ist der Grund und Boden eines gesunden Volks- und Staats-Lebens, das Familienwohl, unterwühlt. Nur durch sittliche Reinigung dieses Bodens werden sich die edlen Anlagen des gefallenen Nachbarvolkes wieder heben und gute Früchte tragen. Daß sich um dieser Nothwendigkeit willen dort die hohe Bedeutung der Frauen steigern wird, ist selbstverständlich, denn nur durch ihre Theilnahme kann jene sittliche Reinigung Kraft und Halt gewinnen. — Auch in der Culturarbeit Deutschlands haben die Frauen jetzt eine bedeutungsvolle Aufgabe. Bei uns-ebenfalls gilt es dem überwuchernden Utilitismus und der engherzigen beschränkten Fachbildung gegenüber an die idealeren Güter gemeinsamer Menschenbildung mit Nachdruck zu erinnern. Die Männer, welche im Gegenstrom der Zeit die Fahne des Idealismus hochhalten, bedürfen der Theilnahme und Unterstützung, und die für alles Gute und Schöne so leicht erregbaren Frauen vermögen ihnen dieselbe zu bieten und besonders in der Erziehung des zukünftigen Geschlechtes zur Geltung zu bringen. Vor Allem aber haben unsere Frauen die Aufgabe mitzuwirken, daß der culbrannte religiöse Entwicklungskampf unserem Volke und damit auch der Menschheit zum Segen gereiche. Sie werden dies thun, wenn sie durch geistige Bildung sich frei machen von der Herrschaft eines blinden Autoritätsglaubens und wenn sie zugleich die Wärme ihrer religiösen Empfindung verwerthen, um den Unglauben und die religiöse Gleichgültigkeit der Männerwelt zu überwinden.

In diesem Sinne können wir auch jetzt in dem Hervortreten der Frauenfrage die Stimme des guten Gewissens erkennen, das die Männer in ihrer Culturarbeit antreibt Versäumtes nachzuholen und in Gemeinschaft mit den Frauen das weitere Ziel wahrer Menschenbildung zu erstreben.

Literatur und Kunst.

Grillparzers Gedichte.

Rest, Rest, perturbed spirit!
Hamlet.

Das klagt und stöhnt, und braust und stürmt bisweilen,
Wühlt in den Leiden der zerriss'nen Brust —
Und Menschenhaß und Zorn die nächsten Zeilen,
D'rauf bitt'rer Scherz, ironisch-wilde Lust.

Oft mitten in der Dichtung süße Rede
Ein schriller Laut, ein schneidender Accord;
Bald der Gemeinheit fündet er die Fehde
Mit treffend scharfgeschliff'nem Dolcheswort.

Und Alles ist erlebt und ist empfunden,
Gedanken sind's, Gedanken schwer und tief;
Ureignes Selbst, das schmerzlich sich gefunden,
Wie es ein Gott ihm in die Seele rief.

Und Liebe, die die Dichter gern besingen,
Sie war ihm tiefster Ernst, sein Freudenziel —
Sein Dasein war ein ewig Liebesringen,
Der Liebesseufzer ward zum Trauerspiel.

Wie zog es diesen tragischen Leander
Zu seiner Hero! Doch kein sonnig Meer,
Ein düster-dunkler, schauriger Mäander
Wälzt seine Fluten zwischen ihnen schwer.

Streng tadelt er das ihm verwandte Wesen,
Die arme Hero macht ihm nichts zu Dank!
Man kann's auf allen diesen Blättern lesen:
Er kränkte die Geliebte — weil er krank.

Doch schlugen bald dem ernsten Liebesstreiter
Die Wellen mächtig über Brust und Haupt —
Er seufzt und zankt, wird wechselnd wild und bitter,
Zweifelt, verzweifelt, flucht und hofft und glaubt! — —

Das Alles ist in diesem Buch zu finden,
Und Vieles noch; die alt' wie neue Zeit
Genügt ihm nicht. Kann er sie überwinden?
Mit ihr, mit uns, wie mit sich selbst im Streit!

Genügt er sich und ihm das sig'ne Schaffen?
Der Lorbeer dünkt ihm welk, sobald er reif,
Und rostig seine gold'nen Siegeswaffen,
Das heißersehnte Bild ein Nebelstreif!

Ein eig'ner Mann! Mit grübelndem Verstande,
Sich zürnend selbst, daß sein Gemüth so weich;
Und doch — ein Leben strömt aus diesem Bande,
Ein deutsches auch — schilt er die Deutschen gleich! —

Ein Dichter-Leidensbuch! Man muß ihn lieben,
Reiß' er den Busen sich wie uns entzwei;
Kaum hat der Dichter das allein geschrieben —
Der kranke „Dänenprinz" half mit dabei.

Bauernfeld.

Zur Erinnerung an Robert Prutz.

Von einem Freunde des Verstorbenen.

Ein wenig zahlreiches, ja ein geradezu unscheinbares Trauergefolge war es, das in der festlichen Sonntagsfrühe des 23. Juni die irdischen Reste von Robert Prutz zur letzten Ruhe geleitete, schlicht und ohne Gepränge, ja sogar ohne ein erhebendes Wort dankbarer Erinnerung, dieselben in den Schooß der heimischen Erde zu betten, ein Leichenbegängniß, wie es — freilich durchaus unbeabsichtigter Weise — dem einfachen und allem Staatmachen, namentlich allem Prunktreiben mit dem Tode so durchaus abgeneigten Sinne des Verstorbenen vollkommen entsprochen haben würde, das aber mit der Bedeutung desselben und mit den hohen Verdiensten, die sich Robert Prutz im Laufe von Jahrzehnten um die Entwicklung der eben jetzt wiedergeborenen deutschen Nation erworben hatte, in einem recht schneidenden und hie und da geradezu als verletzend empfundenen Widerspruche stand.

Das aber gehört ja einmal zur Signatur unserer rasch lebenden Zeit und in ihr wiederum ganz besonders zu der so ausschließlich materiellen Interessen dienender Kaufmannsstädte, wie des Verstorbenen Vaterstadt Stettin eine ist: — während wenige Leidtragende einen der Fürsten deutschen Geistes hinaustrugen, wo er ausruhen soll von dem um die edelsten und idealsten Güter geführten Kampfe, rannten und wogten durch die von Musik und Trommelwirbel widerhallende Stadt Tausende und Abertausende hinaus, um dem militärischen Gepränge beizuwohnen, welches in der Weihung der den Fahnen der siegreichen Truppen verliehenen Kreuze als neue Fortsetzung der nicht abreißenden prunkenden Nachspiele zu dem glorreichen Kriege der schaulustigen Menge bereitet wurde.

Mit den wenigen aber, welche das offene Grab des Dichters umstanden, war der Kreis der Leidtragenden nicht erschöpft: weit

Digitized by Google

über seine Heimat hinaus, durch ganz Deutschland, ja über die Grenzen desselben hinaus, überall da, wo Deutsche in der Fremde ihrer heimischen Sitte und Art getreu auch das heimische Geistesleben in Treue pflegen, hat die Kunde von dem schnellen Tode, welcher dem langjährigen Leiden des schwer heimgesuchten Dichters ein von diesem selbst längst ersehntes und gerade so gewünschtes Ende gemacht hatte, die aufrichtigste Theilnahme und die schmerzlichste Trauer erweckt: — nicht allein seine literarischen Freunde und politischen Gesinnungsgenossen, seine Mitstreiter in dem geistigen Kampfe, in dem Robert Prutz Jahre lang als einer der treuesten und muthigsten, der zuverlässigsten und edelsten Streiter immer in erster Linie gefochten hatte, standen im Geiste an dem Grabe des früh Entschlafenen ihm ein letztes Lebewohl zuzurufen, nein, die Besten unseres Volkes, das deutsche Volk selbst stand und steht trauernd an dem Grabe, das einen seiner treuesten Söhne, seiner begabtesten Dichter, seiner hervorragendsten Lehrer in seinen kühlen Schooß aufgenommen hat. Gerade aus diesen Kreisen hat es denn auch nicht an sinnigen Beweisen der Verehrung und des Dankes gefehlt: die Lorbeerkränze, die, zum Theil aus weiter Ferne gesandt, den friedlich schlummernden Dichter umgaben und sein frühes Grab schmückten, waren das sichtbare Zeichen dafür, daß das Wirken und Schaffen desselben nicht vergeblich gewesen ist, sondern eine reiche und gesegnete Frucht getragen hat.

Gerade auf solche Anerkennung aber und auf solchen Dank hat der Verstorbene jeder Zeit das größte Gewicht gelegt, darin hat er immer den schönsten und erfreulichsten, einen wahrhaft befriedigenden Lohn seines selbstlosen Lebens erkannt: sich verstanden zu sehen, sich in allen wesentlichen Fragen unseres nationalen Daseins eins zu wissen mit seinem Volke, mit welchem er, so still und einsam er sich die letzten Jahre meistens hielt, doch in jeder Faser seines Daseins unlöslich verwachsen war, dessen Leiden und Freuden, dessen Kampf und dessen Sieg ebenso auf dem von begeisterten Zuhörerscharen umdrängten Katheder wie in der schmerzvollen Stille der Krankenstube den eigentlichen Inhalt seines Lebens, die Grundbedingung seines ganzen Wirkens bildeten, war ihm Ziel und zugleich Lohn alles Strebens; und den glücklichsten, die sonnigsten Augenblicke seines an Schatten und Dunkel so reichen Lebens waren gerade diejenigen, wo er sich dieses ihm entgegengebrachten Verständnisses, dieses Einsseins mit seiner Nation, dieses für dieselbe und in derselben Lebens so recht ganz und voll bewußt werden durfte. Der bescheidene und gegen sich selbst allzu kritische Sinn des Verstorbenen, der überdies durch trübe, tief niederschlagende Erfahrungen gebeugt und zu einer geradezu pessimistischen Denkweise disponirt war, ließ denselben freilich nur selten seiner Erfolge in dieser Weise recht froh werden: wann und wo ihm dieses aber einmal zu Theil wurde, da überkam ihn belebend und verjüngend, belohnend und versöhnend das wohlthuende Bewußtsein, nicht vergeblich gelebt, etwas für sein Volk und die Menschheit Bleibendes geschaffen und sich in diesem Sinne ein Anrecht auf die für ihn nur so denkbare Unsterblichkeit erkämpft zu haben.

Faßte aber der im besten Mannesalter Dahingerraffte seine Aufgaben und seine Lebensarbeit zur Lösung derselben in diesem Sinne auf, so geziemt es sich für uns, die Ueberbleibenen, auch hierher der Geist, das Bleibende aus dem Schaffen desselben fortwirken zu soll, an diesem frischen Grabe nicht sowohl eine Ueberschau zu halten über das vielbewegte, wechselvolle, von manchen Sturmfluthen hin- und hergeworfene Leben; das auch von manchem Irrthum und manchem Verschulden nicht frei war, oder allein den Maßstab der oft so pedantischen ästhetischen oder literarhistorischen Kritik in der Hand die Werke desselben zu durchmessen und censirend in die hergebrachtermaßen unterschiedenen Rangclassen zu vertheilen — wollen wir dem Verstorbenen gerecht werden und uns zugleich des Bleibenden und Fortwirkenden aus seinem Leben recht versichern, so müssen wir ihn in seiner Totalität, als ein eigenartig gewordenes, eigenartig ausgeprägtes Individuum erfassen, muß uns der Dichter, der Literarhistoriker, der Patriot, der Wanderlehrer eins sein und zusammenfließen in und mit dem Menschen Robert Prutz.

Der Gegenwart gehört Robert Prutz vor Allem als Wanderlehrer an. In dieser Thätigkeit, die er für Deutschland eigentlich erst geschaffen hat, hatte der nach langer Krankheit und schwerer Heimsuchung zumal bei dem schnellen Gange der Weltgeschichte fast vergessene Dichter sich nicht blos in den Augen seines Volkes wieder auf die Höhe der neuen und glücklicheren Zeit emporgekämpft, sondern sich selbst verjüngt und gleichsam wiedergeboren und einen Wirkungskreis gewonnen, wie er seiner hervorragenden Begabung und besonderen Neigung vorzugsweise entsprach. Hat Robert Prutz als Dichter und Literarhistoriker, als Publicist und Kritiker, als Mann der Feder Großes geleistet, sein eigentlicher Beruf lag auf einem andern Gebiet: wie kein anderer war Prutz seiner ganzen Natur und Disposition nach hingewiesen auf die Wirksamkeit durch das lebendige Wort. Denn er war ein Redner im eminentesten Sinne, er war es schon zu einer Zeit, wo dem Dornierberliegen unserer öffentlichen Zustände entsprechend die Kunst der Beredtsamkeit höchstens auf den Kanzeln ihre orthodoxen Vertreter fand, während nun der glückliche Umschwung in unserer politischen Entwicklung eine neue, die politische Beredtsamkeit hat bei uns entstehen lassen. Aber auch an den Anfängen dieser letzteren hat Prutz seinen Antheil gehabt: 1848 und 49 hat er in Berlin nicht blos durch seine bald verbotenen Vorlesungen über das deutsche Theater Sensation gemacht, sondern er gehörte auch in dem constitutionellen Club zu den glänzendsten und schlagfertigsten, daher auch am liebsten gehörten Rednern. Mit seiner klaren und schwungvollen, zu zu Zeiten begeisternden Beredtsamkeit hätte Prutz als akademischer Lehrer Ausgezeichnetes leisten müssen. Bekanntlich aber ist die Literaturgeschichte als solche auf den preußischen Universitäten noch bis auf den heutigen Tag unvertreten; jedenfalls aber war in den fünfziger Jahren für einen Docenten wie Prutz auf einer preußischen, so auf einer deutschen Universität kein Platz. Nachdem ihm die Habilitation in Jena sowohl wie in Halle aus politischen Gründen versagt worden war, hatte Prutz endlich durch den vorurtheilslosen Ladenberg eine Professur in Halle bekommen: die glänzenden, zu den größten Hoffnungen berechtigenden Anfänge seiner Lehrthätigkeit fanden jedoch keine entsprechende Fortsetzung. Die Halle'schen Frommen und die Preußenvereinler, die bei der Stipendien- und Freitischvertheilung die Entscheidung hatten und in deren Händen sich die Studenten bei den Examen befanden, brachten der studirenden Jugend bald die Erkenntniß bei, daß sie ihren Interessen durch den Besuch Prutz'scher Vorlesungen nur schadeten. So verleidete man Prutz seine mit Lust und Liebe und schönem Erfolge begonnene Lehrthätigkeit systematisch: sein Hörsaal verödete; amtliche Kränkungen, Chicanen der allerkleinlichsten Art, jo politzeiliche Maßregelungen, die von den akademischen Weisen aus gegen ihn veranlaßt wurden, trieben Prutz endlich dazu einer Stellung freiwillig zu entsagen, die jede Wirksamkeit unmöglich machte und allen seinen sonstigen Bestrebungen die lästigsten Fesseln anlegte. Seit 1858 lebte er dauernd in seiner Vaterstadt Stettin: dort zuerst nahm er auch seine frühere Thätigkeit als Lehrer und Redner wieder auf und zwar mit glänzendem Erfolge. Aber erst eine Reihe von Jahren später entschloß er sich in gleicher Weise auch an anderen Orten vor das Publicum zu treten. Seit dem Winter 1866 hat er diese ihm schnell liebgewordene Thätigkeit als den eigentlichen Beruf seines Lebens angesehen: fast alle großen Städte Norddeutschlands, wiederholt namentlich Berlin, Bremen, Breslau, Königsberg u. a. haben ihn seitdem als hochgefeierten Redner in ihren Mauern begrüßt und für manche der kleineren Städte, die Prutz regelmäßig aufsuchte und deren besonders empfängliches und dankbares Publicum ihn lebhaft anzog, wurden seine Vorlesungen geradezu der Mittelpunkt aller geistigen Interessen und der Höhepunkt der winterlichen Geselligkeit.

Der Zauber, den Prutz als Wanderlehrer ausübte, lag aber

Digitized by Google

nicht blos in der Gewalt seiner klar und voll strömenden freien Rede, sondern namentlich auch in der Art, wie er seinen Gegenstand, besonders die Literaturgeschichte, auffaßte und darstellte. Indem er das historische Leben als eine Totalität erfaßte, fiel ihm die literarische Entwicklung eines Volkes mit dessen socialem und politischem Werden und Wachsen zusammen und in geradezu meisterhafter Weise verstand er es die literarischen Erscheinungen einer Epoche aus der gesammten geistigen Disposition der Autoren und diese dann wieder aus den allgemeinen politischen und socialen Zuständen der ganzen Zeit abzuleiten. Diese Behandlungsart erklärt es auch, wie Prutz durch seine Wandervorträge in einer Zeit, die von so ganz anderen Interessen beherrscht ist, und höchst realen Aufgaben sich widmend, der Literatur seine nennenswerthe Theilnahme mehr zuwendet, der Literatur und ihrer Geschichte noch einmal in so weiten Kreisen eine so außerordentliche Geltung zu verschaffen vermochte; in ihr ist zugleich aber auch dasjenige ausgesprochen, was den Literarhistoriker Prutz charakteristirte und auszeichnete und worin derselbe der Wissenschaft, die er besonders pflegte, einen neuen und für die Folgezeit fortwirkenden Impuls gegeben hat.

Weniger unmittelbar, aber nicht minder tiefgehend und förderlich war der Einfluß, den Robert Prutz als Schriftsteller ausgeübt hat. In erster Linie denken wir dabei an seine Thätigkeit als Herausgeber des „Deutschen Museums“, eines Organs, das in meisterhaft geleitetem Zusammenwirken der besten Kräfte alle Gebiete unseres nationalen Lebens in Literatur, Kunst und Politik mit gleicher Gründlichkeit und Sachkenntniß behandelte, das sich auch in den trübsten Zeiten gleichblieb in seiner maßvollen und besonnenen, patriotischen und freiheitlichen Richtung, alles Unreine und Unwahre rücksichtslos bekämpfend, alles Gute und Schöne selbstlos und mit Aufopferung förderud und verfechtend. Der literarische Einfluß, den Prutz auf seine Nation geübt hat, ist nie so groß und so verdienstlich gewesen wie in den Jahren, wo er in muthigem Kampfe gegen die siegreiche Reaction und dann in zweifelnder Kritik gegen die blendenden Verheißungen der neuen Aera das „Deutsche Museum“ zum Range einer der ersten politisch-literarischen Wochenschriften Deutschlands erhoben hatte.

Und so mühsam und aufreibend eine derartige Thätigkeit war und so wenig sie durch äußere Vortheile lohnte, Prutz' eigenthümlicher Natur entsprach dieselbe doch ganz besonders. Denn so sehr Prutz seiner ganzen Denkweise nach Idealist war, durch sein ganzes Wesen ging doch ein stark realistischer Zug: Kunst und Wissenschaft waren für ihn nicht denkbar ohne die innigste Verquickung mit dem politischen und socialen Leben; aus diesem wuchsen sie ihm hervor, nach der Art, wie sie auf dieses wirkten, wurde der Maßstab für ihre Werthschätzung gewonnen. Dem entsprechend hat sich Prutz denn auch allezeit, selbst in den verwirrenden Stürmen der Jahre 1848 und 49 frei gehalten von den idealistischen Schwärmereien, den krankhaften Utopien, in welche manche seiner Freunde und Mitstreiter verfielen. Gleich im Beginn seiner literarischen Laufbahn als Mitarbeiter an den Halle'schen Jahrbüchern hatte sich dieser Zug seiner literarischen Individualität in hervorragender Weise geltend gemacht, und ihm gerade verdankte Prutz seine ersten durchschlagenden Erfolge. Diese realistische Tendenz trieb Prutz vornehmlich dazu die Literatur in die nächste Beziehung zu den politischen Aufgaben seiner Zeit zu setzen: daher seine einschneidende Kritik auf der einen Seite gegen die bisher ausschließlich dominirenden Romantiker, seine abwehrende Haltung auf der andern gegen das Drängen des jungen Deutschland. Die aufwogenden politischen Bestrebungen der vierziger Jahre fanden auch in Prutz' Poesien ihren Ausdruck: von ihnen sind Prutz' Lieder, welche ihn, damals den Genossen Herwegh's, dem deutschen Volke zuerst werth machten, erfüllt und durchdrungen, wie Prutz die ihn erfüllenden politischen Ideale in den Helden seiner Tragödien verkörpern wollte. Darin liegt das Verdienst derselben, das sie für jene Zeit zugleich zu politischen Thaten machte — man denke auf der einen Seite an „die politische Wochenstube“, auf der anderen an „Moritz von Sachsen“ — zugleich aber auch ihre Schwäche vom ästhetischen Standpunkte aus. Zu ähnlicher Weise erörterte Prutz die seine Zeit erfüllenden und daher auch ihn selbst so tief bewegenden politischen und socialen Reformfragen in seinen Romanen.

In späteren Jahren hat sich Prutz diesem Gebiete poetischer Thätigkeit mehr und mehr abgewandt. Wie sich der Dichter von dem Gewühle des öffentlichen Lebens, das seiner reizbaren und empfindlichen Natur, die zur stillen Beschaulichkeit und zum intensiven Gefühlsleben neigte, entschieden zuwider wurde, mehr und mehr zurückzog, so wandte er sich auch in seinem dichterischen Schaffen schließlich fast ganz der Lyrik zu. Den in poetischer Verklärung neu aufstrahlenden Glanz einer beglückenden Jugendliebe, welche ihn, den so viel und so schwer Enttäuschten, der an seinen schönsten Hoffnungen und liebsten Idealen hatte Schiffbruch leiden müssen, inmitten alles Unbestandes und aller Hinfälligkeit doch ein Unvandelbares und Raum und Zeit Ueberdauerndes kennen gelehrt und so mit der Welt und dem Leben gewissermaßen versöhnt und zu neuer Lust des Daseins gekräftigt hatte, hat Robert Prutz in Liedern gefeiert, deren vollpulsirende, mit sich sortreissende Leidenschaft man die Hinfälligkeit des alternden Dichters nicht anmerkt und die in ihrer adellosen Formvollendung und der Schönheit der Sprache zu dem Besten gehören, was unsere neueste lyrische Poesie überhaupt geschaffen hat.

Wenn ihn aber der gewaltige Gang der Zeitgeschichte besonders tief ergriff und leidenschaftlich erregte, dann lebte auch der politische Dichter in Robert Prutz von Neuem auf. Vor Ausbruch des Krieges von 1866 erschien auch Prutz in den Reihen der Gegner der noch so räthselhaften Bismarck'schen Politik und erhob in jenen berühmten, einschneidenden und wuchtig dreinfahrenden Terzinen Protest gegen den Kampf, von dem auch er schweres Verhängniß fürchtete. Freilich mußte auch er später eingestehen, daß er geirrt habe und er stand nicht an, das offen und rückhaltlos auszusprechen. In seinen politischen Ansichten aber wurzelte Prutz zunächst noch zu tief in den Anschauungen und Erinnerungen der Jahre 48 und 49. Er war zu sehr Deutscher, immer zu wenig Preuße gewesen, um sich mit der Gestalt, welche die deutschen Angelegenheiten 1866 erhalten hatten, völlig einverstanden erklären zu können. Wenn er auch die Größe der gewonnenen Erfolge nicht unterschätzte, so konnte er sich doch eines bangen Zweifels an dem Bestande dieser neuen künstlichen Ordnung niemals erwehren. Dieser Skepticismus war es denn auch vornehmlich, der ihn, abgesehen von seinem leidenden Zustande, abhielt, der wiederholt an ihn ergangenen Aufforderung zur Annahme eines Abgeordnetenmandates und zum Eintritt in eine politische Thätigkeit nachzugeben. Da kamen die Ereignisse der Jahre 1870 und 71. Was als Ideal seiner Seele in den ersten Jahren männlicher Thatenlust vorgeschwebt hatte, war ungeahnt glänzend und glorreich erfüllt, Deutschland geeinigt, geachtet und geehrt, ein mannhaftes, schwertbewährtes Volk wieder um die glänzende Heldengestalt eines sieghaften Kaisers geschaart: ganz voll und rückhaltlos hat Robert Prutz sich dieser neuen nationalen Herrlichkeit hingegeben und es als ein Glück und eine Gnade des Geschickes angesehen, daß ihm dies zu erleben vergönnt war. Mit erneuter Lust folgte er dem Gange der Dinge in Deutschland, die er von einem freieren und frischeren Geiste durchweht sah. Besonders erregte ihn noch in den letzten Wochen seines Lebens der immer heftiger entbrannte Kampf des Staates gegen die neurömische Hierarchie und seine ganze edle Leidenschaftlichkeit und sein feuriger Patriotismus flackerten zornig empor, wenn er der von dieser Seite dem neuen Deutschland drohenden Gefahren gedachte.

So steht Robert Prutz unserm Geiste vor, der Wanderlehrer, der Publicist, der Dichter, der Patriot, überall ein Hüter der idealen Güter der Menschheit, ein Vorkämpfer der Wahrheit und

Digitized by Google

des Rechts, ein treuer Sohn seines Vaterlandes. Aber Ein wesentlicher Zug in dem Bilde des Entschlafenen würde fehlen, wollten wir seiner nicht auch als des so echt und treu bewährten Menschen gedenken. Was er den Seinen, der nun verwittweten Gefährtin seines kampferfüllten und an Leiden reichen Lebens, was er den Kindern, den zu Jungfrauen erblühenden Töchtern, die seines Alters besondere Freude waren, dem in männlicher Selbstständigkeit sein eigenes Haus gründenden Sohne, der Schwiegertochter und den mit Stolz angesehenen Enkelchen gewesen, dessen zu gedenken ist hier nicht der Ort: wer aber die Klagelieder liest, die Prutz seinem früh dahingerafften zweiten Sohne nachgesandt, der wird auch nach dieser Seite hin von der Tiefe seines Wesens eine Ahnung empfangen.

Das Leben ist Robert Prutz nicht leicht gewesen. Auf unserem deutschen Schriftstellerthum lastet ja wie ein Fluch der Kampf um die materielle Existenz. Auch Prutz hat ihn kämpfen müssen, hat in ihm gerungen zeitweise so schwer, daß er seine Lebenskraft vorzeitig gebrochen: nichts, was auf diesem Gebiete zu leiden ist, ist ihm erspart geblieben und mehr als einmal hat das drohende Gespenst des Elends an dem Krankenbette des seit Jahren aussichtslos leidenden Dichters gestanden. Als eine Gunst des Schicksals hat er es immer dankbar empfunden, daß die Thätigkeit der besten Jahre ihn wenigstens nach dieser Seite hin jeder Sorge überhob und ihn nach den Strapazen der winterlichen Vortragsreisen die Möglichkeit eines behaglichen Ausruhens mit den Seinen gewährte. Aber als eine weitere, eine letzte Gunst des Geschicks erbat er, dessen Leiden in seiner weiteren Entwicklung körperliche und geistige Lähmung in sichere Aussicht stellte, einen schnellen und leichten Tod: er ist ihm am 21. Juli ganz, so wie er ihn ersehnt, plötzlich und schmerzlos zu Theil geworden.

Sei dem müden, die Ruhe längst ersehnenden Kämpfer die heimische Erde leicht!

Venus Urania.

Satirisches Epos von Ernst Eckstein.

Stuttgart, Verlag von A. Kröner. 1872.

Unsere moderne Literatur hat im komischen Epos einige sehr originelle und anmuthige Werkchen aufzuweisen, deren Verfasser sich als vielversprechende Talente ankündigten. Bei manchen z. B. bei Albert Rosshach, dem feinsühligen und formgewandten Dichter der „Leiden der jungen Lina“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) ist es bis jetzt leider bei der Ankündigung geblieben; andere — ich nenne nur Hans Hopfen, den Dichter des kunstreichen und reizenden „Pinsel Mings“ — haben auch auf anderen Gebieten der Dichtung und Kritik — im Roman, im Drama, im Essay — ihre Kraft erprobt. Schon Ernst Ecksteins erste größere Dichtung „Schach der Königin“ hat die Aufmerksamkeit und die Theilnahme der Kritik erweckt; sein neuestes Epos wird die Sympathien für den jungen und sehr begabten Dichter mehren und festigen. Es führt den Titel „Venus Urania“, und wenn der Titel kein Küchenzettel sein soll, so ist dieser meisterlich gewählt; denn die Beziehungen des Inhalts zur Aufschrift der Dichtung sind so südsüdenhaft, daß man sie selbst mit einer scharfen Lupe kaum wahrzunehmen vermag.

In denselben Punkten, in welchen die Meister dieser Dichtungsform, also namentlich Byron im „Don Juan“ und Musset in „Namouna“, sich Freiheiten gestattet haben, die strenge Richter als Fehler bezeichnen, sündigen auch viele Jünger, sündigt namentlich Eckstein: ich meine das Ueberwuchern der Parenthesen, die schwatzhafte Breite der Einleitungen, die ruhelosen Abschweifungen nach allen Himmelsgegenden, die gemüthliche Plauderei mit dem Leser über die Werkstattsgeheimnisse der Poesie und die Vorliebe für das Heikle. Bei Byron und Musset können diese Capricen kaum als Fehler bezeichnet werden; den Meistern folgt man willig auf die verschlungenen Seitenpfade und gerade da, wo sie sich nur von einigen mitfühlenden Getreuen umgeben wissen — denn der große Troß bleibt hübsch auf der Landstraße — gerade da entschleiern sie die verborgensten Schönheiten der Muse; da wird auch der Abstecher reizvoll und erfrischend für den Leser. Wird der Leser aber auf den Nebenweg gelockt, ohne daß man ihm einen besonderen Genuß gewährt, so kommt es ihm vor, als ob er genarrt würde, und das verzeiht er nicht leicht. — Die beständigen Abschweifungen sind nicht zufällig und launenhaft. Die schwierige Form der Ottaverime verleitet leicht dazu. Die obligatorischen drei Doppelreime sind daran schuld. Boileau ist zwar außerordentlich weise, wenn er den Grundsatz aufstellt

„La rime est un esclave et qui doit obéir“,

aber dieser Sklave ist bisweilen ein sehr eigenwilliger Tyrann, der seinen legitimen Herrn, den Gedanken, bändigt und unterwürfig macht. Das braucht nicht immer ein Unglück zu sein; es kann unter Umständen sogar zum Segen gereichen, wenn, wie bei den römischen Saturnalien, die Sklaven sich zu Tische setzen und die Herren ihnen dienen. Der Stuttgarter Dichter Schönhardt plaudert einmal sehr hübsch aus der Schule: wenn der Gedanke — so sagt er in zierlichen Versen, die mir leider nicht gegenwärtig sind — bisweilen auch den Reim gibt, so gibt andererseits auch der Reim oft den Gedanken. Das kann man namentlich bei den schwierigen metrischen Formen beobachten. Derjenige, der uns diese Beobachtung erschwert, oder richtiger: der uns gar nicht die Veranlassung gibt eine solche Beobachtung anzustellen, weil er den Zwang des Reims auf den Gedanken geschickt zu verdecken weiß, ist zwar noch kein Dichter, aber er versteht, mit dem dichterischen Handwerkszeug umzugehen, er beherrscht die Form; und das ist etwas, es ist sogar viel. Durch das kluge Compromittiren zwischen Reim und Gedanken, so daß weder der eine noch der andere erzwungen erscheint, unterscheidet sich eben der Meister der dichterischen Form von dem Reimschmied, die beide mit demselben Material und sogar ungefähr in gleicher Weise arbeiten; nur liefert der eine rohe unpolirte Fabrikarbeit, Dutzendwaare, der andere ein sauber retouchirtes, sorgfältig abgeglättetes Kunstwerk. Es ist eine kindliche und laienhafte Vorstellung, daß dem Dichter in der Begeisterung die gereimten Verse wie die gebratenen Tauben im Schlaraffenlande „nur so zufliegen“. — „Gute Verse wollen gemacht sein“, singt mit Recht Mirza-Schaffy. Nun vergegenwärtige man sich die „Mache“ bei der achtzeiligen Stanze, bei welcher zweimal dreifach gereimt werden muß, und es wird sich als ganz natürlich darstellen, daß da der Gedanke zu allerhand muthwilligen Seitensprüngen nach rechts und links veranlaßt wird. So kann man sich schon äußerlich, schon durch die Form die Abschweifungen erklären, welche fast allen Epen in Ottaverimen eigenthümlich sind.

Diese Abschweifungen, diese Parenthesen, diese Plauderein zwischen dem Dichter und dem Leser, der uns mitten in einer poetischen Situation, wo wir gar nicht an ihn denken, unpünktlich seine privatesten Angelegenheiten anvertraut, daß ihm seine Weste geniert, daß er sich den Bleistift spitzen muß ꝛc. ꝛc. — alle diese Allotria können ganz reizend sein — bei Byron sind sie es stets — aber selbst wenn sie noch so gelungen sind, schädigen sie die Composition. Und dies ist auch der schwächste Punkt der Eckstein'schen „Venus Urania“. Das Nebensächliche behandelt er ebenso liebevoll und eingehend wie das Hauptsächliche. Die Episode drängt sich hervor und stellt die eigentliche Handlung in den Schatten. Mit minutiöser Sorgfalt schildert er Figuren, die, da sie ganz unwesentlich sind, durch zwei Striche hätten skizzirt werden sollen. Sie erregen durch die ungehörige Detailmalerei, die der Dichter an ihnen verschwendet hat, Erwartungen, welche unerfüllt bleiben. Kurzum, es fehlt an Licht

Digitized by Google

und Schatten. In der Composition, in der Anordnung des Ganzen hat Eckstein noch sehr viel zu lernen; in technischen Einzelheiten ist er dagegen schon Meister. Vor allem im Reim.

Es ist eine wahre Freude diese Verse zu lesen. Wie von selbst stellt sich der Reim bei ihnen ein. Eckstein treibt allerhand Muthwillen damit, er spielt wie mit dem federleichten Fangball. In hohem Grade besitzt er die vis comica des Reimes, über die neulich Professor Laun in diesen Blättern sprach: in Ecksteins „Venus Urania" würde er hundert schlagende Belege dafür finden. Hier einige Beispiele: „Ich liebe stets", sagt Eckstein

„Ich liebe stets, — in Schriftlichkeit und Mündlichkeit,
Im Leben, wie im Reich der Poesie —,
Die biedre, deutsche, angestammte Gründlichkeit,
So sehr auch Neid und Bosheit sie verschrie.
Des leichten Firlefanz feuerblaße Flüchtigkeit
Kennt eitler Wälschen flatterndem Genie:
Doch würdt du um der deutschen Muse Bräutlichkeit,
So rede klar, in regelrechter Deutlichkeit."

Für das Bild eines magern Schullehrers im Schlafrock findet Eckstein folgenden poetischen Ausdruck:

„Und um der Glieder zweifelhafte Fülle
Schmiegt sich des Schlafrocks gelbcarrirte Hülle."

Von einer Dame, deren Lebenswandel zu wünschen übrig läßt, agt unser Dichter:

„Doch ach, vom Standpunkt sittenreiner Weiblichkeit
Litt Laura stark an hrikler Unbescheidlichkeit."

Bisweilen erlaubt er sich — nach dem Vorgange Heines, der „Romantik" und „Uhland Tieck" reimte — mit dem Reime die ausgelassensten Späße:

„... Wenn Sprödigkeit und Kälte die Begier sachen
In stetem Wachsthum wöhlend sich verdierfachen."

oder:

„Aus Aphroditens dornenvollem Reich
Ist nie ein spitzer Stachel uns entfandt worden,
Als schroffer Jungfrau ungezogne Antworten!"

oder:

Ja selbst nach Hanau, Büdeburg und Eschwege
Vermeldet man die Unthat im Depeschwege.

Das streift allerdings hart den metrischen Kalauer; aber Eckstein erzielt mit dem Reim oft auch eine gute komische Wirkung. So z. B. in der Situation, welche er im sechsten Gesange schildert. Zwei adlige Strolche suchen einen Arzt; sie nehmen eine Droschke:

„So muß es gehn! Getrost! Die Sache macht sich!
He, Kutscher, he, Charlottenstraße achtzig!"

Der Arzt will ihnen den verlangten Dienst nicht erweisen:

Frei flucht er laut, doch Bruno übermannt sich
Und rief gefaßt: „Louisenstraße zwanzig!"

Fast auf jeder Seite der „Venus Urania" findet man ein paar gute Scherze, humoristische Einfälle oder komische Formen, die in den würdevollen Octaven doppelt erheiternd wirken. Ich will hier zum Beweise für den gesunden Humor des Dichters einige Strophen citiren, die mir sehr gefallen haben. Ein Graf Benno will sich bei der Wittwe eines verhungerten Poeten insinuiren; er kauft also dessen Werke, liest sie aufmerksam

Und merkt, um Hannchen schnöder noch zu prellen,
Sich für's Citiren ausderlese Stellen.

Zum Beispiel: „Ja, so geht es schon zuweilen!" —
„Um Gott, Amanda, redet nicht so wild!" —
„Des Ganzen Kraft beruht in seinen Theilen!"
„Giebst Du das Schwert, so reich mir auch den Schild!"
„Das Schöne pflegt auf Flügeln zu enteilen."
„Oft scheint die Falschheit wonnereich und mild." —
„Es giebt Momente, kampferprobter Streiter ...!" —
„Was ist der Mensch? Ein Schatten —" und so weiter.

So ausgerüstet, eilt er zu Johanna,
Und stellt sich selbst der Frohbetroffnen vor;
Er preist Herrn Knöpfe's dichterisches Manna,
Und bläst den Trug ihr schmeichelnd in das Ohr.
„Ja!" ruft er, „laut erbraust mein Hosiannah!
Ich, der ich Knöpfens Muse mir erkor,
Fand auch der Gattin seelenvolles Bild!
— „Giebst Du das Schwert, so reich mir auch den Schild!" —"

Und Hannchen lächelt morgenfeul und heiter,
Der Fürstin gleich auf glanzumstoßnem Thron:
„Sei'n Sie gegrüßt, Sie Sonnengottgeweihter!
Wer Knöpfen liebt, ist Bruder mir und Sohn!"
„Es giebt Momente, kampferprobter Streiter ..." —"
Ruft Benno stolz in kraftgeschwelltem Ton.
„Gott!" haucht sie sanft, „die wohlbekannten Zeilen!"
„Ja!", schreit der Graf, „so geht es schon zuweilen!"

Es ist schade, daß Eckstein bei seinem bedeutenden Formtalent auf den Inhalt so wenig Werth legt. Es hätte ihm, glaube ich, nicht viel Kopfzerbrechens gekostet, eine interessantere Geschichte zu erfinnen als die, welche er uns auf so liebenswürdige Weise zu erzählen weiß. Sie ist zwar complicirt, aber doch dürftig; und so oft man bei der Lectüre über Einzelheiten gelächelt und gelacht, so gut man sich auch amüsirt hat, wenn man mit dem Buche zu Ende ist, haftet wenig. Max Holm ist bei einem Verwandten in Schweden Namens Rolf erzogen worden; dort hat er sich in die Tochter des Nachbars, Hedda, verliebt. Beide sind zusammen aufgewachsen; die Stunde, da Max zur Vollendung seiner Studien in die deutsche Heimat zurückkehren muß, bricht herein. Max schwört seiner Hedda ewige Treue und segelt ab. Es versteht sich von selbst, daß er nicht Wort hält. Er fängt an zu bummeln; zuerst macht er mit einer Kellnerin Bekanntschaft, die bald den allervertrautesten Character annimmt; dann flattert sein Herz zu einem wohlerzogenen Fräulein und findet auch dort eine überraschend wohlwollende Aufnahme; endlich lebt er im intimsten Verkehr mit einer Dame, die der gefälligen Sorte des weiblichen Geschlechts angehört. Eckstein schildert uns diese drei Liebesgeschichten, die der Grazie gänzlich ermangeln und nicht einmal pikant sind, viel zu ausführlich. — Die letztgenannte lockere Dame wird außer von Max noch von einem Grafen Fritz zu Wodenstein bevorzugt. Diese Wodensteins sind sehr unangenehme Menschen; wir lernen deren drei kennen, den genannten Fritz, seinen Bruder Benno und deren Schwester, verheirathete Gräfin Flenneberg von Zähren, eine Frömmlerin, die in Gemeinschaft mit einem Rath Müller die inbrünstigsten Andachtsübungen verrichtet: Benno hat es auf die schöne Irene, die Nichte der Pastorwittwe Knöpfe, abgesehen; aber diese liebt einen jungen Schriftsteller, Hans Hellborn geheißen. Benno schwört Rache. Er lauert mit seinem Bruder Fritz dem verliebten Paare im Thiergarten auf, die edlen Grafen überfallen die Liebenden, aber glücklicherweise ist Hans Hellborn ein kräftiger Bursche, er schleudert Benno zu Boden und dieser schlägt sich beim Sturz den Kopf auf. Die Scene ist von zwei Zeugen heimlich beobachtet worden, von zwei Gouvernanten, einer Engländerin und Hedda, Maxens alter Liebe. Die Geschichte ist, wie man sieht, verwickelt genug und läßt sich schlecht nacherzählen. — Max hatte in seinem wüsten Leben seine zweite Heimat, Schweden, und die guten Leute, die dort wohnen, ganz vergessen; die liebe Hedda verzehrte der Gram, sie welkte dahin wie eine entwurzelte Blume. Ihr verunglückter Vater hat sie also nach Deutschland geschickt; die Gelegenheit war günstig, denn die Gräfin Flenneberg von Zähren, geb. zu Wodenstein, brauchte für ihre ungezogene Tochter eine Erzieherin. Auf diese Weise kam Hedda in den Berliner Thiergarten und so sah sie, ohne gesehen zu werden, den verunglückten Anfall der gräflichen Brüder auf Hellborn und Irene. Das par nobile fratrum findet einen erbärmlichen Arzt, der die unerhebliche Kopfwunde Bennos als eine

Digitized by Google

lebensgefährliche Verwundung expertmäßig attestirt, und auf Grund dieses Attestes wird Hellborn von Benno verklagt und von den Dreimännern zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt. In der Stadtvoigteizelle findet Hellborn einen Leidensgenossen: den verbummelten Max, der, man erfährt nicht recht, weshalb? — auf Grund einer Denunciation von Fritz zu Wodenstein, seinem Nebenbuhler, wegen socialdemokratischer Umtriebe in Untersuchungshaft sich befindet. — Das nun Folgende überbietet sich in den tollsten Unwahrscheinlichkeiten und ist unerlaubt wohlfeil in der Erfindung. Irene, Hellborns Braut, weiß ihrem Bräutigam eine Feile zuzustecken. Die Gefangenen feilen die Eisenstäbe des Gefängnisses durch, machen aus den Bettlaken eine Nothleiter, entschlüpfen in einer stürmischen Nacht, ein Kohlenschiffer, der von Irenen gedungen ist, verbirgt sie und bringt sie schließlich nach Schweden, wohin auch Hedda wieder zurückgekehrt ist. Auf der Fahrt stellt sich bei Max der moralische Katzenjammer ein, er schwört, der Venus vulgivaga zu entsagen und der sittenreinen Venus Urania sein Dasein fernerhin zu weihen — daher also der Titel! — er findet Hedda wieder und sie wie Hellborn und Irene werden glückliche Paare.

Für die reizende Form ist die Geschichte, wie gesagt, nicht reizvoll genug, und wer es gut mit dem ungewöhnlich talentvollen Dichter meint, wird ihm dringend rathen bei späteren Arbeiten sich die Sache nicht gar zu leicht zu machen. Er wird ihn auch energisch daran erinnern, daß das Anstößige nicht pikant zu sein braucht. Wie die Fabel schon im Großen einige überflüssige Obscöna enthält, so kommen auch in der Ausführung verschiedene absolut garstige Einzelheiten vor, die einfach Versündigungen gegen den guten Geschmack sind. Nicht aus Sittlichkeitsbedenken erkläre ich mich dagegen, sondern weil sie unschön sind. Wir Deutschen haben nicht das Talent dazu verfängliche Dinge mit Grazie zu erzählen, und deshalb sollten wir's sein lassen. Wir tappen gleich mit beiden Beinen hinein und wo die lasciven Libertinagen der Musset und Byron noch mit reizender Anmuth tändeln, macht sich bei uns schon längst die schwerfällige, plumpe Zote unausstehlich. Eine so zierlich und fein gemachte Dichtung wie Eckstein's „Venus Urania" verfehlt ihre Bestimmung, wenn sie nicht auf dem Tisch jeder anständigen Dame offen daliegen kann. Ich glaube, der Dichter würde in ernstliche Verlegenheit gerathen, wenn man ihm zumuthete, gewisse Stellen seines Epos einem jungen Mädchen oder einer jungen Frau, deren Ohr er im gewöhnlichen Leben nie durch ein häßliches Wort beleidigen würde, vorzulesen.

Heine hat's auch gethan! Gewiß! Aber das ist noch lange nicht das Schönste, was er gethan hat. Und es wäre kein Unglück gewesen, wenn Heine einen guten Freund gehabt, der die Geschmacklosigkeiten, die einige seiner schönsten Gedichte entstellen, entfernt hätte. Das „Schlachtfeld von Hastings" würde gewiß nichts von seiner großartigen Schönheit eingebüßt haben, wenn der Dichter die Strophe von dem „lauggsten Lump aus der Normandie" gestrichen hätte. Eckstein bezeichnet sein Epos als ein „satirisches" (auf dem Titel steht wieder der übliche orthographische Fehler „satyrisch"). Das ist nicht genau. Es ist ein vorwiegend komisches Gedicht, allerdings mit einigen wenigen polemischen Spitzen gegen sociale und politische Mißstände. Diese sind zum Theil sogar vortrefflich. Man lese z. B. die Apostrophe an die aburtheilenden Dreimänner, die Trias, welche die Wage der Gerechtigkeit „täglöhnernd in die ungeleckte Hand nimmt":

Und hat der Präses Abends in der Kneipe
Zu derb vom edlen Gerstensaft gezecht;
Rumort ein Rat ihm säuerlich im Leibe,
Bekam dem Herrn die Morgensuppe schlecht;
Empfing zum Frühstück Prügel er vom Weibe,
Hat er im Skat zu maskenhaft gebleckt,
Zerkrallte ihn im Badekrampf im Schlafe:
Dann rechne auf das Maximum der Strafe.

Auch auf die Untersuchungshaft ist der Dichter schlecht zu sprechen; wenn er an die schreienden Mißbräuche, die mit dieser Vorhaft getrieben worden sind, denkt, kommt über ihn die volle Entrüstung, welche der Satiriker macht:

O deutsche Weisheit, tränenvoll-ironische!
Wer Deiner Praxis Doldentraut berocht,
Der fragt nicht, was für Rosen Die gediehen
Im knechen Beet erlogner Theorieen!

Du lehrst das Recht als Urgeist der Dinge,
Und schlägst Dir selber höhnend ins Gesicht.
Aufsauernd legst dem Dulder Du die Schlinge,
Und salbst frech von Freiheit noch und Licht.
Du führst der Willkür blutbetaute Klinge,
Jedoch Dein Mund Versöhnungsworte spricht.
Du nennst Dich göttlich, heilig und moralisch:
Im Grunde bist Du gothisch und vandalisch.

Und an einer andern Stelle ruft Eckstein aus:

O teuchte nicht so sittenrein germanisch!
Berlin, Berlin, Du schillerst afrikanisch!

Bis auf diese und einige andere Stellen ist das Ganze durchaus harmlos komisch und mehr eine Humoreske in Versen, als ein satirisches Epos. Daß es die entschiedene Begabung des Dichters bekundet, habe ich bereits zu Anfang ausgesprochen, und schon die Citate werden meine Behauptung unterstützen. Ernst Eckstein ist ein bedeutendes Talent, und wenn er will, wird er die Unarten, die in seinen bisherigen Arbeiten störend wirken, mit Leichtigkeit ablegen. Vor allem überlasse er die häßlichen Unziemlichkeiten, über die sich kein vernünftiger Mensch amüsirt, den Champagnerreisenden; er hat uns Besseres zu erzählen.

Paul Lindau.

Vom Jubiläum der Münchner Universität.

Von einem alten Studio.

Wie im vorigen Jahre zu den Feierlichkeiten des Siegeseinzugs unserer Truppen, so erhoben sich heuer in den letzten Tagen des Juli die beflaggten Stangen am Bahnhofe und in der Ludwigsstraße. Diesmal galt es einem Feste des Sieges, welchen die Wissenschaft in langem unermüdlichem Ringen durch Jahrhunderte erkämpft hat, dem Rückblick auf die Errungenschaft der geistigen Mächte, der Erinnerung an das gemeinsame Streben der deutschen und aller Universitäten, dem Andenken der Zeitgenossen an frohverlebte Studienjahre. — Gern hätte ich am Morgen des eigentlichen Festtages den Zug von der Akademie durch die Stadt nach der Universität mitgemacht, ich mußte aber diesmal aus andern Gründen Zuschauer bleiben und so sah ich denn, nicht ohne tief davon ergriffen zu sein, die stattlichen Gestalten der Corpsführer und Burschenschafter vorüberschreiten. Stolze, festige Tage der Jugend, ihr verbindet und erfüllet alles Schönste im Leben, den Drang nach Erkenntniß, den Eifer für alles Schöne und Edle, den Wetteifer im muthigen und charaktervollen Bewußtsein.

Auf's Lebhafteste drängten sich in diese Empfindungen die Erinnerung an alte Freundschaften und Erlebnisse, während der Philister neben mir sagte, wozu denn der Aufzug und all' dies nützlich wäre, ob nicht jeder Einzelne in die Aula gehen, dort die Rede des Rectors, den Chorgesang und die Musik Beethovens anhören könnte? Ich hatte keine Zeit, ihm zu antworten, denn eben wehte die Fahne mit den Farben der Verbindung vorüber, der ich einst angehört hatte. Zu meiner Zeit gab es hier nur vier Verbindungen; jetzt sieht man alle möglichen Farben. Damals ward es gar nicht gern gesehen, wenn man einem Studentencorps beitrat; man

Digitized by Google

suchte überall zu beschränken; einmal wurde sogar uns Jüchsen der Aufenthalt auf der Kneipe nicht länger als bis neun Uhr gestattet. Das waren die Vorboten des Abel'schen Ministeriums. Und derselbe Döllinger, der damals eine der Hauptstützen, ein Vorkämpfer des Ultramontanismus in Bayern war, wird heute gleich einem Verkünder der Freiheit und des Lichtes gefeiert. Doch liegt darin kein Widerspruch. Döllinger ist sich getreu geblieben, ein fester Katholik; nur gegen die unerhörte Zumuthung des Dogmas von der Unfehlbarkeit sträubte sich das Gewissen des gelehrten Mannes, des Kusers im theologischen Streit. Gewiß nicht Ehrgeiz, wie seine Gegner ihm so gerne vorwerfen möchten, gewiß kein unlauteres Motiv leitete den Hochbetagten, als er das langjährige Bündniß mit der Partei brach, deren Stolz er war und die ihn jetzt mit wüthendem Haß verfolgt. Auf der andern Seite ist es ein ausdrückliches Zeichen unserer Zeit, wie Döllinger wegen dieser einfachen Pflichterfüllung zu einem Götzen des Tages geworden ist, dessen Vorlesungen von den Damen besucht werden, den man sehen muß, um dessentwillen man nach München reist und sich durch's Menschengewühl stößt, dessen Porträt an den Schaufenstern in großem und kleinem Format zu sehen ist. „Nun", hörte ich einen Herrn auf dem Kellerfeste sagen, „den Döllinger zu sehen, habe ich schwer büßen müssen; meine ganze Maß Bier haben's mir ausgeschüttet im Gedränge."

Die Aufführungen des Lohengrin im Hoftheater und Lessings Minna von Barnhelm im Residenztheater verdienen das vollste Lob, weniger Gutes läßt sich über das Festspiel sagen. Aber wozu denn auch ein Festspiel! Dieses Zwitterding von Allegorie und Trivialität sträubt noch bei allen derartigen Gelegenheiten sein kümmerliches Dasein. Gebt ein großes, zu diesem Zweck gedichtetes Drama statt solcher Spottgeburten, an denen die besten Talente umsonst versuchen etwas Tüchtiges von dauerndem Werth zu schaffen.

Von einem wahrhaft augusteischen Glanz der Liberalität, der Freude und Begeisterung waren die beiden Festessen durchströmt. Für's erstere, welches die Universität im Odeonssaale gab, war der von Säulen umschlossene Raum mit duftenden Bäumen und Gesträuchern ausgeschmückt, rauschende Musik und die vortrefflichsten Weine hoben Aller Herzen in die anmuthigste Stimmung. Unter den Reden, welche gehalten wurden, zeichnete sich besonders die von Prof. Max Müller aus Oxford durch Schwung und edle Begeisterung aus. Mahnte dieses ganze Symposium an Classicismus, so versetzte uns am folgenden Tage der gothisch gegiebelte Rathhaussaal, mit Wappenschildern geziert, in die Zeit des Mittelalters. Sehr passend erinnerte der Bürgermeister in seiner Rede an die geschichtlichen Vorgänge in diesem Saal, der schon so Vieles gesehen hatte, in den vergangenen Jahrhunderten. Da wurden fürstliche Hochzeiten gehalten, die bayerischen Landtage versammelt, Gesandte empfangen, hohen Gästen der Ehrentrunk gebracht. Auch im Jahre 1848 war er Zeuge eines bedeutenden Ereignisses gewesen.

Heute herrschte hier nur frohe Geselligkeit, einstimmiger Jubel. Die Trinksprüche galten vorzugsweise der Stadt, dem Rector magnificus, wie sie den Tag vorher dem Könige Bayerns und dem deutschen Kaiser gebracht worden waren, aus vollstem Herzen, himmelanstürmend!

Erlauben Sie, daß ich Ihnen zum Schlusse noch von den Speisezetteln spreche; es waren kleine Kunstwerke. Auf dem einen klingt Minerva mit dem sehnlichst froh zu ihr aufblickenden Professor an, in dem andern bilden studentische Gestalten aus der Jugoldstädter und Landshuter Zeit die Staffage, in der Mitte des Vordergrundes sprüht eine ganze Batterie Champagner. Auf der Einladungskarte zum Kellerfest begegnen sich die vier Facultäten links und rechts von einem tüchtigen Faß, dessen Höhe ein singender Studio mit Schläger und Cerevis inne hat. Thymis scheint die Güte und das richtige Maß des Getränkes zu prüfen, die Heilkunde kommt sorgenvoll mit einer Arznei heran, ein Pfäffl ein als Theologie ebenfalls seinen Humpen führend, am frohesten aber und recht jugendlich begünstigt erscheint die Philosophie, bei weitem die anziehendste unter den vier Repräsentantinnen der alma mater. Das Kellerfest, eines der schönsten, das wir je hier sahen, schloß erst, als Sturm und Regen die seenhafte Beleuchtung der farbigen Lampen und die sprühenden Raketen zu löschen drohte. Die innern Räume des Kellers aber bargen noch Zechende bis über Mitternacht.

Offene Briefe und Antworten.

An den Redacteur des „Pionier", Karl Heinzen in Boston.

Die neueste Nummer des „Pionier", welche den Abdruck Ihres in Nr. 21 der „Gegenwart" veröffentlichten Schreibens sowie obenein das freundliche Versprechen enthält, die von mir in Aussicht gestellte Antwort gleichfalls abzudrucken, gemahnt mich an meine Pflicht dieser Antwort endlich zu schreiben. Ich gestehe ganz ehrlich, daß ich die Sache beinahe vergessen hatte, und doch hatte ich mir einen Knoten in's Taschentuch gemacht, um an Sie zu denken.

Zunächst nehme ich von Ihrer Erklärung Notiz, daß nicht Sie der Verfasser des in Nr. 15 d. Bl. besprochenen „Neuen Wintermärchens" sind. Mein „kritischer Scharfblick", wie Sie sagen, fühlt sich dadurch keineswegs „unangenehm überrascht". Mein Irrthum war vergeistlich, und ich will Ihnen gern sagen, weshalb ich geirrt habe. Der Sänger des „Neuen Reichs der Gottesfurcht und der Kaserne" macht auf jeden unbefangenen Leser den Eindruck, als ob er keine Ahnung von diesem Neuen Reiche habe. Er spricht davon ungefähr mit der naiven und zugleich getrosten Unwissenheit eines Hinterwäldlers. Sie haben sich seit langen Jahrzehnten unserm gemeinschaftlichen Vaterlande entrückt, und jede Zeile, die ich über Deutschland in Ihrem Blatte lese, beweist mir, daß Sie sich Ihrem Vaterlande auch völlig entfremdet haben. Die Blätter, welche Sie mit Vorliebe benutzen, sind die allerunmaßgeblichsten; und bringen Sie aus einem angelehnten Organe, das sich rühmen darf, die Ansichten einer erheblichen Masse wiederzugeben, eine Notiz, so geschieht das mit einer solchen Voreingenommenheit, mit einer so bodenlos bequemen Geringschätzung und tendenziösen Verunstaltung, daß dies für Ihre mangelhafte Bekanntschaft mit dem, was ist, nur einen neuen Beleg gibt. Ganz genau in derselben Weise besingt der Verfasser des „Neuen Wintermärchens" Berlin und das bitterböse Reich. Und da ich nicht annehmen konnte, daß Sie einen geistigen Siamesischen Zwillingsbruder hatten, der des Wortes ebenso mächtig ist wie Sie, der eben so gute Einfälle und ebenso derbe Ausdrücke hat wie Sie, und der Deutschland, obgleich er Langes und Breites darüber schreibt, ebenso wenig kennt wie Sie — da ich das nicht annehmen konnte, rieth ich auf Sie.

Kleinigkeiten bestärkten mich in der irrigen Vermuthung, daß jenes poetische Gewächs auf americanischem Boden gediehen sei. Es kommt in dem Gedichte z. B. eine Stelle vor, welche also lautet:

. . . Da ward ich an die Luft gesetzt
Mit kabelmäßiger Schnelle.

Hierzulande spricht man kaum noch vom Kabel, und einem deutschen Dichter gewöhnlichen Schlages würden für die Schnelligkeit die angenehmen Tropen vom Blitz, vom Mokkakäfer ꝛc. viel näher liegen. Bei Ihnen, einem in America lebenden Dichter, erschien mir dagegen die Erwähnung des Kabels ganz natürlich, und ich nahm deswegen auch nicht Anstoß an dem häßlich klingenden und schlecht gebildeten Worte „kabelmäßig". Ich habe mich geirrt, um so schlimmer für den wahren Dichter.

Endlich und hauptsächlich: der Verfasser des „Neuen Wintermärchens" ist ein Specialist in Grobheit. Sie werden das Compliment, das ich Ihnen aufrichtigen Herzens mache, nicht ablehnen, daß Sie in diesem Fache auch etwelche Virtuosität erlangt haben. Ich irrte wiederum, wenn ich glaubte, daß Sie in dieser Beziehung ein Unicum seien; in dem Verfasser des „Neuen Wintermärchens" ist Ihnen ein ebenbürtiger Nebenbuhler erstanden.

Nun will ich hundert Leute fragen: wer ist der Mann, der sehr schlagfertig mit dem Worte ist, gute Einfälle hat, in seinem Stil americanische Localismen anwendet, Canadier in Bezug auf seine Kenntniß der deutschen Verhältnisse, obgleich er beständig darüber schreibt, Canadier beson-

Digitized by Google

ders in dem Punkt, daß er gerade wie der Seume'sche Biedermann Europens übertünchte Höflichkeit nicht kennt und sich feinerzeit feitwärts in die Büsche schlug — wer ist der Mann? — und ein hundertstimmiger Chorus wird mir antworten: Karl Heinzen in Boston.

Sie aber sagen: es ist der Verfasser des „Neuen Wintermärchens", er ist Ihnen weit näher als Sie glauben und Ihr quis pro quo wird ihn nicht weniger erheitert haben, als mich." Freut mich sehr, daß ich zu Ihrer beiderseitigen Erheiterung pauen mea beitragen konnte; ich werde übrigens nicht nach dem mir Nahen herumstiebern.

Zu meiner Freude haben Sie es nicht bei der einfachen Berichtigung bewenden lassen, sondern bei der Gelegenheit einmal Ihr Herz ausgeschüttet.

Zunächst machen Sie sich zum begeisterten Vertheidiger der Grobheit. Das hielt ich für selbstverständlich; jeder Pfaffe predigt für seine Pfarrei und die Selbstironisirung, daß Sie wider die Grobheit ankämpfen würden, habe ich Ihnen nie zugetraut. Aber Ihre Vertheidigung ist — ich rede mit Ihnen unverblümtes „Teutsch" — weniger gut, als ich dachte. Gleich das Bild mit dem Hund, dem der Maulkorb abgenommen wird, stimmt nicht; denn der Maulkorb hat ja noch nie am Bellen gehindert. Wenn Sie damit sagen wollen, daß unter dem Polizeizwange die Grobheit — eine Freiheitsäußerung, wie Sie sie nennen — verkümmert wird und daß sie, sobald der Zwang aufhört, sich üppig entfaltet, so irren Sie.

Der Irrthum nimmt mich bei Ihnen Wunder, denn Sie kennen die Geschichte. Sie wissen doch, daß der Despotismus es niemals vermocht hat, die vermessensten und keckten Angriffe zu ersticken, daß Pascals Keulenschläge gegen die Jesuiten und Molières „Tartüffe" unter der schimmsten Jesuitenherrschaft entstanden, daß „Figaros Hochzeit" unter dem despotischsten Regime zur Aufführung kam, daß Rocheforts „Laterne" nur so lange leuchtete, als das napoleonische Gewitter über Frankreich lag — Sie wissen, daß in Preußen die Presse niemals so boshaft, so unverschämt groß war wie zur Zeit der umfassendsten Gewaltmaßregeln gegen diese Presse (Conflict 1864—66). Ich darf darüber mitsprechen, obgleich ich zu den wenigst belästigten Leitungsredacteuren jener Zeit gehöre, denn ich habe blos sechzehn Preßprocesse gehabt. Wenn Sie schreiben: „Wir sehen von hier aus jeden Journalisten in Deutschland doppelt: einmal wie er als Schreiber die Feder führt, dann aber wie er zugleich sich selbst als Polizist über die Schulter blickt, um sich vor der Staatsanwaltschaft und der gefährlichen „Grobheit" zu warnen" — so ist das nicht ganz richtig. Allerdings sieht uns, wenn wir zu der Oeffentlichkeit sprechen, Etwas magisterhaft über die Schulter, mexzt garstige Wörter, die eben nur garstig sind, aus, beseitigt Lämmeleien und corrigirt uns das Pensum — dieses Ding heißt bei uns gewöhnlich: guter Geschmack. Unsere „Wohlanständigkeit", über die Sie spötteln, wird uns also keineswegs durch den Polizeistock eingepräßt, sondern im Gegentheil, weil man uns endlich die Zwangsjacke abgenommen und uns die Freiheit der Bewegung gewährt hat, halten wir es für richtig und möglich anständig zu benehmen.

„Freiheit der Bewegung" — ich sehe Sie lächeln. Ja, mein lieber Herr Heinzen, Freiheit der Bewegung! Machen wir uns doch nichts weis, lügen wir uns doch nicht in eine ekzelsche Märtyrerstimmung hinein, die so wenig Berechtigung hat. Ich weiß, die volle Preßfreiheit ist bei uns noch weit davon entfernt eine Wahrheit zu sein. Es kann, es muß noch mit vielem altem Kram, der aus der absolutistischen Rumpelkammer in die constitutionelle Behausung mithinübergeschleppt ist, gründlich aufgeräumt werden; aber wenn man sich auf Gemüthlichkeit versteht, kann man trotz alledem auch jetzt schon sich ganz behaglich und wohnlich einrichten. Und Sie dürfen sich darauf verlassen, daß ein einigermaßen geschickter Mensch auch unter den herrschenden Preßverhältnissen unbelästigt so ziemlich Alles sagen kann, was er auf dem Herzen hat. Die thörichten Chicanen — namentlich die Zeitungssteuer und die Confiscationen — werden hoffentlich durch das bevorstehende neue Preßgesetz beseitigt werden. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich wie Sie die volle Preßfreiheit — oder — um ein conservatives Schlagwort, das Ihre Sympathien besitzen wird," zu" gebrauchen — meinetwegen sogar die „ungezügelte Preßfreiheit" verlange. Aber in der That ist es bei uns nicht so schlimm wie Sie glauben. Die verrufenen Preßprocesse haben beinahe gänzlich aufgehört. Und was sind denn das für Processe! Sie kennen ja die Schablone: wir erregen Haß und Verachtung, der Gerichtshof verurtheilt uns zu 25 Thaler Strafe, der Verleger bezahlt sie — und alle Welt ist zufrieden. Ein trauriger Ausnahmefall — wie der Bebel-Liebknecht'sche — bewegt sich um weniger, als dies über Gebühr strenge Urtheil nicht von gelehrten Richtern, nicht von Fachjuristen, sondern von dem theoretisch freiesten Gerichtshofe der Welt: dem Geschwornengerichte gefällt wurde.

Aber mit Ihnen ist über diese Dinge nicht zu sprechen; das Neue „Reich", das sie bestündig in ironische Anführungszeichen setzen, — wie wenn man von Ihnen als dem „höflichen" Herrn Heinzen reden wollte — das ist nun so Ihre Antipathie. Für Sie bedeutet dieses unsichtige Reich nichts anderes als „brutale Waffenmacht" und Sie weisagen ihm die allermangenehmsten Dinge: „Wenn diese Waffenmacht bei der nächsten, sich schon vorbereitenden Probe unterliegt, so wird dadurch ebenso sicher die Vernichtung Deutschlands entschieden, wie, wenn sie nochmals siegt, dadurch die innere Entwicklung auf Generationen hinaus gründlich verdorben ist." Nehmen Sie mir's nicht übel, lieber Herr Heinzen, aber das sind Phrasen und obendrein recht gewöhnliche kannegießerische Phrasen. Sie malen den Kriegsteufel an die Wand Ihrer Redactionsstube — niemand wird Ihnen das verübeln können, es ist ein Vergnügen wie jedes andere. Aber von uns dürfen Sie nicht verlangen, daß wir uns vor diesem Popanz Ihrer Laune erschrecken. Nehmen wir indessen sogar einmal an, daß Ihr unheilverkündender radicaler Pessimismus Recht behalte, nehmen wir an, es gebe Krieg, so sind die Consequenzen desselben, welche Sie ziehen, wiederum irrig. Deutschlands Vernichtung! — Sie sprechen da ein großes Wort gelassen aus. Was die verhängnißvolle Unfähigkeit und Niedertracht einer ganzen Schaar deutscher Landesväter während langer Jahrhunderte nicht fertig gebracht hat: die Vernichtung Deutschlands — das, meinen Sie, würde eine Niederlage der deutschen Waffen herbeiführen! Meinen Sie das wirklich? Wir sind schon geschlagen worden, wir haben den Feind im Lande gehabt, man hat uns gedemüthigt und erniedrigt, und nachdem und der Fremde mit Füßen getreten hatte, hat der heimische Bundestag das Geschäft mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt. Alles das, lieber Herr Heinzen, und noch manches andere dagu haben wir ertragen und überwunden; und als — es ist nun just zwei Jahre her — zum erstenmal in der Geschichte das ganze Deutschland zum Schutze des gemeinsamen Vaterlandes aufgeboten wurde, da zeigte sich, wieviel selbst die jahrhundertlange gefliſſentliche Mißregierung, die Schmach des Fremden und die Fluchtes des Bundestagsvaters an einem wahrhaft gesunden Volke zu „vernichten" im Stande sind! Wenn es Ihnen vergönnt gewesen wäre, die Preußen und Sachsen, die Franken und Schwaben, die sich auf Frankreich wölzten, mit eigenen Augen zu sehen, so würden selbst Sie einen ganz curiosen Respect vor diesen Vertretern der deutschen Vernichtung bekommen haben. Und jetzt, nachdem die einzelnen Theile auf den Schlachtfeldern von Weißenburg, Wörth, Metz, Sedan, Orleans Saint-Quentin und Paris zu einem Ganzen zusammengehämmert und durch das gemeinsam verflossene Blut unlöslicher verkittet sind, jetzt, da Deutschland mächtiger und kraftvoller dasteht, denn je zuvor — jetzt kommen Sie Ihres Wegs daher getändelt und schäfern anmuthsvoll: „Vernichtung!" — Machen Sie doch die Pferde nicht scheu!

Andere Perspective: wir siegen; dann folgt, nach Ihrer Weisagung, wüstes Säbelregiment. Schaudervoll, höchst schaudervoll! Zum Glück ist's wiederum eine schwarze Ausgeburt Ihrer Phantasie. Ihre Prophezeihung ermangelt des Reizes der Neuheit. Nach dem Feldzuge von 1866, der, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, inmitten des schlimmsten Zerwürfnisses zwischen Regierung und Volksvertretung begonnen wurde, sollte uns, wie alle ängstlichen Gemüther ahnungsvoll verkündeten, eine eiserne Reaction bevorstehen; mit der schon an allen Ecken und Enden durchlöcherten Verfassung, so hieß es, werde nun vollends der Garaus gemacht werden, der Sieg über den Feind würde die spärlichen Errungenschaften der letzten Generation vertilgen.

Was geschah in Wahrheit? Die siegreiche Macht reichte der Volksvertretung die Hand der Versöhnung; die Regierung, welche bisher auf Grund der wundersamen Interpretationen ihr verfassungsmäßiges Verhalten handhabt behauptet hatte, gab nach dem Siege klein bei; sie gestand die Verfassungswidrigkeit der bisherigen Verwaltung ein und schlug eine Notybrücke, die sie auf den Weg der Verfassung zurückführte. Man nannte das Ding „Indemnität". Es ließe sich manches dagegen sagen; aber schließlich war es das einzige Mittel, das Geschehene ungeschehen ungeschehen, tabula rasa zu machen und einen neuen Haushalt zwischen Regierung und Volksvertretung zu begründen. Sie brachte ferner dem Norddeutschen Bunde eine Verfassung, die allerdings noch vielen berechtigten Wünschen Raum gab. Aber war diese Verfassung das Werk einer eisernen Reaction? Just das Gegentheil! Sie war das Werk einer Regierung, welche für die liberalen Forderungen unserer Zeit ein offenes Auge besitzt

Digitized by Google

und nur in Einem Punkte keinen Spaß verſteht: in der Militärfrage. In dieſem Punkte iſt aber die große Mehrheit des deutſchen Volks ſehr nachſichtig geſtimmt. Die Deutſchen ſind Empiriker, und wenn ſie ſehen, welche Reſultate die Regierung mit dem von ihr organiſirten Militär in den letzten Feldzügen erzielt hat, ſo kommen ſie zu dem Schluß: daß dieſe Regierung davon in der That doch wohl etwas verſtehen müſſe. Ich wünſche mit Ihnen, mit allen vernünftigen Menſchen, daß die Vermindrung der furchtbaren Militärmacht, welche die beſten Kräfte des Landes auffraßt, möglichſt bald eintrete; aber wir können nun einmal der Regierung nicht gram ſein, die dieſe Macht in den Zuſtand verſetzt hat, in welchem wir ſie 1871 und 72 Elſaß und Lothringen und haben heimbringen ſehen.

Während des letzten Kriegs wurden vielleicht Kaſſandrufe ob der bevorſtehenden Zahlenmüdigkeit laut. Sie ſind wiederum blinder Lärm geblieben. Die ſämmtlichen neuen Geſetze vom Belang haben den Charakter freiſinniger Reformen. Es würde zu weit führen auf die Einzelnheiten einzugehen.

Im Großen und Ganzen — das wollte ich Ihnen an einigen Beiſpielen klar machen — iſt für jeden, der überhaupt ſehen will, in der neueſten Entwicklungsgeſchichte der deutſchen Verhältniſſe der Eine Zug leicht erkennbar: daß den großartigen kriegeriſchen Erfolgen nach außen der, wenn auch nicht ſo großartige aber immerhin ſtete und erſprießliche friedliche Vorſchritt im Innern auf dem Fuße gefolgt iſt. Ich vermag deshalb nicht einzuſehen, weshalb ein eventueller abermaliger Sieg der deutſchen Waffen „die innere Entwicklung auf Generationen hinaus gründlich verderben würde."

Das „Reich", zu deſſen vielleicht übertriebenem Lobredner mich der Verdruß über Ihre vornehme und wegwerfende Kritik gemacht hat, behagt Ihnen nicht. Welches „Reich" behagt Ihnen denn überhaupt? In der „Gegenwart" rühmen Sie America als das „trotz aller Beimiſchung von Rohheit und Beſchränktheit freieſte Land dieſes Planeten." Danach darf man annehmen, daß America Ihrem Ideale noch am nächſten kommt. Wie aber gezaufen Sie in Ihrem „Pionier" dasſelbe freieſte Land! Da agitiren Sie für die Einführung der „real democracy", die demnach auch bei Ihnen noch zu ſehlen ſcheint. Da legen Sie die Axt gerade an die Grundpfeiler des americaniſchen Staatenbaus. Da polemiſiren Sie gegen die Theilung und das Gleichgewicht der geſetzgebenden Gewalten — das Grundprincip Ihrer Verfaſſung — als gegen einen überwundenen Standpunkt und ein verderbenbringendes Bienwerk (the separation and balance of powers an antiquated expedient and pernicious delusion). Da ereifern Sie ſich über die bei Ihnen herrſchende Beſtechlichkeit und Partei-Gewaltherrſchaft und verlangen die Aufhebung der Präſidentſchaft, die Quelle aller dieſer Uebel (abolition of the Presidency, the source of all corruption, all contention, all Party-Tyranny and all anti-republican intrigues, wie es in dem von Ihnen befürworteten „Protest-ticket" heißt). Wenn Sie ſo über Ihr Ideal ſprechen, ſo wird ſich das deutſche Reich Ihre Kritik ſchon gefallen laſſen müſſen. Für Sie iſt nicht nur Macedonien zu klein, Sie bedürfen zur Befriedigung Ihrer Bedürfniſſe offenbar noch eines anderen Planeten.

Ich ſagte, der Verdruß habe mich zum überſchwänglichen Panegyriker des „Reichs" gemacht, das iſt eigentlich nicht richtig. Das Schauſpiel, das Sie uns bieten, der Sie aus der bequemen erſten Etage Ihres freien Americas auf uns Deutſche in Deutſchland herabblicken, und verhöhnen und uns zurufen: „der Freiheit eine Gaſſe!" — iſt weniger verdrießlich als ergötzlich. Bemühen Sie ſich doch gefälligſt zu uns, Here Heinzen, verwerfen Sie Ihre ſchöpferen Kräfte zu Gunſten deſſen, was wir erſtreben ſollen, um Ihnen zu gefallen; es iſt noch viel Platz für tüchtige Volksmänner und Freiheitskämpfer in Deutſchland, kommen Sie, arbeiten Sie gemeinſam mit uns, machen Sie es beſſer als Lasker, beſchämen Sie uns; dann wollen wir Ihnen gern das Recht zugeſtehen, über unſere Stümperarbeit zu ſpötteln. Wenn nicht, nicht.

In einem Punkte bin ich ganz mit Ihnen einverſtanden. Sie beklagen ſich darüber, daß Deutſchland an der Geiſtesarbeit der Deutſchen in America ein nicht genügend warmes Intereſſe nimmt. Das iſt wahr. Und es würde mich freuen, wenn Ihr Brief die deutſchen Kritiker dazu anregen könnte, ſich um die Productionen ihrer transatlantiſchen Landsleute mehr zu kümmern, als bisher geſchehen. Perſönlich haben Sie ſchon gewirkt, denn ich werde Ihre Schriften leſen und Ihnen meine Meinung darüber ſagen. Aber Sie irren wiederum über die Motive dieſer Vernachläſſigung. Es iſt nicht boshafte Tendenz, welche Ihre und Ihrer Collegen Schriften todtſchweigt; es iſt einfach die Arbeitüberbürdung, welche das Nächſtliegende auf uns packt und die uns daher nicht bis zum entfernter Liegenden vordringen läßt. Deutſchland iſt entſetzlich produktiv, und kein Menſch iſt im Stande auch nur annähernd alles das zu leſen, was er von den in Deutſchland erſcheinenden Büchern leſen möchte und leſen ſollte. So erklärt es ſich, daß auch die Kritik die Werke der Deutſchamerikaner mehr als richtig vernachläſſigt. Man kommt nicht dazu. Bedarf's einer andern Erklärung? Beſtahlt da gleich gehäſſige Abſichtlichkeit wittern und unlautere Motive unterſchieben!

Und nun genug des langen Schreibens. Ihrer ſcherzhaften Aufforderung zum Schluß, ich ſolle Ihnen einen Freibrief für den „Pionier" in Berlin auf kurze Friſt erwirken, kann ich leider nicht entſprechen; ich habe keine Connexionen. Aber ich glaube, Sie könnten es auch ſo ruhig riskiren. Die Behörden würden wohl vermuthlich genug ſein, Sie ungeſchoren zu laſſen. Eine andere Schwierigkeit indeſſen, an die Sie nicht zu denken ſcheinen, würde Ihnen vielleicht ernſtliche Ungelegenheiten bereiten: Zeitungen, wie der „Pionier", gehen bei uns nicht. Sie würden ſicherlich vor Ablauf der Friſt nach Boston zurückkehren, wo Ihr unbeſtreitbares, aber etwas eigenthümlich gearteted Talent mehr gewürdigt wird als in unſerem hausbackenen, ruhigen „wohlanſtändigen" Norddeutſchland.

Im Uebrigen ſeien Sie verſichert, daß mir Ihr Wirken ſtets diejenige Sympathie eingeflößt hat, welche jede ehrliche von Talent unterſtützte Ueberzeugung beanſpruchen darf.

Mit beſtem Gruße

Ihr

ganz ergebener

Paul Lindau.

Nachtrag zu unſerm Berichte über die Enthüllung des Steindenkmals.

Wir haben zu dem Berichte unſeres Mitarbeiters Ludwig Pietſch über die Enthüllung des Steindenkmals noch einen Nachtrag zu liefern; wir hoffen unſerer Pflicht dadurch am beſten zu genügen, daß wir aus zwei uns zugegangenen Briefen die weſentlichen Stellen hier veröffentlichen.

Am 18. Juli erhielten wir von Herrn Buchbender ein Schreiben, das mit Weglaſſung des weniger Intereſſanten alſo lautet.

Bad-Ems, den 16. Juli 1872.

Sehr geehrter Herr!

Da durch meine vielen patriotiſchen Lieder, beſonders aber durch meine neue deutſche National-Sieges-Hymne mein bis dahin wenig gekannter Name hinausgetragen iſt, ſoweit die deutſche Zunge klingt, ſo iſt es mein ſehnlichſter Wunſch, daß mein Feſtgedicht über das Steindenkmal auch die weiteſte Verbreitung finde.*)

Als Verfaſſer des Feſtgedichtes hatte ich die Ehre, zu den Eingeladenen zu gehören bei Enthüllung des Denkmals und war zugleich erſucht worden, das Feſtgedicht am Abend in der Feſthalle vorzutragen.

Dieſem Wunſche bin ich derart nachgekommen, daß ich mir die Herzen Aller eroberte.

Mancher Beifallsſturm iſt mir ſchon zu Theil geworden, wo ich Vorleſungen und declamatoriſche Vorträge gehalten über die Großthaten der deutſchen Sieger im Rieſenkampfe gegen Frankreich; aber der Beifallsſturm, der mir in Naſſau zu Theil geworden, war doch von gewaltiger, weittragender Bedeutung.

Meine Worte, aus tiefſtem Herzen kommend, entzündeten alle Herzen zu hehrer Begeiſterung. Nach jeder Strophe ein Beifallsſturm. Dadurch gewann ich Zeit, jedesmal Athem zu holen und die folgende Strophe in noch gehobenerem Tone vorzutragen. Als ich aber endlich geendet, kannte der Beifallsſturm keine Grenzen mehr. Ich erlebe einen Augenblick, wie ich ihn bedeutungsvoller nie erlebt hatte. Ich konnte nicht von der Tribüne hinunter. Schwer mit Orden behangene Generäle und Staatsmänner, Magiſtratsperſonen mit ihren Amtskerten und ſonſtige Abgezaubten zum

*) Iſt uns leider abhanden gekommen.

T Red.

Digitized by Google

Feste drängten sich heran, um mir mit herzlichen Worten und kräftigem Händedrucke ihre Anerkennung und ihren Dank zu zollen.

Dazwischen tönte es von allen Seiten: Hoch lebe der Dichter! Wie ist sein Name? u. s. w.

Nachdem der Herr Bürgermeister von Nassau die Redner hoch leben ließ (vor mir hatte Herr Dr. Göschen aus Berlin und Herr Professor v. Siebel aus Bonn gesprochen) und nun von Neuem der Dichter hervorgerufen wurde, betrieg ich die Tribüne und brachte ein Hoch unserm hochgefeierten Reiter und reichte darauf einer Anzahl Exemplare hinab. „Mir mein Gott, ich konnte nicht alle Hände und Herzen befriedigen. Endlich rief ich: Theure Festgenossen! Meine Hände sind leer, aber mein Herz ist noch so voll. Ich erhob die mir fast kahm gebräckte und geschnittelte Rechte zum Zuschen, daß ich Ruhe wünschte. Diesem Wunsche wurde sofort willfahrt und es lauschte Alles in gespannter Erwartung, was jetzt kommen werde. Nachdem ich das Mahnwort vorausgeschickt: „Laßt uns doch sein — ein einig Volk von Brüdern! Nicht trennen mehr — im Glück wie in Gefahr!" trug ich in diesem Sinne eins meiner neuesten Gedichte vor unter dem Titel: Ein einig Deutschland! — fest wie seine Berge. Erneuerter, nicht enden wollender Beifallssturm. Am zweiten Festabende trug ich zu gutem Ende meine neue Bacht am Rhein vor, wo man mir eben so stürmisch applaudirte.

Hochachtungsvoll
H. Buchbender

Der Brief gelangte zu spät in unsere Hände, um von unserem Berichterstatter noch berücksichtigt werden zu können. Das Blatt erschien und am 26. Juli ging uns von Herrn Buchbender ein zweites Schreiben zu, welches und seinen Zweifel darüber lassen konnte, daß dem deutschen Dichter an dem Berichte über seine persönliche Mitwirkung am Stein-Feste viel gelegen war. Wir theilen diesen Brief, der mit dem ersten allerdings einige Aehnlichkeit hat, wörtlich mit:

Bad-Ems, den 24. Juli 1872.

Da ich gestern hier im Kurhause die Gelegenheit hatte in dem von Ihnen redigirten Organe einen Bericht zu lesen über die Enthüllungsfeier des Steindenkmals in Nassau, in welchem es zu Ende wörtlich heißt: „Je tiefer die Dunkelheit sank, desto lustiger wurde es auf der Festwiese; aber Steins Andenken hatte schwerlich Theil daran", so muß ich als unzweifelhaft annehmen, daß Ihr Berichterstatter nicht persönlich am Abende in der Festhalle zugegen gewesen ist, wo von Dr. Göschen aus Berlin, von Professor v. Siebel aus Bonn und besonders von mir so manches Wort gesprochen worden, was dem Andenken Steins gegolten.

Da Ihr Berichterstatter meiner Vorträge mit keinem Worte gedacht, so sehe ich mich genöthigt, Ihnen hiebei darüber so kurz wie möglich zu berichten: Das Festgedicht hatte ich am 9. Juni in Linz am Rhein verfaßt und es in Manuskript-Abschrift dem Herrn Bürgermeister in Nassau geschickt mit der Bitte, von demselben Gebrauch zu machen, falls ich nicht persönlich erscheinen würde beim Fest. Als ich nun nach Ems gekommen, meldete ich dem Herrn Amtmann Schlosser in Nassau, daß ich dem Feste beizuwohnen gedächte. Am 5. Juli bekam ich von ihm ein Einladungs-Scheeben (einliegend eine Eintrittskarte zur Enthüllungsfeier), in welchem er mich ersuchte, das Festgedicht Abends in der Festhalle zum Vortrage zu bringen.

Wie ich mich dieses Auftrages entledigt, davon legten Zeugniß ab sämmtliche anwesenden hohen Festgäste, die mir in den herzlichsten Worten und mit vielem Händedrücken ihren Dank und Beifall sollten. Von allen Seiten der dichtgefüllten Festhalle tönte ein nicht enden wollender Beifallssturm. Rufe: Hoch der deutsche Dichter! Wie ist sein Name? u. s. w. nöthigten mich, die Tribüne nochmals zu besteigen. Ich lenkte in einer kurzen Ansprache ein Hoch auf Deutschlands tiefgekränten Kaiser, Bismarck den Siegreichen. Nachdem der Herr Bürgermeister die Tribüne bestiegen und ein Hoch auf die Festredner gebracht, wurde der Dichter abermals stürmisch hervorgerufen. Ich bestieg zum dritten Male die Tribüne und vertheilte einige 50 Exemplare des Festgedichtes. Aber mein Gott, ich konnte nicht alle Herzen und Hände befriedigen. Daher rief ich laut aus: „Meine Hände sind leer, aber mein Herz auch so voll!" Zum Zeichen, daß ich Ruhe wünschte, erhob ich meine fast kahm gebrückte Hand, welchem Zeichen sofort Folge geleistet wurde. Und nun trug ich nach dem Wahlspruche: „Laßt uns doch sein — ein einig Volk von Brüdern, Nicht trennen mehr — im Glück wie in Gefahr!" eins meiner neuesten Gedichte vor, unter dem Titel: „Ein einig Deutschland! Fest wie seine Berge!" Nachdem der erneuerte Beifallssturm verrauscht und ich mit den Festgästen noch ein Glas geleert auf die deutsche Einheit, war es Zeit, den Bahnhof aufzusuchen, um mit dem letzten Zuge nach Ems zurückzufahren. Am andern Tage fuhr ich wieder nach Nassau und nachdem ich auch an diesem wie am vorigen Tage zwischen den Ruinen der Stein'schen Stammburg mehrere Stunden gebaucht und so viel ausgeheckt, was, so Gott will, bald im Druck erscheinen wird, stieg ich wieder vom Berge hinab und trug, nachdem es dunkel geworden, in der Festhalle zu gutem Ende der Erinnerungsfeiern von 70—71 gedenkend meine neue Bacht am Rhein (dem Denkmal der Germania gewidmet) vor.

Nachdem auch dieser Vortrag stürmisch applaudirt worden und Herr Alle aus Nassau die begeisterte Menge zu einem Hoch auf den deutschen Dichter (der so viel zur Hebung des Festes beigetragen) aufforderte, war ich genöthigt, den Weg nach Ems zu Fuß zurückzumachen, denn es fuhr an diesem Abend kein Extra-Zug mehr.

Dieses ist der wahrheitsgetreue Bericht, wovon Ihnen Ihr Herr Berichterstatter leider kein Wort gemeldet. Mit echt deutschem Händedrucke und Gruß

Heinr. Buchbender.

Notizen.

Karl Heinzen schreibt in seinem „Pionier" ungefähr Folgendes — (unsere angeborene Schüchternheit veranlaßt uns, einen Ausdruck zu ändern): Daß die Frauen sich durch ästhetischen Sinn auszeichnen, muß in Anbetracht ihrer abscheulichen Kleidermoden durchaus bestritten werden. Die jetzige Tracht stellt sie dar als die Trägerinnen wahnsinniger Geschmacklosigkeit. Sie schreien ihr Mutter zu nehmen von den Schnecken, die ihr Haus auf dem Rücken tragen. In der Ausstührung, wodurch die „elegantesten" Damen die ganze Aufmerksamkeit des entlegten Beschauers auf ihren — Rücken lenken, hätte die ganze Person Platz, vielleicht mit Ausnahme des Thurms, den sie auf dem hirnlosen Schädel trägt. Die jetzige Kleidung gibt einen guten Maßstab für die geistige Capacität ab: je größer der Thurm, desto kleiner das Gehirn.

Du brauchst zur Würdigung dieser Frauen
Nicht erst in ihr Gesicht zu schauen:
Sie zeigen den erstaunten Blicken
Ihr Denkvermögen auf dem Rücken.

Eine Frau von Verstand und menschlichem Geschmack kann sich ein solches Gebäude vernunftstattender Unvernünftlichkeit nicht auf den Rücken laden lassen. Aufrichtig gesprochen: wie sühen die Frauen lieber ohne alle Kleider, als in solcher Verschönerung.

* * *

In dem holländischen „Börsenblatt" („Nieuwsblad voor den Boekhandel") wird das Circular von H. Ahrens & Co. (deutsche Buchhandlung in Jeddo) d. d. 4. Febr. 1872 mitgetheilt, welches zeigt, wie sich der Bedarf an deutscher Literatur und der Verkehr im Buchhandel während der beiden letzten Jahre in Japan entwickelt hat.

„Am 1. Januar 1870 wurde in Jeddo, der Hauptstadt des Reichs mit ca. $1^1/_2$ Mill. Einwohnern, eine Schule für den Unterricht in der deutschen Sprache eröffnet. Derselbe begann mit 4 Theilnehmern, während man am Schluß des Jahres deren 4—500 zählte. Im Laufe des Jahres 1871 wurden solche Schulen auch in den Provinzen eingerichtet, denn das Uebergewicht, welches sich Deutschland durch die Kriegs-Ereignisse erworben, brachte auch hier in Japan das deutsche Element in den Vordergrund. Die kaiserliche Regierung, das gebildetste Emporblühen Deutschlands mit Interesse verfolgend, unterstützte diese Schulen nicht nur auf's Lebhafteste, sondern veranlaßte auch eine große Anzahl japanischer Jünglinge aus den ersten Familien, ihre Studien in Deutschland zu beendigen. In letzter Zeit hat die Regierung außerdem die Errichtung von Mittelschulen, sowie die Gründung einer medicinischen Akademie decretirt, an welcher ausschließlich aus Deutschland berufene Lehrer und Professoren wirken."

Ein Beweis dafür, daß die genannte Firma seit Anfang 1871 aus Deutschland bezogenen Bücher weist solche für alle Fächer auf, zum Theil in vielen Exemplaren für den jährlichen Bedarf. Auch Erdkunde und Kartographie ist dabei verteten; man findet u. A.: Kannabich „Lehrbuch der Geographie"; desgleichen von Daniels (große und kleine Ausgabe); Grünfeld „Geographie für den Schulgebrauch"; das Lehrbuch von Guthe; Humboldts „Kosmos"; Klöbens „Handbuch der Geographie" (Lehrbuch und Leitfaden); Langes Volksatlas; Atlas von Lichtenstein u. Lange; Ritters „Geogr. stat. Lexikon".

Aus dem Verlag von Justus Perthes in Gotha gingen im Jahr 1871 nach Japan:

125	Exempl.	Berghaus, Chart of the world.
12	„	Spruners historischer Atlas.
46	„	Stielers Atlas in 84 Karten.
62	„	„ „ „ 31 „
6	„	Atlas général „ 34 „
33	„	Stielers Schul-Atlas.
62	„	Sydows „ „
3	„	Russischer Schul-Atlas.
18	„	Wandkarten.

Digitized by Google

Inserate.

Tribüne erscheint: Dreimal wöchentlich in Berlin, bringt: Tagesschau, pikante Notizen aus Stadt, Gesellschaft, Theater, unparteiische Börsenberichte, kurze Original-Artikel, interessante Gerichtsverhandlungen, Zeitgeschichtliches, Romane, Novellen u. s. w. und kostet bei allen Postanstalten, Zeitungsspediteuren mit der illustrirten humoristisch-satirischen Gratisbeilage: „Berliner Wespen" zusammen nur 1 Thaler vierteljährlich.

Insertionsorgan ersten Ranges. Preis der Petitzeile 3½ Sgr.

In unserem Verlage ist soeben erschienen, und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Dunkle Gewalten.

Epische Dichtungen

von

Hermann Lingg.

8°. broschirt 1 Thlr. 6 Sgr. oder 2 Fl.

„Dunkle Gewalten": den Sterblichen günstige oder mißgünstige Naturmächte, seltsame Verhängnisse, große geschichtliche Begebenheiten, das Menschenherz selbst mit seinem unendlichen Heer von Leidenschaften sind die Factoren, welche oft tief, meist störend und zerstörend, seltener fördernd, in das menschliche Leben eingreifen und dessen Schicksal, Neigung und Abneigung, Aufgang und Untergang, bestimmen. Der im Gebiet der lyrischen und epischen Poesie gleich hervorragende Dichter hat mit sicherer, kundiger Hand theils aus dem Kreis der Sage und Geschichte, theils aus dem Schatz eigener Erfindung solche Schicksale herausgegriffen und die verschiedenen Conflicte des Menschendaseins in meisterhafter, fest in dem Stoffe angemessener Form geschildert.

Stuttgart, April 1872.

G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.

Soeben ist erschienen, und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Sieben Legenden.

Von

Gottfried Keller.

8°. broschirt 24 Sgr. oder 1 fl. 24 kr.

In manchen unserer altchristlichen und mittelalterlichen Legenden, sagt der Verfasser, scheint nicht nur die kirchliche Fabulirkunst sich geltend zu machen, sondern wohl auch die Spur einer ehemaligen mehr profanen Erzählungslust vorhanden zu sein. Der berühmte Verfasser des „grünen Heinrich" und der „Leute von Seldwyle" hat aus dem großen Vorrath des Stoffs sieben Bilder ausgewählt und aus ihnen, theils mit köstlicher Ironie, theils mit feinem Humor, eben so viele kleine Meisterstücke geschaffen, deren Inhalt der Widerspruch bildet zwischen den grillenhaften Aeußerungen ascetischer Laune und dem unveränderlichen Walten der Natur.

Stuttgart, April 1872.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37.

Deutsche Kunst-Zeitung.

Wöchentlich eine Nummer von 1—1½ Bogen, s. T. mit Illustrationen.

Abonnementspreis 1½ Thlr. pr. Quartal.

Die Dioskuren

Hauptorgan der deutschen Kunstvereine.

Herausgegeben und redigirt

von

Dr. Max Schasler.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, ebenso die Exped. (Landgrafenstr. 7).

Commissions-Verlag der Nicolai'schen Verlags-Buchhandlung in Berlin.

Die „Deutsche Kunstzeitung", welche bereits in ihren 17. Jahrgang eingetreten ist, ist das einzige wöchentlich erscheinende Kunstjournal Deutschlands. Vorzugsweise auf die practischen Bedürfnisse der Künstler berechnet, hält sie, hinsichtlich des kritischen Theils ihres Textes, unverbrüchlich an ihrem Princip strengster, von jeder Beeinflussung und Rücksichtnahme freier Ueberzeugungstreue fest.

Ueber die stoffliche Organisation giebt folgende Uebersicht Auskunft:

I. **Leitende Artikel:** a) Abhandlungen über allgemeine ästhetische Fragen; b) historische Charakteristiken bedeutender Künstler der Gegenwart (mit Abbildungen). — II. **Correspondenzen** über die wichtigsten Kunsterscheinungen der Gegenwart aus allen Hauptkunstplätzen des In- und Auslandes. — III. **Chronik:** Kurze Nachrichten über Tagesereignisse aus dem Kunstleben aller Länder. — IV. **Kunstgeschichte** und **Antiquitäten** (mit Abbildungen). — V. **Kunstkritik:** Besprechung der öffentlichen Kunst-Ausstellungen, der permanenten Gemälde-Ausstellungen u. s. f. — VI. **Kunstindustrie** und **Technik.** — VII. **Kunstliteratur** und **Album:** Besprechung der bedeutenderen literarischen Werke über Kunst (mit Illustrationsproben), sowie von Werken des Kupferstichs, der Chromolithographie u. s. f. — VIII. **Kunstinstitute** und **Kunstvereine:** Bekanntmachungen derselben, Jahresberichte, Programme und Einladungsschreiben u. s. f. — IX. **Ausstellungskalender:** Fortlaufende Uebersicht der eröffneten und bevorstehenden Ausstellungen des In- und Auslandes (auch Amerikas). — X. **Allgemeines Ausstellungsprogramm:** Systematische Uebersicht über die Einsendungs- und Transportbedingungen aller mitteleuropäischen Ausstellungszyklen.

NB. Inserate — 2 Sgr. die 4spaltige Nonpareillezeile — finden unter allen Kunstfreunden des In- und Auslandes die wirksamste Verbreitung.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Natürliche

Schöpfungsgeschichte.

Von

Dr. **Ernst Haeckel,**

Professor an der Universität Jena.

Dritte verbesserte Auflage.

Mit 15 Taf., 19 Holzschn., 18 Stammbäumen und 19 syst. Tabellen.

Preis: 3 Thlr. 10 Sgr.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Pettenkofer, Dr. Max v., Beziehungen der Luft zu Kleidung, Wohnung und Boden. Drei populäre Vorlesungen gehalten im Albert-Verein zu Dresden am 21., 23. und 25. März 1872. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen. gr. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 24 Sgr.

Kurgästen und **Besuchern** Thüringer Bäder

sowie den Herren

Hoteliers, Inhabern von Restaurationen, Café's etc. etc.

wird hiermit empfohlen:

Das im **dritten** Jahrgang stehende

Bade-Journal.

Central-Organ der Thüringer Bäder

mit

Fremdenliste der Bäder: **Arnstadt, Berka, Elgersburg, Ilmenau, Kösen, Liebenstein, Ruhla, Salzungen, Sulza etc. etc.**

nebst

Bade-, Hotel- und Geschäfts-Anzeiger.

Preis vierteljährlich 12 Sgr. 6 Pfg.

Zu beziehen durch jede Postanstalt. (Nr. 2064 des neuen Nachtrags des Postzeitungskatalogs.)

Inserate pro Spaltzeile 1 Sgr. 6 Pfg.

Verlagshandlung und Expedition

Edmund Rost in Bad Sulza.

☞ Das in Stuttgart herauskommende

Süddeutsche Sonntagsblatt

von Dr. **J. Gisr** gehört unter den vielen gegenwärtig erscheinenden Zeitschriften zu den wenigen, welche, bei einer **reichen Fülle unterhaltender und belehrender Darbietungen,** vorzugsweise die **sittlichen und religiösen Fragen der Gegenwart** — die wichtigsten Anliegen der Menschen — mit Ernst und Freimuth besprechen. Abonnements nehmen alle Postämter und Buchhandlungen, in Stuttgart die Expedition (vierteljährlich zu 40 fr., unter Kreuzband franco gelenbet 45 fr.) entgegen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 24. August 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Ist die Kirche nur als religiöse Gesellschaft zu betrachten? Von Bluntschli. — Karl Theodor von Schön. Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense mitgetheilt von Ludmilla Assing. — Die psychische Entartung der ipanischen Dynastie. Eine psychologische Skizze von Dr. Th. Puschmann. — Literatur und Kunst: Ein Glücklicher! Von Hottei. — Die Mundart und die Pädagogik. Von Klaus Groth. — Offene Briefe und Antworten. An Prof. Dr. Klaus Groth. An Dr. Wilhelm Buchholz. Il carnevale von Donner. — Notizen. — Erklärung. — Inserate.

Ist die Kirche nur als religiöse Gesellschaft zu betrachten?

Zuerst in Nordamerica, dann auch in Europa ist die Meinung in der politischen Welt aufgekommen, daß die Kirche nichts anderes sei als eine religiöse Gesellschaft, ein freier Verein von einzelnen zu gemeinsamer Religionsübung und daß daher die staatlichen Vereinsgesetze vollständig genügen, um die rechtlichen Beziehungen des Staates zur Kirche zu ordnen.

Diese Meinung war dem was die Kirche ihre „Freiheit" nennt, sehr günstig, denn der moderne Staat schützt die Vereinsfreiheit in weitestem Umfang. Er überläßt es den Vereinen sich selber zu constituiren, wie es den Theilnehmern gefällt und sich selbst zu regieren nach ihrer Willkür. Die Kirche gewann in Folge dieser Ansicht völlig freie Bewegung, die Controle des Staates trat zurück, jede Uebung der Staatsaufsicht erschien wie ein Eingriff in die gesellschaftliche Privatfreiheit, wie eine unberechtigte Vormundschaft.

Wir finden es begreiflich, daß jene Meinung vielen gefiel und bald ebenso beliebt wurde, wie sie allgemein verständlich war. In einer Zeit, in der man den Staat selber wie eine bloße Gesellschaft, wie einen freien Verein von Bürgern betrachtete, ließ sich derselbe Gedanke bequem auch auf die Kirche übertragen. Er schmeichelte den einzelnen Gesellschaftern, denn er machte alles von ihrer eigenen Willkür abhängig. Sie mochten der Kirche beitreten oder aus ihr austreten, wie es ihnen beliebte, und wenn sie darin waren, so schien wieder ihr freier Einzelwille über alle gemeinsamen Interessen entscheiden zu können. Aber entsprach diese selbstgefällige und die Eitelkeit Aller kitzelnde Meinung der Wahrheit der Dinge?

Wir haben seit mehr als einem Menschenalter die Begriffe Staat und Gesellschaft zu unterscheiden gelernt. Wir wissen, daß das Volk etwas anderes ist als ein freier Verein von Individuen. Wir erkennen in dem Volk einen lebendigen Gemeingeist und in dem Staate einen mächtigen Organismus, dessen Leben nach Jahrhunderten bemessen wird. Die Einheit des Volkswillens und des Gesetzes und die Einheit der Staatsgewalt sind uns unzweifelhafte staatsrechtliche und politische Grundbegriffe.

Dennoch sehen heute noch viele, welche die organische und persönliche Natur des Staates begriffen haben, die Kirche wie eine bloße Gesellschaft an.

Aber diese gesellschaftliche Auffassung paßt so wenig auf die Kirche wie auf den Staat. Sie entspricht weder der uralten religiösen Ueberlieferung noch der Autorität, welche die Kirche behauptet, noch erklärt sie die organische Natur der Kirche.

Wohl kann es religiöse wie politische Gesellschaften und Vereine geben, aber jene sind nicht die Kirche, so wenig wie diese der Staat. Die Gesellschaft hat ihren Entstehungsgrund in der freien Willkür einer größeren Anzahl von Individuen, die zu einem gemeinsamen Zwecke sich verabreden und denselben durch gemeinsame Leistungen zu erfüllen die Absicht haben. Die religiöse Gemeinschaft der Kirche aber wurzelt nicht in der Willkür, sondern in dem Glauben der Individuen an die göttliche Offenbarung. Die Gesellschaft hat keinen andern Willen, als den die Gesellschafter durch Vereinbarung herstellen, die Autorität der Kirche aber beruft sich auf die Autorität Gottes über die Menschen. In der Gesellschaft ist die Gleichheit aller Gesellschafter die Regel: in der Kirche nimmt der Clerus eine den Laien übergeordnete Stellung in Anspruch. In der römisch-katholischen, aber auch in der griechisch-katholischen und in der bischöflich-englischen Kirche leiten die Bischöfe ihr Recht zu lehren und die Kirche zu regieren nicht von der Wahl der Domcapitel noch von der Ernennung der Könige ab, sondern sie leiten ihr Recht von Jesus Christus selber und von der Ueberlieferung der Apostel ab. Sie sind daher keine Vereinsvorsteher, die von den Vereinsmitgliedern ihre Vollmacht bekommen, sondern Gewehte des Herrn. Wenngleich die protestantischen Geistlichen mit den protestantischen Laien auf dem ebenen Boden der Gleichberechtigung stehen, so sind doch die Reformatoren ebenfalls der Ansicht, daß der Beruf des Predigers und Seelsorgers nicht auf der Willkür der Gemeinde, sondern auf der Nothwendigkeit der göttlichen Einsetzung oder wie sich die Augsburger Confession ausdrückt „auf Gottes Befehl" oder „auf Christus Befehl" beruhe.

Die Kirche ist also nach der Vorstellung der Christen nicht das freie Erzeugniß willkürlicher Verträge, sondern die nothwendige von Gott gesetzte Ordnung des gemeinsamen religiösen Lebens. Sie gründet sich nicht auf den freien Individualwillen, sondern auf das göttliche Gebot.

Weil die Gesellschaft aus dem Vertrage entspringt, so können nur handlungsfähige Personen in dieselbe eintreten. Die Kirche aber erstreckt ihre Sorge auch auf die Unmündigen. Sie nimmt schon das neugeborene Kind in ihre Arme und durch die Taufe in ihre Gemeinschaft auf und leitet und überwacht die religiöse Erziehung desselben. Die spätere Confirmation oder Firmelung ist nicht ein neuer freiwilliger Act des Eintritts in die Kirchengesellschaft, sondern, wie das Wort andeutet, die Bestätigung der ursprünglichen Aufnahme.

Gesellschaften und Vereine sind vergängliche und mannich-

Digitized by Google

soltig wechselnde Verbindungen einzelner Menschen. Sie entstehen und vergehen nach den veränderlichen Bedürfnissen und Neigungen des Tages. Es ist nur zufällig, wenn zuweilen auch Gesellschaften Jahrzehnte, und äußerst selten, wenn sie Jahrhunderte lang fortbestehen. Die Kirche dagegen ist ihrem Principe nach eine dauernde Gemeinschaft, deren Leben notwendig auf Jahrhunderte hin, nach dem kirchlichen Ideal sogar in die Ewigkeit hinein sich fortsetzt. Sie ist von unsterblicher Natur.

Die Gesellschaft hat keine wahre und keine volle Einheit in sich. Sie besteht vornehmlich und wesentlich aus der Vielheit der Gesellschaften und kann nur durch künstliche Mittel dahin gelangen, den zusammenstimmenden Willen Aller als Einen Willen darzustellen oder in Nachbildung der Gesammtpersonen dem Willen der Mehrheit oder von Stellvertretern die Bedeutung des Gemeinwillens zu geben. Im Gegensatze dazu haben schon die Apostel die Kirche Christi wie „Einen Leib und Einen Geist" betrachtet (Paulus an die Epheser 4, 4). Paulus spricht diese Idee mit großer Energie wiederholt aus: „Durch Einen Geist sind wir Alle zu Einem Leibe getauft, wir seien Juden oder Griechen, Knechte oder Freie, und Alle sind wir mit Einem Geiste getränket. Denn auch der Leib ist nicht Ein Glied, sondern viele. So der Fuß spräche, weil ich nicht Hand bin, gehöre ich nicht zum Leibe: so gehöret er darum doch zum Leibe. Wenn der ganze Leib Auge wäre, wo bliebe das Gehör? Wenn ganz Gehör, wo der Geruch? So aber hat Gott die Glieder gesetzet, ein jegliches derselben am Leibe, wie er gewollt hat. — So Ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; so Ein Glied herrlich gehalten wird, freuen sich alle Glieder mit. Ihr aber seid Christi Leib und Glieder, jeder nach seinem Theil" (1. Kor. 12. 12—28). In der christlichen Kirche ist also die Einheit des Leibes und Geistes von Anfang an durch die Person von Christus gegeben, an den sich Alle anschließen wie Glieder Eines Körpers. Mag immerhin der Mann des Rechts und Staats erklären: Das ist eine christlich-religiöse Vorstellung, die dem bürgerlichen und politischen Rechtsbegriffe fremd ist. Er kann sich der Wahrnehmung doch nicht verschließen, daß die Kirche thatsächlich als ein einheitlicher Organismus erscheint, ganz ebenso wie der Staat auch. Wenn er um deswillen den Staat von der Gesellschaft unterscheidet, so zwingen ihn dieselben logischen Gründe, die Kirche von der Gesellschaft zu unterscheiden.

Der Gegensatz der beiden Meinungen wird besonders dann klar, wenn die Machtverhältnisse in Betracht gezogen werden. Die concentrirte und dauernde Rechtsmacht des Staates ist so erhaben über alle Gesellschaften und denselben so überlegen, daß er von denselben nicht leicht etwas zu besorgen hat und, wenn eine Gesellschaft sich staatsgefährlich erweisen sollte, dieser Gefahr leicht Herr wird. Die Einzelnen, aus denen die Gesellschaften bestehen, sind immer schwach im Vergleiche mit dem Staate, d. h. dem machtvoll organisirten Volksganzen. Die Gesellschaften und die Vereine zählen gewöhnlich, wenn es hoch kommt, zu Hunderten, nur selten zu Tausenden von Mitgliedern, und diese Mitglieder sind keineswegs den über ihnen stehenden Vereins-Vorständen mit ihrer ganzen Persönlichkeit unterthänig. Sie erkennen vielmehr die staatliche Obrigkeit und die Staatsgesetze als eine sie beherrschende Macht willig an. Aber die Kirche hat eine selbständige Macht über die Massen, welche unter Umständen auch der Staatsmacht entgegentritt. Sie übt eine Autorität aus über Millionen und bestimmt deren Denkweise und deren Verhalten in einer Weise und Richtung, welche wohl der Politik des Staates ernste Verlegenheiten und Hemmnisse bereiten können.

Wenn es in einem Lande viele kleinere Kirchen und Secten gibt, von denen keine in sich stark und mächtig ist, und wenn überdem diese Kirchen und Secten, wie das von der protestantischen und von der griechisch-katholischen Kirche behauptet werden kann, geneigt sind, sich dem Staate unterzuordnen, so kann der Staat ohne große Gefahr dieselben wohl als Religionsgesellschaften ansehen und wirken lassen. Er mag sich in dieser Betrachtungsweise irren, aber der Irrthum verursacht ihm keinen erheblichen Schaden. Als die gesellschaftliche Theorie in Nordamerica auftam, so dachte man offenbar zunächst an die mancherlei protestantischen „Denominationen". Daraus erklärt sich die Entstehung jenes Irrthums in der Praxis.

Aber ganz anders stellt sich das Verhältniß zu der römisch-katholischen Kirche. Diese ist geradezu eine großartig organisirte universelle Weltmacht, welche sich als solche fühlt und gar wohl im Stande ist, dem Staate als eine ebenbürtige Macht zur Seite und entgegenzutreten. Da wird es lächerlich den römischen Papst mit seiner Hierarchie als bloße gesellschaftliche Vereinsvorstände anzusehen. Die römisch-katholische Weltkirche ist ein einheitlicher Organismus, der eine größere Anzahl von Millionen Menschen mit kirchlicher Autorität einigt und beherrscht, als irgend ein europäischer oder americanischer Staat Bürger zählt und regiert. Sie hat eine geistliche Obrigkeit, einen universellen Monarchen, der außerhalb eines jeden Staatsgebietes und ohne Staatsunterthänigkeit von dem Vatican zu Rom aus die ganze katholische Welt oberpriesterlich führt und leitet. Sie hat große universelle Versammlungen der Bischöfe, welche den Glauben im Namen des heiligen Geistes bezeugen und vorschreiben. Sie hat ein durchgebildetes und wohl ausgestattetes kirchliches Beamtenthum, dessen Glieder alle von Einem Centrum aus geleitet werden und hinwieder auf die Familien und die Massen der Gläubigen einen mächtigen Einfluß üben. Sie verfügt überdem über große Ordenssheere, die wieder von Rom aus dirigirt werden und neben den Bischöfen und Pfarrern in der Art einer Armee von Freiwilligen die Autorität der Kirche ausbreiten.

Der Staat kann eine so gewaltige Macht nicht wie eine bloße Privatgesellschaft, nicht wie eine Actiengesellschaft betrachten. Er wird genöthigt in ihr ein Gesammtwesen zu erblicken, das je nach Umständen ihm selber und seinen Zwecken förderlich sein oder feindlich entgegenwirken kann, unter allen Umständen aber ein ihm ebenbürtiger Organismus und eine Macht ist, die mit der seinigen rivalisiren kann. Die Kirche erscheint ihm dann mit Recht nicht als ein privatrechtlicher Verein, sondern als ein öffentliches Gesammtwesen. Indem der Staat sich selber als das politisch organisirte Volk erkennt, begreift er zugleich die Kirche als die religiöse ebenfalls in Einem Gesammtkörper organisirte Gemeinschaft der Gläubigen. Indem der Staat sich als selbstbewußten nach Außen wirkenden Gesammtmenschen, gleichsam als Mann im Großen fühlt, geht ihm das Verständniß auf für die Kirche als die sich an Christus anschmiegende die innere Gottesgemeinschaft suchende Mutter der Gläubigen, als die Frau im Großen. So wird er durch die Macht der Verhältnisse getrieben ein eigenthümliches Verhältniß zur Kirche zu suchen und dasselbe anders zu bestimmen als gegenüber den Privatgesellschaften.

Bluntschli.

Karl Theodor von Schön,

preußischer Staatsminister und Burggraf von Marienburg.

Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense

mitgetheilt von Ludmilla Assing.

(Schluß.)

Schön an Varnhagen.

Preußisch-Arnau, den 27. Februar 1854.

Ew. Hochwohlgeboren mir sehr werthes Schreiben vom 12. d. M. kam wenige Stunden nach einem schweren Trauerfalle in meiner Familie in meine Hand, und Sie werden damit es gütigst entschuldigen, daß ich jetzt erst darauf antworte.

Digitized by Google

Dem Inhalte Ihres gefälligen Schreibens stimme ich in seinem ganzen Umfange bei.

Bei dem Gegenstande unserer Verhandlung kommt es vor allem darauf an, festzustellen, ob:

1. von einer Biographie im eigentlichen Sinne des Worts oder

2. von einem Bilde der Zeit, in der die darzustellende Person lebte, insofern diese Zeit auf diese Bezug hat,

die Rede sein soll.

Im ersten Fall wäre ein vollständiges Gemälde, ein Bild an sich, mit richtiger Zeichnung, treuem Colorit und angemessenem Clair obscur zu liefern, so daß die Thatsachen als Belege, also nur als Nebensachen dastehen.

Für diesen Fall ist mein Leben nicht reich genug. Bis zu meinem achtundzwanzigsten Lebensjahre war es beinahe nur Schule. Daß Kant (bei dem mein Vater ein Privatissimum gehört hatte) die Vorlesungen bestimmte, welche ich im ersten Universitätsjahre hören sollte und dringend forderte, daß ich erst im dritten halben Jahre zur Einleitung in ein Brodstudium übergehen möge, daß die sogenannten Kammer- oder Regierungsgeschäfte, wie diese behandelt wurden, mir als Referendarius so gemein erschienen, daß das Verlangen zu einer politischen und staatswirthschaftlichen Reise so sehhaft wurde, daß ich drei und ein halb Jahr in Deutschland und in England auf Reisen war; daß Lichtenberg meine Vorbereitung zu der Reise nach England leitete; daß ich durch ihn mit Sir Joseph Banks und Planta und indirect mit Sinclair und Arthur Jung bekannt wurde; daß ich einen Winter über in London oft wöchentlich mit Pozzo di Borgo zusammentraf und sich mit ihm, wie mit Sir Francis Ivernois ein nahes Verhältniß bildete; daß ich den großen Contrast erlebte, beinahe unmittelbar von London auf meine Dienststelle in Bialistock gehen zu müssen; daß ich die Tochter des nachherigen Landhofmeister von Auerswald in Marienwerder heirathete und diese überaus glückliche Ehe mein Empfindungsvermögen wohlthätig entwickelte,

das

sind alles Dinge, welche Interesse für den Freund, aber nicht für die Welt haben können.

Erst im Jahr 1805, als man in einem Journalartikel für die Signatur Schenkendorfs die meinige nahm, und ich dadurch Gelegenheit erhielt, Marienburg als höchstes Kunstwerk seiner Art vom Untergang zu retten, und als ich Anfangs des Jahres 1806 gegen Stein, welcher unser Land, nach dem Vorbilde Oesterreichs, mit unrealisirbarem Papiergeld überschwemmen wollte, auftrat, und mit Hülfe von Büsch, welcher in einer eben herausgekommenen Schrift den Fluch über den preußischen Minister, welcher unrealisirbares Papiergeld verbreiten wollte, aussprach, den Sieg errang, da trat ich erst in's öffentliche Leben, und von dieser Zeit ab habe ich allerdings Ereignisse erlebt, welche wohl allgemeines Interesse erregen können.

Hiernach kann ich nur für die

zweite Alternative stimmen, nach welcher die Person nur Gestalt ist, an welcher die Thatsachen aufgestellt werden. Ist ist dabei nur von der Function eines Sprachrohrs die Rede, welches eine allgemein verbreitete Meinung verkündet, zum Beispiel die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, aber dann steht diese Gestalt auch wieder als Quelle einer zu verkörpernden Idee da, und dies kann ihr wohl allein nur Wichtigkeit geben.

Wenn ich nun alles dieses mir klar vorstelle und dann die Materialien, welche ich zu dem Bilde liefern kann, betrachte, dann finde ich, daß die Hälfte, vielleicht drei Viertel der Notizen, ohne Interesse für den Biographen sein müssen. Besonders in meinen Reisetagebüchern ist so viel Gewerbliches, kleinlich Amtliches und nur augenblicklich Interessantes enthalten, daß nicht der zehnte oder zwanzigste Theil desselben, was da geschrieben ist, für den Biographen von Wichtigkeit sein kann — ich habe freilich nur auf meiner Reise ein Tagebuch geführt, aber auch dadurch einen solchen Widerwillen gegen jede Tagebuchsliteratur bekommen, daß meine übrigen sehr umfangreichen Notizen nur aus einzelnen Thatsachen und Charakterstriken bestehen. Doch werden auch diese Notizen noch sehr viel unnütze Worte enthalten. Diesen verworren durcheinander gemengten Haufen zu sondern und das Brauchbare, was darin ist, zu ordnen, darf man meines Erachtens keinem Manne zumuthen, welcher durch seine Geistesproducte ausgezeichnet vor der Welt steht.

Ich bin daher Willens, zunächst mit Zuziehung eines angehenden Historiters, sobald die Verhältnisse und längeres Tagesticht es gestatten, und ich meine Papiere, welche jetzt zerstreut von mir niedergelegt sind, bei mir wieder vereinigt habe, den chaotischen Berg in seinen einzelnen Theilen zu sondern und in Beziehung auf eine Zusammenstellung derselben als Material zu einem Werke zu läutern, so daß der Mann, welcher zum Werke selbst schreiten will, mit Leichtigkeit ein Bild sich zu stellen im Stande sein wird.

Indem ich nun nicht daran zweifle, daß Ew. Hochwohlgeboren in der Wahl des Weges, wie ich ihn hier angegeben habe, mit mir einverstanden sein werden, behalte ich mir alles Uebrige in unserer Sache bis dahin vor, daß die von mir angegebene historische Frohnarbeit verrichtet ist.

Schön.

So weit waren die Verhandlungen gediehen. Die Vorarbeiten, welche Schön in seinem Schreiben erwähnt, mögen wohl viel Zeit weggenommen haben, oder auch durch das hohe Alter verzögert worden sein. Jedenfalls geschah es, daß den 23. Juli 1856 der Tod ihn ereilte, noch ehe Varnhagen die betreffenden Briefschaften von ihm erhalten hatte. Varnhagen schreibt den 26. Juli 1856 in seinen Tageblättern:

„Die Abendzeitungen bringen die Nachricht vom sanften Tode des Staatsministers von Schön am 23. auf Preußisch-Arnau. Die Versorgung seiner Papiere hat er so lange aufgeschoben, daß nun die Regierung sie wohl übernehmen, d. h. die Papiere im Archiv vergraben wird, bis aller Lebensreiz in ihnen geschwunden ist. Sein Tod betrübt mich, er gehört jedenfalls unter die ausgezeichnetsten Männer Preußens, unter die Männer Kant'scher und Fichte'scher Bildung."

Möchte die Varnhagen'sche Befürchtung sich nicht bewahrheiten und Schöns Nachlaß bald an's helle Tageslicht der Literatur treten! —

Zum Schlusse lassen wir noch einige pikante Charakterzüge und Anekdoten folgen, die Varnhagen über den merkwürdigen und originellen Mann aufgezeichnet:

„Im Jahre 1813 rief Stein bei Tisch einmal seinem Freunde Schön in leidenschaftlicher Aufregung zu: ‚Wenn Ihr Schwager Langenau uns in die Hände fällt, lassen wir ihn gleich an den Galgen hängen!' Schön, in der Gesinnung einverstanden, aber doch durch solche Aeußerung verletzt, erwiderte scharf: ‚Dann werden wir auch Ihre Nichte Senfft-Pilsach in's erste Spinnhaus stecken, als erklärte Franzosenfreundin!' Nun war wieder Stein verletzt, entgegnete aber doch: ‚Dagegen habe ich nichts, und ich gebe ihren Mann noch dazu.'

Frau von Senfft-Pilsach war die Tochter von Steins Schwester, Gräfin von Werther auf Neunheiligen, Gemahlin des sogenannten spanischen Werthers, welche die Hauptzüge zu der Gräfin im „Wilhelm Meister" geliefert hat."

„Der Oberpräsident von Schön aus Königsberg sagte in Berlin, wohin er zu einer Berathung gezogen war, dem Finanzminister von Motz, der Geldschwierigkeiten erhob: ‚Ach was, Geld ist Dreck!' Motz erwiderte: ‚Zugegeben! Aber dagegen ist Dreck nicht Geld.'"

„Der Oberlandforstmeister von Burgsdorf wurde als außerordentlicher Commissar nach Preußen gesandt, um die Forstsachen zu ordnen, und war in dieser Eigenschaft unabhängig von dem Oberpräsidenten von Schön, stand nur unter dem Minister. Dies war für Schön sehr unangenehm, und

Digitized by Google

er machte Burgsdorfen den raschen Antrag: „Lassen Sie die Federleute in Berlin, vereinigen Sie sich mit mir und wir wollen zusammen etwas Großes zu Stande bringen!“ Burgsdorf aber lehnte dies ab und hielt sich an die von dem Minister empfangenen Weisungen. Schön war mißvergnügt und empfindlich, jedoch in seinem Amtswirken für Burgsdorf nach besten Kräften günstig und förderlich. Als er nach einiger Zeit erkannte, daß Burgsdorf gute Anstalten traf, die Wälder nutzbar machte, auch Ackerfeld und Wiesen schuf — von letzteren zur Zeit 6000, am Ende 20,000 Morgen — pries und rühmte er ihn aller Orten und benahm sich wie ein herzlicher Freund.“

„Als Droysen nach Königsberg kam, um die Hülfsmittel für die Biographie Yorcks einzusammeln, gewann er sehr die Gunst und das Vertrauen Schöns, der ihm auch die Herausgabe der eigenen Denkwürdigkeiten übertragen wollte. Nach dem Erscheinen der Yorck'schen Biographie jedoch war Schön sehr aufgebracht und verlangte von Droysen kurz und gut, er solle den einen Theil ganz umschreiben und als Wahrheitsfreund offen bekennen, daß er die Sachen nicht richtig dargestellt habe; nämlich den Theil, der die Ereignisse in Preußen zur Zeit der Yorck'schen Convention betrifft. Schön will bei diesen Ereignissen weder für Stein noch für Yorck die Hauptrolle und das Hauptverdienst anerkennen, sondern sich selber beilegen. — Droysens Weigerung hatte die völligste Entzweiung zur Folge.“

Der in dem ersten Aufsatz*) erwähnte Entwurf des sogenannten Stein'schen politischen Testamentes, von der Hand Schöns, lautet:

An den Staatsrath.

Geschrieben im November 1808.
Heute würden einige Punkte anders zu stehen kommen. S.
Den 8. September 1848.

Die Umstände, deren Darstellung es nicht bedarf, fordern meinen Austritt aus dem Dienst des Staates, für den ich lebte, und für den ich leben werde. In den äußeren Verhältnissen waltet bekanntlich die Nothwendigkeit so stark und mächtig, daß die Stimme eines Individuums darin wenig vermag. In die Verwollkommnung des Innern setzte ich mein Ziel. Es kam darauf an, die große Disharmonie zu lösen, die im Volke stattfindet, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, zu vernichten und die Möglichkeit gesetzlich aufzustellen, daß jeder aus dem Volke seine Größe nach Gefallen in moralischer Richtung entwickeln könne, und so das Volk zu nöthigen, daß es seinen König und sein Vaterland so liebe, daß es den Verlust von Gut und Leben für das Vaterland für einen Gewinn halte. Mit Ihrem Beistande, meine Herren, ist schon viel geschehen. Der letzte Rest der Sklaverei, die Erbunterthänigkeit, ist vernichtet, und als unerschütterlicher Grundpfeiler jedes Thrones, der Wille freier Menschen gegründet, die Unbeschränktheit des Rechts auf Grundeigenthum ist proclamirt, dem Volke ist die Befugniß wiedergegeben, sein erstes Lebensbedürfniß selbst bereiten zu können, die Städte sind für mündig erklärt, und mehrere weniger wichtige Bande, welche nur Einzelnen nützten, und dadurch die Vaterlandsliebe lähmten, sind gelöst. Wenn das, was bis jetzt geschah, mit Festigkeit aufrecht erhalten wird, so sind nur noch wenige Hauptschritte zu thun. Ich nehme mir die Freiheit, sie Ihnen angelegentlichst aufzuzählen, nicht um Ihre Handlungen dadurch zu leiten, denn Sie, Ihre Einsicht und Ihr Patriotismus bedürfen seiner Leitung, sondern um Ihnen zu Beurtheilung meiner Handlungen einen Maßstab zu geben.

1. Die Regierung kann nur von der höchsten Gewalt ausgehen. Sobald das Recht, die Handlungen eines Mitunterthan bestimmen oder leiten zu dürfen, mit einem Grundstück ererbt oder erkauft werden darf, verliert die höchste Gewalt ihre Würde und der getrünkte Unterthan kann dem Staat, in dem er lebt, nicht durchaus ergeben sein. Nur der König sei Herr, insoferne dieser Ausdruck die Polizeigewalt bezeichnet, und sein Recht übe nur der aus, dem er es jedesmal überträgt. Es sind schon Vorschläge zu Ausführung dieses Princips von Seiten des Generaldepartements gemacht.

2. Derjenige, der Recht sprechen soll, hänge nur von der höchsten Gewalt ab. Wenn die höchste Gewalt einen Unterthan nöthigt, da Recht zu nehmen, wo der Richter in Absicht seiner Erhaltung von dem Gegner abhängt, dann schwächt sie selbst den Glauben an unerschütterliches Recht, zieht sich selbst von der hohen Stufe herab, auf der sie stehen muß, und vernichtet den Glauben an ihre Güte und die Möglichkeit für sie zu leben und zu sterben. Die Aufhebung der Patrimonial-Jurisdiction ist bereits eingeleitet. Die Erbunterthänigkeit ist vernichtet, aber es bestehen in einigen Provinzen noch Gesinde-Ordnungen, welche die Freiheit des Volks lähmen. Man hat ferner Versuche gemacht, wie der letzte Bericht der Civil-Commissarii der Provinz Schlesien zeigt, durch neue Gesinde-Ordnungen die Erbunterthänigkeit in einzelnen Punkten wiederherzustellen. Von dieser Seite wird der heftigste Angriff auf das erste Fundamentalgesetz unseres Staats — unsere Habeas Corpus-Acte — geschehen. Bisher schienen mir diese Versuche keiner Beachtung werth, theils weil sie nur einige Gutsbesitzer machten, die nicht das Volk, sondern nur der kleinste Theil desselben sind, insbesondere aber weil niemals die Rede davon sein konnte, diesen Einzelnen auf Kosten der Persönlichkeit zahlreicher Mitunterthanen einen Gewinn zuzuwenden. Es bedarf meiner Einsicht nach keiner neuen Gesinde-Ordnung, sondern nur der Aufhebung aller vorhandenen. Das was das Allgemeine Landrecht über das Gesindeverhältniß enthält, hatte ich für durchaus zureichend.

In diesen drei Sätzen ist der Freiheit der Unterthanen ihr Recht und ihre Treue gegen den König gegründet, und alle Bestimmungen, die hiervon ausgehen, können nur Gutes wirken. Das nächste Erforderniß scheint mir:

4. Eine allgemeine Nationalrepräsentation. Heilig war mir und bleibe uns das Recht und die unumschränkte Gewalt unseres Königs! Aber damit dieses Recht und diese unumschränkte Macht das Gute wirken kann was in ihr liegt, schien es mir nothwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volkes kennen lernen und ihren Bestimmungen Leben geben kann. Wenn dem Volke alle Theilnahme an den Operationen des Staats entzogen wird, wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Communalangelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, das Gouvernement theils gleichgültig, theils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten. Daher ist Widerstreit, oder wenigstens Mangel an gutem Willen bei jeder Aufopferung für die Existenz des Staats. Wo Repräsentation des Volks unter uns bisher stattfand, war sie höchst unvollkommen eingerichtet. Mein Plan war daher, jeder active Staatsbürger, er besitze 100 Hufen oder eine, er treibe Landwirthschaft oder Fabrication oder Handel, er treibe ein bürgerliches Gewerbe oder werde durch geistige Bande an den Staat geknüpft, hat ein Recht zur Repräsentation. Mehrere mir hiezu eingereichte Pläne sind von mir vorgelegt. Von der Ausführung oder Beseitigung eines solchen Plans hängt das Wohl und Wehe unseres Staates ab, denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden.

5. Zwischen unseren beiden Haupt-Ständen, dem Adel und dem Nichtadel herrscht durchaus keine Verbindung. Wer aus einem Stande in den anderen übergeht, muß den Stand, den er hatte, verlassen. Dies hat nothwendig die Spannung, welche existirt, erzeugen müssen. Der Adel ist, wenn er den Werth haben soll, den man ihm beilegen kann, zu zahlreich und wird täglich zahlreicher. Bei dem Gewerbe, das er zeit-

*) Seite 69. 1. Spalte den dort mitgetheilten Brief Schöns an Varnhagen vom 8. September 1848. D. Red.

Digitized by Google

her allein trieb, bei dem Staatsdienst, den er zeither ausschließlich bekleidete, hat zu Erhaltung des Ganzen Concurrenz verstattet werden müssen. Der Adel wird daher zu Geschäften und Gewerben schreiten müssen, die mit der Auszeichnung, die er wegen seiner Geburt erlangt, im Widerspruch stehen. Er wird dadurch Gegenstand des Spottes und verliert, was daraus leicht folgt, die Achtung, die ihm schon als Staatsbürger gebührt. Jeder Stand fordert jetzt abgesondert den besonderen Beistand der höchsten Gewalt, und jedes Gute, jedes Recht, was dem einen erzeigt wird, betrachtet der andere als eine Zurücksetzung. So leidet der Gemeingeist und das Vertrauen, das das Gouvernement haben soll. Diese Ansicht hat mich bei Aufstellung des Planes geleitet, den ich Ihnen, meine Herren, mitgetheilt habe, über die dem Adel zu gebende Verfassung. Durch eine Verbindung des Adels mit den anderen Ständen wird das Andenken an edle Handlungen, welche der Verewigung werth sind, in einem höheren Grade erhalten werden. Diese Verbindung wird zugleich

6. die allgemeine Pflicht zu Vertheidigung des Vaterlandes lebhaft begründen, und auch diese Allgemeinheit muß nothwendig gleichen Eifer für die Regierung in jedem Stande erzeugen. Nur der Bauernstand wird deshalb, weil er durch Erbunterthänigkeit so lange zurückgehalten wurde, einiger positiven Unterstützung zu Erhöhung seines persönlichen Werths noch bedürfen. Hieher zähle ich

7. die Aufstellung gesetzlicher Mittel zu Vernichtung der Frohnen. Bestimmte Dienste, die der Besitzer eines Grundstücks dem eines andern leistet, sind an sich zwar kein Uebel, weil persönliche Freiheit dabei stattfindet, aber diese Dienste führen eine gewisse Abhängigkeit und eine Willkür bei der Behandlung des Dienenden mit sich, die dem Nationalgeist nachtheilig ist. Der Staat darf nur die Möglichkeit der Aufhebung desselben, sowie er die Gemeinheitsauseinandersetzungen befördert, gesetzlich feststellen, so daß jeder Ausgleichung unter bestimmten Bedingungen verlangen kann. Dies wird zureichen, um bei dem Forschritte des Volks, der aus dem jener Fundamentalstützen nothwendig folgen muß, die Dienenden zu veranlassen, sich dieses Rechts zu bedienen. Damit aber

8. alle diese Einrichtungen ihren Zweck, die innere Entwicklung des Volks, vollständig erreichen, und Treu und Glauben, Liebe zu König und Vaterland in der That gedeihen, muß der religiöse Sinn des Volks neu belebt werden. Vorschriften und Anordnungen allein können dies nicht bewirken. Doch liegt es der Regierung ob, mit Ernst diese wichtige Angelegenheit zu beherzigen, durch Entfernung unwürdiger Geistlichen, Abmahnung leichtsinniger und unwissender Candidaten und Verbesserung der theologischen Vorbereitungsanstalten, die Würde des geistlichen Standes wiederherzustellen, auch durch eine angemessene Einrichtung der Pfarrabgaben und durch Vorsorge für anständige Feierlichkeit des äußerlichen Gottesdienstes die Anhänglichkeit an die kirchlichen Anstalten zu befördern.

9. Am meisten aber hierbei, wie im Ganzen, ist von der Erziehung und dem Unterricht der Jugend zu erwarten. Wird durch eine, auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft von Innen heraus entwickelt und jedes edle Lebensprincip angeregt und genährt, alle einseitige Bildung vermieden, und werden die bisher oft mit seichter Gleichgültigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Kraft und Würde des Menschen beruht, Liebe zu Gott, König und Vaterland, sorgfältig gepflegt, so können wir hoffen, ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen.

Alle kleineren Mängel unserer Verfassung, namentlich unserer Finanzeinrichtungen, werden gewiß bald sich heben, wenn nur die obigen Ansichten mit Ernst verfolgt werden. Ich darf Ihnen Glück wünschen, meine Herren, zu diesem Geschäfte berufen zu sein, und steht Ihnen auch manche Schwierigkeit bevor, so wird doch die Wichtigkeit des Werks, und der entschiedene auch durch die neuen Militär- und Civileinrichtungen bewährte Wille und beharrliche Sinn des Königs Ihren Muth stärken und Ihnen das Gelingen Ihrer Bemühungen zusichern.

Die psychische Entartung der spanischen Dynastie.

Eine psychologische Skizze von Dr. **H. Puschmann** in München.

Es ist ein Segen unseres modernen Parlamentarismus, daß er die Macht besitzt, den unheilvollen Einfluß eines unfähigen Monarchen zu schwächen und zu beseitigen, während er andererseits einem tüchtigen genialen Fürsten Macht und Kraft genug gewährt, um seinem Volke das Glück einer weisen Regierung zu spenden. In der absoluten Monarchie ist der Regent die Sonne, um die sich Alles dreht, von der alles politische, sociale und geistige Leben ausströmt. Wenn aber das Herz des Staates elend und krank ist, so ergießt sich von dort das Gift einer verkommenen Existenz durch alle Adern des Staats- und Culturlebens und das unglückliche Volk siecht dahin unter dem Pesthauche einer entarteten Fürstenfamilie.

Das stolze tapfere Volk der Spanier hat Jahrhunderte lang unter dem Drucke einer Dynastie gescḧmachtet, welche in Lastern und Verbrechen groß geworden, den Keim der körperlichen und geistigen Entartung in sich tragend und weiter entwickelnd, allmählich ihren sittlichen und geistigen Ruin herbeiführte, — einer Dynastie, welche während dieser Zeit ihr Volk bis an den Rand des Verderbens brachte und der menschlichen Cultur eines der schönsten Länder Europas, eines der edelsten und besten Völker der Erde geraubt hat.

Der Geschichtsforscher, der den Schmutz des spanischen Regentenhauses durchwühlen muß, wendet sich mit Ekel und Grausen ab; der Psycholog findet, wenn er ihm in dem Labyrinth menschlicher Verirrungen folgt, manches Räthsel, dessen Lösung er vergebens versucht, zu dessen Erklärung vielleicht nur der Psychiater einige Anhaltspunkte zu geben vermag.

Bei den Geisteskrankheiten spielt die „Erblichkeit“ als pathogenetisches Moment die hervorragendste Rolle. Freilich bedarf es zum Ausbruch des Irrsinns außer der erblichen Disposition noch anderer Ursachen, welche in körperlichen Krankheitszuständen oder in den äußeren Lebensverhältnissen, schweren Schicksalsschlägen u. dgl. liegen können. Wie daher die vorhandene Krankheitsanlage aus Mangel solcher weiteren Momente gerade bei den nächsten Anverwandten zuweilen latent bleibt, so kann sie beim Vorhandensein derselben an nahen Seitenverwandten oder oft erst in der 2. und 3. Generation wieder hervortreten und zur Entwicklung kommen. — Auch darf dabei die Verwandtschaft der eigentlichen Geisteskrankheiten, d. h. der Störungen der Intelligenz, der Gefühle und des Willens mit den sogenannten Nervenkrankheiten, den Anomalieen der Motilität und Sensibilität nicht unberücksichtigt bleiben. In derselben Familie, aus demselben Stamme entstehen oft neben vollsinnigem Irrsinn Epilepsie, Chorea (Veitstanz), Hysterie und — Genialität. Das anomale Nervensystem, das in seiner künftigen Entwicklung schon im Embryo gelegen ist, kann sich zu den verschiedensten Erscheinungsformen gestalten. Dieselbe von den Erzeugern ererbte Anlage, dieselbe reizbare Schwäche und leichtere Erregbarkeit der cerebralen Processe kann den Menschen unter gewissen Bedingungen in's Irrenhaus führen, zum Selbstmord treiben oder zum Verbrecher machen, während er unter günstigen Verhältnissen, bei ungetrübter körperlicher Gesundheit und glücklicher zufriedener Lebenslage vielleicht als ein viel bewunderter Genius seine Zeit mit neuen Ideen befruchtet, dem die Welt um seiner Größe willen die Sonderbarkeiten und Excentricitäten verzeiht, welche sie bei einem Anderen verlacht und verspottet.

Der bekannte Psychiater Morel theilt deshalb die erblichen Seelenstörungen sehr treffend ein in

1) solche, die sich i. W. nur als eine ungemeine Reizbarkeit, eine Steigerung des nervösen Temperamentes ihrer Eltern aussprechen (Nervöse);

Digitized by Google

2) solche, die sich bei ziemlich erhaltener Intelligenz durch Verkehrtheiten und Sonderbarkeiten äußern, die also nur in der Sphäre des Gemüthes und des Charakters abspielen (moral insanity);

3) solche, bei denen auch die Intelligenz getrübt ist und eine allgemeine Schwäche und Trägheit des Geistes besteht (Stumpfsinn, Stupidität);

4) die vollständige Nullität des Geistes (Blödsinn, Idiotismus, Cretinismus).

Alle diese verschiedenen pathologischen Zustände können in einer Familie vertreten sein, welche sie dann, von Generation zu Generation an Intensität und Schwere zunehmend, dem Untergange, dem sterilen Blödsinn zuführen, wenn dem unaufhaltsam fortschreitenden Verfalle nicht durch bessere Einflüsse, z. B. durch Heirathen und Verbindungen mit gesunden Geschlechtern, Einhalt geboten wird. Morel erzählt die Geschichte einer Familie, die als typisches Beispiel rasch zunehmender Entartung dienen mag (s. Maudsley).

I. Generation: Immoralität. Excessiver Alkoholgenuß. Rohe Verkommenheit.

II. „ Hereditäre Trunksucht. Maniakalische Anfälle. Allgemeine Paralyse (Lähmung).

III. „ Nüchternheit. Hypochondrie. Lypemanie. Wahnsinn. Neigung zum Selbstmord.

IV. „ Schwäche der Intelligenz. Stupidität. Erster Anfall von Manie im Alter von 16 Jahren. Uebergang zum völligen Idiotismus und Aussterben der Familie.

Diese durch Generationen hindurch sich fortsetzende Entartung ist eine retrograde Bewegung, entgegengesetzt jener progressiven Specialisirung und stets zunehmenden Vielseitigkeit, welche charakteristisch für die fortschreitende Entwicklung des menschlichen Geistes ist.

Einen anderen interessanten Fall von psychischer Entartung in einer Familie erzählt Lautard (s. Griesinger): Mann und Frau werden geisteskrank und endigen durch Selbstmord, jener durch den Strang, diese im Wasser. Sie hinterlassen 3 Kinder. Die älteste Tochter vergiftet sich im 24. Jahre, nachdem sie längere Zeit in Prostitution gelebt; der Sohn erwürgt sich im 21. Jahre, eines Meuchelmordes angeklagt; die jüngste Tochter stürzt sich, im 6. Monat schwanger, von einem Dache herab; sie hinterließ einen Sohn, der schon sehr jung öfter in's Gefängniß gesteckt wurde und dann als Abenteurer nach Egypten ging.

Auch die spanische Dynastie zeigt den von Generation zu Generation fortschreitenden geistigen und körperlichen Verfall, der, nur selten durch eine Vermischung mit gesundem Blut aufgehalten, zur moralischen und intellectuellen Verkommenheit und zur physischen Impotenz führen mußte; von der sittenlosen Isabella an, welche in unsern Tagen durch ihre scandalöse Aufführung öffentliches Aergerniß und allgemeine Verachtung erregte, lassen sich die Spuren der psychischen Degeneration verfolgen bis in's 14. Jahrhundert, bis zu Ferdinand IV. von Castilien.

Derselbe war noch ein Kind, als sein Vater starb. Unter der Leitung seines Onkels Johann, der ebenso charakterlos wie herrschsüchtig, einst an der Seite der Ungläubigen gegen sein Vaterland gekämpft und dabei Grausamkeiten verübt hatte, die selbst die Araber schaudern machten, wuchs Ferdinand zum erbärmlichen rohen Wüstling heran. Nachdem er seine verständige Mutter, die ihm mit frommen Ermahnungen lästig fiel, verstoßen hatte, wollte er seinen Oheim umbringen lassen. Seine ungerechte grausame Regierung machte ihn in wenigen Jahren so verhaßt, daß die Volksmeinung seinen plötzlichen Tod der strafenden Gottheit zuschrieb.

Ihm folgte Alfons XI. Wir übergehen die Streitigkeiten und Kämpfe um die Vormundschaft des jungen Königs, in denen sein Großoheim Johann wieder seine bestialische Natur zeigte und erwähnen nur, daß, um denselben ein Ende zu machen und dem Lande den Frieden zu geben, Alfons schon im 15. Lebensjahre für mündig erklärt wurde. Leider erfüllte er die Hoffnungen seines Volkes nicht.

Seiner despotischen Willkür, seinen Leidenschaften und Begierden, dem Hasse, der Habsucht und der Wollust opferte er jede Rücksicht, jedes Interesse seiner Familie und seines Landes. Seinen Verwandten, Johann den Garstigen, ließ er unter dem Vorwande des Verrathes aus Habsucht umbringen; seine Braut verstieß er und hielt sie in Haft, um von ihrem Vater ein Lösegeld zu erpressen; seine spätere Gemahlin, eine portugiesische Prinzessin, mißhandelte er auf die empörendste und rohste Weise, um sich seiner Maitresse, Eleonore de Guzman, welcher königliche Ehren erwiesen werden mußten, gefällig zu zeigen. Die verächtlichsten und erbärmlichsten Subjecte waren seine vertrauten Freunde und Rathgeber, welche das arme Volk so lange knechten und auf jede denkbare Weise aussaugen durften, bis ihre aufgehäuften Reichthümer den Neid des Königs erregten, der sie dann ohne Umstände umbringen ließ und sich ihrer Schätze bemächtigte.

Die Pest befreite das Land 1350 von dem königlichen Blutsauger, um es einem Ungeheuer zu überliefern.

Wenn Laster und Verbrechen „Krankheiten der Seele“ und gleichsam eine Vorstufe des Wahnsinns sind, wenn, wie Esquirol sagt, die moralische Alienation das eigentliche Charakteristikon der Seelenstörung ist, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn uns in Alfons Sohne, Peter dem Grausamen, ein Mann entgegentritt, dessen Thaten entschieden mehr vor das Forum des Psychiaters als des Juristen gehören.

Seine Mutter war die unglückliche Maria, die Schwester des Königs von Portugal, welcher, wie der Chronist erzählt, nach dem Tode seiner Gemahlin Tage lang in Raserei verfallen und wie von Sinnen umhergeirrt war; aus einer zu Geisteskrankheiten disponirten Familie entsprossen, von Natur leicht reizbar und durch die jahrelangen Kränkungen und Mißhandlungen, welche sie um ihrer Nebenbuhlerin willen hatte erdulden müssen, der Verzweiflung und dem Wahnsinn nahe gebracht, bewog sie ihren Sohn, furchtbare Rache zu nehmen an ihren Feinden. Eleonore wurde ihrer Güter beraubt und auf grausame Weise hingerichtet; ihre beiden jüngsten Söhne im Alter von 14 und 18 Jahren ließ Peter später ebenfalls umbringen; die anderen hatten sich durch die Flucht dem sicheren Tode entzogen.

Das jugendliche Gemüth des 16jährigen Königs fand Geschmack an den Grausamkeiten, welche man ihn lehrte. Der junge Tiger hatte Blut geleckt und konnte bald seiner unersättlichen Blutgier nicht genug frohnen. Greuelthaten und Blutspuren bezeichneten den Weg, der dem Könige Peter den Beinamen des Grausamen erwarb. Wenn man auch mit der Verwilderung der damaligen Sitten, dem Uebermuth der Ritterschaft u. s. w. manche der Handlungen Peters entschuldigen mag, so bleiben doch noch genug übrig, welche nur die Verkommenheit und Entartung seiner Seele zu erklären vermag. „Er beging unerhörte Frevelthaten und trotzte göttlichen und menschlichen Gesetzen.“ (Schlosser's Weltgesch.)

Seine Braut, Blanca von Bourbon, ließ er nach ihrer Ankunft in Spanien Monate lang vergeblich warten, während er absichtlich im Süden blieb; am Tage nach der Vermählung verstieß er sie, hielt sie Jahre lang in strenger Haft und ließ sie endlich im Kerker umbringen. Er lag vollständig in den Fesseln seiner Geliebten, der wollüstigen Padilla, die ihm auch mehrere Töchter gebar. Als dieselbe, von Gewissensbissen gefoltert, sich in ein Kloster zurückgezogen hatte, verliebte er sich in eine junge schöne Wittwe, mit der er sich, da sie nicht seine Maitresse werden wollte, durch den Priester trauen ließ, trotzdem damals seine Gattin Blanca noch lebte und er auch mit der Padilla heimlich vermählt war, wie er später eidlich versicherte. Bald nachdem er in ihren Armen seine Wollust befriedigt hatte, verstieß er auch sie und suchte ein neues Opfer.

Peter scheute sich ebensowenig die Gebote der Religion und der Kirche zu übertreten, wie er den Gesetzen der Menschlichkeit und der öffentlichen Meinung Hohn sprach, wenn sie mit seinen niedern Leidenschaften in Conflict geriethen. Bald machte er sich lustig über den Papst und verspottete und verfolgte die Diener der Kirche; bald heuchelte er die aufrichtigste Frömmigkeit und suchte durch die eruiedrigendsten Demüthigungen ihre Gunst zu erringen, wenn er für irgend eine Unternehmung überirdische Hülfe nöthig zu haben glaubte.

So zeigt sich Peter in seinem ganzen Leben; wankelmüthig, von einem Extrem zum andern springend, feig und grausam, heimtückisch und boshaft, ohne Principien und ohne Charakter. Ein Sklave seiner Begierden folgte er triebartig der jeweiligen Stimmung, der momentanen Regung, weil ihm ein starkes Ich mangelte, das den schweren Kampf zwischen den die Befriedigung seiner Lüste maßenden und den von den Gesetzen der Moral und Humanität gegebenen

Digitized by Google

Vorstellungen zu Gunsten der letzteren zu entscheiden vermochte. Es war dies auch kein Wunder, wo wie bei Peter die Erziehung so ganz und gar verfäumt hatte, die letzteren zu erwecken und zu befestigen und einen Charakter heranzubilden. Mit der Erbschaft eines „irren Temperamentes" beladen, von Eltern stammend, welche ganz entschieden nicht mehr in der normalen Breite der geistigen Gesundheit wandelten, hätte Peter einer ganz ausgezeichneten Erziehung und sehr günstiger äußerer Verhältnisse bei ungetrübter körperlicher Gesundheit bedurft, um geistig völlig zu gesunden. Wäre Peter in bürgerlichen Verhältnissen erzogen worden, so hätten die Gesetze der Gesellschaft, die Autorität seiner Erzieher u. s. w. seinen regelwidrigen Handlungen ein Ziel gesetzt; der Herrscher durfte ungestraft Gesetz und Herkommen verachten und die scheußlichsten Greuelthaten begehen.

Wir müssen noch einige der gröbsten Verbrechen, welche der Despot in seiner krankhaften Willkür verübte, anführen, um sein Bild zu vervollständigen.

Einen seiner Halbbrüder ließ er heimlich umbringen, um sich der Gemahlin desselben, die wegen ihrer Schönheit berühmt war, bemächtigen zu können. Als sich die unglückliche Wittwe in ein Kloster geflüchtet hatte, um Schutz zu suchen vor den widrigen Umarmungen des Königs, und dieser ihr auch dorthin gefolgt war, ohne Achtung vor dem stillen Frieden des Gotteshauses, da soll sie ihren schönen Leib auf das furchtbarste entstellt haben, um seiner ekelhaften Wollust zu entgehen: eine Heldenthat, die für ewig in dem Gedenkbuche der Frauenehre aufgezeichnet zu werden verdient. — Einen andern Bruder ließ er unter dem Vorwande des Verrathes mit Keulen erschlagen, ebenso den Prinzen Johann von Arragonien nebst seiner Gemahlin und Mutter. Den arabischen Fürsten Abu Saïb lockte er durch freundliche Einladungen an seinen Hof und als dieser mit seinem ganzen Hofstaat und vielen Schätzen bei ihm erschien, beraubte und tödtete er ihn. Als ihm ein Mönch erzählte, daß ihm der heilige Dionys erschienen sei und die Thaten des Königs getadelt habe, ließ Peter den Visionär verbrennen. Aber die Stimmen der Warnung mehrten sich und die Erbitterung gegen den unmenschlichen Despoten wuchs. Endlich stellte sich Heinrich von Trastamara, Peters Halbbruder, an die Spitze der Unzufriedenen und der König mußte nach der Provinz Gallicien fliehen, wo er sich vielleicht behauptet hätte, wenn ihn nicht seine Habsucht getrieben, den greisen Erzbischof, auf dessen Einfluß er sich stützte, zu ermorden. Er suchte nun Hülfe im Auslande, die ihm auch gewährt wurde und ihm wieder zu seiner Krone verhalf, freilich nur für kurze Zeit; denn schon nach wenigen Monaten erhob sich das Land auf's neue gegen den Tyrannen und Peter wurde von seinem Bruder und Nachfolger umgebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Ein Glücklicher!

Was ist Gegenwart?

Mich will mitunter bedünken, es gebe gar keine. Wenigstens nicht für mich. Leben wir nicht meistentheils in Vergangenheit oder Zukunft? In jener mit unsern Erinnerungen, in dieser mit unsern Hoffnungen? Die letzteren täuschen gar zu gern; das erstrebte, ersehnte Glück aber bringen auch ausnahmsweise sich erfüllende selten; etwas mangelt immer, daß es vollkommen sei. Wie Emanuel Geibel rührend schön sagt: „Doch was so hoch mir war, so lieb, mir ward es — und die Sehnsucht blieb!" oder wie Anastasius Grün mit furchtbarer Wahrheit ausspricht: „und daß wir glücklich waren, wissen wir erst, wenn wir es nicht mehr sind".

Ja wird im besten Falle sogar die Gegenwart nicht schon während des Genusses zur Vergangenheit? Wem hat Gegenwart gehalten, was sie ihm verhieß, da sie noch Zukunft war? Das ist eine Gewissensfrage, die nicht ein Jeder ganz offen und wahr beantworten möchte.

Doch eine nehm' ich aus; ich meine die Wochenschrift „Gegenwart", für welche ich nachstehende kleine Geschichte niederschrieb. Diese hält mehr als sie verhieß. Und das erschwert meinen Versuch ihr einen zusagenden Beitrag zu liefern.

„Kleine Geschichte!" Leicht gesagt, keineswegs leicht gethan. Eine kleine, kurze Geschichte, welche in ihrer Kürze dennoch geben soll, worauf es ankommt .... das ist ein Steinchen, über welches am häufigsten Derjenige stolpert, der gewöhnt war auf räumlichem Plateau mehrbändige (gleichsam unbändige) Romane auszubreiten; ein Handwerk, das die Letztzeit uns legen will. Was bilden, fragt sie, die liebe Letztzeit, geschwätzige Büchermacher sich ein, daß sie in ihre Erzählungen abschweifende Gedanken, Ansichten ꝛc. wie Monologe willkürlich einflicken? Erzählen sollen sie. Für's Erzählen werden sie bezahlt. In gedrungener Form erzählen was Thatsache heißt. Unsere Meinungen darüber werden wir uns dann selbst bilden, die ihrigen sollen sie für sich behalten. Die heutige Weltrichtung hat keine Muße sich auf Nebenideen einzulassen, oder gar auf Bemühungen um leidlichen Stil und derlei Allotria zu merken. Erzählen, berichten, Raum und Papier sparen, wie die Tagesnachrichten über Todschlag, Mord, Diebstahl, Betrug, Schlägereien und ähnliche amüsante Neuigkeiten abgefaßt werden! Nur rasch; nur mit Dampf! — In sich aufnehmen ... still genießen ... vielleicht auch noch in der Seele ergriffen zu langem Nachsinnen gezwungen sein sollen? ... „Is nich!" Ist längst nicht mehr. —

Da heißt's denn: raff' Dich zusammen; koche Dein bischen Stoff behutsam ein und bemühe Dich einen comprimirten Extract darzustellen, der wenig Platz einnimmt, doch dabei einigen Gehalt bietet. Was sich zu mehreren Bänden verdünnen ließe, dränge' es in wenige Columnen zusammen. So entsteht eine kurze Geschichte. Viele Leute nennen das „Novelle" (auch „Novellette", was sich abscheulich anhört). Zu meiner Schande muß ich bekennen, daß ich trotz vielfältiger Belehrung über den Unterschied zwischen beiden noch nicht erlernt habe ihn festzuhalten. Und wenn davon geredet wird, fällt mir immer der altberühmte Berliner Arzt ein, der dringende Fragen nach dem Unterschiede zwischen rheumatischen und gichtischen Schmerzen einst in lustiger Weinlaune höchst unwissenschaftlich dahin löste: „Wo's recht weh thut, ist's rheumatisch; wo's aber ganz entsetzlich weh thut, ist's gichtisch."

Sei's nun gichtisch, sei's rheumatisch; sei's Novelle, sei's Erzählung. 's stammt aus dem Leben. Erzählt soll's werden.

Roderich war, obwohl um beinahe drei Jahre älter denn ich, mein Schulfreund gewesen, so lange wir beide Kinder hießen. Beim Uebergange aus der Kinder- in die Knabenzeit änderte sich das. Und als er Vierzehn, ich folglich kaum Zwölf zählte, ließ er mich bei Seite, gab den „Jungen" auf, wandte sich den „Jungenherrn" zu; was ihn jedoch niemals abhielt mir bei zufälligen Begegnungen die frühere Herzlichkeit zu bezeigen. Er war bald zum stattlichen jungen Manne herangewachsen und ergriff als Freiwilliger eines Reiterregimentes natürlich sogleich die Waffen, wie nur der Aufruf des Königs „An mein Volk!" erschienen, der ihn in Heidelberg erreicht hatte. Mir fehlte noch das gesetzliche Alter. Ich betrachtete ihn in seiner kleidsamen Uniform nicht ohne Neid. Während der Kriege hab' ich ihn nicht gesehen. Nur gehört hatte ich durch gemeinsame Bekannte, daß er die Feldzüge ehrenvoll und glücklich überstanden. Wie wir, ein späterer Jahrgang von Freiwilligen, heimkamen, vernahm ich mancherlei wunderliche Gerüchte, eine ihm fehlgeschlagene Herzensangelegenheit betreffend. Er sollte sich, hieß es, um eine, mir vom Anschaun wohl bekannte, in jeder Art auszezeichnete junge Dame beworben, von dieser jedoch einen entschiedenen „Korb" erhalten haben. Mir schien das unbegreiflich. Ein aus glorreichem Kriege heimkehrender, braver, geachteter, hübscher und reicher Erbe; unterrichtet, gebildet, von bester Familie ... und so verschmäht!?

Digitized by Google

so zurückgewiesen? Ja, was fragt das unerforschliche Herz einer feurigen weiblichen Natur nach des Bewerbers höchsten Vorzügen, den es nun einmal nicht lieben will, nicht lieben kann, weil es einem Anderen gehört, der dem Verschmäheten vielleicht in Allem nachsteht, außer in dem einzigen Umstand, daß gerade Er, der Andere, geliebt wird? Hier wäre Wohlstand, Achtung der Welt, Zustimmung der Verwandten, heimatliches Glück gesichert; ... dort drohen Verwirrnisse, Täuschungen, Gefahren vielleicht? Der Verstand hat gut Einwendungen, Warnungen zu erheben; das Herz überstimmt ihn, verspottet ihn sogar. Und mag dann späte unausbleibliche Reue eintreten! Sie ändert nichts mehr.

Roderich, sagte man, sei tief verletzt vom Schauplatz solch' unwerbersuchenden Niedertage verschwunden. Unmittelbar nach Marthas Vermählung und gleich darauf erfolgter Abreise des jungen Paares in fernes Land, begab auch er sich auf Reisen, durchzog Italien, Frankreich (diesmal als friedlicher Gast) und England, wohin von Knd-auf, wie mir erinnerlich, eine wirkliche Sehnsucht ihn gelockt. Erst der Tod seiner Eltern mahnte ihn später, daß es nun genug sei an planlosem Umherstreifen; daß er den Schmerz um die ihm Geraubte, den Groll und die Beschämung, die er so lange gehegt, endlich beseitigen und seinen Pflichten als Erbe eines ausgedehnten Grundbesitzes gerecht werden müsse. Er lebte und waltete, das stand nun fest, im Hause seiner Väter und leitete dort, wenn auch noch nicht ganz volljährig, doch bereits in Uebereinstimmung mit seinem Vormund als selbständiger Herr die Wirthschaft.

Mich, den unterdessen längst Theater- und anderer Schwindel ergriffen und aus üblichen Bahnen geregelten Daseins auf bedenkliche Holzwege getrieben ... mich ließ, ich will's nicht leugnen, das Geschick des ehemaligen Schulkameraden fast gleichgültig. Allerdings, wenn ich mir Marthas Erscheinung in's Gedächtniß rief, fand ich's recht begreiflich, daß Roderich die Bezauberude gern auf sein Schloß geholt hätte; aber, dacht' ich, weil's nun einmal nicht sein sollte, da soll er auch nicht unnützen Gram pflegen. Es gibt ja noch viele schöne Mädchen; und er wird bald eins finden, welches seinen Werth besser zu schätzen versteht!

Nach vielen Mühen und Kämpfen war es mir seither gelungen mancherlei lyrische und epische sehr dürftige Pröbchen aufsprossenden Talentes in damals gelesene Journale, deren es in Deutschland noch wenige gab, einzuschwärzen. Diesem conamen hatte ich zu verdanken, daß Roderich mir ein Zeichen des Andenkens gönnte. Mit herzlichen Beziehungen auf's Knabenspiel lud er mich ein ihn und seine „Waldburg" zu besuchen, wo ein angehender Poet vollständige Gelegenheit fände ungestört zu tichten und zu trachten, und wo es mir an nichts fehlen sollte.

Ich hatte für den Augenblick ganz andere Anschläge im Sinne, als mich aus dem Gewirre der Stadt, an die mich vielerlei Frivolitäten banden, in ländliche Einsamkeit und Stille zu begeben. Undankbar schob ich die Erfüllung seines gütigen Wunsches in's Weite.

Nachdem später ein paar geringe dramatische Erstlingsversuche nachsichtig aufgenommen über die Bretter gegangen, wiederholte er seine Aufforderung. Diesmal folgte ich derselben, hauptsächlich wohl deßhalb, weil ich in kindischer Eitelkeit so albern gewesen war mich über eine Tragödie herzumachen, die ich in der „Waldburg" zu vollenden wähnte. O Thorheit jenes Wahnes, wie warst Du so himmlisch, so beseligend! Warum aber mußtest Du rasch vergehen?

Ich langte bald wirklich bei ihm an und er empfing mich liebevoll. Der Unterschied unserer Lebensalter schien jetzt völlig ausgeglichen. Er war eben über die Vierundzwanzig hinaus; ich stand der Zweiundzwanzig nahe. Das ist nicht hinderlich für zutraulichen Verkehr. Dagegen fühlte ich mich weit hinter ihm zurück, wenn ich seine Reisen, seine Erlebnisse, seine Welt- und eigenen Erfahrungen mit meinem armseligen Spießbürgerthume verglich, welches sich doch nur um Schauspieler-Bekanntschaften, Coulissengeträtsch, Studentenhändel, schriftstellerische Anfäße, kleine Aussflüge, nichtige unreife Plane drehte.

Er hatte einen freien Blick in die weite reale Welt, ein sicheres Urtheil über deren Treiben gewonnen .... ich blinzelte aus träumerischer Dämmerung in's unklare Aetherneer; so klug aber war ich doch, des reiferen Freundes Uebergewicht anzuerkennen und mich ihm zu unterordnen ... bis auf einen Punkt. Denn er dilettirte sich poetisch, und mochten nun meine Schmierateien auch nicht viel mehr bedeuten als unfertiger Dilettantentkram, fertiger wie seine Dichtungen nahmen sie sich immer aus, weil sie schon hier und da den Stempel des „Metiers" trugen. Dieß anzuerkennen war er nun wieder einsichtig genug; ja sogar sich an meinen Bestrebungen treuherzig zu erfreuen trieb ihn seine Gutmüthigkeit. Deshalb vertrugen wir uns prächtig.

In seinen Waldungen überkamen mich öfters Regungen .... nicht des Neides; diese scheußliche Giftpflanze keimte niemals in mir! nein, des vor mir selbst verheimlichten Gefühles: Wäre mir doch ein solcher Besitz eigen! — Flüchtig wie der Wind durch die alten Buchen und Nadelhölzer weht wünschte ich mir dergleichen. Mit dem letzten Lufthauche war's dann gleich wieder abgestorben: „Die gemalten Bäume auf der Bühne sind ja auch schön; oftmals spenden sie mehr Leben als die lebendigen!"

— Roderich gab sich die redlichste Mühe mich von meinen eigensinnigen Theater-Narrheiten abzureden. Er stellte mir gute Gründe entgegen, die ich zu widerlegen suchte, so gut und schlecht ich's vermochte. Mein letzter Trumpf hieß jedesmal:

„Aber wenn ich nur darin das Glück finden kann?"

Diesen Trumpf hatte ich denn wieder einmal ausgespielt während einer Spazierfahrt durch den tiefen, herrlichen Wald.

— Das Glück? wiederholte er fast höhnisch; das Glück??... und wir stiegen vom leichten Wagen, er bedeutete den Kutscher ohne uns heimzufahren, dann gab er mir einen Wink mich neben ihn auf die bemooste Erhöhung zu setzen, welche die Wurzeln der Riesentanne bedeckte, bei deren Stamme wir abgestiegen, und wiederholte: das Glück?!

— Ich, wenn Du Dir auf Glück, auf dauerndes Lebensglück in Eurem Sinne Rechnung machst, dann nenn lieber naiver Freund und Schulgenosse weiß ich Dir nicht zu rathen, noch zu helfen. Dann fürcht' ich, wird's auf Eins herauskommen, ob es mir gelingt Dich von Deinen poetisirenden Wanderträumen, von Deinem schauspielerischen Aldrücken zur Wirklichkeit aufzuschelten oder nicht. Denn auch in dieser ist's schwach bestellt um's Gelingen edelster Absichten, um's Erreichen glückverheißender Ziele. Ich kann ein Lied davon anstimmen. Erst seitdem ich meine Trauer- und Jammer-Gesänge mit dem Liede eines echtdeutschen Dichters bewältigte, erst seitdem habe ich mich gründlich beruhigt. Du weißt doch wie Schmidt von Lübeck ausruft: „Da wo du nicht bist ist das Glück!" Das ward mein Wahlspruch. Seitdem ich mich in tiefinnerster Seele überzeugt hatte, daß wir Erdenmenschen durchaus nicht geboren wurden glücklich zu sein, fand ich das Glück, ... oder wenigstens ein Surrogat dafür. Wonach nicht mehr zu trachten wir erlernt haben, das entbehren wir fürder nicht mehr. Nur vergebliches Ringen macht unglücklich. Nur Entsagung beglückt. Und wer die Kraft besaß diese fröhlich anzuüben, findet in ihr den höchsten Lohn. Wenn Du zu entsagen vermöchtest .... die Oper, welche Du Dir selbst zu bringen hättest, dünken mich, genau erwogen, nicht allzugroß, nicht allzuschwierig. Was trägst Du im Sinne? Als Dichter, als Acteur denkst Du Dich hervorzuthun? Einem von Flittertand und Liebeleien umflatterten Dasein denkst Du Dich zu widmen, dessen Beschwerden und Gefahren nur entschiedenstes Talent, ich möchte sagen nur Genie überbieten kann; einem Dasein, welches nur im besten Falle auf die Länge erträglich bleibt. Und wer bürgt Dir dafür, daß dieser beste (seltene) Fall bei Dir eintritt? Bist Du im Stande vorher zu ermessen, wie weit Deine Fähigkeiten reichen? auf

Digitized by Google

welche Stufe Dein Talent Dich heben will? Du gibst nichts auf, wenn Du diese eitlen Voraussetzungen aufgibst. Sieh' mich dagegen an! Was mußt' ich aufgeben.

Hatt' ich nicht unbezweifelte Ansprüche zu machen auf die Liebe einer schönen heißgeliebten Jungfrau, der ich aus erster Jünglingszeit schwärmerisch-ehrfürchtige Treue bewahrt, der ich mich dann als annehmbarer Gatte dargeboten, der ich ein tapferes Schwert, einen unbefleckten Namen, ein unverdorbenes Herz, einen ehrenhaften Besitz huldigend zu Füßen legen wollte? Brach' ich nicht aus dem Kriege die Erinnerung heim an ihre frühere kindliche Herzlichkeit? War ich nicht vollkommen berechtigt auf Erfüllung meines Hoffens, auf mein Glück durch sie zu vertrauen! — — —? Sie wies mich zurück, weil ihr, während ich für's deutsche Vaterland kämpfte, ein Fremder nahe getreten war, der ihre Sinne zu reizen, ihre Urtheilskraft zu beschränken verstanden. Mit schroffem schneidenden Nein zerriß sie die Seelenbande, die mich an sie gefesselt, von denen ich auch sie mir verbunden geglaubt. Ich stand allein mit dem unerschütterlichen Bewußtsein, daß ich allein stehen würde bis zum Tode. Du lächelst dazu? Dir mag's unbegreiflich sein. Mir ist's gewiß. Martha ist meine erste, einzige Liebe gewesen. Sie mußte auch die letzte bleiben; dafür kenn' ich hinreichend mich und meinen Charakter. Mir blieb die Wahl: entweder solchem schmucklosen, liebeleeren Leben durch selbstgegebenen Tod entfliehen? oder es annehmen, wie es vor mir lag, und ihm abgewinnen, was es mir noch zu bieten hatte? Gegen die erstbezeichnete Unthat lehnte sich mein Stolz auf, der es für Feigheit erklärte, die Flucht zu ergreifen. So entschloß ich mich für den zweiten Ausweg und ich stürzte mich in die weite Welt. Ich habe sie durchgekostet nach allen Richtungen hin, mit all ihren Genüssen, Irrthümern, Lügen und Widersprüchen. Kennen hab' ich sie gelernt und gewinglichen! Von ihr, das ward mir klar, hatte ich nichts zu erwarten, in ihr konnte ich keinen Halt gewinnen. Ich suchte ihn in mir selbst, wo ich ihn fand, in der Heimat meiner Kindheit, die bald die Heimat meiner Schmerzen wurde, um dieß nach und nach lindern, heilen zu helfen. Schritt für Schritt ging die Aussöhnung zwischen dem Geschick und mir freilich langsam von statten, dafür aber auch um desto befriedigender. Zu Beschäftigungen nach Außen und zur thätigen Wirksamkeit fehlt es hier nicht an Umfang, und ich habe vollauf zu schaffen. Den Bedürfnissen des Geistes genügen ernstere Studien, literarische Streifzüge, poetische Näschereien. An guten Büchern leih' ich keinen Mangel in meinem Hause ... und schlechten wird ebenfalls bisweilen Eingang gestattet; denn wo Licht sein will, muß es auch Schatten geben. Elegische, sentimentale Nachklänge bleiben innerhalb meiner Schloßmauern verpönt; die mache ich augenblicklich verstummen, wenn ich mich ernsthaft befrage: Was willst Du Roderich? Fühlst Du Dich nicht zufrieden? Bist Du nicht glücklich, gerade so wie Du jetzt lebst? Wie stünd' es um Dich, um Deine himmlische Ruhe, um das Gleichgewicht Deiner Seele, wenn Dir zur Seite ein anmuthiges, doch leichtsinniges Weib waltete, nach welchem Deine glühende Leidenschaft gelechzt? Die Leidenschaft wäre in diesen Jahren erloschen, die Gluth wäre erkaltet, Du fändest in der Göttin üppiger Phantasie das unvollkommene menschliche Wesen, entdecktest Mängel und Fehler, wo Du vorher nur Vorzüge und Liebenswürdigkeit sahst; Du könntest sie nicht beglücken, weil Du Dich durch sie nicht mehr beglückt fühltest; Ihr müßtet Euch gegenseitig täuschen, um leidlich nebeneinander zu bestehen ... welch' ein kümmerlich erquältes Glück? Während jetzt ... ja, jetzt bin ich glücklich, denn ich erstrebe nichts weiter, als was ich habe, was mir Niemand streitig macht. Will dennoch einmal Sehnsucht nach Vergangenem, Unerreichbarem in meiner Brust aufwachen (und ich leugne nicht, daß sie es noch, wenn auch von Jahr zu Jahr seltener versucht), dann duck' ich sie männlich nieder, bis ich sie und mich in's Freie geflüchtet habe, in den Wald. Dort laß' ich sie ein Weilchen ihren Unfug treiben. Sie bemüht sich vergebens und muß nachher eingestehen: „Der Liebe Müh' umsonst!“ Bald hat sie sich heiser geschrocken; ihr Stimmchen wird schwächer, schwächer und endlich wird es völlig übertönt vom Gestüster des Laubes aus hohen Wipfeln herab. Die Bäume, die alten Bäume sind die wahren Tröster eingebildeten Leides; ihr Athem erquickt und belebt. Aus ihrem Frieden schöpf' ich dauernde Zufriedenheit; von ihnen hab' ich erlernt mich mit der Stelle zu begnügen, die mir angewiesen ward. Und wie sie mir ein Vorbild werden, auf ihren Platz beschränkt, aus ewigen Elementen immer frische Säfte, grünendes Leben zu saugen, so ahm' ich ihnen auf meinem Platze nach. Glaube mir: im Quietismus liegt das irdisch-mögliche Glück. Ich hab' es errungen. Auf Deinen Wanderzügen, in Deinen erdichteten und mit grober Theatermalerei gellecktten Irrgärten wird es Dir nicht begegnen.

— Ich darf mich gegen Dich, mein lieber Freund, und gegen Deinen Zweifel an meinem Beruf nicht auflehnen. Leider ist vieles zutreffend, was Du dawider sagst. Nur eine Bemerkung und eine Frage gestatte mir. Die erstere betrifft unsere total verschiedenen Verhältnisse. Ich bin ein armer Teufel, Du bist ein reicher Erbe; und daß es Dir, dem Inhaber reicher Landgüter bequemer gemacht wird sich nach gewaltigen Enttäuschungen den Quietismus in die Arme zu werfen, als mir, dem Freiherrn von Habenichtsdorf, mußt Du mir zugestehen. Die Frage lautet: Wenn nach Deiner soeben ausgesprochenen Weltansicht kein Erdgeborener berechtigt wäre Ansprüche zu machen auf Erdenglück ... verräth nicht Deine Art und Weise Dir dennoch ein Glück zu entroyen, indem Du, der Welt um Dich her entsagend, Dich von ihr scheidest, einen ... verzeihe das strenge Wort, einen fast sträflichen Egoismus? Ein Glücklicher magst Du sein; aber Du bist es doch nur, indem Du lieblos wirst und jede Pflicht gegen Deine Mitmenschen ablenguest?

— Und hab' ich dazu etwa nicht die Erlaubniß erhalten, wie mir alles genommen wurde, was mir als einziges Glück gegolten? Man sucht sich zu helfen, wie man eben kann. Ich aber verleugne die Pflichten gegen Mitmenschen durchaus nicht, insofern ich meine Untergebenen wohlwollend behandle, ihnen Gutes erweise, die Armen unterstütze, Niemandem ein Leid zufüge und sonst Jedweden unbelästigt lasse. Ist es tadelnswerth, wenn ich mir von Jenen dieselbe Schonung erbitte? Sie sollen mich in Frieden lassen, die Herren Menschen; ich habe genug von ihnen und ihren Umtrieben. Ich gönne ihnen ihr Glück; mögen sie mir das meinige gönnen! Damit Du aber siehst, daß ich Ausnahmen zu machen verstehe, daß ich nicht der liebloseste Egoist bin, den Du in mir fürchtest ... gieb mir die Hand und empfange mein aus voller Seele dringendes Anerbieten: Sobald Du müde wirst auf Deinen rauhen Bahnen, sobald Du Dich nach ruhigem Glücke sehnst ... flüchte Dich in mein Asyl. Das Haus des alten Schulfreundes steht Dir offen wie sein Herz. Komme zur „Waldburg“ und theile mein Glück mit mir. Du sollst zu jeder Zeit willkommen sein, wann Du kommen willst. Das ist mein Versprechen und ich werd' es halten. —

Daß es ihm Ernst damit gewesen, zeigte sich deutlich. Dankbar schlug ich ein in die mir dargereichte Hand, wenn auch eitle Zuversicht mir vorspiegelte, es werde niemals die Noth, es werde immer nur herzliche Anerkennung großmüthiger Freundschaft sein, die mich zu ihm führte.

So trennte ich mich von ihm nach mehrwöchentlichem Aufenthalte.

Wiederum waren einige Jahre vergangen. Mein Vagabundenthum hatte bereits begonnen, und ich hatte mir schon oftmals sagen müssen: Roderich wird wohl Recht behalten.

Ich empfing während dieser Frist mehrfach unterschiedliche poetische Scherze von ihm, aus denen sichtbares Behagen an den in jener Epoche überhandnehmenden Oppositionsblättern, hauptsächlich den satirischen, sich kundgab. Es fanden sich allerliebste Sachen darunter; fast alle spielten in eine ironisch-polemische Farbe, die garnicht mit seinen sonstigen politischen

Digitized by Google

Ansichten übereinstimmte. Er warf, wie er schrieb, solche Verse nur auf's Papier, um „augenblickliche Regungen los zu werden", ohne die leiseste Absicht sie zu veröffentlichen. Seine Briefe enthielten jedesmal wiederholte Versicherungen ungestörter beseligender Zufriedenheit. Meine Erinnerungen an ihn und seine mir erwiesene Güte gingen deshalb immer in den Gedanken aus: „Gott sei Dank, endlich einmal ein wahrhaft Glücklicher! mag er es nun so oder so geworden sein, er ist es doch; unverkennbar ist er's und Gott laß' es ihn bleiben!"

— Von einer längeren Wanderschaft in's Vaterländchen heimkehrend fand ich unvorbereitet die Nachricht:

„Roderich Freiherr von W. hat sich am siebenten dieses Monats in seinem Walde mit einem Schusse aus dem eigenen Jagdgewehr um's Leben gebracht. Er ward unter einer hohen uralten Tanne gefunden. Die Kugel hatte das Herz durchbohrt." — — —

— Ganz glücklich muß sich der Glückliche denn doch nicht gefühlt haben?

Soltel.

Die Mundart und die Pädagogik.

Schicksal des Niederdeutschen in der Fremde und daheim.

Struggle for life.

Zum politischen kam auch noch ein pädagogisches Moment, das Vorurtheil gegen das Plattdeutsche zu stärken. Und leider traf es hier mit viel anderen, guten und schlechten Gründen zusammen, um zum ersten Male praktisch wirksam zu werden und die Axt in Wirklichkeit drohend an ein herrliches uraltes Gewächs zu legen. Eitelkeit und demüthige Beschiedenheit im Volke hatten gleichmäßig. Wenn der Landmann, der schlichte Bürger anfing, seine Mundart gering zu schätzen, so war es zwar zu verzeihen; es hatten sich bessere Männer, wie wir sahen, geirrt. Aber hier wurde es gefährlich. Wenn er sein Plattdeutsch nicht für viel besser hielt, als Unkraut, welches Schule und Kirche, Lehrer und Prediger, Kanzel und Katheder, Zeitungen und Bücher, welches mit einem Wort die Bildung ausjäten immerfort bemüht ist, so spricht der Schein allerdings nur zu täuschend für seine Ansicht. Was thut denn der Lehrer anders vom Lesenlernen an? Er gätet Plattdeutsch aus. Er macht die Mundart schweigen. Ein hochdeutsches Verstummen führt unter das laute plattdeutsche Kindergetöse, wenn er die Schulthür öffnet, lautloser vielleicht noch, wenn der Herr Pastor naht, denn die Kirche ist noch vornehmer als die Schule. Wenn der Landmann seit seinem sechsten Lebensjahre es nicht anders erfahren, was soll er von seiner Muttersprache denken? Wurde ihm nicht wenigstens das Wort im Munde **verbessert**, wenn es plattdeutsch hervorbrach? War nicht jeder plattdeutsche Laut, jede Silbe, jeder Ausdruck wie ausgerottet aus seinen Lesetabellen, Fibeln, Kinderfreunden, um so sorgfältiger je näher der Religion und der Kirche? Im Gesang- und Gebetbuche, wie von Altar und Kanzel hätte es sein Ohr berührt wie eine Entheiligung. So weit trieb man's! Was sollte er denken von der Sprache, die an seiner Wiege ertönte, die er beim Knabenspiel gebraucht, mit der er seine Pferde und Kühe anredet, auch wohl noch Knecht und Magd? Wenigstens nichts anderes als von einem wilden Baumstamm, auf den die Bildung erst das edle Propfreis setzen muß: die hochdeutsche Sprache. Der Schein ist von täuschender Wahrheit, und die Bescheidenheit redet ihm das Wort. Täuschender noch für den Bürger kleinerer und größerer Städte. Dieser sieht sich gar noch im täglichen Verkehr von hochdeutscher Bildung berührt, und es wird ihm praktisch wichtig, hochdeutsch Rede und Antwort stehen zu können, es gibt ihm Besähigung vielleicht selbst zu einer bevorzugten oder einträglichen Stellung.

Auch der Lehrer mag sich irren, dem die Mundart so viele Mühe macht. Immer bricht sie wieder durch, wuchernd wie das Unkraut, achtet weder Grammatik noch deutsche Stilübung, nicht Vorrnoch Fürwörter, kümmert sich nicht um Fälle noch Zeitwörter. Wie sollte er nicht oft unwillig werden über den Widsang, der ihm seine Arbeit erschwert? Schulinspectoren und Prediger stimmen mit ein. Wie hart ist der plattdeutsche Kopf, wie schwerfällig der plattdeutsche Mund. Wie einfach scheint das Mittel, dem Uebel abzuhelfen, wie natürlich der Wunsch, daß das Plattdeutsche dahin verpflanzt werden möge, wo der Pfeffer wächst, und daß die deutsche Christenheit in Zukunft möge hochdeutsch geboren und erzogen werden.

Habent sua fata libelli. Dies alte Wort gilt auch von der Sprache. Wachsthum und Gedeihen oder Verfall und Verkennung hangen nur zum Theil ab vom innern Werth der Sprache und ihrer Träger. Der Zufall — wie wir sagen, wo der historische Verlauf uns unklar bleibt — scheint im Geschicke der Sprachen eine gewaltige Rolle zu spielen. Sprachen d. h. Völker verstummen oder zertrümmern bald als Sieger bald als Besiegte. Sie mischen sich, hier als die herrschende Art, dort als die unterliegende, sind bald Einschlag, bald Kette in dem Gewebe. Als die Römer Gallien eroberten, da verdrängte ihre Sprache, das vulgaire Latein der Legionen das einheimische Keltisch (Gallisch) so vollständig, daß nur wenige Vocabeln davon nachgeblieben sind. Nachdem die deutschen Franken das romanisirte Volk unterworfen, behielt es seine Adoptivsprache und bezwang damit seine Sieger: die Sprache Frankreichs blieb romanisch. Man bequemte sich wohl dem Sieger an, indem man seine Begriffe, seine Sprachanschauung aufnahm, aber man fleidete sie in heimische lateinische Worte, wenn die romanische Zunge den deutschen Laut nicht bezwingen konnte. Z. B. machte der Franzose aus dem unaussprechlichen deutschen Zu kunft wörtlich a venir, da er doch sonst sein futur (um) für den Begriff besitzt. Oder man änderte den Laut so weit, bis er der Zunge geläufig und machte z. B. auberge aus Herberge (wo man Beer birgt). Aber die Construction, oder sagen wir die Grammatik blieb römisch, das Wesen der Sprache undeutsch.

Aehnlich den Franken im mittleren Gallien erging es den Dänen (Normännern) in der Normandie. Man sprach dort noch im 10. Jahrhundert dänisch neben dem „Latin". Bald aber unterlag die Sprache dem Sieger, und als Wilhelm der Eroberer nach England kam, war seine Sprache und die seines Heeres schon französisch d. h. romanisch.

In England hatte umgekehrt das germanische Element, hatte die plattdeutsche Sprache der Sachsen und Friesen das einheimische Gaelisch (Walisch) größtentheils verdrängt oder aufgesogen. Hier begann ein neuer Kampf zwischen den beiden Elementen. Aber hier war das plattdeutsche Element so zähe, daß das besiegte Volk wiederum die Sprache der Sieger bezwang und sie neu germanisirte. Wohl entstand eine Mengung, aber mit deutlich erkennbarem Urspronge der Theile, die sich niemals gänzlich chemisch verbanden. Es blieb ein Gewebe, worin das Deutsche die Kette bildet, das Französische blos den Einschlag. Das Deutsche gibt Regel und Grammatik, das Romanische muß sich dem einfügen. Oft schwimmen im Englischen die romanischen Elemente unvermittelt komisch im germanischen Sprachstrome wie Oeltropfen im Wasser. Z. B. Der Landmann Englands hatte mit seinem Hausvieh die plattdeutschen Namen aus Schleswig, Holstein oder aus welcher Ecke (angelus) er gekommen war, mitgebracht. Nun erschien mit dem Eroberer der damals schon mächtige französische Koch oder Restaurant und zwang ihm für die Küche fremde Namen für das Thier im Topf und auf der Tafel auf: beef (boeuf), mutton (mouton), porc für ein plattdeutsches swine, sheep (Schap), ox. In welchem Maße die englische Sprache eine bloße Emulsion von zwei widerstrebenden Elementen, plattdeutsch und

Digitized by Google

französisch ist, das zeigen am deutlichsten die älteren englischen Classiker. Chaucer aus dem 14. Jahrhundert ist uns Plattdeutschen leichter verständlich als dem geborenen Engländer. Was sein Herausgeber Thomas Pyrwhitt in Anmerkungen erläutern muß, das sind die Ausdrücke, die bei uns noch täglich gebräuchlich sind, wie söt holt ram (Rambuck) foules (Vageln). Der Gesang seiner berühmten Canterbury Tales (Canterburys Bertelln) beginnt:

Whann that April with his shoures sote
Wenn April mit sin söten (Regen)schuern
The droughte of March hath pereed to the rote,
Da Trögde vun den März hett dörchdrungen bet to de Wurtel,
And smale foules maken melodie,
Un lüttje Vageln maken Melodie,
That slepen alle night with open eye,
De slepen alle Nacht mit apen Ogen,
Than longen folk to gon on pilgrimages
Denn lengt dat Volk to gan op Reisen ꝛc.

Man muß blind sein oder blind sein wollen, wenn man hier nicht fast Wort um Wort den Wechsel von romanisch und germanisch erkennt. Es kommt Einem in Chaucer mitunter vor, als spräche ein Holsteiner im Colosseum in Rom mit seinem italienischen Führer, wie Lessing es nennt in seinem Anti-Goeze: im Kanzeldialog, wo wenigstens Einer spricht ohne den Andern zu verstehen, oder sie würfeln ihre Worte wie Karten zum Spiel untereinander.

Das naive Volk spricht ohne viel über seine Sprache zu denken. Dem Sprachgelehrten mußte diese Mischung von römischen und deutschen Elementen in der englischen Schriftsprache gleich im ersten Stadium auffallen, um so mehr, als die Mundart im Volke mehr rein deutsch geblieben ist, ja im Volke die französischen Ausdrücke fast nur wie bei uns Fremdwörter und Kunstausdrücke gebraucht werden. Samuel Johnson, der große Kritiker und Lexikograph, der Freund von Goldsmith, Fielding und ihren Zeitgenossen, den ersten ältesten Romanschreibern Englands, hielt die romanischen Elemente des Englischen für die eigentliche Sprache — verleitet natürlich auch dort durch die Vornehmheit der Schriftsprache. Und durch sein Ansehen, sein großes Wörterbuch, das erste in England, durch seine Novellen, die er, wie z. B. den Rasselas, prince of Abessynien, in dieser Absicht schrieb, gewann seine Ansicht, namentlich in den vornehmeren Ständen, lange Zeit das Uebergewicht, bis dann der Gegenschlag kam, der in neuerer Zeit, namentlich in America, so weit geht, daß man in Schriften und Reden dafür plaidirt*) und es als das gewisse Endziel aufstellt, dem die Natur der Sprache von selbst zustenert: alle romanischen Elemente auszumerzen, eine Arbeit freilich schwieriger noch als die unserer deutschen Puristen seit 200 Jahren. Aber selbst wenn sie nicht gelingt, so ist die englische Sprache, die Sprache, welche von den europäischen Culturſprachen, welche auf Erden am meisten verbreitet ist, die weiteste Herrschaft errungen, dem Wesen nach Plattdeutsch, denn wie Max Müller bemerkt, ihre Grammatik ist es. Darum macht sie, besonders die gesprochene Mundart, unserem Volke so wenig Schwierigkeit, Schiffer der Ost- und Nordsee, die sich nur einige Wochen in einem englischen Hafen aufgehalten, sprechen es sogleich. Und schon dies allein müßte hinreichen, das heimische Platt nicht verschwinden zu lassen, damit wir uns nicht willkürlich unseren mächtigen Vettern auf ihren Colonien über den ganzen Erdboden entfremden.

Bei dieser Herrschaft draußen im Kampfe selbst mit fremden Elementen ist die untergeordnete Stellung des Plattdeutschen daheim der Schwesterſprache gegenüber um so auffallender. Nicht gegenwärtig, wo im Hochdeutschen sich die ganze germanische Cultur in Poesie und Wissenschaft ausgeprägt hat. Aber im Anfange unserer neudeutschen Literaturperiode. Als Opitz und die erste schlesische Dichterschule ihre Reimereien anfingen, da war so gut tabula rasa im Hochdeutschen wie im Platt. Es ist scheinbar gar kein Grund vorhanden, warum nicht ein großer Theil der Dichter dieser ersten schlesischen Schule eben so gut in nieder- als in oberdeutschem Dialekt ihre Uebungen machten. Die lutherische Bibelübersetzung, Kirchen- und Schulsprache hinderten gar nicht daran. Man las die Bibel wie gesagt im ganzen Norden plattdeutsch, man predigte und lehrte so. Im Verkehrsleben standen beide Idiome ebenso gleichberechtigt da. In den besten Familien adligen und bürgerlichen Geschlechts war die Umgangssprache plattdeutsch, diplomatische Actenstücke, Verträge, Bürgereide, Chroniken, Inschriften, alles war im Norden und Westen platt. Im Gegentheil sind vielmehr außerdem noch Gründe vorhanden, aus denen man schließen sollte, daß die Entwicklung des Plattdeutschen zur neuen Schriftsprache näher gelegen. Die literarische Bewegung ging von plattdeutschen Landen, von Holland aus. Der geschäftliche Verkehr mit Holland war hier viel lebhafter als mit Schlesien, das den Meisten damals nur ein geographischer Begriff war. Stadtviertel in Hamburg, wie der holländische Brok, mögen davon Zeugniß ablegen, Institute, wie die holländische Armengesellschaft, die noch existirt, Liebhabereien, wie die für holländische Blumenzwiebeln, Tulpen an der Spitze, holländische Waaren, wie „Bergenopzom“ (eine Art Düffel), holländischer Tabak, Thonpfeifen, Thee und Kaffee. Ja, das Theater war eine Nachahmung des alten Amsterdamer. Wir verstanden die Heinsius, Vondel und Catts, von denen Opitz erklärtermaßen die Anregung empfing und seine Wissenschaft und Kunst von deutscher Poeterey bezog, gerade so gut in der Urſprache als in Opitz'scher Uebersetzung. Nicht Breslau, sondern Leyden war und blieb die Hochschule noch hundert Jahre lang, woher selbst Canitz und Brockes ihre deutsche Versskunst herholten. Ja, eine große, vielleicht die größte Zahl der sogenannten Dichter der ersten Schlesischen Schule, wie Simon Dach, Rist, Rachel waren geborene Plattdeutsche. Mehrere von ihnen haben sogar ebensowohl plattdeutsche als hochdeutsche Verse gemacht. Von Rachel aus Heide gilt die Sage, finden sich vielleicht auch noch Proben in der Hamburger Bibliothek, und das einzige Gedicht von Simon Dach, am andern Ende des plattdeutschen Gebiets, aus Königsberg, das in Wahrheit den Untergang der ganzen Schule überlebt hat, das Aennchen von Tharau ist plattdeutsch.

Hier steht die Geschichte der Sprache vor einem Räthsel. Mit dem einfachen Naturgesetze Darwins, wie geistreiche Sprachforscher neuerer Zeit, wie z. B. Schleicher versuchen, daß das fittest survive, kommt man nicht durch. Man fragt sich vergeblich nach einem Grunde, warum diese Rist, Rachel, Simon Dach, diese Poeten aus Schleswig, Holstein, Ditmarschen, Hamburg*), die „Niedersachsen“, wie sie sich in einer mehrbändigen Sammlung ihrer Verse nannten oder nennen ließen, warum sie ihre Gedanken, nur wenn sie reimten hochdeutsch aussprachen. Der alte Rachel hat gewiß in der Domschule in Schleswig seinen Horaz und Juvenal plattdeutsch interpretirt und übersetzen lassen. Aber wenn er ihn in Versen nachahmt, so geschieht es in schlesischer Sprache. Während gleichzeitig keine drei Meilen von seinem Geburtsorte Heide der Pastor Johannes Adolfi in Büsum, genannt Neocarus, nicht weniger wie Rachel ausgerüstet mit Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, seine zweibändige Chronik des Landes Ditmarschen in plattdeutscher Sprache schreibt. Dabei eifert Rachel ganz wie Opitz, Buchner, Morhof (Professor in Kiel) für die rechte Reinigkeit und Dignität der hochdeutschen Schriftsprache, z. B. in einer seiner Satiren gegen seinen Zeitgenossen, den Hamburger Philipp von Zesen als Hyperpuristen, der selbst die griechischen Götternamen verdeutschte, Bulean als Glutsang, Venus als Freie, Amor als Liebreiz, Mars als Heldreich

*) Interessant ist es, daß Americaner behaupten, unser deutscher Landsmann Senator Schurz verbesserte durch seine herrlichen Reden die englisch americanische Sprache.

*) Sogar ein Däne Lund aus Lygumkloster und eine Friesin Anna Hoyer.

Digitized by Google

übersetzte; oder gegen französirende Sprachmengerei, wo er seine poetische Figur „einen braven Capitain“ also reden läßt:

Ça maitre, mache mir, en faiçon der Franzosen
Für gut contentement ein Paar geraumer Hosen.

Dieser brave Capitain war gewiß kein Büsumer oder Tönniger, kein Landsmann des Dichters — denn noch jetzt spricht jeder Schiffscapitain nichts anderes als gutes reines Plattdeutsch —, sondern wie Sprache und Dichtung Rachels und aller seiner Collegen der schlesischen Schule ein fingirtes Wesen, das in der Wirklichkeit der Umgebung gar keinen Halt oder Gegenstand hatte. Man that einmal so und sprach einmal so, seit man à la Opitz Verse machte, es war eine Art exercitium, wie es kurz vorher und fast von allen, z. B. Opitz, Flemming (von welchem letzteren noch kürzlich Lappenberg seine lateinischen Gedichte herausgegeben) auch noch gleichzeitig das Versemachen in lateinischer Sprache war.

Durch diesen dunklen Nachahmungstrieb, der unbesehens macht was Andere ihm vormachen und von der Neigung des Deutschen sich selbst nicht zu achten und das Ideal in der Ferne zu suchen, scheint es, wurde das Schicksal der heimischen Sprache bestimmt. Oder wirkte schon damals der Name Platt, falsch verstanden wie noch jetzt vielerwärts, die alte Sachsensprache als Bauerndeutsch verachtet zu machen und nach einer höheren Mundart zu geizen? Dann möchte man mit um so mehr Recht sagen: Habent sua fata linguae. Und das Räthsel wird um so weniger lösbar, als sehr bald Kenner und Freunde des Plattdeutschen auftraten, die, wie Moscherosch für die Sprache im Südwesten, diese für die des Nordens gegen die bloße Modesprache des schlesischen Neudeutschdeutsch laut die Stimme erhoben.

Eine der Berühmtheiten dieser Art ist der Mecklenburger Lauremberg, der in seinen Scherzgedichten Mitte des siebzehnten Jahrhunderts singt:

Wat hett man voer Argument un Gründe,
Darmit Jemand richtig bewisen künde,
De Meening, dat von hochdütscher Sprake mehr,
As unse nedderdütsche to holen weer?
Jn meent, dat Juwe Sprat scholl zierlich sin,
Un holt so vel dervan, as van den Strund en Swin.
Wat künde Jk vor Wör herreken,
De wi nich zierlich as Jk künnt spreken?
Js nich unse Moder so gut as Juwe Mutter?
Min Foder smeckt min Beh so gut, as Juwe Futter.
Doch mögen Jk weten un lören gewis,
Dat mennig statlick Bok geschrewen is
Jn unse nedderdütsche Tungemalen,
Darut man lann Verstand un Wishеit halen.
Jn weltlicher Wisheit is leen Bok geschreven,
Dem man billig mehr Rohm un Loff kann geven,
As Reinke Vos: en slicht Bok, darinnen
To sehn is en Spegel hoger Sinnen:
Verständigkeit in dem ringen Gedicht
Als en dürbar Schatt verborgen ligat,
Glik as dat Fär schult in der Asche,
Un gülden Pennige in en smerrige Tasche.
Man hatt sik twars tomartert, dat Bok to bringen
Jn hochdütsche Sprak, men et will nich klingen.
Jt klappt gegen't Original to reken,
As wenn man pleggt en Stück sur Holt to breken,
Oder switt en olen Putt gegen de Wand.
Dat makt de wil Ju is unbekannt
De natürliche Egenschop der sulwen Rede,
Welke de angebarne Zierlichteit bringt mede.

Schwerfällige Abhandlungen von Gelehrten, Schulprogramme, Doctordissertationen, oft in lateinischer Sprache, folgten bald diesen lebhaften Ausbrüchen des Poeten, und bald war der Streit um den Vorrang der beiden Hauptmundarten Deutschlands ein ergiebiges Feld für Sprachforscher, Historiker, Politiker und Pädagogen.

Vor mir liegt eine lateinische Disputation von Bernhard Raupach aus Tondern im nordwestlichen Schleswig, hart an der Grenze des deutschen Gebiets gegen jütische Dänen, aus dem Jahre 1704 unter dem Titel: Bon unbilliger Verachtung der plattdeutschen Sprache, 74 Quartseiten voller Gelehrsamkeit und voll begeisterten Lobes des Plattdeutschen: Ego sane, sagt der Verfasser, quando eandem proferri audio, tantam mihi videor in eadem observare sermonis elegantiam (Zierlichkeit, sagt Lauremberg), tantam verborum suavitatem et amoenitatem, ut vel ipsos Musicos eandem nitore suo superare mihi persvaderem. Ihm scheint das Plattdeutsche eleganter und wohlklingender als selbst der Meißnische Dialekt des Hochdeutschen, der bekanntlich damals — wiederum ganz ohne Grund, und wie aus Laune, denn er ist der schlechtest gesprochene Dialekt von ganz Deutschland immer gewesen und jetzt dafür berüchtigt — und noch lange für das beste Deutsch galt, in jedem Geographiebuch, jeder Reisebeschreibung und wo sich sonst dazu Gelegenheit fand, von Grammatiken ganz abgesehen, (und man brach damals die Gelegenheit von jedem Zaune, um über deutsche Sprache seine Meinung abzugeben, so sehr war es Modesache) so beschrieben ward, daß es mir noch in den fünfziger Jahren passirt ist, einem vornehmen Engländer zu begegnen, der, in seiner Lectüre deutscher Bücher um ein Jahrhundert zurück, seine Söhne nach Meißen führte, damit sie dort das beste Deutsch lernten.*)

Wissenschaftlichen Werth haben diese Streitschriften so gut wie keinen. Die Sprachwissenschaft war noch viel zu weit zurück, — und sie ist am Ende die einzige Autorität in diesen Dingen — als daß man etwas Anderes zu hören bekam als Gefühlsausbrüche über die Schönheit oder die unwürdige Vernachlässigung des Plattdeutschen, oder das Gegentheil davon. Hier und wieder steigerte sich die erhabene Begeisterung bis an's Komische. So drückt der gelehrte Johann Goropius, der Holländer, die Verehrung für seine niedersächsische Muttersprache dadurch aus, daß er behauptet, Adam im Paradiese habe unzweifelhaft niederdeutsch geredet.

Praktischen Erfolg hatten sie eben so wenig. Was die Leute wollten, war ihnen entweder unklar, oder es war unmöglich. Das Schicksal der plattdeutschen Sprache war schon entschieden, als Bernhard Raupach seine Lamentationen de linguae Saxoniae inferioris neglectu atque contemtu injusto schrieb, entschieden ein halbes Jahrhundert, bevor eins unserer classischen Werke in hochdeutscher Sprache geschrieben wurde, die doch erst seitdem mit Recht als die Trägerin und Herrscherin deutscher Bildung gelten kann, mehr als 25 Jahre, bevor Gottsched es aussprach, daß es nothwendig sei, eine deutsche Literatur zu schaffen, die also nicht vorhanden war. Und es ist bezeichnend, daß Gottsched wie seine nicht weniger thätige Frau geborene Plattdeutsche waren, die das Hochdeutsche erst erlernen mußten, etwa wie jetzt ein Holländer, und daß die Frau, die zunächst französisch geternt haben mochte, von ihm getadelt werden muß, daß sie besser und lieber französische Briefe schreibe als deutsche. Es blieben leere Lob- und Klagelieder, wie sie ebenso Nathan Chyträus in der Vorrede zu seinem niederdeutschen Wörterbuche anstimmt oder der gelehrte Professor Morhof in Kiel in seinem Unterricht von der deutschen Sprache. Nur selten hat von den Vielen dieser Art Einer so viel unbeirrten Blick, um ausführbare Vorschläge vorzubringen, wie z. B. der berühmte Joh. Dav. Michaelis, der in einer akademischen Rede den Wunsch ausspricht, daß die Gesetze in platt- und hochdeutscher Sprache publicirt werden möchten. Durch eine Reihe ähnlicher verständiger Vorschläge auf anderen praktischen Gebieten hätte man zur Erhaltung der Sprache, für deren Ehre man lamentirte, bedeutungsvoll wirksam sein können. Man hätte sie für einen Theil feierlicher, kirchlicher und bürgerlicher Geschäfte retten und ihr damit ihren Nimbus, den sie damals bei feierlichen Eiden, Ausrufen, Aufkündigungen noch

*) In Frankreich besteht das Vorurtheil noch. D. Red.

Digitized by Google

immer besaß, erretten können, — eine Sache von unberechenbarer Wichtigkeit in den Augen des conservativen Landvolkes.

Aber damit hätte sich keiner von diesen Schwärmern begnügt. Wenn sie etwas wollten, so wollten sie die Stellung der heranbrängenden Schriftsprache für das Plattdeutsch. Sie stellten sich dem Hochdeutsch feindlich gegenüber.

Und dies unterscheidet sie gänzlich von uns Neuplattdeutschen. Wir wollen nicht streiten, sondern versöhnen; wir wollen nicht Eins verdrängen, sondern Beides erhalten. Wir wollen nicht einmal eine zweite Schriftsprache neben dem Hochdeutsch, sondern wir wollen die Mundart im Platt, wenn nöthig auch schriftlich und im Druck, am liebsten gelesen und gesprochen.

Wenn jene Rachel, Riß, Lund, Simon Dach und wie die plattdeutschen Dichter der ersten Periode, die hochdeutsch schrieben, alle heißen, wenn sie ihre Verse damals in plattdeutscher Sprache gemacht, wie Lauremberg, so hätten sie höchstens etwas geschaffen, was das Gebiet des Hochdeutschen einengte, wie die holländische und flamische Literatur der hochdeutschen einige Millionen Leser und Arbeiter entzieht. Man hätte übersetzen müssen, wie man Luthers Bibel plattdeutsch übertrug, was werthvoll war, in's Hochdeutsche. Wenn Reuter und ich nebst unseren Collegen ganze Bibliotheken zusammenschrieben, so thäten wir der hochdeutschen Literatur keinen Abbruch. Denn wir wollen etwas schaffen, was sich in der Schriftsprache nicht schaffen läßt. Und uns übersetzen heißt die Farbe von unsern Gemälden wischen, um derentwillen wir nach der Mundart gegriffen. Denn sonst hätten wir ja sämmtlich nur selber es gleich hochdeutsch schreiben können.

Wir wollen vielmehr der deutschen Literatur etwas zuführen, was die schriftdeutsche für sich nicht gewähren kann, wir wollen die hochdeutsche erweitern zu einer allgemein deutschen.

Ja wir meinen nicht blos für die Literatur als solche direct, wir meinen auch für die Gesammtsprache einen der Haupt-feeders (Zuleiter, wie Max Müller sich ausdrückt) offen zu halten, einen Verjüngungsstrom für die leicht alternde, wie sie eben durch die besonderen Schicksale des Plattdeutschen keiner andern Schriftsprache zur Seite fließt oder floß, denn selbst das Jonische in Griechenland hatte aus der dorischen Mundart nicht diese Ergänzung und Erquickung, wie sie das Hochdeutsche bei richtiger Erkenntniß und Ausnutzung am Plattdeutschen haben kann.

Klaus Groth.

Offene Briefe und Antworten.

An Professor Dr. Klaus Groth in Kiel.

Geehrter Herr Professor!

In der Nr. 29 der „Gegenwart“ sagen Sie, daß die Gedichte Jasmins, die Ihnen 1853 oder 54 bekannt geworden, ohne Werth sind und man unsren Hebel, Kobell, Reuter, Brinkmann beleidigen würde, wollte man sie mit ihm zusammen nennen. Erlauben Sie mir für den französischen Verräckenmacher mit einem Worte einzutreten, es geschieht in unserm Interesse. Wenn wir das Recht behalten wollen, uns über die Ungenauigkeiten und oberflächlichen Urtheile der Franzosen hinsichtlich unsrer Literatur lustig zu machen, dürfen wir uns selber dergleichen nicht erlauben. — Jasmin lebte nicht, wie Sie in Ihrem Artikel behaupten, in Montpellier, sondern in Agen an der Garonne und war nicht erst in den fünfziger, sondern schon in den dreißiger Jahren ein berühmter Mann. Er galt und gilt noch heute für den bedeutendsten unter den volksthümlichen Dialect-Dichtern Frankreichs und verdankt seinen populären Einfluß der Bescheidenheit, mit der er, der arme Schneiderssohn und Perrückenmachergehülfe, allen Verlockungen der Pariser Salons, gerade wie R. Burns denen der Edinburger, widerstand, zur heimatlichen Scholle zurückkehrte und im Volke, aus dessen Boden seine Poesie die beste Nahrung sog, wurzeln blieb. Wenn Sie Jasmins Françonette, Marthe la folle, les deux frères jumeaux gelesen hätten, würden Sie nicht so über ihn urtheilen. — Seinen Abugle de Castil-Cuillé übersetzte Longfellow und er nennt Jasmin den französischen Burns. Da Sie auf das Urtheil eines St. Beuve und Willemain nichts geben, ebenso wenig wie auf die Anerkennung der französischen Akademie, so citire ich den neutralen Americaner, der sich bekanntlich nicht allein auf die niedersächsischen und nordischen, sondern auch auf die romanischen Dialekte verstehe. — Ich habe während meines langjährigen Aufenthaltes in Bordeaux Jasmin kennen lernen, habe mich in Agen von ihm fixiren lassen und öfter Gelegenheit gehabt seine ergreifende Darstellungsgabe, von der auch Longfellow in einer Note spricht, zu bewundern. Er war hinreißend im Vortrage seiner Gedichte, durch sein südliches Feuer, seine Natürlichkeit und Lebendigkeit; der kräftige und zugleich vocalisch weiche Longuedocische Dialekt wurde in seinem Munde zur Musik, er rief einem ganz das Bild der Troubadours und Jongleurs zurück. — Das Schönste dabei aber war, daß er, der selber in beschränkten Verhältnissen lebte, den Ertrag seiner Rundreisen für wohlthätige Zwecke, wenn irgend eine Calamität eingetreten, wenn Armuth und Elend zu unterstützen war, bestimmte. — Jasmin war ein leidenschaftlicher Verehrer seines heimatlichen Dialektes, vom Französischen wollte er nichts wissen, er meinte, es sei ganz unfähig zur Lyrik. — Er müßte Ihnen besonders zusagen, deshalb hat mich Ihr wegwerfendes Urtheil gewundert und habe ich mir obige Bemerkungen erlaubt. — Patriotismus ist schön, aber er darf doch nicht zur Ungerechtigkeit führen.

Hochachtungsvoll

Oldenburg, den 15. Aug. Adolf Laun.

An Herrn Dr. Wilhelm Buchholz in Leipzig.

Hochgeehrter Herr! Die deutsche Literatur der Gegenwart hat nicht so überwältig viele bedeutende Dichter aufzuweisen, daß es einem wahren Literaturfreunde nicht schwer auf's Herz fallen sollte, in der Knickung seiner flatten Pflicht, die vorhandene Anzahl noch zu verringern, indem er zeigt, daß ein Dichter, dem Kritik und Publicum bereits einen Ehrenplatz auf dem Parnaß angewiesen haben, nichts weiter sei, als ein talentloser Reclamenheld. Es ist Ihnen in der That schwer angekommen durch Ihren Artikel in Nr. 29 d. Bl. den „gefeierten Albert Möser“ in seiner Unbedeutenheit zu entlarven, so schwer, daß ich fast fürchte, es sei Ihnen nicht ganz gelungen. Sie haben ihn allerdings heruntergerissen, aber noch nicht vom Parnaß.

Erlauben Sie, daß ich mich als auch ein Freund der Literatur zu Ihnen geselle, um Ihnen vertraulich und freimüthig zu sagen, daß Sie das Ding doch nicht beim richtigen Ende angefaßt haben. Fürchten Sie nicht, daß ich den ebenso nutzlosen, als ungerechtfertigten Versuch machen möchte das Recht der freien Kritik einzuschränken. Gott bewahre! Ich denke nicht daran. Aber Sie haben dem Dichter Unrecht gethan, und das kann durch eine ehrliche Kritik niemals geschehen. Aus dem Umstande, daß dem so ist, möchte ich für mich die Berechtigung herleiten, hier ein Wort einzulegen zu Gunsten eines Dichters, für dessen Leistungen ich mich im Gegensatze zu Ihnen sehr wohl begeistern kann. Sie werden mich bemitleiden, und ich danke Ihnen dafür, aber es ist nun einmal so.

Für die Bedeutung, die Möser erlangt hat, suchen Sie die Ursachen in der Verstandes- und Gemüthsbeschaffenheit seiner Necensenten. Es fällt mir selbstverständlich nicht im Schlafe ein, für Gottschall, Frenzel, K. v. Thaler, Prof. R. Zimmermann, für Wehl, J. Rodenberg, A. Träger ꝛc., die Sie alle auf Ihr Beobachtungszimmer citirt haben, eine Lanze zu brechen. Prüfen Sie den Geisteszuhand der genannten Herren ruhig weiter, ich werde Sie nicht stören. Nur die eine Bemerkung gestatten Sie mir zu wagen, auf die Gefahr hin, noch einmal von Ihnen bemitleidet zu werden, daß es doch vielleicht einfacher und ehrlicher gewesen wäre, sich ein wenig in den Werken selbst nach diesen Ursachen umzusehen. Sie werden sagen, daß Sie auch das gethan haben, und da Sie es sagen, muß ich es glauben, aber aus Ihrer Kritik selbst konnte ich mir diese Ueberzeugung nicht holen. Sie citiren ein halbes Dutzend beachtenswerther kritischer Stimmen, die einig sind im Lobe der Möser'schen Oden und Canzonen, nur nun sich selbst diesen gegenüberzustellen. Das thun Sie in der Einleitung, verwerfen es aber im ganzen, langen Artikel consequent die Oden und Canzonen (bis auf die „an das Glück“, die Ihnen auch

Digitized by Google

nur den Stoff zu einem flüchtigen Witze bietet) auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Und doch haben Sie durch den Titel „der gefeierte Albert Möser“ mehr versprochen, als die Besprechung einer Gedichtsammlung. Nimmer aber kann ich mir denken, daß ein geistvoller Kritiker wie Sie in der „Canzone an den Tod“ und in den Möser'schen Oden nicht zu sehr fesselnden Bemerkungen den Anlaß gefunden haben sollte, — falls er sie nämlich gelesen hat. Das haben Sie gethan, gewiß! Wie könnten Sie sonst einen Artikel schreiben „der gefeierte Albert Möser“? Andere, oberflächliche Kritiker mögen einen Dichter besprechen, ohne seine Hauptwerke gelesen zu haben, Sie thun das nicht; ich bin davon überzeugt. Aber wie kommt es denn, verehrtester Herr, daß Sie gerade das Bedeutendste ignorieren, secretiren, und sich nur an das Ihrer Meinung nach Unbedeutende halten?

Ich unterschreibe das Princip, nach welchem der Kritiker bei Beurtheilung der Fähigkeiten eines Künstlers oder Schriftstellers sich immer an die besten Leistungen, die diese hervorgebracht haben, zu halten hat — Sie huldigen dem entgegengesetzten Principe. Die aus diesem Principe hervorgegangenen Kritiken mögen nun freilich für Autor und Publicum stellenweise omösanter sein, allein würdig, gerecht, ehrlich sind sie nicht. Ausführlich, aber nicht eingehend befassen Sie sich mit „Nacht und Sterne“. Rob. Zimmermann, meiner unmaßgeblichen Meinung nach der feinfühligste und geschmackteste unter unseren Kritikern, der in einem Artikel im Londoner Athenaeum (Dec. 1870) der Dichtergruppe Trannoor, Milow, Lorm — Möser als den bedeutendsten an die Spitze stellt, schrieb u. A. über diese Sammlung: „Durch den verschiedenen Grad von Reife, den die in ihr vereinigten Stücke verrathen, erwacht die Vermuthung, als hätte eine Nachlese aus früheren Tagen mit Eingang gefunden.“ Aber er suchte nicht, wie Sie es gethan haben, gerade diese „Nachlese aus früheren Tagen“ heraus, um auf sie ein Verdict über Mösers gesammte dichterische Thätigkeit zu gründen. Sie werden nicht entgegnen, daß Sie nicht wissen können, was uns früheren Tagen stamme, da Sie zu wissen, daß man auch vom Kunstkritiker verlangen darf, daß er dem Bilde eines nicht unbekannten Meisters gegenüber auch die Entstehungszeit des ersteren annähernd bestimme. — Nichelieu hat bekanntlich erklärt, jeden auf's Schaffot bringen zu können, von dem er nur ein geschriebenes Wort in der Hand habe. Mit sophistischer Taktik kann man eben viel erreichen, und diese Taktik haben Sie befolgt, indem Sie einzelne Fetzen aus Möser'schen Dichtungen herausgerissen, um ihn an den Pranger zu stellen. Sie zeigen die herausgerissenen Fetzen und fragen triumphirend: Was, das soll ein Gewand sein?

Nie habe ich eine größere Hochachtung vor der Möser'schen Muse empfunden, als angesichts Ihrer Bemühungen, sie zu discreditiren. Das muß schon ein ganzer, echter Dichter sein, aus dessen Werken ein so scharfer Kritiker, der einmal ausnahmsweise darauf ausgegangen ist, nur an Kreuzerlichkeiten herumzureiben, und auch dem Zusammenstellen gewaltsam beeauszunehmen, die ein ungünstiges Licht auf ihn werfen könnten, so wenig, oder so gar keine Anhaltspunkte sich holen kann zur Bekräftigung seiner vorgefaßten Meinung. Auf die Citate selbst will ich nicht eingehen; denn sie beweisen zuviel, d. h. nichts. Ich behaupte ganz entschieden: 1) Ihre Ausstellungen könnten alle richtig sein und dennoch könnte die Sammlung eine sehr gute sein; 2) die Ausstellungen könnten alle falsch sein und dennoch könnten die Gedichte mitsrobel sein. Diese cinjocta membra poetae lassen keinen Schluß auf ein Ganzes zu. Auf diese Weise läßt sich aus Allem Alles machen und schließlich Alles beweisen. Charakteristisch ist es aber, daß sich unter Ihren Citaten solche finden, bei denen die Redaction d. Bl. durch kritische Ehrenhaftigkeit bewogen Sie darauf aufmerksam machen mußte, daß Sie Unrecht hätten sich über dieselben zu belustigen*), und wieder Andere die Sie selbst nicht für schlecht finden können und die Sie nur herangezogen haben, um einen kleinen Spaß daran zu knüpfen. Die durch das edelste Pathos getragene Gedankenpoesie Mösers verdient aber doch wohl eine etwas ernstere Auffassung.

Ich möchte nicht, daß Ihnen meine Verehrung für Möser verdächtig erscheine. Ich erkläre auf das bestimmteste, daß ich selbst keine lyrischen Gedichte unter dem Herzen trage und daß Möser, soviel ich weiß, keine Kritiken im Gewande birgt; kurz, daß wir keine wechselseitige Lobesversicherungsgesellschaft gegründet haben. Dennoch liegt der Vorwurf, daß ich zu einer Möser'schen Clique, die freilich gar nicht besteht, gehöre, nicht fern. Ich hoffe das Cliquenwesen, streite aber nicht gern um Worte. Wohlan, ich werde es mir stets zur Ehre rechnen zu jener Partei zu gehören, nennen Sie sie immerhin Clique, die da eintritt für das Wahre, für das Echte in Kunst und Poesie. Sagen Sie, daß ich von dieser Clique Einer bin, wohl, ῥέζοιμαι εἶναι! Was Möser betrifft, so gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß, wenn Sie ihn erst eine ira et studio noch einmal genau und ganz durchgelesen haben werden, wir uns noch in einer „Clique“ die Hände reichen werden.

Mit besonderer Werthschätzung

Berlin, 13. Aug. 1872. Baldnin Groller.

*) Es hat uns natürlich sehr fern gelegen, durch unsere Bemerkung die kritische Ehrlichkeit unsres Mitarbeiters irgendwie anzuzweifeln. Wir waren nur nicht seiner Meinung; weiter sagte unsere Notiz nichts.

D. Red.

„Il carnevale del Tedeschi.“

Geehrtester Herr Redacteur!

Erst vor Kurzem, nach meiner Rückkehr von Rom nach Deutschland, gelangte ein Aufsatz in Nr. 18 Ihres geschätzten Blattes zu meiner Kenntniß, der „il carnevale del Tedeschi“ überschrieben und Gustav Floerke unterzeichnet ist. Dieser Aufsatz ist wesentlich eine Anklage gegen den deutschen Künstlerverein in Rom und dessen Vorstand im Allgemeinen, sowie insbesondere gegen dessen Verhalten in Bezug auf das sogenannte Cervaro-Fest. Die in Rom wohlbekannten Ursachen, die Herrn Dr. Floerke zu diesem, ihm nicht besonders zur Zierde gereichenden Verfahren veranlaßten, übergehe ich mit Stillschweigen, sowie ich auch darauf verzichte, die unrichtigen Angaben und Entstellungen, die der Aufsatz enthält, alle einzeln zu berichtigen. Als mehrjährigem Präsidenten des Vereins liegt mir jedoch die Verpflichtung ob, dessen Verhalten und Tendenzen im richtigen Lichte vor unsern Landsleuten darzulegen, deren so viele mit Interesse und in dankbarer Erinnerung dieses Vereines gedenken.

Die Nachwirkungen der politischen Spaltungen des Jahres 1866 hatten sich auch in dem Vereine in höchst nachtheiliger Weise fühlbar gemacht. Von dem dringenden Wunsche beseelt, die vorhandenen Gegensätze möglichst rasch verschönt und in der Fremde ein enges Zusammenhalten unserer Landsleute ermöglicht zu sehen, machte ich, unterstützt von einer Anzahl gleichgesinnter Freunde, den Vorschlag, zu einen Abend in der Woche zum Empfangsabend für unsere in Rom anwesenden Landsleute und ihre Damen zu bestimmen, dadurch den Verein zu einem Centrum für die deutsche Gesellschaft in Rom zu machen und damit den, den Winter in Rom zubringenden Deutschen eine möglichst heimatliche Stätte zu bereiten. Im Winter von 1868 auf 1869 wurde diese Einrichtung in's Leben gerufen und bis heute beibehalten. Der Erfolg war ein überraschend günstiger; die Mitgliederzahl stieg auf das Doppelte und es entwickelte sich ein höchst erfreulicher geselliger Verkehr, in welchem sehr bald die oben erwähnten Verstimmungen gänzlich verschwanden.

Unter diesen anregenden Eindrücken tauchte im Frühjahr 1869 im Vereine der Wunsch auf wieder einmal ein Frühlingsfest zu feiern. Das allgemeine Künstlerfrühlingsfest, welches auf Anregung der Deutschen in Gemeinschaft mit ihren nichtdeutschen Collegen eine Reihe von Jahren theils in den von Reinhardt aufgefundenen Cervaro-Grotten, theils an anderen Orten gefeiert worden war, war seit dem Beginn der politischen Veränderungen in Italien von der päpstlichen Regierung nicht mehr gestattet worden. Dagegen gelang es man nach zehnjähriger Unterbrechung von der Regierung die Erlaubniß für ein nur im engeren deutschen Kreise zu feierndes Fest zu erlangen, und auch der Eigenthümer der Cervaro-Grotten gestattete wieder die Benutzung des früher verweigerten Platzes. Das schöne Gelingen des Festes ließ im folgenden Jahre (1870) das Verlangen entstehen, ein allgemeines Künstlerfrühlingsfest zu organisiren; und als die Regierung, wenn auch zögernd, doch endlich unter der Bedingung, daß alles Politische ausgeschlossen bleiben müsse, ihre Einwilligung gegeben hatte, so ergingen hierzu die Einladungen an die Künstler aller Nationalitäten; sie wurden mit Enthusiasmus aufgenommen und namentlich erwärmten sich für das Fest die Italiener, die sich seit der wachsenden Bedeutung Italiens in stets größerer Zahl in Rom niedergelassen hatten, und gerne die Gelegenheit ergriffen, sich als eine Gesammtheit bemerkbar zu machen. Bei dieser Veranlassung zeigte sich nun, wie sich die Verhältnisse, namentlich durch die stets zunehmende Leichtigkeit des Reisens, gegen früher geändert hatten. Sowohl der Zudrang von Künst-

Digitized by Google

lern, die theilnehmen wollten, als auch von Römern und Fremden, die sich als Zuschauer meldeten, war so unerwartet groß, daß das zur Leitung des Festes erwählte Comité nur mit der größten Anspannung und Anstrengung im Stande war die Arbeit zu bewältigen. Wenn auch aus diesem Grunde nicht alle Theile des Programms gelangen, so war doch das Fest im Ganzen ein sehr schönes und heiteres, und namentlich die Italiener, die sich hier einmal freier bewegen durften, waren uns Deutschen für die Einladung unendlich dankbar und viele freundschaftliche Beziehungen wurden bei dieser Veranlassung zu beiderseitiger Befriedigung angeknüpft.

Nun aber brachte der Herbst 1870 unerwartet den Italienern die Erfüllung ihres heißen Wunsches: „Rom als Hauptstadt!“ und sogleich gründeten die italienischen Künstler einen Verein, den sie den „internationalen Künstlerverein“ nannten, weil Künstler jeder Nation in denselben eintreten können. Er zählte bald 300 Mitglieder und die Regierung kam ihm auf's bereitwilligste allenthalben fördernd entgegen. Nichts war natürlicher, als daß beim Herannahen des Frühjahrs 1871 die italienischen Künstler ihre junge Freiheit auch zu genießen wünschten und sich mit der Anfrage an den deutschen Künstlerverein wendeten, ob derselbe auch in diesem Jahre ein allgemeines Künstlerfest zu organisiren gedächte, in welchem Falle sie sich uns recht zahlreich anzuschließen beabsichtigten.

Während aber Jubel und Freude bei den Italienern herrschte, war die Stimmung in dem deutschen Vereine eine sehr gedrückte. Seine Mitglieder waren nicht zahlreich, denn manche derselben standen unter den Waffen oder in dem Sanitätscorps; der Verein hatte zwar alle seine Kräfte angestrengt und durch musikalische und künstlerische Leistungen in Beebindung mit einer Verlosung von Gemälden und Sculpturen, Geschenken seiner Mitglieder, eine bedeutende Summe zur Unterstützung unserer Verwundeten zusammengebracht, aber zur lauten Freude war Niemand gestimmt. Ein Jeder saß hatte theure Freunde oder Verwandte verloren oder war in Sorgen um deren Schicksal, denn noch war der Friede nicht geschlossen. Nach Rattgehabter Besprechung mit einer größeren Anzahl von Vereinsmitgliedern im Vereinslocale selbst konnte ich der Deputation der Italiener das Resultat jener Besprechung mittheilen, dahin lautend: daß wir unter den gegenwärtigen Umständen nicht geneigt seien, uns mit der Veganisation eines allgemeinen Künstlerfestes zu befassen; da sie jedoch diese Absicht zeigten, so bleibe es denjenigen unserer Mitglieder, die in der Stimmung sein würden, an dem Feste theilzunehmen, unbenommen, sich ihnen anzuschließen.

Das Fest wurde hierauf von dem internationalen Verein, dem auch Mitglieder unseres deutschen Vereines angehören, mit einem erstaunlichen Luxus in Costümen und Zurüstungen jeder Art begangen; der Kronprinz und die Kronprinzessin wurden zu dem Feste eingeladen und durch ihr Erscheinen und die Ruhmesthaten, die man schuldigerweise für sie haben mußte, wurde der frühere Charakter des Festes durchaus verändert. Es mußte schon damals jedem aufmerksamen Beobachter klar werden, daß durch den zunehmenden Pennt, sowie durch die Hereinziehung des Kronprinzlichen Paares eine gänzlich neue Lage geschaffen war, der gegenüber auch die deutschen Künstler sich eine neue Position würden schaffen müssen.

Als daher im Frühjahre dieses Jahres die gleiche Anfrage, wie im vergangenen Jahre, an den deutschen Verein gerichtet wurde — und dies mußte als ein Act nicht zu unterschätzender Artigkeit betrachtet werden, denn wer hinderte die Italiener selbstständig für sich zu handeln — so schien der Zeitpunkt gekommen, um in das gegenseitige Verhältniß die nothwendige Klarheit zu bringen. Die Generalversammlung des Vereines beschloß mit allen gegen zwei Stimmen folgende ablehnende Antwort:

„So lange unter der päpstlichen Herrschaft die deutschen Künstler die einzigen waren, denen das Vereinsrecht bewilligt war, so lange haben es diejenigen für ihre Pflicht erachtet, die Initiative zu allgemeinen Künstlerfesten zu ergreifen und die Vortheile ihrer Ausnahmsstellung auch ihren Collegen unter den Italienern durch Aufforderung zur Theilnahme an demselben zugutekommen zu lassen. Nun aber, da mit der Befreiung Roms die italienischen Künstler endlich die Stellung einnehmen konnten, die ihnen von Rechtswegen gebührt, ist der deutsche Künstlerverein der Ansicht, daß in Zukunft, wenn es sich um allgemeine Künstlerfeste handelt, die Initiative zu denselben von den italienischen Künstlern, resp. von dem internationalen Künstlervereine auszugehen habe.“

Es lag diesem Beschlusse der Gedanke zu Grunde, daß wer eine geachtete Stellung einnehmen will, auch Andern die ihnen gebührende Achtung nicht verweigern darf. Die Bedeutung dieser Antwort wurde auch nicht nur von den italienischen Künstlern, sondern auch in der italienischen Gesellschaft auf's vollständigste gewürdigt, und die Deutschen haben sich hierfür allseitig der dankbarsten Anerkennung zu erfreuen gehabt, wie mir dies unter anderm der hochgeachtete Herzog von Sermoneta in beredten Worten ausdrückte. Praktisch genommen erwuchs aber auch dem deutschen Vereine aus jenem Beschluß der Vortheil, daß er nun seine volle Unabhängigkeit wieder gewonnen hat und es ihm nun frei steht, für sich ein Frühlingsfest zu feiern wie, wo und unter welcher den neuen Verhältnissen angemessenen Form es ihm behagt, ohne zu Anstrengungen und leerem Aufwand an Zeit und Kräften genöthigt zu sein, die zu der Sache selbst in keinem Verhältniß stehen. Schließlich möchte ich noch mit Herrn Floerke, wenn auch in anderm Sinne, unsere Landsleute, die nach Rom kommen, auffordern, unsern Verein recht zahlreich zu besuchen, dagegen aber auch mein Bedauern aussprechen, daß Herr Floerke den Rath, den Vereine nicht zu besuchen, den man ihm, wie er selbst sagt, in Weimar und München gab, nicht auch befolgt hat.

Frankfurt a/M., Mitte August 1872.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener
Otto Donner.

Notizen.

Nach einer statistischen Aufstellung war der Status der Ritter p. p. der Ehrenlegion in Frankreich am 1. September 1870 folgendes:

Großkreuz	28	Personen
Großofficiere	175	„
Comthure	1000	„
Officiere	3900	„
Ritter	38871	„
	43974.	

Dazu müssen noch gezählt werden die Ernennungen, welche am Tage der Schlacht von Sedan im „Moniteur“ erschienen. An jenem Tage erhielten 250 Officiere das Ritterkreuz.

Die Republik vom 4. September, welche durch Decret bestimmte, daß die Ehrenlegion künftig nur an Combattanten vertheilt werden sollte, ist in der Vertheilung dieses Ordens nicht sparsamer gewesen als das Kaiserreich. Vom September 1870 bis zum Dezember 1871 sind von republikanischen Behörden folgende Ernennungen vollzogen worden:

Großkreuz	22	Personen
Großofficiere	69	„
Comthure	267	„
Officiere	1600	„
Ritter	9000	„
	10958.	

Die Gesammtzahl der Decorirten beläuft sich demnach auf über 54000 Personen.

Erklärung.

Ich finde mich zu der Erklärung veranlaßt, daß ich zu dem Werke: „Das malerische und romantische Westphalen“ bereits seit 1840, also seit vollen 32 Jahren, keinerlei Verhältniß mehr habe. Nachdem ich 1839 das Unternehmen angeregt und die Einleitung dazu geschrieben, habe ich im folgenden Jahre die Vollendung der Arbeit Herrn Levin Schücking übertragen, und mich damit von dem Werke für immer zurückgezogen. Ich stehe demnach der kürzlich erschienenen zweiten Auflage des Buches, obgleich dieselbe mich nominal noch als Mitherausgeber auf dem Titel figurirren läßt, durchaus fern, und habe selbstverständlich auch keinen Antheil an deren Widmung an den deutschen Kaiser. Diese Widmung ist einzig und allein, und zwar ohne mein Vorwissen, von Herrn Levin Schücking, dem Verfasser und Herausgeber, und von Herrn Ferdinand Schöningh, dem Verleger des Werkes, ausgegangen.

Stuttgart, im August 1872. Ferdinand Freiligrath.

Digitized by Google

Inserate.

Tribüne erscheint: Dreimal wöchentlich in Berlin, bringt: Tagesschau, pikante Notizen aus Stadt, Gesellschaft, Theater, unparteiische Börsenberichte, bunte Zeitung, interessante **Gerichtsverhandlungen**, Zeitgeschichtliches, **Romane, Novellen** u. s. w. und **kostet** bei allen Postanstalten, Zeitungsspediteuren mit der illustrirten humoristisch-satirischen Gratisbeilage:

„Berliner Wespen"

zusammen nur 1 Thaler vierteljährlich.

Insertionsorgan ersten Ranges. Preis der Petitzeile 3½ Sgr.

☞ **28,000 Auflage.** ☜

Berliner Wespen.

Illustrirtes humoristisches Wochenblatt.
Redigirt von Julius Stettenheim.
Illustrirt von G. Heil.
Verlag von B. Brigl in Berlin.

Man abonnirt bei allen Postanstalten und Buchhandlungen für den **Preis von 15 Sgr. vierteljährlich** auf die vom Publikum und von der gesammten Kritik als ein Blyblatt ersten Ranges anerkannten „Berliner Wespen".

Inserate: 7½ Sgr. die Petitzeile durch die Annoncen-Expedition von Haasenstein & Vogler in Berlin, Hamburg, Lübeck, Leipzig, Dresden, Breslau, Prag, Wien, Lausanne, Genf, Zürich, St. Gallen, Basel, Stuttgart, München, Nürnberg, Frankfurt a. M., Köln.

Verlag von **Schmaler & Pech** in Leipzig.
Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Wahlsieg.

der Verfassungstreuen in Böhmen im April 1872 und seine Bedeutung im österr. Verfassungsleben.

8. **Geh. Preis 12½ Sgr.**

Diese Schrift bringt authentische Daten über die argen Mißbräuche bei den letzten Wahlen für den böhmischen Landtag und liefert somit einen werthvollen Beitrag zur Charakteristik der österr. Verfassungszustände, sowie des modernen Constitutionalismus überhaupt.

Zur praktischen Verwerthung

einer volkswirthschaftlichen seit 5 Jahren bewährten von Behörden und größten Autoritäten anerkannten Neuheit, welche einen jährlichen Reingewinn von mindestens 30,000 Thlr. verspricht, werden kaufm. oder technische

Theilnehmer

gesucht mit einem Capital von successive 10 bis 50,000 Thlr. — Näheres auf gefl. Offerten, mit Angabe von Referenzen und der etwaigen Betheiligungssumme, welche sub Chiffre **B. J. 101.** an die Herren **Haasenstein & Vogler** in Berlin erbeten werden.

August. Verlag von **Dietrich Reimer** in **Berlin.** Anhaltische Strasse No. 12. 1872.

In unserm Verlage erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Heinrich Kieperts

Wandkarte des deutschen Reiches

zum Schul- und Comptoirgebrauch.

Vierte berichtigte Auflage 1872.

9 Blätter. Maassstab 1:750,000. Preis in Umschlag 3 Thlr. 10 Sgr. Aufgezogen in Mappe 6 Thlr. — Aufgezogen mit Stäben 6 Thlr. 20 Sgr.

Die soeben erschienene neue Auflage dieser vortrefflichen Karte ist durchweg einer gründlichen Revision unterworfen und durch Nachtragung der neuen Grenzen, aller Eisenbahnen etc. bis auf die neueste Zeit ergänzt; namentlich kommt aber auch durch die ganz neugemachte Terraindarstellung die physische Gestaltung des Landes in der charaktervollsten Weise zur Geltung.

Das lebhafte und geschmackvolle Colorit ist so gewählt, dass sich die jetzige Gestaltung des Deutschen Reiches weithin klar und deutlich erkennen lässt. In ihrer schönen technischen Ausführung ist daher die Wandkarte eine Zierde für jedes Zimmer, empfiehlt sich aber ihrer praktischen Brauchbarkeit wegen auch ganz besonders zur Anschaffung für Schulen.

Ferner erschien soeben:

Karte des Russischen Reiches in Europa

bearbeitet von

Heinrich Kiepert.

6 Blatt. 3. Auflage.

Kartographische Uebersicht der Kaiserlich deutschen Consulate aufgestellt im Auswärtigen Amte des Deutschen Reiches.

Redigirt von **H. Kiepert.**

Doré-Prachtbibel. — Neue Subscription!

Soeben erschien die **erste Lieferung** der **dritten Auflage** der illustrirten

Pracht-Bibel mit **230 großen Bildern** und reichen Text-Verzierungen von **Gustav Doré.**

Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther.

315 Bogen groß Folio, feinstes Velinpapier.

62 Lieferungen à 12 Sgr. oder 42 kr. rhein. — Alle 8—14 Tage erscheint eine Lieferung.

Das unbedingt **schönste** und **großartigste Pracht- und Bilderwerk der Neuzeit**, welchem die **gesammte** deutsche Presse das **höchste Lob** spendete. **Zwei starke Auflagen** von zusammen 11,000 Exemplaren wurden in kaum 3 Jahren vollständig abgesetzt.

Die **erste** Lieferung liegt in allen Buchhandlungen auf oder kann von denselben zur **Ansicht** erbeten werden, ebenso ausführliche Prospecte mit Illustrationsprobe.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 31. August 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Kaiseridee. Von F. Michelis-Braunsberg. — Russische Erdichtungen und ein vergessenes Geschichtsblatt. Von Karl Blind. III. — Die physische Entartung der spanischen Dynastie. Eine psychologische Skizze von Th. Puschmann. — Von der kurischen Nehrung. Von Braun-Wiesbaden. 1. — Literatur und Kunst: Kleine Mittheilungen aus Gesprächen mit Cornelius. Von Hermann Hettner. — Unsere Classiker und unsere Universitäten. Von Paul Lindau. — Uebergang nicht Untergang. Von Klaus Groth. — Aus der Hauptstadt: J. B. von Schweitzers Original-Lustspiel „Die Eidechse" in fünf Acten von F. H. Kugler. — Offene Briefe und Antworten. An Balduin Groller. — Notizen. — Inserate.

Die Kaiseridee.

Es gibt keine Idee in der Menschheit, deren Gestaltung in der geschichtlichen Entwicklung sich deutlicher nachweisen läßt als die Kaiseridee. Sie bezeichnet gewissermaßen die Schritte, in denen die Menschheit politisch zum Bewußtsein ihrer universalen Einheit emporgestiegen ist.

Der Personenname Cäsar ist zum Gattungsnamen, zur Bezeichnung des Begriffes oder der Idee geworden, weil jener C. Julius, der den Beinamen Cäsar führte, in dem Momente sich zum Alleinherrscher in Rom aufwarf, als dieses zur weltbeherrschenden Stadt sich aufgeschwungen hatte. Denn diese beiden Momente vereinigten sich in dem, was der große Römer für die Entwicklung der menschlichen Geschichte eingelegt hat: daß er die Republik auf die Form der Monarchie zurückbrachte und daß es die weltbeherrschende Republik war, an der sich dieser Staatsstreich vollzog. Cäsar für seine Person hat freilich seine Herrschaft nicht begründet, sondern sein Verbrechen, wie es wenigstens in den Augen der Republicaner erschien, mit frühem Tode gebüßt, und als sein Neffe die durch die Größe des Oheims gezeitigte Frucht einheimste, da ist der Name Cäsar zunächst nur haften geblieben auf dem, der jedesmal den berechtigten Anspruch hatte, der Nachfolger des Augustus zu sein.

Aber die Weltgeschichte ist doch gerechter gewesen und hat an den Namen Cäsar, Kaiser, auf die Dauer den Begriff des weltbeherrschenden Monarchen geknüpft.

Auch die Form und die äußere Repräsentation fehlte der heidnischen Reihenfolge der römischen Kaiser noch bis auf den letzten derselben, den Diocletian, der sie dem Orient entlieh, indem er die innere Stellung des persischen Groß-Königs auf die römische Kaiserwürde übertrug. Jetzt war der Kaiser wie der Weltherrscher, so der Gott auf Erden geworden. Alexander wurde vom frühen Tode hinweggerafft, als er nach Besiegung Asiens auf dem Punkt stand, die Idee seines Lebens: die Verschmelzung des hellenischen (occidentalischen) und des orientalischen Geistes zu vollziehn. Im römischen Kaiserthum hat diese Idee dauernde Gestalt gewonnen, freilich erst, nachdem in ihm der Geist der Freiheit, der die Republik und die weltbeherrschende Stadt geschaffen hatte, ausgetilgt und das ungeheure Ganze dem Mechanismus einer bevormundenden Verwaltung anheimgefallen war. Derselbe Diocletian, der die Idee jenes orientalischen Königthums oder Despotismus, welcher den Herrscher als den Repräsentanten Gottes auf Erden erscheinen läßt, auf das römische Kaiserthum hinübertrug, hat auch die Grundlage zur Ausbildung dieses Verwaltungsmechanismus gelegt; und wie er selbst kein Römer war, so hat er auch nur unwillkürlich den Schwerpunkt des Reiches von Rom weggenommen, nachdem dieses in dem prachtvollen Triumphzuge der vier vereinigten Imperatoren im Jahre 203 zum letzten Male seine alte heidnische Größe äußerlich gefeiert hatte.

So können wir von Diocletian an rückwärts alle Momente deutlich verfolgen, aus denen die dann in die christliche Entwicklung hinübergenommene Kaiseridee weltgeschichtlich sich aufgebaut hat. Ueber das Perserreich, welches selbst als Erbe der Vorgeschichte des Orients eintrat, brauchen wir nicht hinüberzugreifen.

Diesseits Cäsars oder Diocletians liegt die weitere geschichtliche Gestaltung der Kaiseridee in vollständiger Klarheit vor unseren Augen. Wenn Constantin, indem er das von Diocletian Angedeutete ausführt, nun zugleich den für die Haltbarkeit seiner Weltgestaltung entscheidenden Schritt thut, daß er das Christenthum zur Staatsreligion erhebt, so brauchen wir nicht mit einer befangenen Kirchlichkeit seine ungeheuren Verbrechen mit dem Mantel christlicher Liebe zu verdecken oder ihn gar als Heiligen auf den Altar zu erheben, um der höheren Bedeutung des Christenthums gerecht zu werden. Was Constantin that, war eine politische Nothwendigkeit geworden; der universale, kosmopolitische Gehalt des Christenthums hatte die Welt durchsäuert, die Scheidewand zwischen Hellenen und Barbaren war gefallen, sowie die zwischen Hellenen und Juden gestürzt war. Jene innere Verschmelzung des Orients mit dem Occident, der das Kaiserthum in Diocletian das Siegel aufgedrückt hatte, würde eine unhaltbare, in sich zusammenbrechende Form geworden sein, wenn ihr nicht der sittlich menschheitliche Gehalt der christlichen Idee wäre untergelegt worden.

Darum ist sofort mit dem christlichen Kaiserthum die innere Beziehung zum Papstthume, als dem Repräsentanten der universalen Idee der Kirche und des Christenthums begründet. Die spätere Legende oder Politik hat dies in der Fabel von der Schenkung Constantins ausgedrückt.

Es ist hier nicht die Absicht, die späteren Wandelungen dieses Grundverhältnisses, an dem die christlichen Geschicke der Menschheit von da an sich abwickeln, genauer zu verstehen, oder den Gründen nachzuforschen, weshalb die christlich gewor-

Digitized by Google

dene Kaiseridee auf dem Boden der antiken Weltentwicklung keinen wahren Bestand gewann; weshalb sie nach der Völkerwanderung wieder aufgenommen auch im fränkischen Reiche nur das einem raschen Verfalle preisgegebene Vorspiel ihrer vollen weltgeschichtlichen Bedeutung darzustellen vermochte und erst im deutschen Reiche die tausendjährige Grundlage einer neuen festen Weltentwicklung wurde. Aber eben diese überherrschende geschichtliche Bedeutung der Kaiseridee, welche, wie wir sehen, aus der Urzeit der Menschheit zu uns herüberragend, immer wachsend in ihrer Mächtigkeit, wie ein Strudel alle ablaufenden Entwicklungsphasen in sich hineinzieht, führt mich auf die Frage, um deren sittlichaltiger Beantwortung für die Gegenwart willen ich diesen Blick auf die Geschichte gethan habe. Liegt doch in der That etwas schwindelndes in diesem Gange der Kaiseridee durch die Geschichte, wenn man an ihre Erneuerung in der Gegenwart denkt.

Hätte ich nicht schon neulich (s. Nr. 25) mich darüber ausgesprochen, daß ich den Sinn, worin die reale Politik die Erneuerung der Kaiseridee auf Deutschlands Boden meint, sehr wohl von den Illusionen einer überlebten Romantik unterscheide, so würde schon der Schein, den unbefugten Sittenrichter oder Warner in der Politik spielen zu wollen, mich abgehalten haben, diese Seite auch nur zu erwähnen. Nicht als ob ich glaubte, daß nicht dem Christen als Kritiker unter allen Umständen, da, wo der Grund dazu gegeben ist, das freie Wort zustände, sondern weil hier in der That durchaus kein Grund gegeben ist, weil die Erneuerung der Kaiserwürde in Deutschland so ohne alle napoleonische Selbstüberhebung, so im ernsten, einfach und ehrlich deutschen Sinne geschehen ist, daß man schon dadurch auf die innere reale Bedeutung, auf die politische Nothwendigkeit hingewiesen wird und die Vorwürfe im entgegengesetzten Sinne einfach als Verleumdung empfindet.

Aber die schwindelnde Höhe der Kaiseridee trägt allerdings noch eine Gefahr in sich, nicht von Seiten der Politik, die die Erneuerung geschaffen hat, sondern von der Seite, die die Erneuerung bekämpft. Und da liegt das reale Ziel, welches ich bei meiner Betrachtung im Auge hatte. Gewiß, es muß dem Deutschen hart sein, wenn er der erneuten Kaiserwürde, die schon jetzt den deutschen Namen groß macht auf dem Erdkreise, sich freut, dann Oesterreichs und des Schnittes zu gedenken, der es von Deutschland geschieden hat. Hier liegt eine Wunde, die vielleicht am Vernarben, aber sicher noch nicht vernarbt ist, ein Stachel, den eine glückliche Politik von beiden Seiten real schon Gott sei Dank überwunden hat, der aber auch ideal überwunden werden muß, wenn ihm seine ganze Gefährlichkeit dauernd genommen werden soll. Ich spreche hier von einem Processe, den ich selbst in mir mit Bewußtsein durchgemacht habe und eben deshalb glaube ich in überzeugender Weise für Andere, mit denen ich mich bis dahin in Uebereinstimmung gewußt habe — und deren sind viele — davon sprechen zu können.

Durch die geschichtliche Entwicklung scheint die Kaiseridee unzertrennlich wie einerseits mit Deutschland, mit dem ganzen Deutschland, so andrerseits mit der Kirche und dem Papstthum verknüpft zu sein. Da liegt der Stachel, der den ultramontanen Intentionen den Schein einer historischen, patriotischen, und darum selbst moralischen Berechtigung zu verleihen im Stande ist, und von dem gewiß sehr Viele bestimmt werden, denen wir doch Gewissen und Redlichkeit nicht von vornherein abzusprechen gemeint sein werden. Ist wirklich eine solche Auffassung berechtigt? Ist vielleicht unsere geänderte Ueberzeugung nichts anders als ein Zoll, den wir auf Kosten unserer besseren sittlichen Idee den Thatsachen gespendet haben? Ich antworte darauf mit einem entschiedenen und klaren Nein. Wollten wir in den Dimensionen, die hute die Politik und der bewußte Verkehr der Völker auf Erden erreicht hat, ohne Verständniß des innern Fortschrittes der Entwicklung, die alte Kaiseridee, die Deutschlands erste jugendliche Größe getragen hat, gegenwärtig wiederaufnehmen, so würden wir eben jenem romantischen Schwindel verfallen sein, der in Jesuitismus, Ultramontanismus und Infallibilität Moral, Religion und Kirche in ihrer Wahrheit für die Menschheit in Frage stellt und einen muthwilligen Kampf auf Leben und Tod in der Gesellschaft provocirt. Hat aber in ihrem mittelalterlichen Sinne gefaßt die Kaiseridee so gut wie die Papstidee ihre weltgeschichtliche Unterlage und damit auch ihre sittliche Berechtigung verloren, so liegt es für mich eben auch im Interesse des sittlichen Verständnisses der Geschichte, mich nicht romantisch auf die Jugenderinnerung unserer Nation zu steifen; sondern so wie ich mir bewußt bin, mein eigenes sittliches Lebensideal nicht aufzugeben, weil ich es unter anderen Verhältnissen, in anderer Form, als ich sie jugendlich gedacht habe, durchsetzen muß, so kann auch der Dualismus, in den die an Deutschland geknüpfte Kaiseridee nun factisch sich gespalten hat, mich nicht irremachen an der inneren sittlichen Bedeutung der Idee selbst und der Möglichkeit ihrer Durchführung.

Daß der deutsche Bund möglicher Weise eine höhere Realisirung der weltgeschichtlichen Aufgabe Deutschlands hätte sein können als das deutsche Reich, ist eine früh bei mir ausgebildete Ueberzeugung; um nachdem der Bund seine Aufgabe völlig auerfüllt gelassen, kann es der Dualismus des Kaiserthums thun, welches ja die Gott sei Dank uns schon so nahe gelegte Möglichkeit in sich trägt, die Idee des Bundes und damit auch die Idee des Reiches in anderer Form, aber darum nicht unwahrer, sondern gereifter zu verwirklichen. So werde ich mich zugleich vor der Gefahr bewahren, das, was uns bei allen seinen Mängeln der Bund geleistet hat, zu verkennen und nach Renegaten-Weise für die neue Form zu schwärmen, der ich nur insofern ohne Verleugnung meiner sittlichen Idee von Deutschlands Aufgabe und also nur insofern nicht heuchlerisch, sondern aufrichtig mich hingeben kann, als sie eben eine andere, vielleicht bessere, jedenfalls in den Verhältnissen tief begründete Form ist für die Verwirklichung der sittlichen Idee, die allein auch meine Begeisterung für das alte Reich beseelen durfte. Einen inneren Widerspruch gegen diese alte Form trägt die neue für mich nicht in sich, weder in dem Dualismus, den die Kaiseridee in sich aufgenommen hat, noch in dem Gegensatze, den die neue Gestaltung gegen die infallibilistische Kirche, d. h. gegen die Caricatur der Kirche Christi in ihrem Schoße trägt. Ich kann dafür begeistert sein, genau in demselben Maße, wie ich für die sittliche Regeneration der Kirche nach ihrer wahren Idee begeistert bin. — Was aber den Dualismus der neu verwirklichten Kaiseridee insbesondere angeht, so haben wir Deutsche ja keine stolzere Erinnerung in unserer Geschichte, als jene Versöhnung zwischen den streitenden Kaisern Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich, über die schon Schiller den römischen Pontifex in staunende Verwunderung ausbrechen läßt. — Wenn wir das als das Vorspiel der Zukunft betrachten dürfen, welche die Versöhnung der Hohenzollern und der Habsburger uns bringen soll, so dürfen wir mit Ruhe derselben entgegensehn; wenigstens können wir mit Freuden in diesem Sinne an der Gegenwart arbeiten.

P. Michelis-Braunsberg.

Digitized by Google

Russische Erdichtungen und ein vergessenes Geschichtsblatt.

Von Karl Blind.

III.

(Schluß.)

Eine russische Erdichtung ist es gewesen, das Moskowiter-Volk als von tief-innerlicher Sehnsucht nach „Zarigrad", der „heiligen, aber entweihten Stadt", erfüllt darzustellen.

Was da nicht Alles keck gefabelt ward! Den armen Muzjik, der, wenn er die Wahl hatte, es gewiß vorzog, in seinem heimischen Schafspelze zu leben und zu sterben; ihn, dessen Ehrgeiz nicht weiter reichte, als den Kohl zu bauen, die Fichte zu fällen, alle kleinen Sorgen in Tanz und Wodki vergessend — ihn dichtete man zu einem nordischen Kreuzritter um, den es sehnsüchtig verlange, mit dem Schwert in der Hand an die sonnigen Gestade des Bosporus zu pilgern! Man ließ ihn mit inbrünstigen Augen nach dem Sophien-Dome schauen, schob ihm das dunkle, aber unwiderstehlich starke Bewußtsein einer großen orientalischen Sendung unter, putzte ihn mit allen mögl ichen politisch-romantischen Gewandstücken heraus, machte ihn auch gelegentlich zu einer „Welt für sich" — sozusagen zu einem fabelhaften Wundergeschöpf, das aus dem Eismeer emportaucht und mit seinen feuerdurstigen Blicken das Blut des „alten Europa" sollte gerinnen machen.

Das war wenigstens so die Schreibart, in welcher vor noch nicht langer Zeit die schöngeistigen Plänkler des Panslawenthums ihre weltverjüngende Zukunftsmusik auf uns losknatterten.

Eine fratzenhafte Posse! Die Wirklichkeit ist viel einfacher. Das russische Volk, zuerst von Normannen geknechtet, dann unter die Peitsche der Goldenen Horde gebeugt, und seither von Zaren tyrannisirt, die alle Grausamkeit, alle Verderbtheit, allen Wahnsinn römischer Imperatoren in sich vereinigten — das russische Volk ist nicht der thätige Urheber dieser Eroberungs- und Weltverjüngungs-Politik. Sein Elend, seine Knechtschaft ist vielmehr von Willkürherrschern und ihrem abenteurerischen Anhange benutzt worden, um die Sicherheit Europas in Gefahr zu bringen. Das russische Volk diente ihnen lediglich als „corpus vile", mit dessen Hülfe man die Versuche der Weltherrschaft anstellte.

Eine alte Ueberlieferung für russische Angriffe gegen Konstantinopel gibt es daher wohl — ja, eine viel ältere, als die mit Rußlands Jugendkraft sich brüstenden Schwärmer und Lohndiener der moskowitischen Propaganda es Wort haben wollten. Aber weder „slawische Wanderlust und schweifender Sinn", noch „griechisch-katholische Inbrunst" haben etwas damit zu thun. Unähnlich anderen europäischen Staaten, die nach einem Zeitraume der kriegerischen Entwicklung sich mehr auf inneren Fortschritt verlegten, schwankt Rußland seit tausend Jahren zwischen gefährlichen Anläufen seiner tyrannischen Herrscher und einem Zustande völliger Ohnmacht und Niedergebrochenheit. Steige innere Entwicklung hat in ihm nicht stattgefunden. Kriegerisches, rohes Umsichgreifen in dem einen Zeitraum, völliger Zusammensturz des Reiches in dem anderen — das war seine Geschichte seit Gründung eines Russen-Staates durch die Rurike. Es scheint, als ob der Geist des sklavischen Gehorsams der geknechteten, kriechenden Unterthanen einen Schwindel des Ehrgeizes bei den Fürsten erzeugt habe. Im eigenen Lande kein Hinderniß gegen ihre unmäßigsten Herrschgelüste findend, überließen sie sich den wildesten Träumen der Raubsucht gegenüber anderen Völkern. Schon als barbarische Häuptlinge streckten sie ihre Hand nach der goldenen Tiara von Byzanz aus. Ihre Entwürfe aber — so weit die Volksmasse in's Spiel kommt — unterscheiden sich durchweg von dem Geiste, der die Wanderzüge der Germanen nach Süden und Westen kennzeichnet. Das russische Volk war nicht auf Abenteuer erpicht. Es begehrte nicht nach dem heiligen Graal von Ost-Rom. Es ließ sich zu den Kriegsunternehmungen mitschleppen — sei es, wie in grauen Zeiten, als Gefolge normannischer Wildlinge, oder, wie später, als prügeldressirtes Heer einer moskauer oder petersburger Majestät.

Diese kriegerische Leidenschaftslosigkeit der Massen erklärt auch, daß Rußland, nach gewaltigem Ansturme, wiederholt in jähem Sturze zusammensank. Stets erhob sich jedoch wieder aus den Trümmern derselbe mißgestalte Genius sinnloser Eroberungssucht — einer Eroberungssucht, die ihr Brutnest nicht in dem gewalthätigen Drang eines von Kraft strotzenden Volkes, sondern in dem überreizten Hirn eines zügellosen Gewaltherrschers hatte.

Kaum hatten die Waräger, im neunten Jahrhundert, die slawischen und finnischen Stämme eines Theiles des heutigen Nordwest- und Mittel-Rußland in ein Reich zusammengeschweißt, so entstand auch, um den Ausdruck eines alten Chronisten zu gebrauchen, ein Despotismus, der „mit Zähnen im Kopf geboren" war. Rasch fällt nun das Khazaren-Reich, das im Süden gebläht, unter nordischer Wucht zusammen, und es erfolgt ein wiederholter Sturm gegen Konstantinopel! Nicht zufrieden mit dem weiten Gebiete, das ihnen so leicht zur Beute geworden, eilen die russisch-waräg ischen Großfürsten zum Angriff auf die Balkan-Halbinsel, auf die Länder am Schwarzen Meere; ja, ihr Sinn steht ihnen nach den Gestilden Ungarns und nach der diamantenen Bergkette des Kaukasus!

Dies Bedrängen dauert von der Mitte des neunten bis in die Mitte des elften Jahrhunderts. Konstantinopel stand in jenen Tagen wiederholt in Gefahr, dem Ansturme zu erliegen, der mit finnischen, slawischen und tartarischen Stämmen unter der Oberhauptschaft der Nordmänner gegen seine Thore anwogte.

Das russische Volk aber — wenn man diesen Namen auf die bunte Verschiedenheit der Stämme anwenden kann — spielte in jenen Ereignissen wesentlich eine leidende, keine tonangebende Rolle. Es selbst war durch seine waräg ischen Feudalherren in hartem Druck gehalten. Im Kriegs- und Friedensrath hatte es keine Stimme. Die alten griechischen Urkunden nennen nur germanische Namen unter den damaligen Feldherren, Gefolgsführern, Gesandten und Vertragszeugen der Waräger. Die Masse bieute lediglich als dunkler, eintöniger Hintergrund, auf dem sich die Gestalten seiner fremden Beherrscher markirt abheben. Und wie lange diese Fremdlinge sich im Gegensatz zum russischen Volke fühlten, das geht schon aus der Thatsache hervor, daß Jahrhunderte hindurch stets frischer Nachschub von Warägern aus dem Norden her nach Rußland herübertam. Die lange Fortdauer der Kämpfe um den Besitz Konstantinopels darf wohl zum Theil diesem fortwährenden neuen Zufluß fremder kriegerischer Kräfte zugeschrieben werden.

In der Mitte des zwölften Jahrhunderts bricht der übergroß angelegte Bau durch eine Art geschichtlicher Wiedervergeltung plötzlich zusammen. Allein es ist nicht der Geist keimender Freiheit, der die eisernen Klammern sprengt: die Macht der Despotie wird geschwächt durch den inneren Zwist der einzelnen Zweige des Rurik-Geschlechtes. Mitten in diesen Wirrsalen erscheinen die nomadischen Horden Dschingis-Khans und Batus an den Grenzen des Reiches.

Ihnen zu widerstehen findet sich keine Volkskraft, keine Vaterlandsliebe, kein eiserner Arm eines einzigen Gebieters. In kurzer Frist wird Rußland zum Sklaven der Goldenen Horde. Die tartarische Ueberschwemmung, aus den Tiefen Asiens hervorbrechend, fand in ihrem stürmischen Fluthen nach Westen hin einen Felsen, an dem sie sich brach — die Tapferkeit deutscher und polnischer Männer. Aber über die sfythisch-sarmatische Ebene ergoß sie sich ungehindert von der Wolga bis an die Waldai-Hügel. Während zweihundert und fünfzig Jahren regieren die Kalmücken das Reich der einst so stolzen Rurike. Rußland mongolisirt sich im Geist und in der körperlichen Erscheinung seines Volkes immer mehr. Sogar der Name Rußland verschwindet aus dem Gedächtnisse Europas;

Digitized by Google

eine Linie tartarischer Grenzwächter zieht gewissermaßen eine chinesische Mauer um das Reich des Nordens.

Alle politische Selbstachtung ist nun plötzlich dahin. Der russische Adel schätzt sich glücklich, mit den Familien der wandernden Horde durch Heirat sich zu verspipen; er äfft den Asiaten selbst in Sitte, Tracht und Gewohnheiten nach. Die Russenfürsten kriechen vor dem Mogul im Staub. Sie knieen vor seinem Bildnisse nieder und reichen es an; sie bieten, in Demuth erstarrend, dem Bevollmächtigten des Groß-Khans die Schale mit Stutenmilch als Zeichen der Ergebenheit: und fällt ein Tropfen davon auf die Mähne des Tartarenrosses, so lecken sie ihn, um ihre Unterthänigkeit zu bewesen, mit eigener fürstlicher Zunge ab.

Kein Wunder, daß nach dem Zusammensall des mongolischen Kaptschak die ganze Bevölkerung Rußlands in einem Zustande der Entwürdigung war, der es ihr nicht schwer ankommen ließ, sich einer Einrichtung ähnlichen Geistes zu unterwerfen — nämlich dem nunmehr sich erhebenden Zarenthum von Moskau.

Nicht durch russische Tapferkeit, sondern durch den um sich fressenden Zwiespalt innerhalb der wandernden Horden selbst wurde der tartarischen Fremdherrschaft ein Ende gemacht. Mit dem allmählichen Rückstuthen des Mongolenthums wuchs jedoch dem moskowitischen Zaren wieder der Muth: ein neuer Anlauf zu Eroberungsplanen wird genommen!

Diesmal ist es nicht der Süden, sondern der Nordwesten, gegen den die Zaren das Schwert richten — nicht Konstantinopel, sondern Schweden, Polen, die deutschen Länder an der Ostsee. In den baltischen Gebieten suchen sie jetzt die Oberhand zu gewinnen; fast könnte man glauben, der Gedanke der Gründung der heutigen Newa-Stadt habe ihnen schon vorgeschwebt. Von einer Wiederaufnahme der byzantinischen Politik ihrer Vorgänger durch das mittlerweile mächtig erstandene Osmanli-Reich abgehalten, nähren sie gleichwohl im Stillen ihre Gelüste auch nach jener Richtung hin. Die griechische Bevölkerung erhielt geheime Ermuthigung von ihnen. Die Hospodarn der Moldau wurden schon damals ins moskowitische Netz gezogen. Dem russischen Wappen, wenn man späteren Angaben Glauben schenken will, wurde damals der byzantinische Doppelaar als Sinnbild der Oberhoheit über Ost und West beigefügt, nachdem eine Sprossin des purpurgeborenen Hauses der Palaiologen einem Russenfürsten die Hand gereicht hatte. Der Zar fing an, sich als Vertheidiger der griechischen Christenheit gegen die Ungläubigen zu geberden.

Allein abermals bricht der moskowitische Staatsbau zusammen. Nicht sobald hat der letzte starke Tyrann aus Rurikschem Stamme die Augen geschlossen, so beginnt eine neue Auflösung des Reiches. Polen, Deutsche der Ostsee-Länder, Schweden, Tartaren von Astrakhan, alle Völker, die über das erneuerte Umsichgreifen Rußlands ergrimmt sind, stürzen über dasselbe her. Innere Kämpfe verwickeln die Lage. Thronbewerber erheben sich von allen Seiten; Erbfolgekriege brechen des Reiches letzte Kraft. Die Hauptstadt Moskau fällt in die Hände der Polen, deren Fürsten über das Schicksal des russischen Thrones entscheiden. Verschwörungen überall, in den Sakristeien, wie in den Adelsschlössern, bis sich der Tumult durch die Wahl der Romanoffs legt. Während dieses grausen Wirrwarrs ermüdet die Aufmerksamkeit Europas abermals: Rußland wird von Neuem zu einer äußersten Thule, deren Umrisse im Nebel verschwimmen.

In diesen Kämpfen war zum ersten Male eine Volksgestalt herausgetreten — Kosma Minin, der Fleischer, der den Aufstand gegen die Fremdherrschaft leiten hilft. Aber am Ende all' dieser blutigen Entwicklungen findet sich das russische Volk nur in noch tiefere Fesseln geschlagen: von einem Ende des Landes bis zum anderen trägt es nunmehr die Kette der Leibeigenschaft. Die letzte Spur einer unabhängigen Bauernschaft verschwindet. Die Leichtigkeit, mit welcher diese Unterjochung der gesammten Landbevölkerung durch Boris Godunoff an einem Tage bewerkstelligt wurde, ist ein neues Zeichen, wie bereitwillige Werkzeuge der nächst erscheinende Eroberer Tyrann haben wird.

Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts tritt Zar Peter auf die Bühne. Er faßt die Entwürfe der russisch-normännischen Großfürsten Oleg, Igor, Swiatoslaw, Wladimir und Jaroslaw mit denen der mongolisirten Zaren Iwan III. und Iwan IV. zusammen. Sein gieriger Blick umspannt zugleich den Norden und den Süden, das Schwarze Meer und die Ostsee, die Türkei, den Kaukasus und die tartarischen Gebiete — Europa und Asien. Er reißt die Russen aus dem halb mönchischen Wesen, in das sie unter den ersten Romanoffs versunken waren. Er sucht sie mit mechanischen Mitteln dem Westen zu nähern: er läßt ihnen den Kaftan kürzen, den Bart scheeren, richtet sie nach holländischem und berlinischem Muster zurecht, stößt sie mit harter Faust gegen die Thore Europas hin.

Seit dem Auftreten dieses reformatorischen Tyrannen, in welchem sich machiavellistische Berechnung und rohe Gewaltthat, ein in Erhabenheit sich spreizender Ehrgeiz und bare Verrücktheit in sonderbarer Mischung paarten, ist die Welt von dem Gerede über Rußlands „Jugend" unaufhörlich betäubt worden. Auf Grund dieser „Jugend" sprach man ihm die Erbschaft des „kranken Mannes" zu — ja, seierte man das angeblich urkräftige Moskowitervolk sogar als den Heiland einer neuen gesellschaftlichen Ordnung unseres Welttheils!

Welche Satire, wenn man die tausendjährige Geschichte Rußlands überblickt! —

Und welch' kecke Erdichtung, die Eroberungssucht russischer Regierungen gegenüber der Türkei mit religiöser Inbrunst decken zu wollen!

Als die Heidengötter Pornu und Yurru noch zu Kiew angebetet wurden, während zu Konstantinopel die griechische Rechtgläubigkeit im Purpur thronte, führten die nordischen Fürsten Krieg gegen Byzanz, weil, wie sie sagten, die Russen „Blutmänner" seien, und die Griechen „Weiber". Im zehnten Jahrhundert, als Wladimir denselben Glauben annahm, wie die Kaiser von Ost-Rom, mußte man nach einem anderen Grunde suchen. Konstantinopel sollte jetzt zur Hauptstadt der Barbaren werden, „weil es der Würde des Großfürsten gezieme, die Taufe am Mittelpunkte des orientalischen Christenthums zu empfangen!"

Im Vorbeigehen mag hier der bezeichnenden Umstände gedacht werden, unter denen das Christenthum in Rußland Eingang fand. Die alten Jahrbücher erzählen, Wladimir habe das von Olga zum Theil eingeführte Christenthum bei Beginn seiner Regierung wieder abgeschafft, die alten Götzenbilder abermals aufgerichtet, ihnen frische silberne Köpfe machen und Menschenopfer bringen lassen. Eines Tages jedoch scheint Wladimir der Gedanke gekommen zu sein, als könne ihm die Annahme des griechischen Christenthums zur besseren Entwicklung der „monarchischen Idee" nützlich werden. Vielleicht hatte er davon gehört, wie in Byzanz der Imperator zugleich Stellvertreter oder vielmehr Fleischwerdung Gottes sei — wie man es dort als Gotteslästerung betrachte, an dem Urtheil des Kaisers zu zweifeln. So ließ er sich denn von Konstantinopel einen griechisch-katholischen sogenannten Philosophen kommen, aus Deutschland einen römisch-katholischen Mönch, aus dem Khazaren-Lande einen talmudistischen Juden, und einen muhamedanischen Priester aus irgend einem östlichen Reich. Nachdem er das Für und Wider über Beschneidung, Enthaltsamkeit vom Wein und dergleichen angehört, entschied er sich, griechischer Katholik zu werden; und um seinen neuen Glaubenseifer werkthätig zu bezeugen, drang er mit gewaffneter Hand in die damals die Oberhoheit von Konstantinopel anerkennende Krim ein, eroberte Chersson und machte sich zum Angriff auf Byzanz selbst bereit, als er noch in der ersten Stunde dadurch beschwichtigt ward, daß der oströmische Kaiser ihm eine Prinzessin seines Hauses als Braut in die Krim hinüberschickte. Dem Heidenthum in Rußland wurde dann rasch durch einen Ukas ein Ende gemacht. Der Gott Pornu, an einen Roßschweif gebunden, wurde in den Dniepr gestürzt und das Volk gleichzeitig mit

Digitized by Google

der Peitsche in die Flüsse getrieben, um den alten Adam abzuwaschen und einen neuen Menschen anzuziehn.

So wechselte der Russe seinen Glauben. Wie anders ist die Geschichte der Sachsen und selbst der halb-slawischen Letten!

Nachdem Konstantinopel in die Hand muhamedanischer Sultane gefallen war, wechselten die hinfort rechtgläubigen Zaren natürlich ihre Sprache und brachten eine neue Begründung ihres Anrechtes vor. Jetzt hieß es, wenigstens in heimlicher Muukelei mit den Griechen, Byzanz gebühre Rußland „wegen der Heirath Iwan Wassiljewitschs mit der Nichte des letzten Paläologen." Mittlerweile stieg die Türkei vom Zenith ihrer Kriegsmacht herab; die russischen Waffen fingen von Neuem an, sich gegen die Balkan-Halbinsel zu richten, und Peter I. griff daher die religiöse Ueberlieferung wieder auf, die sich unter seinen Vorgängern im Stillen fortgesponnen hatte.

In dem darauf folgenden philosophischen Zeitalter Katharinas II. ersann man nothgedrungen neue Vorwände. Mit den liberalen Grundsätzen und dem classischen Humanismus kokettirend, während thatsächlich in Petersburg eine Kannibalenwirthschaft fortgeführt wurde, redete man von der Rothwendigkeit, dem Halbmond den Garaus zu machen, „um die Republiken des alten Hellas wieder zu erwecken!" — natürlich unter zarischer Schutzherrschaft.

Nachträglich, als der Sturm der großen Staatsumwälzung in Frankreich brauste, kamen Philosophie und classische Anklänge aus der Mode. Man ging also abermals auf die Religion zurück, es für eine Schmach erklärend, daß die „heilige Stadt", aus der Rußland das Licht der Jesus-Lehre empfangen, unter dem Druck islamitischer Ungläubigen schmachte.

Neben diesem religiösen Beweisgrunde für Rußlands Anrecht war indessen auch ein ärztlicher aufgekommen. Der Türke wurde zum „kranken Manne" erklärt. Dies hippokratische Gutachten stammt, beiläufig bemerkt, nicht von dem Kaiser Nikolaus her, der sich überhaupt wenig durch geistreiche Aussprüche auszeichnet hat. Man verdankt es vielmehr dem Witze Voltaires's, der es zu Gunsten Katharinas II. abgab. „Echt russisch!" — wenn man so sagen kann. Das heißt: wie seit tausend Jahren Alles in Rußland unter fremder Firma, unter erborgtem Gewand vor sich ging, so auch hier. Nur zu oft haben sich der Verstand und die Thatkraft Europas in den Dienst einer Macht gestellt, die unsere eigene Sicherheit bedroht — ihr Gedanken an die Hand gegeben zu Zwecken, deren entschlossene Bekämpfung uns geboten wäre.

Eine russische Erdichtung also ist es, den wölfischen Streit mit Konstantinopel auf religiöse Beweggründe zurückzuführen, dem blöden Muzik den Tempelherren-Mantel umhängen zu wollen. Rußlands tausendjährige Geschichte ist der laut sprechende Gegenbeweis solcher erkünstelten Darstellung. Aus manchem vergessenen oder leichter überschlagenen Blatte seiner Jahrbücher grinst uns daselbe rohe Antlitz zarischer Gewaltthat und überhirnter Anmaßung, dieselbe betrübende Gedrücktheit und geistige Oede der Massen entgegen, welche uns das weitere Fortschreiten einer ehrgeizigen Despotie, die schon so viele umliegende freiere und gebildetere Gemeinwesen verschlungen, nur als eine stets erneuerte Gefahr für die Cultur Europas erscheinen läßt — nimmermehr aber als den Ausgangspunkt einer kräftigen Entwicklung des Russenvolkes. Einen Schritt zur Freiheit wird dies Volk erst von dem Tage an thun, wo die widerrechtlich unterworfenen finnischen, polnischen und anderen Völkerschaften wieder aus dem Joche befreit sind und der Sinn der Mosowiter von der unfruchtbaren Politik der Eroberung auf den inneren Fortschritt gelenkt wird.

Die psychische Entartung der spanischen Dynastie.

Eine psychologische Skizze von Dr. **Th. Puschmann** in München.

(Fortsetzung.)

Heinrich II., der Sohn Alfons XI. und der Eleonore de Guzman, war ein ebenso vortrefflicher Regent, wie ehrenhafter Charakter. Mit ihm beginnt für das Land eine bessere Zeit, für seine Dynastie die Hoffnung auf eine gesunde Entwicklung.

Es ist sehr interessant, wenn man sieht, wie die fortschreitende Entartung einer Familie aufgehalten wird durch eine einzige gesunde Heirath. Die Königsfamilie von Castilien hatte durch eine Reihe von Wechselheirathen mit den ihr verwandten Regentenhäusern von Arragonien und Portugal ihre Race fortdauernd verschlechtert; es ist bekannt, daß dort, wo die Heirathen immer in einem kleineren Kreise von Familien oder in den Familien selbst stattfinden, die Disposition zu geistigem und körperlichem Verfalle gegeben wird. Deshalb findet man gerade in den israelitischen Familien, welche, meistens einen abgeschlossenen Kreis in der bürgerlichen Gemeinde bildend, sich nur unter sich verheirathen und vermehren, so häufig den Irrsinn, ebenso wie andere Nervenkrankheiten (Amaurosis, Blindheit); dasselbe ist bei den englischen Quäkern der Fall. In dem Irrenhause bei York, das für diese religiöse Secte bestimmt ist, ließ sich directe Erblichkeit bei einem Drittel der Kranken, indirecte (Geisteskrankheit von Seitenverwandten) bei einem weiteren Sechstheil, also beides zusammen in der Hälfte der Fälle nachweisen (Griesinger). Für die Regentenhäuser ist das Verhältniß der Geisteskranken zu denen der übrigen Bevölkerung wie 60 : 1 (Esquirol). Unsere Fürstenhäuser müssen daher, wenn das System der standesgemäßen Heirathen nicht beseitigt wird, einer fortschreitenden Degeneration der Race zum Opfer fallen.

Heinrich II., der Bastard, brachte einen frischen Lebenshauch in die verpestete Gradesluft des castilischen Königshauses. Aus seiner ersten Ehe mit einer arragonischen Prinzessin stammte sein Sohn und Nachfolger Heinrich III., dessen vortrefflicke Regentengaben ihm die Liebe seines Volkes im reichsten Maße erwarben und seinen frühen Tod nur um so beklagenswerther machten.

Seine Gemahlin Catalina, eine Enkelin Peter des Grausamen, führte die Vormundschaft über ihren unmündigen Sohn bis zu ihrem durch den unmäßigen Genuß geistiger Getränke plötzlich herbeigeführten Tode. Es ist höchst bemerkenswerth, wie mit der Heirath Heinrich III. die durch die Kreuzung mit fremdem Blute fixirte Degeneration der Dynastie wieder beginnt und rasch fortschreitet zur wirklichen Geisteskrankheit. Wenn, wie Bergeret behauptet, nur die sittenlosesten und unwissendsten Weiber der Trunksucht fröhnen, wenn, wie Bücher bewies, nur das Elend und der Hunger zum Alkohol-Genuß antreiben, so sind wir wohl berechtigt, wenn sich eine Frau aus den höchsten Ständen diesem entehrenden Laster in die Arme wirft, an cerebrale Störungen zu denken, um so eher wenn wie bei der Enkelin Peters eine hereditäre Prädisposition zu geistigen Störungen unzweifelhaft ist. Die Trunkucht ist, wenn nicht schon ein Symptom des Irrsinns, so doch eine der Haupt-Ursachen desselben. Im Richmond-Hospital zu Dublin soll die Hälfte der dort behandelten Irren ihr Unglück dem Mißbrauch alkoholischer Getränke zu verdanken haben. In Norwegen, wo in Folge des excessiven Branntweingenusses der angeborene Blödsinn endemisch geworden, hat das Procent-Verhältniß der Irren zu der übrigen Bevölkerung die erschreckende Höhe von 1 : 239, auf den Farder-Inseln sogar das von 1 : 114 erreicht (Griesinger).

Der Sohn Catalinas, Johann II., war ein geist- und kraftloser Schwächling, der die Regierung vollständig seinen Günstlingen überließ. Seine Erziehung war so sehr vernachlässigt, daß er, wie Mariana berichtet, weder eines verständigen Gedankens fähig, noch zum Handeln tüchtig war (perpetuo hallucinatus est et magnitudine negotii obruebatur animus). — Aus seiner ersten Ehe mit einer Cousine stammte sein Nachfolger, der schwachsinnige Heinrich IV; seine zweite Gemahlin, welche im Alter an Geistesschwäche litt, gebar ihm eine Tochter, Isabella, die spätere Gemahlin Ferdinand des Katholischen und Mutter Johanna der Wahnsinnigen.

Der junge König Heinrich ergab sich in früher Jugend den entsetzlichsten Ausschweifungen und huldigte jenem ekelhaften orientalischen Laster, welches uns entschieden schon ein Zeichen der bereits vorhandenen Alienation im Fühlen und Denken zu sein scheint und auf gewisse cerebrale Veränderungen hindeutet. Die Opfer seiner widernatürlichen Wollust überhäufte er mit Reichthum und erhob er zu den höchsten Ehrenstellen; zwei ehemaligen Bedienten übertrug er die wichtigsten Staatsämter, das des Kanzlers und des Connetable.

Digitized by Google

Einem Pagen, den er wegen seiner schönen Gestalt zum Oberhofmeister und Herzog erhoben hatte, überließ er, da er selbst zu entnervt und unfähig war, um Frauenliebe zu gewinnen und zu erwidern, seine Gemahlin und buhlte mit dieser abwechselnd um die Liebe ihres Günstlings. Die Frucht aus dessen vertrautem Umgange mit der Königin, eine Tochter, schämte sich Heinrich nicht, als sein eigenes Kind anzuerkennen. Wenn schon sein skandalöses Familienleben, seine cynische Unsittlichkeit und seine unsinnige Verschwendung die Erbitterung und Verachtung des Landes erzeugen mußten, so machte der Umstand, daß der König sich gar nicht um die Regierung kümmerte und Alles, was ihm seine Domestiken vorlegten, ohne es zu lesen, unterschrieb, endlich seine Absetzung nothwendig. In raschen Schritten war der Wüstling hinabgeeilt auf der abschüssigen Bahn der sittlichen Verkommenheit und endlich angelangt bei der letzten Stufe der geistigen Entartung, beim sterilen Blödsinn.

Seine Schwester Isabella folgte ihm in der Regierung und brachte ihrem Gemahle, dem Könige Ferdinand von Arragonien die Krone von Castilien als Hochzeitsgabe. Das königliche Brautpaar stand in so nahem Verwandtschafts-Verhältniß, daß es des päpstlichen Dispenses zur Verehelichung bedurfte. Ferdinand, eine glänzende ritterliche Erscheinung, der unter der vortrefflichen Leitung seiner verständigen Mutter und in den Kämpfen und Gefahren, welche den Thron seines Vaters bedrohten, schon früh seinen Charakter gebildet und gestählt hatte, war ganz geschaffen für das empfindsame, für alles Große und Edle begeisterte Wesen Isabellas, die ihm die aufrichtigste leidenschaftliche Liebe entgegendrachte. Ihre Regierung wäre eine weise und gerechte zu nennen, wenn sie nicht ihre blinde Begeisterung für das Wohl und das Interesse der Kirche zu manchem schweren Verbrechen gegen die Menschlichkeit und gegen die Staatsklugheit hingerissen hätte. Große Erfolge des Krieges und Friedens erwarben ihnen dauernden Ruhm und machen ihre Regierung zum Anfang einer neuen Geschichts-Epoche.

Isabella starb aus Gram und Kummer über das traurige Geschick ihrer Tochter, auf deren Geist sich die schwarze Nacht des Wahnsinns gelagert hatte. Ihr Gemahl folgte ihr zwölf Jahre später, nachdem er in der letzten Zeit seines Lebens von der Melancholie heimgesucht worden.

Ferdinands und Isabellas einzige noch lebende Tochter Johanna war wegen Geisteskrankheit schon früher für unfähig zur Thronfolge erklärt worden. Schon als Kind hatte sie ein seltsames bizarres Wesen gezeigt und eine unnatürliche Kälte und Gleichgültigkeit gegen ihre Eltern und nächsten Verwandten an den Tag gelegt. Der Segen einer glücklichen Ehe, welche für solche Naturen oft das beste Heilmittel ist, wurde ihr nicht zu Theil. Ihr Gemahl, Philipp von Burgund, der Sohn des deutschen Kaisers Maximilian, liebte sie nicht und behandelte sie hart. Das Unglück einer freudelosen und liebeleeren Ehe, der jahrelang getragene Gram über die Untreue ihres Gemahls brachte den in ihr schlummernden Keim der Geisteskrankheit zur Entwicklung.

Sie verfiel in dumpfe Apathie, in der sie, abgestorben für die Erscheinungen der sie umgebenden Außenwelt, nur noch mit den finstern Nachtschatten verkehrte, welche die Melancholie in ihre Seele warf. Ihr Zustand verschlimmerte sich noch durch die unwürdige Behandlung und die strenge Haft, welche die religiösen Vorurtheile der damaligen Zeit über sie verhängten. Die Gebilde ihrer kranken Phantasie nahm sie als reale Gestalten, als Teufel und böse Geister, von denen sie sich besessen wähnte; sie hörte Stimmen, welche ihr ihre Verworfenheit vorhielten und ihr mit jeitlicher und ewiger Verdammung drohten (Gesichts- und Gehörs-Hallucinationen).

Die Empfindung des geistigen Gehemmtseins, des Schwerlorenhabens in eine fremde kalte Welt trostlosen Jammers, das furchtbare Gefühl namenloser Angst und Verzweiflung, die Ohnmacht, in der sich diese Kranken den gewaltigen ihre Seele beherrschenden Einflüssen gegenüber befinden, ruft in ihnen trübe Angst-Vorstellungen hervor, deren Inhalt nach Zeit und Ort, nach der Bildung und den individuellen Lebensverhältnissen verschieden ist.

In Johannas Wahn-Ideen hatte der Gram einer getränkten und getäuschten Liebe ein erotisches Element hineingetragen, wie-sie dies besonders durch ihre Weigerung zeigte, sich von der Leiche ihres Gemahls zu trennen, die sie überall mit sich führte und eifersüchtig bewachte. Sie wies die Nahrung von sich, wurde unrein und versank immer mehr in einen Zustand thierischer Verkommenheit. Als der König Ferdinand, ihr Vater, sie nach jahrelanger Trennung wiedersah, war er aufs tiefste von ihrer Erscheinung ergriffen; denn ihre wilden starren Züge, ihre abgemagerte Gestalt und die dürftige unsaubere Kleidung, die sie trug, ließen kaum eine Spur ihres ehemaligen Aussehens übrig. (Prescotts Geschichte Ferdinands und Isabellas). Der Tod erlöste endlich die unglückliche Fürstin von ihrem jahrelangen Leiden.

Ihr Sohn, der deutsche Kaiser Karl V., war der Erbe des größten Reichs der Welt, aber auch der furchtbaren Krankheit seiner Mutter, welche namentlich seine letzten Lebensjahre umdüsterte. Eine treffliche Erziehung hatte seine ausgezeichneten Geistesanlagen geweckt und zur Blüthe gebracht und ihm diejenige Größe und Festigkeit des Charakters verliehen, welche ihn befähigte, das Staatsruder des gewaltigen Reiches unter den schwierigsten, durch die religiösen Wirren und durch äußere und innere Kämpfe und Streitigkeiten geschaffenen Verhältnissen mit starker Hand zu führen. Aus dem Bilde, welches die Meisterhand Tizians von ihm entworfen, spricht jene Majestät des Ausdruckes, welche in Verbindung mit den seelenvollen großen Augen, der hohen gedankenreichen Stirn und der durchgeistigten Blässe des edlen Antlitzes ihrem Besitzer den Schimmer phantastereicher Genialität verleiht. Seine körperliche Entwicklung war hinter der seines Geistes zurückgeblieben und die vielen Strapazen seines rastlosen Lebens rieben zeitig seine Kräfte auf und brachten ihm ein frühes Greisenalter.

Die Gicht, welche ihn schon im dreißigsten Jahre plagte, verstreite ihn häufig in eine melancholische Verstimmung, die Tage lang anhielt und ihm jede Lust und Freude an den Staatsgeschäften und den glänzenden Pflichten seiner Stellung verbitterte. Die immer häufiger wiederkehrenden melancholischen Zustände veranlaßten ihn endlich der Krone zu entsagen und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Der Mann, der die Geschicke der Welt fast ein halbes Jahrhundert in seinen Händen trug, begab sich in ein einsames Kloster bei Placentia, um forton dem geistlosen Einerlei mönchischer Kasteiungen und Bußübungen zu leben.

Dort beendete der Tod 1558 sein thatenreiches Dasein, nachdem er noch wenige Tage vorher jenes Possenspiel veranstaltet, welches seine eigenen Begräbnißfeierlichkeiten darstellen sollte und wobei er selbst in der Mönchskutte mit den Uebrigen die Todtengesänge für seine abgeschiedene Seele betete. Es hat dies Ereigniß ein großes psychologisches Interesse, indem es zeigt, bis zu welchem Grade psychischer Schwäche der einst so starke Geist gesunken war.*)

Sein Sohn, Philipp II. von Spanien, den ihm seine geistvolle aber leider zu früh verstorbene Gemahlin Isabella von Portugal geboren, hatte nicht die Fähigkeit die Schöpfungen seines großen Vaters zusammenzuhalten und vor dem Zerfall zu wahren. Er besaß weder die Vorzüge des Geistes, noch die vortrefflichen Eigenschaften des Gemüthes seines Vaters. Seine Züge hatten einen kalten, vielleicht Unheil verkündenden Ausdruck, sein Wesen zeigte eine finstere stolze Verschlossenheit; „er schien vorsichtig und zurückhaltend in seinem Benehmen und langsam zum Sprechen, doch trugen seine Worte den Charakter einer frühen Reife des Verstandes. Zu seiner Zeit enthüllte er jenen leichten Muth des Geistes oder ließ sich zu jenen Zornausbrüchen hinreißen, die einer kühnen waglamen und oft edel denkenden Seele angehören. Sein Betragen charakterisirte ein Ernst, welcher Manchem nach Schwermuth schmecken konnte. Er hatte sich so in der Gewalt, daß er sich selbst als Knabe nur selten gehen ließ." (Prescott: Geschichte Philipp II.) Seine thörichte Politik, seine abergläubische Bigotterie und seine starre eigensinnige Unbeugsamkeit machten ihn zum gefälligen Freunde der furchtbaren Inquisition und stürzten ihn in unkluge Unternehmungen, welche den Zerfall des Reiches und den Ruin des spanischen Volkes anbahnten.

Philipp litt an einer krankhaften Ueberschätzung seiner königlichen Stellung und Würde, welche es ihm unmöglich machte einzu-

*) Diese Erzählung ist allerdings von der historischen Kritik der letzten Jahre (Bergenroth u. A.) als unverbürgt nachgewiesen worden; indessen sind die Acten darüber noch nicht geschlossen. Der Verf.

Digitized by Google

sehen und sich zu gestehen, daß er wie ein anderer Sterblicher irren und fehlen könne. Diesem Wahne opferte er tausende von Menschenleben und das Glück und die Wohlfahrt seines Volkes.

Sein ältester Sohn, dessen Geburt seiner ersten Gemahlin, einer portugiesischen Prinzessin, das Leben gekostet, war der unglückliche Don Carlos, dessen tragisches Geschick unser Schiller in seiner unsterblichen Dichtung verewigt hat. Freilich hat der Don Carlos der Geschichte nichts gemein mit dem vom Zauber einer anmuthvollen Poesie umflossenen Bilde, das uns der Dichter von ihm gemalt hat.

Der junge Prinz war körperlich mißgestaltet, herz- und gemüthlos und litt an Geistesstörung, die vielleicht die Folge eines unglücklichen Sturzes war, welchen er einst aus beträchtlicher Höhe auf seinen Schädel gethan. Sein Leibarzt Olivarez hat die Geschichte seiner Krankheit genau beschrieben. — Durch den tiefen Sturz hatte er sich einen Schädelbruch zugezogen, welcher in Verbindung mit den Gefahr drohenden Symptomen der dadurch erzeugten Meningitis die Trepanation nöthig machte. Seit diesem Ereignisse soll Don Carlos eine große Veränderung seines Wesens gezeigt haben; der einst so muntere lebensfrohe, von seiner Umgebung aufrichtig geliebte Jüngling wurde ein boshafter verächtlicher Tyrann, dessen alberne Thorheiten und wilde Grausamkeiten ebenso das Mitleid wie den Abscheu seiner Mitmenschen herausforderten. Sein Vater, der sich niemals viel um seinen Sohn gekümmert hatte, fing an den armen Idioten zu hassen, der auch die Liebe und Sorgfalt einer zärtlichen Mutter niemals kennen gelernt hatte.

Es ist bekagenswerth, daß gerade diese Form des Irrsinns, weil sie sich weniger in Alienationen der Intelligenz als des Gemüthes äußert, so häufig von Laien wie von Aerzten verkannt wird, und daß Handlungen, welche der Ausfluß krankhafter Triebe, verkehrter Neigungen und Gefühle sind, als überlegte vorbedachte Verbrechen betrachtet und bestraft werden.

Don Carlos hatte Schmähungen gegen Gott und die Kirche ausgestoßen und seinen Vater nach dem Leben getrachtet; er hatte sich in Verbindungen eingelassen mit den ausschweifendsten und ketzerischen Niederländern: Gründe genug zu der unnatürlichen Härte, mit welcher Philipp, der einst erklärt hatte, er werde selbst das Holz zum Scheiterhaufen seines Sohnes herbeitragen, wenn dieser der Ketzerei huldige, jenes grauenhafte Verbrechen beging, das seinen Namen für ewig beflecken wird. Philipp ließ seinen Sohn in's Gefängniß werfen und dort durch Gift umbringen (Vlorente, Schlosser).

Philipps dritte Gemahlin war die junge schöne Elisabeth von Frankreich, die Tochter der durch die Bartholomäusnacht berüchtigten Katharina von Medicis. Zur Verherrlichung seiner Vermählungsfeier veranstaltete der König mit großem Gepränge eine feierliche Ketzerverbrennung, deren Opfer durch ihren hohen Rang den Genuß des Schauspiels bedeutend erhöhten.

Aus seiner vierten Ehe mit seiner Nichte stammte Philipp III., der nach dem Tode seines Vaters, welcher 1598 in Folge seiner Ausschweifungen starb, den Thron bestieg. Derselbe kümmerte sich garnicht um die Regierung, die er gänzlich seinen unfähigen Günstlingen überließ, während er sich selbst die Zeit mit kindischen, albernen Spielen vertrieb. Er war in hohem Grade schwachsinnig (Lafuente), ebenso wie sein Sohn und Nachfolger Philipp IV.

Unter diesem Könige, dessen letzter Rest geistiger Kraft in dem Schlamme schmutziger Sinnenlust untergegangen war, machte der Verfall Spaniens Riesenschritte. Wie unter einer tödtlichen Krankheit siechte das mächtige Reich dahin, welchem durch die religiösen und politischen Verfolgungen die edelsten und besten Kräfte genommen waren.

(Schluß folgt.)

Von der kurischen Nehrung.

Von **Karl Braun-Wiesbaden.**

I.

Schwarzort, Ende Juli 1872.

Ich schrieb Ihnen im Mai d. J. aus Nancy und Toul. Ich hatte mich dahin zurückgezogen, weil es damals in Berlin zu naß und zu kalt war. Jetzt im Juli habe ich mich auf die kurische Nehrung zurückgezogen, weil es in Berlin zu heiß und zu trocken ist. Das sind doch triftige Gründe. Daneben hat die kurische Nehrung noch einen andern Vorzug. Es gibt dort keine Berliner. Gehn Sie nach allen andern Bädern in der Ost- oder der Nord-See, gehn Sie nach Heringsdorf oder Helgoland, nach Misdroy oder Norderney; — gehn Sie in irgend ein deutsches Gebirge, nach Thüringen oder in den Harz, oder nach der sächsischen Diminutiv-Schweiz, oder nach dem Riesen-Gebirge; — gehn Sie in die Alpen, sei es in die Schweizerischen, oder in die Tyroler, oder in die Salzburgischen Alpen; — gehn Sie, wohin Sie wollen, — überall finden Sie Berliner. Man kann wirklich beinahe schon mit dem großen Psalmisten sagen: „Wo soll ich hingehn vor dem Berliner? Führe ich gen Himmel, so ist er da; bettete ich mich in der Hölle, so ist er auch da; nähme ich die Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meere, so würde er auch dort sein", — — nämlich der Berliner.

Aber es ist auch ein seltsames Land, diese kurische Nehrung, diese endlose Landzunge, die sich von dem Samlande bis nahe zur russischen Grenze zwischen dem Süßwasser des kurischen Haffs und dem Salzwasser der Ostsee (freilich nur ein gemäßigtes Salzwasser!) hinzieht und nur bei Memel eine schmale Oeffnung hat, das Tief, welches das Süßwasser mit dem Salzwasser verbindet.

Diese Nehrung ist ein noch unsertiges Product der Reaction. Ich hatte vor einigen Tagen an der Küste des Samlandes die Art ihrer Entstehung en miniature vor Augen. Aus einer Bernstein-Gräberei führte ein Canal das durch Locomobile und sogenannte „Schnecken" gehobene wilde Wasser nach der Ostsee. Das Grubenwasser wollte in die See. Die See reagirte dagegen mittels der Brandung. Das Grubenwasser führte die „blaue Erde" mit sich, worin man den Bernstein findet. Die See dagegen führte Triebsand und Seetang. Zehn Schritte von der Küste prallen das Süßwasser und das Salzwasser, wovon jenes hinaus und dieses herein wollte, aufeinander. Beide lagern hier die Stoffe ab, welche sie mit sich führen und so entsteht hier eine Bank, welche parallel läuft mit der Küste und zwischen welcher und dem Strand sich vorzugsweise Süßwasser findet. Das ist eine Nehrung im Kleinen.

So ist die kurische Nehrung entstanden aus der Reaction der See gegen die Ausflüsse der verschiedenen Weichsel-Arme und des Pregel, die kurische Nehrung aus der Reaction wider die Memel und die andern fließenden Wasser des Litthauer Festlandes. Die Nehrung ist eine Schutzwehr, welche sich quer vor das Festland lagert, — was unter Umständen recht nützlich sein kann, z. B. wenn französische Kriegsschiffe in der Ostsee herumbummeln. Im Uebrigen aber ist sie ein halbfertiges Product, oder, wie es im Gesangbuch heißt, ein „unfeilig Mittelding," — zum Festland zu wenig, zur bloßen Sandbank zu viel, und im Bewußtsein ihrer Unfertigkeit rastlos und ewig bewegtich.

Die frische Nehrung scheint so ziemlich über ihre jugendlichen Flegeljahre hinaus zu sein und sich in sich befestigt und halbwegs culturfähig gemacht zu haben, nachdem im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Durchbrüche oder „Tiefe" in ihr entstanden und wieder verschwunden waren.

Die kurische Nehrung dagegen ist heute noch unruhig, trotz ihres ansehnlichen Alters. Es scheint, bei ihr kehren die Kinderkrankheiten wieder zurück, und das ist gefährlich in reiferen Jahren. Hier treiben Wind, Wasser und Sand ohne Aufhören ihr Spiel und erlauben sich fortwährend zwar sehr langsame, aber eben so verhängnißvolle Aenderungen an dem Lande. Namentlich zeigen diese verbündeten Mächte, diese Trippel-Allianz, diese windigen, wässrigen und sandigen Triumvirn die rücksichtslose Grausamkeit gegen die Vegetation und gegen jedes „Gebild aus Menschen-Hand".

Das Meer und das Haff nagen an der Küste, das eine von dieser, das andere von jener Seite, — vergleichbar den beiden Mäusen in Rückerts schöner Parabel: „Es ging ein Mann durch's Syrer-Land." Der Sand hat sich noch nicht befestigt; oder er ist wieder lose geworden. In großen wolken- oder nebelartigen Schleiern wallt oder wüthet er über die schmale Landzunge, hier Berge, dort Thäler bildend; hier ein Fischerhaus, dort einen Krug gefährdend; da einen Wald bis in die Hälfte der Baumhöhe begrabend,

Digitized by Google

dort an den Stämmchen einer jungen Schonung wie mit eiserner Feile raspelnd; hier einen neuen Kirchhof begrabend und dort einen alten, welcher vor Jahrhunderten überschüttet worden, wieder aufdeckend. Nein, nicht blos aufdeckend, sondern auch bis in seine Tiefe auswühlend, die Särge und die Gebeine bloßlegend und damit spielend, wie mit Kugeln oder Steinchen ein lustiges Kind spielt.

Der Wind würde sich der hohlen Schädel zu arger Kurzweil bedienen, wenn der Sand nicht noch eine leise Anwandlung von Pietät gegen die traurigen Ueberreste der angeblichen „Herren der Schöpfung" hätte und die Schädel-Köpfe füllte, so daß sie nicht mehr gar zu weit herumgeweht, gekollert und gerollt werden können.

Ich habe in der letztern Zeit öfter beobachtet, wie die Leute mit frommem Schauder die Berichte über die Ausbrüche des Vesuv lasen. Nun wohl, ich habe selbst im Jahre 1855 eine solche Eruption an Ort und Stelle mit erlebt. Freilich, das knallt und donnert und rumort, das macht Feuer in der Luft und auf der Erde und unter der Erde! Wo die glühende Lava hinkommt, da macht sie kurzen Proceß; auch kann es wohl vorkommen, daß unvorsichtige und allzu neugierige Menschen dabei Schaden erleiden. Die Verschüttung von Herculanum durch Lava und von Pompeji durch Schlamm und Asche waren aber Ausnahmefälle. In der Regel fließt die Lava sehr langsam, wie dicker Brei. Sie läßt den Menschen volle Zeit, ihr aus dem Wege zu gehn und die fahrende Habe zu retten. Sie erhält sehr bald durch Erkältung eine feste Kruste, und es dauert nicht lange, dann bemächtigt sich wieder eine üppige Vegetation der nächsten Umgebung, und die Menschen schlagen wieder ihre Wohnungen auf, unferne der verkohlten Trümmer ihrer vormaligen Hütten. Herculanum zwar liegt unter Lava vergraben, aber auf der Lava finden wir blühende Gärten — mit „Fioro antiche", sagte mein Eselstreiber scherzend — und ein heiteres Dorf mit lachenden Menschen. Das Leben ist also schließlich doch Sieger geblieben über Tod und Verwüstung. Und der Lebende hat Recht.

So war es dort. Hier ist es anders. Die Sandwüste ist unerbittlich. Sie gibt, was sie einmal erobert, nie wieder. Ich will Ihnen einige Detailschilderungen geben und muß, um dies zu können, zunächst mein Hauptquartier Schwarzort und den Weg dahin beschreiben.

Für heute nur den Weg! Dies ist zugleich eine Beschreibung der kurischen Nehrung.

Das Dampfschiff, welches von dem Samländer Bade Kranz nach Schwarzort (und nach dem drei Meilen weiter gelegenen Memel) fährt, fährt stets ziemlich nahe an der Oststüste der kurischen Nehrung. Dort ist ein regelmäßiges Fahrwasser von 10 bis 15 Fuß Tiefe, während im Uebrigen das Haff sehr ungleich und mit allerlei Sandbänken besäet, auch vorzugsweise nur von Fischerbooten und von Bernstein-Bagger-Maschinen belebt ist. Die ersten zwei Meilen der Nehrung machen einen guten Eindruck. Da ist Wald, in dem sich ein nettes Forsthaus versteckt. In der Mitte der Strecke liegt das Dorf Sarkau, das noch eine leidliche Feldmark besitzt, geschützt durch die auf dem Westufer gelegene Plantage. Dann aber beginnt schon die Verwüstung. Wo der Wald aufhört, erheben sich „die weißen Berge", große wellenförmige Sanddünen, die in ewiger Bewegung sind und sich, wenn die Sonne darauf scheint, blendend hell gegen das grüne Haffwasser abheben. Wo die Wüste ihren Anfang nimmt, beginnt auch der Sagenkreis der Zerstörungsgeschichte, der indeß seine historische Unterlage hat. Ich will zunächst die Sage wenigstens in ihrem nothdürftigsten Gerippe mittheilen, um später ihre geschichtliche Begründung zu untersuchen. Wir hatten an Bord einen trefflichen Cicerone.

Kaum hatten wir den höchsten der weißen Sandberge, der sich 79 Fuß über Meer erhebt und ein trigonometrisches Zeichen trägt, hinter uns, so zeigte mein Gewährsmann auf eine Sandbucht am Strande:

„Sehen Sie, dort lag das Dorf Lattenwalde. Es wurde von der darüber emporragenden Sanddüne überfluthet. Die letztere war ehedem bewaldet. Auf ihrem nördlichen Abhang zeigt man noch eine kraterähnliche Vertiefung. Man nennt sie ‚den runden Baum'. Dort stand eine kolossale Eiche, welche sich am längsten gegen das Verhängniß opponirt hat. Immer höher stieg die Versandung an ihrem mächtigen Stamme empor, aber sie wehrte sich mit stiller Verzweiflung. Als zuletzt nur noch die Spitze und einige breite Aeste aus dem Sand hervorsahen — die übrigen Bäume waren alle längst schon begraben —, grünte immer noch der Wipfel der Eiche. Da riß ihn eines Nachts ein wilder Südwest ab und nun brang von oben die Zerstörung in den Stamm ein. Sie höhlte ihn aus. Die Rinde hielt. So steht denn nun der entlaubte und inwendig hohle große Stamm im Sande vergraben, als cylindrisches Hohlmaß, das leicht mit Sand überweht und mit Wasser gefüllt ist. Die Leute meiden die Stelle; denn, sagen sie, wer in den runden Baum hineinfällt, der kommt niemals wieder zum Vorschein; so tief ist die alte Eiche gewesen. Wie also der Wald fort war, der das Dorf gegen den Westen beschützte, konnte sich auch das Dorf nicht mehr halten. Der Sand thürmte sich immer höher an die südwestlichen Wandungen der ärmlichen Fischerhütten und zerquetschte sie endlich. Die Leute sagten dann den Gräbern ihrer Väter, die auch bereits unter dem unerbittlichen Sande zu verschwinden begannen, ein letztes Lebewohl, packten ihre fahrende Habe und ihr Vieh in die Fischerkähne und zogen eine halbe Meile weiter nach Norden. Dort fanden sie eine schöne Bucht, die damals noch geschützt war durch einen sich über die Höhe ziehenden Kiefernwald. Hier gründeten die Flüchtlinge das Dorf Neu-Lattenwalde. Auch dieses ist bereits dem Sande erlegen. Der Name der Dörfer zeigt an, daß jedes unter dem Schutze eines Waldes lag. Als der Wald verschwand, war auch das Dorf nicht mehr zu halten."

Etwa eine Meile hinter den „weißen Bergen" wies mein Mentor auf eine stille Bucht hin, die sich hinter einer lang in das Haff vorragenden Sandnase versteckte und von einem steil abfallenden weißen Abhang überragt war.

— „Dort", sagte er, „dieser Abhang, auf welchem ebenfalls ein Vermessungsstuhl steht, heißt der ‚schiefe Berg'. Er verdient diesen Namen; denn auf dieser schiefen Ebene ist der Flugsand heruntergerutscht, um das Dorf Neu-Stangenwalde zu begraben. Alt-Stangenwalde, welches schon früher, als diese seine Colonie, demselben Schicksale erlegen, ist etwas weiter südlich zu suchen. Auf der andern Seite der Nehrung, unfern der Seekiste, liegen die Korallenberge; dort soll vor dreihundert Jahren ein Dorf gelegen haben, bewohnt von Schweden, die hier Heringsfang trieben. Dann kommt die Stätte des ebenfalls verschwundenen Dorfes Kunzen. Hierauf der vormalige Kunzener Krug. Plötzlich aber ändert sich die Scene. Hier sehen Sie mitten in der Sandwüste eine Oase der Cultur. Es ist das Dorf Rositten. Hierher hat man die Kirche gerettet, welche ehedem in dem untergegangenen Dorfe Kunzen stand. Kirchen gibt es überhaupt nur noch drei auf der ganzen langen Nehrung, nämlich, außer dieser noch die in Schwarzort, welche Anno 1794 gebaut wurde, nachdem die in Karwaiten, wohin bisher Schwarzort eingepfarrt war, ebenfalls dem Sande erlegen, und dann die in Nidden, gegründet 1847. Schwarzort gehört zum Kreise Memel, Rositten noch zu dem samländer Kreise Fischhausen. Der Grund, warum Rositten sich erhalten, ist darin zu suchen, daß es seinen Schutzwald conservirt und gepflegt hat. Außerdem befindet sich hier auch an dem Weststrand, an der See, eine ausgedehnte Plantage. Zwischen dieser und Rositten liegen einige kleine Seen, welche Sie von hier aus nicht sehen können. Was Sie aber sehen können, das ist die schöne, fruchtbare, breite, lange und ebene Terrasse, welche sich hier längs des Haffs erstreckt. Sie sehen, welch' schöner Roggen darauf wächst. Dort auf der Spitze steht ein kleiner Leuchtthurm, und das stattliche Haus aus rothem Ziegel, etwas weiter südlich, ist ‚das Königliche Amt'. Darin amtiren die Behörden der Nehrung. Der wichtigste darunter ist der Oberfischmeister. Er hat die Fischerei auf dem Haff zu überwachen und namentlich darauf zu sehen, daß die Vorschriften wegen der Laichzeit eingehalten werden. Die Häuser des Dorfs sehen doch auch recht stattlich aus! Nicht wahr? Hier wohnen aber auch lauter Deutsche. Sonst sind auf der Nehrung meistens Litthauer. Diese davon verstehen nicht einmal Deutsch. Es sei ferne, daß ich sie geringschätze. Es sind tüchtige herzhafte Kerls, aber ein übergroßes Bedürfniß nach Civilisation und Cultur haben sie gerade nicht. Sie werden hier eine Eigenthümlichkeit an den Häusern dieses Dorfs wahrnehmen, nicht wahr?"

„Nein, mein Herr, ich muß gestehen, ich sehe nichts der Art."

„Nun, sehen Sie denn nicht die Schornsteine auf den Dächern?"

Digitized by Google

„Oh, ganz gewiß, aber ist dies denn eine Eigenthümlichkeit?“

„Ja, hier auf der kurischen Nehrung, ohne allen Zweifel! Nur die Häuser der deutschen Bauern haben Schornsteine. Die der Litthauer und insbesondere die der Fischer haben keine.“

„Warum nicht?“

„Nun, die Leute sagen, es sei besser ohne Schornsteine. Jede Hütte hat eine Art von Durchgang in der Mitte mit niedrigen breiten Thüren auf jeder Längsseite des Hauses. Rechts im Giebel ist der Stall und links im Giebel der Wohnraum. In dem mittleren Raum ist der Herd, aus Steinsteinen errichtet. Im Sommer stehen die breiten Thüren auf; da zieht der Rauch hinaus. Im Winter läßt man sich eben ein bischen räuchern. Auch behaupten die Fischer, das Räuchern sei sehr nützlich, nämlich für ihre Netze, welche sie zu dem Zwecke oben an der Decke des Mittel- oder Küchenraumes über den Herd aufhängen; die Netze trocknten da und würden überhaupt durch den Rauch viel zäher und dauerhafter.“

„Ja,“ sagte ich, „wenn man überhaupt einen Schornstein nicht will, ist es nicht schwer, Gründe dafür zu finden. An andern Orten hörte ich andere Gründe. Immer aber waren es slawische Leute, welche die Schornsteinlosigkeit liebten. Im vorigen Jahre, um diese Zeit, reiste ich in Galizien, in der Umgebung der Babia-Gura‘ (auf deutsch: Alte-Weiber-Berg) und am Nordabhang der ‚Hohen Tatra‘, des Central-Gebirgsstocks der Karpathen. Dort gab es auch keine Schornsteine auf den Hütten. Die Eingebornen, welche sich Guralen (Bergbewohner) nennen, bauen sich Blockhäuser aus Baumstämmen und verstopfen die Ritze nothdürftig mit Moos. Durch diese Ritze und durch die hölzernen Dachschindeln, welche ebenfalls in ihrem Gefüge Raum geben, geht der Rauch hinaus, so daß so ein Blockhaus manchmal aussieht wie ein dampfender Kohlenmeiler. Ich fragte die Guralen, warum sie den Schornstein verschmähten. Sie behaupteten, das geschehe im Interesse der Ordnung und Reinlichkeit. „Es gibt,“ sagten sie, „kein besseres Mittel gegen die Wanzen und alles Ungeziefer, als den Rauch.“ Also habt Ihr nichts der Art? „Oh, Pan,“ meinten sie, „das wäre zu viel gesagt, aber die in den Schornsteinhäusern haben jedenfalls mehr davon.“ Ich wollte es auf experimentale vergleichende Wanzologie-Studien in proprio corpore vili nicht ankommen lassen, hatte aber doch einige Zweifel.“

„Das wollen wir denn dahin gestellt sein lassen,“ meinte mein Cicerone, „betrachten wir uns lieber wieder die Nehrung. Sehen Sie den hohen Berg, nördlich von Rossitten? Er heißt der ‚Schwarze Berg‘ und ist 170‘ über Meer; die Bucht an seinem Fuß heißt die ‚Schwarzberg-Bucht‘. Ohne Zweifel wuchs vormals hier ein dichter Kiefernwald; darauf deutet der Name. Heute ist der ‚schwarze Berg‘ beinahe so weiß, wie die ‚weißen‘. Alles versandet. Dann folgt eine Reihe anderer Sandberge. Sie heißen Predin‘, Stielwitt‘, Altdorf‘, Caspalege-Berg u. s. w. Alle diese Namen sollen an verschüttete Dörfer erinnern. Von dem Dorfe Neu-pillkoppen sehen Sie dort noch einige Häuser. Alt-pillkoppen liegt auch im Sande vergraben. Endlich nach langer Zeit kommt dann wieder ein Dorf, welches das Dasein gefristet hat. Wie Sie sehen, theilt es sich in drei Häusergruppen; die südliche größer, die mittlere und nördliche kleiner. Zwischen je zwei dieser Gruppen ergießt sich eine hellgelbe Sanddüne, allerdings noch ein bischen mit Gras bewachsen. Jedenfalls ist das Dorf durch die Dünen bedroht, obgleich noch Wald vorhanden. Der alte Begräbnißplatz, welcher auf der andern Seite, an der Ostsee, liegt, ist zum Theil schon versandet. Jetzt bitte ich Sie, Ihre Blicke nach rechts zu wenden. Bisher sahen Sie auf dieser Seite kein Land, denn das Haff ist sehr breit. Hier tritt auf der litthauischen Seite die Windenburg (d. i. die Burg der Wenden) und die Windenburger Ecke scharf hervor, so daß sich hier das Haff auf eine Meile Breite reducirt. Von hier aus läuft es dann spitz nach Memel und dem Memeler Tief zu. Vorher hat es schon die beiden Arme der Memel, Ruß und Gilge genannt, und die übrigen Zuflüsse aus dem alten Lande der Litthauer, welches früher in die Länder Karsovia, Schalauen und Nadrauen getheilt war, empfangen. Von der Windenburger Leuchtthurmspitze aus laufen westwärts in das Haff die ‚Windenburger Steine‘, die bei den Schiffern einen bösen Ruf genießen. Sie bilden ein natürliches Lager, welches, von dem Litthauer Festlande kommend, weit in das Haff hineinstreicht. Man sagt, vormals sei hier eine Landzunge hinüber gegangen bis zu der Spitze von Rossitten, auf dieser habe auch die alte Kirche von Windenburg gestanden. Gewiß ist, daß hier die Ostseite der Nehrung früher viel weiter zum Haff hineingereicht hat, als jetzt. Denn heute noch geht das Vor-Ufer, auf dem man nur 4 Fuß Tiefe hat und das bei niedrigem Wasserstande theilweise trocken liegt, 200 bis 250 Ruthen in das Haff hinein. Man nennt es auf litthauisch ‚Krantas‘, das heißt zu Deutsch: das Ufer. In diesem Krantas steckt noch eine Masse Erlen- und sonstiger Baumwurzeln — Beweis, daß früher hier Land und Wald war. So kommt hier stets die Cultur zu kurz gegen Wind, Wasser und Sand. Hier ist nun einmal das Land der überschwemmten Küste, des Flug- und Triebsandes, der verschütteten Dörfer, der begrabenen Wälder und der wandernden Berge.“

„Sehen Sie dort: der schwarze Punkt links, das ist der Wald von Schwarzort, das ebenfalls von der dunkeln Farbe seines vorwiegend aus Kiefern (gemischt mit einzelnen Eschen, Erlen und Birken) bestehenden Waldes benannt ist. Bevor wir dort hinkommen, treffen wir noch das Dorf Preil, an der Nordseite der Preil‘schen Bucht, von dem nur noch wenige Häuser übrig sind; und dann die Stätte des versunkenen Dorfes Karwaiten (und seines Kirchhofs), das ich vorhin schon erwähnte. Es ist ein uraltes Dorf; im Anfang des 18. Jahrthunderts baute man eine neue Kirche hier für Karwaiten, Nidden, Negeln und Schwarzort. Aber seitdem nahm die Versandung mit Riesenschritten zu. Schon zu Ende des Jahrhunderts mußte man das Dorf und die Kirche preisgeben. Man wollte die Kirche anfangs nach Negeln verlegen; aber da auch hier die Versandung unwiderstehlich eintrat, errichtete man sie in Schwarzort. Nun kommt die Stätte der Dörfer Alt-Negeln und Neu-Negeln, letzteres gegründet 1770, als ersteres versandete. Allein auch die neue Niederlassung ist bereits ihrem Schicksal erlegen; im Jahre 1848 wurde hier das letzte Haus im Sande begraben. Zwischen Schwarzort und Nidden sind bereits sich die verschiedenen Begräbnißstätten, sowohl aus altpreußisch-heidnischer, als auch aus christlicher Zeit. Bermorschte Sargfragmente, menschliche Gebeine, Fetzen grober Kleidung liegen hier durcheinander im aufgewühlten Sande. Auch findet man Steine, Ziegel, grüne Glasscherben und Stücke von buntglasirten Töpfen. Die Fragmente der uralten Thongefäße rühren offenbar von den altpreußischen Heiden her, welche, wie Professor Schumann sagt, ‚nach glücklichen Fischzügen, ihrem Götzen Potrimbos zu Ehren, Met daraus kneipten‘.“

„Aber schauen Sie, dort kommt schon der Kahn von Schwarzort mit der Litthauer Flagge, grün-roth-weiß. Es ist also Zeit, daß Sie sich marschfertig machen.“ — —

Ich schüttelte ihm dankbar die Hand, stieg in den Kahn und wurde von zwei kräftigen Ruderern nach dem Landungssteg des Bades Schwarzort gefahren. Das Dampfboot feuchte weiter gen Memel. Mein kurischer Mentor und ich lüfteten noch einmal die Hüte und dann waren wir einander aus Sicht.

In meinem nächsten Briefe werde ich Ihnen schildern, was ich ferner auf diesem „verlassenen Bruder-Lande“, von welchem die Menschen draußen im Reiche nichts wissen, gesehen und gehört habe. Es ist fürwahr ein interessantes Stück Erde.

Literatur und Kunst.

Kleine Mittheilungen aus Gesprächen mit Cornelius.

Von **Hermann Kettner.**

Zur Erklärung der tiefgreifenden Entwicklungsunterschiede der deutschen und italienischen Plastik und Malerei ist besonders auch der tiefe Unterschied der deutschen und italienischen Gothik in Betracht zu ziehen. Der deutschen Gothik fehlte es allzu

Digitized by Google

sehr an breiten Flächen. Die Plastik hatte keinen Raum für die volle Ausgestaltung des menschlichen Körpers, sie mußte sich zu unnatürlich langgestreckten oder zu unnatürlich zusammengekauzten Figuren verzerren; die Malerei sah sich nur zu Fenstermalereien oder zu Tafelbildern verurtheilt. Daher ging der deutschen Plastik und Malerei so schnell der Begriff der Monumentalität verloren, der doch einzig und allein der Lebensnerv des großen historischen Stils ist.

Goethes Unglück in Kunstsachen war Meyer, der durch und durch unproductiv für das Geheimniß echter Productivität keinen Sinn hatte.

Ein Künstler, der Mode ist, kommt sicher aus der Mode.

Künstler, bleibe Dir selbst getreu! Nur aus der Treue gegen sich selbst quillt Ursprünglichkeit, Einfachheit, innere Wahrheit.

Cornelius bezeichnete seinen Faust und seine Nibelungen als eine That, welche Goethes Götz und Faust völlig analog gewesen. Er habe gegen den David'schen Classicismus gekämpft, wie Goethe gegen die französische Tragik.

Cornelius wurde vom Papst Pius IX. aufgefordert, in einem Zimmer der Vaticanischen Stanzen das Dogma der unbefleckten Empfängniß durch eine große cyklische Composition zu verherrlichen. Er lehnte den Auftrag mit den Worten ab: Chi avrebbe il corraggio di pingere qualche cosa accanto di Raffaele? (Wer könnte den Muth haben unmittelbar neben Rafael zu malen?) Hernach übernahm den Auftrag ein Italiener (Podesti).

Als Cornelius von Düsseldorf nach München ging, schlug er Schnorr als Nachfolger vor. Und dieser Vorschlag wurde auch von Niebuhr unterstützt und befürwortet. Altenstein wollte aber einen Preußen gewählt wissen. Dies entschied für Schadow.

Schadow, meinte Cornelius, war schon in unserem römischen Kunstleben eine Dissonanz, und ist es immer geblieben. Er schwankte fortwährend zwischen der maßlosesten Selbstüberhebung und der unwürdigsten Unterwürfigkeit. Urtheile von Künstlern und Kennern waren auf ihn ohne Einfluß, dagegen lauschte er auf jedes Wort weltlich Hochgestellter.

Als Cornelius nach München kam, empfing ihn König Ludwig mit den Worten: „Sie sind der Feldmarschall, nun sorgen Sie für gute Divisionsgeneräle.“ Cornelius nannte sogleich Schnorr und Philipp Veit. Veit aber wurde von dem Könige abgelehnt unter dem Vorwande, daß er ein zu leidenschaftlicher Jäger sei, um ein guter Lehrer sein zu können. Ob sich der König an Veits jüdischem Ursprung stieß?

Cornelius erzählte, daß schon in seiner ersten römischen Zeit sein Streben immer die Rückkehr nach Deutschland gewesen sei. Was sollte ich, sagte er, einen Tropfen in's Meer tragen; in Deutschland aber konnte ich wirken und nützen. Auch Overbeck hätte sich gern dem Münchner Kunstleben angeschlossen; aber seine Frau konnte sich nicht entschließen Italien zu verlassen. Erst nachdem Overbeck abgelehnt hatte, wurde Heß berufen.

Unsere Classiker und unsere Universitäten.

Daß der preußische Schulmeister den oesterreichischen bei Sadowa geschlagen, daß der deutsche Schulmeister den französischen bei Sedan gefangen genommen, ihn zur Capitulation von Paris gezwungen, ihm zwei Provinzen und fünf Milliarden Franken abgenommen hat, ist eine ebenso allbekannte wie unangezweifelte Thatsache. Unsere Volksschulen sind vorzügliche, unsere Realschulen und Gymnasien mustergiltig, unsere Universitäten unübertrefflich — das steht fest, das ist ein Grundsatz, der nicht bewiesen zu werden braucht; wir dürfen uns dessen freuen und stolz darauf sein. Unzufriedene Nörgeler haben allerdings auch an unsern Schulen herumzumäkeln; dies gefällt ihnen nicht und das gefällt ihnen nicht; sie sehen die Flecken, aber nicht den Glanz der Sonne. Mit den Leuten ist nicht zu streiten. Ein wahres Glück, daß ihr hämischer Ingrimm an der erbaulichen Thatsache: an der Vollkommenheit der deutschen Schulbildung nichts zu ändern vermag. Der Ruf dieser Vollkommenheit hat sich denn auch mit Recht über die Grenzen unseres Vaterlandes verbreitet; und welches deutsche Herz würde nicht ein wohlberechtigter Stolz erfüllen, wenn der Besitzer dieses Herzens erwägt, daß bis vom fernen Japan her wissensdurstige Jünglinge gen Berlin wallfahren, um dort den Worten der deutschen Weisheit zu lauschen und die geheimen Kräfte zu ergründen, welche die deutsche Nation zur obersten Culturstufe der gestitteten Welt emporgehoben haben!

Das ungefähr schrieb ich einem meiner französischen Freunde, Gaston R., — einem vorurtheilslosen, sehr unterrichteten Schriftsteller, mit dem ich selbst während des Kriegs ausführliche und freundschaftliche Briefe gewechselt hatte, — als er mich fragte, ob ich es für zweckmäßig und förderlich hielte, wenn er seine Studien über Deutschland, vor dem er den größten Respect fühlte, in Deutschland selbst zu vervollkommnen suchte. Ich bemerke nebenbei, daß Gaston weit mehr an das Dogma von der Gerechtigkeit der Weltgeschichte, als an das von der Unfehlbarkeit des Papstes glaubt. Die kolossalen Verhältnisse des deutschen Siegs über Frankreich hatten ihm ein Räthsel aufgegeben, das sein unbefangener Geist zu lösen trachtete. Er beruhigte sich nicht bei den wohlfeilen Redensarten der Pariser Zeitungsschwätzer; er glaubte nicht an den Verrath; die Unfähigkeit der Führer und die ungenügende Ausrüstung der Massen waren ebensowenig im Stande in seinen Augen als hinreichende Erklärung für die furchtbare Niederlage der französischen Waffen zu gelten; vielmehr betrachtete er dieselbe als unwiderlegbares Zeugniß nicht nur der physischen, sondern auch der sittlichen und intellectuellen Unterlegenheit Frankreichs. Als guter französischer Patriot ward er von den Ereignissen, die sich vor seinen Augen erfüllt hatten, schmerzlichst ergriffen; aber er ließ sich deswegen nicht den bodenlosen Leichtsinn vieler seiner Landsleute zu schulden kommen: er gefiel sich nicht in Schmähungen und Herabsetzungen des deutschen Siegers, sondern ihn erfüllte das Verlangen, diesen Sieger, für den er schon vorher warmes Interesse empfunden hatte, völlig begreifen zu lernen; er wollte Deutschland gründlich studiren und deshalb fragte er mich, ob ich glaubte, daß ihn der Besuch der Berliner Hochschule seinem Ziele näher führen würde — eine Frage, die ich mit den obenangeführten enthusiastischen Argumenten natürlich bejahte.

So kam denn Gaston nach Berlin. Ich beeilte mich den französischen Gelehrten mit einem meiner Freunde, Dr. Barthel Müller, einem jungen Gymnasiallehrer, der vor kurzem sein Studium der modernen Philologie mit einem überaus glänzenden Examen beschlossen hatte, bekannt zu machen. Einen besseren Mentor konnte ich dem Franzosen nicht geben. Und so trafen wir Drei denn eines Abends in meinem Zimmer zusammen, um über die Mittel, welche Gaston gestatten würden, seinen Aufenthalt in Berlin möglichst zweckdienlich zu verwerthen, gemeinsam zu berathen. Ich konnte mich passiv verhalten und der Unterhaltung meiner beiden Freunde als stummer Zeuge beiwohnen.

Das Gespräch begann mit den üblichen Gemeinplätzen.

— Wir sind darüber wohl einverstanden, sagte Gaston, daß die Literatur eines Volkes der deutlichste Gradmesser für seine Tüchtigkeit und Bedeutung ist.

— Vollkommen einverstanden, versetzte Barthel.

Digitized by Google

— In der Literatur legt das Volk sein Bestes nieder: sein Empfinden, sein Wissen, seine Hoffnungen, seine Errungenschaften; sie ist, wenn ich einen etwas curiosen Ausdruck gebrauchen darf, gleichsam der Extract des nationalen Lebensgeistes; und ich glaube daher, daß ich, um Deutschland gründlich kennen zu lernen, am besten thun werde, mit dem Studium der deutschen Literatur zu beginnen.

— Ohne Zweifel.

— Ich habe mich schon ziemlich viel damit beschäftigt; ich habe viele gute deutsche Bücher gelesen — aber ohne rechtes System, ohne Zusammenhang. Nun brauche ich Ihnen kaum zu sagen, welche Professoren und welche Collegien ich zunächst zu hören wünsche. Wer interpretirt Ihre Classiker? Welche Collegien müßte ich besuchen, um einen Ueberblick über die bedeutendsten Epochen Ihrer Literaturgeschichte zu gewinnen, um mir die culturgeschichtliche Bedeutung Ihrer großen Literaturperiode klar zu machen ꝛc. —?

— Ich begreife. Ich bin überzeugt, daß, wenn Sie nur ein halbes Semester unsere Universität besuchen, Sie über die Eigenthümlichkeit der „Eneit" von Heinrich vom Veldeke ganz neue Aufschlüsse empfangen werden. Ferner wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß die Tanzweisen Neidharts von Reuenthal in Folge der höchst verdienstvollen Textrevision, welche unser vortrefflicher A. veranstaltet hat, in einem andern Lichte erscheinen, als man sie bisher zu betrachten gewohnt war. Höchst interessant, höchst gediegen, höchst wissenschaftlich. — Das Colleg müssen Sie belegen.

— Wie sagten Sie? — Wie hieß der Mann, den Sie eben nannten?

— Heinrich vom Veldeke! Sie kennen doch Heinrich vom Veldeke?

— Zu meiner Schande muß ich bekennen ... einem Ausländer werden Sie die Ignoranz verzeihen. Also Heinrich vom Veldeke muß ich studiren, um das Verständniß der weltbewegenden deutschen Bildung zu gewinnen?

— Ich wüßte wenigstens kein Colleg, welches dem Zwecke mehr entspräche. Ueber die ewigen Parcival und Titurel läßt sich ja kaum noch etwas Neues sagen. — Doch da fällt mir etwas ein: auch über die Singweisen des Minnegesanges wird in diesem Semester gelesen — Sie haben Glück!

— Entschuldigen Sie, Herr Doctor, ich glaube Sie haben mich mißverstanden: aus Ihrer mittelalterlichen Literatur, deren Werth ich durchaus nicht herabsetzen will, mache ich mir gar nichts; sie ist mir für meine Zwecke vollständig gleichgültig. Ich will ja kein Specialist werden. Eine allgemeine Charakterisirung Ihrer vorclassischen Literatur würde mir vollauf genügen. Ich habe den größten Respect vor den ehrwürdigen Herren Minnesängern, aber sie sind unserer heutigen Auffassung, dem Sein und Wesen unserer Tage doch schon etwas entrückt. Die Jahrhunderte haben ihre Spuren verwischt; andere Dichter sind Ihnen geboren, deren Denk- und Empfindungsweise, deren Sprache unserm Fühlen, unserer Ausdrucksweise unendlich viel näher stehen, Dichter, deren gewaltigen befruchtenden Ideen Deutschland seine erstaunliche Entwicklung und Größe zum guten Theil verdankt — diese Dichter möchte ich auf Ihrer Hochschule studiren, ihre Werke von bedeutenden Gelehrten ausgelegt hören und in ihrer Tiefe ergründen ...

— Wen meinen Sie denn eigentlich?

— Nun Ihre Classiker natürlich.

— Welche Classiker? Ist Heinrich vom Veldeke vielleicht kein Classiker? Meinen Sie Dietmar von Eist?

— Sie nennen mir lauter Namen, die ich in meinem Leben noch nicht gehört habe! Und ich bildete mir ein, daß ich Ihre bedeutenden Dichter wenigstens dem Namen nach kennte! Mir wird ganz unbehaglich zu Muthe, wenn ich mir vergegenwärtige, was ich noch alles lernen muß, um den Satz, den ich irgendwo gelesen habe und dessen Richtigkeit mir instinctiv einleuchtete, völlig zu verstehen: „Der Sieg Deutschlands über Frankreich datirt nicht von der Schlacht bei Weißenburg, sondern vom Erscheinen der Hamburger ‚Dramaturgie'." Sehen Sie, Lessing — das ist zum Beispiel einer der Classiker, die ich gründlich kennen lernen möchte ...

Dr. Barthel Müller lächelte mit jener imponirenden Ueberlegenheit, welche das umfassende Wissen stets verleiht.

— Ach so!! Sie meinen die „sogenannten Classiker", die Lessing, Goethe, Schiller und wie die Leute alle heißen. Ja, mein verehrtester Herr, diese neueren Schriftsteller sind Sache der Belletristen, für sie ist unsere Hochschule Gottlob keine alma mater. Diese leichtere Waare bleibt dem Unterricht der Schule und dem Privatvergnügen überlassen; eine wissenschaftliche Hochschule kann sich mit derlei nicht befassen: Heinrich vom Veldeke, Neidhart von Reuenthal, Dietmar von Eist und andere nehmen unsere Lehrkräfte schon genügend in Anspruch.

— Wie, über Lessing, Goethe, Schiller u. s. w. wird blos auf den Gymnasien und Realschulen docirt? fragte Gaston höchlich überrascht.

— Wenn Sie das „docireu" nennen wollen, meinetwegen. Ich selbst gebe die sogenanute Literaturstunde, und so leicht ich's mir mache, so unangenehm ist sie mir doch. Ich muß mit meinen Schülern die Hauptwerke der eben genannten Dichter und einiger anderen desselben Schlages durchgehen. Nun existiren glücklicherweise gedruckte, sehr umfangreiche Commentare, und ich beschränke mich darauf dieselben mündlich wiederzugeben. Aber es ist immerhin ein saures Geschäft. Wie kann man mit Begeisterung bei Dingen sein, die zwar die Phantasie unserer Jugendjahre angenehm beschäftigen, aber die ernste Wissenschaft doch nur insoweit angehen, als auch hier die Aufgabe vorliegt, die verdorbenen Texte kritischer Revision zu unterwerfen?

— Wollen Sie darunter die Werke Lessings, Goethes, Schillers verstanden wissen?

— Ohne Zweifel! — Sie sehen mich erstaunt an, Sie scheinen mich nicht zu begreifen. Das ist auch ganz natürlich, Sie haben ja nicht auf einer deutschen Universität studirt. Auch ich war einst naiv, mein werther Herr. Auch ich lebte einst in dem Wahne, daß Lessings Prosa unvergleichlich sei, daß die Literatur keines andern Landes einen Heros wie dieses aufzuweisen habe, in welchem sich das dichterische Genie, die wissenschaftliche Bildung, der kritische Blick, der klare Verstand, der edelste Geschmack zu einem so vollkommenen harmonischen Ganzen verbinden, daß Goethes Lyrik bezaubernd und Schillers dramatische Dichtungen hinreißend seien ... drei Jahre auf der deutschen Universität haben aber hingereicht, über diese Jugendschwärmerei gründlich zu lächeln. Ich will ja keineswegs in Abrede stellen, daß diese Leute Talent besessen haben, ja daß sie Dichter ersten Ranges sind; aber soll denn die strenge Wissenschaft auf ein Gebiet treten, das sie dem Verdacht und der Gefahr dilettantischer Schöngeisterei aussetzt? Man versteht ja Goethe und Schiller ohne besondere philologische Vorbereitung! Sie sprechen ja wie wir sprechen!

— Halten Sie das für ein Unglück?

— Wenn auch nicht für unglücklich, so doch jedenfalls für unwissenschaftlich: die Wissenschaftlichkeit fängt bei uns erst an, wo das gemeine Verständniß aufhört. Und deshalb sind mit Recht diejenigen Dichter, welche man als die classischen zu bezeichnen pflegt, von unserer Universität verbannt.

— Es wird mir, als Ausländer, etwas schwer, Ihren Deductionen zu folgen. Auf unsern Pariser Hochschulen, die, wie ich weiß, weit unter den Ihrigen stehen — ich meine die Sorbonne und das collége de France — bilden die bedeutenden Werke unserer Literatur ein ständiges Lehrpensum: da liest z. B. Saint-Marc Girardin über Lafontaines Fabeln, Lomenie über Beaumarchais' Dramen, Philarète Chasles über Molières Lustspiele. Für diese und die andern großen Dichtungen unserer Schriftsteller wird die Begeiste-

Digitized by Google

rung der studirenden Jugend entstammt, an ihnen und durch sie richtet sich auf, erstarkt in trüben Tagen wie heute das nationale Bewußtsein — sie sind unser Trost und unsere Hoffnung — ach! ich begreife, daß Ihre großen Dichterwerke jetzt doppelt Ihr Stolz sein müssen! Jetzt, glaube ich, werden Sie endlich den Sinn meiner gewiß ungeschickten Worte erfaßt haben: führen Sie mich zu Ihren deutschen Saint-Marc Girardin und Lomênie, führen Sie mich in jene Lehrsäle, in welchen Ihre großen Gelehrten vor der enthusiastischen akademischen Jugend die herrlichen Schätze Ihrer wundervollen Dichter und Denker ausbreiten, deren Ursachen nachforschen und deren Wirkungen offenbaren, machen Sie mich vertrauter mit denen, denen Sie Ihre Größe verdanken und die Ihr Stolz sind!..

— Ich sagte Ihnen ja schon, daß Sie über Heinrich vom Veldeke ein sehr interessantes Colleg hören können.

— Und ich wiederhole Ihnen, daß mich Ihr Heinrich vom Veldeke nicht reizt; ich will bedeutende Professoren über Lessing, Goethe, Schiller hören...

— Wir drehen uns im Kreise herum und kommen nicht vom Fleck! Wenn Sie sich für die Literatur Aegyptens, Persiens, Indiens, Polens und Rußlands interessiren, so können Sie hier außerordentlich viel lernen. Wir haben hier einen indischen Specialisten von seltenem Scharfsinn. Wenn Sie über einige verspmpelte Literaturgreise des 12. und 13. Jahrhunderts die wundervollsten Aufschlüsse bekommen wollen, so kann Ihnen geholfen werden. Wenn Sie aber wissen wollen, was Lessing, Goethe und Schiller gedichtet, was sie für den deutschen Geist gethan haben, dann nehmen Sie sich eine beliebige Literaturgeschichte und lesen Sie das zu Hause durch. In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts hatten unsere Universitäten noch ihre Bouterwek und Wachler, jetzt wissen sich unsere Universitäten von dieser Schwäche frei. Lehrstühle für deutsche Literaturgeschichte existiren auf unsern Universitäten selbstredend nicht. Was bei uns „Literaturgeschichte" heißt, ist altdeutsche Philologie, grammatisch und antiquarisch. Das ist die Regel. Sonderlinge machen natürlich von Zeit zu Zeit einmal eine Ausnahme und es kommt wohl vor, daß ein Privatdocent oder ein junger Extraordinarius, den die Ehrwürdigkeit unserer Hochschule ungerührt läßt, sich gelegentlich einmal der sogenannten Classiker annimmt. Aber das ist glücklicherweise eine Seltenheit. Da sehen Sie: ich habe den Berliner Lectionskatalog für dieses Semester 1872/73 zufällig bei mir; — studiren Sie denselben aufmerksam, und Sie werden zu der erfreulichen Wahrnehmung gelangen, daß auch nicht eine einzige Vorlesung angekündigt ist, welche auch nur entfernt die neuere deutsche Literatur berührt. Sehen Sie, das ist ein Muster! Dafür ist es aber auch der Katalog der Hochschule in der Hauptstadt des neuen deutschen Reichs, welche vor kurzem — (zehn Jahre nach der Enthüllung der dem Grafen Brandenburg gesetzten Statue) — ein Schillerdenkmal enthüllt und soeben die Ausstellung der Modelle zum Goethedenkmal in seinen Mauern gesehen hat. Und prüfen Sie diesen Lehrplan genauer. Sie werden eine immer größere Hochachtung vor der Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit unserer Universitätsbildung erlangen. Sehen Sie nur, was Alles für Wahrung und Bildung deutscher Idealität überhaupt geschieht. Es ist erstaunlich, wahrhaft großartig. Da liest ein Professor z. B. über Aesthetik zweistündig — jawohl! zweistündig! Das imponirt Ihnen, was? Und ein Anderer liest „über dramatische Kunst" sogar einstündig — für das bischen Drama mehr als genug! — Und ein Dritter liest.... mir war doch so, als ob noch ein Dritter läse; aber ich sehe, ich habe mich geirrt. Und das wäre auch des Guten zu viel. Drei Stunden für Aesthetik, dramatische Kunst und was darum und daran hängt — den ganzen idealen Krimskrams — das ist doch wahrhaftig vollauf genug. Sehen Sie, lieber Fremdling, aus diesem Grunde bin ich wissenschaftlich so bedeutend, aus diesem Grunde vermag ich dem guten Lessing und seinen Weimaraner Collegen keinen Geschmack abzugewinnen und aus diesem Grunde hat deutsche Bildung den gewaltigen Sieg erfochten, der ...

— So?! unterbrach der Franzose, stand auf, nahm seinen Hut, verabschiedete sich, packte seinen Koffer und dampfte wieder ab.

Paul Lindau.

Uebergang nicht Untergang.

Die Stellung der Schriftsteller und der Freunde des Plattdeutschen ist, wie wir sahen, eine gänzlich veränderte, denn das Verhältniß der Sprache ist verändert. Seitdem der Traum einer deutschen Nationalliteratur zur Wirklichkeit geworden, seitdem in Uebersetzungen und Originalwerken deutscher Geist sich ausgeprägt, deutsche Bildung Form gewonnen, verstummte die plattdeutsche Sprache im Buchgebrauch. Sie sank in den Augen ihrer enthusiastischen Verehrer immer mehr in die Stellung einer dienenden Magd, in den Augen derer, die sie oder ihren Werth nicht kannten, zur „Rothheit einer bloßen Mundart" herab. Beides gleich falsche Ansichten. Sie diente wohl ihrer Schwester, aber nicht als Magd: sondern oft mit ihrem eigenen Schmuck, wenn der ihrige nicht reichte oder nicht paßte. Sie flüsterte ihr die Melodie des sächsischen Wohllautes zu, als sie mit dem Munde derer Bürger, Hölty und anderer begeisterter Jünger des Hainbundes versuchte die tiefen Melodien des echten Balladentones zu singen, mit Schlegel dem Shakespeare nachzureden oder die Musik italienischer Strophen und Sonette nachzubilden. Sie lieh Johann Heinrich Voß in den Anschauungen des Marsch- und Seelebens durch den Mund der plattdeutschen Fischer und Schiffer die Ausdrücke für seine Uebersetzung des Homer. Sie selber, die plattdeutsche alte Hansa- und Seesprache, ging der vornehmen Schwester im tiefen Schweigen ohne Neid zur Seite, verwarnte sie mit ihren gesunden Sinnen vor Ueberstürzung, vor leeren Phrasen, vor falschen Bildern, worein z. B. das elegante französische bis zu einem Maße versank, daß dort die echte Lyrik unmöglich geworden ist. Wie sehr sie durch ihren Wort- und Redeschatz die Schriftsprache in jener glücklichen neidlosen Zeit bereichert hat, das ist im Einzelnen kaum nachzuweisen. Denn nicht ein Schriftsteller von Namen tritt auf — und der Norden lieferte damals ein starkes Contingent für Dichter, Philosophen, Historiker, Redner — der nicht aus der Heimat, aus der Kindererinnerung, aus dem Studentengespräch Worte und Wendungen mitbrachte und der Schriftsprache anbequemte; denn Alle waren damals noch plattdeutsch erzogen, und es war die Zeit, wo man an den Formen der Sprache arbeitete, wie man's jetzt nicht mehr nöthig hat. War doch ein neuer schöner Reim, eine wohlklingende Allusion damals im Hainbunde wie ein Fund. Der aufmerksame Leser achte z. B. einmal in Barthold Niebuhrs Briefen auf seine Provinzialismen. Dort fließt oft noch manches unharmonisch aus dem Plattdeutschen ein in die hochdeutsche Rede. In seinen großen Geschichtswerken ist dies abgeglättet, aber nicht verschwunden. Die Ueberfeer zumal gingen direct und mit Bewußtsein darauf aus, die nordische Mundart für ihren starken Wortverbrauch für neue Begriffe auszubeuten. Bode z. B., der Freund Lessings, mit dem zusammen er in Hamburg eine Druckerei anlegte, und seine Uebertragungen des Smollet und des Sterne aus dem Englischen und des Montaigne aus dem Französischen berieth (Lessing z. B. machte ihm geradezu das Wort empfindsam für die Uebersetzung des Titel Sentimental journey) hat mit klarem Bewußtsein und Absicht das Plattdeutsche für die Schriftsprache benutzt und diese dadurch bereichert. Sein Biograph Böttiger sagt in Bezug auf seine Uebersetzung von Humphrey Klinkers Reisen: Es war gewiß nicht das

Digitized by Google

Wert eines gemeinen Uebersetzers, die seinen Mitteltinten und Schattirungen nachzubilden, mit welchen Smollet selbst die fünf Briefschreibenden Personen seiner höchst originellen Familie sich so fein von einander abstufen, und doch in gewissen Familienzügen ganz ähnlich sehen läßt. Und welche innige Bekanntschaft mit der Sprache und den Sitten der Süd- und Nordbriten setzte die Verpflanzung eines Werkes auf fremden Boden voraus, das die unparteiischen durch kein Nationalvorurtheil gegen die Schotten geblendeten Engländer selbst für das getreueste Gemälde ihrer Nationalthorheiten, Lebensart und häuslichen Einrichtungen halten. Bode besiegte alle diese Schwierigkeiten mit einer solchen Gewandtheit, daß man schwerlich durch alle drei Bände auch nur auf eine Zeile stößt, in der man blos den Uebersetzer sprechen hörte. Ueberall, es mag der gutmüthige Murrkopf, der Squire Bramble, selbst knurren, oder der rasche Brausekopf, Mifrod, die Menschen um sich her mit seinem Studentenmaßstab messen, oder die zarte Liddy ihre verliebten Klagen aushauchen, oder die manntolle Tabitha ihre hochadlige Nase rümpfen, oder das hysterische Kammermädchen ihr Kauderwelsch zu Papier bringen, überall weiß der Deutsche, dem der Schatz seiner Muttersprache in allen Mundarten in jedem Augenblick zu Gebote steht, für jeden auch noch so unübersehbaren Familienidiotismus Rath und Auskunft zu schaffen. Er ist in Küche und Keller, beim schottischen Haberkuchen und beim Londoner Schildkrötenschmause, beim Apotheker und Gärtner zu Hause, und hat überall den Leuten auf's Maul gesehen, um ihnen ihre eigenthümlichen Kunstausdrücke abzuhorchen. Natürlich mußte er hierbei oft zu der ihn zunächst umschallenden Mundart seine Zuflucht nehmen, und dielen niedersächsischen Provinzialausdrücken das Bürgerrecht in der deutschen Schriftsprache ertheilen, weil er nur dadurch das drollige, malerische und niedrigkomische seines Originals erreichbar machen konnte. Nur ein obersächsischer Purist, der es vergaß, was Lessing oft zu sagen pflegte, daß er den ganzen Umfang seiner Muttersprache erst in Hamburg kennen gelernt habe, konnte Boden, wie es wirklich geschehen ist, aus einer Einbürgerung ein Verbrechen machen, wegen welcher ihm vielmehr eine grammatische Bürgerkrone ob servatas voces von einem Leibnitz'schen Sprachtribunal*) zuerkannt worden wäre. Ganz anders urtheilte Bodes älterer Zeitgenosse, Ebert, der als tiefer Sprachkenner und wohlerfahrener Uebersetzer hier wohl so gut als irgend jemand, eine vollgültige Stimme hatte. Er schrieb dem Uebersetzer, als er den Klinker nach seiner Art mit vielem Bedacht durchstudirt hatte: „ich würde alle, die verfassungsmäßig in unsere Zunft aufgenommen werden wollen, täglich einige Seiten aus dem englischen Klinker übersetzen, und dann bei Ihnen in die Schule gehen lassen."

Man hat Angaben über den ungefähren Wortvorrath verschiedener Stände und Individuen zum Ausdruck ihres Gedankenkreises, besonders englische Philologen haben sich die Mühe gegeben Nachzählungen der Art anzustellen. Danach soll, wie Max Müller angibt, ein Arbeitsmann mit 300 Wörtern auskommen, das Libretto (Textbuch) einer italienischen Oper enthält durchschnittlich 650 Wörter, ein Mann mit Universitätsbildung soll etwa 3—4000 Vocabeln nöthig haben, Milton 8000, Shakespeare 15000 gebraucht haben und in Flugels englischem Wörterbuch sollen sich hunderttausend Wörter finden.

Es würde interessant sein zu wissen, wie viel Procent zum jetzigen schriftdeutschen Wortvorrath die plattdeutsche Sprache seit dem Anfang unserer classischen Literatur, also seit Lessing, geliefert hat. Er ist nicht gering. Aber es wäre schwierig, selbst mit dem Grimm'schen Wörterbuch vor sich und etwa dem Bremischen Plattdeutschen zur Seite diesen Zusatz auszuscheiden; die Mischung ist nicht wie romanisch und angelsächsisch im Englischen. Beide Elemente sind urdeutsch und sast jedes plattdeutsche Wort durch Lautwandel in hochdeutsches Gewand zu kleiden. Eine Empfindung über den Zuwachs an Ausdrücken im Schriftdeutsch, namentlich in der Dichtersprache, kann sich aber Jeder verschaffen, der mit Aufmerksamkeit einen Poeten älterer Zeit, z. B. etwa Gellert oder einen Zeitgenossen nachliest. Eine Nachzählung würde eine erstaunliche Armuth nachweisen. Es fehlt namentlich an farbreichen Ausdrücken, und gerade davon, also vom wichtigsten Material die Sprache zu beleben, hat die Mundart, ganz besonders die damals noch wenig ausgebeutete plattdeutsche, die Buchsprache nachgeliefert. Weniger noch wären die Redensarten nach ihrer Entstehung zu scheiden, als die einzelnen Vocabeln.

Klaus Groth.

*) Siehe Leibnitz unvorgreifliche Gedanken über die Verbesserung der deutschen Sprache in den Beyspielen zur deutschen Sprache von der Berl. Akademie der Wissenschaften, 1. Sammlung S. 55. Mehreren niedersächsischen Wörtern, die Herr Gedike in dieser Sammlung S. 323 ff. der Aufnahme würdig findet, hatte Bode wirklich schon hie und da in seinen Uebersetzungen den Passirzettel ertheilt.

Aus der Hauptstadt.

Die Eidechse.

Original-Lustspiel in 5 Acten von Dr. Z. A. v. Schweyher.

„Wer die Dichtung will verstehen, muß in Dichters Lande gehen." So rieth bekanntlich Goethe den Lesern seines West-Oestlichen Divans. Aber auch eine Kenntniß der Persönlichkeit des Dichters trägt zum richtigen Verständniß seiner Dichtung bei; es ist manchmal gut, wenn man den Mann kennt, der etwas geschrieben hat, wenn man sein Werk, dabei ganz ohne Voreingenommenheit, beurtheilen will. Der Verfasser der „Eidechse", der jüngsten Schanspielnovität des Wallnertheaters, die daselbst in dieser Woche das Licht der Lampen erblickte, trägt einen seit einer Reihe von Jahren viel genannten Namen. Herr Schweiher war bekanntlich der Führer einer social-demokratischen Partei und verließ urplötzlich, anscheinend ermüdet und verdrießlich, diesen Platz, um ein anderes Metier zu ergreifen: das Metier eines Lustspieldichters, an welches diejenigen, die seine politische Laufbahn verfolgt hatten, wohl am letzten gedacht haben werden. Nun gestehen wir gerne zu, daß wir zu den Komödien, die ein politischer Mann, ein Mann, der im Sturme des öffentlichen Lebens sich umgetrieben hat, mehr Vertrauen sassen, als zu den dramatischen Versuchen, die schüchtern aus der Studierstube eines jungen Gelehrten hervorgehen, der von der Welt nichts anderes weiß, als was er sich in seinem Hirn construirt hat. So wäre denn auch die Vergangenheit des Social-Demokraten Schweiher kein übles Prognostikon für den Lustspieldichter Schweitzer; man hätte revolutionäre Komödien, wie die Beaumarchais', von ihm erwarten können. Die Enttäuschung blieb allerdings nicht aus. Eine politische Komödie, unser Ideal offen gestanden, und eine Blüthe, für welche unsere Gegenwart, sollten wir meinen, ein fruchtbares Erdreich darbietet, hat bisher noch Niemand geschrieben. Die Ansätze dazu sind da. In den Vierziger Jahren war es Robert Prutz', „Politische Wochenstube", in den Fünfzigern Gustav Freytags „Journalisten" — seitdem hat sich die Politik auf der Bühne (das Wort „Politik" im besten und größten Sinne genommen) in das Posscnconplet gestüchtet und zu diesem erniedrigt. Wer von Herrn Schweiher eine politische Komödie erwartet, der könnte sie ebenso gut von Herrn von Putlitz oder Herrn von Moser erwarten; und das thut doch kein vernünftiger Mensch. Schweiher debutirte im Belle-Alliance-Theater in Berlin mit einem Trauerspiel „Tarossa", dessen trostlos-langweilige Jambenherrlichkeit sich am besten dadurch in ihrer ganzen realen Dürftigkeit

Digitized by Google

documentirte, daß dieses Stück nicht einmal die Schlagfertigkeit besitzt, in der jetzigen Zeit religiöser Kämpfe, in der das Stichwort: „Nach Canossa gehen wir nicht" zündend eingeschlagen hat, sich auf der Bühne zu halten. Dieses Schauspiel ist eben nichts anderes als eine geschichtliche Studie und — man verzeihe den harten Ausdruck — eine billige Phrase. Schweitzers „Alkibiades" übergehen wir; das Stück hat poetische Schönheiten, ist aber unaufführbar. Seine Lustspiele aber, die nun folgen, haben alle denselben Typus, das Eine, das Beste: „Drei Staatsverbrecher", gilt für Alle. Sie sind alle geschrieben, als lebte der Verfasser in den guten, unpolitischen Zeiten Deutschlands im zweiten und dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts: Hof- und Staatsactionen des ancien régime Frankreichs, Liebesintriguen und, was am meisten den Kenner des Theaters verwundert, eine genaue Bekanntschaft mit dem Jargon der Bühne, mit ihren conventionellen Manieren, mit ihren typischen Figuren, die der Eingeweihte bereits vollständig kennt, sobald er nur ihre ersten Bewegungen gesehen hat. Diese ganz handwerksmäßige Bühnentechnik, die bei Schweitzer überrascht, könnte zu dem Glauben verleiten, der Verfasser der „Drei Staatsverbrecher" und auch, um gleich darauf zu kommen, der „Eidechse", sei von Jugend auf mit der Bühne vertraut geworden; aber der Umstand, daß in diesen Komödien in dieser Scene uns die brillante Technik überrascht, in der nächstfolgenden indessen aller Technik höhnend ins Gesicht geschlagen wird, gibt uns doch die Ueberzeugung, daß hier keine eigentliche gründliche Kenntniß des Theaters vorhanden ist, sondern nur — übrigens mit aller schuldigen Achtung ausgesprochen — eine glückliche künstlerische Intuition. Schweitzer tappt gewissermaßen im Dunkeln umher, Manches glückt ihm zu finden, au Manchem geht er blind vorbei. Die drei ersten Acte der „Drei Staatsverbrecher" sind technisch brillant gemacht, der vierte Act ist ein Unsinn, den fünfte vermag nur schwach Alles in's richtige Geleise zurückzuführen.

Die Eidechse ist besser als Alles, was Schweitzer früher geschrieben hat; und doch haben wir in diesem Lustspiel eigentlich nur die gute Factur und die witzige mit scharfem Verstande durchgeführte Combination zu loben; im Uebrigen schwebt jede Situation dieser Komödie bei näherer Betrachtung in der Luft. Wir haben schon oft im Theaterleben die Beobachtung gemacht, daß es für unsere Lustspieldichter ganz ersprießlich wäre, wenn sie einige juristische Studien gemacht hätten und namentlich mit dem Erbrecht und der Testamentarischen wie der Intestat-Erbfolge besser vertraut wären. Einem Juristen müssen die Haare zu Berge stehen, wenn er einer Testamentseröffnung in einer modernen Komödie beiwohnt. Mit sonderäner Verachtung aller menschlichen und juristischen Gesellschaftsordnung werden hier Bestimmungen publicirt, die selbst in einer Posse, die das Vorrecht hat, absurd und grotesk zu erscheinen, unerlaubt sein müßten. Man denke sich nur das Fundament, auf welchem sich die „Eidechse" aufbaut: Ein leichtsinniger junger Graf Gustav von Kirstein wird von seiner Mutter testamentarisch nur unter der Voraussetzung als Erbe eingesetzt, daß seine Tante, die Schwester der Mutter, Frau Clotilde von Werden, zweimal innerhalb vierundzwanzig Stunden in Gegenwart des Notars auf die Frage, ob der Betreffende würdig sei, die Erbschaft anzutreten, ein lautes und vernehmliches Ja sage. Jeder studiosus juris auf einer Universität wird zu solchem Unsinn den Kopf schütteln. Indessen, es hat sogar schon manche große Tragödie eine Albernheit zur Voraussetzung gehabt: König Lears Erbtheilung bei seinen Lebzeiten ist auch die Albernheit eines schwachsinnigen Greises, und doch entwickelt sich aus ihr die größeste und erschütterndste aller Actionen. Wir wollen deshalb mit Herrn Schweitzer nicht groß darüber rechten. Er hat es doch verstanden sich gut aus der Affaire zu ziehen, indem er die Lacher auf seine Seite gebracht hat. Graf Gustav ist nämlich ein lockerer Geselle, der das „Nein" der Tante wirklich eher verdiente, als ihr „Ja", zumal da er so dumm ist, sich am Schluß des zweiten Actes von ihr in einer sehr zweideutigen Situation absassen zu lassen; dafür kann er aber nicht, sondern nur der Verfasser, der ihn in eine solche hineingebracht hat. Aber er weiß ein Mittel die tugendhafte Tante Clotilde (sie ist Vorsitzende eines Vereins für weibliche Tugend, der leider in Berlin noch nicht existirt, denn das Magdalenenstift hat noch keine guten Früchte getragen) zu zähmen; sie ist in ihrer Jugend einmal schwach gewesen und hat ihrem Geliebten ihr Bild geschenkt mit der Unterschrift: „Dieses Bild schenkt Dir Deine kleine Eidechse". Seitdem ist sie längst eine sehr ehrbare und tugendsame Frau, Mutter einer erwachsenen Tochter geworden; und man begreift eigentlich nicht recht, weshalb sie so sehr ängstlich wird, daß man jetzt von dieser Jugendthorheit, oder nennen wir es Bachfisch-Uebermuth, erfährt. Genug, Graf Gustav, der von ihr in die Enge getriebene, hat jetzt Oberwasser, nachdem er Kenntniß von dem bewußten Bilde hat, und die Jagd nach diesem Bilde gibt den ergötzlichen und sehr amüsanten Inhalt der beiden letzten Acte. Der Verfasser hätte nur die Schilderung der Lebensweise Gustavs nicht zu breit ausspinnen sollen, wozu denn die Vorführung der Tänzerinnen und Grisetten, der falschen Spieler, die doch nur in ein Sensations-Volkstück der niedrigsten Sorte gehören. Daß er Besseres leisten kann, zeigen eben die beiden letzten Acte und es schadet ihm nicht, daß er hier bei den Franzosen in die Schule gegangen ist; Sardou ist zumal im letzten Act mit seinen pattes de mouche das Vorbild gewesen.

Gespielt wurde die Komödie, die auch vom Publicum gut aufgenommen wurde, auf dem Wallnertheater zum Theil wenigstens ganz vortrefflich. So war Herr Lebrun ein alter jovialer, etwas unter dem Pantoffel seiner Schwester stehender Junggeselle, der mit aristokratischen Manieren vorzüglich einige plebejische Allüren zu verbinden wußte; im letzten Act war er der Beste. Herr Hugo Müller gab den leichtfertigen Grafen Gustav elegant, frivol und liebenswürdig, Fräulein Carlsen war eine Devote, welche die Demaskirung mit Würde zu ertragen verstand. Die jüngeren weiblichen Mitglieder der Wallnerbühne sind gegenwärtig recht traurig; indem wir sie nennen wollen, denken wir daran, daß wir bei der Erwähnung des Inhaltes des Stückes gerade eine Hauptperson, die Baronin Alwine übergangen haben, wahrscheinlich weil deren Repräsentantin eine so klägliche und nichtssagende Figur gespielt hat.

F. H. Kugler.

Offene Briefe und Antworten.

Herrn Dr. Baldwin Grosser in Berlin.

Mein Aufsatz gegen Albert Möser veranlaßte Sie, wertester Herr, mich in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift mit einem „offnen Brief" zu beehren. Sie machen mir da aus der Fülle Ihrer reichen Erfahrungen einige gütige Mittheilungen über die Pflichten, welche die Kritik zu erfüllen und über die Principien, welche sie zu befolgen hat — Dinge, die mir natürlich vor Ihrem Briefe völlig unbekannt waren. Sie schmettern mir eine ganze Symphonie klangvoller Autoritätsnamen entgegen, mit welcher Sie den etwaigen Nachhall meiner freien kritischen Stimme bei den Lesern der „Gegenwart" zu übertönen versuchen; Sie „erklären auf das bestimmteste", daß Sie Mösers Gedichte vorzüglich finden — Roma locuta est — und damit Punktum! Zum Ueberfluß schlagen Sie auf die Brust und verkünden mit dem edelsten Pathos: „Ich, der Dr. Baldwin Grosser in Berlin, kämpfe für das Schöne, Echte und Wahre — das rechne ich mir zur Ehre an — Heil mir!" — Und das Alles thun Sie in einer recht flotten und muntern Form. Räthselhaft bleibt dabei nur das Eine: Warum richten Sie diese feurige Apostrophe gerade an mich, da Sie doch gar keinen positiven Verruf machen, mich zu überzeugen. Sie selbst mögen eine unbegrenzte Hochachtung vor Ihren eigenen subjectiven Ansichten haben, aber, bester Herr, unsere Bekanntschaft ist doch am Ende noch zu jung, als daß Sie von mir die gleiche Hochachtung erwarten könnten.

Sie zweifeln an der Ehrlichkeit meines Urtheils — nun, solche Pfeile treffen mich nicht. Mein kritisches Ehrlichkeitsbewußtsein ist so unverrück-

Digitized by Google

dar, daß ich die Ursache für jeden Zweifel daran nur in dem blinden Eifer allzu sanguinischer Gegner finde. Sie, werther Herr, würden sich auch das vielleicht zur Ehre anrechnen. Ich setze dergleichen als selbstverständlich voraus. Und ich thue das, weil ich nur mit ehrlichen Leuten verkehre.

Sie halten mir ferner die von mir selbst herangezogenen Urtheile eines Kurz, Gottschall u. s. w. entgegen. Wozu? Sollte es Ihnen denn gänzlich unbekannt geblieben sein, daß auch Kurz, Gottschall u. s. w. irren können? Ich erinnere Sie z. B. nur an Lindaus Kritik über die „Vorfrühlinge eines Wahrheitssuchers“ (in den „harmlosen Briefen“, Bd. II.). Auch hier haben hochangesehene Männer von der gigantischen Ideenkraft des Wahrheitssuchers gefabelt, und erst Lindau zeigte den Giganten in seiner wahren Gestalt. Wenn Sie mich daher auffordern, den „Geisteszustand der genannten Herren ruhig weitere zu prüfen“ und hinzufügen: „Ich werde Sie nicht hören“, so haben Sie vollständig Recht, verehrter Herr: Sie werden mich nicht hören.

Sehr heiter finde ich den Vorwurf, daß die von mir angeführten Proben aus „Nacht und Sterne“ nur einzelne „herausgerissene Fetzen“ sein sollen. Das ist so der landesübliche stereotype Einwand gegen jede Kritik, die ex ungue leonem beurtheilt, aber von einem so erfahrenen Journalisten, wie Sie, hätte ich doch derlei alte Geschichten nicht zu hören erwartet. Mit Leichtigkeit hätte ich übrigens meine Beispiele verzehnfachen können, aber das wäre eine Qual für die Leser gewesen, und der Redacteur der „Gegenwart“ hätte mich für liebefraut halten müssen. Ich hob daher aus der Masse nur so viel Proben heraus, als meines Erachtens nöthig waren, um offen darzulegen, von welcher Art der gefeierte Gedankenpoet ist. Genau so haben es Kurz, Gottschall u. s. w. gemacht: Nur daß diese aus dem gleichen Material andere Schlußfolgerungen gezogen haben.

Mein Titel ist scheinbar nicht glücklich gewählt, doch da Mösers frühere Gedichtsammlungen meiner Meinung nach von demselben Kaliber sind, wie seine neuste, so kommt schließlich die Sache auf Eins heraus. Zugleich ist dies die einfache Antwort auf Ihre geräuschvolle Frage: Warum ich das Bedeutendste von Möser ignorirt und mich nur an das meiner Meinung nach Unbedeutende gehalten habe?

Gerührt hat es mich, daß Sie mir Glauben schenken wollen, wenn ich Ihnen versichere, auch die übrigen Werke unseres Dichters genau gelesen zu haben. Ei, dachte ich:

Es ist doch hübsch von solchem großen Herrn,
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.

Mösers vielgepriesene „Canzone an den Tod“, welche sich in dem mir unerträglichen Dunkelkreise von Tiedges „Urania“ bewegt, würde mir auch nur „Stoff zu einem flüchtigen Witze“ geboten haben. So schlimm steht es mit mir.

Daß Sie auf meine Citate gar nicht eingehen, ist bei Ihrer Widerlegungsmanier wenig zu verwundern. Mehr wunderte mich die kühne Behauptung, daß alle meine Ausstellungen richtig und doch Mösers Gedichtsammlung eine sehr gute sein könne. Das glaube ich nicht eher, als bis Sie mir eine sehr gute Gedichtsammlung nennen, aus der sich so haarsträubende Citate anführen lassen. Ueber die von mir getadelte Zusammenstellung „feuchte Fluth“ will ich kein Wort weiter verlieren; mir können für meinen Theil tautologische Verbindungen wie ein „weißer Schimmel“, „nasser Regen“ u. s. w. nicht gefallen; Ihnen gefallen sie dagegen.

Eine ganz unnöthige Sorge machen Sie sich, wenn Sie meinen, daß mir Ihre Parteinahme für Möser verdächtig erscheinen könnte. Nein! Ich pflege die Ehrenhaftigkeit meiner Gegner niemals zu bezweifeln und glaube gern an die edle Aufrichtigkeit Ihrer gluthvollen Begeisterung. Eben die Thatsache, daß Sie viele Gesinnungsgenossen haben (Kurz, Gottschall u. s. w.) veranlaßte meine Kritik, denn, verehrtester Herr, wenn Möser bereits anerkannt — schlecht wäre, so hätte ich natürlich nicht nöthig gehabt, auf die schimmernde Inhaltslosigkeit seiner Gedichte hinzuweisen.

Und nun kämpfen Sie weiter für das Schöne und Wahre! Ich werde nach meiner Weise daßelbe thun, wenn Sie auch nicht ganz damit einverstanden sind.

Als gesinnungsvoller Anti-Möser reicht Ihnen die Hand

Ihr ergebener
Leipzig, Ende August 1872. Wilhelm Buchholz.

Notizen.

Man schreibt uns aus der Schweiz vom Anfang August: Während von vielen Seiten auf der Ebene Nachrichten über die unerträgliche Hitze eintreffen und auch ein unheimlicher orientalischer Gast sich dort angemeldet hat, war die Schweiz von einem regnerischen Juli-Monat heimgesucht, der manche Touristenpläne arg durchkreuzt hat. Ununterbrochen wirklich schöne Tage waren in den vier Wochen etwa zehn zu zählen. Sonst folgten namentlich auf den Höhen bald heftige Gewitter, von denen eines in unserer Nähe vier Kühe getödtet, einige Note auf dem See umgeworfen und sonstigen Schaden angerichtet hat. Man konnte froh sein, wenn in einer guten Pension sich eine leidlich anregende Gesellschaft zusammengefunden hatte und in einer Art von improvisirtem Decameron für so und so viel Franken täglich sich durch Unterhaltung, Lectüre, harmlosen Klatsch, Schach- und Whistspiel über den grauen Himmel und den Föhn hinwegzuhelfen suchte. Der Fremdenzufluß hat sich trotzdem um nichts vermindert. Auch werden von den zahllosen Reisenden die Wenigsten eingesthen, daß ihnen die Rigi- oder sonst eine Bergfahrt mißglückt sei. Eine specifische Scheu der menschlichen Natur läßt sie nicht gern als Unglücksvogel sich verrathen, sondern vielmehr ihre großen und kleinen Malheurs möglichst vertuschen oder gar durch unerschrockene Lügen in Erfolge umwandeln. Wer nach schwerer Mühsal und mit erheblichen Kosten vom Pilatus oder der Wengernalp aus statt der gehofften Gletscher nichts als das aus Wilhelm Tell bekannte Nebelmeer gesehen hat und vielleicht sogar tüchtig durchnäßt nach Luzern oder Interlaken zurückgekehrt ist, der gesteht sein Mißgeschick selten freiwillig ein. In neun Fällen von zehn wird er verschern, die Berge wären zwar zum Theil verhüllt gewesen, aber die eigenthümliche Beleuchtung habe doch großes Interesse geboten. Erfahrene Leute wissen, daß jene „eigenthümliche Beleuchtung“, von welcher man in der Schweiz so viel zu hören bekommt, durchweg schlechtes Wetter bedeutet. Am leichtesten trösten sich die Berliner, die sich auch von Sturm und Regen nicht imponiren lassen wollen und Alles schon viel großartiger gesehen haben. Ein Berliner Apotheker, der einst neben und in Benedig von einem prachtvollen Gewitter auf den Lagunen überrascht wurde, meinte, er finde da nichts zu bewundern; Gewitter gäbe es zu Hause auf dem Schafgraben auch! ... Im Uebrigen machen es unsere liebenswürdigen Landsleute bei heiterm Himmel nicht viel anders. Es ist keine Erfindung, daß eine allem Anschein nach verwöhnte, nicht mehr ganz junge Berlinerin an einem paradiesischen Orte, der besser ungenannt bleibt, als die Sonne sich wunderbar senkte, der Mond hinter den schneebedeckten Gipfeln herausstieg und ihre Reisegefährten unwiderstehlich von dem Anblick ergriffen waren, etwas kühl bemerkte: O ja, es ist im Ganzen recht schön, aber für mich doch etwas zu klein! ... Die Schweizer fürchten sich denn auch besonders vor den Berlinern, die bekanntlich überall stets die größten Ansprüche machen. So geriethen einmal zwei dieser ehrenwerthen Mitbürger, mit welchen wir auf der Grimsel frühstückten, wegen des Brodes vom Abend vorher mit dem Wirthe in einen ziemlich lebhaften Streit und versicherten, sie hätten in Berlin jeden Morgen frisches Brod, fänden daher nicht ein, warum sie für ihr gutes Geld da oben nicht eben solches haben sollten! ... Vielleicht war es auch ein unzufriedener Berliner Literat, der neulich einem süddeutschen Blatt gelegentlich des Züricher Schützenfestes über die äußere Erscheinung der Schweizer und der Schweizerinnen in wegwerfendem Tone arge Dinge geschrieben hat, die in der eidgenössischen Presse große Entrüstung hervorgerufen haben und allerdings ebenso geschmacklos wie albern gerathen waren. Die Norddeutschen begegnen in der Schweiz schon oft genug einer gewissen Zurückhaltung, die zum guten Theil durch die Verschiedenheit des Accents und der Sprachweise erklärlich ist. Die Schweizer sind nicht immer leicht verständlich und an komischen Mißverständnissen ist kein Mangel. Auch die Zeitungsannoncen liefern davon seltsame Beispiele. Wer läßt sich bei uns träumen, daß ein dort angebotener fester Corpus ein Schreibpult oder vorkommenden Falles auch die hölzerne Umhüllung eines Klaviers bedeutet. Dicht daneben sind auf der vierten Spalte eines verbreiteten Blattes ein paar frohmüthige Zimmer zu vermiethen. Und gewiß würde ein solcher Corpus in einer frohmüthigen Wohnung eine ganz comfortable Existenz verschaffen, wären für leidenschaftliche und nervöse Menschen die Bedingungen nicht in der Regel schwer erfüllbar. ...

Digitized by Google

Inserate.

Ferdinand Lassalles

sämmtliche Schriften sind zu nachstehenden Preisen jederzeit durch den Unterzeichneten zu beziehen:

Nr.		sgr.
1.	Offenes Antwortschreiben an das Leipziger Central-Comité	1
„ 2.	Zur Arbeiterfrage (Leipziger Rede)	1
„ 3.	Wa ihr Arbeiter Berlins	1½
„ 4.	Verfassungswesen	2
„ 5.	Fichtes Politisches Vermächtniß	1½
„ 6.	Macht und Recht	1
„ 7.	Hochverrathsprocess am 12. März 1864 zu Berlin	3
„ 8.	Was nun?	2½
„ 9.	Honsdorfer Rede	2½
„ 10.	Arbeiterlesebuch	3
„ 11.	Arbeiterprogramm	3
„ 12.	Die Wissenschaft und die Arbeiter	4
„ 13.	Criminalprocess II.	5
„ 14.	„ III. mit kritischen Randnoten	6
„ 15.	Indirekte Steuern	8
„ 16.	Herr Bastiat-Schulze aus Delitzsch, der ökonomische Julian	15
„ 17.	Herr Julian Schmid der Literarhistoriker in Berlin	12½
„ 18.	Der Italienische Krieg und die Aufgabe Preußens	8½
„ 19.	Franz von Sickingen (Historische Tragödie)	12½
„ 20.	System der erworbenen Rechte	5
„ 21.	Düsseldorfer Process 27. Juni 1864	2½
„ 22.	Die Feste und die Presse	3
„ 23.	Düsseldorfer Assisenrede vom 3. Mai 1849	3
„ 24.	Eine Erwiderung auf das Buch Bastiat-Schulze	1½
„ 25.	Herr J. B. von Schweitzer und der Arbeiter-Verein	2½
„ 26.	Die Versicherungs-Genossenschaft von Fritz Mende	1½
„ 27.	Ausbleiben B. Beters aus dem Arbeiter-Verein	2½
„ 28.	Photographien von Ferdinand Lassalle, à 2½ und 15 Ngr., sowie von Bebel, Liebknecht, Mende und allen Socialdemokraten.	
„ 29.	Sämmtliche Schriften socialdemokratischen Inhalts, von allen Autoren derselben Partei.	

Um geneigte Bestellungen bittet höflichst der Unterzeichnete, franko gegen franko.

Leipzig, im August 1872.

Julius Rötbing.
Neukirchhof.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** sind eben erschienen:

Gesammelte Schriften und Reden
von
Dr. Johann Jacoby.
2 Bände. 3 Thlr.

Bei **Georg Stilke** in **Berlin**, Louisenstrasse 37 erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Molly, W., Französische Unterrichtsstunden, bestehend in einer methodischen Anleitung zum leichteren Verständnisse der gebräuchlichsten französischen Wörter und Wortverbindungen, welche von den Deutschen leicht und häufig verwechselt werden. Nach einem neuen und faslichen Systeme zusammengestellt und erläutert für den Schul- und Selbstunterricht.
Preis 10 Sgr.

Küster, Dr. Conrad, Ueber die Truppenärzte im Felde. Nach eigenen Erlebnissen und Erfahrungen. Preis 7½ Ngr.

Neuer Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.
Anhaltische Strasse No. 12.

☞ **Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.**

Kiepert. — Wandkarte des deutschen Reiches. Zum Schul- und Comptoirgebrauch bearbeitet von **Heinrich Kiepert. Vierte vollständig berichtigte Auflage. 1872.** 9 Blätter. Maasstab 1:750,000. Preis in Umschlag 3½ Thlr. — Auf Leinwand in Mappe 6 Thlr. Auf Leinwand mit Stäben 6 Thlr. 20 Sgr.

Kiepert. — Karte des Deutschen Reiches in seiner Neugestaltung nach dem Frieden von Frankfurt a. M. 1871. Von **Heinrich Kiepert. Elfte berichtigte Auflage. 1872.** Preis 5 Sgr.

Kiepert. — Wandkarte zur Erläuterung der biblischen Erdkunde alten und neuen Testaments. Im Auftrage der Städtischen Schul-Deputation zu Berlin bearbeitet von **Heinrich Kiepert.** 4 Blätter. Maasstab 1:3,000,000. 1872. Preis in Umschlag 1 Thlr. 10 Sgr. — Auf Leinwand in Mappe 2 Thlr. 10 Sgr. — Auf Leinwand mit Stäben 3 Thlr.

Kiepert. — Neuester Volks-Schulatlas. Kleiner Schulatlas für die unteren und mittleren Klassen in 22 Karten. Im Auftrage der Städtischen Schul-Deputation zu Berlin entworfen und bearbeitet von **Heinrich Kiepert. Zweite Auflage. 1872.** In starkem Carton-Umschlag geh. 10 Sgr. — Geb. 15 Sgr.

Wetzel. — Wandkarte für den Unterricht in der mathematischen Geographie. Entworfen und bearbeitet von **Ed. Wetzel.** 9 Blätter mit erläuterndem Text. **Zweite verbesserte Auflage. 1872.** In Umschlag 3½ Thlr. — Auf Leinwand in Mappe 6½ Thlr. — Auf Leinwand mit Stäben 7½ Thlr.

Goltz. — Specialkarte von der Provinz Pommern. Nach den neuesten und besten Hülfsmitteln entworfen und gezeichnet von **Leonh. Freiherrn von der Goltz.** 2 Blätter. Maasstab 1:333,333. **Dritte verbesserte Auflage. 1872.** Preis 3 Thlr. — Auf Leinwand in Etui 4 Thlr. 10 Sgr.

Kiepert. — Karte des Russischen Reichs in Europa in 6 Blättern. Bearbeitet von **H. Kiepert.** Maasstab 1:3,000,000. **Dritte verbesserte Auflage. 1872.** In Umschlag 3½ Thlr. — Auf Leinwand in Mappe 5 Thlr.

Brecher. — Darstellung der territorialen Entwickelung des Brandenburgisch-Preussischen Staates von 1415 bis jetzt. Entworfen und gezeichnet von **Dr. A. Brecher. Zweite berichtigte Auflage. 1871.** In Farbendruck. Mit kurzem erläuternden Text. Preis stikettirt 6 Sgr.

Kiepert. — Neuer Handatlas über alle Theile der Erde in 45 Karten. Entworfen und bearbeitet von **Dr. Heinrich Kiepert. Zweite vollständig berichtigte und erweiterte Auflage. Neue Ausgabe 1871.** In losen Blättern mit Mappe 14 Thlr. — Elegant gebunden in Halbleder mit Goldtitel 16 Thlr. 15 Sgr.

Kiepert. — Auswahl von 18 Karten aus dem neuen Handatlas. **Dritte Auflage 1871.** Elegant gebunden 6 Thlr. 20 Sgr.

Kiepert. — Auswahl von 21 Karten aus dem neuen Handatlas. **Neue Ausgabe für Oesterreich. 1871.** Elegant gebunden 7 Thlr. 20 Sgr.

Neumayer. — Die Erforschung des Süd-Polargebietes. Von **Dr. G. Neumayer.** (Separat-Abdruck aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde). **Nebst einer Süd-Polar-Karte nach dem gegenwärtigen Stande des geographischen und physikalischen Wissens.** gr. 8. geh. **1872.** Preis 15 Sgr.

Consulatskarte. — Kartographische Uebersicht der Kaiserlich Deutschen Consulate. Aufgestellt im Auswärtigen Amte des Deutschen Reiches. April 1872. Redigirt von **R. Kiepert.** 1 grosses Blatt. Preis 1 Thlr.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von **Prof. Dr. W. Koner. 1871.** VI. Band. 40 Bogen Text und 6 Karten. Complet in Umschlag geheftet 3 Thlr. 10 Sgr.

☞ Preis der complet gehefteten Bände I—IV. (1866—69) à 2 Thlr. 20 Sgr., Band V. (1870) 3 Thlr. 10 Sgr.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von **Prof. Dr. W. Koner.** 1872. VII. Band, erstes bis drittes Heft. Preis für 6 Hefte 3 Thlr. 10 Sgr.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Bande von ca. 40 Bogen Text mit Beigabe interessanter Karten. Die Ausgabe erfolgt in zweimonatlichen Heften.

☞ **Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.**

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist eben erschienen:

Die neue wohlfeile Auflage von
ISIS. Der Mensch und die Welt.
Von
C. Radenhausen.

4 Bände 4 Thlr., eleg. geb. 5⅓ Thlr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen in einzelnen Bänden à 1 Thlr. oder in Halbbänden à 15 Sgr.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** erscheint:

Das Kapital
Kritik der politischen Oekonomie
von
Carl Marx.
Zweite verbesserte Auflage.

In 9 Lieferungen à 10 Sgr.

Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen an.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 7. September 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die geographisch-politische Lage Deutschlands. Von Eduard von Hartmann. — Der Landeshaushalts-Etat von Elsaß-Lothringen 1872. Von Adolf Ebeling. — Die psychische Entartung der spanischen Dynastie. Eine psychologische Skizze von Th. Puschmann. — **Literatur und Kunst:** Zahet des Lebens. Von Hermann Lingg. — Victor Hugo und seine letzten Gedichte. Von Paul Lindau. — Auch Literatur. Von Balduin Grolier. — **Aus der Hauptstadt:** David Kalisch und die Berliner Posse. Von F. H. Kugler. — Offene Briefe und Antworten. An Adolf Laun in Oldenburg. — Der naturgeschichtliche Unterricht und die Realschulen. An Herrn E. von Hartmann. — Notizen. — Inserate.

Die geographisch-politische Lage Deutschlands.

Von **Eduard von Hartmann.**

I.

Wie auf allen Gebieten des Lebens die Naturbedingungen die Grundlage der geistigen Entwicklung bilden, so auch im politischen Leben der Staaten. Hier ist die Naturgrundlage eine doppelte, einerseits der ethnologische Charakter des Volkes und andrerseits die geographische Lage und Beschaffenheit des Bodens, auf welchem das Volk seinen Staat bildet. Keines von beiden ist absolut unveränderlich; so wie der äußere Typus und der innere Charakter eines Volkes im Laufe der Jahrhunderte durch die klimatische Eigenthümlichkeit seines Wohnsitzes und durch die Beschäftigungen, auf welche es durch den Boden hingewiesen wird, gewisse Modificationen erleiden, ohne doch den bei der Einwanderung mitgebrachten Kern seines Wesens unkenntlich zu machen, ebenso greift die Culturarbeit des Volkes energisch in die Terrainbeschaffenheit des Landes, in seinen klimatischen und geographischen Charakter ein, ohne doch die Grundlagen seiner Existenz alteriren zu können. Diese Wechselwirkung erzeugt oder verstärkt nicht selten eine merkwürdige Harmonie zwischen dem Charakter des Landes und Volkes, welche mitunter so frappant hervortritt, daß man sich versucht fühlen könnte, sie für eine prästabilirte zu halten. In Deutschland sehen wir nach innen das Land der Mannichfaltigkeit, nach außen das Land der vielseitigen Beziehungen, und denselben Charakter zeigt die nach innen zum Particularismus und Individualismus, nach außen zum Kosmopolitismus neigende deutsche Volksseele. Wie Deutschland seiner geographischen Lage nach das Herz Europas genannt worden ist, so ist das deutsche Volk das Herz der europäischen Völkerfamilie, das Bindeglied zwischen Ost und West, Süd und Nord, der Kitt der verbenden Völkerverbrüderung nicht blos für die alte, sondern auch für die neue Welt. In der Völkerwanderung zuerst traten die Germanen als Sauerteig Europas in die Geschichte, zu der wir heute das Gegenstück in der germanischen Völkerwanderung nach America und Australien erleben; dazwischen fallen die Ansiedelungen der Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen, den Donau- und Karpathenländern und die strichweise Verbreitung der deutschen Cultur bis tief nach Polen und Rußland hinein, so wie andrerseits die Ueberschwemmung des europäischen Westens mit deutschen „Spionen", d. h. mit der überall Wetteifer erregenden Betriebsamkeit deutscher Arbeiter und Kaufleute. Diese starke räumliche Ausbreitung wird gleichmäßig begünstigt durch die starke Volksvermehrung in Deutschland, durch seine centrale geographische Lage und durch den kosmopolitischen Zug des deutschen Volkes; rückwärts muß sie das wirksamste Mittel sein, um diesen Kosmopolitismus zu steigern.

Dieser Kosmopolitismus war nun aber bisher eine entschiedene Gefahr für die nationale Existenz, weil ihm die nöthige Grundlage des Nationalgefühls mangelte. Nur diejenige Nation, welche auf der Basis ihres individuellen Selbstbewußtseins für das Ganze der Menschheit zu wirken sich bewußt und bemüht ist, wird dieses Ziel dauernd fördern können; andernfalls wird sie in den ihrer selbst bewußten Nationen auf- oder untergehen und schließlich als bloßer Culturdünger dienen, der erst eine ihm fremde Vegetation befruchtet, nachdem er seine eigene Aufgabe verfehlt hat. Dieser Mangel an Nationalgefühl und nationaler Würde war es, welcher Börne die Deutschen „ein Volk von Bedienten" nennen ließ; und wer müßte nicht heute noch die relative Berechtigung dieses Ausspruchs zugeben, wenn er sieht, wie der bei weitem größere Theil der mit Fußtritten aus Frankreich vertriebenen Deutschen dennoch dorthin zurückgekehrt ist, und sich auch fernerhin anpreisen läßt, um einige Francs mehr Monatsgage zu haben als in Deutschland! Es ist dies ein Verhalten, das man bisher nur den Mitgliedern eines andern, bereits vollständig zu Culturdünger gewordenen Volkes zum Vorwurf zu machen pflegte. Es steht zu hoffen, daß die Gründung des deutschen Reiches, das man den ersten deutschen Nationalstaat nennen kann, mit der Zeit das nothwendige Bewußtsein nationaler Würde als unentbehrliche Grundlage kosmopolitischer Tendenzen in alle Schichten des deutschen Volkes verbreiten wird. Damit dies aber geschehen könne, damit die schwer errungene Grundlage aller nationalen Güter und alles politischen Gedeihens bewahrt werde, muß zunächst die Existenz des Reiches gegen seine äußeren Feinde sicher gestellt werden, und gerade hier ist es wieder die centrale geographische Lage Deutschlands, welche den Schutz nach außen zu einer weit schwereren Aufgabe macht, als für irgend einen andern Staat der Erde.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerica besitzen fast einen ganzen Continent für sich, wenigstens sind die noch bestehenden Nachbarn keiner politischen Beachtung werth; und da bei der Großartigkeit der modernen strategischen Operationen die Landung einer genügenden Armee jenseits des Oceans zu den Unmöglichkeiten gehört, so braucht dieser Staat nicht einmal eine starke Kriegsflotte zu seinem Schutz, wie England, das zwar durch seine insulare Lage und seine der Landung ungünstige Küstenformation geschützt ist, aber doch neben einem

Digitized by Google

kleinen Corps zur Verhinderung etwaiger Landungen eine überlegene Marine bereit halten muß. Spanien und Italien sind Halbinseln, deren Landteilen durch Gebirge gesperrt sind, so daß neben dem Küstenschutz die Vertheidigung der Pässe zum Schutz des Landes ausreicht. Schweden und Norwegen sind durch die nördliche Lage ihrer Landverbindung mit dem Continent hinreichend gesichert. Rußland ist ein Land, in dem noch weniger zu holen ist als nach dem Sprüchwort in Polen, und das die natürliche Defensivkraft seiner geographischen Beschaffenheit schon einmal im Jahre 1812 erprobt hat; selbst heute schon würde es von seinen Eisenbahnen mehr Nutzen für die Defensive ziehen als seine Feinde für die Offensive. Frankreich hat gegen den einzigen Nachbarn, der eine Großmacht ist, eine relativ kurze Grenze zu behaupten, deren Schutz durch das Vogesengebirge und die den Durchgang zwischen Vogesen und Jura sperrende Festung Belfort erleichtert wird. Oesterreich hat zwar ziemlich ausgedehnte Grenzen, aber die schroffen Gebirgswände des Kessellandes Böhmen und (nach Aufgabe von Galizien) die unzugänglichen Karpathen geben nach den meisten Seiten ausgezeichnete Vertheidigungslinien. Deutschland ist gegen Oesterreich geographisch viel schlechter geschützt als dieses gegen jenes, und gegen Rußland liegt es in langgestreckter Grenze völlig offen, während Russisch-Polen sich wie ein Keil zwischen die deutschen Provinzen Preußen und Schlesien drängt und mit seiner Westgrenze bedenklich nahe auf die Hauptstadt Berlin losrückt, die auch der oesterreichischen Grenze viel näher liegt als Wien. Selbstständige oder neutrale Kleinstaaten wie die Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark befinden sich zwar geographisch und politisch in völlig schutzloser Lage, aber sie genießen dafür den Schutz der Eifersucht der Großmächte auf einander. Einigen sich zwei Großmächte über die Beendigung ihrer politischen Existenz, so sind alle von ihnen zu ihrem Schutze getroffenen Vorkehrungen ohnmächtig und vergeblich; einigen sich die Großmächte nicht, so sind solche Vorkehrungen überflüssig, auf alle Fälle also eine nutzlose und thörichte Anspannung von Kräften, die anderweitig besser verwerthet werden konnten. Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten vor 1866 haben dies sehr wohl eingesehen und eigentlich nur Schande halber so gethan, als ob sie für den Kriegsfall sich vorsehen wollten, und gerade darum konnten sie mehr Kräfte und Mittel auf andre wirthvolle Richtungen verwenden, und in diesen zum Theil zu einer relativ hohen Blüthe gelangen.

England hat gar keinen, Portugal, Dänemark und Schweden und Norwegen nur je einen Nachbarn, Spanien und Holland nur je eine Großmacht und einen Kleinstaat, Belgien und Italien je zwei Großstaaten und einen Kleinstaat, Frankreich eine Großmacht, zwei Mittelstaaten und drei Kleinstaaten, Rußland (in Europa) zwei Großmächte und zwei Kleinstaaten, Oesterreich zwei Großmächte und zwei Mittelstaaten, die Schweiz drei Großmächte und einen Mittelstaat, Deutschland drei Großmächte und vier Kleinstaaten zu Nachbarn. Da man die Schweiz, ganz abgesehen davon, daß das ganze Land eine natürliche Festung ist, doch schon als Kleinstaat nicht zum Vergleichsobject wählen kann, so sieht man, daß kein Staat in Bezug auf Zahl und politische Macht seiner Nachbarn so schwierig gestellt ist wie Deutschland, welches allein von allen Großmächten mit drei benachbarten Großmächten zu verkehren hat. Mit je mehr Nachbarn man aber zu verkehren hat, mit desto mehr kann man in solche politische Conflicte gerathen, welche zum Ausbruch eines Krieges führen; hierdurch wächst mithin die wahrscheinliche Häufigkeit der Kriege. Außer der Häufigkeit aber wächst mit der Zahl und Macht der Nachbarn auch die Gefährlichkeit der Kriege, weil mit der Zahl der mich überhaupt bekriegen könnenden Mächte auch die Wahrscheinlichkeit des Zustandekommens gegen mich feindseliger Allianzen wächst. Zu diesem Grund für die größere Gefährlichkeit fügt die centrale Lage Deutschlands nun aber noch den hinzu, daß das Land von allen Seiten durch Invasionen bedroht ist, daß es also bei allen Kriegen für seine strategischen Operationen nach einer gegebenen Richtung niemals mit absoluter Gewißheit Rücken und Flanken frei hat. Dieser Umstand macht jeden Krieg für Deutschland zu einer mehr oder minder unheimlichen Situation, und muß namentlich gegen jeden Angriffskrieg ein kräftiges Gegenmotiv bilden, da man doch nie auf die Freundschaft und Ehrlichkeit neutraler Nachbarn mit Sicherheit bauen kann. Alle andern Länder haben für den Kriegsfall doch immer nur von mehr oder minder begrenzten Seiten den Angriff zu erwarten, und haben die übrigen Seiten oder doch wenigstens eine Grundlinie ihrer geographischen Gestalt zur sichern Rückenanlehnung und unbehelligten strategischen Basis frei; nur Deutschland ist von allen Seiten opponirt, und so lange es keine starke Flotte hat, selbst an seinen Küsten. Deshalb können andre Länder gegen die möglichen Angriffsseiten auch mit relativ geringen Kosten gründliche fortificatorische Vorkehrungen treffen, während Deutschland auch den größten Aufwand nach so vielen Richtungen hin zersplittern muß, daß überall nur das Allernothdürftigste vorgesehen ist.

Es wäre ein großer Irrthum, wenn man glauben wollte, daß Deutschland wenigstens diejenigen seiner Grenzstriche für sicher halten dürfe, welche an die sogenannten neutralen Kleinstaaten, Schweiz und Belgien, anstoßen. Solche Neutralitätsverträge werden von jedem der betheiligten Staaten stets nur mit der Absicht unterzeichnet, die Stipulationen gerade so lange innezuhalten, als es dem eigenen Staatsinteresse entspricht. Der Durchmarsch Napoleons III. durch das neutrale Savoyen hatte nur lahme Proteste im Gefolge, und ein ähnlicher Durchmarsch der Franzosen durch Schweizer Grenzcantone in einem künftigen Vorstoß auf Baden gehört nicht zu den Unmöglichkeiten. Mit größter Wahrscheinlichkeit aber dürfen wir darauf rechnen, daß der Hauptvorstoß der Franzosen in dem künftigen Rachekriege gegen Deutschland durch Belgien auf Köln und Koblenz gerichtet sein wird, da ihnen nach dem Verlust von Elsaß-Lothringen eine Angriffsposition auf den Mittelrhein nicht mehr zu Gebote steht, und es die größte Thorheit von ihnen wäre, sich an Metz und den Vogesen unnütz die Köpfe einzurennen, während ihnen der Weg durch Belgien offen steht.

Eine weitere Frage zur Bestimmung der Wahrscheinlichkeit der relativen Gefahren künftiger Kriege für Deutschland im Vergleich zu andern Ländern ist die nach der Gesinnung der Nachbar-Völker und Regierungen gegen uns, insofern durch dieselben Anhaltspunkte zur Beurtheilung eventueller künftiger Coalitionen gegen Deutschland geboten werden. Hier dürfen wir uns nun durchaus keiner Täuschung hingeben, und müssen die unliebsame, aber nicht wegzuleugnende Thatsache anerkennen, daß Deutschland nirgends beliebt, bei vielen unserer Nachbarn aber aufs äußerste verhaßt ist, und daß das Höchste, was wir bis jetzt bei einigen Ländern erreicht haben, eine mäßige Abschwächung des Widerwillens und Mißtrauens ist, mit dem man unsern Aufschwung von 1864—1871 verfolgt hat. Es mag sein, daß nach einigen Jahrzehnten diese Gesinnung sich ändert, und man sich daran gewöhnt, uns das Recht der nationalen Existenz ohne Groll zuzugestehen; aber es können ingwischen ebenso leicht gegen unsern Willen Ereignisse eintreten, welche der aus irrthümlichen Ansichten entspringenden Abneigung des Auslands neue Nahrung geben.

Zwei Völker bersten fast vor Haß und Rachsucht, die Franzosen und Dänen; beide werden die erste Gelegenheit, die sich darbietet, ergreifen, um mit jedem Dritten, mit dem wir in kriegerischen Conflict gerathen, gemeinsame Sache gegen uns zu machen. Freilich müßte dieser Dritte wohl eine der beiden Großmächte Rußland und Oesterreich sein; kam aber würde auch Dänemark sicher nicht verfehlen, bis zum Jahre 1870 auf das gemeinsame Andringen Englands und Rußlands aufgeschoben, und nach den ersten von Frankreich verlorenen Schlachten vorläufig aufgegebene Rachepolitik gegen uns zu inaugurieren. Ist nun auch Dänemark kein gefährlicher Gegner, so würde ihm doch immer ein starkes Armeecorps entgegengestellt werden müssen, und seine Marine könnte als Führer anderer Kriegsflotten uns durch ihre Ortskenntniß gefährlich werden. Jedenfalls fällt Dänemark für uns als Freund und

Digitized by Google

Feind viel schwerer in's Gewicht als das greisenhaft verkommene, großmäulige Krämervolk Englands, das heutzutage gar nicht im Stande wäre, wie Dänemark mit einem vollen Armeecorps (nach unsern preußischen Stärkeverhältnissen) in einen continentalen Conflict einzugreifen. Englands Freundschaft, auf die übrigens bei der Indolenz dieses Volkes für uns gar nicht zu rechnen ist, würde daher nicht einmal die Feindschaft Dänemarks aufwiegen. Uebrigens wäre es ganz verkehrt zu wähnen, wir könnten uns Dänemarks Neutralität durch Gebietsabtretungen in Nordschleswig erkaufen; das hieße nur in muthwilliger Verblendung unsern sichern Feind stärken.

Ein drittes Volk, das uns mit allen Kräften seiner Seele haßt, wenn auch nicht aus Rachsucht, sondern aus thörichter Furcht und aus dem gerechtfertigten Aerger durch die immer drohendere deutsche Concurrenz aus seinem bigott-materialistischen Schlendrian unsanft wach gerüttelt zu werden, sind die Niederländer. Beim Zustandekommen einer größeren Coalition gegen Deutschland, aber wohlverstanden nur einer solchen, daß der holländische Kannegießer unser Unterliegen für zweifellos sicher hält, würde eine Betheiligung Hollands am Kriege gegen uns dort entschieden populär sein, und die Stimmung des dortigen Hofes (man denke an 1867) läßt eine solche Eventualität nicht unmöglich erscheinen. Freilich ist die kleine Armee des Landes eine der erbärmlichsten in Europa.

In Oesterreich-Ungarn und Rußland sind es mit Ausnahme der liberalen Deutsch-Oesterreicher nur die zeitweiligen Regierungen, welche aus verständiger Interessenpolitik vorläufig gute Nachbarschaft mit dem deutschen Reiche halten, obwohl an beiden Höfen einflußreiche Elemente vorhanden sind, welche die Politik in das entgegengesetzte Fahrwasser zu drängen suchen. In Oesterreich haßt uns die slawische Hälfte der Bevölkerung wie die Sünde; die Magyaren fühlen sich durch alle ihre Sympathieen mehr zur französischen als zur deutschen Bildung hingezogen, und von den Deutschen in Oesterreich gehört doch auch nur ein Theil der gebildeteren Mittelclassen zur deutschfreundlichen liberalen Partei, während über der Masse des Landvolks die tiefe Nacht des Ultramontanismus lagert, und ein Theil der hohen Aristokratie die deutsche Reichspolitik nicht minder haßt als die preußischen Feudalen es im Grunde ihres Herzens thun. Es bedarf in Oesterreich, wo ja noch alles möglich ist, nur eines Windumschlags in der Hofburg, um ein clerical-feudales Ministerium an's Ruder und Oesterreich wieder in die Reihe unsrer Feinde zu bringen.

In Rußland sind die politischen Verhältnisse viel unklarer als anderswo, weil das Volk noch eine unpolitische rohe Masse ist und wir das Räderspiel der politischen Factoren dort weniger als irgendwo anders kennen. Augenblicklich sind die Beziehungen noch vortrefflich, aber diese Beziehungen ruhen auf vier Augen, auf denen des Kaisers und seines greisen Premierministers. Soweit laut Presse und Privatmittheilungen Volksmeinungen sich überhaupt herausgebildet haben, stimmen dieselben durchweg in der Antipathie gegen das Deutschthum überein. Nur hervorragende Persönlichkeiten von kosmopolitischer Bildung vermögen das Deutschthum zu schätzen, weil sie es achten gelernt haben; der gewöhnliche Russe aber (ebenso wie der Pole und Tscheche) haßt das Deutschthum gerade deshalb, weil es ihm wider Willen in gewisser Hinsicht Achtung abzwingt, weil er sich des Gefühls der Ueberlegenheit des Deutschen nicht erwehren kann, und doch das Bedürfniß hat, den Stolz seines Nationalgefühls gegen denselben zu behaupten. So haßt stets die inferiore Race die superiore, das aufstrebende Volk das auf seinem Gipfel stehende, es sei denn, daß ersteres übertrumpft des Nationalsgefühls baar sei, wie die Deutschen im vorigen Jahrhundert den ihnen damals überlegenen Franzosen gegenüber. Rußland ist überhaupt noch nicht lange in die politische Geschichte Europas eingetreten, und ist namentlich unser Nachbar so eigentlich erst seit der letzten Theilung Polens geworden; alsdann hat die gemeinsame Abwehr gegen die maßlosen Uebergriffe Frankreichs, später die heilige Alliance gegen die Schrecken der Revolution, und zuletzt der Krimkrieg mit seinen Folgen das Zutagetreten des naturgemäßen Verhältnisses hintangehalten, endlich liegt das politische Bewußtsein des russischen Volkes noch in tiefem Schlummer, aus dem ein kleiner Theil desselben erst seit 1848 mit den convulsivischen Bewegungen eines Schlaftrunkenen sich aufzurütteln beginnt. Je mehr dieses Erwachen fortschreitet, desto mehr muß der natürliche Haß des inferioren slawischen Stammes gegen den germanischen sich entwickeln, wie derselbe überall bereits in voller Blüthe steht, wo, wie in den polnischen Grenzdistricten und den tschechischen und südslawischen Ländern Oesterreichs eine nähere Berührung zwischen Slawen und Deutschen stattgefunden hat. Dieser Haß ist so unwichtig und naturnothwendig, daß die verschiedenen slawischen Stämme, wie sehr sie sich auch untereinander hassen, dennoch solidarisch sind und sich solidarisch wissen in ihrem gemeinsamen Haß gegen den verstuchten Deutschen. Selbst die Polen in ihrem Haß des Unterdrückten gegen den russischen Unterdrücker fühlen sich doch ethnographisch, culturhistorisch und sprachlich diesem Unterdrücker verwandt und vermögen ihn zu verstehen, gegen das Deutschthum aber empört sich ihr innerstes nationales Gefühl als gegen eine in physischer und geistiger Beziehung unheimlich überlegene Culturmacht, während doch der deutsche Volkscharakter ihnen nicht nur unverständlich und antipathisch, sondern auch wegen gewisser schon oben berührter Züge verächtlich erscheint, — daher denn auch das Wort „Deutscher" ihr stärkstes und verächtlichstes Schimpfwort bildet. Wenn die Stunde der Entscheidung für die Polen kommen sollte, ob sie mit Deutschland gegen den russischen Unterdrücker, oder mit Rußland gegen den verhaßten Deutschen kämpfen wollen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß ihr Naturgefühl und Raceninstinct bei den meisten dominiren würde, und daß sie ihren Frieden mit Rußland gegen Deutschland machen würden.

Wiewohl der Charakter des gemeinen Russen der beste unter allen Slawen ist und selbst in Familiensinn, Treue u. a. m. gewisse Aehnlichkeiten zu dem deutschen Volkscharakter zeigt, so muß doch auch bei ihm der Naturhaß der inferioren Race gegen die superiore Nachbarrace mit fortschreitendem Bewußtsein wachsen, und mit zunehmendem Einfluß auf die Regierung das Land nothwendig in eine Deutschland unfreundliche Haltung drängen, ohne daß wir dabei gleich an die egalitirten Träume der russischen Panslawisten zu denken brauchen. Frankreich, der politische Vertreter des durch Deutschland überholten Romanenthums, wird unermüdlich am russischen Hofe schüren und wühlen und nicht aufhören, das russische Bündniß nachzusuchen, und sei es auch zu dem höchsten Preise (Preisgebung des Orients an Rußland). Es wäre schließlich nur in dem natürlichen Gang der Geschichte begründet, wenn das auftrebende Slawenthum dem in décadence befindlichen Romanenthum die Hand böte, um ihren gemeinsamen, wenn auch aus entgegengesetzten Ursachen entspringenden Haß gegen das in Blüthe stehende Germanenthum in Deutschland zu befriedigen. Man sagt zwar mit Recht, Rußlands geschichtliche Mission liege nicht in Europa sondern in Asien, aber nicht immer haben die Völker sich ausschließlich mit ihrer eigentlichen geschichtlichen Mission beschäftigt, und so richtig es ist, daß Rußland in Asien mit viel geringeren Mitteln viel dauerndere Erfolge erzielen kann, ebenso wahr ist es auch, daß alle barbarischen Eroberungsvölker zu jeder Zeit der Geschichte sich nicht auf weite die Länder von geringerer Widerstandsfähigkeit sondern auf schwerer zu bekriegende und reichere, vor allen Dingen aber sofortige Beute verheißende Staaten gestürzt haben. So wird auch Rußland durch politische Klugheit nach Südosten als auf das wahre Feld seiner fruchtbaren Thätigkeit gewiesen; aber wer sieht dafür, daß immer die Klugheit in Petersburg herrschen wird, und daß nicht die instinctive Volkseifersucht eines Tages mächtig genug wird, die Dämme der Klugheit zu durchbrechen und auf das den cultivirten Westen zu stürzen? — So lange Rußland das Beichselland Polen besitzt, so lange wird es nicht verschmerzen, daß die Weichselmündung nicht sein ist, und so lange noch ein

Digitized by Google

deutschredender protestantischer Gutsbesitzer in den russischen Ostseeprovinzen wohnt, so lange wird Rußland die Furcht vor einer an ein starkes Deutschland sich anlehnenden deutschen Opposition nicht verlieren. Dies sind zwei politische Nebengründe für den künftigen Antagonismus zwischen Deutschland und Rußland. Bis jetzt ist Rußland noch in der Periode begriffen, wo es sich auf seine eigne ungeheure Volkskraft staunend besinnt und die künftige Entfaltung derselben vorbereitet. Hierzu bedarf es unbedingt noch für einige Zeit der Ruhe und des Friedens, und deshalb sind auch die bezüglichen Versicherungen seiner Regierung ganz ehrlich gemeint; aber in wenigen Jahren wird der Zeitpunkt herannahen, wo die wesentlich nach preußischem Muster durchgeführte Armeereorganisation ihre ganze Tragweite entfaltet hat, und wo das Eisenbahnnetz die zunächst erforderliche Vollständigkeit erlangt hat. Dann dürfte irgend ein äußeres Ereigniß, wie etwa ein slawischer Bürgerkrieg in Oesterreich, oder ein neues Aufflammen der orientalischen Frage, oder selbst nur ein Personenwechsel an maßgebender Stelle leicht dazu führen, dem stets erneuten Andrängen Frankreichs nach einem Offensivbündniß nachzugeben, und in solcher Lage kann der mächtige Zug der Ereignisse selbst stärker sein als die ausgesprochensten persönlichen Sympathien der Fürsten (man denke an 1866).

Der Landeshaushalts-Etat von Elsaß-Lothringen 1872.

Von **Adolf Ebeling.**

Der Gegenstand ist leider, wie jede statistische Arbeit, etwas trocken und mancher Leser blättert vielleicht gleich weiter und sucht nach etwas Interessanterem. Daraufhin muß ich es aber doch wagen, denn die Sache an sich, nämlich das Budget der neuen Reichslande, ist wichtig genug, um eine kurze Besprechung zu verdienen; zumal ich hier direct an der Quelle geschöpft und die Mittheilungen durchgängig den gefälligen Notizen eines mir befreundeten Beamten zu verdanken habe. Vielleicht gelingt es mir auch hier und da ein kleines graunm salis hinein zu streuen.

Zahlen, und vorzüglich authentische, amtlich festgestellte, haben unleugbar eine große überzeugende Kraft und sagen oft mehr als lange Deductionen und Raisonnements; im vorliegenden Falle werden sie hoffentlich am besten dazu beitragen, die Verdienste der deutschen Verwaltung in den neuen Reichslanden in das wahre Licht zu stellen, manche Irrthümer zu berichtigen und alle diejenigen, die, Gott weiß aus welchem Grunde, noch über die Zukunft von Elsaß-Lothringen besorgt sein könnten, vollständig zu beruhigen.

Die Gesammtausgabe für die neuen Reichslande beläuft sich in diesem Jahre auf etwas über 37½ Millionen Franken, welcher Summe eine gleiche Einnahme gegenübersteht. Darin figurirt nur eine außerordentliche Ausgabe von 4 Millionen, und auch nur für dies eine laufende Jahr. Der Umstand ferner, daß die ordentlichen Einnahmen des Landes die Ausgaben reichlich decken, ist wohl der beste Beweis für den günstigen und geregelten Zustand der elsaß-lothringischen Finanzen.

Beginnen wir gleich mit dem Wichtigsten, dem öffentlichen Unterrichte, der Gottlob nun auch für Elsaß-Lothringen obligatorisch geworden ist. Was zunächst die Landesuniversität in Straßburg betrifft, so wird sie bekanntlich, wie sie aus Reichsmitteln neu geschaffen und eingerichtet wurde, so auch aus diesen wesentlich unterhalten; trotzdem tragen die Reichslande noch die bedeutende Summe von 700,000 Fr. jährlich dazu bei. Bis jetzt hat die Universität den gehegten Erwartungen, die übrigens auch durch die überlaute Einweihungsfeier wohl etwas gar zu hoch gespannt wurden, noch nicht entsprochen, indeß auch noch nicht entsprechen können, denn die Verhältnisse sind noch zu neu; im nächsten Semester wird sich hoffentlich die mit so außerordentlichen Kosten gegründete Anstalt vollständig entwickeln. Für die Universitätsbibliothek, die aber, man weiß nicht recht warum, den Namen Landesbibliothek führt, sind 242,000 Franken ausgeworfen, darunter 37,000 Franken zur Anschaffung neuer Bücher; eine verhältnißmäßig nur geringe Summe, da es sich ja um die Schöpfung einer ganz neuen Bibliothek handelt. Die großartigen und vielfach kostbaren Büchergeschenke aus allen Gegenden Europas sind allerdings dabei in Anschlag zu bringen. Auch für die Gründung und erste Einrichtung eines allgemeinen Landesmuseums (hier scheint uns die Zugabe zu dem Titel sehr passend) sind 20,000 Fr. bewilligt worden.

Die Lyceen zu Straßburg, Metz und Colmar sind als deutsche Gymnasien im Wesentlichen unverändert geblieben, nur ist den beiden ersteren eine Realschule i. Ordnung beigegeben worden. Die Zahl der an den drei Lyceen wirkenden ordentlichen Lehrer betrug im August d. J., beim Beginn der Ferien, schon über 70, dazu eine Menge Elementar- und Hülfslehrer, und mit dem neuen Schuljahre steht noch eine Vergrößerung des Personals in Aussicht. Die Zahl der Schüler belief sich in diesem Sommer auf ungefähr 900. Das Schulgeld, das früher in den unteren Classen bis Tertia 100 und in den drei oberen 150 und 200 Franken betrug, ist für alle Classen auf 75 Franken herabgesetzt worden; eine ebenso liberale wie dankenswerthe Maßregel, weil dadurch der Schulbesuch auch den weniger bemittelten Kindern ermöglicht wird. Auch die Zahl der Freistellen („bourses"), sowohl der halben wie der ganzen, ist vergrößert worden und nicht mehr wie früher mit besonderer Berücksichtigung der Militär- und Beamtensöhne. Die Gesammtausgaben für die 3 Lyceen betragen fast eine halbe Million Franken. Die Lehrergehälter (ebenfalls ein erfreulicher Fortschritt) sind durchschnittlich um ca. 25 Procent besser als im ganzen übrigen Deutschland; ein Gleiches gilt übrigens von den Gehältern aller Beamten im Reichslande. Die Bibliotheken erhalten zusammen einen Zuschuß von 5000 Franken, was sehr spärlich ist, weil dafür auch geographische und Zeichnenapparate angeschafft werden müssen. Außerdem sind für jedes Lyceum 100 Thlr. für Sommerschulfeste ausgesetzt; auch eine Rubrik, welche in den französischen Schulen unbekannt ist, die wir aber von Herzen willkommen heißen. Ein ganzer Schultag, anstatt in den Classen auf den Bänken, im Walde auf dem Rasen zugebracht, ist für die Jugend nicht verloren.

Nach den Lyceen kommen die sogenannten colléges communaux, d. h. lateinische Schulen II. Ordnung, deren es in den Reichslanden 16 gibt mit über 1000 Schülern. Die einzelnen Gemeinden steuern nach Kräften zu ihrem Unterhalte bei und vom Staate erhalten sie einen Zuschuß von 300,000 Fr.

Für höhere Töchterschulen, die sich, namentlich für Metz, als ein sehr dringendes Bedürfniß herausgestellt haben, sind 50,000 Fr. bewilligt; bis jetzt standen ihrer Gründung zumeist confessionelle Schwierigkeiten entgegen, die hoffentlich bald gehoben sein werden.

Ein ganz specielles Interesse nimmt aber der Volksschulunterricht in Anspruch, denn in ihm liegt der Keim für die künftige geistige Entwicklung der Bevölkerung. Das bekannte Wort: „nicht der preußische Soldat, sondern der preußische Schulmeister hat gesiegt" war gewiß keine bloße Phrase. Der französische Landschullehrer ist der ärmste Teufel im ganzen Lande; der Chaussee- und Wegarbeiter verdient täglich seine 40 und 50 Sous, der Schullehrer nur 20 bis 30, zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben. Deshalb sind auch die Landstraßen so gut in Frankreich und die Landschulen so schlecht. Die deutsche Reichsregierung hat hier sofort energisch durchgegriffen und über eine Million Franken für die Gehaltserhöhung der Lehrer und Lehrerinnen bewilligt. „Mit Goldtinte", wie Jean Paul sagt, „möchte ich diese Worte niederschreiben." Fast eine ebenso große Summe kommt für sonstige Volksschulzwecke hinzu: für Seminarien und Schulhaus-

Digitized by Google

bauten, für Fabrik- und Fortbildungsschulen, für Lehrerconferenzen mit Reisekostenvergütung und Diäten, für Turnanstalten und Lehrmittel an bedürftige Schüler u. s. w. — hier ist nichts vergessen, sondern für alles ist, noch dazu in liberalster Weise, gesorgt worden. Der Nutzen und Segen dafür wird übrigens auch nicht ausbleiben, und vielleicht ist im ganzen Reichslande kein Capital so gut angelegt worden, als diese zwei Millionen. —

Gehen wir jetzt zur geistlichen und kirchlichen Verwaltung, zum Clerus und Cultus über, so finden wir auch diesen Theil des Budgets bedeutend vergrößert. Unter der französischen Regierung betrug er kaum zwei Millionen Fr., jetzt unter der deutschen über drei Millionen. Die Hauptursache dieser Mehrausgabe liegt gleichfalls zunächst in den höheren Besoldungen der Geistlichen, die schon seit langen Jahren unter dem Kaiserreich, aber leider immer vergeblich, reclamirt worden waren. Die französische Regierung hatte stets so viel andere wichtigere Ausgaben; die unglückliche mexikanische Expedition kostete allein über eine halbe Milliarde, und das Kriegsministerium in Paris verschlang über das Doppelte, aber es hatte auch viele tausend nimmersatte Taschen zu füllen. Neben dem obenerwähnten armen Teufel von Schullehrer stand in Frankreich von jeher der Dorfspfarrer als nächster Leidensgenosse. Weil sein Reich nicht von dieser Welt ist, so entzog man ihm das Nothwendigste und ließ ihn geradezu darben, während der höhere Clerus, dessen Reich doch, so viel wir wissen, kein anderes ist, glänzende Einnahmen hatte. Auch diesem Uebelstande, der, im Hinblick auf so manchen würdigen Geistlichen, eine schreiende Ungerechtigkeit war, hat die deutsche Reichsregierung definitiv abgeholfen, indem sie sämmtliche Besoldungen der Pfarrer, Desservanten und Vicare um ein Drittel und oft noch mehr erhöhte, so daß jetzt die Oberpfarrer, die früher 1600 Fr. hatten, 2400 beziehen und der letzte Desservant von 400 auf 1600 Fr. gestiegen ist. Trotz dieser Erhöhungen bestehen die Nebeneinkünfte ungeschmälert fort. Die katholische Geistlichkeit hat bekanntlich einen großen Einfluß in Elsaß-Lothringen, und es war mithin, ganz abgesehen von den höheren humanen Beweggründen, schon ein Act politischer Klugheit, sie günstig zu stimmen. Hoffentlich wird sie jetzt auch diesen Erwartungen entsprechen. Ferner ist dem geistlichen Pensionsfonds, der früher nur über 18,000 Fr. jährlich verfügen konnte, die beträchtliche Summe von 60,000 Fr. zugewiesen worden. Für Reparaturen an der herrlichen Kathedrale zu Metz, die mit dem Straßburger Münster zu den schönsten altgothischen Kirchen Frankreichs gehörte, sind 24,000 Fr. ausgesetzt, und die verschiedenen Gemeinden haben zu Kirchen- und Pfarrhausbauten, die sie in Frankreich fast immer nur aus eigenen Mitteln oder mit Hülfe von Privatunterstützung bewerkstelligen müssen, einen Zuschuß von 200,000 Fr. erhalten. Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß sowohl die Kirchen wie die Pfarrhäuser in Elsaß-Lothringen sich von jeher vortheilhaft vor vielen Departements auszeichneten. Die Bischöfe von Straßburg und Metz sind ganz besonders berücksichtigt worden, indem jeder von ihnen eine Zulage von 5000 Fr. erhalten hat. Damit wird am besten die alberne Geschichte widerlegt, die vor einiger Zeit von den Pariser Blättern ausgebeutet wurde, daß nämlich dem Bischof von Metz sein Gehalt nicht mehr ausgezahlt würde, weil er sich geweigert habe, dem deutschen Kaiser den Eid der Treue zu leisten. Man organisirte bereits eine Sammlung für ihn, denn der arme, schwerversorgte, greise Prälat, so hieß es, habe kaum mehr das trockene Brod im Hause und sei genöthigt, bei seinen Pfarrkindern der Reihe nach zu speisen, um nicht zu verhungern. Die ganze Geschichte war natürlich nichts weiter als ein elender Humbug, um gegen Deutschland zu hetzen. —

Die protestantische Geistlichkeit ist selbstverständlich mit gleicher Liberalität bedacht worden. Sie steht im Budget mit mehr als einer halben Million Franken verzeichnet. Kein protestantischer Pfarrer, dessen Gehalt früher selten über 1500 Fr. betrug, hat jetzt eine Einnahme unter 2400, und die höheren 3000 Fr. und darüber. Die Besoldungen der Rabbiner und sonstigen israelitischen Religionsdiener sind gleichfalls in ähnlicher Weise erhöht worden. Für Pensionen und Synagogenbauten sind 50,000 Fr. ausgeworfen, wo die früheren französischen Budgets für die ersteren nur 5000 Fr. und für die letzteren gar nichts enthielten. Die Gesammtausgabe für die geistliche Verwaltung in Elsaß-Lothringen beträgt mithin aus Staatsfonds: für den katholischen Cultus zwei und eine halbe Million, für den protestantischen etwas über 700,000 und für den israelitischen gegen 200,000 Franken. Also weit über d.s Doppelte im Vergleich zu früher. —

Auch der Wasser- und Straßenbau nimmt einen bedeutenden Platz in dem Budget der Reichslande ein. Der Gesammtaufwand für die Wasserbauten beläuft sich auf fast zwei Millionen Franken, darunter die Unterhaltung der für die Schifffahrt so wichtigen Rheinbauten mit 725,000 Fr., die früher immer nur zu 500,000 angeschlagen waren. Die Reichslande besitzen alsdann, außer der 79 Kilometer langen schiffbaren Moselstrecke, noch vier Canäle, die den Verkehr außerordentlich begünstigen: den Rhein-Rhone- und den Rhein-Marne-Canal, jener mit 212, dieser mit 81 Kilometern, den Saar-Kohlen-Canal mit 75 und den Breusch-Canal mit 20 Kilom. Zur Unterhaltung dieser Canäle, namentlich zu ihrer besseren Eindämmung und auch zur Anlage neuer Laudungsstellen, sind beinahe eine halbe Million Franken ausgeworfen; gleichfalls ein vortrefflich angelegtes Capital, das reichliche Zinsen tragen wird.

Der Hoch- und Wegebau ist, wegen der noch nicht definitiv erfolgten Organisation der neuen Behörden, im Budget noch nicht genau fixirt; er wird sich aber im Wesentlichen an die früheren französischen Positionen anlehnen, denn in diesem Punkte können wir uns die französischen (wir gestehen dies um so lieber, je seltener es der Fall ist) zum Muster nehmen. Die Staatsstraßen, die sogenannten routes impériales oder royales — jetzt heißen sie zur Abwechslung wieder einma nationales — sind in ganz Frankreich vortrefflich und das lästige Chausseegeld ist vollständig unbekannt. Der Bezirk Lothringen steht in dieser Beziehung im Reichslande obenan: seine Staatsstraßen umfassen 530 Kilometer, die über eine halbe Million zu unterhalten kosten; die von Unter-Elsaß 332 Kilom. mit 300,000 Fr. und die von Ober-Elsaß 310 Kilom. mit 250,000 Fr., welche Summen noch erhöht werden dürften. Die Bezirksstraßen (routes départementales) und die Vicinal- und Communalwege, die in Lothringen allein beinahe 3000 Kilom. umfassen (in Unter-Elsaß 2100 und in Ober-Elsaß 1800 Kilom.) bilden noch eine besondere Kategorie und beanspruchen 400,000 Fr. Im Ganzen sind die Kosten für den Wegebau provisorisch auf 4 Millionen angeschlagen und liefern also auch hier ein Plus im Vergleich mit der französischen Verwaltung.

Die Eisenbahnen gehören vor der Hand noch in den Ressort des deutschen Reichsbudgets und figuriren deshalb nicht in dem speciellen Budget für Elsaß-Lothringen. Auf diesem Gebiete stehen uns aber große Veränderungen bevor, neue Linien sind projectirt und werden schon im nächsten Jahre in Angriff genommen werden. —

Ein anderer wichtiger Titel im Landesbudget ist der rein nationalökonomische und landwirthschaftliche Theil; dahin gehört vor allem die Bergverwaltung, die dem Oberbergamt zu Bonn unterstellt ist, alsdann das Aichamt und der Hülfsfonds zur Unterstützung bei Hagelschlag, Ueberschwemmung und Brand, der allein mit 80,000 Fr. bedacht ist, ferner das Landesgestüt in Straßburg mit 200,000 Fr. und endlich die sehr interessante Fischzuchtanstalt zu Hüningen im Ober-Elsaß, die eine wahre Musteranstalt genannt zu werden verdient. Der Betrieb dieses Etablissements ist so großartig, daß dasselbe in den letzten Jahren gegen 14 und 15 Millionen angebrüteter Eier jährlich versendet hat; eine Industrie, von der man vor einigen Decennien noch gar

Digitized by Google

keine Ahnung hatte, und in welcher Frankreich auf dem Continent, allerdings nach dem vorangegangenen Beispiele Englands, die Ehre der Initiative gebührt. —

Jetzt noch ein kurzes Wort über die Forstverwaltung, deren hohe Bedeutung bei dem umfangreichen Forstbesitz des Staates (gegen 150,000 Hektaren Waldung) sehr nahe liegt. Die Einnahme, die der Staat aus den Landesforsten bezieht, beträgt nahe an 6 Millionen Franken. Mey allein umfaßt 4 Forstmeistereibezirke mit 18 Oberförstereien, und der Bezirk von Straßburg ist noch größer. Das Forstschutzpersonal ist deshalb auch sehr zahlreich; es umfaßt im Ganzen 270 Förster, Reviermeister und Aufseher, denen sämmtlich, im Vergleich zu früher, eine beträchtliche Gehaltserhöhung zu Theil geworden ist. Die Gesammtausgabe für die Forstbeamten beläuft sich deshalb auch auf die hohe Summe von etwas über einer Million Franken. Die Forstverwaltung selbst beanspruchte alsdann noch weitere anderthalb Millionen und zwar für die sogenannten Culturen und Meliorationen, für Wegebauten zu den Holzabfuhren, für Forstvermessungen, desgleichen für Unterhaltung und Neubau der verschiedenen Dienstgebäude und schließlich für Prämien auf Vertilgung schädlicher Forftinsecten; im Ganzen also eine Ausgabe von gut zwei und einer halben Million Fr. Der Ueberschuß ist indeß trotzdem noch sehr bedeutend. —

Nun aber auch endlich genug der Zahlen und Tabellen und der statistischen Rubriken und Notizen. Ich habe in dieser Arbeit, schon um sie nicht allzu lang zu machen, noch Manches unberücksichtigt lassen müssen, so unter anderem die Justiz- und Administrativverwaltung (der ganze großartige Militär-Etat des Landes steht direct unter der Reichsregierung) — aber diese bieten wenig Neues und umfassen auch mehr Personalien. Mein Hauptzweck war, dem Leser durch diesen flüchtigen Ueberblick ein Bild von dem günstigen Finanzzustand der neuen Reichslande zu geben, der die beste und sicherste Garantie für die immer erfreulichere und segensreichere geistige wie materielle Entwicklung von Elsaß-Lothringen liefert. Ordnung, sicherer Ueberblick und planmäßiges, geregeltes Fortschreiten nach allen Richtungen hin, weise Sparsamkeit im Allgemeinen, Liberalität im Einzelnen, und überall bis in die kleinsten Details ein klares, vorurtheilsfreies Verständniß für alle berechtigten Anforderungen und Bedürfnisse .... mit solchen Vorbedingungen und der, wie es Gottlob hier der Fall ist, vorhandenen intellectuellen Kraft und Befähigung zu praktischer Ausführung, ist jeder Haushalt, ob ein privater oder ein staatlicher, auf das beste bestellt.

Die psychische Entartung der spanischen Dynastie.

Eine psychologische Skizze von Dr. **Th. Puschmann** in München.

(Schluß.)

Philipps Sohn, Karl II., der letzte männliche Sprößling seines Hauses, war, nach der vortrefflichen Schilderung Buckles (Geschichte der Civilisation), fast mit allen Fehlern behaftet, welche den Mensch lächerlich und verächtlich machen können. Seine Geistesträge und seine persönliche Erscheinung waren von der Art, daß sie ihn bei jedem Volke, welches weniger unterthänig als das spanische gewesen wäre, dem allgemeinen Hohn ausgesetzt hätten. Obgleich er in seinen besten Jahren starb, sah er wie ein alter ausgemergelter Wollüstling aus. Im 35. Jahre hatte er sein Haar und seine Augenbrauen verloren; er war vom Schlage gelähmt, epileptisch und zeugungsunfähig. Seine ganze Erscheinung war im höchsten Grade widerwärtig und die eines faseligen Idioten. Bei einem enorm großen Munde stand sein Unterkiefer so abscheulich vor, daß er seine Zähne nie zusammenbringen konnte und nicht im Stande war sein Essen selbst zu kauen. Seine Unmittheilsamkeit würde unglaublich sein, wenn sie nicht durch unwiderlegliche Zeugnisse bewiesen wäre. Er kannte die Namen der großen Städte in seinem Reiche nicht, ja er kannte nicht einmal die der Provinzen; und während des Krieges mit Frankreich hörte man ihn England bedauern, daß es Städte verlöre, welche in Wahrheit zu seinem eigenen Lande gehörten. Endlich war er in dem ärgsten Aberglauben befangen; er glaubte beständig, der Teufel führe ihn in Versuchung, er glaubte, er wäre von bösen Geistern besessen und ließ sich den Teufel austreiben; ja er ging nicht anders zu Bett, als mit seinem Beichtvater und zwei Mönchen, welche die ganze Nacht neben ihm liegen mußten.

Mit Karl II. hatte die Dynastie die niedrigste Stufe der von Generation zu Generation fortschreitenden physischen und physischen Entartung erreicht: den fleischen Blödsinn. Es gibt ein allgemein gültiges Naturgesetz, daß diejenigen Elemente des socialen Organismus, welche, entartet und krank, dem Ganzen unnütz und schädlich sind, ausgestoßen werden und durch Unfruchtbarkeit untergehen. Wir können in dieser Beziehung den socialen Körper mit dem körperlichen Organismus vergleichen, schreibt Maudsley; denn wie in körperlichen Krankheiten eine retrograde Metamorphose in der formativen Thätigkeit eintritt und krankhafte Elemente erzeugt werden, so haben wir in Individuen, die mit Irsinn behaftet sind, Beispiele von der Formation krankhafter Varietäten im socialen Organismus und den thatsächlichen Beweis einer Entartung der menschlichen Art. Und wie im Körper krank Elemente nicht zur gesundheitsgemäßen Thätigkeit dienen können, sondern wenn sie nicht ausgestoßen werden, Störungen, ja sogar den Tod herbeiführen, so befinden sich auch jene krankhaften Varietäten im socialen Organismus auf dem Wege zum Tode, und erzeugen, wenn sie nicht im socialen System gleichsam sequestrirt oder aus demselben ausgestoßen werden, Störungen, die sich nicht mit der bestehenden socialen Ordnung vertragen.

Nach dem Erlöschen der spanischen Dynastie sieh die Krone an eine Seitenlinie der Bourbonen, welche mit der ausgestorbenen Königsfamilie durch eine Reihe von Wechselheirathen verwandt und verschwägert waren.

Philipp V., der Enkel Ludwigs XIV. von Frankreich, der eine Schwester des vierten Philipp zur Gemahlin gehabt hatte, erhielt die spanische Krone; — doch auch er hatte das traurige Geschick einer Borgänger auf dem spanischen Throne. Es war, als ob ein furchtbarer Fluch auf den Regenten des schönen Landes lastete, der sie mit unerbittlicher Strenge dem Wahnsinn und dem geistigen Tode überlieferte.

„Wenn die Götter ein Geschlecht
Mit des Unglücks Fluch belastet,
Schleicht das Unheil ungeschwächt,
Ohne daß es jemals rastet,
Fort von Sohn zu Sohn als Erben,
Reißend alle in's Verderben." (Sophokles.)

Philipp V. schien keine von den großen Eigenschaften seines berühmten Großvaters geerbt zu haben; er war abergläubisch, bigott, weibisch, eigensinnig, unselbständig, und überließ die Regierung seiner Amme und einer Hofdame. Seine körperlichen Leiden erzeugten eine hypochondrische Verstimmung, die ihn zu jedem Gedanken, zu jeder wichtigeren Handlung unfähig machte und endlich jene ausgebildete Geistesstörung erzeugte, in denen Anomalieen seiner Sinnesthätigkeit ihm den Wahn, daß er todt und eine Leiche sei, vorspiegelten. Unter ihm war der Verfall Spaniens so allgemein bekannt, daß Niemand mehr den spanischen Namen achtete, der einst die Welt zittern gemacht. Beherrscht von gewissenlosen, beutelustigen Abenteurern, und schmachtend unter dem jeden Hauch frischen Lebens erstickenden Drucke eines despotischen Aberglaubens, sank Spanien in einen Schlaf, aus dem es als Nation seitdem nie wieder ganz erwacht ist. Es war dies aber, wie Buckle sagt, kein Schlaf der Ruhe, sondern des Todes, in dem die Kräfte, statt auszuruhen, vom Schlage gelähmt wurden.

Nach dem Tode Philipps V., der zuletzt völlig blödsinnig geworden war, folgte sein Sohn erster Ehe, Ferdinand VI. Auch er fiel dem Fluche seiner Geburt anheim und starb im Wahnsinn.

Sein Nachfolger, der ebenso thatkräftige wie freisinnige Karl III.

Digitized by Google

welcher aus der zweiten Ehe Philipps stammte, verlieh seinem Lande wieder den glänzenden Schimmer seiner einstigen Größe; seine treffliche weise Regierung glich dem letzten Aufflackern der erlöschenden Lebensgeister der spanischen Nation. Aber mit seinem Tode starben auch seine Werke; die Krankheit, an der das spanische Volk litt, war schon zu weit vorgeschritten, als daß selbst die verzweifelten Anstrengungen, welche Karl III. zu ihrer Heilung machte, dauernden Erfolg erzielen konnten.

Sein Sohn Karl IV. war das völlige Gegentheil seines Vaters; er war faul, bigott und unwissend: drei Eigenschaften, welche in ihrer Vereinigung ihrem Träger den Charakter einer stumpfsinnigen Stupidität gaben. Unter ihm regierte der berüchtigte Godoy, ein unfähiger, allgemein verachteter Mensch, welchen die schamlose Wollust der Königin zu dieser Stellung erhoben hatte. Mit königlichem Glanze und unumschränkter Macht ausgestattet, führte er den vollständigen Ruin der Dynastie und des Volkes herbei und überlieferte sein Vaterland der Knechtschaft der Fremden.

Die königliche Familie bot der Welt ein grauenhaftes Bild moralischer Verkommenheit dar; der Vater verstieß den eigenen Sohn, dem Buhler seines Weibes zu Liebe; der Sohn trachtete nach der Krone und dem Leben seines Erzeugers; und die nur noch im Taumel niedrigster Sinnenlust lebende Königin vergaß sich soweit, daß sie von dem Räuber ihrer Krone es sich als eine Gnade erbat, daß er ihren Sohn auf's Blutgerüst schicken solle. „Welch' ein Weib! Welche Mutter!" soll da Napoleon ausgerufen haben; „sie macht mich das Weib verachten, die Mutter verabscheuen und den Sohn bemitleiden."

Dieser widernatürliche Mangel alles sittlichen Gefühls, dieses entsetzliche Zusammentreffen aller Laster und Verbrechen, dieser grausenerregende Abgrund menschlicher Verworfenheit, welchen die königliche Familie darbot, zeigt den tiefen inneren Zusammenhang, der zwischen der moralischen Verkehrtheit und der psychischen Entartung besteht. Das sittliche Gefühl ist als höchste Stufe psychischer Entwicklung langsam und allmählich im Laufe der menschlichen Cultur durch Generationen hindurch erworben worden; sein Verlust im Laufe der Entartung einer Familie bezeichnet uns eine Stufe auf der Leiter der rückgängigen Metamorphose (Maudsley).

Als Ferdinand VII. nach dem Sturze der Napoleonischen Dynastie den Thron seiner Väter wieder eingenommen hatte, zeigte er sich in seiner ganzen vollen Erbärmlichkeit; die edlen Helden der Freiheit, deren Blut im Kampfe gegen den fremden Zwingherrn geflossen, wanderten in den Kerker oder in die Verbannung; der Terrorismus der politischen und religiösen Reaction vernichtete mit einem Schlage alle Errungenschaften der letzten Jahre und warf den nach Aufklärung und Freiheit lechzenden Geist des spanischen Volkes in neue Bande.

Ferdinands Tod brachte seine Tochter Isabella auf den Thron, welche nach dem Beispiele ihrer Mutter Christine lieber ihrer Familie und ihrem Vaterlande, als ihren Buhlern entsagte. Ihr die Pflichten des Weibes ebenso wie die der Königin verletzendes, schamloses Betragen führte endlich im September 1869 ihren Sturz herbei.

Das unglückliche Land athmete auf, als ob es von einem furchtbar lastenden Fluche erlöst würde. Die Nation erwachte und eine neue Zeit brach an.

Lange schwankte man, ob man wieder zur Monarchie, welche die moralische und intellectuelle Verkommenheit ihrer Herrscher verhaßt und verächtlich gemacht, zurückkehren sollte. Nur die Ueberzeugung, daß ein Volk, dessen Geist durch den alle Freiheit und allen Fortschritt hemmenden Druck vieler Jahrhunderte gelähmt ist, nicht reif ist für die höchsten Güter der Civilisation, bewog die Cortes, das Königthum der Republik vorzuziehen.

Die Nation wählte einen Prinzen aus jener Familie, welche sich zum Träger der großen humanitären Ideen unserer Zeit und zum Schützer der freiheitlichen und nationalen Bestrebungen ihres Volkes gemacht hat. König Amadeus bestieg als der Erwählte der Nation den spanischen Thron und beschwor die auf den breitesten Grundlagen aufgebaute Verfassung, welche dem Volke, ohne das Königthum zu einem leeren Schatten herabzuwürdigen, doch die natürlichen Rechte der Freiheit und Menschenwürde wahrte. Das bisherige Handeln des jungen Königs beweist, daß er mit Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit das Beste seines Volkes will. Möge man ihm seine Aufgabe nicht zu schwer machen. Möge das spanische Volk das sophokleische Wort beherzigen:

„Ermanne dich! die Zeit wird alles enden;
Jetzt fasse klugen Rath der Gegenwart.
Vertraue dem die Zukunft, der sie lenkt!"

Literatur und Kunst.

Fahrt des Lebens.

Auf wilder Strömung, eingeschlossen
Von dunklen Felsen, kam ein Boot
Die Wellen hergeschossen,
Von Klippen überall bedroht;
Ein Wunder, daß es nicht zerschellte,
Denn nur ein Kind, ein zartes stand
Am Steuer unter blauem Zelte,
Und lenkte mit der kleinen Hand.

Das leuchtende Verdeck erfüllten
Tiefernste Männer, deren Haupt,
Das sie zum Theil verhüllten,
Von Lorbeerzweigen war umlaubt.
Bedeutende Gespräche pflogen
Die Weisen, wie sie hie und da
Zum Himmel zeigten; doch auf Wogen
Und Klippen ihrer Keiner sah.

Und weiter zog das Schiff und weiter;
Bald stiegen and're Schaaren ein,
Die ernsteren Begleiter
Verschwanden in den bunter'n Reih'n.
Ein schöner Jüngling hielt das Steuer,
Es schallte das Verdeck nun ganz
Von Geigen, Flöten, die voll Feuer
Zum Singen luden und zum Tanz.

Die Klippen waren längst verschwunden,
Ein heller Tag beschien die Höh'n,
Das Fahrzeug war umwunden
Mit Blumenkränzen reich und schön.
So zog es fort und weiter, weiter
In Lust und jubelndem Verkehr,
Der Himmel glänzte licht und heiter,
Die Landschaft blühte ringsumher.

Noch waren nicht die längern Schatten
In's Thal gebrochen, als schon Die,
Die froh gesungen hatten,
Still lauschten einer Melodie.
Nur ein Gesang von allen regte
Der Seele tiefste Schwingen an,
Das Steuer, das sich kaum bewegte,
Das lenkte jetzt ein hoher Mann.

In breiteren gehobnen Fluthen
Entglitt dahin der stolze Strom,
In goldnem Abbild ruhten
Auf seiner Welle Burg und Dom,
Aus ruhiger Tiefe widerhallten
Die Lieder, die der Sänger sang,
Und sinnend schauten Frau'ngestalten
Der Sonne fernen Niedergang.

Digitized by Google

Nun als es dunkel ward, erschienen
Am Bord die Lichter angefacht,
Smaragdgrün und rubinen,
Und lauter ward gescherzt, gelacht.
Ein Maskenzug trat durch's Gedränge,
Der Faune taumeltrunkner Chor,
Nun herrschten nur noch Becherklänge
Und losendes Gelage vor.

Inzwischen hatte, da's genachtet,
Auch schon der Steuermann getauscht,
Von Allen unbeachtet,
Und in dem Lärmen unbelauscht.
Er faß vom Mantel schwarz umfangen;
Und hob der Wind den Saum davon,
So sah man Knochen statt der Wangen,
Und statt der Lippe — kalten Hohn.

Bacchantisch aber, immer wilder
Erschollen Lust und Jubelschrei,
Auftauchten Nebelbilder,
Und huschten grell beglänzt vorbei.
Und fort ging's, fort, bis endlos Wogen
Des Meers sich aufthat, Licht an Licht
Erlosch dem Boot — so kam's gestogen —
Doch wohin weiter, sah ich nicht.

Hermann Kings.

Victor Hugo und seine letzten Gedichte.

— L'année terrible. Paris, Michel Lévy frères 1872. —

Nicht das grausame Vergnügen, einen der größten unter den lebenden Dichtern in seiner Entartung und greisenhaften Ohnmacht zu zeigen, veranlaßt zu diesem kritischen Essay; nur die Ueberzeugung, daß keines der zahlreichen Victor Hugo'schen Werke für das Studium und das Verständniß dieses Dichters ein so dankbares Feld bietet wie das letzte: „l'année terrible" macht es der Kritik zur traurigen Pflicht, dasselbe mit Ernst und Aufmerksamkeit zu prüfen. So lange die Sonne hoch am unbewölkten Himmel steht und ihre vollen, goldigen Strahlen auf uns herabsendet, erfreut und erwärmt sie uns zwar; aber für die Zwecke der Wissenschaft taugt sie dann nichts. Diese muß, um die Natur des ungeheuren Feuerballs zu ergründen, den Augenblick abwarten, wo der Schatten des Mondes sie verdunkelt; und nahezu alles, was wir von der Sonne wissen, verdanken wir ihrer Verfinsterung. Das „fürchterliche Jahr" ist eine solche beinahe totale Sonnenfinsterniß.

Der Titel, welchen Victor Hugo einer seiner schönsten Gedichtsammlungen gegeben hat: „Les rayons et les ombres" könnte als Aufschrift für seine gesammte dichterische Thätigkeit gelten; nun ist die Zeit gekommen, da die „Strahlen" sozusagen vollständig erloschen und nur noch die ungeheuren „Schatten" vorhanden sind. Jetzt wird das Auge nicht mehr geblendet; und um die Beschaffenheit dieser Dichtersonne an dem nun düsteren Ball zu studiren, bedarf es nicht einmal besonderer Instrumente; es gehört dazu nur eine ernste Aufmerksamkeit und ein unverdrossener guter Wille. Dieser letztere ist allerdings in hohem Grade erforderlich. Wer das Buch wie andere Gedichte lesen wollte, zu seinem Vergnügen, zu seiner Erfrischung, zu seiner Erholung, der würde schwerlich über die ersten vierzig Seiten hinauskommen. Er würde es unwillig bei Seite werfen, denn die Lectüre bereitet jedem Menschen von gesundem Sinn und geläutertem Geschmack wahrhafte Martern. Der Poet hämmert unausgesetzt mit den gewaltigsten Worten so unbarmherzig auf die Schädel seiner armen Leser los, daß man ein Viertelstündchen unter dem Krupp'schen Dampfhammer als eine Erlösung preisen könnte. Nicht „l'année" sondern „la lecture terrible" sollte das Buch heißen. Aber unsomehr empfiehlt es sich dem Studium des Kritikers und des Literarhistorikers, der Kopfschmerzen, nervöse Gereiztheit und allgemeines geistiges Unbehagen nicht scheuen darf, wenn er seinen Zweck: den Dichter völlig begreifen zu lernen, seine Eigenart zu erforschen, die Geheimnisse seiner Geistesarbeit und das Räthsel seiner Wirkung zu verstehen, dabei zu erreichen hofft.

Dieses „année terrible" führt uns tief in die Werkstatt des Dichters. Und deswegen wollen wir es eingehender besprechen. Auf diese Weise wird es sich nicht blos um eine Recension seines letzten Werkes handeln, vielmehr wird die Besprechung sich von selbst zu einer Charakteristik des mächtigsten und phantasiereichsten französischen Dichters der Neuzeit verallgemeinern.

I.

Victor Hugos Poesie hat einen sehr bestimmten, scharf ausgeprägten Charakter; innerlich und äußerlich hat sie mit den andern französischen Dichtungen von Bedeutung wenig gemein. Jedem Leser muß zuerst die eigenthümliche Vorliebe des Dichters für die Mißgestalt — für die physische oder moralische Verbildung — in's Auge fallen. Er capricirt sich förmlich darauf, das Abscheu und Ekel Erregende poetisch zu verschönen. Die Kröte ist sein Lieblingsthier. Ich erinnere an sein wundervolles Gedicht „Le crapaud" in „La Légende des Siècles". In derselben Gedichtsammlung macht er den Satyr, nachdem er ihn als das widerwärtigste Geschöpf geschildert, als verkrüppelt, scheel, lüstern, zum Weltbeherrscher, vor dem Jupiter seine Kniee beugt:

„Je suis Pan, Jupiter à genoux!"

Fast alle Helden seiner Dramen sind Difformitäten irgend einer Art: Hernani ist Bandit, Marion Delorme eine Dirne, Triboulet in „Le roi s'amuse" ein verwachsener Krüppel, Lucretia Borgia die Prostituirte von hoher Geburt, Ruy Blas Lakai und Geliebter der Königin,

„ein Erdenwurm, der in den Stern verliebt"

wie er in den lächerlichen Verse von sich selbst sagt. Ebenso ist's in den Hugo'schen Romanen: der rothhaarige, buckelige Quasimodo ist das poetische Ideal in „Notre Dame de Paris", in den „Misérables" vertritt der Dieb und Zuchthäusler Jean Valjean das Wahre, Rechte und Gute. Am deutlichsten zeigt sich die Leidenschaft des Dichters für das Unsichöne in dem letzten Romane „L'homme qui rit". Der Held ist diesmal nicht ein von der ungerechten Natur gestraften oder durch Schicksale vom geraden Wege abgedrängter Unglücklicher, sondern ein durch menschliche Niedertracht Verstümmelter: ein armes Wesen, dem man den Mund durch Schnitte an den Mundwinkeln bis zu den Ohren verlängert, dadurch das Zahnfleisch bloßgelegt und der auf diese Weise eine Fratze erhalten hat, die beständig grinst. Ore fisso usque ad aures, gingivisque denudatis, masca eris atque semper ridebis, heißt es in dem alten Menschenverstümmlungs-Recepte. Dieses Ungeheuer besitzt bei Hugo natürlich die edelste, reichste Seele; es wird geliebt ... Zum Glück hat der Dichter die Geliebte blind gemacht. Aber auch das kann die Versündigung gegen den guten Geschmack, der in dem schauderhaften Grundmotive liegt nicht vergessen machen.

Die Freude des Dichters an solchen Helden bestimmt die Wahl seiner Stoffe. Wie die Magnetnadel unablässig auf den kalten Norden weist, so wird sein Geist beständig durch die kalte und dunkle Nachtseite des Lebens angezogen. Victor Hugo gleicht dem Friedländer. Nacht muß es sein, wo seine Sterne glänzen. Das Schaurige, Grausige, Entsetzliche ist sein Element. Welch ein Buch würde gerade

Digitized by Google

Er über den für Frankreich so entsetzlichen Krieg haben schreiben können, wenn er mit der vollen, ungebrochenen Geisteskraft Zeuge der Ereignisse gewesen wäre! Aber die Glut der Leidenschaft, der Empfindung ist nun erloschen; was übrig geblieben ist, ist Qualm — die verhängnißvolle Phrase, die sich freilich schon in den Gedichten aus Hugos bester Zeit in störender Weise bemerkbar machte, aber damals, als noch das heilige Feuer loderte, ertragen werden konnte. In dem „fürchterlichen Jahr" ist die Phrase fast unumschränkte Alleinherrscherin. Es läßt sich kaum vom Inhalt des Buchs sprechen; wenn man den äußeren Aufputz beseitigt, so stößt man auf die trostlose Leere. Im Aeußerlichen ist es aber desto charakteristischer.

Da finden wir bis zur Manier ausgeartet, alle Mittel und Mittelchen, durch welche Victor Hugo — früher unabsichtlich — wirkte und jetzt — mit unangenehmer Absichtlichkeit — die Wirkung gewaltsam hervorrufen will.

Zunächst und hauptsächlich: die Antithese, den Effect durch grelle Contraste. Die gesammte Hugo'sche Dichtung läßt sich auf die Antithese zurückführen. Schon seine Motive sind, wie wir sehen, antithetischer Natur; sie stehen im schärfsten Gegensatze zu der allgemeinen Auffassung. Sagt die Welt schwarz, so sagt er sicher weiß. Zur Trägerin der reinsten uneigennützigsten Liebe erwählt er die käufliche Dirne, in das Herz der wüsten Verbrecherin legt er die hohe Zärtlichkeit der Mutter, der Bandit und Wegelagerer wird bei ihm zum Vertreter der großen humanen Ideen. Ebenso verfährt er bei der Composition rein antithetisch. Spricht er von Grauß und Nacht und Sturm, so läßt er sicher unmittelbar darauf ein Vögelchen in der Morgensonne zwitschern. Auf die qualvollste Situation folgt bei ihm stets eine heitere, liebliche, welche alsbald, unvermittelt, jäh, zum Grausigen wiederumschlägt.

Als Muster dieser Art kann der Anfang der „Misérables" angeführt werden. Erstes Capitel: Ein verwilderter Sträfling kommt von den Galeeren und sucht Unterkommen für die Nacht. Alle Welt weist ihm die Thür, aus der Hundehütte verjagt ihn die Dogge mit fletschenden Zähnen; der menschliche Jammer in seiner tiefsten Tiefe. Zweites Capitel: Die Schilderung des reinsten Glückes auf Erden, eines heiligen Lebens in Wohlthaten und gottgefälligen Werken. Schluß des Capitels: gemeines Verbrechen, Diebstahl ohne alle mildernden Umstände. Das ist das Schema.

Diesem Verfahren ist Hugo auch im „fürchterlichen Jahr" getreu geblieben. Mitten in die Trompetenstöße, die Bombenschläge und das Mitrailleusengewitter dieser Kriegslieder hinein, tönen ab und zu die sanften Klänge einer weichen, sentimentalen Familienlyrik: die Gedichte an seine kleine Enkelin, petite Jeanne, die sogar zu den besseren, oder richtiger: zu den weniger mißlungenen der Sammlung gehören, obwohl man ihnen deutlich anmerkt, daß sie nur da sind, um durch wirksamen Gegensatz das Kriegsgeschmetter desto dröhnender zu machen. Dazu gehören auch die Gedichte an seinen unmittelbar nach dem Kriege verstorbenen Sohn Charles, die leider nicht so rührend und nicht so ergreifend sind, wie es die tragische Situation erwarten läßt. Victor Hugo ist ein herzlich liebender Vater und er hat schweres Unglück in der Familie erlitten. Der Schmerz, den er darüber empfunden, hat früher in einigen seiner herrlichsten Gedichte einen poetischen Ausdruck gefunden; aber ach! die Tage, an welchen ihm die warmen innigen Töne zu Gebote standen, die z. B. in dem Gedichte an seine früh gestorbene Tochter (à cello qui est restée en France, in den „Contemplations") erzitterten — diese Tage sind dahin. Lesen wir das Gedicht an Charles im „fürchterlichen Jahr", so überkommt uns allerdings auch ein Gefühl der Schwermuth und der Trauer; aber nicht dem unglücklichen Vater, dem gealterten Dichter gilt unser Mitgefühl, — dem armen Manne, der es verlernt hat, für das, was sein reiches und edles Herz so tief, so wahr fühlt, den rechten Ausdruck zu finden.

Wie im Großen so im Kleinen; wie in den Motiven und in der Composition, so spielt auch in den einzelnen Versen die Antithese die Hauptrolle. Man kann darauf schwören, daß wenn Hugo das Wort „Grab" gebraucht, in der Zeile darauf „Wiege" steht. Wir brauchen „l'année terrible" blos aufzuschlagen, auf jeder Seite springen uns die Antithesen entgegen. Gleich im zweiten Vers begegnen wir dem alten Bekannten zweimal: „Das Volk ist oben, aber der Pöbel ist unten" heißt es da;

„Ah! le *peuple est en haut*, mais la *foule est en bas*."

Ein paar Zeilen tiefer:

„Et cette *Jeanne d'Arc* se change en *Messaline*."

Wieder ein paar Zeilen tiefer ist von Charlotte Corday die Rede, deren Haupt „von dem Hieb mit dem Beile bleich, doch roth vom Backenstreiche" geworden ist:

„*Pâle* du coup de hache et *rouge* du soufflet."

Zwei Zeilen tiefer steht die „finstere Schwäche" im Gegensatz zur „finstern Stärke"; wir können uns noch Glück wünschen, daß uns die „helle" Stärke nach der finstern Schwäche erspart geblieben ist:

„C'est la sombre *faiblesse* et c'est la *force* sombre."

Alle diese Citate, die sich verzehnfachen ließen, sind aus dem Einleitungsgedichte genommen; im ersten Gedicht der Sammlung, „Sedan", kehrt dieselbe Figur etwa vierzigmal wieder. Die Welt soll erfahren, sagt Hugo,

„A quel point le *petit* peut dépasser le *grand*
Comment un *ruisseau* vil est pire qu'un *torrent*,"

und wir sollen erleben, wie entsetzlich das Schauspiel ist, wenn der, welcher den Sturz eines Riesen erleidet (der Leser wird von selbst ergänzen:) ein Zwerg ist:

„Quand c'est un *nain* qui fait la chute d'un *géant*."

Nach diesen Proben kann man sich vorstellen, wie Victor Hugo in Gegensätzen schwelgt, wenn der Stoff einigermaßen dazu verleitet. Also z. B. bei der Belagerung von Paris. Die Belagerer sind seiner Meinung nach bekanntlich rohe, niederträchtige Barbaren, die Belagerten die Träger der civilisatorischen Leuchte. Da bricht denn aber auch ein wahrer Hagel von Gegensätzen über uns los: „Unerhörtes Schauspiel! Der Stern belagert vom Reich der Schatten; die Nacht unternimmt den Sturm gegen das Licht; die Blindheit bekämpft die Tageshelle; der düstere Neid greift den erhabenen Lebenstrieb an." In diesem letzteren Satze ist der Gegensatz zwar nicht ganz richtig, daran ist aber nur die Nothwendigkeit des Reimens schuld, sonst hätte ohne Zweifel der „düstere Neid" das „lichte Wohlwollen" zum Gegenstande seines Angriffs sich erwählt:

„Spectacle inouï! *l'astre assiégé* par *l'Erèbe*.
La *nuit* donne l'assaut à la *lumière* . . . . . .
La *cécité* combat le *jour*; la morne envie
Attaque le cratère auguste de la vie."

Und später:

„Et ce *chaos* s'acharne à tuer cette *sphère*,
Lui frappe avec la *flamme*, elle avec la *lumière*,
Et *l'abîme* a *l'éclair* et *l'astre* à le *rayon*.

Und so fort, ohne Gnade, aber mit unerschütterlicher Ausdauer.

An einigen der angeführten Beispiele ersehen wir schon, wie die Antithesensucht zur Unklarheit veranlaßt; bisweilen führt sie bei Hugo geradezu zum Unsinn; so sagt er z. B., blos um einen Gegensatz anzubringen, „für die finstere Nacht ist die Morgenröthe ein Scandal."

„Pour la sinistre nuit l'aurore est un scandale."

Soll auf Deutsch heißen: uns ungebildete rohe Gesellen (finstere Nacht) empört die feine Cultur der Franzosen (Morgenröthe)!

Auf die Dauer wird dieses beständige Herbeiziehen der seltsamsten Contraste geradezu unausstehlich. Man wird ganz nervös

Digitized by Google

bei der Lectüre. Zehnmal habe ich deshalb das Buch bei Seite geworfen, und es hat mich vollständige Ueberwindung gekostet, die Lectüre immer wieder aufzunehmen.

II.

Außer diesen Gegensätzen, Victor Hugos hauptsächlichem Hülfsmittel, blendet er vornehmlich noch durch den anscheinend unerschöpflichen Reichthum seiner Sprache, durch die kecke Behandlung des steifen Alexandriners, in den er ein wunderbar lebhaftes Tempo hineinzubringen weiß, und durch die Einführung großer geschichtlicher Gestalten in seine Dichtung, die ihm bei jeder Kleinigkeit zu Diensten sein müssen.

So hat er es früher gehalten, so ist es auch im „fürchterlichen Jahr“: mit diesen drei Hülfstruppen, dem strotzenden Vocabular, dem gelenken, gut dreissirten Verse und der historischen Statisterie, im Bunde mit der Antithese schlägt er jetzt alle seine Schlachten; aber der alte Generalstab fehlt: der Gedanke, die Empfindung, die Leidenschaft. Große Worte, finte Verse, hundert Eigennamen laufen planlos, wie eine Franctireurbande, über die weißen Seiten des Buchs, zügellos, thöricht, in heilloser Verwirrung. Ein trauriges, ein klägliches Schauspiel.

Wo früher die Fülle und Vielseitigkeit des Ausdrucks zur Bewunderung hinriß, da verbreitet jetzt eine wüste Synonymie gähnende Langweile. Wenn Victor Hugo jemand einen Thaler schenkt und diese Thatsache in Versen mittheilen wollte, so würde er ohne Zweifel sagen: „ich habe einen Thaler gegeben, verschenkt, verliehen, ausgetheilt, geopfert, gespendet, mich dessen entäußert, einen andern damit erfreut, beglückt, beseligt; und dieser andere hat ihn auch erhalten, empfangen, bekommen, gefreigt.“ Wer das hübsch findet…

Und das ist nicht etwa übertrieben. Man lese z. B. die folgenden Verse:

„Un roi, fût-il nain, fût-il un pauvre hère,
Hydropique, goîtreux, perclus, torte, fourbu,
Eût-il morve et farcin, rachis, goutte et graveller“ etc.

Das sind allerdings sehr viel Worte und obenein so ziemlich die häßlichsten der französischen Sprache; aber ist das Poesie?

Uebrigens ist der vermeintliche Wortreichthum Victor Hugos, der in Frankreich als Glaubenssatz gilt, in Wahrheit gar nicht so unermeßlich, wie man glaubt. Das Vocabular Hugos besteht eigentlich nur aus einigen sechzig Wörtern. Damit macht er Alles. Zu diesen sechzig kommen noch einige hundert recht abgelegene, recht wunderbare, recht auffällige Wörter hinzu — und wir sind mit dem ganzen Wörterstaat, der allerdings zunächst blendet, ungefähr fertig.

Es war keine mühevolle Arbeit, die 60 Stammwörter der Victor Hugo'schen Poesie zusammenzustellen. Aus vier, fünf größeren Gedichten kann man sie sammeln; was man dann noch von Hugo'schen Versen liest, liefert nur den Beweis, daß die Liste bald geschlossen, daß das Vocabular in der That ganz überraschend dürftig ist.

Hier der Wörterschatz Victor Hugos. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich versichere, daß man kaum eine Seite in seinen zahlreichen Bänden aufzufinden vermag, auf welcher nicht mehrere der hier aufgeführten Wörter wenigstens einmal vorkämen:

Hauptwörter: Erste Gruppe. Schauriges und Unergründliches: ombre, mystère, chaos, ténèbres, nuit, abîme, gouffre, profondeur, antre, néant, l'Infini, tombe, sépulcre, deuil, horreur, écroulement.

Zweite Gruppe. Grausige Natur: brume, brouillard, ouragan, océan, écume, tourbillon, éclair, foudre.

Dritte Gruppe. Lichte Natur: aurore, aube, rayon, splendeur, étincelle, astre, étoile.

Eigenschaftswörter: Erste Gruppe. Schauriges, Finsteres, Unangenehmes und Unergründliches: sombre, sinistre, obscur, noir, funèbre, âcre, âpre, morne, amer, farouche, féroce, sauvage, fauve, monstrueux, affreux, hideux, épouvantable, fatal, étrange, grave, immense, suprême.

Zweite Gruppe. Erfreuliches, Lichtes: sublime, superbe, magnifique.

Zeitwörter: engloutir, jaillir, flotter, bondir.

Bis zum Ueberdruß kehren diese Wörter bei Victor Hugo wieder und immer wieder. Der Mißbrauch, den er z. B. mit dem Worte „ombre“ treibt (mit den unvermeidlichen Reimen „sombre“ und „nombre“ im Singular, décombres im Plural) ist geradezu unglaublich. Ich habe das Wort „ombre“ auf sechs Seiten des „fürchterlichen Jahres“ vierzehnmal gezählt. „Abîme“ „gouffre“ und „mystère“ kommen beinahe eben so oft vor; „sombre“, „sinistre“, „morne“ und „âpre“ fehlen fast auf keiner Seite.

Wenn die Verse nicht so lebendig wären, wenn man sich nicht bisweilen über die meisterhafte Technik freuen könnte, würde kein vernünftiger Mensch im Stande sein, das Buch durchzulesen.

Verse kann er allerdings machen, das muß ihm der Neid lassen. Wie meisterlich er die starre Cäsur bricht, wie er dadurch Leben in den schwerfällig plumpen Alexandriner bringt, wie er sich auf den Wohlklang, auf die Wortmalerei versteht! — Das macht ihm so leicht keiner der französischen Dichter nach und hat ihm keiner vorgemacht.

Verse wie:

„Une avalanche d'or s'écroulait dans l'azur“

wie:

„La mélodie encor quelques instants se traîne
Sous les arbres blenis par la lune sereine,
Puis tremble, puis s'expire, et la voix qui chantait
S'éteint, comme un oiseau se pose. Tout se tait“*)

— diese und viele andere, namentlich aus den ersten Gedichtsammlungen Hugos werden immer zu den kostbarsten Perlen der französischen Poesie gehören. Man beachte nur, wie kunstvoll er in dem letzten der oben citirten Verse die Cäsur (nach oiseau) beseitigt. Das versteht keiner wie er. Ich erinnere z. B. an die bekannten Verse über die das Laub durchstreifenden Rächer:

On disait: qui sont-ils? d'où viennent-ils? Ils sont
Ceux qui paraissent, ceux qui jugent, ceux qui vont.“

Wie prächtig ist da durch Vernichtung der Cäsur (nach dem zweiten ceux) der Vers geworden, welche Bewegung, welcher Rhythmus! Diese kühne Behandlung des Alexandriners, die Freiligrath auch bei uns zur Meisterschaft ausgebildet hat, ist von Victor Hugo in die philisteröse französische Dichtung eingeführt worden; er hat Nachahmer gefunden, — der allerliebste Alexandriner in dem Augier'schen Lustspiele „Gabriele“:

„Elle est charmante, elle est ‖ charmante, elle est charmante!“

ist ganz nach Hugo'schem Muster gebaut — aber seine frühere Meisterschaft hat niemand erreicht. Jetzt ist er allerdings bisweilen schon sein eigener Nachahmer geworden:

„Cet homme est laid, cet homme ‖ est vieux, cet homme est bête;“

ferner:

„Il est féroce, il est ‖ sublime, il est stupide;“

oder:

„Il creuse un lit, il fixe ‖ un but, il donne un sens;“

aus „L'année terrible“ sehen beinahe wie eine Parodie der früheren

*) Noch zieht die Melodie langsam den Wald entlang,
Den Mondeslicht bläulich erscheinen läßt,
Und zittert, und verhallt; und die Stimme, die sang,
Erlischt, wie sich ein Vogel niederläßt.
Und Alles schweigt bang. (Aus der „Légende des Siècles“.)

Digitized by Google

Hugo'schen Verse aus; aber immerhin kann man sich an der Faetur der Verse bei der Lectüre dieses fürchterlichen Buches noch am meisten erfreuen.

Schon in den Dichtungen aus Victor Hugos guter Zeit stören die sogenannten „chevilles", die den Gedanken opfernden Flickreime. Dort sind sie aber verhältnißmäßig noch selten und werden durch wunderbare Schönheiten reichlich aufgewogen. In „L'année terrible" überwuchern sie und es fehlt jedes Gegengewicht. Es sind ganze Seiten lang nichts als elende Reimschmiederei und zwanzigmal ist mir der Musset'sche Vers eingefallen:

„Le dernier des mortels est celui qui cheville."

Wohin man blickt, grinsen einem diese Nothreime entgegen. Um auf „Thermopyles" zu reimen, läßt Hugo die dreihundert Helden des Leonidas „hommes faits ou pupilles" — gesetzte Männer oder „Minoreune" — sein!

Welcher Blödsinn — es gibt kein anderes Wort — aus dieser Zwangsreimerei entsteht, dafür hier nur zwei Beispiele: Um auf „eri" zu reimen, läßt Hugo „das Nichts lachen!"

„..... Un *cri*
Sort de l'astre en détresse, et *le néant a ri*!"

Man muß sich das vorstellen: Der hart bedrängte Stern stößt einen Jammerschrei aus und darüber fängt das Nichts an zu lachen!

In einem Gedichte aus dem Monat Decembre braucht Hugo einen Reim auf „ouvert" und es bietet sich da ganz von selbst „vert". Er bettet also — im strengen grausig kalten December 1870 — die Leichname auf eine grüne Wiese; das vergißt er natürlich sofort wieder; drei Verse darauf berichtet er, daß der Schnee sie in sein weißes Leichentuch hüllt — dieselben, die eben auf der grünen Wiese lagen:

Leur corps farouches, froids, épars sur le pré *vert*
und
La *neige* les modèle avec son linceul *blanc*."
„Stockfinster war's. Der Mond schien helle."

Ueber die historische Statisterie in dem folgenden Artikel.

Paul Lindau.

Auch Literatur.

Als ich mit einem Freunde vom Wappenfeste kam, wo wir nus, freilich nur mit dem naiven Gemüthe eines Laien, an dem Anblicke herrlicher Rosse erfreut hatten, da fiel mir am Rückwege ein armer, ruppiger Droschkengaul in die Augen, der den eindringlichsten Argumenten gegenüber, die ihm sein Lenker mit der Peitsche beibrachte, und die ihn zum Weitergehen, von Weiterlaufen sei gar nicht geredet, bewegen sollten, einen ebenso großen Mangel an Verständniß wie an factischem Vermögen entgegensetzte. Das bemitleidenswürdige Thier hatte sich einer philosophischen Resignation ergeben; es schien die Absicht zu haben, die Verneinung des Willens praktisch zu vollführen, und leistete wahrhaft Heroisches in passivem Widerstande. Ich dachte an die eben vorher gesehenen edlen Thiere, — der Contrast war zu groß. „Das ist auch ein Pferd!" Ja wohl, meinte mein Freund, es ist dieselbe Species; dieselbe Couleur, aber in Grün.

Ich ging nach Hause und stöberte in meinem Bücherschranke, und da fielen mir wieder einige Bücher in die Hände, die ich wohl schon ein halb Dutzend Mal in eine Zimmerecke geworfen hatte, daß sie endlich einmal hinausgefegt würden, die aber von meiner Wirthin, die eine unbegreifliche Pietät für Alles, was eine Buchform hat, besitzt, mit bedauerlicher Regelmäßigkeit wieder neuchlings in den Schrank hineingelegt wurden. Ein gewöhnlicher Sterblicher, der nichts Böses sinnt und thut, oder, was ungefähr dasselbe besagen will, der der Literatur etwas ferner steht als unsereins, der hat wohl nur einen schwachen Begriff davon, welcherlei literarisches Gefügel uns oft zuflattert, damit es abgeschlachtet werde. Vielleicht hat es für den Leser doch einiges Interesse, einmal auch darüber einigen Aufschluß zu erhalten, und dazu werden wohl die leider nicht hinausgefegten Bücher genügen. Wie mein armer Droschkengaul oben auch ein Pferd ist, so sind diese Autoren auch Dichter. Erlauben Sie, daß ich sie Ihnen einige Minuten lang in bengalischer Beleuchtung vorreite.

Der erste dieser Dichter ist Graf Stephan Pongrácz. Pardon! Wir befinden uns dennoch nicht in Tattersall. Der edle Graf hat einen Band verschiedener „Gedichte aus Ungarn" übersetzt. Die Uebersetzer ungarischer Poesieen hatten bisher ein eigenthümliches Schicksal. Die Opitz'sche Uebersetzung wird von Kertbeny eine „beispiellose Verhunzung" genannt, jene von Kertbeny nennt Graf Pongrácz eine „die ungarische Literatur herabwürdigende". Was wird nun der nächste Translator über Graf Pongrácz sagen? — Zu rühmen ist zunächst, daß unser Graf das edle Streben documentirt, der Industrie durch die Poesie auf die Beine zu helfen. Er erklärt nämlich, daß alle jene, die bei ihm Wein kaufen, seine Gedichte gratis dazu erhalten sollen. Dichter sind schlechte Geschäftsleute, ich werde bei dem gräflichen Dichter sicher niemals Wein kaufen.

Wäre es nicht umgekehrt besser, lieber Graf? Schenken Sie jedem, der Ihre Gedichte kauft, sechs Flaschen Tokayer, das zieht gewiß mehr; freilich ist es auch dann noch möglich, daß sich einige verstockte Sünder finden, die da sagen: Verschenke Königreiche mit diesem Gesichte — du findest keine Abnehmer! — Ich habe gefragt, wie das Urtheil eines späteren Uebersetzers über diese Gedichte lauten wird? Betrachten wir sie kurz, und Sie werden es wohl selbst sagen können. Zunächst bemerke ich, daß ich mich an Reimen, wie „gelegt — gesteckt", „fragen — Tage", „Jugendfrische — Hindernisse" u. s. w. nicht stoße. Denn Sie werden ganz richtig finden, daß das keine Reime seien, und daß man sich an etwas Nichtzerstirrendem unmöglich stoßen könne. Wagen wir daher gleich einen Schritt in die dichteren Tiefen.

„Achthundert Jahre blutiger Kampfeszeit
Sieht Ofens vielgelittene Feste schon."

Ist das passive Particip nicht reizend? Sie wollen noch ein Sträußchen? Ich habe mehr, als Sie vertragen können: „Reime meine Hand!" „Viel eher sei der Erdenrund durchbohrt!", „Nach Rom endlich gelang er mit thränem Gesicht." „Der weiße Schein der Morgendämmerung." Sie stehen um Gnade? Es sei, ich bin nicht grausam von Natur. Jedenfalls sehen Sie bereits, daß der Dichter nicht deutsch versteht, vielleicht dient ihm der Umstand zur Entschuldigung, daß er dafür auch nicht ungarisch kann, wie ich sehr leicht beweisen könnte, wenn uns derlei philologische Untersuchungen nicht zu weit führen würden. Jetzt nur noch einen Blick auf die prosodischen Vorzüge des Sängers. Ein jedes beliebig herausgegriffene Carmen wird seine diesbezüglichen Vorzüge im hellsten Lichte leuchten lassen. Daß er im alkäischen Odenversmaße besonders brillieren muß, läßt sich nach dem bisher Gesagten unschwer ahnen. Versjeynis schönste Ode konnte er sich nicht entgehen lassen. Daß in der Uebertragung dieser Ode „eisern" als Jambus gebraucht ist, wird Sie gewiß nicht Wunder nehmen, wenn ich Ihnen sage, daß „die in ihren stürmerprobten" vier Jamben vorstellen sollen. Diese Worte bilden nämlich die dritte Zeile einer alkäischen Ode, die ihrem Charakter nach bekanntlich jambisch ist. Des „edlichen Sybaritenthums" ist auch Erwähnung gethan. Nur verlangt der Dichter unter den Dichtern, daß wir „. . . chen Syba . . ." als Daktylus lesen sollen. Das sind die kleinen Rücksichtslosigkeiten, die größeren bestehen darin, daß er die schönsten Gedichte verstümmelt, deren bessere und größere Hälften unbedenklich weglässt, wo diese für seine Uebersetzungskunst zu große Schwierigkeiten bieten.

Digitized by Google

Zum Schluß noch den Damen einen Vers in's Stammbuch, für den sie sich bei dem gräflichen Weinhändler bedanken mögen:

„Zu deinen Haaren ende jedes Blatt
Von all den Knospen, die die Rose hat; — —
Zu mir, der manche Sorge schon gehegt
Sei nur der Stachel und der Thau gelegt."

Nun, was sagen Sie zu diesem von den Musen auf den Scheitel geküßten Sänger der Menschheit? Als Dichter mag er ein ganz guter Weinhändler sein, aber für einen Weinhändler schreibt er entschieden zu schlechte Gedichte. — —

Der Symmetrie halber lassen Sie mich noch ein Pendant aufhängen; es thut einem fast leid, daß man es nicht wirklich kann. Der englische Sensationsroman war in letzterer Zeit vielfach Gegenstand kritischer Erörterungen. Man fand, daß er im Allgemeinen nicht Anspruch auf literarische Werthschätzung hätte, daß es aber doch einige ungewöhnliche Talente gäbe, die ihn cultivirten. Letzteres läßt sich nun von unserm deutschen Sensationsroman nicht sagen. In der Regel thun wir uns viel zu gute auf unsere aufgeklärte Zeit; Ritterromane, Schauer- und Rührstücke, sie gehören heute zu den überwundenen Standpunkten, und statt die beabsichtigte Wirkung hervorzurufen, erregen sie bei uns nur noch ein überlegenes, fast mitleidsvolles Lächeln. Das kann man oft genug hören, und doch wäre es gut, wenn wir nicht zu sehr auf unsern beschränkten Geschmack pochen wollten. Es ist Thatsache, daß heute die miserabelsten Schmierwerke einen größeren Leserkreis haben, als je; es ist ferner Thatsache, und zwar eine durch Zahlen belegte, daß Romane wie „Das rothe Gespenst" oder „Der Eingemauerte vom blauen Herrgott" (letzterer in Wien erschienen) innerhalb zweier Tage einen größeren Absatz gefunden haben, als Grillparzers erhabenste Dichtungen in vierzig und fünfzig Jahren. — Vor kurzem kam mir ein neuer „wahrheitsgetreuer" Roman in's Haus: „Die Rache eines Scheintodten, oder: Ein Fürstensohn als Leichenhändler." Das dürfte wohl packend genug sein. „Das blutige Mordschwert im Busch" und „Die Bekenntnisse eines Scheintodten" sind durch diese Rache überboten; aber Herr Robert Neumann dürfte mit seinem Scheintodten und seinem fürstlichen Leichenhändler nicht leicht überboten werden. Wer will sich vermessen, noch mehr Phantasie zu entwickeln und noch packendere Titel zu erfinden! Die Ueberschriften der einzelnen Capitel sind nicht minder vielversprechend: „Der Raub des Fürstenkindes. — Der Zigeuner und das räthselhafte Menschengerippe. — Der Aufseher im Leichenhause. — Die Todtenkammer und ihre Schreckniſſe. — Der Handel mit Menschenleichen. — Die Beichte eines Arztes, oder ein schreckliches Verbrechen. — Handel mit geraubten Kindern. — Ein Mutterherz und seine Schmerzen. — Der Scheintodte und seine Rache," u. s. w. Man kann ordentlich das Gruseln lernen! Natürlich Alles wahrheitsgetreu. Das Werk selbst empfiehlt der Verfasser mit folgenden Worten: „Was ist Menschengröße und Menschenglück? wird sich der zufriedene (!) Leser bei der Lectüre dieses Buches überrascht (!) fragen, und sich dann gewiß mit seinem wenn auch herben Geschicke aussöhnen, da ihm in diesem Buche jedenfalls ein rechter Trost geboten wird. Er wird jedesmal, wenn sich sein Leben nicht nach Wunsch gestaltet, dies Buch wieder zur Hand nehmen, um sich von dem kostbaren Inhalt wieder zu stärken und zu erquicken, und seinen Familienmitgliedern und Freunden zurufen: Gehet hin und greifet nach diesem Werke, denn ein solcher belehrender, erquickender Hausschatz ist ein wahrer Segen (!). Und das Alles (!!) für 3 Sgr. pro Lieferung." Wollen Sie noch mehr für 3 Sgr? Noch eine Bemerkung daran zu knüpfen werde ich mich hüten, sie könnte die wundervolle Wirkung dieser schönen Worte nur beeinträchtigen. Mich wundert nur das Eine, daß es noch keinem dieser Genies eingefallen ist, den Monolog, den Hero gehalten haben soll, während sie in der Luft schwebte, als sie vom Fels herab in's Meer sprang, dem Publicum „wahrheitsgetreu" in vier Bänden wiedergugeben. Nur ein solches Unternehmen könnte vielleicht Herrn Neumann noch erfolgreich Concurrenz machen.

Waldmann Großer.

Aus der Hauptstadt.

David Kalisch und die Berliner Posse.

Am 21. August ist in Berlin ein Mann gestorben und am 24. August von seiner Villa in Albrechtshof aus zu Grabe getragen worden, der während seines Lebens Tausende und aber Tausende erheitert und entzückt und der erst durch seinen Tod Thränen und Trauer hervorgerufen hat: David Kalisch. Mit seinem Namen ist die Geschichte der komischen Literatur Berlins, speciell der Berliner Posse unauslöschlich verknüpft. Seit einem Vierteljahrhundert hat Kalisch in Berlin dieses Feld als souveräner Gebieter beherrscht, er war der Vater der Berliner Posse und ist alle Jahre hindurch ihr glänzendster Vertreter gewesen. In den Augen der meisten unserer Literaturhistoriker und Kritiker, wir verhehlen uns diese Thatsache keineswegs, ist freilich die moderne Posse nur ein entartetes Stiefkind der dramatischen Muse, das Geschöpf einer thörichten und ausgelassenen Phantasie, dem man den Bürgerbrief in der literarischen Republik verweigern muß. Man übersieht dabei den inneren, nothwendigen Zusammenhang gerade der Posse mit den gesellschaftlichen und politischen Zuständen der Zeit, in denen sie wurzelt, aus denen sie ihre Existenz schöpft und von denen sie sich nicht emancipiren kann. Die politische Blüthe des alten Hellas erzeugte neben den großen Tragödien des Aeschylos und Sophokles die reifste Frucht der atheniensischen Literatur, die Aristophanische Komödie; kaum annähernd hat jemals wieder ein Volk ein solches Lustspiel gehabt, Molières und Shakespeares Komödien sind doch nur in sehr eingeschränktem Sinne Spiegelbilder staatlicher Verhältnisse. „Nur ein freies Volk ist würdig eines Aristophanes", singt Platen in einer seiner Parabasen und — Kalisch wäre vielleicht ein Aristophanes geworden, hätte er in einem freien Staate, unter einem freien Volke gelebt und gedichtet. Er hatte das Zeug dazu, den souveränen die Sachen und die Personen beherrschenden Witz, die lächelnde Heiterkeit des Humors, die beißende Zunge der Satire, das scharfblickende Auge des Menschenkenners; aber ihm fehlte der Staat, der ihm freie Bahn machte, ihm fehlte das Volk, das politische Satire verstand und ertrug, ihm fehlte Luft und Sonne, und so ist er denn geworden, was heutzutage bei uns ein Satiriker werden kann, allerdings der Erste in seinem Fach — ein guter Localpossendichter, ein Poet dieses Genres, der alle seine Nebenbuhler überragt, und der ein pflicht- und überzeugungstreuer Arbeiter, ein bis an sein Ende heller und Menschen und Dinge überschauender Kopf gewesen ist.

David Kalisch wurde am 23. Februar 1820 in Breslau geboren. Zum Kaufmannsstande bestimmt, hat er auch ursprünglich die hierfür geeignete Schulbildung genossen; seine große literarische Bildung, die er sich später erworben, hat er sich eben als Autodidakt mit eisernem Fleiße errungen. Er lebte als Jüngling in Breslau in dem Geschäft der Brüder Bauer, später in deren Filiale in Ratibor. Dort soll er auch seine erste und einzige Jugendsünde, ein Trauerspiel verbrochen haben, von dem das sehr wahrscheinlich klingende Gerücht geht, es sei bei der ersten Aufführung, die es wirklich erlebt hat, durchgefallen. Doch das sind Nebensachen. Kalisch ging darauf, immer als junger Kaufmann, ins Ausland, er hat das Land der Kastanien, Spanien gesehen, er war in Paris bei Heinrich Heine, — hier traf der Spott des jungen Deutschlands auf den Uebermuth des im neuen Werden begriffenen Deutschlands —, dann tauchte endlich Kalisch, ein Sechsundzwanzigjähriger, 1846, zum ersten Male in Berlin auf, in der Stadt, deren Humor, soviel sie ihn hat, er berufen sein sollte, ein Vierteljahrhundert zu repräsentiren. In der Schenke zum Schwarzen Adler in Schöneberg debutirte im Jahre 1846 der junge Humorist zum ersten Male als Theaterdichter; es gab damals außer dem Hoftheater nur noch das Königstädtische, das nun auch seinem Ende nach der herrlichsten

Digitized by Google

Glanzperiode entgegenging. Zwei kleine Stücke waren es, die, selbst in Schöneberg gegeben, Aufsehen erregten: „Drei Berliner Schönheiten" und „Ein Handbillet von Jenny Lind"; bes ersteren entsinnt sich kaum jemand, das letztere wird vielen bekannt sein. Im Jahre 1847 folgten gleich, natürlich nicht in Schöneberg, drei Stücke, die den Namen Kalisch bekannt machten und die ein jeder jetzt noch kennt: „Herr Karoline", „Drei Helden" und „100,000 Thaler," das letztere eine Posse, die sofort das typische Bild der ganzen Gattung hinstellte. Die Revolution von 1848 kam und mit ihr — scheinbar allerdings nur, denn die Reaction folgte ihr auf dem Fuße, so daß sie ihr die Haken abtrat — eine politische und gesellschaftliche Umwälzung der Begriffe und des Geschmacks. Kalisch arbeitete stetig weiter; eine politische Komödie schuf er nicht und konnte er auch nicht schaffen, aber er schuf das politische Couplet und niemand nach ihm hat diese Waffe — denn eine Waffe ist es — so schneidig, so humorvoll, so zündend gehandhabt, wie er.

Nun folgen Stück auf Stück und ein jedes ist ein Erfolg. Das Fiasco einer Kalisch'schen Posse haben wir nicht erlebt und der Autor sorgte dafür, daß ein solches nicht stattfinden konnte. Der Verfasser dieser Zeilen hat vor Jahren bereits einmal in der „Nationalzeitung" Kalisch den Meyerbeer der Posse genannt, und so scurril der Ausspruch zu klingen scheint, glaubt er doch das Richtige getroffen zu haben. Kalisch arbeitete wie der große Componist der „Hugenotten" und der „Africanerin" mit einer Aengstlichkeit in Bezug auf den Bühnenerfolg, die der Laie kaum wird begreifen können. Meyerbeer hat seine „Dinorah" niemals der Berliner Hofbühne anvertraut, geradezu ihre Aufführung hier verboten, weil er wußte, daß hier keine ihm zu Dank singende Repräsentantin der Titelrolle existirte; er war der große Berechner des theatralischen Erfolges und jede Nummer seiner die ganze Welt entzückenden Opern ist das Product des genauesten Calculs. Kalisch aber hatte dieselbe Natur. Kein junger Anfänger, der sein Erstlingswerk schüchtern zum Theaterdirector bringt, hatte je eine solche Furcht vor dem Erfolge wie der Autor aller der Possen, die schließlich — den größten Erfolg gehabt haben. Man sieht aber daraus, die Arbeit nützt und das leichteste Geschöpf der Phantasie wird schwer geboren. Kalisch, der Autodidakt, hatte doch seinen Horaz studirt und dessen Maxime: „nonum prematur in annum" zu seiner eigenen gemacht. Er hatte Zeit, was nicht viele von den heutigen Possendichtern, die in seine Fußstapfen treten wollen, von sich sagen können. Er hatte Zeit und er feilte unablässig. Ich glaube kaum, daß man einem seiner lustigen, wie Strohfeuer zündenden Couplets die Feile ansieht, die Kalisch gebraucht hat. Der erste Gedanke ist nicht immer der beste, war auch sein Wort.

Kalisch fand zu seinem Glück das Wallnertheater, und ebenso richtig: das Wallnertheater fand zu seinem Glück Kalisch. Die Geschichte beider ist untrennbar; was wäre Kalisch ohne das Wallnertheater geworden, was dieses ohne jenen? Wallner kam als Provincial-Director nach Berlin und hat sein Glück hier gemacht, das ihn bis nach Nubien hinübergeführt hat; aber sein Glück war Kalisch und die von diesem inaugurirte Berliner moderne Posse. Wir kennen das gesellschaftliche Verhältniß beider Männer nicht, aber sind doch genugsam vertraut mit den Theaterverhältnissen, um David Kalisch hier die Genugthuung zu geben, daß er der Heros des Wallnertheaters gewesen ist. Die kleine Bühne in der Blumenstraße wurde im Jahre 1864 geschlossen, damit das neue glänzende Wallnertheater eröffnet werden konnte. Kalisch, der in der That bisher hauptsächlich die Unkosten getragen hatte, schrieb für das Komikerquartett der Bühne, das damals eben noch als Quartett existirte — Anna Schramm, Karl Helmerding, August Neumann und Theodor Reuscke, — eine Abschiedsscene, die, so humoristisch sie gehalten war, den Stammgästen des Theaters die Thränen in die Augen zauberte. Es war ein Abschied, und im neuen Theater herrschten neue Geister.

Kalisch hat viel geschrieben, trotzdem er sehr ängstlich mit der Herausgabe seiner Stücke war. Von lange her angefangen, verzeichnen wir hier „Münchhausen" und den „Actienbudiker", den „gebildeten Hausknecht" (wer hat ihn nicht gesehen mit Helmerding, der der beste Freund von Kalisch war und der beste Interpret der lustigen Gedanken des Autors), die „Gräfin Guste" „des Werkes zweiter Theil", worin Kalisch einmal aus sich herausgehend etwas überhebend wurde, wer denkt nicht an die „Mottenburger", in denen Marie Stolle excellirte, an „Berlin, wie es weint und lacht", an „Berlin wird Weltstadt", an die „Berliner in Wien", an „Heermann und Dorothea", an die „musikalische Abendunterhaltung".

Das Repertoire von Kalisch ist hier nicht abzuschreiben. Er hat freilich Mitarbeiter gehabt, denn die Erfindung des Stoffes war ihm selten gegeben. Aber er wußte alles zuzuspitzen und er wußte jeden geistig anzuregen. Sein bester Mitarbeiter war August Conradi, der Musikdirector; Kalisch selber war musikalisch und arbeitete mit seinem Componisten, der keinen geringen Antheil an den Erfolgen gehabt hat, zusammen.

Wir haben einen Mann begraben, welcher einer der größten Humoristen unserer Zeit war.

F. S. Angler.

Offene Briefe und Antworten.

Antwort an Professor Dr. Adolf Laun in Oldenburg.

Geehrter Herr Professor!

Im Jahre 1853 oder 54 hörte ich zuerst von Jasmin. Ein Freund von mir, Kaufmann in Frankreich, meistens wohnhaft in Montpellier, erzählte mir bei einem Besuch in der deutschen Heimat ungefähr diesen Thatsachen, wie Sie oder Boehmer von dem berühmten Perruquier, dessen Laden auch er besucht und seine persönliche Bekanntschaft gemacht.

Sie können sich denken, wie begierig es mich machte, von dessen Gedichten kennen zu lernen. Mein Freund hielt sein Versprechen und schickte mir nach seiner Zurückkunft in den Süden von Frankreich ein Heftchen zu. Es entsprach durchaus nicht meinen Erwartungen; was ich fand, war weder originell noch Natur, schal im Innern, manierirt, mir herzlich unsympathisch.

Dies die Art, wie ich zu meiner Ansicht, und zugleich der Grund, wie ich zur Angabe von Zeit und Ort gekommen. Ich hätte es schon in meinem von Ihnen citirten Aufsatze erzählen können, wie es mir auch im Sinne lag, dann wäre keine Irrung entstanden; es schien mir zu weitläufig und ich ließ es fort.

Sie, Herr Doctor, geben der gelegentlichen Aeußerung meiner ästhetischen Privatmeinung und damit mir eine viel zu große Wichtigkeit.

Du untermengst mich
mit jenen großen Leuten,

welche französische Literaturgeschichte schreiben und ihre Wissenschaft aus den Vorreden der Autoren beziehen. Hier handelt es sich blos um einige Gedichte, die ich in den Jahren drei- oder vierundfunfzig erhalten und gelesen, und die mir durchaus nicht gefallen haben. Ich erlaube mir bei diesem meinem Urtheil stehen zu bleiben, das dahin ging, die mir in jenen Jahren bekannt gewordenen Gedichte Jasmins seien von untergeordnetem Werth gegen die Gedichte unserer deutschen Dialektdichter Hebel, Reuter, Brinckman u. A.

Kann sein, daß ich mich irre, ich kann mich davon nicht einmal auf's neue überzeugen, da mir die betreffenden Druckschen bei meinem nachfolgenden mehrjährigen Wanderleben verloren gegangen sind. Kann sein, daß mein Bekannter mir nicht das Rechte ausgewählt und zugeschickt. Sie sind der Ansicht, mein deutscher Patriotismus habe mich blind gemacht.

Es bedarf aber wirklich keines Patriotismus, sondern nur eines gesunden Menschenverstandes, um auf das Urtheil von Franzosen über Franzosen, wenn sie Einen der großen Nation in den Himmel hinein-

Digitized by Google

posaunen, nicht viel zu geben, mögen sie Villemain, Ste. Beuve, Napoleon III. oder französische Akademie heißen. Es hat mich auch nicht gereizt, daß Einer Jasmin zum Manzoni von Langnedoc, auch nicht, daß Longfellow ihn zum Burns von Frankreich macht.

Diese Vergleiche sind so billig wie unpassend. Solche Vergleiche stammen gewöhnlich aus der Zeit, wo ein Volk am wenigsten Ursache dazu hat, wie denn bei uns Deutschen niemals mehr Horaze, Pindare, Virgile auferstanden sind, da da wir am wenigsten von ihnen besaßen, zur Zeit nämlich der Opitz, Flemming, Riß, Rachel, zur Zeit der sogenannten ersten schlesischen Dichterschule.

Du Pindar, du Homer, du Maro unsrer Zeiten,

singt Flemming über den einzigen Martin Opitz.

Dazu so widersprechend und incommensurabel wie Zirkel und Viereck, denn wer den Vergleich mit Manzoni aushält, wird nimmermehr den mit Burns eingehen können.

Es gehört übrigens schon etwas Bedeutendes dazu, wenn namentlich ein Franzose den Vergleich mit unsern Hebel und Reuter aushalten soll. Ich habe auch John Brinckman genannt. Ich weiß nicht, ob Ihre Art von Patriotismus Ihnen nicht gestattet denselben zu kennen und zu bewundern. Daher erlaube ich mir diese Gelegenheit wahrzunehmen, ein Wort für diesen Mecklenburger Schulmeister einzulegen; es geschieht ebenfalls in unserm Interesse. Denn dieser verdankt nicht seiner Bescheidenheit, daß er bekannt geworden, wie er es verdient. Man bestraft uns Deutsche ogleich, wenn wir von irgend einem dichterischen Genie zweiten und dritten Ranges in Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark (wie es noch vor kurzem in einer norddeutschen Zeitung geschehen) nicht die erwünschte Notiz nehmen. Ob wir aber immer gegen unsere eigenen Leute Gerechtigkeit üben, bleibt fraglich, gehört aber zum erlaubten Patriotismus.

Ich weiß nicht, ob Sie Brinckmans plattdeutsche lyrische Gedichtsammlung „Vogel Greip", in der sich Sachen finden, die eines Burns würdig sind, oder seine Erzählung „Kasper ohne nu ik" gelesen haben, die an Schärfe der Zeichnung und Feinheit des Humors mit Charles Dickens wetteifert, sonst würden Sie es nicht so schlechthin als wegwerfendes Urtheil von mir bezeichnen, wenn ich ihn — übrigens immer nur nach dem, was mir zu Gesicht gekommen — über Jasmin stelle.

John Brinckman hatte harte Schicksale hinter sich, war arm nach America ausgewandert und arm zurückgekehrt. Er schrieb seine Gedichte in den frühen Morgenstunden, indem er, auch im Winter, um 4 Uhr aufstand. Von 8 Uhr an gehörte seine Zeit dem schweren Amt und der Ernährung einer zahlreichen Familie. So ist er vor zwei Jahren plötzlich in den Lehnstuhl zurückgesunken und in den Armen seiner Gattin verschieden. Wir ein Beispiel eines ganz idealen deutschen Menschen- und Dichterlebens.

Sie rühmen an Jasmin besonders die Liebe zu seinem Geschäft. Ob John Brinckman diese besessen, weiß ich nicht, bezweifle ich fast. Aber er that seine Pflicht. Es fällt mir nicht ein das Geschäft des Perrugniers mit vornehmen Augen anzusehen. Daß es aber gerade in's Volk und zu seiner Kunde führt, ist wenigstens uns Deutschen fraglich nach der Art unserer Barbiere und Haarschneider. Sie und mein Freund und ähnliche Leute waren doch wohl eher seine Kunden und keineswegs Repräsentanten südfranzösischer Nation. Ob das in Montpellier oder Agen geschehen, ist für die Beurtheilung Jasminscher Gedichte zuletzt gleichgültig, wie es gleichgültig, ob John Brinckman in Rostock oder Güstrow gelebt: in Rostock war er nämlich geboren und er starb in Güstrow. Ich führe dies blos an, da Sie so den Ton darauf legen, daß Jasmin das auf seinen Rundreisen gewonnene Geld, als sei es nicht so sauber wie das im Geschäft erworbene, für wohlthätige Zwecke verwandt.

Wollte Gott, Brinckman hätte einträglichere Rundreisen gemacht, er hätte es sicher für seine lieben Kinder verbraucht, sich seine Existenz erleichtert und möglicherweise sein Leben für die Kunst und seine Familie verlängert. Vielleicht hatte Jasmin keine Kinder. Sie haben es uns nicht erzählt.

Uebrigens haben weder Boehmer noch ich Jasmin einen Vorwurf wegen seiner Ruhmessüge gemacht, sondern nur einfach erzählt, wie die Franzosen nach ihrer bekannten Weise Ostentation mit ihm getrieben. Und allerdings trat dieses in die funfziger Jahre, und nicht seiner Bescheidenheit, die ich mit Ihnen rühme, sondern dieser Ostentation verdankt Jasmin seine Popularität.

Zum Schluß will ich Ihnen nun noch gern gestehen, daß nicht Ste. Beuve noch Longfellow, wohl aber Ihre anerkannte Autorität in diesen Dingen mich veranlassen wird, die von Ihnen genannten Gedichte, die ich nicht kenne, zu lesen, und ich werde mich nicht scheuen in Ihr Lob einzustimmen, im Fall sie mir so wie Ihnen gefallen.

Einzelne Irrungen auf einem Felde, das ich in diesen Aufsätzen, wie Sie wissen, neu und fast ohne Vorgänger betrete, mögen indessen noch tu mehr andern Fällen wirklich sich eingeschlichen haben: wenn sie sonst einen Werth besitzen, rauben ihnen diese nichts davon. Auch ist es ja gleichgültig, wenn sie nur zur Erkenntniß der Wahrheit führen, ob es zuweilen indirect geschieht. Und so wird Ihre Belehrung neben mir vielleicht manchen Andern zu einem ästhetischen Genuß und erweiterter Kenntniß führen, die uns ohne dies entgangen wären.

Hochachtungsvoll

Kiel, 27. August 1872. Klaus Groth.

Der naturgeschichtliche Unterricht und die Realschulen.

An Herrn Dr. E. von Hartmann.

In Nr. 20 dieser Zeitschrift bespricht Herr von Hartmann den innern Werth der naturhistorischen Disciplinen und deren Bedeutung als Unterrichtsfächer auf Gymnasien oder Realschulen. Der Kern seiner Behauptungen läßt sich in Hinsicht auf ersteren Punkt dahin zusammenfassen, daß er die Naturkunde für ein „Sammelsurium von Kenntnissen", also für ein Aggregat zusammenhangsloser Einzelnheiten erklärt, „weil es sich bei ihr nur um Beschreibung, Nomenclatur und künstlich schematischer Ordnung des vorgefundenen Materials, aber nicht im Geringsten um Verständniß irgend welchen Causalzusammenhangs handelt."

Herrn von Hartmann beliebt es, seine „Auffassung" als eine „sachgemäße" zu bezeichnen, und ich zweifle nicht daran, daß Leute, welche und Mängel an eigenem Urtheil ihre Aufsätze und Zeitungen und Zeitschriften beziehen, durch solche keck hingeworfenen Behauptungen sich imponiren lassen und sich dieselben aneignen werden. Wer mit dem heutigen Stande der Naturkunde vertraut ist und nicht mit kahlen Schuldefinitionen hausznhalten hat, auf den wird Herrn von H.s „Auffassung" nur den Eindruck eines Paradoxons machen; „empört" können der Unterrichtete allenfalls darüber sein, daß Herr v. H. seine subjectiven Meinungen mit apodiktischer Gewißheit und in so lehrhafter, sich übernehmender Sprache äußert.

Bekanntlich nimmt man Naturkunde synonym mit Naturbeschreibung. Darin liegt offenbar der erste Grund zur falschen Beurtheilung des Inhalts der naturhistorischen Disciplinen. Der zweite ergibt sich aus den Definitionen, welche wie eine ererbte Krankheit namentlich in unseren physikalischen Lehrbüchern sich erhalten. Gewöhnlich ertheilen und hieraus ergibt sich folgende Belehrung: Die Naturkunde hat zur Aufgabe hauptsächlich in der Absicht, um die einzelnen Körper von einander zu unterscheiden und jene, welche ähnliche Eigenschaften besitzen, aneinander zu reihen, so erhalten wir die Naturkunde, auch Naturbeschreibung oder Naturgeschichte genannt; die Gesammtheit der Gesetze aber, nach welchen die Veränderungen an den Naturkörpern erfolgen, insofern letztere dabei in ihrer Zusammensetzung intact bleiben, behandelt die Physik oder Naturlehre."

Herrn von H.s Urtheil über die Naturkunde ist, wie man sieht, nichts weiter als eine Umschreibung der hier gegebenen Definition, welche er sich in gutem Glauben angeeignet hat. Er hat überlesen, daß „aus Kindern Leute werden", und daß die ursprüngliche Benennung eines Wissenszweiges oft dessen Inhalt nicht mehr deckt. So wenig es heute irgendwem einfallen dürfte, die „Geometrie" nach der wörtlichen Bedeutung als Erd- oder Feldmeßkunst zu nehmen, ebenso wenig wird der Eingeweihte behaupten können, der Name Naturbeschreibung erschöpfe den Inhalt der damit gemeinten Disciplin.

Die Gegenüberstellung von Naturkunde und Naturlehre ist eine mehr theoretische als praktisch durchführbare; es gibt zwischen ihnen gar keine scharfe Grenze und die Gebiete beider spielen bemnach vielfach in einander über. Die Spectralanalyse, um von vielen Beispielen nur eins zu erwähnen, findet mit gleichem Recht ihre Stelle in der Chemie wie in der Physik, wie sie ja auch, in vollem Einklange damit, durch einen Chemiker und einen Physiker in die Wissenschaft eingeführt wurde. Wie die Natur als eine Einheit, als der Inbegriff alles erschaffenen Dinge zu fassen ist, so gibt es auch nur eine Naturwissenschaft, als die Gesammtheit aller über Naturkörper und Naturerscheinungen gemachten Beobachtungen in systematischen Zusammenhange. In jeder Disciplin der Naturwissenschaft sucht die Speculation den ursächlichen Zusammenhang, das Gesetz der Erscheinungen zu ergründen, das einzelne Factum und das ihm ausnahmslos folgende Nach festzustellen. Daß die Lehren der Physik vorzugsweise als „gesicherte Wahrheiten" betrachtet werden dürfen, weil sie der mathematischen Behandlung zugänglich sind, steht außer Frage; aber die Naturkunde hat, wo das möglich war, von der mathematischen Methode doch auch Nutzen gezogen. Die Krystallographie, womit jedes Handbuch der Mineralogie beginnt, ist geradezu eine mathematische Disciplin, und bei der Betrachtung jedes Minerals wird stets die Erörterung und das Begreifen der geometrischen Form in den Vordergrund geftellt; die Bedeutung ferner der Dyopirit und Enantiomorphie für den Mineralogen ist hinreichend bekannt. Die Botanik konnte für die Blattstellung allgemeine

Digitized by Google

Sätze aufstellen, welche die in der Natur vorkommenden Fälle in einer regelmäßig fortschreitenden Reihe so ausdrücken, daß aus den beiden Anfangsgliedern diese Reihe beliebig weiter zu führen ist. Wie auch die Zoologie sich der exacten Methode zu bedienen weiß, das zeigt u. a. C. F. Naumanns geistvolle Arbeit über die Schnecken- oder Conchospirale; hier ist die Forschung sogar zur Deduction gelangt, indem sie zur Theorie fortschreitend diese erst nachträglich durch Messungen von Schneckenschalen in der Natur verwirklicht fand.

Aber ist denn für die Wissenschaft mathematische Behandlung durchaus erforderlich, und können nur die Disciplinen auf den Rang von Wissenschaften Anspruch machen, deren Wahrheiten in die mathematische Sprache sich umsetzen lassen? Dann dürfte man auch nicht sprechen von einer Wissenschaft der Philosophie, der Sprache, der Geschichte, der Geographie. Wesentlich für den Begriff der Wissenschaft bleibt doch allein, daß das Einzelne derselben begrifflich erfaßt und daß der Causalnexus der sie constituirenden Einzelnheiten erkannt werde. Nun beschäftigt sich die Naturkunde seit langem schon vorzugsweise mit der Erforschung des Werdens der Naturkörper, mit deren Entwicklungsgeschichte. Niemals spielte die „künstlich schematisirte Ordnung des vorgefundenen Materials“ eine geringere Rolle als heute. Uebrigens mag hier nebenbei bemerkt werden, daß die Systematik eher alles Andere ist, als eine „Classification nach immer willkürlichen Kriterien“, wie Herr v. H. meint; sie ist im Gegentheil eine Anordnung der Naturkörper nach synthetischer Methode, welche sich auf die natürliche Verwandtschaft der vorhandenen Formen stützt und diese zu möglichst genauem Ausdruck bringt. Ist auch das Ideal einer wissenschaftlichen Aneinanderreihung der Naturkörper noch lange nicht erreicht, so sind die vorhandenen „natürlichen Systeme“ doch immerhin als Versuche anzusehen, welche sich der zu erstrebenden wahren natürlichen Classification mehr oder minder annähern. Aber, wie gesagt, die Aufstellung von Systemen kennzeichnet nicht im entferntesten das Schaffen unserer Naturforscher. Herr v. H. könnte mit viel größerer Berechtigung den heutigen Forschern in der Naturkunde den Vorwurf machen, die Bemühung um Specieskenntniß und Einreihung der verschiedenen Formen in's System werde zu gering geachtet. Fast alle Männer, welche in neuerer Zeit durch hervorragende Leistungen in Botanik und Zoologie sich ausgezeichnet haben, strebten darnach, das Bedingtsein des Einen durch das Andere darzulegen, der Grundursache der organischen Entwicklung nahe zu kommen. Und weil dazu die niedrigsten Organismen sich am besten eignen, weil man bei ihnen, oft ohne jede künstliche Zurichtung des Objectes, das Element alles organischen Lebens, die Zelle, in ihrem Entstehen und in ihrer Weiterbildung beobachten, dem oft in einem kurzen Zeitraum eingeschlossenen Kreislauf des Lebens von Stufe zu Stufe folgen kann, darum glänzt die moderne Botanik namentlich durch ihre Arbeiten auf dem Gebiete der Kryptogamenkunde, die Zoologie in der Untersuchung der tiefst stehenden Thiere. Was in der angedeuteten Richtung de Bary, A. Braun, Hofmeister, Nägeli, Pringsheim, Sachs, Thuret in der Botanik, was van Beneden, Burmeister, Gegenbaur, Kölliker, Leuckart, Leydig, Steenstrup für die Zoologie geleistet haben, das kann sowohl in Anbetracht der wissenschaftlichen Ergebnisse wie des dabei aufgewandten Scharfsinns sehr wohl mit den Resultaten der physikalischen Forscher sich messen.

Wird der Naturkunde in ihrer Eigenschaft als „Wissenschaft“ von Herrn v. H. ein geringer Werth beigelegt, so ergeht es ihr fast noch schlimmer bei der Abschätzung ihrer Ersprießlichkeit als Unterrichtsfach. „Die Naturkunde“, heißt es in dem betreffenden Artikel, „ist für den Schüler ein absolut werthloses todtes Wissen, hat schlechterdings gar keinen allgemeinen Bildungswerth.“ Ja noch mehr: „Die Lehrer der Naturkunde sind bemüht, den himmelweiten Unterschied zwischen Kunde und Wissenschaft zu vertuschen und dadurch den Verstand des Schülers geradezu zu corrumpiren.“ Da mir jenes Urtheil und dieser Vorwurf durch gar nichts objectiv begründet erscheint, so will es mir fast vorkommen, als ob Herr v. H. einmal seinen Unwillen habe wollen laut werden lassen über die „rein vergeudete Zeit“, welche er als das Resultat des botanischen und zoologischen Unterrichts in der Gymnasialtertia bezeichnet. Mag Herr v. H. seinen Fachlehrer „tüchtig und verdienstvoll“ nennen, von der Hauptsache hat dieser Lehrer nichts verstanden, nämlich seinen Unterricht fruchtbar zu machen. Das eine Beispiel beweist für die Sache gar nichts; gelänge es Herrn v. H. selbst, die Resultatlosigkeit des naturhistorischen Unterrichts auf allen Gymnasien und Realschulen nachzuweisen, woran wir aus guten Gründen zweifeln dürfen, so wäre der pädagogischen Bedeutung der Naturkunde noch immer nicht das Todesurtheil gesprochen. Man behandle doch den Stoff in bildender Weise und die Erfolge ergeben sich von selbst! Hier wie bei jedem Unterricht ist die Methodik entscheidend. Um der Letzteren Bedeutung für die Unterweisung in der Naturkunde würdigen zu lernen, sehe sich Herr v. H. doch einmal „Lübens Anweisung zu einem methodischen Unterricht in der Pflanzenkunde“ an!

Außer Herrn v. H. hat es wohl noch Niemand bestritten, daß frühe und methodisch geleitete Schärfung des Wahrnehmungssinnes neben natürlicher Anlage die hauptsächliche Grundlage aller intellectuellen Vollkommenheiten ist. Beachtenswerthe Autoritäten haben die von Herrn v. H. so verächtlich beurtheilte „Schärfung des Beobachtungssinnes“ für sehr erheblich gehalten. So meint Liebig z. B.: „Es gibt keine Kunst, welche so schwierig ist wie die Kunst der Beobachtung: es gehört dazu ein gebildeter nüchterner Geist und eine wohlgeschulte Erfahrung, welche nur durch Uebung erworben wird; denn nicht der ist der Beobachter, welcher das Ding vor sich mit seinen Augen sieht, sondern der, welcher sieht, aus welchen Theilen das Ding besteht und in welchem Zusammenhang die Theile mit dem Ganzen stehen. Mancher übersieht die Hälfte aus Unachtsamkeit, ein Anderer gibt mehr als er sieht, indem er es mit dem, was er sich einbildet, verwechselt; ein Anderer sieht die Theile des Ganzen, aber er wirft Dinge zusammen, die getrennt werden müssen.“ — Zur Kenntniß der Naturkörper gelangt man nur durch planmäßig fortschreitende Beobachtung, durch Ausdauer und Fleiß in Uebung der Sinne; an ihnen lernt man analysiren und ein auf selbständiger Prüfung beruhendes Urtheil gewinnen. Während die vorwiegende Pflege des theoretischen Verstandes den Menschen leicht in die Gefahr bringt, die Lücken seiner Beobachtung durch Verstandesoperationen oder gar durch Phantasiegebilde auszufüllen und darum die Beobachtung zu unterlassen, gewöhnt der Unterricht in der Naturkunde an heilsame Skeptik und bewahrt vor kritikloser Anbetung von Autoritäten. „So lange der Mensch sich bewußt bleibt, daß er etwas gar nicht oder unvollkommen weiß, weil er es nicht beobachtet hat, kann er ideenarm sein, aber er wird nicht in Irrthum verstrickt. Fast aller Aberglaube, alle Vorurtheile beruhen gerade auf Mangel an Beobachtungssinn.“

In dem Ideal, welches Herrn v. H. für die Bildung unsrer Jugend vorschwebt, vermisse ich durchweg die Beobachtung des Grundsatzes, daß wir für's Leben zu lernen haben. Gewiß bleibt die Ausbildung der Seelenkräfte für die Schule die Hauptaufgabe, aber wo immer wir dieses Ziel erreichen können durch Disciplinen, welche auch praktischen Werth haben, da sollte das nicht versäumt werden. Dazu bleibt es für den von Haus aus normalen und nicht verbildeten Menschen ein unabweisbares, weil naturgemäßes Bedürfniß, sich in der Welt heimisch zu machen, wovon er selbst ein Theil ist. Im Grunde sind es neben dem Mangel an Gemüth namentlich Trägheit und Unlust an selbständigen Untersuchungen, welche die Schüler an der Naturkunde nicht Geschmack finden lassen. Scheu vor Selbstthätigkeit und leerer Dilettantismus sind oft angeborene und angeerbte Eigenschaften, welche auch der pflichttreueste Lehrer häufig bei seinen Schülern nicht zu bannen vermag. Wenn die Früchte des naturkundlichen Unterrichts auf Gymnasien und Realschulen bis heute wenig belangreich geblieben sind, so hat das seine leicht zu begreifenden Gründe: der Unterricht wird ja frühe abgebrochen, daß man über die Elementarien nicht hinaus gelangt; die betreffenden Lehrer sind meist nicht Fachleute in engerem Sinne und können darum den heute an sie zu stellenden wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügen; endlich fehlen den Schulen gewöhnlich die nöthigen Sammlungen und die Instrumente, welche die wissenschaftliche Behandlung der Naturkunde erheischt. Dem Gymnasium und der Realschule kann es sich übrigens, auch wenn die Summe ihrer Leistungen in der Naturkunde sich in wünschenswerther Weise steigert, zunächst nur um die Erkenntniß der Thatsachen, der Bildungsvorgänge und deren genetische Verknüpfung handeln, die Abstammungslehre, welche Herr v. H. sogar, mittels „directer Umkehrung“ des bisher geübten Verfahrens, an die Spitze des naturhistorischen Unterrichts gestellt wissen will, könnte doch nur das Schlußglied des letzteren bilden. Sehen wir auch ganz davon ab, daß die Descendenztheorie eine nicht unbestrittene Hypothese ist und daß, wie Herr v. H. richtig bemerkt, „die primitivste pädagogische Weisheit verlangt, nur reife und fertige Resultate dem Schüler zu seiner allgemeinen Bildung mitzutheilen“, so steht doch so viel fest, daß ein wahrhaft bildender Unterricht bloße „Resultate“ überhaupt nicht mitzutheilen hat, sondern zuvörderst die selbstthätige Erkenntniß der Thatsachen vermitteln soll, aus welchen Urtheile und Theorien gewonnen werden. Durch die Ueberlieferung von Hypothesen und Theorien an Leute, welche selbst die elementarsten Stufen zur Theorie nicht erstiegen haben, würde nur dem hohlen Dünkel und der leeren Phrase Vorschub geleistet werden; der Thätigkeit werden unsre Lehrer gerne überhoben bleiben.

Berlin, im August 1872. Dr. Gustav Langenbach.

Notizen.

Rudolf Lindau, der sich durch seine ständige Mitarbeiterschaft an der „Revue des deux Mondes“ und durch sein Werk über Japan (Un voyage autour du Japon, Paris bei Hachette) einen geachteten Namen als Schriftsteller in Frankreich erworben hat, ist nun auch als Autor in seiner Muttersprache aufgetreten. Rudolf Lindau hat den großen französischen Feldzug unter besonders günstigen Bedingungen im Generalcommando des Gardecorps mitgemacht und während desselben für verschiedene große Blätter, namentlich für den „Staatsanzeiger“, über die Operationen der Garde berichtet. Seine gesammelten und gesichteten Aufsätze liegen jetzt in einem knappen aber inhaltreichen Bande vor: „Die Preußische Garde im Feldzuge 1870/71. Von Rudolf Lindau.“ (Berlin, königl. Hofbuchhandlung E. S. Mittler und Sohn.) Da die Garde den Ruhm gehabt hat an den großen Entscheidungstagen von Saint-Privat, Sedan und Le Bourget theilzunehmen, so darf schon des Stoffes wegen die schlichte und warme Specialschilderung von Rudolf Lindau ein besonderes Interesse beanspruchen. Unser Freund und Mitarbeiter Theodor Fontane wird eingehender über das Buch berichten.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (**R. v. Decker**) in **Berlin**, zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Aus meinem Bühnenleben.

Erinnerungen
von **Karoline Bauer.**

Herausgegeben
von **Arnold Wellmer.**

Mit dem Bildniß der Verfasserin.
8. geh. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Karoline Bauer? I. Die erste Gage. II. Das erste Engagement. III. Eröffnung des Königsstädter Theaters. IV. Heiße Bretter. V. Eine heitere Kunstpause. VI. Wieder in Reih und Glied. VII. Eine aufrichtige Gegnerin. VIII. Drei Jahre in Petersburg. IX. „Es giebt nur a Kaiserstadt." X. Vier Tage in Dresden. XI. Beim alten Dramaturgen. XII. Das letzte Engagement.

Aus den Tagen der Occupation.

Eine Osterreise
durch **Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen** 1871.
Von **Theodor Fontane.**

Zwei Bände. Zweite Auflage.
8. geheftet. Preis 3 Thlr.

Inhalt: **I.** 1. Bis St. Denis. II. St. Denis. III. Amiens. IV. Rouen—Dieppe. **II.** 1. St. Quentin. II. Sedan. III. Mez. IV. Birch. V. Straßburg. VI. Wilhelmshöhe.

Kriegsgefangen.

Erlebtes 1870.
Von Theodor Fontane.

8. geheftet. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Vaterländische Erinnerungen und Betrachtungen über den Krieg von 1870—1871.

Von **K. Th. v. Grimm**, Kais. russ. Staatsrath a. D.
gr. 8. geheftet. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

Bei Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Lustspiel.

Ein deutsches Lustspiel mit Prolog von **Leopold Jacoby.** — Preis 20 Sgr.

[Obiges Lustspiel gehörte zu den fünfen, die bei der Hamburger Preiskonkurrenz zur engeren Wahl kamen.]

Es werde Licht.

Poesieen von **Leopold Jacoby.** — Berlin 1872. — Preis 12 Sgr.

H. E. Oliven. Berlin, Louisenstr. 45.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Thomé, Dr. Otto Wilhelm, Lehrbuch der Zoologie. Für Gymnasien, Realschulen, forst- und landwirthschaftliche Lehranstalten, pharmaceutische Institute etc. sowie zum Selbstunterrichte. Mit 544 verschiedenen in den Text eingedruckten Holzstichen. gr. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 1 Thlr.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Soeben gelangte zur Ausgabe und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die deutsche National-Literatur
des
neunzehnten Jahrhunderts.

Literarhistorisch und kritisch dargestellt
von
Rudolf Gottschall.

Dritte wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage.

8. **Eleg. brosch. 4 Bände (115 Bogen). Preis 5 Thlr.**

Von allen bisher erschienenen Werken über die deutsche Literatur unseres Jahrhunderts ist das vorliegende, wie die Kritik einstimmig anerkannt hat, das vollständigste und eingehendste, welches den Leser ein umfassendes, sorgfältig ausgeführtes Charakterbild der einzelnen Dichter und ihrer Werke vorführt.

Die soeben nöthig gewordene dritte Auflage beweist wohl zur Genüge, daß das vorliegende Werk ein unentbehrliches Handbuch ist für Alle, welche sich auf dem Gebiete der neuen vaterländischen Literatur, nicht blos in oberflächlicher Weise, an der Hand eines geist- und geschmackvollen unparteiischen Führers orientiren wollen.

Diese dritte Auflage ist von dem Verfasser vermehrt, verbessert und bis auf die neueste Zeit fortgeführt worden; biographische und bibliographische Notizen ergänzen die Abschnitte, welche die früheren literarhistorischen Epochen behandeln, die inzwischen erschienenen Schriften der bereits charakterisirten Autoren sind berücksichtigt und neu aufgetretene Talente mit in den Kreis der Besprechung gezogen.

Tribüne erscheint: Dreimal wöchentlich in Berlin, bringt: Tagesschau, pikante Notizen aus Stadt, Gesellschaft, Theater, unparteiische Börsenberichte, bunte Zeitung, interessante **Gerichtsverhandlungen**, Zeitgeschichtliches, **Romane, Novellen** u. s. w. und **kostet** bei allen Postanstalten, Zeitungsspediteuren mit der illustrirten humoristisch-satirischen Gratisbeilage:

„Berliner Wespen"

zusammen nur 1 Thaler vierteljährlich.

Insertionsorgan ersten Ranges. Preis der Petitzeile 3½ Sgr.

Im Verlage von Graff & Müller in Braunschweig erschien:

Der
Braunschweiger Ausschuss
der
socialdemokratischen Arbeiterpartei
in Loetzen und vor dem Gericht.
Von
W. Bracke jr.
Preis 20 Ngr.

Diese Schrift umfasst 15 Bog. Text gr. 8. und ist derselben ein photographisches Gruppenbild, die Porte. v. Marx, Lassalle, Jacohy, J. Ph. Becker, Liebknecht, Bebel, Hepner, Geib, Ehlers, und die der Mitglieder des Braunschweiger Ausschusses enthaltend, beigegeben.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin,** Louisenstrasse 37.

Peipers, W., Neue Methode zur schnellen und leichten Erlernung der französischen Sprache. I. Cursus. 8°. geh. 11. Aufl. Preis 15 Sgr.
— — desgl. II. Cursus. 8°. geh. 3. Aufl. Preis 15 Sgr.
— — Nouvelle grammaire française par demandes et par réponses à l'usage des Allemands. geh. Preis 12 Sgr.
— — Grammaire pratique de la langue allemande. cart. Preis 22½ Sgr.
— — Neue Methode zur leichten und schnellen Erlernung der englischen Sprache. I. Cursus, umgearbeitet und vermehrt mit der englischen Aussprache und erläuternden Noten von W. Molly. geheftet. 8. Anflage. Preis 18 Sgr.
— — desgl. II. Cursus. geh. Preis 22½ Sgr.
— — Practical method for the study of the German langnage. cart. Preis 26½ Sgr.

Diese Lehrbücher eignen sich anerkanntermassen vorzüglich zum Schul- und Selbstunterricht, indem sie nach einer leichten, praktischen Methode den Lernenden auf dem kürzesten Wege es ermöglichen, sich in einer der beiden Sprachen auszudrücken. Jede Buchhandlung kann dieselben zur Ansicht vorlegen.

In der **Stahel**'schen Buchhandlung in **Würzburg** erschien soeben:

Geschichte
des Kampfes der Jesuiten
gegen
den modernen Staat
in
Bayern und allen andern Staaten Europas und die Mittel zur Abwehr
von
St. Gätschenberger.
Preis 6 Sgr.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von H. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 14. September 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Ueber volkswirthschaftliche Congresse. Von H. B. Oppenheim. — Die geographisch-politische Lage Deutschlands. Von Eduard von Hartmann. II. — Von der kurischen Nehrung. Von Karl Braun-Wiesbaden. II. — **Literatur und Kunst:** Victor Hugo und seine letzten Gedichte. Von Paul Lindau. III. — „Wie tauf' ich meine Helden?" Skizze von Ernst Eckstein. — Culturhistorisches. Die schwäbische Industrieausstellung von 1871 in Ulm in Briefen von L. Walesrode. Von —r. — **Aus der Hauptstadt:** Die Kaiserwoche in Berlin. Von F. H. Kugler. — Offene Briefe und Antworten. „Die Eidechse". — Notizen. — Inserate.

Ueber volkswirthschaftliche Congresse.

Von **H. B. Oppenheim.**

Bekanntlich hat Herr von Unruh den strikenden Arbeitern seiner „Fabrik für Eisenbahnbedarf" den Vorschlag gemacht, sie möchten den 7. October abwarten, dann würde zu Eisenach von den Kathedersocialisten die „sociale Frage" gelöst sein. Der Termin ist nicht weit entfernt, und somit steht zu hoffen, daß die Arbeiter des Herrn von Unruh ihn ebenso gut abwarten können wie seine Actionäre.

Während uns also vor wenig Wochen die clericale Partei den Untergang der Welt durch einen Kometen verhieß, verspricht die Partei Schmoller-Wagner die Rettung derselben auf eine fast ebenso hastige Weise. Die extremen Parteien betrachten eben die Uebel dieser Welt als acute Krankheiten und wollen mit Brennen und Schneiden curiren.

Als ich die erste Einladung nach Eisenach las, stand der Geist des seligen Heilberg vor mir, von dem ein unsterbliches Wort stammt. Er war es nämlich, der, auf dem „Demokratischen Congreß" von 1848 in „die Commission für die sociale Frage" gewählt, zweifelnden Freunden erklärte: „Wir werden sie lösen und sollten wir die ganze Nacht darüber sitzen!" — Der gute Heilberg war vor der Februar-Revolution ein wohlbestallter und sehr bescheidener Mitredacteur der „Berliner Zeitungshalle" (unter dem Freihändler Julius) gewesen. Dann war ihm das Jahr 1848 zu Kopfe gestiegen, und einige Jahre später starb der arme Kerl als Flüchtling zu London in Elend und Wahnsinn, nachdem er „aus Princip" eine „Proletarierin" geheirathet hatte. Er hatte mit dem besten Willen die sociale Frage nicht gelöst. Vor fünf Jahren (1867) hielt Herr Geheimrath Dr. Engel in einer feierlichen Sitzung der juristischen Gesellschaft zu Berlin, in Gegenwort des Kronprinzen von Preußen, einen Vortrag über den „Arbeitsvertrag und die industrielle Partnerschaft", in welchem er zum Schluß ausdrücklich erklärte, daß durch den Versuch des Herrn Wilhelm Borchert jun., die „Industrial partnership" auf deutschen Boden zu verpflanzen, die endgültige Lösung der socialen Frage nunmehr erfolgt sei.*) Herr Geh. Rath Engel muß sich seitdem doch eines anderen besonnen haben, denn er gehört wiederum zu denen, welche in Eisenach die sociale Frage lösen wollen. Und wer wollte das nicht? Vor kurzem erklärte ein hoher Staatsbeamter, den ich nicht nennen will, einem großen Industriellen seiner Bekanntschaft, er habe die ganze Arbeiterfrage gründlich studirt und sich auch ein Urtheil darüber gebildet, nur mit der Lohnfrage wisse er noch nicht recht fertig zu werden.

Fragen über Fragen! Was wäre nicht fraglich im Leben! Die sociale Frage ist Nichts oder Alles, sie ist entweder der Kern des ganzen weltgeschichtlichen Culturprocesses, oder sie besteht gar nicht in der Weise, wie sie jetzt aufgeworfen zu werden pflegt. Meint man die gegenwärtige Krisis damit, will man den Frieden zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern herstellen, so fasse man zunächst einmal gründlich in's Auge, ob nicht durch die gesteigerte Arbeiterbewegung die ganze Industrie in dem Grade geschädigt wird, daß selbst die Befriedigung der gerechten und billigen Anforderungen des Arbeiterstandes dadurch verzögert und zurückgestellt werden muß. Meines Erachtens hat man in der sogenannten Wohnungsfrage, welche ja auch in Eisenach verhandelt werden soll, schon ein Pröbchen davon. Wie wäre es, meine Herren, wenn Sie die Welt etwas später durch Theorien retten wollten, aber vorher zusähen, daß der Patient nicht unter den Händen des Arztes verende!

Wir haben nichts gegen den Versuch der Kathedersocialisten, sich unter einander über die sociale Frage endlich einmal zu verständigen; wir freuen uns damit und erwarten mit einer gewissen Spannung die Veröffentlichung der Verhandlungen; — hoffentlich wird dieselbe nicht blos für die Resolutionen, sondern auch für die Berathungen stattfinden. Auch begreifen wir wohl, daß die deutsche Freihandelsschule, unter dem fadenscheinigen Vorwande, daß sie dem „abholnten laissez faire et laissez passer" anhinge, von den Verhandlungen ausgeschlossen wird. Es handelt sich ja eben darum, daß die Kathedersocialisten den Beweis liefern, ob sie sich über bestimmte Maßregeln verständigen, ob sie ausführbare Maßregeln vorschlagen können.

Neben den eigentlichen Kathedersocialisten ist allerdings eine Reihe berühmter Männer aufgeführt, deren Namen zur Parade dienen sollen und die bisher niemals zu den Socialisten gezählt wurden. Freilich mögen einige darunter sein, welche sich seit Jahren mit dilettantischem Eifer in eine sittliche Entrüstung gegen das böse „Manchesterthum" hineingearbeitet haben, und wir können einiger Ausbrüche glänzender Beredsamkeit gewärtig sein. Ist doch das „sittliche Pathos" in der öffentlichen Einladung zur ausdrücklichen Bedingung des Beitritts gestellt! —

Im Ganzen entspricht die solchermaßen vorbereitete Zusammensetzung des Eisenacher Socialisten-Congresses ganz und gar der neuerdings eingeschlagenen Taktik einiger Wortführer dieser Richtung. In den neuesten Kundgebungen derselben

*) Vergl. „Arbeiterfreund. Zeitschrift des Vereins für das Wohl der arbeitenden Classen." Jahrgang V. (1867) S. 154.

Digitized by Google

nämlich wird (besonders von Prof. Ad. Held in den „Preußischen Jahrbüchern“) Jedermann, der nur irgend einmal den Staat für einen „Culturorganismus“ erklärt hat, in die Stammrollen des „Katheder-Socialismus“ (Prof. Held acceptirt diesen Namen mit anerkennenswerther Offenheit) eingetragen. Kraus, Hoffmann, Rau, Roscher, Hermann, Knies, Hanßen, kurz jeder, der — sei es, weil er zufällig schon gestorben ist, sei es, weil er aus anderen Gründen keine Lust dazu hatte, — noch nicht gegen Wagner, Schmoller oder Schönberg geschrieben hat. Selbst Prof. Böhmert in Zürich, der auf den volkswirthschaftlichen Congressen stets die äußerste Linke der wirthschaftlichen Freiheits-Partei vertritt, sollte — ich erinnere mich nicht gleich, ob von Held oder von Schönberg (in dessen Artikeln gegen Eras, welche die „Nordd. Allgemeine Zeitung“ dem „Hamburgischen Correspondenten“ entlehnte) — kurzer Hand als Arbeiterfreund dem Socialismus nahe gerückt und der „Manchesterpartei“ streitig gemacht werden. Zufällig erschien gleich darauf ein Buch von demselben Prof. Dr. Böhmert („der Socialismus und die Arbeiterfrage.“ Zürich bei Schabelitz), worin er dieser Taktik entgegentritt und die Stellung der berühmtesten volkswirthschaftlichen Autoritäten zur eigentlichen Freihandelsschule nach persönlichen Beziehungen und wissenschaftlichen Aeußerungen darlegt. (Vergl. die angeführte Schrift, S. V., VI., S. 134 und folgende.)

Es muß anerkannt werden, daß die liebenswürdigen kleinen Excentricitäten (wie Staatsverträge über Arbeitslohn und Arbeitszeit, Aufhebung des städtischen Grundeigenthums und anderes mehr), welche früher unsere Polemik veranlaßt oder verschärft haben, in den neueren Kundgebungen der Gegner nicht mehr zu Tage treten, daß diese vielmehr mit lebhafter Befriedigung sich für Anhänger der Handelsfreiheit erklären. Dabei begegnet es ihnen freilich, daß sie Schutzzöllner, wie Hansen und Miquel, sei es zu den Ihrigen zählen, sei es zu ihrer Conferenz einladen.

— Immerhin sind diese neueren Kundgebungen und der Charakter der eingeladenen Gesellschaft derartig, daß die Neugierde nach dem Ob und Wie des in Eisenach zu vereinbarenden Programmes dadurch noch erhöht wird. Uebel daran sind gewisse Zeitungen, welche sich seit kurzem unseren Herren Gegnern zur Verfügung gestellt haben. Es könnte ihnen mit dieser Verbindung ergehen, wie jenem Brautpaar gemischten Glaubens, von dem der Bräutigam aus Liebe die Religion seiner Braut, die Braut aber zu gleicher Zeit die Religion des Bräutigams annahm.

Auch dürfte man fragen: wenn die Unterschiede wirklich so gering sind, daß in beiden Feldlagern dieselben Heiligen angerufen werden, warum wurden die berühmten Gründer und Leiter der volkswirthschaftlichen Congresse so beharrlich von der Eisenacher Einladungsliste fern gehalten?

Auf Gegenseitigkeit beruht das nicht, denn die volkswirthschaftlichen Congresse haben ihre Mitglieder niemals auf irgend ein Programm verpflichtet und würden zum Beispiel ruhig eine Discussion zulassen, welche etwa von den Gefahren oder angeblichen Nachtheilen der neueren freiheitlichen Errungenschaften ausginge. Selbstverständlich betommen in einer solchen Organisation bestimmte Richtungen die Oberhand, aber niemals geschah das auf den volkswirthschaftlichen Congressen mit solcher Ausschließlichkeit, daß nicht die gegnerische Meinung mit aller Achtung angehört worden wäre. Wenn man genauer zusieht, so fehlt es ihnen an zu vermittelnden Gegensätzen ebenso wenig wie an den vermittelnden Momenten. Wie wäre das auch anders möglich! Nicht blos auf diesem, sondern auf jedem Gebiete menschlichen Wissens und Denkens kommen diejenigen, welche von gemeinsamen Voraussetzungen ausgehen, deshalb doch nicht immer zu gleichen Resultaten. Der menschliche Verstand ist eben keine Mechanik, deren Arbeitsertrag mit formaler Bestimmtheit zu berechnen wäre. Temperament, Stimmung, Jugend-Eindrücke verschiedener und mannichfaltiger Art wirken mit und verschieden dem redlichsten Denker das Concept, — zumal in einer Wissenschaft, die mit dem praktischen Leben und der Politik so innig verknüpft ist wie die Volkswirthschaftslehre. Da nun keine politische oder gesellschaftliche Einrichtung das einseitige Gepräge ihres Ursprunges jemals ganz verleugnen kann, so darf auch von den volkswirthschaftlichen Congressen nicht gelegnet werden, daß einzelne ihrer ältesten, beliebtesten und glänzendsten Redner manchmal noch an jene unpolitische, von der herrschenden Reaction bestimmte Zeitrichtung erinnern, in welcher der Staat als der Widersacher jedes Fortschrittes erschien, der im Interesse der individuellen Freiheit und der gesammten Entwicklung möglichst eingedämmt werden müsse. So groß aber auch die wohlverdiente Popularität gerade der Männer ist, welche in dieser und anderer — ehrenvollerer — Weise an die Begründung der deutschen Freihandelssparteі erinnern, — so haben wir es doch auf allen neueren Versammlungen erlebt, daß diese mit ihren Einseitigkeiten fast niemals durchdrangen und daß dieselbe Versammlung, welche sich von einer feurigen Beredsamkeit zu lautem Beifall für radicale Worte hinreißen ließ, schließlich fast immer die Stimmenmehrheit der besonneneren Ansicht gewährte, welche die volkswirthschaftlichen Anforderungen mit den Grundlagen einer nationalen und staatsbildenden Politik in Einklang bringt. Es gibt immer und überall, und besonders in solchen nach Zufälligkeiten zusammen gekommenen Gesellschaften, Leute, welche das Wort „Freiheit“ berauscht, und wäre es auch z. B. mit dem Wort Banknote combinirt, wo es denn nach mancher leichtsinnigen Auffassung bis zu einer Art Falschmünzerfreiheit erweitert werden könnte. Trifft nun dieser unklare Freiheitsdrang mit der unstatthaften Richtung aus der Reactionszeit der fünfziger Jahre zusammen, so ist allerdings mancherlei zu vernehmen, was besser ungesagt bliebe. Ebenso geschieht es in diesen, wie in anderen, und selbst in parlamentarischen Versammlungen, daß das Wort Selbstverwaltung den oder jenen verführt, der dabei wesentlich nur an Minderung der Staatslasten denkt, während andere wiederum darunter eine communale Autonomie verstehen, die zu mittelalterlichen Zuständen zurückführen würde.

Ich deute hier Extreme an, die in dieser crassen Weise kaum mehr erkennbar sind und von Jahr zu Jahr mehr verschwinden. Nur ein bewaffnetes Auge unterscheidet noch bisweilen die Ansätze dazu. Man darf übrigens solche Wanderversammlungen nicht nach ihrer wissenschaftlichen Ausbeute beurtheilen; die streuge Wissenschaft bedarf ihrer nicht. Ihr eigentlicher Zweck ist die Propaganda. Es ist darum wohlgethan, daß sie die Versammlungsorte fortwährend wechseln. Nun tritt aber an jedem neuen Orte eine Anzahl neuer, größtentheils ungeschulter Mitglieder hinzu, von denen ein kleiner Theil dauernd angezogen und für die künftigen Congresse festgehalten wird, während der größere Theil blos das eine Mal theilnimmt. Liefert die kleinere Stadt weniger solcher Mitglieder, so liefert dafür die größere Stadt unter ihrer Menge auch eine stärkere Anzahl vorbereiteter und unterrichteter Theilnehmer. Jedenfalls aber beeinflussen diese „localen“ Theilnehmer die Abstimmungen in einer sehr unwissenschaftlichen und oft bedenklichen Weise. So konnte es z. B. kommen, daß einmal in Stuttgart dem volkswirthschaftlichen Congresse das Kuckucksei einer schutzzöllnerischen Resolution untergeschoben wurde, und doch war gerade die Stuttgarter Versammlung außerordentlich wichtig für die Verbreitung freihändlerischer Ansichten in Süddeutschland. Die Bankfrage wird anders aufgefaßt werden, je nachdem sie in einer Stadt mit einer Privatzettelbank oder in einer Stadt mit einer preußischen Bankfiliale, je nachdem sie in einer kleinen Residenz oder an einem Fabrikort zur Sprache gebracht wird. Es gibt kaum eine nationalökonomische Frage, welche ganz sicher wäre, nicht mit irgend einem Local-Interesse in Conflict zu gerathen. Und mit Recht wird bei der Aufstellung der Tagesordnungen zwar nicht auf die Richtung und die Vorurtheile, wohl aber auf die Interessen des zu wählenden Ortes Rücksicht genommen. — Darum ist der resultatlose Verlauf gewisser Debatten weder ein Unglück noch eine Beschämung. Darum läßt auch die heftigste Discussion bei den Unterliegenden selten einen Stachel zurück,

Digitized by Google

Wie man aber das alles im Einzelnen beurtheilen möge, die dreizehn volkswirthschaftlichen Congresse haben in sechszehn Jahren (seit 1857) ein gutes Stück deutscher Geschichte, ein wirklich gutes Stück deutscher Geschichte gemacht und begleitet. Wenn sie heuer an Wichtigkeit eingebüßt zu haben scheinen, so hat das den Grund, daß sie im Großen und Ganzen ihr Programm verwirklichen halfen und nahezu verwirklicht sehen. Natürlich muß ihre Bedeutung und ihr Einfluß neben der großen parlamentarischen Vertretung der gesammten Nation zeitweilig zurücktreten; aber auch die neueste Zeit liefert Belege dafür, daß die volkswirthschaftlichen Aufgaben mit Erfolg auf der volkswirthschaftlichen Wanderversammlung für den Reichstag und die Landtage vorbereitet werden können. Mögen sie darum fortbestehen, sich nach Verhältniß der Zeitbedürfnisse erneuern und sich auch fernerhin mit der detaillirten Durcharbeitung der nächsten Vorlagen beschäftigen.

Die geographisch-politische Lage Deutschlands.

Von Eduard von Hartmann.

II.

(Schluß.)

Es war das Resultat unserer Betrachtungen, daß das von allen Seiten feindlichen Angriffen ausgesetzte Deutschland zwar mehrere sichere Feinde hat, die nur auf einen Conflict mit einem Dritten lauern, um ihm in den Rücken zu fallen, aber keinen sicheren Freund, keinen Nachbarn, der durch unerschütterliche Solidarität der Interessen mit ihm verknüpft wäre. Man hat in neuerer Zeit eine solche Solidarität der Interessen vielfach zwischen Italien und Deutschland zu erkennen geglaubt, und so wenig die Existenz derselben in Frage zu stellen oder die in Italien anfdämmernde Erkenntniß derselben zu bestreiten ist, so dürfte es doch einerseits gerechten Zweifeln unterliegen, ob ein solches Bündniß auch die Probe des Unglücks, ja sogar nur die der drohenden Gefahr bestehen würde, und ist andrerseits zu bemerken, daß Deutschland bei solchem Bündniß künftig in noch höherem Maße als Preußen im Jahre 1866 der Gebende und Italien der Empfangende sein würde. Ohne zu wissen, ob und welche positiven Abmachungen zwischen Italien und Deutschland getroffen sind, kann man soviel voraussagen, daß, im Fall Frankreich wahnsinnig genug sein sollte, den Rachekrieg gegen uns ohne jeden Bundesgenossen zu beginnen, Italien sich diesmal mit Freuden an dem Kriege betheiligen und gern den ihm sicher daraus erwachsenden Gewinn einstreichen würde. Von unserm Standpunkt ist für diesen Fall nur zu bemerken, daß eine solche Bundesgenossenschaft für uns ziemlich überflüssig sein würde, da wir Frankreich auch ein zweites Mal ohne fremde Hülfe in seine Schranken zurückweisen können. Gesetzt den andern Fall, Frankreich und Rußland ständen gegen Deutschland und Oesterreich, dann könnte der Zuwachs der italienischen Armee, die etwa auf 150,000 Mann Feldtruppen zu veranschlagen wäre, uns in der That nützlich werden, indem sie eine französische Feldarmee von etwa gleicher Stärke von uns abhielt, also auch für uns eine gleiche Truppenzahl zur stärkeren Vertheidigung unserer Ostgrenze disponibel macht. In diesem Falle dürfte vielleicht noch auf die Stichhaltigkeit des italienischen Bündnisses zu rechnen sein, schwerlich aber in dem andern, allerdings für die nächsten Jahre wenig wahrscheinlichen Fall, daß wir von einer Coalition Frankreichs mit einer zweiten Großmacht unter Neutralität der dritten angegriffen werden. Immerhin ist die Freundschaft Italiens für uns schon insofern werthvoll, als sie das Zustandekommen von gegen uns gerichteten Coalitionen von vornherein erschwert. Keinesfalls aber dürfen wir von dem Vertrauen auf die Bundesgenossenschaft eines so jungen und noch so wenig in sich selbst befestigten Staates den Glauben an die Sicherheit unserer eigenen staatlichen Existenz abhängig machen, vielmehr dürfen wir uns auf nichts verlassen als auf uns selbst; eingedenk der alten Wahrheit, daß Freunde im Glücke überall zu finden, im Unglück aber mit der Laterne zu suchen sind. Wir müssen uns die Möglichkeit klar machen, daß bei den unaufhörlichen Rachegedanken Frankreichs doch einmal durch irgendwelche unerwartete Wendung eine zweite Großmacht bei Neutralität der dritten sich zu Frankreichs Verbündetem gegen uns hergeben könne, und daß wir dann allein auf unsre eigene Kraft gestützt einen Krieg gegen zwei Großmächte zugleich zu führen haben können. Nur wenn wir einer solchen Eventualität uns gewachsen wissen, nur dann können wir ruhigen Auges auf unsre politische Zukunft sehen, und das Bestehen des Deutschen Reichs für gesichert halten, — denn die Coalition aller drei continentalen Großmächte gegen Deutschland dürfte wohl außer Acht zu lassen sein, theils weil sie zu unwahrscheinlich ist, theils weil wir doch nicht im Stande wären, uns für solchen Fall im voraus hinlänglich zu rüsten.

Man kann in militärischer Hinsicht die continentalen Großmächte in zwei Classen theilen: solche ersten Ranges sind Rußland und Deutschland, solche zweiten Ranges sind Oesterreich und Frankreich; erstere beiden sind im Stande, Operationsarmeen in Gesammtstärke von etwa 600,000 Mann, letztere nur solche von etwa 400,000 Mann aufzustellen. Wenn unsre Reserven, besonders in den nicht altpreußischen Theilen Deutschlands, noch immer im Wachsen sind, so sind es die Rußlands mindestens in gleichem Maße. Rußland ist also der einzige Gegner, der uns gewachsen, aber auch allein entschieden gewachsen ist. Mag seine Organisation schwerfälliger, seine Truppenconcentration schwieriger, seine Mobilmachung langsamer, seine Intendantur und Verpflegung mangelhaft sein, so sind doch dies alles Mängel, die bei der Defensive weniger zur Sprache kommen, und schon durch die der Defensive günstige geographische Beschaffenheit des Landes aufgewogen werden, das nicht wie Oesterreich oder Frankreich mit einem kühnen Stoß in's Herz zu treffen ist, sondern langlebig ist wie ein kolossales Amphibium. Dafür ist ferner der russische Soldat der beste der Welt nächst dem deutschen, und seine Bewaffnung und Ausbildung gut. Ein Krieg mit Rußland gehörte jedenfalls zu dem Schlimmsten, was dem Deutschen Reiche begegnen könnte, denn er würde, auch siegreich geführt, uns keine Früchte bringen, und bei den enfaltelten Massen und der Gleichheit der Kräfte furchtbar blutig sein; wobei zu beachten, daß jeder gefallene oder arbeitsunfähig gewordene Deutsche ein weit größeres volkswirthschaftliches Capital repräsentirt, als ein desgleichen Russe. Bei unglücklicher Wendung des Krieges siegt, wie schon erwähnt, Berlin dem feindlichen Vorstoß ziemlich offen. Es dürfte fraglich sein, ob nicht ein Krieg mit Rußland allein ein größeres Uebel zu nennen wäre als ein Krieg mit Frankreich und Oesterreich zugleich, bei dem wir zwar unsre Landwehren stark anspannen müßten, aber doch auch glücklichenfalls bedeutende positive Erfolge erzielen könnten. Mit Rußland als Bundesgenossen können wir jeder erdenklichen Coalition gelassen die Stirn bieten; ein Krieg von Rußland und Frankreich zusammen gegen uns allein wäre Deutschlands Ende, wenn nicht der Geist Friedrich des Großen und sein Glücksstern über demselben waltet. Aber selbst ein Krieg zwischen Rußland und Frankreich einerseits und Deutschland und Oesterreich andrerseits würde unsre volle Kraft in Anspruch nehmen, um so mehr, als Oesterreichs deutsche und magyarische Truppen zum Theil wahrscheinlich gegen aufständische Slawen würden kämpfen müssen; und ein solcher Ausfall würde kaum durch die Bundesgenossenschaft Italiens gedeckt werden. Auf die Türkei wäre in solchem Falle auch wenig zu rechnen, da sie, durch den wahrscheinlichen Abfall Egyptens geschwächt, mit den auf Rußlands Wink sich erhebenden Griechen, Rumänen, Montenegrinern, Serben und sonstigen Slawen wohl genug zu thun

Digitized by Google

haben würde. Die immerhin wahrscheinlichste kriegerische Constellation der Zukunft ist mithin immer noch dazu angethan, uns mit ernster Sorge zu erfüllen und zu unermüdlichem Eifer in Rüstungen und organisatorischen Vorbereitungen anzuspornen, da sie uns eher noch ungünstiger stellt als ein Krieg zwischen Deutschland und Rußland allein; denn Italien und das durch Aufstände geschwächte Oesterreich wiegen zusammen kaum das mit allen Kräften zur Rache gerüstete Frankreich auf. Zugleich würden aber dann unsre Gegner den Vortheil einheitlicher strategischer und politischer Leitung vor uns voraus haben, denn es würden auf dem westlichen Kriegstheater nur Franzosen gegen deutsche und italienische Armeen, auf dem östlichen nur Russen gegen deutsche und österreichische Heere kämpfen.

Trotz alledem steht unsere Hoffnung darauf, daß der russisch-österreichische Antagonismus groß genug ist, um jede der beiden Mächte zum Losschlagen auf die andere zu zwingen, sobald diese auf uns losschlägt; denn nur dieser Antagonismus schützt uns davor, zwischen Rußland und Frankreich ohne Bundesgenossen zerquetscht zu werden. Dieser Antagonismus entspringt einestheils aus dem Gegensatz der Interessen beider Staaten in der orientalischen Frage, und andernntheils aus dem fatalen Umstand, daß das nördlich der natürlichen Nordostgrenze Oesterreich-Ungarns, des Karpathengebirges, gelegenene Ostgalizien mit seinen 3 Millionen Ruthenen geographisch, ethnographisch, sprachlich und kirchlich zu Rußland gehört, was aus dieser Provinz ein zweites Venetien für Oesterreich machen muß, sobald das stumpfe, unter polnischem Druck lebende Volk sich dieses Sachverhältnisses klar bewußt wird. Nebenursachen für den russischen Groll sind noch Oesterreichs Undankbarkeit im Krimkriege gegen die im ungarischen Aufstand geleistete Hülfe und seine Häschelung der Polen während der polnischen Aufstände. — Würde Oesterreich die Unklugheit begehen, sich mit Frankreich gegen uns zu verbünden, so würde Rußland sich wahrscheinlich auf unsere Seite schlagen und wir würden mit diesem Bundesgenossen den beiden feindlichen Staaten sehr bald den Garaus machen. Wegen der Sicherheit dieses Resultats ist auch eine solche Unklugheit von der oesterreichischen Regierung nicht zu erwarten. Träte sie doch ein, so wäre dies für uns der denkbar günstigste Fall eines künftigen großen Krieges. Oesterreich ist überhaupt wegen seiner inneren Wirren augenblicklich kaum in der Lage, zur Offensive vorzugehen, außer wo es sich, wie im Orient, um den Schutz so bringender Lebensinteressen handelt, daß es geboten scheint, für dieselben selbst seine Existenz auf's Spiel zu setzen. Deshalb meint Oesterreich seine friedlichen Versicherungen ebenso ehrlich wie Rußland und hofft wie dieses durch Zeitgewinn sich dergestalt zu kräftigen, daß es bei einem späteren Conflikt seine Interessen nachdrücklicher zu wahren im Stande sein werde, als es jetzt vermöchte.

Rußland, Oesterreich und Frankreich, alle drei wünschen aufrichtig den Frieden für die nächsten Jahre, aber nur deshalb, um Zeit zur inneren Kräftigung und Vorbereitung für künftige Kriege zu gewinnen, und wir, die wir wie ein Zündhölzchen zwischen diesen drei Feuern liegen, sollten wir nicht aus dieser Sachlage die ernsteste Mahnung schöpfen, auch unsererseits unablässig an der Verstärkung unserer Kriegstüchtigkeit, an der weiteren Steigerung der Schlagfertigkeit unserer Heeresorganisation, an der fortgesetzten Erhöhung der Zahl ausgebildeter Reserven und Landwehren von allen Chargen zu arbeiten, um unsere gefährdete geographisch-politische Lage dadurch einigermaßen auszugleichen, daß wir im Verhältniß zur Bevölkerungsziffer erheblich größere kriegstüchtige Heere aufzustellen vermögen als unsere Nachbarn? Welches Maß politischer Unreife gehört dazu, um in einer solchen Lage von der Regierung Verminderung des stehenden Heeres und des Militäretats zu verlangen und den Reichstag zu solchen Forderungen bewegen zu wollen! Als ob die ersehnte Freundschaft und friedliche Verbrüderung der Völker vorläufig mehr als ein schöner Zukunftstraum und nicht vielmehr gegenwärtig Neid und Haß der normale Zustand zwischen concurrirenden Nachbarvölkern wäre, die im unerbittlichen Kampf um's Dasein nur die Wahl haben, Hammer oder Ambos zu sein! Wo alle Nachbarn rings umher, die es nicht nöthig haben, die ungeheuersten Anstrengungen zur Vermehrung ihrer Armeen machen, sollten wir, die es fast allein nöthig haben, auf's äußerste gerüstet zu sein, zur Verminderung dessen schreiten, was wir seit zehn Jahren besitzen, und was nur deshalb sich als in so hohem Maße genügend erwiesen hat, weil wir 1866 und 70 das Glück hatten, es immer nur mit Einem Feinde zu thun zu haben, und außerdem in wahrhaft wunderbarer Weise vom Glücke begünstigt wurden?

Frankreich kann abrüsten, denn von dem einzigen Nachbarn, der es angreifen könnte, weiß es sicher, daß er es nicht angreifen will und wird, da derselbe alles von ihm erlangt hat, was zu fordern seinen Interessen dienlich schien, nämlich die Sprachgrenze mit Metz. Wenn also Frankreich stärker rüstet als je, so kann es nur in offensiver Absicht sein, um Revanche zu nehmen und um seine angemaßte Präponderanz in Europa von neuem zur Geltung zu bringen. — Rußland kann ebenfalls abrüsten, weil es weiß, daß keiner seiner Nachbarn etwas von ihm haben will und es in seinen weiten uncultivirten Landstrecken bereits ein mächtiges Element der Defensive besitzt; wenn es also in ungeheuren Dimensionen rüstet, so kann es ebenfalls nur in offensiver Absicht sein, weil es weiß, daß es noch Fragen zu lösen hat, die nur mit dem Schwerte zu lösen sind. Ueber die Berechtigung dieser Stellungnahme von Seiten Rußlands läßt sich wenigstens streiten; aber Frankreich ist ein ganz und gar fertiger nationaler Einheitsstaat, der gar keine Fragen mehr zu lösen vor sich hat, als innere sociale; bei ihm sind also die offensiven Gelüste als reine Ausgeburten des Ehrgeizes und der Eitelkeit ganz unentschuldbar.

Italien kann abrüsten, sobald Frankreich abrüstet, und es sich von der beständigen Bedrohung einer französischen Invasion behufs Restitution der weltlichen Herrschaft des Papstes befreit sieht. England, Spanien, Holland und die Schweiz sind schon so gründlich abgerüstet, daß sie den Wünschen der Friedensapostel kaum noch Spielraum lassen. Oesterreich, welches schon jetzt bei nahezu gleicher Einwohnerzahl wie Deutschland eine sehr viel geringere Truppenzahl als dieses stellt, darf deshalb an eine Verminderung seiner gegenwärtigen Wehrfähigkeit nicht denken, weil ihm noch der Kampf auf Leben und Tod um die orientalische Frage mit dem mächtigen Rußland bevorsteht. Nur die Nihilisten in Oesterreich, welche, vielleicht nicht mit Unrecht, behaupten, daß es für ihr Land doch kein Recept mehr gebe, um den unaufhaltsamen Zersetzungsproceß, in dem es sich befindet, auch nur zum Stehen zu bringen, geschweige denn wieder gut zu machen, nur diese können ihrer Regierung zur Abrüstung rathen, um den Todestag ihres Staates mit in den Schooß gelegten Händen zu erwarten.

Deutschland aber, wenn es nicht in ähnlicher Weise, hier aber sicher ganz grundlos, sich selber moralisch aufgeben will, darf und kann unter keiner Bedingung seine jetzige Heeresstärke herabmindern, bevor nicht Frankreich und Rußland mit ihren Rüstungen so weit heruntergegangen sind, daß die Summe ihrer Heere auf Kriegsfuß die Größe des deutschen nicht mehr übertragt. Wenn irgend möglich müssen wir dies Stärkeverhältniß auch jetzt schon durch Steigerung unserer Wehrkraft wenigstens annähernd zu erreichen suchen, und das Mittel dazu wäre trotz ihrer sonstigen Uebelstände die zweijährige Dienstzeit, die allerdings erst nach vollendeter Verschmelzung der gesammten deutschen Contingente zu einer einheitlichen Reichs-Armee zur Ausführung gelangen dürfte, und auch dann noch mannichfache Modificationen unseres Recruitirungs- und Ausbildungsmodus zur Vorbedingung haben müßte. Zum ersten Male wird hier die zweijährige Dienstzeit nicht aus Ersparnißrücksichten, sondern im Interesse der erforderlichen Steigerung der Wehrfähigkeit des Reichs empfohlen, weil sie die

Digitized by Google

anderthalbfache Zahl ausgebildeter Reserven und Landwehren liefern würde als die jetzt bestehende dreijährige. Der Militäretat wird durch den sinkenden Geldwerth doch ohnehin schon bald seine Erhöhung fordern, die ihm zur Erhaltung des status quo nicht verweigert werden darf. Daß die Stärkeverhältnisse der Armeen es sind, welche die großen und entscheidenden Erfolge schaffen und verbürgen, wenn Bewaffnung, Ausbildung und Führung eine annähernd gleich gute ist, das wollen unsere liberalen Politiker zum Theil noch immer nicht begreifen, obwohl der Krieg von 1870 gegen die Armeen des Kaiserreichs es ihnen deutlich genug illustrirt, und die von Napoleon dem Ersten inaugurirte Kunst der Strategie wesentlich darauf beruht, den Feind immer nur mit überlegenen Kräften anzugreifen.

Wenn die erste aus der Betrachtung der geographisch-politischen Lage Deutschlands gezogene Lehre die ist, daß wir erst die letzte der europäischen Nationen sein können, welche abrüstet, so lautet die zweite daraus zu entnehmende Nutzanwendung dahin, daß Deutschland genöthigt ist, eine eminent friedliche Politik zu verfolgen. Wenn schon ein jedes Volk nur zum Schutze seiner höchsten politischen und Culturinteressen nach Erschöpfung aller friedlichen Verständigungsmittel zu den Waffen greifen soll, so ist doch oft genug aus Ehrgeiz, Habsucht u. s. w. gegen dieses Gebot der Vernunft und Sittlichkeit gefrevelt worden, und zwar gerade deshalb ist von andern Völkern, namentlich den Franzosen, oft leichtsinnig dagegen gefrevelt worden, weil selbst im Fall eines unglücklichen Ausgangs die Gefahr nicht erheblich schien, welche Voraussicht in der That dadurch gerechtfertigt erscheint, daß Frankreich trotz aller seiner räuberischen Ueberfälle noch heute sein ganzes Sprachgebiet als staatlichen Besitz in blühendem Wohlstand behauptet. Dies war aber nur möglich, weil die geographische Lage Frankreichs es nur auf der nördlichen Hälfte seiner Westgrenze einigermaßen ungedeckt gelassen hat, und weil es bei allen seinen nach Westen gerichteten Ueberfällen stets sicher war, Rücken und Flanken geschützt zu haben. Deutschland aber muß bei jedem Angriffskriege darum zittern, daß ein anderer Feind seine Blöße benutzte, um ihm das Schwert in Rücken oder Seite zu bohren, und nach jedem neuen Angriffskriege muß es vor dem Gedanken beben, sich für die Zukunft einen rachsüchtigen Feind mehr gemacht zu haben. Deshalb ist Deutschland vor allen anderen Ländern auf eminent friedliche Politik zwingend angewiesen, und glücklicherweise stimmt diese Nothigung vollkommen mit den Neigungen des Volkscharakters, mit der föderativen Verfassung des Reichs und mit der Art der Heeresorganisation überein, so daß ein kriegerischer Kaiser, der den Forderungen der geographischen Lage zum Trotz einen Angriffskrieg führen wollte, nicht nur die friedlichen Neigungen des Volkes, verstärkt durch die Lasten der allgemeinen Wehrpflicht in allen Ständen, gegen sich hätte, sondern auch außer der Bewilligung der Kriegskosten durch den Reichstag noch die Zustimmung des Bundesraths zur Kriegserklärung erlangen müßte, ehe er seine Absicht durchsetzte. Das Ausland, insoweit es sachlichen Gründen zugänglich ist, muß sich über kurz oder lang davon überzeugen, daß in keinem Lande auch nur annähernd so starke Garantien gegen offensive Kriegsgelüste vorhanden sind als in Deutschland, und daß bedeutende Rüstungen in diesem Lande deshalb keineswegs in offensivem Sinne zu deuten sind, weil kein anderes Land so sehr in der Lage ist, sich für die Defensive mit Anspannung aller Kräfte vorbereiten zu müssen. Aber es wird lange dauern, ehe solche Einsicht in Verbindung mit einer richtigeren Würdigung der deutschen Geschichte der letzten zehn Jahre sich im Auslande Bahn bricht, jedenfalls viel länger, als bis der nächste Krieg an uns herantritt. Denn wir leben in einer kriegerischen Periode, wie sie mit den friedlichen Perioden in der Geschichte abzuwechseln pflegen in einem Rhythmus, der ungefähr an der Dauer eines Menschenalters sein Maß hat, und die Kriege unserer Zeit sind in dem Maße großartiger wie früher, als die von uns zu lösenden Aufgaben großartiger und zugleich klarer gestellt sind. Eine noch so friedliebende Politik schützt uns deshalb immer nicht vor der Kriegsgefahr; heute wie zu Zeiten des alten Fritz heißt es: „Feinde ringsum“, heute wie damals sind wir auf unsre eigne Kraft angewiesen, und müssen uns so zum Kriege vorbereiten, daß wir wenigstens dem Angriff von zwei verbündeten Großmächten allein auf uns selbst gestützt mit Ruhe begegnen können. Nur so können wir sicher sein, auch unter leicht möglichen ungünstigen Umständencombinationen den Bestand des neu gegründeten Reiches zu wahren und von diesem Fundament des nationalen Lebens aus die hohe culturhistorische Aufgabe des Deutschthums in der Menschheitsentwicklung zu erfüllen.

Von der kurischen Nehrung.

Von **Karl Braun-Wiesbaden.**

II.

Schwarzort, im August.

Eine der vielen Wohlthaten, welche man hier auf der Nehrung genießt, besteht darin, daß es für dieses Land absolut keinen Badeker oder etwas dem auch nur entfernt Aehnliches gibt. Die Reisehandbücher und deren Karten gehen gewöhnlich nur bis Königsberg, und was darüber hinaus liegt, gilt als „kimmerische Nacht“. Der alte Homer freilich suchte die kimmerische Nacht in dem fernsten Westen; uns war es vorbehalten, sie im Nordosten, und noch dazu in unserem eigenen deutschen Vaterlande zu suchen. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich zuletzt manchmal boshaft wurde, wenn meine Bekannten in Berlin nicht aufhörten zu lachen über meine [illegible] auf der kurischen Nehrung Villeggiatura zu halten. Und wär' [illegible] diesen Ignoranten zum Trotz, ich amüsire mich hier köstlich, und zwar zum Theil gerade deshalb, weil es hier keinen Badeker gibt. Allen Respect vor diesen trefflichen Büchern und den großen Diensten, welche sie der reisenden Menschheit, die derselben bedarf, leisten, aber ich finde ein größeres Vergnügen darin, lediglich auf die Leute des Landes angewiesen zu sein und aus ihnen alles das herauszufragen, was man zu wissen nöthig hat. Noch kürzlich fragte mich jemand nach einem ungarischen Bädeker. Ich antwortete ihm: Abgesehen von einer guten Schrift von Fuchs über die „Hohe Tatra“ gibt's nichts der Art; aber ich kann Ihnen einen Ersatz verrathen; reisen Sie nach Füred am Plattensee und machen Sie sich mit der dortigen Badegesellschaft bekannt, das ist ein lebendiger Bädeker erster Qualität. (Beiläufig bemerkt, der Ausdruck „das Bad Füred“, den man so oft in Oesterreich hört, ist eine Tautologie. Das magyarische „Füred“ heißt auf Deutsch „Bad“.)

Orientiren kann man sich auf der Nehrung sehr leicht. Die Nehrung ist nicht eine halbe Meile breit, und wer Ausschreitungen begeht, fällt entweder auf der einen Seite in das Haff oder auf der andern in die See. Und doch umschließt dieser enge Raum eine ganze Welt. Ich will sie beschreiben.

Ueber die Nehrung ihrer ganzen Länge nach, gewöhnlich so ziemlich in der Mitte, zieht sich die große Hauptdüne hin, und zwar wellenförmig, bald hoch bald niedrig, im Durchschnitt wohl 80 bis 100 Fuß über Meeresspiegel. Früher soll über diese Höhe der Eilwagen zwischen Sameland und Memel gegangen, aber eines Tages mit Vieh und Geschirr und Mann und Maus von dem Sande verschlungen worden sein. Jetzt sieht man auf diesen beweglichen Höhen keine menschliche Seele mehr. Nur hin und wieder steht ein einsames trigonometrisches Zeichen. Von dieser Hauptdüne, von diesem breiten Sandrücken laufen einzelne Seitendünen aus, wie die Rippen vom menschlichen Rückgrat. Der Wald von Schwarzort nur erstreckt sich in einer Länge von mehr als einer halben Meile zwischen zwei solchen Seitendünen, welche sich von der von Süden nach Norden

Digitized by Google

hinlaufenden Hauptdüne in östlicher Richtung abzweigen und senkrecht auf das frische Haff ausstoßen. Der südliche Sandberg heißt „der Schapenberg“ und ist 109 Fuß, der nördliche heißt „die Grickin“ und ist 172 Fuß über Meer. In diesem Walde, der nun ebensalls sich wieder in kleinere Höhen und Thäler theilt, liegen die drei Theile, aus welchen Schwarzort besteht, nämlich: nördlich am Ausgange des Waldes nicht weit von der Grickin (der Ton liegt auf der letzten Silbe) die Bernstein-Colonie, welche mit zwölf Dampfbaggern im Haff arbeitet, — südlich am Ausgange des Waldes das Fischerdorf mit seinen Häusern, Häuschen und Hütten, von welchen keines einen Schornstein hat, und mit seiner hölzernen Kirche, welche schon Bamfälligkeit halber gestützt werden muß und sich mit rührender Bescheidenheit hinter den Bäumen verbirgt, — endlich in der Mitte das Bad oder richtiger der Badeort. Denn man badet natürlich nicht auf der Haff-, sondern auf der Seeseite.

Vor dem letzteren fährt das Dampfboot mit halber Kraft und ein Kahn nimmt die Bade-Reisenden in Empfang, um sie auf der Spitze eines langen, schmalen und geländerlosen Steges auszusetzen und ihnen dann zu überlassen, was sie weiter zu thun für gut finden. Ein Schwindelkranker kann leicht herunter fallen, riskirt aber, bei der geringen Tiefe, nichts, als ein kaltes Bad, das wohl gegen Schwindel recht gut ist. Welchen Weg man weiter einzuschlagen hat, darüber kann man nicht in Zweifel gerathen. Denn es sind Bretter aufgelegt, um das Waten im Sand zu ersparen. Und wie sast alle Wege nach Rom, so führen hier alle Bretter zu Herrn Stellmacher, der hier eine ganze Anzahl Hotels hat — ich zählte deren vier — alle nach demselben Muster gebaut, — offscartiger Halbschweizerstil, — baltischsaures Schweizervid — oder wie ich es sonst nennen soll. Doch Spaß bei Seite, die Häuser sind gut und die Wirthschaft auch, Jedes Haus hat eine oder mehrere Verandas an der Offseite und außerdem gehören dazu noch allerlei Lauben und Zelte, worin man recht behäbig sitzt und gemüthlich plaudert.

Herr Ernst Wichert in Königsberg läßt in einer seiner trefflichen baltischen Novellen einen blasirten Berliner, einen „gehaltlosen Assessor“, welchen seine Frau Mama in ein solches Offseebad befohlen hat, folgenden Schmerzensschrei ausstoßen:

„Wer welcher vernunftbegabte Mensch wird das Ding hier ein Seebad nennen? Was hat man denn hier? — Kursaal: der leere Heuschober, worin die Hühner und Ferkel unseres liebenswürdigen Wirthes umherlaufen — Corso: der wackelige und lebensgefährliche Bretterſteg am Strande — Concert: Wassersorget Morgens, Mittags und Abends, freilich umsonst und mit Variationen aus dem Piano in's Forte — Gegend: gar keine — Sand: noch weit ärger als in Berlin — Vergnügen: Morgens auf nüchternen Magen ein Seebad, mit obligater Gänsehaut und Zähneklappern, trotz Monat Juli und August — Kasse: von mehr als zweifelhafter Beschaffenheit mit einem Strützel (Strützel ist, mit Verlaub Herr Assessor, ein ganz vortreffliches ostpreußisches Gebäck, dessen Gleichen man in Berlin vergeblich sucht! Br.), an dem gewöhnlich nichts ehrwürdig ist, als sein Alter — dann einige Stunden Morgenruhe, Schachpartien und Pfeifenrauchen — frugales Frühstück — darauf wieder Essen und Mittagsschlaf, soweit ihn die Fliegen gütigst gestatten — dann wieder Kasse und Strützel, nebst Promenade am Strand mit Stein- und Muschelsuchen — hierauf Siesta in dem warmen Sande, wobei es sogar jedem Naturschwärmer erlaubt ist, sich gänzlich einzugraben und nur den Kopf herauszustrecken — Sonnenuntergang mit saurer Milch — die letzte Cigarre oder Pfeife — dann gute Nacht — morgen wieder das Nämliche von vorne — und so mit Grazie in infinitum, bis die Verzweiflung überhand nimmt und man wieder abreist.“

Gewiß, von dem Standpunkt des Berliners, welcher am Ostseestrande ein Asphalt-Trottoir wie unter den Linden — ein Gabelfrühstück wie bei Hiller — eine Oper mit Herrn Niemann und Frau Lucca — u. s. w. verlangt, ganz richtig. Vom Standpunkt eines vernünftigen Menschen die crasseste Verleumdung.

Betrachten wir einmal ein Schwarzorter Tagewerk. Morgens geht's natürlich zunächst in das Bad. Man hat dazu eine gehörige Viertelstunde zu marschiren vom Haff-Strande zum See-Strande, über die Hauptdüne. Man geht aufwärts zunächst in dem schon erwähnten Walde, der beinahe bis auf die Höhe reicht. An den Stellen, welche vor der Schärfe des Windes und den Sand-Ueberschwemmungen geschützt sind, findet man eine prachtvolle Flora.

Ich erinnere mich, während meiner häufigen Alpenfahrten die Linnea borealis nur einmal, nämlich an einem Wasserfalle in der Nähe von Umhausen im Oetzthal (Tirol), gefunden zu haben. Hier aber wuchert sie förmlich in gewissen feuchten Vertiefungen des Waldes und ihre rankenförmige Windung, ihre herzförmigen hellgrünen Blättchen erfreuen das Herz. Auch weniger seltene Heidelbeeren und Preißelbeeren (die ersteren nennt man in Berlin „Besinge“ und die letzteren in Niedersachsen, Hannover u. s. w. „Cronsbeeren“) stehen dicht gedrängt, Schulter an Schulter, um der Ungunst des Klimas zu trotzen. Aus ersteren bereitet man hier eine gute Suppe und aus letzteren ein noch besseres Compot. Höher hinauf bemerkt man schon im Walde die Spuren der heranrückenden Sandwüste. Namentlich ist es die Bartflechte, welche sich überall an die Bäume und Sträuche hängt und ihnen die Kraft aussaugt, so daß sie endlich den Winde und dem Sande keinen Widerstand mehr zu leisten vermögen. Es ist eine unheilvolle Schmarotzerpflanze, diese Bartflechte, und doch thut sie eine malerische Wirkung, wenn sie so in den silbergrauen Flocken von der Höhe der Bäume herabhängt und recht sich behaglich schaukelnd im Winde. Die Bartflechte ist der Vorbote des nahenden Verhängnisses, welches sein Opfer, den Baum (wie Julius Schumann sagt), mit Guirlanden umkränzt, bevor es ihn obschlachtet.

Sobald wir den Wald hinter uns haben und noch etwa hundert Schritte über die Sanddüne gegangen sind, finden wir eine hölzerne Bank primitivster Construction, welche den Hohepunkt markirt, von dem aus man das Haff und die See zugleich sieht. Es ist ein eigenthümlicher Anblick, den man jedoch nur dann vollkommen genießt, wenn man sich auf die Bank stellt. Malerisch kann man das Bild nicht nennen, denn dafür ist es zu wenig begrenzt und gruppirt. Aber es ist auch ein Irrthum, das Schöne und das Malerische zu identificiren. Die Mittel der Malerei sind viel zu beschränkt, um alles Schöne darstellen zu können. Die Grenzen des Schönen sind weiter gezogen.

Fangen wir im Osten an. Hier ragen die melancholisch dunkeln Wälder des Litthauer Festlandes. Dann kommt das gelblich-grüne Haff, belebt von Dampfbaggern und Fischerkähnen und tanzenden Wellen. Ebenso bewegt, wie der Wald stille.

In der Mitte die kurische Nehrung, ebensalls mit mannichfachem Farbenspiel. Zuerst der saftig grüne Wald an der Ostküste; dann die Düne, anfangs noch mit dem dürftigen Grün des Strandhafers schattirt; hierauf die nackte Düne, brutaler gelbgrauer Sand, über welchen die Bretter gelegt sind, die den des Sandwatens unkundigen Fremdling anweisen, sich mit Seiltänzer-Künsten zum Meer durchzuschlagen; dann ein rothgefärbter Thonsand, und endlich der etwas angefeuchtete hellbraune Strand.

Im Westen folgt nun das Meer. Zuerst die Brandung, in welcher grüne Wasser- und weiße Schaum-Streifen einander mit einer gewissen Regelmäßigkeit ablösen; dann die blaue See, in welcher hin und wieder einzelne „Schäfchen“ austauchen und tanzen; und endlich, wie man hier sagt, „die offenbare“ See, blau, tiefblau, schwarz, immer höher hinaufsteigend, als wolle sie den Wolken entgegenschwellen, „den eilenden Wolken, den Seglern der Lüfte“, mit welchen hier auf dem Lande der Sand zu concurriren versucht und sast nicht ohne Erfolg.

Nun tanzen wir auf den Landdielen hinunter bis zu den Badehäuschen, welche in zwei ziemlich weit von einander entfernte Gruppen getheilt sind, rechts für die Schase, links für die Böcke, will sagen: dort für die Damen und hier für die Herren.

Zur Beschämung für den oben genannten verleumderischen Berliner Assessor will ich hier nur einen Unterschied zwischen Helgoland und Schwarzort hervorheben — natürlich zu Gunsten des letzteren. Wenn der Hamburger Dampfer in Helgoland landet, bildet das Badepublicum Spalier, um über die Seekrankheit der neuen Ankömmlinge zu lachen, und wenn unter den Letzteren einer recht elend ist, so tönt ihm aus der Reihe der „Käfer-Allee“ die ironischfreundliche Anfrage entgegen: „Wünschen Sie vielleicht eine Droschke?“ Natürlich existirt eine solche nicht. Auf der ganzen Insel gibt's keine Pferde.

Digitized by Google

Hier in Schwarzort ist das anders. Hier gibt es keine Seekrankheit und keine Läster-Allee — wohl aber Droschken und Pferde. Man kann also aus den Hotels auf der Ostseite der Nehrung nach den Bädern auf der Westseite fahren. Die Pferde keuchen und schnaufen und die Räder mahlen im tiefen Sande. Aber man kommt doch vorwärts, wenngleich sehr langsam; und meine Großmutter, welche das Marschiren nicht liebte, pflegte zu sagen: „besser demüthig gefahren, als hoffahrtig gegangen.“

Namentlich sind es die Damen, welche sich hier der Wagen bedienen, und wenn es ein wenig kalt ist, was vorkommt, dann wickeln sie sich ein, daß sie aussehen wie die Franzosen an der Beresina und auf dem Rückzug aus Rußland.

Die Bäder sind gut; der Boden nur Sand, nirgends ein Stein des Anstoßes. Bei lebhaftem Nordwind hat man eine prachtvolle Brandung. Sie ist manchmal so stark, daß wir uns die Hände reichen und viribus unitis Widerstand leisten mußten, um nicht umgeworfen zu werden. Aehnlich wie man sich bei Gletscher-Touren an einen gemeinsamen Strick bindet, um bei der Wucht der Gesammtheit Rückhalt und Garantie zu suchen gegen einen Fehltritt des Einzelnen.

In dem Damenbad ist jener Strick schon vorhanden. Kelata rofero. Ich selbst habe ihn natürlich nicht gesehen. Es sind nämlich Pfähle auf dem Lande und etwa 40 Schritte weit bis in die See eingerammt und durch ein starkes Tau verbunden. An dem letzteren halten sich die Damen, um gegen die Brandung aufkommen zu können. Auch läßt sich das Tau als Reck benutzen, um Turnerkünste im Wasser zu machen.

Bei besonders kaltem und stürmischem Wetter pflegen Viele nicht zu baden. Ich halte das für irrationell. Man friert nur dann, wenn die Differenz zwischen der Wärme der Luft und der des Wassers sehr groß ist. Ist die Luft auch kalt, so ist die Differenz kleiner, und das Wasser kommt Einem verhältnißmäßig wärmer vor; und je stürmischer die Brandung, desto stärker die Reaction der Haut; nach dem Bad noch ein gehöriger Dauerlauf im tiefen Sande: dann kann die beste Wirkung nicht fehlen. Eines Tages behauptete die ganze Badegesellschaft, wir seien im Wasser von einem Hagelschlage getroffen worden. Viele schrieen vor Schmerz, die Meisten liefen schnell in die Auskleidebude, und die, welche blieben, warfen am Oberkörper roth punktirt. Die Leute auf dem Lande aber hatten von einem Hagelschlag nicht das Geringste wahrgenommen. Wahrscheinlich war es also nur ein vom Wind in horizontaler Richtung scharf vorwärts gepeitschter Regen.

Mit dem Bade ist man bei guter-Zeit fertig und belohnt sich für dies Vergnügen durch ein Frühstück. Auch für den Rest der Tagesordnung ist reichlich gesorgt. Man unterrichtet sich in der Bernstein-Colonie über die interessante Gewinnung dieses Stoffes und seine noch interessantere Verwendung und Verwerthung. Man geht auf einen der Dampf-Bagger, oder man macht auf einem Personen-Dampfer einen Abstecher nach Memel oder hinüber nach der Litthauer Seite, wobei ich jedoch bemerken will: das Hoff ist manchmal sehr wild und einmal hatten fast alle Passagiere des Dampfers die Seekrankheit. Das sind jedoch Ausnahmen.

Man kann auch mit den Fischern hinaus auf die See fahren, wobei indeß für nicht wetterfeste Leute die Seekrankheit die Regel bildet. Denn um das Netz zu legen und um es zu heben, hat der Fischer nöthig, Anker zu werfen. Wenn aber die See nur ein bischen bewegt ist, so macht so ein kleiner Fischer-Kahn die seltsamsten Bewegungen, welche in ihren Wirkungen viel verhängnißvoller sind als die eines großen, mit ganzer Kraft vorwärts fahrenden Schiffes. Das Schiff hat seine Schwankungen zwischen Vorder- und Hintertheil, zwischen Bugspriet und Stern. Ist es schlecht gebaut, dann rollt es auch, d. h. es bewegt sich mit den beiden Längen-Seiten in der Art, daß sich bald die eine und bald die andere hebt und senkt. Und dieses seitliche Rollen ist schon schlimmer als das Schaukeln nach der Länge. Aber alle diese Bewegungen haben doch immer eine Art von Regelmäßigkeit, auf welche man sich zur Noth einrichten kann.

Davon ist aber bei einem Fischerkahn, welcher auf hoher See vor Anker liegt, gar keine Rede. Er ist einem unvernünftigen Roß vergleichbar, den man gewaltsam am Strick hält. Der Kahn scheint sich um jeden Preis von dem Anker und dem Tau losmachen zu wollen. Er macht die tollsten Sätze und Capriolen. Vor- und rückwärts, auf- und abwärts und nach allen möglichen Seiten. Drum prüfe reiflich, wer sich bindet, d. h. wer sich einem solchen kleinen Tollkopf anvertrauen will. Alle Reminiscenzen an das „O pescator' dell' onda“ und andere sanftmüthige Fischer-Lieder halten nicht Stich vor der Seekrankheit, und das Naßwerden hat man noch gratis. Wer aber glaubt es risiren zu können, der borge sich zu der Fahrt wenigstens die hier zu Lande übliche lange, weite, blaugraue Jacke aus Wand und jenen gut geölten Schifferhut, welche man den „Süd-Wester“ nennt. Auch darf er sich einen Rheumatismus oder Schnupfen nichts machen.

Hat er dann das Abenteuer zu Wasser glücklich überstanden, so denke er allemal, wenn er wieder zu Lande hinter einer Schüssel Lachs, Steinbutte, Strömling, Bratfisch, Flunder, Dorsch oder Häring sitzt, daran, welche Mühe es macht, diese Früchte dem Meere zu entreißen; und das „olim meminisse juvabit“ wird ihm das Mahl würzen, das sich übrigens hier in Schwarzort auch auf Süßwasser-Fische ausdehnt und durch die Mannichfaltigkeit der Zubereitung auszeichnet.

Abends hat man zu wählen zwischen Naturgenuß und geselschaftlichem Vergnügen. Was das letztere anlangt, so finden in dem Haupt-Hotel zuweilen improvisirte Bälle statt, selbst während eines Sturms, bei welchem im Dorfe die Fischerweiber wegen des Schicksals ihrer auf der See befindlichen Männer und Jungen zittern. Abgesehen vom Tanzen, regt die Musik wohl auch zum Singen an. Bei einer solchen Gelegenheit hörte ich zum ersten Mal den „Kutschke-Marsch“, welcher nach dem Kriege in Königsberg ebenso unverneidlich war, wie am Beginn des Kriegs in Deutschland die „Wacht am Rhein“, und in Paris das „à Berlin!“ und die Marseillaise.

Der Text des Kutschke-Marsches hat eine endlose Reihe von Versen, von welchen sich die meisten dadurch auszeichnen, daß sie absolut keinen Sinn haben. Der einzige Vers, welchen ich (zwar auch nicht verstanden, aber doch) im Gedächtniß behalten habe, lautet so:

„Meine Mutter ist ein alted Weib
— Wohl auf der Eisenbahn —
Drum haßt sie alle junge Leut'
— Wohl auf der Eisenbahn —
Und da singen wir ein wunderschönes Lied — Ballera! —
Und fahren durch die Welt;
Wir fahren auf der Eisenbahn
So lang' es uns gefällt.
— Siehst Du wohl? —“

Daneben hörte ich auch eine neue Variation auf das alte „Freut Euch des Lebens“, nämlich:

„Ein wilder Bär aus Polen kroß
Den Tischler sammt dem Winkelmaß
Und ließ das Beilchen unbemerkt,
Das an dem Wege blüht.
Freut Euch des Lebens ꝛc.“

In unseren alten deutschen Chroniken steht von jedem Jahre gewissenhaft aufgezeichnet: „Zu selbiger Zeit sung und pfiff man das und das Lied.“ Man sollte diese gute Sitte unserer Altvordern wieder aufnehmen. Solche Lieder sind wichtig für die Gesellschafts-Wissenschaft und die Culturgeschichte. Der „wilde Bär“ repräsentirt die russische Grenzsperre, und der „Kutschke-Marsch“ die furchtbar lange Eisenbahnfahrt aus dem Innern Frankreichs bis in das Land zwischen der frischen und der kurischen Nehrung.

Am liebsten waren mir die Abende an der See. Der Sonnenuntergang zu Wasser ist etwas ganz Anderes, als der zu Land.

Zu Berlin z. B. geht die Sonne natürlich hinter Charlottenburg unter; und dann natürlich kommt sie nach Spandau, und dann nach Potsdam, und was nach Potsdam folgt, das weiß auch schon jedes Kind. Alles bekannte, alte, abgedroschene Dinge.

Aber hier ist es jeden Abend anders, und besonders ergreifend ist es unmittelbar vor dem Sturme. Das dürfen Sie ja nicht versäumen, wenn Sie Vergnügen beim „Gruseln“ empfinden.

Dann ist die See im Westen von schwarzen Wolken umlagert. Darüber steht die Sonne, wie Blut so roth. Anfangs ist noch ein heller schmaler Streifen zwischen der See und den dunkeln Wolken,

Digitized by Google

Auch die See wird immer düsterer, blau, dunkelblau, dunkelgrau, schwarzgrau, schwarz. Und sie steigt, aber sie scheint wenigstens zu steigen. Sie wird höher, bis sie den unteren Rand der schwarzen Wolken erreicht hat und der helle Streifen verschwindet. In demselben Augenblicke färbt sich der obere zackige Rand der mächtigen Wolke mit der Farbe des glühenden Feuers; und Wasser und Wolken rücken immer höher. Die zitternde Sonne wird immer dunkler. Sie kann ihren Feinden nicht mehr entgehen. Sie wird von ihnen verschlungen. Steigt die unheimlich schwarze Fluth? Oder sinkt die klagende Sonne? Wer weiß es! Sie verschwindet; wo geht sie hin? Wird sie wieder kommen? Und was nun? Das Meer wird immer dunkler; und hinter mir habe ich kein Land, sondern nur eine Sandwüste, über welche der Flugsand hinfährt in langsam schleppenden und Vernichtung drohenden Wolken. Alles dunkel, nur hin und wieder ein Licht, aber dieses Licht ist klein und roth gleich einem Blutflecken.

Und dann beginnt der Wind zu heulen, und wenn Du seine Sprache verstehst, so hörst Du genau die Lieder der alten Voluspa heraus, — die Lieder vom Weltuntergange:

„Der Weltbaum zittert, — der Riese ist los;
Die Eiche schauert — der hohe Baum;
Gram heult gräßlich — am Höllenthor;
Die Kett' ist gebrochen — der Wolf ist los."

Und dann wieder:

„Gesättigt mit Leben der Sterbenden,
Taucht er in Blut der Götter Sitz.
Die Sonne ist schwarz in Sommers Mitte.
Die Stürme streichen. Wißt Ihr mehr?"

Oder:

„Gen Osten saß im Eisen-Gefilde
Die alte Riesin. Sie brütet Wölfe.
Der Wölfe ärgsten brütet sie da,
Der die Sonne verschlingt mit Riesen-Wuth."

Solche Lieder versteht man nur in dem Norden.

Literatur und Kunst.

Victor Hugo und seine letzten Gedichte.

— L'année terrible. Paris, Michel Lévy frères 1872. —

III.

Die Hugo'sche Lyrik hat, wie sein Drama, wesentlich den Charakter eines Ausstattungsstücks. Er liebt das Pomphafte, Prunkvolle; er excellirt in großen Aufzügen, in Massenwirkungen. Wenn er nicht auch hier, wie in allem Uebrigen, des Guten zu viel thäte, so würde er einen bedeutenden Effect damit hervorbringen. Aber er kennt kein Maß. Wenn er einmal anfängt, die großen Schatten heraufzubeschwören und als gewaltige Zeugen für seine Worte anzurufen, so läßt er es nicht bei fünf, sechs großen Namen bewenden, er ruft deren zwanzig, dreißig, vierzig, mehr und immer mehr, bis ihm die Stimme versagt und der Athem ausgeht; er ruft die Berge, die Flüsse, die Seen — er will jubilm sein und er macht den einen verhängnißvollen Schritt zu viel: er wird lächerlich.

In „l'année terrible" ist die historisch-geographische Statisterie, die schon früher mit ihrer maßigen Schwere die Wirkung seiner Dichtungen zu erdrücken drohte, geradezu zur Carieatur geworden.

Gleich das Einleitungsgedicht leistet in dieser Beziehung das Unglaubliche. Der Dichter spricht darin von dem letzten Plebiscit, und um zu beweisen, daß die 7½ Millionen Stimmen, welche Napoleon III. ihr Vertrauen aussprachen, nichts bedeuten, läßt er in dem einen, 9 Seiten langen Gedichte die folgenden Gestalten aufmarschiren:

Hesekiel, Moses, Dante, Jeanne d'Arc, Messalina, Cynegir (Hugo schreibt fasch: Cineyr), Leonidas, Winkelried, Washington, Simon Bolivar, Pelagius von Asturien, Manin, Lautrec, Talbot, Garibaldi, Homer, Theokrit, Dantou, Hampden, Sixtus-Quintus, Coligny, Peter Ramus, Charlotte Corday, Aristides, Jesus, Zeno, Brutus, Columbus, Tiberius, Cäsar, Falstaff, Barra, Phocion, Riego, Lykurg, Milton, Cato, Kosciusko, Galgacus, Huß, Luther, M. Atilius Regulus, Arria, Porcia, Curtius, Adam Lux, Pätus Thrasea, Condorcet, Champfort, Locusta, Pallas (Günstling des Claudius Britannicus), J. B. Carrier und Sanchez!!

Diese fünfzig bis sechzig Namen in einem Gedicht! Namen aus allen Zeiten, aus der alten und neuen Welt, aus aller Herren Ländern, Propheten, Dichter, Helden, Märtyrer, Erfinder, Tyrannen, Verbrecher, Giftmischer — wem dabei nicht der Kopf summt, der kann sich einer robusten körperlichen Verfassung rühmen. Und man glaube nicht, daß diese Parade eine Ausnahme sei. Es ist die Regel. Die fürchterliche Anhäufung von Eigennamen ist bei Victor Hugo geradezu zur Marotte geworden. Jedesmal, wenn er abstract werden will — er bringt es niemals fertig — jedesmal, wenn er philosophische, allgemeine Sätze poetisch zu beweisen sucht, verwendet er denselben historischen und geographischen Apparat. Nicht ohne geheimes Grauen erlegte ich mir daher die Lectüre des Gedichts V. aus dem Monat Februar auf, dessen Titel: „Loi de formation du progrès" das Schlimmste befürchten ließ. Meine bange Vorahnung wurde leider nicht getäuscht. Abgesehen von der wüsten Unklarheit des Großen und Ganzen und von den Ungeheuerlichkeiten im Einzelnen — worüber ich später noch einige Worte sagen werde — wallte wieder einmal der unabsehbare Zug schwankender Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt, an mir vorüber — er kam mir vor wie ein unendliches Trauergefolge, das seinem großen Dichter die letzte Ehre erweist.

In diesem Gedichte machen wir mit der zweiten Serie der Victor Hugo'schen Lieblingsfiguren Bekanntschaft. Da führt uns der Poet zunächst seinen intimen Freund Empedokles vor, ferner Jason, Bartholomäus Diaz, Vasco di Gama, Marco Polo, Columbus, Fulton, Montgolfier, Sofenius Tigellius, die Borgia, Lugias (des Reimes auf „les Borgias" wegen), Nimrod, Cyrus, Sesostris, Dschingis-Khan, Alexander, Attila, Horaz, Lydia, Chloe, Bacchus, Marc-Aurel, Loyola, Cato, Rousseau, Virgil, Sokrates, Aspasia, Isis, Lenotre ꝛc. Und da das natürlich noch nicht ausreicht, so muß die Geographie noch aushelfen: sie beut, für dasselbe Gedicht, dem bedrängten Dichter folgende Gaben dar: die Azoren, Tyrus, Sidon, Rom, Venedig, Karthago, Byzanz, Aetna, Kotopaxi, Vesuv, Chimborasso, Versailles, London, Delphi, Donau, Malabar, Nil, Ganges, Ebro, Paris, Berlin, Europäer, Karaiben und Indier!

Das ist keine Poesie, sondern — mit Verlaub — die reine Farce. Die Parodie klingt schwächlich neben diesem Original, das die Parodie zu parodiren scheint. Schon längst hatte sich die Satire dieser närrischen Liebhaberei Victor Hugos, die Männer, Völker, Städte, Länder, Berge, Flüsse und Winde in seine Dichtungen hineinzuziehen, bemächtigt. In der köstlichen Persiflage des Hugo'schen Dramas „Les Burgraves" sagt Barbesale (der travestirte Barbarossa) in seiner großen Tirade:

. . . . . .
C'est terrible cela! . . pourtant j'ai bien envie
De vous parler d'histoire et de géographie.
Londre est sur la Tamise, et Francfort sur le Mein,
Anvers est sur l'Escaut, Cologne sur le Rhin,
La Marne passe à Meaux; sans compter que Pontoise,
Comme le dit son nom, doit se trouver sur l'Oise.

Digitized by Google

La Méditerrannée est assez loin de Pau;
Lyon est sur le Rhône et Turin sur le Pô,
Mousseaux sur . . . rien du tout; Rennes sur la Vilaine,
Les Vertus hors Paris; moi, je suis sur la scène
Du temps de la Girafe, en l'an mil huit cent vingt . . .
(Il s'arrête essoufflé.)
Ah ça! je voudrais bien qu'un personnage vint
Pour m'interrompre enfin . . . .

Das ist gewiß lächerlich genug, und man sollte annehmen, daß hier die Farben zu stark aufgetragen seien. Just das Gegentheil ist der Fall. Sechs Eigennamen in einen Alexandriner hineinpacken — die Parodie hat sich davor gescheut, der Dichter des Originals hat es vollbracht! Auf S. 57 des „Année terrible" finden wir den schönen Vers, der als Muster der Gattung gelten kann:

„Caïn, Nemrod, Rhamsès, Cyrus, Gengis, Timour,
Ils combattent le droit, la lumière, l'amour."

Bis auf vier Eigennamen bringt er es schon vorher (S. 39):

„Cyrus, Sennachérib, César, Frédéric-Deux."

Und dasselbe Kunststück gelingt ihm im Schluß des Gedichtes „Sedan" auf einer Seite dreimal! Dieser Schluß muß hier wörtlich citirt werden; er ist zu charakteristisch. Wenn es dem Leser nach dieser einen Seite schon an den Schläfen hämmert, so wird er sich leicht eine Vorstellung von dem Genusse machen, welchen die Lectüre des 400 Seiten langen Buchs gewährt! Victor Hugo schildert den Schluß des Dramas von Sedan: die Capitulation. Er will sagen, daß mit dem Ausgange dieser Schlacht Frankreichs jahrtausendalter Ruhm vernichtet sei, daß durch Napoleon III., den er natürlich einen Banditen nennt, alle Helden Frankreichs ihre Degen dem Sieger zu Füßen gelegt hätten. Das macht er also:

„Alors la Gaule, alors la France, alors la gloire,
Alors Brennus, l'audace, et Clovis, la victoire,
Alors le vieux titan celtique aux cheveux longs,
Alors le groupe altier des batailles, Châlons,
Tolbiac la farouche, Arezzo la cruelle,
Bovines, Marignan, Benagé, Mons-en-Puelle,
Tours, Ravenne, Agnadel sur son haut palefroi,
Fornoue, Jory, Coutras, Cérisolles, Rocroy,
Denain et Fontenoy, toutes ces immortelles
Mêlant l'éclair du front au flamboiement des ailes,
Jemappe, Hohenlinden, Lodi, Wagram, Eylau,
Les hommes du dernier carré de Waterloo,
Et tous ces chefs de guerre, Héristal, Charlemagne,
Charles-Martel, Turenne, effroi de l'Allemagne,
Condé, Villars, fameux par un si fier succès,
Cet Achille, Kleber, ce Scipion, Desaix,
Napoléon, plus grand que César et Pompée,
Par la main d'un bandit rendirent leur épée."

Summa: Zweiundvierzig Eigennamen in achtzehn Zeilen. Wenn dieses gereimte Conversationslexikon auch Poesie ist, dann wollen wir doch flugs unserm braven Zumpt, dem lieblichen Sänger des:

„Biele Wörter sind auf is
masculini generis:
panis, piscis, crinis, finis etc."

ein Denkmal neben Schiller setzen.

Und von diesem angeführten Gedichte „Sedan" sagt ein deutscher Kritiker in einem der bedeutendsten, gelehrtesten und einflußreichsten deutschen Blätter: „die Kinder werden diese kräftigen Verse in den Schulen der Republik auswendig lernen und ihren Sinn einprägen!" (Augsb. Allg. Ztg. Beilage zu Nr. 123. 2. Mai 1872.) Wenn der Kritiker meinte, daß diese Reimereien als geschichtlich-geographische Eselsbrücken, als versus memorabiles in Zumpt'scher Manier von den jugendlichen republicanischen Quartanern auswendig gelernt werden sollten, so ließe sich wenig dagegen sagen. Aber der Kritiker hält diese armselige Auskramung und Versificirung von Bouillets geographisch-historischem Nachschlagebuch für bedeutend; er nennt diese neuesten Poesieen „herrliche Dichtungen", „unvergängliche Lieder", „dauernde Monumente", die „in Bezug auf Form, Weihe, Kraft zu den edelsten, vollendetsten Werken der französischen Muse zählen", sie sind „das erste bedeutende Erzeugniß französischen Geistes seit dem Kriege — kein geringer Beweis von des Landes unverwüstlichem Genie!" Jener Kritiker „möchte gern das Buch Hugos die erste „Revanche" nennen" — er scheint also noch auf eine zweite zu warten — „eine Revanche auf dem friedlichen Boden der Dichtung, nicht auf blutgetränktem Schlachtfelde"...

Ein so überschwängliches und völlig unverdientes Lob in einem Blatte von dem Ansehen und dem Ernste der „Augsburger Allg. Ztg." ist gefährlich; es fordert zu einem entschiedenen Proteste heraus. Und wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, vor dem wissenschaftlichen Werthe der „Allgemeinen Zeitung" die volle Hochachtung empfindet, sie wie eine Freundin und Lehrerin verehrt, ihr mannichfache Erfrischung, Belehrung und Anregung verdankt, der wird sich verpflichtet fühlen, das vortreffliche Blatt vor diesen unzuverlässigen und kritiklosen Mitarbeiter zu warnen. Unzuverlässig und kritiklos — diese Worte sind hart, aber sie sind gerechtfertigt, wie ich schon gezeigt zu haben glaube und durch das Folgende zu erhärten gedenke. „L'année terrible" ist nicht nur nicht das Meisterwerk, für welches es der Pariser Correspondent der „Augsburger" ausgeben möchte, es ist geradezu ein schlechtes Buch, — bis auf einige, wenige schöne Seiten, die ich gewissenhaft hervorheben werde, seines Verfassers völlig unwürdig — es ist anspruchsvoll und leer, phrasenhaft und ohne Schwung, schwatzhaft und ohne Beredsamkeit, widerwärtig breit, schwülstig, unwahr, unklar und langweilig. Es bietet das traurige Schauspiel eines greisenhaften Vielsprechers, der seinem Redeschwall niemals Einhalt gebieten kann und der erst aufhört, wenn er das letzte Wort aus seinem zermarterten Gehirn herausgepreßt hat. Eher beileide nicht. Das richtigste Wort über „l'Année terrible" hat ein französischer Kritiker, Louis Ratisbonne, im „Journal des Débats" ausgesprochen: „Zu allen Katastrophen dieses entsetzlichen Jahres muß man auch diesen Unglücksfall, zu allen wahnsinnigen Verirrungen dieser schaudervollen Zeit muß man auch dieses Buch zählen." Das ist, dem Himmel sei's geklagt, die Wahrheit.

Mit dem historischen und geographischen Prunk verhält es sich übrigens genau wie mit dem Wörterstaat. Beim flüchtigen Lesen glaubt man, daß Victor Hugo über eine unzählbare Legion von Helden, Bergen, Flüssen und Städten verfüge; gibt man sich die Mühe, die Schaar zu mustern, so bemerkt man, daß die Legion kaum 150 Mann stark ist, — allerdings eine ziemlich beträchtliche Masse, aber sehr wenig im Vergleich zu der vermeintlichen Stärke. Hugo macht es wie die ökonomischen Theaterdirectoren an den kleinen Bühnen: die festlich geschmückten Statisten ziehen gravitätisch vorüber, von links nach rechts, laufen, sobald sie den Augen des Zuschauers rechts entrückt sind, schnell wieder nach links und ziehen wieder vorüber; und so fort — so daß mit zwanzig rüstigen Mannen der Garnison ein Effect erzielt wird, als ob ein ganzes Armeecorps vorbeiparadirte. Die aus den drei erwähnten Gedichten oben angeführten Figuren repräsentiren so ziemlich den vollzähligen Effectivbestand der Victor Hugo'schen geographisch-historischen Armee. Es fehlt nur noch Beccaria, für den der Dichter eine besondere Schwärmerei empfindet. Seine sonstigen Lieblinge sind Heseliel, Empedokles, Boliwar, Dante und speciell in diesem Bande Kain und Galgacus.

Daß Kain während des Bürgerkriegs eine bevorzugte Rolle spielt, ist begreiflich. Weniger einleuchtend sind die Gründe, welche den Dichter veranlaßten, Galgacus so oft in seiner Nähe zu hören. Schon in dem bekannten Briefe an die Deutschen, durch welchen der gläubige Dichter die gegen Paris anstürmenden deutschen Regimenter aufzuhalten und der Hauptstadt seiner Heimat die Dranglale der Belagerung zu ersparen hoffte, erschien der brave Galgacus: „Ihr habt gegen Rom einen Galgacus gehabt!" rief er uns zu, und er

Digitized by Google

meinte, daß er uns damit etwas ganz außerordentlich Verbindliches sagte. Das verstand ich nicht vollkommen; in „L'année terrible" kehrt Galgacus zu verschiedenen Malen wieder, und nun versteht ich die Absichten des Dichters immer weniger. Da heißt es auf S. 10: „Kosciusko ersteht aus den Gebeinen des Galgacus":

„Kosciusko surgit des os de Galgacus" —

— vermuthlich eine Reminiscenz des „ex ossibus ultor", aber auch dann noch recht undurchsichtig. Daß Kosciusko den todten Galgacus rächt — ich weiß wirklich nicht, was ich mir darunter vorstellen soll. Ferner heißt es auf Seite 36: „Wie Rom Cocles, so habt Ihr (Deutsche) Galgacus!"

„Comme Rome Coclès vous avez Galgacus,"

— woraus hervorzugehen scheint, daß Galgacus unser deutscher Cocles ist. Verstehe ich wieder nicht. Horatius Cocles ist, soviel mir bekannt, jener Held, welcher Rom gegen Porsena vertheidigte, welcher allein dem feindlichen Heere den Zugang zur Brücke wehrte, die, während er kämpfte, hinter ihm abgebrochen wurde. Hat der Heroismus eines Galgacus dem auf Deutschland eindringenden Feinde die Stirn geboten? Davon finde ich nichts in meinen Geschichtsbüchern. Auf Seite 108 heißt es, wieder von uns Deutschen, daß „wir, indem wir zum Thylod den Galgacus hinzufügen, darüber grübelten, wie wir unserer Liebsten auf Kosten der Besiegten Möbel verschaffen könnten, daß es unser Ideal sei, irgend einer blonden Nymphe am Fuße des Adulas mons eine Pendule zu schenken",

„On médite, ajoutant Shylock à Galgacus,
De meubler son amante aux dépens des vaincus;
On a pour idéal d'offrir une pendule
A quelque nymphe blonde au pied du mont Adule."

Daß Galgacus ein deutscher Held sein soll, dürfen wir nach den früheren Citaten vermuthen. Galgacus ist unglücklicherweise ein Caledonier, der mit Deutschland absolut nichts zu schaffen hat. Nun sehen wir uns einmal die eben citirten Verse etwas genauer an! Hugo will offenbar sagen, wir seien Helden und habgierige Hallunken zu gleicher Zeit. Zum Typus des deutschen Helden wählt er einen Caledonier: Galgacus, zum Typus der deutschen Habgier und des deutschen Wuchers einen venetianischen Juden, die dichterische Schöpfung eines Briten. Damit noch nicht genug. Für das deutsche Mädchen erfindt er die herrliche Paraphrase „blonde Nymphe am Fuße des Adulas!" — „mont Adule" — da stutzte ich wieder; und da, wie ich freimüthig ausspreche, meine bescheidenen geographischen Kenntnisse für das Verständniß eines Victor Hugo'schen Gedichtes nicht ausreichen, schlug ich im Bouillet nach, um zu erfahren, wo unsere Soldatenliebchen wohnen und wo die vielberufenen französischen Pendulen, die wir gestohlen haben, untergebracht worden sind. Hier das Ergebniß meines Bemühens: „**Adule**, *Adulas mons*, aujourd'hui Mont Saint-Gothard." Also da! Am Fuße des St. Gotthard! Wo um alles in der Welt mag Victor Hugo den Gotthard suchen? Offenbar im Harz, oder im Thüringer Wald. Welch' entsetzlicher Wirrwarr in diesem großen, vollen Schädel: Caledonien, Venedig, England, Schweiz als Repräsentanten des modernen Deutschthums! Aber das klingt wie irgend etwas, es tönt und schallt; im ersten Augenblicke wähnt man eine Glocke zu vernehmen, hört man genauer hin, so merkt man, es ist Blech. „Galgacus" reimt auf „vaincus" und „Adule" auf „pendule" — mehr darf man nicht verlangen.

Dem anspruchsvollen Unsinn, der sich als tiefe Weisheit geberdet, ist in „L'année terrible" ein besonderer Altar geweiht, vor welchem der fanatische Priester leider nur zu oft seine Andacht verrichtet. Zur richtigen Würdigung des Werkes ist es erforderlich, einige der frappantesten Hugo'schen Weisheitssprüche wörtlich anzuführen. Das soll in dem folgenden Aufsatz geschehen.

Paul Lindau.

„Wie kauf' ich meine Helden?"

Skizze von **Ernst Eckstein.**

„So! Der Plan der Novelle wäre nun durchgedacht. Es fehlen mir nur noch die Namen, die leidigen Namen ...!"

Gewiß hat mancher Autor nach erfolgter künstlerischer Conception einen derartigen Seufzer ausgestoßen. „Name ist Schall und Rauch!" behauptet Faust, ohne zu überlegen, daß er uns weit weniger imponiren würde, wenn er Knallbyber oder Klitschvogel hieße. Nein, es ist durchaus nicht gleichgültig, mit welchen Silben ein tragischer Liebhaber das rosenfarbne Billet-doux unterzeichnet. Im Leben ist es unmöglich, sich seine Eltern zu wählen: im Reich der Poesie herrscht selbst in diesem Punkte die absolute Ungebundenheit, und so tadeln wir es denn mit Recht, wenn eine großartig angelegte Helden-Natur sich von einem Herrn Knöpfle erzeugen läßt.

Die Wahl der Namen ist für die erzählende Dichtkunst ungefähr von der gleichen Wichtigkeit, wie die Wahl der Tonart für die Musik. Geist und Geschmack offenbaren sich auch in diesem scheinbar nebensächlichen Acte des Producirens auf's unverkennbarste.

Der Dichter hat sich mit gleicher Sorgsalt vor zwei Extremen zu hüten. Auf der einen Seite droht ihm die Charybdis der Plattheit, der Banalität; auf der andern die Scylla einer übertriebenen Begriffsschärfe, die der psychologischen Charakteristik gewissermaßen in's Handwerk pfuscht.

Ein „Graf Waldau", ein Herr von „Hohenthal", ein „Baron Felseneck", ein „Fräulein von Thalheim" berühren in der Regel matt; sie dusten allesammt nach der Leihbibliothek und können unter Umständen die anmuthigste Composition verderben. Ein „Müller", ein „Meier" sind ohne komische Nüance kaum genießbar. Selbst „Doctor Stein" ist ein wenig verblaßt, trotz Spielhagens meisterhafter Zeichnung.

Durchaus unstatthaft und höchstens in der Posse entschuldbar erscheint andererseits ein „Minister Nächstkritt", ein „Geheimer Hofrath Farbenwechsel", ein „Advocat Schinderhannes", ein „Banquier Schwindler", eine „Frau von Ueppig" u. s. w. So wenig man den Schaustellern Placate vor die Brust klebt, auf denen zu lesen steht: „Ich bin der und der", so wenig darf der Name in vorlauter Plumpheit die Individualität epischer Helden verrathen. Ein solcher Mangel an künstlerischer Delicatesse verbirgt stets die Unfähigkeit scharf zu charakterisiren.

Blättern wir ein wenig in unsrer deutschen Literatur. Untersuchen wir, wie die Herren Autoren sich aus der Klemme ziehen. Da Vollständigkeit im vorliegenden Falle weder rathsam noch möglich ist, so greifen wir auf's Gerathewohl einige der bekanntesten Schriftsteller heraus und feciren sie ohne System.

Spielhagens Gattin erzählte mir einmal, die Wahl der Namen mache ihrem Ehcherrn mehr zu schaffen, als alle andern technischen Schwierigkeiten zusammengenommen. Wenn der Verfasser der „Problematischen Naturen" in der That Stunden lang über zwei, drei Silben grübelt, so darf er sich sagen, daß diese unerquickliche Arbeit wenigstens nicht auf's Conto der „moments perdus" zu setzen ist. Unter den neueren Autoren ist Spielhagen im Punkte der Heldentaufe einer der glücklichsten. Sein „Oswald Stein" will den oben gestellten Anforderungen freilich nicht ganz genügen, — aber, — um bei den „Problematischen Naturen" zu bleiben, wie brillant ist z. B. „**Albert Timm**" erfunden! Timm! Wer den Charakter dieser unbezahlbaren Figur nach allen Richtungen durchstudirt, der wird den Namen von Minute zu Minute entsprechender finden. Timm! Das klingt spitz, bestimmt, witzig — (es ist kein Zufall, daß die drei Adjective auf denselben Vocal tönen, wie das nomen proprium) —; das entbehrt des echt ehrenhaften Metallklanges, wie er den Mann im vollen Sinne des Wortes kennzeichnet; das gemahnt an nichtiges

Digitized by Google

Geklimper und Gebimmel, an Wind und Schwindel, — und athmet doch eine kecke, selbstbewußte Willenskraft.

Nicht minder glücklich ist Spielhagen mit seinem Olderburg. Der Name ist vornehm und zugleich geist- und geheimnißvoll. Die dumpfen Vocale harmoniren vortrefflich mit der Seelenstimmung des räthselhaften Mannes, der die höchste Leidenschaftlichkeit unter der Maske äußerlicher Ruhe zu verbergen weiß. Ernst und gemessen wirkt der Name überdies durch seinen trochäischen Fall (⏑ ⏓) — im Gegensatz zu der jambischen Leichtfüßigkeit eines „von Clothen" (⏑ ⏑).

Die Namen, mit denen Spielhagen seine pommer'schen Junkerfamilien bedenkt, glänzen durch die Treue ihres Localtons .... „Von Breesen" —, glaubt man bei der Nennung dieser drei Silben nicht niederdeutsche Flachlands-Atmosphäre zu schlürfen? Dabei erweckt das gedehnte „ee" die Empfindung des Sich-breit-machens. Berkow klingt ebenso junkerlich und gehört doch nicht adlich in die gleiche Kategorie. Mit einem Wort, Spielhagen ist in seinen Namen lebenswahr, originell und doch bei Leibe nicht prätentiös. Man liest über die Firmen seiner Gestalten hinweg, ohne darüber nachzudenken; es ist, als müsse es so sein, — und ein größeres Lob kann in diesem Punkte nicht ertheilt werden. Fensterscheiben sind am besten, wenn man beim Betrachten der Landschaft vergißt, daß sich zwischen Auge und Object ein Medium befindet.

Etwas bewußter als Spielhagen tritt Wilhelm Raabe auf. Wenn er den Helden seines Hungerpastors „Unwirsch" taufte, so wittre ich dahinter eine Absichtlichkeit, die mich genirt. Der gute Schuhmachersohn, der es schließlich bis zum Landpfarrer bringt, ist durchaus nicht unwirsch, sondern sehr zahm, und bei jeder neuen Nennung des Namens denke ich an das famose „lucus a non lucendo". Ich frage mich, ob der Autor durch diese irrationelle Titulatur etwa die Kraft seiner Charakterzeichnung erhärten und uns den Beweis liefern will, daß er trotz fortwährender Anklänge an eine gegentheilige Gemüthsrichtung im Stande sei, das gewünschte Bild in unserer Seele zu erzeugen? — ein psychologisches Kunststückchen, für das ich kein Verständniß fühle. Bei rein humoristischen Figuren, wie bei der „Base Schlotterbeck", mag eine solche groteske Extravaganz angehn: der im Grunde doch sehr ernst geplante Held verdiente eine vorsichtigere Behandlung.

Von trefflicher Wirkung ist dagegen der ungesuchte „Onkel Grünebaum". Der Name erscheint weder verbraucht noch raffinirt. Wie ein bequemes Hauskleid gestattet er der classischen Figur des ehrsamen Schuhkünstlers die volle, unbeeinträchtigte Entfaltung. Man taufe den briefseligen Onkel im „Schlotterbeck"-Stile um, und nenne ihn Meister Pech oder Gevatter Absatz: sofort kommt uns die urwüchsige Komik seiner Erscheinung gezwungen vor. Auch die Base würde gewinnen, wenn wir nicht auf jeder Seite dreimal mit der Vorstellung des Schlotterns belästigt würden.

Anders verhält sich die Sache, wenn ein Charakter positiv lächerlich erscheinen soll. Der absurde Kaufmannsjüngling im „Träumling" heißt mit Fug und Recht „Georg Daniel Knackstert". Auch habe ich nichts dagegen zu erinnern, wenn er ab und zu als „Knackstert Wittwe und Sohn" auftritt, eine Metapher, die den verknöcherten Geschäftsmenschen sehr glücklich charakterisirt. Nur empfiehlt es sich, mit solchen Scherzen Maß zu halten, und nicht durch fortgesetzte Wiederholungen zu verrathen, wie sehr man sich der erzielten komischen Wirkung bewußt ist.

Der „Rector Gustav Fischorth", der Maler „Rudolph Häsler", der Professor „Mühlerhof" sind sämmtlich berechtigte Existenzen; vielleicht grenzt der letztgenannte an „Fräulein von Thalheim" und „Graf Waldau" ....

Warum Gustav Freytag die romantische Heldin seines berühmten kaufmännischen Romans „Lenore Rothstattel" taufte, habe ich nie begreifen können. Ich fände „Steigbügel" oder „Kappzaum" ebenso anmuthig. Es ist zwar recht distinguirt, wenn junge Damen auf Ponies herumtraben, aber man kann eine vortreffliche Reiterin sein, ohne nach dem Stalle zu riechen. Mag sich ein österreichischer Roßbändiger, der in den Adelsstand erhoben wird, in Gottes Namen „Edler von Pferd" nennen: bei Jungfrauen, für die wir uns poetisch interessiren sollen, ziehen wir minder „hippische" Familienverhältnisse vor.

„Fink" macht sich nicht übel. Der „lose Vogel" tritt uns zwar anfänglich ein wenig unverblümt entgegen, aber man gewöhnt sich daran ... Die Anspielung ist treffend, und nicht zu massiv.

„Veitel Itzig" und „Ehrenthal" sind dagegen unbedingt von vorzüglicher Wirkung. Man finde für diese beiden Originale etwas Besseres! So, und nur so, müssen sie heißen, die zween verwandten und doch so grundverschiedenen Söhne Israels.

Paul Heyse verbraucht in seinen Novellen begreiflicher Weise eine ungleich größere Summe wichtiger Namen, als die vorerwähnten Romanschriftsteller. Wenn Spielhagen für fünf, sechs Hauptfiguren gesorgt hat, so darf er ein volles Jahr lang auf seinen Lorbeeren schlafen. Der Novellist dagegen schlägt sich alle Augenblicke mit neuen Helden herum, die alle getauft sein wollen. Aus diesem gesteigerten Bedarf erklärt es sich, daß Heyse hin und wieder nach dem Seltnen, Ungewöhnlichen hascht. Er nennt seine Heroen lieber Archibald als Franz. In der reizenden Novelle „Lottka" liegt kein innerer Grund vor, weshalb die Heldin aus polnischem Geschlechte sein muß. Aber „Lottka" klingt aparter als „Lottchen". „Afra" ist fast zu poetisch für eine Bäuerin, — und doch läßt sich nicht leugnen, daß die edel gezeichnete Gestalt des Mädchens durch diesen vornehm-localen Namen gewinnt. Ueberhaupt — Hand auf's Herz! — läßt man nicht manche Novellette, deren Reiz streng genommen in der psychologischen, also rein innerlichen Entwicklung beruht, lediglich deshalb in Italien spielen, weil Klänge wie „Napoli", „Giovanna", „Antonio" romantischer wirken als „Merseburg", „Hanchen" und „Anton"?

Hackländers realistische Hand greift selten fehl... Wenn er jedoch den interessanten Schwindler seines Zick-Zack-Romans „Rosenthal" nennt, so zweifle ich, ob dieser Geschmack sich erfolgreich vertheidigen läßt.

Oft ist das absichtliche Verschweigen des Namens von bedeutsamer künstlerischer Wirkung. Die tägliche Gewohnheit bringt es mit sich, daß wir einen Menschen erst dann völlig zu kennen glauben, wenn wir seine Adresse wissen. Wir treffen einen geistreichen Jüngling in der Ayenstein-Pension oder am Wallensee. Drei, vier Tage lang führen wir selbander die interessantesten Zwiegespräche. Er theilt uns mit, was er von Bismarck und Spinoza, von der Arbeiterfrage und dem Alabamastreit, von Sein und Nichtsein hält: demungeachtet betrachten wir ihn als einen Fremden. Beim Abschied wechseln wir die Karten. Wir lesen: „Dr. Hermann Knaus, königl. Kreisrichter in Breslau". Jetzt kennen wir ihn! Jetzt wissen wir, mit wem wir gesprochen haben! Dr. Hermann Knaus! Ja, ja, ein Name wirft Wunder! Er fügt freilich keinen neuen Zug zu dem empfangnen Gesammtbilde, allein er verleiht der Erscheinung des Sterblichen die echt bürgerliche und staatsbürgerliche Weihe. Wo der Dichter daher den Namen verschweigt, erzielt er somit nicht selten den Eindruck des Geheimnißvollen, Abenteuerlichen, Gespenstischen. So Schiller in seinem Geisterseher. Der „Sicilianer", der „Armenier" wirken im ungetauften Zustande weit magischer, als wenn der Autor ein nomen proprium ferirte. Nennt man doch auch den Bösen, den Gottseibeiuns nur ungern mit Namen. Der „Sicilianer" trägt für unser Gefühl eine dämonische Maske, die dem Giacomo Barletta oder dem Carlo Pescari abgehen würde.

Wo dieser Effect des Abenteuerlich-Räthselhaften nicht in der Absicht des Dichters liegt, scheint die Verschweigung des Namens der ganzen Darstellung eine gewisse Blässe zu verleihen. Es ist uns zu Muthe, als lasse die Gründlichkeit der Charakterstrik zu wünschen übrig. Lewes taidelt diesen Fehler mit Recht an Goethes „Wahlverwandtschaften". „Der Hauptmann"....! Es liegt absolut

Digitized by Google

kein Motiv vor, uns um seine Personalien zu prellen! Wozu diese farblose Appellativ-Bezeichnung? Mit demselben Fuge könnte Eduard schlechtweg „der Baron", Ottilie „das Mädchen", Charlotte „die Ehegattin" heißen. Wir wollen wissen, wie besagter Hauptmann von seiner Mutter gerufen wurde; seine militärische Charge genügt uns nicht, zumal dieselbe sehr wenig in's Spiel kommt.

Bei kleineren Dichtungen, namentlich in gebundner Form, geben wir uns leichter mit dem nomen appellativum zufrieden. Der „Apotheker" braucht in diesem Fall nicht Friedrich Häberle oder Otto Bellmann zu heißen. Zu selbst dem Helden erlassen wir den Familien-Namen, und begnügen uns mit „Hermann". Ländlichen Genrebildern geziemt dieser Modus besonders, weil es im Dorf ja in der That nur einen Apotheker gibt, so daß der Gattungsbegriff hier zum Eigennamen avancirt. Auch ist es in beschränkten Lebensverhältnissen Sitte, den Vornamen für den wichtigeren Theil des Namens zu halten. Der italienische Bauer und Kleinbürger nennt die bei ihm logirenden germanischen Künstler und Touristen stets nur „Signor Paolo", „Signor Ernesto" 2c. Die nicht-humoristische Poesie (im engren Sinne des Wortes) verträgt überdies kaum die prosaischen Vocabeln unserer modernen Adreß-Kalender. Von einem „Hermann" läßt sich mit Gottes und der Musen Hülfe ein recht liebliches Gedicht intoniren. Soll die Unsterbliche sich jedoch mit einem „Hermann Gieseprecht", oder „Hermann Wohlfahrt" besassen, so wird sie unruhig, — obgleich beide Namen im bürgerlichen Leben durchaus comme il faut klingen. Nur der Humorist vermag in diesem Punkte modern zu sein, denn er steht über seinem Stoffe, und verdaut selbst in ernsten Momenten eine leichte Nüance von Komik.

Also nochmals: „Wie taus' ich meine Helden?" Antwort: Nach dem alten Lehrsatze von der aurea mediocritas. Nicht die kleinen, verzwickten Asteroiden, noch auch die plumpen Kolosse Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun, sondern die honetten, civilisirten Mittelplaneten stehen der Sonne am nächsten. Nicht die Infusorien, noch auch die Mammuthe, sondern der Mensch ist die Krone der Schöpfung. Nicht die viergestrichnen Kreisschöne, noch auch die schwingungsarmen Baßbrummer, sondern die mittleren Octaven sind für unser Ohr die wohlklingendsten! Also keine Excesse weder nach oben noch nach unten. Tauft Eure Geisteskinder mit dem Wasser einer naturgemäßen Anspruchslosigkeit — aber hütet Euch vor der übelduftenden Lauge der Banalität!

Culturhistorisches.

Die schwäbische Industrieausstellung von 1871 in Ulm in Briefen von **L. Walesrode.** Stuttgart, Carl Grüninger.

Das Material, dessen Beurtheilung diese Briefe zur Unterlage haben, ist so reich, das flottliche Gebiet, das sie verarbeiten, so bunt und mannichfaltig, daß von einer kritischen Besprechung der einzelnen Capitel des Buches oder gar der Ausstellungsgegenstände selbst in dieser Anzeige keine Rede sein kann. Auch ist die Ausstellung nach ihrem gewerblichen, ihrem wirthschaftlichen Werth seiner Zeit so ausführlich behandelt, der reiche Gegenstand so rühmend und für die süddeutsche Industrie so ehrend in den Tagesberichten behandelt worden, daß über diesen Punkt kaum ein Wort noch zu sagen wäre.

Aber der Gegenstand hat auch seine andere Seite, und diese ist in Art und Weisen des Buches zu ihrem Recht gekommen. Denn die Art, wie Walesrode seine Aufgabe beherrschte, der Sinn, den er einem Gegenstand, welcher sonst so trocken nomenclatorisch behandelt zu werden pflegt, abzugewinnen wußte, diese Vorzüge sind es, die uns jene Ausstellung wieder neu machen, die Ausstellungen solcher Art überhaupt in das rechte Licht ihrer Bedeutung rücken, ihnen den Werth des allgemeinen Interesses abgewinnen. Diese Rücksicht ist es, welche eine ehrende Anzeige auch in diesen Blättern hervorruft. Der Einseuder hat den Titel „Culturhistorisches" über seinen Artikel gesetzt und culturhistorisch ist Walesrode in seinem Buch bis zur einzelsten Gewerbe- und Kunstleistung hinaus verfahren. Weil er das ist, weil in allem der Mensch und seine Cultur das letzte und wesentliche Ziel bleiben, so konnten unmöglich die zeitbezüglichen politischen Umblicke fehlen, wie die Rückblicke auf das, was die Völkerarbeit immer gewollt hat und was sie trotz alles Irrthums und Entsündigens immer wieder wollen muß.

Die Walesrode'schen Briefe sind auf diese Weise Kunstwerke geworden, an denen man lernen kann, wie man die Thätigkeit der Menschenhände und ihr Ineinandergreifen ansehen muß, um zu einem Lebensbilde, zu einer Anschauung eines Ganzen in der Vielheit und eines Allgemeinen im Einzelnen zu gelangen.

Denn in Arbeit und Genuß, in Einfachheit und Luxus, im allereinzelsten und kleinsten Gliede der großen Kette, welche die Gewerbethätigkeit, die Erzeugung und der Verbrauch umschließt, überall richtet der Blick des Gebildeten die eine Perspective auf das, um dessentwillen das Leben und Streben, das Ringen und Schaffen allein Werth hat, um des Gefühls der Freiheit willen aus bester eigener Kraft das Beste zu erschaffen und erschaffen zu sehen, und in aller Leistung wie in aller Beurtheilung des Geleisteten nur den alleinigen Maßstab der Bestimmung und Werthgebung des Volkes aus sich selbst und durch sich selbst anzuerkennen.

Dieser befreite politische, dieser sociale und dieser alleinberechtigte menschliche Standpunkt ist es sichtbarlich, der dem Beurtheiler der schwäbischen Industrieausstellung seine sachgetreuen, geistreichen, ernst- und humorvollen Briefe in die Feder dictirt hat, Briefe, die für den Industriellen nicht nur, sondern für jeden Gebildeten von bleibendem Werthe sein werden.

So ist „Granate und Kaffeemühle", „Sense und Sichel", „Webstuhl und Feuerspritze", „Nähmaschine und Clavier", „Weinfaß und Backofen", „Chocoladenplastik und Tuttlinger Wasser", „Cementwaaren und Gichtpapiere", „Wachswaaren und Weißensteiner Probefläschchen", „Damastwebere und Schusteraebeit", „Glacehandschuhe und Holländerstämme", „Puppen und Pelzwaaren" — Alles sind nicht mehr blos das leblose Erzeugniß, die todte Waare, sondern sie leben, sie sind beseelt von dem betrachtenden und erklärenden Geist, dem das Werk der Menschenhand ein Stück der Menschenseele, dem das Vollbrachte ein Pulsschlag menschlicher Willenskraft und ein elektrischer Faden ist, der von Mensch zu Menschen, von Bürger zu Bürger, von heut in die Zukunft erwedend, bildend, verbindend, erhebend und befreiend weiter reicht.

Um indessen das Buch für sich selbst reden zu lassen, sei dem Einsender gestattet, Proben aus demselben anzuführen, wie sie in Ernst und Humor ihren Gegenstand behandeln. Ueber den „Christus im Grabe" von Joseph Hilber in Krumbach (Bayern) sagt Walesrode Folgendes:

„Der Tod hat dem Leichnam noch nicht jene harte prosilirten Conturen gegeben, in welchen das Skelett sich schon plastisch merkbar andeutet. Noch erinnert der Todte daran, daß er unter den Lebenden gewandelt. Es ist der sanfte Todesschlaf, nach ausgerungenem Todeskampfe. Die Arme sind müde niedergesunken, nicht knochig erstarrt; die Brust hebt sich nicht mehr athmend, aber wie Hals und Schultern zeigt sie noch die volle plastische Form des Lebens, des stillgethanenen Lebens, nicht die des zerfetzenden Todes. Es ist das für die künstlerische Darstellung ein bedeutsamer Unterschied, und mich dünkt, daß der Tod in dieser Gestalt am ergreifendsten erscheint. — Von edler Wirkung ist der Kopf, das Antlitz mit den mild verklärten, fast lächelnden Zügen, den wie zum Schlummer geschlossenen Augen! Da ist nichts angekrauchelt Mystisches, Heiliges, jeder Zug ist menschlich — und darum so schön. — Das Leintuch, das die Leiche bis an die Brust bedeckt, verräth eine Meisterhand in der graciösen Leichtigkeit des Faltenwurfs und besonders in dem unter dem verhüllenden Tuche sich zeichnenden Körper — das ist auch plastische Anatomie und eine recht schwierige dazu, die fein gefühlt und mit kunstverständig geführtem Meißel ausgedrückt sein will. —

Digitized by Google

Das schöne, rührende Kunstwerk wurde für mich rührender noch durch seine Inschrift. Ich meine den daran gehefteten Zettel, auf welchem der Verkaufspreis angegeben war. Der Künstler forderte für sein Werk baare 80 fl. — in Buchstaben geschrieben: Achtzig Gulden! Deutet die armseilige Forderung nicht auf ein Künstler-Erbenwallen hin, wie es Gegenstand der dramatischen Dichtungen und der Kunstnovellen geworden ist? mahnt es nicht an die kunstgeschichtliche Sage von der Armuth Correggios? — Wer ist Joseph Hilber? Gehört die Hand, die so kunstfertig und ausdrucksvoll den Meißel zu führen weiß, einem jugendlichen Genie an, vor dem sich noch eine zukunftreiche Künstlerlaufbahn eröffnet? Oder ist der Verfertiger dieses schönen Werkes ein bejahrter Mann, der von der Welt unbeachtet, ohne Ahnung von seinem eigenen Werthe, handwerksmäßige Kunstwerke liefert? —

Der unglaublich bescheidene Preis, der wenig bekannte bayerische Marktflecken, aus welchem die Arbeit vom Verfertiger selbst, als qualificirt für eine schwäbische Gewerb-Ausstellung, eingeschickt worden, läßt eher auf das Letztere schließen. Ich vermuthe, daß Joseph Hilber ein „Bildhauer" ist, wie fast in jedem Dorfe des katholischen deutschen Südens ein solcher angetroffen wird, der für die Dorfkirche und die Bildstöcke am Wege das „Herrgöttle" und die Orts-Heiligen schnitzt und weißelt, und bei dem die bäuerliche Kundschaft ihre Grabkreuze und sonstigen plastischen Bedarf arbeiten läßt. — Es wäre nicht das erste Mal, daß das Handwerk in aller Naivetät ein Kunstwerk geschaffen.[1]

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Kaiserwoche in Berlin.

Die Schaar der Männer der Presse, die in diesen Tagen in Berlin verweilt, ist Legion. Aus allen Ländern Europas, selbst über den Ocean aus America sind sie zusammengeströmt, die Helden der Feder, um in ihrer Heimat über die Zusammenkunft der drei Kaiser in Berlin zu berichten. Was sie berichten, wird als baare Münze angenommen, wenn auch das meiste, darauf kann man sich verlassen, nicht auf eigener Anschauung beruht. Die in Berlin einheimischen Berichterstatter können füglich bei solchen Gelegenheiten in zwei Kategorien getheilt werden: in solche, die gut bezahlt werden aber nichts zu sehen bekommen, und in solche, die alles zu sehen Gelegenheit haben aber schlecht bezahlt werden. Die letzteren sind natürlich die officiösen und officiellen; ich gehöre weder zu den einen noch zu den anderen, habe aber in diesen Tagen beide Classen zu beobachten gute Gelegenheit gehabt und mich nicht allein über die kärglichen Mittel der überall hinkommenden Officiösen, wie über die schlechte Behandlung der andern gewundert. Unsere Collegen aus Wien, Petersburg, London und New-York mögen recht nette Begriffe von dem Ansehen erhalten haben, in dem hier bei uns die Presse steht. Ob die fremden Herren der Presse sonst gute Eindrücke aus Berlin zu melden hatten, weiß ich nicht, will es aber zur Ehre der deutschen Kaiserstadt, die, wie ja täglich gepredigt wird, erst im Werden begriffen ist, hoffen.

Tausende haben es in diesen Tagen für ein Glück angesehen, nach Berlin reisen zu können; gestatten Sie mir, Ihnen, der Sie gerade jetzt von Berlin entfernt geblieben sind, glückwünschend das Horazische „beatus ille" zuzurufen. Es gehören gute Nerven, viel Unterthanenpatriotismus und die abgehärtetsten Gewohnheiten eines staubgeborenen Residenzlers dazu, um diese heißen Septembertage haben aushalten zu können. Am Donnerstag Nachmittag kam der russische Kaiser als der erste Gast an. Auf dem Ostbahnhofe war alles zum feierlichen Empfange versammelt, der deutsche Kaiser in russischer Uniform, ebenso der Kronprinz, dessen Sohn Friedrich Wilhelm zum ersten Male in das öffentliche Leben trat; es war ein eigenthümliches Bild, als der Reichskanzler Fürst Bismarck, der die große Generalsuniform trug, den kleinen dreizehnjährigen Prinzen-Secondelieutenant stramm militärisch grüßte. Magistratus hiesiger königlicher Haupt- und Residenzstadt hatte in weiser Fürsorge die Pflasterungsarbeiten am Grünen Weg so gut verzögert, daß die beiden Kaiser mit ihrer Suite einen Umweg durch die Fruchtstraße und Breslauerstraße machen mußten (nur ein eingeweihter Berliner begreift den Schauder, der uns bei der Nennung dieser Straßen ergreift), um den Weg nach den Linden zu gewinnen. Die Berliner ließen es sich natürlich nicht nehmen, Spalier zu bilden und der Empfang ließ an Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig. Aber unter den Linden herrschte eine Atmosphäre, wie sie in den Hundstagen dieses heißen Sommers nicht schlimmer gewesen ist. Zu dem ortsüblichen Staub schien sich noch all jener hinzugesellt zu haben, den die Presse beider Welttheile seit Wochen über diese Kaiserzusammenkunft aufgewirbelt hatte. Aber der Berliner ist bei solchen Gelegenheiten todesmuthig und scheut weder Staub noch Durst; es gibt hartgesottene Seelen, die sechs Stunden hindurch auf dem Trottoir stehen können, um endlich den Kaiserwagen in raschem Fluge an sich vorüberfahren zu sehen.

Das Glück der Fremden und Einheimischen lag in diesen Tagen in der That nur auf der Straße, denn die Zusammenkunft der Monarchen gestaltete sich zu einer durchaus familiären, und die Nichteingeweihten mußten sich mit dem begnügen, was eben äußerlich auf der Straße geschah. Am Freitag Abend kam Franz Joseph auf dem neuen Potsdamer Bahnhofe an; er war zwar auf der Anhalter Bahn gefahren, aber der Bahnhof dieser Gesellschaft war dem doch als zu pauvre erachtet worden, als daß man dem kaiserlichen Gast dort hätte den ersten Empfang bereiten können. Wie am Tage zuvor auch hier: feierliche und, wie ich glaube, auch herzliche Begrüßung. Es konnte dem österreichischen Kaiser allerdings nicht erspart werden, von seinem hohen Wirth vom Potsdamer Bahnhof aus nach dem Brandenburger Thore zu durch die — Königgrätzerstraße geführt zu werden. Die Schlachtenbilder von 1866 hatte man aus den Gemächern des Schlosses, in denen Franz Joseph wohnen sollte, entfernt; aber die Königgrätzerstraße ließ sich bei dieser Gelegenheit in der Eile doch nicht gut umtaufen. Unter den Linden eine noch größere Menschenmasse als am Donnerstag; der Fahnenschmuck war vollständig, schwarzgelb sogar mit Ostentation vorherrschend und der Zuruf der Bevölkerung ziemlich laut, — am lautesten, als etwas verspätet Bismarck dem kaiserlichen Zuge folgte. Ich stand gerade an der Stelle Unter den Linden, wo vor nunmehr sechs Jahren Karl Blind auf ihn geschossen hatte. Jenes Attentat bezeichnete fast präcise das Ende der Unpopularität des Staatsmannes, der jetzt mit Gortschakoff und Andrassy die Allianz der drei Kaiserstaaten kitten hilft.

Der Sonnabend war für das Berliner Publicum der eigentliche Festtag. Es steckt nun einmal in jedem Preußen, mag er auch noch so demokratisch gesinnt sein, ein Stück Militär und die Blüthe des preußischen Militarismus ist die — Parade. Scheltet die Parade nicht. Die preußische Wachtparade ist berühmt geworden seit dem alten Fritz, der mit ihr eine Welt in Waffen besiegt hat, wie jenes Lied besagt, das ich noch neulich als Inschrift in einer Dose fand:

„Es lebe durch des Himmels Gnade
Der König, der uns schützen kann,
Dann schlägt er mit der Wachtparade
Noch einmal hunderttausend Mann."

Die Drei-Kaiser-Parade auf dem Tempelhofer Felde, dem langweiligsten und schattenlosesten Erdstrich, den sich die Phantasie denken kann, gestaltete sich nebenher zu einem wahren Volksfest. Unsere Hoppegarten-Meetings werden das nie werden. Es kam freilich auch alles zusammen, um dieses Vormittag zu dem glänzendsten zu

Digitized by Google

machen. Die Garde der kriegstüchtigsten Armee der Welt stand auf dem Felde und machte die Honneurs den drei Kaisern; es mußte dem greisen deutschen Kaiser das Herz vor Freude erbeben, als er zur Rechten seiner beiden hohen Gäste mit gezogenem Degen die endlosen Fronten dieser erprobten Truppen entlang ritt. Alexander sowohl wie Franz Joseph führten dem Feldherrn die Regimenter, deren Chefs sie sind, selber vor. Eine Suite, wie sie glänzender selbst Napoleon in den Tagen seines Glückes nicht um sich versammelt hatte, umgab die drei Monarchen. Die Corona für diese große militärische Schaustellung bildete das bunteste Gewühl des Volkes, die hübschesten und elegantesten Frauen in ihren Equipagen neben den Repräsentanten der niedrigsten Volksschichten. Berlin war eben auf den Beinen und scheute weder Hitze noch Staub; der Wüstensand in Egypten kann bei den Paraden des Khedive nicht großartiger sein.

Mehr Ausdauer aber noch als die brave Bevölkerung Berlins mußten die Fürsten an diesem großen Tage beweisen. Auf dem Rückwege von der Parade in die Stadt führen sie Spießruthen. Alles wurde begrüßt und bejubelt von dem endlosen Menschenhaine. Die Stimme, die sich einmal an das Hurrahschreien gewöhnt hat, ermüdet nicht so leicht; das Hurrah wird zur Gewohnheit, selbst wenn der vorüberfahrende Wagen nur den jüngeren Reuß oder den Schaumburg-Lippe tragen sollte. Vielleicht hatte der jugendliche königliche Einsiedler auf Schloß Berg doch nicht Unrecht, daß er sich weigerte, in Berlin zu erscheinen; besser im bayerischen Hochlande der Erste, als in Berlin der Vierte sein und sich etwa dem Ausrufe jener Schildwache in Erfurt aussetzen müssen: „Ach was, es ist nur ein König!“ Ich glaube, manchem der kleinen Fürsten ist in diesen Tagen hier ähnliches passirt.

An die Parade schloß sich um 4 Uhr das Galadiner im Weißen Saale des Schlosses. Bei feierlichen Haupt- und Staats-Actionen, Kammer- und Reichstags-Eröffnungen und -Schlüssen habe ich schon manche Stunde auf den ungemüthlichsten Galerien dieses Saales zugebracht, gefroren aber offen, daß mir die Courage fehlte, auch an diesem Tage dorthin zu gehen, um die allerhöchsten Herrschaften — essen zu sehen. Ein Freund (einer jener obenerwähnten Classe, die überall hinkommt aber schlecht bezahlt wird) hat mir den Anblick, den er von oben gehabt, als wundervoll geschildert. Kaiser Wilhelm trank auf das Wohl seiner Gäste, Franz Joseph ließ das kaiserliche Haus von Deutschland leben und Alexander brachte „hastig, aber mit Wärme und Kraft“, wie sich mein Freund ausdrückte, ein Hoch auf die preußische Armee aus. Auch das Menu dieses Gladiners habe ich erhalten, gestatten Sie mir für den Geschmack Ihrer Leser einen kleinen Auszug. Den Anfang machte natürlich potage tortue à l'anglaise und consommé printanier. Dann folgte saumon garni sauce génevoise und turbot sauce aux crevettes. Filets de beuf à la jardinière und selle de veau à la financière waren die pièces de résistance. Die drei folgenden Platten waren hure de sanglier sauce Cumberland und homard à la gelée, poularde de Mans rôties, jeunes faisans et gibier, fonds d'artichauts à l'italienne (Victor Emanuel soll einmal gesagt haben, man müsse die Artischock blattweise essen, und so verspeiste er allmählich blattweise die Artichock Italien) und asperges sauce hollandaise; zum Schluß dann gelée au champagne garnie d'annanas, charlotte Parisienne etc.

Den würdigen Schluß dieses Tages machte der Abend mit dem solennen und folossalen, von 1124 Trommlern und Spielleuten (die Musici der ganzen Garde) ausgeführten Zapfenstreich im Lustgarten vor den Fenstern der vom oesterreichischen Kaiser bewohnten Appartements, den sogenannten Königskammern. Haben Sie jemals in einer Festung gelebt (d. h. nicht als Gefangener, sondern als braver steuerzahlender Bürger), so werden Sie wissen was ein Zapfenstreich ist. Ich muß gestehen, mir schlägt das Herz und das preußische Bewußtsein (ein wunderlicher Ausdruck, der mißverstanden werden kann, der aber correct ist) regt sich, wenn ich von den Pickelflöten des Tambourcorps, die so schrill tönen, wie die Querpfeifen der schottischen Hochlandsregimenter, die zweimalige Wiederholung der Noten e e f, den Anfang des Zapfenstreiches, intoniren höre. Es war ein wundervoller Abend, ein leichter Regen hatte vorher die Temperatur etwas abgekühlt. Gegen 10 Uhr, nach Schluß der Balletvorstellung im Opernhause, zu der natürlich Herr von Hülsen der Presse keinen Zutritt gewährt hatte, marschirten die 1100 Musici, begleitet auf beiden Seiten von etwa 300 militärischen Fackelträgern, vom Denkmal Friedrichs des Großen unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches und des Yorkschen Marsches nach dem Lustgarten, nahmen dort Aufstellung und führten ein Concert auf, das kaum seines Gleichen gehabt haben dürfte. Der schöne weite Platz sah seenhaft aus. Im stärksten elektrischen Licht waren die Freskogemälde der Vorhalle des alten Museums magisch erleuchtet, die Fackeln, Flambeaux und die Tausende von Lämpchen verbreiteten Tageshelle, die leichten Wolken des Abendhimmels erglühten darüber in rothglühendem Scheine, kein Stein, kein Stückchen Erde war zu sehen, Menschen — nichts als Menschen. Die Eisshundert spielten die österreichische und die russische Volkshymne, den Tannhäuser- und den Radetzkymarsch und dann erklang der Zapfenstreich.

Heute am Sonntag, während ich dies schreibe, ist bereits der Schwerpunkt nach außerhalb verlegt. Das Wetter ist, wie der vulgäre Ausdruck lautet, „nicht todt zu machen“, der prächtigste Septemberhimmel blaut hernieder. Nach dem Gottesdienst (ein jeder der Kaiser fuhr in die Kirche seiner Confession; der Oesterreicher wurde von der katholischen Geistlichkeit am Morgen in der Hedwigskirche feierlich empfangen) fand eine Rundfahrt durch den zoologischen Garten statt; zu gleicher Zeit versammelten sich die drei Minister, Bismarck, Gortschakoff und Andrassy zur ersten Conferenz; heute Abend ist italienische Nacht im Garten des Neuen Palais beim Kronprinzen, morgen und übermorgen sind die Manöver bei Spandau. Damit hört die Berliner Festwoche auf und ich meine, die Mehrzahl der Berliner athmet auf, daß sie vorüber ist.

F. H. Kugler.

Offene Briefe und Antworten.

„Die Eidechse.“

In Nr. 32 Ihres geschätzten Blattes findet sich eine längere Kritik über mein Lustspiel „Die Eidechse“. Der Herr Kritiker, aus dessen Aeußerungen mit großer Unzweideutigkeit hervorgeht, daß er nicht Jurist ist, spricht den Wunsch aus, die Lustspieldichter möchten sich mit Jurisprudenz befassen. Dem gegenüber erlaube ich mir, Ihnen ergebenst mitzutheilen, daß ich Doctor beider Rechte bin, daß ich seinerzeit das in meiner Heimat vorgeschriebene juristische Staatsexamen bestanden und jahrelang als Advocat practicirt habe. Damit dürfte dem Wunsche des Herrn Kritikers wohl Genüge geleistet sein.

Hochachtungsvoll

Schweitzer.

Notizen.

Ueber die Kaiser-Zusammenkunft wurde im voraus so viel vermuthet und geschrieben, daß jetzt, wo sie zur Thatsache geworden, zu vermuthen und zu sagen wenig übrig bleibt. Daher eine große Verlegenheit derjenigen Blätter und Correspondenzen, die ihren Lesern gern jeden Morgen Neues zum Frühstück serviren möchten. Wir bieten, Gott weiß was, für irgend einen originellen politischen Gedanken, der in den letzten Wochen nicht

Digitized by Google

schon irgendwo über das Ereigniß erschienen wäre, die literarischen Phantasien und Erfindungen sogar eingerechnet. Die Schwierigkeit der öffentlichen Betrachtung liegt besonders darin, daß die Entrevue an und für sich ein höchst bedeutungsvolles Ereigniß voll der schwerstwiegenden Consequenzen voraussichtlich glücklicher Natur ist, ohne daß handgreifliche unmittelbar faßbare Punkte dabei zu constatiren wären. Das an concrete Kost gewöhnte Publicum verlangt solche factische Meldungen und fühlt sich, wo sie ausbleiben, einigermaßen enttäuscht. Interessant zu beobachten sind denn auch die langen Gesichter der ausmärtigen Berichterstatter, die an alle Thüren klopfen, um zu erfahren, was vorgeht, die so gern den schweren Kosten, welche ihre Zeitungen sich auferlegt, genügen möchten, aber bei dem besten Willen über die einzige stets wiederkehrende Friedensnote hinaus nichts zu Tage fördern können. In gewohntem collegialischen Mitgefühl wollen wir das Bild nicht weiter ausmalen. Einen schlimmen Stand haben auch die Officiösen, die, abgesehen von den zahlfosen Berichtigungen, die ihnen bei 25 Grad Reaumur im Schatten obliegen, die Dosis Politik mit dem Quantum Demonstration in der auszugebenden Parole fein abzumessen haben. Was vorgeht, hat eine welthistorische Tragweite, und doch soll es keinen ausgesprochen politischen Act darstellen. Frankreich soll indirect thatsächlich verwarnt und doch beruhigt werden: eine schwierige Aufgabe, wie man sieht, und die geschulte Kenntniß der richtigen Mischung voraussetzt. Höchst amujant war dabei das Verfahren der Oesterreicher. Graf Andrassy war von den Journalisten so gut bedroht wie Fürst Gortschakoff, bei dem sich, wie es heißt, zwanzig bis dreißig melden ließen, und der ihnen seine Thür verschließen lassen mußte. Die Oesterreicher kennen den inländischen Brauch besser; sie haben eine Art von Preßbureau in Berlin eröffnet, in welchem ein des Weges kundiger Rath die Herren Gentlemen der Presse empfing und ihnen die geeignete Auskunft gab. Darüber wurden in Berlin allerlei Glossen gemacht, während halbwegs erfahrene Leute wußten, daß die österreichischen Minister selbst sich dadurch die wünschenswerthe Ruhe verschafften. Hat doch manches andere literarische Bureau auf dem Continent im Grunde dieselbe allerdings nur den Eingeweihten erkennbare Bestimmung. Die darauf angewiesenen Blätter sind befriedigt und die höheren Beamten können ungestört von publicistischen Zumuthungen ihren Geschäften nachgehen oder vortommenden Falles der Ruhe pflegen. Das alles hat gewiß Interesse. Der Leser allerdings wird den Ausdruck unserer wohlerwogenen Ansicht über die Kaiser-Entrevue sowie einige Enthüllungen erwartet haben. Dazu fehlt es nur heute an Raum. Ein anderes Mal vielleicht mehr.

* * *

Deutscher Bischofsspiegel. Die Kämpfe Kaiser Friedrichs I. mit der päpstlichen Gewalt sind weltbekannt. Von besonderem Interesse aber ist in der Gegenwart die Stellung, welche die deutschen Bischöfe in diesem Streite eingenommen haben. Schon als die Reichsversammlung zu Besançon (1157) sich energisch gegen die päpstlichen Anmaßungen erklärt hatte, wiesen die Bischöfe den Versuch des Papstes Hadrian IV.), sie von den übrigen Reichsgliedern und dem Kaiser zu trennen, in einer Weise zurück, welche des Eindruckes auf das Oberhaupt der Kirche nicht verfehlte. Nicht minder deutlich sprachen sie sich auf dem Reichstage zu Geinhausen (1186) aus. Sehr anschaulich schildert die damaligen Vorgänge Arnold von Braunschweig (K. Lnbecenfis), dessen Bericht seinem wesentlichen Inhalte nach hier eine Stelle finden möge:

Der Kaiser erbittet sich in der Versammlung das Gehör der Bischöfe und Fürsten und appellirt an ihren gerechten Sinn. Er beklagt sich bei ihnen, wie hart er ohne gerechten Grund von dem Papste (Urban III.) angefochten werde, will aber mit ihrem Beistande jedem Versuche einer Demüthigung unerschrocken begegnen. Sodann theilt er den weltlichen Herren mit, wie der Papst es für ein Unrecht erklären wolle, daß irgend ein Laie Zehenten besitze, weil diese von Gott den Dienern des Altars angewiesen seien, und widerlegt den Anspruch des Papstes auf Rückgabe aller in Laienhänden befindlichen Zehenten an die Kirche damit, daß zu die Kirchen diese Zehenten selbst den weltlichen Großen verliehen haben, damit diese dagegen ihren Schutz den Kirchen angedeihen ließen. Einer weiteren Beschwerde wegen Anmaßung der Vogtei und der Verfügung über kirchlichen Besitz durch Laien begegnet der Kaiser mit der Berufung auf rechtsverjährtes Herkommen. Dann aber wendet er sich an die Bischöfe mit der Frage, wessen er sich in all diesen Punkten von ihrer Seite zu gewärtigen habe. Darauf erhebt sich Bischof Conrad von Mainz. Er will Gott geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist; und unverzeihlich schlägt er vor, daß von Seiten der Bischöfe an den Papst ein Schreiben gerichtet werden solle, worin derselbe angegangen werde, daß er in dem, was zum Frieden diene, dem Kaiser beipflichten, und er diesem in Allem, was mit Fug von ihm verlangt werde, Gerechtigkeit widerfahren lassen möge. — Dieser Antrag erhielt den Beifall des Kaisers und aller Bischöfe. Und es wurde noch dem Sinn und Wunsche des Kaisers ein Schreiben abgefaßt, mit den Siegeln aller Bischöfe versehen und an den Papst abgesandt,*) welchen sein bald darauf erfolgter Tod an der weiteren Verfolgung des Streites — er wollte den Bann über den Kaiser verhängen — hinderte.

So der Bischof von Mainz, so die deutschen Bischöfe in Geinhausen im Jahre 1186. Wie dagegen der Bischof von Mainz und unter seinem Vortritte die deutschen Bischöfe in dem benachbarten Fulda im Jahre 1871? Der Gegensatz ist so charakteristisch, daß es weiterer Worte nicht bedarf. Jene Kirchenfürsten erklärten sich für das althergebrachte Recht und standen zu ihrem Kaiser Barbarossa. Hätten sie wohl auch sich einer, zuvor von ihnen selbst bekämpften, päpstlichen Neuerung unterworfen, wie die heutigen Bischöfe gethan, und auf welcher Seite wären sie im Kampfe zwischen dem Reiche und dem Prätendenten der Unsehlbarkeit, zwischen Barbabianca und Pio Nono gestanden?

* * *

Der Pariser „Figaro" hat einen Specialcorrespondenten zur Kaiserwoche nach Berlin geschickt. Die Redaction verständete in pomphaften Worten, daß es ihr gelungen sei, einen Mann zu gewinnen, der im Stande sein würde, die umfassendsten und zuverlässigsten Nachrichten zu geben, einen Mann, der den höchsten Kreisen nahe stände u. s. w. Dieser Mann leitete seine Aufsätze mit der Versicherung ein, daß seine Briefe einen absolut ernsten Charakter haben und von unangreifbarer Authenticität sein würden. In dem ersten Anfsatz schreibt er: „Kaiser Wilhelm spricht nicht einmal französisch, er ist sehr einfach. Kaiserin Auguste, Prinzessin von Sachsen-Weimar, aufgewachsen in der Schule der Schiller und Goethe, bewogt sich dagegen gewöhnlich in hochpoetischen Redensarten. Dadurch kommt es bisweilen vor, daß an den kleinen Empfangstagen des Hofes, wenn die Kaiserin sich auf den Kothurn stellt und in Dithyramben spricht, ihr Gatte ihr das Wort abschneidet und zu ihr sagt: ‚Na nu, Auguste, seine Komödie! Wir sind hier nicht in Weimar.'"

An unserm Berliner Hofe scheint also ein recht gemüthlicher Ton zu herrschen. Denn wer wollte an der Richtigkeit dieser Erzählung zweifeln — d'un caractère absolument sérieux et d'une authenticité irréconnable, wie der „Figaro" selbst sagt.

* * *

„Feldblumen" ist der Titel einer Sammlung von Novellen aus der Feder der Frau Bertha Augusti-Schöler (Leipzig, Verlag von Robert Schäfer). Der Collectivtitel ist für die hübschen Geschichten nicht hübsch genug. Die Novellen der Verfasserin ragen weit über die Mittelmäßigkeit hervor: sie sind gut erfunden, geschickt componirt, sorgfältig in der Charakteristik und vortrefflich in der Darstellung. Sie verdienen bemerkt zu werden und wir möchten durch diesen kurzen Hinweis die Aufmerksamkeit auf dieselben lenken. Einige sind schon in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht worden, so z. B. „ein Strahl im Dunkeln" im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung", „auf den Brettern" im „Neuen Blatt". Die Leser und namentlich die Leserinnen jener Blätter werden sich mit Vergnügen dieser „Augustischen Novellen" erinnern.

* * *

Unter dem Titel „Allerlei Humore" hat der witzige Redacteur der „Berliner Montagszeitung", Richard Schmidt-Cabanis, eine Sammlung anspruchsloser und lustiger kleiner Geschichten im Verlage von Otto Janke veröffentlicht. Die kleinen Geschichten sind recht amüsant geschrieben und enthalten einige gute komische Situationen.

*) Das Original lautet: Sine praejudicio melioris consilii, si placet, scribantur literae Domino Papae, *ex persona Episcoporum*, in quibus *commoneatur, ut ea, quae ad pacem sunt, tobiscum sentiat, et justitiam vobis in his, quae juste ab eo exiguntur, faciat.* Placuit Imperatori et *omnibus Episcopis, quod dixerat.* Et ad voluntatem Imperatoris scripta est epistola, signata bullis Episcoporum omnium et perlata ad Dominum Papam.

Digitized by Google

Inserate.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zeitschrift für Ethnologie.
Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Unter Mitwirkung des zeitigen Vorsitzenden derselben **R. Virchow**, herausgegeben von
A. Bastian und **R. Hartmann.**
Vierter Jahrg. 1872. 6 Hefte in gr. Lex.-Octav m. Tafeln. Preis 5⅓ Thlr.
(Jahrg. 1869—71 à Jahrgang 5 Thlr.)
Prospecte und Probehefte stehen zu Diensten.

Zeitschrift
für die gesammten Naturwissenschaften.
Original-Abhandlungen
und monatliches Repertorium der Literatur der **Astronomie, Meteorologie, Physik, Chemie, Geologie, Orytognosie, Palaeontologie, Botanik und Zoologie.**
Herausgegeben von Dr. **C. G. GIEBEL,**
Professor an der Universität zu Halle.
Monatlich 1 Heft in 8. mit Tafeln. Preis pro Jahrgang 6 Thlr. Preis der completen Serie von 38 Bänden (1858—1871) **60 Thlr.**
(Publicationspreis 105 Thlr.)
Prospecte u. Probehefte stehen zu Diensten.
Verlag von **Wiegandt & Hempel**
in Berlin.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** sind eben erschienen:
Gesammelte
Schriften und Reden
von
Dr. Johann Jacoby.
2 Bände. 3 Thlr.

Verlag von **Heinrich Matthes** in Leipzig.
Albert Möser,
Gedichte. 2. Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Ngr.
Daraus einzeln abgedruckt:
Neue Sonette. 10 Ngr.
An den Tod. Canzone. 6 Ngr.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:
Mikrokosmus.
Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit.
Versuch einer Anthropologie
von
Hermann Lotze.
Dritter Band. (Schluß.)
Die Geschichte. — Der Fortschritt. — Der Zusammenhang der Dinge.
Zweite Auflage.
VI u. 616 S. 8. Preis 3 Thlr.
Mit diesem Bande ist das Werk wieder vollständig durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Zeitschrift zur Verbreitung naturwissenschaftlicher und geographischer Kenntnisse.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes zu beziehen:
Gaea.
Natur und Leben.
Zeitschrift
zur Verbreitung naturwissenschaftlicher und geographischer Kenntnisse, sowie der Fortschritte auf dem Gebiete der gesammten Naturwissenschaften.
Unter Mitwirkung
von **Dr. R. Avé-Lallemant, Dr. Ernst Freiherr von Bibra, Dr. O. Buchner,** Professor **Dr. Entmann, H. T. Hoffmann, Dr. B. Hofmann, Dr. H. Klencke, Dr. Eduard Lucas,** Professor **Dr. Fr. Mohr, Dr. Ph. Müller,** Navigationslehrer **Dr. H. Romberg,** Professor **Rob. v. Schlagintweit, Dr. O. W. Thomé,** Professor **Karl Vogt, Dr. A. Weber u. A.**
Herausgegeben von **Hermann J. Klein.**
1872. **Achter Jahrgang.** 1872.
Seit sieben Jahren ist die „Gaea" den Gebildeten, welche sich für naturwissenschaftliche Forschungen interessiren, wohlbekannt. Sie hat in diesem Zeitraume zahlreiche Freunde im In- und Auslande, in Europa wie in America, gewonnen. Sie soll daher auch in dem achten Jahrgange ihres Bestehens dem bisherigen Programm treu bleiben. Die neueren Forschungen werden in allgemein verständlichen aber nichtsdestoweniger auf strengwissenschaftlicher Basis ruhenden, abgerundeten Artikeln dem Leser vorgeführt und zwar thunlichst so, daß hierbei die ganze Entwicklung des behandelten Gegenstandes dargestellt wird. Wo es nothwendig ist, werden Abbildungen der Imagination des Lesers zu Hülfe kommen.
Die neueren Forschungen und Entdeckungen bilden ein stehendes Capitel in jedem Hefte der „Gaea". Freilich ist es unmöglich in dieser Beziehung eine absolute Vollständigkeit zu erzielen, da niemals die Thätigkeit auf den Gebieten des Forschens so mannigfaltig und emsig war, als gerade gegenwärtig. Nur eine relative Vollständigkeit will die „Gaea" erstreben und hat dabei hauptsächlich die wissenschaftliche Wichtigkeit und das allgemeinere Interesse der betreffenden Unterjuchung im Auge.
Der astronomische Kalender wird in der früheren Weise unverändert fortgeführt, und befindet sich im ersten Heft des gegenwärtigen Jahrganges eine Anleitung zum Gebrauche der Ephemeriden.
Anzahl und Namen unserer Mitarbeiter, deren Kreis sich alljährlich erweitert, bürgen für die Gediegenheit der Originalartikel, die Verlagshandlung verspricht ein pünktliches Erscheinen der monatlichen Hefte und die Redaction wird für reiche Mannigfaltigkeit des Inhalts sorgen.
Die „Gaea" erscheint (vom 7. Bande ab) in 12 Heften à 8 Sgr., welche regelmäßig monatlich erscheinen, sobaß 12 Hefte einen Band bilden. Einzelne Hefte werden nur ausnahmsweise und nur zu erhöhtem Preise abgegeben. Im Interesse neu eintretender Abonnenten wird, so lange die dazu bestimmten Vorräthe reichen, Band 1—6 zusammengenommen broschirt für 6 Thlr. 20 Sgr., elegant gebunden für 8 Thlr. 10 Sgr. geliefert. Für die einzelnen, in 10 Heften à 7½ Sgr. erschienenen älteren Bände bleibt der Preis von 2 Thlr. 15 Sgr. broschirt, 2 Thlr. 25 Sgr. gebunden pro Band bestehen, für den 7. Band 3 Thlr. 6 Sgr., gebunden 3 Thlr. 16 Sgr., doch findet bei Completirung der Jahrgänge für Abonnenten stets entsprechende Preisermäßigung statt. Einbanddecken werden zu 10 Sgr. geliefert.
Köln und Leipzig. **Eduard Heinrich Mayer.**
Jährlich erscheinen 12 Hefte zum Preise von 8 Sgr. pro Heft.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Tyndall, John. In den Alpen. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Vorwort von Gustav Wiedemann. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist eben erschienen:
Die neue wohlfeile Auflage von
ISIS. Der Mensch und die Welt.
Von
C. Radenhausen.
4 Bände 4 Thlr., eleg. geb. 5⅓ Thlr.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen in einzelnen Bänden à 1 Thlr. oder in Halbbänden à 15 Sgr.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** erscheint:
Das Kapital.
Kritik der politischen Oekonomie
von
Carl Marx.
Zweite verbesserte Auflage.
In 9 Lieferungen à 10 Sgr.
Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen an.

Allgemein verständliche naturwissenschaftliche Abhandlungen aus der Feder namhafter Fachschriftsteller.
Mittheilungen über alle wichtigen neuen Entdeckungen auf allen Gebieten der Naturwissenschaft.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stille in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 21. September 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten. Von einem Outsider. — Der Fortschritt in der Einförmigkeit unserer Civilisation. Von Karl Rosenkranz. — Literatur und Kunst: Ein Reformator der deutschen Schaubühne. Von Hans Hopfen. I. Das Princip des Reformators. — Victor Hugo und seine letzten Gedichte. Von Paul Lindau. IV. V. VI. — Offene Briefe und Antworten. Französische Flüchtigkeit, deutsche Unfehlbarkeit. Von Eugène Pelletier. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten.

Von einem Outsider.

Die Vereinigten Staaten befinden sich zur Zeit in einem ihrer erbittertsten Präsidenten-Wahlkämpfe. Der Streit dreht sich mehr um persönliche als um principielle Fragen. Daher kommt es, daß die Leidenschaften so erhitzt sind und täglich erhitzter werden, daß nicht die Geister, wie sie drüben euphemistisch sagen, sondern Rohheit und Lüge so plump aufeinanderplatzen. Von dieser Art brutaler Kriegführung kann man sich in Deutschland kaum einen Begriff machen, weil hierzulande die Pestie im Menschen mehr angebunden ist, weil theils angeborener, theils anerzogener Anstand, theils die Sitte, theils die Polizei derartige Wuthausbrüche bändigt, wie sie jetzt die americanische Presse alltäglich wiedergibt. Unnöthernd kann sich der deutsche Leser einen Begriff von dem bis zum 5. November in den Vereinigten Staaten herrschenden Tone machen, wenn er sich denkt, daß die Socialdemokraten und jesuitischen Organe, die Liebknecht und Hasenclever, die Todte und Mende, die „Germania" und die „Deutsche Reichszeitung" mit ihren Verdächtigungen, Lügen und Stänkereien in der deutschen Presse allein das große Wort führten.

Doch abgesehen von der Form, — wie verhalten sich die Candidaten zu einander, wer sind die Parteien, die hinter ihnen stehen, welches sind die Ziele, die sie erstreben?

Bekanntlich stehen Grant und Greeley einander als Candidaten gegenüber. Beide Männer sind auch in Deutschland, wenigstens oberflächlich, bekannt: jener als der gegenwärtige Präsident und siegreiche General, welcher die Rebellion niederwarf und einen blutigen Bürgerkrieg glücklich beendigte; dieser als bedeutender Journalist, der durch sein einflußreiches Blatt, die von ihm gegründete „New-Yorker Tribüne", den Kampf für eine Idee, für die Abschaffung der Sklaverei mächtig förderte und zu Gunsten der Freiheit entscheiden half. Greeley hatte wie Grant bis noch vor kurzem der republicanischen Partei angehört, welche diesen Kampf glücklich durchführte und die Union rettete, auch zur Ernennung und Wahl Grants im Jahre 1868 mitgewirkt und bis vor etwa einem Jahr dessen Politik unterstützt.

Grant ist weder ein glücklicher noch ein beliebter Präsident. Ohne jede populäre Ader, kalt und verschlossen, schweigsam und eigenwillig, ohne Ideen und selbst ohne Ehrgeiz ist er eine nur mittelmäßige Natur, welche den in sie gesetzten übertriebenen Erwartungen nicht entsprechen konnte. Man vergaß, daß er seine Erfolge im Kriege nur einer bulldoggenartigen Zähigkeit und Verbissenheit verdankt hatte. Die Menge faßte nur das Resultat seiner glücklichen Feldzüge in's Auge, welches übrigens ohne die Operationen seiner Kameraden, wie des genialen Strategen Sherman, nie erreicht worden wäre. Ohne jede Erfahrung in Verwaltungs- und Regierungs-Angelegenheiten beging Grant viele große Fehler und noch größere Unterlassungssünden. Er zeigte im Anfang viel guten Willen, suchte die Aemter nach bestem Ermessen mit tüchtigen Männern zu besetzen und auch eine selbständige Politik zu verfolgen; aber er stieß sehr bald mit dem Senat zusammen, der sich nicht erst seit gestern jedem Präsidenten als Vormund aufzuspielen liebt und namentlich die Beute nicht fahren lassen will, welche ihm in Gestalt der Vertheilung der öffentlichen Aemter als ein wohlerworbenes Recht gilt. Grant wußte sich zudem mit den leitenden Senatoren wie Sumner und Schurz nicht zu stellen, beleidigte und verletzte sie in ganz unnöthiger, ja brutaler Weise, war theilweise unglücklich in der Wahl seiner höheren Beamten und betrachtete sich mehr als commandirenden General, denn als den höchsten bürgerlichen Beamten der Republik. So wurde er denn häufig gezwungen, die von ihm mit einem heftigen Anlaufe erstrebten Ziele wieder fahren zu lassen, Lieblingsmaßregeln aufzugeben und sich bei dem Widerspruche des Senats zu fügen. Der einzige Erfolg seiner Politik war die Einsetzung des Genfer Schiedsgerichts; allein selbst dieser wurde durch die unglückliche Ausführung des unfähigen Unterstaatssecretärs Bancroft Davis über die indirecten Ansprüche eine Zeitlang ganz in Frage gestellt und immerhin stark beeinträchtigt. Die von ihm beabsichtigte Annexion von San Domingo war ein Fehler und ein Fehlschlag, der Waffenschacher mit Frankreich dagegen eine offene Schmach und Schande. Wenn somit seine Verwaltung den Eindruck der Schwäche und Mittelmäßigkeit macht und sich nicht über das Niveau der Verwaltungen der letzten 35 Jahre erhebt, so sind die gegen Grant erhobenen Anklagen nichtsdestoweniger übertrieben, unwahr und zum Theil sogar lächerlich. Grant ist nicht besser und nicht schlechter als der Durchschnitt seiner Vorgänger im Amte. Sein Hauptfehler bestand darin, daß er seine Stellung zu persönlich auffaßte, daß er, was jeder andere Präsident der Vereinigten Staaten seit Jackson auch gethan hat, die „Guten" (d. h. seine Freunde) reichlich belohnt, d. h. angestellt, und die „Bösen" (d. h. seine Feinde) rücksichtslos bestraft, d. h. aus den Aemtern entfernt und daß er sich dabei nicht immer wählerischer Mittel bedient hat. Uebrigens werden sich diese Fehler bei jedem Nachfolger Grants wiederholen, so lange nicht die Beamten der Vereinigten Staaten nach Verdienst und Würdigkeit, sondern aus politischen Gründen angestellt werden. Es ist also bei der in den politischen Kreisen der Union herrschenden Praxis durchaus kein Verbrechen, wenn Grant ein halbes oder ein ganzes Dutzend von Verwandten

Digitized by Google

in einträgliche Aemter gebracht oder ein paar Geschenke angenommen hat; von den ihm sonst zur Last gelegten Verbrechen dagegen, wie Dictaturgelüsten, Verschwörung gegen die Freiheiten des Landes, Eidbruch ꝛc. läßt sich auch nicht ein Titelchen beweisen.

Gegen Grants Mißgriffe und Unterlassungssünden nun bildete sich eine durch persönliche Gereiztheit doppelt erbitterte Opposition, welche bis zum 1. Mai 1872, dem Zusammentritt des Cincinnatier-Convents, ihrer großen Mehrzahl nach aus aufrichtigen Republicanern bestand, die es ernst mit der Verbesserung der öffentlichen Zustände und einer radicalen Reform des Staatsdienstes nahmen, zum kleinern Theil dagegen aus politisch und persönlich Mißvergnügten (soreheads) zusammengesetzt war. Die von diesen Elementen gebildete liberal-republicanische Bewegung wuchs, weil und so lange die Reformer und Patrioten in ihr überwogen, mit reißender Schnelligkeit. Einige ausgezeichnete Senatoren, wie Schurz und Trumbull, stellten sich an ihre Spitze, viele hervorragende Repräsentanten schlossen sich ihr an, mehrere einflußreiche Zeitungen verliehen ihr rasch eine außerordentliche Stärke. Es ist nicht zu viel gesagt, daß die besten Männer, die reinsten und unabhängigsten Elemente der neuen Bewegung angehörten und daß von ihr nicht allein die Reinigung und Wiedergeburt der republicanischen Partei, sondern auch ihre Verschmelzung mit den besseren Gliedern der demokratischen Partei erwartet werden konnte. Allein das gerade Gegentheil trat ein, als sich die liberalen Republicaner in der ersten Maiwoche in Cincinnati versammelten, um dort ihr Programm aufzustellen und ihren Präsidentschafts-Candidaten zu ernennen. Statt als solchen, wie anfangs beabsichtigt und fest erwartet war, in der Person von Ch. Fr. Adams, dem Sohn und Enkel eines Präsidenten, einen erprobten Staatsmann zu nominiren, ließ sich die neue Partei von einigen der übelberufensten und nichtsnutzigsten alten Demokraten, Cochrane, Blair und anderen, übertölpeln, bei welcher Gelegenheit der später zur Belohnung für seine Dienste zum Vicepräsidentschafts-Candidaten ernannte Gratz Brown aus St. Louis die Inscenirung übernahm. Schurz hätte vielleicht den Unfug verhindern können, wenn er sich von den weiter blickenden demokratischen Intriguanten nicht dadurch hätte fangen lassen, daß er zum Präsidenten der Versammlung gewählt wurde. In dieser Stellung war seine Kraft so gut wie nicht vorhanden. So mußte es die für die Reform ihrer Partei begeisterte große Mehrheit über sich ergehen lassen, daß ihr durch einen schmutzigen Handel von einer winzigen Minderheit der bisher für unmöglich gehaltene Greeley als Candidat octroyirt wurde. Der präsidirende Schurz war ob dieser anfangs nur lächerlich erscheinenden Erneuung so verwirrt und erschrocken, daß er vergaß, der Versammlung das Resultat der letzten Abstimmung mitzutheilen. Erst auf verschiedene ungestüme Interpellationen hin war er im Stande, Greeley als Candidaten zu proclamiren. Unter den Anwesenden und ihren Freunden im Lande erst Gelächter, dann Erstaunen und endlich Beruhigung. Wohl war keinem der Mithandelnden zu Muthe, man kratzte sich verlegen hinter den Ohren; es war eine gedrückte Stimmung, in welcher Niemand wußte, was er thun sollte. Fritz Hecker bezeichnete sie ganz richtig, indem er sagte, man könne eine betrauerten, sonst anständigen Familie doch nicht gut zur Geburt eines außerehelichen Kindes gratuliren. Allmählich faßte man sich, die Blahl war ja regulär, eine regulär berufene Versammlung hatte sie ja vorgenommen, Greeley war doch wenigstens der zany man, to beat Grant". Mit einem guten, der Unterstützung würdigen Candidaten, meinte man, könne eine Partei ohne große Kunst siegen; aber Grant mit einem schlechten, des Vertrauens unwürdigen Candidaten schlagen, das sei die Kunst, welche in dem bevorstehenden Wahlkampfe zur höchsten Anwendung gebracht werden müsse. Kurz die Drahtzieher, vier bis sechs geschickte und geriebene Politiker haben über eben so viel tausend Enthusiasten, gute Kerle, aber schlechte Musikanten, gesiegt: das war das Ergebniß des in Cincinnati abgehaltenen liberal-republicanischen Conventes. Ein Cardinalsconclave und eine Clique americanischer Politiker sind einander ganz gleich, wenn in ihnen der heilige Geist auch in verschiedenen Formen zum Durchbruch kommen mag. Viele der Betrogenen und zwar die anständigen, bestehen unter ihnen, wie Stallo, Hecker und Bernays, erklärten zwar, daß sie von jetzt an nicht mehr mitspielten; aber was kümmerte das die erfolgreichen wire-pullers? Für sie fing jetzt das Spiel erst recht an, ihnen winkten Hunderte von Millionen als reiche Beute. Also keine Sentimentalität!

Greeley ist ein schwacher Candidat und nur in zwei Punkten stark: einmal durch seine Popularität bei den Bauern des Nordens und Nordwestens, deren Interessen er in seinem Blatte mehr Aufmerksamkeit gewidmet hat als irgend ein anderer politischer Schriftsteller des Landes und deren Gefühlen und Denkweise er vermöge seiner Herkunft und Ungeschliffenheit sehr nahe steht, dann aber durch die Sympathieen, die er sich durch seine Bürgschaft für Jefferson Davis im Süden geschaffen hat. Im übrigen ist er der großen Mehrheit des Volkes antipathisch, halb Heuler, halb Poltron, eine komische Figur, die vielfach an den Turnvater Jahn und an den Gesundheitsapostel Ernst Mahner erinnert. Gerade wegen dieser seiner Eigenschaften ist er ein höchst brauchbares Werkzeug in den Händen der Draht ziehenden Politiker. Nicht stark genug durch eigene Kraft, aber immerhin einzelne Elemente des Erfolges in sich vereinend, kann er desto besser von den hinter der Bühne operirenden Intriguanten ausgespielt werden. Gelingt der Coup, wird das große Loos der Wahl gewonnen, so sind die Macher die Herren der Situation und zur fast unbegrenzten Belohnung ihrer Verdienste um „ihren Mann" berechtigt, so hat das Land schwer dafür zu büßen, daß selbstständige Charaktere als Präsidentschafts-Candidaten nicht möglich sind oder auch nicht möglich sein wollen. Greeley nun ist ganz der Mann nach dem Herzen seiner „Macher". Sein Hauptcharakterzug ist die Eitelkeit eines selbstgemachten Mannes, die sich bis in die kleinsten Einzelheiten erstreckt. So sucht er etwas darin, möglichst salopp und äußerlich verwahrlost zu erscheinen. Das geht so weit, daß er ganze viertel und halbe Stunden bei seiner Toilette braucht, um das Halstuch anscheinend recht liederlich zu schlingen, die unten oft abgetretene Hose nachlässig über den Schäften seiner Stiefel zu gruppiren, seinen abgetragenen, schäbigen und schmutzigen Hut möglichst auffallend auf sein absichtlich in Unordnung gehaltenes Haar zu stülpen und seinen fleckigen, isabellenfarbigen Rock möglichst unvortheilhaft zu zeigen. Das Volk und die Presse pflegen ihn nach dem letztern, wohl etwas zu euphemistisch, white coat philosopher zu nennen; unter philosopher aber versteht man in den Vereinigten Staaten einen Menschen, bei dem eine Schraube los ist, einen wahnsinnigen Häring. Ohne seinen großen Verdiensten in der längst abgethanen Sklavenfrage zu nahe treten zu wollen, kann man mit Recht von ihm sagen, daß es kaum einen anmaßenderen, eigensinnigeren und eingebildeteren öffentlichen Charakter in den Vereinigten Staaten gibt. So ward er nur zu leicht zum Dupe weiterblickender, verschmitzterer und gewissenloserer Politiker, die seine Eigenheiten sehr leicht erkannten und vortrefflich auszubeuten verstanden. Man kann ihm nicht nachsagen, daß er sich persönlich unlautere Vortheile verschafft oder je etwas gestohlen habe; allein er war mehr als einmal mit den nichtswürdigsten und raubsüchtigsten Politikern eng liirt und verhalf diesen durch den Ruf seiner Ehrlichkeit zu reicher Beute. Dabei ist er roh und heftig, wo seine Ansicht nicht als die Offenbarung höherer Weisheit blind angenommen wird, voller Vorurtheile und Marotten, Temperenzjunkerer, Tischrücker, Geisterklopfer und rabiater Schutzzöllner, der ebenso plump in den wirthschaftlichen Verkehr wie in die Privatsphäre und Gewissen seiner Mitbürger eingreifen möchte und Sitte und Zucht durch Polizeimittel erzwingen zu können glaubt. Greeley hat keine Ahnung von der hausbackenen Weisheit, daß die ordnende Gewalt des Staates nur die der Besserung des Einzelnen entgegenstehenden Hindernisse beseitigen, nicht aber diese Besserung selbst herbeiführen kann;

Digitized by Google

er ist, weil ihm die klare Erkenntniß der Grenzen der Staats-Rechte und -Pflichten abgeht, voller Sentimentalität, „whims“ und „notions“, deshalb auch in seiner Politik unberechenbar, kurz für eine so verantwortliche Stellung, wie die von ihm ambirte, ein höchst unzuverlässiger und jedenfalls sehr gefährlicher Mann.

Die von den Freunden einer aufrichtigen Reform unternommenen Versuche, den Candidaten des Cincinnatier-Conventes zu beseitigen, schlugen fehl. Der sonst Zauber, den eine regulär Nomination auf die americanischen Politiker ausübt, verfehlte auch hier seine Wirkung nicht; Greeley wurde sogar von einer ursprünglich zu seiner Bekämpfung berufenen Versammlung auch als ihr Candidat adoptirt. Es blieb den Reformfreunden nichts übrig als sich wortlimmt zurückzuziehen oder sich dem Beschluß der Mehrheit zu fügen und von den beiden ihnen antipathischen Candidaten den wenigst anstößigen zu wählen. Aber noch war für Greeleys Anhänger die Aussicht auf den Sieg eine sehr entfernte, wenn es ihnen nicht gelang, die alte demokratische Partei für ihn zu gewinnen, nachdem das Gros der Republicaner zu Anfang Juni Grant von neuem als seinen Candidaten aufgestellt hatte. Seit der Niederwerfung der Rebellion nur noch von ihrer Vergangenheit zehrend und nur durch ihre Opposition gegen alle Maßregeln der Regierung ein nothdürftiges Dasein fristend, war die demokratische Partei, einst die Herrscherin des Landes, jetzt ohne jeden positiven Inhalt und deshalb zu schwach, ihre alten Führer aber zu abgenutzt, als daß sie einen Präsidentschafts-Candidaten aus ihrer Mitte hätte aufstellen können. Die rechtzeitig zu Greeley übergetretenen und ihn in Scene setzenden demokratischen Macher waren nicht die Leute, sich diese Verlegenheit entgehen zu lassen. Sie eröffneten ihren alten, so lange von der Staatskrippe entfernten Freunden die lockende Aussicht auf neue und reiche Beute; sie zeigten ihnen, wie sie unter neuer Firma das alte Geschäft mit doppelten Mitteln wieder treiben könnten. Unter welchen Bedingungen der Handel zu Stande kam, ist zur Zeit noch nicht bekannt: allein daß die alten Leithämmel der demokratischen Partei ihre Bundesgenossenschaft nicht umsonst verkanften, daran zu zweifeln wäre eine Beleidigung gegen ihre bei jeder frühern Gelegenheit glänzend bewährte Geschäftskenntniß. Genug der Vertrag war fix und fertig, als der demokratische Convent am 9. Juli in Baltimore zusammentrat, denn hier erhielten Greeley und Brown gleich bei der ersten Abstimmung eine fast einstimmige Majorität. Und die demokratische Partei schluckte Greeley, denselben Mann, der noch vor kurzem erklärt hatte: „Alle Diebe und Schurken im Lande sind Demokraten, wenn auch nicht alle Demokraten Diebe und Schurken sein mögen“; denselben Mann, der sie bei jeder Gelegenheit beschimpft und verhöhnt hatte, mußten die demokratischen Massen jetzt auf Geheiß ihrer Führer als Bannerträger, als den Vertreter ihrer Grundsätze (!?) acceptiren, und die Proteste einiger weniger alten Demokraten verhallten ungehört im Winde, nachdem die Führer den Ausverkauf des alten Geschäfts beschlossen hatten.

Also Grant und Greeley stehen jetzt einander als Candidaten gegenüber, und zwar dieser als angeblicher Reformer, obgleich er sich durch Annahme der demokratischen Nomination in den Vertreter des bewußten politischen Rückschritts verwandelt hat. Ihn unterstützen in erster Linie die alten Demokraten und ein im Verhältniß zu ihnen kleines Häuflein Liberal-Republicaner. Mit jenem geht die alte republicanische Partei, minus der sogenannten liberalen Republicaner, die sich von ihr abgezweigt haben, und ein kleines Häuflein Demokraten, welche sich gegen die Bundesgenossenschaft mit Greeley sträuben. Im Süden, der dieses Mal wieder ganz mitstimmt, sind die ehemaligen Herren der Mehrzahl nach für Greeley, die ehemaligen Sklaven aber für Grant. Also die Gros der beiden alten Parteien bekämpfen sich unter Grant und Greeley; es fragt sich nur, von welcher von ihnen die meisten Ueberläufer zur andern gegangen sind, um zu wissen, wer am 5. November siegen wird. So weit man aus der Ferne urtheilen kann, sind die Chancen des Sieges ziemlich gleich, ja vielleicht neigen sie sich im Augenblick etwas mehr auf die Seite Greeleys, indessen kann sich die Situation mit jeder Minute ändern. Wieder werden einige zweifelhafte Staaten wie Pennsylvanien, Indiana und Californien die Wahl zu Gunsten des einen oder andern Candidaten entscheiden. Die der Präsidentenwahl vorausgehende October-Wahl des Staates Pennsylvanien wird gewöhnlich als der Vorbote des Sieges der in ihr erfolgreichen Partei aufgefaßt.

In ihren angeblichen Grundsätzen und Forderungen unterscheiden sich beide Parteien wenig oder gar nicht von einander. Die Liberal-Republicaner legen in ihrem Programm besonderes Gewicht auf die Verdrängung des gegenwärtig herrschenden Schutzzollsystems durch den Freihandel, auf eine radicale Reform des Civildienstes und eine unbedingte Amnestie. Gleichwohl erneunen sie Greeley zu ihrem Candidaten, einen fanatischen Schutzzöllner, den unsittlichen Verleumder und Verdächtiger jeder freihändlerischen Regung, und begnügen sich mit seinem Versprechen, daß er, statt auf die von ihnen erstrebten Reformen einzugehen, die Entscheidung dieser Frage den Wählern zum Congreß überlasse und daß er sich dessen Beschlüssen fügen werde. Als ob sich das nicht ganz von selbst verstände! Statt die Reform des öffentlichen Dienstes in dem Sinne durchzuführen, wie sie die Liberal-Republicaner verlangen, also Prüfungen, lebenslängliche Anstellung der Würdigsten als Beamten und dadurch bedingte Aufhebung des politischen Aemterschachers, erklärt Greeley, daß er, da er von vornherein auf eine Wiederwahl verzichte, mit seinen Anstellungen, die er nach eigenem Gutdünken und Ermessen, ohne sich vom Senat dreinreden zu lassen, vornehmen wolle, im schlimmsten Falle kein großes Unglück anrichten werde. Also wieder persönliches Regiment, gerade so wie bei Grant, oder vielmehr noch schlimmer, da Greeley in allen diesen Dingen sehr unerfahren ist und von dem Auswurf hungeriger und ämtersüchtiger Demokraten à la Cochrane gelenkt wird. Bei allen Greeley'schen Versammlungen wird jetzt auf höhern Befehl die Frage der Reform des öffentlichen Dienstes todtgeschwiegen. Ob es endlich jetzt schon an der Zeit ist, selbst die Häupter der Rebellion zu begnadigen, nachdem eine umfangreiche Amnestie von Grant erlassen worden, ist eine Frage, über die sich füglich streiten läßt. Nach den Erfahrungen zu schließen, die noch in jüngster Zeit über den ruchlos rebellischen Geist des Südens gemacht wurden, dürfte es gar nicht schaden, vielmehr im Interesse des Landes geboten sein, die Jefferson Davis, Alex. H. Steffens e tutti quanti noch einige Jahre von der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten anzuschließen, zumal das Volk des Südens sich längst wieder im Vollgenuß seiner bürgerlichen Rechte befindet.

Es ist also durchaus nicht ersichtlich, warum Greeley dem jetzigen Präsidenten Grant vorzuziehen sein sollte. Der einzig stichhaltige Vorwurf, der diesen trifft, besteht darin, daß er die öffentlichen Angelegenheiten nicht verbessert, nicht aber darin, daß er sie schlechter gemacht hat, als er sie vorfand. Er ist jedenfalls das kleinste der beiden Uebel. Wer von den alten Republicanern für ihn stimmt, der bleibt wenigstens seiner ruhmreichen Partei treu, welche das Land vor Verrath gerettet und in seiner freiheitlichen Entwicklung erhalten hat; wer aber von den alten Demokraten zu ihm übergeht, der beweist, daß ihm eben diese freiheitliche Entwicklung höher steht als abgethane Parteifragen. Die Handlungsweise der leitenden Liberal-Republicaner kann weder im Interesse des Landes, noch im Interesse der politischen Moral entschuldigt werden. Obgleich sie sich selbst entschieden klar sind über die Unbrauchbarkeit ihres Candidaten — Schurz brauchte sechs Wochen und Sumner volle drei Monate, ehe sie sich offen für Greeley erklärten — verbanden sie sich mit den Demokraten, um diese zu übertölpeln, während die Demokraten selbstredend nichts anderes vorhaben, als ihre republicanischen augenblicklichen Freunde über's Ohr zu hauen. Siegen die Anhänger Greeleys, so geben die Demokraten, weil sie die große Mehr-

Digitized by Google

heit der neuen Partei bilden, den in der Minderzahl befindlichen Republicanern die gebührenden Fußtritte. Diese drastische Lösung des unnatürlichen Bundes kann nichts schaden, ja vielleicht fordert sie die öffentliche Moral. Denn es ist eine politische Verlogenheit sonder Gleichen, mit welcher die verrathenen und einander belügenden Reformer jetzt die Massen wieder an die Demokraten verrathen, es ist eine unerhörte politische Immoralität, die bessere Natur des Volkes zu corrumpiren und das öffentliche Gewissen zu fälschen; es ist ein von der jämmerlichsten Sophisterei eingegebenes und doch vergebliches Bestreben, den Teufel durch Beelzebub austreiben zu wollen. Lüge und Achselträgerei von Anfang bis zu Ende — das ist die Signatur dieser ephemeren Partei, welche, weil sie keine wahre Faser in sich hat, weil sie unmöglichen Gegensätze vereinigen will, sehr bald mit Schimpf und Schande vom öffentlichen Schauplatz abtreten wird. Die Liberal-Republicaner begehen dieselbe politische Immoralität, als wenn Löwe, Schurz-Detisch, Lasker und andere hervorragende deutsche Liberale sich mit Windthorst, Reichensperger und der ganzen schwarzen Bande vereinigen wollten, um Bismarck zu stürzen, sobald ihnen besten Politik in dem einen oder anderen Punkte nicht behagen sollte. Nicht daß Grant dem Fürsten Bismarck an die Seite gestellt zu werden verdient, aber die Sache, welche sie in der Union und im Deutschen Reiche vertreten, ist dieselbe: es ist die siegreiche Durchführung des nationalen Gedankens gegen innere und äußere Feinde. Grant wie Bismarck sind die Repräsentanten der politischen Mission ihres Landes, die Träger und Vollstrecker einer großen geschichtlichen Idee. Wie würde wohl das deutsche Volk eine solche Politik seiner Führer nennen? Ihren Urhebern dürfte, falls sie überhaupt hierzulande als möglich gedacht werden könnte, am besten eine schlennige Luftveränderung anzuempfehlen sein.

Siegt bei der bevorstehenden Wahl Grant, so bleibt der Fortschritt des Landes ein stetiger, wenn auch langsamer, seine Finanzen bessern sich, und der Staat leidet nicht unter wilden Experimenten. Siegt dagegen Greeley, so tritt die demokratische, d. h. ultraconservative und reactionäre Partei unter neuer Firma wieder an die Spitze der Geschäfte, die Corruption nimmt in erschreckender Weise zu, und die Früchte des Sieges über die Rebellen werden, so weit es noch angeht, wieder zu nichte gemacht. Im Hintergrund lanert dann nicht blos eine verschwenderische und liederliche Finanzwirthschaft, sondern es droht in nächster Nähe die Pensionirung der ehemaligen Rebellensoldaten, die Anerkennung der alten Rebellenschuld, in welcher jetzt schon bei der Möglichkeit der Greeley'schen Wahl auf der Londoner Börse gehandelt wird, und endlich die Entschädigung der früheren Sklavenhalter für den Verlust ihres schwarzen Eigenthums.

Welches aber das Resultat des gegenwärtigen Kampfes sein möge, die Gruppirung der Steitenden selbst bezeichnet die Zerfahrenheit der alten Parteien und die, wenn auch verfehlten Ansätze zu neuen Bildungen. Uebrigens werden sich diese neuen Bildungen nicht durch allgemeine Verlogenheit in einer sogenannten „era of good feeling", sondern nur im ehrlichen Kampfe lebenskräftig gestalten. Für die Vereinigten Staaten wäre es aber offenbar ein großes Glück, wenn sie von einem Greeley'schen Uebergang verschont blieben, denn in vier Jahren kann ein Narr entsetzliches Unheil anrichten.

Nachschrift. Die letzten Nachrichten aus den Vereinigten Staaten, die großen republicanischen Siege in Nord-Carolina und Maine, die Haltung der Presse und die verzweifelten Anstrengungen Greeleys und seiner Freunde beweisen übrigens, daß dessen Aussichten täglich schlechter werden, während Grants Wiederwahl an Chancen gewinnt. Greeley, „das Wachs in den Händen von Verrätern", kann die scharfe, gegen ihn ausgeübte Kritik nicht ertragen. Eine Lawine ist die liberal-republicanische Bewegung schon jetzt nicht mehr, es scheint, sie wird sogar mit einem vollständigen Fiasco enden. Desto besser!

Der Fortschritt in der Einförmigkeit unsrer Civilisation.

Eine gewisse Einförmigkeit ist von aller Civilisation unzertrennlich. Soweit der chinesische Staat, die buddhistische Religion, die Gesetzgebung des Islam reichen, finden wir im wesentlichen dieselbe Form der Lebensart der von ihnen incorporirten Völker. Das römische Weltreich verbreitete die römische Militärorganisation, Steuererhebung, Stadtverwaltung, sowie Heerstraßen, Wasserleitungen, Amphitheater und die Statuen der Kaiser durch alle das Mittelmeer umwohnenden Nationen. Nicht mit Unrecht stellen die Historiker und Archäologen so oft Parallelen zwischen unsrer Zeit und der des römischen Weltreichs auf. Es sind aber zwei Hauptunterschiede zwischen beiden vorhanden. Nach innen zu fällt bei uns die Sklaverei fort, welche alle socialen Verhältnisse der Griechen und Römer durchdrang, während bei uns das Princip der persönlichen Selbstbestimmung schlechthin allgemein geworden ist. Nach außen hin aber sind wir oceanisch geworden, indessen der orbis terrarum Roms nur die Peripherie der Thalassa d. h. des Mittelmeeres umspannte. Wir wissen jetzt, wie groß die Erde ist. Wir wissen, daß wir auf ihr keine neuen Welttheile mehr zu entdecken haben. Das Mittelmeer konnte noch von der römischen Flotte beherrscht werden, aber der Ocean gehört allen Völkern. Keine einzelne Nation vermag ihn in Besitz zu nehmen. Der Traum einer Weltmonarchie, welchen Despoten so oft geträumt haben, leidet unausbleiblichen Schiffbruch an der freien Welle des Oceans, die an der Küste aller Welttheile brandet. Eben die oceanische Schifffahrt, welche den Verkehr aller Völker mit allen vermittelt und selbst die Japanesen zwang, ihre zweihundertjährige Isolirung aufzugeben, ist, in Verbindung mit der Presse, der Hauptfactor, welcher den Fortschritt in der Einförmigkeit unserer Civilisation befördert. Die Pythagoräer lagten, daß den Freunden alles gemeinsam sei. So wird jetzt alles, was ein einzelnes Volk, was in ihm ein geniales Individuum erfindet, schnell zu einem Eigenthum der ganzen Menschheit. Der Ruhm eines großen Menschen wird jetzt durch die Dampfschiffe flügelschnell von Land zu Land getragen. Wenn die Eselvermiether in Jerusalem oder Kairo jetzt den Fremden einen Esel als einen ganz vorzüglichen anpreisen wollen, so nennen sie ihn einen Bismarck.

Sollen wir mit einem Worte den Charakter unserer Zeit aussprechen, so ist er der Kampf des selbstbewußten Gedankens gegen alle Naturwüchsigkeit und gegen alle naiven d. h. gedankenlosen Zustände, in denen noch eine dumpfe Autorität waltet. Dieser Kampf wird oft ein fürchterlicher, fanatischer. Wir müssen aber durch seine Entzweiung hindurch, wenn wir zu einer inhaltsvolleren Versöhnung gelangen wollen. Er hat eine negative und eine positive Seite an sich. Die negative zeigt uns das Verschwinden der Wälder, der wilden Thiere, der Naturvölker, der Sprachen, die es zu keiner selbständigen Literatur gebracht haben, der Nationaltrachten u. s. w. Die immer wachsende Einförmigkeit der Cultur, welche an die Stelle der Romantik der Naturwüchsigkeit tritt, gähnt uns zunächst als eine Oede an, die uns oft schon langweilt. Unser Wohnhaus, die Erde, scheint uns zu eng zu werden und der Reiz des Geheimnißvollen, der Ferne, des Unbekannten, des Fremdartigen immer mehr zu verschwinden. Vertrauen wir aber dem Geist, daß er eben wieder durch den Gedanken eine neue höhere Individualisirung des Lebens erschaffen werde, wie wir auch nicht zu besorgen haben, daß die Natur, so sehr auch die fortschreitende Wissenschaft sie enthüllt, uns nicht immer neue Räthsel vorzulegen vermöchte. Auf diesem Gebiete ist es, wo sich die positiven Neubildungen ergeben.

Im Verhältniß zur Natur sehen wir den Fortschritt zur immer größeren Einförmigkeit dadurch herbeigeführt werden, daß an die Stelle der natürlichen Zuchtwahl, um es mit Darwins

Digitized by Google

treffendem Worte auszudrücken, die künstliche Zuchtwahl durch die Willkür der Cultur tritt.

Der Vegetation gegenüber erscheint sie zunächst negativ in der Entwaldung der Länder, positiv in dem Anbau derjenigen Nutzpflanzen, welche dem Bedürfniß der Ernährung und Bekleidung entsprechen. Soweit der Verbreitungsbezirk einer Pflanze es erlaubt, wird sie auf der ganzen Erde angebaut. Die Cerealien, die Kartoffel, Obst und Wein sehen wir ebenso verbreitet wie Flachs und Baumwolle. Unter den Pflanzen, die uns weder zur Nahrung noch zur Kleidung, sondern nur als Reizmittel dienen, ist die Cultur des Tabaks eine allgemeine geworden. Mit Ausnahme der Pflanzen, welche auf die tropische Zone beschränkt sind, wie Thee, Kaffee, Zuckerrohr, ist daher die Flora der vom Menschen abhängig gewordenen Vegetation eine sehr einförmige geworden. Die Poesie des Waldes verschwindet und die Landschaft bietet uns überall denselben prosaischen Anblick.

In Folge der Entwaldung verändert sich das Klima. Es wird einerseits trockner, andrerseits, da die allmählich Ausgleichung der feuchten Niederschläge durch den Moosteppich des Waldes fehlt, welche namentlich auch den Schnee sanft wegschmelzen läßt, tritt die Plötzlichkeit der Hausenwolke, des Platzregens und damit die Ueberschwemmung ein. Der Eigennutz verwüstet den Wald ohne Rücksicht darauf, daß er ein Organ der Natur ist, sowie ohne Rücksicht auf das Wohl der nachkommenden Geschlechter. Die Kohlenlager sind zwar eine große Hülfe, ohne welche weder das Dampfschiff, noch die Eisenbahn, noch unser Fabrikwesen bestehen könnte. Auch das Eisen muß bereits in vielen Fällen die Function des Holzes übernehmen. Aber das Holz kann doch nicht entbehrt werden, und da, wo der Wald leichtsinnig zerstört ist, empfindet man schmerzlich seinen Mangel. Rußland und Nordamerika zeigen uns dies am deutlichsten. In Rußland heizte man bisher die Locomotiven mit Holz, aber jetzt schreien alle Gouvernements nach einem Gesetz, welches die Eisenbahnen verpflichten soll, Kohlen zu brennen, um dem Niederhauen der Wälder Einhalt zu thun. Die Hauptfolge der Entwaldung ist die Verwandlung des Klimas in das Steppenklima. Die Wiedererzeugung des Waldes ist, wie Napoleons III. Versuche zur Wiederbewaldung der Höhen im südlichen Frankreich gezeigt haben, fast unmöglich geworden. An die Stelle des natürlichen gemischten Waldes muß dann der einförmige Kunstwald der Forstwirthschaft treten.

Von den Thieren kommen hier nur die Vögel und Säuger in Betracht. Von den erstern sind Gans und Ente, Huhn und Taube auf der ganzen Erde verbreitet; von den letztern die Husthiere, die sämmtlich zu Hausthieren gezüchtet sind.

Ueberall hat die Civilisation das Schwein, das Pferd und den Esel, Rind, Schaf und Ziege einheimisch gemacht. Die Fleischfresser, welche an den Pflanzenfressern die Voraussetzung ihrer Existenz haben, verschwinden theils vor dem Anbau und der Forstcultur, theils vor dem Feuergewehr, und wir werden die großen Katzen, die Hyänen und Löwen, Wölfe und Füchse vielleicht in nicht zu langer Zeit nur noch in unsern zoologischen Gärten zum Vergnügen züchten. Von den Raubthieren ist der Hund als Begleiter des Jägers und Hirten, als Wächter des Hauses und als Gesellschafter des Menschen absichtlich über die ganze Erde verbreitet; ebenso die Katze als Bekämpferin der Mäuse und Ratten, welche der Mensch unabsichtlich überallhin verschleppt hat. Die Einförmigkeit der Fauna schreitet durch sinnloses Hinmorden immer rascher vorwärts. Der Egoismus der Begierde schont die Brut nicht und vertilgt damit die Zukunft einer Thiergattung, wie z. B. mit den Walfischen und Robben geschieht. Wenn es dann, wie bei der Ausrottung der Wälder, zu spät ist, kommt oft die Gesetzgebung, um durch lahme polizeiliche Verordnungen der gänzlichen Vernichtung zu wehren, wie es z. B. soeben in den Karpathen mit den Gemsen und Murmelthieren ergangen ist.

Gehen wir von der Natur zum Menschen selbst über, so stehen im Augenblick noch einige Gruppen von Naturvölkern den Culturvölkern gegenüber. Allein ihre Tage sind gezählt. Ueberall, wo sich beide berühren, sehen wir sie, mit Ausnahme der Neger, einem baldigen Untergang entgegeneilen, dessen Ursachen Dr. Gerland in seiner Schrift über diesen Gegenstand so vortrefflich auseinandergesetzt hat, daß es überflüssig ist, hier darauf einzugehen. Krieg, Hungersnoth, Krankheit, Ausschweifung und eine dumpfe Lethargie, welche sich ihrer den Europäern gegenüber endlich bemeistert, lassen sie hinsiechen. Das interessante Werk: „Der Nekrolog der Tasmanier" zeigt uns, wie die Engländer in kaum einem Menschenalter dieselben in das Grab hineincivilisirt haben. Noch hundert Jahre und der poetische Contrast der bunten Mannichfaltigkeit der Naturvölker wird von der Einförmigkeit der Civilisation auf unserm ganzen Planeten ebenso vernichtet sein, wie der Urwald durch die Pflugschar, wie das Raubthier durch das Feuergewehr. Es wird nur noch Culturpflanzen, Culturthiere und Culturvölker geben.

Wie die Naturvölker vor den Culturvölkern, so verschwinden die Nationaltrachten vor der allerdings wechselnden periodischen Einförmigkeit der Modetracht, in deren Form der Zeitgeist sich den Ausdruck seiner gerade herrschenden Stimmung gibt. Die Gewalt der Mode ist unwiderstehlich, weil eine Epoche sich in ihrer Gestalt symbolisch ausprägt. Soweit die Civilisation reicht, begegnen wir daher derselben Tracht. Auf Australien in den Straßen Melbournes, in dem californischen St. Francisco, auf dem Broadway in New-York, in der Capstadt an der Südspitze Afrikas u. s. w. wiederholt sich der nämliche Typus der Kleidung, der von Europa ausgeht.

Nicht weniger werden die Sprachen der Naturvölker von denen der herrschenden Culturvölker absorbirt. Innerhalb eines Culturvolkes findet derselbe Proceß in dem Verhältniß der Dialekte zur Schriftsprache statt. Die Sprache, in welcher die Gesetze eines Staates verfaßt sind und in welcher seine Gerichte verhandeln, hat die Initiative in dem Absorptionsproceß. In Nordamerica wird noch französisch, spanisch, deutsch, indianisch, chinesisch gesprochen, aber noch den bisherigen Resultaten der fortschreitenden Nentralisation der Einwanderer ist vorauszusehen, daß in kaum hundert Jahren die englische Sprache vom atlantischen bis zum stillen Ocean daselbst herrschen wird. Wir vermögen auch jetzt schon abzumessen, welche Sprachen einst überhaupt übrig bleiben werden. Es sind dies die chinesische, russische, arabische, italienische, spanische, französische, englische und deutsche Sprache. Neben diesen Großmächten unter den Sprachen werden sich noch Reste von anderen Sprachen, vom Mongolischen, Hindustanischen, Tamulischen, Griechischen u. s. w., aber nur als Trümmer erhalten, oder, wie das Sanskrit, das Hebräische, das Lateinische, aus religiösen Zwecken gepflegt werden, und die Dialekte nur als untergeordnete Schattirungen der Aussprache, zuletzt nur als Curiositäten fortbestehen.

Dasselbe Schauspiel der Vereinförmigung bieten uns die Spiele der Völker. Das Schachspiel, Kartenspiel und Billard sind jetzt schon kosmopolitisch. Ob die Chinesen mit runden, wir mit viereckten Karten spielen, macht keinen Unterschied in der Sache.

Noch größer wird die Uniformität im Kriegswesen werden, weil es sich jetzt schon auf der ganzen Erde an die Handhabung und Vervollkommnung der Feuerwaffe knüpft. Nur in Centralafrica wird die primitive Bewaffnung mit Pfeil und Bogen, mit Lanze und Keule als Angriffswaffen, sowie mit Schilden und Thierhäuten als Schutzwaffen noch einige Jahrhunderte fortdauern.

Der mächtigste Hebel zur Beschleunigung des Fortschritts in der Einförmigkeit unserer Civilisation sind die Eisenbahnen und Dampfschiffe. Ueberall suchen die großen Schienenwege der Continente die Ufer der Meere zu erreichen. Wo sie münden, schließen sich dann die Dampferlinien an sie an, die Continente mit einer Regelmäßigkeit zu verbinden, wie sie

Digitized by Google

früher kaum von den Landposten erreicht wurde. Die Locomotive hat eine hin- und herkreisende Völkerwanderung organisirt, welche die nationale Besonderheit mehr und mehr in die Allgemeinheit des Menschlichen überhaupt aufgehen läßt. Nordamerica ist das Land, wo der Proceß der Indifferenzirung aller Racen sich am vollständigsten vollzieht, weil ihm die größten Massen der Einwanderer von Ost und West in ununterbrochenem Fluß zuströmen. Zur Race der Rothhäute sind die kaukasischen Europäer, dann die äthiopischen Neger, die mongolischen Chinesen und in den letzten Decennien auch die malaischen Karnalen gekommen.

Noch merkwürdiger aber ist die Wirkung, welche der Telegraph ausübt, indem er die räumliche Entfernung auf Null reducirt. Durch die Legung der submarinen Kabel ist die Hemmung, welche früherhin das Meer dem elektrischen Strom entgegensetzte, überwunden. Was auf der einen Hälfte unsres Planeten geschieht, kann binnen wenigen Stunden auch auf der andern gewußt werden. Die Gefangennahme Napoleons III., der Brand von Chicago, die Ermordung des Viceregenten von Ostindien, der letzte schreckliche Ausbruch des Vesuv u. s. w. waren binnen vierundzwanzig Stunden auf der ganzen Erde bekannt. Aus dem Munde des Telegraphen trägt die Presse die Nachrichten mit Windeseile bis in die entlegensten Winkel. Das heißt also: es existirt in der Gegenwart eine bis dahin unerhörte Gleichzeitigkeit des Bewußtseins der Menschheit. Welche Folgen diese geistige Einsörmigkeit, dies augenblickliche Wissen aller wichtigen Thatsachen der Gegenwart haben wird, kann erst die Erfahrung lehren. Nehmen wir z. B. aus der jüngsten Vergangenheit die Thatsache der Wiederauffindung Livingstones durch Stanley, so ist es fraglos, daß sie von allen Gebildeten auf der ganzen Erde gewußt wird. Soweit die Telegraphik reicht, soweit reicht auch die Civilisation. In Folge des Wissens von jenen Thatsachen werden nun gleichzeitig eine Menge von Ansichten, Entschlüssen, Unternehmungen verändert.

Die wichtigsten Folgen muß diese Gleichförmigkeit des Bewußtseins für die Politik haben und wir sehen daher auch, daß die Revolutionen, um sie zu vernichten, damit anfangen, die Telegraphen zu zerstören. Das Mitwissen und möglicherweise auch das Mithandeln der Welt soll temporär von dem localen Geschehen ausgeschlossen bleiben.

Endlich ist der Fortschritt zur Gleichförmigkeit zu erwähnen, der sich im politischen Leben der civilisirten Völker dadurch ausgethan hat, daß sie überall die parlamentarische Verfassung bei sich eingeführt haben. In Europa sind es nur Rußland und die Türkei, welche sie noch nicht besitzen, weil sie noch zu viel barbarische Elemente in sich hegen. America hat sie von einem Pol bis zum andern. Auf den Sandwichsinseln und jetzt auch auf den Fidschiinseln, deren Gruppe etwa achthundert Eilande umfaßt, ist sie eingeführt. Von den alten asiatischen Reichen ist das strebsame Japan, dies reformationslustige orientalische England, zu ihr übergegangen, eins der vielen staunenswerthen Ereignisse, deren Zeugen wir in diesem Jahrhundert sind, welches einen der größten Wendepunkte der Geschichte ausmacht.

Ohne die Presse aber und ohne die von ihr ausgehende Journalistik würden alle diese Metamorphosen unmöglich sein. Der Buchdruck ist jetzt auf der ganzen Erde verbreitet und durch seine Vermittlung werden die Völker in eine internationale Wechselwirkung versetzt, welche sie, wenn sie auch widerstreben, aus dem Particularismus auf den universellen Standpunkt der Menschheit erhebt. Die Eigenthümlichkeit der Naturvölker und ihrer Sprachen, die Eigenthümlichkeit der nationalen Tracht und Bewaffnung, die Unvergleichkeit und Zufälligkeit des Verkehrs, die Abgeschlossenheit eines beschränkten Bewußtseins, die despotische Regierungsform müssen dem Nationalismus des dankenden Geistes und seinem Nivellement sich unterwerfen.

Königsberg, im September 1872. **Karl Rosenkranz.**

Literatur und Kunst.

Ein Reformator der deutschen Schaubühne.

I.

Das Princip des Reformators.

Unter dem vielversprechenden Titel „Die Theaterkrisis im neuen deutschen Reiche“*) hat Herr Dr. Georg Köberle ein Buch von 258 Seiten der Oeffentlichkeit übergeben, aus welchem der Leser alsbald die Ueberzeugung gewinnen kann, daß auf vielen, ja auf den meisten deutschen Bühnen eine ganz miserable Wirthschaft herrscht und daß der Autor die wenigen, auf welchen besser und theilweise gut gespielt wird, nicht kennt.

Herr Köberle hat für das thatsächlich schlechte kein ungeübtes Auge und, da die Uebung den Meister macht, so sieht er in unseren sämmtlichen dramatischen und theatralischen Zuständen nichts als Sodom und Gomorrah und schüttet darüber die Pech- und Schwefelwolken seines Zornes aus.

Dennoch will er nicht den Tod der Sünder, sondern daß sie sich bekehren und leben. Es versteht sich von selbst, daß die Bekehrung nur nach seinen Recepten und das Leben nur nach seinen Vorschriften möglich ist. Herr Köberle ist gar ein weiser Arzt und fertiger Gesetzgeber. Er kennt nicht nur den Sitz und die Beschaffenheit des Uebels, er zeigt uns auch seine tiefliegenden Gründe und die genauesten Mittel radicaler Heilung.

Boshafte Menschen haben es unter die Leute zu bringen gewußt, das ganze Convolut verdanke seine Entstehung und Veröffentlichung nur persönlicher Verstimmung, gekränkter Dichtereitelkeit und jahrelang verkniffener Rachelust.

Dem aber ist nicht so. Denn um der Welt die überraschenden Thatsachen zu enthüllen, daß Herr von Persall an der Isar sich als hülflöser Dilettant geberde, dagegen Herr Feodor Wehl am Neusebache seine ungeheuren Scherze mit großem Selbstbehagen aufhänse, dazu brauchte man weder alle gesetzgebenden Factoren des neuen Reiches anzurufen, noch den Chef des großen Generalstabs zu citiren.

Nein. Wir haben es mit einer entschiedenen Reformschrift zu thun. Das ziegelrothe Buch tritt in einer so pompösen Weise einher, daß man ihm den reformatorischen Charakter und die gesetzgeberische Bedeutung schon von weitem ansehen muß. Ein Ausspruch des Generalfeldmarschalls Grafen von Moltke dient ihm als Motto. Gewidmet ist es „Deutschlands Staatsmännern und Gesetzgebern“. Und die Vorrede wendet sich als offener Brief direct an Niemand Geringeren als „an den Kanzler des deutschen Reiches Herrn Karl Otto Fürsten von Bismarck-Schönhausen“.

Ich wüßte nicht, was ein gewissenhafter Autor nach einem solchen Titel, einem solchen Motto, einer solchen Widmung, einer solchen Vorrede für sein Buch und die gute Sache, die es versicht, noch etwa thun könnte — es wäre denn, daß er auch ein gutes Buch schriebe.

Sollte es Herr Köberle an dieser Kleinigkeit allein haben fehlen lassen? Es ist kaum glaublich.

Das erste Erforderniß, welches man von einer Reformschrift verlangen kann, ist Klarheit und Reinheit des Princips. Sie darf nicht mit willkürlichen technischen Ausdrücken Verstecken spielen, weder auf Zweideutigkeiten ausruhen, noch halbe Mißverständnisse gefliſſentlich ausbeuten. Der Grundgedanke muß einleuchtend, aus dem Wesen der Sache genommen, praktischer Entwicklung in hohem Grade fähig sein.

Wenn nun Herr Köberle gleich im Beginn (S. 13) den Satz aufstellt: die Bühne „soll weit mehr als blos ein Spiegel, sie soll zugleich ein Vorbild der Zeit sein“, so findet mancher Leser vielleicht darin nichts besonders Verdächtiges. In gewissem Sinne mag das ja mancher gern gelten lassen. Und doch ist

*) Stuttgart bei P. Neff. 1872.

Digitized by Google

der Satz falsch und verwerflich und mit ihm ein Princip eingeschmuggelt, welches alle gesunden ästhetischen Begriffe heillos um den Verstand bringt.

Sehen wir vorerst einmal zu, wie Herr Köberle sein Princip verdeutlicht. Ich empfehle die betreffenden Citate zugleich als Stilproben. „Solange die Bühne ihrem Berufe entspricht", heißt es S. 19, „gewährt sie, indem in ihrer Abspiegelung der Zeitkämpfe das Zeitideal krystallisirt, den Zeitgenossen ein leuchtendes Vorbild und gibt so dem Jahrhundert, vor welchem sie wirkt, die ästhetisch-ethische Richtung. Die Bühne in ihrem Verfall dagegen hinkt zwischen den Zeitkämpfen als liebäugelnde Schleppträgerin daher und wirkt, indem sie selbst an Stelle des Zeitideals ephemere Zeitphrasen verkündet und als Partei in den Kampf eintritt, verflachend und depravirend auf das Publicum zurück." Der Leser reibt sich die Augen. Also verstanden: durch Abspiegelung von Kämpfen wird ein Ideal krystallisirt, während andererseits einer zwischen Kämpfenden zu gleicher Zeit verfallen, daherhinken, liebäugeln und schleppetragen muß. Wie sehr wird die Anschaulichkeit systematischer Erörterungen durch so leichtverständliche Bilder doch gefördert! Der tiefe Sinn im hindischen Spiel liegt diesmal in der Verpflichtung der Bühne, „die ästhetische und ethische Richtung dem Zeitalter zu geben." Daß sie dieselbe von ihm vielmehr empfängt, soll eben mit dem confusen Bildernebel verdeckt werden. Wir befinden uns also im schändlichsten Verfall, das Theater (S. 217) „in allgemeiner Versunkenheit", die Bühne ist (S. 22) „durch ihr charakterloses Liebäugeln mit den ephemerischen Zeitblasen in Widerspruch mit der Cultur der Zeit gerathen." Sie „fußt (S. 24) in dem mit dustendem Gewürzstoff übertünchten Sumpfe der Immoralität." Der Mehrzahl des Publicums entsprechen die Repertoirestücke (S. 25), „welche wir bereits als die photographischen Spiegelbilder der auf der Oberfläche der Zeit herumschwimmenden Blasen kennzeichneten und in welchen von dem titanischen Ringen und vom angestrebten Kampfpreise unsers Jahrhunderts (in den photographirten Blasen nämlich!) kaum eine schwache Spur sich auffinden läßt." In der „Anklammerung an die Blasen des Alltagslebens" (S. 28) sucht man den Effect. Dichtern und Schauspielern muthet die böse Welt sogar zu „eine Cloake für den Abortus der Zeitblasen zu bauen" (S. 26) und so bleibt ihnen (S. 37) „nur noch die Perspective eines geängstigten Rehs. Der beklagenswerthe Dichter mit an die Räder gebundenen Flügeln seines Pegasus vermag vor solchem Harlekinsführwerk unmöglich noch mehr als nur die Frohbudienste eines erlahmenden Trockenspreders zu leisten" — mit an die Räder gebundenen Flügeln selbst für ein Reh gewiß eine furchtbar schwierige Evolution, wogegen zur Abwechslung „die geheime Theater-Censur den Dramatiker vollends in einen Zwangskittel einschachtelt!" (S. 166.) Von der Presse ist nichts zu hoffen. Man dankt ihr (S. 130) nur „Staubwolken der Buchdruckerschwärze". Ueberall nur „Clique" und „Cameraderie" (S. 4). „Dutzende gänzlich falscher Anschauungen werden vom großen Troß speichelleckender Gänseliele nachgeplaudert" (der leckende und plaudernde Gänseliel ist eines der schönsten und correctesten Bilder des Reformers), bis endlich das Publicum selbst daran zu glauben beginnt. Und selbst diejenigen Bühnenleiter, welche nach dem Köberle'schen Princip zu handeln vermeinen, machen es ihm erst recht nicht zu Danke. „Noch nie (heißt es S. 209) ist mit dem sehr richtigen Ausspruche, daß die Bühne nicht zu politischen Parteizwecken mißbraucht werden dürfe, ein schlimmerer Unfug getrieben worden als seit den letzten zwei Decennien. Unter dem Vorwande, die Tendenz-Politik von den Brettern fern zu halten, ächtete man an den lebenden und strebenden Dichtern die Ethik." Und was ist die Folge dieser „unvernünftigen Bevormundschaftung?" (S. 206.) „Der großgewachsene Sohn, über welchen man in den unter seiner mannhaftesten Beihülfe erbauten Vaterhause gleichsam noch eine Säug- und Hebamme als autokratische Wächterin stellt, wird nach einem ununterbrückbaren Gesetze der Naturnothwendigkeit — — im eigenen Hause fremd." Der Wächter der Ethik verschmäht selbst Mackart'sche Bilder nicht, wenn es gilt, den Verfall unserer Schaubühne treffend zu kennzeichnen.

Wie könnte nun diesem Jammer abgeholfen werden? Darüber wird man rasch in's Klare kommen. Wo man das Buch aufschlägt, stößt man auf den „ethischen Beruf der Bühne". Die Bühne hat einem „ethischen Zweck zu huldigen" (S. 196), „die ethische Wahrheit einzugestehn" (S. 256), sich mit „ethischem Kunsternst" (S. 204) zu erfüllen. Die Zusammensetzung des Repertoires soll nach einem „ethischen Princip" erfolgen (S. 120), die Bühnennovitäten haben sich „durch ein ethisches Ringen bemerkbar zu machen" (S. 180). Köberle verlangt ausdrücklich „ethische Dichter" (S. 219. 249) und überall „ethische Producte", „ethische Erzeugnisse" und „ethische Schauspiele" ꝛc.

Dieses fortwährend wiederholte Herausfordern und auf den Altar Heben des alleinseligmachenden Ethischen in der dramatischen Dichtung heißt nun entweder ganz und gar nichts, ist ein hohles Schellengeklingel, mit dem Herr Köberle von einer Lücke in der systematischen Begründung seiner Forderungen hinwegleiten, den Leser hinterlistig täuschen und betäuben will — oder er glaubt im Ernste seine Forderungen und Reformvorschläge und mit ihnen das Drama und die Schaubühne auf einen Boden stellen zu können, auf den sie nicht gehören, von dem sie Bühne und Bühnen-Dichtung schlechterdings nichts zu erwarten ist, auf einen Boden, von welchem ihn zu verjagen ich mir die Freiheit nehmen will.

Bekanntlich nannten die Griechen den Charakter ἦθος und die Aeußerungen des Charakters ἤθη Sitten. Insofern nun jedwedes Drama, sei es von der höchsten, sei es von der niedrigsten Gattung, darauf ausgehen muß, in anschaulichem Spiele darzustellen, wie sich aus erregten Charakteren Handlungen entwickeln und die geschehenen Handlungen auf Charaktere zurückwirken, wird jede Fabel, die ein dramatischer Dichter behandelt, sohin auch sein Drama und endlich er selber mit dem Beiwort ethisch bedacht werden können. Was immer einer dem allgemein menschlichen Gefühl von der Bühne herab verständlich machen will, wird mit oder ohne Bewußtsein des Dichters und Zuschauers immer auch einen ethischen Gehalt in sich bergen. Von diesem Gesichtspunkt angeschaut, muß also das immer wiederholte Beiwort „ethisch" als Tautologie erscheinen. Und wenn in diesem Sinne in einer Reformschrift fortwährend verlangt wird, man soll dem Verfall der Bühne mit ethischer Hilfe begegnen, so kommt mir das gerade so vor, als wenn Herr Köberle Mütter und Ammen verpflichten wollte, ihren Säuglingen Blut, blutiges Blut einzuflößen. Eine vernünftige Nährmutter wird aber ihrem Säugling einfach Milch geben. In der lieben weißen Milch wird dem Kinde Blut zugeführt, Kind und Amme brauchen sich nicht weiter darum zu grämen und auf Blut erpicht zu sein. Und wie in der Milch das Kind an Blut gewinnt, so bekommt, wer mit dramatischen Werken sich schaffend oder ergötzend beschäftigt, auch mit ethischem Gehalte zu thun. Sorgt nur, daß eure Milch gesund und gut und eure Bühnenstücke schön und gehaltvoll seien, für Blut und Ethos ist dann schon von selbst gesorgt, ohne Herrn Köberles und anderer Zuthun.

In diesem Sinne kann der Reformator das Zauberwort nicht verstanden wissen wollen. Mit einem in solchem Zusammenhang nichtssagenden Worte so viel Spectakel zu machen, wäre zu unredlich. Herr Köberle kann also nichts anderes gemeint haben, als solche Dichter und Gedichte auf der Bühne allein zuzulassen, welche mit bewußter und allen, selbst jedem Hoftheaterintendanten in die Augen springender Deutlichkeit das Sittengesetz verherrlichen oder doch eine Regel desselben, in dramatische Handlung übersetzt, anschaulich machen sollen. Das heißt also ausdrücklich verlangen, daß bei Betrachtung eines Dichtwerkes von moralischen Gesichtspunkten ausgegangen werde. Das heißt, ethische und ästhetische Zwecke zu heimlicher Ehe verkuppeln und dadurch im Bereiche des schönen Scheines eine heillose Verwirrung anrichten. Mit der Verwirrung, mit der

Digitized by Google

Fälschung der nothwendigsten Grundbegriffe zu beginnen, das ist aber gewiß ein schlechter Weg zur Reformation, auf dem man nicht zum Ziele gelangt.

Nach der in Aussicht gestellten Reform würde das Theater lediglich als Aushilfeleistung neben Kanzel und Katheder fortbestehen und dabei einiger höchst zweifelhaften Privilegien genießen. Wer die Moralvorlesungen geschwänzt und die Predigt verschlafen, könnte immerhin, vor den Brettern andächtig, noch gerecht und gottselig werden. Die höchste Kunst hätte dann noch etwa den Werth einer illustrirten Ausgabe der Ethik. Daß Herr Köberle vor diesem Ende nicht zurückschreckt, beweist das ausdrückliche Verlangen, sämmtliche Theater nur unter der Kategorie „der Lehr- und Bildungsanstalten" bestehen zu lassen.

Wahrlich eh' einer sich erdreistet als Reformator aufzutreten, sollte er doch reinlich denken und unterscheiden lernen und zusehen, was andere vor ihm gedacht. Herr Köberle würdigt die höchste Kunst zur Magd der Sittenlehre herab und glaubt dabei sie noch wunders wie hoch erhoben zu haben. Und dabei scheut er sich doch, das Kind gleich beim rechten Namen zu nennen. Warum sagte er denn nicht klar heraus, daß er — moralische Stücke, ein moralisches Repertoire und die Bühne moralischen Zwecken unterworfen haben will. Aber mit dem Worte fürchtete er die Leute kopfscheu zu machen; während mit der Ethik allerhand blauer Dunst zu gewinnen war, durch welchen manchen Schauspieler und Theaterleiter, Kritiker und Gesetzgeber nicht sogleich hindurchsah.

Daß er aber das und nichts anderes wollen kann, steht deutlich und klar auf Seite 13 seines Buches, wo es von der Schaubühne heißt „sie soll weit mehr als blos ein Spiegel, sie soll zugleich ein Vorbild der Zeit sein".

Aristoteles aber sagt, die Kunst sei blos Nachahmung; also nur Spiegel und keineswegs Vorbild.

Wer ein „Vorbild" aufstellt, verlangt doch, daß man diesem Vorbilde nachahme; wer von der Dichtkunst ein Vorbild der Zeit verlangt, verlangt von ihr vollkommen moralische Wesen, denen nachzueifern auch der Mühe lohnt.

Und somit wäre die verwünschte Stelle im Aristoteles, von dem Zweck der Tragödie, von der Reinigung der Leidenschaften, über der sich so viele schon die gelehrten Köpfe zerbrachen, so leicht und einfach gelöst, wie Columbus das Ei eindrückte.

Was soll die Tragödie? „Spiegel und Vorbild sein." Es müßte dann freilich so etwas wie ein idealistisch geschliffener Hohlspiegel sein, denn ich wüßte sonst schlechterdings nicht zu verstehen, wie einer, der sich im Spiegel sieht, sein Vorbild erkennen sollte, dem ähnlich zu werden er sich zu bestreben hätte.

Was soll die Komödie? „Ebendasselbe!"

Bisher freilich scheint mir die dramatische Poesie gar nicht darauf ausgegangen zu sein, Vorbilder abzugeben. Und die Herren Bühnenleiter werden trotz Köberles Rathschlägen und Gesetzesparagraphen schwere Noth haben, ein menschenmögliches „ethisches" Repertoire zusammenzuschweißen, selbst wenn man die ältesten und die neuesten mit zu Hülfe nimmt. Eignet sich denn der Oedipus zum Vorbild, der mörderische Landstreicher, welcher um in Theben Karriere zu machen, leichtfertig eine Frau heirathet, die seine Mutter sein könnte und es freilich auch wirklich ist? Oder Medea, die ihre lallenden Kinder oder Orest, der seine alte Mutter ermordet? Oder Macbeth, der seinen König im Schlaf ersticht? Coriolan, der sein Vaterland bekämpft? Othello, der seine unschuldige Frau, Lear, der sein Lieblingskind bis zum Tod mißhandelt? Oder die „Phädra" Racines? Die „Mirra" des Alfieri? Schillers „Ferdinand", „Don Manuel", „Wallenstein"? Goethes „Faust" oder „Tasso"? Lessings „Sarah Sampson" oder „Odoardo Galotti"? Oder Kleists „Käthchen", Grillparzers „Sappho", Hebbels „Maria Magdalena"?

Wie kann überhaupt die Tragödie sich zum Vorbild eignen, die uns die Menschen zeigt, wie sie von den höchsten und gewaltigsten Leidenschaften zu Handlungen nicht selten verbrecherischer Natur erregt werden! Und wie kann es nun gar die Komödie, welche uns die Menschen in ihrer Thorheit und in lächerlichen Lastern befangen darstellt!

Mit vollem Recht sagt Schopenhauer (im 37. Kapitel seiner Ergänzungen zum III. Buch von: Welt als Wille und Vorstellung) „im ganzen Shakespeare mögen allenfalls ein paar edle, doch keineswegs überschwänglich edle Charaktere zu finden sein." Und eindringlich ermahnt er den dramatischen Dichter nicht zu vergessen, „daß er der Spiegel des Menschengeschlechts ist." Von einem Vorbild sagt er nichts. Wenn aber Herr Köberle Recht behält und er die Classiker nicht zu Gunsten seiner ethischen Vorbilder streichen will, so mag sich demnächst mancher relegirte Student die Frage vorzulegen haben, ob er nicht in den böhmischen Wäldern das Räuberhandwerk zu treiben oder mutatis mutandis unter die Berliner Bauernfänger zu gehen habe.

Herr Köberle wird sich nun freilich höchlich dagegen verwahren, daß er solches zur Reform der Schaubühne jemals geäußert habe. Aber darin irrt Herr Köberle. Wer ein Princip ausspricht, spricht implicite alle seine logischen Consequenzen aus. Wer ein Princip aufstellt, muß sich gefallen lassen, daß man dessen Consequenzen zieht, und führen diese Consequenzen das Princip ad absurdum, so war eben das Princip nichts werth.

In Eduard von Hartmanns „Aphorismen" findet sich eine Stelle (S. 33), die wie für Herrn Köberle gemacht erscheint. „Die moralischen Momente treten stets in imperativischer Form auf und fordern was geschehen soll. Die Poesie aber hat es als Nachahmung einer vollendeten Wirklichkeit nicht mit dem zu thun was geschehen soll, sondern mit dem was bei Vorhandensein der und der Motive, in der und der Stärke, einzig und allein geschehen kann und muß. Die sittlichen Motive sind natürlich in der Poesie von höchster Wichtigkeit, indem sie als hervorragende Motive neben anderen Motiven auf die handelnden Personen wirken; für den Zuschauer sind sie nunmehr nicht als sittliche Momente, sondern als Motive der handelnden Personen von Bedeutung, d. h. als Naturmächte unter anderen Naturmächten, wie Gefühle und Leidenschaften. Wollte der Zuschauer dieselben als sittliche Mächte auf sich wirken lassen, so würde er damit in die Handlung selbst als Betheiligter hineintreten, also sich in seiner Eigenschaft als über dem Ganzen schwebender unbetheiligter Zuschauer aufheben, er würde die unmittelbare Unbetheiligtheit des Willens in sich aufheben, welche, wie Kant und Schopenhauer nachgewiesen haben, die unerläßliche Bedingung jedes Kunstgenusses ist."

Es wird Herrn Köberle nichts helfen, daß er wiederholt auf Schillers Rede aus dem Jahre 1784 hinweist. In einer Zeit, wo das Theater sich unter Anfeindungen aller Art und Vorurtheilen ohne Zahl mühsam einen anständigen Platz in unserm gesellschaftlichen Leben zu erobern suchte, waren die von Schiller herbeigezogenen Gründe und Beispiele von unleugbarer Bedeutung. Zum Thema einer akademischen Rede mag man sich ja wohl die Schaubühne auch einmal als eine „moralische Anstalt" betrachten. Schillers Bemühen geht indessen weit mehr darauf aus, zu beweisen, daß das Theater keine unmoralische Anstalt, und ganz besonders darauf, daß „die Räuber" kein unmoralisches Stück seien. Unser Reformator würde Mühe haben, wollte er sein Princip und dessen Consequenzen ernsthaft mit Schiller'schen Belagstellen decken. Vermöchte er dies aber auch, so soll er bedenken, daß im Kampf auf Leben und Tod manches erlaubt erscheint, was der Gesetzgeber und der Reformator nicht zur Grundlage ihrer Wirksamkeit machen dürfen. Die Zumuthung moralischen Zwecken zu dienen ist der Bühne freilich oft genug gemacht worden und Goethe schon beklagt es (Bd. XIII. 566), daß die Freunde des Theaters genöthigt waren, „diese der höheren Sinnlichkeit eigentlich nur gewidmete Anstalt für eine sittliche auszugeben: sie behaupteten, das Theater könne lehren und bessern, und also dem Staat und der Gesellschaft unmittelbar nützen. Die Schriftsteller selbst, gute wackere Männer

Digitized by Google

aus dem bürgerlichen Stande, ließen sich's gefallen und arbeiteten mit deutscher Biederkeit und geradem Verstande auf diesen Zweck los, ohne zu bemerken, daß sie die Gottsched'sche Mittelmäßigkeit durchaus fortsetzten und sie, ohne es selbst zu wollen und zu wissen, perpetuirten."

Unser Reformator hat denn auch mancherlei „nicht bemerkt", was er mit Aufstellung seines Princips eigentlich anrichtete. Am „deutscher Biederkeit" scheint er mir indessen keinen besonderen Ueberfluß zu besitzen. Er hütet sich gar sehr, die Consequenzen aus dem Principe mit genügender Deutlichkeit selbst zu ziehen; er nimmt sich nicht einmal die Mühe genau zu sagen, was er als ein „ethisches Product" in concreto verstanden wissen will. Er hält es für hinreichend, das „ethische Product" überhaupt nur negativ zu kennzeichnen, indem er ihm vor allem das „Tendenzdrama" gegenüberstellt. Das dramatische „Liebäugeln mit der Tendenzlei", mit den „ephemeren Zeitblasen" u. dgl. Diejenigen Stücke also, welche es nicht unter ihrer Würde halten, Fragen und Empfindungen und Handlungen, welche den gegenwärtigen Tag, die lebende Mitwelt bewegen, künstlerisch zu behandeln, sind nach Herrn Dr. Köberles Ansicht entschieden keine „ethischen Producte".

Was aber sind nun solche? Die positive Beantwortung dieser brennenden Frage bleibt uns der Reformator schuldig. Es paßt ihm nur, gerade die allerhöchste Gattung derjenigen Erzeugnisse, in welchen die Ethik auf der Bühne zur Erscheinung kommt, so allgemeinhin anzudeuten. Nur einmal, ein einziges Mal läßt er sich herab, uns mit einem Beispiele zu Hülfe zu kommen, und nennt ein nicht von ihm selbst verfaßtes Stück, welches vor seinen ethischen Augen Gnade gefunden hat, mit ausdrücklichem Namen.

„Katharina Howard" von Rudolf Gottschall.

Geduldigster Leser, schmunzle nicht. Es ist das nichts weiter als eine niedliche captatio benevolentiae des fleißigsten Kritikers, der mit nimmermüden Händen zwei bis drei Dutzend Organe der öffentlichen Meinung besorgt oder doch beeinflußt, und mit Tagesskritik, Literaturgeschichte, Poetik und Conversationslexikon in mehr oder weniger dauerhafter Unsterblichkeit macht. Wo immer der Reformator auf Leipzig zu sprechen kommt, geschieht es nie ohne tiefste Verbeugung und höchste Verherrlichung.

Das kommt davon! Wer allzuängstlich auf seiner Feder Fruchtbarkeit erpicht ist, dem kann's am Ende passiren, daß er von einer hülfsbedürftigen Reformschrift als einzig lebendiges Muster seiner Gattung aufgestellt wird.

Wir bezeigen dem fleißigen Hofrath in Leipzig ob dieses ergötzlichen Zwischenfalls unser aufrichtiges Beileid und wollen uns in einem folgenden Aufsatze des Genaueren betrachten die ausdrücklich höchste Gattung, welche der Mensch auf künstlerischem Gebiete zu leisten vermag, jene eminent ethische Gattung, von welcher das ziegelrothe Buch mit einem seiner anschaulichsten Gleichnisse (S. 218) aussagt: „Die Spitze der Culturkrone eines Volkes liegt in elende Scherben zerbrochen darnieder, so lange die höchste Gattung aller Künste sich unter ihm nicht frei entfalten darf."

Insel Föhr, im August.

Hans Hopfen.

Victor Hugo und seine letzten Gedichte.

— L'année terrible. Paris, Michel Lévy frères 1872. —

IV.

Wir haben schon gesehen, daß Victor Hugo das Nichts lachen läßt (le néant a ri) — wodurch Obdardos Frage: „Wer lacht da?" endlich eine allgemein befriedigende Antwort erhalten hat: „Das Nichts hat gelacht" — daß sein Stern schreit (Un cri sort de l'astre en détresse) u. s. w. Es schreit überhaupt manches bei ihm; Victor Hugo hat auch schon den Schatten schreien hören (les cris de l'ombre), auch die Morgendämmerung stößt die Schreie verschiedenster Art in die Nacht hinein, welche letztere ihrerseits vermuthlich ebenfalls schreien wird. Von den Schreien des Tagesanbruchs ist auf S. 314 die Rede:

„De tous les cris que peut jeter l'aube à la nuit."

Aber das sind blos Eigenthümlichkeiten, die sich vielleicht durch eine besondere akustische Beschaffenheit der dichterischen Gehörwerkzeuge erklären lassen. Für mancherlei, was wir in „L'année terrible" finden, gibt es aber, wie ich glaube, gar keine Erklärung. Daß Winkelried bei Victor Hugo „epische Arme" hat (bras épiques), daß Paris auf S. 57 „die forschkritische Mondsichel am dunkeln Himmel" genannt wird und von der Finsterniß eine Ohrfeige bekommt (S. 101) — le soufflet des ténèbres —, daß er auf S. 58 sagt: „eher würde sich ein Tiger in einen Schwan verlieben, als daß die Könige auf's Morden verzichten", ja selbst, daß er die Bibliothek als „das unergründliche Abc des Ideals" („insondable abc de l'idéal") bezeichnet, S. 267, und daß er sich, als Dichter, den „stillen Gläubiger des Abgrunds" nennt (le créancier tranquille de l'abîme) — alles das wollen wir gelten lassen; wir dürfen einem großen Dichter gegenüber nicht kleinlich sein. Nehmen wir diese seltsamen und geschmacklosen Aeußerungen als Seitenstücke zu den früheren Geschmacklosigkeiten:

„Vieillard stupide! il l'aime" (Hernani)

„Je souffre, ver de terre amoureux d'une étoile"

„... Une duègne, affreuse compagnonne,
Dont la barbe fleurit, et dont le nez trognonne"

— die beiden letzteren Proben aus „Ruy Blas" — und zu hundert andern desselben Schlages ohne Murren in den Kauf.

Aber bisweilen hört die Nachsicht, hört das Verständniß, hört auch der Spaß gänzlich auf. Was heißt z. B. auf S. 7: „Das Gespann kann den Wagen nicht begnadigen —"?

„L'attelage ne peut amnistier le char."

Was soll ich mir vorstellen, wenn ich auf S. 20 lese, daß Petersburg und Stambul „zwei Hunde aus Steingut" sind:

„Pétersbourg et Stamboul sont *deux chiens de fayence*"

— oder wenn ich auf S. 34 das tiefsinnige Orakel vernehme, daß bei uns Deutschen Barbarossa seinem Landsmann Friedrich Schiller nicht hinderlich in den Weg getreten ist:

„Barberousse chez toi n'empêche pas Schiller".

— was soll ich mir unter all diesem vollönenden Unsinn vorstellen?

Und so geht es weiter, gerade wie in dem verrückten Buche der trefflichen Sibylle:

„Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen."

Da werden uns Zorn, Gewalt und Nacht als drei „schwarze Portiers" vorgestellt — S. 38:

„La Colère, la Force et la Nuit, noirs portiers!"

Da heißt es von den preußischen Nationalfarben, sie seien „die beiden Reflexe des Grabes" — das Grab reflectirt schwarz und weiß! — und der preußische Adler sei ein ganz „seltsamer" Vogel, nämlich „weiß in der Nacht und schwarz am Tage!"

... sa haute bannière
Teinte des *deux reflets du tombeau* tour à tour,
Un aigle *étrange, blanc la nuit et noir le jour.*"

Seltsam in der That! Zu solchem haarsträubenden Nonsens verleitet die Antithese!

Auf S. 60 „verwundern sich alle im Unendlichen offenen unbekannten Augen", oder vielleicht auch „alle offenen unbekannten Augen im Unendlichen" — ich verstehe das Eine so wenig wie das Andere:

„Tous les yeux inconnus ouverts dans l'Infini
S'étonnent."

Digitized by Google

Auf der folgenden Seite (61) „scheint die Hölle ein fürchterlicher Rachen zu sein, der beißt“

„L'enfer semble une gueule effroyable qui mord.“

Wir Deutsche haben in unsern Augen — man rathe! — „die finstere Bestürzung geheimnißvoller Wälder“ („la sombre stupeur de bois mystérieux“); Loyola ist „eine finstere Spinne“, der Gott für ihr Gewebe Fäden der Morgenröthe und Strahlen der Sterne gab:

„Sombre araignée à qui Dieu, pour tisser sa toile,
Donnait des fils d'aurore et des rayons d'étoile.“

Auf der folgenden Seite pfuscht Hugo dem Redacteur der „Wespen“, Julius Stettenheim in's Handwerk; er fragt wörtlich: „Woher kommt es, daß die Mondstrahlen nicht warm sind? Ist der Duft die irrende Seele des Blumenstengels?“ u. s. w. — lauter Dinge, die unbedingt in die „Berliner Wespen“ — „Letzte Fragen an den Unfehlbaren“ — gehören.

Aber es kommt noch besser! S. 245 erfreut uns durch folgende Mittheilung: „In der Hochzeitsstunde gibt der rasend verliebte Abgrund der Erde einen Kuß.“ Verwunderung. — Motive: „Denn nichts ist unsinnig, schrecklich, zügellos, unbändig, krampfhaft, verstört, toll, es sei denn im Interesse des Gleichgewichts!“

„*Et quand l'heure est venue enfin de s'épouser*
Le gouffre éperdu donne à la terre un baiser,
Car rien n'est forcené, terrible, effréné, libre,
Convulsif, effaré, fou, *que pour l'équilibre.*“

Da hört mancherlei auf: Also sintemalen das Gleichgewicht die Ursache aller Tollheiten ist, aus diesem einleuchtenden Grunde verbringt der Abgrund mit der Erde ein Schäferstündchen. Man muß so etwas zweimal lesen, sonst kann man das darin enthaltene Maß von Unsinn nicht fassen.

Und es ist noch eine Steigerung möglich! Selbst diejenigen, welche begreifen, daß das Gleichgewicht die Störung alles Gleichgewichts ist, daß Abgrund und Erde in Liebe schwelgen, selbst diese klugen Leute werden in Verlegenheit gerathen, wenn sie erklären sollen, wie auf S. 78 „die schaurige und heilige Nacht ihre Finsternißschleier mit Sternbichtigkeiten bereitet“

„Ainsi la nuit sinistre et sainte fait ses voiles
De ténèbres avec des épaisseurs d'étoiles.“

Und diejenigen, die auch das noch verstehen, sie sollen uns das Rebus auf S. 188 lösen. Da heißt es: „Hat denn das Wesen der Tiefen im grundlosen Azur der Erhabenheit beschlossen .... daß hienieden wie das Fleisch, so auch die Idee bluten muß, daß sie, bei der Geburt mit dem Eisen berührt, für die Trauer wie für die Hoffnung den geheimnißvollen Stempel des Lebens und Leidens haben muß in jener hehren Narbe, Bauchnabel genannt.“

„L'être des profondeurs a-t-il donc décrété
Dans les azurs sans fond de la sublimité
. . . . . .
Qu'en ce monde l'idée aussi bien que la chair
Doit saigner, et, touchée en naissant par le fer,
Doit avoir, pour le deuil comme pour l'espérance,
Son mystérieux sceau de vie et de souffrance
Dans cette cicatrice auguste, le nombril.“

Der Bauchnabel der Idee!

In dem Album des bekannten Irrenarztes Idler fand ich einmal folgende Verse, die ein dankbarer Patient mit vollendeter Kalligraphie aufgesetzt hatte:

„Stiller deine heil'gen Wege
Mit dem Spiegel deiner Freude!
Stiller gemeiniglich die Pflege
Mit dem Gediege reiner Erzeugnisse.“

Seitdem ich „L'année terrible“ gelesen habe, kommen mir diese Verse ganz vernünftig vor.

Ueber den Elogendichter Thomas äußerte Gilbert, er risse das Maul weit auf, um nichts zu sagen, wenn man anstatt „nichts“ „Unsinn“ setzt, paßt dies böse Wort leider auch auf den alten Victor Hugo. Der unvergleichliche Pamphletär Claude Tillier, der in Deutschland trotz Ludwig Pfaus löblichen Anstrengungen lange nicht bekannt genug ist, sagt von den Dichtern und der Dichtung: „die Poesie ist die verrückt gewordene Prosa .... die Dichter kommen mir vor wie Leute, die viel Effecten in einen kleinen Koffer packen sollen, oder wie Leute, die einen großen Koffer besitzen und nur ein Paar Strümpfe hineinzulegen haben .... Im allgemeinen finde ich, daß unsere Dichter mit den Ideen zu sehr knausern und mit den Worten zu verschwenderisch umgehen. Beinahe alle Verse bestehen zur Hälfte aus klangvollen Worten, die keinen andern Werth als den des Wohllauts haben. Um wir einen sauern Häring anzubieten, nehmen sie eine silberne Schüssel.“

Wenn's nur wenigstens immer ein saurer Häring wäre! Im übrigen ist das, was Claude Tillier von den Dichtern im allgemeinen sagt — in dieser Allgemeinheit ist es unrichtig — die treffende Kritik Victor Hugos und seiner letzten Dichtungen.

V.

Bis jetzt haben wir nur diejenigen Seiten, welche als charakteristisch für die gesammte dichterische Thätigkeit Victor Hugos betrachtet werden können, in's Auge gefaßt; an den Beispielen aus „L'année terrible“ haben wir seine Sprache, seinen Versbau, seine Vorliebe für historisch-geographische Aufzüge, seine excentrischen Bilder und Unverständlichkeiten zu veranschaulichen gesucht. Wollten wir uns ebenso eingehend mit der Specialkritik des Buches selbst befassen, so würde sich die ohnehin schon zu lange Besprechung in's unendliche ausdehnen. Selbst eine flüchtige Skizzirung des Inhalts beansprucht mehr Raum, als wünschenswerth.

Den „Prolog“ zum „fürchterlichen Jahr“ bildet ein Gedicht über die Bedeutungslosigkeit des Ollivier'schen Plebiscits, „Les 7,500,000 oui“ überschrieben. Die wundervolle, aber im politischen Leben leider völlig nichtssagende Antwort, welche Schiller den Fürsten Sapieha auf die Frage: „Was ist die Mehrheit?“ geben läßt:

„Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen“ ꝛc.

bildet auch die Grundlage dieses Gedichtes. Schiller braucht fünf Zeilen, um die Frage und Antwort bis auf den Grund zu erschöpfen, Victor Hugo schreibt zehn lange Seiten voll Verse und bleibt auf der Oberfläche. Hätte er das Fragment des „Demetrius“ gekannt, so hätte er sich und uns den wortreichen Prolog mit Hesekiel, Moses und den fünfzig andern großen Männern ersparen können.

Hierauf beginnt nun „das fürchterliche Jahr“, das der Dichter mit dem August 1870 anfangen und mit dem Juli 1871 enden läßt. Das erste Gedicht des August ist „Sedan“. Wir wollen den Dichter nicht mit der Notiz chicaniren, daß die Schlacht bei Sedan am 1. September geschlagen wurde und die Capitulation am Tage darauf erfolgte. Das hat nichts zu sagen. Es kann uns auch gleichgültig sein, daß er die kleinen Schlachten von Weißenburg, Wörth, Courcelles, Bionville und Mars-la-Tour, Gravelotte und Saint-Privat, sowie endlich Beaumont vergißt. Er hat sicherlich nicht die Absicht, eine poetische Geschichte zu schreiben; nur diejenigen Ereignisse, die ihn persönlich besonders interessirt, ergriffen und poetisch gestimmt haben, nur diese werden wir in dem Buche finden. Bei diesen zufällig herausgegriffenen Momenten werden wir aber wohl das ungefähr Richtige erwarten dürfen; das ist gewiß nicht zu viel verlangt. Aber es ist immerhin mehr, als Hugo zu leisten vermag. Gleich der dramatische Hauptcoup in „Sedan“ beruht auf einer Entstellung. Die farbenreiche, stellenweise sehr schöne Schilderung des furchtbaren Gemetzels schließt mit den Worten: „Während unsre Soldaten kämpf-

Digitized by Google

ten, stolz und würdig ihrer Ahnen, welche die Völker verehren — da hörte man plötzlich, — die verstörten Fahnen durchschauerte es, — dieweil alles blutete, rang, widerstand oder starb, den entsetzlichen Schrei: „Ich will leben!“ — Ich bin sicherlich der letzte, der den jämmerlichen Imperator vertheidigen möchte. Aber die Capitulation von Sedan lediglich durch die Lebenslust Napoleons zu erklären, ist eine einfache Geschichtsfälschung. Sedan mußte capituliren, weil die Mac-Mahon'sche Armee unrettbar verloren war; ob der Kaiser lebte oder fiel, war für den Ausgang des Tages vollständig gleichgültig. Nach der Hugo'schen Schilderung schwankte die Entscheidung bis zum letzten Augenblicke und erst Napoleon, der um jeden Preis leben wollte, gab den Ausschlag. Das ist französisch. Einen Sündenbock um jeden Preis! Nur nicht zugeben, daß die Franzosen geschlagen worden sind! Der Kaiser hat verrathen! Das macht sich besser.

Das folgende „Wahl zwischen zwei Nationen“ ist ein echter Victor Hugo'scher Theatercoup: an Deutschlands Adresse drei Seiten recht zweifelhaften Lobes, an Frankreichs Adresse die drei Worte der Liebe: „O meine Mutter!“ Es gibt Leute, die so etwas genial finden; ich gehöre leider nicht zu diesen. Wenn übrigens ein Preis darauf gesetzt würde, wie Deutschland am ungeschicktesten gelobt werden könnte, so würde Victor Hugo denselben davontragen. Unser Hauptstolz ist der früher schon erwähnte Caledonier Galgacus; ferner haben wir unsern Wittekind sem franzöſischen Karl dem Großen gegenüberzustellen und „gewissermaßen“ dürfen wir „sogar“ auch diesen Karl zu den unsrigen zählen:

„Ton Vitikind tient tête à *notre* Charlemagne
Et Charlemagne *même est un peu* ton soldat.“

Mit dem nächsten Gedichte: „Auf einen Fürsten anderthalben“ „à prince prince et demi“ geht nun die Schimpferei auf unsere Fürsten und uns Deutsche überhaupt los. Der große Dichter erniedrigt sich hier zu den Gassenbübereien der Pariser Scandalpresse. Es ist schade um ihn. Er beehrt uns in diesem und den ähnlichen Gedichten mit einer langen Reihe von Titeln, die sammt und sonders auf eine entschiedene Mißachtung des Eigenthums bei uns schließen lassen; er nennt uns Schinderhannes, Robert-Macaire, schwarze Räuber, Beutelschneider, Taschendiebe, Spitzbuben, Wegelagerer, Banditen; er erblickt in uns einen wohl assortirten zoologischen Garten, bezeichnet uns als Luchse, Hyänen, Schakals, Tiger, Wölfe, Geier, Raben u. s. w. Aber „Löwen“ sind wir nicht — „grausame Enttäuschung!“ ruft er aus. „Wir hofften Löwen zu finden und bekamen Ungeziefer.“ Ueber alle diese Complimente können wir wohl schweigsam quittiren.

In den Monat October fällt das schöne Gedicht über den Kampf zwischen dem Chaos und dem Stern — man muß es lesen, um sich einen Begriff von dem verfficierten Nonsens zu machen.

Mit dem wachsenden Unglück Frankreichs wächst auch der Wahnsinn des altersschwachen Dichters. Im November rast schon das völlige Delirium. Victor Hugo findet es ganz und gar nicht hübsch von uns, daß wir so unbarmherzig draufloſschlagen. Das ist keine Kunst, meint er, mit guten Soldaten schlechte Soldaten ohne Führung zu besiegen; wir sollten uns schämen. Unseren Ahnen würde es nicht in den Sinn gekommen sein, auf diese Weise siegen zu wollen! Wörtlich!

„On se rue . . . . . .
Sur le voisin, lequel a . . . . . .
Rien pour l'armée avec zéro pour général.
Vos aieux, que Luther bercait de son choral,
N'eussent point accepté de vaincre de la sorte.“

Gottlob, daß wir nicht unsere Vorfahren waren, die sich mit Grazie hätten besiegen lassen, während wir unpoetischen Modernen dem liebreizlosen Sieg den Vorzug gegeben haben. Aber die Rache bleibt uns auch nicht erspart. Die Ruhmesgöttinnen da oben im Himmel sind, wie uns Victor Hugo erzählt, ganz außer sich über unsere Niedertracht; sie klappen die Flügel zusammen, drehen sich herum und wollen nichts von uns wissen; und im Hintergrund des schwarzen Firmaments sieht man deutlich, wie sie düster ihre finstern Trompeten senken!

„Là-haut, au loin, le groupe altier des Renommées,
Immobile, indigné, les ailes refermées,
Tourne le dos, se tait, refuse de rien voir,
Et l'on distingue, au fond de ce firmament noir,
Le morne abaissement de leur trompettes sombres.“

Daß wir diese Mißachtung der Ruhmesgöttinnen überlebt haben — es ist unglaublich. Den Schluß dieses langen Gedichtes macht der geistvolle Vers:

„Que la victoire est grande et le vainqueur petit.“

Zu derselben Kategorie unbegreiflicher Naivetäten gehören noch folgende Gedichte: Zunächst „Wer ist schließlich der Sieger?“ aus dem Monat December, Antwort natürlich: Frankreich. Mit magisterhafter Würde hebt Hugo also an: „So wißt es denn, Teutonen, da man es euch lehren muß: Nein, Ihr werdet Elsaß und Lothringen nicht nehmen, sondern wir, wir werden Deutschland nehmen!“ Nun wissen wir's also. Wir erfahren ferner, daß unsere Siege lediglich auf optischer Täuschung beruhen; eigentlich sind wir besiegt:

„Vous *semblez* nos vainqueurs, vous êtes nos vaincus.“

Diese kindische Renommisterei ist auch von der ernsten französischen Kritik gebührend beurtheilt worden. Ratisbonne machte in den „Debats“ zu diesem Verse die Bemerkung: „Es ist ein wahres Glück, daß all unser Unglück blos auf dem Schein beruht. Wir (Franzosen) sind also Sieger und scheinen blos besiegt zu sein; wie würde es erst um uns stehen, wenn wir auch den Schein des Sieges für uns hätten! Man sieht, der Dichter drückt sich die Binde vor die Augen, kindisch und gewaltsam will er nichts sehen; es ist ein humanitäres Utopien, das der nationalen Einbildung dienstbar gemacht wird,— das heißt mit andern Worten, Frankreich in dem Augenblick, da es so grausam büßen muß, in seiner größten Schwäche, der Eitelkeit, schmeicheln.“ Schließlich stellt uns Deutschen der Dichter das angenehme Prognostikon, daß wir uns noch sammt und sonders zu Franzosen bekehren und, nachdem wir ihr Blut getrunken, ihre Füße lecken werden.

„L'Allemand . . . . . .
. . se reconnaitra Français, en frémissant
De baiser nos pieds, lui qui buvait notre sang.“

Allen Respect vor den Prophezeiungen Victor Hugos; aber es ergeht den Dingen, die er in hellen Momenten der Welt von seinem erhabenen Schemel herab verkündet, meistens wie den Babinet'schen Kometen: sie kommen nicht. So verkündet er auch im Januar (S. 134), daß Paris binnen Monatsfrist die Preußen verjagen werde:

„Paris avant un mois chassera les Prussiens.“

In demselben Monat stimmt er auch ein „Siegeslied“ an „après les victoires de Bapaume, de Dijon et de Villersexel“ — lauter Siege mit durchgreifenden Folgen. Dies Siegeslied ist ein Curiosum. Es ist in der Form einer Fabel abgefaßt. Der Löwe des Südens, Frankreich, macht dem Bären des Nordens, Deutschland, den Vorschlag, anstatt sich zur Ergötzung des Kaisers im Circus gegenseitig zu zerfleischen, lieber den Kaiser aufzufressen. Der dumme Bär will darauf nicht eingehen. Darauf hebt der große „milde“ Löwe die Tatze auf und schlägt dem Bären ein Auge aus. — Und solchergestalt hat uns Frankreich im letzten Kriege verstümmelt.

Aber wenn Victor Hugo 'mal seinen Weissagetag hat, hört er sobald nicht auf. „Ich bin Prophet“ sagt er auf S. 185 „und ich verkünde unsern Angreifern den Abgrund.“

„Et je prédis l'abime à nos envahisseurs.“

Datum: Februar 1872. Er willʼs uns übrigens nicht beständig hassen. Wir dürfen auf die Wiedererlangung seiner wohlwollenden

Digitized by Google

Gesinnung zählen, allerdings müssen wir uns vorher dazu bequemen, uns unter seine Füße zu werfen:

„Mettons-les sons nos pieds, puis tendons-leur la main."

Zu den Aeußerungen über unsere Niederlagen und die Siege der Franzosen sind noch folgende zu zählen: „Paris, Sonnenstadt, der Angreifer hat dich nicht besiegen können!"

„Paris, cité soleil, vous que l'envahisseur
N'a pu vaincre."

Ja, Paris ist nicht nur nicht besiegt worden, es hat sogar gesiegt:

„Ce peuple a fait bien plus que vaincre."

Allerdings ist es „verrathen", gerade wie Sedan durch die Schusterei eines Einzelnen verloren und wie Metz „verkauft" worden ist:

„Après Paris trahi, Metz vendu" etc.

So schreibt man die Geschichte!

Außer den Deutschen erfreuen sich besonders noch die Amerikaner der Bevorzugung von seiten des Dichters; Grant und Banerost werden mit je einem besonderen Carmen bedacht und mit den schmeichelhaftesten Flegeleien überschüttet. Das Gedicht an Bancroft ist ein neues Zeugniß für den bewährten Geschmack des Dichters. Daß Bancroft einer der hervorragenden Gelehrten unserer Zeit, einer der ausgezeichnetsten Historiker seines Vaterlandes ist, davon hat Victor Hugo natürlich keine Ahnung. Er weiß nur, daß der amerikanische Staatsmann während des Kriegs ein Jubiläum gefeiert, bei der Gelegenheit ein Beglückwünschungsschreiben von Bismarck empfangen und darauf mit den höflichen Worten geantwortet hat, er schätze sich glücklich, in dieser großen Zeit zu leben und Zeitgenossen wie Bismarck und Moltke zu haben. Das genügte, um Victor Hugo auf's äußerste zu entrüsten. Ein americanischer Republicaner wagt es die Größe zweier Preußen anzuerkennen?! Entsetzlich. Und wer ist dieser Mann, von dem Victor Hugo niemals etwas vernommen hat? Jedenfalls ein „rien du tout". Vor allem, ruft ihm daher der Dichter höhnisch zu — ohne zu merken, daß der Hohn auf ihn zurückfällt — „machen Sie einmal den Versuch, irgendwer zu sein, — tachez d'être quelqu'un! — erbringen Sie uns vor allem den Beweis, daß Sie unsere Verachtung verdienen ..." u. s. w. Der Schluß ist duftig. Hugo paraphrasirt den alten Spruch, daß der Hund den Mond anbellen darf, in folgender Weise: „Der Schmierfink" — die Uebersetzung mildert das Original beinahe bis zur Farblosigkeit — „darf sich mit dem Koloß, der ewig unbeweglich unter dem gestirnten Himmel steht, die Vertraulichkeiten gestatten, die sich wohl der Vogel nimmt, der schnell vorüberfliegt."

„Le stercoraire peut prendre avec le colosse
Immobile à jamais sous le ciel étoilé,
Les familiarités d'oiseau vite envolé."

VI.

Die Gedichte während des Kriegs lassen über den Standpunkt des Verfassers keinen Zweifel; sie allesammt sind wortreiche Umschreibungen des einen Gedankens: die viehisch-starke Barbarei überfällt die wehrlose Civilisation, Spitzbuben schlagen ehrliche Leute todt. Diese Auffassung ist, wenn auch nicht verständig, doch verständlich. Als nun aber die Civilisation sich selbst mit dem Schwert erwürgt und die ehrlichen Leute sich unter einander todtschlagen, — während der Herrschaft der Commune — da verliert der Dichter die Direction. Er jammert über Versailles und wehklagt über Paris. Wie Buridans Esel steht er rathlos zwischen dem Sitz der offiziellen Regierung und der Residenz der Commune. Nachdem er hundert Seiten voll Verse geschrieben, deren jede diese Bedrängniß verräth, macht er endlich eine „Entdeckung", die ihm den festen Standpunkt wiedergibt. Er verkündet dieselbe denn auch mit dem erforderlichen Pathos. Mit minderem Stolz rief sicher Archimedes nach Auffindung des hydrostatischen Gesetzes sein freudiges „εὕρηκα", als Victor Hugo seine Entdeckung der lauschenden Welt anvertraut. „Der Denker macht, wenn er nachsinnt, eine Entdeckung." Pause. Allgemeine Spannung. „Niemand ist der schuldige." — — Die Entdeckung ist gemacht. (S. 345.)

„Le penseur en songeant fait une découverte:
Personne n'est coupable."

Welches Aufwands von Scharfsinn bedurfte es, um diese Entdeckung zu machen! Aber der Erfolg lohnt den Schweiß des Braven. Nun wissen wir ganz genau, woran wir uns zu halten haben.

Die Episode in Belgien — man erinnert sich, daß Victor Hugo aus Belgien ausgewiesen wurde, weil er den flüchtigen Communards sein Haus als Asyl angeboten hatte — gibt dem Dichter die Veranlassung zu einigen recht gelungenen Versen, die sich zum Theil durch Frische und Einfachheit erfreulich von dem wüsten und wirren Geschwätz des Ganzen abheben. Aber wie immer, verdirbt er auch hier seine Wirkung durch Ueberladung. Ein Gedicht, auch zwei Gedichte, ja drei über diese interessante Ausweisung läßt man sich gefallen, aber es ist eine starke Zumuthung an die Geduld des Lesers, über diese Kleinigkeit neun Gedichte (30 große Seiten) lesen zu sollen.

Aber immerhin gehören diese Gedichte zu den Lichtpunkten in der egyptischen Finsterniß. Und diese Lichtpunkte habe ich mir, des versöhnlichen Schlusses halber, bis zuletzt aufgehoben. Die schönen Seiten des Buchs, die leider immer durch häßliche Flecken verunziert werden, sind folgende: die Schilderung der Schlacht bei Sedan, das Gedicht „An den Bischof, der mich Atheisten nennt", der „Brief durch die Ballonpost", die Schilderung der ausrückenden Truppen „La sortie", „Die beiden Trophäen", „Paris in Flammen", einige Kleinigkeiten aus der belgischen Episode, die kleinen Gedichte über die Niederbrennung der Bibliothek und die Erzählung der Frau während des Straßenkampfs, und einige schöne Verse in den Zorngedichten über Versailles und die Commune — etwa 30 Seiten unter den 430 Seiten des Buchs. Auf diesen wenigen Seiten finden wir den alten Hugo wieder, auf den übrigen vierhundert leider nur den gealterten. Diese wenigen Seiten vermehren noch das Bedauern über die Aufreibung dieser wunderbaren Kraft, über das Erlöschen dieser leuchtenden Flamme.

Ganz prächtig ist in dem Gedichte „A l'évêque qui m'appelle athée" der erste, negative Theil seines Glaubensbekenntnisses, die Negation des Gottes, an den er nicht glaubt; der zweite, positive Theil, die Negation seines Specialgottes, ist aber völlig phrasenhaft und unklar.

Von wirklichem Gefühl, von heiliger Entrüstung erfüllt sind einige Verse des Gedichts „Les deux trophées", die sich gegen den Umstürzer der Vendômesäule und die Beschießer des Triumphbogens wenden. „Wenn Preußen", so heißt der herrliche Schluß, „wenn Preußen, das Paris unter seinen Füßen hielt, uns angeherrscht hätte: Eure Ruhmeszeichen sollen verschwinden. Franzosen, Ihr habt da zwei Ueberreste, die mich langweilen: jenen Pfeiler von Erz und jenen Bogen von Stein; schafft mir das aus den Augen. Hier erbaut mir ein Gerüst und dort richtet die Kanonen. Besorgt das! Den einen soll Ihr zerstören und den andern zerschießen. Ich befehle es. — O Entsetzen. Wie würde man da ausgerufen haben: Dulden wir, kämpfen wir weiter! Das ist zu viel! Das übersteigt jedes Maß der Schmach! Lieber hundertmal den Tod! Unsere Todten sollen unsere Feiertage sein! — Wie würde man geschrieen haben: Nimmermehr! nimmermehr! — — Und Ihr, Ihr thut es!"

Auch in dem Gedichte: „Paris incendié" befinden sich unter massenhaftem Schwulst einige Verse von großartiger Schönheit. Wenn er die Brandstifter vor ihren Gräuelthaten warnt und ihnen ihren scheußlichen Vandalismus auseinandersetzt, so wird er sogar beredt. Nur schade, daß diese Poesie anachronistisch ist. Während der Dichter ausruft: „Haltet ein, zerstört nicht dies herrliche Werk, laßt Paris leben, die Welt bedarf seiner," waren die prasselnden

Digitized by Google

Flammen schon erloschen und die ehrwürdigen Denkmäler lagen in Trümmern. Der Dichter erinnert unwillkürlich an den von Helmerding travestirten Opernchor, der während die Primadonna in den Wellen versinkt, unbeweglich auf den Brettern bleibt und zwanzigmal die tief empfundenen Worte wiederholt:

„Stürzt ihr nach
In den Bach.“

Das Gedicht: „A qui la faute“ wäre ein Meisterwerk, wenn es auf ein Viertel reducirt würde. Ich will einen ganz kurzen Auszug daraus geben: Du hast die Bibliothek in Brand gesteckt? — „Ja. Ich habe dort Feuer angelegt! —“ Aber das ist ein unerhörtes Verbrechen — ein Verbrechen, das Du gegen Dich selbst verübt hast, Elender! Den Strahl Deiner Seele hast Du getödtet, Deine eigene Fackel hast Du ausgelöscht. Was Deine ruchlose Wuth eingeäschert hat, das ist Dein Gut, Dein Schatz, Deine Mitgift, Dein Erbtheil. Das Buch, seindlich dem Herrn, ist zu Deinem Vortheil. Das Buch hat stets Deine Partei ergriffen, stets Deine Sache vertreten. ..... Hast Du vergessen, daß das Buch Dein Befreier ist, daß es das Schaffot, den Krieg, die Hungersnoth vernichtet? ..... Das Buch ist Dein Arzt, Dein Leiter, Dein Beschützer. Es heilt Deinen Haß, es nimmt den Wahnsinn von Dir. Und alles das verliert Du, und ach! durch Deine Schuld! Das Buch ist Dein Reichthum — es ist das Wissen; es ist das Recht, die Wahrheit, die Tugend, die Pflicht, der Fortschritt, die Vernunft, die jeden Wahnwitz zerstreut. Und Du, Du zerstörst das! — — „Ich kann nicht lesen.“

Mit dem Einen Satze trifft Hugo da den wahrhaft wunden Fleck seines Vaterlandes; wenn er wollte, würde er in ihm auch die einfache Erklärung für die Niederlage Frankreichs finden, ohne der Spitzbuben und Barbaren zu bedürfen, auf die er sich so gern und so thöricht beruft. Es ist eigenthümlich. Gerade Victor Hugo, er, der Frankreich über alles liebt, dessen Patriotismus nicht nur den Wahnsinn streift, sondern meistens Wahnsinn ist, gerade Er wird unwillkürlich der fürchterlichste Richter seines Vaterlandes. Die Schilderungen der Metzeleien in den Straßen von Paris nach dem Einmarsch der Versailler sind das Beschämendste, was je über ein Volk gesagt worden ist; die zwecklose Grausamkeit, der viehische Vandalismus, die blutgierige Besoffenheit, die wahre Freude am Massenmorde, wie sie Victor Hugo malt, sind das abstoßendste Bild menschlicher Entartung, das sich denken läßt. Der Pariser, der Blut geleckt hat, muß mit Timm Thode, Dumolard und Troppmann eine verzweifelte Aehnlichkeit haben. Und dieser Bestie singt der alte Mann, der eben ihre völlige Verthierung klärlich nachgewiesen, auf der folgenden Seite die überschwänglichsten Ruhmeslieder. Ja, er ist alt geworden, sehr alt, der großartige Dichter der „Notreclame“ und der „Misérables“, des „Hernani“, der „Marion Delorme“, des „Le roi s'amuse“, der „Orientales“, der „Feuilles d'automne“, der „Voix intérieures“ und der „Légende des siècles“.

Mit dem traurigen Bewußtsein, daß wir nichts mehr von ihm zu erwarten haben, haben wir „L'année terrible“ bei Seite gelegt. Es ist das Ende eines Brillantfeuerwerks — kläglich und qualmend. Die Kritik hat von einem der größten der lebenden Dichter Abschied zu nehmen. Wenn der Dichter wahre Freunde hat, so mögen diese ihn vor der Herausgabe der zahlreichen Bände, die er noch ankündigt — „Le théâtre en liberté“ (2 Bände), „Les quatre vents de l'esprit“ (2 Bände), „Dieu“ und „La fin de Satan“ — recht eindringlich warnen. Es thut wehe, den Mann, den man in der Jugendfülle und Manneskraft verehren durfte, mit der bunten Kappe auf dem greisen Haar zum Kinderspott herabsinken zu sehen.

Paul Lindau.

Offene Briefe und Antworten.

Französische Flüchtigkeit, deutsche Unfehlbarkeit.

Geehrter Herr Redacteur!

Seit einigen Wochen macht einer jener französischen lapsus calami, die man den Schuldigen Jahrzehnte lang nachträgt, die Runde durch die deutschen Blätter. Auf einer in früheren Jahren eroberten deutschen Kanone lasen die Franzosen „Ehrlich gob mich“ und machten daraus den an und für sich gar nicht unbenkbaren Familiennamen Gobmich, der nicht schlimmer lautet als „Kußmaul“, „Thudichum“ u. s. w. Der Leser verstand eben kein Deutsch — und diejenigen, welche den Namen weiter verbreiteten, hatten wohl keine Gelegenheit, den ganz möglichen Namen mit der Inschrift der Kanone zu vergleichen. Die viele tausend Namen mögen in früherer Zeit so entstanden sein. Nun, als komische Verwechslung mag man die Sache berichten, allein aus solchen Bagatellen Capital zu schlagen für die Verurtheilung der Franzosen, das geht doch über den Scherz.

Der schnellbereite Witz hat sich denn auch über die kohlbare Frucht hergemacht und dieselbe ordentlich zernagt. Sofort mußte der arme „Doctor Gar“ und „Lenore Fuhr“ nebst dem dazu erfundenen „Wilhelm Hölle“ aufmarschiren. Man hätte noch den Berg „Meinigen“ aus Wilhelm Tell hinzufügen können, („me voici sur le Meinigen“) oder das „kurz angebundene Gretchen“, das dem Faust als court-vêtue so gut gefällt, oder den famosen Berliner Sänger Mr. Domchor, und wir hätten das so viel verarbeitete Material beisammen. Wie oft, wie zum Ueberdruß oft habe ich diese Citate schon hören müssen, nicht blos von Commis-Voyageurs, sondern von gebildeten Leuten, die Wunder welchen Trumpf gegen die französische Nation auszuspielen glaubten, wenn sie diese allerdings heiteren Mißverständnisse zum hundertsten Male wiederholten.

Wie lautet aber die Schlußfolgerung, die man daran zu knüpfen pflegt? Diese und ähnliche Irrthümer sollen beweisen, daß die Deutschen den Franzosen nicht blos auf den Schlachtfeldern, sondern auch auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst unendlich überlegen sind. Und dies veranlaßt mich, einmal die Frage aufzuwerfen, ob denn die Deutschen mit so ruhigen Gewissen auf ihre eignen Leistungen in der Reproduction französischer Werke schauen dürfen, um solche zufällig aufgelesenen traits d'esprit zu wirklichen traits, zu Pfeilen gegen „französische Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit“ zu machen.

Schon die ewige Wiederholung derselben Mißverständnisse beweist, daß dieselben leicht zu zählen sind; ich mache mich anheischig, in kurzer Zeit aus vielgelesenen deutschen Zeitschriften und Büchern eine hübsche Anzahl von falschen und schiefen Citaten und Uebersetzungen zu liefern, die vielleicht nicht ebenso komisch, aber oft noch bedenklicher sind. Den Witzblättern überlasse ich die Uebersetzung des dreifachen Hexengrußes in Macbeth „all hail“ durch „Alle Hagel“ oder die naive Biedergabe des „ich bien“ der Königin im Verre d'eau von Scribe, die soeben dem Malheur die Hand zum Kusse gereicht hat und denselben zur Fortsetzung seiner begonnenen Erzählung auffordert, durch ein tiefempfundenes „Ah gut!“ als ob die Dame vor Wonne über den Handkuß verginge. Aber wie oft las ich bei deutschen Autoren den bekannten Ausruf „à la bonne heure!“ geschrieben „à la bonheur“, was etwa lautet wie „à la Wahnsinn“ (eine pikante Frisur hübscher Damen, deren Kug' vielleicht, wie beim Dichter, in schönem Wahnsinn rollt). Wie tausendmal lese ich in deutschen Zeitschriften ersten Rangs das französische c umwandelbar mit einer Cedille versehen, unbekümmert um den folgenden Vocal. Es scheint mir oft, die deutschen Typographen besitzen gar kein ehrliches unverstümmeltes c in ihrem Typenkasten. Wie viele falsche, wie viele entstellte Citate! Man lese einmal die vielen Bände des Mühlbach'schen Romans „Von Sofferino bis Königgrätz“ durch, der die Ereignisse von 7 Jahren um die gewaltigen Erfahrungen von vier Pensionsbachfischen gruppirt, die ebensoviele Nationen repräsentiren und in deren respectiven Sprachen sesich drauf los parlirt wird. Da wimmelt es von groben Fehlern. Ich las das Buch während eines schlimmen Rheumatismus und gar oft gelang es den possierlichen Reden, was mein Arzt vergebens versuchte, mich aus meiner Lahmheit wild auffahren zu lassen.

Vor einigen Jahren las man unter den Telegrammen der meisten deutschen Blätter die merkwürdige Notiz „Der neue badische Minister wird den Irrthümern seines Vorgängers treu bleiben.“ Es war die Ueber-

Digitized by Google

setzung des französischen „suivra les *errements* de son prédécesseur", was auf gut deutsch heißt „er wird in die Fußstapfen seines Vorgängers treten." Weiß Gott, mich wunderte, daß diese unhöfische Kritik der badischen Politik damals keine diplomatischen Verwicklungen herbeiführte. Zur Entschuldigung mag dienen, daß die Telegramme gewöhnlich wie der Dieb in der Nacht in's Redactionsbureau gelangen und die Druckerschwärze in Nacht und Nebel fern von der Brille des Correctors das badische Ministerium anschwärzte. Es lautet jedenfalls so komisch, als wenn man aus dem französischen Anathema „l'Allemagne s'est mise au ban de la civilisation" das allerdings schmeichelhafte, aber schlecht stilisirte „s'est mise au *banc* de la civilisation" gemacht hat. Also statt von der Civilisation in Acht und Bann erklärt zu werden, sitzt Deutschland gemüthlich auf der Ehrenbank derselben. Die den Franzosen vorgeworfenen Uebersetzungsfehler hängen eng zusammen mit gewissen Böcken, die sie bei geographischen Bezeichnungen und geschichtlichen Daten schießen und um derentwillen gegen die ungeschickten Schützen gleichfalls eine Hetzjagd eröffnet wird. Man nimmt es ihnen übel, wenn sie nicht alle 32 gefunden, wackeligen und ausgefallenen Zähne im Gebiß des ci-devant Deutschen Bundes genau aufzählen oder unterscheiden können. Wie viele dieser Spötter kennen genau die Departements Frankreichs mit ihren Hauptorten. Verlegt einmal der Franzose eine kleine deutsche Landesuniversität in ein unrechtes Herzogthum oder verwechselt Freiburg im Breisgau mit Freiburg in der Schweiz, sucht die Orgel in ersterem und den herrlichen Münsterthurm im Land der Alpen und der Freiheit — o Philister über Dich, Du Ignorant. Wie viele Deutsche werden wir sofort sagen können, in welchem Departement die Universität Monteauban liegt? ich kenne manchen, der wenn er läse oder hörte, Mr. Thiers s'est rendu à Vienne, alle Telegraphen der Welt in Bewegung setzen und von einer Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich faseln würde.

Wollte ein Franzose den Münchner Lustspieldichter Schleich mit dem Sprachforscher Schleicher verwechseln, welches allgemeine Schütteln des Kopfes! und doch wäre dies nicht viel schlimmer, als wenn in einem bedeutenden deutschen Blatte der Gründer der positiven Philosophie statt Comte — Lecomte genannt und so mit dem liebenswürdigen Pariser Kritiker und Feuilletonisten oder besten Namensvetter, dem waadtländischen Militärschriftsteller, verwechselt wird.

Wenn ein Franzose in einem zum Nationaleigenthum gewordenen Geschichtswerke sagte, „Hans Sachs ist eine der originellsten Figuren des deutschen Lustspiels", welch' ein Geschrei über den Ignoranten, der durch das „Hans" verlockt, Hans Sachs mit Hanswurst verwechselte! Ist das viel schlimmer, als wenn es in einem hochberühmten deutschen Geschichtswerke wörtlich heißt: „Unter den satirischen Arbeiten der Zeit ist besonders der Rütebeuf, welcher zur Classe der Fuchsgeschichten gehört, hervorzuheben", und der arme Rütebeuf eine halbe Seite lang noch als Werk behandelt wird, während der satirische Zeitgenosse Ludwigs XI. ein lustiger, wenn auch bettelarmer trouvère war. Wahrscheinlich hat die Silbe beuf, die so lebhaft an boeuf erinnert, den Kritiker verführt, in dem Namen eines leibhaftigen Dichters die Bezeichnung eines Nebenbuhlers von Reinecke Fuchs zu suchen.

Diese kleine Blumenlese könnte leicht auf das Quantum der französischen Irrthümer erweitert werden. Viel auffallender sind aber die Mißgriffe, welche auf einer schiefen Anschauungsweise beruhen und die zu stehenden Verurtheilen geworden sind.

Wie oft hörte ich gebildete, gelehrte Deutsche, welche aus dem häufigeren Gebrauche des vous in Frankreich auf geringere Herzlichkeit, Gemüthlichkeit und desto größere Steifheit und Kälte in Familienbeziehungen schließen oder andrerseits sich einbilden, sobald sie französisch reden, müssen sie jedes tu als poetisch oder gar ordinär ängstlich vermeiden. Ersteres gebraucht man das tu viel häufiger, als man glaubt. Wenn Lamartine in seinen Briefen an seinen Sohn denselben consequent mit vous anredet, so thut das dem überaus liebevollen, väterlichen Tone, der alle diese Schreiben durchweht, gar keinen Eintrag. Heutzutage findet es sich wohl nur noch in exclusiv vornehmen Kreisen, oft nur in besonderen Momenten der Gereiztheit oder Ungnädigkeit. Ich erinnere mich noch gut aus meiner Kindheit, wie schmerzlich mich das vous berührte, mit dem mein Vater mich tractirte, wenn er böse auf mich war. Allein solche Fälle sind eben Ausnahmen und jedenfalls hört sich das vous in Frankreich ganz anders an, als das deutsche Sie. Ich kann ohne Bedenken zu einem fünfjährigen Kinde vous sagen, würde mir aber eher die Zunge abbeißen, als dasselbe mit „Sie" zu titulirten. Ebenso ist es mit dem häufigen Gebrauch von Monsieur und Mademoiselle, die gar nicht dem „Herr" und „Fräulein" entsprechen. Die Franzosen nennen lebende Schriftsteller fast immer Monsieur, ohne daß dies einen ironischen Beigeschmack hätte, wie im Deutschen.

In dem vous liegt allerdings häufig etwas Ehrfurchtsvolles; und es ist ein für den Unterschied des katholischen und des protestantischen Gefühls bezeichnendes Moment, daß in katholischen Gebeten, Hymnen und Chorälen Gott mit vous, in den protestantischen mit tu angeredet wird, so daß ein Genfer Buchhändler von einem und demselben Gebetbuch zwei verschiedene Ausgaben machen mußte.

Wenn dem Franzosen das vous steif erschiene, so würde er nicht die leidenschaftlichsten Liebesworte durch diese Anrede herabstimmen; es klingt ihm wie das englische you und so konnte Alfred de Musset jenen wundervollen Vers dichten:

„Il se peut qu'on oublie un rendez-vous donné,
Une chance, — un remords — et l'heure où l'on est né,
Et l'argent qu'on emprunte. — Il se peut qu'on oublie
Sa femme, ses amis, son chien, et sa patrie —
Il se peut qu'un vieillard perde jusqu' à son nom.
Mais jamais l'insensé, jamais le moribond
Celui qui perd l'esprit, ni celui qui rend l'âme,
N'ont oublié la voix de la première femme
Qui leur a dit tout bas ces quatre mots si doux
Et si mystérieux: „my dear child, I love you."

Hätte der Dichter dieses süße Geheimniß in französische Laute gekleidet, er würde unbedingt vous gesagt haben, während der Deutsche sicherlich bei so leidenschaftlicher Hingabe nicht sagt: „Ich liebe Sie."

Dem Deutschen klingt jener Vers Heines:

Noch einmal möcht' ich Dich sehen
Und sinken vor Dir auf's Knie,
Und sterbend zu Dir sprechen
„Madame, ich liebe Sie."

außerordentlich komisch. Dem Dichter war es entsetzlich ernst mit dieser Pointe; er legt das ganze grausame Gefühl der Entfernung hinein, welches der empfindet, dem die alte Geschichte passirt und das Herz entzweibricht. In's französische übersetzt hat sie gar keinen Sinn mehr.

Auch über den häufigen Gebrauch des Madame in französischen Gedichten, besonders wenn sie antike Verhältnisse behandeln, zucken die Deutschen die Achseln. Sie hören eben das Wort mit deutschem Ohr; gerade weil es entlehnt ist, fremd klingt und in ganz besonderen Fällen gebraucht wird, tragen sie den Eindruck, den es auf sie macht, ohne weiteres auch in die französische Sprache hinein. Wird Athalie oder Phädre mit Madame angeredet, so lautet das dem Franzosen gerade wie „Herrin, Gebieterin" und nicht etwa wie „gnädige Frau". Mit Madame wandte sich der Mitter, der Troubadour an die Erkorene seines Herzens, der Sklave an seine Herrin, der Unterthan an die Herrscherin, und noch heute redet man ebenso die Kaiserin damit an, wie seine Waschfrau, was gewiß besser ist, als die endlose Stufenleiter von Ew. Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, Hochedelgeboren, Hochgeboren, Excellenz, Durchlaucht, Hoheit, Majestät. (Die Päpstin Johanna hätte man am Ende Ew. Heiligkeit genannt). Auch den Titel des Mannes verleiht der Franzose der Frau nur spottweise, wie Molière im Tartuffe „Madame la baillive et Madame l'élue" und über das Frau „Oberconsistorialräthin" oder das jetzt so häufig spukende „Arztengattin", das ich in Badeliſten las, dürfte er wohl eher spotten, als wir über sein einfaches natürliches, die ganze Scala der Höflichkeit, des anständigen Verkehrs, ritterlicher Galanterie, glühender Liebe und tiefster Ehrfurcht umfassendes Madame.

Vorigen Winter hörte ich einen namhaften Literaturhistoriker vor einem sehr gewählten Publicum die Versicherung aussprechen, er habe den Versen Lamartines nie den Reiz abgewinnen können, den man ihnen vindicire, kaum einer sei correct, und den Zauber derselben begreife er nicht. Ich habe damals in einer öffentlichen Besprechung den Grund nachzuweisen gesucht. Der Deutsche identificirt den französischen Alexandriner mit seinem Holtzgaul, dem erst Freiligrath neues Leben in die Glieder gebracht durch freiere rhythmische Bewegung. Gerade letztere macht den französischen Alexandriner zu etwas ganz anderem, als der nachgebildete deutsche ist; verschiedene Cäsur, die Mannichfaltigkeit des Metrums innerhalb der Zeile, die enjambements, das alles verleiht dem beliebten „französischen Hexameter" denselben Vorzug, wie den antiken Versmaßen vor den nachgebil-

Digitized by Google

deten deutschen. Der französische Dichter legt das Hauptgewicht auf die Harmonie, der deutsche auf die Melodie; ein französischer Alexandriner darf nicht scandirt werden und wahrscheinlich, weil dieser Maßstab des deutschen nicht an den französischen Vers gelegt werden kann, irrte sich der Kritiker und hielt die meisten Verse Lamartines für fehlerhaft.

Es ließe sich noch vieles sagen von deutschen Vorurtheilen, welche dem Franzosen z. B. nur Geschick und Genie in der Komödie zuerkennen, diesen Behauptungen zur tragischen Dichtkunst leugnen, als ob nicht gerade die neuere französische Literatur in den drames die tiefstgehenden tragischen Conflicte behandelte, wie z. B. im supplice d'une femme und so vielen anderen. (Ich sehe hier ab von der sittlichen Tendenz.) Ich will hier aber mit meiner Antikritik schließen.

Frankfurt a/M., im September. **Eugène Peschler.**

Notizen.

Die Kaiser-Begegnung mit ihren glanzvollen Lichtreflexen und sehr bedauernswerthen Schatten ist zu Ende. Zu den letzteren rechnen wir vor allem das Unglück auf der Schloßfreiheit, das nach übereinstimmenden Zeugnissen selbst vollkommen gemäßigt liberaler Blätter durch die einfachsten polizeilichen Vorsichtsmaßregeln vermieden werden konnte. Wie es mit der irdischen Vorsehung steht, die über Sicherheit und Wohlfahrt der Berliner Straßen wacht, ist bei dieser Gelegenheit in tragischer Weise vor die Augen des entsetzten Publicums getreten. Sollte jetzt eine energische Reform Platz greifen, so wären die zahlreichen Leichen, welche der Abend des großen Zapfenstreiches gefordert, noch immerhin ein zu hoher Preis dafür. Die Bevölkerung ist empört, die Zeitungen erhalten entrüstete Zuschriften von den glaubwürdigsten Augenzeugen und man bringt von allen Seiten auf nachdrückliche Untersuchung. Ob das indessen viel helfen wird, möchten wir, durch die Erfahrung belehrt, bis auf weiteres bezweifeln. Der öffentliche Unwillen macht sich in gedruckten Artikeln, in Caricaturen der Witzblätter und dergleichen Luft; dabei hat es aber in der Regel sein Bewenden. Unsere Leser trauen und zu, daß wir uns hierin gern täuschen möchten. Man wird ja sehen, was über einige laxe Erklärungen und Entschuldigungen von betheiligter Seite hinaus in der Sache geschehen wird. Was die Presse angeht, so ließ auch dort die an gewissen Stellen thätige Sicherheitsbehörde, welche wir am liebsten ganz entbehren möchten, zu wünschen übrig. Der Vorsicht halber sei hier sogleich hinzugefügt, daß wir namentlich die oesterreichische Preßpolizei, die bekanntlich während der Entrevue ein fliegendes Preßbureau eigener Art in Berlin errichtet hatte, im Auge haben. Also diese und ähnliche Behörden, wenn man den prägnanten Ausdruck der Kürze wegen gestatten will, hatten es, bevor die Entrevue ihren Kaisermarsch vor den Augen der erstaunten Welt entfaltete, an den nothwendigsten Vorkehrungen fehlen lassen. Man ließ, ganz ähnlich wie an dem Unglücksabend auf der Schloßfreiheit, die haarsträubendsten Conjecturen und Combinationen in unübersehbarer Zahl sich auftauen. Erst als es gar zu arg wurde, ging die Mannschaft vor und ertheilte einige berichtigende Kolbenstöße. Darauf entstand ein furchtbares Geschrei. Erfindungen, Gerüchte, Phantasiegemälde lagen im traurigsten Zustande in den officiös zerzausten Blättern umher. Es war ein Abschlachten, keine Schlacht nach den Regeln der allergewöhnlichsten Strategie. Und das alles konnte mit einigen umsichtigen Maßregeln zur rechten Zeit sehr wohl vermieden werden. Hätte man die Chaine der Communiqués besser gezogen, einige orientirende Notizen über den wahren Sinn und die Zwecke der Zusammenkunft im voraus an die bekanntlich dafür sehr dankbaren Blätter gelangen lassen, so wäre der heillose Wirrwarr eines falsch geschriebenen Stücks Zeitgeschichte vermieden worden. Die positiven Nachrichten über die Ergebnisse des großartigen Schauspiels sind inzwischen spärlich geflossen, während die weltreichende Bedeutung des Ereignisses nur von politischen Cretins oder gewerbsmäßigen Lügnern unterschätzt werden kann. Die Welt ist beruhigt und wenn der unheimliche Hause, zusammengesetzt aus französischen Revanchepolitik, Jesuitenzöglingen, nach dem Reptilienfonds lüsternen Wesen und rothangestrichenen sogenannten Socialisten, sich über die Befestigung des Friedens verstimmt zeigt, wird sich niemand darüber beklagen.

* * *

Ferdinand Freiligrath war es, der durch seine von der „Gegenwart" veröffentlichten Uebersetzungen der „Lieder eines californischen Goldgräbers" und durch seine literarische Skizze „Der Goldgräber" — zuerst auf dem Continent — auf die Bedeutung und das eigenartige Talent des californischen Dichters Bret Harte aufmerksam machte. Seitdem sind verschiedene Leute aufgetaucht, die nach Columbus America noch einmal entdeckt haben. So erschien in der „Revue des deux Mondes" vor etwa vier Wochen ein Aufsatz, in welchem Bret Harte „entdeckt" wurde, und jetzt bringt die „Rheinische Zeitung" Uebersetzungen der Prosaskizzen desselben Dichters, welche der anonyme Uebersetzer mit einer Notiz einleitet, als habe auch er den „Californier" „entdeckt" — Nr. 3. — Freiligraths wird dabei mit keiner Silbe gedacht. Wir machen unsere liebe Collegin auf dies kleine Versehen aufmerksam.

* * *

Im Labyrinth der Seele. So betitelt sich zwei Novellen von Adolf Palm, die den zehnten Band von Günthers Bibliothek deutscher Original-Romane bilden und uns ebenso sehr durch die kunstvollendete Darstellung, wie durch ihren psychologischen Gehalt und hochinteressanten Stoff fesseln; welcher letztere, keineswegs gering zu achtende Vorzug besonders den „Fund im Biscaper Golf" noch kürzlich in einer vielverbreiteten illustrirten Zeitung zur fesselnden Lectüre für einen großen Leserkreis machte. Rd. Palm besitzt unstreitig neben wirklich poetischer Begabung ein Erzählertalent, das den inneren Beruf auch zu größeren dichterischen Productionen bekundet, und hoffen wir daher, daß er sich recht bald nach diesem ersten glücklichen Debut in der Novellistik entschließen möge, nun auch das Gebiet des Romans zu betreten, auf dem sich sein Talent für Seelenmalerei und seine Charakterzeichnung, sowie seine reiche Menschen- und Lebenskenntniß gewiß bald die Anerkennung und den Beifall der deutschen Leserwelt erringen wird.

Bibliographie.

Sternkunde für Frauen. Von Dr. Wilh. Plath. Joh. Heinr. Meyer. Braunschweig, 1872.

Theodor Schachts Lehrbuch der Geographie. Achte neu bearbeitete Auflage von Dr. Wilh. Rohmeder. C. G. Kunzes Nachfolger. Mainz, 1872.

Wolfgang Menzels Geschichte der Deutschen. Sechste Auflage. 3 Bde. A. Kröner. Stuttgart, 1872.

Ungarn und Deutschland. Zwanglose Hefte zur Vermittlung richtigen Verständnisses zwischen beiden Nationen. Loewenstein'sche Verlagshandlung. Leipzig, 1872.

Zur Entstehung des Eidgenössischen Bundes. Drei Vorträge von Georg Geiser. Bleuler-Hausheer & Comp. Winterthur, 1872.

Aufräumen! Von Wilhelm Jensen. Expedition der „Flensburger Norddeutschen Zeitung". Flensburg, 1872.

Gott und Naturwissenschaft! Irrthum und Wahrheit von A. v. Hartmann. Zweite Auflage. A. Erlecke. Halle a. S., 1872.

Suum cuique. Die Verfassung der Kirche nach ihrer Trennung vom Staate. Wilh. Gottl. Korn. Breslau, 1872.

Für und wider die Jesuiten. 2 Theile. Fr. Kortkampf. Berlin, 1872.

Sechs Briefe an einen frommen Mann. Von Karl Heinzen. Dritte Auflage. H. Lieber. Indianapolis.

Pädagogische Feldzüge. Von Dr. Wilhelm Fricke. Paul Strebel. Gera, 1872.

Die Entwicklung des Menschengeschlechts. Eugen Grosser. Berlin, 1872.

Der Beruf der Frau. Von Constantin Glieber. Hermann Schultze. Leipzig, 1872.

Johann Heinrich Voß. Von Wilhelm Herbst. B. G. Teubner. Leipzig, 1872.

Leberecht Uhlich in Magdeburg. Sein Leben von ihm selbst beschrieben. Zweite Auflage. Paul Strebel. Gera, 1872.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

Inserate.

☞ Nicolai'sche Buchhandlung 13. Brüderstrasse. ☜

Im Verlage von **Gebrüder Paetel** in **Berlin** erschien:

Die Baugeschichte Berlins

bis auf die Gegenwart

von

Dr. Alfred Woltmann,

Professor der Kunstgeschichte am Polytechnicum zu Carlsruhe.

Mit zahlreichen Holzschnitten.

Preis elegant geheftet 2 Thlr. 10 Sgr.

Von diesem wichtigen Werke des bekannten und berühmten Kunstkritikers, das von Jedem, der sich für Berlin und seine Bauwerke interessirt, freudig begrüsst werden dürfte, schafften wir

= 150 – Einhundert u. fünfzig Exemplare 150 =

für unseren Lesecirkel an und stellen dasselbe auf Wunsch auch nach auswärts leihweise zu Diensten. Gelesene, aber durchaus saubere Exemplare geben wir in einigen Wochen zu 1⅔ Thlr. käuflich ab.

Berlin, September 1872.

Nicolai'sche Buchhandlung.

13. Brüderstrasse.

MEYERS REISEBÜCHER.

OBER-ITALIEN

von

Dr. Th. Gsell-Fels.

Mit 10 Karten, 31 Plänen, 89 Ansichten, 1 Panorama.

Revidirte Ausgabe 1872.

1 Band, geh. 3⅓ Thlr.

Bibliographisches Institut in Hildburghausen

Kritiken der Presse:

„ . . . *Dass auch Ober-Italien in so nachkundiger und verständnissvoller Weise behandelt wurde, war ganz besonders ein Bedürfniss, denn Bädeker ist gerade in diesem Abschnitt am dürftigsten, und selbst Murray und du Pays haben doch nichts in allem aus der rechten Quelle geschöpft. Dem Reisebuche von Gsell-Fels wurde man seine Vorrerschaft über die Sache gn, welche dringende eigene Anschauung von Land, Volk und Denkmälern gewährt . . .*"

Prof. Woltmann in der „National-Zeitung".

„ . . . *Gsell-Fels hat so in der That ein Reisehandbuch für Italien geschaffen, um das wir E. Anderer beneidet hat, andere Völker uns beneiden können . . .*"

Kölnische Zeitung.

„ . . . *Die Ueberlegenheit dieses Führers nehmen unter allen bis jetzt erschienenen Reisebüchern durch Italien den ersten Rang ein. Sie verbindet die Vorteile des Bädeker und Fournier mit denen von Burckhardts Cicerone . . .*"

Prof. Bergau in „Nürnberger Korrespondenten".

Bei **Georg Stilke** in **Berlin**, Louisenstrasse 37 erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

W. Molly,

Französische Unterrichtsstunden,

bestehend in einer methodischen Anleitung zum leichteren Verständnisse der gebräuchlichsten französischen Wörter und Wortverbindungen, welche von den Deutschen leicht und häufig verwechselt werden. Nebst einem neuen und fasslichen Systeme zusammengestellt und erläutert für den Schul- und Selbstunterricht.

Preis 10 Sgr.

Küster, Dr. Conrad,

Ueber die Truppenärzte im Felde.

Nach eigenen Erlebnissen und Erfahrungen.

Preis 7½ Sgr.

Die „**Tribüne**" (Verlag von B. Brigl) erscheint **dreimal** wöchentlich in Berlin und erhalten die Abonnenten ausserdem noch das illustrirte humoristische Wochenblatt: „**Berliner Wespen**" als **Gratisbeilage**.

Billigkeit bei einer Mannichfaltigkeit des Inhalts, wie sie nirgends sonst geboten wird, ist der Hauptvorzug der „Tribüne" mit den „Berliner Wespen" vor anderen Blättern. Außer einer erschöpfenden freisinnigen Tagesschau, außer den in jeder Nummer mit einer launig gehaltenen Uebersicht eingeleiteten — ein vollständiges Bild der Sittengeschichte Berlins gewährenden — Stadtneuigkeiten, den pikanten großen und kleinen Geschichten, die man sich bei Hofe, in und von der Gesellschaft, von den leitenden Staatsmännern, in und vom Theater erzählt — außer Mittheilungen über die vorherrschenden Schritte der Behörden, die Entscheidungen der Tribunale — außer **unparteiischen** Berichten über Börsenpapiere und Börsenereignisse — außer launigen Feuilletons und der Darstellung **aller** hervorragenden Berliner und auswärtigen Gerichtsverhandlungen — außer einer Menge interessanter Notizen aus Nah und Fern, — endlich außer dem großen **Roman- und Novellen-Feuilleton**, in welchem regelmäßige Beiträge unserer berühmtesten Romanschriftsteller erscheinen, wird auch noch durch das illustrirte humoristisch-satyrische Wochenblatt „**Berliner Wespen**", welches den Abonnenten der „Tribüne" **gratis** geliefert wird, eine wahre Fülle von Humor und der vorherrschenden humoristischen Bilder geboten. Trotz dieses Reichthums an ernstem und heiterem Stoff haben die Abonnenten der „Tribüne" für diese und für die längst zu den ersten Weltblättern der Welt zählenden und in ihrer Eigenthümlichkeit unübertroffen dastehenden „**Berliner Wespen**" nur 1 Thlr. vierteljährlich (1 Thlr. 2½ Sgr. inclusive Postbestellgeld, resp. Bringerlohn) zu zahlen.

Die „Berliner Wespen" sind auch **apart** (ohne Tribüne) für 15 Sgr. vierteljährlich durch alle Postanstalten und Buchhandlungen zu beziehen.

Wie allseitig die Vorzüge der „Tribüne" anerkannt sind, beweist der Umstand, daß sie die **drittverbreitetste Zeitung des ganzen deutschen Reiches** ist. Ihr großer Leserkreis empfiehlt sie ganz besonders der Beachtung des **inserirenden** Publikums. Der Insertionspreis beträgt 3½ Sgr. für die Petitzeile in der „Tribüne" und 7½ Sgr. für die Nonpareillezeile in den „Berliner Wespen". **Abonnements nehmen alle Postanstalten und Zeitungsspeditionen an.**

Kunstanstalt für Oelfarbendruck

von

G. Nieberle,

Müllerstrasse 8, München.

Bedeutender eigener Verlag und Lager der besten in Deutschland erschienenen Oeldrucke, Auswahl von über 800 Blatt.

Fabrik von Goldbarockrahmen.

Permanente Ausstellung. — Illustrirter Katalog gratis.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 28. September 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Der Kampf zwischen Kirche und Staat. Von Eduard von Hartmann. — Ein Nachwort zu den Universitätsfesten dieses Jahres. — Literatur und Kunst: In Graubünden. Von Ferdinand Freiligrath. — Ein Reformator der deutschen Schaubühne. Von Hans Hopfen. II. Das Princip des Reformators. (Das historische Drama insbesondere.) III. Mittel zur Reform und Gesetzesvorschläge. — Die Eröffnung des Wiener Stadttheaters. Von Paul Lindau. — Culturhistorisches. Die schwäbische Industrieausstellung von 1871 in Ulm in Briefen von L. Walesrode. Von —r. — Offene Briefe und Antworten. An J. B. von Schweitzer. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Der Kampf zwischen Kirche und Staat.

Von **Eduard von Hartmann.**

Der Kampf zwischen der katholischen Kirche und dem modernen Staat ist Thatsache geworden, und nicht mehr abzuleugnen; wie bei den meisten Kriegen schiebt jede Partei der andern die Schuld an der Aufhebung des Friedens zu. Von einem höhern geschichtsphilosophischen Standpunkt aber zeigt sich hier wie bei allen tiefer begründeten Kämpfen ein Antagonismus der Ziele und Lebensinteressen der verschiedenen Parteien, der nothwendig zum Conflict führen mußte. Wenn zwischen benachbarten Staaten solche Conflicte durch Beseitigung des Streitobjectes oder durch erzwungene Concessionen meistens endgültig zu erledigen sind, so ist hingegen der Conflict zwischen der katholischen Kirche und dem Staat ein solcher, der nur durch Vernichtung des einen Theils in seinem innersten Wesen zum Austrag gebracht werden kann. Wer von Frieden zwischen der katholischen Kirche und dem Staate träumt, der läßt sich durch Wünsche und Gefühle über die historische Natur dieser Gebilde und die Unversöhnlichkeit ihrer unaufgebbaren Ansprüche verblenden.

Die katholische Kirche vindicirt sich seit ihrem Bestehen die Macht der Entscheidung über die Gewissen ihrer Mitglieder, indem sie sich als officielle Auslegerin des göttlichen Willens gerirt, vor welchem alle Menschensatzungen, also auch Staatsgesetze, sich beugen, und alle natürlichen Gefühlsregungen, also auch Nationalgefühl und Patriotismus, verstummen müssen. Der katholische Christ hat nur Ein Vaterland, das Reich Gottes, und seine irdische Anticipation, die Kirche; alle übrigen Regungen seines Herzens sind gerade nur insoweit geduldet, als sie diese obersten Rücksichten nicht antasten. Die nothwendige Consequenz des katholischen Princips ist demnach, die Universalitheokratie, als die möglichst vollkommene Anticipation des Gottesreichs auf Erden, zu verwirklichen. Gelänge dies, so wären die Staaten überflüssig, da ihre jetzigen Aufgaben theils wegfielen, theils durch die Hierarchie erfüllt würden. In der Zwischenzeit kann der Staat als Mandatar der Kirche, als deren weltlicher Arm, geduldet und benutzt werden, wenn er deren Superiorität willig anerkennt und sich zum Werkzeug ihrer Zwecke hergibt. So lange das Mittelalter noch von dem heiligen römischen Reich als einer Universalmonarchie träumte, war sogar die spätere Beibehaltung des weltlichen Armes neben dem geistlichen ein möglicher, wenn auch unklarer Gedanke; nach beendetem Zerfall Europas in ein politisches System von Nationalstaaten ist jener Gedanke nicht einmal mehr möglich.

Im Gegensatz zu diesen Ansprüchen der katholischen Kirche, deren Ausführung sie wohl vertagen, aber niemals aufgeben kann, ohne den sie tragenden Grundgedanken aufzugeben, muß nun der Staat den Anspruch der Souveränität, d. h. der unbedingten Selbstbestimmung nach rein immanenten Rücksichten, aufstellen, und muß fordern, daß seine legalen Festsetzungen für alle seine Bürger unbedingt bindende Gültigkeit haben. Er kann nicht zugeben, daß irgend welche Macht sich anmaße, eine über seinen gesetzlichen Bestimmungen stehende Norm aufzustellen und für seine Bürger für verbindlich zu erklären. Schon in einem Universalstaat mit einer Universalkirche würde durch solch ein Zugeständniß der Staat nach seinem Begriffe aufgehoben und zum Civilverwaltungsdepartement der Kirche herabgesetzt; in einem politischen System von Nationalstaaten aber droht dem Staate noch weit ärgere Gefahr, wenn eine Kirche, deren sämmtliche oberste Behörden (Papst, Cardinalscollegium, Ordensgenerale) Ausländer sind und ihren Sitz im Auslande haben, sich herausnehmen will, den Staatsbürgern kraft ihrer göttlichen Autorität zu befehlen, daß dieselben die Staatsgesetze nur insoweit anerkennen und befolgen dürfen, als die Kirche dieselben zeitweilig gelten läßt. Eine unfehlbare Kirche muß ihrem Begriff nach die Weigerung des Staates, ihre Superiorität anzuerkennen, als Blasphemie brandmarken, ein souveräner Staat muß seinem Begriff nach die Superrevisionsgelüste einer unfehlbaren Kirche als Eingriff in seine Existenzbedingungen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zurückweisen. Zwischen Kirche und Staat muß deshalb nothwendig Kampf sein, bis entweder die Kirche ihren Anspruch auf Unfehlbarkeit und Gewissenszwangsrecht, oder aber der Staat seine Souveränität aufgibt, und sich unter die Oberhoheit der Kirche beugt.

Ein Blick auf die Geschichte des letzten Jahrtausend zeigt, daß der ganze Inhalt derselben sich in einen Kampf zwischen der unfehlbaren Kirche und dem souveränen Staat zuspitzt. Nachdem das gewaltige Ringen des Mittelalters zwischen Papst und Kaiser resultatlos verlaufen war, brachte die Reformation, welche vielmehr eine kirchliche Revolution von unten herauf war, eine neue Wendung in den alten Kampf. Indem die Reformirten die kirchliche Unfehlbarkeit preisgaben, besiegelten sie den Sieg der Staatsidee; indem aber das particularistische Kleinfürstenthum sich beeilte, diesen Gewinn für sich zu verwerthen, drängte es den Kaiser gerade in die Arme der alten Kirche. Nun entbrannte also der Kampf zwischen dem Kaiser als weltlichem Arm der Kirche, und den deutschen Fürsten als Rettern der individuellen Gewissensfreiheit und der Idee des souveränen Staats zugleich. Das Resultat war das nämliche, wie das der Römerzüge,

Digitized by Google

nämlich Erschöpfung im Ringen; aber in den protestantischen deutschen Kleinstaaten war der Kern des modernen Staats gerettet, des Staats, der die Kirche in sich hat, statt, wie die katholischen Staaten, in der Kirche zu sein.

Die katholische Kirche war klug genug, niemals mehr als das augenblicklich Mögliche zu verlangen; sie begnügte sich damit, daß die katholischen Staaten ihr als Werkzeug ihrer Zwecke willig dienten und pochte nicht darauf, daß dieselben ihre Unterordnung unter die Kirche auch ausdrücklich mit Worten anerkännten. Sie war ferner klug genug, ein vordringliches inopportunes zur Schau Tragen ihrer letzten Ziele zu vermeiden, aber sie gab nie und zu keiner Zeit auch nur ein Titelchen von den extravagantesten Ansprüchen auf, mit denen sie in der That sich selber aufgeben würde. Befriedigt von der unbedingten Willfährigkeit aller katholischen Regierungen, wartete sie in Geduld auf „die Selbstauflösung des Protestantismus an seinen inneren Widersprüchen", welche mit Recht dem Katholicismus als ein ungweifelhaftes Dogma gilt.

Inzwischen erstarkte das protestantische Norddeutschland in staatlicher Beziehung, und vor allem war es der Staat der Hohenzollern, welcher von diesem Fürstenhause ruhig und sicher seiner großen Mission entgegengeführt wurde. Der kirchliche Protestantismus war nicht nur wegen seiner inneren Halbheit und Widersprüche unfähig, den Katholicismus zu schädigen oder gar zu stürzen, sondern es fehlte ihm vor allem an einer seine Kräfte verwerthenden Organisation. Der Katholicismus als die imposanteste Organisation seit dem römischen Cäsarenreich war unüberwindlich, so lange er nicht auf eine ihm qualitativ und intensiv noch überlegene Organisation stieß. Diese aber entwickelte sich in dem Militarismus der Hohenzollern. Der den Ultramontanen und Socialdemokraten mit Recht so verhaßte und verrufene preußische Militarismus, und nichts anderes ist es, woran die Weltmacht des Katholicismus zerschellt. Freilich wohl sind es die Ideen, welche die Weltgeschichte bestimmen und ihre Schlachten schlagen, aber die Ideen ohne Leib wären ohnmächtig wie herumflatternde Gespenster, und der Leib, den sie sich anbilden und in und mit welchem sie wachsen und groß werden, ist allemal eine äußerliche geschichtliche Potenz von realer Macht und Stärke. Der preußische Militarismus ist identisch mit preußischer Zucht und Pflichttreue, mit preußischer Selbstverleugnung und sparsamer Kraftausnutzung, mit preußischem Selbstvertrauen und Staatsbewußtsein, mit preußischer Intelligenz und Nüchternheit. Der Militarismus der Hohenzollern war die hohe Schule, die das preußische Beamtenthum und das preußische Volk zu dem gemacht hat, was es heute ist, dem ersten der Welt. In dem Militarismus hat die Idee des Preußenthums, d. h. der straffsten politischen Organisation unter Anspannung aller physischen, moralischen und intellectuellen Kräfte, ihren Leib sich geschaffen, in und mit welchem sie gewachsen und groß geworden ist zum Erstaunen des verdutzten Europa, das die Ursachen unserer jetzigen Größe so wenig begreift, wie unser einheimischer Liberalismus.

Dem Katholicismus war das stetige Anwachsen des protestantischen Preußens zwar lange ein Dorn im Auge, aber von der Größe der ihm von dort drohenden Gefahr ahnte er bis 1866 doch nichts. Die Hoffnungen des Katholicismus in Deutschland standen auf Oesterreich; von ihm erwartete der katholische Adel und Clerus, daß es über kurz oder lang die verlorene Position in Deutschland unter Schwächung Preußens wiedergewinnen werde. Der Krieg von 1866 wurde mit demselben geheimen Jubel begrüßt wie die Niederlage von Olmütz; wenn die Stimmung des preußischen Volks gegen den Krieg war, so war die des katholischen Clerus in Preußen eine nothdürftig verschleierte Hoffnung auf oesterreichische Siege, zu dessen Unterstützung nicht unerhebliche Gelder nach Süden flossen. Der unerwartete Erfolg des Krieges öffnete der katholischen Kirche die Augen über die ganze Größe der Gefahr, und Bismarcks liberale Politik im norddeutschen Reichstag verstärkte den Eindruck.

Jetzt mußten ihre Blicke sich nach Frankreich wenden, um das drohende Schreckbild eines ketzerischen Kaiserthums abzuwehren. — Frankreich war nicht unempfänglich für die Ideen der Reformation gewesen; insbesondere die damals noch reichlich vorhandenen germanischen Elemente wandten sich der neuen Lehre zu. Aber leider war die Macht des Kleinfürstenthums dort schon gebrochen, so daß die individualistischen Regungen ungenügende materielle Stützen fanden. Als das Königthum um der Centralisation willen der alten Kirche treu blieb, da war das Schicksal der Hugenotten, und damit das Frankreichs auf Jahrhunderte hinaus, entschieden, nämlich eine jedes selbstständige provinzielle Leben ertödtende Centralisation der Verwaltung und Unterwürfigkeit gegen die Kirche. Der kurze atheistische Revolutionstaumel und die gallicanischen Vorbehalte Napoleons des Ersten konnten hieran sachlich nichts ändern, so daß man heute mehr als je die Ultramontanen als die einzige dauernd regierungsfähige Partei in Frankreich bezeichnen kann. Frankreich hatte, zum Theil in Folge der excentrischen Lage seiner Hauptstadt, von jeher ein Ausbreitungsbestreben nach Nordwesten; auch Napoleon III. hatte längst seine begehrlichen Blicke auf die Rheingrenze geworfen, aber er wußte besser als irgend ein anderer Franzose, wieviel er bei einem Kriege mit Preußen auf's Spiel setzte. So hatte er bisher allem Drängen des chauvinistischen Liberalismus Widerstand geleistet, weil es ihm noch nicht gelungen war, einen Bundesgenossen zu finden, und er noch immer auf Gewinn durch ein preußisches Bündniß hoffte. Seit 1866 änderte sich seine Lage, indem nunmehr außer den Voltairianern auch die Ultramontanen ihn zum Krieg mit Preußen drängten. Im Frühjahr 1867 wich er noch einmal wegen der damals noch überlegenen Bewaffnung der preußischen Infanterie einen halben Schritt zurück, und im Herbst 1868 hinderte nur der unerwartete Ausbruch der spanischen Revolution den Ersatz des französischen Occupationscorps in Rom durch ein spanisches und die Eröffnung eines Winterfeldzugs. Inzwischen hatte der Katholicismus seinen großen Coup der Unfehlbarkeitserklärung vorbereitet, mit welchem er die Centralisation der gesammten kirchlichen Macht unter Einem Willen zum glänzenden Abschluß brachte. Der Erfolg hat gelehrt, mit wie großem Recht die Jesuitenpartei sich auf die Muthlosigkeit der deutschen Bischöfe, auf den Indifferentismus der Gebildeten und auf die blinde Unterwürfigkeit der verdummten Volksmasse gegen den Clerus verließ. Napoleon III. handelte nach der von Rom ausgegebenen Parole, als er Preußen an demselben Tage den Krieg erklärte, wo der Papst seine Unfehlbarkeit proclamirte. Hätte der Ultramontanismus dem Kaiser nicht das Messer an die Kehle gesetzt, so würde dieser nimmermehr das Spiel gewagt haben, von dem er wehrlich noch besser als der große Herr Thiers wußte, daß es va banque hieß. Das Geschrei, daß Napoleon sein Land völlig ungerüstet in den Krieg gestürzt habe, ist so unbegründet als möglich, da Frankreich noch niemals so stark und wohl gerüstet in einen großen Krieg gegangen war; Frankreichs malheur war im Jahr 1870 nur das, daß es auf einen Staat traf, der sich eine militärische Organisation geschaffen hatte, wie die Weltgeschichte sie bisher noch nicht gesehn. Hätten die Voraussetzungen der Ultramontanen sich bewahrheitet, hätte der König von Baiern sich nicht als ein unberechenbarer Romantiker erwiesen, der über den Kopf seiner Minister und seiner Kammern hinweg dem König von Preußen „Heeresfolge" gelobte, wären im Gegentheil Baiern und in Folge dessen auch Württemberg und Hessen neutral geblieben, hätte Frankreich die ersten Schlachten gewonnen statt verloren, wären alsdann Neutrale, die nur auf französische Siege lauerten, als Verbündete auf Frankreichs Seite getreten, und wäre Preußen, wie früher Oesterreich, auf den beliebten Kniff Napoleons III. eingegangen, schnell einen Frieden mit mäßigen Opfern zu schließen, dann hätten wir nach dem Sturz des Ministerium Bismarck und unter dem moralischen Druck des ultramontanen Frankreich eine kirchliche Reaction erlebt, von deren zügelloser

Digitized by Google

Frechheit man sich ungefähr einen Begriff machen kann, wenn man zu dem jetzigen Auftreten der Ultramontanen in Deutschland begründeten Siegesübermuth hinzurechnet. Der Sieg in einem auf Andrängen des Ultramontanismus unternommenen Kriege hätte den alternden Napoleon und seinen unmündigen Sohn unweigerlich in die Hände der Kirche überliefert, und das siegreiche clericale Kaiserreich hätte seine neu gestärkte europäische Präponderanz vor allem im Dienste katholischer Interessen ausgebeutet. Seit Königgrätz war es mit der Beschützerrolle Oesterreichs vorbei, und Frankreich durfte sich mit vollem Recht als den weltlichen Hort des Katholicismus ansehen, wohl wissend, daß hiermit zugleich die moralische und politische Führerschaft der romanischen Nationen verknüpft war. Wie zwingend Frankreich durch die geschichtliche Nothwendigkeit auf diese Rolle verwiesen ist, folgt am besten daraus, daß es selbst heute nach allen Niederlagen unter der Dictatur eines alten Voltairianers seine andere Position als diese zu finden vermag, nur mit dem Unterschied, daß es jetzt von der Kirche politische Hülfe erwartet, anstatt ihr dieselbe zu leisten. So war denn auch im Jahre 1870 die Taktik der Ultramontanen ganz richtig und natürlich: nach dem Zusammenbrechen der habsburgischen Macht bei Königgrätz mußte ihre Hoffnung auf der kriegerischen Organisation der großen Nation stehen, deren Kriegsruhm und politische Macht seit Jahrhunderten außer Zweifel stand, und diese Rechnung wäre unträglich gewesen, wenn diese Organisation Frankreichs nicht an dem überlegenen preußischen Militarismus zerschellt wäre.

In diesem Sinne dürfen wir sagen, daß die Schlachten von Königgrätz, Metz und Sedan im letzten und höchsten Sinne gegen den Katholicismus geschlagen sind. Oesterreich hat sich schon heute von dem Kriege des Jahres 1866 erholt und hat eingesehen, daß seine Ausschließung von draußen liegenden Aufgaben, die seine innere Entwicklung verhinderten, eine wirkliche Wohlthat für seine Völker war; Frankreich ist groß genug, um auch nach der Gebietsabtretung eines Grenzstrichs von $1^1/_4$ Million Einwohnern ein großes Reich zu bleiben und reich genug, um die große Kriegscontribution nach wenigen Decennien völlig verschmerzt zu haben; wer aber jene Schlachten niemals wird verschmerzen können, das ist die römische Curie. Die katholischen Staaten Oesterreich und Frankreich, nach dem Krimkriege die ersten Großmächte der Welt, ihres Nimbus entkleidet, in die zweite Reihe herabgedrängt und der einen wenigstens ihre Beschützerrolle des Katholicismus gründlich verleidet, — das schismatische Rußland zu erneuter Kräftigung und Ansehn gelangt, — zwischen Frankreich und Oesterreich mit dem Range der ersten Großmacht Europas ein ketzerisches Kaiserthum errichtet, — das Königreich Italien staatlich abgerundet, mit Frankreich verfeindet, in die Arme Deutschlands gedrängt, und die weltliche Herrschaft des Papstthums vernichtet — das sind die bleibenden Resultate der gegen den Katholicismus geschlagenen Schlachten.

Hinsichtlich des Verlustes der weltlichen Macht hat unser Liberalismus unermüdlich den Trost breitgetreten, daß die geistliche Macht des Papstes gerade durch Abstreifen der weltlichen Herrschaft geläutert und gestärkt werden müsse. Das wäre ganz richtig, wenn der Katholicismus wirklich ein Reich „nicht von dieser Welt" wäre. In der That ist er aber ganz und gar und durch und durch „ein Reich von dieser Welt" und in dieser Welt sind materielle Mittel, d. h. Geld, Geld und wieder Geld die erste Bedingung der Macht. Da nun der Peterspfennig zu unbedeutend und unsicher ist, da der Papst über die von Orden gesammelten Gelder nicht eigenmächtig verfügen kann, so ist er bei all seiner Unfehlbarkeit schlimm dran, wenn er nicht ein weltliches Territorium besitzt, auf das er wenigstens Schulden machen kann. Es ist bitter genug für ihn, statt der weltlichen Souveränität eine blos geduldete Stellung in einem andern Staate zu genießen, welche jeden Augenblick auf dem Wege der Gesetzgebung der gewährten Vorrechte vor andern Staatsbürgern entkleidet werden kann, was jedenfalls geschehen würde, wenn der Papst im Kampfe zwischen Staat und Kirche zu seinen äußersten Mitteln greifen wollte.

Hiernach hat die katholische Kirche ohne Frage in der Behauptung Recht, daß sie sich im Vergleich mit ihrer Stellung in Europa vor 15 Jahren in einem Nothstand befinde, und daß die innerste Ursache dieses Nothstandes in dem Aufblühen des preußischen Staats mit seinem übergegenen Militarismus liege. Aber der preußische Staat hat andrerseits Recht, wenn er behauptet, daß die Schädigung der Macht der katholischen Kirche gar nicht die unmittelbare Absicht, sondern eine indirecte Folge seiner Politik gewesen sei, daß die Kirche es sei, welche ihn seit seinem Bestehen mit ihren Mitteln agressiv bekämpft und auch zu dem letzten Vertheidigungskriege gegen den französischen Uebersall die Veranlassung gegeben habe. Der preußische Staat verlangt nichts als die unbedingte Souveränität und die unbedingte Anerkennung dieser Souveränität von allen seinen Staatsbürgern ohne Unterschied der Religion; da die katholische Kirche ihren Angehörigen diese Anerkennung verbietet und gegenwärtig mit diesem Verbot offen zu Tage tritt, so ist es unzweifelhaft die Kirche, welche zuerst den stillschweigend gehaltenen Waffenstillstand gebrochen hat, und der Staat kann nicht umhin, den erklärten Krieg auch seinerseits aufzunehmen — nun aber auch zum endgültigen Austrag ohne faule Compromisse zu bringen, d. h. den Anspruch der katholischen Kirche auf Unfehlbarkeit innerhalb des Deutschen Reichs zu vernichten, den Gewissenszwang des katholischen Clerus gegen die Angehörigen der Kirche fernerhin unmöglich zu machen, und die hierarchische Abhängigkeit der deutschen Katholiken von ausländischen Oberen aufzuheben. Die Erfüllung dieser drei Bedingungen ist gleichbedeutend mit einer Umgestaltung der katholischen Kirche in Deutschland zu der ursprünglichen episcopalen Form der Kirche vor Entwicklung des Papalsystems. Wenn die sogenannten Altkatholiken dieses Programm offen und nunmwonden adoptiren, dann können sie erwarten, daß der Staat sich für ihre Forderungen interessire, anders nicht. Wäre erst einmal die Loslösung der deutschen katholischen Kirche vom Papstthum durchgeführt, so würden sehr bald andere Staaten in der Bildung von nationalen Episcopalkirchen nachfolgen, und der Reunion der deutschen Katholiken und Protestanten würde nach Aufgebung der kirchlichen Unfehlbarkeit, des dogmatischen Gewissenszwanges und nach Adoption der freien Selbstverwaltung der Kirchengemeinden kein erhebliches Hinderniß mehr entgegenstehn. Durch nichts wird der Zerfall des Katholicismus in Nationalkirchen mehr erleichtert und begünstigt, als durch die Aufhebung der weltlichen Macht des Papstes, und darum ist diese in der That der schwerste Schlag, welcher den Katholicismus seit 1000 Jahren betroffen.

Ich bezweifle stark, daß von Seiten der preußisch-deutschen Regierung Perspectiven von solcher Tragweite überhaupt schon in's Auge gefaßt worden sind, aber die geschichtliche Entwicklung wird Schritt für Schritt auch gegen den Willen der Regierung zu diesem Ziele führen, es sei denn, daß sie mit sprungweiser revolutionärer Entwicklung gleich über dasselbe hinaus führt. Die dritte Phase des tausendjährigen Kampfes zwischen den Ideen des Staats und der Kirche hat begonnen, und die Chancen liegen nach allen Richtungen gegenwärtig für den Staat zu günstig, als daß er nicht nunmehr enthüllig als Sieger aus dem langen Ringen hervorgehen und so die Periode der Papstherrschaft in der Geschichte für immer abschließen sollte. Der Katholicismus hat das ganz richtige Gefühl seiner Situation, daß es sich für ihn um den letzten Verzweiflungskampf um seine Existenz handelt; ist es da zu verwundern, wenn er zum letzten Male alle seine Kräfte zusammenrafft, und seine letzte stark vorbereitete Defensivposition durch einen offensiven Vorstoß auf der ganzen Linie bestens auszunutzen sucht? Kann man einer tausendjährigen historischen Macht allerersten Ranges zumuthen, daß sie geduldig und lautlos von der Bühne der Geschichte verschwinden

Digitized by Google

solle, weil ihre Zeit vorüber sei? Wenn diese Macht vergebens versucht hat, sich mit Hülfe der Bajonette weltlicher Mächte zu behaupten, und dann den Kampf mit ihren eigenthümlichen Mitteln aufnimmt, darf man ihr dann einen Vorwurf daraus machen, wenn diese Kampfmittel nur ihrer eigenen Moral und weder der des protestantischen Gegners noch der beim Kampf von Staaten untereinander üblichen Moral entsprechen? Wenn wir diese Moral und die ihr entsprechenden Mittel von unserem Standpunkt verwerflich finden, so liegt darin nur eine um so stärkere Aufforderung, den Kampf mit diesem Gegner bis zur Vernichtung durchzuführen, aber an unserer Achtung des Gegners als solchen darf dies nichts ändern.

Das Beste an der Situation ist, daß der Krieg nun endlich offen ausgebrochen ist, daß die ersten Schüsse von beiden Seiten gefallen sind, daß die dumpfe Moderluft des unnatürlichen Scheinfriedens zwischen Staat und Kirche durch die ersten Vorläufer des heranziehenden Sturmes in Aufruhr gebracht ist, daß wir nunmehr nach langer deprimirender Schwüle die Aussicht haben auf einen frischen fröhlichen Kampf der mittelalterlichen und modernen Ideen. Der endliche Ausbruch dieses Kampfes ist in dreifacher Hinsicht so wichtig; einerseits zwingt er die deutschen Regierungen, das unnatürliche, aus blasser Furcht vor der rothen Revolution geschlossene Bündniß mit der kirchlichen Reaction fallen zu lassen, und belehrt dieselben über den wahren Charakter ihres bisherigen Bundesgenossen gegen den Liberalismus, indem dieser jetzt selbst das Bündniß der rothen Umsturzpartei als des gemeinsamen Feindes gegen den modernen Staat aufsucht. Zweitens ist für die zahlreiche Classe der deutschen Katholiken, welche von der Unvereinbarkeit des katholischen Princips mit dem modernen Staatsprincip bisher nichts geahnt haben, die erfolgte und noch erfolgende Klarstellung eine Wohlthat, damit sie die Nothwendigkeit erkennen, entschieden Partei zu ergreifen. Sie müssen begreifen lernen, daß sie nicht gesetzestreue deutsche Staatsbürger sein können, ohne vor dem katholischen Princip als Ketzer dazustehn, und daß sie gute Katholiken nicht sein können, ohne mindestens der Gesinnung nach Hochverräther an ihrem Vaterlande zu werden. Sie müssen endlich einsehen, daß, wer in einer Zeit allgemeinen Kampfes sich weigert, entschieden Partei zu ergreifen, und mit unklarer Halbheit und Lauheit des Standpunkt durchkommen zu können wähnt, mit Recht von beiden Parteien nicht Dank, sondern fast noch ärgeren Haß als der offne Gegner erntet, und hilflos, nutzlos und ruhmlos unter den Füßen der gewappneten Streiter zerstampft wird. Drittens öffnet der Ausbruch des Kampfes dem Liberalismus die Augen über die völlig verkannte Bedeutung und Macht des Gegners und über seine eigne doctrinäre Verblendung, mit welcher er die Regierung in der Hätschelung und Stärkung dieses Staatsfeindes (gerade so wie auch der Polen) ermunterte und unterstützte, indem er sich ausschließlich auf die Vernünftigkeit der liberalen Ideen verließ und auch dem Gegner Freiheit zur Entfaltung seiner Kräfte gönnte. Wir ernten jetzt die Saat, die die reactionären Regierungen und der achtundvierziger Liberalismus gesät, und die der Katholicismus nicht versäumt hat, sorgfältig zu pflegen und groß zu ziehn. Aber es ist gut, daß wir noch einmal durch den bittern Ernst der Situation daran erinnert werden, daß die Vernunft das Letzte in der Welt ist, d. h. daß sie erst am Ende der jeweiligen Entwicklung realisirt wird, und daß man der Unvernunft nicht die Freiheit gewähren darf, die Vernunft im Werden zu ersticken.

Segnen wir darum nach saulem Frieden den offnen ehrlichen Kampf, und wiederholen wir unsern Wunsch, daß derselbe nicht enden möge, ehe nicht die katholische Kirche als unfehlbare vernichtet ist.

Ein Nachwort zu den Universitätsfesten dieses Jahres.

Deutschland hat im Laufe dieses Jahres zwei schöne Feste gefeiert, Feste zu Ehren der Wissenschaft und des geistigen Lebens der Nation, durch welche das deutsche Volk auf's neue bekräftigte, daß es sich durch die Kriegserfolge der letzten Zeit nicht verleiten lassen will, die Bahn der friedlichen Arbeit, der inneren Entwicklung und geistigen Erhebung zu verlassen. Die Eröffnung einer neuen Hochschule zu Straßburg, sowie das Jubiläum der Münchner Universität gaben Gelegenheit, diesem Gedanken einen feierlichen Ausdruck zu verleihen.

Das ganze deutsche Volk hat sich an diesen Ehren- und Festtagen mitgefreut, sind ihm doch die geistige Freiheit, die Wissenschaft und deren Pflanzstätten seit lange theuer und ein Gegenstand seiner eifrigen Sorge. Daß dem auch fernerhin so sein möge, ist nicht einfach ein Wunsch, ein schöner Traum; die erwähnten Feste sind gewissermaßen als ein Pfand zu betrachten, daß die deutschen Hochschulen ihrer Aufgabe getreu bleiben und in gewissenhafter Arbeit weiter streben werden.

Man hat in den letzten Monaten gar viel von der „deutschen Wissenschaft“ geredet; fast zu viel, wie es manchmal scheinen mochte. Wenn freilich bei einer festlichen Gelegenheit ein wenig über die Schnur gehauen wird, im Reden wie im Commersiren, so ist das wohl natürlich und schadet nichts. Nur darf der Enthusiasmus nicht so weit gehen, daß er für alle Folgezeit den Blick verdunkelt. So oft die Koryphäen der deutschen Hochschulen in gerechtem Stolz von deutscher Wissenschaft reden, so wissen wir, was sie damit meinen. Sie denken dann an die hervorragenden Verdienste der Deutschen um die Wissenschaft, an den rühmlichen Antheil, den sie an der Förderung derselben gehabt haben und noch haben. Denn die Wissenschaft als solche ist international und braucht nicht erst zu optiren. Man kann von holländischer und italienischer Malerei, von griechischer und römischer Architektur reden, denn in den Werken der Kunst offenbart ein jedes Volk den ihm eigenthümlichen Charakter; aber auf dem Gebiet der Wissenschaft arbeiten alle Culturvölker zusammen, wenn auch mit verschiedenem Eifer und Erfolg. Es wäre das nicht nöthig zu betonen, wenn das gestügelte Wort von der „deutschen Wissenschaft“ nicht die Zaubertraft hätte, schwache Geister zu blenden und zu verwirren. Und derlei Geister finden sich selbst in der Professorenwelt, — trotz aller Achtung vor der „deutschen Wissenschaft“ wagen wir diese keperische Meinung zu äußern. Das schöne Wort, das eine so edle Bedeutung hat, veranlaßt gar manchen zu unbegründeter Hoffahrt. Je unbekannter der Mann ist, um so mehr bläht er sich auf, wenn er von deutscher Wissenschaft redet, denn im Grunde genommen meint er nur sich damit. Hat doch Einer erst kürzlich einem Nachbarvolk ganz ernsthaft als Rettungsmittel angerathen, es möge, statt den heiligen Geist kurzweg anzurufen, lieber zum heiligen deutschen Geist beten! Chauvinismus ist überall gefährlich; aber Chauvinismus auf dem Felde der Wissenschaft ist gewiß unsinniger und widerwärtiger, als politische und militärische Selbstüberhebung.

Glücklicherweise ist das deutsche Volk zu vernünftig, um sich von solchen Gauklern täuschen zu lassen. Es weiß, daß die Wissenschaft in andern Ländern nicht minder begeisterte, nicht minder gründlich gelehrte Jünger hat als in Deutschland. Es weiß aber auch, daß die Wissenschaft nirgends vielleicht so viel schöne Heimstätten hat, wie in unserm Vaterland, und daß der allgemeine Unterricht hier auf einer Höhe steht, die nirgends sonst erreicht wird. Darf man somit, genau genommen, nicht von deutscher Wissenschaft reden, so ist man völlig berechtigt von der „deutschen“ Schule zu sprechen, denn diese ist in ihrer Eigenthümlichkeit ein Werk des deutschen Volkes und gehört ihm allein an. Darum kehrte auch in allen Festreden zu Straßburg und München das Gelöbniß wieder, daß man kräftig mitarbeiten wolle die deutsche Hochschule auch in Zukunft auf ihrer Höhe zu erhalten.

Dieses Gelöbniß schließt aber das Versprechen von mancherlei Reformen in sich. Denn ohne Fortschritt und allmählliche innere Umwandlung gibt es kein wahres Leben.

Das Bedürfniß nach Reform ist schon öfters betont worden. Auch Döllinger sprach in seiner Festrede von wünschenswerthen

Digitized by Google

Aenderungen im Universitätsleben. Allein seine Worte bezogen sich nur auf äußerliche Formen. Er pries gegenüber der Freiheit der deutschen Studenten das Convictsleben, zu dem die jungen Universitätsbürger in England verpflichtet sind. Döllinger ist eben trotz aller Bannstrahlen immer noch katholischer Geistlicher, und seine Ideen können das nicht verleugnen. Das englische System stammt noch aus dem Mittelalter, und mußte dem Rector Magnificus von München gerade deshalb gefallen, weil es etwas vom Klosterleben an sich trägt. Allein es ist nicht zu befürchten, daß die deutsche Hochschule ähnlichem Geschmack huldigen, und zu Einrichtungen zurückgreifen werde, die sich selbst in England überlebt haben, und die mitnichten einen Schutz gegen das ausschweifende Leben der Studirenden abgeben, wie Döllinger meint. Wer in Oxford oder Cambridge läuderlich leben will, kann es dort so gut, wie in München oder Berlin; der englische Student kneipt so gut und so viel wie der deutsche. Zudem sind die Verhältnisse beider Länder in diesem Punkt grundverschieden. In England widmet sich nur der Wohlhabende dem Studium, und ihm ist nach Ablauf seiner Universitätszeit Gelegenheit genug geboten sich im Leben umzusehen und die Welt kennen zu lernen. Für den deutschen Studenten dagegen sind die drei Jahre, welche er auf der Hochschule zubringt, meistens die glücklichen Jahre der geistigen Freiheit, der vielseitigen Anregung, der Berührung mit dem größeren, rascher pulsirenden Leben. Bald genug naht ihm die Sorge um die Existenz und treibt ihn in ein kleines Amt, in eine ärmliche Stelle, wo er oft genug eingezogener leben muß, als wenn er in einem Convict wäre.

Dagegen sind es andere, wesentlichere Reformen, welche die Universitäten nicht länger verschieben sollten. Trotz des großen Interesses, welches das gesammte Volk ihnen entgegenbringt, aber vielmehr gerade aus diesem Grunde spricht sich die öffentliche Meinung immer lauter für Abänderungen in dem inneren Organismus der Hochschulen aus, und diese sollten bei Zeiten auf solche Stimmen hören.

Es kann hier nicht unsere Absicht sein eingehende Vorschläge zu machen, die überhaupt am besten und naturgemäß von den Universitäten selbst ausgehen müßten. Aber auf die Nothwendigkeit der Reformen dürfen wir schon hindeuten, zumal die Frage nicht allein die zunächst betheiligten Kreise berührt, sondern das allgemeine Wohl, die Bildung des gesammten Volkes betrifft.

An der Spitze der Facultäten ziehen überall die Theologen einher. Der theologischen Facultät ist von altersher die erste Stelle eingeräumt, obwohl sie längst nicht mehr die Wichtigkeit wie früher besitzt. Man wird uns wohl nicht des Pessimismus beschuldigen, wenn wir behaupten, daß die theologischen Facultäten — die katholischen wie die protestantischen — den Erwartungen und Anforderungen, die man an sie zu stellen berechtigt ist, nur in geringem Maße entsprechen. Statt in religiösen und kirchlichen Fragen dem Volk als Leiter voranzugehen, sehen wir, daß sie sich ängstlich fernhalten und in die engsten Grenzen ihrer Lehrzaufgabe einschließen. Hochwichtige Fragen bewegen unsere Zeit auch auf kirchlichem Gebiet. Wäre alles, wie es sollte, so müßte das Volk in den Professoren der theologischen Facultäten seine besten Rathgeber sehen. Aber wieviel gibt es unter den letzteren, welche sich darum bekümmern, was das Herz des Volkes bedrängt? Davon steht nichts in den Heften, die sie Jahr aus Jahr ein auf ihrem Katheder vorlesen. Draußen wogt der Kampf auf und ab, ohne sie, ja wie es manchmal scheinen will, selbst ohne ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Ist es da zu verwundern, wenn sie allmählich ihren Einfluß verlieren? wenn der Ruf nach einer Trennung von Kirche und Staat immer lauter wird? Von dem Augenblick an, da der Staat sich um das religiöse und kirchliche Leben seiner Angehörigen nicht mehr kümmern will, fallen die theologischen Facultäten zusammen. Die einzelnen Religionsgemeinschaften werden dann ihre eigenen theologischen Bildungsanstalten gründen, die aber jedenfalls von der Universität geschieden bleiben müssen. Ob eine solche Trennung der theologischen Facultäten von der Hochschule im Interesse der Geistlichen wäre oder nicht, das hängt zum großen Theil von dem Geist ab, in welchem jene Facultäten weiter arbeiten. Allerdings sind die Lehrer der Hochschulen nicht berufen, politische oder kirchliche Agitatoren zu sein, — Professorenpolitik steht nicht gerade im besten Ansehen, — aber Indifferenz gegen alle höheren Fragen ist noch bei weitem schlimmer.

Andere Bedenken gelten der philosophischen Facultät, welche zu einem wahren Monstrum angeschwollen ist. Während die eigentliche Philosophie immer mehr in den Hintergrund gedrängt wird, sind andre Wissenschaften zu solcher Bedeutung herangewachsen, daß eine Trennung in mehrere Facultäten unabweislich geworden ist. In ähnlicher Weise wird man die Aufgabe der Studirenden theilen, d. h. beschränken müssen. Die große Zahl der Vorlesungen, die an jeder Universität gehalten werden, spricht für deren Nützlichkeit; aber der einzelne Student, der genöthigt wird sich auf den verschiedensten Gebieten zu bewegen, sieht sich oft von der Masse der Vorträge verwirrt und erdrückt. Gerade diese Manier ist der Feind jedes wissenschaftlichen Studiums und befördert nur das gefährliche, weil mit sich selbst zufriedene, Halbwissen. Wer möchte bestreiten, daß in manchen Disciplinen der Katheder vortrag des Lehrers früher wichtiger war, als heute. Ein strebsamer junger Mann lernt heute vieles gründlicher aus Büchern, als aus den mühsam und nothdürftig von ihm nachgeschriebenen Heften. Ein Beispiel mag genügen. So wichtig noch vor hundert Jahren die Vorträge über Geschichte waren, weil es an anregenden, wahrhaft fördernden Werken fehlte, so scheint es doch unbestreitbar, daß ein jeder Gebildete heute die Geschichte sicherer und besser aus den gedruckten Werken unserer Historiker erlernt, als aus deren Vorträgen. Damit ist nicht gesagt, daß der Lehrstuhl der Geschichte unterdrückt werden müsse. Wäre es auch nur, um einem Gelehrten die nöthige Muße zu seinen Forschungen zu geben, er müßte erhalten bleiben. Aber dem ist nicht einmal so. Wenn auch die geschichtlichen Vorträge von geringerer Wichtigkeit erscheinen, so kann doch kein Buch das lebendige Wort des Lehrers ersetzen, durch das er seinen Hörern die Wege zeigt, auf denen sie zu gehen haben. An die Stelle der historischen Vorträge treten heute mehr und mehr die historischen Seminarien, in welchen der Studirende lernt, wie man Geschichte studirt, wie man methodisch-wissenschaftlich bei der Erforschung der historischen Vergangenheit zu verfahren hat. Diese Seminarien finden freilich bei manchen Herren als eine unwissenschaftliche Neuerung keine Gnade, und doch wird auf diesem Wege auch in vielen andern Wissenschaften vorzugehen sein, um den Zweck der Hochschule besser zu erreichen, der nicht allein darin besteht, der Nation tüchtige Beamte, Aerzte und Lehrer zu geben, sondern den Geist der Wissenschaftlichkeit und Humanität zu verbreiten und damit eine feste gesicherte Bildung bei allen ihren Schülern zu ermöglichen.

Sollten sich nicht ähnliche Wünsche wie für die philosophische auch für die juristische und medicinische Facultät betonen lassen? Doch es genügt. Das Leben pulsirt in unserer Zeit rasch und ist mehr als je dem praktischen Leben zugeneigt, wie die polytechnischen Hochschulen, die überall entstanden sind, am besten beweisen. Auch die Universität hat ihre hohen praktischen Zwecke, aber mit Recht rühmt sie sich dabei einer höheren idealen Richtung. Sie ist groß geworden im Kampf für Wahrheit und Recht und kann sich nur auf der Höhe behaupten, wenn sie den lebendigen und frischen Geist bewahrt, der sie bisher stets belebt hat.

Literatur und Kunst.

In Graubünden.

Juli 1872.

Ich sitz' im raffelnden Zuge;
Vorbei! Die Funken sprüh'n!
Seid mir gegrüßt im Fluge,
Ihr Weiler still und grün!

Mit Schlössern und mit Hütten,
Mit Buschi und Baum und Bronn,
Wie liegt ihr traut inmitten
Der Flur am Rhäticon!

Digitized by Google

Schneehäupter leuchten und brennen
Hoch über euch landein;
An euch vorüberrennen
Seht ihr den jungen Rhein.

Das Leben seht ihr schäumen
Den Strom hinauf, hinab, —
Seht unter Blumen und Bäumen
Am Strom auch manches Grab.

„Das Grab ist tief und stille", —
Hier auf der sonnigen Flur,
In des Lebens Drang und Fülle,
Wie kommt das Lied mir nur?

Ich hör' es in den Gründen, —
Ich hör' es in der Luft;
Ein Sänger sang es aus Bünden, —
Und dort ist seine Gruft!*)

Dort, unter „des Kirchhofs Flieder",
Legt' er sich hin zu ruh'n;
Weich waren seine Lieder,
Doch tapfer war sein Thun.

Station Malans! Kein Halten!
Vorbei! Ich hebe den Hut;
Ich neige mein Haupt dem Alten,
Dem Sänger lieb und gut. —

Den Lebenden froh geboten
Allzeit die rechte Hand!
Doch auch den braven Todten
Reicht sie „in's stille Land!"

Ferdinand Freiligrath.

*) Der Dichter Sotis liegt in Malans (Graubünden) begraben.
Die Red.

Ein Reformator der deutschen Schaubühne.

II.

Das Princip des Reformators.
(Das historische Drama insbesondere.)

Es beliebt Herrn Köberle (S. 207) sich also vernehmen zu lassen: „Die ethische Wirkung des Dramas ist eine Verherrlichung des Segens der Gesetzlichkeit. Darum galt auch von jeher insbesondere die geschichtliche Tragödie, in welcher diese Wirkung klarer als in den dramatischen Untergattungen hervortritt, als der Gipfel aller menschlichen Künste."

Also das historische Drama mit einer staatsrechtsphilosophischen Nutzanwendung ist das „ethische Product" κατ' ἐξοχήν?

„Von jeher" gilt es als das! sagt Reformator Köberle getrost.

Abgesehen davon, daß der Herr angesichts der angeblichen Notorietät dieser Behauptung jedweden Beweis seiner Begründung als vollkommen überflüssig erachtet, abgesehen davon, daß es eine Menge historischer Tragödien gibt, welche weit mehr geeignet sind, den Zuschauer vom heillosen Unsegen jeweiliger Gesetzlichkeit zu überzeugen als vom Gegentheile, erlaube ich mir, dies „von jeher" als eine Täuschung zu kennzeichnen.

Das stolze gelassene Wort „von jeher" kann doch nur sagen wollen: so lange wir vom Drama etwas wissen, so lange wir Dramen besitzen.

Die alten Griechen aber, auf die es hier gewiß vor allem ankommt, kannten die Kategorie des historischen Dramas durchaus nicht. Ich halte es für eine vollständige Unmöglichkeit, diesen Ausdruck in die Poetik des Aristoteles auch nur hineinzudenken.

Und die Alten besaßen auch keine „historischen" Stücke. Es wäre denn, daß man die Behandlung rein mythischer Stoffe historische Dramen nennen wollte. Das wäre aber doch nichts weiter als Spiegelfechterei, denn wenn die aus der homerischen Sage geschöpften Stücke historische sind, dann sind Hebbels „Nibelungen" und Geibels „Brunhild" mit gleichem Rechte „historische Tragödien". Ich glaube aber doch, daß es Niemand einfallen wird, sie also zu nennen. Nun und was dem einen recht ist, muß doch dem andern billig sein.

Aber ich höre schon, wie man mir von allen Seiten zuschreit: „Achtung, die Perser, die Perser des Aeschylos! die sind denn doch wohl eine historische Tragödie?!"

Mit nichten! Sie sind das helle Gegentheil von dem, was unsere Schulweisheit also zu nennen pflegt.

Sieben Jahre nach der Schlacht bei Salamis führte Aeschylos die genannte Tragödie auf. Und wir wissen, daß bereits vier Jahre früher, also nur drei Jahre nach dem Krieg, Phrynichos denselben Stoff zu einem Bühnenspiel benutzt hatte. Ist es nun aber bei uns in Deutschland oder anderswo der Brauch, die dramatische Behandlung so unmittelbar nahe liegender Ereignisse „historisches Drama" zu tituliren? Keineswegs! Wenn es mir morgen einfiele, einen dramatischen Vorwurf aus einem unserer letzten zwei großen Kriege zu nehmen, würde man mir gestatten, dasselbe Stück eine historische Tragödie zu nennen? Bewahre Gott! würden die Schriftgelehrten und die Pfaffen der historischen Kategorie in der Aesthetik schreien. Wie kann man sich herausnehmen, die lebendige Gegenwart auf die Bretter zu stellen?! Und das nennt man historische Tragödie? ein Stück, dem das wesentlichste dazu fehlt, der Duft der Ferne, das Halbdunkel des Entlegenen, Abgeschiedenen, in welchem allein der Menschen Absicht und der Menschen Handlung jener Zauber der Verklärung anwächst, den wir als Poesie verstehen? Dies Hinaufsperren aber der Dinge, die wir selbst erlebt, der Gefühle, die noch in unserem Busen nachzittern, der Ereignisse, die noch ihren Schatten über unser bürgerliches Dasein werfen, auf die Schaubühne, das kennzeichnen wir gerade, im Gegensatz zu dem von uns gewollten alleinseligmachenden historischen Drama der poetischen Ferne, mit dem gestempelten Namen: das Drama der „Actualität".

So würden diese Schriftgelehrten sprechen und Herr Köberle würde nicht versäumen, in seiner ebenso geschmackvollen wie einleuchtenden Weise von photographirten Blasen und cloakenartigen Substanzen zu perroriren.

Die Persertragödie war eine Tragödie der „Actualität". Wer sich an einer so modernen Bezeichnung einer altehrwürdigen Dichtung stößt, dem erwidre ich, daß dies auch gar nicht nach meinem Geschmack ist. Aber die Bezeichnung „historische Tragödie" ist gleichfalls eine sehr moderne. Auf ein paar hundert Jahre kommt es da nicht an. Und wenn sich ein anderer herausnimmt mir zu behaupten, die historische Tragödie sei „von jeher" gewesen, so kann ich nicht umhin ihm vorzurechnen, daß die vielverleherte Actualität noch viel älter ist.

Ich muß sogar noch um einen Schritt weiter gehn und dem Herrn Reformator beweisen, daß gerade diejenige Abart des actuellen Dramas, die er mit seinen confusesten Gleichnissen und übelst riechenden Schimpfreden verflucht, „von jeher" gewesen ist. Just das politisch tendenziöse Drama, welches die lebendigsten Empfindungen noch in der Wirklichkeit bestehender Kämpfe zur Weihe der Poesie emporhebt, ist so alt wie das Drama selbst. Derselbe Phrynichos, der Sohn des Polyphradmos, welcher dem Aeschylos mit seinen Persern vor-

Digitized by Google

gearbeitet, hatte schon früher eine brennende Tagesfrage tragisch behandelt. Noch waren kaum ein paar Menschenalter über Thespis dahingegangen, welchen man den Erfinder des Dramas nennt, als die „Einnahme von Miletos“ auf den Brettern erschien. Die Athener hatten die aufgestandenen Jonier treulos im Stich gelassen und nichts zu ihrer Rettung gethan, so daß die verwandte Stadt aufs grausamste von den Barbaren zerstört werde. Dies Schicksal war der Gegenstand der tendenziösen Actualität. Und ihre Wirkung war so groß, Scham und Zorn und Schmerz des athenischen Publicums schwollen so mächtig und gefährlich an, daß die Polizei jede fernere Wiederholung des Stückes verbot und den dramatischen Autor zu einer Geldbuße von tausend Drachmen zwang. Herodot sagt nichts davon, ob in dem betreffenden Polizeierlaß von photographischen Blasenspiegelbildern u. dgl. die Rede gewesen. Ich aber zweifle keinen Augenblick, daß Phrynichos schon damals, ein halbes Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, empfindlich über den Verfall der Bühne geklagt haben wird.

Auch „die Perser“ waren ein politisch-tendenziöses Stück. In Aeschylos „Eumeniden“ findet man der politisch tendenziösen Stellen viele. Und was bleibt von dem größten, von Aristophanes übrig, wenn wir die tendenziösen Anspielungen auf die Tagesereignisse wegstreichen?

Entweder wir lassen unsere modernen technischen Ausdrücke von den Gebilden der Alten fern oder aber wir wenden sie genau und in demselben Sinn auf jene an, wie wir sie unter uns gebrauchen. Thun wir das letztere, so müssen wir bekennen, daß das älteste Drama, von dem uns die hellenische Ueberlieferung ausführlicher berichtet, ein Tendenzstück von brennender Actualität gewesen und daß des Aeschylos „Perser“ nach unseren geltenden Begriffen nicht das, was wir „historische Tragödie“ heißen, sondern genau das gewesen sind, was wir heutzutage ein dramatisches Festspiel oder noch besser eine Festoper nennen würden.

Ich aber denke gezeigt zu haben, daß das reformatorischgewaltige „von jeher“ sehr einzuschränken ist und will einmal zusehen, ob sich denn aus dem Shakspeare beweisen läßt, daß die historische Tragödie eine alle anderen Gattungen dramatischer Spiele tief unter sich zurücklassende Gipfel- und Kronengattung sei.

Die Zeiten, da uns Gervinus das natürliche Gefühl verwirrte, sind lange vorbei. Niemand wird der Behauptung mit Erfolg zu widersprechen vermögen, daß die „Historien“ die schwächsten Dramen sind, welche der große Dichter der ihn vergötternden Nachwelt hinterlassen hat. Ich glaube, daß selbst Herr Köberle den Beweis nicht wird antreten wollen, daß König Johann und Heinrich VI. einer höheren Gattung angehören als Romeo und Julia, Hamlet, Lear, Othello. Oder wie, ist der Begriff des historischen Dramas im Codex unseres Reformators von solcher Dehnbarkeit, daß auch alle die genannten Dichtungen darin Platz haben? Ich möchte aber dann wissen, was der liebestolle Capulet und der autokratische Vater Cordelians mit dem ethischen Segen staatsrechtlicher Legalität zu schaffen haben? Wenn alles historisch genannt zu werden berechtigt, was jemals geschehen ist, geschehen hat können und nicht hat geschehen können; wenn es gleichgültig ist, ob ich den Stoff zu einer historischen Tragödie aus einer Chronik oder aus einem Märchenbuch, aus dem Thukydides oder aus dem Bandello hernehme, dann weiß ich nicht, wie man auf diese subtile Unterscheidung den Begriff des höchsten Kunstwerks, den erhabensten Gipfelpunkt dichterischen Könnens basiren kann, und ich vermag schlechterdings nicht einzusehen, was Lesbias Spatz vor dem Piepmatz, den bekanntlich Röschen hatte, an historischer Bedeutung für die Dichtkunst voraus haben soll.

Aber vielleicht will unser Reformator sein „von jeher“ nur auf das deutsche Theater eingeschränkt wissen.

Sehen wir also dahin, wo unser deutsches Theater seinen Anfang nimmt.

Wer die Schaubühne in Deutschland reformiren will, hat jedenfalls Lessings Dramaturgie zur Hand. Dort wird er ohne sonderliche Mühe zu finden wissen, wie entsetzlich gering der größte deutsche Dramaturg das historische Moment eines dichterischen Stoffes achtete. Er bezeichnet es als ein rein zufälliges.

Auf ein rein zufälliges, das Wesen der dramatischen Aufgabe in keiner Hinsicht bedingendes Moment hin kann man aber doch unmöglich diejenigen Stücke, welche zufällig dieses Moment äußerlich an sich haben, als eine besondere, über alle anderen dramatischen Untergattungen erhabene Gattung, ja als den „Gipfel aller menschlichen Künste“ ausposaunen.

Wäre der Satz des Reformators richtig, daß die historischen Stücke schon an sich künstlerisch erhabener und werthvoller wären als die anderen, so müßte es auch richtig sein, daß innerhalb dieser historischen Classe dem historischeren Stück vor dem minder historischen ein unbestrittener Vorzug gebührte.

Wie unwesentlich aber das historische Moment ist, erkennt man gerade aus näherer Betrachtung sogenannter historischer Stücke. Wenige Beispiele genügen. Was hält denn die beiden Theile des historischen „Heinrich IV.“ auf unseren Repertorien noch aufrecht? Der ganz und gar unhistorische Falstaff, ohne den keines der beiden Stücke von der Bühne herab zu genießen wäre. Als das beste historische Drama, welches unser Schiller hinterlassen, gilt auch dem Reformator dessen „Wilhelm Tell“. Wir wissen nun aber alle, daß dieser Wilhelm Tell keine historische, sondern eine lediglich mythische Erscheinung ist, weil mythischer als Agamemnon und Orest und die Recken des Nibelungenliedes, wissen, daß es niemals einen Mann dieses Namens gegeben hat, noch einen, der die ihm angedichteten Thaten verrichtet. Das Bild der Schiller'schen Elisabeth hat gerade so viel historischen Werth als dasselben Dichters Don Carlos. Und selbst in den größten Meisterwerken, die wir „historische Tragödien“ nennen, in Shakspeares Römerstücken ist ebensoviel Actualität als Geschichte: Ueberlieferte Namen und überlieferte Schicksale, aber so moderne Charaktere und moderne Motivirungen als sie die Zeit ihrer Dichtung nur geben konnte; eine Fabel aus dem Plutarch, aber in derselben bewegen sich die nämlichen Lords, wie sie im Globus vor den Schauspielern saßen und der nämliche Pöbel, aus welchem „die Gründlinge des Parterres“ bestanden.

Wenn nun aber ein „historisches“ Drama so unhistorisch auftreten kann als es mag; wenn es unwesentlich ist, ob seine handelnden Personen historisch gültige sind oder nicht; wenn gerade das, was den dichterischen Werth des Kunstwerks ausmacht und was das Entzücken der Hörer verursacht, gerade das Unhistorische ist, ja nicht selten dasjenige, was sich mit allem historischen Sinn und Wissen gar nicht verträgt — kann kann es auch das Historische nicht sein, was ein dramatisches Kunstwerk als solches über die anderen erhebt, die mit geschichtlicher Ueberlieferung nichts zu thun haben, dann liegt es klar am Tage, daß die Schaubühne ebensowenig mit dem Lehrstuhl der Geschichte wie mit dem der Ethik in Concurrenz zu treten hat, und daß die Bühne, wenn sie wirklich im Verfall begriffen ist, ihr Heil weder von Historien noch von Moralitäten erwarten kann.

III.

Mittel zur Reform und Gesetzesvorschläge.

Herr Dr. Köberle hat sich's mit der Form seiner Reformschrift sehr bequem gemacht. Dieselbe präsentirt sich keineswegs als ein organisches Ganze, sondern um mich eines ungefähr Köberle'schen Gleichnisses zu bedienen, etwa wie eine künstliche Amphibie. Die erste Hälfte, eine bereits 1867 in der Deutschen Vierteljahrsschrift unter dem Pseudonym Dr. Georg Isigat veröffentlichte Abhandlung, gipfelt in einer Reihe von Fundamentalsätzen. Die folgenden Abschnitte aus dem Jahre 1872 machen sich die mittlerweile gelungene Schöpfung des neuen Reichs in ihrer Art zu nutze und enden, die früheren Fundamentalsätze überholend, mit drei Reichsgeset-

Digitized by Google

Ergänzungsvorschlägen, davon einer dem Reichsgesetz zum Schutz des geistigen Eigenthums, die beiden anderen dem Reichs-Gewerbegesetz — alle natürlich zum Zwecke der Wiederherstellung und künftigen Wahrung des „ethischen Berufs der Bühne" — zugedacht sind.

Wär' es allein der Glaube an die eigene Kraft, welcher den Reformator ausmacht, wir könnten diese Vorschläge getrost als unfehlbare hinnehmen und lieber heut' als morgen in die Praxis übersehen. Herr Dr. Köberle, der sich selbst (S. 192) „einen geschichtlichen Dramatiker", (S. 258) „einen der wenigen bühnenkundigen Schriftsteller", (S. 3) „einen bekannten Dramaturgen" nennt, wiederholt auch ohne alle falsche Scham die Versicherung, daß seine im 119. Bande der Deutschen Vierteljahrsschrift publicirte Abhandlung „ein hervorragendes Interesse erweckt habe", daß sie „das bündigste und beste", was über das in Rede stehende Thema erschienen, „eine anerkannt praktische Arbeit", ja geradezu eine „vortreffliche Schrift" sei.

Es läßt sich leicht ahnen, in wie hohem Maße der merkwürdige Mann mit den ereignißreichen Jahren von 1867 bis 1872 an Weisheit und ethischem Gewicht zugenommen hat, bis zu welchem Grade der Vollendung und praktischen Sicherheit die neuesten und endgültigen Vorlagen für Gesetzgeber und solche, die es werden wollen, gediehen sein müssen.

In der That nimmt Herr Dr. Köberle selbst die drei Gesetzesvorschläge vom Jahre 1872 als Resultate seiner gesammten Erörterungen an. Was dort noch in der allgemeinen Form des frommen Wunsches auftritt, hat sich hier zu concret fordernden, ausgegliederten Paragraphen ausgewachsen. Jene verhalten sich zu diesen wie die Raupe zum Schmetterling, wie die Blüthe zur Frucht, wie der nächste Versuch zum fertigen Verbrechen. Ich denke im Sinne des Reformators zu verfahren, wenn ich mich sofort an die letzte Redaction seiner Postulate, an die sein ganzes System zusammenfassenden Vorlagen des Jahres 1872 halte und diejenigen des Jahres 1867 nur insofern ausdrücklich behandle, als er sie nicht selbst in dem zweiten Theile seiner Schrift fortentwickelt und genauer formulirt, sondern in der früheren Gestalt als einer genügenden und erschöpfenden, hat bestehen lassen.

Die erste der „Vorbedingungen zur Regeneration der Bühne" ist „die Befreiung der dramatischen Kunst von unvernünftigen, geheimen und willkürlichen Censurschranken". Diese zu erreichen sind die Ergänzungen zum Gesetze, den Schutz des geistigen Eigenthums betr., erfunden, deren 1. § lautet: „die geheime Censur ist an allen Hof- und Stadttheatern im Umfang des deutschen Reichs gesetzlich aufgehoben." Köberle hat sich nämlich im Verlaufe seines Lebens und seiner Arbeiten die Frage gestellt, warum seine eigenen dramatischen Dichtungen noch immer nicht bleibends Gemeingut aller deutschen Repertorien geworden seien, und hat auf diese haarsträubende Frage mit aller logischen Consequenz nur die Eine Antwort finden können, daß die p. t. Hof- und Stadttheaterdirectoren zu einer geheimen unterirdischen carbonarischaften Verschwörung zusammengetreten seien und zwar mit keinem anderen Zweck, als Köberles und anderer „geschichtlicher" und „bühnenkundiger" Autoren „ethische Producte" auf den Brettern gar nicht aufkommen oder sofort nach nothgedrungenem zweimaligen Erscheinen wieder verschwinden zu lassen. Diese verschmitzte Societät privilegirter Maleficanten ist nun zwar trotz der ingrimmigsten und wiederholten Beschwörungscapitel unseres Autors aus dem Nebel seiner Vermuthungen für den Leser nicht in's Bereich glaubwürdiger Wahrscheinlichkeiten getreten. Aber wenn selbe auch zu unser aller Verderben bestünde und mit dem Dolch der heimlichen Vehme jedes nach Ethos und Pathos duftende Schreibepult umschliche, so möchte ich den Herrn Gesetzfabrikanten doch auf den Umstand aufmerksam machen, daß eine geheime Censur, welche niemals zu Recht bestanden hat, niemals einem Gesetz entsprechend eingeführt, anerkannt oder geduldet war, auch nicht gesetzlich aufgehoben werden kann. Man mag sie „verbieten", „unterdrücken" — aber „aufheben" dünkt mich kein glückliches Wort. Was half es z. B., den unserem Intendanten-Geheimbund nahe verwandten Ku-Klux-Klan in den americanischen Freistaaten durch ein Gesetz aufzuheben? Unterdrücken muß man ihn mit Gewalt.

Doch wer möchte vor so wichtiger Angelegenheit haarspaltend an einem einzigen Worte hängen bleiben, zumal da der Reformator in den folgenden Paragraphen, um Intendanzen und Directoren in der Praxis unschädlich zu machen, einen nagelneuen, höchst merkwürdigen Apparat erfunden hat, welcher das Verhältniß des Autors zur Bühne gänzlich umgestaltet.

Und zwar also:

Ob eine Novität auf der Bühne zulässig oder unzulässig sei, entscheidet fortan nicht mehr der Leiter, der Beirath, der Regisseur oder sonst ein mehr oder wenig sachverständiger Bruchtheil des jeweiligen mit Einrichtung des betr. Manuscripts bedachten Theaters; sondern ein für allemal und für sämmtliche deutschen Bühnen und Bühnchen miteinander, unwiderruflich und inappellabel, ein aus dem unabhängigen Richterstande, also von Fachjuristen gebildetes Collegium, welches selbstverständlicher Weise seinen Amtssitz — in Leipzig hat.

Diesen armen Rackern von Richtern, die alle, alle, alle Theaterstücke, welche in Deutschland und Oesterreich, den russischen Ostseeprovinzen und der Schweiz, oder noch genauer alle Stücke, welche in deutscher Sprache geschrieben und gedruckt werden, mit kalter Todesverachtung aufmerksam lesen und beurtachten müssen; diesen beklagenswerthesten aller Rechtsbeflissenen wird die furchtbare Aufgabe allerdings durch die Einfachheit der Fragestellung einigermaßen erleichtert. Dieselben haben nämlich einzig und allein auf Grund der im Reiche geltenden Bestimmungen ihr Votum darüber abzugeben: verstößt das Werk gegen die Preßgesetze oder nicht? und wenn ja, auf welche Paragraphen des Preßgesetzes stützt sich die Beanstandung? (§§. 2, 3, 5 und 7.)

Ich kann Herrn Dr. Köberle gleich voraussagen, daß, wenn nicht der Zeiten vorgesorgt wird, unzweifelhaft und alsbald die Controverse auftauchen muß, ob die betr. armen Teufel (ich kann nicht dafür, aber mich erfaßt immer das tiefste Mitgefühl, wenn ich auf diese Köberle'schen Opfer aus dem unabhängigen Richterstande zu reden komme), ob das „juristische Collegium" nicht auch sämmtliche dramatischen Producte der im Jahre gefertigten französischen, englischen, italienischen, spanischen, russischen, polnischen, skandinavischen und anderen zeitgenössischen Literaturen in den Kreis seiner Begutachtung zu ziehen verpflichtet sei — sobald es den fremden Autoren belieben sollte, ihre Stücke deutschen Theatern einzureichen und aus der Ablehnung derselben einen „streitigen Fall" zu machen.

Aber selbst, wenn eine spätere Novelle oder authentische Interpretation diese furchtbarste aller Arbeitsüberhäufungen nur auf die Production der drei wichtigsten Culturvölker, ja wenn sie dieselben nur auf unsere eigene deutsche beschränkte, welch' eine flaunenswerthe Gelegenheit zu imposanten Strafpromotionen des eigentlich unbeweglichen Richterstandes ist hier erfunden! Bedenk' ich noch dazu, wie rasch die zähste Arbeitskraft sich da in paralytische Unfähigkeit auflösen muß, wie die sachgelehrten Selbstmorde wuchern werden, so seh' ich die jugendlichen Generationen der Rechtsbeflissenen in freudigster Erregung wie die Cadetten beim Ausbruch eines großen Krieges ob glänzendster Aussicht auf rasches Avancement. Und ich gestehe, daß schon mit dieser einen Idee Köberle den Dank des Staates und des rechtsgelehrten Standes verdient hat.

Wen's tritt freilich, den trifft es hart. Aber es mag ihn trösten, daß sein erweichtes Gehirn den Mörtel abgegeben hat am Echstein des genialen Aufbaus der ethischen Reform unserer Schaubühne. —

Die Theatervorstände werden sofort von den „erflossenen Gutachten verständigt" und nun studiren sie unverdrossen nach der laufenden Nummer der Ancien netät eine Novität nach der andern ein, wie sie Gott gedeihen läßt und das Preßgesetz

Google

nichts dagegen hat. Bei einiger Ueberlegung muß ich freilich fürchten, daß der Ausdruck Novität gar bald nicht mehr stimmen wird. Wäre z. B. das besagte Gesetz bereits zweihundert Jahre in Kraft und würde mit derjenigen Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit befolgt, die sein Urheber ihm doch wünschen muß, so könnte die Bühnenpraxis, auch wenn sie ohne Theaterferien alle acht Tage eine Novität gebracht hätte, noch kaum bei Gottsched und den Seinigen angelangt sein. Die lebendigen Autoren dürften dann ungefähr hoffen, dreihundert Jahre nach ihrer Geburt zum ersten Male aufgeführt zu werden. Welch ein Fortschritt! Ja es ist doch was schönes um so „eine anerkannt praktische Arbeit"!

Indessen hat auch der gesetzimprovisirende Reformator eingesehen, daß einerseits die unverbesserlichen Bühnenleiter manch ein preßgesetzlich engelreines Product, angeblich wegen mangelnder „poetischer und technischer Qualificationen", dem juridischen Colleg zum Trotz denn doch nicht würden aufführen wollen; sowie daß andererseits mancher unverstorbene Classiker es als eine Einbuße seines Ruhmes und seiner Subsistenzmittel erachten müßte, könnte er von dem dankbaren Publicum erst nach seinem halbvergessenen Tode, sozusagen nur epitaphisch hervorgerufen werden.

Damit nun nicht nur den Herren Juristen, sondern auch den Herren Bühnenleitern und ihren Untergebenen ein ebenso angenehmes wie zweckentsprechendes Dasein ermöglicht werde, ist ihnen über „bühnentechnische und poetische" Qualitäten jedwede Entscheidung genommen und dieselbe einem „ästhetischen Colleg" zugetheilt. Dieses ästhetische Collegium besteht aus zwei dramatischen Schriftstellern und zwei anderen des Schreibens von Theaterstücken unverdächtigen, aber trotzdem „bühnenerfahrenen" Fachmännern und einem Director. Die vier Collegialräthe werden von sämmtlichen Dramatikern und Theatervorständen alle vier Jahre gewählt. Der Director ist vom Reichskanzleramt ebenfalls aus den Fachleuten, aber „dauernd zu ernennen". Diesem Reichsbeamten ist endlich noch ein Secretär beizugeben. Auch das ästhetische Collegium hat wie das juristische seinen Sitz in der großen Seestadt Leipzig und entscheidet über die ihm vorgelegten Stücke, sowie auch über jedes andere des älteren und neueren Repertoires, welches sein Director ihm zu unterbreiten beliebt, ohne detaillirte Kritik mit einfacher Beantwortung folgender drei Fragen: „1) Ist die Aufführung des Werkes dem ästhetisch-ethischen Beruf der Bühne zuträglich? 2) Verstößt es nicht gegen den ethischen Beruf der Bühne? 3) Ist die Aufführung mit dem ethischen Beruf der Bühne unvereinbar?" (§ 4.)

Der Leser bemerkt, daß das ästhetische Element bei der 2. und 3. Frage bereits vollständig escamotirt ist. Vielleicht macht er sich auch Gedanken über die unumgängliche, echt künstlerische Freudigkeit und Sorgfalt, mit welcher fortan Bühnenunternehmer und Bühnenmitglieder an die Wiedergabe dieser aufcotrovirten Bibliotheken gehen müßten.

Sollte nun gar so ein hartnäckiger Dickschädel von einem Director sich beikommen lassen, daß er die Sache besser verstünde, sollte er irgend ein Stück, das ihm gar sehr gefiele, das aber auch nur einen der beiden Collegien verworfen hätte, denn doch vor die Lampen zu stellen wagen, so wird ihm die Strenge des Gesetzes auf's grausamste klar gemacht. Und ob auch das Stück den schönsten Erfolg hätte, die Bühne wird auf 6 Monate, im Wiederholungsfall auf immer geschlossen und der Rückfällige darf innerhalb des Reiches sich mit keinerlei öffentlichen Vorstellungen mehr befassen. (§ 10.)

Sollte sich aber umgekehrt so ein Heimtücker unterstehen und ein vom ästhetischen Leipziger Collegio mit der Nummer I bestecktes, ein dem ästhetisch-ethischen Beruf der Bühne zuträglich erklärtes Machwerk trotz der unabänderlich aus den früheren Paragraphen resultirenden Geschäftsüberhäufung nicht aufführen, nachdem es an drei Bühnen einen durchschlagenden Erfolg errungen hat — dem geht's an den Geldbeutel. Denn in diesem Falle sind solche Stücke laut § 11 „nach Ablauf von zwei Jahren von allen übrigen Bühnen selbst dann zu honoriren, wenn sie inzwischen an jenen Bühnen noch nicht zur Darstellung gelangt sein sollten".

Ist das nicht ein herrlicher Paragraph?! Beseht ihn Euch recht genau, Ihr Dichter alle des Lust- und Schau- und Trauerspiels, des Märchens und der Posse, er kann uns zum Säckel des Fortunat, zur lieben Eselshaut werden, von der, nur sanft gestriegelt, die goldenen Zwanzigmarkstücke fallen müssen. Denn der Erfolg kann vor einem beliebigen Publicum stattfinden, kann von beliebigen Zeugen beglaubigt werden. Auch ist von den drei Bühnen, auf welchen das Stück gefallen haben soll, nichts weiter erfordert, als daß sie „öffentliche Bühnen" seien. Je nun, so ihrer drei öffentliche werden sich doch wohl finden und wären's wandernde Truppen in Posemuckel, Stockerau, Apolda. Gelten müssen auch die! Nur nicht vergessen, das Manuscript fleißig vervielfältigen zu lassen, damit man es auch ja allen Bühnen einreichen kann. Das Unvergleichliche dran ist, daß abgesehen von allen andern Städten deutscher Zunge zunächst in der Reichshauptstadt Berlin allein, wenn auch das eine Theater bereits angebissen und bezahlt hat, nach Ablauf von zwei Jahren die anderen zwanzig auch noch mit ihrem Mammon herausrücken müssen. Und nun sage noch jemand, daß Köberle für seine Standesgenossen nicht besser gesorgt hat, als irgend einer vor ihm.

Der Gipfel des reformatorischen Witzes scheint mir trotz des vorigen doch erst im § 6 erklommen zu sein, wo Köberle, welcher auch den im ästhetischen Colleg Unterlegenden alle Appellation versagt hat, dennoch eine höhere Instanz gründet. Aber nur zwei Vertrauensmännern, deren je einen der deutsche Bühnenverein und die Genossenschaft dramatischer Autoren ernennen, ist es gestattet an dieses dritte höchste Collegium zu appelliren. Und wißt Ihr, woraus dieses höchste Schiedsgericht in praktischen Bühnenangelegenheiten gebildet wird?

„Aus drei Universitätsprofessoren der Aesthetik."

Werde mir nicht ungeduldig, lachender Leser; ich kann nicht anders, ich muß zu diesem Paragraphen sagen: Verweile doch, Du bist so schön!

Ich hob einleuchtenden Segen der Gesetzlichkeit, mich gelüstet gar sehr nach einem „historischen Dramatiker", der Dich anschaulich zu voller „ethischer Wirkung" brächte.

Da mir aber kein solcher zur Hand, so gestatte der Reformator aus bisheriger Erfahrung dieses Schiedsgericht beispielsweise zu besetzen, damit wir aus beglaubigten Aussprüchen feststehender, rite gradurirter ästhetischer Competenzen uns ein Bild machen können, was schließlich bei einem solchen Instanzenzuge herauskäme.

Ich nehme nun an, Solger wäre noch am Leben und würde von der einen Partei in's Schiedsgericht gewählt. Der Verfasser des „Erwin" war doch wohl ein vollwichtiger Aesthetiker, den mir Köberle nicht wird recusiren wollen.

Noch weniger wird er gegen den zweiten etwas einzuwenden denken, denn ich nehme an, daß die Gegenpartei niemand geringeren gewählt habe, als Friedrich Vischer.

Den dritten, welchen sich beide cooptiren, lassen wir einstweilen auf sich beruhen und nehmen an, daß er einer von denen sei, die auf des Meisters Worte zu schwören pflegen, oder gar einer von den leider nicht seltenen Aesthetikern, welche versichern, das Drama sei eine verfallene Kunst, die öffentliche Schaustellung ein gleichgültiges Moment, die Lectüre eines Dramas hinter dem Ofen bei einer Tasse Thee weit comfortabler und genußreicher als dessen theatralische Hinnahme — mit einem Wort einer, dem die ganze Theaterwirthschaft gleichgültig, wenn nicht gar zuwider ist. Auch der letztere wird mit dem entschiedener seine Gründe Entwickelnden stimmen, damit die Sitzung bald am Ende und er wieder bei regelmäßigem Studium daheim sei.

Nun setz' ich als ersten Fall, es handle sich um Grillparzers „Sappho", eine der reichsten, beliebtesten und belobtesten Dichtungen unseres Jahrhunderts, und bitte Herrn Köberle den Brief nachzulesen, welchen einst Solger über dies Drama an Tieck geschrieben. Er findet ihn in des Genannten Nach-

laß Band I. 653 und auszugsweise u. a. auch im III. Bande von Koberstein's Literaturgeschichte, der Wunder was corrected gelesiet zu haben glaubt, wenn er den Dichter mit diesem und noch einigen epistolarischen Keulenschlägen derselben Factur unter's Pack der Schicksalsdichter gestoßen hat. Man denke sich den Brief als Rede in unserm Schiedsgericht. Kaum ist je ein armseligeres Drama gedichtet worden. „— keine Sprache, kein savoir faire, kein erträgliches poetisches Bild: kurz alles blos schlecht und gemein", heißt es dort wörtlich. Das ganze Drama nennt er kurzweg „eine Fratze". — Friedrich Vischer ist da freilich anderer Meinung. Aber es hilft ihm nichts. Denn der Dritte hält zu viel von Solger; zudem steift er sich auf seinen Koberstein und seinen Gervinus und seinen Vilmar und seinen Werner Hahn und nicht zum wenigsten auf die allerneuste Ausgabe von Jul. Schmidt, wonach bei Grillparzer im ausdrücklichen Gegensatze zu Hebbel nichts angeschaut und alles nur gedacht sei (wenn die Stelle nicht etwa durch Druckfehler verdorben ist und umgekehrt lauten soll). Das Resultat ist und bleibt: die Sappho scheint gegen den ethischen Beruf der Bühne auffallend zu verstoßen und sollte sich ein frecher Impresario unterstehen, sie dennoch wiederholt aufzuführen, dem schließt das Gesetz die Bude und nimmt ihm seinen Beruf von Rechtswegen.

Nun aber soll ein anderer Fall in Frage stehen. Der Dichter, um den es sich handelt, heiße diesmal Carl Köstling und sein Werk „Columbus" oder „Zwei Könige" oder „Sommernachtstraum" oder anders. Die Leser erinnern sich vielleicht einer Reihe panegyrischer Aufsätze in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung", in welchen Friedrich Vischer dem staunenden Publicum jenen plötzlich erstrahlenden Stern des deutschen Dramas wies und auszudeuten strebte. Da war's auf einmal aufgegangen in voller Pracht und Herrlichkeit, das alles bisherige in den Schatten stellende, das lang ersehnte historische Drama. Zu Köstling schienen sich Shakespeare und Schiller zu verhalten wie die Weiser zum Tempel der höchsten Kunst, wie die Vorläufer zum Messias. Ich denke hier nicht daran, gegen die Werthschätzung des genannten Dichters zu polemisiren. Nur das will ich feststellen, daß außer einigen kleineren Theatern, wie das der Vaterstadt des Dichters, Wiesbaden, und Dingelstedts gern experimentirendes Weimar, kaum eine nennenswerthe Bühne mit den Werken des neuentdeckten Genies etwas anzufangen wußte. Ein halbes Jährchen und das so geräuschvoll angekündigte Meteor war leise, spurlos, auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Aber seiner Zeit hätte der dritte Mann im Schiedsgerichte gedacht: unlängst hab' ich Collega Vischer mit der Sappho gekränkt, die Billigkeit erfordert, daß ich ihm in dieser Sache, die er so heiß und schön verficht, mit meiner Stimme beispichte. Wer weiß, möglicherweise wäre selbst Solger von der Muse Köstings, den er leider nicht mehr erlebt hat, hingerissen worden und jene vergessenen, nirgends lebendig gebliebenen, kaum je lebendig gewesenen Stücke müßten auf sämmtlichen Bühnen als der Ethik und Aesthetik sehr heilsame und wohl bekommende fleißig gegeben oder doch von ihren Directorien bezahlt werden, während Grillparzers Werke mit dem Interdict belegt wären.

Und der Dritte? soll der dritte Schiedsrichter nicht auch seinen Fall haben? — Meinetwegen! aber dann laßt mich erst die Person ändern und statt des wetterwendischen, verhißenen, liebedienerischen Mannes einen der besten setzen, die je auf deutschen Kathedern gelehrt haben. Da ich einen Ausspruch herauziehen will, der nicht gedruckt niedergelegt, sondern meines Wissens nur in Gesprächen geäußert worden, so halte ich mich nicht für berechtigt den Namen zu nennen und bitte den Leser, mir auf Treu und Glauben zu folgen, wie ich meinem Gewährsmanne.

Es handle sich um ein drittes Stück, ein kleines, einactiges, seltsames Spiel, „das Herz der Lais" von Gisela von Arnim. Es ist nach dem Ausspruch des so gewichtigen Mannes „das bedeutendste, was die dramatische Dichtung seit Schiller und Goethe geschaffen". Ich möchte den Schauspieldirector sehen, der aus eigenem Antrieb es aufzuführen unternähme!

Was soll nun mit diesen Exemplificationen bewiesen werden? Ein Hohn auf die Wissenschaft? Ein Spott auf Männer, deren Geist und Wirken ich hoch über anderen verehre? Da sei Gott vor! Zeigen will ich nur, daß man von der Wissenschaft nicht verlangen soll, was nur die ausübende Kunst, und von dieser nicht, was uns nur jene gewähren kann; daß man die Disciplinen nicht verschiebe, daß man von der Kunst keine Moral und von der Schaubühne keine Historie fordere. Zeigen will ich, daß wir alle auf eigene Faust irren müssen, und daß wir allesammt beim besten Willen von Irrthümern nicht frei sind, weder die Wissenschaft noch die Kunst, weder die Theorie noch die Praxis, weder das Katheder noch die Schaubühne, vielleicht nicht einmal Herr Köberle und ganz gewiß auch ich nicht. Wer da glaubt, die Erholungsstunden eines Universitätsprofessors genügen, um das irreude Theater von kurzer Hand auf den rechten Weg des Heils zu bringen, täuscht sich arg.

Die Schaubühne ist ein sehr complicirtes Instrument. Sie hat ihre eigene Kunst, ihre eigene Wissenschaft, ihr eigenes Handwerk für sich. Wer ihr so nebenher im Vollgefühle seiner Kathederweisheit gerecht zu werden glaubt, wird sie weder fördern noch vor Irrthümern bewahren. Mit dem nämlichen Recht wie einer von den Universitätsprofessoren der Aesthetik verlangt, daß sie thatsächlich das Repertoire der Schaubühne machen, kann ein anderer verlangen, daß die Professoren der Geschichte unsere Schlachtpläne entwerfen sollen. Die Kriegswissenschaft kann der Geschichte ebensowenig entbehren, wie die Bühne des Aesthetikers. Wer Geschichte lehrt, soll den Krieg, wer die Wissenschaft des Schönen lehrt, die Bühne verstehen und beurtheilen können, aber selber Krieg führen oder eine Bühne leiten, werden sie andern überlassen müssen, die daraus ihre Lebensaufgabe machen.

Sollte jedoch trotzdem unseres Reformators Gesetzentwurf die Bestätigung erhalten, dann hoff' ich von der Gerechtigkeitsliebe desselben auch noch den Entwurf eines anderen ergänzenden Gesetzes zu erleben. Denn wenn uns die Universitätsprofessoren der Aesthetik die Bühne regieren sollen, dann ist es nicht mehr als recht und billig, daß sortan auch Bühnenleiter, Dichter und Schauspieler die venia legendi erstheilen, ohne welche keiner auf die Kanzel des ästhetischen Hörsaals gelassen wird.

Ich schließe die etwas ausführliche Besprechung dieses ersten Gesetzentwurfs, der noch andere kleine Wunderlichkeiten enthält, mit der Versicherung des § 14, daß die Kosten dieses Instanzenzuges und all der Schriftenversendung — das Reich zu tragen hat.

Insel Föhr, im Sommer. **Hans Hopfen.**

Die Eröffnung des Wiener Stadttheaters.

Director: **Heinrich Laube.**

Mit mehr Spannung und größeren Ansprüchen hat sich wohl niemals ein Publicum in einem Schauspielhause versammelt, als dasjenige, welches sich zur Eröffnung des von Heinrich Laube in's Leben gerufenen Kunstinstituts am 15. September in den wundervollen Räumen des Wiener Stadttheaters eingefunden hatte. Laube hat relativ das Unglaubliche geleistet, die Erwartungen des Publicums waren absolut zu hoch gespannt — in diesen zwei Sätzen läßt sich das Facit des Eröffnungsabends, wenn man es ohne blinde Voreingenommenheit und ohne Gehässigkeit betrachtet, zusammenfassen.

Digitized by Google

Es kann dem Parkett allerdings sehr gleichgültig sein, ob die Bühne erst zwei oder drei Tage vor der Eröffnung zur Vorbereitung der Darstellung benutzt werden konnte; es hat nicht danach zu fragen, ob die Mitglieder des Laube'schen Theaters in einem Saale mit anderen Raumverhältnissen und anderer Akustik probiren mußten und ob es möglich war, alle Schwierigkeiten, welche die Ueberführung einer Künstlergesellschaft in ein neues Haus mit sich bringt, in zwei mehr oder minder ungenügenden Proben zu überwinden. Das sind Dinge, welche der Zuschauer bei seinem Urtheil über die Leistung nicht in Betracht zu ziehen braucht. Aber davon ganz abgesehen und ohne in die Coulissengeheimnisse eingeweiht zu sein, mußte man sich doch sagen, daß hier bei der Eröffnung des Wiener Stadttheaters alle Umstände zusammentrafen, welche den Erfolg erschweren und gefährden können — alle! — daß hier eine Summe von Risicos sich angehäuft hatte, von denen schon eines genügte, um den Theaterdirector zittern zu machen, da das Fehlschlagen eines einzigen den Verlust der ganzen Partie nach sich ziehen konnte. Kaum dürfte in den Annalen des deutschen Theaters ein vermesseneres Spiel verzeichnet werden können, als dies neueste des alten Wagehalses Laube; und jetzt nach dem günstigen Verlauf des entscheidenden Abends muß dem dramaturgischen Reiter über den Bodensee noch der Angstschweiß auf die Stirn treten, wenn er sich die Gefahren vergegenwärtigt, denen er glücklich entronnen ist.

Denn hier wirkten, wie bemerkt, alle Factoren zusammen, welche die Leistungen vermindern und die Ansprüche vermehren müssen: ein neues Stück, ein neues Personal, ein neues Publicum, ein neues Haus auf der einen und ein alter, berühmter Director auf der andern Seite.

Ein neues Stück, das trotz der pietätsvollen Bescheidenheit, mit welcher der Verfasser es einführt, dennoch die erheblichsten Prätensionen macht, da es sich an ein Schiller'sches Meisterwerk ansetzt und zur Parallele mit dem größten deutschen Dramatiker nöthigt. Mag der Autor auch noch so sehr den Gedanken von sich weisen, als Schillers Nachfolger sich zu betrachten, mag er auch noch so ausdrücklich betonen, daß es ihm nur darum zu thun ist, das wunderbare Schiller'sche Fragment für die Bühne zu erhalten — das große Publicum hat für solche Subtilitäten kein Verständniß; es liest den Zettel: „Demetrius, bis zur Verwandlung im ersten Acte von Friedrich Schiller, von dieser Verwandlung an bis zum Schluß von Heinrich Laube" — und das genügt ihm, um in Laube den Prätendenten des Schiller'schen Vermächtnisses zu betrachten, um von dem verwegenen Modernen, welcher die Feder aufsetzt, die den erstarrten Fingern des todten Classikers entfallen ist, das Höchste zu verlangen.

Ein neues Personal, zusammengelesen aus Nord und Süd, aus Ost und West, das sich selbst noch nicht kennt, dem der Boden, auf dem es sich bewegt, und das Publicum, vor dem es sich zeigt, gleichermaßen fremd sind, ohne irgend einen „Liebling des Parterres", dessen Beliebtheit das schwankende Zünglein in der Waage der Entscheidung in zweifelhaften Fällen immer zum guten Erfolge hinüberleitet; — ein Personal, aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt, neben dem erfahrenen Künstler der befangene Anfänger, neben dem tüchtigen Talente die strebsame Unzulänglichkeit.

Ein neues Publicum, unberechenbar, wie das aller Großstädte, das bald auf die Musterung der ihm völlig fremden Räume, bald auf die Würdigung der Dichtung oder der Darstellung seine Aufmerksamkeit richtet, ohne rechte Andacht, ohne rechte Stimmung, ohne Sammlung, aber mit den weitestgehenden Prätensionen — ein Publicum ohne einen einzigen Stammgast, ohne den unbezahlbaren „Theatersreund", der Bescheid weiß, der zur rechten Zeit lächelt und lacht, zur rechten Zeit gerührt und zur rechten Zeit bekommen ist.

Ein neues Haus mit einer ungewohnten Einrichtung, mit ungewohnten Raumverhältnissen und noch nicht erprobter Akustik; eine neue Dienerschaft.

Und zu all diesem Neuen, Ungewohnten und Fremden ein berühmter und durch lange Jahre glänzender Erfolge bewährter Director. Man hat ihn an der Spitze der ersten heimischen Bühne, die nebenbei die erste Schauspielbühne Deutschlands ist, gekannt und bewundert. Die Größe seiner Leistungen in der Vergangenheit ist frisch in Aller Erinnerung. Man vergißt, daß ihm dabei die vorzüglichsten und zweckmäßigst eingerichteten Instrumente zur Verfügung standen, während er jetzt noch mit theilweise ungenügenden und jedenfalls noch nicht erprobten Werkzeugen operiren muß…

So lagen die Sachen; es ist geradezu staunenswerth, daß dies Wagniß ein gutes Ende nehmen, daß unter diesen Verhältnissen eine Aufführung ermöglicht werden konnte, die in jeder andern deutschen Stadt, überall, wo Laube nicht als Director des Burgtheaters bekannt war, einen beispiellosen Erfolg erzielt, eine enthusiastische Aufnahme gefunden haben würde. Hier warf die Vergangenheit ihren Schatten in die Gegenwart hinein; wahrlich, das, was uns Laube heute bot, mußte eine merkwürdig intensive Leuchtkraft besitzen, wenn es durch den Schatten des Gestern zwar getrübt, aber keineswegs verdunkelt werden konnte.

Ueber die Laube'sche Ergänzung des Schiller'schen Demetrius-Fragments habe ich schon vor Jahren (auch in den „Literarischen Rücksichtslosigkeiten") meine Ansicht ausgesprochen; ich halte die Demetrius-Ergänzung für eine der besten Laube'schen Arbeiten und finde daher, daß die Wiener Kritik im großen und ganzen ihr Unrecht gethan hat. Laube hat nicht nur seinen Zweck, das Schiller'sche Fragment für die Bühne zu retten, erreicht, er hat ein gutes, wirksames Drama geschrieben, geistvoll in der Erfindung, interessant in der Handlung, mit wahren Charakteren und energisch in der Sprache. Trotz aller dieser Vorzüge der Laube'schen Dichtung bietet sie der Kritik eine sehr bequeme Gelegenheit zu allen möglichen Ausfegungen. Die A-b-c-schützen der Aesthetik können ihr Lieblingsthema — das von der „tragischen Schuld" — herlautiren: daß Demetrius blos deshalb zu Grunde geht, weil er nicht „aus Rurifs Stamm entsprossen", ist in ihren Augen eine ganz unverzeihliche dramatische Sünde. Mit mehr Berechtigung, wie mir scheint, läßt sich ein Tadel über einzelne Charaktere aussprechen. Mit Ausschluß des Demetrius, der die Theilnahme, welche die Schiller'sche Anlage erweckt, in der Laube'schen Fortführung sich zu erhalten weiß, hat Laube — absichtlich ohne Zweifel — die markig und stark indicirten Striche der Schiller'schen Charaktere bei seiner Vollendung des Gemäldes nach Möglichkeit zu verwischen gesucht. Er mochte eben fühlen, daß er so wenig wie irgend ein anderer Sterblicher im Stande sei, sich mit der dichterischen Individualität eines Schiller zu identificiren und daß es daher seine Aufgabe sein müsse, die Schiller'sche Dichtung, nachdem sie ihre volle Wirkung gethan, in der seinigen vergessen zu machen. Die riesengroß angelegte Marsa wird mit Discretion bei Seite geschoben und erscheint nur noch da, wo sie durch die Situation selbst groß wird. Der gewaltige Sapieha, den Schiller aus Granit gemeißelt, sinkt bei Laube zur Nebenrolle herab; Marina verliert von dem Augenblick an, wo sie den gefährlichen Sprung von Schiller zu Laube unternehmen muß, an Interesse; der Erzbischof von Gnesen verschwindet ganz. Aber zum Ersatz dafür bringt uns Laube zwei der prächtigsten Bühnenfiguren, welche die moderne Dramatik aufzuweisen hat: den Fürsten Schuisky (früher hieß er Schuiskoy) und den Kosacken Komla — echt Laube'sche Geschöpfe, vierschrötig realistisch, mit einem Anflug derben urgesunden Humors, wahr in ihrer Güte und Tüchtigkeit und wahr in ihrer brutalen Schurkerei. Der Zar Boris zeigt zwar auch einen starken Laube'schen Zug, aber er ist dem Dichter weniger gelungen. Das sentimentale schwächliche Ende dieses Boris ist mit seinem energisch polternden Anfang nicht recht in Einklang zu bringen.

Die größte Schwierigkeit, die sich Laube bei der Fortführung des Schiller'schen Beginnens entgegenstellte, beruhte sicherlich in der Sprache. Eine größere Verschiedenartigkeit des Stils, als sie zwischen Schiller und Laube besteht, ist wohl nicht zu ersinnen: bei

Digitized by Google

Schiller der Wohlklang, der Reichthum der Bilder, die Ueppigkeit, die ausdrucksvolle Gluth, die Phrase in ihrer schönsten und geläutertsten Gestalt; bei Laube das Knorrige, Kantige, Knappe, der Bau jedes Schmuckwortes, das nichts sonderliches bedeutet. Wenn es blos darauf ankäme, den Demetrius in Schiller'scher Manier fortzuführen, so würde Rudolf Gottschall, der die Schiller'sche Phrase mit ungewöhnlichem Geschick imitiren kann, seinen Antagonisten Heinrich Laube ohne Zweifel aus dem Felde schlagen; aber zum Glück kommt es auch noch auf einiges Andere an, und dieses Andere besitzt Laube. Wie in der Charakteristik so hat auch Laube in der Sprache den Uebergang von der classischen zur modernen Dichtung so jäh und unvermittelt gestaltet, daß ein verständiger Mensch sofort bemerken muß, wie wenig es Laube in den Sinn kommt, in die Schiller'schen Fußstapfen treten zu wollen. So bedeutend die Laube'sche Prosa ist, so sehr ermangeln seine Verse des geheimnißvollen Reizes der Göttersprache; seine Verse sind fast nie sehr gut und die wenigst guten, die er überhaupt geschrieben, hat er mit Vorbedacht und Ueberlegung, wie es scheint, in die erste Scene seiner Demetrius-Fortsetzung hineingebracht. Nach dem himmelanstrebenden, schwunghaften Monolog der Marfa, mit welchem Schiller schließt, wirkt das Gepolter des Boris, mit welchem Laube anhebt, allerdings wie ein kaltes Sturzbad. Soll auch so wirken. Das Publicum soll merken, nun hört der classische Idealist auf und der moderne Realist fängt an. Zeigt es sich dem Winke des lebenden Dichters sügsam, schüttelt es die Erinnerung an Schiller so weit ab, daß nur das Interesse am Stoffe ein lebendiges bleibt, daß diese Erinnerung aber nicht zur beständigen Parallele zwischen der Gestaltung des Stoffes durch diesen und durch jenen veranlaßt, so wird es von dem ganzen Demetrius einen tiefen und nachhaltigen Eindruck empfangen.

Nicht minder groß als an der Dichtung war das Interesse an der Darstellung. Im großen und ganzen muß man dieselbe als das sonderbarste Kunststück bezeichnen, welches Laube in seinem thatenreichen Leben vollbracht hat. Ich habe auf einige der kaum zu überwältigenden Schwierigkeiten bereits hingewiesen; es kamen noch andere hinzu. Nicht blos die unsinnige Prätension, daß Laube mit seinen neugeworbenen Truppen beim ersten Treffen dieselben Siege davon tragen sollte wie ehedem mit den schlagfertigen kampfbewährten Kerntruppen der Hofburg, nicht blos die Uebelstände, welche sich aus der Thatsache ergaben, daß eine Schauspielergesellschaft, deren Mitglieder erst die nöthige Fühlung mit einander gewinnen müssen, in einem neuen Stücke vor einem fremden Publicum in neuen Räumen ihre Talentprobe ablegen sollten, wirkten hindersich und schädlich; vor allem hatte die Presse des Guten zu viel gethan und die Erwartungen auf eine Höhe hinaufgeschraubt, die unter allen Umständen unerreichbar war. Des Guten zu viel für die Gesammtheit und für Einzelne. Darunter hat vor allem Herr Robert zu leiden gehabt. Die vorlauten und unbedachtigten Trompetenstöße der Reclame schienen die entrée triomphale des ersten und einzigen lebenden Künstlers zu verkünden; in jeder Zeitung war auf diese jugendliche Kraft als auf etwas ganz Ungewöhnliches, nie Erreichtes hingewiesen — noch am Tage der Eröffnung des Stadttheaters sah man an allen Schaufäden sein riesengroßes Porträt, das ein weitverbreitetes Blatt auf der ersten Seite brachte — der Ersatzmann für Josef Wagner und Emil Devrient wurde erwartet; als nun an Stelle des erträumten Phantasiegebildes ein lebender junger Mann erschien, da war die Enttäuschung da! Man verlangte das Unmögliche und Herr Robert leistete das Mögliche. Gleichviel. Die übertriebenen Ansprüche werden sich von selbst regulíren, und wenn die Unbefangenheit des Publicums wiederhergestellt sein wird, so wird man merken, daß Herr Robert in der That einer der talentvollsten und tüchtigsten deutschen Schauspieler ist.

Den größten Erfolg errangen Fräulein Charles (Marfa) und die Herren Friedmann (Komla) und Lobe (Schuisky).

Fräulein Charles hatte gegen eine furchtbare Erinnerung anzukämpfen: Julie Rettich. Aber die imponirende Gewalt ihrer Mittel, namentlich des metallreichen, vollen Organs, wirkte mächtig selbst auf diejenigen, welche den Monolog der Marfa von der unvergeßlichen Tragödin der Hofburg gehört hatten. Ich hätte wohl mancherlei auszusetzen, — namentlich vermißte ich das grandiose Forte der Rettich bei der Stelle, wo Marfa alle Völker des Reichs zu den Fahnen des Demetrius ruft, — aber ich will hier keine Kritik schreiben, sondern nur die Kräfte des Stadttheaters flüchtig fixgiren. Deshalb beschränke ich mich auch auf die Bemerkung, daß Herr Friedmann, der bei den Berlinern in gutem Andenken steht, mit seinem Komla einen prächtigen Typus schuf, der beiläufig auch bei einer sparsameren Anwendung der lebhaften Farben noch immerhin drastisch genug gewesen wäre, und daß Herr Lobe den Schuisky überaus wirksam darstellte. Aber der Schuisky ist so dankbar, daß es kaum statthaft ist, einen Künstler nach dieser Rolle zu beurtheilen; Herr Lobe selbst würde es am wenigsten wünschen.

Den Darstellern, die im „Demetrius" in zweiter Reihe standen, merkte man durchweg die sehr sorgfältige Vorbereitung an. Es befanden sich unter diesen verschiedene Schauspieler, die ich kannte und früher herzlich schlecht gefunden hatte. Sie überraschten mich durch eine gute, klare Aussprache und durch verständige Auffassung. Störende Unarten waren nirgends wahrzunehmen. Der „Vortragsmeister" Strafoch hatte da ersichtlich die Hand im Spiele gehabt und gewirkt. Es wäre unbillig, vor diesem offenbaren Vorzuge die Augen zu schließen. Aber wie alles in der Welt, so hat auch die Wirksamkeit des Vortragsmeisters zwei Seiten; bis jetzt läßt sich unmöglich entscheiden, ob die Nützlichkeit den Schaden überwiegt oder umgekehrt. Dem Vorzuge, den ich eben anführte, — der klaren Correctheit des Vortrags, — steht der große Nachtheil gegenüber, daß dieses gleichmäßige Vorstudium die künstlerische Individualität zu vernichten droht. Die Träger der zweiten Rollen im „Demetrius" sprachen alle ziemlich gleich; etwa wie ein Rhetor, der ein Drama mit scharfer Markirung der einzelnen Figuren recitirt. Für meinen Geschmack hätte ich etwas weniger Vorbereitung gewünscht. Mir wäre manchmal ein individueller Unsinn lieber gewesen, als der eingelernte Sinn, aus dem ich den Lehrmeister sehr deutlich heraushörte. Ich dachte unwillkürlich an die Aushängekasten der Kalligraphen: als warnendes Beispiel werden da die Zettel von fünf, sechs Leuten mit erschrecklichen Handschriften gezeigt — so schreiben sie beim Beginn der Lectionen: der eine nach rechts, der andere nach links, alle häßlich, aber alle auch eigenthümlich — daneben ebensoviel Zettel der gelehrigen Schüler nach beendigtem Cursus — wunderschön beschrieben, aber ohne eine Spur von Charakter und Selbstbestimmung. Daß nur der Vortragsmeister nicht ein solcher Kalligraph wird!

Im Ensemble, in der Belebung der Massen zeigte sich der alte Meister Laube. Das scenarische Räderwerk griff mit wunderbarer Präcision ineinander. Jedes Wort wurde an der rechten Stelle gesprochen; die ganze Auffassung war so klar und durchsichtig, wie nur er sie zu machen versteht. Der mit den bescheidensten Verstandesgaben ausgestattete Statist bewegte sich und agirte so richtig, so discret, als wäre er ein bedeutender Schauspieler. Hätte Laube ein unbefangenes Publicum vor sich gehabt, so wäre die Aufnahme mehr als freundlich, wie sie war, sie wäre stürmisch gewesen.

Bei der zweiten Vorstellung, nachdem allmählich die künstlich erhitzten Köpfe sich etwas abgekühlt hatten, — bei der Aufführung der beiden Lustspiele „die böse Stiefmutter" von G. zu Putlitz und „das Stiftungsfest" von (Benedix-) G. v. Moser war denn auch der Erfolg durchschlagend und entschieden. Da überzeugte man sich, daß es Laube gelungen war, auch im Lustspiel einige schauspielerische Kräfte ersten Ranges heranzuziehen: Frau Schönfeld, die man in einem Athem mit der Haizinger und Friedmannerinnen nennen darf, Reuſche, dem die Verspannung von der Posse zum Lustspiel ganz vortrefflich bekommen ist. Im Sturm eroberte er sich

Digitized by Google

die Sympathieen der lachlustigen Wiener, und er verdiente sie. Er spielte ganz meisterlich, einfach und mit drastischer Wirkung. Ein vielversprechendes Talent besitzt Fräulein Toni Hiller, die Tochter des Kölner Capellmeisters Ferdinand Hiller. Frau Hasemann-Kläger ist mir als eine begabte jugendlich-naive Liebhaberin bekannt; es ist gut, daß ich's wußte, denn aus ihrer Rolle im „Stiftungsfest" würde ich es nicht erfahren haben. Aber sie wird sich ebenfalls unter Laube bewähren. Herr Tyrolt ist für Chargen ein ganz ausgezeichneter Darsteller und Herrn Tewele's Talent, sein lebhaftes Temperament und seine Zungenfertigkeit haben hier seit Jahren ein dankbares Publicum.

Das Resultat also ist, daß es Laube gelungen ist, in unserer schauspielerarmen Zeit sowohl für das ernste Drama wie für das ausgelassene Lustspiel eine erhebliche Summe von fertigen und werdenden Talenten heranzuziehen, daß man schon jetzt nach den ersten zwei Aufführungen das Gedeihen seiner Bühne prophezeien darf. Laßt sie nur erst eingespielt sein, diese Wiener Stadttheater-Mitglieder, lernt sie nur erst besser kennen, laßt nur Laubes Einfluß erst voll und ganz wirken, und Ihr werdet Eure Freude an diesem neuen Theater haben!

Das Theater selbst ist, wie ich beinahe vergessen hätte zu erwähnen, das geschmackvollste, behaglichste und zweckmäßigste Schauspielhaus, das ich kenne.

Wien, im September. **Paul Lindau.**

Culturhistorisches.

Die schwäbische Industrieausstellung von 1871 in Ulm in Briefen von **L. Walesrode.** Stuttgart, Carl Grüninger.

(Fortsetzung.)

Ueber die Nähmaschine spricht sich Walesrode in folgender Weise aus:

„In fast unabsehbarer, perspectivisch sich verlierender Linie, ist längs der Hinterwand der Galerie Nähmaschine an Nähmaschine aufgestellt, jede derselben von einer fleißigen jugendlichen Nätherin bedient. Die schnurgrade aufmarschirte Front ist in Intervallen unterbrochen von in vollem Gange befindlichen Thurmuhren, als wollten diese anschaulich die kostbare Zeit versinnbildlichen, die durch die rasche Arbeit an der Nähmaschine erspart wird, im Vergleich mit dem Handnähen. Und sie zeigen noch Erstreulicheres, die gesunden Tage, welche dem Leben einer ganzen Classe von Arbeiterinnen zugelegt worden, die ehedem das Brod, das sie sich mit dem mühsam traurigen Handnähen erworben, nicht blos mit ihrer Arbeit, sondern noch mit ihrer Gesundheit quitt machen mußten.

Wer wird heute noch den Aberglauben theilen, daß die Maschine ein grausamer Concurrent des arbeitenden Proletariats sei? daß sie dem Arbeiter das Brod genommen habe? Im Gegentheil hat sie den Arbeiter von dem gedankenlosen, erniedrigenden Maschinendienste zu einer menschenwürdigeren Stellung emancipirt. Man vergleiche den intelligenten Weber an dem Maschinenwebstuhl mit dem, zu einem siechen, dürftigen Vegetiren verurtheilten Handweber; diese blühenden Arbeiterinnen an den Nähmaschinen, mit den verkümmerten Nätherinnen, die ihr Tagewerk, Stich um Stich, mit eigener Hand zu Ende bringen müssen. Es ist eine wahrhafte Freude zu beobachten, wie verständig und freundlich die hier an den Maschinen beschäftigten Nätherinnen, die Leistungen und die Construction derselben, auf wißbegierige Fragen zu beantworten und experimentirend zu verdeutlichen wissen. Daß die Mädchen noch dazu alle recht hübsch sind, wird gewiß noch keinem Besucher der Ulmer Ausstellung unangenehm aufgefallen sein. — Die schwäbische Industrie leistet in der Fabrication von Nähmaschinen so Beträchtliches, daß, trop des von Tag zu Tag steigenden Bedarfs an diesem Artikel, Süddeutschland nicht blos der Einfuhr desselben vom Auslande entrathen kann, sondern schwäbische Nähmaschinen bereits „draußen" mit den bestrenommirten Fabriken concurriren. Württembergische Nähmaschinen finden viel Absatz in Norddeutschland und der Schweiz."

Wie schön hat Walesrode ferner Wesen und Bedeutung des Webestuhls, von seiner rührend einfachen früheren Erstlung bis herab zu Jacquards kunstvollem mechanischem Webstuhl, also geschildert:

„Vom Webestuhle haben Philosophen und Dichter vielfach tiefsinnige Gedanken und Gleichnisse entlehnt. Goethe läßt den Erdgeist im „Faust" „am sausenden Webstuhl der Zeit" schaffen und „der Gottheit lebendiges Kleid" wirken. Es gibt wohl keine gebildete Sprache, welcher der Webstuhl nicht einen metaphorischen Ausdruck, nicht ein Sprüchwort für den Volksmund geliefert haben sollte. Vom Weben „waisen" hat das deutsche Weib seinen Ehrennamen. — Direct vom Webstuhle hat William Shakespeares Humor eine seiner köstlichen Figuren in die Unsterblichkeit hineingelacht, Zettel, den Weber, dem allerdings das muthwillige Märchenspiel den Kopf etwas anzüglich grau und rauh und langohrig „transferirt" hat. Dafür ist es auch keinem Sterblichen so gut geworden, wie sothanem Weber Zettel, daß er mit der holden Feenkönigin Titania minniglich kosen und von saftigen Eisen sich den Kopf krauen lassen konnte, wenn auch nur für einen kurzen Sommernachtstraum.

Wer aber hat den Webstuhl erfunden? Die antike Welt kennt das Weben schon aus uralter Ueberlieferung, aber kein Geschichtsforscher beantwortet diese Frage. Die Erfindung verliert sich in den Wolken der nebelnden Mythe. Nach orientalischer Sage war Naëma, die Tochter Lamechs und Schwester Tubal Kains, des ersten Eisen- und Kupferschmiedes, die Erfinderin. Den Aegyptern war es Isis, die verschleierte Göttin geheimnißvollen Wissens. Die Griechen nannten Pallas Athene. Gar fein gesponnen ist die Fabel von der Arachne, die sich mit Athene in einen Webewettkampf eingelassen und, von dieser besiegt, in eine Spinne verwandelt wurde.

So ist die ehrsame Weberzunft — wenn ich mir in der Zeit der Gewerbsfreiheit diesen Ausdruck gestatten darf — gewissermaßen metaphysischen Ursprungs. Grenzt es doch in der That an's Wunder, wie der Mensch, bei seinem früheste kindlichen Hineintappen in das Culturleben, in der Flachs- und Hanfspinnage die nutzbare Faser erkannte, und wie er sinnreich das Werkzeug gebaut hat, auf welchem die aus Pflanzenfasern oder thierischer Wolle gesponnenen Fäden von kunstreichen Händen zu Stoffen für die Gewandung gewoben wurden.

Wohl erscheint und der antike Webstuhl, wie wir ihn in seiner primitiven Gestalt, einigen Stellen im Homer, im alten Testament und andern Schriftstellern des Alterthums ziemlich genau nachgirchen können, von naivster Einfachheit. Er bestand aus einem aufrecht stehenden Rahmen, an welchem die Kettenfäden parallel aufgespannt und dann mit dem Einschlage umflochten wurden — war mithin eigentlich weniger Webstuhl als ein Gerüst, das an unsern heutigen Stickrahmen erinnert. Und doch dürfte die Technologie der unbefangenen Erfindern dieses Werkzeuges — die Sage, das Wesen der Sache, sowie die Ausführung der Weberei bei den Nationen des Alterthums weisen auf ein Weib als Erfinderin hin — unter den genialsten Erfindern auf dem Gebiete der Mechanik eine Ehrenstelle einräumen. Alle Entwicklungen der Weberei, durch Jahrtausende hindurch bis auf die Höhe ihrer heutigen Vervollkommnung durch den Jacquard-Mechanismus, basiren auf den einfachen Grundzügen des antiken Webergeräthes, auf der Vorrichtung für „Kette" und „Schuß"; wie unsere Sprache den ganzen geistigen Inhalt ihrer Entwicklung auf den in unbehofften alten Sprachwurzeln latent ruhenden Geist zurückführt. — Wie frappant die Arbeit am Webstuhle der Denkarbeit des Schulphilosophen gleicht, hat Goethe mit gar köstlicher Ironie, die aber nicht den Weber, sondern den Philosophen trifft — seinen Nephisto im Faust, in der Unterredung mit dem wißbegierigen Schüler, in den Mund gelegt. Er vergleicht die „Gedanken-Fabrik" mit einem „Weber-Meisterstück":

„So Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schiffchein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt" —

Und mit welcher Meisterschaft hat Goethe zugleich in diesen vier Zeilen das Weben am Webstuhle veranschaulicht! Aber es schildert den gewöhnlichen Webstuhl, an dem der Tritt des Webers die Verbindungen schlagen muß. — Zu riesigen und kunstvollen Leistungen steigert sich diese, schon am einfachen Webstuhle wunderbare Thätigkeit, an den durch Dampf

Digitized by Google

kraft getriebenen mechanischen Webstühlen neuester Construction, wie deren vier in der Maschinenhalle der schwäbischen Industrie-Ausstellung, eintrachtig neben einander arbeiten. — Zwei dieser Webstühle, ein Jacquard und ein sogenannter Wechselstuhl, (beide aus der Fabrik von B. Lancaster) sind von der, dem Ulmer Großhandlungshause J. H. Nenburger angehörigen mechanischen Weberei zu Saloch (bei Greifslingen) ausgestellt; die beiden anderen gemischten Systems, von der Kolterm'schen Spinnerei-, Weberei- und Maschinenfabrik in Kempten. — So oft ich durch die Ausstellung wandere — und das geschieht, seit den einigen Wochen meines Aufenthaltes in Ulm, fast täglich — muß ich dem Spiele dieser Webstühle zuschauen. Sie haben mir in ihrem rhythmischen Sausen und Pochen, womit sie ihre Arbeit begleiten, schon viel Lehrreiches erzählt und immer noch kann ich Neues von ihnen lernen. Es ist für den Laien, den Nichttechniker kein leichtes Ding, die Construction und das Wirken eines mechanischen Webstuhls, während der Arbeit gong zu fassen. Jedes Stiftchen, jedes Häkchen an dieser complicirten Maschine hat seinen vollen Antheil an dem Zustandekommen des ihr aufgegebenen Pensums. Dazu sind die Bewegungen so blitzartig rasch, daß das Auge sie kaum zu verfolgen vermag. Aber ich bin reichlich für die Mühe belohnt, die mich das Verständniß dieses Mechanismus gekostet hat, der einem erst recht als Wunder erscheint, je mehr man ihn begreift. Der Apparat ist nicht blos Webstuhl, er ist auch Weber. Er arbeitet nicht blos, er scheint sich seiner Aufgabe bewußt zu sein, er scheint zu denken. Mit pünktlicher Genauigkeit werfen sich die beiden eisernen Hebelarme das über die dichte Fadenstäche des Zettels dahinsausende Schiffchen zu, das den Einschlagsfaden hinüber, herüberführt. Der Jacquard-Apparat betastet mit eisernen Fühlfäden das in Preßpappkarten eingeschlagene Muster, um es getreu in das Gewebe einzuzeichnen. Der Faden, den das Schiffchen von der Spule abrollt, reißt und sofort gebietet eine am Apparat angebrachte Vorrichtung der Maschine, trotz der formwirkenden Dampfkraft, still zu stehn, und den überwachenden Webergesellen herauszurufen, daß er den Faden wieder anknüpft. — Interessant ist es auch an einer der Kettern'schen Maschinen, die den bekannten klein gewürfelten Baumwollstoff zu Bettüberzügen webt, zu beobachten, wie sorgfältig und correct die Schiffstein mit ihren bunten und schattirten Fäden einstehen, ohne nachstehende Menschenhand. — Ob wohl ein Rechenmeister schon berechnet hat, wieviel mal solch ein emsiges Schiffstein eines permanent arbeitenden mechanischen Webstuhles mit seinem nachgezogenen Faden binnen Jahresfrist die Welt umschiffen könnte? Und für alle diese treuen flinken Diener verlangt so ein Webstuhl nichts als das Bischen Dampf, das ihn am Leben erhält — nur wenn man ihm dies verlagt, steht er sich geduldigt zu — streiken.

Ich weiß hier nochmals auf meine zu Anfange dieses Briefes gemachte Bemerkung hin, daß ich es nicht für den geringeren Nutzen einer derartigen Ausstellung halte, daß sie den Nichttechnikern, aus welchen das Publicum in Masse besteht, einen lehrreichen Einblick in den technischen Organismus so mancher Industriezweige ermöglicht, die alle Welt zu kennen glaubt, und von denen in Wirklichkeit nur äußerst wenige auch nur halbwegs eine klare Vorstellung haben. Wie viele unserer Gelehrten preisen ihre Weisheit aller Orten, sind aber, wie Goethe sagt, „keine Weber geworden". Nicht ohne Grund habe ich in der Fülle so mannichfaltiger Gegenstände, die hier noch zu besprechen ist, so lange bei dem Webstuhle verweilt. Vielleicht daß mancher Leser und möglich auch manche meiner, auf den „Bazar" abonnirten Lesern innen aus diesen Zeilen Veranlassung nimmt, auch einmal, wo die Gelegenheit sich bietet, so einen mechanischen Webstuhl und Jacquard ein wenig es zu studiren."

(Schluß folgt.)

Offene Briefe und Antworten.

An Herrn Dr. J. B. von Schweitzer.

Daß Sie, verehrter Herr, Jurist gewesen sind, war mir nicht unbekannt, Ihre ausdrückliche Hervorhebung dieses Umstandes aber hat mir nur bewiesen, daß eine Erfüllung meines Wunsches, unsere Lustspieldichter möchten sich beitäufig auch einmal um reale juristische Verhältnisse kümmern, zu keinem Ziele führen würde. Ihre „Eidechse" hat eben gezeigt, daß auch ein Doctor der Rechte, der das vorgeschriebene Staatsexamen gemacht und Jahre lang als Advocat practicirt hat, späterhin als dramatischer Autor im Stande sein kann, in einer Komödie ein ganz tolles und unmögliches Testament abfassen und publiciren zu lassen und daraufhin sein Lustspiel aufzubauen. Die Unzweideutigkeit meiner Aeußerungen muß außerdem doch nicht so groß gewesen sein, wie Sie meinen, denn auch ich habe juristische Examina gemacht und bin jahrelang practisch als Jurist beschäftigt gewesen.

F. H. Kugler.

Notizen.

Mit der Rückkehr des Fürsten Bismarck nach Varzin ist in der Kaiserstadt alles wieder in das normale allgewohnte Geleise zurückgekehrt. Der wichtigste Mann im Staate nach dessen Oberhaupte fehlt, der Staatssecretär will sich aus allerlei Gründen auf Reisen begeben und wird bald einen vorerst intermistischen Nachfolger erhalten, einige Minister sind noch unterwegs oder, kaum zurückgekehrt, mit dem Auspacken ihrer Koffer und Ordnen ihrer Papiere beschäftigt. Regiert wird also sichtbarlich wenig, und doch arbeitet die wohlorganisirte Maschine im großen und ganzen vortrefflich weiter. Was den Reichskanzler angeht, so hat er sich während des Berliner Fürstentages, sowie nach demselben wieder als ein wahrer Freund der Presse erwiesen. In seinen Besprechungen an den öffentlichen Blättern ist der Fürst vielleicht der bestverleumdete Mann im Deutschen Reich. Seine Gegner beschuldigen ihn, daß er sich um die Presse zwar viel kümmere, mehr als für seine eigenen und des Staates wohlverstandene Zwecke nöthig wäre, daß er aber diesebe Presse wenig respectire und nur denjenigen Theil zu würdigen pflege, der auf eigenen Füßen stehe, nicht nur moterkell nach außen hin, sondern auch in der innern Festigkeit des Urtheils und Sinnes. Wer unter den Journalisten indessen dem Kanzler eine gewisse Abneigung gegen die Zeitungsliteratur nachsagt, macht sich einer großen Unkenntnißheit schuldig. Niemand mehr als Fürst Bismarck hat für die Presse gesorgt, hat ihr stets die Betriebsgung ihres dringendsten Bedürfnisses gewährt, nämlich eine überreiche Fülle von Thatsachen, Begebenheiten und Ereignissen der anregendsten Art. Zuerst ein mehrjähriger Verfassungsconflict wegen des Armeeabgotes, dessen Nothwendigkeit im Interesse des an erreichenden Zweckes nicht vor der Zeit enthüllt werden durfte, der aber Publicum und Journale in unausgesetzter Spannung erhielt, den letzteren daher trotz der unongenehmen Episode der Preßordonnanzen schließlich vortrefflich zu statten kam, ganz von dem Vortheil abgesehen, daß bewiesen wurde, wie bei einem Kampf zwischen Regierung und Presse die erstere regelmäßig den kürzeren zieht. Dann kamen die drei Kriege, der dänische, der böhmisch-oesterreichische, der französische. Gewiß, sie wurden uns aufgezwungen, aber wer möchte leugnen, daß ohne den Fürsten Bismarck der Frankfurter Fürstentag wohl einen ganz anderen für Preußen empfindlichen Verlauf genommen hätte. Wir hatten vielleicht Frieden behalten, aber die Fortdauer der tödtlichen Mantenuffel'schen Langeweile nebst einigen andern Schäden mit in den Kauf nehmen müssen. Das große Interesse der Zeitgeschichte seit 1864, in Folge dessen die Blätter eine vorher nie geahnte Ausdehnung und Prosperität erlangt haben, ist das unbestreitbare Werk des Fürsten Bismarck, dessen Verdienste auf diesem Gebiete von den Betheiligten nicht verkannt werden sollten. Wie er väterlich für die Presse sorgt, hat sich auch jetzt wieder gezeigt. Kaum ist die Kaiser-Begegnung zu Ende, die die ganze europäische Presse inmitten der Sommerdürre mit unverlegbarem Material versorgt hat, so beginnt schon wieder der Streit mit dem Bischof von Ermland und läßt die Leitungsleier nicht zu Athem kommen. Deßgleichen, auch die Presse sollte dem Kanzler einen Ehrenbürgerbrief darbringen, wenn auch etwas billiger in der Herstellung als der Berliner, dessen Kosten den Bürern der Stadt so viel schwere Seufzer verursacht haben. Soll doch Herr von Bismarck, als er noch während der fünfziger Jahre in Frankfurt war, Mitarbeiter eines großen deutschen Witzblattes gewesen sein! Seine Reden in den Kammern und sonstige öffentliche Aeußerungen sind auch durchweg so präcis und durchsichtig, daß ihm ein Journalist um diesen vortrefflichen Stil beneiden könnte. Wem sagt gewiß nicht zuviel mit der Behauptung,

Digitized by Google

daß Fürst Bismarck im Grunde seinen Beruf verfehlt hat und als Redacteur einer großen einflußreichen Zeitung vielleicht noch mehr als wo er jetzt steht, an seinem Platze gewesen wäre. Unter allen Umständen würde er ihn ganz gut ausgefüllt haben.

* * *

Beneke-Preisstiftung. Das erste aus dieser Stiftung soeben veröffentlichte Werk enthält über dieselbe mehrere Notizen, auf deren Grund sich die bisher unzureichenden oder ungenauen Angaben öffentlicher Blätter ergänzen lassen. „Die Preisstiftung und wenigstens deren besondere Gestaltung hat ihre Veranlassung in den Schicksalen des an der Berliner Universität in den philosophischen Fächern ein Menschenalter hindurch thätig gewesenen F. E. Beneke gehabt, dessen Bruder, der 1864 verstorbene Consistorialrath C. G. Beneke die Stadt Berlin zum Erben einsetzte, um zur Förderung der Philosophie eine jährliche Preisausschreibung von mindestens 500 und für die zweitbeste Arbeit 200 Thlr. Gold zu unterhalten. Diese letztwillige, nur 14 Tage vor dem Tode des Erblassers und ein Jahrzehnt nach demjenigen des Bruders getroffene Verfügung schloß die sogenannte speculative Philosophie aus und war auch sonst ausdrücklich im Hinblick auf den Standpunkt des Bruders normirt worden. Der letztere war als Docent im Jahre 1822 einer Verfolgung ausgesetzt gewesen, indem man ihn mit der nicht einmal zutreffenden Einreihung unter die Rubrik des Materialismus belehrt, und der damalige Berliner Hauptprofessor der Philosophie Hegel nicht nur seine Entfernung von der Universität bei dem Minister Altenstein erwirkt, sondern auch verursacht hatte, daß auf diplomatischem Wege in Sachsen seine Zulassung zu einer ihm bestimmten ordentlichen Professur verhindert wurde. Obwohl nach einer Anzahl von Jahren, innerhalb deren er inzwischen in Göttingen eine Anstellung gefunden hatte, in Berlin wieder rehabilitirt und nach des genannten Professors Tode zu einer außerordentlichen Professur befördert, hatte er schließlich dennoch die alte Feindschaft der sich als speculativ geltend machenden Behandlungsart der Philosophie zu erproben. Die sich hieraus anschließende Gestaltung der Verhältnisse wirkte bei seiner auf die Universitätssphäre fixirten Anschauungsweise zuletzt so übel auf ihn ein, daß er 1854, also im 57. Lebensjahre seine Laufbahn durch eigenen Entschluß endigte. Der Zusammenhang, in welchem dieser Todesfall eines in umfassender Weise schriftstellerisch thätig gewesenen und keineswegs einer erheblichen Zuhörerzahl ermangelnden Docenten zu verstehen wäre, wurde von der Presse und dem Publicum mit gebührender Theilnahme erörtert. An zulänglichen Erklärungsmitteln hatte es nicht gefehlt und die literarische Wirksamkeit sowie die Erweiterung eines Kreises von Anhängern, namentlich aus der Lehrerschäfte, war in steigem Fortgang begriffen gewesen. Nach des weniger von dem Innern universitärer Vorgänge unterrichtete Publicum zog daher den Schluß, daß jener letzte Schritt durch den Eindruck des wiederholten Zurücksetzung herbeigeführt worden sei." Die Auslegung der Mittel war auf die Förderung der Philosophie unter testamentarischem Ausschluß der speculativen Art derselben gerichtet. Die wirkliche Ausführung hat sich nun so gestaltet, daß die Göttinger philosophische Facultät Aufgaben aus allen Disciplinen stellt, die von einer solchen Corporation vertreten werden, jedoch unter Vermeidung der rein speculativen Elemente, welche von dem Testator ausgeschlossen wurden. Die erste 1869 gestellte Aufgabe hat ein mathematisch mechanische, jedoch unter Beimischung eines philosophischen Charakters gewesen. Die Lösung derselben, der unter fünf concurrirenden Arbeiten der erste Preis zugefallen ist, liegt jetzt in der „kritischen Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik" von Dr. E. Dühring (Verlag von Th. Grieben in Berlin) vor und es zeigen die nachstehenden Worte aus dem Urtheil der Göttinger Facultät, wie in diesem Falle auch die specielle philosophische Absicht zu ihrem Recht gekommen ist: „Mit vollständigster und freiester Beherrschung der Sache und erstaunlicher Ausdehnung genauester literarischer Kenntniß sind nicht nur alle wesentlichen Punkte erörtert, sondern eine große Anzahl kleinerer Discussionen, welche die Facultät nicht für unerläßlich gehalten hätte, aber mit Dank anerkennt, da sie überall dem vollen Verständniß des Gegenstandes dienen, bezeugen zugleich die große Liebe und die Umsicht, mit welcher der Verfasser sich in seine Aufgabe vertieft hat. Dem außerordentlichen so ausgedehnten Stoffe entspricht die Fähigkeit zu seiner Bewältigung. Durch seines Gefühl für klare Bestimmung der Massen ist es dem Verfasser gelungen, zugleich auf die ganze geistige Signatur der Zeitalter, auf den wissenschaftlichen Charakter der leitenden Persönlichkeiten und auf die fortschreitende Entwicklung der einzelnen Principien und Lehrsätze ganz das belehrende geschichtliche Licht fallen zu lassen, welches die Facultät vor allem gewünscht hatte. Die ursprünglichen Aufgaben, an deren Behandlung jedes neue Prinzip oder Theorem entstand, sind überall mit vollendeter Anschaulichkeit reproducirt und die allmälige Umformung, die jedes erfahren hat, durch alle Zwischenglieder sorgfältig verfolgt. Die Berührungen der mechanischen Gedanken mit der philosophischen Speculation sind nirgends vermieden; sie sind nicht nur in eigenen Abschnitten entwickelt, sondern der seine philosophische Instinct, der den Verfasser auch auf diesem Boden leitet, ist ebenso deutlich in einer großen Anzahl aufklärender allgemeiner Bemerkungen sichtbar, welche an schicklichen Stellen in die Darstellung der mechanischen Untersuchungen verflochten sind. Den angenehmen Eindruck des Ganzen vollendet eine sehr einfache, aber an glücklichen Wendungen reiche Schreibart. Voll Befriedigung, sich als die Veranlasserin dieser schönen Leistung zu wissen, durch welche ihre Aufgabe vollständig gelöst und viele Nebenerwartungen übertroffen sind, zögert sie nicht, dem Verfasser den ersten Preis hierdurch öffentlich zuzuerkennen." Für die nächsten Jahre ist eine die philosophischen Elemente der Hippokratischen und die Echtheit der letzteren betreffende und nächstdem eine rein mathematische Aufgabe zur Theorie der Abel'schen Functionen gestellt worden.

Bibliographie.

Plaudereien. Von Elise Polko. J. Kühtmanns Buchhandlung. Bremen, 1872.

Reiter und Jäger. Eine Erzählung in drei Büchern. Von Fr. v. Krone. Eduard Trewendt. Breslau, 1872.

Ausgewählte Werke von Gustav zu Putlitz. Gebrüder Paetel. Berlin, 1872.

Herr Klappenborg. Eine wahre Geschichte von einem seiner Verehrer. Zweite Auflage. Robert Oppenheim. Berlin, 1872.

Die letzte Reckenburgerin. Roman von Louise von François. Zweite Auflage. Otto Janke. Berlin, 1872.

Weihnachtsschnee und Frühlingsglanz. Eine stille Geschichte von Walter Reinmar. Joh. Heinr. Meyer. Braunschweig, 1872.

Michel Kohlhaas. Trauerspiel in fünf Handlungen von Wilhelm Paul Graff. Carl Cnobloch. Leipzig.

König Lustig oder: Der Carneval zu Cassel. Original-Lustspiel in fünf Acten. Von Dr. J. B. v. Schweitzer. Berlin, 1872.

Kassandra. Episch-lyrisches Gedicht. Von Agnes Rättig. Reinhold Schlingmann. Berlin.

Roland und die Rose. Von Arthur Fitger. Zweite Auflage. Schulze'sche Buchhandlung. Oldenburg, 1872.

Der Hexenmeister. Von Adolf Pichler. Eduard Anthor. Gera, 1872.

Verfall, Nahlosigkeit und Schädlichkeit der heutigen römisch-katholischen Kirche. Mahnworte in ernster Zeit von Felix Renatus. Fr. Korkkampf. Berlin, 1872.

Was hat das neue deutsche Reich vom neuesten Jesuitismus zu erwarten? Ein Vortrag gehalten von Franz Beyer. J. F. Steinhaus. Barmen, 1872.

Das Oberammerganer Passionsspiel von W. Dubbers. Heyder und Zimmer. Frankfurt a. M., 1872.

(Wird fortgesetzt.)

Berichtigung.

In Nr. 35 ist Seite 195, 1. Spalte, Zeile 13 vor dem Schluß des Artikels „Ein Reformator der deutschen Schaubühne" statt „seiner Feder Fruchtbarkeit" zu lesen: „seiner Feder Furchtbarkeit".

Digitized by Google

Inserate.

So eben erschien in unterzeichnetem Verlag und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erörterung der Frage:

Ist die Grundsteuer eine Steuer oder eine Rente?

Als Beitrag zur Steuer-Reform in Preußen von Weyrauch,

Director des landwirthschaftlichen Vereins in Köln.

gr. 8. Brosch. Preis 10 Sgr.

Der Verfasser dieser Schrift, in seiner Stellung als Director des landwirthschaftlichen Vereins zu Köln, so wie als Mitglied des K. Pr. Landesökonomie-Collegiums ist mehr wie irgend Jemand berufen, diese hochwichtige Frage sachlich zu beleuchten. Er hat dies in obiger Schrift in eben so klarer wie gedrungener Weise gethan.

Verlag von **Eduard Heinrich Mayer** in **Köln.**

(M. Lengfeld'sche Buchhandlung.)

Durch jede in- und ausländische Buch-, Kunst- und Musikalienhandlung, sowie durch jedes Postamt aus dem Verlag von **E. W. Fritzsch** in **Leipzig** zu beziehen:

Musikalisches Wochenblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 16 Seiten in Quart.

Organ für Tonkünstler und Musikfreunde.

☞ Mit Illustrationen und Abonnementsprämien. ☜

Herausgegeben von **E. W. Fritzsch.**

Abonnementspreis: jährlich 2 Thlr., vierteljährlich 15 Ngr.

Freisinnige und fortschrittliche Tendenz,
tüchtigste Mitarbeiter,
wissenschaftliche Gediegenheit seiner zahlreichen leitenden und belehrenden Aufsätze, Recensionen und biographischen Charakteristiken,
gut gewählten Feuilletons,
Neuheit und grösste Reichhaltigkeit des tagesgeschichtlichen Stoffes (Musikbriefe und Correspondenzen, kürzere Mittheilungen und Notizen, stehende Rubriken für Engagements und Gastspiele, für Kirchenmusik-, Opern- und Novitäten-aufführungen, sowie für Neuigkeiten des Bücher- und Musikalienmarktes, Angaben von offenen Stellen für Musiker, zahlreiche Insertionen künstlerischen und geschäftlichen Inhaltes),
künstlerisch ausgeführte Portraits zu den Biographien,
Facsimiles interessanter Handschriften, sowie Abbildungen monumentaler Gegenstände von allgemein musikalischem Interesse etc.,
billigste Abonnementsberechnung

☞ jährlich 2 Thlr., vierteljährlich 15 Ngr. ☜

☞ *bei wöchentlich einer splendid ausgestatteten Nummer von 16 Seiten in Quart* ☜

☞ und ausserdem noch die Gewährung von Abonnementsprämien ☜

☞ dem laufenden (9.) Jahrgang wird ein ☜

Humoristisch-satyrischer Kalender für Musiker und Musikfreunde auf das Jahr 1873

☞ beigegeben ☜

lassen das **„Musikalische Wochenblatt"** als die derzeit **reichhaltigste** und **billigste** Musikzeitschrift erscheinen.

☞ Probenummern gratis. ☜

Einladung zum Abonnement auf die:

Neue Börsenzeitung.

„Dem werbenden Kapital ein Führer und Berather,
Dem bedrohten ein Warner und Retter!"

Diese **billigste aller Börsenzeitungen** hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens einen ungeahnten, vorher noch nie dagewesenen Aufschwung genommen, hat sie doch jetzt bereits mit Ausnahme der alten Berliner Börsen-Zeitung **diese tausende Abonnenten mehr als die übrigen,** zum Theil schon lange vor ihr bestehenden, **Börsenzeitungen.**

Das Publicum hat das unausgesetzte Streben des Blattes, ausschließlich seine — des **Publicums Interessen** zu vertreten und zu wahren und sich dadurch von Organen zu unterscheiden, die lediglich den Winken der grossen Gründungsinstitute, Actiengesellschaften u. s. w. folgend, fast jede neue Unternehmung mit **Anpreisungen** begleiten und kritiklos jede Maßregel der Verwaltungen gutheißen, soll zu würdigem Gewicht. Ermuntert durch den ganz **außergewöhnlichen Erfolg** wird die **„Neue Börsen-Zeitung"**, welche Alles bringt, was andere Fachblätter dieser Art enthalten, z. B. sämmtliche Telegramme (auch aus Privatquellen), Berlosungen, Eisenbahn-Einnahmen, Status der Banken, Nachweisung der Dividenden- und Zinsauszahlungen, Concursedikten und ferner noch Rathschläge über Capitalanlagen, Fingerzeige bei Betheiligungen, Nachweisung vertrauenswerther Firmen u. dergl. m., fortfahren, uneingeschüchtert die Capitalisten den Schlingen zu entziehen, die man ihnen durch falsche Vorspiegelungen, unvollständige Angaben ꝛc. zu legen sucht. Die „Neue Börsen-Zeitung" wird auch ferner **nur dem Capitalisten** und dem Rentier, **nicht** den Interessen der Banquiers dienen. Dem Capitalisten wird sie ein Wegweiser für die Capitalanlage sein, sie wird ihn auf gewinnbringende Operationen, aber auch auf die Gefahren aufmerksam machen, die ihm bei längerem Zuwarten drohen.

Die **„Neue Börsen-Zeitung"** beschränkt sich nicht darauf, den Stoff zusammen zu tragen, der sich in anderen Blättern findet. Sie weist stets im Voraus auf neu entstehende Unternehmungen hin und beleuchtet die Ursprungsverhältnisse auf sachlichen und persönlichen Motiven, der Entwickelung der bestehenden wachsam folgend. — Die Abonnenten werden rasch von den Vorgängen unterrichtet, die ihre Sicherheit mehren oder mindern, die Rentabilität fördern oder schmälern, die Betheiligung rathsam oder unräthlich machen.

Die von der „Neuen Börsenzeitung" getroffene Einrichtung, **ihren Abonnenten** stets rathend zur Seite zu stehen, Jedem auf seine zu stellende Anfrage ohne Nachsatz und **ohne Kosten** zu sagen, was er kaufen oder behalten soll, um wahrscheinlichen Gewinn zu erlangen, — was er verkaufen muß, um drohendem Verlust zu entgehen, hat den selbstattesten und allgemeinsten Anklang gefunden — Zehntausende von Zuschriften sprechen ihn aus. — Die Rubrik:

Rathgeber

bleibt denn auch für alle Folge bestehen. Die Rathschläge, welche unentgeltlich den Abonnenten gegeben werden, sind sachgemäß und parteilos, sie werden die Ueberzeugung in den Abonnenten befestigen, daß die „Neue Börsenzeitung" nicht **nur die Absicht,** sondern **auch die Mittel** besitzt, **das Vertrauen,** welches ihr die Abonnenten entgegenbringen, **zu verdienen.**

Die **„Neue Börsenzeitung"** erscheint in Berlin jeden Wochentag Nachmittags, sie ist die billigste aller Börsenzeitungen, denn sie ist für den Preis von 1 Thlr. 10 Sgr. vierteljährlich (respective 1 Thlr. 13½ Sgr. inclusive Postbestellgeld) durch alle Postanstalten und Zeitungsspediteure zu beziehen.

Inserate aller Art, 3 Sgr. pro fünfgespaltene Zeile kostend, finden die weiteste Verbreitung unter den bestenden Klassen Deutschlands.

Die Expedition der „Neuen Börsenzeitung": Krausenstraße 41.

Redaction und Expedition: Voßstraße 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 5. October 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Romantik auf dem Lehrstuhle der Volkswirthschaft. Von Ludwig Bamberger. I. — Von der Entwicklung der deutschen Ideen in Oesterreich. Von Alfred Meißner. — Die preußische Garde im Feldzuge 1870/71. Von Th. Fontane. — Literatur und Kunst: Von der Ostsee. Von Emanuel Geibel. — Ueber das Couplet. Von Hugo Müller. — Aus der Hauptstadt: Die 48. Kunstausstellung in Berlin. Von F. H. Kugler. I. — Ferdinand Lassalle auf der Bühne. Von Paul Lindau. — Offene Briefe und Antworten. Ein deutscher Dichter. — Notizen. — Inserate.

Die Romantik auf dem Lehrstuhle der Volkswirthschaft.

Von Ludwig Bamberger.

I.

Selten hat ein Name so rasch seinen Weg gemacht, wie der, welcher mit dem Wort „Kathedersocialismus“ eine besondere Richtung unter den Lehrern der Volkswirthschaft kennzeichnete. Wo aber ein Wort so durchschlägt und bleibt, ist von selbst der Beweis geliefert, daß es einen Nagel auf den Kopf trifft und einem vorhandenen Bedürfniß mit auslösender Wirkung zu Hülfe kommt. Der Name berührt, wie es scheint, die, welchen er zugedacht ist, unangenehm. Das beweist ebensowenig gegen die Benamsten, wie gegen den Namen. Man läßt sich nicht gern vom dritten eine Etikette aufkleben und sei sie auch noch so passend; man läßt sich noch weniger gerne, ohne befragt zu werden, in ein beliebiges Gefach mit andern Mitmenschen zusammensperren. Endlich kann auch nicht geleugnet werden, daß die Zusammensetzung einen leichten Beigeschmack literarischer Bosheit an sich trägt. So ehrenwoll es ist auf dem Katheder zu stehen — und in Deutschland besonders gibt es wenig Berufsarten, die sich einer so großen Hochachtung erfreuten —, so gilt es billigerweise nicht gerade für ein Compliment, wenn einem bemerklich gemacht wird, daß er den Ton und Anstand des Professors nicht im Hörsaal zurücklasse. Auch „Socialist“ gilt gerade in der gebildeten Welt noch nicht für einen Ehrentitel; und endlich vermag nicht geleugnet zu werden, daß eben in der Verbindung beider Worte eine sachliche Ironie liegt. Auf dem friedlich beschaulichen, vom Zuhörer nie angefochtenen Standort des akademischen, vom Staat besoldeten Lehramts körperlich zu stehen und geistig in die Gemeinschaft der wirren Brandung des socialistischen Treibens hineinzurudern, das hat in der That seine komische Seite; es erinnert an den, hier vielleicht mit mehr Recht als bei seiner ursprünglichen Anwendung zu gebrauchenden Sarkasmus von der Revolution in Schlafrock und Pantoffeln. Ich gebe gerne zu, daß die Aufforderung zur Komik nur äußerlicher Art ist, und daß im Ernste keinem Professor verdacht werden kann, wenn er seine socialistische Ueberzeugung mit allem erdenklichen Eifer verbreitet. Ehrliche, aufrichtige Socialisten sind die meisten Verkünder der jüngsten akademischen Richtung. Sie unterscheiden sich dadurch auf wohlthuende Weise von manchem Gesinnungsgenossen, dessen praktische Lebensstellung und Thätigkeit zu seinen socialistischen Thränen über die Herrschaft des Capitals in drolligem Gegensatz erscheint. Mit seinen Wurzeln in der Börsen- oder Finanzwelt stehen, in vollem Maße alle Genüsse des verfeinerten Daseins daraus saugen, und von wegen demokratischen Erfolgabedürfnisses in der Presse und auf Congressen der bürgerlichen Welt den Proceß machen helfen, das ist in der That ein Stück widerwärtigen Hanswurstenthums; es ist, wie wenn Herr von Rothschild auf dem Congreß der Internationalen erschiene. Was unsern jüngern Akademikern vom sachlichen Standpunkt zum Schaden, das muß ihnen vom menschlichen aus wenigstens zur Ehre gereichen, nämlich: sie stehen außerhalb der praktischen Welt; sie führen ein beschiedenes Leben, dessen Ziele vorzugsweise einer uneigennützigen Erkenntniß der öffentlichen Interessen gewidmet sind; der Staat ihrer Phantasie könnte, wenn er überhaupt gedacht werden könnte, auch mit unbeeinträchtigter Fortführung ihrer bisherigen Existenz und Thätigkeit gedacht werden. In der bloßen Verbindung der beiden Ausdrücke Katheder und Socialist liegt daher nur eine scheinbare und mithin ganz leise Ironie. Das Treffende der Bezeichnung entspringt vielmehr aus der andern, so eben mit einem Worte angedeuteten Bewandtniß. Wer auf dem akademischen Lehrstuhl steht, wer namentlich direct von der Hochschule oder der Studirstube aus auf diesen Stuhl gekommen ist, der kann vom wichtigsten Theil desjenigen Lehrens, das er zum Gegenstand seiner Kritik macht, unleugbar nicht ausreichend durchdrungen sein. Er mag die Fabriken der halben Welt durchwandert, er mag die Acten aller englischen Strikes studirt haben: er gewinnt vom praktischen Erwerbsleben doch nur eine poetische Anschauung. Ich sage mit Absicht nicht: eine theoretische, sondern eine poetische. Denn die der Theorie als solcher von der Routine hingeworfene Einrede ist gemeinhin eine zu Gunsten des Schlendrians und der Denkfaulheit erhobene Chicane, mit der durchaus hier nicht gemeinsame Sache gemacht werden soll. Nichts schildert die Unterscheidung, auf die es hier vielmehr ankommt, lebendiger als eine kleine Anekdote, die ich jüngst aus dem Munde eines Fabrikherrn vernahm. Er wohnt in einer Universitätsstadt, und eines Tages brachte mit seiner Erlaubniß der Professor der Nationalökonomie, ein Vorkämpfer der bewußten Richtung, seine Zuhörer in die Werkstätten, um ihnen ein Bild des gewerblichen Organismus unter die Augen zu rücken. Die Fabrik leistet auf ihrem Gebiet in der Herstellung einer gewissen Waarengattung Außerordentliches, und die Bewunderung, zu welcher der Lehrer die Schüler aufforderte, war nicht eine bloße Höflichkeitsbezeugung gegen den Eigenthümer.

„Sehen Sie, meine Herren,“ so schloß er, zu den Studenten gewendet, seinen Commentar, „dieser gedeihliche Gang des Unternehmens erklärt sich daraus, daß Herr N. N. seine Arbeiter mit einer Quote seines Gewinns betheiligt.“ — „Fällt ihm gar nicht ein,“ platzte ihm der verdutzte Fabrikant in die

Digitized by Google

Rede, „und kann ihm nach seiner bisherigen Erfahrung auch gar nicht einfallen. Seit Jahren habe ich eine ansehnliche Prämie jedem zugesagt, der von seiner zum Theil sehr bedeutenden Löhnung die Summe von 15 Thlr. bei mir als Ersparniß anlegt. Und noch nicht ein einziges Mal bin ich in die Lage gekommen, diese Belohnung zu geben. Die freien Stunden und der überschüssige Lohn werden meistens vertrunken. Im Uebrigen," schloß der Praktiker, „würde ich mich im Interesse Ihrer Aufklärung über Arbeiterverhältnisse sehr glücklich fühlen, Herr Professor, wenn Sie einmal auf eine Zeit lang die Leitung irgend eines Theils meiner Werkstätten übernehmen wollten." Der Professor ist natürlich darauf nicht eingegangen. Die kleine wahrhafte Geschichte aber ist die kerzigste Illustration zu dem Begriff Katheder-socialismus. Um die sociale oder die Arbeiterfrage anders als einseitig und überspannt zu beurtheilen, genügt es nicht sich in die Leidensgeschichte des Proletariats*) zu vertiefen. Man muß diejenige Welt, um deren Reformirung es sich handelt, von anderer Seite auch kennen, und zwar nicht blos so, daß man von außen in sie hineingesehen, sondern auch so, daß man durch eigene Anstrengung, Erfahrung, Sorgen und Verantwortlichkeit den Geschäftsgang des Lebens erprobt habe. Man braucht nicht an der Spitze einer Baumwollspinnerei oder eines Eisenhammers gestanden zu haben, aber man muß mit denen rechnen und fühlen gelernt haben, welche in der Plage um den Erwerb, großen oder kleinen, mit ihren Gehülfen auszukommen und gleichzeitig mit der draußen stehenden Welt der Kundschaft sich zu balgen genöthigt sind. Es liegt gewiß kein Vorwurf darin, daß unsere Volkswirthe mit ihrem — wie sie es selbst nennen — „sittlichen Pathos" meist noch in jüngeren Jahren stehen und naturgemäß den Kampf um's Dasein im Schatten eines umfriedeten Studienkreises bewältigen; aber diese persönliche Lage, im Bunde mit dem akademischen Idealismus, erklärt die wunderbare Geisteröhre, mit der sie ihre Vorschläge zur Grundveränderung der ganzen menschlichen Industrie dictiren. Hoch zu Roß auf einer schönen philanthropischen Theorie blickt der künftige Welteroberer mit Tamerlanischer Gleichgültigkeit auf die Leichen der Erschlagenen herab. Nichts ist leichter zu erkennen, als die Entbehrung der Armen, die Leidensgeschichte der Fabrikbevölkerung. Aber um zu ermessen, wie viel schwerer es ist, Arbeit zu geben als Arbeit zu nehmen, wie viel Theile vorgeschriebener, voraussetzungener, umgreuzter Tagesarbeit auf ein Aequivalent verantwortlicher, überschauender, zu Erzeugung und Verschleiß combinirter Unternehmungsarbeit gehen, dazu muß man eine Ahnung von den Schwierigkeiten, Sorgen, Verwicklungen und Verantwortlichkeiten eines großen Geschäftes haben, und die erlangt schwer, wer nicht seine eigene Haut dabei zu Markt getragen. Ebensowenig kann jemand, der nicht selbst diese Plagen durchgemacht, ermessen, daß zum Inordnunghalten einer Armee von Arbeitern eine Art Disciplin ebenso unentbehrlich ist, wie in einer Armee von Soldaten. Freilich, wer den Austausch von Mein und Dein nicht auf den mit bürgerlicher Ehrlichkeit waltenden Selbsterhaltungstrieb, sondern auf die Schönheit der Seelen (sittliches Pathos) bauen zu können glaubt, der gelangt auch im Flug auf die Höhe des Phalansteriums. Sollte er aber einmal einen Monat lang davon leben müssen, daß auch nur 40 Hände ein gewisses Werk zu Stande bringen, so würde er dem Pathos schon einen Dämpfer aufsetzen lernen. Das ist so gut zu sehen an der Verschiedenheit des Geistes, in dem die englischen und in dem die deutschen Arbeiterfreunde schreiben. Ein Streik ist für einen deutschen Professor ein Vorgang, bei welchem der Fabrikherr sich eine Cigarre ansteckt und von seiner Tochter ein Clavierstück vorspielen läßt, um seine Muße auszufüllen, während der Arbeiter mit Weib und Kind sich vor Hunger krümmt. Für den englischen Sachkenner ist derselbe Vorgang aber auch der Ruin einer seit Jahrzehnten mit Aufbietung aller Geistes- und Körperkraft aufgebauten, nach allen Seiten hin wirksamen und verantwortlichen Thätigkeitssphäre, der Sturz des Unternehmers von der Höhe in den Abgrund, dieweil nicht selten der feiernde Arbeiter in der Schenke peroriet und nach Wochen, wenn er wieder anfängt, derselbe ist, der er gewesen. Bereits gilt es für ein Axiom, daß die Arbeiter dem Unternehmer in die Buchhaltung zu sehen und ihren Lohn nach dem Jahresabschluß selbst zu dictiren haben. Und wenn, wie jüngst in der Pflug'schen Wagenfabrik, der Director in seiner Noth soweit nachgibt, daß er seine Rechnungen auf dem Tisch legt, so hilft ihm das nur, wenn die Rechnung für die Möglichkeit der Lohnerhöhung spricht. Spricht sie für das Gegentheil, wie hier der Fall war, so soll die industrielle Partnerschaft wieder nicht gelten. Zu dem Plan, den Nutzen des Unternehmers halbjährlich der Gutheißung der Gesellen zu unterwerfen, fanden sich vielleicht die Gesellen wenigstens von Anfang an (auf die Länge auch nicht); wo aber die Meister herkommen sollen, das ist eine andere Frage, trotz der 3—4 Schattenbeispiele, die in allen Büchern als Beweis für die Möglichkeit, die Welt auf den Kopf zu stellen, einer dem andern nachschreibt.

Bleiben wir einen Augenblick bei der Pflug'schen Anstalt stehen. Sie hat also jetzt ihre Werkstätten geschlossen, die Arbeiter gehen nicht nach, das Unternehmen wird liquidirt. Nun soll es nach Vorschrift der Weltverbesserer auf Grundlage des sittlichen Pathos neugegründet werden. Aufforderung zur Zeichnung der Actien. Capitel von der Vertheilung des Nutzens: „Am Ende jedes Halbjahrs werden sämmtliche Arbeiter der Anstalt zusammenberufen, um die Rechnungen zu prüfen und zu bestimmen, welcher Lohn ihnen zukomme." Als Commentar wird dem Prospectus folgende Kraftstelle aus der Ansprache dieser Arbeiter an das deutsche Volk beigedruckt: „Jedoch wir wollen noch nicht die Sprache der Versöhnung abbrechen und fordern noch einmal zu erwägen, daß guter Wille, Gerechtigkeit und Menschenliebe unsere Forderungen sehr wohl zu erfüllen vermögen. Ihr Actionäre opfert 5 Procent von Euren 10 bis 15 Procent. Ihr Directoren und Verwalter gebt 50 Procent Eurer unverschämten Einnahmen und dann werft 50 Procent der Reservesumme dazu, dann sind unsere Forderungen mehr als reichlich zu erfüllen. Ein jeder hat dann noch standesgemäß zu leben und die Actien werden von ihrer Solidität nichts einbüßen. Aber verharrt ihr in der bisherigen verblendeten Widersetzlichkeit, so ist doch zu bedenken, daß 28,000 Maschinenbauer Berlins und demnächst alle Arbeiter der ganzen Welt hinter uns stehen! Die Folgen über euch!" Ich bezweifle, daß irgend ein Nationalökonom seine Ersparnisse in Actien einer solchen Fabrik anlegen werde; denn wie edel er immer sei, seine Bäcker- oder Schneider-Rechnung wird er schwerlich mit der daraus zu erzielenden Dividende zahlen können. Noch mehr bezweifle ich, ob sich ein Director oder ein Verwaltungsrath von solcher „versöhnlichen Sprache" wird anziehen lassen. Wagenfabriken aber müssen wir haben, sonst haben wir keine Eisenbahnen, und ohne Eisenbahnen würden wir weder den Congreß im Haag, noch andere Congresse dieser Art, noch die ganze Arbeiterfrage haben. Es bleibt nach solchen Lehren nichts übrig, als die Industrie und das ganze Leben der Individuen dem Staat zu überantworten. Der Staat, getragen vom „freiwilligen Ehrendienst", und die Fabrikation geleitet vom „sittlichen Pathos", alle „pharisäische Selbstsucht" verbannt, das führt uns dann 30 Jahre zurück zu den Gestaden des Sees von Limonade, auf welchem Charles Fouriers menschenfreundlicher Löwe mit dem braunen Schweif selige Furchen zog. In der That, die ganze Kritik wie die ganze sittliche Basis unserer Katheder-socialisten ist nichts anders als ein Wiederaufguß auf St. Simons und Fouriers fast verschollene Bücher; und ehe dreißig Jahre vergehen, werden die Vorschläge der Arbeitsämter und alles, was dahin gehört, so angesehen werden, wie jetzt die Vorschläge zu den Phalansterien und zu den Nationalwerkstätten Frank-

*) Proletarier und Arbeiter ist übrigens heutzutage eher ein Gegensatz als dasselbe.

Digitized by Google

reichs. Die Verbesserungen in der Welt des Erwerbes werden niemals aus andern Revieren kommen als aus dieser Welt selbst und deren eigenem Sinn für das wohlverstandene Interesse der Individuen. Nur Phantasten, kalte oder warme, können sich einbilden, daß sich der Welt der Arbeit eine nagelneue sittliche Basis andocktniiren lasse. Auch ein solcher sittlichster Gott wäre doch immer nur „ein Gott, der von außen stieße", und nicht das Perpetuum mobile der menschlichen Natur. Arbeiter und Unternehmer, die beide Recht haben sich ihrer Haut zu wehren, würden viel besser miteinander fertig werden und sich vertragen, wenn nicht die Apostel des Classenkriegs und die Apostel der Wissenschaft sich dreinmengten. (Siehe England.)

(Der Schlußartikel folgt.)

Von der Entwicklung der deutschen Ideen in Oesterreich.

Als Nachspiel der Ereignisse von 1866 nun, 1872, die Begegnung der beiden Kaiser in Berlin — also von der einen Seite die definitive Erklärung, daß die Versuche aufgegeben, Oesterreich, mit Frankreich alliirt, in Gegenzug zum Deutschen Reich zu stellen, von der andern die freundliche Entgegennahme dieser Erklärungen, Aussöhnung, der wirkliche Ausgleich! Nun, da sich die Dinge wieder auf ihren wahren Schwerpunkt stellen, sollte man doch meinen, daß sich die aufgeregten Gemüther in Oesterreich beruhigen, die Preußenfurcht, dies ewige Schreckgespenst der Spießbürger, verschwinden, die Deutschen im cisleithanischen Oesterreich sich als Herren der Situation fühlen und an die Bewältigung ihrer Aufgaben schreiten müßten!

Wird unsere Hoffnung vergeblich sein? Werden wir das alte Treiben und Sorgen wieder beginnen sehen? Soll, nicht aus Schwankungen herauszukommen, des Oesterreichers Loos und Verhängniß bleiben? Wird, zu weich und sanft geartet, um die ihm entgegenstrebenden Kräfte niederzuwerfen und zu besiegen, das deutsche Element vor der Größe seiner Aufgabe wieder erschrecken und sein Heil nur von Außen erwarten? Zu sanguinisch Vorsätze fassen und sie wieder fahren lassen, von der Trostlosigkeit zur Ueberschwänglichkeit, von der Ueberschwänglichkeit zur Trostlosigkeit schweifen? Werden die Staatsmänner, der Ausdruck seines Wesens, wie immer einen Anlauf nehmen und auf halbem Wege wieder umkehren, indem sie die Aufgabe zu groß für ihre Kräfte erklären?

Es verlohnte sich wahrlich der Mühe, einmal an eine Schilderung dieser deutschösterreichischen Volkseigenthümlichkeit zu gehen und damit einen Beitrag zur Völkerpsychologie zu liefern, ein Naturell zu malen, das so reichbegabt und empfänglich ist, dem aber jene Energie gebricht, die ihm in seiner Stellung so nöthig wäre. Doch selbst wenn ich mir die Gabe der Schilderung zutraute, sie reicht über den gegebenen Rahmen hinaus. Genug, wenn ich an der Hand der Ereignisse, an der Hand des Selbsterlebten und Selbstgeschauten die Umrisse ziehe, das Wachsthum der deutschen Ideen auf österreichischem Boden constatire und die Perspective auf das Kommende fixire.

Wenn wir auch nur auf eine Frist zurückblicken, die sonst im Leben der Völker eine ganz kurze ist, wir finden die Veränderung groß. Im Zeitraum vom Wiener Congreß bis 1848 liegen die Volkskräfte in einem lethargischen Schlafe. Oesterreich war dem deutschen Geiste völlig verschlossen; was draußen im Reich, das allgemein „das Ausland" hieß, an Gedanken geboren, wurde beim Eintritt streng controlirt: die Censur prüfte alle Bücher, schrieb ihr admittitur oder remittendum auf jedes einzelne, schon die Möglichkeit eine außer Oesterreich erscheinende Zeitung zu lesen, war an eine Erlaubniß der Statthalterei gebunden. Die Studienordnung wußte jedes Entfalten eines kräftigeren Geisteslebens zu unterdrücken, dabei wurde der Versuch gemacht, die Jugend ganz ohne Ideen und Principien zum Metternich'schen Unterthanenthum zu erziehen.

Oesterreich wollte damals, obwohl es durch den Bundestag in Deutschland zu herrschen den Anspruch machte, ein Reich neben dem deutschen sein und war es auch. Es hatte seine eigenen Anschauungen, ja sein eigenes Deutsch, wenn auch keine eigene Wissenschaft und keine eigene Kunst. Große oder auch nur bedeutende Männer hielt es für entbehrlich und hatte sie auch nicht. Es hatte auch eigentlich keine Vergangenheit. Das Studium der Geschichte wurde perhorrescirt, weil sie zum Begriff der Volksindividualität führte, der ja in einem abstracten Kosmopolitenstaat, wie man ihn geschaffen, verpönt war. Es war das Land der schönen Gegenden, des „guten und wohlfeilen Lebens" — nichts weiter.

Um das Oesterreich von damals zu beurtheilen, muß man nur ansehen, was damals gebaut, gemalt und gedichtet wurde. Die Bauten und Bilder aus dieser Zeit sind geradezu geistlos. Von allen Künsten that sich nur die Musik, die dem Begriffsleben am fernsten liegt, hervor und Schuberts Lieder, Strauß' und Lanners Tanzmelodieen mußten für alles andere entschädigen. Es gab aber auch kein andres öffentliches Leben, als auf Bällen.

Vielen ward es unerträglich hinter diesen chinesischen Mauern, aber wie herauskommen? Mit einem gewissen Grauen blicke ich auf diese mühsam durchlebte Zeit zurück. Das einzige Fenster, durch welches mir speciell dazumal ein Ausblick in die übrige Welt und auf Deutschland gestattet ward, war — seltsam genug — mein bischen Protestantismus. Zuerst war es mir schier unbegreiflich, wie die meine geistigen Führer sein sollten, die ich von allen den Professoren in der Soutane, die das Gymnasium zu den Seinigen zählte, als die Pest der Welt bezeichnen hörte — dann ward mir klar, daß die Sache sich wohl umgekehrt verhalten möge und diese, die mich führen wollten, die Pest der Welt seien. Und damit war ich, kaum zwölf Jahre alt, bereits der Opposition zu eigen und betrachtete mich eigentlich als einen widerwillig Gefangengehaltenen.

Immer wird es, selbst in einem Staate, der die Geistlosigkeit als Princip proclamirt hat, Einzelne geben, welche innerlich gedrängt, der Welt um sich herum eine ethische Basis geben wollen, geben müssen. Auch das Oesterreich von damals hatte solche Männer. Der bedeutendste derselben war der, dessen Physiognomie uns jetzt, neu an's Tageslicht gebracht, in der eben erscheinenden Sammlung seiner Werke wie ein Ausgrabungsgegenstand entgegentritt: Grillparzer. Diese geistige Physiognomie ist nicht besonders augenehm, doch verdient sie studirt zu werden, um den Oesterreicher von damals zu begreifen. Wir sehen einen Mann, der obwohl ein Deutscher, alles was deutsch ist, benörgelt, an allem auszustellen hat und das deutsche Leben eigentlich auf eine andere Basis stellen möchte. Schiller und Goethe, unter deren Einfluß er aufgewachsen, läßt er zwar noch gelten, doch gleichsam nur, um mit ihren Gebeinen auf alle Uebrigen loszuschlagen. Kant wird noch werth gehalten, aber alle, die auf ihm weiter bauen, werden als Charlatane erklärt.

Die Männer nun, welche dem außerdeutschen Oesterreich auch eine Literatur schenken wollten, mußten sich nach einer Basis umsehen, auf die sie sie stellten, und glaubten diese gefunden zu haben — in Spanien. Alle als gerechte Oesterreicher dichtende Poeten wurden Spanier. Schreyvogel machte den Anfang, Herr von Zedlitz folgte. Grillparzer lehnte sich an Lope de Vega und Calderon, gab im „Traum ein Leben" ein Seitenstück zum „Leben ein Traum" und führte im „treuen Diener seines Herrn" einen Croatenban im Stile eines echten spanischen Hidalgo vor. Man sage, was man will, Kryptokatholicismus, der von der Reformation völlig Umgang nehmen, und Servilismus, der Vasallenthum und Dienstreue gegen den Herrn glorificiren wollte, wirkten bestimmend auf diese Richtung ein.

Seitab von dieser Poesie, die in der Ferne herumdiletirte und ihre Wurzeln lieber in die Luft schlug, als in deut-

Digitized by Google

schen Boden, hatte sich gleich einem jener Alpenthäler, die man nicht allzufern von Wien findet, das Raimund'sche Zaubermärchen aufgethan, in seiner Innigkeit und Anmuth so herzgewinnend wie die Lieder der Schubert'schen Tonwuste. Ins Reich der Allegorien flüchtete sich die bedrängte Seele. Doch die Gemeinheit stürmte nach, das schöne Alpenthal war bald verschüttet und vergessen. Der cynische Nestroy, der grimassirende Bajazzo Saphir, die den gemeinen Instincten besser zu schmeicheln verstanden, behaupteten das Feld und wurden die populärsten Gestalten Wiens.

Wieder schlug Ebleres durch und brach sich Bahn: Anastasius Grün und Lenau traten hervor, und zwar ohne viel nach Metternich'scher Censur zu fragen, da der eine Cavalier, der andere ein Deutschungar war. Der erstere, dem ein josephinisches Oesterreich als Ideal vorschwebte, wie denn auch schon mehrere Glieder seiner Familie treu zu Joseph gehalten, knüpfte an das lustige deutsche Wien der alten Zeit, an Kasper Mar und des Pfaffen vom Kahlenberge an; seine Lieder glichen in ihrer klaren Frische und prickelnden Säure dem Wein der österreichischen Rebenhügel. Deh melancholischen Deutschungar dagegen hatte der Widerspruch des freigeborenen Gemüths und der ihn umgebenden Welt verdüstert. Er hielt Europa für einen Kerker, weil Oesterreich einer war und flüchtete bis nach America, während ihm tausend Augen sehnsüchtig nachblickten.

Noch in manchem Andern hatte sich die Sehnsucht, aus der beängstigenden Enge herauszukommen, bis zum Schmerz gesteigert. Um frische Luft zu athmen, griffen sie nach dem Wanderstab und wandten der Heimat zornig den Rücken. Draußen wurden sie gewahr, wie viel in ihrer Schulbildung versäumt worden war und singen, an allem zweifelnd, was sie einst gelernt, auf deutschen Schulbänken von vorne an.

Das Jahr Achtundvierzig kam. Von der Regierung veranlaßt, schickte auch Deutschösterreich, ohne recht zu wissen, was daraus werde, seine Vertreter nach Frankfurt. Es war klar, daß die Beschlüsse dort mit denen des Reichstags in Wien collidiren mußten; doch immerhin, der Regierung kam die Verwirrung gelegen. Die Frage nach der Aufnahme Deutschösterreichs war nun eines der vielen Probleme, an welchen sich das Parlament müde kämpfte. Der Enthusiasmus jener Tage war groß, große die Abneigung an die Macht der Thatsachen, Concessionen zu machen. Dennoch ging das Parlament schließlich auf den Boden des Thatsächlichen zurück: die Reichsgesetze sollten nur für das Reich gelten, während die Stellung des „engeren Bundes" zum weiteren — zu Oesterreich — der Zukunft vorbehalten blieb.

Alle Pläne der Einsichtigen wurden vor der rohen Gewalt der aufgeregten Nationalitätsfragen zu Schanden: blutig, wie nirgendwo sonst, hatte in Oesterreich die Reaction gesiegt. Nach Gotha und Erfurt hatten sich zudem die Gegensätze noch schärfer zugespitzt, der alte Kaiserstaat schloß sich wieder so streng wie zuvor gegen seinen Nachbar ab, aber der verwegene Gedanke: mit unzureichenden deutschen Elementen über Deutschland herrschen, oder richtiger gesagt, österreichische Pfaffenwirthschaft, österreichisches Papiergeld und österreichische Fabrikate nach Deutschland importiren zu wollen, lebte noch immer fort. Gab es vordem viele, die es der alten Tradition zu liebe vorgezogen hätten, Oesterreich an der Spitze zu sehen, so war es jetzt durch seinen Nationalitätenhader, seinen bornirten Hochadel, seinen herrisch gewordenen Jesuitismus, der fortwährend von oben begünstigt wurde, durch das Bündniß von Dummköpfen und Scheusalen, die sich in die Gewalt theilten, allen Einsichtigen widrig und verhaßt geworden.

Nachdem im Kriege von 1859 der militärische Nimbus verloren gegangen, sühlte der bis dahin herrschende Absolutismus seine Kraft gebrochen, es wurde wieder den Völkern ein Antheil an der Regierung gewährt, eine Zeit des Experimentirens begann. Die Zweitheilung des alten Reichs als Oesterreich-Ungarn kam wieder an die Tagesordnung. Man hätte meinen sollen, daß in der einen Hälfte das deutsche Element zur unbestrittenen Herrschaft hätte gelangen müssen, aber dem war nicht so; slawische Kräfte waren emporgewachsen, fortwährend die Entwicklung des Verfassungslebens bedrohend, und in steten Compromissen schwankte man weiter.

Der Journalismus kam in die Höhe und absorbirte viele Talente. In der Literatur war die spanische Liebhaberei, die allerdings die tollste der Marotten war, verschwunden, doch darum griff man nicht zu deutschen Elementen zurück, man lehnte sich an die Franzosen. Wien wollte ein zweites Paris werden und ward es in der Mode, Geschmack, Richtung. Hier hatte es von jeher eine vornehme Gesellschaft gegeben, die keinen Satz zu sprechen oder zu schreiben gewohnt war, ohne daß sie ein paar französische Brocken hineinmischte, — sie ist noch nicht verschwunden. Das Erlernen des Französischen galt als unerläßlich, in jeder reicheren Familie war eine französische Bonne zu finden. Die Dramendichter behandelten alle möglichen Stoffe, wichen aber sorgfältig allen solchen aus, die ein deutsches Pathos in sich hatten: die Rücksicht auf den kosmopolitischen Staat war fortwährend im Spiele.

Die letzte und glänzendste Blüthe der Wiener Dichterschule starb in Fr. Halm. Als nach seinem Tode der Katalog seiner Bibliothek gedruckt wurde, konnte man etwas gar Seltsames gewahren. Es zeigte sich, daß in seinen Bücherschränken kein bedeutenderes Werk der spanischen Literatur fehlte, während die deutsche auf's ärmlichste vertreten und fast nur auf Schiller, Goethe und einige alte Romane beschränkt war. Die Sache war keineswegs zufällig, vielmehr ein Symptom.

Die fortdauernde Prätension Oesterreichs, in Deutschland regieren zu wollen, hatte zum Kriege von 1866 geführt. Konnte er für Oesterreich anders als unglücklich endigen? Preußen hatte die nationale Idee fort und fort bewahrt; jeder Krieg, den Preußen geführt, hatte seine Helden erzogen, vom siebenjährigen Krieg war die Tradition auf die napoleonische Zeit, von dieser auf die Männer von heute übergegangen. Wie die Hohenzollern ihr Volk gesammelt aus den Trümmern des zerfallenden Deutschen Reichs und es zusammengeschmolzen, war jedem gegenwärtig: die Geschichte, eigentlich die Kriegsgeschichte Deutschlands, war der preußischen Jugend eine heilige Schrift. Zudem hatten die Führer der Armeen die ganze Bildung ihrer Zeit in sich aufgenommen. In Oesterreich dagegen hatte die Armee ihre Siege über die eigenen Bürger für große Dinge gehalten; Haudegen und Dreinschlager sahen sich für Feldherren an, Truppentheile von allen möglichen Nationalitäten sollten angeblich für eine deutsche Sache einstehn, von der sie durchaus nichts begriffen.

Außer einigen Weisen, einigen Clericalen und den Börsenmännern Frankfurts trauerte wohl in ganz Deutschland niemand darüber, daß kein österreichischer General mit serbischem oder czechischem Namen fortan in der Bundeshauptstadt weilen werde, aber die österreichische Armee und alles, was mit ihr zusammenhing, knirschte mit den Zähnen, von Preußen besiegt zu sein. Indeß schob man alles auf das Zündnadelgewehr. Mit zähester Consequenz klagte man nur immer wieder Preußens Bundesuntreue, nicht die eigene Verblendung, die zum Schaden ausgeschlagen, an. Daß Preußen nicht in der Klemme zwischen Nachbarn, die ihm jede freie Bewegung wehren wollten, hatte sitzen bleiben können, daß es nothgedrungen seine Mission durchführen mußte, ein Deutschland zu schaffen, wenn auch mit Blut und Eisen — dafür zeigte sich kein Verständniß.

Jahre vergingen; noch brach sich keine gerechte und richtige Anschauung Bahn. Selbst nach der französischen Kriegserklärung und nach den deutschen Siegen wurden die großen Vorgänge draußen auf's engherzigste beurtheilt. Die echten Oesterreicher faßten den Kampf als einen solchen auf, in welchem zwei Gegner sich gegenseitig verwunden sollten, damit dann der dritte wieder etwas zu bedeuten habe. Besonders in Wien, wo so viel fremde Quellen gleichsam in ein großes Bassin flossen, sah es schlimm aus und es klärte sich nicht, so wacker auch die großen Journale — die beiden „Pressen" obenan — im Dienst des deutschen Gedankens arbeiteten.

Digitized by Google

Keine reine Anerkennung kam zum Durchbruch, immer wieder wurde genörgelt, sogar von den besseren, sogar von Ansit. Grün in mühsam zusammengeschweißten Sonetten. Schmerling hielt gerade um die Zeit, da der Einzug der Deutschen in Paris bevorstand, den Moment für gekommen, in seiner feierlichen Ansprache an das Herrenhaus von dem „schönsten Patriotismus der Franzosen" zu reden. Von den Dichtern, die gut angeschrieben sein mochten, hatte keiner für die Gründung des Deutschen Reichs ein Wort des Grußes.

Indeß hatte sich aber doch schon von unten herauf ein besseres Verständniß angebahnt. Daß alle Weissagungen der Preußenfeinde, die als Folge der deutschen Siege eine Aera des Militärdespotismus proclamirt hatten, so jämmerlich zu Schanden wurden, und daß alles, was von draußen her verlautete, geeignet war, ein deutsches Herz zu erheben — das wirkte doch. An jene, die den Boden ihrer Provinz mit Slawen theilen, waren zudem die Hohenwart'schen Pläne herangetreten und hatten ihnen die Gefahren gezeigt, vor denen nur der Zusammenschluß mit dem übrigen Deutschland bewahrt. Da ward es jenen acht Millionen immer klarer und klarer, daß nur der deutsche Geist Oesterreich zu halten, zu beleben und ihm Selbstständigkeit zu geben vermöge.

In diesem Augenblicke stehen mit Ausnahme des in deutscher Sprache erscheinenden Tagchenblattes, seines Wiener Ablegers, und dem clericalen „Vaterland", so ziemlich all größeren Blätter Oesterreichs für die deutsche Sache ein, eine deutschnationale Partei hat ein großes Blatt von wachsender Verbreitung, die „Deutsche Zeitung", gegründet.

Gehörte bis vor kurzem über Deutschthum in Oesterreich zu schreiben eigentlich in die Sphäre der embryologischen Forschungen, so ist dies jetzt anders: die Saat der Ideen steht bereits weit über den Boden hinaus. Sie wird bald noch höher emporschießen und der Gegend ihren Charakter geben. Der alte Bann scheint gefallen, frei wehen die Winde die Saatkörner herein und der Boden ist gesund und empfänglich....

Soll es nun anders werden — so muß vor allem andern das Vorurtheil gegen die Norddeutschen aufhören. Wie könnte sich deutsche Gesinnung vertragen mit Abneigung gegen den Stamm, der alle Forderungen des deutschen Geistes sammt und sonders als die seinigen acceptirte und kühn und entschlossen die Führerschaft übernahm? Der Oesterreicher muß einsehen lernen, daß die Ereignisse von 1866 ein nothwendig gewordener Streit um das Principat waren. Haben in Baiern alle, die Pfaffenpartei ausgenommen, ihren Widerwillen als Thorheit betrachten gelernt, so muß auch von Oesterreichs Seite die Aussöhnung eine vollständige werden. Der einseitige Standpunkt des Verletzten muß aufgegeben werden.

Der schwerste Vorwurf, den man Oesterreich machen muß, ist der, daß es den deutschen Boden vor den fremden Elementen zu schwach und lau vertheidigte: so kam's, daß im Lauf der Jahre Böhmen immer czechischer, Ungarn immer magyarischer wurde. Die Hauptschuld daran trifft die Regierung, die im Schaukelsystem und in der Bevorzugung der fremden Elemente ihre Sicherheit suchte, aber auch die Bevölkerung selbst trifft die Anklage. Zu Concessionen und Anglecichen immer erbötig, duckte sie sich, statt den Kopf hoch und stolz zu erheben und wich vorsichtig dem Verdacht aus, eine höhere Race darstellen zu wollen. Das Heilmittel läge nahe, wie schlimm auch bereits die Sachen stehn. Werden nur, während sich die Böhmen immer czechischer geberden, die Deutschen immer deutscher, so ist auch heute noch alles wiederzugewinnen, was in Schule und in Gemeindehaus, im bürgerlichen wie im öffentlichen Leben verloren gegangen. Damit es aber dazu komme, muß vorerst der romanische Zwang, der so lange auf den Bevölkerungen lastete, gründlich entfernt werden. Um ein edles und berechtigtes Nationalgefühl, das einst da war, aber mit durch Jahrhunderte fortgesetzter Absicht systematisch ausgetrieben wurde, wieder emporzubringen, ist die erste und Hauptbedingung die Entfernung des ultramontanen Alpdrucks. Er kann nur aufhören, wenn das Schaukelsystem der Regierung aufhört, die noch immer nicht wagt dem Clerus entgegenzutreten, auch da, wo er entschieden staatsfeindliche Operationen beginnt. Das neue Schulgesetz, durchaus tüchtig und gesund, wird leider mit Connivenz der obersten Behörden noch fort und fort umgangen und das Volk durch solch zweideutiges Verfahren seitens der Regierung demoralisirt.....

Kann, fragen wir schließlich, von den dynastisch und particularistisch Fühlenden in Oesterreich eine Einverleibung Deutschösterreichs in Deutschland ernstlich gefürchtet werden und für sie ein Gegenstand der Sorge sein? Oesterreich wird länger, als wir alle leben, Oesterreich bleiben! Gäbe es auch eine Partei — ich rede nicht von Einzelnen —, welche die Einverleibung begehrt, sie wäre ohne Sinn, weil es in Deutschland keine Partei gibt, die sie aufnehmen möchte, außer einer dem Reich selbst feindlichen. So viel fremde, theilweise widerstrebende Elemente aufnehmen, hieße das Schiff, welches sattsam mit unruhigen Wellen zu kämpfen hat, bis auf die Gefahr des Scheiterns hin überbürden. Auch hier, wie in vielen andern Dingen, wird man auf das zurückkommen, was das Parlament von 1848 nach gehöriger Prüfung festsetzte: der engere Bund, welcher allerdings immer mehr als Einheitsstaat sich gestalten dürfte, wird einen weiteren Bund, jetzt mit Cisleithanien anstreben, doch nur für den ersteren werden die Reichsgesetze gelten.

Es ist ja auch vorläufig mit der moralischen Unterstützung, die Deutschland gewährt, genug.

Man hat über das Culturnachsteintragen, die Erziehungsmission, die dem deutschen Element in Oesterreich vindicirt wurde, genugsam gewitzelt. Sie war auch komisch, denn es fehlte die Kraft, bei unbändigen Elementen etwas durchzusetzen, und fortwährend trat die zweideutige Haltung der Regierung hemmend und beirrend hinzu. Dies könnte jetzt, wenn das deutsche Element sich zur Energie aufraffte, anders sein. Hinter den Eltern, die mit den ungeberdigen Zöglingen in Connivenz stehn, steht ein Onkel, der dem Lehrer den Rücken deckt und im schlimmsten Fall den Excessen steuert....

Ich bin von der Ueberzeugung ausgegangen, daß das deutsche Gefühl, das deutsche Bewußtsein in Oesterreich eigentlich noch unentwickelt, rudimentär daliege und im ersten Stadium seines Wachsthums stehe. Daß dies der Fall, ist mein ganzes Leben hindurch Gegenstand meiner Klage gewesen; jetzt, wenn ich zurückehe und alles überschaue, scheint es mir fast, daß es sein Gutes gehabt. Die österreichische Präpotenz wurde der Stimulus, dem wir die Thaten von 1866 und mithin auch von 1871 verdanken. Die Demüthigung von Olmütz wirkte wie einst die Niederlage von Jenaaufdas norddeutsche Nationalgefühl, österreichische Staatsmänner arbeiteten selbst daran, daß ein lästiges und verhängnißvolles Verhältniß sich klärte und gelöst werde. So wurde aber auch die Trennung Oesterreichs von Deutschland im Jahre 1866 mit verhältnißmäßig geringen Schmerzen herbeigeführt. Wäre dies anders gewesen, wir ständen heute noch im Drangsal der Conflicte.

Jetzt kann Oesterreich allmählich herausreifen, während das Reich erstarkt.

Man versöhnt sich, je länger man lebt, je mehr mit der Wirklichkeit.

Alfred Meißner.

Die preußische Garde

im Feldzuge 1870/71.

Es sind jetzt zwei Jahre, daß die National-Zeitung, und, ihr folgend, alle übrigen Blätter der Hauptstadt, einen R. L. unterzeichneten längeren Bericht brachte: „Die Garde bei St. Privat". Am selben Tage noch war es eine vielgestellte,

Digitized by Google

freilich nur in Hypothesen beantwortete Frage: wer ist R. L.? „Ein Generalstäbler". Aber das genügte nicht. Welcher Gattungsbegriff hätte je vermocht ein Herz zu befriedigen, das sich nach einem Eigennamen sehnt? Zudem war die Richtigkeit dieser Hypothese, die mehr eine Antwort-Umgehung als eine Antwort war, mindestens zweifelhaft. Die Bestimmtheit der Angaben, die Gehaltenheit des Ausdrucks, das Auge für das Terrain schienen auf eine offiziell-militärische Quelle zu deuten; andres sprach dagegen. War es doch ein Generalstäbler, so paßte auf ihn der Ausspruch eines unserer gefeiertsten Novellisten, der, nach Erscheinen des „Bismarck-Buches", bei Lesung der zahlreich eingeströmten Bismarck'schen Briefe, in die Worte ausbrach: „ein Glück für uns, daß er nicht Schriftsteller geworden ist".

Das Geheimniß von damals hat nun schließlich seine Lösung gefunden und zwar in einem eben erschienenen Büchelchen: „Die preußische Garde im Feldzuge 1870/71, von Rudolph Lindau". Eine kurze Personal-Notiz mag unsere Besprechung einleiten. Rudolph Lindau, seit Anfang der fünfziger Jahre in Paris mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, hervorragender Mitarbeiter an der Revue des deux Mondes, dann längere Zeit (gegen zehn Jahre) in Asien, namentlich Japan, als Generalconsul der Schweiz politisch thätig, gab bei Ausbruch des Krieges, der ihn wieder in Paris sah, seinen dortigen Aufenthalt auf, kehrte heim von dem lebhaften Verlangen erfüllt sich einem deutschen Truppentheile anschließen zu dürfen, fand Gelegenheit dem Prinzen August von Württemberg seine Wünsche vorzutragen und sah sich alsbald dem Hauptquartier des Gardecorps als Berichterstatter attachirt. Er debütirte mit der oben erwähnten glänzenden Schilderung des Gardesturms bei St. Privat und hätte anderen Tages schon, wenn er Zeuge der Wirkung dieses Berichts gewesen wäre, das berühmte Wort Lord Byrons nach Publicirung des Childe Harold auch mit Rücksicht auf seine eigne Person eitiren können.

Der im Sturm errungene Name war ein wohlverdienter. Was gleich die ersten Berichte aussprechen, und in den Modelungen, die die Gesammtheit derselben inzwischen erfahren hat, noch mehr hervortritt, ist ihre Eigenartigkeit. Weit über das allgemeine Talent der Darstellung hinaus, das heutzutage kaum noch zählt, repräsentiren sie, ihrem Ton wie ihrem Zwecke nach, eine besondre Gattung. Dies allein verdiente es, die Aufmerksamkeit auf sie hinzulenken.

Sie sind eigenartig. Wodurch? Alles, was der Krieg bisher hervorbrachte, schlägt entweder die militärisch-fachwissenschaftliche oder die feuilletonistische Richtung ein, behandelt die Dinge entweder wie eine Schachpartie oder wie das Capitel eines Sensationsromanes. Zwei Extreme. Der strategische Mathematiker wendet sich ausschließlich an den Verstand, der „novelwriter" an die Phantasie seiner Leser. Ich wähle den englischen Ausdruck absichtlich. Denn die ganze Gattung — dieser flüchtige Excurs mag gestattet sein — ist uns aus England überkommen. Der englische Berichterstatter ist schlimmer als jeder andre, natürlich immer den americanischen ausgenommen. Der französische lügt einfach, die nationale Eitelkeitsphrase ist ihm klar und erkennbar an die Stirn geschrieben; der englische aber hat alle Allüren des ehrlichen Mannes, er gibt die minutiösesten Details, und das Heine'sche Wort in seinem herrlichen „Firdusi"

Und der Wahrheit stolzer Mann
Ach, er hat mich doch belogen,

scheint eigens für ihn und seine Gattung erfunden worden zu sein.

Rudolph Lindaus Schreibweise, von Nüchternheit und Phantasterei gleich weit entfernt, ist die Schreibweise des Historikers. Er stellte sich damit die schwierigste Aufgabe. Das Ereigniß der Stunde, während unser Herz noch bangt oder jubelt, historisch zu behandeln, liegt fast jenseits menschlicher Kraft. So weit es möglich ist, diese Aufgabe zu lösen, soweit sehen wir sie hier gelöst. Außer der wissenschaftlichen Gewohnheit historischer Betrachtung verfügte Rudolph Lindau noch, so möchten wir annehmen, über eine natürliche Beanlagung, das einzelne Ereigniß objectiv und im Zusammenhange mit dem großen Ganzen zu sehn. Aus diesem Sehen-im-Zusammenhange ergab sich ihm das Maß der Dinge, und aus dem Maß der Dinge wiederum die Präcision und die Einfachheit des Ausdrucks. Die letzteren beiden sind Geschwisterkinder und gehen meist Hand in Hand. Aber nicht immer. Victor Hugo ist präcis, aber keineswegs einfach.

Die Fähigkeit, die Dinge im Zusammenhange zu sehn, hat diese historische Skizze des Garde-Feldzuges zugleich zu einer knappen Darstellung des Krieges überhaupt gemacht. Bei keinem anderen Corps (mit alleiniger Ausnahme des XII.) ermöglichte sich dies so leicht und ungezwungen als bei dem Gardecorps, das dadurch, daß es aus der II. Armee in die neugebildete IV. oder Maas-Armee überging, in die Lage kam, an den drei großen und entscheidenden Ereignissen des Krieges: Metz, Sedan, Paris gleichmäßigen Antheil nehmen zu können. Die ersten vier Capitel des Buches führen uns bis vor Paris; die folgenden vier schildern die Belagerung, insonderheit die Kämpfe um Le Bourget; das Schlußcapitel bringt die Tage vom 18. März bis 28. Mai (Herrschaft der Commune), — dann Rückmarsch, und Einzug in Berlin.

Wir können es uns nicht versagen aus dem zweiten und dritten Capitel, worin die großen Ereignisse vor **Sedan** geschildert werden, einiges an dieser Stelle zu citiren, um den Leser selbst entscheiden zu lassen, ob wir die Eigenart des Buches richtig charakterisirt und für seine Vorzüge das richtige Wort gefunden haben.

„Um die Vereinigung der Mac Mahon'schen Armee mit der Armee Bazaines in Metz zu hindern, wurde nunmehr der directe Vormarsch auf Paris unterbrochen und die ungeheuren Massen der deutschen Armee, von einem starken, klaren Willen geleitet, führten während der nächsten fünf Tage jene großartig erdachten, strategischen Bewegungen aus, welche den erstaunlichsten Sieg aller Zeiten: die Schlacht von Sedan, zur Folge hatten .... Die Manöver der beiden sich bekämpfenden Armeen konnten jetzt mit einem Blicke verglichen werden. Mac Mahon, mehr und mehr gegen die belgische Grenze gedrängt, schien große Energie aufzubieten, um seine Armee auf dem schmalen Landstrich durchzudrängen, der zwischen der neutralen Grenze und den deutschen Armeen offen blieb. Die Deutschen machten in einer geringen Entfernung eine parallele Bewegung, um sich dem Feinde an allen Punkten, wo er in östlicher Richtung hätte durchbrechen können, entgegen zu stellen. So suchten wir die Schlacht, welche die Franzosen vermeiden wollten und vor der Schlacht bereits glichen die unbestimmten, zwecklosen Bewegungen des Feindes der Flucht einer geschlagenen Armee."

Nun beginnt die Schilderung dieses Gewaltmarsches auf Sedan zu. Am Abend des 30. wurde Beaumont erreicht (R. Lindau gibt hier eine meisterhafte Schilderung der mit Pechfackeln erleuchteten, mit Verwundeten bis auf den letzten Platz gefüllten Kirche); am 31. geschahen die letzten Anstrengungen vor der Schlacht. „Die Leute marschirten so stramm und schnell, daß die höchsten Offiziere zu verschiedenen Malen ihrem Stolze, solche Soldaten zu führen, in lauten Worten Ausdruck gaben. Und dann leuchteten die Gesichter der braven Mannschaften, und wenn ein General ein defilirendes Bataillon begrüßte und mit lauter Stimme fragte: ‚Seid Ihr noch nicht müde', dann erscholl es wie aus einem Mund: ‚Nein, nein, immer vorwärts!'"

Zu festgesetzter Stunde rücken die Garden in ihre Stellung zwischen Villers-Cernay und Givonne ein. Batterieen fahren auf. Oberst v. Scherbening wird tödtlich getroffen, nach ihm Hauptmann v. Roon.

„Der commandirende General des Gardecorps" — so beginnt nun die Schilderung der eigentlichen Schlacht — „befand sich in diesem Augenblick auf einer Anhöhe, von der aus das ganze Schlachtfeld überseh[en] werden konnte. Es war ein

Digitized by Google

großartiges, ein furchtbares Bild, wie es wohl kaum einem menschlichen Auge je geboten worden ist. In einem verhältnißmäßig kleinen Raum kämpften über 350,000 Mann; sie kämpften muthig und wüthend, den Tod verachtend; die Deutschen siegesgewiß heranstürmend, die Franzosen hoffnungslos, trotzig, jeden Fuß Terrain bis auf das äußerste vertheidigend. Der Feind, zwischen Sedan und Givonne, auf den Höhen und in den Schluchten des Bois de la Garenne zusammengedrängt, hatte nach allen Seiten hin Front zu machen. Im Norden und Westen stürmte der Kronprinz von Preußen, im Süden v. d. Tann auf ihn ein; südöstlich standen die Sachsen und im Osten und Nordosten die preußischen Garden. Ueber diesem Ring kämpfender Massen lag eine weiße Wolke, aus der es unaufhörlich blitzte und donnerte. Fürchterlich war die Verwüstung, welche unsere Artillerie anrichtete. Einem umstellten Löwen gleich versuchte der Feind, bald hier, bald dort einen Vorstoß zu machen; aber überall brachen sich seine decimirten Colonnen gegen unsere Truppen, die sich ihm auf allen Wegen entgegenstellten und ihn in den Kessel zurücktrieben, in welchem Tod und Verwüstung unbarmherzig wütheten. Die Garde-Artillerie unter Führung des Prinzen Hohenlohe, der von Batterie zu Batterie eilend einer jeden ihr fortwährend wechselndes Zielobject bezeichnete, wirkte Erstaunliches. Die Granaten flogen mit der Präcision einer von einem guten Schützen abgesandten Büchsenkugel. Vereinzelte Tirailleurschwärme wurden durch sie auf Distancen von 2500 bis 3000 Schritt erreicht und zum Umkehren gezwungen; größere Massen zerstoben vor ihnen wie hülflose Heerden von Wölfen angegriffen."

Endlich sind alle Positionen von den Unsern genommen; was auf den Höhen zwischen Givonne, Illy und Bois de Garenne focht, hat sich entweder in die Festung zurückgezogen oder sich gefangen gegeben. „In dem Thale," so fährt die Schilderung fort, „zwischen dem Bois de la Garenne und den soeben von der Garde verlassenen Positionen wimmelte es von französischen Uniformen; aber wir fanden nicht mehr kampffähige Männer, wie sie uns seit frühem Morgen gegenüber gestanden hatten; es waren arme, kampfesmüde, entwaffnete Gefangene. Premierlieutenant v. Trotha, der sie führte, stellte sie dem commandirenden General vor. An der Spitze des unübersehbaren langen Zuges standen Officiere, darunter viele hohen Ranges. Es war ein ergreifender Anblick, die tapferen Männer so gänzlich niedergeschlagen und elend zu sehen. Prinz August von Württemberg richtete einige Worte des Trostes an sie, wie sie der Moment seinem edlen Herzen eingab; dann ritt er grüßend an den Besiegten vorüber."

Neue lange Züge von Gefangenen. Die Füsiliere der 1. Division brachten deren mehrere Tausend. Einer der preußischen Soldaten trug die eroberte Fahne des 17. französischen Linien-Regiments. Auf der gelben Seide standen die Namen von Austerlitz und Jena.

„... Die Schlacht war geschlagen. Es handelte sich jetzt darum, 20,000 Todte zu begraben, doppelt so viel Verwundete zu verbinden und zu verpflegen, 80,000 Gefangene zu überwachen, unschädlich zu halten und nach Deutschland zu transportiren und dabei den Vormarsch auf Paris ohne Aufenthalt fortzusetzen. Die große Aufgabe wurde vollständig gelöst. Dies konnte indessen nicht ohne Anwendung energischer, durchgreifender Maßregeln geschehen, die oftmals hart erscheinen mochten. Die Gefangenen waren vorläufig nach einer Halbinsel gebracht worden, welche in der Nähe von Sedan durch eine Schleife der Maas gebildet wird. Inmitten dieser Schleife liegt das Dorf Glaires. Die Gefangenen, die keine Decken oder Mäntel hatten, mußten auf der kalten, nassen Erde bivouakiren und das „Lager von Glaires" wurde ein fürchterlicher Aufenthalt für sie. Sie sprechen noch heute mit Schaudern davon."

„... Wir sollten, zum Schluß, auch den gefangenen Kaiser sehn. Am 3. September auf dem Wege von Fresnois über Givonne nach der belgischen Grenze passirte er die Stellungen des Gardecorps in unbedeutender Entfernung. Mehrere Officiere des General-Commandos, die sich zufälligerweise rechtzeitig auf dieser Straße befanden, erblickten plötzlich einige Eclaireurs, dem 1. (Leib-) Husaren-Regimente angehörig, die ihnen entgegen gesprengt kamen, und deren Führer sie ersuchte, die linke Seite des Weges frei zu lassen. Gleich darauf defilirte eine Schwadron Husaren, dann folgte ein kleiner geschlossener Wagen von sechs starken, schönen Pferden à la Daumont geschirrt, gezogen. Es war ein einfacher, schwarzgrüner Wagen, stark und doch von seltener Eleganz; jeder Pariser hätte ihn unter Hunderten als eine kaiserliche Equipage bezeichnet.

Oftmals, ja vor wenig Wochen noch, hatte man ähnliche Coupés die Champs-Elysées herunterrollen sehen; da ging es im langen Trab der berühmten braunen Hengste des kaiserlichen Marstalls; die sluthende Menge theilte sich vor dem Gespann; Wagen und Reiter flogen auseinander, um ihm Platz zu machen, und wie eine Vision von unbeschränkter, fast unheimlicher Macht und Größe, sagte es rasch und frei, kein Hinderniß kennend, vorbei; überall sah man ehrfurchtsvoll entblößte Häupter und die feierliche Stille, die ringsum herrschte, wurde nur durch das Rufen „Vive l'Empereur!" unterbrochen.

So war es achtzehn lange Jahre hindurch gewesen. Und heute? — Aus dem schwarzen, tiefhängenden Gewölk strömte der Regen. Die Pferde wateten mühsam in den durch die schweren Geschützwagen beinahe unfahrbar gemachten Wegen. Die Husaren, in lange, graue Mäntel gehüllt, die Köpfe gegen den Sturm gebeugt, zogen finster und schweigsam die Straße entlang. In dem schwarzgrünen Coupé saßen zwei Männer in französischer Generalsuniform. Der eine, den niemand beachtete, war, so sagte man, der kaiserliche Adjutant General Reille. In dem andern erkannte jeder, der ihn sah, Louis Napoleon Bonaparte. Die Officiere des General-Commandos hatten Front gemacht und grüßten ehrerbietig. Der Kaiser dankte ernst und tief. Der Wagen fuhr langsamen Schrittes, so daß es leicht war, ohne ungebührliche Neugierde zu zeigen, den hohen Gefangenen zu betrachten. Er sah ermüdet und abgespannt, aber weder düster noch niedergeschlagen aus; jene unburchdringliche Gleichgültigkeit, die seine Physiognomie charakterisirt, die er seit zwanzig Jahren in allen Phasen seines bewegten Lebens zur Schau getragen, jene tiefe, unheimliche Ruhe, die ihn zum Räthsel der Neuzeit gemacht hat, lag auf seinen Zügen. Die furchtbare Tragik der Ereignisse war überwältigend. Da saß er ruhig und kalt, der finstre Held, für den Tausende und Abertausende geblutet hatten, Hunderttausende in unsägliches Elend und Verderben gestürzt waren. Noch gestern der mächtigste Monarch und heute? Gefangen, ärmer, als der ärmste freie Mann!

Dem kaiserlichen Coupé folgten zwölf einspännige Wagen mit dem Gefolge und Gepäck des Kaisers, dann kam eine lange Reihe schöner Handpferde; eine zweite Schwadron der Leibhusaren schloß den Zug. Langsam und feierlich wie ein Leichenbegängniß, ein Leichenbegängniß irdischer Macht und Größe, verschwand er aus dem Gesichtskreise und von dem ungeheuren Leichenfelde, auf dem Deutschlands ruhmgekrönte Truppen kampfesmüde ruhten und auf dem Frankreichs Herrlichkeit verblutet war."

Diese Auszüge mögen genügen. Der große Gedanke der Sedan-Schlacht ist nie klarer und einfacher dargelegt, der Schlußact dieses weltgeschichtlichen Dramas nie ergreifender geschildert worden. Dabei auch hier, in consequenter Weise, das Zurücktreten der Person. Der Leser achte auf den Passus: „Oftmals hatte man ähnliche Coupés die Champs-Elysées herunterrollen sehen"; — auch an dieser Stelle verzichtet der Verfasser auf das so verlockend sich ihm darbietende Wörtchen „Ich".

Es ist jetzt Mode geworden, Kriegswissenschaftliches zu lesen. Je gelehrter, desto besser. Ich werde nie die Frage vergessen, die die reizende Tochter eines Confections-Geschäftes während des letzten Winters aus ihrem Schaukelstuhle heraus

Digitized by Google

an mich richtete: „rathen Sie mir zu Blume oder Graf Wartensleben?“ Ich kannte die Fragerin zu gut, um auch nur einen Augenblick zu schwanken und wußte, daß sie nichts hören wollte, als die Bestätigung ihrer „inneren Stimme“. Ist es nöthig zu verrathen, nach welcher Seite hin diese Stimme ging?!

Das Strategische ist Mode geworden. Wie einst in jedem Preußen ein Stückchen vom „alten Fritzen“ steckte, so jetzt vom alten Moltke.

Rudolf Lindaus Buch aber wird diese Mode überdauern.

Th. Fontane.

Literatur und Kunst.

Von der Ostsee.

Epistel.

Liebster, Du sendest mir freundlichen Gruß und fragst mich mit Antheil,
Wie mir die Stille behagt, seitdem am Ufer der Ostsee
Auszuruhen der Arzt mir gebot, und was ich beginne?
Wenig genug in der That, doch das Wenige gänzlich nach eignem
Wohlgefallen einmal und befreit von mancherlei Plage,
Die mich zu Hause verfolgt. Hier drängt kein fader Besucher,
Um von Literatur, Jesuiten und Actienschwindel
Gleich Geistloses zu schwatzen, sich auf, kein klimpernder Nachbar
Schreckt mir die Muse hinweg mit nie abreißendem Walzer,
Kein langweilig Geschäft, das anspruchsvoll an die Thür pocht,
Hält mich plötzlich zurück, wenn die sonnige Frische des Morgens
Dringend in's Freie mich lockt. Und köstliche Junistage
Golden und blau, stets wieder erfrischt in leichten Gewittern,
Gönnt' uns der Himmel bis heut. Auch fand ich ein wohnlich
Quartier aus,
Wie's dem Poeten gefällt, nicht schmuckvoll, aber behaglich,
Ostwärts schauend, mit breitem Altan, an der Mündung des Hafens,
Nahe den Gärten des Bads und dem schlank aufsteigenden Leuchtthurm.

Süß ist's müßig zu gehn nach dem Drang anstrengender Wochen.
Morgens ein Buch des Homer, aus Shakespeare Abends ein Aufzug
Weiht und beschließt mir würdig den Tag. Im übrigen halt' ich,
Nur mit Wetter und Wind, mit Sonn' und Wasser verkehrend,
Alles Gedruckte mir fern; kaum daß nach Tisch ich die Zeitung
Rasch durchfliege, zu sehen, ob Bismarck etwa, des Reichstags
Donnerer, wieder einmal die olympischen Locken geschüttelt
(Zwar drei Haare nur sind's, wie es heißt, doch sie wirken das Gleiche),
Was in Paris durch die Gassen man schreit, was heimlich in Rom spinnt.
Oder — es bleibt ja zuletzt sich selbst doch jeder der Nächste —
Ob im Theater ein Stück mir durchfiel oder beklatscht ward.

Aber der Seewind weht und verweht Politik und Kritik mir.
Prächtig entfaltet das Meer im Juwelengeschmeide des Mittags
Ringsher seinen unsterblichen Reiz und willig gefesselt
Leb' ich in süßem Vergessen dahin und genieße der Stunde.

Bald in den sonnigen Tang am flacheren Strande gebettet
Saug' ich den Athem der Fluth und vertiefe mich still in den Zauber
Ihres Farbengewogs, wie sie leis' aufrauschend heranschwillt
Vorn wie Opal, malachitgleich dann, dann tiefer smaragdgrün,
Bis sie zuletzt unermeßlich sich dehnt in dunkelnder Ferne
Blau wie gediegener Stahl. Bald wandr' ich am Fuße des schroffern
Felsgleich starrenden Ufers entlang, im schlüpfrigen Meersand
Zwischen Quallen und Kies nach Bernstein suchend und Muscheln
Sammelnd, wie ich als Knabe gethan, es ergötzt mich noch heute.
Oder vom weitvorspringenden Damm, wo stärker die Woge
Am Gequader sich bricht und über der rollenden Brandung
Weiß aufsprühenden Gischt mit Gekreisch hinflattert die Möve,
Blick' ich hinaus in die offene Bucht und sehe die Schiffe
Wechselnd kommen und gehn, schwanzleich mit schimmernden Segeln
Diese, die andern mit Rädergebraus und feuchtendem Schlote,
Draus das Gekräusel des Rauchs auffuillt, wie ein schwankender
Helmbusch.
Majestätisch ziehn sie dahin, mit der wimpelnden Flagge
Prunkend, wie sie der Stolz seemächtiger Völker und jetzt auch
Wieder des unsrigen ist, die gehügelte Fluth aufpflügend,
Daß sie in Furchen von Schaum breit nachwalli. Aber dazwischen
Tanzt manch ruderndes Boot und die hurtigen Barken der Fischer
Braunbeschwingt wie die Schwalben der See, schrägstehenden Mastes
Schießen vorüber im Flug. Doch wenn dann frischer am Abend
Aus Nordosten der Wind herbläst, da besteig' ich zur Seefahrt
Selbst mit dem Lootsen den Kahn und im Spätroth über der Tiefe
Kreuzend wiegen wir uns, von der schlunchenden Welle geschaukelt,
Bis im Duft uns die Küste verschwimmt und in purpurner Dämmrung.
Ringsum Himmel und Fluth und feierlich Brausen, da schwillt mir
Weit vom mächtigen Hauche die Brust, das Unendliche schauert
Dunkel empfunden mich an und erquickt aufathmet die Seele.
Dann aus Nebeln des Meers auftauchend grüßt mich die Muse
Wohl mit verheißendem Blick; und wie ferne Musik auf der Nachtluft
Fittichen schwebt, undeutlichen Klangs, so regt sich die Ahnung
Künftiger Lieder in mir, noch wortlos. Aber indessen
Hat mein Lootse das Segel gewandt, aus Lämmergewölken
Steigt in's Blaue der Mond und das glühende Auge des Leuchtthurms
Streift mit zitterndem Glanz das Gewog und leitet uns heimwärts.

Sieh, so rollen die Stunden dahin in steter Verwandlung
Aber sich gleich an Reiz und im Flug vollendet der Tag sich;
Einsam zwar, doch beschleid' ich mich gern. In gesammelter Stille
Fühlt' ich mich glücklicher stets, als im summenden Schwarm der
Gesellschaft,
Der zum Ernste zu träg und zu steif für den Scherz; es genügt mir,
Wenn mich bisweilen ein Freund heimsucht, beim Becher zu plaudern.
Laß mich dann immer der stärkenden Kraft fortschweigend genießen;
Löst sich der Druck doch schon der erschütterten Nerven und freier
Täglich erheb' ich das Haupt; vielleicht auch reißt mir im Schweifen
Zwischen Wellen und Wind ein Gesang noch, der Dich erfreu'n mag.

Travemünde, im Juni 1872. **Emanuel Geibel.**

Ueber das Couplet.

Das Couplet! Ein deutsches Wort hat man bisher für dies undeutschste Product der Neuzeit nicht herausfinden können, — wird es auch nie, denn in der ganzen deutschen Sprache liegt zu viel Gesundheit, als daß sie sich dazu hergeben könnte, dies kranke Wechselbalg aus der Taufe zu heben. Dem Franzosen haben wir den Ausdruck entlehnt, — nicht die Sache, denn der Franzose weiß noch heute nichts von einem Bühnencouplet in unserem Sinne. Es ist hart, als guter Deutscher den Franzmann loben zu müssen, besonders jetzt; aber Wahrheit gebietet Achtung, und Wahrheit ist es, daß auch die letzte Vorstadtbühne von Paris das Couplet in dem bei uns gebräuchlich gewordenen Zuschnitt dahin schickt, wohin es gehört, in die — (man verzeihe mir die Uebersetzung) — Singekneipen! — Ich bin weit entfernt davon, den Gesang und ganz besonders den humoristischen Gesang von der Bühne entfernen zu

Digitized by Google

wollen, — das Volksstück (was doch unter allen Umständen die Posse nur sein soll) — bedarf dessen, aber der Gesang muß ein Ding sein, das zum Ganzen gehört, die Handlung nicht unterbricht, sondern vermittelt. Die Lappenjacke des Arlequino ist kein Rock und ein Stück, in dem an jeder beliebigen Stelle der Tactstock des Capellmeisters einsetzen kann, ohne daß es dem Erfolg schadet, kann noch so wirksam gearbeitet sein, kann noch so sehr Beifall und Zuspruch finden, — es bleibt immer ein erbärmliches Machwerk im ästhetischen Sinne.

„Aesthetik in der Posse?" höre ich so manchen hohnlachend ausrufen. Darüber etwas zu schreiben, wäre frevelhafte Raumverschwendung und dies Thema höchstens noch in das Bereich der Ober-Secunda-Stilübungen oder der Preisarbeiten eines Blaustrumpfvereins zu verweisen. Jeder Vernünftige wird sich darüber klar sein und deren sind ja, Gott sei Dank, nicht wenige! — Aber das Couplet ist der directe Feind der Possenästhetik und neben und mit ihm ist die gerühmte bessere Stufe der Posse, die die Kritik unaufhörlich verlangt, nie zu erreichen. Betrachten wir doch einmal, wie das Couplet groß gewachsen und wie es zum frischen, lebendigen Volkskind geboren, sich zum ungezogenen und gemeinschädlichen Schlingel entwickelt hat. Als Kalisch, der unerreichte Meister des Couplets, die ersten Versuche auf diesem Gebiete machte, waren es Dinge, die Verstand und Witz, Sinn und Frische hatten und vor allem Dinge, die dahin paßten, wo er sie hinbrachte. In „100,000 Thaler" sangen Stullmüller und Bullrich genau so, wie Stullmüller und Bullrich zu denken fähig waren und auch der Köchin Wilhelmine waren keine Worte in den Mund gelegt, die sich der Fettdampfatmosphäre entzogen. Ich halte diese ersten Couplets von Kalisch für die besten, die überhaupt je geschrieben worden sind. Da kam die politische Umwälzung von 48, — eins, zwei, drei hatte sie sich da aufgepflanzt, wo sie am wenigsten hingehörte, auf der Bühne. Das Couplet wurde in Pacht genommen und bildete den ständigen Epilog zu den Reden Helds und Lindenmüllers. In kaum einem Jahr war die Wandlung geschehen, — was noch in „100,000 Thaler" als reizendes Beiwerk erschien, war souveräner Herrscher geworden und entwickelte als solcher die unsinnigsten Tyrannenlaunen. Das die Couplets servirende Stück war völlig Nebensache geworden und ist es mehr oder minder noch heute. Kalisch selbst folgte wohl oder übel dem allgemeinen Strom; aber wenn auch er die Gabe besaß, durch schlagfertigen Witz und Grazie der Form über das ästhetische und logische Deficit hinwegzuhändeln, so ist es doch wahrhaft schreckenerregend, wenn man betrachtet, was von seinen Nachtretern seit 20 Jahren für Verbrechen gegen den gesunden Menschenverstand begangen worden sind.

„Ich hab' ein Couplet, — wenn ich nur ein Stück dazu hätte!" so lautete die Exclamation bedrängter Poeten, während doch bei selbst schwachen Cerebralverhältnissen die Logik beduciren sollte: „ich hab' ein Stück, — wenn ich nur Couplets dazu hätte". Handlung, Verwicklung, Dialog, Wortwitz — alles wurde von dem gefräßigen Ungeheuer „Couplet" verschlungen. Wenn ein Director ein Stück zur Prüfung erhielt, so blätterte er zuvörderst nach den Couplets und an diese knüpfte sich sein ästhetischer Machtspruch; wenn ein Komiker eine Rolle erhielt, so fiel sein erster Blick auf das Couplet und von diesem hing es ab, ob er sich für das Stück zu interessiren habe oder nicht. Von einem sehr bekannten und sehr renommirten Theaterleiter kenne ich eine dahin bezügliche Aeußerung, die schlagend ist. Als man ihm von einem ebenfalls bekannten und renommirten Schriftsteller sprach und die Vorzüge des letzteren betonte, cassirte der Herr Director diese günstige Censur mit den Worten: „ach, der Mann kann ja kein Couplet machen!" Ob er ein Stück machen konnte, war also völlig Nebensache. Wurde doch diese, viele Jahre lang dem die Musikstücke verbindenden Dialog weder vom Publicum noch von den Schauspielern Aufmerksamkeit geschenkt und das beiderseitige Interesse begann erst, wenn der Capellmeister den Stab erhob. Zwei gelungene Refrains, die das Publicum beim Nachhausegehen auf den Lippen behielt, noch denselben Abend zur Erinnerungsfrische in der Bierkneipe nachsang, die den andern Mittag an der Börse circulirten, genügten, den geistlosesten Producten monatelanges Bürgerrecht in Berlin zu verleihen. Keinem Menschen fiel es ein, zu überlegen, wie er doch eigentlich auf's haarsträubendste zum Narren gemacht sei, wenn ihm dieser oder jener Stallknecht, dessen knüppeldicke Dummheit in der vorangegangenen Scene nach allen Regeln der Kunst dargethan wurde, — im selben Athem die raffinirtesten Reflexionen über Politik, städtisches Gemeinwesen, Toleranz ꝛc. ꝛc. gesanglich zum besten gibt und Controversen über Begriffe aufstellt, die ihm vermöge des Charakters seiner Rolle nicht mal dem Namen nach bekannt sein können. Niemand fand Anstoß daran, wenn eine Dorftrine, die soeben erst verstichert, daß sie nicht lesen könne, von Ida Hahn-Hahn oder George Sand sang. Daß das doch eigentlich eine ungeheure Beleidigung des mit den üblichen fünf Sinnen ausgestatteten Zuschauers sei, darauf ist, von diesen wenigstens, in 20 Jahren keiner gekommen.

Und nun gar das später aufgetauchte Zwittergeschöpf, das auf eine hervorragende Persönlichkeit zugeschnittene sogenannte „sentimentale Couplet!" Dies war eine nicht nur barocke, sondern geradezu widerwärtige Erscheinung. Ein guter, lustiger, meist sehr beschränkter Mensch muß auf einmal, weil's dem Dichter an der Stelle paßt, nach einigen albernen Introductionsphrasen, die immer an den Jäger erinnern, der einen Schuß zu hören glaubte, um seine Jagdgeschichte los zu werden, plötzlich die Augen verdrehen, einen wehmüthigen Zug um den Mundwinkel schnallen und nun largo larghetto die Menschen, die er eine Spanne zuvor verspottet und betrogen, zur Eintracht, Bruderliebe und zu weiß Gott was allem ermahnen. Und das geschieht im neunzehnten Jahrhundert vor einem denkenden, gebildeten Publicum! Reuche konnte das prächtig machen, — aber man muß so was einmal von einer mittelmäßigen oder von gar keiner Begabung reproducirt sehn, — man ist versucht, lichte Stellen in seinem Haarwuchs anzulegen. So wucherte das Unkraut, das durch die Macht der Gewohnheit dem Publicum zur lieblichen Blume geworden war, empor und behauptet noch heute seine alte Herrschaft.

Ich gebe zu, daß verschiedene rechtschaffene Versuche gemacht worden sind, dem ganzen Wesen der Posse einen den Zeit- und Vernunftansprüchen conformeren Zuschnitt zu geben, — aber woran sind sie alle gescheitert, und werden noch lange scheitern? — Am Couplet!

Das Couplet ist der Todfeind der Posse! Das Couplet verdirbt die drei Elemente, welche die Darstellung einer guten Posse in sich vereint, — das Publicum, den Darsteller und den Dichter. Versuchen wir, dies darzuthun.

Das Publicum in erster Linie wird dadurch schädlich berührt, daß ihm das Couplet stets als Extract der Posse erscheint und, weil der Schwerpunkt von Seiten des Autors und Darstellers dahin verlegt wird, auch erscheinen muß. Daraus folgt die Gleichgültigkeit gegen das Stück als solches, die Unaufmerksamkeit, die vollständige Unlust zu denken, ja fast die Unmöglichkeit, auch nur einen Schritt aus der süßen Gewohnheit herauszuthun. Zuschauer, die von dem hohen Werth einer Reform vollkommen überzeugt sind, wollen doch lieber bei dem guten Alten — oder schlechten Alten — verbleiben, weil es so bequem ist. Sie schimpfen zwar jeden Abend darüber, aber sie schimpfen schon seit 20 Jahren und das Schimpfen ist ihnen lieb geworden. Ein Theaterdirector wäre somit ein vollkommener Thor, wollte er mit kostspieligen Reformversuchen seinen Beutel schädigen; und er hat ganz Recht, wenn er den Angriffen der Presse entgegnet: „ich bin für das Publicum da, blicken Sie in meine Cassabücher und Sie werden am besten erkennen, was das Publicum will!" Die Gewohnheit, im Couplet seine eigentliche Befriedigung zu finden, ist so tief gewurzelt, daß der kühnste Reformator sich noch

Digitized by Google

lange nicht von demselben los machen kann. Ein Beweis! Als das Stück „Heidemann und Sohn" von mir zur Aufführung kam, wurde es von der gesammten Presse als eine Art Reform der Posse begrüßt und vom Publicum mit dem größten Wohlwollen aufgenommen. Ermuthigt und von verschiedenen Seiten dazu aufgefordert, wagte ich einen Schritt weiter und brachte ein, dem eigentlichsten Volksleben, den Kleinbeamten- und Professionskreisen entlehntes Stück „Barthelmanns Leiden" ohne Couplets auf die Bühne. Abermals stand fast die gesammte Presse auf meiner Seite (und das passirt mir wahrhaftig selten genug), — aber das Publicum?! Als Curiosum will ich nur eine Blumenlese aus einer Conversation mittheilen, deren Zeuge ich war, — wobei ich ausdrücklich bemerke, daß dieselbe in einer Prosceniumsloge des ersten Ranges stattfand.

„Herrgott — kommt der langweilige Kerl schon wieder mit seinen moralischen Stücken."

„Bei Wallner will ich nur lachen."

„Da kommt ja ein Kind vor, — alle Stücke, in denen ein Kind vorkommt, sind langweilig."

„Kommt Helmerding nicht bald?"

„Der spielt ja heut nicht mit."

„Nicht? — Warum hat mir das der Billethändler nicht gesagt?"

„Wen soll das interessiren, was so 'nem kleinen Canzleiratl begegnet?"

„Bis jetzt ist noch nichts über die Börse vorgekommen."

„Und keine Toiletten bekommt man zu sehen, — da war mir „Von Stufe zu Stufe" lieber. Da wurde doch auch gesungen."

„Wird denn heute nicht gesungen?"

„Nein!"

„Was? Keine Couplets? — Gute Nacht, meine Herrschaften!"

Wörtlich so geschehen und dabei war das Stück, an dem ich ja nur das Verdienst der Bearbeitung habe, ein wirklich gutes. Das große Publicum nahm es mit Wohlwollen auf, aber es erlebte kaum 20 Vorstellungen und ergielte pecuniär keine bedeutenden Resultate. Soll man es nun einem Theaterdirector verdenken, wenn er vor weiteren Reformversuchen zurückschreckt? — Durchaus nicht, der Mann hat vollständig Recht. Hätte ich mein damals noch sehr jungfräuliches Gewissen überreden können, dem Stück Couplets und Quodlibets einzufügen, es wäre monatelang gegangen. Das Publicum vom Couplet zu entwöhnen ist ein Unternehmen, das Director und Dichter einer Possenbühne mit ihrer Existenz bezahlen müßten; und das kann man bei den redlichsten Absichten in unserer praktischen Zeit doch nicht verlangen. Die Aufgabe der Zeit wird es sein, das zu thun und die schon an allen Ecken und Kanten herausblickende Altersschwäche des Couplets wird ihr diese Arbeit erleichtern. Aber noch sind wir nicht so weit, noch ist das Publicum von der Gewohnheit so abhängig, daß ich die höchste Wette zu bieten wage, daß auch die gewandteste Feder keine Berliner Localposse zu schaffen im Stande ist, die ohne Zugabe von Couplets dauernd Bestand auf einer Possenbühne finden kann. Da aber das Publicum das Theater erhält, so müssen auch seine Ansprüche erfüllt werden, gleichviel ob sie unlogisch oder unästhetisch sind — oder das Theater selbst kann nicht mehr existiren. Das Couplet in erster Linie hat diese Ansprüche geschaffen und stützt sie noch heut. Das Couplet in seiner zersetzenden, schneidigen, alles negirenden Weise hat hauptsächlich dazu mit gewirkt, eine gewisse Generation zu schaffen, deren Inbegriff von Seligkeit ein Wortspiel ist, das acht Tage en vogue bleibt, der jedes große geschichtliche Ereigniß nur von Wichtigkeit ist, wenn a tempo ein sauler Witz daran gehängt werden kann, ja die im Stande ist, an der Leiche der eigenen Mutter noch ein bonmot zu finden, — eine gewisse Classe von Menschen, die jeder Nachsicht, jeder humaneren Auffassung fern, über alle Dinge und alle Menschen nur spöttische und gehässige Urtheile hat. In Spottsucht groß gesäugt haben sie nicht gemerkt, daß ihr Charakter dabei verdorben wurde und daß nichts mehr von dem zu erwarten ist, der für nichts mehr empfindet, als für den Spott. Und der moderne Witz, der seit Jahren in Berlin cultivirt wird, ist nur Spott, — aber keineswegs gutmüthiger Spott. Zu dieser Errungenschaft der Neuzeit hat das Couplet das Seinige nach besten Kräften mitgewirkt.

Zweitens verdirbt das Couplet den Schauspieler, — selbstverständlich collectiv bezeichnet. Ich abstrahire hier vollständig vom Wallnertheater, — es ist eine Specialität dieses Genres, ein Unicum, — die Träger des Couplets, die es seit vielen Jahren aufzuweisen hat, sind und waren die bedeutendsten Repräsentanten ihres Fachs und eine directe Beeinträchtigung ihrer Leistungen durch das Couplet wäre eine nicht zu rechtfertigende Behauptung. Trotzdem bin ich überzeugt, daß dieselben ihre schauspielerische Befähigung noch viel mehr hätten zur Geltung bringen können, wenn ihnen in den meisten Possen nicht außer dem Couplet nur Schablonen mit geringer Variation von dem Autor zur Wiedergabe präsentirt würden. Es ist bewundernswerth, wenn man bedenkt, wie trotzdem Helmerding und Reusche eine solche Fülle von Studienköpfen schaffen konnten. Aber das Wallnertheater repräsentirt nicht allein die Kunst, repräsentirt nicht allein die Stätten der heiteren Muse, — die deutsche Theaterwelt ist groß, die Anzahl der Komiker eine bedeutende; und wie schädlich unter diesen das Couplet gewirkt hat, ist gar nicht zu bescheiden. Wenn ein großes gebildetes Talent das Couplet nach seinem Werth zu erfassen und durch eigene geistige Bedeutung zu erheben versteht, so zeigt eine mittelmäßige oder untergeordnetere Kraft dasselbe gleich als das, was es eigentlich ist, — eine potenzirte Bänkelsängerei. Dies wäre vielleicht ganz gut, wenn der unbedeutende Schauspieler dadurch nicht zur Selbsttäuschung und zur Faulheit getrieben würde. Und zwar ganz natürlich! Ein mäßiger Komiker wird den ganzen Abend über nicht beachtet, weil es ihm an Fähigkeit und Humor fehlt. Plötzlich kommt das Couplet, — er bringt es wenigstens deutlich dem Publicum zu Gehör. Ein paar gute Verse, — die richtigen Schlagworte, — man applaudirt gehörig! Nun beginnt die Täuschung, — der Schauspieler glaubt natürlich nie, daß die Verse applaudirt worden sind, sondern er. Da er mit der Darstellung nichts wirken kann, sondern nur mit den Textworten des Gesanges, der in keinem Connex mit der Darstellung steht, — so ist er nicht viel mehr, als ein Bänkelsänger. In seiner Meinung aber ist er durch diesen Erfolg ein großer Künstler geworden, — „er trägt vortrefflich Couplets vor". Von diesem Tage ab ist die Rolle nicht mehr für ihn in der Welt, — er lernt nur noch das Couplet. Den Dialog hackt er mühsam in treuer Gemeinschaft mit dem Souffleur herunter, von Charakteristik ist natürlich keine Spur, — aber wenn das Musikzeichen ertönt, bläht er sich auf wie ein Frosch, und nun werden alle Pointen des Couplets dem Publicum wie mit Donnerkeilen um die Ohren geschlagen. Was an ihm noch von Fähigkeiten vorhanden war, geht auf diese Weise vollständig zu Grunde. Man halte diese Schilderung nicht für übertrieben, — man kann sich davon täglich und täglich, besonders an Theatern, wo ordentlich „gearbeitet" wird, überzeugen. Das Couplet hat der deutschen Bühne schon manches Talent, das ihm hätte nutzbringend werden können, im Keime erstickt.

Drittens aber, und das ist das allerschlimmste, verdirbt das Couplet den Autor, — d. h. den Possendichter, und dieser hat immerhin noch ein Recht, sich den Autoren zuzugesellen, wenn er auch für gewöhnlich nur den beliebten Prügeljungen der kritischen Presse abgeben muß. Eine mäßig gute Posse wirkt zur Unterhaltung, ja selbst zur Belehrung ein gut Theil mehr, als eine Wassersuppentragödie, die von der ästhetischen Thee-Kameraderie beräuchert wird und gleichwohl nach den drei Anstandsvorstellungen in den Orkus wandert. Aber, — eine nur mäßige Posse zu schreiben wird wieder durch das Couplet in unsagbarer Weise erschwert. Bei den besten Intentionen schleppt man dies Fußeisen mit sich herum und kommt gar nicht oder nur hinkend vorwärts. Das Couplet verdirbt die Gesinnung des

Digitized by Google

Autors, denn das Publicum spaltet sich in Parteien und jede Partei will in dem ominösen Couplet ihr Schlagwort, ihr Amüsement über die angegriffenen Gegner finden. So kommt es, daß der Autor wohl oder übel alle Parteien angreifen muß und dabei seine eigene Gesinnung mit Füßen tritt. Hat er in diesem Verse Bebel oder Liebknecht vorgenommen, so muß er im nächsten schon durch einen Ausfall auf Mühler (diesen leider ausgegangenen dauerhaften Artikel) Abbitte leisten. Er thut es nicht, weil er beides schlecht findet, sondern weil sein Interesse ihn darauf hinweist, mit allen Frieden zu halten. Man lese die selbst renommirtesten Couplets und höre sie nicht unter dem Eindruck des Moments und man wird finden, daß diese politischen Couplets die politisch gesinnungslosesten Producte sind. Mit dem Angriff jeder Partei, jeder Gesinnung, jedes Standes und Berufes ist der Inhalt des Couplets erschöpft, — was an Stelle des Angegriffenen zu substituiren, welche Wahrheit die verfolgte Lüge beseitigen soll, „davon ist leider nie die Rede!" Es ist der schon vorhin erwähnte herzlose nackte Spott, der mit der Poesie nichts gemein hat. Nehmt dem Dichter die Poesie und Ihr nehmt ihm die Gesinnung, — und die Poesie ist dem Possendichter mit Gewalt geraubt worden, geraubt durch den zersetzenden Giftstoff, der seit 1848 jeden edleren Pulsschlag schon im Vorhinein lähmt. Zur Ehre meiner Collegen sei es gesagt, daß gewiß Jeder schon einmal den ehrlichen Versuch gemacht hat, mit der lästigen Tradition zu brechen, — Jeder hat sich dabei den Schädel hart gestoßen und den Versuch aufgegeben. Mit mir haben so und so viele die Erfahrung gemacht, daß Stücke, an die sie ihre besten Kräfte gesetzt, die die Anerkennung auch der schlimmsten Kritik gefunden, ihnen nichts eingebracht haben, während auf den Tagesgeschmack dressirte Eintagsfliegen, die von der Presse gebührend in Millionen Fetzen zerrissen wurden, ihnen Tausende in's Haus summten.

Noch einen anderen Nachtheil übt das Couplet auf den Autor aus, — es raubt ihm häufig auch die literarische Selbstständigkeit. Die Talente sind nicht gleich, — einer schreibt ein gutes Stück mit schlechten Couplets, — ein anderer ein schlechtes Stück mit guten Couplets. Schließlich vereinigen sich beide zu einem — Geschäft. Aber wie bekanntlich jeder am liebsten seine schwachen Seiten cultivirt, so pfuscht der eine dem andern in die dramatische Handlung, der andere dem einen in die Couplets, — die Selbstständigkeit geht verloren und das Publicum hat den Schaden davon. Kann man es nun dem Possendichter verdenken, wenn er den Kampf mit der Tradition nicht mit seiner Eitelkeit bezahlt, wenn er dem Ruf „panem et — — Coupleta" nicht Trotz zu bieten wagt? — Gewiß nicht! Sein Dasein ist nicht auf Rosen gebettet, — die vornehme Presse betrachtet ihn als Demi-Mondeler und für das Publicum ist er der Spielball seiner Launen. Der langweilige Tragödienschmierer, der ein dreistündiges Attentat auf die Gehirnmuskeln verübt, wird kühl und vornehm abgeschwiegen, der arme Possendichter wird, wie der Hofnarr des Mittelalters, für eine verfehlte Arbeit gepeitscht! So die Mitwelt, — und die Nachwelt!? Man lese doch alle neueren Literaturgeschichten, — wie viel sie von dem Größten unsres Genres, zu dem wir alle, ohne Ausnahme, wie die Mücken zum Adler emporblicken, von dem, der ein wahrhaft großer Dichter war — von Raimund Notiz nehmen, — während über lederne Buchtragödien, die kaum noch ein Blaustrumpferitel cultivirt, seitenlange Abhandlungen zu finden sind. Ist es da ein Wunder, wenn Energie und Gesinnung bei den Autoren dieses Genres in die Brüche gerathen? Und in erster Linie ist an diesen Uebelständen das Couplet schuld.

Wenn mich nun einer fragte: „was ist der langen Rede kurzer Sinn, — willst Du vielleicht auch wie so manche weise Kritiker nur dreist absprechen, ohne den Weg zum Bessern anzudeuten?" — so könnte ich leicht antworten: „warum soll ich mich nicht auch einmal des Rechtes bedienen, das so häufig gegen mich in Anwendung gebracht wird!" Aber nein, — ich will mit wenigen Worten versuchen anzudeuten, wie dies Uebel, wenn auch nicht aufzuheben, so doch wenigstens zu mildern und von seinen schädlichsten Auswüchsen zu befreien ist. Alle drei vorerwähnten Factoren müssen dazu beitragen. Das Publicum dadurch, daß es größere Aufmerksamkeit auf das Stück verwendet, größere Ansprüche an dasselbe stellt und sich nicht durch ein gutes Couplet für ein schlechtes Stück entschädigen läßt; der Darsteller dadurch, daß er die Rolle über das Couplet stellt und dadurch den Autor zu gründlicherer Arbeit anfeuert — der Dichter endlich dadurch, daß er das Couplet numerisch reducirt, es nicht mehr sein läßt, als was es sein soll, Illustration, daß er sich bestrebt, von den elenden 7 Alltagsphrasen, „Bismarck, Magistrat, Thiergartenduft, Majunke ꝛc. ꝛc." loszukommen und etwas Neues zu erfinden, daß er vor allen Dingen es für seine Ehrenpflicht hält, den Darsteller nur das singen zu lassen, was er vermöge des darzustellenden Charakters singen kann. Dann ist vielleicht noch etwas Besseres zu ermöglichen. Das übrige wird der unerbittliche Saturn schon besorgen, — schon nagt der Wurm an dem morschen Gebäude und seine Grundvesten sind erschüttert. Kalisch, der Großmeister des Couplets, ist dahin, — ich glaube nicht, daß nach ihm noch Bedeutendes auf dem Gebiete geleistet werden wird. Laßt nun noch die Zeit kommen, wo Helmerding, Reusche und wenige andere Begabte nicht mehr singen werden, so ist der Proceß vollzogen, das Couplet ist an seiner ästhetischen Unhaltbarkeit verendet und bleibt nichts mehr als — wie Schiller sagt — „eine Mode vom vergangenen Winter, ein Bonmot von gestern!"

Hugo Müller.

Aus der Hauptstadt.

Die 48. Kunstausstellung in Berlin.

I.

Vor zwei Jahren wurde die letzte Berliner Kunstausstellung in den Tagen eröffnet, als nach der Schlacht und der Capitulation von Sedan die deutschen Heere auf Paris losrückten; man hatte zuerst geschwankt, ob man die Ausstellung in jener Zeit der höchsten kriegerischen Spannung und Aufregung nicht lieber vertagen sollte, aber der Senat der Akademie glaubte, wie er sich in seinem Vorwort zum diesjährigen Kataloge ausdrückt, „auch auf seinem Felde den Muth behalten zu müssen, da die Kunst einmal zum Bedürfniß des Volkes geworden". Der Erfolg jener Ausstellung, der hinter keinem früheren zurückblieb, hat dieser Entscheidung des Senates Recht gegeben.

Unter glücklicheren und freundlicheren Auspicien beginnt die diesjährige Kunstausstellung, die allem Anschein nach die seit vielen Jahren bedeutungsvollste ist, die erste zumal, seit Berlin die Hauptstadt des neugegründeten Deutschen Reiches geworden ist. Der Glanz der Drei-Kaiserlage hatte ein überaus großes Contingent von Fremden nach der Residenz gezogen, sie füllten an den ersten Eröffnungstagen in überwiegender Mehrzahl die Säle der Ausstellung. Jetzt hat sich bereits das gewohnte Hauptstadtpublicum eingefunden. Die Säle und Corridore des Akademiegebäudes sind in den Mittagsstunden geradezu der Rendezvousort unserer besten Gesellschaft; in ihnen bewegt sich dann ein Corso, wie ihn die Lindenpromenade und die Thiergartenstraße zur Frühlingszeit nicht belebter, pikanter und glänzender aufweisen können. Auf diese regen, schauenden, plaudernden, kritisirenden, bewundernden Menschenmassen blicken die Bilder bunt und farbenprächtig herab, eine Vereinigung von Großem und Schönem, von wenigstens anmuthig Freundlichem, wie sie lange nicht in diesen Räumen stattgefunden hat. Ueber die Bedeutung der

Digitized by Google

diesjährigen Ausstellung ist schon jetzt nur eine Stimme, die des Lobes und der Anerkennung; sei es uns in Folgendem gestattet, in dem durch die Natur einer Wochenschrift bedingten begrenzten Raume eine kurze Charakteristik dessen zu geben, was unsere Künstler uns diesmal in ihren Schöpfungen geboten haben. Vermissen wir auch schmerzlich viele berühmte Namen, sind auch die außerdeutschen Maler nur in einer verschwindenden kleinen Minorität vertreten, so wird doch das Gebotene schon geeignet sein, die Strömungen zu erkennen, die im Kunstleben der Gegenwart vorherrschend sind, und einige Anhaltepunkte zu gewinnen für die Erkenntniß der Leistungsfähigkeit unserer Künstler.

Unter den Kritikern, die bekanntlich von den Malern mit wenig günstigen Augen angesehen werden, ist von jeher die Frage als eine offene behandelt worden, nach welcher Schematisirung oder nach welcher Eintheilung am vortheilhaftesten das großartig angesammelte künstlerische Material bei der kritischen Besprechung zu ordnen sei. Es liegt in der Natur der Sache, daß nur ein kleiner Theil dieser tausend Nummern (der diesjährige Katalog zählt deren beinahe zwölfhundert) eingehend behandelt werden kann; dazu fehlt den Kritikern die Zeit, den Journalen, auch den größten, der Raum, und die Bedeutung des Gegenstandes selber erfordert es nicht. Wenn diese eine strenge Eintheilung nach den einzelnen Fächern vorziehen, die Historie und das Genre, die Landschaften und die Kriegsbilder, die Porträts und die religiösen Gemälde abgesondert behandeln (wobei ich z. B. allerdings heute nicht wüßte, ob ich Biermanns Valeska zum Porträt oder zum Genre zählen sollte), so wollen jene wieder von einer solchen Eintheilung nichts wissen und stellen einfach das Bedeutendste aus jedem Genre, wie es ihnen in den Wurf kommt, voran, es dem Zufall überlassend, ob sie jemals Zeit und Gelegenheit haben werden, sich mit dem weniger Bedeutenden zu beschäftigen. Andere gehen einfach dem Raume nach und katalogisiren alles in einem und demselben Saale Befindliche gesondert, wobei ihnen dann manchmal die nicht selten während der Dauer der Ausstellung bewerkstelligte Umhängung einzelner Bilder einen Strich durch die Rechnung macht.

Da wir selbst nur Streifzüge durch die Ausstellung zu machen gedenken, so sind wir glücklicherweise der Sorge überhoben, uns dem einen oder dem andern unserer Collegen anschließen zu müssen; vielleicht merkt der Leser doch, daß eine gewisse Methode in unserer Besprechung versteckt liegt. Um von vornherein die Physiognomie der Ausstellung zu charakterisiren, so ist zweierlei erwähnenswerth, einmal das unerwartete Ausbleiben einer Ueberschwemmung mit Kriegsbildern und dann das nicht zu verkennende bedeutungsvolle Hervortreten des Porträts, beides in verschiedenem Sinne gleich erfreulich. Man stelle sich den Pariser Salon vor, wenn den Franzosen ein solcher Sieg gegönnt gewesen wäre, wie uns Deutschen vor zwei Jahren; — glorificiren sie sich doch sogar jetzt noch in ihren in Paris ausgestellten Bildern. Wie bescheiden dagegen ist die Zahl der Bilder, die bei uns an den großen deutsch-französischen Krieg gemahnen! Die große tragische Katastrophe von Sedan hat freilich Stoff zu zwei großen Bildern von Georg Bleibtreu und Graf Harrach gegeben, Emil Hünten verherrlicht die Action der großherzoglich hessischen Division bei St. Privat am 18. August in einer meisterhaft gegliederten Composition, Camphausen fehlt diesmal und ist nur mit zwei Reiterporträts (Prinz Friedrich Karl und Kronprinz) vertreten, dann noch drei oder vier große militärische Bilder, Scenen aus jenem die deutsche Einheit gründenden Kriege. Das Uebrige ist kleines Genre, zumeist freundlich harmlos, wie die Bilder von Emma von Schoultz, die sich immer in demselben Ideenkreise bewegen; die Malerin hat eine besondere Vorliebe für junge interessante Artillerieofficiere, und ihre Bilder können kaum mehr zu den kriegerischen gerechnet werden. Die andere Eigenthümlichkeit dieser Ausstellung, die Bedeutung der Porträts, begrüßen wir mit der aufrichtigsten Freude, denn gerade hier zeigt sich das zunehmende künstlerische Bewußtsein im Publicum. Der Porträtist ist wie kein anderer Maler abhängig von der Bestellung; ihn hat die Photographie geschädigt; er hat am meisten zu kämpfen, um die Würde der Kunst auf seinem Felde aufrecht zu erhalten. Daß wir so viele tüchtige Porträts auf dieser Ausstellung zu sehen bekommen, und nicht allein von solchen unbestrittenen Meistern wie Gustav Richter, Schrader, Friedrich Kaulbach (dem wir diesmal die Palme reichen müssen), und Biermann, das ist eine Thatsache, die mehr als alles constatirt, daß diejenigen Schwarzseher sind, die von einem Verfall der Kunst in unsern Tagen sprechen.

Fast jede Ausstellung in Berlin hat ein Bild aufzuweisen, das vom ersten Tage an der erklärte Liebling des Publicums wurde, über dessen Bedeutung alle einig waren, wenn auch im übrigen die kritischen Urtheile über dasselbe noch so weit auseinandergingen. Ein solches Bild war vor Jahren das „blaue Wunder" von Ed. Hildebrandt. Wer erinnert sich nicht mit Bewunderung und Rührung zugleich jenes herrlichen tiefblauen Tropenmeeres, an dessen Rahmen bald Lorbeerkränze mit schwarzen Schleifen hingen! denn der Meister war so recht inmitten seines Triumphes, während der frische Lorbeer seine Stirn umrauschte, zur ewigen Ruhe eingegangen! Auch jetzt haben wir ein solches Bild, das den Mittelpunkt des gesammten Interesses bildet und das dem Beschauer gleich beim Eintritt in den sogenannten Uhrsaal der Akademie, der jetzt endlich Oberlicht erhalten hat und dadurch zu einem der vornehmsten Säle der Kunstausstellung geworden ist, in's Auge fällt: der Bau der egyptischen Pyramiden von Gustav Richter. Die Spannung auf dieses Gemälde war allgemein und um so angeregter, als man wußte, daß der Meister zwanzig Jahre lang an demselben gearbeitet und in demselben das ganze Bekenntniß seiner Kunst niedergelegt habe." So präsentirt es sich denn uns auch als ein weihevoll empfundenes, von den Strahlen hoher künstlerischer Schönheit umglänztes Werk, dessen Bedeutsamkeit niemand verkennen wird, wenn auch gegen die Composition im einzelnen Bedenken rege gemacht werden können. Das Ganze aber wirkt mit einer wunderbaren und dem Stoff entsprechend) märchenhaften Gewalt. Wir sehen in der Zeit der Pharaonen den Bau einer Pyramide; die Frage: welcher? drängt sich auf, sie wird aber auch recht beschränkt und verkennt vollständig die typische Bedeutung des Bildes. Den Mittelpunkt bildet der auf hoher Sänfte von Negersklaven herangetragene Pharao, eine phantastisch wilde Gestalt, umgeben von dem ganzen Glanz orientalischen Despotismus; neben ihm ist bereits eine andere Sänfte zur Erde gestellt, von der die Fürstin majestätisch und frauenhaft zugleich im Begriff ist herabzusteigen. Auch um sie, wie um die Pyramide, schwankt der Kampf der Ausleger, ist sie die Königin, die Geliebte, die Tochter? Wir meinen Goethe hat Recht, wenn er ruft: Nicht gebeutet!

„Ob Mutter? Tochter? Schwester? Enkelin?
Von Helios gezeugt? Von wem geboren?
Wohin gewandert? Wo versteckt? Verloren?
Gefunden? — Räthsel ist's dem Künstlersinn. — —
Die Gottnatur enthüllt sich zum Gewinn:
Nach höchster Schönheit muß die Jungfrau streben."

Von Helios gezeugt! Das wäre beinahe das treffende Wort. Sie trägt, wenn auch weiß abgeblaßt, die schattige Livree der lichten Sonne und strahlt in ihrer milden Hoheit wie eine Göttin. So wird sie auch von dem Volke verehrt, von den sich neigenden Priestern selbst; der Sklavenaufseher allein fast, eine schwungvolle Jünglingsgestalt, der dem Fürstenpaar den Plan des Baues zeigt, steht aufrecht da, er pocht auf seine bedeutsame Stellung, wohl auch auf seine Jugend und männliche Schönheit der fürstlichen Frau gegenüber, wahrscheinlich ein Freigelassener, dem die höchsten Ehrenstellen später offen stehen. Vorne rechts und links charakteristische Gruppen, rechts der Sklavenaufseher, der einen nackten, prächtig modellirten Jüngling mit der Peitsche antreibt, die Last des herauszuziehenden Steines zu stützen; dann links die bunkle lange Fruchthändlerin, die einem halb

Digitized by Google

lüftern lauernden, halb scheu sich zurückziehenden egyptischen Gamin den verlockenden Knoblauch hinhält. Eine echt Richter'sche Figur ist das poetisch entzückende Mädchen, das in graziöser hinten übergebogener Stellung an einem Baum lehnt und ein Kind Milchwasser aus einem Krug trinken läßt. Allerdings (und hier kommt in der That ein Aber) tritt hier, wie schon in manchem andern das lose Gefüge der Composition hervor. Der Vordergrund hebt sich zu sehr von der Mitte des Bildes ab, nicht allein räumlich, das ist nur gering, sondern auch gedanklich. Wir glauben nicht schlecht zu rathen, wenn wir separatistische Reproductionen von diesem Kolossalbilde für die Zukunft (Stich oder Photographie) voraussehen; die letztgenannte Gruppe fordert geradezu dazu heraus.

Die Technik des Richter'schen Bildes ist musterhaft und die heiße Atmosphäre Africas umhaucht alle diese märchenhaften Gestalten mit unsagbarem Zauber. Wir können von diesem Bilde nicht scheiden, ohne den Uebergang zu finden zu den Vorwürfen zweier anderer Meister, die wir sämmtlich in seine Nähe gestellt wünschten, um einmal drei so gänzlich verschiedene künstlerische Individualitäten und auch künstlerische Tendenzen in sinnlicher Vergleichung neben einander würdigen zu können. Wir meinen die drei Bilder aus dem modernen egyptischen Volksleben unseres trefflichen Wilhelm Gentz und die beiden archäologischen Studien von Alma Tadema. Der Letztere ist zur Vergleichung der Interessantere, seine Manier ist in der ganzen Kunstwelt bekannt. Er ist virtuos nach zwei Richtungen hin, in künstlerischer als vollendeter Techniker, dem die plastische Farbengebung und die Herstellung der Perspective wie festen einem andern zu Gebote steht, virtuos aber auch in seinen antiquarischen Studien. Tademas Bilder, wollen wir einmal von ihrem malerischen Werth absehen, gehören eigentlich als Illustrationen in ein wissenschaftliches Werk über das alte Egypten oder über das alte Rom; aber ich glaube doch, der Künstler täuscht sich und uns über die historische Richtigkeit seiner Darstellung. Seine Bilder sind, lassen wir einmal die malerische Virtuosität bei Seite, reine Abstractionen, Constructionen, die nach genauen und gewissenhaften Forschungen gemacht sind, die aber immer nur Constructionen bleiben. Gustav Richter hat in unsern Augen doch Recht, wenn er seine alten Egypter beim Pyramidenbau sich bewegen läßt, wie sich heute die Menschen bewegen; Tadema gibt sie uns als Hieroglyphen, wie er sie auf den alten Steinbildern abgelesen hat — und Hand aufs Herz, wie viel Beschauer seines ganz vollendet gemalten Bildes „der Tod des Erstgebornen (Allegypten)" wird es geben, die gleich zu Anfang die Leblosigkeit des todten Egypters von der Leblosigkeit der steinernen Götterstatue, auf deren Knieen er liegt, haben unterscheiden können? Alle Figuren dieses Bildes sind antiquarisch nachgemachte Hieroglyphenschrift, und kaum anders ist Tademas Fest der Weinlese im alten Rom, das eine fast überwältigende Fülle antiquarischer Raritäten enthält, wie sie nicht einmal in dieser Zusammenhäufung — auf den Wandgemälden in Pompeji zu finden sind. Die Tadema'schen Bilder sind zu brillant gemacht, um sie so herabsetzen; wir können uns aber doch kaum enthalten, den Wunsch auszusprechen, daß sie als Illustrationen für den Gymnasial- und Universitätsunterricht in Stich und Photographie — das vorzüglichste Lehrmittel — vervielfältigt werden möchten.

Wilhelm Gentz hat drei egyptische Bilder ausgestellt, die sich seinen besten aus dem Orient, den er vorzüglich kennt und mit künstlerischem Sinne zu reproduciren versteht, anreihen: ein Todtenfest bei Cairo, eine Dorfschule und die Production eines Schlangenbeschwörers in Oberegypten. Natürliches Leben, Bewegung, Charakteristik und brillante Technik erheben diese drei Bilder auf die erste Staffel. Sie sind Genre, aber dieses Genre ist groß.

Gentz führt uns hinüber in das eigentliche Genre, dessen künstlerische Grenzen so schwer zu bestimmen sind und das doch in unserm heutigen Leben geradezu eine Macht geworden ist. Das Genre dominirt jetzt alles, die Historie und die Landschaft, das Porträt und das religiöse Bild, wir werden uns in dem nächsten Artikel speciell hiermit beschäftigen. Wir wollen heute nur noch den Künstler nennen, der diesmal in der genrehaften Einzelfigur das, und nicht allein verhältnißmäßig, Bedeutendste geliefert hat, den Belgier Portaels, der mit drei Bildern vertreten ist, die zu den Sternen der Ausstellung zählen: die Eifersüchtige, die Emigrantin und das Blumenmädchen von Triest, — die beiden ersteren verkäuflich (ich möchte ein reicher Sammler sein), das dritte im Besitz des Baron von Rothomb. Die Eifersüchtige ergreift durch die naive Wahrheit des Schmerzes; die fein distinguirte Frau, deren Gesicht schon von längerem Leiden erzählt, hat die Gardine ergriffen, die ihr den Blick auf ein Nebengemach gewährt, in welchem sie das ganze Elend ihres Seins überschaut. Fast scheint sie dieselbe zu sein, die auf dem zweiten Portaels'schen Bilde auf dem Schiffe sitzt, tief trauernd, in Gram versunken, die Hoffnungslosigkeit im Herzen. Wer diese beiden Gesichter gesehen hat, wird sie nie vergessen, aber auch dann wieder dieses entzückende naive Blumenmädchen desselben Meisters nicht, das so frisch und gesund in der eigenthümlichen weißen Tracht aussichant und dem so alle Koketterie jener stereotypen Blumenmädchen fehlt, die uns überall anwidern. Die Mischung von Realität und Idealität ist auf diesem Portaels'schen Gemälde zur glücklichsten Harmonie gestaltet.

F. S. Kugler.

Ferdinand Lassalle auf der Bühne.

Wenn ich nicht irre, ist es die Offenbach'sche Euridice, welche, um an ihrem langweiligen Gatten Rache zu nehmen, den teuflischen Gedanken ausspricht: „ich werde dich dramatisch verarbeiten lassen!" Der arme Lassalle! Daß ihm auch das noch zugefügt werden mußte! War sein Schicksal nicht ohnehin tragisch genug? Lassalles Manen werden die Kugel, die seinem Leben ein jähes Ende bereitete, segnen und als eine Wohlthat preisen, denn diese Kugel hat ihm den Schmerz erspart, sich auf einer Berliner Bühne dramatisch schinden zu sehen und all den Unsinn, den ihm ein unbekannter Genie in den Mund gelegt hat, mitanzuhören. Der Verfertiger des Dramas „Ferdinand Lassalle, der Arbeiterkönig" hat das Unmöglichste möglich gemacht: er hat aus Ferdinand Lassalle einen grausam langweiligen Menschen hergestellt. Das haben seine erbittertsten Feinde nicht erreichen können. Im übrigen will ich dem Dichter — ait venia verbo — die volle Gerechtigkeit widerfahren lassen: es ist ja möglich, daß so langweilige und thörichte Menschen auf der Erde herumlaufen; es ist ferner denkbar, daß einen originellen Poeten der Gedanke reizt, den Vertreter der schmucklosen Stupidität zum Helden eines Dramas zu machen — aber weshalb nennt er diesen Helden nicht Knetschmüller oder Piepser, weshalb nennt er ihn gerade Lassalle? — Das ist nicht hübsch von unserm Dichter.

Von vornherein versprach ich mir einen mäßigen Genuß von dem Bühnenhelden Lassalle. Aber selbst meine bescheidensten Erwartungen blieben unerfüllt. Nicht einmal ein paar kräftige Phrasen! Nicht einmal die allergewöhnlichsten socialdemokratischen Bumbumschläge! Nicht einmal Katheder-Socialismus. Gar nichts, rein gar nichts.

Versuchen wir die Dichtung in weiteren Kreisen bekannt zu machen; es verlohnt der Mühe. — Gleich die Exposition ist brillant. Der Poet fühlt das Bedürfniß, die Lassalle'sche Agitation zu motiviren. Er macht das so: er führt Lassalle, der noch in Breslau studirt, in eine Arbeiterfamilie. Der alte Arbeiter ist eine Viertelstunde zu spät in die Werkstatt gekommen. Diese Versäumniß combinirt sich seltsam mit einem Unglücksfall: der alte Arbeiter wird von einem

Digitized by Google

Schwungrad ergriffen und verliert dabei sein Leben. Lassalle steht den Sterbenden, er gedenkt des Schwungrads, der Drang, die Welt von den socialen Leiden und Schwungrädern zu befreien, erwacht urplötzlich in ihm, es erscheint eine schwarze Dame, — man weiß nicht, weshalb, man erfährt es auch nie — die Violinen spielen ein Tremolo, die Clarinette wimmert und der Vorhang fällt. Der Erwartung sind die weitesten Perspectiven geöffnet. Dem sinnenden Zuschauer ist um so mehr die Freiheit gestattet, sich alles Mögliche zu denken, als der Verfasser sich gar nichts gedacht zu haben scheint.

Die folgenden Acte sind dem Autor weniger gelungen. Nur die Symmetrie in dem dramatischen Aufbau verdient eine lobende Erwähnung; zwei Personen treten auf, erzählen sich eine Weile recht gleichgültige Dinge und, wenn sich ihnen die Ueberzeugung aufdrängt, daß sie sich nun genug erzählt haben, gehen sie ab, worauf zwei andere Personen auftreten und es genau so machen wie die geehrten Vorredner. Darauf pflegen dann zur Abwechselung wieder zwei zu kommen, um das Geschäft mit ungeschwächten Kräften fortzusetzen. So geht es fort; dieser scenarische Gänsemarsch ist von einer wohlthuend beruhigenden Wirkung. Ein Stück, das „Ferdinand Lassalle" heißt und beruhigend wirkt — das ist keine Kleinigkeit. Der erste beste, der überhaupt schreiben und abschreiben kann, würde es wohl fertig bringen, aus Lassalle einen aufreizenden Agitator mit flammendem Wort und zündender Wirkung auf die Massen zu machen, — man braucht ja nur einige seiner effectvollsten Reden zu kürzen — aber einen guten, ach so guten, harmlosen, unschuldigen, kreuzbraven, nüchternen, strohigen und hölzernen Lassalle wie diesen zu schaffen, dazu gehört entschieden Talent. Von Zeit zu Zeit fällt es diesem potenzirten Nichts ein: „Herr Gott, ich bin ja Lassalle" — und alsbald schnurrt es los: weiße Sklaven, Bourgeois, Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, der Arbeiter ist der Fels, auf dem ich die Kirche der Gegenwart errichten werde, Platz am Tische, arme Weber, Elend, Arbeitsvertrag, Schweiß, Zwingburg; und der Vorhang fällt dann bisweilen und das Orchester verfinnbildlicht in melodramatischem Gejitter durch unreine Accorde, daß die gesellschaftliche Harmonie noch mancherlei zu wünschen übrig läßt. Es ist ergreifend. Wer für diesen Lassalle keine Sympathie fühlt, dem ist nicht zu helfen! Da sehen wir ihn, den Verfasser des Werkes: „Das System der erworbenen Menschenrechte" — so, wörtlich so nennt unser Dichter Lassalles Hauptwerk — von drei Damen umgeben, die ihm und die uns ganz gleichgültig sind. Die eine heißt Doris und singt nicht schön, die andere ist eine Gräfin Sophie — ein musterhaftes Weib, eine liebende, gute Mutter, die keine Cigarren raucht — und die dritte hat eine rothe Perrücke, heißt Helene und trägt ein Pincenez. Weshalb die eine schlecht singt, weshalb die zweite nicht raucht und weshalb die dritte ein Pincenez trägt — das wird offenbar werden, wenn die Todten auferstehen. Aber man muß auch nicht zu neugierig sein. Wäre ich neugierig, so würde ich mir noch manche andere Frage erlauben; kann ich z. B. nichts dagegen machen, wenn mich ein beliebiger ganz unfähiger Applauspeculant beim Schopfe packt, mich mit Haut und Haaren auf die Bretter bringt und mich vor einem Publicum, das zum Theil obenein noch bezahlt, lauter Albernheiten sagen und begehen läßt? Denn unser kühner Dichter läßt nicht nur die Todten nicht ruhen, er vergreift sich auch an den Lebendigen; mitlebende, bekannte Persönlichkeiten bringt er mit einer unerhörlichen Namensträvesirung auf die Bühne. Aber gerade da zeigt sich der Tact und die Discretion des Dichters: wenn auch der Name ungefähr stimmt, wenn wir den Betreffenden auch in Situationen begegnen, die einen thatsächlichen Hintergrund haben, wenn auch die Mienen in der Maske der Originale zu erscheinen suchen — es ist trotz alledem unmöglich, in diesen poetischen Gestalten die Urbilder wiederzuerkennen. Sind die Originale klug, witzig, geistreich, interessant, so macht unser tactvoller Poet stets so simple und lederne Geschöpfe aus ihnen, daß auch nicht ein Zug auf die lebenden Wesen hinweist. Es ist zu bedauern, daß die Originale nicht albern waren, dann hätten wir vielleicht geistreiche Figuren auf der Bühne zu sehen bekommen.

Das Stück dauert sehr lange. Man kann aber auch — und das ist nicht der geringste seiner Vorzüge — schon vor dem Schlusse nach Hause gehen. Die Sprache ist edel und gedankenvoll. Einige Sätze verdienen besonders hervorgehoben zu werden. Z. B.: „Viele Damen haben einen schwarzen Punkt in ihrer Vergangenheit, den sie mit einem dichten Schleier bedecken; aber, wenn man den Schleier weggenommen hat, so sieht man den schwarzen Punkt." Ich citire aus dem Gedächtniß, aber, wie ich glaube, richtig.

Der Theaterdirector hat sich, wenn er auf den Scandal speculirte, gründlich verrechnet. Im Parket waren schon bei der vierten Aufführung nur die ersten vier, fünf Bänke lückenhaft besetzt, in den Logen gähnten etwa ein dutzend Personen und die Galerie, auf die man wohl am sichersten gezählt hatte, war ganz leer. Lassalles Freunde meinten ohne Zweifel, daß es nicht geboten sei, der dramatischen Hinrichtung ihres Heros persönlich beizuwohnen.

Paul Lindau.

Offene Briefe und Antworten.

Ein deutscher Dichter.

Geehrtes Publicum!

Wir leben jetzt in der Zeit der großen Entdeckungen! Unsere bedrängten Operndirectoren entdecken allwöchentlich einige Tenoristen, die freilich nie zum Vorschein kommen, Laube entdeckt junge Dvorients, Freiligrath hat einen americanischen Lyriker von allerdings sehr originellem Charakter und ich habe einen Dramatiker entdeckt. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, will ich indessen nicht verschweigen, daß ich das Verdienst, auf den großen Dichter zuerst aufmerksam gemacht zu haben, nicht beanspruchen darf. Dies gebührt vielmehr der „Deutschen Schulzeitung", welche in ihrem Feuilleton vom 17. Mai dieses Jahres dem Dichter und seinem Werke bereits eine eingehende Besprechung widmete. Leider erschien jener Aufsatz in einem Fachblatt und leider war der Kritiker offenbar eingenommen gegen den Verfasser, einen königlich preußischen Seminarlehrer. Ein Blatt wie das unsrige, das sich die Aufgabe gestellt hat, alle bedeutenden Erscheinungen in der Gegenwart kritisch zu beleuchten, darf bei dem Dramatiker, den ich vorzuführen die Ehre habe, nicht theilnahmslos vorübergehen; neulich habe ich Sie mit Erbsteln und Buchbenden zu besreunden gesucht, heute bringe ich Ihnen Schmidt.

Ja, Schmidt heißt der Mann, Schmidt wie der erste beste, Schmidt wie Julian. Um unangenehmen Verwechselungen mit talentvolleren Homonymen aus dem Wege zu gehen, hat mein Schmidt seinem Namen noch die Stätte seiner Wirksamkeit angehängt und nennt sich: Schmidt-Sommerfeld. Seinen Vornamen bezeichnet er durch die Initialen „G. A. B." — wahrscheinlich Gustav-Adolfs-Verein.

Die Dichtung, welche mir die volle Sympathie für unsern Schmidt eingeflößt hat, betitelt sich: „Anna und Diego oder Vorwitzige Neubegier." Drama in einem Aufzuge. Münsterberg bei Fest. 1872. Das Motiv ist gleichermaßen dramatisch und moralisch, wie es sich von einem kgl. preuß. Seminarlehrer nicht anders erwarten läßt. Man soll nicht vorwitzig und nicht neubegierig sein. Das will uns der Dichter dramatisch veranschaulichen und um mit gutem Beispiel voranzugehen, erfüllt er sein Programm zur Hälfte an sich selbst und ist absichtlich weder witzig noch neu.

Die Handlung geht natürlich in Spanien vor sich. Anna und Diego sind vermählt und verbergen diese Schwäche keineswegs; sie lieben sich bedeutend. Aber Diego wird besinnungsachtet von vorwitziger Neubegier geplagt, er belauscht Anna in der Beichte und vernimmt bei der Gelegenheit die allernungenehmsten Dinge: Es lebt nämlich in Spanien ein gewisser Juan, und dieser Juan, so berichtet Anna, . . .

Digitized by Google

„Viele lange Schäferstunden
Hat er, mit Genuß verbunden,
Just in meinem Schlafgemacht
Schon seit Monden zugebracht."

Das geht dem Gatten denn doch über den Spaß. Und ich meine, die dramatische Motivirung ist hinreichend stark. Man kann füglich keinem Eheherrn zumuthen, daß er einen mit Genuß verbundenen Andern in den discretesten Gemächern seiner Frau duldet. In Ermangelung des Uebelthäters, wendet sich Diego an die treulose Gattin und sagt ihr zuerst einige Grobheiten:

„Scheinst zwar eine Engelgleiche,
Doch ich kenne Deine Streiche,
Wirst im Jenseits nicht gefunden,
Da giebt's keine Schäferstunden."

Und wahrscheinlich auch keinen Juan, der mit Genuß verbunden. Darauf erdolcht er sie.

Aber man soll nicht sagen, was eine Sache ist! Denken Sie sich, die ganze Geschichte beruht auf einer Verwechselung! Anna ist keusch wie die Gräfin von Savern, keusch wie Desdemona. Der mit Genuß verbundene Juan hat sich nämlich das Schlafzimmer für seine seit Monden verbrachten Schäferstunden ausgesucht, um mit Annas Zofe zu schäkern. So machen es die spanischen Dienstboten, wenn die spanische Herrschaft nicht zu Hause ist: Welch tiefer Einblick in das Treiben des spanischen Volkslebens!

Als Anna entseelt vor ihm liegt, erfährt Diego die furchtbare Wahrheit.

„Weh, ich war ein wilder Leu,
Donna Anna war mir treu."

Aber wo bleibt da die dramatische Gerechtigkeit? Stellen Sie nicht diese Frage — es wäre vorwitzige Neubegierde. Mein Schmidt kennt seine Restheit so gut wie ein anderer. Die entseelte Anna ist nämlich gar nicht entseelt. Plötzlich schlägt sie die Augen auf:

„Ach, wie ist mir denn zu Sinne:
Stach mich eine giftge Spinne?"

Diego umschließt die Theure, beruhigt sie von wegen der Spinne, erklärt ihr in gehobener Sprache, daß er selbst sich die Freiheit des Stechens genommen habe:

„Ach, was hab' ich denn verbrochen,
Daß ich blind nach Dir gestochen,"

läßt seinen Gefühlen der Reue und Zärtlichkeit freien Lauf:

„Bist die zarte, süße Anna,
Schön wie Dantes Donna Banna,
Engelrein wie Theatrice
Monna Banna, Monna Bice" . . .

Anna gedenkt der tröstlichen Thatsache:

„Hektor und Andromache
Liebten sich in Lust und Weh"

allgemeine Rührung und Versöhnung, und die gestochene Anna — die liebe Bice — schließt das Drama mit der Aufforderung, nun zur Stärkung auch ein bischen zu essen:

„Gehen wir zum Speisesaale
Und zum scherzgewürzten Mahle."

Die liebe Bice, die!

Das ist das Drama. Wenn ich erwäge, daß mein Schmidt nicht nur dichtet, sondern auch nebenbei noch Lehrer der deutschen Volksschule heranbildet, dann bekomme ich wahrlich Respect vor diesem Mann.

Und wie meisterlich versteht er sich auf die Charakteristik! Diego, der seine Frau für eine leichte spanische Fliege hält und der von ihr für eine giftige Spinne gehalten wird,

„Hat am Jagen kein Vergnügen,
Läßt am Weide sich genügen,
Nun man kann's ihm nicht verdenken,
Sich in Anna zu versenken,
Denn den schönsten Zeitvertreib
Bietet doch ein holdes Weib."

Sehr wahr! Auch ich gehöre zu denen, die es Diego nicht verdenken. Und da spricht man noch von den philistriösen Anschauungen, in denen unsere Volksschullehrer gebildet würden!

Damit wollen wir für heute von unserm Seminar-Schmidt-Sommerfeld scheiden! Ich hoffe, daß es ihm noch oft vergönnt sein wird, mit der Muse Umgang zu pflegen. Daß mir nur die Kritik diesen Dichter nicht entmuthigt! Möchte sie, wenn sie erbarmungslos zur Feder greift, sich der Worte erinnern, welche unser Dichter seinem Diego in den Mund legt:

„Muß ich tödten solche Reige?
O weich grause Vogelbeize!"

Nein, sage ich, sie muß es nicht!

F. L.

Notizen.

Die baierische Ministerkrisis war während der letzten Wochen ein stehender, keineswegs durchweg amüsanter Zeitungsartikel geworden und ruft noch jetzt, wo sie glücklich überwunden, die widersprechendsten zum Theil sehr eigenthümlichen Bemerkungen hervor. Die einen behaupten, König Ludwig habe seinen artistischen Neigungen getreu mit den Ultramontanen nur Komödie gespielt und von vornherein nichts weniger im Sinne gehabt als ein halbclericales Ministerium. Andere wollen vor dieser zum mindesten problematischen Erklärung der jüngsten Laune des capriciösen jugendlichen Herrschers nichts wissen, sind sehr verdrießlich darüber, daß es nicht gleich zu einem Ministerium Hohenlohe gekommen ist und halten ein fortgesetztes Raisonniren auf den wenig nationalliberalen König von Baiern für die Pflicht jedes patriotischen Mannes. Dann gibt es wieder angenscheinlich zu nüchtern und prosaisch gerartete Leute, die politische Dinge auch in diesem Fall nehmen wie sie sind und sich in Ermangelung des Besseren, nämlich eines Münchener Ministeriums nach ihrem Herzen, das Gute, das heißt eine leidlich reichsfreundliche Verwaltung, über welche sich Franzosen und Jesuiten ärgern, schon gefallen lassen. Zu unserer Verwunderung aber denkt Niemand daran, dem verunglückten Ministerpräsidenten die Hochachtung zu zollen, welche er ein so reichem Maße verdient. Er hat fast einen ganzen langen Monat hindurch das Kreuzfeuer der Correspondenzen, Leitartikel, Spottlieder und Sarkasmen in Wort und Bild heroisch ausgehalten und sich dadurch in seinem mühseligen Geschäft der vergeblichen Ministerpreise nicht einen Augenblick beirren lassen. Daß er schließlich nicht reussirt hat, ist am Ende nicht seine Schuld. Liberal sein, dem Fürsten Bismarck zu Gefallen leben und auf die Clericalen schimpfen, das kann jeder. Man braucht nur dem Strom zu folgen und wie der erste beste Philister seine staatsbürgerliche Pflicht zu thun. Aber kaum zwei Jahre nach dem Kriege, der doch auch so manchem braven Bauernsohn aus Franken und Altbaiern das Leben gekostet, im Angesicht der Sedanfeier und des Berliner Fürstentages nach verkappten ultramontanen Feinden des Reiches mit der Blendlaterne für ein Ministerium umherzusuchen, dazu gehört doch eine Stirn, deren dreifaches Erz selbst unter den durch ihre Dreistigkeit bewährten Inzallibilisten und Sonderbündlern zu den historischen Seltenheiten gehört und uns durch ihren jedes politischen Schamgefühls barren Muth wahrhaft imponirt. Wir wollen hiermit für unsern Theil dem bankerotten Portefeuillejäger, der wie ein gewisses Fabelthier nach dem Schatten des Münchener Premier griff und darüber das fette Stück Fleisch seines Stuttgarter Gesandtenpostens einbüßte, den Ausdruck unserer Anerkennung nicht versagen. Herr Edmond About allerdings hat ihm den Rang abgelaufen. Dieser feuilletonistische Handwurst hat ganz wie Herr von Gasser das abnorme Glück gehabt, daß ihm in ereignißarmer Zeit und in Abwesenheit der Parlamente englische und andere Blätter ganze Spalten profunder Betrachtungen gewidmet haben. Die französische Presse war natürlich des willkommenen Berläßerungsstoffes erst recht froh. Man kann sich vorstellen, mit welchen gespreizten Schritten der über Nacht berühmt gewordene Scribent, den sonst Niemand ernsthaft behandeln wollte, auf den Pariser Boulevards einhergeht. Bei der ganzen Geschichte, die ihre unwillkürlich groteske Seite hat, wird aufmerksame Leute besonders ein Umstand in Erstaunen gesetzt haben, der nämlich, daß Herr About eine Besitzung bei Zabern hat. Unter den Literaten, namentlich den Parisern, sind die Grundeigenthümer nicht häufig. Herr Edmond About will jenes Grundstück jetzt verkaufen. Wer möchte behaupten, daß er den ganzen Lärm nicht als eine Reclame angezettelt hat zur besseren Verwerthung seines Hauses. Er hat damit Annoncen in einem großen Theil der europäischen Blätter umsonst erhalten, und der Streich sieht dem literarischen Spaßvogel ganz ähnlich.

Digitized by Google

Inserate.

Jedermann sein eigener Sprachlehrer!

Toussaint-Langenscheidt. (20. Auflage.) **Methode** (Nur einmal angezeigt.)

Briefl. Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbst-Studium Erwachsener.

Engl. v. Prof. Dr. van Dalen (am k. Kadettenkorps in Berlin), Prof. H. Lloyd (Universy. Cambridge) u. d. Langenscheidt.

Franz. v. Prof. Th. Toussaint und G. Langenscheidt (Mitgl. d. Gesellsch. f. neuere Sprachen u. Lit.) in Berlin.

Wochentl. 12 Lekt. à 5 Sgr.; im Ganzen 2 Kurse à 5⅓ Thlr.; beide Kurse zusammen nur 9 Thlr. — Probehefte à 5 Sgr. (Marken).

Urtheile: *Diese Unterrichtsbriefe verdienen die Empfehlung vollständig, welche Gans v. Sem.-Dir. Dr. Plötzwerden.* — *Dr. Freund, Prof. Dr. Herrig, Prof. Dr. Schuster, Prof. Dr. Schmitz, Prof. Dr. Stade, Dir. Dr. Viehoff u. and. Autoritäten gewerden sie.*" — (Allgem. d. Lehrerztg.) — *„Der wohlbewährteste Plan u. d. Sorgfalt d. Ausführung treten in T.-L.'s Meth. recht auffallig hervor, wenn man die entdecken (ca. 12 mal vorfolgten) Nachahmungen damit vergleicht, welche v. d. literar. Industriewelt d. Markt gebracht werden.*" (Schuhbl. d. Prov. Sachsen.) — *„T.-L.'s Meth. erscheint uns als eine der wichtigsten Erscheinungen d. Gegenwart, die eben wirkt. Triumph der mensch. Scharfsinns, wie Dampfmaschine und Telegraphie.*" (Liter. Rundschau.)

NB. In der **Nationalität** der Verfasser, der größten Volksthümlichk. bei bester äusserer Ausstattung, in den bei nun 20 Aufl. im briefl. Verkehr m. den Lernenden ertheilten **Vervollkommnungen** u. in der Ausdehnung der Ausspr.-Bez. dieser Meth. auf viele Zweige der Fachliteratur beruhen Vortheile, die kein and. Werk zu bieten vermag.

Mit gedachter Ausspr.-Bez. sind u. A. erschienen: Frz.-d.-tsch. Wörterb. v. Prof. Dr. Th. Sachse 1 en 20 Lfgn. à 12 Sgr.

Engl.-d.-tsch. Suppl.-Lexikon von Dr. A. Hoppe. 3 Thlr.

Lehrbuch d. frz. Sprache v. Dr. Rennemann, Direktor d. Realsch. f. Schulen. Kurs I u. II von Toussaint u. Langenscheidt, 20 u. 15 Sgr. — Kurs III von Dr. Rennemann. Direktor d. Realsch. f. Schulen. I. Ordnung zu Elbing. 20 Sgr.

Die **Adoption der Meth. T.-L.** durch fast alle Kulturvölker dürfte direkte weitere **Empfehlung** überflüssig machen.

G. Langenscheidt's Verlagsbuchh., Berlin, Hallesches Ufer 33.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Träumereien an französischen Kaminen.

Märchen von Richard Leander. In reichverzierten Calicobande. Preis 1 Thlr.

Vierte unveränderte Auflage.

Die **Kölnische Ztg.** 1871 Nr. 199 sagt hiervon: „Ein so liebes, allerliebstes Büchelchen ist uns lange nicht zu Händen gekommen. Zwanzig Märchen, eins immer schöner als das andere. Wie naiv und neckisch, wie recht für Herz und Verstand kleiner und großer Kinder, sind die kurzen Geschichten erzählt! Da ist nichts Gesuchtes oder Geschraubtes, Affectirtes oder Manierirtes. Alles singt und klingt so traumhaft, so innig und doch natürlich, daß man seine rechte Freude daran haben muß, mag man wollen oder nicht. Wir empfehlen das Büchlein, das der „Frau Anne" gewidmet ist, allen Müttern zum Vorlesen oder noch besser zum mündlichen Wiedererzählen im Kinderkreise."

Daheim 1872 Nr. 14: „Die zwanzig Märchen von Richard Leander sind so urdeutsch, so naiv und anmuthig, so ergötzlich für große und kleine Kinder, daß man zuweilen glaubt, die alte Märchenfrau sei wiedererstanden, die einst den Gebrüdern Grimm den alten Märchenschatz unseres Volkes heben half.

Bei **Fr. Frommann** in **Jena** ist erschienen:

Das Frommann'sche Haus und seine Freunde. 2. vermehrte Auflage. Preis 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Zur Erinnerung an J. E. G. Stübe, mit Stübe's Bild. Preis 8 Sgr.

Arthur Schopenhauer. Drei Vorträge von Dr. H. Frommann. Preis 16 Sgr.

Kunstanstalt für Oelfarbendruck

von **G. Nieberle,** Müllerstrasse 8, München.

Bedeutender eigener Verlag und Lager der besten in Deutschland erschienenen Oeldrucke, Auswahl von über 800 Blatt.

Fabrik von Goldbarockrahmen.

Permanente Ausstellung. — Illustrirter Katalog gratis.

Die Gartenlaube

15 Sgr.

bringt im 4. Quartal die Fortsetzung von **„Spielhagen „Was die Schwalbe sang"**, welche mit einer Erzählung:

„Der Lodner" von **Herman Schmid**

abwechselt. Ferner, außer anderen interessanten Beiträgen: **„Amerikanische Reise- und Vorlesungsbilder"** von **Louis Büchner** (Verfasser von „Kraft und Stoff") — **„Aus meiner Jugendzeit"** von **Gottfr. Kinkel** — Zeit-, Sitten- und Culturbilder — Aus Naturwissenschaft, Geschichte, Biographie ꝛc.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Carl Conradi** in **Stuttgart.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Allgemeine Geschichte der Literatur.

Ein Handbuch in zwei Bänden,

umfassend die nationalliterarische Entwicklung sämmtlicher Völker des Erdkreises

von **Dr. Johannes Scherr,**

Professor der Geschichte am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich.

Vierte, durchgesehene und ergänzte Auflage.

Broch. 3 Thlr. 6 Sgr. oder 5 Fl. 36 Kr. südd. W. In 1 Halbfranzbd. geb. 3 Thlr. 20 Sgr. oder 6 Fl. 24 Kr. südd. W. In 1 eleg. Ganzlwdbd., vorzüglich zu Geschenken geeignet, 3 Thlr. 20 Sgr. oder 6 Fl. 24 Kr. südd. W.

Wie sehr das Publikum verstanden und wohlwollend begrüßt hat, was der Verfasser mit diesem Buche wollte:

„Nämlich nicht ein staubtrockenes, die Geistesöde hinter den Mantelfalten hochgelehrtthuender Grandezza versteckendes Compendium für Fachleute mühseligst zusammenzutoppeln, sondern vielmehr ein **Buch** schreiben, ein **lesbares Buch,** welches Allen wirklich und wahrhaft Gebildeten, oder nach Bildung Strebenden die Universalgeschichte der Literatur nahe zu bringen oder vertraut zu machen vermöchte,"

beweist, daß die vor 2 Jahren erschienene, in sehr starker Auflage gedruckte dritte Auflage, jetzt schon vergriffen ist, und zum Druck der vierten Auflage geschritten werden mußte.

Die Verlagshandlung glaubt sich darauf hin jeder weiteren Empfehlung enthalten zu dürfen und will, nur um ein Bild von der Reichhaltigkeit des Werkes zu geben, erwähnen, daß, wie aus dem Register ersichtlich, nicht weniger als nahezu 3000 Schriftsteller mehr oder weniger ausführlich darin Erwähnung finden, was ihm nebenbei auch den Charakter eines für jeden Gebildeten unentbehrlichen literarischen Nachschlagebuches verleiht.

Wichtig für jeden Landwirth!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Wissenschaftlich praktische Forschungen auf dem **Gebiete der Landwirthschaft.**

Separat-Ausgabe des

Centralblattes für Agrikulturchemie und rationellen Wirthschaftsbetrieb

Herausgegeben von

Dr. Richard Biedermann.

I. Band.

Preis: 2 Thlr. 20 Sgr.

Luckhardt'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Vereinsbericht für den Agricultur-Chemiker.

Bei **Hermann Grüning** in **Hamburg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Oscar Riecke, Gedichte.

221 S. eleg. geh. 1 Thlr., eleg. geb. 1 Thlr. 6 Sgr.

Gottschall's Blätter für literar. Unterhaltung v. 12. Sept. 1872 bringen den Auszug einer Besprechung obiger Gedichte aus der „Saturday Review" vom 20. Juli, worin es u. A. heißt: „Oscar Riecke ist wirklich ein „Dichter, dessen Geist und Melodie auf's vortheilhafteste von den trivialen Gemeinplätzen der meisten zeitgenössischen deutschen Lyriker abstticht. Einige seiner Balladen sind hochpathetisch, und eine Reihe kleinerer Gedichte, welche populäre Sprichwörter beleuchten, drückt martige Weisheit in höchst wirkungsvoller Weise aus."

Die Leipz. allg. Modenzeitung u. A.: „Oscar Riecke's Gedichte verrathen ungewöhnliches Talent und große Formgewandtheit."

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Gilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 12. October 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Ueber Welt- und Staatsweisheit. Ein Vortrag von Eduard Lasker. — Die Romantik auf dem Lehrstuhle der Volkswirthschaft. Von Ludwig Bamberger. II. — Der Alt-Katholiken-Congreß in Köln. Von Blumtschli. — Literatur und Kunst: Ein Reformator der deutschen Schaubühne. Von Hans Hopfen. III. Mittel zur Reform und Gesetzesvorschläge. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen: Die Eröffnung des renovirten Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters. Von P. L. — Offene Briefe und Antworten. Frau Toutlemonde an Paul Heyse. Russische Literatur. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Ueber Welt- und Staatsweisheit.

Ein Vortrag

von **Eduard Lasker.**

Ich habe mir nicht vorgenommen, aus Büchern oder eigener Erfahrung Regeln der Staatsweisheit vorzutragen; auch mit dem Willen hierzu, vermöchte ich es nicht, wie Sie bald aus meiner Anschauung erfahren werden. Die bescheidenere Absicht meines Vortrages ist, zu untersuchen, in welchem Abschnitt politischer Entwicklung wir uns befinden. Angeregt wurde in mir die Frage seit Jahren schon durch einen tiefgehenden Widerspruch, welchen ich zwischen einer geläufigen Weise des Ausdruckes und der Wahrheit des Lebens wahrnahm. So weit ich zurückdenke, erinnere ich mich der Gewohnheit, das „neunzehnte Jahrhundert“ mit rühmenden Zusätzen zu bezeichnen. Unter dem Namen des Jahrhunderts spenden wir uns ungemessenes Lob über den hohen Grad der Cultur und des heutigen Geisteslebens. Auch umschreibend bewundern wir das Jahrhundert der Eisenbahnen, der Telegraphen, Dampfmaschinen, hoher Entwicklung jeder Art. Als empfindlichster Tadel gilt der verwunderte Ausruf: „Im neunzehnten Jahrhundert!“ Und doch haben wir fast ununterbrochen in diesem Jahrhundert Ereignisse erlebt, welche einen niedern Bildungsgrad verrathen, wie wir, in allgemeiner Betrachtung, ihn verbunden glauben mit den Zuständen längst überwundener Unwissenheit oder Barbarei. Denken Sie an Ereignisse, welche frisch in Ihrem Gedächtniß sind, welche sich noch abwickeln. Die jüngste Zeit hat für zahlreiche Millionen zwei neue Dogmen angefertigt und die Gläubigen erkennen das Unbegreifliche an als verbindliche Glaubenslehre und Bedingung des Seelenheiles. Dieses Jahrhundert hat an dem Sitz verfeinerter Bildung und Gewohnheit den ziellosen Schrecken der Commune, die Herrschaft der wenigen Fäuste über Hunderttausende abgeneigter Bürger gesehen. Fast täglich wird der denkende Beobachter, nicht selten auch die Menge aufgeschreckt durch überraschende Zeugnisse der Unkultur. Wo ist die Quelle der Widersprüche? Ist die theoretische Erkenntniß vorangeeilt und vermag die praktische Ausübung nicht überall gleichen Schritt zu halten? Oder fehlt es noch an Klarheit der Erkenntniß, und der noch nicht abgeklärte Gedanke verführt zu widersprechenden Unternehmungen? Vielleicht ist das Jahrhundert auf dem Gebiete des anwendbaren Wissens noch gar nicht so hoch, wie wir es einzuschätzen pflegen. In der That, zu dieser Ansicht bin ich gelangt. Wohlgefügte Sätze, streng durchdachte Lehren gelten mir nicht als wirkliche Erkenntniß und wahres Wissen; die Worte gestalten sich oft passend für einen noch nicht errungenen Inhalt. Die Anwendung allein ist das gültige Zeugniß. Weisheit bewährt sich nicht im geschickten Spruch, sondern allein im Thun. Wie lange schon herrscht die schöne Lehre: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst; seit Jahrtausenden ist sie gegeben, über achtzehn Jahrhunderte der Mittelpunkt des weitbeherrschenden Glaubens. Mit dieser anerkannten Lehre vereinbar waren die Scheiterhaufen und die unsagbaren Martern für die Ungläubigen. Der Spruch war geläufig, aber es fehlte die Einsicht, wie der Mensch sich selbst liebt. Der Scheiterhaufen sagte, oft in gefälliger Selbsttäuschung: Und wäre ich selbst der Ketzer, so würde ich zum Heil meiner Seele die Qualen und den martervollen Tod erdulden. So paarte sich zügellose Wildheit mit der menschenfreundlichsten Lehre. Nicht allein auf dem schwankenden Boden des Sittengesetzes, sondern auf mannichfachen Gebieten des Geisteslebens habe ich erfahren und daraus den Satz als gemeingültig erkannt, daß der wahre Umfang alles Wissens weit hinter dem scheinbaren Umfang zurückbleibt. Wenn Faust, über seinen Lehrberuf verzweifelt, sich abquält mit dem Verlangen:

„Daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß
Zu sagen brauche, was ich nicht weiß —“

so schildert er den unvollkommenen Zustand aller Wissenschaft, nicht blos sein mangelhaftes Wissen. Nur hilft keine Magie über diese Unvollkommenheit hinweg, sondern der unbefriedigte Drang und bescheidenes Forschen müssen weiter helfen. Der stets vorhandene Unterschied zwischen dem scheinbaren und dem wahren Umfang des Wissens erinnert mich an das Gesetz der optischen Täuschung. Den erklärenden Grund finde ich in den verschiedenen Wegen, auf denen der ausübende und der forschende Mensch zum Wissen streben. Das gewöhnliche Leben führt den geraden Weg zur Kenntniß der Dinge, mit denen der Mensch sich beschäftigt. Der Bauer kennt den Pflug, die Furche, das Saatkorn, Jahreszeit, Wetter und was sonst in Betracht kommt, woran die Ernte von der Aussaat bis zum Einheimsen sich entwickelt; er kennt gerade so viel, wie er nach seinem Verständniß zur Anwendung braucht. Anders geht es her in den höheren Regionen des Forschens. Hier fehlt dem Anfang oft die Kenntniß des Stoffes, für welchen die Regel gesucht, gefunden und in einen passenden Satz gebracht wird. Nennen Sie es Ahnung, aber in wunderbarer Weise gibt die bloße Arbeit des Gedankens nützliche und verwerthbare Winke, eröffnet Blicke auf die Wahrheit, noch ehe der Stoff erkannt ist, an welchem die Arbeit sich vollzieht. Solche unvollkommene Anfänge der Wissenschaft erscheinen dem Fernstehenden reich und voll. Der an Alltagsgeschäfte gewöhnte Mann vermuthet bei

Digitized by Google

dem Forscher die Kenntniß von gleicher Art, wie seine eigene Kenntniß der Dinge, welche er im Gebrauche handhabt. Hier beginnt die Täuschung. Noch mehr zum Ueberschätzen neigt, wer über den Wirkungskreis der unmittelbaren Handhabung versuchsweise hinausschreitet und seine Kenntnisse ein wenig über den Bedarf erweitert; dieser erfährt die Mühe des Vordringens und bewundert die Fülle des Vorraths, welcher außerhalb seiner Erfahrung liegt. Besonders stark überschätzt wird aus diesem Grunde die berufsmäßige Gelehrsamkeit. Hat ein Zweig der Wissenschaft durch Menschenalter sich fortgebildet, werden die beobachteten Thatsachen und Regeln immer vermehrt jedem spätern Nachkommen überliefert, so sammelt sich allmählich ein Vorrath, welcher den möglichen Erwerb eines Einzelnen bei weitem übersteigt. Der uneingeweihte Beurtheiler mißt mit dem Maßstab seiner vereinzelten Kraft, und darum erscheint ihm das ererbte Wissen viel größer, als es wirklich ist. Wie das Kind das Wissen des Erwachsenen für unerschöpflich hält, so denkt oft die Menge der Laien über den Berufsgelehrten. Aber auch, wie nicht selten eine harmlose Frage des Kindes den Erwachsenen selbst überrascht über die engen Grenzen des eigenen Verständnisses und wie hieran die Enttäuschung des kindlichen Glaubens beginnt, so geschieht es oft im Verhältniß der Gelehrten und der Laien. Viel verbreitet ist die Erfahrung in zwei Wissenszweigen, welche uns häufig beschäftigen, weil der Mensch ihnen der unmittelbare Gegenstand des Forschens ist. Den Arzt glauben wir vertraut mit der Kunde unseres Körpers, mit den Ursachen unseres gesunden oder kranken Befindens. Auf diesem Glauben ruht unser Zutrauen, das Sehnen nach dem Arzte, sobald eine besorgliche Störung der Gesundheit eintritt. Sein überlegenes Wissen drängt sich uns auf; wir gehorchen gern seinen Anweisungen und in der Gefahr beruhigt sein Beistand. Aber wie erstaunen wir, wenn wir ihn täglichen Krankheitserscheinungen gegenüber rathlos sehen, und wenn er auf die an ihn gerichtete Frage redlich bekennt, daß der Heilkunde noch verborgen ist, was wir Laien für den ersten Anfang dieser Fachwissenschaft hielten. Aus solchen gelegentlichen Wahrnehmungen sind die viel verbreiteten Scherze gegen die Heilkunde und den Arzt entsprungen, aber die Laienwelt kehrt doch zu ihrem Glauben zurück und das Auge des Kranken haftet an den Bewegungen des Arztes. Aehnlich ergeht es uns mit der Geschichtslehre, einer Grundsäule unserer Bildung. Der Bericht aus der Vorzeit und über unsere Vorfahren zieht uns mächtig an. Wir empfangen früh eine Vorstellung der Vergangenheit bis in die bekannten ältesten Zeiten; wir bewundern die mühsame Arbeit, welche so viele Einzelheiten uns aufdeckt, die Kunst, welche Gewebenes zu beleben und ein Gesammtbild zu entwerfen versteht. Aber wir werden aus unseren Träumen gerissen, wenn wir erfahren, wie kurz im Verhältniß zu dem Vorleben civilisirter Völker die Spanne Zeit ist, über welche die „Weltgeschichte“ sich erstreckt. Noch tiefer sinkt unsere Vorstellung, sobald wir uns überzeugen, wie wenig aus der Vergangenheit berichtet wird, und dieses Wenige wie ungenau. Von dem steten Wirken und Schaffen des Volkes, von den tausendfältigen Gestaltungen der gesellschaftlichen Beziehungen, von der allmählichen Vorbereitung, den im Stillen waltenden Beweggründen großer Begebenheiten erfahren wir beinahe nichts. In der That,

„Die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.“

Neue Verlegenheiten bereitet uns der Wandel, welchen nicht selten die Forschung an hervorragenden Namen der Geschichte vollzieht. Aus denselben Ueberlieferungen entstammen die entgegengesetzten Schilderungen eines Tiberius, eines Cicero, Cäsar oder Tilly. Oder es beweist gar ein genialer Forscher, daß ein umfangreicher und höchst bedeutender Geschichtsabschnitt, welcher Jahrhunderten überliefert und mit Ausschluß einiger Zuthaten wörtlich geglaubt ist, von der ersten bis zur letzten Nachricht ein bloßes Märchen sei. Die Geschichte der römischen Könige erweist sich vor den Angriffen Niebuhrs als eine kunstvoll gewebte Sage; beinahe zweitausend Jahre hatten die Berichte des Livius als Ergebnisse gewissenhaftester und einsichtiger Prüfung gegolten, jetzt ist der älteste Abschnitt als eine urtheilslos übernommene Dichtung erwiesen, und für lange später verlieren die Berichte dieses Schriftstellers ihre Beweiskraft. Tacitus, ein Muster der Erzählung und beinahe das verkörperte Gericht in der Weltgeschichte, wird jetzt, nicht ohne jeden Anhalt, als Schriftsteller von wohl überlegter Parteitendenz enthüllt. Aus verhältnißmäßig junger Vergangenheit wird eine der großartigsten Perioden, deren Folgen noch in unserem Zeitalter nicht ganz verbraucht sind, wird die Periode der Völkerwanderung so lückenhaft, unvollkommen und verworren dargestellt, daß niemand eine Uebersicht auch nur der allgemeinsten Begebenheiten erhält, aus den vielen Namen kein Charakter klar, keine Person körperhaft hervortritt. Und neulich habe ich mit vielem Geschick als Unkenntniß und Irrthum bezeichnen hören, daß überhaupt in jener Zeit die Periode einer Völkerwanderung gewesen sei. Seit unserem Gedenken soll die Geschichtsschreibung große Fortschritte gemacht haben; sie soll umfassender und zuverlässiger geworden sein. Unter die Herrschaft dieses Fortschrittes fallen die Romane Thiers' über den ersten Napoleon, welche sogar die Phantasie der Deutschen lange beherrscht haben und die Phantasie der französischen Nation noch lange beherrschen werden. Ich nehme mit eigenen Augen wahr, wie sich die Geschichte unserer Tage für die Zukunft vorbereitet und sehe voraus die schiefen Bilder und die Halbwahrheiten, welche Nachkommen über uns mit reinem Gewissen als geläuterte Wahrheiten mittheilen werden. Doch ich will über die jüngste Geschichtsschreibung nicht urtheilen; mag sie alt werden und dann die Probe bestehen. Aber in meiner Schätzung, welche ich an den Urtheilen Sachkundiger geprüft habe, ist heute noch, über zweitausend Jahre nach seinem Tode, Thucydides mustergültig. Thucydides hat nur über zeitgenössische Ereignisse geschrieben, mit vorurtheilslosem Sinn, geschicktem Griffel, zutreffender Gewandtheit des erzählenden und des gesprochenen Wortes, mit unbestechlichem Charakter, glühender Liebe seines Landes. Seine Erzählung erstreckt sich nur auf den kleinen Raum Griechenlands, nur auf Begebenheiten, welche er miterlebt und gefühlt hat; darum ist er zuverlässig, erfüllt er Personen und Ereignisse mit wirkendem Leben. Aber dieses in jeder Hinsicht noch unerreichte Werk gibt uns der Zeit seiner Darstellung von dem Leben des griechischen Volkes nur ein kleines Bruchstück, verfolgt fast nur einen Faden aus den unzähligen Fäden eines treibenden Volkslebens, den Ursprung und den Fortgang des peloponnesischen Krieges. Von der treuen und kunstvollen Erzählung gewinnen wir freilich nebenher manche werthvolle Kunde über das Wesen der Athener und anderer Griechen; hier und dort werden wir freudig überrascht mit einem tuzen Durchblick auf Sitten und Anschauungen der Nation, sogar auf das wechselreiche Treiben des Volkes. Aber zuletzt haben wir doch nur eine Reihe von Einzelheiten. Dies nach Jahrtausenden musterwürdige Geschichtswerk, welches nur über Zeitgenossen und zeitgenössische Ereignisse berichtet, ersetzt an unmittelbarer Anschauung nicht einen Tag des geselligen Zusammenlebens.

Auch an anderen mir bekannten Zweigen des Wissens könnte ich erweisen, wie weit der wahre Umfang hinter dem scheinbaren Reichthum zurückbleibt, und dieselbe Regel gilt gewiß allgemein, weil sie in der bisher entwickelten Eigenart des Menschen begründet ist. Ich will jedoch nicht länger bei diesem Nachweise verweilen, denn die Aufgabe, welche ich mir gestellt habe, erschöpft sich nicht in der entmuthigenden Darlegung unserer geringfügigen Kenntnisse, sondern erfaßt ein höheres und fruchtbares Ziel. Sie leitet mich an, das Gesetz des Fortschrittes zu beobachten, welches unmittelbar an jene wenig tröstliche Erscheinung anknüpft. Nach vielen Menschenaltern befriedigter Selbstäuschung erwacht ein Geschlecht von Denkern, welches, beschämt von der erkannten Armuth des weit überschätzten Wissens, nach neuen Quellen sucht, und nicht ohne

Digitized by Google

Erfolg. Ich lasse dahin gestellt, wie weit jenes Auffassen führt, ob nicht nach Abschluß einer solchen Epoche die frühere Wahrnehmung auf den etwas erweiterten Inhalt paßt. Aber ein Fortschritt ist vollzogen und ein neuer Ring ist eingefügt in die menschliche Entwicklung. Auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens und der gesellschaftlichen Beziehungen nehmen wir Merkmale wahr, welche den Anfang eines durchgreifenden Fortschrittes andeuten. Der Geist arbeitet sich aus genügsamer Befangenheit heraus und zwingt auf unausgetretene Pfade. Wohin streben wir, und mit welchen Mitteln werden wir das Neue erreichen? Zur Verständigung hierüber möchte ich einiges beitragen. Schwer ist es freilich, in der Mitte einer so viel verschlungenen Bewegung zur Klarheit über die werdenden Zustände zu gelangen. Glücklicherweise liegt in der Entwicklung eines andern Culturzweiges ein Beispiel vor mir, welches für die Absicht meiner Darlegung paßt. Die in heftiges Ringen eintretende Staatsweisheit mag sich messen an dem gleichartigen Kampfe und den Errungenschaften der Weltweisheit. In dem Wettkampf der Dialektik mit den Naturwissenschaften schließt sich soeben eine Epoche des Fortschrittes ab, welche von dem ersten Anfang aufgezeichneter Ueberlieferungen bis zu den jüngsten Arbeiten unserer mittlebenden Naturforscher sich erstreckt. Die letzten lehrreichen Bewegungen dieser Epoche haben viele von uns an sich selbst erfahren, und die Wandlung der Anschauungen, welche ich für den letzten Abschluß der Epoche halte, ist noch im Wallzuge begriffen. Die Dinge sind bereits einer ruhigen Betrachtung fähig, aber unser eigener Antheil erhält die Theilnahme lebendig und fördert das Verständniß. Dies ist der günstigste Zeitpunkt zu untersuchen und die Ergebnisse für das Leben zu verwerthen.

Früh, im Verhältniß zu unserer Geschichtskenntniß, hat das Tasten der Menschen nach ewigen Wahrheiten (Ethik) und nach dem Verständniß des Ursprungs (Genetik) begonnen. Die ältesten Anfänge sind nur vermittelt durch mündlichen Bericht an uns gelangt. Nach getrennten Richtungen, welche durch Eindrücke oder Anlagen der Einzelnen bestimmt sein mögen, haben sich zwei Methoden der Gedankenarbeit entwickelt. Das Forschen nach dem Ursprung der Dinge lehnte sich an die mächtigsten Erscheinungen, an die Ausbrüche erzeugender oder zerstörender Kraft. Von demselben Ausdruck der Gewalt wurden das naive Gemüth und der forschende Geist ergriffen, und es entstand in jenem die bestimmte Form der Religion, in diesem die bestimmte Methode des Denkens. Hervor tritt zu allererst die Allmacht des Wassers und des Feuers. Das Wasser: an allen Orten ist es anzutreffen, mit allen Abstufungen der Kraft wirkt es ein und die entgegengesetzten Folgen rust es hervor. Vom Himmel kommt es, aus der Erde quillt es; es zerstört und belebt die Saaten; macht die Wüste wohnlich und die Wohnstätten zur Wüste; wiegt im sanften Geplätscher das Gemüth zur Ruhe, erschreckt es im donnernden Fall; bricht sich Wege durch den sonst unbezwingbaren Felsen und meidet den Widerstand der lockeren Scholle. Jetzt erst hat es alles Leben getödtet und nun weicht es und läßt unendliche Keime neuen Lebens zurück. Noch herrscht das Wasser auf weiten Strecken unnahbar; Spuren thun dar, daß es dereinst auf dem jetzt festen Boden gewaltet, und noch weilt es überall, zurückgezogen unter der Oberfläche, nicht selten zum Durchbruch bereit. Ohne Wasser verschmachtet jedes lebende Geschöpf. Diese ganze Welt ist nur vom Wasser erzeugt. — Das Feuer: der Odem stockt vor der nahenden Gluth; alles Erschaffene verzehrt die Flamme und in denselben Rest läßt sie alle ergriffenen Körper auf. Dasselbe Feuer, das zerstörende, erwärmt und belebt; der menschliche Leib verspürt die Wärme als Leben, die eisige Kälte als den beginnenden Tod. In der Wärme erwachen die lieblichsten Gefühle. In der Wärme reifen Korn und Baumfrucht zur Nahrung; an dem Feuer verwandeln sich die rohen Nahrungsstoffe zum Genuß. Mit der Gewalt des Feuers zwingt der Mensch das harte Metall zum Werkzeug und Geräth. Die Mühen vieler Jahre zerstört die Flamme in einem Tage. Mit unbändiger Kraft wühlt das Feuer noch im Schoos der Erde, verändert nach Willkür die Gestalt der Oberfläche. Sein Schein erhellt das Dunkel, erquickt und blendet das Auge. Feurige Körper erleuchten Himmel und Erde, und der mächtige Feuerball der Sonne bewirkt alle Wunder dieser Welt, scheidet den Tag von der Nacht, den Sommer vom Winter, und alles Lebende empfängt von ihm sein Gedeihen. Das Feuer hat das All erschaffen und erhält die Welt. Das naive Gemüth verehrt. Der forschende Geist dringt in den Zusammenhang ein, untersucht die Kraft und den Zwang, Ursache und Wirkung, prüft die Beständtheile und aus einer Anzahl von Merkmalen leitet er die allgemeine Regel ab. Das Leben des Einzelnen ist flüchtig und viele Leben hinter einander sind zu kurz für die Prüfung aller Erscheinungen; so wird denn die an vielem bewährte Regel als gültig angenommen für den ungeprüften Rest. Dieser nennt das Wasser, der andere nennt das Feuer den Erzeuger. Dies sind die ersten uns bekannten Ueberlieferungen aus der griechischen Philosophie, die elementaren Systeme der Schöpfung. An sie reiht sich die Untersuchung über den Ursprung, die Beständtheile und Zusammensetzung des Stoffes. Ein beschauliches Auge richtet sich auf die Außen seite der Dinge, entdeckt an den Formen die Wiederkehr gleichartiger Erscheinungen, findet Regeln und Gesetze, empfindet die Harmonie der Gestalt und nimmt eine Verwandtschaft der Formen wahr, welche verschiedene Körper unter Einen Gesichtspunkt bringt. Alle Körper ordnen sich nach ihrer äußeren Gestalt, der Raum ist erfüllt mit Dingen, von denen jedes in sich selbst und zu den anderen in einem gesetzmäßigen Verhältniß steht. Wie an den unbelebten Sachen, so nimmt der weiter forschende Geist auch an den belebten Gliedern des Thieres, an dem Ausdruck und an den äußeren Beziehungen des Menschen eine gewisse Wiederkehr der Formen wahr und erkennt zuletzt das Gesetz der Ruhe und der Bewegung, den Ursprung der Harmonie, ihre Störung und Wiederkehr. In beiden Methoden dringen die forschenden Geister der nachfolgenden Geschlechter immer weiter vor, erfassen immer größere Gesichtskreise, unterwerfen immer mehr Dinge, Ereignisse und Eigenschaften ihrer Prüfung. Spärlich sind die Berichte aus den ältesten Zeiten, doch sind die Bahnen an den vereinzelten Spuren aufzufinden, wie die Quellen auf den Höhen der Berge den Augen des Wanderers bald sich zeigen, bald sich entziehen, bis zuletzt der Weg sicher an den Ufern des Stromes führt. Von der Herrschaft eines Elementes über das Ganze und in den einzelnen Dingen gehen die Nachfolger über zu dem Anerkenntniß mehrerer Elemente, und sie untersuchen, aus welchen Bestandtheilen der Stoff zusammengesetzt ist und welche Anlagen hiernach dem Körper eigen sind. Die belehrte Erfahrung vermuthet in jedem Ganzen unterscheidbare Bestandtheile, das geschärfte Auge sucht sie stets, findet sie oft und mit ihnen das Gesetz ihrer Zusammensetzung. Gestalt, Kräfte, Anlagen, die Stufen der Entwicklung und des Unterganges erklären sich aus der Beschaffenheit des Stoffes, aus dem Verhältniß der Bestandtheile und aus der Wirkung der Körper auf einander. Von neuen Entdeckungen weiter geleitet, erfaßt die Untersuchung Gestein und Pflanzen, den Stoff und die Bewegung der Thiere, den Menschen mit allen seinen Werken und Einrichtungen, bis zur Sitte, der Familie und dem Staat. Auf dem andern Wege vertieft sich der Gedanke schnell in die Wunder der Form, aus welchen die Schönheit erblüht und alles, was den Menschen erstreut. Die Allherrschaft des Maßes läßt die waltende Hand und eine bewußte Ordnung der Welt dunkel ahnen. Hier ist der Weg zum Vorschreiten mehr geebnet, denn es widersteht nicht der spröde Stoff, die Gesetze der Formen sind bieglam und folgen leicht dem Fluge der Phantasie. An den einfachsten Grenzen, an dem Punkt, an der Linie und an der Fläche baut Pythagoras sein gedankenreiches System auf. Mit unwiderleglicher Beweiskraft erschließt er an den Grenzen der Körper Gesetze des Maßes (Mathematik). Angezogen durch ähnliche Erscheinungen, überträgt er die an den Körpern gefundenen Regeln auf eine Welt des reinen

Digitized by Google

Geistes (Ethik); es gestaltet sich, den Eingeweihten sichtbar, eine höchste Weltordnung und das Abbild erscheint in den Einrichtungen der Menschen. So haben auf beiden Arten die Denker ihre Gedankenarbeit ausgedehnt von den einzelnen Dingen auf die Gesammtheit, von dem greifbaren Körper auf alles, was die Sinne erproben, die Phantasie sich nachgestaltet oder die Einbildung für wahr hält. Nicht völlig getrennt bleiben die gesonderten Arten des Forschens; die eine entlehnt von der andern oft wichtige Hülfsmittel der Erkenntniß und der Darlegung. Aber die gesonderten Ursprungsquellen bleiben erkennbar. Plato und Aristoteles haben nach den beiden Methoden den Aufbau der Systeme vollendet. Ich darf über jeden von ihnen sagen, daß er in seiner Weise den Umfang aller bekannten Erscheinungen erfaßt, die gesammten damals bekannten Hülfsmittel der Beobachtung und der Forschung erschöpft und als Regeln verwerthet hat. Darum sind die beiden Namen heute noch lebendig in der Vorstellung der Gebildeten, ihre Lehren und deren Vortrag im Gedächtniß der Kenner. Doppelt wichtig aber sind sie uns, weil in unsern Tagen der Ring sich abzuschließen beginnt, dessen Ansang in ihnen verkörpert erscheint. Ja, in dem Fortgang der griechischen Bildung und in allen nachfolgenden Zeitalstern, welche die griechische als Grundlage der eigenen Bildung benutzten, bleiben Plato und Aristoteles die Wegweiser auf dem Gebiete des Forschens. Neue Begebenheiten treten ein, unbekannt gebliebene Erscheinungen werden enthüllt und in den Ideengang eingereiht, aber es wird der umfangreiche Raum jener ersten Anlagen nur ausgefüllt, nicht erweitert. Viele praktische Männer, unmittelbare und spätere Nachfolger beschäftigen sich damit, die Lehren der Meister für das Leben zu verwerthen. Von Zeit zu Zeit tritt jemand auf, welcher das eine oder das andere System im Ausdruck verfeinert oder zu einem beschränkteren Zwecke zuspitzt. Ein anderes verdienstliches Bemühen macht eine neuere Sprache zur genauen und gemeinverständlichen Wiedergabe der Ideen geschmeidig. Wie nun aber die Sprache dieselbigen genug ist und dem Ausdruck keine Schwierigkeit mehr darbietet, werden die philosophischen Systeme unter den gelehrten Kennern der beiden Meister häufiger; oft verführt ein willkürlich gewählter Mittelpunkt oder eine neue Combination von Gedanken, eine entdeckte oder besser durchforschte Erscheinung zu einem neuen System. Und wie die Kenntniß dieser Dinge sich gemeinverständlicher auf den Durchschnitt der Gebildeten ausdehnt, gestalten sich gar viele wie zum Hausgebrauch ein eigenes System und die Lust ist von dem Streit der Systeme erfüllt. Daher Fichtes Klage über seine Zeitgenossen, daß die Zunft der Philosophen unendlich sei. Nicht alle Philosophen schränken sich bescheiden auf den persönlichen Gebrauch ein oder auch auf den mündlichen Verkehr in geselligen Kreisen. Viele dringen in die Literatur ein; einige bieten ihr System als die wahre Weisheit an, und mancher erobert sich einen flüchtigen für seine Spanne Lebens gewaltigen Ruhm unter den angeworbenen Jüngern. Aber die geschäftige Welt hat an dieser Fülle keine Freude; sie sucht nach Körnern und die Systeme sind ins leere Stroh geschossen. Die wechselseitigen Beziehungen der Zunft und der arbeitsamen Welt erkalten. Während die bewunderungswürdigen Anfänge, aus der Anschauung der Dinge entsprungen, in steter Anschauung sich entfaltet haben, entfremdet sich jetzt die Philosophie von dem wahren Leben. Die Sprache folgt auf den Irrwegen, sie erstrebt nicht mehr und bewirkt nicht mehr das gemeine Verständniß. So konnten dem letzten und höchsten Meister dieses abirrenden Philosophirens die verehrenden Jünger als Ruhm in den Mund legen, daß nur Einer ihn verstanden habe und dieser Eine nicht ganz. Wer nicht die Mühe scheut, in die Willkür der zweiten Sprache einzudringen, entdeckt oft hinter schwerfälligen Worten einen einfachen und bekannten Gedanken; häufiger schließt der verworrene Ausdruck sich der verkrüppelten Vorstellung an. Doch die größte Zahl der Verständigen meidet die unlohnende Mühe und vertheidigt sich gegen die aufdringliche Zunft der verständnißschweren Denker mit der Waffe des Spottes. In dem heftigen Gefühle der Abneigung verborgen liegt der Keim der Kraft, welche die Philosophie zu ihrer früheren Größe zurückführt.

Indem ich an diesen Wendepunkt gelange, muß ich ein wenig verweilen bei den Beziehungen der Wissenschaft zu dem geschäftigen Lebensverkehr. In diesen Beziehungen liegt der Antrieb zum Fortschritt, im Zustande der Krankheit die Reaction zur Heilung, und an ihnen hat die Rückkehr der verirrten Philosophie zum rechten Wege sich vorbereitet. Die Gelehrten von Beruf sträuben sich meist gegen den Anspruch an die Wissenschaft, daß sie für die Bedürfnisse des Verkehrslebens verwerthbar sei. Ich habe redliche Männer bis zu der Antithese ereifert gesehen, daß der Anspruch der Anwendbarkeit die Wissenschaft entheilige; dem Handwerker gebühre diese niedrigere Arbeit. Mangel an richtiger Begrenzung der Begriffe hat den Eifer erzeugt. Richtig ist, daß der Eigennutz, jede, auch die nicht gewinnsüchtige Lust am Erfolge von der Forschung fern bleiben muß. Während ich forsche, darf allein die lautere sich selbst genügsame Wahrheit mich leiten; jeder vorgenommene Erfolg, ja schon die Lust nach einem vorgedachten Ausgang beeinträchtigt den Werth der Untersuchung und die Glaubwürdigkeit der Ergebnisse. Gewinnsucht oder Lust nach Entdeckung des viel umworbenen Geheimnisses hat kenntnißreiche Männer zum Aberglauben der Alchymie, zu verschwendeten Mühen und zu grober Sinnestäuschung verleitet. Der Vorsatz, den allverbreiteten Reichthum mikroskopisch wahrnehmbarer Thiere nachzuweisen, hat dem sonst geübten Auge des sonst gewissenhaften Beobachters fabelhafte Wesen vorgegaukelt. Die meisten Irrthümer dürften wohl in den Lieblingsthemen begangen sein. Darum werde, während die Thätigkeit des Forschens sich vollzieht, der Hinblick auf die Anwendung ausgeschlossen, weil er die Reinheit des Strebens trübt. Aber hat die Wissenschaft ihr Werk gethan, und liegt das Ergebniß vor, so bleibt die Anwendung doch die letzte Probe seines Werthes. Nützlich ist nur, was für das Leben verwerthbar ist. Nur darf man den Werth nicht zu ängstlich den gemeinen Begriffen anpassen, nicht in dem engen Raume der Wohlthabenheit und des leiblichen Behagens sich bewegen. Werthvoll ist, was die Kenntniß der Sprache vermehrt, das Verständniß der Vorzeit erleichtert, den Sinn für Schönheit gegen die Verirrung des Geschmackes sichert. Zahllos sind die feineren Interessen, welche durch Ergebnisse der Forschung gefördert werden können. Unter solcher Schätzung des Werthes ist das Verlangen der Anwendbarkeit gestattet, sogar geboten. Mag die Ausbeute neuer Formeln und anscheinend neuer Thatsachen noch so groß sein: wenn unanwendbar, sind sie unfruchtbar und die Arbeit erfüllt nicht den hohen Zweck der Wissenschaft, führt nicht weiter auf dem Wege zur Weisheit.

An diesem Merkmal wurde die unfruchtbare Verirrung des in Systemmacherei ausgearteten Philosophirens entdeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Romantik auf dem Lehrstuhle der Volkswirthschaft.

Von Ludwig Bamberger.

II.

(Schluß.)

Was den deutschen und Kathedersocialismus ehrenvoll aber gefährlich von anderen Richtungen derselben Tendenz unterscheidet, das ist seine Tiefe an Gelehrsamkeit und namentlich an historischem Anknüpfungstalent. Wo ein Franzose das Alte, weil es alt ist, verächtlich findet und darum reinen Tisch machen will, da begründet der Deutsche das Recht seines Programmes, indem er es aus dem Urboden der Geschichte aufgräbt.

Digitized by Google

Dessen befleißt sich ein Buch, welches bereits zu großen Ehren gekommen ist und wahrscheinlich noch größeren entgegensieht, nicht mit Unrecht, sofern mehr der Fleiß, das Talent, die Studien des Autors als seine Unbefangenheit veranschlagt werden. In zwei Bänden hat Professor Lujo Brentano die Frage der englischen Gewerkvereine behandelt. Im ersten wird dargestellt und bewiesen, wie die heutigen Trade-Unions die stetige und correcte Entwicklung der Gilden und Zünfte seien, im zweiten wird die Geschichte und Gesetzgebung der Arbeit in England mit Nutzanwendung auf die Zukunft durchwandert. Eine Fülle von Thatsachen und Citaten aus allen Zeiten wird dem Leser geboten, und der erste Eindruck ist gewiß Aufforderung zur gläubigen Verneigung vor einem so glänzend ausgerüsteten Zeugen, der zum Ueberfluß sich selbst den Ehrentitel eines Realisten und seinen Gegnern den Spitznamen der „Abstracten" zutheilt.. Gleichwohl und obgleich ich an der optima fides des Verfassers nicht den leisesten Zweifel hege, stehen mir nicht einmal die nackten Thatsachen auf Grund seiner Angaben unerschütterlich fest. Warum? Da es sich doch um ein englisches Thema handelt, so diene ein englisches Sprüchwort zur Erklärung: the beauty lies in the eye of the beholder. Die Schönheit liegt im Auge des Schauenden. Wer mit besangenen Augen sieht, dem verrückt sich auch die nackteste Thatsache. Kein Zweifel, daß Geistergläubige Geister sehen.

Mit welchen Augen aber Professor Lujo Brentano die Dinge sieht, läßt sich nur aus einem aufmerksamen Studium seines Buches beurtheilen. Ich will versuchen, einige Proben auszuziehen; um den Eindruck in vollem Maaße wiederzugeben, müßte man das halbe Buch ausschreiben. Aber auch das Wenige wird zeigen, daß dieser begabte Schriftsteller auf der einen Seite in die Beurtheilung der Gesinnungen, Ansprüche und Leistungen der Arbeiter einen Idealismus und auf der andern Seite in die Schilderung und Auffassung des Arbeitgebers einen Pessimismus, um nicht zu sagen, eine Animosität und Unterschätzung hineinträgt, welche schon vom Standpunkt der einfachsten menschlichen Erfahrung aus sich als excentrisch ausbrängen. Herr Brentano hat sich offenbar nicht blos in sein Thema und seine Helden verliebt, sondern auch, wie vielfach aus seinen Citaten zu entnehmen ist, sich vorzugsweise von seinen Helden und ihrem Parteistandpunkt über die Fragen mündlich belehren lassen, welche mehr als alle anderen einer objectiven Untersuchung bedürfen.

Schon die Terminologie steht befremdlicher Weise an Gehässigkeit hinter keiner socialistischen Brandrede zurück. Der „pharisäische Hochmuth" der Bourgeoisie, die „schamlose Ausbeutung", das „gewerbliche Faustrecht", die „selbstsüchtige Gewinnsucht", die „Classenjustiz" und ähnliche dem Gründer der Internationalen entlehnten Ausdrücke begegnen uns auf Schritt und Tritt (z. B. S. 63. 64. 99. 130. 162. 164 des I. Bandes). Wenn wir aus dem II. Band (S. 122) die Stellen von den „hochschlotigen Fabriken", die in der Mitte der Cottages wie „feudale Zwingburgen in der Mitte ihrer Hörigen" stehen, ohne Nennung des Verfassers irgendwo abdrucken, oder aus dem I. Band (S. 127) die Stelle, wo er „mit Ekel sich von dieser mit dem Schein der Volksherrschaft sich brüstenden Verfolgung der Classeninteressen abwendet", so würde jeder Leser gewiß eher auf Karl Marx oder Ferdinand Lassalle als auf einen deutschen Akademiker rathen.

Wer die Menschen menschlich beurtheilt, wird niemals seinen Pinsel in solche Farben tauchen, zumal da, wo es die wissenschaftliche Würdigung von Verhältnissen gilt, in welche die Einzelnen aus den allergegebensten Voraussetzungen in der unmittelbarsten Weise hineingewachsen sind. Dies ist nicht mehr ein pathetisches, sondern ein pathologisches Verhalten zu den Elementen der Gesellschaft; und so natürlich diese Sprache einem Agitator ansteht, so gründlich schädigt durch sie ein Mann der Wissenschaft seine auch noch so hervorragenden Leistungen. Parallel mit der Leidenschaft gegen die angegriffene Classe geht die Verherrlichung der auf den Schild erhobenen. Daß in Augenblicken gemeinsamer Auflehnung die edleren Gefühle in jeder Masse herausgefordert werden, kann für ein Naturgesetz gelten, welches auch auf die Arbeiter seine Anwendung findet. Daß aber in unserem Gesellschaftsverband die ärmeren Volksclassen mit mehr Edelmuth ausgestattet sein als die gebildeten Mittelclassen, das scheint mir eine vom Standpunkt der „ethischen Statistik" noch nicht gerechtfertigte Behauptung. Wenn mit der Vermehrung irdischer Güter moralische Verderbniß naturgemäß verbunden wäre, so dürfte man sich erstlich nicht über die Erscheinung erzürnen und zweitens auf die Vermehrung solcher Güter nicht im Namen der Moralität dringen. Das Verlangen aber nach möglicher Beseitigung aller Leiden und Entbehrungen läßt sich auch ohne die Anrufung solcher dramatischen Motive begründen, wie z. B. das im ersten Band (S. 143) verwerthete, wo die Mitglieder der englischen Gewerkvereine, die ein unbefangener Darsteller auf wenigstens eine halbe Million Menschen veranschlagt, als „lauter erprobte Charaktere" (!) gepriesen werden. In eine Kritik des ganzen Systems hier einzugehen, liegt außer meiner Absicht. Es oscillirt zwischen romantischer Hinneigung zu den tausend Rechtsabzirkelungen der alten Privilegiumsgenossenschaften und dem Sturm und Drang nach durchgreifender Reorganisation der ganzen Gesellschaft im Stil der kühnsten Neuerer.

Von einer Seite begegnen wir dem „illegitimen (!) Arbeiter", welcher nämlich nicht vorschriftsmäßig gelernt hat (S. 162. Bd. I), von der anderen der Ausführung, daß in dem Begriff des Staates auch schon die Schlußfolgerung gegeben liege von der Omnipotenz des Staates. Das ganze Leben des Volks muß von Staatswegen organisirt sein, mithin auch die ganze Gewerbsthätigkeit (Bd. I. S. 127). Wir stehen hier vorbehaltlos auf Louis Blanc's Organisation der Arbeit und noch viel vorbehaltloser auf Lassalle.

Nicht minder abenteuerlich sind die Rechtstheorieen. Man lese z. B. im I. Bande S. 123 und 124 den Nachweis, daß ein Mann, dessen Kunstfertigkeit durch eine neuerfundene Maschine entbehrlich wird, dieselben Ansprüche auf Staatsentschädigung hat, wie ein Hauseigenthümer, über dessen Grund eine Eisenbahn geführt wird. „Denn (es lohnt sich die Stelle abzudrucken) was ist das Land anderes als eine Gelegenheit (!) Einkünfte zu beziehen, und was hatten die Arbeiter durch ihre siebenjährige Lehrzeit und durch die während dieser Jahre aufgebrachten Erziehungskosten anderes erworben, als eine Gelegenheit zum Beziehen von Einkünften?" ..... „Aber", heißt es am Schluß, „wir kennen nur Rechte des Capitals." — Ich folgere daraus, daß, als die Taschenuhren erfunden wurden, die man am Bügel aufsieht, der Staat verpflichtet wurde, alle vorhandenen Uhrschlüssel zu expropriiren. Geben wir neben dieser Staatsrechtstheorie auch eine aus dem Criminalrecht. Zu den Ausschreitungen, welche man den Gewerkvereinen am heftigsten vorwirft, gehört das sogenannte Rattening, d. h. das Wegstehlen der Werkzeuge, gegen diejenigen Kameraden verübt, welche sich dem Arbeitsverbot der Strikemacher nicht unterwerfen. Um das zu bestrafen, braucht man keine neuen Gesetze anzuwenden, wie die z. B. gegen vorsichtigere Belästigung widerspenstiger Kameraden gerichteten (das Picketing rc.). Es genügt das Gesetz gegen Diebstahl und Unterschlagung. Noch nie ist ein officieller Vertheidiger des Rattening aufgetreten. Die Wortführer der Trade-Unions vor der englischen Commission haben es als eine beklagenswerthe vereinzelte Verirrung hingestellt. Professor Lujo Brentano findet dafür die höhere Rechtfertigung, natürlich mittels der romantischen Einkehr in das alte Zunftwesen, aber, man höre! mittels welcher kühnen Analogie: Die Strafen, welche im Mittelalter durch Verletzung einer Zunftregel das Mitglied sich zuzog, wurden in Ermangelung anderer Zwangswege durch Pfändung der Werkzeuge vollzogen. Hier wollen wir wieder den Urtext citiren. „Dieses Zwangsmittel (heißt es Bd. I. S. 49) bestand noch ebenso im siebzehnten Jahrhundert, so daß jenes Rattening, das solch pharisäische Ent-

Digitized by Google

rüstung (nie ohne dieses!) der gesammten Presse der Arbeitgeber heraufbeschwor, sich wahrscheinlich (sic) einer ununterbrochenen Abstammung von den Genossenschaften der Arbeitgeber bis hinauf in die Zeiten von spätestens Eduard II. erfreut (sic)! Aber es ist noch weit älter. Es ist das alte Pfändungsrecht des Gläubigers gegen seinen Schuldner, welches in den ältesten Gesetzen aller germanischen Stämme sich wiederfindet und in Deutschland bis in das sechszehnte Jahrhundert gesetzlich geübt wurde.“ — Ich denke, diese Ausdehnung des Obligationenrechts empfiehlt sich noch mehr als jene Ausdehnung des Expropriationsrechts der künftigen Reichsgesetzgebung. Wer bedauerlicher Weise die Mühe scheuen möchte, die beiden wirklich recht interessanten Bände aufmerksam durchzulesen und damit neben vielerlei Wissenswürdigem ebenso viel Wunderliches zu erfahren, dem seien zum Schluß (weil doch einmal Schluß sein muß) nur noch zwei Capitel empfohlen: das eine rechtfertigt und organisirt die Malthus'sche Lehre von der Zweikinderwirthschaft (S. 173. II. Bd.) und Ehebeschränkung (auch alte Zunftweisheit) und erweckt im Leser den Gedanken, daß einst neben den bewußten Arbeitsämtern wir auch Zeugungsämter haben müssen, welche die menschliche Reproduction planmäßig in jedem einzelnen Fall von Gesellschafts wegen regeln, statt sie dem manchesternen Individualitätstrieb zu überlassen. Das andere Capitel (Bd. II. S. 286) unterhält uns von der Möglichkeit, die künftigen Preise aller Dinge mit Sicherheit vorauszuberechnen. Speculanten und solche, die es werden wollen, werden nicht verfehlen, sich darauf zu stürzen. Doch ich wiederhole zum Schluß noch einmal die Bitte, welche der Autor gewiß mir nicht verübeln wird: man lese die beiden Bände mit Aufmerksamkeit, um sich in der neuesten deutschen Richtung der Volkswirthschaft zu orientiren. Der hervorragende Geschichtschreiber der Gewerkvereine wird manchen erschrecken, manchen auch vielleicht bekehren. Aber selbst auf diese Gefahr hin sei das Werk empfohlen.

Der Alt-Katholiken-Congreß in Köln.

Von **Munchsh.**

Wenn ich es unternehme, den Eindruck zu schildern, den mir die Versammlung der Alt-Katholiken zu Köln in den Tagen vom 20. bis 22. September gemacht hat, so bitte ich zu berücksichtigen, daß ich kein Alt-Katholik bin und persönlich außerhalb der alt-katholischen Bewegung stehe. Ich wohnte dem Congresse in der freien und unbefangenen Stellung eines deutschen Protestanten bei. Das Central-Comite hatte den Muth gehabt, mich in meiner Eigenschaft als Präsidenten des deutschen Protestanten-Vereins neben hochgestellten Vertretern der anglicanischen, der russischen, griechischen und orientalischen Kirche als Gast zu seinen Verhandlungen einzuladen. Ich wußte, daß diese Einladung von unsern gemeinsamen Gegnern, den katholischen und protestantischen Jesuiten, arg mißdeutet werde. Aber jener Muth gefiel mir und ich ging nach Köln, nicht ohne Hoffnung, aber auch nicht ohne Zweifel und Besorgnisse.

Wenn man das tolle Vorgehen der römischen Curie, die klägliche Haltung der deutschen Bischöfe und die politische Machtentwicklung des Deutschen Reiches betrachtet, so erscheint der bisherige Erfolg der alt-katholischen Bewegung in Deutschland auffallend gering. Auch freundlich gesinnte Beobachter konnten meinen, dieselbe werde im Sande verlaufen. Der Anblick der Kölner Versammlung hat mich überzeugt, daß diese Besorgniß unbegründet ist und daß diese Bewegung noch eine große Zukunft hat.

Der Kern der leitenden Männer hat sich während des Kampfes um das Dasein gekräftigt und ist geistig freier und entschlossener geworden. Diese Männer sind den Bischöfen ohne Frage an Wissenschaft, an lebendigem Glauben und an Charakter weit überlegen und stehen nur an amtlicher Autorität denselben nach. An diesen Kern von Theologen, Kanonisten und Philosophen schließen sich in vielen Gegenden von Deutschland, insbesondere in Baiern und am Rhein, eine stattliche Anzahl treuer Freunde an, welche zwar an der religiösen Ueberlieferung und Sitte der Väter im großen und ganzen festhalten wollen, aber auch entschlossen sind, sich der jesuitischen Herrschaft Roms und des Papstes zu widersetzen, und zu den Reformen die Hand zu bieten, welche die heutige Cultur und die Pflichten gegen den modernen, insbesondere den deutschen Staat erfordern. Ungefähr 400 Delegirte der verschiedenen alt-katholischen Vereine hatten sich in Köln eingefunden und nahmen an den Berathungen und Beschlüssen eifrigen Antheil. Zu Anfang des Congresses war noch ein unsicheres und ängstliches Tasten und Suchen wahrzunehmen. Fast jeder Sprecher betonte noch seine Anhänglichkeit an den alten katholischen Glauben. Aber allmählich wurden die Aeußerungen zuversichtlicher, frischer, gehobener. Es kamen auch die Forderungen durchgreifender und einschneidender Reformen zum Worte. Vorzüglich in den beiden Hauptversammlungen, an denen ein großes Publicum theilnahm, am Samstag und Sonntag wurde manch bedeutendes und zündendes Wort gesprochen. Die Wendung geschah am Samstag durch die Rede des Professors Huber aus München, der den Stier bei den Hörnern packte. Er erklärte die Meinung, daß es sich nur um das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit handle, im übrigen aber alle Mißbräuche und Irrthümer sorgfältig erhalten werden sollten, für eine Thorheit. Wer die letzte Spitze eines mehrhundertjährigen Systems und Strebens angreife, der greife selbstverständlich das System an, welches diese Spitze hervorgebracht habe. Mit diesem Schlage auf das herrschsüchtige Papalsystem war das Eis gebrochen. Nun rauschten die Wogen der Rede ungehemmt weiter. Professor Knoodt aus Bonn führte scharfe Hiebe wider „Pius nonus, ecclesiae onus“, wider die Jesuiten und die abscheuliche Verdummung und Ausbeutung des Volks.

Vorzüglich imposant aber war die öffentliche Versammlung vom Sonntag. Der große und schöne Saal des Girzenich war gedrängt voll Menschen, meistens aus den bürgerlichen Mittelclassen. Während die Delegirten auf der ansteigenden Bühne saßen hinter der Kanzel der Redner, nahm das große Publicum die weiten Räume des hell erleuchteten Saales ein. Der kleinere Theil der Anwesenden hatte Sitzplätze gefunden. Die größere Menge war genöthigt zu stehen und sie stand fest, nahezu fünf Stunden lang, ohne zu weichen, aufmerksam auf die Reden hörend, welche die religiöse und geistige Frage beleuchteten. Nur zuweilen wurde die gespannte Stille durch einen Ausbruf des Beifalls oder durch den Ausdruck der allgemeinen Heiterkeit unterbrochen. Nie machten sich Zeichen der Ungeduld, des Mißbehagens oder Unwillens bemerklich. Mehrmals machte der Beifallssturm der mehreren Tausende einen betäubenden Eindruck.

Professor Friedrich von München sprach über das unlautere und arglistige Treiben in Rom während des Vaticanischen Concils, erkannte die Nothwendigkeit von Reformen der Kirche in Haupt und Gliedern offen an, deutete auch in besonnener aber entschiedener Weise an, daß der Coelibat und die Ohrenbeichte der Reform bedürfen, erklärte aber zugleich, daß der gegenwärtige Congreß dazu nicht competent sei, daß vielmehr die Herstellung geeigneter Organe vorausgehen müsse. Den Glanzpunkt der ganzen Versammlung bildete die Rede des Professors Reinkens aus Breslau. Indem er die Hindernisse, welche der alt-katholischen Bewegung im Wege stehen, beleuchtete, zeichnete er den Geist Roms, welcher aus Herrschsucht die Religion mit äußerlichen kirchlichen „Uebungen“ verderbe, die Liebe im Fanatismus ersticke, die Wahrheit durch seine Fälschungen entstelle, die Gewissen durch seine unsinnige Dogmenfabrik verwirre und knechte, mit scharfen aber aus dem Leben gegriffenen Zügen. Gegen die deutschen Bischöfe übte er eine schonungslose vernichtende Kritik aus. Am Schluß hob er die versöhnende und reinigende Macht des Christenthums nachdrücklich hervor. Auch die Schlußrede von Professor Schulte aus Prag machte durch ihre Offenheit und Wahrheit einen tiefen Eindruck. Er machte das Bekenntniß, daß er selber viele Jahre lang in einer Täuschung gelebt und einer Kirche gedient habe, welche von dem Geiste des Christenthums völlig abgewichen sei. Indem er das Leben der einzelnen Menschen von der

Digitized by Google

Geburt bis zum Tode in seinen Beziehungen zur Kirche betrachtete, charakterisirte er den furchtbaren Geistesdruck, welchen der Clerus in jesuitischer Weise auf die Nation übt, und die Gelahren, die daraus für die Individuen, die Familien, die Gemeinden und den Staat entspringen. Auch verglich er die sittlichen Zustände der katholischen Bevölkerung von Deutschland mit denen der protestantischen Bevölkerung und gab rückhaltlos zu, daß diese in wesentlichen Beziehungen besser seien als jene. Ueberhaupt wurde in Köln deutsch, nicht römisch gesprochen.

Ueber das Verhältniß des Staats zu der alt-katholischen Bewegung, welches besonders von Professor Maaßen aus Wien erörtert wurde, will ich mich in einem besondern Artikel näher aussprechen.

Die Organisation der alt-katholischen Gemeinde hat Fortschritte gemacht und zur Wahl eines alt-katholischen Bischofs sind Einleitungen getroffen. Provisorisch übernimmt der Erzbischof von Utrecht diese Stelle, welcher ebenfalls in Köln anwesend war. Erst wenn dem Volke thatsächlich die feste Neubildung einer alt-katholischen Kirche erwiesen ist, wird ein äußeres starkes Wachsthum derselben möglich.

Es war ein kühner Entschluß des Central-Comités, Vertreter anderer Kirchen als Gäste zu dem Congresse einzuladen und dadurch dem Wunsche nach Verständigung oder, wie es sich ausdrückte, der Wiedervereinigung der christlichen Kirche einen persönlichen Ausdruck zu geben. Die Verhandlungen darüber zeigten die Schwierigkeit der Ausführung aber auch die Wünschbarkeit eines Fortschritts in dieser Richtung und weckten die Hoffnungsksime der Zukunft auf. Der Congreß bestellte eine Commission von Alt-Katholiken, welche die freundlichen Beziehungen zu den übrigen Kirchen anknüpfen und pflegen soll. Döllinger steht an der Spitze derselben.

Es waren anglicanische Bischöfe und hochgestellte Geistliche aus England und America erschienen, ebenso Vertreter der russisch-griechischen Kirche und einige Protestanten. Auch der Bischof von Syra erklärte im Namen der orientalisch-katholischen Kirche die Bereitwilligkeit mitzuwirken zu dem großen Ziele.

Freilich sind gerade hier zähe Vorurtheile zu überwinden. Als der Bischof von Lincoln eifriger als einsichtsvoll meinte, die deutschen Alt-Katholiken haben nichts besseres zu thun, als sich der anglicanischen Kirche anzuschließen, die ja alles Gute aus der früheren katholischen Kirche gerettet, und nur das Joch der römischen Päpste abgeworfen habe, wurde ihm zu verstehen gegeben, daß in der deutschen Theologie und in dem deutschen Cultus mehr Wissenschaft und mehr Leben sei, als in der aristokratischen Hochkirche. Andere anglicanische Vertreter, insbesondere der Decan Stanley von Westminster und der americanische Bischof von Maryland erkannten es willig und freundlich an, daß die Verständigung nicht Unterwerfung bedeute. Auch die Russen gaben dem Gefühle einen Ausdruck, daß das deutsche Geistesleben berufen sei, den Fortschritt zu erleuchten, nach dem sie sich sehnen, obwohl sie im Besitze aller religiöser Wahrheit zu sein glauben.

Ich selber suchte mit wenig Worten dem protestantischen Bewußtsein einen Ausdruck zu geben, und ich habe seither die Freude gehabt, wahrzunehmen, daß viele Protestanten und Katholiken von verschiedenen religiösen Richtungen mit dieser Aeußerung einverstanden sind. Ich erlaube mir daher, den Grundgedanken in Kürze zu wiederholen: Die Alt-Katholiken stehen in Lehre und Cultus der anglicanischen und der russischen Kirche näher, als uns Protestanten; aber das nationale und geistige Bedürfniß, sich mit den deutschen Protestanten zu verständigen, ist dennoch größer. Ich halte nun zur Zeit eine Einigung über das Dogma für unmöglich. Dasselbe ist nicht einmal unter den Protestanten selber möglich, um so weniger mit den Katholiken. Weder die Berufung auf alte kirchliche Glaubensformeln noch der Versuch zu einer neuen Formulirung wird gegenwärtig die Einigung begründen. Die Verschiedenheit der Ansichten, der Bildung, der Gewohnheit und der Autorität ist ein unüberwindliches Hinderniß. Die dogmatische Einigung ist aber auch nicht nöthig. Die Einheit und Herrlichkeit des Sonnenlichtes wird nicht dadurch aufgehoben, daß dasselbe, wenn es die irdischen Körper berührt, durch die Strahlenbrechung in mancherlei Farben sich auflöst. Ebenso nimmt die göttliche und absolute Wahrheit, wenn sie in den Menschengeist eintritt, je nach der Art und Fähigkeit der Menschen, je nach ihrer Bildung und Auffassung verschiedene Formen und Farben an. Jede von Menschen formulirte Wahrheit ist daher relativ. Das war schon so zur Zeit der ersten Jünger und Apostel, von denen jeder ein anderes Bild des Meisters in seine Seele aufnahm.

Auch eine Einigung über die Kirchenverfassung und den Cultus ist gegenwärtig nicht möglich. Die geschichtlichen Gegensätze sind zu fest begründet, die verschiedenen Sitten zu mächtig und die Vorurtheile zu zähe, um sich einer gemeinsamen Form zu fügen. Aber über zwei Dinge können wir in Deutschland, Protestanten und Katholiken, uns wohl verständigen. Wir verwerfen gemeinsam den Absolutismus Roms über die Geister. Wir sehen darin eine verderbliche herrschsüchtige Politik, aber keine Religion. Wir bekämpfen ebenso gemeinsam den Jesuitismus, der die Geister tödtet und die Charaktere entmannt und verdirbt. Neben dieser negativen Gemeinschaft können wir uns auch über die positive Forderung verständigen, daß die Rechte der Gemeinden aus dem tiefen Verfall wieder aufgerichtet, und den Laien eine würdigere Stellung verschafft werde in allen Kirchen, die noch ein Gefühl haben für Menschenwürde und für natürliches Christenrecht.

Soll man deshalb verzweifeln an der künftigen Wiedervereinigung? oder an der gegenwärtigen Verständigung? Durchaus nicht. Es gibt einen Boden, auf welchem wir uns leicht verständigen werden. Derselbe liegt nicht auf Seiten der Dogmen, nicht auf Seiten des Cultus und der Verfassung, er liegt auf Seiten der Moral und des Lebens. Diese ethische Seite im Christenthum ist doch schließlich die Hauptsache. Es kommt vorerst auf das Leben an. In dieser Hinsicht aber besteht bereits in Deutschland unter den gebildeten Classen und sogar in weiteren Volkskreisen eine viel größere Harmonie der Grundanschauungen, als sich viele Theologen vorstellen. Wir sind im wesentlichen hier unter uns einig. Von da aus lassen sich die Wege der Verständigung finden.

Eine Erfahrung solcher Art haben wir Protestanten schon gemacht. Während Jahrhunderten bekämpften sich innerhalb des deutschen Protestantismus die lutherische und die reformirte Kirche bis auf den Tod. Beschjeleitig verdammten sie sich. Heute steht es so: abgesehen von einigen beschränkten Pastoren betrachten sich Lutheraner und Reformirte, nicht blos der gebildeten Classen, auch unter den Bauern, als Glieder der gemeinsamen protestantischen Kirche und sind im wesentlichen eines Sinnes. Selbst da, wo die Union nicht formell vollzogen ist, werden in den lutherischen Gemeinden Reformirte und in reformirten Gemeinden Lutheraner zum Abendmahl zugelassen, obwohl das Dogma der beiden Kirchen gerade in der Auffassung des Abendmahls sehr verschieden ist. Das brüderliche Volksgefühl setzt sich über die dogmatische Schranke hinweg und überläßt es jedem Individuum, sich selber mit der kirchlichen Sitte und seinem Gewissen zurecht zu finden. Ich meine, das ist in gewissem Grade ein Vorbild auch für die angestrebte Verständigung der Katholiken mit den Protestanten.

Wenn wir nur erst darauf verzichten, eine unmögliche formelle Einigung anzustreben, und dahin gelangen, das bisherige eitele und enge Kirchenprincip durch ein verdeeltes und human-christliches Princip zu ersetzen, so haben wir wenn nicht alles, doch sehr vieles gewonnen. Das bisherige Kirchenprincip lautet: Wir allein sind im Besitze aller Wahrheit; alle andern sind dem Irrthum verfallen und daher der Verdammniß. Diese Ausschließlichkeit jeder Kirche und diese Verdammungssucht gegen alle andern, — das war der charakteristische Zug in allen kirchlichen Kämpfen der letzten Jahrhunderte. Mit diesem bösen Princip muß gründlich gebrochen werden, wenn es besser werden soll. In Zukunft soll jede Kirche sagen: ich glaube im Besitz göttlicher Wahrheit zu sein, aber ich maße mir nicht an zu meinen, daß ich allein von der göttlichen Wahrheit erleuchtet sei. Im Gegentheil ich erkenne es an, daß die göttliche Wahrheit in dem menschlichen Geiste menschliche Gestalt annimmt und daß jede menschliche Formulirung der Wahrheit relativ ist.

Deßhalb sage ich: jede Kirche soll die andere, wenn sie aufrichtig ist, gelten lassen und achten, und sich nicht anmaßen eine

Digitized by Google

andere Kirche zu unterdrücken oder zu beherrschen, auch nicht sich anmaßen die andere zu verdammen.

Auf diesem Boden ist zwar nicht eine volle Einigung, aber eine friedliche und freundliche Verständigung möglich. Es mag dann jede Kirche in ihrer eigenthümlichen Weise sich fortbilden, sie mögen sich einander annähern und eine weitere Einigung vorbereiten. Inzwischen aber mögen die verschiedenen Kirchen unter einander Gastfreundschaft üben, wie die Alt-Katholiken heute schon Gastfreundschaft üben gegen Anglicaner, Russen, Armenier und deutsche Protestanten.

Literatur und Kunst.

Ein Reformator der deutschen Schaubühne.

III.

Mittel zur Reform und Gesetzesvorschläge.

(Schluß.)

Durch den zweiten Entwurf soll „Einführung sachkundiger, gewissenhafter Bühnenleitungen“ bezweckt werden.

Da ich nun nicht glauben kann, daß nach Inkrafttreten des ersten Gesetzes noch irgend ein Staubgeborener Lust haben sollte, sich mit der Leitung eines dieser ethischen Thespiskarren zu beheiligen, so darf ich mich kurz fassen. Dieses Nachtragsgesetz beruft die beiden im vorigen Utas eingesetzten „Collegien“ als Prüfungscommissionen, vor welchen jeder bereits bestallte wie zukünftige Bühnenleiter ein strenges Examen abzulegen hat. Finden diese Commissionen die wissenschaftlichen oder praktischen Qualitäten des Candidaten nicht gründlich genug, so wird er abgewiesen, beziehungsweise pensionirt oder cassirt. Auch der Genügende kann jeder Zeit, sobald er „seine Geschäftsleitung in Conflicte mit dem ethischen Beruf der Bühne verwickelt“, sofort einem Cassationsantrage zum Opfer fallen.

Das Schicksal der bisherigen Unternehmer auf eigene Gefahr braucht dem Leser kein Kopfzerbrechen zu verursachen. Mit jenen macht der dritte Gesetzentwurf ohnehin reinen Tisch. Derselbe geht energisch aus auf den „Schutz der Theater gegen unlautere Ausbeutung mittels der Privatspeculation oder zu Tendenz-Zwecken“.

Es wird nach der bisherigen principiellen und praktischen Entwicklung des Reformprojects niemanden Wunder nehmen, wenn unser Zauberer die Krone des Gebäudes enthüllt und es sich zeigt: daß „sämmtliche Bühnen ihres Charakters als Industrie-Institute zu entfleiden und in den Rang der Lehr- und Bildungsanstalten zu erheben sind“. Diesem Grundsatz entsprechend „darf kein Privatmann mehr ein Theater auf eigene Rechnung führen“. Anmoch „zu Recht bestehende Privateigenthums-Ansprüche sind nach den Normen des Expropriationsgesetzes abzufinden.“

Will eine Stadt ein Theater halten, darf sie dies nur mittels einer Communalsteuer ermöglichen, „deren Höhe mindestens ½ Thlr. per Kopf betragen muß“. Dafür werden für jede Vorstellung 50 bis 100 Freibillete an die ärmeren Angehörigen der betreffenden Gemeinde ausgegeben. D. h. in praktisches Deutsch übersetzt: damit Rothschild in einer Loge sein Diner verdauen kann, muß ein Dienstmann, ein Droschkenkutscher, ein Gassenkehrer 10 Silbergroschen hergeben.

Mit rührender Naivetät erlaubt der Reformator schließlich, daß „etwaige Cassa-Deficite“ von Communal- und Staatscassen gedeckt werden.

Man sieht, daß mit diesem Entwurf dem bestehenden Gewerbe-Gesetz der Krieg erklärt ist. Noch auf der letzten Seite seines Buchs empfiehlt sich uns der Reformator mit der Betheuerung, daß das genannte Gesetz bezüglich der Theater ein „gänzlich fehlgreifendes“ sei.

Ich habe an einer anderen Stelle (in der „Deutschen Zeitung“ vom 2. und 8. Mai ds. Js.), auf Thatsachen gestützt, den Beweis geliefert, daß die Folgen des Gesetzes für Kunst und Künstler sich als segensreiche erwiesen haben. Ich kann mich hier damit begnügen, Herrn Köberle auf die grellen Widersprüche hinzuweisen, auf die er durch seinen Gesetzentwurf und durch sein blindwüthiges Polemisiren gegen die Theaterfreiheit mit seinen wenigen vernünftigeren eigenen Aussprüchen geräth.

Wenn es, wie der Reformator (Seite 89) versichert, ein „oft erprobter Satz ist, daß wer im Reiche der Kunst ehrlich nach dem höchsten strebt, gerade dadurch in der Regel zugleich auch materiell am besten speculirt“ — was in aller Welt kann denn dann noch in der Freiheit der Theater für eine Gefahr liegen?

Wenn der Reformator (Seite 191) dem Volke den Rath gibt, es solle sich, von den Leistungen der Hoftheater unbefriedigt, „für den ihm erwachsenden Verlust an dramatischen Genüssen durch Errichtung eigener Schauspielhäuser Ersatz verschaffen“ — wie denkt er sich solche Schauspielhäuser zu ermöglichen ohne die Theaterfreiheit?

Wenn er (Seite 58) „vollständige Emancipation des Theaters aus den Banden der Polizeiwirthschaft“ verlangt, wofür anders soll die Emancipation kommen als aus dem vielverwünschten § 32 des deutschen Gewerbegesetzes?

Und wenn umgekehrt, wie Köberle will, der Staat das alleinige Monopol hat, Komödie zu spielen, warum soll er dann nicht auch der einzige Buchhändler, der einzige Buchdrucker sein? Ja ich sehe nicht ein, warum dann der Staat, der allein in kostbaren Musterwirthschaften anordnet, wie, wann und wo, wie oft, wieviel und welche Schauspiele zu sehen, welche Bücher zu lesen seien, warum mir schließlich derselbe Staat nicht auch befehlen darf, wieviel Brod ich essen, wieviel Fleisch ich verzehren, welchen Wein ich trinken, welche Kleider ich tragen, welche Frau ich heirathen und wieviel Kinder ich ernähren soll.

Zum mindesten verlangt die consequente Fortbildung Köberle'scher Theorieen, daß dann auch die Theaterkritik von Staatswegen geleistet und ein ergänzendes Gesetz geschaffen werde, wonach Dichtern, welche langweiliger Tragödien überwiesen oder der nothwendigen Ethik verlustig gegangen sind, alles fernere Dramenschreiben im Bereiche des deutschen Kaiserthums bei Strafe einer Geldbuße, im Wiederholungsfalle bei Strafe des Exils verboten werde.

So gut wie Herr Köberle, vom Standpunkt des dramatischen Dichters ausgehend, Unternehmern, Regisseuren und Darstellern durch zwingende Maßregeln das Leben und Streben zu versauern trachtet, mit dem gleichen Rechte können auch diese gegeneinander und vor allem gegen den dramatischen Schriftsteller knebelnde, kneifende, spornende, zügelnde Paragraphen elucubriren.

Die Reform kann nicht auf das Dictat eines einzigen Factors zum Trutz gegen alle anderen durchgeführt werden. Nur in der Einigung aller zum großen Zwecke liegt hier das Recht und die Billigkeit.

Ich glaube mich über den Rest der praktischen Vorschläge des Reformators kurz fassen zu dürfen. Sie trachten darnach, dem Schauspielerstande aufzuhelfen, indem sie zuvörderst alle Engagements mit vorausbestimmten Pensionsansprüchen sowie diejenigen mit genauer Fixirung eines eigenthümlichen Rollenfachs kurzweg verbieten. Diese Postulate erweisen sich auf den ersten Blick sofort als unmöglliche Eingriffe in das Privatrecht. Warum sollen gerade Schauspieler und Bühnenunternehmer Leistung und Gegenleistung in einem von ihrer gegenseitigen Uebereinkunft allein abhängigen obligatorischen Contracte nicht regeln dürfen wie jeder andere auch?

Digitized by Google

Zum Beweise besonderer Menschenfreundlichkeit dienen noch die Forderungen, daß „Talentlosigkeit jeden Contract ipso facto auflösen" und daß der Souffleur radicaliter beseitigt werden müsse.

Ein ausführliches Elaborat ist dem Programme einer zu gründenden Schauspielerschule, Theaterakademie genannt, gewidmet (S. 80 u. ff.), welche, wie sich bei Köberle von selbst versteht, wie die beiden Collegien, die sie überwachen, nur in — Leipzig ihren Sitz haben darf. Dies Thema der Theaterschule wird in gegenwärtiger Zeit sehr häufig behandelt. Ich sehe die Verpflichtung voraus, bei ernsthafterer Veranlassung demnächst darauf zurückkommen zu müssen.

Köberle in seiner utopischen Weise, die kaum mit den Zehenspitzen die wirkliche Erde berührt, geht von einer haarsträubenden Verkennung des Lehrstoffes aus. Er will zwar angeblich Anstalten begründen, die in ihrer Lehrmethode einen rein praktischen Charakter enthalten sollen, aber der Lehrplan, den er sofort ausführlich darlegt, ist so vollgepfropft von theoretischen Cursen der verschiedenartigsten Disciplinen, daß wenn diese anders nicht in oberflächlichster, also ganz unnützer Weise betrieben werden sollen, für die praktische Ausbildung des Schauspielers als solchen wenig oder gar keine Zeit übrig bleiben kann.

Es darf sich durchaus nicht darum handeln, kostspielige Schulen zu errichten, in welchen junge Leute beiderlei Geschlechts pêle-mêle Grammatik, Prosodie, Metrik, Kunst-, Literatur-, Cultur- und politische Geschichte, Geographie, Mythologie, französische, italienische, englische Sprache, Psychologie, Technik des Dramas, Erklärung dramatischer Meisterwerke mit vergleichenden Rückblicken auf altgriechisches Drama und Theater, die Theorie des Schönen und Erhabenen, mimische Hülfswissenschaften und neben dem, was der Schauspieler eigentlich zum Dasein braucht, — ich weiß nicht was noch alles lernen sollen.

Der Schauspielerstand recrutirt sich entweder aus sogenannten gebildeten Leuten — diese können alles, was sie von Humanioribus brauchen, auf den reichlich vorhandenen höheren Schulen in Deutschland sich zu eigen machen oder haben es sich bereits zu eigen gemacht. Für jene ist eine Schule von solcher Ausdehnung überflüssig.

Oder die Schauspieler kommen mit einer mehr oder weniger mangelhaften Bildung, aus niederen Berufsclassen, ja in einem ziemlich verwahrlosten Geisteszustande zu ihrer eigentlichen Lebensaufgabe, der Kunst. Diesen fehlt es dann an der nöthigen Grundlage, um auf ihr solche Disciplinen in wissenschaftlicher Methode gedeihen zu lassen. Für diese wären Institute, wie sie Köberle will, ganz nutzlos.

Also zweckwidrig in dem einen wie in dem anderen Falle, also keinen Groschen werth.

Köberle verwechselt in einemsort das Wissen und das Können. Beim Künstler kommt es aber zum allerwenigsten auf's Wissen und zum allermeisten auf's Können an. Was ein darstellender Künstler an Wissenschaft zu verwerthen hat und nicht aus eigenem Fonds aufbringen kann, das muß ihm und wird ihm der Director, der Dramaturg oder der Regisseur im einzelnen Falle zu Theil werden lassen. Ob der Schauspieler zum voraus weiß, in welchem Jahre Cäsar ermordet worden ist und welche Wendung sein Fall im römischen Staat hervorgebracht hat, ist ganz gleichgültig. Auch darauf kommt es nicht an, ob er den Zipfel seiner Toga philologischem Bewußtsein zur Genüge correct zu falten versteht und streng nach damaliger Quirritenmode chaussirt und frisirt ist. Was er von Rom und seinem Cäsar zu wissen braucht und der Zuschauer von ihm zu erfahren hat, das steht vollauf im Stück; und stünd' es nicht darin und könnt' es ihm der Director nicht mit wenigen Worten eben daraus erklären, so ist entweder das Stück oder der Director nichts werth, und gegen diese beiden Uebel hilft ihm keine Theaterakademie.

Was aber kein Dichter und Director auf der Probe leisten kann, das ist den Schauspieler sprechen und sich mimisch bewegen lehren.

Diese beiden großen und schweren und leider in Deutschland sehr vernachlässigten Künste bilden zum erlernbaren Theil das Können des Schauspielers. Sie können, ja sie müssen durch Lehrer gelehrt werden. Wollt ihr Theaterschulen gründen, so gründet Schulen, die sich praktisch in ausgiebigen Methoden mit diesen Künsten befassen. Aber laßt sie nicht Allotria treiben und in allerhand Wissenschaftlichkeiten herumpfuschen, um der Sache einen fürnehmeren Anstrich und etlichen Dilettanten, die ihren Beruf verfehlt haben, Gelegenheit zu Spott-Professuren zu geben.

Was soll man vollends zu der Zumuthung sagen, die jungen strebenden Akademiker müßten, um sowohl selbst ihr Können zu entwickeln, als auch mangelhafte Dichter eines besseren zu belehren, deren durchgefallene Stücke fleißig aufführen? Von unfertigen anausgegohrenen Mimchen werden die Dichterlinge und von diesen jene unmöglich in ihrem Berufe gefördert werden.

Köberle verkennt sowohl, was zu lehren ist, als er sich über den Teig, aus dem hier Lernende und Lehrer geknetet werden müssen, gar keine klare Vorstellung gemacht hat.

Im Vorbeigehen läßt sein Plan — wie alle seine praktischen Reformvorschläge — auf die in künstlerischen Dingen unbrauchbare Leiter der Ancienneté hinaus; eröffnet der schenßlichsten Protection, einem modernen Pennalismus, den schlimmsten Liebesdiensten Thür und Thor, um endlich das Ganze in eine Agentur auswachsen zu lassen (S. 7), die noch weit verderblicher wäre als alle bestehenden miteinander.

Und wenn selbst diese Uebel zu vermeiden wären, würde der Schauspielkunst durch solche Lehranstalten mehr genützt werden als den zeichnenden Künsten durch die Malerakademieen?

Man ist über die praktischen Segnungen dieser Anstalten in arge Zweifel gerathen und nennt sie nicht mehr selten unfruchtbar und schädlich.

Würde man mit Schauspielerakademieen besser fahren? Ich glaube nicht und glaube es um so weniger, als es im hochwogenden Streite verschiedener Richtungen für den Staat geradezu unmöglich wird, eine derselben als die beste, richtigste, fortan allein gültige zu adoptiren.

Vielleicht wäre es auch hier — wie es im 29. Bande der „Preußischen Jahrbücher" Herman Grimm für die Malerei vorschlägt — als sicherstes Auskunftsmittel zu empfehlen, daß, anstatt weitläufige Schulen von zweifelhaftem Werthe zu etabliren, der Staat einzelne erprobte Künstler durch Gehalt verpflichte, Schüler anzunehmen. Denn immer nur Künstler werden des Künstlers Lehrer sein.

Will man es aber durchaus mit Schulen, mit Akademieen, mit Schauspielergymnasien versuchen, nun gut, so sollen sie diejenigen in's Leben rufen, welche, wie einzelne Bühnen und Bühnenleiter, Bedürfniß nach solchen Pflegestätten und Vertrauen zu ihrem Erfolge haben. Zeigt die Erfahrung, daß die Früchte solcher Anstalten das Vertrauen rechtfertigen, dem Bedürfniß entsprechen, dann ist es immer noch Zeit, den Säckel des Staats für die erprobten Institute zu deren Erweiterung und Erhaltung in Anspruch zu nehmen.

Für höchst zweifelhafte Experimente aber, mögen sie durch eine noch so pompöse Phrasеologie, durch noch incorrectere Gleichnisse, durch die wüthendste Selbstüberschätzung empfohlen oder gefordert werden, ist die Steuerkraft des Bürgers nicht zu mißbrauchen.

Hier wie in allen Reformanstrengungen, welche der deutschen Schaubühne gelten, hat man sich strenge zu hüten vor aller aprioristischen Schablonenschmeiderei. Es hilft ganz und gar nichts, von irgend einem gewaltsam aus der Luft aufgegriffenen, willkürlichen, höchst persönlichen Prineipe auszugehen und alle die vielartigen Triebe der deutschen dramatischen Kunst nach diesem Principe entweder zu biegen oder zu brechen. Nur ein streng realistisches Studium, nur ein liebevolles Beachten und Fördern dessen, was wirklich Wurzel hat und

Digitized by Google

treibt und sich bethätigt, kann der Kunst zu wünschenswerther Förderung gedeihen.

Es geht nun einmal nicht an, künstlerische Dinge lediglich nach fest angenommenen Theoremen oder gar mit Zwang ausgerüsteten Gesetzen zum Wachsen und Gedeihen bringen zu wollen. Was hilft's den Canon als alleinseligmachend zu präconisiren. Morgen steht irgendeiner auf, stülpt dem alleinseligmachenden Canon das unterste zu oberst und was bisher in allen Lehrmethoden vorne stand, steht nun hinten. Mehr als in allem anderen Verkehr, politischen und ökonomischen, behauptet im künstlerischen die Individualität ihr Recht.

Auch die Individualität eines Volkes.

Unserm Volke aber fehlt es an Erfahrung im Bereich der dramatischen Kunst. Und in der Kunst genügt keinem die Erfahrung, die er vom anderen fertig überliefert bekommt. Schon über die künstlerischen Erfahrungen eines Einzelnen — so werthvoll sie sein mögen — läßt es sich schlecht testiren. Die Schablone vollends, die wir von einem anderen Volke abziehen, bei dem die Schaubühne sich breiter und gedeihlicher entwickelt hat, paßt unseren Zuständen nicht. Lernen können wir von ihnen; aber mit ihren fertigen Einrichtungen, wollen wir sie direct übertragen, müssen wir selten was rechtes anzustellen.

Mit vollem Recht machte unlängst Karl Frenzel in der National-Zeitung darauf aufmerksam, daß unsere Literatur, und ohne allen Zweifel unsere Schaubühne die jüngste Europas ist. Vergessen wir das nicht. Man entwickelt aber junge Leute nicht mit den Mitteln, durch die sich alte regenerirten.

Meister Köberle schreit freilich auf allen drittehalbhundert Seiten seines Reformtibells über den Verfall, den Verfall der Kunst!

Wie kann denn etwas verfallen, was kaum angefangen hat zu blühen?

Oder wirklich, Herr Reformator, ist die große Blüthezeit der deutschen Schaubühne schon dagewesen?

Ei wo denn? Ei wann denn?

Vielleicht zu Lessings und Eckhoffs Zeiten? Das kann man aus der Hamburger Dramaturgie selber zur Genüge widerlegen.

Oder als der edle Herr von Dalberg in Karl Theodors Mannheim mühsam sein Theater fristete oder der gute Gotter in Gotha?

Aber da rückt sich Herr Dr. Köberle ingrimmig die salbenschwere Priesterbinde zurecht und schreit: In Weimar! in Goethes und Schillers Weimar, da hatten wir die Blüthezeit des deutschen Nationaltheaters! In Karl Augusts Weimar!

Unser Reformator versichert das freilich oft genug und es fehlt auch nicht an anderen, welche bona oder mala fide dies thörichte Märlein weiter erzählen.

Aber es ist doch nur ein Märchen und wenn auch schon jung, so kindisch braucht die Schaubühne sich nicht zu gebärden, daß sie Kindermärchen für Wahrheit hält und von solchen ihr Heil erwartet.

Unsere Classiker in allen Ehren. Aber zwei Dichter allein machen, selbst wenn sie so riesengroß wie Schiller und Goethe dastehen, noch kein Nationaltheater, noch keines Nationaltheaters Blüthe aus.

Ueber die Schauspieler des damaligen Weimar sind die Meinungen gar sehr getheilt. Einer der vollwichtigsten Bühnenkenner, Franz Grillparzer, gibt in seiner Selbstbiographie (siehe deren Bruchstücke in Beilagen zur Augsburger Allgemeinen Zeitung im Juli ds. Jrs.) eine recht geringschätzige Meinung von ihnen ab und Grillparzer war doch gewiß keiner von den Realisten, die schon aus Stilprincipien der Weimaraner Schule opponirten.

Aber lassen wir auch die Darsteller vortrefflich, der großen Dichter vollkommen würdig gewesen sein. Dichter und Schauspieler machen auch noch kein Nationaltheater aus. Zu einem Theater, welches mit die Blüthezeit der Schaubühne einer großen Nation vergegenwärtigt, gehört doch auch ein Publicum?

Oder war für die Blüthezeit des deutschen Nationaltheaters ein genügendes Publicum in Karl Augusts Weimar? Ein halb Dutzend Jagdjunker und Staatsräthe, ein Dutzend eingewanderte Dichter und Gelehrte. Auf der andern bürgerlichen Seite einige thüring'sche Kleinstädter, ein paar neugierige Engländer und wenn's hoch kam, ein Hanse Jenenser Studenten.

Mich muthet's immer zum Lachen an, wenn ich diese Reformatoren sehe, wie sie sich vor den großen Städten beklagen und den Verfall der Bühne auf Schuld der großen Städte schieben, vor denen sie nicht eindringlich genug zu warnen haben.

O ihr Heuchler; nur wo die Kunst zur Nation in möglichst großen Massen spricht, nur in den großen Centralstätten nationalen Lebens, nur in den Emporien politischer Centralisation, wo die zusammengeballte Volkskraft in mächtigen Zügen athmet, mit Tausenden von Herzen empfindet, und mit gebieterischer, impouirender Stimme spricht, ist die Blüthe eines wahren Nationaltheaters möglich.

Wo immer die dramatische Kunst in Wahrheit geblüht, so war es an der Stelle, wo die politische Centralisation in sichtbarer Masse zum Ausdruck kam. Nur in London war Shakespeare, nur in Madrid Calderon und Lope, nur in Paris Molière möglich und die Bühnen, die sie gezeitigt hatten. Und von dem griechischen Drama kann man mit Recht sagen, daß es um dieselbe Zeit geboren ward, als sich die Stämme des Hellenenvolks zum ersten Male zu einheitlichem Bunde zusammenfaßten. Um dieselbe Zeit, da Athen als Führerin im nationalen Kampfe an die Spitze des hellenischen Lebens tritt, erfindet Aeschylus den zweiten Schauspieler.

Aber wär' es selbst denkbar, daß die Blüthe der deutschen Schaubühne sich gleichsam hinter dem Rücken des großen Nationalpublicums in einem kleinen Landstädtchen am Thüringerwalde vollendet hätte, saßen denn die Zeitgenossen das Weimaraner Theater so an, wie etwa Herr Köberle und seine Collegen im Reformiren es thun?

Mitnichten!

Im II. Bande des Knebel'schen Nachlasses finden sich Briefe von Herder's Frau und in diesen mannichfache Beurtheilungen des theatralischen Lebens ihrer Stadt; unter anderen auch folgende höchst lehrreiche und einleuchtende Geschichte.

„Denken Sie!" berichtet Caroline Herder an Knebel, „denken Sie, Böttiger schreibt im „Mode-Journal" eine Kritik über den Jon, wobei er unvermeidlich Wahrheiten sagen mußte; als der Bogen gesetzt war, forderte ihn Goethe von Bertuch, und nachdem er ihn erhalten, schrieb er an Bertuch: wenn er diese Kritik über Jon nicht augenblicklich unterdrücke, so gingе er sogleich zum Herzog und fordere seine Demission als Director des Theaters. ‚Auch wolle er künftig die Theater-Nachrichten im „Mode-Journal" selbst liefern, und wolle im nächsten Stück mit dem Jon den Anfang machen.'"

„Sehn Sie, so steht's mit unserer Theater-Wahrheit!"

„Dies alles aber ist ein großes Geheimniß, das indessen schon von Ohr zu Ohr sachte herumgeht. Böttiger hat den Bogen als den einzigen Abdruck gerettet ꝛc."

Ein andermal findet dieselbe Frau sich angesichts des Goethe'schen Theaters zu dem Ausruf veranlaßt: „Ach die Musen sind alle erkrankt, Bester, oder verpestet." Und bald darauf drückt sie den Gram über die Weimar'sche Bühne und deren Mangel an ethischem Gehalt in folgenden kräftigen Worten aus:

„Eine solche Versündigung gegen die Historie und gegen die Menschheit (wie der Mahomet) hätte ich Goethe nie zugetraut. Die platte grobe Tyrannei, Betrug und Wollust wird gefeiert ꝛc."

„Hat die Zeit uns nicht gereift — sollen wir uns nicht an den besseren Früchten erfreuen — und nicht den alten Kohl aufführen, den Barbarei und Dummheit hervorbrachten."

„Ach und die Ziererei der Kunst, uns Deutsche mit dem französischen Kothurn zu beschenken, weil es der Herr v. Haaren durch den Herzog so bestellt hat!"

„Lieber, es hat uns hier im sumpfigen Thal ein Taumel ergriffen, wovon Sie in Ihrer reinen Luft nichts ahnen.

Digitized by Google

Schmerzlich thut es weh, die Unnatur unter dem geweihten Namen Kunst auf den Thron gesetzt zu sehen. Ach und wir gaffen und gaffen und jubeln —."

„Shakespeare, Shakespeare, wo bist Du hin?" —

Dagegen meinte Karl August (Knebels Nachlaß II. 181) von demselben Mahomet, „er soll hoffentlich eine Epoche in der Verbesserung des deutschen Geschmacks machen." Der in aller Wahrheit um die deutsche Literatur trotz dieses Dictums hochverdiente Fürst war also mit der verbitterten Caroline Herder wenigstens in dem einen Punkte vollkommen einverstanden, daß man sich zur Zeit noch nicht inmitten der Blüthezeit der deutschen Schaubühne befände.

Zur selbigen Zeit galt Kotzebues „Gustav Wasa" für „ein gutes Winterstück". Dafür wurden „die deutschen Kleinstädter" als politisch bedenklich verboten. Aber der „Markos" von Friedrich Schlegel wurde aufgeführt und zwar, wie sich Frau Herder bezeichnend ausdrückt, „unterm dem monarchischen Scepter".

Jeder kann sich die Nutzanwendung dieser Citate selber machen. Jeder, der Augen hat, wird sehen, daß es damals nicht besser war als jetzt, nein daß es jetzt besser ist als damals.

Es fällt mir nicht ein, unsere heutigen Theaterzustände bereits im Lichte wunderbarer Vollkommenheit zu erblicken. Ich kann auch keinem dafür gut stehen, daß wir uns bereits auf dem besten Wege dahin befänden.

Aber in dem Glauben will ich leben und sterben, daß eine große, poetisch reich begabte Nation wie die unsere sich nicht mit dem Vorfrühling dramatischer Kunst begnügen wird, wie er dort und da in deutschen Landen sich vorübergehend hat blicken lassen.

Arbeiten wir nur redlich aus aller Kraft, mit möglichst klarer Einsicht in die Dinge, wie sie in Wahrheit sind, nicht wie wir sie uns träumen lassen.

Die künstliche Hitze in einem kleinen Treibhause bringt uns den Frühling nicht um eine Stunde früher.

Es ist nichts leichter als Gesetzesparagraphen improvisiren, wenn man ohne jede gesetzgeberische Verantwortung bleibt.

Mögen diejenigen, welchen diese Verantwortung aufliegt, sich nicht durch aprioristische Kapuzinaden beirren lassen und genau darauf achten, wo und wie so ein aufdringlicher Reformator den Hebel ansetzt. Herr Köberle will den Barometer maßregeln, damit das Wetter besser wird.

In allen künstlerischen und vor allem in theatralischen Dingen wird die Entwicklung, die Regeneration, die Reformation oder wie immer man die Ausbildung zum Guten wird nennen wollen, davon abhängen, daß der richtige Mann an die richtige Stelle des Wirkens kommt und daß er da Freiheit habe zu wirken.

Classificirende Schulexamina, ästhetisirende Hallucinationen, ethische Regulative, chikanirende Monopole helfen dazu nichts.

Mit gebundenen Händen ist schlecht kutschiren, ob man das Sonnengespann oder einen Bräuwagen, die Staatscarosse oder den Karren des Thespis zu lenken hat.

Nur aber von der entfesselten Concurrenz, wie sie uns das deutsche Gewerbegesetz garantirt, ist zu hoffen, daß sie jenes unabsehbare Gewimmel von Rückschritten, welche das Leben der deutschen Schaubühne bislang bedrückt haben, als zweckhinderlich bei Seite schiebe und in einer Fülle von Theatern den richtigen Männern Gelegenheit gebe, nicht nur die Kunst, auch das schwere Handwerk, dessen die Kunst der Bühne zu ihrer Aeußerung bedarf, zu erlernen, zu üben, zur Meisterschaft zu bringen.

Mögen wir's in gedultiger, nimmer verzagender Arbeit fördern, erleben, genießen!

Das aber hoffe niemand, daß er willkürliche Gesetzescaricaturen als angebliche Reformationen einschmuggeln und egoistische Schrullen dem Publicum als unverbrüchliche Katechismen aufzwingen werde.

Ich mußte mich, während ich Köberles Buch las, des öfteren daran erinnern, wie einmal die Kaiser zu Diocletians Zeit Wohlfeilheit befahlen. Vilitatem jusserunt esse.

Die Folge davon war, daß sich die Waaren verbargen, alles theurer wurde als zuvor und nach Vollzug unzähliger Todesurtheile das Gesetz denn doch wieder aufgehoben werden mußte.

Der öffentliche Verkehr der wirthschaftlichen Dinge läßt sich nun einmal nicht durch Willkür maßregeln, der der künstlerischen Dinge nicht minder.

Es gibt keine Kunst, die nicht Vergnügen bereitete, es gibt kein Vergnügen, das nicht einem tiefen Bedürfnisse entspräche, Bedürfnisse aber lassen sich nicht willkürlich decretiren.

Schon Voltaire sagt: Il n'est de vrais plaisirs qu'avec de vrais besoins.

Insel Föhr, im Sommer.*) **Hans Hopfen.**

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Eröffnung des renovirten Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters.

Keines der Berliner Theater wird durch die äußeren Verhältnisse so begünstigt wie das Friedrich-Wilhelmsstädtische. Es liegt nahezu im Mittelpunkte der Stadt und hat in einem erheblichen Umkreis keinen einzigen Rivalen. Es hat für den Sommer ein hübsches lustiges Haus in einem nach Berliner Begriffen schönen und geräumigen Garten. Das Winterhaus ist jetzt von geschickter Hand renovirt; die Vorhalle und das Foyer, welches nächstens für das Publicum geöffnet werden wird, bieten für die Zwischenactskritik eine zweckmäßige Stätte; das Theater selbst ist allerliebst, die Bühne für das kleine Genre groß genug, der Zuschauerraum freundlich und gemüthlich — man könnte sich so wohl darin fühlen. Aber ach! man fühlt sich nicht wohl darin! Die beiden letzten Abende, welche ich in gewissenhafter Ausübung meiner kritischen Verbindlichkeiten in der Friedrich-Wilhelmsstadt zugebracht habe, gehören zu meinen unangenehmsten Theatererinnerungen. Am einfachsten wäre es ganz darüber zu schweigen; es gibt überhaupt nichts einfacheres, als über gewisse Dinge ein beredtes Schweigen zu bewahren. Aber es scheint mir doch der Rede werth zu sein, daß ein hauptstädtisches Theater, welches alle äußeren Bedingungen erfüllt, um eine bevorzugte Stellung einzunehmen, verkümmert und seinen Beruf, dreihundert und fünfundsechzigmal im Jahre einigen hundert guten Menschen einen vergnügten oder interessanten Abend zu bereiten, völlig verfehlt.

Am 1. Mai d. J. fand der Directionswechsel statt. Der neue Director, Herr Emil Neumann, war nicht auf Rosen gebettet, denn das Interesse des langjährigen Leiters und bisherigen Eigenthümers der Friedrich-Wilhelmsstadt an dem von ihm in's Leben gerufenen Institute war mit den Jahren erkaltet, und es hatten mancherlei Uebelstände Platz gegriffen, deren Beseitigung ungewöhnliche Umsicht, Energie und Ausdauer erforderte. Es wäre daher unbillig gewesen, nach den ersten Leistungen der neuen Direction über diese abzurtheilen. Wir haben ein halbes Jahr gewartet. Wenn nach einem halben Jahre noch keine Wendung zum Besseren wahrzunehmen ist, wenn nach dieser Probezeit, die beinahe ausgereicht haben würde, um aus dem Freischützen Max wieder einen from-

*) Diese Artikel waren bereits in unsern Händen, als die Zeitungen die überraschende Nachricht brachten, daß dieser Herr Köberle, dessen stilistische Virtuosität und praktische Befähigung zur Bühnenleitung unser Mitarbeiter genügend gekennzeichnet hat, zum Nachfolger Eduard Devrients an die Direction der Karlsruher Hofbühne berufen sei. Nun er in Rhodos ist, sind wir auf seine Sprünge recht gespannt. D. Red.

Digitized by Google

men Jägersmann zu machen, jedem Andersgesonnen die Ueberzeugung sich aufdrängt, daß es schlimmer geworden ist denn zuvor, dann ist man berechtigt, wenn auch nicht an dem guten Willen, doch an der Fähigkeit der neuen Leitung, den verfahrenen Theaterkarren wieder auf den richtigen Weg zu bringen, ernstlich zu zweifeln.

Die Leistungen der jetzigen Direction beschränken sich darauf, daß sie zur Eröffnung, am 1. Mai, ein größeres Lustspiel zur Aufführung brachte, welches nicht ansprach, ferner eine alte Offenbach'sche Operette gab, die man bisher der Uebertragung auf deutsches Gebiet für unwerth gehalten hatte und die entschiedenes Fiasco machte; daß sie dann monatelang dem Gesammtgastspiel einer fremden Gesellschaft ein Asyl bot, darauf die Sommersaison mit einem größeren Lustspiel beschloß, welches wiederum durchfiel und die Wintersaison mit drei kleineren Novitäten eröffnete, von denen zwei abermals ohne Opposition ausgezischt wurden.

Von den ersten Unglücksfällen soll nicht mehr die Rede sein, es sollen dabei alle möglichen mildernden Umstände in Betracht kommen. Aber für die Summe der neuesten Mißerfolge gibt es keine Entschuldigung. Die gewiegtesten Kenner der Bühne können sich allerdings nach der Lectüre eines Stückes über die Wirkung bei der Aufführung täuschen; bei den letzten Novitäten indessen hätte die Möglichkeit einer Täuschung über deren Schicksal von vornherein ausgeschlossen sein sollen. Schon auf der ersten Probe, wenn nicht früher, mußte sich der Director sagen: „Das geht nicht! Es gibt kein Publicum, das selbst seinen Lieblingen derartige Scherze mit seiner Geduld erlaubte." Nach einer Posse von nahezu einem halben Jahre ein völlig anspruchloses Stück in einer Darstellung, welche selbst ein Meisterwerk begraben könnte — das war der Abschied von der Sommerbühne. Eine recht hübsche komische Operette und zwei unglaublich Albernheiten, die letzteren ebenfalls fast durchgängig schlecht gespielt — das war der Empfang im neuen Winterhause.

Für diejenigen unserer Leser, welche eine aufregende Lectüre lieben, möge hier die Geschichte der „Schmuggler" — komische Operette von Plouvier, Musik von Offenbach — folgen. Fanchette hat einen Bauer, Jean Guftin, geheirathet. Dieser letztere ist aber unglaubt genug, seine junge Frau am Hochzeitstage aus unbekannten Gründen zu verlassen. Während sich die theoretische Gattin über die Abwesenheit ihres Gemahls härmt, kommt Charles, Corporal bei den Douaniers, und tröstet die Verlassene also:

„O weine nicht, o weine nicht,
Und laß ihn ziehn den Bösewicht,
Der arg verletzte seine Pflicht,
Erheitre wieder dein Gesicht,
O weine nicht, o weine nicht,
O weine nicht, o weine nicht!"

Geräusch vor dem Hause. Jean Guftin kommt. Da dieser vermuthlich überrascht sein würde, wenn er mitten in der Nacht einen Mann in Gesellschaft seiner Frau fände, so versteckt sich der Corporal im Keller. Jean tritt nun seelenvergnügt ein und erklärt seine Abwesenheit auf die plausibelste Weise: er habe schmuggeln müssen. Man denke sich das Entsetzen der jungen Frau. Sie beschwört ihren Neuvermählten, dieser höllischen Angewohnheit zu entsagen, oder Jean hat nun einmal die Passion und singt ein schönes Lied mit dem Refrain: „Nein, nein, das Schmuggeln laß' ich nicht!" Das ist der dramatische Höhepunkt. Indessen bemerkt Jean die Unruhe seiner Frau; mit wunderbarem Scharfblick vermuthet er, daß irgendein unberufener Dritter irgendwo versteckt sein müsse. Fanchette befindet sich in der unangenehmsten Verlegenheit. Jean sucht und findet schließlich den Corporal Charles. Die Bestürzung des andächtigen Zuschauers, daß nun etwas geschehen könne, wird auf die eingenidseite Weise sofort beseitigt. „Du bist es, Charles!" ruft der gute Gatte, „haha! auf Dich bin ich nicht eifersüchtig! . . . (bei Seite) Sollte er bemerkt haben, daß im Keller große Vorräthe geschmuggelter Waaren sich befinden! (laut) Nun, laßt uns ein Trinklied singen!" Und sie singen eins, Jean, Charles und Fanchette. Schließlich steht Charles, der Corporal, auf, um den Heimweg anzutreten. Nachdem er genug getrunken hat, erwacht in dem pflichtgetreuen Beamten das Gefühl der Geselschicht. „Jean!" ruft er mit Pathos, „in dem Keller liegen geschmuggelte Waaren! Jean, ich werde Dich denunciren!" — „Thu das nicht", sagt Jean. „Ich werde es nicht thun", sagt Charles und das Gefühl der Geselschicht tritt wieder in den Hintergrund.

Eine etwas breite Exposition, werden die Leser sagen. Keine Exposition, meine Verehrtesten! Das ist das Stück. Der Vorhang fällt. Es ist alles aus; alles. Ich habe meines Wissens blos eine Einzelheit vergessen: Jean, der das Schmuggeln nicht läßt, versöhnt sich mit seiner Frau, gibt ihr einen Kuß und singt dazu:

„Wohl hab' ich manches Weib
Geküßt zum Zeitvertreib,
Doch niemals gab ein Kuß
Mir solchen Hochgenuß!"

Der Eindruck, den diese geistvolle Dichtung auf das erstaunte Publicum hervorbrachte, läßt sich leicht ermessen. Als die Gardine in dem Augenblicke, da man glaubte, jetzt wird's wohl bald anfangen, herniedergelassen wurde, bemächtigte sich der Zuschauer zunächst eine eisigkalte, sprachlose Verwunderung . . . einige Secunden darauf ertönte von allen Seiten herzliches, fröhliches Gelächter. Man ging mit gutem Humor auf den spaßhaften Einfall der Direction ein, die eine große Gesellschaft geladen hatte, um ihr eine lange Anekdote ohne Pointe zu erzählen.

Ebenso schlimm war das zweite Stück „In sicherer Hut". Ich will mich kürzer fassen: Die junge Frau eines eifersüchtigen Assessors und ihre unverheirathete Freundin befinden sich in einem Bade. Ein jüdischer Banquier macht ihnen das Dasein möglichst ungenehm. Kommt ein Freund des eifersüchtigen Assessors, der als Weiberfeind verschrieen wird. Er sieht die unverheirathete Freundin, diese thut nichts, um sein Herz zu gewinnen, und in Folge dessen verliebt er sich in sie. Er bittet die junge Frau, ihrer Freundin seine Gefühle mitzutheilen und kniet bei der Gelegenheit, ohne recht ersichtlichen Grund, vor ihr nieder. In diesem Augenblick tritt natürlich der Gotte ein. Der Freund hütet sich, die sehr einfache Sache aufzuklären, um dem Gatten den gewünschten Anlaß zu einer Forderung zu geben. Die Sache nimmt glücklicherweise keinen blutigen Verlauf. Der Weiberfeind heirathet die Freundin und alle miteinander, das Brautpaar, der eifersüchtige Assessor, seine Frau und der jüdische Banquier gehen an der Table d'hôte speisen, wo der letztere vorsorglich Plätze belegt hat. „Kommt Ihre Frau nicht mit?" fragt man den Banquier. „Nein", antwortet er, „die bleibt zu Hause; sie ist — in sicherer Hut". Daher der Name des Stücks.

Die Ausnahme desselben entsprach dem Inhalt und der Darstellung. Es wird an der Friedrich-Wilhelmsstadt jetzt ein nettes Lustspiel gespielt; namentlich hat Fräulein Clara Ungar recht bedeutende Fortschritte gemacht. Diese Vornehmheit und Ungezwungenheit in der Conversation! Man versteht fast kein Wort. Man kommt sich im Zuschauerraum, wenn Frl. Ungar auf der Bühne führt, so geduldet, so klein vor; man fühlt die Superiorität der großen Künstlerin, die diese Bretter als ihre Domäne betrachtet und uns einen außerordentlichen Gefallen zu erweisen sich bewußt ist, wenn sie sich herabläßt, einige unverständliche Sätze zu sprechen. Es ist schade um Fräulein Ungar; sie war talentvoll.

Bei dem letzten Stücke, einer anspruchslosen Operette: „Des Löwen Erwachen", zu welcher J. Brandl einige allerliebste Melodieen geschrieben hat, erhalte sich das schwer gelangweilte Publicum. Die Brandl'sche Composition gehört keiner sehr hohen Sphäre an und zeichnet sich nicht durch besondere Originalität aus; Reminiscenzen, stellenweise sogar stoten Reminiscenzen an Auber und Adam begegnet man fast in jeder Nummer; aber sie gibt sich ohne Prätension und klingt angenehm in die Ohren, die Melodieen sind gefällig und die Instrumentirung verräth den Mann, der mit dem Orchester viel zu thun hat — was will man mehr. Außerdem ist der Text gar nicht übel und die Damen Stauder und Meinhardt spielten und sangen die Hauptpartieen ganz reizend. Kurzum, es war ein Erfolg — seit sechs Monden der erste. Es würde uns angenehm überraschen, wenn wir, um einen zweiten zu melden, nicht weitere sechs Monate zu warten brauchten.

F. L.

Offene Briefe und Antworten.

Frau Toutlemonde an Paul Heyse in München.

Berlin, im October 1872.

Ihren Brief ohne Datum hot mir die „Spenersche Zeitung" am 27. September richtig gebracht, lieber Freund, und Sie wissen, daß ich immer rasch mit der Antwort bei der Hand bin. Aber ich bin auch aufrichtig, und darum muß ich Ihnen sagen, daß ich allerdings den Kopf geschüttelt habe,

Digitized by Google

freilich nicht erst am Schluß des vierten Buches Ihrer „Kinder der Welt", sondern schon viel früher, und auch nicht blos aus „Enttäuschung oder Verwunderung", sondern es spielte wirklich mancherlei „Mißbilligung" mit hinein. Sie sagen zwar: „Dies Buch könnte anders sein, und gewiß hätte mancher andere es besser gemacht. Es wäre dann nur eben nicht mein Buch." Aber damit kommen Sie bei mir nicht durch, lieber Freund, denn ich traue Ihnen zu, Sie selbst hätten es anders und besser machen können, und es wäre doch Ihr Buch geblieben. Als ich zuerst die Neuigkeit erfuhr, daß Sie uns einen Roman wollten zu lesen geben, da dachte ich bei mir (erkennen Sie meine Offenherzigkeit): „Wie wird er das nun anfangen? Bisher hat er sich doch in der Regel für die Novelle ein seltsames psychologisches Problem zugespitzt und an dessen Ausführung seine Miniaturmalerei gewendet, mit allerlei pikanter Zuthat!" Ich rief meinen Mann, den Herrn Toutlemonde, dem ich das Sache vortrug, und der sagte in seiner bekannten unbefangenen Art: „Wie er das anfangen wird? Nun, wenn er sich's bequem machen will, nimmt er das alte Recept und vergrößert nur die Portion der Ingredienzien." Ich bestritt das natürlich lebhaft als ein Advocat, wie Sie sich ihn gar nicht besser wünschen konnten; mir kam dabei der Minnesänger Frauenlob in den Sinn, den die Frauen, wegen seiner poetischen Verdienste um sie, zu Grabe trugen, und ich dachte, Ihnen, dem Liebling der Frauenwelt, gebühre doch bei Lebzeiten Schirm und Schild der Frauenzunge. Aber als wir nun Ihre Romanbücher zusammen lasen, Herr Toutlemonde und ich, da wurde ich immer kleinlauter, wenn er stets wieder mit triumphirender Miene auf seine erste Behauptung zurückkam. „Da haben wir's", rief er, „ein ganzes Curiositätencabinet von Charakteren. Gewöhnliche Menschen kommen eigentlich gar nicht vor. Und von der pikanten Zuthat erhalten wir gerade soviel, daß eine halbgeschluckte Romanphantasie sich das schlimmste ausmalen kann. Bei Wanderveldes und Consorten lautete die formula solemnis: „Das Licht verlosch'. Punktum — Strich — Ende des Capitels. Hier spielt umgekehrt alles im Dunkeln, und wenn das Licht kommt — na, den Rembrandt möcht' ich mir nicht kaufen." — Ich wußte nicht, was ich darauf erwidern sollte, das ärgerte mich, und darum war ich Ihnen recht böse; mein Mann ist immer so deutlich in seiner Unbefangenheit. Ein andres Mal rief er lachend: „Aber diesen Liebschaften-Katalog hat ja ein Brittmeltkus ausspintisiert." „Du bist wieder in Deiner angenehmen Laune", sagte ich und war mir bewußt, daß ich ein klassisches Citat verwendete, was er aber gar nicht bemerkte. „Nein, nein!" lautete seine Antwort. „Ich führe Dir gleich den Beweis. Mohr liebt Christiane, Christiane liebt Edwin, Edwin liebt Toinette, Balder liebt Regine, Regine liebt Frangelius. Die Kette wäre vollständig geschlossen, wenn Toinette den Balder liebte; ich war auch aus Gründen der Symmetrie seit überzeugt, das mußte so kommen." — „Und Du täuschest Dich vollständig", versetzte ich triumphirend. „Gran, theurer Freund, ist alle Theorie!" — „Greulich", erwiderte mein guter Mann, den das ärgern mochte; „wenn nur hier des Lebens Baum golden wäre oder meinetwegen doch grün. Aber ich versichere Dich, die Täuschung war mir ganz gleichgiltig, weil ihr die Spannung fehlte." — — O diese Männer mit ihren Gründen, gegen die sich so schwer aufkommen läßt! Wir haben eigentlich niemals Gründe, wir Frauen, das heißt, solche, auf die sich bauen läßt: bei uns gelten nur Eindrücke. Zugleich greifen wir freilich rechts und links nach allen Gründen, welche uns in die Hand fallen, gute oder schlechte. „Da liegt es", sprach Herr Toutlemonde unerbittlich fort, „Dein liebenswürdiger Freund hat sich diesmal die Sache zu leicht gemacht. Keiner bestreitet ihm die unübertreffliche Beherrschung der Sprache in Reim und Prosa; aber damit allein ist es nicht getban. Ich weiß wohl, daß man Euch Frauen mit Gesetzen nicht kommen darf: die wollt Ihr Euch selbst zurecht machen, Ihr wollt immer Eure eigenen Solons sein. Und wenn das Gesetz in seinem Sinne sagt: ‚Erlaubt ist, was sich ziemt!' so sagt Ihr: ‚Erlaubt ist, was gefällt!' Und damit seid Ihr schlechte Wegweiser." — Jetzt wurde ich warm, das können Sie denken; denn es ärgert mich immer, wenn die Männer uns Frauen als eine besondere exclusive Species behandeln mit schablonenhaften Eigenthümlichkeiten. „Die Allgemeinheiten Neidenscharten", rief ich, „und bleib' bei der Sache. Was kannst Du z. B. gegen ‚la Rabbiata', einwenden und gegen ‚das Mädchen von Terpi'? Sind sie nicht durchweg reizend?" — „Gewiß", versetzte er lächelnd; „ich habe gar nichts gegen diese Exempel einzuwenden, ich könnte Dir sogar noch andere dazu nennen. Aber — bleiben wir bei der Sache, weil Du es wünschest. Ist unter allen diesen Charakterexistenzen der ‚Wetkinder' auch nur eine, die uns ein warmes Interesse abgewinnt? Kannst Du eine fortschreitende Handlung herausfinden, auf deren Entwicklung man neugierig wäre? Deinem Freunde ging es diesmal, wie jener Classe von Briefschreibern (sie recrutirt sich meist wiederum unter Euch Frauen), welche von dem einfachen Grundsatz ausgeht: was für den Schreiber interessant sei, das müßte auch interessant sein für den Leser, und dabei sind sie freilich um Stoff nicht verlegen. Soweit geht denn doch die Souveränetät des Autors nicht, daß er uns den Satz: ‚Erlaubt ist, was gefällt!' auch noch escamotiren dürfte, um ihn im Handumdrehen mit dem andern zu vertauschen: ‚Erlaubt ist, was mir gefällt!' Und dann die Motivirung! Kokketes Eulalia in ‚Menschenhaß und Reue' sagt einmal ganz naiv: ‚Sie stoßen hier auf eine Unbegreiflichkeit in meiner Geschichte —' damit wird ein Punkt abgethan, welchen wirklich niemand begreift. Mir fiel das wieder ein, als aus Mohr und Christiane urplötzlich ein glückliches Ehepaar geworden war, wozu doch wahrhaftig, als wir sie zum letzten Male sahen, die Vorbedingungen noch recht gründlich fehlten." — Ich befand mich wirklich in einiger Verlegenheit, auf diesen Erguß meines Mannes zu erwidern, bei welchem die Rollen von Xanthippe und Sokrates vertauscht zu sein schienen. Aber Sie kennen ja die Strategie der Frauen im Wortgefecht, lieber Freund, welche der taktischen Formation den Guerillakrieg vorziehen. Also rief ich rasch: „Und Toinette? Willst Du leugnen, daß Sie Dich interessirt hat, als ihre Figur aus dem anziehenden haut-goût höchst zweifelhafter Verhältnisse sich immer deutlicher und viel weniger bedenklich entpuppte?" — „Ich will das keineswegs leugnen", sagte Herr Toutlemonde sehr ruhig; „sie ist entschieden der interessanteste Charakter und darum hat sie mir wirklichen Antheil abgewonnen. Aber das war früher — auch diese Tage von Aranjuez sind leider vorüber. Ich war in der That gespannt darauf, wie Dein Freund es anstellen würde, daß ihre Fischnatur sich zur Liebe bequeme — jetzt ist meine Spannung in Absparnung übergegangen, seit dem Satto mortale von Mohr und Christiane. Fertige Thatsachen kann jeder hinstellen, der Künstler soll das Unwahrscheinliche zum Wahrscheinlichen gestalten im Wachsen und Werden der psychologischen Entwicklung . ." — „Du wirst also den Roman gar nicht zu Ende lesen?" fragte ich mit einiger Ironie, denn ich kenne meinen Mann. „Doch!" antwortete er trocken. „Es ist ja unsre deutsche Eigenthümlichkeit, dem Wirthe nichts zu schenken. Was man einmal bezahlt hat, das ißt man, das trinkt man, das liest man sogar. Wir lesen zusammen, wie bisher — aber da Du mit Deinem Freunde in Correspondenz stehst, so erinnere ihn doch gelegentlich an Voltaires Sprüchlein: Tous les genres sont bons, horn — ꝛc. Guten Morgen, mein Kind."

O, er besitzt eine fatale Rücksichtslosigkeit dieser Herr Toutlemonde. — Sie kennen ihn ja! Ich hätte Ihnen unsere Unterredung vielleicht gar nicht mittheilen sollen, lieber Freund; aber da Sie nicht aufhören wollen, mich liebenswürdig zu finden, trotz meiner Versuche, Sie zu bessern, so brachte ich auch dieses Opfer unserer alten Freundschaft und meiner steten Wahrheitsliebe. Der bärbeißige Mann geht natürlich viel zu weit: die Männer sind immer großmüthig, auch die besten, wiewohl sie in ihrer Derbheit mitunter den Nagel auf den Kopf treffen. Ich will Ihnen nun meine Frauenansicht entwickeln, und von mir sind Sie ja längst überzeugt, daß ich die Züge Ihres Gesichts und Ihrer Feder mit freundschaftlichem Wohlwollen betrachte. Sehn Sie, was in Ihrem Briefe über „Spannung" gesagt wird und über „Knalleffecte" und über „alte Documente" und über „dunkle Verbrechen" — das sagen Sie doch nur so! Ich habe von Ihnen und von mir eine bessere Meinung, als daß ich glauben könnte, Sie wollten mir damit wirklich Sand in die Augen streuen. Sie wissen ja recht gut, daß sich Spannung erzielen läßt ohne solche abgeschliffene Sensationsstückchen, ich meine: nicht eine äußerliche, sondern eine innerliche, die aus den Charakteren herausgearbeitet wird. Und an der haben Sie es bis jetzt fehlen lassen. Damit will mir noch Eines ein, was mein Mann glücklicherweise nicht herausgefühlt hat — ich sag' es Ihnen auch nur ganz unter uns. Sehn Sie, wir Frauen haben einen merkwürdigen Instinct dafür, wenn jemand in uns verliebt ist, und darum wunderte ich mich zuerst, wie das Reginchen von Baldern Gefühlen so gar nichts merkte; aber dann dachte ich mir, daß sie darin gewiß auch eine Curiosität sein soll. Ueber die verfrühten Hochzeiten will ich keinen Streit mit Ihnen anfangen, trotzdem daß ich nicht ganz Ihrer Ansicht zustimmen kann. Ungefähr das Nämliche, was Sie zur Vertheidigung Ihres Receipts sagen, habe ich schon bei Holtei gelesen, wenn mir recht ist. Es kannt ganz schön, und es kann mir sonderbar vor, daß Holtei und Sie so allein geblieben sind, daß die andern Romanschreiber es alle anders gemacht haben, indem sie die Hochzeiten der Hauptpersonen lieber an's

Digitized by Google

Ende verlegen als in die Mitte oder nach den ersten zwei Dritteln. Ich zerbrach mir den Kopf, um dem Dinge auf die Spur zu kommen, und erwünschte wahrhaftig einen Gedanken — nur einen Frauengedanken, welcher gewiß nicht Stich hält gegen Ihre unerbittliche Männerlogik; allein intime Bekannte, wie wir zwei, haben ja keine Geheimnisse vor einander. Sehn Sie, der alte Lafontaine, seligen Andenkens, pflegte seine Romane vor der Geburt des Helden zu beginnen: man mußte dieses seine ersten Schuh und seine ersten Höschen zerreißen sehn — das war solide Arbeit für die Zeit ohne Eisenbahn, ohne Briefmarke, ohne Telegraph. Aber die Solidität wurde neuerdings noch weit übertroffen von Louise Ernestt, welche uns in einem Roman durch drei Generationen führt: zweimal glauben wir den Helden unter den Händen zu haben — angeführt! Das erste Mal ist es sein Großvater, das zweite Mal ist es sein Vater, und erst das dritte Mal kommen wir an den Rechten! Hierbei schütteln Sie den Kopf, nicht wahr, mein alter Freund? Sie wissen nicht, wie das hier paßt? Ich hatte nur an den Gegensatz gedacht, an die beiden Extreme, welche nicht ganz nach meinem Geschmack sind: Louise Ernestt und Lafontaine sangen zu spät an — Sie hören zu spät auf. Ich denke mir nämlich, der Autor müßte seinen Roman so schreiben, daß der Schlußaccord lang und harmonisch austöne — in der Phantasie des Lesers; und das geschähe ganz von selbst, sobald nur die vorhergehende Composition richtig wäre: man mußte sich's dann weiter aus mit behaglicher Zuversicht, wie das Leben dieser Menschen nach der Hochzeit sich gestalten müßte — natürlich, immer vorausgesetzt, daß es nicht gerade Backfeine auf sie herunterregnet. Wenn's verlebt ist, sagen Sie's nicht weiter: es war ja blos eine vertrauliche Aeußerung für Sie. Vielleicht gibt es auch keine Pharmakopöe, welche verbietet, auf ⅘ Attheisen ⅕ vom Gegentheil zu nehmen: nach meiner Kochkunst würde ich diese Mischung nicht verantworten können. Aber ich weiß ja nicht, was noch alles aus Ihren „Weltkindern“ werden soll, und lesen will ich das Weitere, so gut wie Herr Toutlemonde, darauf können Sie sich verlassen — wenn ich auch eigentlich wünschte, Sie hätten das Buch anders geschrieben. Auf Eines können Sie stolz sein: bis jetzt hat noch kein Mensch die leiseste Ahnung, was am Ende daraus werden soll.

Und nun — nichts für ungut, mein alter Freund! Ich bleibe doch nach wie vor Ihre alleraufrichtigste Freundin.

Mme. Toutlemonde.

Russische Literatur.

Geehrter Herr Redacteur!

Die mit Klarheit, Schärfe und Eleganz geschriebene Broschüre Otto Glagaus: „Die russische Literatur und Iwan Turgeniew“ hat bei ihrem Erscheinen sofort lebhaftes Interesse erregt. Die darin ausgesprochenen Urtheile zeugen von außerordentlicher Feinheit des Verständnisses und liebevoller Vertiefung in den behandelten Gegenstand; die Kritik Turgeniews namentlich ist eine erschöpfende und nach jeder Richtung hin meisterhafte.

Bei so vollkommener Beherrschung des Materials muß es jedoch den Kenner der russischen Literatur befremden, daß Herr Glagau, der Gogol so warme Anerkennung widerfahren läßt, das umfangreichste und bedeutendste Werk desselben, den zweibändigen Roman: „Todte Seelen“, garnicht erwähnt!

Diese Unterlassung kann bei dem geistreichen Kritiker unmöglich durch etwaige Unkenntniß der russischen Sprache erklärt werden; überdies hätte ihm die vortreffliche französische Uebersetzung von Ernst Charrière (Paris, L. Hachette) zu Gebote gestanden. Er muß also besondere Gründe gehabt haben, dieses Werk, die oberste Blüthe des Talentes Gogolś, das Product seiner gesammten literarischen Thätigkeit, mit Stillschweigen zu übergehen. Der Roman, oder die: Epopöe, um des Autors eignen Ausdruck anzuwenden, gibt eine bis jetzt noch unerreichte, in ihrer Wahrheit grosartige Darstellung russischer Zustände, wohlthuend von Stellen voll hinreissend poetischen Schwunges unterbrochen. Seine Gestalten sind typisch geworden; sie leben im Volke, dem Tschitschikoff, der schlaue, gewissenlose, bestechliche Tschinownik und Plinschkin, der menschenscheue Geizhals, ebenso geläufige Gattungsbezeichnungen sind, wie den Franzosen: Tartüffe und Harpagon.

Hat Herr Glagau somit das Hauptwerk des von ihm besprochenen Autors nicht der Erwähnung werth gefunden, so nimmt er dafür von einem Dichter, den die Russen unbedingt zu einem ihrer ersten rechnen, nicht die mindeste Notiz.

Wir meinen Graf Alexis Tolstoy, gleich bedeutend als Dramatiker, Balladensänger und Romancier. Von dem letzteren sei hier die Rede. Seinem historischen Roman: „Fürst Serébrenni“, den Tolstoy im Manuscript druckfüdweise dem Kaiser Alexander II. — damals noch Thronfolger — vorlesen mußte, widerfuhr die in Rußland unerhörte Auszeichnung, in einer besonderen Volksausgabe abgedruckt zu werden. Keine Stadt, kein Dorf ist so klein, um nicht einige Exemplare dieses echten Volksbuches zu besitzen, und die vornehme feinole Dame, deren ausschließliche Lectüre Feydeau und Consorten bilden, hält es dennoch für Pflicht es wenigstens zu durchblättern. Nur den besten Erzeugnissen Walter Scotts läßt sich „Fürst Serébrenni“ vergleichen. Die genaueste Kenntniß der Geschichte, des Charakters und der Sitten des russischen Volkes ist hier mit poetischer Kraft, genialer Erfindungsgabe und virtuoser Handhabung der Sprache gepaart. Weil die Dichtung gewissermaßen aus dem Boden des Landes herausgewachsen, galt eine Uebersetzung bisher für fast unmöglich; doch liegt eine solche — hoffentlich gelungene — in kürzester Zeit bevor und das deutsche Publicum wird sich dann selbst übergeugen können, ob Graf A. Tolstoy den Ehrenplatz verdient, den die allgemeine Stimme seines Vaterlandes ihm zuerkannt hat. Eine Kritik der russischen Literatur darf ihm keinenfalls die Berücksichtigung vorenthalten, die seine eminenten Leistungen zu fordern das Recht haben.

Karl Detlef.

Notizen.

Die Option in Elsaß-Lothringen ist zugleich mit dem Umzug in Berlin zum 1. October bewirkt worden und in diesem Augenblick überwunden. Die Ausgewanderten des Reichslandes finden sich in den neuen Verhältnissen ähnlich desorientirt, wie die Wohnungsbedürftigen der Kaiserstadt. Jene haben den allerdings precären Trost, daß ihnen die Pariser Zeitungen wortreiche Lobeserhebungen spenden und sie wegen ihres Patriotismus in Victor Hugo'schen Sentenzen beglückwünschen. Statt der altgewohnten elsasser Behaglichkeit müssen sie die mitleidigen Blicke der Stockfranzosen hinnehmen, die unsere flüchtigen Elsasser schon früher stets als halbe Ausländer angesehen und in zahllosen Vaudeville-Couplets wegen ihres Accents und ihres angeblichen linkischen Benehmens verspottet hatten. Die nach Frankreich übergesiedelten Elsaß-Lothringer haben sich, von dem französischen Standpunkt aus angesehen, als heroisch-national erwiesen, aber der Accent ist derselbe geblieben und das Benehmen hat an eleganter Leichtigkeit nicht viel gewonnen. Es ist gehn gegen eins zu wetten, daß Hunderte von ihnen im Stillen sich nach ihrer Heimat zurücksehnen, und sollten sie auch von dem etwas verfrorenen Wesen der norddeutschen Beamten eine zeitlang zu leiden haben. Man gewöhnt sich daran bald. Müssen wir in Berlin und Umgegend und doch auch manches gefallen lassen. Wir wehren uns dagegen durch einige mehr oder weniger gute Witze, Spottlieder und Caricaturen. Das Zusammenleben mit unserer städtischen, polizeilichen oder sonstigen Bureaukratie gestaltet sich dadurch zu einem ganz gemüthlichen. Dies mag auch denjenigen Elsassern, die, viel vernünftiger als ihre reiselustigen Landsleute, zu Hause geblieben sind, zum Trotze gereichen. Wer hindert sie Sucursalen des Kladderadatsch, der Wespen und ähnlicher Sicherheitsventile zu gründen, womit sie auch während der Dictatur, deren Ende ja nach dem Ablauf einer überseheaen Periode gesichert ist, gegen der Zeiten Unbill sich stemmen können. Hilft es nicht gleich, so macht man sich doch Luft und das Leben wird dadurch erträglicher. Man riskirt freilich hin und wieder eine Confiscation wegen einer zu scharf und ipig gerathenen Kritik eines Polizeipräsidenten, eines unzulänglichen Wächters der öffentlichen Sicherheit und seiner Unterbeamten. Aber dann kommt es im schlimmsten Fall zu einer Geldbuße von einigen funfzig bis hundert Thalern, wobei man noch die Genugthuung hat, daß der strafbare Artikel in dem Bericht über die Gerichtsverhandlung ausführlich analysirt und durch die ganze

Digitized by Google

Presse viel mehr verbreitet wird, als es bei dem ursprünglichen Abdruck geschehen war. In solchen Finessen sind wir in dem alten Deutschland großgezogen, und die neuen Reichsbürger werden sich bald hineinleben. Dann werden sie inne werden, wie es mit dem vielgeschmähten despotischen Militärfürstem, unter welchem wir seufzen sollen, wirklich nicht gar so arg ist. Wir haben überdies Jahr aus Jahr ein eine Tribüne, von welcher herunter die Minister interpellirt, kritisirt und molestirt werden können. Was nicht gedruckt werden kann, wird gesprochen und schließlich setzt die liberale Partei so ziemlich durch, was sie in irgendwie raisonnabler Weise verlangen kann. Hat sie doch die deutsche Einheit erlangt, die Feudalen in die Opposition gedrängt und die Jesuiten vor die Thür gesetzt. Das alles mit Hülfe des Fürsten Bismarck, welchen sie, nachdem er sich mehrere Jahre gesträubt, als ihren Chef erobert, und ihr Programm in fast allen Punkten durchzuführen mit saurken aber unwiderstehlichen Mitteln gezwungen hat. Wenn sich die Elsaß-Lothringer die Sache recht überlegen, so werden sie erkennen, daß sie bei den Ergebnissen des Krieges, der ihnen wie uns aufgezwungen wurde, wahrlich nicht schlecht gefahren sind.

* * *

Bei Anstellung der Liste unsrer Mitarbeiter ist in dem Prospect, den unser Verleger der letzterschienenen Nummer der Gegenwart beigelegt hat, der Name unsres werthgeschätzten Mitarbeiters Ludwig Pietsch in Folge eines Versehens nicht angeführt. Wir beeilen uns seinen Namen denen der andern Mitarbeiter der Gegenwart beizufügen.

* * *

Karl Heinzen, Redacteur des „Pionier" in Boston, hat die Freundlichkeit gehabt, den offnen Brief, den der Herausgeber der Gegenwart (in Nr. 30) an ihn richtete, in Nr. 37 des Pionier wörtlich abzudrucken und in Nr. 38 seines Blattes eine Erwiderung zu bringen, die vorläufig in sieben Großfoliospalten den Begriff der Grobheit und der Preßfreiheit in Deutschland und America erörtert, für die nächste Nummer jedoch noch einen wahrscheinlich ebenso langen Schlußartikel verheißt. Zu unserm größten Bedauern sind wir nicht in der Lage, eine der Replik des Herrn Heinzen wenigstens räumlich gleichkommende Duplik entgegenzustellen, da durch diesen transatlantischen Briefwechsel allein ungefähr zwei Nummern der „Gegenwart" absorbirt werden würden. Selbstverständlich aber werden wir nicht verfäumen, dem sachlichen Theil der Briefe des Herrn Karl Heinzen die vollste Aufmerksamkeit zu schenken und sie, soweit unsere Verhältnisse uns dies gestatten, einer gründlichen Erörterung zu unterziehen.

* * *

Daß ein so ereignis- und erfolgreicher Krieg wie der von 1870—71 zunächst weniger fruchtbar auf die Literatur als auf die Literatoren einwirken würde, war nicht anders als zu erwarten. In Folge dessen ist es für das Publicum sehr schwer, unter der Menge von kriegsgeschichtlichen Werken, sei es, daß sie einen überwiegend feuilletonistischen, sei es, daß sie einen mehr sachwissenschaftlichen Charakter haben, das auszuwählen, was gerade den Zwecken des einzelnen am besten entspricht. Aufgabe der recensirenden Presse ist es hier, dem Publicum die nöthigen Fingerzeige zu geben. Wir beginnen daher damit, den Forschern, denen es auf eine möglichst sorgfältige, kritisch gesichtete Sammlung aller wichtigeren, während der Kriegsführung selbst flüssig gewordenen Quellen, also aller diplomatischen Actenstücke, officiellen oder privaten hervorragenden Berichte über die Begebenheiten in den Parlamenten oder auf dem Kriegsschauplatz ankommt, das von Georg Hirth und Julius v. Gosen herausgegebene, mit Karten und Plänen ausgestattete „Tagebuch des deutsch-französischen Krieges 1870—71" zu empfehlen. Dasselbe verfolgt von Tag zu Tag mit größter Genauigkeit nicht nur die kriegerischen Aktionen zu Lande und zu Wasser, sondern auch die diplomatischen Verhandlungen, wie sie während des Krieges unter den neutralen Mächten unterhalten und in der ausländischen Presse besprochen wurden. Der berufene Geschichtsschreiber dieser großen Zeit wird kaum eine Sammlung authentischer Nachrichten überliefert erhalten, die er mit gleichem Nutzen wie dieses Hirth'sche Tagebuch ausbeuten könnte.

Weniger in das Gewand einer zu mehr wissenschaftlichen Zwecken bestimmten Quellensammlung gekleidet, und mehr zur Lectüre für das große Publicum bestimmt ist die Darstellung des französischen Krieges von Georg Hiltl. Ohne daß durch die gefällige Form, bei der vorzügliche Holzschnitte die Anschaulichkeit der Darstellung erhöhen, der Gründlichkeit und Genauigkeit der Schilderung Abbruch gethan würde, weiß Hiltl die Vorgänge so fesselnd und lebhaft wiederzugeben, den Leser derartig in medias res zu versetzen, daß es fast scheint, als ob weniger die Belehrung als die Unterhaltung der Zweck des Buches sei. Eine eingehendere Besprechung behalten wir uns vor, wenn das Werk, von welchem bisher zwei Abtheilungen erschienen sind, vollständig vorliegt.

Wer endlich Vergnügen daran findet, die Individualität eines Autors, wie sie sich unter den verschiedenartigen Einwirkungen der Begebenheiten zu erkennen gibt, zu beobachten, der lese die „Streifzüge auf dem Kriegsschauplatze 1870—71", wie sich eine Sammlung von Feuilletonaufsätzen nennt, welche Hermann Uhde während der Monate August 1870 bis Februar 1871 in den „Hamburger Nachrichten" veröffentlichte. Das Büchlein macht nicht den Anspruch, schätzenswerthes Material für die Geschichte jener Zeit beizubringen, sondern bietet nur in anprechender Form dem Leser die Eindrücke des selbst Gesehenen und selbst Erlebten. Diese Subjectivität der Darstellung ist es aber gerade, die dem Buch Theilnahme erwirbt, zumal es auch die patriotische Seite des Lesergemüthes in angenehme Schwingungen versetzt. Dann, wie der Verfasser selbst sagt, würde er sich über Verdienst belohnt fühlen, „konnte das Buch zur Bewunderung für unser herrliches Kriegsheer und dessen unvergleichliche Führer erneute Anregung geben". Wir wünschen übrigens dem Buch einen besseren Erfolg, als nur diesen.

* * *

„Die deutsche Lyrik des 18. Jahrhunderts." Unter diesem Titel veröffentlicht Dr. Julius Stiefel, Privatdocent an der Universität Zürich eine Reihe ästhetischer Studien über unsre hervorragenden Lyriker, von Trollinger, Haller, Hagedorn beginnend bis zu Johann Peter Hebel, dem Classiker der mundartlichen Dichtung. Was diese Studien besonders anziehend macht, ist die feine Verbindung, in die der Verfasser die Werke mit dem Leben der Dichter zu setzen und von diesem Standpunkt aus zu analysiren weiß. Die interessantesten Abschnitte — weil von der großen Heerstraße der Studien über Literaturgrößen am weitesten entfernt liegend, sind in den Betrachtungen über Hölderlins Pantheismus und den daraus entspringenden weltbewußten Grundton der Hölderlin'schen Odendichtung sowie in der Untersuchung über Hebels Eigenschaften als Lyriker enthalten. Wir kommen gelegentlich darauf zurück.

* * *

Die gesammelten Schriften und Reden von Dr. Johann Jacoby (Hamburg 1872, Verlag von Otto Meißner) geben, chronologisch geordnet ein vollständiges Bild des Mannes, der „unentwegt", so lange er dem öffentlichen Leben angehört hat, in den vordersten Reihen der Kämpfer für Freiheit und Aufklärung stand. Die Sammlung, obwohl zum größten Theil aus Aufsätzen politischen Inhalts bestehend, bietet dennoch selbst denjenigen, die nicht Jacobys Standpunkt theilen, einen interessanten Einblick in das Geistesleben eines tief philosophisch gebildeten Mannes, der in den Aufsätzen über „Hegel und die Nachgeborenen", in der „Parallele zwischen Kant und Leßing", in dem von einem gründlichen Studium des Aristoteles zeugenden Essai über „das Wesen und die Wirkung der griechischen Tragödie" am ungweideutigsten sein ideales Streben nach Wahrheit documentirt. Diese Erkenntniß wird auch diejenigen, welche sich durch den Standpunkt, den Jacoby in nationalen Fragen, so vor allem in der Frage der Annexion von Elsaß und Lothringen, einnimmt, abgestoßen fühlen, bewegen können, die Schriften Jacobys nicht als die eines unverbesserlichen auf Irrwegen befindlichen Gegners, sondern als die Schriften eines Philosophen zu behandeln, von dem auch der Gegner lernen kann.

Bibliographie.

Theodor Schachts Lehrbuch der Geographie. Von Dr. Wilhelm Rohmeder. 8. Auflage. Mainz 1872, L. C. Kunzes Nachfolger.

Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung 1848—71. Von K. Klüpfel. Erster Band: Von 1848—1865. Berlin 1872, Julius Springer.

Politische Geschichte der Gegenwart von Wilhelm Müller. V. Das Jahr 1871. Berlin 1872, Julius Springer.

Dr. Eduard Heinels Geschichte Preußens. Bearbeitet von C. F. Laubien. 7. Auflage. Erster Theil. Königsberg 1872, Akad. Buchhdlg., Verlag.

Digitized by Google

Inserate.

Luckhardt'sche Verlagsbuchhandlung
(Fr. Luckhardt) in Leipzig.

Neue militärische Werke!!!

Feldzug des Rhein-Heeres
vom 12. August bis 29. October 1870.
Von
Marschall Bazaine.
Einzig berechtigte deutsche Ausgabe mit vielen Karten und Plänen.
Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Feldzug des französischen Nordheeres
in den Jahren 1870/71.
Von
L. Faidherbe.
Deutsche vom Verfasser ermächtigte Uebersetzung mit einer Uebersichtskarte. Preis 20 Ngr.

Betrachtungen über die Thätigkeit und Leistungen der Cavallerie
im Kriege 1870/71.
Von Rittmeister **Walter.** Preis 20 Ngr.

Die
Erfolge der preußischen Feld-Artillerie
in der Campagne 1870/71.
Von **Robert Becker.** Preis 12 Ngr.

Militairische Zeit- und Streitfragen.
Heft 1: **Artilleristische Briefe** zu der Broschüre von Robert Becker: „Die Erfolge der preußischen Feldartillerie in der Campagne 1870/71", von **Emil Poolman.** Preis 12 Ngr.
Heft 2: **Der baierische Separatismus im deutschen Heerwesen.** (Separat-Abdruck aus den „Militairischen Blättern".) Preis 10 Ngr.
Heft 3: **Die Garnisan-Bataillone im Kriege 1870/71.** Von **v. Zi.** Preis 7½ Ngr.
Heft 4: **Gedanken über die Cavallerie der Neuzeit,** zugleich Widerlegung einiger Angriffe des General Faidherbe gegen die preußische Cavallerie. Von **Fr. v. Zob.** Preis 12 Ngr.
Heft 5: **Das Militär-Strafgesetzbuch für das deutsche Reich** mit Bezug auf das Preußische Militärstrafrecht. Von **A. Jaeschke,** Auditeur. Preis 7½ Ngr.
Heft 6: **Zwei moderne Kriegsmittel der Neuzeit.** Preis 7½ Ngr.

Das französische Heerwesen
während der Jahre 1865 bis 1870
in seiner geschichtlichen Entwickelung als Vorbadium des deutsch-französischen Krieges
von
Hermann Pfister. Preis 2⅔ Thlr.

Lexikon
der
bedeutenderen Schlachten, Belagerungen und Gefechte,
von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage.
Zusammengestellt von Arthur Prüsker, k. königl. Lieutenant.
Preis 20 Ngr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

Molly, M., Französische Unterrichtsstunden, bestehend in einer methodischen Anleitung zum leichteren Verständnisse der gebräuchlichsten französischen Wörter und Wortverbindungen, welche von den Deutschen leicht und häufig verwechselt werden. Nach einem neuen und fasslichen Systeme zusammengestellt und erläutert für den Schul- und Selbstunterricht. Preis 10 Sgr.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37.

Stuttgart. Im Verlage von **Ebner & Seubert** erschien soeben:

Geschichte der Deutschen Dichtung
von den ältesten Denkmälern bis auf die Neuzeit.
Von **Otto Roquette.**
Zweite Auflage. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr. 12 Sgr.

Die zweite Auflage dieses Werkes erscheint mannigfach verändert, umgestaltet und ergänzt, wie es der Gang der Forschung und der eigene Standpunkt des Verfassers erfordert. Besonders wird in derselben auch der neueren Dichtung an ihrem Rechte kommen, während bei der ersten Auflage auf eine eingehende Darstellung der Literatur seit Goethe's Tode verzichtet worden ist.

Neuigkeiten!
Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena:**

Gesammelte Schriften
von **Friedrich Gerstäcker.**
Volks- und Familien-Ausgabe.
In ca. 100 Lieferungen von je 6—7 Bogen 8. eleg. ausgestattet und broch.
Preis pro Lieferung **nur 5 Sgr.**
Lieferung 1. u. 2. mit ausführlichem Prospekt sind in jeder Buchhandlung vorräthig. — Alle 8—14 Tage eine weitere Lieferung.
Bodenstedt, Friedrich, Das Herrenhaus im Eschenwalde. Roman. 3 Bde. 8. broch. 5⅓ Thlr.
Gerstäcker, Friedrich, In Amerika. Amerikanisches Lebensbild aus neuerer Zeit. 3 Bde. 8. broch. 2 Thlr. 25 Sgr.
Gutzlow, Karl, Dramatische Werke. Dritte, neu durchgesehene Gesammt-Ausg. 4 starke Bände. 8. eleg. broch. 3 Thlr. 10 Sgr. — höchst eleg. in Leinwand gebunden 5 Thlr. 18 Sgr. oder in 20 Bändchen broch. à 5 Sgr.
Die Bändchenausgabe empfiehlt sich namentlich zum Bühnengebrauche und für dramatische Lesebände mit vertheilten Rollen.

Einladung zum Abonnement auf den zehnten Jahrgang der

Deutschen Roman-Zeitung
für 1873.

Nichtthätlich eine elegant in Umschlag geheftete Lieferung von fünf großen Quartbogen, einem gewöhnlichen Romanbande gleichend.

Die **Deutsche Roman-Zeitung,** welche am 1. October ihren zehnten Jahrgang beginnt, hat sich von ihrem Beginne nur vermöge ihres Inhalts die Achtung u. Anerkennung des gebildeten Publikums errungen, und als das reichhaltigste u. gediegenste Familienblatt bewährt. Sie verschafft dem Publikum zu Leihbibliothekspreisen die neuesten Romane Deutscher renommirter Schriftsteller als Eigenthum, welche in Buch-Ausgaben 50—60 Thlr. kosten, neben einem reichen Feuilleton von Robert Schweichel.

Der neue Jahrgang wird mit nachfolgenden Romanen eröffnet:
Carl Sand und seine Freunde von Max Ring. — **Der Bildschnitzer vom Achensee von Robert Schweichel.** — **Emanuel aber zur fünfzig Jahren von Fanny Lewald.**
Man abonnirt für einen Thaler pro Quartal bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.
Verlag von **Otto Janke** in **Berlin,** Anhaltstraße 11.

Verlag von **F. Henschel** in Berlin.

Schriften zur socialen Frage.

Freund, Dr. jur., **Titanen und Pygmäen.** Wanderungen auf wissenschaftlichen, politischen und socialen Gebieten. 1 Thlr. 18 Sgr.
Freund, Dr. jur., **Thaten und Namen.** Forschungen über Staat und Gesellschaft, mit besonderer Rücksicht auf Lorenz Stein und Rudolf Gneist. 8 Sgr.
Strubnecky, Dr. **W. K., Herrschaft und Priesterthum.** Geschichtsphilosophische Skizzen. 24 Sgr.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Das **Octoberheft** 1872 der seit October 1871 in Monatsheften erscheinenden

Jahrbücher
für die
Deutsche Armee und Marine

enthält: Zur Belagerung von Belfort. (Mit 2 Plänen.) — Das I. Bayerische Corps v. d. Tann im Kriege 1870. Von Hugo Helbig, Hauptmann im Bayerischen Generalstabe. (Schluß.) — Die Kgl. Bayerische Armee nach ihrer Reorganisation vom J. 1872. Von A. v. Wipleben. — Die Luftschiffahrt im Dienste des Krieges. — Militairisch-statistische Notizen über Rußland. Von F. v. D. — Umschau auf maritimem Gebiete. — Umschau in der Militair-Literatur.

Abonnements zu 2 Thlr. pro Quartal nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

F. Schneider & Comp.
Berlin, Unter den Linden 21.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Briefe von Moritz Hauptmann an Franz Hauser. Herausgegeben von Prof. Dr. **Alfred Schöne.** 2 Bde. Mit Hauptmann's Bildniß. 8. geh. 3 Thlr. 15 Ngr.; geh. 4 Thlr. 5 Ngr.

Signale 1872 Nr. 15: „Wir wünschen für diese Briefe ein Interesse in der ganzen musikalischen Welt anzufachen und sind überzeugt, daß sie innerhalb derselben und wohl auch noch darüber hinaus Verständniß und Sympathie finden werden; sie verdienen, wie die **Mendelssohn**'schen Briefe und wohl mehr noch als diese, die liebevollste Aufnahme in jedem musikfreundlichen häuslichen Kreise, möge man in diesem etwas von musikalischer Theorie verstehen oder nicht."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 19. October 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Arbeits-Einstellung in der Berliner Actien-Fabrik für Eisenbahnbedarf. Von H. B. Oppenheim. — Ueber Welt- und Staatsweisheit. Ein Vortrag von Eduard Lasker. — **Literatur und Kunst:** Zur Sprachwörter-Literatur. Von Hugo Schramm. — The vicar of Ostrowo. Von v. Szeliski. — **Aus der Hauptstadt:** Die 48. Kunstausstellung in Berlin. Von F. H. Kugler. II. — Dramatische Aufführungen: „Tricoche und Cacolet." Posse in fünf Abtheilungen von Henri Meilhac und L. Halévy. Deutsch von Karl Treumann. Von P. L. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Die Arbeits-Einstellung in der Berliner Actien-Fabrik für Eisenbahnbedarf.

Von **H. B. Oppenheim.**

Wer da weiß, mit welcher unwiderstehlichen Gewalt große Zeit-Strömungen sich der Gemüther bemächtigen, wie feige und willensschwach die Meisten, auch bei besserem Verständniß, einer vorherrschenden Richtung sich unterwerfen, den überrascht es nicht, daß die junge Coalitionsfreiheit des Arbeiterstandes, bald hier, bald da, oft unter ungünstigen Umständen, oft unter frivolen Vorwänden, in Pronunciamentos ausbricht. Wenn es in wenig geordneten Verbindungen zu gemeinsamen Beschlüssen kommen soll, so hat die besonnene Ueberlegung der kühnen Phrase gegenüber einen schweren Stand: Die knappe Majorität, welche eine starke Minorität schlägt und etwa den Strike beschließt, hat selbst wieder eine starke Minorität in sich zu überwinden gehabt, und wäre oft, ja meistens, wenn eine psychologische Analyse ihrer Bestandtheile zu bewerkstelligen wäre, auf einige vorlaute Agitatoren zurückzuführen, welche selbst oft von Individuen geleitet werden, die, den wirklichen Interessen des Arbeiterstandes ferne stehend, sich vorher als Wühler aufdrängten, um sich nachher als Vermittler anzubieten. In jedem Strike liegt ein gut Stück Terrorismus, nicht sowohl gegen die Arbeitgeber, als gegen die solideren Arbeitnehmer.

Als die liberale Partei für die Coalitionsfreiheit eintrat, waren ihr diese Schattenseiten derselben nicht unbekannt. England hatte ja der Erfahrungen genug geliefert; allein man hielt es für geboten, die unvermeidlichen Verirrungen der Uebergangsperiode mit in den Kauf zu nehmen, welche Herr von Unruh kürzlich nicht unpassend als „Kinderkrankheit" bezeichnete. So lange das Coalitionsrecht verkürzt war, hatten die Arbeiter einen gewichtigen Grund zur Beschwerde, ihre Aufwiegler ein glänzendes Argument, und beide konnten sich oder andern einreden, daß es nur daran liege, wenn die schnöde Herrschaft des herzlosen Capitals noch nicht gebrochen, noch nicht der beseligende Zustand allgemeiner Verbrüderung hergestellt sei. Man muß mit der Coalitionsfreiheit auskommen lernen, wie mit dem allgemeinen Stimmrecht, welches ja auch von der Arbeiter-Partei als das rettende Arcanum vorangestellt worden war, und braucht, bei gehöriger Anwendung aller gesetzlichen Mittel und einer tüchtigen Organisation aller gesunden Kräfte, ebenso wenig die Machinationen der Socialisten auf dem wirthschaftlichen Gebiete zu fürchten, als die Machinationen der Ultramontanen und Socialdemokraten auf dem politischen Gebiete.

Das Publicum ergreift leicht die Partei der strikenden Arbeiter, als der Unterdrückten, für welche eine Menge ritterlicher Phrasen in's Feld zu führen sind, während die Arbeitgeber nur die Stimme kühler Besonnenheit für sich haben. Es wäre aber doch unschwer zu begreifen, daß jede Schädigung der Industrie, jede Einschränkung der Production mit doppelter Wucht auf den Arbeiterstand selbst zurückfällt, und daß selbst manche scheinbare Siege desselben sich bei näherer Betrachtung nicht blos als zu theuer erkauft, sondern als völlig nichtig darstellen. So hat z. B. die letzte Steigerung des Arbeitslohns im Buchdruckergewerbe die Berliner Verleger genöthigt, alle größeren und nicht drängenden Arbeiten, selbst Wochenschriften u. dergl. m., in Sachsen oder Baiern ausführen zu lassen, so daß ein Theil der siegreichen Berliner Setzer und Drucker gezwungen ist, der ihm entzogenen Arbeit nachzuziehen, sie in Sachsen oder Baiern aufzusuchen. Allerdings bestätigt die neueste wirthschaftliche Geschichte durch viele Beispiele, daß die gerechtfertigten Bemühungen der Arbeiter von dauernden Erfolgen gekrönt waren, wo nämlich die Arbeitslöhne wirklich hinter der Ertragsfähigkeit der betreffenden Industrie unbillig zurückgeblieben sind; während momentane Erfolge den Rückfall nicht ausschließen, sobald das zwingende Moment oder die Ueberrumpelung vorüber sind. Im allgemeinen steht wohl fest, daß jeder erreichbare Fortschritt besser und leichter auch ohne „Classenkampf" erlangt würde, und daß meistentheils die Lohnerhöhung von den Arbeitgebern leichter verschmerzt und besser ertragen wird, als der Geist der Widerspenstigkeit, des Mißtrauens, der Streitsucht und auch, um es gerade heraus zu sagen, der Trägheit und Bummelei, welcher durch diese ewigen hohlen Agitationen großgezogen wird. Gerade hierdurch sehen sich die Fabrikherren immer mehr darauf angewiesen, die Tagelohn-Arbeit durch Stücklohn-Arbeit zu ersetzen. Obgleich aber das Verhältniß des Accord-Arbeiters ein höheres und freieres ist, als das des Tagelöhners, haben sich dennoch die Gewerbevereinler fast überall gegen diesen Uebergang möglichst gesteumt; sie wollen die Vortheile der Freiheit erringen, ohne die derselben correlate Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen.

Dem Umstande, daß so vielen Fabrikherren der Verkehr mit ihren Arbeitern verleidet wird, schreiben wir theilweise die um sich greifende Tendenz zu, den Privatbetrieb durch Actien-Unternehmung zu ersetzen, was im ganzen die Production kostspieliger macht und also indirect die Productivität verringert. Die Arbeiter selbst mögen sich manchmal einbilden, mit so einer unpersönlichen Körperschaft, deren Opfer sich auf viele unsichtbare Actionäre vertheilen, eher fertig zu werden, als mit einem persönlichen Besitzer, der auf das Sparen noch weit mehr angewiesen ist. Vielleicht war das der Gesichtspunkt, von welchem aus der Kampf der Berliner Maschinenbau-Arbeiter

Digitized by Google

„gegen die alles erdrückende Macht des Capitals" gerade in der Pfing-Unruh'schen Anstalt ausbrechen sollte. Hier aber stießen sie sich gegen eine andere Seite des Actiengesellschaftswesens, daß es nämlich den Leitern einer solchen Gesellschaft leichter wird, ihre Rechnungen zu publiciren und somit die Unterstützung der Fachgenossen, sowie der öffentlichen Meinung für sich zu gewinnen. Auch außerdem war es ungeschickt, mit dieser Fabrik zu beginnen, welcher die Conjunctur gerade nicht besonders günstig ist und welche bei ihrem großen Grundbesitz im Weichbilde Berlins durch Auflösung des Geschäfts mehr gewinnen kann, als durch dessen Fortführung. Ueberdies hatte sie in der Erhöhung der Löhne mit den bestgestellten Unternehmungen gleichen Schritt gehalten.

Man war gewöhnt gewesen, die Berliner Maschinenbauer als wohlgestellte und intelligente Arbeiter zu betrachten, und hatte so wenig an einen Lohnkrieg in der Berliner „Chausseestraße" gedacht, daß noch vor kaum einem halben Jahre gerade die Fabrikherren, welche jetzt zunächst vor der Bresche stehen, die von Chemnitz ausgehende Aufforderung, sich einer Organisation der Arbeitgeber in ihrer Branche anzuschließen, kurzweg zurückgewiesen haben, um nicht unthätig zu irritiren.

Am 2. Juni d. J. begannen die ersten Plänkeleien. Unterschiedlich von der bald darauf ausbrechenden Arbeiter-Bewegung in Danzigs Speichern und Werften, wo zuerst gestrikt und dann erst das Programm formulirt wurde, traten hier zuerst vier Arbeitervereine (der Gewerbverein der deutschen Maschinenbau- und Metall-Arbeiter, der Berliner Maschinenbau-Arbeitervereins, der Ortsverein der deutschen Maschinenbau- und Metall-Arbeiter und der Nähmaschinenbau-Arbeitervereins) mit folgenden drei Forderungen auf:

I. „Einen Minimallohn von 1 Thlr. täglich für höchstens 10stündige Arbeitszeit für gelernte Fachgenossen, und 25 Sgr. Minimallohn für Hülfsarbeiter bei derselben Arbeitszeit, mit Berücksichtigung einer $^1/_2$stündigen Frühstücks- und einer $1^1/_2$stündigen Mittagspause."

II. „Ueberstunden, Sonntags- und Nachtarbeit bis auf das unerläßlich Nothwendigste ganz abzustellen."

III. „Erwarten wir, daß die Erhöhung der Accordpreise mit vorstehenden Lohnerhöhungen gleichen Schritt halte."

Die Fabrikbesitzer konnten hierauf entgegnen, daß es den Antragstellern an jeder Berechtigung gebreche, um im Namen der sämmtlichen Arbeiter ihrer Fabriken zu sprechen, daß übrigens die zehnstündige Arbeitszeit in den betreffenden Fabriken längst eingeführt sei, und der durchschnittliche Verdienst der Arbeiter factisch schon erheblich höher sei, als in jenem Circular angedeutet ist. Auch was die sogenannten Ueberstunden, die Sonntags- und Nacht-Arbeit betreffe, so seien dieselben seit längerer Zeit nur in den äußersten Nothfällen angewandt worden. Das alles müsse den wirklichen Maschinenbau-Arbeitern wohl bekannt sein. Von diesen, 25—30000, sei jedenfalls blos ein geringer Bruchtheil in jener Versammlung vom 2. Juni vertreten gewesen, und diejenigen, welche in deren Namen auftraten, seien unbekannte und nicht legitimirte Personen. Deshalb wurde von der Versammlung der Fabrikanten (mehr als 80), welche in diesem Sinne schlüssig ward, die Antwort nicht direct ertheilt, sondern in den Zeitungen veröffentlicht. Man sah den Sturm heranziehen, man hörte das nahende Unwetter grollen, noch aber entschloß man sich zu keinem entscheidenden Schritte, um weder zu reizen, noch zu beleidigen, — als ob es sich nicht von selbst verstünde, daß Organisation gegen Organisation aufgeboten werden muß. Indessen beschloß man, im Falle einer Arbeits-Einstellung in irgend einer der betheiligten Fabriken gemeinsame Maßregeln zu ergreifen. Denn als eine Art Kriegserklärung mußten die Forderungen vom 2. Juni betrachtet werden, da sie, inhaltlos, wie sie waren, gar keinen andern Sinn haben konnten; und die moderne Taktik war ja auch aus anderen Gewerben längst bekannt, daß der verabredete Strike eine Fabrik nach der anderen ergreift, damit die feiernden Genossen von den noch arbeitenden besser unterstützt werden können. Den künftigen gemeinsamen Maßregeln der Fabrikherren sollte aber, nach dieser vorläufigen Verabredung, jedesmal erst eine Untersuchung vorausgehen, ob der Strike nicht etwa ein gerechtfertigter sei. Im übrigen wurde beschlossen, die zehnstündige Arbeitszeit, welche in allen großen Fabriken längst als Regel gilt, ausnahmslos durchzuführen und keinen Arbeiter oder Lehrling ohne ordnungsmäßigen Abgangsschein des letzten Arbeitgebers anzunehmen.

In mancherlei einseitigen Berathungen suchten nun die angeblichen Vertreter des Arbeiter-Interesses den durchschnittlichen Lohn geringer darzustellen, als die Arbeitgeber behaupteten. Der Ausschuß der Fabrikanten-Versammlung beschloß dagegen, es sei zunächst Sache jedes einzelnen Fabrikanten, direct mit seinen Arbeitern oder deren gewählten Vertretern zu unterhandeln. Die Einrichtung von Delegirten der einzelnen Werkstätten besteht, beiläufig gesagt, bereits seit längerer Zeit in der Pfing-Unruh'schen Fabrik.

Darauf kam es endlich am 18. August zu einer Versammlung der Pfing-Unruh'schen Arbeiter, welche eine allgemeine Lohnerhöhungs-Forderung von 20 Procent beschloß, und außerdem „eine Arbeitszeit von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends incl. $^1/_2$ Stunde Frühstücks- und $1^1/_2$ Stunden Mittagspause beantragte; ferner sollte jeder Accordpreis beim Beginn der Arbeit festgestellt werden. Von den früheren Forderungen war die gegen Ueberstunden, Sonntags- und Nacht-Arbeit wiederholt.

Den drei Deputirten dieser Versammlung rechnete von Unruh vor, der Verdienst der gesammten 1951 Arbeiter der Fabrik, die bloßen Tagelöhner, welche nicht Handwerker sind, mit eingerechnet, habe im Durchschnitt der letzten 4 Wochen für 6 Tage von 10 Stunden Arbeitszeit = 7 Thlr. 23 Sgr. $4^1/_2$ Pfg. per Mann ergeben, in der letzten Woche sogar 7 Thlr. 26 Sgr. 3 Pfg, während sich der durchschnittliche Wochen-Verdienst in den vorhergehenden Jahren (bis 1869) bei elfstündiger Arbeit und vielen Ueberstunden blos auf 7 Thlr. 3 bis 5 Sgr. belaufen habe. (Diese Berechnung ist noch nachträglich durch eine genau specificirte Zusammenstellung der Arbeitspreise aus allen einzelnen Werkstätten der Unruh'schen Fabrik belegt und erhärtet worden.) Der hier ausgerechnete Ueberschuß beträgt $14^3/_4$ Procent Lohnerhöhung und, wenn man die verminderte Arbeitszeit voll in Rechnung bringt, eine Netto-Differenz von $23^1/_2$ Procent. An Lohn würden jetzt, wie Unruh zeigte, wöchentlich 15000 Thlr. bezahlt; die verlangte Erhöhung von 20 Procent würde demnach auf das Jahr 156,000 Thlr. ausmachen, also gerade den Gesammtgewinn des vergangenen Jahres, in welchem das gesammte Anlagecapital zweimal mit je 5 Procent Gewinn umgesetzt worden konnte. Seitdem aber seien die Materialien (Eisen, Blech u. a. m.) um beinahe 100 Procent im Preise gestiegen, während der Preis des Fabrikats (Wagen) durch die starke Concurrenz gegen jede Erhöhung geschützt bleibe.

Gegen die übrigen Forderungen (wie Verlängerung der Mittagspause bei Fortfall der Vesperzeit u. s. w.) hatte von Unruh nichts einzuwenden. Die rechtzeitige Bekanntmachung der Accordsätze sei längst vorgeschrieben und solle strenge eingehalten werden. Nur auf die Lohnerhöhung könne die Fabrik unmöglich eingehen, sie würde dann nicht mehr mit Vortheil arbeiten können und also vorzichen müssen, gar nicht zu arbeiten. Dagegen stellte er eine gewisse Ausgleichung der Löhne aus wünschenswerth in Aussicht, wobei die Bestbezahlten zwar nicht verkürzt, aber auch nicht erhöht werden könnten. Sein Streben sei dahin gerichtet, daß kein fleißiger und tüchtiger Arbeiter unter 7 Thlr. wöchentlich erwerbe, und auch der Tagelohn für Handwerker solle 3 Sgr. per Stunde (= 1 Thlr. per Tag), für Arbeitsgehülfen wenigstens $2^1/_2$ Sgr. per Stunde betragen. — Unmittelbar nach dieser vorläufigen Mittheilung (denn ein definitiver Bescheid konnte, wie von Unruh erklärt hatte, erst nach der demnächst anberaumten Sitzung des Verwaltungsrathes ertheilt werden) stellten die Schmiede, Schlosser, Dreher, Schraubenmacher und theilweise

Digitized by Google

auch die Monteure, kurz, die best bezahlten Gewerbe, die Arbeit ein. Dies war am Freitag den 23. August um die Mittagszeit. Die Stellmacher, Tischler u. s. w. arbeiteten bis Samstag Abend und erklärten, am Montag wiederkommen zu wollen, kamen aber nur, um anzuzeigen, daß sie nicht arbeiten könnten, sie riskirten Gesundheit und Leben.

Alsbald erließen die strikenden Arbeiter einen Aufruf an ihre sämmtlichen Genossen um Unterstützung, worin das Märchen von dem „Hungerlohn von 4 und 4½ Thlr. per Woche" wiederholt ward, und es gegen den Schluß hieß: „haben wir gesiegt, so wird es leicht werden, in allen übrigen Fabriken die Herren zur Nachgiebigkeit zu veranlassen."

Am 26. August versammelten sich die Maschinenfabrikanten, etwa 150, unter dem Vorsitz des Herrn Schwartzkopff, und nahmen zunächst den Bericht über die Vorgänge in der Unruh'schen Fabrik entgegen. An diesen Bericht knüpfte sich die Discussion über die zu ergreifenden Maßregeln. Der partielle Strike war zwar ausdrücklich als der erste Act eines allgemeinen Strike in der ganzen Maschinenbranche angekündigt worden, dennoch fand der Gedanke eines allgemeinen Lock-out eine sehr geringe Unterstützung. Wer möchte auch, abgesehen von sonstigen Rücksichten, die Verantwortlichkeit dafür übernehmen, 28000 Arbeiter nebst ihren Familien brodlos auf das Pflaster zu werfen! Vorläufig wollte die Versammlung überhaupt kein endgültiges Urtheil fällen, ohne beide Theile gehört zu haben. Es wurde zu diesem Behufe eine Commission von drei Mitgliedern (Dr. Werner Siemens, Vorsig, Wöhler) ernannt, welche nach Prüfung der Sachlage, besonders aus den Handlungsbüchern der Fabrik, auch mit den Arbeiter-Deputirten Rücksprache nehmen sollte, um zu ermitteln, ob und welche Einwendungen dieselben gegen die Richtigkeit der Unruh'schen Angaben machen könnten. Eine andere Commission von fünf Mitgliedern wurde beauftragt, die Statuten eines zu gründenden Fabrikanten-Vereins (nach Art des Chemnitzer Metallfabrikanten-Vereins und des Berliner Baugewerbe-Vereins) zu entwerfen.

In der Berathung ward auch geltend gemacht, daß ein wirksames Gesetz zum Schutz der ruhigen Arbeiter vor Vergewaltigung durch die Strikenden wichtiger sei, als alle sonstigen Abwehrmaßregeln. Zum Beispiel wurde von der Unruhschen Fabrik bestätigt, daß etwa 800 Holzarbeiter den Strike nur widerwillig mitmachten, aber sich nicht auszuziehen wagten. Die Feilenhauer dagegen erklärten sich schon am 29. August zur Arbeit bereit und brachen offen mit den Strikenden.

In den nächsten Tagen nach der eben geschilderten Fabrikantenversammlung wurden die Bücher der Fabrik von der hierzu ernannten Commission in Gegenwart der drei Deputirten des Strike-Comités geprüft und dadurch die vollkommene Richtigkeit der Unruh'schen Aufsagen constatirt. Die Arbeiter-Deputirten erkannten gleichfalls die genaue Richtigkeit dieser Angaben an, nahmen ihre Behauptung in Betreff des „Hungerlohnes von 4 bis 4½ Thlr." als falsch zurück und unterschrieben das desfallsige Protokoll. Trotzdem hat am 27. August der „Generalrath des Gewerkvereins der deutschen Maschinenbau- und Metallarbeiter (Hirsch-Duncker) und des Ortsausschusses Berlin" einstimmig beschlossen, „in Anbetracht der Gerechtigkeit der aufgestellten Forderungen" zur Unterstützung dieses Strike vorläufig 2000 Thlr. flüssig zu machen, sodann durch einen Aufruf an sämmtliche Berufsgenossen freiwillige Sammlungen für diesen (und den Danziger) Strike zu veranstalten.

In den Clubs und in den Zeitungen der Arbeiter (z. B. dem „Social-Demokrat") wurden fortwährend Berechnungen aufgestellt, welche das Non possumus des Herrn von Unruh Lügen strafen sollten. Man zog den Reservefonds, die Besoldungen und Tantièmen der Directoren und Verwaltungsräthe, den Werthüberschuß der unvollendeten Arbeiten und vor allem den gesteigerten Grundwerth in Rechnung, und vergaß dabei natürlich, daß die Mehrzahl dieser Posten nur bei der Liquidation des Geschäftes in Anschlag zu bringen wären. Eine im gröbsten Stil aufreizende Rede eines strikenden Arbeiters voll heftiger Vorwürfe gegen die Chefs der Fabrik, welche mit müssiggängerischen Capitalisten und schwelgenden Börsenspielern zusammengeworfen wurden, ward in 15000 Exemplaren verbreitet. Man machte sich in diesen Kreisen mit der Vorstellung vertraut, daß die Unternehmer und Besitzer, selbst wenn es mit den Unruh'schen Aufstellungen seine Richtigkeit hätte, nun auf ihre Gewinnste verzichten könnten, um nach langem Genießen auch einmal dem Arbeiterstande das Leben zu erleichtern, und übersah die einfache Wahrheit, daß dann eben, wenn die Dividende gestrichen würde, die Schornsteine nicht mehr rauchen würden und der Arbeiter vollends Hungers sterben müßte. Daß die Fabrik viele Jahre lang ohne Gewinn gearbeitet und den Actionären kaum die landesüblichen Zinsen bezahlt hatte, wurde selbstverständlich nicht in Betracht gezogen.—

Nach Ausbruch des Strike wurden noch mehrfach Verhandlungen versucht. Die Arbeiter setzten nach einigen Wochen ihre Forderungen auf eine sofortige Lohn-Erhöhung von 10 Procent und eine weitere von 10 Procent mit dem Beginn des nächsten Jahres herab, oder auch auf 16⅔ Procent sofortiger Lohn-Erhöhung. Um diesen letzteren Procentsatz sollte auch die wöchentliche Abschlagszahlung bei unvollendeten Accordarbeiten steigen. Diese Forderungen waren als Minimalforderungen bezeichnet worden.

Die Fabrikbesitzer konnten auf dieser Basis nicht einmal unterhandeln. Denn die Forderungsweise der Arbeiter trug hier ein merkwürdig abstractes Gepräge: Der Pfing-Unruh'sche Fabrikbetrieb beruht nämlich wesentlich auf Accord-Arbeit; er läßt aber, wie in allen Berliner Maschinenfabriken, im beiderseitigen Interesse, tägliche Kündigung zu. Um dieses Princip mit der Accord-Arbeit zu vereinbaren, wird für jeden Arbeiter jeder Branche ein subsidiarischer Tagewerkspreis fixirt und im Lohnbuche notirt. Die Arbeiter selbst sind gegen die 14tägige Kündigung.) Bei der Mannichfaltigkeit der Accord-Arbeiten in diesem Fabrikbetriebe sind allgemeine Preisbestimmungen fast unmöglich, keinenfalls aber ist eine Erhöhung oder Herabsetzung der Accord-Arbeiten nach Procentsätzen durchführbar, zumal sehr häufig neue Zeichnungen u. dergl. m. zur Ausführung kommen, für welche neue, abweichende Accordsätze festgestellt werden müssen. Manche Meister verzögerten in solchen Fällen, aus Bequemlichkeit oder mangelnder Beurtheilung der neuen Arbeit, die Feststeßung des Accordpreises. Dieser Unbilligkeit vorzubeugen, sind in neuester Zeit sogenannte „Accordzettel" eingeführt worden, welche bei Uebernahme der Arbeit von beiden Theilen unterzeichnet werden müssen. Beiläufig gesagt, wurde bei der Arbeits-Einstellung auf die Unterbrechung der übernommenen Accord-Arbeiten von den Arbeitern keinerlei Rücksicht genommen. Allerdings haben auch viele Arbeiter unterlassen, sich für den Lohn der letzten Tage an der Fabrikcasse zu melden, — vielleicht um nicht als entlassen aus den Listen der von den Besitzern gestifteten und erhaltenen Invalidencasse gestrichen zu werden.

Die allgemeine Arbeits-Einstellung hatte für die Fabrikherren nicht die Schrecken im Gefolge, welche die Arbeiterpartei davon erwartet hatte. Viele Bestellungs-Contracte, an deren Ausführung gearbeitet wurde, enthielten schon die Clausel der allgemeinen Arbeits-Einstellung als Suspensiv-Bedingung.

Eine erste Frucht der Fabrikanten-Organisation bestand darin, daß die ungerechtfertigt Strikenden in den anderen Fabriken nicht aufgenommen, die den Strike Unterstützenden entlassen wurden. Die verheißenen Unterstützungen des Strikes blieben ganz aus oder doch jedenfalls weit hinter den vorlauten Versprechungen zurück. Die Einigkeit der verschiedenen Gewerbe in der Arbeits-Einstellung war von Anfang an nur eine scheinbare gewesen; viele wichen der Ueberraschung, um nicht Ueberrumpelung zu sagen, und betäubten sich dann mit Siegeshoffnungen. Bald zerbröckelte sich die Bewegung an der Festigkeit des Fabrikherrn; erst meldeten sich schüchtern Einzelne, dann ganze Gruppen. Gegen ein Terrorisiren der

Digitized by Google

Zurückbleibenden war Fürsorge getroffen. Auch war im allgemeinen keine tiefe Erbitterung zu bemerken. Dieser Strike trug keinen tragischen Charakter. Außer den Rädelsführern wurden alle in Gnaden aufgenommen; Bedingungen wurden dabei von keiner Seite gestellt. (Nur die Schmiede hatten es versucht, namentlich die Wiederaufnahme der Anstifter zu erwirken, wurden aber abgewiesen.) Die sich Meldenden mußten, wie neu Zugiehende, die Fabrikordnung (welche seit 1860 in Kraft besteht) unterschreiben. Jetzt (anfangs October) arbeitet wieder mehr als die Hälfte der bisherigen Arbeiter. Freilich sind die Werkstätten noch nicht gleichmäßig besetzt. Zum Beispiele fehlt es an Schmieden, obgleich diese zu den Bestbezahlten gehören.

Diese Art der allmälichen Beendigung des Strike hat mit der bisherigen Agitationsmethode entschiedener gebrochen, als wenn das Aufgeben des Widerstandes auf einen Majoritätsbeschluß der Arbeiter erfolgt wäre. Man sieht wiederum, daß zur Durchführung einer Arbeits-Einstellung nicht blos ausreichende Mittel, sondern auch eine gerechte Sache gehören. Die geschäftigen Hin- und Herträger, welche bei einer solchen Bewegung niemals fehlen, haben viel von einem Schiedsgericht oder vielmehr einem Einigungsamt gesprochen. In diesem Falle, wo die Arbeiter eine offenbare Unmöglichkeit verlangten, wäre es von der andern Seite eine unwürdige Schwäche gewesen, sich zu einer solchen Komödie herzugeben, welche möglicherweise nur den einzigen Nutzen haben konnte, den Arbeitern den Rückzug zu erleichtern. Indem die Unruhsche Fabrik ihre Bücher offen vorlegte, ging sie bis an die Grenze des Möglichen und bewährte in loyaler Weise ihre Friedensliebe. Auf eine Vermittlung konnte sie dabei nicht eingehen. Wenn sie sich einem Einigungsverfahren unterwarf, so blieb ihr allerdings noch immer die Auflösung des Geschäftes für den Fall der Verurtheilung freigestellt. Um so ehrlicher war es, daß sie gleich anfangs erklärte: „Wir arbeiten entweder unter den bisherigen Bedingungen oder gar nicht."

Die ganze Angelegenheit war diesmal in den Kreisen der Arbeitgeber ruhiger und ernster aufgefaßt und durchgeführt worden, als in denen der Arbeitnehmer, welche, von früheren Erfolgen verwöhnt, von Phrasen berauscht, sich nicht die ganze Schwierigkeit der Sachlage klar gemacht hatten. In einer Proclamation sämmtlicher Maschinenbau-Fabrikanten an ihre Arbeiter (vom 31. August) wurde mit gewichtigen Worten im Interesse des socialen Friedens vor der Unterstützung des waltenden Strike gewarnt und die Solidarität der Interessen beider Classen scharf betont.

Was den Leitern und Theilhabern der Unruh'schen Fabrik bei Prüfung der Situation entgegentrat, daß nämlich die Liquidation vortheilhafter sei, als ein erschwertes Fortarbeiten, das ist ein Verhältniß, welches der ganzen Berliner Metall-Industrie und überhaupt der großen Industrie in den Weltstädten die Frage des örtlichen Fortbestehens oder der Verpflanzung an kleinere, sonst günstig gelegene Orte vorlegt. Diese Frage hängt — in ihren Ursachen, wie in ihren Wirkungen — mit der allgemeinen Wohnungsfrage enge zusammen, für jeden wenigstens, der sie nicht in socialistischem oder ökonomischem Sinne lösen zu können glaubt. Nicht mit Unrecht beklagen sich die Arbeiter über die steigende Theuerung in den Hauptstädten, — freilich ohne zu bedenken, daß die Erhöhung der Arbeitslöhne darin ein wesentlicher Factor ist. Ein Haus zumal ist ein so complicirtes Product, daß die Lohnerhöhung sich in den Miethspreisen mindestens mit drei multiplicirt.

Auch in der Proclamation der Fabrikanten vom 31. Aug. wird die gegenwärtige Schwierigkeit der Lebensstellung in dem Arbeiterstande gewürdigt und die Bereitwilligkeit ausgesprochen, innerhalb der Grenzen des Möglichen zur Erleichterung derselben beitragen zu wollen. Es handelt sich dabei in der That um die Existenz unseres größten und rühmlichsten Fabrikzweiges, und so können wir von dem guten Willen der großen Industriellen überzeugt sein. Wenn aber die Rettung nicht auf dem Felde der Lohnerhöhung liegt — 1) weil die Industrie dadurch ihre Concurrenzfähigkeit verliert, und 2) weil die Theuerung damit in gleichen Schritten wächst, — so bleibt doch anderweitig viel zu thun. Immer mehr stellt sich heraus, daß die Industrie, wenn sie in den großen Städten bleiben soll, den Bau eigener Arbeiterwohnungen erfordert, und zwar in der Weise, daß die Fabriktherren damit nur eine mäßige Verzinsung des Anlagecapitals erzielen, aber in der besseren Lage ihrer Arbeiter reichlichen Ersatz finden werden. Damit ist nicht gemeint, daß jeder Fabrikherr seine Arbeiter logiren solle; — das gäbe ein unfreies Verhältniß und könnte die Ursache vieler Mißhelligkeiten und endloser Streitigkeiten werden. Die Fabrikanten sollen aber entsprechende Unternehmungen in ihrem eigenen Interesse hervorrufen und zu fördern suchen. Damit hängen denn auch gewisse Reformen auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege zusammen, welche nicht blos dem Arbeiterstande, aber ihm vorzugsweise zu gute kämen. Ebenso verhält es sich mit der Aufhebung der Schlacht- und Mahlsteuer, welche bisher den dürftigeren Classen eine gesunde Lebensweise zur Unmöglichkeit machten. Das sind berechtigte Forderungen, zu deren Durchführung Arbeitgeber und Arbeitnehmer zusammenstehen müssen und von deren Erfüllung die Zukunft der Industrie abhängt. Der Arbeiterstand ist nur durch solche friedliche Reformen zu retten, nicht aber durch einen Classenkrieg, der die Production selbst an der Wurzel ansägt.

Ueber Welt- und Staatsweisheit.

Ein Vortrag
von **Eduard Lasker.**

(Fortsetzung.)

Gerade jetzt vor dritthalb hundert Jahren ist der Mann gestorben (Baco von Verulam), welcher in der Mitte scholastischer Entartung zuerst unternahm, die Wissenschaft auf die Anschauung der Dinge zurückzuführen. Er forderte zu neuen Beobachtungen auf und zeigte die Wege. So weit das aufmerksame und geübte Auge die Eigenschaften der Dinge ohne kunstvolle Werkzeuge wahrnehmen kann, hatten die echten Forscher der ältesten Zeit die Arbeit gethan. Aber jetzt forderte Baco auf, neue Hülfsmittel der Beobachtung aufzusuchen, vermehrte Geschicklichkeit aufzuwenden und die Gedanken nur an der Hand neuer Thatsachen wirken zu lassen. Ihm selbst fehlten noch die Werkzeuge, welche erst später zusammengesetzt und tauglich gemacht wurden. Aber die wahre Richtung war angedeutet, der Sinn auf das richtige Ziel, die Geschicklichkeit auf Erfindung gelenkt. Seit jener Zeit tritt in England auch die dialektische Philosophie in vorsichtigeren, der Beobachtung nahen Formen auf; sie nimmt gern den Inhalt der Erfahrungslehre an (Hobbes). An jene Vorgänge anlehnend, hat das englische Volk sich allmählich an seine heutige Ausdrucksweise gewöhnt, die Gesammtheit aller naturwissenschaftlichen Forschungen als Philosophie, die dialektische Bearbeitung von Systemen, nicht ohne einen Anflug von Ironie, als Metaphysik zu bezeichnen. Doch mehr als die strengere Weise des reinen Philosophirens wirkt Baco durch den unmittelbaren Hinweis auf die Naturwissenschaften. Er steht mit seinem Wunsche nicht vereinzelt, sondern er faßt nur planmäßig zusammen, was in den höchst civilisirten Ländern die Köpfe bewegt. Namentlich in Italien und in Deutschland tritt das gleichartige Streben nach unmittelbarer Beobachtung hervor. Baco ist der vorzügliche Ausdruck dieses thatkräftigen Geistes auf dem Gebiete der Forschung, und der Kreis der Forscher folgt dem Anstoß. Die bessere Beobachtung ist vor allem bedingt

Digitized by Google

durch eine verbesserte Sehkraft. Die Regeln des Sehens müssen ergründet, das Auge muß durch Gläser zum zuverlässigern Blick in der Nähe, zum ausgedehntern Blick in die Ferne geschärft werden. So beginnt der Aufschwung der höheren und angewandten Mathematik, der kunstvollen Gläser, der Mechanik, Optik und Astronomie. Ich brauche nur Copernicus, Tycho de Brahe, Keppler, Newton zu nennen, deren Lebenszeiten zu bezeichnen, und Sie übersehen, wie naturgemäß die Forschung sich in den von Baco angedeuteten Bahnen bewegt. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts treten die vornehmen Geister Frankreichs in dieselbe Richtung ein, in regelmäßigem Anschluß an England, beinahe wie eine Ablösung desselben. Mit der Erforschung der Anlagen (Physik) beginnt diese rühmlichste Periode französischer Wissenschaft, dann geht sie zu der genauen Ordnung der äußerlich wahrnehmbaren Merkmale (Naturbeschreibung) und den feineren Untersuchungen der Beständtheile (Chemie) über. Gegen das Ende des Jahrhunderts, während Frankreich im tödtlichen Ringen für und gegen die Völkerfreiheit sich abmühte, übernahm Deutschland die Arbeit, um nach redlichem Bemühen die Führerschaft, innerhalb der ganzen gebildeten Welt unbestritten, zu erlangen. Und bis diesem Abschnitte muß ich um einiges länger verweilen; nicht aus bloßer Liebe zu meinem Lande, sondern weil in unserm Deutschland der große Kampf zwischen der Philosophie des alten Stiles und den Naturwissenschaften den meist belehrenden Verlauf nimmt, durch den lebhaften Antheil der Gebildeten einen großen Umfang gewinnt, allmählich zu einer gesundenden Krisis drängt und vor unseren Augen sich abzuschließen beginnt. Den sichtbaren Uebergang aus der herkömmlichen in die neuere Methode bildet Kant. Mit allen Hülfsmitteln der Dialektik, mit dem vollen Wissen der Systeme drängt er zur Beobachtung, und obschon er selbst in die gedankliche Untersuchung sich vertieft, weist er die anderen doch in erster Linie zur sinnlichen Wahrnehmung an. Kant ist der Geistesverwandte Bacos von Verulam, aber seine selbständige Bedeutung liegt in dem letzten Zusammenfassen aller Systemlehren seit Plato und Aristoteles. Hierin finden wir seine Schwächen und seinen Werth. Eine schwerverständliche Sprache für einfache Gedanken ist das Erbtheil seiner Studien, die Folge seiner Methode; aber bei ihm wird die aufgewendete Mühe noch belohnt, weil der aus der Umhüllung ausgeschälte Gedanke von einfacher Größe ist und einen tiefen Eindruck hervorbringt. Wie das System eine Vermittelung mit dem Leben, so läßt der Ausdruck noch eine Vermittelung mit dem gemeinen Verständniß zu. Die ihm nachfolgen, große Helden ihrer Schulen, sind bereits im Inhalt und Ausdruck von dem gemeinen Verständniß abgeirrt, befinden sich bereits in jener Feindschaft mit dem Werkerschleben, welche ich bereits geschildert habe.*) Jedoch unter den Mittelebenden staunten gelehrte Kreise die großen Schöpfer der Systeme an. Fichte, Hegel, Schelling wurden mit Kant zusammengenannt und gleich verehrt. Vier Sonnen an demselben Horizont und um sie zahlreiche Sterne kleinerer Ordnung: die Welt hatte Gleiches noch nicht gesehen; an Zahl und Größe der Gleichzeitigen auch nicht Griechenland. Inzwischen hatten sich rüstige und arbeitsame Geister den Beobachtungen und Experimenten zugewendet. Aeußere und innere Eigenschaften, Beständtheile, Verhältnisse des Raumes, Gesetze der Formen wurden untersucht, neue Werkzeuge zum Trennen und Zusammensetzen klug ersonnen, Maße und Gewichte für immer kleinere Bruchtheile, die Waffen des Auges für immer kleinere Körper empfindlich gemacht, neue Meßinstrumente entdeckt; Kräfte, welche bis dahin für geistige Eigenschaften gegolten hatten, den Gesetzen des Stoffes unterworfen und zur sinnlichen Wahrnehmung gebracht. Was sich auf diese Weise bezwingen ließ, galt als würdiger Gegenstand gelehrter Forschung, aber mißtrauisch wurde zurückgewiesen, was den Werkzeugen unzugänglich sich erwies, den Hülfsmitteln der Sinne sich entzog. An den unbelebten Stoffen ist die Untersuchung besonders ergiebig, die Entdeckung sicher. Noch die Gefäße des Lebens, das Instrument, auf welchem der Ton sich abspielt, die Leiter der freiwilligen Bewegung lassen sich mit Nutzen beobachten. Aber das Leben selbst mit seinen geheimnißvollen Kräften und Zielen, letzter Ursprung und Zweck, mögen aus den Stätten der Wissenschaft ausgeschlossen den Scheidenkern zum Wortspiel überlassen werden. An dem großen Stamme der Naturwissenschaft entwickeln sich neue Aeste und Zweige, an den alten Sprossen neue Blüthen (verschiedene Zweige der Physiologie, organische Chemie, physiologische Pathologie u. s. w.), aber von der reinen Gedankenwelt wenden sich die Forscher ab (Psychologie, Moral, Metaphysik). Viele von uns haben persönlich erfahren, mit welcher Geringschätzung die Naturforscher über die Philosophie sprachen; sogar bis zur Feindschaft und zum Haß steigerte sich der Widerwille, weil die Philosophie unsere Vorgänger mißleitet habe, und weil sie tüchtige Anlagen und redlichen Willen zur Verschwendung der Kräfte verführe. Schelling und Hegel galten als Beispiele; Kant und alle erhaltenen Namen der Philosophie wurden, meist aus Unkenntniß der Werke, in gleicher Weise geschätzt und als Träger der inhaltsleeren Dialektik verworfen. Die Natur, der Inbegriff aller begreiflichen Dinge, ist das einzige Buch der Weisheit, die Beschreibung und das Experiment allein wissenschaftliche Arbeit, Entdeckung ungekannter Eigenschaften, Bestätigung der bisher nicht unerschütterlichen Experimente und Beobachtungen allein verdienstlich. Wie bei den Jüngern der alten Philosophie in Formeln und abgerundeten Systemen, war für die unduldsamen Jünger der ausschließlichen Naturwissenschaft in den Laboratorien und Seerisälen, auf den Sternwarten, bei den Retorten, Waagen und Mikroskopen ein unendlicher Vorrath des Ruhmes. Beweisen denn nicht die Maschinen und die zahlreichen Hülfsmittel, welche der Gewerbsfleiß davon trug, die Ueberlegenheit der Naturwissenschaften? Der Wohlstand der Nationen wird durch sie umgestaltet, Gesellschaft und Staat werden der Umwandlung folgen müssen. Die billigen Gewebe und Farben erheben die unteren Gesellschaftskreise höher und schneller als die Religion der Liebe. Auch am Ideal fehlt es nicht. Die treue Beschreibung enthaltet ungekannte Schönheiten. Das Mikroskop legt Selbständigkeit und Schönheit an kleinsten Wesen dar. In der Astronomie überwiegt das ideale Wissen. Ein neu entdeckter Planet ist ein größerer Gewinn des Geistes, als ein ganzes Buch der Moral. „Achtundzwanzig Planeten, welch ein bevorzugtes Jahrhundert!“ habe ich den Astronomen und Akademiker Enke in der Berliner Akademie der Wissenschaften ausrufen hören. Bis auf unsere Tage hat man nur sieben Planeten gekannt und unser großes Jahrhundert hat die Zahl auf 28 gebracht; wer weiß, um wie viele die Kenntniß der Menschen noch wird bereichert werden. Leverrier schwang sich zu einem der gefeiertsten Namen auf, indem er selbst Planeten entdeckte und von Gehülfen neue Planeten aufsuchen ließ. So war für das Ideal und das Leben innerhalb des engern Kreises gesorgt, für die Philosophie gab es keinen Raum. Ich erinnere mich des Streites unter den studirenden Jünglingen. Lebhaft steht mir im Gedächtniß eine Unterredung mit einem jungen Freunde, welcher seitdem seinen geachteten Platz in der Naturwissenschaft erhöht und befestigt hat. Auch ihn beherrschte der Eifer und die Verachtung gegen das Philosophiren. Unglaubig nahm er meine Gegenrede auf: Nur die moderne Systemmacherei und besonders die späteren Ausläufer seien ausgeartet, an Inhalt leer und dem Leben fremd geworden. Ursprünglich habe jedes Philosophiren auf Beobachten, Zusammenfassen und Verwerthen des Gefundenen beruht. Das

*) Ich nehme selbst Fichte nicht aus, der auch als Philosoph meine Jugend erfreut, den alten Goethe aber zu treffendem Spott veranlaßt hat (Faust: Thl. II. Act 2. Zwiegespräch zwischen Mephisto und Baccalaureus). Mein Urtheil richtet sich nur gegen die fruchtlose Bildung der Systeme, während ich die anderweitige Wirksamkeit jener Männer unbesprochen lasse. Die großen Verdienste Fichtes als Redner und Patriot beweisen, daß nicht Unzulänglichkeit der Anlagen, sondern die entartete Richtung der Systeme die Ergebnisse des Philosophirens so nichtig gemacht hat.

Digitized by Google

Beobachten allein sei auch heute nur ein Theil des Philosophirens; es trete jetzt stärker hervor, weil die Vermehrung dieser Kenntniß ungebührlich vernachlässigt worden und nachzuholen sei. Bald werde die Masse der losen Einzelheiten zwingen, den zweiten jetzt vernachlässigten Theil des Philosophirens wieder aufzunehmen. Zwanzig Jahre sind seitdem verflossen und öfter wiederholte sich später das Zwiegespräch mit begabten und strebsamen Freunden. Mir fehlte damals die genügende Uebersicht, daß die Rückkehr bereits vorbereitet würde. Jetzt liegt es klar vor uns. Die Fülle der Entdeckungen macht einen Leitfaden unentbehrlich, wenn nicht zwecklos fortexperimentirt werden soll, wie ehedem zwecklos Vorsätze aufgelöst und zusammengefegt wurden. Hervorragende Forscher haben die Arbeit in die Hand genommen, und die Naturwissenschaften selbst leiten an auf dem Rückwege zu dem vermiedenen Gebiet. Kräfte, welche für geistige Eigenschaften gegolten hatten, erwiesen sich als Gesetze des Stoffes, verfeinerte Werkzeuge brachten sie zur sinnlichen Wahrnehmung. Nerven und Muskeln ließen sich untersuchen; an lebenden Thieren sogar beobachtet man, wie das System des Lebens gegen die empfindliche Berührung bloßgelegter Nerven und Muskeln zurückwirkt (Vivisection). Von verschiedenen Seiten nähert sich das Experiment den Aufgaben und Lehren der alten Philosophie. Durch die feinen Untersuchungen der Hör- und Sehorgane gelangt Helmholtz zur Seelenkunde und Aesthetik. Durch die beobachteten Wandlungen der Zucht geht Darwin dem Ursprung der Dinge entgegen, mit reicheren Hülfsmitteln, doch auf dem Wege der alten Genetik. Virchow, der mit ungewöhnlich scharfem Auge erstaunliche Massen von Einzelheiten geprüft hat, sucht sich in den vereinzelten Thatsachen zurecht zu finden, und nimmt einen Leitfaden auf, welcher an das alte Sittengesetz (Ethik) erinnert. An der Spitze ihrer Fachwissenschaft schreiten diese und geistesverwandte Männer in natürlicher Fortentwicklung zum Zusammenfassen, zur Erforschung der höchsten zulässigen Fragen, zur Philosophie zurück. Der besser erkannte Stoff wird zum Inhalt der Auseinandersetzung, erweiterte Kenntniß wird zur Grundlage für neues Wissen. Eine Epoche des Fortschritts schließt sich ab; wir treten bereichert in die neue Epoche ein, aber zur abschließenden Weisheit sind wir nicht gelangt. Wahrscheinlich wird dieselbe Methode sich wiederholen und vielleicht werden Nachkommen dereinst über unsere Zeiten so urtheilen, wie wir über die Zeiten des Plato und Aristoteles.

Ueber den Staat und seine Ordnung, über beste Verfassungen und Regierungen, gute Gesetze und nützliche Einrichtungen ist viel gesorscht und gelehrt worden. Fast jeder Philosoph betrachtet, was den Staat angeht, als einen Theil seiner Wissenschaft, und je nach der mehr praktischen oder idealen Richtung trägt der eine Regeln der Staatskunst, der andere ein System der Staatsweisheit vor. Außer den Philosophen fühlen sich die Staatsmänner zur Aufgabe berufen; auf kürzerem Wege, als durch Lehren, führen die Regierer durch Gesetze und Vorschriften ihre Ideen in's Leben ein. Die Gewalt verschafft selbst dem Irrthum einen vorübergehenden Sieg und mit dem augenblicklichen Nutzen stellt sich zuweilen der Schein der Wahrheit ein. Aber im Zusammenhang der Dinge überwiegt die Abneigung des Lebens gegen den Zwang; selbst die vorzeitig aufgedrängte Wahrheit strebt das Leben wieder auszuscheiden. Berathende Lehre und zwingende Vorschrift, freiwilliger Irrthum und Abwehr des Zwanges, Eigensinn der Regierer, Unbestand der Menge und Noth der Umstände haben überreichen Wechsel erzeugt und die zahllosen Erscheinungen, welche zu einiger oder zu größerer Geltung gelangt sind, lassen sich an keinem Leitfaden übersichtlich ordnen. Doch aus der Fülle der Erscheinungen ragen einige Punkte hervor und an diese knüpfe ich an, um dem prüfenden Blick die erste Richtung zu geben.

Es ist belehrend, an jenen hervorragenden und anderen, durch Zufall stärker hervortretenden, Punkten zu beobachten, wie die Lehren und Vorschriften aus den Verhältnissen sich entwickeln, in die Bewegungen des Lebens sich einfügen, diese beeinflussen oder von ihnen ausgeschieden werden. Die erste Aufzeichnung umfassender und tiefdurchdachter Forschungen beginnt gleichfalls mit Plato und Aristoteles. Auf verschiedenen Wegen gelangen Beide zu demselben Ziele und von demselben Beweggrund werden sie geleitet. Beide finden die beste Einrichtung des Staates in der aristokratischen Republik, in welcher Wenige als die Besten nach Gesetz und Recht herrschen. Plato schafft sich den Staat und die Verfassung nach seinem Ideal. Nicht die Geburt, sondern die Vollkommenheit des Charakters bestimmt die Besten; die Herrschaft fällt den Weisen zu. Unter den Kindern werden die mit den besten Anlagen zum guten Herrschen herangebildet, und die sich zu Weisen gestaltet, zum Herrschen berufen. Die Uebrigen werden zum guten Gehorchen erzogen. Strenge Zucht schafft und erhält den eigenthümlichen Willen, ohne welchen diese Republik nicht bestehen kann; gemeinsame Arbeit stellt die Gleichheit aller Beherrschten her. Der Plan erscheint dem Denker selbst nicht durchführbar, denn nach der ihn leitenden Idee müßten mit den Hülfsmitteln des bereits vollendeten Staates die Geschlechter heranerzogen sein, unter denen allein der Versuch gelänge. Aber der Ernst des Gedankenbildes liegt darin, daß jeder einzelne Mensch mit seinem Beruf, Familienband und Eigenthum, daß die Gesellschaft mit ihren natürlich entwickelten und freiwillig geschaffenen Einrichtungen der Gesammtheit zu Gebote stehen, damit der höchste Staatszweck erreicht werde. Aristoteles weist den willkürlichen Aufbau eines blos gedachten Staates zurück, faßt auch nicht den Staat in dem engen Rahmen einer Anstalt für Weisheit, Zucht und Tugend auf, aber auch sein Ausgangspunkt ist eine Allmacht des Staatszweckes. Mit diesem Ziele vor Augen prüft er die bestehenden Verfassungen und findet an ihnen, daß die vernünftige, nach Gesetzen geleitete Herrschaft einer maßvollen Aristokratie am besten den Staatszweck erfülle. Unter Aristokratie versteht Aristoteles freilich nicht eine geschlossene Zunft geprüfter Weisen, sondern den kleinern Kreis, welchen die Gunst der Verhältnisse und eigener Trieb zur Herrschaft befähigen.

Grundverschieden sind auch hier die Anschauungsweisen der beiden Philosophen, dennoch gelangen sie über Ziel und Mittel zu einer seltenen Uebereinstimmung, und den Grund darf man in den Zuständen ihres gemeinsamen Vaterlandes suchen. Die in Kleinstaaten zersplitterte Kraft der Nation erfüllte sie beide mit Sehnsucht nach einer allmächtigen Staatsgewalt. Diese Anschauung ist zum Ideal eines großen Culturvolkes geworden und kommt unter gleichen Verhältnissen immer wieder zum Vorschein. In dem zerrissenen Italien rief Dante, der glühende Patriot und Bildner der italienischen Nationalsprache, die Fremdherrschaft des deutschen Kaisers an, weil dieses Haupt allein die Einheit der Nation und die Idee des italienischen Staates vertritt. In demselben Einheitsdrange schreibt Machiavelli eine Reihe von Anweisungen für einen kräftigen Fürsten, welcher nur danach trachtet, sein Gebiet immer weiter auszudehnen, die Herrschaft zu befestigen und das Volk nach Willkür zu leiten. Denn von der Kräftigung der Staatsgewalt erwartet Machiavelli das Heil seines Landes und er will einen Fürsten erziehen, welcher sein Verhalten diesem Ziele gemäß einrichtet und jede andere Rücksicht bei Seite schiebt. Die kleine Schrift hat einen so seltenen Erfolg erreicht, daß die Thatsache erwähnt und erörtert zu werden verdient. Obschon auf Ort und Zeit berechnet, hat sie ihre Wirkung doch auf fremde Staaten und nachfolgende Zeiten ausgeübt. Ich will nicht behaupten, daß sie je einen Herrscher oder Staatsmann bestimmt, wozu ihn nicht ohnehin Neigung oder Anlage veranlaßt hätte; aber für und wider den Grundsatz, welcher die ganze Arbeit durchweht, haben Freunde und Gegner mit gleich erregtem Eifer gestritten und der Ruhm des Namens wuchs in dem lebhaften und andauernden Streite. Ein Theil des Erfolges beruht gewiß auf den äußeren Vorzügen des Werkes und auf der Gunst gewaltsamer Herrschernaturen, welche ihre heftigen Triebe in einschmeichelnder Sprache als Tugenden angepriesen

Digitized by Google

fanden. Aber die nachhaltige Wirkung setze ich von dem Umstande ab, daß ein im Volke dunkel lebendes Gefühl einen kühnen Ausdruck fand. Für die zerrütteten Staatsverhältnisse, wie sie das Lehnswesen über die Culturländer Europas gebracht hatte, paßte der Aufruf zur Willkürherrschaft eines rücksichtslosen Fürsten. So oft die Staatsgewalt sich lockert, lassen die Völker sich den Cäsar gern gefallen. Dagegen, sobald die Staatsgewalt genügend befestigt ist, fühlt das Volk die Unzulänglichkeit dieses einen Segens; die Sicherheit und das Wohl der Einzelnen treten mit selbstständigeren Ansprüchen hervor und werden das unmittelbare Ziel des bewußten Ringens. England war am frühesten mit seiner Staatsgewalt fertig und trat zuerst in den Kampf um gesicherte Rechte und gute Volkswirthschaft ein. Die Frucht dieses Kampfes war eine umsichtig begrenzte Staatsherrschaft, welche doch mit den Privatverträgen der Lehnsdienste nichts gemein hatte, welche „die Rechte des Bürgers gegen willkürlichen Eingriff sicher stellte, aber den Staatszweck nicht verkümmerte und die Macht des Staates keinem auftauchenden Bedürfniß gegenüber lähmte. In mißverständener Auffassung dieses englischen Staatswesens entwirft Montesquieu eine beste Verfassung für den modernen Staat. Neben die früheren Formen stellt er die durch eine geschriebene Verfassung geregelte (constitutionelle) Monarchie, die nach Gebieten der Staatsthätigkeit abgegrenzte Theilung zwischen dem Fürsten und den Vertretern des Volkes. Die Zeitverhältnisse der Entstehung erklären den inneren Ursprung des Unternehmens und den Grund der weit verbreiteten Wirkung. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war Frankreich, das Vaterland Montesquieus, bereits im unangefochtenen Besitz der Einheit und der modernen Staatsmacht. Das Streben nach diesen Gütern hatte verbriefte Rechte zerstört und den Absolutismus gefördert. Jetzt war der Sinn des französischen Volkes, wie vor Jahrhunderten in England, auf Sicherheit des Rechtszustandes und maßvolle Ausübung der Staatsgewalt gerichtet. Unzufriedenheit lebte in den Gemüthern, und es zeigten sich bereits die Vorzeichen jenes äußersten Gegensatzes, welcher später in den unklaren Vorstellungen eines „Gesellschaftsvertrages“ sich nebelhaft ansammelte und in dem völligen Umsturz jeder gesetzlichen Ordnung wie ein Gewitter ausbrach. Montesquieu war entfernt von der Verleugnung des Staatszweckes, welche doch den Hintergrund des „Gesellschaftsvertrages“ bildet. Er wollte die gemäßigte Freiheit im wohlgeordneten Staate, er sah das Beispiel in England und glaubte den Inbegriff vorhandener und bewährter Zustände in wissenschaftliche Regeln zu bringen. Der Irrthum des Verfassers verbreitete sich. Bei jeder Freiheitsbewegung, welche sich maßvolle Grenzen zog, berief man sich auf das Muster Englands, wie es Montesquieu gemeinverständlich machte. Gesetze hielten das Buch für aufgezeichnete Staatsweisheit, Verfassungen wurden nach dem vorgeschriebenen Muster entworfen und eingeführt. Doch der Versuch der Ausführung ordnete nicht, sondern verwirrte die Verhältnisse; aber das wohlgefügte System und das Mißverständniß des englischen Musters hat selbst praktische Staatsmänner so eingenommen, daß heute noch uns die Mühe zufällt, das erkannte Falsche aus den Köpfen, die verfehlten Proben aus den Einrichtungen zu entfernen.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Zur Sprüchwörter-Literatur.

Mit dem Erwachen des Volksgeistes finden auch alle diejenigen Zweige der Literatur eine größere Beachtung, die sich ganz besonders mit dem Volksleben beschäftigen. Dies sehen wir wieder in Deutschland. Jeder Meßkatalog gibt seit ein paar Decennien davon Kunde. Hier beschreibt und erklärt man die Sitten und Gebräuche, den Glauben und Aberglauben irgend eines deutschen Stammes oder Gaues; dort sammelt man seine Lieder und Zauberformeln; hier wieder pflegt man seine mundartlichen Ausdrucksformen durch dialektische Dichtungen und Wörterbücher. Einen Hauptzweig auf diesem Felde der Literatur bilden aber die Sprüchwörter, deren Wichtigkeit seit den ältesten Zeiten anerkannt ist, da sie den Anschauungen eines Volkes in seinen verschiedenen Schichten Ausdruck geben; denn sie sind die ersten Früchte des erwachten geistigen Lebens und älter als die Schriftsprache. Jedes gebildete Volk sammelt daher auch seine Sprüchwörter, die einen wichtigen Theil seiner Culturgeschichte bilden. Schwerlich dürfte aber ein Volk reicher an Sprüchwörtern sein als das deutsche, was erst durch die neueren Arbeiten auf diesem Gebiete recht augenfällig geworden ist.

Ich will hier nicht auf unsere umfängliche, dennoch freilich noch sehr unzureichende Literatur der Sprüchwörter im Allgemeinen näher eingehen, sondern mich nur auf die Sammelwerke beschränken, welche sich die Aufgabe stellen, unsern Sprüchwörterschatz so concentrirt vorzuführen, daß man ihn überschauen kann.

Den ersten derartigen Versuch machte S. Chr. Wagener mit seinem 1813 zu Quedlinburg erschienenen „Sprüchwörter-Lexikon“. Dann folgte W. Körte, der unter dem Titel: „Die Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten der Deutschen“ zuerst (Leipzig 1837) 7200 und in zweiter Auflage (ebd. 1861) 9020 lauflaufig und mundrecht gewordene Ausdrücke der Weisheit und Erfahrung aus dem Volksleben zusammenstellte. Inzwischen hatte auch der Volksschullehrer Karl Friedrich Wilhelm Wander (geb. zu Fischbach bei Hirschberg in Schlesien 27. Dec. 1803) um's Jahr 1830 begonnen Sprüchwörter zu sammeln, wobei er anfänglich nur pädagogische Zwecke verfolgte. In den vierziger Jahren war seine Sammlung schon sehr umfangreich, damals aber fehlte es an allem Sinn für diesen Zweig der Literatur, hiermit auch an einem Verleger. Erst 1862, nachdem der freisinnige Wander durch Entfernung aus seinem Lehramte die erforderliche Muße gefunden, um sein Manuscript von 700 auf 2800 Bogen zu bringen, entschloß sich die Firma Brockhaus, es drucken zu lassen. Und gerade solch eine Verlagshandlung war für ein Werk, wie es noch keine Literatur der Welt besitzt, unbedingt erforderlich, sollte es nicht unvollendet bleiben. Da freilich weder Verfasser, noch Verleger wußte, wer zulangen werde, waren die ersten Lieferungen des Werkes, das ursprünglich für Gebildete überhaupt und für deutsche Lehrer insbesondere bestimmt war, auch noch in dieser Richtung gehalten. Als es sich aber nach einem Jahre gezeigt hatte, daß es vorherrschend Gelehrte und Bibliotheken waren, welche nach dem „Deutschen Sprüchwörter-Lexikon“ von Wander griffen, erhielt das wissenschaftliche Gepräge das Uebergewicht.

Ich schöpfe diese Mittheilungen aus der Vorrede, welche der erste der bis jetzt vollständig erschienenen zwei Bände enthält, indeß liegen auch schon 9 Lieferungen des dritten Bandes vor mir. Jeder Band umfaßt 15 Lieferungen zu je 8 Bogen, also 120 Bogen und enthält laut Vorwort in runden Zahlen 45,000 deutsche und 15,000 fremde, den ersteren als sinnverwandt im Originaltext beigefügte Sprüchwörter.

In der 1861 erfolgten Ankündigung hatte Wander den Gesammtschatz deutscher Sprüchwörter auf etwa 80,000 angegeben, was — wie ich mich erinnere gelesen zu haben — als übertrieben bezweifelt wurde. Die Zweifler sind also gewaltig im Unrecht geblieben. Mit dem In's-Leben-Treten des Wander'schen Riesenunternehmens, durch das ein Krystallisationspunkt des deutschen Sprüchwörterschatzes geschaffen werden sollte, entwickelte sich plötzlich ein reger Sammeleifer; jede neue Lieferung konnte Beiträge aus allen Theilen Deutschlands, wie von Deutschen im Auslande bescheinigen. So wuchs der von Wander bereits gesammelte Schatz durch vielseitige Beiträge aus der Literatur und dem Volksmund so enorm an, daß eben schon die beiden ersten Bände über 90,000 deutsche Sprüchwörter neben 30,000 fremdsprachigen Parallelen enthalten! Und doch ist hier das Werk erst halb vollendet. Die vorliegende Lieferung, welche bis zum Stichwort „Ort“ geht, bringt die bis jetzt im III. Bande gebrachten Sprüchwörter schon wieder auf die Anzahl von circa 23,500 deutschen und 9000 sinnverwandten fremden, so daß dem-

Digitized by Google

nach alle 39 Lieferungen über 113,000 deutsche und 40,000 fremde, der zusammen circa 153,000 Sprüchwörter enthalten. Man kann daraus einen ungefähren Schluß auf den Umfang und den erstaunlich reichen Schatz des ganzen Werkes machen!

Aber es handelt sich hier nicht nur um eine bloße Sammlung von Sprüchwörtern, beziehentlich sprüchwörtlichen Redensarten, der Herausgeber hat vielmehr, sobald wie gesagt nach dem Erscheinen der ersten Lieferungen festgestellt war, nach welcher Richtung hin die Arbeit Anklang, Boden, Sympathieen, Förderung, Unterstützung und Zustimmung gefunden, sein Sprüchwörter-Lexikon mit einer Quellenangabe ausgestattet, wie sie bisher noch in keinem ähnlichen Werke zu finden war. Wer die Literatur, die verschiedenen Fassungen und Ausdrucksformen eines Sprüchworts bis in das Mittelalter zurück kennen lernen will, darf sich das Wander'sche Lexikon aufschlagen und es wird ihm auf das umfassendste Antwort geben. Den dunkeln Sprüchwörtern ist, soweit Unterstützung geboten war, sprachlich und historisch nachgespürt, und was darüber zu finden gewesen, ist in gedrängter Form angegeben, ähnlich wie im Kleinen Büchmann in seinen „Geflügelten Worten" gethan. Auch in dieser Beziehung finden sich auf vielen Punkten Deutschlands Freunde des nationalen Unternehmens, welche dem Herausgeber bei seinen Forschungen an die Hand gehen und es zu fördern suchen*), worüber der Umfang jedes Heftes gleichfalls Nachweis gibt. Was von den Einsendungen nicht mehr in den laufenden Text verarbeitet werden kann, wird für die ergänzenden Nachträge aufgespart.

Genug, wer nur immer das Werk vom Erscheinen der ersten Lieferung an bis zur neuesten mit Aufmerksamkeit und Theilnahme begleitet hat, wird bekennen müssen, daß es in einer ununterbrochenen geistigen Fortentwicklung begriffen ist und inhaltlich nach seinem wissenschaftlichen Werthe eben so wie äußerlich fortschreitet. Jedes neue Heft gibt davon Zeugniß, daß es auf dem großen Gebiete der Sprache und des volksthümlichen Lebens schwerlich eine Erscheinung gibt, die dem fleißigen und ernsten Verfasser fremd bleibt. Die bis jetzt erschienenen Quellenverzeichnisse zählen Hunderte von benutzten Schriften auf, abgesehen von denen, aus welchen nur einzelne Sprüchwörter entlehnt sind und die sich bei diesen selbst genannt finden. Auch darauf möge noch hingewiesen werden, daß es kaum eine deutsche Mundart gibt, die nicht vertreten wäre.

So ist es denn natürlich, daß sich die gesammte Kritik, nicht blos in Deutschland, sondern auch in England, Nordamerica ꝛc., von nebensächlichen, die ersten Hefte betreffenden Ausstellungen abgesehen, mit Einstimmigkeit günstig und anerkennend über das stolze Werk ausgesprochen hat und es fortgetzt mit dem Wunsche begleitet, daß es dem greisen, vielfach schwer geprüften, insbesondere auch mit Kränklichkeit kämpfenden Verfasser vergönnt sein möge, es auch selbst noch im Druck vollendet zu sehen.

Doch halt! eine Stimme ist mir allerdings begegnet, die sich entblödet, dem auf jeder Spalte das Gepräge einer vierzigjährigen mühevollen Arbeit, eines eisernen Fleißes tragenden Werke den wissenschaftlichen Werth abzusprechen.

Hier sind nur zwei Fälle möglich: entweder ist die gesammte deutsche Kritik blind, oder diese einzige Stimme ist nicht sachlichen Motiven gefolgt.

Es ist unangenehm solche Punkte zu berühren, allein die Kritik ist das öffentliche Gewissen, das in solchen Fällen nicht schweigen darf.

Vor mir liegt der kürzlich bei H. Fries in Leipzig erschienene I. Band eines Buches, das den Titel führt: „Sprüchwörter der germanischen und romanischen Sprachen, vergleichend zusammengestellt von Ida von Düringsfeld und Otto Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld." Leipzig 1872. I. Bd. XVI. und 522 S. A—K. 6 Thlr.

Dies Buch enthält 960, sage: ganze neunhundertundsechzig deutsche Sprüchwörter, von denen jedes eine größere oder kleinere Anzahl sinnverwandter Sprüchwörter aus romanischen Sprachen, wie deutschen und romanischen Dialekten zur Vergleichung hat. Um nun den hohen Werth dieser Sammlung dem Publikum zu veranschaulichen und begreiflich zu machen, bietet das Verfasserpaar alles Möglichе auf. Mit vornehmer Herablassung würdigt es die Vorarbeiten in der Vorrede, bedauert aber „daß mundartlich so reiche Material, welches dem Wander'schen Sprüchwörter-Lexikon zugeflossen ist, gänzlich beiseite lassen zu müssen, weil dasselbe, wie schon aus den ersten Lieferungen desselben zu ersehen, zur wissenschaftlichen Benutzung völlig unbrauchbar sei."

Sehr bescheiden! — Ich weiß nicht, was die Verfasser zur „wissenschaftlichen Benutzung" für nothwendig erachten. Wie aber das Wander'sche Lexikon den Begriff „wissenschaftlich" auffaßt, zeige nur ein Beispiel: Wir schlagen den II. Band auf und stoßen da auf den Artikel „Krähe", der allein 148 Sprüchwörter aufführt. Unter Nr. 47 steht: „Eine krahe hackt der andern kein auge aus." Dahinter nun finden sich bis auf Luther zurück 28 Quellenschriften angegeben, in denen das Sprüchwort in verschiedenen Fassungen, Schreibungen und Anwendungsformen vorkommt. Was die Mundarten anbelangt, so ist in Betreff Hannovers auf Schambach, in Betreff Westphalens auf Woeste und Firmenich, in Bezug des Niederrheins auf Firmenich, hinsichtlich Waldecks auf Curtze, Schlesiens auf Gomolcke verwiesen; Cöln ist vertreten durch Weyden, Steiermark wieder durch Firmenich, Siebenbürgen durch Schuster, Oberösterreich durch Baumgarten; die theologische Anwendung durch Luther und Mathesy, die sprachliche durch Schottel, die juristische durch Pistorius, die pädagogische durch Hollenberg, die naturgeschichtliche durch Naumann und Gesner; überdies ist unter andern auch der Herr Freiherr von Reinsberg selbst citirt. Dann folgen die sinnverwandten Sprüchwörter aus 14 Sprachen im Original mit steter Quellenangabe, germanische, romanische und slawische. Sie werden in alphabetischer Ordnung aufgeführt, welche überhaupt die gesammte Verarbeitung des Materials im Wander'schen Werke mit peinlicher Genauigkeit beherrscht, also bei unserm Beispiel: böhmisch (Celakovsky), französisch (Leroux und andere), holländisch (Harrebomée), italienisch (Gual und Masson), krainisch und kroatisch (Celakovsky), lateinisch (Binder, Seybold und andere) und so fort.

Selbstredend hat nicht jedes Sprüchwort eine so ausgedehnte Literatur, weil sein Anwendungskreis ein beschränkterer ist, aber diese Bearbeitungsform ist im ganzen Sprüchwörter-Lexikon von Wander consequent durchgeführt. Von der Mitte des ersten Bandes an ist auch die mittelhochdeutsche Form, soweit die desfallsige Literatur es gestattet, zur Vergleichung herangezogen, namentlich wird auf Zingerle verwiesen.

Ob nun nach der gegenwärtigen Entwicklung der Sprüchwörter-Literatur noch höhere Ansprüche an eine wissenschaftliche Sammlung zu stellen sind, weiß ich nicht; aber sicher und gewiß wird von jedem Kenner der betreffenden Literatur das Wander'sche Lexikon gegenüber den Vorarbeiten, auf die der Verfasser sich stützen konnte, als eine Riesenarbeit betrachtet werden.

Werfen wir jetzt auch einen Blick auf die communistischen Leistungen des Freiherrn von Reinsberg und seiner Frau. Soweit sie sich auf die Darstellung und Schilderung von Volkssitten und Gebräuchen, sowie auf die Sammlung von Sprüchwörtern einer bestimmten Gegend beschränken, ist ihnen Verdienstlichkeit nicht abzusprechen. Aber ihre über Sprüchwörter erschienenen Schriften sind dem Wander'schen Lexikon gegenüber, das eine Arbeit ist, kaum mehr als Fabrikate. Da sind in Leipzig binnen kurzer Zeit 8 Bände erschienen unter dem Titel: „Die Frau im Sprüchwort", „Das Kind im Sprüchwort", „Das Sprüchwort als Humorist", „Das Sprüchwort als Philosoph", „Das Sprüchwort als Praktikus" ꝛc. Darüber, wie diese Bücher vielleicht entstanden sein dürften, hat Const. von Wurzbach, der das Wander'sche Werk als unvergleichlich und in jeder Beziehung vortrefflich bezeichnet, im Nachwort zum Vorgespräch seines „Glimpf und Schimpf in Spruch und Wort" (Wien 1864) recht interessante Andeutungen gemacht, auf die ich indeß hier nur hin-

*) Es geht ihm darin besser als mir, der ich die jetzt zu Oettingers „Moniteur des Dates" erscheinenden Supplementlieferungen rebigire, ohne darin leider, trotz mehrfacher Aufforderungen, nur die geringste Unterstützung des großen Publicums zu finden. Und doch wäre es eine nur kleine Mühe, wenn mir Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Dichter u. s. w. wenigstens ihre eigenen biographischen Daten zur Verfügung stellen wollten. Es geschieht dies aber immer erst, wenn das specielle Ersuchen an die betreffenden Persönlichkeiten gerichtet wird. D. Verf.

Digitized by Google

weisen will. Jedenfalls beanspruchte die Herstellung solcher Bücher verhältnißmäßig wenig Zeit und ihre Zahl kann in's Unendliche vermehrt werden. Wirklich soll auch bereits wieder eine Partie druckfertig sein; nach der Vorrede zu der genannten vergleichenden Sprüchwörtersammlung ist wenigstens schon „Der Mann im Sprüchwort" so weit. Stoff zu dergleichen Bändchen könnten in Wander's Lexikon Hunderte von Artikeln bieten; so hat der Artikel „Glück" bei Wander 1027 Nummern, „Hund" 1760, „Kind" 1246, „Gott" 2660, „Mann" gegen 2000 ꝛc. Die Bearbeitung von: „Gott im Sprüchwort", „Das Glück im Sprüchwort", „Der Hund ꝛc. im Sprüchwort" würde also durchaus keine Schwierigkeiten machen. Das literarische Ehepaar arbeitet schnell, zumal es sich mit Citaten und Quellenangaben gar nicht befaßt. Im Vorworte zu seinem neuesten Producte heißt es zwar: „Es wäre uns ein Leichtes gewesen, bei jedem Sprüchwort die Quelle anzugeben", allein dadurch wäre ja das Werk vertheuert worden; es soll daher nur am Schluß des Ganzen ein Quellenverzeichniß folgen. Die wissenschaftliche Methode dieser schriftstellerischen Gatten besteht also darin, erst sämmtliche Sprüchwörter dem Leser vorzuschütten und zuletzt, auf einen anderen Haufen, sämmtliche Schriften, denen sie entlehnt sind. Wer nun so neugierig ist, irgend ein Sprüchwort in der Quellenschrift nachsehen zu wollen, weil er nicht unbedingt an die Verfasser glaubt, der hat das Vergnügen, die sämmtlichen Quellenschriften zu durchblättern, bis er es findet oder auch nicht findet.

Das nennen Freiherr von Reinsberg und Gemahlin in aristokratischer Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit — wissenschaftlich.

Jeder einzelne Artikel des Wander'schen Sprüchwörter-Lexikons setzt eine Bibliothek von Hunderten von Bänden und Manuscripten voraus, ohne welche auch keine Correctur besorgt werden kann. Nicht selten sind — ähnlich wie zur Auffindung richtiger und vollständiger biographischer Daten — Stunden und Tage zur Feststellung eines einzigen Citats erforderlich. Solche Umstände erfordert also die Wissenschaftlichkeit des polyglotten Schriftstellerpaars nicht; Mann und Frau präsentiren die Sprüchwörter und die Quellen in zwei verschiedenen Schüsseln, weil dies ihrer Fabrikarbeit mehr entspricht.

Selbst die Unterordnung unter Stichwörter trägt mehr den Charakter der Freischaaren, als geordneter disciplinirter Truppen. So finden wir unter „Fleisch": Je näher dem Bein, je süßer das Fleisch, — unter „Hund": Sie leben wie Hund und Katze, — unter „Fett": Der fetten Sau schmiert man nicht den Balg, — unter „Fliegen": Fliegende Krähe findet allzeit etwas.

Diese Beispiele könnten um Hunderte vermehrt werden, obgleich der ganze Band nur 960 Nummern enthält, während ein einziger Artikel im Wander'schen Sprüchwörter-Lexikon zuweilen 1000 bis fast 3000 zählt.

Nur die Anordnung des mundartlichen Materials, das sich unter einem jeden der 960 Sprüchwörter findet, verdient Anerkennung, und fänden sich hier Quellen angegeben, so würde dieser Theil der Arbeit wirklich ein recht verdienstlicher sein und wissenschaftlichen Werth haben, der aber ohne diese Angaben nicht eingeräumt werden kann.

Der I. Band schließt im K; ob der II. Band schon das Z erreichen wird, ist ungewiß, aber in Aussicht ist bereits ein Sprüchwörterbuch in ähnlicher Stärke und Einrichtung genommen, das die Sprüchwörter der germanischen und slawischen Sprachen zusammenstellt. Es läßt sich dann ein drittes fabriciren, das den Inhalt beider Bücher, der leichteren Uebersicht wegen, in eins vereinigt. Aber wissenschaftlichen Werth hat, wie gesagt, keines derselben ohne Quellenangabe, ausgenommen für die, welche unbedingt an die Sammler glauben.

Wenn der II. Band zu dem jetzt vorliegenden in gleicher Stärke erschient, so werden etwa 2000 deutsche Sprüchwörter vergleichend zusammengestellt sein, womit man den Reichthum des Wander'schen Sprüchwörter-Lexikons, wie er von mir angedeutet ward, vergleichen mag.

Freilich, freilich, das monumentale Werk eines ehemaligen Volksschullehrers steht der freiherrlich Reinsberg-Düringsfeld'schen Fabrik im Wege. Der greise Schöpfer jenes Unicums aller Literatur selbst wird sich aber über das hämische Urtheil der Concurrenz zu trösten wissen, denn er weiß: wer, gleich ihm, sein Leben in ein edles Werk niederlegt, dem vergelten es die Götter — auch wenn, um mit Jacob Grimm zu reden, „feindliche Spinnen darauf herumkriechen" — mit Unsterblichkeit!

Dresden, im September 1872. Dr. **Hugo Schramm.**

The vicar of Ostrowo.

In dem Oertchen Ostrowo, seit langer Zeit rühmlichst bekannt durch ein Pädagogium für mißrathene Söhne guter Familien, lebte bis vor kurzem still und genügsam bei gottgefälligen Werken ein Vicar mit Namen Edmund Prinz Radziwill. Eines Tages kam ihm die Schrift des Münchener Professors J. Frohschammer, „das Recht der eigenen Ueberzeugung" betitelt, zu Gesicht, — er las sie, entbrannte in heiligem Eifer und verfaßte flugs eine Gegenschrift, „die kirchliche Autorität und das moderne Bewußtsein" benannt,*) welche eine Vorrede von 21 Seiten, 576 Seiten Text und 80 Seiten „Zusätze und Actenstücke" enthält. Der junge Priester besaß Wielkunghelt genug, um schon in der Vorrede die Organe des „landläufigen Liberalismus" zu bitten, seine Notiz zu nehmen von seiner Arbeit, der er „vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus keinen Werth", vom politischen Standpunkt aus nur den Werth „rein persönlicher Ansicht" beilegte. Mit Vergnügen kommen wir seiner Bitte insofern nach, als wir uns nicht weiter auf die dogmatischen, soll bereits trivial gewordenen, Spitzfindigkeiten einlassen, sondern nur das Werk und die ansprechende Individualität des Verfassers im Lichte seiner eigenen Aussprüche betrachten wollen, zumal diese Individualität nicht die eines Einzelnen bleibt, sondern zum Prototyp eines Vertreters der vom Verfasser selbst als die seinige bezeichneten „clerical-feudalen" Partei wird. Um aber das Werk zu verstehen, sind wir genöthigt, vorher den Lebensweg des Autors, wie dieser ihn mit anerkennenswerther Ausführlichkeit, aber verschämter Miene an verschiedenen Stellen seines Buches schildert, flüchtig zu betrachten. Wann der Vicar von Ostrowo geboren, ist aus dem vorliegenden Buche nicht ersichtlich; wir erfahren nur, daß er 1863 zur Universität gegangen ist, wahrscheinlich also höchstens 16 bis 17 Jahre alt. Zunächst studirte er in Bonn, wo er mit Jesuiten in nahe Verbindung stand und zwei Freunde hatte, deren einer in seinem „auf das letzte christliche Ziel gerichteten Sinne" Goethe mit sammt seinem „Faust" wegen seiner „schlechten Tendenz" in die ewige Verdammniß wünschte, deren anderer Jesuit geworden ist. Wohl vorbereitet in der Wissenschaft und voll Lebensweisheit wanderte der zukünftige Vicar — dem übrigens bereits auf der Schule gerathen war, sich „vor einer Frühreife des Urtheils zu hüten, die nur zu einer gefährlichen sittlich-intellectuellen Selbstschädigung führen könne" — nach Tübingen, um hier sich immer mehr „zu der positiven, vom Jesuitenorden vertretenen Richtung hingezogen zu fühlen", wie sie am besten in den Werken des P. Gury dargelegt ist, und zu der Erkenntniß zu kommen, daß solche Leute, die einer „lebendigen Praxis der Frömmigkeit" sich abgeneigt zeigen, beschränkte Köpfe seien. Dieses Streben nach einer praktischen Verwerthung der Frömmigkeit scheint schon damals bei unserm Autor sich sehr flott gezeigt zu haben: einerleits machte er — wiewohl vergeblich — den Versuch, einen religiösen Verein unter den Studirenden zu bilden, andererseits verursachten ihm, wie er speciell hervorhebt, die von Professor Aberle gegebenen „Winke für die Praxis des Beichtstuhls" ungemeines Vergnügen. Genug, der glaubenskräftige Jüngling beendete seine Studien, verweilte einige Zeit in Italien, machte als Feldprediger den Feldzug 1870—71 mit, — wobei er beobachtete, daß „nur ultramontane Jesuiten und Ordensschwestern oder orthodoxe Diakonissinnen den Dienst der christlichen Liebe auf den Schlachtfeldern versahen, der Protestantenverein aber es so ziemlich mit begeisterten Reden und Toasten bewenden ließ" — und kehrte dann in die Heimath zurück,

*) Breslau 1872. Verlag von G. P. Aderholz' Buchhandlung (G. Porsch).

Digitized by Google

um sich in der Stille des idyllischen Ostrowo ganz seinem Beruf hinzugeben und sich nebenbei zum Nachfolger des kampfesfrohen Ketteler von Mainz im Reichstage auszubilden. Da plötzlich belam er jenes dreimal verdammte Buch des Professor Frohschammer zu Gesicht und konnte sich trotz seiner Bescheidenheit nicht enthalten, obbelagte Gegenschrift zu verfertigen. Um jedoch den üblen Eindruck, den dieselbe machen könnte, abzuschwächen, beschloß er von Zeit zu Zeit einfließen zu lassen, daß er bei aller scheinbaren Reife seiner Erfahrungen und seines Urtheils doch sehr bescheiden sei und nicht verlange, als maßgebend betrachtet zu werden. Und so geschah's. Unser jugendlicher Vicar — er gestattet uns wohl diese Bezeichnung, da er seinen Alters- und Schulgenossen Dr. Schmidt als „den jugendlichen Redacteur der „Protestantischen Kirchenzeitung" bezeichnet — unser jugendlicher Vicar also theilt in seinem Werke zunächst mit, daß sowohl die „Opposition gegen Rom und die kirchliche Autorität", als das Streben, alle göttlich gewollte Ordnung umzustürzen und die europäische Commune zu errichten, ausgeht: von den Protestanten, Freimaurern, Juden und Internationalen.

Selbstverständlich haben Leute wie Heinrich Leo in Halle, Bilmar, Constantin Frantz, Pastor Quistorp in Ducherow und der „Rundschauer" Herr von Gerlach noch einige Ausblicht, von der katholischen Kirche, „der sie aus Bedürfniß nach einer unerschütterlichen Autorität sehr nahe stehen", in Gnaden absolvirt zu werden; denn sie sind die „Kreuzzeitung" haben „die christliche Religion vor Zersetzung verwahrt". Die Grundsätze der Protestantenvereinler „sind gar keine christlichen mehr, sondern einfacher Abfall vom Christenthum": sie reden von confessionslosen Schulen, von Gewissensfreiheit, die nichts anders als „ein Absprechrecht an die Wahrheit" ist. Und was das entsetzlichste ist, — diese Leute gehen Hand in Hand mit den Freimaurern und den Juden! O diese Juden! Sie machen sich nicht mehr nur auf industriellem, sondern sogar schon auf wissenschaftlichem Gebiete breit; sie vertangen zu Beamten-, zu Offizierstellen zugelassen zu werden — „der Staat wird dem Andringen der israelitischen Sündfluth erliegen!" so klagt der Berliner. Am schlimmsten ergeht es den Nationalliberalen; von ihnen sagt unser scharfblickender Vicar: „Es gibt in Wahrheit keine der Existenz des neuen Kaiserthums feindlichere Richtung, als eben diese weit ausgebreitete, gefährliche Richtung, die sich um so leichter in das Schaafsfell des Patriotismus hüllen kann, als sie die Masse des von der Freimaurerei durchsäuerten Staatsbeamtenthums zu ihren Anhängern zählt." (S. 390.) Da dieses Beamtenthum sich auch noch durch „Künstlichkeit der Gesinnung" auszeichnet, das Kaiserthum aber an und für sich schon nicht die richtige Basis hat, da es nicht „verwirklicht und verbürgt ist durch der Kirche heilige Ordnung", so muß es ja bald damit zu Ende gehen: dann aber sind — Gott sei Dank — die guten Ultramontanen da, sie werden „in allen kommenden Stürmen auf Seiten der staatlichen Ordnung stehen". Eins thut dem Vicar, — der im Grunde eine gutmüthige Seele ist und jede Polemik damit beschließt, daß er dem Angegriffenen verspricht, für ihn beten zu wollen, — eins thut ihm leid, „daß ein Mann von der politischen Begabung eines Bismarck sich von jener geschäftigen Partei (den Nationalliberalen) gefangen nehmen ließ." „Aber aber," meint der Vicar, „sollte Bismarck, schlau wie er ist, das nur vorgeben und mit den Ultramontanen nur Scheingefechte führen? wenn das der Fall wäre, wie kläglig würden ihm in Zukunft die Ultramontanen zur Seite stehen!" Doch nein! Bismarck ist ein Böotier; „ihm ist es zuzuschreiben, wenn vom Jahre 1866 bis 1872 die Lectüre der Kreuzzeitung nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehörte." Wie wahr und wie aus der Seele geschrochen! Aber dabei ist Bismarck nicht einmal ein linger Böswicht; denn: „Eines ist sicher: Niemals hat ein Staatsmann einen größeren politischen Fehler begangen, als Fürst Bismarck, da er die Grundlagen seines neuen deutschen Reichs auf dem Liberalismus zu erbauen sich anschickte und dadurch sich genöthigt sah, der katholischen Kirche den Vernichtungskampf zu liefern." In Folge dessen hat der Fürst jetzt nur noch die Alternative, „selbst katholisch zu werden oder zu Gunsten eines Katholiken abzudanken". Denn von einer paritätischen Regierung wollen die Ultramontanen nichts mehr wissen. Welch' ein Staatsmann, dieser Vicar! Doch weiter, lernen wir die ganze europäische Situation kennen! Oesterreich und Frankreich werden schnell abgethan; ersteres als der Herd reformjüdischer liberaler Tendenzen, Frankreich als in Folge der Principien von 1789 verwahrloste älteste Tochter der Kirche. Mit Italien hat es eine eigne Bewandniß: Auf Seite 376 wird ihm vorgeworfen, daß es „den glorreichen Pius IX. im Vatican gefangen halte und daß Europa diesem Schauspiele müßig zusehe". Dagegen behauptet der Autor auf Seite 244, „das kirchliche Bewußtsein sei heute so stark, daß, wenn der heilige Vater etwa von der italienischen Regierung gefangen genommen würde, die katholische Welt diesem Schauspiele nicht müßig beiwohnen werde". Es bleibt somit unentschieden, was aus dem heiligen Vater geworden ist und ob sich die italienische Regierung jenes Verbrechens schuldig gemacht hat.

Unter den allgemeinen Weisheitsprüchen, mit denen diese Betrachtungen gewürzt sind, befinden sich gute Rathschläge an die Geistlichkeit, der unser Vicar empfiehlt, die künftigen Priester schon in Knabenseminaren vorzubereiten, an den Adel, der am besten thun würde, seine Sprößlinge in österreichischen Jesuitencollegien erziehen zu lassen, an die Handwerker, denen Eintritt in die katholischen Gesellenvereine angerathen wird; — dazwischen kleine Seitenblicke auf „bodenlose Gemeinheit, wie sie nur einem Liberalen modernster Species eigen sein kann", auf Frau Ullmann, frühere Prinzessin Sayn-Wittgenstein, geborne Lilienthal, auf Pater Gabriel, der natürlich unschuldig ist, auf Strousberg, Majunke ꝛc. ꝛc. Frappant geistvoll ist die Beobachtung, welche der Philosoph von Ostrowo bei Betrachtung der Folgen der Eisenbahnen, Schnellpressen und Telegraphen gemacht hat. Er sagt hierüber wörtlich: „Mit jedem Triumphe, den die menschliche Wissenschaft über den rohen Stoff der Materie davongetragen, ist ein Theil der höchsten geistigen Güter der Menschheit verloren gegangen".

Doch genug davon. Manchee unserer Leser wird sich vielleicht wundern, warum wir uns überhaupt so eingehend mit diesem Opus eines clericalen Strebers beschäftigt haben. Wir haben es deshalb gethan, weil einerseits dieser zukünftige Führer des Centrums durch seine Gebrut einer Familie angehört, welche an der Spitze des clerical-feudalen Adels steht — und weil er andrerseits durch die Uebereinstimmung, in der er sich in allem mit den sonstigen officiellen und nicht officiellen Kundgebungen des Ultramontanismus befindet, die Aufmerksamkeit von Freund und Feind auf sich lenken muß. Und er verdient sie nicht nur aus den eben genannten, sondern auch aus sachlichen Gründen: in seiner Schrift ist zum ersten Mal das ganze System des ultramontanen Standpunkts völlig klargelegt. Und das ist es, wofür auch der Gegner dem Prinzen Radziwill Dank schuldet, wenn er das erreichen will, was die katholische Kirche bereits erreicht hat: „die klarste Erkenntniß des letzten Ziels, verbunden mit der klügsten Wahl der geeigneten Mittel". Aus dem Munde eines Priesters, und wie sich nicht leugnen läßt, eines geistig hochbegabten und überzeugungstreuen Mannes vernehmen wir Worte, die uns klar machen, daß von einer Verföhnung der kirchlichen Autorität mit dem modernen Bewußtsein nicht die Rede sein kann, daß die römische Kirche unfehlbar sein will und sein muß, weil mit dieser Unfehlbarkeit auch ihre Thätigkeit für das Heil der Seelen, ihr praktisches Wirken in der Menschheit aufgehoben werden würde. Deswegen weiß die römische Kirche selbst den orthodoxen Protestanten keinen schwereren Vorwurf als den der Inconsequenz zu machen; sie selbst bleibt consequent. Und wenn sie ihre Praxis den Haeretikern und den Andersgläubigen gegenüber im Laufe der Jahrhunderte geändert hat, so sind doch die Grundsätze, welche sie leiten, stets die nämlichen geblieben. Das ist es, was sich die Vertreter des modernen Bewußtseins merken mögen.

Wir aber hoffen den Prinzen Radziwill als unfreiwilligen Eckart noch öfter zu treffen; um ihm jedoch zu beweisen, daß wir nicht selbstsüchtig sind und nöthigenfalls auch gern auf dieses Vergnügen verzichten, geben wir ihm den Rath, die dogmatisch-politischen Kannegießereien beiseite zu lassen und statt dessen das hübsche poetische Talent zu üben, das er in der Widmung an seinen Vater, den Fürsten Boguslaw Radziwill, und in dem inbrünstigen Schlußhymnus an „seine Mutter, die heilige katholische Kirche" verräth.

v. Fielskst.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die 48. Kunstausstellung in Berlin.

II.

Gustav Richters großes Bild ist vor langen Jahren vom König Max von Baiern für das Maximilianeum in München bestellt worden und wird dort einen eigenthümlichen und seltsamen Platz unter den übrigen Gemälden einnehmen; ein zweites Kolossalbild unserer Ausstellung, das an Bedeutung mit dem Richter'schen wetteifert, ist dagegen Eigenthum der Nationalgallerie: Eduard Bendemanns Wegführung der Juden in die babylonische Gefangenschaft. Wer gedenkt bei diesem Gemälde nicht der ersten glänzenden Zeit der Düsseldorfer Romantik, jener poesiereichen, märchendustigen Schaffensperiode eines Künstlerkreises, in welchem schon damals Bendemann neben K. F. Lessing der bedeutendste und ruhmreichste war? Seine trauernden Juden gaben der romantischen Stimmung den reinsten und idealsten Ausdruck und noch jetzt bewundern wir den poetischen Hauch, der diese Composition umfließt, wenn auch die einstmals so glänzenden Farben nach und nach verblaßt sind und wir uns nur mit Mühe und mit Hilfe der Reflexion in die Stimmung der Romantiker hineinversetzen können. Nicht ohne Zusammenhang mit den „trauernden Juden" und doch so ganz anders geartet ist die Bendemann'sche Wegführung der Juden; repräsentiren jene die Poesie der Jugend, so diese die Poesie des reifen Mannesalters. Jenes Bild erscheint uns jetzt fast wie ein auf der Bühne dargestelltes effectvolles lebendes Bild (wird das Motiv doch in der That zu einem Theatereffect im letzten Act von Mosenthals „Deborah" benutzt); die neueste Bendemann'sche Schöpfung erhebt sich dagegen zur vollen tragischen Größe geschichtlicher Darstellung. In der Gestalt des Propheten Jeremias concentrirt sich der ganze Jammer seines zertretenen Volkes: „Ach, Herr, siehe an mein Elend, denn der Feind prangt sehr." Er trauert, aber er beugt sich auch vor der göttlichen Nothwendigkeit. Die Composition des Bildes ist monumental großartig angelegt, Vergleiche mit der Kaulbach'schen Auffassung und Manier in seinen Wandgemälden liegen nahe: Bendemann ist naiver, weniger reflectirend und darum gerade künstlerisch und poetisch wirkungsvoller.

Wenden wir uns zu dem Genre, so erkennen wir gern an, daß innerhalb seiner Sphäre von manchen Meistern diesmal das Vortrefflichste geleistet worden ist. Demjenigen, der schon seit Jahren wieder und immer wieder die Palme errungen hat, ist sie auch auf dieser Ausstellung zu Theil geworden, Ludwig Knaus, dem genialsten Maler des modernen Sittenbildes. Sein „Leichenbegängniß" ist ein mit verhältnißmäßig bescheidenen Mitteln hergestelltes Stimmungsbild, das ebenso sehr durch die dramatische Gewalt der Charakteristik, wie durch den poetisch-melancholischen Hauch, der über die Scene ausgebreitet ist, fesselt. Knaus' kleines Bildchen „die Geschwister" hat viele Freunde gefunden und man kann auf dem Munde der davorstehenden Besucher Laute des ungeheuchelten Entzückens hören. Das Bild ist allerdings auch ganz charmant: das Mädel, das sein widerwilliges Brüderchen fest umschlungen auf dem Lehnstuhle hält, um seine Theilnahme an der eigenen Stickkunst zu erwecken, ist virtuos gemalt, die Charakteristik der beiden Figürchen von vollendeter Klarheit und Bestimmtheit.

Karl von Piloty, der Vornehmste der Münchener Geschichtsmaler, ist nur mit einem kleinen Bilde vertreten, das aber alle Vorzüge dieses glänzenden Coloristen aufweist, „Heinrich VIII. und Anna Boleyn auf dem Balle bei dem Cardinal Wolsey", jener Anfang eines Liebesverhältnisses, dessen Nachspiel der Henker auf dem Schaffot in Scene setzte. W. Lindenschmitt in München, der begabteste Genosse Pilotys, hat in größeren Verhältnissen eine Episode aus der schottischen Reformation gemalt, Bilderstürmer, welche die schottische Krönungsabtei Scone zerstören wollen, und die daran von John Knox und dem Grafen von Murray verhindert werden. Die Composition ist etwas unruhig und wirr gehalten, die Technik, namentlich im Nebensächlichen, der großen Schule würdig. Ein historisches Gemälde, das, je länger man es beschaut, mit um so größerem, fast magischem Reize anzieht, ist das von Adolf Treidler in Berlin gemalte: „Elisabeth, Kurfürstin von Brandenburg (Gemahlin des Kurfürsten Joachim I.) nimmt heimlich das Abendmahl in beiderlei Gestalt". Die Fürstin kniet auf einem Betschemel vor dem Geistlichen, der ihr den Kelch hinhält; wie sie zu ihm aufblickt, schwärmerisch und doch naiv andächtig zugleich, wie sie seine Worte aufzufangen scheint, wie ihre Lippen verlangend dem Kelchrande sich nähern, das alles ist ganz unnachahmlich gemalt. Auch die anderen Figuren sind klar geordnet und musterhaft gruppirt, nur ist der Vorgang der Heimlichkeit etwas zu wenig betont.

Zum Genre im weiteren Sinne des Wortes gehören auch fast alle Kriegsbilder, die diesmal in nicht allzugroßer Anzahl eingetroffen sind; man kann nicht umzurfieden damit sein, daß der Geschmack an diesen Sachen in Deutschland kein so enragirter ist, wie in Frankreich. Der welthistorische Moment, in welchem dem Sieger von Sedan die Unterwerfung des Besiegten mitgetheilt wurde, hat zwei Künstlern den Stoff zu einem großen Bilde gegeben, Georg Bleibtreu und dem Grafen Harrach. Der Vorwurf ist wenig malerisch und es ist nicht recht begreiflich, was er für die Maler anziehendes hat haben können. Die Suite des Königs steht natürlich in straffer, militärischer Haltung da, eine individuelle Theilnahme an dem Vorgange wäre ein Verstoß gegen die militärische Etiquette gewesen; Graf Reille, der Ueberbringer des berühmten kleinen napoleonischen Briefes, spielt naturgemäß eine sehr unglückliche Figur, alle Kunst des Porträtirens und der Gruppirung, selbst die von beiden Künstlern gern ergriffene Veranlassung, einen bedeutsamen landschaftlichen Hintergrund hinzustellen, kann über die Steifheit der Action nicht hinwegheifen. Graf Harrach hat außerdem eine Episode aus den Weinbergen von Wörth gemalt, die künstlerisch in der Stimmung wie in der Ausführung hoch über seinem Sedanbilde steht. Ein recht eigentlich kriegerisches Bild ist Bleibtreus Einnahme des Plateaus und der Schanze von Chatillon bei Paris (19. September 1870). Die Baiern haben unter General von Hartmann siegreich gestürmt. Jubelnd umringen sie den Führer und blicken voll freudigen Erstaunens zum ersten Male von den Höhen herab auf das im Abendglanz schimmernd daliegende Paris, das lang ersehnte Ziel. Es ist, als ob die Griechen der Anabasis ihr „Thalatta, Thalatta" zum Himmel emporjubelten. Alles ist Leben und Bewegung, Enthusiasmus und frische, sich naiv kundgebende Natur.

L. Koliz in Düsseldorf gibt drei hochpoetisch empfundene Stimmungsbilder aus dem deutsch-französischen Kriege, keine eigentlichen Schlachtscenen, aber meisterhafte Skizzirungen von Schlachtfeldern; so eine Waldlisiere bei Orleans und vor allem ein unheimliches Gehöft bei Metz, um das der Kampf wogt, mit nur drei bis vier Figuren, einem ängstlich sich an die Mauer drückenden Franzosen, einem schwer verwundeten Preußen und einem scheu und neugierig die Thüre eines Hauses öffnenden und erwartungsvoll in die Ferne schauenden Landmädchen. Emil Hünten in Düsseldorf hat in einem wohlgegliederten und in allen Details trefflich componirten Kolossalbilde das Eingreifen der großherzoglich hessischen Division in die Schlacht von St. Privat geschildert, ebenso (ein älteres Bild) den Kronprinzen, der sich dem Schlachtfelde von Königgrätz nähert: „Auf den Baum geht's los!"; endlich ein charmantes kleines humoristisches Bildchen, einen Ulanen darstellend, der einen Znaven mit seiner Lanzenspitze „fistirt". Otto von Faber du Faur in München malte mit trefflicher Disposition großer Massen die Uebergabe der französischen Cavallerie bei Sedan, ein wahres Muster für die

Digitized by Google

Bewältigung eines so complicirten Vorwurfes. Moritz Blankarts in Düsseldorf rivalisirt mit dem eben Genannten in seinem großen Gefechtsbilde, eine Attaque des Magdeburgischen Kürassier-Regiments Nr. 7 auf eine Batterie bei Mars-la-Tour darstellend, in Kühnheit der Composition und klarer Uebersichtlichkeit der einzelnen Vorgänge.

Kehren wir zu friedlichen Stoffen zurück, zu denen die militärischen Genrebilder von Emma von Schoultz uns einen leidlichen Uebergang gestatten. Die Compositionen dieser Malerin leiden an einer eleganten, aber dadurch nicht weniger auffälligen Monotonie; sie kann über den stereotypen Artillerielieutenant nicht hinauskommen und ist es einmal eine andere Waffengattung, wie in der „Einquartierung auf dem Rückmarsch", so ist es doch immer derselbe wohladjustirte Paraden-Toilettenschnitt. Das kleine Genre erzählt uns im Uebrigen auf dieser Ausstellung einige allerliebste Novelletten und bringt nicht wenige anmuthig geschilderte Situationen aus dem modernen Leben sowohl, wie aus der Rococozeit. Karl Becker, der eleganteste und farbenprächtigste aller Genremaler, zeigt uns Albrecht Dürer unter seinen Kunstgenossen in Venedig. Der blondgelockte deutsche Künstler hat seine Studienblätter zur Einsicht unter die Freunde vertheilt, er sitzt behaglich, Erfrischungen genießend, am Tisch und blickt mit hellleuchtenden Augen in ein Frauenantlitz, das ihm gegenüber verständnißvolle Blicke auf ihn herabsendet. Karl Beckers „Venetianerin", die von einem maskirten Cavalier angesprochen wird, hat viel Aehnlichkeit mit dieser Dürer zulächelnden Kokette, wie denn überhaupt die Becker'schen Frauenbilder eine gewisse Familienähnlichkeit nicht verleugnen können. C. Steffeck führt uns in das traulichste Heim des vornehmen modernen Lebens: eine junge Mutter ruht in einem reichen gelbseidenen Morgenrock auf einer Causeuse, sie empfängt die Wochenvisite einer prächtigen alten Dame, die mit mütterlicher Sorgfalt auf das Kindchen blickt, das von einer stattlichen Amme gehalten und von einer jungen Freundin der Wöchnerin bewundert wird. Alles athmet hier Eleganz, Comfort und jenen seinabgeschliffenen Ton, den nur das exclusive Wochenstube, die an Feinheit der Farbengebung dem Steffeck'schen Bilde nicht nachsteht, wenn hier auch nur kleine Motive zur Anwendung gebracht sind.

Berthold Woltze in Weimar erzählt mit seinem Bilde „Der Meineid oder die Proceßentscheidung" eine Criminalgeschichte im Stil von Temme. Der Vorgang ist ziemlich klar: das wild aufstehende Mädchen, um dessen Ehre es sich zuvorsichtlich handelt, ist von großer dramatischer Wirkung, die angespannten Züge ihres Gesichtes erzählen uns die fesselndste Leidensgeschichte eines verrathenen Herzens. W. Souchon in Weimar hat eine Imogen aus Shakespeares Cymbeline gemalt und damit eine der glücklicherweise nicht zahlreichen Illustrationen zu classischen Dichtungen geliefert. Das schlafende Mädchen wird, soweit die Technik dabei im Spiele ist, mit Recht bewundert: die Behandlung des entblößten Busens, der Arme und der Schultern ist wirklich bezaubernd; aber wir möchten denn doch zweifelnd die Frage aufwerfen: ist diese so ganz moderne, elegante Mädchenschönheit, die so zierlich in dem comfortable bereiteten Bettchen liegt, den neuesten Roman (höchst wahrscheinlich wenigstens) auf dem Nachttisch, wirklich Shakespears Imogen, das Weib des Leonatus Posthumus? Es gibt noch ein schlafendes Mädchen auf der Ausstellung, auf deren Schlummerdecke eine zierliche Angoraratze liegt; mit demselben Recht könnte auch diese eine Imogen heißen. Adalbert Begas hat übrigens eine Preciosa gemalt, die ungefähr mit demselben Recht ihren Namen trägt. Wenigstens ist es nicht die Preciosa des Volksstückes, sie ist vielmehr eine eigenartig üppige Zigeunerin, eine ziemlich moderne Orientalin, der vom Künstler beliebte Name verführt vielleicht dazu, die malerischen Vorzüge des Bildes zu unterschätzen. Auch an das „Volkslied" von A. Begas gewöhnt man sich erst nach längerer Betrachtung; die in einem Weißblatt aufgeworfene Frage: „Welches?" ist eine nicht unbegründete Kritik; das melancholische, allerdings von einem eigenthümlichen Zauber umrahmte Gesichtchen repräsentirt keine Gattung, sondern ist stark individuell. E. Teschendorffs Zigeunerin ist ein pompöser Studienkopf, nicht minder deßelben Künstlers, der glücklicherweise über die Zeit hinaus zu sein scheint, in der er seine Julia den Giftbecher an die Lippen führen ließ, üppige Mädchengestalt mit der Weintraubenschale, die ein coloristisches Prachtstück ist.

C. Vautier in Düsseldorf hat nur ein Bild ausgestellt, das ist aber auch ein Cabinetbild ersten Ranges: Ein Tanzsaal in einem schwäbischen Dorfe. Der Tanzsaal selbst, links im Hintergrunde, ist Nebensache, das ländliche Orchester und die Jugend, die sich hinter ihm herumdrückt, ist die Hauptsache, die kleinen zuschauenden Herrschaften, die übermüthigen Jungen und die sehnsüchtig auf die Tanzenden blickenden Mädchen sind köstlich individualisirt. Gustav Müller aus Koburg, zur Zeit in Rom, hat in seinen „Erinnerungen der Villa Borghese" ein fein empfundenes Gartenbild gemalt; ein junger Ligourianer blickt gedankenvoll von seinem schattigen Ruheplätzchen aus auf ein Liebespaar, das sich wenige Schritte entfernt im hellen Sonnenlichte ergeht. Der Gegensatz zwischen Resignation und Lebensgenuß ist ohne viel Sentimentalität mit glücklichem Gefühl wiedergegeben.

Einige Nachträge aus dem Genre, über Landschaften und Porträts, sowie ein kurzes Wort über die ausgestellten plastischen Bildwerke in einem dritten Artikel.

F. H. Kugler.

Dramatische Aufführungen.

„Tricoche und Cacolet."

Posse in fünf Abtheilungen von Henri Meilhac und L. Halévy.

Deutsch von Karl Treumann.

Endlich einmal ein moralisches französisches Stück ohne den kleinsten Ehebruch. Es geht alles ganz ordentlich zu, und doch! — — Ich halte „Tricoche und Cacolet" für eine der lustigsten Satiren, welche über die wirklich sittlichen Leute und die Moralpharisäer geschrieben worden sind. Seit Jahren jammert die Kritik in Frankreich und anderen gebildeten Ländern über die Entsittlichung der Bühne durch gewissenlose Autoren, die den Ehebruch und immer wieder den Ehebruch zum Vorwurf ihrer Stücke wählten. Das muß anders werden, tönt's von allen Seiten, und Georg Kibeele entfaltet das „ethische" Banner des Jahrhunderts, wie er sich in seiner geistvollen Ansprache an die Mitglieder der Karlsruher Hofbühne ausdrückt. Beifällig bemerkt, sprach Herr Director Kibeele bei demselben Anlaß auch von „einer von höchster Stelle befohlenen Ueberzeugung". Eine befohlene Ueberzeugung, eine Ueberzeugung par ordre de Mufti — das ist etwas zu Seltenes, als daß wir dieses stilistische und logische Blümlein mit im Vorübergehen pflücken sollten.

Also, es muß anders werden, sagt die Kritik. Nun gut, es soll anders werden, versetzen die Verfasser von „Tricoche und Cacolet"; wir wollen Euch ein Stück schreiben, in dem die Tugend siegt und das Laster bestraft wird, ein Stück, das — materiell betrachtet — alle Bedingungen Eurer vorschriftsmäßigen Moral erfüllt: die Ehestau, um die es sich handeln wird, soll intact bleiben: und das werdet Ihr uns um so lieber anrechnen, als wir uns die Aufgabe durchaus nicht leicht zu machen gedenken. Wir werden alle diejenigen Momente, welche in den modernen Dramen den Frieden der Ehe zu stören pflegen, für unsere Dichtung verwenden. Wir werden unserer Gattin einen Ehemann zuertheilen, den sie nicht lieben und nicht achten kann und dem die landläufige Treue zu bewahren unter allen Umständen eine gewisse Energie voraussetzt. Unsere Gattin wird einen jungen Mann lieben, der drei Eigenschaften besitzt, von denen gewöhnlich

Digitized by Google

schon eine hinreicht, um einen Liebhaber unwiderstehlich zu machen, nämlich: hohe Geburt, großes Vermögen und Leidenschaft. Wir werden diesen jungen Mann die Gattin entführen lassen. Und nichtsdestoweniger wird die Gattin in Betreff ihrer ehelichen Qualitäten keine Veränderung von Belang erleiden. Nun werdet Ihr doch zufrieden sein. Wir hoffen den weitestgehenden Ansprüchen der theatralischen Sittenrichter genügt zu haben und leben der fröhlichen Zuversicht, daß sich die Akademie bei Vertheilung des Montyon'schen Tugendpreises unserer Arbeit erinnern wird.

Nach diesem ganz und gar moralischen Recepte haben die Autoren ein Stück verfertigt, das so anständig ist wie nur irgend denkbar, das „Gavaut, Minard & Co." und „Drei Hüte" an heilen Situationen und kaum noch zweideutig zu nennenden Pointen im Dialog wenigstens erreicht, wenn nicht gar überbietet. Noch ein Schritt weiter und wir sind — ich weiß nicht, wo. Als Satire der Kritiken über die Unsittlichkeit der Ehebruchdramen ist dieses „Tricoche und Cacolet" geradezu meisterlich. Es ist bei allem reglementsmäßigen Anstand von einer Unanständigkeit, die geradezu haarsträubend genannt werden muß.

Natürlich haben die Autoren dies Kunststück nur durch eine geschickte Escamotirung der Grundbegriffe dessen, was wirklich sittlich ist und was allenfalls noch als sittlich gelten kann, fertig gebracht. Der Richter aber, der den Versuch zum Verbrechen wie das Verbrechen selbst bestraft, würde den Unterschied, welchen die Verfasser zwischen dem perfecten Ehebruch der Dumas'schen Heldinnen und ihrem Ehebruch im Imperfect spaßhaft statuiren, schwerlich gelten lassen. Die Meilhac-Halévy'sche Heldin steht trotz ihrer Unverfehrtheit auf einer weit niedrigeren sittlichen Stufe als die sentimentale Marguerite Gautier. Selbst wenn der Sturm diese Blume entblättern sollte, so brauchte sie doch noch gebrochen zu werden; es verlohnt nicht der Mühe, denn zur Rose fehlen ihr einige recht wesentliche Eigenschaften. Aber gleichviel! Die Frau, welche alle Vorbedingungen des absolut Strafbaren erfüllt und dennoch der festen Ueberzeugung ist, „daß sie sich nichts vorzuwerfen habe", sintemalen ihr noch der letzte Schritt zu thun übrig bleibt, ist jedenfalls eine gute Theaterfigur und sehr wirksam, wenn sie in einer so ausgelassenen Posse wie „Tricoche und Cacolet" erscheint.

Ganz köstlich wird namentlich die sentimentale Schnurrpfeiferei dieses naturwahren Charakters persiflirt. Jedermann, der sich einigermaßen im modernen französischen Theater umgesehen hat, weiß, daß die großen Rührestücke fast ausnahmslos durch das Erwecken der „Erinnerung an die Mutter" erzielt werden. Der erste Ausruf des gefallenen Mädchens, das sich in bitterster Reue vergeht, ist typisch: „Oh, ma mère!" Der Talisman, welcher die hart bedrohte Unschuld auf den Brettern vor dem Falle bewahrt, ist allemal „la croix de ma mère". In dem Strolche, der auf den Pfaden des Lasters wandelt, erwacht plötzlich das mahnende Gewissen, sobald „la chanson de ma mère" erklingt und ihn in die lichten Tage seiner Jugend zurückversetzt. Ja, wir haben sogar erlebt, daß „la valse de ma mère" — der Walzer, den die selige Mutter einst gespielt oder getanzt, auf einen leichtsinnigen Lustspiel-Lebemann die erforderliche reinigende Wirkung ausübte (in der hübschen Blüette „Zu schön für's Glück"). Folgerichtig wird sich auch die Meilhac-Halévy'sche Heldin in dem kritischen Augenblicke der Entführung ihrer theatralisch-französischen „mère" erinnern. Der Entführer muß, als schon der Wagen vor der Thür steht, noch schnell „le portrait de ma mère" holen; und mit dieser süßen Bürde belastet, zieht das Paar fröhlich von dannen. Dieses „Bildniß der Mutter" wirkt allerdings auch im Deutschen sehr komisch, besonders da es wegen seiner Dimensionen schwer handlich ist; aber im Französischen muß das noch einen viel komischeren Effect hervorbringen, denn die „mère" der neufranzösischen Bühne ist zur Parodie weitaus geeigneter als unsere „Mutter".

Das neue Stück der alten Firma Meilhac & Halévy parodirt außer dem sittenreinen und ehebruchslosen Drama mit der Erinnerung an die selige Mutter namentlich noch eine interessante Specialität unseres geschäftlichen Lebens: die sogenannten „Generalagenturen" zur Abhülfe aller menschlichen Leiden.

Tricoche und Cacolet, zwei Gauner, die alle Welt, mitsein auch sich gegenseitig betrügen, sind Inhaber einer derartigen Generalagentur, die unter vielem andern auch die Tröstung unglücklicher Ehegatten und „die Ueberwachung der Frauen vor, während und nach der respectiven Veranlassung" zu einer Geschäftsbranche ausgebildet hat. Das Haus des Banquiers van der Puff, in das uns die Verfasser beim Beginn der Posse einführen, befindet sich gerade in der Lage, die Leistungsfähigkeit der Generalagentur Tricoche und Cacolet zu erproben. Baron van der Puff ist ein Banquier im modernsten, wenn auch nicht besten Sinne des Wortes. Er steht im Begriff, mit Oscar-Pascha eine türkische Anleihe abzuschließen, und rechnet fest darauf, daß die reizvolle Schönheit und die Geistlichkeit seiner Frau wesentlich dazu beitragen werde, den türkischen Unterhändler, der in seiner Eigenschaft als Türke für die Annehmlichkeiten der holden Weiblichkeit nicht unempfänglich ist, zu firren und den Abschluß des guten Geschäftes zu erleichtern. Aber Frau van der Puff hat Grundsätze. Die Rolle, welche ihr Mann sie spielen lassen will, erscheint ihr unwürdig und sie ſtrdubt sich nun so entschiedener dagegen, als sie in ihrem Herzen eine keusche Neigung für den jungen Herzog Emil de Sauterne empfindet. An diesen hat sie sogar ein ziemlich compromittirendes Briefchen gerichtet, welches der aristokratische Schwärmer in einem goldenen Medaillon trotz auf seinem Busen trägt. Aber auf ebenso listige wie unwahrscheinliche Weise ist ihm dies Kleinod entwendet worden, und zwar durch Tricoche, der dadurch natürlich an Herrn van der Puff verkauft. Mit diesem corpus delicti bewaffnet glaubt der liebende Gatte die Zuvorkommenheit seiner Frau dem einflußreichen Türken gegenüber erzwingen zu können. Frau van der Puff aber, welcher Cacolet für den Fall einer außerehelichen Bedrängniß seine guten Dienste angeboten hat, findet Gelegenheit, den Geliebten ihres Herzens von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen; dieser proponirt ihr eine Entführung und Frau van der Puff geht darauf ein. Aber sie stellt eine Bedingung: sie nimmt Herzog Emil die ehdliche Berücksichtigung ab, daß er ihre vertrauensvolle Hingabe nicht mißbrauchen, ihr nicht von Liebe sprechen und sie als Schwester behandeln werde. „Muß ich das schwören?" fragt Emil einigermaßen entsetzt. Die Geliebte besteht auf ihrem Verlangen und Emil leistet den geforderten Eid — „ohne Enthusiasmus", wie er sagt, und in der Ueberzeugung, daß nicht alle Eide gehalten werden. Unter dem heiligen Schutze des „portrait de ma mère" verläßt Bernardine van der Puff am Arm ihres Entführers die eheliche Wohnung. So schließt der erste Act.

Die Bemühungen des flüchtigen Paares, unter Cacolets Beistand zu entkommen, und die Bemühungen des Gatten, mit Tricoches Hülfe die Flüchtlinge zu ereilen, füllen die folgenden vier Acte. Macht sich schon im ersten Aufzuge neben einigen vortrefflichen Lustspielscenen das possenhafte Element geltend, so schlägt das Stück mit Beginn des zweiten Actes zur unsinnigsten Posse über. Eine Unwahrscheinlichkeit verdrängt die andere, eine tolle und unmotivirte Situation wird durch die andere abgelöst. Aber auch hier zeigt sich wiederum die große technische Ueberlegenheit, welche die französischen Bühnendichter vor den deutschen voraus haben; all die heiteren Sinnlosigkeiten, die uns vorgeführt werden, sind mit bedeutendem dramatischen Geschick erfunden und in der witzigen Ausführung von unwiderstehlicher Bühnenwirkung. Das Stück leidet nur an einer Schwäche: es ist zu lang. Das Auge des Zuschauers ermattet, wenn es den Flüchtlingen und dem Verfolger durch vier lange Abtheilungen folgen muß. Wenn die Situationen auch variirt werden, das Thema ist dasselbe und seine beständige Wiederholung stumpft das Interesse zuguterletzt bedeutend ab.

Die Geschichte in ihren Einzelheiten zu erzählen ist unmöglich und überflüssig zugleich. Man muß es sehen, zu welchen carnevalistischen Hülfsmitteln die entzweiten Gauner Tricoche und Cacolet ihre Zuflucht nehmen, um sich zu überlisten und um ihre unsichtigen Opfer auszubeuten; man muß es sehen, in welche Verlegenheiten die arme Frau von der Puff und ihr Entführer, der sich die ganze Zeit hindurch mit dem unglücklichen Bildniß der Mutter herumschleppt, gerathen, wie der arme Herzog Emil im Laufe des verhängnißvollen Tages einige 30,000 Francs ausgibt, wofür er allerdings in den Besitz einer Droschke, eines Pferdes, einer Peitsche, eines Caschasuses mit Billard, einer Bedientenlivree und ähnlicher brauchbarer Einrichtungen, aber leider nicht in den Besitz des geliebten Gegenstandes gelangt; wie Bernardine solchergestalt unentweiht in das Haus des Gatten zurückkehrt, der für den schonungsvollen Platonismus nur das Lächeln unsagbaren Mitleids übrig hat; man muß es sehen, wie türkische Anleihen abgeschlossen werden, wie der Banquier van der Puff den Gauner Tricoche schließlich über's Ohr haut, wie die geschäftlichen Interessen Tricoche und Cacolet wieder zusammenführen und wie sie, während der Vorhang fällt, ihr blühendes Geschäft einem geehrten Publico zur fleißigen Benutzung recommandiren und mit vollen Händen ihre Firmenkarten in's Parterre schleudern.

Ebensowenig wie von einem Berichte über die Handlung kann bei „Tricoche und Cacolet" von einer witzlichen Kritik die Rede sein. Trotz

Digitized by Google

der ermüdenden Längen ist diese Posse vorwiegend belustigend, allerdings auf Kosten der Decrey. Plumpe Zoten sind in dem Stücke zwar nicht enthalten, aber es wimmelt von unverblümten Anspielungen auf gewisse Dinge, die wir uns gewöhnlich kaum verblümt auf der Bühne gefallen lassen; es ist unglaublich lasciv und schwül. Nun, das Publikum, das sich am vergangenen Samstag Abend im Wallnertheater eingefunden hatte und das, wir ich zu seiner Ehre annehmen will, überwiegend aus verheiratheten Leuten bestand, hat gezeigt, daß es Spaß versteht und auch einen gewagten Witz, wenn er nur gut ist, nicht übel aufnimmt. Es wurde viel und herzlich gelacht, bei den auflößigen Stellen am meisten und herzlichsten; leider. Pensionärinnen ist der Besuch der Wallnertheaters während der nächsten Wochen nicht zu empfehlen. Man muß aber gestehen, daß dies Schmlabenstück ganz ausgezeichnet gegeben wird; in erster Linie sind die beiden Träger der Titelrollen Helmerding (Tricoche) und Formes (Cacolet) zu nennen, die in ihren verschiedenen Faschingsverummnungen, — Helmerding als Jude, Engländer, Exerutor, Bummler und Mutter einer Cocotte, Formes als Pifferaro, Invalide, Droschkenkutscher, Billardspieler, Groom und Doctor, — in übermüthiger Komik, in Trefflichkeit der Masken, in Beweglichkeit und Gelenkigkeit das Unglaubliche leisten.

Der „Herzog Emil" gab dem sehr talentvollen Herrn Kadelburg eine neue Gelegenheit, seine reiche Begabung für feine Chargen zu verwerthen. Das Wallnertheater besitzt an diesem Künstler eine ganz vorzügliche Kraft. Auch mit Herrn Engels, der als Banquier von der Puff debütirte, hat es eine glückliche Acquisition gemacht. Die trockene Komik dieses Schauspielers wird sich voraussichtlich in andern Rollen sogar noch besser verwerthen lassen; nur muß er eine störende Eigenthümlichkeit möchte ich ihn aufmerksam machen: Herr Engels spricht, wenn er spricht, gewöhnlich weder seine Mitspielenden, noch das Publikum an, er sieht zu Boden; dadurch erhält sein Spiel etwas Scheues, Gedrücktes, Bedauerndes, das unter Umständen zwar recht komisch ist, aber dieweilen auch stört. Der schwindsüchtige Gründer von der Puff scheint mir jedenfalls nicht der Mann zu sein, der leicht den Blick senkt und seine Umgebung nicht gerade anzusehen wagte. Fräulein Carlsen spielte die Rolle der entsührten Gattin mit dem Verständniß, der Sorgfalt und der bühnenkundigen Sicherheit, welch diese Künstlerin stets an den Tag legt, und der Realismus der „Fanny Bombance" Fräulein Scholz) hätte geradezu Entsetzen hervorrufen müssen wenn er nicht so überaus drollig gewesen wäre. Auch die kleinen Rollen waren sehr gut besetzt — so spielte z. B. Herr Wilken den Zäcken — und kurz und gut, das Ensemble war mustergültig. „Tricoche und Cacolet" ist ein glänzender Beweis dafür, daß das Wallnertheater, trotz der empfindlichen Verluste, die es in jüngster Zeit erlitten hat, sich auf der Höhe erhält. Wenn an den andern Bühnen der Hauptstadt entsprechend gut gespielt würde, so könnte die Kritik ohne Schaden feiern.

F. L.

Notizen.

Der bevorstehenden Eröffnung der preußischen Kammern, die frit der Einrichtung des Reichstages von der öffentlichen Theilnahme etwas stiefmütterlich behandelt worden, sehen wir mit einiger Besorgniß entgegen. Nicht als ob das Schicksal der Kreisordnung, der Falk'schen auf dem widerspenstigen Clerus berechneten Gesetze oder der Steuerreformen des Herrn Camphausen uns sonderlich viel beschäftigten. Mit der junkerlichen Opposition gegen die Kreisordnung wollen wir schon fertig werden, die Jesuitenfreunde werden die Strafgesetze um einige neue Paragraphen bereichern, zuerst in Preußen, später im Reich; und die Frage, wie der unglückliche Finanzminister seine hinzugelande ziemlich ungewöhnlichen Ueberschüsse verwenden soll, wird uns den Schlaf nicht stören. Unsere Sorge bei dem Herannahen der Session ist eine ganz andere. Es steht zu befürchten, daß mit der Wiederkehr der regelmäßigen politischen Arbeit das Interesse des Publikums an dem Getriebe der Presse, welches auch diese Blätter für ihr Theil stets nach Kräften wachzuhalten bestissen sind, sich erheblich vermindern dürfte. Mit anderen Worten, die Zeitungen riskiren den reichen Stoff der Unterhaltung, welchen sie während der Ferien ihren Lesern dargeboten hatten, nunmehr einzubüßen und langweilig zu werden. Wir werden nichts mehr von geheimen Verträgen wegen der braunschweigischen Erbfolge zu lesen bekommen, nichts mehr von der bevorstehenden Einverleibung Lauenburgs, der Wiederaufnahme der Unterhandlungen über Nordschleswig und von verwandten Gegenständen, die bis jetzt die Polemik der Blätter genährt hatten. Die Correspondenten von Beruf haben bekanntlich ganze Listen sogenannter Fragen, welche sie in stillen Zeiten eine nach der andern hervorsuchen und abwechselnd ungefähr stets in derselben Form mit einiger mysteriösen Zuthat behandeln. Auf die unausbleiblichen Dementis sind die Schreiber gefaßt, ja diese sind ihnen sogar erwünscht. Man deutet an der Fassung des Dementis herum, schließt aus dem, was die Officiösen verschweigen oder selbst nicht wissen, auf neue ungeahnte Geheimnisse und fühlt sich durch den Streit lebhaft angeregt. Läßt sich gegen die Ueberführung, daß man unwahres oder geradezu albernes Zeug geschrieben, gar nicht mehr aufkommen, so arbeitet die Berichtigungsmaschine ihrer Natur nach doch immer langsamer als die schreibende oder telegraphirende Literatur. Es vergehen in der Regel ein paar Tage, bis das Dementi eintrifft, in den zahlreichen Fällen namentlich, wo es sich um auswärtige Politik handelt, und in der Zwischenzeit hat die interessante Ente ihren Weg durch die Presse gemacht. Sogar bei inneren Vorgängen, die uns ganz nahe berühren, wird unter den Augen der direct betheiligten Personen mancherlei erzählt, was diese Personen auf's höchste überrascht und an sich selber irre macht. Herr Leonhardt, der in vier bis fünf wohlbedienten Zeitungen gelesen, daß seine Gesundheit noch immer stark erschüttert sei und er deswegen nächstens sein Portefeuille dem Herrn Collegen vom Cultusministerium abgeben werde, wird mißtrauisch gegen seinen sonst bewährten und vorzerstlichen Hausarzt, der ihm unsonst versichert, daß er glücklich wiederhergestellt sei und nach aller menschlichen Voraussicht ein hohes Alter erreichen werde. Herr Leonhardt erwidert kopfschüttelnd, das sei alles ganz schön, aber in den Zeitungen stehe das Gegentheil und diese müßten es doch besser wissen. Aehnlich geht es Herrn Falk, dem vor Licht und Leuten nachgesagt wird, daß er seinem scheinwerfenden Freunde, dem Justizminister, auf Knie und Brod lauere. Die eigene Umgebung des Herrn Falk, die nichts davon wußte, findet das unsichn und scheut angesichts der positiven Mittheilung der bestinformirten Blätter der bündigsten Versicherung des Cultusministers, daß er an solche Dinge auch nicht im Traume gedacht habe, nur sehr bedingten Glauben. Solche Vorgänge sind für den stillen Beobachter von besonderem Interesse. Mit der Eröffnung der Kammern wird die ganze journalistische Romantik verschwinden. Das Publikum wird wieder solide, nüchterne Hausmannskost erhalten. Es mag das seinen relativen Werth haben. Aber wir fürchten, wer in der Presse ausschließlich und selbst auf Kosten der Wahrheit amüsante Unterhaltung sucht, der wird bald wenigstens einen Theil der Zeitungen mit einiger Enttäuschung aus der Hand legen.

* * *

Pombal. Schauspiel in fünf Acten von Dr. Julius Werther. (Stuttgart, Verlag von A. Werther. 1872.) Wenn ein dramatischer Dichter aus der Geschichte einen Stoff herausgreift, der, so fremd und fern liegend uns auch die Handlung zu sein scheint, doch in seinen Motiven und Ideen direct an die Interessen unserer politischen Tageskämpfe anknüpft, so gilt zumeist die allgemeine Meinung, daß der Dichter ein Tendenzdrama geschrieben habe. Immerhin, ein Tendenzdrama in diesem Sinne des Wortes wollen wir uns schon gefallen lassen, denn wenn der Dichter das seine Zeit und sein Volk Bewegende im Spiegel der Geschichte reflectiren läßt, ohne dabei dem Geiste der Geschichte höhnend in's Gesicht zu schlagen und mit gemeinen Mitteln auf den leicht zu erkunfenden, nur auf Tages-Schlagwörter lauernden Beifall der großen Menge zu speculiren, so wollet er seines Amtes, das ihm ein Gott gegeben.

Julius Werther hat mit seinem „Pombal" einen Griff in die Geschichte der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gethan, dem wir unsern Beifall nicht versagen können. Der Marquis von Pombal, Don Josef Sebastian Carvalho, war in dem Zeitalter der Aufklärung, als Gangarelli als Clemens XIV. den Stuhl Petri besteig, der Staatsmann der neuen Ideen, der Repräsentant der Revolution von oben, die der Revolution von unten vorauf ging. Seinen glücklichen Kampf gegen die Jesuiten- und Adelsherrschaft in dem lusitanischen Reiche hat der Dichter

Digitized by Google

mit unleugbarem dramatischen Geschick in Scene gesetzt, selbst über die Klippen der Darstellung staatsrechtlicher und kirchenpolitischer Auseinandersetzungen zwischen dem Staatsminister und dem Inquisitionstribunal ist er mit Glück hinweggekommen, wenn hier auch zuweilen die moderne Phrase zu stark in den Vordergrund tritt. Die Volksscenen sind lebendig skizzirt, die hervorragenden Gestalten Pombals, des Provincials und des Paters Malagrida sind mit scharfen Strichen gezeichnet, einiges, wie die Beichtscene Malagridas scheint und sogar von eminenter dramatischer Wirkung zu sein, wie wir denn überhaupt auf die Aufführung des Schauspiels, die in Berlin allerdings nur auf einer Vorstadtbühne bevorsteht, (da einer Darstellung im Hoftheater sich Bedenklichkeiten entgegengestellt haben) gespannt sein können. Die Einführung der Ximena ist im altromantischen Stil geschehen, stark romantische Färbung hat auch die Benutzung eines Erdbebenstoffes im vierten Act, welche der Verfasser zur Fortführung der Handlung beliebt hat. Wirkt so einerseits das Drama mit ziemlich drastischen Mitteln, so sind dieselben doch nur Reminiszien, die dem großen geschilderten geistigen Kampf der liberalen Staatsgewalt gegen die Sondergelüste des Adels (der, beiläufig gesagt, durch den Herzog von Aveiro und die Marquesa von Tavora ziemlich ärmlich repräsentirt wird) und gegen die Omnipotenz der Jesuiten nur einige lebhaftere Lichter aufsetzen.

* * *

Meyers Handlexikon des allgemeinen Wissens in einem Band (Hildburghausen 1871/72, Verlag des Bibliographischen Instituts.) ist ein Werk, das für jeden, der es einmal in der Hand gehabt und benutzt hat, keines Lobes mehr bedarf. Es erfüllt sowohl in dem Text, wie in den beigegebenen Karten aus dem Gebiete der Mathematik, Physik, Geographie, der politischen und Culturgeschichte u. s. w. den Zweck, den zu erfüllen es sich zur Aufgabe gemacht hat, besser als alle anderen derartigen Werke, vor denen es außerdem noch den Vorzug größerer Handlichkeit hat.

* * *

Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart. Literar- und culturhistorische Studien von Fr. Kreyßig. (Berlin 1871, Nicolaische Verlagsbuchhandlung.) Der bekannte Schulmann und Literarhistoriker Kreißig gibt in diesen Vorträgen in ebenso belehrender wie interessanter Weise einen Ueberblick über alle hervorragenden Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Romanliteratur. Er beschränkt sich jedoch nicht blos auf eine Aufzählung, sondern analysirt auch eingehender die einzelnen Gattungen: den historischen, humoristischen und socialen Tendenzroman. Was diesen letzteren Abschnitt ganz besonders interessant macht, ist die allerdings etwas abiprechende aber gerechte Würdigung des socialen Romans in den Händen der Frauen, als deren bedeutendste Vertreterinnen Fanny Lewald, Julie Burow, A. v. Auer, E. Marlitt, Elise Polko, O. Wildermuth betrachtet werden. —

Von demselben Verfasser liegt uns eine kleinere Sammlung von Feuilletonartikeln unter dem Titel: Unsere Nordostmark (Danzig 1872, Kafemann) vor, welche an die Säcularfeier der Wiedervereinigung Westpreußens mit Deutschland anknüpfend, Erinnerungen und Betrachtungen enthalten, deren über die einfache Unterhaltung und Belehrung hinausgehender patriotischer Zweck ist, die letzten Reste der etwa noch in Westpreußen vorhandenen Abneigung gegen das Deutschthum fortzuräumen.

* * *

„Die Götter Griechenlands" (Berlin 1872, Verlag von Gustav Lange.) haben einen Gelehrten, den Dr. D. Menagius gefunden, der die Gedanken Schillers in wohlgefeilte, elegante altgriechische Hexameter übertragen und sie in der Begleitung einer gleichfalls in classischen Hexametern einherschreitenden Siegesode auf die Heimkehr Kaiser Wilhelms *ἐκ τοῦ κατὰ Γάλλους πολέμου*, in die Welt gesendet. Ob die kleine philologisch interessante Arbeit auch noch den Zweck hat, unter den Neugriechen Anhänger für Dichter- und Kampfes-Heroen der Deutschen zu werben, wissen wir nicht, jedenfalls verdient sie einen Platz neben dem „Kutschkelied auf der Seelenwanderung" und ähnlichen sprachwissenschaftlichen Curiositäten.

* *

Wider den Nachdruck! (Berlin 1872, Verlag von Julius Springer.) nennt Dr. Otto Dambach, Geheimer Ober-Post-Rath und Vertreter des Bundesraths bei den Verhandlungen des Norddeutschen Reichstages über das Nachdrucksgesetz, eine Sammlung von Ausprüchen berühmter deutscher Gelehrter, Schriftsteller, Dichter, Künstler u. s. w. über Nachdruck und Nachbildung. Da keine juristischen, sondern nur allgemein literarische Sentenzen mitgetheilt werden, so ist das Büchelchen auch für weitere Kreise von Interesse, nicht nur für die direct betheiligten Autoren und Buchhändler. Der Aufmerksamkeit der letzteren empfehlen wir besonders Luthers Warnung: an die lieben brüder, die yhr so feilet und raubet — obwohl wir anerkennen müssen, daß unsere deutschen „druckerherrn" im ganzen wenig Anlaß zur Klage geben.

Bibliographie.

Die Baugeschichte Berlins bis auf die Gegenwart. Von Dr. Alfred Woltmann. Berlin 1872, Gebrüder Paetel.

Mendel Gibbor. Novelle von A. Bernstein. Berlin 1872, Franz Duncker.

Middlemarche. Aus dem Leben der Provinz von George Eliot. Uebersetzt von Emil Lehmann. Berlin 1872, Franz Duncker.

Krieg und Frieden. Novellen von Levin Schücking. 3 Bände. Leipzig 1872, E. J. Günther.

Robespierre. Geschichtlicher Roman von Karl Bartenburg. 2 Bände. Leipzig 1872, E. J. Günther.

Der Demagoge. Ein Zeitroman von Edmund Hoefer. 3 Bände. Jena 1872, Hermann Costenoble.

Attila. Trauerspiel von Albrecht Romanus. Halle a. S. 1872, J. M. Reichardt.

Heinrichs des Ersten Söhne. Schauspiel in fünf Acten und einem Vorspiel von Louise Pichler. Stuttgart und Leipzig 1872, Otto Risch.

Edda. Lieder germanischer Götterlage. Bearbeitet und erläutert von Werner Hahn. Berlin 1872, Haude & Spenersche Buchhandlung.

Poetische Aphorismen von Albrecht Romanus. Halle a. S. 1872, J. M. Reichardt.

Paris und Oenone. Ein dramatisches Gedicht von Bruno Wiß Berlin 1873, Julius Bohne.

Die Systeme der Heeresergänzung und die Personalwehrsteuer von L. C. Knebel. Berlin 1872, Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

Schwinds sieben Raben und die treue Schwester. Vortrag, gehalten von Hermann Dalton. St. Petersburg 1872, H. Schmidtdorff.

Das Schachgedicht des Hieronymus Vida, metrisch übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Alexander Baldi. Berlin 1872, J. Springer.

Karl von François, ein deutsches Soldatenleben. Nach hinterlassenen Memoiren von Clotilde von Schwartzkoppen. Schwerin i/M., A. Hildebrand.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn (M. Bruhn) in Braunschweig.

Soeben erschien von der

Geschichte
der
deutschen Kaiserzeit.
Von
Wilhelm v. Giesebrecht
die erste Abtheilung des 4. Bandes, enthaltend:
Die Geschichte Lothar's und Konrad's III., Staufer und Welfen 1125—1152.
Preis 1 Thlr. 14 Sgr.
(Die 2. Abtheilung erscheint wahrscheinlich im Anfange des Jahres 1873.)
Der Preis für Band 1—3. ist 11 Thlr. 22 Sgr.

In der Fr. Nicolai'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:
Fr. Kreßig, Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.
Dies treffliche Buch des bedeutendsten Literarhistorikers der Gegenwart bietet dem Leser nicht allein eine anregende Unterhaltung, sondern auch guten Rath für seine Lectüre und ist allen gebildeten Kreisen angelegentlichst zu empfehlen.

Das neue Quartal der **Deutschen Roman-Zeitung** für 1873, enthaltend die neuen Romane: Carl Sand und seine Freunde von Max Ring, Der Bildschnitzer vom Achensee von Robert Schweichel, Emanuel oder vor funfzig Jahren von Fanny Lewald, ist für **Einen Thaler** durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen.

Neuigkeiten!
Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena:**
Gesammelte Schriften
von
Friedrich Gerstäcker.
Volks- und Familien-Ausgabe.
In ca. 100 Lieferungen von je 6—7 Bogen 8. eleg. ausgestattet und broch.
Preis pro Lieferung **nur 5 Sgr.**
Lieferung 1. u. 2. mit ausführlichem Prospekt sind in jeder Buchhandlung vorräthig. — Alle 8—14 Tage eine weitere Lieferung.

Bei **Georg Stilke** in **Berlin**, Louisenstrasse 37 erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:
W. Molly,
Französische Unterrichtsstunden,
bestehend in einer methodischen Anleitung zum leichteren Verständnisse der gebräuchlichsten französischen Wörter und Wortverbindungen, welche von den Deutschen leicht und häufig verwechselt werden. Nach einem neuen und fasslichen Systeme zusammengestellt und erläutert für den Schul- und Selbstunterricht.
Preis 10 Sgr.

Bei dem Quartalwechsel wird die **Darmstädter**
Allgemeine Militair-Zeitung,
redigirt von dem Grossh. Hess. Prem.-Lieut. **Zernin** zu neuem Abonnement empfohlen. — Das in seinem 47. Jahrgang stehende Blatt erscheint wöchentlich in einer No. von 2½ Druckbogen: a) **Hauptblatt**, b) **Literaturblatt**, c) **Personal-Anzeiger des deutschen Reichsheeres.**
Einige der letzten Aufsätze des Hauptblattes waren: **Zur Geschichte des Feldzugs im nordwestlichen Frankreich von General A. v. Goeben.** — **Marschall Bazaine u. die Capitulation von Metz** von Generallieutenant **von Hanneken.** — **Vorträge aus der Kriegsgeschichte von Elsass-Lothringen** von Oberst **von Mauch.** — **Das 100jährige Jubiläum des Ostpreussischen Feld-Artillerie-Regiments in Königsberg.** — **Wer ist der Urheber des französisch-deutschen Krieges?** Vom Redacteur der Allg. Milit.-Zeitung. — **Thiers und die allgemeine Wehrpflicht.** — **Die Reorganisation der französischen Armee.** — **Militärische Briefe aus Elsass u. Lothringen.** — **Von Mainz nach Coblenz, eine militärische Rheinreise,** vom Redacteur der Allg. Milit.-Zeitung etc.
Der **Personal-Anzeiger des deutschen Reichsheeres** enthält Personalveränderungen des Reichsheeres und Ordensverleihungen an deutsche Offiziere, welche der Redaction von Seiten mehrerer hohen Militärbehörden (des K. Bayerischen, K. Sächsischen, K. Württembergischen Kriegsministeriums) theils durch deren Militär-Verordnungsblätter, theils durch handschriftliche Mittheilung zugehen.
Man abonnirt bei allen Postanstalten und Buchhandlungen auf die Allg. Milit.-Ztg. (incl. Literaturblatt und Personal-Anzeiger) mit 8 Thlr. pro Jahrgang, resp. 2 Thlr. für das 4. Quartal von 1872. Der Personal-Anzeiger ist auch allein zu beziehen und kostet pro Jahrgang 2½ Thlr. — **Probenummern** werden auf gefl. Verlangen von der Expedition umgehend franco übersandt.

Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.

Neue Romane aus dem Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Bodenstedt, Friedrich, Das Herrenhaus im Eichenwalde. Roman. (Erzählungen u. Romane 5.—7. Band.) 3 Bde. 8. eleg. broch. 5⅔ Thlr.
Bodenstedt, Friedrich, Kleine Geschichten aus fernem Land. 8. broch. 15 Sgr.
Bodenstedt, Friedrich, Aus deutschen Gauen. (Erzählungen u. Romane 1. u. 2. Band.) 2 Bde. 8. eleg. broch. 2 Thlr.
Bodenstedt, Friedrich, Vom Hofe Elisabeth's und Jakob's. (Erzählungen u. Romane 3. u. 4. Bd.) 2 Bde. 8. eleg. broch. 2½ Thlr.
Byr, Robert, Der Kampf um's Dasein. Roman. **Zweite Auflage.** 5 Bde. 8. broch. 6 Thlr.
Fels, Egon, Titania. Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.
Gerstäcker, Friedrich, In Amerika. Amerikanisches Lebensbild aus neuerer Zeit im Anschluß an **„Nach Amerika".** 3 Bde. 8. broch. 2 Thlr. 25 Sgr.
Gerstäcker, Friedrich, Gesammelte Schriften. Volks- und Familien-Ausgabe. In etwa 100 Lieferungen von je circa 6 bis 7 Bogen 8. Eleganteste Ausstattung. à **Lieferg. 5 Sgr.**
Gerstäcker, Friedrich, Der Tolle. Erzählung. 8. broch. 15 Sgr.
Gerstäcker, Friedrich, In Mexico. Charakterbild aus den Jahren 1864—67. 8 Thle. in 4 starken Bden. 8. broch. 6⅔ Thlr.
Gutzkow, Karl, Dramatische Werke. Dritte, vermehrte und neu durchgesehene Gesammt-Ausgabe. In 20 Bändchen. 8. eleg. broch. **pr. Bändch. 5 Sgr.** — Complet brochirt **in 4 Bden. 3 Thlr. 10 Sgr.** — Höchst **eleg. geb.** in 4 Rothleinen-Bde. mit reicher Goldpressung und Original-Stempel 5 Thlr. 18 Sgr.
Gutzkow, Karl, Fritz Ellrodt. Roman. 3 Bde. 8. broch. 5⅔ Thlr.
Gutzkow, Karl, Ein Holländgang. 8. broch. 15 Sgr.
Hoefer, Edmund, Der Demagoge. Zeitroman. 3 Bde. in 6 Thln. 8. broch. 8 Thlr.
Hoefer, Edmund, Stille Geschichten. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.
Hoefer, Edmund, Zu Olim's Zeiten. Erzählung. 8. broch. 15 Sgr.
König, Ewald August, Verfasser des preisgekrönten Romans **„Durch Kampf zum Frieden", Das große Loos.** Roman. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.
König, Ewald August, Das Prinzeßchen. Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.
König, Ewald August, Das Kind des Wucherers. Erzählung. 8. broch. 15 Sgr.
König, Ewald August, Durch Kampf zum Frieden. Preisgekrönter Roman. 4 Bde. 8. broch. 4 Thlr.
Longfellow, H. W., Der Sang von Hiawatha. Deutsch bearbeitet von Professor **Karl Knortz.** 8. broch. 27 Sgr.
Mühlbach, Louise, Kaiserburg und Engelsburg. Histor. Roman. 2 Bde. 8. eleg. broch. 2⅔ Thlr.
Palaß und Bürgerhaus. Von **Ernestine von L.,** Verfasserin von **„König Jérôme und seine Familie im Exil".** 8. broch. 1⅔ Thlr.
Pasqué, Ernst, Drei Gesellen. Eine heitere und ernste Erzählung. **Zweite Auflage.** 4 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.
Winterfeld, A. von, Narren der Liebe. Komischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 5 Thlr.
Winterfeld, A. von, Moderne Odyssee. Komischer Reise-Roman. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 26. October 1872. II. Band.

Redigirt von.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Was nun, nachdem die Jesuiten ausgewiesen sind? Von M. Carriere. — Ueber Welt- und Staatsweisheit. Ein Vortrag von Eduard Lasker. (Fortsetzung.) — Der sechste deutsche Protestantentag zu Osnabrück. Von Bluntschli. — Der internationale Gesängnißcongreß. Von Fr. v. Holtzendorff. — Literatur und Kunst: Aus dem Diario Jeremia Sauerampfers. Mitgetheilt von Johannes Scherr. — Poesie und Kritik. Von J. G. Fischer. — Für Straßburg. Von G. W. Thomas. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen: „Bullenweber." Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Von Paul Lindau. — Offene Briefe und Antworten. An H. B. Oppenheim. — Notizen. — Inserate.

Was nun, nachdem die Jesuiten ausgewiesen sind?

Die Ausweisung der Jesuiten wäre nutzlos, ja ein Fehler, Bamberger und Lasker hätten recht gehabt sich ihr zu widersetzen, wenn damit nun die Sache abgethan sein sollte, wenn man glauben wollte, der Staat und die Bildung seien nun in ihrer Freiheit gerettet und geborgen. Jesuiten ohne Ordenskleid würden sich um so zahlreicher einnisten, auf den Jesuitenschulen würde der Clerus erzogen, nach den Jesuitenbüchern würden Moral und Dogmatik, Kirchen- und Staatsrecht gelehrt, der Jesuitismus als solcher käme nur noch mehr zur Blüthe. Ist er für unverträglich mit dem Deutschen Reich erklärt, dann muß auch ausgesprochen werden, daß diejenigen, welche im Ausland als Zöglinge in Jesuitenanstalten gehen, sich damit selber des deutschen Bürgerrechts verlustig machen und eine Anstellung im Reich nicht finden können. Sonst kann der Bischof von Regensburg seine Gäste ruhig ziehen sehen; er sendet seine Seminaristen auf einige Zeit an die theologische Facultät zu Innsbruck.

Es ist ein schönes Wort: Die freie Kirche im freien Staat. Aber die römische ist keine freie Kirche, sondern eine von oben herab geknechtete, nach unten hin knechtende Hierarchie, welche die ganze Welt beherrschen, im Papst den obersten Schiedsrichter aller Dinge haben will. Was wir erlebt haben, war viel schauerlicher als wir je vermuthet. Wer wollte doch vor drei Jahren von der Unfehlbarkeit des Papstes etwas wissen? Vermuthet und Geschichte sprachen ja gar so deutlich dagegen. Und die Rauscher, die Ketteler standen zur Verwunderung eine Zeit lang in Rom wie Vertreter der Wissenschaft, des selbstständigen deutschen Geistes da. Ihr Clerus sah mit Freuden auf sie. Aber die Bischöfe wagen kein Non placet, sie verlassen Rom, sie verkündigen das, was sie bekämpft, in Baiern sogar mit Verletzung der Staatsgesetze, sie bannen und verfolgen andere, welche ihrer ursprünglichen Ueberzeugung treu bleiben, und mit wie ganz wenigen Ausnahmen ist der Clerus ihr willfähriges Werkzeug! Ja, die Schlachten von Metz und Sedan waren Siege über Rom und der Verlust der weltlichen Herrschaft ist ein harter Schlag für den Papst, aber die Kehrseite der Triumphmedaille für die große Zeit ist doch diese moralische Niederlage, die das katholische Deutschland in seiner Geistlichkeit erlitten hat, diese entsetzliche Abwesenheit des selbstständigen Gewissens, des Mannesmuthes, der eigenen Ueberzeugung. Daß dieser Kern des deutschen Wesens gerade in solchen, welche die geistigen Führer des Volkes sein sollten, so morsch geworden, das bewies auf einmal die verderbliche Macht des jesuitischen Systems, und die Reichstagswahlen in Rheinland und Westfalen zeigten mehr noch wie in Baiern, welch einen Einfluß die Ultramontanen auf das Volk haben. Deshalb ist die Ausweisung der Jesuiten bedeutsam als das laute und offene Bekenntniß, daß der neue deutsche Bundesstaat nicht mehr gleich dem alten seine Stütze im Pfaffenthum sucht, sondern seinen Feind in demselben erkannt hat. Wie lange war im Norden wie im Süden das Opfer der Vernunft und des Verstandes, das Bekenntniß zu den scholastischen Dogmen, die Freundschaft mit der Hierarchie ein Mittel guten Vorankommens im Staatsdienst, während der religiöse Freisinn beargwöhnt, zurückgesetzt, verfolgt wurde? Gerade wie uns als Studenten drei Tage Carcer drohten, wenn wir die deutschen Farben trugen, gerade wie Hunderte und Tausende darum verfolgt wurden, weil sie ersehnten und erstrebten, was heute zur That geworden, was heute die Fürsten, Minister, Generale ausgeführt haben..... Darum muß nun aber der Staat der freien Forschung, der philosophischen und geschichtlichen Wissenschaft Raum gewähren, und junge Männer, welche in der protestantischen Theologie zu anderen Ergebnissen kommen als in den symbolischen Büchern des 16. Jahrhunderts verzeichnet sind, sollen nicht mehr fürchten, keine Stelle als Geistliche zu erhalten. Nicht blos die Heuchelei verdirbt die Seele, auch jenes sich Fügen und Ducken, auch die Uebung sich die Sachen erträglich zurecht zu legen und sich abzufinden mit der Wahrheit. Aber der Culturstaat soll der Bildung und Wissenschaft nicht blos nicht zuwider sein, er soll sie fördern und sie von seinen Dienern fordern. Er mag alles Confessionelle, er mag die Dogmatik den Bischöfen und Consistorien überlassen, aber so lange Kirche und Staat noch nicht getrennt sind, so lange die Priester der Kirche noch Lehrer des Volkes und Führer desselben sind, kann der Staat verlangen, daß sie innerhalb des Stromes deutscher Bildung und Gesittung stehen. Mögen immerhin Bischöfe und Consistorien ihre Predigerseminarien haben, der Staat erkläre, daß Niemand als Geistlicher auftreten und wirken dürfe, der nicht während drei Jahren eine deutsche Universität besucht. Als Ketteler Bischof in Mainz ward, errichtete er ein Seminar und sagte, daß er Niemanden weihen könne, der nicht daselbe besucht habe; die hessische Regierung ließ es geschehen, ohne ihrerseits zu erklären, daß sie keinen Geistlichen anstellen werde, der nicht auf der Universität studirt habe; damit hörte die theologische Facultät in Gießen auf, und der darmstädtische Clerus ward zum gefügigen Werkzeug Roms erzogen. Der Nachfolger Dalwigks im Ministerium wird nun die Kämpfe haben und Energie anwenden müssen, um diese Zustände zu ändern. Ich

Digitized by Google

will die Lehr- und Lernfreiheit in keiner Art und Niemanden beschränken, aber unsere akademische Luft sollen die jungen Theologen athmen. Und dann soll der Staat verlangen, daß wer eine theologische Anstellung sucht, Jude, Katholik oder Protestant, daß solcher seine allgemeine Bildung vor einer weltlichen Prüfungsbehörde erweise, daß er in Philosophie, Geschichte, Naturkunde, wie in der lateinischen und griechischen Sprache eine Prüfung bestehe; welcher Richtung er folgt, darum kümmere der Staat sich nicht; aber daß er sich mit diesen Wissenschaften beschäftigt, daß er sich Kenntnisse erworben, das fordere der Staat. So werden wir Geistliche bekommen, die auch Träger des deutschen Geistes sind, statt daß der Jesuitismus sie zu dessen Widersachern erzieht. Und das ist so wenig eine Verletzung der Freiheit, als die allgemeine Schul- und Wehrpflicht. Vielmehr macht das die Freiheit erst möglich. Der Mensch ist ja nicht frei geschaffen, sondern nur freiheitsfähig; Freiheit ist Selbstbestimmung; jesuitische Dressur läßt sie nicht aufkommen und setzt an ihre Stelle den blinden Gehorsam; aber Bildung gibt Freiheit, den Einzelnen wie den Völkern. Gerade damit der junge Theologe frei werde, sich selbst entscheide, muß er die weltliche Wissenschaft kennen lernen, dürfen ihm Naturforschung, historische Kritik, Philosophie nicht fremd bleiben.

Als vor hundert Jahren der Jesuitenorden aufgehoben ward, da vollzogen die Regierungen und der Papst selber den Spruch, welchen die Aufklärung über sie gefällt hatte. Das achtzehnte Jahrhundert, in welchem das Weltalter des Geistes anbrach, hatte einseitig den Verstand, das selbstbewußte Machen betont, hatte das unbewußte Bilden der Natur, das instinctive Walten der Gemüthskräfte in der Geschichte nicht recht gewürdigt. Aber wie wir eine Verfassung nicht aus der reinen Idee construiren können, sondern uns an das im Volke Gewachsene und Gewordene halten müssen, um es fortzubilden, wie die Religionen nicht das Werk priesterlicher Schlauheit sind, sondern nach den tiefsten Regungen der Volksseele durch die unwillkürliche mythenbildende Phantasie ursprünglich gestaltet wurden, wie wir die Sprache nicht selbstbewußt erfinden und machen, sondern mittels ihrer erst selbstbewußt denken, so folgte auf eine Periode vornehmlich philosophischer Art nun eine andere des geschichtlichen Sinnes, der das Gegebene in seinem Wesen und Werden auffassen und die Vernunft in der Wirklichkeit erkennen wollte. Man maß die Erscheinungen der Vorzeit nicht mehr am eigenen Verstande, man suchte sie in ihrer Art zu würdigen, nachzuweisen, wie namentlich auch die mittelalterlichen Lebensformen für ihre Zeit nothwendig und heilsam waren, und so wurden gerade protestantische Männer selbst einem Gregor VII. gerecht, vielleicht mehr als gerecht, so fanden auch die Jesuiten ihre historische Begründung. Die kirchliche und politische Reaction aber, welche auf die französische Revolution und die deutschen Befreiungskriege folgte, nahm diesen geschichtlichen Sinn zum Bundesgenossen, benutzte seine Errungenschaften für ihre Zwecke, — und die Jesuiten kehrten zurück.

Jetzt beginnt die Ausgleichung des philosophischen und historischen Sinnes; in den Naturwissenschaften waltet gleichmäßig die Anerkennung der Wirklichkeit mit der Frage nach Grund und Ziel der Dinge. Große Thaten sind geschehen, welche ebenso sehr die Bedeutung der Persönlichkeiten wie der Massenkräfte und Masseninstincte erkennen lassen, und zeigen, daß der Held sein Ziel erreicht, wenn er mit überlegenem Geist und Willen die Forderung des Zeitgeistes und Volkes vollzieht. Man will von den Mächten der Vergangenheit die Gegenwart und Zukunft so wenig knechten lassen, als ohne Rücksicht auf die Weltlage, die intellectuellen und sittlichen Zustände ein Ideal aufstellen. Der Staat löst den Bund mit den reactionären Bestrebungen, das besagt die Ausweisung der Jesuiten, darum muß er den Bund mit den voranschreitenden schließen und sich als Organismus der Freiheit begreifen.

„Die Jesuiten werden wiederkommen, wenn Deutschland ihrer würdig ist", sagt ein ultramontanes Blatt; ich stimme ihm bei. Deutschland wäre ihrer würdig, wenn es den Kampf nicht durchkämpfte, wenn es auf halbem Wege stehen bliebe, faule Compromisse schlösse; Deutschland wird sie für immer los sein, wenn es der Freiheit des Geistes und Gewissens treu, in Bildung und Wahrhaftigkeit stark sein eignes Wesen behauptet. Es braucht sie nicht zu fürchten, wenn es den Materialismus des Verstandes und Herzens überwindet, und die Religion nicht im Dogmenbekenntniß, sondern in der Gottergebenheit, in der Gesinnung der Liebe sieht.

M. Carriere.

Ueber Welt- und Staatsweisheit.

Ein Vortrag

von **Eduard Lasker.**

(Fortsetzung.)

In flüchtigen Zügen habe ich einige Zustände berührt und Namen erwähnt, welche auf die Gestaltung oder Kenntniß der drei bis heute vorwiegenden Staatsformen: Republik, absolute und constitutionelle Monarchie von Einfluß gewesen sind. Zahllos sind die Schriften und Ideen, welche Gelehrte und Staatsmänner aus Erlebnissen oder fremden Lehren, eingehenden Forschungen oder lebhaft angeregter Phantasie über die Gesammtheit oder einzelne Zweige der Staatsweisheit niedergeschrieben haben. Manches habe ich durchstudirt, anderes aus zweiter Hand überliefert erhalten. Das Bemühen war nicht ganz ohne Lohn. Denn dies ist der Segen redlicher Gedankenarbeit, daß sie nebenher Gutes einstreut, wenn sie auch ihren Hauptzweck verfehlt, und nicht selten ist die Anschauung der Arbeit und des Mannes, welcher sie vollbracht, ein reichlicher Gewinn. Wir empfangen anregende Ideen, nützliche Beispiele aus der Geschichte, belehrende Mittheilungen über fremde Völker und Länder. Hier ergreift der heilige Eifer und das selbstlose Streben, dort überrascht der richtige Blick und das sicher treffende Urtheil. Aber in den leitenden Plänen herrscht ein Zusammenfluß von Irrthum, Willkür und Einseitigkeit. Falsche Beschreibungen dringen fortwährend aus gelehrten Büchern in die Stätten öffentlicher Berathung, wo die Unkenntniß heimischer Zustände und das mangelnde Geschick selbstständiger Hervorbringung fremde Muster für Gesetz und Verwaltung anpreist. Seit Montesquieu bietet namentlich der kunstvoll verschlungene Bau der englischen Verfassung den Tummelplatz für die mißverstandenen Erfahrungen erprobter Staatsweisheit. Das Studium fremder Verfassungen und Gesetze ohne Kenntniß der ergänzenden Anschauungen, Sitten und Einrichtungen verführt zu unpassenden Mustern und mißlungener Nachahmung. Mit den Beschreibungen wetteifern die Systeme, denen ursprüngliche Gedanken oder Erfahrungen zu Grunde liegen. Von dem Herkömmlichen, den alten Lehren in neuen Redewendungen schweige ich; meine kurze Andeutung gilt nur den Versuchen des Fortschrittes, welche durch einiges Verdienst sich Eingang verschaffen, nicht ohne Nachwirkung, vielleicht auch nicht ohne Nutzen vorübergehen, auf die Dauer aber durch ihre Einseitigkeit als untauglich sich erweisen. Eine Idee, welche neuerdings weitere Geltung erlangt hat, wird zum Staatsgedanken erhoben; eine Erscheinung, die neuerdings durch nützliche Untersuchungen entdeckt oder in ihren Einzeltheilen besser erkannt worden ist, wird aus der Erfahrungslehre erborgt und zum Leitfaden der Regierungskunst gemacht. Als der Ackerbau zu höherer Blüthe sich entfaltete und der Landbau zu Ehren kam, folgte die Lehre der Staatsweisheit: Unerschöpflich productiv sei allein die Pflege des Bodens, jedes andere Gewerbe diene dieser höchsten Arbeit gegen angemessenen Lohn; auf den Grundbesitz müsse der Staat sich stützen, die Grundbesitzer seien der feste Unterbau der Gesell-

Digitized by Google

schaft; aus den Erträgnissen des Bodens müsse der Staatshaushalt seine Mittel holen, auf die Erhöhung des Bodenertrages müsse die Regierung ihre Mühen verwenden; die übrigen Interessen der Wirthschaft und Cultur würden sich von selbst darnach regeln. Als der weit übergiebige Reichthum des Gewerbefleißes, die Werthvermehrung durch Transport und Handel in ihrem vollen Umfange erkannt waren, sprach die Lehre der Staatsweisheit: Nichts als Freihandel. Viele Perioden standen unter der Herrschaft des leitenden Gedankens, daß die Wachsamkeit des Staates (Polizei) verantwortlich sei für alle Beziehungen der Bürger, welche mit dem öffentlichen Leben zusammenstoßen; aus dieser Auffassung leitete der Polizeistaat seine ungemessenen Rechte und Pflichten her. Nachdem die vervielfältigten Interessen die Unzulänglichkeit der Staatsgewalt für jene Aufgaben bloßgelegt hatten, entstand ein System der Staatsweisheit, welches lautete: Nur unbeschränkte Freiheit fördert; unterdrücket den Zwang und lasset geschehen. Nachdem ausmerksame Reisende die Beschaffenheit des Erdbodens und der Länder untersucht, die Gewohnheiten der Menschen geprüft und Wechselwirkungen zwischen der Beschaffenheit des Bodens und den Sitten wahrgenommen haben, entwickelt sich die Lehre, daß Gesetz, Religion und Sitte der äußeren Lage folgen, und demnach gestalten sich verschiedene Staatslehren für Gebirgsland, Thäler und Ebenen, für die verschiedenen Zonen. Neulich hat die Chemie die nährende Kraft der Speisen, die Physiologie deren Einfluß auf das Gemüth erforscht. Sofort erläutert ein hochstudirter Lehrer der Staatsweisheit aus dem Wachsthum und den Bestandtheilen des Reises die Verfassung der Inder, aus der chemischen Zusammensetzung des Fleisches die Verfassungen nordischer Staaten. Schroffe Einseitigkeiten, welche im gewöhnlichen Leben als fixe Ideen gemieden werden, erheben sich zuweilen zu ernsten Staatslehren. Ich erinnere mich eines unbenannten Correspondenten, der mir jahrelang umfangreiche Briefe zusendete, mit verständigem Inhalt, nebenher aber in dem immer wiederkehrenden Grundton: Der Katholicismus sei der Erbfeind, von ihm rühre alles Uebel und Wehe her. Trotz der verständigen Beithaten schien mir der Schreiber im fördernden Sinne krank an einer fixen Idee. Aber nicht wenig überrascht war ich, den verwandten Gedankengang mit demselben Nachdruck behandelt zu finden in einem staatsgelehrten Buch, welches in Europa großes Aufsehen erregt hat.

Ungeahr in demselben Verhältniß, in welchem die Systeme aus herrschenden oder geläufigen Anschauungen entnommen sind, dringen sie in das Leben wieder ein und behaupten sich dort. Die blos erdachten verschwinden spurlos, die besseren, nachdem sie für einige Zeit den Büchermarkt und das feinere Gespräch belebt haben. Aber die aus herrschenden Gedankenkreisen, den Urtheilen oder Instincten des Volkes entsprungen sind, wirken oft auf das öffentliche Leben mächtig zurück; je nach der ihnen innewohnenden Wahrheit, nachhaltig oder vorübergehend, wohlthätig erläuternd oder verwirrend. Viele Wechselwirkungen zwischen der Herrschaft von Lehren und der Gestaltung von Staatszuständen habe ich in weit getrennten Zeiträumen und unter verschiedenartigen Erscheinungen dieselbe Regel zum Ausdruck kommen sehen. An großen Epochen ist die aufregende Macht des Gedankens zu erkennen. Ganze Völker, Herrschende und die regierte Menge sind durch Wort und Lehre zur entschlossenen That hingerissen worden. Aber nachdem die Thatkraft den kritischen Höhepunkt überschritten hatte, sonderten sich die Begebenheiten nach den Quellen, aus denen sie geflossen waren. Was im Verständniß der Vielen bis zur Klarheit der Handlung gediehen war, behauptete sich mit nachdauernder Wirkung; was dagegen in klugen Schlüssen bevorzugter Köpfe seinen Ursprung oder weitere Ausbildung empfangen hatte, verschwand oder führte zu Irrthümern, welche in schwerer Arbeit wieder entwirrt werden mußten. Drei Revolutionen in drei Jahrhunderten unter drei Völkern bestätigen dieselbe Regel.

(Schluß folgt.)

Der sechste deutsche Protestantentag zu Osnabrück.

Unmittelbar nach dem Congresse der Alt-Katholiken in Köln fanden nicht weniger als drei große Versammlungen von deutschen Protestanten gleichzeitig statt. In Worms wurde der fünfzigjährige Bestand der Union zwischen Lutheranern und Reformirten gefeiert. In Halle war der sogenannte evangelische Kirchentag versammelt, und in Osnabrück tagte der deutsche Protestanten-Verein. Es bereitet sich offenbar in dem kirchlichen Leben eine Wendung und eine Fortbildung vor, welche durch die Neugestaltung des Deutschen Reiches und die Kämpfe desselben mit dem römischen Papste und dem Jesuitenorden nöthig gemacht worden ist.

Im Angesicht der Größe dieser Aufgabe tritt der althergebrachte confessionelle Parteigeist und die kleinliche Rechthaberei der Theologen und Pastoren zurück. Die Aufgabe läßt sich nur lösen, wenn der Geist der Freiheit, welcher keine Unterdrückung eines redlichen Wahrheitsstrebens duldet, und der Geist der Liebe, welcher die eitle oder fanatische Verdammungssucht gegen Andersgläubige unmöglich macht, auch in der Kirche zu voller Wirkung gelangen.

Der deutsche Protestantenverein ist von Anfang an in diesem Geiste gegründet worden. Wenn er sein siebenjähriges Wirken überschaut, so kann er mit Befriedigung sagen: Dieser Geist hat durch den Verein, er hat aber auch außerhalb des Vereins durch die große Geschichte des Vaterlandes, sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Sein endlicher Sieg über den beschränkten Confessionalismus ist heute schon gewiß und nur der Tag und die Form seines Triumphes ist noch in dem Schooße der Zukunft verborgen.

Ganz offenbar hat sich auch der conservative Kirchentag in Halle dem liberalen Protestanten-Vereine in Osnabrück nicht blos dadurch angenähert, daß auch jener gegen die Jesuiten und den Jesuitismus sich erklärt und den Alt-Katholiken die Hand reichen will, d. h. daß jener in derselben Richtung vorgehen will, welche dieser Verein mit bewußter Entschiedenheit eingeschlagen hat; sondern auch dadurch, daß jener die Fortbildung der protestantischen Kirchenverfassung und insbesondere die Einführung der Synodalverfassung beantragt, womit dieser einverstanden ist, und dadurch, daß er sorgfältig jede Gehässigkeit gegen den jüngeren Protestantenverein vermieden hat.

Dieses Verhalten des Kirchentags contrastirte auffallend mit dem Verfahren des Hannoverischen Landes-Consistoriums gegen den Protestanten-Verein. Die Provinzial-Kirchenbehörde nämlich hatte der Gemeinde Osnabrück nicht verwehrt und nicht verwehren können, den deutschen Protestanten-Verein gastfreundlich in ihrer Kirche zu empfangen und die Kirche zu seinen Verhandlungen einzuräumen; aber sie hatte der Gemeinde verboten, in dieser Kirche durch den Protestanten-Verein einen Gottesdienst zu halten, wenigstens einen Gottesdienst, der als hannoverisch-lutherisch zu betrachten sei. Dem gesunden Menschenverstand des Volks wird es unverständlich bleiben, daß ein kirchlicher Verein in einer Kirche verhandeln, aber keinesweges Gott verehren darf. Eher würde er das Gegentheil begreifen, die Gestattung des Gottesdienstes und die Versagung der Debatten. Der Eindruck, welchen die Verfügung gemacht, war denn auch ein kläglicher. Die zur Schau getragene Unfreundlichkeit gegen die deutschen Gäste mochte den Beifall einiger welfisch gesinnten Pastoren gewinnen, aber vor der öffentlichen Meinung hat die Kirchenbehörde dadurch an Autorität sicherlich nicht zugenommen.

Die Predigt, welche Pfarrer Lang aus Zürich nun in der Schule statt in der Kirche hielt, hat auf das ganze Publicum einen höchst bedeutenden und ergreifenden Eindruck gemacht, durch die rücksichtslose Wahrhaftigkeit, den Reichthum an religiösen und sittlichen Gedanken und den kernigen Ausdruck, durch die Energie und Tiefe des Glaubens und die verständige Klarheit der Sprache. Schade, daß die Consistorialräthe von Hannover diese Predigt nicht gehört haben.

Digitized by Google

Freilich hätten sie dann über ihre liebliche Verdammung des großen Predigers erröthen müssen, aber sie hätten auch eine andere und richtigere Meinung über das Wesen desselben bekommen und schließlich einen geistigen Gewinn davon getragen.

Es gibt kein beredteres Zeugniß für die einzige Größe der Person von Jesus, als daß diese Person nach bald 2000 Jahren noch die verschiedensten Geister in den verschiedenen Kirchen, von den strengsten und engsten Orthodoxen an bis zu den freiesten und weitherzigsten Liberalen und sogar Radicalen an sich zu ziehen und zu begeistern vermag. Diese Erfahrung, die wir immer wieder in neuen Gestalten machen, sollte doch endlich auch die christlichen Kirchen bestimmen, nicht feindlich und gehässig zu trennen und zu verdammen, was doch geschichtlich und in Wahrheit durch Christus verbunden ist.

In Osnabrück waren wieder sehr verschiedene Ansichten vertreten. Es ist durchaus unrichtig, wenn man dem deutschen Protestanten-Verein ein bestimmtes und ausschließliches Reformdogma zuschreibt. Allerdings ist in demselben die freiere und menschlichere Auffassung des Christenthums überwiegend vertreten. Aber es gibt in demselben auch mystisch und altgläubig gesinnte Männer. Die Mitglieder sind nur darin mit einander einverstanden, daß der dogmatische Bekenntnißzwang nicht mehr das Gesetz des heutigen Lebens sein dürfe, sondern den verschiedenen Richtungen und Bedürfnissen Freiheit gewährt und Befriedigung verschafft werden müsse.

Jede vorurtheilsfreie Betrachtung der Kirche in der Gegenwart kommt zu dem Ergebniß, daß es heute gar nicht mehr möglich ist, die Angehörigen irgend einer Kirche durch irgend welche Mittel des Zwangs zu einer Bekenntnißformel zusammen zu halten. Ob man das für ein Gut oder für ein Uebel hält, man ist genöthigt, die Macht der Wahrheit anzuerkennen, daß die heutige Wissenschaft, auch die theologische Wissenschaft, Gott, die Welt, die Geschichte von Christus und der christlichen Kirche durchaus anders betrachtet und erkennt, als die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts und die Verfasser der Bekenntnißschriften. Mit gutem Grunde konnte der Protestanten-Verein zu Osnabrück behaupten, daß „auch die sogenannten bekenntnißtreuen Theologen erwiesenermaßen wesentliche Abweichungen von dem ursprünglichen Sinn der Bekenntnißschriften sich gestatten". So gewiß die heutigen Menschen total andere Vorstellungen haben von dem Verhältniß der Erde zum Weltall, als die Christen der früheren Jahrhunderte, so gewiß haben sich auch die Begriffe von Himmel und Hölle gründlich geändert... Wo nehmen denn die Kirchenregimente das Recht her, von Andersmeinen Bekenntnißglauben zu fordern, den sie selber für sich in wichtigen Punkten aufgeboben haben? In den Dingen des religiösen Gewissens und des wissenschaftlichen Denkens kann nur der Unverstand oder die Herrschsucht den Ausdruck eines früheren Glaubens und älterer Meinungen zu einem Gefängniß machen wollen, welches die Bewegung und Wahrhaftigkeit behindert, mit der Fortentwicklung der Menschheit Schritt zu halten.

Der deutsche Protestanten-Verein erklärte sich daher „für den Wegfall der Declarationen über lutherischen oder reformirten Bekenntnißstand, für Aufhebung der eidlichen Verpflichtung der Geistlichen, Kirchenvorsteher und Synodalmitglieder auf die Bekenntnißschriften und für Gestattung von Parallelformularen bei Taufe, Confirmation, Abendmahl und andern kirchlichen Handlungen zur Befriedigung der verschiedenen in den evangelischen Gemeinden vorhandenen religiösen Bedürfnisse".

Aber wird denn dadurch nicht jede Ordnung in der Kirche aufgehoben? Wird nicht jeder Gegensatz unter den Kirchen verwischt? Wird nicht zuletzt Christenthum und Heidenthum, Christenthum, Judenthum und Islam, Theismus und Pantheismus verbunden?

Auch diese Fragen faßte der deutsche Protestanten-Verein in's Auge und versuchte es, eine für ängstliche Gemüther beruhigende Antwort zu geben. Schon im vorigen Jahre hat er zu Darmstadt seiner Grundansicht auch einen positiven Ausdruck gegeben, indem er erklärte, die angestrebte „deutsche Volkskirche umfasse alle die, welche Jesus Christus als das wahre geistige Haupt der Kirche und als das höchste Vorbild des religiösen und sittlichen Lebens verehren". Unter Berufung auf seine Beschlüsse von Eisenach, Berlin und Darmstadt hat er denn in Osnabrück folgende positive Erklärung über den unentbehrlichen Gehalt und die Schranke der kirchlichen Bekenntnißfreiheit ausgesprochen:

„1. Der alleinige Grund der evangelischen Kirche ist Christi Person, seine Lehre und sein Werk. Das einzige Merkmal des Christen ist die Aufnahme des Evangeliums von Christo in freier Ueberzeugung und ihre Bethätigung durch die Liebe.

2. Die nothwendigen, aber auch allein zulässigen Schranken der evangelischen Freiheit ergeben sich aus der gewissenhaften Anwendung dieser christlich-evangelischen Grundsätze."

Es verdient Erwähnung, daß nur die anwesenden Holländer einige Bedenken gegen den ersten Satz aussprachen, als zu enge, nicht die Deutschen. Indessen auch jene verständigten sich mit der Erklärung. Die wissenschaftliche Freiheit kann sich allerdings auch diese Schranke nicht gefallen lassen. Aber die christliche Kirche darf sich nicht ablösen von der Person ihres Stifters und Hauptes, wenngleich sie eine dogmatische Formulirung dieser Person, die doch nur Einzelnen, nicht Allen zusagen kann, nicht länger zur Bedingung der Zugehörigkeit machen darf.

Blumhardt.

Der internationale Gefängnißcongreß.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß aus den breiten Gebieten der höchst entwickelten politischen Volksfreiheit die wirksamsten Anregungen zur Besserung des Looses der der Freiheit beraubten Mitmenschen hervorgegangen sind. Nicht nur unsere parlamentarische Schulung, die Theorieen des constitutionellen Systems, der Gedanke der dem Bürger zu gewährenden Grundrechte sind aus England und Nordamerica zu uns herübergedrungen: auch die Gefängnißsysteme sind englisch-americanischen Ursprungs. Vor hundert Jahren wies es John Howard, der durch seine Schilderungen bestehenden Gefängnißzustände die Gewissen der damals Lebenden gleichsam elektrisch erregte. Alsbald folgten die ersten Einrichtungen des älteren pennsylvanischen Einzelhaftsystems in Philadelphia und als Gegenschlag dazu im Staate New-York das sogenannte Auburn'sche System: Trennung der Gefangenen bei Nachtzeit, Vereinigung der Gefangenen unter dem Gesetze des Schweigens zur Zwangsarbeit bei Tage. Jahrzehnte hindurch bewegte sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die Gefängnißreform auf diesen mannichfach verschlungenen Linien: die alte Zusammensperrung bei Tag und bei Nacht (Associationssystem), verbunden mit unzähligen Versuchen der Classification der Gefangenen, das strenge bei Tag und Nacht durchgeführte Absperrungssystem (Isolirungs-, Zellensystem) und die Mischung beider, welche sich als ein Compromiß darstellt, indem sie Tageszeit und Nachtzeit, Arbeit und Schlaf verschieden behandelt. Jedes dieser Haftsysteme zählte eifrige Anhänger und ebenso eifrige Gegner. Die Gefangenhaltung der Menschen rief praktisch und theoretisch ebenso zahlreiche Parteistellungen hervor, wie das Ziel ihrer Befreiung. Im ganzen gewann ohne Zweifel die Einzelhaft seit 1830 auf dem europäischen Continent fortdauernd an Boden in der öffentlichen Meinung und in der Gesetzgebung. Denn Zweierlei kam ihr zu Hülfe: das Gewicht internationaler Congresse, welche in dem Zeitraum von 1846 bis 1857 in Brüssel und Frankfurt a. M. abgehalten wurden, und die Erfahrungen, welche eine tüchtige Gefängnißverwaltung in Belgien, Holland, Toscana und Bruchsal allmählich eingesammelt

Digitized by Google

hatte. Es war kein Zweifel: dem alten Associationssystem gegenübergestellt, erwies sich die Einzelhaft unendlich überlegen. Wäre gegen Ende des fünften Decenniums in diesem Jahrhundert nicht das finanzielle Hinderniß enormen Gebäudewandels für die Construction neuer Zellengefängnisse ein Stein des Anstoßes gewesen, so hätte man sich vielleicht allgemein für das Zellensystem entschieden. Damals, als die Einzelhaft dem Siege endgültig entgegenzueilen schien, entstand auf britischem Boden eine völlig neue Combination unter dem Titel des irischen oder progressiven Systems, welches von Sir Walter Crofton zuerst durchgeführt und beswegen zuweilen an seinen Namen geknüpft ward. Der Grundgedanke hierin ist: Abstufung der länger andauernden Freiheitsstrafe durch stärker und minder stark wirkende Grade der Freiheitsentziehung, allmähliche Hinüberleitung des Gefangenen zur Freiheit, entsprechend den Fortschritten seines besseren Verhaltens. Daher folgende Abstufung der Haft in vier Perioden: erstens, schroffer Uebergang des verurtheilten Verbrechers aus der Freiheit in die Einsamkeit der Zelle und durchschnittliche Dauer der Einzelhaft bis zu neun Monaten; zweitens, Versetzung in mehrere auf einander folgende Classen, wobei die höhere jedesmal besondere Vergünstigungen und Erleichterungen im Verhältniß zur vorangegangenen in sich schließt, gutes Verhalten ein Aufsteigen, schlechtes Verhalten Zurücksetzung auf niedrigere Stufen bewirkt; drittens, Aufrücken in eine Zwischenanstalt, in welcher die äußeren Merkmale des Zuchthauslebens in Kleidung, Haartracht, Beanstandigung bereits verwischt sind und viertens, bedingte, d. h. widerrufliche Freilassung unter Erlaß eines Theiles der Strafdauer; wobei die Entlassenen unter Polizeiaufsicht gehalten werden.

Das irische System ist nicht so leicht verständlich, wie die Einzelhaft. Es erscheint oberflächlichen Beobachtern gekünstelt und complicirt. Es ist mit gewissen, unwesentlichen, aus den örtlichen Verhältnissen Irlands entspringenden Eingelheiten überbürdet, insbesondere mit einem Markenwesen, welches in arithmetischer Weise das gute oder schlechte Verhalten des Sträflings registrirt, und gleichsam eine Ordensverleihung in der Verbrecherwelt darstellt. Der Grundgedanke des progressiven Systems, welcher unabhängig ist von der Form der Durchführung in Irland, leuchtete so sehr ein, daß seit 1858 in allen Ländern Europas das irische System sich Freunde und Anhänger verschaffte. Ein erster, in Oldenburg von Hoyer gemachter Versuch der Nachbildung konnte als ein glücklicher nicht angesehen werden. Erst in der Schweiz (Aargau und Zürich) sind völlig selbstständige und besseren Erfolg versprechende Unternehmungen zur Verwirklichung des progressiven Systems in's Werk gesetzt worden, während man sich in Deutschland begnügt hat, dem Reichsstrafgesetzbuch nur eins der Elemente: die bedingte Freilassung der Sträflinge auf Grund guten Verhaltens — einzuverleiben.

Eine möglichst allseitige Vergleichung der auf dem Boden der Gefängnißreformen gesammelten Erfahrungen war durch die Ausbreitung der irischen Grundsätze wünschenswerth geworden. Wiederum waren es die Americaner, welche hier entscheidend eingriffen. Ein americanischer Nationalcongreß ward 1870 in Cincinnati zur Besprechung der Gefängnißfrage abgehalten. Aus seinen Berathungen entsprang der Vorsatz, einen internationalen Gefängnißcongreß in Europa zu veranstalten. Mit den amtlichen Empfehlungen des Präsidenten Grant ausgerüstet, landete der Secretär der großen New-Yorker Gefängnißgesellschaft, Dr. Wines, an den englischen Gestaden. Es gelang ihm, in England ein National-Comité für seinen Zweck zu Stande zu bringen und die Zusagen der meisten europäischen Regierungen für den Congreß durch persönliche Bemühung zu erhalten. Schulden wir diesem Americaner nicht das Anerkenntniß besonderer Energie, wenn wir neben den von ihm erreichten Reiseerfolgen bedenken, daß er in Deutschland, Frankreich, Oesterreich und Italien persönlich wirkte, ohne eine andere Sprache, als englisch handhaben zu können?

Er erreichte seinen Zweck. Der internationale Gefängnißcongreß, eine Versammlung von nahezu dreihundert Mitgliedern, ward in London während der Tage vom 3. bis 10. Juli versammelt. Neben den von allen europäischen Regierungen (mit Ausnahme Portugals) entsendeten Vertretern hatten sich auch fast allen Ländern Kenner des Gefängnißwesens eingefunden. Nordamerica hatte gegen sechzig Männer und Frauen abgeordnet; Brasilien, Chile, Japan hatten Congreßmitglieder aufzuweisen. Ich weiß von keiner wissenschaftlichen, von Privatpersonen unternommenen Versammlung, auf welcher so viele außereuropäische Staaten vertreten gewesen wären.

Wie gering immer die Hoffnungen sein mögen, welche man von einer Reform brasilianischer und japanesischer Gefängnisse hegen mag — es ist ein beachtenswerthes Zeichen unserer Cultur, daß man in fernen Ländern sich zu der Pflicht bekennt, Verbrecher sittlich und körperlich zu hüten und zu pflegen. Ist nicht schon der Gedanke eines Gefängnisses ein ungeheurer Fortschritt für Asiaten, die bisher mit Marterwerkzeugen, Verstümmelungen und Hinrichtungen wie spielend umgingen? Und ehrlich gesprochen: auch wir Europäer haben keineswegs Grund, uns gegen die Wilden in die Brust zu werfen. Viel ist seit hundert Jahren gebessert; aber noch mehr, als bisher erreicht wurde, bleibt zu thun.

Ob der Congreß in London wirklich etwas genützt habe, bleibt schließlich zu fragen. Mit gerechtem Mißtrauen betrachtet man die sogenannten internationalen Versammlungen. Das sprachliche Verständniß unter den Angehörigen verschiedener Länder ist eine nicht zu überwindende, lebhafte Discussionen hindernde Schwierigkeit. Auch in London ward sie empfunden; nur wenig Engländer und Americaner verstehen, noch viel weniger reden fremde Sprachen. Sprachlich betrachtet, war der Congreß nach der Natur der Umgebung ein englischer, mit gelegentlicher Einstreuung französischer und deutscher Reden. An den beiden letzten Versammlungstagen hatte eine sprachliche Theilung stattgefunden. Eine englisch und eine französisch redende Abtheilung beriethen nebeneinander; ob dies eine glückliche, Vortheil bringende Einrichtung war, ist zweifelhaft, zumal dadurch die Wechselwirkung zwischen der continentalen und der angelsächsischen Staatengruppe abgeschnitten war.

Wer von den Congressen die Lösung von Fragen erwartet, irrt sich in der Regel. Nicht einmal den diplomatischen und fürstlichen Congressen pflegt dies zu gelingen. Congresse hinterlassen überall mehr Fragezeichen als Punkte. Von einer plötzlichen Lösung der Gefängnißfrage konnte auch in London nicht die Rede sein. Aller Selbstüberschätzung fern, hat es der internationale Gefängnißcongreß sogar unterlassen, „Resolutionen zu fassen". In richtiger Erkenntniß hat er sich darauf beschränkt, den Austausch der Erfahrungen zu vermitteln, Thatsachen zu sammeln, Berichte entgegen zu nehmen, und die Schlußfolgerungen daraus offen zu lassen.

Der Congreß berieth über eine Reihe wichtiger Gesetzgebungsfragen, über die Einrichtungen der Gefängnißdisciplin, über die Behandlung jugendlicher Verbrecher, über körperliche Züchtigung und Transportation. Ueberall zeigte sich in diesen Berathungen die Abwendung von den alten Ueberlieferungen eines rohen Abschreckungszwecks.

Die hauptsächlichste Streitfrage: welches von den beiden gegenwärtig um die Herrschaft ringenden Haftsystemen, ob das irische oder das Einzelhaftsystem den Vorzug verdiene, ist nicht zum definitiven Austrag gebracht worden. Jedes der beiden Systeme sah diese seiner Hauptvertreter vereinigt: die Einzelhaft vornehmlich Herrn Ekert, den verdienten Director von Bruchsal, den belgischen Gefängnißinspector Herrn Stevens, Herrn Chandler aus Pensylvanien, Mr. Tallack, den Secretär der englischen Howard-Association. Zur Vertheidigung des irischen Systems war dessen Schöpfer, Sir Walter Crofton erschienen. Festgestellt ist, daß die große Mehrzahl der Engländer und Americaner, die anwesende amtliche Vertretung der Schweiz, des österreichischen Kaiserstaates, von Frankreich, Italien und Schweden dem irischen System den Vorzug gibt. Zur strengen

Digitized by Google

Einzelhaft neigen Belgien und Holland. Getheilt waren die Stimmen aus Deutschland. Doch ist mit unserem Strafgesetzbuch auch für uns die wichtige Negative entschieden, daß die Dauer der Einzelhaft gegen den Willen des Gefangenen nimmer drei Jahre überschreiten darf, während die entschiedenen Anhänger des Zellensystems eine zehnjährige Isolirung des Verbrechers für nützlich halten und befürworten. Die ländliche Arbeit in freier Luft, welche die Anhänger der strengen Einzelhaft verabscheuen, ist gleichfalls in unserem Strafgesetzbuch ausdrücklich zugelassen. Von der Einzelhaft ist gesagt, daß sie Anwendung finden kann. Diese Richtung unseres deutschen Strafgesetzbuchs, welche auf das progressive System hinweist, empfing somit durch den Gefängnißcongreß eine entschiedene Kräftigung. Darin lag seine Bedeutung für Deutschland. Auch die Engländer erhielten manche werthvolle Lehre. Sie erfuhren, daß veraltete Strafmittel, wie die Tretmühle und die Peitsche, von der öffentlichen Meinung aller aus anderen Staaten erschienenen Fachmänner verworfen werden.

Höher als diesen Gewinn haltbarer Erfahrungen veranschlagen wir die Nachwirkungen der auf dem Congreß entfalteten sittlichen Macht. Es zeigte sich, wie die großen Culturaufgaben unserer Zeit über die Schranken engherziger Bekenntnißkrämerei hinausgewachsen sind. Neben dem Jesuitenfreunde Manning und den strengen Anhängern der englischen Episcopalkirche hatten sich die Presbyterianer und die Leugner des Dreieinigkeitsglaubens friedlich zusammengefunden, um Angesichts der Menschheit das Geständniß abzulegen, daß die Gesellschaft im ganzen die Erbsünde der Mitschuld am Verbrechen dadurch zu sühnen hat, daß sie diejenigen durch weise und liebevolle Strafzucht zeignet, welche ihr den Fluch der Missethat entgegengeschleudert haben. Es zeigte der internationale Congreß in dem fortschreitenden Aufbau einer von den reinsten Motiven innigster Religiösität bestimmten Menschheit den zunehmenden Verfall jener alten Kirche, welche das christliche Gebot in sein Gegentheil verkehrt, indem sie diejenigen im Kirchenbann verstieß, welche durch ihr weihevolles Leben und ihre Wahrheitsliebe der Menschheit zum Segen gereichten.

Fr. v. Holtzendorff.

Literatur und Kunst.

Aus dem Diario Jeremiä Sauerampfers.

Mitgetheilt von Johannes Scherr.

Rubikukulia, 6. October 1872.

Ein mir befreundeter junger Mann, welcher hier theilweise seine Studien gemacht hat, Guido Krummbuckel heißt, angehender Historiker und angegangener Privatdocent an der berühmten deutschen Hochschule Dünkeldippel ist, schrieb mir vor etlichen Tagen einen Klagebrief. Darin hat er in wahrhaft kläglicher Weise über sein Nichtvorwärtskommen sich ausgelassen, während er rechts und links allerhand Nichtskönner oder Charlatane — so drückt er sich aus — zu Professoren, Hofräthen u. s. w. aufsteigen, auch mit Orden bedändelt sehe, „bunt wie andalusische Maulesel", sagt er. Item, selbige Maulesel brauchten nur zu yahnen, um die schönsten und reichsten Mädchen zum Jasagen zu bewegen..... Der gute Guido Krummbuckel ist ein bischen boshaft; aber er danert mich doch, und sintemalen er ein absonderlich Zutrauen zu mir hat und mich beweglich bittet, ihm zu rathen, wie er es denn anstellen müßte, um auch so ein glücklicher — Andalusier zu werden, so will ich mein Möglichstes für ihn thun. Freilich ist er nicht vor die rechte Schmiede gekommen, maßen ich selber das Eisen des Carrièremachens, auch wenn es warm war, niemals zu schmieden verstanden habe. Allein vielleicht macht mich meine absolute Objectivität zum richtigen Rathgeber in dieser Sache, und allbeweilen Guido im Grunde ein guter Junge ist, setze ich mich heute hin und verfertigte und adressirte an ihn nachstehende

Epistola de arte perveniendi
oder
Anleitung zur höheren Kriechkunst.
Sic itur ad astra.
(So wird man Excellenz.)

Zuvörderst, mein junger Freund, muß ich Ihnen tadelnd und ermahnend sagen: Lassen Sie doch den Kopf nicht so hängen und halten Sie die Ohren steif! Sie sind noch viel zu jung zum Hypochonder und doch spielen Sie sich bereits auf einen solchen hinaus, wenn Sie darüber jammern, schon Ihr Name, dieser „lächerlich-widerspruchsvolle" Name Guido Krummbuckel sei ein entschiedenes Unglück und für Ihr Vorwärtskommen ein notorisches Hinderniß. Welches anständige Mädchen, fragen Sie unter anderem verzweiflungsvoll, würde jemals Frau Krummbuckel heißen wollen? Nun ja, so Frau Krummbuckel schlechtweg klingt allerdings nicht gerade verführerisch; allein „gnädige Freifrau von Krummbuckel" ist ein Klang und Lockruf, welchem ein wohlerzogenes Mädchengemüth unmöglich zu widerstehen vermag. Ergel: Sie müssen trachten, den Krummbuckel aus dem sozusagen Canaillenhaften in die Sphäre des Vonlichen zu erheben.

Erheben wir uns aber selber auf einen höheren Standpunkt, um Ihren werthen Namen als „Ding an sich" zu betrachten, so werden wir finden, daß derselbe, weit entfernt, ein Unglück zu sein, vielmehr ein Glück ist. „Guido" spricht für sich selbst. Das ist ein Name, ganz dazu gemacht, wie geschlagene Sahne mit Zucker von den mehr oder weniger lüstlichen Lippen einer deutschen Jungfrau, besonders einer etwas ältlicheren, mit silaferbigem Gemüth und — sei's drum! — falschen Hüften schmachtend eingeschlürft zu werden. „Mein Guido!" „Geliebter Guido!" Das schmeckt wie Extract aus allem, was unsere allermodernsten Versiferlein ihre Vögelein und Blümelein erzählen lassen. Und vollends den Guido in's jetzt so modische Plattdeutsche deminutivisch umgesetzt: „Guidoteken!" oder so. Rein zum Herzen und Küssen! Ganz „Amaranth"! Selbst der zarteste Geibel'sche Mondscheinliedseufzerhauch ist Korianderund Mäusedreck dagegen. Summa: Seien Sie stolz auf Ihren Taufnamen! Aber auch den „Krummbuckel" sollen Sie mir nicht schelten. Der Name hat etwas Providentielles, er ist ein Schicksalswink, welcher nur beachtet zu werden braucht, um zum Glücke zu leiten. Jede seiner drei gesegneten Silben ruft Ihnen aus vollem Halse zu: „Krümme den Buckel, Guido Krummbuckel, krümme, krümme dich, krummbuckle nach Noten!" Ich kann nur von ganzem Herzen in diesen Zuruf miteinstimmen. Ja, lieber Freund, treiben Sie eifrigst moralische Zimmergymnastik, bis Sie ein Kautschukmann comme il faut. Die Stirne zur Erde vor dem Thron, vor dem Altar, vor dem Geldsack! Den Buckel gekrümmt, lieber Krummbuckel, vor jedem Vorgesetzten oder jedem, der es jemals werden könnte, so daß die Krümmung ihm stillschweigend sagt: „Willst du nicht aufsteigen, Edelster, und ein bischen reiten? Ich bin ja ein Buckel für alles." Damit ist hoffentlich klargestellt, daß Sie im Besitze eines glückverheißenden und glückbringenden Namens sind. Es hängt rein nur von Ihnen ab, die gegebenen Vortheile daraus zu ziehen.

Ich wende mich nun zu Ihrer Eigenschaft und Stellung als Carrière machen wollender Gelehrter im allgemeinen und als strebender, d. h. nach Titeln, Mitteln und Würden strebender Historiker im besonderen und gebe Ihnen etliche Winke für ein förderndes und nahrhaftes Verhalten.... Wie Sie wissen, steht in der Edda zu lesen:

„Mäßig weise muß der Mann sein.
Aber nicht allzu weise;
Des Weisen Herz erheitert sich selten" —

Digitized by Google

was, prosaisch ausgedrückt, heißt: Hüte dich sein, gescheiter sein oder gar erscheinen zu wollen als die andern. Die Mittelmäßigkeit, lieber junger Freund, ist wie Lieschens bekannter Fingerhut für gar manche Dinge gut. Sie sei geradezu Ihr Ideal. Denn sie ist in Wahrheit die „goldene Mittelstraße", welche in reizenden Krümmungen auf die schöne Gegend zuführt, wo die Geheimräthe wachsen, die großen Besoldungen gedeihen und die Ordenssterne aufgehen. Die liebe Mittelmäßigkeit ist es, welche dem Corps savant den richtigen Corpsgeist gibt, sie ist es, die das starke Band der Kameradschaft webt; sie ist es, die im Grunde alles lenkt und leitet. Denn nur sie bringt den Leuten der herrschenden Gesellschaftsclassen ihre Solidarität so recht zum Bewußtsein. Zu jenem Bewußtsein, kraft dessen eine schmierige Hand die andere nicht wäscht, aber bückt, zu jenem Bewußtsein, kraft dessen alle Mittelmäßigen einen ungeheuer großen Unfreimaurerbund bilden, welcher seine Resolutionen und Decrete von der Großloge „Zur nutzbringenden Gewöhnlichkeit" ausgehen läßt. Also mittelmäßig, Bruder Krummbuckel, mittelmäßig immerdar! Ertappen Sie sich etwa mal auf einer originellen Anschauung, auf einem genialen Einfall, auf einem selbstständigen Gedanken, klatsch! hauen Sie den incorrecten Dingern auf den Kopf, daß denselben die Lust des Wiederkommens vergeht. Geistige Eigenwüchsigkeit verträgt sich nicht mit gelehrter Gründlichkeit, Kraft des Gefühls nicht mit correcter Gelahrtheit, edle Leidenschaft nicht mit akademischer Würde, wissen Sie? Seien Sie daher ein Gelehrter nach der Schablone, ein „Forscher", welcher da ein Stückchen Krimskrams „entdeckt" und dort einen Pfifferling ausscharrt, um dann der Welt mit der Miene höchster Selbstzufriedenheit zu verkünden: Heureka! Die gesammte Mittelmäßigkeitsclasse, vorkommenden Falles ähnliche Dienste von Ihnen erwartend, schreit: „Ein wissenschaftlicher Fund!" und die urtheilslose Menge glaubt an die Schnurrpfeiferei.

Selbstverständlich ist, daß Sie sich mit Mund und Hand als Mitglied der Schule bekennen müssen, welche dermalen Ihr Fach beherrscht. Sie dürfen daher keine Gelegenheit vorübergehen lassen, dem unfehlbaren Großmagister dieser Schule, dem weltberühmten Geheimrath Saffianlederich ihre unterthänigsten Genuflexionen darzubringen. Am feinsten gescheit dies dadurch, daß Sie die gesammte Weltgeschichte vom Standpunkte der Saffianlederichteit aus betrachten und behandeln. Die Mittel und Wege ausfindig zu machen, wie es anzustellen, den Großmagister Ihre Huldigungen gehörig zur Kenntniß zu bringen, das kann ich wohl Ihrem eigenen Scharfsinn überlassen. Ich sage nur, seien Sie beharrlich und energisch, in verba magistri zu schwören, und Sie werden bald angenehm erfahren, daß Sie geschoben werden, zunächst aus dem Stande der Privatdocentenschaft aufwärts zur außerordentlichen Professur.

Als Außerordentlicher müssen Sie sich nun aber erst recht ordentlich betragen. Es gilt jetzt zu forschen und zu schaffen, was das Zeug hält, d. h. Sie müssen sich den Anschein unergründlichster Gründlichkeit geben, mit der Miene eines stets mit den höchsten Interessen der Wissenschaft Beschäftigten herumgehen und nie auf dem Katheder sitzen, ohne daß sich zur Erbauung Ihrer Zuhörer auf Ihrem Gesichte das Bewußtsein ausprägte, Sie hätten eigentlich den Dreifuß der Pythia unter Ihrem Podez. Das imponirt. Ueber die Region der Gemeinplätzerei sollen Sie dabei aus den weiter oben angegebenen Gründen ja nie hinausgehen; es genügt vollkommen, wenn Sie mit in die richtigen Falten gezogener „Denkerstirne" tausendmal schon aufgewärmten Kohl abermalen Ihren Zuhörern vorsetzen. Vergessen Sie nur nicht, das abgestandene Gericht mittels des bekannten „sittlichen Pathos" zu würzen und aufzustellen, welches zu einem correcten akademischen Vortrag gehört wie das Tamtam zur chinesischen Musik.

Natürlich siegt Ihnen ob, lieber junger Streber, nicht allein als Docent, sondern auch als Autor auf der Linie der „richtigen Mitte" sich zu bewegen. Wie viele „wissenschaftliche Fünde" sind noch zu machen, wie viele bedeutsame Probleme Ihres Faches sind noch zu lösen! Wie manches, was schicksalsmächtig in den Gang der Geschichte eingegriffen hat, muß erst noch in seinen letzten Motiven aufgespürt und urkundlich festgestellt werden! Da ist z. B. die Frage, welcher Haarerzeugungspomade Karl der Kahle sich bedient habe. Wenn Sie dieses „Problem" mit correcter Wissenschaftlichkeit anfassen, können Sie daraus ein Buch machen, welches der deutschen Gelehrsamkeit zu nicht geringer Ehre gereichen wird. Oder wenn Sie „eruiren", wie der Hufschmied geheißen, welcher bei Gelegenheit von Friedrich Barbarossa's dritter Heerfahrt nach Italien im Herbste von 1166 in der Val Camonica dem rechten Vorderfuße von des Kaisers Roß das lobgegangene Eisen wiederaufschlug, so kann Ihnen die ordentliche Mitgliedschaft der berühmten Akademie der Wissenschaften von Tripytrill unmöglich entgehen. Ein nicht minder großes Verdienst um die Geschichtswissenschaft würden Sie sich erwerben, so es Ihnen etwa gelänge, den Tischler „urkundlich zu fixiren", der Anno 1535 die Bettlade verfertigte, in welcher der König von Zion zu Münster mit seinen zwölf oder mehr Frauen schlief. Endlich ließe sich wohl auch ein höchst verdienstliches Quellenmaterial zusammenbringen, auf Grund dessen der peinliche Zweifel, ob Metternich während der berühmten Unterredung, welche er am 28. Juni von 1813 im marcolinischen Palais zu Dresden mit Napoleon hatte, den vom explodirenden Empereur zu Boden geschmissenen Hut aufgehoben habe oder nicht, „abschlußgebend" beseitigt würde. Sehen Sie, das sind, beispielsweise gesprochen, lauter Aufgaben, deren deutschgründliche, echtwissenschaftliche Lösung sicherlich „ist des Schweißes der Edlen werth".

Ueber die Wichtigkeit derartiger, mit minutiösester Anwendung des gesammten historisch-kritischen Apparats zu behandelnder Gegenstände dürfen Sie aber die Wichtigkeit der Form der Behandlung nicht übersehen. Nur um Gotteswillen nicht etwa geistvoll und formschön, anschaulich und anziehend schreiben! Würden Sie das thun, so wären Sie verloren, weil von Ihren Zunftgenossen unwiderruflich in Acht und Bann erklärt. Halten Sie sich allzeit gegenwärtig, daß die deutschen Gelehrten in ihrer Mehrzahl dem Voltaire noch zur Stunde spinnefeind sind, weil er sich beigehen ließ, zu sagen, alle Genres seien gut, nur das langweilige nicht. So was konnte doch nur ein „leichter" Franzos ausgehen lassen! Wir gründlichen Deutschen wissen im Gegentheil, daß die stillen Wasser tief, d. h. daß nur die langweiligen Bücher lehrreich sind. Gelehrte Langweilerei ist unsere zehnte Muse. Ein Buch, das uns nicht schon auf der dritten Seite zum Gähnen bringt, hat schlechterdings keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Ergo, junger Freund, so Ihnen daran liegt, vom Außerordentlichen bald zum Ordentlichen vorzurücken und die noch höheren Leitersprossen der gelehrten Hierarchie zu erklimmen, schreiben Sie geistlos bis zur äußersten Menschenmöglichkeit, schreiben Sie langweilig bis zur Unmenschlichkeit, bandwurmeln, alabamasiren Sie! Gelesen brauchen ja Ihre Bücherbandwürmer nicht zu werden. Es genügt, daß dieselben dann und wann auf den Seiten irgendwelcher gelehrter „Anzeigen" in einer kameradschaftlich zubereiteten Lorbersauce sich ringeln und in den Universitätsbücherei-katalogen fortmodern. Unsere lieben Landsleute haben bekanntlich vor solchem katalogisirten Moder einen ungemessenen Respect.

Ihr Verhalten zur Kirche und zum Staat ist vorgezeichnet: Sie wollen ja etwas werden. Sie werden daher nicht allein den Versammlungen des „deutschen evangelischen Kirchentags" anwohnen, sondern auch etwa alle Monate einmal zur Kirche gehen, um „den religiösen Gefühlen" der großen Mehrzahl Ihrer Mitunterthanen Achtung zu bezeigen. Natürlich sind Sie selber ein loyaler Unterthan, der es riskirt, bei Gelegenheit allerhöchster Geburts- oder Sterbetage, Hochzeiten oder Kindtaufen Huldigungsadressen in Versen zu verüben. Den berühmten „Muth der Ueberzeugung" dürfen Sie meinetwegen haben, nämlich der Ueberzeugung des jeweiligen Cultusministers. Es schadet auch nicht, wenn Sie dann und wann

Digitized by Google

auf dem Katheder oder in Zeitschriften ein bischen socialistisch humbugsiren und zu verstehen geben, Sie könnten unter Umständen auch wohl roth anlaufen, so es gälte, der Sclavin Arbeit gegenüber dem Tyrannen Capital zu ihren Rechten zu verhelfen. Man sieht es ja bei Hofe, in Junkerschlössern und in Sacristeien gar gern, wenn der „herrschsüchtigen Bourgeoisie", dem „unverschämten Bürgerpack" eins angehängt wird. Es ist demnach gar nicht so schwer, wie es aussieht, den Servilisten mit dem Socialisten zu verbinden; versuchen Sie es nur! Drehen Sie das rechte Auge nach oben und schielen Sie mit dem linken nach unten. Ihre Worte können zuweilen die Blouse anthun, aber Ihre Gedanken seien stets in Livree. Stellen Sie sich zu den Zeitfragen so, daß Sie, während Sie mit der Rechten eine „volkswirthschaftliche" Elegie auf die Ausbeutung des Proletariats durch die Börsenbarone niederschreiben, mit der Linken den Gewinn Ihrer Betheiligung an dem neuesten Gründungsschwindel einstreichen können. Im übrigen müssen Sie immer und überall den Patrioten, den Deutschen, ja den deutschen Patrioten lang heraushängen. Der Patriotismus ist so jetzt nicht nur erlaubt, sondern auch geboten. Er figurirt in den Conduitenlisten als empfehlende Rubrik und das Deutschthum ziert einen Mann wie die Schabracke das Pferd.

Und nun nur noch eins, ein Wichtigstes freilich: — Schwinden Sie sich sobald als möglich einer tonangebenden oder sonst einflußreichen Dame an! Wenn irgendwie thunlich, einer Prinzessin oder mindestens einer Geburts- oder Geldgräfin. Vornehmen Weiberhänden wohnt eine Kraft des Schiebens inne, von welcher Sie noch gar keine Vorstellung haben. Was die Kunst des derartigen Damen Sichanschwindelns betrifft, so können Sie das Recept dazu bei verschiedenen der beliebtesten Matadore deutscher Literaturgegenwart kaufen. Das Hauptingrediens ist, wenn ich nicht irre, pulverisirte Kapaunenfeder.

So, damit hätte ich das Meinige für Ihre Zukunft gethan; thun Sie das Ihrige. Ich zweifle nicht, Sie werden es thun, meine Winke nützend, meine Ratschläge befolgend, und wenn ich, mein Bester, etwas länger lebte, als ich zu leben Aussicht habe, so würde ich es zweifelsohne erleben, daß Sie mir eines Tages bei Gelegenheit Ihrer Durchreise nicht etwa einen Besuch machten — denn dazu wären Sie dannzumal viel zu vornehm — aber doch Ihre Karte übersendeten mit der Aufschrift: „Wirklicher Geheimrath Guido von Krummbuckel zu Krummbücklingen, Excellenz".

Poesie und Kritik.

Wenn es wahr ist, daß die möglichst allgemeine Uebereinstimmung eines Volkes in Sachen des literarischen Genusses und Geschmacks seine geistige und sittliche Einheit beurkundet und daß diese Uebereinstimmung, wenn sie in der Anerkennung und Forderung des Besten sich ausspricht, den höchsten Culturgrad einer Nation bezeichnet, so dürfen wir das aufrichtige Bekenntniß ablegen, daß wir in Deutschland jenem Culturpunkt noch bedeutend fern sind, den man als die classische Zeit Athens bewundert.

Es ist wahr, Schiller ist der deutsche Volksgenius geworden, die ganze Nation ist seine Gemeinde; selbst in der Hütte klingt sein Lob und ihre Bewohner fühlen durch oder empfinden es nach, daß etwas Großes, Umgestaltendes mit seinem Namen bezeichnet ist. Seine Gegner in der romantischen Schule sind der Wucht des reifzenden Eingangs erlegen, den er gefunden; auch wer sich heute noch von ihm abwendet, bekennt doch die Hoheit und den Umfang seiner Ideengewalt, wie seine Formengröße im Einzelnen, wenn er auch im Ganzen andere Form begehrt und behauptet, die wahre künstlerische Plastik habe sich in Goethe vollzogen.

Goethe selbst, wenn er auch eine so breite und laute Bekennerschaft nicht hat, gilt doch im ganzen Volk als der Ebenbürtige Schillers; auf Seite der Gebildetsten aber ist man gewohnt, ihm den unbedingten Olympiersitz in der Ehrenhalle einzuräumen; er ist der Mann und der Sänger des absoluten Geschmacks.

Vielleicht findet sich ein Durchschnitt, auf dessen Linie man beiden zugleich am meisten gerecht wird, und auf welchem das deutsche Volk in der Schätzung beider sich am ehesten begegnet: wir glauben, in der Erkenntniß, daß Schillers weit überwiegende dramatische Kraft, wie sie auch in seiner Lyrik pulsirt, und daß Goethes großer Vorrang in Lyrik und Epos Aequivalente seien, die zwischen beiden schon der Begabung nach ausgleichen, und daß Goethes wunderbar objectiver Gestaltung und Universalität das Gleichgewicht gehalten sei durch die subjective Macht, mit der Schiller seinen Gestalten oder Betrachtungen die durchschlagende Energie verleiht: Goethes Bestes sei ein anderes als das Beste Schillers, aber das Beste des einen sei dem des andern gleichwerthig nach seiner Art.

Wir werden annehmen dürfen, daß diese Anschauung das ungefähre Urtheil des deutschen Volkes über seine beiden ersten Dichtergrößen sei, ein Urtheil, dem man anfügen darf und anfügen hört, beide ergänzen sich in seltener Harmonie, und der einfache Zank über die Priorität des einen oder andern sei mit Recht verstummt, sei verstummt zu Ehren der Deutschen.

Ist er das wirklich? fragen wir. Als unmittelbarer Ausbruch für oder gegen den Einen oder Andern ist er es so ziemlich, ja! — Aber ist er es auch in der Praxis der nachwachsenden Poesie, und ist er es in der Kritik dieser Poesie? — Nein!

Zwar wünscht wohl die Kritik und erklärt als höchstes Ziel eine Verschmelzung der beiden großen Naturen in der Person eines künftigen poetischen Messias, und wer sollte diesem Wunsche nicht zugethan sein? Aber im großen Ganzen theilt sich die poetische Jüngerschaft so ziemlich in die Nachfolge des einen oder des andern, wobei freilich das angeborne Naturell meist für die ästhetische Ueberzeugung entscheidet — und so auch in der Kritik.

Wir können Reihen von Dichtern aufzählen, die nach natürlicher Anlage oder durch gestissentliches Einleben den Namen von Goethejüngern verdienen, denen ein Grad von realer Wahrheit, eine Vergeistigung des Stoffslichen und eine Verleiblichung des Geistigen, denen ein Fluß der Formen eigen ist, daß wir nicht anstehen zu sagen, die Lyrik nach Goethe habe in seinen Bahnen Fortschritte im Einzelnen, in neuen Stoffen und Stoffbehandlungen gemacht, wenn auch im Ganzen von Goethe'scher Weltumfassung und Durchdringung in einer Zeit der Interessengetheiltheit und der Anschauungsverschiedenheiten nicht die Rede sein kann.

Ebenso groß und wohl noch größer ist die Zahl der Dichter, welche, in Schillers Fußstapfen gehend, sich das Lob einer Ideenkraft, eines Formenschwunges und Adels der Begeisterung erwerben, darauf die Behauptung gegründet werden darf, daß man in Schillers Zeit kaum an ein so weitgehendes und allgemeines Erstehen der poetischen Cultur aus seinem Vorgang geglaubt, wenn schon auch er im Ganzen so wenig als Goethe erreicht worden ist.

Und wenn diese Nachfolge und Ausprägung der großen Classiker eine solche ist, so scheint sich daraus für die Kritik die Aufgabe von selbst zu erklären, nachzufragen und festzustellen, ob und wie diese Nachfolge die organischen Bedingungen einer Weiterentwicklung in sich schließe, welche hoffen läßt, daß die Zukunft der deutschen Poesie die Zukunft des gesammten deutschen Wesens umfassen und krystallisiren werde, wie die Goethe-Schiller-Classik das allgemein Menschliche umfaßt und krystallisirt hat.

Diese Frage, welche niemals von einem Volk aufgegeben worden ist, so lang ihm auch nur ein Rest geistiger Selbstschätzung beiwohnte, ist für uns erst in ihre rechte Kraft und Tiefe getreten, seit

Digitized by Google

aus den großen kosmopolitischen Lineamenten, welche unsere Classiker gezogen, mit dem Wiedererwachen deutschen Nationalgefühls die Aufgabe unserer Neugestaltung gestellt worden ist, seit auch die Poesie dahin sich erweitert oder begrenzt hat, wesentlich nach den nationalen Zielen zu fragen und ihnen zuzutreiben.

Und sie hat das gethan. Keineswegs damit zufrieden, daß die Freiheitsänger, welche Napoleon begruben, blos jene Freiheit von dem fremden Joch verlangten, trieb sie vielmehr durch alle Fugen und Ritzen des eigenen politischen, socialen und religiösen Lebens ihre Wurzeln und Ranken, auflösend, fordernd; sie faßte das Volk selbst, faßte Volksbegriff und Volksidee als poetisches Object, des Volkes Freuden und Schmerzen, sein Dulden und Zürnen, seinen Glauben oder Unglauben; sie ward politische Poesie, sie rüttelte an den Pforten der Paläste wie der Kirchen; sie that des armen Mannes Thür auf und zeigte ihm unter dem Lichte des Rechts, das ihm zustünde, und des Unrechts, das er leide, die Kraft seiner Fäuste; oder sie ward Dorfgeschichte, stellte seine Tugend und Unverdorbenheit in Contrast mit der Verderbniß der höheren Regionen, oder zeichnete seine Verdorbenheit als das schreiende Resultat seiner Bedrückung, das Rache fordere; sie ward Satire oder Weltschmerz, der im eigenen Subject den Repräsentanten des Productes von Zuständen besang, aus denen man in die Steppe oder hinter die Pistole flüchtet.

Brauchen wir es erst zu sagen, daß wir in diesen Erscheinungen die Uhland, die Platen, Heine, Lenau, Grün, Freiligrath, Auerbach, Bitzius, Dingelstedt, Herwegh und ihre Genossen erkennen?

Noch weiter: das Volk mit seinen Schicksalen und Leistungen sollte bis in die Specialitäten hinaus begriffen und poetisch verwerthet werden; wie die Dampfmaschine die Welt geweitet, die Wege vermannichfaltigt, so sollte auch die nachspürende Poesie den Roman, das Drama und das Lied des Handwerks, des Standes erzeugen — und sie that es: „Soll und Haben", Hebbels „Maria Magdalena" und selbst „Der Goldbauer" der Charlotte Birch sind Zeugnisse dafür.

Wer will all diesen Richtungen ihre Berechtigung absprechen, oder behaupten, es sei nicht in all diesen Richtungen verhältnißmäßig Vortreffliches geleistet worden?

Wie aber verhielt und verhält sich die Kritik dazu? Sehr oft, man muß es zugeben, beistimmend, aufmunternd, wegweisend, berichtigend, noch mehr aber unverständig tadelnd oder lobend. Recht hatte sie gewiß immer dann, wenn sie bei allen neueren Erscheinungen auf die classischen Muster zurückwies als auf die Höhenpunkte, an denen das neue poetische Kunstwerk zu messen sei. Aber sie hatte Unrecht und verlangte das Unmögliche, so oft sie verlangte, daß ein ganz moderner Stoff, eine ganz moderne Idee mitten in ihrer Gährung mit classischer Ruhe bewältigt und durchgearbeitet werden sollte. Sehr oft sagte die Kritik: Warum wählt ihr solche Stoffe? Aber das hieß eigentlich doch den Aristophanes fragen, warum er zeitgenössische Gebrechen geißle? Und wenn wir einstweilen die Aristophane nicht haben, so thut die Kritik nochmals Unrecht zu sagen: Schweigt, so lang ihr nicht das Beste zu leisten vermögt.

Es ist von einem Verstorbenen, der das poetische Epigonenthum vertheidigte, gesagt worden, daß dasselbe auch ein Progonenthum sei. Und es versteht sich wohl ganz von selbst, daß es Unsinn wäre, zu verlangen, so lange mit der Production zu warten, bis das Reifste vom Himmel fiele. Zeiten der Umgestaltung, und besonders die Erlösung des Volkes aus den nicht so ganz geringen Ueberresten des Mittelalters, müssen Unruhe bringen, müssen allerhand Element aufwerfen, das die reine poetische Krystallisation hindert, das erst ausgeschieden sein muß, ehe sie classisch werden, ehe sie das Allgemeine im Einzelnen, ehe sie das Wahre aus dem vielen Wahren unbestritten feststellen kann.

Bis der allgemeine geistige Brennpunkt im erneuten Deutschland gefunden sein wird, der alle befriedigt, in dem alle sich wiedererkennen, für dessen Verkündigung man nur poetisches Talent zu haben braucht, um gewiß zu sein, man überzeuge und gewinne, mag noch gute Zeit hingehen. Einstweilen aber sehe das Publicum, und sehe sein Leiter, die Kritik, die poetischen Erweisungen, sofern es wirklich solche sind, doch als Elemente eines in organischer Gährung ringenden, eines nach allgemein volksverständlichem Ausdruck suchenden Geistes einer neuen Zeit an.

Daß die Kritik im großen Ganzen dies nicht gethan hat und nicht thut, das war ihr Unfruchtbares, das war ein Grund des Mißeredits, in dem sie zum großen Theil steht.

Denn wenn sie vom Roman von heute das Ideal von Wilhelm Meisters Lehrjahren verlangt, so sagen wir: Ganz richtig. Nur gebt uns die lebenden Figuren dafür, an die das Publicum glaubt! Oder sie verlangt vom heutigen Drama einen Wallenstein: wieder ganz richtig; aber wo sind Publicum und Theater dazu? Oder sie begehrt von der Lyrik ein Lied wie Goethes Sänger: abermals ganz vortrefflich; aber die Könige, die goldne Ketten für das Lied reichen und die Sänger, die sie ausschlagen?! oder wo wären für ein heute zu dichtendes Lied von der Glocke die treuen, ausharrenden Gesellen, heute, in der socialistisch aufgewühlten Hundstagshitze der Arbeitseinstellungen, wo man statt des Werkhammers das Lied klingen hört: „Du hast mich zu Grunde gerichtet, mein Liebchen, was willst du mehr?"

Diese blasenwerfenden Stoffe müssen erst nieder, ehe für die Poesie wieder Schöpfung in's Klare und Runde im Großen möglich sein wird; aber kämpfen soll sie bis dahin mit den Stoffen, bewältigen im Einzelnen vorerst, was nicht im Ganzen geht. Und die Kritik wird nur so lang ihr Verdammungsurtheil aussprechen über die „politische" Poesie, so lang sie unpoetisch, d. h. als Poesie unmöglich ist, nur so lang über „Tendenz" in der Poesie überhaupt, als die Tendenz nicht eins und dasselbe mit dem poetischen Gedanken an sich ist, der seine Berechtigung hat, er mag behandeln was er will.

Deshalb unerbittlich ehrliche Besehdung allem, was den Namen der Poesie beansprucht, ohne von ihrer Natur zu sein; aber Aufmunterung und Förderung jeder Leistung von selbstgeborner Art, und nicht das kleinliche Verlangen, ein Product aus Goethes Nachfolgerschaft sollte Schillers ethische Hoheit athmen, um ganz einzuschlagen, oder eine Natur nach Schillers Art sei zu verweisen, weil Goethes Plastik allein die echte Poesie sei!

Daß man so thöricht verfahren ist, das könnte an einer und derselben hochstehenden Dichterpersönlichkeit nachgewiesen werden, von der man behaupten darf, sie habe sich mehr als jede von den störenden Einflüssen politischer und socialer Aggression und Reflexion fern gehalten, an Eduard Mörike. Er hat ein Lob erfahren, das ihn ganz nahe zu Goethe emporhob; und in der That ist seine Lyrik von einer so realen Grundhaftigkeit und Schönheit der Formeneinfalt, daß keiner mehr als er an den Altmeister erinnert. Und dennoch — welche Titel hat er von anderer Seite erfahren müssen! „Roß", sogar „unbedeutend", „seicht" (weil er nicht nach Platen geartet ist) hat man ihn genannt, ungefähr mit demselben Recht oder Unrecht, mit welchem dieselbe Feder Uhland einen bloßen „Jugenddichter" genannt hat.

Aber nicht blos die kritischen Blätter üben Kritik; die Theater üben sie in anderer Weise, und wie? Die „Mache", welche sie so sehr in den Vordergrund stellen, ist bei den meisten der Schuld, auf den sie ihre Forderung schreiben, wenn es nicht insgeheim und oft noch mehr persönliche Gunst und Ungunst, oder die Zugkraft der Casse ist. Wer wird sie leugnen, die Nothwendigkeit der Mache? Aber was gilt nur gar zu oft als solche? Die Leichtheit eines Stückes, das Pikante der Scenen und des Scenenwechsels, das Rauschende und Zerstreuende, statt des Vertiefenden. Die ernsten dramatischen Erzeugnisse von heute aber, welch ein Schicksal haben diese? Wir sprechen nicht von allen deutschen Theatern; wir sprechen nur von den meisten derselben. Nach welchen Stücken greifen sie?

Digitized by Google

Es sei dem Verfasser gestattet, aus einem Aufsatz: „Vom deutschen Theater der Gegenwart", den er vor mehr als fünf Jahren in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht hat, hier ein Wort anzuführen, das heute noch mehr wie vor sechsthalb Jahren: „Was den Tiefen der Charakterpsyche, dem innern Entwickeln und Werden der seelischen Motive und der hieraus allein sich würdig aufbauenden Handlung nachgeht, das ignorirt man, das schiebt man als „Lesedrama" beiseite: „Recht hübsch, sehr interessant, Charaktere sehr vertieft, Sprache sehr schön, das Ganze literarisch vortrefflich — aber bedenken Sie, ein ernstes Stück! und unser Publicum!" — Oder man gibt das Stück zwei-, dreimal, gerade oft genug, um zu sehen, wo eigentlich in Stück, Scenerie und Spiel noch zu besseru wäre, um nun erst dem Geiste des Dramas gerecht zu werden, es in's Publicum zu bringen; — nun aber und statt dessen — und hätten die paar Aufführungen dem Dichter und Darsteller noch so viel Beifall eingetragen — begräbt man es in den Staub der Kanzlei, um dem Publicum zu zeigen: „Wir haben eigentlich nur aus Gefälligkeit dem Poeten, weil sein Name zur Ignorirung doch einen zu guten Klang hat, sein Stück gegeben; jetzt aber ab damit und her mit euch Lieblingen von Paris, mit euren pikanten Liebesintriguen, eurem haut-goût von Ehebrüchen und Bankerotten finanzieller und moralischer Art!" Als wäre ein bedeutendes Stück auf ein- und zweimal zu einer gerundeten Darstellung zu bringen und zu durchschauen! Was muß diese Praxis für eine Wirkung auf das öffentliche Urtheil, das intellectuelle wie das moralische, ausüben? Heißt das nicht der Oberflächlichkeit, der seichten Mache, dem zerstreuenden und demoralisirenden, statt dem erbauenden Geiste den Platz einräumen und die Stätten der Kunst zum niedrigen Belustigungsapparat herunterwürdigen, wo es gälte, den Ruin der Kunst und ihres ganzen Begriffes abzuhalten?"

Und wohl darf der Einsender auch das Wort hier citiren, das im Juli 1868 Friedrich Halm persönlich in Wien zu ihm sprach: „Sie sind zu viel Dichter, Ihre Dramen sind zu poetisch; schreiben Sie einmal ein Stück ohne Poesie, mit Personen ganz vom Wirthstisch, ganz von der Gasse weg, wie sie sind, ohne Erfindung, und ich gebe es alsbald auf der Burg." Er sprach es, ohne daß ich mit einem Wort auf den Wunsch der Aufführung eines meiner Dramen angespielt hätte. Der wohlmeinende und erfahrene Mann hat offenbar damit nicht sagen wollen, daß er gering von der Poesie denke, denn er hat bewiesen, daß er sie selbst besitzt; aber den herrschenden Zeitgeschmack hat er bezeichnen wollen, dasjenige, was jetzt am meisten Aussicht auf Erfolg habe.

Und nun die Kritik in Journalen wieder berührt ist, noch ein Wort meiner innersten Ueberzeugung. Ein namhafter Kritiker spricht der Dorfgeschichte die Berechtigung eines Platzes auf dem Parnaß ab und wünscht als ihr Symbol eine „Lederhose" aufgehängt zu sehen. Ich muß ihn doch ernstlich fragen, woher denn die höheren Regionen, auch die, in welcher die Dichter und Helden wachsen, ihre Rekrutirung und Verjüngung empfangen sollen als aus dem Volke, das die Erdscholle baut? Und ist es denn nun beschämend oder uninteressant, diesem Volk, dessen Buts wir alle selbst sind, genauer nachzusehen, es zu begreifen, Natur bei ihm zu lernen? Und wo wertheten sich die Funde, die wir so machten, wohl besser aus, als in der poetischen Wiedergabe eben dieses Volkes. Darum soll man die Gattung der Dorfgeschichte unverkümmert lassen, das muß ich im Namen Immermanns, Auerbachs, Bitzius, Fritz Reuters, Hermann Almers, Melchior Meyrs, Hermann Kurzs, Robert Waldmüllers ꝛc. ꝛc. ernstlich bitten.

Ich habe gesagt: Natur lernen, und zwar auch an der das Volk umgebenden physikalischen Welt, so daß der poetische Ausdruck, welcher Naturvorgänge im volksgeschäftlichen, im animalischen und vegetabilischen Leben, in Farbe, Klang und Blüthe bezeichnen soll, naturwahr sei. Die Schule, die Bekanntschaft mit großen poetischen Vorbildern thut es nicht allein; der nachkommende Poet muß selbst sehen, selbst hören, selbst mitleben lernen und wo sollte er das ursprünglicher haben können als am Leib und Leben der Natur, die auch für die Vorgänge im Menschenleben das rechte Sehen und Hören lehrt, den rechten Ausdruck verleiht.

Hieran aber fehlt es der neueren Poesie zu recht großem, zu sehr großem Theil, und der Kritik, die auf diesen Mangel hinzuweisen hätte, auch. Hundertmal ist man zu den Ausdruck bewogen: Der Gedanke, die Empfindung wäre ganz schön und lobenswerth; aber ist der Ausdruck auch naturwahr, und kann deßhalb das Gedicht vollwichtig wirken und überzeugen? Und die Antwort wird ebenso oft lauten: Es ist nicht mehr Korn, sondern abgezogener Spiritus, nicht mehr Fleisch und Blut, sondern Gespenst. Ein gesunder Zug von Realismus, eine möglichst persönliche Benennung von Dingen, von Form, Bewegung, Klang, Thätigkeit, eine knappe Einfassung in den specifisch treffendsten Titel der Erscheinung thut der Poesie zu ihrer Verjüngung so noth, als neue Ideen und Erlebnisse. Es ist nicht ausreichend, wenn ich poetisch überzeugend eindringen will, den ungefähren Ausdruck für ein Natursein oder Geschehen zu wählen; der ganz bestimmte, der eben dieses Sein und Geschehen und nicht ein anderes wiedergibt, nicht eine andere Stimmung wecken kann als die, die ich erzeugen will, der muß es sein und der muß wirken. Ein „Entspringen" ist jedes Geborenwerden, aber ich werde nicht jedes mit diesem Wort bezeichnen, weil jedes andere seine andere Kennzeichnung verlangt. Jede Klangwirkung ist ein Hören; aber es ist matt und wirkungslos, die Allgemeinbezeichnung für Laute zu gebrauchen, deren ganz bestimmt unterscheidene Art ganz specieller Namengebung bedarf. Und wie oft geschieht es doch, daß der poetische Eindruck eben dadurch verloren geht, daß der Ausdruck augenblicklich verräth, daß dem Worte das vorausgehende richtige Unterscheiden des Gehörten gemangelt hat, und demzufolge das treffende Wort.

Und wie oft beweisen Zusammenstellungen, wie sehr es am richtigen Sehen und Hören gefehlt hat! Denn es bleibt doch wohl ein Fehler (in Poesie und Malerei, wie in der Kritik, die darauf nicht ein Hauptgewicht ihrer Beurtheilung legt), Vorgänge, Gegenstände (wie Blumen und Vögel mit ihrem Erscheinen und Singen), in Gruppen bringen, zu einheitlicher Wirkung verbinden zu wollen, wenn sie der Zeit wie dem Ort nach einander absolut fern liegen. So wenig als in einen Strauß von Aehren Maiblumen gehören, so wenig darf der Gesang der Nachtigall zum Schmetterlich klingen.

Daß damit nicht gesagt sein soll, die Vermeidung solcher Verstöße mache schon die poetische Wahrheit, versteht sich von selbst. Man kann einen schönen Septembertag ganz richtig mit Ausdrücken belegen, wie „golden", „klar", „ruhig", „bestimmt", während seine eigenthümliche Seelenhaftigkeit für das poetische Bedürfniß damit nur berührt, nicht erfüllt ist, weil den Ausdrücken die Symbolik der Persönlichkeit fehlt; aber man wird anfangen, wirklich poetische Wahrheit zu empfinden, wenn aus jenen Eigenschaftbezeichnungen des „Goldnen", „Klaren", „Ruhigen", „Bestimmten" sich ein „männlicher" Septembertag herauskrystallisirt hat.

Das hiefür nöthige Sensorium, die treffende Spürkraft bildet sich natürlich nicht an Goethes Faust oder Fischer, nicht an Schillers Räubern oder Taucher allein; lernt sich überhaupt nur, wenn man die angeborne „Witterung" hat. Die ganze Liebe zur Natur und ihrer Wahrheit, die innerste Versenkung in ihren Haushalt muß den dichterischen Impuls wecken; die Symbolik ihrer eigenen Genesis gilt es zu erhorchen und zu erschauen, wenn der poetischen Idee der lebensfähige Leib um- und anwachsen soll.

Und dies ist nicht etwa blos für die sogenannte Naturpoesie, es ist für die Dichtung überhaupt wahr; der Held des Dramas, des Epos, des Romans, wie derjenige, zu dem sich der Poet in der reinen lyrischen Stimmung selbst macht, alle sind gleichsehr darauf hingewiesen, das Ursprünglichste zu sagen; und das Ursprünglichste für sie ist die unmittelbare Naturtreue, die poetische natürlich.

Digitized by Google

Der Verfasser ist sich vollkommen bewußt, hier nichts neues gesagt zu haben; aber das Nothwendige wiederholt sagen, ist auch Aufgabe, und nothwendig für die heutige Poesie wäre tiefere Einkehr in Natur und Naturlichkeit schon darum, weil die geselligen Verhältnisse und mehr und mehr von ihrer Einfachheit und Kraft zu entfernen drohen.

Wird sich namentlich die Kritik vornehmen, weniger nach der Schablone der althergebrachten und hinkenden Bezeichnung: „schillerisch", „goethisch", „subjectiv", „objectiv", „Kunstdichtung", „Naturpoesie", oder gar nach Schätzung der Salonfähigkeit oder Nichtfähigkeit der poetischen Erzeugnisse zu verfahren und zu classificiren, sondern mehr nach ihrer Naturtreue zu fragen, so wird sie Uebergriffe der Derbheit vielleicht, wohl viel öfter Unzulänglichkeit, aber auch manche Echtheit ohne phraseologischen Aufwand hervorzuheben haben; sie wird, was an einem Dichter ist oder nicht ist, viel tiefer an seinem Wesen oder Unwesen fassen, viel reiner der Poesie und ihrem Begriff auf den Grund kommen und mit viel überzeugenderen Gründen den Weg zum Parnaß weisen oder verweisen.

J. G. Fischer.

Für Straßburg.

Ein Grundzug des deutschen Wesens in Mühsal und Unglück ist Ausdauer und Unbeugsamkeit, ist die sprüchwörtliche „deutsche Geduld"; daneben aber steht gar wirksam ein gutes Erbtheil von Laune, Witz und frischem scharfem Spott. Diese Mitgift der Mutter hat sich in allen schweren Zeiten kundgegeben, und deren sind bekanntermaßen viele gewesen. Wer kennt nicht wenigstens oberflächlich den vollen Strom der Satire, welcher sich vom 15. bis auf das 16. Jahrhundert über das verfaulte verfallene römische Kirchenthum ergoß? Freilich war dieses — vom Christenthum durchaus und sozusagen in der Wurzel verschieden — dem deutschen Herzen und dem deutschen Verstande niemals gerecht; der Widerstand gegen diese Knechtschaft im Geiste ist so alt als die Versuche, großentheils Versuche der Gewalt, dasselbe unter den Deutschen einzuführen; und waren denn die ersten deutschen Christen, die Stämme der Gothen, der Longobarden, der Burgunder u. a. nicht Arianer durch und durch, d. h. Bekenner einer freieren, dem römisch-abendländischen Glaubenszwang entgegenstrebenden Kirchenlehre? Noch bis zur Stunde hat kein katholischer Fürst und König den Ostgothen Theodorich an Milde, Duldsamkeit und Gerechtigkeit erreicht, geschweige übertroffen. Hat nicht, als die Karolinger es für klug fanden, den römischen Bischof zu unterstützen, alsbald der angeborne Geist sein Recht geltend gemacht? stehen nicht schon zur Zeit Gregors VII. die Unitarier in Oberfranken und greift nicht später Walther von der Vogelweide den „Stock von Rom" so echt deutsch und ritterlich an, als dreihundert Jahre nachher Ulrich von Hutten das moderne Babel?

Es wäre lohnend und lehrreich, gewisse Perioden unserer Geschichte nach solch politischen und religiösen Flug- und Denkschriften zu bearbeiten und so die Stimmung des damaligen Geschlechts recht lebhaft vorzuführen. Kaum ist ein Zeitalter in dieser Beziehung reicher und fesselnder, als das Ludwigs XIV., — jenes Königs, welcher für alle Zeit ein großes Beispiel darstellt, wie man nicht regieren soll und darf, — und ihm gegenüber und im Gegensspiel der von Richelieu und Mazarin sicher geübten scheinheiligen Staatskunst das deutsche Reich, aus dem Entsetzen und Jammer des dreißigjährigen Krieges langsam ausathmend, mit der geschwächten Kaisergewalt, den undeutschen, dem Ausland dienenden Theilfürsten, dem rathseligen thatenunfähigen Reichstag, dem immer kleinlicher werdenden Bürgerthum vordem rüstiger Reichsstädte, kurz mit allen seinen Gebrechen und Gebresten.

In jenem Zeitalter war nun auch die „Subjugation" von Straßburg unter das französische Königthum ein trauriger Gegenstand des öffentlichen Gerichts, und die alte berühmte Argentina wurde als Hauptschuldnerin ihres Geschicks fast schonungslos und überall gegeißelt, wie ich schon anderwärts (Allg. Zeit. Beilage 1871. Nr. 10) hervorgehoben habe.

Einige weitere Beweisstücke aus den Handschriften der Münchener Bibliothek mögen auch hierorts nicht unstatthaft erscheinen — (zwei Jahre nach Wiederaufnahme der Stadt im Reich 28. September 1870); nicht als ob eine derartige Bekanntgebung Aergerniß bereiten sollte: nein, der Spiegel der Vergangenheit muß jedem die Wahrheit zeigen und Straßburg soll bald wieder im deutschen Reichstag jene Stelle einnehmen, welche es einstmals in großen nationalen Beziehungen, wie namentlich in jenen zur venetianischen Republik, zu seinem beständigen Ruhme behauptet hat.

Die beiden Stücke, welche hier ganz und in der Schreibweise der Zeit wiedergegeben werden, sind ein „Vater Unser" und „die zehn Gebote"; eine damals beliebte, zugleich auf die religiöse Heuchelei und leeren Formelkram gemünzte Einkleidung.

Cod. germ. mon. 1310. Fol. 146.

Straßburg. Vatter Vnser.

Ach wie schwer seindt leipt die Zeiten
Da verbotten würdt Vnß Teutschen
Vmb Franzosen Lumppen Golt
Zuerweissen, vivat Leopold
Vatter Vnser.

Last Vnß gemaine nit entgelten
Nicht Vnthren schelmen schelten
Da im Herzen wür ertzhennen
Vnd Dich Vnsern Vatter nennen
Der Du biſt.

Daß wür helen mehr als frommen
Glaubt, vnd thraut, sein wür thommen
In so groß Elendt vnd Noth
Daß sey klagt dem höchsten Gott
in dem Himmel.

Doch bey allen Vnsern klagen
Khünden wür ietzt wider sagen,
Daß das schöne Edle Münster,
So von Lutter ware fünster,
geheiliget werde.

Gott woll Vnß sein Genadt verleihen
Daß wür dersſen ohne Scheuhen
Dich Leopold wider Herrn nennen
Vnd mit Mundt vnd Herz bekennen,
Dein Nam.

Ach Gott thue Dich erbarmen
Vnd erlöß doch Vnd armen
Auß des Franzosen Dienſtbarkheit,
Vnd des Adlers Mühdigkheit
Zuhomme Vnß.

Wür wünschen allesamb ainhöllig
Daß es mecht Gott sein geföllig
Vnd wir khändten, wie vorhin
Khomen widerumb in
Dein Reich.

Gwiß wolten wür threu verbleiben
Vnd nit laßen von dir treiben,
Auch beſteißen jeder Zeit
Daß nach aller Möglichkheit
Dein Will geſchehe.

Der verzehten Miſſethatt
So begangen Unser Rath
Vmb Franzosens Guett und Gelt
Seindt wür vnschuldig vor der Welt
wie im Himmel.

Freylich bildt ihm der Franzos ein,
Khein Mensch thann ihm mehr gleich sein.
Denn alles nach seinem Willen gingt
Vnd nach Begehren hinauß bringt
also auf Erden.

Digitized by Google

O Herr stürz diesen hohen Mueth
Rechne das unschuldig vergoßne Bluet
Thue Buess der grosen Bütt gewehren
Den Khayser zu dem rechten Herrn
gib Buß heunt.

Gib ins Khayjers Handt der Statt Rebellen,
Daß ers mög nach Verdiensten quellen
Bnd wür im Friden khünden genießen,
So wür derzeit entrathen müeßen
Vnser täglichs Brodt.

O Leopold, du frommer Fürst,
Gleichwie den Hürsch nach Wasser dürst,
Also verlangt Buß deine Genad,
Verzeih Buß die Mißethatt
Bnd vergibe Buß.

Dann Gott weiß, daß dieß alles hat (that?)
Der Gott vergeßne halbe Rath
Bnd wür darnoem ihein Wortt gewiß,
Daher es nit gewesen ist
Bnßer Schuldt.

Jedoch bey unverschulden Sachen,
Das ganze Reich Buß thuett außlachen,
Will kheiner nit, auß ihnen all,
Sich geben in so Engkikh Fahl
als wür.

Wahr ist das Sprichwordt in der Welt,
Alles verkhaufft man Bnd das Geld
Ehr, Threu, und gueten Nammen darbey,
Die haben wür jetzt alle drey
vergeben.

Hetten wür gläubt Augspurgs Witz
Bröff khnallen laßen Bnser Geschitz,
Das Gelt in Thurn nit so gepvarth
Bnd nit gewesen also hart
Bnsern Schuldigen.

Ach ihr verfluechte Obrigkheit
Hett ihr getrauet nit so weith,
Den Hanen zu der Antwortt geben:
Bhalts Gelt, laß Buß beim Adler leben
Bnd führe Buß nit in Verfuechung.

Zum Khayser wür die Hendt aufrechen:
In dieser Noth laß Buß nit stökhen,
Vergiß Buß die verzehrte *) Schmach
Gedenkh nit der verdienten Rach,
Sondern erlöße Buß.

Dan ohne Hilff ist alles zu spatt,
Zu finden wißen wür kheinen Rath.
Ruch alle Bnßere Bundtsgesöllen
Buß nit mehr khinden vnd helffen wöllen
Von dem Vbel.

Erhalt o Herr des Khayßers Waffen,
Her auf an Buß die Sündt zu straffen
Führe ab von Buß Franzosens Macht
Bnd gib Buß in deß Khayjers Macht
Amen.

Schickh Bnsern Khayser mit Frankhreich
Bnd dem Türckhen Fridt zugleich
Thue auch Bnsern armen Bnderthonen
Mit Hunger vor dem Sterb verschonen.
Das werde wahr
in diesem 1683 Jahr.

Cod. germ. 4052. Fol. 426.

Straßburger 10 Gebott.

1. Du sollst an einen Gott, und den König in Frankreich glauben.
2. Du sollst den Nahmen einer freyen Reichs Stadt nit mehr führen.
3. Gedenke, daß du die Catholische Feyrtäg heiligest.
4. Du sollst einen Französischen Vatter, und eine Teutsche Mutter ehren.
5. Du sollst in deiner Belägerung niemand beleidigen, noch tödten.
6. Du sollst mit der Bibl kein Unkeuschheit treiben.
7. Du sollst keine Kirchen, und geistliche Gütter genießen.
8. Deine Prädicanten sollen im Münster kein falsche Zeugnuß mehr geben.
9. Du sollst dich der Römischen Reichs-Freiheit nit mehr gelüsten lassen.
10. Du sollst nit begehren dein Weib, Kühe, Ochsen, und anderes, dan sie gehören dem König in Frankreich zue.

*) d. i. verübte.

Zweimal findet sich ein „Letzter Reichs-Abschied von der Mutter dem römischen Reich an die enterbte Tochter, nunmehro französische Stadt Straßburg" nebst „Antwort der Stadt Straßburg", jener in 11, diese in 24 zwölfzeiligen, in den geraden Nummern lateinisch gefaßten Strophen. Urlaub und Antwort sind keenig und salzig. Da sie aber auch gedruckt vorliegen, so enthalte ich mich diesmal der Veröffentlichung, mit dem Bemerken, daß der alte fehlerhafte Druck vielfach aus unseren Handschriften gebessert werden könnte. Ein anderes Stück habe ich schon länger Herrn R. Goiche zur Herausgabe übermittelt.

Nicht gebricht es auch an lateinischen Invectiven und Epigrammen auf die Straßburger Katastrophe; dieselben mögen bei anderer Gelegenheit ans Licht treten; ich führe hierorts nur zwei kurze Epigramme an; das eine wegen seiner vorausjagenden sinnfälligen Schärfe:

Limes eram Gallis, nunc pons et janua fio.
Si pergunt Galli nullibi limes erit

das andere weil es zugleich verdeutscht ist und eine Hinweisung auf den Halley'schen Kometen von 1682 enthält

Argentina cicur gallis labente cometa
Sic vos non vobis vellera fertis oves.

Cometen feindt Propheten
Pfui Straßburg zeigts izt an
Weil es ja an errethen
Franzosen unterthan.

München, September 1872. **H. M. Thomas.**

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Wullenweber."

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse.

Eine Novität im königlichen Schauspielhause war diesmal im weitesten Sinne des Wortes eine Neuheit. Seit vollen vier Monaten, seit Mitte Juni ist keine neue dramatische Dichtung über die Bretter der Hofbühne gegangen. Bis Montag, 14. October, mußten wir an der Erinnerung an „Machiavelle" mit dem unvergleichlichen Schlafrock des Fräulein Ziegler zehren.

Aber nicht blos die Seltenheit des uns gebotenen Schauspiels, sicherlich auch, und wohl hauptsächlich das Interesse an dem Verfasser des „Wullenweber" hatte das Haus bei der ersten Vorstellung bis auf den letzten Platz gefüllt. Man durfte von dem Dichter der „Gräfin", der nach einer vierteljahrhundertlangen Thätigkeit als hervorragender Publicist im reifen Alter unter die Dramatiker gegangen und nun eine erstaunliche Fruchtbarkeit zeigt — drei große Trauerspiele von ihm sind bereits gedruckt, und indiscreterweise will ich hinzufügen, daß zwei neue fünfactige Tragödien im Manuscript längst vollendet sind und demnächst ebenfalls erscheinen werden —, man durfte von Heinrich Kruse eine originelle, auf eigenem Boden erwachsene Arbeit erwarten, die mehr oder minder gelungen sein konnte, aber jedenfalls zur Discussion herausfordern würde; und ein solches Schauspiel läßt sich unser Publicum nicht entgehen. Wenn ich

Digitized by Google

einen der hier noch nicht dargestellten Kruse'schen Dramen zur Aufführung hätte bestimmen sollen, so würde ich mich entschieden für „König Erich“ erklärt haben. Meines Erachtens steht „König Erich“ sowohl an stofflichem Interesse als in der dichterischen Ausführung weit über „Bullenwever“. Aber es ist ja möglich, daß gewichtige Gründe vorhanden waren, welche vorläufig von der Aufführung des „Erich“ absehen ließen; vielleicht glaubte man, daß die im vorigen Jahre erfolgte Aufführung des Koberstein'schen „Erich XIV.“ die Wirkung der Kruse'schen Dichtung, welche den gleichen Stoff behandelt, schädigen würde; vielleicht auch war ein vorsichtiger Lector zur Stelle, der die oberste Leitung ganz gehorsamst darauf aufmerksam machte, daß in dem Kruse'schen Drama etwas ungeniert mit einer geheiligten Majestät umgegangen wird, und daß sogar ein regierender Fürst sich soweit vergißt, mit einer Bürgerlichen, noch dazu der Tochter eines Geächteten der Leibwache, ein zärtliches Verhältniß anzuspinnen und diese Bürgerliche wider alle Regeln der Etikette zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu erheben. Man hat sich für „Bullenwever“ entschieden. Dies Tranerspiel sagt meinem Geschmacke unter den Kruse'schen Dramen am wenigsten zu.

Ich gestehe meine Schwäche, daß ich für die Dramatisirung von stadtgeschichtlichen Episoden nicht besonders inclinire. Die Ereignisse der Gegenwart haben uns vielleicht den Geschmack daran verdorben, haben uns daran gewöhnt, mit größeren Factoren zu rechnen. Die Geschicke eines relativ kleinen Gemeinwesens, so machtvoll dasselbe in der Vergangenheit auch gewesen sein mag, sind nicht recht im Stande uns zu erwärmen.

Um mit unserer vollen Theilnahme den Verwickelungen des Dramas zu folgen, bedürfen wir entweder der großartigen Operation mit den wuchtigen Massen eines starken Reichs oder der Beschränkung auf den engeren Kreis einer kleinen Gesellschaft, auf die Familie, die gar keine geschichtlichen Prätensionen erhebt; das Mittelding ermangelt des dramatischen Reizes. Möglich, daß unsere frivole Zeit, welche stolze Gemeinwesen mit unbarmherziger Faust zertrümmert hat, unsere Apathie ähnlich gearteten Vorfällen auf der Bühne gegenüber verschuldet. Wie alle, die wir den gewaltsamen Untergang der letzten selbstständigen Städte oder deren allmähliches und schweigsames Aufgehen in die große Uniformität des Nordbundes, respective des Deutschen Reichs miterlebt haben, — je nach der politischen Parteiführung mit Begeisterung oder unter fruchtlosen Protesten, aber fast ausnahmslos mit trockenem Auge, — wir können unmöglich eine rechte Theilnahme empfinden für die Unannehmlichkeiten und Bedrängnisse des alten Lübeck. Es ergreift uns nicht, wenn wir hören, daß Dänemark das Recht der Hansa verletzt und die schwer erworbenen Briefe frech zerreißt. All' den Einzelheiten, welche den Lübecker Patrioten des 16. Jahrhunderts mit Begeisterung, mit Zorn, mit Stolz oder mit Scham erfüllen, stehen wir mehr oder minder kühl gegenüber.

Und das ist das Schlimme an dem Bullenwever, daß er nur als Staatsmann vor uns erscheint, daß alle seine Erregungen und Leidenschaften aus der Liebe für sein recht engeres Vaterland entspringen, und daß dies engere Vaterland für ihn die allgemeine Sache ist. Diese Staatsabstracta, die keinem der beiden Geschlechter anzugehören scheinen, sind überhaupt nicht recht dramatisch. So leidenschaftsvoll und künstlerisch Herr Berndal die Rolle gestaltete, wirkliches dramatisches Leben vermochte er aus diesem Grunde ihr nicht einzuflößen. Um zu ergreifen, um zu rühren, muß der Held Sohn, Gatte, Vater, Bruder sein, muß „menschlich fühlen, menschlich handeln“, muß uns, weniger großartigen und weniger entsagenden Naturen, menschlich nahe gebracht werden. Dadurch gewinnt der Sohn der Columnia unsre tiefe Sympathie. Auch Kruse hat das gefühlt; er hat es angedeutet aber nicht genügend ausgeführt. Diejenigen Scenen, in welchen Bullenwever nicht Patriot, sondern Bruder und Freund ist, sind leider die episodischen; gleichwohl werden wir gerade durch diese am meisten gefaßt, und die Unterredungen mit seiner Schwester, besonders aber die herrlichen Scenen mit Marcus Meyer (Schluß des 4. Actes) und dem alten Dinner Dietrich im letzten Aufzuge sind, wenn auch nicht die bedeutendsten, so doch jedenfalls die gelungensten und wirksamsten des ganzen Trauerspiels. Da verstehen wir Bullenwever; da begreifen wir, daß unser Herz für ihn schlagen könnte, wenn ihm etwas Menschliches zustieße, wenn ihm meinetwegen eine Tochter entehrt, ein Weib entführt würde: die Sympathie für seine politischen Gefühle aber wird doch nur auf sehr mangelhafte und künstliche Weise erregt. Der Sundzoll ist kein tragisches Moment; und wir begreifen nicht, weshalb Bullenwever außer sich geräth, weil der Sundzoll nicht erlassen wird.

Im übrigen bekundet das Stück wiederum große dichterische Eigenschaften: es ist trotz aller Mängel das Werk eines kräftigen und selbstständigen poetischen Talentes! Auch hier ist die Sprache kernig, warm und flott, die Verse sind gut gebaut und gewähren durch die eingestreuten Sprüche behaglicher Weisheit eine eigenthümliche Anregung. Oft wird man durch eine seltene Energie im Ausdruck angenehm überrascht, und die Kruse'schen Bilder wirken um so frappanter, als sie fast ohne Ausnahme dem Nachtliegenden entnommen sind. Es ließen sich aus dem „Bullenwever“ eine große Anzahl vortrefflicher Belege dafür anführen.

Außer in der Sprache zeigt sich die bedeutende dichterische Begabung Heinrich Kruses vor allem in der kräftigen Zeichnung der Charaktere. In erster Reihe ist da Marcus Meyer zu nennen, der von Herrn Karlowa überraschend gut gegeben wurde: es ist der Typus des mittelalterlichen Hansaten, eine Faust von Eisen und ein Herz von Gold, mit starker Liebe aber noch stärkerem Stolz, leichtlebig und dabei hoch von hansaitischem Kaufmannssinn angehaucht — denn die Schätze der Frau Lunte lassen ihn nicht ganz ungerührt, — dabei ein hingebender aufopfernder Freund. Je mehr man über den Charakter nachdenkt, desto mehr bewundert man diese dichterische Schöpfung. Es ist schwer, sich unmöglich, ihn mit kargen Worten zu schildern. Bei der Erwähnung der einen Eigenschaft erinnert man sich gleich einer andern widersprechenden, und doch ist der ganze Charakter einheitlich und menschlich wahr.

Weniger originell, aber ergreifend ist der anhänglichste aller Diener Dietrich, von Herrn Pohl einfach und wirkungsvoll dargestellt. Auch die mittelalterliche Lanthippe, Frau Lunte (Fräulein Bergmann), deren Name dem Verfasser die Veranlassung zu einem etwas wohlfeilen Wortwitze bietet:

„Da kommt die Lunte, die Dein Herz entzündet“ —

und der conservative Patricier Brömse (Herr Oberländer), der mir aus der Seele sprach, als er die wohlanstandswerfende Frage an den gestürzten Bürgermeister richtet:

„Könnt Ihr nicht stille sitzen, Bullenwever?“ —

sind treffliche lebenswahre Gestalten. An Lebenswahrheit fehlt es auch nicht der Schwester Bullenwevers und dem Secretär Dr. Oldenborp; aber meinem persönlichen Gefühle stehen sie ferner. Ich habe für Frauen, deren Herz nur treue Schwesterliebe widmet, und die verlangen, daß man von ihnen keine andere Liebe fordern soll, — denn es macht ihnen Schmerz, — kein rechtes Verständniß; und gerade das macht mir den Marcus Meyer so werth, daß er sich nicht wie Toggenburg hinsetzt und hochvergnügt ist, wenn er das Fenster der verschmähenden Geliebten klingen hört. Meta Bullenwever, welche auch reiner schwesterlicher Liebe der Neigung ihres Herzens entsagt, ist mir viel zu verehrungswürdig, als daß ich sie lieb haben könnte. Die Rolle wurde übrigens von Frau Erhartt ausgezeichnet gespielt, ohne alles Pathos, innig und wahr. Ich hebe das besonders hervor, da ich gerade an einigen früheren Leistungen derselben Künstlerin die Weimar'sche Declamation, mit der ich mich nie befreunden werde, zu rügen hatte. Dr. Oldenborp, den Herr Kahle spielte, ist ein Gemisch von Beakenburg und Jago. Der Charakter würde stärker sein, wenn ihn die verschmähte Liebe allein zum Verrath an Bullenwever triebe; daß die gemeine Geldgier als weiteres Motiv hinzukommt, schwächt ihn entschieden ab, namentlich die Geldgier, die noch nach dem Mehr oder Minder der Verlaufssumme fragt.

Eigenthümlich ist in diesem Drama Karl V. aufgefaßt — alt und gebrechlich im kräftigsten Mannesalter, der anticipirte Pilgrim von St. Just. Diese dichterische Auffassung hat den Darsteller, Herrn Winzer, zu einem ziemlich starken Versehen veranlaßt: er stellte den jungen Kaiser als Greis dar. Außerdem ist es eine Eigenthümlichkeit dieses Schauspielers, daß er, je höher er in der theatralischen Dignität steigt, desto undeutlicher spricht. Als König Ludwig in „Macchiavella“ flüsterte er nur, als Kaiser Karl im „Bullenwever“ markirte er laum. Zu den gelungenen Charakterköpfen ist ferner der übermüthige Patricier Lambert von Dahlen (Herr Dehnike) zu zählen. Die Herren von Holstein, Braunschweig und Oldenburg sind nur flüchtig aber gut skizzirt; sie wurden leider weniger gut gegeben. Der Hofsteiner (Herr Goritz) sprach viel zu schön, der Braunschweiger (Herr Thomas) bei allem Kraftaufwande zu unverständlich und der Oldenburger (Herr Dahn) hatte die eigenthümliche Angewohnheit, wenn er das Wort an eine rechts stehende Person richtete, den Kopf nach links zu drehen. Das mag in Oldenburg wohl vorkommen, aber es ist nicht hübsch.

Digitized by Google

Die beiden Geistlichen, Campeggio, den Herr Krause ganz vorzüglich gab und der Bischof von Lübeck (Herr Bost) veranschaulichten gewissermaßen die beiden Strömungen innerhalb des katholischen Episcopats, die sich in neuerer Zeit noch schärfer geschieden haben und für welche die Gegenwart anschauliche Parallelen aufstellen kann: der streitbare Agitator Campeggio ist ein Ketteler des 16. Jahrhunderts, wie der Bischof von Lübeck, selben oppositionelle Velleitäten gegen Rom schließlich mit dem Gewissen einschlafen, und der weniger aus Heuchelei als aus Schwäche mit Tartuffe sagt:

„il est avec le ciel des accommodements —"

in Hefele von Rottenburg sein Seitenstück hat.

Wie man sieht, sind all' die zahlreichen Figuren, welche Kruse für sein Drama verwendet, in der Charakteristik angelegt und fesselnd: es sind Gestalten aus Fleisch und Knochen, wie sie in solcher Fülle und Verschiedenartigkeit nur ein wahrer Dichter zu schaffen weiß. Aber, so hoch die poetische Begabung Kruses im Allgemeinen zu stellen ist, so berechtigte Einwände lassen sich gegen den Dramatiker im Speciellen erheben. In der Technik des Dramas hat Kruse noch mancherlei zu lernen. Es überkommt einen das Gefühl des Verdrusses und des Bedauerns, wenn man nach Frankreich hinüberblickt, wenn man sieht, wie dort Leute, die als Dichter nicht werth sind, Kruse die Schuhriemen zu lösen, blos durch die Beherrschung der dramatischen Technik Stücke aufzuimmern von einer großartigen theatralischen Wirkung. Hätte doch Kruse nur einen Bruchtheil von der französischen Fertigkeit in der Mache! Aber darauf scheint er gar keinen Werth zu legen; er glaubt, der innere Gehalt der Dichtung sei hinreichend und auch für die Neugierlichkeiten sei nicht viel zu geben. Das ist ein Irrthum, denn die Bühne wirkt wesentlich durch das Neugierliche. Die Schönheit der Dichtung kann das Interesse erregen; wenn der Dichter Glück hat, kann sie es auch auf der Höhe erhalten. Aber die Steigerung des Interesses, die Grundbedingung jedes soliden Theatererfolgs, ist nur durch die Steigerung der Handlung zu erzielen, und man hat Unrecht, das etwas wegwerfend als einfache „Mache" zu bezeichnen. Die Technik des Dramas gibt darüber allerdings Anweisungen; wer aber diese Anweisungen zu befolgen im Stande sein soll, bedarf dazu einer besonderen dichterischen Qualität; und gerade diese ist es, welche den Dramatiker ausmacht. Die Franzosen besitzen gewöhnlich nur diese, und das hat die Veranlassung zu dem gegen sie erhobenen Vorwurfe gegeben, daß sie blos geschickte „Macher" seien. Wir Deutschen besitzen dagegen alle möglichen andern poetischen Specialitäten, gerade diese aber nicht. So haben wir auch in Kruse einen ausgezeichneten Dichter von Dramen, aber keinen Theaterdichter. Sein „Wullenwever" ist kein historisches Drama, sondern dramatisirte Historie. Die Handlung schreitet auf demselben Niveau fort und endet in dem Augenblick, da es dem unerforschlichen Rathschlusse des Dichters gefällt, den Helden vom Leben abzuberufen. Die aufsteigende Richtung, welche zu dem Höhepunkt führt, der den Sturz und den Untergang des Helden bedingt, ist nicht wahrzunehmen. Die französischen Dramatiker verstehen es, nicht nur die Handlung im Großen und Ganzen zum Culminationspunkt hinaufzuführen und in retardirender Senkung zum Ausgang herabzuleiten, — sie beobachten das Gesetz der Ascension und Descension für jeden Act, ja für jede Scene, und die Wirkung, die sie damit erzielen, ist bekannt. — Im Schauspielerjargon heißt es: die Franzosen können „Aufschläge" und „Abgänge" machen. In dieser Kunst ist Kruse noch Novize. Fast gestiffentlich verdirbt er sich die Wirkung am Ende der Scenen.

„Wullenwever" krankt aber auch an einem inneren Uebel. Während der ersten vier Acte erweckt der Dichter unser Interesse für seinen Helden ausschließlich als Staatsmann und Lübecker Patrioten; von seinem Glauben ist nur ganz nebenbei die Rede, und sein Zuschauer hat eine Ahnung davon, daß der Held als protestantischer Märtyrer untergehen werde. Wullenwever interessirt uns nur in soweit, als er mit den Patriciern und Dänen im Hader liegt; der Glaubensmann ist uns während der ersten vier Acte ganz gleichgiltig. Und doch soll gerade der Tod des gläubigen Protestanten im letzten Acte uns rühren und erschüttern. Dazu fehlen alle Voraussetzungen.

Bei der Darstellung wirkte der Ortswechsel in Lübeck, Brüssel, Braunschweig u. s. w. vor allem deshalb abkühlend, weil beim Beginn der respectiven Verhandlungen in dem Dialog die Angaben über den neuen Ort der Handlung fehlen; der Zuschauer kann sich nicht gleich orientiren und erst nach geraumer Zeit erfährt er, daß er der Dichtung auf einen Schauplatz folgen mußte, der seiner Vorstellung ganz fern lag. Dadurch wird vieles unverständlich. Einige orientirende Zusätze wären entschieden bei jedem Scenenwechsel anzurathen.

Das Stück war gut in Scene gesetzt; die Striche schienen mir, so weit ich es zu verfolgen im Stande war, im allgemeinen glücklich angebracht zu sein. Auch die Umstellung des dritten und vierten Auftritts im dritten Aufzug und die Beseitigung der letzten Verwandlung im Schlußacte erschienen vom Bühnenstandpunkt aus völlig gerechtfertigt. Die Volksmassen dagegen ließen viel zu wünschen übrig. Der begeisterte Ruf „Krieg! Krieg!" hätte Dänemark beruhigen müssen.

Paul Lindau.

Offene Briefe und Antworten.

Herrn Dr. H. S. Oppenheim in Berlin.

Ist Ihnen in den letzten Nummern der „Gegenwart" nichts aufgefallen? Gewiß, Sie haben gleich mir mit Verwunderung entdeckt, wie Hans Hopfens Theater-Reformator auf ein Haar Ihren Katheder-socialisten gleicht! Ich sage „Ihren", denn nicht blos haben Sie die Katheder-socialisten genannt, sondern Sie haben sie ernannt. Sie haben sie in's Leben gerufen, und ohne Ihre Entdeckung hätten jene sich selbst nicht einmal entdeckt, geschweige daß sie vom Publicum entdeckt worden wären. Ja, verehrtester Dr. Oppenheim: wenn der Eisenacher Congreß, obwohl er momentan bei Besetzung des Schadens sich entschloß, vorerst die Lösung der socialen Frage zu vertagen, später dennoch unter der Hand sich dazu entschließen sollte, so gebührt Ihnen das ehrene Denkmal neben der Wartburg. Aber das wollte ich eigentlich gar nicht sagen, sondern die Harmonie zwischen besagtem Herrn Köberle einer- und Ihren Professoren anderseits anstaunen. Köberle ist offenbar der Wagner-Brentano-Schönberg u. s. w. des Theaters. Oder vergleichen Sie:

Die Katheder-socialisten halten ihren Einzug auf ihrem Beruf: die Verkehrswelt zu versittlichen, und die Ethik ist ihr drittes Wort, wie überall, wo das Bewußte fehlt.

Herr Köberle gebraucht nicht minder Ethik und stellt auch die ganze Theaterwiedergeburt auf seine sittliche Mission, mit der entsprechenden Klarheit.

Auch Herr Köberle findet, wie Ihr Socialschulmeister, das Unglück in der freien Concurrenz.

Nicht minder stimmen beide Theile darin überein, daß die großen Städte vom Uebel sind und daß es früher viel schöner war, als in der heutigen „depravirten" Welt (Officiell autoristirter Ausdruck). Endlich — und das ist die Hauptsache: „helfen kann allein der Staat!" Der Staat als der Groß- und Ober-Moralist muß Regisseur der Schaubühne wie der Webstühle werden, die Gesellen wie die ersten Liebhaber aufpäppeln und stempeln und vertheilen. So setzen große Entdeckungen in der Culturgeschichte nie allein! In demselben Augenblick, wo die officielle Sittlichkeit den Gewinn der Actionäre zu regulirten übernimmt, fällt ihr auch die Rollenvertheilung im Lustspiele zu.

Welch' eine divina comedia!

Gewiß über's Jahr wird auch Herr Köberle Na—thajmer genug gefunden haben, um sein Congreßchen zu berufen; der Telegraph wird urbi et orbi verkünden, welche erstaunlichen Entdeckungen in der Einleitungsrede und in allen, allen folgenden Reden zu Tage gekommen sind, für die nöthigen Taxe wird gesorgt werden; und der Staat, gestern noch das dumme Thier, das von all diesen Congreßerleuchtigen keine Ahnung hatte, wird am folgenden Tag von Weisheit triefen, sofern er nur, wie uns — natürlich aus den uninteressirtesten Quellen — die Zeitung berichtet, sich mit der größten Spannung alle Viertelstunde die Stenographirte der Verhandlungen zu verschaffen gewußt hat.

Nun bitte ich gehorsamst den lieben, allmächtigen, allweisen, allgütigen Vater Staat: ein einzigest Paragraphchen! in's Handelsgesetzbuch oder in das Gewerbegesetz, aus welchem ich ersehen kann, wie die Sittlichkeit praktisch verzapft werden soll, ein einziges!

Herr Köberle soll an seine Unterthanen in Karlsruhe die entsprechenden Regulative bereits erlassen haben. Bitten Sie Hans Hopfen, uns darüber zu berichten.

Mit staatlich autoristrten Gefühlen Ihr ergebenster
Simplicissimus.

Digitized by Google

Notizen.

Die Stille der politischen Ferien, die uns so wohl gethan, wird je mehr und mehr von der Woge bedeutsamer Ereignisse durchbrochen. In Frankreich wurde Prinz Napoleon ausgewiesen, ein Ereigniß, dessen tragisches Moment jeden, der nicht in dem Gewirr des Tages sein besseres Selbst verloren, tief ergreifen mußte. Der rothe Prinz hatte uns stets ein besonders lebhaftes Interesse eingeflößt. Zwar ist er niemals ein Held gewesen, eher das Gegentheil. Von der Belagerung von Sebastopol her ist sein persönlicher Muth in zweifelhafter Erinnerung geblieben. Er entschuldigte sein plötzliches Weggehen mit einem Anfall von Cholerine, und die boshaften Pariser drückten ihre Theilnahme für dieses Mißgeschick in dem Calembourg aus: il a été au siége de Sébastopol! Dann hat er die Jahre über gegen seinen gekrönten Vetter intriguirt und conspirirt, doch stets mehr theoretisch, ohne daß er dabei für seine Haut viel riskirte. Napoleon ließ ihn gewähren, er wußte, daß ihm der geistreiche aber haltlose Mann niemals gefährlich werden könnte. Er benutzte ihn sogar als demokratisches Aushängeschild, um die polnische, die italienische Emigration bei guter Laune und das französische Volk in der Täuschung zu erhalten, daß es von einem selbstgewählten liberalen Parvenu regiert werde. Der Prinz ließ sich das gefallen, hielt von Zeit zu Zeit eine Brandrede, die ihn als hochgesteigerten schlimmen Jacobiner erscheinen ließ, und glaubte am Ende selbst an seinen radicalen Beruf. Daß daneben jeder, der in Frankreich das volksthümliche Regiment ernsthaft anfaßte und eine freie Bewegung wagte, sofort exilirt, deportirt und nöthigenfalls noch gründlicher bei Seite geschafft wurde, that der Fiction des populären Kaiserthums keinen Abbruch. Zuweilen wurde Prinz Jérôme auch zu Missionen ganz eigener Art gebraucht. Nach dem Neuenburger Putsch von 1856 traf er unversehens in Berlin ein und bestellte gewisse Freundlichkeiten St. Majestät des Kaisers an die damals schwache Regierung, die einen Rückzug Preußens in der von vornherein ziemlich ungeschickt und mit allgemeiner Mißbilligung unternommenen Campagne zur Folge hatte. Damals wohnte der Prinz einer Parade unter den Linden bei, ritt an der Fronte der Truppen vorüber, grüßte nach französischer Mode jeden Bataillonschef und überraschte die Zuschauer durch die erstaunliche Aehnlichkeit mit Napoleon I., die durch den kleinen dreieckigen Hut und das etwas aufgedunsene Embonpoint noch frappanter war. Später im Frühjahr 1868 war er wieder in unserer Mitte erschienen; er sondirte wegen Belgiens, das eine Art Zollparlament und eine Militärconvention mit Frankreich bilden sollte, ähnlich wie die süddeutschen Staaten mit Preußen. Die Laufbahn des Prinzen fand endlich einen vorläufigen Abschluß im August 1870 im Lager von Chalons, wo der Kaiser Napoleon in sein Zelt trat und ihn mit einer letzten unfruchtbaren Mission nach Florenz schickte, in Wirklichkeit aber den ehrenwerthen Vetter, der in der geahnten und heranwahenden Katastrophe auf den Einfall kommen konnte, für sich im Trüben fischen zu wollen, mit guter Manier los sein wollte. Seitdem hat sich die Familie nur großentheils dadurch bemerkbar gemacht, daß Prinz Napoleon und seine Schwester Mathilde bei jeder Gelegenheit auf den Exkaiser und noch mehr auf die Jesuitenfreundin Eugenie in allen Tonarten raisonnirten. Man hatte sie trotz der Episode in Corsita, wo der Prinz vor einiger Zeit wieder von sich reden machte, in Wahrheit so gut wie vergessen. Da ließ sich der Prinz mit gewohnter Dreistigkeit in der Nähe von Paris, am Vorabende der Ersatzwahlen zur Nationalversammlung, blicken. Hier erregte ihn das tragische Geschick, daß die Regierung des Herrn Thiers seinen Spaß verstand und ihn nebst seiner Frau zwischen zwei Gensdarmen über die Grenze bringen ließ. Der Sturz der Napoleons von dem tarpejischen Polizeifelsen, wo sie so lange balancirt hatten, wurde so wieder vor die Augen der Mitlebenden gestellt, und unser schmerzliches Beileid kann dadurch nicht vermindert werden, daß der letzte Act des Trauerspiels von einem unwillkürlichen Humor der Weltgeschichte begleitet ist.

* * *

Karl Vogt äußert sich in einem „Rück- und Vorblicke aus dem Uebel“ betitelten Brief an den Herausgeber des Pionier in Boston, Karl Heinzen, über Preußen und seine Stellung im Gegensatz zu den übrigen deutschen Staaten folgendermaßen: „Es ist merkwürdig, wie die Leichtgläubigen immer und immer wieder auf den Leim gehen, wenn man nur nicht müde wird, stets dieselben Schlagworte zu wiederholen. So nannte man in Preußen die Kleinstaaten so hartnäckig die kleinen Raubstaaten, bis endlich der deutsche Michel dort selbst überzeugt war, daß er eigentlich ein heimlicher Straßenräuber sei, und darüber ganz vergaß, daß der einzige thatsächliche und stets zum Ueberfallen des Nachbars gerüstete Raubstaat Europas Preußen und nur Preußen sei. So hat man jetzt das Stichwort „Zuteiligenzstaat“ und wird das den Leuten so lange anbeuteln, bis sie wirklich glauben, Preußen sei das einzige Land auf der ganzen Welt, worin die Zuteiligenz zur Geltung komme und von der Regierung mit Vorliebe gehegt und gepflegt werde.

Der Schulmeister sollte die Schlacht von Sadowa und der Professor die von Sedan gewonnen haben! Geht man aber der Sache auf den Grund, so steht Preußen in allen seinen Unterrichtsanstalten, von der Volksschule bis zur Universität, unter den verschriensten Kleinstaaten Deutschlands, und nicht nur Sachsen, Württemberg, Baden und Hessen, sondern sogar Baiern lassen ihm in Volksschulen, Gymnasien, Realschulen, technischen Anstalten und Universitäten den Rang ab. Preußen, der Zuteiligenzstaat, hat den größten Procentsatz solcher, die nicht lesen und schreiben können, unter seinem Contingente; nicht nur in Posen und der Wasserpolakei, sondern auch in der gepriesenen Rheinprovinz waren bis dahin eine Menge von Volksschulen in den Händen von unwissenden Brüderorden und noch unwissenderen Schulschwestern; die preußischen Seminarien sind wahre Muster von Verdummungsanstalten durch pietistisch-militärische Tüchtigkeit; der classische Gymnasialstaat, den der junge Preuße zur Wanderung durch das Leben erhält, läßt sich an Reichthum des Inhalts und Trefflichkeit der Ausstattung nicht im entferntesten mit demjenigen vergleichen, welcher dem Sachsen oder Schwaben aufgeschnallt wird; man hat es endlich mit Mühe und Noth dazu gebracht, für den ganzen westlichen Theil der Monarchie eine einzige polytechnische Schule in Aachen zu gründen, während jeder nur halb so bevölkerte Kleinstaat schon seit langen Jahren eine solche besitzt. — Und nun von den Universitäten! Leipzig hat Berlin längst überflügelt. München steht der neuen Kaiserstadt an der Spree wenigstens gleich, und seit Göttingen, früher die Rivalin Berlins, unter preußischem Scepter steht, leidet es an unheilbarer Schwindsucht!“

* * *

Lehrbuch der Weltgeschichte für Gymnasien und Realschulen und zum Selbstunterricht von Dr. Ludwig Herch. (Leipzig 1871, Verlag von G. Senfs Buchhandlung.) Es ist dies ein Compendium, welches vor den sonst und bekannten zwei Vorzüge hat: einerseits berücksichtigt es die neueren Forschungen in der Geschichte des Orients, der Griechen und Römer durch Duncker, Grote und Mommsen, andererseits behandelt es ausführlich sowohl die Geschichte des preußischen Staats bis zum Juli 1871 als auch die Literaturgeschichte, wobei zugleich bedeutende geschichtliche Werke noch besonders namhaft gemacht werden. Der Umstand, daß das Buch seit seinem Erscheinen im Jahre 1865 bereits eine dritte Auflage erlebte, spricht dafür, daß es seine Aufgabe erfüllt hat.

* * *

Aus den Tagen unserer Großväter (Berlin 1873, Verlag von Berggold) nennt sich eine Sammlung culturgeschichtlicher Zeit- und Lebensbilder von H. Schenke, deren erster Halbband bis jetzt erschienen ist. Diese Skizzen haben sich das Ziel gesteckt, die unklaren Ideen von der guten alten Zeit ein wenig zu berichtigen, sowohl Licht als Schatten des vorigen Jahrhunderts hervorzuheben und aus dem Vergleich der Gegenwart mit der Vergangenheit zugleich Lehren für die Zukunft zu gewinnen. Wir werden, sobald der zweite Halbband erschienen und das Werk uns vollständig vorliegt, Gelegenheit finden, eingehender zu prüfen, ob der Verfasser sein Ziel erreicht hat.

* * *

Von der Bibliothek ausländischer Klassiker (Hildburghausen 1872, Verlag des Bibliographischen Instituts) liegen uns drei soeben erschienene Bändchen vor, welche Lord Byrons lyrische Gedichte (ausgewählt und übersetzt von Heinrich Stadelmann), Rousseaus ausgewählte Briefe (übersetzt von Wiegand) und Mérimées ausgewählte Novellen (übersetzt von Adolf Laun) enthalten.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlag von **A. Kröner** in **Stuttgart** erschien soeben die erste (Probe-)Nummer einer neuen Zeitschrift, unter dem Titel:

Der Literaturfreund.
Ein Führer für
Bücherliebhaber und Buchhändler.
Herausgegeben von **Edmund Hoefer.**

Vom „Literaturfreund" erscheint monatlich eine ca. 2 Druckbogen starke Nummer, welche ein Verzeichniß der **wichtigeren neuen Erscheinungen der deutschen Literatur** (Fachwissenschaften, politische und religiöse Streitschriften ausgeschlossen), ferner **Rezensionen**, und endlich **kleine literarische Mittheilungen** enthält. Im Anhange finden **Bücheranzeigen** Aufnahme.

Bei der großen Masse der gegenwärtig erscheinenden literarischen Erzeugnisse wird ein solcher Führer Vielen zur Orientirung erwünscht sein. Der geachtete Name des Herausgebers bürgt für die zweckmäßigste und Unparteilichkeit desselben.

Man abonnirt in allen Buchhandlungen pro Semester mit 10 Sgr. — 35 kr. südd. und bei allen Postämtern pro Quartal 5 Sgr. — 17½ kr. südd. Insertionspreis für Bücheranzeigen 2 Sgr. — 7 kr. die gespaltene Petitzeile.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Geschichte
des
Deutschen Landes und Volkes.
Von
A. L. von Rochau.
Zweiter Band.
Preis: 2 Thlr. 20 Sgr.

Complet in 2 Bänden: 4 Thlr. 20 Sgr.

Bei Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Lustspiel.
Ein deutsches Lustspiel mit Prolog von
Leopold Jacoby. — Preis 20 Sgr.
[Obiges Lustspiel gehörte zu den fünfen, die bei der Hamburger Preisskonkurrenz zur engeren Wahl kamen.]

Es werde Licht.
Poesieen von **Leopold Jacoby.** — Berlin 1872. — Preis 12 Sgr.

H. E. Oliven. Berlin, Louisenstr. 45.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin,** Louisenstrasse 37.

Peipers, W., Neue Methode zur schnellen und leichten Erlernung der französischen Sprache. I. Cursus. 8°. geh. 11. Aufl. Preis 15 Sgr.
— — desgl. II. Cursus. 8°. geh. 3. Aufl. Preis 15 Sgr.
— — Nouvelle grammaire française par demandes et par réponses à l'usage des Allemands. geh. Preis 12 Sgr.
— — Grammaire pratique de la langue allemande. cart. Preis 22½ Sgr.

Diese Lehrbücher eignen sich anerkanntermassen vorzüglich zum Schul- und Selbstunterricht, indem sie nach einer leichten, praktischen Methode den Lernenden auf dem kürzesten Wege es ermöglichen, sich in einer der beiden Sprachen auszudrücken. Jede Buchhandlung kann dieselben zur Ansicht vorlegen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Gaea.
Natur und Leben.
Zeitschrift
zur Verbreitung naturwissenschaftlicher und geographischer Kenntnisse, sowie der Fortschritte auf dem Gebiete der gesammten Naturwissenschaften.
Unter Mitwirkung
von Dr. **R. Avé-Lallemant,** Dr. **Ernst Freiherr von Sibra,** Dr. **O. Buchner,** Professor Dr. **Ensmann, H. E. Hoffmann,** Dr. **B. Hoffmann,** Dr. **H. Klencke,** Dr. **Eduard Lucas,** Professor Dr. **Fr. Mohr,** Dr. **Ph. Müller,** Navigationslehrer Dr. **H. Nomberg,** Prof. **Rud. v. Schlagintweit,** Dr. **O. W. Thomé,** Professor **Carl Vogt,** Dr. **A. Weber** u. **A.**
herausgegeben von **Hermann J. Klein.**
1872. Achter Jahrgang. Achtes Heft.

Inhalt des Achten Heftes.
Die Fortschritte der Naturwissenschaft in der neuesten Zeit. Von Hermann J. Klein.
Neue kleine Planeten und der Stand der Bearbeitung der Asteroiden überhaupt.
Der Ursprung der Kometen und Sternschnuppen. Von C. F. Theodor Meidenbauer. (Schluß.)
Ueber die Bedeutung der Wolkenformen für Wind und Wetter.
Die Luftschiffahrt und die bisherigen Versuche zur Construction eines lenkbaren Luftschiffes. Von L. Neumann. Dritter Artikel.
Die Indianer-Reservationen und die Oase in Nebraska.
Astronomischer Kalender für den Monat October 1872. Sonnen-, Mond- und Planeten-Ephemeriden, Constellationen, Verfinsterungen der Jupitersmonde ꝛc. ꝛc.
Neue naturwissenschaftliche Beobachtungen und Entdeckungen.
Die Variationen des Barometerstandes und die Sonnenflecken.
Zusammenhang zwischen Sonnenflecken und Gewitterwolken.
Das secundäre Licht der Venus.
Neue Bestimmung der Geschwindigkeit des Schalles in der Luft.
Ein fossiler Vogel in der Kreide.
Uebereinstimmung der Geschwindigkeit des Schalles in der Luft.
Ein fossiler Vogel in der Kreide.
Ueberbleibsel aus der tertiären Epoche.
Ueber die tägliche Periode des Längenwachsthums der aufrechten Pflanzenstengel.
Ein wiederkehrendes Sehen.
Vermischte Nachrichten.
Ueber die Fortschritte der Entvölkerung Frankreichs.
Der Weinbau in Oregon.

Der achte Jahrgang der „Gaea" erscheint in 12 Heften à 8 Sgr., welche regelmäßig monatlich erscheinen, jedoß 12 Hefte einen Band bilden. Eingelne Hefte werden nur ausnahmsweise und nur zu erhöhtem Preise abgegeben. Im Interesse neu eintretender Abonnenten wird, so lange die dazu bestimmten Vorräthe reichen, Band 1—5 zusammengenommen broschirt für 6 Thlr. 20 Sgr., elegant gebunden für 8 Thlr. 10 Sgr. geliefert. Für die einzelnen, in 10 Heften à 7½ Sgr. erschienenen älteren, Bände bleibt der Preis von 2 Thlr. 15 Sgr. broschirt, 2 Thlr. 25 Sgr. gebunden pro Band bestehen, für den 7. Band à 2 Thlr. 6 Sgr., gebunden à 3 Thlr. 16 Sgr., doch findet bei Completirung des Vorrathes für Abonnenten stets entsprechende Preisermäßigung statt. Einbanddecken werden zu 10 Sgr. geliefert.

Cöln und Leipzig. **Eduard Heinrich Mayer.**

Durch jede in- und ausländische Buch-, Kunst- und Musikalienhandlung, sowie durch jedes Postamt aus dem Verlag von **E. W. Fritzsch** in **Leipzig** zu beziehen:

Musikalisches Wochenblatt.
Organ für Tonkünstler und Musikfreunde.

Wöchentlich eine Nummer von 16 Seiten in Quart.

☞ **Mit Illustrationen und Abonnementsprämien.** ☜

Herausgegeben von **E. W. Fritzsch.**

Abonnements-preis: jährlich 2 Thlr., vierteljährlich 15 Ngr.

Freisinnige und fortschrittliche Tendenz,
tüchtigste Mitarbeiter,
wissenschaftliche Gediegenheit seiner zahlreichen leitenden und belehrenden Aufsätze, Recensionen und biographischen Charakteristiken,
gut gewählites Feuilleton,
Neuheit und grösste Reichhaltigkeit des tagesgeschichtlichen Stoffes (Musikbriefe und Correspondenzen, kürzere Mittheilungen und Notizen, stehende Rubriken für Engagements und Gastspiele, für Kirchenmusik-, Opera- und Novitäten-aufführungen, sowie für Neuigkeiten des Bücher- und Musikalienmarktes, Angaben von offenen Stellen für Musiker, zahlreiche Insertionen künstlerischen und geschäftlichen Inhaltes),
künstlerisch ausgeführte Portraits zu den Biographien,
Facsimiles interessanter Handschriften, sowie Abbildungen monumentaler Gegenstände von allgemein musikalischem Interesse etc.,
billigste Abonnementsberechnung
☞ **jährlich 2 Thlr., vierteljährlich 15 Ngr.** ☜
☞ *bei wöchentlich einer splendid ausgestatteten Nummer von 16 Seiten in Quart* ☜
☞ **und ausserdem noch die Gewährung von Abonnementsprämien** ☜
☞ dem laufenden (3.) Jahrgang wird ein ☜
Humoristisch-satyrischer Kalender für Musiker und Musikfreunde auf das Jahr 1873
☞ beigegeben ☜
lassen das **„Musikalische Wochenblatt"** als die derzeit **reichhaltigste** und **billigste** Musikzeitschrift erscheinen. ☞ Probenummern gratis. ☜

Redaction und Expedition: Lonisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 2. November 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Blumenlese auf der Eisenacher Social-Conferenz. Von H. B. Oppenheim. I. — Ueber Welt- und Staatsweisheit. Ein Vortrag von Eduard Lasker. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Glossen zur Literatur der Gegenwart. Von Johannes Scherr. II. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen: „Die Maler." Lustspiel in drei Aufzügen von Adolf Wilbrandt. Von Paul Lindau. — Offene Briefe und Antworten. „Maria und Magdalena." (Schauspiel in vier Acten; aufgeführt im Wiener Stadttheater.) — Notizen. — Inserate.

Blumenlese auf der Eisenacher Social-Conferenz.*)

Von H. B. Oppenheim.

I.

Als kürzlich ein Berliner Wahlcandidat in üblicher Weise um sein Bekenntniß zur socialen Frage angegangen ward, antwortete er in weiten Umschweifen des Wesentlichen folgendes: „Nur der Staat kann die sociale Frage lösen, übrigens bin ich ein Anhänger von Schulze-Delitzsch!" Der Anstifter des Eisenacher Congresses möge mir es nicht verübeln, wenn ich bei seinem Toast auf den großen Begründer des deutschen Genossenschaftswesens an diese Wahlrede erinnert wurde. Auch unter den Gemäßigteren in Eisenach kam die Wendung häufig vor: „Wir sind nicht für eine directe Intervention des Staates, aber die Selbsthülfe reicht hier nicht aus." Den Heißspornen dagegen hörte man an, daß sie am liebsten eine staatliche Organisation der ganzen Industrie nach einem bestimmten Plane beantragt hätten. Indessen wurde Wasser in ihren Wein gegossen. Jede berathende Versammlung bildet mehr oder weniger eine Vermittlung von Extremen; und wo es sich um praktische Aufgaben handelt, hat im Princip die Vermittlung stets ihre Berechtigung; nur nicht jede Art von Vermittlung: Wahres und Falsches können nicht mit einander vermittelt werden; innere Widersprüche lassen sich nur anstören, nicht vermitteln. —

In Eisenach stellte sich die eigenthümliche Erscheinung dar, daß die eigentlichen Veranstalter des Congresses eine äußerste Linke bildeten, welche regelmäßig überstimmt wurde; das Präsidium selbst stand auf der andern Seite und dämpfte die grellen Farben, welche zuerst auf die Leinwand kamen, möglichst ab. Die Mehrheit huldigte entschieden einem gemäßigten Programm der Freihandelsschule. Auf ein katheder-socialistisches Programm war ja loyalerweise bei den Einladungen niemand eingeschworen worden; auch über „sittliches Pathos" und „ethische Grundlage" ließ sich füglich kein Examen veranstalten. Und so waren wesentlich nur die bekannten und entschiedenen Gegner von freihändlerischer Seite, von der andern Seite die ausgesprochenen, gleichsam die bewaffneten Socialisten fern gehalten worden. Mehr noch, als andere theoretisirende Versammlungen, stand also diese in ihrer Zusammensetzung unter dem Einfluß des Zufälligen. Indessen sollte es mich wundern, wenn die Veranstalter mit dem Ausgange sehr unzufrieden wären; es konnte ihnen gar nichts Besseres begegnen, als in der Minorität zu bleiben. Eine stattliche Anhängerschaft sollte aufgewiesen, der Anspruch auf ein eigenes Programm sollte festgehalten und dennoch die politische Unschädlichkeit bewiesen (verschiedentlichen Angriffen der letzten Zeit gegenüber) behauptet werden. So erklärt sich der augenfällige Gegensatz zwischen den hochfliegenden Reden und den bescheidenen Resolutionen. Weitgehende Anträge wären in dieser Versammlung keinesfalls durchzubringen gewesen, und es war nahe daran, daß man nicht blos in der Wohnungsfrage, sondern auch bei den übrigen Berathungsgegenständen, auf bestimmte Beschlüsse verzichtet hätte. Wie wenig Werth nun auch solche Beschlüsse formloser Versammlungen als allgemeine Willensäußerungen haben mögen, so steht doch fest, daß eine Debatte, welche es nicht einmal zu bestimmten Ergebnissen bringt, als eine verworrene, jedenfalls als eine verfehlte zu betrachten ist.

Die gefaßten Resolutionen enthalten nichts, was unseren theoretischen Ueberzeugungen schroff zuwiderliefe, vielmehr lauter Forderungen, deren praktische Ersprießlichkeit wir von unserem Standpunkte aus ruhig erörtern können. Dagegen verhalten sich viele Aeußerungen der Hauptredner zu diesen Beschlüssen, wie das Kreißen der Berge zu der Geburt einer Maus; nur daß hier, im Widerspruch zu dem lateinischen Sprüchworte, die Berge lächerlicher erschienen, als die Maus. Aber wenn Faust in seiner Enttäuschung sich beklagt, daß ihm ein Traum den Teufel vorgelogen, und daß ein Pudel ihm entsprang, — so hat sich ja doch der Pudel als Teufel entpuppt.

Die Eisenacher Zeitungsberichte waren nicht erschöpfend, aber durchweg wohlwollend. (Wir halten uns an den „Hamburgischen Correspondenten", das officielle Organ der katheder-socialistischen Richtung.) Die Bearbeitung des Referats geschah in einem ausgleichenden Sinn und beseitigte manche scharfen Kanten und Spitzen. Es würde also diesmal besonders schwer sein, das gesprochene und gedruckte Wort später noch einmal auszudeuten.

Professor Schmoller eröffnete die Versammlung mit einer Rede, welche mehr dem herausfordernden Manifeste eines Parteiführers, als der überzeugungsvollen Darstellung eines friedlichen Gelehrten glich. Für die „Reform unserer socialen Verhältnisse", welche hier angebahnt werden sollte, nimmt er zum Ausgangspunkt den „letzten Zwiespalt", der die besitzenden von den besitzlosen Classen trennt, und die Wahrscheinlichkeit einer nahenden „socialen Revolution". Dieser Gefahr gegenüber könne das Princip der Nicht-Intervention des Staates nicht aufrecht erhalten werden. Die Anhänger der deutschen Freihandelsschule freilich seien so verblendet, daß selbst das Genossenschaftswesen von einzelnen scheel angesehen werde, daß die Betheiligung

*) Im Druck verspätet.

Digitized by Google

des Arbeiters am Gewinn als ein Eingriff in den Unternehmergewinn verurtheilt werde.

Was den ersteren dieser Vorwürfe betrifft, so habe ich ihn schon früher einmal zu hören bekommen, aber auf die Frage: Wer damit gemeint sei? niemals eine Antwort erlangen können. Die einzigen Gegner des Genossenschaftswesens in Deutschland stehen Herrn Schmoller näher, als uns; es sind die Männer der Wagener-Dühring'schen Denkschrift und der „Berliner Revue", deren Vertreter ja auch in Eisenach zu Worte kam, wo Schulze-Delitzsch seine Mitwirkung versagte.

Der zweite Vorwurf ist ebenso ungerecht, als der erste. Die Betheiligung des Arbeiters am Geschäfts-Gewinn wurde von der Freihandelsschule — in mehreren bekannten und ausführlichen Besprechungen — keineswegs verurtheilt, sondern nur die Betheiligung des Arbeiters am Geschäfts-Verlust. Wir sind deshalb für Tantièmen und gegen Partnerschaften. Denn nicht der „Eingriff in den Unternehmergewinn" schreckt uns dabei, wie Schmoller aus der Luft greift, sondern die mögliche Abwälzung des Unternehmer-Verlustes auf den Arbeiter. Wer Prince-Smiths ausgezeichnete Abhandlung „Ueber Arbeiter-Actionäre" (in Faucher's Zeitschrift, 1867) oder mein neueres Referat (im „Deutschen Oekonomist", September 1872) gelesen hat, kann hierüber nicht im Zweifel sein. Herr Professor Schmoller hat hier also die Wahrheit der oratorischen Wirkung geopfert.

Ebenso begründet ist der Vorwurf, daß „der Fabrikgesetzgebung jede Berechtigung für deutsche Verhältnisse abgesprochen worden" sei. Man hat sich nur gegen den gesetzlichen Normalarbeitstag ausgesprochen, dessen „Berechtigung" selbst in Eisenach nicht durchzusetzen war. Und was den „Fabrik Inspector" betrifft, so erinnere ich mich allerdings, daß K. Braun in einer geistreichen Darstellung einer solchen bureaukratischen Institution, als deren Einführung von den Feudalen zur Waffe gegen die bürgerliche Industrie und als Schmeichelkost für den Arbeiterstand benutzt und mißbraucht werden sollte, ihre Mißlichkeiten und Bedenklichkeiten zeigte, jedoch ohne damit die ganze Freihandelsschule zu engagiren. Niemand von uns hat etwas gegen eine scharfe Durchführung und sachgemäße Weiterbildung der Fabrikgesetze; aber man kann zweifeln, ob dafür ein neues Polizei-Amt zu schaffen sei.

Auch das ist unrichtig, daß „über Schiedsgerichte und Einigungsämter ein verwerfendes Ketzergericht abgehalten" worden sei. Warum hielt sich der Redner nicht, wenn's ihm in Wahrheit um die Aussicht der deutschen Freihandelsschule zu thun war, an die zu Lübeck gepflogenen Verhandlungen des Volkswirthschaftlichen Congresses von 1871 über diesen Gegenstand?!

Nachdem Professor Schmoller in solcher Weise eine gründliche Anklage auf die andere gehäuft, gipfelte sein Requisitorium in dem Satze, daß „die Partei, die früher im Namen der Menschenrechte die Erlösung der nicht privilegirten Classen von hartem Druck gefordert, jetzt nur noch Sinn und Interesse für den einseitigen Classenstandpunkt der Unternehmer hätte, als ob sie unter volkswirthschaftlicher Freiheit jetzt nur noch Freiheit für die großen Unternehmer und Capitalbesitzer, das Publicum auszubeuten verstände."

Wer seine Einleitungsrede mit solchen Schlag- und Stich-Wörtern spickt, hat sicherlich nicht die Absicht, eine ruhige Debatte vorzubereiten; der geht mehr auf Verhetzen und Berücken, als auf Ueberzeugen und Aufklären seines Auditoriums aus. Wir empfehlen Herrn Schmoller ernsthaft, den Sinn seiner Worte besser zu wägen und nicht seinen Sprachschatz — copia verborum nennt's der Lateiner — aus dem Arsenal der Arbeiter-Clubs zu entlehnen, die er, statt sie zu belehren, in ihren Irrungen bestärkt. Oder ist das „sittliches Pathos", ist das „ethische Grundlage", daß er eine wissenschaftliche Anschauung, die er nicht zu widerlegen vermag, verdreht und verdächtigt?! — Blas er mit seinen herausfordernden Worten eigentlich meint, wurde von friedliceren Anhängern seiner Richtung ungefähr so ausgedrückt, daß die Freihandelsschule sich mehr um die Hervorbringung und Vermehrung, als um die Vertheilung der Güter bekümmere. Die Freihandelsschule wird in der That von der Ansicht geleitet, daß das Mißverhältniß zwischen Capital und Arbeit nicht aus einer zu großen Güter-Menge oder einer zu raschen Vermehrung der Güter entstehe, sondern umgekehrt, daß die Vermehrung der Güter das einzige Mittel sei, sie auch den bisher darbenden Classen zugänglich zu machen. Der Capitalist kann weder sein Capital nutzlos verschließen, wenn es nicht zu Grunde gehen soll, noch kann er den Ertrag desselben allein aufzehren. Um die vermehrten Producte zu verwerthen, muß der Kreis der Consumenten erweitert werden. Die verstärkte Production steigert den Arbeitslohn und setzt den Preis der Waaren herab. Es ist darum die Folge eines unverbrüchlichen Entwicklungsgesetzes der Gesellschaft, daß die Ausbildung der Industrie, ja der Fortschritt der Cultur überhaupt, nicht blos einzelnen Classen zu Gute kommt. Die Freihandels-Schule beschränkt sich, in dieser Richtung das Gemeinwohl zu fördern, und erregt keine trügerischen Erwartungen, als ob jemals die Vertheilung der Güter nach juristisch gerechten Maßstäben durch eine staatliche Organisation zu erreichen wäre. Jede derartige Organisation würde auf den Communismus hinauslaufen, und der Communismus hebt unseres Erachtens die Production selbst auf. Die sociale Frage ist freilich im Sinne ihrer Verkündiger weniger eine Frage des Ansammelns und Vermehrens, als eine Frage des Vertheilens, oder, wie Prince-Smith sagt, eine angebliche „Rechtsfrage, zu deren Lösung nicht langer Fleiß, sondern kurze Macht gehört". Denn, wie friedlich man sich auch anstellen möge, wenn man annimmt oder vorgibt, daß das sociale Elend auf dem Egoismus der Unternehmer oder Capitalisten beruhe, so schürt man die sociale Revolution. Die beliebte Analogie, daß dem großen Bürgerstande heutzutage die Rolle zugefallen sei, welche ehedem der Feudal-Adel gespielt habe, bereitet die Schlußfolgerung vor, daß man auf dieselbe Weise mit dem Bürgerstand fertig werden müsse, wie 1789 mit dem Feudal-Adel; und die Nachkommen des letzteren rächen sich an dem Tiers-état für 1789 dadurch, daß sie die socialistische Verwirrung nach Kräften begünstigen.

Wenn die Führer der Kathedersocialisten sich so gerne auf Männer, wie Roscher, Knies, Bruno Hildebrand, Lorenz Stein berufen, so ist die einfache Frage erlaubt, ob es diesen großen Gelehrten jemals eingefallen sei, an die Leidenschaften zu appelliren und das wissenschaftliche Denken durch unklare Gefühlsausbrüche und pathetische Aufwallungen zu ersetzen? —

Es klingt freilich viel revolutionär, wenn Schmoller an eine „starke Staatsgewalt" appellirt, „welche über den egoistischen Classen-Interessen stehend, die Gesetze gebe, mit gerechter Hand die Verwaltung leite, die Schwachen schütze, die unteren Classen hebe", gleich dem altpreußischen Königthum, das er an dieser Stelle herausbeschwört. Aber wann wären Absolutismus und Revolution jemals dialektische oder historische Gegensätze gewesen? Wenn der aufgeklärte Despotismus an sich schon ein Vorläufer der Revolution ist, wie erst, sobald er sich auch noch aller wirthschaftlichen Interessen bemächtigt?! „Sei der König absolut, wenn er unsern Willen thut!" Die „starke Staatsgewalt", welche Schmoller anruft, muß natürlich auch Schmoller'schen Ansichten huldigen; denn wenn sie zufällig einmal freihändlerisch dächte, wo wäre der Vortheil ihrer Stärke?! Nach Schmoller liegt das ganze Unglück darin, daß man bei unserer industriellen Gesetzgebung, wie bei allen Fortschritten der Arbeitstheilung, allen Neubildungen des Betriebs, der Geschäftseinrichtung, der Arbeitsverträge stets nur fragte: „Wird im Augenblicke dadurch die Production gesteigert?" und nicht die ebenso wichtige Frage stellte: „Welche Wirkung wird dies auf die Menschen haben? Gibt diese neue Organisation den genügenden Anhalt für die Erzeugung der moralischen Factoren?" u. s. w. — Aufrichtig gesagt, ich habe nicht bemerkt, daß im Reichstage bei Berathung der Gewerbeordnung die Frage gestellt worden wäre: „Wird durch diesen Paragraphen im Augenblick die Production gesteigert?"

Digitized by Google

Vielmehr liegen in dieser Gewerbeordnung schon alle die Keime und Anfänge einer schützenden Fabrikgesetzgebung, wie Schmollers Freunde (Brentano und er selbst) sie zu Eisenach beantragten und vorläufig noch nicht mit reifen Ideen zu verbessern vermochten. Der Fabrikant fragt allerdings bei allen Forschritten des Betriebes und der Geschäftseinrichtung zuerst: „Wird dadurch — im Augenblicke oder später — die Production gesteigert?“ Aber das ist seine Pflicht und Schuldigkeit; je mehr er producirt, desto mehr Arbeiter beschäftigt und ernährt er. Wenn er anders urtheilte, wäre er eben nicht Fabrikant.

Uns ist nicht klar geworden, wie Herr Prof. Schmoller sich den ethischen Fabrikbetrieb denkt, zumal er „alle bestehenden Formen der Production“ ausdrücklich anerkennt und sich gegen jeden Umsturz-Gedanken, sowie gegen alle socialistischen Experimente feierlichst verwahrt.

Nur am Schlusse seiner Rede fiel ein Licht auf seine Betrachtungsweise aus folgendem Satze: „Wir verlangen, daß nicht ein sogenannter freier Arbeitsvertrag in Wahrheit zur Ausbeutung des Arbeiters führe, wir verlangen die vollste Freiheit für den Arbeiter, bei Feststellung des Arbeitsvertrages mitzureden, selbst wenn er Ansprüche erheben sollte, die scheinbar mit dem alten Zunftwesen eine gewisse Aehnlichkeit haben.“ — Auch die mildeste Auffassung wird in diesen Sätzen die inneren Widersprüche nicht verkennen; sie sind nur durch Auslegung zu verstehen, wenn man fremdes herbeizieht, das Schmoller gemeint haben kann. Wenn der freie Arbeitsvertrag nach Schmoller nun scheinbar („sogenannt“) frei ist und Schmoller dennoch die Vertragsfreiheit für den Arbeiter verlangt, und zwar blos die Freiheit, „mitzureden“, während das Gesetz ihm doch längst die Freiheit, abzuschließen oder nicht abzuschließen, gewährt hat, so macht der Nachsatz mit seiner Anspielung auf das Zunftwesen die Sache ein klein wenig deutlicher. Die Analogie der Gewerkvereine mit den Zünften wird hier eingeräumt, und für die Arbeiter verlangt, daß sie sich in Gewerkvereinen organisiren und vertreten lassen dürfen. Aber mit der Vertragsfreiheit hat das eigentlich gar nichts zu schaffen; keinenfalls wird der Arbeitsvertrag dadurch für den Arbeiter ein freier Vertrag, wenn er es nicht schon vorher war. Die Strike-Freiheit besteht ja längst, aber alle Gewerkvereine der Welt, deren ja auch schon eine ganze Menge unangefochten besteht, können den Fabrikherrn nicht zwingen, einen höheren Lohn zu leisten, als sein Geschäft aufwirft. Wenn der Arbeitsvertrag an sich ein unfreier ist, — etwa, weil der Arbeiter gezwungen ist, zu arbeiten, um nicht zu verhungern, was aber auch auf die meisten anderen gesellschaftlichen oder wirthschaftlichen Thätigkeiten seine Anwendung fände, — so wird er nicht dadurch freier, daß die Contrahenten einander massenweise, statt vereinzelt entgegentreten. Denn dem Gewerkverein entspricht die Fabrikanten-Vereinigung, welche Herr Schmoller nicht wohl verbieten kann, wenn er es auch möchte. Bisher standen hundert oder tausend Arbeiter einem Arbeitgeber gegenüber; sobald aber, was auf die Länge unvermeidlich, der Gewerkverein die Unternehmer-Verbindung hervorruft, stehen Massen gegen Massen und ist der sociale Frieden in Wirklichkeit stärker gefährdet, als bisher. Solche Organisationen erinnern nicht blos in der Beschränkung der persönlichen Freiheit an das alte Zunftwesen, sondern mehr noch dadurch, daß die darin Herrschenden sich allerdings recht wohl befinden, während die draußen Stehenden um so schwerer leiden. Die Zunft war ihren Mitgliedern gar hold, und bei schmaleren Bevölkerungsschichten wohl angebracht; als aber die Bevölkerung aus dem Zunft- und Gilden-Wesen herauswuchs und die unzünftige Arbeit, erst leidend und unterdrückt, sich allmählich zur großen Industrie entwickelte, da war es mit der Zunft für immer vorbei; die Rückkehr zu ihr wäre eine sonderbare Umkehr.

Viel klarer und logischer, als Herr Prof. Schmoller, drückt sich einer seiner Collegen, Prof. H. von Scheel in Bern, über diese Materie aus. Scheel hat den Muth seiner Meinung und die nöthige Klarheit dazu. In seiner gegen mich gerichteten Kritik (vergl. „Deutsche Warte“, von Dr. Bruno Meyer, zweites Septemberheft 1872) sagt er am Schluß einer Deduction, welche in minder kriegerischer Form mit dem Schmoller'schen Gedankengange eine außerordentliche Aehnlichkeit hat, folgendes: „Der Arbeitsvertrag ist wirthschaftlich, wie juristisch, seinem inneren Wesen nach ein Dienstvertrag.“ „Dieser Dienstvertrag bedarf der Regelung.“ „Sie wird wesentlich darin zu bestehen haben, daß dem Lohnarbeiter durch ein staatlich zu sanctionirendes Dienstrecht eine Lebensstellung geschafft werde, bei welcher er und seine Familie im Interesse der geistigen und materiellen Cultur vor Uebergriffen des Dienstherrn und den verderblichen Wirkungen der von seinem Willen unabhängigen Schwankungen der Production möglichst gesichert ist.“

An die Stelle des freien Lohnvertrages soll demnach ein patriarchalisches Dienstboten-Verhältniß treten, und ein staatliches Lohn-Amt soll die Fürsorge für die materielle und geistige Wohlfahrt der unmündigen Arbeiter Classe so weit übernehmen, daß es die Arbeiter nicht blos gegen die Willkür des Meisters, sondern auch gegen die Folgen der Conjunktur schütze, daß es also unter Umständen den Arbeitgeber nöthige, mehr Arbeitslohn zu bezahlen, als das Geschäft abwirft, oder auch mehr Arbeiter anzustellen, als er zur Zeit beschäftigen kann. Freilich geht Scheels „Dienstrecht“ nicht mit Schmollers und Brentanos Gewerkvereinen zusammen, und die Arbeiter würden sich vermuthlich auch für diese Art der Entmündigung recht schlecht bedanken.

Auf Professor Schmollers Eröffnungsrede folgte Professor Brentanos Referat über Fabrikgesetzgebung. Er schloß sich in allen Grundsätzen (bis auf einen) den Prinzipien der Reichs-Gewerbeordnung an und beantragte durchweg nur unwesentliche Modificationen, oder genauere Ausführungen, über deren Werth oder Unwerth sich nur an der Hand technisch-praktischer Erfahrung und mit reichhaltigem, statistischem Material streiten ließe. Seine einzige radicale Abweichung von den freisinnigen Grundsätzen des Reichsgesetzes besteht darin, daß er das ganze weibliche Geschlecht ohne Alters-Unterschied zu den Unmündigen gerechnet wissen will, welche auch mit ihrem Willen die normale Beschränkung der Arbeitszeit nicht überschreiten dürfen. Dadurch wäre denn mit einem Federzuge und ohne ausdrückliche Erwähnung das weibliche Geschlecht beispielsweise von allen ländlichen und besonders den Ernte-Arbeiten (wo alle Hände unentbehrlich sind) ausgeschlossen. Außerdem wäre eine staatliche cura sexus eingeführt und zwar in einer Zeit, zu deren Signatur das Streben des Weibes nach Selbstständigkeit und gleichberechtigter Thätigkeit gehört. Daß solche Postulate zwar human klingen, in der Wirklichkeit aber mit großer Härte, ja Grausamkeit wirken würden, bedarf seiner weiteren Begründung. Ich will nicht von Frauen reden, welche eine Familie zu ernähren haben; man nehme nur ein ganz naheliegendes Beispiel: Eine Putzmacherin oder Schneiderin hat während der Sommer-Reisezeit nichts zu thun gehabt; im Herbst aber kehren ihre Kunden heim und verlangen Herbst-Toiletten oder Winterkleidchen für die Schulkinder. Um den Bedürfnissen und Anforderungen zu genügen, muß die Arbeiterin, welche vielleicht noch wegen ihrer Miethe in Verlegenheit ist, die elfte und zwölfte Stunde in Anspruch nehmen. Da tritt, halt! der Fabrik-Inspector des Herrn Professor Brentano dazwischen und schickt sie frühzeitig zu Bett. Das ist freilich gesünder, als das Arbeiten bei Licht. Wenn sie aber wegen mangelnder Miethe exmittirt wird, so ist das Schlafen im Freien, im Armenhause oder im Asyl für Obdachlose, wo sich ein solches findet, wiederum nicht gesund. Da muß sich denn freisich Herr Professor Brentano an seine Collegen, welche über die „Wohnungsfrage“ zu referiren haben, wenden, und Herr Geheime-Rath Engel wird die Güte haben, für unkündbare Wohnungen zu sorgen. Wenn nun aber der Hausbesitzer keine Miethe bezieht, wer ernährt den Unglücklichen? Der Staat oder die Commune, welche es vielleicht vorziehen, ihn, nach

Digitized by Google

Herrn Professor Wagners Recept, gleich zu expropriiren. Und so weiter in dem vitiösen Cirkel, dessen Mittelpunkt der omnipotente und unendlich reiche Staat (Professor Schmollers „starke Staatsgewalt") ist. „Ist es auch Unsinn, ist doch drin Methode!"

Die Gesetzgebung ist freisinniger als diese Theorie, und normirt die zeitlichen Beschränkungen blos für das Arbeitenlassen (Unmündiger), nicht für das freiwillige Arbeiten. Mit der Unmündigkeit nimmt es Brentano so genau, daß er die Arbeitsbeschränkungen bis zum vollendeten 21. Jahre ausgedehnt wissen will, also auch auf Jünglinge, die zum Kriegsdienst kräftig genug sind. Dagegen will er die Kinderarbeit schon bei den zehnjährigen (zwei Jahre früher, als die Reichsgesetzgebung beginnen lassen, und außerdem die Hausarbeit wie das kleine Gewerbe unter dieselben Normen stellen. Sein Fabrik-Inspector hätte also in die Hütten und Häuser zu dringen und überall nachzuspüren, ob ein kleiner Knabe nicht Reisig holt, ein kleines Mädchen nicht Rüben schabt!! Seine sonstigen Reformpläne bezogen sich auf Wandbühren und Schreibtafeln in den Werkstätten. Damit soll also die Welt gerettet werden; denn natürlich stand auch am Schluß der Brentano'schen Rede die unvermeidliche Drohung mit der socialen Revolution. Die sociale Revolution bildete überhaupt den Refrain und das Schluß-Couplet all dieser Vorträge! Der Präsident der Versammlung, wahrscheinlich von dem bisher angeschlagenen Ton der Vortragenden benurhigt, schlägt vor, die Brentano'schen Anträge zu discutiren, aber nicht darüber abstimmen zu lassen. Prof. Roscher erklärt sich mit den allgemeinen Sätzen des Referenten einverstanden; die bestimmten Zeitmaße aber seien eine technische Frage, die je nach den speciellen Verhältnissen verschieden beantwortet werden müsse. (Dann blieb freilich von dem Referate nicht viel übrig.)

Natürlich überbot Herr Dr. Max Hirsch den Referenten in radicalen Forderungen: Schulkinder sollen gar nicht zur Arbeit angehalten werden, die Fortbildungsschule solle vier Jahre lang obligatorisch sein. Er erklärt sich auch mit anerkennenswerther Offenheit für die Einmischung des Staates selbst in die Arbeitszeit der Mündigen. Ein Conservativer aus Berlin unterstützt den Gedanken der weiblichen Unmündigkeit; ein reactionärer Berliner will die ganze Arbeit unter beschränkende Gesetze gestellt wissen, macht aber Vorbehalte für die Landwirthschaft. Franz Duncker beantragt, neben manchem Vernünftigeren, eine internationale Regelung der Kinderarbeit und nimmt sich hiermit eines von Schönberg und Wagner ausgesetzten Gedankens stiefväterlich an. (Vgl. meinen „Katheder-Socialismus" Cap. III und V.)

Eine Commission bearbeitete die Resolutionen, welche als das Ergebniß dieser Debatte gelten sollten, und brachte auch ziemlich gemäßigte und sehr allgemein gehaltene Sätze zu Stande, welche im ganzen nur eine Fortbildung der bestehenden Reichsgesetze — nicht etwa enthalten, sondern nur andeutungsweise postuliren, daneben aber „eine wirksamere Ausführung der bestehenden Fabrikgesetzgebung durch ständige Organe des Staates" fordern. Wir denken, es handle sich hierbei mehr um Ueberwachung, als um „Ausführung", haben aber principiell nichts gegen den in diese Phrase eingewickelten Fabrik-Inspector, der ja auch in Schmollers einleitender Rede schon steckte. (In einigen rheinpreußischen Fabrik-Districten gab es Fabrik-Inspectoren, lange bevor der Katheder-Socialismus daraus sein Schibboleth gemacht hat.) Daß der Staat die Ausführung der gesetzlichen Bestimmungen überwachen, ja gewährleisten muß, scheint uns selbstverständlich; die Frage ist nur, ob er sein Einschreiten von Privatklagen oder von polizeilichen Ermittelungen abhängig machen soll. Auch das letztere zugegeben, scheint mir die Creirung einer Specialbehörde noch sehr bedenklich, und nun so weniger in dieser Form geeignet, als ja gerade die Antragsteller des Eisenacher Congresses die den Schulbehuch und die kindliche Gesundheit schützenden Maßregeln nicht blos auf den Fabrikbetrieb eingeschränkt wissen wollen.

Wie dem auch sei, nachdem die Hauptredner die sociale Revolution an die Wand gemalt und Schmoller vom langsamen Hungertode der Arbeiter perorirt, scheinen mir diese Rettungsmittel etwas mager! Jedenfalls wäre die ganze Debatte in dem kleinsten deutschen Landtage sachlicher und präciser geführt worden, als auf diesem Gelehrtencongreß. —

Den zweiten Gegenstand der Tagesordnung: Gewerkvereine, leitete Prof. Schmoller durch sein Referat ein. Redner vertheidigt die Strikes, deren Schädlichkeit man gewöhnlich übertreibe. „Man betone zu sehr, was der direct betheiligte Theil der Arbeiter verliere und nicht genug, was alle anderen gewinnen." Auch erzeugten die Strikes keinen Classenhaß, sondern wechselseitige Achtung! Schmoller will — und wir stimmen darin mit ihm überein — keine strafrechtliche Verfolgung des Contractbruchs. Die juristischen Gründe hierfür sind einfach und liegen schon in den Motiven der deutschen Gewerbeordnung. Da aber die ethische Volkswirthschaftslehre sich nicht mit einfachen juristischen Argumenten genügen lassen kann und es überdies etwas mißlich erscheinen muß, dem Arbeiter gleichsam zum voraus für jeden Contractbruch einen „ethischen" Dispens zu ertheilen, so wird ein Bild entworfen mit starkem Licht und dunklen Schlagschatten, wie die meisten Arbeiter auf Treu und Glauben hielten, die meisten Arbeitgeber aber die „elastischen" Gesetzes- oder Vertrags-Bestimmungen „auf das schlimmste auszubeuten" befliffen seien.*) Diese Classenhetzerei bricht durch alle Schmoller'schen Reden durch.**) Wenn zu unserm Glück Treu und Glauben im Arbeiterstande noch lebendig sind, so ist es wahrlich nicht die Schuld solcher Reden, die geeignet sind, die Begriffe von Vertragstreue zu verwirren. Prof. Schmoller rühmt den Gewerkvereinen nach, daß sie nicht blos Strike-Zwecke verfolgen. Indem er aber auf ihre Invalidencassen u. s. w. hinweist, beantragt er, daß es gestattet sein solle, die Vereinsgelder, die zu anderen Zwecken gesammelt seien, zu Arbeitseinstellungen zu verwenden. — Diese Aeußerung erregte natürlich heftigen Widerspruch und mit Recht hielt ihm selbst Herr Geheime-Rath Engel entgegen, daß die Verwendung von Krankengeldern u. s. w. für fremde Zwecke criminell strafbar sei. Es wäre ja geradezu die Beraubung der Minorität durch die Majorität, es wäre die Plünderung der Bettlägerigen, die Aushungerung der Arbeitsunfähigen, es wäre die widerrechtliche Mißhandlung von Schwachen, Kranken, Invaliden und Greisen.***) Mit solchen Theorieen bestärkt man allerdings den ehrbaren Arbeiterstand nicht in Treu und Glauben.

Schmoller ist der Ansicht, daß das bestehende Recht, wonach jeder Arbeiter seine Mitgliedschaft in einer Hülfscasse nachweisen müsse, aufrecht zu erhalten sei; und wir stimmen ihm hierin bei, wenn seine Voraussetzung richtig ist, daß der

*) Dies ist ganz unrichtig. Der Arbeitgeber ist für jeden Contractbruch leicht zu fassen, der Arbeiter nicht. Die gesetzliche Bestimmung ist auch nicht „elastisch", und die Praxis hat vielfach schon der Verlegenheit abgeholfen durch vertragsmäßiges Bedingen wechselseitiger täglicher Kündigung.

**) Wir wiederholen, daß wir uns an die Berichte der ihm wohlwollenden Zeitungen halten, für die wir auch die mündliche Bestätigung mehrerer Theilnehmer des Congresses von dem unmittelbaren Eindruck seiner Reden haben; wir sind freilich nach vielen ähnlichen Vorgängen gefaßt darauf, in dem sogenannten officiellen Bericht das meiste abgeschwächt zu finden.

***) Das Beispiel der englischen Gewerkvereine ist hier von gar keinem Belang. Bei diesen war die Casse von Anfang an ungeeignet und die Unterstützungszwecke wurden erst später den überwollen Strike-Cassen zugetheilt. Wer aber Geld, das zu friedlichen Unterstützungszwecken gesammelt ist, zur Kriegsführung verwendet, der beraubt den Hülfsbedürftigen völlig wohl ist überdies das Argument, daß der Arbeiter sich schwerer zur Arbeits-Einstellung entschließen würde, wenn er die Invalidencasse riskirt; der Strike wird in der Regel von den Kräftigen und Leichtsinnigen beschlossen und der Recurs auf die Hülfscasse kommt erst später, in der Noth.

Digitized by Google

niedrige Culturstand in vielen Arbeiter-Districten noch solchen Zwang nöthig macht, (was in vielen Industrie-Gegenden nicht mehr der Fall ist). Wenn er aber einerseits das Cassenwesen für obligatorisch erklärt, wie kann er andererseits die Gewerkvereinshülfscassen bei jeder Arbeits-Einstellung auflösen lassen? Diese Theorie enthält also auch einen gewaltigen Widerspruch.

Selbstverständlich beantragt Schmoller nicht blos Schiedsgerichte, sondern auch Einigungsämter (Arbeitskammern, Boards of conciliation and arbitration), aber er vermischt den Unterschied, der zwischen beiden besteht, indem er auch den letzteren gerichtliche Befugnisse und erzwingbare Entscheidungen vindicirt. Das heißt also: das Einigungsamt oder die „Arbeitskammer" soll ein Schiedsgericht sein, welches aber nicht, wie andere Schiedsgerichte, über bloße Rechtsfragen zu entscheiden hat, sondern, sich in die Sphäre des freien Vertragsrechts einmischend, dem Fabrikherrn sagt: „Du mußt zu diesem Preise arbeiten lassen", und dem Arbeiter: „Du mußt zu diesem Preise arbeiten". Wenn Herr Prof. Schmoller mit seinen Worten (Nr. 5 seiner Resolutionen) überhaupt etwas Bestimmtes gemeint hat, so kann er nur dies gemeint haben; vermuthlich hat er es aber gar so schlimm nicht gemeint, sich vielmehr vorgestellt, daß es dazu nur selten oder gar nicht kommen würde, daß die streitenden Parteien sich meistentheils freiwillig einer nach billigen Grundsätzen zusammengesetzten Vergleichsbehörde unterwerfen würden. Allein er müßte wissen, daß man mit fundamentalen Rechtssätzen kein frivoles Spiel treibt, daß ein solches unbedachtes Ueberbieten der Mundella-Kettle'schen Vorschläge unserer ganzen Rechtsanschauung widerspricht, daß kein ehrenhafter und gewissenhafter Industrieller eine solche Einrichtung acceptiren oder ertragen würde.

Nach Schmollers Referat trug Herr Prof. Konstantin Rösler eine brillante humanitäre Symphonie vor, deren Grundthema, wenn wir recht verstanden haben, eine „Innung der Zukunft" bildet, worin nicht die einzelnen Arbeiter, sondern die gesammte Innung die bestellten Arbeiten ausführt und den Ertrag unter die einzelnen Mitglieder nach Art einer Actiengesellschaft verrechnet. Leider hat er versäumt, auch die Arbeitgeber der Zukunft mit derselben Virtuosität in Musik zu setzen. Schulze (Maina) und auch Herr Geh.-Rath Engel führten gegen Schmoller aus, daß der Arbeiter nicht so hülflos dem Arbeitgeber gegenüber stehe, das Verhältniß sei jetzt eher umgekehrt. Engel benutzte die Gelegenheit, vom Actiensystem zu sprechen, um, daran anknüpfend, sein System der industriellen Partnerschaft als Heilmittel zu empfehlen. Nächstens werde, so verkündigt er, wieder ein neuer Versuch damit auf deutschem Boden gemacht werden. Wenn Herr Engel alle fünf Jahre (so lange ist es seit der ersten) eine Partnerschaft ans der Taufe hebt, wie lange wird es wohl dauern, bis der ganze Arbeiterstand aus Actionären besteht? — Aber vielmehr, ohne Scherz gesprochen, wenn das System der Partnerschaft wirklich solche Vortheile bietet, wie kommt es, daß seit Jahrzehnten nur einige wenige Fabriken daraus eingegangen sind?

Als nun in dieser Weise die verschiedensten Gesichtspunkte in der Debatte chaotisch durcheinander wogten, da erhob sich Gneist, um den empörten Wellen ein mildes „Quos ego" sänftigend zuzurufen.

(Schluß folgt.)

Ueber Welt- und Staatsweisheit.

Ein Vortrag
von **Eduard Lasker.**

(Schluß.)

Die Revolution der Independenten befestigte in England die Herrschaft der Gemeinen und das Recht des Widerstandes gegen königliche Willkür. Von Heinrich dem Achten bis zu Carl hatte sich die Alleinherrschaft, erst unter dem Beifall, dann unter dem wachsenden Widerspruch des Volkes ausgebildet. Seit des Protectors Zeiten hat sie nie wieder eine anerkannte Macht erlangt, sondern von da ab galt der König, welcher sich absolutistische Rechte anmaßte, als Verschwörer, bis die zweite Revolution auch die Kraft der Auflehnung für immer brach. Das aus sich selbst schöpfende Recht der Legitimität kehrte mit der legitimen Dynastie nicht zurück, sondern die Quelle der Herrschaft blieb immer die gewollte Staatsordnung. Aber das Haus der Lords erstand sofort, nachdem der Druck des Protectors entfernt war, in seiner früheren Bedeutung, die Aristokratie setzte sich unbestritten in ihre unverminderten Rechte ein und ist seit Jahrhunderten ungestört in dem Besitz, welchen die Revolution der Independenten ihr entrissen hatte. Die gegen beide gerichtete Lehre von dem göttlichen Rechte der Unterthanen konnte sich nur gegen die überwundene Legitimität behaupten, nicht gegen die Aristokratie, welche dem gemeinen Verstande noch nicht anstößig gewesen war.

Die französische Revolution fegte mit einem Hauche die feudale Belastung des Bodens weg, beseitigte für immer die Rechtsungleichheit der Stände, die persönlichen und erblichen Vorrechte der bevorzugten Classen, beseitigte die Erbparlamente, die käuflichen Patente, und stieß unwiderruflich das erbliche Königthum vom Thron. Aber die phantastischen Versuche einer plötzlichen Umbildung des Menschengeschlechts führten zu flüchtigen Erscheinungen, welche den Tag mit vielem Ernst ausfüllten, mit schicksalsreichen Handlungen gepaart waren, bald aber aus den Gemüthern verschwanden. Manche dieser ernst betriebenen Dinge bilden sich in unserer Vorstellung wie Fastnachtsspiele ab. Bis auf die Kleidung erstreckte sich der Mummenschanz. Selbst von manchen berechtigten Unternehmungen solcher Aufgaben, denen die Entwicklung des Menschengeschlechts zustrebt, hatte die Nachwelt keinen Gewinn, weil die Revolution der kommenden Erkenntniß voranelite, sich selbst mit unklaren Begriffen belastete und unbrauchbare Lösungen hinterließ. Nicht ohne empfindlichen Verlust für den ganzen Verband der Völker, welche in gleicher Bildungsarbeit sich befinden, muß das Gewebe jener Zeit vielfach ausgelöst und mancher falsche Faden mühsam entfernt werden. Den größten Schaden trägt das unmittelbar betroffene Frankreich, welches bis auf den heutigen Tag an den unheilvollen Folgen unklarer oder doch nicht aus dem Leben geschöpfter Lehren leidet und doch die Revolution nicht verleugnen kann, weil sie so viele gereifte Wünsche erfüllt, vorbereitete Aufgaben zur Reife gebracht und gelöst hat. Die wunderliche Art der heutigen Franzosen rührt zu einem nicht geringen Theile von der Unsicherheit her, welche die Revolution schuf, indem sie lebensvolle und erkannte Wahrheiten mit erdachten und unklaren Regeln vermischte.

Was ich aus fremden Ländern und früheren Jahrhunderten nur in den größten Umrissen erfassen kann, nehme ich bis in die kleinsten Einzelheiten deutlich an den mitersleben Begebenheiten der eigenen Heimat wahr. Ich habe die Erschütterung von 1848 in voller Empfänglichkeit des auftretenden Jünglings erlebt und mit der bewegten Menge habe ich unter ihrem Gesammteindruck gestanden. Seit zwanzig Jahren verstehe ich zu unterscheiden, was jene Umwälzung begonnen und was sie vollendet, was sie von Dauer geschaffen, nützlich angeregt oder nur vorübergehend aufgeregt hat. Seit damals beobachte ich, wie die Besten der Nation bemüht sind nachzuholen, zu erhalten oder auszuscheiden. Dieselbe Bewegung hat einige Gebiete des öffentlichen Lebens ganz umgewandelt, andere ganz unberührt gelassen, andere in Unruhe und Ungewißheit versetzt. Mit einem Schlage und unwiderruflich vollendete sich die Befreiung des Bodens, die Selbstständigkeit der Richter, das öffentliche Verfahren, die Wahlvertretung des Landes mit der vorbehaltenen Zustimmung zu Gesetzen, Steuern und anderen Staatslasten. Die Privatgerichte der Gutsherren wurden mit einem festen Striche außer Wirksamkeit gesetzt und beseitigt, viele andere Exemtionen wurden ausgehoben und die reactionäre Strömung der folgenden Jahre konnte sie nicht wieder ins Leben rufen, so sehr die einflußreichen Kreise sich

Digitized by Google

darum bemühten. Die Gleichheit der persönlichen Rechte wurde im Großen und Ganzen aufrecht erhalten, obschon in Einzelfällen dieser Grundsatz oft vernachlässigt wurde und noch jetzt angefochten wird. Die Vereinsbildung und ein gewisses Maß der Preßfreiheit behaupteten sich gegen heftige Anfechtung; so weit hatte die literarische Bewegung der vorangegangenen Jahrzehnte den Sinn für das freie Wort gezeitigt. Dagegen wurden ohne großen Kraftaufwand Gewährungen zurückgenommen, bündige Versprechen blieben unerfüllt und großartige Vorschritten ohne jede Anwendung. Als eine schönste Zierde der preußischen Verfassung galt der Satz: die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Bestimmt genug ist die Vorschrift, sie gestattet keine Ausnahme und es ist keine Bedingung ihr hinzugefügt im Stil der Zusätze, welche andere Vorschriften unausführbar machen; dennoch hat die Reaktion das Verhältniß der Obrigkeit zur Wissenschaft und zu ihren Lehren nicht um einen Gedanken verändert. In abgerundeten Sätzen hat das Jahr 1848 die Ansprüche des Systems anerkannt, daß der Staat mit der Kirche sich abfinde, die Leitung und Aufsicht der Religionslehre zwischen Beide getheilt werden. Die großen Grundsätze, welche das System gegeben hatte, wurden als Grundrechte niedergeschrieben, die Ausführung wurde versprochen, zum Theil sogar begonnen, der gute Wille zur gänzlichen Erfüllung war bei der Regierung, der lebhafte Wunsch bei den Religionsgesellschaften vorhanden. Aber fast nach einem Menschenalter erwägen wir noch, wie Staat und Kirche sich auseinandersetzen sollen, und in den jüngsten Tagen haben wir erfahren, daß nicht eine bewußte Reaction uns zurückgehalten, sondern daß das System im Jahre 1848 uns auf Irrwege verlockt hat, daß der abgerundete Satz die vielseitigen Beziehungen zwischen Staat, Kirche und Schule nicht erfaßt.

An den fremden und heimischen Vorgängen habe ich die Regel bestätigt gefunden, daß ihre Wirkungen danach bemessen sind, ob die anscheinend erfüllte Forderung aus dem Leben entsprungen oder in gelehrter Ausbildung ersonnen, ob sie vorher schon bis zur Krisis vorbereitet, oder ob sie noch in den Anfängen des ersten Strebens begriffen war. Wie am beseelten Leibe die Lebenskraft schwer ringt, um den eingedrungenen fremden Körper, welcher die Gesundheit stört, aus dem Organismus auszuscheiden, so im lebensvollen Staate die Kraft der Nation, um das Fremdartige und Unerträgliche aus den Einrichtungen wieder zu entfernen. Selbst an den vorbereiteten Fortschritten läßt die geschichtliche Entwicklung keinen Sprung gelten. Je länger in ruhiger Zeit der Weg bis zur Erfüllung noch gewesen wäre, um so wirksamer wird das Erreichte angefochten; es wird erhalten, so fern die schlende Arbeit mit schwerem Ringen sich ersehen läßt, oder es wird entrissen und muß aufs neue erobert werden.

Heillose Verwirrung haben die Einbrüche unfertiger Gedanken angestiftet. In dem biegsamen Geiste gleichen sich die Gegensätze leicht aus, Widersprüche bleiben unentdeckt oder werden verträglich gemacht; aber will die Idee in die Zustände gestaltend eingreifen, so muß sie vorher von jedem Widerspruch sich gereinigt haben. Bricht sie ungeklärt hervor, so geräth sie bald mit der wirklichen Außenwelt in Zusammenstoß, und je nach den Kräften, welche sie sich dienstbar macht, zerstört sie, was erhaltenswerth ist, oder sie entstellt sich selbst in wunderlichen Erscheinungen. Was in der Schule wie Weisheit klingt, erweist sich an den Thatsachen als Thorheit, und ist erst die Zuversicht geschwunden und der leitende Grundsatz, weil er sich als untauglich erwiesen, aus den Händen gelassen, so drängt sich die Verwirrung in alle Schichten ein, welche von der Bewegung ergriffen werden. Kenntniß der einfachen Dinge fehlt in der unmittelbaren Behandlung des Lebens und die gute Absicht arbeitet gegen sich selbst, weil die Voraussetzung verkannt wird und die mißverständliche Folgerung zum entgegengesetzten Ziel führt. Ein hochbegabtes Nachbarvolk leidet schwer an diesen Irrungen; kaum verstehen die Besten noch Wirkliches von Eingebildetem zu unterscheiden, und wie im Fieber wechselt der Zustand des öffentlichen Lebens zwischen Auflehnung und willenlosem Gehorsam. Ein anderer Nachbarstaat verbringt mühsige Jahre mit abwechselnden und unhaltbaren Versuchen entgegengesetzter Staatsmaximen. Wenn unsere deutsche Heimat, trotz der wiederholten Erschütterungen, das entgegengesetzte Schicksal erfährt, so danken wir es zumeist dem kräftigen Aufschwung des nationalen Geistes. Mit Unlust sehen wir auf fruchtlose Jahre zurück, da wir auf dem Gebiete innerer Gestaltung planlos herumirrten und Mühen verschwendeten. An dem gereiften Gedanken des Nationalstaates haben wir uns aufgerichtet; die in der Erkenntniß des Volkes erhärtete Idee übt ihre unwiderstehliche Gewalt aus. Umsonst haben Staatskünstler und Gelehrte sich bemüht, die Wohlthaten der Zersplitterung an kleinen Vortheilen der Wirksamkeit nachzuweisen; vergeblich haben die Interessen sich aufgelehnt und zu bestehen versucht. Im Volke selbst hatte die nationale Idee den Boden bereitet, jedes Körnchen wurde zum Samen und gedieh. Es gerichte uns zum Segen, daß die beiden großen Kriege die Idee der Nationaleinheit völlig gereift und geklärt antrafen. Der Krieg rüttelt immer die Völker auf. Ist der aufgeregten Kraft kein angemessenes Ziel angewiesen, so artet sie in Nichtigkeiten aus, legt meist zerstörende Keime und im günstigsten Verlauf erschöpft sie sich ohne Ergebnis. Uns aber hat das bewußte Streben nach dem Nationalstaat den richtigen Weg gewiesen und die Kraft wurde verwerthet durch die Ausführung der vorbereiteten That. An dem großen Beispiel eines zielbewußten Strebens und seiner fruchtbaren Verwirklichung treten wir in einen neuen Abschnitt staatlicher Entwicklung ein.

In Wahrheit, wir stehen an einem bedeutenden Wendepunkt und die ersten Erscheinungen erinnern lebhaft an das, was auf dem Gebiete der Naturwissenschaft sich heute vollendet. Auch über den Staat hatte der Gedanke sich in fruchtlose Formeln hineingespielt, und die besten warn, die wechselseitigen Beziehungen des Lebens zu befriedigen, ergaben sich unverwendbaren Theorieen. Jeder Politiker kam mit einem fertigen Plane; ein Verzeichniß mußte die gelüngsten Tagesfragen zusammenstellen und ein Bekenntniß sie erledigen. Es galt für verdächtig, ohne ein erschöpfendes Programm in das öffentliche Leben einzutreten. Jetzt wollen bei weitem die Meisten von einer theoretischen Betrachtung der Dinge nichts wissen. Eine Anzahl altgebildeter Gelehrten hält an der Unübertrefflichkeit der Systeme fest und sieht auf die systemlosen Geschäftsmänner mit vornehmer Geringschätzung herab; eine andere Zahl altgebildeter Politiker verehrt mit religionsartigem Eifer die schroffen Grundsätze und weist mit Verachtung die ausgleichenden Naturen zurück. Doch mit gleicher Verachtung der Grundsätze wird ihnen erwidert, und die altmodische Theorie wird, wie früher die altmodische Philosophie, mit Spott überhäuft. Die allgemeinen Sätze sind in Verruf. Wer an eine gewisse Schlüssigkeit der Gedanken erinnert, ist ein Doctrinär, wer an eine Gleichmäßigkeit des Handelns, ist ein Principienreiter. Keine Vergangenheit und keine Zukunft; handeln wir, ruft der heutige Politiker, wie der Tag es erfordert. Wer sich in schwierigen Umständen zurecht findet, wird anerkannter Führer; wie nach der beseitigten Verlegenheit die Zukunft sich gestalten werde, bleibt außer Frage. Gegenüber der einmal bewährten Kraft verhallt die Kritik, weil der Mangel an Einheit, der Wechsel selbst als Zeugniß der Tüchtigkeit gilt. Ist die Wendung zuträglich und ohne Gefahren? So lange die Nation nur von einem Gedanken getragen wird, schadet keine Einseitigkeit und keine Methode des politischen Handelns. Auf allen Wegen strömt die gesammte Kraft dem einen Gedanken zu und hilft ihn verwirklichen. So in den letzten Jahren der Aufbau des deutschen Nationalstaates. Sobald aber die Aufgaben wieder sich vervielfältigen und die Naturgewalt nicht mehr ausreicht, die versprengten Thätigkeiten nach dem einen Ziele zu lenken, kommt der Werth der Methode wieder in Anschlag. Daher ist jetzt die Frage an der Zeit, ob die Wendung zuträglich und ohne Gefahren sei.

Digitized by Google

Die unmittelbare Gegenwart leidet unter den Nachtheilen des Ueberganges. Nicht ohne Schaden entbehrt man einen lange benutzten Maßstab, bis ein bewährter Ersatz gefunden ist. Während den nützlichen Gelegenheitsmaßregeln gehuldigt wird, geräth die Ethik selbst ins Schwanken. Wenn bisher Ueberzeugungstreue die Probe des tüchtigen Mannes war, so fällt dieses wichtige Erkennungszeichen jetzt weg. Auch die guten Gesinnungen stehen unter der Herrschaft der wandelbaren Nützlichkeit. Der umfassende Geist wendet sich mit einigem Zwang von der Betrachtung des Allgemeinen ab; leicht drängt sich die bewegliche Menge hinzu. Der Eigennutz setzt die Scheidewand niedergerissen, welche ihn von der Gemeinschaft mit den Uneigennützigen ausschloß. Der kleine Sinn bläht sich auf, als ob er, nach dem Gebot der Zeit, in freiwilliger Einschränkung auf den kleineren Gesichtskreis sich zurückzöge. Die Vornehmheit des Geistes wird verdrängt und an ihren Platz rückt die virtuose Geschicklichkeit, welche des Tages Bedürfniß mit einem knappen Tagesvorrath versorgt.

Gewiß sind solche Erscheinungen nicht frei von Besorgniß. Dennoch leben wir in keinem Zustand des Verfalles, sondern der Schritt ist nach vorwärts geneigt. Sehen wir uns nur um, woher wir kommen. Der Nutzen älterer Forschungen war verbraucht, die Schulweisheit hatte keinen Keim der Frucht mehr. In dem heutigen Drange liegt doch der Antrieb zu neuen Schöpfungen. Darum ist Eifer an die Stelle der selbstgenügsamen Abgeschlossenheit getreten, die blos tadelnde Unzufriedenheit wird ersetzt durch arbeitsames Handanlegen, das Niederreißen des Veralteten genügt nicht mehr, sondern wird ergänzt durch den Trieb zur Neubildung. So fruchtbar verändert sind die Motive des Handelns. Den Mangel großer durchdachter Pläne und die Nachtheile dieses Mangels müssen wir tragen, denn wir gewinnen nichts, sondern fügen nur Schaden hinzu, wenn wir den neuen Geist verleugnen. Die Rückkehr zu den großen Grundsätzen und zu fruchtbaren Systemen ist unmöglich, ehe wir nicht neuen Stoff angesammelt haben; die Ordnung wartet auf neue Zufuhr. Freilich in der jetzigen Weise dürfen wir nicht verharren. Auf dem Scheidewege der beiden Richtungen kann die rechte Grenze allein durch genaue Kenntniß gefunden werden und das Wissen fehlt. An der Entwicklung der Naturwissenschaften haben wir gelernt, daß die verbrauchten Systeme abgelöst werden müssen durch die beschwerliche Arbeit der Einzelerkenntniß.

Indem ich den Vergleich ziehe, entgeht mir nicht der Unterschied in den Hülfsmitteln. Die Erscheinungen und Kräfte der Natur werden durch Beobachtung und Versuche erforscht. In den Aufgaben des Staates ist das Gebiet der Versuche sehr eingeschränkt. Oeffentliche Einrichtungen dürfen nicht auf Probe eingeführt, Gesetze nicht erlassen werden, ehe der Gesetzgeber das Bild ihrer Wirkung mit plastischer Deutlichkeit vor sich sieht. Im Bewußtsein, daß unsere Kenntniß unzulänglich, der willkürliche Versuch ungestattet ist, haben wir durch entfesselte Freiheit das Feld allgemeiner Concurrenz eröffnet und die freie Thätigkeit der Einzelnen folgt dem Zuge der Zeit in zahlreichen Experimenten, welche nicht unter der Leitung der Gesetze stehen und für welche die Regierer nicht verantwortlich sind. Die Genossenschaften und Umwandlungen in Actiengesellschaften, die Häufung neuer Banken und der Andrang zu Börsenmärkten, die Arbeitseinstellungen, die Organisation der Arbeitnehmer in Gewerbevereinen und der Arbeitgeber in Verbänden, die Internationale, die gehäuften Vereine, die Religionsbewegungen; — diese und ähnliche Vorgänge entspringen aus dem Drange, neue Grundlagen zu gewinnen. Aber auch unter der Verantwortlichkeit der Einzelnen rufen die Experimente vielfaches Mißbehagen hervor. Die meisten leitet der Eigennutz und die Empfindung kommt über uns, als ob in anderer Weise zwar, doch nicht ganz unähnlich, wie in den Zeiten des Faustrechts, die Verkehrsverhältnisse in einen Krieg Aller gegen Alle ausarten und die beunruhigte Gesellschaft abermals zum Schutz durch freiwillige Verbände ihre Zustucht nimmt. Wenn das Gleichgewicht erschüttert, die Bedingungen einer guten Wirthschaft gelockert werden, Mißbehagen um sich greift und alles dies die Folge der in Freiheit entfesselten Experimente ist, so fordert man von der Staatsgewalt die Ausgleichung. Der kräftige Staat darf sich nicht lange Erscheinungen gefallen lassen, welche an die überwundenen Zustände der Staatenlosigkeit erinnern. Er hat die Freiheit geschaffen, damit die Gesellschaft zu einer fruchtbaren Entfaltung gelange, aber nicht um einen zerstörenden oder hemmenden Kampf frei zu geben.

Aber wie ist zu helfen? Zu den bloßen Verboten und dem einschränkenden Concessionswesen lassen wir uns durch die Verlegenheiten des Ueberganges nicht zurückdrängen, denn wir haben diese Mittel soeben als schädlich und unzulänglich aufgegeben. Nach irgend einem Rathschlage eine gesetzgeberische Ordnung versuchen? Die verhelfen Experimente der Gesetze sind nicht minder schädlich, als die freiwilligen, welche aus der Mitte des Verkehres sich entwickeln; sie mögen manchen Mißbrauch verhüten, aber dafür bieten sie den größern Nachtheil, daß sie entweder das allgemeine Bewußtsein kränken und das Ansehen des Staates schwächen, oder unter dem Namen der höchsten Gewalt irre leiten und verderbliche Folgen für die Zukunft vorbereiten. Die volle Kenntniß der Dinge muß dem Gesetz vorangehen und in der Verlegenheit dieses Mangels befinden wir uns jetzt. Die Gesetzgebung kann nicht ruhen, und je weniger klare Erkenntniß das Gegengewicht hält, um so mehr werden die Gesetzgeber von dem Drange der öffentlichen Meinung zu undurchdachten Schritten fortgerissen. In der Mitte dieser Verwirrung leben wir. Was die bisher geklärten Ideen über den Staat sicher zu stellen vermochten, ist bereits verwerthet, die Theorieen und Grundsätze führen nicht weiter und werden mißachtet, neue Quellen der Erkenntniß sind noch nicht aufgefunden oder doch nicht ergiebig gemacht. Nach solchen aber müssen wir suchen und gewissenhafte Beobachtung muß diesen Dienst leisten. Es ist nicht genug, daß das Recht der freien Aeußerung eine Fülle von Ansichten und Rathschlägen hervorlockt. Die gehäuften Wahlrechte, die freiwilligen Versammlungen, gewählten Corporationen und ihr bereiter Wille zu Berathungen, Beschlüssen und Gutachten helfen der Noth nicht ab. Der ungeordnete Gedankenstoff ermüdet. Uns fehlt weder die Kraft der Combination noch die Kunst der Schlußfolgerungen, sondern die Kenntniß der bewegenden Ursachen; sogar die Kenntniß der Zustände, für welche die Regel gegeben werden soll, reicht nicht aus. In das Studium der Einzelheiten müssen wir uns vertiefen.

Was den offenkundigen Bewegungen des Lebens gewissermaßen mit unbewaffnetem Auge abzusehanen war, haben unsere Vorgänger begriffen, behandelt und verwerthet. Die Weisheit der Grundrechte hat sich erschöpft; alte Forderungen werden nur noch mechanisch nachgesprochen, während der wahre Sinn ihnen nicht mehr beiwohnt, weil das Geforderte entweder, wie die Gleichheit der Stände, schon erreicht oder, wie die Freiheit der Religionen, noch nicht genügend vorbereitet ist. Die Volkswirthschaftslehre bewegt sich nach einem früher gegebenen Anstoß mechanisch weiter, aber sie arbeitet am alten Vorrath. Solche Erscheinungen kennzeichnen die Ueberlebtheit bisheriger Verhältnisse. Der Anfang des neuen Zustandes zeigt sich darin, daß das massenhafte Ansammeln vereinzelter Thatsachen zu hoher Schätzung gelangt ist. Aus der spielenden Neugierde ist ein sehr ernstes und sehr mühevolles Geschäft geworden, aber in der Mitte der Dinge stehen wir lange noch nicht. Das zu großer Wirksamkeit bestimmte Hauptinstrument, die Statistik ist noch roh, wenig ergiebig und noch weniger zuverlässig. Ueber die offenbarsten Tagesereignisse fehlt uns sichere Auskunft. Selbst wo amtliche Aufzeichnungen uns die Grundlage bieten und fortgesetzte Zählungen Gewißheit verschaffen sollen, müssen wir uns mit dem Ungefähr begnügen. Ueber den offenkundigen Besitz haben wir keinen Ausweis, von der Bewegung der Arbeitskräfte keine rechte Vorstellung, von der Bewegung des Capitals geringe und wenig verwerthbare Kenntniß, die Besteuerung des Einkom-

Digitized by Google

mens hat keine Unterlage in erkennbaren Thatsachen. Verhältnisse, welche eine spätere Zeit mit Recht für die ersten Elemente eines gedeihlichen Beisammenlebens halten wird, sind völlig unbekannt, werden vielleicht nicht einmal in erster Linie für wissenswerth gehalten. Und wie weit entfernt sind wir noch von dem Verständniß der Gesetze, welche den gewöhnlichsten Ereignissen des täglichen Lebens zu Grunde liegen. Selbst wo wir mit der größten Gewißheit ein streng gesetzmäßiges Zahlenverhältniß, eine unmittelbar wirkende Verbindung der Thatsachen als vorhanden annehmen, ist uns das Wie ein ungelöstes Räthsel. Für die meisten Beziehungen fehlt das Geschick, auch nur die Fragen richtig aufzuwerfen, und vielfach selbst jene innere Wahrheitsliebe, welche die Thatsachen belauscht ohne die vorgefaßte Absicht eines bestimmten Beweises. Ich spreche nicht von bewußten Fälschungen, welche unter dem Deckmantel der Wissenschaft selten vorkommen, sondern von jener Vorliebe, welche sogar in der reinen Naturbeobachtung, beispielsweise in der Mikroskopie, dem voreingenommenen Forscher Sinnestäuschungen bereitet. Gestatten Sie mir einige meiner Worte über die selbstlose Hingabe des Forschers zu wiederholen. Jeder vorgenommene Erfolg, ja schon die Lust nach einem vorgedachten Ausgang beeinträchtigt den Werth der Untersuchung und die Glaubwürdigkeit des Ergebnisses. An dieser Klippe ist schon in denjenigen Zweigen der Naturwissenschaft, welche dem gewöhnlichen Eigennutz ganz entrückt sind, die Reinheit manches Unternehmens gescheitert. Viel größer ist die Gefahr auf dem Gebiete der Statistik, wo das noch jugendliche Verständniß der Phantasie freiern Spielraum gibt, die Heftigkeit politischer Bewegungen die Ruhe gefährdet und der plumpe Eigennutz Erwerbsquellen aufsucht. Wissenschaftliche Autorität und politischer Parteigänger, oder wissenschaftliche Autorität und geschäftlicher Speculant, oder alles Drei in einer Person vereinigt, sind keine vereinzelte Erscheinung; die Kindheit der Wissenschaft gestattet solche Vorkommnisse, welche sonst nur dem Dilettantismus eigen zu sein pflegen. So im Argen liegt noch die Statistik, welche mit den heimischen Zuständen sich beschäftigt. Der belehrende Vergleich mit anderen Völkern ist angewiesen auf die Berichte, welche auf solche Weise zu Stande kommen. Der Irrthum wird blindlings geglaubt und den eigenen Forschungen als Erkenntnißquelle zu Grunde gelegt; der selbstprüfende Vergleich ist eine seltenste Ausnahme. Wie Wenige reisen zu diesem Zwecke und von diesen, wie äußerst Wenige mit der Geduld und Ausdauer, welche der Zweck erheischt. Nach Mittelafrica, Inneraustralien, dem Nordpol und anderen schwer zugänglichen Gegenden fremder Welttheile entsenden wir Reisende, welche mit zahllosen Gefahren und Mühen die Beschaffenheit des Bodens und die Sitten der Bewohner erkunden, aber Niemand verwendet ähnliche Sorgfalt, um Alltagserscheinungen im Nachbarlande an der Quelle zu beobachten.

Indessen, trotz der überall hervortretenden Mängel und Unvollkommenheiten, beruhigt doch die Gewißheit, daß wir uns den Beobachtungen zuwenden. Zu den Systemen und Lehrsätzen haben wir das Zutrauen verloren; nur auf einen flüchtigen Augenblick verschaffen sie sich Gehör, wenn sie der Tagesströmung sich preisgeben und mit dialektischer Gewandtheit den Leidenschaften sich anbequemen. Aber auch diese verderbliche Neigung wird bald unterdrückt sein, wenn wir, wie in der letzten Epoche die Naturwissenschaften, uns die geschärften Instrumente der Wahrnehmung verschaffen und in die Einzelforschungen ganz versenken. So lange diese Aufgabe die regen Geister beherrscht, nehmen wir die Abwendung von Grundsätzen, den Spott gegen die methodische Staatsweisheit in den Kauf. Auch dürfen wir nicht erschrecken, wenn dereinst die Menge der aufgefundenen Einzelheiten uns bewältigt; der eine Mißstand beseitigt beide. Ist erst der reiche Vorrath angesammelt, dann drängt er uns zum Zusammensassen und wir kehren so gewiß zur Staatsweisheit zurück, wie gegenwärtig die Rückkehr von naturwissenschaftlichen Experimenten zur zusammensassenden Philosophie sich vollzieht. Nur das Falsche wird ausgewiesen bleiben, die Schlagwörter, welche in der Verflachung wie Unkraut gediehen, werden sich vermindern; die Zudringlichen, welche die Unwissenheit ermuntert, wird die wiedergekehrte Wissenschaft verdrängen. Der gleiche Gang der Entwicklung ruft gleichartige Erscheinungen hervor. Als die Philosophie auf dem tiefsten Grade der Verflachung stand, schwoll die Zahl der Systeme an, und Fichte beklagte sich über die große Menge der philosophischen Pfuschgenossen. Die Menge der Kenner war endlos; wer kein eigenes System ersann, war mindestens ein guter Kritiker und richtete über jede aufgeworfene Frage und jede in Betracht gezogene Person bestimmt und entscheidend. Als später die ernsten Arbeiten der Naturwissenschaft wirkliche Kenntnisse verbreiteten, hörte das Wachsthum der Systeme auf, die Zunft der Philosophen schmolz zusammen und die Kritik ging in die berufenen Hände der Wissenden über. Jetzt bereiten die Auserlesensten aus der Fülle gewonnener Kenntnisse die Rückkehr vor. Die Verflachung der staatswissenschaftlichen Lehrzweige und politischen Berufsarbeiten hat einen noch größeren Kreis von Pfuschern und Zudringlichen groß gezogen. Noch niemals gab es eine so große Auswahl neuer Staatsfundamente. Die Hallen sind gefüllt mit Wortführern und wer irgend wo zum Wort gelangt, fühlt sich zur endgültigen Kritik über Personen und Zustände berufen. Von dem Markte des politischen Lebens wird das Gedränge nicht verschwinden, aber das erweiterte Wissen wird die Geister nach Verdienst scheiden. Besonders wird der Raum gesäubert werden, auf welchem die Staatsweisheit in der wahren Erkenntniß des Lebens ihre Wurzeln befestigen muß.

Wiederum übernimmt die deutsche Nation die Leitung. Dieses Mal ist es die besondere Gunst der Umstände, welche uns zu der hohen Aufgabe beruft. Was uns so lange gehindert, fördert uns jetzt. Der Kampf um die Bedingungen unserer Existenz hat die Geister lebhaft angeregt und zu großen Unternehmungen erwärmt. Der neugeschaffene Nationalstaat fordert ursprüngliches Denken heraus, denn die alten Formeln sind für ihn nicht passend. Die nationale Befriedigung gibt uns die volle Lust zu der schwierigen Arbeit und wir treten mit verjüngtem Gemüth an das Werk. Die Schwierigkeiten schrecken uns nicht ab; die wir Neues gegründet, werden nicht von der unfruchtbar elegischen Stimmung ergriffen, wenn wir Alles verfallen sehen. Wie lange wird die jetzt eingeleitete Entwicklung bis zu ihrem nächsten Abschluß dauern? Die Reihe der Jahre läßt sich auch nicht annähernd bestimmen, weil das Maß der Arbeit auch nicht annähernd übersichtlich ist. Alle Vergleiche passen nur bis zu einer bestimmten Linie; auch der Vergleich zwischen dem Entwicklungsgange der Philosophie und der Staatsweisheit läßt sich nicht so weit ausspinnen, daß ich danach die Länge der Stadien auch nur vermuthungsweise bemessen möchte. Aber Arbeit genug ist vorhanden für eine lange Friedensdauer.

Literatur und Kunst.

Glossen zur Literatur der Gegenwart.

II.

Da hat neulich ein Deutscher, und zwar ein Deutscher von Geist und Wissen, die Entdeckung gemacht und in der „Allgemeinen Zeitung“ verkündigt: „Wir haben nun einmal kein schöpferisches Genie“ — und: „In unserer Natur liegt überhaupt nur ein bischen Gestaltungskraft.“ (Beil. z. A. Z. Nr. 279.) Die Deutschen werden auch dieses Urtheil ruhig einstecken, und wäre es nur, um zu zeigen, daß die Triumphe von 1870—71 sie des lieben urdeutschen Sprüchleins:

„Bescheidenheit
Das schönste Kleid!“

Digitized by Google

keineswegs vergessen gemacht haben. In Wahrheit, sie lassen sich nach wie vor alles Mögliche gefallen. Unter anderem auch dieses, daß Zeitschriften, welche sich darauf steifen und klemmen, superlativisch-patriotisch zu sein, ja geradezu so thun, als besäßen sie ein Patent auf das Deutschthum, dermalen darauf stolz sind, Gesellen zu Mitarbeitern zu haben, welche während des deutsch-französischen Krieges als giftige Feinde ihres Vaterlandes sich geberdeten und z. B. hier in Zürich scham- und scheulos für die Franzosen und gegen ihre Landsleute Partei ergriffen. Nomina sunt odiosa; aber wenn welche verlangt werden sollten, stehen sie zu Diensten. Es könnte ja nichts schaden, wenn so von Zeit zu Zeit die Namen von etlichen Judasfen an den Galgen der Verachtung genagelt würden.

Also „Wir haben nun einmal kein schöpferisches Genie". Ob man, bevor man so ein Orakel fliegen läßt, nicht gut thäte, sich zu fragen, wie denn in diesem Falle die deutsche Literatur, Kunst und Philosophie und endlich auch der deutsche Nationalstaat entstanden seien, ist aber doch wohl eine fragwürdige Frage. Wenigstens für uns, die wir Genie und Genieschen, rein für zweierlei halten und der unnachgiebigen Meinung sind, ein Paradoxon könne sehr glänzend scheinen und doch nur lackirter Staub sein. Ich habe in der ersten dieser meiner Glossen den Satz ausgestellt und, wie ich glaube, auch bewiesen, daß die deutsche Literatur der Gegenwart die Vergleichung mit keiner der übrigen gleichzeitigen Literaturen zu scheuen brauche, sondern vielmehr an gediegener Leistung dieselben sämmtlich hinter sich lasse, und ich bestehe darauf, daß eine Bezweiflung dieses Satzes grobe Unkenntniß zu ihrer Voraussetzung habe. Sothane Unkenntniß macht sich freilich das Urtheilen, d. h. das Absprechen in's Blaue hinein, leicht, vollends wenn sie sich mit jenem bekannten kosmopolitischen Dusel verbindet, welcher draußen alles trefflich und schön, daheim dagegen alles nichtsnutzig und häßlich findet. So kann es dann kommen, daß Leute, welche, obzwar Deutsche von Geburt und Erziehung, über einen französischen oder englischen oder russischen Poeten, über einen Musset, Tennyson, Lermontoff in Ekstase gerathen, es nicht der Mühe werth finden, einen Grillparzer oder Heyse kennen zu lernen.

Ich nenne diese beiden unter sich so verschiedenen Dichter hier zusammen, weil Gesammtausgaben ihrer Werke dermalen gleichzeitig erscheinen, und weil diese Gesammtausgaben darthun, daß neben dem einer älteren Generation des Jahrhunderts angehörenden Meister auch ein Poet des jüngeren oder jüngsten Geschlechtes sich setzen lassen darf. Wie ungleich waren übrigens die äußerlichen Geschicke des Alten und des Jungen! Jener ist seiner Nation erst an der Schwelle der Grabes näher bekannt und so recht etwas geworden, während diesem schon für seine Erstlinge reichlicher Beifall und Dank entgegenkamen, besonders vonseiten der Frauen, und diese sind es bekanntlich, welche zunächst über das Schicksal eines Autors entscheiden. Auch Grillparzer hat, vom Erscheinen seiner „Sappho" an, eine verehrende Frauengemeinde gehabt, aber nur eine kleine, stille. Sie reichte kaum über Wien hinaus und ward nicht für ihn. Ein anderer Grund, warum er „draußen im Reich" so zu sagen unbekannt geblieben ist, mag die Indolenz seines Verlegers gewesen sein; item die wahrhaft armselige äußere Gestalt, in welcher seine Stücke aus der Wiener Druckerpresse hervorgingen. Die Form ist auch in solchen Dingen mächtiger unter den Menschen, als viele sich einbilden mögen. Endlich hat das spezifische Oesterreicherthum Grillparzers auf die deutsche Kritik, vorweg auf die norddeutsche, so erkühlend gewirkt, daß sie sich wenig oder gar nicht mit ihm beschäftigte. Aus alledem mag sich die verhältnißmäßig geringe Wirkung der dichterischen Thätigkeit des großen Dramatikers miterklären. Der Hauptverklärungsgrund aber liegt gerade darin, daß er ein großer Dramatiker war, und zwar nicht ein Buch-, sondern ein Bühnendramatiker. Nun hemmte und hinderte erstlich die stupide Geistesfurcht des Franz'schen Regiments die volle Wirksamkeit der Grillparzer'schen Dramatik daheim in Wien und zweitens war „draußen im Reich" das deutsche Theater, mit ganz spärlichen Ausnahmen, lange Zeit hindurch gar nicht in der Verfassung, die Dramen des Dichters in geziemender Weise vorzuführen.

So ist er denn lange unterschätzt worden, weit unterschätzt. Möge er nur jetzt nicht etwa überschätzt werden! Denn der Rückschlag könnte und würde nicht ausbleiben und es handelt sich nicht darum, Grillparzer überschwenglich zu preisen, sondern ihn dauernd der Nation zu gewinnen und seine Werke ihrem besten Besitze anzueignen. Damit dieses geschehen könne, hätten wir, offen gestanden, eine strenger gesichtete und weit weniger kostspielige Ausgabe seiner Werke gewünscht, als die vorliegende ist. Wir verkennen die Vorzüge derselben keineswegs; allein populär werden und den Dichter populär machen — wir meinen beidemal populär nicht im plebejischen, sondern im nationalen Sinne — das kann und wird diese Gesammtausgabe nicht.

Schon der 1. Band, welcher die „Gedichte" enthält, hätte füglich auf die Hälfte reducirt werden dürfen. Grillparzer war kein Lyriker. Wohl ist es eine recht hübsche Sache um die „Gedankenlyrik", aber der Prüfstein, wenn ich so sagen soll, für das echt lyrische Gold ist das Lied. Der ganze vorliegende Gedichtband bringt nicht ein einziges wirkliches Lied. Die Liederstimmung ging unserem Dichter ab. Seine Sphäre war, wenn er außerhalb der dramatischen Region sich bewegte, die Sinnspruchspoesie. Selbst die gefühltesten seiner Gedichte (wie der „Abschied von Gastein", der „Abschied von Wien", „Als sie zuhörend am Claviere saß", „Allgegenwart", „Kennst du das Land?") sind nur lyrisch ausgeschmückte Sinnsprüche. Der melodische Guß und Fluß fehlt. Aber die Fülle von Grillparzers epigrammatischen Aussprüchen ist erstaunlich, um so mehr, da weitaus die Mehrzahl seiner Sinngedichte vermöge ihres Gedankengehalts, ihres Witzes und ihrer durchbohrenden Scharfsinnigkeit mit zu den Besten gehört, was irgendwann in dieser Gattung geleistet worden.... Als Dramatiker hat unser Dichter, wie jedermann weiß, mit der „Ahnfrau" begonnen. Die deutsche Pietät nun, welche selten ausbleibt, so die, denen sie gilt, erst todt und begraben sind, hat neuestens sich bemüht, auch dieses Schauerrauerspiel, in welchem sich allerdings einige Glanzstellen vorfinden, zu rechtfertigen, ja zu glorificiren. Ich meinestheils gestehe offen, daß ich mit bestem Willen an das Wiederleben dieses Schicksalsmausfallesstückes gegangen bin, aber davon nur einen verstärkt widerwärtigen Eindruck empfangen habe. Die Offenbarung von Grillparzers Dichtergröße hob an mit der „Sappho" und wurde beschlossen mit dem Fragment „Esther". Es ist denkwürdig, daß der ewige Schönheitsstrahl, welcher aus der hellenischen Welt in die moderne herüberglüht, unsern Dichter zu seinen herrlichsten Schöpfungen entzündet hat. Die Trilogie „das goldene Vließ" steht würdig neben dem größten deutschen Drama, neben dem „Wallenstein", und ich zaudere keinen Augenblick, zu sagen, daß Grillparzers Medea die großartigste Frauengestalt der tragischen Poesie Deutschlands ist. Und dann die Hero unseres Dichters und seine Ester! Solche Zeugungen gelingen selbst einem Genius erster Ordnung nur in Augenblicken der höchsten Weihe. Holdbeliegeres ward nie gedichtet, als der 3. Act von „des Meeres und der Liebe Wellen" und Herzlichwahreres nie, als die große Scene, wo der Großkönig von Persien um die Adoptivtochter Mardochäis wirbt. In der „Jüdin von Toledo" erweist sich die Charakterzeichnung der Heldin als ein glücklicher Wurf, aber der König Alfonso zieht doch gar zu leicht den Hals aus der tragischen Schlinge. Was den „König Ottokar" und den „Bruderzwist im Hause Habsburg" angeht, so gestehe ich, für diese weitschichtigen Staatsactionen kein Organ der Sympathie zu haben. Sie erinnern mich, ich kann mir nicht helfen, an Grillgarzers eigenes Epigramm, welches „Historisches Drama" überschrieben ist und lautet:

„Es stellt sich gar so heimisch dar
Wie ein wackrer alter Bekannter;
Das Stück ist Geschichte ganz und gar,
Nur etwas ennuyanter."

Digitized by Google

Die erst theilweise veröffentlichte Sammelausgabe von Paul Heyses Werken zeigt schon jetzt eine sehr achtungswerthe Summe von Begabung, von Streben und Vollbringen auf. Auch in Heyses dramatischen Versuchen tritt ein unleugbares Talent zu Tage, aber wie dem Grillparzer die lyrische Stimmung und Melodie, so fehlt unserem jüngeren Dichter der dramatische Nerv. Heyse ist ganz wesentlich Erzähler, ein Erzähler-Künstler im eminenten Sinne. Sein Bereich ist das seelische Problem, seine Stärke das psychologische Experiment, seine Schwäche die Abnormitätenjagd, die Curiositätenhascherei. Als poetischer Stilist sucht er seines Gleichen. Seine Novellen in Versen und in Prosa sind feinste, sauberste Ciselirarbeit, aber das Metall ist echt und glüht in seinem Kerne. Es ist ganz dumm, wenn man Heyse nur als glatten Formkünstler gelten lassen will. In seinen Novellen lebt hinlänglich viel vom echten Ethos und Pathos und gerade die leidenschaftlichsten Situationen gelingen ihm oft meisterlich. Seine lyrische Ader fließt leicht, aber keineswegs seicht. Der 1. Band der Gesammtausgabe bringt Heyses „Gedichte“ und ist eine sehr willkommene Gabe. Muß der nicht ein rechter Dichter sein, welcher einem so in's tiefste Herz zu greifen vermag, wie Heyse mit der auf den Tod seines Töchterleins gedichteten Elegie „Marianne“ gethan hat? Als das kostbarste Stück der ganzen Sammlung, als ein wahres Juwel möchte ich jedoch die Fastenpredigt „Frauenemancipation“ bezeichnen. Ich behaupte, daß zu unserer Zeit kein bedeutsames Thema mit so reichem Gedankenernst und zugleich mit so feiner Ironie dichterisch behandelt worden sei, wie hier durch Heyse. Man spricht immer von dem Formsinn der Italiener, von der Grazie und Eleganz der Franzosen. Nun wohlan, man zeige uns doch einmal ein italisches oder französisches Gedicht derselben Art, welches an Leichtigkeit der Ideenentwicklung wie an Anmuth der Bewegung und an Glanz der Diction dieses Heyse'sche übertrüfe oder auch nur erreichte. . . .

Zur Herbstzeit pflegen gewöhnlich die sommerlang flügge gewordenen lyrischen Wald-, Feld- und Zimmervögel in den Buchläden herumzuflattern. So auch heuer wieder. Ich greife in das Gestatter und Gezwitscher hinein und, siehe da, ich erwische einen wahren und wirklichen Singvogel; freilich einen, dessen Gefieder nicht von heute oder gestern ist: — J. G. Fischer. „Aus frischer Luft“ hat er die Lieder betitelt, welche er uns diesmal gesungen, und frischkräftige, echtschwäbische Wald- und Wiesenluft weht uns aus dem zierlichen Büchlein entgegen. Mir noch besonders etwas wie Heimathluft. Und wirklich, in Fischers Lyrik lebt und webt die Seele jener zugleich idyllischen und romantischen Landschaft, wo sich mitten zwischen den Thalgebreiten der Fils und der Rems der Hohenstaufen emporhebt, um mit dem Hohenrechberg und dem Hohenstaufen ein eigenthümliches Bergedreieck zu bilden. Auch das sinnende Volksgemüth meines theuren Heimathlandes erkenne ich überall wieder in den Dichtungen dieses schwäbischen Poeten, dessen Vorgänger sich wahrlich seiner nicht zu schämen haben. Laut lob' ich mir namentlich die dritte Abtheilung der vorliegenden neuen Sammlung, überschrieben „Vom Dorf, Bilder aus der Heimat“. Das sind Dorfgeschichten und Dorfgeschichtchen in Versen, naturwüchsige, naturwahre, keine vom Zuckerbäcker gekneteten, bemalten und gebackenen. Diese Idyllien — vor allen das packende „Beim Kirchenbauer“ — erinnern an ähnliche Hervorbringungen der beiden englischen Dichter Crabbe und Wordsworth; aber was sie vor denselben voraushaben, ist die hell aus ihnen hervorquellende Lebensfreudigkeit.

Da ich englischer Poeten im Vorbeigehen erwähnte, so will ich gerade noch einer allerliebsten poetischen Rarität gedenken, welche es schon lange verdient hätte, in Deutschland genannt und bekannt zu werden. Ich meine die „Lieder von Robert Burns“, in's Schweizerdeutsche übertragen von August Corrodi und prächtig gedruckt in Winterthur bei Bleuler-Hausheer 1870. In dieser mit vollstem Verständniß und feinster Geschicklichkeit vollzogenen Verschweizerung weist uns der altvertraute Schotte, sozusagen, ein neues liebes Gesicht. Wenn wir diese von einem Poeten in begeisterter Hingebung unternommene Wiederdichtung Burns'scher Lieder lesen, erkennen wir so recht die Bedeutsamkeit des Mundartlichen im schottischen Original. Wir empfangen den Eindruck, als dürfte Burns gar nicht mehr hochdeutsch wiedergegeben werden, weil das viel zu hölzern oder steifleinen-vornehm klänge, und finden es selbstverständlich, daß die Eingebungen der Burns'schen Muse erst im Volksmunde zu ihrer ganzen Innigkeit und Kraft, Zartheit und Schalkheit gelangen können. Man lese nur, um das Gesagte bestätigt zu fühlen, das „Who is that at my bower door?“ des herrlichen Schotten, dann die meisterliche hochdeutsche Uebersetzung Freiligraths und endlich diese schweizerische Corrodis: —

Wer döpperlet a der chammer a? —
Nu ich bi's, feit de Heiri. —
Se pack di hei, was wilt du da? —
Nu öppis, feit de Heiri. —
Du schlichst ja, wie wenn d'gstolle hettst —
Chumm, lueg nu, feit de Heiri. —
De machst na stämpeneie z'Lezt —
Cha scho sy, feit de Heiri.

Und liesi di is chammerli —
O las mi, feit de Heiri —
So wär's dänn mit mim schlaf verbi —
Natürli, feit de Heiri. —
Und würisti mim chämmerli —
O wäri, feit de Heiri —
So wettst dis's taget bi mir sy —
Bis's taget, feit de Heiri.

Und wettst die nacht bimer sy —
Die ganz nacht, feit de Heiri; —
Se fürch i, chämist wieder gli —
Gli wieder, feit de Heiri. —
Was gscheh mag dänn im chämmerli —
Las gscheh nu, feit de Heiri —
Das rathsider, das bhatt für di —
Verstaht si, feit de Heiri.

Ist das nicht thaufrisch, herzig, erquicklich wie der Morgenjuchheirut, welchen ein junger Senn von hoher Fluh thalwärts jauchzt?

Johannes Scherr.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die Maler.“

Lustspiel in drei Aufzügen von Adolf Wilbrandt.*)

Adolf Wilbrandt ist jedenfalls einer der liebenswürdigsten und talentvollsten unserer jungen Dramatiker. Er besitzt ein gutes Auge und eine geschickte Hand, Geist und Gemüth. Das zeigt sich namentlich im charakteristischen Detail, welches er scharf zu beobachten und sehr wirkungsvoll dramatisch zu gestalten weiß. Sein Geist ist aus feinem Stoff; er blendet weniger als er erwärmt, sein Humor macht mehr lächeln als lachen; man fühlt sich weniger davon gepackt, als in innerliches Wohlbehagen versetzt. Mir wird der Autor besonders noch durch die Gewissenhaftigkeit seiner Arbeit sympathisch. Wilbrandt ist, wie Gretchens Mutter, in allen Stücken so accurat. Welchen Stoff er immer behandelt, überall zeigt sich die Sauberkeit und Genauigkeit der Factur. Ob er auf die Antike zurückgreift, wie in der prächtigen Novelle „Narrik“, welche Rodenbergs „Salon“

*) Das Lustspiel ist auch im Buchhandel erschienen: Wien 1872, Verlag von L. Rosner.

Digitized by Google

vor einigen Jahren brachte, ob er, wie im „Grafen Hammerstein“ die Handlung in das Mittelalter verlegt, oder ob er, wie in den reizend frisch inszenirten „Unerreichbar“, „Jugendliebe“ und „Die Maler“, moderne Menschen auf die Bühne bringt — immer haben wir uns an der Feinheit und Richtigkeit des Details, an der Sorgfalt und Vortrefflichkeit der Charakteristik und der Sprache zu erfreuen. Ich bin überzeugt, daß auch „Die Vermählten“ dieselben Vorzüge besitzen, wenn sie auch bei der hiesigen Aufführung nicht hervortreten; der Mangel an geeigneten Individualitäten für die Darstellung der Hauptrollen brachte dies Lustspiel hier zu Fall, während es in Wien sich auf dem Repertoire des Burgtheaters ständig behauptet und dort noch heute zu den am liebsten gesehenen modernen Stücken gehört. Aus diesem Grunde vermochte mich auch der große Erfolg, den „Die Maler“ an der Wiener Hofburg errungen, über das Schicksal derselben auf der Bühne unseres königl. Schauspielhauses nicht vollkommen zu beruhigen. Und ich befürchtete das Schlimmste, da ich mir sagen mußte, daß wir nicht im Stande waren, gerade für die beiden Hauptrollen, mit denen das Stück steht und fällt, Kräfte aufzubieten, welche denen des Burgtheaters an die Seite gestellt werden könnten. Trotzdem haben „Die Maler“ gefallen, und das ist das beste Compliment, welches sich den Berliner Darstellern machen läßt.

Bei der Besprechung der hiesigen Aufführung muß ich mir Reserve auferlegen, denn ich gestehe offen, daß ich dagegen voreingenommen war. Ich habe das Stück in Wien gesehen mit Sonnenthal und Fräulein Baudius in den Hauptrollen. Nun ist es eine alte Erfahrung, die jedermann an sich selbst schon gemacht haben wird, daß bei künstlerischen Leistungen der Erste immer Recht behält, daß die erste Aufführung eines Stückes, welcher man beiwohnt, selbst wenn sie mittelmäßig ist, einen tieferen Eindruck macht und eine nachhaltigere Wirkung erzielt, als die gelungenere, welche später kommt. Wenn nun gar, wie bei den „Malern“ in Wien, die erste Aufführung Künstler in's Treffen führt wie Sonnenthal und Fräulein Baudius, die ohne Zweifel für die Darstellung der Hauptrollen die künstlerisch und individuell befähigtsten in ganz Deutschland sind, dann hat die Aufführung an jeder anderen Bühne einen überaus schweren Stand; dann verlockt die Erinnerung in jedem Augenblick zu unliebsamen Parallelen und das Urtheil muß befangen werden. Hätte ich Adolf Sonnenthal nicht als Maler Oswald gesehen — wer weiß, ich würde vielleicht Herrn Ludwig sehr gut gefunden haben. Er macht den Eindruck eines anständigen und gebildeten Künstlers; was er sagt, ist alles wohl richtig und geschickt, aber es ist frostig, es fehlt der „Timbre“, um ein Laubes'sches Wort zu gebrauchen. Der Schauspieler geht nicht in seiner Rolle auf; ich sehe immer zwei Menschen auf der Bühne: Herrn Ludwig, welcher den Maler Oswald darstellt, und den Maler Oswald, welcher von Herrn Ludwig dargestellt wird. Herr Ludwig scheint an seine Rolle nicht zu glauben, und deshalb glaube ich ihm auch nicht.

Wenn man von dem deutschen Schauspiel der Gegenwart spricht, so wird man wider Willen zum laudator temporis acti. Ist es denn wahr, das böse Wort, das so oft ausgesprochen wird: sterben sie denn wirklich aus, die deutschen Schauspieler? Eine traurige Thatsache ist es auf alle Fälle, daß bis auf wenige, sehr wenige Ausnahmen, alle diejenigen Schauspieler, denen wir wirkliches Behagen und ungetrübte Freude verdanken, seit einem Decennium — und länger — die „Lieblinge des Publicums“ sind; was an bemerkenswerthen Darstellern und die letzten Jahre gebracht haben, sind zumeist grossenfanste, ordentliche, kluge, gebildete Leute, „denkende Künstler“, wie es in den Recensionen heißt, — alles Mögliche, aber nicht das Wahre. Es fehlt das über allen Ausdruck erlernde jo ne sais quoi, das einen bewegt und ergreift. Sie reden, wie die Apostel am Pfingstage „mit andern Zungen“; aber nun hört auch das Zutreffende des Vergleichs auf. Vom heiligen Geist, der sich herniedersenkt, merkt man recht wenig, und niemand wird auf den Gedanken kommen, daß sie voll süßen Weines seien. Sie machen im Gegentheil den allerwärtesten Eindruck. Ich habe mich bei der Beurtheilung des Herrn Ludwig, des jüngsten Mitgliedes unserer Hofbühne, mit allgemeinen Betrachtungen aus der Verlegenheit zu ziehen gesucht, weil ich mich außer Stande fühlte, ihn gerecht und unbefangen in einer Rolle zu kritisiren, welche ich vorher von Adolf Sonnenthal gesehen. In derselben mißlichen Lage befinde ich mich Fräulein Lehnbach gegenüber, welche hier die Rolle der Baudius spielte. Die Rolle der Baudius war Ideale. Denn unbedingt hat dem Dichter, als er in die lustige Gesellschaft seiner Maler die eigenthümlich reizende, sonderbar interessante und „kluge Else“ einführte, die Individualität der Darstellerin am Burgtheater vor Augen geschwebt. Das hat auch Karl Frenzel, dem die Blutverwandtschaft der Wildbrandt'schen „klugen Else“ mit dem Paul Heyse'schen „Salamander“ nicht entgangen ist, sehr richtig hervorgehoben. Die kluge Else in der Darstellung des Fräulein Baudius ist eine der vollendetsten Kunstleistungen, welche ich auf der deutschen Bühne gesehen habe; es übersteigt meine Kräfte, eine solche Erinnerung niederzukämpfen, und deshalb will ich eine andere Gelegenheit abwarten, um mich über Fräulein Lehnbach auszusprechen.

Ganz vortrefflich waren bei der hiesigen Aufführung die Rollen besetzt, welche der Dichter in die zweite Reihe gestellt hat. Der gemüthliche alte Werner, der sittige Thiermaler Plato mit verschämten Wangen, der Hausmeister Ubique und die unerklärliche Wittwe fanden in den Herren Oberländer, v. Hoyar, Krause und Fräulein Kestler ausgezeichnete Darsteller, auf deren Rechnung ein erheblicher Theil des Erfolgs an der hiesigen Bühne zu setzen ist. Aber Meister Döring gefiel mir diesmal weniger als sonst; möglich, daß mir die verwünschte Reminiscenz an Wien wieder einen Possen gespielt hat. Sicherlich vermißte ich Baumeisters breitthumoristischen „Simson“ bei dem Spiele des Herrn Goritz schmerzlich. Herr Dehnicke gab die sehr undankbare Rolle des Bankiers Sandberg recht anständig.

Wider alle Regeln habe ich die Darstellung diesmal zuerst besprochen; gerade bei diesen Stücke ist sie aber auch besonders wichtig, weil, wie schon bemerkt, der Dichter — in diesem Punkte hat er sich die Franzosen zum Muster genommen — bei den beiden Hauptrollen, welche vor allem das Interesse des Zuschauers fesseln, unbedingt die Schauspieler am Burgtheater bestündig vor Augen gehabt hat.

Wildbrandt führt uns in die liebenswürdige Gesellschaft fideler Maler — wahrer Künstler, die am Tage gute, zum Theil sogar meisterhafte Bilder malen und am Abend, wenn sie den Pinsel bei Seite gelegt haben, sich jener göttlichen Ausgelassenheit hingeben, für deren Zauber nur der Künstler empfänglich ist. In dieser munteren und anregenden Gesellschaft ist ein junges Mädchen aufgewachsen, die Schwester des Malers Werner, welche Else heißt und die „kluge“ Else genannt wird. Ein junges Mädchen mit dem Prädicate „klug“! Das ist so ein Seitenstück zu dem vorerwähnten „denkenden“ Künstler in den Theaterreferaten. Ueber die Klugheit vergißt man die Weiblichkeit; und so machen es auch unsere Maler, so macht es Else selbst. Kein Mensch denkt daran, daß dieser gute Kamerad, dem man seine Sorgen und Freuden anvertraut, dem andern Geschlechte angehört, und ihr ganzes Wesen wie ihre äußere Erscheinung tragen wesentlich dazu bei, die allgemeine Ansicht, daß sie „sächlichen Geschlechts“ sei, zu bestärken. Lediglich Opportunitätsgründe bestimmen ihre Kleidung, sie trägt eine Brille mit enormen Gläsern, die das reizendste Gesicht entstellen müssen, ihr Verhältniß zu den Malern ist das der burschikosen Gemüthlichkeit; und um das Recht zu haben, von ihren Freunden völlig paritätisch behandelt zu werden, „gibt sie sich auch an's Malen“, wie man in Düsseldorf sagt. Aber ach! sie hat wenig Talent, — zu wenig, wie ihr ihr Freund Oswald mit wahrem Mitgefühl ehrlich erklärt. Ein allerdings humoristisches, aber wehmüthig grausames Urtheil wird über ihren großen Carton, den sie als die entscheidende Probe für ihre Befähigung betrachtete, gefällt; ein schwerer Seufzer — und sie schickt sich in das Unvermeidliche, und macht zu dem bösen Spiel, das man mit ihrer Hände Arbeit treibt, möglichst gute Miene. Sie gibt das Malen auf und bleibt nur noch der gute Kamerad. Dieser letztere ist in dem Augenblick, wo das Stück beginnt, dem Maler Oswald sehr vonnöthen.

Oswald hat das Porträt einer verführerischen, seltsam festselnden Mutter gemalt und sich bei der Gelegenheit allen Ernstes, wie es scheint, in sie verliebt. Diese gewandte Dame — eine Frau von Seefeld — ist eine Art „Dalila“ und führt auch denselben Namen wie die Heldin des Feuillet'schen Dramas, Leonore — eines jener anmuthigen Geschöpfe, die sich ein harmloses Vergnügen daraus machen, mit interessanten Menschen, namentlich bedeutenden Künstlern, etwas zu kokettiren, Katz und Maus zu spielen und sie bei der Gelegenheit zu Grunde zu richten. So bei Feuillet. Bei Wildbrandt wird Oswald vor dem Geschicke Andrea Rosweins bewahrt durch die kluge Else, die wie von Allem, was er auf dem Herzen hat, auch von seiner Leidenschaft für Leonore Kenntniß besitzt. Die „latte Sonne“, meint Else, passe nicht für den siebenden Kometen, und es sei ein Leichtes, den verliebten Narren von der Kälte dieser Sonne zu überzeugen: er brauche ihr nur einmal eine stürmische Liebeserklärung zu machen, Hand und Herz zu Füßen zu legen und er werde die Wahr-

Digitized by Google

nehmung machen, daß die schöne Leonore in dem Augenblick, wo die Geschichte ernst zu werden den Anschein nehme, nicht mehr mitspielen werde. Sie werde den „armen Freund“ höflichst ersuchen aufzustehen.

Oswald befolgt den verschmitzten Rath, er macht die Liebeserklärung ganz nach Vorschrift und Leonore bittet vorschriftsmäßig den armen Freund aufzustehen.

Diese Scene mißfällt mir. Sie verdirbt den offenen geraden Charakter Oswalds. Selbst einer Kokette gegenüber gestehe ich keinem Manne das Recht zu, „englisch zu lispeln, wenn er lügt“; das darf sich höchstens eine Dame verstatten. Ein Mann, der kombiniertisch vor einem Weibe auf die Kniee sinkt, Leidenschaft und Ekstase heuchelt, mit berechnet zitternder Stimme und ausdrucksvollstem feurigen Blick erlogene Gefühle debitirt, ist auf alle Fälle abstoßend und den trefflichen, wahren Oswald entstellt dieses Schauspielerkunststückchen. Das ist der härteste, ist eigentlich der einzige harte Tadel, den ich gegen das Stück auszusprechen habe.

Oswald durchschaut also die geschrische Leonore; aber das allein würde kaum genügen, ihn gründlich zu heilen. Inmitten der Krisis bemerkt er auf einmal — Wildbrandt hat das meisterlich veranschaulicht —, daß Else nicht nur die kluge ist, und daß in dem guten Kameraden auch ein reizendes, hübsches junges Mädchen steckt, ein Mädchen, in das man sich verlieben kann — und in das man sich auch verliebt. Oswald heirathet Else. So verführerisch es wäre, dem Dichter auf den reizvollen Nebenfaden zu folgen, auf die er uns lockt, ehe er uns dies Ziel erreichen läßt, so will ich doch darauf verzichten; die Nacherzählung würde des Reizes für den Leser ermangeln.

Die dramatischen Motive in dem Wildrandt'schen Lustspiele sind nicht überaus stark; aber man fühlt sich von der ersten Scene bis zur letzten gefesselt und angeregt. Durch das Ganze geht ein frischer Zug liebenswürdigen Humors, der wahrhaft erquickt. Dabei, wie immer bei Wildrandt, eine Fülle reizender Einzelheiten; und wie immer die bewunderungswerthe Feinheit und Sorgfalt in der Ausarbeitung. Es weht einem von der Bühne die reine unverfälschte Luft der Künstlerwerkstatt entgegen. Nicht zu viel, nicht zu wenig — gerade so ist's. Das werden mir die Maler bestätigen. Auch die Charakteristik der Künstler ist prächtig. Plato, der bei den Aufführungen im „Malkasten“ jedenfalls die Frauenrollen spielt, ist ein wahres Cabinetstück. Weniger sind den Dichter die Rückkünstler gelungen. Die kokette Wittwe ist stellenweise sehr unbegreiflich und der Bankier ist carikirt. Aber gleichviel: mit dem „Matern“ hat unser lustspielarmes Repertoire ein feines, interessantes, geschlossenes Stück erworben; dem gegenüber hat die Rüge im Einzelnen wenig zu bedeuten.

Paul Lindau.

Offene Briefe und Antworten.

„Maria und Magdalena.“*)

(Schauspiel in vier Acten; aufgeführt im Wiener Stadttheater.)

Herr Redacteur!

Sie werden schon oft über den Zerstreuten gelächelt haben, der in einer Gesellschaft die genaue Ziffer der versammelten Personen ermitteln will und niemals zur richtigen Zahl gelangt, weil er jedesmal vergißt, sich selbst mitzuzählen. Dürfen wir es dulden, daß der Redacteur der „Gegenwart“ — aus bescheidener Zerstreutheit vielleicht — in den gleichen Fehler verfallen und daß dieses Blatt bei der Besprechung unserer kleinen

*) Ausnahmsweise möchte ich die Gründe, welche mich zur Aufnahme des obigen „Offenen Briefes“ veranlaßten, hier angeben: Alle dramatischen Novitäten, die auf einer der großen Bühnen der deutschen oder der österreichischen Hauptstadt aufgeführt worden sind, haben in der „Gegenwart“ eine eingehende Besprechung gefunden. Wenn das von mir redigirte Blatt über die letzte Novität des Wiener Stadttheaters aus dem Grunde schweige, weil der Verfasser derselben zufällig mit dem Redacteur der „Gegenwart“ identisch ist, so würde man dies vielleicht weniger bescheiden, als kokett nennen können, und von zwei Uebeln wählt man das kleinere. Außerdem finde ich den Aufsatz des geistreichen Redacteurs der „Deutschen Zeitung“ in Gesellschaft deutscher Dramatiker just den Namen Lindau einfach deshalb verschweige, weil dieser Mann zufällig von einigem Einfluß auf die Leitung der genannten Wochenschrift sein soll?

Es dürfte nach Ansicht aller Unbefangenen nicht einmal auffallen, wenn Sie selbst, Herr Redacteur, aller Welt in diesen Blättern offenherzig erzählen würden, welch sensationellen Eindruck das Schauspiel „Maria und Magdalena“ in Wien hervorgerufen. Haben doch die einzigen Leute, welche stets die Wahrheit zu sagen pflegen: die Kinder und die Götter niemals Anstand genommen, von ihren räthselhaften Eigenschaften ohne jeden Rückhalt zu sprechen. Der kleine Paul versicherte ohne Zweifel sehr oft: „Heute war Paul sehr brav“ und daß Gott Jehova auf jeder Seite der Bibel sich die unverdienteste Selbstreclame macht, steht für Bekenner aller Confessionen ebenso fest, wie daß der alte Zeus von seinen officiösen Hausjournalisten Homer und Virgil sich ohne jede Scheu zu ziemlich umfangreichen Lobeshymnen epischen herausstreichen läßt.

Es war indeß sehr liebenswürdig von Ihnen, über Ihr neues dramatisches Werk an dieser Stelle von einer fremden Feder berichten zu lassen... Ich weiß nicht, ob Sie davon unterrichtet worden sind, aber man behauptet es allgemein, Sie seien von einer wahrhaft unerbittlichen Strenge, von einer vernichtenden Schärfe in Ihrem Urtheil über neue literarische Erscheinungen — wie leicht könnten Sie da Herrn Lindau, der auf den Brettern eben seine ersten glücklichen Versuche macht, durch eine allzuscharfsichtige Behandlung tief entmuthigen; wie leicht könnte der Kritiker Lindau in einer selbstmörderischen Anwandlung satirischer Necensenten-Rücksichtslosigkeit den tödtlichen Stahl gegen die eigene Brust kehren — und es wäre einig schade um das jugendmuthige Dichterleben, das solch finsterm Verhängnisse plötzlich zum Opfer fiele... Ich will mich bemühen, Sie jetzt davon zu überzeugen.

Wir wissen es alle, daß das deutsche Theater in unserer Epoche der glänzendsten staatlichen Blüthe ärmlich von der Hand in den Mund lebt. Ist es doch, als ob seit dem mächtigen Dreiklange, der einst aus dem stolzen Terzett Schiller, Goethe und Lessing durch Deutschland scholl, eine unheimlich lange Pause, die nur selten von einem wirklich echten Dichterwort unterbrochen wird, in unserem Bühnenreiche herrsche. Die politische Einheit ist vollendet, die deutsche Erde ist richtig vertheilt und alles sucht seinen Platz im neuen Reiche fest zu gewinnen, — aber es erscheint der Poet nicht einmal klagend, daß man seiner vergessen; und wollte man ihn auch einladen, neben den Höchsten seinen Sitz zu wählen, der Dichter wäre nicht zu finden.... Das empfindet unsere Bühne am schmerzlichsten und mit grimmigem Hunger nagte sie seit langen Jahren an dem alten classischen Brode, wenn das deutsche Publicum ein lebensvolles deutsches Schauspiel verlangte. Und sprach dann das Volk: an derselbigen Speise haben sich schon unsere Vorfahren gelabt und man wird sich daran sättigen zu allen Zeiten, aber wir wollen wie andere Völker ein neues sociales Schauspiel haben, und gelüstet nach frischer Speise, gebt uns Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Beine: da faßten die deutschen Bühnenherrscher frischen Muth und sie nahmen irgend einem Franzosen zur dunklen Stunde eine Rippe aus dem Leibe und sagten uns: das ist euer neues sociales Schauspiel; es ist Fleisch von eurem Fleische und Bein von eurem Beine. In früheren Jahren, als der Schutz des geistigen Eigenthums noch nicht zwischen Deutschland und Frankreich bestand, ging es sehr leicht, ungesehen solche Neuschöpfungen aus fremden Körpern vorzunehmen, allein jetzt läßt sich kein französischer Adam mehr auf solch

---

Wien, Jos. Oppenheim, an und für sich so unterhaltend, daß mich dies allein schon zur Aufnahme desselben, namentlich in der gastfreien Rubrik der „Offenen Briefe“, veranlassen würde. Möglich, daß mich der Stoff für den Artikel eingenommen hat. Mein Wiener Freund

„Spricht von meinem weiten Ruhme,
Meiner Anmuth, meinen Wißen;
Eifrig und geschäftig ist er,
Mir zu dienen, mir zu nützen...“

Ich komme dadurch freilich in eine etwas heikle Lage; aber meine letzten Bedenken wurden beseitigt, als ich mich erinnerte, wie liebevoll die Mitarbeiter der „Blätter für literarische Unterhaltung“ den Dichter der „Katharina Howard“ behandeln dürfen, und wie überaus freundlich der Verfasser der „Deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts“, Rudolf Gottschall selbst, in der genannten Schrift den gleichnamigen Dichter beurtheilt hat. Paul Lindau.

Digitized by Google

nächtlichen Raub ein und unsere Directoren seufzen unter doppelter Last. Von den Milliarden, die uns Frankreich sendet, läuft ein gutes Stück Geld für dramatische Autoren nach Paris zurück, seine Dichter rufen: Alles ist verloren, nur die Tantième nicht! und dabei ist unseren Bühnenlenkern der beschämende Vorwurf nicht erspart, daß das deutsche Theater bei dem besiegten Frankreich förmlich um Nahrung bettelt und daß an der Thüre eines französischen Autors eine Menge deutscher Directoren sich halbdutzendweise den ersten Eintritt streitig macht, um auf das noch nasse Manuscript des neuesten socialen Dramas oder irgend eines pikanten Possenspiels zuerst Beschlag legen zu können. . .

Jeder sei uns von Herzen willkommen, der den Versuch macht, uns von dieser demüthigenden Lage zu befreien, der das laute Drängen des deutschen Publicums nach einem heimischen Bilde der lebendigen Gegenwart nicht überhört — und heute sind Sie es, Herr Redacteur, dem ich die Hand zum Willkommgruße reiche. Vom Feinde soll man lernen und Sie haben unsern intimsten Feind auf dem deutschen Theater mit erspießlichstem Erfolge beobachtet. Erröthen Sie nicht, ich werde Sie jetzt loben müssen. Sie besitzen vollkommen die frische, muthig zugreifende Art des Franzosen, das moderne Leben wie es zappelt und zuckt, warm pulsirend auf die Bühne zu stellen; Sie haben unsere Gegenwart in ihrer Fäulniß und ihrer Tüchtigkeit, ihren Idealen und ihren Lächerlichkeiten mit sicherem Blicke erfaßt und mit gleich sicherer Hand und auf den Brettern vorgeführt. Wie geht uns das Herz auf, nach langer Zeit endlich einmal von der Bühne herab ein sinniges Liebesgeständniß, ein scheidiges witziges Wort zu hören und und dabei sagen zu können, das ist keine aus dem französischen übersetzte Liebe, kein aus der Boulevardluft aufgegriffenes Bonmot — das ist ein deutscher Originalgedanke. Ach, nachdem wir bis zum Ueberdruß lange und das Essen aus der französischen Hoteltasche gebolt, freuen wir uns aufrichtig des wohlbesetzten Tisches, der einmal zu Hause gastlich zum Mahle ladet.

Sie schätzten abwehrend mit dem Kopfe: ich bin wahrhaftig noch kein Sardou und um ein jüngster Dumas zu werden, dazu fehlt mir neben einigen anderen Dingen noch ein deutscher Paris . . . Zugestanden, Herr Redacteur, es werden wohl noch einige Jahre vergehen, bis wir die meisterliche Bühnentechnik des französischen Dramatikers erreicht, den mit magischer Gewalt wirkenden Apparat entdeckt haben, mit welchem jene unsere Empfindungen so unwiderstehlich zu beherrschen und auf eine wie mathematisch berechnete Höhe zu steigern wissen. Allein bis man bei uns diese Entdeckung macht, können wir uns wohl damit trösten, daß — um nur vom socialen Schauspiel zu reden — „Emilia Galotti“ oder „Cabale und Liebe“ es in dem, was man Bühnenmache und Effect nennt, noch immer mit einer „Fernande“ oder einer „Prinzessin Georges“ aufnehmen können . . .

Unterbrechen Sie mich nicht immer, wenn ich Ihnen ein Compliment machen will. Ich war eben daran, von einem Gebiete zu sprechen, auf welchem Sie die Franzosen schon jetzt erreicht und auch übertroffen zu haben scheinen: es ist der Dialog, den Sie ebenso weltmännisch wie jene zu formen wissen . . . Bitte, Sie dürfen da nicht protestiren; Sie haben mir einmal das Wort ertheilt und ich werde Ihnen jetzt die Wahrheit sagen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie Ihnen — angenehm sei.

War es doch vornehmlich jene feingespitzte, anmuthig den Ernst wie den Scherz streifende Wechselrede, die Ihnen für „Maria und Magdalena“ zuerst die Sympathie des Wiener Publicums gewann. Denn da Sie die entscheidende Handlung Ihres Schauspiels erst in den dritten Act verlegten, hatten wir durch zwei Aufzüge nichts zu thun, als den interessanten Ideentausch zu bewundern, den Sie in fesselnder Mannichfaltigkeit durch die Personen Ihres Stückes von der Scene zum Publicum besorgen ließen. Ein geistreicher Deutscher wird einen geistreichen Franzosen immer schlagen, weil seine Bildung universeller und tiefgehender ist; es konnte daher nicht fehlen, daß wir Zuhörer sofort die Entdeckung machten, in diesem Punkte seien die Franzosen nicht nur zu erreichen, sondern auch zu übertreffen . . . Ein wahres Feuerwerk von blendenden Aperçus, leuchtenden Einfällen und zündenden Bügraketen prasselte vor uns auf; die pronouciertesten Classen der modernen Gesellschaft wurden porträtschaarf satirisch vorgeführt und so imponierend war der Eindruck, den besonders Ihre vollkommene Vertrautheit mit allen großstädtischen Eitelkeiten und Herzensgeheimnissen im Parterre hervorrief, daß ein ehrsamer Bankier den dritten Act gar nicht mehr anhören wollte, weil er befürchtete, jetzt werde sofort vom Autor öffentlich die interessante Geschichte seines jüngsten Ordens erzählt werden . . . Gestehen Sie es nur, Herr Lindau, es war Ihnen, indem Sie Ihr Schauspiel zu schreiben begannen, so fröhlich feuilletonistisch um's Herz, so stürmisch und drangvoll zu Muthe, als Sie vor einer vielköpfigen Menge im hellerleuchteten Hause all Ihrem Denken und Fühlen einmal wieder lebhaften mündlichen Ausdruck geben durften, daß Sie, ganz gesangen vom Reize der Situation so recht con amore mit uns sprechen zu können, durch zwei Acte an die Handlung Ihres Stückes gar nicht dachten. Alphonse Karr soll einmal von einem Freunde, dessen Stück durchfiel, malitiös gesagt haben: „Ich hatte ihm gleich gerathen, als ich die Komödie las, er solle sie vom zweiten Acte an, wo die Handlung ermattet, mit einer Fülle geistreicher Bonmots, hinreißender Einfälle überfluthen — er hatte wohl seine Gründe, mir nicht zu folgen“ . . . Der Autor von „Maria und Magdalena“ befindet sich im umgekehrten Falle. Er hat seine Gründe, uns Anfangs mit einer Fluth von pikanten Dialogen und originellen Anschauungen zu überraschen, denn der dramatische Kern seines Schauspiels, die Action selbst ist nicht stark genug, um es zu tragen und hält bei gründlicher Besichtigung keineswegs Stich.

„Ach, endlich einmal ein Wort des Tadels!“ höre ich Sie aufathmend sprechen; „wie thut das wohl nach diesen erdrückenden Schmeicheleien, sahren Sie fort, Herr Referent, sahren Sie fort, denn ich schmachte nach einigen Bitternissen! . . .“

Ganz zu Ihrer Verfügung, Herr Redacteur. Damit Sie sich entschiesen, meinem Lobe einigen Glauben zu schenken, muß ich wohl auch von der Kehrseite der Medaille sprechen. Sie haben sich allerdings einiger dramatischer Todsünden schuldig gemacht und zur Strafe dafür werde ich Ihnen jetzt die Handlung Ihres Schauspiels, welche Sie in den letzten Tagen so oft lesen mußten, nochmals erzählen. Diese Strafe wird sehr kurz sein, denn die Handlung ist klein, zu klein.

Es waren einmal im Pensionate zwei Mädchen, das eine hieß Maria, das andere Magdalena. Magdalena beging die Unvorsichtigkeit sich in einen Herrn Gelb, Lehrer der Anstalt, zu verlieben, sie wechselte Briefe mit ihm, aber Schlimmeres kam nicht vor. Ich glaube kaum, wenn ich recht unterrichtet bin, daß sie ihn je einmal küßte. Ihre Freundin Maria hatte die Gefälligkeit, ihre eigene Adresse für den diebischen Verkehr der Verliebten zu leihen, die verrathen zu werden fürchteten. Ein sehr compromittirend stilisirter Brief des Lehrers Gelb fällt in die Hände der Instituts-vorsteherin; der schlimmste Verdacht wendet sich gegen die unschuldige Maria. Aber Magdalena beschwört sie, die Wahrheit zu verschweigen, die Wahrheit würde die Mutter der Schuldigen tödten. So duldet Maria in stummer Ergebung, daß ihr Vater, dem das Schreiben zugesendet wird, sie verflucht und verstößt. Maria wendet sich der Bühne zu; nach Jahren spricht ganz Europa von einer berühmten Tragödin Maria Berrina, die in Petersburg Furore macht. Sie wird von dem Fürsten einer deutschen Residenz dringend geladen, auf der dortigen Bühne eine Vorstellung zu geben und willigt endlich ein; es ist ihre Abschiedsvorstellung, die sie geben will, dem entäußert und verdittert durch mancherlei Kümmernisse des Bühnenlebens will sie sich in's Privatleben zurückziehen. Diese Residenz, welche das Schwanenlied der Künstlerin Maria hören soll, ist dieselbe Stadt, in welcher Magdalena weilt, als reichverheirathete Commerzienrathin weilt. Eine Fügung des Schicksals wollte es, daß sie einen Wittwer ehelichte und daß dieser Wittwer Herr Geheimrath Werren der Vater Marien's ist. Als die berühmte Tragödin von der ganzen Stadt gefeiert wird — der Fürst selbst erscheint sich in begeisterten Huldigungen für sie — wird Magdalenen die ganze fürchterliche Schuld klar, welche sie an dem tiefen Herzleid Mariens trägt; von Gewissensbissen gefoltert, von dem Gedanken gepeinigt, die ganze Vergangenheit könne jetzt enthüllt werden, beschließt sie, sich einem Freunde anzuvertrauen. Ihr Zustand ist ein unerträglicher, denn auch jener Lehrer Gelb, der sich in der Residenz zu einem Theaterschriftler aufgeschwungen, weicht nie von ihrer Seite und läßt sie des Pensionatsfreiths von ehedem durch ein zudringliches Beanspruchen von Rechten, die er erworben zu haben glaubt, nimmermehr vergessen. Der Freund, dem Magdalena ihr Herz aufschließt, heißt Professor Laurentius; er ist ein eminenter Maler und ein noch vortrefflicherer Mensch. Der Professor verschafft der liebgedrückten Frau eine Zusammenkunft mit Marien. Auch diese Frau ist eben an ihre Vergangenheit schmerzlich gemahnt worden; ein nichtswürdiger Erpresser von einem Theateragenten hat sich von einem Scribler — jenem Erzfeind Gelb eben — ein Manuscript verschafft, in welchem Züge ihres Privatlebens entstellt zur Darstellung gelangen. Es blieb Marien nichts übrig als dem Agenten das schändliche Blatt einfach abzukaufen. So sieht sie wohl nicht mit versöhn-

Digitized by Google

lischen Gefühlen die ehemalige Mitschülerin des Pensionates vor sich erscheinen und fast hat es den Anschein, als sollte es hier zu einer Katastrophe kommen. Allein das Auftreten des männlich und edel fühlenden Laurentius wendet Vieles zum Besseren. Er macht vor allem den feigen Literaten Gels durch die Entlarvung unschädlich und bewahrt Magdalenen vor unglücklichen Schritten.

Alles hier Erzählte, mit Ausnahme der Pensionatsgeschichte, spielt im dritten Acte; im letzten Aufzuge lösen sich auf einem Balle im Schlosse des Fürsten die Gegensätze harmonisch auf. Der Vater Mariens (d. i. der Gatte Magdalenens) nimmt sein verstoßenes Kind wieder auf, als ihm entdeckt wird, wie unschuldig sie gewesen und als der erwähnte Fürst der schönen Tragödin die Hand zum Ehebunde reicht. Laurentius aber, der eine jüngere Schwester Mariens, den Backfisch Ella in's Herz geschlossen, geht auch nicht leer aus und darf das liebliche Mädchen zum Traualtar führen.

Ein Grundfehler der Handlung, den sich Jedermann sagt, liegt wohl darin, daß die befreiende Aufklärung, die dem Vater Werren so spät gegeben wird, von Magdalena schon weit früher ohne Gefahr hätte gewagt werden können; mußte sie, die ja selbst vollkommen unschuldig sich wußte, Unglück über eine Familie bringen, die durch ein offenherziges Wort gerettet werden konnte? War es ihr nicht ein Leichtes, ihren Gatten, der als der gutmüthigste, wenn man will, als der beschränkteste Commerzienrath aller Commerzienräthe geschildert ist, zur Rücknahme des harten Wortes, zur Versöhnung zu bewegen?

Doch — „wer vermag in das Innerste eines Frauenherzens zu blicken?“ antwortete einst ein schlagfertiger Dichter, als man ihm Widersprüche in einem von ihm construirten Frauencharakter nachwies. Wir müssen die Magdalena wohl nehmen, wie sie sich uns gibt; hätte sie logischer gehandelt, so hätten wir logischer Weise das Schauspiel „Maria und Magdalena“ nie zu Gesichte bekommen. So dachte auch das für den Reiz des Ungewohnten und Feingefühlen leicht empfängliche Wiener Publicum; es schlürfte in den beiden ersten Acten den verführerisch mousirenden Champagner, der bisdmal vor der pièce de résistance kam, mit Behagen ein und folgte dann der eigentlichen ernsten Handlung mit gespannter Aufmerksamkeit trotzdem sie sehr überkürzt, und ohne sich, wie das üblich, durch die Exposition gehörig anmelden zu lassen, an uns herankam. Der Mensch im Theater fragt nicht, wie jene zu Hause, viel nach Ursache und Wirkung; genug, die volle Bühnenwirkung stellte sich, dank der geschickten Scenenführung und den einzelnen ausgerollten Charakterbildern, mit entschiedener Kraft ein. Das konnte deutlich bei der ersten Vorstellung, die doch auch ein ungemein blasirtes, ziemlich zurückhaltendes Publicum zu Zeugen hat, beobachtet werden. Nach jedem Acte folgten lebhafte Hervorrufe des Verfassers; dieser erschien, um zu danken und wären Theaterbesucher nur im mindesten höflich, so hätten sie dem Dankenden einmüthig zurufen müssen: „Bitte, das Vergnügen war ganz unsererseits!“ Von den Figuren des Stückes, die am lebhaftesten interessirten, muß der komische Commerzienrath Werren zuerst genannt werden. Er ist der Parvenu comme il faut; ihn freut der Genuß einer Frucht nur, wenn man auch die goldene Schale sieht, in der sie ihm gereicht wird. Er ist natürlich Kunstfreund und hält Malaat für einen großen — Bildhauer; er nennt Jedermann den Preis seiner Cigarren, seiner Pferde, seiner Weine, bietet aller Welt seine Wagen an, er protegirt alle Welt und in seiner Bewirrung während einer drolligen Scene sogar Serenissimum, den Fürsten selbst, welchen er für einen ganz gewöhnlichen Künstler, der auch so herumwallt, genommen hatte. Die Species Werren ist auf der Wiener Ringstraße, wie in Berlin unter den Linden weit häufiger als im deutschen Schauspiele zu finden; daß Commerzienräthe ewigen „bei Cigarren und bei Weinen darf man den Preis wohl sagen“ ist hier schon sprüchwörtlich geworden. Im directen Gegensatz zu ihm steht der ferilinnige, fantastisch angelegte Professor Laurentius; er ist ein moderner Nathan der Weise in sententiöser Spreewweise und stets sprudelfertiger Witzkraft. Laurentius wirft mit vollen Händen blitzende Goldkörner um sich. Was den Ausspruchen dieses im Stile von Freytags Bolz angelegten Professors einen gewissen Werth verleiht, ist die fernige Gesinnung, die darin steckt. So gründend auch die Schlagworte des Professors in's Publicum fielen, die Wirkung seines Witzes wäre nur halb, wenn er nicht oft zugleich eine gewisse Perspective böte, Perspectiven auf politische, literarische und sociale Verkehrtheiten aller Art. Es gibt Leute (und zum Unglück führen sie manchmal eine unbeanstandigte Feder), die schon Humor zu verrathen glauben, wenn sie contrastirende Worte zusammenstellen, welche sich dann über ihr Rendezvous selbst zu wundern scheinen und sozusagen ein flüchtiges Lachen erregen können. Der Witz des Denkers wird immer zugleich ein Urtheil sein; und da Form und Inhalt der Gedanken des Herrn Laurentius gleich anregend sich darstellten, so hast er Ihnen, verehrter Herr Lindau, über manche gefährliche Klippe Ihres Schauspieles glücklich hinweg. Ein Liebeshieb, der so groß ist, daß ich dermuthen muß, Herr Laurentius stehe in der intimsten Freundschaftsbeziehung zu dem Redacteur der „Gegenwart“.

Mit Empfindungen sehr gemischter Art hat das Publicum die multiplen Enthüllungen aus dem Treiben der dunklen Theaterexistenzen empfangen, jener Sorte Blätter für Theater, Kunst und Freibillets, welche als Schmarotzerpflanzen an den Künstlern hangen. Als der vorgeführte Theateragent Schelmann sein lichtscheues Erpresserhandwerk mit Henkersruhe zu treiben begann, glaubte man einer Hinrichtung beizuwohnen und man athmete förmlich auf, als der Mann mit den Worten: „Mir liegt an dem Urtheil der Welt wenig — ich habe mir eine Villa gekauft“, die Scene verließ.

Resumiren wir. Das Schauspiel „Maria und Magdalena“ hat einen für den Autor sehr schmeichelhaften Erfolg davongetragen; allein der Kunstspieldichter, dem der Journalist ein gewiegter Lehrer gewesen, und dem daraus an allen Ecken und Enden hervorguckt, hat den größten Antheil an jener günstigen Entscheidung. Aria au rédacteur!

Die Inseminirung dieses Kunstspiels — pardon des Schauspieles ist von Laube in ganz mustergültiger Weise geleitet worden. Der Director unseres jungen Stadttheaters kann keine Dichter erfinden, aber kommt ihm einer in den Wurf, so weiß Laube, wie kein zweiter, durch reiche werthvolle Erfahrungen und verständiges Unterstützen dem Autor den schwierigen Weg von den Brettern bis zum Herzen des Publicums zu ebnen. So zeigte auch die Darstellung von „Maria und Magdalena“ ein wohl geleitetes und künstlerisch ausgeführtes Ineinanderspiel. Die Damen Friedmann, Frauenthal, Kläger und die Herren Meinicke, Friedmann und Gily hatten die Hauptpartien des Stückes in Händen. Es waren schön glückliche Hände.

Wien, 24. October. **Josef Oppenheim.**

Notizen.

Während im Herrenhause der Kampf um die Kreisordnung fortdauert engagirt ist, sieht man den kirchlich-politischen Gesetzen, die im Cultusministerium berathen werden, mit einer Spannung entgegen, die von den wiederholten officiösen Ankündigungen nachhaltig genährt wurde. Seit Wochen und Monaten heißt es, jetzt sei die Langmuth der Regierung erschöpft, jetzt habe der Cicero gezeigt, daß er keinen Frieden wolle, jetzt werde es bestimmt losgehen, das alles mit geringen Variationen in so unzähligster Wiederholung, daß einem minder geschulten Publicum längst die Geduld gerissen wäre. Aber die sprüchwörtliche deutsche Ausdauer hat sich auch hier bewährt. Ein Volk, das fast ein halbes Jahrhundert auf die ihm versprochene Constitution gewartet und die deutsche Einheit noch etwas länger schmachtsvoll besungen hat, wird auch noch einige Wochen, ohne aus der Haut zu fahren, der Falk'schen anticlericalen Kriegsgesetze harren können. Ein flagrantes Beispiel dessen, was der Deutsche in der Tugend des Abwartens zu leisten vermag, hat der Eindruck der neulichen Zeitungsnotiz geliefert, die von den Fürsten Bismarck erzählt, er habe gelassen, der Kampf gegen die Ultramontanen solle energisch fortgeführt werden, obgleich er, der Kanzler, über die Schwierigkeiten sich keinesmegs täusche und auf einen preißigjährigen Krieg gefaßt sei. Das wurde mehrfach keineswegs als eine humoristische Hyperbel aufgefaßt, sondern man konnte einige brave Leute ganz ernsthaft, wenn auch mit etwas langen Gesichtern sagen hören, es werde scharf hergehen, aber sie würden das Ende wohl kaum noch erleben, denn Bismarck habe versichert, es könne immerhin an die dreißig Jahre dauern! Franzosen und Engländer würden bei solchen Zumuthungen entweder die Flinte ins Korn werfen oder eine Revolution machen. Das fällt unsern guten Landsleuten nicht ein, sie reden, agitiren und schreiben weiter, trinken ihren Schoppen und lassen Bismarck sorgen. Man mag gar nicht daran denken, was aus der neuern deutschen Geschichte geworden wäre, hätte der Reichskanzler nicht

Digitized by Google

etwas mehr Nerven und Ungeduld gehabt, als die Nation, deren Führung er übernommen. Ein Volk, das während acht Jahre an der Mauteuffel'schen Herrschaft, an den Vorlesungen Stahls und dem Gerlach'schen Rundschauen nicht vor Langeweile gestorben war, hätte sich vielleicht noch einige weitere Jahrzehnte die österreichische Majorität im Bundestage, sowie den französischen Uebermuth gefallen lassen. Die erwähnten Bismarck'schen Nerven waren ein Geschenk der Vorsehung; sie haben uns, dem Himmel sei Dank, ein gutes Stück vorwärts gebracht. Man sieht denn auch unter dem Einfluß eines verzeihlichen politischen Tagoismus die zeitweiligen officiösen Bulletins über des Kanzlers Gesundheit zwar mit inniger Theilnahme, aber doch mit der stillen Erinnerung an das englische Sprichwort, daß jeder böse Wind für Irgendjemanden in der Welt auch Gutes auf seinen Schwingen trage. Der Jemand ist hier die deutsche Nation mit ihrer unverwüstlichen Apathie, die durch den anders constituirten Patienten von Varzin aus dem Halbschlaf träumerischer Ideale gerüttelt und auch weiterhin, allerdings mit starker Nachhülfe des rührigen Theiles der Nationalpartei, geschoben werden mußte. Diese Erfahrung tröstet uns über die Zukunft. Der gewöhnliche Zeitungsleser mag sich bei der täglichen officiösen Meldung, daß der Clerus wirklich bald zur Raison gebracht werden solle, beruhigen und seinen Geschäften nachgehen. Weniger abgehärtete Personen könnten sich dadurch etwas ermüdet fühlen. Aber die Hoffnung, daß es dem Minsterium mit dem Vorgehen gegen die Ultramontanen Ernst ist, wollen wir deshvegen nicht aufgeben. Wir vertrauen auf die Nerven des Fürsten Bismarck.

* * *

Ein gutes Beispiel Baierns für Preußen. In einem Büchlein über das wahre Bedürfniß der preußischen Volksschulen im Hinblick auf die von Minister Falk berufene Conferenz hat ein Mitglied derselben, Karl Weiß in Berlin, neben unnöthigen Ausfällen auf parlamentarischen Liberalismus und hohle Doctrinen, viel Beherzigenswerthes und Ausführendes gesagt. Am besten indeß gefällt mir der Satz: Daß Wohl und Weh der Schule besonders von der Besoldungs- und Pensionsfrage der Lehrer abhängt. „Jedes Arbeitsmann und Handwerk, in manchen Gegenden des Vaterlandes der Straßenkehrer, verdienen mehr als der geistige Arbeiter für Volkswohl und Volksbildung. Bei dem jämmerlichen Lohn von 50, 100, 200 Thalern fordert man vom Lehrer Ernährung einer Familie, Lust und Hingabe an den schwersten Lebensberuf. Man wünscht fast universitätisch gebildete Männer und gibt ihnen den Lohn eines Nachtwächters."

Der Erfolg ist denn, daß die besseren Kräfte auch der ärmeren Stände sich nicht mehr dem Lehrerberuf widmen oder daß sie durch industrielle Gesellschaften ihm entzogen werden, ja daß einer lieber durch Knochen- und Lumpenhandel seine Kinder ernährt, als sie hungern läßt und Schule hält. In Sachsen ist der sittlichste Lehrermangel eingetreten.

In Baiern wurde vor einigen Jahren die Besoldung der Gymnasiallehrer um ein Drittel erhöht, und sie möchte dabei von fünf zu fünf Dienstjahren um hundert Gulden; in Folge dessen hat sich bereits die Zahl der Philologen an der Universität München verdoppelt. Ein ähnliches Resultat wird in Bezug auf die Volksschule nicht ausbleiben.

Es gehört zu denkwürdigen Erfahrungen des politischen und parlamentarischen Lebens, wie in Baiern eine Kammer, deren Mehrheit im Kampf gegen die nationalliberale Partei gewählt war, dennoch die Ziele dieser letzteren ausführte. Sie gewährte das Kriegsbudget gegen den Plan des Neutralbleibens, sie trat durch die Genehmigung der Versailler Verträge in das neue Deutsche Reich ein, sie verwarf die Beschwerde der Bischöfe, und sie gewährte ohne Abbruch die Geldsforderungen des Cultus- und Unterrichtsministers. So erfolgte die Gehaltsaufbesserung vieler Professoren „dieser" Universität, der man wegen ihres Widerstands gegen die päpstliche Unfehlbarkeit keinen Heller bewilligen wollte, so ergab sich ein Mehraufwand von einer und einer halben Million Gulden für das Volksschulwesen. Und dies möchten wir Preußen zum Muster aufstellen.

Jetzt erhält auch im ärmsten und kleinsten Dorf der eigentliche Lehrer mindestens 350 Gulden, Beweser und Gehilfe mindestens 250 und 200; von 5 zu 5 Jahren aber steigt die Besoldung um 50 Gulden, sodaß der Lehrer also nach 25 Dienstjahren mindestens 600 Gulden bezieht. In Städten ist das Mindeste 450 und 500 Gulden; die Gemeinden geben aber meistens Zulage, sodaß die tüchtigen Lehrer in München sich auf 1200—1400 Gulden stehen. Es kommt hinzu, daß der Unterricht auf den Lehrerbildungsanstalten, den Präparandenschulen und Seminarien nicht blos ganz unentgeltlich ist, sondern daß für die ersten 50,000, für die andern 60,000 Gulden als Stipendien verwendet werden.

Besser konnte das Cultusministerium und namentlich der Referent über das Volksschulwesen, Ministerialrath Huller, der Kammer der Reichsräthe nicht antworten, die vor einigen Jahren unter der Führung des protestantischen Consistorialpräsidenten Harleß im Bunde von Bischöfen und Feudalherren das freisinnige Schulgesetz verwarf. Denn gute Lehrer sind die beste Schulreform. Hier ist eine That des Ministers Lutz, die sich segensreich erweisen wird.

In all jenen Fragen war die gute Sache, die Wucht der Umstände stärker als die widerstrebenden Persönlichkeiten. Aber die Taktik der Fortschrittspartei war doch auch zum Erfolg nöthig. Nicht umsonst wurde einmal acht Tage lang debattirt und plötzlich Schluß verlangt, als gerade die nöthige Zweidrittelmajorität im Saale war; nicht umsonst stand das Unterrichtsbudget ganz zuletzt auf der Tagesordnung. Und wenn man vielfach das getadelt hat, daß die Liberalen zu einem Wunsch der Ultramontanen schwiegen, die in München und Würzburg ein paar Professoren begeisten, welche sich nicht gerade gegen die Infallibilität geäußert, so konnten sie im Hinblick auf das für die Volksschule Errungene mit Heinrich IV. sagen: Paris ist eine Messe werth!

* * *

Alfred Woltmann hat mit seiner Baugeschichte Berlins der Hauptstadt des Reichs ein schönes Geschenk gemacht; beginnen doch die bedeutenden monumentalen Werke mit der Regierung des großen Churfürsten, die durch siegreichen Kampf gegen die fremden Eindringlinge und durch religiöse Duldung den Grundstein für die allmählige Aufrichtung eines verjüngten deutschen Nationalstaats legte. Vornehmlich zwei große Künstler gaben der Stadt das Gepräge ihres Geistes, Schlüter und Schinkel. Woltmann hat sie mit Vorliebe behandelt, ist aber auch den ältesten Baudenkmalen nachgegangen und der Zeit Friedrichs des Großen gerecht geworden, und hat die modernen Bestrebungen ausführlich und freimüthig beurtheilt. Friedrich Wilhelm IV. wird selbst als eine Künstlernatur geschildert, aber gerade auf die Gefahr hingewiesen, die das dilettantische Eingreifen des Fürsten in die Arbeiten der Architekten mit sich führt. Was er von großen Plänen für das öffentliche religiöse und politische Leben mit sich herumtrug, das ist so wenig im Staat wie in der Kunst zur Ausführung gekommen; wie er durch seine Liebhabereien bestimmt war, so ist am gelungensten, was er für private Zwecke schuf, und namentlich ist die landschaftliche und Gartenarchitektur in Potsdam von echtem Geschmack beseelt. Mit dem neuen Museum geht Woltmann um so strenger ins Gericht als es das alte mannichfach herunterdrückt. Ungerecht scheint mir der Ausfall gegen die jetzige Aufstellung der Gypsabgüsse nach der Antike. Die Trümmer der Tempelsculpturen sind mit verwandten Arbeiten besser vereint als es früher der Fall war, eine streng geschichtliche Reihenfolge ist aber bei den andern Bildwerken doch nicht möglich, und warum soll man nicht Statuen und Büsten von Zeus und Here, von Apoll und Aphrodite zusammenstellen, um anschaulich zu machen, wie derselbe Grundtypus in verschiedenen Weisen modificirt ist und wie das eigenthümliche Ideal der Götter oder Heroen sich entwickelt hat? Ich meine der Freund des Schönen sollte dies Kunstmythologische neben dem Historischen nicht missen wollen. Auch im Nationalmuseum zu München macht man eine Wanderung durch die Jahrthunderte; die Gegenstände der verschiedensten Art sind chronologisch geordnet, und es gab zuerst großes Geschrei, als Hefner-Alteneck hie und da Waffen, Thürbeschläge, musikalische Instrumente herausnahm und sie in besondern Sälen für sich zusammenstellte; jetzt dankt man's ihm; das Gesammtbild ist ja nicht zerstört, Handwerker und Künstler aber finden leicht heraus, was sie für besondre Zwecke suchen, und der Culturhistoriker steht wieder, wie die allgemeine Entwicklung des Stils und Geschmacks auch in diesen kleinen Kreisen sich abspiegelt. Uebrigens hat der Director der Berliner Antikensammlung, Carl Bötticher, der berühmte Verfasser der Tektonik der Hellenen, sich selbst gegen die Angriffe Conzens jüngst tapfer vertheidigt. — Die gegenwärtige Architektur kann Woltmann von Putz- und Gefaufsucht nicht freisprechen. Das Ornament ist häufig nicht aus dem Organismus des Bauwerks erwachsen, sondern lediglich nur äußere Zuthat, die beliebig angefügt oder weggelassen werden kann; ja mit der Gesellschaftstoilette hat es gewöhnlich das Flitter- und Schablonenhafte gemein; oft ist die ganze Façade dem Haus blos angeputzt. Dagegen ist dann die Strenge der classischen Schule, an deren Spitze Böttticher steht, eine heilsame Zucht. Möge das Reichstagsgebäude auch ein Vorbild gediegner Schönheit werden, ein würdiges Denkmal der großen Zeit, die wir erlebt!

Digitized by Google

Inserate.

Soeben veröffentlicht die 1. Lieferung der zweiten Auflage von:

G. H. Lewes (Verf. von Goethes Leben), **Geschichte der alten Philosophie** erscheint in 8 monatl. Liefergn. à 10 Sgr. Prospecte mit Urtheilen der Presse u. Lfg. 1 in allen Buchhandlungen vorräthig.

Berlin. Verlag von Robert Oppenheim.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten liefern:

Aus allen Welttheilen.

Illustrirte Monatshefte

für Länder- und Völkerkunde

und verwandte Fächer.

Red. **Dr. Otto Delitsch.**

Preis jedes Monatsheftes 7½ Sgr., auch einzeln.

Leipzig, Verlag von Adolph Refelshöfer.

Mit Oktober beginnt der 4. Jahrgang.

Illustrirte Prospecte gratis.

Diese Monatsschrift, reich ausgestattet mit vortrefflichen Holzschnitten und Karten, bringt in allgemein verständlicher, ansprechender und unterhaltender Form, interessante, mannigfaltige und gediegene Schilderungen aus allen Theilen der Welt, von den tüchtigsten Verfassern und befreit sich, hierdurch geographisches Wissen, das für jeden Gebildeten heutzutage unentbehrlich ist, in den weitesten Kreisen zu verbreiten und zu fördern.

Im Verlage von **F. Berggold** in Berlin erschienen soeben:

P. Kummer. Skizzen und Bilder aus allen Reichen der Natur mit Vorwort vom Seminar-Direktor Lüben und 4 Landschaftsbildern von Haun. Eleg. ausgestattet 2 Thlr. 10 Sgr.

Stuart Mill. Die Hörigkeit der Frau. Uebers. von Jenny Hirsch, 2. Aufl. m. Vorbericht üb. d. gegenw. Stand der Frauenfrage 1 Thlr. 10 Sgr.

H. Scheube. Deutscher Geist und deutsche Art im Elsaß. Culturgeschichtl. Lebens- u. Charakterbilder 1 Thlr. 20 Sgr.

H. Scheube. Aus den Tagen unserer Großväter. Culturgesch. Zeit- u. Lebensbilder, 1 Halbband 1 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Wieds. Deutsche Illustrirte Gewerbezeitung. 37. Jahrgang in Wochennummern. Halbjährl. 3 Thlr.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Dramatische Werke

von

Karl Gutzkow.

Dritte, vermehrte und neu durchgesehene Gesammtausgabe.

4 starke Bände. 8. broch. 3 Thlr. 10 Sgr. Hochfl. eleg. geb. 5 Thlr. 18 Sgr. oder in 20 Bänden à 5 Sgr.

☞ Zum Bühnengebrauch, dramatischen Lesen mit vertheilten Rollen empfehlen sich die Einzelausgaben von Zopf und Schwert, Uriel Acosta, Königsleutenant u. s. w., welche auch einzeln abgegeben werden.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

H. B. Oppenheim, Der Katheder-Sozialismus. Inhalt: Sozialistische Rezepte. — Ueber die neuen Arten der Arbeit und des Müssiggangens. — Manchesterschule u. Katheder-Sozialismus. — Was bedeuten Realismus u. Abstraction in der Volkswirthschaftslehre. — Volkswirthschaftl. Verirrungen. — Die Wohnungsnoth und der Sozialismus. — Ein offener Brief von K. Braun-Wiesbaden. 8. geh. Preis 15 Sgr.

Berlin. Verlag von Robert Oppenheim.

Bei Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Lustspiel.

Ein deutsches Lustspiel mit Prolog von **Leopold Jacoby.** — Preis 20 Sgr.

[Obiges Lustspiel gehörte zu den fünfen, die bei der Hamburger Preiskonkurrenz zur engeren Wahl kamen.]

Es werde Licht.

Poesieen von **Leopold Jacoby.** — Berlin 1872. — Preis 12 Sgr.

H. E. Oliven. Berlin, Louisenstr. 45.

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

G. Poulett Scrope. Ueber Vulkane. Der Charakter ihrer Phänomene, ihre Rolle in dem Bau u. in der Zusammensetzung der Erdoberfläche u. ihre Beziehungen zu den Kräften des Innern. Nebst einem beschreib. Verzeichniß aller bekannten Vulkane u. vulkanischen Bildungen. Nach der 2. verb. Aufl. bearb. von **G. A. von Klöden.** Mit 65 Holzschn. u. 1 lithogr. Ansicht des Vesuv-Ausbruchs.

Berlin. Verlag von Robert Oppenheim.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin,** Louisenstrasse 37.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Tokaj und Jókai

Bilder aus Ungarn

von

Karl Braun-Wiesbaden.

8°. broch. 436 Seiten mit einer Illustration. Preis 1 Thlr. 26 Sgr.

Deutsche Jugend.

Illustrirte Monatshefte.

Unter Mitwirkung von

F. Bonn, C. Castin, Em. Geibel, C. Graf, A. W. Grube, F. Güll, G. Jaeger, G. Jahn, H. Kletke, Fr. Körner, H. Kurz, Rud. Löwenstein, Joh. Meyer, Ed. Mörike, F. Oldenberg, A. Pichler, O. Roquette, G. Scherer, H. Schmid, Theod. Storm, J. Sturm, A. Traeger, H. Viehoff, Villamaria, O. Widermuth u. A.

Herausgegeben von

J. Lohmeyer.

Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von

H. Bürkner, L. Burger, F. Flinzer, Th. Grosse, J. Ritter v. Führich, Albert Hendschel, Oskar Pletsch, F. Preller, L. Richter, G. Spangenberg, Paul Thumann, A. v. Werner u. A.

unter künstlerischer Leitung von

Oskar Pletsch.

Preis des Heftes gr. 4. Velinpap. cc. 4—4½ Bog. 1 Mark = 10 Sgr. = 36 kr. rh.

6 Hefte bilden einen Band. Preis des Bandes 2 Thlr.

Jeder Band bildet ein selbständiges Ganze und wird einzeln verkauft.

Die „**Deutsche Jugend**“ vereinigt zum erstenmale die gefeiertsten Meister deutscher Kunst und Dichtung und die hervorragendsten unserer Jugendschriftsteller zu einem freudigen Zusammenwirken für die Jugend, und ist bestrebt in ihrem für Knaben und Mädchen bestimmten Inhalt nur Mustergültiges in Wort und Bild zu bieten.

Die zu einem Bande vereinigten Hefte bilden zugleich eines der reichhaltigsten und schönsten Weihnachtsbücher.

Verlagshandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena:**

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

In ca. 100 Lieferungen von je 6—7 Bogen 8. eleg. ausgestattet und broch.

Preis pro Lieferung **nur 5 Sgr.**

Lieferung 1. u. 2. mit ausführlichem Prospekt sind in jeder Buchhandlung vorräthig. — Alle 8—14 Tage eine weitere Lieferung.

Neuigkeiten

aus dem Verlage

von **Hermann Costenoble** in **Jena:**

Bodenstedt, Friedrich, Das Herrenhaus im Eschenwalde. Roman. 3 Bde. 8. broch. 5 Thlr. 20 Sgr.

Gerstäcker, Friedrich, In Amerika. 3 Bde. 8. broch. 2 Thlr. 25 Sgr.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 9. November 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. — Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Blumenlese auf der Eisenacher Social-Conferenz. Von H. B. Oppenheim. (Schluß) — **Literatur und Kunst:** Journalistische Sitten Von E. Frensdorff. — Emil Devrient. Ein Wort der Erinnerung von Feodor Wehl. — Culturhistorisches. Die schwäbische Industrieausstellung von 1871 in Ulm in Briefen von L. Walesrode. Von — r. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: „Ein Schritt vom Wege", Lustspiel in vier Acten von Ernst Wichert. „Pompdi", Schauspiel in fünf Acten von Julius Berther. Von Paul Lindau. — Berliner Musikzustände. Von H. Ehrlich. — Offene Briefe und Antworten. Offener Brief des Prinzen Edmund Radziwill. — Bezüglich des Nationaldenkmals auf dem Niederwald. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Blumenlese auf der Eisenacher Social-Conferenz.

Von **H. B. Oppenheim.**

(Schluß.)

Gneists Rede war wohl die einzige hervorragende Leistung auf dem Eisenacher Congreß. Gneists Anschauungsweise ist den Lesern seiner Schriften längst bekannt. Ein sogenannter Rechtsstaat mit sehr starken Polizeibefugnissen soll „über den streitenden gesellschaftlichen Interessen" sich aufbauen, um diese in untergeordneten — bei Leibe nicht parlamentarischen — Organisationen einzudämmen und festzubannen. Bei aller Anhänglichkeit an das altständische Wesen (z. B. Alt Englands vor der Reform Acte) zollt Gneist allen freihändlerischen Postulaten der großen industriellen Bewegung der Neuzeit seine vollste Anerkennung. Aber die unvermeidliche Entwicklung habe — so sagte er in Eisenach — dazu geführt, daß Capital und Arbeit sich unvermittelt gegenüber stehen. Bis jetzt führten sie eine Art Guerillakrieg mit einander; durch feste Organisationen müsse daraus eine regelmäßige Kriegführung werden. Das Wort „Organisation" übt auf Gneist stets einen mächtigen Zauber, und so, wie er es anwendet, wird es auch in der Debatte selten seinen Effect verfehlen. Uns will bedünken, daß mit dem Worte „Organisation" an sich noch nicht viel gesagt sei, und daß es dabei nicht blos auf den löblichen Zweck, sondern auch auf die juristische Beschaffenheit der fraglichen Organisation ankomme; — in letzterer Beziehung z. B. wird es sich fragen, ob keine mittelalterliche Corporation bezweckt werde, welche dem Wesen des modernen Staats widerspricht und wie eine vorsündfluthliche Bildung in die heutige Welt hineinragt. Soweit die Gewerkvereine, um die es sich hier handelt, das Recht der freien Association für sich in Anspruch nehmen, läßt sich nichts dagegen sagen. Wenn aber der Staat ihnen Corporationsrechte und damit einen höheren gesetzlichen Schutz (auch für die zwangsweise Eintreibung der Beiträge) verleihen soll, muß er doch erst an der Hand der Erfahrung prüfen, ob diese aus England importirte Einrichtung sich auf deutschem Boden solcher Privilegien würdig erweisen mag, ob sie Friedens- oder Kriegszwecken dienen wird, ob sie den wirklichen Bedürfnissen und den gerechten Forderungen der Arbeiterclasse entspricht, oder den Agitationszielen ehrgeiziger Parteiführer sich dienstbar fügt, ob sie mehr geeignet ist, zerstreute oder gar feindselige Elemente der Bevölkerung zu friedlicher Verständigung zu vereinigen, oder ob sie den Arbeiterstand nur stärker isoliren und in einer schroffen Abzonderung befestigen soll. Und wenn es sich um gesetzliche Normativ Bedingungen handelt, so muß erst untersucht werden, welche zum Schutz der Gesellschaft erforderlich, und ob die erforderlichen auch in der Praxis durchführbar sind. Ohne weiteres kann doch nicht angenommen werden, daß „die sogenannten Strike-Vereine", welche Gneist entschieden mißbilligt, durch die gesetzliche Sanction unmittelbar zu höheren Organisationen werden. Was wir bisher von den deutschen Gewerkvereinen kennen, entscheidet die Frage noch keineswegs zu ihren Gunsten. Wenn es, um eine loyale „Kriegführung" herbeizuführen, blos darauf ankäme, daß man die Gegner erst sich organisiren läßt, so müßte man auch die „Internationale" anerkennen und dürfte auf einen andern Gebiete, wo es sich gleichfalls um das Entweder-Oder eines regelrechten oder regellosen Kampfes handelt, den Jesuiten-Orden nicht verbieten.

Die Gefahren des Gewerkvereins-Wesens verkennt Gneist keineswegs und schildert sie im weiteren Verlauf seines Vortrags mit sehr beredten Worten. Er führt namentlich den Satz aus, daß die Arbeiter-Verbindungen nothwendig auch zu mächtigen Verbindungen der Arbeitgeber führen und damit zu zwar selteneren, aber desto umfassenderen und gewaltigeren Arbeitskriegen. England hat diese Periode, nach Gneist, schon überstanden, aber mit unendlichen Opfern und Calamitäten den späten Frieden erkauft. Gneist sieht die Rettung in einer Anerkennung der Gewerkvereine unter Normativ-Bedingungen, welche er hauptsächlich auf „Vermittelungs-Commissionen" gerichtet wissen will. Seine „Vermittelungs-Commissionen" unterscheiden sich aber von den „Arbeitskammern" des Prof. Schmoller durch eine schärfere juristische Begränzung, wogegen Prof. Gneist daneben ein Zwangs-Schiedsverfahren proponirt, dessen rechtliche Grundlage und Grenze mir weniger klar geworden ist. Das Ganze will er in die Hand der Communal- und Kreis-Behörden gelegt wissen.

Der Schluß der Gneist'schen Rede war berechnet und geeignet, auf die Redner der Versammlung eine ernüchternde Wirkung zu üben. Es gebe nicht eine soziale Frage, sagte er, sondern hundert soziale Fragen; der Staat dürfe in wirthschaftlichen Angelegenheiten erst eintreten, wo die Mittel der socialen Selbsthülfe erschöpft seien; keinenfalls dürfe der Staat die wirthschaftlichen Gesetze umwandeln wollen. Er verwieß am Ende — unter lautem Widerspruch — auf „die ewigen Wahrheiten" der Adam Smith'schen Lehre, welche stets die wahre Grundlage der Nationalökonomie bleiben würde, und verwahrt sich gegen den „Widerspruch in dem Ausdrucke", „die Volkswirthschaft auf ethische Grundsätze zu basiren". —

Digitized by Google

Schmoller protestirte gegen diese Anschauungen, gegen die letztere ungefähr mit dem Hinweis, daß alles menschliche Thun einen sittlichen Inhalt haben müsse. Er könnte ebenso gut seine Methode eine arithmetische nennen, weil alles praktische Handeln nicht mit dem Einmaleins in Widerspruch stehen darf. Volkswirthschaftliche Fragen müssen aber zuvörderst von volkswirthschaftlichen Gesichtspunkten aus und nach den Naturgesetzen der Volkswirthschaft entschieden werden. Daß die Entscheidung den Gesetzen der Sittlichkeit nicht widersprechen darf, ist selbstverständlich und ist z. B. in einem besonderen Falle vorhin von uns gegen Herrn Prof. Schmoller (siehe die vorige Nummer) nachdrücklich ausgeführt worden. Beispielsweise wird eine allgemeine Norm, eine Einrichtung oder auch eine einzelne Maßregel, welche Treu und Glauben im Verkehr lockert, niemals für volkswirthschaftlich heilsam gelten, — ebenso wenig als ein unsittliches Gewerbe. Deshalb aber sind Volkswirthschaftslehre und Ethik noch nicht eins und dasselbe, sie sollen nur nicht in Widerspruch mit einander leben.

Aesthlich verhält es sich mit den Beziehungen der Volkswirthschaft zu der allgemeinen Politik. Die Voraussetzungen der geschichtlichen Entwicklung sorgen im großen Ganzen schon von selbst für eine innere Uebereinstimmung zwischen beiden. Alle ernsthaften Parteibestrebungen setzen diesen inneren Zusammenhang voraus. Aber im einzelnen Fall können politische Forderungen, ebenso gut wie moralische, das unbedingte Walten eines volkswirthschaftlichen Gesetzes begrenzen und einschränken. Das wurde niemals von irgend einer Schule bestritten oder angezweifelt. Wie es ältesten Rechtens ist, daß ein unsittlicher Vertrag ungültig sei und daß ein unsittliches Gewerbe keinen Rechtsschutz verdiene, so hat auch der Staat das Recht, eine Vertragsform zu verbieten, welche mit dem gemeinen Besten im Widerspruch steht. Solche gesetzliche Schranken widerstreiten der Verkehrsfreiheit nicht, sondern befestigen sie. Eine schrankenlose Verkehrsfreiheit ist ebenso wenig denkbar, als eine alles ergreifende und regelnde Polizei-Controle. Wer im praktischen Leben einseitige Postulate absolut durchführen will, ist entweder ein fanatischer Narr oder ein gewissenloser Agitator. Allein Nationalökonomie und Polizei-Wissenschaft sind trotzdem nicht gleichbedeutend und die Verwechselung dieser beiden kann von Uebel sein, nicht blos im allgemeinen, weil sie unwissenschaftlich ist, sondern besonders, weil sie einer falschen Theorie von der Omnipotenz der Staatsgewalt Vorschub leistet.

Eine solche Theorie gehört freilich heutzutage fast zu den Modethorheiten. Seitdem man in Preußen Grund hat, mit der Regierung leidlich zufrieden zu sein, und ihre Machtbefugnisse gegen die kirchlichen Anschreitungen gerne gestärkt sähe, hat diese Theorie sehr an Boden gewonnen. Ihre größere oder geringere Popularität hängt davon ab, ob gerade Mähler oder Falk Cultusminister ist. Die Tagespresse hat aber ein gewisses Bedürfniß, jede augenblickliche Stimmung zum Dogma zu verdichten. Wenn nun gar ein Mann, wie Herr Prof. Heinrich von Sybel, in öffentlicher Rede*) seine Ueberzeugung ausspricht, daß der Staat alle Seiten unseres Daseins zu behandeln habe und uns dabei eine Perspective in die Zukunft eröffnet, wie einst die freie Concurrenz von der Association völlig verdrängt werden und der Staat die Industrie von oben zu regeln genöthigt sein würde, so hat er es seinem Namen als berühmter Gelehrter, großer Schriftsteller, bekannter Politiker, ordentlicher Professor u. s. w. zu verdanken, daß ein aufsehnlicher Theil der liberalen Tagespresse kritiklos diese Aeußerungen wiedergibt, welche in der Kreuzzeitung oder sonst einem reactionären Blatte ihre äußerste Kampfeslust geweckt hätten. In ihrer Gedankenlosigkeit nimmt diese mit Dampf arbeitende Tagespresse keinen Anstoß daran, daß zu „allen Seiten unseres Daseins“ auch Kunst, Literatur, Wissenschaft, Religion, Wahl des Berufs und des Gatten gehören. Wer wird auch Herrn von Sybel an Weisheit und Freiheitsliebe übertreffen wollen! —

Herr von Sybel kommt, wie die Katheder-Socialisten, darauf hinaus, der Freihandelsschule den „radicalen Individualismus des achtzehnten Jahrhunderts“ vorzuwerfen, was auch so ausgedrückt wird, die Freihandelsschule passire auf einer naturrechtlichen Auffassung des Staates, die „neue“ Schule auf einer geschichtlichen Begründung.

Wir haben nichts dagegen einzuwenden, daß sich die „neue“ Schule gerne mit der historischen Rechtsschule vergleicht, wenn sie uns nur auch, gleich dieser, mit unsterblichen Werken beschenken will; einstweilen aber, und bis diese Verheißung erfüllt ist, lassen die praktischen Aufgaben der Gegenwart keinen Raum für solche scholastische Doctorfragen. Mögen die Gegner ihre Rechtsphilosophie schöpfen, wo sie wollen, ihre Staatsidee begründen, wie es ihnen beliebt, wir haben nur Zeit, ihre Resultate an der Praxis zu prüfen und das genügt vor der Hand. Möge die Mühle so oder so klappern, wenn sie nur gutes Mehl bringt! —

Aus demselben Grunde können wir ihnen auch das Vergnügen lassen, sich auf Männer, wie J. G. Hoffmann und selbst Kraus, zu berufen. Allein die zufällige Uebereinstimmung einzelner Aeußerungen oder Ansichten beweist gar nichts. Wer z. B. eine Beschränkung der Gewerbefreiheit als Ausnahme acceptirt, kann im Wortlaut einzelner Sätze sehr wohl mit dem übereinstimmen, der die Beschränkung zum allgemeinen Princip erhoben will. Solche dialektische Kunstgriffe sind bekannt und verbraucht. Wir haben aber, wenn es sich doch einmal um die — echte oder gefälschte — Ahnentafel handeln soll, in den Reden von Schmoller, Brentano u. a., sowie in Brentanos, Schönbergs, v. Scheels, Wagners und anderer Schriften viel mehr von der Phraseologie und Argumentation der französischen Socialisten (Louis Blanc, Proudhon u. s. w.) gefunden, als von den ehrlichen deutschen Staatswissenschaftlern der vorigen Generation. —

Doch zurück nach Eisenach! In der Specialdebatte über Gewerbevereine wird die Leichtfertige Act, mit welcher Schmoller vom Contractbruch gesprochen, durch Prof. von Holtzendorff, Prof. Roscher und andere auf das schärfste gegeißelt. Einzig Brentano vertheidigt ihn. Praktiker weisen ihn nach, daß der Contractbruch des Arbeitsgebers nicht strafbar bleibe, wie er vermeint, der des Arbeiters fast immer; daß es sich übrigens bei der Frage des Contractbruches nicht blos um große Arbeits-Einstellungen, sondern um zahllose Fälle des täglichen Lebens handle. Seinen anderen Antrag: Gestattung von Verwendung der Unterstützungscassen zu Strike-Zwecken, zog Schmoller vor der Abstimmung zurück.

Wie bei der Debatte über Fabrikgesetzgebung, kamen auch über die Gewerkvereine sehr gemäßigte Resolutionen zu Stande. Wenn man sich für unbedingte Coalitionsfreiheit erklärt, welche unter allseitiger Anerkennung unbestritten besteht, so heißt das freilich nur: eine offene Thür aufstoßen. Die Mehrheit verlangte auch gesetzliche Anerkennung der Gewerkvereine und ihrer Hülfscassen „unter gewissen Normativbestimmungen und Verpflichtungen“, und erklärte Einigungsämter und Schiedsgerichte für zweckmäßig, (wie es auch schon der volkswirthschaftliche Congreß zu Lübeck 1871 gethan).

Den letzten Gegenstand der Eisenacher Tagesordnung bildete die Wohnungsfrage. Referent Engel betont mit Recht, daß der eigentliche Mittelstand von der Wohnungsnoth weit schwerer betroffen werde, als die arbeitenden Classen. Unter den Ursachen der Wohnungsnoth zählt er auch die Arbeitseinstellungen der Bauhandwerker mit auf, ferner die mangelnden oder unzulänglichen Communicationsmittel, — den fehlerhaften Bebauungsplan der Hauptstadt und anderes mehr. Der eigentliche Schuldige aber sei der Bauspekulenwucher und sein Kumerad, der Häuserwucher. Seine Darstellung war sehr lebendig, aber sicherlich nicht überzeugend. Er schilderte in

*) Zu Düsseldorf am 19. Oct. im Verein für öffentliche Gesundheitspflege.

Digitized by Google

drastischer Weise den Handel in Häusern „auf Schlußzettel", wobei sich die Contrahenten nicht einmal von Angesicht zu Angesicht kennen lernten. Wieso aber die persönliche Bekanntschaft zwischen Hauseigenthümern und „Häuserwucherern" die Miethspreise milder stimmen würde, hat er zu beweisen vergessen. Daß man für den hohen Grundwerth (der doch an sich nicht für ein Unglück gilt, obsleich mit ihm die Miethspreise in gleichen Schritten steigen müssen) den Wucher verantwortlich macht, ist genau so begründet, wie das früher übliche Todtschlagen der Getreidehändler („Kornwucherer") in Hungerzeiten, oder wie die Ansicht, daß das Geld- und Bankgeschäft („Zinswucher") die Verarmung einer Gegend verschuldet habe. Dagegen wäre zum Beispiel in Berlin die Wohnungsnoth weit eher auf die lange vernachlässigte und mit unzulänglichem Capital oder schwachem Credit arbeitende Bau-Speculation zurückzuführen, als auf deren Uebereifer und Volkskraft. Noch vor wenig Jahren war der städtische Grundbesitz ein Gegenstand des Mitleides und die allzeit geschäftigen Weltverbesserer verlangten damals Enqueten von Staatswegen und schlugen allerlei complicirte Rettungsmittel vor.

Engel fragt sich, ob der Häuserhandel per Schlußschein nicht zu verbieten oder durch hohe Besteuerung zu inhibiren sei? — Ein anderer Vorschlag Engels will den Staat veranlassen, Beamtencasernen zu bauen und einen Theil der Besoldungen in der Naturalliesterung von Wohnungen zu leisten. Corporationen und industrielle Gesellschaften sollten dann diesem Beispiele folgen. — Abgesehen davon, daß die Beamten nicht überall hauseweise beisammenwohnen und daß wohl mancher vorziehen würde, seine Wohnung selbst zu wählen und sich hierin keine Freiheitsbeschränkung gefallen zu lassen, so sehe ich auch nicht ein, wie dadurch die Wohnungen billiger werden sollten. Staat und Communen kaufen und miethen nicht wohlfeiler als Privatleute, — im Gegentheil! Wenn sie aber theurer kaufen oder miethen und wohlfeiler vermiethen sollen, so läuft das auf eine Gehaltserhöhung oder ein Geschenk hinaus. Damit wäre aber die Wohnungsfrage nicht gelöst.

Allerdings läßt sich auch dieses wirthschaftliche Bedürfniß besser im Großen als im Einzelnen befriedigen, und auch Engel kommt auf Bau-Genossenschaften für Miethshäuser. Das ist ganz richtig; was bezweckt er aber mit seinen „unkündbaren" Wohnungen? Soll etwa auch der Miether nicht ausziehen dürfen?

Prof. Adolf Wagner stimmt mit Engel zumeist überein, geht aber weiter. Man müsse decentralisiren, viele Behörden aus der Hauptstadt entfernen. Aber außer der Centralisation und den ungenügenden Communicationsmitteln signalisirt er noch zwei Haupt-Ursachen der Wohnungsnoth: die Bau-Speculation und die Freizügigkeit. Man habe Unrecht gehabt, städtisches und ländliches Grundeigenthum nach juristisch gleichen Normen zu behandeln; der städtische Grundbesitzer werde durch Nichtsthun reich, seine Miether seien Sklaven, glebae adscripti, der Häuserspeculant speculire zugleich in Seelen. Kurz, er sprach von den Hausbesitzern, wie Schmoller von den Unternehmern. Im Wesentlichen wiederholte er schon früher Veröffentlichtes und — früher schon Widerlegtes. Der Bau-Speculation will er durch scharfe Besteuerung der „Spekulationsgrundstücke" und durch zwangsweise Expropriation begegnet wissen. Die Beschränkung der Freizügigkeit denkt er sich so, daß ein Fabrikherr neue Arbeiter erst dann solle anstellen dürfen, wenn dieselben ständige Wohnungen nachweisen. Uebrigens soll nach Wagner jeder Fabrikant, wie nach Engel der Staat und die Corporation, seinen Arbeitern die Wohnungen liefern. (In diesem Falle brauchten sie ihm doch keine Wohnungen nachzuweisen!) Prof. Setzig (Kiel) sah hierin mit Recht einen Rückfall in die Naturalwirthschaft. Consequenter freilich, als Wagner und Engel, verlangt Dr. Stolp, die Städte sollten große Anleihen contrahiren, davon Häuser bauen und die Verpflichtung übernehmen, jedem Einwohner eine unkündbare und unsteigerbare Wohnung zu verschaffen. Prof. K. Rodler erklärt sehr höflich alle vorgeschlagenen Experimente für „absolut unreif". Die Versammlung fühlt nicht das Bedürfniß, über diese unreifen Vorschläge abzustimmen; sie scheint wenig erbaut davon. Wir wollen wenigstens dankbar anerkennen, daß unsere Erwartung, der Fünf-Milliarden-Kriegsschatz würde zur Rettung der wohnungsbedürftigen Menschheit herhalten müssen, nicht in Erfüllung ging. Indessen wurde das nachgeholt, und eine Leipziger Wochenschrift brachte nachträglich den Vorschlag, aus der französischen Kriegs-Contribution die Engel'schen Beamtenwohnungen zu bauen. Unstreitig wird dieser Vorschlag von vielen Angestellten als das letzte Wort der Weisheit betrachtet werden.

So verlief die große Discussion über die Wohnungsnoth. Wenn man damit die Verhandlungen vergleicht, welche über die Wohnungsfrage, lange bevor die Wohnungsnoth acut geworden war, auf drei volkswirthschaftlichen Congressen der deutschen Freihandelsschule (1864, 1865, 1867) gehalten worden waren, so kann man, ohne Gefahr eines Widerspruches, mit aller Bestimmtheit behaupten, daß in Eisenach kein irgendwie gesunder Gedanke angeregt wurde, der nicht besser und ausführlicher auf jenen Congressen besprochen worden wäre. Schon 1864 (zu Hannover) wurden Häuserbau-Genossenschaften von diesen Freunden des Genossenschaftswesens, wie Schmoller sie nennt, skizzirt und dringend empfohlen. Die Freigebung des Baugewerbes wurde vorbereitet, die Revision der baupolizeilichen Bestimmungen angebahnt. Allerdings zog man keine Wechsel auf Staats- oder Communal-Cassen, sondern wies überall auf den Weg der Selbsthülfe hin.

Mit der Wohnungs-Debatte hatte der Eisenacher Congreß sein Programm, seine Weisheit und sich selbst erschöpft. Er wurde gleich darauf von seinem Präsidenten mit einem sehr kühlen Zeugniß anständigen Verhaltens geschlossen.

Die Grabschrift dieser Versammlung wird lauten müssen, daß ihre Beschlüsse nichts neues und die Reden der eigentlichen Leiter und Macher nichts — oder sehr wenig — gutes enthielten, daß die Beschlüsse nicht aus den vorbereitenden Reden folgten, sondern im Widerspruch mit diesen gefaßt wurden. Eine neue Schule ist hier also nicht gestiftet worden; selbst der Versuch einer Parteibildung muß für mißlungen gelten. Mit bloßen Velleitäten läßt sich nichts festes gestalten; die Lorbeern des leeren Wollens haben noch nie gegrünt.

Und doch lagen die Chancen günstig genug! Die landläufigen Stichwörter gegen die Freihandelsschule bildeten ein so unvermeidliches Inventarstück sehr vieler Redactionen, die Sehnsucht nach einem guten Einvernehmen mit den Arbeitergilden ist bei vielen Politikern so groß, daß jedes irgendwie haltbare Formular dafür auf die freundlichste Aufnahme rechnen durfte. In vielen Zeitungen waren dem kommenden Social-Congreß Ehrenpforten gebaut worden; hoffnungsreiche Illusionen hefteten sich an ihn, je weniger der alte volkswirthschaftliche Congreß die allgemeine Befriedigung erzielt hatte. Wenn es irgend ging und stand, hätten gewisse Zeitungen sich selbst nicht gerne Lügen gestraft. Wie es nun aber gekommen ist, sehen sie sich genöthigt, den sogenannten „höheren Standpunkt" einzunehmen, einiges mitleidige Wohlwollen auf das edle Streben der Katheder-Socialisten herabzuträufeln, auf deren Gegner weidlich weiter zu schimpfen (die albernen Erfindungen von der „persönlichen" Verbitterung der Gegner und von der beabsichtigten illoyalen „Denunciation" wohlbestallter und so sehr harmloser Professoren waren ja schon stereotypirt) und ein geneigtes Publicum zu versichern, daß diese Professoren sonst sehr gelehrte Leute wären und daß der Eisenacher Congreß jedenfalls „zur Klärung der Ansichten" beigetragen habe. Diese „Klärung der Ansichten" erinnert an die alte Pathologie, welche den Krankheitsstoff „nach außen" zu treiben suchte. Daß die Unklarheiten der Katheder-Socialisten stärker an die Oberfläche traten, hat allerdings zur Klärung der Ansichten über sie, hoffentlich auch zur Klärung ihrer Ansichten beigetragen; darüber hinaus wurde die Nation von Eisenach aus weder belehrt, noch gefördert. Die Eisenacher Reden haben sicherlich keinen Menschen in ganz

Digitized by Google

Deutschland belehrt, wohl aber manchem die Augen geöffnet über die Hohlheit des „sittlichen Pathos“ und der falschen Sentimentalität, welche an die Stelle objectiver und parteiloser wissenschaftlicher Ermittelung treten will.

Literatur und Kunst.

Journalistische Sitten.

In den vierziger Jahren reiste ein Mitarbeiter der Revue des deux Mondes, Herr Alexander Thomas, durch Deutschland und theilte Pariser Freunden seine Eindrücke mit. In Leipzig interessirten ihn der literarische Charakter der Gesellschaft und der Einfluß des Büchermarktes. Er schilderte die bienenmäßige Thätigkeit einer großen Menge von Uebersetzern, unbekannten Helfern berühmter Professoren, Zusammenstellern gelehrter Werke sowie anderen mehr oder weniger nützlichen Mitgliedern der schriftstellerischen Zunft. Er sagte vorher, wenn einmal die Censur verschwinden und die Politik in Deutschland zur Geltung kommen sollte, so werde dieses literarische Gewühl wie eine Welle auf das Land herabstürzen und als Niederschlag den Journalismus bilden.

Seitdem ist Herr Alexander Thomas, der wegen des napoleonischen Staatsstreiches seine Berufsstellung als Professor an einem Gymnasium aufgegeben hatte und in's Ausland, wenn nicht in Erinnerung täuscht, nach London gegangen war, in freiwilligem Exil gestorben. Das Wachsthum des deutschen Journalismus hat er nicht mehr erlebt. Es ist ein Stand, ein Beruf daraus geworden, dem nachgesagt wird, daß er eine gewisse Macht ausübe und den Regierungen viel Kopfzerbrechen verursache. Diese behaupten das wenigstens, wenn sie der Presse etwas anhaben oder ihr die Befreiung von irgend einer Fessel verweigern wollen. Der Philister spricht es nach und man hört gelegentlich von dem Einfluß der öffentlichen Blätter viel erzählen. Wer indessen genauer hinsieht, wird bald wahrnehmen, daß es mit jenem Einfluß noch nicht weit her ist. Eine ganze Reihe von wichtigen Ereignissen der Neuzeit ist ohne und gegen die Rathschläge und Agitationen der Presse vollbracht worden. Um Niemanden zu verletzen, wird auf die Herzählung der einzelnen Thatsachen, die ohne ihn Jedermann gegenwärtig sind, gewiß besser verzichtet. Der Journalismus nimmt auch als Stand jedenfalls noch nicht die Stellung ein, die der Fülle von Talenten und Kenntnissen, welche er umfaßt, entsprechen würde. Man will wissen, daran waren die Journalisten großentheils selber Schuld; sie werden als eitel, zerfahren, indiscret, oberflächlich, streitsüchtig, gehässig, mehr auf ihre eigene Befriedigung als auf die des Publicums bedacht, ja als känflich und mit noch schlimmeren Eigenschaften behaftet von ihren Gegnern geschildert. Auf den ersten Blick ist erkennbar, daß den Journalisten hier Fehler zugeschrieben werden, an welchen ein Theil der modernen Menschheit im Allgemeinen laborirt. Der Journalismus ist nur der bloßgelegte Nerv des gesellschaftlichen Körpers, dessen Zuckungen und Schäden sich am meisten fühlbar machen. Inzwischen wird es sich der Mühe verlohnen, jene Vorwürfe einmal im Vorbeigehen etwas genauer zu betrachten, was daran Wahres sein mag, nicht zu verhehlen, übertriebene Anklagen zurückzuweisen und dadurch vielleicht Material zu gewinnen für eine anderweitige mehr eingehende Charakteristik.

Der Vorwurf der Eitelkeit wird am häufigsten gehört, vielleicht nicht ohne eine gewisse Berechtigung. Wer in Zeitungen schreibt, muß alles früher wissen. Es nistet sich daher leicht bei ihm die Vorstellung ein, daß er alles auch besser wisse. Hier ist die Quelle der Rechthaberei zu suchen, die in öffentlichen Blättern so reichlich fließt. Junge Journalisten namentlich leben oft in der Fiction, daß das Universum sie betrachte und von ihrem Thun und Lassen, d. h. von ihrem Schreiben, eifrig Notiz nehme. Bei einer nicht geringen Zahl der Tagesschriftsteller wird der Fehler mit in's Alter hinübergenommen, zum Schaden einer heilsamen und wohlthuenden Objectivität. Daher das berufene „Ich“, das bei gewissen im übrigen ehrenwerthen Schriftstellern so häufig wiederkehrt, daß, wenn ein Aufsatz von ihnen sich im Druck befindet, die Setzer wegen des aus ihren Kasten stark beanspruchten i oder J in Verlegenheit sein sollen. Schlimmer noch ist das namentlich in manchen Leitartikeln gewöhnliche: „Wir, die wir“... Wer befreit uns davon? Man möchte den daran leidenden Publicisten die Cur empfehlen, welche ein uns persönlich sehr nahe stehender Journalist in seiner Jugendzeit an sich erprobt hat. Sein Selbstbekenntniß, an dieser Stelle verzeichnet, wird besser als lange Raisonnements den Betheiligten vor Augen stellen, wie sie sich vor der allzu häufigen Wiederkehr jener subjectiven Wendung zu hüten haben.

Unser Freund hatte in einer größeren Berliner Zeitung seinen ersten großentheils polemischen Leitartikel geschrieben, dessen Abfaße mindestens drei bis vier Mal mit dem würdigen: „Wir, die wir“, eingeleitet waren. Er war mit der Leistung sehr zufrieden, glaubte den Gegner moralisch ruinirt und ging, nachdem der Artikel im Druck erschienen war, mit dem Gefühl über die Straße, als wären ihm die Menschen näher gerückt. Die Vorübergehenden schienen allerdings durchweg mit anderen Gedanken beschäftigt. Er trat bei Kranzler ein, sah auf dem bekannten runden Tisch in der Mitte die Morgenblätter ausgebreitet, und legte unwillkürlich die Zeitung, welche seinen Artikel enthielt, oben auf. Dann setzte er sich in eine Fensternische und wollte bei einer Tasse Chocolade den Effect seiner Arbeit auf die Eintretenden im Stillen beobachten. Zuerst erschien ein Herr, dem die Sorge des Courszettels an der Stirn geschrieben stand. Er nahm das Blatt auf, schlug die ersten Seiten um, las aufmerksam den Finanzbericht am Schluß und ging davon. „Jobber!“ flüsterte unser Journalist, „das war von diesem Gesicht nicht anders zu erwarten!“... Bald darauf trat ein bekannter Schauspieler ein und suchte rasch nach den Theaternotizen, die über seine Darstellung des Othello vom Abend vorher referirten. Er schien nicht recht zufrieden und legte die Zeitung sofort wieder an ihren Platz. „O über die menschliche Eitelkeit“, seufzte der Verfasser des Leitartikels, der noch immer seiner Leser harrte. Auf den Schauspieler folgte ein junger Mann, der die ganze Politik überschlug und nur das Feuilleton las; sodann eine schon etwas ältere Dame, welche die Familiennachrichten studirte. So ging es weiter. Es schien, als hätten sich die Leute das Wort gegeben, die erste Spalte nicht zu lesen. Da erblickte der Autor in Folge eines wunderbaren Zusammentreffens gerade den Gegner, der den polemischen Erguß und die zahlreichen: „Wir, die wir“, veranlaßt hatte. Der feindliche Herr College nahm die Zeitung auf, las die ersten Zeilen des Artikels, warf alsdann das Blatt mit einem halblauten Ausruf des Widerwillens und der Langeweile auf den Stuhl neben dem Tisch und griff zu anderen Zeitungen...

Das war zu viel. Unser Freund stand auf, schlenderte dem Herrn, der es nicht zu bemerken schien, einen vernichtenden Blick zu, bezahlte seine Chocolade und verließ das Local. Seitdem hat er noch manchen Artikel, manche Correspondenz geschrieben, aber sein Stil ist ungleich bescheidener geworden. Das „Wir, die wir“ war für immer daraus verschwunden.

Einer ähnlichen, meist jugendlichen Ueberschätzung der persönlichen Position entspringt die journalistische Streitsucht. Der angegriffene Schriftsteller bildet sich ein, die Welt warte mit Spannung auf seine Replik und er könne nicht ehrenhaft weiterleben, wenn sie nicht energisch und schlagend ausfalle. Die Wahrheit ist indessen, daß in neun Fällen unter zehn die Attaque, außer von dem Gegenstande derselben, gänzlich unbeachtet bleibt. Erst wenn die Antwort erscheint, wird das

Digitized by Google

Publicum aufmerksam und sucht erst jetzt den Angriff hervor, wodurch das Vergnügen vollständig wird. Angehende Journalisten thun daher in diesen Dingen gewöhnlich das Guten zu viel und sollten sich einige Regeln merken, welche die Erfahrung als sehr nützlich erscheinen läßt.

Vor jeder Vertheidigung wird besonders in's Gewicht fallen, ob das Blatt, welches den Hader angezettelt hat, viele Anzeigen enthält. Ist das nicht der Fall, so ist jedes Wort der Erwiderung barer Zeitverlust. Man hat sich dort aus irgend einem gewöhnlich sehr unlautern Grunde inmitten der Abonnenten-Wüste Luft gemacht. Dabei hat es aber sein Bewenden. Hat die streitsüchtige Zeitung Annoncen und Leser, wird es sich noch immer fragen, ob sie einen gewissen Einfluß ausübt oder gerade wegen ihrer Skandalsucht zwar gelesen, aber wenig respectirt wird. Dann gibt ihr die Polemik eine Bedeutung, zu welcher sie mit eigenen Mitteln nicht gelangen würde, und diese Sehnsucht zu stillen, kann nur der lieben Einfalt in den Sinn kommen. Eine Hauptbedingung endlich ist der sachliche Charakter des Angriffs. Persönliche Motive fühlt das Publicum bald heraus; sie nutzen sich ab und einige gelegentliche Hiebe werden vorkommenden Falles zur Abwehr ausreichen. Hat jemand beispielsweise einer großen Zeitung vergebens seine Dienste angeboten, so mag er seinem Groll, daß man diese nicht verwenden konnte, in unausgesetzten gehässigen Nörgeleien gegen das spröde Blatt oder dessen Mitarbeiter zu genügen suchen. Die Zeitung wird darum doch groß und verbreitet bleiben, während der Angreifer seines kleinen und kleinlichen Gewerbes nicht froh wird.

Dasselbe gilt von mündlicher oder schriftlicher böser Nachrede, auch Verleumdung genannt, aus noch schlimmeren Motiven, als da sind der Neid, das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, der neurathen geistigen Unbehaftetheit u. dgl. Die armen Leute solcher Kategorie, statt sich der großen Zeit, in welcher wir leben, zu erfreuen und daran jeder in seinem Kreise mitzuarbeiten, verbittern sich die Existenz durch Versuche der Beschädigung, welche sie gegen glücklichere Arbeiter in ihrer Nähe unternehmen, ohne jedes andere Resultat, als daß sie die Freiheit des Schaffens und Wirkens bei sich selbst niemals aufkommen lassen und die Mißachtung, welche ein Theil der Journalisten genießt, auf eigene Kosten fördern helfen. Man soll sie aber in der Art und Weise, wie sie den Darwin'schen Kampf um das Dasein auffassen, ja nicht stören, denn sie haben noch niemand benachtheiligt als sich selbst, sind dagegen ihren vermeintlichen Gegnern, die ihrem Treiben selten Beachtung schenken, eher förderlich gewesen.

Ueber den Vortheil, welchen sogenannte Feinde verschaffen, ließe sich ein besonderes Capitel schreiben, als Gegenstück zu dem ziemlich veralteten und nicht durchweg wahren Essay des römischen Advocaten: Ueber die Freundschaft. Der Nutzen der letzteren ist oft ziemlich prekär. Die Freunde erzählen gerne, was Der und Jener gegen uns gesagt und geschrieben, was wir aber ohne diese theilnehmende Mittheilung nicht gewußt hätten. Auch verstehen sie die Erinnerung an ein wirkliches Unglück, das keinem Sterblichen erspart wird, durch die bewußten Trostmittel stets kräftig zu erhalten. Wer erinnert sich nicht irgend eines guten Freundes, der mit seinem Besuche namentlich dann erfreute, wenn er irgend eine unerquickliche Nachricht, die sonst unbemerkt vorübergegangen wäre, in's Haus zu bringen hatte. Man wird deswegen eines der sonst barsten Güter dieser Erde, eine wirklich durch Jahre und alle Schicksalswechsel hindurch bewährte Freundschaft nicht unterschätzen wollen. Aber viel nützlicher, als die vorhin angedeuteten zweifelhaften Genossen, bewähren sich offene Feinde, die Wache halten und vor allem darin ihren Werth beanspruchen, daß, um richtig zu gehen und correct zu handeln, man nur das zu vermeiden braucht, was jene als ihren Beruf ansehen. Ein erfahrener englischer Politiker pflegte zu sagen, wenn er seine Carrière wieder von vorn anzufangen hätte, würde er jeden Monat eine Broschüre gegen sich schreiben lassen. ..... Unter allen Erfolgen, die als der Lohn nachhaltiger Arbeit und energischer Ausdauer nicht ausbleiben, wird eine gute Zahl dem Sporn der Feindschaften verdankt, die vor Trägheit, Unbesonnenheit und dem gefährlichen Sichgehenlassen unausgesetzt bewahren. In diesem Sinne wird der christliche Rath, seine Feinde zu lieben, ohne Zweifel seine Berechtigung haben. Der Haß wäre pure Undankbarkeit.

Um indessen auf die Vermeidung der Polemik zurück zukommen, die in den meisten Fällen sich heilsam erweisen wird, sei hier ein Beispiel aus früherer Zeit erzählt, das dem Verfasser dieser Skizze unvergeßlich geblieben ist. Es war im Frühjahr 1856, als Herr von Hinckeldey im Duell gefallen war. Das Ereignis hatte die Phantasie des Publicums mächtig ergriffen und, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, hörte man eine Zeit lang fast nur von Zweikämpfen mit mehr oder weniger unglücklichem Ausgang. Unter anderen sollte sich ein höherer Officier in Potsdam, Herr von C., wegen eines ähnlichen Vorfalls duellirt haben und gefallen sein. Man stritt über die Genauigkeit der Erzählung; es wurden auch mehrfach Zweifel laut, aber als kein Widerruf erfolgte, waren die meisten überzeugt, daß Herr von C. durch seine eigene Schuld um's Leben gekommen sei. Einige Tage darauf fanden ihn indessen seine Bekannten im diplomatischen Casino unter den Linden, wo er ganz unbefangen Whist spielte. An der ganzen Geschichte war kein wahres Wort gewesen. Auf die erstaunte Frage, warum er die Sache nicht dementirt habe, erwiderte Herr von C.: „Wer wird sich um das Gerede der Zeitungen kümmern!“ Das Wort war etwas aristokratisch übermüthig. Aber nach acht Tagen sprach niemand mehr von der Affaire, die durch jede öffentliche Replik unfehlbar endlosen Streit hervorgerufen hätte. Die von Herrn von C. befolgte Methode hatte sich als richtig erwiesen.

Ist eine gewisse Zahl der inländischen Blätter unnützen persönlichen Klatsch oft zugänglicher als einer sachlichen Behandlung der Tagesfragen, so läßt andererseits auch das Arrangement des Stoffes noch viel zu wünschen übrig. Die Mache verstehen die französischen und englischen, ja die österreichischen Blätter besser, als manche einheimische. Die wichtigen Nachrichten an die Spitze zu stellen und die minder erheblichen in möglichst geschickter Weise zu gruppiren, fällt den wenigsten ein. Der Leser muß sich das alles mühsam zusammensuchen. Man möchte zweifeln an eine Wette des Redacteurs glauben, daß der Abonnent die Nachricht, die ihn voraussichtlich am meisten interessirt, nicht finden solle, — so sehr wird sie unter die Telegramme am Schluß des Blattes oder an einer sonst abgelegenen Stelle versteckt. Entgeht sie dem Leser, so ist der Redacteur vermuthlich zufrieden.

Verrätherisch und perfide in dieser Beziehung sind besonders die officiellen Blätter, die oft Wochen hindurch nichts Wichtiges enthalten. Man gewöhnt sich daher bei ihnen an eine flüchtige Durchsicht. Plötzlich bringen sie einen Erlaß oder eine gouvernementale Erklärung von der höchsten Bedeutung, aber ohne jeden hervorhebenden Titel, unter dem gewöhnlichen langweiligen Zeug so geschickt verborgen, daß zwei Drittheile der Leser die Sache übersehen und erst durch andere Zeitungen Kenntniß davon erhalten, was bei amtlichen Dingen mancherlei Nachtheile für das Publicum haben kann und den Nutzen der Veröffentlichung jedenfalls erheblich beeinträchtigt.

Das Interesse der Leser steht ohnehin, wie es zuweilen scheint, für einen Theil der Presse mindestens in zweiter Linie. Daher langathmige Leitartikel, die bis spät wie abgeschnittene Aufsätze aus Revues aussehnen, zu jeder beliebigen Zeit gelesen werden können, auch die Ermüdung der Autoren, die erschöpft zu viel schreiben, oft genug verspüren lassen. Von einer Theilung der Arbeit, welche die Leitung des Blattes möglichst in einer Hand, nach Art der englischen Managers, concentrirt und einer Reihe tüchtiger Publicisten die Besprechung der verschiedenen Fragen zuweist, ist selten die Rede. Das Erscheinen täglicher Leitartikel, an und für sich namentlich bei beschränkter Arbeitskraft sehr problematisch, hat schon die Gewohnheit anerzogen, daß manche beschäftigte Leute den Leitartikel von unten

Digitized by Google

lesen, sich mit den Conclusionen begnügen und die Beweise auf sich beruhen lassen. Allerdings wird so viel Zeit erspart. Ob indessen die Presse dadurch an Einfluß gewinnt, dürfte einigermaßen fraglich erscheinen. Die beste Feder leidet darunter, wenn sie längere Zeit drei bis vier Leaders oder noch mehr in der Woche schreiben soll, und die unausbleibliche Ueberbürdung rächt sich bald. Wie die Verleger den Nachtheil, welchen sie durch ein solches unweises Verfahren ihren Instituten zufügen, nicht gewahren, ist für den Beobachter räthselhaft. Es verhindert sie nicht, darüber zu klagen, daß geschickte und gediegene Publicisten in Deutschland so überaus selten wären. Die Klage mag begründet sein, aber der wirkliche Grund wird nicht immer richtig erkannt.

Ungern vermißt wird sicherlich von vielen der in fast allen englischen Blättern stehende Leitartikel über die gesellschaftlichen Fragen, der, feuilletonistisch gehalten und fast immer vortrefflich geschrieben, eine Art Oasis bildet in dem zuweilen ariden Gebiet der Politik. Man sollte glauben, daß für eine solche wahrhaft fesselnde Lectüre auch in Deutschland weder der Stoff noch die geeigneten Federn fehlen würden. Aber es setzt allerdings voraus, daß der Schleudrian nicht der oberste Gesichtspunkt für die Leitung eines Blattes bleibe.

Auch die Redaction des Localartikels ist in der Regel ziemlich mangelhaft. Man übersieht zu leicht die Wichtigkeit dieser Rubrik. Ein Meister in der modernen Journalistik, der ein großes belgisches Blatt anfangs der vierziger Jahre für fünftausend Franken gekauft hatte und nach kaum zehn Jahren für etwa eine Million Franken wieder verkaufte, pflegte den Localartikel stets selbst zusammenzustellen, nachdem er ihm eine sehr sorgfältige Correctur hatte widerfahren lassen. Drückte man ihm darüber Verwunderung aus, so erwiderte er achselzuckend: „Was wollen Sie? Leitartikel kann jeder schreiben, aber einen täglich interessanten Localbericht, welcher der einträglichen dritten Classe auf den Eisenbahnen entspricht, nur die Elite der Journalisten!“ … Das war natürlich nur humoristische Uebertreibung. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß die Localnotizen in manchen Blättern zuweilen etwas lesbarer sein könnten.

Tritt die literarische Haltung der Presse in Deutschland, was die Wahl und die Bearbeitung des Stoffes angeht, oft genug zum Schaden des Interesses vor der politischen allzusehr zurück, so leidet auch nicht selten umgekehrt die Behandlung der Politik an Reminiscenzen der Literatur. Man hat den Eindruck, als würden die Aufsätze sprunghaft mit koketirenden wechselnden Antithesen geschrieben, ohne feste Linie und mit fehlerhafter Berechnung des thatsächlichen Zweckes, falls eine solche Berechnung auch nur vorhanden. Doch dies nur in Parenthese. Ein französischer Schriftsteller, wie wir gesehen, meinte nach 1840, die deutschen Publicisten würden aus den Literaten hervorgehen. Da wird es nicht sehr wundern dürfen, daß man noch mehrfach auf Literaten stößt, wo man politische Journalisten zu finden hoffte.

Unerschöpflich sind die Klagen über das graue Papier und den schlechten Druck der Mehrzahl unserer Blätter. Ausländer behaupten, daß sie nach längerer Zeit die Folgen dieser Lectüre an ihrem Augenlicht verspüren. Die Verleger weisen zur Entschuldigung auf den Stempel hin. Dieser wird indessen einmal fallen. Wir werden dann sehen.

Manches wäre jetzt noch über die verschiedenen Rangstufen der Correspondenten zu sagen, die ein so reiches Contingent der Tagesschriftsteller liefern. Auch die Officiösen verdienten eine Besprechung, sowohl die ehrlichen und offenen, als die abscheulichen Krypto-Officiösen, die ganz wie die ersteren die bewußten täglichen Notizen des Literarischen Bureaus sehr gern empfangen, aber die erstaunlichsten Anstrengungen machen, um den Ursprung ihrer Nachrichten zu verbergen. Diese braven Leute, ähnlich dem Vogel Strauß (Struthio L.), bilden sich ein, daß niemand ihre Quelle sehe, weil sie ihre Information gelegentlich mit allerlei gewöhnlichem Stadtklatsch vermengen und dadurch allerdings, auch was die Verdauungsfähigkeit ihres publicistischen Magens angeht, an jenen africanischen Vogel erinnern. Aber durch dieses hybride Verfahren stiften sie oft genug eine heillose Verwirrung an. Das alles verdiente wohl eine nähere Beleuchtung. Die Geduld des Lesers indessen, der sich nicht immer gern in die Küche der Literatur eingeführt sieht, wurde vielleicht schon zu sehr in Anspruch genommen. Es wird sich darauf wie auf einige verwandte Materien bei einer etwaigen Fortsetzung dieser physiologischen Studie zurückkommen lassen.

E. Frensdorff.

Emil Devrient.

Ein Wort der Erinnerung von Theodor Mehl.

Mit Emil Devrient ist mehr als ein Künstler, mit Emil Devrient ist eine Kunst begraben worden. Sobald nicht wieder wird auf der deutschen Bühne ein Schauspieler erscheinen, der wie er, immer nur sich selbst spielte und doch in diesem immer nur sich selbst Spielen so anziehend, fesselnd, ja hinreißend zu wirken verstand. Er erreichte diese Wirkung hauptsächlich durch eine Art akademischer Darstellung. Man hat ihn vorzugsweise gern den Vertreter der idealistischen Schule genannt und mit dieser Benennung nicht ganz Unrecht gehabt, wenn sie auch schon keineswegs sein künstlerisches Wesen vollkommen auszudrücken und zu bezeichnen vermochte. Emil Devrient war durchaus kein Gegner der artistischen Realistik, sondern von jeher bestrebt seine Gestalten, so weit es ging, dem Leben und der Wirklichkeit abzuborgen. Auch das, was man übereingekommen ist, Naturlaut zu nennen, verschmähte er nicht, an passender Stelle zu benutzen. Aber das alles mußte sich ganz bestimmten Regeln fügen und unterordnen, Regeln, die einer geläuterten Anschauung und einem festen Bewußtsein entsprungen, in seine künstlerische Leistung eine bewundernswerthe Klarheit und Sicherheit brachten. Bei Emil Devrients Spiel war nichts der Gunst des Zufalls, der augenblicklichen Stimmung oder Eingebung überlassen; es war im voraus wohl berechnet, abgemessen und bestimmt. Er stand vollkommen über dem, was er gab; er beherrschte sich in jedem Tone, jeder Miene, jeder Bewegung; er befolgte genau jene Vorschrift Hamlets, nach welcher der Schauspieler auch mitten in dem Strom, Sturm und Wirbelwind der Leidenschaft noch künstlerische Mäßigung behalten soll. Kein Affect, und mochte er noch so wild ausbrechend und gewaltig sein, wuchs ihm über den Kopf oder machte Emil Devrient seiner selbst vergessen. Immer und stets gleich unerschüttert blieb er der Meister seiner vorzuführenden Seelenzustände und Erregungen. Wie Phöbos die Sonnenrosse, so lenkte er ewig gleichmäßig und sicher die Empfindungen seines Herzens, die aufbäumenden Ausbrüche seines Geistes. Freude, Schmerz, Verzweiflung, Zorn, Wahnsinn ꝛc., alles dies gab der Künstler in scharfumzogenen Linien und festen Zügen, man darf sagen, einmal wie das andermal. Ein Schwanken, ein Auf- und Abgehen seiner Darstellungskunst war bei Emil Devrient nicht bemerkbar. Seine Leistung war einem Bande, einer Beeinflussung von außen oder selbst einer innern Bewegung nicht ausgesetzt. Seine Schöpfungen waren wie in Marmor gehauen. Selbst das Alter hat ihnen nichts angehabt und da er eigentlich immer nur Jünglinge gespielt, so war er in die Jugend so zuversichtlich und unerschütterlich eingeübt, daß sie ihm auch im gewöhnlichen Leben sozusagen zur zweiten Natur geworden. Ich habe Emil Devrient lange Jahre, von 1842 an und immer nur jung gekannt, jung in seiner elastischen äußeren Erscheinung, jung in seinem zuvorkommenden, ritterlichen Wesen, jung in seinem Geist, jung in seiner Kunst.

Diese seine Jugend hat nie etwas Burschikoses, Uebermüthiges, Geniales, Berauschendes gehabt; es war eine ruhige,

Digitized by Google

gesetzte Jugend, eine Jugend nach der Schnur wie der ganze Mensch.

Als ich Emil Devrient zuerst in Berlin nahe trat, war er ein Mann in seinem blühendsten Alter und auf dem Höhepunkt seines Ruhms. Aber schon damals war er, wie ich ihn beinahe durch dreißig Jahre hindurch und im zunehmenden Alter fand: an sich haltend, abgemessen, besonnen, gleichmäßig, dabei zugleich von aufrichtiger Theilnahme und Freundschaft. Keinerlei Ueberschwenglichkeit war ihm eigen, kein hinreißender Enthusiasmus, streng genommen, nicht einmal Geist. Man wird von Emil Devrient kaum etwas wie einen witzigen Einfall, wie eine interessante Bemerkung anzuführen haben. Obschon er gern und leicht Briefe schrieb, so dürften diese doch kaum irgend eine hervorragende Bedeutung zugesprochen erhalten können, wenn sie gleich in Schrift, Ausdruck und Stil ihn vollkommen charakterisiren. Auch hierin hat die Zeit ihn wenig oder gar nicht verändert. Mir liegen Schreiben von ihm von 1845 bis kurz vor seinem Tode vor und diese Schreiben sind in ihren klaren, anmuthigen, gefälligen Zügen sich eben so gleich, wie in ihrer Gesinnung und Construction. Ueberall zeigt sich ein scharf ausgeprägtes, aber sich bescheiden ausgebendes Selbstbewußtsein, lichtes Kunstverständniß, Wohlwollen und Güte. Von der Sache des Theaters wußte er mehr, als die Mehrzahl seiner Collegen; aber sein Wissen erging sich nicht in glänzenden Aphorismen oder pikanten Aussprüchen. Sein Urtheil war einfach, verständig, etwas nüchtern, aber beinahe stets zutreffend und richtig, sowohl in Bezug auf Menschen, wie Verhältnisse. So schrieb er unter dem 15. Januar 1849 über Gutzkow, der damals noch Dramaturg am Hoftheater in Dresden war: „Gutzkow sehe ich leider jetzt sehr wenig; er ist seit dem Tode seiner Frau verändert und isolirt sich mehr und mehr. Es scheint ihn zu peinigen, daß er in den jetzigen Umgestaltungen keine thätigere Rolle spielt — der richtige Zeitpunkt dazu ist ihm durch häusliche Sorgen und den Verlust seiner Frau im vorigen April abgeschnitten worden, — er hat Lavirt — möchte doch auch das Fixum seiner jetzigen Stellung hier behaupten — und findet nur keine Anknüpfung. Ich beklage das für ihn und gewiß mit allen seinen Freunden!“

In demselben Briefe äußert er über die Schauspielerin Antonie Wilhelmi: „Fräulein Wilhelmi von Hamburg kommt zum April zu uns — ich wünsche recht lebhaft, daß es ihr hier gut gehe; — möchte sie nur eine glückliche Wahl der Auftrittsrollen nicht versäumen. Ich denke: Valentine, Jungfrau von Orleans, Donna Diana u. Das ist die Gattung, die der Bayer weniger zusagt und hier wird das Fremdartige der Darstellungsweise und das Vorurtheil, mit dem jeder Gast mehr oder weniger zu kämpfen hat, am besten beseitigt sein.“

Am 20. October 1860, nach längerem Landaufenthalte, meldete er: „Ich habe hier meine Thätigkeit, zu der ich verpflichtet bin, wieder aufgenommen und sehe sie noch einige Wochen fort; doch zu Gastspielzusagen kann ich mich noch gar nicht entschließen. Der Sommer hat in meine Lust an theatralischer Wirksamkeit gewaltig Bresche geschossen. Nichts läßt auch den Jammer der jetzigen Theaterzustände lebhafter empfinden, als wenn man sich einige Zeit ausschließlich der Natur zugewandt! — Wenn das in mir nicht anders wird, so treibe ich es kein Jahr mehr!“

Nach seinem Rücktritt von der Bühne schrieb er mir unter dem 16. Mai 1868: „Dank, herzlichen Dank, mein hochverehrter Freund, für Ihren lieben Scheidegruß! Es war eine Zeit der Aufregungen, die ich durchlebt, der Abschied ward mir schwer gemacht, — ich habe mit Genugthuung erkennen lernen, daß man doch tiefer in die Gemüther der Zeitgenossen eingedrungen, als es sonst unsrer armen Kunst des Augenblicks vergönnt erscheint, — das ist eine wohlthuende Ueberzeugung, die ich in meine Zurückgezogenheit mit mir nehme! — Die vielen mir erwiesenen Ehren, — die allgemeine Trauer, — kamen mir so überraschend, als erfreuend, — doch nehmen sie mir nichts von meiner Ueberzeugung, daß ich wohlgethan, dem Absturze unserer Kunst nicht ferner beizuwohnen, dem jetzigen Theatergetriebe den Rücken zu kehren! Glauben Sie mir, der Einzelne kann da nichts mehr aufhalten! — Vor zehn Jahren schon wollte ich vom Schauplatze abtreten, da ich den Realismus alles überfluthen sah; moralische Verpflichtung hielt mich noch bei der Fahne, doch jetzt fehlte mir aller gute Muth des Widerhalts — es ist vorbei und absonderlich das Heimat-Institut gab mir diese schmerzliche Ueberzeugung: unter dem jetzigen Regiment würde meine fernere Wirksamkeit nur ein steter Kampf geworden sein, der doch vergeblich wäre. So blieb nichts übrig, als das Scheiden! —“

Diese wenigen Briefstellen mögen genügen, den vorhin gemachten Ausspruch zu belegen. Es ist wenig Schwung, wenig Pomp und Bedeutung in diesen Zeilen; aber auch keine Redensart, keine stilistische Aufbauschung, sondern eine klare verständige Meinung.

Wie seine Correspondenz, so war sein Gespräch, ruhig, gemessen, bedächtig. Er ließ sich nicht leicht gehen und hinreißen; aber was er sagte, hatte Hand und Fuß.

Gar manche gute Stunde hindurch haben wir uns unterhalten. Er liebte ein trauliches Zusammensein entweder unter vier Augen oder im kleinen Kreise, ohne indeß dabei sich je ganz los zu lassen. Etwas Förmliches, Anschhaltendes, Gezwungenes blieb ihm auch hier immer eigen. Selten oder nie ging er aus sich heraus und bannte daher auch leicht seine Umgebung in beengende Schranken. Sein Wesen besaß eine dämpfende Macht, etwas, das immer an das Maß erinnerte. Unmäßig zeigte er sich in nichts, weder im Benehmen, noch im Genießen. Er aß, trank, sprach mit Vorsicht. Selbst im Lachen vergaß er sich nicht. Er war auch im Leben wie auf dem Theater, immer wie zur Schau, aber dabei keineswegs auffallend anspruchsvoll oder irgendwie herausfordernd. Im Gegentheil, er zeigte sich stets bescheiden, aber seine Bescheidenheit war eine Bescheidenheit in gesperrten Lettern, eine unterstrichene Bescheidenheit, kurz eine Bescheidenheit, die auffiel. Ebenso erschien sein Reden. Er war weder laut, noch anmaßlich, aber stets accentuirt, so daß er doch Aufmerksamkeit erregen mußte, ohne sie freilich zu fordern oder auch immer zu verdienen. Ich entsinne mich nicht, irgendwie merkwürdige Aeußerungen von ihm vernommen zu haben; daß aber die Gespräche mit ihm stets nur angenehme Eindrücke hinterließen, dessen bin ich mir genau bewußt.

Selbstverständlich war es die Kunst und namentlich die Schauspielkunst, welche beinahe immer den Löwenantheil daran hatte. Sie lag ihm wahrhaft am Herzen und seiner Stellung in ihr war er sich voll und klar bewußt. Aufgewachsen und ausgebildet in einer Zeit, da Literatur und Theater die Hauptgegenstände aller Gebildeten in unserem Vaterlande waren, da die Politik noch keine Rolle spielte und fast nur noch belletristische Blätter Bedeutung bei uns hatten, war er sozusagen der Zögling der Musen geworden. Die ungestörte Hingabe der Welt an die künstlerischen Interessen, die stille Sammlung und Pietät, die man ihnen entgegenbrachte, die Geduld, die ausdauernde Wärme, die man für sie hegte, hatten ihm jenen würdevollen Schwung, jene ruhige Weihe verliehen, mit denen er seine Leistungen auszustatten pflegte. Es war nichts Hastiges, nichts Treibendes in ihnen. Sie trugen das Hölderlin'sche Leitwort „still und bewegt“ an der Stirn.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Culturhistorisches.

Die schwäbische Industrieausstellung von 1871 in Ulm in Briefen von **L. Walesrode.** Stuttgart, Carl Grüninger.

(Schluß.)*)

Auch einen socialen Auswuchs des Industrie- und Bildungsfortschritts fand Walesrode anläßlich der Vertretung der Clavierfabrication auf der Ulmer Ausstellung zu rügen, und auch der Einsender möchte von sich eine culturhistorische Notiz hier anknüpfen. Die nämlich, daß durch die rasende Erweiterung des Musik- insbesondere Clavierschwindels demnächst die ehrlich-einfache gutbürgerliche Musik zu Schanden zu gehen droht. Wer spielt noch ein sogenanntes „altes ehrliches Stücklein", eine Melodie, die man behalten, die man nachsingen, oder etwas, das man vernünftig tanzen könnte? — Alles ist bloße „Uebung", ist „Etude" geworden, wobei es auf Anschlag, Fingersatz, Exercitium ankommt, aber nicht auf Ausdruck und Einprägung eines volksmäßigen Gedankens, den man behalten könnte.

Auch Walesrode stimmt mit dieser Klage zusammen, wenn er sagt:

„Zu beiden Seiten des Saales ziehen sich zwölf, für Möbel und Claviere bestimmte Cabinette hin, je sechs rechts und links. Einige derselben sind von den Ausstellern so wohnlich, elegant und comfortable eingerichtet, mit Allem, was zu einer behaglichen Zimmerausstattung gehört, mit Sesseln, Divan, Schreibtisch, Secretär, Spiegeln, mit Fenstergardinen und Fußteppichen, ja sogar mit Bildern an den geschmackvoll tapezirten Wänden, daß einem chambregarnisonirenden Junggesellen, wie ich einer bin, die Lust ankommen könnte, seine Hausgötter: Kaffeemaschine und Stiefelknecht, gleich hierher tragen zu lassen und als „Zimmerherr" hier zu bleiben.

Wäre nur die gefährliche Wandnachbarschaft nicht. Claviere ringsum, wie man 1813 in Deutschland sang „Feinde ringsum!"

Und dazu wurden gewöhnlich einige dieser Instrumente zu gleicher Zeit, und zwar meistens von Dilettanten im beträubendsten Sinne des Wortes, einer Probe unterworfen, die mich an die in meinem vorigen Briefe geschilderte Spritzenprobe erinnert. Nur hörte sich's hier weniger gut an. Mir fiel dabei mein unglücklicher Königsberger Freund ein — er wollte sich als philosophischer Docent an der dortigen Universität habilitiren, und schrieb gerade, pro venia legendi, an einer sehr gelehrten, tiefe Studien und ungeströrte Denken erfordernden Abhandlung — der in seiner Verzweiflung über eine Wandnachbarin, ein angehende oder angegangene Virtuosin, welche von Morgens früh bis Abends spät am Clavier raste, alles Ernstes meinte, „das Frauenzimmer müsse von einem tollen Clavier gebissen worden sein!" — Wo gäbe es für all die Missethaten, welche, im Namen der heiligen Musika, mittels des gemißbrauchten Claviers an wehrlosen, friedlichen Menschen verübt werden, hienieden oder im Jenseits eine rächende Vergeltung? — Wie besser war die Welt noch daran zu den Zeitrn Schillers! Seine „Laura am Clavier" spielte eines jener bescheidenen, im Klange einer Tyroler Zither ähnelnden Spinette, das einen Liebenden entzücken konnte, ohne den Nachbar zur Verzweiflung zu treiben. Aber wie schwer ist es, der akustischen Tragweite, den fluthenden Schallwellen eines modernen Claviers oder gar eines Salon oder Concertflügels zu entfliehen! Selbst die Pianinos mit ihrem heuchlerischen, sonst anschauenden Namen sind mit einem Resonanz brustkasten begabt, der auch durch die dickste Wand sich hörbar machen kann. Dazu kommen noch die durch künstliche Kreuzung von Clavier und Orgel entstandenen Physharmonikas, Harmoniums und Tableaux mit Orgelzungenregistern! — — — Doch, was helfen Klagen? Die Industrie geht über sie zur Tagesordnung über. Die Productivität der neuesten Clavierfabrication versteigt sich in's enorme. Es wäre gar nicht uninteressant, wenn die Statistik das Verhältniß der jährlich fabricirten Claviere und was in dies Bereich gehört, zu den Geburtslisten numerisch feststellte; sie würde wahrscheinlich finden, daß von der Linie an gerechnet, wo das Proletariat aufhört, mit jedem neugeborenen Kinde auch ein Clavier, gewissermaßen sein Clavier, in die Welt gesetzt wird. — Da gereicht es denn einem deutschen Patrioten, trotz allen Leides, das ihm persönlich schon das Clavier angethan — da das Verhängniß nun einmal unabwendbar ist — wenigstens zu einiger Genugthuung, constatiren zu können, daß die deutsche Clavierfabrication, zu welcher ich auch die Wiener zu zählen mir gestatte, auf dem Weltmarkt die internationale Concurrenz beherrscht. Daß auch die schwäbischen Erzeugnisse mit in vorderster Linie stehen, ist schon lange bekannt, und die Ulmer Ausstellung hat es auf's neue bewiesen."

Indessen ist die „Musikmarotterei" auch einer von jenen Hüten oder Kappen, die ihrem Träger so wohl gefallen wie einem andern die seinen, und dies leitet den Einsender noch zu dem ergetzlichen Capitel bei Walesrode über „Hutfabrication". Er sagt in bemselben:

„Die Hutfabrik von Mayser und Sohn in Ulm hat sich's nicht zur Aufgabe gesetzt, die Menschen unter einen Hut zu bringen. Im Gegentheil ist sie, nach der reichen Mannichfaltigkeit ihrer Producte zu schließen, sichtbarlich bemüht, Jedwedem seinen eigenen Hut — das unhöfliche Sprüchwort sagt: „seine eigene Narrenkappe" aufzusetzen. — Die schöne Ausstellung ist in mehr als einer Beziehung lehrreich. Sie veranschaulicht die technologische Entwicklungsgeschichte des Hutes vom rohhoffichten Embryo an, den Haaren, die der arme Lampe lassen muß, durch die ganze Stufenfolge fabrikmäßiger Behandlungen und Wandlungen hindurch, bis das Werk, als ein vollkommenes Gebilde aus der Hand des Schöpfers entlassen, seinen Weltgang antritt, um sich den für es bestimmten Kopf zu suchen. Dann aber liefert diese Schaukellung noch eine lehrreiche Illustration zur socialen und politischen Geschichte der Gegenwart. Ein Bild unserer modernen, noch immer in hierarchische Abstufungen und Nuancen zerklüfteten und gesplitterten Gesellschaft. Der Zopf ist an der Schwelle unseres Jahrhunderts, auf dem Altar des Zeitgeistes geopfert worden. Aber das europäische Mandarinenthum hat sich als Topfgewächs unter den Hut nur um so üppiger fortgepflanzt. —

Sieht dieser blank gebürstete bürgerlich ehrsame Sonntagshut in Angströhrenform nicht aus, als ob er eben im Begriff wäre sich selbst in tiefster Devotion zu ziehen vor dem in seiner Nähe aufgestellten betreten, betrodelten und besteberten Schiffhute eines Oberjägerdirektors und Geh. Obermandarinen Excellenz?" — Wer sich nur einigermaßen auf die Physiognomik des Hutes verstept, dem wird es nicht schwer werden, auf der Stelle den Hut des pensionirten Staatsshämorrhoidarius, des pensionirten Gymnasialprofessors, des Gerichtspräsidenten u. s. w. zu erkennen.

Scharf auch flammern sich die confessionellen Unterschiede an die Hutformen. Mit einem Blicke läßt sich der Hut eines orthodoxen lutherischen Zionswächters von dem Hute eines infallibilitätsgläubigen katholischen Caplans unterscheiden, obgleich sie, nämlich die Hüte, beide demuthsvoll niedrige Kopfdeckel und breite, die frommen Augen vor der sündigen Weltlichkeit beschattende Krämpen haben. Es ist eben ein gewisses, in die Hüte hineingearbeitetes, physiognomisches Etwas, das sie nach Glaubensbekenntnissen scheidet. — Welche Rolle nun gar erst spielen die Hutformen in unsern politischen Parteikämpfen! — Der weiche saloppe und darum um so materischere Heckerhut beschäftigte Jahre hindurch die dienstergebene Wigilanz aller Gensdarmen, Landräthe, Polizeidirectoren und Staatsanwälte. Er galt als „besonders Renuzeichen". Ich habe selbst ein Beispiel erlebt, daß zur Mantrauffeier ein in Königsberg in Preußen bei der Stener angestellter Beamter, er war noch dazu Hofrath, doch sonst ein braver Mann, zur Untreuschung gezogen wurde, weil er einen der Form des Heckerhutes sich entfernt näherndeu, weichen Filzhut trug. Eben so waren die deutschen Schützenhüte, freilich sehr unverdienter Weise, lange Zeit als Symbole des Umsturzes alles Bestehenden verdächtig. Echt conservative Philister tragen heute noch pappdeckelsteife, schornsteife Hüte, mit denen sie, als eine Art von Karyatiden, den Thron und das Staatsgebäude stützen. Der Stuyer, der Rouä, der Gründer, jeder wird sich im Hutladen den Hut kaufen, der ihm paßt, und der sür ihn paßt. Bei keiner Wahl eines Bekleidungsstückes fordert neben der Mode auch noch das physiologische Motiv, der Instinct, so sehr sein Recht, als bei der Wahl des Hutes. Die Mayser'sche Fabrik hat Hüte für die ganze Stufenleiter der Rang- und Classenhierarchie, für alle Geschmäcke, alle religiösen und politischen Ueberzeugungen, alle socialen Prätensionen und Instinete. Aber sie hat auch die „berechtigte Eigenthümlichkeit" der schwäbischen Heimat nicht vergessen, den gemüthlichen, dorfgeschlichten Dreispitz des schwäbischen Landmannes. Von allem haben wir Proben in einer Arbeit, die den Ruf der seit 70 Jahren bestehenden Fabrik zu rechtfertigen weiß. — Von dem Renommée, welches diese großartige, 250 Ar-

*) Siehe Nr. 36 d. Bl.

Digitized by Google

breiter und zwei Dampfmaschinen von 18 Pferdekraft beschäftigende Fabrik gewiesen, mag die Thatsache einen Begriff geben, daß dieselbe jährlich durchschnittlich 100,000 Hüte fabricirt, die ihren Absatz in ganz Deutschland, Dänemark, Schweden, Oesterreich, der Schweiz und Rumänien finden."

Und nun von Ausgängen nur noch den einen, in welchem sich der Verfasser über den Anachronismus der restaurirten und restaurirenden Neugothik aus Anlaß des Ulmer Münsters so trefflich äußert:

„Ich bezweifle, daß man je die Mittel wird aufbringen können, den Ulmer Münsterthurm so stolz prächtig, wie er vor Jahrhunderten geplant worden, weiter und zu Ende zu führen. Am besten, wenn man überhaupt von dem Gedanken abstände, den Bau wieder aufzunehmen, wo ihn seine Zeit unvollendet stehen gelassen hat. Nicht etwa, daß damit gesagt sein soll, es fehle der Gegenwart an Architekten, welche die ihnen hinterlassene vorgezeichnete Aufgabe zu lösen verständen; an Arbeitern vom Baugewerk, die so Tüchtiges und Geschicktes zu leisten vermöchten, wie mittelalterliche Steinmetzen, Maurer, Zimmerleute u. s. w.

Eine solche Ansicht würde zurückgewiesen bei einem Blicke auf den Kölner Dom, an dem, unter unsern Augen, das in der Mitte des 13. Jahrhunderts begonnene, als gothischer Riesenstoß auf uns gekommene Werk, stilgerecht im großen Entwurfe wie in den kleinsten Details, sich immer mehr vollendet, bis hoch oben auf dem Doppelthurme die Spitzblumen in den Himmel hineinblühen. — Und auch was die Ulmer Münsterbauhütte zur Restauration dieses Bauwerks geliefert, dürfte dafür bürgen können, daß einem Weiterbau des Thurmes nicht der kunstverständig leitende Meister, nicht die wackern Gesellen mit Meißel und Maurerkelle fehlen würden, falls nur das Geld nicht fehlen sollte.

Aber fragen muß man, ist ein derartiger, die Aufgabe der Restauration weit überschreitender, einen Gebäudwand von Millionen erfordernder Ausbau, der auch nicht mit den kleinsten Fiöschen in den Boden unserer Zeit wurzelt, nicht im Grunde ein Anachronismus? oder, schlimmer noch, eine hohle Phrase? eine architektonische Lüge?

Wie kein anderer Baustil drückt der gothische seine Zeit aus. Der Stil ist der Mensch, der gothische Baustil ist das Mittelalter. An jedem dieser riesen-mächtigen gothischen Münster hat der kirchliche Volksglaube, in brünstig frommer Herzenseinfalt, mitgebaut. Der Reichthum hat dazu das Geld mit vollen Händen, die Armuth ihr Scherflein geopfert, im priesterlichen Verstande des Wortes; der fromme Gemeinsinn hat die Bausteine zum Tempel herbeigetragen. Wie alles, was das Mittelalter gedichtet, so klang auch die gothische Steindichtung, wie sie in gewaltig erhabener Masse und doch wiederum leicht anmuthig in Maß- und Stabwerk, im Schmucke wundersam mystischer Steinblumen, Knaufe und Schaudrtel, Baldachine, Heiligenbilder, Fialen, in den kühnen krustallisationen aufschiefsender Streben, Säulen u. s. w., unter den Händen des Baumeisters und seiner Gesellen sich gestaltete, aus dem Herzen des Volkes heraus in das Herz des Volkes hinein. — So spielen auch, weil die gothische Kirche ganz die Zeit und das Volk war, durch deren Ornamenturen physiognomische Züge aus dem Leben der Zeit und des Volkes. — Zwischen apokalyptischen Symbolen des Heiligsten, Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente, aus der Legende der Heiligen, aus der Märtyrergeschichte u. s. w. drängen sich fratzenhaft komische Zerrbilder hervor, spottet der derbe Volkswitz, lacht uns der Schwank irgend eines volksthümlichen Schalksnarren an, eröffnet sich uns ein Blick in die Sitte und Unsitte, in die Mode und den Brauch der alten Zeiten. — In den Sculpturen gothischer Kirchen wird nicht selten die Geissel unbarmherziger Satire über das Pfaffenthum geschwungen. — Das war nicht Frivolität, nicht Herabziehung der Heiligen, ebenso wenig als die niedrig komischen Figuren, ja selbst die derben Zoten in den mittelalterlichen Mysterien- und Miralelspielen feivoler Spott über das Heilige waren. Sie bewiesen nur, daß in jener Zeit das ganze Volksleben in allen seinen Erscheinungen in der Kirche aufging; daß die katholische Kirche noch wirklich die katholische, die allgemeine der Christenheit war. Der Spott, die Satire gegen Pfaffen, gegen geistliche Mißbräuche waren nicht Angriffe einer dogmatisch feindlichen Lehre; sie erheiterten das Volk, ohne es im Glauben und seiner Ehrfurcht vor Kirche und Priester zu erschüttern.

Darum haben die Ueberbleibsel aus der Blüthezeit des gothischen Kirchenbaus für uns eine erhöhte monumentale Bedeutung als merkwürdige Denkmäler der mittelalterlichen Baukunst, die das Gepräge einer abgethanen culturgeschichtlichen Epoche in sprechenden Zügen tragen. Eine Hinterlassenschaft der Gothik wie das Ulmer Münster ist für die Kunst- und Culturgeschichte und, in manchem chronistischen Zuge, für die Geschichte des Mittelalters überhaupt, lehrreicher und interessanter, als ein ganzes mit Aufwand gelehrter Mühen und enormer Geldsummen, aus Resten und Brocken mittelalterlicher Vorzeit zusammengetragenes Alterthums-Museum. Es wäre ein an Vandalismus grenzender Stumpfsinn, wenn die Erben eines derartigen Schatzes diesen verkommen ließen, wenn sie nicht das Thunliche aufwendeten, um, was an dem schönen Baureste im Laufe der Jahrhunderte verfallen und zerstört ist, architektonisch und künstlerisch in ursprünglicher Gestalt wiederherzustellen. — Das aber ist für unsere Zeit auch die Grenze ihrer Aufgabe. Aus alterthümlender Scheinpietät ein dem modernen Bewußtsein total entfremdetes Bauwerk mittelalterlicher Gothik mit dem Aufwande von Hunderttausenden, vielleicht Millionen, weiter zu bauen, ist nicht nur eine Versündigung an der öffentlichen Wohlfahrt, für die das Geld zu gemeinnützigeren, dringenderen Zwecken verwendet werden könnte, sondern auch eine Versündigung an dem geschichtlich monumentalen Gedanken des alten Bauwerks selbst, den man zu einer schöngeistigen Phrase verzerrt.

Die gothischen Prachtbauten, die der neuern Architektur ihr Dasein verdanken, sind und bleiben — wie der Kenner sie auch bewundern mag — seelenlose Schönheiten, weil ihnen der Geist der Zeit, der Sinn und der Glaube des Volkes nicht die Seele eingehaucht. Ihr versucht vergebens, den Nibelungen im Frack das feinerne mittelalterliche Gehänge auf den Leib anzumessen. Die vorüberjagende Locomotive preßt auf alle diese Gothik. — Oder wollt ihr wirklich behaupten, daß heute noch, wie im 13. und 14. Jahrhundert, der himmelanstrebende gothische Riesenbaum mit seiner Blüthenherrlichkeit aus dem gläubigen Herzen des Volkes emporwächst?"

Diese Proben mögen genügen ein Bild zu geben von der Auffassung und Darstellung, womit Waldsrode seinen Stoff durchdringt und behandelt. Seine Behandlung ist ein wiedererschaffendes Miterleben und Wiedergeben des Geschaffenen, eine Beziehung desselben auf den sittlichen wie den intellectuellen Menschen, es ist echter Natur- und Kunstwuchs zugleich, und dieses kennzeichnende Prädicat gebührt dem ganzen vortrefflichen Waldsrode'schen Buch.

Daß in demselben auch des Präsidenten der württembergischen Centralstelle für Handel und Gewerbe, Dr. Fr. v. Steinbeis, Erwähnung gethan ist, war um so mehr eine Forderung der Gerechtigkeit, als dieser unermüdliche Hüter und Förderer der Industrie nicht nur bei den internationalen und provinzialen, sondern ebenso bei den allgemeinen Weltausstellungen seine großen Verdienste durch Veranlassung, Ausmunterung, Rath und Anordnung aufzuweisen hat, und weil er es namentlich auch ist, der durch Pflege und Fürsorge, die er den gewerblichen Schulen auf's ausgiebigste angedeihen läßt, Sinn und Tüchtigkeit für industrielle Cultur weiterbildet und durch beispielgebenden Vorgang verbreitet.

—r.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Ein Schritt vom Wege".

Lustspiel in vier Acten von Ernst Wichert.

„Pombal".

Schauspiel in fünf Acten von Julius Werther.

„Ist's nicht abscheulich? In den deutschen Bergen, in der Schweiz, in Italien — überall, wo wir die schöne Welt suchten — derselbe langweilige Ausspruch. Eisenbahnen, Telegraphenstangen, Wärterhäuschen; Hotels von vier Etagen mit Portier, Stubenkellner, Hausmädchen; geebnete Wege mit Tafeln an den Bäumen, auf jedem Hügel eine Restauration, an jedem Berge Sänftenträger, Maulthiere, Wegweiser — überall dasselbe Einerlei diesseits und jenseits der Alpen. Man reist Monate lang viele hundert Meilen weit, und doch eigentlich nur von Perron zu Perron, von Hotel zu Hotel ..."

So klagt Frau Ella am Ende der Hochzeitsreise ihrem neuvermählten Gatten Arthur von Schmeltwitz, einem etwas trockenen norddeutschen Rittergutsbesitzer, der bei jedem Feld, das an ihnen vorüberflog, an seinen

Digitized by Google

heimischen Weizen dachte, und jede Heerde, die sie weiden sahen, mit seinen Oldenburgern verglich. Ella ist entzückt. Nicht so hatte sie sich den Gefahren ihres Lebens vorgestellt, den sie als flotten Studenten kennen gelernt und für den ihr jungfräuliches Herz in der Mädchenschule geschlagen hatte — nicht gar so nüchtern, praktisch und vernünftig. Sie wähnte, daß ihr die Ehe die verschollene Traumzeit der Romantik leibhaftig bringen würde — die Verwicklichung ihrer

„Jugendträume,
Die sie träumte mit Chamisso
Und Brentano und Fouqué
In den blauen Mondschimmernächten . .“

— sie erhoffte irgend etwas Seltsames, Abenteuerliches auf der Reise zu finden; und schon die Hochzeitsreise entäuscht sie grausam. Und nun geht's nach Hause, und die wahre Langeweile, die tödtliche Einförmigkeit fängt nun erst recht an. Das sind ja vielversprechende Aussichten für die Ehe.

Den jungen Gatten stimmt diese Gemüthsverstimmung seiner Frau begreiflicherweise etwas nachdenklich. „So dürfen wir nicht in unser Nest zurück; es würde uns schlecht darin behagen“, antwortet er schließlich auf Ellas Klagen über die prosaische Bequemlichkeit unseres heutigen Daseins. „Aber“, fährt er fort, „die Reise-Romantik ist leicht zu haben. Ein Schritt vom Wege, und wir sind in der allervormanistischsten Romantik mitten darin! — Wir werfen zum Beispiel von uns, was uns als Herrn und Frau von Schmeltwig legitimirt — diese Briefstasche mit meiner Paß- und Visitenkarte. Die Reisekasse hat Dein Bruder kurt bei sich, der auf der Jagd nach berühmten Echos und vorausgeeilt ist; sie beschwert uns also nicht. Diese kleine Börse geht auch über Bord; und dann — wie lustige Studenten ohne Gepäck und Baarschaft — dort in den blauen Wald hinein! Wißt Ihr?“

Ella ist von dem originellen Vorschlage entzückt. Arthur wirft Geld und Legitimation fort und nun geht das junge Paar, das übereingekommen ist, drei Tage lang das strengste Incognito zu wahren, fröhlich auf Abenteuer.

Diese Abenteuer sind es, welche uns Bichert in den vier Aufzügen seines Lustspiels vorführt. Sie sind zum Theil recht ergötzlicher Art — Arthur und Ella werden zunächst von einem Gewitter überrascht, flüchten bei der Gelegenheit mit einer Badegesellschaft typischer Kleinstädter zusammen, kommen wegen Geldmangel in Verlegenheit, arrangiren ein Concert, um das Frühstück von Sect und Kibitzeiern zu bezahlen, werden von der Badegesellschaft natürlich für etwas ganz anderes gehalten, als sie sind: Arthur für den incognito reisenden Fürsten des Ländchens, Ella für dessen Maitresse, eine contractbrüchig gewordene Primadonna; zugleuterlegt schrint sich sogar ein kleines Pistolenduell entwickeln zu wollen, das, wenn alles gut geht, einen tödtlichen Ausgang haben und Ella zur interessanten Wittib machen könnte — und das Facit ist: daß der schwärmenden Ella die Romantik recht herzlich verleidet wird, daß sie ihren guten Mann aufrichtig um Verzeihung bittet, verständnißinnig die Poesie des Kochtopfes preist und allem Anschein nach eine brave, gescheidte Frau, welche die Chaussen liebt, werden wird.

Das Bichert'sche Stück hat den großen Vorzug, daß es bei guter Darstellung — und die Aufführung an der Hofbühne war eine vorzügliche — recht lustig ist. Es ist eine harmlose Lustspielei, herb, schtecht und recht, — eine Lustigkeit, die den Geist des Zuschauers ebenso wenig anstrengt wie sie den Geist des Verfassers in Anspruch genommen haben wird. Im Dialog, im scenarischen Aufbau, in der Handlung und in den Charakteren verfinnbildlicht das Bichert'sche Stück gleichsam den Grundgedanken desselben: fort mit allem originellen Abstweisen von der bequemen Landstraße — ich lobe mir die Alltäglichkeit, die biedere Nächternheit, den geraden Weg, den alle vernünftigen Wanderer gehen!

Und so ist das Lustspiel: „Ein Schritt vom Wege“, bei dem sich unser Publicum vortrefflich unterhalten hat, ein Lustspiel geworden wie andere mehr. Es liegt mir fern, es damit herabsetzen zu wollen; ich bin für die guten Eigenschaften desselben keineswegs unempfänglich: ein Lustspiel, bei dem man sich nicht langweilt und öfter sogar recht herzlich lacht, bleibt unter allen Umständen eine verdienstliche Arbeit. Ich meine nur, daß dies Stück gerade so gut von dem trefflichen Benedix hätte geschrieben werden können, und vor diesem von Kotzebue, und vor Kotzebue von irgend einem andern. Und das bedeutet ich. Ich meine, der dramatische Dichter hat in unserer Zeit eine andere Aufgabe als die: den schon vorhandenen, und zum Theil recht gelungenen handwerk und einigen kleinbürgerlichen Familienbildern, deren Situationskomik aus der unversiegbaren Quelle der Verwechslung fließt, das hundert und so und sovielste hinzuzufügen. Ich hege den Wunsch, daß aus dem deutschen Lust- oder Schauspiele das schwer definirbare Etwas, das man wohl „modernen Geist“ zu nennen pflegt, zu uns spreche, daß man dem Lustspiele, das in der Gegenwart geschrieben und dessen Handlung in unsere Tage verlegt worden ist, auch die Gegenwart anmerke, daß man in ihm gewisse Dinge wahrnehme, die so — gerade so nur zu unsern Tagen empfunden und ausgedrückt werden konnten. Das machte mir Wilbrandts „Moter“ so werth. Und wenn ich sehe, daß ein so talentvoller Bühnenschriftsteller wie Ernst Wichert sich noch immer darin gefällt, seine Scene mit der Uroter Hausrath zu schmücken, so belage ich dies als eine Verkennung der Aufgabe für unsere Dramatiker. Worte thun's freilich nicht. Moderne Worte sind in dem Wichert'schen Lustspiel genug zu finden. Es ist vom Telegraphen, von den Oberkellnern, von Contractbrüchen — kurz von unmodernen Dingen die Rede. Aber diese Ausdrücke modernen Begriffe, weit entfernt, dem Ganzen einen modernen Anstrich zu geben, wirken hier vielmehr wie Anachronismen. Was, Telegraphen haben diese Leute, die allen Zeiten und deshalb keiner Zeit angehören, und von Oberkellnern lassen sie sich bedienen und über Contractbrüche unterhalten sie sich! — und trotz aller dieser Errungenschaften sind sie genau so, wie sie uns durch die ältesten Ueberlieferungen der dramatischen Kunst überbracht wurden! Unglaublich! „Tempora mutantur, nos non mutamur in illis.“

Stücke wie Wicherts „Ein Schritt vom Wege“ bringen uns dem Ziel, das sich alle deutschen Lustspieldichter stecken sollen: dem deutschen Lustspiel, auch nicht um einen Fuß breit näher, sie mögen noch so lustig und gelungen sein, mögen noch so sehr beklatscht werden. Und wenn uns noch hundert andere, ebenso harmlos fidele und unterhaltende Stücke beschert werden, die deutsche dramatische Kunst wird keinen Nutzen daraus ziehen. Denn diese Verwechsung des Imdrogio, des qui pro quo als Hauptbebels der komischen Wirkung, ist doch nichts anderes als ein Zurückgreifen auf die Anfänge der Lustspieldichtung. Und das haben die alten Spanier und Italiener denn doch noch besser verstanden. Molière, von dem die Lustspieldichter recht viel lernen können, sing auch mit der Verwechslungskomödie an; als ihm aber die Schwingen wuchsen, schrieb er „Les précieuses ridicules“, ein im wirksten Sinne des Wortes modernes Stück, in dem die Verwechslung, die ja als immer komisch wirkendes Motiv recht fleißig benutzt werden darf, rein nebensächlich geworden ist; gerade weil Molière ganz modern fühlte, weil alle seine bedeutenden Stücke von der Atmosphäre seiner Zeit durchsättigt sind, weil uns aus dem „Tartüffe“ und dem „Menschenfeind“ die reinste Luft des siebzehnten Jahrhunderts entgegenweht, gerade deshalb haben sie sich den wundersamen Reiz ihrer unvergänglichen Jugendfrische bewahrt.

„Es ist ebenso unmöglich als undenkbar für den Dichter“, schreibt Goethe an Schiller, „wenn er seinen vaterländischen Boden ganz verlassen und sich seiner Zeit wirklich entgegensetzen soll.“ Mehr als das. Wie mir scheint, ist die Thätigkeit des Bühnendichters überhaupt zur Unfruchtbarkeit verurtheilt, wenn sie nicht in der Gegenwart wurzelt, gleichviel zu welcher Zeit das Drama spielt. Der Vergleich zwischen den Römertragödien Shakespeares, die überall den Stempel ihrer Entstehungszeit tragen, und den mühsam zusammenstudirten, conventionell-antiken Tragödien der französischen Classiker würde sehr lehrreich sein und den oben ausgesprochenen Satz trefflich begründen können.

Die hiesige Aufführung war, wie schon erwähnt, ganz vortrefflich; schon früher habe ich hervorgehoben, daß gerade für derartige harmlose kleinbürgerliche Gesellschaftskomödien unser Schauspielhaus über eine Summe ausgezeichneter Künstler verfügt wie kaum eine andere Bühne. Da bewährte Herr Liedtke als Gutsbesitzer von Schmeltwig wieder seinen unverdrestlichen Humor, da zeigte Fräulein Keßler (Ella) wieder ihre reizende Naturlichkeit. Man kann sich das junge Ehepaar kaum wirksamer und richtiger dargestellt denken. Wie schade, daß der Dichter Ella ihren jungen Ehetherrn immer mit dem gröblich philisterhaften: „Männchen“ anreden läßt — „Männchen“ auf der Hochzeitsreise! — worauf Männchen zärtlich mit „Liebchen“ reagirt. Der einzige mildernde Umstand, den Ella für den häufigen Gebrauch des mir unleidlichen „Männchen“ geltend machen kann, ist: daß ihr Gatte mit dem Vornamen „Arthur“ heißt. In der Erfindung der Namen ist Bichert überhaupt nicht glücklich. Sein Badearzt heißt „Dr. Rathgeber“, seine alte Jungfer „Rosette Haselstein“ u. s. w. Aber was ist ein Name, wenn der prächtige Oberländer, vielleicht der bisherteste unserer heutigen Komiker, den Dr. Rathgeber, und wenn Frau Frieb-Blumauer, deren Meisterschaft

Digitized by Google

unbestritten ist, die Rolle der moralischen alten Jungfer Rosette Hasenklein spielt! Döring war als geheimer Registrator Schnepf überaus komisch, wenngleich er die Farben etwas stark auftrug; Fräulein Schratt, ein blutjunges Mädchen von entschiedener Begabung, verlieh der kleinen Rolle der Registratorstochter Bertha viel Anmuth; auch die Darstellung der andern Partien, des Badecommissarius Busch (Herr Devnicke) des Kaufmann Blankenagel (Herr Schwing) und des Kellners Peter Schnips (Herr Hiltl) war sorgfältig, charakteristisch und wirksam, so daß das Zusammenspiel, welches die Herren Gorig (Kurt von Lageln) und Ludwig (Fürst Egon) nicht beschädigten, ein treffliches und durchaus lobenswerthes genannt werden muß. Bei dieser Vorstellung konnte der Erfolg des amüsanten Lustspiels nicht ausbleiben, und er war in der That groß. Das Publicum lachte und klatschte recht herzlich und, wenn die Reichsstadt etwas geschickter wären, würden sich die Hervorrufe erheblich vermehrt haben. Alles in allem: Ernst Wichert kann recht zufrieden sein.

Ein paar Tage darauf gelangte auf einer Vorstadtsbühne, dem rührigen Belleallianee Theater, eine Novität von Julius Werther: „Pombal“ zur Aufführung. Der Verfasser war früher Schauspieler und ist gegenwärtig der Director des Mannheimer Hof- und Nationaltheaters, das er mit Umsicht und Geschmack leitet. Um so mehr befremdet es, daß Werther, der die Bühnenpraxis doch genau kennt, sich manchesrei nicht geringe Verstöße gegen die Grundregeln der praktischen Bühne zu schulden kommen läßt. Ich meine namentlich das Ueberwuchern der Erzählung und der langen Auseinandersetzung über Staats- und gelehrte Sachen. Wie unbarmherzig würde der Nothstift des Mannheimer Directors durch die zum Theil gar trefflichen Reden gefahren sein, wenn nicht die Baterliebe des Dichters zur Schonung gemahnt hätte! Aber als Bühnenstück würde das Drama durch etliche lange und breite Striche sehr wesentlich gewinnen haben. Im übrigen merkt man an vielen Einzelheiten, daß der Verfasser „zum Bau“ gehört. Einige Auftritte (namentlich im dritten Act) sind von großer theatralischer Wirkung und die Vorliebe für Operationen mit großen Massen — Scenen, in denen einige dreißig Personen auf den Brettern stehen, gehören nicht zu den Seltenheiten — verräth den Regisseur, der am Arrangement der Volksgruppen rc. seine Freude hat. Für die beste Scene des Stückes halte ich die Beichte Malagridos im dritten Acte, die auch in der poetischen Diction bedeutend und trotz der Länge bühnenwirksam ist. Einige Effecte sind etwas zu derb und gewaltsam. Ich habe z. B. eine entschiedene Abneigung gegen alle Vorhänge, die im rechten Augenblicke geöffnet werden und hinter welchen alsdann — ein neuer deus ex machina — der rettende Held erscheint, der die Schandthaten der vor dem Vorhang befindlichen Bösewichter mit einem Schlage zu nichte macht.

Werthers „Pombal“ ist ziemlich getreu „o gran marquez“ der portugiesischen Geschichte, der energische Reformator, der erbitterte Feind des übermüthigen Adels und der Jesuiten. Die geschickte Behandlung der Historie ist einer der Hauptvorzüge unseres Dramatikers. Der Stoff, den er sich erwählt, ist für die Gegenwart wie geschaffen; der Kampf zwischen Staat und Kirche, den Pombal vor einem Jahrhundert in Portugal durchkämpfte, ist jetzt in unserm Vaterlande entbrannt; und wie Pombal die Betreibung der frommen Brüder aus Portugal durchsetzte, so haben auch wir gegen ein paar Dutzend Menschen, die den Muth ihrer jesuitischen Meinung haben und die Cocarde Loyolas tragen, mit großem Aufwand von gesetzgeberischer Arbeit und erbaulichen Phrasen ein Ausweisungsdecretchen glücklich zu Stande gebracht. Die Geschichte ist also in dem Werther'schen Drama eigentlich nur ein Vorwand, eine decorative Concession; in Wahrheit ist es ein Tendenzdrama allermodernsten Schlages. Was ich von dem modernen Elemente im Drama halte, habe ich oben, gelegentlich des Wichert'schen Lustspiels, auseinandergesetzen gesucht; ich möchte dadurch indessen nicht zu dem Mißverständnisse veranlassen, daß ich dem derben Tendenzdrama das Wort rede. Die Erfahrung lehrt ja im Gegentheil, daß die absichtliche und unverblümte Tendenz der poetischen Arbeit fast immer schadet; ich sage: die absichtliche Tendenz — denn wenn man das Wort „Tendenz“ im weiten Sinne nimmt und die unabsichtliche hinzurechnet, könnte man nahezu alle dramatischen Werke als Tendenzstücke bezeichnen. Nur wo die Absichtlichkeit deutlich hervortritt, wirkt die Tendenz verstimmend. Und das ist theilweise auch bei „Pombal“ der Fall. Das dramatische Für und Wider die Jesuiten, das während der fünf Acte vor uns verhandelt wird, ist mit so unbefangenem Freimuth unseren Debatten in den Kammern und Zeitungen entnommen, dieselben Schlagworte sind so ehrlich auf den Effect berechnet, daß der Effect doch bisweilen ausbleibt. Namentlich auch durch die Anhäufung effectvoller Arden. Die eine frühzig schallende Tendenzphrase, die wirken könnte, wird durch die folgende, die ohne die erste sicherlich wirken würde, aufgefressen. Da hätte oft der unerbittliche Rothstift sogenderisch wirken können. Aber immerhin ist „Pombal“ ein wirksames Bühnenstück mit einigen außerordentlich gelungenen Scenen, die für die dramatische Befähigung des Verfassers ein beredtes Zeugniß ablegen. — Werther hat früher einige Molière'sche Lustspiele für die Bühne bearbeitet; daß er den „Tartüffe“ genau kennt, merkt man seinem „Pombal“ an, in welchem man einigen sehr geschickten und durchaus berechtigten Reminiscenzen an das Molière'sche Meisterwerk begegnet; so z. B. die beinahe wörtliche Uebersetzung der bösen Verse:

„.. le mal n'est jamais que dans l'éclat qu'on fait.
Le scandale du monde est ce qui fait l'offense,
Et ce n'est pas pécher que pécher en silence.“

Das Publicum nahm auch diese Novität recht günstig auf und rief den Verfasser, der das Stück sehr gut in Scene gesetzt hatte, zu verschiedenen Malen hervor. Die Darstellung war — wir messen hier natürlich mit einem andern Maße — im Ganzen gut und im Einzelnen sogar mehr als das. Besonderes Lob verdient der Darsteller der Titelrolle, Herr Henne. Allerdings wirkte bei anderen Spielern auch manches komisch, was ganz und gar nicht komisch wirken sollte.

Paul Lindau.

Berliner Musikzustände.

Allgemeine Betrachtungen bei Eröffnung der „Concert-Saison“. Ueber Reclame-Wesen. Ullman und seine Nachäffer. Joachim und Wilhelmj. Mebea. Erstes Ullman-Concert.

Eine Modenschrift kann unmöglich alle Concerte, Opernvorstellungen rc. mit derselben Ausführlichkeit besprechen wie eine täglich erscheinende Zeitung; sie darf ihre Aufmerksamkeit nur wichtigen Fragen allgemeiner künstlerischer Entwicklung oder besonders hervorragenden einzelnen Erscheinungen widmen, alles andere aber nur vorübergehend erwähnen.

Beim Beginne der Concertzeit bietet sich eine merkwürdige, bedenkliche Erscheinung: die scharfen Gegensätze, die jetzt überall, in den politischen, geschäftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen hervortreten, zeigen sich auch im öffentlichen Musikleben. Auf der einen Seite gänzliches Fernhalten von jedem unkünstlerischen Mauöver, das entschiedene Streben, nur durch die Leistung auf die öffentliche Meinung zu wirken, also Vermeiden jedes Vorausverkündigens, Lärmmachens, Notizenwesens und sonstiger Mittelchen; auf der andern die übsehende Entfaltung der Reclame, der maßbudenartigen Ankündigungen, des Concert-Gründungs-Schwindels. Die americanische Taktik ist bisher eigentlich nur von Herrn Ullman befolgt worden, findet aber jetzt auch bei eingebornen Deutschen und Berlinern häufige Nachahmung. Mit diesen kann Herr Ullman gar nicht verglichen werden. Er vertritt seine Unternehmungen überall und immer in eigener Person, mit seinem Namen, mit allem dabei überhaupt möglichen Anstande, und vorzüglich — was besonders hervorgehoben werden muß, und ihn sehr vortheilhaft von seinen Nachäffern unterscheidet — mit größter Offenheit. Er verweidet alle überflüssigen Phrasen von Kunst, alle ästhetischen Vergleichungen, alle idealistischen Bestrebungen; es fällt ihm nicht ein, bei seinen Unternehmungen künstlerische Fragen anzuregen. Die Hauptsache ist Effect und Geld machen. Und das gesteht er mit achtungswerther Offenheit. Er sagt dem Publicum gleich von vornherein: „das und das bringe ich, nicht mehr, nicht weniger“; er legt gleich alles so genau dar, daß dem Hörer alles Denken, den Kritikern alle Mühe des Ersindens neuer Redewendungen für alten Kohl erspart wird; er beschreibt jeden seiner Künstler seiner Gesellschaft nach dessen „Specialität“, wie nur der geniasste Menagerie-Besitzer seine Prachtexemplare: „Sehn Sie meine Herrschaften, die eine Löwin ist nur italienisches Zuckerbrod, die andere nährt sich nur von classischem Roastbeef; der junge Pavian pfeift mit Virtuosität auf jedem Rohre, also herein, nur immer herein, meine Herren und Damen, so lange überhaupt noch Platz da ist!!“ Wenn das noch nicht gehörig zu packen schien, kommt ein neues Programm: „Exact attraction! Da keine Löwin am Schlusse der Hauptproduction allein erscheinen will, sind An-

Digitized by Google

halten getroffen, daß sie alle zusammen wirken, mit obligater Begleitung des Elephanten, Kameels ꝛc. ꝛc.“ Und wenn der verblüffte Hörer glaubt, jetzt sei doch schon alles Ullman'sche erschöpft, da pufft eine neue Rakete: „Pestesse aus Peking und Schrift gegen Verkürzung des Septetts; genaue Erforschung der Dauer des Concertes mit Hülfe eines ersten aus London verschriebenen Chronometers; es bleibt beim ersten Programm, aber die Semitonnis wird herausgeworfen!!“ Ja, er ist vielfach der Bewunderung würdig, ich möchte behaupten, unverleidbar! Und wie reichhaltig sind nicht seine Concerte! Wie nur das fest eingerichtete Eisenbahnbüffet, wo von der Knoblauch-Wurst bis zum Hoffschen Malz-Extract-Bonbon, vom Champagner bis zum Kümmel alles unter recht elegenten Glas-Glocken neben einander aufgestellt zu sehen ist.

Wie armselig erscheinen neben seinen Darlegungen und Verkündigungen die Notizchen und Reclamchen, die in letzter Zeit in hiesigen großen Blättern auftauchen, und die jedes anständige deutsche Künstler verschmähen werden, gegen die er eigentlich sich verwahren müßte! Es war allerdings schon in früheren Zeiten Mode, daß zwischen den Lobpreislungen des Neu'schen Virtuosen und der Beschreibung vom Affentheater auch Theater-Sensations-Neuigkeiten standen, von den Triumphen des Fräulein A. in Stolpmünde, oder daß Fräulein B. die ganze jeunesse dorée von Hötterdo in Elsaße versetzt, und daß sie Fräulein C. in Anbetracht ein norjewinischer Baron sich fast mit dem Sohn des tunesischen Finanzministers duelliert hätte. Aber die Tonkunst hielt bisher mit derartigen Dingen sich versehnt. Jetzt ließ man, daß Herr X. auf einem Amerikanischen Musikfeste (welch ein Prüfstein künstlerischer Leistung!!) neben allen Amboßen und Riesenpauken durchgedrungen ist. Soll das in Berlin günstige Stimmung beim musikalischen Publicum erzeugen? Dann kommt wieder eine große Neuigkeit: daß das Concert, welches Herr P. vortragen wird, in Cassel große Wirkung erzielt hat. Ist dies eine Garantie für die Kunstkritik unserer Blätter? Dann wieder daß Herr Z. eine besonders interessante Fantasie von seiner Composition in Petto hat. Ich will nun gar nicht leugnen, daß diese Mittelchen nicht einen gewissen Zweck erfüllen, daß durch sie nicht irgend ein durch Verkauf seines Hauses reich gewordener Wein-Couleur-Fabrikant oder irgend ein Matter, der gerade ein gutes Geschäft gemacht hat, sich bewogen fühlen dürfte, Concertbillets für seine Familie zu kaufen, daß also Reclame Geld einbringen kann; ich will nur feststellen, daß wenn diese Manöver sich weiter fort entwickeln, ohne daß die Presse ihnen einen Damm setzt, das Concertwesen bald auf dem Punkte angelangt sein wird, auf welchem sich das Actien-Gründerwesen jetzt befindet. Nur die ganz großen, lange bestehenden Firmen, und die ganz neuen machen wirklich gute Geschäfte dabei; nur, weil ihnen das Publicum jederzeit ein seit lange bewährtes Vertrauen entgegenbringt, weil sie in der That nur Gutes bieten; diese, weil sie in der Wahl der Mittel für ihre Zwecke von keinem Bedenken sich zurückhalten lassen, weil sie es verstehen, wenn in Berlin einer auf die Kochspeise ihrer Prophezeiungen von so und so viel Dividende anbeißen will, von außen her und nach außen hin durch telegraphische Nachrichten von Ueberzeichnungen, durch Bündnisse mit den kleinen Bankhäusern in der Provinz auf den Pfiffiker zu wirken, daß er sich breitt, an einem Unternehmen theilzuhaben, das in so vielen Gegenden als ein so glänzendes betrachtet wird! Es wird dahin kommen, daß nur die größten berühmtesten Künstler, deren Name hinreicht, um den Strom des Publicums nach dem Saale zu leiten, und neben ihnen die Virtuosen „volle Concerte“ geben werden, welche mit ihrem Talente die Geschicklichkeit verbinden, die Reclame nach allen Seiten für sich wirken zu lassen.

Ich will nun durchaus nicht sagen, daß die Künstler, über welche die oben angeführten Notizen in den hiesigen Blättern gestanden haben, solche tiefgeführten Reclamen-Machereі wünschen, geschweige denn veranlassen. Ich will sogar noch genau andeuten, daß nach meiner Ueberzeugung nur gewisse Leute, die heute noch nicht näher bezeichnet werden, die literarischen Handlanger abgeben, aus Interesse, oder auch um sich als Protectoren zu geriren. Aber das will ich hier feststellen: daß wenn die Künstler dergleichen anonyme Anpreisungen entschieden nicht wollten, diese bald aus den Spalten der Zeitungen zurückwänden. Ueber Joachim, Rubinstein, Tausig waren die oben angedeuteten Mehsuden-Geschichten nie zu lesen — aus dem einfachen Grunde, weil diese Künstler nicht bloßen kleinen Anlaß dazu gaben, sondern auch durch ihre Haltung anderen gewissen Leuten die Lust benahmen, ihnen nach ihrer Weise dienlich zu sein.

An den Vertretern der Presse wäre es, der Entstaltung solcher Zustände bei Zeiten entgegen zu wirken. Dem Unfuge direct zu steuern ist nicht gut möglich, aber man kann ihm alle Wege abschneiden. Die Redactenen politischer Zeitungen können nicht die Verantwortlichkeit jeder Notiz prüfen, besonders wenn sie ihnen von sonst ehrenwerthen Leuten zukommt, die einen ihren Künstler protegiren oder für ihren Musikalien-Verlag wirken wollen. Aber sie könnten entweder die Unterzeichnung solcher Anpreisungen verlangen (Herr Ullman unterzeichnet ja immer!) oder sie in die Rubrik „Eingesandt“ verweisen, damit das Publicum den Werth derselben selbst ermessen könne. Wenn z. B. über einen der berüchtigtsten Musikmacher, Herrn Ch. Boß, in der „Vossischen“ eine Notiz veröffentlicht wird, die ihn schildert als den „überall, auch bei uns“ bekannten und beliebten Componisten, „als den vom letzten Kriege mehr als irgend ein deutscher Künstler hart betroffenen“, der nun „seit zwei Jahren als Acnitrr in Baden-Baden sebt“, und der zuletzt den Wunsch aussprecht, daß derselbe jetzt aus „seiner Unthätigkeit herausteete“ und wiederum „An uns nach Berlin sich wenden möchte“, so kann es selbst der gerechten Redaction der „Vossischen Zeitung“ nur angenehm sein, wenn jeder Leser gleich weiß, daß weder sie, noch ihr geschätzter Musik-Referent den geringsten Antheil hat an obiger plumpen Reclame und an solchem Stile („überall, auch bei uns“) und wenn die Vögel, die solche Federn führen, ihr Lied nicht den anständigen Lesern der Notizen für Wissenschaft und Kunst pfeifen dürfen. Und noch mehr als die Redactionen selbst könnten die Fachkritiker dem anonymen Humbug entgegenwirken, wenn sie ihre Verachtung bei jeder Gelegenheit kundgäben; dann sorgten schon die Künstler in Bälde selbst dafür, daß ihnen derlei Gefälligkeiten nicht mehr erwiesen würden.

Ich erlaube mir alle diese Bemerkungen nicht etwa in der Hoffnung, daß sie jetzt eine Wirkung erzielen werden, sondern nur im Hinblick auf die Zukunft. Wenn einmal der Reclamen Schwindel zu der Höhe angewachsen sein wird, daß im Publicum selbst Mißtrauen dagegen entsteht, dann werden auch diese Stimmen in der Presse dagegen laut werden, sowie deren jetzt mit einem Male gegen Frau Lucca erönen, die da bewiesen, wie diese Primadonna eigentlich das classische Repertoire mehr beschränkt als befördert, der guten Musik also mehr geschadet als genützt hat. Sonderbar! Noch vor wenigen Monaten, als Frau Lucca noch nicht contractbrüchig war, als sie noch im vollen Glanze ihres Ruhmes und ihrer Kunnen die Bühne beherrschte, war nur einr solche Stimme in der „Gegenwart“ vernehmbar; überall sonst schallte nur Lob und Preis!

Wenden wir den Blick zu höherem, zu den ersten zwei Quartett-Abenden Joachims; sie haben das Vollendetste geboten, was in dieser Musikgattung gedacht werden kann; nicht blos das Zusammenspiel war noch sicherer, einheitlicher als im verflossenen Jahre; auch dem Gefühlsausdrucke waren freiere Regungen gewährt. — Als ein höchst interessanter künstlerischer Gegensatz zu diesen Leistungen hat sich Herr Wittelmj in seinem ersten Concerte dargestellt als ein ganz außerordentlicher Virtuose, der vor allem glänzendste unmittelbare Wirkung, ein Beherrschen des Publicums anstrebt und auch über alle Mittel hierzu gebietet: über vollendete Technik, großen Ton und unerschütterliche Ausdauer. Ein Urtheil über seine Ausdrucksweise läßt sich noch nicht fällen, denn die Compositionen die er gewählt, Concerte von Paganini und ein Concert von Raff, appellieen vorzugsweise an den großen Geiger, nicht an den Musiker. Das letztgenannte, für Berlin ganz neu, zeigt überall den gewandtesten Formbildner, ist aber in der Erfindung recht arm; auffällig erscheint, daß ein Musiker wie Raff in seinem Andante eine so unverkennbare Reminiszenz des Beethoven'schen Violin-Concertes niederschreiben und nicht bemerken konnte.

Die Oper liegt jetzt in Primadonnen-Nöthen und man muß jetzt die Intendanz in ihrem Streben, ein gutes Repertoire zu schaffen, unterstützen, wenn daßselbe auch nicht immer nach dem richtigen greift. Die „Medea“ von Cherubini ist eine in edlem Stile gehaltene Oper, aber ohne hervorragende musikalisch-dramatische Momente — nur der dritte Act erhebt sich zu hoher Bedeutung, stellt aber auch die höchsten denkbaren Anforderungen an die Sängerin und Darstellerin Frau v. Voggenhuber war sichtlich bemüht, ihrer Aufgabe gerecht zu werden und erhielt öfters verdienten Dank des Publicums. Auch die anderen Mitwirkenden, Fräulein Lehmann als Dirce, die Herren Betz (Kreon) und Woworski (Jason) gaben ihr Bestes. Die Chöre zeigten sich hie und da schwankend.

Und nun mit einem Sprunge von der Medea — zum ersten Ullman-Concerte. Mit großem Beegnügen berichte ich von einem Siege des Berliner musikalischen Geschmacks über americanischen Humbug: Der Erfolg des ersten Concerts (den andern blieb ich fern) kann nur ein

Digitized by Google

tükjer genannt werden.*) Im Publicum fassen viele Leute, die sonst nicht in's Concert gehen und nur auf den Schall der großen Trommel herbeigeeilt waren; aber auch diese vertheilten sich den meisten Nummern gegenüber so theilnahmlos, und zeigten sich der einzigen Nummer gegenüber, die gute Musik bot, so angeregt, daß es eine wahre Freude war. Das Septuor von Hummel, beim Clavierspiele Herr Josefsy mit ganz tadelloser Technik vortrug, wurde mit ruhiger Ermattung angehört. Dann kam Frau Wombelli und der Flötist Herr de Broye. Die Dame, die über eine glockenreine Stimme und wirklich außerordentliche Kehlengläufigkeit gebietet, sang die höchst unbedeutende Arie-aus „Lucia die Lammermoor" mit Flötenbegleitung; die Schlussbaden, die eine wahrhafte Gewerbe-Ausstellung aller je von Gesanglehrern erdachten Läufen, Passagen und Trillern genannt werden kann, hätte ganz gewiß den angestrebten Erfolg erzielt, wenn sie nicht durch ihre Länge zuletzt ermüdend wirkte; vorgetragen wurde sie unübertrefflich, schade daß die vorzüglichen Kräfte der Ausführenden sich nicht besserer Musik widmeten! Herr de Swert spielte ein „Adagio religioso" eigener Composition, nicht besser und nicht schlechter als hundert andere dergleichen Stücke, und statt des angekündigten „All Ungarese" von Schubert eine ganz schlechte „Phantasie" von Servais. Gegen sein Spiel ist gar nichts einzuwenden, er besitzt eine schöne Technik und gewiß mehr richtiges musikalisches Gefühl, als er an jenem Abende zu zeigen Gelegenheit hatte. Fräulein Regan mit einer wohlklingenden, aber wenig glänzenden Stimme begabt, ohne hervorragende Technik, errang einen durchschlagenden Erfolg: allseitigen Applaus, zweimaligen Hervorruf, Dacapo-Rufe, kurz alles, was eine Künstlerin sich nur wünschen darf. Und warum? Weil sie eine gute Arie von Lotti sang, und dann das „Haideröslein" von Schubert, mit schönem, einfachem, ungekünstelt Ausdrucke, daß man sich dessen nur freuen konnte. Weniger gefiel sie beim zweiten Auftreten mit dem „Wohin" von Schubert, das entschieden mehr Lebhaftigkeit und Wärme der Empfindung verlangt. Aber das Publicum bewies sich auch selbst der schwächeren Leistung gegenüber noch dankbar. Diese Vorträge und das Terzett aus dem „matrimonio segreto" bildeten die Glanzpunkte des Abends; die Lisztsche herzlich schlechte Tarantella, die Herr Josefsy mit wahrer Dampfkraft-Technik, aber ohne Erfolg vortrug, die Prunkstücke zuckerwässrige Melancholie, an die Savoi seinen so schönen glockenreinen Ton vergeudete, konnten mir und vielen Hörern die Lust, die letzten zwei Nummern, spanisches Lied der Frau Wombelli, und das „Ave Maria" von Gounod nach dem Bach'schen Präludium zu hören. Der große Ullman hat mit seiner unerreichten Local und Geschäfts-Routinik die Berliner Concerte in so naher Folge anberaumt (1., 3. und 4. November), daß das wenigstens Publicum gar nicht die Urtheile der Kritik, nicht einmal die der Laien in bekannten Kreisen hören kann und sich bereiten muß, seine Billets im voraus zu sichern. Läge nur ein Zwischenraum von 3 bis 4 Tagen zwischen jedem Concerte, dann würden das 2 und 3. nach dem Erfolge des ersten wohl halb leer bleiben. Ja, er ist wirklich einzig in seiner Art, dieß entschiedener muß man seine schalen Nachäffer bedauern

H. Ehrlich.

*) Im letzten Concerte hatte Josefsy einen außerordentlichen Erfolg. Er wurde nach der Liszt'schen Rhapsodie viermal gerufen. D. Red.

Offene Briefe und Antworten.

Offener Brief des Prinzen Edmund Radziwill.

Glossirt von v. Szeliski.

Sehr geehrte Redaction!

Text Mein Verlagsbuchhändler übersendet mir soeben die Nummer 39 der „Gegenwart", in welcher sich unter dem Titel „The vicar of Osteowo" eine lange Besprechung meiner neulich erschienenen Schrift „Die kirchliche Autorität und das moderne Bewußtsein" befindet. Ich glaube es den Lesern Ihres geschätzten Blattes schuldig zu sein, auf einige Unrichtigkeiten aufmerksam zu machen, die sich zu meinem Bedauern in die Darstellung eingeschlichen haben und ein unparteiisches Urtheil zu erschweren geeignet sind, weshalb ich Sie ergebenst um Aufnahme gegenwärtigen Schreibens ersuche.

Ich übergehe zunächst untergeordnete Irrthümer, wie die Verwechslung des Städtchens Ostrowo, „seit langer Zeit bekannt durch ein Pädagogium für mittlere Söhne guter Familien", mit Deutsch-Ostrowo an der schlesischen Grenze, meinem zeitigen Aufenthalte rc. und beschränke mich auf folgende Punkte.

Glosse. Sehr geehrter Herr Vicar! Bereitwillig gestehe ich hiermit ein, dem Ort Ostrowo bei Filehne, „bekannt durch ein Pädagogium für mittlerer Söhne guter Familien", Unrecht gethan zu haben, als ich ihn bezüchtigte, Ihr Wohnsitz zu sein. Ich leiste dem verehrten Ort Abbitte und erkläre öffentlich, daß Sie, Herr Vicar, in Ostrowo an der schlesischen Grenze residiren. Die Schuld an diesem Irrthum trägt Ihr Brief, das bei großer Fülle biographischen Materials keine nähere Bezeichnung Ihres Wohnorts enthält. Die Ideenassociation zwischen dem durch das Pädagogium berühmten Ostrowo und Ihrem Namen war somit verzeihlich. –

Text 1. Daß ich in Tübingen zu der Erkenntniß gekommen sei, daß solche Lehe, die einer lebendigen Praxis der Frömmigkeit sich ab genetigt zeigen, beschränkte Köpfe seien, — ist eine willkürliche Abstraction des Recensenten, – der Ausdruck kommt so wenig in meiner Schrift vor, als sich der Sinn desselben aus meiner Darstellung ergibt.

Glosse. Herr Vicar! Herr Vicar! Sollten Sie mit unsern Augen lesen? Denn es heißt geschrieben Seite 298: „In den Augen gerade wenig hervorragender Männer gilt schon das bloße Streben nach christlicher Vollkommenheit, eine lebendige Praxis der Frömmigkeit für ein gefährliches und sorglam zu meidendes Extrem" rc. Ich hatte mein Gewissen befragt, ob „wenig hervorragend" soviel heißt als „ihr hervorragen", habe auch meine subjective Ueberzeugung von dem Gegentheil nicht mit der in diesem Fall gegen mich sprechenden Autorität der Kirche in Ueberein stimmung zu bringen vermocht.

Text 2. Daßelbe muß ich von dem Satze behaupten: Unser jugendlicher Vicar also theilt in seinem Werke zunächst mit, daß sowohl die Opposition gegen Moin und die kirchliche Autorität, als das Streben, alle göttlich gewollte Ordnung umzustürzen und die europäische Commune zu errichten, ausgeht: „von den Protestanten, Freimaurern, Juden und Internationalen".* Meine Polemik wendet sich allerdings an verschiedenen Stellen der Schrift gegen die Anhänger jener kirchlichen oder socialen Richtungen, doch ist es mir niemals beigekommen, sie auf diese Weise in einen Topf zu werfen.

Glosse. Vergleichen Sie gütigst Seite 123, wo Sie die Protestanten der heutigen Zeit (mit Ausnahme der Orthodoxen) als Feinde der göttlich gewollten Ordnung bezeichnen. Seite 254, wo „Protestanten, Freimaurer und Juden die Freunde der Opposition gegen Rom" sind, Seite 89, wo Sie Protestanten, Freimaurer und Juden Abrissen an Döllinger senden lassen, Seite 477, wo dem Freimaurerthum, den Internationalen und den Bildungsvereinen die Urheberschaft einiger staatlicher Kommunen zugeschrieben wird. Wollen Sie noch mehr, Herr Vicar? Sie haben die Protestanten, Freimaurer und Juden, die Bildungsvereine und die Internationale als Vertreter der destructiven Tendenz stets zusammen in einen Topf geworfen; daß Sie dieselben nicht jedesmal alle zusammen herausgenommen, sondern der Abwechslung halber bald diesen, bald jenen Ingredienz des großen Hollenbreis herausgefischt haben, ändert an dem Factum nichts.

Text 3. Gegen die nun folgende Elzierung der in meiner Schrift enthaltenen politischen Betrachtungen muß ich aus dem Grunde entschieden mich verwahren, weil es dem Herrn Recensenten gefallen hat, aus ganz verschiedenen oft durch mehr als 100 Seiten getrennten Stellen meines Buches einzelne Sätze herauszureißen, und dieselben dann lediglich nach seinem Belieben zu einem Ganzen zu verbinden, daß der Leser den Eindruck erhalten muß, er habe meinen eignen Gedanken vor sich. Recensent citirt hier nur einmal die Seitenzahl Seite 399. Die nun folgenden Citate sind der Reihe nach entnommen aus Seite 179, 387, 392, 395.

Glosse. Aber geehrter Herr Vicar! Wenn man ein Buch recensirt, so schreibt man es doch nicht wörtlich ab, sondern gibt höchstens eine Blumenlese hervorragender Aeußerungen des Autors. Hätte ich sinnentstellend citirt, so würden Sie sich doch nicht des Vergnügens beraubt haben, mir das nachzuweisen.

Text. — Der folgende Satz mit Anführungszeichen: „Aber aber, sollte Bismarck, schon wie er ist" rc. ist wiederum nur Inhaltsangabe einer ganzen Seite.

Glosse. Sie berücksichtigen nicht, Herr Vicar, daß ich nur für Sie, den Autor, sondern für die Leser der „Gegenwart" geschrieben habe, und daß diese nur sehr dankbar sind, wenn ich mit wenigen Worten den Inhalt ganzer Seiten eines Buches anzugeben vermag, deßen Besprechung sich nicht umgehen ließ

Text — folgt S. 116, 555, endlich 559, mit welchem letzten Citat dem Herrn Recensenten ein eigenthümliches Mißgeschick passirt ist. Auf S. 555 hatte ich gesagt: „Niemals hat ein Staatsmann einen größeren

Digitized by Google

politischen Fehler begangen als Fürst Bismarck, da er die Grundlagen seines neuen Deutschen Reichs auf dem Liberalismus zu erbauen sich anschickte und dadurch sich genöthigt sah, der katholischen Kirche den Vernichtungskampf zu liefern." Necensent citirt diese Worte und fährt fort: „In Folge dessen' hat der Fürst jetzt nur noch die Alternative, selbst katholisch zu werden oder zu Gunsten eines Katholiken abzudanken.' Denn von einer paritätischen Regierung wollen die Ultramontanen nichts mehr wissen." Jene Alternative aber wurde von mir auf S. 560 für den gerade entgegengesetzten Fall als möglich aufgestellt, nämlich für den Fall, daß Fürst Bismarck eine katholische Politik verfolgt hätte; denn er wäre als Protestant zur Ohnmacht gelangt, hat er mit dem Betreten eines Weges, der ihn in der Verfolgung seines Zieles mit den Tendenzen und der Wirksamkeit der katholischen Kirche zusammenführt, durch die Consequenz der Thatsachen über kurz oder lang zu der Alternative würde gedrängt werden u. s. w. Daher habe er eben die entgegengesetzte Politik eingeschlagen.

Glosse. Ich danke ergebenst für Ihre Theilnahme an dem Mißgeschick, das mir passirt sein soll; aber ich glaube, Herr Bicar, es ist Ihnen passirt. Sie schildern Seite 564, wie der Reichskanzler in Gemeinschaft mit dem (laut Seite 562: alters- und nervenschwachen) Liberalismus, zu dessen Gunsten er abgedankt hat, dem Abgrunde zueilt. Andrerseits malen Sie Seite 396 aus, daß, wenn er je sich die Ultramontanen zu Freunden machte, er an ihnen treuere und zuverlässigere Freunde als die sind, welche ihn jetzt umgeben, finden würde. Ihm bleibt, um sich zu retten, nichts anders übrig, als sich der katholischen Partei in die Arme zu werfen, dann aber tritt unabweichlich jene Alternative an den Fürsten heran. Ich war also völlig berechtigt zu sagen: „In Folge dessen (jenes politischen Fehlers, der Verbindung mit den Liberalen) hat der Fürst jetzt nur noch die Alternative, selbst katholisch zu werden, oder zu Gunsten eines Katholiken abzudanken" (Apposopeie: wenn er nicht ebendaßich zu Grunde gehen will). Ob sich Fürst Bismarck auch vor dem „katholisch werden" gefürchtet hat? fragen Sie auf Seite 561. Ich glaube, ja.

Text. Die paritätische Regierung unter Friedrich Wilhelm IV. habe ich mehrfach ausdrücklich gepriesen, und nur (Seite 560) behauptet, „daß zu einer solchen die eiserne und in ihren Plänen und Zielen consequente Natur des Fürsten Bismarck nicht angelegt sei" u. s. w.

Glosse. Sehr gut; Sie loben die Regierung Friedrich Wilhelms IV. als eine paritätische, während ich die unter ihr getroffenen Bestimmungen höchst unparitätisch zu Gunsten der einheitlich organisirten katholischen Kirche eingerichtet finde. Da nun jetzt durch den zur Herrschaft gekommenen Liberalismus eine andere Auffassung der Parität maßgebend geworden ist, so habe ich Recht, wenn ich sage, die Ultramontanen wollen von der Parität nichts mehr wissen. Sie aber haben Recht, wenn Sie die frühere sogenannte Parität loben. Wer soll nun Recht behalten, Herr Bicar? Ich glaube, wir werden par oder impar auskalben müssen.

Text 4. Wenn ich einmal Seite 376 sagte, Europa sähe müßig dem Schauspiele der Gefangennehmung Pius IX. im Vatican zu, während S. 244 stand, ich glaubte nicht, „daß die katholische Welt jenem Schauspiele müßig beiwohnen werde" (die Worte sind vor dem 20. September 1870 geschrieben) — so ist hierin ein Widerspruch nicht zu erkennen. „Europa" bedeutet an erster Stelle dem ganzen Zusammenhange nach die europäischen Regierungen. Daß aber die katholische Welt nicht müßig ist, wird vielleicht auch Necensent zugeben.

Glosse. Verzeihen Sie, Herr Bicar! Man merkt den Sophisten, und man wird verstimmt. Auf Seite 244 glauben Sie vor dem 20. September 1870 nicht, daß die katholische Welt müßig zusehen werde — und Sie haben Recht behalten — und auf Seite 376 sagen Sie, Europa sehe müßig zu. Schreiben Sie rückwärts? Sonst hätten Sie doch, als Sie Seite 376 schrieben, Ihre auf Seite 244 geäußerte richtige Anschauung bethätigt gefunden. Aber abgesehen davon, gestatten Sie mir noch auch die Frage, ob nicht einige der europäischen Regierungen auch zur katholischen Welt gehören?

Text 5. „Frappant geistvoll" nennt der Herr Necensent den auf Seite 481 befindlichen Satz: „Mit jedem Triumphe, den die menschliche Wissenschaft über den rohen Stoff der Materie davongetragen, ist ein Theil der höchsten geistigen Güter der Menschheit verloren gegangen." Man sollte meinen, ich wolle hiermit den Culturfortschritt der Neuzeit principiell verdammen, während ich nur dem Zusammenhange nach die traurige Thatsache hervorhebe, daß die heutige Generation „vielfach" nur einem Götzendienste des eignen Genius verfallen sei, „einer Selbstberäucherung, in der sich ein verkommenes Geschlecht gefällt, das von wahrer Größe und von den wahren Aufgaben der Menschheit keine Ahnung hat", — eine Ansicht, die jeder zu haben berechtigt ist, wenn er glaubt, sie begründen zu können.

Glosse. Natürlich! Es ist mir nicht eingefallen, Ihnen das Recht dazu zu bestreiten. Sie werden jedoch auch mir erlauben, wenn Sie S. 482 sagen, „der heutige Gebildete" und „die ganze moderne Zeitrichtung" sei eine solche materialistische, daß bei ihr die Triumphe der Wissenschaft jene verderblichen Folgen hätten, einen solchen Ausspruch als „frappant geistvoll" zu bezeichnen. Ich verschere Sie, daß ich frappirt war.

Text 6. Necensent thut mir angesichtsdessen zu viel Ehre an, wenn er meint, in meiner Schrift sei „zum ersten Mal das ganze System des ultramontanen Standpunktes völlig klargelegt". Dieses System besteht so lange als die katholische Kirche und ihre Literatur, und nur weil diese bisher nicht gelesen, noch weniger studirt wurde, erscheint meine Darlegung neu oder überraschend. Für katholisch gebildete Leser enthalten meine Worte sachlich nichts Neues.

Glosse. Das glaube ich gern! Auch nicht für protestantisch gebildete Leser! Aber die Letzteren sind erfreut, wenn ein Mann von der katholischen Bildung des Herrn Bicars sich statt ihrer die Mühe macht, Excerpte aus allen möglichen Abhandlungen, Hirtenbriefen, Zeitungsartikeln, Reden u. s. w. zusammenzustellen.

Text 7. Zum Schlusse sei es erlaubt zu fragen, ob es wissenschaftlich geschrieben sei, in der Kritik einer größeren Schrift die Person des Autors derartig in den Vordergrund zu stellen, wie es dem Herrn Necensenten gefallen hat, dasjenige auf den Inhalt der Schrift gar nicht einzugehen und nur einzelne Sätze ganz außer dem Zusammenhange vorzuführen? Necensent hat die Freundlichkeit, mich einen „geistig hochbegabten und überzeugungstreuen Mann" zu nennen. Möge ein anderer als ich mit dieser Anerkennung die Form seiner Kritik vereinigen!

Glosse. Geehrter Herr Bicar! Sie sagen in Ihrer Vorrede, daß Sie Ihrer Arbeit vom wissenschaftlichen Standpunkte keinen Werth beigelegen und daher die Vertreter dieses Standpunkts, welche Ihre Schrift einer Besprechung werth erachten sollten, bitten, von dieser Erklärung Act zu nehmen. Obwohl ich nicht als ein berufener Vertreter der Wissenschaft gelten kann, hielt ich mich doch für gebunden, diese Forderung zu gewähren, indem ich von vorneherein erklärte, alle dogmatischen Spitzfindigkeiten unerörtert lassen zu wollen, und diese hast allein in Ihrem Buche könnte man als wissenschaftlich bezeichnen. Daß nun bei dem Eingehen auf den Inhalt des Werkes Ihre Persönlichkeit in einer Ihrer Bescheidenheit lästigen Weise in den Vordergrund getreten ist, daran, Herr Bicar, trugen Sie selbst die Schuld. Warum erzählen Sie uns auf Seite 271—344 Ihre Lebensgeschichte, faßt ab ovo beginnend? Warum erklären Sie in der Vorrede, daß die politischen Betrachtungen nichts weiter als „rein persönliche Ansichten" sind? Was bleibt da übrig? Nur Ihre Person; und daß dieselbe aus verschiedenen Gründen sehr interessant erscheint, ist weniger Schmeichelhaft als wahr. Ich bin daher auch nicht in der Lage, das von Ihnen zurückgewiesene Prädicat eines „geistig hochbegabten und überzeugungstreuen Mannes" zurücknehmen zu können.

Text. Die geehrte Redaction wird hoffentlich die Verantwortlichkeit für den beregten Artikel seinem Verfasser, Herrn von Szeliski, überlassen, und mir die Bemerkung gestatten, daß ich bisher nicht gewußt hatte, die Berliner Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben gehöre zu den Organen des „laubsäuligen Liberalismus", welchen Ausdruck meines Vorwurfs Herr von Szeliski für Ihr geschätztes Blatt unbedenklich annimmt.

Mit besonderer Hochachtung
Ostrowo, den 22. October 1872. **Edmund Prinz Radziwill,**
Bicar zu Ostrowo.

Glosse. Sie werden wie zugestehen Herr Bicar, daß nach der in Ihrem Werke zu Tage tretenden Anschauung, jedes dem Ultramontanismus feindliche Organ des verderbenen Bewußtseins als dem „landläufigen Liberalismus" verfallen erscheint. In Folge dessen konnte ich diese Bezeichnung für die „Gegenwart" ebenso unbedenklich acceptiren, wie ich die von Ihnen gewünschte persönliche Verantwortlichkeit dem redigirenden Artikel in jeder Beziehung übernehme.

Mit besonderer Hochachtung
Berlin, den 24. October 1872. **v. Szeliski.**

Bezüglich des Nationaldenkmals auf dem Niederwald geht uns folgender Brief zu:

„Die Concurrenzpläne für das Nationaldenkmal auf dem Niederwald sind eingereicht, geprüft und — das Resultat berechtigt zu der Hoffnung, daß man noch in zwölfter Stunde den ganzen Plan aufgeben und ad acta legen wird! Eine so abfällige Meinung über ein gewiß so gut gemeintes Unternehmen würden wir nicht auszusprechen wagen ohne die Ueberzeugung, daß sie von vielen getheilt wird, welche damit vielleicht nicht hervortreten mögen, theils weil es bequemer ist, mit der Strömung zu schwimmen, theils weil diese Stimmung dem mächtig hervorbrechenden

Digitized by Google

Nationalgefühle entspringt, dem kritisch näher zu treten, jeder eine natürliche Scheu trägt. Das nationale Gefühl zu fördern und richtig zu leiten, soll gewiß eine Aufgabe aller patriotischen Männer sein. Erfüllt aber eine Ruhmeshalle wie das beabsichtigte Denkmal diesen Zweck? — ist es nicht vielmehr geeignet, den männlichen Thatendrang eines gesunden Nationalgefühls in selbstgefällige Nationaleitelkeit zu verkehren, die wir an unsern Feinden so gern rügen? Würde man nicht einen Helden verlachen, der sich selbst bei Lebzeiten ein Denkmal setzt, und werden andre Völker nicht ironisch den Kopf schütteln, wenn sich das siegreiche deutsche Volk selbst ein Monument errichtet in einer Zeit, wo seine Aufgabe erst halb gelöst ist, wo nach Außen wie nach Innen noch so viele Gefahren drohen, die unsre ganze Kraft und Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen? Man möge nicht entgegnen, daß es zu allen Zeiten und bei allen Völkern Sitte war, nach großen und glücklichen Kriegen Siegesdenkmale zu errichten; solche militärische Denkzeichen auf Schlachtfeldern oder als Schmuck der Hauptstädte sind wesentlich andrer Art, haben eine wesentlich andre Bedeutung als der Jubelbau am Ufer des vielumstrittenen Rheinstroms, im Grenzgebiete des neuen Reiches, der, weit über die Lande schauend, dem niedergeschmetterten Feinde ein herausfordernder Hohn sein wird. — „Welche Entstellung!“ — welche Uebertreibung! — daran hat niemand gedacht!“ — Gewiß, niemand hat das beabsichtigt, aber die Wirkung wird nichtsdestoweniger dieselbe sein! Angenommen, wir wären gesegnet, das linke Rheinufer wäre uns entrissen und Frankreich hätte auf der Höhe der Vogesen ein Nationaldenkmal errichtet, um seine Siege zu verherrlichen, — würde nicht jedes patriotische Herz den Anblick desselben wie eine Schmach empfinden, es nicht zur Rache entflammen? Und dabei vergesse man nicht, daß das französische Nationalgefühl weit empfindlicher, reizbarer ist als das deutsche, von wesentlich weniger Thatsinn zusammenbe. Mag man darüber denken, wie man will, es ist das eine Thatsache. Vielleicht wird man dagegen sagen: ein „Appell an die Furcht“ ist in unserer Zeit eine Beleidigung des deutschen Volkes! Aber diese Warnung ist nicht ein Appell an die Furcht, sondern an den gesunden Menschenverstand. Wir müssen nun einmal nolens volens mit unsern Nachbarn leben, wir hoffen und wir streben darnach, mit ihnen in Frieden zu leben; aber das Nationaldenkmal auf dem Niederwald wird schwerlich dazu beitragen! Im ersten Feuer patriotischer Begeisterung ist der Plan entstanden, und willig hat das deutsche Volk dazu beigesteuert, ohne sich genauer den Plan anzusehen. Daß die ganze Sache etwas übereilt wurde, zeigt schon die Resultatlosigkeit der Concurrenzpläne, — eine natürliche Folge der Unbestimmtheit, mit welcher die Aufgabe gestellt war. Man hatte sich noch nicht über die Wahl des Platzes geeinigt, man hatte es unentschieden gelassen, ob ein architektonisches oder plastisches Werk geschaffen werden solle; — das einzige Resultat, welches sich bei der Prüfung der eingereichten Pläne herausgestellt hat, besteht darin, daß die Summe von 200,000 Thlr. viel zu niedrig gegriffen ist, um ein würdiges Nationalmonument aufführen zu können. Bis jetzt scheint aber auch nicht einmal diese Summe gedeckt zu sein, und darin darf man wohl den Beweis finden, daß die hier ausgesprochenen Ansichten allgemeiner getheilt werden, als es den Anschein haben mag.“

T. P.

Notizen.

Die Katastrophe im Herrenhause hat also wirklich eine der conservativsten Regierungen des Continents zu einem Pairsschub gezwungen, was für die Feudalen um so empfindlicher ist, als sie darin eine Reminiscenz aus den Zeiten des verhaßten französischen Constitutionalismus erblicken. Die Sache so gut wie der Name sind hier zu Lande so fremd und ungewohnt, daß, als die Nachricht in einem hiesigen bürgerlichen Hause durch die Abendblätter mitgetheilt und von den Mitgliedern der Familie lebhaft besprochen wurde, ein Kind, das aufmerksam zugehört, die erstaunte Frage dazwischenwarf: Aber sind denn die neuen Pairs auch schon fertig? .... Im übrigen geschieht es den Junkern ganz recht. Der feudale Krug ist so lange zu Wasser gegangen, bis er brechen mußte. Die Verhandlungen des Herrenhauses hatten durchweg weniger ein politisches Interesse geboten, als ein psychologisches, das gewissermaßen sogar an die Pathologie streifte. Wir wissen nicht, ob jene kleinen Herren in jungen Jahren jemals Idealisten waren und Zukunftsträume hatten. Jetzt bauen sie jedenfalls Luftschlösser nach rückwärts, sogenannte châteaux d'Espagne en arrière. Von allem, was seit 1866 geschehen, haben sie ersichtlich keine Ahnung. Das Deutsche Reich existirt kaum für sie, und daß die Augen der Welt auf Preußen gerichtet sind, kümmert sie nicht im mindesten. Nach wie vor reden sie, als regierte noch der Minister, dessen Wahlspruch war, Preußen sei im Grunde ein Mittelstaat, der über seine Kräfte hinaus eine Großmacht repräsentire, sich aber in Wirklichkeit nach der Decke strecken müsse. Zwar hat sich ihnen das Parlament durch Aufhebung der Wuchergesetze und ähnliche schlimme Streiche einige Male fühlbar gemacht, aber das hat sie nur erbittert, ohne daß eine heilsame Wirkung für ihren krankhaften Zustand dadurch herbeigeführt wurde. Es sind wirklich retrospective Hallucinationen, von welchen sie heimgesucht werden. Wie ihre legitimistischen Vettern in Frankreich, haben sie wenig gelernt und nichts vergessen. Von den oft weiten Gesichtspunkten der englischen Hochtories, mit welchen selbst die Gegner rechnen müssen, ist bei ihnen keine Spur vorhanden. Die Regierung konnte es schließlich nicht mehr mit ihnen aushalten und erkannte die Nothwendigkeit, das verblichte blaue Blut des Herrenhauses durch möglichst populäre Kreuzung einigermaßen aufzufrischen. Der ganze Proceß hatte dabei durch das unbarmherzigliche Stillschweigen des Fürsten Bismarck seine mysteriöse Seite. Man konnte von vorn herein darauf wetten, daß schließlich doch alles, was geschehen, auf seine Rechnung kommen würde. Und so hat denn auch der Commentar, daß er dem Herrenhause eine Falle gestellt habe, nicht auf sich warten lassen. Der Kanzler, hieß es, habe die Gerichte, daß er eigentlich mit der neuen Kreisordnung gar nicht so zufrieden sei, wie die Officiösen glauben machen wollten, absichtlich sich verbreiten lassen. Die Ultras hörten das gern und stimmten darauf los, bis sie sich festgerannt hatten und nicht mehr zurückkonnten. Dadurch hätten sie sich die allerhöchste Ungnade zugezogen und der alten Majorität das Grab bereitet. An solchen Auslegungen seines Verhaltens, ob er schweige oder handle, hat es dem Fürsten Bismarck niemals gefehlt. Sollte er doch auch die spanische Revolution im Jahre 1868 angestiftet oder gar bezahlt haben, um Raum zu gewinnen für die spätere Hohenzollern-Candidatur, den Krieg von 1870 und die deutsche Einheit. Wir würden gegen diese Art Geschichte zu schreiben auch keine sonderliche Einwendung haben, hätten die subtilen Historiker nicht die üble Gewohnheit, daß auch diametral entgegengesetzte Resultate, wie sie auszufallen mögen, stets als Bismarckiche von ihnen vorausgesetzt werden und deswegen ihres unverwüstlichen Beifalls jederzeit versichert sind. Wir stehen nicht dafür, daß, hätten in der gegenwärtigen Krisis die Feudalen gesiegt, dies nicht auf jener Seite als eine feine Combination der Vorsehung in barzin Preis und Lob gefunden haben würde. Zu einer solchen Selbstständigkeit des Urtheils können wir uns nicht erheben. Er ist ein großer Staatsmann mit festen, nationalen Zielen, der die Umstände stets vortrefflich und mit weitem Vorausblick zu benutzen weiß. Allmacht und Unfehlbarkeit wird er nicht beanspruchen. Ein feudales Herrenhaus konnte er allerdings in dem neuen Deutschland nicht brauchen, und weil das die Junkerpartei übersehen hatte, durfte ihr die bewußte Lection nicht erspart werden.

Bibliographie.

Das Herrenhaus im Eschenwalde. Roman in 3 Bänden von Friedrich von Bodenstedt. Jena 1872, Hermann Costenoble.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Dritter Theil: Ohthavelland von Theodor Fontane. Berlin 1873, Wilhelm Hertz.

Essays und Studien von Dr. Hermann Ethé. Berlin 1872, Nicolaische Buchhandlung.

Drei Sonnen. (Byraumis und Thisbe auf der Universität, letzter Frühling) von Wilhelm Jensen. Schwerin i. M. 1873, A. Hildebrand.

Gedichte von Oscar Ricke. Hamburg 1872, Hermann Grüning.

Die Nachtigall. Roman von Gustav zu Putlitz. Berlin 1872, Gebrüder Paetel.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

Inserate.

Soeben ist erschienen:

Das

Spiel von den zehn Jungfrauen,

ein deutsches Drama des Mittelalters.

Vortrag

gehalten in der Aula der Universität zu Rostock

von

Reinhold Bechstein.

Preis 10 Sgr.

Dieser nach Inhalt und Form anziehende Vortrag gewinnt durch die beigegebenen Anmerkungen auch ein wissenschaftliches Interesse und einen bleibenden Werth.

Ernst Kuhn's Verlag in Rostock.

Deutsche Jugend.

Illustrirte Monatshefte.

Herausgegeben von

J. Lohmeyer.

Unter künstlerischer Leitung von

Oscar Pletsch.

Preis des Heftes gr. 4. Velinpap.

1 Mark = 10 Sgr. = 36 Kr. rh.

6 Hefte bilden einen Band.

Die **„Deutsche Jugend"** vereinigt zum ersten Male die geseiertsten Meister deutscher Kunst und Dichtung und die hervorragendsten unserer Jugendschriftsteller zu einem freudigen Zusammenwirken für die Jugend und ist bestrebt, in ihrem für Knaben und Mädchen bestimmten Inhalt nur Mustergültiges in Wort und Bild zu bieten.

Die Bandausgabe bildet zugleich einen der reichhaltigsten und schönsten Weihnachtsbücher.

Verlag von **Alphons Dürr** in **Leipzig.**

In allen Buch- und Musikalienhandlungen vorräthig.

Soeben erschienen:

Prof. Dr. **Emil Naumann, Nachklänge.** Eine Sammlung von Vorträgen und Gedenkblättern aus dem Musik-, Kunst- und Geistesleben unserer Tage. 8. eleg. geh. Preis: 1½ Thlr.

Enthält u. a. verschiedene bisher noch nicht veröffentlichte höchst interessante Briefe Felix Mendelssohn-Bartholdy's.

Früher erschienen:

— **Deutsche Tondichter von Seb. Bach bis auf die Gegenwart.** Mit einem Bildniß Dr. A. Mozart's in Stahl gest. v. Ed. Mandel. gr. 8. eleg. geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr. — Im neuen Reich: „Wo irgend eine deutsche Tochter musicirt, wird das Buch eine bereite Weihnachtsgäste finden."

C. H. Bitter, Beiträge zur Geschichte des Oratoriums mit Notenbeilagen. gr. 8. geh. Preis 3½ Thlr. — Westermann's Zllustr. Monatshefte: „Allen, die der gewöhnlichen ästhetisirenden Salbaderei über Musik satt, dringend zu empfehlen."

Berlin, Verlag v. **Robert Oppenheim.**

Soeben erschien der erste Jahrgang von

Meyers Deutsches Jahrbuch.

Encyklopädische

Ueberschau über die Geschichte und das Kulturleben des vergangenen Jahres.

Im Verein mit zahlreichen Fachgelehrten herausgegeben von *O. Dammer.*

Geh. 2½ Thlr.

Hauptrubriken des Inhalts.

Geschichte *(v. Wydenbrugk, H. Prutz).*
Literatur *(A. Stern, Bartling).*
Künste *(Bruno Meyer).*
Geographie *(K. Andree).*
Naturwissenschaft *(Klein, Ratzel, E. Krause, Otto Dammer).*
Physiologie und **Medizin.**
Volkswirthschaft *(Lammers, Clement).*
Landwirthschaft *(Birnbaum).*
Technologie *(Otto Dammer).*
Kriegswesen.
Die deutschen Universitäten.

Der Gedanke des „Jahrbuchs" ist aus unseren „Ergänzungsblättern" hervorgegangen, hat sich aber die dankbarere Aufgabe gestellt, den Inhalt größerer Zeitabschnitte, als für die Journalform zulässig ist, unter dem Gesichtspunkt einer organischen Anordnung zu zusammiren und so ein wissenschaftliches Orientirungsmittel zu schaffen, welches nach allen Seiten hin einen freien ununterbrochenen Ausblick über die Begebenheiten und Zustände eines jeden Jahres gewährt.

Bibliographisches Institut in Hildburghausen.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin,** Louisenstrasse 37.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Tokaj und Jókai.

Bilder aus Ungarn

von

Karl Braun-Wiesbaden.

8°. broch. 436 Seiten mit einer Illustration. Preis 1 Thlr. 26 Sgr.

Inhalt: Eine Entdeckungsreise in das Tokajer-Land. — Jókai Mór. Ein magyarischer Dichter. — Ein Ungar in Frankreich, 1870/71. (Nach dem „Blutigen Brod" des Jókai Mor.) Ein Franzose in Ungarn 1860/61. (Nach dem „Geographischen Plauderein" des Malers Lancelot.) — Untersuchungen über den Deutschenhass in Ungarn. — Minister Schäffle. (Ein Lebenslauf in auf- und absteigender Linie.)

Verlag von **F. C. W. Vogel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Winckelmann.

Sein Leben, seine Werke u. seine Zeitgenossen.

Von

Carl Justi.

Zweiter Band:

Winckelmann in Italien. Mit Skizzen zur Kunst- und Gelehrtengeschichte des 18. Jahrhunderts. Mit Portrait des Cardinal Albani.

Erste Abtheilung.

gr. 8. 25½ Bogen. geh. 3 Thlr.

Die Zweite (Schluß-) Abtheilung (ca. 30 Bogen) erscheint Mitte November d. Jahres.

AUGUST KOBERSTEIN'S
GRUNDRISS DER GESCHICHTE
der
DEUTSCHEN NATIONALLITERATUR.
FÜNFTE UMGEARBEITETE AUFLAGE
von
KARL BARTSCH.
DRITTER BAND.

gr. 8. 31½ Bogen. geh. 2 Thlr. 24 Ngr.

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

G. Poulett Scrope. Ueber Vulkane. Der Charakter ihrer Phänomene, ihre Rolle in dem Bau u. in der Zusammensetzung der Erdoberfläche u. ihre Beziehungen zu den Kräften des Innern. Nebst einem Anhang über Bergeinhalt aller bekannten Vulkane u. vulkanischen Bildungen. Nach der 2. verb. Aufl. bearb. von **G. A. von Klöden.** Mit 65 Holzschn. u. 1 lithogr. Ansicht des Besuv-Ausbruchs.

Berlin. Verlag von **Robert Oppenheim.**

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin** (Besser'sche Buchhdlg., 7 Behren-Str.).

Aristoteles' Politik.

Erstes, zweites und drittes Buch.

Mit erklärenden Zusätzen ins Deutsche übertragen

von **Jacob Bernays.**

Octav. geh. Preis 1 Thlr. 6 Sgr.

Im Verlage von **Joh. Andr. Barth** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Protestanten-Bibel

Neuen Testamentes.

Unter Mitwirkung von Prof. Dr **Bruch** in Strassburg, Prof. Dr. **Hilgenfeld** in Jena, Prof. Dr. **Holsten** in Bern, Prof. Dr. **Holtzmann** in Heidelberg, Dr. **Krenkel** in Dresden, Pfarrer **Lang** in Zürich, Prof. Dr. **Lipsius** und Kirchenrath Prof. Dr. **Rheinberger** in Jena, Oberpfarrer **Tpaik** in Oldenburg und Gymnasial-Lehrer **Ziegler** in Berlin

herausgegeben von

Dr. Paul Bish. Schmidt und

Dr. Franz v. Holtzendorff in Berlin.

(Erste Hälfte.)

33 Bogen in 8. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Protestanten-Bibel bietet:

Berichtigte Uebersetzung, kurze Erklärung und geschichtliche Unterfuchung des Bibeltextes.

Die zweite Hälfte ist im Druck u. erscheint zu gleichem Preise noch im Laufe dieses Jahres

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 16. November 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: König Max II. von Baiern und Fallmerayer über die deutsche Frage (1848). Von G. M. Thomas. — Auf dem Schlachtfelde von Wörth. Von August Schrieker. — **Literatur und Kunst:** Emil Devrient. Ein Wort der Erinnerung von Feodor Wehl. (Schluß.) — Zwei Paralleln. Mitgetheilt von Franz Lipperheide. — Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland. Von Daniel Sanders. I. — Schwesterſprachen. Von Klaus Groth. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: Auf dem Oberhof oder Kaiser Karls Schwert. Schauspiel in fünf Acten nach Immermann von Charlotte Birch-Pfeiffer. Von Paul Lindau. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

König Max II. von Baiern und Fallmerayer über die deutsche Frage (1848).

Die Decembertage des Jahres 1848, als Oesterreich seine Abgeordneten vom Frankfurter Parlament nach Hause rief, der Reichsminister Schmerling abtrat, nachdem er „die Deutschen sechs Monate lang mit Phrasen regiert hatte", Gagern an dessen Stelle zum Minister-Präsidenten ernannt wurde und am 18. ebendesselben Monats sein berühmtes Programm vorlegte, die deutschen Dinge einstweilen ohne Oesterreichs unmittelbare Mitwirkung zu ordnen — diese Tage des Drangs und der Erregtheit stehn jedem noch wie heute vor der Seele, welcher dieselben wirklich mit- und durchgelebt hat. Erscheint auch, was damals geschah, jetzt nach nahe einem Vierteljahrhundert als das Vorspiel, freilich ein sehr lehr- und folgenreiches, auf dem Plane des Parlaments und der Redeschlacht, es war mit nichten vergeblich. Ereignisse wie die vom Jahre 1848 gleichen nicht einem Streichwind auf der Oberfläche der Gewässer, wie man eben damals, bei der Neige jenes Jahres und der gleichzeitigen Erlahmung der Volkskraft, so dienstbeflissenschmeichler-trügerisch den Fürsten in die Ohren raunte, eine Vorpiegelung, welche eine über die Massen selbstschädliche Aufnahme bei denselben gefunden hat.

Was im deutschen Volke seiner Natur gemäß lebte und strebte, reifte ebendeshalb für und für, trotz aller Unqunst und trotz alles Unglimpfes wie nach den Freiheitskriegen vom Jahre 1813—15; und dieses Mal — ein großes und herrliches Geschick — nahm ein Mann, gerade dort wo es allein von Entscheidung war, den deutschen nationalen Gedanken in seine starke Brust, ihn nährend und emporhebend, bis die Zeit erfüllet war, hinter sich eine Macht, ein in ernsten Lagen und durch harte Anstrengungen und deutsche Geistesarbeit fest zusammengewachsenes Volk, mit seinem Herrscherhaus von dem stolzen Bewußtsein erfüllt, seit zweihundert Jahren Deutschlands Reisiger und Retter gewesen und berufen zu sein, durch Vereinigung aller deutschen Kräfte dem Vaterlande die rechte Würde, die lang ersehnte Ordnung, das verdiente Ansehn in Europa zu erringen.

Der 9. April 1866, Preußens Antrag auf Neugestaltung des Deutschen Bundes unter Mitwirkung eines aus directen Wahlen des Volks hervorgegangenen Reichstags — ein Antrag, welcher über das politische Fassungsvermögen der süddeutschen Liberalen und der Demokratie überhaupt hinaus reichte — und die denkwürdige Berliner Note vom 27. April desselben Jahres sind die ausgetragene vollreife Frucht jenes 18. December 1848; ein Vergleich dieser Schriftstücke in Wort und Gedanken bietet eine wunderbare Uebereinstimmung und gibt Anlaß zu ernster Erwägung.

In den December 1848 fällt auch eine inhaltvolle Correspondenz zwischen König Max II. von Baiern und Fallmerayer über die deutsche Frage, aus welcher hierorts eine Mittheilung stattfindet erscheint. Wohl war einige Jahre zuvor, im Spätherbst 1844, in Hohenschwangau zwischen dem geschichtliebenden, lernreifigen und aufgeklärten Kronprinzen von Baiern und dem Fragmentisten in vertrauter Weise über vieles, „in welchem Geiste die Dinge zu lenken und zu führen", und insbesondere auch über das verhandelt worden, was Baiern nunmehr Deutschland gegenüber leisten solle und könne. Die seit der Rheinbundszeit gänzlich veränderte Lage, die Nähe unausbleiblicher Umgestaltungen im Occident, das Maß der eigenen Kräfte ward in jenen, dem Fragmentisten bedeutsamen und unvergeßlichen Wochen so ausführlich als rückhaltslos besprochen (man vgl. über diese Zeit die Skizze in den „Gesammelten Werken von J. Ph. Fallmerayer" S. 32 ff.); allein die gleichwohl überraschenden Ereignisse des Jahres 1848 überhaupt, die Wendung der Dinge in Frankfurt insbesondere, und das am politischen Geschstetreis aufsteigende deutsche Kaisergestirn drängten erklärlicherweise den König von Baiern, eines Staates, welcher bekanntermaßen im stetigen Gegenkampfe des Deutschen Reichs und aus dessen Trümmern sich gestaltet hatte, und wo damals die Gleichstellung mit den Großmächten innerhalb des Bundes, die sogenannte Triasidee, im Schwange war — eine Idee, welche ja selbst nach 1866 verwirrend in den Köpfen umlief und heute noch vereinzelt ihre Lustwurzeln schießt — zum wiederholten Gange an den Mann des Wissens und Vertrauens, der Offenheit und Wahrhaftigkeit.

Herr Professor ꝛc. Fallmerayer,

Ich wünsche Ihre Ansicht darüber zu vernehmen, welche Folgen für Bayern es nach sich ziehen werde, wenn Oesterreich mit seinen deutschen Provinzen aus dem Verbande mit Deutschland ausscheidet, ob nicht zu befürchten, daß es dann weniger auf die deutschen Interessen eingehen und Bayern weniger schützen werde, — ferner, welche Vortheile oder Nachtheile für Bayern es mit sich führe, wenn Oesterreich bei Deutschland verbleibt, insbesondere ob in diesem Falle Oesterreich das deutsche Princip in seinen Staaten nicht auf Kosten Deutschlands verstärken werde, endlich was für Bayern wünschens-

Digitized by Google

werther, ein Ausscheiden oder Verbleiben Oesterreichs bei Deutschland.....

Mit bekannten Gesinnungen verbleibt

Nymphenburg Ihr wohlgewogener König

den 5ten Dezember Max.

1848.

Frankfurt a. M. den 15. December 1848.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!

Allergnädigster König und Herr!

Auf die in ... Zuschrift vom 5. d. bezeichneten drei Punkte folgt in der Anlage die Erwiederung. Sie vermeidet alles Ueberflüssige, ist kurz und gedrängt und bei aller Kürze hoffentlich dennoch klar wie die Frage selbst.

Der Gegenstand gehört zu den Bedrängnissen des Tages und bildet insbesondere für Bayern den lange gefürchteten Wendepunkt.

Etwas neues und früher ungekanntes oder auch von anderen nicht schon angedeutetes vermag ich nicht zu sagen. Das Thema wird ja jetzt in ganz Deutschland mündlich und schriftlich, in Clubs und in Journalen bis zum Ueberdrusse abgehandelt.

Die Freimüthigkeit der Rede ist das einzige Verdienst, nach welchem das kleine Memorandum geizet, und ich bin überzeugt, daß diese Art Verdienst heute nicht lästiger und unwillkommner als früher ist.

In tiefster Ehrfurcht ꝛc.

Fallmerayer.

Frankfurt a. M. 13. December 1848.

Oesterreich mag bei Deutschland bleiben oder von Deutschland ausscheiden, seine Wünsche und seine Absichten sind und bleiben in beiden Fällen Bayern gegenüber dieselben. Sie sind traditionell und gleichsam durch die Natur der Dinge selbst geboten.

Oesterreich ist altbojoarisches Land, von Bojoarien aus colonisirt und germanisirt (daher noch heute in Steiermark Bayerisch-Gratz im Gegensatze mit Windisch- d. h. Slavisch-Gratz); aber es ward durch verhängnißvolle Vorgänge vom Mutterlande abgerissen und ist diesem Mutterlande seit der Thronbesteigung des Hauses Wittelsbach dynastisch-feindlich, nicht volksfeindlich gegenübergetreten. Die Bevölkerung von Oesterreich und Bayern sind dasselbe Blut, haben dieselben Sympathien, denselben Sinn.

Daß sich die abgerissenen und getrennt fortlebenden Theile wieder zu vereinigen streben und im gemeinschaftlichen Zusammenwachsen erst die Bürgschaft künftigen Glücks und künftiger Größe erkennen, ist ein zu natürliches Gesetz als daß man dem Hause Oesterreich von seinem Standpunkte aus das nie sterbende Verlangen „Theile von Bayern oder vielmehr das ganze Bayern, sei es durch Vertrag, durch List oder durch offene Gewalt an sich zu reißen" verargen sollte.

Im Osten ist Oesterreich vor einem gewaltigen Nebenbuhler in Streit und Streben entschieden zurückgewichen; Oesterreich will eine deutsche Macht bleiben und kann, will und muß sich nur gegen den Occident vergrößern; da ist seine Heimat, seine Wurzel und sein congenialer Nahrungsstoff.

Metternich, so enge, käuflich und verzagt seine Politik auch immer war, hat diesen Naturtrieb der alten bayerischen Ostmark doch erkannt und — soviel die Umstände erlaubten — ihm zu genügen versucht.

Mit dem Tode Kaiser Ludwigs IV. hat Oesterreich die offensive, Bayern aber verzagt und kleinmüthig zurückweichend die defensive Rolle übernommen und beide haben ihre Rollen von dem 14ten Jahrhundert bis ins 19te fortgespielt.

Die erste und unmittelbarste Folge der Loßsagung Oesterreichs vom deutschen Staatsverbande ist der Beginn des offenen oder versteckten Kriegszustands zwischen Bayern und Oesterreich.

Thut Oesterreich diesen Schritt, so thut es ihn nur im Vertrauen auf sein Heer und gestützt auf die russische Allianz. Ist aber die bewaffnete Macht in einem Staate maßgebend für sein politisches Thun und Gebahren, so muß dieser Staat Krieg führen und das Heer beschäftigen, um nicht die Grundlage seiner Existenz selbst zu gefährden.

Gegen Osten wendet sich die Kriegsmacht Oesterreichs nicht, denn da sind seine Verbündeten, der Sultan und der Czar. Die Natur der Verhältnisse treibt gegen den Occident. Und in diesem Falle wäre die Unabhängigkeit Bayerns und des ganzen südlichen Deutschlands ernstlich in Frage gestellt.

Die Nöthigung in die Planetenbahn des Hauses Austria einzutreten, wäre das geringste, was für Bayern erfolgen könnte.

Engeres Aneinanderschließen der übrigen deutschen Staaten unter Anführung des Mächtigsten derselben wäre aber auch in diesem Falle kaum zu erzielen.

Die Abneigung der deutschen Stämme und die Kluft zwischen Nord- und Südgermanien halte ich für unbesiegbar und für unausfüllbar.

Woher als von jenseits dem Rheine wäre unter solchen Umständen noch Rettung zu erwarten?

Unehre von Außen war den Fürsten und Völkern Deutschlands von jeher leichter zu ertragen als mit Verleugnung des Neides und der Eifersucht untereinander in Eintracht und in gegenseitigem Wohlwollen die gemeinsame Gefahr abzuwehren.

Desertion Oesterreichs würde das Haus Bayern in den Vordergrund schieben und ihm eine Rolle aufnöthigen, der es seit einem halben Jahrtausend aufs sorglichste ausgewichen ist. Allein an ein völliges Lostrennen und Ausscheiden Oesterreichs aus dem Verbande mit Deutschland kann man unmöglich glauben. Nur im Sinne der Revolution von 1848 und des romanhaften Sprnches des Erzherzogs Johann in Cöln (1842) will Oesterreich nichts mehr von Deutschland wissen; vom Conglomerat eines Deutschen Bundes sich völlig auszuschließen hat Oesterreich nie gedacht und kann Oesterreich nicht denken, und zwar aus den gemeinsten Motiven des Erhzeiges, der Scheelsucht und des Vergrößerungstriebes. Es will seinen verhältnißmäßig jüngeren Nebenbuhler in Berlin durch kleinmüthige Räumung des Feldes das Spiel nicht so leichthin gewinnen lassen. Im Gegentheil, Oesterreich hat Hoffnung und Absicht, das Protektorat wenigstens über die Südhälfte Deutschlands auf friedlichem Wege an sich zu bringen, nicht aufgegeben.

Eine Centralgewalt wie sie die Revolution gründen wollte und will, ist in Deutschland eine Unmöglichkeit. Erbliche Centralgewalt in diesem Sinne wäre nur mit Beseitigung aller Dynastien denkbar, was die Deutschen weder wollen noch ertragen können.

Digitized by Google

Ueber einen verbesserten Bundestag können und werden es die Deutschen, wie sie jetzt sind, auf friedlichem Wege gewiß nicht bringen. In diesem Sinne wäre Bayern das Verbleiben Oesterreichs bei Deutschland wünschenswerther, weil man in diesem Falle bei unentschiedenen, schwankenden und halbunthätigen Maßnahmen auch noch bestehen könnte, was nach dem Ausscheiden Oesterreichs unmöglich wäre.

Volk und Revolution sind heute gänzlich bankerott. Volk und Revolution können in Deutschland nicht regieren, können Ordnung im Innern und Ansehen nach Außen nicht herstellen. Das Problem öffentlicher Glückseligkeit und die Wiederherstellung eines festen Zustandes ist wieder in die Hände der Fürsten zurückgelegt.

Das ist aber der letzte Termin. Wird auch dieser noch versäumt, so ist den Deutschen und ihren Fürsten das Schicksal Polens oder Italiens vorbehalten.

Herr Reichstags-Abgeordneter ꝛc. Dr. Fallmerayer,

Ich wünsche baldmöglich Ihre Ansicht darüber zu vernehmen, was Sie für das Interesse Bayerns gefährlicher halten, ein österreichisches oder ein preußisches „Deutsches Kaiserthum“. Erwägen Sie die Sache genau und theilen Sie Mir die Gründe mit, welche Sie für die eine oder andere Ansicht bestimmen.

Mit bekannten Gesinnungen

Nymphenburg Ihr wohlgewogener König
den 20. December Max.
1848.

Frankfurt a./M. 26. December 1848.

Versteht man unter dem Ausdruck „Interessen Bayerns“ den Besitz des höchst möglichen Grades von Selbstständigkeit und von Freiheit in seiner Bewegung nach Innen und nach Außen, so ist eine kaiserliche Centralgewalt, sie mag auf Preußen oder auf Oesterreich hasten, von gleichem Nachtheile und von gleicher Gefährlichkeit.

Die kaiserliche Gewalt, wo sie immer sitze, wird an Ausdehnung, Kraft und Wurzelfestigkeit beständig wachsen wollen und schon durch die Natur ihres Wesens mit Glück, Ehre und Macht der Einzelstaaten in ungekehrtem Verhältniß und in ewigem Widerstreite stehn, d. h. Ansehen und Macht des Imperiums wird um so größer und gewichtvoller sein, je kleiner, schwächer und unangesehener die Einzelstaaten sind.

Soll das Kaiserthum, was ich aber noch nicht glaube, in Deutschland wirklich zu Stande kommen, so wäre in obenbezeichneter Voraussetzung ein preußischer Imperator unter zwei Uebeln noch das kleinere, weil letzterer nur Ansehen und Macht des Hauses Bayern befehdet, Oesterreich aber neben Ansehen und Macht auch die Existenz des seit mehr als tausend Jahren selbstständigen Landes gefährdet und bedroht.

Oesterreich gilt in der öffentlichen Meinung heute als Satrapie des großen russischen Reiches.

Wurzel und Sympathien des Hauses Oesterreich haften nicht mehr im eigenen Volke; sie haben sich um den Czarenthron geschlungen und saugen Macht und Stärke vom Moskowiterthum. Wer einem österreichischen Prinzen die deutsche Kaiserkrone reicht, überliefert die Zukunft Deutschlands dem modernen Dschingis-Chan. Deutschland wäre in diesem Falle, was Taeitus von Syrien sagte, infra Ventidium dejectus „Occidens“. Für den Czar ist Oesterreich das große offene Thor gegen den Occident.

Widerwille und Abneigung der gemüthlichen Süddeutschen gegen das lutherisch-frostige Wesen der Nordlichen ist unbestreitbar; aber Wahrheit nöthiget doch zum Geständniß, Preußen ist intelligenter, ehrlicher, selbstständiger und deutscher als Oesterreich.

Soll aber in Beantwortung vorliegender Frage lediglich der Standpunkt süddeutscher Gemüthlichkeit, alter Angewöhnung, herkömmlicher Nationalvorurtheile und kirchlicher Sympathien zu Grunde liegen, so binde man getrost das deutsche Diadem um die Stirne des katholischen, freiheitsfeindlichen und bigotten Hauses Oesterreich.

Dieses letztere wäre die Politik der alten bayerischen Stammlande, des hochwürdigen Clerus und ihres gemeinsamen Repräsentanten, des Schlossermeisters Wiedermann. Selbst die deutschen Fürsten würden sich im Nothfalle vor der althergebrachten Erbnacht Oesterreichs lieber beugen als vor der neuentstandenen Herrschaft Preußens, dem man das impertinente Glück, sich über Seinesgleichen zu erheben, schwerlich verzeihen will. Auf Wegen der Vereinbarung und des friedlichen Pactirens scheint die deutsche Frage nicht lösbar, und die Furcht, Deutschland sei nach dem Parlamente zerrissener, uneiniger und hilfloser als es vorher war, ist nicht ungegründet.

Wenn man acht Monate lang die Leute in der Paulskirche gehört und gesehen hat, erscheint jedem nicht ganz optimistischen Beobachter als letztes Ergebniß der deutschen Wirren das traurige sauve qui peut!

Die Sprache dieser Denkschrift — man könnte dieselbe Fallmerayers Testament an die Wittelsbacher nennen — verlangt an sich keine Erörterung; jeder Satz wiegt als Wahrspruch der Geschichte, und ein Dolmetsch sondergleichen, die große deutsche Gegenwart, steht tant mahnend zur Seite.

Die Veröffentlichung dieser historischen Briefe geschieht vornehmlich deswegen, weil uns in ihnen ein überaus nachahmungswerthes Beispiel von Freimuth und Geradheit entgegentritt, von jener Tugend, welche den Mann erst zum Manne und in jeglicher Stellung die Treue erst zur Treue macht, denn — wie der Sänger aus Theben preist — der geradzüngige Mann steht in jeder Verfassung obenan.

Wäre dieser Freimuth am rechten Orte und zur rechten Stunde nicht mehr als selten und nahezu unauffindbar, die Münchener Politik — früherer herzoglicher und kurfürstlicher Zeiten nicht zu gedenken — stünde nicht immer wieder so schwer belastigt vor dem Richtstuhl der Geschichte, so schuldbeladen vor den Augen des Vaterlandes. Mit dem Weltjahre 1870, in welchem das baierische Königthum zum ersten Male festeren Trittes seine Deutschheit bezeugt und sich das Schönste, den offenen Dank der Nation, erworben hat, gibt es für daßelbe wie für alle Glieder des Reichs nur Eine Losung, nur Einen Weg und Einen Weiser zum Glücke, die Treue und: „unum vinculum fidei est melioribus parere“.

G. M. Thomas.

Digitized by Google

Auf dem Schlachtfelde von Wörth.

Von **August Schrader.**

Am 6. August war die Einweihung der Friedenskirche zu Fröschweiler. Die Zeitungen haben damals Berichte über den Verlauf der Festlichkeit gebracht. Diese wiederaufzunehmen und ergänzend auszuführen, liegt nicht in unserer Absicht. Aber es gab vielerlei an dem Tage, was nicht an den Tag gebunden war und auch heute noch willkommen sein wird.

La bataille de Froschwiller hinßen die Franzosen die politisch wichtigste Schlacht des Feldzugs, die Schlacht von Wörth. In dem Schloß auf der steilen Anhöhe ob der Sauer schlief Mac Mahon in dem zweiten Zimmer, rechts vom Eingang, auf der rothseidenen Causeuse des Grafen Türkheim-Monmartin, bis ihn die bairischen Tirailleure weckten, dann sprach er trostspendend die großen Worte: „Seien Sie ruhig, heute Abend werden die Preußen nicht mehr sein", — dann, zehn Stunden später hielt bei dem heute von dem Schnitzmesser der Söhne Albions mit einem Gitter umgebenen „Mac-Mahonsbaum" der General auf seinem Schimmel, sah rechts, links und im Centrum neue Schaaren von Deutschen heranstürmen, und warf sein Pferd herum mit den Worten: „Tout perdu". Im Dorf selbst wüthete der Rückzugskampf in grauenhafter Wildheit, die Granate flog in die Häuser und die Simultankirche, die an der Biegung der Straße gegen Niederbronn hin stand, wurde ein Haufen rauchender Trümmer.

Wenige Tage nach der Schlacht, als sich das preußische Militärgouvernement und Civilcommissariat eben in Hagenau installirt hatte, saßen auf dem Omnibus, der durch den großen Wald nach Wörth fuhr, zwei Deutsche, der eine vom Süden, der andre vom Norden, die sich einander nicht vorstellten, auch wenig miteinander sprachen. Beiden stiegen über den blutgetränkten Hügel zwischen Wörth und Fröschweiler hinauf, kamen in das rauchende Dorf und an die zertrümmerte Kirche. Dort saß, den Kopf in den Arm gestützt, der protestantische Pfarrer des Orts, neben ihm ein Bauer mit weißen Haaren; beide weinten, als die Deutschen sie fragend anredeten. Jeder der beiden sagte sich im Stillen: „da muß geholfen werden", aber keiner sagte es dem andern. Als am letzten 6. August der Süddeutsche, von welchem die erste Anregung zur Gründung der Comités in Süddeutschland ausgegangen war, bei dem Festmahle in der Schulstube zu Fröschweiler sein Erlebniß vom 9. August 1870 erzählte, fiel ihm der Norddeutsche, der bei den Seinen und im Auslande gewirkt hatte, in die Rede mit den Worten: „Also Sie waren das?" — Beiden war in der gleichen Secunde der Saame eines guten Gedankens ins Herz gefallen, beide hatten miteinander gewirkt, ohne sich zu kennen, — hundert andre hatten sich zur gemeinsamen Arbeit herbeigefunden, — heute an dem Grundsteine des Baues, den die Deutschen für ihre elsässischen Landsleute errichten, trafen sich der Süd- und der Norddeutsche wieder. Ein treffliches Symbol!

An der Stelle der Simultankirche soll eine protestantische Kirche gebaut werden; Katholiken und Protestanten des Orts waren in Frieden übereingekommen, für jede Confession eine besondere Kirche zu errichten.

Hie und da ist man am verträglichsten, wenn man nicht beisammen ist. Das scheint auch für die vielen Simultankirchen des Elsaß eine Wahrheit zu sein. Meist sind die Kirchen, die früher den Protestanten allein gehörten; kam eine katholische Minderheit in den Ort, so wurde ihr die protestantische Kirche von der französischen Regierung miteingeräumt; der umgekehrte Fall kam selten, vielleicht niemals vor.

Trotz aller Liberté nun scheint und schien der Protestantismus den Machthabern immer unsranzösisch, und vor allem die protestantische Kirche des Elsaß höchst verdächtig.

Am Beginn des letzten Krieges verleumdete man die protestantischen Christlichen insgesammt als preußische Spione. Mit besonderem Eifer wurde die Nachricht verbreitet, in einem Pfarrhause Lothringens sei der Versammlungsort der preußischen Offiziere und protestantischen Pfarrer. Der Präfect des Niederrheins, Herr Pron, besten Gattin gleich Eugenien gottselige Träume von der Ausrottung der Ketzer hatte, nahm höchsteigen Notiz von diesen Gerüchten und inquirirte höchsteigen die kirchlichen Behörden. Stets sprach er die Verdächtigung in derselben Allgemeinheit aus, wie sie unter den Weibern der All-Waschbänke cursirte; nur schwer gab er der Forderung nach, das Kind beim Namen zu nennen. Endlich that er es und bezeichnete das Haus des Pfarrers Z. als den Ort der Verschwörung. Das kirchliche Directorium ordnete die strengste Untersuchung an, aber der Mann war unschuldig wie ein Kind; er hatte vielleicht nie einen preußischen Offizier gesehen, jedenfalls in den letzten Wochen nicht einen Besuch empfangen.

Schon im Jahre 1866 existirte eine Art von Proscriptionsliste der protestantischen Geistlichen. Der damalige Chef-Redacteur des „Niederrheinischen Curiers", jetzt in Lyon, besuchte, als die französische Mobilmachung vor der Thür stand, zufällig den Platzmajor von Straßburg. „Ich habe einen unangenehmen Auftrag", kam ihm dieser entgegen — „ich soll bei Ausbruch des Krieges eine Reihe protestantischer Geistlicher verhaften. Que faire?"

Diese beiden Anekdoten, die mir wenige Tage vorher aus dem zuverlässigsten Munde erzählt worden waren, kamen mir wieder ins Gedächtniß, als ich auf der Treppe des Schulhauses von Fröschweiler stand, und das friedliche Bild vor mir betrachtete, das eine ideale Epoche der Zukunft vorzudeuten schien.

Da standen zu beiden Seiten der Straße die Jungfrauen und Burschen beider Confessionen, die Mädchen und Knaben aller Schulen, sonntäglich geputzt, in der Hand oder im Knopfloch das Sträußchen von Spätrosen und Goldveigelein, die Jungfrauen das blonde und braune Haar glatt an die Stirne angelegt, etwas verlegen lächelnd über die vielen fremden Besuche, — dort stand die gewaltige Gestalt des Oberpräsidenten von Möller im Gespräch mit einem älteren katholischen Geistlichen von feiner würdiger Haltung; hier reichte eben der protestantische Ortsgeistliche dem katholischen die Hand, jenseits des Weges wurden einige Sammtfauteuils vorübergetragen, welche aus den Häusern wohlhabender Israeliten noch an den Festplatz gebracht wurden, — es war einen Augenblick lang ein Bild von Eintracht zwischen Kirche und Staat, zwischen Confession und Confession, daß es schön wäre, wenn es so wäre.

Um die Katholiken und Protestanten Fröschweilers in gleicher Weise an dem Fest zu betheiligen, während doch die Vorbereitungen nicht so gefördert waren, um auch den Bau der katholischen Kirche beginnen zu können, war man auf den genialen Einfall gekommen, zur katholischen Kirche in feierlicher Weise den ersten Spatenstich zu thun, und dann den Grundstein der protestantischen Kirche zu legen.

So geschah es denn auch. In feierlichem Zuge, die stramme Musik des 60. Infanterie-Regimentes aus Weißenburg in Uniform an der Spitze, bewegte sich der Zug durch die Dorfstraße.

Welcher Unterschied von damals und heute! Durch die Gasse, in welcher der Brandenburger, der Baier, der Schwabe stoßend, schlagend, schießend, halb erstickt durch den Rauch sich mit den Zuaven, den Turcos und dem bunten Gemisch zersprengter Regimenter hindurchwälzt hatten, gingen jetzt unter den Klängen der ernsten Weise preußischer Spielleute die deutschen Beamten, der von Westfalen, der vom Rhein, der von der Weichsel, mit den Gemeindevorständen und Pfarrern desselben Dorfes, begleitet von einer andächtigen Menge, nach dem freien Platze, der einst die katholische Kirche tragen soll.

Der Geistliche wußte das Angenehme mit dem Nützlichen in geschickter und schicklicher Weise zu verbinden. Er sprach es aus, daß auch die katholische Kirche, die sich auf dem durch das Blut der Helden beider Nationen getränkten Boden erhebe,

Digitized by Google

eine Friedenskirche sei, ein Pax vobiscum den Nationen zurufen solle, er redete ohne Umschreibung mit festem Blick ins Auge des Oberpräsidenten, daß noch 22,000 Francs nöthig seien, um den Bau beginnen zu können. Der Angeredete säumte nicht zu versichern, daß die Regierung dem Kirchbau beider Confessionen die gleiche Sorgfalt zuwenden werde, — der Spatenstich geschah, auch die protestantischen Geistlichen legten Hand an, die Musik intonirte den protestantischen Choral: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren", und die Feier war an dieser Stelle beendet.

Dort, wo der Grundstein der protestantischen Kirche über seiner Grube schwebte, war ein Altar, eine Kanzel, und eine Tribüne für die Festgäste errichtet.

Hier nahmen die katholischen Geistlichen Abschied; es wurde eine Messe für die Gefallenen gelesen. Hatten sie alle zu thun, oder schafften sie sich zu thun, — ihre Abwesenheit ist auch im zweiten Falle begreiflich. Ein erleuchteter Protestant kann wohl den Spaten führen zur katholischen Kirche, der strenge Katholik nicht den Hammer zur protestantischen. Dort die Anerkennung des großen modernen Princips, jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen; hier das Prinzip der alten Legitimität, die wohl duldet von Ketzern bedient zu werden, aber die Revolution nicht anerkennen darf.

Aus der Rede des Pfarrers erfuhr man manches über die Vergangenheit der Kirche, des Ortes und die Schicksalsschläge, die beide betroffen; die politische Seite des Tages wurde in beleuchter Weise umgangen mit den Worten, daß „Gott im Regimente" sitze, daß „ein gnädiges Walten die Geschichte schreibe", daß es „der Herr sei, der den Kampf gegen die Sünde führe"; freudig wurde anerkannt, daß als die Gemeinde ihren Ruf ertönen ließ, „hülfbringende Antwort widerhallte aus allen Gauen des Deutschen Reichs". Auch die Hoffnungen, Erwartungen und Befürchtungen der altlutherischen Richtung, welcher der Pfarrer angehört, fanden in seiner Rede Andeutungen, allerdings so zarte, daß sie wohl Manchem, der sich mit den kirchlichen Verhältnissen des Elsaß nicht in etwas beschäftigt hat, unverständlich bleiben mußten.

Zwei Dinge werden gefürchtet: die Union und der angebliche Radicalismus des Oberconsistoriums und Directoriums in Straßburg.

Einigemal wurde betont, daß doch wohl der evangelisch-lutherischen Kirche ihre „alten Rechte" ungeschmälert bleiben würden, daß sie ihren „Missionsdienst am evangelischen Volke ungestört werde üben" dürfen.

Das Beispiel Hannovers hat also die Guten noch nicht belehrt, daß die Regierung des bei der Verwaltung von Elsaß-Lothringen zumeist betheiligten Staates nicht daran denkt, irgendwie den berechtigten und unberechtigten Eigenthümlichkeiten der Confessionen zu nahe zu treten.

Was die Richtung der kirchlichen Behörden anlangt, so wissen wir wohl, daß die Altlutheraner das Elsaß nach der Annexion als ihnen zugefallene Domäne betrachteten. Die protestantischen Gemeinden des Elsaß sind nun aber größtentheils weder religiös-radical, etwa im Sinne Colanus, noch confessionell-pietistisch. Wir fanden fast überall einen moderiten Rationalismus, dem vielleicht an wissenschaftlicher Consequenz fehlt, was er an praktischer Verwendbarkeit für diese religiöse Uebergangsepoche und an unermüdlicher Werkthätigkeit besitzt. Diese Richtung ist es auch, die in den kirchlichen Behörden die vorwaltende ist, ohne daß diese daran dächten, die Andersdenkenden in der Weise zu majorisiren, wie es die Confessionellen unzweifelhaft gethan, wenn die Regierung ihnen das Heft in die Hand gegeben hätte.

Das waren die Gedanken, mit denen wir auf die Andeutungen des gewandten Redners im Stillen repliciirten, unterbrochen durch einige Salven, die von dem Thale herausstönten und uns im Geiste auf das Schlachtfeld zurückkehren ließen. Dort weihten eben zwei Regimenter die Denkmale, die sie den gefallenen Kameraden errichtet hatten. Ueberall an den Hügeln treffen wir diese Säulen und Obelisken, einige von hübscher und ansprechender Arbeit.

Es will uns bedünken, als ob die Kunst, die doch auch ein Anrecht hat, zur Verherrlichung deutscher Großthaten herangezogen zu werden, nicht dabei verloren hätte, wenn die deutschen Armeecorps, die in der Schlacht von Wörth kämpften, vielleicht die ganze deutsche Armee gemeinsam ein mächtiges, künstlerisch gedachtes Denkmal hier errichtet hätte; immerhin wäre es ja den Abtheilungen unbenommen gewesen, an den einzelnen wichtigen Punkten des Schlachtfeldes durch einfache Denksteine an die Namen der Regimenter und der gefallenen Helden zu erinnern.

Die Offiziere, welche zur Errichtung der Denkmale delegirt waren, kamen eben noch zur rechten Zeit zurück, um der Grundsteinlegung beizuwohnen. Die Zinnkapsel mit den Urkunden, Münzen und den Namen der Anwesenden wurde in den Stein eingefügt, und nun senkte er sich langsam an die Stelle, wo der Chor der Kirche sich erheben soll. Die ersten Schläge führte Herr von Möller, indeß er mit dröhnender Stimme über die Menge hin, die um ihn, auf den nahen Steinhaufen und an den benachbarten Fenstern sich drängte, den Wunsch ertönen ließ, daß dieser Grundstein der Eckstein werden möge der Wiedervereinigung des Elsaß mit Deutschland.

Bald nach ihm trat der elsässische Graf Türkheim-Montmartin an den Stein. Von ihm vernahmen wir, daß die Kirche zu Fröschweiler die erste neue protestantische Kirche im untern Elsaß gewesen sei, und daß Kuno Eckbrecht von Türkheim, der Freund und Verbündete eines Franz von Sickingen, eines Götz von Berlichingen, im Jahre 1552 ihren Grund gelegt habe.

Graf Türkheim ist einer der wenigen hervorragenden Elsässer, die sich vom Beginne an frisch und entschieden auf die deutsche Seite gestellt haben, und auch einer der wenigen, die dies sittlich konnten, da sie sich innerlich ihre Nationalität vor der Verwälschung bewahrt hatten. Seine deutsche Opposition ist nicht ohne Vorgang in der Geschichte der Familie. Einer der Vorfahren war es, der gleich dem edlen Verfasser der zur Erweckung Deutschlands bestimmten Ichtrazheimer-Chronik, dem Herrn von Ichtrazheim, die Gewaltthaten Ludwigs XIV. und die Anerkennung derselben durch den elsässischen Adel nie ratifizirte. Er verschanzte sich auf seinen Schlössern und wurde endlich vertrieben.

Es gibt adelige Herren im Elsaß, welche bei den deutschen Behörden, bei dem Fürsten Reichskanzler, ja selbst an noch höherer Stelle Vortheile für sich und ihre Familien herauszuschlagen suchten, sich zu den Nachtheilen, die ein deutsches Bekenntniß mit sich bringt, aber noch nicht entschließen konnten. Anders der heutige Besitzer von Fröschweiler. Er hatte den Muth, seine Landsleute an ihr deutsches Blut zu erinnern, ihnen zu sagen, wo die Sonne aufgehe, und unbekümmert um die Pfeile von vorne und im Rücken mit einigen Freunden den Weg nach Berlin anzutreten, um dort zum Besten seines Landes zu wirken, wenn ihm dieses auch noch wenig Dank widmet. Der Dank kommt mit der Vernunft später.

Graf Türkheim verbindet die Sicherheit und Offenheit des unabhängigen Landedelmanns mit den Allüren des Hofmannes. Die fast zu großen Decorationen irgend eines hohen tunesischen Ordens zeichnen ihn auch äußerlich aus! Mit den bäuerlichen Mitgliedern des Gemeindevorstandes, deren College er ist, scheint er auf dem besten Fuß zu stehen und von ihnen gern in's Vordertreffen geschickt zu werden. Eben als der Oberpräsident das Schulhaus verlassen will, tritt Graf Türkheim mit einigen der Collegen in dunkelblauen langen Röcken an ihn hin, und plaidirt, indem er eine vielunterschriebene Adresse überreicht, in humoristisch-ernster Weise dafür, daß Wörth wieder Cantonshauptort werde, wie es dies ehedem, vor der deutschen Gerichts-Eintheilung immer gewesen sei. Herr v. Möller lächelt, nimmt die Adresse zu sich, und verspricht zu thun, was möglich sei. Die Franzosen und Französlinge des Landes sind natürlich wüthend über den Grafen, und es

Digitized by Google

gibt keinen Schimpf, der nicht, selbst in gedichtetem Wort, über ihn ausgegossen worden wäre. Thatsächliches haben wir unter diesen Schimpfereien nicht getroffen, und so scheint auch der Beschimpfte wenig angegriffen von all' den saubern Ergüssen.

Seine Uneigennützigkeit hat noch niemand anzutasten gewagt. Früher Generaldirector des französischen Telegraphenwesens wäre er in zwei Jahren nach 1870 pensionsberechtigt geworden, und die Pensionen der höheren französischen Beamten sind bekanntlich keine Pappenstiele; heute, durch sein Verbleiben bei Deutschland, hat er diese Pension verloren. Am Stärksten machte man es dem Grafen zum Vorwurf, daß er „Preußen" geworden, nachdem doch sein Sohn gegen diese Preußens sein junges Leben verloren habe. Wir denken, gerade dies muß dem Mann von deutschem Namen und Geschlecht, und dem Politiker zur Ehre gereichen, daß er den tieferen Erwägungen des Verstandes und Herzens folgte, unbeirrt durch jenen noch so großen Schmerz, den der Verlust des Theuren in ihm erregte.

Der Abschied des jungen Türkheim von seiner Heimat ist eine ergreifende Scene. Er war Officier und Adjutant eines der Generale, die bei Wörth commandirten. Als die Divisionen Mac-Mahons sich auflösten und der Rückzug begann, ritt er noch einmal an das links auf die Dorfstraße stoßende Schloß. Die Bauern sahen ihn, wie er das Pferd anband und, umtost von Flintenkugeln und Granatsplittern, an die Thür zu gelangen suchte. Alles war verschlossen. Die Bewohner hatten sich vor den einschlagenden Kugeln und dem Toben des Kampfes in den Keller geflüchtet. Der Gräfin war es, als ob sie die Stimme des Sohnes vernähme; sie wollte nach oben, es war unmöglich. Die Feinde nahten. Wollte der Soldat nicht Gefangener werden, so mußte er fliehen. Er sah die Seinen nicht mehr. Vor Mezières traf ihn das tödtliche Eisen.

Alles in Schloß und Garten erinnert noch an den Kampf. Durch eines der besten Bilder im Zimmer des Erdgeschosses, das Porträt einer Türkheim, fuhr das große Geschoß des Zündnadelgewehrs. Drüben seitwärts von einigen schattigen Lauben liegt ein einsamer weißer Grabstein eines württembergischen Oberlieutenants. Unmittelbar vor der Freitreppe stand der Operationstisch, als im Nu das ganze Haus zum Feldlazareth umgewandelt worden war.

Bei dem von der Gemeinde in einfacher Weise arrangirten Festmahl machte der Graf gewissermaßen die Honneurs des Ortes.

Hierher an diesen heiteren frischen Verkehr der Eingewanderten mit den Eingesessenen müßte man die führen, welche leugnen, daß Elsaß deutsch sei, hierher die, welche hoffen und wünschen, daß Elsaß ein Venetien werde.

Mögen Tausende in großen und kleinen Städten der Demonstration zu Liebe, Tausende auf dem Lande aus Furcht vor den Chauvinisten und der Wiederkunft der Franzosen optiren, das ändert alles nichts an der Thatsache, daß die unabsichtliche Propaganda des deutschen Wesens ungemeine Fortschritte im Lande gemacht hat. Größere als man dachte. Das gibt indirect auch der Franzose zu, der jüngst in seinem Berichte an Thiers die Elsässer ein Volk von Dienstboten nennt, das nur seine Herrschaft, nicht seinen Charakter gewechselt habe, das an nichts denke, als an seine Arbeit und seine Vergnügungen. Allerdings an Frankreich denkt die Masse der Elsässer nicht mehr. Frankreich war für einige Wenige im Lande ein politisches Dogma, für Mehrere eine Einnahmequelle, für die Meisten eine Thatsache, die man nicht liebte, nicht haßte, aber auch nicht zu ändern wußte.

In der Schulstube hatten sich die geladenen Festgäste mit den Honoratioren und Behörden des Ortes vereinmahlt. Auf der Straße stand die Musik des 60. Regiments, unbrängt von den Ortsbewohnern, die fühlen Trunk in germanischer Fülle darboten. Die wackeren Musiker kamen eben vom Mittagessen, zu dem sie von den Bauern freiwillig eingeladen worden waren. Ich hatte selbst gehört, wie derjenige, der die Austheilung der Mannschaften zu besorgen schien, zu einem betrübten Bäuerlein, das beständig wiederholte: „Ich möcht' auch ein'n", tröstend sagte: „Einer ist noch da, aber es ist kein Musikant, blos ein Soldat."

Beim Mahle drängten sich die anfänglich in feierlicher Prägnanz, dann in bunter Natürlichkeit gehaltenen Toaste. Drei derselben waren uns besonders merkwürdig. Einer derselben, der auf den Kreisdirector von Weißenburg, ist bereits bekannt geworden.

In der Mitte der hufeisenförmigen Tafel saßen die Höchsten und Hohen, an sie anschließend, und an den beiden Seiten die Delegirten, die Gäste, die Kirchenvorstände und die Gemeindevertreter. Eine Zeitlang ertönten die Reden hauptsächlich aus der Mitte der Tafel her. Unter ihnen eine Erzählung des Conistorial-Präsidenten Pfarrer Holländer, die einen Toast auf den Kronprinzen einleitete. Wir berichten sie, weil der würdige alte Herr versicherte, Ohrenzeuge gewesen zu sein. Am Abend der Schlacht hätten, so erzählte er, viele höhere Officiere auf den Hügeln oberhalb Wörth beisammen gestanden und gesagt: „Das wird viel Mühe kosten, das Städtchen da unten zusammenzuschießen." Da sei ein junger hoher Mann unter sie getreten, und habe gerufen: „Hier habe ich auch noch ein Wort zu reden; das geschieht nicht." Es war der Kronprinz.

Allmählich wurde es auch an den Flanken rege. Die biederen Bauern handelten nach dem Wort Luthers: „Zhr's Maul auf, — tritt fest auf, — hör bald auf!" In der That, was diese Reden gegen die Mehrzahl der städtischen Toaste an Länge zu wenig hatten, ersetzten sie durch schlagkräftige Kürze. Da lautete der auf den Kreisdirector: „Weil i net so viel redn kä, und an die Gelehrsamkeit net hä, will den Herrn lebn lassn, der si so viel Müh gebn hat mit uns, den Kreisdirector von Weißenburg." Der Bürgermeister vulgo Maire von Fröschweiler aber erhob sich und sprach: I will jetz den Kaiser und die Kaiserin lebn lassn. Wir soll'n in Frieden beieinander sein, eins mit dem andern zufrieden. Der Kaiser und die Kaiserin sollen leben!"

In Straßburg sitzt an der Ecke der Thomasbrücke seit Jahren ein blinder Bettler, auf der Brust ein Messingschild mit dem Worte „Aveugle". Vor etlichen Wochen ging ich wieder an ihm vorüber. Anstatt des Schildes trug er einen improvisirten Pappstreifen, auf welchem geschrieben war: „Blind". Die Blinden beginnen zu sehen, daß etwas anders geworden ist im Lande. Und die allemannischen Augen sind ob ihrer Schärfe berühmt. Verlassen wir uns darauf, daß auch zwei Jahrthunderte sie nicht zu trüben vermochten.

Literatur und Kunst.

Emil Devrient.

Ein Wort der Erinnerung von **Feodor Wehl.**

(Schluß.)

Mit den vierziger Jahren kam ein gewisser Sturm und Drang in die deutschen Geister, die politische Bewegung erwachte und hetzte selbst das künstlerische Schaffen. Es fing auch hier an zu zischen, zu brodeln und zu schäumen. In jener Periode

Digitized by Google

begannen die Schauspieler rascher, zugespitzter, erregter, realistischer zu spielen. Die Leidenschaft und die Schlagwörter herrschten.

Emil Devrient konnte sich diesem Zuge seiner Zeit nicht ganz entziehen; allein, er gab ihm auch keineswegs völlig nach. Auch hier hielt er Maß und hier hauptsächlich war es, wo er glaubte, einen gewissen künstlerischen Heldenmuth beweisen und die Fahne des Idealismus festhalten zu müssen.

Er war Schauspieler genug, um den Beifall und den Erfolg zu lieben und um sich um deswegen zu Concessionen zu verstehen; aber auch wirklicher und gewissenhafter Künstler genug, um wegen des Erfolges und des Beifalles seine heilige Ueberzeugung nicht zum Opfer zu bringen. Er hat im vertrauten Kreise mehrmals einzelne Momente seiner Rollen viel effectvoller gegeben, als er es auf der Bühne that. Er wollte damit zeigen, daß er wohl wisse, wie man die Menge kitzeln müsse. Aber er verschmähte dieses schauspielerische Kitzelsystem und nannte es geradezu gemein.

Hier war die Stelle, wo selbst er einmal heftig und wild werden konnte; doch vergaß er sich auch hierbei nie in Bezug auf seine Collegen. Nie habe ich ihn gehässig oder wegwerfend von solchen reden hören. In diesem Punkte war er noch vorsichtiger und zurückhaltender, als in jedem andern. Nicht, daß er nicht dieses und jenes in ihrem Spiel, ihrem Wesen und Charakter getadelt, aber dieser Tadel war immerdar schonend und nie weder herausfordernd noch verletzend. Selbst in der Zeit, da er in Dresden durch Dawisons Erfolge und Sarkasmen beunruhigt erschien, ließ er sich zu keinen Heftigkeiten hinreißen, wenn er freilich schon nicht verschwieg, daß dieses originellen Schauspielers ganze Art und Weise der Darstellung ihm zuwider war. Und sie mußte es auch sein. Waren Emil Devrient und Bogumil Dawison doch geradezu Antipoden. Der letztere spottete jeder Regel, jeder Ueberlieferung. Jude und Pole warf er sich wie ein fremder Eroberer in die deutsche Kunst, auf nichts gestützt, als auf seinen Geist, seine Phantasie, seine Leidenschaft. Unserer Sprache ungewohnt, vermochte er nur unvollkommen, in ihren Wohllaut, ihr elegisches Pathos, ihren hinreißenden Jambenschwung einzudringen. Ohne Macht des Auges, ohne Adel der Erscheinung und Bewegung, war die Plastik nicht seine Stärke. „Ach was," sagte er wegwerfend, „das alles ist Firlefanz. Schönrednerei und Rhetorik, feine Mimik und edles Geberdenspiel machen den Schauspieler nicht aus; den Schauspieler machen die charakteristische Maske, der wirksame Ausdruck, die Schlagfertigkeit der Rede. Die Wahrheit ist das höchste Gesetz der Kunst; nur was wahr ist, ist schön."

Mit diesem Feldgeschrei war Emil Devrient sozusagen der Krieg erklärt, denn Emil Devrients Devise lautete geradezu umgekehrt. Ihm war die Schönheit Grundbedingung aller Kunst, und eine Wahrheit, die nicht im verklärenden Lichte der Schönheit stand, galt ihm nicht als künstlerische Wahrheit.

Devrient muß als ein Ausläufer der weimarischen Schule angesehen werden. Er spielte im Sinne von Goethe und Schiller, welche der deutschen Bühne erst den Vers und im Verse den akademischen Stil der Darstellungskunst eroberten. Schönes Ebenmaß und Harmonie waren das weihevolle Geheimniß dieses Stils, der in der Schule der Grazien gereift, auch den Herkules mit der Keule noch mit dem Hauche der Anmuth umkleidete.

Dawison sprach diesem Stile Hohn. Er schwur zu neuen Göttern. Sein Element war das moderne Genre, das durch Einfälle überrascht, durch kecke Wendungen frappirt. Er hatte die Franzosen studirt und sich an der Espritperiode unserer Literatur gebildet. Er spielte Heine und Börne, wie Devrient Goethe und Schiller. Das Barocke, Aphoristische, Epigrammatische durchpulste sein Talent. Es gab sich gern in pikanten Zügen, reizenden Einzelheiten und gleichsam im Bonmot der Schauspielkunst aus, worüber es zuweilen die Architektur und Symmetrie der dichterischen Schöpfung in die Brüche gehen machte. Was er bot, war immer interessant, anziehend, fesselnd, zuweilen von einem unwiderstehlichen Reize, aber keineswegs immer streng künstlerisch und stilvoll. Das war jedoch immer bei Devrient der Fall, der sich in Folge dessen auch wohl den Vorwurf machen lassen mußte, daß sein Spiel kalt und langweilig erscheine. Er legte großes Gewicht auf das Wort, Dawison mehr auf den Gedanken. Letzterer trieb, hastete, hetzte die Sprache zur zündenden Pointe, zum packenden Affect; ersterer verlangsamte sie zum schönen Wohlklang, zur harmonischen Declamation. Das wohlthuende Ebenmaß war das innerste Geheimniß seiner Kunst; das von Dawisons Kunst war die Alteration.

Dieses Unterschiedes war sich Emil Devrient wohl bewußt. Er hat oft davon gesprochen, meist ruhig, gemessen und würdevoll, nur eine kurze Zeit hindurch mit einer gewissen Bitterkeit. Das war damals, als Dawison, in Dresden angestellt, in die Darstellungsweise der dortigen Hofbühne eine auffallende Wendung zur realistischen Spielweise brachte. Diese Spielweise spannte Publicum und Kritik, beranschte die Darsteller in so mächtigem Grade, daß Devrient sich allerdings vereinsamt fühlen und wie ein überwundener Standpunkt auf der Bühne vorkommen mußte. Wie der trauernde Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, so saß Devrient auf seinen Rollen und derjenigen Richtung, die er in seiner Kunst für richtig und anantastbar erkannt hatte. Manches Klagelied ist damals in vertrautem Kreise seinen Lippen entschlüpft. Damals liebte er es auch, gegen Freunde mit einer Art von Genugthuung von Memoiren zu sprechen, an denen er schrieb oder schreiben wollte, und den Wunsch nach seinem Abgang von den Brettern laut werden zu lassen. Aber noch ehe der Entschluß dieser Entsagung zur vollen Reife gekommen, trat ein bemerklicher Umschwung im Geist und Geschmad des Theaters ein. Die Orgie, welche der Realismus darin begangen, veranlaßte eine Reaction und Zurückwendung zum Idealismus, welche Devrient zugutekam und die letzten Jahre seiner Wirksamkeit glorreich verklärte. Nachdem er eine Weile wie abgethan und vergessen erschienen, ging ihm plötzlich eine neue Aera auf und nie hat er, selbst in seiner besten Zeit, vor so überfüllten Häusern und unter so andauerndem Beifalle gespielt, als in seiner letzten Periode. Selten hat ein darstellender Künstler seinen Ruhm bis auf die Neige so rein und voll ausgekostet, wie er; selten wird einem das Glück zu Theil werden, wie ihm, ein Menschenalter hindurch sich jung zu erhalten und nach einer langen und reichen Wirksamkeit mit denjenigen Rollen aufzuhören, mit denen er angefangen. In Emil Devrient war etwas wie der Genius der ewigen Jugend. Seine Gestalt, seine Gesichtszüge, sein Wesen blieben in der Flucht der Tage fast unverändert; selbst die Blattern, die ihn hochbetagt noch heimsuchten, vermochten nicht seine Schönheit zu zerstören.

In dieser unzerstörbaren Schönheit sah ich ihn noch kurz vor seinem Heimgange in Dresden wieder. Noch immer beweglich, elastisch, frisch und jugendlich trat er mir entgegen, in seiner gewohnten Art und Weise, antheilnehmend, warm und freundlich. Wir verlebten einen heitern Mittag an der Wirthstafel des Hôtel de Pologne, einen angeregten, traulichen Abend nach dem Theater eben daselbst. Als ich ihn zum Abschied umarmte, fiel es mir im Traum nicht ein, daß es das letzte Mal sein sollte. Der Tod und Emil Devrient, — das schien mir unvereinbar, undenkbar. Ich glaube auch jetzt noch nicht daran. Mir zum mindesten wird Emil Devrient ewig leben, als edler Mensch, als wahrhaft bedeutender Künstler.

Digitized by Google

Zwei Parallelen.

Mitgetheilt von **Franz Lipperheide.**

I.

1804.

Ludw. Theob. Kosegarten.

Das Ave Maria.

Hugo, der wackere Ritter, satt des Eitelns,
Und das Ende bedenkend, ging zum Abte,
Flehete dringend, ihn den Layenbrüdern
Beizugesellen.

Doch es verdroß den Abt, den edlen Kriegsmann
Beizugesellen schlechten Layenbrüdern.
Sehnlich wünscht' er dem Orden selbst den Ritter
Einzuverleiben.

Und es befahl der Abt der Brüder Einem
Ihn das Brevier zu lehren; doch der Kriegsmann
Faßte mit Noth die beiden süßen Wörtlein:
Ave Maria.

Ave Maria war fortan sein Waidspruch,
Ave Maria sein Stoßgebet und Leibfluch,
Ave Maria seufzt' er gehend, stehend,
Wachend und träumend.

Ave Maria war sein Morgensegen,
Ave Maria war sein Tisch- und Schlaflied,
Ave Maria seine Beicht', sein letzter
Brechender Seufzer.

Als nun bestattet ward der edle Ritter,
Wuchs eine Lilie aus des Frommen Grabe.
Deutlich las man auf jedem Blatt in Goldschrift:
Ave Maria!

(Legenden, 1., S. 29. Berlin 1804.)

1859.

H. Fr. Daumer.

Die Ave-Maria-Lilien.

Hugo, der edle Kämpe, satt der eitlen
Irdischen Ehren, nahte sich dem Abte,
Mit dem Ersuchen, ihn den Laienbrüdern
Beizugesellen.

Selbiger aber meinte, zu gering sei
Diese Gesellschaft für den Hochberühmten,
Wünschete sehnlichst, ihn dem Orden selber
Einzuverleiben.

Und so gebot er denn der Brüder einem,
Ihn die Gebete des Breviers zu lehren;
Hugo jedoch behielt allein das Wörtlein:
Ave Maria.

Ave Maria war sofort sein Waidspruch,
Ave Maria Stoßgebet und Fluch ihm,
Wenn er erwachte tönt' und wenn er einschlief:
Ave Maria.

Ave Maria — seine ganze Seele
Löfete sich in dieses eine Wort auf;
Noch wie er hinschied, lispelt' er ein sterbend
Ave Maria.

Ja es erhuben sich — ein schönes Wunder —
Lilien aus dem Grabe des Versenkten,
Goldene Zäg' auf ihren Blättern grüßten:
Ave Maria.

(Marianische Legenden und Gedichte, S. 48. Münster 1859.)

II.

1838.

Jean Cornelia Wolf.

Die Lampe des Landgrafen von Hessen-Rheinfels in der Kupfergasse zu Köln.

Vor dem Bildniß Unsrer Frauen
Hatt' er Treue ihr versprochen,
Und es hat der hohe Landgraf
Nimmer auch den Schwur gebrochen.

Vor dem Bildniß Unsrer Frauen
Brennen zwei geweihte Kerzen,
Und die Leuchter, die sie tragen,
Das sind zwei verbundne Herzen.

Vor das Bildniß Unsrer Frauen
Hat der Landgraf sie geschenket,
Und des Grafen und der Gräfin
Herzen sind hinein gesenket.

Vor dem Bildniß Unsrer Frauen
Sollten stille sie vermodern,
Doch aus ihrem Staube ewig
Ihrer Liebe Flammen lodern.

Vor dem Bildniß Unsrer Frauen
Brennen noch die beiden Kerzen;
In den Leuchtern, die sie tragen,
Modern still zwei treue Herzen.

(Heliotropen. Eine Sammlung poetischer Versuche. Köln 1838. Auch abgedruckt in: Sammlung Rheinischer Sagen. Herausgeg. von J. B. Rousseau, S. 118. Coblenz 1845.)

1851.

Luise von Ploennies.

Die Leuchter des Landgrafen von Hessen-Rheinfels in Cöln.

Vor dem Bildniß unsrer Frauen
Hat er Treue ihr versprochen,
Und es hat der edle Landgraf
Nie den heil'gen Schwur gebrochen.

Vor dem Bildniß unsrer Frauen
Brennen zwei geweihte Kerzen,
In den Leuchtern, die sie tragen,
Ruhen zwei verbundne Herzen.

Vor das Bildniß unsrer Frauen
Hat der Landgraf sie geschenket,
Und des Grafen und der Gräfin
Herzen sind hineingesenket.

Vor dem Bildniß unsrer Frauen
Sinken sie in Staub zusammen,
Ewig über ihrem Staube
Lodern ihrer Liebe Flammen.

(Neue Gedichte, S. 3. Darmstadt 1851.)

Digitized by Google

Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland.

Von Daniel Sanders.

An das deutsche Volk, insonderheit an Deutschlands Vertreter und Schulmänner.

I.

Auf eine einheitliche Rechtschreibung für Alldeutschland war schon seit lange das Sehnen und Streben aller Vaterlandsfreunde gerichtet, die beim theuren Hort unserer wundervollen Muttersprache die verdiente Aufmerksamkeit zugewendet, mit dem lebendigen Bewußtsein, daß in der Sprache Rechts für klein und kleinlich geachtet werden darf, was auf die Bildung des gesammten Volkes von Einfluß ist.

Aber in früherer Zeit konnte auch auf diesem Gebiete das Einheitsstreben nirgends seinen vollen entsprechenden Ausdruck finden. Für einen Fortschritt schon galt es und mußte es unter den gegebenen Verhältnissen gelten, wenn etwa die Schulen einer Stadt oder im günstigeren Falle eines Gaues, eines größeren Kreises sich über gewisse Normen der Rechtschreibung einigten, wobei dann noch immer Einzelne sich möglichst die Wahrung sogenannter berechtigter Eigenthümlichkeiten vorzubehalten suchten.

Mit der neubegründeten Einheit des deutschen Reichs aber ist nun nicht bloß die Möglichkeit gegeben, auch auf dem Gebiete der Rechtschreibung die Einheit sich verkörpern zu sehen, sondern es scheint, um ein Goethe'sches Wort zu gebrauchen — eben nur des rechten Anstoßes zu bedürfen, damit feste Form gewinne, was schon ohnehin auf dem Punkt der Krystallbildung begriffen ist.

Die nachfolgenden beiden Grundsätze über deutsche Rechtschreibung, in denen ich durchaus nichts Neues aussprechen will, sondern vielmehr nur dem allgemeinen Volksbewußtsein nach bestem Wissen den getreuesten Ausdruck zu geben bestrebt bin, werden eben deßhalb, hoffe ich, nirgend auf einen wesentlichen Widerspruch stoßen und werden somit die allseitig anerkannte Grundlage bilden können, worauf eine allgemeingültige Rechtschreibung für ganz Deutschland sich wird herstellen lassen.

Erster Grundsatz.

Im Ganzen und Großen steht der Schreibgebrauch für ganz Deutschland bereits fest.

Es kann und darf nicht die Rede davon sein, an das glücklicherweise schon Feststehende irgendwie die rüttelnde Hand legen und das in geschichtlicher Entwicklung Gewordene nach einem „System" anders machen zu wollen.

Vielmehr werden die neuen Feststellungen sich einzig und allein auf die nicht zahlreichen Punkte beschränken müssen, in denen noch Schwanken herrscht, und hier werden die künftig als Norm zu betrachtenden Bestimmungen jedenfalls so zu treffen sein, daß sie nicht als etwas von dem bereits Feststehenden wesentlich Abweichendes, sondern im Gegentheil im engsten Anschluß daran nur als ein ganz in demselben Geist weitergeführtes Fortbau sich bekunden.

Zweiter Grundsatz.

Die Regeln und Feststellungen über deutsche Rechtschreibung müssen so einfach, so faßlich und so bestimmt sein, daß sie in der Volksschule mit voller Sicherheit zu erlernen sind, so daß also Niemand, der die Volksschule gehörig durchgemacht, über die berechtigte Schreibweise eines deutschen Wortes in Schwanken sein darf.

Wenn, wie ich mit Zuversicht annehmen zu dürfen glaube, diese beiden allgemeinen Grundsätze auf allseitige Zustimmung werden rechnen können, so darf ich im Folgenden sofort zur Darlegung der Punkte übergehen, welche in unserer Rechtschreibung als schwankend noch der endgültigen Feststellung harren, indem für eine solche ich bei jedem meine den oben aufgestellten Grundsätzen entsprechend nach jahrelanger reiflicher Erwägung aller einschlägigen Verhältnisse entworfenen Vorschläge beizufügen mir erlaube, sie zur allseitigen Prüfung und Erörterung dem deutschen Volke und seinen Vertretern unterbreitend.

Sobald ich die Überzeugung gewinne, daß diese meine Vorschläge — sei es nun ganz so, wie ich sie gemacht oder vielleicht mit einzelnen Abänderungen — auf die allgemeine Zustimmung und Anerkennung des deutschen Volkes rechnen können, so werde ich sofort als nothwendige praktische Ergänzung ein zweites Heft*) erscheinen lassen, worin die festgestellten allgemeinen Grundsätze noch einmal kurz wiederholt und außerdem in alphabetischer Anordnung ausnahmslos von allen einzelnen Wörtern, deren Schreibweise bisher schwankend war und auch nach Annahme der allgemeinen Grundsätze noch irgendwie zweifelhaft erscheinen könnte, eine bestimmte Rechtschreibung angegeben wird, zunächst als Vorschlag und dann, wenn die Allgemeinheit zustimmt, oder mit den von ihr verlangten Abänderungen, als bindende Norm.

Die auf solche Weise gewonnenen Ergebnisse aber werden sich um so leichter und schneller allgemein einbürgern, als es sich eben nirgend um eine Neuerung, sondern überall nur um eine allseitig ersehnte Beseitigung des Schwankens durch endgültige Feststellung handelt. Namentlich wird die Einführung der — ich darf nicht sagen: neuen, sondern nur: sicher festgesetzten — Rechtschreibung mit Freude von den Schulen begrüßt werden müssen, in denen das bisherige leidige Schwanken auf diesem Gebiete ein Hauptkreuz des Unterrichts für Lehrer und Schüler bildete. Von der Schule aus aber wird die festgestellte Orthographie, zumal wenn sie auch in den staatlichen und amtlichen Veröffentlichungen und von der Presse angenommen und befolgt wird, in überraschend kurzer Zeit und fast unmerklich Allgemeingut des ganzen Volkes werden und so nicht bloß eine erfreuliche weitere Verkörperung der neugewonnenen deutschen Einheit bilden, sondern auch eine nicht unwesentliche Grundlage für die allgemeine Volksbildung abgeben.

Von diesem Gesichtspunkt aus seien die folgenden

Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland

der Aufmerksamkeit aller berufenen Beurtheiler auf das angelegentlichste empfohlen, wie ich sie denn veröffentliche mit der Hoffnung und dem Wunsche, daß sie Beachtung und Annahme finden werden.

(Fortsetzung folgt.)

Schwestersprachen.

Am wichtigsten wird es für die Buchsprache, daß ihr eine Schwester mit reich ausgebildeten Mundarten immer erfrischend zur Seite geht, eine Schwester, die bei weniger Bildung gesunden Sinn bewahrt hat, die nur spricht, nur Laute hat, keine Buchstaben, die alles erst sieht und dann hörend nachschafft. Wie könnte z. B. ein mundartiger Dichter dazu kommen, wie Graf Platen oder Lord Byron, Reime zu schreiben, die nur für's Auge da sind? Sprache ist Klang, nicht Augenschrift. Dies geht bis zum Klange einzelner Consonanten und Vocale. Wenn man dem gröberen Volksmunde nicht mit Unrecht vorwirft, daß er einzelne Laute „breit" aussprecht (obgleich kein Gebildeter Einem sagen kann, was er unter „breit" versteht), so ist es andererseits ebensowenig zu leugnen, daß die verfeinerte Aussprache einzelne Laute verwischt und verdünnt, die der kraftvolle Volksmund allein noch erhält, bis man vielleicht, aufmerksam am Culturtische, dort wieder lernt und die schlaffen Muskeln nachübt. Z. B. das reine schöne Zungen-r, wie der Franzose (Spa-

---

*) Dieser und die folgenden Aufsätze gehören nämlich einem bereits zum großen Theil druckfertigen Manuskript an, das als „erstes Heft" dem oben erwähnten zweiten vorangegehen bestimmt ist.

Digitized by Google

nier und Italiener ebenso) es fast manirirt (aber wohlklingend und trällig) ausspricht und in seiner grrrande nation damit unsern Soldaten lächerlich geworden, wird bei uns im Norden, ebenso wie das schöne tiefere a fast nur von Predigern auf der Kanzel noch schön klar vernommen, wohlbemerkt: die fast alle vom Lande stammen; bei cultivirten Städtern hört man nur noch einen Laut aus der Gurgel, mehr Loch als Consonant, das der Gesanglehrer mitunter vergeblich wieder der schönen Damenkehle abzugewöhnen sucht, der es den Gesang ensteilt. Komisch ist dabei der Kampf der Gesanglehrer (meistens Mitteldeutsche) wiederum für ihr schlechtes ſcht statt ſt, während sie italienisch, französisch oder englisch das norddeutsche ſt singen lassen — wie die Italiener selbst es singen.

Das Wort verbraucht sich. Das vielgebrauchte wird zum Zeichen wie x und y in der Mathematik. Wer hat Zeit dazu, noch etwas Besonderes dabei zu denken, als was es bezeichnet als terminus? Ursprünglich war jedes Wort ein Bild. Es zeichnete, es bezeichnete einen Gegenstand, einen Vorgang nach einer charakteristischen Eigenschaft: es numerirte ihn nicht wie einen Packen für's Gedächtniß zum Wiederfinden. Dies Gemälde ist meistens älter als alle Schrift, die später den Laut photographirte; älter als alles menschliche Wissen und historische Erinnern. Die Farbe ist oft schon ausgetragen, ehe die arischen Stämme aus ihrer Urheimat in Asien auswanderten. Kein Wunder, wenn sie manchmal verwischt ist. Wer weiß noch, daß Tochter (Sanskrit duhitar) ursprünglich die Melkerin bedeutete, Korn das Genahlene, Zeus, Dis (Dinstag, Sanskrit dyaus) den hellen Himmel? Aber wer fühlt auch nicht sogleich das Poetische in diesem materiellen Elemente des Wortes, der Sprache. Ja, man fühlt es wirklich als ein „lebendiges Wort" in dieser zeichnenden Kraft, während z. B. jedes Fremdwort als solches für den Deutschen todt ist, wenn man's nicht künstlich belebt. Aber jedes Wort stirbt ab zum bloßen Zeichen durch häufigen Gebrauch; die Wissenschaft tödtet es, mit Recht, denn sie will Sachen denken, nicht mit Zeichen spielen wie die Poesie; ihre Sprache steht der dichterischen feindlich gegenüber. Die Wissenschaft will sie durchsichtig, die Poesie braucht sie farbenreich, und nur bis zu einem gewissen Grade läßt sich beides vereinigen. Der Franzose hat es in der Abstraction so weit gebracht, daß er in seiner Sprache fast wie in lauter Fremdwörtern denkt. Es ist daher möglich, wie Zeitungen uns berichten, daß man in Paris von einer amnestie spricht und armistice meint, denn das Wort zeichnet nicht wie unser Waffenstillstand. Er spricht daher in Formeln, die er gedächtnißmäßig lernt wie die einzelne Vocabel: nirgends sind deshalb so viele Phrasen in der Sprache als in Frankreich. Man sieht, wie tief der Charakter der Sprache eingreift in's Geistesleben des Volkes, tiefer als man es bis dahin zu denken vermag. Alle Eigenschaften eines Volkes spiegeln sich in seiner Sprache, sie mögen sich darin zunächst offenbart haben; zugleich aber ist, wenigstens späterhin, der Charakter der Sprache ein mächtiger Factor für den Volkscharakter geworden: dies ist unleugbar. Poesie in unserm Sinn, namentlich Lyrik ist dem Franzosen seiner Sprache wegen gar nicht möglich oder gar nicht verständlich; er hat nur Rhetorik; Poesie ohne Pomp, Prunk und theatralisches Wesen ist ihm nicht denkbar. Seine Lyrik ist pointirt, witzig oder sentimental, weinerlich. Daher besitzt er nur Chansons und ein Elsässer Schriftsteller sucht ihn mit deutscher Poesie bekannt zu machen in einem Buche unter dem Titel Histoire du Lied: ein Lied in unserem Sinne kennt er nicht.

Dies ist, nach Max Müller, das natürliche Loos einer altcultivirten Schriftsprache, sie ist wie ein gefrorner Fluß, glänzend und kalt. Wenn die deutsche Sprache mehr als jede andere dis in die Gegenwart hinein Zeichnung und Farbe in den Hauptstämmen ihres Wortvorraths von nralt her bewahrt hat, wenn sie neben der wissenschaftlichen zugleich eine poetische Sprache geblieben ist, eine Ursprache, wie man sie zu Klopstocks Zeiten gern nannte: so ist dies gerade etwas Wunderbares. Und selbst der Leier, der mir mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, ohne selbst Sprachforscher zu sein, wird mit mir die Folgerung ziehen: dies Wunder war möglich bei der Decentralisation Deutschlands, bei der Selbständigkeit seiner Stämme und ihrer Mundarten, die bis dahin noch lange nicht in die Schriftsprache aufgelogen sind, und die ihr, der Schriftsprache, immerfort als feeder, als Zuführer natürlicher Anschauung lebendig zur Seite flossen.

Man stellt damit nicht das ungebildete Individuum aus dem Volk über den gewandten und gelehrten Schriftsteller. Aber man stellt allerdings mit Recht den sprachschaffenden Volksgeist dem sprachbildenden der Literatur an die Seite; sie sind beide gleich berechtigt, weil gleich wichtig als sprachenhaltend. Luther ging zu Küter (Schlachter) und Krämer, um für seine Bibelübersetzung die deutschen Namen der innern und äußern Theile und Organe der Thiere, die Wurze und Speererein kennen zu lernen; Paracelsus lernte von Badern (Barbieren), Hebammen, Scharfrichtern, Köhlern die Namen der Heilpflanzen, Kräuter und Blumen, und damit einen Theil der Jahrtausende alten Volkesweisheit und Erfahrung, die darin niedergelegt ist. Das Handbraut, das Knabkräutlein (Orchis) deute durch Namen wie Gestalt darauf hin, wozu es dienlich sei. Böttiger nennt Bode in Küche und Keller bewandert. Wer sollte auch die Dinge benennen und bezeichnen, als der damit umgeht? Wer hätte die Zeit und das Interesse ihnen ihre Eigenthümlichkeiten abzulauschen, als der, dessen Leben sie ausfüllen? Der Schriftsteller am wenigsten. Er kann höchstens aufnehmen, controliren und glätten, auch etwa in glücklicher Analogie nachschaffen. Und das ist auch schon hinreichende Arbeit und eben so nöthige. Für den Tagesgebrauch nimmt er sogar das Meiste ganz unbesehens auf, zufrieden, wenn er nur ausgesprochen bekommt, was er sagen will. Und dieses Uebel nimmt zu, je lebendiger die Literatur für den Tagesgebrauch in Zeitungen, Journalen und Unterhaltungsscture wird. Daran erkrankt — ohne große Schuld des einzelnen Schriftstellers — die Sprache, wie sie — ohne großes Verdienst des Einzelnen — im gesunden Tagesgebrauch der schlichten Mundart immer neu ersteht und gesundet. Man beachte doch, um sich hiervon zu überzeugen, jedes letzte Zeitungsblatt, das Einem in die Hand kommt. Ohne Bild kommt selbst der Penny-a-liner nicht aus. Die Sprache ist einmal durch und durch metaphorisch. Aber in Eile und Unkenntniß werden's oft Bilder, wo Kopf und Schwanz so wenig stimmen wie der vom Elephanten zu einem Hasen, und, einmal abgedruckt, leben sie fort wie die fabelhaften Abbildungen mythischer Thiere auf alten Landkarten. Da wird eine Zeit lang Alles eine brennende Frage, und bald hat ein solches Ungeheuer eine Tragweite oder es kommt zum Austrage, nimmt eine verſöhnende Gestalt an oder verläuft sich im Sande, wie es oft aus sicherer Quelle verlautet! oder die brennende Frage wird gar verſchleppt (wie ich eben in einer Zeitung lese). Es ist sogar ein Anträgalgericht*) in die reale Wirklichkeit getreten, in der Jetztzeit (warum nicht Gegenwart? es ist ja ein Sprachungeheuer, musikalisches Grausen zu erwecken!) freilich von geringem Belang. — Ist dies nicht täglicher Zeitungsstil? förmliche Mode? Als gehöre ein gewisser Grad von Sprachunsinn und Sprachunschönheit hinein.

Der Mann aus dem Volke bringt so etwas, sagt der Rheinländer, niemals fertig; nicht weil er mehr Sprachbildung hat, sondern im Gegentheil, weil er die Sprache nicht geschäftlich gebraucht. Er spricht, um mit Kant zu reden, fast nur in analytischen Urtheilen: sagt im Prädicat nur aus, was im Subject implicite darin liegt, daher müssen beide ihm von selbst stimmen, anders kennt er es nicht, Gewalt übt er nicht. Damit trifft er aber von Natur den Kern der dichterischen Diction, die gerade darin ihre Vollendung hat.

*) Das schöne Wort ist eine Erfindung der Verfertiger der alten Bundesverfassung. D. Red.

Digitized by Google

„Füllest wieder Busch und Thal", singt Goethe vom Monde, „hell mit Silberglanz". Die Wahl des Verbums macht den großen Poeten. Man schaut's, als gösse der Mond das Licht aus. Das verbindende Mittel ist eben im Worte die sinnliche Nebendedeutung, das Bild in demselben. Sobald dies verloren gegangen, ist das Wortbum gleichgültig, wenn's nur richtig ist. Das aber ist Prosa und keine Poesie.

Dem Volke bleibt die Anschauung nicht wegen einer Tugend, sondern ganz von selbst, eben weil es anschaut. Sie bleibt ihm um so sicherer, weil jeder Bruchtheil vom Volke nur in seinem Anschauungskreise lebt, dort aber freilich mit Lust und Lebensfreude. Wer hätte sie denn erfinden können, z. B. all' die lustigen Beobachtungen von Meister Reinecke, wie der Jäger und der Landbauer, wenn er im dramatischen Sprichworte von ihm berichtet:

Kumt da keen, so will ik ot keen, sä de Boß, do slog he mit den Steert aum Bernbom. Se is mi to krumm, sä de Woß, do hung de Wurst aum Balken. Nu much ik doch weten, wo de Weg hinföhrt, sä de Boß, do keek he in en Muskot. Dat is man en Aewertog, sä de Boß, do trock man em dat Fell aewer de Ohren. Nix nee ungut, sä de Boß, do beet he de Goos den Kopp af. Goden Dag all, sä de Boß, do keek he in en Gooskaben. Jt heff en (Snaev) Snuppen, sä de Boß, do frag de Löw em, wa he rük. Fangst du Bewerken (Frostschütteln, als wär's eine Art Fische), sä de Woß to 'n Wulf, do weer den de Swanz aut Is fast fraren. Wonn hemut, sä de Boß, do seet he inne Fall.

Ein zusammenhängendes Kunstwerk, wie den Reinecke Fuchs, macht natürlich aus solchen Beobachtungen nur ein Dichter. Aber die Situation, und was noch richtiger, der Ton dieses berühmten humoristischen Gedichts liegt in jedem dieser Sprichwörter deutlich ausgeprägt vor. Den Verfasser kennt man auch nicht.

Schlimmer als die falsche Phrase ist die leere. Jene lebt meistens nicht lange und wird von einer gesunden Anschauung immer einmal wieder verdrängt. Leer, hohl wird jede Sprachformel nothwendig dadurch, daß sie oft gebraucht ist. Wie eine Münze verliert selbst das einzelne Wort, welches lange circulirt, das Gepräge. Wir rühmen uns z. B. den Franzosen gegenüber, daß wir das liefe Wort Gemüth besitzen, das ihnen fehlt. Das Wort gemüthlich aber, das Goethe noch nur gebraucht als Bezeichnung der Innigkeit, ist herabgesunken zur Bedeutung gemeiner Fröhlichkeit. Es war „gemüthlich", heißt es nachgerade von einer Trinkgesellschaft, in der die Bande gelockert waren.

Das Prägen wie das immer wieder nöthige Nachprägen des feinkörnigen vollwichtigen Wortes geschieht durch ein etymologisches Bewußtsein, das natürlich beim Gebildeten tiefer ausgebildet sein kann, dem deutschen Volksgeiste durch seine mundartenreiche Ursprache aber tief inne wohnt, bis dahin nicht, wie bei den romanischen Völkern, verloren gegangen ist, und das es zu üben so glücklich ist einen kleineren Gesichtskreis und vor allen Dingen mehr Zeit und Ruhe zu haben, als der Schriftsteller von Fach oder der Gelehrte, der nicht gerade Sprachforscher ist.

Der Zoologe, der Anatom weiß wohl genauer, z. B. was eine Klaue ist, aber es ist die Frage, ob er je über das Wort als solches gedacht hat. Der Bauer kennt Klön, Klönsük, Klönkul (Klauenjäule beim Schwein und beim Rindvieh), Klau (bei Katze und Vogel), Klav, Klaben (beim Holz), klöben (spalten), Klussiag' (Säge zum Spalten), Kluff (Holz, auch eine Stelle im dicken Fleisch des Rindviehs im Bauch, gewiß mit „spalten" zusammenhängend), klustig (scharfsinnig, haarspaltend), niklauen (aussinnen), Klappholt (gespaltenes Eichenholz), klasen (offen stehen), Klewer (gespaltenes Blatt), Klaben (gespaltenes oder gebogenes Holz um den Nacken des Viehs), Klawer (Springstock, unten mit einer Klaue), Klüwer (am Schiffe, der den Wind spaltet), Klaben (Brot in Form eines Hufeisens, in Bremen und den Hansestädten), Kolben (mit versetztem lo) — oder den größten Theil dieser Wörter aus täglicher Anschauung der Dinge und ihrer Aehnlichkeit, und es ist gar kein Wunder, wenn er den etymologischen Zusammenhang ahnt oder deutlich weiß. Er braucht ihn keineswegs so deutlich zu wissen, daß er es auszurechen oder sich darüber Rechenschaft geben kann: das dunkle Sprachgefühl leitet ihn im Gebrauch sicher genug, um stets nur anschauungsrichtige Sätze damit zu bilden.

Man glaube nicht, daß viel Nachdenken dazu gehört: die Sachen drängen sich auf, zu oft, zu deutlich, als daß nicht die Neigung für solche Betrachtungen entstehen sollte, selbst schon in Kindern. Wenn sie twee hören, Twischens und Drischens (die Zweie und Dreie bei Karten), Twesching (Zwillinge), Twisselt (Doppelnuß), twesach, tweefarrig (Zwitter), Twiekel, Twieg, Twel, twelen (z. B. sich spallen, z. B. vom Wege), Twilg, Tilg (Zweig), twintig twins (zweimal), twölf, twischen, twcern (langsam reden), Twcern (Zwirn), twillen (doppelt machen), bet en de Twillen (so hoch als die Beine des Menschen), tweetüchti (vom Korn), entwei, Twenter, (ein zweijähriges Vieh), twedrachdig (uneinig), Tweeback — und diese alle hört und sieht das Kind auf dem Lande täglich — so ist es eher ein Wunder, wenn es nicht auf deren etymologischen Zusammenhang aufmerksam wird. Der gebildete Leser mag aber schon aus ein paar solchen Beispielen sehen, wie wenig er davon weiß, weil er sich mit ganz andern Dingen beschäftigt und zugleich wie viel in der Mundart steckt, was die Schriftsprache nicht aufnagt, das aber, verloren gegangen, ein verlorener Schatz wäre.

Daß das Volk oft falsch etymologisirt, ist kein Beweis gegen diese Behauptung, im Gegentheil beweist es eben die Neigung dafür. Es erklärt z. B. Klev (Abhang) aus Kleben, während es von Clivis stammt, es hat Apelbaer (häufiger Dorfname) mit offener Thür erklärt, während es Appeldorn (Ebereiche) bedeutet, es macht aus Havelhorst (Habichtsnest) durch nachlässige Aussprache Havelost und denkt dabei an Hafer und Kost. Der Romane, scheint es, etymologisirt gar nicht oder nicht mehr, schon Cicero ist berichtigt durch sein lucus a non lucendo und Voltaire durch sein freches Wort: die Etymologie sei diejenige Sprachwissenschaft, in der die Vocale gar nichts und die Consonanten möglichst wenig bedeuten.

Die Verschiedenheit und lautliche Entfernung der Mundart von der Schriftsprache reizt dabei die Aufmerksamkeit und stärkt die dunkle Sprachempfindung im Volksbewußtsein. Es hört nicht leicht auch nur einen Theil der angeführten Beispiele in beiden Sprachen, ohne davon die übrigen und ähnliche nach Analogie in die Schriftsprache zu übersetzen und aus Tid Zeit, aus Tahn Zahn u. s. f. zu machen. Der populär gewordene Witz des Fixfixiers Kutschke:

„Was kraust dort in dem Busch herum" beruht auf diesem Vorgange lautlicher Uebertragung vom Verbum krupen in krausen wie lopen in laufen, ein Vorgang, der sich allsährlich in jeder Elementarschule zu hunderten von Malen wiederholt.*)

So übt schon der Knabe das Grimm'sche Gesetz der Lautverschiebung, das ja allerdings seine Väter erfunden, lange bevor der berühmte Grammatiker es gefunden.

Es ist eine bekannte Thatsache, die sich nach dem Grimm'schen Gesetze in den Worten aussprechen läßt: das Plattdeutsche ist auf einer älteren Lautstufe stehen geblieben. Es ist nichts desto weniger eine der wunderbarsten Erscheinungen in der an Wundern so reichen Geschichte der Sprachen, eine Erscheinung, die weder nach ihren Ursachen noch nach ihrer Wirkung bis dahin wirklich erkannt ist. Denn es ist kein fremdes, sondern dasselbe Volk, dessen Eine Hälfte seinen ganzen Wortvorrath gleichsam umknetet, während die andere Hälfte ihn in alter Form conservirt, oder, wie schon der gelehrte Micraelius im 17. Jahrhundert sagt: daß die andern Sachsenleute unsere männliche attisirende Tausprache (r-sprache) in die sigmatisirende (s-sprache) verwandelt haben.

*) Das Beispiel stimmt wohl nicht ganz. Der Anfang des Kutschke-Liedes ist nicht: „Was kraust", sondern „Was kraucht ꝛc." D. Red.

Digitized by Google

Erkannt war die Thatsache also schon damals, und wie man sieht, von den Freunden der plattdeutschen Sprache benutzt, ihr Lob zu singen. So sagt Lauremberg:

Unse Sprak blifft allkid bestendig un fest,
As se eerstenn was eben so is se ok sest (lest),
Jnwe (die hochdeutsche) verändert sik alle föhdig Jahr,
Dat lönen de Schriften bewisen klar.

So bunt is se un so vernaten,
As wenn se in en nie Form weer gaten.
Man de Sprak in ganz Neder-Sazenland
Blifft unverrückt un fest Bestand.

Ob die Beständigkeit der Sprache unbedingt eine Tugend derselben bedeute, ob die ältere Lautstufe die vollkommnere, was wohl möglich, da durch das Sigmatisiren, wie Micraelius es bezeichnet, wenigstens die Zischlaute stark vermehrt sind: das wollen wir hier nicht weiter erwägen. Jedenfalls ist es Thatsache, daß für uns die gegenwärtige deutsche Sprache gleichzeitig mit ihrer Vergangenheit existirt. Die deutsche Schriftsprache ist in dem einzigen, sonderbaren, glücklichen Falle, daß ihr die ältere Schwester, die hinter Topf und Pflug daheim geblieben, die nicht mitwirbt um den Preis in der Wissenschaft und auf der Rednerbühne, ihr im Hauskleide zur Seite wandelt, ein Bild ihrer selbst aus früheren einfacheren Zuständen, eine stille Mahnerin, wenn sie sich auf dem Welttheater einmal verstiegen, sich mit leerem Putz und Prunk behangen. Wer seine Kindheit und Jugend hindurch die alte Mundart gesprochen hat, der wird sich etwas von ihrer Schlichtheit auch im hochdeutschen Schriftgebrauch bewahren, zu leeren Phrasen wird er sich nicht leicht verstehen; Schriftsteller von dieser Herkunft, wie E. M. Arndt, Jahn, Dahlmann, Niebuhr pflegen immer einmal wieder ein zeichnendes Wort in seiner sinnlichen poetischen Urbedeutung aufzufassen und damit die Schriftsprache neu zu beleben.

Wir Norddeutschen sind also in dem sonderbaren glücklichen Falle, lebendig um uns und in uns zu tragen, was andere Völker sich durch Studium, durch Aufwand von Zeit und Anstrengung, durch einen Apparat von Büchern und Wörterverzeichnissen erwerben müssen. Der Franzose bedarf Provenzalisch und Latein, Keltisch und Deutsch, um seine Muttersprache gründlich zu kennen, der Engländer fast dasselbe. Uns legt es ein günstiges Geschick in die Wiege, gibt es uns fertig als lieblichen Klang von den Lippen der Mutter, als frischen Laut bei unsern Knabenspielen in Ohr und Gedächtniß. Wir tragen Lexikon und Grammatik des älteren Deutsch auf's bequemste bereit zum Nachschlagen in immer wacher Erinnerung, der Kleier und Drescher oft so gut wie der Gelehrte. Was mich von jeher Wunder genommen, das ist, daß unsere Volksschule diesen ihr angeborenen Vortheil nicht wahrgenommen. Wo in aller Welt wird ihr dieses tiefste aller Bildungsmittel geboten? Wo in aller Welt hat sie etwas von Natur Gegebenes, das sie auf eine ähnliche Stufe stellt mit den fremde Sprachen lehrenden Gymnasien? Wenn aller Unterricht an der Sprache und nur an ihr Gedeihen hat, wenn fremde Sprachen nur darum formell bildend so tief eingreifen, daß sie das Sprachbewußtsein überhaupt beleben: hier liegt das Gold vor der Thür. Die Pädagogen sollten es prägen, statt dessen werfen es die meisten wie es scheint verächtlich zur Seite, es ist ihnen unbequem.

Doch vielleicht thu' ich ihnen Unrecht. Es ist vielleicht zu schwer, aus der alten Bahn, wo die Volksschule geradezu zerstörend auf die Muttersprache feindselig losarbeitete, einzulenken. Vielleicht ist es schwer, den Weg neu zu finden. Schulmänner von Ruf, wie Burchwardt, Dücker u. A. haben schon seit 12 bis 15 Jahren versucht, in Lesebüchern und Schulgrammatiken den Weg einzuschlagen. Bis in die Fibeln und Lesetabellen hinein sind plattdeutsche Silben und Wörter gedrungen. Besprechungen in hiesigen Schulblättern haben stattgefunden, vielleicht auch auf Lehrerconferenzen, wie die Muttersprache zu nutzen sei, wie man von ihr aus, nach dem Grundsatze: vom Bekannten zum Unbekannten zur Schriftsprache übergehen solle und der Zerstörung der heimischen Sprache durch die Schule Einhalt thun könne. Vielleicht wird im stillen Wirkungskreise unserer eifrigen Lehrer schon mehr geübt als nach außen hin laut wird.

Gewichtige Stimmen, wie die unseres gelehrten Prof. Hildebrandt, des Forstehers vom Grimm'schen deutschen Wörterbuch und des Schweizers Mörikofer haben sich im Allgemeinen dahin ausgesprochen, daß man überall die Mundart in Schulen nicht stören, sondern nutzen solle. Für's Plattdeutsche gilt dies im verstärktesten Maße. Leider habe ich noch nicht bemerkt, daß unsere Schullehrer-Seminare sich mit der Sache befaßt haben.

Klaus Groth.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Auf dem Oberhof oder **Kaiser Karls Schwert.**
Schauspiel in fünf Acten nach Immermann
von
Charlotte Birch-Pfeiffer.

Ueber die Todten soll man nur Gutes sprechen. Eine todte Bühnenschriftstellerin, ein todes Stück — seien wir gut.

Was hat die brave Charlotte Birch-Pfeiffer nicht alles dramatisch bearbeitet! Hätte sie die Freude erlebt, das Talent ihrer geistreichen Tochter, Bilhelmine von Hillern, in der Reise zu sehen, sie würde den interessanten Roman ihres eigenen Kindes „Aus eigener Kraft" — der nächstens eingehend in der „Gegenwart" besprochen werden soll — nicht verschont haben. Oft hat sie glücklich zugegriffen, der „Oberhof" ist einer ihrer schlimmsten Mißgriffe.

Daß von dem wundervollen Reize der Nebengeschichte im Immermann'schen „Münchhausen" — dieser vielleicht vollendetsten und charaktervollsten Bauerngeschichte der Literatur — in dem Theaterstücke der praktischen Charlotte Birch-Pfeiffer herzlich wenig übrig bleiben würde, davon waren wir wohl alle im voraus ziemlich überzeugt. Nur die Erzählung, der ruhige, an den Zeiger der Regie-Uhr nicht gebundene Bericht kann uns mit den interessanten Bauernbräuchen befreunden, welche der Dichtung Immermanns ein so eigenthümliches Colorit geben. Dem Dichter, der uns in jeden Winkel des westfälischen Oberhofs blicken läßt und der uns mit den so sonderbaren und doch so naturwahren Bewohnern desselben, mit ihren halb ehrwürdigen, halb verrotteten Sitten, an denen sie sich seit Menschengedenken zäh festklammern, — dem Dichter glauben wir schließlich alles. Sein Hofschulze fesselt durch die Originalität seines Wesens unser Interesse und erweckt unsere Sympathie, weil er ein Charakter ist, weil er athmet und lebt. Selbst der Aberglaube des Alten hat etwas Patriarchalisches, und der tiefe Ernst, mit welchem er die heiligen Ueberlieferungen der Vorzeit — heutzutage Possen! — in die Gegenwart hinübernimmt, ist wahrhaft rührend, beinahe imponirt. Possen! — so nennt auch Osmald die „Heimlichkeiten", das Vehmgericht und das wunderkräftige Schwert Caroli Magni. „Possen!" schrie der alte Bauer mit einer entsetzlichen Stimme — heißt es im „Münchhausen" — „Herr! Herr! An den Possen bin ich alt und grau geworden, und mit den Possen habe ich mir Recht genommen an einem Schalk, und mit den Possen zogen mir meine Landsleute, wohin ich sie haben will, wie eine Lämmerheerde, und um die Possen verstehen sie mich, ohne daß wir ein Wort mit einander zu reden brauchen; also mögen es wohl für Euch da draußen Possen sein, aber für mich und meines Gleichen sind es keine Possen nicht!"

Bei Immermann hat der Alte ganz Recht. Wie verstehen ihn, wir begreifen, daß er mit der entsetzlichen Unerschütterlichkeit des Rachrichters, der eine schwere Pflicht erfüllt, zur Axt greift, um denjenigen, der die „Heimlichkeit" betauscht, der das Allerheiligste des westfälischen Bauern entweiht hat, zu ermorden.

Digitized by Google

Bei der Birch-Pfeiffer gehören wie allesammt, die den tollen Spuk mit anzusehen verurtheilt sind, zu denen „da draußen", — die Tragik wird in der That zur Posse. Der Streit um des Kaisers Schwert ist auf der Bühne geradezu lächerlich und wenn die alte Plempe unter den zu kurzen Lumpen des Leierkästners sichtbarlich den Zuschauern vorgeführt wird, so ist der komische Effect ganz unausbleiblich. Münchhausen legt von der Jmmermann'schen Erzählung zur Birch-Pfeiffer'schen Bühne den einen Schritt zurück, der zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen liegt.

So ist es überall, bei jedem Charakter, in jeder Situation, in jedem gesprochenen Worte. Wo und bei Jmmermann das Seltsame anzieht, müssen wir bei der Birch-Pfeiffer das Jdeme beklagen, wo und dort die Anmuth greift, gähnt uns hier die Trivialität in's Gesicht, wo uns dort die Tragik erschüttert, fordert hier die Lächerlichkeit unsern Hohn heraus.

Lisbeth, Oswald, Patriotenkasper — was ist aus Euch geworden! Hohe Wunderblume Lisbeth, hättest Du ahnungsvolle Seele wohl errathen, daß Du in der unbarmherzigen Maschine, die man die „Bühnenpraxis" nennt, zu einer der allerlangweiligsten „jugendlichen Liebhaberinnen" umgeknetet werden könntest? Und Du, geistvoller und bedeutender Oswald, hättest Du es Dir träumen lassen, daß Du dereinst im rehbraunen Röckchen mit blitzblanken Lackstiefelchen zum Gegenstand der unerwünschtesten Heiterkeit auf den Brettern bestimmt seiest! Lackstiefel. Und wenn ich Methusalems Alter erreichte und den Rest meines Lebens auf die nützliche Beschäftigung verwendete, über Oswalds Fußbekleidung nachzudenken, auf Lackstiefel wäre ich nicht gekommen.

So ist die Bühne, das launischste Ding der Schöpfung! Wo unsere Phantasie Rührung uns vorspiegelt, überrascht sie uns durch beängstigende Frostigkeit; wir erwarten einen bedeutenden Mann zu sehen und sehen Lackstiefel und nichts als Lackstiefel.

Baust Du ein Haus aus Sonnenstrahlen
In Deiner Phantasei,
Die Endlichkeit mit ihren Qualen
Gibt ihm ein Loch von Blei —

die Endlichkeit — d. i. in diesem Falle: die Bühne.

Der verhängnißvolle Frohschuh Oswalds ist im Roman geradezu meisterlich geschildert. Die breite Motivirung der unglücklichen Passion Oswalds für das Waidwerk, wie sie Jmmermann gibt, ist nun allerdings auf der Bühne nicht möglich; aber man sollte auch glauben, daß sie für das schnellfassende Auge und das leichtempfängliche Ohr des Theaterbesuchers entbehrlich wäre. Wenn man die Stelle im Jmmermann liest, so könnte man annehmen, daß sie sich auch auf der Bühne nicht wirkungslos wiedergeben ließe. Jch will sie hier abschreiben, wenn sie auch bekannt ist:

„Droben auf dem Hügel am Freistuhl ward ihm sehr wohl. Das Korn wiegte säuselnd die Aehren, schwer von Segen, des Vollmondes große glührothe Scheibe stieg am Ostrande des Himmels auf und noch wirkte der Widerschein der im Westen abgeschiedenen Sonne. Die Atmosphäre war so rein, daß dieser Widerschein gelbgrün glänzte. — Er empfand seine Jugend, seine Gesundheit, seine Hoffnungen. Hinter einem großen Baum am Waldrande hielte er sich; heute will ich doch erproben, sagte er, ob das Geschick nicht zu beugen ist. Ich schieße nur, wenn mir etwas bis auf drei Schritte vor dem Rohre nahe kommt, und da müßte es ja mit Zauberei zugehen, wenn ich fehlen sollte.

Jm Nicken hatte er den Forst, vor sich die Senkung mit den großen Steinen und Bäumen des Freistuhls, gegenüber unschlossen die gelben Kornfelder den einsamen Ort. Jn den Wipfeln über ihm gurrten noch einzelne verlorne Töne der Turteltaube durch die Reste der Bäume, am Freistuhle fingen die wilden Lindenschwärmer an mit den grünrothen Flügeln zu schwirren. Allgemach begann es auch im Walde am Boden sich zu rühren. Ein Jgel trock schlürfig durch das Laub; ein Wieselchen zog den geschmeidigen Leib aus einer Steinspalte, nicht breiter als der Kiel einer Feder, hervor. Buschschlüpfen sprangen mit vorsichtigen Sätzen, zwischen jedem innehaltend, sich duckend und die Löffel legend, in's Freie, bis sie, muthiger geworden, auf dem Rain am Kornfelde sich erhoben, tänzelten, mit einander spielten, und die Vorderläufe zu scherzenden Schlägen brauchten.

Der Jäger hütete sich wohl, dieses Hasenwolf zu stören. Endlich trat ein schlankes Reh aus dem Walde. Klug die Nase in den Wind streckend, links und rechts aus den großen braunen Augen umherschauend, schritt das Thier auf den feinen Füßen mit leichter Grazie einher. Jetzt war das Zarte, Wilde, Flüchtige dem Geschosse des Verstecken gegenüber angelangt, es war so nahe, daß es fast nicht gefehlt werden konnte, er wollte abdrücken, da schreckte das Reh zusammen, that einen Sprung in veränderter Richtung gerade auf den Baum zu, hinter welchem der Jäger stand, sein Schuß ging los, das Wild setzte in gewaltigen Sprüngen unverwundet waldein, zwischen dem Korne aber war ein Schrei erschollen, und wenige Augenblicke nachher kam eine weibliche Gestalt auf einem schmalen Pfade, der in der Linie des Schusses lag, aus den Feldern hervorgewandt.

Der Jäger warf die Flinte weg, stürzte auf die Gestalt zu und meinte vergehen zu müssen, als er sie erkannte. Er war das schöne Mädchen von der Blume im Walde. Sie hatte er statt des Rehes getroffen. Sie hielt die eine Hand auf der Gegend zwischen Schulter und linker Brust, dort quoll unter dem Tuche reichlich das Blut hervor. Jhr Antlitz war bleich und etwas von Schmerz verzogen, doch nicht entstellt. Sie holte dreimal tief Athem und sagte dann mit sanfter und matter Stimme: Gottlob, es muß nichts gefährlich verletzt sein, denn ich kann Athem holen, wenn es mir auch Schmerzen macht . . ."

So bei Jmmermann. Bei Frau Charlotte Birch-Pfeiffer nimmt sich die Sache etwa wie folgt aus: Jn der Mitte ein Soufflerkasten. Rechts und links Gaslampen. An den Seiten und im Hintergrunde bemalte Leinewand. Links eine jener unmöglichen Rasenbänke, von welchen uns die Theater-Requisiteure seit einem Jahrhundert verschern, daß dieselben der Natur nachgebildet seien. Herr Goriz tritt ein, er hat ein rehbraun Röckchen an und trägt Lackstiefel. Er sagt einige ganz gleichgültige Dinge. „Halt", unterbricht er seinen Monolog „ich glaube, da kommt ein Sechzehnender! Schießen wir ihn todt!" Und die Damen, denen bei Jmmermanns Erzählung das Herz wonnevoll klopft und die gar keine Rücksichten auf ihre schwachen Nerven zu nehmen brauchen, rücken hier im Theater, wo sie das Mordgewehr mit dem leibhaftigen Zündhütchen vor sich sehen, ängstlich auf ihren Sitzen hin und her, kneifen die schönen Augen zusammen, kräuseln die Stirn, verziehen den Mund, fahren mit der Hand nach dem linken Ohr, machen gleichzeitig die Bemerkung, daß alle diese Exercitien sie nicht verschönen, ärgern sich deshalb und — bumbs! geht der Schuß los. „Autsch!" hört man hinter der Bühne, und Fräulein Kühle, unsere reizende Brünette, der noch kein Mensch angesonnen hat zu erbleichen, wankt auf die Bretter. Es hat also getroffen, die Beklemmung ist vorüber, die Stimmung neigt zur Fröhlichkeit und die verwünschte Reminiszenz an den Freischütz: „Schieß nicht, Max, ich bin die Taube!" thut ein Uebriges. Kurzum, man lächelt, lacht, lacht sogar recht herzlich. Daß da oben theures Blut vergossen wird, thut nichts zur Sache. Unter allgemeinem Frohsein sieht man den Vorhang über die Ehrmacht Lisbeths herabrauschen.

Nicht besser ergeht es dem armen Kasper, der nicht nur seinen Namen „Patriotenkasper" mit dem echt Birch-Pfeiffer'schen „Leierkasper", sondern auch sein originelles Naturell mit einem schablonenhaften Garnichts vertauscht hat. Alles, was uns an dem Jmmermann'schen Orgelspieler reizvoll und eigenthümlich erscheint, die jähe, rohe Nachgier, die Jahrzehnte lang angehäuft und deshalb unverwindert bleibt, die verschlossene Bauernnatur, der Stolz des Lumpen, — alles das stiehlt sich bei der Birch in das Wohlgefallen des in beliebten Rührpathos auf. Während Patriotenkasper stolz darauf ist, die Tochter des hochmüthigen Hofschützen zur Diene gemacht zu haben, ist Leierkasperle ein höchst moralischer Mann, der die Tochter heimlich freit und mit ihr ein legitimes Kind zeugt. Und dieses Kind ist bei Charlotte Birch die holde Lisbeth. Muß Oswald aber nun eine Freud' haben, daß er die Frucht einer regelrechten Verbindung sein nennen und im Leierkasper seinen Schwiegervater begrüßen darf! Jmmerhin! Als ich sah, wie Lisbeth in der rührenden Erkennungsscene an die Brust ihres ganz außerordentlich zerlumpten Vaters flog — Kuhle hatte ein hyperrealistisches Costüm gewählt, ein Costüm, dem man den anhaftenden Odeur förmlich ansah — da war ich weniger gerührt, als mit dem Gedanken beschäftigt, daß die reinliche Tochter durch die intensive Berührung ihres schmutzigen Herrn Vaters nothwendigerweise mitgeschmutzt werden müsse. Denn die Reinlichkeit ist nicht zum Scherz. Und ich denke mir, daß die Wahrnehmung des absoluten Mangels dieser schätzenswerthen Eigenschaft sogar das hehre Gefühl der Rührung, welches sich der Tochter bei der Entdeckung ihres Vaters bemächtigen mußte, ernstlich gefährden dürfte. Wenn ich einen Vater finde, — nun, schön braucht er nicht zu sein, nicht einmal reich, selbst die Dreckorgel will ich ihm nicht verargen; aber um Eines möchte ich ihn dringend gebeten haben, daß er die Spuren des gänzlichen Abschens gegen Seife und klares Wasser — von den raffinirteren

Digitized by Google

Producten der Cultur, als da sind Zahnbürsten und Kamm, gar nicht zu reden — und die übertriebene Geringschätzung der reinen Wäsche nicht gar zu deutlich zur Schau trage. Wie bejammert der erhabene Dichter der „frommen Helene“ die liebe Morgenwäsche!

„Zum ersten: ist es mal so schicklich,
Zum zweiten: ist es sehr erquicklich,
Zum dritten: ist man sehr bestaubt,
Und viertens: soll man's überhaupt,
Denn fünftens: ziert es das Gesicht.
Und schließlich: schaden thut's mal nicht!
Wie fröhlich ist der Wandersmann,
Zieht er das reine Hemd sich an!
Und erntet schließlich stillerfreut
Die Früchte seiner Reinlichkeit.“

Von dieser stillen Freude hat der Leierkasper gar keine Ahnung. Herr Kahle hatte, wie gesagt, ein Costüm gewählt, das schon einen kritischen Collegen mit Recht an den Strumwelpeter erinnerte. Und wie im Costüm, so war er auch im Spiel übertrieben. Einem so eminenten Darstellungstalente gegenüber, wie es Kahle besitzt, braucht die Kritik nicht leisetreterisch zu verfahren und sie hat die Pflicht vor Abwegen zu warnen, auf welche das Zuviel verleitet. Ich gebe zu, die Rolle ist reizlos, und mit Bedenklichkeiten mag der intelligente Künstler sie studirt haben. Deswegen fehlte auch die Innerlichkeit, die Wärme; sie war eben nur studirt, zu viel studirt, zerlegt und nochmals zerlegt, so daß man schließlich nur einzelne Sätze hörte und gar keinen Gesammteindruck empfing. Die Farben waren zu düster, die Schatten zu tief, alle Eingetheiten der Darstellung zu absichtlich und zu wenig discret. Herr Kahle kann so natürlich sprechen, wenn er will; weshalb wollte er nicht? Weshalb wählte er einen Ton, der nur der Bühne angehört, weshalb sprach er die Diphthonge nicht wie sie gesprochen werden müssen, weshalb streckte er zweisilbige Wörter zu dreisilbigen? So sagt er z. B. im Affect sehr deutlich: „Ich bin ein Mörderer — d. i. „Mörder“. — Rückwärts, rückwärts Don Rodrigo! Beim gothgelockten Phöbus, die wirklichen Schauspielertalente sind so rar, daß es eine Sünde wäre, wenn man schweigsam zusehen sollte, wie eines der bedeutendsten eine falsche Bahn einschlägt.

Von den übrigen Rollen ist wenig zu sagen: sie servirten die nächterne Hausmannskost so gut es gehen wollte und machten zur hohen Miene möglichst guten Spiel. Herr Winger sah vortrefflich aus und sprach die langweilige Prosa correct und gut; dies letzte Compliment dürfen auch Frl. Kühle (Lisbeth) und Herr Gorih (Oswald) auf sich beziehen. Am bedeutendsten waren die Herren Oberländer und Döring, der erstere in der von der Bühnendichtung grausam zugerichteten Episode als Alterthümler Schmitz, der letztere als Baron. Es waren Strahlen im Dunkel. Wie köstliche Figuren hat sich Charlotte Birch, da sie doch nun einmal am „Mönchhause“ war, entgehen lassen! Wer hätte nicht den prächtigen Hauptmann vermißt, das patriotische Amphibium, das sich seine Begeisterung für Frankreich und seine Begeisterung für Preußen chronologisch vertheilt und geordnet hat? Und wie wenig geschickt zeigt sich die sonst im Griffe so sichere Hand bei der Gestaltung der Diebstahlsscene! Man lese die aufregenden und ergreifenden Seiten in der Erzählung Immermanns: das Zusammenstoßen des Patriotenkasperls, der gestohlen hat, mit dem Rothhaarigen, der stehlen will, und man vergleiche damit die Scene, welche Frau Birch uns auferlegt: den unästhetischen Einbruch und den lächerlichen Ausbruch des Leierkastens mit dem viel zu langen Schwerte unter dem viel zu kurzen Rocke! Nein, man vergleiche nicht! Es ist kein Vergleich möglich. Ein paar Worte hätten ausgereicht, um das Fiasco zu constatiren; ich habe ausführlicher darüber gesprochen, weil dies Stück, so thöricht es ist, in einem gewissen Sinne doch interessiren kann. Wenn auch im Ganzen die Immermann'sche Dichtung unter den Zuthaten und Weglassungen der Frau Birch bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist, so ist doch in vielen, sehr vielen Einzelheiten der Wortlaut des Dialogs in der Erzählung einfach abgeschrieben; und gerade da interessirt das Stück — durch seine völlige Wirkungslosigkeit. Da kann man sogar Studien machen über die Verschiedenartigkeit des Effects, welchen das geschriebene und das gesprochene Wort erzielt.

Nun, „der Leierkasper und sein Kind“ sind nach kurzem Leiden bestattet; wir wollen nie wieder daran rütteln.

Paul Lindau.

Notizen.

Die durch Kreisordnung, Herrenhaus und was damit zusammenhängt, hervorgerufene Krisis hat Publicum und Presse in der letzten Zeit in athemloser Spannung erhalten. Wenig peßimistisch von Natur angelegt haben wir an einem leidlich guten Ausgang keinen Augenblick gezweifelt, unbeirrt namentlich durch die zahllosen schwarzsehenden Gerüchte, in welchen der journalistische Janhagel während der unfreiwilligen parlamentarischen Pause Beschäftigung gesucht hat. Vielleicht wäre der Untersuchung werth, wie man sich dieses Treiben in der Sommerzeit, oder wenn sonst die Zeitungen auf den Sand gesetzt sind, erwehren könnte. Als wohlerzogene Freunde der Preßfreiheit und Gegner des Bonapartismus möchten wir die Nachahmung des französisch-imperialistischen Polizeisystems, das in gefährlichen Zeiten sämmtliche Störenfriede der französischen Hauptstadt massenhaft dingfest machte, nicht geradezu empfehlen. Das stehe sich bei und nicht so ohne weiteres bewerkstelligen. Es wäre nicht schicklich, und der literarische Markt ist ohnehin so sehr überfluthet, daß die Gefängnisse, über welche die Regierung verfügt, für den, wenn auch nur vorübergehenden Müssig der bezeichneten schriftstellerischen Feinde der bürgerlichen Ruhe kaum ausreichen würden. Man muß sie weiter schreiben lassen. Der Verdruß über das Schwirren zudringlicher Zeitungsfliegen wurde übrigens durch manchen heiteren Zwischenfall der Krisis einigermaßen gemildert. Nachdem Graf Eulenburg und die neue Fraction des Herrenhauses zusammen eine unerwartete Niederlage erlitten hatten, zankten sie sich, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, wer die meiste Schuld an dem gemeinsamen Malheur habe. Der Minister des Innern ließ durch seine Officiösen den Herren jener schwer definirbaren Fraction bittere Vorwürfe über ihr zaghaftes Auftreten und ihre Unpünktlichkeit machen. Die zahmen Conservativen antworteten, Fürst Bismarck habe sie unverlesen im Stich gelassen, sonst wäre alles besser gegangen. Das häufige Fehlen der Herren von der Linken im Oberhause hatte aber wohl noch einen andern Grund. Die namenlos langweiligen Reden der Herren Kleist-Retzow und Senfft-Pilsach stundenlang anzuhören, wird der robustesten Constitution auf die Dauer zu viel. Es sind seit über zwanzig Jahren stets dieselben auswendig gelernten Redensarten von schiefer Ebene, revolutionärem Urbrei und ähnlicher junkerlich pommer'scher Linguistik. Die halbwegs liberalen Lords flohen davor in die nächste Restauration oder Weinstube. In der Zwischenzeit kam es zu Abstimmungen, und die Feudalen siegten. Man glaube indessen ja nicht, daß das Manöver ein seitens der Ultras absichtlich berechnetes war. Die emmynante Manier ist ihnen ganz naturwüchsig. Der Pairoschub ist denn auch schon besonders populär, weil das Publicum hofft, daß die Brühl, die Waldow-Steinhöfel und die anderen Cicero's in der Leipzigerstraße etwas weniger zu Worte kommen werden. Die frischgebackenen Pairs werden allerdings nicht auf Rosen gebettet sein. Man erwartet von ihnen eine Art neuer Nero, und wer weiß, wie sie sich mit der früheren Linken vertragen und ob sie besser als diese dem feudalen Uebermuth standhalten werden. Freilich haben die Krautjunker sich so gründlich geirrt und ihre Ueberraschung, daß die Regierung schließlich nicht viel Federlesens mit ihnen machte, ist so groß, daß, täuscht nicht alles, die Herrenhaus-Majorität, wenn auch nicht gleich, doch nach einiger Zeit ein ganz anderes Gesicht zeigen wird. Es wird dort fortan politisch aufständiger zugehen, und die neuen Mitglieder werden bald weniger beklommen die Räume betreten, wo bis jetzt das schrille Halali dem liberalen Hochwild oft so nervenerschütternd in die Ohren gegellt hat.

* * *

Tokai und Tótai. Bilder aus Ungarn von Karl Braun-Wiesbaden. (Berlin, Verlag von Georg Stille. 1873.) Seitdem die deutsche Einheit fertig ist, macht sich der rüstige Streiter und scharfsinnige Politiker, der einst auf dem Präsidentenstuhl der nassauischen zweiten Kammer und auf dem Rechtsboden der nassauischen Verfassung, noch nachdrücklicher aber in der Presse, dem Nationalverein und anderen Verbindungen den wechselvollen und schließlich siegreichen Kampf gegen die Kleinstaaten geführt, zuweilen Ferien. Sein heiteres rheinisches Naturell gewinnt die Oberhand und er steigt aus den lichten Höhen, wo der Leitartikel thront, unter den Strich hinab zum Feuilleton. Er weiß, was er thut; er würde es eingestandenermaßen nicht thun, wenn nicht in jenen niederen „Hemisphären“,

Digitized by Google

wie sein rheingauischer Freund sich ausdrückt, oft mehr zu wirken wäre, als da oben. Hat uns doch kürzlich einer der competentesten Richter, unser verehrter Freund Frensdorff, in der „Gegenwart“ selbst enthüllt, wie selten der Leitartikel Leser findet. Dies entspringt dem reinen Selbsterhaltungstrieb des Abonnenten, der sich übrigens im besten Fall doch nur belehren oder belehren ließe, wenn man ihn unversehens packt und nicht schon vorher ausdrücklich mit tödlicher Langeweile bedroht.

Aber nicht diese Resignation allein hat „unseren Braun“ zum Feuilletonisten und, was damit nahe verwandt ist, auch zum Touristen gemacht. Die Natur hat ihn dazu geschaffen. Er kann eben nicht langweilig sein, selbst wenn er wollte; und sogar die, welche sich über ihn ärgern, wie z. B. meine biederen Landsleute in der alten Freistadt am Main, müssen nachträglich gestehen, daß sein guter Humor sie entwaffnet hat. Ridendo corrigit mores.

Wenn ein Purist mir erwidern sollte, daß die Natur keine Feuilletonisten schafft, weil das Feuilleton eben eine künstliche literarische Form ist, so wird man mir doch den Touristen gelten lassen, — sintemalen ein berühmter deutscher Kritiker sogar Paul Heyse'n echte Dichternatur auf das Wesen des impressionablen Touristen zurückgeführt hat. Meines Erachtens hätte diese Bezeichnung viel eher auf Moriz Hartmann und noch manchen andern gepaßt, als auf den formvollendeten und die feinsten Gefühlsnüancen analytisch durchforschenden Heyse.)

Doch lassen wir das Kategoriensuchen. Karl Braun ist, alles in allem, stets auch der Politiker und der Lebemann in heiterer Form. Man sieht den glücklichen Besitzer eines feinen Gaumens, einer ungestörten Verdauung und eines rüstigen Pedals überall in dem vorliegenden Bande. Es ist uns leider nicht vergönnt, der Entdeckungsreise in das Weinland von Tokai als Kenner und Genießer zu folgen, doch verstehen wir Sachverständige, daß hier die gründlichsten Kenntnisse, zum großen Theil mit dem verbürgenden Siegel eigener Erfahrung, niedergelegt sind.

Wen das nicht lockt und fesselt, der findet in den folgenden Capiteln die Bekanntschaft eines liebenswürdigen Romandichters, den Braun recht vortheilhaft bei der deutschen Leserwelt eingeführt hat. Es ist so viel Verwandtes zwischen dem ungarischen und dem deutschen Humoristen, daß man manchmal Mühe hat, Text und Citat auseinander zu halten.

Auch Jókai ist, wie Jedermann weiß, Politiker, und sitzt im ungarischen Reichstage etwas weiter links, als Deak. Der vielseitige, verschiedlich auffassende, weil verständnißreiche Verfasser unseres Buches weiß aber ihm und seinen Schriften viel Werthvolles über Ungarns Verhältniß zu Oesterreich und Ungarns Verhältniß zu Deutschland zu entlocken. Diese Mittheilungen in Gesprächsform wechseln mit der Stizzirung der Hauptfigur angenehm ab und lassen den Leser nicht zur Ermüdung kommen. Der Politiker ist, wie gesagt, überall dabei; so schließt auch die Rhapsodie über den Weinbau mit einer gründlichen und sehr beherzigenswerthen Auseinandersetzung über den Weinzoll, welche dem gelehrten „Präsidenten des volkswirthschaftlichen Congresses“ alle Ehre macht.

Zur eigentlichen Politik gehört auch die Unterhaltung über den angeblichen Deutschenhaß in Ungarn und die Biographie des Professors und Ministers a. D. Schäffle, welche den Schluß des Buches ausmacht.

Das Mittelstück der Sammlung bildet ein Bruchstück aus einem Roman von Jókai Mor, welches die Abenteuer eines ungarischen jungen Edelmanns von der Jeunesse dorée, der als französischer Volontaire den deutsch-französischen Krieg mitmachte, behandelt. In der drolligen Schilderung dieses jungen Menschen liegt die beste Antwort auf die Frage nach den Ursachen des Deutschenhasses bei so vielen Un- oder Halbgebildeten und über die innere Beschaffenheit der Franzosenlei und Franzosenlinge in unseren Nachbarländern.

Die Geschichte ist, aufrichtig gesagt, etwas stark gepfeffert; sie kommt ja auch aus dem Bayrisch-Lande. Was der Bearbeiter dazu oder davon gethan, sei dahingestellt; wir können's uns nicht besser wünschen.

* * *

Stimmen des Mittelalters wider die Päpste und ihr weltliches Reich. Im Lichte der Gegenwart dargestellt von Emil Pirazzi. (Leipzig 1872, Verlag von Bidder.) Der Verfasser selbst zerlegt seine Schrift in zwei Theile: in einen ruhigeren, objectiveren, der sich mit der Vergangenheit befaßt und Stimmen wachruft, welche einem längst gewesenen Geschlechte angehören, und in einen subjectiv polemischen Abschnitt, der genau da beginnt, wo die Schilderung in den Meridian der Gegenwart, des Miterlebten eintritt. Der erste Theil beginnt mit dem führenden Geist des italienischen Mittelalters, mit Dante. Nach einem kurzen kernigen Umriß über das Leben und die politische Stellung Dantes, wird an der Hand der divina comedia unterfucht, wie der sowohl die beachtenswerthe persönliche als die Anschauung der Zeitgenossen repräsentirende Dichter über die weltliche Herrschaft des Papstthums urtheilt. Hierbei zeigt sich der Verfasser nicht nur als ein gewiegter Kenner und Freund der italienischen Literatur, sondern auch als ein Interpret, der die Uebersetzung durch eigne geschickte Auslegung in das richtige Licht zu setzen weiß. Höchst erbaulich wirkt vor allem die Beschreibung des Höllenloches in der Abtheilung der Betrüger für die heiligen Väter, und die Erläuterung der peinlichen Situation, in der sich dieselben dort befinden; — den Kopf nach unten gewendet, die flammenumzüngelten Füße zu oberst, so ist ein jeder in ein besonderes Loch gesteckt. Was vor allem sowohl bei Dante als bei Petrarca und seinem Freunde, dem letzten Tribunen, Cola di Rienzi, den Grundgedanken in ihren Schriften, wie in ihren Werken bildet, das ist die Ueberzeugung, daß ein auf weltlichen Besitz sich stützendes Papstthum sowohl für die Welt, als besonders für Italien ein Fluch sei; eine Ueberzeugung, die auch der Lehrer der Fürsten, Machiavelli theilt und die von Herrn Pirazzi mit vielem Geschick und großem Fleiß aus der Geschichte und den Werken dieser hervorragendsten Söhne des Mittelalters nachgewiesen wird. Hierbei scheint der Autor sich in seine Aufgabe so hineingelebt zu haben, daß, sobald er in den „Zeugnissen aus der Gegenwart“ mehr seine subjectiven Anschauungen darzulegen beginnt, er sich nicht nur nicht der poetischschwungvollen Sprache, sondern auch nicht ganz — und das fast in zu geringem Maße — der poetisch-parteiischen Auffassung und Darstellung enthalten kann. Wir sind weit entfernt davon, den Verfasser der beabsichtigten Parteilichkeit zu beschuldigen, — vor dem Vorwurf schützen ihn schon die historischen und actenmäßigen Belege, die er für eine jede seiner Behauptungen beibringt: aber die Lebhaftigkeit des Angriffes, die ja aus der Natur der Sache hinreichend zu motiviren ist, hat nicht immer den Erfolg, den Leser mit fortzureißen, sondern macht ihn zuweilen stutzig und läßt ihn, wenn auch ohne Grund, Parteilichkeit argwöhnen. Das ist der Eindruck, den wir beim Lesen des Buches hatten; und wenn wir auch völlig anerkennen, daß, wer bei gewissen Dingen nicht die Gedult verliert, überhaupt keine zu verlieren hat, so hätten wir doch gewünscht, daß die bei der Darstellung der Ereignisse der letzten fünfundzwanzig Jahre nach jeder Seite hin motivirte Verurtheilung des Papstthums in etwas ruhigerer oder aber in gehaltener Sprache verkündet worden wäre: denn unverkennbar strebt der Titel des Autors nach dichterischer Gestaltung des Stoffes. Das ist jedoch eine Nebensache, durch die das Interesse an dem Werkchen nicht nur nicht vermindert, sondern vielleicht sogar bei vielen Lesern erhöht wird.

Bibliographie.

Tartüff, Lustspiel in fünf Aufzügen von Molière, in fünffüßigen paarweis gereimten Jamben und mit Andeutungen für die Darstellung versehen von Adolf Laun. Berlin, Denicke's Verlag.

Das vaticanische Concil, seine Geschichte und seine politischen und religiösen Folgen von Edmund von Pressensé. Autorisirte deutsche Ausgabe von Eduard Fabarius Nördlingen 1872, Beck'sche Buchhandlung.

Erlebnisse und Gestaltungen. Novellen von Hans Köster. Berlin 1872, Rud. Hoffmann.

Richard Wagners Meistersinger von Nürnberg. Eine kritische Studie von Otto Reinsdorf. Leipzig 1873, A. H. Payne.

Von 1806 bis 1866. Zur Vorgeschichte des neuen Deutschen Reichs von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. Leipzig 1872, Rosberg'sche Buchhandlung.

Ueber ein Goethe'sches Lied. Vortrag von Dr. Waldemar Masing. Leipzig 1872, E. Bidder.

Zur Vorgeschichte Livlands. Von Dr. J. G. Kohl. Zweite unveränderte Ausgabe. Leipzig 1872, E. Bidder.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

Inserate.

Ende October erscheint zu unterzeichneten Beilage und sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Verhandlungen
des
2. Altkatholiken-Congresses,
abgehalten vom 19. bis 22. September 1872
in Köln.
Vollständiger officieller stenographischer Bericht, herausgegeben vom Comité.

Gr. 8. Broch. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Bei der außerordentlichen Sensation, welche die Verhandlungen des 1ten Altkatholiken-Congresses in der ganzen gebildeten Welt erregt haben, bei der großen Spannung, mit welcher der vollständige officielle stenographische Bericht in Deutschland wie im Auslande erwartet wird, dürfte es sich ungemein der bedeutenden Auflage für alle Reflectenten empfehlen, die gewünschten Exemplare sofort zu bestellen, um der rechtzeitigen Lieferung gewiß zu sein.

Gleichzeitig erklärt der Unterzeichnete in seinem Namen, wie im Auftrage des Comités, daß er für sich allein das Verlagsrecht der stenographischen Berichte erworben hat und daß jede andere etwa erscheinende Ausgabe weder autorisirt ist noch irgendwie vollständig sein kann. Die Geltendmachung meiner Rechte gegen jede unbefugte Veröffentlichung der Einzel-Reden u. s. w. durch Broschüren behalte ich mir vor.

Verlag von Eduard Heinrich Mayer in Köln und Leipzig.

Im unterzeichneten Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Beiträge
zur
Geschichte Mecklenburgs
vornehmlich
im dreizehnten Jahrhundert.
Herausgegeben von
Dr. **Friedrich Schirrmacher,**
Professor an der Universität zu Rostock.

Der über 600 Seiten starke Band enthält sechs, die Landesgeschichte betreffende Darstellungen, welche, hervorgegangen aus dem vom Herausgeber geleiteten historischen Seminar der Universität Rostock, der Erweiterung und Bereicherung der Landeskunde dienen wollen. Die vier umfangreicheren Arbeiten behandeln die Geschichte der Städte Wismar (mit Plan) und Rostock und des Klosters Doberan bis zum Jahre 1300, während eine kunsthistorische Untersuchung über die vier Sacralbauten Rostocks, ein Beitrag zur Geschichte des Backsteinbaues in der norddeutschen Tiefebene, jene Epoche weit überschreitet. An diese Arbeit schließen sich an 16 den Text erläuternde Stigen Blätter, jedoch die Zeit die aus dem 16. Jahrhundert erhaltene, nach dem im Germanischen Museum zu Nürnberg befindlichen Original colorirte Abbildung der Stadt Rostock (1½ Meter lang) nebst einem dazu gehörigen, bisher nicht gedruckten Gedicht auf dieselbe von Hans Sachs. Den Schluß bilden zwei kleinere Aufsätze über die Mecklenburgische Kirche unter Bischof Brunward und über die Gewerbe Mecklenburgs im 13. Jahrhundert. Jedes Arbeit sind sorgfältig angelegte Register beigegeben.

Ernst Kuhn's Verlag in Rostock.

Redaktion und Expedition: Lessing-Str. 37.

GEOGRAPHISCHES INSTITUT
ZU WEIMAR.

1871. Intern. Geograph. Congress zu Antwerpen: Erster Preis.
Erster und einziger Preis für Handatlanten.)
1872. Polytechn. Ausstellung zu Moskau: Grosse goldene Medaille.
(Erster und einziger Preis für kartographische Erzeugnisse.)

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Lieferung 1
der V. vollständig revidirten Auflage von
Gräf's Handatlas des Himmels und der Erde.
33 Blatt in Kupferstich mit Farbendruck und Colorit nebst statistischer Uebersichtstafel aller Länder.
Vollständig in 15 dreiwöchentlichen Lieferungen à 10 Sgr.

Das Institut hat Nichts ausser Acht gelassen, um der neuen Auflage des bewährten Atlas die grösstmöglichste Brauchbarkeit und Vollendung zu geben. Der Atlas enthält sämmtliche neueste Veränderungen und steht in jeder Hinsicht auf der Höhe der Zeit.

Höchst interessant!
Der moderne Reichthum
und das
menschliche Lebensglück.
Eine Zeitstudie
von
Albert Seldis.
1 Thlr.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.
Verlag von **Elwin Staude** in **Berlin.**

Allgemeiner
Literararischer Wochenbericht
über alle
empfehlenswerthen Neuigkeiten des
In- und Auslandes
nebst literarischen Notizen und Mittheilungen.
Preis pro Quartal 5 Sgr.
Der ganze Jahrgang von 52 Nummern
also nur 20 Sgr.
Wird jeden Donnerstag in Leipzig ausgegeben und ist durch jede Buchhandlung eventuell auch gratis zu beziehen.
Akademische Buchhdlg., Verlag in Königsberg.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin
(Besser'sche Buchhdlg., 7 Behrenstraße).
Paul Heyse's
Gesammelte Werke
in zehn Bänden, à 1⅓ Thaler.
Bis zeit (Ende 1872) erschienen: Bd. I. (Gedichte), Bd. II. (Novellen in Versen, 1. Theil), Bd. IV., V. (Novellen in Prosa 1., 2), Bd. IX. (Dramen 1.).
Die Bände III. (Novellen in Versen 2.), VI., VII., VIII. (Novellen in Prosa 3., 4., 5.), X. (Dramen 2.) sind unter der Presse und erscheinen im Laufe des Jahres 1873.

Verlag von Wilhelm Herz in Berlin
(Besser'sche Buchhdlg., 7 Behrenstraße).
Wanderungen durch die Mark Brandenburg.
Dritter Theil. Ost-Havelland.
Die Landschaft um
Spandau, Potsdam, Brandenburg.
Von **Theodor Fontane.**
Octav. geh. Preis 2½ Thlr.

Inhalt: St. Nicolai zu Spandau, die Wenden in der Mark, der Briesetang, der Eibenhamm, die Cistercienser in der Mark, Kloster Lehnin, Weissagung, die Havelschwäne, die Seeschlacht in der Wasche, das Belvedere, die Plauninsel, Groß-Glienicke, der Schwitow, Caput, Petzow, Baumgartenbrück, Alt-Geltow, Neu-Geltow, Werder, die Werdersehen, Glindow, Bornstädt, Marquardt, geheime Gesellschaften im 18. Jahrhundert, Ides, Barch, Phin, Güterzog, Saarmund und die Nuthebrunzen, Blankensee, Trebbin, Friedrichshöhe 1. 2.

MEYERS
HANDLEXIKON
gibt in einem Bande Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache **augenblicklichen Bescheid.** *Auf 1968 SS. Octavseiten über 52,000 Artikel, mit vielen Karten, Tafeln und Beilagen.*
Preis 5⅓ Thlr., in schönem Lederband 5 Thlr.
Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Soeben erschien in **B. Behr's** Buchhandlung in Berlin:
Richard Wagner.
Eine psychiatrische Studie von
Dr. **Th. Puschmann.**
Preis 12 Sgr.

Deutsche Jugend.
Illustrirte Monatshefte.
Herausgegeben von
J. Lohmeyer.
Unter künstlerischer Leitung von
Oscar Pletsch.
Preis des Heftes gr. 4. Velinpap.
1 Mark = 10 Sgr. = 36 Kr. rh.
6 Hefte bilden einen Band.

Die **„Deutsche Jugend"** vereinigt zum ersten Male die gefeiertsten Meister deutscher Kunst und Dichtung und die hervorragendsten unserer Jugendschriftsteller zu einem freudigen Zusammenwirken für die Jugend und ist bestrebt, in ihrem für Knaben und Mädchen bestimmten Inhalt nur Mustergültiges in Wort und Bild zu bieten.

Die Bandausgabe bildet zugleich eines der reichhaltigsten und schönsten Weihnachtsbücher.
Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Verlag von Georg Stille in Berlin.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 23. November 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Der Wahrheit die Ehre. Von H. B. v. Unruh. — Die Polen im Deutschen Reich. Von Wilhelm Goldbaum. — Der deutsche Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus. Von v. Szeliski. — Oesterreichische Achillesferse. — **Literatur und Kunst:** Glossen zur Literatur der Gegenwart. Von Johannes Scherr. III. — Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland. Von Daniel Sanders. (Fortsetzung.) — Die neuplattdeutsche Literatur. Ende der Mundarten. Von Klaus Groth. — Offene Briefe und Antworten. Von Josef Lewinsky an Georg Köberle. Von Hermann Uhde. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Der Wahrheit die Ehre.

Die Nationalzeitung behauptet in ihrer Nummer 529 vom 9. November im Hauptblatt', zweite Seite, unter Berlin, den 8. November: „es sei eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß alles, was wir gegenwärtig an Fabrikgesetzgebung haben und was über gesetzlichen Schutz der Arbeiter, namentlich auch in der Reichsgewerbeordnung steht, nicht von „Volkswirthen", nicht von „Parlamentsführern" herrührt, sondern im Wesentlichen die reine preußische Geheimrathsweisheit ist".

Es sei daher weder komisch, noch zu bespotten, daß jetzt eine Anzahl Geheimeräthe die Arbeiterfrage besprechen.

Mit diesem letzten Punkt sind wir vollkommen einverstanden. Es ist nicht nur Berechtigung, sondern Pflicht der Regierung, brennende Fragen in's Auge zu fassen, zu erörtern und etwa nöthige Gesetze vorzubereiten; sie bedient sich dazu ihrer höheren Beamten, welche in Preußen zufällig Geheimeräthe heißen. Wir sind überhaupt weit entfernt, die großen Verdienste der alten preußischen Büreaukratie zu verkennen, man braucht ja nur an die große Regenerationsperiode von 1807 bis 19 zu denken, wir wissen auch, wie viele tüchtige Kräfte dem jetzigen Beamtenthum in Preußen angehören, aber wir kennen auch die Fehler der Büreaukratie, namentlich der neueren seit 1840 und halten es für recht nothwendig, uns die angeblich „unleugbare Thatsache" etwas näher anzusehen.

Das wichtigste, den Arbeitern eingeräumte Recht, ohne welches von der jetzigen Arbeiterbewegung nicht die Rede sein könnte, ist das Recht der Coalition. — Ist nun die Aufhebung des Coalitionsverbotes von der Büreaukratie ausgegangen oder auch nur angeregt worden? — Gerade das preußische Beamtenthum hat dieser Befreiung des Arbeiters lange Zeit widerstanden und es ist fraglich, ob dieselbe im Wege der preußischen Gesetzgebung, ohne den Reichstag, sobald durchzusetzen gewesen wäre.

Aus den Druckschen des preußischen Abgeordnetenhauses dagegen ergibt sich, daß die Maschinenfabrikanten Berlins, „die Ausbeuter und Aussauger des Arbeiters, die Förderer des modernen Sklaventhums" nach den Axiomen der Kathedersocialisten, im Jahre 1862 eine Petition an das Abgeordnetenhaus und den Minister, Grafen Schwerin, richteten um Aufhebung des Coalitionsverbotes. — Die Ausbeuter gingen dabei von dem Gesichtspunkte aus, daß ein Recht, welches die Arbeitgeber besitzen, den Arbeitnehmern nicht vorenthalten werden dürfe, ohne die äußerste Erbitterung zu erzeugen, und daß Arbeitseinstellungen in politisch ruhiger Zeit keine so große Calamität seien, als die Wuthausbrüche der politzeilich bis dahin unterdrückten Massen in politisch erregten Perioden.

Die preußische Büreaukratie hat der Petition keine Folge gegeben, aber die Gewerbeordnung von 1845, welche die Gewerbefreiheit in sehr wichtigen Punkten einschränkte, theilweise ganz aufhob, war ihr Werk. — Man sprach damals im Beamtenkreisen, ganz ähnlich, wie jetzt die Kathedersocialisten, von Mißbrauch der gewährten Freiheit, (welche doch die Industrie geschaffen hatte,) von organisationslosen Zuständen, vernichtender Concurrenz u. s. w.

Im Februar 1849 octroyirte die Büreaukratie, ohne die Kammern zu fragen, jenes bekannte Gewerbegesetz, welches sich möglichst der Zunftzeit wieder annäherte, die Handwerksmeister auf Kosten der Gesellen, also Privilegirte zum Nachtheil der Arbeitermasse begünstigte, Prüfungen aller Handwerksmeister einführte, Gewerberäthe anordnete ꝛc. — Kladderadatsch berechnete, daß 10 oder 11 examinirte Meister nothwendig seien, um eine Tabakspfeife zu Stande zu bringen. — Die Gewerberäthe zeigten sich als Fehlgeburten, die Meisterprüfungen als sehr hemmend und doch illusorisch. — Die wirkliche, vollständige Durchführung des Gesetzes würde die Großindustrie ruinirt haben.

Die Regierung ließ das Gesetz deshalb größtentheils unausgeführt, aber vergebens kämpfte das Abgeordnetenhaus, also doch auch die „Parlamentsführer", um Aufhebung dieser gesetzlichen Mißgeburt. — Die Bureaukratie gab nicht nach, erst der Reichstag machte der Sache durch die Gewerbeordnung ein Ende. — Ganz ebenso ist es mit der Freizügigkeit und mit den städtischen Einzugsgeldern gegangen. — Auch diese Befreiungen des Arbeiters wurden erst von der Reichsregierung und dem Reichstage durchgesetzt. Die abschaulichen Volkswirthe und Parlamentsführer haben damit gewiß nichts zu thun gehabt.

Aber die Reichsgewerbeordnung, sie ist doch der Ausfluß der reinen, preußischen Geheimrathsweisheit. Das ist eine gar nicht zu leugnende Thatsache! Wir wollen sehen.

Fürst Bismarck, den man doch unmöglich als den Repräsentanten der preußischen Büreaukratie ansehen kann, hatte das Glück und Geschick, für sein Reichskanzleramt die besten Kräfte aus der höheren Büreaukratie herauszusuchen, an der Spitze den Präsidenten, Minister Delbrück, einen Mann aus der Schule des alten Beuth, jenes echten Exemplars der tüchtigsten alten Beamten, voll von gediegenen Kenntnissen, Umsicht und Energie. — Beuth nahm den Abschied, weil er entschiedener Gegner der reactionären Gewerbepolitik war, welche 1845 zum Ausbruch kam.

Digitized by Google

Delbrück und Fürst Bismarck waren vorurtheilsfrei genug, um Otto Michaelis, jenen aus seinen Schriften und allen volkswirthschaftlichen Congressen bekannten, hervorragenden Volkswirth und langjährigen Mitarbeiter der Nationalzeitung in das Bundeskanzleramt zu ziehen und zum Geheimen Regierungsrath zu machen. — Seine Aufgabe war der Entwurf zu einer neuen Gewerbeordnung mit allen darin enthaltenen Bestimmungen zum Schutz der Arbeiter. — Es ist nicht zu bezweifeln, daß bei der Feststellung der Principien und der Prüfung des Entwurfs auch noch andere Räthe des Bundeskanzleramtes mitgewirkt haben und daß namentlich nichts in den Entwurf hineinkommen konnte, was der Präsident Delbrück nicht gebilligt hätte, aber der eigentliche Vater des Entwurfs ist und blieb der Volkswirth, frühere Journalist und Abgeordnete Otto Michaelis, der im Abgeordnetenhause in Zollsachen und gewerblichen Dingen ohne Frage ein hervorragender Führer gewesen war.

Ihm wurde diese überaus wichtige Gesetzesvorlage anvertraut und er vertrat dieselbe sowohl in der Commission, welcher der Reichstag die Vorberathung überwies, als auch später im Reichstage selbst.

In dieser Commission gerieth die Gewerbeordnung in die Hände der Parlamentsführer — schrecklich! — und unter diesen befanden sich sogar Volkswirthe, wie Karl Braun — noch schrecklicher! Diese gingen über Michaelis und seinen Entwurf, namentlich in Betreff der Freiheit und der Rechte der Arbeiter noch hinaus — am allerschrecklichsten! — Die Arbeit war schwierig und zeitraubend, die Majorität der, durch Compromiß zusammengesetzten Commission nicht stabil; es wurde eine zweite Lesung nothwendig. Darüber näherte sich der Schluß des Reichstages. Es wurde deshalb das bekannte Noth-Gewerbegesetz von parlamentarischer Seite proponirt und von der Reichsregierung angenommen. — Dieselbe brachte in der nächstjährigen Reichstagssession einen neuen Entwurf zu einer Gewerbeordnung ein, worin zum großen Theile die freisinnigen Beschlüsse der Commission des Vorjahres berücksichtigt waren. Es bedurfte daher keiner abermaligen Commissionsberathung, wie ja auch in England Sonderausschüsse nur selten Gesetze vorberathen.

Bei den drei Lesungen im Plenum spielten freilich die „Parlamentsführer und Volkswirthe" wieder eine Rolle.

Das Gesetz, welches mit der Geheimrathsweisheit von 1845 und 1849 gründlich brach, kam zu Stande, sehr merkwürdigerweise ohne merkliche Mitwirkung von Professoren. — Die Katheder-Socialisten waren damals noch nicht erfunden.

Dies ist kurz die actenmäßige Geschichte der Reichsgewerbeordnung, welche der Nationalzeitung sicher genau bekannt sein muß. Wie dieselbe demnach zu den oben angeführten „unleugbaren Thatsachen" gelangen konnte, dies aufzuklären, überlassen wir ihr selbst.

Unser Zweck ist zunächst nur, die geschichtliche Wahrheit, welche durch wiederholte dreiste, irrthümliche Behauptungen so leicht in den Augen des Publicums verdunkelt wird, wieder klar hinzustellen.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir aber, ohne uns hier in eine Polemik einzulassen, beiden Parteien, den Katheder-Socialisten und ihren Gegnern dringend an das Herz legen, sich das, was sie für Thatsachen halten, recht genau anzusehen und keine Folgerungen und Vorschläge, am wenigsten aber Requisitionen an die Staatsgewalt auf Voraussetzungen zu gründen, welche genau untersucht, in Dunst aufgehen, oder bei der Analyse nur einen ganz kleinen Rückstand zurücklassen, welcher noch dazu oft als eine ganz andere Substanz erkannt wird, als man vermuthete.

Die natürlichen Gesetze des Verkehrs im weitesten Sinne, also die der Production, des Handels, der Consumtion, des Geldumlaufs und der Capitalerzeugung sind in der That nahe verwandt mit den Naturgesetzen, ja in vielen Beziehungen identisch mit diesen. — So lange man Naturgesetze a priori construirte, kam man zu recht geistreich aufgebauten Systemen, welche aber den Zusammenstoß mit der Wirklichkeit nicht vertragen konnten und gewaltsam in diese eingeführt, wie in der Medicin, großen Schaden, entsetzliches Unheil anrichteten. Nachdem dagegen die Naturforscher zunächst von allen philosophischen Speculationen abstrahirten und vorurtheilsfrei die mühevolle, sorgfältige Beobachtung mit allen technischen Hülfsmitteln sich zur Lebensaufgabe machten, sind wir zwar keineswegs zur Erschöpfung des Stoffs gelangt, ja wir haben eingesehen, daß wir dies Ziel niemals erreichen können; aber wir haben festen Boden unter den Füßen gewonnen, wir sehen auf vielen Gebieten die Wirklichkeit, die unumstößlichen Thatsachen klar vor uns und wir wissen, wo es noch dunkel ist, wir erkennen scheinbare Widersprüche, welche durch fleißige, immer wiederholte Beobachtungen und Untersuchungen gelöst werden sollen und wir werden uns bewußt, daß es eine Grenze gibt, über welche weit hinauszugehen, die Organisation des Menschen nicht ausreicht.

Wir gehören nicht zu denjenigen Materialisten, welche alle Philosophie und jedes ideale Streben verbannen möchten, im Gegentheil sind wir der Meinung, daß es Aufgabe der Philosophie sein wird, die große Menge des zu Tage geförderten Stoffes ordnen zu helfen, zu combiniren, mit einem Wort, wissenschaftlich zu verarbeiten, ähnlich wie die neueren Geschichtsforschungen die Grundlage einer wirklichen Philosophie der Geschichte zu bilden geeignet sind. — Aber mit den durch Forschung gewonnenen, feststehenden Resultaten der Geschichte und der Naturwissenschaften darf die Philosophie nicht in Widerspruch gerathen, sie darf Einfluß auf das praktische Leben oder gar den Staat nur soweit beanspruchen, als sie jene Resultate der Forschungen und Beobachtungen zur Grundlage hat. — Die Naturwissenschaft gewann directen Zusammenhang und tief eingreifenden Einfluß auf die Gewerbe und die Kunst erst dann, als sie sich auf Beobachtung, d. h. auf die positive Wirklichkeit und Wahrheit stützte. Bis dahin beruhten die Gewerbe und die Technik auf purer Empirie.

Dieselben Forderungen müssen wir an jeden stellen, der auf dem großen Gebiete der Volks- und Finanzwirthschaft Einfluß auf das wirkliche Leben, oder gar die Gesetzgebung beanspruchte. An diesem Punkt hört die Trennung von Theorie und Praxis auf. Beide können nur vereinigt wirken, aber sie müssen sich auf klar erkannte und überzeugend nachgewiesene Gesetze des Verkehrs und auf unzweifelhafte Thatsachen stützen. Wenn sie ohne diese Grundlage Experimente, sogar auf dem Gebiete der Gesetzgebung, machen wollen, so ist es eine so jämmerliche Empirie, wie sie der rohesten Handwerker nur treiben kann, aber mit viel größeren Gefahren verknüpft, daher völlig unberechtigt.

Mit der Ermittelung und Klarstellung der natürlichen Gesetze des Verkehrs hat die Ethik und das sittliche Pathos so wenig zu schaffen, wie mit der beobachtenden Methode der Naturwissenschaften. Sittliche Entrüstung wäre übel angebracht bei der Entdeckung, daß die einzelnen Glieder des Bandwurms Selbstbefruchtung treiben. Zunächst kommt es auf die thatsächliche Wahrheit an, auf die Fernhaltung jedes Vorurtheils, jeder Vorliebe und Abneigung.

Dies ist es, was wir in den Schriften und Vorträgen der Katheder-Socialisten vermissen. Wer ohne genügende Berücksichtigung der natürlichen Verkehrsgesetze, ohne strengen Nachweis der wirklichen Zustände und Vorgänge in Deutschland, mit offenbarer Vorliebe für den einen, mit Mißtrauen, ja Haß gegen den anderen Theil die Staatsgewalt zu Eingriffen in das pulsirende, gewerbliche Leben, zu gewagten Experimenten provocirt, handelt ganz entschieden unsittlich und kann am wenigsten behaupten, daß er auf dem Boden der Wissenschaft stehe. Die Ansbeutung des Arbeiters durch den Fabrikanten wird ohne irgend einen Nachweis, wo oder wie? als Axiom hingestellt.

Die nachträgliche Versicherung, es seien nur gewisse Fabrikanten gemeint, ändert nur wenig, gerade so wenig, als

Digitized by Google

wenn jemand sagen wollte: „Die Professoren sind Diebe“ und hinterher erklären, er meine nur die Professoren, welche Bücher aus öffentlichen Bibliotheken entwendet oder auf literarischem Gebiet gestohlen haben. Solche Ausdrücke muß man vermeiden, soll die Discussion nicht in Schimpfen ausarten.

Berlin, im November 1872.

H. P. von Arnim.

Die Polen im Deutschen Reich.

Von Wilhelm Goldbaum.

„Die Polen sind eitel, stolz im Glück, kriechend im Unglück, zu allem fähig für Geld, das sie nachher wegwerfen, frivol und bigott, ohne Urtheil, stets bereit, ohne Gründe eine Partei zu ergreifen oder zu verlassen, und sich durch die Folgewidrigkeit ihres Betragens in die übelsten Lagen zu stürzen. Die Weiber leiten die Intriguen und schalten über alles, während die Männer sich betrinken“... Der dieses Zeugniß den Söhnen der modernen Niobe ausgestellt, war ein Staatsmann und Menschenbeobachter, wie die Weltgeschichte nur wenige aufzuweisen hat, war Friedrich II. von Preußen. Zwar diejenigen, welchen es gilt, werden es nicht als bewiesen gelten lassen, weil sie den großen König als den Urheber ihres geschichtlichen Verhängnisses und sein Urtheil als ein selbstsüchtiges und befangenes ansehen; wir andern aber, deren Kenntniß von dem polnischen Nationalcharakter durch die Ueberschau über ein weiteres Jahrhundert der Geschichte vermehrt und befestigt ist, haben alle Veranlassung, den wahrhaft providentiellen Fernblick zu bewundern, mit welchem Friedrich nicht blos für seine Zeit, sondern ein für allemal das innerste Wesen des polnischen Volkes erkannt und fixirt hat. Wort für Wort und Merkmal für Merkmal hat das obige Signalement auch heute noch seine Richtigkeit, so zwar, daß man getrost den Namen der Nationalität, auf die es gemünzt ist, daraus entfernen und doch nicht verhindern könnte, daß jeder Geschichtskenner auf den ersten Blick den wirklichen Inhaber jener Merkmale erriethe

An der Hand dieses Ausspruches begreift es sich leicht, warum der Staatsmann Friedrich ohne Zaudern seine Hand zur Theilung Polens herlieh, nachdem der Menschenbeobachter Friedrich zu solcher Erkenntniß gelangt war. Ein Volk, welches so trostlos verfallen, daß die Schattenseiten seines Charakters wie eine Auslese sittlicher und intellectueller Gebrechen sich darstellen, hat keine Qualification zu historischer Existenz und muß, unfruchtbar und haltlos wie es ist, unreifbar als Beute demjenigen verfallen, der von sicherem Standpunkte aus seine Hand darnach ausstreckt. Es gehörte weniger als der Scharfblick Friedrichs dazu, um zu erkennen, daß über kurz oder lang Rußland allein die Beute verschlingen würde, wenn nicht zugleich mit ihm auch von Oesterreich und Preußen die Hand gerührt würde. Das jammervoll zerrüttete polnische Staatswesen Rußland gegenüber zu stützen, lag keine Veranlassung vor, denn seine Existenz war kein Bedürfniß für die Weltlage — es Rußland allein zu überlassen, wäre ein politischer Fehler gewesen, aus dem heute vielleicht schon die Drachensaat des Panslawismus zu verhängnißvoller Blüthe emporgereift wäre — was also hlieb dem Staatsmann auf Preußens Throne übrig, als dem ausgesprochenen Willen der Geschichte sich zu fügen und das Danaergeschenk zu acceptiren?

Und ein Danaergeschenk ist's geblieben bis auf den heutigen Tag. Kein Gewinn für die Machtstellung Preußens, keiner für die allgemeine Cultur, sondern ein geschichtliches Vermächtniß, welches cum beneficio inventarii übernommen werden mußte — ein krankes Glied, das den gesammten Organismus belästigt und das man doch nicht amputiren kann, weil sich darein Gewebe fortsetzen, die im Gesammtkörper die Quelle ihrer Existenz haben, von welcher abgeschnitten sie trostlos verkommen würden, — eine Kette am Fuß, die bei jedem Vorwärtsschritt die Bewegung mit widerwärtigem Klirren hemmt — solcher Art sind die Bilder, unter denen sich der Zusammenhang zwischen Preußen und seinen polnischen Bezirken darstellt.

Politisch genommen war das Finis Poloniae ganz zweifellos eine Nothwendigkeit. Aber auch nach moralischer Messung verschwindet jedes Odium, das gedankenlose Sentimentalität dem Acte der Theilung Polens angehestet, wenn man bedenkt, daß die Schuld wesentlich auf denen lastet, die davon betroffen wurden. Die Polen haben selbst auf ihren Untergang hingearbeitet, indem sie über ihre Daseinsmsfähigkeit keinen Zweifel ließen, und wenn sie nachträglich mit hartköpfiger Inbrunst ihre unwiederbringlich verlorene politische Unabhängigkeit zurückwünschen, so gemahnt dies an jene, die, nachdem sie sich selbst eine tödliche Wunde beigebracht, mit wildem Begehren das entsliehende Leben zurückwünschen.

Poetenthränen genug sind um das Schicksal Polens geflossen und durch Decennien waren Polenlieder in allen deutschen Anthologieen stehender Artikel. Bald war's der „Polenflüchtling“, den man in bebender Theilnahme auf seinen rastlosen Irrfahrten folgte, bald begeisterte man sich für die Tapferkeit der „letzten Zehn vom vierten Regiment“; reichlich, wie das Wellengrab, in welchem er versank, rann der Tribut schöner Augen um Poniatowski und selbst das Pferd Kosciuszkos konnte der Apotheose nicht entgehen. Tempora mutantur! Wir mußten erst im blutigen Ringkampf mit dem wälschen Nachbar zu dem Vollbewußtsein unserer Culturmission, unseres Berufs für die Vertheidigung der Bildung, des Fortschritts und der Gewissensfreiheit gelangen, um damit zugleich die Erkenntniß zu gewinnen, daß die Feinde der Cultur, die Hemmschuhe des Fortschritts und die Sklaven des Gewissenszwangs unsere Todfeinde seien. Ja, im Kampfe um die Güter der Bildung und des Menschenthums gilt die Parole: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich“ — und die Polen sind beides zugleich, der Cultur und des Deutschthums Todfeind. Sie standen zur Fahne des ersten und geizten nach der Gunst des dritten Napoleon, sie mischten sich unter die Mordbrenner der Commune und einten sich mit den Seelenmördern der Unfehlbarkeit — eine Todsünde jagte die andere, bis die Erkenntniß unauswichlich ward, daß sie nicht nur ein unfruchtbares, daß sie ein zerstörendes Element im Dasein der Völker seien, daß sie nicht nur kein Culturvolk, sondern sogar ein modernes Barbarenthum repräsentiren, daß ihre Ritterlichkeit ein äußerlicher Firniß, der nur spärlich die innere Rohheit verdeckt.

Man hat gemeinhin von dem Deutschenhaß der Polen nicht die rechte Vorstellung und gibt ihm ein viel zu edles Relief, indem man ihn als Folge der Theilung Polens ansieht. Nicht der Schmerz über die verlorene politische Selbstständigkeit gebiert ihn, sondern der Wunsch, das alte Faullenzer- und Schlemmerleben im eigenen Hause nach Herzenslust durchzubringen. Sie möchten lieber in Warschau ihr Hab und Gut verprassen als in Paris und Brüssel, lieber zu Hause eigenen Parteihader pflegen und schüren als in der Fremde, wo man ihrem abenteuernden Emigrantenthum armselige Brocken des Mitleids hinwirft, um dafür Undank und heimliche Conspiration zu ernten.

Man sehe sich ihr Treiben nur aus der Nähe an, in Posen z. B., wo es nicht einmal in seiner ganzen unwüchsigen Zügellosigkeit, sondern schon gedämpft durch die starke Hand der deutschen Verwaltung sich manifestirt, und man wird erkennen, wie nahe das harte Verdict des großen Friedrich der Wahrheit kommt.

Es gibt Menschen genug, die ihre Faulheit in Thun und Denken und die Unfruchtbarkeit ihres Daseins vor sich und

Digitized by Google

andern dadurch zu beschönigen suchen, daß sie von einer hohen Idee in Beschlag genommen zu sein vorgeben. Diesen Zweck erfüllt den Polen die Illusion von der Wiederherstellung ihrer politischen Selbstständigkeit, und während sie knirschend, drohend, herausfordernd ihr „Jeszcze Polska nie zginęła“ (Noch ist Polen nicht verloren) vor sich hinplärren, lassen sie ihre Jugend in Rohheit und Unbildung aufwachsen, ihre Weiber und Töchter in die schlauen Netze der Pfaffen sich verstricken, ihre Gründe von gewissenlosen Beamten oder herzlosen Speculanten aussaugen. So erbt sich ein Geschlecht fort, das bei Würfel und Becher sein Dasein ausfüllt und, um denn doch irgend eine Geltung im politischen Leben zu haben, sich dem scheinbar anspruchslosesten Bundesgenossen in den Arm wirft — den Ultramontanen. Was verlangt Rom von ihnen? Daß sie etwas lernen? Bei Leibe nicht. Im Gegentheil! es hindert sie daran und lehrt sie, daß Denken unnütz sei. Nur ihre Töchter verlangt es für seine Klöster und ihr Vermögen für die Kirche — nichts weiter. Zugleich aber ist es ein Todfeind dieser Deutschen, der armseligen Pedanten, die in Arbeit und Grübelei ihr Leben verzetteln.

Ich sage: man muß unter und neben ihnen gelebt haben, um zu erkennen, wie gerechtfertigt, ja wie nothwendig ihre Germanisirung ist, soweit sie in den Bereich Deutschlands gehören. Mit den paar bunten Flicken und Lappen von Dichtung und Kunst, mit ihren Mickiewicz und Matejko können sie doch wahrlich nicht den Anspruch erheben, ein Culturvolk zu sein, das im Interesse der gesammten Menschheit erhalten zu werden verdient. Ihre Ritterlichkeit ist eine fable convenue, deren Stichhaltigkeit man ja nicht aus der Nähe prüfen darf. Das Einzige, was an ihnen echt ist, ist der Haß gegen das Deutschthum.

Sollen wir also die Pflicht empfinden, sie zu conserviren? Mögen sie, was sie Eigenes haben an Gütern der Humanität und Bildung, auf den Plan führen, damit es sich messe mit dem, was wir für die Entwicklung der Menschheit gethan; im unerbittlichen „Kampf um's Dasein“ wird sich sodann zeigen, wer zu bestehen und wer unterzugehen verdient. Das Lebende hat Recht. Wir wollen nicht auf Schritt und Tritt von den Spuren eines verwesenden Volkslebens aufgehalten sein, das noch überdies unserem erklärten Feinde, dem Zauberer von Rom, sich als Waffe darleiht.

Alle Proteste der Welt kommen gegen die Thatsache nicht auf, daß die Polen mit uns unter Einem Dache leben, und zwar unter einem solchen, welches wir gegen Wind und Wetter aufgerichtet haben. Hinauszuziehen aus dem gemeinsamen Heim werden sie nicht und wir wollen sie auch nicht hinausstoßen, weil wir ihre geschichtlichen Rechte respectiren. Aber was wir wollen und zu wollen ein Recht haben, ist, daß sie sich dem Hausgesetz fügen und nicht den Schutz, den wir ihnen bieten, zu unserem eigenen Nachtheile mißbrauchen.

Der deutsche Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus.

Es ist im höchsten Grade interessant zu beobachten, wie das alte Preußen, dem man nicht ohne Grund Schuld gab, daß es sich in seiner Eigenart verhärte, sich seinem Werke, dem neuen Deutschen Reich gegenüber benimmt. Ihm geht es wie jenem Vormunde, der das Mündel, so lange es ein kleines hülfloses Mädchen ist, hegt und pflegt, nach seinen Ansichten und Gewohnheiten aufzieht und zu bilden strebt, sich dann in die herangewachsene Jungfrau verliebt und nun aus Liebe nicht nur sich allen ihren früher bekämpften Eigenarten fügt, sondern auch die seinigen aufgibt. Mit allen Härten eines schroffen Mannescharakters, mit Schrullen und unliebenswürdigen Manieren trat Preußen seinem Mündel, dem Norddeutschen Bunde entgegen; nichts war ihm stramm und schneidig genug, am liebsten hätte es alles nach preußischem Muster eingerichtet. Das Mündel wuchs zum Deutschen Reich heran, und siehe! die Situation änderte sich. Noch immer ist Preußen der Charakter in dieser Gemeinschaft, aber die Ecken werden abgeschliffen; die Idee des neuen Deutschland erwärmt die äußere rauhe Schlackenhülle und ein Stück nach dem andern fällt ab; liberale, tolerante Anschauungen erscheinen nicht mehr so fremd wie sonst, sogar die Civilehe scheint dem früher so strenggläubigen Preußen nach seiner Verbindung mit dem Deutschen Reiche nicht mehr verabscheuenswürdig; kurz, man bemüht sich, nicht gar zu unliebenswürdig zu sein, — und hoffentlich in nicht allzulanger Zeit ist die bewußte Harmonie in allem Guten und Erstrebenswerthen erreicht. Vielleicht ist man sich in Preußen selbst nicht ganz klar darüber, wieweit man unter dem Einfluß des Reiches steht und sich unter ihm anders benimmt als früher; vielleicht leugnet man sogar diesen Einfluß, — denn selbstbewußten Leuten wird es schwer, dergleichen einzugestehen, aber, sei es bewußt, sei es unbewußt, man läßt ihn auf sich einwirken und das ist ein Verhältniß, das bei seinem Charakter als Uebergangsstadium die Gegensätze stärker als sonst markirt erscheinen läßt und den Beobachter zu Vergleichen herausfordert. Am meisten ist es der Fall bei den größten parlamentarischen Körperschaften des Reichs: dem preußischen Abgeordnetenhaus und dem deutschen Reichstag.

Der Reichstag ist gewissermaßen der gesättigte Niederschlag des unruhig arbeitenden Abgeordnetenhauses. Hier ist alles in Bewegung; Abgeordneter sein, heißt Kämpfer sein; man reformirt, man unterminirt, die Geister platzen auf einander: eine Partei besiegt die andere, aber es gibt keine unter ihnen, die nicht auch schon die Regierung angefallen hätte und es gegebenen Falls sofort wieder zu thun bereit wäre; kurzum: Regierung wie Landesvertretung haben sich ihrer Haut zu wehren und thun das mit dem geheimen Vergnügen, das in der Aufregung und in der Anspannung aller Kräfte liegt.

Der Reichstag dagegen, der Ausdruck eines Jahrhunderte lang vom deutschen Volke gehegten Gedankens, — so jung noch und doch so ehrwürdig als Verkörperung der höchsten nationalen Idee, — er findet, wenn er sich an's Werk begibt, den Boden bereits gelockert, — fast immer durch preußische Arbeit, — den Saamen bereits eingestreut, vielleicht sogar schon zum Keim entwickelt; er hat nur das, was er zum vollen kräftigen Leben erwecken will, unter die Strahlen seiner legislatorischen Weisheitssonne zu bringen, um es zum Wohle des ganzen Reichs in üppigen Halmen aufschießen zu sehen. Später wird der Reichstag selbst schaffend und selbst vorarbeitend zu wirken haben, bis jetzt ist ihm noch wenig Gelegenheit dazu geworden; denn auch die Gesetzesbestimmungen, durch die er sich bereits den Haß einer fanatischen Minderheit zugezogen hat, — der sogenannte Kanzelparagraph und das Jesuitengesetz sind nicht im Reichstage und durch den Reichstag vorbereitet, sondern es sind gewissermaßen nur die ersten Regungen des zum Bewußtsein seiner selbst Kommenden, einfache Folgen des Selbsterhaltungstriebes gegenüber einer nicht nur instinctiv geahnten, sondern durch die Erfahrungen aller Staaten bewiesenen Gefahr; es ist das ein Ausfluß der Vorsicht, die jeder Mensch im gewöhnlichen Leben beobachtet, wenn er diejenigen aus dem Hause, das er sich wohnlich einzurichten gedenkt, fortweist oder unschädlich macht, von denen er weiß, daß sie im Stande und geneigt sind, es ihm über dem Kopfe anzuzünden.

Diese Gesetze sind also nicht selbstständige Schöpfungen des Reichstages zu nennen, bei denen er in gesetzgeberischer Erkenntniß des Bedürfnisses den einzelstaatlichen Arbeiten vorausgeeilt wäre und sie überflüssig — vielleicht auch unschädlich — gemacht hätte. Zu solchen Arbeiten wird er erst später Gelegenheit finden; schon jetzt aber ist er gewissermaßen die höchste Instanz für alle Fragen von weitergehendem Interesse. Das fühlen die Mitglieder des Reichstags, das fühlt die Nation.

Dieselben Männer, die im preußischen Abgeordnetenhause die Majorität bilden, sitzen ja auch im Reichstage: aber erscheinen sie dort als rauhe Arbeiter des Werktages, die ohne viel Federlesen und Rücksicht ihr Pensum abarbeiten, mit Liebe zur Sache, aber auch mit der Nonchalance der selbstverständlichen und alltäglichen Pflicht-

Digitized by Google

erfüllung, — so sind sie im Reichstage gleichsam sonntäglich gestimmt: ein unsichtbarer Reichstagsfrad umhüllt die Glieder und gibt ihren Bewegungen gesellschaftliche Anmuth; so wie die Gesetze zierlich auf dem Tisch des Hauses präsentirt werden — von dem man im Abgeordnetenhause wohl spricht, den man aber nicht besitzt, — so werden sie auch mit Handschuhen angefaßt. Man fühlt eben, daß man noch nicht ganz im Familienkreise sich befindet, und nimmt auf die fremden Herrschaften die gebührenden gesellschaftlichen Rücksichten, über deren Erfüllung der Oberceremonienmeister Simson mit unnachbarer Autorität und unwandelbarer Würde wacht.

Schon die Versammlungsräume haben einen imposanten, vornehmen Charakter: die Größe und die geschmadvolle Decoration des Sitzungssaales, die über dem Haupte des Präsidenten enfaltete, einst dem Nordeutschen Bunde gewidmete Fahne der Damen von New-Orleans, die parlamentarische Bemessenheit und Ernsthaftigkeit aller mitwirkenden Kräfte, vom weitschauenden Präsidenten herunter bis zum wichtigthuenden Diener in der Reichslivrée: — alles das macht den Gesammteindruck fast zu einem feierlichen; man wird sich bewußt, daß man in einer Versammlung von Gesetzgebern ist. Voll Ruhe und Hingebung folgen die Reichsboten den Verhandlungen; fast könnte man sagen, mit Ergebung; denn nur wenige Redner sind so exquisit langweilig, daß selbst die Reichstagsabgeordneten vor ihnen flüchten. Der Beifall wird karg und ohne Provocation einer Gegendemonstration gespendet; alle Anwesenden sind eben von ihrer Würde als Volksvertreter völlig durchdrungen, wenn nicht in ihren Anschauungen, so doch in ihrem Gebahren.

Nur ein Mann kann selbst den Reichstag aus der Contenance bringen: der Drechslermeister und Socialdemokrat Bebel. Es ist wahr: wenn er seine schneidende, mißtönend metallene Stimme erhebt, dann erinnert man sich unwillkürlich der Feuersgefahr, in der die provisorischen hölzernen Reichstagsräume schweben, man sieht den rothen Hahn und die rothe Fahne. Aengstliche Menschen empfinden Furcht und kampfesmuthige wünschten den Redner vor der Klinge zu haben. Alles geräth in nervöse Aufregung: die Rechte erwacht aus ihrer vom preußischen Herrenhause stammenden Paralyse, ruft ein Pfui! über das andere bei den alle Convenienz verletzenden, alles Bestehende umstürzenden Declamationen Bebels und blickt unwillkürlich ermunternd auf die Hünengestalten der Grafen Lehndorff und Arnim-Boytzenburg. Das Centrum, — trotz aller geheimen Uebereinstimmung mit den Zielen der Rothen, — blickt scheu zu Boden; hier und da wiegt einer der Herren doch bedenklich das Haupt und dreht die Daumen der gefalteten Hände umeinander. Die Nationalliberalen begleiten den Redner mit spöttischem Gelächter und ironischen Ausrufen; die Fortschrittspartei schweigt. Im Hintergrunde steht der Däne Kryger und freut sich darüber, daß Jemand, der deutsch spricht, dem Reichstag Grobheiten sagt. Je auffallender der Redner wird, um so mehr concentriren sich Aller Blicke auf dem Präsidenten, der, die Hand an der Glocke, aufmerksam lauschend dasteht.

Jetzt schwingt er sie mit Macht: „Ich erlaube mir, dem Herrn Redner zu bemerken" — und nun folgt eine jener wundervoll construirten Simson'schen Perioden, denen man nur dann ganz folgen kann, wenn man zugleich auf die Fingerbewegungen achtet, mit denen der ehrwürdige Sprecher Haupt- und Nebensätze, Parenthesen und Fragen unterscheidend begleitet. Donnernden Beifall spendet das aufathmende Haus und Bebel zieht sich um einen Ordnungsruf reicher, die wallende Socialistenmähne schüttelnd, mit höhnischem Lachen zurück, um auf die nächste Gelegenheit zum Hervorbrechen zu warten. Daß er diese zuweilen gut zu benutzen weiß, hat er bewiesen.

Abgesehen von solchen Zwischenfällen ist der Verlauf der Debatten im ganzen ein ruhiger, wenigstens von starken Invectiven frei. Es sind wohl einige Herren da, die gern einen Witz auf Kosten Anderer machen, aber sie haben eine gewisse Scheu im Reichstage die gewöhnlichen Schranken auch nur zu streifen; und diese sind ziemlich enge gezogen. Auch bei den erregtesten Debatten über kirchenpolitische Fragen war der Ton doch nicht immer ein solcher, daß selbst Leute wie v. Mallinckrodt und Dr. Windthorst, die im parlamentarischen Leben gewiß nicht zu der Klasse der Höflichen gerechnet werden, ja selbst der Geheimrath Wagener, der den alten pommerschen Grundsatz, daß man sich wohl zuweilen in der Höflichkeit, aber nie in der Grobheit übertreffen lassen dürfe, als den seinigen proclamirte, — daß selbst diese Herren ohne erhebliche Monita seitens des Präsidenten davonkamen.

In Folge dessen meint der Zuhörer, der die verhandelten Gegenstände nicht ganz versteht, sondern dem es nur Spaß macht, wenn ein Redner dem andern „es tüchtig gibt", — es sei im Reichstage langweilig, das Abgeordnetenhaus sei ihm lieber. Allerdings, selbst bei den gleichgültigsten Dingen ist das Bild im Abgeordnetenhause wesentlich belebter.

Schon beim Beginn der Sitzung, den im Reichstag ein einfaches Glockenläuten andeutet, muß der Präsident von Forckenbeck mit der ganzen Kraft des Armes die große Glocke in andauernde Bewegung setzen, um seinen Eröffnungsworten Gehör zu verschaffen; ganz allmählich begeben sich die lebhaft converstrenden Abgeordneten auf ihre Plätze, ganz allmählich kommt die Verhandlung in Gang, ohne daß dadurch die Einzelnen in der Fortsetzung ihrer Privatunterhaltung behindert würden. Man fühlt sich zu Hause und genirt sich daher wenig. Die Stenographen und das Bureaupersonal erscheinen im einfachen Hausrock; von der Journalistentribüne, die gerade über dem Präsidentensitz liegt, werden laute Fragen hinuntergeworfen und ebenso von unten beantwortet: man kennt sich ja genau seit vielen Jahren, und mancher Journalist hat schon seinen Platz auf der Tribüne mit einem Sitz im Hause vertauscht.

Die Aufmerksamkeit, welche den Debatten geschenkt wird, ist, wenn nicht sehr interessante Gegenstände verhandelt werden, kaum eine bedeutende zu nennen. Gewöhnlich weiß man schon vorher, wie man zu stimmen hat und kann, statt langweilige Reden anzuhören, seine Zeit in der Fraction Müller (der Restauration) besser benutzen, bis der Präsident den Telegraphen spielen läßt und die an allen Ecken und Enden des Hauses erklingenden Glocken zur Abstimmung in den Saal rufen.

Spricht gemand gar zu lange über einen uninteressanten oder bereits erschöpften Gegenstand, so steigt einer der alten, standhaft ausharrenden Herren (gewöhnlich von der conservativen Seite) zu dem Platz des Präsidenten empor, erfrischt sich an einer Prise von dem zur Erlabung Aller reichlich auf einem Bogen Papier ausgeschütteten Tabak und fragt an, wieviel Redner noch eingeschrieben sind. Scheinen es ihm zu viele, so beantragt er Schluß der Debatte; verhindern ihm Parteirücksichten daran, so entfernt er sich mit bedauerndem Achselzucken gleichfalls zu Müller. Der jedoch, der das Wort hat, redet „längere Zeit und vor leeren Bänken", wie einmal von einem Redner berichtet wurde. In bestimmten Intervallen, wenn die im Saal Zurückgebliebenen zu laut werden, bittet der Präsident „wiederholt", „dringend", „mit aller Entschiedenheit" um Ruhe, bis denn schließlich die zum äußersten getriebenen Zuhörer durch fortdauerndes, mißbilligendes Herunterschlagen der vor den Plätzen befindlichen Klapptischchen den Redner zum Schluß bewegen.

Anders sieht es aus, wenn Gegenstände von Wichtigkeit und allgemeinerem Interesse auf der Tagesordnung stehen. Die Bänke sind dann gedrängt voll und alles lauscht mit kritischem Geist den Rednern. Bald links, bald rechts erschöpfen die Parteien, womöglich accompagnirt von den Tribünen, die ganze Klimax der parlamentarischen Ausrufe. Das Oho! und Aha! das Nein! Sehr richtig! und Bravo! genügen schon nicht mehr; bei schlechten Witzen wird neuerdings Au! gerufen, bei zu kühnen Behauptungen Pfui! Pfui! In letzter Zeit hat man sogar die Sitte der französischen Kammern soweit nachgeahmt, daß man dem Redner ganze Sätze, darunter auch ziemlich starke Grobheiten entgegenruft; so erhielt bei Gelegenheit der allerdings erregten Debatte über das Schulaufsichtsgesetz der Abgeordnete Stroffer den Titel: „Demunciant" und als er ein wenig polterte, die Bemerkung „Zuchthauston!" (er ist bekanntlich Strafanstaltsdirector) zugeschleudert.

Diese Sitte oder Unsitte hat, abgesehen von ihrer parlamentarischen Unzulässigkeit, einen sehr anregenden Erfolg. Denn die angegriffenen Redner nehmen auch kein Blatt vor den Mund und antworten in demselben Tone frisch darauf los, bis der Präsident nach der Glocke greift, um eventuell zur Ordnung zu rufen. Damit geht es aber im Abgeordnetenhause nicht so schnell wie im Reichstage,

Digitized by Google

da Herr von Forckenbeck bezüglich dieses Punktes selbst sagt: „Ich bin kein Schulmeister und nicht jede scharfe Aeußerung ist unparlamentarisch!"

Am Ende einer jeden Debatte gibt es eine Fluth von „persönlichen Bemerkungen", durch deren Pointen das Haus für die weitere Discussion angenehm erfrischt wird. Unerreichbar in solchen Bemerkungen ist die Excellenz Windthorst, sonst auch von Strosser: „die Taube", von Mallinckrodt: „die Perle", von Graf Renard: „der Recke von Meppen" genannt. Dieser berühmte Centrumsmann ist nun ebenso kurz von Gestalt und Gesicht, als scharf von Gehör und Zunge. Während er, dem Hause den Rücken zukehrend, die Augen hinter der Brille zu Boden geschlagen, mit größtem Eifer und Nachdruck redet, hört er jedes halblaute Wort, das bezüglich seiner Rede irgendwo fällt: sofort erkennt er an der Stimme denjenigen, welcher sprach und unterbricht sich, um dem unsichtbaren Gegner eine witzigbissige Abfertigung zu Theil werden zu lassen. In Folge dessen kann Dr. Windthorst sich rühmen, nicht nur einer der Redner zu sein, denen das Haus Aufmerksamkeit schenkt, sondern auch einer von denen, die im Stande sind, das ermattende Interesse immer wieder anzufachen, weil diese stete Kampfbereitschaft Anlaß zu ergötzlichen Zwischenfällen ist.

Ueberhaupt wohl in den Räumen des Abgeordnetenhauses als Erbstück aus der Conflictszeit ein kampfesfroher Geist, der bei der Sache den nöthigen Ernst nicht fehlen läßt, sonst es sich jedoch nicht versagen kann, die Regierung — wie Fürst Bismarck sagt — als ein wildes Thier zu betrachten, das man zwar nicht loslassen darf, aber tüchtig hänseln und ärgern muß.

Man meint es schließlich nicht so böse; bei sehr schroffer Redeweise ist im preußischen Abgeordnetenhause die wirkliche Differenz meistens nicht so groß, als zuweilen bei sehr höflichen parlamentarischen Formen im Reichstage. Gut wäre es, wenn sich der materielle Vortheil der innern Uebereinstimmung mit dem formellen der ausgesuchten Formen verbände und hoffentlich geschieht das noch einmal; vielleicht, wenn das preußische Abgeordnetenhaus, wie es bereits angeregt ist, seine Sitzungen in den Räumen des Reichstagsgebäudes abhält; oder auch schon jetzt, wo die angenehmer als früher eingerichteten Räume ein größeres Gefühl der Behaglichkeit und damit der Friedfertigkeit erwecken. In dem Sitzungssaale, wie er bisher beschaffen war, konnte man es kaum noch aushalten: es zog durch alle Ritzen und Oeffnungen, es regnete durch's Dach, so daß einmal der berühmte Staatsrechtslehrer von Rönne unter lauter Klagfährung beim Präsidenten sich und seine Acten vor dem Regen retten mußte; bei starkem Winde rollte und dröhnte das lose aufliegende Zinkdach so gewaltig, daß im Hause eine ängstliche Stimmung Platz griff; es fehlte an Raum, an Licht, an allem Möglichen. Und doch liebte jeder preußische Abgeordnete das alte Haus am grünen Graben und würde ihm auch diese Zuneigung bewahrt haben, selbst wenn es nicht restaurirt worden wäre, denn wie der Berliner sagt: „Es geht da so gemüthlich zu!"

v. Hellsikt.

Oesterreichische Achillesferse.

Nach kurzer Ruhepause beginnt die parlamentarische Saison bei uns auf's neue. Eigentlich ist der Ausdruck nicht ganz correct, zum wenigsten nicht bezeichnend genug. Nach einer Ebbe, die noch kein Vierteljahr angehalten, bricht die parlamentarische Hochfluth wieder über uns herein, und zwar in so gewaltigen Sturzwellen, als gelte es den Parlamentarismus durch den Parlamentarismus auf homöopathischem Wege zu tödten. Goethes Wort: „Was in der Jugend man wünscht, das hat man im Alter die Fülle", findet hier seine berechtigste Anwendung. Ja manchmal erscheint es dem unbefangenen Beobachter fast, als sei es darauf abgesehen, den Leuten das Parlamentsspiel abzugewöhnen, wie die Materialisten ihren Lehrbuben die Lust an Datteln und Feigen vertreiben, indem sie denselben gestatten, sich erst einmal ein paar Wochen lang an allen möglichen Süßigkeiten den Magen gründlichst zu verderben. Wenn man einen Preis darauf aussetzen wollte, den Parlamentarismus in seinem eigenen Fette zu ersticken: in Oesterreich-Ungarn erschiene die Aufgabe mit Glanz gelöst. Da haben Sie erst einmal als Vorspiel die ungarischen Reichstagswahlen, die lange Monate die Gebiete der Stephanskrone dermaßen bis in ihre innersten Tiefen aufregen, daß der Finanzminister offen gesteht, von Steuereinheiten könne in der Agitationszeit nicht viel die Rede sein, weil sonst alle Welt oppositionell wühle. Gleichzeitig mit dem Reichstage halten in Pest die Delegationen der beiden Reichshälften ihre Sitzungen, um unter voeidlichem Gezänke mit dem Kriegsminister das Budget für Heer und Flotte zu Stande zu bringen. Auf den Schluß der Delegationssession passen schon ungeduldig die siebzehn erbländischen Landtage, um auch ihre Weisheit an den Mann zu bringen. Es sind das seine Provincial-Landtage, gleich den Ihrigen; Polen, Czechen, Slovenen, selbst die Glaubenseinheitlichen in Tirol machen ja ebenfalls nur in hochpolitischen Fragen, indem sie nach der Logik „Landrecht bricht Reichsrecht" uebelhafte Resolutionen und Declarationen in Scene setzen, um das Wiener Abgeordnetenhaus völlig aus den Angeln zu heben. Kaum ist die Landtagssession durchgepeitscht, dann muß im November der Reichsrath zusammentreten, sowohl zur Erledigung des Budgets, als hauptsächlich um endlich die Wahlreform durchzuführen und das Wiener Parlament von der Reuitenz der föderalistisch angekränkelten Landtage unabhängig hinzustellen, sowie durch Entgegennahme confessioneller Vorlagen endlich einmal die Aufhebung des Concordats halbwegs zur Wahrheit zu stempeln. Rechnen Sie dazu noch politisirende Gemeinderäthe, Bezirksvertretungen, Comitats-Congregationen hüben und drüben; die „Nationsuniversitäten" der Siebenbürger Sachsen; den Nationalcongreß der serbischen Wojvodina, lauter „nationale" Intermezzos, gleichsam als entremets zwischen die großen pièces de résistance eingeschoben, und Sie werden zugeben, daß Stoffarmuth die letzte Verlegenheit ist, an der die Regisseure unserer parlamentarischen „Komödie der Irrungen" leiden. Ehe haben sie über embarras de richesse zu klagen.

Wahrlich, es ist keine Halluination, wenn man diesem Parlamentarismus, der, half es sich nicht zu condensiren vermag, unwiderruflich schon an seiner Zersplitterung zu Grunde gehen muß, in erster Linie waraend zurust: „multum, non multa". Wie wesenlose Schattenbilder der Laterna Magica ziehen die Erscheinungen des parlamentarischen Lebens vorüber. Nicht blos, daß die Camarilla sie dazu herabdrücken will, nein, die Bevölkerung selber zeigt mehr und mehr dazu, sie als ein Possenspiel an der Wand aufzufassen. Kann es anders sein, wo einerseits der Parlamentarismus das bürgerliche Alltagsleben so vollständig auffaugt, daß er, statt demselben als süßendes Rückgrat zu dienen, störend und zerfetzend in seine Kreise eingreift? wo er andererseits eben darum den Einzelnen, der sich ihm widmet, so vollständig in Anspruch nimmt, daß die wirklichen Ehrenmänner, in denen das Blut des Volkes pulsirt, sich mehr und mehr von der politischen Carriere zurückziehen müssen, weil sie für Weib und Kind zu sorgen haben, weil sie ihr Geschäft nicht zu Grunde gehen lassen können, weil sie an ihrem Berufe hängen, und daß so die Bahn frei wird für anrüchige Bummler aller Art, die nichts zu verlieren haben und im Reichsrathe ein Mittel sehen, um auf Regimentskosten zu existiren und zwar gut zu existiren, wenn sie nur in das Comité der Eisenbahnconcessionen und in ähnliche Ausschüsse kommen; kurz, für Verwaltungsräthe und solche, die es werden wollen? Von den politisch oder materiell wohlthätigen Folgen des constitutionellen Systems haben wir hier noch verzweifelt wenig zu sehen bekommen; dagegen steht die damit verbundene Corruption in einer Blüthe, die uns ordentlich die Schamröthe in's Gesicht treiben muß, sobald wir bedenken, daß wir in der Heuchelei einst so weit gegangen sind, über die kleinen Peccadillen des Louis Philipp'schen Regiments Ach und Weh zu rufen. Welch Pharisäerthum, wenn wir auf unsere eigenen Zustände blicken!

Gerade der Eingang zu der Epoche der parlamentarischen Aera, die wir mit dem neuen ungarischen Landtage begannen, ist mit Warnungszeichen dieser Art überreich versehen. Ich will nicht reden von den „Familienbahnen", die sich Andrassy im Pester Parlamente muß vorwerfen lassen; auch nicht von den Restaurationen, die hier in

Digitized by Google

seinem Hotel am Ballplatze auf Staatskosten vorgenommen werden und von denen namentlich viele Ausgaben für fostspielige Launen der Gräfin Katinka allerdings mit Recht von den Wiener Blättern in den Bereich des Privathudgets verwiesen werden. Aber der entsetzliche Scandal, den Tiszas große Rede über die Methode des Ministerpräsidenten Lonyay sich zu bereichern angestiftet, ist dann doch ein unvergeßliches memento mori. Anklager und Angeklagter sind hierbei durchaus über Einen Leisten zu schlagen. Die Eisenbahnen, die immer mit seltener Caprice ihren Weg durch die eben von Lonyay erhaubelten Güter suchten; die Kettenbrückenactien, die dreißig Procent in die Höhe schnellten, ehe der Hauptactionär Lonyay sie als Finanzminister durch den Staat ablösen ließ: diese und ähnliche Kunststücke waren nur möglich, weil Excellenz die entscheidenden Mitglieder der Reichstagsausschüsse tüchtig mitessen ließ, und tüchtig haben sie auch mitgegessen. Tisza hat Recht, wenn er sagt: nicht ob jede einzelne Anklage wahr ist, entscheidet, es genügt, daß der allgemeine Verdacht und Argwohn dieselbe für wahr hält; daß das Vertrauen zur Regierung gestört ist, weil ihre tiefe Verflechtung in den ganzen Actien- und Gründungsschwindel dem Mißtrauen vollauf gerechtfertigte Nahrung gibt. Aber Recht hatte auch wieder jener Magnat, der auffallender Weise zugleich ein Gentleman ist, als er auf die Frage, ob er nicht ein Portefeuille annehmen wolle, mit sichtlichem Degout entgegnete: „wozu soll ich mir nachsagen lassen, daß ich silberne Löffel stehle; überdies von denen, die nur wüthend sind, weil sie selber sie stehlen möchten und ich ihnen den Platz wegnehmen würde? Hab's ja Gott sei Dank nicht nöthig!" Recht hat jener Baunternehmer ersten Ranges, der nach langen schmerzlichen Erfahrungen es zu absoluter Geschäftsmaxime erhoben hat, nie und unter keinen Umständen mehr einen Bau in Ungarn zu entreten, weil in endlosen „Backschisch" der Deputirten und Beamten der ganze Gewinn draufgeht. Noch zu den Zeiten des seligen Eötvös hatte ein hervorragender Wiener Architekt den Bau eines Gymnasiums in Pest übernommen. Da der Mann über die offenen Hände der Volks-Repräsentanten förmlich stolperte, bis er sich die Taschen ausgeleert, faßte er sich endlich ein Herz und klagte dem Minister sein Leid. „Jo, werther Herr, — meinte der liebenswürdige Baron Eötvös achselzuckend — Sie sind hier in Asien, nicht mehr in Europa: da endet meine Macht. Ich will sehen, was ich für Sie thun kann; aber viel wird es nicht sein, das sage ich Ihnen im voraus — denn wollte ich alle bestechlichen Beamten cassiren, so würde ich in meinen Bureaus bald so gut wie allein dastehen!"

Asien ist es bei uns nun allerdings noch nicht so ganz: aber lächerlich wäre es zu leugnen, daß auch in den Erblanden der Gründerschwindel der Jahre 1869 bis 1872 in Verbindung mit dem parlamentarischen Rummel wahrhaft entsetzliche Verwüstungen in dem Sittlichkeitsbewußtsein angerichtet und das moralische Niveau gewaltig herabgedrückt hat. Vor ein paar Jahren noch ward ein gewaltiger Lärm darüber erhoben, weil der einzige Schindler, dazu ein geistreicher und amusanter Mann, sich schlecht und recht auf parlamentarischem Wege so viel erwirthschaftet, daß er sich die reizende Besitzung Leopoldskron bei Salzburg kaufen konnte. Der Spaß kostete Schindler sein Mandat in der Vorstadt Neubau von Wien: und als ihn dort die Radicalen fallen ließen, candidirte er, der Hauptstürmer auf das Concordat, flugs bei den Clericalen in Salzburg für den Großgrundbesitz. Entsetzliches Geschrei! aber armer liebenswürdiger Schindler, wie ausgiebig und wie schnell bist du gerächt! Wo sollte man heute noch Abgeordnete hernehmen, wenn man um solcher Bagatellen willen an den „Vertretern" des Volkes Standrecht üben wollte? Wer macht denn heute noch ein Hehl daraus, daß Eisenbahnconcessionen und Bankliconzen verliehen werden, um Verwaltungsrathsstellen zu creiren, und daß man ein Mandat übernimmt, um durch ministerielle Abstimmung die Cumulirung solcher Sinecuren zu bezdieuen und auf diesem, längst nicht mehr ungewöhnlichen Wege Millionen ohne Arbeit anzuhäufen? Was Wunder, daß daher auch ein Generaldirector, ein Ritter von Ofenheim sich als eine viel wichtigere Persönlichkeit fühlt denn ein kaiserl. königl. Minister. Jahrelang hat das Publicum sich heiser geschrieen, daß alle Directoren der Lemberg-Czernowitzer Bahn in's Criminal gehören: statt dessen wurden sie mit Orden und Titeln überhäuft, weil die Gründer- und Verwaltungsraths-Mißwirthschaft eines der Hauptschwungräder in dem österreichisch-ungarischen constitutionellen Getriebe bildet. Ist es da einem solchen Financier zu verargen, wenn er sich fühlt und dem Minister, der endlich bei der Bahn nach dem Rechten sehen will, drohend zuruft: „es bleibt alles beim Alten und ich, der Ritter von Ofenheim, werde noch Generaldirector sein, wenn Herr Banhans längst nicht mehr Minister ist!"

Unsere parlamentarischen Körperschaften sind „Betheiligungs-Anstalten" im Großen geworden — da nützt kein Verheimlichen. Die Consequenz, wie ihre endlose Verdiestfälligung daher auch das Gift der Corruption in immer weitere Kreise verpflanzen muß, ergibt sich von selbst. Eben erst konnte man so recht deutlich sehen, wie z. B. die ungarische Delegation gar nichts anderes zu sein prätendirt, als eine Licitationshöhle. Dort machte sich der Pester jüdische Geldwechsler Mahrmann breit, um den Kriegsminister zu zwingen, daß er seinem Schwager, einem namen- und mittellosen Juden Pollack, der nur als Strohmann figurirt, jene Armee-Lieferungen übertrage, die der Mähre Steine mit seinen großartigen Etablissements zur vollkommensten Zufriedenheit der Regierung effectuirt. Hinter dem edlen Diosskurenpaar standen alle ungarischen Delegirten, die mit an die Krippe wollten, und einmüthig erschallte der Ruf: „nur wenn Baron Kuhn uns fressen läßt, bewilligen wir ihm das Geld der Deutschen für die dreijährige Dienstzeit, indem wir sie mit Hülfe der Polen in gemeinsamer Abstimmung niedervotiren." Die Herren hatten bieömal die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Es kam zu keiner gemeinsamen Sitzung, da die erbländische Delegation selbst alles bewilligte. Nun bohren sie in der Banfrage: mit anderen Worten, sie wollen bei den seinen Valuta-Speculationen, durch die unsere Wiener Bankdirectoren Millionäre geworden, in Pest mithalten. Das allein ist des Pudels Kern!

Literatur und Kunst.

Glossen zur Literatur der Gegenwart.

III.

In Zeiten, wo der Poesie einer Nation die großen schöpferischen Genien mangeln, fehlt es sicherlich nie an verzwickten Rathschlägen, wie der Literatur „aufzuhelfen" sei. So auch vergeht dermalen keine Woche, ohne daß irgendein neunmalweiser Schwätzer ein bezügliches Recept in die Oeffentlichkeit gäbe. Natürlich sind Bursche, welche selber nichts, schlechterdings nichts machen können, die vorlautesten. Je impotenter der Kritikakerlak ist, desto hochnasiger thut er. Es ist das auch eine der leidigen Consequenzen der Hegelei. Dieser Schwindel, einer der anmaßlichsten, welche jemals aufgeblasen worden, gibt selbst dem talentlosesten Gesellen, welcher vom Schönen gerade so viel weiß, wie ein deutscher Bischof von der Ueberzeugungstreue, in wohlfeilster Weise einen Sack voll kauderwelscher Kunstphrasen an und in die Hand, und mit diesen tauben Nüssen klappert dann so ein Kerl in seiner Dummheit souveränem Hochgefühl in den deutschen Zeitschriften herum. Selbstverständlich mit bestem Erfolge, sintemalen dem deutschen Bildungsphilister von der richtigen Sorte die phraseologische Hohlheit, sobald sie mit der gehörigen Unverschämtheit auftritt, bekanntlich gewaltig imponirt. Leider lassen sich auch die Frauen — wir wollen in Liebe annehmen, aus purer Bescheidenheit — von der gäng und gäben kritischen Marktschreierei häufig genug irreführen, sie, welche das ihnen angeborene feinere Gefühl für das Schöne und Echte nur ein bischen zu entwickeln brauchten, um auf den ersten Blick schon zwischen Gold und Messing, zwischen Diamanten und böhmischem Glas unterscheiden zu können.

Digitized by Google

Neuerdings wird auch eifrig dafür geredet und geschrieben, daß für eine ausreichende Vertretung der deutschen Literaturgeschichte an den Hochschulen gesorgt werden sollte. Wohl, das wäre schon recht und scheint in der That ein Bedürfniß zu sein, obzwar ich weit von dem Glauben entfernt bin, es könnte durch die Befriedigung dieses Bedürfnisses die literarische Hervorbringung, das dichterische Schaffen gefördert werden. Genie und Talent kann man nicht erziehen, sie müssen geboren werden. Als unsere großen Dichterheiden auftraten, gab es — den Göttern sei Dank! — noch keine Lehrstühle der Aesthetik. Natürlich will ich damit nicht sagen, daß es auch zu unserer Zeit, welche nun einmal eine alexandrinische ist, keine Katheder der Aesthetik und Literargeschichte geben sollte. Solche Katheder können allerdings keine Dichter machen, aber sie können doch immerhin anregend und bildend wirken, falls nämlich keine Langweiler von Paragraphenhetzern darauf stehen oder sitzen. Leider scheint das mehr als billig der Fall zu sein. Ein junger Freund von mir, welcher im letzten Sommersemester an zwei großen, größten deutschen Hochschulen hospitirte, hat mir ganz Wundersames erzählt, wie dorten Literargeschichte vorgelesen werde. Er hatte eine Reihe von Stellen aus diesen Vorlesungen nachgeschrieben und diese Proben rissen mich zu Augen und Mund aufsperrender Verwunderung hin. Die Geistverlassenheit hoch zu Maulesel! würde mein Freund Sauerampfer sagen, so er noch lebte.

Viel schlimmer jedoch als diese Banausii Loquaculi, ja geradezu verderblich wirken auf die Literatur unserer Tage die Reclamepaukenschläger. Die Reclamepaukerei ist ja ein förmliches Geschäft, eine literarische Industrie geworden und jeder „anständige" Buchhändler hat einen oder mehrere solcher Pauker in seinem Solde. Wer diesen ersparen will, schlägt die Pauke mit höchsteigenen Verlegerhänden. Eine umfassende Sammlung von buchhändlerischen Reclamen, wie sie tagtäglich zu Dutzenden herumkrachen, würde einen charakteristischen Beitrag zur Signatur unserer Zeit abgeben. Als eine nothwendige Ergänzung hierzu könnten die Neidorakel gesammelt werden, welche die Richtser gegen alle dermalen in der Literatur Schaffenden und Wirkenden ausgehen lassen. Die Nörgeler schaden indessen weit weniger als die Pauker; denn diese verleiten nicht nur das Publicum zu Dummheiten, sondern auch die Autoren, welchen zu Ehren sie ihre Wirbel loslassen. Es gehört ein solider gebautes Gehirn dazu, als Poeten oder gar vollends Poetaster in der Regel besitzen, um nicht wirbelig zu werden, wenn man dermaßen angewirbelt wird. Ist aber ein Poetenschädel mal drehend geworden, dann gute Nacht Entwicklung, Streben und Ringen! Wozu denn noch etwas werden wollen, wenn man schon alles ist?

Zu dieser altfränkisch-mißliebigen Betrachtung bin ich zunächst angeregt worden durch den Hinblick auf einen Poeten von bedeutenden Gaben, Robert Hamerling, dessen „Schwanenlied der Romantik" meines Erachtens zu den nicht eben sehr zahlreichen Dichtungen gehört, welche aus dem eigensten Geist unserer Zeit geboren wurden. Nun wohl, diesem Dichter sind die übertriebensten, die überschwenglichen Lobpreisungen, welche ihm besonders von Seiten seiner österreichischen Landsleute zu Theil geworden, zu offenbarem Schaden ausgeschlagen. Die Entwicklung seines Talents ist in's Stocken gerathen, wie seine zuvi neuen Veröffentlichungen jedem zeigen, der überhaupt sehen kann und will. Sein neuester Versuch ist wiederum mit einem wahrhaft betäubenden Reclamepaukenguetsche angekündigt und empfangen worden, so daß verständige Menschen sofort mißtrauisch werden mußten; und in Wahrheit diese „sieben Todsünden" von Hamerling sind sieben Todsünden eines begabten, aber verirrten Poeten gegen die Poesie. Das Thema ist eigentlich dasselbe, welches Hamerling schon in dem oben genannten Gedichte behandelt hat; aber die diesmalige Variation bleibt an Ursprünglichkeit, Gedankenkraft und Formglanz weit hinter der früheren zurück. Es ist, als hätten Makarts Lorbern unsern Poeten nicht schlafen lassen. Er wollte die Farben des Malers mit Worten übermakarten, so zu sagen. Das ist ihm denn auch gelungen, bis zu vollendeter Wüstheit gelungen. Man sehe, wenn man dazu aufgelegt ist, wie S. 78—79 des Büchleins Fraß und Völlerei und S. 88—89 die Wollust schauſaïg sich gebärden. Soll das etwa „realistische Poesie" sein? Dann bewahre uns Phöbos Apollon vor solchem Realismus! Das Garstige und Unsaubere zum Schönen potenziren wollen, kann immer und überall nur eine Marotte sein. Ich gestehe allen Aesthetiken des Häßlichen zum Trotze, daß ich die Bauern und Kühe in den unbeschreiblichen Situationen, wie sie die niederländische Malerei zuweilen liebt, nie schön finden konnte. In der Komödie des Aristophanes hatte auch die Zote ihre Berechtigung, ganz gewiß; in der modernen hat sie keine. Warum? Weil — ganz abgesehen von der Streitfrage, ob in Athen Frauen und Mädchen das komische Schauspiel besuchen durften oder nicht — in der modernen Poesie und Welt ein Liebesideal existirt, wie das Alterthum es nicht kannte, eine ideale Fassung des Verhältnisses der beiden Geschlechter, welche das Weib zur Seele der Gesellschaft erhebt, zur leuchtenden und wärmenden Flamme des Daseins, der Gemeines und Rohes fernbleiben soll. Ich weiß recht gut, daß es literarische Gattungen gibt, für welche die Berührung von Rohem und Gemeinem unerläßlich ist; wie z. B. für die Satire. Aber Hamerling bezeichnet seine „Sieben Todsünden" als eine Cantate, als eine zur musikalischen Composition und Aufführung bestimmte Cantate und demnach ist sein Gedicht zum Lesen und Hören für beide Geschlechter bestimmt. Zum Lesen von Satiren pflegen Frauen selten oder nie zu greifen; es widerspricht ihrer Natur. Aber wo wäre jemals eine „Cantate" gesungen worden, ohne daß Frauen dabei gewesen? Und nun frag' ich Hamerling, ob er einem Mädchen oder einer Frau, welches oder welche er liebt und folglich achtet, die bezeichneten Stellen seiner Cantate zu lesen oder zu hören geben möchte. Ich, der ich doch wahrlich mein Lebtag nie den Moralphilister gespielt habe, glaube es nicht. Im übrigen ist das Gedicht, rein formal angesehen, weit unter der Linie, deren Einhaltung man von dem Verfasser erwarten durfte. Schon die willkürliche Zusammenmantschung von Stab- und Endreim wirkt störsam. Der Rhythmus lahmt häufig und der Wechsel der Versmaße und Strophenarten entspricht keineswegs immer dem Gedankengange. Am gelungensten decken sich, scheint mir, Gehalt und Form in dem „Chor der Menschen" S. 124. („Ein tiefes Sehnen geht durch's Herz der Welt" u. s. w.). An überraschenden Wendungen, an packenden Bildern, an blendenden Einfällen ist kein Mangel. So wird z. B. ebenso originell als treffend das Gold der „Asse des Lichtes" genannt. Summa: Hamerling besitzt sattsam Phantasie, Anschauungsvermögen, Empfindung und Sprachgewalt, um ein wirklicher Poet sein zu können; aber ihm fehlt das Maß und darum auch die Charis. Ob er sie erringe, wird davon abhängen, daß er sich nicht von Leuten, die gar kein Organ für Schönheit haben, wirbelig machen und zu dem Glauben verleiten lasse, er sei bereits, was er erst werden soll: ein Dichterkünstler.

Wollt ihr erfahren, wie einem Menschen von unverdorbenem Sinn und Geschmacke zu Muthe würde, wenn er sich etwa aus dem orgiastischen Gewühl und Gelärme des Jardin Mabille in Paris plötzlich in einen zugleich groß und anmuthig angelegten Park versetzt sähe, so legt die „Sieben Todsünden" beiseite und nehmt den soeben in zweiter Auflage erschienenen „Euphorion" von Ferdinand Gregorovius zur Hand. In dieser „Dichtung aus Pompeji" quillt rein und klar der echte kastalische Quell und umwittert uns erfrischend und erfreuend der Lufthauch von Hellas. Mühelos trägt die tönende Flut melodischer Hexameter unsere Seelen zur seligen Insel Atlantis, in's Land der Ideale, in „die heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen", und wir erfahren wieder einmal mit inniger Freude, wie leicht ein rechter Poet uns zu lösen und zu befreien vermag von der Enge und Schwere des Alltagslebens... Gregorovius ist so ein Autor, den man lieben muß, man kann nicht anders.

Digitized by Google

Was sind sein „Corsica“ und seine „Wanderjahre in Italien“ für gediegene und zugleich liebe Bücher! Im „Euphorion“ erzählt er uns eine einfache Herzensgeschichte, welche von dem dunkeln Hintergrunde der Vernichtung Pompeji's durch den Vesuv im Jahre 79 unserer Zeitrechnung anmuthig hell sich abhebt. Wie schlicht-schön ist diese Geschichte erzählt! Wie zwanglos und naturwahr hat der Dichter moderne Seelenvertiefung in das antike Dasein zu verweben gewußt! Die Katastrophe von Pompeji wird nur nebensächlich behandelt, aber gerade hier erweist Gregorovius seine Gabe, auch das Furchtbare mit wenigen kühnen Pinselstrichen zu malen: —

„Aber Geschrei in der Halle, ein gellendes gräßliches schoß auf, Bild wie das Haupt der Medusa so starrte der rothe Vesuv drein. Krachend zerplatzte der Berg und ein Feuergebilde vom Schlund ihm Stieg wie des Meeres Windhose und lockte mit Flammen den Aether. Pinie war's an Gestalt, so wölbt es von Gluten ein Dach auf Riesig und wuchs, bis plötzlich ein Feuerorcan es sich drehte, Rasend und donnernd verjank's in die Tiefen des heulenden Kraters. Und jetzt finsterste Qualm, dampfwirbelnd Geschlürf und Gegohre Kochte und jach nun wieder entstieg's und es wirbelte Feuer, Feuer unendlich, es flogen die Klumpen wie Sterne, wie Monde Scharenweis brennende auf, wie ein donnerndes Heer von Kometen, Die mit sprühendem Schweif durchpeitschten den winselnden Lustraum, Bis sie hinabwärts sanken, ein feuriger grausiger Hagel. Blutroth schäumte der Berg von dem wogenden Erz und in Strömen Rollten die Flammenkaskaden und Gluthkaraxte der Lava. Finsterniß, tiefste — und schwarz zum Himmel erhob sich die Asche, Plötzlichernd entstürzt' es wie Regen und deckte die rauchende Stadt zu, Daß sie den Blicken entschwand, nur grauenvoll gleißten die Thürme Flackernd und rangen sich auf in Gedampf und in Aschengefinster. Laut jetzt brüllte das Meer, in den Grund sich spaltend, und endlos Krachte Gebrach und es stäubte zu Staub auf finster der Erdball.“

Durch die ganze reizende Dichtung hin finden wir in ihrem Schöpfer überall den gereiften Menschen und Denker, der uns die Ergebnisse seiner Gedankenarbeit als schlackenloses, fünniggeformtes Edelmetall darbietet. Wollt ihr wissen, wie mit innigstem Verständniß ein Dichter über Kunst zu reden wisse, so hört zu, wie der junge Künstler Euphorion und der alte Sänger Ismenos im Bankettsaal des Arrius sprechen, oder lauscht dem Wechselgespräche, welches Euphorion und der Aegypter Serapion in der Bildnerwerkstatt des ersteren führen. Dem titanischen Idealismus des Jünglings, welcher zu dem Schlusse kommt:

„Schwebt doch, ach, was Bestes der Mensch ahnt, über dem Herzen
Nur als himmlischer Traum, ach, nur als eilende Sehnsucht“ —

stellt der weiterfahrene Greis warnend die realistische Mahnung an die „zwingende Noth“, d. h. an die bedingenden und bestimmenden Gesetze des Menschendaseins gegenüber: —

„Wohl ist schön in des Jünglings Aug' die begeisterte Flamme,
Herrlich der Sehnsucht Thräne, der tief im Busen genährten,
Nach den verschlossenen Quellen des Lichts und des Lebens verhülltem Urbild. Mag er dem Sphärengesang dann lauschen, ein Taumler,
Ueber den Staub sich wiegen im weiten Gefühle des Weltalls;
Aber er sehe sich vor, daß nicht als Traum er verschwebe.
Denn nicht sind auf luftig Gewölk wir Menschen gestellet,
Daß wir müßig beschau'n die beflügelten Tänze der Sterne.
Nein! auf zwingender Noth Grabsohle und nährender Erde
Stehn wir. Ach, und des Lichts ein Atom und ein flimmerndes Stäubchen
Wohnt in vergänglicher Brust der ätherische Funke, die Seele;
Aber dem Menschen ein All ist er und ein tiefes Geheimniß.
Wie vor thebischer Sphinx steht rathend der Sterbliche immer
Stumm vor dem eigenen Geiste und wankt in des eigenen Herzens
Nachtlabyrinthe beständig unsichern verworrenen Irrpfad.“

Seine Glanzhöhe erreicht das Gedicht in der Scene, wo der junge Künstler-Sklave sein herrlich Kunstgebilde, welches er geschaffen als Willkommsgabe für die ins väterliche Haus zurückgekehrte Tochter seines Herrn, für seine heiß im Herzen geliebte Milchschwester Ione, in die Festhalle bringt, über welcher schon das Furchtbare brütet, der drohende Ausbruch des Feuerberges, und mitten in dem Beifallsjubel der männlichen und weiblichen Gäste das Mädchen

. . . . . blickte bezaubert
Bald auf's Erz, bald lang in die Augen dem Freunde; sie sehnten,
Tief im Herzen bewegt, sich zu fassen die Hände“. . . .

Wie ist das wahr empfunden und einfach wahr ausgedrückt! Wer hat es nicht selber „freudvoll“ oder „leidvoll“ erlebt, wie sich die Hände von Liebenden unwillkürlich suchen, wann ihnen das Herz in der Brust quillt? Schön und wohlmotivirt ist es, wenn dann das schüchterne Mädchen, gehoben und fortgerissen von der Schicksalsmächtigkeit des Moments, aufsteht und den geliebten Sklaven freispricht. Unzählige Male ist der Augenblick des entscheidenden Sichzusammenfindens von Liebenden dichterisch geschildert worden. Aber ganz eigenartig ungestüm und hold zugleich findet sich diese freilich unerschöpfliche Situation in unserem Gedichte. Euphorion und Ione begegnen sich nach langer Trennung in der Villa des Arrius am Meere, und während sie, ihre Gefühle bemeisternd, Begrüßungsworte tauschen, schüttert das Haus unter dem ersten Stoße des Erdbebens. . .

„Aber so wie an dem schwefelentathmenden Saum des Avernus
Flugs vom Dunste betäubt hintaumelt die zwitschernde Schwalbe
Ueber den röthlichen Sand, ihn fegend mit greifenden Flügeln,
Also schwankte das Mädchen vom Schlag der elektrischen Lüfte,
Also taumelte sie und entsank an die Schulter dem Freunde.
Ueber die Brust ihm fielen die weichlichen Locken, es glühte
Ihm am Herzen das himmlische Haupt und die glänzenden Arme
Schlang sie, sich stützend, herauf und der Bebende faßte sie mächtig,
Stand, an den Sinnen betäubt; vom Erdstoß wankte die Welt rings.
Aber er stand wie entrückt, ihm schien's sein taumelndes Herz nur,
Wie es versank im Gewoge der jauchzenden Jammertentzückung.
Ihnen zerpflückte das Mondis aufstammelnde Worte wie Blumen
Amor, freuend umher Ausruf, Anruf und das Flüstern
Heiliger Namen der Liebe, Euphorions Namen, Ione's.“ . . .

Gruß und Heil dem Manne, der so aus dem Vollen der Poesie zu schöpfen vermag! Heil und Gruß ihm, der zur gleichen Zeit, wo er sein großes historisches Kunstwerk, die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“, schuf, auch noch Begeisterung, Kraft und Stimmung genug besaß, ein Gedicht zu schaffen, welches so sinnvoll ersonnen und so edel und anmuthsvoll ausgeführt ist wie der Kandelaber des Euphorion.

Johannes Scherr.

Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland.

Von **Daniel Sanders.**

(Fortsetzung.)

Kurze Darlegung der bisher in der deutschen Rechtschreibung noch schwankenden Punkte

nebst

Vorschlägen zur endgültigen Feststellung des Schwankenden.

Kapitel 1. In Betreff der Schriftzeichen oder Lettern.

§. 1. In unserm bisherigen Alphabet fehlen für zwei einfache deutsche Laute einfache Schriftzeichen, nämlich für den gehauchten Gaumenlaut, zu dessen Bezeichnung wir bekanntlich die Verbindung zweier Buchstaben gebrauchen (**ch**), und für den Zischlaut, welchen

Digitized by Google

einfachen Laut zu bezeichnen, wir die Verbindung dreier Buchstaben verwenden (**sch**).

So wünschenswerth es nun aber auch von gewissem Gesichtspunkt aus erscheinen dürfte, diesem nicht zu verkennenden Mangel durch Einführung zweier einfachen Schriftzeichen abzuhelfen, etwa eines durchstrichenen **k** für das **Ch** und eines durchstrichenen **S** für das **Sch**, so würde Dies doch eine entschiedene Neuerung in unserer Orthographie sein und also gegen den in dem Vorwort aufgestellten ersten Grundsatz verstoßen. Und ich selbst würde daher gegen die Annahme dieses Vorschlages stimmen, den ich natürlich hier auch nur angeführt, um sofort an einem Beispiele zu zeigen, daß man theoretisch Manches als wohlberechtigt anerkennen kann, ohne doch die Überführung — namentlich die sofortige — in die allgemeine Praxis zu verlangen oder auch nur anzurathen. In dem vorliegenden Falle müßte immer doch eine längere Zeit verstreichen, in der die allgemeine Stimme sich darüber zur Genüge aussprechen könnte, ob sie den vorgeschlagenen Bezeichnungen ihre Zustimmung schenkt und, selbst wenn Dies der Fall, so würde ich immer doch noch rathen, zunächst nur eine Verwendung der neuen Bezeichnungen neben den attübrigen zu gestatten, bis sie im Allgemeinbewußtsein sich als die berechtigteren oder allein berechtigten allgemeine Geltung verschafft.

§ 2. Dagegen nothwendig sofort ein- und durchzuführen ist die Unterscheidung der den kleinen Buchstaben **i** und **j** entsprechenden großen Lettern im deutschen Schreib- und Druckalphabet. Im ersteren wird bereits schon von sehr Vielen die Scheidung durchgeführt, indem für den Vokal das Zeichen *I* — entsprechend dem kleinen *i* — für den Konsonanten (jot) das Zeichen *J* — entsprechend dem kleinen *j* — geschrieben wird. Diese Unterscheidung muß aber allgemein werden und ein Gleiches gilt für die Druckschrift, in welcher das nach Adelung's Vorschlag von Campe ein- und von mir durchgeführte Schriftzeichen **J** den Konsonanten (entsprechend dem kleinen **j**) bezeichnet, während für den Vokal (entsprechend dem kleinen **i**) der große Buchstabe **J** gilt.

Die Nothwendigkeit, wie bei den kleinen, auch bei den großen Lettern des deutschen Alphabets den Mitlauter von dem Selbstlauter zu unterscheiden, ist freilich wohl ohne Weiteres an und für sich klar; doch wird es nicht schaden, zur nähern Begründung einige Beispiele hinzuzufügen:

Wenn man die Eigenschaftswörter **josephinisch** und **ionisch** vor sich hat, so ersieht man sofort, daß in jenem die beiden ersten Buchstaben ein sibig, in diesem zwei sibig zu sprechen sind. Der gleiche Unterschied tritt auch bei den entsprechenden Hauptwörtern sofort klar und bestimmt hervor, wenn sie mit lateinischen Lettern gedruckt oder geschrieben werden: **Joseph,** *Joseph*; **Ionien,** *Ionien* und ebenso mit deutschen Lettern in der von uns angegebenen Weise: **Joseph,** Joseph; **Junien,** Jonien. Erwürde aber verschwinden, wenn ein und dasselbe Zeichen für den Konsonanten und den Vokal gelten müßte, wie denn z. B. Luther, durch den Mangel der unterscheidenden Lettern zu einem Aushilfsmittel gedrängt, dem zweisilbigen biblischen Namen **Job**, wahrscheinlich nur, um besser einsilbige Aussprache zu verhindern (= **Job**), ein falsches H vorgesetzt (**Hiob**). So würden ferner, ohne die durchgeführte Unterscheidung zwischen Vokal und Konsonant, die einsilbige Bejahungspartikel (**ja**) und die das Eselsgeschrei bezeichnende zweisilbige Interjektion (**ia**) in der Schrift unterschiedslos zusammenfallen, wenn sie z. B. fubstantivirt oder an der Spitze eines Satzes stehend, mit großem Anfangsbuchstaben erscheinen u. ä. m.

§ 3. Schriftzeichen für die Umlaute: Bei den kleinen Buchstaben wird der **Umlaut** allgemein und ausnahmslos durch zwei über den Grundvokal gesetzte Strichelchen bezeichnet. Entsprechend ist auch bei großen Buchstaben dieselbe Bezeichnungsweise die allein richtige, während ein hinter den Vokal gestelltes **e** in getrennter Silbe zu sprechen ist, vgl. **Aeronaut** ꝛc. und: **Ära, Ähre** ꝛc., wie ferner z. B.: **Poem, Poet** ꝛc. und: **Pön** ꝛc.; **Ökonomie; Öl** ꝛc.

§ 4. Eine der bedeutendsten, am tiefsten und weitesten eingreifenden Schwankungen in unserer bisherigen Orthographie veranlaßt der Buchstabe **c** in seinem Verhältnis zu **k**, worüber ich mich in meinem „Katechismus der deutschen Orthographie“*) S. 88 ff. etwa so ausgesprochen:

Der fremde Buchstabe **c** ist in unser Alphabet mit den vielen Fremdwörtern eingedrungen. Er ist uns jetzt unentbehrlich in den Verbindungen **ch**, **sch** (s. § 1) und **ck**, an welches letztere sich in Fremdwörtern **ce** schließt, in der Aussprache = **k**, außer vor **e**, **ä**, **i** und **ö**, wo es gleich **tz** lautet. In beiden Fällen hält der allgemeine Gebrauch das Doppel-e fest, z. B. in: **Reclamation, accompagnieren, Record, Accreditiv, accurat** ꝛc., — **Accent, Accise** ꝛc. Sonst dergönnt der Gebrauch im Allgemeinen, das wie **k** lautende **c** auch durch das Zeichen **k** auszudrücken. Und wenn ich nun im „Katechismus ꝛc.“ für die Fremdwörter, sofern sie nicht überhaupt besser vermieden werden, diese von dem allgemeinen Gebrauch verstattete Anwendung des **k** statt des **c** als eine sehr empfehlenswerthe bezeichnet habe, so muß ich hier, wo es sich um bestimmte Vorschläge zur endgültigen Feststellung des Schwankenden handelt, den unsre Orthographie neugemein vereinfachenden Vorschlag machen, in diesen Fällen ausschließlich **k** zu verwenden und das **c** zu tilgen. Die Vorschrift aber des in seinen orthographischen Bestimmungen sonst so maßvollen, bedächtigen Heyse, **k** in Wörtern aus der griechischen und den morgenländischen Sprachen, **c** dagegen in den Wörtern aus der lateinischen und den romanischen Sprachen anzuwenden, wonach man also z. B. im Heyse'schen Fremdwörterbuch **Kalkulator,** als aus dem Lateinischen stammend, unter **C** zu suchen hat, aber **kalkulern** unter **K**, als arabischer Herkunft, dagegen wieder **Kalkulage** unter **C** als französisch**), — diese Vorschrift gehört zu den Mißgriffen, wonach man bei der einfachen Rechtschreibung nicht an das Publikum im Allgemeinen, sondern an lauter Sprachgelehrte von Fach denkt, und sie verstößt gegen den in unserm Vorwort aufgestellten zweiten Grundsatz. Diesem gemäß wurde die künftighin zu beobachtende Vorschrift — um das in unserm Paragraph Gesagte vervollständigend als Regel auszusprechen — also lauten:

a) Der Laut **k** in Fremdwörtern wird in einigen aus dem Griechischen stammenden und deren Ableitungen und Fortbildungen durch **ch** bezeichnet, nämlich in:

Charakter (also z. B. auch: **charakterisisch, charakterisieren** ꝛc.); **Christ** (also z. B. auch: **Christin, Christenthum, Christenheit, christlich** ꝛc., **Christian, Christiane, Christine** ꝛc.); **Chor** (auch: **Chorgesang** ꝛc., **Choral, Choralbuch** ꝛc., **einchörig, zweichörig** ꝛc.); **Chronik** (und **chronisch** ꝛc.), wie ferner — aber auch richtig mit dem im Deutschen gewöhnlichen Laut des **ch** ausgesprochen —: **Chronogramm, Chronograph, Chronolog, Chronometer** ꝛc. und: **Orchester** (**orchestral** ꝛc.).

b) Außerdem wird in Fremdwörtern der Laut **k** durch **c** bezeichnet in der Buchstabenverbindung **ce**, die vor **e**, **ä**, **i**, **ö** wie **tz**, sonst überall wie ein doppeltes **k** ausgesprochen wird.

c) Die Lautverbindung **kv** wird in fremden, wie in deutschen Wörtern, durch **qu** ausgedrückt, z. B. — wie in **Qual, Quelle** ꝛc. — auch in: **Cundrei, Aquavit, Equator, Quarrel, Quidquilien** u. ä. m.

d) Sonst ist, wenn wir hier von dem Zeichen **z** als der Verschmelzung eines Gaumenlautes mit **s** absehen, in allen übrigen Fremdwörtern (gleichviel, aus welcher Sprache sie auch in die deutsche herüber genommen sein mögen) der Laut **k** richtig durch den Buchstaben **k** auszudrücken. Doch versteht es sich wohl auch ohne Bemerkung, daß, wenn in einem Satz nicht ein einzelnes Fremdwort vorkommt, sondern wenn eine ganze Redensart oder ein ganzer Satz in einer fremden Sprache angeführt wird, soweit es irgend möglich, die Orthographie und die Schriftzeichen der fremden Sprache beizubehalten sind, — also z. E. **Kondition, konditionieren** ꝛc., aber: **Das ist die conditio sine qua non** ꝛc., vgl.: **Der Ausruf des sterbenden Cäsar:** *Kai σὺ, τέκνον!* ꝛc.

Überhaupt erheischt, außer dem eben behandelten Ersatz des lateinischen **c** durch deutsches **k**, der allgemeine Gebrauch bei der Anwendung von Fremdwörtern, soweit sie eben nicht vollständig ein-

*) Katechismus der deutschen Orthographie von Daniel Sanders. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig. J. J. Weber 1867 —, ein Schriftchen, das ich vielleicht bei dieser Gelegenheit allen Denen empfehlen darf, die sich leicht und schnell ausführlicher über die hier einschlagenden Fragen orientieren wollen.

**) s. Fremdwörterbuch von Dr. Daniel Sanders, Bd. 1. S. IV.

Digitized by Google

gebürgert und deutsch geworden, daß sie unter Berücksichtigung der bei ihrer Aufnahme ins Deutsche mit ihnen vorgenommenen Umformungen im möglichst engen Anschluß an die Orthographie der Ursprache geschrieben werden. Die Regeln hierfür liegen natürlich außerhalb des Gebiets der deutschen Rechtschreibung; wir müssen uns hier auf den Rath beschränken: Fremdwörter suche man, soweit es irgend angeht, zu meiden; wo man sie aber anwenden muß und sich doch in Betreff derselben nicht ganz sicher fühlt, wird man der Dienste eines guten Fremdwörterbuchs nicht entrathen können.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuplattdeutsche Literatur. Ende der Mundarten.

Dem Leser, der so viel Interesse an der Sache gehabt, mir bis dahin zu folgen, wird nun unser Standpunkt, Zweck und Ziel der Neuplattdeutschen klar sein. Wir wollen nichts weiter als die Mundart erhalten. Nur Unwissenheit und Eitelkeit sind ihre wie unsere Feinde. Dahlmann sagt in seinem Vorbericht zur Herausgabe der Chronik des Landes Ditmarschen von Johann Adolfi, genannt Neocorus, schon 1827: „Eine Bemerkung liegt mir persönlich nahe, der ich oft mit Verwunderung gefragt worden bin, warum ich dieses schätzbare Werk eben in der plattdeutschen Sprache, die aber die sächsische ist, nicht im gewohnten Hochdeutsch herausgäbe? Darum, weil in Ländern sächsischer Art die Sachsensprache Jedem unentbehrlich ist, der Geschichte und Recht aus den Quellen schöpfen will; diese reden sächsisch oder ein von sächsischer Mundart durchdrungenes Latein. Das Vornehmthun gegen unsere sächsische Sprache hat unserer vaterländischen Geschichte nur Fehler die Fülle und überhaupt ein untüchtiges Verfahren eingebracht. Wer sich rühmt, es in der Bildung nun so weit gebracht zu haben, daß er die Sprache unsers Bauernstandes nicht mehr versteht, läßt das künftig wohl, wenn er bedenkt, daß er sich eben dadurch für unfähig erklärt, irgend einen Punkt ältterer vaterländischer Angelegenheiten gehörig aus dem Grunde zu begreifen. Was du heute mit eklem Unbedacht verwirfst, wird dein Enkel als gelehrte Sprache wieder lernen, weil er sie nicht müssen kann. Wohlfeiler wäre es, in der Uebung zu bleiben. Darum soll das Werk der Reformation nicht rückwärts gehen, das werthe Einträchtsgesichent, welches sie dem zerrissenen Deutschland durch Einführung einer allgemeinen deutschen Schriftsprache gemacht hat, nicht verworfen werden; allein als Denkmal und Quelle der Vorzeit, als ein Quell reicher Verjüngung selbst für die Schriftsprache, müssen die Stammsprachen in Ehren bleiben."

Es würde aber nicht blos die historische Wissenschaft und die Gesammtsprache, sondern auch das Volk selbst schädigen, wenn es seine Stammsprache aufgäbe, und es würde keinen Gewinn dafür eintauschen. Man glaube doch ja nicht, man schlösse dem gemeinen Manne damit die hochdeutsche Literatur auf, daß er täglich schlechtes Hochdeutsch hört und spricht. Zu Schiller, Goethe, Kant und Hegel ist ein ganz anderer Schlüssel nöthig: allgemeine Bildung. Hingegen ist der sittliche Nachtheil nicht hoch genug anzuschlagen, der entsteht, wenn das Volk seine altgewohnte Muttersprache anfängt zu vernachlässigen und zu verachten, wenn die jüngere Generation anfängt, im modernen Ausputz sigmatisirender Aussprache den Eltern in der Cultur voranzumarschiren und sich ihrer „ungebildeten Alten" zu schämen.

Aber kann man denn diese „Cultur" aufhalten? Man könnte gewiß, wenn Schule und Kirche, d. h. wenn Lehrer und Prediger und alle wirklich Gebildeten sich einig wären in dem Gedanken und Streben, daß, wie Dahlmann sagt, die Stammsprachen in Ehren gehalten werden müssen, in dem Gedanken, daß es ein reiner Verlust, ja ein großer ohne allen Gewinn sei, wenn man seine Kinder und Dienstboten nicht in der Mundart sprechen läßt und mit ihnen, wie z. B. der berühmte Bürgermeister Smidt in Bremen, selbst in der Mundart verkehrt, wo nicht Gegenstand oder Umstände die Buchsprache verlangen. Man hielt früher dafür, und mit Recht, daß selbst die Aussprache des Hochdeutschen später dadurch verschönert würde. J. C. Adelung, der Leipziger hochdeutsche Grammatiker, der Erbe der Anschauungen über die rechte Reinigkeit und Würde des Schriftdeutschen, die seit Opitz, Buchner, Morhof, Schottel, Gottsched herrschten und noch zu Lessings Zeit, wie Böttigers Urtheil über Bodes Uebersetzungen beweist, nicht überwunden waren, ja eigentlich jetzt noch fortdauern als Hauptregel deutscher Sprache, Adelung fühlt sich zu folgendem Ausspruche gedrungen: „Das Plattdeutsche ist unter allen deutschen Mundarten in der Wahl und Aussprache der Töne die wohlklingendste, gefälligste und angenehmste, eine Feindin aller hauchenden und zischenden, und der meisten blasenden Laute, und des unnützen Aufwandes eines vollen, mit vielen hochtönenden Lauten wenig sogenden Mundes, aber dagegen reich an einer kernhaften Kürze, an tressenden Ausdrücken und naiven Bildern. Der Ausländer, dem die vielen Hauch-, Blase- und Zischlaute des Oberdeutschen ein Aergerniß sind, lernt das Niederdeutsche am leichtesten, sowie der Niedersachse wegen seines feinen Gehörs und wegen der Feinheit und Biegsamkeit seiner Sprachwerkzeuge jede fremde Sprache weit eher und vollkommener sprechen lernt, als sein schwerfälliger südlicher Bruder."

Und Goethe selber sagt nicht weniger, wenn er sich äußert: „Zu einem liebevollen Studium der Sprache scheint der Niederdeutsche den eigentlichsten Anlaß zu finden. Von Allem, was undeutsch ist abgeworfen, hört er nur nun sich her ein sanftes, behagliches Urdeutsch, und seine Nachbarn reden ähnliche Sprachen. Ja, wenn er an's Meer tritt, wenn Schiffer des Auslandes ankommen, tönen ihm die Grundsylben seiner Mundart entgegen, und so empfängt er manches Eigne, das er selbst schon aufgegeben, von fremden Lippen zurück, und gewöhnt sich deshalb mehr als der Oberdeutsche, der an Volksstämme ganz verschiedenen Ursprungs angränzt, im Leben selbst auf die Abstammung der Worte zu merken."

Sollte nicht der gebildete Leser, der blos diese drei Zeugnisse höchster Autorität und größter Unparteilichkeit liest, sich zweimal besinnen, ehe er alle die Vortheile seinen Kindern raubt, die ihnen Amme und Kutscher, Köchin und Gärtner, Spielkameraden und Handwerker zutragen, wenn er blos darauf hält, daß deren Werk nicht aus fächerlicher Eitelkeit gestört werde? Sollte er sich nicht bedenken, ob er nicht morgen anfangen will, mit jedem Eingeborenen in der Mundart zu verkehren, wie er es kann, wenn er nicht selbst vornehm thut, weil er sonst sich der Sünde theilhaftig macht, ein uraltes Erbtheil zu zerstören, nachfolgend blinder Unwissenheit, das, wenn es zerstört ist, einmal in späteren Zeiten den wissenden Enkel zum Wehrufe über die Vorfahren aufregen wird, daß sie nicht bewahrt, was ihnen als Goldklumpen vor der Thür lag?

Ich glaube es fast. Warum könnte es nicht einmal Mode werden? Zumal jetzt, wo vielleicht das Französischsprechen etwas wieder aus der Mode kommen wird. Es wäre schon eine vernünftige Mode, jedem Kinde eine gute Vorübung für Englisch, Holländisch und Dänisch. Schon habe ich einige Familienkreise in den Hansestädten bemerkt, in denen man es wieder angefangen, mit den Kindern bis zum Schulalter und etwas darüber hinaus und mit den Dienstboten nur plattdeutsch zu sprechen, theils um zu hindern, daß die Kinder sich von den Dienstboten nicht schlechtes Hochdeutsch aneignen. Und wer in diese Kreise geblickt hat, der wird immer eine eigene Art von Behagen und Freude empfunden haben, theils an dem drolligen Kindergespräch, das so vertraut und bequem lautet, an dem man nicht immer Casusböcke und Conjugationsfehler zu corrigiren braucht. Das Kind erscheint viel mehr kindlich, weniger

Digitized by Google

steif. Denn das Plattdeutsche ist ja eine wahrhafte Kindersprache. Außerdem aber ist auch die ethische Wirkung nicht unbedeutend. Die Dienstboten fühlen sich mit gehoben, der ganze Ton des Hauses stimmt sich vertraulicher im besten Sinne des Worts. Warum sollte dies sich nicht ausbreiten können, wenn nur mehr Denkende den Anfang gemacht?

Aber, das Plattdeutsche ist im Aussterben, hör' ich von allen Seiten, Gelehrte und Beobachter stimmen darin überein. „Unnergahn beit se", schreibt mir ein nicht unbedeutender plattdeutscher Schriftsteller, der Jever Kalendermann, „unnergahn beit se, min leve Herr, wi holt se nich op." Dasselbe sagt mein gelehrter Freund Max Müller im letzten Bande seiner Essays (Chips from a German workshop v. III. Essays on Litterature etc. London 1870) in einem Artikel über die Sprache und Poesie in Schleswig-Holstein. „Min lewe Landessprak, gode Nacht" überschreibt wehmüthig mein alter Freund und Landsmann Klaus Harms einen Artikel in seinem Gnomon 1842. Jacob Grimm prophezeit allen Stammsprachen den Tod. Wie sie aus der Einheit entsprungen, so ziele alles wieder in die Einheit der Gesammtsprache zurück. — Aber dasselbe sagte Adelung schon hundert Jahre früher in seiner Schrift über deutsche Mundarten, und wiederum hundert Jahre vor Adelung klagen Lauremberg und seine Genossen über dieselbe Vernachlässigung und Verachtung ihrer Muttersprache und sehen trauernd ihrem Untergange entgegen. Das hat also schon zwei Jahrhunderte gewährt, und noch ist's nicht eingetroffen. Das Sterben scheint langsam zu gehen. Wir haben also vielleicht nochmals wieder eine Galgenfrist von ein paar Jahrhunderten. Und wer weiß, was sich in der Zeit ändern kann? Denn offenbar ist ein Umschlag zur Besserung im Zustande der Stammsprachen überhaupt, des Plattdeutschen im Besondern eingetreten. Die schlimmste Zeit war in den vierziger Jahren, in denen Harms seinen wehmüthigen Ausruf, Wienbarg seine fächerliche Broschüre für Ausrottung des Plattdeutschen schrieb. Ein unwissender Liberalismus, das elegante junge Deutschland voran, nivellirte mit Behagen durch bildende Gleichmacherei, und glaubte Wunder gethan zu haben für den Fortschritt und das große Deutschland, wenn er in den neuen Verfassungen der Hansestädte die plattdeutschen Bürgereide und Nachtwächterrufe in's allgemeinverständliche Schriftdeutsch übersetzte. Doch schon nach zehn Jahren schrieb Harms in neuer Hoffnung in seinen Vor- und Fürwort zu meinem Quickborn (1852): „Vielleicht bekommen die spätern Geschlechter noch einmal eine allgemeine plattdeutsche Schriftsprache wieder, wie frühere Geschlechter sie gehabt haben."

Wir haben seitdem, wenn auch keine allgemeine Schriftsprache, so doch neben dem neu erwachten Interesse für alle Stammsprachen eine allgemeine Schreibelust an fast allen Ecken und Enden Niedersachsens von Danzig bis Dünkirchen, von der russischen bis zur französischen Grenze, im geraden Gegensatz gegen frühere literarische Schweigsamkeit. Wir zählen schon plattdeutsche Bücher und Schriften nach Dutzenden und manchen guten Namen darunter. Wo kennt man nicht Fritz Reuter, in Ostfriesland Foke Hoisson Müller, in Mecklenburg John Brinckman, Hobein, Eggers, Anamarie Schulten, in Holstein Sophie Dethlefs, Johann Meyer, Bosses von Nienkarken, Ferdinand Weber, Theodor Piening, an der Ruhr neulich H. K. vam Hingberg. Ist es Schwatzhaftigkeit des Alters beim nahenden Ende? oder ist es erneute Jugendkraft? Jedenfalls ist es erneutes Interesse. Damals war, selbst in plattdeutschen Landen, sogar die Kunst des Lesens der heimischen Mundart untergegangen und jede Kunde davon, daß jemals frühere Geschlechter diese Sprache geschrieben. Gegenwärtig würde sich bald selbst ein Hochdeutscher dieses Geständnisses schämen. In Berlin, der Residenz schriftdeutscher Intelligenz, hat sich schon vor Jahren ein plattdeutscher Centralverein gebildet, mit der ausgesprochenen Tendenz, durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel die Heimatsprache zu erhalten. Jedes der Mitglieder wird einen Brennpunkt abgeben, wo in der Familie die Conversation plattdeutsch geführt wird, Erinnerungen erhalten, Bekanntschaft mit der Literatur gefördert wird. Im Auslande steht es in der Hinsicht besser noch als daheim. In New-York, New-Orleans, San-Francisco, am Mississipi, in Iowa und Wisconsin, in den Goldstricten Californiens und Australiens, in Vandiemensland, in China, wohin die Pioniere deutschen Wesens bringen: oft, öfter sind Plattdeutsche, Holsteiner, Hansesten voran, und cultiviren dort, jetzt gar gestützt auf die neue Literatur, die heimische Sprache mit Leidenschaft — wer weiß für welche Zukunft. Vielleicht für neues selbstständiges Leben, vielleicht zur engsten Verschmelzung mit den angelsächsischen Colonisten. Vorangewesen im amerikanischen Kampf um Freiheit gegen südliche Sklaverei sind vor allen die plattdeutschen Staaten am Mississipi. Gerade in den unheimlichsten Gegenden neuer Colonisation ist unsere Mundart ein Freibrief, wenigstens eine Legitimationskarte, die schon Manchen aus Bedrängniß oder Gefahr gerettet hat, die immer wenigstens ein Ehrenzeichen ist der Bethätigung zu bester Gesellschaft oder vertraulichem Umgang. Das neue Kaiserreich, dessen Kern Norddeutschland bildet, wird dies nicht stören sondern stärken, wie schon der Krieg 1866 gethan. Aehnliche Annäherung bemerken wir, wie schon früher ausgeführt, von den Niederlanden her. Jedenfalls wird der Wahn schwinden, als störe Norddeutschland durch seinen Dialekt die Einheit des Reiches.

Außerdem hat die deutsche Wissenschaft gleichzeitig ihre mächtige Stimme erhoben und ihre unvergängliche Arbeit begonnen für die Erhaltung der Stammsprache. Zwar rühmt Adelung in jener Schrift über die deutschen Mundarten von den norddeutschen Gelehrten schon vor 90 Jahren: „So sehr nun auch die plattdeutsche Mundart von ihren stolzen Schwestern zu allen Zeiten (?) verachtet und unterdrückt worden ist, so haben doch die Niederdeutschen den Ruhm, daß sie nächst den Hochdeutschen ihre Sprache am meisten kritisch bearbeitet haben. Beweise davon sind die nützlichen Idiotica Mich. Richeys von der Hamburgischen, Joh. Christoph Strodtmanns von der Osnabrückischen und Joh. Georg Bocks von der Preußischen Mundart, vor allen aber das schöne Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch der Bremischen deutschen Gesellschaft, welches von 1767—71 in fünf Bänden herausgekommen ist." Aber gerade auch seitdem hatte hier die Arbeit völlig aufgehört, die Zeit der größten Erniedrigung der sächsischen Stammsprache datirt von da an. Wie Herbarien absterbender Pflanzen einer reichen Landschaft, über die der ewige Winter zu ziehen im Begriff steht, kamen einem Kenner des Volks und seiner Sprache die schönen, vortrefflich gearbeiteten Wörterbücher vor, die eben genannt sind. Nie ohne Erstaunen und Belehrung, aber auch nicht ohne Trauer konnte man in ihnen blättern, die herabsinken schienen zu bloßen Curiosen, zu todten Objecten einer späteren Wissenschaft. Wer will leugnen, daß auch sie seit 20 Jahren zu neuem Leben erwacht sind? Wir haben seitdem eine neue Reihe vortrefflicher Wörterbücher erhalten von Stürenburg in Aurich, von Danneil, von Schambach, einen sechsten Theil des Bremischen Wörterbuchs, durch Koegarten den Anfang zu einem Seitenstück des Grimm'schen hochdeutschen Wörterbuchs, durch Scheller und Lüben den Anfang zu einem Mittelniederdeutschen Wörterbuch, in den Niederlanden durch de Vries und te Winkel wenigstens den Anfang zu einem allgemeinen Niedersächsischen. Eine eigne Monatsschrift entstand „Deutschlands Mundarten", herausgegeben von Frommann. Ein Paar unserer Germanisten ersten Ranges lieferten musterhafte lexikalische und grammatische Beiträge, so Karl Müllenhoff in seinem Glossar nebst grammatischer Einleitung zum Quickborn. Karl Weinhold hat schon eine allemannische Grammatik geliefert und eine plattdeutsche in Aussicht gestellt, eine Grammatik des mecklenburger Dialekts von Karl Nerger liegt als gekrönte Preisschrift vor. An dilet-

Digitized by Google

tantischen plattdeutschen Sprachlehren hätten wir mehrere zu verzeichnen zum Beweise, daß das Interesse neu Wurzel gefaßt, daß ein Bedürfniß dafür eingetreten tiefer im Volk. Pädagogen sind, wie gesagt, nachgefolgt.

Und dennoch, wird jeder Beobachter sagen, hört man an immer mehr Orten immer mehr Hochdeutsch: in Wirthshäusern, am Ladentisch. „Man kann nicht in einem Omnibus fahren," klagt ein Landmann aus der Wilstermarsch in den Itzehoer Nachrichten aus verletzter Eitelkeit, denn ein anderer hatte das dort einreißende Messing als unechten Bildungsglanz getadelt, „man fährt nicht in einem Omnibus ohne hochdeutsch angredet zu werden, und wird beschämt, wenn man nicht hochdeutsch antworten kann." Daher meint er, man müsse sich zu Hause darauf mit seinen Kindern einüben. Früher übte man sich in den höheren Classen bekanntlich auf diese Weise im Französischen. Es wurde aber auch danach. Ich erwiderte ihm am selben Orte: Schlechte Musikanten würden nicht dadurch gute, daß sie oft zusammenspielten. Höchstens verdürben sie sich ihr Gehör und Gefühl. Und dahin möchte auch er es vielleicht bringen, sich später seines schlechten Hochdeutsch im Omnibus nicht mehr zu schämen. Dabei erzählte ich ihm eine Anekdote, die so spaßhaft ist, daß ich sie auch hier meinen Lesern zur Erheiterung mittheilen will.

Mein verstorbener Freund, der Prof. Ferdinand Weber von Kiel, reiste einmal in den Niederlanden. Er befand sich dort zunächst mit seinem wenigen Französisch oder mit Hochdeutsch, bis er gelegentlich auf einem Canalschiff (einer sogenannten Treckschuit) mit dem Conducteur allein war. Er entschloß sich, mit diesem Mann aus dem Volke sein bischen erlerntes Holländisch anzutauschen, um wenigstens auf der langweiligen Fahrt einige Unterhaltung zu gewinnen. Und siehe da, es ging zu seinem Erstaunen gut, so daß er schon gleichzeitig in's Nachdenken gerieth, wie schnell das Ohr sich an fremd-verwandte Klänge gewöhne und eine Sprache lerne. Beim Abschied — am Haag — reichte er dem Mann seine Fähre und ein Trinkgeld und sagte ihm Fahrwohl. Dieser hob dankend seinen Hut und fragte Weber: Mit Verlöf, wo sünd U egentlich her? Ik? sagte Weber erstaunt. Ik bün ut Holsteen! So, antwortete der Conducteur, dat dacht ik wul, dar bün ik of her.

Aehnlich, tröstete ich meinen Landmann aus der Wilster, würde es ihm mit seinem Hochdeutschen im Omnibus meistens ergehen, er solle nur nachfragen: All bun't sülwige Slach, die sich blos gegenseitig aneinander üben und sich gegenseitig beschämen, statt stolz ihres Vaters Mundart zu reden.

Es ist, mit einem Wort gesagt, kein Beweis für sein Verschwinden, wenn man das Plattdeutsche an öffentlichen Orten wenig hört. Dies beweist nur, daß es immer mehr hochdeutsche Einwanderer und immer mehr Plattdeutsche gibt, die hochdeutsch sprechen können. Wie mancher Reisende mag durch die Marsch von Tondern bis Husum gereist sein, ohne je bemerkt zu haben, daß er unter Friesen verkehrte — denn jeder Friese kann zugleich noch hochdeutsch und plattdeutsch. Bis zum Verschwinden aus dem Herzen, aus dem Munde, aus dem Gedächtnisse des Volks hat es mit einer Sprache, deren Sprecher nach Millionen zählen und deren absolute Zahl sich schwerlich seit Lauremberg bedeutend vermindert hat, noch gute Weile.

Klaus Groth.

Offene Briefe und Antworten.

Wir werden um die Aufnahme des folgenden Briefes ersucht. Obwohl der Verfasser in demselben einen Ausdruck gebraucht, den wir unter gewöhnlichen Verhältnissen in unserm Blatte nicht gestatten würden, sind wir doch bei der Ungewöhnlichkeit des Angriffs, der gegen einen der bedeutendsten und ehrenhaftesten Künstler unseres Vaterlandes gerichtet ist, diesmal außer Stande, dem Angegriffenen über die Form der Abwehr Vorschriften zu machen. Vermuthlich hat der Einsender erst vor kurzem das unglaublich lächerliche und längst abgethane Buch von Georg Köberle gelesen, sonst hätte er wohl schon früher dem komischen Reformator, der aus der sehr erklärlichen Thatsache, daß die deutschen Bühnen seine unbrauchbaren Stücke nicht aufführen, den Verfall des Theaters deducirt, das Nöthige gesagt.

Der Brief lautet:

Herrn Dr. Georg Köberle,

artistischem Director des Hoftheaters in Carlsruhe.

Sie haben im Laufe dieses Sommers ein Buch herausgegeben, das den Titel führt: „Die Theater-Krisis im neuen Deutschen Reiche", und natürlicherweise (? D. R.) auch von mir mit aller Aufmerksamkeit gelesen wurde, um so mehr, als das Buch eine Reformschrift sein soll, und demselben keine geringere Adresse beigefügt ist, als die Sr. Durchlaucht des Fürsten Bismarck-Schönhausen.

Mehr und mehr war ich erstaunt über die Kühnheit Ihres Auftretens, da jedes Capitel neue Beweise liefert von völligem Mangel an Kenntniß dramatischer Kunst, an Einsicht in die traurigen Verhältnisse des deutschen Theaters und die Ursachen derselben. Statt dessen werden Gespenstergeschichten erzählt von einer „Behme", welche einen Kreis deutscher Theaterdirectoren und Intendanten zu Mitgliedern zählen, und deren geheime Thätigkeit gegen dramatische Autoren der Neuzeit in vernichtender Weise gerichtet sein soll.

Die Behandlung des Gegenstandes wirkt um so peinlicher, als die Uebelthäter, mit wenigen Ausnahmen, nicht genannt, aber stets chylos erklärt werden. Ein; solches Verfahren dürfte leichtlich mit einem keineswegs ehrenden Worte zu bezeichnen sein.

Da finde ich aber auf Seite 184 einen Brief abgedruckt, auf dessen Schreiber die ganze Wucht Ihrer schärfsten Ausdrücke niederfällt. Die Bemerkungen, welche Sie an diesen Brief zu knüpfen beliebten, zwingen mich, Ihnen das Wenige, was ich darüber zu äußern habe, öffentlich zu sagen.

Der Brief ist von mir, dem Unterzeichneten, unter dem 5. Septbr. 1871 an Sie gerichtet, und zwar als Antwort auf Ihren Brief vom 25. Mai 1871, in welchem Sie mir Ihr Stück: „Zwei Welten" überreichten und es meiner Aufmerksamkeit empfahlen. Meine Antwort war also nichts, als eine schuldige Artigkeit, Ihnen anzuzeigen, welches Urtheil ich über Ihr Stück fällen mußte.*) Wenn nicht ein Brief an mich vorlag, so hätte ich keine Ursache gehabt, an Sie zu schreiben, da die Rücksendung der Stücke und Urtheile an die Autoren nicht im Bereiche der Verpflichtungen des Lesecomités liegt.

Obwohl Sie mit meiner Persönlichkeit, mit der Einrichtung unseres Directionsbureaus und mit dem Verhältnisse des Lesecomités zur Direction des Hofburgtheaters nicht im geringsten bekannt sind, so haben Sie doch die Stirne, diesen Brief einen „Ihr Werk in den Staub tretenden Schmähbrief" zu nennen, und mein Urtheil als eine „Niederträchtigkeit", ein „Coulissen-Manöver" darzustellen, welches ich „als untergeord-

*) Lewinsky schrieb an Köberle: „Ich bedauere lebhaft, Ihnen anzeigen zu müssen, daß ich Ihr Stück an die Direction mit der Bezeichnung „unbrauchbar" abgeben mußte, indem ich weder von dichterischen Eigenschaften, noch von bühnengemäßen, äußerlich theatralischen Wirkungen so viel darin gefunden habe, als nöthig ist, um dem Stücke einigen Halt zu geben, geschweige um ihm einen bedeutenden Erfolg zumessen zu können."

Digitized by Google

netes Werkzeug" meines Directors, des Herrn Hofraths von Dingelstedt, und „gegen Abfindung mit einigen Louisd'ors" ausgeliehen habe.*)

Ich sehe mich hierdurch genöthigt, Sie vor der Oeffentlichkeit und den deutschen Staatsregierungen, an welche Sie sich so bescheiden gewendet, einen gemeinen Verleumder zu heißen.

Ihrer Unkenntniß und Selbstüberschätzung mag es hingehen, daß Sie selber Ihr Stück: „Zwei Welten" eine „in ihrem Gedankengang vollständig auf der Höhe des Jahrhunderts stehende Dichtung" nennen; Ihrer Leidenschaftlichkeit mag es verzeihen sein, daß Sie in der Aufregung Verschwörungen und Ränke sehen, die gar nicht existiren, aber meinen ehrlichen Namen lassen Sie künftig aus dem Spiel.

Nach solchen Grundsätzen, wie Sie vorgeben, wird weder von Seite der Direction des Hofburgtheaters, noch meiner Herren Collegen im Amte verfahren.

Wien, 11. November 1872.

Josef Lewinsky.
K. k. Hofschauspieler und Regisseur in Wien.

Geehrter Herr Redacteur!

Aufrichtig hat es mich gefreut, daß endlich einmal eine Stimme sich gegen das beabsichtigte Nationaldenkmal auf dem Niederwald erhoben hat.

Abgesehen aber von den in Nr. 42 der „Gegenwart" entwickelten Gründen ist das neue „Nationaldenkmal" auch in sofern ein übles Zeugniß für unser Volk, als dasselbe damit zum sämmigen Schuldner würde, der, ohne seinen alten Verpflichtungen nachzukommen zu sein, bereits neue auf sich lüde. Eilet haben denn die Deutschen ganz und gar vergessen, daß ein fest fertiges Nationaldenkmal lediglich der letzten Hammerschläge harrte, um ganz die Dienste des Zweckes auf Bestellung beabsichtigten zu erfüllen, ohne die in Nr. 42 der „Gegenwart" mit so großem Rechte geeigneten Nachtheile dieses letzteren mit sich zu führen? Weiß man nicht mehr, daß in Hannover der greise Ernst von Bandel seit vierzig Jahren am Hermannsdenkmale arbeitet? Ist es vergessen, daß der erste Deutsche Reichstag zu dessen Vollendung 10,000 Thaler angewiesen hat, nachdem zuvor das Unternehmen durch die K. Preuß. Staatsregierung einer genauen Prüfung unterzogen wurde, welche das Gelingen als zweifellos bezeichnete? Ist unser Volk so kurz von Gedächtniß, daß ihm entfallen ist — was doch gelegentlich jener Reichstagsverhandlungen und außerdem zur Genüge durch die Presse zur Sprache gebracht ist — daß Ernst von Bandel sein ganzes Leben, seine Lusthahn als Bildhauer, seine gesammte Habe in völlig ohne Beispiel dastehender Weise seinen Ideen geopfert hat?

Nein — es wird nur dieses Appells an die öffentliche Meinung bedürfen, um deren Umschwung zu Ungunsten des Niederwald-Projectes vollständig zu machen. Denn mit dem Hinweis auf das Hermannsdenkmal und dessen Schöpfer dürfte zugleich angedeutet sein, wie die für das geschieterte Project gesammelten Gelder passend zu verwenden wären: nämlich zu einer Ehrengabe für den unermüdlichen Mann, der seit länger als einem Menschenalter alles an die Verwirklichung seines großartigen vaterländischen Gedankens gesetzt, der für dieses gestritten und gelitten hat in nie erkaltender Begeisterung.

Nach zuverlässiger Mittheilung soll das Hermanns-Standbild im Herbste nächsten Jahres auf dem Teutoberge bei Detmold errichtet werden: wie erhebend müßte es sein, an diesem Tage mit der nationalen Feier die Kundgebung zu verbinden, daß Meister Bandels letzte Lebensarbeit durch die Opferfreudigkeit unseres Volkes vor Sorge und Noth gesichert sei!

*) Auf Seite 184 der Köberle'schen „Theaterkrisis" heißt es, unter Bezugnahme auf Lewinskys Brief: die Directoren lassen „durch irgend eines ihrer untergeordneten Werkzeuge, welches für diesen extraordinären Nebenverdienst wohl mit einigen Louisd'ors abgefunden werden mag, dem mißliebigen Autor einen fein Werk in den Staub tretenden Schmähbrief schreiben. Das zuletzt citirte Urtheil (Lewinskys) zählt zu dieser Gattung von Coulissenwandvern." Die Red.

Ich bitte Sie, Herr Redacteur, solches in Ihrem Blatte auf passende Weise zur Sprache bringen zu wollen, vorausgesetzt, daß Sie meinen rein persönlichen Bemerkungen zustimmen. Vielleicht wäre ich mit denselben schon früher an die Oeffentlichkeit getreten, wenn ich in meiner Eigenschaft als Mitglied des Hannoverschen Comités für das Hermannsdenkmal nicht Bedenken getragen hätte, mich — wenn ich die Stimme erhöhe gegen das Niederwald-Project — in den Verdacht einer indirecten oratio pro domo zu bringen. Dieser Grund fällt jetzt weg, nachdem das entschiedenste Wort in Nr. 42 der „Gegenwart" gesprochen ist.

Weimar, am Schillertage 1872. **Dr. Hermann Hyde.**

Notizen.

Die preußische Krisis gewinnt mehr und mehr ein dramatisches Interesse. Die Scenerie wechselt fast mit jedem Tage und die Verwicklung steigert sich nach allen Regeln der Kunst. Jetzt ist schon nicht mehr nur von Kreisordnung und Paiersschub die Rede. Man erwartet eine weitergreifende Reform des Herrenhauses und zum mindesten eine starke Beschränkung des mittelalterlichen Einflusses, welchen die gepreßtischen Adelsverbände ausüben. Diese verdanken ihre Entstehung der künstlerischen Laune eines Herrschers, dessen wohlmeinende Intentionen ihn vor den schwersten politischen Mißgriffen nicht schützen konnten. Auch war für sein Oberhaus, wie er sich dasselbe auf seinen Spaziergängen in den Gärten von Sanssouci poetisch ausgemalt hatte, vor allem das Material nicht vorhanden. Die Aristokratie setzt nach dem griechisch-deutschen Lexikon von Rost in letzter Auflage eine Gesellschaftsclasse voraus, die besser, edler, gebildeter wäre als die anderen. Jedermann weiß, wie es damit bei uns bestellt ist. Die beschränkten Vorurtheile unserer Legitimisten sind so sehr unheilbar, daß sie auch bei ihren Mesalliancen, wenn ihnen solche einmal aus alterlei finanziellen oder sonstigen Gründen begegnen, oft in drastischer Weise hervortreten. Erst ganz vor kurzem hatte sich ein preußischer Tory mit einer Schönheit von niederem Stande verheirathet, die trotz des landesüblichen Schulzwangs seltsam genug nicht schreiben konnte. Bei einem gemeinsamen gerichtlichen Act zeichnete die Dame mit drei Kreuzen. Ihr Gemahl folgte mit seinem hochadligen Namen, setzte aber zuerst sorgsam vor die drei Kreuze seiner Ehehälfte das bedeutungsvolle „von"..... Die Mitglieder des Stadtgerichts sollen sich mit dieser curiosen Unterschrift nicht wenig amüsirt haben. Nach solchen Erfahrungen ist ein Paiersschub wohl begreiflich. Es müssen einige vernünftigere Leute in das Oberhaus kommen. Allerdings ist keine Bürgschaft gegeben, daß bei dem beabsichtigten Schub nicht auch diese und jene Figur in die Vordschaft gelangt, die wie der Doge von Venedig in Versailles von sich selber sagen könnte: Was mich hier am meisten wundert, ist meine eigene Anwesenheit!.... Falls einige ehrenwerthe Finanzmänner wirklich mitdurchgehen, werden sie vielleicht nicht durch politische Verdrießlichkeit glänzen und ihre Ausdrucksweise dürfte hier und da an Correctheit etwas zu wünschen lassen. Soll doch einer jener ob mit Recht oder Unrecht als Candidaten für die Paiersschaft genannten Herren in einem gesellschaftlichen Kreise neulich, als Kreisordnung und Paiersschub, dank dem belannten Zeitungsklatsch, gefährdet schienen, geäußert haben: „Die Frage mag jetzt todt sein, aber sie wird bald wieder auferstehen, wie die Sphinx aus der Asche!"..... Der künftige Pair hatte übrigens Recht. Die Frage ist auferstanden, was ihr auch um so leichter wurde, als sie niemals gestorben war. Zwar ist viel die Rede gewesen von dem freiwilligen Canossa einer Anzahl von Herrenhausmitgliedern, die sich zu allen Demüthigungen, Büßen und Kirchenstrafen bereit erklärten, wenn man sie nur von der verhaßten Paiersschub bewahren wolle. Diese Wendung hat uns nicht überrascht. Ist es ja ein öffentliches Geheimniß, was schon im Herrenhaus auf einigen Bänken passirte, als die kaiserlichen Handschreiben an einige Mitglieder eintrafen. Der alte Graf N., um nur ein Beispiel anzuführen, hatte im Beginn der Sitzung durchweg gegen die wichtigsten Paragraphen der Vorlage gestimmt.

Digitized by Google

Jetzt stimmte er umgekehrt, und als ihn seine erkauften Collegen noch der Ursache fragten, erwiderte er ganz naiv: „Ich habe soeben einen Brief von Sr. Majestät erhalten und ich sehe, daß ich mich bezüglich der Kreisordnung geirrt habe!“ .... Schließlich möchten wir die Betheiligten daran erinnern, daß wir schon in der fünften Nummer dieser Blätter, Ende Februar d. J., vorhergesagt hatten, es werde einmal unversehens im Herrenhause eine Hand erscheinen und über dem Sitz des Präsidenten für Zedermann deutlich al fresco on die Hinterwand malen: Mene, Mene, Tekel, Upharsin! ... Wenn die Herren statt gewisser unverdaulicher fendaler Brocken lieber die „Gegenwart“ mit einiger Kuhmerksamkeit lesen wollten, könnte ihnen manche unliebsame Ueberraschung erspart werden.

* * *

Die Baugeschichte Berlins bis auf die Gegenwart von Dr. Alfred Woltmann (Berlin 1872, Verlag von Gebrüder Paetel). Diesem neuesten Werke des bekannten Kunsthistorikers Woltmann liegen öffentliche Vorlesungen, im Sommer 1868 an der Berliner Universität gehalten, zu Grunde, deren Ueberarbeitung und Veröffentlichung dem Verfasser jetzt, wo Berlin nach großen geschichtlichen Ereignissen auch in künstlerischer Hinsicht an einem Wendepunkt steht, am zeitgemäßesten erschien. Das Buch bietet viel des Interessanten. Gleich zu Beginn theilt es uns zu unserer Ueberraschung mit, daß man in der Zeit, in welcher der Aufschwung des modernen Berlin begonnen hatte, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, nicht nur die praktischen Vorzüge von Berlins Lage, sondern auch die Schönheit derselben rühmte. Der Gymnasialdirector Gottfried Küster preist 1737 in seinem umfangreichen Werke über Alt- und Neu-Berlin nicht nur den schiff- und fischreichen Strom, die Wiesen und Aecker, die Weinberge auf beiden Seiten, welche guten und wohlschmeckenden Wein liefern — der Berliner Wein galt in früheren Zeiten für vortrefflich — endlich die reine, der Gesundheit zuträgliche Luft, sondern auch die anmuthige Gegend, in der die Stadt liegt. Wie sich die Zeiten geändert haben! — Von den älteren Bauwerken Berlins, die einigen künstlerischen Werth haben, ist im ganzen wenig zu sagen, um so mehr von denjenigen, die unter Friedrich dem Großen entstanden sind. Hier bringt der Verfasser eine Menge werthvollen und interessanten, nicht nur kritischen, sondern auch geschichtlichen Materials bei. Darunter befindet sich folgende wenig bekannte Episode aus dem Leben Friedrich des Großen: Der König sah trotz aller Liebe für die Kunst sehr genau darauf, daß die Kosten für ein Bauwerk nicht zu hoch wurden, und strich unbarmherzig selbst zum Schaden für die Solidität des Werkes. Die Baumeister, welche zu hohe Kostenanschläge machten, nannte er: „impertinent und gottlos, Erzcanaillen, die mon zum Teufel jagen müßte“. Gelegentlich zeichnete er auch einen Galgen an den Rand des Berichtes, um anzudeuten, was jene verdienten. Bei geringen Versehen oder selbst auf ungegründeten Verdacht wurde der eine oder der andre Architekt in Arrest geschickt. Nun trat den Baumeister Gontard das Unglück, daß die beiden von ihm erbauten Thürme auf dem Gendarmenmarkt, deren Herstellung sehr kostspielig gewesen war, Risse bekamen.

Der eine stürzte eines Morgens zusammen und in Folge dessen mußte der cylindrische Unterbau der Kuppeln in beiden von Grund aus neu gebaut werden. Die Volksstimme regte sich damals lebhaft; unter anderen Basquillen erschien eine Broschüre mit dem Titel: „Pardon, da liegt er!“ welche den Ausländern, besonders den Franzosen Schuld gab statt mit Steinen mit Pfefferkuchen gebaut zu haben. Der Baukünstler, der die Meldung von dem Unfall zu machen hatte, erwartete einen furchtbaren Ausbruch des königlichen Zornes. Friedrich aber erkundigte sich nur, ob Menschen verunglückt wären. Nein! lautete die Antwort. Bon! erwiderte der König und wendete sich um. — Der Wiederaufbau wurde einem andern Baumeister (Unger) übertragen; Gontard erhielt jedoch sein Zeichen der Ungnade. —

Denselben Fehler, den der Verfasser an den Bauwerken aus der Zeit Friedrichs des Großen rügt, die Unsolidität, tadelt er auch an denen der neusten Zeit, wenn er ihn auch oft ein natürliches Ergebnis der Zeitverhältnisse anerkennt. Berlin ist eben ein Emporkömmling unter den Städten und dieser Parvenu-Charakter macht sich darin bemerklich, daß bei der eleganten Außenseite mehr auf Staatmachen und Prahlen, als auf Solidität und Dauer der Eingang gesehen wird. Von den neueren Bauwerken, deren Entstehung und künstlerischen Werth der Kritiker ebenso gewissenhaft als geistvoll erörtert, findet am wenigsten Gnade vor seinen Augen der Stolz des Magistrats, das neue Rathhaus: es ist nach Woltmanns Ansicht nicht nur vom Standpunkt der Kunst aus werthlos, sondern auch ein bedauerlicher Anlaß zur allmählichen Verschlechterung des Geschmacks, weil es dem Publicum in anspruchsvollem und durch Einzelheiten berechendem Gewande entgegentritt und so das künstlerische Gewissen einschläfernd, an das Mittelmäßige gewöhnt. Nicht minder, wie dem Magistrat das Rathhaus, so wird den christlichen Gemeinden die Königlichkeit vorgehalten, mit der gegenüber der Würde und Schönheit der neuen Synagoge die meisten christlichen Kirchen neueren Datums ongelegt und ausgestattet sind, wenngleich hiervon die Thomas- und die Zions-Kirche eine Ausnahme machen. Es ist das allerdings ein Uebelstand, der, ebenso wie der Mangel an Solidität bei andern Bauwerken, seine Begründung in dem Charakter der Zeit hat: einerseits ist das Interesse für Erbauung von Kirchen ein ziemlich schwaches und andererseits stehen denjenigen Leuten, welche sich für den Bau von christlichen Kirchen interessiren, nicht die Mittel zur Verfügung, über welche die Erbauer von Synagogen disponiren können. Selbstverständlich bleibt deshalb aber der Vorwurf des Kunsthistorikers begründet, da, wenn man überhaupt Kirchen baut, man sie auch als Kunstdenkmäler betrachten und behandeln soll. — Sehr interessant ist die Revue über die Bauwerke der letzten Zeit: über die Bahnhofshallen, das Generalstabsgebäude; das Siegesdenkmal auf dem Königsplatz, das provisorische Reichstagsgebäude, die bedeutenderen Villen u. s. w. Nur in wenigen Fällen ist das Urtheil ein günstiges, wie denn überhaupt der Autor einer derjenigen Kritiker ist, welche mehr durch Tadel als durch Lob Gutes schaffen wollen und auch zu schaffen wissen. So auch in dem vorliegenden Werke. Was dasselbe ganz besonders fesselnd macht, ist der Umstand, daß die Darstellung in ihrem Fortschreiten sich weniger an die einzelnen Baudenkmäler, als vielmehr an die Vertreter der verschiedenen Epochen anschließt und so dem kunsthistorischen Grundelement zugleich einen biographischen Charakter gibt, welcher das Interesse des Lesers erhöht.

Bibliographie.

Geschichte des deutschen Landes und Volkes. Von A. L. von Rochau. Berlin 1870, Georg Reimer.

Winckelmann, sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. Von Carl Justi. Zweiter Band. Leipzig 1872, F. C. W. Vogel.

August Koberstein's Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Fünfte umgearbeitete Auflage von Karl Bartsch. Dritter Band. Leipzig 1872, F. C. W. Vogel.

Der Wahlsieg der Verfassungstreuen in Böhmen im April 1872 und seine Bedeutung im österreichischen Verfassungsleben. Leipzig 1872, Schmaler und Pech (F. C. T. Pech).

Ueber die Reichsverfassung. Von Justus B. Westerkamp. Hannover 1873, Carl Rümpler.

Aus der Bai von Paranoguá Von Julius Plathmann. Mit einer Karte. Leipzig 1872, B. G. Teubner.

L'instruction publique en Egypte par Edouard Dor. Paris 1872, Lacroix, Verboeckhoven et Comp.

Wahrheit aus Ruinen oder das ewige Evangelium der Humanität. Originalausspräche aus den ältesten vorchristlichen Schriftwerken der Chinesen, Indier u. s. w. Gesammelt von Carl Scholl. Frankfurt a. M. 1873, Franz Benjamin Auffarth.

Der Mensch und seine Stellung in der Natur in Vergangenheit, Gegenwort und Zukunft. Von Dr. L. Büchner. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig 1872, Theodor Thomas.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage der **Deutschen Buchhandlung** in Metz erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Führer durch Metz
und seine Umgebungen.

Mit besonderer Berücksichtigung der **Schlachtfelder** und ausführlicher Beschreibung der **Kriegsereignisse** vom 14. August 1870 bis zur Capitulation.
Mit Ansicht der Stadt und Straßen-Plan.
Zweite Auflage.
Preis: 15 Sgr., eleg. in roth Leinen geb. 20 Sgr.

Spezialkarte der Umgebungen von Metz.

Topographische Aufnahme im Maßstabe von 1—50,000. Vierfacher Farbendruck: Text und Wege schwarz, Gewässer blau, Terrain braun, Wälder grün.
Zweite Auflage.
Preis: 20 Sgr. (auf Leinwand aufgez. 1 Thlr. 5 Sgr.).

Im Verlage der **Deutschen Buchhandlung** in **Metz** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Schlachten
vom 14., 16. und 18. August 1870.

Topographische Spezialkarte im Maßstabe von 1—50,000.

Zweite verbesserte Auflage.

1. **Schlacht von Borny-Colombey am 14. August.** Stellungen bei Beginn der Schlacht und Aufmarschlinien der deutschen Corps.
2. **Schlacht bei Bionville-Mars-la-Tour am 16. August.** Stellungen am Abend.
3. **Schlacht bei Gravelotte-St. Privat am 18. August.** Stellungen um 6 Uhr Abends bei Beginn des Sturmes auf St Privat und Eingreifen des II. Corps. Außerdem sind die Aufmarschlinien der deutschen Corps, die Linie der französ. Stellungen bei Beginn der Schlacht, und die von den Deutschen am Ende der Schlacht eingenommene Stellung bezeichnet.

Die Pläne sind sorgfältig nach den besten Quellen bearbeitet, die Truppentheile nach **Brigaden** und **Regimentern** genau eingezeichnet. Die Karte bietet dadurch ein übersichtliches und richtiges Bild der Stärkeverhältnisse der sich gegenüberstehenden Truppen.
Preis 1 Thlr.

Die Blokade von Metz
im Herbst 1870.

Stellungen im Oktober.

Topographische Spezialkarte im Maßstabe von 1—50,000.

Zweite verbesserte Auflage.

In dieser zweiten Auflage sind sowohl die Stellungen der franz. Corps als auch die der Belagerungstruppen auf Grund der neuesten Ermittlungen berichtigt worden. Die Einschließungslinie zeigt genau den dreifachen Gürtel der Vorposten-Bataillone, Regimenter in Repli und Brigaden in Reserve nebst Cavallerie, Divisions- und Corps-Artillerie, Feldbefestigungen, Schützengräben, Brücken ꝛc.
Preis 1 Thlr.

Redaction und Expedition: Bossen-Str. 37.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin**, Louisenstrasse 37.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Tokaj und Jókai.
Bilder aus Ungarn
von
Karl Braun-Wiesbaden.

8°. broch. 436 Seiten mit einer Illustration. Preis 1 Thlr. 26 Sgr.

Inhalt: Eine Entdeckungsreise in das Tokajer-Land. — Jókai Mór. Ein magyarischer Dichter. — Ein Ungar in Frankreich, 1870/71. (Nach dem „Blutigen Brod" des Jókai Mór.) — Ein Franzose in Ungarn 1860/61. (Nach den „Geographischen Plaudereien" des Malers Lancelot.) — Untersuchungen über den Deutschenhass in Ungarn. — Minister Schäffle. (Ein Lebenslauf in auf- und absteigender Linie.)

In der **Bolsschen Buchhandlung in Berlin** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vom Rhein zur Loire.
Reime aus dem Tagebuche eines Preußischen Husaren, den Kameraden gewidmet.
Preis 20 Sgr.

In der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Edward B. Tylor, Die Anfänge der Cultur. Untersuchungen über die Entwicklung der Mythologie, Philosophie, Religion, Kunst und Sitte. Unter Mitwirkung des Verfassers ins Deutsche übertragen von J. W. Spengel und Fr. Poske. Zwei Bände. gr. 8. geh. 4 Thlr.

Buckle's Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von **Arnold Ruge.** Vierte Ausgabe. 2 Bde. geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Lecky, W. E. Hartpole, Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Deutsch von Dr. Jolowicz. 2 Bde. gr. 8. geh. Preis 3 Thlr.

Sittengeschichte Europas
von Augustus bis auf Karl den Grossen. Deutsch von Dr. H. Jolowicz. Zwei Bände. gr. 8. geh. Preis 3 Thlr.

Grün, Karl, Kulturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts. 8. geh. Preis 2 Thlr.

Bulwer, Sir Henry Lytton, Geschichtliche Charaktere. Autorisirte Uebersetzung von Dr. Karl Lang. 8. geh.
Erster Band: Talleyrand. Pr. 1 Thlr. 6 Ngr.
Zweiter Band: Mackintosh, Cobbett, Canning. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Franz, Constantin, die Naturlehre des Staates als Grundlage aller Staatswissenschaft. 8. geh. Preis 1 Thlr 20 Ngr.

Junius' Briefe. Deutsch von Arnold Ruge. Dritte Auflage. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.
Junius' Kämpfe für die englische Freiheit enthalten den ganzen Grundriss politischer Logik, auf welchem die jetzige Staatsordnung beruht.

Soeben veröffentlicht die **1. Lieferung** der **zweiten Auflage** von:

G. H. Lewes (Verf. von Goethes Leben),
Geschichte der alten Philosophie erscheint in 8 monatl. Lieferg. à 10 Sgr.
Prospecte mit Urtheilen der Presse u. Ag. 1 in allen Buchhandlungen vorräthig.
Berlin. Verlag von **Robert Oppenheim.**

Verlag von **M. Zischkopff** in **Wiesbaden**, zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Das Leben des Luftmeeres.
Populäre Streifzüge in das atmosphärische Reich von Dr. G. Hartwig,
Verfasser von „Gott in der Natur", „die Tropenwelt", „die Unterwelt", „die Inseln des großen Oceans", „der hohe Norden".
Mit 8 Illustrationen in Farbendruck sowie Holzschnitten im Text.
Preis elegant geh. 2 Thlr. 10 Sgr., eleg. geb. 2 Thlr. 22½ Sgr.

MEYERS HANDLEXIKON

gibt in einem Bande Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereigniss, Datum, einer Zahl oder Thatsache **augenblickliches Bescheid.** *Auf 1960 kl. Octavseiten über 52,000 Artikel, mit vielen Karten, Tafeln und Beilagen.*
Preis 3⅓ Thlr., in schönem Ledereinb. 5 Thlr.
Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Deutsche Jugend.
Illustrirte Monatshefte.
Herausgegeben von
J. Lohmeyer.
Unter künstlerischer Leitung von
Oscar Pletsch.
Preis des Heftes gr. 4. Velinpap. 1 Mark = 10 Sgr. = 36 Kr. rh.
6 Hefte bilden einen Band.

Die **„Deutsche Jugend"** vereinigt zum ersten Male die gediegensten Meister deutscher Kunst und Dichtung und die hervorragendsten unserer Jugendschriftsteller zu einem freudigen Zusammenwirken für die Jugend und ist bestrebt, in ihrem für Knaben und Mädchen bestimmten Inhalt nur Mustergültiges in Wort und Bild zu bieten.

Die Bandausgabe bildet zugleich eines der reichhaltigsten und schönsten Weihnachtsbücher.

Verlag von **Alphons Dürr** in **Leipzig.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 30. November 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Deutschland und der Norden. Von Björnstjerne Björnson. — Die Thronrede des Herrn Thiers, und die politische Krisis in Frankreich. — Hans Sachs als Streiter in Kirche und Staat. Von Karl Blind. I. — **Literatur und Kunst:** Gustav Freytags neuester Roman Ingo und Ingraban. Von Paul Lindau. I. — Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Altdeutschland. Von Daniel Sanders. (Fortsetzung.) — Die neuplattdeutsche Literatur. Von Klaus Groth. (Schlußwort.) — Offene Briefe und Antworten. Von Adolf Rosenberg. — Notizen. — Inserate.

Deutschland und der Norden.*)

Seit langer Zeit habe ich daran gedacht, mir Zugang zu einem ausgebreiteten deutschen Blatte zu verschaffen, um zu einem größeren deutschen Leserkreise über das Verhältniß zwischen Deutschland und dem Norden (d. h. Dänemark, Schweden und Norwegen) zu sprechen; denn die unglücklichen Schleswigschen Streitigkeiten haben schon lange dieses Verhältniß verdunkelt.

Wir sind Völker desselben Stammes und die Zeit ist gekommen, wo die Verwandtschaft sich geltend macht unter allen Völkern, die erwachen. — Wir haben unter verschiedenen Entwicklungsperioden viel von demselben Geiste bewahrt: die Macht der Herzlichkeit und des Gefühls ist das besondere Kennzeichen des germanischen Stammes; ein sittliches Familienleben mit starken Banden der Verwandtschaft ist seine Ehre. — Christenthum haben wir gemeinsam, wenn auch in verschiedener Entwicklung; wir haben zusammen für unsere Religion gekämpft und Luthers Lehre hat nun gerade im Norden eine Fortsetzung gefunden, auf die Deutschland einst aufmerksam werden wird, so daß Luthers Worte hierüber vielleicht in Erfüllung gehen werden.

Zur Freiheit stehen wir in gleichartigem Verhältnisse. — Vielleicht sind wir etwas weiter gekommen als die Deutschen; aber wir beiden Volksstämme haben von jeher größeren Sinn gehabt für die individuelle und sociale, als für die politische Freiheit und zu dieser sind wir vorgegangen auf dem Wege der Aufklärung in kräftigem Streben, alle mitzubekommen, selbst die niedrigsten Schichten des Volkes; deshalb ist denn auch jede neue Freiheits-Errungenschaft ein bleibendes allgemeines Eigenthum geworden, ohne dazu der Revolution zu bedürfen.

Wenn wir diese neue Zeit, die für Europa aufgegangen ist, als eine wirklich neue Zeit ansehen dürfen, dann fühlt man leicht, daß wir gemeinsame Aufgaben haben, sowie auch von außen her eine große gemeinsame Gefahr (die Slawen).

Im Norden hat man angefangen, dies einzusehen, und aus diesem Grunde wünscht man sein Verhältniß zu Deutschland so gut und so bald als möglich zu ordnen.

Was hierin Volksstimme ist und mehr und mehr werden wird, darüber darf ich urtheilen und deshalb auch Glauben verlangen, wenn ich erkläre, daß der Haß, welchen der Norden um Schleswigs willen gegen Deutschland genährt hat, vor einem großen epochemachenden Umschlag steht. — Ich habe gerade in diesen gegenwärtigen Wochen, in denen ein Kampf geführt wurde gegen die Ueberbleibsel dieses Hasses, es allgemein und erfreulich bekräftet gesehen, daß es nur eines Anstoßes bedarf, um dies Gefühl zusammenbrechen zu sehen. — Mit wie werden darum auch alle Rechtdenkenden (und in einem guten Volke sind dies stets die meisten) versichern, daß zur Stunde, da den Dänen ihr Recht, Schleswig wird, die Sym-

*) Wir bringen diesen Artikel, — obwohl wir die in ihm niedergelegten Anschauungen nicht theilen, — weil es uns einerseits Vergnügen macht, dem Wunsche des Verfassers, seine Ansichten vor einem größeren deutschen Leserkreise aussprechen zu können, nachzukommen und weil wir andererseits glauben, daß es auch für unsere Leser nicht uninteressant sein wird, den Standpunkt eines der hervorragendsten skandinavischen Dichter und Publicisten, der zugleich die gesammte Partei der Gebildeten in den skandinavischen Reichen auf seiner Seite hat, kennen zu lernen. Der Freund, dem wir die Bekanntschaft mit Björnson verdanken, ein in Christiania lebender Deutscher, der sowohl die beste Gelegenheit als den nöthigen Scharfblick hat, um die nordischen Verhältnisse richtig beurtheilen zu können, schreibt: — „Ich habe mit Björnson auch während des Krieges sehr viel verkehrt und wenn er auch keine Sympathie für Bismarcks „Eisen- und Blutpolitik" hatte, so hat er doch immer mit Hochachtung von den Deutschen und von Deutschland gesprochen, auch nie anders geschrieben. Als Napoleon gefangen war, begeisterte sich Björnson allerdings für Frankreich als Republik, da er von dort wieder die Freiheit erwartete, die alle europäischen Völker beglücken sollte. Die Täuschung war groß, doch mit ihr stieg die Bewunderung für Deutschland und den deutschen Geist, der sich nun so mächtig entwickelte. Björnson theilte schon lange nicht mehr den Haß gegen Deutschland, der sich hier durch Wort und Schrift vor, während und nach dem Kriege kundgab und noch immer in Versammlungen und in der Presse sich kundgibt; er war es, der endlich den Muth hatte, mit einer Reihe von Artikeln für Deutschland und die deutsche Sache energisch aufzutreten und den Beweis zu führen, daß der Weg des Nordens derselbe ist wie der Deutschlands, und daß nur Deutschland der natürliche Freund und Verbündete des Nordens ist. — Der Sturm von Angriffen, der sich sowohl hier als besonders in Dänemark gegen Björnson erhob, war großartig und bezeichnet so recht die Jämmerlichkeit seiner und unserer Gegner. Doch Björnson ist nicht der Mann, der sich durch eine Opposition dieser Art zum Schweigen bringen ließe; im Gegentheil, sie erhöht seinen Muth und seine Ueberzeugung, die gute Sache zu vertreten, und es ist kein Zweifel, daß das Feuer seiner Reden und Schriften viele stillen Gegner der hier dominirenden antideutschen Gesinnung bewegen wird, sich ihm offen anzuschließen und so einen Umschwung zu bewirken, der zum Wohl der irregeleitesten Nation nöthig ist."

T. H.

pathie des Nordens sich zu Deutschland wenden, ja allmählich so stark und so innig werden wird, daß wir nicht werden verstehen können, wie es jemals anders war. Die Naturkraft der Verwandtschaft in gleichen Aufgaben und gleichen Gefahren wird uns vielleicht einst näher vereinen, als wir jetzt ahnen.

Wenn wir hier im Norden davon reden „das Unsere von Deutschland zurückzubekommen", da meinen wir, einer wie alle, so viel von dem alten dänischen Nordschleswig, als die Abstimmung zur Zeit eine dänische Ueberzahl gibt. Und hierin meinen wir nicht, daß Alsen und Düppel irgend eine Ausnahme machen, weil sie befestigt sind oder weil dort deutsches Blut geflossen ist; nein, auch unser Blut ist dort geflossen, und stärker. Wir können verstehen, warum Deutschland sich diese Punkte gesichert hat, und warum man sie festhielt, so lange die Gefahr vor einer nordisch-französischen Allianz da war; daß diese Gefahr nun vorüber ist, brauche ich wohl in Deutschland nicht zu erzählen.

Zugefügt kann aber werden, daß nach dem Geschehenen und nach dem Durchdringen einer besseren Auffassung über unsere Vereinigung mit deutschem Geist und deutscher Arbeit, nun der Norden seinen Bund mit Frankreich schließt, selbst wenn dies Land in seinem alten Siegesglanze auferstände.

Wenn alle Gefahr vor so etwas factisch aufgehört hat mit Frankreichs Unterwerfung, wenn eine so klare Auffassung des rechten Verhältnisses sich geltend macht, daß es in Deutschlands Macht steht, wenn es will, den Norden zu seinem Freunde (vielleicht dem einzigen) zu verwandeln, warum da zögern, Dänemark seine alten Provinzen zurückzugeben, seien sie nun befestigt oder nicht befestigt?

Ja, antwortet man, wir müssen Garantieen verlangen für unsere deutsch sprechenden Brüder in Schleswig und diese will Dänemark nicht geben. — Wir räumen ein, daß die Verhältnisse, unter denen Dänemark zuletzt Schleswig besaß (zwischen den beiden dänischen Kriegen) so verwickelt und schwierig waren, daß allein ein guter, sehr guter Wille sie besiegt haben könnte, — und ihn besaß Dänemark wohl kaum damals.

In dem Falle aber ist die Erfahrung ein sehr theurer Lehrmeister gewesen. Und hinzufügen müssen wir, daß es unbillig ist, andere Garantieen zu verlangen, als diejenigen, welche in völliger Sprachfreiheit über ganz Schleswig bestehen. — In Schleswig hat man ja freie Predigerwahl. Das dänische Gesetz über Lösung des Gemeindezwanges, wonach jeder den Prediger wählen darf, den er will, — das dänische Gesetz über Freigemeinden, wonach eine gewisse Anzahl Familien in einem gewissen Kreise, wenn sie eine Kirche gebaut haben und einen Prediger halten können, sich als eine Gemeinde ausscheiden dürfen unter selbstgewählten Prediger, — diese Gesetze müßten zusammen, besonders wenn dies letztere die nöthige Erweiterung bekäme, die kirchliche Freiheit und die Sprache in derselben sichern können.

Wenn der Staat sich von der Schule losjagte, so daß nur öffentliche Controle darüber geführt würde, daß jedes Kind einen gewissen Grad von Bildung erreichte, gleichgültig in welcher Sprache und unter welchen Lehrern, so würde die Schule eine Gemeinde- und Familiensache. — Könnten außerdem im Gerichtswesen beide Sprachen über ganz Schleswig gebraucht werden, so hat das menschliche Rechtsgefühl nichts mehr zu fordern.

Zum Schlusse möchte ich darauf aufmerksam machen, daß das dänische Volk in überwiegendem Grade ein Gefühlsvolk ist, ein gutmüthiges, liebenswürdiges Volk; aber gerade ein solches läßt sich am tiefsten verwunden. Hat die Stimmung ausgegährt und hat eine hochherzige Handlung es begeistert, so kann ein Gefühlsvolk am leichtesten die Hand zur Versöhnung reichen, und je bitter es in der Feindschaft gewesen ist, so ehrlich und treu wird es in seiner Freundschaft werden.

Warum will nun Deutschland sich nicht einen guten Freund im Norden schaffen, wenn es geschehen kann durch eine einfache Handlung der Gerechtigkeit, die man sogar gegen einen Feind ausüben sollte? Warum will es nicht zum Vollgefühl seiner Siege das Gefühl der Versöhnung fügen? Warum will es nicht in die Zukunft sehen und warum sein Brudervolk zwingen, ein Feind zu sein, wenn es doch ein Freund sein will und muß?

Christiania, im October 1872.

Björnstjerne Björnson.

Die Thronrede des Herrn Thiers und die politische Krisis in Frankreich.

„Le Message de M. Thiers" ist weniger, was es dem Sinne des Wortes nach sein sollte, eine „Botschaft", als vielmehr in Wahrheit eine Thronrede gewesen; und als solche haben sie auch die Kammer, die Presse und das Volk in Frankreich aufgenommen und beurtheilt. Die Franzosen aller politischen Färbungen, von den silienweißen Legitimisten bis zu den blutrothen Radicalen, können nun einmal nicht ohne einen absoluten Herrscher leben. Sie mögen ihn Kaiser, König, Präsident, Dictator nennen, sie erwarten in allen Fällen daßelbe von ihm: despotische Herrschaft. Paul Louis Courier kannte seine freisinnigen Landsleute wohl, wenn er sie „le peuple le plus laquais du monde" nannte; und der alte Herr Thiers, der sein geliebtes und gepriesenes Vaterland unter nicht weniger als sechs verschiedenen Regierungsformen regetiren, gedeihen, leben, kämpfen und zu Grunde gehen gesehen hat, — der heutige Herr von Frankreich weiß aus fünfzigjähriger Erfahrung, daß die Franzosen „regiert werden" wollen und, in ihrem eigenen Interesse, „regiert werden" müssen. Er regiert sie demnach auch in einer Weise, die, wenn es in Frankreich eine Logik gäbe, die Monarchisten zu seinen wärmsten Freunden, die Republikaner zu seinen wüthendsten Gegnern machen müßte. Die Hälfte von Frankreich erfreut sich des Segens des Belagerungszustandes; Kriegsgerichte haben die Stelle der ordentlichen Tribunale eingenommen; alle Festungen und Gefängnisse sind mit politischen Gefangenen angefüllt; „Ruhe und Ordnung" ist das Stichwort der Regierung, und im Namen der „Ruhe und Ordnung" haben Tausende von Unschuldigen eine achtzehnmonatliche Untersuchungshaft erdulden müssen und werden noch immer neue Verhaftungen vorgenommen. Im Namen der „Ruhe und Ordnung" war es auch, daß man vor wenigen Tagen einen hochgestellten französischen Staatsbürger, den Prinzen Jerôme Bonaparte, ohne jede Berechtigung, ohne jede Erklärung, auf die persönliche Verantwortlichkeit des Höchstcommandirenden, des Herrn Thiers, über die Grenze schob. Seine Kaiserliche Hoheit der Prinz Jerôme Bonaparte hätte während der achtzehnjährigen Regierung der Ex-Majestät Napoleon III. wohl lernen können, daß in Frankreich mit der Regierung nicht gut Kirschen essen ist und daß in der Geburtsstätte aller Revolutionen Macht in der That vor Recht geht. „La force prime le droit." Das Wort wird dem Fürsten Bismarck, der es nie gebraucht hat, zugeschrieben, und wird seit achtzig Jahren in Frankreich mit großem Eifer bekämpft und mit energischer Zähigkeit aufrecht erhalten.

„La force prime le droit." Herr Thiers weiß dies so gut wie jeder andere scharfsinnige Franzose; er weiß dies wie Mirabeau, Robespierre, Marat, wie Napoleon I. und Napoleon III. es wußten, wie der Thronprätendent von Frechheits Gnaden, Gambetta, es weiß und sein Wissen während der Dictatur bewiesen hat, — „la force prime le droit", Herr Thiers weiß, daß die Franzosen dies von einer wohlconstituirten Regierung erwarten und hat sich in seiner Thronrede angelegen sein lassen, klar und deutlich zu sagen, daß auch unter der Herrschaft von Adolf I. dies Fundamentalprincip französischer Staatswissenschaft nicht aus dem Auge verloren werden wird.

Die Gesetzmäßigkeit in der Stellung des heutigen Präsidenten der französischen Republik ist einfach und unzweideutig in den Artikeln des sogenannten Pactes von Bordeaux niedergelegt. Das Charakteristische dieses Pactes ist, daß er für ein Provisorium sorgen

Digitized by Google

will. Herr Thiers ist demnach von Rechtswegen provisorischer Präsident einer provisorischen Regierung, der man, in Ermangelung eines bessern, den Namen „Republik" gegeben hat.

Die Machtfülle in der Stellung des Präsidenten — im Gegensatz zur Gesetzmäßigkeit — beruht darin, daß er sich im Besitz der ausübenden Gewalt befindet. Das Recht befahl Herrn Thiers, das Provisorium aufrecht zu erhalten; die Macht flüsterte ihm zu, die Gewalt zu confisciren. Zwischen Recht und Macht hat das französische Herz des Herrn Präsidenten nur so lange geschwankt, wie dies ohne Gefahr für die Macht geschehen konnte. Heute fühlt er sich stark genug, um dem Rechte, d. h. dem Provisorium, einen Fußtritt zu geben, und er thut dies mit der nie genug zu bewundernden Kaltblütigkeit französischer Staatsstreicher. „Die Republik ist die legale Staatsform von Frankreich", sagt er. „Gott hat ihm diese Dornenkrone — die Präsidentschaft der Republik nämlich — gegeben", — commentirt die regierungsfreundliche Presse — „wehe dem, der sie anrührt."

Die Monarchisten, die Gott danken sollten, an der Stelle der sentimentalen und schwabhaften Advocaten, die Frankreich vom 4. September bis Ende Januar regiert hatten, einen energischen kleinen Despoten zu sehen, der ihnen, wie sein Vorgänger Napoleon, Ruhe und Ordnung garantirt, — „de l'ordre, j'en réponds" hatte Napoleon gesagt, und Thiers wiederholt diesen Ausspruch in mannichfacher Weise — die Monarchisten, anstatt den so oft herbeigewünschten Autokraten auf den Schild zu heben und ihn der wallfahrenden Menge als Gegenstand der Verehrung darzustellen, — schreien Zeter und Mord. Die „Sache" existirt für diese Herren nicht. Sie weinen „die Person". „A bas le roi Thiers! — Vive le roy Henri V!" — Um keinen Fehler zu begehen, soll man roi vor Thiers mit einem i, roy vor Henri V mit einem y schreiben. —

Thiers, von der Rechten in dieser Weise desavouirt, wirft einen traurigen Blick auf die Schreihälse, die so lange tapfer vor ihm gezittert hatten. Aber die schneeweißen Lämmlein geberden sich wie die hungrigen Wölfe, denen man die versprochene Beute entreißt: „Wir sind verrathen!... Wir wollen keine Republik!... Wir wollen gehört werden!... Das Volk soll richten!"... Da wendet sich Thiers zur Linken, und dort leuchtet ihm Willkommen aus jedem Auge, dort öffnen sich hundert tröstige Arme, um ihn liebreich zu empfangen.

Den Monarchisten ist nichts an der Sache gelegen, alles an der Person. Die Republikaner scheeren sich gleich viel und gleich wenig um Sache und um Person. Sie begnügen sich mit dem Worte Republik. Wer ihnen die gefährdete Republik erhält, der ist ihr König und Herr; und mag Thiers wie ein Tiberius wüthen — was er übrigens nicht thut, obgleich er mit größerer Willkür und Autorität herrscht als Napoleon III. — so lange Adolf Thiers sich mit dem Titel: „Präsident der Republik" begnügt, so lange ist er der Mann der Republikaner.

Durch seine letzte Botschaft hat Thiers nun positiv mit der Rechten der Kammer gebrochen und ist nolens volens von der Linken gepackt worden. Ob diese stark genug sein wird, ihn durch die Stürme der Kammersession glücklich hindurchzulootsen, muß vorderhand noch eine offene Frage bleiben. Sicher aber ist es, daß eine neue Staatsumwälzung in Frankreich stattgefunden hat. Das Provisorium von Bordeaux ist in die Republik Thiers verwandelt worden.

Der „gesetzmäßige" Nachfolger von Thiers kann unter bestehenden Verhältnissen nur ein neuer Präsident der Republik sein, möglicherweise ein Grevy, ein Mac Mahon, ein Duc d'Aumale, wahrscheinlich und logischerweise nur ein Gambetta. Denn die Partei von Gambetta ist es, auf die sich Thiers nun stützt, um nicht von der Rechten vom Throne verdrängt zu werden, und diese Partei hat demnach die berechtigtsten Ansprüche auf die Nachfolgerschaft der Präsidentschaft.

Der „revolutionäre" Nachfolger von Thiers kann, unter obwaltenden Umständen, jeder beliebige Prätendent sein: Napoleon IV., der Graf von Paris, ein neuer Caesar, ein Cromwell, ein Monk, ja sogar, o Ironie des Schicksals, der legitime König von Frankreich, der Herrscher von Gottes Gnaden, der kinderlose, papstfreundliche, friedlich manifestirende cunctator, der Graf von Chambord, der Herzog von Bordeaux, Henri V, le roy!

* * *

Die französische Eitelkeit hat die Genugthuung gehabt, sich sagen zu dürfen, daß die „Augen von Europa" einmal wieder voller Bewunderung auf Frankreich gerichtet gewesen sind. Herr Thiers und die Kammer von Versailles haben der Welt ein Schauspiel gegeben, welches das Herz eines jeden französischen Patrioten, eines jeden Freundes von Frankreich mit Trauer erfüllen muß.

Die Botschaft des Herrn Thiers hatte einen heftigen Sturm hervorgerufen: der Präsident und die Rechte hatten sich unter Drohungen und Herausforderungen von einander getrennt, und Frankreich war gegenwärtig, binnen wenigen Tagen Zeuge des unerhörten Zweikampfes zwischen „conservativen" Republikanern und „revolutionären" Legitimisten zu sein. Es handelte sich dabei gewissermaßen um das Wohl und Wehe von Frankreich, jedenfalls um die nächste Zukunft des so furchtbar erschütterten Landes; man durfte annehmen, daß Herr Thiers sowohl wie seine Gegner den Kampf in ernster, entschlossener, würdiger Weise beginnen und durchfechten würden. Das Amendement Kerdrel — die Discussion der Antwort der Kammer auf die Botschaft des Präsidenten — bot das Terrain dar, auf dem dies geschehen konnte.

Herr Thiers jedoch ist ein reizbarer, ungeduldiger alter Herr. — Die unbestreitbaren Verdienste, die er während der letzten achtzehn Monate um Frankreich sich erworben hat und die außerordentlichen Erfolge, welche seine bewegte Carrière krönen, haben dazu beigetragen, die Ecken und Kanten seines complicirten Charakters auf das schärfste hervortreten zu lassen.

Herr Thiers hat niemals für einen bescheidenen, uneigennützigen Patrioten gegolten. Man beurtheilte ihn, ohne seine Vaterlandsliebe deshalb in Frage zu ziehen, als einen Mann, der in allen Phasen seines Lebens das sämtliche Interesse für seinen Ruhm, seine Stellung, seine Persönlichkeit an den Tag gelegt hatte. Aber erst während der letzten Monate hat man sich überzeugt, daß krankhafte Eitelkeit, zänkische Rechthaberei, störischer Eigensinn, argwöhnische Herrschsucht die hervorragenden Eigenthümlichkeiten seines Charakters sind. Herr Thiers betrachtet sich geradezu als unfehlbar und unantastbar: er kann, er will keinen Widerspruch dulden. — Die feindliche Haltung der Rechten ihm gegenüber, als er es gewagt hatte, die Republik als die legale Regierungsform Frankreichs zu bezeichnen, hatte ihn erzürnt und ungeduldig gemacht. Er ergriff deshalb die erste günstige Gelegenheit, um den von der monarchischen Partei angebotenen Kampf aufzunehmen.

Die Rechte der Kammer, durch das republikanische Glaubensbekenntniß des Präsidenten überrascht und gekränkt, besand sich ebenfalls in großer Aufregung. Die Führer der Partei fürchteten nicht ohne guten Grund, daß der so plötzlich entflammte Muth ihrer Genossen rasch wieder erkalten würde. Französische Energie brennt wie Strohfeuer: Hell und schnell. Sie ist in den ersten Momenten furchtbar und alles verzehrend; dann erlischt sie und erscheint ohnmächtig und ungefährlich. Die Feinde der Republik theilten deshalb die Ungeduld des Präsidenten und wünschten die Entscheidung herbei. Sie nahmen sich nicht einmal Zeit, die nothwendigsten Vorbereitungen zum Kampfe zu vollenden, und daher kam es, daß ein anscheinend unbedeutendes Recognoscirungsgefecht in eine förmliche Schlacht ausartete, welche während mehrerer Stunden die Existenz der heutigen Regierung von Frankreich in Frage stellte.

Der General Changarnier hatte im Auftrage der Rechten verlangt, daß der Präsident der Republik sich durch eine unzweideutige Erklärung von der Politik der äußersten Linken, der Politik Gambettas, loslagen solle. Es ist garnicht zu leugnen, daß die mehrfach constatirten freundschaftlichen Beziehungen zwischen der Regierung und der radicalen Partei eine solche Erklärung erwünscht machten. Die äußerste Linke, mit Gambetta an der Spitze, und die rothe Presse, von der „Republique française" geführt, hatten in den letzten Tagen im Verein mit den regierungsfreundlichen Blättern Lanzen für Thiers gegen die Rechte gebrochen. Diese wünschte darüber Aufklärung zu haben. Sie wollte wissen, ob Thiers der Freund oder Feind Gambettas sei.

Auf der andern Seite hatte Thiers bereits einmal officiell erklärt, daß er die von Gambetta in Grenoble vertheidigte Politik verurtheile. Wäre die Rechte zur Versöhnung gestimmt gewesen, so hätte sie sich damit begnügen können. Aber sie war im Gegentheil nicht

Digitized by Google

abgeneigt, ihre Kräfte endlich einmal zu messen und Thiers in die Schranken zu fordern. Dieser nahm die Herausforderung an und somit begann bei Gelegenheit des Amendements Changarnier ein parlamentarischer Kampf, aus dem Thiers und die Kammer verwundet und geschwächt hervorgegangen sind.

Herr Thiers ereiferte sich in einer Weise, die mit der Würde seiner hohen Stellung schlecht vereinbar ist. Er warf der Rechten die zahlreichen Dienste vor, die er dem Lande erwiesen; er rühmte seine Entschlossenheit, seine Thatkraft, und er spielte schließlich wieder seinen großen Trumpf aus, indem er damit drohte, seine Entlassung zu geben. Die Erklärung, die man von ihm verlangte, so schloß er seine Rede, werde er nun und nimmer abgeben. — Bald darauf jedoch gab er diese Erklärung ab, indem er einem Amendement zustimmte, welches zwar ein Vertrauensvotum für ihn enthielt, gleichzeitig aber auch die Gambetta'sche Politik verdammte. Thiers errang somit den traurigsten aller Siege. Er siegte, nachdem er in das Lager seiner Gegner übergegangen war und das Terrain, auf das er sich zu Anfang der Schlacht gestellt, dem Feinde ohne Kampf überlassen hatte. — Die Rechte hatte verlangt, daß Gambetta von der Regierung getadelt werde. Die Regierung hatte sich geweigert, dies zu thun. Nun sprach sie den Tadel aus und ließ sich bei derselben Gelegenheit ein neues Vertrauensvotum geben. — Thiers hatte keinen Grund auf seinen Sieg stolz zu sein und verließ die Kammer unter lauten Drohungen und bittern Vorwürfen.

Der Präsident der französischen Republik ist kein gewöhnlicher Mensch. Seine Eitelkeit und seine Heftigkeit reißen ihn hin, Fehler zu begehen, aber seine Gewandtheit und Lebensweisheit, seine Kenntniß des Charakters und der Schwächen seiner Landsleute liefern ihm Waffen, die begangenen Fehler wieder gut zu machen. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß der erlittene Triumph, der Scheinsieg, nun einfach ignorirt werden soll. Die regierungsfreundlichen Blätter posaunen aus, daß die Schlacht zwischen Thiers und der Kammer noch nicht stattgefunden habe, daß dieselbe erst bei Gelegenheit der Discussion über das Amendement Kerdrel stattfinden kann und soll. Die nächsten Kammersitzungen werden demnach die unmittelbare Zukunft der heutigen Regierung von Frankreich besiegeln. In jedem Falle erscheint diese Regierung nun als bedeutend geschwächt.

Herr Thiers verdankte seine hohe Stellung zum großen Theile seinen unbestrittenen Verdiensten; er verdankte dieselbe aber auch der übertriebenen Meinung, die er über den Werth seiner Persönlichkeit zu verbreiten verstanden hatte. Es war Glaubensartikel in Frankreich geworden, daß Thiers das Land von gänzlichem Untergange gerettet habe und daß er allein es vor noch immer drohendem Untergange retten könne. — „Fällt Thiers, so hieß es, so erheben alle Parteien ihr Haupt. Legitimisten, Orleanisten, Bonapartisten, Communisten stehen zum Kampfe gerüstet. Thiers allein hat die Kraft und das Geschick, das Land vor Anarchie und Bürgerkrieg zu bewahren. Man weiß dies im Auslande. Die Deutschen besonders wissen dies, und Thiers allein garantirt ihnen die Forderungen, die sie an Frankreich zu stellen berechtigt sind. Die Niederlage von Thiers würde eine sofortige neue Invasion zur Folge haben." —

Man ist nun in Frankreich zu der Ueberzeugung gelangt, daß dies alles mehr oder weniger übertrieben ist. Die Krise ist fast unbemerkt vorübergegangen. Die Monarchisten haben sich vollständig ruhig verhalten, und die Deutschen haben nicht Miene gemacht, dem eventuellen Nachfolger von Thiers feindlich entgegenzutreten. Die Deutschen haben in der That großes Interesse daran, Ruhe und Frieden in Frankreich aufrecht erhalten zu sehen; aber an der Persönlichkeit eines Präsidenten, der seine Stellung so häufig und unnütz compromittirt wie Thiers kann ihnen unmöglich so viel gelegen sein, wie man dies in Frankreich bisher angenommen hat.

Die Heftigkeit des Herrn Thiers ist eine fortwährende Gefahr für die Ruhe von Frankreich. Die Franzosen fangen an dies zu begreifen, und um das Resultat der letzten Krise in wenigen Worten zusammenzufassen, darf man sagen, daß dieselbe das Ansehen des Präsidenten in Frankreich sowohl wie im Auslande bedeutend verringert hat.

Paris, im November 1872. ***

Hans Sachs als Streiter in Kirche und Staat.

Von **Karl Pfund.**

I.

Bald werden dreihundert Jahre um sein, seit „das Oberhaupt und der Patriarch der deutschen Meistersinger" zur Ruhe eingegangen. Dem so lange verspotteten, mißachteten, auch heute nur von ganz wenigen gekannten Volks-Goethe des sechzehnten Jahrhunderts wird dann endlich zu Nürnberg das Denkmal errichtet werden, dessen Mangel schon längst eine Schande für das um die gesammte Weltliteratur sich tümmernde, der eigenen geistigen Vergangenheit nur allzu oft uneingedenke, gelehrte Deutschland gewesen ist.

Wenn der Name „Hans Sachs" ausgesprochen wird, hört man gewöhnlich nichts als den großen Witz vom

„Schuhmacher und Poet dazu;"

und bei dem Worte „Meistersänger" regt sich bei gar vielen nur der Gedanke an ein geistloses Reimgeklapper. Befremdlich mag es manchen klingen, wenn man ihnen sagt, daß der Ruhm des Hans Sachs, der als das Urbild des Meistersingers gilt, gerade nicht auf seinen in der Singschule vorgetragenen Gedichten beruht, ja, gar nicht darauf beruhen kann. In die fünf Folio-Bände, deren Herausgabe er im hohen Alter veranstaltete, und welche 6040 Dichtungen, darunter eine große Zahl Trauer-, Lust- und Fastnachtsspiele enthalten, nahm er kein einziges seiner Meistergedichte auf. Diese — nach seinen eigenen Worten 4275 an Zahl — liegen in Dunkelheit begraben. Schon darum ist es thöricht, Hans Sachs mit dem gewöhnlichsten Maßstabe der Meisterschule messen zu wollen.

Wie manchen Deutschen — ist mir Recht gesagt worden — trifft man noch heute, der sich gelehrter Bildung rühmt und im Homer, im Aeschylus, im Euripides, im Aristophanes, im Ovid, Virgil und Horaz wohlbewandert ist, es auch für Pflicht hält, die Bruchstücke des Ennius zu kennen, von unserem bedeutendsten Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, von unserem Chaucer aber nichts weiß, als jenen auf ihn gemachten Spottvers!

Und doch gab es einst eine Zeit, wo der Name Hans Sachs weithin glänzte im ganzen deutschen Land, wo nicht blos Luther und Melanchthon ihn als einen Mitkämpfer in hohen Ehren hielten, sondern wo auch unparteiische Gelehrte die Kraft, Gewalt und den Reichthum seiner Sprache, die Vielseitigkeit seines Geistes, die lebensvolle Gestaltung seiner dichterischen Figuren zu schätzen wußten. Das Zeitalter der Reformation war von seinem Ruhme erfüllt. Aber auch über den dreißigjährigen Krieg hinaus, wo unser Volk sich selbst entfremdete, strahlte noch sein Name. Selbst in den gelehrten Wagenseil Buch: „Von der Meistersinger holdseliger Kunst", das 1697 erschien, wird die Meinung ausgesprochen, Hans Sachsens Gedichte würden, so lange die Welt steht, vom Volke verehrt werden.

Diese Prophezeiung hat sich nun nicht bewahrheitet. Schon manche Jahre vor Veröffentlichung der Wagenseil'schen Schrift war im Gefolge des Unglücks, das über unser Vaterland hereinbrach, eine Fremdsucht eingedrungen, die dem deutschen Leben gewissermaßen die Wurzeln abschnitt. Die Erinnerung an die im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert unter uns blühende Dichtkunst entschwand damals wie ein Traum. Was das fünfzehnte und sechzehnte geleistet, wurde am ehesten in den Kreisen vergessen, die als die Hüter der geistigen Errungenschaften gelten wollten. In die unteren Volksschichten mußten sich die armen Bruchstücke dessen retten, was dem Kenner heute von so hohem Werth. Zwischen dem Volk und den sogenannten gebildeten Classen war eine tiefe Kluft gerissen; man verstand sich gegenseitig nicht mehr; man redete sozusagen in verschiedenen Zungen. Auch wenn der

Digitized by Google

zopfige Pedant nicht Latein, der geschniegelte Geck nicht aus Verachtung der Muttersprache französisch schrieb oder sprach, war man sich gleichwohl tief innerlich fremd geworden.

Da geschah es, daß auch das Ansehen des Hans Sachs einen jähen Sturz erlitt. Die Mitlebenden hatten ihn überschätzend mit Virgil, Euripides und anderen geistigen Größen der Vorzeit verglichen. Hohn und Spott wurde nun auf sein Gedächtnis gehäuft. Man betrachtete jetzt den „sinnreichen und weitberühmten“ Nürnberger Dichter (wie das ständige Beiwort für ihn einst gelautet hatte) — ihn, einen Mann von vielseitigen Kenntnissen, der wenigstens in früher Jugend Latein und Griechisch gelernt, und der als Mann mit fast allen damals übersetzten Schriften des klassischen Altertums, sowie der späteren Zeit vertraut war — als einen rohen, unwissenden Jahrmarktsreimer. Man bewies dadurch nur die eigne Unwissenheit.

Zu dem Hochmuthe der Pedanten gesellte sich berechnete Verleumdung. Römlinge, wie Göginger, welche ihm seinen Pfaffenhaß nachtrugen, verlästerten ihn ob dieser seiner Richtung als einen „geringen Reimschmied und Pritschenmeister“. So kam es, daß zuletzt nur noch der Name „Hans Sachs“ wie ein Schandmal übrig blieb. Von seinen Werken wußte die gebildete Welt nichts mehr; sie waren verschleudert, nirgends zu haben; Niemand kümmerte sich mehr darum.

Nur langsam wurde diese unverdiente Schmach getilgt; und auch heute ist sie noch nicht ganz getilgt. Schon Gottsched sagte: — „Hans Sachs war der große Geist, den Germanien damals bewunderte, und den man trotzig genug den Homer der Deutschen zu nennen pflegte!“ Aber wie vorsichtig ist selbst noch die Ehrenrettung abgefaßt, welche Ranisch in seiner „Historisch-kritischen Lebensbeschreibung Hans Sachsens, ehemals berühmten Meistersängers zu Nürnberg: zur Erläuterung der Geschichte der Reformation und der deutschen Dichtung“, im Jahre 1756 herausgab! Aus diesem Buche erfahren wir immerhin, daß selbst zu Ranischs Zeiten „mancher Bürger und Bauer im Besitze irgend eines Theiles der Hans Sachs'schen Werke“ war und „diesen ihm so lieben Schatz nicht leicht an einen Gelehrten verkaufte, sondern sich lieber mit der Lesung desselben nach gethaner Arbeit oder an dem Tage der Ruhe auf angenehme Art unterhielt“.

Die Gefahr des Abkanzens war allerdings gering. Zwanzig Jahre nach Ranisch suchten Wieland und Goethe den immer von neuem mit Schmutz bedeckten Namen zu reinigen — Wieland mit den Worten: „Es ist lange genug, daß Deutschland seinen Dichter, und wir anderen alle unseren Meister verkannt haben“; Goethe in dem bekannten Gedicht: „Hans Sachsens poetische Sendung“, das mit den Worten schließt:

„Wie er so heimlich glücklich lebt —
Da droben in den Wolken schwebt
Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt; —
In Froschpfuhl all' das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!“

Goethe irrte übrigens in Einem. Die Mitwelt hatte Hans Sachsen den Eichenkranz auf's Haupt gesetzt. Die Nachwelt war es vielmehr, die aus Verlegenheit oder Unwissenheit ihm die Zier herabriß und ihm den Strohwisch dafür gab. Und im „Froschpfuhl“ sind bis auf den heutigen Tag gar viele verblieben!

Denn ist nicht jetzt noch leider wahr, was Bertuch, auf Wielands und Goethes Worte hinweisend, vor bald hundert Jahren schrieb?

„Hans Sachs“ — sagte Bertuch in seinem Aufrufe für Herausgabe der Gesammtwerke des Dichters — „Hans Sachs! wie viele sind wohl unter uns Deutschen, die mehr von diesem Manne wissen, als daß er Hans Sachs hieß? Aber seinen Geist, sein Herz, seinen hohen dichterischen Genius, seine Art, Natur zu sehen, und jeden ihrer Eindrücke auf ihn treu, wie der reinste Spiegel, wieder darzustellen — wer kennt dies, als vielleicht nur einige wenige, denen es keine zu beschwerliche Mühe ist, nach versunkenen Schätzen unserer vaterländischen Literatur in alten staubigen Bibliotheken zu wühlen? Hätten Goethe und Wieland ihm nicht im „Deutschen Merkur“ (1766)*) das herrliche Denkmal errichtet, noch immer schlummerte gewiß sein Andenken unter uns, und seine Werke, der reichste und herrlichste Schatz, den deutsche Dichtkunst aus dem Mittelalter aufzeigen kann, ginge ruhig unter..... Sollen wir unseren Ennius untergehen lassen? Sollen uns Engländer und Franzosen beschämen?“

Ich fürchte, sie haben uns beschämt. Die Bertuch'sche Ausgabe, für welche im ganzen Deutschland nur „500 Freunde ihres Vaterlandes und der Musen“ je 8 Reichsthaler beisteuern sollten, kam nie zu Stande. Man behalf sich, und fährt fort sich zu behelfen, mit mehr oder weniger geschickt angeordneten Auszügen, die kein Gesammtbild eines Dichters geben, der an Fruchtbarkeit Goethe gleichkam und auf diesen einen unzweifelhaften Einfluß übte, wie Goethe selbst es in „Wahrheit und Dichtung“ erzählt.

„Um einen Boden zu finden“ — heißt es dort — „worauf man poetisch fußen, um ein Element zu entdecken, auf dem man freisinnig athmen könnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegangen, wo sich uns einem chaotischen Zustande ernste Tüchtigkeiten glänzend-hervorthaten; und so bereunderte man sich auch mit der Dichtkunst jener Zeiten. Die Minnesänger lagen zu weit von uns ab; die Sprache hätte man erst studiren müssen, und das war nicht unsre Sache: wir wollten leben und nicht lernen. Hans Sachs, der wirkliche meisterliche Dichter, lag uns am nächsten. Ein wahres Talent, freilich nicht wie jene Ritter und Hofmänner, sondern ein schlichter Bürger, wie wir uns auch zu sein rühmten. Ein didaktischer Realismus sagte uns zu, und wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten.“

Nun, der Dichter, den ein Goethe als seinen Lehrer anerkennt, ist wohl unsrer Beachtung werth. Hoffmann hat gewiß Recht, wenn er bemerkt, daß bei Hans Sachs dieselbe Allseitigkeit, dieselbe Behaglichkeit, dieselbe Leichtigkeit der Form obwalte, wie bei unserem großen Dichter der Neuzeit. Darin, und vielleicht auch in dem Nebenumstande, daß beide aus reichsfreistädtischem Leben hervorgingen, lag unzweifelhaft die Anziehung, welche Goethe für seinen Vorgänger empfand. Gleich umfassend thätig wie beide waren, hat der Zufall beiden ein fast gleich hohes Alter zu Theil werden lassen. Leicht ließen sich die tiefen Spuren der Einwirkung nachweisen, welche Sachs auf Goethe geübt. Aber obwohl man heutzutage jeden Papierschnitzel, jeden Haushaltungszettel aus der Goethe-Schiller-Zeit veröffentlicht, als sähe man's darauf ab, uns die großen Eindrücke nur zu verderben, so wird man dem Volks-Goethe des sechzehnten Jahrhunderts noch immer nicht gerecht.

Bis auf diese Stunde ist, außer den Schriftchen von Neumann, Hoffmann, Haupt, Odebrecht und einigen anderen, keine seinen Verdiensten entsprechende neuere Literatur über ihn vorhanden. Eine kritische Gesammt-Ausgabe seiner Werke bleibt fortwährend aus. Und nahezu volle 300 Jahre nach seinem Tode ist für ihn, dessen Bildniß zeitgenössische Maler anzufertigen sich drängten, ein Denkmal in seiner Vaterstadt erst zu erwarten.

Einzelne unter den Neueren stellen ihn allerdings hoch genug. So sagte Friedrich von Schlegel, es sei dieser Meister von Nürnberg „nicht blos der fruchtbarste, sondern auch wohl der kraftvollste in seiner Art, besonders reich an Witz und von gesundem Verstand, und wenn man von anderen Nationen anführen will, was diese bei sich in der Literatur ihrer älteren Zeit gar nicht hintansetzen und wohl zu achten wissen, wenigstens erfinderischer als Chaucer, reicher als Marot, poetischer

*) „Frage an das deutsche Publicum über die Erhaltung der poetischen Werke des deutschen Meistersängers Hans Sachs.“

Digitized by Google

als beide. Für die Sprache enthält er einen reichen, noch gar nicht benutzten Schatz."

Von Neueren sei nur Karl Gödeke angeführt. „Hans Sachs" — heißt es bei ihm — „war der reichste Dichter der Reformationszeit und ein wirklicher Dichter, dem man Unrecht thut, wenn man ihn mit den später Gekommenen mißt und dann glaubt entschuldigen zu müssen. Er übertrifft alle an Fülle und Umfang des Stoffes, an Mannichfaltigkeit der Erfindungen und Formen, an sittlicher Tiefe und glücklicher Gestaltung. Alles, was die Dichtung der Zeit auszeichnet, findet sich bei ihm gereinigter und geläuterter wieder; keine Form war ihm widerspenstig; kaum irgend ein Gegenstand, der dem Wissen jener Zeit gehörte, war ihm fremd; er beherrschte Geschichte und Sage mit gleicher Meisterschaft und Sicherheit; seine Betrachtungen und Beobachtungen sind immer glücklich und anschaulich eingekleidet; durch die mißlichsten Verhältnisse weiß er seine Erfindungen, namentlich die aus dem Leben seiner Zeit, mit leichter Wendung zu reinen und beruhigenden Ausblicken zu führen. Seine Schwänke sind von keinem Dichter der Welt übertroffen; seine Fastnachtsspiele sind so vollkommen den besten unter den kleinen Spielen alter und neuer Zeit in Erfindung, dramatischer Gestaltung, Verwicklung und Angemessenheit der Sprache ebenbürtig, daß jeder, der sie gelesen und verstanden hat, immer wieder lieber zu ihnen, als zu fremden zurückkehrt. Er rang nicht Jahre lang mit Stoffen, schrieb sie vielmehr mit klarer Leichtigkeit hin, wie sie ihm rasch aufgegangen waren. Im Studium des Hans Sachs und der Verhältnisse, unter denen seine dramatischen Dichtungen durch Deutschland vom Volke aufgeführt wurden, könnte die Gegenwart lernen, was kein Studium fremder Kunstpoesie sie lehrt: die Ausfüllung der Kluft zwischen Dichter und Volk."

Ich meinerseits möchte nicht jedes Wort dieser Lobrede unterschreiben. Ich halte auch die Auffassung Goethes, dem unsere älteste Literatur verschlossen war, für eine nicht ganz zutreffende. Doch schien mir eine genauere Auseinandersetzung des Ganzes, den die Schätzung des Hans Sachs im Lauf der Jahrhunderte genommen, schon darum wünschenswerth, weil die genanntesten Geschichtswerke über unsere Literatur nicht die ganze Größe der Bedeutung ahnen lassen, welche er einst für Deutschland gehabt.

Als Hans Sachs dichtete, war der tiefe Bruch zwischen dem Gelehrtenstande und der Bürgerclasse noch nicht erfolgt, der später Deutschland so sehr schied, daß zwischen der Volksmenge und denen, die ihre geistigen Führer sein sollten, kaum mehr ein Verständniß, auch nur der Sprache nach, vorhanden war. Das dem Meistergesang huldigende Bürgerthum betrachtete sich noch als den Fortsetzer jenes älteren Gesanges, den wir heute als „Minnegesang" bezeichnen, und der zum größern Theile wohl von Dichtern des ritterlichen Standes, zum Theile jedoch auch von Bürgerlichen gepflegt ward — zu welch' letzteren höchstwahrscheinlich sogar Walter von der Vogelweide gehörte. Hans Sachs selbst verfaßte noch mehrere seiner Gedichte in Walters Weisen. Der glühende Haß gegen das wälsche Pfaffenthum, der in Walters von der Vogelweide Satiren (z. B. in dem bekannten: „Ahî, wie kristenliche nû der bâbest lachet") und im „Freidank" durchbricht, ergreift sich auch in so volksmäßigen Worten, wie sie nur der Nürnberger Dichter dreihundert Jahre später aus zorniger Mannesbrust hervorschleudern konnte. Die dichterische Ueberlieferung zwischen den älteren und den neueren Meistern war daher noch nicht abgebrochen. Schon dies gab einem Manne, wie Hans Sachs, erhöhten Ton und erhöhte Stellung innerhalb seiner Zeit.

Hans Sachsens Lebenslauf war wohl ein einfacher. Während noch Rosenblüt, in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, in seiner doppelten Eigenschaft als Wappenmaler und als Sänger an Höfen umfuhr, auch im Kriegsdienste „alle teutsche Lande durchsucht", wie es in einer seiner Dichtungen heißt, erscheint Sachs nur als Geselle auf der Wanderschaft und nachher seßig als Meister in seiner Vaterstadt. Die Verschiedenheit der Verhältnisse zwischen damals und heute ergibt sich jedoch selbst aus einem Blick auf seine einfachen Lebensumstände. Schon aus ihnen läßt sich begreifen, daß Hans Sachs mit seinen Sittendichtungen und seinen in gebundener Rede unter die Nation geworfenen Gedanken über Kirche, Gesellschaft und Staat leichteres Spiel hatte und größeren Einfluß übte, als es gegenwärtig einem Manne seines Standes möglich wäre.

Sind es Leiern oder Vögel, die am Goethe'schen Geburtshause stehen? — fragt Freiligrath in dem bekannten Gedichte, hindeutend auf das Handwerk von Goethes Großvater. Auch Sachsens Vater handhabte als Schneider das Bügeleisen; doch erzog er, wie Nanisch im vorigen Jahrhundert schreibt, seinen Sohn „so wohl, wie nicht alle Kinder vornehmer Eltern in unseren ausgeklärten Tagen erzogen werden". Der Unterricht lag damals freilich noch in den Händen der Mönche. Es war noch keine Erziehungs-Bill von Reformatoren eingebracht worden; und als sie eingebracht ward, fiel sie eben auch nicht glänzend aus. Indessen war die freie Stadt Nürnberg, die die Vermittlung zwischen den italienischen Republiken und unseren Hanse-Städten machte, ihrer Zeit in vielem voran. Sie „leuchtete", wie Luther sagte, „wahrlich in ganz Deutschland wie eine Sonne unter Mond und Sternen; und gar kräftiglich alle Städte bewieget, was daselbst im Schwange gehet." An allerlei geistigen Kräften, an Dichtern, Männern der Wissenschaft, Erd- und Sternkundigen, an Bildhauern, Malern, Baumeistern, Erzgießern, wie auch Staatsmännern, war Nürnberg reich und das damalige Geschlecht jedem Fortschritt geneigt.

Darüber sagt auch Luther: „Eben zu dieser goldenen Zeit komme ich auf den Plan, wo sehr viele feine, hochgelehrte Leute sind, welcher täglich mehr werden, also daß alle freien Künste grünen, blühen und wachsen — nicht zu reden von der griechischen und hebräischen Sprache, so daß auch Cicero, wenn er jetzt lebte, schier sich in einen Winkel verbergen sollte."

Ein Strahl dieser geistigen Regungen drang in die Klosterschule, wo Hans Sachs Unterricht empfing. Erwähnt man auch im hohen Alter, er habe sein Latein und Griechisch vergessen — was sogar manchem auf einer Hochschule Gebildeten noch heute passirt —, so legte er doch im ganzen einen guten Grund der Bildung.

Hören wir ihn selbst darüber:

Als ich in meiner kindlichen Jugend
Ward auferzogen zu Sitten und Tugend
Von meinen Eltern in Zucht und Ehr',
Deßgleichen hernach auch durch die Lehr'
Der Präceptoren auf der hohen Schul',
Da saßen auf der Künste Stuhl'
Die Grammatica und Rhetorica,
Die Logika und Musika,
Arithmetica, Astronomica,
Poeterei und Philosophia.
Und da mein sinnreich Ingenium
Die Lehr' mit solchem Fleiß annahm,
Da lernt' ich Griechisch und Latein
Artig reden, richtig und rein.
Berechnen lernt' ich auch mit Verstand
Die Ausmessung von mancherlei Land;
Auch lernt' ich die Kunst der Gestirn',
Der Menschengeburt Judizir'n,
Auch die Erkenntniß der Natur
Auf Erden mancher Kreatur
In Luft, Waffer, Feuer und Erden.
Dazu mit herzlichem Begehr'n
Begriff ich die Gesangeskunst subtil,
Manch süß lieblichs Saitenspiel;
Lernt' auch endlich die Poeterei,
Darin an Tag zu geben sei
Manches höfliche Gedicht.

Digitized by Google

„Höflich" steht hier noch im alten Sinne von „hovelich"; soviel als: edel und wohlgeformt, dem dichterischen Vortrage an Edelhöfen gemäß.

Die lateinische Schule besuchte der Knabe bis zum fünfzehnten Jahre. Mit siebzehn Jahren sehen wir ihn auf der Wanderung, in Gesellschaft von fahrenden Schülern. Der junge Handwerker, der sich zeitlebens seines Geschäftes nicht geschämt hat, war mit Kenntnissen versehen, die ihm solche Gesellschaft möglich machten. Nach der Sitte seiner Zeit konnte er auch, gleich einem Studenten, mit dem Schläger umgehen. Bürger und Gesellen führten damals noch die Waffe. Hans Sachs selbst wurde zu Frankfurt am Main, wohin er auf der Wanderschaft kam, in der dortigen Schwert- und Fechter-Innung zum Schwertmeister geschlagen.

Seine Reisen durch ganz Deutschland, von Regensburg und Passau bis nach Cöln, Aachen, Lübeck, Leipzig und wahrscheinlich auch Wien, machten ihn mit allen Mundarten unseres Vaterlandes vertraut; eine nützliche Vorbildung für die Schriftstellerei. In mehreren Städten, durch die er kam, finden wir ihn alsbald an der Spitze der Meister-Singschule: seine geistige Bedeutung brach frühe durch. Unablässiges Studium bis ins hohe Alter hinein hielt ihn fortwährend im Schritt mit der Entwicklung seiner Zeit. Die Kenntniß der Alten mangelte ihm nicht, obwohl er sie nur in der Uebersetzung, zum Theil blos auszugsweise, las. Er kannte das meiste von den Griechen und Römern, von Homer bis auf Boethius; von den Italienern Petrarca und Boccaz. Er las mit gleichem Eifer die Schriften der alten Weltweisen, Geschichtschreiber, Redner und Dichter; die Chroniken von Deutschland, Ungarn, Burgund, Frankreich, Italien, Dänemark, Schweden, Norwegen. Er wußte Bescheid in den Kirchenvätern, und war selbst mit dem Koran nicht unvertraut. Er kannte vieles von den Werken zeitgenössischer Gelehrter, von Reuchlin, Erasmus, Agricola, Melanchthon. Kurz, was in der Uebertragung an Hauptschriftstellern aller Zeiten für ihn zugänglich war, das studirte dieser einfache, volksinnige Mann nach Kräften; die Spur der so erworbenen Kenntnisse zieht sich durch alle seine Werke.

Mit dem, was er wußte, prunkte er nicht in Ueberhebung. Er selbst vergleicht seine Gedichte mit einem offenen Garten, der an offener Straße steht, darin der gemeine Mann nicht allein süße fruchttragende Bäume zur Speise der Gesundheit und allerhand heilkräftiges Kraut zur Heilung der Kranken findet, sondern auch wohlriechende Veilchen, Rosen, Lilien; dazwischen wohl auch mancherlei einfach Gewächs und Feldblümlein, wie Klee, Distel und Kornblumen, doch mit schönen lieblichen Farben, damit das schwermüthige, melancholische Gemüth fröhlich und leichteren Sinnes gemacht werde.

Körperlich war Hans Sachs ein stattlicher Mann. Auf dem Bilde, das in seinem einundfünfzigsten Jahr von ihm angefertigt ward, erscheint er als von kräftigen, edelgeformten Zügen, mit gutgewölbter Stirn und Braue, stark hervorspringender Nase und etwas schalkhaften Augen; das Antlitz ist vom Vollbart umfaumt. Er trägt einen blumig gewirkten, engen Leibrock, über den ein weiteres Gewand geworfen ist, pelzverbrämt, die Aermel oben geschlitzt. Das Haupt deckt ein Barett. Das Ganze sieht sich an wie das Bildniß eines streitbaren Bürgermeisters einer freien Stadt. Die Hand hält eine Rolle, auf der man Schriftzüge erkennt. Hans Sachsens Handschrift ist uns in den Meistergesangbüchern Nürnbergs erhalten; sie zeichnet sich durch dieselbe Festigkeit und schöne Klarheit aus, die auch seinen geistigen Erzeugnissen eigen ist.

Dreiundfünfzig Jahre lang hatte er der Dichtkunst obgelegen; da setzte er sich hin, durchsuchte seine Meistergesangbücher, seine Sprüchbücher und seine gesammelten Gedichte, und ging — unter Ausscheidung der Meisterlieder, die er der Singschule überließ — an die Herausgabe seiner Gesammtwerke in fünf Folio-Bänden. Das Handwerk hatte er zuletzt aufgegeben; seine Muße war also vollkommen. Drei Bände erschienen noch während seines Lebens; die zwei anderen, von denen er selbst sagt, sie seien schon zum Druck bestellt, kamen nach seinem Tode heraus. Es handelte sich also nicht um einen städtischen Winkelpoeten und unansehnlichen Reimschmied, sondern um einen in der Gunst der Oeffentlichkeit feststehenden Dichter, der an seinem Lebensabend seine Gedanken der Nachwelt zuwenden durfte.

Auch aus diesen Jahren, wo es stark mit ihm auf die Neige ging, besitzen wir ein Gemälde von ihm. Wir sehen ihn in etwas gebückterer Haltung, mit langem, auf die Mitte der Brust herabreichendem, schneeweißem Barte und in weitem, bequemem Gewand. Die Züge sind immer noch von festem Ausdruck; im Auge liegt stille, aber scharfe Beobachtung. Er ist mit der Welt fertig, geistig in sich gekehrt. — Zuletzt versenkte er sich in der That ganz in Schweigen, saß stumm über Büchern geneigt und blickte die ihn Besuchenden nur noch sinnend mit schwachem Neigen des Kopfes an — ein Bild nachdenklicher Vertieftheit. So schildert ihn und seinen Hintritt Adam Puschmann von Görlitz, sein Schüler in der Meistergesangkunst, in einem der Form nach steifen, doch von poetischer Anschauung immerhin durchleuchteten Traumgesicht.

Der freundlich behäbige Zug, der Hans Sachs im ganzen kennzeichnet, hinderte ihn nicht, sein Wort auch kräftig in die Wagschale einzulegen zu Gunsten der freieren Entwicklung in Kirche und Staat. Ein Kämpfer wie Hutten, wie Münzer, wie Luther war er sicherlich nicht. Aber für die Reformation, deren größten Führer er zweimal persönlich in Augsburg sah, trat er, als der Lauf der Bewegung noch schwankte, zweimal fest heraus; so sehr, daß der Rath zu Nürnberg ihm einen Verweis ertheilte. Die Stelle, die den Leisetretern des Rathes hauptsächlich Anstoß erregt hatte, lautete so: —

„Weil sich der Papst von Gott abwendt,
Auf Gut und weltlich Regiment,
Zu Blutvergießen, Krieg und Streit,
Ist er kein Hirt der Christenheit!

Drum wohnet bei dem Papst auch bei
Die Grundsuppe' aller Bäberei;
Wie denn zu Rom steht Jedermann
Zucht, Ehr' und Frömmigkeit untergahn.

Auch politische Gedichte von nicht minder entschiedenem Tone sind von Hans Sachs vorhanden. Wohl fühlte er, als Bürger einer im ganzen wohlverwalteten freien Stadt, keinen unmittelbaren, keinen allzu schweren Druck. Allein ihm lag nicht Nürnberg allein, sondern das ganze Deutschland, das Reich, die Nation am Herzen. In der Erzählung von dem Königssohn, der, um das Vaterland zu retten, sich in einen Erdschlund stürzte, sagt Hans Sachs: — Wollte Gott, daß alle deutschen Fürsten auch so ihr liebes Vaterland liebten, wie dieser junge Fürst! —

Wie würde Deutschland selig sein!
Wie sanft würd' sitzen jeder Mann,
Gehorsam sein und unterthan!
Ein End' würd nehmen all' Beschwerd!

Daß Hans Sachsens Wunsch nicht in Erfüllung gegangen, können wir nur lebhaft beklagen. Aus seinen mannichfachen sonstigen treffenden Aeußerungen mögen in einem nachfolgenden Aufsatze einige hervorgehoben werden. Von einer eigentlichen Schilderung der literarischen Verdienste dieses Volksdichters sehe ich hier ab. Die ihn kennen, wissen wohl, daß in dem Kopfe dieses „alten deutschen Poeten", wie er auf der Sterbetafel seiner Vaterstadt genannt wurde, eine kleine Welt Platz hatte und Deutschland stolz sein darf, daß zwischen den Minnesängern und unseren neueren Dichterheroen die einfach kräftige Figur des Nürnberger Meisters sich erhob.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Gustav Freytags neuester Roman.

Ingo und Ingraban.

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

I.

Ingo.

Jedes neue Werk Gustav Freytags wird von dem gebildeten deutschen Publicum als ein Ereigniß betrachtet. Die Productionsweise dieses überaus begabten Mannes gefällt sich im Unerwarteten und ist reich an Ueberraschungen aller Art. Hat er auf der Bühne im modernen Lustspiel einen großartigen Erfolg errungen, der auf ihn als auf den berufensten Pfleger und Förderer der deutschen Bühne hinweist — einen Erfolg, der jeden andern Schriftsteller zu einem dauerhaften Bunde mit der heiteren dramatischen Muse veranlassen würde, so ist Freytags nächstes Werk sicher eine erzählende Dichtung; und kehrt er dann später zur Bühne zurück, so wählt er sich einen Stoff und eine Zeit, welche den Vergleich zu seinen früheren Bühnenarbeit von vorneherein ausschließt: der Mann des modernen Lustspiels besteigt den Kothurn und greift zum antiken Schwerte, der fidele, burschikose Konrad Bolz im Fracke tritt ab, um dem nachdenklichen Fabier in der Toga Platz zu machen. In dem darauffolgenden Werke überrascht uns Freytag vielleicht als Aesthetiker, dann wieder als Culturhistoriker, der vor uns wundervolle Bilder deutscher Vergangenheit entrollt, dann als Politiker und Publicist — kurzum in dem geistigen Schaffen Freytags macht sich eine so systematische Sprunghaftigkeit bemerkbar, wie bei kaum einem andern der lebenden Schriftsteller. Man kommt unwillkürlich auf den Gedanken, daß Freytag bei jeder neuen Arbeit dem Vergleich, mit einer früheren aus dem Wege zu gehen bemüht und sorglich darauf bedacht ist, daß der schon errungene Erfolg den zu erringenden nicht gefährde.

Eine neue Freytag'sche Arbeit hat indessen auch einen ernstbasteren Reiz als den des Unerwarteten. Wir können uns immer darauf verlassen, daß uns ein sorgfältiges, gewissenhaftes, durchgearbeitetes und reifes Werk geboten wird — ein Werk das, mag man es nach seinem Gefallen finden oder nicht, immerhin zu einer respectvollen Beurtheilung nöthigt. Der Dichter reicht uns — um in dem Stil seines neuesten Romans zu sprechen — ausgegorenen Trank in kunstvollem Gefäß zur Labe dar.

Dieser Roman, welcher den Titel „Ingo und Ingraban" führt, ist ein neuer Beleg für das, was ich oben von der Unberechenbarkeit der Freytag'schen Productionen sagte. Freytag bezeichnet sein Werk in der Vorrede ausdrücklich als freie Erfindung, trotzdem wird man es eher seinen Culturgeschichten aus deutscher Vergangenheit beigesellen. Es gehört zur Gattung jener Mittelbildungen, bei denen man nicht weiß, wo die Wissenschaftlichkeit aufhört und wo die Phantasie anfängt. Man könnte „Ingo und Ingraban", wenn man es mit der Rubricirung nicht allzugenau nimmt, zur Kategorie der historischen Phantasiegebilde, oder wenn man will: phantastischer Historien, zählen, der Bulwers „letzte Tage von Pompeji" und Flauberts „Salammbô" angehören.

Aber der kühne Sprung, den Flaubert von der modernen Ehebrecherin in der Normandie bis zurück zur barbarischen Jungfrau im fabelhaften Karthago wagte, ist noch nicht so gewaltig wie der, den Gustav Freytag aus der modernen Krämer- und Gelehrtenwelt in die vergangenste aller deutschen Vergangenheiten soeben unternommen hat. „Ingo und Ingraban" spielt in der Mitte des vierten Jahrhunderts, also in einer Zeit, bei der sich kein Mensch ohne Vorbereitung etwas denken kann. Mit Karthago haben wir doch durch unsere Quintanererinnerungen an den braven Cornelius einige Fühlung; aber nur wenige außerlesene Geister werden von der Thatsache überzeugt sein, daß es in Deutschland jemals eine Mitte des vierten Jahrhunderts gegeben habe. Es war unmöglich, eine abgelegenere Zeit und einen befremdlicheren Stoff zu finden. Zum Glück ist „Ingo und Ingraban", wie uns der Verfasser in der Vorrede mittheilt, erst der Anfang einer Serie von Romanen, welche die Geschichte eines Geschlechtes von frühester Vergangenheit bis auf unsere Zeit berichten sollen. Schon die zweite Abtheilung „Ingraban" bringt uns dem Menschengedenken etwas näher — sie spielt am Anfang des achten Jahrhunderts — und wir dürfen wohl hoffen, daß das groß angelegte Werk, je weiter es fortschreitet, desto mehr auch an Interesse und Begreiflichkeit gewinnen wird. Um die erste Abtheilung, den schwierigen Anfang, zu bewältigen, bedarf es einer gewissen Unverzagtheit. Denn wenn der ernste Leser an der kunstvollen Arbeit sich wahrhaft erfreuen kann, so wird derjenige, welcher von dem Roman gleich im Anfang Anregung und Spannung erwartet, schwerlich befriedigt werden.

Der junge Held Ingo vom Stamm der Vandalen an der Oder, durch Niedertracht und Gewalt vom Throne seiner Väter verdrängt, hat an dem Kampfe der Alemannen gegen die Römer rühmlichen Antheil genommen. Die Alemannen sind gänzlich auf das Haupt geschlagen und Ingo, der Schrecken der Römer, hat flüchten müssen. Von dem Häuflein seiner übriggebliebenen Vandalen getrennt, streift er wie ein Bettler ohne Gut und Gesinde durch das Land und naht, um Gastfreundschaft flehend, dem Heerde des Herrn Auswald, eines mächtigen Häuptlings der Thüringe. Ingo vermag seine hohe Herkunft nicht lange zu verbergen; schon bei den Kampfspielen überrascht der Fremde durch seine Gewandtheit alle Uebrigen, und der Sänger Voltmar erkennt in ihm den gewaltigen Helden, der die Römer bekämpft. Nach langen, eingehenden Berathungen der Häuptlinge über die Frage, ob — modern ausgedrückt — die Aufnahme eines entschiedenen Römerfeindes keinen Neutralitätsbruch involvire, wird Ingo das Gastrecht bei Herrn Auswald gewährt. Niemand freut sich darüber mehr als Irmgard, des Herrn Auswald rosige Tochter, und niemand ist darob verdrießlicher, als Theodulf, einer der Mannen Auswalds, den bis vor Ingos Ankunft im Waffenhandwerk, im Ringen und Springen keiner übertroffen hatte. Theodulf hat aber auch bemerken müssen, daß Irmgard den Fremdling mit mehr Wohlgefallen betrachtet als ihm, der zu ihrem Gatten bestimmt ist, genehm sein kann. Nur mit Mühe drängt Theodulf die feindselige Gesinnung gegen seinen Nebenbuhler zurück. Aber die Zeit des friedlichen Glückes am Heerde Auswalds ist für Ingo gleichwohl knapp bemessen. Die zersprengten Getreuen seines Stammes sind wieder zu ihm gestoßen und auch sie haben bei Auswald gastliche Aufnahme gefunden. Zwischen den Thüringen und den Vandalen — beide in Sitten und Bräuchen grundverschieden — entstehen Mißhelligkeiten und Zerwürfnisse aller Art, deren Schlichtung nicht immer vollkommen gelingen will und die den Stolz des einen oder andern ihrer Herrn verletzen muß. Bei einer Jagd, an welcher alle Edlen des Landes und auch die Gäste Auswalds theilnehmen, bricht das lange drauende Ungewitter los. Theodulf und Ingo gerathen in Streit um den Ehrenpreis des Tages und Theodulf vergißt sich im Zorne so weit, daß er auf den Vandalenkönig die Meute hetzt. Ingo fordert den vermeffenen Thüring zum Nothkampf auf der Aue, den die Sonne nicht schauen darf, er verwundet ihn tödlich und in dem Augenblick, da das Schwert Ingos das Haupt Theodulfs zerschmettern will, fällt der erste Sonnenstrahl auf den Kampfplatz. Ingo schenkt seinem Widersacher das Leben. Herr Auswald aber sagt dem Vandalen die Gastfreundschaft auf.

„„Zum Tode verwundet hast du, Ingo, Ingberts Sohn, meinen Schwertträger Theodulf, einen Edlen des Volkes, den Verwandten meines Ehegemahls, den Sohn, dem ich meine Tochter zur Hausfrau gelobt; geschädigt hast du ihn an Leib und Leben in heimlichem Kampf, den die Sonne haßt, getränkt hast du meine Ehre, verletzt die Gastpflicht, gebrochen den Eid, darum weigere ich dir fortan den

Digitized by Google

Frieden meines Hauses und Hofes, ich löse das Bündniß, das einst die Väter verband, die Flamme des Heerdes tilge ich, die dich jetzt noch wärmt und das Wasser verschütte ich, über dem wir einander gastlichen Frieden gelobt." Er schwenkte den Heerdkessel empor und goß ihn in die Flamme, daß der weiße Dampf sich zischend im Hause verbreitete."

Ingo zieht an den Königshof zum König Bisino, der über das ganze Volk der Thüringe herrscht. Bisino lebt mit seinen Hauptlingen nicht im besten Einvernehmen; mißtrauischen Auges sieht er das Wachsen ihrer Macht und fürchtet deren Ausdehnung, während sie den Eingriff in ihre alten Rechte und Freiheiten besorgen. Mit unfreundlichen Gefühlen hatte er vernommen, daß bei der Mächtigsten einem, bei Herrn Answald, ein kühner Held eingezogen sei und deshalb hatte er Ingo an seinen Hof entboten. Unter einem genügenden Vorwande hatte sich Ingo bis zur Stunde dem königlichen Befehle zu entziehen gewußt; es war ihm offenbar, daß hinter der Einladung des Römerfreundes Bisino ernste Gefahren für ihn und die Seinen geborgen waren. Nun aber ist Bisino anderen Sinnes geworden. Durch das Zerwürfniß zwischen Ingo und Answald ist die Besorgniß des Königs, daß Ingo an der Spitze der Mannen Answalds ihn gefährden könne, zerstreut worden. Aber auch die Freundschaft Bisinos ist von kurzem Bestand. Die Römer fordern Ingos Kopf und Bisino würde den Gastfreund opfern, wenn nicht die Königin, Frau Gisela, den argen Streich vereitelte. Ingo zieht mit seinen Leuten wiederum von dannen. In einem kleinen Grenzlande der Thüringe finden sie endlich eine Heimat. Sie bebauen das Land, errichten Hütten und dem Könige eine Burg; und Ingo herrscht über sie.

Da erfährt Ingo, daß die holde Irmgard dem Theodulf vermählt werden soll. In einer wilden Sturmesnacht entführt er die Theure und macht sie zur Königin seines Landes. In Glück und Gedeihen gehen zwei Jahre dahin. Irmgard gebiert einen Knaben, der wie sein Vater ein Held zu werden verspricht. Inzwischen hat Gisela, welche Ingo heimlich liebt, den König Bisino erschlagen lassen. Sie begehrt Ingo zum Manne, aber dieser verschmäht sie. Von allen Seiten zieht nun das Ungewitter gegen die kleine Ansiedlung der Bandalen heran: die Grenzvölker, die mit den Vandalen in Streit gelegen hatten, unterstützt von den Römern, den Todfeinden Ingos, die Mannen Answalds, welche die Schmach, die Ingo an der Tochter ihres Herrn verübt, und die Königlichen, welche die gekränkte Gisela rächen wollen. Nach furchtbarer heldenmüthiger Vertheidigung wird die Burg Ingos umzingelt, Brandfeiele fleckten sie in Flammen, Ingo, Irmgard und die letzten Getreuen werden unter den Trümmern begraben. Ingos Sohn wird gerettet.

Damit schließt die erste Abtheilung des großen Romans, welchem Gustav Freytag den Collectivitel „die Ahnen" gegeben hat.

Der gedrängte Bericht ist weit davon entfernt den eigenartigen Charakter der Freytag'schen Dichtung wiederzugeben. Dieser ist nicht in der Erfindung der Geschichte, sondern in der Darstellung zu suchen. In der Schilderung, im Colorit ist auch „Ingo" in seiner Weise wiederum ein großes Kunstwerk; aber allerdings darf man bezweifeln, ob die Weise jedermann zusagen wird. Freytag hat sich bemüht, die unvordenklichen Zeiten, so wie er sie sich vorstellt — und seine Vorstellung ist sicher auf ernste Studien begründet — getreulich wiederzuzeichnen; und es ist ihm durchaus gelungen, ein fremdartiges Bild herzustellen, das in der Einfachheit seiner Composition, in der Strenge der Linien, im abgeblaßten Colorit und in der Naivetät der Motive allerdings an die graue Vorzeit gemahnt. Nirgends stört ein Anachronismus die Täuschung; man möchte manche Seiten auf Pergament mit den Schnörkeln der Mönchsschrift wiedergegeben sehen. Liest man das Buch in der rechten Stimmung, mit der rechten Weihe, so wird es hohen Genuß gewähren; bringt man aber diese weihevolle Stimmung der alten Geschichte nicht entgegen, so wird sie unerbittlich zum Spott und Hohn herausfordern. Bewunderung oder Verspottung — das ist das Loos, welches diesem Werke beschieden ist, ein Mittelding gibt es nicht.

In der That die Motive, welche die Freytag'schen Helden leiten, sind entweder als ehrwürdige zu bezeichnen oder als läppische; und die Reden, welche seine Thüringe und Vandalen führen, wird man entweder rühremd und in ihrer Einfachheit erhaben oder lächerlich, kindlich oder kindisch finden. Es gehört das echte Vertrauen des Poeten zu seinem Volke dazu, um unserer Zeit ein warmes, teilnehmendes Interesse dafür zuzumuthen, ob ein kühner Held über fünf oder sechs Pferde springen kann, um unserer Zeit begreiflich machen zu wollen, daß es eine entsetzliche Schmach für die Vandalen ist, wenn sie das Korn mahlen müssen — eine Arbeit, die im Jahre 357 „bekanntlich" nur unfreie Weiber verrichteten. Frivole Menschen werden nicht begreifen, daß sich ein ernster Conflict über die Frage entspinnen kann, ob jemand Binsen treagen soll oder nicht; es wird ihnen seltsam erscheinen, daß es keineswegs gleichgültig, sondern von weittragender Bedeutung ist ob jemand oben oder unten an der Bank sitzt. Alle diese und tausend andere Dinge, die unserm modernen Bewußtsein recht fern liegen, erregen bei Freytag die lebhaftesten Affecte des Gemüthes, rufen Jauchzen hervor oder machen die Zornesader auf der Stirn schwellen. Es ist so patriarchalisch und simpel zugleich, daß man — um ein Freytag'sches Lieblingswort zu wählen — ein ernsthafter Mann sein muß, um es nicht komisch zu finden.

Und ebenso verhält es sich mit den weisen, seltsamen Reden der Freytag'schen Helden. Man denke sich folgende Situation: Die Tochter vom Hause gewinnt Interesse für den Gast ihres Vaters und entschließt sich endlich, ihn anzureden und ihm einige artige Worte zu sagen. Bei Freytag macht sie dies so:

„Irmgard achtete seitdem auf den Fremden und als sie ihn abseit von den Anderen am Zaun des Hofes lehnen sah, ging sie allein bei ihm vorüber, hielt wie zufällig an und sprach: „Auf dem Hollunderbaum über deinem Haupt wohnt ein kleiner Graupogel, der Nachtfänger. Die Mädchen beschwören jeden Abend das Wiesel und den Kauz, damit sie ihm nicht das Nest zerstören. Singt er die, so höre ihm gütig zu, daß er sich deines wohlmeinenden Sinnes freue. Sie sagen, er mahnt im Lange Jeden an das, was ihm lieb ist.""

Das ist keineswegs lächerlich, sondern sogar sehr schön; aber heutzutage macht man das so ganz anders, und mancher Leser hat nun einmal die unangenehme Gewohnheit, sich beständig in die geschilderte Situation zu versetzen und sich zu fragen, was würdest du thun, wenn ein junges Mädchen in dieser Weise ein erstes Gespräch begönne. — Auch das anmuthige Schäkern der Verliebten nimmt sich, wie es der Verfasser beabsichtigt hat, in diesem vierten Jahrhundert gar seltsam aus. Wolf und Frida lieben und necken sich, und zwar in folgender Weise:

„Glück hattest du, Wolf, im Schlafe," spottete sie, „an dem Grenzdorn ist, da du ruhtest, ein fremder Vogel hängen geblieben. Wie war dein Schlummer, Wächter, auf dornigem Lager?"

„Die Eule ließ mich nicht schlafen, sie stöhnte über Frida, die bei Nacht am Zaune steht und rätselt, um zu erfahren, von wannen ihr ein Hausherr kommen wird."

„Ich aber sah einen Stieglitz auf dürrem Strauch, der sammelte alte Distelwolle zu einem Ehebett für den reichen Wolf."

„Und ich weiß eine Stolze," versetzte Wolf zornig, „welche die Veilchen zerrtrat, die sie suchen sollte, und dabei in die Nesseln fiel."

„In die Nesseln deines Ackers nicht, du dummer Wolf," versetzte Frida zornig.

„Ich kenne eine, der ich den Ball nicht zuwerfe beim nächsten Reigen," antwortete Wolf.

„Wenn der Wolf langt, fliegen die Gänse auf den Baum und lachen," spottete Frida.

„Winde dir ein Kränzlein aus Haferstroh, Jungfer Gans," rief Wolf vom Pferde zurück und trabte abwärts mit dem Fremden, der sich zartfühlend auf die Länge eines Speerwurfes von diesem Wechselgespräch entfernt hatte.

„Er ist ein unartiger Knabe," klagte Frida der Herrin.

Digitized by Google

Wie man sieht wird Zorn und Spott durch diese Wechselrede hervorgerufen — im vierten Jahrhundert — und der beleidigte Liebhaber droht mit einer schweren Strafe: er wird ihr den Ball nicht zuwerfen.

Sobald man also mit den Empfindungen des Modernen diese ehrwürdige Einfachheit betrachtet, so ist die unfreiwillige Komik, die Selbstparodirung da; aber das soll man nicht, und wer nicht im Stande ist, die Geschichte Ingos mit Andacht und Sammlung zu vernehmen, wer bei den Bärenfellen der Vandalen an unsere Uniformen und bei Irmgards teuscher Liebe an ein Patchouli duftendes Billetchen denkt, der lasse Freytags Roman ungelesen.

Das Buch ist eben nicht für jedermann geschrieben; auch um sich mit der Darstellung, mit der höchst ungewöhnlichen Sprache, um sich mit den völlig abgelegenen Redewendungen zu befreunden, bedarf es einer besondern Anlage. Wird diese Form hier nur als Kunstmittel gebraucht, um dem Bilde den eigenthümlichen Stempel der Zeit aufzudrücken, will sie uns durch ihre Ungewöhnlichkeit unsere gewöhnlichen Anschauungen nehmen, so wollen wir sie gelten lassen, wollen sie sogar bewundern als eine verdienstvolle und glückliche sprachliche Studie, die wir etwa als Seitenstück neben Regis' Uebersetzung des Rabelais stellen könnten. Aber entschiedene Verwahrung würden wir dagegen einlegen müssen, wenn diese Darstellung auch dann angewandt würde, wenn nicht ganz absonderliche Stoffe vorhanden sind. Ein moderner Roman im Stile des „Ingo" wäre geradezu unverdaulich; wir hoffen zuversichtlich, daß je mehr sich der Roman unsern Zeiten nähert, desto mehr auch die gequälten und gekünstelten Sätze schwinden, die im „Ingo" ihre Berechtigung haben. Es wäre entsetzlich, wenn dieser Stil Nachahmer fände. Fast kein Satz ist so, wie er naturgemäß sein sollte; die Vorstellung ist so ungewöhnlich wie nur möglich, die den Hauptwörtern beigefügten Prädicate sind oft mühevoll, geziert und unbescheiden, der ehrliche Artikel wird ohne allen Grund ausgestoßen u. s. w. Da lesen wir von einem „ungefügen" oder „argen" Mann, von einem „ruchbaren" Krieger, da ist man „hartmuthig, kaltsinnig, warmherzig", da erleidet man „bartes Fegen von deinen Federn", da „kränkt man sich einsam", da wird man „schenslätig vor allem Volk", da ist sogar auf Seite 14 „eine Jacke so reisemüde", während „der Waldgänger" so „wegemüde" ist, da begegnet man auf jeder zehnten Seite einem neuen „Gesell", dem „Heerdgesell", dem „Gutgesell", dem „Blutgesell", dem „Spielgesell", dem „Kampfgesell", dem „Schwurgesell", dem „Schwertgesell", dem „Eidgesell", dem „Nachtgesell" ꝛc.

Wo bleibt der Artikel, der bestimmte oder der unbestimmte, frage ich, wenn ich Sätze wie die folgenden lese: „hungernden Mann im Walde mag ich nicht schauen", (Seite 6) „auch tapfern Mann verläßt das Glück", (Seite 76) „wähle mir, Vater, die Blutgenossen für verwegene That", (Seite 210) „er sprang durch schwarze Nacht dem Thale zu" (Seite 212) u. s. w.

Für die einfachsten Dinge sucht und findet Freytag die künstlichsten Umschreibungen; anstatt zu sagen „sie befahl ihm zu gehen", schreibt er „sie winkte ihm Entfernung", für Gewitter sagt er „Strahl und Donnerton", wenn die Vandalen Rinder stehlen, so sagt er „Ueble Heldenarbeit ist solcher Nachtwandel eines Katers, der mausen geht" (Seite 219). Wenn eine Biene Irmgards Kindstechen will, so hält Irmgard folgende längere, auffällige Rede:

„Weiche abwärts, Honigträgerin," scheuchte Irmgard, „und thue dem kleinen Helden kein Leid, er weiß ja noch nicht, daß du eine Waffe unter dem Pelzrock birgst. Fliege zu deinen Gespielen und sei fleißig den süßen Seim zu kochen, damit mein Held im Winter an deiner Arbeit seine Freude habe. Denn ein junger Burgherr ist er und wir haben für ihn den Zehnten von allem Guten, das im wilden Walde gedeiht."

Die Königin beginnt einen Monolog wie folgt: „Giseln heiße ich, vergeiselt bin ich im fremden Land zu freudlosem Lager dem gemeinen Mann."

In diesem letzten Citat bemerkt man schon eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten der von Freytag gewählten Form. Die Prosa ist rhythmisch und metrisch: es ist eigentlich gar keine Prosa, es sind Verse, welche nicht den Muth ihrer Meinung haben, Verse, die zwar ohne Strophenabsatz wie schlichte Prosa gedruckt sind, die indessen, wenn man sie scandirt und ihnen auch durch den Druck die für poetische Erzeugnisse gebräuchliche Form gibt, sich in nichts von den freien, ungereimten Versen, wie sie z. B. Goethe den bösen Geist in der Kirchenscene sprechen läßt — „Wie anders, Gretchen, war dir's ꝛc." — unterscheiden. Machen wir den Versuch und übertragen wir hier einige Stellen der Freytag'schen Prosa wörtlich, und man wird sehen, daß aus dieser Prosa, wenn wir ihr nur die Versform geben, an welche sich das Auge gewöhnt hat, alsbald die schönsten und strengst gebauten Verse werden.

Seite 53:

Den Kühnen zu schlagen.
Das heilige Zeichen
Der Römer zu retten,
Warf Mann und Roß sich
Wie toll in den Strom.

Doch abwärts trieb
Im wirbelnden Strome
Der rothe Drache,
Der siegreiche Held

Noch einmal sah ich
Den Arm ihn heben
Und schütteln das Banner,
Dann sah ich ihn nimmer.

Seite 60:

Die Flamme schlug hoch auf,
Mißfarbiger Qualm
Erfüllte den Raum,
Sie stürzte hinaus
Und riß mich in's Freie.

Dann band sie die Häupter
Mit bieglamer Weide,
Knüpfte die Knoten,
Raunte das Lied,
Und bot mir den Bund
In ledener Tasche,
Damit ich ihn heimlich
Vor Jedem bewahre.

„Es schützt vor dem Wasser,
Nicht wahrt's vor dem Feuer."
. . . . . .
So wies sie mich nordwärts
Mit Reisesegen.

Wie man sieht hat Freytag hier sogar die rein poetische Form des Stabreims mehrfach angewandt:

„die Römer zu retten", „band sie" und „bieglam",
„knüpfte die Knoten", und „bot mir den Bund". —

Wenn das keine Verse sind, dann weiß ich es nicht. Sind es aber Verse, dann verlange ich auch die ehrliche gebräuchliche Form dafür; denn es ist kaum zu beschreiben, wie sehr es irritirt und die Nerven abspannt, wenn man bei der Lectüre des Werkes, welches sich als Prosaschrift darstellt, auf diese metrischen Stellen stößt, die in „Ingo" sehr zahlreich sind, wenn man dann unwillkürlich anfängt zu scandiren, nach dem Rhythmus herumtastet, ihn für diesen Satz auch findet, bei einem folgenden im Stich gelassen wird, um bei dem, der sich daran anschließt, durch scharf markirten Tonfall wiederum zum Scandiren geradezu gezwungen zu werden. — Mir haben offen gestanden diese Abweichungen von dem natürlich Gegebenen, die, wie ich sehr wohl einsehe, berechtigte Eigenthümlichkeiten sind, den Genuß an der Lectüre häufig gemindert, bisweilen sogar verleidet;

Digitized by Google

ich habe, um individuell zu sprechen, eine unüberwindliche Abneigung gegen die hochgeschraubte Vornehmheit in der Sprache; möglich, daß dieselbe im Freytag'schen Roman am rechten Platze sein mag, aber sie nistet sich auch da ein, wohin sie gar nicht gehört: in modernen Zeitschriften, und dort ist sie einfach unausstehliches Pathos. Dieselben Worte, die Freytag mit Vorliebe gebraucht — künden, fügen, sorgen ob, jauchzen, reihen rc. rc. — ferner die ungebräuchlichen, über die man nur mit Hülfe des Grimm'schen Wörterbuches genaue Rechenschaft abgeben kann, dieselbe launische Weglassung des Artikels, welche den schlichtesten Satz sofort zum Parvenü macht, findet man auch häufig in den publicistischen Aufsätzen allermodernsten Schlages. Es wäre gewiß zu bedauern, wenn diese Stilistik um sich griffe; unsere ehrliche Sprache würde dadurch weder an Klarheit noch an Wahrheit gewinnen. Auch bei Freytag, dem einsichtigen, hochgebildeten und ernsten Schriftsteller, findet man schon bisweilen Umschreibungen und sprachliche Schönthuereien, die lebhaft an die Unarten der Preciesen im Hotel Rambouillet erinnern. Die oben citirten Worte der Irmgard an die Biene würden sich in einem Romane der Madame de Scudery vielleicht gar nicht übel ausnehmen.

Aber neben den Seltsamkeiten, die ich bezeichnet habe, enthält „Ingo" wahrhaft großartige Schönheiten. Die Schilderung des Sturmes auf die Burg ist sowohl in der Composition wie in der Anschaulichkeit meisterhaft. Nach solchen Proben dürfen wir für die Folge noch Herrliches erwarten; und das ist das Erfreulichste: daß der Anlage des ganzen Werkes nach die Absonderlichkeiten mit jeder neuen Abtheilung mehr und mehr schwinden müssen, daß eine jede neue Abtheilung uns näher an die Zeiten herandringt, in welchen der Dichter sprechen kann, wie er als Konrad Bolz und als Fink gesprochen hat; und da steht er unserm Verstande und unserm Herzen doch am nächsten.

Ueber „Ingraban" im zweiten Aufsatz.

Paul Linden.

Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland.

Von **Daniel Sanders.**

(Fortsetzung.)

Kapitel 2. In Betreff des Tremas zur Verdeutlichung der Aussprache.

§ 5. Wenn zwei Vokale, die in andern Fällen neben einander stehend zusammen einsilbig ausgesprochen werden, in zwei auf einander folgenden Silben, bezüglich als Schluß der ersten und als Anfang der zweiten zusammenstoßen, so wendet im Allgemeinen man im Deutschen kein die zweisilbige Aussprache besonders hervorhebendes Zeichen an, vgl. z. B. die mit der Vorsilbe be gebildeten Wörter: **beehren, beerdigen** rc. mit den Wörtern **Beere, Beet**, in welchen das Doppel-e nur eine Silbe bildet, ähnlich: **beunruhigen, Beurtheilung** rc. mit: **Beule, Beute** rc., **geurtheilt** rc. mit (**ver**)**geuden** u. ä. m. (vgl. § 10); ferner Eigenschaftswörter, in denen die Nachsilbe **ig** hinter ein **a** oder **e** tritt, wie: **etwaig, schneeig**, mit dem Doppellaut der ersten Silbe in **Kaiser, heiser, eigen** rc., aber auch Fremdwörter, wie: **Museum, Tedeum** rc., **Danaus** rc., **Hierarchie**, in welchem Wort das erste **ie** zweisilbig, das am Schluß einsilbig lautet, ferner Wörter, in denen zwei auf einander folgende **a** getrennt (in zwei Silben) gesprochen werden, wie: **Zoologie, Oolith** rc., vgl. namentlich das dreisilbige Fremdwort: (**Das Sternbild des**) **Baotes** mit dem gleichgeschriebenen, aber zweisilbig ausgesprochnen deutschen Wort: (**Die Ruder des**) **Baotes** rc.

In solchen Fällen eine die zweisilbige Aussprache hervorhebende orthographische Bezeichnung einzuführen, dürfte vielleicht nicht unzweckmäßig sein; ein Vorschlag hierzu aber unterbleibt hier nach unserm ersten Grundsatze, für unsre bisherige Orthographie hier keine Neuerungen, sondern nur Feststellungen des Schwankenden vorschlagen zu wollen.

Wohl aber wird bereits vielfach die Trennung eines **i** in der Aussprache von einem unmittelbar vorhergehenden Vokal in Fremdwörtern durch das sogenannte Trema (die puncta diaresseos oder Trennungspunkte) über dem **i** bezeichnet und unser Vorschlag geht dahin, die in diesen Fällen bereits vielfach angewendete Bezeichnung allgemein zu machen. Danach würde man also künftighin durchgängig zu schreiben haben:

Aï (Name des Faulthiers); **Aïs** (in der Musik das um einen halben Ton erhöhte **A**); **Danaïden; Kaïn; Sinaï; David, der Sohn Isaï** u. ä. m.,

ferner: **Deïfikation; Deïsmus; Deïst; Theïsmus; Theïst; atheïstisch; Theïn; Oleïn; Nereïden; treïeren; Reïteration; Reïnsfulation** u. ä. m.,

ferner: **Sphäroïd; sphäroïdisch; Ellipsoïd** rc.; **Cykloïde** rc.; **Hämorrhoïden; hämorrhoïdalisch** u. ä. m.

Kapitel 3. Von der Anwendung des Divis (des Theilungszeichens, Bindestrichs) zum Zweck der erhöhten Deutlichkeit, Übersichtlichkeit rc.

Von dem sogenannten Divis oder Theilungszeichen, Bindestrich (-) wird bereits, wo es sich darum handelt, die einzelnen Theile einer Zusammensetzung klar und unzweideutig hervortreten zu lassen, vielfach Gebrauch gemacht, ohne daß jedoch bisher hierüber allgemein anerkannte und durchgeführte Regeln besolgt wurden. Solche herbeizuführen, ist der Zweck der in den folgenden Paragraphen (§§ 6—12) aufgestellten Vorschläge:

§ 6. Nothwendig ist die Anwendung des Theilungszeichens bei zusammengesetzten Hauptwörtern, wenn ein Theil der Zusammensetzung nicht ein eigentliches Wort, sondern nur ein Laut, ein Lautzeichen (Buchstabe) oder eine nach ihrem grammatischen Verhältnis betrachtete Silbe u. ä. m. ist, z. B.:

Wogegen der Deutsche mit der unausstehlichen E-Krankheit behaftet ist; denn tausend und tausend Nenn- und Zeitwörter endigen mit dem stummen E. (Knebel 3, 72); **Der vollinnende N-Laut** rc.; **Das End-E** (verschieden: **Das Ende**); **Das Schluß-S; Das Genitiv-S; Das Dehnungs-H; Das müßige Verlängerungs-Ich in: emsiglich** rc.

§ 7. Bei zusammengesetzten Hauptwörtern, in denen das ungetrennt geschriebene Grundwort mit einer häufig vorkommenden Endsilbe verwechselt werden könnte, werde man zur Verdeutlichung der Zusammensetzung immer das Theilungszeichen an.

Solche mit häufig vorkommenden Endsilben gleich erscheinende Hauptwörter sind namentlich: **Lein; Ende; Ender; Ei; Schaft** und das substantivierte **Er** (s. § 252).

Man schreibe also z. B. die Pflanzennamen: **Berg-Lein** (Linum catharticum); **Dotter-Lein** (Myagrum), vgl. die Verkleinerungsformen: **Berg und Berglein; In jedem Ei ein Dotterlein.** Ferner z. B.: **Das Bräutlein spinnt den Braut-Lein** u. ä. m. — Ferner z. B.: **Stumm-Ende, Hell-Ende und Zopf-Ende eines Baums; Fuß-Ende und Kopf-Ende eines Bettes; Schau-Ende eines Stückes Tuch** rc., vgl.: **Das dortber Stummende; Der darauf Fußende; Der Schauende** rc. — Ferner als Bezeichnung von Hirschen rc., z. B.: **Acht-Ender; Zwölf-Ender** rc., vgl.: **Ein aufmerksam darauf Achtender** rc. — Ferner z. B.: **Hühner-Ei; Spiegel-Ei; Seh-Ei; Rühr-Ei; Oster-Ei; Kloster-Ei** rc., vgl.: **Des Spötters Hühnerei** (oder **Gerhöhne**); **Die Spiegelei** (oder **das Gespiegel**); **Sonderlich durch Klösterei werde man so rein.** Luther rc.; auch z. B.: **Ein Basiliskes-Ei als Zauber-Ei** und: **Ein Basiliskes-Ei als Zauberei**; wie: **Das Straußen-Ei, das Wüsten-Ei** | **dort in dem Sand der Wüstenei; Der Gewehr-Schaft,** vgl.: **Mit der Gewährschaft oder Bürgschaft** u. ä. m. — Ferner: **Wie ein mit Leimruthen bestreckter Finken-Er die eifersüchtigen Männchen auf sich lockte.** Jean Paul 54, 19.

Digitized by Google

§ 8. Auch in andern Zusammensetzungen wird zweckmäßig das Theilungszeichen zur deutlichen Hervorhebung der zusammensetzenden Theile angewendet, wo ohne solche Theilung eine Verwechselung mit ähnlich geschriebenen Wörtern zu befürchten steht, vgl. z. B. das Hauptwort **Erd-Rücken** mit dem Zeitwort **erdrücken**, ferner die seltne Zusammensetzung **Nacht-Heil** (als Gegensatz zu **Tagesheil**) mit dem allgemein üblichen **Nachtheil** (als Gegensatz zu **Vortheil**), so auch: **Der Nacht-Rabe** und: **Im Nachtrabe**; **Neu-Raum** (als Gegensatz zu **Altraum**), verschieden von dem Fremdwort: **Neurom** (= Nervengeschwulst); ähnlich: **Kour-Tage** (= **Hoftage**), verschieden: **Kourtage** (französisch = Mäklergebühr rc.) u. ä. m. So unterscheide man namentlich auch die seltnere Verstärkung von **ein** und **einig** durch vorgesetztes **all** nebst den Fortbildungen von den häufigen Wörtern **allein**, **alleinig** und deren Fortbildungen, vgl. z. B.: **Alleinheit, sagt Hiob zu Gott sehr weise, ist dein bester Umgang.** Rosenkranz, Die Poesie und ihre Geschichte 723 rc.; **Ach, wenn doch hier nur ein Mensch mit mir spräche, aber diese Alleinigkeit meiner Person in der großen Stadt!** Arnim, Schaubühne 2, 318; **Er wollte sich allein haben... Kein Streben sollte ihm Etwas von dieser Alleinigkeit rauben.** Auerbach, Das Landhaus am Rhein 2, 137 u. ä. m., — dagegen: **So sind uns diese und andre Winke, ja die ganze Denkart Lessing's genugsame Bürgen, daß er gewiß keine rohe All-Einheit, dergleichen auch das System des Spinoza nicht ist, zu seinem System gemacht haben werde.** Herder, Gott (1787) 132; **Daß Gott der All-Eine ist oder vielmehr, wie wir auf dem gegenwärtigen Standpunkt uns noch ausdrücken müssen, der nur all-einig sein Könnende.** Schelling 2, 2, 61; **Den höchsten Gott, welchen sie mit dem All für Eins, d. h. eben für die höchste Einheit des All, die höchste All-Einigkeit halten.** 394 rc.; **Was fürt diesen Gottesfrieden des Kindes? Wie kann dies unbewußte und unschuldige Dasein je ein Ende nehmen? Was treibt uns heraus aus dieser Seligkeit der All-Einheit und Allgemeinsamkeit und läßt uns plötzlich allein und einsam im dunkeln Leben?** Max Müller, Deutsche Liebe 2.

Ferner wende man bei Zusammensetzungen die Theilungsstriche an, wo ohne dieselben der Leser, wenn auch nur im ersten Augenblick, schwankend werden könnte, ob eine Silbe in der Mitte zum ersten oder zum zweiten Theil der Zusammensetzung zu ziehen sei. So schreibe man z. B. nicht: **Kloakenbung; Latrinenbung**, sondern: **Kloaken-Dung; Latrinen-Dung**, weil bei der ersten Schreibweise der Leserde veranlaßt werden könnte, an eine Zusammensetzung von **Endung** zu denken. So schreibe man auch: **Architektur-Theil**, nicht: **Architekturtheil**, um nicht den Gedanken an eine Zusammensetzung mit **Urtheil** aufkommen zu lassen; ähnlich auch: **Druck-Erzeugnisse**, nicht: **Druckerzeugnisse**, was den Lesenden zu dem Glauben veranlassen könnte, es handle sich um Zeugnisse von Druckern u. ä. m. Dagegen, um die Verwechslung der Endsilbe **er** in Komparativen mit der Vorsilbe **er** in Zeitwörtern zu verhüten, schreibe man lieber das vor einem Partiep als nähere Bestimmung stehende Adverb mit demselben nicht in ein Wort, da in solchen Fällen keine Zusammensetzung vorliegt. Entschieden verwerflich wäre die Schreibweise: **hellerklingend, lauterlönend**, da man aus derselben durchaus nicht ersehen könnte, ob die Silbe **er** hier Nachsilbe eines Komparativs oder Vorsilbe des Zeitworts sein soll; aber auch die allerdings den Sinn zur Genüge verdeutlichende Anwendung der Theilungsstriche — je nach dem Sinn vor oder nach der Silbe **er** — ist hier nicht zu empfehlen, sondern man schreibe eben getrennt, wie es der Sinn erfordert, also

entweder: **hell erklingend** — oder: **heller klingend; laut erlönend** — oder: **lauter lönend** rc.

(Schluß folgt.)

Die neuplattdeutsche Literatur.

Männlicher und weiblicher Stamm der Mundarten.

Schlußwort.*)

Wir haben es in unsern Aufsätzen bisher fast nur mit Vorurtheilen zu thun gehabt, grammatischen, ästhetischen, politischen, pädagogischen; sie wegräumen hieß das Urtheil des Lesers befreien, das dann einfach genug lauten würde auf unsere anfängliche Frage nach der Berechtigung und dem Gebiete der deutschen Mundarten oder, sagen wir jetzt, Stammsprachen. Laß sie reden, wird es lauten, je mehr je besser. Sie werden weder die Einheit des deutschen Reiches stören, noch den Geschmack verderben oder die Cultur hindern; im Gegentheil die Stämme einander durch ihre Sprache kennen und achten lehren, also einander nähern, das Sprachgefühl des Einzelnen schärfen und erweitern, die Cultursprache und Literatur bereichern. Spreche wem Sprache gegeben in dem deutschen Sprachenwald, und wenn's der Zwickauer ist, so wird er schon den Platz für seinen Ton finden. Denn eben sonst hört man nicht auf ihn und er verstummt von selbst. Das große öffentliche Concert deutscher Zungen wird er nicht mehr stören. Und außerdem ist für den Liebhaber in jedem Ton doch noch ein besonderer Laut werth erhorcht zu werden. Denn alles ist deutsch, alles so leicht zugänglich, mit so geringster Mühe und Auftreugung zu verstehen, daß es verlohnt dies noch einmal hier zu erwähnen, und unterdrückt zu werden verdient nur die Eitelkeit, daß irgend ein Stamm oder Stand allein die rechte deutsche Sprache inne habe.

Aber, fragt der Leser, gibt es denn keinen Unterschied zwischen roher und feiner Sprache? Gewiß, denn die Sprache ist der Spiegel des Geistes und Gemüths. Aber man kann so gut roh sein im Schriftdeutsch wie in irgend welcher Mundart Deutschlands. Roh ist z. B. die eitle Sprache, mit der gewisse Stände ihr Hochdeutsch verderben, blos um sich auszusondern, roh ist die Kunst, womit manche ihren Dialekt so verwischt haben, daß man sich vergeblich fragt, wo ihre Wiege gestanden. Roh ist die Mundart, die nachlässig und plump mit ihren Lauten umgeht, wie das die Plattdeutschen besonders an den Grenzen gegen das Oberdeutsche fast allgemein thun, während z. B. der Friese an der Westküste eine wirklich musterhafte Artikulation hat. In der Wahl der Vocabeln und Bilder weiß übrigens die Mundart so genau zwischen anständig und unsauber zu unterscheiden, wie nur die Salonssprache in ihrer Art, obgleich die Begriffe von Anstand sich nicht decken, die Mundart mehr das Zweideutige haßt, die vornehme Sprache mehr das Derbe, oft nur zu sehr auf Kosten der Kraft und Wahrheit.

Zum Schluß endlich denn noch ein Wort über die Entstehung der Stammsprachen, Mundarten, Dialekte im Deutschen.

Jacob Grimms Hypothese ist, wie wir gesehen, daß „alle ihre Vielheit allmählich entsteht aus ursprünglicher Einheit", also aus Einer Stammsprache. Und ist er ferner der Ansicht, daß die Mundarten ebenso allmählich wieder in der gemeinsamen Sprache der Nation verschwinden, aufgesogen werden oder aussterben. Letzteres kann erst die Zeit lehren. Allerdings sind in historischen Zeiten Mundarten verschwunden, ja Sprachen verstummt. Bekannt ist die Geschichte, die Alexander von Humboldt in seiner Reisebeschreibung erzählt und die Ernst Curtius zu einem rührenden Gedicht verarbeitet hat, von einem alten Papagei, der die letzten überlebenden Laute eines ganzen mit seiner Sprache untergegangenen Volksstammes am Orinoco — den Ature — unverstanden plapperte. Wie viele von den Tausenden von Sprachen und Dialekten unkultivirter Völker, von denen kein Laut durch Schriftzeichen je gefesselt worden, mögen schon untergegangen sein. Selbst der todten

*) Mit diesem Aufsatze haben die interessanten Abhandlungen unseres verehrten Mitarbeiters über Mundarten und mundartige Dichtung ihr Ende erreicht.

Digitized by Google

Sprachen, wie wir bezeichnend diejenigen nennen, deren lebendiger Laut nur durch Zeichen in Büchern, auf Monumenten, an Felsenwänden begraben und, wie die Hieroglyphen Egyptens und die Keilschriften Persiens, nach Jahrtausenden von Gelehrten ihrem Sinne nach mehr oder weniger, oder, wie die Stempeldrucke auf den Ziegeln der Ruinen von Babel und Ninive, oder auf den Bauresten der Azteken und Tolteken der neuen Welt, noch so gut wie gar nicht entziffert sind, zählen wir eine ganze Reihe. So mögen noch mehrere dem Untergange geweiht sein, Mundarten zumal. Das Friesische — um eine deutsche Mundart als Beispiel anzuführen — wurde in früheren Jahrhunderten von der Wiedeau von Tondern am Meeressaume der Westsee bis nach Dünkirchen gesprochen. Gegenwärtig sind nur noch spärliche Reste dieser schönen deutschen Stammsprache, gleichsam Sprachinseln, unterbrochen von plattdeutschen, holländischen, scanzösischen Zwischengliedern vorhanden, und ihr Untergang scheint nahe. Die Bäder auf Helgoland, Föhr und Sylt bringen mit der Badecultur auch die deutsche Cultursprache und verdrängen das Friesische von seinem nördlichsten kleinen Gebiet zwischen der Wiedeau und der Heyer, auf dem es sich bis dahin tapfer gehalten, nur Haus um Haus Platz räumend. Ein Fremder, der von Husum nach Tondern durch die Marsch reist, ahnt wohl selten, daß er hier ein Stück uralten lebendigen Alterthums in einem Sprachgebiet betreten, wenn er nicht zufällig bemerkt, daß Herr und Knecht, Vater und Sohn in Tönen mit einander verkehren, die ihm völlig fremd sind. Die Leute sprechen ebensowohl platt- oder hochdeutsch wie friesisch. Die Ostfriesen in Hannover und Oldenburg sprechen nur noch plattdeutsch. Das sogenannte ostfriesische Wörterbuch von Cirk Heinrich Stürenburg in Aurich (1857) ist nicht ein Beitrag zur friesischen, sondern zur plattdeutschen Mundart und leitet irre durch seinen Titel.

Dennoch darf man aus solchem Vorgange keine voreiligen Schlüsse über den Untergang der Mundarten ziehen. Erst wenn das Sprachgebiet einer Mundart so zerstückelt worden, daß es nur noch in kleinen Oasen existirt, verliert sich seine Widerstandskraft. Friesland von Amrum bis zu den Eilanden südlich der Zuiderzee ist vom Meere verschlungen. Auf den Inseln, welche noch geblieben, wie auf den Stücken des Festlandes (de faste Wall, wie der Friese sagt), welche hinter Dünen geschützt den Sturmfluthen nicht unterlegen sind, spricht man noch die alte Stammsprache. Das allerwenigste ist von der nächsten Culturspräche — holländisch, hochdeutsch — erobert. Dies ist die Erklärung dieses sonderbaren Sprachräthsels. Die Geschichte erzählt nicht hinreichend von diesen Sturmfluthen, so viel sie auch berichtet, Es sind immer nur Einzelheiten von „Mauudrenken" (wo Menschen ertrinken). Allergrößte Naturereignisse werden in einigen Generationen vergessen, weil Jeder voraussetzt, sie seien unvergeßlich, zu groß, um des Niederschreibens zu bedürfen. Man denke nur an Herculanum, Pompeji und Stabiä. Wissen wir hier an der Ostsee doch auch nur als Sage und sozusagen sprachgeschichtlich durch den Namen, daß ein großes Land, „die Kolberger Heide", etwa zwischen Femarn und der Propstei, vom Meer verschlungen ist: Die Schiffer fahren jetzt über die „Kolberger Heide". Eine genaue Geschichte würde erzählen, daß die Friesen nicht zum Deutschen bekehrt, sondern ertrunken sind bis auf spärliche Reste, die sich dann doch noch Jahrhunderte gegen die Sprachbekehrung gewehrt.

Auch das Sprachgebiet des Plattdeutschen verengt sich. An seinem Saume hat es schon verloren. Es reichte früher am Rhein über Köln hinauf, am Harze verliert es an Gebiet. Demnach könnte Grimm wohl recht behalten, daß es untergehen wird. Nur nicht darin, daß dann die deutsche Schriftsprache seinen Platz einnimmt. Die gewesenen Friesen haben sich nicht in Hochdeutsche verwandelt, sondern in Plattdeutsche, werden es auch so in Westfriesland nördlich der Eider. Und wo das Plattdeutsche verschwindet, wie in der Mark, nun, da entsteht ein neuer Dialekt, der dem Hochdeutschen verwandter sein mag. Aber die Zahl der Dialekte hat sich in historischen Zeiten noch immer vermehrt, nie vermindert. Es ist schlagend bewiesen durch das Schicksal der lateinischen Sprache. Gerade sie, die drüber stehende Culturspräche verschwand, sog nicht ihre Mundarten auf, sondern hinterließ wenigstens sechs sogenannte Töchter an den romanischen Sprachen. Ueber das Schicksal also der germanischen Mundarten (Stammsprachen) im Verhältniß zum Schriftdeutsch wollen wir nichts zu prophezeien wagen, sondern es der Zukunft überlassen. Das Beispiel von Köln und dem Unterrhein, von Braunschweig und dem Harz, von Berlin und der Mark zeigt uns, daß, wenn die schöne heimische Stammsprache verschwindet, ein schlechteres Patois sich einstellt, das wir dann wohl „Dialekt" nennen und ausschließen mögen von den „Mundarten", die auf mehr organischem Wege sich aus der Einheit der Ursprache verzweigt haben. Zugleich aber ist es auch, wie mir scheint, die Pflicht jedes Mannes von Einsicht, diesem Vorgange nicht gleichgültig zuzusehen, sondern sein Theil zu thun zur Erhaltung dieser berechtigtsten aller Eigenthümlichkeiten, einer ausgebildeten Stammsprache. Und wer sagt noch, wie viel die bewußte Gegenarbeit gegen das dumpfe Vornrtheil, das die Stammsprachen verschwinden macht, ausrichten kann? Ich bekenne mich gegen Buckle dreist zu der Ansicht Carlyles, daß der Einfluß bewußter tapferer Thätigkeit einzelner Männer auf das Schicksal von Völkern, also auch wohl ihrer Sprachen, von entschiedenem Einfluß ist. Um wieviel wäre vielleicht schon das Gebiet des Plattdeutschen seit 1850 zusammengeschmolzen ohne das erneute Interesse für die Sprache durch die plattdeutschen Schriftsteller?

Daß „die Mundarten sich progressiv entwickeln, daß, je mehr wir zurückblicken in die Geschichte der Sprache, desto kleiner ihre Zahl, desto unbestimmter ihre Gestaltung sei, daß alle Vielheit allmählich entsteht aus ursprünglicher Einheit", wie Grimm sagt, ist eine historische Thatsache, und um etwas Anderes war es ihm in seiner Geschichte der deutschen Sprache nicht zu thun. Es ist Thatsache, daß man Holländisch und Plattdeutsch aus dem 16. Jahrhundert nicht unterscheiden kann, daß das Friesische dem Niederdeutschen sehr nahe stand, daß Jsländisch und Gothisch näher verwandt als Dänisch und Deutsch. Und so mag einmal Alles, was Ur-Arisch sprach, unter einem Dach, und was Urdeutsch sprach, in einer Truppe (Clan) versammelt gewesen sein.

Physiologisch aber ist ebenso wahr, daß einst wie noch jetzt im Grunde Jeder seine eigne Sprache spricht und es so viele Sprachen gibt wie sprechende Jndividuen. Die Nothwendigkeit sich verständlich zu machen, der Zwang der nächsten Umgebung macht, daß jedes Kind sich die Laute einübt, welche diesem Zweck entsprechen. Wie die Familie das Jndividuum, so zwingt der Clan die Familie, der Stamm den Clan. Und die Stämme endlich werden zusammengehalten theils durch ihr Erbtheil an Vocabeln und Lauten, auch an besondern Eigenschaften der Hör- und Sprachorgane, wodurch gewisse Lautgruppen bequem oder unmöglich werden und durch den Zwang des Verkehrs. Je geringer der letztere, desto mehr Abweichung, desto stärkere Ausprägung der „Mundart". Die Centrifugalkraft ist also das natürliche Moment in dieser Bewegung, die Einheit ist nicht Natur, sondern die Macht der bindenden Geselligkeit, das sittliche Moment. Das Wunder besteht nicht darin, daß es ausseinandergeht in Sprachen, sondern daß es zusammenhält in der Sprache, nicht wie der Baum Zweige bekommt, sondern wie sich die Atome zu geordneten Gruppen verbinden, die uns als Zweige Eines Baumes erscheinen.

Auffallen muß es dann freilich, daß der deutsche Sprachbaum mit so sehr vielen Zweigen, ja daß mehrere Sprachen zwei Hauptstämme zeigen, die wir nach dem Griechischen als dorische und ionische Mundart, nach dem Deutschen als Platt und Hoch bezeichnen können. Woher diese Zweitheilung? Sie sind oft, besonders die letzteren, einander als männlicher und weiblicher Zweig entgegengesetzt worden. Chirärius z. B. nennt im 17. Jahrhundert das Plattdeutsche unsre männliche Tausprache (vom griechischen Namen des t)

Digitized by Google

im Gegensatz zum weiblichen sigmatisirenden Hochdeutsch (mit vielen s-Lauten, wo im Plattdeutschen t). In diesem Bilde liegt vielleicht eine historische Wahrheit.

Bei unkultivirten Völkern ist es gar keine vereinzelte Thatsache, daß die Sprache der Männer sich von denen der Frauen bedeutend unterscheidet. Alexander von Humboldt erzählt von den Caribben auf den westindischen Inseln, daß die Geräthschaften zum häuslichen, Fischerei-, Jagd- und Kriegsgebrauch anders von den Weibern benannt werden als von den Männern. Dies erklärt sich nicht etwa aus dem Gebrauch des Frauenraubes aus fremden Stämmen, sondern aus der häufigen langen Abwesenheit der Männer auf fernen Zügen. Im südlichen Afrika kommt es häufig vor, daß zur Zeit des Mangels die ganze kräftige männliche Bevölkerung auszieht, Weiber, Kinder und Greise zurücklassend, erst nach Jahren wiederkehrt und nun die Sprache zu Hause bis zur Unverständlichkeit von den beweglicheren Lippen der Heimgebliebenen verändert, wiederfindet.

Aehnliche Zustände haben sich in alten Zeiten unzählige Male wiederholt. Wie viel anders soll' es wohl zugegangen sein bei der Wanderung der alten Germanen etwa von Persien aus bis an's Ufer der Nordsee? Das Kräftigste ging voran. Die am weitesten Vordringenden bildeten das conservative Element für die heimische Sprache. Es waren die Friesen und Niedersachsen. Daher die Spaltung des Deutschen in zwei Hauptstämme und die ältere Lautstufe, auf der sich das Plattdeutsche (Friesische) erhalten hat. Mögen wir sie noch, ohne abweisende Nebenbedeutung, als männliche und weibliche bezeichnen und ihre Vereinigung erhalten zu einer echtdeutschen einigen Sprachenfamilie.

Kiel, im Herbste 1872. **A. H.**

Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr Redacteur!

In Nr. 41 Ihres geschätzten Blattes wird in kurzen Worten einer Schrift Karl Böttichers gegen A. Conze in Wien gedacht, welche eine Vertheidigung der von Conze gerügten Anordnung der Gypsabgüsse von Werken antiker Plastik im neuen Museum enthält. Mitarbeiter thut der Schrift Erwähnung mit dem Bemerken, daß Herr Bötticher sich tapfer vertheidigt habe.

Diese Worte könnten leicht eine irrige Vorstellung über den Gegenstand der Polemik unter den Lesern Ihrer weitverbreiteten Zeitschrift erwecken. Ich erlaube mir daher im reinen Interesse für die Sache — aber das Verfahren des Herrn Böttticher im neuen Museum an dieser Stelle einige Worte zu äußern, die in Anbetracht der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes auch für das größere Publicum gerechtfertigt sein dürften. Die nähere Veranlassung dazu bot ein bedauernswerther Vorfall, der leider bis jetzt nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen ist.

Herr Director Bötticher ist nämlich gegenwärtig beschäftigt, die Uebergangshalle von dem alten in das neue Museum zu beiden Seiten der Passage mit Gypsabgüssen zu besetzen. Bei dieser Gelegenheit passirte den Arbeitern, welche mit der Schließung der großen Fenster beauftragt waren, das Unglück, den rechten Arm des betenden Knaben, des berühmtesten Kunstwerkes unseres Museums, abzuschlagen! Herr Bötticher hatte es nicht für nöthig gehalten, während der im Uebergange vorzunehmenden Arbeiten die dort aufgestellten Statuen forschenden oder wenigstens irgend welche Vorkehrungen zu ihrem Schutze treffen zu lassen. Die Folge dieser — gelinde gesagt — groben Sorglosigkeit war die Verstümmlung eines unserer herrlichsten Kunstwerke, das jetzt zwar wieder hergestellt ist, aber eine zweite Unachtsamkeit der Art kaum noch überleben würde!

Es ist genuglam bekannt, daß Herr Bötticher seit einiger Zeit sich darin gefallen hat, die seiner Obhut anvertrauten Gypsabgüsse mit Oelfarbe anstreichen zu lassen. Es bedarf kaum der Versicherung, daß durch dieses Verfahren die Oberfläche der Statuen angegriffen wird, daß die Contouren an Schärfe verlieren, und daß somit der Werth der Gypsabgüsse bedeutend verringert wird. Selbstverständlich ist der Schaden, der aus dieser Manipulation erwächst, bei Abgüssen von Kunstwerken untergeordneten Ranges leichter erträglich, als bei Monumenten, die eine epochemachende Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der griechischen Plastik haben. Die schlafende Ariadne z. B. verliert durch die Uebermalung nicht viel, da es bei derartigen Copieen griechischer Originale aus römischer Zeit in erster Linie auf den Totaleindruck, den sie auf den Beschauer machen, ankommt. Anders verhält es sich offenbar mit den Giebelfiguren des Parthenon von Phidias oder den Regineten. Bei Werken von so großer Bedeutung handelt es sich um treue Wiedergabe auch der kleinsten Details, die, kaum im Gypsabgusse sichtbar, durch die Uebermalung natürlich ganz verschwinden.

Was die Anordnung der Gypsabgüsse betrifft, so ist über sie bereits von mehreren Seiten gesprochen worden. Daher kann ich mich auf folgendes beschränken. Es ist nicht zu leugnen, daß die gegenwärtige Aufstellung für einen Docenten von Werth ist, aber auch nur, wenn er gerade über Kunstmythologie liest. Hält er dagegen eine Vorlesung über Kunstgeschichte, so ist er mit seinen Zuhörern auf einer beständigen Wanderung begriffen. Herr B. sagt selbst auf S. 14 der oben angeführten Schrift, daß die Berliner Sammlung „den Zwecke der gemeinnützigen Belehrung allen Schichten des lebenden Geschlechts gewidmet ist, nicht aber blos ein Monopol weniger Antiquare sein soll". Auf den Laien aber muß es ermüdend wirken, wenn er sieht, wie „Venus an Venus, Apoll an Apoll" sich reiht. Für ihn ist die gegenwärtige Aufstellung — gerade herausgesagt — langweilig! — Was würde man sagen, wenn Herr Director J. Meyer plötzlich auf den Gedanken käme, die historische Anordnung der Gemäldegalerie aufzuheben und sämmtliche Darstellungen des heil. Sebastian, des hl. Hieronymus u. s. w. neben einander zu hängen? Eine passende Parallele zu Herrn Böttticher's Aufstellung, die schon Herr Prof. Kekulé im „Neuen Reich" gezogen hat.

Herr Böttticher allerdings belehrt uns auf S. 10f., daß bei dem gegenwärtigen Stande der archäologischen Wissenschaft die Geschichte der griechischen Plastik noch nicht hinlänglich erforscht sei, um auf Grund derselben eine historische Aufstellung von plastischen Werken des Alterthums zu ermöglichen. Ich glaube das große Publicum über diesen Punkt beruhigen zu können. Jenes neue Evangelium hat bis jetzt nur einen Anhänger — und der ist sein eigener Berkändiger! — Die Forschungen der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der Archäologie haben die Entwicklungsgeschichte der griechischen Plastik in den Umrissen festgestellt. Es wird niemand verlangen, daß jede auch noch so unbedeutende Hinterlassenschaft griechischen und römischen Meißels chronologisch genau fixirt werde. Aber die Epochen zu markiren und mit wenigen Ausnahmen jedes Werk einem bestimmten Zeitraum zuzutheilen: — das ist möglich! Noch einmal: Die Aufstellung der Gypsabgüsse im neuen Museum ist — gelinde ausgedrückt — langweilig! Die Hallen der Kunst sind zu einem archäologischen „Bilderatlas" herabgedrückt!

Herr Böttticher behauptet, daß seit der durch ihn vollführten „Reorganisation" der Abgußsammlung „der Besuch" derselben „um mehr als das Doppelte" sich gesteigert habe. Er belegt diese Behauptung mit der Thatsache, daß die erste Auflage des von ihm verfaßten Katalogs „innerhalb der ersten zwei Monate seines Erscheinens bereits vergriffen war". Ich erlaube mir Herrn Böttticher zu bemerken, daß noch ein anderer Grund für die Steigerung des Besuchs der Sammlung vorliegt, der vielleicht entscheidender sein dürfte. Seit der „Reorganisation" des deutschen Reichs hat das öffentliche Leben unleugbar eine reichere, bewegtere Gestaltung angenommen als bisdang. Das Gefühl von Macht und Größe, das dem Herzen des deutschen Volkes innewohnt, hat dem gesammten Leben ein neues, ich möchte fast sagen idealeS Gepräge aufgedrückt, und das Bewußtwerden dieses Gefühls ist nicht ohne Einfluß auf die Steigerung des Interesses für bildende Kunst geblieben. Nicht allein in der Abtheilung des Herrn Böttticher hat der Besuch des Publicums bedeutend zugenommen, sondern fast alle Abtheilungen des Museums erfreuen sich in gleichem Maße der regen Theilnahme des Publicums. Diesen Ruhm also müssen wir einem Ereignisse vom größerer historischer Bedeutung zuschreiben als der „Reorganisation" des Herrn Böttticher. — Was den schnellen Absatz der ersten Auflage des Katalogs betrifft, so bitte ich Herrn B. sich gefälligst in das Gedächtniß zurückzurufen, daß diese erste Auflage nur aus zweihundert und fünfzig(!!) Exemplaren bestand, und daß der Preis des 46 Bogen starken Buches 15 Sgr. betrug! Der Katalog des

Digitized by Google

verstorbenen Friederichs, der den Böttticher'schen nach dem Urtheile aller archäologischen Autoritäten bedeutend übertragt, ist ebenfalls vergriffen, und die Auflage war bei einem Preise von zwei Thalern und zwanzig Silbergroschen viel stärker! Jedenfalls ist der an letzter Stelle genannte Katalog, wie man auch über seinen Werth urtheilen mag, von der hämischen Polemik frei, die Herr B. liebt, wenigstens rückt er, wo er polemisirt, mit offenem Visier in's Feld. Vor allen Dingen aber ist er klar und verständlich für Jedermann, ein Vorzug, den wir dem B.'schen Kataloge absprechen müssen.

Herr Professor Conze hat sich kürzlich durch den Augenschein von Herrn B.'s Thätigkeit im neuen Museum überzeugt und wird dem Vernehmen nach eine Erwiderung gegen die B.'sche Schrift veröffentlichen.

Schließlich versichere ich Sie, Herr Redacteur, daß ich in Herrn B. den „berühmten Verfasser der Tektonik der Hellenen" wie alle Welt zu schätzen und ihn von dem Archäologen und Galeriedirektor zu trennen weiß.

Genehmigen Sie, Herr Redacteur, die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung.

Berlin, im November 1872. **Dr. Adolf Rosenberg.**

Notizen.

Die hiesige Conferenz über die soziale Frage hat inmitten der Bewegung, welche die innere Krisis hervorgerufen, ein still beschauliches Dasein geführt und wenig von sich reden gemacht. Dazu hat auch eine officiöse Erklärung immerhin beigetragen, die gleich nach Eröffnung der Conferenz in den Blättern erschien und kategorisch anzeigte, daß über die Verhandlungen nichts in die Oeffentlichkeit kommen solle. Die Zeitungen ließen es sich gefagt sein und die Correspondenten wagten kaum noch von der Conferenz zu lispeln. Der bewährte Borgang wird vielleicht die Regierung weiterhin zu einer ähnlichen Procedur veranlassen. Wo eine Publikation ungern gesehen wird, braucht nur im voraus in derselben oder einer analogen Form verfündet zu werden, daß nichts darüber geschrieben werden solle und die Sache ist abgethan. Nöthigenfalls könnte das künftige Reichspreßgesetz einen förmlichen Paragraphen in diesem Sinne enthalten und damit den unvermeidlichen lustigen Einwand abschneiden, daß solche officiöse Fingerzeige mit der in der Verfassung itgendwo verbürgten Preßfreiheit gewissermaßen in Widerspruch gerathen könnten. Die wirklichen Gründe des Verbots journalistischer Indiscretionen über die Conferenz wegen der socialen Frage sind überdies ganz besonderer Natur. Der Vorsitzende, Herr Wagener und seine Mitarbeiter wollten sich dadurch ohne Zweifel der Zumuthungen einer ganzen Schaar von Correspondenten erwehren, die sie wegen interessanter Nachrichten über die Verhandlungen unfehlbar belästigt hätten. Die klugen Herren Geheimen Räthe hätten nicht nur eine kostbare Zeit verloren, sie wären auch in die größte Verlegenheit gerathen, weil in der Conferenz ungefähr so viel zu Stande gekommen sein soll, wie vor kurzem in den Eisenacher Congreß, das heißt sehr wenig. So fand man den bezeichneten Ausweg und die Zeitungsschreiber ließen die Conferenzmitglieder in Ruhe. Es beweist das übrigens, wie die Beziehungen zwischen unseren Beamten oder anderen bei der Politik beschäftigten Personen und den Gentlemen der Presse noch nicht gehörig geregelt sind. Die Americaner verstehen das besser. Es fehlt nicht, wie man weiß, an Reporters aus dem Lande der Yankees, die jeden, der ihnen dafür passend erscheint, zu einer Unterredung zwingen, woraus sogar das active englische Zeitwort: jemanden interview, entstanden ist. Aber die mit solchen Conversationen Heimgesuchten wissen auch den ihnen unangenehmen Kreuzverhören vortrefflich zu entgehen. Der americanische Gesandte in Paris, Herr Washburne, wurde neulich von einem Mitarbeiter des New-Yorker „Herald" geplagt, der ihn über die französischen Zustände und die Vorgänge in Versailles scharf in's Gebet nahm. Vergebens wich Herr Washburne mit dem wiederholten Hinweis auf seine diplomatische Stellung aus. Der Correspondent hielt Stand und fragte weiter. Da griff der Gesandte zu einem ingeniösen Mittel. Er fragte umgekehrt den Herrn Reporter, was er von der bevorstehenden Präsidentenwahl halte, von den Chancen Grants und dessen Nebenbuhlers und so weiter. Der Vertreter des americanischen Blattes sah sich unversehens selber interviewed. Er hat das alles hinterher mit charakteristischer Naivetät in seiner Zeitung erzählt. Die gelegentliche Nachahmung dieses gewiß instinctiven Beispiels darf unseren heimischen Diplomaten und Beamten getrost empfohlen werden. Wenn ein Neugierigkeitskrämer sie allzusehr langweilt, brauchen sie nur ihrerseits sich nach seinen Studien, nach seiner geistigen Entwicklung und sonstigen delicaten Verhältnissen theilnahmvoll zu erkundigen. Der Herr wird dann in der Regel bald die Thür suchen und nur im Gegenzug zu seinem americanischen Collegen über den ganzen Vorgang ein tiefes Stillschweigen beobachten. Das Publicum wird einige halbwahre unverdaute Mittheilungen weniger erhalten und sich schwerlich darüber beklagen.

* * *

Victor von Strauß hat zwei Bändchen Novellen (Leipzig bei F. Fleischer) erscheinen lassen, die nicht gerade von bedeutender dichterischer Schöpfungskraft, jedoch von großer Sorgfalt in der Ausarbeitung und Durchführung der allerdings nicht ungewöhnlichen Charaktere und der Darstellung Zeugniß ablegen. Dem äußern Anschein nach ist der Dichter nur der Herausgeber bereits vorhandenen und von ihm nur überarbeiteten Materials gewesen, denn unter dem Titel „Novellen" finden wir nur Aufzeichnungen aus den Tagebüchern eines Landgeistlichen, eines ehemaligen Ministers, Briefe von Kindern an ihre Mütter und von Müttern an ihre Kinder u. s. w. Wieweit dabei die Erfindung des Autors mitgewirkt hat, können wir nicht wissen; jedenfalls sind die im Geiste und im Stil des Mittelalters und des vorigen Jahrhunderts gehaltenen Schilderungen des Besuchs eines Kurfürsten bei einem Edelmanne, sowie das Bruchstück aus der Familienchronik des Herrn Michael Kohl, erbgesessinen Bürgers der freien Reichs- und Hansestadt Hamburg, die am besten gelungenen der „Novellen", da sie mit großem Geschick und behäbigem Humor ein getreues Bild der Zeit liefern, aus der sie kommen sollen. Am meisten poetischen Werth hat die Lebensgeschichte des Zigeuners Tuwia Panti, die in Auszügen aus Protokollen eines Obercamtsgerichts mitgetheilt wird: sie sind niedergeschrieben von einem warm und menschlich fühlenden jungen Assessor und einem alten oberrichterlichen Actenmenschen, als diese den Zigeuner verhörten, der eine Stadtvarigeige zu stehlen versuchte, weil der Besitzer derselben zu wenig musikalisches Verständniß hatte. Aus allen übrigen Briefsammlungen und Aufzeichnungen weht den Leser ein gewissermaßen christlich-conservativer Hauch an, der häufig zum Nachtheil für das Interesse, welches die Briefsteller sonst erwecken könnten, alles Lebhafte an den Farben der Darstellung zerstört. Die kleinen Ausfälle gegen die gottesleugnerischen Philosophen und Kinder dieser Welt vermögen die Theilnahme auch nicht zu erhöhen, wenn sie auch dem Ganzen insofern wenig schaden, als sie in durchaus milder, liebenswürdiger Form auftreten. Eine Sentenz wie die: „Wenn die Naturforscher nichts von Gott wissen wollen, so wird man erleben, daß sie aus einer Sackgasse in die andere gerathen," sordert aber doch gar zu sehr zu Vergleichen darüber heraus, in welche Sackgasse die Gläubigen bereits gerathen sind, die nichts von der Naturforschung wissen wollen.

* * *

Die Unsicherheit, welche augenblicklich in der französischen Nationalversammlung herrscht, wird von dem Pariser „Figaro" durch folgendes Histörchen illustrirt: die Abgeordneten haben ein Toilettenzimmer zu ihrer Verfügung, das ähnlich eingerichtet ist, wie die auf den Eisenbahnen und in dem sich ein Dutzend Waschbecken befinden, welche für die parlamentarischen Waschungen benutzt werden. Vor kurzem bemerkte nun der Quästor Herr Baze, der alles genau überwacht, daß einige wenig zartfühlende Volksvertreter die Seifenstücke und Nagelbürsten verschwinden ließen. In Folge dessen hat der ehrenwerthe Beamte für eine durchgreifende Abhülfe gesorgt; er hat sämmtliche Seifenstücke und Bürsten mit soliden eisernen Ketten an die Waschtische befestigen lassen.

* * *

Der Haß der Franzosen gegen deutsche Componisten scheint sich nur auf die lebenden zu erstrecken. Am Sonntag fand in Paris im Circus ein Concert statt, dessen Programm aus folgenden Stücken bestand:

Ouverture zu Euryanthe von Weber. Symphonie in Gmoll von Mozart. Adagio aus dem Septuor von Beethoven. Ouverture zu Manfred von Robert Schumann. Ein Sommernachtstraum von Mendelssohn.

Digitized by Google

Inserate.

Deutsche Jugend.

Illustrirte Monatshefte.

Herausgegeben von

J. Lohmeyer.

Unter künstlerischer Leitung von

Oscar Pletsch.

Preis des Heftes gr. 4. Velinpap.

1 Mark = 10 Sgr. = 36 Kr. rh.

6 Hefte bilden einen Band.

Die **„Deutsche Jugend"** vereinigt zum ersten Male die gefeiertsten Meister deutscher Kunst und Dichtung und die hervorragendsten unserer Jugendschriftsteller zu einem freudigen Zusammenwirken für die Jugend und ist bestrebt, in ihrem für Knaben und Mädchen bestimmten Inhalt nur Mustergültiges in Wort und Bild zu bieten.

Die Bandausgabe bildet zugleich eines der reichhaltigsten und schönsten Weihnachtsbücher.

Verlag von **Alphons Dürr** in **Leipzig.**

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist erschienen:

Volksbanken.

Von Dr. **S. Israel.**

Preis 6 Sgr.

Der Verfasser sucht nachzuweisen, dass die Creditgenossenschaften dem mittellosen Arbeiter keinen Nutzen gewähren, dem bemittelten Interessenten sogar von pecuniärem Nachtheil sein können.

Im Verlage von **G. Hirth** in **Leipzig** erscheint:

Tagebuch

des

Deutsch-Französischen Krieges.

Herausgegeben von

Dr. Georg Hirth und **Dr. Julius von Gosen.**

ca. 300 Bogen 4. in ca. 30 Heften.

Bereits erschienen die Hefte 1.—25., Rest etwa bis Ende 1872.

(Auch in 3 Bänden à 90—100 Bogen, jedoch mit durchlaufender Paginirung.)

Von diesem historischen Quellenwerk ersten Ranges, das jeder Privatbibliothek zu dauernder Zierde gereicht und gebildeten Familien eine unerschöpfliche Fundgrube patriotischer Erbauung und Unterhaltung darbietet, werden die ersten zwei starken Quartbände von allen Buchhandlungen zur Ansicht vorgelegt. Vom dritten und letzten Band ist bereits über die Hälfte erschienen.

Preis für die vor Erscheinen der letzten Lieferung eintretenden **Abonnenten:** ca. 10 Thlr.

Das Werk eignet sich ganz vorzüglich zu Weihnachtsgeschenken für Officiere, Freiwillige etc., denen es als Ergänzung der officiellen militärischen Werke von besonderem Werthe sein muss. Die wenigen noch fehlenden Hefte zum Weihnachten höchstens noch zwei oder drei) werden auf Anweisung der Geber den Beschenkten von jeder Buchhandlung nachgeliefert.

NB. Das „Tagebuch" ist in der „Gegenwart" Nr. 38 sehr günstig besprochen worden.

Neue gediegene Romane und Novellen

aus dem Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart.**

Karl Detlef, Mußte es sein? Roman. 2 Bände. 8. Elegant brosch. Preis Thlr. 2. oder fl. 3. 30 kr. rh.

Schuld und Sühne. Roman. 2 Bände. 8. Eleg. brosch. Preis Thlr. 2. oder fl. 3. 30 kr. rh.

Van Dewall, Eine große Dame. Novelle. 2 Bände. 8. Eleg. brosch. Preis Thlr. 2. oder fl. 3. 30 kr. rh.

Der rothe Baschlik. Novelle. 8. Eleg. brosch. Preis Thlr. 1. oder fl. 1. 45 kr. rh.

Georg Ebers, Eine ägypt. Königstochter. Historischer Roman. Dritte Auflage. 3 Bände. 8. Eleg. brosch. Preis Thlr. 3. oder fl. 5. 15 kr. rh.

F. W. Hackländer, Der Sturmvogel. Ein See-Roman. 4 Bände. 8. Eleg. brosch. Preis Thlr. 3. 15 Sgr. oder fl. 5. 36 kr. rh.

Auer, von, „Achtzig Stufen hoch". Roman. Zweite Auflage. 4 Bände. Preis 3 Thlr. 15 Sgr. oder 6 fl. — rh.

Vorräthig in **allen** Buchhandlungen des **In-** und **Auslandes**, sowie in jeder guten Leihbibliothek.

MEYERS HANDLEXIKON

gibt in einem Bande Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntniss und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignisse, Datum, einer Zahl oder Thatsache **augenblicklichen Bescheid.** *Auf 1968 kl. Octavseiten über 52,000 Artikel, mit vielen Karten, Tafeln und Beilagen. Preis 3½ Thlr., in schönem Lederband 3 Thlr. Bibliograph. Institut in Hildburghausen.*

Bei **A. Werther** in **Stuttgart** erschien, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pombal.

Schauspiel in 5 Acten von Dr. **J. Werther.**

8. eleg. geheftet 24 Sgr.

Das Stück wurde in Berlin und Mannheim mit dem größten Erfolge gegeben, und ist bei vielen anderen Bühnen in Vorbereitung.

Soeben erschien in **B. Behr's** Buchhandlung in Berlin:

Richard Wagner.

Eine psychiatrische Studie von

Dr. **Th. Puschmann.**

Preis 12 Sgr.

Interessantester Roman der Gegenwart.

Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart.**

Soeben verließ die Presse: die **zweite** Auflage von

Am Szepter und Kronen.

Zeitroman von

Gregor Samarow.

4 Bände 8°. Elegant broschirt. Preis 6 Thlr. — 10 fl. 30 kr. rh.

Keine Erscheinung der Neuzeit hat das **Interesse** des Publikums so sehr in Anspruch genommen, hat so **allgemeines Aufsehen** erregt, wie dieser Roman.

Die **gesammte deutsche** und die **ausländische** Presse haben ihm schon während seines allmäligen Erscheinens in Buchform besondere Artikel gewidmet und sind fast einstimmig in dem Urtheil, daß man hier ein **ganz bedeutendes Werk** vor sich habe, das sich durch hochinteressanten, spannenden und lehrreichen Inhalt vor allen anderen Erzeugnissen der modernen Belletristik auszeichne.

Dadurch gibt charakteristische Bilder der Zeit, deren **Kern** Wahrheit, **volle historische Wahrheit** ist, leicht überspält von der durchsichtigen Welle der Dichtung und in lebendige, dramatische Gruppen geformt.

Der bisherige Absatz war dem fesselnden Inhalt entsprechend ein solch' außergewöhnlicher, daß die erste **sehr kurze Auflage** in kürzester Zeit **antverkauft** wurde und die Verlagshandlung schon jetzt, kaum ein **halbes** Jahr, nachdem die epochemachende Erscheinung erstmals dem Publikum vorgelegt wurde, sich in die angenehme Lage versetzt sieht, eine **zweite Auflage** davon auszugeben.

Vorräthig in **allen** Buchhandlungen des **In-** und **Auslandes**, sowie in jeder guten Leihbibliothek.

Dieser Nummer liegt ein Prospect der Verlagsbuchhandlung von H. Costenoble in Jena bei.

Redaction und Expedition: Lessing-Str. 37. Verlag von Georg Stille in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 7. December 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Vergleichender Patriotismus. Von Wold. Kaden. — Die Polen im Deutschen Reich. Von Wilhelm Goldbaum. II. — Ein deutscher Offizier. Von Karl Braun-Wiesbaden. — **Literatur und Kunst:** Die Gelehrtenbiographie und das neue Werk über A. von Humboldt. Von Dühring. — „Crepa bestia!" Von Hollei. — **Aus der Hauptstadt:** Musik-Cultus und allgemeine Bildung. Von H. Ehrlich. I. — Offene Briefe und Antworten. Der deutsche Künstlerverein in Rom. Von Gustav Floerke. — Notizen. — Weihnachtsliteratur. — Bibliographie. — Inserate.

Vergleichender Patriotismus.

Pro populo neapolitano von **Wold. Kaden.**

„Italia è fatta, ma gli Italiani non ancora son fatti" sagt der sein Vaterland über alles liebende, aber unparteiische d'Azeglio. „Italien ist gemacht, noch nicht gemacht sind die Italiener!" Ob dies Nicht-gemacht-sein bei einem modernen Culturvolke wie die Italiener, oder bei einem Volke überhaupt, zu beklagen sei, lasse ich vorerst dahin gestellt. Was da wird, kann etwas werden; was geworden, muß genommen werden, wie es ist. Das Werdende im Leben der Völker erregt unser Interesse, wohingegen das Gewordene, die Frucht alles Strebens und aller Prügel, alles Schiebens und Geschobenwerdens nur zu oft überreif, meinetwegen edelfaul, oder madenstichig ist. Ist in dem, auf gußstählernen Adlerflügeln zur höchsten Höhe emporgeflogenen Deutschland alles so massiv und solid, so golden und heilsvoll, wie es dem mit Vorliebe zufriedenen, deutschbürgerlichen Maulwurfsindifferentismus, der mit Hochrufen seine Pflichten gegen den Staat erfüllt hat, oder dem aus der verklärenden Ferne bewundernden Ausländer scheint? Sind unsre oft überschwenglichen Zeitungsblätter nicht oft Feigenblätter der zu verdeckenden Scham? Was erblicken wir von der erreichten Höhe aus zu unsren Füßen? Was über uns? Was haben wir aufgegeben und was hoffen wir? Wir haben Fuß gefaßt auf einer schwindelbringenden Höhe, das ist vorläufig alles. Was aber wird das deutsche Vaterland jetzt thun, was das sich ebenfalls in permanenter Perfection glaubende America, Frankreich, England ꝛc.? Wenn der Zweck eines tüchtigen Staates Erreichung des Gesammtwohles, Beglückung des Gesammtvolkes ist, was haben dann die mit Grund unzufriedenen Massen inmitten der, aus einer goldgeblendeten Hypercultur hervorgegangenen, sich täglich steigernden Bedürfnisse jetzt zu erwarten? Oder ist der deutsche Pöbel so vorzüglich erzogen oder dressirt, so dummgutmüthig, so rücksichtsvoll und nobelbescheiden, um sich endlich mit dem schon so oft hingeworfenen Knochen noch einmal zufrieden zu stellen? Ist er so sauber, so nett, so bürgerlich und häuslich, so ganz bei sich, und dabei so voll von stolzem Gemeinsinn und demüthigem Selbstbewußtsein, daß keine andre Nation den Vergleich mit ihm aushielte? Ich glaube nicht. Der Deckmantel der christlichen Liebe seiner Pfaffen ist so abgeschabt und durchlöchert wie überall, wie allerorts glänzen die Uniformknöpfe seiner Soldaten, Polizisten, und schaut ihn das Schwert an deren Linken so freundlich an; sein Brot ist so sauer wie sein Schweiß. Die Völkerschuhe sind alle über einen Leisten gemacht, und es kommt das Leiden hier vom Zu-eng, dort vom Zu-weit. — Bei alledem muß man sehen und hören, und, was schlimmer, lesen, daß Leute, welche zu Vergleichen gezwungen werden, also Reisende in Frankreich, England, Italien ꝛc. gedankenlos immer und immer wieder in den alten von tausend Dichtern und Dichterchen schon abgeleierten Refrain einstimmen: „Nur in Deutschland wohnt Freude und Wonne. Nur in Deutschland will ich wohnen, weil da gut wohnen ist." Das Gute ist aber immer das Bequeme. Und wenn dann Gründe aufgetischt werden, so preist dieser die zweischläfrigen Betten und die wachsame deutsche Polizei, während der andre deutsche Küche, Zunge und Sprache jeden andern vorzieht. Einem ist Klima und Volkstemperament andrer Länder zu heiß, der zweite findet in der Fremde die Straßenreinigung nicht so winkelumsichtig und besengewandt, wie die von der feinnasigen Wohlfahrtspolizei seines Mittelstädtchens bemutterte. Der schimpft über Franken- und Pfandrechnung, als zu leichtsinnig oder zu grobschrotig, jener murrt beschieden über den gar zu schlechten Milchkaffee. Hier erinnert sich einer beim Anblicke der saumnachschleppenden, hochhüftigen Römerin mit Thränen seiner biedern, küchenschürzigen, stachaltmenden Elise, und denkt beim salongewandten, schlanthaligen Ausländer seines sicherwandelnden, bodnackigen Großonkels. Kurz, überall Mursinnigkeit, Unzufriedenheit, Ungerechtigkeit zu Gunsten des deutschen Vaterlandes. Ueberall das philisterhafte: Nur in Deutschland!

Ja alles dir, das Beste dir, mein geliebtes Vaterland! Und Heil dir, Landsmann, und Heil mir, Heil allen, die Kinder deutscher Erde sind; aber um Gotteswillen auch ein wenig Rücksicht, ein wenig Bahn frei auch für die andern! „Patriotismus ist schön, aber er darf nicht zur Ungerechtigkeit führen," las ich noch jüngst in diesen Blättern. Die Veranlassung dazu war eine ähnliche.

Nirgendwo ist es besser oder schlechter, wenn man die Augen groß aufmacht, die Brille der Gerechtigkeit auf die Nase setzt und damit einmal Deutschland von hinten und das Uebrige von vorn ansieht, wenn man diese Welt nimmt, wie sie ist. Der große Weltproceß, und Deutschland ist ja nicht die Welt! vollzieht sich überall, nämlich „der Kampf des Logischen mit dem Unlogischen", der Nacht mit dem Morgen, hat aber noch nirgends sein goldenes Ziel erreicht. In keinem Theile der Welt, auch in Deutschland nicht, trotz seiner durch den letzten Krieg erpreßten, hin und wieder sehr nach Egoismus schmeckenden Opferbereitwilligkeit, findet man „die volle freudige Hingabe an das Leben und seine Schmerzen". Ueberall endlich, auch in meinem geliebten Vaterlande, ist zu sehen tausendfach und millionenfach „freie persönliche Entsagung und

Digitized by Google

Zurückziehung" neben wohl nur zehnfacher mit edlem Bewußtsein und voller Lebensberechtigung eintretenden Mannes- und Bürgertüchtigkeit. Ueberall!

Daß das freisinnige Verständniß für Pflicht und Recht in bedenklicher Weise abhanden gekommen, kann man daraus ersehen, daß man Recht und Pflicht anfängt über die Maßen zu preisen. Ueber erfüllte Pflicht darf kein Aufhebens gemacht, thr darf kein goldner Stempel auf die Brust gedrückt werden. Staats- und Stadtheilig darf bei Leibe niemand erklärt werden, diese Heiligen, wie alle andern, müssen in diesem Verstandeszeitalter jaaeyhmen. Nochmals: was Großes und Hohes durch treue Pflichterfüllung geschah, ist keines Dankes, keines überlauten Ruhmes werth, wenn wir uns, die Bewunderer, und die Bewunderten nicht ganz gehörig compromittiren wollen.

Wollen also ruhig zufrieden sein mit dem, was wir haben, mit dem, was geschehen und wie es gerade geschehen. Wollen dann ruhig zuwarten, geduldig den neubezielten Reichsbesen in die Hand nehmen und fein saubertich weiter fegen, ohne bei dem günstigen Winde diesem oder jenem Nachbar den Staub und Schmutz jpottwoll in Fenster und Augen zu jagen. Wollen leben und teben lassen und erst lachen, wenn das „Zuletzt" gekommen ist.

Ein Volk aber hat sich in den letzten Zeiten viel solchen Staub von deutschen Schreibtischen in die Augen blasen lassen müssen, es ist das italienische und hier wieder besonders das unglückliche neapolitanische. Dies ist aber grundlos und ungerecht gejchehen, und tragt die Hauptschuld der ganz unmäßige Patriotismus unsrer Landsleute und die Dummheit und das auf ihrem Dünger wuchernde beschränkte Urtheil. —

Nachdem ich in Hehns reizendem Werkchen über Italien die liebenswürdige, jaqwerständige Rechtfertigung des italienischen Volkes gelesen, nachdem ich mich zu allen guten Stunden an den Werken Gregorovius', des gründlichen Kenners und Freundes des italienischen Landes und Volkes, wie an einem Evangelium erbaut, nachdem ich selbst auch Italien und besonders Süditalien in Stadt und Land, in seinen Sitten, seinem Singen und Sagen jahrelang gründlich studirt und allseitige Bestätigung gefunden hatte, kommen mir neuerdings nur zu oft in Tagesblättern und Wochenschriften Stilproben über diese Gegenstande zu Gesicht, welche man einfach als Lügen bezeichnen müßte, wenn man nicht des Verfassers boshafte Absicht auf eine kleinliche Rache oder seinen Wunsch merkte, in Ermangelung des allerdings für Italienreisende unbedingt nöthigen Esprit, im Kreise der erwartungsvollen Stammtischgenossen daheim mit ein paar sehr billigen Witzen zu glänzen und kindische Possen zu reißen über Dinge, deren Bedeutung sich seinem Sachgächchenverstande selbstverständlich entziehen mußte.

Wahr ist es, daß dieses Volk in seiner Ursprünglichkeit und Eigenlebigkeit zu Witzen, und erst recht zu schlechten billigen Witzen Handhaben genug bietet, sobald sein Thun und Treiben außerhalb seiner Naturbedingungen gesetzt wird, d. h. sobald man es nur oberflächlich und an sich betrachtet. Warum aber machen Carus und Gaudy, Heinzelmann, Menzel, Pückler-Muskau, Gregorovius und Goethe rc. keine schlechten Witze, wo sie dasselbe Land bereisen? Weil sie, wie es sich gehört, mit rein objectiver Anschauung in dasselbe traten. Nicolai, der berühmte italienische Flohtödter seligen Andenkens, hat jetzt seinen Epigonenschwarm gefunden, die ewig knurrenden Vertreter des verdammten Subjectivismus. Dieser hat, wie er deutsche Dichtung corrumpirte, auch auf den übrigen Aeckern der Schriftstellerei üble Früchte getragen. So wird der flache Acker der zeitungsschreiberei von tausend unberufenen Händen mit tausend traurigruntigen Ichs und aber Ichs bespflanzt und dies mit einem Fleiße, der ihnen besser erspart bliebe. Sobald der mit Noth und Mühe zu einem Rundreisebillet durch Italien gelangte Jüngling oder Mann nach 4 bis 6 Wochen Fensterausschau auf der letzten Station dasselbe wegwirft, wegt er die Hände, um die Bürger eines Landes, dessen Gast er eben war, zu Dutzenden abzuschlachten und deren blutige Leichen in den Staub zu werfen. Ein anderer sucht andre Opfer und würgt sogar in Ermangelung eines Bessern die unschuldigen Ziegen. Das ist Factum. Denn in einem „Idyll aus Neapel" (Magdeburger Zeitung) machte sich ein edler Unbekannter voll Blutdurstes daran, die unglücklichen Ziegen dieser Stadt in das trübseligste Licht zu stellen, um an ihren Schwanz die hochtönende patriotische Phrase zu knüpfen: Intelligenz, Cultur und Civilisation ist und bleibt an den rauhen Norden gebunden. In dieser Ziegenprediat heißt es wörtlich: „Diese armen Thiere tragen die Spuren des Stalles an sich, und die aus düsterer Quelle hervorgemarterte Milch erregt unsre Uebelkeit, wenn wir ihrer von ferne ansichtig werden." Dann der von jedem landwirthschaftlichen Verein preiszukrönende Satz: „Der Organismus einer Geis reicht eben nur für gewisse Quantitäten aus." In dem ersten hat er seinen Witz, im zweiten seine Productionsfähigkeit gekennzeichnet. Die schmutzigen Bemerkungen, die er vorausgehend über Neapels Kasse und Brod macht, riechen ganz übermäßig nach Stall, und waren allerdings im Stande, unsre Uebelkeit zu erregen, und erregten dazu den lebhaften Wunsch in jedem zartfühlenden Herzen, der Verfasser möchte seinem schwachneutrigen Ziegenorganismus keine weiteren Zumuthungen machen, sondern die schriftstellerische Ausdeutung seiner neapolitanischen Studien auf diese gewisse Quantität beschränken. Die Sache ist nämlich aus geographischen, ethnographischen und statistischen Interessen gefährlich. Aus den Zeitungen schleicht sich so etwas in die Lehrbücher, setzt sich von da in den Köpfen fest, wirft einen Schlagschatten auf ein ganzes Culturvolk und stört vielleicht gar das gute Einvernehmen mit diesem. Dann behauptet irgend ein ruppiger Schulbengel bei der so ernsthaften Osterprüfung: „In Neapel sind die schlechtesten Ziegen, weil sie alle eine düstere Quelle haben." Nein, das geht nicht, der Gedanke thut mir weh. In Neapel sind die besten Ziegen, in Neapel ist die beste Milch; sie wird in Sonnenschein, in Luft und Duft, unter dem Ewigblauen im lichtvollsten Euter destillirt aus den köstlichsten Bergkräutern, und früh von den Thieren selbst unverfälscht und gewürzig duftend in die Wohnungen abgeliefert. Die neapolitanischen Ziegen — — ja potztausend! ich will für das Volk schreiben und preise seine Ziegen. Doch der Geist hat gesprochen, und übrigens war mir diese Ziegengeschichte, dieses ganze „Idyll aus Neapel" zu charakteristisch für eine gewisse Classe von Reisejchriftstellern, als daß ich nicht hätte eine Feder voll Tinte daran verschwenden sollen. Denn mit den Ziegen, nachdem Mensch und höhere Thierwelt abgethan, ist das Thierreich noch lange nicht zu Ende, der Weg über die Santa Lucia-Sechsfüßler und Santa Lucia-Meerfrüchtler bis zu den Vibronida, den Ausklaffern des zoologischen Systems, ist noch sehr lang: Man weiß nicht, was noch kommen mag. Zu den Menschen also!

„Sein Geschwätz durch eine Bedrohung mit dem Stocke abschneiden. Einen Solbo geben, oder mit dem Stocke abweisen" rc. rc. So und ähnlich lauten die Anweisungen, welche die Reisehandbücher dem biederen Waller nach Neapel mitgeben. In Rom wird der Knüppel gekauft mit dem festen Vorsatze, ihn in Neapel ganz gehörig zu schwingen. Voreingenommen kommt man in der Stadt der Allerweltscanaille an. Mißtrauisch, prügelsüchtig und soldogeeigig sucht man und findet man Streit, klammert sich dann verzweiflungsvoll an jeden Landsmann, speist aus martervoller Angst nur in den deutschen Kneipen und Kneipchen, wo man in deutscher Sprache seine Heldenthaten, und wieviel man bezahlt und wieviel man verlangte, und was eine Flasche Wein kostet, und wie man so ganz anders im grünen Deutschland lebe — an den Mann bringt. Mir ekelte oft vor der losen Speise, noch mehr, wenn sie auch von Gebildeten und Gelehrten vorgesetzt wurde. Soll ich eure Namen nennen, ihr Edlen? —

Das neapolitanische Volk ist gut, es ist viel besser als sein Ruf. Es ist ein feinfühliges, gracioses, gutbeanlagtes, für alles Gute und Schöne zu begeisterndes und darum un-

Digitized by Google

terrichts- und erziehungsfähiges Volk. Aber es ist noch nicht so unterrichtet, daß es in allen Fragen mitsprechen könnte; es ist nicht nach dem Kanon der Regulative erzogen. Es ist das Resultat einer viel traurigeren Erziehung — und doch gut. Es ist zu beklagen und muß uns zu Gefühlen anregen, die wir den unglücklichen Kindern eines Waisen- oder Findelhauses entgegenbringen. Vaterlos, mutterlos wuchs es auf, denn die sich Väter seines Landes nannten, seine Erzieher und Lehrer, waren nicht seine Väter. Sie verdienen die Prügel, die man dem Volke zudenkt, sie verdienen nicht Spott oder faden Witz, sie verdienen die Schwerthiebe des Hasses und die Keulenschläge der Rache. Ihre fluchwürdige Methode bestarte auf den drei raffinirten bourbonisch-jesuitischen F: Festa, Farina e Furca. Brod, um den Hungrigen das Maul zu stopfen, Feste über Feste, um den lebhaften Geist in den Zauberbanden der Phantasie zu halten, und, wenn alles nichts half: Furca, den stummmachenden Galgen. Dies Jahrhunderte lang an Stelle einer frisch-fromm-fröhlichen Erziehung, dies ohne alle und jede Schule, ohne Bücher und Zeitungen und doch: das Volk lebt noch. Es lebt noch und denkt noch und athmet gegenwärtig frei und hoch, will etwas werden, ist in den letzten zehn Jahren etwas geworden und wird in wenig Jahren die übrigen eingeholt, in manchem sie überholt haben. Hier zeigt sich so recht, daß nicht derjenige Schüler der beste ist, der die meisten Bücher verschlungen und die meisten Hefte vollgekritzelt hat, sondern der seine gefunden fünf Sinne und frisches Anschauungsvermögen mitbringt. Wie oft triumphirt der ungeschliffene Dorfstiefel über das bleichsüchtige Töpfergesicht eines bücherverbohrten, vertrichterten Stadtknaben. Es ist wahr, das deutsche Volk hat viel gelitten, und mußte, was das schlimmste war, seine Revolutionen zumeist auf dem Papiere auskämpfen und Gift und Galle ohne jeden gesunden Abelaß im Leibe behalten; von den tiefen Leiden des neapolitanischen Volkes aber macht es sich schwerlich einen Begriff. Diese haben ihm den tiefmelancholischen Schmerzenszug aufgeprägt, der an dem ganzen leidensvollen italienischen Volke zu sehen ist, und der sogar durch seine lauteste Freude weht. Dies hat das Volk zu seinen übrigen liebenswürdigen Eigenschaften auch maßvoll gemacht, maßvoll und rücksichtsvoll. Goltz sagt in seiner paradoxen Weise irgendwo: „nur der wahrhaft gebildete, erzogene und cultivirte Mensch hat ein Recht natürlich, naiv, ungenirt und frei zu sein, weil alle andre Naivetät, Ungenirtheit und Freiheit auf die Dauer unerträglich wirkt". Nun der Neapolitaner ist in dem Goltz'schen Sinne nicht erzogen, geleckt oder gebildet, und doch erlaube ich ihm zu jeder Stunde frei, naiv und ungenirt zu sein, auch wenn er wirklich ein Liter Weines zuviel getrunken hätte. Der verständige Bewohner Norddeutschlands, der das Glück hatte, mit berliner oder hamburger u. s. w. basse Classe zu caramboliren, wird sich im Umgange mit südtalisischer Plebaglia in den siebenten Himmel versetzt wähnen.

Unter diesem niedern Volke verstehe man natürlich nicht blos die Schaar der Kutscher, die Kneipenwirthe und Eseltreiber allein, und nicht allein das Volk der verrufenen Gassen, — nach diesen allein beurtheilt zumeist der Fremde, der einen drei- oder viertägigen Aufenthalt nimmt, die ganze Nation, — nein, man suche und lerne kennen und verstehen das Volk in Berg und Thal, an der Meeresküste und in den Weingärten, im blühenden Gartenlande und wo der Boden zu hartem Ringen auffordert. Man lebe unter dem wohlhabenden Bauernvolke und da, wo der vom Fieber durchschlotterte Ackersmann mit seiner ganzen bleichgelben Sippe das lange arbeitsreiche Jahr hindurch durch eigene Kraft nicht im Stande ist, seine zerlumpte in eine andre Hose umzusetzen — und eines wird man finden, was dem armen Volke durch all' die trüben Jahrhunderte hindurch als Erbtheil treu verblieben ist: die Grazie. Diese gab ihm das Lebensgesetz in die Glieder, diese gab ihm eine Bildung, eine Herzensbildung, ein feines Ausfühlen des Richtigen und Falschen, gab ihm das Verständniß für das Gute und Schöne in so reichem Maße, daß manches andre Volk, dem alle Grazie unter Kohlenrauch und Wasserdampf abhanden gekommen, es darum beneiden könnte. Nun ist allerdings richtig, daß man mit dieser Grazie allein, die sich dem flüchtigen Beschauer zunächst als Musik, Tanz und Gesang offenbart und in dieser Form natürlich kein Volk conservirt, daß man mit Grazie allein keine Mont-Cenis-Tunnel und keine Suez-Canäle dahut und sticht, doch ist sie immerhin der wichtigste Erziehungsfactor. Man sehe doch den durchgebildeten vornehmen Schlingel; er bleibt trotz der hohen Schulen Paris und London, trotz seiner sechs oder acht auf deutschen oder französischen Schulbänken abgerutschten Jahre ein Flegel oder Taugenichts, wenn ihm die Grazie des Herzens, die Herzensbildung abgeht. Die Anlagen des neapolitanischen Volkes, sein Wollen und Können, sein Verstehen und Fassen, seine Bescheidenheit und Zufriedenheit, seine Triebe und sein Sehnen, anstatt wie bisher von tückischen Händen nächtlicherweile in die stinkenden Pfützen eines attheidnischen Katholicismus geleitet, wo sie seit Jahrhunderten stagniren, in lustige Canäle und Wasserbetten geführt — wahrlich sie würden mehr ausrichten, als bloße Mehlmühlen oder Schleifsteine treiben. Hier schwillt mir das Herz vor Jammer und vor Zorn, ein Volk zu sehen, von müßigen Händen an's Kreuz gebunden, wo ihm der freche Hohn die Füße kitzelt, tyrannische Grausamkeit den Speer in die Seite stößt und falsches Mitleid den zudenden Mund mit süßem Brode verstopft. Jahrhundertelang währte dieser Hexensabbath, dem das schwarze Ballet in vielfarbigen Kutten unter dem Schutze eines allerchristlichsten Scepters vortanzte. Dem großen Geiste Dant, das fluchbringende Scepter liegt zerbrochen im Staube, die letzte ewige Lampe der ewigen Stadt ist im Verflackern, die Kutten sallen und den kranken Körpern des Gesindels soll kein Feigenblatt der Scham werden. —

Sehe ich das Volk in seinem alltäglichen oder Festestreiben, höre ich sein Singen und Sagen, fühle ich in allem die so unendlich feinlebige Grazie, denke ich dann an die ihm so sehr bunt gefallenen Loose (von „schwarzen und heitern" allein kann man nicht reden), so fällt mir ein altes Märchen ein, das Märchen vom „Allerleirauh". Allerleirauh war eine schöne Königstochter, die bat ihren Vater um ein Sternenkleid, ein Mondkleid und zuletzt um ein Sonnenkleid. Als ihr diese Wünsche erfüllt waren, so bat sie den alten König noch um ein Gewand, das aus allen Thierfellen seines großen Reiches zusammengestückt sei. Auch dies ward ihr gewährt, aber dann verstieß sie der erzürnte Vater unter die letzten im Lande, unter die Armen und Kranken auf der Landstraße und an den Zäunen. Hier lebte die Prinzessin unerkannt als Bettlerin unter dem Schutze des Flickengewandes in glücklicher Vergessenheit ihre Jugend. Nur manchmal, wenn sie sich beim fröhlichen Tanze recht lustig frei gehen ließ, sah dieser und jener durch den Riß des Allerleirauhkleides das goldene Sonnenkleid, oder das silberne Sternengewand hindurchschimmern, und dann wußten die Leute ganz genau, daß sie eine echte Königstochter vor sich hatten. Diese verstoßene Königstochter ist das neapolitanische Volk, das so gern von dem flüchtig Vorübereilenden, der es am Wege sitzen sah, eine armselige Bettlerin genannt wird. Wer aber liebevoll verweilt, wer gute Augen hat und damit freundlich und klar in die Welt hineinschaut, der sieht zu guter Stunde durch alle äußerliche Armseligkeit hindurch das goldene Gewand leuchten, und erkennt an den feinen Füßen und Händen und an der Grazie der Bewegung die einstige Königstochter: das ist aber nicht so leicht. — Hier wie nirgends kamen und gingen die Nationen: Griechen und Römer, Normannen, Sarazenen und Deutsche, Franzosen, Spanier und wieder Franzosen, ein Volk folgte dem andern im bunten Wechsel, Könige wurden entthront und gekrönt, Republiken gebaut und zertrümmert; von jeder Nation, von jeder Regierung, von jedem System blieb dem armen Volke ein trübseliger Lappen zurück, seine Blöße zu bedecken. Dem Himmel sei Dant! Die Lappen sind alt geworden, sie fallen und das Sonnenkleid leuchtet hervor. Der Morgen kam. Das Volk steht frei athmend an der Schwelle des jungen Tages, die

Digitized by Google

Art und die Mauerkelle in den Händen, um seine Pflichten der Gegenwart zur Sicherung einer glanzvollen Zukunft zu erfüllen. Poco tempo ancora e anche gli Italiani saranno fatti.

Tutti, tutti!

Neapel, im Herbst 1872.

Die Polen im Deutschen Reich.*)

Von Wilhelm Goldbaum.

II.

Für den modernen Staat ist es charakteristisch, daß er jede Sonderbestrebung, sofern sie nicht Culturzwecken, sondern nationalen Separatgelüsten dient, perhorrescirt. Mikrokosmische Bildungen innerhalb des staatlichen Makrokosmus „Staaten im Staate" konnten in dem Dämmerdunkel des Mittelalters, da kein anderes Band als die Autorität der herrschenden Person die einzelnen Theile des politischen Gesammtkörpers zusammenhielt, reichlich entstehen. Der mittelalterliche Staat war nichts weiter als ein geographisches Conglomerat, dessen föderalistisch verkittete Einzelbestandtheile gleichsam nur durch den Reif aus des Königs Haupt zusammengehalten wurden. Der moderne Staat ist ein organischer Körper und alle seine Organe arbeiten mit und für einander gemeinsamen Zwecken, den Zwecken der Cultur und des Fortschritts, der Humanität und Wohlfahrt zu. Wo diese gemeinsamen Zwecke nicht vorhanden, oder die einzelnen Organe sich ihnen versagen, um ohne Rücksicht auf die Gesammtheit ein eigenes Leben zu führen, da büßt der Staat — im modernen Sinne — sein Existenzrecht ein, hört er auf ein Factor in dem großen Exempel der Weltcultur zu sein, steht er tief noch im Zwielicht mittelalterlicher Tradition und bietet — vide Oesterreich! — ein trostloses Bild der Schwäche und Servilität.

Preußen ist der vielbeneidete, der classische Einheitsstaat der Gegenwart, der moderne Staat par excellence. Allein auch ihm ist ein fremder Tropfen ins Blut nicht erspart geblieben, indem ihm der Willen der Geschichte seine polnischen Landestheile verhängte.

So lange es der tonangebende Staat in Deutschland nicht war, konnte es mit seinen Polen streng oder gelind, energisch oder nachgiebig verfahren, ohne daß die Consequenzen seines Verhaltens ihm eine andere Verantwortung als diejenige für sich selbst auferlegten. Demgemäß war denn auch seine Politik in den polnischen Landestheilen eine schwankende; bald nahm der Germanisirungsapparat ein rascheres Tempo, bald ruhte er ganz; man wird schwerlich in den Verwaltungsmaximen der verschiedenen Staatsbeamten, die an der Spitze der Provinz standen, der Beurmann, Flottwell, Horn, Königsmarck, einen ununterbrochen fortlaufenden Faden herauszufinden im Stande sein, der die Einheitlichkeit des Verfahrens veranschaulichte. Man war sich nicht recht bewußt, ob man der fremden Nationalität als solcher entgegentreten oder was man ihr nehmen, was lassen sollte. Die drei möglichen Verfahrensmoden, des Amalgamirens, Assimilirens und Attachirens, liefen systemlos durcheinander, je nach den Personen, welche die locale Verwaltung in ihrer Hand haben. Mit dieser Laisser-aller-Politik brachte man es schließlich richtig zu Wege, daß der preußische Polonismus sich zusehends verstärkte, Posen von Jahr zu Jahr eine prononcirtere polnische Physiognomie annahm, die Schule auf eine Stufe der Verwilderung herabsank, wie sie im Freistaat Polen nicht verwunderlich gewesen wäre. Es ist ein Jammer, zu sehen, wohin dieses Tasten und Tappen führte. Nicht nur eine Art Manie de grandeur, ein felsenfester Glauben an ihre Unsterblichkeit, ein gesteigertes Conspiriren und Agitiren ward dadurch in den polnischen Kreisen gefördert, sondern auch ihr intellectuelles Versinken soweit beschleunigt, daß am Ende in der Provinz Posen von den zur Einstellung in's Militär Herangezogenen mehr als 14 Procent des Schreibens und Lesens unkundig waren, während das Verhältniß in den übrigen Provinzen nur 3 bis 7 Procent ergab. Gleichzeitig öffnete die widerspruchsvolle Praxis gegen die polnische Emigration den perfiden Sympathieen der Polen mit Frankreich Thür und Thor, und zwar so, daß der Ausbruch des Krieges von 1870—1871 Besorgnisse über ihre Haltung erwecken konnte.

Indeß wie sehr auch von beiden Seiten gesündigt ward, so konnte doch immerhin mit philanthropischen und humanen Argumenten dafür eingetreten werden, daß der Vermichtungskrieg gegen die fremde Nationalität hinausgeschoben wurde. Für das stramm organisirte, einheitlich verfestigte Preußen ergaben die Polen mit all ihren nationalen Phantastereien und Hallucinationen niemals eine Gefahr; ihre Demonstrationen waren wenig mehr als kindischer Mummenschanz, ihre Proteste leeres Stroh. Provinciell genommen übten sie freilich in dem Provincialtandtage und in den Kreisversammlungen ärgerliches Einfluß und die altübliche polnische Schlachzitzen-Manier des „Nie pozwalam" (Veto) hintertrieb manche segensreiche Maßregel, allein der Schaden ihrer Existenz war vorwiegend localer Natur. Und auch in dieser Bedingtheit war er nicht eben gefährlich, wenn man erwägt, wie energisch das Deutschthum in Posen den Boden festhielt, den es innehatte, und wie zähe es Schritt für Schritt vorwärtsdrang. Die deutsche Presse, vertreten durch drei Provinzialorgane, denen die berliner, breslauer und westpreußischen Zeitungen wackern Succurs brachten, — der, wenn auch bureaukratische, doch durchaus deutsche Verwaltungsapparat, die Verpflanzung eines vorwiegend aus den westlichen Provinzen recrutirten Richtercontingents sorgten schon dafür, daß die polnischen Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Und — last not least — der polnische Nationalgedanke war ja ein verlebter, daseinsunfähiger, in der Agonie befindlicher, während deutscherseits ein frischer, fröhlicher Drang zum Dasein sich geltend machte.

Preußen also konnte mit verhältnißmäßiger Seelenruhe in seinen polnischen Landestheilen die Dinge gehen lassen, wie sie wollten.

Allein das Blatt hat sich gewendet, seitdem ein Deutsches Reich entstanden, dessen Lebenskraft in der unbedingten Einheit seiner Bestandtheile wurzelt. Der Gegensatz eines preußischen und eines polnischen Nationalismus war im Grunde nur ein künstlicher, von den politischen Constellationen erzeugter; jetzt aber steht dem deutschen Nationalgedanken der polnische im Wege und es handelt sich nicht mehr um Opportunitäten, sondern um eine Nothwendigkeit. Es ist schlechterdings unabsehbar, wohin eine innerhalb der deutschen Gesammtheit abgesonderte und zu gemeinschädlichen Zwecken drängende polnische Strömung führen soll. Im Parlament, in den Provinzialständen, in den Kreisversammlungen, die ihre Existenz von Deutschland haben, immer wieder frontirenden Agitationen zu begegnen, deren Refrain mit unabänderlicher Eintönigkeit lautet: „Ich sitze hier, weil ich muß; aber ich gehöre nicht zu Euch! Eure Zwecke sind nicht die meinigen" — das ist eine Anomalie, die zu dulden ein Act unverantwortlicher Schwäche wäre. Deutschland betrachtet sich — mit wie großem Rechte, erweist jedes Blatt der Geschichte — als den Träger großer Culturideen; es leuchtet mit der Fackel der Aufklärung in die römische Finsterniß hinein; es kämpft für Gewissensfreiheit und Menschenrecht, setzt die Entfesselung individueller Selbstbestimmung dem dumpfen romanischen und slawischen Collectivismus entgegen. Das ist seine Mission und das Kriterium seiner Existenz.

*) Der erste Aufsatz hat verschiedene Entgegnungen von polnischer Seite hervorgerufen, die wir auch unserm Programme gemäß berücksichtigen werden, sobald der dritte und letzte Aufsatz unseres Mitarbeiters erschienen sein wird. Die Red.

Digitized by Google

Soll es nunmehr selbst die Negation seines eigenen Daseins conserviren, indem es dem polnischen Nationalismus die freie ungehinderte Entfaltung gestattet und die Gefahr durch die Darreichung der Handhaben seiner eigenen Culturmittel vermehrt? Man mag über nationale Rechte denken wie man wolle, mag es als ein Verbrechen stigmatisiren, wenn gegen die eingeborenen Ansprüche eines Volksthums schonungslos vorgegangen wird — all dieses schließt doch nicht die Nothwendigkeit ein, daß man seinen Todfeind conservire, einen Gegensatz fördere, der, wie fern auch die Möglichkeit liegt, einmal in böser Stunde letal werden kann.

Allein auch dann noch, sofern das fremde Volksthum sich nur passiv verhält, ist das Plaidoyer sentimentaler Nationalitätenschwärmer verständlich. Wie aber, wenn dieses Volksthum zur Action übergeht und ganz unverhohlen der Gesammtheit, in welche es der Willen der Geschichte einverleibte, den Krieg erklärt? Lasse man sich doch durch die heuchlerische Parole der Polen, daß sie nichts wollen als in ihren nationalen Berechtigungen geschont werden, nicht in verhängnißvollen Schlaf wiegen! Sie haben mit Rom pactirt und dadurch die Richtung ihres Strebens mehr als genügend gekennzeichnet; nicht um nationale Berechtigungen, sondern um nationale Anmaßungen dreht sich ihr Sinnen und Trachten; als Freund unseres Feindes stehen sie auf dem Schauplatz, so treffe sie denn auch das Schicksal, zu dessen Verhängung uns der Uebermuth der Jesuiten herausgefordert.

Hart und rauh tönt der Schlachtruf, er mahnt zu Sieg oder Tod. Allein nicht wir haben die Loose des Vernichtungskampfes ausgetheilt; sie sind uns brutal aufgedrängt worden. Und zu jenen, welche am kampflustigsten uns herausforderten, gehörten die Polen. So gehe denn das Verhängniß seinen Gang! Unter den Opfern der Schlacht, um welche die geringste Klage sich erheben wird, weil ihr Verlust am wenigsten empfindlich, werden die Polen das Feld bedecken. Wie wenig sie als Volksthum sich um die Geschicke der Menschheit verdient gemacht, haben wir nachzuweisen gesucht; wie sehr sie zu schaden befähigt sind, werden wir im weiteren durch eine Erörterung ihres Zusammenhangs mit den Jesuiten klarzustellen uns bemühen.

Ein deutscher Offizier.

Ein Kleinstaaterei-Bild.

Von **Karl Braun-Wiesbaden.**

Die Armee kann dreierlei sein. Entweder eine Schule zur Ausbildung der Wehrkraft der Nation und der Einzelnen. Oder eine zur Kriegführung geworbene Anzahl Menschen. Oder eine Decoration für den Hof. In Preußen ist die Armee die Kriegsschule für alle. In Frankreich sollte sie sein das Kriegsinstrument gegen alle, sowohl im Innern, als auch nach Außen. In den deutschen Kleinstaaten von ehedem war das Contingent vorzugsweise eine Zierde des Palastes; der „Gemeine" schulterte vor dem Palast, der Offizier tanzte in dem Palast mit den Damen des Hofes. Der dortige Schulmeister freilich moquirte sich und übersetzte das Wort „Offizier" wie folgt: O — o; vich — pecus; Zier — decus; also Offizier — o pecus decus. Und warum war der kleinstaatliche Schulmeister so boshaft? Er hatte dazu zwei Gründe. Erstens einen generellen, welcher ihn — den Schulmeister — betraf, und zweitens einen speciellen, welcher jenen — den Offizier — betraf. Der allgemeine Grund war: der Schulmeister darbte, und davon wird bekanntlich der Mensch mehr boshaft als vergnüglich. Der besondere Grund war: der Offizier darbte nicht, und wurde deshalb beneidet, vorzugsweise beneidet von den darbenden Schulmeister; denn es hieß damals auf Schulen: „Wer hier nichts lernt, der kommt in's Cadettenhaus, und wer zum Pfarrer, Richter und Arzt nicht taugt, der muß Offizier werden." Nun dachte also der Schulmeister: „Wer für mich zu dumm war, der lebt in dulci jubilo und hat einen prachtvollen Rock an, und ich? — ich habe nicht einmal genug, um mir Knaster zu kaufen, der doch ein unentbehrliches Lebensbedürfniß ist."

Ich will diesen Reminiscenzen nicht weiter nachhängen. Es sind tempi passati. Das deutsche Heer ist (trotz der bairischen Reservate in den Versailler Verträgen) ein einheitliches. Es ist, wie vorher schon das preußische, die große Schule für die Wehrkraft der Nation. Die Offiziere selbst sind die Lehrer und Erzieher. Die Zeit ist vorbei, wo der Offizier ward, den man sonst nicht brauchen konnte. Auch in den Kleinstaaten ist sie vorbei. Denn wer lehren soll, muß erst lernen.

Auch in Betreff der Vergangenheit muß ich einen Vorbehalt machen. In den kleinstaatlichen Contingenten dienten auch damals schon Offiziere, die vollständig erfüllt waren von der Wichtigkeit ihres Berufes und die alle Eigenschaften des Geistes und des Charakters hatten, um ihm zu genügen. Und doch sahen sie ein unübersteigliches Hinderniß vor sich. Es war die Kleinheit der Verhältnisse, welche ihre Carrière hemmte und ihnen nicht einmal die letzte Vollendung ihrer praktischen Ausbildung erlaubte. Denn man kann ja doch den Feldzug nur im Felde, im freien großen offenen Felde, in großen taktischen Verbänden lernen, aber nicht in einer Maikäfer-Schachtel, worin man mit ein paar Dutzend Leidensgefährten eingesperrt ist. Diese Offiziere sagten sich: „Uns fehlt nicht die Kraft, aber der Raum, sie zu üben."

Selbst die Treue gegen ihren territorialen Kriegsherrn vermochte nicht das Gefühl des Unbefriedigtseins, des Unglücks und der Trauer zu bewältigen, welches solche kleinstaatliche Offiziere überkommen mußte; und gewiß begrüßten sie es mit Freuden, als endlich die Wiedergeburt Deutschlands es ihnen möglich machte, in und mit dem Ganzen den Pflichten gegen sich selbst und gegen das Vaterland zu genügen, ohne denjenigen gegen ihren Territorialherrn untreu zu werden.

Aber nicht alle waren so glücklich. Einer jener Offiziere, der hessische Hauptmann Königer fiel 1866 im Kampfe. Man sagt, daß er den Tod gesucht hat, von der Verzweiflung dazu getrieben. Ich hoffe, es wird einer seiner Kameraden diesem hochbegabten Manne, der sich auch als militärischer und politischer Schriftsteller ausgezeichnet hat, ein biographisches Denkmal errichten.

Ein anderer lag, während die deutsche Armee 1870 in Frankreich von Sieg zu Sieg eilte, in Darmstadt in dunklem Zimmer auf dem Krankenbette und begleitete seine tapferen Kameraden mit der Leier, weil ihm das Schwert zu führen versagt war. Er besang die Schlacht von Wörth, und die letzte seiner klangreichen volksthümlichen Strophen lautete so:

„Und der dies Lied gesungen frei,
Liegt auf dem Siechenbette.
– Viel lieber wär er auch dabei,
Wo man gestritten hätte,
Und läg im Blut, mit bleichem Mund,
Im Herzen Schmerz, auf tiefem Grund.
Es kann doch nie kein Leiden
Sein Herz von Deutschland scheiden."

Er litt schwere körperliche Schmerzen. Allein nicht diese waren es, deren er in den beiden letzten Zeiten gedachte. Es waren vielmehr geistige Leiden, welche vergeblich versuchten, ihn von seinem Deutschland zu scheiden. Doch treten wir dem Manne näher.

Es ist Wilhelm v. Plönnies, geboren im Jahre 1829 in Darmstadt, gestorben daselbst am 23. August 1871. Innerhalb dieser nach Zeit und Raum engen Peripherie vollzog sich der Lebenslauf eines Mannes, der für Größeres angelegt

Digitized by Google

war. In der Jugend schien ihm das Glück zu lächeln. Kaum Lieutenant geworden, machte er den dänischen Krieg mit und zeichnete sich aus vor Friedericia. Das Jahr darauf focht er gegen die badische Revolution. Er trug eine schwere Verwundung davon, allein seine gute Natur überwand sie. Seine kriegswissenschaftlichen Studien waren gründlich und ernsthaft. Sie concentrirten sich vorzugsweise auf eine Frage, auf die der Handfeuerwaffe, welche damals bekanntlich in Deutschland noch viel zu wünschen übrig ließ. Als Lieutenant im Scharfschützen-Corps hatte er eine diesen Studien entsprechende Stellung. Noch mehr als Mitglied der Zeughaus-Direction, wozu er 1856 als Oberlieutenant ernannt ward. Schon das folgende Jahr wurde er nach Rußland berufen und dorthin beurlaubt, um seine technischen Rathschläge zu ertheilen.

Dort holte er sich eine Kniegelenkentzündung, welche sich nachgehends als unheilbar erwies und ihn nach seiner Rückkehr nach Darmstadt nach und nach dienstunfähig machte, so daß er 1861 in den Ruhestand treten mußte. Allein auch sein Leiden, obgleich es mit furchtbaren Schmerzen verbunden war und später noch eine Augenkrankheit hinzutrat, hinderte ihn nicht, unablässig in seinem Berufe wenigstens als Schriftsteller thätig zu sein. Seine „Studien über die Handfeuerwaffen“ und sein neuestes, kurz vor seinem Tode erschienenes Werk: „Die Gewehrfrage im Jahre 1871“, die trefflichen Aufsätze in dem Spamer'schen „Buch der Erfindungen“, die Abhandlungen und Artikel in der Darmstädter „Allgemeinen Militär-Zeitung“ und in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ sind bei seinen Fachgenossen rühmlich bekannt ist.

Der Zweig seiner Thätigkeit aber, von welchem ich hier sprechen will, liegt auf einem ganz anderen Felde.

Herr von Plönnies war Dichter. Die poetische Ader hatte er von seiner Mutter geerbt, die sowohl durch eigene Dichtungen, wie „Maria Magdalena“ und „Ruth“ sowie durch treffliche Uebersetzungen bekannt ist. Unter den letzteren erwähnen wir die Ihrer Majestät der Königin Victoria von England gewidmete Sammlung „Britannia“, eine gelungene Auswahl englischer Dichtungen aus älterer und neuerer Zeit, mit einer Uebertragung, welche zuweilen das Original in Schatten zu stellen geeignet ist. Von seinem Vater, dem Obermedicinalrathe von Plönnies in Darmstadt dagegen, einem dort hochgeschätzten Arzt, hatte er den Sinn und die Begabung für ernste Studien, namentlich für die exacten Wissenschaften überkommen.

Mann der Wissenschaft und der Poesie war er aber doch vor allem — deutscher Patriot im besten Sinne des Wortes. Von seinem Krankenbette aus folgte er mit fliegenden Pulsen der Entwicklung der deutschen Dinge. Er jubelte, wenn sie vorwärts ging, und trauerte, wenn sie scheinbar in Stocken gerieth. Und diese seine Trauer hatte dann etwas von Zorn. Es war der an den Felsen geschmiedete Prometheus, welcher dem Schicksal grollt; und dann ließ er die Funken seines olympischen Feuers sprühen. Aber er hatte die Genugthuung, noch mit uns das gelobte Land zu betreten, den Kampf, welcher dem fremden Uebermuthe und dem heimischen Hader ein Ende machte, in Gedanken mitzukämpfen und die Wiederherstellung von Kaiser und Reich zu erleben. Er dankte der Vorsehung, legte sich nieder und starb; er war erst ein angehender Vierziger, als der Tod ihn ereilte.

In jener Zwischenzeit, in welcher die Bewegung von 1867 scheinbar zum Stehen kam, wo die Deutschgesinnten sich dem Zweifel und der Beunruhigung hingaben, und die Particularisten wieder die Köpfe erhoben, wo allerlei Gestalten, welche vorerst das Licht des Tages gemieden, wiederzuerscheinen begannen, im Winter 1868 auf 1869 erschien (in Darmstadt und Leipzig bei Eduard Zernin) anonym ein merkwürdiges Buch, das den Titel führte: „Leben, Wirken und Ende weiland Seiner Excellenz des Oberfürstlich Winkelkram'schen Generals der Infanterie Freiherrn Leberecht vom Knopf. Aus dem Nachlasse eines Offiziers“. Es sprechen alle Gründe dafür und keiner dagegen, daß Herr von Plönnies der Dichter dieser unübertroffenen politisch-militärischen Satire auf den kleinstaatlichen Zopf ist. Es ist der Schmerzensschrei des Kranken, welcher neben seinen körperlichen Leiden auch noch von dem Seelenschmerze geplagt wird, nämlich von der Furcht, daß jene unheilvollen Zustände, welche man für immer überwunden glaubte, und die sich damals wieder von neuem vorzudrängen und breit zu machen begannen, zurückkehren, daß auch in Sachen der Wehrkraft und der Vaterlandsvertheidigung das mit dem Ausland buhlende System der Rheinbundszeiten wieder Herr werden und die kaum gegründete Einheit unterwühlen könne, oder daß der particularistische Zopf wieder Herr werde über Blut und Eisen. Ein „Geistergruß“ leitet die Schrift ein; er ist an die deutschen Kameraden gerichtet:

„O Ehrenstand, o Stand der Waffen,
Du viel gepriesner Kriegerstand!
Was hast du mit dem Zopf zu schaffen.
Und mit Kasernen-Unverstand?

Sie kommt, die Zeit von Blut und Eisen,
Zertritt Pedanten links und rechts.
Als Retter müßt Ihr Euch erweisen
Des kranken ringenden Geschlechts.

Und seid Ihr wirklich denn gesunder,
So haltet fest an alten Sinn,
Und gebet den Gamaschen-Plunder
Dem Feuer der Satire hin.“

Das deutsche Heer hat nun seitdem den Beweis seiner „Gesundheit“ geliefert. Mit ihm das deutsche Volk. Denn beide sind ja bis zu einem gewissen Grade identisch. Alle haben in physischer und psychischer, in intellectueller und moralischer, in politischer und wirthschaftlicher Kraftanstrengung mit einander gewetteifert und deshalb hat der Krieg nach allen jenen Richtungen hin seine vollen Früchte gezeitigt und so manche „Krankheit“ des „ringenden Geschlechtes“ beseitigt. Deshalb wird man jetzt erst recht die so heitere und witzige und zugleich doch hochsittliche und tiefernste Satire, welche „den Gamaschen-Plunder dem Feuer weiht“, ohne Bitterkeit lesen, — und auch nicht ohne Erfolg. Denn das Unkraut ist wohl abgemäht, aber seine Wurzeln stecken noch in der Erde und harren nur trüberer Tage, um wieder Schößlinge zu treiben. Die Satire ist kurz, treffend und pointirt. Sie hat die Warnung: „Des viel Büchermachens ist kein Ende, und viel Predigen macht den Leib müde!“ (Prediger XII, 12) beherzigt.

Zunächst interessirt uns der Eingang, „Der Herausgeber an den Verleger“, wegen des Aufschlusses in Betreff der Person des Verfassers.

Ein New-Yorker Arzt schreibt hier an Herrn Zernin, den Verleger in Darmstadt, er habe einen schwer kranken jungen deutschen Offizier in seiner Behandlung gehabt. Derselbe sei europamüde geworden in Folge der Erfahrungen, welche er 1866 „in einem der so leicht besiegten Südstaaten gemacht habe“ und sei vor wenigen Tagen gestorben.

.... „Er war ein hübscher braver Junge, ... zart, schlank, brünett ... mit tiefen dunklen Augen,“ schreibt der americanische Doctor. „Zwar ein Träumer und Phantast, aber kein Tagedieb, sondern fix und flink mit Hand und Mund, und zu stolz, um ein Bettler oder Gauner zu werden. Ich denke, er muß ein netter und tüchtiger Offizier gewesen sein, wenn auch zuweilen ein etwas leichtsinniger Mensch. ... Ich fand ihn in großem Elende und schwer krank; aber er ruderte noch wacker gegen den Strom, in welchem er ertrinken sollte. ...

.... Es war sein letzter Wunsch, daß ich seinen Roman, den er geschrieben, veröffentlichen möge. ... In der letzten Nacht vor seinem Tode übergab er mir das Manuscript. Es scheint mir darauf begründet zu sein, daß der Verfasser vor dem Kriege von 1866 bei dem Generalstabe einer kleinen Armee beschäftigt war, und zwar als Secretär einer Commis-

Digitized by Google

sion, zusammengesetzt aus jener merkwürdigen Sorte von Pedanten und Büreaukraten, von welchen so manches Exemplar in der gemüthlichen Stallfütterung der kleinen Friedens-Contingente auferzogen und bis 1866 als kriegstauglich betrachtet wurde. Er gerieth erst dann auf den Einfall, seinen Roman zu schreiben, als ihm die Fortschritte seines tödtlichen Leidens jede andere Arbeit unmöglich machten. Es ist eine psychologisch interessante Erscheinung, daß es gerade ein humoristischer Roman ist, den der Verfasser im Kampfe mit dem Tode schrieb. Aber ich denke, es war ihm das eine Erleichterung — ein Herzensbedürfniß. Er mußte seinen so lange comprimirten europäischen Aerger von sich geben und für seine sittliche Entrüstung einen Ausdruck finden. Er wollte nichts davon hinübertragen dorthin, wo unendlicher Friede ist. Es schien, er konnte nicht sterben, bevor er das Manuscript vollendet. Wenn ich kein Arzt wäre, würde ich behaupten, er sei, um es fertig zu bringen, acht Tage lang über die physische Möglichkeit hinaus am Leben geblieben....

Als er begraben war, habe ich eine ganze Nacht damit zugebracht, das Manuscript zu lesen. Ich war erstaunt über die Menge von sonderbaren Einfällen.... Aber es scheint mir vor allem treuer deutscher Patriotismus darinnen zu stecken.... Wenn man die heutigen schwachen Reste des alten Bundes-Kriegswesens von hier aus betrachtet (so meint der New-Yorker) so scheint es fast schon zu spät, die Ueberreste der particularistischen Kriegsherrlichkeiten satirisch zu bekämpfen. Denn die Geschichte räumt ja rasch damit auf.

Aber eben deshalb sind manche dazu gehörige Dinge schon jetzt der Dichtung verfallen, welche sich daran macht, diese Mumien mit allerlei pikantem Gewürz einzubalsamiren....

„So mag denn in diesen Blättern der Humor des weiland flotten Lieutenants noch einmal hinüberflattern über die breite atlantische See, nachdem seine Seele von hier aus die Reise in die Ewigkeit angetreten.“....

Man wird sich nicht allzuweit von der Wahrheit entfernen, wenn man das Krankenbette vom Hudson-Strome versetzt an den Darmbach, welcher die kleine Ebene südlich vom Main und östlich vom Rhein durchfließt. Man hat dann ein Bild des verstorbenen Autors, gemalt durch ihn selbst, das auch dem besten Portraitmaler Ehre machen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Die Gelehrtenbiographie und das neue Werk über A. von Humboldt.

Alexander von Humboldt, eine wissenschaftliche Biographie. 3 Bde. Lp. 1872.
Théodore Wechniakoff, Production scientifique etc. Paris und Moskau 1865—1872.

Die Biographie von Größen der Wissenschaft oder der Gelehrsamkeit gilt in vielen Beziehungen als etwas verhältnißmäßig Populäres. Dieser Ruf entspricht ihrer bisher üblichen Gestaltung; aber er wird sich auch dann behaupten können, wenn zugleich die höheren Anforderungen der rationellen Biographik zu ihrem Recht gelangen. Es gibt eine niedere Art, den Lebenslauf eines Repräsentanten von Wissensthaten zu verwerthen. Man untermischt die Darstellung der Hauptsache mit den Oberflächlichkeiten der äußerlichen Existenz, man entwirft das Bild der gewöhnlichen Beziehungen des gemeinen Lebens, und man ist sicher, diejenigen, die für den Hauptgegenstand kein Verständniß haben, mit einem Schein von Unterhaltung zu reizen. Wenn das Gewöhnliche als Eigenschaft eines bedeutenden Mannes sichtbar gemacht wird, so liegt hierin für viele schon ein Grund der Befriedigung. Sie finden nämlich, was sie durch und durch verstehen, und sehen sich auf diese Weise dem im übrigen Fremden näher gebracht. Das höhere Ziel der wissenschaftlichen Biographie liegt nun freilich in einer ganz anderen Richtung; aber dennoch kann seine Verfolgung ebenfalls und zwar in noch höherem Grade dazu führen, die Kluft auszufüllen, welche zwischen der unpersönlich betrachteten Wissenschaft und der natürlichen Theilnahme der seiner Gebildeten gähnt.

Zwei neue Erscheinungen erinnern wiederum lebhaft an die Aufgaben und Schwierigkeiten, mit denen die Theorie und Kunst der Forscherbiographie fertig zu werden hat. Das neue, umfassende Werk über A. v. Humboldt begegnet sich mit der Fortsetzung einer sehr originalen Unternehmung, die auf eine förmliche Theorie der Autorenbiographie gerichtet ist. Es liegt nahe, die eine Erscheinung an der andern zu messen und außer der gewöhnlichen Notizmahme, die man so ausgiebigen Arbeiten allermindestens schuldig ist, auch einige Erwägungen von größerer Tragweite anzuknüpfen.

1) Die Humboldtbiographie.

Aus dem Brockhaus'schen Verlage liegt mit der neuen Humboldtbiographie eine Arbeit vor, die schon in ihrer äußerlichen Anlage die Aufmerksamkeit durch eigenthümliche Züge in Anspruch nimmt. Es ist eine Reihe von Mitarbeitern, welche von dem Herausgeber, Herrn Bruhns, Director der Sternwarte in Leipzig, vereinigt werden mußte, um den verschiedenen Aufgaben zu entsprechen. Der dritte, weniger umfangreiche Band enthält die ausschließlich wissenschaftliche und hierdurch von der fortlaufenden Lebensdarstellung getrennte Würdigung der Leistungen Humboldts. In diese fachmäßige Bearbeitung haben sich die Herren Bruhns, Wiedemann, H. W. Dove, Ewald, Peschel, Griesbach, Carus und Wundt getheilt. An der eigentlichen Biographie, welcher die beiden ersten Bände gewidmet sind, sind im Gegensatz zu der Achtzahl der genannten Persönlichkeiten nur drei, nämlich die Herren Julius Löwenberg, Adolf Lallemant und Alfred Dove thätig gewesen. Die Mannichfaltigkeit der Fächer, die bei Humboldt zu berücksichtigen war, hat sich mit der Verschiedenartigkeit der Lebensperioden combinirt und auf diese Weise zu einer doppelten Theilung veranlaßt. Ein letztes äußerliches Symptom der Anspröche, welche von der Vielgestaltigkeit des Humboldt'schen Daseins gemacht worden sind, verräth sich auch schon äußerlich in der Dreizahl der Porträts, mit denen sich die drei Bände zur Repräsentation der jugendlichen, der mittleren und der höchsten Lebensstufe ausgestattet finden.

Der äußerlichen Vielseitigkeit der Behandlungs- und Darstellungsart hat auch innerlich in Rücksicht auf die benutzten Materialien ein Reichthum entsprochen, wie er nur selten ähnlichen Unternehmungen zur Verfügung stehen wird. Außer den bisher gedruckten, schon an sich sehr umfassenden Quellen ist noch eine beträchtliche Menge handschriftlicher Hülfsmittel, namentlich eine große Anzahl bisher unveröffentlichter Briefe zur Verwerthung gelangt. Die reichhaltigen Auszüge aus der deutschen und französischen Correspondenz, die bekanntlich riesenmäßige Dimensionen annahm, haben dem vorliegenden Werke in einem gewissen Sinne sogar selbst den Charakter einer Quellenrepräsentation verliehen und es zum Theil geeignet gemacht, für die fernere Untersuchung und Beurtheilung eine relative Grundlage abzugeben. Auch für das bibliographische Interesse ist durch eine besondere Ausführung der Schriften, Abhandlungen und veröffentlichten Briefwechsel nebst Angabe der zugehörigen Uebersetzungen gesorgt worden. Diese, gelegentlich mit kurzen Bemerkungen untermischte und sehr nützliche Aufzählung umfaßt über sechshundert Nummern, wobei jedoch nicht zu vergessen ist, daß jede Uebersetzung mitzählt. Diese Breite des literarischen Materials beschränkt sich allerdings sehr erheblich, sobald die entscheidenden Schriftengruppen und Hauptwerke kritisch gesichtet und nach ihrer relativen Bedeutung in den Vordergrund gestellt werden; aber dennoch bleibt die literarische Repräsentation der Humboldt'schen Wirksamkeit immer von einer Art, die seine Biographen in Verlegenheit setzen muß.

Am leichtesten ist die Darstellung der aus den Thatsachen und den verschiedenen brieflichen Beurkundungen ersichtlichen Lebensumstände. Die größte Schwierigkeit liegt dagegen in der völligen Durch-

Digitized by Google

dringung des wissenschaftlichen Innern der Persönlichkeit. Die Aufgabe, für die Schicksale der Gedanken und für den ideellen Lebenslauf den Leitfaden aufzufinden, ist angesichts des anscheinenden Chaos, welches dem weniger geübten Auge in den Mischungen des Humboldt'schen Wissens allerdings lästig werden kann, nicht mit durchschnittlichen Mitteln zu lösen. Die Vielfachheit der wissenschaftlichen Rubriken, die von der vorliegenden Biographie aufgestellt worden sind, deutet auch in ihrer Absolge und näheren Beschaffenheit darauf hin, daß die Natur des zu bewältigenden Stoffes die Arbeit der Formgebung nicht begünstigt hat. Die acht Abtheilungen, die nach der Reihe den obengenannten Herren zugefallen sind, behandeln nacheinander Mathematik, Astronomie und mathematische Geographie; Erdmagnetismus, sowie einzelne physikalische und chemische Forschungen; Meteorologie; Geologie; Erd- und Völkerkunde, Staatswirthschaft und Geschichtsschreibung; Pflanzengeographie und Botanik; Zoologie und vergleichende Anatomie; und schließlich Physiologie.

Man sieht aus dieser genau den Ueberschriften entsprechenden Aufzählung, daß bei der Darstellung der wissenschaftlichen Elemente des Humboldt'schen Geistes nicht mehr die eigentliche Biographie mit ihrer Rücksicht auf das persönlich Vorwiegende, sondern zum Theil eine Art Fachschematismus und übrigens eine sich an die disponiblen Kräfte anlehnende Gruppirung maßgebend gewesen ist. Die Mathematik, die an der Spitze steht, ist für Humboldt etwas durchaus Nebensächliches gewesen, und es gehört sogar die Hervorhebung dieser Nebensächlichkeit zu den Erfordernissen der Charakteristik. Die Physiologie, die an letzter Stelle steht, hat ihn zum ersten erheblicheren Werk, nämlich zu den zwei Bänden über die gereizte Muskel- und Nervenfaser (Berlin 1797) veranlaßt. Freilich war diese sich aus der Entdeckung Galvanis herschreibende Anregung des Humboldt'schen Geistes nur eine vorübergehende und ein Ergebniß der passiven Empfänglichkeit gewesen. Diese Galvanisirung, wie man jene literarische Neigung einer der Fasern des Humboldt'schen Wesens nennen könnte, vermochte natürlich nicht, einen physikalischen Physiologen da zum Leben zu erwecken, wo niemals ein frisches Lebenszeichen dieser Denkweise aus eigener activer Kraft bemerkbar geworden ist. Um so wichtiger wäre aber die Klarstellung dieser specialistischen Anomalie für die Entwicklung des wissenschaftlichen Lebensganges, da sich an ihr zum ersten Mal gezeigt hat, wie wenig sich die auf der Vielsachheit der Berührungen beruhende Capacität eines Humboldt zum Hasten an einem einzelnen Fach qualificirt habe.

Die Zerlegung nach dem Fachwerk der wissenschaftlichen Arbeitstheilung ist einem Humboldt nicht günstig. Indem die einzelnen Wissenschaften ihr Licht auf seine Beschäftigungen fallen lassen, muß ein großer Theil der hohen Meinung verschwinden, mit der sich das größere Publicum in Rücksicht auf die Universalität des repräsentativen Heros seiner naturwissenschaftlichen Neigungen getragen hat. Man ist sonst gewohnt, umfassende Biographieen meist panegyrisch auftreten zu sehen und es ist auch nicht überraschend, wenn der Lebensbeschreiber seinen Helden mit sympathischer Positivität behandelt. Andernfalls wäre es schwerlich dazu gelangt, seinem Gegenstande die Mühe einer umfassenden Darstellung zu Theil werden zu lassen. Diese Regel kann aber auch getrreuzt werden; denn sie setzt die Einheit der darstellenden Person voraus. Wo an die Stelle eines Autors ein Dutzend tritt und jeder nur mit einem Stück des Helden zu manipuliren hat, da wird die Affection auch unter den günstigsten Umständen stark getheilt und die Verschiedenheit des Geschmacks und der Interessen führt theils unwillkürlich, theils absichtlich zu erheblichen Störungen der sympathischen und positiven Auffassung. Es soll hiermit keineswegs gesagt sein, daß man bei der neuen biographischen Arbeit nicht bemüht gewesen wäre, die Gesammtfärbung der Auffassungen Humboldts mit jenem Cultus in Uebereinstimmung zu halten, der seinen jüngsten Ausdruck in der hundertjährigen Geburtstagsfeier gefunden und ja auch zu dem fraglichen biographischen Denkmal besonders angeregt hat; indessen wird sich bei der Besprechung der Einzelheiten später zeigen, daß ungeachtet des in den Wendungen der äußern Darstellung vorherrschenden Tons die thatsächliche und sachliche Zerlegung der Humboldt'schen Geisteselemente in erheblichen Richtungen zur Hervorkehrung abarthteilender Ansichten geführt hat, gegen die selbst derjenige Einspruch thun muß, der von einem optimistischen Cultus in Rücksicht auf Humboldt soweit als möglich fernzubleiben gewohnt ist.

Man könnte die Darstellung der eigentlichen Biographie, wie sie sich in den zwei ersten Bänden producirt, eine vornehmlich belletristische nennen. Namentlich ist diese Färbung im ersten Theil nirgends zu verkennen, wo die jugendlichere Entwicklung und die Reisen dargestellt werden. Weit weniger Gelegenheit zu diesem Genre bot die von Herrn Abel-Rémusat behandelte Pariser Periode, welche den literarisch wichtigsten Theil des Humboldt'schen Lebens umfaßt. Hier handelte es sich um die Kennzeichnung der Arbeiten zur Herausgabe des großen Reisewerks und um die Einführung des Lesers in die erheblichsten gelehrten Beziehungen des berühmten Reisenden. Obwohl die zwei Jahrzehnte, welche Humboldt in Paris verlebte, sowie überhaupt das sich einschließlich der vorangegangenen americanischen Reise ergebende erste Viertel des laufenden Jahrhunderts die entscheidende, für sein Dasein am meisten charakteristische Zeit gewesen ist, so ist doch der Bericht über die Pariser Periode in die engsten Grenzen eingeschlossen worden. Eine dreimal umfangreichere Exposition hat die Berliner, drei Jahrzehnte umfassende, des Greisenalter und dessen Productionen einschließende Periode erfahren. Hier concentrirte sich die Humboldt'sche Thätigkeit, soweit sie literarisch war, mehr und mehr auf den Kosmos und übrigens bot die etwas gezwungene Lage, in die sich der große Reiseforscher in Folge seiner ökonomischen Entblößung begeben hatte, seinen ironischen Talenten vielfachen Stoff, sich an der Ungunst des Schicksals ein wenig zu rächen und seine ausübende Kammerherrnschaft für die Satire nicht ungenutzt zu lassen. Die Vorrede des Herausgebers der Biographie versichert uns zwar, daß die Briefe an Varnhagen jedenfalls nur von diesem gelesen und dann dem Feuer hätten übergeben werden sollen. Indessen ist diese Ansicht, die sich mit allem, was über die Intentionen Humboldts bekannt geworden ist, in Widerspruch befindet, wie es mir scheint, auch in den Ausführungen der Biographie nicht ausschließlich maßgebend gewesen. Im Gegentheil ist das Berliner Dasein des riesenhaften Gelehrsamkeitsrepräsentanten nicht ohne einigen Anflug der Berliner Art und Weise behandelt worden, für die es bekanntlich da, wo sie sich ungemischt producirt, keine unnahbaren Dinge gibt. Humboldt selbst war stets in einigem Maß Berliner geblieben; er hatte die Art von Verstand und Witz, die hier heimisch ist, zwar französisch geformt, aber doch immer jene Neigungen beibehalten, die eine Wirkung des naturwüchsigen Urtheils sind, für welches es keine Scheier gibt. So ist ihm denn in der neuen Biographie einerseits mehrfach die Gunst widerfahren, in jenem wichtigen Charakterelement ohne Einschränkungen illustrirt zu werden und wenn andererseits auch ein gewisser Bestandtheil der fraglichen Berliner Kritik sich gegen ihn selbst gewendet und an ihm mehr als billig, gezerrt hat, so sind diese letzteren Uebergriffe insofern ziemlich unschuldig, als sie die wissenschaftliche Bedeutung aus dem Reich ästhetischer Gesichtspunkte, namentlich sprachlicher und stilistischer Ausstellungen beleuchteten. Uebrigens haben sie durch ihre Berührungen mit dem rein Wissenschaftlichen verrathen, daß die positiv werthvollen Bestrebungen Humboldts, die der letzten Periode angehören, diesem kritischen Genre gegenüber in der unbesangenen Auffassung Stand zu halten vermögen werden.

Wenn hiernach die neue Biographie in ihrem einen Theile eine wissenschaftliche Fachzerlegung ohne Gesammtbild, in ihren andern Theilen aber mehr belletristisch gefärbte historische Bilder der Lebenssituationen ohne ein, von eigentlich wissenschaftlicher Kritik getragenes Resumé liefert, und bei aller Vorzüglichkeit des Materials und Angesichts der oft recht gelungenen Bemühungen einzelner Bearbeiter den Leser nur mit vielgestaltigen Eindrücken versieht, so entsteht die Frage, ob vielleicht die Natur des Humboldt'schen Geistes hieran selbst die Schuld trage, oder ob sich in irgend einer Richtung eine zu einem festen Endurtheil führende Untersuchungsart auffinden lasse.

2) Eine Aufstellung von Grundtypen in der Gelehrtenbiographie.

So viel auch äußerlich für die Biographie von Gelehrten und Künstlern geschehen ist, so gehört doch die Systematisirung der allgemeinen Auffassungsgrundsätze und die bewußte Erhebung der Bio-

Digitized by Google

graphie zu einem Mittel wissenschaftlicher Kritik und zu einem unerläßlichen Bestandtheil der Wissenschaftsgeschichte erst zu den neusten Wendungen. Wirkliche Bethätigungen des Geistes der Sache in der Vorführung von Beispielen bedeuten in dieser Hinsicht mehr, als unzureichende Schematisirungen. Wie in den Wissenschaften die wahren Methoden am besten von denen vertreten werden, die sie zugleich anwenden und mit ihnen etwas ausrichten, so kann auch in der hier fraglichen Angelegenheit die beste Doctrin der Biographie in der wirklichen Ausführung von kritischen Lebensskizzen enthalten sein. Nichtsdestoweniger mag aber auch eine abstracte Schematisirung, wenn sie sich durch das genauere Eingehen auf Beispiele einige Farbe zu geben versteht, von erheblichem Nutzen werden können. Eine originelle Unternehmung dieser Art ist von Herrn Wechniakof, einem Moskauer Gelehrten, ausgegangen und erst kürzlich wieder durch eine Fortsetzung seiner Arbeit in Erinnerung gebracht worden. Vor ungefähr einem Dutzend Jahre begann er mit einer Lehre von einer Art Oekonomie der wissenschaftlichen Production, deren Hauptgesichtspunkte er später in seiner Introduction aux recherches sur l'économie des travaux scientifiques et esthétiques (Paris 1870) in überschaulicher Weise zusammenfaßte. Die allgemeinere Idee einer Oekonomie der wissenschaftlichen Production hatte sich jedoch bald zu dem bestimmteren Zielpunkt einer anthropologischen Biographik der Gelehrten und Künstler gestaltet und hier bilden seine Recherches sur les conditions anthropologiques de la production scientifique et esthétique (2 Bändchen 1865—68) die Grundlage, deren weitere Ausführung für neue Gruppen von Beispielen er soeben in einem neuen Heft Contribution etc. (Moskau 1872) geliefert hat. Die fragliche Bestrebung lehnt sich an die naturwissenschaftliche Denkweise an und entspricht dem modernen Geiste, indem sie auch die materielle Anthropologie für die Kennzeichnung der geistigen Production zu benutzen sucht. In ihren späteren Gestaltungen bekundet sie sich vielfach in derjenigen Richtung, welche von dem französischen Philosophen des 19. Jahrhunderts, von August Comte, in seinen besten wissenschaftlichen Leistungen eingehalten worden ist. Alles, was wir hier zu berücksichtigen haben, ist nicht ohne vorgängigen Einfluß der Philosophie des Pariser Denkers entstanden. Die ausführliche Behandlung Humboldts gehört der Schrift von 1865 an; nur ist hiebei zu berücksichtigen, daß die Typenlehre, welche von Wechniakof damals entwickelt und unter anderm auch auf den großen Reiseforscher mit der eingehendsten Unständlichkeit angewendet worden ist, in dem neuesten Heft sehr wichtige Bestätigungen erfahren hat.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, das Ganze der Wechniakof'schen Unternehmung in seinen Theilen vorzulegen. Die intime Beziehung zu der Humboldtcharakteristik und außerdem das allgemeine Interesse, welches die biographische Durchschauung der Schicksale gelehrter Existenzen in Anspruch nehmen kann, sind jedoch genügende Gründe, um einige Hauptzüge in's Auge zu fassen. Sobald man von der seitens des Verfassers gebrauchten Terminologie absieht, lassen sich die in unserm Zusammenhange interessirenden Gedanken ziemlich einfach gestalten. Es gibt eine Gelehrsamkeitsbethätigung, die man als diejenige der Vereinzelung des Gesichtspunkts bezeichnen könnte. Sie hat stets einen monographischen Charakter und ist das Ergebniß einer Art von Arbeitstheilung, bei welcher das Manipuliren an einem einzelnen Maschinentheil der Wissenschaft zur Lebensaufgabe wird. Dieser Vereinzelung, mit welcher jedoch ein ausgeprägter Charakter der eigenthümlichen Handhabung verträglich ist, steht die Vielgestaltigkeit und die äußerliche Summe einer Mehrheit von Einsaffungen gegenüber. Dieser letztere Gelehrtentypus stellt seine einfache Einheit vor und zeichnet sich dadurch aus, daß seine Träger eine Beute jeder Anregung werden. Diese polytypistischen Naturen, wie sie Herr Wechniakof im Gegensatz zu jenen monotypistischen nennt, haben nur geringe Grade von Concentrationsvermögen. Ihr Widerstand gegen die Zufälligkeiten der geistigen Umgebung ist nicht groß; sie werden nach allen Seiten hin gezogen und die ordnend durchgreifenden logischen Mächte fehlen in ihren Köpfen fast gänzlich. Ja man kann noch hinzusetzen, daß in ihrem wissenschaftlichen Gebahren bisweilen etwas Kinderhaftes und am unrechten Orte Weibliches liege. Empfänglichkeit für vielerlei, was gefällt, ist ihr Schicksal, und hiedurch wird dieser Schlag von Wissenschaftern trotz aller Vielseitigkeit und ungeachtet eines oft erstaunlich weiten Gesichtskreises zum unwillkürlichen Sklaventhum gegen die Sphären erniedrigt, in denen ihn die äußeren Berührungen mit allerlei Eindrücken gleichsam auffangen. So hoch übrigens eine solche Natur stehen möge, so flattert sie doch nur an einer Anzahl Fäden, an die sie sich willig vermöge ihres eignen Wesens hat aufknüpfen lassen, und die sie zwar im günstigsten Falle zum Theil wechseln mag, — aber immer nur, um die eine Anbindung mit einer andern zu vertauschen. Der Moskauer Kritiker bemerkt ausdrücklich, daß es sich bei diesem Typus um die Vereinigung mehrerer Personennollen in einer einzigen handle, und bei der schematischen Natur seiner Ausdrucksweise und bei der Milde seiner Consequenzenziehung glaubte er sicherlich einem Humboldt und dem mit demselben verglichenen, polyhistorisch gearteten Physiologen des vorigen Jahrhunderts, Albrecht von Haller, nicht das geringste Unrecht zu thun, wenn er ihnen als Repräsentanten der Polytypie einige Capitel widmete.

In der That ist der Anschein bei Humboldt, auf den wir uns hier beschränken müssen, zunächst ohne Einschränkung im Sinne der Auffassung Wechniakofs. Dieser Anschein steigert sich noch und versetzt sich sogar mit einem Element unverkennbarer Wahrheit, sobald man die contrastirenden Eigenschaften des dritten Typus, nämlich des philosophischen in Anschlag bringt. Es ist ganz unzweifelhaft und stimmt auch mit den in der neuen Biographie kundgegebenen Aussellungen überein, daß es dem großen Reiseforscher niemals hat gelingen wollen, seine Anschauungen im Sinne rationell erklärender Wissenschaft zu einem eigentlichen System auszubilden. Er fühlte, wie Herr Wechniakof sehr treffend bemerkt hat, je länger je mehr das Bedürfniß einer philosophischen Gesammtbeherrschung seiner Stoffe. Die Idee des Kosmos drückte und beengte ihn nach und nach immer mehr, je ernstlicher er von dem ihm eigenen Mangel durchgreifender Vereinigungskraft gehemmt wurde. Nicht blos das Alter und die vielen Geschäfte waren es, was ihn im Vergleich mit seinen frühern Productionen immer langsamer und pedantisch peinlicher arbeiten ließ. Der innere Widerspruch, der zwischen der großartigen Unternehmung und dem formalen Gepräge seiner Geistesart klaffte, macht auch zu einem guten Theil jenen Unmuth begreiflich, den man gewöhnlich ausschließlich auf die Rückwirkung der alten, im 18. Jahrhundert wurzelnden Empfindungen gegen die politischen Gestaltungen der fünfziger Jahre zurückführt. Der auf das Grandiose gerichtete Naturbetrachter hatte sich im Kosmos denn doch eine Aufgabe gestellt, der die blos beschreibende Art und Weise und eine im Sinne der Reiseforschungen unternommene Umschau in der Gegenwart und in den Alterthümern der Wissenschaft trotz aller Hülfe naturwissenschaftlicher und philologischer Freunde nicht gewachsen sein konnte. Es fehlte ihm die geeignete Form und mit ihr auch häufig derjenige Stoff, auf den es zur Aufstellung einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung am meisten angekommen wäre. In dieser Beziehung ist also die Markirung der Humboldt'schen Geistesart mit einem Zuge der unphilosophischen und etwas zerfahrenen Polytypie nicht unzutreffend. Dennoch regt sich unwillkürlich zu Gunsten Humboldts der Gedanke, daß mit Einreihung in die Rubrik des Polytypischen zwar einige Bestandtheile der Wahrheit getroffen werden, daß aber eine volle Würdigung noch die Hervorhebung einer andern Seite und sogar den Verzicht auf die unbedingte Bethätigung jenes Schemas verlangt.

Man könnte fragen, warum nicht die einfache und auch dem Sprachgebrauch nach geläufige Bezeichnung des Polyhistorismus von dem Moskauer Gelehrten den Eintheilungen zu Grunde gelegt worden sei. Indessen ist die Polyhistorie selbst so vielgestaltig und in so vielen Spielarten vertreten, daß man unter ihre Varianten zu den vielen Gestalten auch die völlige Gestaltlosigkeit selbst rechnen muß. Sie ist einerseits mit einem höheren Grade von Urtheil verträglich und kann an eine sehr rationelle und sogar hochsystematische Encyklopädie im alten und edleren Sinne dieses Wortes streifen. Polyhistorie ist daher entweder ein sehr weiter Rahmen oder, wenn sie im gewöhnlichen engeren Sinne genommen wird, ein Vorwurf. Es sollte sich aber um natürliche Typen handeln, die bei aller Abweichung von dem Inbegriff der Vollkommenheit doch immer Gat-

Digitized by Google

tungen vertreten, die einer normalen Eintheilung der Geistesbeschaffenheit entsprechen.

Weit kürzer, als die Polytypie, läßt sich ein anderer Gesichtspunkt der neuen biographischen Doctrin erledigen. Ihr Autor unterscheidet nämlich mit Recht zwischen denjenigen Naturen, deren Neigung auf das Sehen und Anschauen gerichtet ist, und denen, welche in völligster Abstraction das Reich der nicht mehr unmittelbar anschaulichen Elemente des Denkens und Rechnens cultiviren. In die Mitte stellt er eine Zwischenbildung, die man als das Gepräge der halbanschaulichen Auffassung bezeichnen könnte und die in seiner neuesten Schrift als hemisensorieller Typus unter andern auch auf Newton angewendet wird. Es ist hier von der Frage abzusehen, wie weit diese Zwischengestalt an sich selbst und in ihren Anwendungen haltbar sei. Offenbar läßt sich aber nicht verkennen, daß nicht nur die eigenthümliche Mischung der persönlichen Anlagen, sondern auch der jedesmalige Stand und Gang der Wissenschaften solche Combinationen im Gefolge gehabt hat, in denen die verschiedenartigen Mittel des Denkens und der Auffassung oft sehr ungleichartig vereinigt wurden und zu Verfahrungsarten veranlaßten, in denen eine gewisse Halbschlächtigkeit selbst die als colossal angestaunten Conceptionen wenigstens in ihrer formalen Ausführung beeinträchtigt hat. Jedoch ist es hier die von Herrn Wechmisoff als optischer Typus bezeichnete Eigenschaft, die uns besonders angeht, weil sie auch für das Humboldt'sche Verfahren als Prädicat in Anspruch genommen wird. Diese Richtung auf das Zusammenfassen des Sichtbaren und überhaupt auf das Descriptive unterliegt bei A. v. Humboldt keinem Zweifel. Sie gesellt sich ungezwungen zu dem Charakter eines Reisenden, den das Gewälde der Tropenwelt nicht blos mehr als alles andere interessirt, sondern auch zu dem Gedanken des Kosmos veranlaßt hat. Die noch dem frischeren Lebensalter angehörigen, zuerst 1808 erschienenen „Ansichten der Natur" sind schon in ihrem Titel und noch mehr in ihrem Inhalt ebenfalls ein Zeugniß für diese Grundrichtung. Der Kosmos trägt das Wort „Weltbeschreibung" an der Stirn und wenn aber irgend etwas im Humboldt'schen Wesen nicht gestritten werden kann, so ist es die Neigung, den Charakter des Gewälbes in alle Darstellungen hineinzutragen, mögen sie nun Naturscenen, wissenschaftliche Vorstellungsarten oder gar historische Rechenschaften betreffen. Ueberall bekundet sich eine sozusagen collectivistische Empfänglichkeit der Phantasie und bethätigt sich an der Aneinanderreihung von Bildern, zu denen sich alles Uebrige, was an specifisch wissenschaftlichen Elementen beigebracht wird, nur als secundäre Begleitung und nicht blos äußerlich, sondern auch innerlich als Beilage verhält.

Wenn hienach eine gewisse Bielgestaltigkeit und eine Art Gemäldenatur die beiden Eigenschaften sind, von denen sich die eine bedingt, die andere unbeschränkt als Element des Humboldt'schen Geistes aus der neuen biographischen Theorie ergeben haben, — so bleibt nun noch zuzusehen, ob nicht von einem andern Ausgangspunkt eine strengere Einheit und Harmonie zu gewinnen sei. Unsere ursprüngliche Frage stellt sich auch jetzt, nachdem wir einen systematischen Versuch der biographischen Classificirung zu Rathe gezogen haben, wieder von neuem. Mancherlei und zwar nicht Unerhebliches ist fixirt, aber dennoch jener Standpunkt noch nicht erreicht worden, von wo aus, wie es mir scheint, an einer Capacität, wie A. v. Humboldt es nach dem instinctiven Urtheil der Welt gewesen ist, die volle und gerechte Würdigung geübt werden kann.

Dr. **Päring.**

(Fortsetzung folgt.)

„Crepa bestia!"

Ich wußte nicht zu ergründen, weshalb die zwei Worte, welche hier die Ueberschrift bilden, mir in diesen Tagen gar nicht aus dem Sinne wollten? Es klang, wie wenn eine tiefe Baßstimme unaufhörlich wiederholte, was ich unaufhörlich und unwillkürlich nachflüsterte. Wie kam ich dazu, solche keineswegs artige, vielmehr beleidigende Aufforderung ergehen zu lassen? Und an wen? Und obenein in italienischer Sprache, deren ich mich leider nicht zu bedienen verstehe?

Nach langem Grübeln und Forschen dämmerte endlich eine Erinnerung auf, wo und wann ich den frommen Wunsch zuerst vernommen, den ich jetzt gleich einem Papagei nachplapperte. Damals war er an jenen weiland Dey von Algier gerichtet, dem sein jüngsternannter „Kaimakan" an's Herz legt, er möge die Gefälligkeit haben zu platzen, wozu bekanntlich nicht jedermann immer sogleich bereit ist. Ja, so, Wächter, der dann in Dresden beliebte Sänger, war der Dey: „Papatace-Mustapha", und Spitzeder, Berlins erklärter Liebling, war der Kaimakan. Und seine, des Unvergeßlichen sonore Stimme „jeder Ton reines Gold" ist es, die mich mahnt an ihre fast vergessenen Scherze. — Seltsam! Was will er denn auf einmal von mir, der gute lange Josef, mit seinem treuherzigen, mitunter schier dämlich dreinschauenden, dabei doch pfiffigen Antlitz, welches Schmelka einem „Kirchensenser" zu vergleichen pflegte? Will er mir die Schwänke und die Siege der berliner Theaterjahre 1825, 26 ꝛc. in's Gedächtniß rufen? . . . Nicht von nöthen, alter Freund, brauchst Dich meinetwegen nicht im Grabe zu bemühen; habe alles noch treulichst in der Erinnerung behalten, als wär's von gestern. Reminiscenzen, von denen die Gegenwart nichts weiß; die nur uns Siebzigern gehören und unsrer grauen Vergangenheit.

Da sehen wir den aus Wien nach Berlin eingerückten Spitzeder, wie er das Königstädter Theater im „Freund in der Noth", jener köstlichen Bäurerle'schen Posse eröffnen hilft; wie er der jungen Anstalt durch seinen Ungarn in dem Haydn'schen „Ochsenmenuett" gleich am ersten Abend einen unbeschreiblichen Erfolg verschafft; wie er als Schauspieler und als Sänger, beides im engsten Bereine, sich zu einer so noch gar nicht dagewesenen künstlerischen Größe emporschwingt. Gewiß war er dieses allgemeinen Beifalls würdig, wenn auch ein Theil desselben auf die durch ihn und seine Collegen eingeführten, dem berliner Publicum bis dahin fremden, deshalb doppelt wirksamen wiener Localpossen geschoben werden muß. Angely, der kleine Unermüdliche, lernte auch sehr bald Spitzeders Talent für seine meist gewandten Uebertragungen aus dem Französischen benutzen, und wenn er in diesen Schmelka, Röschen, den mit Glück beginnenden Bedmann u. a. viel beschäftigte, so blieb doch Spitzeder immer die Hauptperson; Spitzeder, dessen Naturbegabung als Sänger einstweilen dem großen komischen Talent untergeordnet werden mußte, bis es gelungen sein würde, das Ziel eifrigster Directionsbestrebungen mit einer wirklichen, vollendeten opera buffa zu erreichen. Dazu brauchte es ein volles Jahr. Diese Frist reichte hin, unterdessen Ersatzmittel in bunter Fülle zu entfalten. Man griff nach allem, was sich darbot. Spitzeder zeigte sich ebenso vielseitig als unerschöpflich. Auch begnügte er sich niemals mit dem Vorhandenen; er sorgte stets für Zuthaten aus eigener Fabrik, für Einlagen, Improvisationen, für Extemporés, für neue zeitgemäße Texte zu Decapotrophen. Zu dem Unterzeichneten, den der „Ausschuß" der Herren Actionäre als Secretär und Theaterdichter (Gott erbarm' sich) angestellt hatte, stand er in eigenthümlichem Verhältniß. Er ging mich bei jeder Gelegenheit regelmäßig an um „Decapoverse", die ich ihm stets pflichtgetreu lieferte, so gut ich's vermochte. Niemals aber vernahm ich etwas davon auf der Bühne, so daß ich mir sagen mußte: ich bin unfähig seinen Geschmack zu treffen. Wie er nun aber immer wieder das nämliche verlangte, entgegnete ich endlich einmal: ich weiß nicht, warum ich mich damit plagen soll, Sie singen ja doch was andres! Ja sehen Sie, sprach er, das ist so: mir fallt erst immer nix ein. Wann Sie mir aber Verse machen, die mir nicht zusagen, hernach bemüh' ich mich daran zu ändern, und mit dem langen daran Herumändern kommen mir auf die Letzt auch eigne Gedanken.

Nun wußt' ich doch woran ich war, und hab' es nicht aufgegeben ihm zu dienen.

Wie weit dieser unbefriedigte Drang zu willkürlichen Aus-

Digitized by Google

schmückungen seiner Partieen ihn bisweilen verlockte, geht am bezeichnendsten hervor aus einer vertraulichen Mittheilung, die er mir in's Ohr flüsterte, während ich eine Theaterprobe abhielt von Lessings „Minna", worin er sich die Rolle des Wachtmeisters förmlich erbeten hatte, um zu zeigen, daß er nicht blos Possen treiben, sondern auch einem „classischen Stücke gerecht werden könne". Er befragte mich, ob es nicht guten Effect hervorbringen müßte, wenn er, statt des Krieges in Persien, den gegenwärtigen russisch-türkischen, sowie statt des Prinzen Heraklius einen lebenden Feldherrn vorbrächte? Meine Bedenklichkeit, daß er dann doch auch schwerlich von Friedrich dem Zweiten als Zeitgenossen sprechen dürfte, frappirte ihn nicht wenig. Das war nun allerdings ein kleiner Anachronismus, der einem Bassisten nicht weiter anzurechnen ist. Traf er doch übrigens fast jedesmal den richtigen Ton, und schlug er mitunter ein bischen über die Schnur . . . was that's? War's doch „unser Spitzeder", der sich in Berlin alles hätte erlauben dürfen, der aber als wohlgestitteter, durchaus gentiler Mann solche Erlaubniß niemals mißbrauchte, wie es manche seiner Vorgänger, z. B. der alte berühmte Unzelmann auf dem königlichen Hoftheater öfters gethan. — Mittlerweile stieg nun auch die Morgenröthe unsrer komischen Oper strahlend empor. Henriette Sonntag war gewonnen, mit ihr Jaeger und Wächter, das Quartett, wie es wohl selten so zusammengeklungen haben mag, stimmte seine leichtsinnigen, doch lieblichen Melodieen an, der Schwan von Pesaro wiegte sich spöttisch-lächelnd auf den Wogen der an unserm „Kunsttempel" vorüberfluthenden Spree und höhnte: hab' ich euch, ihr rigoristischen Verächter meiner Musik? hab' ich euch, ihr kalt raisonnirenden Berliner? — Wahrlich, er hatte uns, und das gründlich. Freund Spitzeder jedoch, seiner bisherigen Sphäre als berlin-wienerischer Localkomiker enträth, war jetzt berufen, auf seinem Grundboß das fröhlich aufgerichtete Tongebäude zu tragen. Zurückgedrängt wurden sie nun, jene vielbelachten aus der Leopoldstadt nach dem Alexanderplatz importirten Gewächse, um welschen Blüthen Raum zu geben. Nicht ferner sollten wir Tag um Tag uns ergötzen an den erhabenen Albernheiten des „rosenfarbenen Geist's oder die Fee aus Frankreich"; nicht länger . . . herrjeh! die Fee!! O, jetzt geht mir ein Licht auf! Jetzt wird mir plötzlich klar, weßhalb ich in diesen Tagen unaufhörlich an Spitzeders „crepa bestia!" denken mußte. Die Fee! Richtig! „Die fromme Fee", diesen Ehrentitel haben Gläubige einer gewissen unselbaren Adele beigelegt; besagte Adele entehrt ihren Vaternamen . . . Adele . . . Fee . . . Fee aus Frankreich . . . fromme Fee . . . Spitzeder . . . crepa bestia! Es ist eine Ideenverbindung! Eine recht niederschlagende.

Braver, vorwurfsfreier Spitzeder! Mußtest du nach dem Tode deiner ersten Frau in die Schlingen einer Frau gerathen, die, der Wahrheit gemäß, keine üble Sängerin zu nennen war, die aber übrigens viel zu wünschen übrig ließ, besonders als Gattin, weil sie sich nicht daran gewöhnen mochte, verschiedenartigste Wünsche unerfüllt zu lassen? Mußtest du solcher abgelebten, ausgesungenen Allerwelts-Dame zum Opfer fallen?

Seine erste Frau hatte für mich, den Breslauer, das specielle Interesse gehabt, die Tochter eines in meiner Vaterstadt sehr beliebten Schauspielers Schiller zu sein, dessen große Verdienste ich schon als Kind schätzen zu lernen gelehrt worden. Dieses „Schüler" genannten Meisters Wittwe, eine Sängerin Namens Bonafegla, wenn mir recht ist, heirathete in zweiter Ehe den bekannten (in Weimar späterhin verstorbenen) Schriftsteller Freiherrn von Biedenfeld. Sie ist noch einige Male in Berlin aufgetreten, nachdem sie sammt jenem ihrem zweiten Gatten und Spitzeders zum Königstädter Theater kam, wo anfänglich Biedenfeld den Posten einnehmen sollte, den ich nachher bekleidete. Biedenfeld vertauschte nach kurzem Aufenthalte Breslau mit Berlin. Spitzeder mit seiner Frau blieb natürlich in Berlin. Letztere hatte singen gelernt; dafür bürgt schon der Unterricht einer so vortrefflichen Sängerin wie ihre Mutter gewesen. Aber die Stimme war scharf, schneidend, die ganze Erscheinung keineswegs einnehmend, ihr Wesen herb, abstoßend, immer auf dem Kriegsfuße gegen Direction und Regie. Es mag der armen Frau nicht leicht geworden sein, auf der Bühne neben Henriette die zweite Rolle zu spielen, da sie gewohnt war, im Hause die erste zu geben. Sie soll dem guten Spitzeder das Leben nicht immer versüßt haben, und er schien um des lieben Friedens willen unterzutriechen. Aber bei alledem war sie eine brave, redliche Gattin, und er ließ sich durch etwaige Künstlercapricen und Pantoffelexperimente niemals in getreuer Ausübung seiner Pflichten hindern. Ob sie Kinder mit einander gehabt, darauf weiß ich mich wirklich nicht mehr zu besinnen. Jedenfalls ist's traurig, daß sie vor ihm starb. Denn wäre sie am Leben geblieben, dann hätte er sich nicht vom Stumpfnäschen einer Demoiselle Bio an seiner langen Nase herumkreigen lassen, in eine zweite Ehe zu treten. Dann gäb' es keine Adele, keine „fromme Fee" (wenigstens hätte selbige kein Recht, den Namen Spitzeder zu entweihen) . . . und sein crepa bestia brauchte nicht so schauerlich auf dem Grabe heraufzutönen.

„Gib dich zur Ruh', verstörter Geist." Du trägst keine Schuld. Die Wenigen, die noch auf der Erde mit dir wandelten, bewahren Dir Anerkennung und Liebe, und wollen deiner im guten gedenken, bis auch sie begraben sind.

Breslau im Nov. 1872.

Hollei.

Aus der Hauptstadt.

Musik-Cultus und allgemeine Bildung.

Briefe an den Redacteur der Gegenwart.

I. Verhältniß des Publicums und der Kritik zu den Künsten im allgemeinen.

Verehrtester Herr und Freund! Die Fragen, die sich heute erörtere, erscheinen mir so schwieriger und so verwickelter Art, daß ich trotz angeborenen Mangels an Schüchternheit mir nicht erlaube, sie apodiktisch zu beantworten, und Ihre Meinung über manche Punkte erbitte. Sie sind ein so warmer Verehrer der Tonkunst, Sie kennen, wie ich aus eigener Erfahrung und ohne Schmeichelei behaupten darf, die meisten Werke unserer großen Tonmeister so genau, haben in Ihrem Artikel über Beaumarchais ein so feines Verständniß für die herrliche Schöpfung Mozarts gezeigt, daß ich meine Betrachtungen Ihnen als einem competenten Richter unterbreite und dabei sicher bin, auf ein ganz unparteiisches Urtheil rechnen zu können. Denn im allgemeinen darf ich auf ein solches bei diesem Artikel nicht hoffen; es gibt Wahrheiten, die man noch so schön kleiden mag und die dennoch in mancher Gesellschaft keine angenehme Aufnahme finden.

Also ad rem! Mich plagen schon seit geraumer Zeit allerlei Gedanken über die Frage: Ist der jetzt so allgemeine Enthusiasmus für Musik, der Cultus derselben, der fast jedes Interesse für die anderen Künste in den Hintergrund drängt oder doch in Schatten stellt, ein Zeichen höherer allgemeiner Bildung, oder nur einer besonderen Strömung, der man im gewöhnlichen Leben das schale Wort „Mode" beilegt, die aber jedenfalls im vorliegenden Falle euphonistisch „herrschende Geschmacksrichtung" genannt werden müßte? Ist dieser Cultus eine Wirkung der „höchsten Kunst", die alle anderen in sich faßt, oder kann er — wenigstens theilweise — aus anderen Regungen hergeleitet werden? Muß er als entschiedener geistiger Fortschritt, als höhere Culturstufe anerkannt werden, oder lassen sich Bedenken, gerade vom Standpunkte der höheren Bildung dagegen erheben, einigermaßen rechtfertigen?

Erlauben Sie mir zuvörderst die Erscheinungen im öffentlichen Kunstleben zu bezeichnen, welche nach meiner Ueberzeugung das Vorwalten dieses Cultus unwiderleglich beweisen. Betrachten Sie einmal das Maß der Theilnahme, welches den andern Künsten, und das, welches der Musik

Digitized by Google

— und allem was damit irgendwie zusammenhängt — zugemessen wird: der bildende Künstler stellt ein Gemälde oder eine Statue aus; das Publicum, vor allem die Fachkünstler betrachten, beurtheilen das Werk; ist es bedeutend, so findet es bald mehr oder weniger Anerkennung, diese wird sogar meistens von den Künstlern zuerst gezollt; die gebildeten Kreise und die reichen Leute, die theure Bilder kaufen, unterhalten sich darüber, und wenn es gerade mit gewissen Moralprincipien in Conflict geräth, wie einst die Malart'sche „Pest in Florenz", so dehnt die Besprechung im Publicum im allgemeinen sich nicht viel weiter aus, als die gewöhnlichen ästhetischen Conversationen, die zu zwischen zwei Tassen Thee ohne große Aufregung gepflogen werden können.*) Der Fachkritiker bespricht dann das Werk entweder vom ästhetischen oder vom technischen Standpunkte, je nach seiner Weise; das Publicum aber, welches seine Beurtheilungen liest, und sie mit Aufmerksamkeit prüft, ist ein sehr kleines — das wird Ihnen wohl jeder aufrichtige Fachkritiker selbst eingestehen. Nach ein paar Wochen verschwindet das Werk in irgend einer Gallerie, und lebt nur noch fort in der Erinnerung der Leute, denen wahres Interesse für die bildende Kunst innewohnt. — Blicken Sie weiter auf das künstlerische Interesse, welches Publicum und Kritik einem neuen Drama entgegenbringen. Von der übergroßen Mehrzahl der Zuschauer vernimmt man nur Urtheile über die Aufführung, d. h. über die Schauspieler, und über den Erfolg des Stückes; über das Werk des Dichters sind auch in den „gebildeteren" Kreisen nur leise gelispelte Phrasen zu hören, selbstständige Urtheile sind rar wie die weißen Raben der griechischen Mythe, denen bekanntlich auch andere die Federn mit Gyps bestrichen hatten. Und dann die Kritiker! wie viele gibt es deren, die eine eingehende künstlerische Prüfung vornehmen, die ohne Stoffe und dessen dramatischer Berechtigung, von der psychologischen Entwicklung der Charaktere, von der Nothwendigkeit in dem Gange der Handlung, von der Sprache, von der Lebensauffassung des Dichters reden, dem Leser nicht blos einen Bericht, sondern auch Anregung zum Nachdenken bieten? Und die Fachkritiker der Journale darf hiervon ein Vorwurf nicht treffen, denn sie erfüllen nur ihre Pflicht, indem sie die oben angedeuteten Punkte nicht erfüllen. Sie sind angestellt, Urtheile zu schreiben, welche die Abonnenten (meistens in den Morgenstunden beim Kaffee oder nach dem Mittagessen) lesen, an welchen sie Gefallen finden sollen; eine Kritik aber, die alles so eingehend und ausführlich bespräche**), wäre zuletzt noch länger als ein Bericht über die Wettrennen in Hoppegarten, würde von den meisten Lesern überschlagen werden, also ihren Zweck und den der Zeitung ganz verfehlen. Von den Vorbedingungen des Erfolges einer dramatischen Dichtung kann ich hier nicht reden, wo nur die Kundgebungen des Interesses in Betracht gezogen werden. Aber die Frage darf ich wohl an Sie richten: Wenn ein ernstes Drama Wirkung erzielt und sich auf der Bühne erhält (selbstverständlich muß es den bedeutendsten Schauspielern „Vorerrollen" bieten), wie oft spricht die Presse nach dem ersten Berichte noch von dem Dichter? wie oft berichtet sie von seinen Erfolgen in anderen Städten? wenn ein Verleger das Drama druckt, wie viele Leute kaufen es? Schließlich möchte ich Sie noch fragen: Welches Interesse nimmt Publicum und Kritik an der Person eines bedeutenden Malers oder Dichters? Wenn heute (ich citire in alphabetischer Ordnung die hier nicht anlässigen) Freytag, Hamerling, Heyse, Meißner, wenn Achenbach, Gebhardt, Knaus, Vautier unsere Stadt besuchen, wie viele Journale nehmen Kenntniß davon und verbreiten sie?

Betrachten Sie dagegen die Stellung des Publicums und der Kritik gegenüber der Musik und deren Vertretern. Wenn heute das Concert eines berühmten Virtuosen angezeigt, eine Oper angekündigt wird, wo die großen Sänger mitwirken, wie drängt sich das Publicum herbei, welche Erregung herrscht schon einige Tage vorher, welche Kundgebungen des Entzückens während des Concerts oder der Oper in Gebehde, Blick und lauten Ausrufungen! Welche langen Besprechungen in jedem „Salon"; zwei Tassen Thee genügen nur selten, um all die ästhetischen Für und Wider hinabzuschwemmen und gar oft habe ich eine Discussion über die Lucca oder Wagner mit der ersten Tasse Thee beginnen und noch beim Eis des Soupers nicht enden hören, während das ernsteste neue Werk eines Dichters in zehn Minuten abgethan war! Und wie ausführlich kann die Kritik berichten! sie kann jedes einzelne alte bekannte Werk eines großen Tonmeisters zergliedern, und mit allen Phrasen commentieren, als hätte es noch gar nicht existirt; welche lange Artikel kann ein Zeitungsreferent über eine neue Oper oder Symphonie, selbst über einen neuen Virtuosen schreiben? wie kann er kleinste Details prüfend darlegen, obwohl gerade bei der Musik Inhalt und Form in unvergleichlich stärkerem Grade ineinandergreifen, als in der Dichtkunst und Malerei, also eine scharfe Trennung der Einzelheiten dort weniger geboten erscheint? Und er kann dabei sicher sein, daß die Leser seine Artikel nicht überschlagen, vorausgesetzt, daß er es nicht an schönen Phrasen fehlen läßt.

Was nun die Persönlichkeit der Künstler betrifft, so bedarf es wohl keiner langen Darlegungen, wie der Cultus auf sie angedehnt wird. Ueber jede Reise, jedes Concert, jedes kleinste Abenteuer berichten große und kleine Journale mit großer Genauigkeit und Ausführlichkeit, wohl wissend, daß sie damit den Wünschen des Publicums entgegenkommen. Und endlich — diese Frage hätte ich Sie ganz besonders im Auge zu behalten —, in welchem Zahlenverhältniß stehen die Werke und selbstständigen Artikel über Dichtkunst und bildende Kunst zu denen über Musik? Wie verschwindet das Häuflein der erst bezeichneten gegen das Heer von wissenschaftlichen, culturhistorischen, ästhetischen, biographischen, satirischen und sonstigen Schriften, welche die Musikliteratur in den letzten zehn Jahren aufgestellt hat?

Erlauben Sie mir nun in einem nächsten Briefe Ihnen meine Prüfung der Gründe dieser Erscheinung zu unterbreiten, darzulegen, in wie weit sich dieselbe einer künstlerischen Richtung im allgemeinen, den äußeren Kundgebungen des Gemüthslebens, und in wie weit anderen Einflüssen zuschreibe.

H. Stöckl.

*) Ich habe gar manche derartige Besprechungen selbst in den Salon beobachtet, in welchem seiner Zeit noch so zu sagen officielle Urtheile über Kunstwerke gefällt wurden, spreche also aus eigener Erfahrung.

**) Wenn der geneigte Leser etwa auf die oft langen Berichte über die Kunstausstellungen hinweisen wollte, so bedenke er freundlichst, daß solche Berichte von beiläufig 600—800 Bildern sprechen.

Offene Briefe und Antworten.

Der deutsche Künstlerverein in Rom.

Entgegnung auf den Brief des Herrn Donner.

Rom, im Herbst 1872*).

Herr Otto Donner aus Frankfurt, zeitweiliger Präsident des deutschen Künstlervereins in Rom, hat an meinen Artikel „Il carnevale etc." anknüpfend auf meine Anschuldigungen gegen römische Kunst und Künstler zu antworten unternommen.

Mir liefert das den erfreulichen Beweis, daß meine Aufsätze da eingeschlagen haben, wohin ich sie bestimmt hatte. Daß auf den Blitz der Donner folgt, wußte ich dabei sehr wohl, nur ob ich blitzen konne, war mir bisher zweifelhaft.

Die deutsch-römische Künstlerschaft lag in gemüthlichem Winterschlaf. Ich habe mich unterstanden an dem Schlaf dieser Welt zu rühren und Rom — sei es auch nur das alte friedliche Maler-Rom — hat es noch stets versucht nach allerhöchsten Vorgängen den zu vernichten, der nicht mit ihm war. Herrn von Schoen ging es vor Jahren noch viel schlimmer als mir bis jetzt. Seit ihm ist man in Rom meines Wissens unbehelligt geblieben. Gregorovius kümmerte sich nur um Italiener, Kunsthistoriker hatten genug an Antike und Renaissance, die vorübergehend hier erscheinenden Schriftsteller hatten mit dem großartigen Eindruck der Stadt oder mit der Oberfläche der bunten Gesellschaft, die jeden Fremden liebenswürdig an sich zieht, genug zu thun, oder sie stehen mit der eingeröhrten Künstlergesellschaft in zu höflichem Verkehr, leben von deren Ihren, von Empfehlen und Empfohlenwerden. Wenigstens hat es meines Wissens seit lange niemand gewagt zwischen diese Ehrwürdigkeiten zu schlagen.

*) Die Entgegnung ist wegen Raummangel längere Zeit in unserer Mappe liegen geblieben. D. Red.

Digitized by Google

Da versuchte es im vergangenen Winter eine „Clique“ jüngerer Künstler und Gelehrter dem alten Schendrian und seinen neuen Auswüchsen, die den Verein ganz in die Fremdengesellschaft aufgehen zu lassen drohten, in eben diesem Verein zunächst ein Ende zu machen. Ehe sie jedoch zu bedeutenderen Statutenreformen vorgehen konnte, hatte der tägliche Aerger ihre Lust gebrochen — man hatte in Rom doch besseres zu thun und ich war der erste, der durch voreiligen Austritt die Sache bis auf bessere Zeiten aufsah. Um aber nicht unthätig zu sein, benutze ich die Presse, um die Wurzeln des Uebels soviel wie möglich klar zu legen.

Das soll mir nun sicherlich bekommen und dazu — wir befinden uns in Rom — sind alle Mittel recht.

So beginnt und schließt denn Herr Donner seine Polemik mit persönlichen Anzüglichkeiten. Ob er meint, daß mir meine Arbeiten zur besonderen Zierde gereichen oder nicht, ist mir gleichgültig. Er ist weder mein Gewissen, noch das Publicum. Daß Herr Donner wünscht, ich wäre nie in den Verein gekommen, ist mir sehr begreiflich, obgleich es eine Zeit gab, wo Herr Donner dort selbst Toaste auf mich ausbrachte. Wenn er aber von den in Rom wohlbekannten Ursachen meines Austritts geheimnißvoll spricht, sie aber gütigst mit Stillschweigen übergeht, so muß ich ihn darauf aufmerksam machen, daß diese Form der Anschuldigung böswilligen Verdächtigungen sehr ähnlich sieht.

Aber ich bin der Ansicht, daß „Persönlichkeiten“ nicht in eine derartige öffentliche Polemik gehören. Das Publicum hat ein Recht, Thatsachen und Urtheile über solche zu verlangen. In allen meinen Arbeiten glaube ich an diesem Grundsatz festgehalten zu haben. Hier erwähnte ich die Donner'schen Anzüglichkeiten, die sonst zwischen mir und ihm privatim auszumachen sind, weil Einleitung und Schluß einer Arbeit manchmal und auch diesmal ein Licht auf das Ganze werfen. Der von mir nie genannte Herr, der so gut eine Partei vertritt wie ich, hat sich getroffen gefühlt, und aus dieser Stimmung ist seine Polemik hervorgegangen.

Trotzdem nun Herr Donner auch meine „unrichtigen Angaben und Entstellungen“, also das Sachliche meiner Arbeit, nicht „alle einzeln berichtigen“ will und mir somit kaum als ein literarischer Gegner gegenüber tritt, so scheint es mir doch anständiger, ihn als solchen zu behandeln. Umgekehrt wie er, will ich jede seiner unrichtigen Angaben und Entstellungen einzeln und der Reihe nach berichtigen. Daß jede Partei ihre verschiedene Geschichtsauffassung hat, verstehe ich vollkommen; es läßt sich aber doch darüber sprechen, Herr Donner. Und dann gibt es auch noch Thatsachen. — Wenn ich mich im folgenden häufig an den Herrn Präsidenten selbst wenden muß, so hat das seinen Grund darin, daß Herr Donner, wie sein Text beweist, meist sich für die Ursache der Dinge hält: „ich machte den Vorschlag“, „unter diesen anregenden Einbrüchen“ ꝛc. Sonst „taucht nur der Wunsch auf“ oder „es entsteht das Verlangen“. — Vielleicht finden wir bei dieser Gelegenheit, daß Herr Donner und ich völlig übereinstimmen, wenn man bei seinen Auseinandersetzungen einfach sein segensreiches Ich objecht. Mit andern Worten: unsere ganze Meinungsverschiedenheit besteht darin, daß Herr Donner sich für das gute Princip hält, während er meiner Ansicht nach das böse ist. Wo Herr Donner sein Verdienst spielt z. B. darin, daß wir Deutschen jetzt wieder hingehen können und suchen, wie wir uns ein neues Fest erfinden, da sah ich den Hauptanklagepunkt. Er hält die Fremden für einen Segen des Künstlervereins, ich für seinen Ruin. Verschiedene Auffassung, weiter nichts!

Herr Donner erzählt zuerst von seiner Einrichtung der „Damenabende“ — denn männliche Landsleute kommen alle Abende empfangen werden — mit dem Zweck, den Verein „zum Centrum der deutschen Gesellschaft“ zu machen. Daß wir uns den Verein ganz anders vorstellten, habe ich seinerzeit Herrn Donner, wie in diesen Blättern unsern Lesern genügend ausgesprochen, um es nicht wiederholen zu brauchen. Diese Bereicherung des Vereins bildete eine Hauptanklage meines interminirten Artikels, war eine der innern Ursachen unserer Entzweiung und unser erster Sieg im Verein war der, daß die Damenabende nur alle 14 Tage gehalten werden durften. Es ist also nicht ganz richtig, Herr Donner, daß die Einrichtung „je einen Abend in der Woche“ dafür zu bestimmen „bis heute beibehalten“ sei. — Ich muß hier hinzufügen, daß wir nichts gegen diese Abende hatten, im Gegentheil arbeiteten wir Tag und Nacht für ihre würdige Insceneirung, an der uns im Interesse eines römischen Künstlervereins viel gelegen schien. Nur vor ihrem Ueberwuchern wollten wir uns, vor Vermischeit sie schützen; darum beschränkten wir ihre Zahl.

„Der Erfolg (seiner Einrichtung) war ein überraschend günstiger,“ führt Herr Donner fort. Das glaube ich ihm. Für seine Partei, ja! Er belegt das sehr bezeichnend mit der schnellen Verdoppelung der Mitgliederzahl. Herr Donner hat dabei in der Eile mich unsichtbich zu machen nur hinzuzusügen vergessen, daß er die Fremden mit Monatskarten hinzu rechnet. Oder war das ein kleiner heimlicher — Irrthum?

„Unter diesen anregenden Einflüssen (der Sah bezieht sich auf die Donner'sche Institution) taucht nun der Wunsch auf, wieder einmal ein Frühlingsfest zu feiern.“ Ich habe dagegen ganz genaue Nachrichten, daß es das unerschöpfliche Erfindungs- und Arbeitstalent meines Freundes, des Malers Stoeger aus München war, welches die Gäste in den Verein zog und später den Gedanken einer Wiederaufnahme der Cervarofeste ans Licht brachte und zur Ausführung reifte. Herr Stoeger war denn auch Präsident dieses ersten Festes. Es gibt zu unzählige Leute, die sich der gnädigst daran erinnern, um die Thätigkeit dieses ersten Vergnügungscomités zu verschweigen, Herr Donner, selbst wenn der Vorsitzende desselben zu den Freunden der Gegner gehört.

Jetzt folgt bei Herrn Donner eine stillschweigende Polemik gegen meine Betonung des deutschen Ursprungs, des deutschen Charakters des Cervarofestes. Sie besteht darin, daß Herr Donner das Fest stets ein allgemeines nennt und dies Wort groß drucken läßt, und daß er zugleich die Gemeinschaft mit „nichtdeutschen Collegen“ betont. Das ist nicht ganz offen, Herr Donner. Sie wagen die einzige Erwiderung, die möglich war, nicht. Sie hätten nämlich direct leugnen müssen, daß das Fest ein deutsches sei und das hätte Ihnen wahrscheinlich noch anderswo Gegner erweckt. So haben Sie nachher nichts gesagt und thun vor den Lesern doch so, als hätte ich aus Unwissenheit geleugnet, daß Fremde überall eingeladen oder zugelassen waren. Aber Sie sollen Ihre Worte auf der Wage verantworten, wie ich die meinen. Hinter Ihrem ewigen „allgemeinen“ Künstlerfest, im Gegensatz zu meinem „deutschen“ liegt deutlich, daß es Ihnen gefällt, uns unser historisches Recht an dem Fest abzusprechen. Ich will Ihnen, dem wissenden Präsidenten, mit einigen historischen Documenten antworten. Sie verehren, wie wir alle, Herrn Maler Nerly in Venedig als den eigentlichen geistigen Schöpfer dieses Festes, ich erinnere mich dessen von dem Festmahl her, welches wir Herrn Nerly gaben. Nun gut. Herr Nerly, den alle Welt hier und mancher in Deutschland als den „Generalissimus der deutschen Künstler in Rom“ kennt (auch Anderen in seinem Improvisatore erwähnt ihn so) ist, wie Sie wissen, ein Deutscher. Derselbe Herr, wohl die beste Quelle über das Cervarofest schrieb mir unterm 20. Mai dieses Jahres: „daß dies von Deutschen gegründete und in spätern Jahren regelmäßig gefeierte Fest eine weitverbreitete Berühmtheit erreichte, war allerdings erfreulich“. Herr Nerly, der von unserer bereinstigen Streitfrage keine Ahnung haben konnte, fügt hinzu: „daß diese [die Deutschen] jetzt die Leitung aus den Händen gegeben und somit denn auch der Sache einen andern Charakter aufprägen, war allerdings weniger erfreulich. — Damals beging man diese Feste zu seiner eigenen Lust und Freude, jetzt begeht man sie, um andere zu erbauen.“ Stimmt das mit mir oder mit Ihnen, Herr Donner? Für den deutschen Ursprung des Festes liegt mir ferner jener Brief des alten Reinhardt vor, der jene den Römern und ihm wohlbekannten Grotten — nicht „auffand“, wie Sie sagen, sondern — allmählich in Gebrauch setzte. Ihn ganz hierher zu setzen, wäre zu lang. Eine Abschrift steht Ihnen zu Gebot, wenn Sie nicht warten wollen, bis ich — in einiger Zeit — das mir von Herrn Nerly gütigst zu Gebot gestellte Material über die Glanzzeit der Cervarofeste veröffentliche. Mir liegt ferner ein Manuscript in Abschrift vor, betitelt: „Beschreibung des Cervarofestes ꝛc.“, zusammengestellt von einigen Bajocorritern, aus den dreißiger Jahren. Auch sie schreiben ihrem „unvergeßlichen General Nerly einzig und allein“ das eigentliche Fest zu und stellen seinen absolut deutschen Charakter außer jeden Zweifel. Auch aus dem Cervarobuch im Verein und aus dem Künstlerbuch auf der Villa Malta geht dasselbe hervor. Auch in den Dichtungen von Stieglitz und in den Römerzügen von Gaudy können Sie sich über jene Zeit unterrichten, in englischen Blättern aus dem Jahre 33, in allerlei kleinen Flugschriften, in einigen Nummern der Roman Times, vom Mai dieses Jahres, glaube ich, können Sie des Belehrenden genug finden — lauter Quellen, Herr Donner, die ich zu meiner Arbeit eingesehen habe. — Zum Ueberfluß könnte ich ebensoviel Material dafür aufzählen, daß Nicht-Deutsche nur eingeladen wurden. Mag eine Stelle aus besagtem Manuscript genügen; sie lautet: „von der päpstlichen Regierung wurde zu verstehen gegeben, sich der Einladung von Italienern

Digitized by Google

zu enthalten". Dieser Fingerzeig wurde dann „von der österreichischen Gesandtschaft bestätigt".

Es war also doch ein deutsches Fest, welches sie abtraten, Herr Donner. Und daß Sie es abtraten, geben Sie in den nun folgenden Abschnitten selbst zu. Nur sagen Sie „nach stattgehabter Besprechung" mit „einer größeren Anzahl von Vereinsmitgliedern" und sogar „im Vereinslocal", während ich dies leugnete. Da Sie Präsident sind und sich oft genug auf die Unantastbarkeit der Statuten stützten, so brauchte ich Ihnen eigentlich nicht erst zu sagen warum. Denn wenn Sie nicht mit dem Vorstand und der Generalversammlung berathschlagt haben (und das ist nicht geschehen), haben Sie mit niemandem gesprochen, selbst wenn es „im Vereinslocal" war. Kurz, Sie haben den Deutschen das Terrain selbst genommen, wenn Sie es auch, wie Sie sagen, den Mitgliedern „unbenommen" ließen, sich (den Italienern) anzuschließen.

Warum haben Sie uns das Fest aus den Händen gespielt? Ihre beiden Gründe lassen Sie sofort sogen. Zuerst sagen Sie, daß niemand im Jahre 70 zu lauter Freude Lust hatte. Ich erwidere darauf, daß ich über 90 Ihrer Mitglieder und ich denke auch Sie selbst recht vergnügt beim Fest gesehen habe. Außerdem war das kein Grund zum Abtreten, sondern zum Wiederselbstständigwerden. Zugleich wollen Sie mich mit der Erwähnung der patriotischen Vorlesung im Verein kaltstellen. Ich habe immer für Ausstellungen gesprochen und da ich gerade aus dem Kriege zurückkam, wäre ich wohl der letzte gewesen, der sich nicht darüber gefreut hätte. Man wird den Künstlern ihre opferwillige Thätigkeit überall danken; nicht so einstimmig dankt man Herrn Donner für seinen eigenmächtigen Brief an den Kaiser — so etwas redigirt man in einer Versammlung. Vielleicht hat Herr Donner das auch wieder „nach stattgehabter Besprechung im Vereinslocal" gethan.

Als zweiter Grund für die Abtretung des Festes sängt nun das Bedürfniß und der Dank der Italiener zu spuken an. Ich habe schon einmal gesagt, daß ich die hingebende Rücksicht darauf in Herrn Donners Stellung begreife und nur bedauere, daß die Wahrung deutscher Interessen gerade in seiner Hand lag. Solche schönen Züge der Freundschaft gegen Fremde waren für den Präsidenten eines deutschen Vereins wenigstens unpolitisch.

Zum Schluß sind wir uns noch uneins über die Gründe der innern Veränderung des Geistes unseres Festes. Scheinbar aber nur. Ich fand ihre Ursache in der Fremdentendenz und in dem äußerlichen Luxus, der ihr folgt. Als Erfinder dieser hat sich inzwischen Herr Donner genannt, folglich muß ich jetzt logisch Herrn Donner für die Hauptursache halten. Herr Donner andererseits hält nicht sich, sondern das Erscheinen des kronprinzlichen Paares ꝛc. für die Ursache der innern Veränderung. So sagt er wenigstens. Wenn man aber seinen übrigen Auseinandersetzungen glauben darf, so hatten sich schon die Verhältnisse mit der größern „Leichtigkeit des Reisens", mit dem „Zudrang der Fremden" geändert, und der in Folge dessen „zunehmende Luxus hatte eine gänzlich neue Lage geschaffen". Da sind wir ja völlig einig, Herr Donner, nur daß Sie im Augenblick nicht daran dachten, sich als denjenigen, der den Fremden den Verein möglichst zugänglich machte, auch hier wieder zu substituiren.

Von nun an wird es bereits deutlich, „daß die Deutschen sich eine neue Position schaffen müssen". Und als im nächsten Jahr die Italiener wieder anfragen, ob die Deutschen — jetzt allerdings ein allgemeines — Künstlerfest zu unternehmen gedächten, war dies nach Herrn Donner bereits „ein Act nicht zu unterschätzender Artigkeit". Waren doch die Italiener die Herren. Und warum? Weil man ihnen in der „Kriegsnoth" für ein Jahr die Initiative überlassen.

Aber die Generalversammlung beschloß diesmal, „mit allen gegen zwei Stimmen" die völlige Abgeordnetenlosigkeit des Festes. Herr Donner hat mit dieser Behauptung recht. Nur muß ich bemerken, daß niemand mehr im Verein war, als einige Herren seiner Partei, die Opposition kümmerte sich nicht mehr um den verstärkenen Karren und die „Generalversammlung" zählte nicht viel über ein Dutzend Stimmen. — Die Generalversammlung trat das Fest ab, ja, darin sind wir einig, — nur sagt Herr Donner: aus Achtung vor den Italienern, ich sagte: aus Schwäche des Vereins.

Nach Herrn Donner hat der Verein von diesem Resultat seiner Politik den Vortheil, daß er von dem Zwang des Cervorfestes erlöst ist und nun zusehen kann, wie, wo und wann er sich ein neues macht. Es geht halt nichts über die Freiheit. — Ich erinnere nur noch daran, daß ich gerade das Kriegsjahr als das Jahr solcher „Freimachung" ohne den Verlust historischer Ueberlieferungen und Rechte bezeichnet habe.

Während Herr Donner meine „Entstellungen" nicht widerlegte, wie er selbst sagt, bin ich aus Dankbarkeit seinen Ausführungen Schritt für Schritt gefolgt. Wen es interessirt, der mag urtheilen; wer zu einer unserer Parteien gehört, hat bereits entschieden. Das aber glaube ich muß man mir zugeben, daß ich Herrn Donner anständiger behandelt habe als sein Brief verdient — ein andermal allerdings könnte ich ihm das unbefugte Gewittermachen verleiden.

Zum Schluß verwahre ich mich gegen die Anschuldigung, als habe ich gegen den Künstlerverein geschrieben. Vielmehr arbeite ich für ihn, das steht jeder Künstler, wohl aber schreibe ich gegen den Frendenverein von Donners Gnaden.

Gustav Floerke.

Notizen.

Von Tag zu Tag wird es für diejenigen, welche nicht Politiker aus Neigung oder gar aus Beruf sind, schwieriger, sich unter den zahlreichen Fractionen, in die jetzt die politischen Parteien zerfallen und unter den Schattirungen, welche wieder in den Fractionen bemerklich sind, zurecht zu finden. Die primitiven Unterschiede, wie sie bei den Stenographen üblich sind, wenn sie notiren: Gelächter links, Beifall rechts, — vermochten das große Publicum etwa bis zum Jahre 1866 nothdürftig zufrieden zu stellen; dann mußten die Gefühlsausbrüche des Hauses genauer rubricirt werden; man wollte wissen, ob die äußerste Linke gemurrt, ob die äußerste Rechte: Sehr richtig! gerufen hätte, man interessirte sich für die Stellung, welche die Freiconservativen und die Nationalliberalen eingenommen hatten und bei den letzteren war es wiederum sowohl für die Beurtheilung der ganzen Partei als der einzelnen Mitglieder derselben von größter Wichtigkeit zu wissen, ob ein Nationalliberaler auf dem rechten oder dem linken Flügel stehe. Doch konnten die Berichterstatter bei den Verhandlungen über Principienfragen noch immer getrost einen Strich mitten durch das Haus machen und sich auf die Mittheilung beschränken, was auf der Rechten und was auf der Linken mit Beifall oder mit Mißfallen aufgenommen sei. Es kam das Deutsche Reich, mit ihm die Centrumsfraction, die sich auf Reis zwischen rechts und links schob und damit kamen auch die unzählbaren Abstufungen auf der Rechten und der Linken: aus den preußischen Altliberalen und einigen halbwegs liberalen deutschen Bundesbrüdern, denen die Nationalliberalen zu weit gingen, entstand die liberale Reichspartei; aus den preußischen Freiconservativen und gebildeten Adligen des Reichs die deutsche Reichspartei; aus den preußischen Herrenhausmitgliedern und einigen Strebern die äußerste Rechte. Auf der linken Seite des Reichstags sah es nicht so bunt aus, weil die nationalliberale Partei trotz ihrer verschiedenartigen, bisweilen sogar heterogenen Elemente eine äußere Einheit bildete und so nur noch die Fortschrittspartei neben sich auf der Linken hatte. Was bei diesen Parteien keine Rubrik fand, das wurde Appendix des Centrums, wenn auch unter Specialbezeichnungen, wie: Polen, Hannoveraner, Dänen, Socialisten u. s. w. In den einzelnen Fractionen war die Stellung der Mitglieder nun wieder eine verschiedene, je nachdem sie Sachsen, Baiern, Württemberger, Badenser oder Preußen waren; kurzum, es wurde schließlich so bunt, daß das Publicum sich im Reichstage kaum noch orientiren konnte und froh war, wenn es im preußischen Abgeordnetenhause nur von der Rechten, der Linken und dem Centrum, höchstens einmal von den Unterabtheilungen der Freiconservativen und der Fortschrittspartei reden hörte. Auch damit ist es jetzt vorbei. Der liberale Geist der Gegenwart, dem ja von allen seinen Feinden fortwährend Charakter vorgeworfen wird, hat der Rechten den einzigen Rubm, den sie noch hatte, die Einheitlichkeit der Organisation gerauht; er hat sie zerfetzt, hat die alten, dem völligen Absterben geweihten Theile von den noch lebenskräftigen, die zwar unter heftigem Kampfe und Sträuben, aber schließlich doch in der Erkenntniß der Nothwendigkeit den Forderungen der Verhältnisse sich accommodiren, fodgetrennt. Die einen führen den Namen der conservativen Partei fort, ohne ihre Nachfolger zu sein, die andern wollen sich vorläufig die Nationalconservativen nennen. Es läßt sich nicht verkennen, daß mit der Bildung dieser Partei ein wesentlicher

Digitized by Google

Fortschritt auf dem Gebiet der innern Politik gemacht, daß damit sowohl der Volksvertretung als der Regierung eine bedeutende Erleichterung in der Gesetzgebung geschaffen wird, weil fürderhin mehr offene Berührungspunkte zwischen den großen Fractionen auf der Linken und der Rechten vorhanden sein werden, welche eine schnellere und leichtere Einigung möglich machen, als bisher. Denn wer wollte leugnen, daß zwischen den Nationalconservativen — die, nebenbei gesagt, im Reich sich mit der nationalsmonarchischen Partei decken — und den Freiconservativen so gut wie gar kein Unterschied besteht, und daß die überwiegende Mehrzahl der nationalliberalen Partei in sehr vielen Dingen gleicher Meinung mit der freiconservativen Partei ist? Lego: Sind zwei Parteien einer dritten gleich, so sind sie untereinander — nicht gleich, aber doch soweit übereinstimmend, daß sie in den meisten wichtigen Fragen von vornherein die Majorität haben und so alle offnen und heimtückischen Angriffe auf eine praktische oder aufgeklärte Gesetzgebung zurückweisen und vereiteln können. Daß nicht die freiconservative Partei in der nationalconservativen oder umgekehrt diese in jener aufgegangen ist, kann man sich nur aus der schwer auszurottenden Vorliebe der Deutschen für Particularismus erklären: wie man früher möglichst viel Vaterländchen haben wollte, so auch möglichst viel Fractiönchen in dem Vaterländchen. Die „Wilden" waren in diesem Falle bessere Menschen; ein Theil von ihnen ist bereits in die nationalconservative Fraction eingetreten.

Weihnachtsliteratur*).

Unter dieser Rubrik eröffnen wir einen Sammelplatz für diejenigen Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur, welche durch ihren innern Werth, durch ihre äußere Ausstattung und durch den Umstand, daß sie beim Herannahen der Weihnachtszeit und mit Beziehung auf diese herausgegeben wurden, sich ganz besonders als Weihnachtsgeschenke empfehlen. Selbstverständlich wird durch die Erwähnung eines Werkes an dieser Stelle eine eingehendere Besprechung desselben an anderem Orte nicht ausgeschlossen. Für jetzt liegen uns vor:

Aus dem Verlage von Eduard Hallberger in Stuttgart:

Die kühne Müllerstochter, der Schreihals, die Prise. Der Text und die Illustrationen von Wilhelm Busch, dem berühmten Dichter des heiligen Antonius von Padua, der frommen Helene und anderer humoristischer Meisterwerke, bedürfen keiner weiteren Besprechung; es ist ein unbestrittenes Verdienst dieses Humoristen, nur solche Werke geschaffen zu haben, die aller Orten die Lachen auf seine Seite zogen, ohne doch jemals an Stelle des kerngesunden Humors verletzende Satire getreten wäre. Die vorliegenden drei Erzählungen in Knittelversen nehmen dieses Verdienst voll für sich in Anspruch.

Die Märchen nach Perrault neu erzählt von Moriz Hartmann, illustrirt von Gustav Doré (dritte Auflage) und die Abenteuer und Reisen des Freiherrn von Münchhausen, neu bearbeitet von Edmund Zoller, illustrirt von Gustav Doré, — sind zwei Werke, deren prachtvolle äußere Ausstattung dem innern Werth entspricht.

Deutscher Dichterwald von Georg Scherer, eine Anthologie lyrischer Gedichte, in der mit vielem Geschmack nur Gutes aus der Fülle des Stoffes ausgewählt ist; der ganze Charakter, sowie die beigegebenen Porträts und Illustrationen empfehlen die Sammlung besonders dem schönen Geschlecht.

Einer gleichen Empfehlung werth ist „Eine Walpurgisnacht", ein reigendes Waldmärchen von E. Bely (Stuttgart bei Paul Neff) und die Gedichte von Hermann Kletke (Berlin 1873, Verlag von Schroeder), die vieles bieten, das in weiteren Kreisen noch nicht bekannt ist, aber bekannt zu werden verdient.

*) Wir machen die Herren Verleger darauf aufmerksam, daß nur diejenigen Werke, welche uns im Laufe der nächsten vierzehn Tage zugehen, an dieser Stelle noch vor Weihnachten besprochen werden können.

D. Red.

Aus dem Verlage von Otto Spamer in Leipzig:

Das Buch denkwürdiger Kinder (3. verbesserte Auflage), herausgegeben von Franz Otto, enthält eine Anzahl von Lebensbildern aus der Jugendzeit und den Entwicklungsjahren merkwürdiger Menschen. Da sie unter stetem Festhalten des Zwecks der Belehrung in angenehm erzählender, fast novellistischer Form erscheinen, so werden sie sowohl hierdurch, als durch die Beigabe zahlreicher Illustrationen, sich jedenfalls bald viele Freunde im Kreise der Jugend erwerben. Dasselbe gilt von der

Illustrirten Mythologie, Götterlagen und Cultusformen der Hellenen, Römer, Aegypter, Inder und Perser. Die Sammlung ist von Dr. Hermann Göll zusammengestellt und durch die Abbildungen classischer Kunstwerke, sowie die sorgfältige wissenschaftliche Sichtung des Materials nicht nur für die reifere Jugend, sondern überhaupt für Alterthumsfreunde von Werth.

L'Ami de la jeunesse par Charles Brandon (Douzième édition). Unter diesem Titel finden wir eine größere Anzahl von Beschreibungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, die, durch Illustrationen anschaulich gemacht, noch das besondere Verdienst haben, den Leser mit den französischen Bezeichnungen für wissenschaftliche Gegenstände vertraut zu machen. Das hübsch ausgestattete Buch enthält außerdem noch Lebensbeschreibungen „des héros de la paix et de la guerre", unter denen auch Fürst Bismarck seinen Platz gefunden hat.

Robinson Crusoë des Aelteren Reisen, wunderbare Abenteuer und Erlebnisse hätten nicht der illustrirten Prachtausgabe, in der sie diesmal erschienen, bedurft, um für alle Zukunft ebenso wie bisher der freundlichsten Aufnahme gewiß zu sein. Eine angenehme Zugabe ist die Geschichte der Robinsonaden und die Lebensskizze des Daniel de Foë, des Verfassers des ältesten Robinson, welche der Schulrath Dr. C. F. Lauckhard bearbeitet hat.

Oceanien, die Inseln der Südsee, ältere und neuere Erforschungsreisen im Gebiete der Inselgruppen des Stillen Meeres. Herausgegeben von Fr. Chrisfmann und Richard Oberländer. Die vorzügliche Bearbeitung, die eine Zusammenstellung der seit Jahrzehnten fortgeführten Berichte von Reisenden aller Nationen ist und auch auf die Missionsversuche und deutschen Handelsbestrebungen in jenen Gegenden Rücksicht nimmt, sowie die Textabbildungen, Tondilder und Karten geben ein vollständiges Bild jener Eilande und der Sitten und Gebräuche jener Naturvölker.

Bibliographie.

Aus allen Kreisen. Erzählungen und Novellen von Sophie Verena. 3 Bde. Berlin 1873, Otto Janke.

Napoleon I. und sein Capua in Berlin. Roman in 2 Bdn. von Paul Lippert. Berlin 1872, A. E. Rodetzki.

200,000 Pfund Sterling. Novelle von Paul Lippert. Berlin, Lesser.

Das schwache Geschlecht. Ein moralischer Roman von L. K. v. Kohlenegg (Poly Henrion). Leipzig 1873, Bernhard Schlick.

Pflicht und Schuldigkeit. Eine altmärkische Geschichte von Ludolf Parisius. 3 Bde. Hannover 1873, Carl Rümpler.

Novellen. Von Victor von Strauß. 3 Bde. Leipzig 1872, Friedrich Fleischer.

Lady Jane Gray und ihre Zeit. Historisches Lebensbild von Gräfin L. v. Robiano. 4 Thle. Leipzig 1873, Friedrich Fleischer.

Neue Novellen von Karl Heigel. Berlin 1872, Paetel.

Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in 4 Gesängen von F. Gregorovius. Illustrirte Prachtausgabe mit Originalcompositionen von Theodor Grosse. Leipzig 1872, F. A. Brockhaus.

Aus eigner Kraft. Roman in 3 Bdn. von Wilhelmine v. Hillern, geb. Birch. Leipzig 1872, Ernst Keil.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

Inserate.

Empfehlungswerthes Festgeschenk!

Deutsche Lyriker
seit 1850.

Mit literar-historischer Einleitung und biographisch-kritischen Notizen
herausgegeben
von
Dr. Emil Kuechske und Max Moltke.
Dritte, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage.
Nebst Emanuel Geibels Porträt, gest. v. A. Weger.
50 Bogen 8°. Original-Prachtbd. mit Goldschnitt.
Preis 2 Thlr.

Verlag von C. G. Theile in Leipzig.

Im Verlage von G. Hirth in Leipzig erscheint:

Tagebuch
des
Deutsch-Französischen Krieges.
Herausgegeben von
Dr. Georg Hirth und Dr. Julius von Gosen.
ca. 300 Bogen 4. in ca. 30 Heften.
Bereits erschienen die Hefte 1.—25., Rest etwa bis Ende 1872.
(Auch in 3 Bänden à 90—100 Bogen, jedoch mit durchlaufender Paginirung.)

Von diesem historischen Quellenwerk ersten Ranges, das jeder Privatbibliothek zu dauernder Zierde gereicht und gebildeten Familien eine unerschöpfliche Fundgrube patriotischer Erbauung und Unterhaltung darbietet, werden die ersten zwei starken Dauerbände von allen Buchhandlungen zur Ansicht vorgelegt. Vom dritten und letzten Band ist bereits über die Hälfte erschienen.

Preis für die vor Erscheinen der letzten Lieferung eintretenden Abonnenten: ca. 10 Thlr.

Das Werk eignet sich ganz vorzüglich zu Weihnachtsgeschenken für Offiziere, Freiwillige etc., denen es als Ergänzung der officiellen militärischen Werke von besonderem Werthe sein muß. Die wenigen noch fehlenden Hefte zu Weihnachten höchstens noch zwei oder drei werden auf Anweisung der Geber den Beschenkten von jeder Buchhandlung nachgeliefert.

NB. Das „Tagebuch" ist in der „Gegenwart" Nr. 38 sehr günstig besprochen worden.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Historie von der Schönen Lau.
Von
Eduard Mörike.
Mit 7 Umrissen von M. von Schwind.
groß 4°. Preis Thlr. 4 oder fl. 7.
elegant gebunden Thlr. 5. 20 Ngr. oder fl. 9. 54 kr.

Die Namen Mörike und Schwind bedürfen keiner Empfehlung. Es genügt anzuzeigen, daß das liebliche Märchen von der Schönen Lau (aus dem „Stuttgarter Hutzelmännlein") mit den reizenden Umrissen M. von Schwinds in einer Prachtausgabe erschienen ist. Die Ausstattung des Buches ist eine so vorzügliche, daß sie den höchsten Ansprüchen genügen wird.

Stuttgart, November 1872.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Soeben erschienen:
Illustrirter Almanach
der
Internationalen
Buchhandlung,
BERLIN, 27 und 28 Leipzigerstraße.
Preis 5 Sgr.
Ueber **70 Illustrationen** von **Pletsch, Ludwig Richter, Vautier u. A.**, als Titelbild:
„Die Kaiserin Augusta-Stiftung" zu Charlottenburg.
Gegen Einsendung von 5 Sgr. in Postmarken **Franco**-Zusendung nach auswärts.

Bei F. C. W. Vogel in Leipzig erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Winckelmann.
Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen.
Von
Carl Justi,
Professor in Bonn.
Zweiter (Schluß-) Band.
2. Abtheilung.
Mit Cardinal Albani's Portrait.
gr. 8. geh. 3 Thlr.
Das **complete Werk** kostet 9 Thlr.

Das soeben ausgegebene:
Verzeichniß No. 105 enthält viele ältere und neuere Kupferwerke zu sehr ermäßigten Preisen.
J. A. Stargardt, Berlin, 53 Jägerstr.

51. Gsellius. 51.
Kur-Strasse.
Soeben erschienen:
der Weihnachts-Katalog,
29. Jahrgang
und der
Katalog der Jugendschriften und Volksbücher,
christlicher Romane und Erzählungen.
Ausgabe gratis, Zusendung franko.
Diese Zusammenstellungen enthalten die Hauptwerke der Literatur älterer und neuerer Zeit nach den einzelnen Disciplinen geordnet, mit Angabe der Beschaffenheit nach Ausstattung, Ausgabe, Einband und der
notorisch billigen Preise
und sind deshalb ein zuverlässiger, benutzter Führer bei Wahl und Kauf guter Bücher. Das über 500,000 Bände enthaltende Lager ermöglicht prompte Lieferung; doch ist im Interesse der verehrl. Käufer mit Rücksicht auf die Geschäftsanhäufung zur Weihnachtszeit frühzeitige Bestellung zweckmäßig.
Gsellius'sche Buch- & Antiq.-Handlg.,
Berlin.

Soeben erschien und steht gratis und franko zu Diensten:
103. Katalog.
Deutsche Literatur. Kunst. Illustrirte Werke.
Enthaltend eine sehr reichhaltige Sammlung älterer und neuerer Literatur zu sehr ermäßigten Preisen.
L. F. Maske's Antiquariat
Breslau, Albrechtsstraße 3.

Mit Originalbeiträgen von **G. Hiltl, H. Kletke, Jul. Rodenberg, J. Stettenheim u. A.**
Aus dem überaus reichhaltigen Inhalt:
Ein Besuch der „Kaiserin Augusta-Stiftung" (mit Titelbild). — Abbozzo della letteratura italiana nel secolo XIX. — Jahresbericht der **deutschen Literat.** — Die außerordentlichen **Preisherabsetzungen** der Internationalen Buchhandlung. — Uebersicht der neuesten **englischen, französischen, italienischen, spanischen, portugiesischen, scandinavischen, russischen u. polnischen** Literatur. — Verzeichniß der vorzüglichsten Erscheinungen der **Kunst**, in Stich, Photographie und Oelfarbendruck.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lebenstrost.
Sprüche in Versen und in Prosa,
von Dichtern und Schriftstellern aus alter und neuer Zeit
aus Heimat und Fremde
gesammelt und nach dem Inhalte alphabetisch geordnet
von
Dr. Friedrich Abl.

Stillst du getrost durchs Leben gehn: — Blick über dich,
Willst du nicht fromm im Leben stehn: — Blick um dich,
Willst du dich selbst in deinem Werthe sehn: — Blick in dich!
Leander.

Preis eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr.
Verlag von **Hermann Mendelssohn in Leipzig.**

Neuester Verlag
von **J. Guttentag** (D. Collin) in **Berlin.**

Schlaglichter und Schlagschatten
aus der Musikwelt.
Von **A. H. Ehrlich.**
Broch. Preis 1 Thlr. ord., 22½ Sgr. netto, 20 Sgr. baar.

Culturhistorisches: 1. Die Entwickelung des Concertwesens. Conservatoi und Salon. Die grossen Virtuosen und ihr Einfluss auf das Musikleben. 2. Die Musiker und die Gesellschaft. Aristokratie. Plebokratie. Kunstfreunde. Mäcene. Publikum. 3. Vom Geschmack des Publikums. Von Parteien, Kritik und deren Einfluss, und von der Lauf bahn des Musikers. 4. Deutsche Musiker, Deutsche Frauen — ein Zukunftsraum. 5. Wahre und falsche Originalität. 6. Richard Wagner's Meisterzinger von Nürnberg.

Satirisches. Dampf-Musik und Musik-Dampf. Ein wahres Märchen aus 1001 Nacht. Till Eulenspiegel und die Tonmalerei.

Biographische Studien. 1. A. Rubinstein. 2. Karl Tausig. 3. Eine Familie Tana-Poesie (Schumann).

Die Berliner Oper. Die Tanzkunst und das Königliche Ballet. Frommer Wünsche für die Königliche Oper. Die komische Oper in Berlin. Das Publikum der Königlichen Oper.

Gedichte
von
F. A. Leo.
Zweite vermehrte Auflage.
Geheftet 1 Thlr., eleg. gebdn. 1½ Thlr.

Mädchenerziehung und Frauenleben
im
Aus- und Inlande.
Mit einem Anhange:
Deutsche Frauenthätigkeit während d. Krieges 1870/71.
Von **Gotthold Kreyenberg.**
Geheftet 1½ Thlr., eleg. gebdn. 1¾ Thlr.

Dieser Nummer liegt ein Prospect der Musikalien-Verlagshandlung von F. E. C. Leuckart in Leipzig bei.

Redaction und Expedition: Boutten-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 14. December 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Sonderung oder Trennung von Staat und Kirche. Von Bluntschli. I. — Ein deutscher Offizier. Von Karl Braun-Wiesbaden. (Fortsetzung.) — **Literatur und Kunst:** Gustav Freytags neuester Roman. Ingo und Ingraban. Von Paul Lindau. II. — Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Altdeutschland. Von Daniel Sanders. (Schluß.) — Die Ausstellung der Gypsabgüsse im Berliner Museum. Von Alfred Woltmann. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: Christine Königin von Schweden. Historisches Trauerspiel in drei Aufzügen und einem Nachspiel von E. Conrad. Von Paul Lindau. — Musik-Cultus und allgemeine Bildung. Von H. Ehrlich. II. — Notizen. — Weihnachtsliteratur. — Bibliographie. — Inserate.

Sonderung oder Trennung von Staat und Kirche.

Von **Bluntschli**.

I.

Die grundsätzliche Unterscheidung von Recht und Religion, von Staat und Kirche und demgemäß die sorgfältige Sonderung der staatlichen und kirchlichen Dinge ist ein gemeinsamer Charakterzug der modernen Rechtsbildung. Das Mittelalter liebte die Mischung; der Papst wurde zugleich König, der Kaiser erhielt die Priesterweihe. Mit der Acht wurde der Bann, mit dem Bann die Acht verbunden. Heute verlangen wir sowohl aus Rechtsgründen als aus religiösen Motiven schärfere Sonderung. Der freie Staat will und kann sich nicht mehr durch confessionelle Hemmnisse in seiner Bewegung hindern lassen; er umfaßt mit gleichem Recht die verschiedenen Confessionen. Er gewährt aber auch gerne der Kirche auf ihrem Gebiete Selbstständigkeit und Freiheit, vorausgesetzt nur, daß sie seine Rechtsordnung achte und den Frieden halte.

Aber in neuerer Zeit will man sich mit dieser Sonderung nicht begnügen. Das Schlagwort der heutigen Parteikämpfe heißt Trennung von Staat und Kirche.

Man beruft sich dabei vorneehmlich auf das Vorbild der Vereinigten Staaten von America, welche zuerst die Trennung proclamirt und vollzogen haben.

Man hofft von dieser Trennung den inneren Frieden wieder zu gewinnen, welcher durch den gegenwärtigen Streit der römisch-katholischen Kirche mit dem modernen Staat ernstlich gestört ist. Manche, welche diese Trennung nicht für einen idealen Zustand halten, stimmen dennoch heute diesem Verlangen zu, weil sie eine völlige Scheidung der unglücklichen Ehe von Staat und Kirche für unvermeidlich halten. So versucht man mit dem Princip der Trennung wie mit einem scharfen Messer die tausendfältigen Verbindungsfäden durchzuschneiden, welche von Alters her das Leben des Staats und der Kirche in Europa unter sich und mit der Gesellschaft in einander gewoben und verknüpft haben.

In vielen Beziehungen gehen das Streben nach Sonderung und das Begehren der Trennung zusammen. Aber an einigen Stellen geht dieses, getrieben von Mißtrauen und Abneigung weiter, als jenes für rathsam hält. Die Bedeutung der beiden Richtungen und Ziele kann erst klar werden, wenn die Anwendungen im Leben erwogen werden. Eine sorgfältige Ueberschau der mancherlei Wirkungen wird daher ein zeitgemäßes Unternehmen sein.

Auch wer nur die Sonderung, nicht die Trennung fordert, wird doch auf eine Menge von Schwierigkeiten stoßen, die nur allmählich zu überwinden oder zu umgehen sind. Bei jedem Schritte stellen sich ihm die Macht geschichtlicher Institutionen, der herkömmlichen Sitten und Meinungen und der Interessen in den Weg. Eine vollständige Trennung aber, wie sich viele dieselbe als eine abgezogene Lehre bequem und leicht vorstellen, ist im wirklichen Leben nirgends vorhanden, auch in America nicht, und überhaupt nicht durchzuführen.

Es stehen ihr zwei unüberwindliche Hindernisse im Wege; für's erste der Umstand, daß dieselben Menschen zugleich Staatsgenossen und Kirchengenossen sind, und daß daher im Leben der Einzelnen, der Familien, der Gemeinden, der ganzen Gesellschaft staatliche und kirchliche Bedürfnisse, Meinungen, Neigungen und Interessen sich massenhaft begegnen und zusammenfinden; für's zweite, daß sowohl der Staat sich als eine rechtlich-politische Macht fühlt, als die Kirche eine sittliche und religiöse Autorität in Anspruch nimmt und daß daher zwischen den beiden Gesammtpersonen freundliche oder feindliche Berührungen nicht zu vermeiden sind.

Würden die Staatsbürger in Folge jener Trennung aufhören, Angehörige einer Kirche zu sein und die Gläubigen der Kirche, wie im Mittelalter der Klerus, aufhören, Staatsbürger zu sein; dann freilich wäre der Wunsch der Trennung eher zu verwirklichen, aber selbst dann für den Frieden von Staat und Kirche keine Aussicht gewonnen.

Erst in der Anwendung auf das Leben der Gesellschaft wird die ganze Streitfrage anschaulich. Versuchen wir's, die wichtigsten Folgerungen uns zu vergegenwärtigen.

1. Am unbedenklichsten wird die Verweigerung eines jeden Staatszwangs in kirchlichen und religiösen Dingen als eine gerechte Forderung der Gegenwart zu billigen sein, wenngleich die päpstliche Kirche heute noch das entgegengesetzte mittelalterliche Princip „Staatszwang auf Begehren der Kirche" vertheidigt.

Dahin gehören: 1) Keine Zwangstaufe, weder staatliche Nöthigung eines Priesters, die Taufe in der kirchlich vorgeschriebenen Form vorzunehmen, noch Zwang gegen die Eltern, ihr Kind taufen zu lassen.

Indessen auch da ist mit der abstracten Negation des Staatszwangs nicht alles gethan. Der Pfarrer hat ein Recht auf seine Pfründe und der Staat die Pflicht, ihn in diesem Recht zu schützen. Wie nun, wenn ein Pfarrer mit seiner kirchlichen Oberbehörde in Zwiespalt geräth, weil er mit Bezug auf Ritual, Formeln, Ceremonien sich Abweichungen von der Vorschrift erlaubt. Da müßte doch schließlich das Gericht prüfen, ob diese Abweichung von so ernster Art sei, um eine

Digitized by Google

kirchliche Entsegnung des Pfarrers, welche auch die Pfründe entzieht, zu rechtfertigen.

Ebenso hat die staatliche Obervormundschaft die Pflicht, die unmündigen Kinder gegen offenbare Vernachlässigung der elterlichen Erziehungssorge zu schützen. Wenn daher nicht die abweichende religiöse Ueberzeugung der Eltern, sondern lediglich Mangel an Sorge für die Kinder der Grund ist, aus welchem die Taufe versäumt wird, dann mag die Obervormundschaft einschreiten, und ihren Schutz den verwahrlosten Kindern zuwenden. Dann kann der Vormund die Taufe nachholen lassen, die von den Eltern versäumt worden ist.

2) Kein Staatszwang zur Vornahme oder zum Empfang der kirchlichen Firmung oder Confirmation. Da hier schon mündige und daher urtheilsfähige Personen vorhanden sind, so mögen sie selber entscheiden und tritt die Obervormundschaft des Staates zurück.

3) Keine staatliche Nöthigung der Erwachsenen zum Kirchenbesuch, zur Beichte oder Messe, zum Abendmahlsgenuß. Alle Religionsübung wird daher der Sitte und dem freien Entschluß der Einzelnen überlassen. Indessen kann das Interesse der militärischen Disciplin ausnahmsweise dazu veranlassen, daß die Truppen — je nach der Confession der Einzelnen — zu gemeinsamem Kirchenbesuch commandirt werden.

4) Kein Staatszwang zum kirchlichen Begräbniß.

II. Ablösung des bürgerlichen Rechts von confessionellen Bedingungen und Ausprägung des bürgerlichen Rechts in bürgerlichen Formen.

Auch in dieser wichtigen Beziehung geht das Streben nach Sonderung noch mit dem Verlangen nach Trennung von Staat und Kirche Arm in Arm vorwärts. Wir rechnen hierher:

1) Die Uebertragung der bürgerlichen Standesbücher an weltliche Beamte, im Gegensatze zu den Kirchenbüchern und der Sorge durch geistliche Aemter. Geburt und Tod des Menschen haben ihre volle Bedeutung und Wirkung, ganz abgesehen von dem kirchlichen Glauben. Wenn ihre amtliche Constatirung bisher von der Taufe und dem kirchlichen Begräbniß gleichsam umhüllt und gedeckt war, so erklärt sich das aus einer Zeit, in welcher die Geistlichen allein fähig schienen, solche Bücher zu führen, paßt aber nicht mehr zu der heutigen Cultur, bringt das Recht und den Staat und die Gesellschaft in eine falsche Abhängigkeit von den Kirchenämtern und überlastet auch diese mit fremdartigen Geschäften.

2) Eine Folge der richtigen Sonderung ist die bürgerliche Eheschließung vor dem weltlichen Standesbeamten, denn auch die Ehe ist voraus — ganz abgesehen von dem religiösen Glauben der Ehegatten — ein bürgerliches Rechtsverhältniß mit wichtigen Wirkungen auf das Personen-, Familien-, Vermögens-, Erbrecht und auf das öffentliche Recht. Nichts hindert dann, wenn erst das Rechtsverhältniß klar ist, die Ehegatten, auch die Weihe der Kirche und damit die kirchliche Trauung zu begehren. Recht und Religion gelangen so beide zu ihrer vollen Anerkennung; jenes in Form der Nothwendigkeit, dieses in Form der Freiheit.

So lange es in einem Lande nur eine Religion und nur eine Kirche gab und so lange die Pfarrer geneigt waren, auch eine staatliche Function zu übernehmen, mochte man die bürgerliche Eheschließung mit der kirchlichen Trauung verknüpfen. Seitdem die religiösen Gegensätze die Menschen unterscheiden und die Pfarrer der staatlichen Autorität widerstreben, wenn die kirchliche Autorität sie auftregt, ist die Sonderung und Trennung der beiden Acte unerläßlich geworden.

3) Ausbildung eines unconfessionellen, gemeinsamen, bürgerlichen Eherechts; und zwar nicht etwa nur mit Bezug auf die Standesverhältnisse der Ehegatten und der Kinder und auf die Vermögens- und Vormundschaftsverhältnisse, sondern auch mit Bezug auf die Existenz der Ehe und deren Auflösung (Scheidung).

In dieser Hinsicht ist die heutige Rechtsbildung noch sehr zurück. Sie hat sich von der confessionellen Färbung noch nicht gereinigt. Wir unterscheiden heute noch ein katholisches und ein protestantisches Eherecht, während doch die Culturverhältnisse der Katholiken und Protestanten die nämlichen sind, und das erzwingbare Recht sich auf das Durchschnittsmaß des Nothwendigen und daher für alle Gleichen beschränken sollte. Die Kirchen mögen darin an ihre Gläubigen höhere ideale und moralische Anforderungen machen; daran soll der Staat sie nicht hindern, aber der Staat darf nicht die ideale Vollkommenheit zu einem Gesetz machen, das er gegen jedermann erzwingt.

III. Die schroffe Trennung von Staat und Kirche fordert die Nichttheilnahme der Staatsbehörden an dem kirchlichen Gottesdienst und die Ablehnung aller Ansprüche des Staats auf Förderung seiner Zwecke durch die Kirche.

Auf diesem Gebiet zeigt sich aber, daß die völlige Trennung nicht durchführbar ist. Dahin gehört:

1) das Kirchengebet für die bestehende Obrigkeit und für das Vaterland. Indem die Kirche diese Gebete anordnet und ausführt, leistet sie dem Staat einen Dienst. Sie heiligt die staatlichen Pflichten durch das Ansehen und die Macht der Religion über die Gemüther. Allerdings könnte auch die geschiedene Kirche für den Staat beten; aber bei gänzlicher Scheidung von Staat und Kirche dürfte doch der Eifer der Kirche erheblich abgekühlt werden, es wäre denn, daß die Kirche die Sehnsucht nach neuer Verbindung mit dem Staate empfände. — Auch in Nordamerica wird in den Kirchen für den Präsidenten und für die Union gebetet.

2) Kirchliche Feier staatlicher Ereignisse. Z. B. Gottesdienst an Geburtstagen des Monarchen, Trauergottesdienst nach dem Tode des Landesherrn, Dankgottesdienst nach großen Siegen, Friedensschlüssen, Verfassungsreformen. Kirchliche Feier zur Eröffnung von Landtagen, Bußtage zur Sühne für die Nation, vaterländische Bettage u. dgl. In all' diesen Dingen bewahrt sich eine gewisse Verbindung von Staat und Kirche. Die völlige Trennung würde diese Gottesdienste entweder ganz beseitigen oder doch in höherem Maße von der Willkür der Kirchen abhängig machen.

3) Die Theilnahme von Fürsten und Staatsbeamten in amtlicher Eigenschaft bei bestimmten Kirchenfesten und Ceremonien würde ebenso grundsätzlich wegfallen, wie die Unterstützung der kirchlichen Feier durch die Aufstellung von Truppen, die Spaliere bilden.

4) Der Staat würde bei vollständiger Trennung auch keine Militärgeistlichen mehr anstellen, sondern es den Officieren und Soldaten freigeben, wie sie ihre religiösen Bedürfnisse befriedigen. Dadurch aber würde sowohl die moralische Tüchtigkeit des Heeres sehr geschwächt als die militärische Disciplin ernstlich gefährdet.

Es ist bei der feindlichen Haltung, welche der katholische Klerus nach jesuitischem Gebote gegen das Deutsche Reich und den modernen Staat angenommen hat, denkbar, daß der Staat keine oder nicht genug römisch-katholische Priester für seine katholischen Truppen bekommen kann, welche sich seiner Ordnung willig fügen. Es kann dann so kommen, daß der Staat die Sorge für die religiösen Bedürfnisse der katholischen Soldaten diesen selber anheimzugeben genöthigt ist, auch auf die Gefahr hin, daß dieselben sich aller religiösen Uebung enthalten und entfremden, oder sich an die übrigen alt-katholischen oder protestantischen Geistlichen wenden.

Aber eine derartige Entfremdung von Staat und Kirche ist immer ein schweres Uebel und Leid. Besser wäre die normale Verbindung der staatlich-militärischen Anordnung und der kirchlichen Amtshilfe durch Feldgeistliche, welche die Armee begleiten, wie die Feldärzte. Auch in America besteht diese Verbindung. Auf jedem americanischen Kriegsschiff befindet sich ein von dem Staate angestellter Caplan, welcher täglich den Gottesdienst verrichtet und ebenso werden für die Regimenter der Landarmee Caplane ernannt, welche die Seelsorge üben. Die Americaner pflegen dabei zwischen verschie

Digitized by Google

denen Confessionen zu wechseln und nur solche Geistliche anzustellen, welche gegen Andersgläubige tolerant sind.

5) Ein ähnliches und unabweisbares Bedürfniß zeigt sich in den Gefängnißhäusern. Die religiöse Einwirkung kann nicht entbehrt werden für die angestrebte Besserung der Sträflinge. Der Staat wird daher wieder genöthigt, die Beihülfe der Geistlichen anzusprechen.

Ein deutscher Offizier.

Ein Kleinstaaterei-Bild.

Von **Karl Braun-Wiesbaden.**

(Fortsetzung.)

General Leberecht Knopf, geboren 1799, war der Sohn des Gardefüsilier-Leibregiments-Schneiders und Fürstlich Winkelkram'schen Feldwebels Adam Knopf und seiner rechtmäßigen Ehegattin Christine geb. Schnabelsager, welche letztere als wirkliche fürstliche Leibregiments-Waschfrau mit dem Charakter einer Unterfeisen-Inspectorin bei demselben Regimente stand, später aber auch den Charakter eines „Bieckorporals" erhielt, und zwar, so sagte man, auf heimlichen Betrieb Seitens ihres Ehegatten, welcher sich durch Einreihung seiner Gattin in die Diensthierarchie nunmehr als der Höher-Chargirte sicher glaubte vor Thätlichkeiten, welche früher vorgekommen sein sollen. Sowohl Adam als Leberecht Knopfs Geschichte fällt mit der ihres Regiments zusammen. Sie läßt sich kurz zusammendrängen, wie folgt:

„1) Die große Parade am 1. December 1757: Errichtung des Regiments mit Verleihung ponceaurother Krägen, grüner Gamaschen und schwarzgelber Zopfbänder, bei gleichzeitiger Ernennung zum Garde-Füsilier-Regiment durch seine Hochfürstliche Durchlaucht Irenäus XIV. (Entdeckung und erstes Avancement des Adam Knopf).

2) Die große Parade am 1. December 1799: Erhebung des Regiments zum Leib-Garde-Füsilier-Regiment mit Verleihung carmoisinrother Krägen, violetter Gamaschen und gelber Knöpfe mit dem Wappen-Kameel durch S. H. D. Irenäus XV. (Leberecht Knopfs Geburt).

3) Die große Parade am 1. December 1857: Hundertjähriges Jubiläum des Regiments mit Verleihung ziegelrother Krägen und blauer Achselklappen mit der Krone bei gleichzeitiger Erhebung zum Garde-Füsilier-Leib-Regiment durch seine Großmächtliche Hoheit den Oberfürsten Irenäus II. (Leberecht Knopf wird zweiter Inhaber des Regiments).

Civilisten mögen hier die einfältige Frage aufwerfen, ob zwischen den Benennungen „Leib-Garde-Füsilier-Regiment" und „Garde-Füsilier-Leib-Regiment" ein sehr erheblicher Unterschied zu bemerken sei; Fachmänner werden dagegen die schöne Steigerung der Allerhöchsten Gnade zu würdigen wissen, wodurch in der dritten und höchsten Rangstufe das Regiment ganz direct mit dem Allerhöchsten Leib in Verbindung tritt." Ebenso kann nur ein Unkundiger an dem Hervorheben der Details der Uniformen Anstoß nehmen. Von welcher Wichtigkeit dieser Gegenstand nicht nur für das Militär, sondern in noch weit höherem Grade für die Civilbeamten ist, das beweist das alljährlich in Darmstadt im Verlage der Invalidenanstalt erscheinende „Hof- und Staats-Hand-Buch für das Großherzogthum Hessen", welches bei jeder Classe von Civilbeamten, bis hinunter zu den Pedellen, Kanzleidienern, Tageschreibern, Hofköchen, Hofmusik-Eleven, ja sogar bis zur Hof-Theatersoussleuse", eine genaue, klare und präcise Beschreibung ihrer äußeren Emballage, d. h. ihrer Uniform gibt. Diese Vorschriften, sowie diejenigen über Statthaftigkeit und eventuelle obligatorische Beschaffenheit eines Bartes werden dort natürlich auf das strengste gehandhabt. — —

Im übrigen ist von der glorreichen Winkelkram'schen Kriegs-Geschichte kurz folgendes zu bemerken:

Im Jahr 1783 schloß der Fürst von Winkelkram, dem Beispiele seiner hohen Vettern und Verwandten in Cassel, Hanau, Braunschweig, Anspach u. s. w. folgend, einen Vertrag mit England, wodurch er letzterem zum Zwecke der Niederwerfung der rebellirenden Colonien das Garde-Füsilier-Regiment, à 250 Thaler pro Kopf, überließ. Ausgenommen wurde der Regimentsschneider Adam Knopf, welcher in Winkelkram unentbehrlich war, nachdem man bereits 1757 sein Uniformtalent entdeckt hatte.

In Folge der Friedensschlüsse von Campoformio und Lüneville verlor der Fürst von Winkelkram zwar seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer, dafür gestattete ihm aber der Kaiser der Franzosen, sich die Territorien einer ganzen Anzahl bisher reichsunmittelbarer Fürsten, Landgrafen, Grafen, Barone, freier Reichsstädte, Bisthümer und Abteien einzuverleiben; und da durch die Aufsaugung aller dieser kleinen Legitimitäten die Legitimität des Fürstenthums sehr bedeutend gesteigert worden war, außerdem aber dasselbe dem Rheinbunde beitrat, der sich des Protectorates Napoleons erstreute, so erhob Napoleon das Land zum Groß- oder Oberfürstenthum und den Landesherrn zum „Oberfürsten" mit dem Prädicat „Großmächtliche Hoheit".

Als im Jahre Dreizehn sich Rußland und Preußen wider Frankreich erhoben, erschien in der „Hof- und Staats-Zeitung" eine schlagende Widerlegung des Stein'schen Manifestes, welche begann: „Eine meuterische Horde nahet sich den Grenzen unseres Oberfürstenthums", und Tod und Verderben auf die Alliirten herabbeschwor.

Als dagegen nach der Schlacht bei Leipzig die Alliirten in Winkelkram einrückten, brachte dieselbe Zeitung ein hochpatriotisches Gedicht und fand der übliche Empfang statt, mit Ehrenpforten und weißgewaschenen Jungfrauen.

Als aber endlich im Jahre Vierzehn die Niederwerfung Napoleons mißlingen zu wollen schien, aber doch wenigstens in das Stocken gerieth und jener bekannte König im Süden, welcher wörtlich „ventre-à-terre" zu gehen pflegte, anfragte, ob es nicht zweckmäßig sei, im Rücken der Alliirten ein Diversiönchen zu Gunsten des Rheinbunds-Protectors zu machen, da erging an den Obercommandanten der oberfürstlichen Brigade, die sich damals im Elsaß befand, die vertrauliche Weisung, „genau auf der Wasserscheide der Vogesen eine Position einzunehmen, welche geeignet wäre, das Gebiet des Oberrheins und der Rhone, sowie das Plateau der Champagne heimlich zu dominiren, um je nach Befehl nach den verschiedensten Richtungen Front machen zu können" (Archiv des Generalstabs Lit. M. IIa. Nr. 77889).

Wäre nicht der ungebildete, rohe alte Blücher in einer so durchaus unstaatsmännischen, frivolen und tenerären Weise direct auf Paris losmarschirt, so würde die Bedeutung dieser dominirenden centralen Stellung auch den Unkundigen klar geworden sein.

Inzwischen wuchs der junge Knopf zum Jüngling heran. Am liebsten wohnte er jenen militärischen Executionen bei, welche mit Hülfe eines Stocks und einer Bank ausgeführt wurden. Sein Biograph sagt darüber:

„Der elastische Schwung, das unheimliche Pfeifen und wuchtige Niederklatschen des dienstlichen Haselstockes konnte seine Wirkung auf jugendliche Gemüther nicht verfehlen, wenn es fünfundzwanzigmal rhythmisch wiederholt und von obligatem Wehegeheul begleitet wurde."

Im Jahre 1813 erging der Generalbefehl, die Zöpfe abzuschneiden. Das ging dem alten Adam Knopf so schrecklich zu Herzen. Aber, gewohnt an eiserne Disciplin, ließ er die Amputation vornehmen mit den Worten: „Befehl ist Befehl".

Digitized by Google

Dann aber starb er gebrochenen Herzens und nur getröstet durch die Hoffnung, „ihn jenseits wiederzufinden".

Im Jahre Fünfzehn marschirte der junge Knopf mit aus als Quartiermachergehülfe, als welcher er große Talente entwickelte. Außerdem putzte er dem Obersten die Kleider und Stiefel, die Waffen und sonstige Geräthschaften; er stopfte ihm die Strümpfe und die Pfeifen; er schnitt ihm die Federn und die Hühneraugen. Bei der Blocade von Landau gerieth ihm durch Zufall das Winkelkram'sche Banner — das Kameel mit doppeltem Schweife — in die Hände; er selber wurde in ein Bauernhaus versprengt, kletterte flüchtend in den Schornstein und erschien, zwar nicht pulver-, aber doch schornstein-rußgeschwärzt, auf der Höhe des Daches, in dem Augenblick, wo Winkelkram siegte. In Folge dieser, nicht ganz spontanen Heldenthat kehrte er als Lieutenant zurück. Diese Standeserhöhung übte ihre Nesselwirkung auch auf Knopfs verwittwete Mutter, welche in dem landesüblichen Dialekte „Frau Stine" (Abkürzung von Christine, sprich „Schtine") genannt ward. Sie ward sich nun auf den Luxus, indem sie erstens sich das Schnupfen angewöhnte und zweitens auf das Beiblatt des „Frankfurter Journals" abonnirte, benannt „Didaskalia, Blätter für Geist, Gemüth und — Publicität".

Der Friede, welcher nun zu Stande kam, gewährte erst den wahren Raum zur Entfaltung großer und kleiner militärischer Talente. Der junge Knopf zeichnete sich vorzugsweise durch die hohe technische Vollendung seiner Putz- und Reinigungsapparate aus, welche aus zahlreichen Bürsten und Bürstchen, Büchsen und Büchschen, Flaschen und Fläschchen, Töpfen und Krügen, Lappen und Knopfscheeren bestanden.

Während Knopf bürstete und putzte, protokollirte und registrirte in ähnlicher Weise der hohe Bundestag in Frankfurt am Main, — was der damals hochgefeierte „teutsche Barde" Johann Jacob Biedermayr besingt mit den Worten:

„Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll;
Was hat der Bund gethan?
Er las die Acten ruhewohl
Und schrieb ein Bundesprotokoll
Kühl bis an's Herz hinan";

und in dem etwas lose geknüpften Bundesverbande stand auch das Winkelkram'sche Wappenthier, das Kameel, geehrt und zufrieden, mitten zwischen dem ein- und dem zweiköpfigen Adler, bald den einen und bald den andern anwedelnd mit seinem heraldisch-verdoppelten Schweife.

Frau Stine aber, als sorglich waltende Mutter, überwachte die Schritte ihres Sohnes und Lieutenants. Aus dem Schatze ihrer militärischen Erbweisheit theilte sie ihm eine Warnung vor Wein, Weib und Kartenspiel mit, welche in ihrem Unteroffiziers-Jargon so lautete:

— „Hüte Dich vor drei Dingen, vor der Boutell, vor der Mammsell und vor der Manell." —

Aber, sagte der junge Knopf, wenn ich auf der Wacht nichts zu thun habe und mich langweile?

— „Dann flicke Du Deine Handschuhe!"

Frau Stine ließ es jedoch nicht bei dem Rathe bewenden, sie schritt erforderlichen Falls auch zur That, wie folgender Vorfall beweist:

In Winkelkram terrorisirte ein Hauptmann Lips vom Rabenstein nicht nur seine Gläubiger, welche auf das mit Arrest belegte Viertel seiner Gage angewiesen waren und in hundert Jahren einige Aussicht hatten, es vielleicht zu etwas zu bringen, sondern alle Welt und vor allem auch seine Kameraden. Lieutenant Knopf war sparsam und solide. Er ponirte nie was. Deshalb haßte ihn der vom Rabenstein. Eines Tages, da sich Knopf mit dem Lieutenant von Klippklapp sehr lebhaft über die Lage des Daumens beim ersten Griff des siebenten Tempo unterhielt und seine Hand auf die Schultern seines Freundes gelegt hatte, riß in Folge einer raschen Wendung, die letzterer machte, die Epaulette, deren Krappe nicht fest angenäht war. Der boshafte Lips behauptete, das sei eine nur durch Blut zu sühnende Beleidigung, und zwang die beiden Lieutenants, obgleich dieselben es besser wußten, sich wider Willen zu duelliren. Wir finden die Gesellschaft mit Secundanten und Paukarzt am schattigen Ufer des Bächleins „Darm". Hauptmann Lips ist eben im Begriffe, den Duellanten die Pistolen zu überreichen. Da tritt, ein Deus ex machina, die alte Stine plötzlich aus den finstern Weiden des Darmbaches hervor, entreißt mit dem Rufe „Guten Morgen, Herr Hauptmann!" Lipsen die beiden Pistolen und wirft sie in's Wasser. Dann aber hält sie mit gewohnter Redefertigkeit dem Hauptmann alle seine Sünden vor, nebst Beweisen, und zwingt ihn dadurch, seinen Abschied zu nehmen.

Der Hauptmann ging zu Don Carlos. Drei Damen und dreißig Gläubiger folgten vergeblich seinen Spuren. Die Drohungen der alten Stine hatten ihn weggefegt.

Selbst Knopfs Vater, der verewigte Regimentsschneider Adam, griff, wenn es Noth that, aus dem bessern Jenseits ein. Eines Tages hat Lebrecht wider Gewohnheit auf Wacht zu stark gefrühstückt. Er dachte, der Korporal kann die Ablösung allein besorgen, und blieb auf dem Feldbette liegen.

Entsetzlich! — Mit dem zwölften Schlage der Uhr empfing er auf die Rückseite seiner dienstvergessenen Persönlichkeit einen scharfen Hieb — ein Mittelding zwischen einer elektrischen Erschütterung und einem elastischen Schlag, der brennend schmerzte! —

Er rafft sich auf und dreht sich bebend um — und siehe! — beim Schein der verlöschenden Lampe erkennt er seinen Vater, den alten Adam, welcher steif am Lager des Sohnes steht, ganz wie er leibte und lebte — in der Rechten hält er den abgeschnittenen Zopf, dessen Hieb soeben den Sprößling traf — und nun schreitet das Gespenst langsam hinüber, deutet mit besagtem Zopfe drohend auf die Zeiger der Wanduhr, und verschwindet mit Hinterlassung eines leichten Fuselgeruches, während Lebrecht halb bewußtlos auf sein hartes Lager zurücksinkt!

Er hat nie wieder die Ablösung versäumt! —

Die nächsten Tage nach dem Ereigniß ging er träumend einher, selbst der sorglich waltenden Mutter den Schrecken verschweigend. Doch als ihn Frau Stine streng in's Verhör nahm, war es ihm eine wahre Erleichterung, das Entsetzliche zu beichten.

— „Ach Mutter," sprach er am Schlusse seiner Bekenntnisse, „Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, wie schrecklich der Alte ausgesehen hat. Ihr würdet selber erschrecken, wenn er hierher käme und Euch erschiene!" —

— „Er wird sich hüten," sagte Frau Stine. Und sie behielt auch hierin natürlich Recht, wie ja immer.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Gustav Freytags neuester Roman.
Ingo und Ingraban.

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

II.

Ingraban.

Der zweite Theil des Freytag'schen Romans „Die Ahnen" — „Ingraban" — unterscheidet sich in der Composition und Ausführung nur wenig von dem ersten Theile „Ingo", und die in Bezug auf diesen letzteren gemachten allgemeinen Bemerkungen sind auch für jenen im ganzen zutreffend. Der Ort der Handlung ist nicht

Digitized by Google

verändert. Der Held ist ein Abkomme des Vandalen Ingo, der im Lande der Thüringe die Idisburg erbaute. Aber die Zeit der Handlung ist um nahezu vier Jahrhunderte vorgerückt; der Dichter versetzt uns in die erste Hälfte des achten Jahrhunderts und schon dadurch gewinnt „Ingraban" müheloser die Theilnahme des Lesers; wir fühlen festeren Boden unter unseren Füßen und manche der großen Gestalten, welche mittelbar oder unmittelbar auf die Geschicke des Helden einwirken, welche im Schatten oder im hellbeleuchteten Vordergrunde des Gemäldes stehen, sind uns aus der rühmlichen Geschichte unserer Altvorderen bekannt. Mit einem Worte, wir fühlen uns sicherer und heimischer im Rabenhofe des Ingraban, unter den Thüringen und Franken, den Christen und Heiden, die jetzt untermischt mit einander leben, als in der phantastisch legendenhaften Idisburg des heidnischen Helden Ingo. Es kommt noch dazu, daß wir, während wir in „Ingo" dem Dichter alles glauben mußten, was er uns berichten wollte, im „Ingraban" ein Motiv vor uns haben, welches dem Verständniß eines jeden zugänglich ist. Und das ist das christliche Element und die Ausbreitung der neuen Lehre unter den Heiden.

Zwei Gestalten stehen sich hier gegenüber: Ingraban, der Heide, und Herr Winfried, der Christ, der Apostel der Deutschen, Erzbischof von Mainz, Bonifacius genannt. Beide sind mit großer Kraft und warmer, poetischer Empfindung geschildert. Wie ein feierlicher Choral, in langgezogenen Tönen, klingt weihevoll das Christenthum durch diesen Roman, zuerst von wunderbarer, ergreifender Wirkung, mit der Zeit aber durch die eintönige Erhabenheit etwas ermüdend. Namentlich in dem ersten Capitel macht die kindlich getrostе und gläubige Sprache des „Fremden" — es ist Winfried — einen bedeutenden Eindruck; aber die Feierlichkeit verträgt, wie mir scheint, keine Breite und die späteren, in biblischer Einfalt gehaltenen Reden des Bischofs vermögen uns nicht mehr zu erheben; sie erscheinen uns nicht mehr als wahrhaftig, sondern als gekünstelt, obwohl sie an und für sich eben so redlich sein mögen, wie die früheren; sie haben eben nur darunter zu leiden, daß sie später kommen. Es läßt sich am besten diese Dichtung mit einem modernen Oratorium, etwa mit dem „Paulus" von Mendelssohn vergleichen: hier wie dort der Kampf zwischen den christlichen und heidnischen Elementen, hier wie dort das lautere Bestreben der Dichter, das Werk in biblischer Einfachheit und Größe auszuführen und hier wie dort der moderne Geist, der sich nun einmal nicht unterjochen läßt und in dem altehrwürdigen Ernste seine anachronistischen Späße treibt; und auch darin gleicht „Ingraban" dem „Paulus", daß der verstockte Heide ungleich lebensvoller, kräftiger und großartiger ist als der Bekehrte. Aber in einem Punkte trifft der Vergleich nicht mehr zu: während Mendelssohn den Choral mit großer Discretion, verhältnißmäßig nur spärlich für seine Partitur benutzt, macht Freytag von der salbungsvollen und getragenen Diction unablässigen Gebrauch; sein „Ingraban" ist gleichsam ein Oratorium, in dem ein Choral dem andern folgt.

Walburg, des Franken Willihalms Tochter, ist von den Sorben, welche die Thüringe und Franken überfallen haben, geraubt worden und wird vom Häuptling der Sorben, Ratiz, in unwürdiger Gefangenschaft gehalten. Ingram (Ingraban) liebt die fränkische Christin. Er und Gottfried, der Mönch, Winfrieds Bote, begeben sich in das Sorbendorf, um die Gefangene gegen ein prachtvolles Trinkgefäß, welches der Bischof seinem Sendling mitgegeben hat, einzulösen, Ratiz geht auf das Anerbieten Gottfrieds indessen nicht ein. Ingram beschließt, die Geliebte Walburg zu erkämpfen; er fordert zwei der besten Krieger auf den besten Sorbenrossen zum Streite heraus, aber auch darauf geht Ratiz nicht ein. Dieser bietet ihm einen andern Kampf an. Ingram ist ein des Bechers kundiger Held und Ratiz rühmt sich, daß ihn noch niemand beim Trinkkruge besiegt habe: „Wohlan!" ruft der Sorbe, „laß uns unsere Kraft prüfen; du setzest dein Roß, den Raben, und ich das Frankenweib; der Sieger empfängt beide."

„Her die Becher!" versetzt Ingram. Walburg wird also ausgetrunken und zwar mit dem größten Ceremoniell, von dem der strengste Commers nur ein schwaches Abbild ist. Wunderlich krauses Zeug schwatzen die Zecher, suchen sich gegenseitig durch höhnische Reden zu reizen und stürzen einen Becher nach dem andern herunter. Zuerst in Prosa, dann, als die Stimmung eine gehobene wird, in Versen, die wiederum als Prosa gedruckt sind. Wir geben ihnen hier die bräuchliche Form. — Ratiz höhnt den Thüring:

„Alles wird Dir wohl gelingen
Auf dem Felde, bei dem Trinkkrug,
Doch die allergrößte Freude
Sollst Du haben,
Wenn ein fremder zugeschlachter.
Hüne in Dein Lager dringt.
. . . . . .
Als ein armer Schlucker kommt er
Ungeladen und er bettelt
Um ein Weib für seinen Heerdsitz.
Doch Du wirst ihn wohl empfangen,
Höflich zu dem Becher laden,
Aber enge ist sein Schädel,
Starkes kann er nicht vertragen.
Hast du ihn in Meth berauscht,
Bind ihm klug das Bein mit Seilen,
Scheer ihm dann das Haar vom Haupte,
Setz ihn vor die Thür der Halle,
Daß die Weiber seiner lachen
Und die Kinder ihn bewerfen."

Ingram unterliegt, da Walburg ihre Freiheit nicht dem Sieg in so schnödem Kampfe danken will; durch einen tiefen Schnitt in die Wange verstümmelt sie sich und entwerthet den Kampfpreis. Aber Ingraban liebt sie noch immer; in der Verzweiflung wird er zum Aeußersten getrieben und nimmt das Anerbieten des Ratiz an: „Roß und Weib für Dich, oder Du für mich, ein Würfel und ein Wurf." Genau wie Robert der Teufel. Ingram wirft fünf, Ratiz wirft sechs, Ingram hat seine Freiheit verloren und wird gebunden. Walburg aber zieht mit dem Mönch Gottfried und anderen befreiten Gefangenen zum Lande der Thüringe zurück, nachdem Gottfried dem Sorbenfürsten um den Preis der Walburg einen großen Dienst zugesagt hat. Es gelingt Ingram sich zu befreien. Die Schilderung seiner Flucht gehört zu den schönsten Seiten der Freytag'schen Dichtung; sie ist geradezu ein Meisterwerk. Ingram geräth — wir geben die Erzählung nur in ganz allgemeinen Umrissen wieder — mit Winfried in Streit und schwingt das Schwert gegen ihn: „Da sah er plötzlich vor sich nicht das verhaßte Gesicht des Priesters, sondern ein Frauenantlitz, marmorbleich, voll Schrecken die Augen, auf der Wange eine blutrothe Wunde und er fuhr zurück, entsetzt über die Verwandlung." Als Friedensbrecher wird er ausgestoßen und vogelfrei erklärt. Er flüchtet in die Wildniß; aber die liebende Walburg findet, von einem treuen Diener geleitet, seine Spur. Sie verlobt sich ihm. Auf's neue dringen die Sorben in das Land der Thüringe und Franken, Ingram erschlägt den Ratiz — auch diese Schilderung ist von wunderbarer Schönheit — und wird in Frieden wieder aufgenommen. Die Seelengröße und der ruhige Heroismus der Christen ergreifen ihn tief, er entsagt den alten Göttern und vernichtet das Symbol seines Heidenthums, die kleine Tasche von Otterfell, das Zauberzeichen, welches Ingo, sein großer Ahn, einst erobert hatte. Walburg führt er als Gattin heim und sie schenkt ihm eine Schaar blühender Kinder. — Er begleitet schließlich Winfried in das Land der Friesen, und dort werden beide getödtet. Dieses traurige Nachspiel ist auch in der dichterischen Darstellung matt.

Die Seltsamkeiten, welche im ersten Theile des Romanes auffielen, machen sich, wie schon erwähnt, auch in dieser zweiten Abtheilung bemerkbar. Von der rhythmischen Prosa, oder wenn man will:

Digitized by Google

den Pseudoversen, habe ich schon oben eine Probe mitgetheilt. Häufig begegnen wir auch dem mehr oder minder reinen Hexameter z. B. Seite 281:

„Welches war der Gott, der sie damals gnädig beschirmt hat?
Längst ist Glück und Sieg von meinem Geschlechte gewichen"

u. s. w.

Meine Ansichten über diese Eigenthümlichkeit habe ich bereits im vorigen Aufsatze ausgesprochen, und ich kann nur wiederholen, daß die ziemlich zahlreichen rhythmischen und metrischen Verse, die sich in der Prosaverkappung in die Erzählung einschleichen, den aufmerksamen Leser peinigen und ermüden. Auch an den absonderlichen und erzwungenen Redewendungen ist in diesem zweiten Theile kein Mangel. Freytag schildert z. B. einen Zug: zuerst kommen Christen, ihnen folgt eine Kuh und den Beschluß machen Heiden; dafür gebraucht er die nachstehenden wunderlichen Ausdrücke (Seite 365): „Hinter der Christenheit wandelte ungern die Kuh. Das Rind schied Christenthum und Heidenschaft". Memmo, — beiläufig bemerkt eine prächtige Episode, — ein guter Priester und frommer Christ mit etwas weltlicher Gesinnung, freut sich, daß Ingram zum Christenthum übergetreten ist; Freytag bezeichnet dies wie folgt: „Einst wollten seine Raben das Kyrie nicht leiden, jetzt zwinge ich ihn selbst zu mensa und filius, und Memmo lachte auf seinem Schemel über die große Hoffnung."

Wenn dem Dichter der Ton der Einfalt, den er seinem Werke zu geben sucht, sehr oft ganz meisterlich glückt, so macht die Darstellung doch an einigen Stellen entschieden den Eindruck des Einfältigen, im modernen Sinne des Wortes. Auf Seite 421 heißt es: „Memmo erfand für die Knaben wichtige Sprüche mit deutschen und lateinischen Wörtern in der Art wie: „mens avus heißt mein Ahn, pater heißt der Vater, vir bin ich der Mann, filius der Sohn." Was in aller Welt daran so „wichtiges" ist, möchte ich gerne erfahren. Das ist gemachte Naivetät. Und ebenso verhält es sich mit manchen andern Stellen. Wenn Walburg bei dem Anblick einer Maus „ängstlich mahnt": „Mancher Unhold wandelt in Maushülle"; wenn Ingram, nachdem ihm Walburg erklärt, daß sie als seine Braut, um die Sitte zu wahren, zwischen sich und ihn ein Messer legen werde, unwillig ausruft: „Leidig ist das Messer"; wenn der Bischof für Seligkeit und Verdammniß die Umschreibung gebraucht: „Gott schützt die Tüchtigkeit des Mannes, ob er ihn in jenem Leben herausstehet unter seine Bankgenossen, oder ob er ihn hinabstößt in das Todtenreich des üblen Drachen" — so vermisse ich bei allen diesen Reden die rechte Naturlichkeit; es ist gesucht und just das Gegentheil des Naiven.

Zur Kategorie der nachgemachten Naivetäten gehören auch die Ansprachen an die Thiere. Man erinnert sich der Irmgard'schen Apostrophe an die Biene aus dem ersten Theile des Romanes. Derartiges kommt im zweiten Theile wieder vor; diesmal ist es ein Kalb (Seite 446). Ein vorwitziges Kalb trabte hinter Walburg her und roch an ihrem Korbe. „Weiche von mir, Braunchen," mahnte sie, „denn der Weg, den ich gehe, wäre dir gefährlich, du hast Frieden bei den Leuten, alle müssen dich beachten, wenn du auch nur ein Jährling bist, und wenn dich ein Fremder schädigt, so muß er es deinem Herrn schwer büßen." Ein paar Seiten darauf (S. 450) übt Walburg ihre rednerische Begabung vor einem Eichhörnchen: „Walburg grüßte das Waldthier und sprach rühmend: ‚Gut stehen dir deine Ohrbüschel und dein stolzer Schweif; sei mir freundlich, Rothhaar, denn auch ich sinne dir nichts Böses und könnte ich dir helfen mit Eicheln und Eckern in deinem Haushalt, ich thäte es gern. Doch reicher bist du als ich, denn du hältst dein Wesen hoch in der Baumhalle, wir Menschenkinder aber schreiten beschwerlich über die Burgseln. Ich kümmere mich um einen, den du leicht erspähst, wenn du durch die Wipfel schweifst, siehst du ihn auf seinem Wege, so laufe vor ihm, daß du ihn zu mir führst.'"

Auch die Eigenschaftswörter, welche Freytag bei den Dialogen gebraucht, um die Stimmung der Redner zu schildern, sind häufig befremdlich und anspruchsvoll; so heißt es auf Seite 457 u. ff. hart hinter einander: „antwortete Walburg muthig", „rief Ingram hingerissen", „mahnte Walburg leise", „sagte Walburg froh", „fuhr Walburg siegreich fort", „versetzte Ingram ehrlich", „antwortete Ingram ernsthaft" u. s.

Freytag wandelt eben mit Vorliebe auf wenig betretenen Pfaden und er hat sichtliche Freude daran, wenn er irgendwo ein Wort findet, das seit Jahrhunderten unbeachtet liegen geblieben ist; man braucht seinen Roman nur aufzuschlagen, um auf sprachliche Raritäten wie etwa nachfolgende zu stoßen: Wustung, Bergläte, begüten, widerbellig, Lasterbalg, grannig, langlodig u. s. w.

Es ist die unangenehme Aufgabe der Kritik, auf die auffälligen Eigenthümlichkeiten der Dichterwerke hinzuweisen; Thoren nennen das „Sätze und Wörter aus dem Zusammenhang reißen", und sie bemerken gar nicht, daß die losen Sätze und Wörter gerade durch die sichtende Kritik in Zusammenhang gebracht werden; aber richtig ist es, daß die kritische Besprechung, wenn sie Belagstellen anführt und auf das Detail eingeht, nicht immer ein genaues Bild ihres Objectes zu geben vermag: die gerügten oder belobten Einzelheiten wirken unverhältnißmäßig stark im Vergleich zu dem Urtheil über die Gesammtheit. Und so kann ich mich am Schlusse meiner Besprechung der Befürchtung nicht erwehren, durch mißbilligende Bemerkungen mancher Einzelheiten zu der ungünstigen Beurtheilung des Ganzen den Anlaß zu geben; das würde meinen Absichten durchaus nicht entsprechen. „Ingo und Ingraban" ist das Werk eines echten Deutschen, eines ernsten Gelehrten und bedeutenden Dichters. Wer sich davon überzeugen will, der lese im „Ingraban" die Schilderung von Ingrams Flucht (Seite 383 u. ff.), die dramatische Scene, in welcher Ingram das Schwert gegen den Bischof zieht (Seite 419), die herrlichen Seiten, welche von dem ersten Erklingen der christlichen Glocke berichten (Seite 487 u. ff.), den Tod des Ratiz (Seite 492 u. ff.) — nein, der lese das ganze Buch.

Paul Lindau.

Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland.

Von **Daniel Sanders.**

(Schluß.)

§ 9. Mit Recht wird ferner das Theilungszeichen angewendet, um längere Zusammensetzungen, deren einzelne Theile selbst zusammengesetzte Wörter sind, übersichtlicher zu schreiben.

a) Nothwendig ist diese Anwendung, wo ohne dieselbe es zweifelhaft bliebe, ob ein in der Mitte stehender Theil zur ersten oder zweiten Hälfte der Zusammensetzung zu ziehen sei (vgl. § 8). So ist es z. B. für den Sinn und die Betonung nicht gleich, ob man von **Post-Geldanweisungen** oder von **Postgeld-Anweisungen** spricht. So ist ein wesentlicher Unterschied zwischen **Abend-Mahlzeit** und **Abendmahls-Zeit** u. ä. m. (s. b).

b) Allgemein üblich und der Übersichtlichkeit halber auch durchaus empfehlenswerth ist die Anwendung des Divis, sobald der zusammensetzenden Theile mehr als drei sind. Sind ihrer aber nur zwei oder drei, so wendet man in der Regel die Theilungsstriche nur an, wenn man für das augenblickliche Bedürfnis der Rede nur Wörter zusammenstellt, ohne damit eine eigentliche Zusammensetzung bilden zu wollen (z. B. bei der häufigen Vorsetzung eines **Nicht**, wie: **Ein Nicht-Substantivum** rc.) oder wenn einer der Theile ein fremderer, minder bekannter Eigenname ist (s. c; ferner § 10). Also schreibt man ohne Theilung z. B. sowohl **Großvater** als **Urgroßvater**, dagegen: **Ur-Urgroßvater; Sein Ur-Ur-Urerlerahn** rc.; vgl.

Digitized by Google

Jägermeister; Landjägermeister; Oberjägermeister ꝛc. aber **Ober-Landjägermeister** mit dem Divis gleich hinter **Ober**, während dagegen (s. a) dem Sinn gemäß seine Stelle in **Oberlandesgerichts-Beisitzer** eine spätere ist. Ferner z. B. ohne Bindestriche: **Einfall; Überfall; Todesfall; Sterbefall; Glücksfall; Unglücksfall**, auch **Rheinfall**; dagegen **Niagara-Fall; Niagara-Wasserfall**, vgl. **Alpengebirge** ohne Divis und **Himalaja-Gebirge** mit Divis, ebenso: **Alpenhalbinsel** und **Sinai-Halbinsel** u. ä. m.

c) Überhaupt ist das Divis bei Zusammensetzungen nothwendig, sofern dieselben Eigennamen enthalten, die man in ihrer unveränderten Gestalt deutlich und bestimmt hervortreten lassen will (vgl. § 17e). Also hat man mit Divis zu schreiben z. B: **Die Schröder-Devrient** ꝛc.; **Hohenzollern-Hechingen; Hessen-Darmstadt** ꝛc. (auch **Ein Hessen-Darmstädter** ꝛc., vgl. § 12); **Der Donau-Main-Kanal** ꝛc.; **Ein Shakespeare-Verehrer** ꝛc.; **Der Donebrogs-Orden** ꝛc.; **Die Hamburg-Berliner Eisenbahn** ꝛc.; **Das lombardisch-venetianische Königreich** u. ä. m.

§ 10. Aber auch jonst wendet man bei einfachen Zusammensetzungen (vgl. § 9b; c) das Divis an, um dadurch das dreimalige Aufeinanderfolgen desselben Buchstaben zu vermeiden oder um Vokale zu trennen, die zusammensetzend sonst auch für die Aussprache als zusammengehörig erschienen könnten, wie ee; ei; en; an (vgl. § 5).

a) Man schreibe nicht ohne Divis mit drei auf einander folgenden e z. B. **Kleeernte**, sondern vielmehr: **Klee-Ernte**, ebenso: **See-Engel; See-Ente; See-Erz; See-Einhorn** ꝛc.; **Schnee-Eulen; Livree-Eichhorn; Armee-Etappe** u. s. w. Ähnlich schreibe man auch nicht: **Stillleben**, sondern: **Still-Leben** und so: **All-Leben; All-Liebe; all-liebend; all-lieblich** ꝛc.; **Schall-Loch; Schnell-Lauf; Schnell-Läufer** ꝛc.; **Schwamm-Motte; Stamm-Mutter; Kamm-Macher** ꝛc.; **Brenn-Nessel; Spann-Nagel** ꝛc.; **Klapp-Pantoffel** ꝛc.; **Darr-Ast** ꝛc.; **Fett-Tropfen** ꝛc.

Nicht nöthig ist die Theilung, wenn der Doppelkonsonant, womit die erste Hälfte der Zusammensetzung schließt, nicht durch Verdoppelung desselben Buchstaben bezeichnet wird, mit welchem die zweite Hälfte beginnt, d. h. wenn jene mit ck, tz, ß schließt, also z. B. ohne Divis: **Stocknapf** ꝛc.; **spitzjüngig** ꝛc.; **Flußsand; Gußstahl; Mißstand** ꝛc.

In einigen zusammengesetzten Wörtern fällt auch von drei auf einander folgenden gleichen Buchstaben einer aus, nämlich in: **Dennach; Mittag; Schiffahrt**, wozu man auch noch **Drittel** rechnen kann. Nur darf man nicht die durch den Gebrauch für diese wenigen Wörter eingeführte Ausnahme zur allgemeinen Regel machen wollen und z. B. für **Klee-Ernte — Kleernte** schreiben und **Bett-Tuch** mit **Bettuch** verwechseln, wovon es ebenso zu unterscheiden ist, wie **Bettstelle** von **Bettelle**.

b) Man trenne durch Divis die in Zusammensetzungen zusammenstoßenden, aber getrennt zu sprechenden Vokale ee; ei; eu; an ꝛc., z. B. in: **Pferde-Gepäck; Reise-Erinnerung** ꝛc.; **Hunde-Zucht; Zuckerrohr-Zucker; Reise-Utensilien; Thee-Urne** ꝛc.; **Themse-Ufer** ꝛc.; **Werra-Ufer; Wolga-Ufer** ꝛc., auch: **Donau-Ufer** (um den Zusammenstoß der beiden u zu vermeiden) u. ä. m.

§ 11. Die Theilungsstriche sind ferner anzuwenden, wo ein Wort zu mehreren Zusammensetzungen gemeinsam gehört.

a) Ist dieser gemeinsame Theil der Zusammensetzungen der erste, das sogenannte Bestimmungswort, so herrscht über die Setzung des Divis kein Schwanken. Man schreibt z. B. allgemein: **Das Geheimnis der Pflanzen-Zeugung und -Organisation; Kirsch-Blätter und -Blüthen** ꝛc.

b) Ist dagegen der gemeinsame Theil der Zusammensetzungen die letzte Hälfte, das Grundwort, so findet sich wenigstens in Bezug darauf ein Schwanken, ob an das zuletzt stehende Bestimmungswort das Grundwort mit oder ohne Divis gefügt werden soll. Doch ist die letztere Weise die üblichere und so schreibe man denn also z. B.: **Haus- und Gartenmiethe; Äpfel-, Birn-, Pflaumen- und Kirschbäume; Beim Ein- und Ausgang; Sowohl auf der Hin- wie auf der Rückreise; Die ein- und zweisilbigen Wörter; Drei- und vierfach** ꝛc., — nicht: **Haus- und Garten-Miethe** ꝛc.; **Drei- und vier-fach** ꝛc. Nur wo der letzte Theil der Zusammensetzung selbst ein zusammengesetztes Wort (s. § 9a), kann es erforderlich sein, die Theilungsstriche, je nach dem Sinne, an ein oder der andern Stelle zu setzen, vgl. — auch mit verschiedener Betonung —: **Die Ober- und Untergerichts-Beamten** — und: **Die Ober- und Unter-Gerichtsbeamten**, wo im ersten Fall von den Beamten des Obergerichts und des Untergerichts die Rede ist, in dem andern von der obern und den untern Gerichtsbeamten u. ä. m.

§ 12. Die Bindestriche finden ferner vollberechtigte Anwendung, wo nur dem augenblicklichen Bedürfnis gemäß eine aus mehreren Wörtern bestehende Verbindung zum Substantiv erhoben ist, wie auch bei substantivischen Fortbildungen aus derartigen Verbindungen. Hierbei ist in Betreff der für die Substantiva nothwendigen großen Anfangsbuchstaben (§ 223 ff) zu bemerken, daß solche dem am Anfang der Wortverbindung stehenden Worte zukommen, ferner den darin enthaltenen Substantiven und substantivierten Theilen, während die übrigen ihren kleinen Anfangsbuchstaben bewahren. Sind aber derartige Wortbildungen zu allgemein üblichen Wörtern geworden und leidet dabei die Übersichtlichkeit nicht unter dem Zusammenschreiben, so bleibt das Divis weg.

Also hat man z. B. zu schreiben: **Das Vergißmeinnicht; Ein Jelängerjelieber** (oder auch: **Ein Je-länger-je-lieber**); **Der Haberecht; Die Haberechterei** (vgl.: **Der Rechthaber; Die Rechthaberei**) ꝛc.; dagegen: **Das An-uns-für-sich-Sein**, worin **An** als das an der Spitze Stehende und **Sein** als der eigentlich substantivierte Theil den großen Anfangsbuchstaben haben; ferner z. B.: **Das Aus-einander-Reißen**, wie: **Die Aus-einander-Reißung** ꝛc.; **Das In-einander-Schieben** und: **Die In-einander-Schiebung** ꝛc.; **Das Auf-einander-Folgen** und: **Die Auf-einander-Folge** ꝛc., wofür aber auch — als ziemlich übliche und übersichtliche Wortbildungen — zusammengeschrieben werden kann: **Das Auseinanderreißen; Die Auseinanderreißung; Die Aufeinanderfolge** ꝛc.; aber gewöhnlich nur: **Das In-Anspruch-Nehmen des Kredits; Die In-Anspruch-Nahme des Kredits; Die Kredit-in-Anspruch-Nahme; Das In-Angriff-Nehmen; Die In-Angriff-Nahme; Das In-Betracht-Ziehen; Das In-Betracht-Nehmen; Die In-Betracht-Ziehung; Die In-Betracht-Nahme** (dagegen mit Fortfall des in, also als wirkliche Zusammensetzung: **Die Betrachtnahme**); **Das In-Szene-Setzen; Die In-Szene-Setzung** (vgl. dagegen: **Die Inszenierung**); **Das Nach-Hause-Gehen; Das Nach-Hause-Fahren; Die Nach-Hause-Fahrt** (vgl. dagegen: **Die Heimfahrt; Rückfahrt** ꝛc.); **Ein Frankfurt-am-Mainer** ꝛc.; ferner z. B.: **In der Welt ist es sehr selten mit dem Entweder-Oder gethan; Das ist das A- und -O** ꝛc. Dagegen das dem griechischen **Alphabet** entsprechende Wort, das sich als ein volles und selbständiges durch seine Fortbildungen bekundet (z. B. **Abecedarius; Abcecling; abecedieren; abcceren** ꝛc.), schreibt man eben deßhalb richtiger nicht mit drei zusammengeschobenen Initialen (**Das ABC** oder **A-B-C**), sondern: **Das Abcee.**

Kapitel 4. Von der Anwendung des Apostrophs.

§ 13. Von dem Apostroph heißt es gewöhnlich nur, er diene dazu, den Ausfall eines oder mehrerer Buchstaben zu bezeichnen. Dabei ist er aber zugleich oft von wesentlicher Bedeutung für die Aussprache und in andern Fällen dient er — ähnlich wie das Divis (s. Kap. 3) — dazu, bei einer Wortform die einzelnen Theile, besonders Stamm und Endung, deutlich und übersichtlich hervortreten zu lassen.

1. Von dem Apostroph als Aussprachezeichen.

§ 14. Von Bedeutsamkeit für die Aussprache ist der Apostroph zunächst, soweit er eben auch bei der Elision (s. 2) — ähnlich dem hebräischen Sch'wa und dem französischen stummen e — nicht den vollständigen Ausfall eines Lautes, sondern nur dessen kürzeres und flüchtigeres Ertönen bezeichnet.

a) So klingt das apostrophierte **lebt'** (als Imperfekt) nicht ganz gleich mit dem unapostrophierten **lebt** (als Präsens) in folgenden Versen:

Er lebt' in jenem Walde
Vor nicht gar langer Zeit — und:
Er lebt in jenem Walde.
Geh hin! Du triffst ihn gleich u. a. m.

Digitized by Google

So klingen in den Versen:

Mit mächt'gen Zauberei'n
Die Waffen ihm zu fei'n

die apostrophierten Reimsilben nicht ganz so, wie die Eigenschaftswörter **rein** und **fein** ohne Apostroph u. ä. m.

b) Damit hängt aufs genauste die Bedeutsamkeit des Apostrophs für die Aussprache nach den weichen Konsonanten und dem **h** zusammen, denen sämmtlich er ihre eigenthümliche Aussprache sichert, während ohne Apostroph (am Ende einer Silbe) das **h** stumm wäre und die weichen Konsonanten den Klang der entsprechenden harten Laute hätten.

So lautet das apostrophiert zwischen ein- und zweisilbiger Aussprache schwebende Zeitwort **weih'n** (= **weihen**) nicht ganz so wie das einsilbige Hauptwort **Wein** und die Formen des Zeitworts: **er weih't; ich weih'te; du weih'test** klingen in genauerer Aussprache nicht ganz gleich mit: **weit; Die Weite; Die weitest entfernten Länder; Du weitest die Handschuhe auf** ꝛc., vgl. die Strophe von Matthisson:

Wer, als ihn die Muse weih't,
Heilig ihr Verehrung schwur,
Selbstgefühl der Götter teilte
Den durch Wüst' und Blumenflur,

wo die erste und die dritte Zeile keinen ganz vollkommen reinen Reim bilden u. ä. m.

Man schreibt ferner z. B.: **Schönere** (dreisilbig) **Preise** — und: **Schöner** (zweisilbig) **Preise**, ohne das es für die um eine Silbe kürzere — nicht verkürzte — Form eines Apostrophs bedürfte (s. § 16a). Dagegen gebührt ein solcher in folgenden Versen Schiller's:

Höh're Preise fürchten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn

dem zwischen zwei- und dreisilbiger Aussprache schwebenden Anfangswort, das eben deshalb nicht ganz gleich klingt mit dem entschieden zweisilbigen des folgenden Satzes:

Höre, preise mein Gesicht ꝛc.

vgl. ähnlich: **Näh're Rechte gab mir die Natur** — und
Nähre diese heil'gen Triebe ꝛc.; ferner
Wir froren und gedachten
Der froh'ren Sommerzeit ꝛc.

c) Wir geben nun auch erläuternde Beispiele für den Einfluss des Apostrophs nach Weichlauten auf deren Aussprache.

Der Buchstabe **S** am Schluss einer Silbe, wo er auch in eigner Form, der des sogenannten Schluss-**S** (**s**) auftritt, hat hier für die Aussprache denselben Laut wie **ſ**; steht aber hinter diesem Buchstaben ein Apostroph, in welchem Fall ihm, als nicht die Silbe schließend, auch nicht die Form des Schluss-**S**, sondern die des sogenannten langen **S** zukommt (also **ſ**'), so lautet er mit dem weichen Laut, den der Buchstabe im Anfang deutscher Wörter ꝛc. hat. Demgemäß bilden z. B. mit den Eigenschaftswörtern **heiß, weiß** ꝛc. einen vollkommen reinen Reim die Hauptwörter **Eis; Kreis; Beweis** ꝛc., und zwar nicht bloß im Nominativ und Accusativ, sondern auch in dem gleichlautenden Dativ, wo neben dieser Form allerdings auch die um ein **e** verlängerte vorkommt, aber ohne daß sie als die eigentlich allein übliche und die kürzere als elidierte zu bezeichnen ist (s. § 16a), also in der gewöhnlichen Prosa ohne Apostroph: **Auf dem Eis; Im Kreis; Zum Beweis** ꝛc. Wo aber z. B. in Gedichten diese Dativformen als elidierte erscheinen und mit dem Laut des weichen **ſ** gesprochen werden sollen, hat Dies auch die Orthographie zu bezeichnen, z. B.:

Auf dem Eiſ' in Wonne ſich drehen ꝛc.;
Plötzlich begannſt du im Kreiſ', ehrwürdiger Pfarrer von Grünau.

Voß, Luise 1. v. 527. Sämmtl. Gedichte, Ausmahl der letzten Hand (Königsb. 1825 Bd. 1. S. 33).

Und ferner wird überall, wo die kürzere Form nicht eine an und für sich übliche, sondern nur durch Elision aus der üblichen längern hervorgegangen ist (s. § 16), die Orthographie und die Aussprache sich demgemäß gestalten. Z. B. lauten die Formen von den Zeitwörtern **beweisen, kreisen, reisen** ꝛc. gewöhnlich nur: **ich beweise, kreise, reise** ꝛc. und im Imperativ: **beweiſe** ꝛc. Daher hat man hier die um das Schluss-**E** verkürzten Formen, wo sie in der Prosa oder in Gedichten vorkommen, mit dem Apostroph zu schreiben, z. B.: **Beweiſ' [nicht: Beweis] an uns deine Gnade** ꝛc.; **Damit beweiſ' ich** ꝛc.; **Heute reiſ' ich, heute wandr' ich** ꝛc.; ähnlich: **Erlöſ' uns von dem Übel** ꝛc. So heißt es in der Prosa gewöhnlich nur: **Im Gras**; daneben kann in Gedichten vorkommen: **Im Gra'** ꝛc.; dagegen gilt regelmäßig die Schreibweise mit dem Apostroph in Sätzen, wie: **Bald gra' ich an Natur, bald gra' ich am Rhein** ꝛc.

Ähnliches gilt auch von den übrigen Weichlauten, die als Silbenschluss den harten Laut annehmen, **b, d** (und zum Theil auch **g**). Z. B. von **geben** lautet der Imperativ nur **gieb!** (ein vollkommen reiner Reim zu **pieb!**), niemals um ein **e** verlängert (s. § 16a) und also auch keinenfalle mit einem Apostroph zu schreiben, so wenig wie das vollkommen damit reimende Adverb **lieb.** Wenn dagegen das Hauptwort: **die Liebe** oder das Präsens: **ich liebe** oder der Imperativ: **liebe!** ihr Schluss-**E** abwerfen, so ist diese Elision regelmäßig durch den Apostroph zu bezeichnen und das **b'** mit dem weichen Laut **b** zu sprechen, z. B.: **Mit Lieb' aufnehmen; Ich lieb' ihn; O lieb', so lang du lieben kannſt** ꝛc.; vgl. auch: **Der Dieb; Dem Dieb** oder: **dem Diebe**, wofür in Gedichten auch **dem Dieb'** als eliderte Form vorkommen kann, und regelmäßig immer nur: **Die Diebe**, das also, um das Schluss-**E** verkürzt, immer mit dem Apostroph zu versehen ist, z. B.:

Fortſtürzten nun die Dieb' in Haſt ꝛc.

Im Imperativ heißt es: **Schreib!** (wo das **B** wie **P** lautet) oder **Schreib' uns bald!** wo der Apostroph die Elision aus dem üblichen zweisilbigen **Schreibe** und damit die weiche Aussprache des **B** andeutet, vgl. im Präsens, bessen unverkürzte Form regelmäßig zweisilbig ist: „**Sobald ich angekommen, ſchreib'** [nicht **ſchreib**] **ich.** Ähnlich: **Üb' immer Treu und Redlichkeit!** ꝛc.; **Das Recht des Herrſchers üb' ich aus zum letzten Mal** ꝛc.; **Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn** u. ſ. w.

In der Verbindung: **In Freud' und Leid** hat das **D** in den beiden Substantiven eine verschiedene Aussprache, die weiche im ersten Wort wegen der Elision (die durch den Apostroph bezeichnet ist), im zweiten als wirklicher Schlussbuchstabe die harte Aussprache (= **T**). Vgl.: **Es thut mir leid, aber du muſſt noch Geduld haben** ꝛc. und: **Leid' und dul' im Stillen!** ꝛc.; **Ich leid' es nicht und dul' es nicht** u. ä. m.

§ 15. Als Aussprachezeichen dient der Apostroph auch vor dem Genitiv-**S** (s. § 17a) bei Subkantiven auf **ch**, da ohne Apostroph die Buchstabenverbindung **chs** regelmäßig wie **x** ausgesprochen wird. Vgl.: **Der Dachs; der Buchs (Buchsbaum)** — und die Genitive: **Des Dach's, Buch's** ꝛc., **Buch's, Fluch's** ꝛc., **Reich's, Streich's** ꝛc., **Rauch's, Strauch's** ꝛc., so namentlich: **Die Blätter des Buch's [= des Buches]** und —: **Die Blätter des Buchs [= des Buchsbaumes].**

2. Von dem Apostroph als Zeichen für die Elision.

§ 16. Der Apostroph als Zeichen der Elision findet natürlich nur da seine berechtigte Anwendung, wo die kürzere Form aus der eigentlich allein üblichen längern verkürzt ist, nicht aber, wo sie die gewöhnliche ist, mag daneben auch immerhin eine längere Form als mehr oder minder übliche Nebenform vorkommen:

a) Das Nähere hierüber, namentlich in Betreff der Flexionsformen, gehört in die Grammatik und findet sich in genügender Vollständigkeit z. B. in meinem „Kurzgefaßten Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache" (4. Aufl.) auf S. 74 und den drei weiter angegebenen Stellen des Büchleins, auch meinen „Katechismus der deutschen Orthographie" S. 119 ff. Hier muss und kann ich mich auf einige erläuternde Beispiele beschränken:

An und für sich üblich sind die Dativformen: **Dem Sohn,**

Digitized by Google

Thron, Jüngling, König ꝛc. und die Genitivformen: **Des Sohns, Throns, Jünglings, Königs** ꝛc. und sie sind also ohne Apostroph zu schreiben, obgleich daneben auch die um eine Silbe längeren Formen vorkommen: **Dem Sohne** ꝛc., **Jünglinge, Könige** ꝛc.; **Des Sohnes, Thrones** ꝛc., **Jünglinges** ꝛc., (doch: **des Dach's**, mit Apostroph, s. § 15). Dagegen lauten regelmäßig die entsprechenden Plurale auf e: **Die Söhne, Throne, Jünglinge, Könige** ꝛc. und, wenn hier das Schluss-E fortfallen soll, so muss dieser Fortfall (die Elision) durch den Apostroph bezeichnet werden, also z. B.: **Dem Jüngling** (ohne Apostroph), aber (mit Apostroph): **Die Jüngling' entbrannten im Kampfe** ꝛc.; **Dem Sohn** ꝛc.; **Die Söhn' und die blühenden Töchter; Die Hund' um die Tische der Männer** (doch auch im Dativ apostrophiert: **Zu vergleichen dem Hund' auf der Hetzjagd**, wo die weiche Aussprache des **D** hervorgehoben werden soll, s. § 14c).

Zu den Formen: **Du nimmst; er nimmt; nimm!** (Imperativ) sind die um **e** verlängerten Formen unüblich*); dagegen kommen sie vor neben: **Du stimmst; er stimmt; stimm!** nämlich: **Du stimmest; er stimmet; stimme,** aber desshalb sind natürlich die üblichen einsilbigen Formen nicht mit dem Apostroph zu versehen. Dagegen heißt es im Konjunktiv regelmäßig zweisilbig: **er nehme, stimme** und, wenn hier oder z. B. in dem ebenfalls regelmäßig zweisilbigen Hauptwort: **die Stimme** das Schluss-E fortfällt, so ist diese Elision durch den Apostroph zu bezeichnen, also z. B. ohne Apostroph im Imperativ:

Stimm an, o Chor, stimm an das Lied! ꝛc.,

dagegen mit Apostroph im Konjunktiv:

Der ganze Chor stimm' an das Lied! ꝛc.,

Zum Schluss nur noch ein Beispiel! In dem Schiller'schen Vers:

Der Hirte treibe ins Gefilde ꝛc.

könnten drei **E** weniger stehen und nur einmal wäre dabei der Fortfall durch den Apostroph zu bezeichnen:

Der Hirt treib' ins Gefild,

da **Hirt** und **Gefild** allgemein übliche Formen sind, neben denen freilich auch die um ein **E** längeren Formen als gedehnte vorkommen u. ä. m.

b) Bei Maßbestimmungen in der Singularform nach Zahlwörtern (s. mein Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten S. 122) ist kein **E** ausgefallen und die Anwendung eines Apostrophs wäre daher hier gradezu falsch: **Zwei Fuß fünf Zoll lang; Zwanzig Mark sieben Schilling drei Pfennig; Acht Jahr alt; Heut über drei Monat** ꝛc.

c) Bei **dar** fällt das **a** in der Verschmelzung mit vokalisch anlautenden Präpositionen häufig und in der mit derartigen Ortsadverbien regelmäßig aus. Man sagt ebensowohl: **dran; drauf; draus; drein; drin; drob; drum; drunter** ꝛc. als: **daran; darauf; daraus** ꝛc. und gewöhnlich nur: **draußen; drinnen; droben; drunten,** nicht: **daraußen** ꝛc. Man wende daher hier bei den Formen ohne **a** keinen Apostroph an.

d) In den Verschmelzungen des Artikels mit einigen Präpositionen: **am; im; vom; zum; zur** liegt keine Elision vor. Wie bei diesen, ist analog auch kein Apostroph anzuwenden bei den gewöhnlichen Formen: **außerm; beim; hinterm; überm; unterm** — und: **ans; aufs; durchs; fürs; gegens; hinters; ins; übers; ums; unters; vors; widers,** insofern diese Formen auf **s** dem sächlichen Accusativ des Artikels, nicht einem von einem nachfolgenden Wort abhängigen (sogenannten sächsischen) Genitiv entsprechen, vgl. (ohne Apostroph): **Ins Haus gehen (= in das Haus)** ꝛc., dagegen (mit Apostroph): **In's Teufels Namen (= in des Teufels Namen)** u. ä. m. Von den Verschmelzungen der Präpositionen mit dem männlichen Accusativ des Artikels sind ohne Apostroph zu schreiben: **hintern; übern; untern**; dagegen schreibe man, zur Unterscheidung von dem Adverb **vorn**, mit dem Apostroph: **vor'n** und, im Anschluss daran, auch für das Dativverhältnis: **vor'm**, z. B. nicht bloß: **Heute vor'm [= vor einem] Jahr** ꝛc., sondern auch z. B.: **Kurz vor'm [= vor dem] Schluss; Du birgst ihn nicht vor'm Blick der Immerwachen** ꝛc.

Andre als die bisher erwähnten Verschmelzungen von Präpositionen mit dem Artikel gehören weniger der Schriftsprache als der Mundart an und diese seltneren Formen sind desshalb, wo sie vorkommen, mit dem Apostroph zu schreiben, z. B.

Hör, wie's daher so lieblich schallt!
Es kömmt vom Brunn oder aus'm Wald.
Goethe 7, 184;

Auch ist auf'm ganzen Erdenstrich
Kein Mensch so weis' und klug als ich. 187;
Muss ums Bischen, was man hat,
Sich mit'm Nachbar schlagen. 34, 231 u. ä. m.

e) Wenn ein Buchstabe hinter einem Apostroph zu Anfang eines Satzes steht, so ist die Frage, ob dieser Buchstabe groß oder klein zu schreiben ist. Das Letztere ist wohl das Richtige, da nicht der hinter dem Apostroph stehende Buchstabe den Satz eröffnet, sondern eben der Apostroph als Ersatz eines oder mehrerer ausgefallner Buchstaben, z. B.:

's war Einer, dem's zu Herzen ging,
Dass ihm der Zopf so hinten hing ꝛc.

für: **Es war** ꝛc., mit Ausfall des großen **E**, an dessen Stelle eben der Apostroph steht (nicht: **'S war** ꝛc.). So auch: **'nes schönen Morgens** ꝛc. für: **Eines schönen Morgens** u. ä. m.

3. Von dem Apostroph als Mittel, den Stamm in einer Wortform deutlich hervorzuheben.

§ 17. Wie gesagt, dient in manchen Fällen der Apostroph als Mittel dazu, den Stammtheil einer Wortform bestimmt und deutlich erkennbar hervortreten zu lassen.

a) Hierher gehört zunächst die § 15 erwähnte Schreibweise: **Des Dach's**, welcher keine Elision zu Grunde liegt (s. § 16a), sondern durch welche eben nur das flektierte Wort von der Flexionsendung auch für die Aussprache bestimmt geschieden werden soll.

b) Hieran schließt sich die Anhängung eines **s** mit vorhergehendem Apostroph als Bezeichnung des Genitivs oder des Plurals an Wörter, die eigentlich keiner Deklination fähig sind, z. B.: **Trotz deines Aber's; Ein ganzes Heer von Freilich's, Allerdings, Dennoch's** und **Aber's**. Gutzkow Dram. 1, 7; **Dieselben Ach's** und **O's**. Ders. Ritter vom Geist 9, 84; **Da giebt's Gutentag's und Gutenabend's, dass kein Ende ist.** Goethe 8, 205; **Die W. K. F. 's | mit ihren Treffs, | sie wirken noch eine Weile.** Ders. 3, 103 (Plural von **W. K. F**, als der gewöhnlichen Unterschrift der **„Weimarischen Kunst-Freunde"**) u. ä. m.

Wo aber wirkliche Substantiva behufs der Flexion ein **s** anhängen, geschieht Dies richtig ohne einen Apostroph, z. B. bei den nach niederdeutscher Weise auch in der Schriftsprache nicht seltnen Pluralen: **Die Bräutigams; Fräuleins; Jungens; Kerls; Mädchens** ꝛc. und z. B. von Fremdwörtern: **Die Räume des Kasinos** — und: **Die Kasinos**; so auch: **Des** — und: **Die — Kolibris, Jaguars** u. s. w.

c) Ganz besonders aber sind hier die Eigennamen zu beachten, bei denen es oft von sehr wesentlicher Bedeutung sein kann, sie von den angehängten Flexionstheilen klar und bestimmt geschieden hervortreten zu lassen. Zu diesem Zweck wird dem in der Deklination auftretenden **s** (gewöhnlich zur Bezeichnung des Genitivs, seltner des Plurals) und dem in der Adjektivbildung auftretenden **sch** ein Apostroph vorgesetzt, vor welchem der unveränderte Eigenname steht. Zu bemerken ist dabei noch, dass bei Eigennamen, die auf einen Zischlaut ausgehen, da dahinter ein **s** unaussprechbar ist, zur Bezeichnung des Genitivs der bloße Apostroph ohne nachfolgendes **s** dient. Zumeist freilich sucht man in solchen Fällen das Genitivverhältnis durch den Artikel vor dem Eigennamen zu bezeichnen oder es durch die

*) Analog lautet der eigentliche Imperativ von **sehen** mit Übergang des **E** in den **I**-Laut, nur einsilbig: **sieh!**; doch findet sich nach älterer Weise das zweisilbige **siehe** noch in Hinweisen (**siehe oben; siehe am angeführten Ort** ꝛc) und als Interjektion, z. B. neben dem eigentlichen (einsilbigen) Imperativ: **Siehe! die Welt ist so schön; drum sieh nicht so trüb in die Zukunft.** ꝛc.

Digitized by Google

Präposition **von** zu ersetzen. Doch hierüber gehört das Weitere nicht in die Orthographie, ebensowenig wie über die Deklination und die Adjektivbildung von Eigennamen.

Orthographisch richtig zu schreiben hat man also nach dem Vorstehenden z. B.: **Ein Gedicht Goethe's; Ein Goethe'sches Gedicht** (wofür auch mit Anwendung eines wirklichen Adjektivs vorkommt: **Ein goethisches Gedicht**); **Jean Paul's Schriften; Die Jean Paul'schen Schriften; Die Johann Heinrich Voß'sche Homerübersetzung; Voß' Homerübersetzung** (deutlicher allerdings: **Die Homerübersetzung von Voß**); **Eine Rede Cicero's** (aber gewöhnlich: **Eine Rede von** — oder: **des — Demosthenes**); **Die Cicero's unsres Jahrhunderts; Es sind nicht alle Offiziere Tellheim's** ꝛc.; **Die Lage Wien's** (aber gewöhnlich: **Die Lage von Paris** ꝛc.); **Der Engel'sche Lorenz Stark** (**Der englische Lorenz Stark** wäre eine Übersetzung ins Englische); **Die Preuß'sche Geschichte** (= die von Preuß verfaßte, — verschieden: **Die preußische Geschichte**); **Die Jacob'sche Arbeit; Die Jacobs'sche Arbeit; Eine Sebastian Bach'sche Fuge; Die Haffmann und Campe'sche Buchhandlung** ꝛc.; auch: **Syring' Klage tönt aus jenem Schilfe.** Schiller 21b (wofür es in der Prosa gewöhnlicher hieße: **Die Klage der Syring**); **Unter Iris' schönem Bogen blühte | reizender die perlenvolle Flur,** ebd. **Todt lag Thetis' großer Sohn.** Derf. 62a u. ä. m.

Die Aufstellung der Gypsabgüsse im Berliner Museum.

In einer freundlichen Besprechung meiner Baugeschichte Berlins, welche die Gegenwart in Nr. 41 brachte, ward die neue, durch Professor Böttticher bewirkte Aufstellung der Gypsabgüsse im berliner Museum gegen einen Tadel, welchen ich gelegentlich ausgesprochen, warm in Schutz genommen. Sollte aber der Verfasser jenes Aufsatzes wohl die Sammlung in ihrem jetzigen Zustande aus eigener Anschauung kennen? Ich vertrat keine subjective Meinung, indem ich mich über das, was hier geschehen ist, mißbilligend äußerte. Dasselbe Urtheil fällen die bedeutendsten Vertreter der Archäologie und der Kunstgeschichte, wie sich denn Conze in den „Preußischen Jahrbüchern", Kekule in der Zeitschrift „Im neuen Reich", Lübke in der „Allgemeinen Zeitung" ganz in= demselben Sinne ausgesprochen, und zwar um so schärfer, je mehr Professor Böttticher in einer Vertheidigungsschrift, die Ihr Correspondent als tapfer bezeichnet, die gute Sitte verletzt hatte, indem er mit Leidenschaft für seine Ideen eintrat.

Wenn Ihr Correspondent, um die Böttticher'sche Aufstellung der Abgüsse zu rechtfertigen, sich dabei auf die neue Anordnung des münchener Nationalmuseums beruft, so bedient er sich dabei eines in keiner Weise zutreffenden Vergleiches. Als dort aus der früheren Anordnung, der zufolge die einzelnen Räume bestimmte Epochen in den mannichfaltigsten Zweigen ihrer Kunst und Industrie repräsentirten, gewisse Classen von kunstgewerblichen Erzeugnissen herausgenommen und in eigenen Sälen im Zusammenhang aufgestellt wurden, hier die Arbeiten in Glas, dort die in Thon, hier die Erzeugnisse der Schlosser, dort die der Waffenschmiede, da war für die Aufstellung dasjenige maßgebend, was den Stil eines künstlerischen Erzeugnisses bestimmt: der Stoff und die Herstellungsart. Dasselbe Princip waltet, wo man in den Museen (mit Ausnahme vom Salon carré des Louvre und der Tribuna der Uffizien) die Werke der Plastik von denen der Malerei, die Abgüsse von den Originalen, die Aquarelle von den Oelbildern sondert. Das Princip aber, welches Professor Böttticher verfolgt, hat damit nichts zu thun. Er ordnete die Sammlung nach Gegenständen, stellte hier alle Darstellungen des Apollo, dort alle Darstellungen der Venus, da alle Amazonen-Bildwerke zusammen, und es ergab sich in der That ein Anblick, den Conze mit Recht „nur für ein Corporalsauge erfreulich" nennt. Dem für die künstlerische Erscheinung der Sammlung Bedenklichen, welches dies Princip an sich mit sich bringt, gesellt sich eine unbegreifliche Geschmacklosigkeit in der Ausführung. Oft sind die Bildwerke in übertriebener Weise gehäuft, es entstehen durch zu gedrängtes Zusammenstellen von Statuen, Büsten und Reliefs unschöne Gruppen; mandmal wachsen in äußerst häßlicher Weise vorn aus den Postamenten der Statuen Consolen heraus, welche kleine Statuetten tragen. War das Treppenhaus früher übersüllt, so ist es jetzt zu leer und öde. Die Abgüsse antiker Gefäße, welche auf den Treppenwangen stehen, machen wegen des Mangels an Symmetrie und des zu geringen Umfangs nicht die Wirkung, welche passend ausgewählte Statuen hervorbringen würden. Endlich hat Böttticher die Abgüsse in einer Weise übertünchen lassen, welche alle Feinheiten der Form vernichtet. So ist die in ihrem Reichthum einzige Gypsabgußsammlung des berliner Museums durch ihren Director um den größten Theil ihres Werthes beraubt, die Gegenstände selbst sind verdorben, ihre Aufstellung, vorher nicht sonderlich und in vielen Beziehungen reformbedürftig, ist noch verschlechtert durch ein mit großem Aufwande angestelltes, unfruchtbares Experiment. Böttticher führt aus: wer sein Princip verwerfen und die historische Anordnung als die allein berechtigte fordern wolle, müsse auch das nach gleichem Grundsatz angeordnete III. Buch von Otfried Müllers Handbuch der Archäologie verwerfen. Dabei verschweigt er aber, daß eben in dem Müller'schen Werk ein historischer Theil diesem III. Buche zur Seite steht. Das schärfste Urtheil über seine Aufstellung spricht aber Böttticher selbst in den Worten aus: „Eine Gliederung der Kunstwerke nach diesem kunstwissenschaftlichen Princip mit einem ihr folgerechten Katalog als Führer tritt dann an die Stelle eines Bilderatlas zu einem Lehrbuche der Kunstarchäologie und Mythologie." Es ist eine kümmerliche Anschauung, in einem Museum nichts anderes sehen zu wollen als das Surrogat eines Lehrbuches. Wir hatten bisher geglaubt, ein Museum sei ein Heiligthum der Kunst, nicht blos für den Gelehrten, auch für die Künstler und für das Publicum, nicht blos zu wissenschaftlichen Studien, sondern zugleich zur Schau, zum künstlerischen Genuß geöffnet.

Darum verlangen wir auch von der Anordnung jedes Museums vor allen Dingen eins: daß sie schön sei, daß in dem Ganzen Harmonie walte, daß die Gegenstände sich klar und ruhig, bei guter Benutzung des Lichtes zur Geltung bringen, daß sich das Auge wohlthuend von der Zusammenstellung der einzelnen Kunstwerke berührt finde. Nicht weil sie belehrend ist, auch weil sie der Harmonie des Eindrucks entgegenkommt, ist die historische Aufstellung empfehlenswerth; sie wird daher auch fast allgemein in Sammlungen durchgeführt, bald mit größerer, bald mit geringerer Strenge, und es gehört die volle Naivetät eines Mannes, der für sich selbst das A und das O aller Weisheit bildet, dazu, um zu behaupten, wie das Böttticher thut: welcher Nutzen von einer historischen Aufstellung für unsere Zeit erwartet werde, habe noch niemand klar zu machen gesucht. Eigentlich hatte auch der frühreren Aufstellung der Gypsabgüsse in Berlin das historische Princip zu Grunde gelegen, nur daß es sehr dilettantisch gehandhabt worden war und daß die mehr zum Staatmachen als um der Sache willen angelegten Räume zahlreiche willkürliche Abweichungen hervorriefen. Auch die geschichtliche Aufstellung darf endlich nicht schablonenhaft sein. Mit derselben Ruhmredigkeit, mit welcher Böttticher die neue Anordnung der Gypsabgüsse, sein „eigenstes Werk", zu verherrlichen sucht, betont er, daß man auch von ihm lernen könne, „in welchem Falle eine geschichtliche folgerichtige Aufstellung allein möglich und nothwendig, weil sie ebenso lehrreich als sicher datirt" sei, und nennt als Beispiel die ebensalls von ihm bewirkte Umstellung der Marmor-Originalsammlung römischer Porträts, wo zwar nicht Apollo neben Apollo, wohl aber Scipio neben Scipio, Cäsar neben Cäsar, oft in drei- bis vierfacher Wiederholung, stehe. Gewiß, Herr Böttticher ist sich

Digitized by Google

auch hierin gleich geblieben, diese streng historische Anordnung ist ebenso geistlos, schematisch und geschmacklos ausgefallen, wie jene Aufstellung nach Gegenständen.

Vor mehreren Jahren ernannte die braunschweiger Regierung einen bekannten Naturforscher zum Director der dortigen Gallerie, und dieser hatte nun nichts eiligeres zu thun als die ganze Sammlung neu zu ordnen, wie er das von naturgeschichtlichen Sammlungen gewohnt war: nach Species. Da wurden alle Porträts, alle Landschaften, alle Fruchtstücke u. dergl. zusammengehängt. Das war eine übelangebrachte Anwendung eines auf ganz andern Voraussetzungen beruhenden Princips von Seiten eines Mannes, der auf dem Gebiete der Kunst fremd war. So ist auch Böttticher auf dem Gebiete der antiken Plastik ein Fremdling; wo er sich auf dies Feld begibt, da verdienen seine Lehren, um so anspruchsvoller auftretend, je morscher die Stützen sind, auf denen sie aufgebaut worden, in vollem Maße die Zurückweisung, die ihnen jüngst Michaelis in seinem ausgezeichneten Werke über den Parthenon zu Theil werden ließ. Zu sagen auf seinem eigentlichen Felde, dem der griechischen Architektur, fehlt Böttticher jedes Verständniß für die geschichtliche Entwicklung, und so verdienstvoll auch immer sein Streben war, das geistige Verständniß der architektonischen Formen zu erschließen, so wurde er doch durch jenen Mangel zu einem ertödtenden Dogmatismus in der Auffassung geführt. Um dessentwillen, was Böttticher dennoch geleistet hat, könnte man milder über seine Schwächen urtheilen, wäre nicht das Zugrunderichten einer so bedeutenden Sammlung, wie die der Gypsabgüsse im berliner Museum, eine öffentliche Calamität. Auch ist das Kunstreten Böttichers in seiner Vertheidigungsschrift ein solches, daß keine Schonung am Platze wäre. Der Mangel an Anstand, welcher in seinen Ausfällen gegen Conze, Lübke, selbst gegen den verstorbenen Friederichs zu Tage tritt, das maßlose Selbstgefühl, welches sich überall geltend macht, lassen den Hohn, mit welchem Lübke dem berliner „unselfbaren Gypspapst" geantwortet hat, als vollkommen berechtigt erscheinen. Und wenn Böttticher sich nicht scheut, einem Manne von der wissenschaftlichen Bedeutung Conzes gegenüber mit den Worten zu schließen: „Wo Anmaßung mir wohlgefällt? An Kindern, denen gehört die Welt"; so kann er als Beispiel des Vers von Bodenstedt erwarten: „Nicht immer am besten erfahren ist, wer am ältesten an Jahren ist."

Alfred Woltmann.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Christine Königin von Schweden.

Historisches Trauerspiel in drei Aufzügen und einem Nachspiel von G. Conrad.

Unter dem Pseudonym „G. Conrad" schreibt, wie alle Welt weiß, Se. Kgl. Hoheit Prinz Georg von Preußen. Die Kritik pflegt die literarischen und künstlerischen Arbeiten der Höchstgeborenen immer mit besonderer Theilnahme und Milde zu beurtheilen; die lyrischen Gedichte des verstorbenen Königs von Schweden und des hingerichteten Kaisers von Mexiko, die Dante-Uebersetzung des Königs von Sachsen, die musikalischen und schauspielerischen Versuche des Herzogs Ernst von Koburg-Gotha, die historischen Studien des früheren Kaisers Napoleon und die Dramen des Prinzen Georg von Preußen haben fast ohne Ausnahme die ermuthigendste Anerkennung von Seiten der Presse gefunden. Und mit Recht. Es wäre kindisch und boshaft, wenn man annehmen wollte, daß sich die Presse den Werken von hoher Hand gegenüber zu widerwärtigen Schmeicheleien erniedrigte. Ihre freundliche Gesinnung wird ihr vielmehr durch ein sehr natürliches und berechtigtes Gefühl diktirt. Sie muß sich sympathisch gestimmt fühlen, wenn sie wahrnimmt, wie einer der Großen, die durch Erziehung und Ueberlieferung auf ein ganz anderes Gebiet hingewiesen werden, sich der Kunst der Dichtung oder der gelehrten Forschung zuwendet. Spottwohlfeil ist es, an einem solchen Werke sein kritisches Mäthchen zu kühlen; wer da glaubt, daß er ein guter Demokrat sei und ein Heldenstück begehe, wenn er die Schwächen einer solchen Arbeit in möglichst unverbindlicher Weise hervorhebt, der irrt sich. In der That ist der fürstliche Dichter der Kritik gegenüber der Wehrlosete aller Sterblichen: er nimmt, so lange unsere Welt so wie jetzt beschaffen ist, eine Ausnahmestellung ein und das nöthigt auch die Kritik zum Aufgeben ihrer gewöhnlichen Position. Da, wo ihr sogar die Möglichkeit des überschwänglichen Lobes genommen ist, mag sie auch nicht in den bittersten Ausdrücken tadeln.

Die neueste dramatische Dichtung des Prinzen Georg, welche in der vergangenen Woche auf dem Nationaltheater zur öffentlichen Aufführung kam, schildert einige der interessanten Episoden aus dem vielbewegten Leben der Königin Christine von Schweden: im ersten Akte ihre Liebe zu Monaldeschi und dessen Entfernung und Stockholm, im zweiten Akte ihre Thronentsagung, im dritten Akte ihren Aufenthalt in Fontainebleau und den Tod ihres des Treubruchs überführten früheren Günstlings und im Nachspiel endlich ihr freudloses Leben in Rom und ihr Ende.

Schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe erhellt, daß wir es nicht mit einem eigentlichen Drama, sondern mit einer epischen Dichtung in Dialogform zu thun haben. Wenn ich die beneidenswerthe Jugendlichkeit des Kritikers der „Post" und den der härmsten Unerfahrenheit innewohnenden Drang besitze, die mühsam aufgehamsterten Notizen und Excerpte aus allen möglichen Anthologieen bei der ersten günstigen Gelegenheit an den Mann zu bringen, so würde ich jedenfalls bei diesem passenden Anlaß Pindar, Apulejus, Aristoteles, Genschen, Lessing und andere bedeutende Männer citiren. Mit der Bezeichnung, das Conradsche Werk sei eigentlich eine erzählende Dichtung in Dialogform, will ich nur angedeutet haben, daß dasselbe die dramatische Geschlossenheit entschieden vermissen läßt; der Ausdruck „Dialogform" ist nicht ganz zutreffend, man könnte es mit mehr Fug und Recht einen Monolog der Königin Christine in drei Aufzügen mit einem Nachspiel nennen. Der Vorzug, welcher der Heldin des Stückes vor allen übrigen Personen eingeräumt wird, ist allerdings ungewöhnlich und, wie mir scheint, auch unverhältnißmäßig. Christine bleibt während des ganzen Stückes fast unausgesetzt auf den Brettern, und wenn sie auf den Brettern ist, spricht sie fast unaufhörlich. Selbst Monaldeschi findet keine Gelegenheit, diejenigen Eigenschaften seines Charakters und Herzens, welche ihn der Königin liebenswerth machen, irgendwie zu verwerthen. Unbedeutend im ersten Akte, wird er im zweiten Akte durch seinen unmotivirten Verrath an der Königin höchst unangenehm und ein unrühmlicher Tod im dritten Aufzuge ermangelt daher durchaus der Tragik. Der Untergang eines Menschen, der uns den Beweis seiner Existenzberechtigung schuldig bleibt, kann unmöglich ergreifen und erschüttern. Die ungenügende Bedeutung Monaldeschis übt auch auf die Theilnahme an den Geschicken der Königin eine schädliche Rückwirkung; ihre Schmerzen, ihre Thronentsagung, ihre Gewissensqualen um dieses Monaldeschi willen erscheinen nur erklärlich, wenn man bei der blonden Königin eine entschiedene Geschmacksverirrung voraussetzt; und das ist kein tragisches Moment.

Hiermit glaube ich den Hauptfehler der Composition bezeichnet zu haben. Ein anderer Fehler ist der, daß die düstere Farbe, welche der Verfasser seinem ganzen Gemälde gegeben hat, in allen Einzelheiten gleichmäßig beibehalten wird; vergeblich sucht das Auge nach einem einzigen heitern Lichtpunkt. Und nun könnte ich mich wieder auf Aristoteles, Genschen und Lessing berufen, um den Verfasser daran zu erinnern, welche Wirkung er sich dadurch hat entgehen lassen, daß er auf die Gegensätze völlig verzichtet hat; Genschen würde für diese auf der Hand liegende Wahrheit, die gar keines Nachweises mehr bedarf, aus seinem großen Buche, in dem der fleißige Sammler alle fremden Gedanken zusammenträgt, ohne Zweifel die überzeugendsten Citate aufmarschiren lassen; er würde es kaum über sich gewinnen, vor seinem andächtigen Publicum zu verschweigen, daß er Dickens mit erblichem Gewinn gelesen hat. Aber auch ohne Genschens großes Buch zu befragen, wird G. Conrad wissen, daß der Contrast ein dramatisches Kunstmittel ist, das man nie ohne Schädigung der Wirkung unbenutzt läßt.

Es ist ganz auffällig, eine wie schwermüthige und pessimistische Welt-

Digitized by Google

anschauung den Dichtungen der fürstlichen Poeten zu Grunde liegt. Die Lyrik des Königs von Schweden und des Kaisers Max von Mexiko und die Dramen des Prinzen Georg machen eher den Eindruck, als ob sie von trübsinnigen, enttäuschten, verkannten, armen Menschenkindern herrührten, denn von den Großen dieser Welt, die von schimmernder Pracht umgeben sind; herbstliche Nebellage sind es ohne einen Sonnenstrahl, und doch jauchzt Reinick, in Genfichens großem Buche: „Wie ist doch die Erde so schön!“

In der dramatischen Technik ist das Conrad'sche Werk echt deutsch. Der Verfasser verschmäht alle jene Raffinements im Aufbau, welche den Hauptreiz der französischen Dramen bilden; er scheint der Ansicht zu sein, daß der dichterische Inhalt der Scene auch die Bühnenwirkung zur nothwendigen Folge haben müsse. Schon bei einem andern Anlasse habe ich auseinandergesetzen versucht, daß dies meiner Meinung nach ein bedeutender Irrthum ist. Der Künstler, der das Handwerk geringschätzt, wird niemals eine volle künstlerische Wirkung erzielen können; und wenn ich sage „Handwerk“, so wähle ich nur der Bequemlichkeit halber den üblichen Terminus, obgleich er meines Erachtens den Begriff gar nicht deckt; denn wer vermöchte bei dem Drama zu sagen, wo das Handwerk aufhört und wo die Kunst anfängt?

Die Sprache der Conrad'schen Dichtung ist sehr sorgsam und correct, bisweilen sogar durch wirkliche Leidenschaft gehoben und pathetisch im guten Sinne des Wortes. Mitunter aber klingen auch in die würdevolle Gewähltheit der Diction recht alltägliche Wendungen dissonirend hinein. Man braucht nicht zu den Pedanten zu gehören, welche aus der Tragödie alle hausbackenen Redewendungen gebannt wissen wollen, um an Einzelheiten in dem Trauerspiele des Prinzen Georg Anstoß zu nehmen; so macht es z. B. einen ganz sonderbaren Eindruck, wenn Christine in einer feierlich gehobenen Rede plötzlich ausruft: „Ich bin nicht nur ein officieller Charakter, ich bin ein junges, leidenschaftliches Mädchen“, oder wenn sie sagt: „Ich müßte meine ganze Individualität verleugnen“, oder: „Ich habe mich in Vertheidigungszustand versetzt“, aber wenn der Prior in der tragischen Situation — Graf Santinelli verfolgt Monaldeschi, um ihn auf Befehl der Königin zu tödten — emphatisch ausruft: „Ich kann es nicht mehr mit ansehen, diese Hetzjagd!“ Auch gewisse Sentenzen, welche zu nahe liegen — z. B.: „Jeder Schmerz hört mit der Zeit auf, wie wollen das beste fassen!“ — und gewisse dramatische Exclamationen, denen sich die Parodie längst bemächtigt hat — z. B.: „In welcher Zeit leben wir!“ oder: „O meine Ahnung!“ — hätten vermieden werden sollen. Am meisten aber hat mich verwundert, daß der mit den Bräuchen am Hofe wohl vertraute Dichter der Gegenwart eine so durchaus ceremonienwidrige Scene, wie den Schluß des zweiten Actes schreiben konnte. War den versammelten Ständen legt Ihre Majestät die Krone nieder und krönt ihren Vetter Karl Gustav. Was geschieht nach dieser feierlichen Handlung? Die Stände bitten inständig Ihre Majestät, sie möchte doch die Krone wiedernehmen; ein bäuerlicher Abgeordneter, dessen schlichter Sinn dadurch bezeichnet wird, daß er die Königin beständig „liebes Fräulein“ nennt, hält zu dem Behufe eine längere Rede, und als auch diese wirkungslos bleibt, macht der neu gekrönte König seiner Verwandten — immer vor den versammelten Ständen — eine heftige Liebeserklärung und bittet sie, den Thron mit ihm zu theilen; Christine gibt — wieder vor den versammelten Ständen — dem königlichen Freier einen Korb und stürzt im äußersten Seelenschmerze in so übertriebener und keineswegs majestätischer Hast davon, daß die Pagen, welche ihre Schleppe tragen, rathlos auf der Bühne bleiben müssen. Wie habe ich eine Majestät so rennen sehen. Schien mir in diesem Punkte das Ceremoniell zu wenig gewahrt, so war es an andern Stellen entschieden zu viel. Ich halte es für überflüssig, daß die Königin den Wortlaut ihrer Verzichtsurkunde, vielleicht stilarisch getrieben, durch den Kanzler verlesen läßt; — was geht es uns an, welche Befugnissen sie sich vorbehält und welcher Jurisdiction ihre Dienerschaft unterworfen sein soll? — das zur Motivirung der Handlung Erforderliche hätte sich mein kürzer abmachen lassen. Außerdem trieb man in der Vorstellung eine starke Verschwendung mit Verbeugungen. Die Etiquette mag es gebieten, daß jede Person bei ihrem Auftreten und Abgehen sich an der Thüre und vor Ihrer Majestät sehr tief und sehr langsam verneigt; dramatisch ist es jedenfalls nicht, wenn eine leidenschaftlich erregte Scene durch eine tiefe Doppelverbeugung eingeleitet und geschlossen wird.

Das Publicum nahm das Conrad'sche Trauerspiel sehr freundlich auf; während der Acte verharrte es in respectvollem Schweigen und nach den Actschlüssen applaudirte es herzlich. Die Hauptdarstellerin, Frau Swoboda, eine schöne Blondine mit sehr umfangreichem, sehr kräftigem aber nicht sehr wohlklingendem Organ, wurde vielfach gerufen. Die Ausstattung war glänzend, die Costüme der Hauptdarsteller fielen durch ihre ungewöhnliche Pracht sogar auf; nur wäre dem Nationaltheater eine neue Donnermaschine zu wünschen.

In Summa: trotz vieler Mängel die respectable, sorgfältige Arbeit eines gebildeten, das Gute erstrebenden Mannes. Und nun möchte ich mit einem Citate schließen, das wenn auch nicht ganz, so doch ungefähr paßt. So macht es ja Genfichen auch. In seinem großen Buche würde ich gewiß die Worte des Beaumarchais aus Goethes „Clavigo“ finden: „Nirgend, nirgend in der Welt mangelt es an theilnehmenden, beistimmenden Seelen, wenn nur einer auftritt, dessen Umstände ihm völlige Freiheit lassen, all seiner Entschlossenheit zu folgen. Und o meine Freunde! ich habe das hoffnungsvolle Gefühl: überall gibt's treffliche Menschen unter den Mächtigen und Großen, und das Ohr der Majestät ist selten taub; nur ist unsere Stimme meist zu schwach, bis dahinauf zu reichen.“

Paul Lindau.

Musik-Cultus und allgemeine Bildung.

Briefe an den Redacteur der Gegenwart.

II.

Die Entstehung und Wirkung der Tonkunst ist von Philosophen und Culturhistorikern vielfach erörtert worden. Die neuere Philosophie und Aesthetik hat ihr die höchste Stelle unter den Künsten eingeräumt. Ich will versuchen, gerade von dem Standpunkte dieser Philosophie und Aesthetik ausgehend, den Widerspruch zwischen dem eigentlichen Wesen der Tonkunst und ihrem öffentlichen Cultus darzulegen; er ist fast nicht kleiner als der zwischen dem Wesen des Christenthums und den kirchlichen Religionsübungen.

Erlauben, Sie mir, verehrter Herr, einige Sätze der bedeutendsten neueren Philosophen anzuführen, die, wenn auch in der Meinung über den Ursprung der Tonkunst sehr verschieden, doch über ihre Wirkung, über ihre Beziehung zum menschlichen Geiste fast ganz übereinstimmen. Hegel nennt sie „die Kunst des Gemüthes“, die sich „unmittelbar an das Gemüth wendet“, er erklärt: „die Töne klingen nur in der Seele nach, die in ihrer ideellen Subjectivität*) zergeistet und in Bewegung gesetzt wird“ und weiter: „die Musik befängt das Bewußtsein, das seinem Objecte mehr gegenüber steht, und im Berluste seiner Freiheit von dem fortfluthenden Strome selbst fortgerissen wird**).“ Schopenhauer — ich führe ihn gleich hier an, weil er Hegels erbittertster Gegner war — meint: „die Musik ist keineswegs Abbild der Ideen, sondern Abbildung des Willens, dessen Objectivation die Ideen sind“, ja er behauptet sogar, daß die Musik mit der größten Bestimmtheit und Wahrheit das „Ansich“ der Welt, den Willen ausspreche, an einem andern Orte sagt er freilich, das „Ansich“ der Welt, der Wille sei ein stetes Leiden, theils schrecklich, theils jämmerlich! Bischer sagt: „Ich vernehme nur mich selbst, wenn ich gestimmt bin, ich bin nur bei mir ꝛc. ꝛc.“ „Jeder Zuhörer glaubt die besonderen Geheimnisse seiner Brust aufgeschlossen“. Dr. Hanslick in seiner geistvollen, scharf analysirenden Broschüre „vom Musikalisch-Schönen“ bestreitet der Musik viele ihr von Philosophen und Musikern zugestandenen Eigenschaften, gibt aber doch zu, daß sie „starke Gefühle aus ihrem Schlummer wachsingt***)“

*) Gibt es auch eine nicht ideelle Subjectivität der Seele?

**) Dieser Satz ist sehr wichtig: Verlust der Freiheit des Bewußtseins im Kunstgenusse!

***) Wie der Sturmwind durch die Lüfte saust,
Man weiß nicht von wannen er kammt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
Also des Sängers Lied erschallt
Und weckt der dunklen Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Schiller.

Digitized by Google

und „in süße und schmerzliche Stimmungen einzuleiten“, daß „ihr Reich nicht von dieser Welt“ ist u. s. w. Man mag nun alle diese Sätze prüfen und deuten wie man will, so wird kein anderes Resultat folgerichtig erzielt, als daß die Musik vorzugsweise die Kunst des innern Lebens ist, daß sie in ihrer höchsten, reinsten Wirkung das Unsichtbare, Unbeschreibliche, das nicht Gedachte, nur Empfundene wiedergibt, daß also die höheren Seelenstimmungen ihre Hauptdomäne sind, an welche nur die solcher Stimmungen Fähigen dringen, daß sie nicht die Kunst des öffentlichen, sondern des innersten Lebens ist; — wie verträgt sich aber diese ganz richtige Theorie mit der Praxis, daß die Musik gerade die am meisten öffentlich ausgeübte ist, daß sie das gemischteste Publicum anzieht, und daß sie vom eleganten Salon bis herab zu den Bier- und Rauch-Concert-Localen, zu den schrecklichen Lieder-Kneipen entwürdigt werden kann wie keine andere Kunst? Sollte nicht zuletzt doch die Kunst höher stehen, welche des Menschen bewußte Gefühle schildert, des Menschen Leben und Handeln im geistigen Gewande vorführt, die überall dem Beschauer in jedem Locale einen äußerlichen Anstand aufzwingt und die nie unter eine gewisse Stufe herabgedrückt werden kann, deren gemeinste Vertreter, sobald sie bei der unsittlichen Niedrigen Posse angelangt sind, stehen bleiben und die Musik zu Hilfe rufen müssen, um tiefer hinabsteigen zu können, weil sie mit der „Dichtkunst“ allein den gesäherlichen Weg selbst ihrem Publicum gegenüber einzuschlagen nicht wagen? Sollte man nicht glauben müssen, daß, wenn die Gebildeten oder auch nur die Schaulustigen einer Nation sich versammeln, um in irgend einer Kunstleistung Genuß oder Zerstreuung zu finden, sie vor allem die wählten, die sie aus sich selbst am richtigsten beurtheilen können, von der ihr Nachdenken, ihre bestimmbaren Gefühle angeregt werden, und daß, wenn sie das Bedürfniß fühlen, sich vom Treiben des Tages ganz abzuwenden, die reinsten von jedem äußerlichen Zusatze befreiten Regungen des Gemüthes in sich wirken zu lassen, sie das nur im Kreise ganz gleich Gesinnter und gleich Fühlender, und im Andern der Tonarten suchen müßten, welche die Kunst in ihrer ungetrübten Reinheit vertreten, also in der Instrumental-Musik? Vielleicht wird hier mancher Leser denken, daß doch die Oper Drama und Musik vereine und die Wagner'schen Opern die Frage vom höchsten Kunstwerke am entschiedensten lösen. Ich habe hier nicht die Besprechung des Werthes dieser Schöpfungen zu liefern, dagegen muß ich sehr bestimmt von der Wirkung auf das Publicum, von dem Cultus, den dieses ihnen weiht, reden, und da darf ich wohl den Wagnerianer vom reinsten Wasser fragen: welche Theile der Wagner'schen Opern erregen den größten Enthusiasmus, den stürmischsten Beifall des Publicums? Sind es die melodiösen und manche gewaltige Chöre, wo das Wort ganz untergeht in der Tonmasse oder sind es etwa die Theile, in denen die Principien Wagners vom bestimmtesten Ausdruck zur Geltung gelangen sollen, also die rein recitativischen? Hat das Publicum den instrumental so tobsucht wirkenden „Ritt der Walkyren“ und Siegmunds „Liebeslied“ mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen oder den Feuerzauber und die Gespräche zwischen Wotan und der Königin oder zwischen ihm und Brunhilde? Ja ich gehe noch weiter, ich frage: Kann die Oper je das Drama ersetzen? Wird je der singende Held die sittlichen Conflicte, die tragische Nothwendigkeit, die erhebende oder alle bewußten Gefühle aufwühlende That vor und entwickeln, wie der sprechende? Hat nicht Wagner selbst das erkannt, indem er die mythischen Helden deutscher Geschichte, die er früher vorgeführt, nunmehr ganz aufgibt, und sich der nordischen Götter-Sage zuwendet, die ihm volle Freiheit gewährt, alle Gesetze der poetischen Darstellung menschlicher Gefühle und Leidenschaften und Handlungen unbeachtet zu lassen? Läßt sich nicht unerschütterlich feststellen, daß nicht in der Oper die höchste reinste künstlerische Wirkung erzeugt werden kann, sondern nur in der Instrumental-Musik, und dann im Liede und im Oratorium, die nicht Thaten, nicht sittliche dramatische Conflicte, sondern seelische Stimmungen schildern, und der empfindenden Phantasie jedes einzelnen Hörers die weiteste Entfaltung gewähren?

Und nun komme ich wieder zur Hauptfrage: Ob der jetzige allgemeine Cultus der Musik der höheren künstlerischen Wirkung, welche die Musik vor andern Künsten erzeugt, oder andern Motiven zuzuschreiben ist?

H. Eberlich.

Notizen.

Mit dem Ende November vollzogenen Pairsschub als erster Operation hatte das Herrenhaus sein Interesse keineswegs verloren. Die Abgeordneten müssen sich vielmehr gar sehr zusammennehmen, soll ihnen die wunderliche preußische Lordschaft nicht in der Theilnahme des Publicums den Rang ablaufen. Von einer Kammer, einer parlamentarischen Körperschaft, wird man nicht wie von den Frauen sagen können, daß diejenige die beste ist, von welcher am wenigsten gesprochen wird. Das Herrenhaus ist wirklich schon seit Wochen, ob im guten oder schlimmen Sinne, in jedermanns Munde. Und wie in der Hauptstadt, so in der Provinz. Will eine behäbig eingerichtete Familie aus Pommern oder Ostpreußen einige Monate der Saison in Berlin zubringen, so werden nach der Ankunft sofort Billets für die Oper und das Herrenhaus bei dem Portier des Hôtels bestellt. Schon in der ersten Sitzung nach der Wiederaufnahme der Arbeiten war auf der Tribüne des Herrenhauses mancher neugierige Mädchenkopf bemerkbar. Eine junge Dame in unserer Nähe erkundigte sich eifrig nach den neuen Pairs und als ihr Begleiter, augenscheinlich ein kundiger Berliner, sie gezeigt, war die Verwunderung groß, daß die Herren so alt wären! Die früher befestigten Junker setzen allerdings ungleich vermittelter aus, erinnern aber doch mehr an im Zerdrücken begriffene Nagelfluh, als an harten Granit. Was ist nicht auch alles über diese Köpfe hinweggegangen! Zuerst starb ihr Meter aus des Vaterlandes, Kaiser Nicolaus, um welchen Herr v. Gerlach noch heute eine sentimentale Trauer trägt. Preußen war von dem russischen Scheinpflaz emancipirt und unsere Feudalen sahen schon damals mit schwerer Beklommenheit die Zeit kommen, wo Preußen nicht mehr das fünfte Rad am Wagen der europäischen Pentarchie darstellen, wo man bei irgendwelchen Vorgängen der Weltgeschichte sich gelegentlich auch erkundigen werde, was man in Berlin dazu sage, und nicht mehr nur, wie man in Petersburg, Wien, Paris und London darüber denken möge. Dann erschien die neue Aera mit einem liberalen Ministerium zwar etwas schwächlicher Constitution, aber doch mit dem Nachtheil behaftet, daß der verhaßte Mittelstand sich in der Kunst des Regierens übte und die Leute an den schlimmen Gedanken gewöhnte, daß man auch ohne die Alleconservativen fertig werden könne. Jetzt kam eine glückliche Episode. Ein mäkelscher Junker, Fleisch vom Fleisch der Feudalen, wenn auch zufällig nicht Geist von ihrem problematischen Geiste, trat an die Spitze der Geschäfte. Er debutirte mit einigen dem Bonapartismus abgelernten Preßverordnungen, zankte sich heftig mit der Kammer herum und es schien eine Zeitlang wirklich, als sollte der Conflict zur Staatsinstitution erhoben werden. Aber es war nur ein kurzer schöner Traum. Das Unglück wollte, daß der König von Dänemark an der Rose starb und der künftige Reichskanzler den Punkt des Archimedes gefunden hatte, von welchem aus er das alte Deutschland aus den Angeln heben konnte. Auf die dänische Execution und die Parentsche von Gastein folgte der Bruderkrieg von 1866, der Oesterreichs Herrschaft nach Metternich'scher Schablone hier zu Lande ein Ende mit Schrecken bereitete, ein halbes Dutzend kleiner Throne wie Kartenhäuser umwarf und den Nordbund sowie das seit dem tollen Jahre unerhörte allgemeine Stimmrecht unter dem überwältigenden Nachhall des Waffenlärms von den preußischen Kammern, inclusive dem darüber innerlich raisonnirenden Herrenhause, conterfeiniren ließ. Schlag auf Schlag fielen Lippe, später Mühler nebst der anmuthig zwitterhaften Erscheinung, die im Widerspruch mit dem salischen Gesetz in den geweihten Räumen des Cultusministeriums segenspendend waltete. Nach jedem Kriege, auch nach dem französischen, der obendrein das auf anständigen Fortschritt angewiesene Reich entsetzen ließ, wurde er ärger. Bismarck stellt unergründlicher, jesuitenfeindlicher und nach einem liberalen Zukunftsministerium begehrlicher! Die kommende Zeit warf täglich längere Schatten voraus. Da ist es nicht zu verwundern, daß der Anblick der weiland so stolzen Recken im preußischen Oberhause einen kläglichen Eindruck macht. Die Herren mögen eine Zeit lang noch ihr gespenstisches Wesen treiben, den ersten Pairsschub zu verderben suchen und kurzsichtigen Zeitungspessimisten Stoff für Jeremiaden liefern, ihre Uhr ist doch abgelaufen und auf der Thür des Herrenhauses wird bald mit einer kleinen Variante der Dante'schen Devise zu lesen sein: Lasciate ogni speranza voi che uscite!

Digitized by Google

Zur guten Stunde. Gesammelte Volkserzählungen von Berthold Auerbach. In 2 Bänden. Stuttgart, bei Carl Hoffmann. „Liebt man denn noch?“ So fragte einst ein alter kranker Maler, der, Jahre lang von der Außenwelt abgeschieden, plötzlich ein tolles Liebesabenteuer aus seiner näheren Umgebung erfuhr. „Lieb man denn noch?“ So möchte man manchmal in dem lauten Marktgetriebe unserer Tage fragen. Gibt es noch eine anbächtige Gemeinde für die Erzeugungen des Genius? Oder ist auch das Publicum auf jene Stufe herabgesunken, wo der Literat dem Gründer die Hand reicht? Unzweifelhaft gehört es heuer zu den „Journalistischen Sitten“, daß alles, was von bedeutenden Schriftstellern ausgeht, von Männern, auf welche die Nation stolz ist, mit den schärfsten Maßstäben der Kritik gemessen wird, während die handwerksmäßige Production von Dutzend-Waaren der wärmsten und herzlichsten Aufnahme sicher ist.

Vielleicht hat darum der weitklinge Stuttgarter Verleger das neue Sammelbuch unseres großen schwäbischen Volksdichters unter den Weihnachtsgaben einzuschmuggeln versucht und so in die Wüste süßlich frömmelnder oder geistlos prunkender Illustrationswerke eine Oase gepflanzt. Wahrlich, die Collegen sind nicht zu beneiden, welche die Weihnachts-Wanderungen durch die Literatur anzustellen haben; es muß ihnen nach jeder solchen Pilgerfahrt zu Muthe sein, als ob sie ein Gericht Pommade mit Syrup verschlungen hätten. Zur guten Stunde erscheinen also die zwei dicken, von den ersten Meistern prachtvoll illustrirten Bände, welche der Verfasser in einem andren Sinne „Zur guten Stunde“ getauft hat. Es sind darin sämmtliche Erzählungen, lang und kurz, groß und klein, die Auerbach in den letzten Jahrzehnten etwa vor der Erfüllung des neuen Deutschen Reiches für seine „Volkskalender“ unter der Stimmung und Tendenz des Tages geschrieben hat. Alle patriotischen und fast alle humanen Bestrebungen der eben verflossenen und schon so weit hinter uns liegenden Zeit sind darin vertreten, und zwar selbstverständlich in der lebendigen, anschaulichen, concreten Weise des volksthümlichsten und verbreitetsten Erzählers unserer Literatur-Epoche. Mit seinen bescheidenen Anfängen an Hebel anknüpfend, hat Auerbach allmählich das ganze Gebiet des deutschen Geistes umfaßt und das Wort bewahrheitet, daß das Beste für das Volk gerade gut genug ist. So gründet er sein Evangelium der Humanität nicht auf religiöse oder gar kirchliche Voraussetzungen; nirgends, wo er sich mit dem Volke zu vermitteln sucht, wird er deshalb der Philosophie untreu, deren stolzbewußter Jünger er ist. — Was die Form betrifft, so sind in diesen Erzählungen alle Regeln, alle Geheimnisse der vollendeten Epik zur Anwendung gebracht. Gerade in dem abgeschlossenen Rahmen der einfachen Erzählung offenbart sich sein eigentlicher Genius, dessen wahre Kraft in der Vertiefung seelischer Vorgänge, in der psychologischen Zergliederung besteht. Ein Seelengemälde, wie die Geschichte des Brandstifters Diethelm von Buchenberg, hat in unserer Literatur wenige seines Gleichen; in minder tragischer Färbung leistet zum Beispiel „Die Stiefmutter“ in den vorliegenden Bänden ähnlich Vollendetes. Hier ist sein eigentliches Feld; er braucht nicht die Puppen der Hof- und Staats-Komödie tanzen zu lassen. Wo er es thut, schauen wir verstohlen nach der Thür, ob sie sich nicht für die Amme oder den Rekruten aus dem Dorfe öffnet. An solchen Figuren übt er seine volle Kunst, an ihnen offenbart er seinen sittlichen Ernst. Dagegen dienen ihm in den höchst ergötzlichen komischen Geschichten, wie dem „Hofmops“, dem „gesungenen Gevatter“, die höheren Stände vortrefflich. Uebrigens sind seine Erzählungen nur zum kleinen Theile eigentliche Dorfgeschichten; in das Leben und Weben des arbeitsamen und den idealen Strebungen nicht entfremdeten Bürgerthumes führt er uns mit derselben liebevollen Treue ein, wie er uns einst ein Stück niederen Volkslebens offenbart hat. Doch genug davon! Es reicht wohl hin, dieses Buch genannt und bezeichnet, um es empfohlen zu haben.

* * *

Trotz der trostlosen Zustände, die schon seit langer Zeit in Spanien herrschen, scheint der sprüchwörtliche spanische Stolz sich noch auf der alten Höhe erhalten zu haben. Eine spanische Zeitung schreibt: „Wenn wir noch zwei Revolutionen haben, dann werden wir ebenso tief sinken wie die Franzosen.“ Wie mag einem guten Franzosen dabei zu Muthe sein, wenn sich sogar Spanien ein derartiges Urtheil über die ruhmreichen Republikaner des Herrn Thiers erlaubt?

Weihnachtsliteratur.

Aus dem Verlage von J. J. Weber in Leipzig liegt uns eine Anzahl hübsch ausgestatteter und sowohl unterhaltender als belehrender Jugendschriften vor. Sie führen folgende Titel:

Friedrich Gerstäcker, der Weltgereifte. Ein Lebensbild der deutschen Jugend vorgeführt von August Carl (Gera 1873).

Der junge Abenteurer. Eine unterhaltende und lehrreiche Geschichte für die Jugend von August Carl (Gera 1872).

Wunderblumen. Märchen für große und kleine Kinder von Pauline Schanz (Gera 1873).

Kinderleben. Nach den zwölf Monaten, in Wort und Bild von Leonhard Diefenbach. Holzschnitte von Eduard Ade in Stuttgart (Gera 1872).

Aus dem Verlage von G. Grote in Berlin

geht uns eine größere Anzahl von neuerdings herausgegebenen Werken zu, die sämmtlich die wärmste Empfehlung verdienen, da sowohl ihr Inhalt wie die reiche und künstlerisch geschmackvolle Ausstattung nichts zu wünschen übrig lassen.

Die prachtvollste unter diesen Weihnachtsgaben ist Goethes Hermann und Dorothea mit acht Bildern von Arthur von Ramberg. Berlin 1871. Es ist das ein Werk, das bezüglich der Ausstattung seines Gleichen sucht. Die Bilder sind Photographieen, welche Franz Hanfstaengl nach den Originalgemälden Rambergs angefertigt hat; der Text der einzelnen Gesänge beginnt mit kunstvollen Initialen von Caspar Scheuren, — Druck, Papier und Einband sind so vorzüglich, daß wir nicht wissen, was an dem ganzen Werke besser oder anders sein könnte, als es jetzt ist. Wir wiederholen: es ist das ein Werk, das seines Gleichen auf dem deutschen Büchermarkt noch nicht hat und dessen Herausgabe Herrn G. Grote als besonderes Verdienst angerechnet werden muß. Die Illustrirten Ausgaben von Hermann und Dorothea, welche bisher erschienen sind, bieten in ihren Illustrationen entweder nichts künstlerisch befriedigendes, oder aber die Bilder Kaulbachs, und diese sind trotz ihres sonstigen Werthes nicht die richtigen Interpreten der Goethe'schen Dichtung; der ideal-stirende und idealisirte Zug in ihnen läßt sie gegenüber den lebenswahren, fast materialistisch gezeichneten Gestalten des Dichters fremdartig erscheinen. Sie stellen andere Personen dar, als die, deren Schicksale die Dichtung schildert. Rambergs Bilder aber sind aus dem vollen Verständniß des Dichters, aus der Auffassung seiner Schöpfung in ihrem eigentlichen Wesen entsprungen; es ist nicht möglich die Personen, welche Goethe sprechen und handeln läßt, greifbarer, — und doch durch einen poetischen Anhauch verschönt —, lebenswahrer darzustellen als Ramberg dies gethan hat; es ist nicht möglich den Genuß, den „Hermann und Dorothea“ dem Leser gewähren, mehr zu vervollkommnen, wie dies geschehen ist, als G. Grote seiner Ausgabe der Dichtung die photographischen Nachbildungen der Rambergschen Bilder beigab.

Auch die Ausgabe von Goethes sämmtlichen Werken (Berlin 1871) mit Illustrationen von Ludwig Pietsch, Ferdinand Pilotty u. A. ist recht verdienstvoll, sowie die unter der Leitung von Eduard Grisebach veranstaltete Ausgabe von G. A. Bürgers Werken (Berlin 1872). Man darf mit Recht diese Ausgabe als die erste kritische bezeichnen, da sie Bürgers eigenen Wunsch: „Es möge das echte poetische Gold seiner Gedichtsammlung, welches vermuthlich nur wenige Bogen fasse, ausgebrannt und von den Schlacken gereinigt werden, welche deutschen Geist und Geschmack vor Gegenwart und Zukunft entehren könnten —“ mit redlichem Eifer zu erfüllen bestrebt ist. Besonders werthvoll ist die biographisch-literarische Skizze über Bürger, sowie die Briefe und Documente, welche Grisebach den „Gedichten“ voranschickt. —

Hauffs Lichtenstein mit Zeichnungen von Paul Thumann (Berlin 1868). Herders Cid (Berlin 1869) mit Zeichnungen von A. von Werner, Voß' Luise (Berlin 1867) mit Zeichnungen von Paul Thumann, Goethe, Hinkel und Gadeleia von Clemens Brentano mit Zeichnungen von Alexander Zick, — sind so gute alte Bekannte, daß wir hier nur auf ihr Wiedererscheinen in prächtigem neuem Gewande aufmerksam zu machen haben und jede weitere Empfehlung sparen können.

Digitized by Google

Neuer ist das von Friedrich Bodenstedt herausgegebene Album deutscher Kunst und Dichtung (Berlin 1872, II. Auflage). Es ist das eine mit großem Geschmack veranstaltete Sammlung von Gedichten, bei der auch das Werthvolle, das die Dichter unserer Tage geschaffen haben, nicht vergessen ist. Jedem der mitgetheilten Gedichte ist ein entsprechendes, von irgend einem der hervorragenden Künstler Deutschlands flammendes Bild beigegeben, so daß das ganze Werk seine Absicht, zugleich ein Album deutscher Kunst wie deutscher Dichtung zu sein, in schönster Weise erreicht.

In Diamantausgabe, mit hübschen Zeichnungen von Carl Hoff, Adolf Schmitz und E. Ehrentraut versehen, liegen uns vor: Lessing's Minna von Bornhelm, Hauff's Phantasien im Bremer Rathskeller und Andersens Bilderbuch ohne Bilder (Deutsch von E. Lobedanz, Berlin 1871).

Alle diejenigen, welchen es Vergnügen macht, sich im Schooße ihrer Familien und in der Nähe des behaglichen Ofens der Strapazen zu erinnern, die sie vor zwei Jahren zur Weihnachtszeit zu ertragen hatten, — und das wird wohl allen, welche den Feldzug von 1870—1871 mitgemacht haben, Vergnügen bereiten — machen wir auf zwei Erscheinungen auf dem Gebiete der Kriegsliteratur aufmerksam: es ist dies „der französische Krieg von 1870 und 1871, nach den besten Quellen, persönlichen Mittheilungen und eigenen Erlebnissen geschildert von G. Hiltl (Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing 1873), — und „der deutsch-französische Krieg von 1870—1871", von Dr. Hermann Fechner (Berlin, G. Grote 1872). Beides sind Werke, die, obwohl nicht auf rein amtlichen Quellen beruhend, dennoch einen Anspruch auf bleibenden Werth und vor allen anderen Erscheinungen auf diesem Gebiete neben der Treue auch die gediegene und dabei im höchsten Grade fesselnde Darstellung voraus haben. Bei beiden gleich lobenswerth sind die Ausstattung, die Illustrationen, Karten und Pläne.

Soeben bei Schluß der Redaction dieser Nummer kommt uns die vor ein paar Tagen im Verlage von R. Wagner erschienene erste Lieferung einer neuen Serie von Thomsonfotmiles der Hildebrandt'schen Aquarelle zu Gesicht. Wir möchten nur heute constatiren, daß diese fünf neuen Blätter den älteren, so allseitig bewunderten Abbildungen der berühmten Collection in künstlerischer Vollendung keineswegs nachstehen. Die Zartheit der Töne, die Tiefe und Treue der Wiedergabe ist wahrhaft erstaunlich. Wir werden dieser bedeutenden Publication in der nächsten Nummer eine eingehende Besprechung widmen; wir wollten nur nicht verfehlen, die Leser unserer Zeitschrift schon jetzt auf die herrlichen Blätter für die Weihnachtszeit aufmerksam zu machen.

Bibliographie.

König Phoroo. Ein komisches Epos in 4 Gesängen von Rudolf Gottschall. Leipzig 1873, Amelang's Verlag.

Molière's sämmtliche Werke in 2 Bdn. Herausgegeben von E. Schröder. Eingeleitet von Prof. Dr. H. Th. Rötscher. Leipzig, Philipp Reclam.

Friedrich Rückerts Kindertodtenlieder. Aus seinem Nachlasse. Frankfurt a/M. 1872, J. D. Sauerländer.

Die Försters frau. Ein erzählendes Gedicht von Gustav Duill. Leipzig. Moritz Rudl.

Johannes Guttenberg. Epische Dichtung von Adolf Stern. Leipzig 1873, J. J. Weber.

Hepp, Hepp! oder die Meistersinger von Nürnberg. Große confessionell-socialdemokratische Zukunftsoper ꝛc. von Richard. Sprenberg, W. Erbe.

Adelpha. Gedichte des Brüder Christian und Theodor Kirchhoff. 2. Band. Altona 1872, Karl Theodor Schlüter.

Vom Rhein zur Loire. Reime aus dem Tagebuch eines preußischen Husaren, den Kameraden gewidmet. Berlin 1872, Vossische Buchhandlung.

Durch Nacht zum Licht. Ausgewählte vaterländische Dichtungen von Gustav Weck. Ratibor 1872, Friedrich Thiele.

Aus der Günther-Stadt. Gedichte von Robert Röhler, Mantell, Ritter, Woldau. Breslau 1873, Schletter'sche Buchhandlung (H. Stutsch).

Der Froschmäusekrieg. Aus dem Griechischen übersetzt von Ludwig Weißel. 2. Auflage. Gründeg, Leopoldsohn.

Bilder aus Preußens Vorzeit. Von Dr. William Pierson. Berlin 1872, Gebrüder Paetel.

Deutsche Frauen. Skizzen von Angelika v. Lagerström. 1. u. 2. Lieferung. Königsberg 1873, Akademische Buchhandlung.

Ludwig I. König von Bayern. Von Carl Theodor Heigel. Leipzig 1872, Duncker u. Humblot.

Die Bedeutung der Sedan-Feier. Festrede von Dr. A. Ellissen. Göttingen 1872, Hans Ellissen.

Von Algier nach Tunis und Constantine. Von Otto Schneider. Dresden 1873, Schönfeld's Buchhandlung.

Das Spiel von den zehn Jungfrauen. Vortrag von Reinhold Bechstein. Rostock 1872, Ernst Kuhn.

Der französische Krieg von 1870 und 1871. Von Georg Hiltl. Dritte Abtheilung. Bielefeld und Leipzig 1872, Velhagen und Klasing.

Illustrirter Kalender für 1873. Leipzig 1872, J. J. Weber.

Deutsche Nationalbibliothek. Band IV und IX. Niedersächsische Geschichten von Dr. Wachsmuth. Deutsche Kaiser von Karl d. Gr. bis Maximilian von Georg Woltz. Berlin, Henschel.

W. J. A. Jonckbloets Geschichte der niederländischen Literatur. Deutsch von Wilhelm Berg. 2 Bde. Leipzig 1870, F. C. W. Vogel.

Allgemeine Geschichte der Literatur, ein Handbuch in zwei Bänden von Johannes Scherr. 4. Auflage. Stuttgart 1872, Cart Conradi.

Die Technik des Dramas von Gustav Freytag. Zweite Aufl. Leipzig 1872, S. Hirzel.

Meyers deutsches Jahrbuch. Herausgegeben von Otto Dammer. Erster Jahrgang. Hildburghausen 1872, Bibliographisches Institut.

Aristoteles' Politik. Erstes, zweites und drittes Buch mit erklärenden Zusätzen in's Deutsche übertragen. Von Jacob Bernays. Berlin 1872, Wilhelm Herz.

Protestantenbibel neuen Testamentes. Herausgegeben von Paul Schmidt und von Holtzendorff. (Erste Hälfte.) Leipzig 1872, J. A. Barth.

Zur Schulreform. Von Beck. Berlin 1872, F. Henschel.

Anti-Materialismus oder Kritik oder Philosophie des Unbewußten. Von Dr. Ludwig Weis. Dritter Band. Berlin 1873, F. Henschel.

Gott im Lichte der Naturwissenschaften. Von Philipp Spiller. Berlin 1873, Denicke's Verlag.

Ueber die Grenzen des Naturerkennens. Vortrag von E. Du Bois-Raymond. Leipzig 1872, Veit u. Co.

Der Religionsunterricht in Deutschlands Schulen. Von Fritz Schulze. Jena 1872, Mouke's Verlag.

Der Rechtsstoot von Rudolf Gneist. Berlin 1872, Julius Springer.

(Wird fortgesetzt.)

Dieser Nummer liegen Anzeigen der Verlagsbuchhandlungen von B. G. Teubner und Alphons Dürr in Leipzig bei.

Digitized by Google

Inserate.

Neuester Verlag von **Duncker & Humblot** in Leipzig.

L. von Ranke, Abhandlungen und Versuche. I. Band. Inhalt: Die grossen Mächte. — Zur Kritik preussischer Memoiren. — Zur Geschichte der politischen Theorien. (Die Idee der Volkssouveränität in den Schriften der Jesuiten) u. s. w. Ein Band. gr. 8°. Preis 2 Thlr. 4 Sgr.

L. von Ranke, Sämmtliche Werke. Zweite Gesammtausgabe in ca. 40 Bänden à 1⅔ Thlr. Band I enthaltend: „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" ist bereits erschienen.

L. von Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. Deutsche Geschichte von 1780—1790. 2 Bände. gr. 8°. 5 Thlr. 18 Sgr.

Beckers Weltgeschichte (bis auf die neueste Zeit.) 20 Bde., eleg. geb. Preis 17½ Thlr. Klare Sprache, unparteiische Darstellung, anziehende Form, grösste Vollständigkeit sind anerkannte Vorzüge dieser Weltgeschichte.

Ludwig I. König von Bayern, von C. Th. Heigel. Ein Band. gr. 8°. broch. 2⅔ Thlr. Eleg. geb. 3 Thlr.

Moscheles Leben. Herausgegeben von seiner Frau. 2 Bände. Einfache Ausgabe broch. à 2 Thlr. Photogr. Ausgabe geb. à 2 Thlr. 16 Sgr.

Peter der Grosse. Russland unter Peter dem Grossen, herausgeg. von Prof. Herrmann in Marburg. gr. 8°. Preis broch. 28 Sgr.

Hanserecesse und andere Acten der Hansetage von 1256—1430. Band I und II. Lex. 8°. Preis à 4 Thlr.

Geschichtsblätter Hansische. Herausgeg. vom Verein für Hansische Geschichte. I. Jahrgang. (Organ des Vereins.) Preis 1⅓ Thlr.

Winkelmann, Philipp v. Schwaben und Otto IV. von Braunschweig. (Jahrbücher d. deutschen Geschichte.) I. Band. gr. 8°. Preis 4 Thlr.

Höhlbaum, Bartholomäus Hönckes Jüngere livländische Reimchronik. gr. 8°. Preis 20 Sgr.

Watterich, Germanen des Rheins, ihr Kampf mit Rom und der Bundesgedanke. gr. 8°. Preis 1 Thlr. 18 Sgr.

Krebs, und die kurpfälzische Politik am Beginn des 30jährigen Kriegs. gr. 8°. Preis 28 Sgr.

Huber, Johannes, Biographische Skizzen und kulturhistorische Aufsätze. Eleg. broch. 2 Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 10 Sgr.

Musikerbriefe, herausgeg. von Nohl. Zweite vermehrte Ausgabe. Preis eleg. geb. 2 Thlr.

E. von Cosel, Geschichte des Preussischen Staates unter den Hohenzollern'schen Fürsten. Band I—V. (in 7 Bänden complet). Preis pro Band 1⅘ Thlr.

Gewissensfreiheit, die, in den Ostseeprovinzen Russlands. Von L. von Wurstemberger, Mitglied der Evangel. Allianz. gr. 8°. Preis 3 Thlr.

Evangelische Allianz, die, und Herr von Tischendorf. Von L. von Wurstemberger. gr. 8°. broch. 10 Sgr.

Bekehrungen, livländische, wie sie Hr. Samarin erzählt. Dem Russisch. entnom. von E. v. Sternberg. gr. 8°. Preis 1 Thlr. 18 Sgr.

Arbeitergilden der Gegenwart von Lujo Brentano. I. Zur Geschichte der Engl. Gewerkvereine. gr. 8°. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Die Wohnungsnoth. Ihre Ursachen, Wesen u. Abhülfe. Von E. Engel, Geh. Ober-Regierungsrath, Dir. d. Statist. Bureau in Berlin. gr. 8°. Preis 20 Sgr.

Arbeitergilden der Gegenwart von Lujo Brentano. II. Zur Kritik der Englischen Gewerkvereine. gr. 8°. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

Das deutsche Handwerk und die sociale Frage. Beiträge zur Lösung der Arbeiterfrage v. J. F. H. Dannenberg. gr. 8°. Preis 24 Sgr.

Englische Arbeiterbewegung. Zur Geschichte der Englischen Arbeiterbewegung im Jahre 1871. gr. 8°. Preis 16 Sgr.

Privates Grundeigenthum. Die Abschaffung des privaten Grundeigenthums v. Prof. Dr. A. Wagner in Berlin. gr. 8°. Preis 12 Sgr.

Die Verhandlungen der

Eisenacher Versammlung zur Besprechung der socialen Frage.

Auf Grund der stenographischen Niederschrift herausgegeben vom Ständigen Ausschuss.

gr. 8°. In Umschlag brochirt. 17 Bogen. Preis 1⅙ Thlr.

Vorräthig in sämmtlichen Buchhandlungen.

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 21. December 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Zur Charakteristik und Kritik des preußischen Herren-Hauses und des neuesten Pairsschubs. Von Johannes Berg. — Geständnisse und Bekenntnisse französischer Staatsmänner. Herr Adolph Thiers. — Ein deutscher Offizier. Von Karl Braun-Wiesbaden. (Fortsetzung.) — Literatur und Kunst: Joseph Cavigs bei Braumarchais und Goethes „Clavigo". Von Paul Lindau — Ein nachgelassenes Werk von Carl Twesten. Von H. B Oppenheim. — Aus weiter Ferne und aus deutscher Heimat. Von Ludwig Pietsch. — Notizen. — Weihnachtsliteratur. — Inserate.

Zur Charakteristik und Kritik des preußischen Herren-Hauses und des neuesten Pairsschubs.

— „Nein, aber dieser Graf Münster! So ein Hannoveraner! Gehört zu den Freiconservativen, schwärmt für die Kreisordnung und sogar für die Reform des Herrenhauses, und dabei hätte er doch gerne den Pairsschub hintertrieben, und wenn derselbe nicht noch mehr abgeschwächt wurde — nämlich der Pairsschub —, so ist es gewiß nicht die Schuld dieses hannover'schen Grafen, dieses Phantasten, dieses Romantikers. Er sollte lieber bei seinem Kochbuch und seinem Fischerei-Verein bleiben. In einem und demselben Athem hält er Reden für Herrenhausreform und weint zugleich blutige Thränen über den neuesten Pairsschub. In der That, ich kann nicht begreifen" —

Diese Rede hielt mir heute ein strammer märkischer Demokrat, „gottesfürchtig und dreist", wie diese kluge, zähe und harte Race ist. Ich hatte ein Citat aus „Maria und Magdalena" auf der Zunge, um ihm auf sein „Ich begreife nicht" zu antworten; allein ich verschluckte es wieder und versuchte, mich mit ihm auf dem Wege der Erörterung auseinanderzusetzen.

Mein Märker wußte keinen Unterschied zwischen dem Grafen Münster und Herrn v. Kleist-Retzow. Und doch ist dieser Unterschied so groß und so handgreiflich. Münster ist der Repräsentant des süd- und westdeutschen Reichsadels und Kleist der Repräsentant des altpreußischen Landadels. Jener vertritt die „großen Herren" des Westen, und dieser die „kleinen Herren" des Osten. Beide schwärmen für das Herrenhaus, aber jeder denkt sich unter einem Herrenhaus etwas ganz anderes. Kleist-Retzow denkt dabei an die „Alten und Befestigten" aus Brandenburg und Pommern. Graf Münster an die weiland Reichs-Unmittelbaren, mit Reichs-Standschaft, aus den neuen, neueren und neuesten Provinzen.

Graf Münster hat schon zwei Brochuren geschrieben, in welchen er ein Herrenhaus für das Deutsche Reich verlangt. Er will den „deutschen Reichstag" zum Unterhaus machen und ihm ein Oberhaus auf die Nase setzen. Es fällt ihm aber im Traume nicht ein, die Herren Kröcher, Rochow, Köller, Platz, Krassow, Waldaw, Kleist und wie sonst die „Alten und Befestigten" heißen, in dies Oberhaus zuzulassen. Vielmehr sollen in demselben nur die jetzt regierenden Fürsten und die Mediatisirten sitzen, — die Grandseigneurs mit ihren großen Besitzungen, die sich schon seit Jahrhunderten in den Händen derselben Dynasten befinden. Was sind dagegen die pommerschen und märkischen „Alten"? Zu diesem „Alter" wird ja nichts erfordert, als daß ein Rittergut beschiedenen Umfangs (der Satz des römischen Rechts: „Bona non intelliguntur, nisi deducto aere alieno" scheint in der Herrenhaus-Matrikel keine Rolle zu spielen) sich seit fünfzig Jahren im Besitze einer und derselben Familie befinde. „Boh, fünfzig Jahre", denkt so ein Reichsunmittelbarer, der nach Jahrhunderten zählt, dessen Vorfahren schon bei den Kreuzzügen mitgezitten und jedenfalls auf irgend einer „Bank" im Reichstage zu Regensburg, hinter den kleinen achteckigen Fensterscheiben, gesessen, — „bah, fünfzig Jahre, — eine Spanne Zeit — Leute von gestern — wie langen wir doch schon als Studenten auf der Vandalen-Kneipe in Göttingen? Ich glaube:

„'Fünfzig Jahr' — eine kurze Zeit,
Ist noch lang keine Ewigkeit.
Ewigkeiten gibt's nicht viel.
Saufen ist kein Kinderspiel.""

„Und die „Befestigung"? Ja, was hilft die Befestigung, das Lehn, das Majorat, das Minorat, das Seniorat, das Fideicommiß, die fideicommissarische Substitution, oder wie sonst die aparte Erbordnung heißen mag, welche die Vererbung in männlicher Linie sichert, was hilft das, wenn das Gut selbst keinen Werth hat, wenn es in einer dünn bevölkerten, von Natur unfruchtbaren und wenig cultivirten Gegend liegt? Diese Befestigung ist ja für nichts verderblicher, als für die an Fläche großen, an Werth geringen Güter selbst. Man klagt in den alten Provinzen über Masse-Auswanderung. Sie hat ihre alleinige Ursache in der jetzigen Unmöglichkeit, die landwirthschaftlichen Arbeiter zu Grundeigenthümern zu machen. Wäre so ein kleiner Herr nicht „befestigt", dann könnte er von seinem Gute ein Sechstel seinen Tagelöhnern zutheilen, etwas später ein weiteres Sechstel parcelliren und veräußern und dann wäre der Rest, der ihm bleibt, doppelt so viel werth, als früher das Ganze. Er könnte dann seine schlimmsten Schulden bezahlen, behielte noch ein Stück Geld für Meliorationen übrig und seine Leute ließen ihm nicht mehr fort nach America. Wie soll uns also dieser alte und befestigte Grundbesitz imponiren?"

Darauf erwidert das pommer'sche und märkische Junkerthum:

„Was will dieser verlotterte vornehme Reichsadel? Zugegeben, daß wir nicht reich sind, aber wir sind Spartaner. Wir haben stets unser Fell ehrlich zu Markt getragen, zuerst

Digitized by Google

gegen die Hohenzollern und dann für die Hohenzollern; und wenn wir arm sind, so ist die Ursache in unsern Kriegsdiensten zu suchen, welche uns so oft der wirthschaftlichen Thätigkeit entfremdeten. Wir haben die Kosten der Befestigung Preußens getragen. Wir, die Junker, haben ja auch Bismarck gestellt. Und deshalb ist es in Ordnung, daß wir die erste Violine spielen. Deshalb wollen wir unsere Virilstimmen und unsere Polizei-Hoheit und unsere alten und befestigten Sitze im Herrenhause behalten. Wir sind der Staat, und wer an unsere Vorrechte tastet, der stürzt den Staat um. Après nous le déluge. Was versteht davon so ein fremder Herr aus den neuen Provinzen. Er ist erobert und hat zu schweigen."

Während sich aber so der mediatisirte Reichsadel und der Landadel untereinander streiten, kommt eine dritte Meinung auf, welche bedächtig fragt:

„Sollten sie nicht alle beide Recht haben, sowohl die Herren hüben, als die Herren drüben, sollten sie nicht beide unzureichend sein, ein preußisches Oberhaus zu bilden? Gewiß, die vormals Reichsständischen, die Salm und die Solms, die Stolberg und die Fürstenberg und wie sie weiter heißen, führen sehr gute Namen, aber die meisten kommen leider nicht und überlassen den kleinen Herren den Schauplatz; und wenn die Katzen nicht zu Hause sind, dann tanzen die Mäuse auf Tischen und Bänken. Was aber die präsentirten und berufenen Herren anlangt, sowohl die der „Domcapitel" und die der „Provinzial-Verbände der mit Rittergütern angesessenen Grafen", sowohl die der „Verbände der durch ausgebreiteten Familien-Besitz ausgezeichneten Geschlechter", als auch die der „Verbände des alten und befestigten Grundbesitzes", so läßt sich nicht leugnen, daß sich unter diesen „Herren auf Lebenszeit" einige Kräfte ersten Ranges befinden, aber danken sie das dem „Verband" und der „Präsentation"? Oder sind sie es auch ohne Das und trotz Dem? Und ist es nicht ein schreiendes Unrecht, daß man diese Kategorien vorzugsweise auf ein paar alte Provinzen beschränkt, daß die neuen Provinzen (Rheinland und Westphalen) wenig und die neuesten gar nicht vertreten sind? Ist das jetzige Herrenhaus mit seinen kleinen Herren, aus einigen Provinzen, nicht wesentlich eine Vertretung Preußens, wie es war zu den Zeiten von Olmütz? Hätten wir nicht heute ein Oberhaus nöthig für das Preußen, wie es ist, für das Preußen von Sadowa und Sedan?"

Nun ja, früher, als Preußen sich im Schlepptau entweder von Rußland oder von Oesterreich oder von beiden befand, da war es ja völlig in Ordnung, wenn die kleinen Herren behaupteten, sie hätten in dem Kaiser von Rußland einen „Vater" verloren, und wenn sie dem frommen Herrn von Gerlach, welcher heute seinen Beruf darin findet, den noch frömmeren Vätern aus der Gesellschaft Jesu Trost und Muth zuzusprechen und Kaiser und Reich zu schulmeistern, das schöne Lied nachsangen:

„Preußen und Oesterreich Hand in Hand,
Sonst geht alles aus Rand und Band!"

Zudem werden ja heutzutage selbst die Kriege und Schlachten nicht mehr mit „Ueberkoller, Lanzenspitze und Morgenstern" geführt, sondern mit der Zündnadel. Man siegt nicht durch Tollkühnheit, sondern durch Wissenschaft und Disciplin. Zuerst kommt, wie der große Graf Moltke sagt, das „Wägen" und dann erst das „Wagen". Und den Kriegsdienst leistet nicht ausschließlich die Ritterschaft, sondern das ganze Volk, das Volk in Waffen, welches Vertreter des Kriegs und Vertreter der Cultur in ein und derselben Person ist.

Von diesem Standpunkt aus fragt man sich:

Muß das preußische Oberhaus denn ein Herrenhaus sein, und namentlich ein Haus der kleinen Herren? und namentlich der kleinen Herren aus der Mark, welche behaupten, sie seien älter in der Mark, als die Hohenzollern. Was wahr ist, aber nichts beweist. Denn was war die Mark vor den Hohenzollern? Ein rauhes Land voll wilder Thiere und noch wilderer Menschen, eine abseits gestellte Streifandbüchse. Und was ist sie jetzt? Der Mittelpunkt Deutschlands. Und wodurch ist sie es geworden? Durch die Hohenzollern und durch die deutsche Cultur, welche letztere die Hohenzollern in's Land brachten und den widerborstigen kleinen Herren aufoctroyirten.

Muß das preußische Herrenhaus ein Ausdruck extremer Meinungen sein? Soll es ein Eisbock sein, oder ein Revisionscollegium? Ist nicht reiche Erfahrung und zuverlässige Geschäftskenntniß besser, als eine schroffe, einseitige Parteistellung? Fehlt nicht bei unserer Verfassung, wie sie jetzt ist, in Ermangelung des Staatsrathes, das Element der politischen und administrativen Erbweisheit, das Moment der legislativen Technik? Ließe sich der hohe Adel nicht mit diesem Element zu einem harmonischen Ganzen verbinden, wenn man den landsässigen Adel, d. i. die kleinen Herren, wir wollen nicht sagen: streicht, aber auf den Raum reducirt, welcher ihrer Stellung in dem großen Preußen, in dem Preußen von elf Provinzen, in dem Preußen an der Spitze Deutschlands, in dem von Oesterreich und Rußland emancipirten Preußen entspricht? Trägt nicht der neueste Pairsschub den Charakter eines Fühlers in dieser Richtung?

* * *

„Ist das alles, was Sie uns zu sagen haben?", fragt entrüstet der Leser, „bin ich dazu da, mich fragen zu lassen? Ich verlange Antworten, statt Fragen!"

Ja, verehrter Leser, für heute ist's alles. Ich bin zu bescheiden, um mir anzumaßen, für Sie zu denken, oder Ihre Meinung zu captiviren. Ich schreibe keine Denkschriften, sondern Schriften zum Denken.

Johannes Berg.

Geständnisse und Bekenntnisse französischer Staatsmänner.

Herr Adolph Thiers.

Der Wunsch von seinen Mitmenschen verstanden und richtig gewürdigt zu werden, ist unter gebildeten Leuten ziemlich allgemein verbreitet. Einfache, thätige, starke Männer werden leicht verstanden und fürchten gewöhnlich nicht verkannt zu werden. Sie wissen, daß sie nach gewissen festen Regeln und Vorschriften der Pflicht und Ehre leben und daß ihre Denkweise und Handlungen von vernünftigen Gesinnungsgenossen mit Sicherheit durchschaut und berechnet werden können. Das Bedürfniß, Aufklärung über sich selbst zu geben, macht sich daher nur selten bei ihnen geltend, und ihr eigenes „Ich" erscheint nur dann im Vordergrunde, wenn es durch die Umstände geradezu dahin gedrängt wird. Es liegt in ihrer Natur, Sachen „sachlich" zu behandeln, und sie sind es am Ende, die das Größte und Beste in der Welt vollbringen und dem allgemeinen Wohl am meisten nützen. Preußen besitzt in seinem großen, schweigsamen, einfachen Feldmarschall den vollendeten Typus eines solchen Mannes.

Schwache Menschen dagegen, deren Handlungen weniger durch ihre Denkweise als durch äußere Umstände bedingt werden, sind unberechenbar und fühlen sich fortwährend der Gefahr ausgesetzt, mißverstanden und verkannt zu werden. Es ist deshalb natürlich, daß sie gern jede Gelegenheit wahrnehmen, um Aufklärungen zu geben und Bekenntnisse zu machen. Sind diese Schwächlinge eitel und geistreich, was nicht selten der Fall ist, so erlangen sie durch fortwährende Uebung und mit der Zeit eine erstaunliche Gewandtheit in der unedlen Kunst der Selbstbeschönigung und werden schließlich vollendete Redekünstler, deren Sophistik die ungebildete Menge sowie Gefühlsmenschen aller Classen vollständig zu täuschen vermag. Das Urbild eines solchen Vertheidigers schlechter Sachen ist der eitle, schamlose, schwache, sentimentale Jean Jacques Rousseau. Der Verfasser der „Bekenntnisse" und der Sieger von Sedan sind so weit von einander

Digitized by Google

verschieden wie zwei Menschen dies überhaupt nur sein können: der erste ist der Mann von großen Worten und kleinen Thaten; der andere der Mann von großen Thaten und wenig Worten.

Der heutige Präsident der französischen Republik, Herr A. Thiers, hat achtungswerthe Eigenschaften, die dem berühmten Genfer Bürger fehlten. Aber wie die meisten seiner Landsleute hat auch er vieles mit Jean Jacques Rousseau gemein. Und wenn man bemerkt, wie Herr Thiers jeden Anlaß eifrig ergreift, um von sich selbst zu sprechen, sich selbst zu loben, seine Handlungen zu erklären und nicht selten zu beschönigen, so wird man unwillkürlich zu der Schlußfolgerung genöthigt, daß er ein schwächerer Mann ist, als es den Anschein hat, und daß kleinliche Eitelkeit, Besorgniß um den eigenen Ruhm und um das eigene Wohl die Haupttriebfeder seiner Handlungen ist.

Die große Bedeutung der Persönlichkeit des Präsidenten der französischen Republik soll durch dieses Urtheil keineswegs unterschätzt werden. Ein Staatsmann kann ungeheuren Einfluß auf das Geschick seiner Nation ausüben, ohne daß er deswegen ein großer Charakter sein müsse. Männliche Stärke ist zum Vollbringen großer Werke nöthig; aber schwache Frauenhände können hemmend und störend in das Rad der Geschichte eingreifen.

Die Thatsache, daß Herr Thiers augenblicklich an der Spitze der französischen Nation steht, genügt, um eine wichtige Persönlichkeit aus ihm zu machen. Deutschland hat nächst Frankreich das größte Interesse zu wissen, was der Chef der executiven Gewalt des unfreundlich gesinnten Nachbarstaates denkt, sagt und thut; denn obgleich Europa heute nicht mehr durch Frankreich beunruhigt werden kann wie dies früher der Fall war, so ist doch nicht zu leugnen, daß nach gewissen Richtungen hin die Politik Preußens durch die des Cabinets von Versailles bedingt wird.

Herr Thiers hat kürzlich die Gelegenheit wahrgenommen, sich über die Ursachen des Krieges auszusprechen und hat, wie er dies selten verfäumt, so oft er vor dem Publicum erscheint, sein „Ich" dabei in den Vordergrund geschoben. Eine aufmerksame Prüfung seiner Aeußerungen gibt deshalb nicht nur Auskunft über einige höchst wichtige Fragen, die in Frankreich noch immer böswillig und hartnäckig verkannt werden, sondern sie zeigt auch, in welchem Lichte der Präsident der Republik vor dem französischen Volke zu erscheinen beabsichtigt. Es wird demnach möglich die Grundlage der thierstisch-französischen Politik Deutschland gegenüber daraus zu kennen.

Die Commission, vor die Herr Thiers geladen war, um über die Acte der Regierung der Nationalvertheidigung Auskunft zu geben, führt den Namen: Enquête parlementaire sur les actes du Gouvernement de la défense nationale*). Auf die von dem Präsidenten der Commission, Herrn Saint-Marc Girardin, an ihn gerichtete Frage, was er über die Revolution vom 4. September wisse, antwortet Herr Thiers, daß er „mit dem Anfang anfangen wolle". Er entwirft darauf ein scharfes, klares Bild von dem Zustande Frankreichs unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges gegen Deutschland. „Die Kammer — so sagt Herr Thiers — bestand aus fünfzig Bonapartisten, aus fünfzig Republikanern und Constitutionellen und aus zweihundert ängstlichen, scheuen Conservativen, die in ewiger Furcht vor einer Revolution jedes Mittelu an der Macht der herrschenden Dynastie für gefährlich hielten. Als die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern aufgestellt wurde, war Herr Ollivier für Aufrechterhaltung des Friedens; der Kaiser selbst neigte nach dieser Seite. Unglücklicherweise befanden sich am Hofe einige leidenschaftliche Personen, welche es für nothwendig hielten, sich für den von den Preußen bei Sadowa errungenen Sieg zu rächen. Man versichert, daß die Kaiserin, von ihrem Sohne sprechend, zu verschiedenen Malen wiederholte: „Dieses Kind kann nicht regieren, wenn man das Unglück von Sadowa nicht wieder gut macht" (pag. 4). Die Nachricht, daß ein deutscher Prinz auf den Thron von Spanien zu steigen beabsichtige, rief deshalb eine ungeheure Aufregung hervor. Man glaubte die sehnlichst herbeigewünschte Gelegenheit, Preußen zu demüthigen, endlich gefunden zu haben. Die Haltung der französischen Regierung wurde in Folge dessen rücksichtslos und von unverzeihlicher Heftigkeit. Sie warf Preußen so zu sagen den Handschuh in's Gesicht, indem sie ohne irgend eine Erklärung abzugeben verlangte, daß die Candidatur Hohenzollern sofort zurückgezogen werde (pag. 6). Preußen, das zur Zeit nicht den Wunsch hatte sich mit Frankreich zu messen, gab nach. Die Urheber des unglücklichen Krieges wollen sich heute entschuldigen, indem sie sagen, daß Preußen den Krieg wollte, daß es sich seit langer Zeit darauf vorbereitet hatte und daß die hohenzollern'sche Candidatur herausbeschworen war, um eine Ursache zum Bruch mit Frankreich abzugeben. Nachdem ich Gelegenheit gehabt habe, mir über diese ganze Angelegenheit vollständige Auskunft zu verschaffen, erkläre ich hiermit, daß dies erlogen ist (que c'est là un pur mensonge p. 7). Frankreich hätte über das Nachgeben Preußens entzückt sein sollen (enchantée). Preußen zog sich zurück; aller Vortheil blieb auf unserer Seite; und wir hatten das Glück, nachdem wir einen großen Fehler begangen hatten, einen Triumph feiern zu dürfen. Das Unglück von Sadowa war dadurch gleichsam wieder gut gemacht (pag. 8). Die Freude des Herrn Ollivier über den errungenen Sieg war außerordentlich und zeigte sich ohne Reserve. „Seien Sie zufrieden, sagte ich ihm, und verhalten Sie sich nun ruhig." — „Machen Sie sich keine Sorgen, antwortete er mir. Wir halten den Frieden und er soll uns nicht wieder entgehen" — (pag. 8). Aber die Chefs der bonapartistischen Partei geberdeten sich wie Besessene. — „Die Minister würden elende Feiglinge sein, schrieen sie, wenn sie sich mit der bewilligten Concession zufrieden gestellt erklärten." Sie machten diese und ähnliche Bemerkungen ohne jede Zurückhaltung, ja sogar in Gegenwart der Minister selbst (pag. 8).

„Ich that", — so fährt Herr Thiers fort — „was nur in meinen Kräften stand, um die kriegerische Wuth der Bonapartisten zu bekämpfen. Ich sprach mit außerordentlicher Heftigkeit, ich keuchte, ich war in Schweiß gebadet. Ich bewies den Ministern, daß ein Krieg die Dynastie sowohl wie Frankreich zu Grunde richten würde, und ich ging endlich nach Hause immer noch hoffend, daß man sich mit der der preußischen Regierung abgedrungenen Concession begnügen würde (pag. 9). Auf den Boulevards herrschte ungeheures Leben, und — unerhörte Schande! — Banden von Polizisten durchzogen die Straßen und schrieen: „Nach Berlin! Nach Berlin!" — (pag. 9).

„Am nächsten Morgen erfuhr ich in der Kammer, daß die Regierung sich für den Krieg entschlossen habe. Ich versuchte vergebens zu erfahren, wie man zu diesem entsetzlichen Entschlusse gekommen sei. Niemand konnte mir auf meine Fragen eine vernünftige Antwort geben. Man wiederholte confuse Behauptungen, wonach der König von Preußen den französischen Botschafter tödlich beleidigt haben sollte. Ich fragte, worin diese Beleidigung bestände. Man antwortete mir: „Es ist unerträglich" (pag. 9).

„Wir haben seitdem aus Herrn Benedettis eigenem Munde erfahren, worin diese angebliche Beleidigung bestand: Der König von Preußen hatte unserm Botschafter einfach gesagt, daß er der ihm bereits gemachten Antwort nichts mehr hinzuzufügen habe; er hatte ihn darauf verlassen, ohne durch Wort oder Geste irgend etwas gethan zu haben, was den Charakter einer Unhöflichkeit hätte tragen können. Dies war die unerträgliche Beleidigung, die durch einen blutigen Krieg ausgewaschen werden sollte" (pag. 10).

Soweit die „Geständnisse" des Herrn Thiers. Seine Angaben enthalten zwar in dieser Beziehung des Interessanten noch vieles; aber dasselbe hat mehr Bezug auf die inneren Zustände Frankreichs als auf die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich und soll an dieser Stelle keiner weitern Prüfung unterzogen werden. Es genügt zu constatiren, daß die höchste Autorität von Frankreich, der Chef der executiven Gewalt, der Präsident der Republik, nachdem er die Frage über den Ursprung des Krieges gründlich geprüft hat, zu der Schlußfolgerung getrieben wird: daß Preußen den Krieg nicht gewollt habe und daß Deutschland gegen seinen Willen gezwungen worden sei das Schwert zu ergreifen, um seine Würde gegen die Angriffe der französischen Regierung zu vertheidigen.

Dies ist in Deutschland ziemlich allgemein bekannt und lehrt uns nichts neues. Aber in Frankreich war es noch bis vor kurzem ein Glaubensartikel, daß Preußen in hämischer, böswilliger Weise den ersten besten Vorwand ergriffen habe, um Frankreich zu einer Kriegserklärung zu zwingen. Auch einige englische, italienische und

*) Paris 1873 bei Germ. Bailliere. 1. Bd. 687 Seiten.

Digitized by Google

belgische Zeitungen haben es noch nicht aufgegeben, diese schlechte Thesis zu vertheidigen. Man darf ihnen allen nun mit Herrn Thiers antworten: c'est là un pur mensonge „Was Ihr da sagt, ist einfach erlogen".

Die Bekenntnisse des Herrn Thiers verdienen, wie seine Zugeständnisse, in Deutschland bekannt zu werden. Der Mann, der an der Spitze von Frankreich steht, des Staates, der noch nicht aufgehört hat uns als Feinde zu betrachten, ist unter allen Umständen eine interessante Persönlichkeit für uns.

Herr Thiers läßt, wie bereits gesagt, selten eine Gelegenheit vorübergehen von sich zu sprechen, und hat es in der Kunst der Selbstverherrlichung gewiß so weit gebracht wie irgend einer der gewandten französischen Rhetoriker. Der Kern seiner Erklärung vor der Commission zur Prüfung der Acte der Regierung der Nationalvertheidigung kann deßhalb eigentlich auch in folgenden wenigen Worten zusammengefaßt werden: „Wenn man meinem Rathe gefolgt wäre, so wäre alles gut geworden. Das Unglück von Frankreich ist, daß die Regierung andern Händen als den meinigen anvertraut gewesen. Ich wollte den Krieg nicht. Tausende von Zeugen wissen, daß ich mich mit allen Kräften dagegen gesträubt habe. Hätte man nur mir gehorchen wollen, so wäre Frankreich noch heute die erste Nation der Erde".

Dies hat vieles für sich, und es ist leicht zu verstehen, daß die Freunde des Präsidenten seine Logik für unantastbar ausgeben. Es muß jedoch berücksichtigt werden, daß Herr Thiers 72 Jahre alt war, als er gegen den Krieg eiferte und daß er dies that, nachdem er ein halbes Jahrhundert lang das wahnsinnige Princip vertheidigt hatte, der Friede der Welt beruhe auf der Größe und Stärke von Frankreich, dem ewigen Friedensstörer.

Es ist keineswegs paradox zu behaupten, daß von allen lebenden Franzosen Thiers vielleicht derjenige ist, der am meisten dazu beigetragen hat, den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich unvermeidlich zu machen. Als warmer Patriot hat er nicht nur fortwährend für die Größe seines Vaterlandes zu wirken gesucht, sondern er ist es auch ganz besonders, der den Franzosen die übertrieben hohe Meinung ihres Werthes als Soldaten beigebracht hat. Eine Hauptaufgabe seines Lebens ist es gewesen die „Große Armee" der „Großen Nation" zu verherrlichen, und die mit Meisterhand gewobene Legende des Kaiserthums hat viel dazu beigetragen, die Franzosen glauben zu machen, daß l'élan français, la furia francese, im Stande sei jedes Hinderniß zu überwinden. Niemand in Frankreich hat so oft wie Herr Thiers das Lob der französischen Soldaten gesungen; niemand hat so sehr wie er dahin zu wirken gesucht, den Militärstaat par excellence aus Frankreich zu machen; niemand hat so laut wie Thiers darüber gejammert, daß man sich der Einheit Deutschlands und Italiens nicht auf jede Weise widersetzt habe.

„Wer Wind säet, wird Sturm ernten." Wenn man fünfzig Jahre lang seinen Landsleuten mit der Autorität eines unbestreitbaren Talentes und einer hohen Stellung predigt, daß sie die besten Soldaten der Welt seien und daß es ihre Pflicht sei, das politische Wachsen und Gedeihen der Nachbarstaaten zu verhindern, so hat man im einundfünfzigsten Jahre nicht das Recht, sich darüber zu beklagen, daß die hitzköpfigen Landsleute urplötzlich das Gelüste bekommen, ihre Stärke mit der eines gefährlich ansehenden Nachbarn zu messen.

Herr Thiers hat keineswegs aus Liebe zum Frieden gegen den Krieg gestimmt. Er ist stets der Meinung gewesen, daß Frankreich seine Ueberlegenheit über die andern Nationen Europas auf jede Weise, durch Intriguen oder durch Gewalt, aufrecht erhalten müsse. Und er ist noch heute ganz derselben Meinung. Preußens Größe war ihm seit Sadowa ein Dorn im Auge; und seit Jahren hat er die Isolirung und Schwächung von Deutschland als die Politik Frankreichs zu erkennen geglaubt. Gleich den „besessenen Bonapartisten" (énergumènes), die er heute so unbarmherzig verdammt, hat Thiers seit 1867 behauptet, daß Frankreich den Sieg von Sadowa rächen müsse. Der Unterschied zwischen ihm und seinen politischen Gegnern ist in dieser Beziehung nur ein oberflächlicher. Den Haß gegen das große, einige Deutschland hatte Thiers mit den Bonapartisten gemein. Man darf sogar behaupten, daß der Grimm des greisen Staatsmannes unverhöhnlicher, bitterer war als der der abenteuerlichen Mameluken des Kaiserthums. Was Thiers an diesen tadelt ist nur: den Krieg zur unrechten Zeit erklärt zu haben. „Der größte Fehler, den Frankreich begehen konnte — sagt er — war Sadowa an den Preußen rächen zu wollen, ohne alle Mittel dazu vorbereitet zu haben" (pag. 4). „Lebowl versicherte, daß wir vollständig gerüstet wären und daß dies bei den Preußen nicht der Fall wäre. Dies war eine Lüge; meine Kenntniß des wahren Sachverhältnisses war der hauptsächliche Grund der Heftigkeit, mit der ich den Krieg bekämpfte" (pag. 10).

Herr Thiers gibt sich, wie man sieht, durchaus keine Mühe seine Gesinnungen Deutschland gegenüber zu verheimlichen. Er findet es ganz in der Ordnung, daß die Franzosen an der Zerstörung von Deutschlands Größe arbeiten. Ein fragwürdiger Krieg gegen Preußen scheint auch ihm das einfachste Mittel diesen patriotischen Zweck zu erreichen. Der Haß gegen Deutschland, die Kriegswuth seiner Landsleute erscheint ihm als etwas Großes, Schönes, Lobenswerthes. Was er verdammt, ist der Krieg ohne Allüirte und ohne eine starke Armee (pag. 5).

Es ist noch dem Vorhergehenden nicht schwer sich einen richtigen Begriff von der Politik zu machen, welche der heutige Präsident der französischen Republik Deutschland gegenüber zu verfolgen für gerathen hält. Thiers tadelt, daß Frankreich allein und militärisch schwach in den Krieg gezogen sei. Sein Bestreben muß also dahin gehen, seinem Vaterlande Allüirte zu verschaffen und die französische Armee so stark wie möglich zu machen. Dies ist sehr einfach. Ein Kind kann es verstehen und jeder französische Politiker scheint es verstanden zu haben. Ob die einfache Sache auch eine leichte Sache ist, das ist eine andere Frage. Möglich ist es immerhin, daß das, wonach Thiers strebt, erreicht wird; und sollte dies gelingen, dann, zu dann würde der Präsident der Republik, der im Jahre 1870 so wüthend gegen den Krieg eiferte, gewiß nicht einen Augenblick anstehen, sich zu Gunsten eines neuen Krieges zu entscheiden. Es handelt sich für ihn nur darum alle Mittel vorzubereiten, welche nothwendig sind, um das Gelingen der Rache an Preußen zu sichern. Die lange ereignißreiche Vergangenheit des Präsidenten der französischen Republik bürgt dafür, daß er diesen Zweck während der letzten Jahre seines bewegten Lebens mit der ganzen Zähigkeit, die er bewahrt hat, verfolgen wird. Wahrscheinlich ist es glücklicherweise, daß er denselben nicht erreichen kann und daß er ihn in seinem politischen Testamente seinem Nachfolger hinterlassen wird: „Frankreich muß sich starke Freunde machen — Frankreich muß sich eine große Armee verschaffen — Frankreichs Macht muß sodann auf der Ruinen des zerstörten und zerstückelten Deutschland neu errichtet werden". Herr Thiers hat nie angestanden diese seine Gesinnungen offen auszusprechen. Er hat in dieser Beziehung mehr als Muth, er hat Uebermuth gezeigt; und seine Schuld ist es in der That nicht, wenn es noch heute Leute gibt, die in der Regierung des Präsidenten der französischen Republik eine Garantie für den Frieden sehen. Herr Thiers ist der kriegslustigste aller Franzosen. Die einzige Garantie des Friedens, so lange er herrscht, ist: Frankreichs Schwäche, Deutschlands Stärke und Einheit.

Paris, im December 1872.

* * *

Ein deutscher Offizier.

Ein Kleinstaaterei-Bild.

Von **Karl Braun-Wiesbaden.**

(Fortsetzung.)

Gehen wir weiter, so stoßen wir auf das Capitel „Knopfs Liebe, Vermählung und Ehestand". Die handelnden Personen sind:

1) Der Prinz Reinhard, welchen Napoleon für den Fall, daß er bei Leipzig siegte, zum König von Preußen be-

Digitized by Google

stimmt hatte („En avant, Roi de Prusse!“ hieß die historisch verbürgte Aufmunterungs-Phrase), und der damals, obgleich ein angehender Fünfziger, doch, wie der Biograph wahrheitsgemäß berichtet, „der Verehrer und Abgott aller Damen und — Frauenzimmer“ war,

2) der Rittmeister Baron von der Bombe, Adjutant des besagten Prinzen, ein schöner und schlauer Mann, der seinen Herrn und Meister in der Tasche zu haben glaubte, aber sich irrte, denn der Prinz war zwar nicht mehr sehr schön, aber noch schlauer, und außerdem auch Prinz,

3) der nachmalige General von Knopf, damals noch Lieutenant und plebejischen Standes,

4) die ebenfalls schöne und schlaue Isidora von Mayenluft, erste Hofdame Ihrer Großm. Hoheit der Oberfürstin Theodolinde,

5) ihre Kammerfrau oder, wie die Frau Stine sagt, ihr „Kammermensch“ (welcher Ausdruck vor kurzem noch am königlich sächsischen Hofe in officiellem Gebrauch war), Adele Schönbein — dick, rund, blond und „ochsenaugig“ gleich Pallas Athene,

6) Reinhold Baron von Winkelkram,

7) Rainer Baron von Winkelkram,

beide hoffnungsvolle junge Edelleute, jener drei, dieser zwei Jahre alt, beide ganz allein in der Welt stehend und die ersten ihres glorreichen Geschlechts, beide unter der Obervormundschaft des Prinzen Reinhard von Winkelkram und sowohl diesem, als auch untereinander so auffallend ähnlich, daß ihre Amme, wenn sie mit ihnen in der Rheinstraße spazieren ging, oft angeredet wurde: „Was sich diese beiden Kinder gleichen!“, worauf sie stolz schmunzelnd zu antworten pflegte: „Ja, nitt wohr? Un besounerich der Rainer!“

Um mit dem Ende anzufangen, so heirathet der Rittmeister die Hofdame und Knopf das „Kammermensch“, welches letztere jedoch sich „als den höheren Ständen angehörig“ legitimirt, da es selbst in seiner Jugend Ballet-Ratte und sein Vater selig Regiſtrator war.

Lebrecht Knopf gehörte damals ordonnanzmäßig zu den „Herren, welche tanzen wollen“, d. h. zu jenen Offizieren, welche in ihrer Eigenschaft als Besitzer diensttauglicher Tanzbeine zu Hofe geladen werden, um für junge Damen, welche ansonsten zum Sitzenbleiben verurtheilt wären, „rettende Thaten“ zu verrichten, oder auch auf Wink des Hofmarschalls eine schon ältliche fette Excellenza, bei welcher plötzlich wieder einmal verspätete Tanzgelüste auftauchen, zufrieden zu stellen. In Ausübung dieses Berufs hatte Lebrecht auch öfters das gnädige Fräulein von Mayenluft erblickt, aber seine Gedanken nicht bis zu ihr zu erheben gewagt, dieweil dies ihm nicht zukam, sondern nur den Prinzen Reinhard, dem Rittmeister von der Bombe und anderen hochgeborenen Kameraden, insonderheit von der „Reiterei“.

Lebrecht stand also vor der Hauptwache am Schlosse. Isidora saß am offenen Fenster im gothischen Erker des Damen-Baues, welcher neben der Hauptwache liegt. Es war ein schöner Sommerabend. Isidora hatte ihr carmoisinrothes Sammetkleid angelegt. Lebrecht sah sie und im Nu war er erobert. Vor allem war es die Carmoisinfarbe, welche er selber am Kragen trug, was ihn mit unwiderstehlicher magischer Kraft anzog; und da sich Isidora sträflich langweilte, so machte sie ihm einige sichtbare „Avancen par distance“. Lebrecht war ganz weg. Noch eine halbe Stunde nachher stand er da, gleich dem Ritter Toggenburg, und

— „Nach dem Fenster noch das bleiche
Stille Antlitz sah“, —

oder um es richtig auszudrücken: Absatz an Absatz geklemmt stand er, die Knie gestreckt, den kleinen Finger der linken Hand an der Hosennaht, Leib hinein, Brust 'raus, die rechte Hand salutirend am Zschako! Natürlich entging dieses Schauspiel nicht den Blicken der schönen Isidora und ihres Liebhabers, des nicht minder schönen Rittmeisters von der Bombe. Beide wünschten, Adele, das „Kammermensch“, dem sie für Treue und Verschwiegenheit Dank schuldeten, durch gute Versorgung dauernd an sich zu fesseln. Beschluß, Knopf soll Adele heirathen. Adele consentirt. Isidora schenkt ihr das carmoisinrothe Kleid. Adele zieht es an. Der Rittmeister begibt sich zu Kamerad Knopf, er ermuntert ihn zu einem Heirathsantrag und macht ihm zugleich bange, daß er andernfalls durch sein auffallendes Betragen „eine Dame des Hofes compromittirt habe“. Getragen von den Schwingen der Liebe und gepeitscht von den Furien der Angst eilt Knopf in den Damenbau. Er thut den vorgeschriebenen Fußfall vor der Dame in dem carmoisinrothen Kleide; er findet Erhörung. Daß es nicht die Hofdame ist, sondern das „Kammermensch“, thut nichts. Die „Montur“ ist die Hauptsache, denkt Knopf. Zudem wird das Paar verabredeter Maßen durch Isidora und Von-der-Bombe überrascht, welche beide, die vollendete Thatsache feststellend, ihren ehrenachtbaren Segen ertheilen. Sie ihrerseits aber werden sofort wieder durch den Prinzen Reinhard überrascht, welcher plötzlich eintritt und den Ehebund zwischen seinem Adjutanten und seiner Isidora, obgleich bis dahin von einem solchen nicht die Rede gewesen, ebenso feierlich segnet, wodurch denn auch dieses schöne Verhältniß die Weihe und die unwiderstehliche Gewalt einer vollendeten Thatsache erhält.

Zuerst macht Knopf Hochzeit mit seiner Adele geb. Schönbein. Prinz Reinhard erscheint auf derselben und verweilt volle fünf Minuten, huldvoll und herablassend wie immer.

Dann macht Von-der-Bombe Hochzeit mit seiner Isidora. Prinz Reinhard erscheint und verweilt volle fünf Stunden, geistreich, witzig, sprudelnd von Bon-Mots, wie immer.

Der Prinz aber gab außerdem einem jeden dieser beiden Paare einen hohen Beweis seines Vertrauens. Er übergab nämlich die Erziehung des kleinen Baron Reinhold von Hinkelkram dem Hause Knopf und die des jungen Baron Rainer von Pinkelkram dem Hause Von-der-Bombe, und sowohl Frau Adele, wie Frau Isidora liebten die ihnen anvertrauten Zöglinge gleich wirklichen Müttern. Knopf wurde Freiherr und Hauptmann, Bombe aber Hofmarschall.

Diese ganze, etwas verwickelte und difficile Geschichte ist mit liebenswürdigstem Humor erzählt. Eine hübsche Episode in derselben spielt „das Gespenst in der Winkelburg“, welches an das Ereigniß von dem „Gespenst in der Hofburg“ erinnert, das kürzlich in Wien so viel Aufsehen erregte.

Das Wappen von Winkelkram ist bekanntlich das Kameel mit dem doppelten Höckern. Im Wappen hat's keinen Reiter. Aber es hat vormals einen gehabt, und dieser Reiter, welcher in seiner Natur die Abstammung à la Carl Vogt nicht verleugnet, erscheint als Gespenst im Schlosse bei ähnlichen Veranlassungen, wie anderwärts die „weiße Dame“. Dieser Kameels-Reiter erscheint nun auch Knopf am Vorabend seiner Verlobung. Er spricht sogar Latein, eine Sprache, die sonst niemand im Schlosse versteht, als der geistreiche Prinz Reinhard. Der Spruch, den der Kameels-Reiter im Schloß-Corridor spricht, während der Wind an den alten Fenstern rüttelte, schien Lateinern auf ein galantes Abenteuer schließen zu lassen. Er lautet:

„Quem jurat, immites ventos audire cubantem
Et dominam tenero detinuisse sinu.“

Aber der gute Knopf versteht kein Latein. Er hört den Schluß: „Wisse-se-nu“, was im winkelkramischen Dialekt so viel heißt, als „Wissen Sie nun?“ und da er auf diese Frage des schrecklichen Geisterstes keine Antwort weiß, so beschleunigt dies nur die Hast seiner Entschließung.

Digitized by Google

Gleichwohl war die auf so seltsame Art „bewerkstelligte“ Ehe Knopfs mit Adele geb. Schönbein nach Umständen glücklich. So glücklich, daß Knopf sich sogar zum Dichter emporschwang, natürlich nur in seinem Fache und unter strengster Innehaltung der Dienstinstruction, aber doch mit solchem Erfolg, daß das ganze Oberfürstenthum keinen Dichter aufzuweisen hat, der ihm gleichkommt. Selbst Böswillige werden ihrem Widerspruch gegen diese Behauptung aufgeben, wenn ich ihnen folgende Probe mittheile:

„Gegen Turcos.

Naht mit Geheul ein wildes Corps,
Spring' ich auf „Eins“ gewandt empor.

Verharre dann mit Hurrah-Schrei
In dieser Stellung bis auf „Zwei“.

Dann stürz' ich auf den Turco ein
Und fahre fort „Hurrah“ zu schrei'n.

Und wenn er dann nicht retirirt,
So wart' ich, was befohlen wird.“

Das interessanteste Capitel in dem ganzen Buche ist Knopfs Verhalten im „tollen Jahre Acht und Vierzig“, welches letztere sich dadurch ankündigt, daß in der Sylvesternacht der gespenstige Affe, der bereits oben erwähnte Reiter des doppelschwänzigen heraldischen Haus-Kameels, abermals im Damenbau der Winkelburg gesehen wird; und zwar soll derselbe damals nach der, allerdings erst 1850 erhobenen Aussage des Lakaien Fuselmeyer eine tellergroße schwarzrothgelbe Kokarde getragen haben. Von dem Standpunkte der profanen Menge aus beurtheilt, würde sich die achtundvierziger Politik des Freiherrn von Knopf dahin resümiren lassen: „Er gab jedem Recht und betrog alle“. Natürlich passen aber so ordinäre Ausdrücke nicht für Knopfs erhabene Stellung. Abgesehen von seiner Person, ist die Schilderung der politischen Stimmungen und Verstimmungen, Strömungen und Gegenströmungen, des raschen Wechsels von äußerster Popularität und äußerster Impopularität bei der particularistisch-zünftig-demokratisch-loyalen Bevölkerung der Residenzstadt, welche 1848 ihre „Forderungen“ so formulirte: „Erstens wollen wir die Republik mit dem verstorbenen Oberfürsten an der Spitze; und zweitens wollen wir die Preßfreiheit und daneben aber auch die Censur; kurzum, wir wollen alles auf einmal!“ — diese Schilderung ist so drastisch und so wahr, daß sie niemand ungelesen lassen darf, der die Geschichte der deutschen Kleinstaaten während jener Krisis, die ihnen zum ersten Male „quaestio status“ machte, gründlich studiren will.

Knopf hat sich dann weiter 1849 gegen die Revolution und 1866 gegen Preußen ausgezeichnet, und der Oberfürstliche Geheime Hofrath und Hof-Historiograph Dr. Pips hat vortrefflich geschildert, wie damals (1866) die politisch-militärische Action Winkelkramms „sich in höherem Zirkel um die Residenz herumbewegte, während indessen die entfesselte Weltgeschichte uns rings mit Blut und Eisen umtobte, ohne uns jedoch aus dem Schutze unseres strategischen Zauberkreises herauslocken und in ihre verderblichen Wirbel hineinreißen zu können“.

Doch lassen wir den Schleier vor diesen tragi-komischen Bildern einer überwundenen Vergangenheit fallen!

Von hohem Interesse ist noch die Porträt-Gallerie berühmter winkelkramscher Zeitgenossen vom Militär und Civil.

Unter den ersteren erwähne ich den „Hauptmann Strebsich genannt Vergeblich“, der eine auffallende Aehnlichkeit hat mit dem Hauptmann Königer, dessen ich im Eingang gedachte. Unter den letzteren steht in erster Stelle das Bild des Grafen Gummi von Lederfell, welcher gewisse Züge mit dem vormaligen darmstädtischen Premier-Minister Fr. R. von Dalwigk gemein hat. Graf Gummi ist „frei von jeder falschen parlamentarischen Empfindlichkeit“ und dadurch befähigt, vor und nach 1859, vor und nach 1866, vor und nach 1870 zu regieren und zwar nach einem jeglichen Systeme, wenn soweit und so lange solches Seine Großm. Hoheit zu befehlen geruthen.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Joseph Clavijo bei Beaumarchais und Goethes „Clavigo“.

Die Wiederaufführung des Goethe'schen Dramas „Clavigo“ auf der Bühne des königlichen Schauspielhauses hat die Anregung zu den folgenden Bemerkungen gegeben. Von vornherein will ich dem Verdachte wehren, als ob ich durch dieselben Unbekanntes zu enthüllen wähnte; ich bin mir im Gegentheil vollbewußt, daß es sich nur um eine Registrirung „bekannter Thatsachen“ handeln kann. Aber mit den „bekannten Thatsachen“ ist es oft ein eigen Ding, und ein jeder hat ohne Zweifel schon häufig die Wahrnehmung gemacht, daß gewisse Dinge, die als allgemein bekannt gelten, sich bei näherer Prüfung als recht wenig bekannt herausstellen. So weiß alle Welt, daß Goethe für sein Drama „Clavigo“ die Memoiren des Beaumarchais benutzt hat, aber bei welchem Anlasse und in welchem Umfange dies geschehen ist, mag dem Gedächtniß manches Lesers nicht mehr ganz gegenwärtig sein; und deshalb ist die Zusammenstellung des bekannten Materials vielleicht doch nicht überflüssig und werthlos.

Caron de Beaumarchais hatte fünf Schwestern. Die älteste, Marie Josephine Caron, welche einen Architekten Namens Guilbert geheirathet hatte, ließ sich mit ihrem Gatten und ihrer zweiten Schwester in Madrid nieder, und die Geschwister errichteten dort ein Modemagazin. Diese zweite Schwester, Marie Louise, die in der Familie Lisette genannt wurde, machte in Madrid die Bekanntschaft eines Journalisten, Joseph Clavijo, der sich mehr durch seinen Geist als durch seinen Charakter auszeichnete. Clavijo bewarb sich um Lisettens Hand und die ältere Schwester glaubte ihm die Zustimmung der Caron'schen Familie zusagen zu können, sobald er eine Stelle gefunden haben würde, welche ihn in den Stand setzte für den Unterhalt von Weib und Kind zu sorgen. Man sieht, die Sache wurde recht nüchtern und praktisch betrieben; auch die Braut mußte das Alter der unbedachten Jugendstreiche ungefähr schon überwunden haben, denn sie zählte im Jahre 1764, in welches die Geschichte mit Clavijo fällt, dreiunddreißig Jahre.

Clavijo erhielt die nothwendige Stelle, und ohne irgend einen plausiblen Grund machte er die Verlobung rückgängig. Frau Guilbert und namentlich Lisette waren über die ihnen zugefügte Beleidigung in tiefster Erregung, berichteten die Vorfälle an ihre Familie in Paris, und in Folge dessen fand sich der jüngere Bruder, der sich durch sein Talent, seine Energie und Geschicklichkeit unter dem Namen „Beaumarchais“ schon bekannt gemacht hatte, veranlaßt nach Madrid zu reisen, um von dem treulosen Clavijo Aufklärung und Genugthuung zu fordern.

Beaumarchais erlangte von dem charakterlosen Spanier eine Ehrenerklärung, welche den Unterzeichner mit Schimpf bedeckte. Vielleicht bereute Clavijo, seinen Namen unter ein so compromittirendes Schriftstück gestellt zu haben, und vielleicht blos um die schädliche Wirkung desselben zu paralysiren, suchte er kurz darauf das zerissene Band mit Lisette Caron wieder anzuknüpfen. Beaumarchais machte keine Schwierigkeiten. Mitten in den Vorbereitungen zur Hochzeit erfuhr er jedoch, daß Clavijo wieder anderen

Digitized by Google

Sinnes geworden war und gegen ihn eine Intrigue angestiftet hatte, welche darauf abzielte, ihn aus Madrid ausweisen zu lassen. Beaumarchais konnte die unsaubern Pläne seines Gegners noch rechtzeitig durchkreuzen; es gelang ihm beim Könige eine Audienz zu erhalten und vor diesem die Machinationen des Clavijo aufzudecken. Clavijo wurde seines Amtes als Archivarius entsetzt und vom Hofe entfernt.

Lisette scheint sich die Geschichte doch nicht allzu sehr zu Herzen genommen zu haben, wenigstens sollte sie sich unmittelbar darauf*) mit einem Freunde ihres Bruders vermählen; aber auch diese Heirath zerschlug sich, und nun zog sie sich mit ihrer ältesten Schwester, nachdem diese ihren Gatten verloren hatte, in das Kloster der „Damen zum heiligen Kreuze" in der Picardie zurück, wo sie auch, nach Lomenies Angaben, gestorben ist.

Das ist das thatsächliche an den Vorgängen in Madrid, welches Beaumarchais zehn Jahr später (1774) in seinen Memoiren mit der ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit des Stils und drastischer Wirkung in die Oeffentlichkeit brachte.

Goethe lebte in jener Zeit in Frankfurt im angenehmsten geselligen Verkehr mit lieben und klugen Leuten. In den Aufzeichnungen „Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung", erzählt er uns am Ende des dritten Theils, wie sich die anregende Gesellschaft von jungen Männern und Frauenzimmern allwöchentlich vereinigte, um sich durch harmlosen Scherz zu belustigen und durch gute Lectüre zu belehren. Der Scherz bestand darin, daß alle acht Tage gelooft wurde, und daß diejenigen, welche das Loos für einander bestimmte, sich wie Gatte und Gattin in der Gesellschaft zu benehmen hatten. Der Zufall fügte es, daß das Loos dem fünfundzwanzigjährigen Goethe dreimal hintereinander dieselbe Gattin zuführte. „Weil nun bei jeder unserer geselligen Zusammenkünfte", so berichtet Goethe, „etwas Neues vorgelesen werden mußte, so brachte ich eines Tages als ganz frische Neuigkeit das Memoire des Beaumarchais gegen Clavigo**) im Original mit. Es erwarb sich sehr vielen Beifall; die Bemerkungen, zu denen es aufforderte, blieben nicht aus, und nachdem man viel darüber hin und wieder gesprochen hatte, sagte mein lieber Partner: Wenn ich Deine Gebieterin und nicht Deine Frau wäre, so würde ich Dich ersuchen dies Memoire in ein Schauspiel zu verwandeln.

„Damit Du siehst, meine Liebe, antwortete ich, daß Gebieterin und Frau auch in einer Person vereinigt sein können, so verspreche ich, heute über acht Tage den Gegenstand dieses Heftes als Theaterstück vorzulesen, wie es jetzt mit diesen Blättern geschehen.

„Man verwunderte sich über ein so kühnes Versprechen, und ich säumte nicht es zu erfüllen; denn was man in solchen Fällen Erfindung nennt, war bei mir augenblicklich: und gleich als ich meine Titulargattin nach Hause führte, war ich still; sie fragte, was mir sey?

„Ich sinne, versetzte ich, schon das Stück aus und bin mitten drin . . . .

„Ehe ich, freilich durch einen großen Umweg, nach Hause kam, war das Stück schon ziemlich herangedacht; damit dieß aber nicht gar so großsprecherisch scheine, so will ich gestehen, daß schon beim ersten und zweiten Lesen der Gegenstand mir dramatisch, so theatralisch vorgekommen, aber ohne eine solche Anregung wäre das Stück, wie so viele andere, auch bloß unter den möglichen Geburten geblieben. Wie ich dabei verfahren, ist bekannt genug. Der Bösewichter müde, die aus Rache, Haß oder kleinlichen Absichten sich einer edlen Natur entgegensetzen und sie zu Grunde richten, wollte ich in Carlos den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängniß wirken lassen, um auch einmal auf diese Weise eine Tragödie zu motiviren. Berechtigt durch unsern Altvater Shakespeare, nahm ich nicht einen Augenblick Anstand, die Hauptscene und die eigentliche theatralische Darstellung wörtlich zu übersetzen. Um zuletzt abzuschließen, entlehnte ich den Schluß einer englischen Ballade, und so war ich immer noch eher fertig, als der Freitag herankam. Die gute Wirkung, die ich beim Vorlesen erreichte, wird man mir leicht zugestehen. Meine gebietende Gattin erfrente sich nicht wenig daran . . .

„Mephistopheles Merck aber that mir hier zum erstenmal einen großen Schaden. Denn als ich ihm das Stück mittheilte, erwiederte er: Solch einen Quark mußt Du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die andern auch . . ."

Ich habe diese lange auf die Entstehung des „Clavigo" bezügliche Stelle hier fast vollständig wiedergegeben, weil ich sie eben zu jenen „bekannten" Dingen zähle, die die meisten Leute wieder vergessen haben. „Clavigo" ist also, wie man aus der ehrlichen Auseinandersetzung Goethes ersieht, ein Gelegenheitsstück, das einem geselligen Scherze sein Entstehen dankt, das in acht Tagen niedergeschrieben wurde „unter Benutzung eines vorhandenen Stoffes". Welch ein Trost für viele unserer modernen Dramatiker! Nur wenige werden sich die Mühe gegeben haben, Goethes Bekenntniß, daß er die Hauptscene einfach übersetzt habe, zu controliren. Und wie wird nun ihr Auge aufleuchten, wie wird sich ihr literarisches Gewissen von einem lästigen Zwange befreit fühlen, wenn sie schwarz auf weiß, recht bequem und hübsch übersichtlich neben einander gestellt das Original und die Uebersetzung finden. Bereiten wir ihnen das Vergnügen:

* * *

Beaumarchais.*)

„Un négociant français, chargé de famille et d'une fortune assez bornée, avait beaucoup de correspondanta en Espagne. Un des plus riches, passant à Paris il y a neuf ou dix ans, lui fit cette proposition: Donnes-moi deux de vos filles, que je les emmène à Madrid; elles s'établiront chez moi, garçon âgé sans famille; elles feront le bonheur de mes vieux jours et succéderont au plus riche établissement de l'Espagne."

Goethe.**)

„Ein französischer Kaufmann, der bei einer starken Anzahl von Kindern wenig Vermögen besaß, hatte viel Correspondenten in Spanien. Einer der reichsten kam vor funfzehn Jahren nach Paris, und that ihm den Vorschlag: Gebt mir zwei von euern Töchtern; ich nehme sie mit nach Madrid, und versorge sie. Ich bin ledig, bejahrt, ohne Verwandte: sie werden das Glück meiner alten Tage machen, und nach meinem Tode hinterlass' ich ihnen eine der ansehnlichsten Handlungen in Spanien.

*) Oeuvres complètes de Beaumarchais. Paris 1837, Ledentu. Mémoires p. 348 etc.

**) Goethes sämmtliche Werke in dreißig Bänden. Stuttgart 1868, Cotta. 9. Band. „Clavigo." S. 202 u. ff.

Digitized by Google

„L'aînée, déjà mariée, et l'une de ses sœurs lui furent confiées. En faveur de cet établissement, leur père se chargea d'entretenir cette nouvelle maison de Madrid de toutes les marchandises de France qu'on lui demanderait."

„Deux ans après, le correspondant mourut, et laissa les Françaises sans aucun bienfait, dans l'embarras de soutenir toutes seules une maison de commerce. Malgré ce pen d'aisance, une bonne conduite et les graces de leur esprit leur conservèrent une foule d'amis qui s'empressèrent à augmenter leur crédit et leurs affaires." *(Ici je vis Clavico redoubler d'attention.)*

„A pen près dans ce même temps, un jeune homme, natif des îles Canaries s'était fait présenter dans la maison." *(Toute sa gaieté s'évanouit à ces mots, qui le désignaient.)*

„Malgré son pen de fortune, les dames lui voyant une grande ardeur pour l'étude de la langue française et des sciences, lui avaient facilité les moyens d'y faire des progrès rapides."

„Plein du désir de se faire connaître, il forme enfin le projet de donner à la ville de Madrid le plaisir, tont nouveau pour la nation, de lire une feuille périodique dans le genre du *Spectateur anglais;* il reçoit de ses amis des encouragements et des secours de toute nature. On ne donte point, qu'une pareille entreprise n'ait le plus grand succès; alors, animé par l'espérance de réussir à se faire un nom, il ose se proposer ouvertement pour épouser la plus jeune des Françaises."

„Commences, lui dit l'aînée, par réussir; et lorsque quelque emploi, faveur de la cour, ou tel autre moyen de subsister honorablement, vous aura donné le droit de songer à ma sœur, si elle vous préfère à d'autres prétendants, je ne vous refuserai pas mon consentement." *(Il s'agitait étrangement sur son siége en m'écoutant.)*

„La plus jeune refuse divers partis avantageux ..... et l'encourage à donner sa première feuille périodique sous le titre imposant du *'Pensador'." (Ici je vis mon homme prêt à se trouver mal.)*

„L'ouvrage eut un succès prodigieux: le roi même, amusé de cette charmante production, donna des marques publiques de bienveillance à l'auteur. On lui promit le premier emploi honorable qui vaquerait. Alors il écarta tons les prétendants à sa maîtresse par une recherche absolument publique. Enfin, au bout de six ans d'attente d'une part, de soins et d'assiduités de l'autre, l'emploi parut et l'homme s'enfuit." *(Ici l'homme fit un soupir involontaire; et s'en apercevant lui-même, il en rougit de confusion.)*

„L'affaire avait trop éclaté pour qu'on pût en voir le dénouement avec indifférences. Les dames avaient pris une maison capable de contenir deux ménages; les bans étaient publiés. L'outrage indiguait tous les amis commune qui s'employèrent efficacement à venger cette insulte ...."

„L'insolent ne garde plus aucun ménagement, et les défio tous de lui nuire, en leur disant que si les Françaises cherchaient à le tourmenter, elles prissent garde à leur tour qu'il ne les perdît pour toujours dans un pays où elles étaient sans appui."

„A cette nouvelle la jeune Française tomba dans un état de convulsions qui fit craindre pour sa vie. Au fort de leur désolation, l'aînée écrivit en France l'outrage public qui leur avait été fait. Ce récit émut le coeur de leur frère au point que, demandant aussitôt un congé pour venir éclaircir une affaire aussi embrouillée, il n'a fait qu'un saut de Paris à Madrid; et ce frère, **c'est moi!** qui ai tout quitté, patrie, devoirs, famille, état, plaisire, pour venir venger en Espagne une soeur innocente et malheureuse. C'est moi qui viens, armé du bon droit et de la fermeté, démasquer un traître, écrire en traits du sang son ame sur son visage; et ce traître, **c'est vous!**" . . . . . .

„Man vertraute ihm die älteste und eine der jüngern Schwestern. Der Vater übernahm, das Haus mit allen französischen Waaren zu versehen, die man verlangen würde, und so hatte alles ein gutes Ansehen,

„bis der Correspondent mit Tode abging, ohne die Französinnen im geringsten zu bedenken, die sich denn in dem beschwerlichen Falle sahen, allein einer neuen Handlung vorzustehen. Die älteste hatte indessen geheirathet, und ungeachtet des geringen Zustandes ihrer Glücksgüter erhielten sie sich durch gute Aufführung und durch die Annehmlichkeit ihres Geistes eine Menge Freunde, die sich wechselsweise beeiferten, ihren Credit und ihre Geschäfte zu erweitern." *(Clavigo wird immer aufmerksamer.)*

„Ungefähr um eben die Zeit hatte sich ein junger Mensch, von den Canarischen Inseln bürtig, in dem Hause vorstellen lassen." *(Clavigo verliert alle Munterkeit aus seinem Gesicht, und sein Ernst geht nach und nach in eine Vertrogenheit über, die immer sichtbarer wird.)*

„Ungeachtet seines geringen Standes und Vermögens nimmt man ihn gefällig auf. Die Frauenzimmer, die eine große Begierde zur französischen Sprache an ihm bemerkten, erleichtern ihm alle Mittel, sich in weniger Zeit große Kenntnisse zu erwerben."

„Voll von Begierde, sich einen Namen zu machen, fällt er auf den Gedanken, der Stadt Madrid das seiner Nation noch unbekannte Vergnügen einer Wochenschrift im Geschmad des Englischen Zuschauers zu geben. Seine Freundinnen lassen es nicht ermangeln, ihm auf alle Art beizustehen; man zweifelt nicht, daß ein solches Unternehmen großen Beifall finden würde; genug, ermuntert durch die Hoffnung, nun bald ein Mensch von einiger Bedeutung werden zu können, wagt er es, der Jüngsten einen Heirathsvorschlag zu thun."

„Sucht euer Glück zu machen", sagt die Aeltefte, „und wenn euch ein Amt, die Gunst des Hofes, oder irgend sonst ein Mittel, ein Recht wird gegeben haben, an meine Schwester zu denken, wenn sie euch dann andern Freiern vorzieht, kann ich euch meine Einwilligung nicht versagen." *(Clavigo bewegt sich in höchster Verwirrung auf seinem Sessel.)*

„Die Jüngste schlägt verschiedene ansehnliche Partien aus; und ermuntert ihn, das erste Blatt seiner Wochenschrift zu geben, das unter einem vielversprechenden Titel erscheint." *(Clavigo ist in der entsetzlichsten Verlegenheit. Gang fait.)*

„Das Werk macht ein erstaunendes Glück; der König selbst, durch diese liebenswürdige Production ergötzt, gab dem Autor öffentliche Zeichen seiner Gnade. Man versprach ihm das erste ansehnliche Amt, das sich auftun würde. Von dem Augenblick an entfernt er alle Nebenbuhler von seiner Geliebten, indem er ganz öffentlich sich um sie bemühte. Die Heirath verzog sich nur in Erwartung der zugesagten Versorgung. — Endlich nach sechs Jahren Harrens, unumstrochener Freundschaft, Beistands und Liebe von Seiten des Mädchens, nach sechs Jahren Ergebenheit, Dankbarkeit, Bemühungen, heftiger Versicherungen von Seiten des Mannes erscheint das Amt — und er verschwindet." — *(Es entsteht Clavigo ein tiefer Seufzer, den er zu verbergen sucht, und ganz außer sich ist.)*

„Die Sache hatte zu großes Aufsehen gemacht, als daß man die Entwickelung sollte gleichgültig angesehen haben. Ein Haus für zwei Familien war gemietet. Die ganze Stadt sprach davon. Alle Freunde waren auf's höchste aufgebracht und suchten Rache."

„Allein der Nichtswürdige geht in seiner Insolenz so weit, daß er es wagt, den Unglücklichen zu drohen, wagt den Freunden, die sich zu ihm begeben, in's Gesicht zu sagen, die Französinnen sollten sich in Acht nehmen, er **biete sie auf**, ihm zu schaden, und wenn sie sich unterstünden, etwas gegen ihn zu unternehmen, so wär's ihm ein Leichtes, sie in einem fremden Lande zu verderben, wo sie ohne Schutz und Hülfe seyen."

Das arme Mädchen fiel auf diese Nachricht in Convulsionen, die ihr den Tod drohten. In der Tiefe ihres Jammers schreibt die Aeltefte nach Frankreich die offenbare Beschimpfung, ihn ihnen angethan worden. Die Nachricht bewegt ihren Bruder auf's schrecklichste, er verlangt **seinen Abschied**, um in so einer verwirrten Sache selbst Rath und Hülfe zu schaffen, er ist im Zuge von Paris zu Madrid, und der Bruder — **bin ich!** der alles verlassen hat, Vaterland, Pflichten, Familie, Stand, Vergnügen, um in Spanien eine unschuldige, unglückliche Schwester zu rächen. Ich komme, bewaffnet mit der besten Sache und aller Entschlossenheit, einen Verräther zu entlarven, mit blutigen Zügen seine Seele auf sein Gesicht zu zeichnen, und der Verräther — bist Du!

Digitized by Google

„Ne m'interrompez pas, Monsieur, vous n'avez rien à me dire et beaucoup à entendre de moi. Pour commencer, ayez la bonté de déclarer devant Monsieur, qui est exprès venu de France avec moi, si par quelque manque de foi, légèreté, faiblesse, aigreur ou quelque autre vice que ce soit, ma soeur a mérité l'outrage que vous avez eu la cruauté de lui faire publiquement."

Clavico.

Non, Monsieur; je reconnais dona Maria votre soeur pour une demoiselle pleine d'esprit, de graces et de vertus.

Beaumarchais.

Vous a-t-elle donné quelque sujet de vous plaindre d'elle depuis que vous la connaissez?

Clavico.

Jamais, jamais!

Beaumarchais.

Eh! pourquoi donc, monstre que vous êtes, avez-vous eu la barbarie de la traîner à la mort, uniquement parce que son coeur vous préférait à dix autres plus honnêtes et plus riches que vous?

Clavico.

Ah! Monsieur, ce sont des instigations, des conseils: si vous saviez . . .

Beaumarchais.

Cela suffit.

* * *

. . . . Unterbrechen Sie mich nicht! Sie haben mir nichts zu sagen und viel von mir zu hören. Nun, um einen Anfang zu machen, sey'n Sie so gütig, vor diesem Herrn, der expreß mit mir aus Frankreich gekommen ist, zu erklären, ob meine Schwester durch irgend eine Treulosigkeit, Leichtsinn, Schwachheit, Unart oder sonst einen Fehler diese öffentliche Beschimpfung um Sie verdient habe.

Clavigo.

Nein, mein Herr. Ihre Schwester Dona Maria ist ein Frauenzimmer voll Geist, Liebenswürdigkeit und Tugend.

Beaumarchais.

Hat sie Ihnen jemals seit Ihrem Umgange eine Gelegenheit gegeben, sich über sie zu beklagen oder sie geringer zu achten?

Clavigo.

Nie! niemals!

Beaumarchais (aufstehend).

Und warum, Ungeheuer! hattest Du die Grausamkeit, das Mädchen zu Tode zu quälen? Nur, weil Dich ihr Herz zehn andern vorzog, die alle rechtschaffener und reicher waren als Du.

Clavigo.

Oh, mein Herr! Wenn Sie wüßten, wie ich verhetzt worden bin, wie ich durch mancherlei Rathgeber und Umstände —

Beaumarchais.

Genug!

* * *

Mit diesen Sätzen ist die Goethe'sche Anleihe bei Beaumarchais noch keineswegs erschöpft. Aber das Schlußwort „genug" verlockte dazu die trockene Arbeit hier abzubrechen.

Die Goethe'sche Uebersetzung ist im Großen und Ganzen meisterhaft; im Einzelnen kommen allerdings starke Gallicismen und sogar einige offenbare Uebersetzungsfehler und — was noch befremdlicher ist — auch deutsche Sprachfehler vor. Ich möchte keinem Modernen rathen, einen Satz zu construiren wie den oben mitgetheilten unseres großen Wolfgang: „Es entfährt Clavigo ein tiefer Seufzer, den er zu verbergen sucht, und ganz außer sich ist." Ebensowenig würde man die Uebersetzung „il les défie de lui nuire" (er wolle ihnen nicht rathen, ihm zu schaden) durch „er biete sie auf, ihm zu schaden", wie Goethe schreibt, oder die Verdeutschung von „il demande un congé" (er nimmt Urlaub) durch „er verlangt seinen Abschied", wie bei Goethe, ungerügt hingehen lassen. Bei einer aufmerksamen Vergleichung würde man noch eine ganze Reihe von geringen und erheblichen Mißverständnissen und incorrecten Wendungen anführen können. Ich fühle indessen keinen Beruf und keine Neigung dazu, an der bald hundertjährigen Arbeit unseres größten Schriftstellers herumzumäkeln.

Der Vollständigkeit halber führe ich noch zuguterletzt die ebenfalls bekannte Einzelheit an, daß während der Theater-Clavigo auf den deutschen Brettern den Tod des Verräthers starb, das Original, Clavijo, sich noch der rüstigsten Gesundheit und des fröhlichsten Daseins im schönen Lande der Castagnetten, der Mandoline und des Knoblauchs erfreute. Er starb im Jahre 1806 als Vice-Director des Naturaliencabinets zu Madrid — also 32 Jahre später als in der Goethe'schen Dichtung.

Paul Lindau.

Ein nachgelassenes Werk von Carl Twesten.

„Die religiösen, politischen und socialen Ideen der asiatischen Urvölker und der Aegypter in ihrer historischen Entwicklung dargestellt von C. T."

Wer Twesten nur als Politiker kennt, dem entgehen hervorragende und wichtige Seiten seines geistigen Seins und Schaffens; wer aber seinen übrigen Leistungen die Ausmerksamkeit schenkt, welche sie gleichmäßig mit seinen politischen Arbeiten verdienen, der erstaunt nicht blos über den seltenen Reichthum dieses ausserlesenen Geistes, sondern mehr noch über die innere Harmonie zwischen seinen wissenschaftlichen und seinen praktischen Bestrebungen. Sein ganzes Geistesleben war methodisch angelegt und seine politischen Anschauungen waren das directe Ergebniß seiner philosophischen Auffassung. Daß seine Entwicklung so den geraden Weg von der Theorie zur Praxis, von einer umfassenden Weltanschauung zum handelnden Eingreifen in das Getriebe des Tages nahm, ohne in einen innern Widerspruch zu gerathen, macht die höhere Bedeutung und die so überaus erfreuliche Erscheinung dieser stets in vollen Ueberzeugungen lebenden Persönlichkeit aus, welche, ebensoweit entfernt von der hohlen Phraseologie und dem leeren Pathos thatloser Gesinnungsschwelgerei, als von der breiten Bettelsuppe der landläufigen Gemeinplätze, die goldene Mittelstraße classischer Form und Bildung zu wandeln verstand.

Ich stelle diese Betrachtung um so lieber voran, als man Twesten vielfach, mit einem überhaupt flachen Ausdruck, als „Realisten" in der Politik bezeichnet hat. Diese Formel sollte zuweilen die Mißbilligung ausdrücken, welche der abstracte Radicalismus der Constictjahre ihm zollte und die er mit so heiterem Gleichmuth ertrug. Die Wahrheit ist, daß er die Gesetze geschichtlicher Processe und des praktischen Wirkens darin besser kannte, als seine großsprecherischen Widersacher, und daß er in diesem Zusammenhang ebensowohl mehr wirkte, als auch richtiger urtheilte. Das vorliegende Buch zeigt ihn uns gerade auf seiner Forscherreise nach den inneren Gesetzen der historischen Entwicklung.

Kurz nach seinem Tode hatten wir versucht, aus der Zusammenstellung seiner schriftstellerischen Productionen seinen Charakter und seinen Bildungsgang zu schildern. Von dem ungedruckten Werke, das wir nur andeutungsweise bezeichnen konnten, war und die Existenz und das Thema, nichts aber vom Inhalte bekannt. Wie wir es jetzt kennen lernen, widerspricht es in keiner Weise dem Urtheile, zu welchem uns seine anderen Schriften berechtigten, nur daß es dieselben an Umfang und Vollendung weit überragt.

Digitized by Google

Nicht viele hätten es über sich vermocht, eine solche Arbeit elf Jahre lang im Putte liegen zu lassen. Als Twesten in die Arena der politischen Kämpfe eintrat (1859) waren diese zwei starken Bände vollständig fertig, so fertig, daß der Herausgeber, nach eigenem Bekenntniß, kein Komma hinzuzufügen hatte. Es liegt auch nicht die entfernteste Spur eines Verdachtes vor, daß er etwa seine Ansichten verändert und eine Umarbeitung im Auge gefaßt hätte. Es ist nicht anzunehmen, daß irgend eine, noch so wohlgemeinte Menschenscheu ihn von dem Bekenntniß dessen, was er für Wahrheit hielt, abhalten habe. Twesten gehörte zu den „Ganzen", nicht zu den „Hatben". Er wußte stets durch die Selbstlosigkeit seines Wollens und den Ernst seiner Gesinnung nicht blos den Gegnern Achtung einzuflößen, sondern auch die theilnehmende Umgebung zu beruhigen, selbst wo sie ihm nicht folgen konnte. Wenn er in der Politik die vorhandenen Kräfte und Gegenkräfte und den Bildungsgrad des Volkes mit pragmatischer Sicherheit berechnete und sich dabei nicht von abstracten Grundsätzen ausschließlich bestimmen ließ, so nahm er für seine wissenschaftlichen und religiösen Ueberzeugungen keinerlei Vermittelung oder Accommodation an. Er hätte darum schwerlich jemals an den religiösen Bewegungen unserer Tage theilgenommen, in welchen aus praktischen Rücksichten ein vertoren gegangener Glauben noch als lebendig fingirt und die Realpolitik auf das Gebiet der Dogmen übertragen wird. Wenn zwischen dem strengen wissenschaftlichen Denken und dem naiven Glauben noch etwas anderes liegt, als würdeloses Adaptiren oder frivole Sleyfis, so war doch Twesten nicht der Mann, der den schmalen Pfad in diesem Sumpf der Mitte aufgesucht hätte. Sein Leben gehörte der Wissenschaft und dem Ethos.

Vermuthlich also blieb das Buch nur deshalb liegen, weil er anfangs an eine Fortsetzung gedacht hatte und später von den Beschäftigungen des Staatslebens bis zu seiner letzten Krankheit keine freie Zeit und Muße mehr fand. —

Das Buch sollte eine Philosophie der Geschichte begründen, das heißt: eine Philosophie der Geschichte, wie er sie verstand. Er wollte nicht Begriffe, sondern Gesetze finden, die immanenten Gesetze der menschlichen Entwicklung in der Geschichte der Gesellschaften aus den Thatsachen abstrahiren und verallgemeinern. Er war, wie schon hierin ausgesprochen liegt, ein entschiedener Anhänger der inductiven Methode und zwar in der Weise, wie Auguste Comte sie dorgestellt und zu handhaben versucht hat. Eine Vergleichung der „Einleitung" dieses Buches mit seinem Essay über Comte, das er vor dem Abschluß dieser größeren, durch viele Jahre vorbereiteten und gefeilten Arbeit veröffentlicht hatte, berechtigt zu der Annahme, daß er den Versuch, an dem Comte, theils aus Mangel an soliden Kenntnissen, theils durch eine im Alter überwuchernde Phantasterei, gescheitert war, selbst zu machen sich vorgesetzt hatte. Wenn er diesem bei uns wenig bekannten, anderwärts viel verkannten Denker eine außerordentliche Aufmerksamkeit widmete, so geschah das nicht, wie es wohl heutzutage vielen Dilettanten mit Schopenhauer oder anderen Modephilosophen zu gehen pflegt, daß man den Einzigen, den man kennt oder verständlich findet, für den größten erklärt und mit dessen Worten über die anderen auf Treu und Glauben aburtheilt. Twesten vertieft sich nie auf fremdes Urtheil, er hatte die großen Philosophen von Jugend auf eifrig und fleißig studirt.

Comtes „Positivismus" war ihm von dürrem Empirismus wohl unterschieden. Er sagt am Eingang des Buches: „Der Glaube, ohne Theorie zu sein, ist nur die thörichte aller Theorieen". Aber die Theorie soll den mannichfaltigen Erscheinungen des Lebens und der Gesellschaft nicht oktroyirt werden, weder durch die Phantasieen der Offenbarungen, noch durch aprioristische Deductionen. Er unterschied als die drei Hauptrichtungen: die theologische oder supranaturalistische, die metaphysische und die positive Philosophie. Indem er die letztere auf Aristoteles und Bacon zurückführt, läßt er doch dem französischen Philosophen unserer Zeit die Ehre, diese Dreitheilung, welche schon von den schottischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts hervorgehoben wurde, wissenschaftlich durchgeführt zu haben.

Twestens Darstellung der theologischen Anschauungsweise verknüpft die ältesten und einfachsten Phänomene des Gottesbewußtseins mit den letzten Ausartungen der theologischen Scholastik zu einem sehr lebendigen historischen Gesammtbilde; von der Zeit des Fetischismus, wo, nach einem drastischen Ausdrucke Bossuets, „alles Gott war, nur Gott selber nicht", durch die Entstehung des Dualismus bis zum Polytheismus, Monotheismus und Pantheismus. Den bekannten Satz, daß nicht Gott den Menschen, sondern der Mensch die Gottheit nach seinem Ebenbilde geschaffen habe, commentirt er mit den Worten: „Ohne menschliche Analogie lassen sich keine Willensmächte denken, und das Eifern gegen Anthropomorphismus kann nur unwürdigen beschränkten Vorstellungen gelten, nicht anthropomorphische Formen überhaupt ausschließen".

Durch die wachsende Erkenntniß der Naturgesetze verlor die Willkürherrschaft der Götter an Boden, doch gewannen sie zunächst als intelligente und moralische Wesen, was sie als Willkürherrscher verloren. Bis dahin hatte alles Geschehende unter ihrer unmittelbaren Einwirkung gestanden, alles war ein Wunder oder vielmehr es gab keines, weil die Ausnahme Regel war; als aber der regelmäßige Lauf der natürlichen Dinge erkannt ward, bildete das Wunder nur noch die Ausnahme und trat immer mehr in den Hintergrund. „Wissenschaftliche Forschungen und metaphysische Begriffe verdrängten die alte Theologie, der Monotheismus drängte den Polytheismus zurück, doch ohne ihn völlig aufzuheben. Der eine Gott schien in seiner unnahbaren Majestät so hoch und fern, daß ihm für die menschlichen Bedürfnisse eine Umgebung von Engeln und Heiligen beigestellt wurde." — — Der Himmel wurde mit einem ganzen officiellen Hofstaat bevölkert, und im Volke blieb der Glaube an gheimnißvolle ingouvernable Willensmächte beständig wach. Immerhin war der Monotheismus von dem mächtigsten Einfluß auf die Erkenntniß des gesetzmäßigen Zusammenhangs der Dinge, er enthielt gleichsam die Ueberwindung der himmlischen Anarchie und Willkürherrschaft.

Von dem „matten Deismus", der übrig bleibt, nachdem die mythologischen Zuthaten des alten Monotheismus allmählich durch die fortschreitende Forschung abgestreift wurden, meint Twesten in seiner ungeschminkten Offenheit, daß er die einzige Form sei, in der sich die theologische Theorie noch behaupte. Er gibt wohl zu, daß die religiösen Vorstellungen über die Gemüther noch eine große Macht besitzen und die Moral einen bedeutenden Einfluß üben, aber das intellectuelle Leben vermögen sie nicht mehr zu beherrschen. „Aus allen anderen Gebieten verdrängt, im Widerspruch mit den Resultaten und Methoden der Wissenschaft, wird sich die theologische Philosophie auch in der Moral und der Politik nicht behaupten können. Eine wirkliche Harmonie des systematischen Denkens kann die Religion nimmer wieder herstellen. Das Salz ist dumm geworden. Es ist Zeit, ein Ende zu machen." —

Die zweite Form der Philosophie, die metaphysische, sucht den Urgrund der Dinge und die Antwort auf das Woher? und Wohin? nicht mehr in überirdischen Persönlichkeiten, sondern in allgemeinen Gesetzen und Abstractionen.

Die Speculation erklärte die Erfahrung und die sinnliche Anschauung für trügerische Quellen der Erkenntniß. „Das treffende Symbol dieser Methode ist jener griechische Philosoph, der sich die Augen ausstach, um nicht in seinen Speculationen gestört zu werden. Sie will das Absolute begreifen, die Wissenschaften a priori construiren, lehnt das Zeugniß der Sinne ab und beraubt die Menschen der wahren Erkenntnißquellen, damit sie fähig werden, Ideen aufzunehmen, die außer Zeit und Raum liegen."

Die von mir hier angezogenen Stellen bezeugen, welche glückliche, allgemein verständliche Ausdrucksweise dem Verfasser zu Gebote stand, um schwierige Gedanken klar zu machen. Nach Comte und Twesten ist es die Aufgabe jeder Philosophie, den vorhandenen Wissensstoff zu einem systematischen Ganzen einheitlich zu ordnen. Keine Richtung der Philosophie kann sich dieser Aufgabe ganz entschlagen, und darum wird jede von Zeit zu Zeit bei der verachteten Erfahrung und der verschmähten sinnlichen Wahrnehmung Einkehr halten müssen.

In der Kritik der Metaphysik schließt sich Twesten der Kantschen Schule an und verspöttelt die Ueberhebung und Hohlheit des „sich selbst denkenden Gedankens". Daneben greift er auf die Scholastiker mit ihrer etatistischen Dialektik zurück, um den inneren Zusammenhang zwischen Theologie und Metaphysik anschaulicher zu machen. Aber der menschliche Geist kann sich ebenso wenig mit der

Digitized by Google

reinen Skepsis, wie mit dem reinen Empirismus begnügen. Wer mit dem philosophischen Skepticismus im Leben Ernst machen und die wirklichen Dinge als Phantome behandeln wollte, den würde man für verrückt erklären.

In diesem Sinne huldigt also Twesten keinem krassen „Naturalismus“; er dachte sicherlich nicht daran, auf das köstliche Gut des Idealismus in der deutschen Literatur und Philosophie zu verzichten. Er wollte nur vor den Ausartungen bewahren und erst auf dem Wege strenger wissenschaftlicher Forschung die Grundlagen berrichten, auf welchen das Gebäude sicher ruhen könnte. —

u ſ omtes Hand wirft Twesten einen Rückblick auf die Geschichte der Wissenschaften. Daß ursprünglich alle Wissenschaft und Kunst Theologie gewesen sei, hat er schon vorausgeschickt; dann nimmt er die Reihenfolge an, wie sie Comte aufstellt. In der That war die Mathematik die erste freie Wissenschaft, dann kamen Astronomie, Physik, Chemie, Biologie (Wissenschaft vom Leben) und Sociologie (Wissenschaft von der Gesellschaft). Wir können ihm hier natürlich nicht in den Einzelheiten folgen, die gründliches Studium und großes Wissen verrathen.

„Die erste tiefere Naturbeobachtung, Aristoteles, machte bei den organisirten Wesen neben dem Gedanken eines ununterbrochen fortschreitenden Entwicklungsganges der Natur vorzugsweise den Zweckbegriff geltend. Diese teleologische Naturansicht führte zu einer Art Geistigkeit der wirkenden Natur-Ursachen.“— Trotz Descartes und Spinoza, blieb die teleologische Weltbetrachtung bis in das vorige Jahrhundert vorherrschend.— Dem entsprechend gingen die ältesten Speculationen über den Menschen von religiösen und moralischen Gesichtspunkten aus. Die Versuche zur Erklärung der Erscheinungen des Lebens und des Geistes folgten erst viel später. „Aber noch heute üben theologische und metaphysische Speculationen großen Einfluß besonders an den Grenzgebieten der Physiologie, wo sich die Psychologie von ihr sondert, wo sich die intellectuellen und moralischen Phänomene mit den physischen berühren.“ — — „Die metaphysischen Speculationen schlossen sich an die theologischen an, gaben verfeinerte Aequivalente für die älteren Dogmen.“ Wie wilde Völker Geister annehmen und die Medicin als eine Zauberkunst betrachten, wie noch Thales alles von Dämonen erfüllt sah, so schied die Metaphysik von Anfang an dualistisch Geist und Körper und raffinirte diesen Gegensatz immer mehr, die Wissenschaft erfand geheimnißvolle Lebenskräfte u. ſ. w. „Descartes suchte die Seele in der Zirbeldrüse und Sömmering in dem Wasser der Hirnhöhlen.“

Mit dem Dualismus dieser metaphysischen Psychologie hängt auch der Unsterblichkeitsglauben zusammen. So sinnlich, wie seine Götter nach seinem Ebenbilde, schuf der rohe Mensch sein Jenseits nach den wünschenswerthesten Seiten seines irdischen Lebens. Bei der Mehrzahl der alten Völker hatte der Unsterblichkeitsglauben nichts mit der Moral zu thun, aber die Kasten oder Stände schieden sich drüben wie hier. Spät erst hat die Unsterblichkeitslehre an der Theorie der Gerechtigkeit theilgenommen und ist mit Lohn und Strafe in Verbindung gesetzt worden. Indessen war, nach Twesten, ihr Einfluß auf die Moral nicht so groß, als man gemeiniglich anzunehmen pflegt.

Auch die Theorieen der Willensfreiheit knüpfen hier an und entwickeln sich in analoger Weise aus der Theologie durch die Metaphysik bis zur unbefangenen Naturbeobachtung. Twesten geht von Kants Grundsatze aus, daß auch in der Welt der Freiheit feste Gesetze walten, und constatirt mit Hegel, daß sich seit mehreren Jahrhunderten bereits mit dem Ausdruck Natur die Vorstellung der Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit verbinde, während im Reiche des Geistes vergleichungsweise die Willkür und das Gesetzlose zu Hause zu sein scheinen. Indem er, der Prädestination, dem Fatalismus und Determinismus gegenüber, die Freiheitsfrage als Culturfrage formulirt, verwahrt er sich gegen alle Concessionen an die „vermeintliche gesellschaftliche Zuträglichkeit“.

Die Einleitung schließt mit den Worten:

„Die Ausbildung der Sprache wie der Begriffe gehört nicht mehr dem Individuum, sondern der collectiven Entwicklung der Menschen an. Man muß das Individuum verstehen, um die Gesetze der Gesellschaft zu erkennen. Die Anthropologie ist die nothwendige Grundlage der Sociologie. — — Umgekehrt wird das Individuum erst durch die Gemeinschaft verständlich. Wenn auch die Anlage vorhanden sein muß, so kommt doch vieles nur in der Gemeinschaft zur Erscheinung und zur Entwicklung. Der Mensch wird erst in der Gesellschaft zum Menschen.“ — —

Twesten behandelt (nach der Einleitung) im Buch II die Kastenstaaten, indem er die Einrichtungen, Sitten, Dogmen und Vorstellungen von Indien und Aegypten nach allen dem Verfasser zugänglichen wissenschaftlichen Bearbeitungen der Quellen fleißig und gewissenhaft zusammenfaßt.

Im dritten Buch sind die Nationen Vorderasiens — Babylonier und Assyrier, die Iranier, die Phönizier und die Israeliten (bis zur Unterjochung durch die Römer und dem Herannahen der neuen Weltordnung) geschildert. In das Ganze ist ein gutes Stück Religionsgeschichte verarbeitet und namentlich bei der jüdischen Geschichte hat man die Ergebnisse der modernen biblischen Kritik in anschaulicher Zusammenstellung vor sich.

Wir müssen darauf verzichten, den Leser durch diese Gebiete zu begleiten; was uns an dieser Stelle freisteht, ist nur, auf die eminente Bedeutung eines Buches aufmerksam zu machen, das hoffentlich auch noch durch ein persönliches Interesse getragen wird. Kaum dürfen wir uns schmeicheln, die leitenden Gedanken klar dargelegt zu haben, denn das meiste davon bedürfte der ganzen Auseinandersetzung des Verfassers, um allgemein verständlich zu sein. Desto lebhafter und dringender mag hierdurch zum Selbststudium aufgefordert sein.

H. B. Oppenheim.

Aus weiter Ferne und aus deutscher Heimat.

Es ergeht uns wohl oft im Leben, daß gewisse Melodieen unser Ohr für Tage und Wochen völlig beherrschen, im Wachen und im Traume sich zwischen unser Denken und Sinnen schieben, ohne sich bannen und abweisen zu lassen, und ohne daß wir genau zu sagen wüßten, von woher sie uns gerade gekommen, wodurch sie in uns hervorgerufen wären. Aehnlich erging es mir in diesen vorweihnachtlichen Wochen mit den wohlbekannten Gestalten und Physiognomieen zweier deutscher Maler, eines uns längst entrissenen und eines noch in frischer Lebenskraft und Freudigkeit rüstig schaffenden. Der Gedenktag seines Todes war es nicht, welcher so lebhaft die Erinnerung an des Ersteren menschliches und künstlerisches Charakterbild erweckte. Und nicht die lebendige Gegenwärtigkeit des andern war Schuld daran, daß mir sein kühn geschnittener, weißbärtiger und doch so jugendfrischer Kopf, sein geistfunkelndes heiteres Auge, seine immer bewegte elegante Gestalt wieder so deutlich vor den inneren Blick trat. Steht er doch im Augenblick sehr wahrscheinlich eifrig und in gewohnter freudiger neröser Erregtheit entwerfend und malend, fern von hier, in seiner schönen, von kunstreichen alten Möbeln, prächtigen Stoffen und echtesten Renaissance- und Rococo-Costümen ganz erfüllten Werkstatt im Akademiegebäude zu München. Aber schwierig ist darum doch nicht die Erklärung, wie mir der Gedanke an die beiden gekommen ist. Kann man doch keinen Weg unsre Lindenpromenade oder die Leipzigerstraße entlang machen in diesen Tagen, ohne daß unser Blick an jedes Kunst- und Buchladens Schaufenster auf zwei Hauptwerke von beiden, zwei Bilderzyklen, gelenkt würde, welche durch ihre Gegenstände sowohl, als durch deren vollendete künstlerische Gestaltung so vieles neben ihnen Placirte von andrer Hand verdunkeln und unsre freudige Aufmerksamkeit auf sich concentriren. Diese beiden Maler sind Eduard Hildebrandt der Weltumsegler und Arthur von Ramberg, der Maler Hermanns und Dorotheas.

Diese Bilderzyklen, zwei für ihres Talentes und Lebens Richtung besonders charakteristische und eigenartige Schöpfungen, sind durch Farbendruck und Photographie in vollendeter Treue facsimilirt, vervielfältigt und damit gleichsam aus dem Besitz des glücklichen Einzelnen ein Gemeingut aller Welt geworden.

Digitized by Google

Man kann bekanntlich im Leben auf sehr verschiedene Manier glücklich, in der Religion heilig werden. Die Frage: „sollt's in der Kunst wohl anders sein?“ hat sich jeder Künstler und jeder unbesangene, vernünftige Mensch längst mit: Nein beantwortet. Auch in ihr gibt es keine alleinseligmachende Lehre und Richtung, zu der man sich bekennen müßte, um das Paradies der Befriedigung und den besten Lohn der Mühen zu erobern. Gewiß! man hat nicht nöthig, seinen Stoff aus der Götter- und Heroenwelt zu nehmen und seine Gestalten in den idealen Formen der hellenischen Plastik zu bilden; und ebensowenig nöthig, die Motive seiner Landschaften im schönen Süden, in der erhabenen Alpenwelt oder bei den Antipoden und jenseits des großen Wassers zu suchen, um der Menschen Gemüth am tiefsten zu berühren, ihre Seelen am höchsten über die Bedürftigkeit des engen Lebens zu erheben. Aber wenn der Künstler Natur und Leben überhaupt zu packen weiß, so wird er uns beide „interessant“ und fesselnd zu schildern vermögen, auch wenn er sie dort aufsuchte, wo sie das von dem uns gewohnten abweichendste, fremdartigste Antlitz und Kleid zeigen.

„Dich treibt es, weit hinaus zu wandern, durcheilst die Welt im raschen Flug, bir selbst sei treu und treu den andern, so ist die Enge weit genug,“ konnte Goethe mit vollem Rechte sagen. Aber wenn dem echten Künstlerauge das engste Stück Heimaterde eine Welt umhegen und erschließen kann, so wissen wir doch, daß auch das Weltwandern den rechten Mann keineswegs zu hindern braucht, sich selbst, und den andern, daß auch der „rasche Flug“ in die fernste Ferne nicht hindert — dem künstlerischen Gewissen treu zu bleiben.

Dafür hat Eduard Hildebrandt das glänzendste Beispiel gegeben, — wie Ramberg für den Gegensatz. Der erstere allerdings zog dabei seinen eigenen kühnen Bahnen, auf welchen kein Künstler vor ihm geschritten war. Der letztere hatte den besten Führer, an den er sich anlehnen durfte, den großen Dichter-Weisen selbst. Auf dem beschränkten, eng umfriedigten Raum eines Ackerbürgerhauses in einem rheinhessischen oder badischen Landstädchen hatte dieser eine Welt von gesunder und ewiger Schönheit vor seinem Volk heraufgeführt, echte typische Menschen- u. Naturbilder, solche „Herzensirrung“ auf dem gewaltigen Hintergrund furchtbarer „Weltverwirrung“ gemalt, herrliche Poesie, tiefinnige Lebensweisheit, frommen Ernst, sonnige Heiterkeit, edle Hoheit und freundliche Anmuth sich in vollendeten, idealen und doch so lebensvollen, vertrauten und anheimelnden Formen offenbaren lassen. Dorthin in diese, dem deutschen Volksgemüth so theure Heimatsenge ist ihm Ramberg gefolgt und hat durch seine Kunst dem die sinnliche Erscheinung gegeben, was Goethe durch die Kraft des dichterischen Wortes geschildert hatte.

Als Eduard Hildebrandt von seiner Reise um die Erde heimgekehrt war, stellte er hier die künstlerischen Früchte derselben, seine Hunderte von Aquarellbildern und Studien aus, in welchen er den landwirthschaftlichen und architektonischen Charakter, Luft, Erde, Meer, Ströme, Vegetation und Lebensarten der Bewohner aller von ihm besuchten Gegenden dieses „großen Balls“ mit ebenso bewundernswerther Genialität als Treue gespiegelt hatte. Das Kunstverlagsinstitut von Rudolf Wagner in Berlin faßte den glücklichen Gedanken, wenigstens eine Auswahl aus dieser Menge durch das vortrefflich zu solchem Zweck geeignete Kunstmittel des zu schöner Entwicklung gelangten lithographischen Farbendrucks faesimiliren und vervielfältigen zu lassen. Der Farbendruck, wo er sich an die Aufgabe wagt, die Oelmalerei nachzuahmen, bringt es kaum über eine rohe Caricatur des Colorits hinaus, dem kunstsinnigen und kunstverständigen Auge ein Greuel, geeignet den unentwickelten Geschmack zu befriedigen und den des Publicums möglichst zu verderben. Desto vorzüglicher eignet sich seine Technik zur Wiedergabe der Werke der Aquarellmalerei. Wie diese ihre Tonbestimmungen wesentlich durch Ueberlegen verschiedener durchsichtiger Töne über einander erzeugt, so verfährt der Farbendruck in ganz verwandter Art, indem er die verschiedenen genau abgestimmten Tonplatten über einander druckt. In der Hand von Künstlern dieser Technik, wie Steinbock und Boeillot, ist sie zu einer Leistungsfähigkeit entwickelt worden, welche jeder scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeit spottet, wie sie ihr die Vortragsmanier, die Coloritkraft und Zartheit, die Energie, wie der weichste Schmelz der zu copirenden Aquarelle bieten könnten. Und in der Lösung der durch Wagner in ihre Hände gelegten Aufgabe scheint ihre Kraft noch fort und fort gewachsen zu sein. Das höchste Ziel, die bis zur Täuschung selbst des künstlerischen Auges gehende vollkommene Reproduction des Originals nicht nur in seiner Zeichnung, seiner Colorit- und Tonwirkung, sondern in allen charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Pinselführung, in allen den Zufälligkeiten, auf welchen so wesentlich der Eindruck der frischen Unmittelbarkeit der Arbeit vor der Natur beruht — das haben sie erreicht, in diesen Chromofaesimiles der Aquarellen Hildebrandts von seiner Reise um die Erde.

Ursprünglich war es die Absicht des Verlegers, die Reihe der vervielfältigten Blätter mit 20 Nummern abzuschließen. Aber die Menge der zu einer ähnlichen Reproduction aufforderndnen und geeigneten ist so groß, der Erfolg der ersten Serie so entschieden, daß Wagner sich entschlossen hat, jener Serie eine zweite von gleichem Umfang folgen zu lassen. Von dieser liegt die erste Lieferung vor: fünf Blätter, ausschließlich unter den ostasiatischen Ansichten ausgewählt. Und zwar mit glücklichstem Griff. Die Farbenstimmungen sind so mannichfaltig, als der Naturcharakter, welchen die einzelnen Bilder schildern.

Da ist jener Blick auf die Landzunge von Singapore im Mittelgrund, und die stille spiegelglatte Meeresbucht zwischen ihr und dem ersten Plan, auf welchem die prachtvolle Gruppe dunkellaubiger Bäume aufragt. Dann die breite Hauptstraße von Rangoon, der Hafenstadt der birmanischen Provinz Pegu; eine von niederen Holzhäusern und Wäldchen eingefaßte tief hinein erstreckte Perspective, an deren Ende die seltsame Kuppel der „goldnen Pagode“ der Stadt in der Gestalt einer kolossalen Lichtglocke in die tiefblaue Luft aufragt. Ein drittes Bild malt eine Scene auf dem Agawa, der Themje von Yeddo, der hier nahe seiner Mündung sich trübe zwischen den öden Ufern unter dem blaudunstigen Himmel dahinwälzt. Höchst charakteristische japanische Fahrzeuge beleben seine leise bewegte Fläche: große beladene Dschunken und ein kleines Ruderboot, welches Passagiere zu dem mit niederem Gehölz und ein paar japanischen Holzhäuschen besetzten Ufer trägt. Eine Straße in Tientsin zeigt das vierte Bild, ein wunderlicher höchst malerischer Anblick durch die großen buntfarbigen mit goldner und bunter chinesischer Schrift bedeckten, senkrecht von den Dächern längs der Häuserfronten niederhängenden Ladenschilder und das Menschengewühl in der engen schattigen Gasse. Das fünfte Bild dagegen eröffnet den Blick in ungemessene Weiten. Im zarten Dämmerlicht der frühen Morgenstunde, wo der östliche Horizont sich oben leise zu vergolden beginnt, sehen wir von der Höhe eines Inselchens der Ladrone aus das spiegelglatte Meer endlos vor uns erstreckt, wie ein klarer Spiegel den zarten Glanz der reinen Luft und das gedämpfte Blau der fernen Inselsilhouetten, die sich daraus erheben, aus seiner Tiefe zurückstrahlend. Man weiß, daß dieser stille Friede trügerisch, daß diese glatte Fläche tückisch und verrätherisch ist, diese Eilande öde wilde Klippen sind. Aber trotzdem erfüllt der Anblick wie kein anderer des Beschauers Seele mit der alten, ewig menschlichen Sehnsucht, welche das Meer von Kindheit auf auch in dem Maler des Bildes weckte, „hinaus in das Land und weiter“ nicht „vielleicht“, sondern vor allem „über die See“.

Die Verlagshandlung verspricht in ihrem Prospect, daß auf diese fünf Blätter noch andre folgen sollen. Sie werden willkommen sein wie die frühern. Es geht mit dem Genuß des Vollendeten in der Kunst wie mit dem mancher andern bessern Gaben des Lebens: die tiefste Befriedigung erweckt nur immer stärker das neue Verlangen.

Und nun zurück von jenen weiten Fernen zur trauten Heimat der deutschen Seele, die sich uns in „Rambergs Hermann und Dorothea-Bildern“ aufthut.

Seit Chodowiecky bis auf ihn haben sich manche daran versucht, des Dichters Gebilden die sinnliche Gestalt durch die Kunst zu geben. Vor Ramberg doch kaum einer mit ganzem Erfolg. Die Schwierigkeit liegt immer darin, daß die reale Erscheinungsform der von Goethe in so hoher Verklärung gezeigten Wirklichkeit, jener kleinbürgerlichen deutschen Welt der neunziger Jahre, eine durchaus philiströse ist. Da der Maler aber nichts, als die Erscheinung geben kann, und den Ausdruck der

Digitized by Google

trefflichen Empfindungen und weisen Gedanken, der gesammten Schilderung der Seelenstimmungen, ihres Wachsens und Werdens, Fluthens und Wallens und des Hintergrunds der ganzen Handlung, welcher dieser hier erst ihre volle Wirkung sichert, hier also des gewaltigen Völkerschicksals der großen Revolution, dem Dichter überlassen muß, — so scheint es unmöglich, daß solche Philisterösität auch durch ihn, wenn es jener vermochte, in seinen Darstellungen der betreffenden Scenen und Gestalten überwunden werden könnte. Versucht er es andrerseits wieder, dieselben aus ihrer zeitlichen, culturgeschichtlichen, nationalen und localen Bestimmtheit loszulösen und in die Allgemeinheit des idealistischen Stils zu erheben, so tödtet er gerade das in ihnen, was sie uns so vertraut, lieb und theuer macht: ihr echtes Leben und Wesen.

Ganz zu versöhnen bleibt dieser Widerspruch nie in Hermann und Dorothea-Illustrationen.

Soweit das möglich, hat es Ramberg in den seinen vollbracht. Längst hatte er, schon gelegentlich seiner Illustrationen zu der großen Cotta'schen Prachtausgabe der Schiller'schen Gedichte, sich so völlig eingelebt und eingewöhnt in die Erscheinungsformen des deutschen Lebens im 18. Jahrhundert, daß sie nichts Steifes, Fremdes, Zwängendes mehr für ihn hatten. Und er ist ein so feinsinniger und graciöser künstlerischer Geist, daß es ihm unmöglich wird, dem Spießbürgerlichen, philiströs Prosaischen in seinen Darstellungen zu verfallen. So entgeht er den beiden Gefahren, welchen die andern Maler dieser Scenen erlagen: dem falschen Idealismus und der Trivialität, dem Zopfe. Allerdings bringt er seiner Natur entsprechend dafür ein anderes Element hinein, welches die Dichtung Goethes nicht kennt: die Eleganz. In dem Bilde der Scene am Brunnen zumal hat Dorothea jedenfalls von dieser sonst so schätzbaren Gabe zuviel mitbekommen.

Aber wie hat er auch die echte und gesunde Schönheit, wieviel treuherzige Tüchtigkeit, keuschen jungfräulichen Adel, männliche Kraft, mütterliche Innigkeit dabei in seinen Bildern zu geben verstanden; wie treu das Gepräge der zeitlichen und localen Besonderheit zu wahren und wie rein in solcher Form doch den poetischen und ewig menschlichen Gefühlsinhalt auszuprägen gewußt!

Er malte vier von diesen Blättern; die Scene im Hausflur, wie die beiden Eltern Hermanns auf der Bank im kühlen Raum zum sonnenheißen Marktplatz hinüberblicken, über welchen die Nachbarn, der Prediger und Apotheker daher kommen; Dorothea den Ochsenwagen lenkend; die Scene am Brunnen, und das Hinabsteigen vom Weinberg im Mondschein, zuerst in großen Bildern grau in grau behufs der Reproduction durch Photographie für die Cotta'sche Verlagshandlung. Von dieser hat der größte deutsche Illustrationsverleger Müller (Grote'sche Buchhandlung in Berlin), welcher zuerst den Gedanken einer durchillustrirten Ausgabe der gesammten Werke Goethes und Schillers faßte und consequent durchführte (die dritte Auflage ist soeben erschienen) Rambergs Werk erworben. Vier Bilder hat er seinen ersten, welche bereits auf der pariser Weltausstellung von 1867 selbst die Kritik der Franzosen entzweiten, folgen lassen: Hermann bei den Töchtern des reichen Kaufmanns, Dorothea mit der Wöchnerin, Hermann unter dem Birnbaum auf der Höhe und der Eintritt des Paares in das elterliche Haus. Sie sind der erstern in jeder Hinsicht werth.

Dank der glücklichen Fähigkeit des photographischen Processes, die Nachbildung des Originals in den verschiedensten Größen mit gleich absoluter Treue gegen jenes zu bewerkstelligen, sind diese Gemälde in drei verschiedenen Formaten von Hanfstängl reproducirt worden. In den beiden größten bilden sie den schönsten Wandschmuck, in den kleineren die köstliche Zierde einer Prachtausgabe der Dichtung in groß Folio, deren Text noch dazu mit sinnig-prächtigen Initialen von Scheuren gezeichnet (von Klitzsch und Rochlitzer in Holz geschnitten) ausgestattet ist.

Wie Goethes Gedicht ein deutsches Volksbuch im höchsten Sinne ist, das den Gebildetsten erquickt und das simpelste Menschenherz erfreut und erbaut, so sind auch Rambergs Bilder volksthümlich im gleichen Begriff. Dem Dichter ist es herrlich gelungen, wonach er nach seinem Ausspruch getrachtet hatte: „das rein Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt im epischen Tigel von seinen Schlacken abzuscheiden und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen". Auf letzteres allerdings mußte der Maler verzichten. Aber Goethes Geschöpfe treu und wahr und deutsch, und doch, — gereinigt von den „Schlacken" der Prosa und der kleinbürgerlichen Enge „im Tigel" und im reinen Feuer der Kunst — hingestellen in schöner edler Menschlichkeit — das hat der Maler erreicht.

Ludwig Pietsch.

Notizen.

Das Jahr 1872 geht mit dem Erwerb der Kreisordnung, einem in der Umwandlung begriffenen Ministerium sowie manchen anderen Gewinnsten zu Ende und die Blätter tuffen im Stillen Vorbereitungen zu der Redaction gediegener Artikel über des wichtigen Zeitabschnitts Soll und Haben. Auch wir halten eine solche Revue beabsichtigt und wollten zur Erleichterung des Resumés die Wochen-Rundschauen seit deren Anfang möglichst auszerksam nachsehen. Die Wirkung war eine ziemlich unerwartete. Schon bei der zweiten überkam uns eine seltsame Ruhe, die sich weiterhin bald bis zum Vergessen der sichtbaren Welt steigerte. Der Rückblick dehnte sich über die Vergangenheit hinaus, die diese Blätter noch nicht gekannt hatte. Vor des Geistes Auge erschien der böhmische Krieg, aber nicht wie in der Wirklichkeit binnen sieben Tagen beendigt, sondern über drei oder vier Jahre verschleppt, wie sich der preußische Generalstab für alle Fälle darauf vorbereitet hatte. Die beiden Gegner zerfleischten sich in schwerem, wechselvollem Kampf, bis Frankreich, dessen perfide Berechnungen buchstäblich sich erfüllt hatten, bewaffnet dazwischentrat und Frieden gebot. Der europäische Congreß unter Napoleons III. Führung trat in Paris zusammen und ordnete den Continent. Preußen verlor das Mosel-Delta, welches nebst dem größten Theile Belgiens Frankreich zufiel, dann Schleswig-Holstein, wo der Augustenburger triumphirend einzog, sowie ein Stück Schlesiens, das Oesterreich als dem ursprünglich angegriffenen Theil zugesprochen wurde. In Frankfurt thronte wieder der Bundestag, mit habsburgischer Spitze. Preußen war tief gedemüthigt und Herr von Bismarck, der sich nach Schönhausen geflüchtet, wurde überall als der Urheber des öffentlichen Unglücks mit den bittersten Vorwürfen überhäuft. Die seit 1866 unzufriedenen Geheimräthe zuckten die Achseln über den moghaftigen Mann, der das Spiel verloren und auf der Bierbank raisonnirte der Philister, das habe er immer gesagt, es konnte auch nicht anders kommen! In der Presse prediger salbungsvoll die Kreuzzeitung und alle andern Blätter waren im Bewußtsein ihrer nationalliberalen Mitschuld officiös geworden, mit alleiniger Ausnahme der „Gegenwart", die sich tapfer hielt, aber regelmäßig in jeder Woche einmal confiscirt wurde. Schon übertegten wir mit beklommenem Herzen, ob es sich lohne, dem Druckschriftenburean auf dem Mottenmarkt das ausschließliche Vergnügen der Lecture unseres Blattes zu gewähren, als die Klingel im Corridor heftig gezogen wurde. Wir fuhren empor. Es war der Bote des Wolff'schen Bureaus, der ein Telegramm aus Paris brachte, mit der Anzeige, daß die Bezahlung der vierten Milliarde kommende Woche bevorstehe und Herr Thiers durch seine Leibjournale die Zufriedenheit der deutschen Regierung wie seiner Amtsführung sich attestirten lasse. Das war ein freudiges Erwachen! Wir hatten die Neujahrsnacht eines Unglücklichen in Jean Pauls Manier getränmt, nur etwas anticipirend acht Tage vor dem Jahresschluß und rückwärts. Die Erde hatte uns wieder und es schien, als ob sich mit den neuesten Reformgesetzen, mit einer enormen Kriegsentschädigung, dem deutschen Kaiserreich und Elsaß-Lothringen als Morgengabe politisch ganz leidlich weiterleben lasse.

* * *

Digitized by Google

Der Jahresnekrolog der Zeitungen wird diesmal zwei originelle Figuren nicht umgehen können, die 92 Jahre alt in Neapel gestorbene Mary Somerville, die größte weibliche Mathematikerin der Welt und Horace Greeley. Frau Somerville wor noch an ihrem Todestage mit einem der schwersten mathematischen Probleme beschäftigt. Die Blätter haben von ihrer zarten Bescheidenheit manchen interessanten Zug erzählt. Was Horace Greeley, Grants unterlegenen Nebenbuhler, angeht, so besaß er unter anderen Talenten einen unverwüstlichen, nicht ganz von Grobheit freien Humor. Als einmal jemand in seiner Gegenwart von sich rühmte, er habe sich selbst seine Existenz gegründet und sich einen self-made man nonnte, rief Greeley aus: „Dann ist Gott einer schweren Verantwortlichkeit enthoben!“ ... Bei einer andern Gelegenheit wurde er von einem Missionar wegen einer Subscription „zur Rettung verlorener Seelen“ geplagt. Greeley wies ihm endlich die Thür mit den Worten: „Was gehen mich verlorene Seelen an! Heutzutage ist nicht die Hälfte der Leute verdammt, die es von rechtswegen verdient hätten!“ ...

Weihnachtsliteratur.

Die losen Blätter (4 Silhouetten. Berlin bei Paul Bette), die zerstreuten Blätter (München, G. Beck) und das Album (6 Silhouetten. Berlin 1872, Paetel. V. Auflage) von Paul Konewka enthalten das Beste, was der leider zu früh verstorbene, in seiner Art einzige Künstler geschaffen hat. Von den losen Blättern (Soldatenlos, Weihnachtsgeist, Hinaus und Heim, die sieben Lebenskälter) ist wohl das „Hinaus und Heim“ das bekannteste und in seiner Composition reizendste: die erste Silhouette stellt die Familie dar, wie sie im Frühjahr zum Spaziergange hinausgieht. Voran stürmen, den fröhlich bellenden Spitz nach, die beiden Knaben, denen der Großvater warnend nachzurufen schrint: Fallt nur nicht! Ihm folgen die weiblichen Mitglieder der Familie; zuerst das jüngste Töchterchen mit der Puppe, dann die erwachsene Tochter am Arm der Mutter und den Zug beschließend das gravitätische Familienhoupt mit dem jungen Freunde der Familie. So ziehen sie hinaus in die Frühlingsluft und wie kehren sie heim? Voran die Mutter, die, offenbar schon mit dem Gedanken an die Bereitung des Abendessens beschäftigt, die schläfrige Kleine mit sich fortzieht; dann der Hausherr, der dem ermüdeten Großpapa den Arm zur Stütze geboten hat; ihnen folgt der älteste Knabe mit dem schlafenden Brüderchen auf dem Rücken; auch der Spitz schleicht müde nach, nur die beiden, die zuletzt haben kommen, Jüngling und Jungfrau, scheinen nichts von Müdigkeit zu spüren; langsam folgen sie den andern, Hilfreich darüber, daß das gütige Geschick wenigstens beim Heimwege die richtige Ordnung in die Familiengruppe gebracht hat. — Die Freiheiten in der Ausführung dieser Skizze, der poetische Duft in den Figuren und den sie umschlingenden und in das Ganze hineingreifenden Rebenästen, das alles läßt sich nicht beschreiben; man fühlt es nur, wenn man es schwarz auf weiß sieht.

Die 1. Lieferung der zerstreuten Blätter enthält Gestalten aus dem Don Quixote, denen von Fritz Keppler eine Biographie Konewkas vorausgeschickt und von Heinrich Noé erläuternder Text beigegeben ist.

Das Album bringt uns 6 kleine Silhouetten: Faust und Gretchen, Frau Page und Robin, die Jungfrau, deren Herz sich der Liebe erschlossen hat (gewissermaßen eine Illustration zu Theodor Storms Gedicht: „Das macht es hat die Nachtigall die ganze Nacht gesungen“ u. s. w.), u. a. m. Das beste dieser Bildchen ist die humoristische Illustration des niederdeutschen Sprichs: „Wat is dat doch trurig und gar to bedroevt, wenn sich'n Pudel in 'ne Kott verleevt!“.

Die Welt der Vögel von J. Michelet, bevorwortet von Hermann Masius, mit Illustrationen von H. Giacomelli (Berlin 1870, Secco Nachfolger). Es gibt Leute, die durch einen an beschreibende Naturwissenschaft erinnernden Titel zu der Meinung gebracht werden, daß der Inhalt eines solchen Buches recht langweilig belehrend sein müsse und mehr sich für Schüler oder Gelehrte eigne, als für Leute, die mit dem Lernen der Schüler nichts mehr zu thun haben und mit dem Lernen aus Büchern im gewöhnlichen Leben nur dann noch etwas zu thun haben wollen, wenn ihnen die Belehrung in pikanter unterhaltender Form geboten wird. Nichts eignet sich nun mehr zugleich zur Unterhaltung wie zur Belehrung als die Naturwissenschaften; aber leider haben sich bis jetzt nur wenige Leute gefunden, die ihr Wissen in einer das große Publicum fesselnden Form darzubieten vermochten. Daß dies zwar eine schwierige aber nicht unlösbare Aufgabe ist, beweist Bernstein in seinen populären Darstellungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und Brehm in seinem „Thierleben“; Michelet könnte man als den dritten im Bunde nennen, wenn er nicht dadurch sich von den beiden Naturhistorikern unterschiede, daß er mehr ein Poet als ein Forscher im Reiche der Naturwissenschaft ist. Aber gerade dadurch wird er ihnen ein um so mächtigerer Bundesgenosse, weil er den Leser an seiner schwächsten Seite, an der Gefühlsseite zu fassen und festzuhalten weiß. Es wäre, wie Masius richtig bemerkt, ein Irrthum zu glauben, daß der in einer Anwandlung von Laune unter die Naturforscher gegangene berühmte Historiker in seinem Buche „Die Welt der Vögel“ einen wissenschaftlichen Zweck verfolgte. Kaum hie und da begegnet und eine morphologische oder biologische Reflexion, so es mangelt selbst ein systematischer Zusammenhang. Ganz dem Spiele der Empfindung und der Phantasie dahingegeben, entwickelt der Verfasser seine philosophisch-poetischen Betrachtungen, seine glänzenden Gemälde, und fast mehr als auf eigentliche Studien hat er sich auf die clairvoyante ignorance seines Genies berufen; es ist weniger eine Naturgeschichte, die er uns liefert, als eine Apotheose des Vogels, in der sich deutsche Gemütlichkeit und französischer Esprit glücklich vereinen. Trotz kleiner Mängel, trotz einzelner Anomalieen und trotz — vielleicht auch wegen — seiner Subjectivität ist das Buch ein vorzügliches, geistvolles und anregendes Werk, das in den vortrefflichen Illustrationen Giacomellis einen wirklich künstlerischen Schmuck erhalten hat.

Ebenso wie dem Werke Michelets, so müssen wir auch dem Werke Edouard Schurés, gleichfalls eines Franzosen, aufrichtiges Lob spenden; es ist die „Geschichte des deutschen Liedes“ (Berlin 1870, Secco Nachfolger). Zur Beruhigung aller echten deutschen Männer wollen wir nur gleich hinzufügen, daß ein Theil des Lobes auf das Deutsche zurückfällt, denn Edouard Schuré ist ein Elsaßer, also deutschen Blutes, ist in Straßburg geboren und ergogen und hat sich längere Zeit in Norddeutschland, besonders in Berlin aufgehalten. Sein Werk hat in Frankreich Aufsehen erregt und verdient auch deutsche Anerkennung, da nach Stahr's Ansicht, der der deutschen Ausgabe ein Vorwort vorausgeschickt hat, eine ähnliche geistvoll ansprechende und im ebelsten Sinne populäre Darstellung der Geschichte des deutschen Liedes in unserer Literatur sich nicht findet.

Aus ottrömischer Zeit. Kulturbilder von Theodor Simons. Mit Illustrationen von Alexander Wagner. Prachtausgabe. (Berlin 1872, Gebrüder Paetel.) Die uns vorliegende erste Lieferung enthält die Beschreibung eines Gladiatorenkampfes und einer Thierhetze in der Arena zu Pompeji und eines Wagenrennens im Circus Maximus zu Rom im Jahre 10 nach Christi Geburt. Der Verfasser verbindet mit einer bewundernswürdigen Kenntniß des Alterthums und aller Alterthumsforschungen die retrospective Phantasie und dichterische Darstellungskraft, wie sie etwa Bulwer in den „letzten Tagen von Pompeji“, oder neuerdings Gregorovius in seinem „Euphorion“ gezeigt hat. Die Culturbilder, Skizzen aus dem ottrömischen Leben, die man als wissenschaftliche Arbeiten in feuilletonistisch-dramatischer Form bezeichnen könnte, gehören unstreitig zu dem Besten, was wir an Darstellungen des Alterthums besitzen; wenn sie nicht einen so gediegenen wissenschaftlichen Inhalt hätten, könnte man ihnen einen Ehrenplatz in dem Gebiete der Unterhaltungslectüre anweisen, so sind sie aber ein treffliches Bindeglied zwischen wissenschaftlicher und Unterhaltungslectüre.

Die Gebrüder Paetel in Berlin schütten wie alljährlich, so auch diesmal ihr Weihnachtsfüllhorn über die lesende Welt aus; die Gaben, die uns dabei in den Schoß gefallen, sind ein erneutes Zeichen des gesunden Zuges, der sich seit langem in den Editionen dieser Verlagsbuchhandlung kundgibt. Fast ausschließlich sind es Werke, die sich ganz besonders für Damen empfehlen, nicht nur durch ihren Inhalt, sondern auch durch die in allen Regenbogenfarben prangenden Einbände, durch Goldschnitt, durch golden eingepreßte Titel und Titelbilder, durch seidene Lesezeichen und was sonst noch dazu gehört, um ein Buch das Lesetüchtige einer Dame würdig erscheinen zu lassen. Ueber den Inhalt dieser Werkchen ist nichts zu sagen nöthig; die Angabe des Titels wird genügen, um in allen weich oder romantisch gestimmten Herzen freudige und freundliche Gefühle zu erwecken. Es liegt uns vor:

Digitized by Google

Von Marie Petersen: Prinzessin Ilse und Irrlichter.
Von Wilhelm Jensen: Novellen: Späte Heimkehr; Aus Lübecks alten Tagen; Westwardhome; Im Pfarrhof; Die braune Erica; Magister Timotheus; Trimborn und Comp.; Lübecker Novellen.
Von Henrik Herz: König Renés Tochter, lyrisches Drama; von dem Verfasser des Liederbuchs eines armen Sünders, drei Novellen unter dem Titel: Wann das Heimweh kommt.
Von Theodor Storm: Im St. Jürgen (Schleswig 1868, Heiberg); Im Sonnenschein; Immensee; Hinzelmeier (Berlin 1857, A. Duncker); Von Jenseit des Meeres.
Von Gustav zu Putlitz: Was sich der Wald erzählt; Vergißmeinnicht; Luana. —

Im Anschluß an diese Werke erwähnen wir eine Anthologie alpiner Poesien, welche Emil Auer unter dem Titel „Die Alpen im Lichte deutscher Dichtung“ (Gera 1872, E. Amthor) herausgegeben hat, — eine recht geschmackvolle Auswahl aus den auf die Alpenwelt bezüglichen Gedichten, — und König Pharao, ein komisches Epos in vier Gesängen von Rudolph Gottschall (mit vier Illustrationen von Fällbach. Leipzig 1873, C. F. Amelang), das sich die Aufgabe gestellt hat, dem schwindelhaften Treiben unserer Zeit den Spiegel vorzuhalten. Die Gestalten, die in diesem Spiegel erscheinen, sind recht witzig erfunden; lebensvahre Porträts der Wirklichkeit sind sie nicht.

Zum Schlusse unserer Bücherschau wollen wir noch einige Werke aus dem Bereiche der Literatur für die Jugend anführen, die wir mit gutem Gewissen als „empfehlenswerth“ bezeichnen können, ein Epitheton, das leider verhältnißmäßig nur wenigen Erscheinungen auf diesem bedeutsamen Gebiete gegeben werden darf.

Wir erwähnen hier zunächst eine Liedersibel (Stuttgart 1872, K. Kiren), in der alle Bildungsstufen der Kindheit in einem vollständigen Chore deutscher Dichter von E. L. Rochholz dargestellt sind; sie beginnt vom spielenden Kinde an, das nur erst singt und sagt, und geht bis zum schulpflichtigen, das bereits lernt und liest. Der Zweck, den sich diese Sammlung gestellt hat, den gesammten jugendlichen Erkenntnißkreis, mittels bildender Lieder und Reimsprüche zu erklären und zu verklären, wird in bester Weise erreicht. Die erste Abtheilung des Buches enthält Sprüche, die für die Mutter bestimmt sind, Sprachspiele, Volks- und Kinderräthsel; die zweite stellt den Kreislauf des Kinderjahres dar, die dritte besteht aus erzählenden Gedichten und einer kleinen Beigabe vaterländischer Lieder.

Gleich vortrefflich sind die illustrirten Monatshefte „Deutsche Jugend“ (Verlag von Alphons Dürr in Leipzig), welche Julius Lohmeyer unter Mitwirkung der bedeutendsten der lebenden Schriftsteller herausgibt. Die einzelnen Aufsätze und die Originalzeichnungen bewährter Illustratoren, unter denen Oscar Pletsch als Leiter der künstlerischen Seite der Monatshefte hervorzuheben ist, sind durchaus vorzüglich; es muß jedes Kind und jeder Erwachsene seine Freude daran haben.

Aus dem Verlage von Otto Spamer in Leipzig liegt uns ferner vor:

Das Buch der Thierwelt (Leipzig 1873), das einen interessanten Gesammtüberblick über die Thierwelt, ihre wechselnden Beziehungen zur Pflanzenwelt, zum Naturganzen und zum Menschen, gewährt. Es ist herausgegeben von Dr. A. B. Reichenbach und in der vierten Auflage, die mit 120 Textabbildungen und mehreren Tondildern versehen ist, von Dr. Carl Klopp bearbeitet.

„Das Kleid der Erde“ ist eine Sammlung von Wanderungen durch die grüne Natur beliebt, die Dr. Müller von Halle herausgibt, und die den Erfolg, den die erste Auflage gehabt hat, verdient, da sie in der Behandlung der Naturgeschichte den Weg einschlägt, sich nicht nur an den Verstand, sondern auch an das Gemüth und das sittliche Gefühl der Jugendwelt zu wenden.

Der Jugend Märchenschatz, eine hübsche Sammlung von Märchen, Sagen und Schwänken nicht nur deutschen, sondern auch fremdländischen Ursprungs.

Große Herrscher und Kriegsfürsten im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert (der alte Fritz, Kaiser Josef II. und Napoleon I.), Dichter und Wissensfürsten (Winckelmann und Lessing, Klopstock und Herder, Goethe und Schiller, Alexander von Humboldt, Leopold von Buch, Carl Ritter) und vier große Bürger der neuen Welt (George Washington, Benjamin Franklin, F. W. von Steuben, Abraham Lincoln) sind Sammlungen von Lebens- und Geschichtsbildern, für deren Gediegenheit und zweckmäßige Bearbeitung der Name des Herausgebers Franz Otto bürgt.

Zeitbilder nennt Ernst Stöpner eine Anzahl von Schilderungen aus dem Leben diesseit und jenseit des Oceans. Sie verfolgen in lobenswerther Weise den Zweck, die Jugend über die bemerkenswerthen Vorgänge und Großthaten der Gegenwart durch Wort und Bild zu unterrichten, was um so größere Anerkennung verdient, als dadurch eine empfindliche Lücke in dem Geschichtsunterricht unserer Schulen ausgefüllt wird, daneben wird aber auch Gewicht darauf gelegt, daß diese Jugendbildung einen nationalen Charakter behalte.

Hellas, das Land und Volk der alten Griechen, von Dr. Wilhelm Wägner, ist eine Frucht sorglamer Studien, die mit großem Geschick der Bewerthung für die Bildung der Jugend dienstbar gemacht ist. Kein bedeutendes Moment, sowohl der staatlichen Entwicklung, als auch der Gestaltung des bürgerlichen Lebens und der künstlerischen Thätigkeit des Hellenenvolkes ist dabei übergangen; was der Arbeit vor vielen andern einen Vorzug gibt, ist die große Zahl bildlicher Darstellungen, durch die alle besprochenen Gegenstände anschaulich gemacht werden.

Wir schließen mit der Empfehlung zweier Geschichtswerke, die sich namentlich im Kreise der reiferen Jugend Freunde zu erwerben geeignet sind: es ist das die

Deutsche Geschichte von Eduard Duller, bearbeitet und fortgesetzt von Dr. William Pierson, die sowohl in einer Volksausgabe als auch in einer Prachtausgabe mit Holzschnitten nach Holbein, Ludwig Richter, Kiechhoff und anderen vorliegt, — und

Die preußische Geschichte, (mit einer historischen Karte von Kiepert) von Dr. William Pierson. (Berlin 1871, Paetel.) Das letztere Werk hat die zweite Auflage erlebt und ist in dieser bis zum Jahre 1871 fortgeführt. Nicht nur die politische, sondern auch die culturhistorische Entwicklung Preußens ist in ihm gebeängt, aber in so fesselnder Weise, in so ansprechender Form und vor allem in einer an einzelnen Stellen dichterisch schönen Diction, die von freudigem, selbstbewußtem Patriotismus getragen wird, dargestellt, daß man, wenn man das Buch gelesen hat, dem Verfasser ohne Besinnen eingesteht, er habe die preußische Geschichte mit Liebe geschrieben. Und wo wie hier — so sagt er selbst — so viel Erhebendes und so wenig Demüthigendes zu berichten ist, da scheint es auch nicht allzu schwer, mit der Wärme des Patrioten die beste Tugend des Historikers zu verbinden, eine Wahrheitsliebe, die keine Rücksicht kennt.

Wir beehren uns, unsern Abonnenten anzuzeigen, dass wir ihnen ein vollständiges Sachregister der Artikel, welche der in der nächsten Nummer zum Abschluss kommende Jahrgang (Band I und II) der „Gegenwart“ enthält, in Folge der Schwierigkeiten, die mit der Aufstellung eines solchen Registers verbunden sind, erst in der Mitte des Monats Januar zugehen lassen können.

Zugleich bitten wir, möglichst bald das Abonnement, das mit der nächsten Nummer abläuft, erneuern zu wollen. Der Abonnementspreis beträgt **pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.** Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsspeditionen nehmen Bestellungen an.

Die Expedition der „Gegenwart“.

Dieser Nummer liegt eine Anzeige der Verlagsbuchhandlung von Franz Duncker in Berlin bei.

Digitized by Google

Inserate.

Für den Weihnachtstisch!

Im Verlage von **Joseph Jolowicz** in **Posen** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Krösus und Adrastus.

Ein Gedicht von

Adolph Drieger.

Preis elegant cartonnirt 10 Sgr.

Dies kleine Epos ist von der Kritik durch aus günstig aufgenommen. Einstimmig rühmen die Beurtheiler den Bersbau, welchem der Kritiker des Lit. Central-Blattes „vollendete Schönheit" beilegt. Ebenso wird die große „Feinheit der psychologischen Motivirung" hervorgehoben und das „bedeutende Talent für Naturschilderungen", welches der Dichter besitze (Köln. Zeitung u. Wiener Presse). Noch jüngst haben Gottschall's „Blätter für lit. Unterhaltung" dem Gedicht „unbedingte Anerkennung" gezollt. Der Recensent lobt den echt epischen Ton, den tiefen Empfindungs- und Gedankengehalt, sowie den edlen Charakter von Sprache und Vers.

In meinem Verlage erschien soeben:

Rheinbilder und Alpenblumen.

Hinterlassene Novellen

von

Bernhard Scholz.

Elegant geheftet 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Name des genialen Dichters bürgt für den innern Werth auch dieses Nachlasses.

Wiesbaden, im Dezember 1872.

Edmund Rodrian.

Für Weihnachten!

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

L. Schefer, Laienbrevier. Min.-Ausgabe. XVI. Aufl. Eleg. gebdn. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

J. Bolin, Das Laienbrevier in freier Bearbeitung. Eleg. gebdn. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.

Verlag von Karl Kirn in Stuttgart.
Ein geeignetes Weihnachtsgeschenk:

Liederfibel

von

E. L. Rochholz.

Dritte Auflage.

32 Bogen in Quart mit 7 feinen Holzschnitten.

Sehr elegant gebunden mit farbigem Umschlag.

Preis Thlr. 1. 15. — fl. 2. 42 südd. W.

Enthält 800 der schönsten Volks- und Jugendlieder.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen Deutschlands.

Festgeschenke für Kunstfreunde.

Soeben erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

ASCHENBRÖDEL.

Bilder-Cyclus von **Moritz v. Schwind.**

Holzschnitt-Ausgabe.

Mit erläuterndem Text

von

Dr. H. LÜECKE.

Folio. Eleg. carton. 5 Thlr. 10 Ngr.

Die Compositionen zu Aschenbrödel in der ornamentalen Vereinigung mit Dornröschen und der Fabel von Amor und Psyche, 19 verschiedene Gruppen bildend, gehören zu den **werthvollsten** und **edelsten** Schöpfungen des verewigten Meisters.

HOMER'S ODYSSEE

Vossische Uebersetzung.

Mit vierzig Original-Compositionen

von

Friedrich Preller.

In Holzschnitt ausgeführt von **R. Brend'amour** und **K. Oertel.**

Zweite Auflage.

In farb. Umschlag eleg. cart. 8 Thlr. 22½ Ngr.

— Prachtband mit Goldschnitt: in Leinwand 11 Thlr., in Leder 17 Thlr. 15 Ngr.

Verlagsbuchhandlung von **Alphons Dürr** in **Leipzig.**

Als Festgeschenke empfohlen!

Prachtwerke aus dem Verlage von **A. Kröner** in Stuttgart.

In beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ansichten von Cloß, Kaupp, Ritter etc.

Starnbergersee. Kochelsee. Kammersee. Reichenhall. Partenkirchen. Eibsee. Oberammergau. Walchensee. Tegernsee. Spitzingsee. Schlierlee. Wendelstein, Miesbach. Chiemsee ꝛc.

Neues Prachtwerk ersten Ranges.

Sr. Maj. König Ludwig II. von Bayern

gewidmet.

Ansichten von Zeffos, Löfer, Wagner etc.

Königssee. Oberlee. Ramsau. Mühlkurhörner. Wimbachklamm. Berchtesgaden. Salzburg. Gmunden. Ischl. St. Gilgen. St. Wolfgang mit Schafberg. Golautee ꝛc.

Aus deutschen Bergen.

Ein Gedenkbuch vom bayerischen Gebirge und Salzkammergut.

Geschrieben von **Herman Schmid** und **Karl Stieler.**

Thierstücke von Friedrich Voltz: **Saumpferd an der Benediktenwand. Gemsenfamilie. Adler überfällt eine Schafherde. Pferde unter der Schirmtanne. Ziegenalm. Mittagsschlaf auf der Alm. Almabtrieb.**

Mit zahlreichen **prachtvollen Illustrationen** von den **bedeutendsten deutschen Künstlern.**

In Holz geschnitten von A. Closs in Stuttgart.

Preis geheftet Rthlr. 8. 20. — fl. 15. 12.

Prachtvoll gebunden Rthlr. 10. 20. — fl. 18. 40.

Genrebilder von Dietz, Kamberg, Kaupp, Watter etc. **Kirchweihe. Bauernhochzeit. Filzhut. Sommerfrischler. Verfolgung eines Wilderers. Beim Tanze. Rauhfahrt. Holzfuchte. Mädchen auf der Altane** ꝛc.

Prachtwerk von A. v. Werner illustrirt.

Hugdietrich's Brautfahrt.

Ein episches Gedicht

von

Wilhelm Hertz.

Illustrirt von A. von Werner.

Holzschnitte von Adolf Closs.

Preis elegant cartonirt Rthlr. 5. — fl. 8. 45 kr. Prachtvoll gebunden Rthlr. 6. — fl. 10. 30 kr.

Durch alle Buchhandlungen sind zu beziehen:

Fr. Spielhagen's sämmtliche Werke.

10 Bände 8. broch. 10 Rthlr. Eleg. geb. 12 Rthlr. 15 Ngr.

entweder complet, oder in zwei Serien:

I. Serie (Problem. Naturen — Novellen I. — Die von Hohenstein) 4 Bände br. 4 Rthlr. geb. 5 Rthlr.

II. Serie (In Reih' und Glied — Vermischte Schriften — Novellen II. — Hammer und Amboß) 6 Bde. br. 6 Rthlr. geb. 7 Rthlr. 15 Ngr.

oder

in wöchentlich erscheinenden Lieferungen à 6 Ngr.

Die erste Lieferung sowie ausführliche Prospecte sind in jeder Buchhandlung vorräthig.

Alle Werke Spielhagen's sind auch einzeln in wohlfeilen Ausgaben zu haben.

Verlagshandlung von **L. Staackmann** in Leipzig.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 28. December 1872. II. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Steuerfragen. Von B. H. Oppenheim. — Sonderung oder Trennung von Staat und Kirche. Von Bluntschli. II. — Die Polen im Deutschen Reich. Von Wilhelm Goldbaum. III. Schlußaufsatz. — Ein deutscher Offizier. Von Karl Braun-Wiesbaden. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Mein stiller Miethsmann. Von Alfred Meißner. — Spinoza. Von Ernst Eckstein. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Die Baronin. Von Paul Lindau. — Der berliner Silvester-Jux. Von Julius Stettenheim. — Offene Briefe und Antworten. Noch einmal „Der deutsche Künstlerverein in Rom" ꝛc. Von R. v. Werner. — Notizen. — Inserate.

Steuerfragen.

Der preußische Staat ist wie ein guter Haushalter, der seine Einnahmen und Ausgaben jedenfalls so berechnet, daß diese hinter jenen zurückbleiben. Fast immer übersteigen die Einnahmen die Voranschläge und manches mit Deficit-Sorgen angekündigte Finanzjahr endigte mit Ueberschüssen. Aber der Staat soll kein gar zu guter Haushalter sein: wenn er früher oder mehr Steuern erhebt, als er bedarf, so macht er ginslose Anleihen in den Taschen des Volkes. Der Absolutismus freute sich des gefüllten Staatsschatzes und belobigte den Finanzminister, der die Steuerschraube zu handhaben verstand. Das constitutionelle System dagegen muß ebensowohl gegen constante Ueberschüsse, wie gegen Deficits Sicherheit bieten. In dem System der Contingentirung oder Quotisirung der Steuern wäre hierzu das einfachste Mittel gegeben; aber bekanntlich fehlt dem preußischen Budgetrecht noch das meiste dessen, was in wahrhaft constitutionellen Ländern für fundamental und wesentlich gilt. Man kann bei uns die Regierung nicht zwingen, eine einmal eingeführte Steuer aufzuheben, und da die Landesvertretung deshalb bei Bewilligung neuer Steuern um so spröder ist, so folgt schon daraus der langwierige Stillstand in der Entwicklung unseres Steuerwesens und der veraltete Charakter der einzelnen Steuern. An was für anderen Schwierigkeiten noch die wohlgemeinte Vorlage des Finanzministers in der letzten Session scheiterte, haben wir damals in der „Gegenwart" (Nr. 8 v. 16. März) zu erklären gesucht. Hoffentlich werden die Erfahrungen des vorigen Winters in diesem Winter nicht unbenutzt bleiben, auch von der liberalen Partei nicht.

Die untersten Steuerclassen sollen um $2^1/_2$ Millionen directer Steuern entlastet werden; zugleich sollen die alten, unbrauchbar gewordenen, wenn je brauchbar gewesenen Rubriken und Kategorieen der bisherigen Classensteuer vereinfacht, d. h. beseitigt werden. Abgesehen vom Namen, enthält der Entwurf eigentlich nichts als eine Einkommensteuer für alle vermeintlich steuerfähigen Einkommen. Der Finanzminister nimmt als unterste Grenze das Jahres-Einkommen von 140 Thalern an. Wenn diese Grenze bei der Steuer-Erhebung ernst eingehalten werden sollte, so wäre sicherlich, außer den Almosen-Empfängern, niemand von der Steuer frei. Denn, das Jahr zu 300 Arbeitstagen gerechnet, würde die Jahres-Einnahme von 140 Thalern einen Tagelohn von 14 Silbergroschen voraussetzen, und ein so geringer Tagelohn ist bei selbstständigen Arbeitern heute gar nicht mehr zu finden. Wird aber die Grenze so niedrig gezogen, weil sie doch nicht streng eingehalten wird, so liegt der Keim der Uebertretung, der Defraudation und der Demoralisation überhaupt schon in dem Gesetze selbst. Und warum das von vornherein der Fall sein soll, ist in keiner Weise abzusehen. Es ist auch angedeutet, daß in den unteren Stufen auf die übrigen Lebensverhältnisse, auf die schwerere Familienbelastung u. s. w. eine billige Rücksicht zu nehmen sei. Unseres Erachtens aber müßte das Princip der Berücksichtigung im Gesetze selbst genau und rechnungsmäßig formulirt sein.

Wenn, was freilich nicht zu befürchten steht, das Gesetz in der Form dieser Vorlage angenommen würde, so hinge es nur von den Steuerbehörden ab, es zu einer noch viel einträglicheren und gerade die untersten Classen schwerer bedrückenden Einnahmequelle zu machen, als die bisherige Steuer; die Steuerschraube ließe sich noch viel willkürlicher ansetzen, als bisher.

Wir wollen zunächst ein Steuergesetz, das auch seinem Wortlaute nach ohne große Härte ausführbar sei. Dann wünschen wir, daß die directe Steuer erst da anfange, wo die Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse gesichert ist, also weit über dem 140 Thaler-Einkommen. Ja, im Interesse der öffentlichen Moral und im Namen der ausgleichenden Gerechtigkeit verlangen wir eine breite Schichte zwischen dem, der Almosen empfängt, und dem, der zu den öffentlichen Ausgaben direct beiträgt. Denn wo nur eine schmale Linie diese beiden trennt, da ist die Versuchung, seinen Namen auf die Armenliste zu bringen, für manchen Familienvater gar zu groß. Man muß gewissen Classen die directe Steuer erlassen, um die Gesellschaft und sie selbst vor dem Verfall zu bewahren, der manchmal so nahe liegt. An und für sich ist es bei der unterbrechungslosen Abstufung der Vermögen doch nur logisch, daß zwischen denen, welche Unterstützung empfangen, und denen, welche etwas abgeben können, eine ganze Classe liegt, die gerade knapp auskommt. Zum Glück ist bei uns das politische Wahlrecht nicht an die directe Steuerzahlung gebunden, und man kann diese Verhältnisse unbefangen nach ihrer inneren Gerechtigkeit discutiren, ohne mit Partei-Tendenzen in Conflict zu gerathen.

Leider ist selbst in liberalen und sogar in angeblich radicalen Kreisen eine sophistische und illusionäre Meinung ein gebürgert, welche die Ehre und das Selbstbewußtsein des Staatsbürgers mit der directen Steuerzahlung verknüpft. Wenn der Staatsbürger wirklich noch so dumm sein sollte, nicht zu merken, daß er in den vielen und hohen indirecten Steuern, die zum größten Theil die unentbehrlichsten Lebensmittel treffen und also den Armen gleich dem Reichen, ja über den Reichen bestenern, dem Staate seinen Tribut reichlich zollt, wenn er auch nicht an die drei besten Lebensjahre — wahrlich die höchste

Digitized by Google

denkbare Personalsteuer! — denken sollte, die er der Vaterlandsvertheidigung widmet, wenn sein Staats-Bewußtsein und sein Selbstgefühl wirklich durch die directe Erhebung eines Steuerthalers noch extra geschärft und gehoben werden müßte, dann wäre ihm und dem Staate schwer zu helfen, dann wäre unser Volk für ein öffentliches Leben noch nicht reif. Dieser große Staatsorganismus, der den Menschen in allen wichtigen Momenten seines Lebens, bei allen erhabenen Eindrücken erfaßt, der ihm alle Macht und alle Cultur darstellt und bedingt, dieses ungeheure Gebäude, dessen gewaltige Façade niemals den Augen entschwindet, soll erst dadurch dem Einzelnen verständlich gemacht oder näher gerückt werden, daß gleichsam ein auf directer Bezahlung von Diensten beruhendes Tauschverhältniß zu ihm fingirt werde? Was für ein doctrinärer Trugschluß!

Freilich, wenn an die indirecten Steuern, die schon im Princip ungerecht sind, ernsthaft die Art gelegt werden soll, dann ließe man sich gerne die Ausdehnung der directen Besteuerung über alle Classen gefallen; das Volk würde dabei das beste Geschäft machen. Dann würde man aber auch mit Nothwendigkeit dazu kommen, in — allerdings nicht zu engen und kleinlich vexirsüchtigten — Abstufungen verschiedene, steigende Procentsätze der Einkommensteuer (etwa von $^1/_2$ bis 4 Procent) zu statuiren, und auch, was schon in der ministeriellen Vorlage zugegeben ist, künftig nicht mehr ein Steuer-Maximum für die größten Einkommen zu fixiren. Dann müßte aber auch eine Erhebungsform ermittelt und ehrlich durchgeführt werden, welche die großen Vermögen ebenso scharf controlirt, wie die kleinen Einkommen, und nicht, wie bisher, die Steuer-Objecte um so nachsichtiger durchschlüpfen läßt, je bedeutender sie sind.

Das vorige Mal war die Steuer-Reform mit der Abschaffung der Schlacht- und Mahl-Steuer combinirt worden. Diesmal wollte der Finanzminister, wie es scheint, die Initiative dafür dem Hause selbst überlassen. Trotz der demüthigenden Erfahrung der vorigen Session halten wir die längere Conservirung der ungerechtesten und nachtheiligsten aller Steuern für eine moralische Unmöglichkeit. Indessen hat diese von allen Organen der Intelligenz längst verurtheilte Steuer ihre geheimen Verbündeten in dem Schlendrian und Eigennutz der Communal-Behörden, welche die behäbigeren Bürger nach ihrer wahren Leistungsfähigkeit heranzuziehen sich scheuen und dafür lieber den Arbeiter und die ganze flottirende Bevölkerung an ihrem Brod und Fleisch verkürzen. Gäbe es eine wirksame Behörde für öffentliche Gesundheitspflege, sie müßte zunächst diese Steuer verbieten. Gäbe es einen Gradmesser der öffentlichen Moral, er würde überall gegen diese Steuer zeugen.

Der Abgeordnete Löwe drückte in der Vorberathung sein Erstaunen darüber aus, daß weder Socialisten, noch Katheder-socialisten sich jemals an dem Kampf gegen diese Steuer betheiligt haben. Es wäre in der That erstaunlich, wenn es nicht so überaus charakteristisch wäre. Die Schlacht- und Mahlsteuer ist vor allen Dingen eine Arbeiterfrage; ihre Aufhebung wäre eine größere und dauerhaftere Wohlthat, als irgend eine Lohnerhöhung. Der Abgeordnete Reichensperger freilich mag, von verwandter Partei aus, den Standpunkt der socialistischen Richtungen richtig erfassen, wenn er ausruft: „Ein ganz kleiner, gewöhnlicher Strike genügt ja, die Last der Steuer auf die Schultern der Arbeitgeber abzuwälzen!“ — Vielleicht fürchten die Socialisten nicht mit Unrecht, daß ihr Reich zu Ende geht, wenn das Gesetz dem Arbeiter gesunde und natürliche Lebensbedingungen schafft. Ist aber die Abwälzungs-Theorie des Abgeordneten Reichensperger (— absurd, wie fast alle Steuer-Abwälzungs-Conjecturen —) von ihm ernsthaft gemeint, warum beantragt er nicht gleich die Besteuerung der Arbeitgeber und läßt es vielmehr auf eine Ungerechtigkeit gegen die Arbeiter ankommen, die so lange dauern muß, als diese nicht zu gewaltsamer Selbsthülfe greifen?! —

Das Verderbliche und Unheimliche solcher indirecten Steuern liegt aber zum Theil auch darin, daß sie, wie gewisse Gifte, unmerklich wirken. Der berliner Arbeiter gibt sich vielleicht keine Rechenschaft davon, daß die Schlacht- und Mahl-Steuer ihm, seine Familie zu fünf Köpfen berechnet, eine Steuerlast von etwa sieben Thalern auferlegt, von welchen noch dazu ein unverhältnißmäßig hoher Theil weder dem Staate, noch der Gemeinde zu gute kommt, sondern an den Erhebungskosten verloren geht. Und in diesen Erhebungskosten ist noch nicht einmal mitgerechnet, welche Hemmnisse und Zeitverluste die Steuer denjenigen Productions- und Vertriebs-Gewerben bereitet, auf deren Beweglichkeit und Schwungkraft die Ernährung des Volkes angewiesen ist. Sieben Thaler Steuer auf der Nahrung einer Tagelöhnerfamilie! Und die reichste Familie bezahlt diese Steuer auch nicht höher; oft sogar niedriger, weil sie sich durch mannichfache Auskunftsmittel und Nahrungs-Variationen zu helfen weiß. Wie kann man diese Steuer in 77 Städten statt der Classensteuer bestehen lassen, wenn man über die Erlassung eines halben Thalers an Classensteuer in der übrigen ärmsten Bevölkerung als eine große Wohlthat übereinkommt! Es ist höchste Zeit, solchen Zuständen ein Ende zu machen. Die Leidenszeit des preußischen Volkes muß für beendet erklärt werden: kein anderes Volk hat unter so schwierigen Verhältnissen mit solcher Anstrengung und so patriotischer Ausdauer die schweren Lasten eines von langen Kriegen erschöpften und zu hohen Aufgaben berufenen Staats getragen. Endlich ist der Moment der Compensation gekommen; von Lohn kann nicht die Rede sein, nur von billiger Ausgleichung. Wenn die Leistungen annähernd nach der Leistungsfähigkeit vertheilt werden, hat sich niemand zu beklagen.

L. B. Oppenheim.

Sonderung oder Trennung von Staat und Kirche.

Von Altmutschell.

II.

IV. Kirchengut. Unterstützung der Kirche durch das Staatsvermögen oder durch Steuergesetze. Steuerbefreiung.

1) Die Sonderung des Staats und der Kirche treibt auch zu einer Ausscheidung des Kirchenvermögens von dem Staatsvermögen. Der Unterschied der beiderlei Güter ist von jeher, auch im Mittelalter, anerkannt worden. Aber es hat sich in der Periode des confessionellen Staats die Ansicht verbreitet, daß der Staat, wenigstens subsidiär, wenn die vorhandenen Mittel der Kirche nicht ausreichen, die Pflicht habe, die Kirche aus seinen Mitteln zu unterstützen, indem er zum Bau der nöthigen Kirchen Beiträge leiste, die Pfarrpfründen und Bischofsämter vollends dotire, oder die Besoldungen der Geistlichen übernehme oder ergänze.

Demgemäß ist heute noch das Staatsvermögen in den deutschen Staaten vielfältig belastet mit fortlaufenden oder vorübergehenden Ausgaben für kirchliche Zwecke.

Zuerst ist in den Vereinigten Staaten von America diese vermeintliche Staatspflicht bestritten und der Grundsatz durchgeführt worden, daß es ausschließlich Sache der Angehörigen einer Kirche sei für ihre kirchlichen Bedürfnisse zu sorgen. Die berühmte Denkschrift des Präsidenten Madison, welche den Staat Virginien abhielt, die Besoldung der Geistlichen von Staats wegen zu besorgen, bezeichnet die durchgreifende Wendung.

Früher schon hatte das Preußische Landrecht dieselbe Richtung genommen; aber die Durchführung war noch durch die anerkannte „Oberaufsicht und Direction des Staats über das Kirchenvermögen“ (II. 11. §. 160) erschwert und die alte Sitte wirkte noch fort.

In der That paßt es zu der interconfessionellen Stellung

Digitized by Google

des modernen Staates nicht, daß er die Steuerkräfte seiner Angehörigen von verschiedenen Confessionen anspanne, um zu Gunsten einer einzelnen Confession aus allgemeinen Staatsgeldern Verwendungen zu machen. Es ist ein naturgemäßes Princip, daß vielmehr jede Religionsgenossenschaft mit ihren eigenen Kräften für ihre religiösen Bedürfnisse sorge.

Aber auf der andern Seite läßt sich der reine Grundsatz gegenüber bestehenden Instituten und geschichtlichen Rechtsbildungen ohne revolutionäre Härte und Gewaltthat nicht sofort durchführen. Ueberdem darf nicht übersehen werden, daß die Fortdauer und das Gedeihen insbesondere der großen christlichen Kirchen im Staate auch ein mittelbares Interesse für die allgemeine Staatswohlfahrt hat, welches einzelne Beisteuern des Staates für kirchliche Zwecke rechtfertigt.

2) Die Sonderung des Kirchenguts von dem Staatsgut führt zu einer erhöhten Selbstständigkeit der Kirche in der Verwaltung ihrer Güter, zu einem Aufgeben der „staatlichen Direction".

Aber es ist eine arge Verkennung der Staatsrechte, wenn daraus gefolgert wird, daß nun die Kirche mit ihrem „Eigenthum" ebenso frei nach Belieben verfahren dürfe, wie ein Privateigenthümer mit seinem Vermögen, oder gar daß die kirchlichen Oberbehörden, Oberkirchenräthe, Bischöfe, zuhöchst in der katholischen Kirche der Papst, je nach ihren persönlichen Neigungen und Launen ein freies Verfügungsrecht über das Kirchengut haben.

Es ist ein verhängnißvoller Irrthum, in den die Jurisprudenz und selbst die Gesetzgebung von alter Zeit her verfallen sind, das Kirchenvermögen wie ein Privateigenthum zu betrachten. Wohl gibt es in den Kirchengütern wie in dem Staatsvermögen auch Bestandtheile, die als wirthschaftliches Privateigenthum, ähnlich den Privatgütern, betrachtet werden müssen. Aber das Kirchengut im Großen und Ganzen und seiner Hauptbedeutung nach ist kein privatrechtliches Eigenthum, sondern ein öffentlich-rechtliches Gut: d. h. es gehört seiner Natur und Bestimmung nach nicht der individuellen Herrschaft einzelner Personen für ihre persönlichen Zwecke, sondern einer großen Lebensgemeinschaft für ihre Gesammtbedürfnisse an. Es ist nur ein Mittel, um das religiöse und kirchliche Gemeinleben zu befriedigen. Es ist daher dem Geiste der individuellen Willkür entrückt und von dem Gemeingeiste der ganzen Religionsgenossenschaft erfüllt. Es dient dem Cultus und der Seelsorge.

Um deswillen nimmt die Staatsgesetzgebung eine ganz andere Stellung ein gegenüber dem Kirchengute als gegenüber dem Privatvermögen. Sie kann sich freier bewegen und leichter auch eine neue Rechtsordnung durchführen, wie sie der heutigen Rechtsüberzeugung des Volkes und den heutigen Bedürfnissen der Gemeinschaft entspricht.

Nur der Staat hat die Macht Rechtsgesetze zu geben; die Kirche hat sie nicht, denn nur der Staat hat für die nothwendigen Bedingungen des Gemeinlebens eine äußerlich zwingende Macht. Die Kirche kann sich an die Gewissen wenden und das moralische Pflichtgefühl schärfen, aber sie hat keine eigentliche Rechtsautorität und keinen Rechtszwang.

Auch in America übt der Staat ausschließlich das Recht, über das Kirchengut und dessen Verwaltung das Nothwendige gesetzlich zu bestimmen. Niemand sieht darin einen Uebergriff in den freien Bereich der Kirche; jedermann findet darin die Ausübung des staatlichen Rechts. Die americanischen Rechtsgesetze beschränken den Erwerb der Kirchen von liegendem Gut, sorgen dafür, daß auf die Verwaltung des Kirchenvermögens die nichtgeistlichen Bürger als „Treuhänder" einen maßgebenden Einfluß behalten und nicht etwa die geistlichen Obern auch das Vermögen beherrschen, verbieten zuweilen die Vermächtnisse oder fixiren geradezu die Summe, welche eine religiöse Körperschaft überhaupt besitzen dürfe, an Kirchen ganz oder beschränken dieselben u. s. f.*)

*) Näheres bei Rüttimann. Kirche und Staat in Nordamerica. 1872.

Hier ist für die deutsche Gesetzgebung — am besten des Reiches — noch eine große Aufgabe zu erfüllen. Gerade die vermögensrechtlichen Verhältnisse der Kirchen sind in hohem Grade unklar und bedürfen einer neuen Ordnung, welche die Rechte der einzelnen Kirchengemeinden und Kirchengenossenschaften und insbesondere das Recht der Gesellschaft (der Laien) besser schützt, den Vermögenserwerb nach den kirchlichen Bedürfnissen beschränkt, die Erbschleicherei der Orden zügelt, bei Spaltungen, wie sie gegenwärtig innerhalb der katholischen Kirche sich vollziehen, für eine billige Ausgleichung und Vertheilung des Kirchenguts unter die verschiedenen Religionsparteien (Altkatholiken und Papisten) sorgt und auch die Oberaufsichtsrechte des Staates mit der Selbstständigkeit der kirchlichen Körperschaften in das richtige Verhältniß bringt.

3) Bei durchgeführter Sonderung von Staats- und Kirchengut fallen die Kosten für den Bau von Kirchen und Pfarrhäusern ausschließlich der Kirchengenossenschaft zur Last und es können jene höchstens durch freie Ehrengaben des Staats unterstützt werden. Das Patronat des Staatshauptes ist dann freilich ebenso wie das anderer Patronatsherren als ein mittelalterliches Mischrecht aufzugeben und abzulösen; und mit dem Recht der Kirchengemeinde auch ihre Pflicht zu verbinden.

Dagegen finden wir in der Gegenwart eine Umbildung sich vollziehen bezüglich der Begräbnißplätze. Während in früheren Jahrhunderten das System der Kirchhöfe überwog, sind die heutigen Friedhöfe aus der Umgebung der Kirche entfernt oder doch für alle Bewohner der Stadt oder des Dorfes im Todesfalle gleichmäßig eröffnet worden. Dadurch hat die ganze Einrichtung einen weltlich-staatlichen Charakter bekommen und den confessionell-kirchlichen Charakter abgestreift. Diese Wandlung entspricht dem Bedürfnisse unserer Zeit und dem heutigen Rechtsbewußtsein. Es ist eine natürliche Pflicht des Staates, dafür zu sorgen, daß allen — ohne Unterschied des Glaubens — ein gleiches Recht auf würdiges Begräbniß gewahrt wird und die polizeilichen Rücksichten auf Gesundheit und gute Sitte gleichmäßig für jedermann zur Beachtung kommen. Der Unterschied der Kirchengenossenschaft mag sich noch in den Ceremonieen der Bestattung und in den verschiedenen Ritualen der Kirchengarben zeigen. Die Religionsstätte verliert nicht, wenn das Recht für alle dasselbe ist. Aber die Kirche wird hier von einer Last befreit, welche die politische Gemeinde auf sich nimmt.

4) Die Kirchen sind zunächst für ihre ökonomischen Bedürfnisse auf freiwillige Gaben der Gläubigen angewiesen. Das Recht, eine erzwingbare Steuer aufzuerlegen, kommt nur dem Staate zu und kann nur durch ein Staatsgesetz normirt werden. Eine Kirchensteuer kann daher zwangsweise nur unter der Bedingung erhoben werden, daß das Staatsgesetz dazu ermächtigt; ganz ebenso wie Gemeindesteuern nur insofern erzwingbar sind, als das Gesetz die Gemeinde gesetzlich befugt hat, für bestimmte Gemeindezwecke eine Steuer zu beschließen und zu erheben.

Unleugbar kann, auch bei vollständiger Trennung der Kirche vom Staat, für jene ein Bedürfniß entstehen die Steuerkräfte der Genossen anzuspannen und zu belasten. Aber sie kann nur von sich aus zu freiwilliger Steuer auffordern. Ist das nicht wirksam, bedarf sie durchaus einer Zwangssteuer, so ist sie genöthigt sich an die Hülfe des Staates zu wenden. Da wäre es doch nicht schicklich, wenn der Staat einfach erklärte: „Ich kümmere mich nicht darum, ob die Kirche bestehe oder untergehe. Ich werde ihr niemals gestatten, eine Kirchensteuer zu fordern, auch wenn sie nöthig sein sollte für ihre Existenz und Wohlfahrt." Vielmehr wird der Staat der Kirche seine gesetzliche Beihülfe schon deshalb nicht versagen dürfen, weil die Gesellschaft und das Volk ein sehr großes Interesse hat an einem gesunden religiösen Gesammtleben, d. h. an den Aufgaben der Kirchen.

Wohl aber steht es dem Staate zu, bevor er die Kirchensteuer genehmigt, zu prüfen: a) ob wirklich ein so dringendes Bedürfniß der Kirche vorliege, um eine Zwangssteuer zu recht-

Digitized by Google

fertigen; b) ob die Steuerpflicht richtig begrenzt und gerecht bemessen sei; c) ob Garantieen dafür gegeben seien, daß die steuerpflichtigen Laien bei den Beschlüssen über die Steuer und bei der Verwaltung und der Verwendung der Steuern betheiligt seien; d) ob nicht eine Ueberlastung der Bürger stattfinde.

5) Sogar den freiwilligen Kirchensteuern gegenüber hat der Staat eine Pflicht im Interesse der Gesellschaft zu erfüllen. Es hat mit der Freiwilligkeit hier eine eigene Bewandtniß. Die Kirche hat eine große moralische Autorität, welche an Wirksamkeit dem zwingenden Rechtsgesetze des Staates nahekommt. Man denke nur an die Peterspfennig in manchen Gegenden erhoben wird; und man wird nicht bestreiten können, daß die sogenannte Freiwilligkeit oft ein bloßer Schein und ein leeres Wort ist. Wenn in Landgemeinden der Pfarrer durch die Predigt und die Beichte die Leute erhitzt hat, und dann selber von Hause zu Haus sammeln geht, so kann der einfache Bauer und selbst der Tagelöhner dem Pfarrer so wenig widerstehen wie dem staatlichen Steuererheber. Er muß zahlen, wenn er nicht bei der Gemeinde in bösen Ruf kommen oder selbst den Verfolgungen der Nachbarn ausgesetzt werden will.

Die Gebildeten und die Staaten wissen, daß der Papst keiner Steuer bedarf, um nach wie vor in goldnen Karossen zu fahren und reichen Hof zu halten. Wir wissen, daß die Peterspfennige nur verwendet werden, um tausende von Schmarotzern zu unterhalten, die Versöhnung der römischen Curie mit Italien zu verhindern, Unfrieden und Unruhen zu stiften, die ultramontane Presse zu fundiren und die Pläne der Jesuiten zu fördern. Wir wissen, wie die Bevölkerung betrogen wird von den oft selber betrogenen Geistlichen, um ihr Mitleid mit dem „armen gefangenen Greise“ aufzustacheln.

Trotzdem hat der Staat bis jetzt noch nichts gethan, um die getäuschte und mißbrauchte Menge vor ihrem eigenen Schaden zu bewahren und sie vor dem gelderpressenden Drucke der kirchlichen Eiferer zu schützen. Heute noch kann, wie dereinst Walter von der Vogelweide im Jahre 1212 geklagt hat, der Papst lachend seinen Wälschen sagen:

„Ich hab's so gemacht,
Daß sie das Reich sollen stören und verwüsten,
Damit ich fülle meine Kisten.
Ich hab's an meinen Stock gebracht. Ihr Gut ist alles mein,
Ihr deutsches Silber führt in meinen wälschen Schrein.
Ihr Pfaffen esset Hühner und trinket Wein
Derweil die Deutschen — fasten.“

6) Die Steuerfreiheit der Kirchen und kirchlichen Geräthschaften rechtfertigt sich auch heute noch dadurch, daß dieses Kirchenvermögen keinen Ertrag abwirft, sondern lediglich den Cultuszwecken dient.

Dagegen hat die Steuerbefreiung, welche im Mittelalter der Klerus für alle Kirchengüter überhaupt und für seine Einkünfte gefordert und meistens durchgesetzt hatte, heute keinen Sinn und keine Geltung mehr. Inwiefern in dem Kirchenvermögen auch wirthschaftliches Privateigenthum steckt, wie landwirthschaftliche Güter oder zinstragende Capitalien, ist dasselbe ganz ebenso wie anderes Privatgut zu den Staatssteuern heranzuziehen; es genießt zu auch ganz denselben Schutz und dieselbe Sorge des Staates und seiner Anstalten. Ebenso hat der Geistliche mit Rücksicht auf seinen Pfründegenuß oder seine Besoldung genau dieselbe Pflicht Steuer zu zahlen, wie ein Staatsbeamter für seine Besoldung.

Die Polen im Deutschen Reich.

Von **Wilhelm Goldbaum.**

III.

(Schlußaufsatz.*)

Jämmerlichere Wüsteneien der Cultur und Civilisation als die polnischen Landestheile Deutschlands und Oesterreichs weist selbst Spanien kaum auf, wo wenigstens ein Hauch eingeborener Grazie die Faulheit, Bigotterie und Dummheit um ein Kleines mildert. Selbst der werkthätige pädagogische Apparat Preußens hat den polnischen Bauer nicht auf das Niveau menschenwürdigen Daseins zu erheben vermocht. Vielleicht wird man uns einwenden, die Schuld liege an den Hemmnissen, welche von Staats wegen der nationalen Entwicklung der polnischen Landesangehörigen entgegengestellt worden seien; man habe sie nicht ihre Anlagen spontan und nach freier Wahl entfalten lassen, sondern wider ihren Willen in Bahnen gezwungen, welche sie ihrem ganzen Naturell nach nicht zu wandeln im Stande seien; die Germanisirung habe sie sich selbst entfremdet, ohne sie für ein Anderes gewinnen zu können. „Es ist eine Entschuldigung, aber keine gute“ — sagt Konrad Bolz. Ein Blick auf Galizien macht sie zuschanden. Galizien hat in Schulangelegenheiten volle Autonomie; denn lemberger Landtage greift keine fremde Hand störend in seine die Schule betreffenden Maßnahmen und Intentionen. Wie ist's nun um das galizische Volksschulwesen bestellt? Ein jüngst veröffentlichter Bericht der Schulcommission des lemberger Landtages gibt traurige Auskunft. Von 6000 Gemeinden hat beiweitem nicht die Hälfte (2322) ihre eigenen Schulen; von allen schulpflichtigen Kindern (1,011,500) fröhnen etwa 33 Procent dem Luxus des Unterrichts. Nicht minder trostlos waren die Resultate, welche die von dem preußischen Cultusminister veranstaltete Schul-Enquête in Posen, Westpreußen und Oberschlesien ergab und deren Folge das neue Schulaufsichtsgesetz war. Man hatte die Polen lange genug in der Volksschule gewähren lassen, hatte ihrer Sprache den weitesten Spielraum gegönnt auf Kosten der deutschen, der Staatssprache. Wenn, wie die Polen behaupten, ihrem Idiom eine fruchtbare, gestaltungsfähige, lebenfördernde Kraft innewohnt, aus der ihr nationaler Gedanke sich immer wieder neu recreirt, so hätte sich dies in der Schule zeigen müssen; eine tüchtige intellectuelle und sittliche Grundlegung — das ist das wenigste, dessen jeder lebensfähige nationale Gedanke bedarf. Ist sie von der polnischen Volksschule ausgegangen? Man betrachte den polnischen Bauer vom Scheitel bis zur Zehe, ob er eine Ahnung von all den nationalen Träumereien hat, deren die Köpfe des Adels voll sind! Wie sollte er auch? Mit dem Trotz und der Sterilität eines spröden Bodens um die ersten Bedingungen seiner physischen Existenz ringend, von der Schule her niemals mit dem Drang beschwert, sich über geistige Dinge zu orientiren, schwankt er zwischen dem Schnaps und dem Pfaffen hin und her, läßt sich von jenem betäuben, von diesem beherrschen; die Kirche und der Zufel bilden seine Sonntags- und Jahrmarktsfreuden, die Abwechslung seines monotonen, stumpfsinnigen Daseins.

Der Adel coquettirt mit dem gleichsam in Maroquin gebundenen polnischen Nationalgedanken wie mit einem Spielzeug, von dem man in der süßen Gewohnheit des Daseins nicht lassen kann; einen polnischen Mittelstand gibt's nicht; und der Bauer kümmert sich keinen Moment um die Wiederherstellung Polens, es sei denn, daß ihm der Pfaff die Formel einbläut, daß der heilige Vater in Rom und die Matka Polka ein mystisches Liebesverhältniß haben, welches der „Zyd“ (Jude) und der „Niemiec“ (Deutsche) zu trennen sich vereinigt

*) Auf die zahlreichen Entgegnungen, welche diese Aufsätze hervorgerufen haben, kommen wir zurück.

Digitized by Google

haben. So schwach und lebensunfähig ist dieser prätentiöse polnische Nationalgedanke, daß er seine Existenz von der Gnade der Kirche fristen, sich von Jesuiten behüten lassen und bei den Pfaffen in Kost gehen muß. Und nicht etwa erst seit heute und gestern hat sich der polnische Nationalismus den finstern Missionären in die Arme geworfen, welche Rom ausgesandt hat, um das Licht der Bildung und Aufklärung allüberall auf Erden auszulöschen. Es ist ein altes Bündniß, welches nur jetzt erst so grell in die Augen fällt, weil der Kampf einen andern Schauplatz erhalten hat und, anstatt ein bloßer Nationalitätenhader zu bleiben, zur geistigen Hunnenschlacht, zur Entscheidung zwischen Finsterniß und Licht, zwischen Bildung und Barbarei geworden ist.

Von den polnischen Wiederaufersteh[ungs]träumen wird bald genug nicht mehr die Rede sein; hätten sie auch nur einen matten Schein von Realität gewinnen sollen, so mußten die Polen ganz andere Wege einschlagen, als sie bisher gewandelt; mußten die Waffen der um sie her rüstig fortschreitenden europäischen Cultur auch sich selbst aneignen, in der höchstmöglichen Entwicklung von Kunst, Wissenschaft und Industrie ihre Lebensaufgabe suchen und dem Strom der Aufklärung innerhalb ihres Volkselbens ein breites, wohnliches Bett graben. Hätten sie dies gethan und sich zu einem klugen, lebensvollen, fruchtbaren Volkselement herausgearbeitet, so ließe sich mit ihnen heute reden; man könnte ihnen manches Zugeständniß machen, ohne sich selbst zu schädigen. Mit Pfaffenknechten und Römlingskreaturen aber gibt's keinen Pact, wenigstens nicht für das Deutsche Reich, welches, wenn es seine Aufgabe recht erfaßt, eine Negation der römischen Finsterniß ist. Die Lebochowskis und Koxmians müssen zurück — ultra montes, wo wannen sie hergekommen; wir haben das lebhafte Gelüst, daß sie uns unser frisches, fröhliches Volksleben verunstalten; den Polen aber sind sie Retter, Erlöser, Heilige. Können, fragen wir, solche Gegensätze hart neben einander wohnen, ohne mit jedem neu anbrechenden Tage den Hader zwischen Scholle und Scholle, Nachbar und Nachbar zu entflammen?

Gewiß, ich bin weit entfernt, zu leugnen, daß es auch unter den Polen liberal gesinnte und modern-gebildete Männer gibt, die in ihrem Innersten den Pact mit Rom beklagen. Allein sie sind zu zählen und — was das schlimmste ist — sie wagen es nicht, mit ihrer Meinung frei herauszutreten, weil sie von dem Terrorismus, dessen Uebung Rom den Polen angewöhnt hat, den Verlust ihrer Popularität befürchten. Dr. Niegolewski, der Präsident der polnischen Reichstagsfraction, hat zuweilen schüchterne Versuche gemacht, sich gegen das römische Joch aufzulehnen und das zu ihm in Beziehung stehende posener Polenblatt „Dziennik Poznavski" hat sogar leise und verschämt den Maßregeln der deutschen Regierung gegen die Jesuiten zugestimmt. Ich registrire auch der Genauigkeit halber, daß der liberale lemberger „Dziennik Polski" in dem Nekrolog über den vor wenigen Tagen heimgegangenen polnischen Poeten Vincenz Pol nicht umhin konnte, mit einer gewissen Ironie die Thatsache zu erwähnen, daß der Heimgegangene dem geheimnißvollen Zauber eines päpstlichen Ordens sich nicht hat entziehen können. Allein was bedeuten diese zitternden Stoßseufzer gegenüber dem Unheil, welches die Jesuiten den Polen seit Menschengedenken angethan haben und wohl bis zu ihrer Tage Ende noch anthun werden?

Es wäre mehr als simpel, den Polen ein Bündniß mit den Deutschen zuzumuthen; von allen nationalen Verirrungen ist der Nationalhaß am wenigsten curabel. Aber man sollte meinen, der Rath von der Bundesgenossenschaft Roms abzulassen, der ihnen so oft gerade deutscherseits ertheilt wurde, müsse auch ihnen plausibel erscheinen. Deutschland ist die force majeure, an welcher, wenn nicht alles trügt, die Verblendung St. Petri zerschellen wird. Was laden, fragen wir verwundert, diese Thoren ihre beste Habe, ihren nationalen Traum, auf das römische Wrack, um sie unrettbar der heranrollenden Welle preiszugeben? Ist es so rühmlich denn, Arm in Arm mit Fanatikern vom Schlage der Reichensperger und Mallinckrodt, welche von ihrem Volke längst verloren gegeben sind, für eine unrühmliche Sache sich zu opfern?

Fragen, nichts als Fragen! Mag die Völkerpsychologie der Aufgabe sich unterziehen zu erforschen, warum es den Polen an politischer Einsicht, an Erkenntniß des Gegebenen gebricht. Für unsern Zweck genügt eine kleine Promenade durch die polnische Geschichte, um den uralten Zusammenhang zwischen Kirche und Polenthum zu constatiren und zu begreifen, wie unentrinnbar nothwendig die Nation degeneriren und verkommen mußte, nachdem sie einmal ihre Adern dem römischen Gifte geöffnet.

Schon im Jahre 1413 räumten die Polen dem Katholicismus eine nationale Stellung in ihrem Staate ein; die in jenem Jahre bewirkte polnisch-litthauische Adelsverbrüderung zu Horodlo schloß alle Elemente, welche nicht römisch-katholisch waren, aus ihrer Mitte aus. Dagegen ist nichts zu sagen; hätte der Katholicismus vor der unseligen Verwechslung mit der Kirche bewahrt bleiben können, wäre nicht von den Jesuiten gefliſſentlich Religion und Hierarchie, Priesterthum und Glauben confundirt worden, so hätte die moderne Duldung und Objectivität wahrlich nichts gegen den Katholicismus als solchen einzuwenden sich unterfangen. Allein Herrschsucht und Glauben, Ehrgeiz und Bekenntniß thaten sich zu einem Bund zusammen, dem jeder Individualismus zum Opfer zu fallen droht. Das forderte zum Widerstande, zur Bekämpfung heraus, gleichviel ob es als protestantischer oder als katholischer Uebergriff sich manifestirte.

Die Jesuiten etablirten dieses kirchliche Vergewaltigungsgeschäft im großen Stile und ihre Commis voyageurs drangen nach allen Weltenden vor; sie kamen auch nach Polen und ihr Eintritt in die Weichselländer bedeutete nichts mehr und nichts weniger als die Zerstörung der bis dahin allerdings — wie nicht geleugnet werden soll — in Polen cultivirten Glaubenstoleranz. Was ihnen zu Hilfe kam, war die nationale Stellung, welche die römische Geistlichkeit in Polen besaß; bald genug waren die Beichtväter der Könige, die obersten Würdenträger des Staates, die Berather und Pfeiler des Thrones Creaturen des Loyolitenordens. Im Jahre 1633 trat Ladislaus IV. die Herrschaft an, ohne, wie bisher üblich, die Religionsfreiheit zu bestätigen. Ce n'est que le premier pas qui coûte! Von da ab geht es mit der polnischen Toleranz rapide bergab. Angust von Sachsen, welcher 1697 die Krone der Jagellonen sich auf's Haupt setzt, muß allen Nicht-Katholiken die Duldung versagen. 1717 wird über die Dissidentenkirchen die Zerstörung verhängt, 1718 weist man alle nicht-katholischen Landboten aus dem Reichstage, 1733 spricht man den „Ketzern" die Fähigkeit zu öffentlichen Aemtern und Würden ab.

Das sind Daten, nicht Hallucinationen; und an ihrer Hand läßt sich der Verfall Polens wie eine Kette von logischen Nothwendigkeiten Schritt für Schritt verfolgen. Die Jesuiten haben das Land zu Grunde gerichtet und damit nicht befriedigt, zerstören sie auch noch seine Trümmer.

Hätten die Polen innerlich die Kraft besessen, sich von dem römischen Einfluß zu befreien, oder hätten sie wenigstens von ihm nicht alles und jedes unabhängige Nationalitätsgefühl absorbiren lassen, die verhängnißvolle Stunde der ersten Theilung hätte sich vielleicht hinausgeschoben, wäre möglicherweise noch heute nicht gekommen. Allein ihr nationaler Gedanke hatte eben schon damals als solcher keine Existenzfähigkeit mehr, er erweiterte oder verengte sich, je nachdem, zu einem römisch-nationalen und darin lag sein Todeskeim. Das heutige polnische Epigonenthum hat die verhängnißvolle Erbschaft überkommen, das Siechthum, welchem der polnische Staat längst zum Opfer gefallen, bis zur individuellen Auflösung fortzufristen. Der heutige Kampf ist kein Kampf gegen die polnische Nation, denn diese hat längst zu existiren aufgehört; auch kein Kampf gegen die polnische Nationalität, welche in der Kirche aufgegangen ist; es ist ein Kampf gegen die polnischen Individuen, welche sich gegen die Gesetze des Staates, dem sie angehören, auflehnen und seinen Feinden Vorschub leisten

Digitized by Google

und Lanzknechte zur Verfügung stellen. Das ist festzuhalten, daß wir es mit den Polen als solchen keineswegs, wohl aber mit einer vorgeschobenen Compagnie Roms zu thun haben, die in unsern Postamenten und Schulen für den Feind Tirailleurdienste versieht.

Erzbischof Ledochowski von Posen nennt sich „Primas von Polen"; der Anachronismus wäre zu übersehen, wenn er nicht zum Zweck hätte, den ununterbrochenen Zusammenhang zwischen Polnisch und Römisch zu illustriren. Ledochowski gerirt sich als einen Obergeneral Roms, der das polnische Contingent der päpstlichen Armee commandirt. Es kann aber keinen Primat von Polen geben, wenn Polen selbst zu existiren aufgehört. Wohl aber existirt Rom noch, somit ist die Würde, welche Ledochowski für sich in Anspruch nimmt, eine von päpstlichen Gnaden empfangene und deshalb unstatthafte.

Weiter betrachtet der Jesuitenorden Posen als eine Provinz, über welche ihm die ungetrübte Uebung seines Intriguen- und Propagandenwesens zustehe. Das beweist die Würde Kojmians als Provinzial und Protonotar der Gesellschaft. Darf man solch eine General-Agentur bestehen lassen, ohne sich selbst der tiefsten Schädigung auszusetzen? Die kleinen Spitzbuben wurden gehängt; warum läßt man die großen laufen? Oder wähnt man, durch die Auflösung des Jesuitenklosters von Schrimm die beiden Matadore Ledochowski und Kojmian zu Feldherren ohne Armee gemacht zu haben? Das wäre ein verhängnißvoller Irrthum. Noch steht ihnen der gesammte kleine Klerus der Provinz wie Ein Mann zur Verfügung. Aus der Schule heraus hat man sie glücklich gefegt, nun werfe man sie auch erbarmungslos aus den Gemüthern heraus, indem man die deutsche Sprache zur herrschenden, zur alleinherrschenden macht. Der Cultusminister hat das Seine gethan; es ist Zeit, daß auch der Justizminister und der Minister des Innern auf den Plan rücken und ihren Behörden die zweisprachige Verhandlung mit den Parteien verbieten. Erkannt ist nachgerade, daß die polnische Sprache das einzige Vehikel des Jesuitismus in Preußens polnischen Landestheilen ist. Der Erkenntniß folge die That auf Schritt und Tritt!

Und nun zum Resumé! Den polnischen Nationalismus haben wir nicht vergewaltigt; den römischen Polonismus wissen wir als unsern Todfeind. Mit jenem konnten wir friedlich neben einander leben; der Gegensatz zwischen polnisch und deutsch, zwischen evangelisch und katholisch war uns verständlich. Mit diesem aber wollen und müssen wir aufräumen; je schneller desto besser, denn für den Gegensatz von polnisch und evangelisch, deutsch und katholisch, für die Identität von polnisch und katholisch, evangelisch und deutsch haben wir Kinder Deutschlands, des Horts der Glaubensduldung und Glaubensfreiheit, weder Verständniß noch Schätzung. Uns winken andere Aufgaben.

Ein deutscher Offizier.

Ein Kleinstaaterei-Bild.

Von **Karl Braun-Wiesbaden.**

(Schluß.)

Der General Freiherr von Knopf stirbt im October 1866, weil sein Mechanismus in diesem Jahre in Unordnung gerathen. Indessen ist mit seinem Tode, wie bei allen „großen Unsterblichen", die Geschichte noch nicht zu Ende. Wilhelm von Plönnies fügt seinem Werke eine Kirchhofs-Scene bei, über die ich ausführlich berichte, weil ich sie für das beste halte.

Der Dichter eilt im Dunkel der Nacht an das Grab seines Freundes Königer. Dort erscheint ihm Germania. Er klagt ihr sein Leid und wird von ihr getröstet. Man darf bei diesen Versen nicht vergessen, daß sie schon 1868 gedichtet und 1869 publicirt, also kein poetischer Treppenwitz, keine Ausgeburt des „esprit d'escalier", sondern eine wirkliche Prophezeiung des Sängers sind. Der Dichter also spricht:

— „Leih' mir Deinen grauen weichen
Schattenmantel, liebe Nacht,
Denn es treibt mich hinzuschleichen,
Wo sie ihn zur Ruh gebracht,
Der in Treuen an mir hing,
Bis er selbst von hinnen ging."

Dann klagt er der Germania:

— „Heil Dir, Herrin! Dich zu grüßen,
Wallt mein Blut in neuer Kraft;
O Germania, Dir zu Füßen
Klag' ich meine Ritterschaft.
Denn Du bist's, von der wir reden,
Reden seit gesammer Zeit;
Brüder, die sich Streit besehden,
Rühmen Deine Herrlichkeit.
Deutschen Blut im Laub der Eichen,
Das die deutschen Kämpfer kränzt,
Und Rubinen zu vergleichen
In des Siegers Krone glänzt!
Und es lauf in heißen Schmerzen
Auch der Freund, der edle, mir,
Deutscher Männer Stolz und Zier;
Mit des Bruders Schwert im Herzen
Sah er sterbend auf zu Dir."

Germania tröstet ihn, der Todte habe die Krone empfangen, und mahnt dann die Lebenden:

— „Bin ich wirklich Eure Mutter,
Wollt Ihr meine Söhne sein,
Liebt mich mehr als Papst und Luther,
Geht zu Gottes Kirche ein,
Der den ewigen Himmel baute
Ueber jedes Kirchendach,
Der, als ihm das Volk vertraute,
Der Fremdherrschaft Kette brach.
Liebt mich mehr als Eure kleine
Bunte Winkelkrämerei,
Als die Trink- und Schrei-Vereine*)
Eurer Sonderbündelei."

Der Dichter antwortet:

„Ja, das Reden, Singen, Schießen
Dir zu Ehren — war nur Spiel!
Nicht im Träumen und Genießen
Streben Männer nach dem Ziel.
Leicht verbrüdern sich die Zecher,
Doch der alte Haß und Neid
Füllt uns jetzt den Taumelbecher
Ganz mit Bitterkeit und Leid.
Sieh', das Schwert der Hohenzollern
Fuhr hernieder, wie ein Strahl,
Allen Künftig-Handeln-Wollern
Ward gesagt: „Hie Blut und Stahl!"

Germania erwidert darauf:

— „Dankt dem Herrn, er schlug Euch nieder,
Aber nicht durch fremde Hand,
Was Euch trennte, eint Euch wieder:
„„Kampf um's deutsche Vaterland!""
Laßt, o laßt das alte Hadern,
Bald schon bricht am grünen Rhein,
In Colonnen und Geschwadern
Euer aller Feind herein.

*) Bezieht sich auf das sogenannte „deutsche Bundesschießen", das damals seine Orgien in Wien feierte.

Digitized by Google

Steht dann fest in Euern Rechten
Von Verrath und Rache fern.
Denn Verrath ziemt nur den Knechten,
Männer mögen sich erfechten
Eine Heimat, einen Herrn!
Fügt Euch lieber deutschen Banden,
Eh' man Euch zum Feinde reißt,
Eh' der alte Lügengeist (des Rheinbundes)
Euch in Sünd' und in Schanden
Fremdem Banner folgen heißt.
Steht dem Feind an Euern Grenzen
Arm an Arm und Schild an Schild.
Freie Zukunft seh' ich glänzen,
Der mein ganzes Sehnen gilt.
Schlagt Ihr brüderlich den Franken,
Ist der alte Haß verscharrt,
Und dann nehmt Euch ohne Danken
Was Euch längst verheißen ward!
Faule Frist ist bald verronnen,
Denn der Mann, der Euch geweckt,
Der das große Werk begonnen,
Rastet nicht, bis er's vollstreckt.
Glaubt Ihr, daß ein solcher Recke,
Der in solchen Zeiten kam,
Halben Weges schon erschrecke?
Glaubt Ihr, daß der nichts bezwecke,
Als ein größ'res Winkelkram?
Schrecklich war sein erstes Werben
Als des Königs Freiersmann (1866);
Glaube mir, er wird nicht sterben,
Eh' er mich dem Herrn gewann!
Starr und schweigend steht er heute,
Wie in Todesruh' gebannt,
Doch sein Aug' bewacht die Beute,
Und am Schwertgriff zuckt die Hand!"

Kann man besser die Situation von 1868 schildern, jene unheimliche Zeit, wo sich der Abgeordnete Windthorst freute, daß die „Ebbe" gefolgt sei auf die Fluth von 1866 und 1867? Kann man objectiv richtiger die nächste Zukunft (1870) prophezeien! Und doch wieder, wie stark ist auch wieder die rein subjective Stimmung in diesen klangvollen patriotischen Versen! Der Dichter ist großherzoglich hessischer Offizier. Die Mainlinie durchschnitt damals noch das Großherzogthum Hessen. Darmstadt, wo der Dichter auf dem Krankenlager liegt, lag außerhalb des Norddeutschen Bundes. Diese Unfertigkeit, welche die Möglichkeit schwerer Collision der Pflichten nicht ausschloß, drückte das Gewissen des Offiziers und lähmte den Aufschwung des Dichters. Man kann sagen, ihm selbst schnitt die Mainlinie wie ein Schwert durch die Seele. Wer diese Verse mit Aufmerksamkeit liest, dem kann die getheilte Stimmung nicht entgehen. Das südmännische Herz des darmstädter Offiziers grollt noch dem Grafen von Bismarck; der freie Geist des deutschen Dichters aber hat sich schon mit ihm versöhnt und blickt klar in die Zukunft.

Unmittelbar an diese Verse, welche ein Glaubensbekenntniß und zugleich eine Weissagung enthalten, reiht sich dann wieder eine derbe tolle Burleske, mit welcher wir Abschied nehmen von dem illustren Hektor der Geschichte, — von Knopf, dem letzten der Knöpfe.

Nicht weit von dem Hauptmann ist der General begraben, oder um es vollständig mit den Worten der authentischen Grabschrift auszudrücken:

„Freiherr Leberecht von Knopf

Hochwohlgeboren,

weiland Oberfürstlich Winkelkram'scher General der Infanterie, sowie auch zweiter Inhaber des Oberfürstlichen Garde-Füstlier-Leib-Regiments,

Großkreuz
des Verdienstordens für Propreté und Gesinnung,
sowie
des Selbst-Verpflegungs-Ordens mit Messer und Gabel, auch des braunen Eber-Ordens mit Eicheln,

Inhabers
der Ehrenklette mit dem goldnen Haus- und Ordonnanz-Kameel mit doppeltem Buckel und mit dem Affen."

Der Tod sitzt auf Knopfs Grab und stellt mit den Worten: „Das war ja doch früher nicht", Betrachtungen an über diesen selbstsamen Fall, wo das Ableben ohne sein, des Freundes Hein, Zuthun erfolgt, und eine Seele noch gar nicht zum Vorschein gekommen sei. Da erscheint ein Teufel, um Knopf für die Hölle, — ein Engel, um ihn für den Himmel zu reclamiren. Der Tod holt die Leiche aus dem Grab. Sie ist in voller Uniform. Der Teufel packt sie am Kragen, der Engel an den Beinen. Beide streiten und zerren sich herum. Auf einmal kracht's. Die Leiche zerreißt. Der Teufel hat den leeren Rock, der Engel die leeren Inexpressibles in Händen. Sie sind beide betrogen; Knopf hat keine Seele; und Freund Hein, der auf letztere gewartet, spricht mit philosophischem Gleichmuth:

„Nun kann ich heimgehn, Knopf ist erkannt, ein Schneider machte ihn."

Nachdem wir diese Mähr vernommen, fällt es uns nachträglich erst wieder ein, daß man schon bei Lebzeiten Seiner Excellenz behauptete, derselbe sei niemals anders gesehn worden als in voller Uniform, weder bei Tag noch bei Nacht; sein innerer Gehalt sei daher stets in Zweifel gezogen worden; man habe auch niemals bemerkt, daß er sich Schlafens halber oder zu irgend einem andern Zwecke zu Bette begeben habe, vielmehr habe er sich nachts entweder in einen Kleiderschrank gelehnt oder sich mit der Schlinge, die inwendig am Rocktragen sitzt, an einen Haken aufgehängt. Leugnen konnten auch seine Freunde und Angehörigen nicht, daß er seine sterbliche Hülle niemandem anvertraute, als dem Füstlier Würmlein und dem Füstlier Bürstlein, welche stets das unverbrüchlichste Stillschweigen über ihre Verrichtungen beobachteten. Um aber der hochseligen Excellenz keinerlei Unrecht anzuthun, wollen wir nicht unerwähnt lassen, was sein officieller Biograph und Panegyrikus bemerkt. Der Oberfürstliche Geheime Hofrath Dr. Pips schreibt nämlich hierüber:

„Diese beiden treuen Liebdiener, Füstlier Würmlein und Füstlier Bürstlein, waren völlig eingeweiht in das System der Bruchbänder, Bandagen, Nabelbinden und Suspensorien, welche das Gebäude des theuren Körpers zusammenhielten, sie waren vertraut mit der Anwendung der Knopf'schen Katheter und Fontanelle.

Wahrlich sie sind die besten lebenden Zeugen gegen jenes infame Gerücht von Knopfs zweifelhafter Entstehung und seiner fraglichen inneren Consistenz.

Würmlein und Bürstlein könnten reden, wenn sie nur wollten, denn es ist nicht wahr, daß sie sich durch einen fürchterlichen Eid verpflichtet hätten, nicht zu verrathen, was eigentlich der Kern und Inhalt der Knopf'schen Generalsuniform gewesen sei.

Wenn der General es nicht liebte, einem anderen Menschen als den genannten beiden Getreuen sein Inneres zu enthüllen, und wenn er daher wirklich auch von seinen Angehörigen und nächsten Freunden stets nur in Uniform gesehen wurde, so ist dies offenbar seine Sache, und er wird seine höheren Gründe dafür gehabt haben.

Und wenn Knopf, wie es in der That geschehen sein soll, in völlig zugeknöpfter ordonnanzmäßiger Adjustirung auf seinem Bette gestorben ist, so zeigt ihn dies in seiner wahrhaft antiken Heldengröße, an der wir nur mit Bewunderung emporschauen können.

Aber es ist eine Krankheit unserer vorwitzigen kritischen Zeit, das Genie nicht in Demuth genießen, sondern in seiner innersten Tiefe ergründen zu wollen."

Digitized by Google

Ich eile zum Schlusse. Mein erster Zweck war, das Andenken an einen trefflichen Menschen zu retten, der namentlich in Norddeutschland, abgesehen von den Männern seiner Fachwissenschaft, nicht so bekannt ist, wie er es verdient hat. Mein zweiter war, auf eine Schrift aufmerksam zu machen, welche die militärische Seite der Kleintheaterei schildert, ein Uebel, das jetzt, abgesehen von einigen „beaux restes“, welche man zu conserviren und zu „reformiren“ gewußt hat, im Deutschen Reiche so ziemlich verschwunden. Ich kann freilich zum Schlusse den Zweifel nicht unterdrücken, ob es mir gelungen ist, ein vollkommen zutreffendes Bild von der Biographie Knopfs zu geben. Als der Verfasser schrieb, war es vielleicht noch zweifelhaft; ob die Zustände, welche er geißelt, ein Ende nehmen würden. Gewiß war es zweifelhaft, wann. Dieser Umstand gab der Schrift ihren polemisch-satirischen Charakter. Der Verfasser war zu sehr mit dem Herzen bei der Sache, als daß er sich, abgesehen von dem wundervollen Capitel „Knopfs Liebe und Vermählung“, zu der unparteiischen Höhe des Humors aufschwingen konnte, welcher eine Art Liebhaberei an dem Ungeziefer hat, das er secirt und beleuchtet. Herr von Plönnies leidet zu viel unter demselben, um es zu lieben; er will es vernichten, und deshalb taucht er seine Feder manchmal etwas zu tief in die giftige Tinctur, jedenfalls etwas tiefer als im Interesse einer vollen ästhetischen Befriedigung zu wünschen wäre. Aber was etwa dadurch das Werk verliert, gewinnt sein Urheber, der, gequält von geistigen und leiblichen Schmerzen, seinen Empfindungen und Gesinnungen einen so energischen Ausdruck zu geben wußte. Heut zu Tage hätte er den Stoff nicht pessimistisch-satirisch, sondern vielleicht optimistisch-humoristisch behandelt. Denn heute beginnt es auch in Darmstadt, der Vaterstadt des Herrn von Plönnies, zu tagen. Die aufgehende Sonne des Deutschen Reiches hat den dauerhaften Premier-Minister, dessen Prototyp, Graf Gummi von Lederfell, sich stets bereit zeigte, gegen eine kleine Gehalts-Aufbesserung in jedem Systeme zu regieren, das höchsten Ortes gewünscht ward, und jene clerical-particularistischen Staatsmänner, von welchen Graf Gummi sagen konnte:

„Dies sind die Kleinen
Von den Meinen.
Höret, wie zu Lust und Thaten
Aeffling sie zu rathen,“

hinweggefegt; und an der Spitze der Regierung steht jetzt ein kluger und energischer Mann, der den Beweis führt, daß man ein guter Hesse sein kann, ohne deshalb auch ein schlechter Deutscher sein zu müssen, und der deshalb bei Antritt seines Amtes öffentlich erklärt hat, auch in dem Großherzogthum Hessen gelte es, „Schutt aufzuräumen“.

Literatur und Kunst.

Mein stiller Miethsmann.

Es mag für jemanden, der sich ein Haus gebaut hat, das er unbewohnt stehen ließ, keine geringe Verwunderung abheben, wenn er auf einem Spaziergang, bei dem ihn sein Weg zufällig daran vorüberführt, gewahr wird, daß dies Haus in aller Stille und ohne sein Wissen einen Inwohner erhalten. Zuerst glaubt sich der Betreffende von einer Sinnestäuschung befangen, er ruft, und das nicht ohne Grund. Die Fronte hat sich verändert, sie hat jetzt statt der vier Fenster von ehedem nur drei, allerdings ist das mittlere dafür doppelt groß. Die Jalousieen, früher grau, sind jetzt grün angestrichen. Und doch ist an der Identität des Hauses nicht zu zweifeln! Der Erstaunte tritt näher, blickt durch's Fenster und erkennt auch sein ganzes Mobiliar in fremder Benützung. Kurz, er macht die Erfahrung, daß ein Unbekannter ihn aus eigner Machtvollkommenheit für todt erklärt und sich selbst als seinen Erben eingesetzt hat. Zugleich mit dieser selbstherrlichen Besitzergreifung hat er am Bau einige Veränderungen vorgenommen und befindet sich übrigens darin ganz wohl. Er denkt sogar, wie der vorn angeklebte Zettel besagt, einen Theil der Wohnung demnächst zu vermiethen.

Diese Ueberraschung eines Hausbesitzers ist neulich mir zu Theil geworden. Mein Trauerspiel „das Weib des Urias“ ist von einem andern bezogen worden und trägt jetzt das Schild: David und Bathseba.

Als ich mit befremdeter Miene nähertrete an der Thüre des neuen Inwohners die angenagelte Visitenkarte „Karl Robert“ las, da war ich gewillt, sehr ungeberdig zu werden. Doch die Ueberraschungen waren noch nicht zu Ende. Es war in der ganzen Nachbarschaft ein offenes Geheimniß, daß dieses Pseudonym einen berühmten Mann decke, den Philosophen des Unbewußten, E. v. Hartmann. Da schüttle ich den Kopf, dieser Name zwingt mich zur größten Rücksicht, aber einigen Protest kann ich doch nicht unterdrücken.

„Zu der Bearbeitung von David und Bathseba,“ sagt Herr von Hartmann, „bin ich durch Meiszners Weib des Urias angeregt worden, dessen Disposition ich theilweise benützt habe.“ Welche lakonische Kürze in einer Vorrede, die sich zu weitläufig über allerlei theoretische Fragen verbreitet! Ganz wie wenn ein Fremder im Kaffeehaus uns anredete: „Ich habe Ihren Regenschirm, der da in der Ecke stand, benützt und stelle ihn hiermit wieder zurück.“ Und selbst bei einem so geringfügigen Object würden neun unter zehn ärgerlich fragen: Hätten Sie nicht anfragen sollen, ob ich die Benützung erlaube?

Es mag mit geistigem Eigenthum eine eigenthümliche Bewandtniß haben. Es läßt sich nämlich eigentlich garnicht forttragen. Denn während man es forttrug, hat es sich verdoppelt und ist nun ein zweites Mal da. Die Sophistik hat da Spielraum zu allerlei geistreichen Einwendungen. Allerdings nur zu ganz leeren und nichtigen.

Die Disposition faßt in diesem Falle ein ganzes Gedankenmaterial. Dies habe ich doch herbeigeschafft und auf einem Grunde, der bisher noch von keinem mir vorangegangenen Dramatiker benutzt worden war, ein Gebäude hingestellt. Man sage nicht, daß die Erzählung aus dem zweiten Buche Samuel Gemeingut ist. Tausende haben diese Erzählung gelesen, es ist doch daraus kein Trauerspiel geworden. Der complicirte geistige Proceß, der in das Ganze hineingelegt wurde, die Aufstellung der Personen und ihre Charakterbildung ist meine Arbeit und begründet ein Eigenthumsrecht. Ist es erlaubt sich auch nur des Plans ohne weiteres und ohne Anfrage zu bemächtigen? Das Vorgehen ist so neu, so seltsam, daß man verblüfft dasteht und nicht weiß, ob man lachen oder sich ärgern soll.

E. v. Hartmann nennt seine Benützung eine theilweise. Sehen wir sie uns näher an. Sein erster Act ist allerdings nur zum Theil mein erster. Dafür bringt sein zweiter die wichtigsten Stücke meines ersten und zweiten. Mein dritter, der im Lager spielt, ist weggelassen, der Philosoph mochte mit dem vielen Kriegervolk, das sich darin herumtummelt, nichts zu thun haben. Dagegen ist mein vierter Act hier gespalten, sein erster Theil füllt Hartmanns dritten, sein zweiter Hartmanns vierten Act; sein fünfter wieder ist mit meinem fünften identisch. Kurz, mein ganzes Drama ist in Hartmanns Drama wiederholt, denn Weglassungen können wohl keinen Anspruch auf Originalität begründen.

Es ist übrigens ganz unrichtig, daß blos die „Disposition“ meines Trauerspiels benützt worden ist, — wie wäre dies auch möglich, da die „Disposition“ doch mit hundert und hundert Gedanken organisch verwachsen ist und verwachsen sein muß! — es ist vielmehr jede einzelne Gliederung der Handlung, es sind alle bestimmenden Gedanken herübergenommen, gleichsam das ganze Mobiliar des Hauses. Sagt z. B. bei mir David, dessen Stolz es nicht erträgt, die Geliebte nur geheim und im Dunkeln sein zu nennen:

Nenne mich nicht König! — — Ich darf
Dies Wort nicht dulden, weil es mich verhöhnt.
Dein König ich, der nichts Dir bieten kann,
Nichts geben kann und alles durch Dich hat!
Ja, könnt' ich sagen: Theile meinen Thron,
Dann wär' ich wirklich König! Wie es ist,
Bin ich ein Dieb, der einen Schatz besitzt,
Und der zu ihm in Bettlerkleidern schleicht!

Digitized by Google

so drückt Hartmann dies so aus:

Wozu bin ich König?
Ist denn dies Wort ein leerer, nicht'ger Schall,
Daß ich das ein'ge Gut auf dieser Welt,
An dem mein Herz mit allen Fibern hängt,
Nur wie ein scheuer Dieb beschleichen darf?

Oder: Nathan schildert bei mir Bathseba, seiner Nichte, einen Vorfall von heute, der ihr zu Gemüth führen soll, daß ihr Ruf bereits angetastet ist und das Gesetz Israels, ohne Unterschied für Arm oder Reich, die ärgste Strafe für Ehebruch bereit hat. Es heißt da bei mir:

Ein Weib, des Ehebruchs verdächtig, stand
Heut vor dem hohen Rath — das junge Weib
Des alten Käfers Joel nebenan.
Da man sie führen wollte auf den Platz,
Wo man den Frau'n, die im Verdachte sind,
Das herbe Wasser reicht, das jede Schuld
Zu Tage bringt mit wunderbarer Kraft,
Indem es die Meineid'ge niederstreckt,
Doch die, die wahr geschworen, leben läßt —
Bekannte sie sich schuldig und gestand.
Vor Scham und Schmerz erglühte ihr Gesicht.
Da rief sie: Wer da reich, kauft Salben ein
Und birgt so seiner Sünden Mißgeruch,
Wir Armen können's nicht, und kommen um,
Wollt' ich Euch Namen nennen, fuhr sie fort
Mit eines Teufels Ausdruck — —

Bathseba (hastig).
Nannt' sie welche?

Nathan.
Wie magst Du fragen? Wenn der Geifer sprüht
Von eines Wüth'gen Mund, wer fängt ihn auf?
Nur der, der heimlich Gift bereiten will.
Man hieß sie schweigen, und in das Gefängniß
Ward sie zurückgeführt.

Bathseba.
Welch' grause Lust,
In seinen eignen Fall den andern mit
Herabzuziehn! Ich hab dies Weib gekannt,
Doch nicht so schlecht vermuthet.

Nathan.
Hast ihr gar
Vielleicht im Leben Gutes noch gethan!
Vernimm nun weiter, wie sie Dir gedankt.
Wir traten aus der Halle des Gerichts,
Sie mit gebund'nen Händen zwischen uns,
Das Haar gelöst, die Brust zum Schimpf entblößt
Wie dies geboten ist. Noch setze ich
Das wilde stiere Aug', der Muskeln Spiel
Um den vertrockneten, entfärbten Mund,
Da — wie wir schritten, faßte sie mein Kleid
Und murmelte mir zu: ob Du wohl auch
So streng gerichtet, wo es andre traf?
Vernimm es, Bathseba, dein Schwesterkind,
Ist besser nicht, als ich.

Bathseba (aufsprechend).
Hast Du's geglaubt?

Nathan.
Ich sprach: zweimal hast Du den Tod verdient,
Weil Du mit Lästerungen stichst. Du schmähst
Ein ehrlich Weib und schmähst Israels Recht
Das wie der Tod für Reich' und Arme gleich.
Wenn's möglich wäre, zweimal Dir den Tod
Zu geben — zweimal littest Du ihn jetzt!
So sprach ich, und die Schergen faßten sie,
Ehe sie, bestürzt, ein Wort der Antwort fand.
Nur ich hab' sie gehört. Jetzt ist sie stumm.

Bathseba.
Wie? todt?

Nathan.
Durch Steinigung.

Bathseba (tonlos).
Durch Steinigung?
Ja, ja, ich weiß, so ist's. Es ist entsetzlich!

Hartmanns Nathan, der dasselbe Abschreckungsmittel gebraucht, erzählt folgendermaßen:

Als ich die Stadt betrat, da sah ich Judith,
Des Aaron Weib, zum Tod gefesselt führen,
Weil ihrem Gatten sie die Treue brach.
Auf ihre Kniee sank sie vor mir nieder
Und flehte mich um meinen Beistand an.
Ich aber sprach, und alles Volk umstand mich:
„Der Herr allein kann Dich vom Tod noch retten,
Der Abraham in's Opfermesser fiel.
Wir aber müssen das Gesetz vollstrecken.
Denn das Gesetz ist unsres Volkes Hort,
Des Sünders Strafe ist des Sünders Recht
Und Gnade Einem wäre Unrecht Allen.
Wir dürfen uns Dich weinen, armes Weib,
Doch müssen wir des Herrn Gebot vollziehn,
Wenn nicht sein Zorn auch uns bedrohen soll.
Nachdem Du hier gebüßt, sei Gott Dir gnädig."
So sprach ich und das Volk rief lauten Beifall.
Von ihren Schultern reißt man das Gewand,
Der erste Stein trifft blutig ihre Brust.
Doch der Verstockten Herz kennt keine Reue.
Sie schreit voll Wuth: Ihr straft des Armen Weib,
Ha, wäre ich nur eines Königs Buhle,
Ging ich so stolz einher wie Bathseba.
Die Lästerung erstickt ihr unter Schreien,
Zur Erde stürzt sie hin voll Blut und Koth
Von rohen Volkes Hohngeschrei umjauchzt.
Noch einmal raffte sie sich krampfhaft auf
Doch von des rothen Blutes Strom geblendet,
Vermochte sie nur tastend fortzuschreiten
Und brach zusammen unter neuen Würfen.
Ein schriller Schrei noch und*) —

*) Für den Schluß dieser Rede ist wieder eine andere Stelle meines Trauerspiels herangezogen worden, nämlich:

Bathseba.
Meinst Du, daß er mich
Ermorden würde, oder vor's Gericht
Mich bei den Haaren schleppen? Ich glaubt's auch.
Er ist so hart, so ungestüm und rauh.
Nun denn, so hilf mir, schaffe, wenn Du's glaubst —
Denn ich bin rathlos — Mittel mir zur Flucht.
In eine Wüste will ich fliehn und dort
Mein Kind gebären. Wo das schwache Reh
Ihr Junges säugen kann, da kann ich's auch.
Nur sterben nicht auf offnem Markt, gesteinigt.
Wie's Israels Sitte ist! Ich sah es einst.
Es war entsetzlich! Wie das arme Weib
Getroffen von den Kieseln niedersank.
Ich seh es noch: Die Augen mochten ihr
Herausgeschlagen sein! So tappte sie
In einem Kreise blind umher. Zu fliehn
Versuchte sie — doch unter neuen Würfen
Brach sie stets neu zusammen. Gräßlich war's,
Doch schrie das Volk, an diesem Mal des Grau'n
In thierischer Freude schwelgend. Ich verbarg
Mein Angesicht und glaubte zu vergehn.
„Es ist vorbei," sprach meine Mutter. Scheu
Schlug ich das Auge auf, und sah nun nichts,
Als einen Hügel Steine, der zu Zeiten
Aufzuckte, und aus dem ein Stöhnen drang.

David.
O schweig, mir selber steinigt Du das Herz! u. s. w

Digitized by Google

Bathsheba.

Halt ein, mich schaudert,
Dein Bild ist gräßlich.
Und so weiter durch's ganze Stück. Es sei mir nun nur noch erlaubt,

* * *

Alfred Meißner.

Benaiah.

Mein theurer Feldherr!
Beliebt es Euch, so speisen wir zusammen
In diesem hellen Saal. Ein heitres Paar
Vergnüglicher Gesellen leistet uns
Gesellschaft, wie sie auch der Krieger liebt,
Den Zeitraum kürzend seiner Ungeduld
Von einem Kampf zum andern — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
Ihr kommt aus einem wohlberühmten Land.
Erzählt uns 'was von Aramess Frau'n,
Man sagt, daß sie die Ueppigkeit der Mohren
In einem Leibe bergen, der so weiß
Wie Schnee! Erzählt, was Ihr davon erfuhret.

Urias.

Ich? ich weiß nichts davon. Ich hab ein Weib.

Benaiah.

Was hindert das?

Urias.

Ich hab ein ehlich Weib
Und keines neben ihr. Mein Wesen hat
Zwei Mittelpunkte nicht!

Mishpah.

Doch habt Ihr sicher
Im Lager manche schöne Sclavin. Seht,
Trotz Eurer fünfzig Jahr scheint Ihr mir nicht
Der Mann, der derlei Freuden ganz verschmäht.

Mephiboseth.

Gesteht, d'rum treibt es Euch so sehr zurück!

Urias.

Als ich von meinem Weibe ging, da schloß
Ich es in meine Arme fest und sprach:
Weih' meine Lippen ein mit einem Kuß,
So siegelst Du mir meine Seele zu.
Nein bring' ich Dir die Lippen dann zurück —
Bis heute sind sie es — —

Mephiboseth.

Ich wünsch' Euch, daß
Auch Eure Frau es so gehalten hat;
Die Sach' ist rar —

Urias (aufspringend).

Was habt Ihr da gesagt,
Mein dückiger Gesell? In diesem Punkt
Verstehs' ich keinen Spaß!

Benaiah (halblaut zu Mephiboseth).

Du bist ein Thier,
Mephiboseth!

Achab (für sich).

Gott! wenn ein Argwohn ihm —

Mephiboseth.

Wie Ihr doch aufbraust! Also könnt' ein Mann
Den prügeln, der ihm „guten Morgen" sagt.
Ich wünscht', daß Euer Weib so treu — wie Ihr —
Das wünsch' ich jedem Freund — und um so mehr,
Da doch für mich jedwede tugendhaft!

u. s. w.

den Anfang einer Scene von mir und von Hartmann gegenüberzustellen. Es ist die, in welchem des Königs versammelte Höflinge Urias zur Rückkehr in sein Haus auffordern.

* * *

E. v. Hartmann.

Benaiah.

Nun denn, Urias, so sei heut mein Gast,
Ich höre gern von Krieg und Lagerleben
Und bald verplaudert sich der Rest der Nacht
Bei einem Becher Wein mit alten Freunden.
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Urias.

Ich kehre nicht zu Hause ein.
In wenig Stunden dämmert schon das Licht,
Dann hieß es nur, auf's neue Abschied nehmen.
Drum grüßt mein liebes Weib und saget ihr,
Ich wollt' ihr diesen Schmerz des Abschieds sparen.
Ich kann unmöglich jetzt mich weiblich pflegen,
Wo meine Brüder bald erstarrt vor Frost
Und Nässe dort im Fieber schmachtend liegen.
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Benaiah.

Nimm's nicht für ungut, doch mich will bedünken
Das Weib hab' auch ein Recht auf ihren Mann.
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Urias.

Mach' mich nicht weich, ich hab's einmal gelobt
Vor Nobbah's Fall mein Weib nicht zu umarmen.

Mephiboseth.

Nun wahrlich, bei so heißer Gattenliebe
Wär's einem schmucken Weib nicht zu verargen,
Wenn sie derweil nach and'rem Trost sich umsieht.

Urias.

Spräch' das ein Mann, so sühnt' es mir sein Blut!

Mephiboseth.

Nun, nun, ich darf schon manchem manches sagen,
Bring' ich doch keinem Ehemann Gefahr.

Digitized by Google

Hiermit wären, wie ich glaube, Belege in genügender Anzahl aufgeführt.

Nun hat freilich E. v. Hartmann auch Veränderungen angebracht. Ob sie wesentlich und ob sie wirklich auch Verbesserungen, darüber steht mir, als Partei im Proceß, kein Urtheil zu. Doch möchte ich fragen, ob es den Charakter des Helden retten und heben heißt, wenn man nicht ihn selbst, sondern den Genossen für ihn handeln läßt, während es doch im Wesen des heroischen Individuums liegt, auch die schuldvolle That selbst zu thun und kein zweites Individuum für sich eintreten zu lassen?

Ich habe vorhin gesagt, daß mein Miethsmann das Haus, in das er eingezogen, auch zu vermiethen gedenkt. Das ist nicht blos ein Scherz, es ist Wahrheit. Eine vorgedruckte Notiz lautet: „Den Bühnen gegenüber Manuscript. Das Recht der Uebersetzung vorbehalten". Und das ist nicht unwichtig. Aus dem Umstande, daß ein Philosoph von Namen in solcher Weise mit meinem Buche umgesprungen, könnte mancher zur Ansicht verleitet werden, daß vor der neuesten philosophischen Kritik der Begriff des geistigen Eigenthums nicht stichhalte. Dies kann aber doch nicht so sein, da seinerseits E. v. Hartmann seine Eigenthumsrechte wahrt.

Im vorliegenden Falle ist nun an dem ganzen Vorgang nicht viel gelegen. Ein Philosoph ist ein ruhiger Miethsmann, der trägt einem das Haus nicht fort; das meinige steht meines Bedünkens heute noch so fest da wie vordem. Doch ein Gedanke ist schrecklich. Wie, wenn Carl Robert ein schlauer geriebener Techniker gewesen wäre, der durch Wegnahme eines, und Einsetzung eines neuen Rädchens das Hinderniß beseitigt hätte, das meinen Urias für jetzt und vielleicht für alle Zeit von der Bühnendarstellung ausschließt? Eine Scene hinweggedacht, die für unserer heutigen Begriffe etwas Obscönes hat, und dem Werk ist gründlich geholfen! Ach, es wäre doch gar zu traurig für mich in diesem Falle bei einem Gang durch die Straßen zu lesen:

Heute, bei aufgehobenem Abonnement zum 50. Male:

David und Bathseba.

Von Carl Robert.

Und garnichts dazu sagen zu können!! . . . .

Doch ich verfalle immer wieder in den Scherz und das ist nicht in der Ordnung. Es wäre wirklich nicht gut, wenn aus dem einzelnen Casus ein Mißbrauch würde, und aus dem Umstand, daß einmal der ursprüngliche Charakter eines Werkes keine Einwendung erhoben, ein Präcedens geschaffen würde, so daß andere die „Dispositionen", die ihnen gefallen, benützen und die so entstandenen Bücher als ihre eigenen betrachteten.

Ein Buch, zumal ein solches, das der Name eines lebenden Autors deckt, ist schließlich doch kein herrenloses Gut, aus welchem man nach Belieben und Ermessen die Bausteine wegtragen darf.

Alfred Meißner.

Spinoza.

Was schweifst Du, wenn die letzten Rosen bleichen,
Dort an der Gräber moosbewachs'nem Raine?
„Ich suche Licht im nachtumwob'nen Schreine,
Und Lebenshauch am Ruhepfalz der Leichen."

Was schaust Du so mit seelenvollem Schweigen
Auf zu der Sterne fernem Zauberscheine?
„Im Vielen sucht mein Herz das Ewig-Eine,
Um vor dem Einen betend sich zu neigen."

Und fürchtest Du, o Wesen sonder Fehle,
Die Tücken nicht, die lauernd Dich umweben,
Den Haß nicht, der verzehrend Dich bedroht?

„Der Erde Leid durchbebt nicht meine Seele;
Ein Lichtgedanke war mein kurzes Leben,
Und selig lächelnd geh' ich in den Tod."

Ernst Eckstein.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Baronin.

Drama in vier Acten von Fouſſier und Edmond, deutsch von Förſter.

Es ist ein wahres Glück, daß nicht alle Franzosen so patriotisch grausam sind wie Sardou, der für das Recht der Aufführung seines Lustspiels „Rabagas" in Preußen fünf Milliarden, und wie der immer jünger werdende Dumas, der für die Aufführung der „Femme de Claude" in unserem barbarischen Vaterlande sogar das Essen forderte. Auch in Frankreich gibt es noch gutherzige Leute, die es gegen ein angemeſſenes Honorar nicht verschmähen, durch die Werke ihres Geistes unſern Kunſtſinn zu läutern und unſern Geſchmack zu bilden. Zu diesen letzteren gehören die Verfaſſer der „Baronin" Edouard Fouſſier und Charles Edmond Beide ſind in der dramatiſchen Literatur unſerer Nachbarn keine Neulinge; Edmond hat in Collaboration mit allen möglichen Dramatikern eine ganze Reihe von Schauſpielen ernſten und heiteren Genres abgefaßt, die zum größten Theil an den Theatern zweiten und dritten Ranges in Paris zur Aufführung gekommen ſind; Fouſſier, dem bei der „Baronin" der Löwenantheil zu gebühren ſcheint, iſt u. a. der Mitverfaſſer des vor etwa zwölf Jahren mit großem Beifall aufgeführten Senſationsdramas „Les lionnes pauvres", an dem auch der ungleich bedeutendere Emile Augier mitgearbeitet hatte. „Les lionnes pauvres" galt als ſo ziemlich die verwegenſte dramatiſche Dichtung der Zeit. Die Heldin jenes Stücks iſt eine verheirathete Frau, die ihren Gatten hintergeht und ſich von einem reichen Liebhaber koſtbare Stoffe, Juwelen und baares Geld verehren läßt, lediglich um mit ihren Toiletten, ihrem Schmuck, ihrem Aufwand renommiren zu können. Das allerniederträchtigſte der Motive, die gemeine Prunkſucht verleitet ſie zum Ehebruch, der hier in ſeiner vollen widerwärtigen Nächternheit, ohne nach einer Rechfertigung oder Beſchönigung durch irgend ein ideelles Moment, eine ſtarke Leidenſchaft, aufrichtige Liebe oder dergleichen zu ſuchen, uns anekelt. Das war zu jener Zeit ſehr ſtark, aber ſeitdem haben wir Fortſchritte gemacht. Ehebruch ohne Liebe, aus Zerſtreutheit, der Abwechslung oder eines Frackes halber — das iſt jetzt Kinderei, das zieht nicht mehr. Nur Herſtellung des weiblichen Monſtrums, deſſen die franzöſiſchen Dichter bedürfen, um heutzutage ihr Publicum zu feſſeln, ſind offenbar ſtärkere Doſen von Verwerflichkeit und Beſtialität erforderlich.

Und das weibliche Monſtrum iſt ja wieder modern geworden, wie es ſchon früher modern war. Augiers „Aventurière" und „Olympe", Barrières „Marco" in den „Filles de marbre", Feuillets „Dalila" und wie all' die liebenswürdigen Ungeheuer heißen, welche die Reaction gegen die Idealiſirung der Proſtituirten und Ehebrecherinnen hervorgerufen hat, ſind aber wahre Beſtalinnen im Vergleich zu den Geſchöpfen in den Romanen und Dramen neueſten Datums. Da begegnen wir in Dumas' „Princesse Georges" der anmuthigen Sylvanie, welche die eheliche Liebe als ein Opfer ihrerſeits betrachtet, das nur durch eine Geldſpende von Seiten des Gemahls compenſirt werden kann, der Gattin, welche ihren Eheherrn ganz nach dem Recepte der unterhaltenen Dirnen cumirt und ſich nebenbei zwei Liebhaber hält; da begegnen wir in dem ſcheußlichen Romane „Mademoiselle Giraud, ma femme" von Belot jener „Freundin" der jungfräulichen Gattin, deren Laſter ohne Verletzung der Schamhaftigkeit nicht einmal angedeutet werden kann, und da begegnen wir endlich der „Baronin" in dem gleichnamigen Drama von Fouſſier und Edmond, welche — wenigſtens durch die Canonität der in ihr aufgehäuften Laſter und Verbrechen — alle ihre Vorgängerinnen in den Schatten ſtellt.

Die Verfaſſer dieſes Dramas, das dem deutſchen Publicum durch eine gute Ueberſetzung zugänglich gemacht worden iſt, haben ohne Zweifel geglaubt, daß, wo's doppelt nicht reicht, es dreifach genommen werden müſſe und aus dieſem Grunde in ihrer Heldin die Summe aller denkbaren Scheußlichkeiten vereinigt. Und das Motiv zu all' den Greuelthaten, zu deren Zeugen wir entboten werden? Das Geld.

„Geld lehrt die Menſchen aller Ränke Fertigkeit,
Sich auf Verruchtheit jedes Frevels zu verſtehen,"

ſagt Sophokles in Genſichens großem Buche; und die Wahrheit dieſes grauſamen Ausſpruchs ſuchen die Verfaſſer in ihrem vieractigen ſchaurigen Drama zu erhärten. Es wird und nichts geſchenkt; wir müſſen „aller

Digitized by Google

Ränke Fertigkeit" und „die Verruchtheit jedes Frevels" ganz genau kennen lernen. Während harmlosen Giftmischern schon ein geringes Quantum von Blausäure genügt, um zum Zwecke zu gelangen, betreiben unsere Autoren das Handwerk mit aller wünschenswerthen Vorsicht und bringen ihren Opfern eine solide Mischung von einigen Pfunden Strychnin, Brucin und anderen freundlichen Alkaloiden bei. Aber gerade wie die Mischung furchtbarer Gifte die tödtliche Wirkung bisweilen aufhebt, so wird auch hier durch das Uebermaß der Scheußlichkeiten die Wirkung paralysirt. Die Baronin, die uns mit Entsetzen und Grauen erfüllen soll, wird zuguterletzt beinahe lächerlich. Die Dame gehört in's Irrenhaus und nicht auf die Bühne.

Die den Franzosen allseitig zugestandene Geschicklichkeit in der Mache ist auch hier nicht zu verkennen: und Geschicken, der von dem Drama vor allem „Handlung" verlangt, wird mit dem Stücke sehr zufrieden sein. Es geschieht allerdings genug in diesem Pitaval-Drama, meines Erachtens sogar ein bischen zu viel.

Unter den abenteuernden Geschöpfen, welche die Roulette an den Heilquellen unserer deutschen Bäder zu versammeln pflegte, befindet sich auch eine Baronin Edith von Banberg, eine junge Wittwe, die vom Gnadengehalte, welches ihr die Familie ihres verstorbenen Gemahls angewiesen hat, unter erborgtem Luxus ein in der That recht jämmerliches Leben führt. Sie ist die Geliebte eines jungen Arztes, Ralph Parley, der ebenfalls ein armer Schlucker ist. Parley hat noch gewisse moralische Vorurtheile, er möchte die Baronin, die er zu lieben scheint, heirathen. Die Baronin versteht sich aber auf Finessen; man darf sich wohl unter Umständen mit einem Manne compromittiren, aber man darf mit diesem selben Manne auf keinen Fall eine Mesalliance schließen. Parley muß eine Position haben, die ihm gestattet, mit einer aristokratischen Frau standesgemäß aufzutreten. Hätte er nur ein kleines Capital! Er könnte schnell viel Geld verdienen. Es ist da just ein Bad zu pachten, das dem glücklichen Pächter in ganz kurzer Zeit zum Krösus machen müßte. Aber wo die erforderlichen 40,000 Thaler finden?

Während die Baronin darüber grübelt, diese Summe irgend einem Einfaltspinsel abzuschwindeln, läßt sich der Graf von Savenay bei ihr melden, ein steinreicher Aristokrat, Wittwer und Vater eines blühenden jungen Mädchens. Er leidet an einer schwer defintirbaren Nervenkrankheit, und um Genesung zu suchen, ist er nach Wiesbaden gekommen; dort hat er die interessante Baronin kennen gelernt und ein großes Interesse für sie gewonnen. Edith zeigt sich, um den Grafen für das beabsichtigte Darlehn günstig zu stimmen, von ihrer liebenswürdigsten Seite; sie cajolirt den Patienten in so rührend herzlicher Weise, ist so lieb und so sentimental, daß der Graf den Muth findet, das Geheimniß seines Herzens zu verrathen. Er zieht eine Billetenkarte aus seiner Tasche, schreibt ein paar Worte darauf, drückt sie der Baronin in die Hand und stürzt beschämt davon. „Ich liebe Sie," steht auf der Karte. Edith lächelt. „Er bietet mir seine Hand, und ich verlange nur 40,000 Thaler."

Aber das Bad, das Parley pachten wollte, ist inzwischen vergeben. Der junge Arzt muß seine ehrgeizigen Pläne einstweilen aufgeben und sich mit der angetehenen, aber wenig lucrativen Professur an irgend einer deutschen Universität für's erste begnügen. „Hätte ich nur irgend einen schönen Fall, eine wunderliche Krankheit, einen hohen Patienten, irgend etwas Exlantes, von dem die Welt spräche — dann wäre ich ein gemachter Mann!"

„Hast Du nicht just, was Du brauchst und suchst?" fragt Edith.

„Du meinst den Grafen Savenay? . . . Ach, lieber Schatz, der Graf kann mir, unter uns gesagt, keinen größeren Gefallen erweisen, als auf der Stelle abzureisen und vor aller Welt zu verschwinden, daß ich ihn jemals behandelt habe. Er leidet an einem unheilbaren Uebel; er hat höchstens noch sechs Monate zu leben."

„Weißt Du das genau?" forscht Edith mit Aufmerksamkeit.

„Ganz genau!" versetzt der Arzt.

Durch diesen Bescheid reißt der Plan der Baronin: „Ehe ich ihn heirathe," sagt sie leise, „werde ich noch einmal Wittwe — das ist alles!"

Damit schließt der erste Act.

Im zweiten Act ist die Baronin von Banberg die Gattin des glücklichen Grafen. Die Civiltrauung ist am Tage vorher, die kirchliche am Vormittag vollzogen; es ist alles in schönster Ordnung und der Graf freut sich seiner jungen und fittsamen Frau. Da stürzt Parley in's Zimmer, bleich wie ein Gespenst, zitternd und bebend. Er hat erfahren, daß Graf Savenay die Baronin zu seiner Gattin zu machen gedenkt; und auf diese Nachricht hin ist er im Fluge aus Deutschland nach Paris geeilt, um das Unglück zu verhindern. „Danken Sie dem Schöpfer," ruft er dem Grafen zu, „daß ich noch zu rechter Zeit komme. Mit einer Baronin von Banberg verheirathet man sich nicht, wenn man ein Savenay ist, man tödtet sich und andere für solche Geschöpfe, aber man heirathet sie nicht; das überläßt man armen Teufeln, die keinen Namen haben — wo ist Edith?"

„Ich verbiete Ihnen", keucht der Graf, den die Wuth der Ohnmacht nahe bringt, „ich verbiete Ihnen die Dame so zu nennen."

„Und ich verbiete Ihnen meine Maitresse zu heirathen", schreit Parley.

In diesem Augenblick tritt Edith ein.

„Hier ist ein Elender!" stöhnt der Graf, „der Sie verleumdet und den ich tödten werde, ein Elender, der Rache auf Sie zu haben behauptet" . . . . die Stimme versagt ihm, seine Beine schlottern . . . . „Sprechen Sie!"

„Ich habe gelogen," ruft der Arzt, nachdem er den Grafen theilnahmvoll angeblickt hat, und an Edith sich wendend, setzt er leise hinzu: „Um Gotteswillen, verschweigen Sie die Wahrheit — Sie tödten ihn!" Da leuchtet Edith's Auge freudig auf; sie legt auf ihre Physiognomie die Falten der Zerknirschung und sinkt wie die bübende Magdalene zu den Füßen ihres Herrn. Ein dumpfer Schrei, der Alte taumelt, alles geht nach Wunsch und der Handlung fällt.

Zwischen dem zweiten und dritten Act liegt die Hochzeitsnacht. Wenn man auch schon von vornherein zur Annahme geneigt ist, daß diese unter den obwaltenden Verhältnissen des Reiges ermangeln werde, so halten es die gewissenhaften Autoren dennoch für wichtig, uns nicht einen Augenblick im Zweifel über die Handlung im Zwischenacte zu lassen. Es ist ein trüber Wintermorgen, der graue Tag kommt schläfrig heran, es hat geschneit. Edith tritt auf den Fußspitzen in marktrem Negligée aus ihrem Schlafzimmer, sieht sich vorsichtig um und öffnet behutsam die Thür ihres Zimmers. „Die Luft ist rein — à présent tu peux fler" — sagt Edith, wie die kleine Dame auf der reizenden Zeichnung von Gavarni. Parley erscheint in einem theatralischen Mantel gehüllt Parley — derselbe Doctor, den die Sorge um die Ehre des Grafen Savenay von Deutschland nach Paris geführt hatte; was ihn allerdings nicht behindert, der Gräfin Savenay zu ganz ungehöriger Zeit einen recht compromittirenden Besuch zu machen. Parley hat noch immer moralische Anwandlungen. Wie selber, so möchte er auch jetzt sein Verhältniß zu Edith legitimiren, früher die wilde Ehe durch eine Vermählung, jetzt den Ehebruch durch eine Entführung. Aber Edith läßt sich nicht darauf ein und Parley hat keine Zeit, seine Thesis zu vertheidigen, denn er muß sich schleunig entfernen, da man im anstoßenden Zimmer Schritte hört. Gleich darauf tritt der Graf ein. Seine Haare sind verwirrt, seine Cravatte ist unordentlich — man sieht ihm an, daß er eine entsetzliche Nacht verbracht hat. Aber er lebt doch noch, und Edith's menschenfreundliche Selbstbeschuldigung hat also den gewünschten Erfolg nicht gehabt. Die Ehegatten sprechen sich über ihr beiderseitiges Verhältniß für die Zukunft aus; über die materiellen Fragen soll gleich ein notarieller Act aufgenommen werden und zu diesem Behufe hat der Graf seinen Rechtsfreund kommen lassen, mit dem er alle Einzelheiten berathen wird. Während dieser Berathung, die im Nebenzimmer stattfindet, bekommt der Graf einen jener Anfälle, deren Heilung er in den deutschen Bädern vergeblich gesucht hatte. Seine Tochter, Geneviève, schickt in ihrer Todesangst zu Dr. Parley, der die Krankheit genau kennt, und dieser kommt auch eilig herbei — in demselben Augenblicke, wo der Graf die Bühne betritt.

„Was wollen Sie hier?" fährt der Graf seinen glücklichen Nebenbuhler an.

„Man hat mich rufen lassen und meine Pflicht als Arzt gebietet mir . . ."

„Wer hat Sie rufen lassen?"

„Ich, lieber Vater," sagt Geneviève.

„Aber woher wußtest Du denn, daß Dr. Parley in Paris ist."

„Mama war ja sehr krank; ich habe die ganze Nacht in ihrem Zimmer Geräusch gehört und heute Morgen sah ich den Doctor aus dem Hause gehen."

Da überfällt den Grafen eine namenlose Wuth, und man kann's ihm wirklich nicht verdenken. Er ist außer sich, er rast und ergreift einen Stuhl, um Edith zu zerschmettern. Auf den Lärm ist der Rechtsfreund herbeigeeilt.

Digitized by Google

„Er ist wahnsinnig, er will mich tödten!“ schreit Edith. Man glaubt ihr. Der Jurist nimmt die Sache zu Protokoll. Der Graf wird gebändigt und stürzt wimmernd zu Boden.

„Aber er ist ja nicht wahnsinnig,“ bemerkt Parlen, den seine verwünschte Moral wieder einmal heimsucht.

„Er muß es werden!“ entgegnet Edith und der Vorhang fällt.

Im vierten Acte befinden wir uns auf dem Gebiete der höheren Psychiatrie, welche mit dem höheren Blödsinn der Posse nahe verwandt ist. Der Graf ist in's Irrenhaus gebracht; wir erfahren, daß man ihn in die „zwangsjacke gesteckt hat ꝛc. ꝛc. Edith, die sich ganz wohl befindet, hört zu ihrer lebhaftesten Befriedigung, daß der Graf nun in der That verrückt geworden ist. Den Gatten ist sie nun los, es handelt sich also nur noch um die Tochter, die Erbin. Edith Troppmann weiß auch hier guten Rath. Dem unmuthigen Kinde wird nämlich ein Buch über den erblichen Wahnsinn in die Hände gespielt, sie liest es, ihr Gemüth beunruhigt sich, auch sie hält sich für eine prädestinirte Pensionärin von Charenton und faßt daher den Beschluß, den Schleier zu nehmen. Nun triumphirt Edith. Sie fühlt sich als Herrin, als unumschränkte Herrin. Sie ist allein. Ihre gesammte Dienerschaft servirt heute im Irrenhause, wo eine Réunion für die unschädlichen Kranken und Genesenden stattfindet. Sie steht vor dem Spiegel und schmückt sich mit einem Collier, das ihr Parlen einst geschenkt, einer goldenen Schlange, die vor ihr einer andern Verbrecherin gehört, und die sie zum ersten Mal mit den ahnungsvollen Worten umgelegt hatte: „Das Ungeheuer wird mich doch nicht erwürgen?“ Da geht die Thür auf — und der Graf tritt herein. Er hat im Irrenhause harmlosen Wahnsinn fingirt, um nicht mehr streng bewacht zu werden, und während des heutigen Festes ist es ihm gelungen zu entkommen. Sein Haar ist weiß geworden; er sieht entsetzlich aus. Edith schreit laut um Hülfe. Vergeblich; sie ist allein. „Ich komme, um Sie zu tödten,“ erklärt der Graf. Edith wimmert um Gnade, ein Sadenay werde kein Verbrechen begehen. „Ein Verbrecher begeht kein Verbrechen,“ repetirt der Graf. „Aber Sie zittern, Sie schaudern,“ jammert Edith. „Ja, man mordet nicht alle Tage,“ entgegnet der Graf. Wörtlich. Edith wird durch die Furcht vor dem Ende bereits; sie setzt dem Grafen so klar auseinander, daß der Mord einer gemeinen Dirne durch einen aristokratischen Ehrenmann ein Unding sei, sie verspricht so reumüthig, jede ihr auferlegte Buße zu thun, daß der Graf wirklich in seinem Entschlusse schwankend wird. Da hört man draußen Stimmen; und nun ändert Edith ihre Taktik. Sie schlägt die Scheiben entzwei und schreit: „Hülfe! Hülfe, ein Wahnsinniger will mich ermorden!“ Da packt der Graf das Ungeheuer, sie balgen sich eine Weile herum, er reißt sie zu Boden, schnürt ihr mit der goldenen Schlange den Hals zusammen und erwürgt sie. Edith röchelt ein letztes Mal und fährt zur Hölle. Der Graf erklärt den eintretenden Personen, daß er sich der Justiz überliefern werde. Und der Vorhang fällt glücklicherweise zum letzten Mal.

Das Stück ist schauderhaft. Es hat einige Vorzüge und alle Gebrechen der modernen französischen Schule. Wir können es gut entbehren. Schade um die verlorene Mühe der guten Uebersetzung von Dr. Förster. Die Darstellung, welche es am hiesigen Stadttheater fand, übertraf zum Theil meine Erwartungen, konnte aber auch in einigen Rollen billigen Anforderungen kaum genügen. Fräulein Elsa Ernst, welche die abscheuliche Titelrolle spielte, hat in Sardous „Fernande“ bewiesen, daß sie ein bedeutendes Darstellungstalent besitzt; auch als „Baronin“ hatte sie treffliche Momente; aber in ihrem löblichen Streben nach Natürlichkeit in der Conversation geht sie hier entschieden zu weit: sie war oft undeutlich und machte von der Freiheit, dem Publicum den Rücken zuzuwenden, viel zu häufigen Gebrauch. Außerdem waren die Uebergänge von der allzu nonchalanten Conversation zum gehobenen Pathos, von schwer vernehmbarem Piano zum donnernden Forte zu unvermittelt. An der über alle Begriffe unbankbaren Rolle des Parlen verschwendete Herr Siebenhoff vergeblich seine Kräfte. Er sprach verständig und gut — aber was half's? Die Dichter haben dafür gesorgt, daß dieser Parlen keinen Menschen interessiren kann. Besser bedacht ist das junge liebende Paar, das in Herrn Classen und Fräulein Clara Schiller (Geneviève) liebenswürdige Darsteller fand. Fräulein Schiller spielte mit reizender Anmuth und Natürlichkeit; außerdem sah sie in ihren geschmackvollen Toiletten allerliebst aus, und das ist nie ein Unglück.

Die Inscenirung war zu unruhig, die Stellungen wurden zu häufig gewechselt. Der Schaukelstuhl im ersten Acte, auf den sich jede der auftretenden Personen unwiderruflich setzte, machte empfindliche Zuschauer ganz nervös. Die ellergelbe Garnitur im letzten Acte ist für eine tragische Situation auch nicht schön; außerdem wird durch das gelbe Thurmmöbel in der Mitte die Thür im Hintergrunde verstellt, und dadurch wird die Wirkung, welche das Eintreten des Grafen hervorrufen müßte, abgeschwächt.

Und wie steht es denn mit der Kritik des Stückes? Ich denke, die Erzählung des Inhalts wird mich dieser Mühe überheben. Im ersten Act wilde Ehe, Treubruch dem Geliebten gegenüber, Verlobung mit der sterbenden Hülle eines Geldsacks; im zweiten Act Vermählung mit dem Todescandidaten und Mordversuch an demselben; im dritten Act Ehebruch in der Hochzeitsnacht, Ueberweisung eines Gesunden an das Irrenhaus; im vierten Act Verführung eines jungen Mädchens zum Verlassen der Welt, Zwangsjacke, Erwürgung — ich mag den Criminalisten nicht in's Handwerk pfuschen.

Paul Lindau.

Der berliner Sylvester-Hut.

Ein Nachtstück.

Die Frage: Welche Freude bereite ich am Weihnachtsabend meinen Verwandten, meinen Freunden, meinem Dienstmädchen, meinem Briefträger, meinem Kutscher? ist heuer erledigt, und schon tritt die andere auf: Wie und wo beschließe ich das alte Jahr?

Das Wo und Wie mag in vielen Städten rasch festgestellt sein, in Berlin ist die Bestimmung des Orts und der Art eine wirklich peinliche Arbeit.

In dem Augenblick nämlich, wo der betreffende Plan eine Richtung einschlägt, in welcher die Scene der Feierlichkeit außerhalb der vier Wände verlegt wird, erscheint plötzlich der berliner Mob auf der Bildfläche, und der eingetretene Hut steigt im Brillantfeuer der Phantasie von dem erschreckenen Planmacher auf.

Ich bin seit davon überzeugt, daß dem großen Strategen Moltke, als er seinen Plan zur Besiegung der Franzosen entwarf, nichts so viel Schwierigkeiten vorgeschmeckt haben, als dem Auge des berliner Bürgers, welcher genöthigt sein würde, oder beabsichtigt, in der Sylvesternacht nach zwölf Uhr über die Straße zu gehen.

Nur wenige Berliner denken an diesen unschuldigen und einfachen Act mit einiger Seelenruhe. Diese Wenigen besitzen unter ihrem loftharten Haudegrath und werthvollsten Eigenthum einen alten gebrechlichen Hut, welcher aus den wildesten Tagen des Jahres 1848 stammt und sich dem geübten Auge als Calabreser verräth. Er hat vielleicht den badischen Aufstand mitgemacht. Viele Menschen tragen ihn. In der Zeit der Reaction verschwand er ganz, und dann erschien er mit Vorliebe im Platzregen und Schneegestöber und in socialdemokratischen Versammlungen, in denen man ihn nur abzog, um sich auf ihn zu setzen, weil die Holzsitze hart waren, die Strohsitze mangelhaftes Geflecht hatten. So wird der Heim in dem Kriege gegen das Capital behandelt! Der heutige Besitzer weiß nicht, wie er zu dem Hute kam. Irrt er nicht, so fand er ihn eines Abends in einem Wirthshaus an der Stelle seines neuen seidenen Hutes vor, und unter dem Schleier der Nacht trug der ehrliche Finder ihn in seine Wohnung. Seit dieser Stunde versteht er seinen Beruf, und nur in der Sylvesternacht wird er aus seinem Fakirschlaf erweckt, um seinen Besitzer vor den Glückwunschprügeln des berliner Pöbels zu schützen. Nach einigen Neujahrsgratulationen hat er natürlich den letzten Rest seiner ohnehin mangelhaften Haltung gänzlich verloren, und der Beschauer erkennt nur noch im berauschten Zustande die Bestimmung, zu welcher ihn der Hutmacher verdammt hat. Aber der Nüchterne sieht nichts als ein Fitz-Oktogon und begreift nicht, daß dieses einst rund war und damals vielleicht die rothe, gewiß die schwarz-roth-gelbe Cocarde trug. Keiner ehrt das Alter an ihm, die Geschichte, die Leiden, das Märtyrerthum, alles lacht. Er ist jetzt die Sylvesterattacke des halbwegs bedächtigen Berliners, wie der Chapeaubas auf den Ball mitgenommen wird. Aber ohne ihn geht nur der Tollkühne, oder der Fremdling an der Wiege des neuen Jahres vorüber.

Man fragt sich umsonst, woher sich das Bedürfniß des Mindestbesteuerten schreibt, seinen Haß gegen jeden anständigen Hut in der Sylvesternacht Luft zu machen. Die Polizei hat sich zwar mit dieser Frage

Digitized by Google

eingehend beschäftigt, aber alle ihre Bemühungen dem Unwesen zu steuern, blieben ohne Erfolg. Der Schutzmann, selbst geschützt durch die Metallspitze auf seiner Kopfbedeckung, geht allerdings muthvoll in die Menge, kaum aber hat er den Rücken gedreht, so hat auch das Gulenauge des rohen Publicums im nächtlichen Dunkel einen seidenen Cylinder entdeckt, der alsbald unter wuchtigen Hieben zusammenbricht. Ich habe alte Hutmacher, welche doch froh sein sollten, daß an erstem Januar vor allem ein Verlangen nach ihrem Fabrikat laut werden wird, während gesehen bei dem Anblick dieser Verwüstungen!

Man höre nur die Erzählung eines meiner Freunde. Sie lautet: „Ich war nach Berlin gekommen, es war im December. In der Neujahrsnacht eilte ich die Linden hinunter, um an einer Gesellschaft theilzunehmen, welche nur auf die zwölf Schläge der Mitternacht wartete, sofort etliche Bittwen Cliquot zu entkorken. Ich trug einen neuen Hut, dessen Glanz noch dem Blüthenstaub eines Schmetterlingsflügels glich. Ein neuer Hut gibt eine gewisse Haltung, wie eine höhere Stellung oder ein Liebesbrief. Diese Haltung mochte wohl vier Männer verführt haben auf mich zuzutreten und mich mit ernsten und eindringlichen Worten freundschaftlicher Warnung anzureden. „Mein Herr," sagte höflich grüßend der eine, dessen Ton recht viel Vertrauen einflößte, „wir rathen Ihnen nicht an der Kranzler-Ecke vorüber, oder gar in die Nähe des Opernplatzes, oder über die Schloßbrücke zu gehen. Ihr Hut wird Ihnen den grausamsten Pöbel auf den Hals jagen! Mit Fäusten und Knitteln trommelt man dort auf den Köpfen friedlicher Menschen herum. Machen Sie es wie wir, gehen Sie mit uns auf der anderen Seite der Friedrichsstraße hinunter und gewinnen Sie mit uns auf Abwegen, etwa durch die Mittelstraße, das Ziel, oder das Weite."

„Ich dankte den Herren, welche nun sämmtlich von ähnlichen Warnungen und Aufforderungen, mich ihrer Umgebung der Pöbelposition anzuschließen, überflossen, und folgte ihnen. Sie erzählten mir viel von den Gewaltthätigkeiten der lieben Gratulationsnacht und überhäuften die Elenden mit Schmähungen, welche die bedeutungsvolle Stunde der Jahreswende rüde verbitterten. Da — in der Mittelstraße — rechts — ich werde es nie vergessen — nach einem jubelnden „Prosit, Neujahr!" trieben sie mir mit einem weltbintönenden Faustquartett den Hut an!"

„Da stand ich mit den Resten desselben, und das Gelächter der Elenden verhallte in der Ferne. Mein ganz neuer Hut hatte den teuflischen Gedanken in ihnen geboren, und wie einen kostbaren Schatz hatten sie ihn bei Seite gelockt, um ihn allein, ganz allein zu zerstören!"

Als ich später einen Wunsch, der mir zu Weihnachten erfüllt werden sollte, auszusprechen hatte, erinnerte ich mich der Erzählung meines Freundes und erbat mir — einen ganz alten Calabreser!

O, du holde berliner Neujahrsnacht!

Julius Stettenheim.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal „Der deutsche Künstlerverein in Rom" etc.

Tant de bruit pour une omelette?! ..... Nichts für ungut, verehrtester Herr Redacteur, aber drei und eine halbe Spalte kostbarer Raum Ihrer geschätzten Zeitschrift für eine Polemik über die Frage, ob die Damenabende dem deutschen Künstlerverein in Rom nützlich oder schädlich waren, und ob die Cervaroseste deutsch oder allgemein gehalten oder gefeiert werden sollen — ist das nicht etwas viel?!*) Wenn die Sache verdient, wirklich mit so viel Wichtigkeit und Gründlichkeit behandelt zu werden, so müssen Sie mir schon noch eine Bemerkung dazu erlauben:

Bezüglich des Cervaro-Festes (il Carnevale dei Tedeschi) bemerkt Herr Dr. Floerke: „Ich habe dagegen ganz genaue Nachrichten, daß es das unerschöpfliche Erfindungs- und Arbeitstalent meines Freundes, des Malers Stoeger aus München, war, welches die Gäste in den Verein zog und später den Gedanken einer Wiederaufnahme der Cervaroseste an's Licht brachte und zur Ausführung reifte. Herr Stoeger war denn auch Präsident dieses ersten Festes"; und da scheint mir Herr Floerke doch in einem kleinen Irrthum zu sein.

Wenigstens erinnere ich mich ganz genau, daß ich am 1. Mai 1869 in schönster goldpapierner Herrlichkeit, angethan mit einem Sammtpurpurmantel, den uns der eine, frumme Cortümier in Capo le cave aus einer alten Damensteppe hergestellt hatte, und geschmückt mit der altehrwürdigen Bojacco-Kette, als Cervaro-Fürst von der kleinen Osteria vor Porta maggiore aus, auf einem mit zwei goldgehörnten weißen Campagnestieren bespannten Karren, mit zahlreichem bunt ausstaffirten Gefolge, unter Trompeten- und Paukenklang nach den Cervaro-Grotten hinausgezogen bin, den Carnevale dei Tedeschi, der 10 Jahre geschlummert hatte, zu feiern. Die Gebrüder Corradi namentlich hatten sich um die Wiedererweckung des Gedankens und seine Ausführung in aufopferndster Weise verdient gemacht. Wir hatten die Dänen, welche ablehnten, und die Franzosen — ob auch Künstler anderer Nationen, weiß ich nicht mehr —, eingeladen, und der geniale Regnault — er fiel am 19. Jan. 1871 vor Paris — befand sich mit mehreren seiner Landsleute auf meinem Präsidentenkarren. Ich hatte mich tagelang vorher der ungewohnten Arbeit unterzogen, den Pegasus zu tummeln, hielt meine Begrüßungsrede vor dem Frühstück am Torre dei Schiavi, weihte bei unserer Ankunft die Grotten, und das Fest verlief unter Theilnahme von Hunderten in althergebrachter Weise mit Eisel- und Pferdewettrennen im hohen Campagne-Gras und sonstigem Zauber zu allgemeinster Befriedigung; und zum Schluß meißelte der Bildhauer Hoffmann in althergebrachter Weise den Namen des Fest-Präsidenten an einer der Wände der Grotten ein — allwo er nebst Datum noch zu sehen sein muß.

Das war unzweifelhaft ein Cervaroseste und das war allerdings in Folge „der anregenden Einflüsse" der letzten Wintermonate entstanden.

Bei der Gründlichkeit, mit welcher der Artikel des Herrn Gustav Floerke die Sache behandelt, glaubte ich Ihnen das obige mittheilen zu müssen, damit doch ja nichts von den wichtigen Vorgängen innerhalb des deutschen Künstler-Vereins in Rom der Mit- und Nachwelt verloren gehen möchte.

Daß die Cervaro-Feste in deutschen Kreisen entstanden und unter Führung des deutschen Künstlervereins — in früheren Jahren unter lebhaftester Theilnahme nichtdeutscher Collegen, wie ich auch den alten Listen und Programmen ersehen — gefeiert worden sind, ist ebenso richtig wie natürlich! Der deutsche Künstlerverein war bis zum 20. Sept. 1870 überhaupt der einzige von den päpstlichen Behörden gestattete und officiell anerkannte Verein, dem die Erlaubniß zu solcher Lebensäußerung wurde, und daß jetzt die Italiener als Herren im eigenen Hause selbst den Wirth machen wollen und da selbstthätig auftreten, wo sie früher nur geduldet und polizeilich überwacht wurden, finde ich ebenso natürlich und begreiflich.

Andre Zeiten, andre Bilder.

Berlin, 8. December 1872.

Mit vorzüglicher Hochschätzung
Herr Redactent,
ganz ergebenst
A. v. Werner.
Maler.

*) Viel zu viel! Wir konnten unseren Mitarbeiter indessen das Wort nicht abschneiden. Mit diesem Schlußworte ist die Sache für uns abgethan. D. Red.

Notizen.

Die Weihnachtsbescherung, mit welcher Fürst Bismarck das Land überrascht, hat sehr zweifelhafte, wunderbar schillernde Reflexionen hervorgerufen. Er ist als Ministerpräsident fortgegangen und hat das arme preußische Ministerium verwaist zurückgelassen. Die öffentlichen Blätter, die einen ganz anderen Ausgang erwartet hatten, waren gründlich desorientirt. Die gewöhnliche Scala der Empfindungen im Angesicht der Bismarck'schen Thaten und Launen war ausnahmsweise unterbrochen. In der Regel steigern sich die Eindrücke etwa so: 1) Zweifel; 2) Erstaunen; 3) lebhafter Tadel; 4) bedingte Zustimmung; 5) Beifall; 6) Enthusiasmus. Aus solchen seelischen Ingredienzen wird von unsichtbaren Mächten

Digitized by Google

die Popularität des großen Staatsmannes widerspruchsvoll zusammengebraut. Diesmal jedoch sind Applaus und Begeisterung ausgeblieben. Berlin ist bis auf weiteres verstimmt, tröstet sich nur in dem Gedanken, daß wir noch immitten der Krisis stehen. Diese wird, wie es scheint, unser normaler Zustand. Wir kommen aus den Krisen gar nicht mehr heraus. Kreisordnung, Pairaschub, Ministerwechsel, Demission Bismarcks, eine Krisis nach der anderen! Das verwöhnte Publicum wird eine ruhige Zeit ohne Zuckung und Aufregung gar nicht wieder ertragen können. Es wird noch dahin kommen, daß der Kanzler die ganze Nation so nervös macht, wie er es selber ist. Und nun sollen gar die conservativen Minister zum Theil wenigstens vorläufig wieder bleiben! Recht bekümmerswerth erscheint uns in diesem Wirrwarr der Ereignisse besonders Herr von Selchow. Alle Welt glaubte, er wäre schon fort und sein Nekrolog wurde überall in nicht sehr schmeichelhaften Wendungen publicirt. Ein Minister sollte, wenn es ihm mit seinem Rücktritt wirklich Ernst ist, bis zum letzten Augenblicke die Thatsache dementiren lassen, was ja officiöse Federn gern übernehmen, alsdann aber nach erfolgter Demission sofort abreisen. Sonst muß er noch bei Lebzeiten allerlei unliebsame Dinge über sich hinnehmen. Die Presse revanchirt sich dafür, daß sie, so lange er noch festsitzend, nichts über seine Amtsführung zu sagen wagte und läßt es an den ungeheuersten Herzensergießungen über seine Person, sowie über sein Thun und Lassen nicht fehlen. Welche Wirkung das alles in dem Hause des Ministers hervorbringen muß, läßt sich errathen. Selbst die Erziehung der Kinder, die gedruckt sehen, daß der Vater familias so unehrerbietig obenhin behandelt wird, kann darunter leiden. Im übrigen hat sich wieder gezeigt, welche großen Vortheile die Schöpfung des deutschen Reiches neben Preußen für die Seelenruhe der Nation darbietet. Will die Entwicklung des größeren Vaterlandes nicht recht vorwärts, so tröstet man sich mit den Fortschritten bei uns, die früh oder spät auch den Brüdern draußen zu Gute kommen müssen. Geht es dagegen zu Hause nicht nach Wunsch, dann erleicht sich der Blick an den nationalen Erfolgen im Großen und Ganzen, die auch auf den größten deutschen Einzelstaat allmählich heilsam zurückwirken werden. Die doppelte Einrichtung hat sich bei den letzten Vorgängen wieder vollkommen bewährt. Jeder sollte sie auch in seinen menschlich individuellen Verhältnissen ähnlich herzustellen suchen und wir können dem wohlgeneigten Leser, wie man früher sagte, keinen besseren Neujahrswunsch zurufen, als daß er in der oft heißen Schlacht des Lebens, in der battle of life, irgend ein glückliches Rückzugsasyl sich erobern und, wenn ein solches gewonnen, dessen Wahrung sorgsam überwachen möge!

* * *

Der Stern'sche Gesangverein hat am 7. d. Mts. in einer ganz prächtigen Aufführung des Händel'schen „Israel in Egypten" sein 25jähriges Jubiläum in würdigster Weise gefeiert. Aus kleinen Anfängen, aus dilettantischen Versuchen vermochte er unter seines Gründers bewährter Führung zur hohen künstlerischen Bedeutung sich emporzuschwingen; und sein nie genug zu schätzendes Verdienst ist, daß er neben der sorgsamsten Pflege der älteren oratorischen Tonwerke auch die Schöpfungen der lebenden Meister dem Publicum vorführte, und in dieser Weise die Entwicklung des Musikliebens immer in hohem Grade förderte. Vielleicht würde der berühmte Componist Hiebt noch heute der Aufführung seiner größeren Werke gewürtig sein, aber sie in minder vollendeter Weise zu Gehör bringen müssen, wenn nicht der Stern'sche Verein vor einigen Jahren zuerst dessen Requiem und dann die große Messe, in sorgfältigster Weise einstudirt, der Oeffentlichkeit vermittelte, und dem Schöpfer dieser vortrefflichen Werke die gebührende Anerkennung errang. Und daß dieser Verein in einer Zeit entstanden ist und sich entfaltete, in welcher die Musik noch vorzugsweise aus innerem Triebe gepflegt ward und nicht ausschließlich zum bon ton gehörte, daß er sich aus eigener Kraft und durch rastloses Mühen seines Gründers zu seiner jetzigen Stellung erhoben hat, wollen wir nicht unerwähnt lassen, und ihm ferneres bestes Gedeihen wünschen.

* * *

Professor H. Kiepert veröffentlicht in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde" einen sehr interessanten Aufsatz, der die Topographie des alten Alexandria, über welche man bisher fast nur Vermuthungen und Hypothesen hatte, auf Grund von Entdeckungen der neuesten Zeit bespricht. Diese Entdeckungen haben, obwohl sie von Orientalen gemacht sind, nicht etwa einen, unter den Völkern des Orients bekanntlich nirgend vorhandenen Forschungseifer und Wissenstrieb zur Veranlassung, sondern eine bestimmte Anregung von außen, d. h. von Europa her. Und zwar ist es der Erfinder Louis Napoleon, welcher der seit Jahren vorbereiteten, für den dritten Band der Histoire de Jules César bestimmten Darstellung der sogenannten Bürgerkriege eine ähnliche gesicherte militärtopographische Unterlage zu geben wünschte, wie durch die von ihm angeregten verdienstlichen Localforschungen die gallischen Kriege sie bereits erhalten hatten. Der von Paris aus geäußerte Wunsch einer möglichst speciellen Localuntersuchung des alten Alexandria war natürlich für den dienstwillig befreundeten Satrapen am Nil Befehl; zu seiner Ausführung war er so glücklich die geeignete europäisch geschulte technische Kraft in seinem Lande zu besitzen. Es war dies der Hofastronom des Vicekönigs, Mahmud Beg, Araber von Geburt, aber in Paris erzogen und ausgebildet; er erhielt den Auftrag, mit Hülfe von zweihundert auf zwei Jahre zur Disposition gestellten Arbeitern die nöthigen Ausgrabungen vorzunehmen. Die Resultate derselben wurden von Mahmud in Plänen und Berichten niedergelegt und 1867 nach Paris eingesendet, um von Louis Napoleon zunächst für die Histoire de Jules César benutzt und dann veröffentlicht zu werden. Aus dem dritten Theil des Jules César wurde nichts und so ließ dann Mahmud Beg, als er sich in Folge der Industrieausstellung längere Zeit in Kopenhagen aufhielt, seine Arbeit in diesem Jahre dort drucken und gestattete dem Professor Kiepert die Benutzung derselben. Die wissenschaftliche Welt schuldet ihm dafür großen Dank, aber nicht ihm allein, sondern auch dem, der diese Arbeiten veranlaßt hat, dem Autor der Histoire de Jules César.

* * *

Die Pennsylvania Eisenbahngesellschaft zeigt an, daß den weiblichen Actionären der Compagnie um einen Tag früher als den männlichen die Dividende gezahlt wird. Galanter kann eine Eisenbahngesellschaft wohl nicht sein, wenn sie nicht etwa noch weiblichen Actionären eine besondere Prämie ansetzt.

* * *

In einer Münchener Correspondenz der „Neuen militärischen Blätter" wird erzählt, daß bei der letzten Beförderung von Officieren der Leibgarde Sr. Majestät des Königs Ludwig der Bestemphohlene dadurch nicht genehm befunden wurde, weil er Protestant war, oder vielmehr, weil in dieser Garde von jeher nur katholische Edelleute als Officiere gedient haben. Die Leibgarde der Hartschiere hat vor einigen Jahren ihre Säcularfeier begangen und es mag recht wohl in der Zeit ihrer Errichtung die Verfügung bestanden haben, daß der Kurfürst von Bayern nur katholische Adelige — wenn auch aus aller Herren Länder — in seiner Garde haben wollte. Das war aber vor hundert Jahren, heute erscheint eine solche Bestimmung wie eine Mär aus längst verschollner Zeit.

* * *

Vor etwa zwei Jahren starb in New-York ein alter etwas greisegestörter Franzose Namens Louis Bonar, der ein ganz absonderlicher Philosoph war: er glaubte nämlich an die Seelenwanderung und war davon überzeugt, daß seine Seele nach seinem Tode in den Körper eines Pferdes übergehen werde. Dabei hatte er nun eine unglaubliche Angst, daß dieses Pferd eines derjenigen sein würde, welche die Pferdeeisenbahnwagen in den Straßen New-Yorks ziehen. Dan dieser Idee beherrscht, vermachte er testamentarisch sein ganzes, etwa hundertiausend Dollars betragendes Vermögen dem americanischen Thierschutzverein. Seine natürlichen Erben in Frankreich sochten nun das Testament an mit der Behauptung, daß der Testator an einer Manie gelitten habe, geistesgestört, mithin nicht bei allen fünf Sinnen gewesen sei, als er sein Testament gemacht habe. Der americanische Gerichtshof aber entschied, aus dem Glauben an die Seelenwanderung sei noch nicht auf eine derartige Geistesstörung zu schließen, daß ein Mann, der diesen Glauben hätte, nicht sein Eigenthum jedem Beliebigen testamentarisch vermachen dürfte. Außerdem aber habe Louis Bonar dieselbe Ansicht gehabt wie Pythagoras, der Erfinder des Einmaleins und einer der geistig hervorragendsten Männer. In Folge dessen wurde das Testament für gültig und rechtskräftig erklärt und der americanische Thierschutzverein trat die Erbschaft an.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig.
Soeben erschien:

Hebräische Melodie.

„Beweinet, die geweint an Babel's Strand"

bearbeitet von

Robert Franz.

A. Für Pianoforte und Violine . . 12½ Ngr.
B. Für Pianoforte und Violoncello 12½ „
C. Für Pianoforte allein . . . . . 10 „
D. Für Pianoforte zu vier Händen 10 „

Deutsche Jugend.

Illustrirte Monatshefte.

Herausgegeben von

J. Lohmeyer.

Unter künstlerischer Leitung von

Oscar Pletsch.

Preis des Heftes gr. 4. Velinpap.
1 Mark = 10 Sgr. = 36 Kr. rh.
6 Hefte bilden einen Band.

Die „**Deutsche Jugend**" vereinigt zum ersten Male die gefeiertsten Meister deutscher Kunst und Dichtung und die hervorragendsten unserer Jugendschriftsteller zu einem freudigen Zusammenwirken für die Jugend und ist bestrebt, in ihrem für Knaben und Mädchen bestimmten Inhalt nur Mustergültiges in Wort und Bild zu bieten.

Verlag von **Alphons Dürr** in **Leipzig.**

Bei **Wilh. Engelmann** in **Leipzig** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Shakespeare's Southampton-Sonette.

Deutsch

von

Fritz Kraus.

8. broich. 1 Thlr. 7½ Ngr., geb. 1 Thlr. 18 Ngr.

Diese neue Uebersetzung der Shakespeare-Sonette, deren Vorzüge den Leser in angiebender Weise berühren werden, versucht namentlich Shakespeare's schöne Dichtung der damit verhältnißmäßig weniger bekannten deutschen Frauenwelt zugänglich zu machen und auch für diese den süßen Kern aus der fremdartigen Schale zu lösen. So dürften die „Southampton-Sonette" des großen Dichters in der vorliegenden Uebersetzung auch in weiteren Kreisen warme Aufnahme finden und sich ganz besonders als sinnige Festgeschenk für alle Shakespeare-Verehrer empfehlen.

Im Verlag von **Friedrich Fleischer** in Leipzig erschien soeben:

v. Robiano, Gräfin L., Lady Jane Gray und ihre Zeit. Historisches Lebensbild. 4 Bände. Preis 6 Thlr.

Steffens, Alfred, Arthur Fromm. Familien-Roman. 4 Bände. Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

Strauss, Victor von, Novellen. 3 Bände. Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

Lindau, Paul, Kleine Geschichten. 2 Bde. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Redaction und Expedition: Poststen-Str. 37

Verlag von **J. Guttentag** (D. Collin) in Berlin.

Werke von Adolf Stahr:

Kleine Schriften zur Litteratur und Kunst. 1. Band: Biographisches. 1871. Geh. 2 Thlr., eleg. geb. 2½ Thlr.

Inhalt: Savonarola. — Michel Angelo. — Winckelmann. — Richte der Held der deutschen Denker. — Ludwig Tieck. — Lessmannais. — Silvio Pellico. — Karl August. — Heinrich Simon. — Stein. — Echtermeyer und Ruge: 1. Th. Echtermeyer, ein Denkstein. 2. Arnold Ruge, eine Charakteristik. 3. Arnold Ruge's Memoiren. — Schluß: Hegel als Politiker.

— — II. Band: Kritisches und Biographisches. 1872. Geh. 2 Thlr., eleg. geb. 2½ Thlr.

Inhalt: Karl Immermann. — Theodor von Kobbe, ein deutscher Humorist. — Christian Rauch. — Ernst Rietschel. — Gluck, der Reformator der Oper. — Karl Mathy. — Eduard Jungmann, der Sänger von Ederneförde. — Erinnerung an Paul de Flotte. — G. A. v. Halem. — Zu unseren Classikern: 1. Lessing: Lessing und Friedrich der Große. — Elise Reimarus über Lessing. — Ein Brief Lessing's und was daran hängt. — Lessingiana. — II. Zu Goethe und Schiller: Goethe und Bettina. — Goethe und Herder. — Goth von Berlichingen in Goethe's Dichtung und in der Geschichte. — Goethe und die Steinheimer Friederike. — Friedrich Schiller. — Goethe und Schiller in ihrer Bedeutung für das deutsche Geistesleben. — Schiller's „Kabale und Liebe". — Ballesks's Biographie Schiller's.

Weimar und Jena. Tagebuchblätter. Zweite, sehr vermehrte Auflage. 2 Bände. 1871. Geh. 2 Thlr., eleg. geb. in einem Bande 2½ Thlr.

G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke. 2 Bände. 6. Auflage. 1869. 2 Thlr., eleg. geb. 2⅔ Thlr.

Goethe's Frauengestalten. 2 Bände. 4. Auflage. 1872. 2 Thlr., eleg. geb. in einem Bande 2 Thlr. 15 Sgr.

Bilder aus dem Alterthume. 4 Bände. Preis à Band 2 Thlr.

I. Tiberius. II. Cleopatra. III. Römische Kaiserfrauen. IV. Agrippina, die Mutter Nero's.

Tacitus' Geschichte der Regierung des Kaisers Tiberius. (Annalen Buch I—VI.) Uebersetzt und erklärt. 1871. 2⅔ Thlr.

Aristoteles und die Wirkung der Tragödie. 15 Sgr.

Ein Stück Leben. Gedichte. 1869. 1½ Thlr., eleg. geb. 1⅔ Thlr.

Ein Winter in Rom. Von Adolf Stahr und Fanny Lewald. 2. Auflage. 1871. Geh. 2⅔ Thlr., eleg. geb. 3 Thlr.

Bei **Wilh. Engelmann** in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Shakespeare.

Von

G. G. Gervinus.

Vierte vertheerte Auflage.

Mit ergänzenden Anmerkungen versehen

von

Rudolph Genée.

Zwei Bände. gr. 8. broich. 3 Thlr. 20 Ngr., geb. 4 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von Georg Stilke in Berlin

In allen Buchhandlungen ist vorräthig:

Die Jugendbühne.

Schauspiele für Kinder

zur

Aufführung bei Schul- u. Familienfesten

herausgegeben von

Otto Bald Bischoff,

Rector in Stettin.

Nr. 1. Die Schlacht bei Sedan, oder Confusion ohne Ende. Lustspiel in 1 Akt von O. Bischoff. Preis 6 Sgr.

Nr. 2. Der Raubmörder. Lustspiel in 1 Akt von O. Bischoff. Preis 4 Sgr.

Nr. 3. Auf Regen folgt Sonnenschein Lustspiel in 1 Akt von O. Bischoff. Preis 6 Sgr. (Wird fortgesetzt.)

Verlag von Jm. Tr. Möller in Leipzig.

Im Verlage von **Hermann Gesenius** in Halle ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Bankfrage, von einem Unbetheiligten beleuchtet. Abhandlung I. Staats- u. Privat-Papiergeld. Zettelbanken. Abhandlung II. Banknoten u. Münzscheine. Von **G. D. Augspurg,** Rentier u. Mitglied des Reichstags.

Die Ausführungen verdienen alle Beachtung, um so mehr, als sie von einem Unbetheiligten herrühren, da deren Herr Verfasser in Bezug auf Geschäfte seit Jahren in keiner persönlichen Beziehung mit deutschen Bankverhältnissen steht. (Rheinischer Kurier.)

Soeben ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Der Doge Candiano.

Ein Drama in fünf Acten

von

Hermann Lingg.

8°. Preis 24 Sgr. oder 1 fl. 24 kr.

Kein Buchdrama, sondern ein bühnenfähiges, höchst wirkungsreiches, von Leben und handlungsvolles Gemälde aus Venedigs Geschichte, wie Schiller's Fiesko ein republikanisches Trauerspiel im besten Sinne des Wortes, worin der Dichter in herrlicher schwungvoller Sprache die ewige Wahrheit darstellt, dass jede Schuld sich auf Erden rächt, daß einer Handlung selbst gute Absicht nicht gedeihen kann bei verwerflichen Mitteln, und daß der Einzelne sich nicht ungestraft über das Gesetz und den Willen der Gesammtheit stellen darf.

Stuttgart.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

MEYERS HANDLEXIKON

gibt in einem Bande Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Tatsache **augenblicklichen Bescheid.** Auf 1300 kl. Octavseiten über 50,000 Artikel, mit vielen Karten, Tafeln und Beilagen. Preis 3½ Thlr., in schlanken Lederband 3 Thlr. Bibliographisch, inhaltlich im Bildungsbesitz.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 107643436

Digitized by Google